Digitized by Google

<36617645730010

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 4 3.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für **jeden Monat** einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise **geheftet** an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respecetive Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

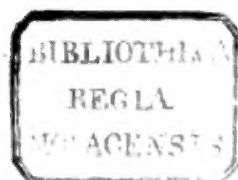
besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1843.



Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1843.

A.

B.

C.

D.

E.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1843.

Ueber die belgische Colonie in Guatemala,

nebst einigen Bemerkungen über die Projecte zur Errichtung einer großen Handelsstraße durch die amerikanische Landenge.

Die belgische Colonisations-Gesellschaft hat bekanntlich*) nicht allein den Vertrag des Obersten de Puydt mit dem dermaligen Gouvernement von Guatemala über den Ankauf von Santo Thomas genehmigt, und die erste Expedition dahin definitiv beschlossen, sondern es haben sich auch Capitalisten gefunden, welche die dazu erforderliche Summe von 300,000 Fr. garantiren. Der Versuch wird jedenfalls gemacht, und die erwähnten Capitalisten werden auch ohne Zweifel alles thun was in ihren Kräften steht, um die weitere Ausführung und Dauer des Unternehmens zu sichern, weil sie sonst ihr Vorschußcapital verlieren würden; es ist also nicht mehr die Rede von einem jener vielen Projecte, welche sich auf dem Papiere so hübsch und lockend ausnehmen (wie z. B. die Colonisation des Isthmus von Tehuantepec, worüber wir weiter unten mehr zu sagen gedenken), sondern von einem wirklich ins Leben tretenden Unternehmen, das im Fall des Gelingens indirect auch für Deutschland von Wichtigkeit werden könnte. Deßhalb wollen wir die Aussichten auf den zu erwartenden Erfolg, unabhängig von den jedenfalls parteiischen Darstellungen des Lieutenants Petit einer- und des Obersten de Puydt andererseits, etwas näher beleuchten.

Das ganze Unternehmen beruht auf einer doppelten Basis:

1) Ankauf des Hafens von Santo Thomas nebst Land zur Colonisation;

2) Errichtung einer Handelsstraße von dort nach Guatemala, zum Austausch belgischer und einheimischer Producte.

So eng auch beide Zwecke im Interesse der Gesellschaft miteinander verbunden sind, müssen wir sie in unserer Beleuchtung doch von einander gesondert halten, weil deren Ausführung durch Natur und Verhältnisse in der That ganz verschieden sich darstellt.

Was zuerst die Colonisation betrifft, so ist deren Fundament — der Ankauf selbst — allerdings sehr vortheilhaft, denn die Regierung hat der Gesellschaft, außer dem Hafenort, einen Bezirk von 400,000 Hectaren Land abgetreten, das Ganze für 800,000 Fr. in zehn Jahren zahlbar, und vorausgesetzt, daß der Anbau gelingt, wäre der Preis von 2 Fr. für den Hectare des überaus fruchtbaren Bodens so gut wie nichts. Die Gesellschaft scheint indeß trotz dem Vertrauen, das sie im Allgemeinen der glänzenden Schilderung des Obersten geschenkt hat, von der Colonisation vor der Hand keine großen Erwartungen zu hegen, denn es heißt: „Die ersten Etablissements sind darauf berechnet, den Handel mit Guatemala zu erleichtern — die Cultur des Landes kann dann später folgen." — Wir sind der Ansicht, daß gerade diesem nächsten Zwecke, ohne vorhergegangene Colonisation, sehr viele und große Schwierigkeiten im Wege stehen. Zur Colonisation aber wäre vor allen Dingen eine bedeutende Einwanderung erforderlich, und diese scheint nicht beabsichtigt zu werden; „mit der ersten Expedition," heißt es, „werden nicht über 30 Personen hinübergehen," und „die Compagnie will alles so viel wie möglich unter Leitung von Europäern durch Indianer thun lassen." — Letzteres wird freilich schon des Klima's wegen nothwendig seyn. Santo Thomas liegt neben dem Golfo dolce im Grunde der Bay von Honduras unter 15° nördlicher Breite, und, wie sich von selbst versteht, niedrig am Meer. Das würde allein schon genügen um zu wissen, daß Europäer dort keine schweren Arbeiten verrichten können, welche doch im Anfang gerade im niedrigen Waldlande des Küstenstriches ganz unerläßlich sind. Außerdem ist ja allmänniglich bekannt, wie in allen jenen Ufergegenden, selbst bei verhältnißmäßig günstiger Luftbeschaffenheit, zu gewissen Jahreszeiten die Fieber hausen, und das benachbarte Ufer des Golfs führt sogar den ominösen Namen der „Mosquito-Küste," was für jeden Kundigen gewiß eine höchst abschreckende Benennung ist. — Aber Balize, wird man sagen, diese blühende (?) englische Colonie, liegt doch nur wenig über zwei Grad nördlicher an derselben Küste. Freilich

*) Bericht aus London vom 30 Nov. 1842 in der Allgem. Zeitung Nr. 344, Außerordentliche Beilage.

und gerade dieß dient zum Beleg unserer Ansicht. Die Niederlassung englischer Abenteurer in Balize hatte zunächst keinen andern Zweck, als Mahagonybäume zu fällen und nach Europa zu verschiffen. Sie wußten sich mit den noch ganz wilden Indianern der Gegend*) in so gutes Vernehmen zu setzen, daß sie den Spaniern, die gegen ihre feste Ansiedlung protestirten, Trotz bieten konnten, aber zum Arbeiten brachten sie die Indianer nicht, dazu nahmen sie Neger. — Der Reichthum der undurchdringlichen Küstenwälder war genügend, die neue Anlage rasch empor zu bringen. Nach neuern Berichten hat Balize 6000 Einwohner, worunter nicht nur viele Mulatten und Santos, sondern auch 4000 schwarze Holzhauer, welche schon vor der brittischen Emancipationsacte (1839) als Freie behandelt wurden. Es ward indeß in den Wäldern von Anfang an ohne Umsicht und Verstand gewirthschaftet; jetzt ist der Reichthum erschöpft, d. h. in der Nähe, und so weit der Transport ohne große Schwierigkeit beschafft werden konnte, sind alle guten Mahagonybäume gefällt. Das Land bildet zwar eine unabsehbare Ebene des fruchtbarsten Bodens, aber von Cultur desselben ist fast nirgends eine erkleckliche Spur zu sehen, keine einzige Straße führt ins Innere, und selbst der in der Nähe mündende beträchtliche Strom ist von Baumstämmen verschüttet und sein Lauf im Innern nicht einmal bekannt. Die Verbindung mit den Eingebornen muß also wenig Vortheil verheißen, sonst würden die unternehmenden und beharrlichen Engländer mit Hülfe von 4000 schwarzen Arbeitern schon dafür gesorgt haben.

In neuester Zeit will es aber überhaupt mit dem Handel nicht mehr gehen; dieser war freilich, abgesehen von der Mahagonyausfuhr, auch früher nicht von großer Bedeutung, indeß ward doch schon lange ein stetiger Verkehr mit Guatemala betrieben, nämlich zu Wasser längs der Küste bis Yzabal am Rio dolce, und von dort quer durchs Land und über die Cordilleren mit Maulthieren. Karren oder Wagen kennt man nicht, und der höchst beschwerliche Gebirgspfad bildet die einzige Communication mit Guatemala und der Westküste. Yzabal liegt aber in gerader Linie etwa 6 bis 8 Meilen westlich von Santo Thomas, d. h. um eben so viel näher an Guatemala, und die Entfernung bis zum Motagnafluß ist von jenem Hafen nicht größer als von diesem. Dennoch haben die Engländer bis jetzt kein Mittel gefunden eine auch nur leidliche Handelsstraße herzustellen; ja noch mehr, wegen der stets zunehmenden Verarmung der durch Parteikämpfe zerrütteten Staaten von Centralamerika ist der Handel von Balize neuerlich im Abnehmen und muß vielleicht ganz erlöschen, wenn ihm nicht eine neue Bahn eröffnet oder der politische Zustand des Landes bald geregelt und gesichert wird. Wie wenig Hoffnung aber dazu vorhanden ist, werden wir weiter unten sehen. Hier wollen wir nur noch erwähnen, daß das Dampfschiff, welches die unregelmäßige Communication zwischen Balize und Yzabal unterhält, der einzige Ueberrest des Eigenthums jener großen central-amerikanischen Anbau-Gesellschaft ist, welche nichts weniger im Sinn hatte, als die Cultur des ganzen Landes durch Einwanderung und Landverkauf zu fördern, und welche in ihrem Hauptsitze, der reichen Ebene von Vera-Paz, den Grund zu einer großen Stadt, Neu-Liverpool, legte, welche indeß vergebens auf Einwohner und Häuser gewartet hat. — Uebrigens ist das in der Nähe von Santo Thomas gelegene Yzabal notorisch einer der ungesundesten Orte jenes ungesunden Landes, und deßhalb möchte es gerathen seyn, bis weiter dem in dieser Beziehung warnenden Urtheil des Lieutenants Petit mehr zu trauen als der offenbar sehr sanguinischen Schilderung des Obersten de Puydt.

Die Frage: was unter solchen Umständen, und zwar ohne Hülfe von Negern, von einer Colonisation in St. Thomas zu erwarten ist? werden sich die unbefangenen Leser nach dem bisher Gesagten schon selbst beantworten können. Wir haben nur noch ein paar Bemerkungen über die Indianer zu machen, durch welche die belgische Gesellschaft ihre nothwendigen Arbeiten verrichten lassen will. Zunächst ist dabei zu bedenken, daß die ganze Bevölkerung des Districts auf nicht mehr als 1000 bis 1200 Köpfe, Indianer und Mestizen, angegeben wird; rechnen wir 900 Indianer, so bleiben nach Abzug der Weiber, Kinder, Greise und Kranken höchstens 200 arbeitsfähige Männer, und wenn man, was undenkbar ist, diese sämmtlich gewinnen könnte, so würden sie nicht so viel leisten wie 100 Neger. Denn die Indianer dieser Gegend gehören zu einem gutmüthigen, aber äußerst indolenten Stamm, sind an keine andere Arbeit gewöhnt als auf ihrem Rücken, gleich den Maulthieren, Lasten über die Felsen zu tragen, und haben fast keine Bedürfnisse, da zu ihrer Bekleidung ein Gurt um die Lenden, zu ihrer Nahrung etwas Mehl und Wasser genügt, oder auch Bohnen und wildwachsende Früchte, so daß sie auch durch bessere Bezahlung gewiß nicht zu anhaltend schwerer Arbeit zu bewegen seyn werden. Es wird also nichts zu thun übrig bleiben, als die Indolenz der Einzelnen durch die Menge, d. h. durch Indianer aus andern Districten auszugleichen, was ohne den Einfluß ihrer katholischen Geistlichen gewiß nicht gelingen wird; wenn es aber der Gesellschaft nicht an Mitteln fehlt die überaus mächtige Kirche für ihr Interesse zu gewinnen, so wäre es vielleicht möglich, selbst rüstigere Indianer heranzuziehen, die zufällig in der Nähe zu finden sind. Die Parteikriege im Innern haben nämlich eine bedeutende Zahl von Indianern des Caribenstammes (Carib-Indians) bewogen ihre Heimath zu verlassen und sich an der Küste nordwärts von Yzabal niederzulassen. Diese sind bis jetzt ohne Patres, und wie alle getauften Indianer dem kirchlichen Gottesdienst leidenschaftlich ergeben, so daß es einem unternehmenden Geistlichen mit Genehmigung des Bischofs wohl gelingen könnte sie nach Santo Thomas zu ziehen. Auf die Sprache käme es dabei nicht an; die lateinische und der äußere Ritus sind für sie um so mehr genügend, da sie auch durchaus kein Spanisch verstehen und also an die Macht des Wortes nicht gewöhnt sind.

*) In dem westlich von Balize bis zu den Cordilleren sich hinziehenden Binnenlande in der auch von den ersten Spaniern nie eroberten, ja nie betretenen Sierra de Guerra, soll noch eine uralte, reichbevölkerte Indianerstadt existiren, bewohnt von heidnischen Candones-Indianern.

Wir wenden uns jetzt zu dem andern Zweck der Gesellschaft, dem Handel mit Guatemala, den man, wie gesagt, als nächstes Ziel im Auge hat, zu dessen geregelter und lohnender Betreibung aber vor allen Dingen viel gebaut werden muß, und zwar nicht allein Wohnhäuser für die Ansiedler, sondern auch Magazine für die Waaren, und selbst ein eigentlicher Hafen für die Schiffe. Wenn man weiß, daß unlängst die HH. Ampudia und Purroy den Bau eines neuen Hauses in Yzabal für 3500 Piaster (19 bis 20,000 Fr.) in Accord gegeben, und daß die belgische Gesellschaft zur ersten Expedition im Ganzen nur 300,000 Fr. bestimmt hat (wovon schon 80,000 als erste Ratenzahlung des Kaufschillings abgehen), so läßt sich ungefähr calculiren, wie viel von den nothwendigsten Bauten mit dem Ueberschuß wird ausgeführt werden können. Dazu kommt aber noch, was die Unternehmer für ebenso nothwendig erachten, eine Chaussee bis an den Motaguafluß zu bauen, die zwar nur wenige Meilen weit, aber durch ein überaus schwieriges Terrain geführt werden muß. Setzen wir indeß den Fall, daß Muth und Mittel ausreichen, um dieß alles herzustellen — was wird man damit erreicht haben? — den Motagua, d. h. einen wunderschönen, sehr romantischen Strom, dessen Beschiffung jedoch in der dürren Jahreszeit durch Wassermangel und viele seichte Stellen, in der Regenzeit hingegen durch reißende Stromschnellen, zu Berg wenigstens, sehr behindert wird. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß bisher der Waarenzug nach Guatemala nicht auf dem Strome, sondern im Süden neben demselben hin, von El Posos (in der Nähe der altindianischen Ruinen von Quirigua) über Encuentros, Gualan, San Pablo und Zacapa bis Chimilapa geht, obgleich es nicht an Canoes — zum Theil 40 Fuß lang aus Einem Stamm — auf dem Strome fehlt. Ohne Zweifel wird daher zur Nutzbarmachung dieser Wasserstraße wieder eine beträchtliche Summe Geldes und sehr viel Arbeit erforderlich seyn; denn selbst von El Posos abwärts, wo der Strom in der weiten sumpfigen Waldebene breiter wird, soll derselbe nicht über drei Fuß Tiefe haben. Und wenn man auch endlich zu Wasser bis Chimilapa gelangen könnte, so ist man immer noch lange nicht in Guatemala; von dort führt der zum Theil fast unglaublich beschwerliche Weg erst nach Gustatoya (wo, beiläufig bemerkt, die Indianer nicht so freundlich gesinnt wie weiter östlich, vielmehr mit Raub und Mord ziemlich vertraut sind), von dort über hohe Gebirge, schön und romantisch wie die Pyrenäen, nur noch wilder, zum Dorfe El Puento, dann an einem prachtvollen Wasserfall vorüber wieder steil hinan auf die Vorhöhen der mächtigen Vulcane del Agua und del Fuego, und darauf erst in die üppige Hochebene von Guatemala. — Wenn auch vor etwa zwei Jahren die constituirende Versammlung dieses Staates beschlossen hat, behufs der Wegeverbesserung einen Piaster von jedem Waarenballen zu erheben, und wenn auch das dadurch eingehende Geld wirklich zu dem beabsichtigten Zwecke verwendet wird, was sehr zweifelhaft ist — wie lange wird es dauern, bis man hier eine ordentliche Handelsstraße zu Stande bringt? Wir wollen indeß nicht in Abrede stellen, daß die belgische Niederlassung, in gleichem Interesse dafür mit den Engländern von Balize vereint, zur Beschleunigung dieses Straßenbaues manches würde beitragen können, vorausgesetzt — einmal, daß der politische Zustand des Landes dergleichen überhaupt gestatten wird (siehe weiter unten), und dann, daß die Mittel ausreichen, um der neuen Ansiedlung eine dauernde Existenz zu sichern. (Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

Wir hatten im Ganzen genommen eine langweilige und stürmische Fahrt gehabt, und waren sonach des Lebens an Bord herzlich müde, als wir am 2 December 1841 einen fernen Küstensaum am Seehorizont gewahrten, und die Berechnung der Breite, mehr als irgend ein besonderes Zeichen (Landmark in der nautischen Sprache), uns die Gewißheit gab, daß wir gerade in Osten von Port Jackson uns befanden. Die Hoffnung, das ersehnte Land zu erreichen, wurde indessen durch Ungunst des Windes vereitelt, und ein voller Tag verging, ehe wir den schmalen Eingang des lebhaftesten Hafens von Australien wirklich erreichten. So unmalerisch tritt aber das Gestade des räthselhaften oder doch sonderbaren fünften Welttheils dem Ankömmling entgegen, daß es eben kein Wunder wäre, wenn dieser über das, was er als Täuschung seiner billigsten Erwartungen erkennt, unzufrieden würde. Ueber die Frage, ob die niedrigen Sandsteinfelsen Neuhollands oder die weißen Dünen an der deutschen Nordküste ein langweiligeres Schauspiel darbieten, mag ich nicht entscheiden, allein so viel ist gewiß, daß die Einförmigkeit der australischen Gestade die größere ist. Eine niedrige, weißlich graue, oben völlig horizontale, an den Seiten kaum irgendwo eingeschnittene Mauer von Sandstein umschließt das Land, dem so viele mit großen Erwartungen sich nähern. Keine Spur von Anbau, keine Kirchthurmsspitze, nicht einmal einzelne Baumgruppen erfreuen das Auge des müden Seefahrers. Man bedarf eben nicht der schärfsten Gläser, um bald zu erkennen, daß der bleichgrüne Streifen, der oben auf den geraden Küstenfelsen hinläuft, nichts weniger als ein schattiger Wald sey, sondern nur aus weit verstreuten niedrigen Bäumen und Gebüschen bestehe. Unter solchen Betrachtungen hatten wir uns dem weißen Leuchtthurme, dem einzigen Zeichen von der Nähe eines besuchten Hafens, genähert. Da aus mehreren Gründen eben nicht zu erwarten war, daß unsere etwas schwerfällige Brigg mit beflügelter Eile den Ankerplatz vor Sidney erreichen würde, so zogen es zwei der Passagiere, welchen ich mich zugesellte, vor, an das Land zu gehen und den Weg nach der Stadt zu Pferd zurückzulegen. Wir landeten neben einem kleinen Maierhofe, dessen Aeußeres gerade nicht von Wohlstand des Besitzers zeugte, und mietheten zu ziemlich hohen Preisen die erforderlichen Thiere. Der Anfang unserer Wanderung war keineswegs geeignet die unfreundlichen Eindrücke zu verwischen, welche der erste Anblick des Landes in uns zurückgelassen hatte. Eine Anzahl Verwiesener war unter Aufsicht von Militär beschäftigt Steine zu brechen, aus welchen man eine Batterie zu erbauen beabsichtigt, indem bis jetzt dieser wichtige Hafen so geringe Befestigungen besitzt, daß eine einzige Fregatte, die im Fall eines plötzlich ausbrechenden Krieges hier unvermuthet ankäme, das größte Unheil anrichten könnte. Jene Arbeiter gehören zur schlechtesten Classe der Verwiesenen, und müssen, mit Fußschellen geziert, zur

Strafe wiederholter Vergehungen die schwersten der öffentlichen Dienste verrichten. Hilft auch solche Züchtigung nichts, so folgt als Letztes und Aeußerstes die Versetzung nach der Norfolkinsel, dem Sammelplatz des größten Auswurfes. Die Rücksichten, die man in Neusüdwales gegen die Verwiesenen hat, sind ziemlich groß; man macht jedem, der irgend guten Willen zeigt, die Strafzeit möglichst leicht, und daher gehört völlige Unverbesserlichkeit dazu, um einen nach der gefürchteten Zuchthausinsel zu bringen, wo allerdings keine fernere Schonung geübt wird. Diese uns zuerst begegnenden Verwiesenen hatten indessen weniger das abschreckende Ansehen der Verbrecher, die man in manchen Staaten des Continents mit Ketten beladen bei Straßenbauten beschäftigt antrifft, als vielmehr die Physiognomien und das Benehmen von Menschen, die durch den äußersten Grad sinnlicher Ausschweifungen brutalisirt worden sind. In der That ist es gewöhnlich auch nur Trunksucht, Diebstahl und Schlägereien, welche den Verwiesenen diese härtern Strafen zuziehen, denn Mord kommt selten vor, und wird nur von den sogenannten Bushrangers verübt. Diese sind entflohene Verbrecher, die in den Wäldern oder unter den Eingeborenen Sicherheit suchen, durch Mangel und die Furcht vor dem Ergriffenwerden zur Verzweiflung gebracht und wie wilde Thiere von der berittenen Polizei gejagt werden, indessen nur selten sich lebend einfangen lassen. Weit weniger gefährlich sind die sogenannten „Kriecher" (crawlers), Verwiesene, die aus dem Dienst der Privatleute, welchen sie übergeben waren, entlaufen, und, so gut es gehen will, bald durch Dieberei, bald durch Arbeit sich ernähren. Solche Menschen sind zahlreicher vorhanden, als man bei erster Ansicht der vortrefflichen Polizei von Neusüdwales vermuthen möchte; ist es einem Crawler einmal gelungen nach einem entferntern Landstrich zu entkommen, versteht er sich einen gesitteten Anstrich zu geben und zeitig einen Dienst zu erlangen, so wird er leicht übersehen, verliert sich unter den freien Arbeitern, ohne Verdacht zu erregen, begeht aber in der Regel später wieder schlechte Streiche, die zu seiner Erkennung und Wiederaufgreifung führen.

Entlang der schönen Bay, aber durch eine höchst uninteressante Gegend, setzten wir unsern Ritt einige Stunden fort, ehe eine bemerkliche Veränderung in der Gesammtansicht eintrat. Je mehr wir uns von der Küste entfernten, um so mehr verlor sich das Ansehen hoffnungsloser Dürre, obgleich der Boden noch bei weitem nicht mit dem zu vergleichen war, den man in Europa für mittelmäßig fruchtbar erklären würde. Nicht nur hier, sondern auch in bessern Gegenden die ich später besucht habe, erscheinen dem Fremden die Wälder Neuhollands in unfreundlicher Gestalt. Die Idee von Vertrocknung wird sich immer aufdrängen, wenn gleich die Aeste belaubt sind. Es liegt dieses im allgemeinen Habitus der Bäume und Sträuche dieses Welttheils, nicht in einer wirklichen Abgestorbenheit. Die Zweige der meisten streben nämlich mehr oder weniger gerade empor und sind wenig getheilt; Kronen aus horizontal ausgebreiteten Aesten bestehend, wie unsere Eichen sie machen, kommen in den Wäldern Australiens selten vor. Eine andere sehr wesentliche Ursache ihrer Schattenlosigkeit und ihres meist nur scheinbaren Mangels an Laub liegt in der eigenthümlichen Stellung der Blätter, die, anstatt horizontal zu stehen wie an europäischen Bäumen, senkrecht gestellt sind, d. h. ihre Schneide oder ihren Rand dem Boden zukehren, also von unten betrachtet weder ein breites Dach bilden, noch die Sonnenstrahlen abhalten. Auf der andern Seite gewährt dieser Umstand allerdings wieder besondere Vortheile; der Boden dieser Waldungen, die nirgends einem Reiter den Weg sperren, deckt sich in der günstigen Jahreszeit mit reichlichem Graswuchse und bietet den Hausthieren ein vortreffliches Futter. Wenige dieser Bäume werfen ihr bleichgrün gefärbtes Laub ab, wohl aber löst sich an vielen periodisch die Rinde von den Stämmen, die, in langen Streifen herabhängend und vom Winde bewegt, diesen Forsten das Ansehen gibt, als wären sie von einem allgemeinen Waldbrande zerstört worden. Mit Einem Worte, wer mit der Erwartung von Naturschönheiten nach Neuholland geht, wird sich bitter getäuscht fühlen, wo er auch lande und wie weit er in das Innere vordringe; denn wenn auch die neuesten Berichte der ausgesendeten Expeditionen Gegenden im Nordwesten und Nordosten dieses Welttheils als malerisch schön und überaus fruchtbar beschreiben, so kann dieses doch nur als relativ verstanden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Dr. Beke hat wieder Nachrichten aus Südabyssinien gegeben, welche aus Dima den 15 December 1841 datirt sind, und die Details seiner Reise von Angolella nach Godscham enthalten. Er verließ erstern Ort am 19 October und ging nach Angortscha, im Lande Abdu Moale's, eines mächtigen Gallahäuptlings, der später für den sichern Uebergang des Reisenden über den Abai (Nil) sorgte. Er stieg hinab über eine Reihe basaltischer Felsen und kam durch eine weite Ebene nach dem Bergfort Dey. Dieß ist der Sitz des Gouverneurs von Moratt, 7887 Fuß über dem Meere, 6 bis 700 Fuß tiefer als Angolella. Dieser Platz ist wichtig als der Schlüssel zu dem Hochlande gegen Westen und weil er den Berg gegen Osten beherrscht. Nur drei Wege führen dahin, und von diesen ist nur Einer für Lastthiere tauglich. Der Reisende setzte über den Fluß Bersena, durchzog ein mit Tabak, Baumwolle und Mais bebautes Land, worauf der Weg wieder bergig wurde und er Wula erreichte, wo er sehr gastfrei aufgenommen wurde. Von hier zog er weiter nach Angertscha, wo neuerdings Gold aufgefunden worden seyn soll. Der Reisende durchzog ein sehr mannichfaltiges, im Ganzen aber wohlbebautes und zahlreich bewohntes Land, und erreichte am 24 November den Abai, 2936 Fuß über dem Meere, was einen Fall von 1 Fuß auf die englische Meile von hier an bis ans Mittelmeer gibt. Der nicht ganz 200 Yards breite Fluß ist ziemlich reißend, das Land auf beiden Seiten mit Gestrüpp bewachsen, in welchem jedoch keine wilden Thiere hausen. Hr. Beke ward öfters beraubt, und selbst seine Führer stahlen, was sie konnten. Er erreichte endlich die Kirche von St. Abbo und das obere Land von Godscham, wo er aber, wie er sagt, ganz hülflos war: in Schoa kann man ohne Vorwissen und Erlaubniß des Königs nicht reisen, ist aber dann auch geschützt; in Godscham kann jeder gehen, wohin es ihm beliebt, dafür wird aber auch kein Schutz gewährt. Endlich erreichte er Dima, gewöhnlich nach dem Kloster St. Georg, Dima Gurgis genannt. Die Stadt ist groß und die Kirche die größte, die Dr. Beke in Abyssinien sah.

Mission in Aschanti. Es sind Nachrichten eingelaufen von Hrn. Freeman, aus denen hervorgeht, daß die Mission in Kumaß allmählich festen Boden gewinnt. Die Missionäre genießen das Vertrauen und den Schutz des Königs, und stehen in gutem Vernehmen mit den mächtigsten Häuptlingen. Sie hoffen bis zum Ende des Jahres (1842) ein bequemes Missionshaus ausgerüstet zu haben. (Times of Africa Nr. 26.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1843.

Die Bevölkerung von Madrid.

George Borrow, der Verfasser des auch im Auslande mehrfach erwähnten Werkes über die Zigeuner in Spanien, hat eine neue Schrift herausgegeben unter dem Titel: „die Bibel in Spanien, oder Reisen, Abenteuer und Einkerkerungen eines Engländers, welcher die heilige Schrift auf der Halbinsel einzuführen suchte." Wir entlehnen aus derselben vorerst nachstehende, höchst eigenthümliche Schilderung Madrids.

„Ich habe die meisten große Städte der Welt besucht, aber im Ganzen genommen hat mich keine je so interessirt als Madrid. Ich spreche nicht von den Straßen, den öffentlichen Plätzen, den Gebäuden, den Brunnen, obgleich einige davon sehr merkwürdig sind, aber Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburgh stattlichere Gebäude, London prächtigere Plätze, während Schiras sich kostbarerer Brunnen, obgleich keines kühleren Wassers rühmen kann. Aber die Bevölkerung! Innerhalb einer kaum anderthalb Leguas im Umkreis messenden Lehmmauer wohnen 200,000 menschliche Wesen, welche gewiß die außerordentlichste Menschenmasse bilden, die in der ganzen Welt sich findet, und diese Masse ist streng spanisch. Die Bevölkerung von Konstantinopel ist seltsam genug, aber zu ihrer Formation haben zwanzig Völker beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen, Juden — letztere, beiläufig gesagt, spanischen Ursprungs und unter sich die spanische Sprache redend,— aber die mächtige Bevölkerung von Madrid ist mit Ausnahme sparsam gesäeter Fremden, namentlich französischer Schneider, Handschuhmacher und Perrüquiers, durchaus spanisch, obgleich ein bedeutender Theil nicht am Orte selbst geboren ist. Hier sind keine Colonien von Deutschen, wie zu St. Petersburg, keine englischen Factoreien, wie zu Lissabon, keine Masse hochmüthiger Yankees lungert durch die Straßen, wie zu Havana, mit einem Ausdruck im Gesicht, der zu sagen scheint: das Land ist unser, sobald wir es nehmen wollen; hier in Madrid ist die Bevölkerung, so seltsam und eigenthümlich und aus so mannichfachen Elementen sie auch zusammengesetzt ist, spanisch und wird es bleiben, so lange die Stadt selbst besteht. Seyd mir gegrüßt, ihr Aguadores aus Asturien, die ihr in eurer Tracht von grobem Düffel und in euren ledernen Mützen zu Hunderten an den Brunnen sitzt auf euren leeren Wassereimern, oder schwankend mit den angefüllten bis in die höchsten Stockwerke hinaufsteigt. Seyd mir gegrüßt, ihr Caleseros aus Valencia, die ihr euch träge an eure Fuhrwerke lehnt und Tabak raspelt für eine Papiercigarre, während ihr auf eine Fuhre wartet. Seyd mir gegrüßt, ihr Bettler aus der Mancha, Männer und Weiber, die ihr in grobe Tücher gehüllt, ohne Unterschied am Thore des Palastes oder des Gefängnisses um Almosen bettelt. Seyd mir gegrüßt, ihr Bedienten aus den Bergen, Mayordomos und Secretäre aus Biscaya und Guipuscoa, ihr Toreros aus Andalusien, Riposteros aus Galicien und ihre Krämer aus Catalonien! Gegrüßt seyd mir, ihr Aragonesen, Asturier und Estremenier jeden Standes. Und endlich ihr achten Söhne Madrids, Pöbel der Hauptstadt, ihr 20,000 Manolos, deren furchtbare Messer am 2ten Mai so schreckliche Verheerung unter den Legionen Murats anrichteten!

„Und die höhern Stände, Damen und Herren, Caballeros und Señoras, soll ich euch mit Stillschweigen übergehen? Ich habe in der That wenig von ihnen zu sagen, kam wenig in ihre Gesellschaft, und was ich sah, war keineswegs geeignet sie in meiner Achtung zu erhöhen. Ich gehöre nicht zu denen, die allenthalben die höhern Classen herabsetzen, um die Volksmasse auf ihre Kosten zu erheben. Es gibt Hauptstädte, wo die hohe Aristokratie, Herren und Damen, Söhne und Töchter des Adels, den ausgezeichnetsten und interessantesten Theil der Bevölkerung ausmachen. Dieß ist namentlich zu Wien und noch mehr in London der Fall. Wer nimmt es mit dem englischen Aristokraten auf in hoher Statur, würdevoller Haltung, körperlicher Stärke und Muth? Wer reitet ein edleres Roß und hat einen festern Sitz? Wer ist liebenswürdiger als seine Frau und seine Töchter? Was aber die spanische Aristokratie betrifft, je weniger man von Caballeros und Señoras sagt, desto besser. Ich gestehe, ich weiß wenig von ihnen, sie haben vielleicht auch ihre Bewunderer, und diese mögen ihnen Loblieder singen. Lesage hat sie beschrieben, wie sie vor beinahe zwei Jahrhunderten waren; seine Beschreibung ist nichts weniger als reizend, und ich glaube nicht, daß sie seit der Zeit der

Skizzen dieses unsterblichen Franzosen sich verbessert haben. Ich will viel lieber von dem Spanier der niedern Classen, nicht Madrids allein, sondern ganz Spaniens reden: er ist kein gewöhnliches Wesen, sondern ein außerordentlicher Mensch, er besitzt einen Geist der Unabhängigkeit, den man nur bewundern kann. Er ist allerdings unwissend, aber merkwürdiger Weise habe ich unter den niedern, wenig gebildeten Classen im Allgemeinen freiere Ansichten gefunden, als unter den höhern, und selbst der Vorwurf der Bigotterie trifft mehr diese letztern als die Masse des Volks."

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Fortsetzung.)

In dieser Beziehung wollen wir noch ein paar Bemerkungen hinzufügen. Das Land ist gegenwärtig allerdings sehr verarmt, doch werden sich auch innerhalb des Motaguagebiets vielleicht immer noch manche Producte zum Austausch finden. Nicht allein das fette und feuchte Flachland am untern Theile des Stromes, sondern auch die sehr hohen Gebirge von Mico und Vera-Paz, unmittelbar im Süden und Norden desselben (von Encuentros aufwärts), sind mit den herrlichsten Waldungen der Tropenländer bedeckt. Dann finden sich schon auf dem Wege nach Gualan bedeutende Cochenillepflanzungen; Gualan selbst hat etwa 10,000 Einwohner, meist Mestizen, welche den Strom in ihrer Nähe mit großen Booten aus Mahagonyholz befahren. Die alte Stadt Zacapa, weiter westlich, ist noch schöner und reicher, und in ihrer Nähe wird viel Cochenille und Mais gebaut. Auch tragen hier und südlich landeinwärts in San Jacinto, Chiquimula rc. die Indianer viel buntes Baumwollenzeug (und viele Perlen, versteht sich); aber die Gegend ist unglaublich wild und der Handel äußerst beschwerlich; auch sind die einzelnen Hausirer auf ihren Zügen durchs Land stets wohl mit Waffen versehen. Die Thäler der wilden Gegend sind übrigens zum Theil reich an werthvollen Producten, und brauner Zucker u. a. wird zu ungefähr $2-2\frac{1}{2}$ kr. das Pfund verkauft, ungeachtet der beschwerlichen, unvollkommenen Bereitungsart. Was die Landesproducte im Allgemeinen betrifft, welche hier entweder wild wachsen, oder doch, sobald Arbeiter da sind, mit Leichtigkeit gewonnen werden können, so bestehen sie bekanntlich hauptsächlich aus Cochenille, Indigo, Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Cassia, Jalappa, Sassaparill, Baumwolle, Tabak, Farbhölzern rc. Aber Arbeit, das ist die schwer zu lösende Aufgabe.

Chimalapa endlich, der westlichste Ort am Motagua in der Richtung nach Guatemala, ist nur ein großes, ärmliches Dorf in wilder Felsengegend; doch Ein Reichthum findet sich auch hier, wie überall an den Ufern des Stroms, nämlich der üppigste Holzwuchs. Wenn daher bei dem traurig-muthlosen Zustande der Bewohner bis jetzt, zumal diesseits der Cordilleren, nur wenig zur Ausfuhr oder zum Austausch gegen europäische Waaren producirt wird, so bleibt doch den Ansiedlern in Santo Thomas noch die Aussicht auf diejenige Quelle des Gewinns, welcher nicht allein die Stadt Balize ihren Ursprung, sondern auch die Stadt Laguna (auf der Insel Carmen vor der Bucht von Terminos, zwischen Yucatan und Tabasco) ihre Blüthe verdankt, wo eine wachsende und wohlhabende Bevölkerung fast allein vom Bauholzhandel lebt; denn die Riesenstämme der Cedern-, Mahagony und anderer Bäume könnten während der Regenzeit wohl auch ohne Stromcorrectionen auf dem Motagua bis an das Gebiet von Santo Thomas geflößt werden, und wenn die Gesellschaft hierauf ihr besonderes und nächstes Augenmerk richten will, so würde sich wenigstens ein Theil des in zehn Jahren zu zahlenden Kaufgeldes wohl aus dem Lande selbst ohne vorherigen Anbau erlösen lassen. Was dann die Zukunft bringen wird, bleibt freilich immer von den politischen Umständen und Ereignissen abhängig, die wir schließlich noch etwas näher beleuchten wollen.

Wann die Staaten von Centralamerika, und namentlich Guatemala endlich einmal zu einem Zustande ruhiger Entwicklung gedeihen werden, das ist noch völlig im Schooß der Zukunft verborgen. Sobald diese ehemaligen Provinzen des spanischen Amerika's das Joch der Colonialregierung abgeschüttelt und sich als ein unabhängiger, selbständiger Staatenbund constituirt hatten, erhob auch sofort der Parteigeist sein verderbliches Haupt, und unter mancherlei verschiedenen Benennungen (Centralisten oder Servile, Föderalisten oder Demokraten rc.) verfolgten die Aristokraten und Liberalen ihre entgegengesetzten Zwecke, indem jene, unter Leitung einiger mächtigen Familien und meist im Einverständniß mit der Geistlichkeit, die alten Gewohnheiten des Colonialsystems und ihre Vorrechte aller Art behaupteten, diese dagegen alles, was sie Mißbrauch nannten, plötzlich abschaffen und in politischer und kirchlicher Beziehung ganz neue Einrichtungen und Zustände herbeiführen wollten, während die wenigen Gemäßigten wohl eine Reform nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika wünschten, aber bei den herrschenden Vorurtheilen einer so dünn zerstreuten Bevölkerung, und bei fast gänzlichem Mangel an Communicationsmitteln und andern Hebeln der Civilisation deren Ausführung für unmöglich erklärten. Es kam sehr bald zum förmlichen Bruch. In Guatemala ward der liberale Vicepräsident Flores, weil er den Geistlichen eine Steuer auferlegt hatte, von fanatischen Indianern und Mönchen auf der Kanzel, wo er Schutz zu finden hoffte, ergriffen, und „zur Ehre der wahren Religion" in der Kirche selbst gräßlich ermordet. In San Salvador dagegen gewann die liberale Partei von Anfang an festen Fuß, und schon 1827 brach besonders zwischen diesen beiden Staaten ein wüthender Krieg aus. Im J. 1829 ward Guatemala von General Morazan, dem Haupt der liberalen Partei und einem der ausgezeichnetsten Männer des Landes, erobert; die ersten aristokratischen Familien und viele Geistliche entflohen oder wurden verbannt. Zwei Jahre später ward Morazan Präsident, und von der Zeit an blieben die Liberalen acht Jahre am Ruder. Doch die Kirche und die Verbannten hatten während dieser Zeit, wenn auch äußerlich ruhig, fortwährend heimlich für ihre Sache gewirkt. Als im Mai 1839 die Dauer der Präsidentschaft ablief, ward keine neue Wahl vorgenommen. Vier Staaten, nämlich Guatemala, wo Carrera seine merkwürdige Laufbahn begonnen hatte, Nicaragua, Costarica und

Honduras (unter Ferrera), erklärten sich für unabhängig von der Bundesregierung; aber Morazan, an der Spitze der Truppen von San Salvador und Quezaltenango (letzteres war anfänglich ein Theil von Guatemala) überwand Ferrera und gewann so Honduras der liberalen Partei wieder. Jetzt standen sich also drei und drei Staaten gegenüber, und von einer anerkannt gültigen, diplomatischen Repräsentation fremder Staaten konnte nicht wohl die Rede seyn, obgleich die Consuln sich meist in ihren frühern Stellungen behaupteten. Morazan blieb der Lenker der einen Partei; ihm gegenüber an der Spitze der andern stand Carrera, ein eingeborner Indianer factisch als unumschränkter Herr, denn er that ohne Vorfrage und ohne Rechenschaft alles, was er wollte, und ernannte aus eigener Machtvollkommenheit den Rivera Paz zum Chef der Regierung von Guatemala. Dieser indianische Held war damals erst 25 Jahre alt, konnte weder lesen noch schreiben, ward aber von seinen wilden Landsleuten fanatisch verehrt und nur „der Sohn Gottes“ oder „unser Herr“ genannt. Glücklicherweise hat er, im Allgemeinen wenigstens, wie alle Indianer die größte Achtung vor der katholischen Kirche und ihren Dienern, und auch Verstand genug um einzusehen, daß der wachsende Haß der Indianer gegen alle Fremden gezügelt werden muß. Für jetzt sind natürlich alle früheren Bande des socialen Lebens durch dieses neue Element gelöst, mit alleiniger Ausnahme der Kirche, welche — von den Liberalen in ihrer Herrschaft beschränkt, wo nicht ganz zurückgesetzt — nur in den Aristokraten und Indianern ihre Zukunft gewahrt. Auch gibt es schon unter den Geistlichen selbst mehrere eingeborne Indianer, und diese — die directen Nachkommen des keineswegs ungebildeten Volkes, welches Alvarado vor mehr als 300 Jahren dort fand, fangen an, sich mit Stolz ihrer Vorfahren zu erinnern und sich der Schmach ihrer Abhängigkeit von den Weißen bewußt zu werden.

Der Kampf der Parteien war seit 1839 dauernd und blutig, und ward namentlich von Seite Carrera's und seiner Indianer gegen die besser disciplinirten und etwas menschlichern Truppen Morazans mit wüthender Erbitterung geführt. Obgleich aber der letztere vielleicht der einzige liberale Chef war, welcher als Krieger dem Carrera die Spitze bieten konnte, so ward er doch nach einigen unglücklichen Gefechten im März 1840 von den Seinen verlassen (wahrscheinlich wegen gezwungener Anleihen und Opposition gegen die Macht der Kirche), und bald darauf exilirt mit Androhung der Todesstrafe im Fall der Rückkehr ins Land. Seitdem haben wir aus jenen Gegenden nur sehr dürftige, unzusammenhängende Nachrichten. Morazan kehrte trotz der angedrohten Strafe von Chili, wohin er sich mit seiner Familie begeben hatte, nach Costarica zurück, ist aber (nach Berichten aus New-Orleans vom 12 Nov. 1842), als er mit seinen Truppen wieder gegen Guatemala aufbrechen wollte, von seinen eigenen Soldaten in San José auf Straße erschossen worden. Wahrscheinlich ist man in jenen südlichsten Staaten des aufgelösten Bundes von Centralamerika, in Costarica und San Salvador, wo Landbau und Industrie weiter als in den übrigen fortgeschritten sind, der ewigen Kriegsstörungen und Contributionen überdrüssig, — und in diesem Falle könnte dort wohl am ersten dem Handel eine bessere Zukunft erblühen. Wie sich aber, auch selbst bei dauernder Ruhe nach außen, die Verhältnisse der Parteien und Volksclassen im Innern von Guatemala gestalten werden, darüber kann uns, wie gesagt, nur die Zukunft belehren. Bis jetzt müssen größere Speculationen auf einen ausgedehntern Verkehr mit diesem Lande jedenfalls sehr gewagt erscheinen, und wir wiederholen schließlich unsere Bemerkung, daß die einzige zuverlässige Erwerbsquelle für die belgische Colonisationsgesellschaft vor der Hand in der Holzausfuhr zu finden seyn dürfte. (Fortsetzung folgt.)

Die alte Stadt Sankyasa in Indien.

Ein Brief von einem Lieutenant Cunningham gibt Nachrichten über diese von dem bekannten chinesischen Buddhisten Fa Hian unter dem Namen Seng-kia-schi bezeichnete und im Ramayana benannte Stadt. Schon Remusat spricht in seiner Uebersetzung von Fa Hians Reisen die Ansicht aus, daß sie im Duab (zwischen Ganges und Dschumna) im District von Farrakabad liege, und Wilson war derselben Ansicht. Cunningham verfolgte die Straße des chinesischen Reisenden, und war so glücklich, die Ruinen der verlorenen Hauptstadt 12 Cos (etwa 10 Stunden) von Farrakabad und 25 (11 bis 12 Stunden) von Kanudsch am Nordufer des Kali Nadi aufzufinden. Ein Dorf von 60 Häusern, auf einer Anhöhe, die einst befestigt gewesen, führt noch den Namen Samkassa, wie die Stadt in den Pallischriften genannt wird, und dieß Dorf ist in einem Umfang von 6 (engl.) Meilen von Trümmerhaufen aus Erde und Backsteinen umgeben. Einer der Haufen war 80 Fuß hoch und oben stand ein aus neuerer Zeit stammender Siwatempel. Dieser ist aus großen alten Backsteinen aufgeführt, wie sie allenthalben sich finden, wo buddhistische Ueberreste sind. Ein interessanter Theil der Ruinen ist ein Backsteinhaufen, der Verehrung der Naga oder Schlange gewidmet, wohin die Weiber des Dorfes jährlich in Procession ziehen, Milch zum Opfer ausgießen und um Regen beten. Dieß ist ohne Zweifel der Drache Fa Hians, welcher einmal des Jahres erschien, und durch dessen Gunst das Volk von Seng-kia-schi günstigen Regen erhielt. Auf Anstiften der indischen Braminen zerstörte der Radscha von Kanudsch die Stadt im Jahre 1183 n. Chr., machte sie dem Erdboden gleich und pflügte diesen in Felder um, welche Sage durch den Umstand bestätigt wird, daß man jetzt das ganze Feld bepflügt und die Backsteine an den Seiten der Felder aufgeschichtet hat. Alte Münzen finden sich in großer Zahl, aber von mohammedanischen Ueberresten nicht eine Spur. — Auch in der Stadt Malawan, auf der Straße von Mathura nach Samkassa, fand Cunningham einige Ruinen, die er für buddhistisch hält, und selbst zu Kanudsch sollen sich dergleichen finden. (Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft vom 3 Dec.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mit der Annäherung an Sidney veränderte sich die Scene. Wir gewahrten Landhäuser von sehr elegantem Aeußern, Gartenanlagen,

Windmühlen, die hohen Essen von Dampfmaschinen, endlich eine Reihe von dreistöckigen sehr massiven Waarenhäusern, den mit Schiffen fast angefüllten Hafen und bald die ganze Stadt, die wegen ihrer Lage an einer Anhöhe recht vortheilhaft in die Augen fällt. Ein Hôtel, dessen Eleganz in der größten Hauptstadt Europa's nicht übertroffen worden wäre, nahm uns auf, indessen bezogen wir schon am nächsten Tage eine glücklich aufgefundene Privatwohnung, indem die Preise in den Gasthäusern Sidney's höher sind, als in London und Calcutta, und auf die Länge kaum von den Reichsten ertragen werden können. Wenn man auch vorbereitet ist auf den Anblick eines regen Lebens und der raschesten Entwicklung, so übertrifft die Wirklichkeit hier dennoch jede Erwartung. Wo vor 60 Jahren eine Wildniß war, der Eingeborene das Känguruh jagte und wo mit Ausnahme der Entdeckungsschiffe sich kaum je ein Segel der Küste näherte, da breitet sich jetzt eine von mehr als 23.000 weißen Menschen bewohnte Stadt aus, da liegen Flotten von Kauffahrern vor Anker, welche mit Indien und China, mit Südamerika und Europa den immer zunehmenden Verkehr unterhalten, da laufen täglich Dampfboote ein und aus, welche, der Colonie selbst gehörend, regelmäßige Reisen nach den jüngern Niederlassungen an Neuhollands Süd-West- und Nordküsten, nach Indien und den australischen Inseln unternehmen. Die geraden, breiten und sehr reinlich gehaltenen Straßen, die großen und sehr massiv gebauten Häuser, die rasche Vermehrung der Stadt, die dennoch dem Bedürfnisse so wenig entspricht, daß Hausmiethen nicht nur sehr theuer, sondern auch Wohnungen nur mit Schwierigkeit aufzufinden sind, zeugen von einem eben so großen als soliden Wohlstande. Das Leben in den Straßen ist zwar ganz europäisch und der Anblick eines Eingeborenen ist hier fast eben so selten, als der eines Negers im Innern von Deutschland, aber es imponirt durch die unerwarteten Zeichen von Luxus. Zwischen den zahlreichen, aber zierlichen Einspännern, in welchen Geschäftsleute herumeilen oder die Bewohner der nähergelegenen Landsitze ankommen, bemerkt man die eleganten Staatswagen der höhern Classe von Kaufleuten und Beamteten und eine größere Menge reicher Livreen, als in mancher die doppelte Einwohnerzahl besitzenden Stadt Europa's. Mit Ausnahme der auch hier nicht fehlenden, in Ketten arbeitenden Verbrecher ist Jedermann gut gekleidet; Dandyism hat seinen Weg auch hieher gefunden, und junge Männer, deren Väter einst transportirt wurden und später großes Vermögen erwarben, suchen ihren Stolz darin, die Europäer durch ihr Aeußeres und die Einrichtung ihrer Häuser zu überstrahlen. Die Kaufläden sind so vollständig mit allen nöthigen und unnöthigen Waaren versehen, wie in irgend einer der größten Städte Europa's, sind mit Gas beleuchtet und elegant wie diejenigen des Strands in London. An indischen und chinesischen Waaren herrscht aus begreiflichen Gründen hier mehr Ueberfluß als in europäischen Seestädten. Gerade aber darin unterscheidet sich, vor der Hand noch, das commercielle Treiben Sidney's von dem europäischen, daß es nie verfehlt demjenigen reichlichsten Lohn zu gewähren, der mit Geschäftskenntniß und Gewandtheit nüchterne Gewohnheiten und gewöhnliche Sparsamkeit verbindet. Man kennt kaum Fälle, daß mit solchen Befähigungen beginnende Geschäftsleute in Sidney unvermögend geblieben oder gar zu Grunde gegangen wären. Im Gegentheil hört man täglich von den Reichthümern, die hier gesammelt worden sind, und die auch jetzt noch, wenn gleich nicht ganz so leicht wie früher, erlangt werden. Capitalisten, welche über 40 bis 60,000 Pfd. St. verfügen können, sind durchaus nicht selten, Vermögen von 5 bis 6000 Pfd. St. sind sogar sehr gewöhnlich, indessen auch von keiner Bedeutung in diesem Lande, wo das Leben enorm theuer und Arbeitslöhne fabelhaft hoch sind. Der Stolz der Engländer ist sprüchwörtlich. Man wird aber geneigt ihn zu entschuldigen, nachdem man Zeuge von dem gewesen, was eben dieses Volk, sobald es ernstlich will, zu leisten vermag. Einen deutlichern Beweis von der Macht des Staates, vom Reichthum der Bürger und von Energie, Ausdauer und Verständigkeit, als Sidney oder vielmehr die ganze Colonie von Australien liefert, sucht man auf der übrigen Welt umsonst. Selbst die blühendsten Provinzen der Vereinigten Staaten können sich hinsichtlich so rascher und gedeihlicher Entwicklung mit Neusüdwales nicht vergleichen. In Abrede ist hiebei allerdings nicht zu stellen, daß in Nordamerika dieser Entwicklung keine bemerklichen Gränzen gezogen sind, und daß daher jenes Land dereinst noch das Uebergewicht gewinnen muß über den im Umfange gewaltigen Staat, der in Neuholland und dem Australocean im Entstehen ist, der aber von der Natur selbst an gleichförmiger Ausbildung gehindert wird. Wie dem aber auch sey, so bleibt diese brittische Antipodencolonie immer ein wahrhaft wunderbares Werk. Der Deutsche ist nicht genug ein rein praktischer Mensch oder vielmehr er hat nicht genug vom kaltberechnenden Egoismus, um ein Schauspiel, wie eben Neuholland es darbietet, nur aus dem Gesichtspunkte der Politik oder der Staatsökonomie aufzufassen, und ich will es daher nicht läugnen, daß mich das Poetische, was in dieser Verpflanzung Europa's nach Australien und in dieser unglaublich schnellen Verwandlung einer öden Wüste in eine blühende Colonie liegt, anfangs mehr beschäftigt hat als statistische Erwägungen. Ich habe mit so viel Enthusiasmus, als wäre ich in Neusüdwales geboren, wenige Tage nach der Ankunft (am 4 Februar) den Jahrestag der vor 54 Jahren geschehenen Gründung der Colonie mitgefeiert. Die nähere Beschreibung des Festes kann ich übergehen, da dergleichen sich in ihren Hauptzügen überall gleichen, zumal aber in Sidney, wo kaum einige unbedeutende, durch das Klima hervorgebrachte Abänderungen der stabilen englischen Sitte bemerkt werden, ein öffentliches Fest ganz europäisch aussieht. So viel möchte ich aber doch hinzusetzen, daß das Volk — ich meine nicht die Transportirten oder die heimathlosen Matrosen, sondern die hier geborenen Engländer — die Bedeutung des Festes weit besser gefaßt zu haben schien, als es in Deutschland bei patriotischen Feiern gemeiniglich der Fall ist. Gerade diese Eingeborenen haben sehr vielen Nationalstolz, und schreiben sich oder ihrer Colonie eine Wichtigkeit zu, die sie vor der Hand noch nicht besitzt, indessen dereinst erlangen wird. Daher der große Antheil aller an jenem Jahrestage. Die Banken, Bureaux und die Mehrzahl der Kaufläden blieben geschlossen, und aus kluger Rücksicht schlossen auch die Europäer ihre Geschäftslocale gegen 10 Uhr Morgens. Aufzüge, Diners und patriotische Toaste fehlten nicht; es war ein allgemeiner großer Feiertag, den eine Wettfahrt von Segelbooten unter dem Zulaufe von mindestens 7 bis 8000 Menschen beschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Polnische Volkslieder. Ein Hr. Kolberg hat angefangen eine Sammlung polnischer Volkslieder mit Musikbegleitung herauszugeben. Das erste Heft ist zu Posen erschienen, und die Art der musikalischen Behandlung namentlich wird im Tygodn. lit. Nr. 42 als eben so volksgemäß wie kunstgerecht gelobt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1843.

Nachrichten aus dem Niger.

Der „Friend of Africa" Nr. 26 theilt einige Nachrichten über die ländliche Anlage mit, welche die Nigerexpedition in der Nähe der Einmündung des Tschadda in den Niger begründete. Dieselbe wurde, als sämmtliche Europäer sich entfernten, unter der Aufsicht eines verständigen amerikanischen Negers aus Sierra Leone gelassen, bei welchem 14 afrikanische Arbeiter, meist aus Sierra Leone, blieben. Man hatte bereits Baumwolle, Yams und Mais gebaut, Hütten und Häuser errichtet, und an Arbeitern fehlte es nicht, denn oft waren über hundert Männer, Weiber und Knaben an einem Tage daselbst beschäftigt. Anfangs gab man ihnen 100 Kauris (etwa 9 kr.) des Tags, als es aber an Kauris zu fehlen begann, verminderte man den Lohn auf 50, was nicht das mindeste Murren erregte. Dafür arbeiteten sie willig von Morgens 6½ bis Abends 5½ mit Unterbrechung von drei Stunden für Frühstück und Mittagsmahl. Die Vortheile, welche die Anstalt gegen die fortdauernden Angriffe der Sklavenjäger bot, veranlaßte viele der verfolgten Stämme, in der Umgegend der Anstalt sich niederzulassen, und den Ackerbau in weit größerer Ausdehnung und sorgfältiger zu betreiben, als sonst. Die Arbeiter erhielten stets ihren Lohn selbst, und die Häuptlinge nur gelegentliche Geschenke für besondere Dienste, oder um ihren guten Willen zu erhalten.

Der Preis des Sklaven in den umliegenden Districten wechselt von 40,000 auf 12,000 und 6000 Kauris (1000 Kauris etwa = 1 Pr. Thlr.), in Zeiten der Noth wurden viele sogar um 300 Kauris (27 kr.) und Kinder für 10 Yams verkauft. Die um die englische Niederlassung her wohnenden Eingebornen sind sehr friedlich gesinnt und äußerst fleißig; regelmäßige Märkte wurden sowohl in der Niederlassung als in den umliegenden Orten gehalten. Die Bassas werden als eine ruhige, folgsame Menschenclasse geschildert, welche äußerst begierig ist, die Sitten der Europäer kennen zu lernen; in etwa 6 Monaten lernten einige ihrer Kinder buchstabiren. Sie hausen der Sicherheit wegen auf einem hohen Berg in der Nähe von Mount Stirling. *) Die Kakandas sind indolenter, und troß ihrer eigenen ausgesetzten Lage treiben sie Sklavenhandel. Sie bauen indeß auch das Feld und gewinnen namentlich Mais, Yams und Guineakorn. Die Agilahs in der Nähe von Mount Stirling sind verständige, unterwürfige, den Weißen ergebene Leute, und viele davon haben sich in der englischen Niederlassung angesiedelt. Westlich von der letztern ist ein Dorf, Awadu mit sehr ausgedehntem Anbau des Bodens, und man fand die Weiber mit Indigo gefärbtes Baumwollengarn aufwickeln. Zu Tschogu, anderthalb (englische) Meilen von der Niederlassung sind die Hütten ausnehmend reinlich, die Töpfergeschirre außerodentlich fein und man baut guten Tabak. Die Leichenbegängnisse werden mit großem Pomp und Lärm gefeiert, Kähne schießen Strom auf und ab mit unglaublicher Schnelligkeit, Trommeln werden gerührt, Musketen abgefeuert und die Weiber schreien und zischen wie Schlangen. Von dem Berge Patteh, etwa 1200 Fuß hoch, hat man eine weite herrliche Aussicht in das Land, und der Gipfel desselben, welcher eben ist, wie ein Schiffsdeck, ist mit üppigen Feldern von Korn, Yams, Hirse u. s. w. fast bedeckt. Die Eingebornen scheinen auch einige Ideen von Fruchtwechsel zu haben. Die großen Friedensstörer in diesem Theile Afrika's sind die Filatahs,**) mit denen die Nufis in engem Verbande stehen sollen. Diese kecken Räuber kamen häufig in die Nähe der Niederlassung, griffen die umwohnenden Stämme an, wagten sich aber nie in die Nähe der weißen Leute. Sie schickten drohende Botschaften, daß sie kommen und sehen würden, weßhalb die Weißen hier seyen, und einmal kamen auch vierhundert Krieger, meist beritten, in die Nähe, wurden aber von den umwohnenden Stämmen zurückgetrieben. Man sagt, die Filatahs zerfielen in zwei Abtheilungen, von denen die größere ausnehmend unruhig und kriegslustig sey.

*) So haben die Engländer den Ort ihrer Niederlassung in der Nähe der Einmündung des Tschadda in den Niger, auf dem rechten Ufer des letztern, genannt. A. d. U.

**) Ihre Hauptstadt ist Rabbah, und die Häuptlinge sind längst zum Mohammedanismus bekehrt. A. d. U.

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns jetzt zu der naheliegenden Frage: „Was im Allgemeinen von den Projecten zur Errichtung einer großen Handelsstraße durch die amerikanische Landenge zu halten sey?" so werden die Leser schon aus der obigen Darstellung den Schluß ziehen können, daß unsere Antwort für die Theilnahme an derartigen Unternehmungen nicht eben ermuthigend ausfallen wird. Wir wollen indeß der eigenen Beurtheilung anderer keineswegs vorgreifen, sondern nur in gänzlicher Unparteilichkeit die wirklichen Zustände und erforderlichen Bedingungen so weit anzugeben und ins rechte Licht zu stellen suchen, daß die Leser sich in den Stand gesetzt sehen, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens oder Nichtgelingens selbst zu beurtheilen.

Schon ein Blick auf die Karte zeigt, daß von Anlegung einer großen Land- oder Wasserstraße zur Verbindung des atlantischen Meeres mit dem stillen Ocean überhaupt wahrscheinlich nur auf drei verschiedenen Punkten die Rede seyn könne, nämlich durch die Staaten von Mexico, Nicaragua und Panama. Wir werden die Linie noch näher bezeichnen, zuvor jedoch (mit Bezug auf die spätern Aussichten der belgischen Colonisationsgesellschaft) noch Einiges zusammenstellen über die von manchen genährte Hoffnung, auch auf der projectirten Handelsstraße durch Guatemala das stille Meer zu erreichen. Vom diesseitigen Meere bis zur Stadt Guatemala haben wir schon die großen Schwierigkeiten des Wegbaues nachgewiesen. Dazu kommt nun noch die nicht unbedeutende, zum Theil nicht minder schwierige Strecke von der Hauptstadt westwärts. — Der jetzt bestehende Maulthierweg führt gar bald ins wilde Gebirg hinauf, am Amatitansee vorbei und wieder steil hinab ins Thal von La Antigua, der ehemaligen (nächstältesten) Hauptstadt des Landes, im Jahre 1542, also gerade vor 300 Jahren, in einer wunderschönen Gegend von den Spaniern gegründet, aber so oft von immer furchtbarern Erdbeben heimgesucht und zertrümmert, daß endlich am 29 Julius 1777 förmlich und gesetzlich beschlossen ward, die ganze Bevölkerung solle binnen Jahresfrist die Stadt verlassen und fortan in der neuen Residenz, dem jetzigen Guatemala, wohnen, wo die Regierungs- und obern Justizbehörden schon 3 Jahre früher ihre Sitze aufgeschlagen hatten. Jetzt sind indeß die wunderschönen Reste der ältern Stadt wieder bewohnt, und auf der westlich hinlaufenden Ebene am Fuß des sogenannten Wasser-Vulcans gedeihen Cochenille und Zucker vortrefflich. — Dann führt der Weg über ein köstliches Weideland zur Ciudad vieja, der allerersten spanischen Hauptstadt von Guatemala, gegründet von Alvarado im J. 1524, aber schon 17 Jahre nachher durch Erdbeben und eine dem Krater des genannten Vulcans entstürzende ungeheure Wassermasse fast gänzlich zerstört. Etwas weiter, hinter einem prachtvollen Walde, beim Dorfe Escuintla am Ufer des schönen Michetoyaflusses, beginnt nun die große, niedere Ebene, durch welche der Weg noch etwa 14 geogr. Meilen weit, in völlig lebloser, dicht verwachsener Waldöde bis an die Meeresküste führt, wo ein paar mit Laub gedeckte Hütten an der Mündung jenes Flusses den sogenannten Hafen von Istapa bezeichnen, denn von einem wirklichen Hafen kann hier keine Rede seyn, man sucht sogar vergebens nach einer Bucht oder nur merklichen Einbiegung der Küste. Der Strand läuft nach beiden Seiten in ganz gerader Linie fort, und quer vor dem Flusse dehnt sich eine Sandbank hin, die selbst von größern Booten nur bei hohem Wasser oder auf dem Rücken der lang hinrollenden Meereswogen überschifft werden kann, während die Schiffe ohne Ausnahme draußen auf offener Rhede liegen müssen, durch nichts als ihre eigenen Anker gegen die Macht der Stürme geschützt. Ueberdieß herrschen hier fast das halbe Jahr hindurch der Anfahrt widrige Nordwinde, und wenn diese zu wehen aufhören, treten die bekannten Windstillen ein, die zwar der Dampfschifffahrt sehr günstig sind, den Segelschiffen aber keine Bewegung gestatten, und bei welchen die Luft am Lande so ungesund wird, daß keinem Fremden ein längerer Aufenthalt zu rathen ist.

Der nächste Hafenort an dieser Küste, Acajutla, ist zwar etwas besser geschützt, doch auch nicht viel mehr als eine Rhede und überdieß schon mehr als 16 geogr. Meilen weiter östlich. Hier ist also in der That zu einem Handelsemporium für das stille Meer und China durchaus keine Aussicht vorhanden, und so wird auch der Weg über Guatemala wohl nie eine große Verbindungslinie der beiden Weltmeere werden können. Wir wenden uns daher nun zu den drei andern oben angedeuteten Linien, und zwar zunächst, weil eben lockende Aufforderungen zu deren Ausführung circuliren, zu der Straße von der Mündung des Goazacoalco, am Meerbusen von Vera-Cruz nach Las Ventosas oder San Francisco am Golf von Tehuantepec.

Dieser Weg liegt ganz auf mexicanischem Gebiet, unweit der Gränze von Guatemala, und Reisende, welche in neuerer Zeit von Süden kommend diese Gränze zu Lande überschritten haben, rühmen den Eindruck der geregeltern Administration ꝛc. unter der mexicanischen Regierung. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß hier nur von einem relativen Lob die Rede ist, im Gegensatz zu der völligen Zerrüttung der socialen Verhältnisse im Innern der central-amerikanischen Staaten. Und wie wenig man eben jetzt auf den politischen Bestand der Dinge in Mexico bauen dürfe, das wird mehr oder weniger allen Zeitungslesern bekannt seyn. Wir wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß nach neuern Privatberichten die Zustände im mittlern und nördlichen Mexico denen von Guatemala immer ähnlicher werden, und daß auch jener große Staat sich mehr und mehr einer gänzlichen Auflösung zu nähern scheint. Im Norden zumal ist schon jetzt von Zucht und Zügel nicht die Rede mehr, und, was noch schlimmer ist, keine Spur von Achtung vor Gesetz und Eigenthum, am wenigsten den Fremden gegenüber. Diese betrügt und plündert jeder, selbst im Angesicht und wohl gar mit Zustimmung der Behörden, und im täglichen Verkehr ist es dahin gekommen, daß man den Fremden zwingt, das Zwanzig- bis Dreißigfache des wirklichen Werths für irgend einen Gegenstand zu zahlen, sobald man merkt, daß er um denselben in Verlegenheit ist.

Die militärischen Aushebungen und Rüstungen Santa Ana's, die erneuerten, stets erfolglosen Streifzüge gegen Texas

und in allerneuester Zeit die Expedition gegen Yucatan, für dessen eigenthümlichen, socialen Zustand die fremdartigen Eingriffe der Regierung aus weiter Ferne nur drückend erscheinen konnten; alles dieß kann natürlich nur dazu beitragen, das ganze Volk immer mehr zu demoralisiren, und die Folge davon wird ein ganz rechtloser Zustand seyn, der am Ende vielleicht zu einer Herrschaft der Indianer führen wird. In einem solchen Lande muß aber eine jede, auf kräftigen Schutz des Eigenthums und Regelmäßigkeit des Verkehrs basirte Unternehmung höchst bedenklich scheinen, wenn sie auch unter andern Umständen noch so großen Vortheil versprechen sollte. In wiefern nun letzteres bei der projectirten Straße von Goazacoalco nach Tehuantepec der Fall ist, wird aus folgendem erhellen.

Die erste Aufforderung dazu beruht auf einem französischen Colonisationsplan (von T. Giordan) im Isthmus von Tehuantepec, der schon 1838 in Paris im Druck erschien, und zwar in einer Broschüre von 144 Seiten groß 8°, mit tabellarischen Beilagen und einer Specialkarte des Gebiets, auf welchem die der Gesellschaft von der Regierung im voraus zugesicherten, ausgedehnten Ländereien liegen. Wir haben selten eine Publication gesehen, die mehr das Gepräge der Verlockung zu wilder Actienspeculation trägt, als diese Broschüre. Früher hatte schon die mexicanische Regierung zu gleichem Zwecke einen Plan entworfen, wobei sie auf wesentliche Hülfe von Seite der Eingebornen rechnete; das Resultat war, daß die armen Menschen bei der unmäßigen Hitze, den zahllosen bösartigen Insecten, den Fiebern und andern tödtlichen Krankheiten dieser Paradieswüsteneien der schweren Arbeit als Opfer fielen und der ganze Plan bald wieder aufgegeben werden mußte. Aber es wäre doch zu verdrießlich gewesen, alle die schönen, kostspieligen Vorarbeiten umsonst gemacht zu haben, und so fanden sich denn einige speculirende Franzosen, welche, um der Sache Ansehen zu geben, sich bald mit mehrern aufgeklärten Mexicanern vereinigten, und den alten Plan im Wesentlichen nur darin änderten, daß derselbe in eine Actienunternehmung umgewandelt ward, angeblich, um europäische Colonisten heran zu ziehen, und dieselben Arbeiten, welchen die Indianer erlegen waren, durch Weiße verrichten zu lassen, in der That aber nur um den blinden Speculanten diesseits des Meeres das Geld aus der Tasche zu locken. Fast unglaublich ist indeß der Leichtsinn, mit dem man dabei zu Werke gegangen, denn, wenn es der Mühe lohnte, so ließe sich aus der Broschüre selbst die gänzliche Haltlosigkeit des Projects ziemlich gründlich erweisen. Wir wollen hier nur ein paar Einzelnheiten näher bezeichnen. Die Einleitung beginnt mit der Versicherung, „daß man in Europa schon fühle, wie die Ansiedlungen in Nordamerika keinen Vortheil mehr hoffen ließen. Die Emigration könne fortan keinen bessern Punkt wählen, als den Isthmus von Tehuantepec, wo dieselbe durch die neue „„europäische Colonisationsgesellschaft““ auf den von ihr erworbenen 300 Quadratlieues des herrlichsten Landes concentrirt werden solle u. s. w. Außerdem aber suche der Handel längst eine passende Durchfahrt, um den Weg von Europa nach China abzukürzen (wir werden am Schluß noch einige Worte über diesen seltsamen Irrthum sagen); doch sowohl bei Nicaragua wie bei Panama wäre man auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen, — nur bei Tehuantepec wäre die Sache leicht auszuführen. Um dieß recht augenscheinlich zu machen, sind auf der beigegebenen Karte die Flüsse so schön blau gemalt und breit gezeichnet, daß man glauben sollte, ein zweiter Mississippi ströme hier von den Cordilleren herab; es ist indeß nur der Goazacoalco mit seinen Nebenflüßchen, und man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, diese letztere in Uebereinstimmung mit dem Texte des Berichts zu verzeichnen. Doch wenn dieß auch geschehen wäre, dem aufmerksamen Leser konnten die großen Widersprüche der anpreisenden Einleitung und Beschreibung (S. 1 bis 19) mit dem darauf folgenden im Jahre 1835 der Regierung erstatteten Bericht des Generals Orbegozo (S. 20 bis 76) doch schwerlich entgehen. Nach der Einleitung ist der unter 18° 8′ nördl. Br. und 77° westl. Länge vor Ferro mündende Goazacoalco durch zwei Drittheile der ganzen Landenge für Dampfschiffe zur Betreibung des großen Verkehrs schiffbar. Nach dem officiellen Bericht dagegen ist schon die Einfahrt für große Schiffe durch eine feste Sandbank behindert, freilich mit der tröstlichen Bemerkung, „daß deren Vertiefung möglich sey.“ Ferner ist danach der Fluß selbst 10 Lieues aufwärts für alle Schiffe tief genug, weiter hinan aber nur für kleinere, und bald werden auch diese durch Sand- und Steinbänke behindert, — „welche indeß leicht zu durchstechen oder durch Verengung des Flußbettes zu beseitigen sind.“ In Betreff der obern Strecke heißt es dann: „die Pirogen, in welchen wir fuhren, gingen kaum 18 Zoll tief, und saßen doch häufig so fest auf dem Grunde, daß die Ruderer aussteigen mußten um die Boote zu heben und über die Niederungen wegzuschieben.“ — Und das war nicht einmal in der dürren Zeit. Aber obgleich diese Untiefen weiter oben „zum Theil aus Lehm, zum Theil selbst aus festen Felsen bestehen,“ — ist doch alles leicht zu machen, denn — „wenn nur eine thätige, industriöse Bevölkerung an den Ufern des Flusses sich anbaut, wird derselbe in kurzer Zeit ganz schiffbar seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

In 54 Jahren war das anfängliche kleine Häufchen von Verwiesenen zu einer Bevölkerung von 130,000 Menschen (in Neusüdwales allein, ohne Adelaide, Swanriver u. s. w.) angewachsen, eine Stadt aufgebaut worden, deren öffentliche Einkünfte seit 1834 regelmäßig um 40 bis 50,000 Pfd. St. jährlich zunehmen, und ein Handel mit Landesproducten entstanden, dessen mögliche Vergrößerung sich durchaus nicht abschätzen läßt. Jene Volksmenge ist an sich schon ansehnlich, allein sie erscheint dann erst in ihrer wahren Bedeutung, wenn man erwägt, daß sie keine Farbigen, noch weniger aber Negersklaven in sich schließt, und nur aus Europäern oder ihren unmittelbaren Nachkommen besteht. Geht die Vermehrung in demselben Verhältnisse

wie seither fort — und nichts macht dieses unwahrscheinlich — so wird die Bevölkerung von Neusüdwales in noch einmal 54 Jahren stärker seyn, als jene der Vereinigten Staaten es war zu der Zeit, wo diese sich vom Mutterlande unabhängig machten. Daß das baare Vermögen in dieser Colonie ebenfalls rasch wachsen müsse, wird Niemand in Zweifel ziehen, der die Rührigkeit der freien Einwohner beobachtet hat, und weiß, wie vielen Speculationen hier noch der unbeschränkteste Spielraum sich darbietet. Daß das Sammeln von Reichthümern vermittelst der Wollerzeugung jetzt nicht mehr so leicht sey, wie sonst, werde ich weiterhin zeigen, allein manche Zweige der Industrie sind hier noch gar nicht vertreten, in andern wird nicht sobald Concurrenz bedenklicher Art entstehen, weil das Bedürfniß sich täglich mehrt. Einen Beweis liefert die große Zuckerraffinerie, die erste in Australien, welche eine Compagnie auf Actien in Canterbury, etwa zwei Stunden von Sidney, errichtet hat. Als ich sie im Februar 1842 besuchte, war etwas mehr als ein Jahr seit dem Beginn des Baues verflossen, und dennoch fand ich das Geschäft nicht allein in vollem Gange, sondern erfuhr auch, daß bereits die thatsächlichsten Beweise von seiner außerordentlichen Einträglichkeit vorlagen. Es ist erstaunlich, wie Vieles und Großes hier in kurzer Zeit, allerdings aber mit einem Anlagecapital von 30,000 Pfd. St., geleistet worden ist. Eine große Dampfmaschine von 50 Pferdekräften, zwei kleinere, jede von 12 Pferdekräften, setzen ein paar Mühlen und eine Menge von Maschinen in Bewegung, und sind, eben so wie die Arbeiter und die Familien derselben, direct von England importirt worden. Man vermag durch sie wöchentlich 50 bis 60 Tonnen (100,000 bis 120,000 Pfund) raffinirten Zucker zu bereiten, und die beste Sorte zu 6 Pence das Pfund, also für weniger als die Hälfte des Preises zu liefern, den man bisher in Sidney für englischen Zucker bezahlte. Nothwendig müssen die Unternehmer reich werden.

Wie glänzend aber diese Aussichten auch seyn mögen, so möchte ich mir weder Neusüdwales, noch seine Hauptstadt zum Aufenthalt ausersehen, vorausgesetzt ich könnte mich überhaupt dazu entschließen, als Emigrant aufzutreten, und der Hoffnung der Rückkehr nach dem Vaterlande auf immer zu entsagen. Kein Deutscher, der es mit seinen Landsleuten redlich meint, wird jemals zur Auswanderung nach diesem Theil Australiens einladen. Die guten Aussichten auf Reichthum oder mindestens auf eine sehr unabhängige Existenz, die sich hier jedem unternehmenden Geschäftsmann und selbst dem geschickten Handwerker bieten, wiegen die Mißgefühle nicht auf, die bei näherer Kenntniß der Bevölkerung jeden feiner fühlenden, eigentlich wohl jeden unverdorbenen Fremden ergreifen müssen. Jener Charakterzug, welcher dem Neuling in Nordamerika so unangenehm auffällt, das Streben nämlich in möglichst kurzer Zeit reich zu werden, die daher entstehende Ueberschätzung des Geldes und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht directe Vortheile gewährt, durchdringen hier alle Classen so sehr, daß selbst im geselligen Umgange der widerwärtigste Egoismus, man möchte sogar sagen eine arge Rohheit, sich ungescheut kundgeben. Es ist an sich schon ein großer Uebelstand, daß die Bevölkerung in zwei sehr verschiedene, wenn auch vor dem Gesetz gleiche Classen zerfällt, in die Verwiesenen, welche ihre Strafe abgebüßt haben und im Lande freiwillig zurückgeblieben sind, und in die freien Einwanderer. Die ersten stellen den eigentlichen Stamm der Bevölkerung dar, und ihre Familien müssen schon darum zu den ältesten im Lande gehören, weil freiwillige Einwanderung nur seit etwa 30 Jahren gewöhnlicher worden ist. Viele, wo nicht die Mehrzahl dieser ältern Emancipirten, sind wohlhabend, ja es befinden sich eigentlich die großen Vermögen nur in den Händen solcher Leute. Wie auch die wahre Gesinnung des Vortheils wegen verborgen werden möge, so achten doch die freien Ansiedler jene sogenannten Emancipisten nicht, die ihrerseits dieses recht wohl wissen und mit stillem Hasse vergelten. Die Kinder derselben gehen aber noch weiter, denn ohne die Tüchtigkeit des europäischen Engländers zu besitzen, haben sie doch ganz seinen halsstarrigen Stolz geerbt. Sie betrachten sich daher als die eigentlichen und allein rechtmäßigen Besitzer des Landes, und feinden jeden Einwanderer als einen Eindringling an. Es ist überhaupt sonderbar, wie schnell in diesem Lande der englische Charakter ausartet. Man kann den Engländern nicht Schuld geben, daß sie durch plumpe Aufschneidereien sich gegenseitig über den wahren Zustand ihres Landes zu täuschen versuchten, oder daß sie sich in hochtrabendem Bombast gefielen und über demselben das Wesentliche aus dem Auge verlören, gerade aber zu beidem zeigen die weißen Neusüdwaleser eine bemerkenswerthe Neigung. Hört man die Redner in gewissen Versammlungen oder liest man die im Interesse jener Partei redigirten Blätter, so sollte man meinen, Neuholland könne sogleich zu einer ansehnlichen Kriegsmacht sich erheben, sobald es den Anglo-Australiern beliebte, und England werde es in kürzerer Zeit nur besondern Rücksichten zu danken haben, wenn das schon jetzt reife und ausgezeichnete Volk dieser Colonie noch länger sein Joch trägt. Welche Spaltungen in der Gesellschaft aus solchen Ursachen entstehen müssen, kann man sich leicht denken. Sie gehen so weit, daß man sich wegen der unbedeutendsten Dinge mit wahrer Giftigkeit bekämpft, und vertrauliches, freundliches Zusammenleben unter einer größern Zahl von Familien gleichen Standes so gut wie nicht bekannt ist. Dem letztern steht nebenbei sehr oft die Sittenlosigkeit entgegen, welcher sich einzelne Familien ganz offen hingeben. Solche Verderbniß kann da nicht ausbleiben, wo ein großer Theil der Bevölkerung aus Menschen besteht, die gegenwärtig wohl im Besitz von großen Vermögen sich befinden und gemeiniglich ein Haus machen, indessen von den Gerichtshöfen Englands wenigstens nicht ihrer Tugenden wegen zu den Antipoden verwiesen worden sind. Selbst die geordneten und achtbarsten Familien der freien Einwanderer sind vor solcher Ansteckung nicht sicher, denn sie sehen sich gezwungen Verwiesene als Dienstleute von der Regierung zu miethen. Wenn man sich erinnert, daß Niemand um einer Kleinigkeit willen zur Transportation verurtheilt wird, und daß man es sonach mit Leuten zu thun hat, unter welchen allerdings manche nur einmal fehlten und sogleich der Gerechtigkeit verfielen, sehr viele aber zu den schlechtesten Subjecten zu rechnen sind, so wird das Unangenehme oder vielmehr das Nachtheilige des erwähnten Verhältnisses vollkommen einleuchten. Ich habe später, in den Familien der achtbaren Colonisten außerhalb der Städte, gerade hierüber die bittersten Klagen gehört. Freie Dienstboten sind nämlich kaum zu erlangen, ausnehmend theuer und sehr unbeständig, indem sich denselben bald Gelegenheit darbietet auf eigene Hand irgend eine einträgliche Beschäftigung zu ergreifen, die weiblichen zumal sich schnell und meist über ihrem Stande verheurathen. Man denke sich nun das Gefühl einer sittlich guten und zärtlichen Mutter, die durch Noth gezwungen ihre Kinder einer Verwiesenen aus der Classe überlassen müssen, welche die Londoner Polizei auf den Straßen aufgreift und die Gerichtshöfe nach Australien deportiren lassen!

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1843.

Etwas über die Ruinen von Carthago.

Schon mehrere berühmte Reisende haben die Ruinen von Carthago besucht, so Shaw im Jahre 1727; achtzig Jahre später Chateaubriand, neuerlich der Capitän Falbe, und der letzte war wohl Hr. Felix Flachenacker, welcher gegenwärtig eine „Reise in den Barbareskenstaaten während der Jahre 1838 bis 1840" herausgibt. Ein Bruchstück davon über die Ruinen Carthago's enthält das Novemberheft der „Nouv. Annal. des Voyages," und wir entheben demselben einiges Allgemeinere, da das Specielle ohne angefügte Karte nicht recht verständlich ist so wie eine Nachricht über die Cisternen.

„Im Nordosten von Tunis, drei Lieues von dieser Stadt auf einer Halbinsel, die auf der einen Seite vom Meere, auf der andern vom See (Baheira) vor Tunis gebildet wird, also auf einem Raum von drei Lieues, sind die zahlreichen Ueberreste des prächtigen Carthago zerstreut. Alle die oben aufgezählten Reisenden haben sich bemüht, mit den alten Schriftstellern in der Hand die Zweifel über die Lage der bedeutendsten Quartiere und Gebäude der Stadt aufzuklären, aber außer der Mangelhaftigkeit der Beschreibungen, außer der Schwierigkeit die verschiedenen Gebäude in einem Lande zu constatiren, wo die Bauart seit Jahrhunderten dieselbe blieb, ist auch zu bemerken, daß die wiederholte Zerstörung und Wiedereroberung der Stadt durch Römer, Vandalen und Araber, ihr natürlich den ursprünglichen Typus nehmen mußte, und darum haben die gelehrten Forschungen bis jetzt wenig Licht auf die Sache geworfen. Nach den schwachen Anzeigen jedoch, die man sammeln konnte, und nach den Zeugnissen der Alten (Appian, Strabo, Polybius) scheint es ziemlich gewiß, daß das phönicische Carthago auf einer Halbinsel von unregelmäßiger Form lag, die im Norden durch das Cap Gamarth (jetzt Dschebel Kawi), im Osten durch den Golf, im Süden und Westen durch einen See beschränkt war, von welchem an man die 25 Stadien Breite rechnen muß, welche die Landenge, die das feste Land mit der Halbinsel verband, bis zu der Lagune Sukara hatte, die allem Anschein nach den Hintergrund des Golfes von Utica bildete. Nur in diesen freilich sehr großen Räumen stößt man auf die mehr oder minder bedeutenden Spuren dieser stolzen Stadt, und hier allein darf man das phönicische Carthago suchen.

Die bedeutendsten und ohne allen Widerspruch am besten erhaltenen Ueberreste des Alterthums sind die untern, in der Nähe eines Tempels und rechts von dem sogenannten Grabe des heiligen Ludwig gelegenen Cisternen. Diese sind 17 an der Zahl; ihr vorderer Zugang ist durch eine Masse ungeheurer Steine, zwischen denen die Zwergpalme (chamærops humilis) in Fülle wächst, versperrt; denn ihr Vordertheil war, wie man aus den noch ziemlich erhaltenen Trümmern leicht ersehen kann, mit zwei kleinen Thürmen verziert. Diese Cisternen sind parallel, eine hinter der andern, aneinandergereiht, und rechts und links an den Seiten sind Gänge, die bis zu den letzten führen, in die man sich aber wegen der Erdstürze nicht hineinwagen kann, um so mehr als der Boden so geneigt ist, daß ein falscher Schritt gefährliche Folgen haben kann; sie sind von elliptischer Form und in einem ziemlich niedern Terrain angelegt. Ihre mittlere Höhe ist 2,m 25 bis 3,m 898 wenigstens in den ersten, wo kein Wasser ist, und wo man hinabsteigen kann; sie sind 5,m 982 breit und 12,m 996 lang; die Mauern sind 1,m 3 dick. In jeder Mauer, die eine von der andern scheidet, ist eine weite Oeffnung, wodurch das Licht hineinfällt, und die vielleicht auch eine andere Bestimmung haben mochte. Die Gewölbe dieser Cisternen sind nur 0,m 216 dick, und bestehen aus kleinen schwarzen und rothen Steinen, die mit einem Mörtel aus Puzzolanerde, härter als Granit, gemischt sind; man muß den Hammer brauchen, um auch nur einige Stückchen loszubringen; dieser Kitt ist so hart, daß an mehrern Stellen die Seitenwand zerfallen ist, und doch das Gewölbe sich fast unversehrt erhielt. Die zwei oder drei ersten Cisternen, in die man hineindringen kann, sind trocken, und dienen oft ermüdeten Wanderern als Zufluchtsort. Die Mauern sind bedeckt mit Namen von Reisenden, welche diese Ruinen besucht haben; unter den obscursten Namen finden sich auch welche von sehr bedeutenden Personen.

„Oberhalb der kleinen Cisternen ersteigt man einen Hügel, an dessen Seite sich Ruinen von Souterrains finden, die in

mehrere kleine Cellen getheilt sind und wohl zu Bädern gedient haben können, da sie den Cisternen sehr ähnlich sind, obgleich sie, so viel man bis jetzt gefunden hat, durch keinen Canal mit denselben in Verbindung stehen, und vielleicht nur durch den Regen gefüllt wurden, wie die Reservoirs und Cisternen der Privaten in Tunis, was auch das ziemlich tiefe Wasser in einigen derselben noch jetzt zu beweisen scheint."

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Fortsetzung.)

In solcher Weise geht es fort. Wir wollen jedoch unsere Leser mit weitern Auszügen verschonen, denn unter solchen Umständen, und da überdieß an der Westküste auch kein Hafen vorhanden ist, sondern nur ein großes mit Sandbänken besetztes doppeltes Haff, an welchem ein für Seeschiffe tauglicher Hafen gebaut werden kann, so wäre es wirklich nicht der Mühe werth, über dieses Unternehmen hinsichtlich einer Communication der beiden Meere noch ein Wort zu verlieren, wenn nicht ein neues Ereigniß die Aufmerksamkeit wieder dorthin zu lenken geeignet wäre, nämlich das neue mexicanische Fremdengesetz. Durch dieses ist es bekanntlich jedem Ausländer, wenn er auch nicht der katholischen Kirche angehört, gestattet, Grundeigenthum zu erwerben, sobald er im Lande selbst wohnen will, und sich dann nach zweijährigem Aufenthalt daselbst auch zur Erlangung des mexicanischen Bürgerrechts zu melden. Damit wäre für die künftige Ansiedlung ohne Zweifel ein wesentlicher Schritt geschehen, vorausgesetzt, daß diese Bestimmungen auch bei jedem möglichen und nicht unwahrscheinlichen Regierungswechsel in Kraft bleiben, was sehr zweifelhaft ist, da vielleicht mit dem Tode oder Abgang des jetzigen Präsidenten alle bestehenden Institutionen wieder zusammenbrechen und ganz andere Regierungsprincipien an die Reihe kommen werden, deren Tendenz kein Mensch im voraus berechnen kann. Dennoch wird dieses Fremdengesetz vielleicht manche Ausländer veranlassen, sich nach Mexico zu wenden, und so könnten sich auch bald wirklich Käufer finden für die Ländereien im Isthmus von Tehuantepec, welche nach neueren Berichten ein Hr. Garay (vielleicht Nachfolger oder Associé des Hrn. F. Giordan) „behufs der Anlegung einer Wasserstraße nach der Küste von Tabasco" sich hat abtreten lassen. Wenn das aber geschieht, und sich die Wasserstraße auch als unausführbar darstellt, so würde doch mit der Zeit von den Ansiedlern ein practicabler Landweg angelegt werden, und wenn ein solcher nur erst von einer Meeresküste an die andere führt, so wird sich auch vielleicht ein beträchtlicher Theil des Welthandels dahin ziehen, wobei indeß hinsichtlich des Verkehrs mit China und Ostindien jedenfalls die Europäer weit weniger interessirt sind als die Nordamerikaner, und zwar aus folgenden Gründen.

Erstens mündet der Goazacoalco, wie schon gesagt, an der Küste von Tabasco im Süden des mexicanischen Meerbusens, nicht weit von Vera-Cruz. Dieser Haupthafen des mexicanischen Handels mit dem ganzen Osten müßte durch eine jede Erleichterung des Verkehrs mit der Westküste und der Schifffahrt auf dem stillen Meere ohne Zweifel sehr gewinnen, und dasselbe gilt umgekehrt für den Hafen von Acapulco oder andere Handelsplätze im Westen, deren Verbindung mit der mexicanischen Ostküste weit leichter über Tehuantepec zu beschaffen wäre, als quer durch das breite Land nach Vera-Cruz. Die Mexicaner selbst sind daher ganz besonders bei der Anlegung der fraglichen Straße interessirt, und möchten eben deßhalb fremdes Geld und fremde Arbeit dazu heranziehen; denn wenn auch die Unternehmer dabei zu Grunde gehen, sie würden jedenfalls die einmal vorhandenen Straßen benützen können. Das Gesagte findet aber gleichfalls Anwendung auf die entlegenern Häfen von Tampico (de las Tamaulipas), von Houston u. s. w. in Texas, und von New-Orleans u. s. w. in den Vereinigten Staaten. Für alle diese Orte und nicht minder für Havana würde eine gute Straße durch den Isthmus von Tehuantepec den Verkehr mit dem stillen Meere sehr erleichtern und heben, ja selbst nach den Osthafen der nordamerikanischen Freistaaten würde der aus dem stillen Meere kommende Waarenzug mit Vortheil diesen Weg einschlagen, weil der Golfstrom der Schifffahrt aus dem mexicanischen Meerbusen günstig ist. Die Nordamerikaner sind daher zunächst bei Erbauung dieser Straße interessirt und ihrer thatkräftigen Unternehmungslust dürfte man füglich die Ausführung anheimstellen. In entgegengesetzter Richtung würde freilich für ihre Osthafen wie auch für die meisten westindischen Inseln, für das nordöstliche Südamerika und für ganz Europa die Straße durch Panama bequemer liegen, als jene über Tehuantepec. Auch ist im Allgemeinen gewiß nicht zu läugnen, daß selbst für Europa die Errichtung einer oder mehrerer guten und sichern Handelsstraßen durch die große Landenge zwischen Nord- und Südamerika sehr wünschenswerth erscheint, und in Zukunft werden diese Communicationswege auf die Entwicklung eines bedeutenden Theils des Welthandels gewiß von entschiedenem Einfluß seyn; aber gerade darüber hat man doch, wie wir oben schon andeuteten, in der Regel sehr irrige Vorstellungen, und diese werden geflissentlich genährt, um leichtgläubige Capitalisten zur Betheiligung an den ausschweifenden und unreifen Actienspeculationen und Colonisationsprojecten der Gegenwart zu verleiten.

So heißt es namentlich auch in der erwähnten Broschüre des Hrn. F. Giordan: „Wenn die Communication der beiden Weltmeere die Entfernung zwischen Europa und China (nebst den Sundainseln) um 2000 Lieues abkürzt (wobei Humboldt als Autorität citirt wird), so muß dieselbe nicht allein in dem ganzen östlichen Asien, sondern auch in den Beziehungen desselben zu Europa und Amerika und umgekehrt eine große Veränderung hervorbringen u. s. w. Ohne Zweifel wird daher die Handelsstraße durch den Isthmus von Tehuantepec und die Errichtung eines Universal-Entrepots aller Producte des Erdballs auf diesem Isthmus dem mexicanischen Staate ein unbestreitbares Uebergewicht geben, und es bedarf keines großen Scharfblicks, um vorherzusehen, daß diese Republik bald die Erbin der ganzen Macht seyn wird, welche der Handel verleiht u. s. w." Zu einer so glänzenden Zukunft werden die Auswan-

derer der alten Welt von der „europäischen Gesellschaft von Tehuantepec" eingeladen."

Freilich wenn diese schönklingende Darstellung der Wahrheit gemäß wäre, so möchten eben jetzt bei der Hoffnung auf einen großartigen Aufschwung des Verkehrs mit China nicht wenige sich versucht fühlen, zur Realisirung eines solchen Planes Hand und Geld zu bieten. Aber — auch abgesehen von der großen Abkürzung des Weges von Europa nach Ostindien ꝛc. durch Eröffnung und Benutzung der Straße über Suez — ist die Vorstellung, „daß der Weg zwischen Europa und China über Central-Amerika kürzer sey, als der bisherige um Afrika herum, eine durchaus irrige." Das wirkliche Verhältniß der bei diesem Welthandel in Frage kommenden Entfernungen ist in runden Zahlen etwa folgendes.

Der Weg von England nach China beträgt:

1) über Suez	2570	geogr.	Meilen.
2) um das Cap der guten Hoffnung	3320	—	—
3) über Panama	3590	—	—

Hier ist also hinsichtlich der Distanzen für den europäischen Handel mittelst der Passage durch Central-Amerika nicht von Gewinn, sondern von Verlust die Rede, denn dieser letztere Weg wäre circa 270 Meilen länger als der um Afrika und 1020 Meilen länger als über Suez. *) Nur ums Cap Horn ist der Weg noch bedeutend weiter als über Panama, nämlich circa 4200 Meilen; aber wer sich überhaupt bewogen findet, diesen Weg zu wählen, der wird andere Gründe dazu haben, die mit Nebenspeculation, Rückfrachten oder andern Rhederei-Interessen zusammenhängen, und diese letztern fallen ganz weg, sobald in irgend einem Hafen der amerikanischen Landenge gelöscht und in einem andern an der Westküste wieder geladen werden muß, oder umgekehrt. Wenn also der gepriesene neue Weg für den europäisch-chinesischen Handel auch nicht weiter, sondern, wie man irriger Weise bisher anzunehmen pflegte, kürzer wäre als der bis jetzt gewohnte Seeweg, so könnte derselbe doch nur dann als vortheilhaft erscheinen, wenn zwei gesonderte Schifffahrtslinien eingerichtet würden, eine über das atlantische, eine zweite über das stille Meer, und wenn die zu erbauenden Entrepots an beiden Küsten der amerikanischen Landenge so großartig angelegt und ausgestattet würden, daß die Speculanten und Rheder in beiden zu jeder Zeit eine vollständige Auswahl aller Producte und Fabricate, die für den Bedarf der asiatischen und der europäischen Consumenten überhaupt begehrt werden mögen, in beliebiger Qualität und Quantität vorräthig fänden.

Wer den Handel nur einigermaßen aus Erfahrung kennt, wird die völlige Unmöglichkeit solcher Bedingungen ohne weiteres erkennen. Dazu kommt aber noch, daß wenn auch wirklich dereinst große Entrepotvorräthe in den neu zu erbauenden Stapelplätzen vorhanden seyn werden, doch immer ein bedeutender Theil der Schifffahrt den directen Verkehr vorziehen wird, theils wegen der schon erwähnten Interessen der Rhederei, theils wegen der unvermeidlichen Vertheuerung der Waaren bei dem Transport über die amerikanische Landenge und diese Vertheuerung würde nicht allein durch den Land- oder Canaltransport hervorgebracht werden, sondern auch durch andere Mehrausgaben. Die Assecuranz namentlich ist in ununterbrochener Fahrt von Europa nach China nicht viel höher als nach dem mexicanischen Meerbusen, jedenfalls beträchtlich geringer, als diese zusammen genommen mit der zweiten See-Assecuranz über das stille Meer, und nun wäre noch eine dritte Assecuranz für die Landpassage hinzuzurechnen. Auch die doppelte Schiffsfracht auf beiden Meeren müßte sich nothwendig, selbst wenn dieser Weg der kürzere wäre, merklich höher stellen als die einfache um das Cap, denn auf dem stillen Meere wird es noch gar lange an erheblicher Concurrenz fehlen. Nun aber kämen noch ferner hinzu: 1) der doppelte anstatt des einfachen Betrages der Provision und sonstiger Nebenposten aller Art für den Seetransport; 2) zweifache Hafen- und Tonnengelder, Löschungs- und Ladungsunkosten und Lagermiethe nebst Provision ꝛc. in beiden Entrepots.

(Schluß folgt.)

*) Wir brauchen wohl nicht zu erinnern, daß bei allen diesen und den folgenden Distanzangaben nur das Fahrwasser in geraden Linien als Maaßstab genommen ist, ohne Berücksichtigung der durch Winde, Ströme ꝛc. erzwungenen Umwege.

Seide in Indien.

Dr. Lortet in Lyon theilt in einem Artikel über die Seide in Indien in dem Propagateur de l'Industrie de la soie Folgendes mit: „China, Hinterindien, das Thal des Ganges und Assam scheinen das erste Vaterland der wilden, so wie der heimisch gemachten Seidenraupen zu seyn. Man kann die Priorität weder für Indien, noch für China nachweisen. Die Benennungen für Seide, als Kitaja (Product eines Insects) und Kinseya (Product eines Cocons) finden sich schon in den Gesetzen Menu's, also 1000 Jahre v. Chr. In den Wäldern des Dekkan und in Sylhet (östlich von der Gangesmündung) war das Einsammeln der durch wilde Raupen erzeugten Seide stets die Beschäftigung zweier verschiedenen Kasten. Walter kam auf dem Wege von Sylhet nach Pandua durch einen Wald voll großer grüner Raupen; wenn sie die Blätter eines Baumes abgefressen haben, versetzt man sie auf einen andern. Schützen werden aufgestellt, um sie gegen die Vögel zu vertheidigen. Sie ergeben eine gelbe Seide. — In Assam gibt es viel Seide, aber die Raupe des weißen Maulbeerbaumes ist die am mindesten verbreitete Gattung. Die gewöhnlichste Seidenraupe ist diejenige, welche sich auf dem Lorbeerbaume Muga theils wild, theils cultivirt findet. Wahrscheinlich ist es derselbe, den man in Bengalen Tasar nennt. Man erhält in diesem Lande vier Seidenernten: die erste in der trockenen Jahreszeit erzeugt eine rothe Seide; die zweite im Frühjahr eine weiße; die dritte, Medanggori genannt, gilt als die beste; die vierte, Erendi genannt, kommt von einer Raupe, die sich auf dem Wunderbaume (ricinus) nährt und der von Bengalen ähnlich ist. Von sechs Raupenarten, welche Hugon und Helfer in Assam beobachtet haben, sind drei unbekannt, zwei gleichen denen in Bengalen und die sechste ist unser Bombyx mori. In China, wie in Indien ist die verbreitetste wilde Gattung die Saturnia Cinthia, die sich vom Wunderbaume nährt. — In den Wäldern des hohen Gondwana ist eine wilde Seidenraupe, welche einen Cocon (Koan) von der Größe eines Truthühnereies macht.

Die grobe Seide, die man davon gewinnt, heißt Tesur oder Tesser. Die daraus bereiteten Stoffe heißen Sasi und Muschru. Schon zur Zeit der Ptolemäer brachte man sie nach Nilcunda an der malabarischen Küste, wo man sie nach dem Occident einschiffte. (Echo du Monde Savant vom 22 December.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nach kurzem Aufenthalt in Sidney trat ich eine Reise nach dem Innern an, um meinem eigentlichen Zweck näher zu kommen. Die Absicht, mir einen eigenen Herd zu gründen, hatte mich nach Australien geführt, und als ehemaligem deutschen Landsmanne sagte mir vor allem der Plan zu, die Schafzucht zu betreiben, die kein zu großes Capital erfordert und bisher sehr gewinnbringend gewesen ist. Ohne weitere Nachforschungen auf ein solches Unternehmen einzugehen ist jedem Neuling um so ernstlicher zu widerrathen, da es in Sidney nicht an Speculanten fehlt, die ihre Umstände durch Verlockung von Fremden zu bessern streben und stets auf der Lauer liegen, um Emigranten, bei welchen sie irgend etwas Capital wittern, zu einer Compagnieschaft zu verführen. Man hat sich vor solchen Individuen eben so zu hüten, wie im Westen der Vereinigten Staaten vor den Speculanten im Landkaufe, die schon manchen Einwanderer um das Seine brachten. Oft besitzen sie nicht die Hälfte von der Heerde, zu deren Mitbesitz oder Vergrößerung sie baar einzahlende Theilnehmer suchen, und noch schlimmer geht es dem Unvorsichtigen, der ohne weitere Nachforschung sich mit einem dieser „Sheepfarmer" zur Begründung eines völlig neuen Unternehmens einläßt. Indem ich die Beschreibung meiner Reise über die „blauen Berge" auf eine andere Gelegenheit verspare, will ich diesesmal nur die Erfahrungen mittheilen, welche ich in Bezug auf jenen Industriezweig in Neusüdwales gesammelt habe.

Der Betrieb der Schafzucht im Großen beginnt in Entfernung einiger Tagereisen von Sidney. Die Besitzer der Ländereien, welche der Stadt näher liegen, finden es vortheilhafter Ackerbau zu treiben und den Markt zu versorgen, und halten daher selten Heerden von ansehnlicher Zahl. Am östlichen Fuße der blauen Berge trifft man die ersten großen Schäfereien (Stations), die dort selten weiter als zwei bis drei englische Meilen von einander entfernt liegen. Je weiter man nach Westen vordringt, um so mehr bemerkt man die große Ungleichheit in der Beschaffenheit des Bodens, welche als wesentliches Element hervorzuheben ist, wenn es darauf ankommt die Wahrscheinlichkeit künftiger Vergrößerung und Blüthe dieser Colonie zu berechnen. Zwischen den bessern und grasreichen Ländereien schieben sich nämlich breite Streifen ein, wo der Sandstein in Gestalt von horizontalen Stufen nackt an der Oberfläche liegt, Wasser in jeder Jahreszeit mangelt und die Vegetation nur in wenigem dürrem Gestrüpp besteht, Gräser hingegen entweder gar nicht gedeihen oder höchstens durch rauhe, sparrige Arten vertreten werden, die, in einzelnen Büscheln wachsend, Schafen ungenießbar, wo nicht nachtheilig sind. Aus diesem Grunde liegen dort die Stationen oder Schäfereien weit von einander entfernt, und niemals kann ein Besitzer von mehr als der Hälfte desjenigen Landes Gebrauch machen, welches ihm durch den Staat als „Location" überwiesen worden. Da dem letztern in dieser Gegend, und überhaupt innerhalb der jetzt angenommenen Colonialgränzen, nur wenig gutes Land zur Vertheilung übrig geblieben ist, so haben sich die Wollzüchter über die Gränzen hinaus in die Gegend des Murrumbidschi und in den Manero-District verbreitet, und wandern mit ihren Heerden bis über den Fluß Nepean. Aus amtlichen Nachforschungen hat sich ergeben, daß ein volles Dritttheil der den Colonisten gehörenden Heerden jenseits der Gebietsgränzen sich befindet. Da Neuholland an natürlichen Wasserwegen den größten Mangel leidet, Anlegung von Canälen aber wegen Unmöglichkeit gehöriger Speisung außer aller Frage ist, so finden es schon jetzt die Besitzer entlegener Stationen sehr schwer, oft unverhältnißmäßig kostspielig, ihre Wolle zu Markt zu bringen. Man hat mittelst Anwendung von Verwiesenen allerdings mehrere sehr schöne Landstraßen, namentlich eine über die Berge, gebaut, welche ein Meisterstück genannt werden darf, allein diese erreichen nicht die Hälfte der Entfernung, in welcher die äußern Stationen liegen. Da ferner das Innere, mit welchem man jetzt ziemlich genau bekannt ist, eben nur zur Schafzucht sich eignet und durchaus keine Vorzüge besitzt, die zur Anlegung von Dörfern oder gar von Städten führen könnten, so ist es auch nicht im geringsten wahrscheinlich, daß jemals große Landstraßen dorthin gebaut werden dürften. Wenn man sonach annehmen muß, daß die Wollzüchter ziemlich an der Gränze des Gebiets angekommen sind, und daß sie diese ohne Aufopferung der seitherigen Vortheile nicht füglich überschreiten können, so ergibt sich der doppelte Satz, daß einmal die Production der Wolle (nächst dem Wallfischthran das wichtigste Erzeugniß Neuhollands) nicht so unbedingt vermehrt werden könne, wie man sanguinisch genug vorausgesetzt hat, daß also die Colonie auf diesem Wege allein nicht zu maaßlosen Reichthümern gelangen könne, und dann, daß der größte Theil des Innern für alle Zeit hin eine unnützliche und einsame Wüste bleiben müsse. Selbst der Ackerbau kann nirgends in Neusüdwales, ich möchte fast sagen nirgends in Neuholland, nach dem großen Maaßstabe wie in Mitteleuropa und den Vereinigten Staaten betrieben werden, und eben darum wird die zukünftige Größe dieses Welttheils nicht auf der Bodencultur, welcher Art sie auch sey, begründet werden können, sondern sie wird auf dem Handel beruhen, dessen Centrum für die südliche Hemisphäre später oder früher hieher fallen wird. Da an Kohlen Ueberfluß vorhanden ist und sonach bewegende Kraft leicht zu erlangen seyn wird, so kann vielleicht später eben dort ein großer Manufacturstaat emporblühen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Moosrosen. Man hat kürzlich in England bemerkt, daß die mit der größten Sorgfalt gepflanzten Moosrosen in kurzer Zeit ihr Moos verloren haben. Die Physiologen haben schon früher das Moos für eine organische Entartung angesehen, ob dieselbe aber einer allzu schwachen oder allzu üppigen Nahrung zuzuschreiben ist, läßt sich noch nicht entscheiden. Die obige Beobachtung kann dazu führen, die Frage allmählich aufzuklären. (Echo du Monde Savant vom 22 Dec.)

Notiz über Alt-Europa. Unter diesem Titel hat ein Hr. Dartley die neuesten Entdeckungen der Geologie und physischen Geographie mit den Traditionen der Alten zu vereinigen gesucht. Ein so dornenvolles Thema verlangt einen ungewöhnlichen Umfang von Kenntnissen und eine außerordentliche Schärfe der Beurtheilung. Man ist aber geneigt Hrn. Dartley beides zu bestreiten, wenn man ihn behaupten hört, daß die blonden Völker Mitteleuropa's nicht aus Asien gekommen, sondern Autochthonen seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1843.

Schilderung des nordöstlichen Europa's. *)

(Aus dem Tygodn. Liter. Nr. 45, 46.)

Schon ein Blick auf die Oberfläche des Baues von Europa zeigt den Hauptunterschied zwischen dem Südwesten und Nordosten. Die europäischen Ebenen im Nordosten sind nach einem so gewaltigen Maaßstab angelegt, daß zwar das Ganze wohl den Charakter einer fortlaufenden Vertiefung an sich trägt, daß man sie aber doch wieder in vier besondere Ebenen scheiden muß: die erste ist die deutsche, welche sich von dem westlichen Meere bis zum linken Oderufer ausdehnt; dann kommt die polnische, rusinische und litthauische Ebene längs dem baltischen Meere bis zum Kern der sarmatischen Gebirge, bis zum linken Ufer der Düna, den Höhen des Waldaigebirgs, dem rechten Dnieprs, dem linken Dniesterufer und dem schwarzen Meere. Hierauf kommt die Ebene am linken Dnieprufer über Don und Wolga hin bis zur kaspischen Vertiefung, welche im Südosten den Uebergang von Europa nach Asien macht, und endlich fällt die vierte Ebene, welche den Uebergang von dem Nordosten Europa's zum Polarlande bildet, von dem rechten Dünaufer nach den Seen Ilmen, Peipus, Ladoga und Onega, so wie nach dem weißen und dem Eismeere ab.

Im Süden und Norden Europa's, wo sich viele Halbinseln und Inseln von der europäischen Küste losgerissen hatten, zeigen die von Meeren durchbrochenen Berge die Bewegung des Bodens. Im Innern des Landes drückt sich diese Bewegung durch das Aufthürmen der Massen und das Ausfurchen der Thäler aus, und in Nordosten endlich zeigt sich eine tiefe von starken Flußbetten durchschnittene Landfurche. Im Süden und Norden Europa's bildet das Meer, im Innern desselben Gebirge, im Nordosten aber die Flüsse die Gränze; hier erst im Nordosten Europa's hat die europäische Wasserscheide eine so große Bedeutung, und wirkt so sehr auf die Gestaltung des Landes ein. So ist der Umkreis von Polen, Rusinenland und Litthauen nebst den geographisch dazu gehörigen Ländern begränzt durch das rechte Oderufer im Westen, im Norden durch das Ufer des baltischen Meeres, das linke Ufer der Düna und die Waldaihöhen, im Osten durch das rechte Dnieprufer, im Süden durch die Karpathen, das linke Dniestrufer und die Meerbusen des Liman am Pontus. Dieß ist der Umkreis des historischen Polens, denn so weit reicht seine Geschichte, während seine politischen Gränzen mehrmals seine natürlichen übersprangen. Wenn wir nun bei den localen Benennungen der Gegenden verbleiben und vorerst alle politischen Abtheilungen und Namen bei Seite setzen, so finden wir, daß das Volk, welches diesen Umkreis ursprünglich bewohnte, von drei Nationalideen und hauptsächlich von den drei Centralpunkten Polen, Litthauen und Rusinenland ausging, und es nach den Natureigenthümlichkeiten und der Gestaltung seiner Oberfläche benannte, so daß in dem ganzen Umfang eine bestimmte Idee sich ausdrückt, welche in der Kenntniß des nächsten Landes ihren Ursprung hat. Die Benennungen verändern sich jedoch in etwas, je nachdem sie von einem Bergvolk oder von einem die Ebenen bewohnenden Stamme ausgehen.

Wenn wir uns bei den einzelnen Benennungen der kleinen Gebiete, Berge und Flüsse aufhalten wollten, würden wir das ganze System hier regelmäßig geordnet finden, wir beschränken uns aber auf die Hauptbezeichnungen ganzer Districte, wie das Volk sie nennt, und gewiß wird man bei näherer Kenntniß des Landes finden, daß das Volk mit der einfachen Benennung der Sache ihre Wesenheit aufs genaueste bezeichnete.

Da wo der Charakter eines Landes eine ausgetiefte Furche ist, liegt dessen Ausdruck in der Hauptrichtung der Flüsse, die man vor allem kennen muß. So drängen sich die Quellen der Oder, Weichsel und des Dniestrs in den Bergen zusammen, welche in der Richtung der bekannten europäischen Diagonale liegen. Oder und Weichsel fallen ins baltische, der Dniestr ins schwarze Meer. Ebenso strömen drei bedeutende Flüsse

*) Der Verfasser ist nicht genannt, wohl aber deutlich genug bezeichnet, daß man ihn errathen kann; es ist vermuthlich Hr. Zejszner, der viele Reisen in den Karpathen gemacht hat, und nicht nur in Herausgabe eines geographisch-geologischen Werkes begriffen ist, sondern auch eine Sammlung von Volksliedern herausgibt, die er auf seinen Wanderungen in den Bergen sammelte. Der obige Titel ist nicht ganz richtig, denn der Aufsatz betrifft eigentlich nur das im Aufsatze selbst näher bezeichnete Polen in weiterem Umfang. A. d. R.

aus dem Umkreis der nördlichen Höhe heraus: Düna und Dniepr entspringen aus Seen, die auf dem Rücken derselben liegen, der Niemen an ihrem Fuße. Niemen und Düna fallen ins baltische Meer; der Dniepr, der sich von seinem Ursprung an gegen Westen gewendet, strömt zugleich mit dem Dniestr nach der großen Bucht des schwarzen Meeres. Zwischen diesen beiden Flußbetten liegt das kleinere des Bug in der Mitte.

Die vier baltischen Ströme im Norden umfassen ein so weites Land und überragen die kleinern Flüsse und Länder am Meere so sehr, daß dieselben im Vergleich mit den riesenhaften Ebenen von Polen und Litthauen und den großen Flußbetten der Oder, der Weichsel, des Niemen und der Düna fast ganz verschwinden. Im Südosten endlich schließt der Dniepr mit dem Dniestr einen so schmalen Keil ein, und die Gebiete dieser Flüsse sind einander so sehr genähert, daß sich an der Niederung des schwarzen Meeres gar kein Küstenfluß bilden konnte. So haben wir hier das allgemeine Bild des Landes, das wir beschreiben wollen, und jetzt gehen wir an die einzelnen Benennungen über, wie sie der Geist des Volks den einzelnen Gegenden zugetheilt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die belgische Colonie in Guatemala.

(Schluß.)

Unter solchen Umständen ist es entweder einfältiger Wahn oder absichtliche Täuschung, wenn in Hr. Giordans Broschüre gesagt wird: „Die Ausfuhr Frankreichs nach Mexico, Westamerika und Ostasien beträgt in jährlichem Durchschnitt über 170 Millionen Franken; angenommen, daß England, das übrige Europa und Nordamerika zusammen das Vierfache dahin exportiren, so gäbe das eine Totalausfuhr Europa's (wozu also auch Nordamerika gerechnet ist) von 1000 Mill. Fr., und also mit Inbegriff des Retourhandels eine commercielle Gesammtbewegung von zwei Milliarden jährlich; dieß wird genügen, um die Wichtigkeit der projectirten Straße vom Goazacoalco nach Tehuantepec ins rechte Licht zu stellen." Wird sich ein verständiger Mensch durch so lächerliche Uebertreibungen noch dupiren lassen? Wir glauben nach unsrer obigen Darstellung der wirklichen Verhaltnisse und Aussichten im Gegentheil behaupten zu dürfen, daß zur Betreibung des directen Verkehrs zwischen Europa und Ostasien (ohne Nebenspeculationen auf secundären Gewinn in Amerika selbst) kein einziger Kaufmann oder Rheder dem neuen Wege über die amerikanische Landenge den Vorzug geben werde vor der directen Fahrt um das Cap der guten Hoffnung. Ja dieser alte Weg wird immer, selbst neben der Communication über Suez, zu einem bedeutenden Theil dieses großen Handels benutzt werden, obgleich jener 750 M. länger ist als dieser (von China ist die Rede, nach Ostindien ist der Unterschied natürlich weit größer). Dennoch wird ohne Zweifel der Weg über Suez wegen der großen Zeitersparniß mehr und mehr benutzt werden, und eben deßhalb wird Europa hinsichtlich des asiatischen Geschäfts durch die projectirten Straßen quer durch Centralamerika gar nichts gewinnen. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese Passage nicht in anderer Weise auch für den europäischen Handel sehr vortheilhaft werden könnte, namentlich für den wichtigen Verkehr mit der ganzen Westküste Amerika's, mit den östlichen Gruppen der Südsee-Inseln, vielleicht auch mit Neuholland (denn die Entfernung von England nach Guayaquil z. B. beträgt um Cap Horn 2520, über Panama nur 1310 geogr. Meilen, und der Weg von England nach Botany Bay ist um das Cap der guten Hoffnung 3710 M., dagegen um Cap Horn wie über Panama noch keine 3100 Meilen lang. In diesen Beziehungen, so wie für den Wallfischfang im Südmeere kann daher auch die Occupation der Marquesas-Inseln durch die Franzosen für den europäischen Handel von Wichtigkeit werden; wenn aber die französische Regierung, wie in öffentlichen Berichten angedeutet worden, bei dieser Besitzergreifung auf Beförderung des europäisch-asiatischen Verkehrs mit Benutzung der Straße über Panama ꝛc. speculirt, so wird sie sich ohne Zweifel in ihren Erwartungen getäuscht finden.

Anders verhält sich's mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Weg von New-York nach China beträgt:

1) über den Isthmus von Tehuantepec circa	2940	geogr. M.
2) um das Vorgebirge der guten Hoffnung	3410	—
3) um Cap Horn über	4000	—

Hienach würden also mittelst der Passage des Isthmus etwa 470 Meilen oder circa $1/_7$ des kürzesten und circa 1060 Meilen oder über $1/_3$ des längern Seeweges erspart, was allerdings in Verbindung mit der entsprechenden Zeitersparniß ein Object ist, das wohl einige Extrakosten aufzuwiegen vermag. Noch vortheilhafter stellt sich natürlicherweise die Benutzung der Straße von Tehuantepec für New-Orleans und das ganze Missisippigebiet; die Entfernung von New-Orleans bis zum Goazacoalco wird auf 400 und von da bis zur Küste des stillen Meeres auf nur 46 Lieues angegeben. Dieß alles dient zur Bestätigung unserer Bemerkung, daß nächst den Mexicanern selbst besonders die Nordamerikaner bei der Ausführung dieses Projects interessirt sind; wenn aber die Hülfe der Europäer mit so augenscheinlich auf Verlockung berechneten, übertriebenen Darstellungen dafür in Anspruch genommen wird, so kann das bei Verständigen wohl nur dazu dienen, das Vertrauen zur Sache selbst für jetzt wenigstens zu schwächen.

Da diese Bemerkungen im Wesentlichen auf alle Passagen des amerikanischen Isthmus ihre Anwendung finden, so können wir uns in Bezug auf die beiden andern neuerlich wiederholt angeregten Projecte füglich kurz fassen, um so mehr da wir nur zu bestätigen haben, was unlängst in diesen Blättern (1842, S. 1091 f.) darüber bemerkt worden ist. Die Wasserstraße durch den See von Nicaragua würde der vielen Schwierigkeiten wegen, nach Angabe des Hrn. Mac-Queen, ein Anlagecapital von 150 Mill. Fr. erfordern, und Hr. Bailey, ein ehemaliger brittischer Marineofficier, welcher im J. 1838 in Auftrag der damaligen Regierung von Central-Amerika möglichst genaue Vermessungen und Berechnungen angestellt haben soll, schätzt die Gesammtkosten auf 20 bis 25 Mill. Piaster. Das in demselben Jahre wirklich begonnene dritte Project, die Verbindung

des Flusses von Chagres mit dem Dreifaltigkeitsfluß durch einen Canal in der Landenge von Panama, dessen Kosten auf nur 21 Mill. Fr. veranschlagt waren, ist wohl ohne Zweifel am leichtesten auszuführen, und wenn endlich einmal in dem durch Partei=Interessen aller Art zerrütteten Lande die Zeit des Friedens und der Ruhe eintritt, wird gewiß die Regierung selbst den Plan sofort wieder aufnehmen und durch Erneuerung der früher ertheilten oder durch Ertheilung neuer Privilegien auch die Mittel zur Ausführung herbeischaffen, — und daß diese Zeit nicht allzufern mehr sey, ist nicht allein dem Handel der civilisirten Staaten, sondern auch und insbesondere der Cultur und dem Wohl jener herrlichen amerikanischen Länder selbst recht sehr zu wünschen. A. v. W.

Die lycischen Marmortafeln.

Das Athenäum vom 24 Dec. enthält jetzt einige nähere Angaben über diese Marmortafeln, den wir in Nr. 359 nur kurz erwähnten. Es fehlt an Raum zur Aufstellung, deßhalb sind sie für das Publicum noch nicht sichtbar, und der Berichterstatter hat nur beim Auspacken einige flüchtige Blicke darauf thun können; er glaubt es seyen Stücke darunter, die über Cyrus hinaufreichen, und in mythologischer Beziehung von besonderem Interesse seyen. Auffallend findet derselbe eine Art von arabischem Styl, welchen man in Italien pelasgisch zu nennen pflegt, und der sich namentlich in einem eigenthümlichen Faltenwurf zu erkennen gibt. In der Anordnung des Haares, dem spitzigen Bart u. dgl. findet er einen persischen Charakter. Zahlreich sind die Abbildungen auf Friesen, wo Jagd= und Kriegsscenen mit einander abwechseln. Ein Zug von Gefangenen mit auf den Rücken gebundenen Händen soll besonders viel Aehnlichkeit mit persepolitanischen Figuren zeigen, kurz es ist wohl zu erwarten, daß die Kunstgeschichte und Mythologie hier eine bedeutende, jedoch nicht mühelose Ernte machen werden. Merkwürdig ist, daß fast alle diese Marmortafeln Spuren von Malerei an sich tragen, namentlich in den Ecken und tieferen Stellen finden sich Ueberreste, welche auf die vielbesprochene Frage über die vielfarbige Ausschmückung ein großes Licht werfen können, wenn nicht diese Farbenspuren in dem feuchten Klima Englands bald verschwinden.

Bilder aus dem österreichischen Küstenlande.

Die durch ihre trefflichen Kunstleistungen rühmlichst bekannten Maler W. Tischbein aus Triest und August Seib aus München haben gemeinsam das österreichische Küstenland bereist, die sehenswerthesten Gegenden, Städte, Burgen, Denkmale, Landestrachten nach der Natur aufgenommen, und sind nun beschäftigt, die gesammelten Bilder in zehn Heften, jedes von vier Piecen im Steindruck, zu veröffentlichen. Zur nähern Verständigung hat sich der gelehrte Archäolog Dr. Kandler in Triest erboten, dieselben durch beigefügten Text in italienischer Sprache zu erläutern, dessen Uebertragung ins Deutsche von dem Redacteur des Journals des österreichischen Lloyd, J. Löwenthal, besorgt wird. Bereits ist das erste Heft in der lithographischen Anstalt des Hrn. Kunz in Triest erschienen, läßt in Zeichnung und Ausführung nichts zu wünschen übrig, und liefert auch den erfreulichsten Beweis von den Fortschritten des Steindrucks in dieser Stadt. Der dazu gehörige Text wird in der neuen, mit den besten Schriftlettern reich ausgestatteten Typographie des Lloyd zum Druck vorbereitet, und der Erzherzog Stephan hat, als Zeichen seines Wohlgefallens an diesem Unternehmen, die Widmung desselben angenommen.

Den Plan, welchen die Herausgeber verfolgten, deuten sie in einem Vorworte folgendermaßen an: „Wir beabsichtigen nicht bloß den Freunden von Landschaften, Ansichten und Trachten eine Augenweide zu bieten, sondern wünschen zugleich durch treue Abbildungen zur Kenntniß eines Landes beizutragen, das, wenn auch oft Gegenstand der Erforschung, doch aus Mangel an wissenschaftlichen Behelfen bei den vielartigen Veränderungen in seinen örtlichen und sittlichen Zuständen nicht immer in seinem wahren Lichte angeschaut und dargestellt wurde."

Wiewohl in wenige, schmale Gränzen eingeengt, dürfte diese Landschaft an Mannichfaltigkeit wohl manches Land überbieten: hohe, jähe, pflanzenarme und rauhe Alpen, so durchhöhlte, nackte, felsige Hochebenen, daß man kaum begreift, wie Menschen sie bewohnen, wechseln mit gesegneten, lachenden Fluren; Sümpfe und Lagunen mit reizenden, reben= und olivenreichen Hügeln, mit Gestaden und grünenden Eilanden ab, wo die Agave blüht, die Dattelpalme ihre schöne Krone wölbt und die würzige Myrte die immergrünen Wipfel in die milden, freien Lüfte streckt.

Dieselben Gegensätze bietet der Mensch und seine Werke. Pracht, Wohlstand, Bildung und Gesittung wechseln mit Dürftigkeit, Rohheit und Unwissenheit; der Städter, der seine Kleidungsstoffe aus weiter Ferne holt; der Landmann, der selbst die Wolle zu seiner Bedeckung zieht, spinnt und webt, wie er seine rohen Schnürsohlen selber bereitet; der Hirte, der die kleine Ziegenheerde auf die Weide treibt; herrliche Denkmale des Alterthums, die selbst in Rom Bewunderung und Staunen erregen würden, und wieder von Menschen und Thieren gemeinsam bewohnte Hütten ohne Schornstein, prachtvolle Kirchen, stattliche Gebäude und ehrwürdige Burgen, schmucke Schiffe und ausgehöhlte Baumstämme statt der Kähne; Menschen jeder Race und Mundart: Friauler, Venetianer, Istrianer mit venetianischem und eigenthümlichem italienischem Idiom, Deutsche, Krainer, Morlaken, Croaten, Walachen, Zigeuner und gekreuzte Stämme, die ihre ursprüngliche Sprache nicht mehr kennen, alle diese mannichfachen Elemente einen sich zu einem höchst anziehenden Gesammtbilde.

Doch anders stand es um dieses Land im Alterthume; rühmlich glänzt in der Geschichte Aquileja als zweite Stadt Italiens. Pola, Triest, Parenzo, Egida (Capodistria) waren weit gekannte Namen. Dichter sangen ihr Lob und führten ihren Ursprung bis in die graueste Sagenzeit zurück, und der römische Adler breitete gern seine schützenden Fittige darüber aus.

Auch das Mittelalter zeugt von der Blüthe dieser Landschaft. Aquileja's Patriarchen waren als die ersten Prälaten Italiens zugleich Fürsten des deutschen Reichs. Wer erinnert sich nicht der Concilien in Aquileja! Groß war die Zahl der Bisthümer und Abteien, der Kirchen und Klöster; die Städte handhabten strenge die weisen Gesetze, die sie selber gaben, und schlossen Verträge, die sie mit gewappneter Hand beschützten. Groß war auch die Zahl der Edeln, Reichen, Mächtigen aus fürstlichem Ge-

blüte entsprossen, und Kunst und Wissen begannen in Italien kaum wieder aufzublühen, so wurden sie hier auch schon liebend gepflegt.

Diese bildlichen Darstellungen dürften demnach den Freunden der Kunst und des Vaterlandes eine willkommene Gabe seyn, da sie dadurch zur Ueberzeugung gelangen; daß das noch zu wenig gekannte Küstenland an reizenden, großartigen, anmuthigen, schauerlichen Naturscenen, wie überhaupt so viel des Stoffes zur Belehrung und Unterhaltung biete, daß das Unternehmen gewiß große Theilnahme finden wird. Der Text ist, je nach Gegenstand, bald ernst, bald humoristisch gehalten. Als Probe mögen hier zwei Skizzen ihren Platz finden.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Wollte man den auf ihr Land stolzen Anglo-Australiern oder den Berichten der sogenannten Einwanderungs-Commission unbedingt glauben, so dürfte es auf der Welt kein schöneres und sichreres Unternehmen geben, als das eines neuholländischen Wollzüchters. Vor kurzer Zeit erschienen in den Zeitungen von Eidney gar verführerische Berechnungen über den Ertrag einer neu angelegten und gut bewirthschafteten Schäferei. Sie sind zu umständlich, als daß ich sie ganz copiren könnte, versuchen aber nachzuweisen, daß der mit einem kleinen Stammcapital von 2000 Pfd. St. beginnende Einwanderer am Ende des fünften Jahres im Besitze einer Schäferei seyn könne, die nach Abzug aller Betriebskosten bereits 500 Pfd. St. reinen Ueberschuß gewähre. Wären der Ausbreitung nicht die erwähnten Naturgränzen gesetzt, gäbe es keine sogenannten Handelsconjuncturen wie eben jetzt, wo die Preise der Wolle außerordentlich schlecht sind, träten in Neuholland nicht Jahre ein, wo die Dürre so groß ist, daß kein Grashalm grünt, und nicht allein die Schafe, sondern auch die andern Hausthiere vor den Augen ihres hülflosen Besitzers aus Wassermangel umkommen, zeigte sich nicht eine so bedenkliche Verschlechterung des Ertrages, daß (wie man glaubt in Folge des zu großen Zusammendrängens der Heerden) die Vließe jetzt $^1/_4$ bis $^1/_3$ Pfund weniger wiegen als ehedem, kehrten nicht seit einiger Zeit tödtliche Epidemien (Katarrhe, Klauenseuchen) regelmäßig wieder, — so wäre wohl die Rechnung eine ganz gute. Meiner Ansicht nach sollte sich kein Deutscher durch solche Vorspiegelungen zur Auswanderung verführen lassen, und selbst dann, wenn er hier angekommen, dem Ackerbau den Vorzug geben, der freilich nicht in fünf Jahren reich macht, allein den Fleißigen hier noch weit weniger untergehen läßt als in Europa. Die deutschen Landwirthe in Südaustralien befinden sich sehr wohl und erregen bereits den Neid der Eingeborenen, wenn auch nicht durch ihre Wohlhabenheit, indessen doch durch ihr ruhiges, langsames Gedeihen. Vom letztern haben die Anglo-Australier aus eigener Erfahrung keinen Begriff, denn sie suchen nur durch schnell vergrößerte Unternehmen Vermögen zusammenzuwerfen. In der Regel haben sie hierin Glück; mißlingt der Plan, so sind sie darum im Ganzen nicht unglücklicher, denn sie beginnen alsbald etwas anderes. Ein solcher Rollenwechsel hat hier eben so wenig etwas Zweideutiges als in den Vereinigten Staaten, und führt am Ende doch zum Ziele. Von dem Betriebe der Schafzucht ist zumal in den Weidegegenden (sheep-runs) jenseits der Colonialgränzen ein ächt nomadisches Leben ganz unzertrennlich. Den Neusüdwalesern sagt dieses zu, aber dem Europäer dünkt es anfangs eben so beschwerlich als langweilig. Zumal aus dem letztern Grunde entschließen sich wenige der eingewanderten Engländer dazu, Aufseher- oder Schäferstellen in jenen entlegenen Gegenden anzunehmen, ungeachtet die Bezahlung recht ansehnlich ist, für jene 60 Pfd. St., für diese 50 Pfd. St. jährlich beträgt und die Nahrungsmittel geliefert werden. Im Ganzen liebt man es auch nicht, englische Schäfer in Dienst zu nehmen, denn theils bringen diese Leute eine Menge von Vorurtheilen mit und wollen sich nicht an die in Neusüdwales gewöhnliche Behandlung der Heerden gewöhnen, theils machen sie übertriebene Ansprüche. Am Murrumbidschi, also außerhalb der Gränzen, wo überhaupt der Betrieb sehr kostspielig ist und jener höchste Satz von 50 Pfd. St. bezahlt wird, sind solche Leute stets unzufrieden, und vermiethen sich nie auf ein volles Jahr, sondern auf Monate oder nur auf Wochen, so daß der Eigner der Heerde niemals mit Sicherheit sich auf sie verlassen kann. Die Pflichten eines Schäfers in dieser Colonie sind obenein weder zahlreich, noch schwer zu erfüllen. Auf jeder irgend ansehnlichen Station oder Schäferei befinden sich gemeiniglich drei Schäfer, von welchen jeder eine Heerde von 600 bis 1000 Stück, unter welchen 4 bis 500 Mutterschafe befindlich, zu besorgen hat. Genau eine Stunde nach Sonnenaufgang treibt der Schäfer seine Heerde auf die Weide, bleibt den Tag über bei ihr, bringt sie Abends zurück, zählt sie durch und übergibt sie dem Nachtwächter, der eben auch keinen anstrengenden Posten hat, indem es außer den wilden Hunden keine Raubthiere gibt, und die schwärzlichen Eingeborenen höchst selten genug Muth haben einen Diebstahl zu versuchen, wo wachsame Hunde und Feuergewehre ihnen drohen. In der Jahreszeit des Lammens trennt man die trächtigen Schafe auf kurze Zeit von der Heerde und übergibt sie der Aufsicht eines besonders beauftragten und gut bezahlten (40 Pfd. St. jährlich) Wächters, welcher der herumwandernden Heerde sich erst dann wieder anschließt, wenn die Lämmer stark genug sind, um die Reise auszuhalten. Zur Zeit der Schur wandert der Schäfer wieder nach der Hauptstation zurück, und sorgt dafür, seine Heerde möglichst frei vom Schmutze zu überliefern. Versteht er das Scheren, so fallen dann noch einige Pfund Sterling für ihn ab, wo nicht, so wird dieses Geschäft von besonders bezahlten Leuten verrichtet, die sich dabei recht gut stehen und von Station zu Station reisen. Dem deutschen Landwirthe, der gewohnt war seine Leute zwar gut zu bezahlen, dafür aber auch gehörige Leistungen anzusprechen, überkömmt eine Art von Grauen beim Anblick dieser kostspieligen Wirthschaft, die nicht einmal abzuändern ist oder durch persönliche Thätigkeit eines Heerdenbesitzers beseitigt werden kann, indem die Natur des Landes und die daher entstehende Art des Betriebes durchaus eine große Zahl von Dienstleuten nöthig machen. Im übrigen sind die auf den Stationen lebenden Schäfer und Wächter gerade kein unleidlicher Schlag, ziemlich dienstfertig und nach Umständen auch gastfrei. Sie stehen weit über dem durch Rohheit und Neigung zur Gewaltsamkeit ausgezeichneten Stamme der Squatters und Backwoodsmen, der in den ungesunden Forsten am Mississippi und in Arkansas haust. Mit der Zeit wird sich dieses hier auch ändern, denn Gewöhnung an ein so heimathlo'es Leben und Mangel jeder Anregung und jeder geistigen Beschäftigung kann nicht verfehlen auf die in den entlegenern Districten Geborenen verwildernd einzuwirken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1843.

Ueber die Benützung der Landes in Gascogne.

(Nouv. Ann. des Voyages. Dec.)

Das Wort Landes bedeutet bekanntlich ein sandiges, unfruchtbares und unbebautes Stück Land, und namentlich bezeichnet man damit den Strich von der Mündung der Gironde bis zu der des Adour, wo die Küste auf einer Strecke von 60 Lieues nur eine gerade Linie bildet, und das Meer stets stürmisch ist, so daß kein Schiff hier stranden kann, ohne gänzlich zu Grunde zu gehen; nur im Bassin von Arcachon kann es vielleicht Rettung finden. Die der Küste zunächst liegenden Teiche haben noch einen Ausgang ins Meer, aber die entfernteren stocken ganz und verpesten die Luft. Zudem greift der Sand immer mehr um sich: die Sandhügel sind als einzelne Sandkörner durch die hier stets wehenden Westwinde aus dem Meere ans Land getrieben worden, sie rücken mehr und mehr ins Innere vor, so daß Wohnungen, die 2000 Metres vom Ufer angelegt waren, in weniger als einem Jahrhundert nach und nach vom Sande verschlungen wurden. An mehreren Orten liegen Flecken und Dörfer unter dem Sande begraben, Hafen sind ausgefüllt worden, eine Insel, die auf dem großen Atlas von Blaeuw verzeichnet war, existirt nicht mehr, und große Wälder sind verschwunden. Der Ingenieur Brémontier welcher im Jahre 1809 starb, hatte berechnet, daß wenn man dem Uebel nicht Einhalt thue, binnen 1800 Jahren Bordeaux unter dem Sande begraben seyn würde.

Seit langer Zeit hat dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf sich gezogen, und Gesellschaften sowohl als einzelne haben sich mit demselben abgegeben. Am eifrigsten war Brémontier von 1776 bis an seinen Tod. Durch Anpflanzung von Fichten im Sande hielt er den Fortschritt desselben auf, seit 1787 schmückten sich die Dünen mit einer schönen Vegetation, und allenthalben, wo Anpflanzungen statt gefunden hatten, wurden diese eine fast unüberwindliche Wehre gegen die Ausbreitung des Sandes. In den politischen Stürmen wurden die Landes und die Bepflanzung der Dünen vergessen, und das Meer setzte sein Zerstörungswerk ungehindert fort. Im Jahre 1810 berechnete man nach Brémontier das vom Sande bedeckte Terrain, in welchem der Lauf der Bäche gehemmt und Seen und Teiche entstanden waren, auf 300 Quadrat-Kilometres (75 Lieues). Mehrere Gesellschaften unternahmen Arbeiten, um dem Fortschreiten des Sandes ein Ziel zu setzen, und eine derselben gründete im Jahre 1837 eine Colonie zu Arcachon. Ein Hr. Boisse wurde 1839 beauftragt über die Landes zu berichten, und fand namentlich, daß ein großer Unterschied zwischen dem innern Lande und dem an der Küste sey; die letztere bot ungemein viel mehr Vortheile an, als das tiefer im Innern gelegene Land, und zwar aus sehr einleuchtenden Gründen.

Die Sümpfe und Teiche, welche seit undenklichen Zeiten hinter den Dünen sich befanden, trockneten aus und verschwanden allmählich ganz, nach Maaßgabe, als die Anpflanzungen auf den Dünen heranwuchsen, und die jungen Meerfichten sich über die benachbarten Gewässer verbreiteten. So bildeten sich hier Weideplätze, wohin die Einwohner bald ihre Pferde sandten, denn die Uferbewohner fanden ein einfaches Mittel gegen den Sand, indem sie Thon aufschichteten, und diesen durch Pfähle, die sie in die Erde trieben, fest machten; dieser Thon hielt den Sand ab, schützte das dahinter liegende Land, und die Kraft der Vegetation ist hier so groß, daß unter diesem Schutze die Pflanzen üppig wuchsen. In den innern Haiden sind sehr bedeutende Strecken einen großen Theil des Jahres hindurch überschwemmt, weil das Wasser nicht ablaufen kann, und man müßte hier mit großen Kosten eine Menge tiefer und breiter Gräben ziehen. Die Vegetation ist ärmlich, man sieht nur wenige Pflanzungen und hie und da ein kleines Wäldchen von Fichten oder verkrüppelten Meereichen (Iquercus tauza). Am Ufer dagegen findet man sehr bewaldete Strecken, von Teichen und Weideplätzen unterbrochen. Auch bemerkt man an den gut gebauten Stellen Dörfer mit breiten Straßen und bequemen Häusern, so wie eine lebhafte, thätige Bevölkerung. Der Boden hat einen sanften Abhang gegen das Meer, aber dieser Abhang ist stark genug, um das Wasser ablaufen zu lassen und den Anbau möglich zu machen. Was dem innern Theile des Landes hauptsächlich noth thut, die Anlegung eines

großen Canals, ist immer noch ein frommer Wunsch, und es setzen sich dem Unternehmen auch nicht geringe Schwierigkeiten entgegen.

Schilderung des nordöstlichen Europa's.

(Fortsetzung.)

Dieser ganze Nordosten Europa's hat keine besonderen Berge, nur im Süden stützt sich das Gebiet von Polen und Rusinenland an die Karpathen. Während nun hier das Volk den Unterschied unter den Bergen festhielt, und jeder Kette einen abgesonderten eigenen Namen schöpfte, hatte das in dem obern Polen und Rusinenland angesiedelte Volk für Berge nur den allgemeinen Namen Gora oder Hora. Die Benennung Karpathen ist dem Volke fremd, und man könnte das ganze Polen und Rusinenland durchwandern und nach den Karpathen fragen, es wüßte Niemand anzugeben wo sie liegen. Ein Theil des polnischen und rusinischen Stammes bewohnt jedoch dieselben nördlichen Ausläufer dieser Berge, kennt sie also in der Nähe, und gibt den einzelnen Ketten verschiedene Namen. Das Alpenland im westlichen Theile dieses Districts nennt der Goralle (Bergbewohner) Tatras, und da er, als ein Hirte, die Alpenweiden am höchsten schätzt, nennt er sie noch lieber Halla, das unten am Abhang liegende Land Podhalla und sich selbst einen Podhallonen.

Die breite Bergkette, welche von der Querkette bei Jablunka an der schlesischen Gränze beginnt, und bis in die Umgegend von Jaslo im Osten allmählich abfällt, nennt der rusinische und polnische Goralle bis zu den Quellen der Eissa hinauf Beskiden, manchmal auch Bieszczaden (sprich: Bieschtschad), Tschad und Kid sind eins, denn sie bedeuten beide in der Sprache des Volks einen Ast von Nadelhölzern, und durch solche Wälder muß man sich durcharbeiten, wenn man über den Rücken der Beskiden geht. — Im Lande des Sanok beginnt eine Bergkette, welche von da gegen Osten streicht; hier laufen die Kämme der Beskiden in hohe Gipfel aus, welche von Wäldern entblößt sind und offene Weiden darbieten. Das Volk nennt sie Poloninen*) und dieß Wort bedeutet bei den Rusinen dasselbe, wie Halla bei den polnischen Gorallen, denn eines wie das andere bezeichnet eine von Wald entblößte Landstrecke, und es ist dieß dasselbe wie Nahie**) in der Mundart der Serben und Montenegriner. Wie die Moskowiten von den höchsten Gipfeln des Ural sprechen und sie Werchoturen nennen, so nennen auch die polnischen Gorallen die höchsten Gipfel der Tatras Turnien. Von den jablonischen Bergen bis zur Quelle des San zieht sich der Rücken der Beskiden als Scheidelinie (dzial) hin und zwar in leichte Wellenformen, denn niemals erheben sich scharfe Gipfel. Diesen Rücken nennt das Volk häufig Dzial, und das jenseits desselben wohnende Volk Zadzialanen (d. h. die jenseits der Wasserscheide wohnenden). Erst da, wo die Wasserscheide sich von den Gebirgen entfernt und nach der europäischen Niederung hinzieht gegen Nordosten, schießen häufig Berge in einzelnen abgesonderten Buckeln und Gipfeln auf, und darum spricht hier der Goralle nicht mehr von einer Dzial (Scheidelinie), sondern von Höhen (Werch), und nennt das Land Werchowina und sich selbst Werchowyniec. Die Bergketten der Beskiden, welche gegen Osten nach den Ebenen hin abfallen, sind mit ungeheuren Buchenwäldern bedeckt, und deßhalb hat das rusinische Volk sie Bukowina genannt. Die Huzzulen, welche zum Stamme der rusinischen Gorallen gehören, verknüpfen mit dem Namen Beskiden einen noch weit umfassendern Sinn, und sagen, daß die Donau zweimal die Beskiden durchbreche; sie umfassen also mit diesem Namen den ganzen Bogen der Karpathen und Siebenbürgens bis zu den beiden letzten Durchbrüchen der Donau. Im Krakauischen, wo das Volk noch mehr Verbindungen mit den Gorallen hat, nennt es die Gebirge Tatras, wie manchmal auch der Goralle, weiß aber nichts von Halla's. Die Gebirgsrücken der Beskiden, welche hier die Babia Gora überragt, und die hinter denselben sich zeigenden Gipfel der Tatras, nennt das Volk wohl auch hie und da Bielawen (von biely, weiß), weil sie einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Im Gebirge selbst erhalten einzelne Ketten, Berge, Höhen, Thäler und Schluchten, ja selbst sehr geringe Vertiefungen besondere Namen, die jedoch alle nur den Umwohnern bekannt sind.

Von dem höchsten Rücken der Beskiden und des Tatralandes fallen die Berge gegen Norden ab, und die niedrigsten Ketten nennt man im Allgemeinen Podgorze (Unterberg). Diese Unterberge stoßen Krakau gegenüber ganz nahe an die Weichsel an, weßhalb denn auch der allgemeine Name Podgorze hier ein besonderer (für die Krakau gegenüber liegende Stadt) geworden ist. Von da zieht sich der Podgorze gegen Osten und trägt diesen Namen bis zur Wasserscheide im Lande von Przemysl, wo das Flußgebiet des Dniestrs beginnt. Auf dem rechten Ufer desselben tiefer hinab zieht sich eine nach dem Flusse benannte Gegend (zadniestranska strona, das Gebiet jenseits des Dniestrs), und an diese bis zu den Bergen an den Quellen des Pruth und der Czeremorz stößt keilförmig Pokontien*), oder wie die Rusinen sprechen, Pokutien an.

Den Strich von den Tatras und Beskiden an bis zu der Mündung des San, das Land auf dem linken Ufer der Weichsel mit eingeschlossen, nennt das Volk Zawisle, und das Land längs der Ebenen im Districte von Stanislawow und Zloczow bis zur Wasserscheide und der Quelle des Bug heißt Opole oder das Land, welches an die flachen Felder (pole) und an Podolien stößt. Der ganze flache keilförmige Strich, welcher zwischen der Mündung des San und dem rechten Ufer der Weichsel liegt, heißt beim Volke der Thalgrund (Doly) und die Bewohner von Rzedzow und Tarnow nennen ihn manchmal auch den Sandstrich (Napiasky.)

Von den Quellen des Bug und der Mündung der Stryya, welche in den Dniestr fällt, weiter hin nach Osten jenseits des Dniestrs und des obern Bug liegt ein hohes, von einer Menge kleiner Flüsse durchschnittenes Land; die Flüsse laufen in tief

*) Weiter südlich auch Planinen. A. d. U.

**) Von Nagi, nackt. A. d. U.

*) Man kann das Wort mit „Landwinkel" übersetzen.

eingesenkten Thälern und das Volk nennt deßhalb das Land Podole. Von ihm gegen Norden fällt ein fruchtbares, halb mit Wald bedecktes, halb aus Wiesen und Aeckern bestehendes Land ab, das Wolhynien (von wol, der Ochse) heißt, denn nach den Ansichten des Volkes ist ein halb waldiges, halb offenes Land zur Hegung des Rindviehs am tauglichsten. Bei den rusinischen Goralen heißen deßhalb die langen Moorgründe, auf denen die Ochsentreiber ihr Vieh weiden, Wolhynen, und obgleich die Steppen gleichfalls gute Weide darbieten können, so nennt sie doch das Volk nicht Wolhynien, weil es an Kühlung und Wasser fehlt, die für das Vieh eben so nothwendig sind. Das Volk schätzt nichts höher als eine gute Weide, und nennt darnach gerne die Gegend: darum heißen die Tatras Halla, die nackten Gipfel der Beskiden Poloninen, und Wolhynien erhielt seinen Namen, indem auch die Art der Weide bezeichnet wurde.

Das Hochland Wolhynien fällt stark ab gegen Norden nach dem viel verzweigten Flußbett des Pryplec, der in den Dniepr fällt. Dieser ganze Strich ist mit dichten Fichtenwäldern bewachsen, und das Volk nennt darum das Land Polesien (von les, Wald.)

An das Land Polesien und Podolien stoßen gegen Osten große Ebenen bis zu dem Dniepr. Das Volk nannte dieß an der Gränze (u kraju) seines Gebiets gelegene Land Ukraine, und da an dem ganzen Flußbett des Dnieprs rusinisches Volk angesiedelt ist, so ist die Ukraine eine gedoppelte, namlich die diesseits und jenseits des Dnieprs gelegene.

Im südlichen Gebiet des Dnieprs durchsetzen sein Bett zahlreiche Schwellen; die Namen der bedeutendsten ließen sich historisch ableiten und erklären, was jedoch in diese allgemeine Schilderung nicht paßt. Diese Schwellen nennt das rusinische Volk Porogi; unterhalb derselben finden sich im Flußbett 70 Inseln. Die Dnieprschwellen liegen außer dem historischen Rusinenland, denn das von Kiew abwärts gegen Süden gelegene Land, so wie die Inseln jenseits der Schwellen nannte das Volk Saporogien. Aehnliche Schwellen, wie im Dniepr finden sich auch im Bug und Dniestr; von ihnen an fällt das Land in Keilform ab nach dem schwarzen Meere hin, und da es gegen das Rusinenland viel tiefer liegt, so wird es auch das Niederland (Nishe) genannt. Den Saum am Ende Podoliens, welcher sich längs dem linken Dniestrufer hinzieht, nennen die Rusinen das Uferland (Poberezhe, von bereg das Ufer.) Damit endet also das Erdland der Rusinen im Süden, wie gegen Osten mit dem Niederland (Nishe) und dem Gränzland, der Ukraine.

(Schluß folgt.)

Die deutschen Colonien in der Mancha.

Borrow erzählt hierüber in seinem bereits erwähnten Werke folgendes: Wenn man von Carmona sich der Sierra Morena nähert, so betritt man eine Ebene, welche einen Theil der großen Despoblado oder Einöde von Andalusien bildet; sie war einst ein lachender Garten, und ist durch die Vertreibung der Mauren zur Wüste geworden. Städte und Dörfer sind von hier bis zur Sierra Morena dünn gesäet, und selbst diese datiren sich erst aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ein spanischer Minister (Olivarez) diese Wildniß mit den Kindern eines fremden Landes zu bevölkern suchte. Die Bemühungen von Olivarez sind bekannt, eben so wie sie durch den Einfluß der Geistlichkeit mißlangen. Hr. Borrow kam in einen Gasthof, und fand hier die Wirthsleute, obgleich sie spanisch sprachen, doch so wenig von spanischem Aussehen, daß er seine Verwunderung nicht bergen konnte; die Wirthin erklärte ihm auch, sie und ihr Mann seyen aus deutschem Blute entsprossen, und diesseits und jenseits Cordova fänden sich noch mehrere Colonien; die eine derselben heißt Luisiana, eine andere Carlota; selbst im Innern der Sierra Morena sollten sich noch mehrere befinden. Die Wirthin selbst hatte indeß nur die beiden genannten gesehen, und es ist wahrscheinlich, daß sämmtliche Colonisten seit jener Zeit, mit Ausnahme der sie noch immer verrathenden Körperbeschaffenheit, gänzlich zu Spaniern geworden sind.

Bilder aus dem österreichischen Küstenlande.

(Schluß.)

1. Ruinen der Burg San Servolo.

Von der Mündung des Timavo bis zum Kamme des Monte Maggiore zieht sich in gerader Richtung eine Höhenkette, Karst genannt. Die südlichen Abhänge sind fast senkrecht durchschnitten und nur wenige enge Päße führen vom Gestade zu den Höhen. Ein jäher Absturz, in der Landessprache Bena genannt, scheidet zwei Gebiete, verschieden an Bildung, Farbe, Klima und Wachsthum. Auf der ganzen Linie erheben sich die Ruinen der Burgen, die mehr das Uferland als die Höhen beherrschten und die Zugänge zu diesen nicht absperrten.

Die stolze Burg, deren Ruinen das Bild uns zeigt, stand auf einem fast abgeschiedenen Felsen, höher denn 1000 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie schützte die Thäler Ospo und Lussandra gegen die Macht des ihr zu Füßen gelegenen Triest, Muggia und Capodistria. Von der Warte überblickte der Vogt ganz Ober- und Mittelistrien, Gallignana, Pirano und Friauls Ebenen, Grado, Aquileja und Caorle, Venedig, den adriatischen Golf und die Alpen von Belluno, über sich nichts gewahrend als das nähere Rollen des Donners und den kreisenden Aar.

Die Sage geht, es habe zur Römerzeit ein Triester Bürger, Servolo mit Namen, vom christlichen Glauben beseelt, der damals hier im Geheim gelehrt wurde, im Jünglingsalter in einer Grotte unweit der Burg ein frommes, einsiedlerisches Leben geführt. Dieser Servolo wird noch jetzt unter den Schutzheiligen Triests verehrt. Sein Bildniß ist in musivischer Arbeit neben dem Erlöser an der Altarwölbung der Kathedrale des heiligen Justus zu Triest zu sehen. Noch jetzt zeigt man in der Grotte den ihm zu Ehren errichteten Altar, das Bett, auf dem er ruhte, die Quelle, aus der er trank, und noch im 19ten Jahrhundert weiht man ihm hier jährlich ein Fest. Dieser Heilige gab auch der Burg den Namen.

Wir wissen nicht, wann sie gebaut ward, doch deuten die in der Nähe befindlichen Spuren alter Werke auf die fernste Zeit ihres Ursprungs, wiewohl die Ruinen selbst das Gepräge späterer Tage tragen. Als die Venetianer sie mit der ganzen Provinz im 14ten Jahrhundert in Besitz nahmen, war sie von dem Geschlechte der Ducaini bewohnt. Im Jahre 1413 vergrößerten die Venetianer die Festungswerke; im Jahre 1509 eroberte sie Graf Cristoforo Frangipani für den Kaiser, welchem sie

verblieb, wiewohl das Concilium von Trient sie am 17 Jänner 1535 wieder den Venetianern zugesprochen hatte.

Vor mehreren Jahren ward sie durch Brand zerstört. Wir selbst kannten noch eine Person, welche in ihren Mauern das Licht der Welt erblickt hatte. In der Einrichtung glich sie vollkommen den zum Gränzschutze bestimmten Ritterburgen. Sie war mit Kanonen bewehrt, welche noch jetzt in Sünfenburg zu sehen sind. Ein Stellvertreter des Burgvogts bewohnte sie und auch eine Reitbahn fehlte nicht. In den letzten Jahrhunderten gehörte sie der gräflichen Familie Petazzi aus Triest, deren Eigenthum sie vielleicht auch vor den Venetianern war. Das uralte Geschlecht der Petazzi hatte sich mehr gewaltsam als aus freier Wahl in Triest zu einer bürgerlichen Stellung bequemt, und wir zweifeln nicht, daß nur die im Mittelalter so häufige Zwietracht und Eifersucht zwischen Municipien und Burgen sie zwangen, sich Bürger von Triest zu nennen, städtische Dienste zu verrichten, bürgerliche Kleidung ohne Waffen zu tragen und sich herablassend und wohlwollend zu benehmen, während sie zu ihren Burgen zurückgekehrt in ihren Prachtgewändern zu Gerichte saßen, als stolze mächtige Ritter und kaiserliche Vasallen Gesetze gaben, über die sie sich selbst erhoben, und als erbliche Richter nur den eigenen Rechtsspruch anerkannten oder Krieger waren, je nachdem die Neigung oder der Zeitgeist sie dazu antrieb.

Der letzte der Petazzi starb am 13 September 1817 auf seinem Gute Schwarzenegg. Seine Asche ruht in der Kirche zu Sesana.

San Servolo gehört gegenwärtig den Marchesen Montecuccoli von Modena, den Enkeln des berühmten Generals dieses Namens.

2. Die Servolanerin.

Die Bäuerin auf unserem Bilde ist aus dem eine halbe Stunde von Triest entfernten Dorfe Servola. Sie ist slawischen Ursprungs. Ihre Muttersprache ist das Krainerische, doch spricht sie eben so geläufig das venetianische Idiom. Sie hat es in der Stadt gelernt, wohin sie täglich das Brod zu Markte bringt, das sie selber bereitet und gebacken. Sie ist am schwarzen, ärmellosen Kleide kennbar, das sie gewöhnlich trägt. Ihre Wäsche ist fein und schneeweiß, sie hat sie selbst gebleicht und geplättet. Für eine Städterin hätte sie so blendend weiß wohl kaum gewaschen. Sie übt diese Kunst, die sie gründlich versteht, nur für sich. Ihre Spitzen sind kostbar und fein, doch täuscht die gelbliche Farbe, sie sind mit Kaffee gefärbt. Dieß feine, schöne, reiche Hemd ist Schaugericht; was man davon nicht sieht, ist minder zierlich, oder wohl auch als überflüssig gar nicht vorhanden. Die Schürze ist im alten Geschmack, mit Streifen und großen Blumen, doch bald wird sie gegen eine mehr modische sie vertauschen. Ihre Ohrgehänge gehören schon einem bessern Geschmack an, und daß sie von edlem Metall sind, leset ihr in den selbstgefälligen Blicken der Trägerin. Sonst hat sie kein Gold. Der Ring an der rechten Hand ist von bäuerisch plumper Form und gemeinem Metall, daran ist nicht zu zweifeln. Ihre Strümpfe, ihre Schuhe sind derb und tüchtig, aber sauber. Im Koth geht sie lieber barfuß und macht Toilette vor der Stadt. Uebrigens trägt sie ihren Schirm gegen Sonne und Regen. Wie sie da steht, seht ihr sie immer in der Stadt, immer dieselbe Frische, dasselbe Milchweiß und rosenroth der strotzenden Wange, der aber nicht das Wohlleben, sondern Lust und Arbeit so heitere Farben geben.

Vielleicht ist sie verheurathet, aber auch ledig ist ihr Loos nicht neidenswerth. Um zwei oder drei, oft schon um ein Uhr ist sie wach, um das Brod zu backen, dann legt sie es in einem Sack auf ihren Esel, setzt sich selbst darauf und zieht so halbschlummernd in die Stadt. Oft trägt sie es auch in einem Korbe auf dem Kopfe. Im Winter kommt sie, ehe noch der Morgen graut, mit der Laterne, die sie bei Bekannten in der Vorstadt läßt oder verbirgt. In der Stadt nimmt sie ihr Frühstück im Kaffeehause, dann trägt sie das Brod zu ihren Kunden, plaudert hier und dort, bringt Zeitungen von einem Hause ins andere und kehrt dann mit Korn zum Dorf zurück. Das Mittagessen macht ihr wenig Sorge; sie hält nur karge Mahlzeit, ein wenig Brod, Kaffee und Milch ist so ziemlich alles und zugleich ihr Lieblingsmahl. Dann bereitet sie das Brod auf morgen und legt sich zur Ruhe, das Mädchen auf etwas Streu, das Weib auf den Strohsack. Sie geht früh zu Bette, um es früh zu verlassen. Ihr Mann ist inzwischen vielleicht in der Schenke, und wenn er im Rausche heimtaumelt, zankt und keift er, fordert Geld und bietet ihr nicht selten Mißhandlung dafür, wie denn überhaupt die schwerere Hälfte der Lebensmühe ihr Theil ist.

Wahrlich ihr Mühsal ist groß. Tag für Tag, in jedem Wetter, in Frost und Regen, stets im Freien oder unter schlecht verwahrtem Dache. Sie hat kaum geboren, so wartet ihrer schon wieder die Arbeit Sie nimmt keine Arznei, mag nichts vom Arzte wissen. Mit dreißig Jahren ist sie alt. Doch umsonst hat sie sich geplagt, sie hat beim Brodbacken nichts gespart, nichts gewonnen. Vielleicht hat sie auch nicht einmal ein zweites Kleid. Sie ist gewöhnt zur Stadt zu gehen und kann es nicht lassen.

Miscellen.

Eine europäische Sutti. Französische Blätter melden, daß eine Frau aus dem Dorfe Cuire in der Nähe von Lyon, welche vermuthlich gehört hatte, wie die indischen Frauen nach dem Tode ihres Mannes sich den Plagen dieses Lebens entziehen, gleichfalls eine Art Scheiterhaufen aus altem Gerümpel errichtete, denselben anzündete und dann keck hinaufstieg. Die Flamme hüllte sie bald ein, aber der Schmerz und der Instinct der Selbsterhaltung trieben sie an herabzuspringen, wo sie sich alsbald, um die Flammen auszulöschen, auf dem Boden herumwälzte, und so mit dem Schrecken und einigen freilich ziemlich schweren Brandwunden davon kam.

•

Projectirter Tunnel bei Gex. Die Straße von Paris nach Genf ist im Winter häufig nicht fahrbar, indem sich auf der sogenannten Faucille zwischen Montjoux und Gex der Schnee oft so anhäuft, daß nicht durchzukommen ist. Es soll deßhalb im Plane seyn, unter der Faucille einen Tunnel von 1420 Metres Länge zu graben. Man schlägt die Kosten auf 1,200,000 Fr. an, welche einige Genfer Capitalisten übernehmen wollen, wenn ihnen die französische Regierung einen gewissen Zins auf 50 Jahre garantirt. (Fr. Bl.)

•

Die Bevölkerung von England und Wales in den Jahren 1821 und 1841 bietet einige wesentliche Verschiedenheiten dar in den Altersverhältnissen; unter 5 Jahren zählte man 1821 14,87 Proc., im Jahre 1841 nur 13,24. Die Verhältnißzahlen zwischen 15 und 20 Jahren sind einander nahezu gleich, während zwischen 20 und 30 das Jahr 1821 15,74, das Jahr 1841 17,80 ergibt. Die andern Unterschiede sind minder bedeutend.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1843.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gambihler.)

Engländer und Franzosen, London und Paris.

Der Contrast zwischen diesen beiden tritt haarscharf hervor fast in Allem, wodurch nur die Volksthümlichkeit beider Nationen dargestellt werden kann. Man glaubt zwischen England und Frankreich müßten Tausende von Meilen liegen, statt eines Meercanals, den man fast mit freiem Auge überschauen kann. Man hat vor wenigen Stunden das eine Ufer verlassen und wird am andern abgesetzt, und dem Auge zeigt sich ein so eigenthümlicher als mannichfaltiger Contrast. Die Zeichnung der Einzelheiten ist schwer; die Hinweisung auf die Allgemeinheit kann aber so leicht zur Ungerechtigkeit führen, die oft so großen Ausnahmen machen ihre Rechte geltend, und doch kann man nicht umhin wieder zur Allgemeinheit Zuflucht zu nehmen. In England ist in Stadt und Land die Ordnung, das Geregelte, Reinliche, die Benützung der Dinge zum angemessensten Zwecke der Grundcharakter; in Frankreich fehlt alles dieß nicht, ist aber nicht Regel; was dort Regel ist, wird hier als Ausnahme, in kleinerem und größerem Maaße befunden. In England Ernst, in Frankreich civilisirte Frivolität. Vielen scheint letztere weit liebenswürdiger als jener, oder besser, beim Britten gilt Liebenswürdigkeit gar nichts, beim Franzosen zu viel. Des Britten Denken wird von Phlegma begleitet; der Britte denkt mit Mühe, dem Franzosen macht dieß keine Mühe; seine Gedanken schaukeln leicht auf dem Elemente der Heiterkeit, es freut ihn, recht oft gar nicht zu denken, und diese Gedankenlosigkeit mit Gefühl (sentiment) bemanteln und entschuldigen zu können. Der Franzose spricht mehr als er denkt, der Britte denkt mehr als er spricht, und wenn er den Gedanken ausspricht, so drängt er ihn zusammen. Der Franzose erweitert den Gedanken, wenn er einen solchen hat, macht ihn leicht, schlägt das Goldherz desselben Gedankens in eine breite Fläche, bis die Sache nach und nach gar zum Flitter wird.

Das Gefühl ist beim Britten eine Immortelle, beim Franzosen eine prächtige, bald verwelkende Rose. Freundschaft ist bei jenem eine immerfort brennende Lampe, bei diesem ein elektrischer Funken, mit dem Geräusche der knisternden Freundschaftsversicherung; im ersten Moment sagt der Franzose schon mon ami zu fast Jedermann, der ihm aufstößt, der ihm für diesen Moment gefällt; nach langer Prüfung, nach langer Zeit geht der Britte vom kalten Sir zum wärmeren dear sir und endlich zum dear friend über, den die Wärme nie mehr entweiht. Nur der Tod trennt brittische Freunde; beim Franzosen herrscht die Regel: aus den Augen aus dem Sinn! der Engländer glaubt, der Franzose nicht, beides aus Mangel an Denken; jener getraut sich nicht zu denken, dieser mag nicht denken in diesem Punkte. Jener liebt den Bestand, dieser den Wechsel. Ist der Engländer kalt, so ist der Franzose warm, heiß, glühend; jener, langsam sich erwärmend, behält die Wärme länger; dieser evaporirt schnell wie ein eiserner Ofen, den ein nicht nachhaltendes Material zur Gluth brachte. Der Britte hält viel auf einen kräftigen, starken Körper; der Franzose will einen zierlichen, flinken, gelenkigen Körper, und strebt mit Gelenkigkeit die Kraft zu ersetzen. Unter den Britten findet man viele ungeschlachte Riesen, unter den Franzosen ein Heer zierlicher Krüppel. Jener Körper will dauerhaftes Kleid, dieser zierliches; darum dort zu häufig die plumpe Form, hier aber die abgeschmackte Zierbengelei! Die Engländerin und Französin affectiren beide, weil denn einmal bei weiblicher Bildung in der sogenannten gebildeten Welt Affectation Regel ist; jene prunkt mit Kälte und vergeht vor innerer Gluth, diese ist stolz auf Wärme, Lebhaftigkeit, und kann nur mit größter Kunst die ursprüngliche egoistische Kälte verbergen. Bekanntlich bindet sich die Brittin social und sittlich mit dem Eintritt in den Ehestand, die Französin wirft beim Anziehen des Eheringes die Kette der sittlichen Beschränkung ab, und wird ein freies Weib; jene unterwirft sich dem Mann, diese unterwirft den Mann sich, herrscht im Hause, ist das Factotum selbst im Bureau und am Kauf- und Verkaufstisch; wird die Brittin mit Sittlichkeitsaffectation so oft abgeschmackt, so wird die Französin durch ihre Weibmännerei (man verzeihe den Ausdruck) zu oft Caricatur, und beide müssen der deutschen Weiblichkeit weichen, wenn letztere gleich in England und in

Frankreich über die Achsel angesehen wird. Die Schönheit hat dem Weibe jenseits des Canals größern Antheil zugedacht; diesseits des Canals, in Frankreich, hat die Schwester der Schönheit, die Zierlichkeit, ihr Füllhorn über das weibliche Geschlecht ausgegossen unter der Nachhülfe der Schneiderei, welche über dem Canal sich vergebens Mühe gibt. Der brittische Schneider muß auf Solidität, der französische auf Zierlichkeit sehen. Da das Kleid den Mann macht, so macht der englische Schneider den Engländer und der französische den Franzosen, und diese Schneiderschöpfung ist beiderseitig scharf ausgedrückt.

Vom Schneider zum Koch ist nur ein Schritt. Der Engländer frißt, der Franzose nascht; jener will nahrhafte, derbe, einfache Kost, dieser Leckerbissen; zum Trinken gab die Natur dem Franzosen den feuerhaltigen Wein, dem Britten das nahrungsreiche Bier, und trinkt der Britte Wein (nur der Wohlhabende kann denselben trinken, weßwegen Bier allgemein ist), so zieht er den starken Wein vor. Der Britte ißt viel, der Franzose vielerlei, und stopft, da denn der Magen doch voll seyn will, ehe man die Leckerbissen aufträgt, denselben vorerst mit einer Menge halb oder gar nicht gesalzenen Brodes. Der Britte kömmt im Essen dem Cannibalismus am nächsten, d. h. er verzehrt Fleisch zunächst aus der allgemeinen Gattung des Säugethiers, wozu der animalische Mensch selbst gehört; der Franzose gibt dem Geflügel den Vorzug; dem Britten ist der Säugethierbraten in einfachster, saftigster Natur Hauptessen; beim Franzosen ist die Fleischspeise verkocht und verbrüht, ist mehr zierlich als eßbaft und nur künstlich schmackhaft gemacht; das feinste französische Küchenproduct steht der kräftigen, englischen Hausmannskost weit nach. Diese Hausmannskost ist in England wesentlich gleich auf dem Tische des einfachsten Bürgers wie auf der Tafel des vornehmsten Aristokraten, sie heißt Roastmeat (Braten); welche Verschiedenheit dagegen in gleicher Stufenleiter der Esser in Frankreich! Der Britte überfüllt sich leicht den Magen, der Franzose verdirbt sich denselben nicht so sehr durch die Quantität, als die Vielerleiheit, daher die verschiedene Art der brittischen und französischen Indigestion. In dem Trunkübermaaß liebt der Britte, um dem Urgermanismus Ehre zu machen, den Rausch, der Franzose höchstens den Taumel, denn er ist mehr dem Leckerbissen als Leckertrunk ergeben. Welch Heil für Frankreich, wenn die Franzosen eben so geistig besonnen wären, als sie körperlich nüchtern sind!

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung des nordöstlichen Europa's.

(Schluß.)

Wie im Norden dieses Gebiets das Flußbett des Prypiec die natürliche Gränze bildet, so schließen sich daran, wenn man in derselben Richtung weiter gen Westen geht, die Hügel um Lublin bis zur Weichsel hin, und dann macht von der Einmündung des San bis zur Mündung der Przemsza bei Schlesien das linke Weichselufer, Zawisle genannt, eine gewisse Art von Gränze. Hier erhebt sich ferner im Bezirk von Sandomir eine unbedeutende Bergkette, welche wegen der nackten Stellen, die sich auf ihrem Rücken finden, die kahlen Berge (lysogory) genannt werden. Rückt man von hier weiter gegen Westen fort auf der Höhe der linken Weichselufers, so verschwindet die ausdrucksvolle Gestaltung des Landes, und mit derselben die charakteristischen Benennungen; erst im Krakauischen wieder nennt man einen gewissen Strich, wo man namentlich Hirse baut, das Hirsenland, nach der Art des dort gewonnenen Getreides, wie man Wolhynien nach der Art des dort weidenden Viehs benennt. Weiter im Osten im Krakauischen bis zur Einmündung der Przemsza führen die Berge nur Localnamen, und von hier so wie von den Quellen des Bug an fällt die große polnische Ebene ab in dem Flußgebiet der Wartha und Weichsel bis zur Einmündung der Netze, der Brda und Narwa. Diesen Strich bewohnt im Wesentlichen nur polnisches Volk; die Oberfläche des Bodens ist hier gleichförmig, Wälder und Sand wechseln mit einander ab, die ausdrucksvolle Gestaltung des Landes verschwindet und eben so die charakteristischen Bezeichnungen. Im Westen begränzt diesen Strich die Oder, und das linke Ufer derselben heißt beim Volk in Schlesien und Großpolen das deutsche, das rechte das polnische Ufer. Wo die eigenthümliche Gestaltung des Bodens verschwindet, da bemüht sich der Mensch, den Mangel durch seine eigene Thätigkeit zu ersetzen: so erstanden in der kahlen Steppe die Grabhügel, so tritt in den Ebenen Polens die Geschichte hervor. Von den ebenen Feldern (pole) hat vielleicht das Volk seinen Namen, aber wie gewöhnlich ein Volk von Fremden mit andern Namen bezeichnet wird, als es sich selbst bezeichnet, so haben sich hier im Innern Polens die alten Stammnamen erhalten und dem Lande selbst überliefert. Nur Ein Unterschied im ganzen Umfang des polnischen Volkes ist durchgreifend, und auch später in die politische Theilung übergegangen: dieß ist die Benennung Groß- und Kleinpolen, denn wenn der mächtige Umkreis der Niederungen zwischen dem Bug, der mittlern Weichsel bis zur Wartha, Netze und mittlern Oder wegen der weiten Fluren Großpolen genannt wurde, so hat man sehr mit Recht der kleinen ebenen Fläche, die zwischen den Gebirgen und dem obern Weichselgebiet liegt, den Namen Kleinpolen gegeben. Die ältesten Sagen des Volkes gaben jedoch der Umgegend von Gnesen diesen Namen. Die fruchtbare Gegend am Goplan wurde zuerst ausgerodet, trat zuerst ans Licht (na jaw) hervor, und erhielt deßhalb den Namen Kujawien. Zwischen der obern Wartha und der Bzura, welche in die Weichsel fällt, lagen viele Auen, Wiesen (lengi) mit fruchtbaren Gräsern bewachsen, darum nannte das Volk diese Gegend Lenczyce. Ein Theil des Gebiets von Nakel liegt am Fuße der Höhen, welche die Weichsel unterhalb Fordun durchbricht. Für die Kujawier war diese Ecke an der Weichsel und der Mündung der Brda ein Gränzland, und darum nannten sie es Kraina.

Von den großpolnischen Niederungen, der Mündung der Brda und Wartha angefangen, zwischen der Oder und Weichsel, umfaßten diese beiden Ströme ein großes Stück Land bis

ans Meer (po morze), und das Volk nannte solches Pomorze (Pommern). In ihrem Unterlauf unterhalb Gniew (Mewe) theilt sich die Weichsel, und wo diese Arme sich wieder vereinigen, hat das Wasser einen mit Wald bewachsenen Schlamm (Zul) in Bänken (Lawa) angesetzt, welche das Volk deßhalb Zulawa*) nannte.

Schon früher haben wir bemerkt, daß das Flußbett des Prypiec die natürliche Gränze der Wälder, Flüsse und Sümpfe ausmacht; kleine Waldstämme, deren Nationalität mit der der Rusinen zusammengeflossen ist, wie der Prypiec selbst sich in den Dniepr ergießt, bewohnen diesen Landstrich, der mit Wald bewachsen ist, und eine ausgetiefte (zapadla) Furche bildet, weßhalb er auch das tiefe Polesien heißt. Nordwestlich vom Gebiet der großen polnischen Niederungen verschwindet die ausdrucksvolle Gestaltung des Bodens, weßhalb der Blick des Volks von nichts besonders stark betroffen wurde, und alle localen Namen aufhören. Nur einzelne Gegenden erhalten Benennungen, die für kleine Striche passen, so das Land zwischen den Flüssen (Miedzyrzecze), das Land jenseits der Flüsse (Zarzecze) u. s. w.

Auf dem rechten Ufer des Bug am Gebiet der Narwa hin liegen große Einödden und Wälder von Polen gegen Nordosten; es ist dieß die Naturgränze zwischen Polen und Litthauen. Die diesseits der Wälder liegenden Striche nannte das polnische Volk Podlasien (das Land unter dem Wald), das jenseits liegende die Einöde, und das im Nordosten auf dem rechten Ufer des mittleren Niemen liegende Litthauen das Land jenseits der Einöde (Krai Zapuszczanski).

Von dem linken Ufer des mittleren Niemen bis zu dem rechten Ufer der untern Weichsel bedecken das Land zahlreiche Seen (jezioro), deren Wasser zum Theil gerade gegen Norden in das baltische Meer sich ergießt. Diesen nördlichen Abhang jenseits der Seen nannte das Volk Zajezierze, und den ganzen mit Seen bedeckten Landstrich in dem preußischen Litthauen und in Pommern das Seeland (Pojezierze).

Der Name Litthauen ist national, und wie vorher bei Polen und Rusinenland, so müssen wir auch hier von der Mitte des Landes aus uns umsehen; so heißt das auf dem linken Ufer des Niemen von Grodno bis Kowno gelegene Land Zawiemne (das Land jenseits des Niemen), der tiefer hinab am untern Niemen gelegene District Zmudz, Zamajtis (Samogitien), was nichts anders als Niederland bedentete. Diese Namen sind also nach einem richtigen Begriff von der Oberfläche des Landes geschöpft. Wenn es wahr ist, was man gewöhnlich von einem Volke sagt, daß, was es von der Geschichte weiß und wissen soll, die großen Resultate derselben seyen, so kann man auch aus diesen Namen die geographischen Kenntnisse des Volkes richtig auffassen. Die Wissenschaft hat allerdings ihre besondern Zwecke und erfordert genauere Bezeichnungen als die allgemeinen Namen des Volkes, aber wenn man wirklich auf Fortschritt Anspruch machen will, so muß man auf die Ideen des Volkes fußen, man muß viele entscheidende Stellen in diesem Gebiet genauer bezeichnen, sich aber stets bemühen, nicht die bestehenden Namen umzustoßen, sondern auf den Ansichten des Volks weiter zu bauen, und seine Benennungen beizubehalten, denn es wäre doch eine sehr traurige Sache, wenn das Land unter den Händen der Wissenschaft zu einer dem Volke fremden Sache würde.

*) Es sind dieß die sogenannten Werder.

Yucatan

ist bekanntlich, laut Nachrichten aus Mexico vom 23 Oct. v. J., von der Regierung in Blokadezustand erklärt worden, und eine Expedition von 13 Schiffen mit 3000 Mann Truppen war dahin aufgebrochen, um die widersetzliche Provinz zum Gehorsam zurückzuführen. Nach den allgemeinen Verhältnissen ist wohl zu vermuthen, daß diese Maaßregeln, vorerst wenigstens, zu einer Wiedervereinigung führen werden. Andrerseits ist indeß der nordamerikanische Einfluß auch in Yucatan von Bedeutung, und wenn die mexicanische Regierung nicht fortan mehr Energie und Consequenz entwickelt, als bisher, so muß doch das Sonderinteresse der einzelnen Gegenden, Städte und Familien, wie in Centralamerika, so auch hier am Ende zu einer allgemeinen Auflösung und Spaltung in kleine Kantons führen, bis irgend ein mächtigeres Ereigniß das Gesammtinteresse wieder weckt und vorwalten läßt.

Mittlerweile wird eine kurze Darstellung der eigenthümlichen Verhältnisse von Yucatan unter diesen Umständen zeitgemäß und willkommen seyn; wir benutzen dazu das schon mehrfach erwähnte interessante Werk des Amerikaners John L. Stephens, das 1841 in London erschien.

Yucatan ist die aus dem schmalen Theil von Mittelamerika nördlich vorspringende große Halbinsel, welche den mexicanischen Meerbusen (specieller die Campêche-Bay) vom caraibischen Meere (oder specieller vom Honduras-Meer) trennt, und deren Nordostspitze, Cap Catorse, von der Westspitze der Insel Cuba, Cap S. Antonio nur durch den Canal von Yucatan getrennt ist. Im Süden gränzt dieser Staat an das brittische Honduras (Balize) und den fast ganz unbekannten Norden von Guatemala, im Südwesten an die mexicanischen Provinzen Chiapas und Tabasco. Wenn man von Vera-Cruz ostwärts an der Küste von Tabasco vorbeifährt, so beginnt hier Yucatan mit der Insel Carmen, welche von der erwähnten Blokade ausgenommen ist, um deren Ausfuhrhandel nicht zu unterbrechen. Ob sich dieß auf die eigentlichen Producte der Insel selbst (Mehl u. s. w.) beschränkt oder auch die Farbhölzer des benachbarten Festlandes mit umfaßt, darüber fehlt es noch an bestimmter Nachricht. Letzteres wäre bei längerer Dauer der Blokade für Europa nicht unwichtig, denn auf dieser den See von Terminos vom Meere trennenden flachen Insel liegt die jetzt blühende Stadt Laguna, bekannt als Hauptdepot der großen Blauholzvorräthe, die aus den waldreichen Ebenen des Festlandes, auf dem Usumasinta und seinen Nebenflüssen und über den genannten flachen See dahin gebracht und von Seeschiffen aller Flaggen abgeholt werden. —

Nachdem Stephens die Ruinen von Palenque besucht hatte, führte ihn sein Weg durch diese Gegenden, und er berichtet unter anderm wie folgt: „Am Ufer des Rio-Chico erwarteten uns die Schiffer mit einem 40 Fuß langen, schmalen Kanoe, auf welchem wir mit Stangen und Haken langsam gegen den Strom gezogen wurden, fast immer von Alligatoren umgeben, — zum Theil recht gräßliche Ungeheuer von 20 Fuß Länge. Um 6 Uhr erreichten wir den Usumasinta und fuhren nun plötzlich fast in derselben Richtung stromab. Dieser große

und mächtige, aus den Hochgebirgen Guatemala's kommende Strom, bricht sich nämlich an einem vorspringenden Landrücken und sendet einen Arm, den Rio-Chico, in einem spitzen Winkel rückwärts durch das Flachland, während der breite Hauptstrom seine Richtung behauptet, bis er sich allmählich in viele Arme vertheilt. Die schöne Fahrt auf dem Hauptstrome war leider von kurzer Dauer; bald lenkten die Schiffer in den Rio-Palisada, der mitten durch einen dichten von Moskitoschwärmen wimmelnden Wald führt, durch das Centrum des großen Blauholzlandes; doch war der Wald hin und wieder schon gelichtet, und am Ufer sahen wir weißangestrichene Häuser und kleine von Ochsen gedrehte Zuckermühlen. — Palisada, der erste Ort, den wir in Yucatan betraten, liegt gleichfalls am Ufer des Flusses, doch auf einer etwas erhöhten üppigen Ebene. Hier mußten wir sofort zum Alcalde, Don Francisco Hebreu, dem Chef der „liberalen Partei," die eben beschlossen hatte sich von der mexicanischen Regierung zu befreien. Tabasco und Yucatan hatten sich für unabhängig erklärt (im Mai 1840). Längs der ganzen Meeresküste war alles unter Waffen und die Behörden der Centralregierung waren vertrieben; nur einige von der Landseite belagerte Hafenorte wurden noch von den Regierungstruppen behauptet. Uebrigens hatte diese Revolution einen weit mildern Charakter als in Centralamerika, und ihre Ursachen waren die Bedrückungen der mexicanischen Regierung, welche in ihrer weiten Entfernung die Bedürfnisse und Hülfsquellen der Provinzen nicht kannte, während diese von habsüchtigen Regierungsbeamten ausgesogen wurden. Auch ward der Schmuggelhandel in solcher Ausdehnung getrieben, daß der Kaufpreis vieler Artikel in Palisada den Betrag des Zolls nicht einmal erreichte. — Don Francisco war ein reicher und sehr gebildeter Mann, der von seinem Vorgänger, dem Beamten der mexicanischen Regierung, nicht allein mit Achtung sprach, sondern ihm auch den fernern Aufenthalt am Orte gern gestattete, obgleich er und die Seinigen keine solche Behandlung von den Centralisten erwarten dürften, falls diese wieder die Oberhand gewännen. Sein großes schönes Haus am Ufer des Flusses hatte ihm 20.000 Piaster zu bauen gekostet, und die ganze Einrichtung und Lebensweise glich der einer reichen Familie in New-York, wohin er auch seine Söhne zur Erziehung gesandt hatte. Wir verweilten dort zwei Tage als Gäste, hatten Gelegenheit uns zu überzeugen, daß es auch außer dem Alcalden an wohlhabenden und gebildeten Einwohnern nicht fehle, und setzten m dritten Tage, mit Proviant aus der Küche unseres gastfreien Wirths reichlich versehen, auf einem schwerfälligen Lastschiff (Bungo) unsere Reise fort. Die Schiffahrt ist hier überhaupt noch sehr unvollkommen, und die Matrosen waren die schlechtesten Schiffer die mir noch vorgekommen, obgleich der Schiffsführer sie nie anders als „Herren" (Señores) anredete. Von hier an waren beide Ufer des tiefen Stromes wieder äußerst dicht bewaldet und voll von Alligatoren, deren wir mehrere tödteten (einer war gegen 30 Fuß lang); mit Kugelbüchsen hätten wir auf dieser Fahrt leicht an die Hundert erlegen können. Nach einer unbeschreiblich lästigen Nacht, durchnäßt von Gewitterschauern und furchtbar zerstochen von Moskitos, erreichten wir 10 Uhr Morgens den sogenannten See von Terminos (eigentlich ein Haff oder flacher Meerbusen), und hier zeigte sich erst recht die Unzweckmäßigkeit unseres Schiffes, die nur von der Unfähigkeit der Schiffer übertroffen ward. Nach manchen Leiden kamen wir indeß glücklich hinüber nach Laguna, in dessen nur 14 Fuß tiefem Hafen uns der Anblick der vielen großen Schiffe überraschte und erfreute, und wo wir überdieß bei dem amerikanischen Consul, unserem Landsmann, natürlich die herzlichste Aufnahme fanden."

Von hier ging Hr. Stephens mit einem nach New-York bestimmten Schiffe längs der Küste von Yucatan nordöstlich an Campeche vorbei, und ließ sich in Sisal, dem belebten Hafen der Hauptstadt Merida, am nördlichen Ende der Halbinsel ans Land setzen. Wir übergehen die ausführliche Beschreibung dieser Fahrt und der Aufnahme der Reisenden, und eilen mit dem Verfasser ins Innere des merkwürdigen Landes. Zur Fahrt nach Merida ward eine Calesche besorgt, d. h. ein altmorischer verdeckter Wagen ohne Federn, mit drei Pferden, von welchen zur Zeit nur eines vorgespannt war, während die andern zum stationsweisen Wechsel hintenangebunden wurden. Der Steinweg führt durch ein ganz ebenes, mageres Land, mit Buschholz bewachsen; doch häufig begegneten den Reisenden große mit fünf Maulthieren bespannte Karren, schwer beladen mit Häuten, Hanf, Honig und andern Landesproducten, zur Verschiffung in Sisal bestimmt. Sie fuhren durch einige Dörfer und erreichten gegen Abend die gut gebaute, reinliche Hauptstadt, die durch heiteres Leben und bunte Eleganz aller Art mit den düstern Städten Guatemala's auffallend contrastirte. Hier wurden sie von der Familie des Don Simon Peon, den Hr. Stephens früher in New-York kennen gelernt hatte, sehr freundlich aufgenommen, obgleich der Herr des Hauses eben in Uxmal war. Merida ward wenige Jahre nach der ersten Eroberung des Landes auf dem Boden eines indianischen Dorfes erbaut, und noch jetzt sieht man Ueberbleibsel altindianischer Gebäude, obwohl die 20,000 Einwohner fast alle in hübschen neuen Häusern wohnen. Alles war in Jubel über die Nachricht, daß Campeche sich den Belagerungstruppen ergeben hatte; man betrachtete den Unabhängigkeitskampf als beendet.

(Schluß folgt.)

Cullimore über die Zodiacalfiguren. Es ist bekanntlich eine noch immer nicht ganz gelöste Frage, ob die Zodiacalfiguren griechischen oder orientalischen Ursprungs sind; indeß unterliegt es keinem Zweifel, daß die Sternbilder ursprünglich mit einer Eintheilung des Zodiacus verknüpft waren, die sich von dem jetzigen Dodecatemorion oder den zwölf Zeichen unterschieden. Während jedes dieser Zeichen 30° einnimmt, sind die Sternbilder von unregelmäßiger Länge, und der Fehler zeigt sich am deutlichsten bei den vier Hauptbildern, dem Widder, dem Krebs, der Wage und dem Steinbock, deren eigenthümliche Stellung zu den andern, so wie eine verhältnißmäßige Kleinheit ihre spätere Einführung anzudeuten scheinen. Aus dem zwölftheiligen Zodiacus wird demnach ein achttheiliger, jeder Theil zu 45°. Dieß trifft zusammen mit den acht Wachen, in welche bei den alten Aegyptiern Tag und Nacht getheilt war, mit dem ägyptischen Kalender von acht großen Gottheiten, die erst später zur Zahl der zwölf dii majorum gentium der Griechen und Römer vermehrt wurden, und endlich mit der Zahl der phönicischen Cabiren, was alles auf die Eintheilung des Zodiacus Bezug hatte. Auch bemerkt Hr. Cullimore, daß die Eintheilung des Zodiacus in acht Theile sich noch auf mehrern alten Denkmälern, selbst auf dem Zodiacus von Denderah finde neben der zwölftheiligen. Das Memoire, in welchem dieser Gegenstand ausgeführt ist und das in der Londoner literarischen Gesellschaft am 8 December vorgelesen wurde, schließt mit der Bemerkung, daß der achttheilige Zodiacus wohl aus einem ursprünglichen viertheiligen hervorgegangen sey, welche Eintheilung den vier Jahreszeiten entspreche.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1843.

Das Dehra Dhun.

Die Geschichte dieses Thales bietet einen merkwürdigen Beweis dar, welche Wechsel eine Gegend namentlich in einem so südlichen Lande wie Indien, in dem Laufe weniger Jahrhunderte, ja Jahrzehnte erfahren kann. Dasselbe ist von den Ebenen zwischen Dschumna und Ganges durch die Sewalik-Berge, eine etwa 2000 Fuß hohe Kette von Tertiärformation getrennt, und von der großen Himalayakette durch eine zweite Kette von Urgestein. Die durchschnittliche Entfernung dieser beiden Ketten von einander ist 3 bis 4 Stunden; das Klima ist feucht, wie das in Bengalen, aber kühler, der Boden ist gut und erzeugt alle Producte der heißen und gemäßigten Zone. In den Tagen Dschehangirs (im Anfang des 17ten Jahrhunderts) war dieß Thal ein völliger Garten, dicht bevölkert, von Canälen und Wasserleitungen in allen Richtungen durchzogen, und bedeckt mit Früchten. Dieser fortschreitende Wohlstand ward aufgehalten im Anfang des 18ten Jahrhunderts durch einen Bürgerkrieg zwischen den Radschas von Sirinagor und Nahan, der nur durch die Dazwischenkunft der Gorkhas von Nepal ein Ende erreichte. Diese regierten das Dhun mit eiserner Hand, bis sie vor den Waffen der ostindischen Compagnie sich zurückzogen. Um diese Zeit war die Bevölkerung beinahe ausgerottet; wilde Dschungeln bedeckten die ehemaligen Felder und Gärten, eine tödtliche Malaria vernichtete, was die schlechte Regierung übrig gelassen hatte, und die wenigen noch übrig gebliebenen Einwohner schleppten auf einzelnen halb angebauten Grundstücken ein ärmliches Leben hin, denn sie hatten um den Boden nun auch mit den wilden Thieren zu kämpfen, welche den größten Theil des Thals unsicher machten. In diesem Zustande blieben die Sachen bis vor etwa 15 Jahren, wo das Sanatorium von Landor und Massorie in der nördlichen Ecke des Thals auf Anrathen des R. Ragle*) errichtet wurde. Bald waren Hütten gebaut, europäische Früchte und Wurzeln wurden eingeführt, und bald sah man über hundert Häuser am Rande des Berges hin, in einer Höhe von 6—8000 F. über dem Meere mitten in Gärten sich erheben. Der Anbau des Dhun machte indeß keine Fortschritte, und die Niederlassung bezog ihre Lebensmittel aus Saharanpur und anderen Districten, bis im Jahre 1837 eine Anzahl Engländer Land im Thale verwilligt erhielten. Damals umfaßte der Anbau etwa 20,000 Acres, alles andere war eine ungeheure Wildniß, angefüllt mit wilden Elephanten, Tigern, Ebern u. s. w., und das Ganze durch Malaria höchst ungesund. Als im Jahre 1837 Hungersnoth Oberindien verwüstete und eine Menge Landleute Hungers starben, schickten sich diejenigen Engländer, welche Landverwilligungen erhalten hatten, an, dasselbe in Besitz zu nehmen. Tausende von armen Unglücklichen wurden nach dem Dhun gebracht, Häuser für sie erbaut, Lebensmittel an sie ausgetheilt, und sobald ihre Kräfte wieder hergestellt waren, lieferte man ihnen Vieh, Pflüge, Saatkorn u. s. w. Alles dieß ging ganz gut bis zum Anfang Julius des Jahres 1838; das Volk war glücklich, das Klima prächtig und der Anbau breitete sich nach allen Richtungen aus. Um die Mitte des genannten Monats kam der Regen, und die halbbezwungene Malaria brach mit neuer Wuth aus, so daß von den neuen Ankömmlingen, die sich noch nicht von den erlittenen Drangsalen des Hungers erholt hatten, der zehnte Theil hingerafft wurde; die meisten andern entflohen, nahmen die Ackerwerkzeuge mit sich, und trieben selbst in manchen Fällen das Vieh weg. Die Hoffnungen der Landeigenthümer waren somit vereitelt, aber die Anbaufähigkeit und der Reichthum des Thales hinreichend erwiesen. Alles was man angebaut hatte, wuchs üppig empor, und der Indigo namentlich war sehr schön, aber auch die Ungesundheit des Klima's unzweifelhaft, obgleich alle Aussicht vorhanden ist, daß erweiterter Anbau das Uebel wesentlich vermindern wird. Tausend Familien, die sonst dem Hungertode verfallen gewesen wären, sind noch immer im Thal angesiedelt, 10,000 Acres Dschungelland ist angebaut, und die 250,000 Rupien, welche die Landeigenthümer aufwendeten, tragen doch schon 20,000 Rupien jährlich, obgleich der größte Theil der Auslagen an die flüchtigen Arbeiter und auf Expe-

*) Bekannt durch seine Werke über die Botanik des Himalaya und die Producte Indiens.

rimente verwendet worden war. Die Bevölkerung des Ohun war im Jahre 1823 nur 20,179, im Jahre 1833 schon 30,817 und jetzt schätzt man sie auf 50,000.

Skizzen aus London.

Engländer und Franzosen, London und Paris.

(*Fortsetzung.*)

Bezüglich der geistigen Nahrung kann man sagen, der Engländer liebt die Freude, der Franzose das Vergnügen; die Musik muß jenem wohltönen, diesem rauschend klingen; jenem darf sie oft ernsthaft seyn, dieser liebt sie am meisten, wenn sie tändelt; der Britte gibt daher dem Oratorium, der Franzose der Oper den Vorzug; dort Bindung, hier Zerrissenheit, dort Accorde, hier Passage und Roulade. Im Drama will der Britte Affect und Handlung, der Franzose keine Handlung, sondern wohlklingende Rede im Uebermaaß, und Affect, um denselben bewundern und beklatschen zu können, aber nicht denselben subjectiv in sich aufzunehmen und sich von ihm rühren zu lassen. Im Lustspiel will der Britte charakteristische, nationale Laune, derben Scherz; der Franzose socialen Witz, selbst ohne alle nationale Beimischung; er will Conversationsstücke, weßwegen das englische Lustspiel nur auf die englische Bühne paßt und auf keine andere Nation leicht übertragen werden kann. In der Poesie steht der Britte dem Franzosen unendlich vor; letzterem ersetzt zu oft der bloße Contrast, selbst im ernsthaftesten Stoff der bloße Witz, das Paradoxe, die Poesie; der falsche Glanz übertrifft das wahre Licht! Die französische Sprache ist für Poesie und Küchenzettel gleich; der Ausdruck, das Wort gibt fast gar keine Poesie; die englische Sprache ist streng in prosaische und poetische getheilt, beide sind brittisch reich. Nur ein schwaches Fädchen von Rhythmus ist der französischen Poesie eigen; die englische Poesie rühmt sich eines reichen Gewebes von Rhythmus auf dem festen Rahmen der Quantität gespannt. Voltaire hat den Shakespeare einen Wilden, einen Barbaren, einen Bären genannt; — Apoll steht nicht an, Voltaire in vielen Dingen das Diplom des großen Gecken auszustellen! Man muß Hamlet englisch von englischer Bühne hören und darauf den französirten (ich kann unmöglich sagen übersetzten) Hamlet auf französischer Bühne!

Die Engländer und Franzosen haben wenige Maler; diesen gebührt der Vorzug; beide aber sind, im Vergleich mit den großen Meistern anderer Nationen, untergeordnet; im bloßen *Zeichnen* ist aber der Britte dem Franzosen voraus; der Britte labt sich reichlich an den überaus reichen Producten des Grabstichels; in der Carricaturzeichnung steht bekanntlich die englische Kunst allen Nationen vor. Hat England den negativen Vorzug, die meisten und mannichfaltigsten Narren hervorzubringen, so hat es auch den positiven Vorzug, dieselben am gelungensten zu zeichnen und lächerlich zu machen. Ueber englische Carricatur muß man *lachen*, über französische kann man nur *lächeln*; die englische Satyre geißelt und bessert, die französische ist zu leicht, elegant und bestärkt den Narren in seiner Narrheit. Der *ächte Humor* ist in England zu Hause; der Britte geht mit dem Unglück, wenn es ihn trifft, streng um; er spottet sogar über dasselbe und *dieser* Spott ist wohl des Humors Quintessenz. Der Franzose, wenn ihn Unglück in seiner Frivolität stört, beginnt sogleich zu winseln und bekehrt sich; dauert sein Schmerz nicht lange — er hat doch gewinselt! Uebernimmt der Britte den Schmerz, so wird er wahrhaft tragisch — und in dieser Stufe fängt beim Franzosen erst so recht die Carricatur an, es ist für ihn Glück, wenn er des Unglücks Opfer noch *vor* dieser Periode wird, um mit *Ehren* unglücklich zu seyn.

Gehen wir, die Naturen der beiden Nationen weiter verfolgend, auf die Sitte ein — welch' merkwürdiger Contrast! Der Britte ist sittlich aus eigener Kraft, aus Ueberzeugung, übrigens das Sittengesetz durchaus auf Religiösität bauend oder dieselbe doch wenigstens mit derselben bindend; rationalistische Freiheit ist in England Ausnahme und ungeachtet des sogenannten Socialismus und Chartismus eine seltene Ausnahme. Der Franzose macht Sitten zur *Mode* und nimmt keinen Anstand, die Unsittlichkeit zu derselben Stufe modischer Ehrenhaftigkeit zu erheben; er strebt dem Laster einen gewissen Charakter modischer Liebenswürdigkeit zu verschaffen. Der Britte sieht Unsittlichkeit jedesmal als Verirrung an und, in der Regel mit Kraft ausgerüstet, geht er leicht wieder auf den Pfad der Sitte zurück. Man strebt in England allgemein nach einem ehrenhaften Charakter, nach Menschenliebe, Großmuth, Beharrlichkeit in Freundschaft, Ehrenhaftigkeit im gegebenen Wort, zunächst nach einer gewissen Ritterlichkeit; diese Grundzüge verlassen den größten englischen Wüstling nicht; hat diesem der *Körper* keinen Streich gespielt, hat er sich in seiner Verirrung nicht zufällig zu Grunde gerichtet, so wird der Wüstling als der nobelste Britte dastehen, nachdem ihn ein Zufall, eine moralische Mahnung, ein kräftiger Blick einer liebenden weiblichen Seele oder eigene Ueberlegung gerettet hat. Charles Surface (einer der Hauptcharaktere in Sheridan's Lästerschule) heißt *dieser* Britte. In Frankreich, resp. in Paris, wird das Laster eine größere Menge Opfer fordern; es wird der ganzen Population einen gewissen Stempel von Verkrüppelung aufdrücken; dieser Stempel ist so sichtbar, daß er dem Fremden nach einigen Stunden Aufenthaltes schon sichtbar wird. Man setze sich in der Zeit der größten Frequenz der sich auf den Straßen herumtreibenden Bevölkerung auf eine Bank der Boulevards und lasse die besagte Bevölkerung die Revue passiren; welches Heer ausgemergelter, puppenhafter, verkrümmter Körper! Ein großer Theil bildet lebendige, anatomische Präparate, um daran die Knochenlehren studiren zu können. Der französische Schnurr-, Backen- und Knebelbart ist eine glücklich erfundene Schattirung und Verhüllung der grausenhaftesten Eingefallenheit auf dem Antlitze. Diese Gestalten und in ihrer Mitte der robuste John Bull! Dieser steht als Fels da, an welchem solche Franzosen wie morsche Kähnchen zerschellen. Man denke sich, sechs handfeste Johns sollten einmal einen Boulevardmenschenstrom säubern; man segnet unter diesem Gesichtspunkte die englische Plumpheit! Die französische Un-

sitte und Verderbtheit hat sich so recht in die Bevölkerung eingefressen. Die in den Straßen von Paris sich bewegenden Massen tragen noch weit mehr die nationale Verdorbenheit und Verhunztheit, als die scandalösesten Erzeugnisse moderner, französischer Literatur an sich. Das weibliche Geschlecht trägt nicht weniger diesen Stempel mit sich herum.

Die Statistik von Paris zeigt darum aber auch nur immer eine Bevölkerung von heute. Wenige Familien können damit bis zum Urgroßvater verfolgt werden. Lasset im Saale der großen Oper in den glänzenden Logenreihen das Auge herumwandeln; wenn nicht die einzelnen Fremden die Ehre der Schönheit retteten, ihr fändet wahrlich nichts, gar nichts, als tournure! Lasset die Brittinnen sich noch so schlecht, ungewandt kleiden, das Auge verzeiht diesen Fehler über dem Blicke, der natürliche Schönheit, weibliche Kraft und ausgebildeten Körper trifft. Selbst das modische Behängsel, Kleid genannt, paßt zur französischen Verkrüppelung. An John Bull sitzt das recht solide, bequeme, jeder Bewegung freien Spielraum lassende Kleid vielleicht weniger elegant; allein der französische, knappe, verzwickte, verkürzte Anzug ist das Bild absoluter Verkümmerung. Zugleich ist diese Eleganz nur selten mit Propretät verbunden; wer zählt die Zahl der abgeschabten, fadenscheinigen Röckchen an den Körperchen der Elegants, während in London ein guter Rock immer mit Fashion und Respectabilität unzertrennlich verbunden ist. Nur der allerärmste oder an Seele ganz zerlumpte Britte trägt keinen guten Rock; der Britte sieht darauf, seinem tüchtigen Körper auch tüchtige Kleidung zu schaffen. Mit dem ersten Eintritt in London fällt dem Fremden der schöne und reinliche Anzug der Bevölkerung auf. Ist des Lastträgers Anzug auch wegen des Geschäftes schmutzig, so ist er doch solid, von trefflichem Stoffe gearbeitet und mehr werth, als des Pariser Elegants sämmtlicher Flitterstaat. Des Britten Nationaltugend, die Reinlichkeit, ist beim Franzosen viel zu wenig ins Leben geführt; hier ist ein schneidender Contrast, dessen Schattenseite der französische Luxus, die französische Pracht nicht beleuchtet. Bezeichnet diesen Glanz der Britte mit show (Prunk), so hat er vollkommen Recht. Englische Pracht und Solidität reißt wahrhaft zum Erstaunen hin; durch französischen Glanz wird man nur augenblicklich überrascht, die Eleganz bezaubert, aber nur auf kurze Zeit. Die ausnehmend eleganten, luxuriösen, glänzenden, in den geziertesten Läden von Paris, im Palais royal, auf den Boulevards, in Rue Richelieu, Vivienne ꝛc. ausgekramten Dinge, beschaut der an die Ladenpracht von Ludgate Hill und Regentstreet in London gewöhnte Engländer nun einen Moment mit Ueberraschung; nach mehrerer Beschauung ruft er aber aus: nicknack (Kram)!

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über eine Wasserverbindung zwischen beiden Seiten der Landenge von Panama.

In der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft wurde ein Brief des englischen Consuls Perry in Panama vorgelesen, worin folgende merkwürdige Stelle vorkommt. „Ich war sehr erstaunt über die Erscheinung der Indianer von St. Blas, welche gelegentlich diesen Hafen (Panama) besuchen, und da sie aussagen, daß sie an einem Tage in denselben Kanoes von der Mandingo-Bay an der atlantischen Küste nach Chepo auf der Westküste kommen, so ist es in der That der Mühe werth, daß ein unternehmender Reisender diese Straße genauer untersuche. Da das Innere dieses Theils des Landes nie von einem Europäer oder einem sonstigen gebildeten Mann erforscht worden ist, so schwebt über die Frage, ob hier eine Wasserverbindung existire, noch ein Geheimniß. Die Eingeborenen sollen sehr eifersüchtig gegen Fremde seyn, sie gelten aber für eine fleißige, harmlose Race, und viele von ihnen sprechen englisch."

Yucatan.

(Schluß.)

Am nächsten Tage ward das Fest Corpus Domini mit großem Pomp gefeiert. Wir finden in der Beschreibung des gesellschaftlichen Verkehrs der Hauptstadt viel Wohlstand, auch spanischen Luxus und Geschmack, doch wenig eigenthümlich Nationales, mit Ausnahme der Schönheit der eingeborenen Indianerinnen, die Hr. Stephens rühmt. Bald aber beschließt derselbe, seinen Freund Peon in Uxmal aufzusuchen und beschreibt seine Reise dahin im Wesentlichen wie folgt: Um halb 6 Uhr Morgens verließen wir Merida zu Pferde, begleitet von einem Diener des Hauses und mehreren Indianern, welche Proviant ꝛc. trugen, unter andern auch trefflichen Bordeaux-Wein. Das Land hatte anfangs noch denselben Charakter, wie nach der Seite von Sisal hin: Kalksteingrund mit Buschwerk bewachsen. Schon eine halbe Meile (1 League) vor der Stadt erreichten wir die erste der Familie Peon gehörige Hacienda (Landgut). Das äußere Thor führte in einen großen Viehhof; hinter diesem stand das steinerne Haus, 150 Fuß lang, mit einem Säulengang davor, in der ganzen Länge hinlaufend, und vor diesem wieder ein eben so langer Wasserbehälter für das Vieh, 10 Fuß breit und tief. — Das ganze Gebäude stand auf einer ziemlich hohen gemauerten Grundlage und von der andern Seite führten Stufen hinan; an dieses Fundament stieß ein Teich oder vielmehr ein Bassin, ganz von Stein und Cement gebaut, 150 Fuß im Quadrat und 20 Fuß tief, und am Fuß dieses Bassins war eine große Pflanzung von Aloës, aus deren Fibern der Hanf des Landes bereitet wird. Das Ganze machte einen imposanten Eindruck. — Hier wurden nur unsere Indianer mit andern vertauscht und dann ging's anderthalb Meilen weiter zur nächsten, ganz ähnlich gebauten Hacienda derselben Familie, wo wir frühstückten. Darauf ging's mit abermals frischen Indianern weiter; aber in Folge der großen Hitze und der unbequemen Sättel waren wir sehr ermüdet, als wir die dritte Hacienda der Peons erreichten, einen unregelmäßigen Weiler von großen Gebäuden, alle von dunkelgrauem Kalkstein, umgeben von einer gleichen Mauer mit einem großen, pyramidalisch zugespitzten Thorwege und einer sehr großen überdachten Kellerbahn. — Viehhof und Wasserbehälter lagen auf der einen Seite des Hauptgebäudes, auf der andern, vor den Stufen des Fundaments und einer 30 Fuß breiten Säulengalerie, standen prächtige dichtbelaubte Bäume, in deren Schatten wir abstiegen. Der Säulengang führte um das Haus herum und auf dessen anderer Seite zu einer geräumigen und reich ver-

zierten Kirche für die Bewohner der Hacienda, zu welcher 1500 Indianer gehörten, die gewissermaßen als Hofbauern in lehnsartiger Abhängigkeit vom Gutsherrn stehen (welches wir weiter unten etwas näher bezeichnen werden). Wir hätten das großartige Treiben auf dieser Herrschaft gern näher kennen gelernt, der Diener aber sollte uns noch anderthalb Meilen weiter führen zu einer vierten Hacienda derselben Familie, wo wir übernachten sollten. Der Verwalter (Major Domo) mochte uns ansehen, daß wir müde und angegriffen waren, denn er fragte höflich, ob uns eine „Kutsche“ gefällig wäre? und als wir dieß Anerbieten mit Dank annahmen, stieg er einige steinerne Stufen hinan zum Glockengerüst der Kirche und rief mit lauter Stimme, man solle eine Kutsche besorgen. Nach einiger Zeit sahen wir vom nahen Walde her einen Indianer herantraben, dem bald mehrere folgten; in etwa zehn Minuten waren über zwanzig versammelt, welche frischgeschnittene Stangen aus dem Buschholz in die Säulenhalle brachten. Hier wurden zwei armdicke etwa 10 Fuß lange Stangen auf die Erde gelegt und durch zwei Kreuzstangen und Aloëfaden miteinander verbunden; dazwischen ward eine Hängematte befestigt, dann dünnere Stangen in Bogen darüber aufgerichtet und mit leichten Matten bedeckt — das war eine „Kutsche.“ In einer halben Stunde waren drei solcher Senften fertig; wir legten uns hinein; vier Indianer hoben jede derselben in die Höhe und trabten mit uns davon. Dabei sahen diese Menschen keineswegs gedrückt und knechtisch aus, sondern recht fröhlich und frei. Auch waren es fast lauter hübsche Menschen, aber wir konnten leider nicht mit ihnen sprechen, denn sie verstanden nur ihre Maya-Sprache, welche auch von allen Spaniern des Landes gesprochen wird. — So kamen wir sehr angenehm bis zu unserem Nachtquartier, der imposantesten Herrschaft, die wir noch gesehen hatten. Auf einer etwa 20 Fuß hohen gemauerten Platform standen in einer Reihe drei weiße Häuser, durch einen 360 Fuß langen prächtigen Säulengang verbunden. Die Platform erstreckte sich noch ein paar hundert Fuß weiter, als Bedeckung eines großen Wasserbeckens, aus welchem viele Indianerinnen Wasser mittelst einer Walze hinaufzogen und in ihre Eimer füllten. An der Seite des Viehhofes war ein zweiter gigantischer Wasserbehälter, fast so lang wie das ganze Gebäude. — In dem ersten der schönen Gebäude war die Wohnung des Major-Domo nebst mancherlei Geschäftslocalen, im zweiten große schöne Herrschaftszimmer, vollständig eingerichtet (obgleich außer Hrn. Simon nie einer von der Familie dort gewesen war); das dritte war die Kirche; alles auf das trefflichste erhalten und überraschend grandios. Vor dem Schlafengehen wurden wir noch ins Bad geführt. Am andern Ende des bedeckten Bassins war noch ein offenes Reservoir, 20 Fuß tief und 50 Fuß im Quadrat groß, worin gegen 30 Indianer umherschwammen, ein öffentliches Bad zu allgemeinem Gebrauch; noch 200 Schritte weiter kamen wir an eine weite Oeffnung im Boden, stiegen 50 breite Steinstufen hinab und gelangten hier an den Eingang einer großen mit wilden Felsen überdeckten Grotte, auf deren Grund ein tiefes krystallhelles Wasser in einem weiten schönen Bassin von weißem Kalkstein zum Bade einlud. Das Ganze war so romantisch und eigenthümlich, daß griechische Dichter kein passenderes Bad für Diana und ihre Nymphen in ihrer Phantasie sich hätten ausmalen können. Man kann sich denken, wie nach der Anstrengung und Hitze des Tages ein solches Bad uns erfrischte.

Am folgenden Tage erreichten wir zu Pferde die fünfte Hacienda der Familie Peon, 50 englische Meilen von ihrem Aufenthalt in Merida entfernt, und von ganz besonderem Interesse durch die ungeheuren Ruinen der alten indianischen Stadt Uxmal (deren hohes Interesse hier nicht weiter besprochen werden kann). Diese von grauem Stein erbaute Hacienda hatte ein alterthümlicheres Ansehen und glich von fern einem mittelalterlich europäischen Ritterschloß, und in der Kirche war eine alte Statue „Unseres Herrn,“ deren Ruf durch die Gläubigen bis in die Hauptstadt gedrungen war. Die Einrichtung der Gebäude und des Hofes mit den Wasserbehältern u. s. w. war übrigens den frühern ganz ähnlich, und die dazu gehörigen Ländereien umfaßten 30 engl. Quadratmeilen, — doch war davon nur weniges angebaut, das meiste noch Wald und Weidegrund. Die auf dem Gebiete wohnenden Indianer zerfallen in zwei Classen: Vaqueros, welche die Viehwirthschaft besorgen und dafür 12 Piaster jährlich und 5 Maaß Mais wöchentlich als Lohn erhalten, und Labradores, d. h. Arbeiter, welche auch Luneros genannt werden, weil sie für die Erlaubniß, das Wasser der Hacienda zu benutzen, jeden Montag (lunes) für den Grundherrn arbeiten müssen. Aus diesen letztern besteht die große Masse der indianischen Bevölkerung, und das Wasser ist das Band zwischen ihnen und den großen aristokratischen Familien, die sich seit der ersten Eroberung als Gutsherren behauptet haben. Zwar sind seit der Unabhängigkeitsacte die Indianer in Mexico so gut Freie wie die Weißen, aber die Indianer sind fast überall arm, sorglos, nichts im voraus bedenkend, und daher doch immer von den umsichtigern Weißen abhängig. In Yucatan hätten sie daher, sich selbst überlassen, keine bleibende Stätte gefunden, denn fast das ganze Land ist ohne Flüsse und Quellen, und Wasser ist nirgends zu finden als in den künstlichen Bassins und Reservoirs der Haciendas. Das Wasser macht daher die ganze Bevölkerung von den Grundbesitzern abhängig, und auf diesem Naturverhältniß beruht der in seiner Art wohl einzige sociale Zustand dieses Landes. Jede Hacienda hat ihren Major-Domo, welcher in Abwesenheit des Herrn ziemlich unbeschränkt über seine Untergebenen herrscht. Er schlichtet alle Streitigkeiten, auch die der Indianer untereinander, und ist Richter und Strafvollstrecker in einer Person; es findet jedoch Berufung an den Gutsherrn statt, und wer auch mit dessen Urtheilsspruch nicht zufrieden ist, kann seine Entlassung aus dem Dienst verlangen und, falls er keine Schulden hat, sofort auf eine andere Hacienda ziehen; factisch sind aber fast alle eben dadurch an die Scholle gebunden, denn in ihrer Sorglosigkeit lassen sie sich immer Vorschüsse geben, welche sie dann extra abarbeiten müssen, und führen nicht einmal Rechnung darüber. Wer aber seine Schulden nicht bezahlen kann und doch wegziehen will, dem muß der Grundherr eine Schrift des Inhalts ausstellen: „Jeder Gutsbesitzer, der den Indianer Namens — aufzunehmen wünscht, mag dieß thun, sobald er dessen Schulden an mich berichtigt hat.“ — Dadurch tritt also der Indianer gleich wieder in ein Zwangsverhältniß zu seinem neuen Herrn, falls er einen solchen findet. — Uebrigens liegt eine gerechte Behandlung der Untergebenen im Interesse der Gutsherren, weil sie auf ihren ausgedehnten Ländereien nicht leicht Arbeiter genug haben, und daher das Wegziehen der vorhandenen zu verhindern suchen müssen, während andererseits die Indianer im Allgemeinen sanft und gutmüthig sind, auch körperliche Züchtigung, als Bestrafung wirklichen Unrechts, ohne Murren ertragen, aber doch durch Ernst und Strenge stets in Respect gehalten werden müssen, und immer geneigt sind, dem schlechten Beispiel eines einzelnen, wenn er ungestraft blieb, zu folgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1843.

Die Bewohner der Landes in Gascogne.

Wir haben vor einigen Tagen aus der Voyage dans les Landes de Gascogne et rapport à la société royale etc. par Mr. le Baron de Mortemart de Boisse einige Bemerkungen über den Zustand der Landes mitgetheilt und fügen jetzt noch Nachrichten über die eigentlichen, nämlich nicht neu eingeführten Bewohner derselben bei.

„Es ist nicht zu verwundern, daß die Bewohner eines Landes, wie die Landes, von etwas wilder Natur sind, sie verschmähen das Leben des Ackerbauers und alle Beschäftigungen, die sie an den Boden fesseln könnten, obwohl das Klima gemäßigt ist, der Wohlstand sich ausbreiten und allmählich ein höherer Grad von Civilisation Platz greifen könnte. Aber in ihren Gewohnheiten liegt nichts, was sie fähig machen könnte, die Wohlthaten derselben zu begreifen. Die Bewohner des Littorals sind Fischer oder Harzsammler; die erstern sind fast immer auf dem Wasser in ihren unbequemen Barken, die andern noch entfernter von aller Gesellschaft in ihren Wäldern. Der Harzsammler durchwandert unaufhörlich die Fichtenwälder, welche solches liefern, versehen mit einem kleinen Beil und einer Stange, woran Pflöcke in verschiedenen Entfernungen angenagelt sind, vermittelst deren er zu einer angemessenen Höhe hinaufsteigt, um seine Einschnitte zu machen. Er ist gewöhnlich sehr geschickt und gewandt: er setzt den rechten Fuß auf einen der Pflöcke, stemmt den linken an den Baum, um diese eigenthümliche Art von Leiter mit dem Fuß zu halten, und so bleiben seine beiden Hände frei, um das Beil zu gebrauchen. Er beschäftigt sich auch mit dem Einsammeln und Zubereiten der Harpüse. Diese Industrie muß schon sehr alt seyn, denn der heilige Paulin erwähnt ihrer schon im vierten Jahrhundert in einem Briefe an Ausonius, den bordelesischen Dichter. Der Harzsammler ist fast eben so wild, wie die Hirten in den Landes, aber sein hölzernes Haus mitten in den Wäldern ist von Weinstöcken umgeben, die sich bis ans Dach hinaufranken, sein kleiner Garten hat einige Birnen, ein Brunnen mit trinkbarem Wasser sorgt für die Bedürfnisse seiner Familie; er hat manchmal eine Kuh, die den Reichthum seiner rohen Wohnung ausmacht, und stets Schweine, die den Tag über ihren Unterhalt im Walde suchen und am Abend in die gemeinsame Wohnung zurückkehren.

„Diejenigen Menschen, welche die Lust oder die Noth zum Hirtenleben in den großen Landes treibt, haben ein sehr eigenthümliches Aussehen; in Lammfelle mit der Wolle nach außen gehüllt, mit der baskischen Mütze auf dem Kopfe, von einem Mantel mit spitziger Capuze bedeckt, auf Stelzen, mit denen sie Schritte von 7 bis 8 Fuß Länge machen, stellen diese Hirten die seltsamsten Figuren dar, die man nur auffinden kann. Den ganzen Tag der glühenden Sonne oder dem strömenden Regen ausgesetzt und gegen beide völlig gleichgültig, bringen sie die Augenblicke ihrer Ruhezeit damit hin, träge und zerstreut Wollenstrümpfe zu stricken. Die Stelzen sind ihnen unentbehrlich, um die Wasserlachen und Sümpfe zu durchschreiten, auch haben sie den Vortheil, dem Hirten einen Ueberblick über die Haide zu gewähren, und seine Schafe zu übersehen; manchmal folgen sie auch einem Wagen oder Pferd im Trabe mehrere Stunden lang, ohne sich sonderlich zu ermüden. Wer einmal dieß Leben ergriffen hat, der hält daran fest, und lebt mit der Frugalität des Mauren, mit der Rohheit des Arabers und der Barbarei der alten Basken."

Skizzen aus London.

Engländer und Franzosen, London und Paris.

(Fortsetzung.)

Die englische Propretät, Solidität, fast so zu sagen rohe Pracht in den englischen Prachtgebäuden ist in der That erstaunlich, und dann alle diese Pracht in Verbindung mit dem absoluten Comfort, d. i. jener Bequemlichkeit, für deren Befriedigung das kunstbegabteste Nachdenken, die concentrirteste praktische Lebensphilosophie sorgt. Armuth und Fahrlässigkeit müssen in London weit gediehen seyn, wenn sie nicht mehr mit Comfort begleitet seyn sollen; ja nur bei Armuth und Fahrlässigkeit fängt Unreinlichkeit in London an; in Paris herrscht sie aber schon in höheren Kreisen und ist hier nur mit

Eleganz und Luxus maskirt. Man hebe in den elegantesten Restaurationen von Paris, wo äußere Pracht den Gesichtssinn gewaltig packt und ihn zu überwältigen droht, nur das Tischtuch auf und betrachte den Tisch, den der Engländer in öffentlichem Verkaufe kaum zu einem Sixpence anschlagen würde; das Auge bleibt unbesiegt. Dieß eine Beispiel ist bezeichnend genug; könnte man an vielen hundert andern Dingen in Paris die glänzende Außenseite wegnehmen, welche abschreckende Hauptsache würde sich zeigen. Man begebe sich aus den glänzenden Räumen des Innern im Palais Royal in jene Gassen, wo die Hinterseite dieses weltberühmten Luxushauses die Fronte bildet — welches grandios ekelhafte Bild! Das eigentlich schöne Paris ist auf einen sehr beschränkten Raum gewiesen; Börsenplatz, Palais Royal, Vendome-Platz, ein paar Boulevards, einige Straßen in der Gegend der Chaussée d'Antin, Rue Rivoli, Place de la Concorde, der Platz vor dem Stadthause, hinter Notre-Dame — und die Reihe ist geschlossen. Wollte man aber die schönsten Theile Londons zusammenstellen — welche ungeheure Luxusstadt würde entstehen, größer denn irgend eine Gesammthauptstadt der civilisirten Welt! Die seit zehn Jahren in London entstandenen Neubauten allein überträfen die besagte Pariser Partie. Uebrigens wird in London die Ehre der Prachtbauten durch die königlichen Palaste verdunkelt, in Paris durch die Tuilerien nicht erhöht; der grandiose Louvre ist der einzige Raum in Paris, welcher die Ehre einer Hauptstadt rettet. Der Kern des eigentlichen Paris aber ist das Bild der großartigsten Schauderhaftigkeit an Schmutz und Dunkel; enge, labyrinthische, mit thurmhohen Häusern besetzte Straßen, in welche bei Regenwetter sich begeben zu müssen eine sündenabbüßende Strafe genannt werden kann. Keine Feder beschreibt den Schmutz und die Unreinlichkeit auf den Pariser Marktplätzen und der nächsten Gegend um dieselben, oder der nächsten Nachbarschaft auf der Rückseite des prächtigen Stadthauses, ein jammervolleres Bild erfindet die Einbildungskraft kaum; Saint Giles, die Rookery, die Schmutzpartien von Wapping und Rotherhithe in London sind Juwele dagegen. In London werden solche die Sinne beleidigende Stadtpartien von Tag zu Tag mehr entfernt und es steht zu erwarten, daß in wenigen Jahrzehnten die Londoner City an Pracht der Westminsterpartie nicht nachstehen wird. Die zu diesem Zwecke gemachten Anfänge sind grandios, in der Städtebaukunst der civilisirten Welt unerhört. Seit 15 Jahren sind in der City von London so viel neue Prachtstraßen nach Entfernung der vorigen Gebäude, die sich erst vom großen Brande 1666 herschreiben, angelegt worden, daß ihre Gesammtheit schon eine sehr bedeutende Continentalprachtstadt ausmachen würde. Nach Vollendung der neuen Börse wird in dieser wegen ihrer Winkeligkeit so berüchtigten City ein Platz sich erheben, welcher zu den großartigsten aller Städte des Erdbodens gehören wird. Das Pariser Centrum, das lateinische Viertel u. s. w. scheinen aber zur Ewigkeit ihrer ekelhaften Existenz verurtheilt zu seyn. Wer von London kömmt, in welchem Vergrößerung, Verschönerung sich in einer beispiellosen Rührigkeit zeigen, wird in Paris vom Stillstand unangenehm betroffen; der Festungsbau ist zu weit entlegen, und eben dieser setzt der Entwicklung ein Ziel; das eingesperrte, befestigte Paris wird in kurzer Zeit darum der absolute Gegensatz von London seyn.

Paris stößt Frankreich ab, London zieht England an sich, theils durch Erweiterung, theils durch Eisenbahnen, mit welchen es geographisch entlegene Städte in die allernächste Nachbarschaft bringt: ganz England wird nach kurzer Zeit nur Eine Stadt bilden; das unbehauste Land wird eine Gartenpartie seyn! England bildet sein merkwürdiges Bild täglich mehr aus, Frankreich muß in seinem Continentaltypus fortbestehen. Hat die englische Architektur noch so viele Gebrechen, sind manche der neuern Bauten Muster in dem, wie man nicht bauen soll, so hat dieselbe Architektur dennoch in der Gesammtanlage das Rechte wunderbar getroffen. Man denke an englische Straßenpflasterung! Wer segnet in den englischen Städten, namentlich dem riesenhaften London nicht die Straßenfußpfade (Trottoirs) und wer verwünscht dagegen nicht die im Durchschnitt schlechte Pflasteranlage von Paris; der Fremde schämt sich für Frankreich, wenn er im Regenwetter über den berühmten Carrousselplatz gehen muß, wenn er sich von hieraus in den Louvre begeben will. Eine solche Schmach duldete London nicht einen Tag, und der Carrousselschmutzplatz besteht schon so viele Jahrzehnte! Die schlechte Pflasterung, die Enge der Straßen, selbst der vornehmsten in Paris macht Reinlichkeit fast unmöglich; der unterste Theil der prächtigsten Häuser ist fast immer beschmutzt. In Londons Straßen ist der Anblick der aus unbeworfenen, bräunlich und oft schwärzlich aussehenden Backsteinen aufgeführten Häuser von oben herab düster, allein das Erdgeschoß ist heiter, unbeschmutzt, da es durch breite Fußpfade und Souterrains geschützt ist; sollte es beschmutzt worden seyn, so muß es abgewaschen werden, so will es die Sitte, in großem Maaße, wenn auch nicht in holländischem Uebermaaße. Eine Pariserprachtstraße ist einem im Regenwetter durch die Straßen gehenden Elegant gleich, dessen Körperobertheil höchst geputzt, Körperuntertheil aber höchst beschmutzt ist, nur mit dem Unterschied, daß sich der Elegant Stiefel und Beinkleid augenblicklich rein machen lassen kann, während die Häuser diesen Vortheil nicht haben; man läßt den classischen Schmutz kleben, bis ihn eine günstige Sonne in Staub verwandelt: in schönem Wetter daher wenig Schmutz, aber doch keine Reinlichkeit, classischer Staub! da die Franzosen wenig auf freundlichen Häuseranstrich halten, so sehen die Städte nicht freundlich aus.

Zunächst gewährt die außerordentliche Höhe der Häuser in Paris keinen angenehmen Anblick; die engen Straßen werden düster, die Sonne kann fast nie in die unteren Geschosse leuchten; die Feuchtigkeit in diesen wird außerordentlich begünstigt, der Bewohner Gesundheitszustand gefährdet, zumal da die Bevölkerung in den einzelnen Häusern bei der Menge Miethsleute gegen die Bewohnung der Londoner Häuser das Verhältniß des Uebermaaßes darstellt. Paris sollte eigentlich nur halb so hoch und wenigstens nochmal so lang und breit seyn. Der Londoner geht nicht von seinem Systeme niedriger Häuser und der Einzelbewohnung ab, d. h. die Regel ist, daß jedes Haus

nur von Einer Familie bewohnt werde. London stellt das Bild des lebendigsten, raschesten Fortschrittes dar, Paris ist stereotyp, das Bild des Stillstandes; so ganz Frankreich nur das Bild des langsamen Fortschrittes. Die Industrie entfaltet sich nicht in dem Grade, als Ludwig Philipp es wollte, obgleich nicht zu verkennen ist, daß des Friedens Heil, der französischen Nation gegenwärtige Ruhe nur Folge der nach des Königs Willen und Kraft bestimmten Industrie ist. Diese ist immer die Glorie des Bürgerthums, welche mehr Glück, wenn auch weniger Glanz als das kriegerische Heldenthum verbreitet. England, die Beherrscherin der Weltgewässer, ist im Stande, den Fortschritt zu beschleunigen. Negatives und Positives treten gleich scharf hervor, in Frankreich bei weitem nicht in demselben Grade. Frankreich scheint daher oft im Ganzen gesicherter als England. Der kurzsichtige Politiker redet oft von Englands Krisis, Untergang, wahrend er kaum Gelegenheit nimmt, von irgend einer Fortschrittrührigkeit in Frankreich zu reden. Derselbe Politiker, die Gegenwart unrichtig beurtheilend, denkt nicht an die Möglichkeit der zukünftigen Gestaltung; man sprach schon von Englands Culminationspunkt zu einer Zeit, wo, wenn man die heutige englische Entwicklung prophezeiht hatte, etwa für einen Narren wäre erklärt worden. England repräsentirt früher nicht geahnte Großartigkeit, und London ist die Concentration derselben; — allein der oberflächlichste Blick über dieses Stadtland bemerkt auch die Möglichkeit eines noch bei weitem höheren Grades der Aus- und Durchbildung, und zwar in modernster Idee, welche so prächtig durch die Privatenbauten in London repräsentirt ist. Zugleich macht England, namentlich London, gigantische Schritte in Versittlichung und Volksbildung; in Paris gewahrt man nicht ohne Mitleidsgefühl Rückschritte oder Stillstand, nur sind dieselben zum Glück mehr den sogenannten höheren und den niedrigsten Ständen, als dem Mittelstande, dem Kern der Nation, eigen.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

Am 15 Februar 1842 verließ ich an Bord eines Dampfbootes Sidney und erreichte bereits nach vier Tagen die Mündung der Sturmbay in Vandiemensland oder, wie die Insel jetzt gewöhnlich heißt, Tasmania. Nicht leicht kann es irgendwo und in gleich geringer gegenseitiger Entfernung zwei Küsten geben von so ganz verschiedenem Ansehen, als diejenigen von Neusüdwales und dieser Insel. Während man sich dort fruchtlos anstrengt ein Bild zu erhalten, das sich einprägen ließe, um spät noch in der Erinnerung zu erfreuen, während dort alles eine untröstliche Einförmigkeit ist, tritt hier eine Natur entgegen von nicht allein großartigem, sondern auch sehr eigenthümlichem Charakter. Schon die Mündung der Sturmbay setzt in Erstaunen. Ungeheure Basaltsäulen von schwärzlicher Farbe steigen dicht aneinander gedrängt aus den Fluthen empor und bilden senkrechte Mauern, die an den meisten Orten jede Landung verbieten. Nach oben bilden sie kleine Ebenen, auf welchen sich aber in der Regel noch eine oder zwei Säulenterrassen erheben. Der Stufenraum ist mit Bäumen und Büschen dicht bewachsen, deren saftiges Dunkelgrün vortheilhaft von den glatten Basaltwänden absticht und ein leicht erkennbares Zeugniß ablegt, daß Regen hier nie so ausbleiben, wie im verdorrten Neusüdwales. Die Sturmbay verdient übrigens ihren Namen, denn ungeachtet des eben nicht sehr heftigen Seewindes fanden wir sie doch in einer starken Bewegung, und begegneten einem kurzen, aber höchst unangenehmen Wellenschlage. Sie ist jedoch zu beschränkt im Umfange, um Bay zu heißen, und ist eigentlich nichts anderes als die erweiterte Mündung des Derwent, in welchen wir nach einer viertelstündigen Fahrt einliefen. Hier änderte sich wiederum die Scene, und zwar mit solcher Schnelligkeit, als sey der Ocean Hunderte von Stunden von uns entfernt. Ein Deutscher könnte sich hier in eine jener Donaugegenden versetzt meinen, wo schön geformte, bis an den Fuß dicht bewaldete Berge den klaren und geräuschlos fließenden Strom einfassen, aber reinlich und freundlich aussehende Maierhöfe in den kleinen Seitenthälern von Zeit zu Zeit sichtbar werden und die erfreuliche Nähe fleißiger Menschen verkünden. Am Derwent liegen eine Menge sehr einladender Maiereien, jede umgeben von Getreide- und Kartoffelfeldern, und rückwärts begränzt vom dichten hochstämmigen Forste, der sich bis zur Spitze der gar nicht unbedeutenden Uferberge hinaufzieht. Wir fuhren um Mount Nelson herum und befanden uns in einer ansehnlichen Erweiterung des Stromes, der hier wohl eine halbe Stunde breit seyn kann, völlig frei von allen Sandbänken und durchgängig so tief ist, daß selbst größere Schiffe ohne Gefahr sich dem Ufer bis auf geringe Entfernung nähern können. Eine kleine Ausbuchtung dieses schönen Wasserbeckens hat man zur Anlegung des Hafens benutzt, der an drei Seiten mit steinernen Werften eingefaßt und so tief ist, daß selbst Schiffe von 3 bis 400 Tonnen beim Ausladen sich hart an das Land legen können. Hobarttown, die Hauptstadt von Tasmanien, umgibt den Hafen und erstreckt sich landeinwärts in ein Thal, das durch hohe Berge, den Mount Wellington (3100 engl. Fuß) und einen Zweig des Nelsonberges gebildet wird. Als Stadt betrachtet imponirt freilich Sidney weit mehr, allein Hobarttown zieht jeden Empfänglichen an durch seinen ländlichern Charakter und die Schönheit der Umgebungen. Der erstere wird durch ein kleines Fort und eine Reihe recht stattlicher Waarenhäuser nicht zerstört, denn der Bergwald zieht sich bis an die äußern Straßen herab. Ich fand auch hier, obgleich erst nach längerem Suchen, eine Privatwohnung und freundliche Aufnahme in einer vor acht Jahren aus England eingewanderten Familie, die sich bereits in recht guten Umständen befand, obwohl sie mit geringen Mitteln angekommen war. Durch den Betrieb einer Kunsttischlerei und durch Sparsamkeit und Ordnung hatte der Familienvater sich nicht allein ein recht gut gebautes Haus, sondern auch einen Maierhof erworben, der gegen 200 Pfd. St. reinen Jahresertrag gewährte. In England war es demselben Mann nur mit großer Mühe gelungen sich und den Seinigen eine ärmliche Existenz zu sichern. Das Leben ist hier sehr theuer, in manchen Beziehungen kostspieliger als in England, obgleich Manufacturwaaren u. s. w. nur um weniges höher im Preise stehen als in Europa. Der Grund jener Theuerung liegt vorzüglich in den ausschweifend hohen Löhnen, welche Dienstboten und Handwerker darum ansprechen können, weil ihre Zahl dem Bedürfnisse nicht entspricht und Concurrenz wohl nur in wenigen Geschäften eingetreten ist. Ein Diener ist nicht unter 25 Pfd. St. zu haben, erhält aber 40 Pfd.,

wenn er mit Pferden umzugehen weiß. Ein Haus, nur eben groß genug für eine nicht sehr zahlreiche Familie, kostet mindestens 60 Pfd. an Miethe. Die Preise der Restaurationen sind ungefähr wie in London, d. h. man zahlt für ein einfaches Mittagsessen ohne Wein wenigstens drei Schillinge. Ein mittelmäßig gutes Reitpferd, welches in Norddeutschland etwa 100 Thaler werth seyn würde, kostet hier 75 bis 100 Pfd. Stuten sind noch theurer, indem die Farmers, der Zucht wegen, sie kaum veräußern wollen.

Hobarttown ist, wie erwähnt, nicht groß, allein sehr regelmäßig gebaut, reinlich und gut beaufsichtigt. Ich kenne manche deutsche Stadt von gleicher oder stärkerer Bevölkerung (15,200 Einwohner), die hinsichtlich der Straßenpolizei, der Beleuchtung, der Wasserleitungen und ähnlicher Einrichtungen nicht entfernt mit der Hauptstadt von Tasmanien sich vergleichen darf. Wenn man in Vandiemensland landet, fürchtet man zunächst auf Gesindel zu treffen, welches das Mutterland ausstieß, und selbst das Exil nicht bessern konnte. Allein man irrt sich, denn theils ist die Zahl der Verwiesenen hier nicht groß, theils ist die Polizei sehr aufmerksam und unnachsichtlich. In Neusüdwales fehlt es niemals an den obenerwähnten Bushrangers; sie haben bisweilen in gewissen Gegenden so zugenommen und sind dann so gefährlich worden, daß die männliche Bevölkerung ganzer Districte zu allgemeiner Treibjagd auf sie aufgeboten werden mußte. Solche entlaufene Sträflinge finden es dort leicht ihr Leben zu fristen, und erhalten von den schwarzen Eingeborenen Schutz und Beistand, indem sie diese dafür auf Raubzügen anführen. Allein auf Vandiemensland kennt man dieses große Uebel sehr wenig; die Züchtlinge sind zu gut gekannt und die Natur bietet dort viel zu wenige Hülfsmittel, um ein wildes Waldleben möglich zu machen. Die Classe der reich gewordenen Emancipisten, welche in Sidney so vielen Unfrieden veranlaßt, fehlt hier ganz, und daher findet hier nicht allein geselliger Umgang statt, sondern es herrscht auch im allgemeinen Tone eine wohlthuende Herzlichkeit und viel von der gerühmten, jetzt selbst in England seltenern ächtenglischen Solidität. Der schon im Aeußern der Bewohner europäischer Städte bemerkliche Rangunterschied verschwindet hier so ziemlich, weil die niedern Stände für jede Leistung sehr gut bezahlt werden, und daher nicht nur unter allen Umständen sorgfältig und feiner gekleidet einhergehen, sondern auch in ihren häuslichen Einrichtungen Comforts besitzen, an deren Erlangung Leute derselben Classe in Europa nimmermehr denken dürfen. Man lebt im Allgemeinen sehr häuslich, verhält sich weder so exclusiv wie in England oder in den Städten Nordamerika's, noch lebt man so im Saus und Braus wie in tropischen Colonien. Fremde werden daher sehr freundlich aufgenommen und finden selbst in dem höhern Kreise, welcher den Gouverneur (Sir John Franklin) umgibt, leicht Zutritt, allein sie würden gar bald von Langweile geplagt werden, sollten sie einer eigentlichen Beschäftigung entbehren. Es gibt ein Theater in Hobarttown, ein großes und schönes Gebäude, allein es steht nicht selten mehrere Monate ungebraucht da, oder dient Schauspielern, deren Vorstellungen man ohne Nothwendigkeit nicht leicht zum zweitenmal besuchen wird. Den Fremden öffnet sich außerdem ein Club, der mit derselben Absicht errichtet wurde wie die United-Service-Clubs in England und die in diesen gültigen Gesetze befolgt. Man hat da bisweilen Gelegenheit recht interessante Bekanntschaften zu machen, und trifft mindestens immer einige Reisende an, indem dieser Hafen von vielen Schiffen besucht wird, die von China und aus dem großen Ocean kommen oder dahin bestimmt sind. Kriegsfahrzeuge ziehen es vor hier einzulaufen, indem sie sich leicht und mit geringerem Aufwande Holz und andere Bedürfnisse verschaffen als in Sidney. Ackerbau ist bis jetzt der wichtigste Erwerbszweig dieser Insel, die wenig kleiner als Irland und im Allgemeinen sehr fruchtbar ist. Das Klima ist angenehm, niemals heiß, eher etwas zu feucht und im Winter nebelig, indessen wird das Urbarmachen des Bodens und Abnahme der Wälder sicherlich auch jene Feuchtigkeit vermindern. Schafzucht findet hier weniger Begünstigung durch die Natur als in Neuholland, und nimmt daher unter den Beschäftigungen des Landmannes nicht den ersten Platz ein. Vieh-, besonders aber Pferdezucht scheint künftig von Wichtigkeit werden zu wollen. Der Anbau europäischer Getreidearten wird eifrigst betrieben, und zwar fast ganz so wie in England. Man erkennt den Einfluß dieser gleichförmigen und sichern, aber niemals schnell bereichernden Beschäftigung auf Sitten und Umgangston auch hier. Die Farmers sind einfache, mäßige und anspruchslose Leute, und insofern sehr verschieden von den Pflanzern tropischer Colonien oder den großen Schafzüchtern in Neusüdwales. Ich habe wenigstens hier keine Spur bemerkt von der körperlichen Ausartung, welche angeblich die in Neusüdwales geborenen Engländer bezeichnet. Die Tasmanier, wie sie sich selbst nennen, von welchen freilich die ältesten kaum 35 Jahre alt sind (die Gründung der Colonie geschah 1803), sind eben so robust, wie Landleute gemeiniglich es sind in allen denjenigen Gegenden Englands oder Deutschlands, wo Fabriken noch nicht ihren verderblichen Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt haben. Die hier geborenen Mädchen und Frauen sind meistens von sehr angenehmem Aeußern und besitzen viele Lebhaftigkeit, ein Reiz, der bekanntlich den Engländerinnen sehr abgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gewinn der Culis durch Auswanderung. Bekanntlich hat es in England und in Indien einen langen Streit gegeben, ob man den Culis gestatten solle, sich auf längere Zeit zur Arbeit in Mauritius zu verdingen. Die ostindische Compagnie war längere Zeit entgegen, vielleicht aus sehr eigennützigen Gründen, um den Zuckerbau in Mauritius eben so hinunterzudrücken, wie er auf den meisten westindischen Inseln hinabgedrückt ist. Indeß die Nothwendigkeit, den Zucker in England nicht auf einen zu hohen Preis steigen zu lassen, vermochte die Regierung in der Sache einen Machtspruch gegen die ostindische Compagnie zu thun, und die Auswanderung der Culis nach Mauritius wurde gestattet. Jetzt bringt ein indisches Blatt, der Spectator vom 10 Aug. v. J., die Nachricht, daß 70 Culis nach fünfjährigem Dienst auf Mauritius nach Indien zurückgekommen seyen, und die fast unglaubliche Summe von 34,000 Rupien als Ersparniß mitgebracht hätten, also beinahe 500 Rupien für den Kopf. Dieß wird wohl die Auswanderung nach Mauritius sehr vermehren, besonders da für das nächste Jahr Indien abermals mit einer Hungersnoth bedroht seyn soll.

Der Hafen von Brindisi. Der alte Hafen von Brundusium soll wieder in seine frühere Wichtigkeit hergestellt werden; englische Ingenieure sind beschäftigt ihn auszuräumen und erweitern zu lassen. Da auch eine Eisenbahn dahin im Werke ist, so kann man diese Verbesserung des Hafens von Brindisi als einen sehr wichtigen Schritt zur Erweiterung des Verkehrs von Unteritalien betrachten. (Litt. Gaz. 24 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1843.

Eine Tigerjagd.

(Nach dem Englischen.)

Eine solche Jagd ist immer, so oft man dergleichen auch erzählt hat, von mancherlei Vorfällen begleitet, die ihr wiederum ein neues Interesse geben. Dazu gehört auch nachstehende Erzählung von einer Jagd, die in der Umgegend von Heiderabad im südlichen Indien stattfand.

„Wir hatten erfahren, daß in den Dschungeln ein Tiger hause, und ich eilte mich der Zahl der Jäger anzuschließen, welche das Unthier in seinem Versteck aufsuchen wollten. Der Tag der Jagd war herangekommen, und unsere Elephanten warteten unsrer an der Thüre der Wohnung des Residenten. Der eine trug eine Truppe eingeborner Musikanten, welche die schmetterndsten Instrumente zu blasen sich anschickten; der zweite war mit einem vollständigen Assortiment von Feuerwerken beladen, um den Tiger zu beschießen, wenn er gerathen finden sollte in seinem Versteck zu bleiben, auf dem Rücken der übrigen befanden sich eine Art Käfige oder kleine Pavillons für die Jäger, die nicht mehr die ganze Gewandtheit der Jugend hatten, die letztern endlich bestiegen Thiere, die statt aller andern Ausrüstung nur mit dicken, gesteppten Teppichen belegt waren. Jeder von uns war mit einem Dolch und zwei Feuergewehren ausgerüstet; unsere Elephanten ließen sich auf den Knien nieder, um uns das Aufsteigen zu erleichtern, die Cornacs schwangen sich, jeder mit seinem Stachel bewaffnet, quer über den Hals der Thiere, und nun setzte man sich in Marsch. Wie man einigermaßen den Schritt eines Seemanns haben muß, um auf einem von den Wellen umher geschleuderten Schiff sich aufrecht zu erhalten, so muß man auch auf dem Rücken eines Elephanten sein Noviciat durchmachen, um den eigenthümlichen Gang eines trabenden Elephanten zu ertragen. Ich war bald fast seekrank und entsetzlich zerschlagen. Einige Erfahrung aber belehrte mich, daß es besser sey, den Stößen möglichst nachzugeben. Auf dem Wege hatten wir einen ziemlich tiefen Fluß zu durchsetzen, mein Elephant sprang hinein, verlor bald den Grund, und ich glaubte schon den Freuden der Jagd Valet sagen zu müssen, da bereits der Teppich auf dem ich saß, unter Wasser gesetzt war, und nur der Kopf des schweren Thieres noch aus dem Wasser hervorragte, wobei die Ohren das Wasser wie Ruder schlugen und der Rüssel mastartig emporstand.

Als wir durch ein Dorf kamen, lag ein Kind am Wege, ich glaubte es schon von den Füßen der Elephanten zertreten, aber der erste hob es auf mit dem Rüssel, und legte es sanft auf das Dach eines Hauses nieder. Erfreut wie ich war durch diesen Beweis der viel gerühmten Liebe der Elephanten zu Kindern, fühlte ich bald mich geärgert, als ich sah, daß ein Cornac ohne allen Grund seinen Elephanten mit dem spitzigen Eisenstabe am Kopfe blutig stach. Das arme Thier ertrug es geduldig, ich erfuhr aber alsbald, daß ein Elephant seine Rache aufzusparen und abzupassen verstehe. Wir kamen endlich bei den Dschungeln an, wo die Musiker begannen, in ihre Instrumente zu stoßen; unsere Schaar fing an sich in Linie aufzustellen und die Jagd nahm ihren Anfang. Es dauerte eine Viertelstunde, bis man die Spur des Tigers entdeckte. Endlich benachrichtigte uns ein Schuß, daß er aufgejagt sey, und bald sah ich ihn auf uns zukommen. Wir gaben Feuer zu gleicher Zeit mit den auf dem nächsten Elephanten befindlichen Jägern. Eine Kugel traf ihn, die andern kreuzten sich, glücklicherweise ohne Nachtheil für die Schützen. Das verwundete Thier kehrte um und verschwand in den Dschungeln. Während die Mehrzahl der Jäger sich dahin wandte, hörte ich in einiger Entfernung ein herzzerreißendes Geschrei, ließ meinen Cornac dahin sich wenden, und erblickte bald ein furchtbares Schauspiel: der Cornac, welcher den Elephanten so mißhandelt hatte, war von dem zornigen Thiere mit dem Rüssel ergriffen, mit aller Macht zur Erde geworfen worden, und wurde nun von ihm mit den Füßen zerstampft. Als ich in die Nähe kam, war die Leiche nur noch ein unförmlicher Ballen. Nach vollbrachter Rache nahm das Thier seinen Weg zurück nach dem Dorfe.

Entsetzt begab ich mich zu meinen Jagdgefährten, wo sich bald eine andere Scene aufthat: der Tiger wollte nicht mehr heraus, und nun schoß man Raketen ins Dickicht ab, um den Tiger aufzuscheuchen. Unglücklicherweise fingen die Dschungeln Feuer, der Brand breitete sich aus, und einer der Elephanten, von Schrecken betäubt, war nicht mehr von der Stelle zu

bringen; die Jäger mußten absteigen, um sich zu flüchten. Die Flammen griffen um sich, und endlich sprang das Thier, wüthend vor Schmerz, in entsetzlichen Sprüngen heraus, eilte nach dem Fluß, stürzte aber, kaum auf dem andern Ufer angelangt, unter kläglichem Geschrei zu Boden. Wir näherten uns ihm — es war todt. Indeß dauerte der Brand mit Heftigkeit fort: alle wilden Thiere, auch die Schlangen suchten nach allen Seiten hin dem Flammenmeere zu entkommen; endlich erschien auch der Tiger, erhielt noch eine Wunde, entkam aber dennoch wieder nach dem Dorfe hin. Alles eilte nach, bald aber vernahm man zwei Schüsse, und von deren Knall geleitet kamen wir zu unserm furchtbaren Gegner, den die Kugel eines Bauern niedergestreckt hatte. Er war bewegungslos ausgestreckt und alles glaubte ihn todt, plötzlich aber erhob er sich wieder, stellte sich zum Sprunge, und einer unserer Gefährten, welcher sich ihm unvorsichtiger Weise zu sehr näherte, hatte kaum Zeit sich unter den Körper seines Elephanten zu flüchten. Wir folgten alle seinem Beispiel, und unsere Elephanten richteten, gleichsam um uns zu beruhigen, drohend ihre Rüssel empor. Der Tiger war einen Augenblick bestürzt, wußte nicht, welche Beute er wählen solle, machte endlich einen verzweifelten Sprung und fiel den Elephanten an, der die Musikanten trug. Wir hörten einen wilden Schrei und sahen, wie das wüthende Thier einem Gongschläger das Bein zerriß. Ein Dolchstoß machte, daß er den Unglücklichen losließ, und in demselben Augenblick packte ihn der Elephant, dem die Klauen die Haut zerrissen, mit dem Rüssel, und schleuderte ihn zu einer außerordentlichen Höhe empor. Als er wieder herunterfiel, gab er kein Lebenszeichen mehr, hatte sich aber gerächt, denn der Biß eines so gejagten Tigers ist vergiftet, und der arme Gongschläger unterlag bald seinen Wunden.

Ich hatte mir von der Jagd eine lebhafte Aufregung versprochen, aber kein so blutiges Schauspiel erwartet. Ein zertretener Cornac, ein vom Tiger zerfleischter Gongschläger und ein lebendig verbrannter Elephant, das war mehr Schrecken als nöthig war, um mich von der Lust künftig an solchen Jagden Theil zu nehmen, völlig zu heilen.

Skizzen aus London.

Engländer und Franzosen, London und Paris.

(Schluß.)

Dieser Mittelstand muß auf- und abwärts wohlthätig wirken: es ist der Mühe werth, die Thätigkeit dieses Sittlichkeits- und Bildungsexperiments in Paris zu beobachten. Hier müssen die in Frankreich und Paris so schroff hervortretenden Gegensätze mit England ausgeglichen werden, hier findet der philosophische, kosmopolitische Beobachter Beruhigung, während ihn das Bild der sogenannten Eleganz und Vornehmheit der obern und die grandiose Rohheit und Fahrlässigkeit der untersten Stände so unangenehm berührt. Das Lob, welches man Paris zu zollen hat, ist ohne diesen beruhigenden Blick in den Mittelstand ein gar zu materielles. Paris ist gegen London das Bereich der leichtern Magenbefriedigung. In London, wenn man nicht brittischen Verdienst hat, ist das Leben sehr theuer, in Paris wohlfeil. Die großgewachsenen Kinder der Continentalcivilisation können hier so recht con amore naschen, wohlfeilen Wein trinken, in oberflächlichem Luxus köstlich schmausen, zur Verdauung herumschlendern, mit dem Heer der Nichtsthuer auch nichtsthun, höchst vergnüglich die Zeit todtschlagen, nach Lust zungendreschen, den Weibern die Cour machen, in höhern Kreisen der glänzenden Leere des Salonslebens huldigen, die mühevollen Producte der neuesten schönen Literatur genießen, der Mode fröhnen, alle Varietäten des Bartes im Antlitze und den Anzug, die Glorie des Geckenthums, cultiviren, in einem Worte nach Vergnügen französiren. Dieß alles hat man in London nicht; in London ein ähnlicher Narr zu seyn, ist vorerst enorm theuer und dann schwer nachzuahmen. Englische Fashion, wie englische Sprache — beide sind gleich schwer; ja man kann am Ende leichter wie ein Britte sprechen, als wie ein Britte leben; London steht daher in der Schätzung der meisten Reisenden Paris weit nach, man athmet hier wieder frei, erholt sich vom Schrecken über die in London gemachten großen Ausgaben, geht zu Very, Vefour und ein langes et cætra weltberühmter Restaurateurs und Cafetiers, um sich für ein paar Franken weit gütlicher zu thun, als in London in einer mittelmäßigen Consumtionsanstalt mit dreimal so viel Shillingen! In Paris wird man Tag für Tag heiterer, in London bei dem Drucke der Großartigkeit und des Commerzes Regsamkeit Tag für Tag mißmuthiger, und man kömmt bald geisteskrank in Paris an, um sich curiren zu lassen, vor allem am Sonntag im frivolen Leben der elysäischen Felder des englischen Sonntags entsetzliche Langeweile zu vergessen, oder um einen höhern Maaßstab anzulegen, sich in den französischen Museen zu ergehen und zu erschauen. Das brittische Museum in London ist viel weniger behaglich, als der Louvre in Paris; um sich dort recht zu amüsiren, muß man Gelehrter seyn, hier im Louvre genügt schon oberflächliche bellettristische Bildung. Ueber Malereien und vollständige Statuen urtheilt auch der Geck mit Herzenslust; um über die Elgin'schen Marmore reden zu können, dafür hängen ihm die Trauben zu hoch. Es gibt keinen Gelehrten, dessen Kenntniße alle Objecte des ungeheuren Schatzes im brittischen Museum erfaßte; die Objecte des Louvre sind einem gewissen Bildungsgrade sammt und sonders erfaßlich. Nur wenige Reisende haben die englische Sprache in der Vollkommenheit inne, um mit Vortheil und Lust die englische Bühne genießen zu können, während die größere Kenntniß des französischen den Besuch der Pariser Theater so sehr erleichtert. Die Producte der englischen Dramatik stehen in ihrer ausgezeichneten Charakterzeichnung über den immerhin sehr bühnengerechten, aber charakterlosen französischen Conversationsstücken, von deren Uebersetzungen bekanntlich auch die deutsche Bühne lebt. Der Deutsche findet sich daher in Paris bald zu Hause, während er in London immer fremd, oder besser, entfremdet bleibt. Dort miethet er sich in einem Hotel Garni ein, allenfalls in thurmhoch gelegenem

Appartement sehr wohlfeil, ißt um zwei Franken bei den ersten Restaurateurs zu Mittag, oder selbst in fast nicht minder flitterhaft glänzenden Häusern um 32 Sous, besucht, wenn ihn das Queuemachen an den Theatern nicht verdrießt, um anderthalb Franken das Parterre selbst der berühmtesten Theater, um vier Franken selbst das Prachtparterre der großen Oper, cultivirt sich sogleich einen Bart, kleidet sich flunkerhaft französisch, flanirt Tag und Nacht durch die Straßen, weidet das Auge in den Passagen oder den Hauptstraßen, an den glänzenden, elegant ausgelegten Kaufmannswaaren, huldigt, wo es geht, dem Vergnügen, sieht gratis die großartigsten Kunstschätze, vermeidet auf seinen Wegen, namentlich im Regenwetter das Centrum von Paris, welches in solchem Wetter zu betreten immer ein Heldenstück ist, hält sich an den Börsenplatz, die Rue Vivienne, Richelieu, die obern Boulevards, und läßt das übrige Paris unberührt, geht zum Zeitvertreib in den Jardin des Plantes, um die Bären zu füttern und wie Hunde mit vorgehaltenen Brodbrocken aufwarten zu lassen; begibt sich, wenn es ihm in der Stadt zu enge wird, außer dieselbe, auf der Eisenbahn nach Versailles, um im Schlosse einen historischen Spaziergang zu machen, die Thaten von Chlodwig bis Ludwig Philipp in Gemälden beschauend, oder ergeht sich im haarbeutelperiodischen, an geschichtlichen Thatsachen so erinnerungsreichen Parke, besucht eine Menge anderer Orte, lebt, wie es ihm gefällt, denkt wenig, plaudert viel, ißt und trinkt, hütet sich wo möglich vor den Orgien, und tröstet sich bei gestörter Gesundheit, wenn er dieselben nicht vermieden, damit, daß er sein Malheur in der ersten Modestadt der Welt gewissermaßen heldenmäßig errungen hat, ja brüstet sich sogar, wenn er zu solchem Unsinn Geck genug ist, mit seinem pariser Malheur — kurz er lebt in jeder Beziehung so recht à son aise. Und nun in London, dem Babel der Theurung für nicht englische Börsen! Nur mit allergrößter Vorsicht, mit einer Art Oekonomievirtuosität ist es ihm möglich, einigermaßen wohlfeil zu leben; er darf nun einmal durchaus nicht zu den Alltagsmenschen gehören, wenn es ihm im grandiosen, alles verschlingenden London, in der „Gorgeous Metropolis" gefallen soll; er kann unmöglich den Gecken spielen, denn als solcher erscheint er allen Britten ekelhaft abgeschmackt; gebärdet er sich in einer Art heldenmäßiger französischer Opposition in diesem Bereich, wo das Franzosenthum mit verachtendem Spotte behandelt wird, so spielt er eine wahrhaft miserable Rolle; eine nicht weniger miserable aber, wenn er gar den englischen Dandy spielen will. Das englische Stutzerthum ist das kostspieligste der Welt; schon die allerletzten Nebensachen im Modekram des englischen Dandy kosten viermal mehr, als die gesammten Moderequisiten eines deutschen Stutzers; wer nicht Esterhazysch reich ist, der lasse sich nicht einfallen, in der Modemenagerie der sogenannten feinen Welt einen Londoner Löwen vorstellen zu wollen. Und erst, wenn man auch solchen Mammon hätte, wie schwer ist es, gerade so und nicht anders löwenhaft seyn zu können, wie ein Londoner Dandy. Das englische Fashion ist so schwer als der Wiener Dialekt für den Braunschweiger, oder des letztern Dialekt für den Wiener; ein affenhafter Löwe ist in London unbeschreiblich abgeschmackt. Will man aber keinen Löwen spielen, so muß man in gewöhnlicher Sphäre bleiben, sich allerhöchst bescheiden, ja demüthigt vor John Bull benehmen, und alle Stärke des Charakters zusammennehmen, um nicht von der Menge und Größe der besehenswerthen Gegenstände erdrückt zu werden. Alles ist interessant, man muß selbst wider Willen die auf dem Continent gegen England gehegten Vorurtheile aufgeben, muß von Stunde zu Stunde mehr seine Kleinheit fühlen. Da sind keine kleinlichen, lärmenden Vergnügungen; das öffentliche Leben ist beschränkt, das englische, ausgebildetste Familienleben nur auf gute Recommandation zugänglich; findet sich in London schon der philosophische Spaziergänger bald gedrückt, so findet sich der Alltagsfremde bald erdrückt; will er sich nun mit unerlaubtem Vergnügen retten, so ist er vollends ganz verloren. Er wird daher besser thun, seinen Bündel zu schnüren, London Lebewohl zu sagen und dem genußreichen Paris zuzueilen, welcher Plan unter Hülfe von Dampf selbst in kürzester Zeit möglich ist.

In London wird der Fremde auch unwillkürlich zur Ordnung, Gesetztheit, Sparsamkeit und guter Sitte getrieben; er kann sich nur mit dem geltend machen, was er wirklich ist. Wir sehen den Fall, er sey ein tüchtiger, ächter Deutscher, verharrt er in London in diesem Charakter, so versagt ihm der Britte seine Achtung nicht. Der Deutsche steht hoch angeschrieben in Albion, es erkennt in dem Deutschen den Stammvetter und nach neuesten Industrieverhältnissen den Nebenbuhler; als beides ist der Deutsche beachtet und geachtet. Nur muß man nicht ängstlich zeitgenossischer Britte in allen Formen seyn wollen, wenn man sich nicht lächerlich oder gar verächtlich machen will. Er kann sich den interessanten Genuß verschaffen, bei den Zeit und Raum zusammendrängenden Communicationsmitteln Land und Stadt in kurzer Zeit kennen zu lernen, allein alltägliche Genußsucht darf nicht seine Sache seyn. Um sich höhere Genüsse des Geistes zu bereiten, muß der Fremde mit bedeutender Sprachkenntniß ausgerüstet seyn, um die dem deutschen Element so ähnliche und so zusagende Bühne genießen zu können; dann muß er gegen Sonntagslangeweile gewaffnet und mit einem Spaziergang, oder bei schlechtem Wetter mit Zimmermeditation zufrieden seyn. Lebt man in Paris so leichtfertig und lustig, so muß man sich in London bequemen, würdig zu leben: fremder Dummkopf und Geck sind in London nun einmal nicht zu Hause. Wo sind in der Welt noch schneidendere Gegensätze als London und Paris, Engländer und Franzosen?!

Die Provinz Constantine,

welche so ziemlich zur Ruhe gebracht ist, erzeugt seit langer Zeit alles, was für die französischen Truppen nothwendig ist, und schickt sogar schon Korn und Vieh nach Algier. Korn bildet den Hauptreichthum dieser Provinz; das Land trägt zehnfältig, und würde weit mehr tragen, wenn der Boden besser gebaut wäre. Wenn der Friede alle Eingeborenen dem Landbau zurückgegeben haben wird, dann kann die Bevölkerung und

die Armee das erzeugte Korn nicht mehr verzehren, und die Ausfuhr davon wird den Schiffen, welche jetzt von Bona mit Ballast zurückkommen, eine Rückladung geben, woraus der Handel Marseille's großen Vortheil ziehen könnte. Vieh ist in Constantine gleichfalls in Menge vorhanden, und es gibt Stämme, die ihre Heerden nach Hunderttausenden zählen. Man verbraucht zu Constantine 14,000 Rinds- und 40,000 Schaf- und Ziegenhäute. Trotz der ungeheuren Menge Wolle, die man zur Fabrication der Haiks und Burnus braucht, schätzt man doch die Masse Wolle, die man von Constantine nach den Märkten von Tunis bringt, auf 20.000 Centner. Die Kabylen fangen auch an die Bienenzucht zu vermehren, und Constantine selbst verbraucht jährlich 50,000 Kilos Wachs. — Man berechnet, daß Constantine gegenwärtig nach Philippeville jährlich für mehr als drei Millionen und nach Bona für mehr als eine halbe an Landeserzeugnissen schickt. (Fr. Bl.)

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mein Aufenthalt dauerte gerade lange genug, um mir Zeit zu einigen größern Excursionen zu gestatten. Man vermag mittelst kleiner Dampfboote, welche den Derwent und einen weit in das Innere dringenden Arm desselben befahren, die Reisen sehr zu beschleunigen. Zwei von diesen sind nebst den Maschinen in dieser Colonie gebaut worden, gewiß eine überraschende Thatsache, wenn man sich an das geringe Alter der Niederlassung erinnert. Der nördliche Theil der Insel ist mit dichtbewaldeten Bergen bedeckt, die eine mittlere Höhe von 2000 Fuß haben. und durch malerisch schöne, aber enge Thäler geschieden werden; die südliche Hälfte soll ebener seyn, und bietet an ihren tiefeingeschnittenen Küsten eine große Menge von Buchten und kleinen Häfen. Die meisten dieser Berge breiten sich auf dem Gipfel in Tafelebenen aus, die jedoch unfruchtbar und mit Felsen überschüttet erscheinen. Der Grünstein, der an vielen Orten in großen Massen vortritt und die wunderbaren Anhäufungen von Basalt geben vielen Landschaften jenen sehr romantischen Charakter, welchen man in Neuholland fast überall vermißt. Die zahlreichen Waldbäche bringen Leben in diese großentheils noch unbewohnten Wildnisse. Die Vegetation ist im Allgemeinen wie in Neuholland, allein die Wälder enthalten viele eigenthümliche Bäume, sind daher hochstämmig, schattig und feucht, und bergen manche seltenere Pflanzenformen, unter welchen ich besonders die baumartigen Farrenkräuter erwähnen möchte, deren Stamm oft 15 bis 18 Fuß hoch ist, und eine ungemein große, regelmäßig gewölbte Laubkrone trägt. Vor 14 oder 15 Jahren wäre es ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen sich ohne mehrere gut bewaffnete Begleiter in diesen Waldungen zu vertiefen. Die schwarzen Eingeborenen schlichen sich damals oft bis in die Nähe der Stadt und verbargen sich, bis sie Gelegenheit fanden einen unvorsichtigen Weißen zu ermorden oder einen Maierhof zu überfallen, auszuplündern und anzuzünden. Sie hatten zeitig die Ueberzeugung erlangt, daß die Weißen, langsam, aber mit Sicherheit fortschreitend, nichts Anderes beabsichtigten, als sich endlich in Besitz der ganzen Insel zu setzen, und suchten dieses durch einen Buschkrieg zu verhindern, der den Engländern viele Menschen gekostet hat, und aller Anstrengung ungeachtet nicht zum Ende zu bringen war. Die Eingeborenen waren nicht allein sehr muthig, sondern auch genau mit dem Lande vertraut und sehr geübt in der gefährlichen Kriegsführung wilder Waldvölker, außerdem aber mit glühender Rachsucht gegen die Eindringlinge erfüllt. Man hat sie aber auch ohne Treue und Gewissen behandelt, und sich gegen die Eingefangenen große Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. In späterer Zeit scheiterten alle Versuche einer gütlichen Beilegung dieses verderblichen Kampfes an dem gerechten Mißtrauen der Wilden. Im Jahre 1830 hatten Räubereien und Morde in dem Grade zugenommen, daß die Regierung sich gezwungen sah ein Aufgebot aller waffenfähigen Männer zu erlassen. Man versuchte durch ein sogenanntes Sacktreiben, wie es deutsche Nimrode heißen, die gesammte schwarze Bevölkerung in einen Winkel der Insel zusammenzudrängen, um sie dann auf Einmal gefangen zu nehmen und fortzuschaffen. Eine Linie von parallel vordringenden Streifpartien, welche quer über die Insel reichte, trieb wirklich die Eingeborenen vor sich her, allein ehe sie sich ganz verengt hatte, schlichen eines Nachts die Wilden zwischen den Posten hindurch und begannen ihr altes Mordbrennerhandwerk. Man war in Verzweiflung über dieses Mißlingen eines wohlausgedachten Planes, der aber dennoch die Eingeborenen zu der Ueberzeugung gebracht, daß sie früher oder später erliegen würden. Einige Stämme überlieferten sich selbst, andere wurden durch einen Hrn. Robinson, der, wenn ich nicht irre, als Missionär nach Tasmanien gekommen war, überredet, und so geschah es denn, daß die Regierung endlich die lange beschlossene Versetzung nach einer Insel der Baß's Straße (Guncarriage-Island) zur Ausführung bringen konnte. Man transportirte die Schwarzen in schnell gemietheten Fahrzeugen nach ihrem neuen Wohnorte, hat aber hiedurch den Untergang beschleunigt, dem freilich auch auf ihrem vaterländischen Boden die Vandiemensländer eben so wenig entgangen seyn würden, als alle der Civilisation unzugängliche farbige Urvölker, die das Unglück gehabt mit Weißen in Berührung zu kommen. Jene Schwarzen sind mit ihrem neuen Aufenthalte sehr unzufrieden, obgleich sie von der Regierung mit allerlei Werkzeug, Kleidern, Decken u. s. w. ausgerüstet worden; sie klagen über den Mangel mancher Producte ihres eigentlichen Vaterlandes, zumal über das Klima, und sind schon zweimal durch so starke Epidemien ergriffen worden, daß binnen 30 — 40 Jahren ihr Stamm wahrscheinlich erloschen seyn wird. An die Stelle dieser vertriebenen, — man könnte wohl sagen vernichteten, — eingeborenen Horden ist eine weiße Bevölkerung getreten, die sich jetzt in der ganzen Insel auf 40,500 Köpfe beläuft, zwei Städte, Häfen und Landstraßen hergestellt, Schiffe und Dampfmaschinen gebaut hat, einen nicht unbedeutenden Handel treibt, sechs Joint Stock Banken besitzt, sich thätigst bewegt und immer weiter ausbreitet. Alles dieses ist sicherlich ein großartiger Triumph europäischer Civilisation, und man könnte sich herzlich über ihn freuen, müßte man sich nicht dabei an das vielleicht naturgemäße, aber dennoch traurige Schicksal einer Bevölkerung erinnern, die vielleicht nicht culturfähig war, gewiß aber wie jede andere Menschenart Gefühl für Schmerz und Liebe zum Stammlande besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung von Malta. Nach dem im vorigen Jahr aufgenommenen Census beträgt dieselbe 114,499 geborene Malteser, mit Einschluß der Garnison etwa 120,000 Menschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1843.

Die Botschaft des Präsidenten Tyler.

Je mehr die Verbindungen Amerika's mit Europa sich entfalten, desto größeres Interesse gewinnt jedes Jahr die Auseinandersetzung der politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, wie sie der jedesmalige Präsident im Anfang Decembers bei Eröffnung der Congreßsitzung vorlegt. Am gespanntesten ist natürlich stets die Erwartung in England, wo man immer mehr, theils mit Furcht, theils mit Hoffnung auf das mächtig aufstrebende Nordamerika hinblickt. Nur wenige der englischen Blätter haben dießmal ihren Unmuth zu verbergen vermocht, und allerdings liegt in der Botschaft vieles, was für England, wenigstens insoweit dessen jetzige politische Macht und Stellung betheiligt sind, verletzend ist. Die Vereinigten Staaten — dieß ist der Sinn, welcher dem wichtigern Theil der Botschaft zu Grunde liegt — führen den Reigen im Kampf gegen Englands Meerherrschaft und Seegesetze, und sind entschlossen Englands Eingriffe in die Verhältnisse der verschiedenen amerikanischen Staaten mit Kraft zurückzuweisen. Das Triumphgeschrei, welches die Amerikaner gleich nach Abschluß des Ashburton'schen Vertrags anstimmten, wird hier mit einer feinen Ruhe und Offenheit wiederholt, und noch mehr — die Concessionen, welche England dem mit Krieg drohenden Nordamerika gemacht hat, werden nur als Abschlagszahlungen bis auf weiteres angenommen. Die Sprache Nordamerika's ist der Art, daß sie binnen wenigen Jahren zum Krieg mit England oder aber zu einer wesentlichen Umgestaltung der innern Verhältnisse Englands, namentlich vor allem zur Aufhebung der Korngesetze führen muß.

Was zuerst das Durchsuchungsrecht betrifft, so sagt Tyler geradezu, Amerika sey aufgestanden als der Vorkämpfer für die Freiheit der Meere, und er hoffe, dieß Beispiel werde, wenn nicht von allen, so doch gewiß von einer der großen Mächte (d. h. von Frankreich) befolgt werden, und damit nicht zufrieden, gibt Tyler auch noch deutlich zu verstehen, daß den Engländern ohnehin das Durchsuchungsrecht als Mittel gedient habe den Handel anderer Nationen an der afrikanischen Küste zu stören, indem er sagt, daß nun „aller Vorwand wegfalle, dem amerikanischen Handel in jenen Meeren aus irgend einem Grunde in den Weg zu treten." Gleich auf diese sehr bittere Anspielung folgt die Erklärung, daß noch nicht alle Gebietsstreitigkeiten abgemacht, die Frage über das Oregon-Territory, d. h. das Gebiet des Columbiastroms, noch nicht beigelegt sey. Schon im vorigen Jahre hatte Tyler vorgeschlagen, eine Postenkette von den canadischen Seen bis ans stille Meer hinüber zu errichten, und jetzt wird dieser Vorschlag erneuert mit den Worten: „ich möchte nichts vorschlagen, was im Widerspruch stünde mit den freundschaftlichen Unterhandlungen zur Bestimmung unserer Ansprüche in jener Gegend, aber eine kluge Vorsicht gebietet, Maaßregeln zu ergreifen, welche uns in den Stand setzen unser Recht zu behaupten." Der Gegenstand war schon bei den Unterhandlungen mit Lord Ashburton zur Sprache gekommen, die Engländer aber, welche im Besitze, wenn auch nicht im rechtlichen Besitze sind, und die Absicht verfolgen den ganzen Handel an der Nordwestküste Amerika's an sich zu reißen und wo möglich durch den Besitz von Californien sich darin zu behaupten, hatten durchaus nicht nachgeben wollen, und die Amerikaner, wie auch die Botschaft ausdrücklich bemerkt, vorerst sich mit dem begnügt, was der Vertrag ihnen gewährte, aber „eine richtige Staatskunst fordert, daß die beiden Regierungen allem aufbieten, um ihre respectiven Ansprüche in Ordnung zu bringen," und „obwohl die erwähnte Schwierigkeit noch auf mehrere Jahre hinaus den Frieden zwischen beiden Ländern nicht gefährdet, so wird doch nichts versäumt werden, Großbritannien die Wichtigkeit einer gänzlichen Beilegung dringend vorzustellen."

Wenn schon diese Bemerkungen einen ziemlich feindseligen Charakter an sich tragen, so ist dieß noch mehr der Fall hinsichtlich der Bemühungen Englands, den Vereinigten Staaten Feinde in Amerika selbst zu erwecken; „da wir" — so heißt es in der Botschaft — „sorgfältig uns der Einmischung in alle Fragen enthalten, welche die politischen Interessen Europa's betreffen, so dürfen wir wohl hoffen, daß auch die europäischen Regierungen sich der Einmischung in die Angelegenheiten der Staaten des amerikanischen Continents enthalten werden." Dieß heißt eigentlich auf eine höfliche Weise gesagt, England als eine

europäische Macht habe sich in die amerikanischen Angelegenheiten nicht einzumengen, und damit man nicht im Zweifel seyn könne, was damit gemeint sey, so folgt unmittelbar auf diesen Satz die Erzählung der Beilegung der Streitigkeiten mit Mexico, wo den neuesten Nachrichten zufolge der amerikanische Gesandte, General Thompson, den Präsidenten Santa Anna und die mexicanischen Minister äußerst friedfertig gesinnt fand, und ohne Mühe die Entschädigungsforderungen amerikanischer Bürger regulirte. Der Grund dieser raschen Beilegung ist sehr einfach: im Anfang des vorigen Jahrs hatte die englische Regierung, in Voraussicht eines Kriegs mit Nordamerika, die Mexicaner zum Angriff gegen Texas, d. h. eigentlich gegen die Vereinigten Staaten, aufgemuntert, hatte Geld und namentlich Land- und Seeofficiere geliefert. Bei der Ausgleichung der Streitigkeiten mit Nordamerika scheint stipulirt worden zu seyn, daß England solcher Schritte sich enthalte, und eine der neuesten Nachrichten aus dem mexicanischen Meerbusen besagt auch, daß England alle seine Land- und Seeofficiere aus dem mexicanischen Dienst abberufen habe. Mexico gab also, sobald ihm der Schutz Englands fehlte, in allen Stücken nach, und setzte auch die Gefangenen in Freiheit, welche im Spätjahr 1841 auf der wahrhaft räuberischen Expedition von Texanern und Nordamerikanern nach Santa Fé von den Mexicanern gefangen genommen und nach Mexico gebracht worden waren. Hr. Tyler nannte diese Gefangennahme widerrechtlich, welchen Ausdruck er allerdings hätte sparen können. Man ersieht indeß aus diesen Umständen, wie viel England den Yankees nachgegeben hat, wie wenig diese noch befriedigt sind, und wie sehr sie glauben auf die Verlegenheiten Englands pochen zu können. Die Erklärung dieser Stimmung liegt weit minder in den politischen Verhältnissen Englands zu Europa und namentlich zu Frankreich, als in einem einzigen Satze der Botschaft, welchen Tyler wohl nicht ohne Absicht allen andern voranstellte. Nach der Stelle, wo er der Vorsehung dankt, daß sie ihre Gaben in Fülle über das Land ausgegossen habe, fährt er fort: „während in andern Ländern angestrengter Fleiß nur mit Mühe die Mittel des Unterhalts gewinnt, ist das größte Uebel, welches wir zu befahren haben, ein Ueberfluß an Bodenerzeugnissen über den einheimischen Bedarf. Dieser Ueberfluß sucht einen Markt in andern Ländern, und findet ihn nur mit Schwierigkeit.“ Das heißt mit andern Worten: in England leiden die Arbeiter Noth und können oft nicht einmal das Leben fristen; wir haben Lebensmittel im Ueberfluß und verlangen nichts als solche absetzen zu können und gegen Industrie-Erzeugnisse auszutauschen, also — Abschaffung der Korngesetze in England, ohne welche an keinen Frieden und keine Ausgleichung mit Amerika zu denken ist. Sobald Nordamerika seine Erzeugnisse frei nach England absetzen kann, wird es den unglücklichen Fabricanten nicht an Arbeit fehlen; aber England muß dann auch auf sein Bestreben verzichten, in Canada ein neues, den Vereinigten Staaten feindseliges Reich begründen zu wollen, mit andern Worten, es soll sich in die innern Angelegenheiten des amerikanischen Continents nicht mischen. Nordamerika hat allzu gute Mitkämpfer an der englischen Mittel- und Arbeiterclasse, um nicht endlich doch gegen die Bestrebungen der englischen Aristokratie und ihre Herrschsucht durchzudringen.

Ueber die innern Verhältnisse ist Hr. Tyler ziemlich sparsam mit Auseinandersetzungen, und das Meiste betrifft wiederum die Geldverhältnisse, sowohl der Union als des Landes überhaupt. Er schildert den Gang des Papierunfugs, wie die Masse des Papiergeldes von 61,323,892 Dollars im J. 1830 auf 149,185,890 Dollars am 1 Januar 1837 gestiegen, und dann in wenigen Jahren unter den Stand im Jahre 1830 gesunken sey, historisch klar, deutet auf die Erschütterungen hin, welche das Vermögen der Staaten und der Einzelnen dadurch erfahren und macht mit Nachdruck auf den Umstand aufmerksam, wie sehr die Zahlungsunfähigkeit mehrerer Staaten auf den Credit der Union, welche doch stets redlich ihre Verpflichtungen erfüllt, eingewirkt habe. Wir können indeß hier nicht unterlassen zu bemerken, daß der von der Regierung eingeschlagene Weg der Baarzahlung der Zölle und eines gegen früher ziemlich hohen Tarifs wesentlich günstig auf die Papiere der einzelnen Staaten und den Credit derselben zurückwirken muß. Die Höhe der Zölle, welche sogleich baar bezahlt werden müssen, wirkt wesentlich einer leichtsinnigen Vermehrung der Einfuhr entgegen, und die Summe der Einfuhren bleibt deßhalb hinter der der Ausfuhr zurück. Dieß hat einen für England sehr ungünstigen Wechselcurs zur Folge, der Baarsendungen veranlaßt, und um diesen Baarsendungen möglichst auszuweichen, sendet man die amerikanischen Staatspapiere als Zahlung nach Amerika, und diese finden jetzt, wo baares Geld in Fülle vorhanden ist, bereitwillige Käufer, wenigstens die Papiere derjenigen Staaten, welche ihre Zinsen bezahlen, und dieß ist doch bei weitem die Mehrzahl. Die wenigen Staaten, welche ihre Interessen temporär nicht gezahlt haben und zum Theil auch wirklich nicht zahlen konnten, weil der mangelnde Absatz ihrer Producte eine gänzliche Stockung des Verkehrs und einen völligen Mangel an Ausgleichungsmitteln erzeugt hat, werden wohl bald das Aeußerste aufbieten müssen, um dem Beispiel der andern zu folgen.

Dieser Mangel wurde noch vermehrt durch die Creditlosigkeit der Banken und das Mißtrauen gegen alles von Privaten ausgegebene Papiergeld. Hier nun muß die Regierung einschreiten, und darum erneuert Tyler seinen alten Vorschlag eine Regierungsbank zu errichten, einen sogenannten „Fiscal-Agent,“ welche unter anderem berechtigt wird, für 15 Millionen Dollars Papiergeld auszugeben. Der Umstand, daß Webster, eines der Häupter der Whigpartei, in einer neulichen Rede geradezu erklärte, man könne bei dem gegenwärtigen Stand der öffentlichen Meinung auf keine andere Nationalbank rechnen, ist über diesen Punkt ziemlich entscheidend: das Mißtrauen gegen alles von Privaten ausgegebene Papiergeld ist zu stark und stört den Gang des Handels ungemein, da man den innern Verkehr, die Ausgleichung zwischen den Seestädten und dem innern Lande nicht mit kostspieligem Hin- und Hersenden baaren Geldes bewerkstelligen kann. Die hier entstandene Lücke muß die Regierung durch das von ihr garantirte Papiergeld

auszufüllen suchen. Ob die Whigpartei die ihr noch bis zum März d. J. verliehene Macht dazu gebrauchen wird, die Maaßregeln der Regierung wie im vorigen Jahre zu hemmen, steht dahin, auf keinen Fall aber kann sie den Gang der Dinge wesentlich stören. Die Regierung verharrt bei dem System der Baarzahlung der Zölle, und sucht dasselbe nur durch die Einführung des Entrepotsystems den Einzelnen zu erleichtern, da sonst aller Einfuhrhandel in die Hände einiger großen Capitalisten fiele. Die Wirkungen zeigen sich allmählich in England, wo die Regierung, wie wir an einem andern Orte zeigen werden, Gegenmaaßregeln zu ergreifen sucht; indeß können dieselben, so lange die Korngesetze dauern, nur von untergeordneter Wirkung seyn.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß in Amerika alles von Parteigeschrei abhänge: es gibt Staatsmaaßregeln, die über alles Partei-Interesse hinausreichen, und dazu gehört die Einführung eines ziemlich hohen Tarifs, der wohl vielleicht nach Tylers Vorschlag im Einzelnen, aber nicht im Ganzen verändert werden wird, so wie der Kampf gegen die englische Geldübermacht überhaupt, welcher seit sechs Jahren mit abwechselndem Erfolg geführt wird, und wozu die Botschaften Van Burens und Tylers, die letzte hier besprochene nicht ausgenommen, die bedeutendsten offenen Documente bilden.

Eine alte Stadt bei Fakhos in Unterägypten.

(Nach dem Journal einer Reise in Unterägypten und dem Delta. Col. Mag. Dec. 1842.)

Wir zogen durch die kleinen Dörfer Beniadi, Dschesiret el Scheich und El Fedadna, worauf wir in der Nähe von Fakhos auf die Ruinen einer großen Stadt stießen. Die hohen Trümmerhügel gleichen in Form und Lage denen zu Bubastos, und schlossen, wie zu Metabil, eine in der Mitte gelegene Anzahl Häuser ein, welche nie höher als auf der ursprünglichen Grundlage angelegt gewesen waren. Dieser Raum war nicht bloß ausgedehnter als der frühere zu Bubastos,*) sondern Straßen, Plätze und Privatwohnungen waren auch noch in Betracht des Materials, aus dem sie bestanden, nämlich der oft erwähnten an der Sonne getrockneten Backsteine, in einem merkwürdig gut erhaltenen Zustand. An einer Stelle steht noch ein gewölbter Thorweg, und seine gegenwärtige Isolirung läßt beinahe glauben, daß er nicht der Eingang einer einzelnen Wohnung, sondern das Verbindungsthor zwischen zwei Stadtquartieren bildete. Einige der viereckigen Plätze sind vollkommen erhalten, aber sehr klein, denn sie haben kaum 300 Fuß auf jeder Seite; die Straßen scheinen eng und ohne Ordnung, wie die der ägyptischen Städte jetziger Zeit, und die Privatwohnungen waren niedrig und eng, hatten augenscheinlich keine Dächer, sondern waren vielleicht von Bäumen beschattet, da der Zutritt der Luft stets angenehm und Schutz gegen Regen nicht nothwendig war. Das Mauerwerk ist selbst in seinem jetzigen Zustande allem, was gegenwärtig in Aegypten aufgeführt wird, weit vorzuziehen, die Backsteine gleichförmig groß, die Schichten regelmäßig gelegt, und der Kitt vortrefflich, kurz die Dauerhaftigkeit der aus solchem Material aufgeführten Gebäude, welche so viele Jahrhunderte lang sich erhielten, zeugt hinreichend für die Vortrefflichkeit der Bauleute.

Mit Vergnügen fand ich hier eine mindestens theilweise Erklärung für eine Sache, die bis jetzt noch immer nicht hinreichend aufgeklärt ist, nämlich die ungeheure Masse zerbrochener Töpferwaaren, die man stets über die Oberfläche der kleinsten wie der größten Ruinen ausgebreitet findet. Der übermäßigste Gebrauch von Töpfergeschirren in den Wohnungen scheint unzureichend, diese mächtigen Haufen zu erklären, wenn man nur Bruchstücke zerschlagener Gefäße, als zu weiterem Gebrauch unnütz, auf den Boden warf. Dieß scheint aber nicht der Fall gewesen zu seyn. Unter den Grundlagen der zerstörten Gebäude fanden sich hier große, 12" bis 15" im Durchmesser haltende und aus feiner, gut gebrannter Erde bestehende Röhren, um das Wasser nach jedem einzelnen Hause zu leiten. Auch die Mauern waren etwa vier Backsteine dick, und der Zwischenraum zwischen den äußern und innern Backsteinen mit abwechselnden Lagen von Kitt und zerbrochenen Töpfergeschirren aufgefüllt, was dem Bau eine große Festigkeit gab; wahrscheinlich wurden also zu diesem Ende die Scherben gesammelt. Bei Zerstörung dieser Stadt durch Feuer oder andere Mittel zerbrachen die an der Sonne gedörrten Backsteine zuerst und zerfielen in Staub, während die Töpferscherben dem Feuer wie der Luft widerstanden und unverändert blieben.

Unter diesen Ruinen, welche gegenwärtig eine Lieue im Umfang haben, während die alte Stadt, nach der Zerstreuung der Trümmer in allen Richtungen zu schließen, ursprünglich einen viel größeren Raum eingenommen zu haben scheint, sahen wir keine Spuren eines Tempels oder öffentlichen Gebäudes; Theile von solchen mögen indeß unter einigen der Haufen in der Mitte der Stadt vergraben seyn; über diesen Schutthaufen scheint man niemals mehr gebaut zu haben, denn sie bestehen ganz aus Asche, verbrannten Backsteinen und stark calcinirten Thonscherben; der Ueberrest ist ein ausnehmend feiner Staub, und beweist ohne allen Widerspruch, daß einst Feuer die alte Stadt zerstört habe, wovon überdieß auch der ganze südliche Theil die unzweideutigsten Spuren zeigt.

*) S. Nr. 278. Jahrgang 1842.

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Adelaide, Südaustralien, 15 Mai 1842.

Hätte ich nicht den festen Entschluß gehabt mich durch nichts irren zu lassen, so hätte beim Landen an der Südküste von Neuholland Kleinmuth mich ergreifen müssen. Sicherlich bin ich nicht der erste, der hier, ehe er den Fuß auf festen Boden setzte, den Wunsch in sich fühlte

daß ihm das Schicksal baldige Entfernung vergönnen möchte. Dem einzelnen fallen dergleichen Gefühle nie so schwer auf das Herz als Familienvätern, und wie viele der letztern mögen mit kummervollem Auge diese niedrigen, theils sumpfigen, theils sandigen Gestade betrachtet haben, die ihnen die auf immer verlassene europäische Heimath ersetzen sollten! Zu allem Glück aber sind die Sachen nicht immer ganz so schlimm, wie sie auf den ersten Anblick erscheinen. So auch hier, denn hat man sich einmal an die unmalerische Natur Australiens gewöhnt und ausgesöhnt mit dem langweiligen Bilde des Landes, so findet man daß es sich hier am Ende auch leben lasse, und daß zwischen diesen dünnbebuschten Hügeln manches freundlichere oder doch fruchtbare Thal liege, in welchen der praktisch-prosaische Mensch mit Vortheil seine Hütte bauen könne. Von Hobarttown nach kurzer und glücklicher Seereise hier ankommend, sah ich eine Küste vor mir, deren Sterilität mich eben so in Verwunderung setzte, als bald nachher der Anblick der Stadt Adelaide alles übertraf, was ich hinsichtlich der Fortschritte neuer Colonien für möglich gehalten hatte. Ein unübersehlich weit fortlaufender Seesumpf, bedeckt mit Binsen und niederem Geröhrig, hin und wieder durch offene Wasserflächen unterbrochen, aber nirgends einem Boote zugänglich, faßt den sandigen, neuholländisch dünn und schattenlos bewaldeten Strand ein. Weiter nach dem Innern zu erheben sich flache dünenartige Hügel, die fast kahl erscheinen, bei näherer Untersuchung aber bedeckt gefunden werden mit sparrigem Buschwerk und besonders dem sonderbaren Grasbaume, der einen schlanken, palmenartigen Stamm macht, aber statt einer mächtigen Krone schöngeformter und glänzend grüner Blätter nur einen struppigen, grauen Grasbüschel trägt. Solche sind allein die wenigen und armseligen Bestandtheile der Küstenlandschaft, des gerühmten Südaustralien, des neuen Eden, dem Schaaren von Einwanderern seit einigen Jahren zugeströmt sind, wo viele Tausende von Pfunden mißglückenden Speculationen geopfert wurden oder durch betrügerische Käufe verloren gingen, wo jetzt erst eine größere Zahl der Bewohner die Früchte der Erfahrungen zu genießen beginnt, welche ihre allzu raschen Vorgänger für den Preis völliger Verarmung oder langedauernder Noth eintauschten. Wir landeten an einem gut gebauten Damm, verfolgten eine hohe und breite Straße, welche den Strandsumpf durchschneidet, und befanden uns in Adelaide, der Hauptstadt von Südaustralien. Wer von dieser geographischen Wahrheit nicht auf anderem Wege Kenntniß erlangt hätte und sie aus dem Charakter dieser pilzgleich aufgeschossenen Stadt errathen sollte, würde allen Anhalt entbehren und nie zum Resultate kommen, so englisch, so durchaus englisch ist alles, was man hier um sich sieht. An 16 oder 1700 Häuser, von welchen wohl die Hälfte massiv ist, sind in regelmäßig sich kreuzende Straßen vertheilt, Dachziegel, Schiefer, Thüren, Fensterladen, Klingelzüge und eiserne Gitter sind aus England gebracht worden, der Baustyl ist nach dem englischen Muster, zierlich, aufgeputzt und etwas vornehm; in den Gassen bewegen sich zahlreiche Menschen, so gekleidet, daß sie zur Stunde unbemerkt in London einhergehen könnten; selbst die Verkäufer von Landesproducten sind wie diejenigen Altenglands angethan, mit gleichen Karren, Maaßen, Gefäßen versehen, und sprechen in gleich eigenthümlichen Kunstausdrücken wie jene daheim. Mit Einem Worte, was man sieht ist ein Stück von England, nur nicht von Englands schönem Grün, versetzt an die Südküste Neuhollands. Eben so aber wie die Natur dieses Welttheils aller poetischen Reize entbehrt, so verhält es sich auch mit dieser neuen Schöpfung der Menschenhand. Kein irgend erfaßbarer Charakter hängt der letztern an, es wäre denn, daß man die Wiederholung des europäisch Regelrechten, Flachen, Zahmen in den Wohnungen, dem Leben und den Sitten der Colonisten bemerkenswerth finde. In andern neuen Niederlassungen verhält sich dieses doch nicht so. In Nordamerika ist nirgends ein eigenthümlicher Charakter zu verkennen. Bei Reisen im Innern jenes Landes wird man, ungeachtet der überall bemerklichen Civilisation, nie vergessen können daß man sich fern von Europa befinde, und daß alles, was man sieht, von der freundlichen Landstadt bis zum Maierhofe des Deutschen, — dem der Yankee nachsagt, er sorge mehr für gute Wohnung seiner Kühe, als der eigenen Familie, — und bis zum Blockhause des Squatters am Mississippi nicht das Werk eines Tages ist. Die Ansicht der Niederlassungen selbst lehrt es, daß sie eine Geschichte, wenn auch eine kurze, haben, daß hier manches große Hinderniß durch die Ausdauer einzelner überwunden werden mußte, daß manches Opfer vergebens gebracht wurde, daß viele Thränen geflossen sind, viele Leben verloren gingen, ehe aus den geringen, mit kleinen Mitteln gemachten Anfängen etwas Ganzes und Großes heranwuchs. Ich glaube nicht, daß es in Amerika, von Canada bis Patagonien, eine Colonie gibt wie jene von Südaustralien, die daheim fertig gemacht, sauber verpackt und gehörig verladen wurde, und mit allen Bestandtheilen, vom Gouverneur bis zum Büttel, so vollständig versehen war, daß man nur nöthig hatte bei den Antipoden den hübschen Bau sogleich zusammenzusetzen, und sich über die wunderbare Verwandlung einer neuholländischen Wüste in eine englische Provincialstadt mit zahlreichen Kaufläden, Grogshops, Clubs und ähnlichen schönen Dingen mehr kindlich zu freuen.

Südaustralien liefert einen Beweis, daß England Mittel besitze, um Staunenswerthes zu leisten, aber auch genug unbesonnenen Speculationsgeist habe, um sich an die unsichersten Unternehmen zu wagen. Vor kaum sechs Jahren haben englische Capitalisten eine Colonie auf einem eben nicht dankbaren Boden gegründet, die bald auf eigenen Credit große Geldsummen vorgestreckt erhielt, und sicherlich einst viele Bedeutung erlangen wird. In andern Welttheilen und in frühern Zeiten war die Begründung europäischer Niederlassungen stets mit großen Schwierigkeiten verbunden, die Fortschritte aber geschahen selbst da nur langsam, wo alle Umstände sich günstig verhielten. Man erinnere sich, mit welcher Menge von physischen und moralischen Hindernissen der abschreckendsten Art die nordamerikanischen Colonien zu ringen hatten, wie lange Zeit dieser Kampf fortdauerte. Die Colonisten jener Zeit waren freilich auch von anderem Schlage als die heutigen Auswanderer; sie trugen vieles von dem Charakter in sich, welcher Helden und Märtyrer hervorbringt. Nach Südaustralien hat man eine weiße Bevölkerung und alle Einrichtungen Englands mit Einemmal verpflanzt. Allein daß jede Schöpfung ihre Entwicklungsperioden durchlaufen müsse um zu gedeihen, und daß dieser naturgemäße Gang nirgends ohne Schaden unterbrochen werden könne, dieses hat man auch im vorliegenden Fall erfahren. Lobpreisende Artikel über die fabelhaft schnelle Entwicklung von Adelaide haben über England sicherlich auch nach Deutschland ihren Weg gefunden; an Ort und Stelle gelesen haben sie viel Lächerliches, und können wohl sogar zum Unwillen reizen. In dieser neuen Niederlassung ist vieles nur auf äußern Glanz berechnet, die sprüchwörtliche altenglische Solidität wird gar sehr vermißt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1843.

Iwan Kaczuryn.

(Eine Novelle von Szyman nach einer wahren Begebenheit des Jahres 1830. Tygodn. lit. Nr. 43—45.)

I.

Freundlich sind die polnischen Lande, wenn der junge Frühling von seiner jährlichen Wanderung wiederkehrt, mit verschwenderischer Hand das liebliche Grün über die von der Winterkälte entblößten Bäume hinstreut, von den Feldern den Schneeschleier zurückwirft, den Teppich des grünen Winterkorns weit ausbreitet, die frischen Wiesen mit bunten Blüthen schmückt und mit murmelnden Bächen durchschneidet. Gleich jungen Rossen, die nie den Sattel getragen und schnaubend und bäumend herumtollen, strömen dann die jungen Flüsse dahin, und unterwühlen da und dort die unmächtigen Ufer. Freundlich sind die polnischen Lande im Frühling, wenn die schnelle Lerche neuerdings die vaterländische Flur begrüßt, und mit lieblichem wohlbekanntem Gesang den fleißigen Landmann zur Arbeit lockt, wenn mit Sonnenaufgang die Pfeife des Hirten ertönt über den niedern Strohdächern des zerstreut gelegenen Dorfes. Brüllend wandert das Vieh dahin, die Pflüge knarren und die Wagen kreischen. Junge Hengste schießen wie kühne Adler im Fluge durch das ganze Dorf in raschem Wettlauf, und hüllen den ganzen Weg in eine Staubwolke ein, auf Teichen und Pfützen sammeln sich Enten und Gänse mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft, wackeln mit den runden Köpfen, wie die Juden am Gerichtstage, und erfüllen die Luft mit ihrem zügellosen und durchdringenden Gelärm. Der erste Elegant des Dorfes, der Herr Hahn, geschmückt mit rother Mütze und silbernen Sporen, schreitet, wie in tiefe Gedanken versunken, an seinem Zaune hin, und voll Zorn, daß Niemand seiner achtet, mahnt er mit gezogenem hohlem Geschrei an seine überaus wichtige Person, während die alte Henne sorglich mit dem Fuße den Sand auseinanderscharrt, und mit gebrochener Stimme einmal ums andere ihre gackelnde Nachkommenschaft ausschilt. Kurz, wohin man blickt, wohin man das Ohr richtet, allenthalben ist Lärm, Bewegung, Leben und Munterkeit. Aber wenn der düstere Wintertag mit seinem gleichförmigen Schneegewand wie mit einem Leichentuch die weiten Felder deckt, wenn dieser böse Feind der Freude die farbigen Blüthen von Wiese, Feld und Wald abreißt, und auf den heimischen Linden und Eichen die Farbe der Hoffnung nicht bleibt, sondern nur traurige, graue Zapfen noch an den röthlichen Fichten hängen, wenn rauhe Nebel die warmen Strahlen der Sonne verdecken, dann ist es auch dem Menschen schwer, traurig und unfreundlich ums Herz.

So war es auch im Winter des Jahres 1830 im Dorfe Jankow am Styr. Obgleich dort seit vielen Jahren auch im Frühling keine große Freude geherrscht, so lächelt doch die frische freudige Natur dem trüben Herzen nur noch mehr und tröstet es in seinem Kummer. Aber jetzt im Winter war das eine wie das andere trübselig, und die Menschen nicht fröhlich. Dennoch fanden sich dort drei so fröhliche Menschen, wie man sie nur finden kann, die trotz der strengen Kälte und des finstern Himmels, trotz der nackten Felder, des tiefen Schnees und der trübseligen Nachbarn in der sichern Hoffnung künftigen Glückes sich der innigsten Freude hingaben. Dieß war Iwan Kaczuryn, seine Braut Olechna und deren schon betagte Mutter Makryna.

Iwan, der Sohn eines alten Soldaten Kosciusko's, war der Förster der Herrschaft zu Jankow. Im ganzen Umkreis kam ihm kein junger Bursche gleich. Hochgewachsen, breitschulterig, hätte er einen Bären mit Einem Schlag hingestreckt. Auf dem bräunlichen Gesicht stach der schwarze Schnurrbart ab über den blühenden Lippen, und die kohlschwarzen Augen brannten wie Feuer unter der dichten Braue der hohen Stirn, auf der eine reine, schuldlose Freude längst ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Er hatte frühe Vater und Mutter verloren, und wuchs sich selbst überlassen zum arbeitsamen Burschen heran, der schon seit einigen Jahren das Vertrauen der Herrschaft genoß und den Wald besorgte. Neben seiner Hütte wohnte die alte Wittwe Makryna mit ihrer 17jährigen Tochter Olechna. Eine Kuh und ein kleiner Garten war ihr ganzes Besitzthum, das ihr nebst einigen Früchten, welche sie als verwittwetes Bauernweib erhielt, kaum die nothwendigsten Bedürfnisse lieferte. Ihr ein-

ziger Schatz war eine Tochter, frisch, wie ein junges Reh, zierlich wie eine Taube. Ihre rabenschwarzen Haare in lange Zöpfe geflochten, fielen ihr auf den von der Sonne etwas verbrannten, aber dennoch feinen Hals und die runden Schultern hinab, und die kleine Nase schied zwei pechschwarze Augen. Obwohl arm, hatte sie doch selbst unter den reichen Herrensöhnen ihre Freier, aber allen zog sie ihren Nachbar Iwan vor, der durch sein gutes Herz, seinen stets willigen Beistand und seine treue Liebe eben sowohl, wie durch sein munteres Gesicht und seine männliche Gestalt ihr Herz gerührt hatte. Schon lange hatten sie sich das Wort gegeben, und warteten nur das Ende des Advents ab, um mit dem neuen Jahre sich zu verheurathen und ein neues Leben zu beginnen.

Die alte Mutter weinte vor Freude, wenn sie auf ihre geliebten Kinder sah, bat Gott um ein langes Leben, nur um noch Enkel wiegen zu können, segnete das junge Paar, und erwartete, so ungeduldig wie sie selbst, den Tag ihrer Hochzeit.

II.

„Was ist denn dort Schwarzes an der Herberge; ich sehe nicht recht," fragte die alte Makryna, welche gerade die Vorbereitungen zu dem Christabend machte, ihre Tochter, und wies auf den Weg, auf welchem in langem Zuge etwas graues nach dem benachbarten Dorfe Jaworow hinzog. „Ei, das sind ja Soldaten," sagte die Gefragte, „oder ich sehe auch nicht recht — aber Iwasko hat gute Augen, der kann uns sagen was es ist."

Iwan wurde gerufen, sah eine Weile hin, und rief dann: „Bei den Wunden des lebendigen Gottes! das ist eine Schaar Moskowiten, die nach Jaworow zieht!" Und halblaut murmelte er vor sich hin: „o ja, jetzt weiß ich, was dort aufgeht!"

„Herr Gott, verstoße uns nicht aus deiner Obhut!" rief die alte Makryna. „Warum schleichen denn diese Teufel aufs neue hier herum?" Olechna, welche die letzten Worte Iwans gehört hatte, frug ihn: „was ist denn das, was du mir so sorgfältig verbirgst, darf ich es nicht wissen?" — „Du wohl." erwiederte Iwan, „aber jener Graukopf nicht; du sollst es bald erfahren." Aber Olechna, deren Neugierde durch das etwas geheimnißvolle Wesen ihres Geliebten noch mehr geschärft war, drang nur noch stärker in ihn, ihr die Sache zu erklären. „Sag' es mir jetzt," fuhr sie schmeichelnd fort, „deine Worte beunruhigen mich, denn ich merke schon seit der vorigen Woche, daß dir etwas auf dem Herzen liegt, und jetzt siehst du aus, als ob du vor den Moskowiten erschräckest. Fürchtest du, sie möchten dich zum Recruten nehmen?"

„Auch das liegt mir auf dem Herzen, aber noch etwas mehr, was ich dir jetzt sagen will, denn es darf nicht länger ein Geheimniß für dich seyn. Als ich am letzten Sonntag mit Maxym, dem Knecht unsers Nachbars Ostasiew, zur heiligen Messe und zur Predigt gegangen, traten wir auch in die Schenke und fanden dort den Jager der Herrschaft von Jaworow, mit dem wir ziemlich bekannt sind. Der nahm mich auf die Seite und erzählte mir, er habe von seiner Herrschaft gehört, daß die Herren Lachen die Moskowiten aus Warschau vertrieben und allenthalben geschlagen hätten; der junge Herr wolle zu ihnen gehen und ihn mit sich nehmen; deßhalb fragte der Jäger mich, ob ich nicht auch mitgehe."

„Du wirst doch nicht gehen," unterbrach ihn die alte Makryna, „wofür denn auch? Wenn sich die Herren mit den Moskowiten schlagen wollen, so sollen sie es thun. Sie sollen das Bier trinken, was sie sich gebraut haben, was geht das uns an. Der Bauer braucht sich nicht in die Angelegenheiten der Herren zu mischen."

„O sprecht nicht so, Mutter; unser Polen ist ja eben so gut unser Vaterland, als das der Herren. Wer weiß, vielleicht, wenn wir in den Kampf gehen und die Moskowiten verjagen, so gehen auch die Herren mit uns besser um, und geben uns was uns gebührt, und das versprechen sie auch, wie mir der Jager gesagt hat, denen, welche sich für Polen schlagen wollen."

„Warte, bis es besser kommt. Mein Sohn, ich bin alt und denke schon lange. Ich erinnere mich der Franzosen und der Zeiten Kosciusko's. Immer haben uns die Herren schöne Worte gegeben, und wenn unsere Männer, Söhne und Brüder auszogen, um sich für ihre Rechnung zu schlagen, so zwangen sie uns arme Weiber und Kinder zur Arbeit, daß wir die Frohne für die Männer thun mußten;*) diese selbst aber wurden im Kriege verstümmelt und mußten ihr Brod betteln. Gott erbarm's, unser Loos ist hart, und unsere Noth wird nicht so bald sich ändern, wenn nicht der gnadige Gott sich unserer erbarmt; sie haben uns schon genug die Haut über die Ohren gezogen, aber nun weiß jeder goldene Berge zu versprechen."

„Und doch, Mutter, mag geschehen was da will, ich gehe. Mein verstorbener Vater focht und ließ sein Leben für das Vaterland, ich will dasselbe thun. Besser, daß ich für die meinigen fechte, und wenn es Gottes heiliger Wille ist, für die meinigen umkomme, als daß mich der Moskowiter mit fortnehme und auf meine Brüder schießen lasse. Wir wollen nur mit Gott das neue Jahr abwarten, daß ich mich mit Olechna verheurathe, dann ziehe ich fort, und sie wird mir das gewiß nicht wehren. Denn noch etwas muß ich euch sagen: als ich gestern Abend aus dem Walde nach Hause zurückkehrte und mich schlafen legte, erschien mir mein seliger Vater und befahl mir alsbald nach Warschau zu gehen und für Polen zu kampfen, denn so lange würde ich keinen Frieden haben, als ich nicht bei dem polnischen Heere sey. Darum werdet ihr mich nicht aufhalten wollen."

Gegen einen so schlagenden Beweis schwieg auch die Alte, und Olechna sagte nichts, aber zwei große Thränen flossen aus den schwarzen Augen über die Wangen herab, und eine innige Umarmung bezeugte ihm, daß die Trennung ihr nicht wenig Thränen und Kummer kosten werde.

Schweigend kehrte die kleine Gesellschaft in die arme Hütte zurück, schweigend in trübem Sinnen über die dunkle Zukunft brachten sie den Weihnachtsabend hin, und Olechna goß kein Blei, wie sie sich vorgenommen hatte. Als aber Iwan der

*) Historisch.

Mutter und Tochter gute Nacht gesagt, nach seiner Hütte sich zur Ruhe begab, als die alte Makryna gleichfalls in ihre Kammer gegangen war und ruhig einschlief, da ließ Olechna ihren Thränen freien Lauf, und vor dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau niedergeworfen bat sie in brünstigem Gebet um Standhaftigkeit für sich, um glücklichen Ausgang für das Unternehmen des Geliebten und um Trost in ihren Leiden. Gestärkt und beruhigt durch das Gebet legte sie sich gleichfalls nieder und fiel alsbald in tiefen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Guadalajara in Mexico.

(Nouv. Ann. des Voyages. September.)

Ich verließ Mexico am 29 Mai 1840 und kam am 11 Junius nach Guadalajara, und da ich in der Regenzeit reiste, so mußte ich dem Klima Zoll bezahlen. Wechselfieber hielten mich über drei Monate in der genannten Stadt fest, welche jetzt die Hauptstadt des Staates Jalisco und 150 Leguas östlich von Mexico liegt. Die Straße zwischen beiden Städten, obgleich sehr schlecht, ist doch für Wagen fahrbar, mehr aber als irgend eine andere von Räubern unsicher gemacht. Guadalajara ist der Sitz des Gouverneurs, des Truppencommandanten und des Bischofs; es sind darin eine Menge Kirchen und eilf Manns- und Frauenklöster. Diese Stadt ist eine von denen, wo die Civilisation am weitesten zurück ist, wegen Mangels an Verbindung mit dem Auslande und an literarischen Institutionen. Es findet sich nur eine schlechte Druckerei, keine öffentliche Bibliothek, keine höhere Schule, und der Unterricht, den eine geringe Anzahl Schüler in dem geistlichen Seminarium erhalten, ist höchst unvollständig. Es gibt nur ein einziges Spital, und auch hier fehlt es den Kranken an allem. Industrie und Landbau sind indeß in diesem Staate ziemlich blühend, denn man schätzt den jährlichen Ertrag des Ackerbaues bei einer Gesammtbevölkerung von 600,000 Seelen auf 3 Millionen Piaster. Man erntet hauptsächlich Mais, Weizen, Hafer, Reis, Bohnen, Cochenille, Baumwolle und Mescal, so wie Maguey zu Branntwein. Die Industrie besteht in der Erzeugung von gewöhnlichen Wollstoffen (Sarape und Cobertones), glatten und gedruckten Baumwollenzeugen (mantas rebozos und naranas). Man verarbeitet auch das Schildpatt sehr gut, es gibt mehrere Gerbereien, Hut- und Seifefabriken, welche letztere um so besser gedeihen, als an mehreren Orten der Boden ein mineralisches Laugensalz ausschwitzt, das die Indier Tequisquite nennen und im Monat October sorgfältig sammeln. Den Ertrag der Industrie schätzt man auf 4 Millionen Piaster, wovon 1 Million auf die Seife- und zwei auf die Baumwollenstoffe kommen. Der Tabakbau ist verboten, der Verkauf verpachtet und bringt jährlich 2 Millionen Piaster ein; man bringt den Tabak aus Orizaba. Hanf, Flachs und Seide werden hier nicht gewonnen. Im Jahre 1839 schlug der Münzhof für anderthalb Millionen Piaster, zu neun Zehntheilen in Silber, das größtentheils aus den berühmten Minen von Bolaños und Hostotipaquillo kommt. Die Piaster tragen auf der Rückseite das Zeichen G^a^ und enthalten viel Gold, weil man mit dem Scheiden der Metalle nicht recht umzugehen weiß. Einige Kupferminen sind nicht angebaut, aber zu Tepic gewinnt man etwas Eisen. Die Stadt Guadalajara liegt in einer großen Ebene, hat weder Gräben noch Mauern, und nur 400 Mann schlechte Truppen zur Besatzung. Diese Stadt war stets der Herd politischer Intriguen; hier bereitete man die Erhebung und den Sturz Iturbide's vor, und der Föderalcongreß von Jalisco erließ das barbarische Decret zur Austreibung der Spanier. Diebstahl und Mord sind hier sehr häufig, in den Gefängnissen der Stadt finden sich gegen 1000 Uebelthäter, und aus diesen wird die Truppe ergänzt, denn das Volk hat Abscheu vor dem Militärdienst, und die Desertion ist arg.

Zu Guadalajara und in der Umgegend sind mehr als 60 Franzosen, die sich mit industriellen Unternehmungen beschäftigen: sie haben große Bäckereien und Mühlen angelegt, ebenso Brauereien, Brennereien und eine Färberei nebst Druckerei. Mehrere spanische Kaufleute wollen eine mechanische Baumwollspinnerei gründen und ein Engländer eine Sägemühle. Fremde Handwerker kommen überhaupt gut fort. Aller Handel ist in den Händen von vier Häusern, drei spanischen und einem englischen.

Bemerkungen eines Deutschen während einer Reise nach Südaustralien.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Als man im November 1836 zum erstenmal von dem öden Strande Besitz nahm, richtete sich die Thätigkeit der Behörden und der Ansiedler keineswegs auf Untersuchung der natürlichen Hülfsmittel und der allgemeinen Beschaffenheit des Landes, und noch viel weniger dachte man an rasche Urbarmachung und Gewinnung marktbarer Producte. Das allgemeine Streben war auf schnelle Erbauung einer Stadt gerichtet, die auch in kurzer Zeit einigen Umfang erlangte, Kaufläden mit europäischen Galanteriewaaren, Werkstätten sehr unnützlicher Künstler, Kaffeehäuser u. s. w. in Menge enthielt, aber ihren Bedarf an Lebensmitteln von Vandiemensland, Sidney und sogar aus England bezog. Der Gouverneur Gawler gab selbst ein übles Beispiel. Anstatt mit den nothwendigsten Einrichtungen zu beginnen, verschwendete er große Summen auf ein Gouvernementshaus, auf öffentliche, vor der Hand noch unnöthige Gebäude, und sogar auf Verschönerungen der zukünftigen Hauptstadt. Ein gefährlicher Schwindel bemächtigte sich der Bewohner dieser von Einöden umgebenen Stadt. In der Erwartung einer zukünftigen Größe und eines Reichthums, über deren vermuthete Quellen aber Niemand Rechenschaft geben konnte, fing man an auf die Ländereien zu speculiren, auf welchen, dem Plane nach, späterhin Straßen errichtet werden sollten. Es sind bei diesem thörichten Spiel nicht allein große Summen verloren worden, sondern es litt auch die ganze Colonie, indem natürlich eine große Anzahl von Auswanderern es weit bequemer fand, auf den theuer erkauften städtischen Grundstücken sitzend, das Eintreffen der für Adelaide prophezeyten goldenen Zeit abzuwarten, als sich in Urbarmachung des Landes abzumühen. Bei der unglaublichen Theuerung haben in jener Zeit viele den Rest ihres Vermögens zugesetzt, und sind endlich zufrieden gewesen mit Verlust zu verkaufen und auf dem Lande sich anzubauen. Die Finanzen der Colonie geriethen in große Verwirrung, die Mittel waren durch verkehrte Unternehmen erschöpft, man mußte Schulden machen, und wäre die Regierung des Mutterlandes nicht eingeschritten, so hätte das Ganze ein trauriges Ende genommen. So weit ging die Sorglosigkeit der Behörden, daß bis Mai 1838, also in 18 Monaten, zur Vermessung der Ländereien außerhalb der Stadt noch gar nichts gethan war, ungeachtet die Emigranten in ganzen

Schiffsladungen von Europa ankamen, mit dem Gelde in der Hand nach verkäuflichem Lande fragten, abgewiesen werden mußten, und hiedurch in die Nothwendigkeit geriethen, ohne Zweck wartend, ihre Mittel zu erschöpfen. Ackerbau hat eigentlich erst seit 1839 begonnen, nachdem eine ziemliche Zahl der ursprünglichen Einwanderer verarmt oder weiter gegangen war, um in Neusüdwales ein besseres Loos zu suchen. Nachdem man einmal zu einer vernünftigen Ansicht gekommen, hat sich die Colonie auch wieder zu erholen angefangen, ist indessen noch jetzt weit davon entfernt in dem glücklichen und reichen Stande zu seyn, den man nach Ansicht der Stadt und ihrer öffentlichen Gebäude voraussetzen möchte. Ende 1839 betrug das eingehegte und urbar gemachte Land nur 482 Acker; 1840 im December 2915 Acker; Ende vorigen Jahres schon an 3000 Acker, allerdings nicht viel, wenn man bedenkt daß Südaustralien fast eben so groß ist als Frankreich, indessen immer ein Beweis daß die Ansiedler ihr eigentliches Interesse endlich erkannt haben. Die Bevölkerung belief sich im December 1840 auf 15,000 Köpfe, von welchen 6500 auf Adelaide (die Stadt) kamen; jetzt übersteigt sie 17,500, ohne daß die Einwohnerzahl der Stadt zugenommen hätte. Damals belief sich die erste ansehnlichere Weizenernte auf etwa 90,000 Bushel, die, nach Abzug des Samengetreides und den Consum nach dem englischen Maaßstab abgeschätzt, etwa für einen sechsmonatlichen Bedarf hinreichten. Im vorigen Jahre wurde bereits so viel gebaut, daß man hoffte die Einfuhr von Vandiemensland entbehren zu können, und in zwei bis drei Jahren glaubt man selbst, und zwar nach Port Philip, exportiren zu können, einer andern neuen Colonie, die ebenfalls nicht recht gedeihen will.

Wären anfangs nicht so große Mißgriffe begangen worden, so müßte Südaustralien bereits in sehr blühendem Zustande sich befinden. Es ist ein Land, welches weit mehr leistet als es verspricht, und an Fruchtbarkeit die ältern Niederlassungen Neuhollands weit übertrifft. Man hat bis jetzt ungefähr 600,000 Acker brauchbarer Ländereien vermessen und abgesteckt; der Umfang zwischenliegender und ganz steriler Flächen ist sehr gering, denn wenigstens bietet auch der zum Ackerbau ungeeignete Boden immer noch mittelmäßig gute Weidegründe. Die Maierhöfe liegen entlang der Flüsse oder in den flachen der Küste parallel laufenden Thälern, und bilden nach einigen Richtungen schon Ketten, die allerdings hin und wieder unterbrochen, doch 28 bis 30 englische Meilen weit reichen. In Morpeth-Vale allein befinden sich 21 Ansiedlungen, und in ähnlichem Verhältnisse mehrt sich der Anbau in den andern Thälern. Ungefähr 250,000 Schafe und 18,000 Stück Rindvieh bilden einen Theil des Capitals dieser Colonie, welches jetzt auf 2,250,000 Pfd. St. angeschlagen wird. Die Heerden gedeihen recht gut, Schafe fast besser als in Neusüdwales; bereits sind mehrere Schafzüchter in Begleitung ihrer Heerden von dort auf dem langen Landwege eingewandert. Das Land ist nicht ganz so trocken wie an der Ostküste, und daher hält sich die Weide lange Zeit grün und frisch, ein großer Vortheil unter diesem Himmel. Man kann nicht läugnen, daß die Aussichten fleißiger Auswanderer, welche Landbau und Viehzucht gut verstehen, hier besser sind als in Neusüdwales, allein für Unbemittelte kann vor der Hand Südaustralien nicht als Ziel empfohlen werden, es müßte denn seyn, sie hätten erwachsene und arbeitsfähige Kinder zur Unterstützung oder sie wollten sich zur gemeinsamen Arbeit verbinden. Arbeiter zu miethen übersteigt das Vermögen, welches die gewöhnliche Classe deutscher Auswanderer mit sich bringt. Sechs bis acht Schilling Sterling ist noch immer das gewöhnliche Taglohn. Für den Deutschen, der sich nicht in Dienstbarkeit begeben will, sondern ein unabhängiges, wenn auch kleines Besitzthum sogleich nach der Ankunft zu erwerben wünscht, bleibt Nordamerika, vieler Uebelstände ungeachtet, immer noch das angemessenste Land. Von England kommen immer noch Auswanderer in Menge an, allein es herrscht dennoch Mangel an Arbeitern. Mit der Zeit wird hierin auch eine Aenderung eintreten, denn die Vermehrung der Bevölkerung durch Geburten stellte sich schon im vorigen Jahre auf neun Procent. Land ist gerade nicht theuer, ausgenommen näher um die Stadt, allein die erste Einrichtung eines Landgutes oder einer Schäferei erfordert hier ein sehr großes Capital. Der Handel ist sehr lebhaft und wird theils durch Fahrzeuge betrieben, welche nach Adelaide, Launceston und Hobarttown oder nach Sidney gehören, theils direct von London oder Liverpool kommen. Ehe die Südaustralier Producte im Austausche zu bieten hatten, mußten sie alle Bedürfnisse baar bezahlen. Da dieses ungünstige Verhältniß durch Schuld der Provincialregierung und der Colonisten selbst ein paar Jahre sich erhielt, so entstand ein völliger Mangel an Geld, der noch jetzt, wenn auch im geringern Maaße, fortdauert und sehr störend einwirkt. Zehn Procent ist bei übrigens größter Sicherheit der übliche Interessenfuß für baare Vorschüsse.

Das Innere soll in vielen Beziehungen interessanter seyn, als Neusüdwales. Ich werde mich nach kurzem Aufenthalt in Doringa-vale einer kleinen Gesellschaft anschließen, welche die Beschaffenheit des Landes, ungefähr 120 englische Meilen von hier, in der Absicht einer gemeinsamen Ansiedlung, zu ergründen vorhat. Einen Bericht über diese Reise und über einen gleichfalls im Plane liegenden Besuch von Port Philip werde ich späterhin einsenden. Diese letztere Colonie gedeiht aller Opfer ungeachtet nur langsam. Ein Hauptgrund mag wohl die Ungesundheit ihrer sumpfigen Küste seyn, wo — in Neuholland eine seltene Erscheinung — Fieberepidemien alljährlich herrschen und die Sterblichkeit sehr bedeutend ist. In der Hauptstadt Melbourne halten sich nicht weniger als 37 Aerzte und Chirurgen auf, die alle Beschäftigung finden.

Temperatur in Petersburg. Die Vaterländischen Memoiren (December 1842) bringen aus den Verhandlungen der k. Akademie in Petersburg einen Auszug aus einem Memoire Meblers über die mittlere Temperatur Petersburgs und Archangels, das neben vielen ziemlich überflüssigen Beobachtungen auch einige curiose enthält. Dazu gehört, daß vom 14 bis 20 Januar (26 Januar bis 1 Februar n. St.) die Kälte regelmäßig sich mildert, obwohl sie später gewöhnlich wieder steigt. Vom 23 Januar bis 23 Februar (4 Februar bis 7 März n. St.) ist in Petersburg die Temperatur regelmäßig gleichartig, nur daß sie Mittags etwas wärmer, des Morgens etwas kälter ist. Dagegen bemerkt man in Archangel vom 6 (18) Februar an regelmäßig eine Abnahme der Kälte, aber das Maximum derselben fällt in Archangel wie in Petersburg ziemlich regelmäßig auf den 14 (26) Januar. Im März und April ist die Temperaturverschiedenheit zwischen Morgen und Mittag in Petersburg minder bemerkbar als in Archangel, und dieß nimmt zu, so daß im Anfang Aprils der Morgen zu Archangel um 7° kälter ist, als der Mittag, während in Petersburg das ganze Jahr hindurch der Unterschied zwischen der Temperatur des Morgens und des Mittags nie über 5° steigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1843.

Die Mammuthhöhle.

Wir haben diese merkwürdige, in Kentucky gelegene Höhle schon früher (s. Nr. 236 vom vor. J.) kurz erwähnt, und entlehnen hier eine etwas umständlichere Schilderung den Annales de la Propagation de la Foi vom September vorigen Jahres.

„Der großartige und fast furchtbare Anblick der Berge und Thäler, in deren Hintergrund der Eintritt in die Mammuthhöhle ist, die riesenhaften Bäume, die aufeinander gethürmten Felsen, die wachsende Dunkelheit, alles ergreift die Einbildungskraft. Das erste Gefühl, wenn man sich der eigentlichen Höhle nähert, ist Staunen und eine Art Schrecken: eine Grotte, 35′ breit, 20′ hoch und 50′ tief, endet im Innern mit einer engen Thüre, welche die Gränze zwischen dem Licht und der Finsterniß ist, und von hier tritt man in die Haupthöhle, einen Raum von 100 Klafter Länge, 80 bis 110 Klafter Höhe und 50 Klafter Breite. Das Licht der mitgebrachten Lampen verliert sich hier in der Dunkelheit; eine Fackel vergrößert noch die Gegenstände, und man kann wohl sagen, daß die gothischen Kathedralen des alten Europa den Beschauer nicht in gleichem Grade unter ihrer riesenhaften Masse erdrücken.

„Von diesem Gange verzweigt sich die Höhle nach mehreren Richtungen hin, und hier stößt man bald auf einen Fluß, dessen Erforschung wir aber auf einen andern Tag verschoben. Durch mehrere Grotten und Gänge hindurch, wo manche Reisende an den Kalkstalaktiten vandalisch gehaust, und zum Andenken auch noch ihre Namen hinterlassen hatten, kamen wir in die sogenannte Geisterkammer (haunted chamber), wo man Mumien gefunden hatte, die jetzt in dem Museum zu Peale seyn sollen; die Leiche einer in Bänder, wie die ägyptischen Mumien, eingewickelten Frau verdiente namentlich Aufmerksamkeit. Einige andere Mumien sollen absichtlich von Leuten, die Salpeter in der Höhle suchten, verschüttet worden seyn, um die Ruhe der Todten nicht zu stören. Von der Geisterkammer gelangt man durch verschiedene Gänge in den sogenannten Tempel, einen freien Raum, dem unsere Führer einen Umfang von 8 Acres gaben, und der nach den mäßigsten Berechnungen wenigstens viere enthält. In der Nähe findet sich eine Schwefelquelle, aus der ich eine Flasche füllte, um später untersuchen zu können, ob sie verschieden von den übrigen Schwefelquellen Kentucky's sey. Leider zerbrach die Flasche, ehe ich dazu kommen konnte.

„Wir waren um 4 Uhr Nachmittags in die Höhle getreten, und verließen sie mit einbrechender Nacht, kehrten aber am andern Morgen zurück, um den Fluß zu untersuchen, zu welchem man fast 4 englische Meilen theils über den flachen Fels, theils über aufgehäufte Steintrümmer, theils über einen feinen, mit Kieseln gemischten Sand zu gehen hat. Ehe man an den Fluß gelangt, kommt man an den grundlosen Schlund (bottomless pit) der vor zwei Jahren noch das Ende aller Wanderungen war. Ein kühner Reisender maß den Schlund durch die Zeit, welche die hineingeworfenen Steinchen brauchten, um den Boden zu erreichen; er fand ihn etwa 140 Fuß tief, nicht besonders breit und legte nun eine Leiter an, auf welcher er nach der andern Seite hinüber kroch; seit dieser Zeit hat man eine hölzerne Brücke darüber geschlagen. Die Vermuthung, daß sich jenseits dieses Schlundes die Höhle wieder erweitern würde, bewährte sich; der zweite Strom auf den man stößt, erweitert sich zu einem See, über den man mit der Strömung 10 Minuten, auf der Rückfahrt 20 Minuten brauchte. Ein Schauder durchzuckte mich bei dieser Fahrt in der furchtbaren Finsterniß, umgeben von Felsenthälern. Sicherlich sind in verschiedenen Richtungen noch große Entdeckungen in dieser Höhle zu machen, und eine Karte derselben wäre gewiß ein höchst interessanter Gegenstand.

„Das Interessanteste bleibt aber die gänzliche Blindheit der Thiere, die sich hier finden. An einer Stelle fanden wir eine große Anzahl Krebse, meistens klein, verschrumpft und ganz weiß; an einer andern Stelle aber Krebse von gewöhnlicher Größe, fast schwarz und gut genährt. Die Augen fehlten ihnen gänzlich, wahrscheinlich weil sie völlig unnütz sind. Diese völlige Blindheit ist auch der merkwürdigste Charakterzug der Fische, welche den unterirdischen Strom bevölkern. Man kennt bis jetzt nur Eine Art von der Gattung Cottus. Der größte, den man je fing, mochte etwa 6 Zoll haben, gewöhnlich sind sie aber nur 3 bis 4 Zoll lang. Es wäre leicht, sie sich lebendig

zu verschaffen, denn ich habe welche gesehen, die man in graues Papier gewickelt einen halben Tag in der Tasche herumgetragen hatte, und die, als man sie in frisches Wasser warf, wieder Lebenszeichen von sich gaben. Aeußerlich kann man kein Sehorgan bemerken, und ein Arzt in Louisville will nach genauester Anatomisirung mehrerer sich von dem gänzlichen Mangel aller Sehorgane überzeugt haben. Außer den Fischen und Krebsen finden sich in der Höhle noch mehrere Insecten, namentlich Afterspinnen und Grillen. Ihre Glieder sind meist schwach und lang, ihre Haut wie geschwunden und weißlich; das Sehorgan fehlt ihnen gleichfalls.

„Eine der charakteristischen Merkwürdigkeiten der Mammuthhöhle ist auch noch die constante Temperatur, welche vermuthlich ihren Grund nur darin hat, daß die Luft sehr schwer sich erneuert. Am Eingang findet ein Luftzug statt, im Sommer von innen nach außen, im Winter umgekehrt, allein er dauert nur einige Monate, und ist nicht wohl hinreichend die Luft einer Höhle zu erneuern, in welche man 16 engl. Meilen weit hineingedrungen ist, ohne das Ende zu finden.

Iwan Kaczuryn.

(Fortsetzung.)

III.

Noch hatte das Licht des wiederkehrenden Tages nicht ganz die Schatten der Nacht vertrieben, und schon kehrte Olechna durch den dichten Wald von Jaworow von dem Morgengottesdienst zurück, denn die von Alter gebeugte Mutter ging erst zu Mittag in die dritte Messe und arbeitete vom Morgen an zu Hause; aber auch hier waren ihre Gebete für die geliebten Kinder nicht minder inbrünstig. Der Tag war, wie häufig um die Christtagszeit, neblich und unfreundlich. Graue, trübe Wolken umhingen, wie ein schmutziger Schleier, den ganzen Horizont, und die im Aufgang begriffene Sonne bezeichnete den östlichen Rand des nebelumdüsterten Himmels mit einem kaum sichtbaren gelben Schimmer. Olechna ging trüben Sinnes dahin und nur das einförmige Knistern des Schnees unter ihren Füßen unterbrach die tiefe Stille rings umher. Schwere Seufzer drängten sich häufig aus der gepreßten Brust, bis sie sich endlich unter einer breitästigen Fichte in den Sand niedersetzte, und unfähig ihre Gefühle länger zurückzuhalten in einen Strom von Thränen ausbrach. „Ach, ich Arme,“ sagte sie zu sich selbst, „was soll ich verlassene Waise jetzt anfangen. Oh, dieser unglückliche Krieg der Herren. Meine Mutter hat wohl Recht; jetzt locken sie die armen Bauern, und am Ende ist bittere Noth der Lohn für die Wunden und das Blut, welches sie verschwenderisch und nicht für sich vergossen haben. Möge Gott sich meiner erbarmen und mir ihn gesund wieder senden. Oh! wäre nicht meine alte Mutter, die ohne mich bittere Noth leiden müßte, nichts sollte mich zurückhalten. Ich würde ihm folgen bis ans Ende der Welt. So aber muß ich bleiben, doch du, o Gott, wirst ihn nicht verlassen. Nimm ihn in deinen heiligen Schutz und führe ihn glücklich wieder zurück!“ Mitten im Walde faltete sie die Hände, kniete nieder und betete lang.

Iwan war um diese Zeit noch in Jaworow, um sich zum letztenmal mit dem Jäger Jakob über die Zeit des Abgangs und mit dem Geistlichen über seine demnächstige Trauung zu besprechen, und nachdem er noch dieß und das geordnet, eilte er durch den Wald, um Olechna noch vor dem Hause einzuholen. Auch ihn drückte eine unbegreifliche Angst, er wußte selbst nicht warum, aber unwillkürlich drängten sich schwere Seufzer aus der männlichen Brust hervor, er mäßigte seinen Schritt, vor seiner aufgeregten Einbildungskraft stiegen finstere, furchtbare Bilder auf, aber die natürliche Munterkeit der Jugend überwog bei ihm. Er schüttelte sich als wolle er mit einem Ruck die schwarzen Bilder von sich werfen, die ihm wie Blutegel am Herzen saugten, als mit einem Mal ein durchdringender Schrei, der durch den ganzen Wald tönte, ihn aus seiner Traumerei aufschreckte. Wie rasend sprang er nach der Seite hin, woher der Schrei tönte, denn er erkannte die Stimme seiner geliebten Olechna, und die Furcht eines Unglücks, das sie treffen könne, gab ihm Kraft und Gewandtheit. Aber wer malt sein Erstaunen, als er nach kurzem Laufe Olechna aus allen Kräften vor einem moskowitischen Soldaten fliehen sah, der zufällig die Betende betroffen, und ihr nicht auf die delicateste Weise seine Bewerbung zu erkennen gab.

„Fort, elender Hund!“ schrie Iwan mit donnernder Stimme, faßte den Soldaten am Kragen und warf ihn einige Schritte weit zurück in einen Schneehaufen hinein. Durch den unerwarteten Angriff ganz bestürzt rollte der Moskowite wie ein Stein unter eine Fichte hin, besann sich aber bald wieder, und griff Kaczuryn mit dem Säbel in der Faust an. Obgleich nur mit einem Prügel bewaffnet, schlug Iwan doch mit einem kräftigen Hiebe dem Moskowiten den Säbel aus der Hand, und als derselbe, noch nicht zufrieden, einen rohen Ast vom Boden aufraffte und Kaczuryn von hinten angriff, gab dieser den empfangenen Schlag so kräftig zurück, daß der Soldat wie todt auf der Straße dahin rollte. Iwan aber hielt sich nicht auf, sondern wandte sich nach der Seite, wohin die gescheuchte Olechna geflohen war, und folgte raschen Schrittes ihrer Spur bis nach Hause.

IV.

Es war am Abend des für Polen unvergeßlichen Tages im Monat September des Jahres 1831. Die Sonne hatte ihren Lauf vollbracht und sank hinter den Gesichtskreis, ihre rothen Strahlen überzogen mit Blutfarbe den Rand der weißen Wolken, welche bleich wie vor Schrecken über der Erde standen und auf deren minder ruhige Bewohner hinabblickten. Denn hier im Umkreis von Warschau breiteten sich, so weit das Auge die weiten Ebenen übersah, wie Ameisenhaufen die Schaaren der Moskowiter aus, und wie eine mächtige Schlange das schwache Kaninchen, so umgaben sie in vielfarbigem riesenhaftem Ringe das ganze Warschau, das sich, wie aus Furcht, hinter seine hohen Schanzen verbarg, und nur von den Spitzen der höchsten Thürme vorsichtig über die treuen Wälle hinaus-

schaute; aber seine Vertheidiger tummelten sich geschäftig auf denselben umher, und zeigten, daß sie, wenn auch schwach an Zahl, doch die zahllose Schaar der wilden Angreifer nicht fürchteten. Die furchtbaren moskowitischen Geschütze, deren Gekrach wie ein fortrollender Donner auf der weiten Ebene widerhallte, erklangen wie Todtenglocken, wenn sie im schmerzlichen, düstern Ton den Tod eines Bruders verkünden, und das Zischen der Kugeln und Granaten tönte wie das höhnische Gelächter des Satans, wenn er einer neuen Beute sicher ist. Auf dem Wall, links an dem Wolaar Thore, standen zwei Kanonen. Schon lag der größte Theil der Kanoniere ausgestreckt auf dem Boden, und zeugte für die Hartnäckigkeit des Kampfes, aber der Ueberrest antwortete immer noch dem unaufhörlichen Feuer der Moskowiter, in rascher Wendung bald dahin, bald dorthin, und bewies, daß der Muth und die Hoffnung noch nicht aus den Kindern des polnischen Landes gewichen sey.

Unter den Soldaten, welche diese Geschütze bedienten, zeichnete sich ein junger Lieutenant aus, der mit Wort und Beispiel die noch übrige Mannschaft aufmunterte. Diese Geschütze, trotz des Menschenverlustes gut gerichtet, thaten dem Feinde nicht geringen Schaden, und er hatte deßhalb Lust sie zu nehmen. Ein ganzes Regiment rother Husaren stürmte nach dem Wall. Der Lieutenant sah es. Die geladenen Geschütze verstummten auf einen Augenblick, und blickten mit weitoffenem Schlunde, wie mit drohenden Riesenaugen, die herannahenden Reihen der Moskowiter an. Die Erde erbebte, die Schwadronen setzten sich in Galopp, die Säbelscheiden rasselten und die gezogenen Klingen glänzten hell herüber. Inzwischen blitzte es vom Walle her ein-, zweimal, der Rauch breitete sich wie ein Leichentuch in schwarzer Wolke über die moskowitische Schaar aus, weithin ertönte der Donner der Geschütze, die pfeifenden Kartätschen durchschnitten wie ein Schwarm gereizter Hornisse die Luft, und in einem Augenblick zerstäubte die furchtbare Colonne. Ueber den Rest fielen unsere Uhlanen her, und in kurzem war von dem Regiment nichts übrig als einige Gefangene, die lebend den Siegern in die Hände fielen, und einige Rotten Ungetroffener, welche eilig den rasch nachsetzenden Uhlanen den Rücken kehrten. Gleich beim ersten Zusammentreffen zog einer der feindlichen Soldaten die Aufmerksamkeit auf sich, welcher aus den Reihen herausritt, die Waffen wegwarf, rasch zu den unsrigen herüberritt, sich schnell vom Pferde schwang, unverweilt zu dem Lieutenant hintrat, und sich anbot, den Dienst bei den Kanonen zu verrichten. Der Lieutenant, in der That schon über seine Kräfte damit beschäftigt, nahm das Anerbieten an und der Ueberläufer machte sich ohne Verzug und mit großem Geschick an die Arbeit. Um diese Zeit sank die Sonne blutig hinab, die Schatten der Nacht begannen allmählich den Horizont einzuhüllen, der Lärm des Kampfes erstarb, und nur die Klagen und das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden, die Losungsworte der ablösenden Posten und Wachen unterbrachen die düstere Stille der letzten freien Nacht Warschau's. Tausende von Lichtern schimmerten am Himmelsgewölbe, und sahen erstaunt sich zurückgeworfen von dem Erdboden, denn die weiten Auen von Warschau erglänzten von zahlreichen Feuern, um welche Soldatenhaufen in mannichfaltigen Gruppen vertheilt umher standen oder lagen; aber alle dachten wohl daran, was der heutige Tag gebracht hatte und der morgende bringen würde.

Auf demselben Walle, der dem Feinde so bedeutenden Verlust zugefügt hatte, lag der uns schon bekannte Lieutenant mit mehrern Kriegern um das angezündete Feuer. Er hatte sich auf den ausgebreiteten Mantel niedergelegt, den Kopf in die Hand gestützt, und betrachtete jetzt erst aufmerksamer den am Feuer stehenden Ueberläufer, der selbst bald auf den Lieutenant, bald auf seine eigene Uniform unruhige Blicke warf. Und je länger der Lieutenant ihn betrachtete, desto unruhiger wurde er selbst, er rieb sich die Augen, als ob er sich selbst nicht traue, endlich aber rief er: „Kaczuryn! bist du es wirklich? oder täuschen mich meine Augen und mein Gedächtniß. Das ist doch wirklich eine außerordentliche Aehnlichkeit.“

Wie mit einem Mal aus einem tiefen Traume aufgerüttelt, raffte sich Kaczuryn — denn er war es wirklich — bei diesen Worten zusammen, besann sich eine Weile, seltsame Erinnerungen malten sich auf seinem schönen Gesicht, endlich aber lief er zu dem Lieutenant hin und rief: „mein Herr! mein lieber Herr! so sehe ich dich endlich wieder! Mein Gott,“ fügte er hinzu, indem er das Knie des jungen Lieutenants umfaßte, in welchem er den jungen Herrn aus Jaworow erkannte, mit dem er zugleich in den Krieg hatte ziehen wollen; „es schien mir doch gleich auf den ersten Blick, daß der junge Herr aus Jaworow sey, aber diese schöne Uniform, diese Narbe im Gesicht hatten mir den Herrn allzu sehr umgewandelt, ich glaubte mir selbst nicht, und traute mich nicht ihn anzurufen. Aber jetzt, Gott sey Dank, daß wir wieder beisammen sind und mit einander für unser liebes Polen fechten können. Nur Eine Gnade erbitte ich mir von dem Herrn, erlaubt mir doch diese häßliche Uniform abzulegen, die ich so lange, Gott weiß, wider meinen Willen tragen mußte, und laßt mir eure polnische geben, denn man könnte sonst glauben, ich sey ein Moskowite.“

„Mein Iwan!“ entgegnete der Lieutenant, indem er ihm freundlich die Hand drückte, „habe nur noch Geduld bis morgen, und erzähle mir inzwischen, auf welche Art du zu den moskowitischen Truppen gekommen, und warum du nicht, wie wir es verabredet hatten, zu der bestimmten Zeit in Jaworow eingetroffen bist, von wo wir mit einander aufbrechen wollten.“ — „O das ist eine lange, traurige Geschichte, lieber Herr! aber, wenn du willst, so werde ich es dir noch heute erzählen, da ich mich freuen muß, daß der gnädige Gott mir noch einmal beistand, und ich hieher kam und noch einmal gegen die Moskowiter ausziehen kann.“ Iwan sprach dieß nur mit Mühe, indem er die Thränen, die ihm bei den schmerzlichen Erinnerungen hervorbrachen, zurückhielt, setzte sich neben den Lieutenant nieder, schützte sich gegen den Wind durch den Mantel eines gefallenen Polen, der seiner zum ewigen Schlafe nicht mehr bedurfte, und sammelte eben seine Gedanken zur Erzählung, als mit einem Mal der Befehl, die Stellung zu räumen und sich in die Stadt zurückzuziehen, seinen Vorsatz störte.

Stille zogen die tapfern Vertheidiger des Walls von demselben ab, und begaben sich nach dem ihnen angewiesenen Platze. Die Feuer erloschen, die Schatten der Nacht hüllten Warschau ein, und ein furchtbares grabähnliches Schweigen herrschte in der ganzen Umgegend.

(Schluß folgt.)

Die philippinischen Inseln.

Erster Artikel.

Diese reiche Inselgruppe ist seit alten Zeiten in ganz Indien unter dem Namen „die Perle des Orients" bekannt. Ihre Oberfläche beträgt über 8600 Quadratmeilen. Die nördlichste, wenn man die kleinen Batupanes und Batunes nicht in Anschlag bringt, ist Luzon, welche allein beinahe so groß als alle übrigen zusammengenommen ist und nebst der Hauptstadt auch den Hafen Cavite besitzt. Durch ihre Länge streicht eine Gebirgskette, von einigen in den Ebenen vereinzelten Bergen begleitet; unter die höchsten zählt man die kegelförmigen Vulcane Mayon oder Albay und Taal, der letztere in Mitte des Sees von Bombon, welcher 15 Meilen Umkreis hat und eben so viele von Manilla entfernt liegt. Man erinnert sich mit Schrecken, nebst ältern Ausbrüchen, an die von 1754 und 1814, besonders an die letztern, während welcher die Atmosphäre sich mit Steinen, Rauch und Feuer bedeckte, viele Ortschaften, Landgüter und Wohnungen zerstört wurden und die Asche bis zur Hauptstadt flog; in einer Chronik wird erzählt, daß in dem frühern Ausbruche das Wasser des ganzen Sees siedend wurde. Die vorzüglichsten Flüsse der Insel sind der Tajo, der Agno, der große und kleine Pampanga und der Pasig, der letztgenannte geht aus dem See von Bay von 30 Meilen Umkreis hervor.

Südlich von Luzon findet man unter andern die Inseln Mindanao, Paragua, Samar, Mindoro, Panay, Leyte, Negros, Zebu, Bohol und Masbate. Unter diesen ist Mindanao die größte, ebenfalls mit vulcanischen Bergen besäet; der gleichzeitige Ausbruch von drei derselben im Jahre 1641 war so stark, daß man das Getöse auf den Küsten von Cochinchina vernahm. Die fruchtbaren Ebenen und Thäler sind von einer Menge beträchtlicher Flüße und Seen durchschnitten, der größte ist der ebenfalls Mindanao genannte, welcher den von Bay an Ausdehnung übertrifft. Die Einwohner sind von mittlerer Statur, brauner Gesichtsfarbe, dicken Lippen, ausdrucksvollen Augen, von lebhaftem, unbändigem und rachsüchtigem Charakter. Die Spanier besitzen nur drei kleine unter sich abgesonderte Districte oder Provinzen und den Deportationsort Zamboanga auf der südöstlichen Spitze. Der unabhängige Theil gehört dem Sultan von Mindanao oder völlig freien Stämmen; sie alle stehen in Bündniß mit den benachbarten Inselgruppen, welche den Archipelagus von Jolo ausmachen, und üben beständig räuberische Anfälle gegen die Niederlassungen der den Spaniern untergebenen Indier aus, plündern und verbrennen die Ortschaften und führen unzählige Gefangene fort.

Die philippinischen Inseln sind im Allgemeinen mit hohen Gebirgen bedeckt, an welche sich in Folge ihrer tropischen Lage dichte Dampfwolken ansetzen und häufige Regen Quellen, Flüsse, Seen und Sümpfe hervorbringen. Die Regenfälle sind periodisch, in den westlichen und südlichen Gegenden vom Junius bis halben September und zuweilen bis zum December, alsdann beginnen sie im Norden und Osten. Die regelmäßigen Winde kommen vom Norden, Osten und Südosten (vendaval), man nennt sie Monsson-Winde und jeder dauert drei oder vier Monate: zur Zeit ihres Wechsels blasen die Baguios oder Tifones, Sturmwinde, welche in weniger als 24 Stunden die ganze Nadel durchlaufen, die stärksten Bäume ausreißen und die Felder fürchterlich verwüsten; zuweilen sind sie nicht so heftig, ihre Epoche, welche den Namen Colla führt, dauert manchmal über zehn oder zwölf Tage, dann sieht man das Meer aufgereizt und das Land mit Wasserströmen bedeckt. Ein Vortheil dieser Abwechslungen ist jedoch, daß dadurch die Hitze gemäßigt wird, und da der Boden natürlich feucht ist, so wird das Land zu einem der reizendsten auf der Erde, und besonders das Frühjahr ist eine köstliche Jahreszeit.

Der Boden ist so abwechselnd wie das Klima, bald von der Urformation und voller Metalle, bald vulcanisch und von wundervoller Fruchtbarkeit. Wiesen, Felder und Berge bewahren ein ewiges Grün, die Bäume behalten stets ihre Blätter und bringen nicht selten Blüthen und Früchte zugleich. Aber die Erde trägt auch vieles Unkraut, die Insecten sind lästig, die Eingeborenen schlaff und die Sturmwinde zerstörend.

Der Palay oder Reis, Grundlage der Nahrung im Orient, ist auch hier der vorzüglichste Anbau, beinahe ohne Mühe erhält man eine doppelte Ernte und ein Product von 100 für 1 an den meisten Stellen; nicht minder ergiebig ist das von den Spaniern eingeführte Getreide. Der übrige Anbau besteht in Kaffee, Zucker, Cacao, Tabak (nach dem Havana der beste), Indigo, Baumwolle, Abaca, aus dessen Fibern die stärksten Taue und die feinsten Gewebe, die Nipis, welche den holländischen Battist bei weitem übertreffen, fabricirt werden. Die europäischen Fruchtbäume erzeugen wenig oder nichts, aber desto reichlicher und köstlicher sind die einheimischen und tropischen Früchte, unter andern der Manga mit seiner ausgesuchten Frucht, der Kokosbaum, der Brodbaum, die Patanen, von welchen über 25 Gattungen gezählt werden. Das Innere des Landes ist mit dichten, meistens unangetasteten Waldungen bedeckt; Färbehölzer, Ebenholz und andere zum Civil- und Schiffbau dienliche Arten sind im Ueberfluß zu finden. Eine ähnliche Mannichfaltigkeit von Palmen, Rohr, indianischem Rohr, Cannafistolas u. s. w. bildet unermeßliche Gebüsche an den Sümpfen und an den Ufern der Flüsse.

In den Gebirgen streifen eine Menge von Hirschen und Büffeln (hier Carabaos genannt), die letztern werden gewöhnlich zum Landbau und Zuge verwendet. Die Spanier haben europäische Kühe und Pferde eingeführt; die Pferde, die man jetzt antrifft, sind klein, aber kräftig und wohlgebaut. Eine Menge seltener Vögel sind hier gemein, z. B. die Dolchtaube (paloma de la pugnalada), so genannt, weil sie auf ihrer weißen Brust einen rothen Fleck hat, der einer Dolchwunde sehr ähnlich ist. Unter den wilden Thieren ist die Algali- oder Zibetkatze merkwürdig, weil sie den Bisam liefert. Unter den Gezlefern die große und die kleine Schlange, diese ist unter dem Namen Dajum Palay (Reisblatt) bekannt und so schädlich als die Klapperschlange. Fische aller Arten und Kaimane wimmeln in den Gewässern, prächtige Schmetterlinge und Bienen in den Lüften; aber nicht minder häufig sind die Skorpione, die unerträglichen Moskiten und Heuschreckenzüge, welche die Sonne verfinstern und die Ernten auffressen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1843.

Etwas über Erziehungswesen in England.

Vor kurzem erschien der Bericht des Erziehungsraths (Committee of Council of Education) für das Jahr 1841/42. Das Athenäum vom 31 Dec. gibt Auszüge aus demselben, und macht zugleich Bemerkungen darüber, von denen wir einige als charakteristisch ausheben.

Es zeigen sich Symptome, daß man im Lande einzusehen beginnt, wie sehr England die tiefe und weit verbreitete Unwissenheit des Volks zur Schande gereicht. Die Beweise für diese Unwissenheit, so wie für die praktischen und moralischen Folgen derselben drängen sich nicht nur der täglichen Beobachtung auf, sondern sind auch officiell in zahlreichen Berichten und namentlich in dem vorliegenden Bande bestätigt. Nach dem gegenwärtigen System der Regierungsbewilligungen kommt eine magere Unterstützung sowohl der Kirche als auch den Dissentern zu, in der wirklichen Austheilung aber fallen mehr als 90 Proc. auf die Kirche allein, und auf die Dissenter in England nur etwa $7\frac{1}{2}$; den Rest erhält meist Schottland. Vor zwei Jahren noch lag der Erziehungsrath unter dem Bann der Kirche, er galt als eine whigradicale latitudinarische Anstalt, deren Geld man nicht einmal berühren durfte ohne sich zu beschmutzen; seit aber die Ernennung der Inspectoren der Billigung der Erzbischöfe von York und Canterbury unterliegt, hat sich dieß sehr geändert; jetzt zieht die Staatskirche fast alles Geld, und die Dissenter fangen an zu klagen, daß man ihre Schulen in einem schlimmen Licht darstelle, um ihnen nicht auch Geld bewilligen zu müssen. Sie sträuben sich deßhalb mehr und mehr gegen die Inspection ihrer Schulen durch die vom Staat durch den Erziehungsrath ernannten Inspectoren.

Die Berichte dieser letzteren sollten nach der Ansicht des Athenäums wahre Geschichtsbücher des Nationalunterrichts seyn, und nicht bloß statistische Angaben über Zahl und Fortschritte der Schulen und Schüler, sondern auch Bemerkungen über Unterrichtsmethoden enthalten. Davon ist man freilich bei dem sehr fühlbaren Mangel einer Centralaufsicht über das Unterrichtswesen noch weit entfernt, indeß machen die Engländer, wie in allem so auch hier, im Einzelnen große praktische Fortschritte. Dazu ist namentlich zu rechnen, daß man von dem Unsinn zurückkommt, den Kindern die ganze Bibel ohne weiteres in die Hände zu geben. Noch vor wenigen Jahren hörte man von vielen Zeloten in England gegen die in Irland üblichen Auszüge der heiligen Geschichte u. dgl. eifern, und das Schlagwort war: „die Bibel, nichts als die Bibel, die ganze Bibel!" Jetzt erklärt sich einer der doch nur mit Bewilligung des Erzbischofs ernannten Inspectoren, ein Geistlicher Namens Allen, entschieden dagegen.

In dem vorliegenden Berichte kommt auch eine Frage zur Sprache, die man in Deutschland nicht selten aufgeworfen hat, nämlich ob man die Kinder vom 6ten oder 7ten bis zum 12ten oder 14ten Jahre fortwährend in der Schule beschäftigen soll. Das Landvolk beklagt sich, daß die Kinder, welche bis zum 12ten oder 13ten Jahre regelmäßig des Tags 6 Stunden lang die Schule besuchten, weder so kräftig, noch überhaupt so brauchbar zur Arbeit seyen, wie diejenigen, welche frühzeitig sich mit ländlichen Arbeiten beschäftigten. Noch stärker ist die Klage ganz armer Eltern, welche theilweise wenigstens in dem kleinen Erwerb ihrer Kinder eine Beihülfe finden wollen. Für solche ist der Schulzwang allerdings sehr hart. Dazu kommt aber noch, daß die Monotonie des fortdauernden Schulgehens, wie die der fortdauernden Arbeit, auf die Entwicklung der physischen wie der geistigen Kräfte der Kinder nicht sehr günstig einwirkt. Man schlägt deßhalb vor, nicht wie es in den Fabriken geschieht, die Kinder den halben Tag arbeiten und den andern halben Tag in die Schule gehen zu lassen, sondern Tag um Tag abzuwechseln. Einige Anfänge dazu sind schon geschehen. Das größte Hinderniß eines Fortschrittes ist aber immer noch, in England wie anderswo, der Mangel an guten Schullehrern und deren schlechte Bezahlung.

Das Athenäum schließt seine allgemeinen Bemerkungen mit den Worten. „Für jetzt kann man nur hoffen, daß die Kenntniß, wie tief die herrschende Unwissenheit, wie machtlos das jetzige Unterrichtswesen und wie schwach die Mittel zu seiner Verbesserung sind, sich verbreite. Dieß muß man von den Inspectoren erwarten. Wenn je das Parlament und das Land

nur bald erwacht zu dem Gefühl der Gefahr, welche „„das dunkle, zu ihren Füßen sich wälzende Chaos““ bietet, dann ist zu hoffen, daß man es rathsam finden wird, eine wirksame Summe auszusetzen, um dafür öffentliche Sicherheit zu erkaufen. Normalschulen, gutgeschulte Schulmeister, eine geistige Erziehung, Entwicklung intellectueller Hülfsmittel für die Armen und eine Menge anderer, bis jetzt fast ungekannter Segnungen winken dann dem sanguinischen Philanthropen in der Ferne."

Iwan Kaczuryn.

(Schluß.)

V.

Wie ein Grabgeleite zogen in langer Reihe langsam und düster die Regimenter des Nationalheers aus Warschau nach der Veste Modlin zu. Keine Kriegsmusik spielte, wie sonst gewöhnlich, die muntere hoffnungsreiche Melodie, kein Gesang eines für sein Vaterland begeisterten Soldaten ermunterte das Herz seiner Gefährten, und flößte ihnen Hoffnung auf die Zukunft ein — alles schwieg, wie vom Vorgefühl ergriffen, daß sie mit der Hauptstadt auch den Kampf fürs Vaterland aufgegeben hatten. Einmal ums andere warf bald dieser bald jener einen verzweifelnden Blick noch zurück auf die bereits verschwindenden Thürme Warschau's, mit dessen Anblick auch die letzte Hoffnung zu fliehen schien; in das düstere und doch stolze Auge des tapfern Kriegers drängte sich unwillkürlich da und dort eine stille Thräne des Kummers, die aber, mit der rauhen Hand schnell abgewischt, nicht mehr sich zu zeigen wagte.

Am Ende des langen Zuges des abmarschirenden Heeres unter den Abtheilungen, die den Nachtrab bildeten, befand sich auch der Lieutenant mit Kaczuryn, der bereits in die Nationaluniform gekleidet war und aufs neue von dem Lieutenant aufgefordert seine Erzählung also begann. „Wenn du dich erinnerst gnädiger Herr, wollte ich gleich nach Neujahr, um Drei König, mich in Jaworow einfinden, von wo wir alsbald mit einander aufzubrechen gedachten. Indessen hatte es Gott anders gefügt: ich schlug im Walde einen moskowitischen Soldaten, der meine Olechna hatte angreifen wollen, und glaubte ich hätte ihn erschlagen; obwohl nun, wie ich später hörte, ihm nichts Schlimmes geschehen war, fürchtete ich doch, man möchte mich ergreifen, hielt mich in meinem Häuschen verborgen, wagte nicht mich zu zeigen und wartete nur den Dreikönigstag ab, um mich in der Stille nach Jaworow durchzuschleichen. Inzwischen verfiel meine Olechna, wahrscheinlich in Folge des großen Schreckens, in eine schwere Krankheit; nun war es mir schwer sie zu verlassen, um so mehr als die Arme fühlte, daß dieß ihre letzte Krankheit sey, und mich unaufhörlich um Gottes willen bat und beschwor bei ihr zu bleiben, und sie wenigstens bis zu ihrem Tode nicht zu verlassen. Ich pflegte sie also nebst der Mutter, welche selbst schwach und krank war, und keinen Schritt von der geliebten Tochter wich, Tag und Nacht. Bald aber war auch die Alte so entkräftet, daß sie sich legen mußte, und nun hatte ich allein für beide zu sorgen. Guter Gott! das dauerte nicht lange. Wie der Schnee im Nachwinter, wenn die Sonne aufs neue hinter den Wolken hervorscheint, allmählich sich erwärmt und von den Feldern verschwindet, so welkte auch meine Olechna von Tag zu Tag hin. Es war noch weit bis Ostern, als sie eines Tages mir ihre abgewelkte Hand reichte und sprach: „mein lieber Iwan, Gott möge dich für alle deine Mühe und Arbeit lohnen; ich kann es nicht mehr, denn ich werde diese Krankheit nicht überleben. Weine nicht," fuhr sie fort, als ich die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „ich wäre doch vor Angst hingesiecht, wenn du in den Krieg gezogen wärst; jetzt wenn du uns begraben hast, gehe, gehe hin, und fechte für Polen, unsre Mutter. Kommst du um, so verlierst du nichts, wir sehen uns wieder, bleibst du am Leben, so findest du ein anderes Mädchen. O Herr!" fuhr Kaczuryn fort, indem er mit Gewalt die vorbrechenden Thränen zurückhielt, „ich konnte den Anblick meiner sterbenden Olechna nicht mehr aushalten und ging nach Hause. Doch was soll ich so traurige Dinge der Länge nach erzählen. Noch in derselben Nacht starb Olechna und ihre Mutter überlebte sie nicht lange. Drei Tage nachher, als beide in Einem Grabe unter Einem Kreuze lagen, und mir mein ganzes Leben und der Ort verhaßt waren, der mich an so vieles Schmerzliche erinnerte, nahm ich meine paar Ducaten zusammen und ging nach Polen. Du warst längst fortgegangen, und so suchte ich auf gut Glück den Weg nach Warschau. Schon war ich an den Bug gekommen, hoffte nun bald die nach dieser Seite vorgerückten polnischen Truppen zu treffen, und die immer weiter sich verbreitenden Nachrichten von euren Siegen vermehrten meine Freude und meine Hoffnung. Eines Tags aber wurde ich von einigen Kosaken überholt und vor den General geführt; der fragte mich über verschiedene Sachen aus, als er sich aber überzeugt hatte, daß ich nichts wisse und kein Spion sey, ließ er mich trotz aller meiner Bitten und meines Widerstandes unter die Recruten einreihen. So mußte ich also gegen Polen selbst die Waffen führen. Während einiger Monate Uebung, wo ich mich absichtlich dumm, schwach und krank stellte, gab man mir ohne Erbarmen Schläge, und doch konnte ich nicht entkommen, denn man hielt ein verteufelt scharfes Auge auf mich; endlich rückten wir, gerade nach der Schlacht von Ostrolenka, weiter nach Polen hinein, und da erst ist es mir gelungen durch einen glücklichen Einfall zu meinem lieben Herrn mich durchzufinden. Aber, lieber Herr," fuhr Kaczuryn nach einigem Besinnen fort, „warum verlassen wir denn unser Nest? Wäre es nicht besser, dahin zurückzukehren?"

Der Lieutenant antwortete nicht, denn was sollte er antworten. Er fühlte, daß er zum letztenmal den freien Boden Polens betrete, schüttelte traurig den Kopf und ging schweigend weiter. Und Kaczuryn errieth seine Gedanken, er fragte nicht mehr, sondern wiederholte nur noch einigemal für sich: warum kehren wir nicht zurück?

VI.

An der Gränze, welche jetzt die Reiche Preußen und Rußland scheidet, und einst die polnischen Lande vereinte, standen einige Krieger, unter ihnen der uns bekannte Lieutenant an

der Leiche eines polnischen Soldaten. Die eingefallenen Wangen und Augen, die geballten Fäuste und die zusammengekniffenen Lippen zeigten, daß kein gewöhnlicher ruhiger Tod in Folge einer Krankheit das Leben des noch jungen Soldaten beschlossen habe. Die Züge, in denen trotz der furchtbaren Blässe des Todes noch ein tiefer Kummer und harte, schwere Leiden sich kenntlich machten, deren Spuren selbst der alles verwischende Tod nicht auszulöschen vermochte, trugen noch deutlich den Stempel der letzten Augenblicke des Todten. Es war dieß die Leiche Kaczuryns. Seine Gefährten, mit denen er zwar nur wenig verkehrt, aber immer in Eintracht gelebt hatte, und der Lieutenant, der einzige Freund, vor welchem er nichts verbarg, leisteten ihm jetzt den letzten Dienst, still, wie sein ganzer Lebenslauf gewesen war. Die Säbel, mit denen sie einst den übermächtigen Feind abgewehrt, und die sie jetzt zum letztenmal mit freien Händen zogen, verwandelten sich in diesem Augenblick in ein unschädliches Grabscheit. Ohne Priester, denn der einfache, redliche, in seinem ganzen Leben offene Soldat bedurfte dessen nicht, legten sie die Leiche des todten Gefährten in die ausgetiefte Grube. Ein kleiner Grabhügel und ein Stein, einfach und schmucklos, wie Iwans Leben gewesen war, drückten ihn für ewig an den Busen der mütterlichen Erde, die er so innig geliebt hatte. Ein tiefer, inniger Seufzer der keiner Verstellung fähigen Gefährten war sein ganzes Grablied, und eine Thräne seines geliebten Lieutenants, die sich aus der des Weinens ungewohnten Augenwimper stahl, seine schönste Grabrede.

Und wollt ihr wissen, wie Kaczuryn starb? geht in das Quartier des Lieutenants, der schon auf preußischem Boden, in einem preußischen Städtchen, sich befand; hier erzählte er einigen Gefährten die Lebensumstände Iwans und seinen Tod. „Als wir aus Modlin abzogen und es schon keine Geheimniß mehr, sondern augenfällige Absicht war, auf preußischem Boden Schutz zu suchen, wurde Kaczuryn, je mehr wir uns der Gränze näherten, immer trauriger, nahm wenig Nahrung zu sich und wollte am Ende gar nicht mehr essen. Vergebens war all mein Zureden, und der Trost, mit dem ich seine Trauer zu lindern suchte, indem ich ihm vorstellte, daß noch nicht alles verloren sey. O Herr Lieutenant, antwortete er dann seufzend, ich danke für dein gutes Herz, aber ich weiß, daß es aus ist — auch mit mir. O mein Gott! warum konnte ich nicht früher kommen als ganz am Ende, dann hätte vielleicht eine moskowitische Kugel meinem Leben ein Ende gemacht, und ich wäre jetzt glücklich, ich wäre für Polen gestorben, wäre im Himmel bei meiner Olechna, und bäte mit ihr Gott für unser liebes Polen, Gott hätte uns erhört. Aber ich werde meine Gebeine nicht in fremde Erde legen. Ich weiß, daß ich im freien polnischen Lande sterben werde, und dann, lieber Herr, leistet dem armen Burschen den letzten Dienst. — So sprach er oft, und am letzten Morgen, als wir bald darauf die Gränze überschreiten sollten, kam er abgehärmt von Kummer und Hunger — denn er hatte alle ihm dargereichte Speise verschmäht — aber mit freudigem Gesichte zu mir und rief: Gott sey Dank, Hr. Lieutenant, meine Worte bewähren sich, und ich werde noch in der Heimath sterben. — Was ist dir denn? du wirst noch länger leben. Wir überschreiten allerdings jetzt die Gränze und verlassen das Vaterland, aber Gott wird uns bald dahin zurückführen, und es reinigen von dem Feinde, der es jetzt unterdrückt. — Mein lieber Herr, entgegnete er, du wirst zurückkehren, das weiß ich, aber ich nicht. Und ich will auch nicht einen Schritt über mein noch freies Vaterland hinausgehen. Heute Nacht — nein, mir hat nicht geträumt, ganz deutlich erschien mir meine Olechna und mein seliger Vater, und sagten, daß ich heute noch bei ihnen seyn würde. — Vergebens bemühte ich mich, ihn von diesen Gedanken abzubringen, mit der größten Zuversicht und Ruhe bereitete er sich zum Tode vor, und am Abend, wiewohl ganz schwach, da er im Gefechte verwundet worden war, schleppte er sich heraus auf das Feld, setzte sich unter einer einsamen Weide nieder und erwartete die Stunde seines Todes. Er blieb sitzen bis zum Abend, und als die Sonne unterging, entwich auch, wie er vorausgesagt hatte, die Seele aus dem Körper. Ich verließ ihn nicht bis zum letzten Augenblick, rief ihm alles, was ihn nur irgend trösten konnte, ins Gedächtniß zurück, aber alles umsonst; seine ganze Antwort auf alle meine Tröstungen war: lieber Herr, ich kann nicht länger leben.“

So sprach der ehrliche Lieutenant, und weihte noch eine Thräne dem Andenken seines Cameraden, eines Russinen, der des besten Looses würdig war.

Eine große Knochenhöhle

wurde vor kurzem auf den Durham-Dünen nicht weit von Bristol entdeckt. Man hat sie noch nicht ganz bis in ihre Tiefe untersucht, aber eine ungeheure Menge Knochen sind schon herausgenommen worden. Sie finden sich in einer großen Felsenspalte etwa 30 Fuß unter der Oberfläche, und gleich den Höhlen zu Kirkdale und Banwell beweisen die Knochen, daß hier Bären, Hyänen, Nilpferde, Ochsen, Rehe, Elephanten und andere Thiere ihr Grab fanden. Der besondere Umstand, daß sich alles dieß zusammen in einer Felsenspalte findet, spricht gegen die Theorie, daß die Knochen der einen Thiere von den Raubthieren hineingeschleppt und verzehrt worden sind, obgleich die Spuren von Annagen an einigen Knochen zu Kirkdale die Richtigkeit dieser Ansicht sehr zu bestätigen scheinen. (Litt. Gaz. 31 Dec.)

Die philippinischen Inseln.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Es gibt reiche und oberflächliche Minen von Gold, Kupfer und Eisen, nur das letztere wird in einem Bruche in der Provinz Bulacan ausgebeutet. Die Geduld der Einheimischen benützte den Goldsand der Flüsse; in der Nähe der feuerspeienden Berge erhält man vielen Schwefel, und an den Küsten wird häufig Perlmutter, schöne Perlen und grauer Ambar gefischt. Andere Handelsartikel, welche das Land und das Meer liefern, sind der Sibucao und andere Färberingredienzen, Wachs, Schiffpech, Schildkröte, Vogelnester, welche in China sehr geschätzt werden, Balate, Ajonjoli (eine Art Spezerei) und die Siguey's oder

kleinen Muscheln, welche man in einigen Gegenden von Indien als Münze gebraucht.

Man weiß, daß die Philippinen von Magellan entdeckt wurden, als er in den Jahren 1520 und 1521 einen neuen Weg nach den Molukken suchte. Da diese letztern der Hauptgegenstand der Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal waren, so vernachlässigte man die neue Entdeckung, und erst im Jahre 1565 verdankte man dem Muth des Adelantado Miguel Lopez Ergalpi und der Klugheit der Augustinermönche, die ihn begleiteten, eine Niederlassung. Damals befanden sich zwei Kasten oder Racen im Lande: die Aëtas oder Schwarzen und die Indier. Ohne Widerspruch müssen die erstern als die Urbewohner angesehen werden; sie zogen sich ins Gebirge zurück als die letztern anlangten und in verschiedene Stämme getheilt die Ufer besetzten.

Der Hauptstamm, la Tagala, nahm die Stelle des heutigen Manilla ein und bestand aus vielen Ortschaften und Weilern (rancherias) unter ihren Kaziken oder Königlein. Im Norden waren die Pampangos, Zambales, Pangasimanes und Cagayanes, im Süden die Camarines und auf den übrigen südlichern Inseln die Bisagos oder Pintados (die Gefärbten oder Bemalten), so genannt, weil sie den Körper mit verschiedenen Figuren bemalten.

Heute existirt nebst den erwähnten Racen eine neuere: die Mestizen von Sangley, aus der Mischung der Indianerinnen mit den Chinesen, die man Sangleyes nennt, von den chinesischen Haing-tay, reisende Handelsleute, da dieses in der That die Beschäftigung ist, welchen sie sich vorzüglich widmen. Im Innern des nördlichen Theils von Luzon sind außerdem die Stämme der Igorrotes, gemischte Abkömmlinge der Gefährten des berühmten Chinesen Limahon, welcher mit einer furchtbaren Expedition Manilla wenige Jahre nach seiner Gründung in große Gefahr setzte.

Die Neger bilden mehrere wandernde Stämme in den Gebirgen und Wäldern, sie sind Barbaren von geringer natürlicher Anlage, ihr Haar ist wollig, obgleich sie nicht so schwarz sind wie die Einwohner von Guinea, ihre Nase platt, ihre Statur nicht sehr hoch, aber von starken Gliedern; sie nähren sich von Wurzeln, Honig und Hirschfleisch; dieses Wild erlegen sie mit Pfeilen, in deren treffendem Gebrauch sie sehr geübt sind; ihre ganze Tracht besteht aus einem Gürtel von Baumrinde, sie haben keine Religion und sind rachsüchtig, unbändig und furchtbar in ihren Anfällen gegen die Niederlassungen der Indier.

Die Indier stammen nach einigen aus Südamerika, nach andern von den Malayen her; Männer und Weiber sind von gutem Ansehen, wohlgebaut, von regelmäßiger und in einigen Provinzen von erhabener Statur; ihre Gesichtsfarbe wie gesottene Quitten, die Nase platt, das Haar schwarz und nicht geringelt, wenig Bart; ihr Charakter ist menschlich, unterwürfig und friedsam, obgleich tapfer; sie sind faul, indolent, den Ausschweifungen ergeben, aber außerordentlich geschickt und von großer natürlicher Anlage, um alle Arten von Handarbeit nachzuahmen. Sie legen ihre Wohnungen an den Küsten und an den Ufern der Flüsse an, leben von ihren Gewerben, Landbau, Fischerei und Handel, die Weiber besorgen die Haushaltung, weben, spinnen und sind sehr geschickt mit der Nadel.

Die Mestizen von Sangley, nicht so dunkel als die vorigen, behalten die Gesichtszüge ihrer Väter, sie sind thätig, hochmüthig und kühn, sie zeichnen sich aus durch ihren Wohlstand, brüderliche Einigkeit, Arbeitsamkeit, Unterricht, Ehrgeiz und Neigung zu Handel und Luxus; zu stolz, um sich als Indier anzusehen und ohne gerechten Anspruch sich Spanier zu nennen, ahmen sie die Sitten der letztern und die Tracht der erstern nach.

Man trifft auch viele Chinesen und einige europäische Fremde an, welche der thätige Handel mit den Erzeugnissen dieser Inseln anzieht.

Die Sprachen der Indier oder vielmehr die Dialekte einer und derselben, welche jetzt wie vormals gebräuchlich sind, übertreffen an Zahl die Stämme selbst; die der Neger und der Zambalen vom Gebirge sind mannichfaltig und unbekannt; die ausgebreitetsten und bekanntesten Dialekte sind das Tagalische und das Bisayische. Ihre alte Dichtkunst ist mit der Eroberung verschwunden, statt der vielen Lieder, in welchen sie ihre Helden lobten und ihre Traditionen aufbewahrten, haben sie jetzt unvollkommene Nachahmungen unserer Gedichte, Tragödien und Farcen, welche die Missionäre eingeführt haben. Sie gebrauchen dabei verschiedene Versarten, aber nur Assonanzen, die Consonanzen oder eigentlichen Reime scheinen ihre Ohren zu beleidigen. Ihre Komödien, welchen gewöhnlich ein Lobstück (loa) vorhergeht, werden vorzüglich zur Feier der Schutzheiligen der Ortschaft oder sonst einer hohen Person aufgeführt und sind außerordentlich lang. Zuweilen dauern sie drei Tage hintereinander und an jedem Tage 5 oder 6 Stunden; der Buffo oder Gracioso spielt dabei eine Hauptrolle.

Die Wohnungen der Indier sind sich auf allen Inseln gleich, sie sind von einander abgesondert und ruhen auf Arigues oder hölzernen Pfeilern, damit sie den feuchten Boden nicht erreichen; man setzt sie aus Rohr oder Brettern zusammen und bedeckt sie nebst dem Dache mit Nipa-Palmblättern, welches sie gegen Unwetter beschützt, aber Feuersbrünsten ausgesetzt ist. Der unterste Theil wird für Geflügel, Hausvieh und sonstigen wirthschaftlichen Gebrauch bestimmt, und daher mit Rohr und Stäben umfangen; das einzige Stockwerk, welches zur Wohnung dient, ist bequem, obgleich spärlich eingerichtet; man steigt dazu auf Stiegen auf, die man aufziehen kann; auswärts haben sie Erker, die man im Lande Batalanes nennt.

Die Tracht der Männer besteht in einem losen Hemde von verschiedener Länge und Weite, und welches über eine mehr oder weniger kurze und weite Hose fällt, diese wird mit einem Gurt befestigt, in welchem sie gewöhnlich ein breites Schlachtmesser (machete) tragen. Sie zieren den Hals mit einem Rosenkranz oder einer Reliquie, und bedecken den Kopf mit einem ungewundenen Tuch oder einem kegelförmigen Hut von Rohrrinde, den sie Salacot nennen, einige gebrauchen einen europäischen Hut. Die vornehmern Leute pflegen diese Tracht mit einer Jacke zu vermehren und sich an Feiertagen auf spanische Art zu kleiden. Die Weiber tragen ein ähnliches loses, aber viel kürzeres Hemd, einen Rock (saya) und darüber den Teppich (tapis), d. h. einen gestreiften Zeug von Baumwolle und Seide oder bloß von Seide, mit deren Anschluß vom Gürtel abwärts sie ihre schlanke und anmuthige Toilette hervorheben. Auf dem Kopf ein Tuch, und wenn sie in die Kirche gehen, einen kurzen schwarzen Ueberwurf. Außer dem auch unter den Männern gebräuchlichen Schmuck haben sie auch Armbänder, Ringe und Ohrgehänge, zuweilen mit großem Ueberfluß. Sie tragen viele Sorge für ihr schönes und langes Haar und verfeinern es durch den Gebrauch von Kokosöl. Beide Geschlechter gehen barfuß, nur außer dem Hause tragen sie Pantoffeln, welche bloß die Zehen bedecken und bei den Weibern oft mit Gold oder Silber gestickt sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1843.

Allen Gardiners Besuch bei den Indiern des südlichen Chile.

Die Engländer sind im Missionswesen nicht allein sehr thätig, sondern sie sorgen auch, daß ihre Leistungen auf diesem Gebiete der Welt nicht unbekannt bleiben. Es würde eine ganz ansehnliche Aufgabe seyn, sich durch die Berichte über Meetings, durch die Zeitungsartikel und Schriften verschiedenen Umfanges zu arbeiten, welche alljährlich über die brittischen Missionen erscheinen, und wenigstens insofern interessiren, als sie erklären, was aus den erstaunlichen Summen werde, die man in England für die sogenannte Heidenbekehrung zusammenbringt. Wer sich mit dieser Literatur bekannt macht, um die Vermehrung zu beobachten, welche, wie man voransetzen möchte, durch Bereisen der entlegensten Erdgegenden, Länder- und Völkerkunde erhalten sollten, wird allerdings nur wenig Lohn für seine Mühe erhalten. Abgesehen von der nicht jedem Leser zusagenden Form der Darstellung, langweilen jene Mittheilungen gar oft durch den Ausdruck stockenglischer Gesinnungen und Ansichten, die von andern Völkern jetzt ungleich weniger vertragen werden als in vergangenen Zeiten, und troß des äußeren Scheines von ächter Humanität oft weit entfernt sind. Begreiflich wird diese Beschränktheit dann erst, wenn man weiß, aus welchen Volksclassen eine große, wo nicht die Mehrzahl jener Missionäre stammen, und wie wenige von ihnen mit jener höhern Weltbildung ausgerüstet sind, die man verständigerweise zumal von solchen Männern im voraus verlangen sollte, welche sich an die erste Erziehung roher oder verwilderter Völker wagen. So wenig als ein Engländer des Mittelstandes seine Kinder einem ungebildeten Handwerker zur Erziehung übergeben wird, eben so wenig sollte man von England aus Leute der letzteren Classe nach Polynesien senden, um den Eingebornen Moral zu predigen, und sie an Sitte und den anfangs schwer ertragenen Zwang gesetzlicher Einrichtungen zu gewöhnen. Ob durch dieses Missionswesen entsprechend viel Gutes gestiftet werde, ist eine andere Frage, die man nicht ohne Noth berühren wird, seit sie eine Parteifrage geworden, die nicht allein der in England ganz verrufene Weltumsegler Kotzebue und französische Seefahrer, sondern selbst der tüchtige Beechey ziemlich unverhohlen verneinen. Sonderbar bleibt es immerhin, wie das so praktische Volk der Engländer eines seiner eigenen Sprüchwörter „christliche Liebe fängt daheim an," so ganz vergessen konnte, daß während man zärtlich besorgt war für die Civilisation der menschenfressenden Fidschi-Insulaner, der Aschantis und ähnlicher liebenswürdiger Stämme, und nach und nach Hunderttausende auf sie verwendete, unter den Arbeitern der Fabrikdistricte und der Kohlengruben eine Verwilderung einreißen konnte, deren neueste amtliche Schilderung mit Grauen erfüllt.

Ein auffälliges Beispiel, wie vorherrschend in manchem Individuum jene eigenthümliche Bekehrungslust werden könne, gibt Allen F. Gardiner, Capitän in der brittischen Marine, welcher seit seiner Jugend im Dienst, als Midshipman und Unterlieutenant sich in manchem Seetreffen befand, nothwendig ein sehr thätiges und viel bewegtes Leben führte, vor etwa acht Jahren aus dem activen Dienst trat, seitdem die Welt durchzieht, und, wenn auch erfolglos, einen Platz sucht, um Missionen anzulegen. Die Lust an einem nomadisirenden Leben ist im Seemann erklärlich genug, nicht aber jene Umwandlung in einen methodistischen Prediger, die zumal aus Gardiners Reise zu den Zulahs deutlich hervorgeht. In gar zu große Verwunderung darf sie aber nicht setzen, wenn man sich erinnert, daß der große Buckland seine eigenen wichtigen Entdeckungen im Felde der Geologie so gut wie aufgab, und aus Frömmigkeit die heutige Wissenschaft mit dem mosaischen Mythus in Einklang zu bringen suchte, und daß Fitzroy, der klare, muthige, wissenschaftliche Erforscher des Feuerlandes, als er heimkehrend Otaheiti berührte, in frömmelndes Predigen verfällt und seine Vorliebe für die dortigen Missionäre dadurch bestätigt, daß er auf ihre Beschwerde hin der armen Königin mit Beschießung ihrer kleinen Stadt droht und von ihr zum Besten der Beleidigten eine runde Summe erpreßt. Capitän Gardiner begab sich mit Frau und Kindern 1835 nach Port Natal, wo damals nur etwa sechs oder acht vom Cap gekommene Engländer sich angesiedelt hatten, um Handel mit den Eingebornen zu treiben. Unbesorgt um die nicht geringe Gefährlichkeit des

Schrittes besuchte er den furchtbaren Häuptling der Zulahs, Dingaan, der, im Innern lebend, mit kaum glaublicher Grausamkeit die Macht aufrecht erhielt, welche später von den emigrirten Bauern nach zweijährigem, sehr blutigem Kampfe gebrochen wurde. Erlaubniß zur Ansiedlung im Innern konnte Gardiner nicht erlangen, indessen gestattete ihm der Häuptling in Port Natal sich anzubauen, und versprach ihm Schonung, vorausgesetzt daß er seine Thätigkeit als Missionär nicht auf die Zulahs ausdehne, sondern allein auf die wenigen Reste größerer Völkerschaften beschränke, welche von den Zulahs aufgerieben, heimathlos und von unaufhörlicher Furcht gepeinigt, an der Küste herumirrten. Aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, hauptsächlich aber in Gardiners gutgemeintem, aber sehr verkehrtem Verfahren liegen, gedieh die Hambanarti genannte Niederlassung durchaus nicht. Die Ankunft der vom Cap ausgewanderten Bauern brachte ihr bald darauf den Untergang. Da eine der wesentlichsten Ursachen dieses Fortzuges der fruchtlose Kampf gegen die Missionäre gewesen war, welche die Kaffern, trotz ihrer unablässigen Raubereien, gegen die Bauern in Schutz nahmen, so konnten die Aussichten Gardiners in Natal keine erfreulichen seyn. Seine Zöglinge verbanden sich alsbald mit den Einwanderern zu einem Raubzuge gegen die Zulahs, allein es erfolgten ein paar Niederlagen, welchen kaum zwölf entkamen, während die Bauern sich selbst mit Mühe retteten.

Gardiner, der fähiger zum raschen Unternehmen als zum Durchführen eines Planes erscheint, hatte sich schon vor Eintreffen der Bauern zurückgezogen, indem ihm das Nichtgelingen seiner Mission klar geworden war. Von nun an hielt er es für seine Pflicht Südafrika zu verlassen und in einem anderen Welttheile nach „Beschäftigung unter Heiden" sich umzusehen. Die Wahl fiel auf die Indierstämme, welche südlich von den Platastaaten und Chile wohnen; sie war in allen Beziehungen eine unglückliche, wie weiterhin sich ergeben wird, und wäre sicherlich nicht getroffen worden, hätte Gardiner einige geschichtliche und politische Kenntnisse besessen, deren Mangel bei so praktischen Fragen, wie Anlegung einer Mission, oder auch einer Colonie, durch Frömmigkeit allein nicht ausgeglichen werden kann. Als Mann von ziemlich vorgerücktem Alter unternahm Gardiner in Begleitung seiner Gattin und einiger noch nicht erwachsenen Kinder unbedenklich eine Reise, auf welcher er innerhalb eines Jahres drei Viertheile des Weges um die Erde zurücklegen mußte, und die so viele Schwierigkeiten hat, daß ein jüngerer und allein stehender Mann sich zu ihr nur nach reiflichen Erwägungen entschlossen haben würde. Er segelte vom Cap der guten Hoffnung am 16 Mai 1838 nach Rio Janeiro, fand dort eine andere Schiffsgelegenheit nach Buenos Ayres und ging dann auf dem gewöhnlichen Wege durch die Pampas nach Mendoza. Der Monat October ist keineswegs günstig zur Uebersteigung der Anden, denn Schnee liegt dann nicht allein auf dem höchsten (12,000 F.) Punkte des Pfades, sondern zum Theil auch in tieferen Thälern, und außerdem wird der von den Regierungen von Chile und Mendoza ganz vernachlässigte Weg erst dann gebahnter, wenn eine größere Zahl von Reisenden und Waaren tragenden Maulthieren hin- und hergegangen ist. Das lose, von oben herabgerollte Gestein will erst festgetreten seyn, die größten Felsbrocken, welche im Winter auf dem engen Pfade liegen blieben, müssen von den Vorüberziehenden nach und nach weiter geschoben, Risse ausgefüllt seyn, ehe der Weg erträglich wird, und daher fällt der größere Theil der Arbeit auf die ersten im Frühjahr übergehenden Gesellschaften. Capitän Gardiner ließ sich durch den Gedanken nicht abschrecken, daß ihm dießmal das Amt den Weg zu brechen anheimfalle, packte seine Kinder in eine Art von Körbe, welche er an die Sattel der Maulthiere befestigte, und gelangte, wenn auch mit Schwierigkeiten, doch ohne Unfall, über die Cordillera, obwohl er, anstatt das gute Wetter zur eiligen Reise zu benutzen, die Unvorsichtigkeit beging einen vollen Tag liegen zu bleiben, weil sonntägliches Reisen seinen religiösen Ansichten widersprach. Ueber die Hauptstadt Santjago, welche zu keiner irgend neuen Bemerkung Veranlassung gab, wurde endlich Concepcion erreicht. Die Verwüstungen des großen Erdbebens vom Jahre 1835 traten um so deutlicher hervor, je mehr man sich dem Süden von Chile näherte. In Talca, der Größe nach der vierten Stadt des Landes, war kein Haus unverletzt geblieben; an vielen fehlte das obere Stockwerk, andere waren eben wieder unter Dach gebracht worden, und alle Kirchen bildeten Haufen von unförmlichen Trümmern. Chillan, gelegen in einer der fruchtbarsten Gegenden von Chile und daher ehedem stark bevölkert, war so zerstört worden, daß die Einwohner von dem Aufräumen der Ruinen abstanden und in einiger Entfernung den Bau einer neuen Stadt, Nuevo Chillan, zu beginnen vorzogen. Indessen waren diese Verheerungen gering im Verhältnisse zu dem Loose, welches Concepcion und die Hafenstadt Talcahuano betraf. In der ersten dieser Städte blieb keine Mauer aufrecht stehen, und die letztere wurde bekanntlich durch ein dreimaliges Hereinwälzen einer stundenbreiten, dreißig Fuß hohen Meereswelle bis auf die Grundlagen weggewaschen. Darwin, welcher wenige Tage nach jenem furchtbaren Naturereigniß die Oertlichkeiten mit dem Blicke des geübten Geologen untersuchte, führt Thatsachen an, aus welchen die ungeheure Kraft der Erdstöße hervorgeht, die sich so rasch folgten, daß die Fliehenden mehrmals umgestürzt wurden, ehe sie eine sichere Anhöhe erreichen konnten. Concepcion und sein Hafen sind bereits dreimal zerstört worden, allein das Erdbeben von 1835 übertraf alle vorhergegangenen an Heftigkeit. Zum größten Glück trat es in den Tagesstunden ein, wo die Mehrzahl der Stadtbewohner, südlichen Sitten folgend, mehr im Freien als in den Häusern sich aufhielt. Wäre die Erschütterung, welcher nur geringe Warnungen und Anzeichen vorausgingen, in tiefer Nacht erfolgt, so würden wahrscheinlich nicht zwei Menschen von Hundert das Leben gerettet haben. Ein anderer glücklicher Zufall war es, daß der eigentliche Herd oder der Ausgangspunkt jener furchtbaren Erschütterung nicht unter dem Festlande selbst lag, sondern, wie von Darwin nachgewiesen wurde, in ziemlicher Entfernung unter dem Meere sich befand, und also ein nicht unbedeutender Zeitraum verstrich, ehe das sogleich befürchtete

Hereinrollen des aus seinem Niveau gebrachten Oceans wirklich erfolgte. So erlangten wenigstens die Rüstigen und Erwachsenen unter den Bewohnern Talcahuano's Zeit, auf die nahen Hügel zu flüchten. Dennoch wurden viele von der entsetzlichen Fluth ergriffen, von diesen aber doch einige gerettet von den Matrosen der im Hafen liegenden, meist von den Ankern losgerissenen Schiffe. Wenn gegen ein Ereigniß der letztern Art keine menschliche Vorsicht den Hafenort schützen kann, der nothwendig in der Nähe des Strandes liegen muß, so verhält es sich doch anders mit den Städten, die vom Meere nicht erreicht und nur durch die Erschütterung selbst zerstört werden können. Als ob für ihn jede Erfahrung verloren sey, bauet der Chilene nach alter Sitte die dicken und nie nachgebenden Wände seines Hauses aus Lehm und Stein wieder empor, und legt zum Beschluße ein schweres Dach aus plumpen Hohlziegeln auf den unzweckmäßigen Unterbau. Seit 20 Jahren bauen die Fremden sich dort Häuser aus wohl verschränktem Fachwerk, setzen die Felder nur mit dünnen Ziegeln aus und legen ein leichtes Schindeldach auf. Noch nie ist ein solches Gebäude völlig zerstört worden, und immer blieb den Bewohnern Zeit im schlimmsten Falle sich zu entfernen. Solche Beispiele befolgen die Eingebornen nicht, sondern sie vergessen schnell das erlebte Unglück und beziehen die neuen gefahrlichen Wohnungen mit leichtem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Falstaffe.

Die Shakspeare-Gesellschaft in England ist unermüdet thätig, alles, was den großen Dichter betrifft, in möglichst klares Licht zu setzen; so hat ein Hr. Halliwell den ersten Entwurf zu den „lustigen Weibern von Windsor“ in ihrem Namen herausgegeben, und bespricht in der Einleitung die Frage über die Zeit, wann diese Komödie erschien. Bekannt und fast allgemein geglaubt ist die Anekdote, daß Königin Elisabeth, höchlich ergötzt durch den Witz Sir Johns, wie sich derselbe im ersten und zweiten Theil Heinrichs IV entfaltet, den Dichter beauftragt habe, diese lustige Person nun auch in der Rolle eines Liebhabers erscheinen zu lassen. Hr. Halliwell sucht, und zwar mit ziemlich viel Glück, das Unhistorische dieser Anekdote, welche freilich über den Zeitpunkt der Abfassung des Drama's entscheiden würde, nachzuweisen, und behauptet entschieden, daß die lustigen Weiber von Windsor älter seyen, als Heinrich IV. Ueber den verschiedenartigen Charakter beider Falstaffe äußert er sich folgendermaßen: „Die Unähnlichkeit des Charakters liegt in der Intrigue mit den lustigen Weibern, nicht als ob er zu einem galanten Abenteuer mit Mistriß Ford oder Mistriß Page ungeneigt gewesen wäre, sondern in der persönlichen Eitelkeit und Leichtgläubigkeit, die den Glauben, daß sie wirklich in ihn verliebt seyen, voraussetzt. Von persönlicher Eitelkeit hat der fette Ritter Heinrichs IV nicht eine Spur, im Gegentheil seine unbequeme Dicke ist das unerschöpfliche Thema seines eigenen Witzes. Dieser hätte sich gewiß nicht dem Gelächter der beiden lustigen Weiber ausgesetzt, sondern in jeder zuvorkommenden Freundlichkeit gegen ihn sicher alsbald den Lunten gerochen, und entweder ihrer Hoffnung, ihn zu foppen, schnell ein Ende gemacht oder nur so lange sich preisgegeben, bis er die Lächerlichkeit gegen sie selbst gewendet hätte.“

Die philippinischen Inseln.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Ihr gewöhnliches Essen ist die Morisqueta, d. h. bloß mit Wasser und oft sogar ohne Salz gekochter Reis, einige auf dieselbe Art zubereitete Gemüse und Fische. Sie trinken Kokosbranntwein und machen davon an ihren Festtagen einen Mißbrauch. Das Essen wird auf einem bloß handhohen Tischchen aufgetragen, um das sie sich auf ihre Waden hocken, eine Stellung, welche ihnen die Gewohnheit bequem macht: sie gebrauchen keine Bestecke. Bei dieser frugalen Nahrung erhalten sie sich in guter Gesundheit und langem Leben; es ist nichts seltenes einen Indier an der Seite seiner zweiten Urenkel zu sehen.

In ihren Sitten fällt besonders ihre Neigung zu Bädern, welche beide Geschlechter täglich und in Gemeinschaft gebrauchen, zum Tabak und zum Buyo auf; der Buyo besteht in Stückchen von der Nuß Bonga, Frucht eines Palmbaumes, welche mit ein bischen Kalk in die Blätter des Schlingkrautes Betel eingewickelt sind. Dieser Gebrauch hat sich selbst unter den Spaniern verallgemeint, von welchen einige den Buyo den ganzen Tag nicht aus dem Munde lassen. Wer den Buyo zu kauen gewohnt ist hat die Zähne schwarz, die Lippen roth, den Mund schmutzig und die Zunge wie verbrannt. Die herrschende Leidenschaft unter den Indiern aber, welche alles übrige aufhebt und sie aus ihrer natürlichen Apathie herausreißt, ist der Hahnenkampf. Dem tödtlichen Sporn des Hahnes verdankt die Familie ihr Leben, das Weib ihr Halsband von Gold oder Glasperlen, der Mann seinen Tabak oder Buyo. Der Hahn ist der Hausgott, er wird Gatten und Söhnen vorgezogen, der Indier trägt ihn stets auf seinem Arm und überhäuft ihn mit Liebkosungen. Der Hahn ist sein Schatz und sein Verlust, als solcher wird er beweint. Die Regierung zieht ihren Vortheil von dieser Wuth; sie erhebt eine Taxe für das Privilegium einen Hühnercircus zu halten, in welchem der Unternehmer seinerseits sich den Eingang und die Zulassung der Kampfhähne bezahlen läßt. Nachdem die oft beträchtlichen Wetten abgeschlossen und die Kräfte der Gegner gemessen sind, stürzen diese mit einem sehr scharfen Messerchen bewaffnet, mit aufgesträubten Federn und entzündeten Kämmen aufeinander, und die Zuseher erwarten mit tiefem Stillschweigen, welcher von beiden über den Resten seines Rivalen den Siegesgesang anstimmen wird. —

Die philippinische Colonie hat der Regierung bis zu Anfang dieses Jahrhunderts eine jährliche auf die Casse von Mexico angewiesene Summe von 250,000 Thalern gekostet; jetzt bestreitet sie nicht nur ihre Ausgaben, sondern läßt über 1 Million Thaler zur Verfügung des allgemeinen Aerariums, ungeachtet der Landbau und die Industrie wegen der allgemeinen Unwissenheit und des Mangels an Capitalien in der Kindheit sind und der ehemalige reiche Handel von Manilla mit den amerikanischen Colonien durch den Abfall derselben einen empfindlichen Stoß erlitt. Aber die Zulassung des ausländischen Handels seit 1814 ersetzte diesen Verlust und vermehrte die inländische Erzeugung. So betrug die Ausfuhr der einheimischen Früchte in den 4 Jahren 1827 bis 1830 die Summe von 5,307,983 Thalern und von 1836 bis 1840 12,758,397 Thaler, ein Resultat, wovon man vorher kein Beispiel hatte.

Seit der im Jahre 1792 dem Hafen von Manilla verliehenen Handelsfreiheit mit dem Auslande nimmt die Bevölkerung stark zu. In

Zu jener Epoche zählte man bloß 1,400,000 Seelen im spanischen Gebiete, der Census von 1837 weist 3,516,253 aus, worunter 102,600 Mestizen und 5600 Chinesen. Die weiße Bevölkerung, beinahe bloß auf die Hauptstadt beschränkt, betrug im Jahre 1839 4132 Seelen. Die Kriegsmacht, worunter bloß einige europäische Compagnien, bestand in 6300 Linientruppen und 7300 Provincialmilizen; auch existirt eine Colonialseemacht, Corsarienflotte genannt, von 68 Felukken und größern und kleinern Booten, vorzüglich um die Küsten gegen die malayischen Seeräuber zu vertheidigen.

Manilla, die Hauptstadt, liegt an der linken Mündung des wasserreichen Pasig an einer schönen geräumigen Bucht. Das großartige Ansehen der Gebäude, die vielen Fuhrwerke in den Gassen, die fröhliche Thätigkeit, die man überall bemerkt, entsprechen vollkommen der Idee einer reichen Handelsstadt. Der Anblick ist überraschend, man mag sich gegen die Bucht mit ihren unzählbaren Fahrzeugen und den Formen und Trachten so vieler Nationen, unter denen alles Pracht und Reichthum verräth, oder gegen das reizende immergrüne Feld wenden, von Ortschaften besäet und von dem schlängelnden Flusse und den in denselben einmündenden Canälen durchschnitten, auf welchen unzählige Barken hin und her schiffen.

Die eigentliche Stadt, die Stadt des Kriegs, hängt mit den Vorstädten mittelst einer steinernen Brücke von 149 Ellen Länge und 8 Ellen Breite auf zehn Bogen zusammen. Ihre Festungswerke, nach der Eroberung durch die Engländer 1762 ausgebessert, sind mehr als hinlänglich, um allen orientalischen Mächten und nicht zu schwach, um den europäischen Kanonen zu widerstehen. Unter den sechs Thoren zeichnet sich das des Parian zunächst an der Brücke wegen des großen Zulaufes aus. Die Straßen sind gerade und breit, mit guten Trottoirs und hinlänglicher Beleuchtung. Die Häuser sind rechtwinkelig und haben nur ein Obergeschoß. Das untere, von Quadersteinen, wird nicht bewohnt wegen der Feuchtigkeit und weil es zu Ställen, Magazinen und Cisternen bestimmt ist, doch gibt es einige Häuser, welche Kaufläden haben; das Obergeschoß von angeworfenem Holze hat auswärts einen Gang oder Galerie, dessen Fensteröffnungen mit Jalousien oder mit ziehbaren Coulissen von durchsichtigen Muschelschalen geschlossen sind, dadurch werden die Wohnungen ein wenig verfinstert, aber auch die Sonnenstrahlen abgewehrt. Die Stadt hat zwei Plätze: de las Armas und de la Fuerza. Auf einer Seite des erstern steht die solide und regelmäßige Kathedrale, rechts von ihr das schöne Stadthaus und gegenüber die Generalcapitänerie, schwerfällig und uncorrect. Es fehlt nicht an andern guten Gebäuden, unter andern das ehemalige Jesuitenkloster, dessen Façade und geschmackvolle Baukunst sich gut ausnimmt, das neue Zollhaus, elegant, gefällig, geräumig, hoch und doch nicht schwerfällig, besonders aber das Kloster und die Kirche der beschuhten Augustiner. Der Bau wurde im Jahre 1599 begonnen unter der Leitung des Fray Antonio de Herrera, welcher ein natürlicher Sohn des berühmten spanischen Baukünstlers gewesen seyn soll, und welchen eine Ehrensache in diese entlegenen Gegenden vertrieb. Die Grundlage, die hohen Bogen, die prächtigen Gewölbe sind von Quadersteinen, mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet und so solid, daß es bis jetzt nichts von den schrecklichen Erdbeben gelitten hat. Diese sind in der That häufig, richten aber selten großen Schaden an; das vom Jahre 1824 spaltete jedoch mehrere Gebäude und zwei Bogen der Brücke. Manilla hat eine ökonomische und eine Sanitätsgesellschaft, eine Marineschule, eine Universität und drei Collegien für Jünglinge und zwei Collegien nebst drei sogenannten Beaterien für Frauenzimmer, vier Mönchs- und ein Nonnenkloster, zwei Spitäler und eilf Kirchen, die Kathedral- und die Klosterkirche einbegriffen. Die Klöster werden hier als durchaus nothwendig beibehalten.

Es mangelt an einem Schauspielhause wegen Mangel an spanischen Schauspielern, welche die Neigung zu dieser Unterhaltung zu beleben im Stande wären. Es gibt bloß ein von Rohr und Niva zusammengesetztes Gemach, in welchem seit zwei Jahren einheimische Schauspielercompagnien Stücke aus dem ältern und neuern Theater mit einiger Regelmäßigkeit aufführen. Die Einwohner, welche Freunde der großen Zusammenkünfte und des ländlichen Genusses sind, entschädigen sich daher durch Wallfahrten und Ausflüge nach den nahen Ortschaften, wo das Fest des Schutzheiligen und dergleichen gefeiert wird. Diese Feierlichkeiten haben stets einen Anstrich von Religiosität, und unfehlbar sind dabei die Musikbanden von den Regimentern, die in Manilla liegen. Die Straßen werden mit Triumphbogen, Porticus und Tempelchen von Baumzweigen und künstlichen Blumen geschmückt, und gewähren besonders bei der nächtlichen Beleuchtung mit Transparenten, Farbengläsern und chinesischen Laternen einen eben so pittoresken als abwechselnden Anblick; der obligate Schluß ist immer ein Feuerwerk. An den gewöhnlichen Tagen wird die Hauptstadt gegen Abend und nach Maaßstab als die Geschäfte des Tages abgethan sind, immer lebendiger; alle die verschiedenen Fuhrwerke — denn dieses Meubel ist dort unentbehrlich — nehmen die Richtung nach dem Spaziergang de la Calzada, den sie mit ungemeiner Schnelligkeit wiederholt durchkreuzen.

Außerdem hat die Stadt, wo der größte Theil der hohen und niedern Beamten wohnt, ein gewisses ernsthaftes Ansehen, und verräth den gravitätischen Charakter der alten Spanier, welche sie gründeten. Aber welcher Contrast, wenn man über die Brücke in die in zwölf Quartiere eingetheilten Vorstädte geht, welches Gewühl, welche Bewegung, besonders in den Vierteln von Binondo, Santa Cruz und Tondo, welche Menge von kleinen Barken, welche mit Personen oder Waaren angefüllt sich allenthalben durchkreuzen. Welche seltsame Mischung von Sitten und Trachten! Hier ist der Sitz der meisten spanischen und fremden Kaufleute, hier sind die mannichfaltigen Kaufläden und Werkstätten der Chinesen, hier ist die Stadt des Handels und der Gewerbsamkeit. Die Chinesen werden wie ungefähr die Juden in Europa angesehen; öfters durch Volksaufstände vertrieben, zu Zeiten tolerirt und endlich mit Bewilligung der Obrigkeiten ansässig, haben sie sich völlig des Kleinhandels bemächtigt, ohne daß jene daran denken, daß die oberste Regierung die Zulassung der Chinesen nur unter der Bedingung, daß sie sich dem Landbau widmen, gestattet hat.

Alles ist hier noch in der Kindheit, aber die Lage, der natürliche Reichthum, die starke Bevölkerung, die Gelehrigkeit der Einwohner versprechen dieser Colonie eine glänzende Zukunft, nur muß das Mutterland hier mehr als irgendwo die Eigenschaften der hohen Beamten, die es hieher sendet, erwägen.

Unter dem Titel Lech (der Pole) wird in diesem Jahre ein neues polnisches, dem Fortschritt des nationalen Lebens gewidmetes Journal in 2 Bänden, jeder zu 20 Bogen, in Posen erscheinen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1843.

Fahrten auf dem weißen Nil.

Es ist bekannt, daß Mehemed Ali in Folge seiner eigenen Reise nach dem Sudan im Jahre 1840 eine Expedition ausgeschickt hat, um den weißen Nil zu erforschen. Der Führer dieser Expedition war ein Türke, der Bimbaschi Selim. Das Tagebuch seiner Reise wurde von Jomard im Bulletin de la société de géogr. (Julius bis Sept. 1842) mitgetheilt, und es ergeben sich daraus, obwohl genaue geographische Beobachtungen fehlen, nachstehende mit der Karte des Engländers Bruce großentheils zusammenfallende Bemerkungen: 1) daß sich auf dem linken Ufer, also im Westen, keine Zuflüsse, sondern nur Sümpfe zeigen; 2) daß gegen das Ende der Fahrt, also nahe dem 6° Br., ein bedeutender Arm, Namens Bahr el Seboth oder El Telfhy, auf dem linken Ufer einmündet, aber von Südosten kommt; 3) daß nach den Angaben der Eingebornen hier keine Bergkette existirt; 4) daß die Tiefe und Breite des Flusses so abnahm, daß die Schifffahrt gehemmt wurde; 5) daß der Bahr el Abiad in der Nähe des 6° N. Br. sich unbedeutend von dem Meridian von Kartum entfernte, und sogar noch östlich von dem Meridian von Cairo lag. Im Jahre 1841 fand nun eine zweite Reise statt, und dießmal befanden sich zwei Europäer,*) Arnaud und Sabatier, dabei, von denen sich namentlich der erstere mit naturwissenschaftlichen Forschungen abgab, deren Resultate indeß leider verloren sind, indem er auf der Rückreise am vierten Katarakt Schiffbruch litt. Die Resultate dieser zweiten Expedition, deren Einzelnheiten noch nicht bekannt gemacht wurden, sind, daß man um fast zwei Grade weiter südlich vordrang, daß man keine Bergkette sah, noch davon hörte, daß keine Zuflüsse von Westen oder Südwesten kamen, daß man keine Katarakten bemerkte, der Fluß immer seichter wurde, wenigstens in der trocknen Jahrezeit und daß endlich der äußerste von der Expedition erreichte Punkt noch unter 29½° O. L. v. P., also noch im Osten von Cairo lag.

*) Schon bei der ersten Expedition befand sich ein Renegat, Namens Thibaut oder Ibrahim Effendi, er scheint aber keine wissenschaftliche Bildung zu besitzen.

Dieß Resultat ist, wie das erstere, der gewöhnlich angenommenen Ansicht ganz entgegen.

Das erste ist, daß die fabelhaften Mondsberge, die man bisher unter 6° bis 7° N. B. gesetzt hatte, immer mehr zurückweichen, vielleicht nach Westen, besonders wenn ihre Richtung nicht, wie man vermuthete, eine westöstliche ist, sondern von Norden nach Süden geht. Möglich ist, daß in den unermeßlichen Sümpfen unter 9° N. B. irgend ein südwestlicher Zufluß den Beobachtungen der Expedition entging. Dieß ist um so möglicher, als die zahlreichen, gänzlich verschiedenen und mit einander im Krieg befindlichen Völkerschaften an beiden Ufern die Expedition oft versicherten, sie wüßten nichts von dem Lande außerhalb ihres Gebiets. Hier muß man auch Browne's Misselad erwähnen. Dieser zweifelhafte Fluß, den Browne unter 10° bis 13° N. B. 6 bis 8 Grade westlich von dem Bahr el Abiad verzeichnet und von dem man weder Quelle noch Ausgang kennt, kann er dem Bahr el Abiad so nahe seyn, ohne sich in ihn zu ergießen? Hierüber herrscht noch völlige Ungewißheit, die auch bei der Beschaffenheit des Landes nicht so leicht gelöst werden möchte.

Sicherer und in mancher Beziehung viel wichtiger ist die Existenz mehrerer längs dem Ufer des weißen Nils wohnender Völker, die alle durch ihre Sitten und Raceneigenthümlichkeit viel Interessantes darbieten. Von der großen Confluenz bei Kartum unter 15½° N. bis 4½° findet man abgesehen von den arabischen Stämmen sechs oder sieben verschiedene Völker: die Dinnkhas, die Schluks (Schelluks?), die Nowers, Heliabs, Kyks, Bhurs oder Behrs und Buderas. Die Dinnkhas verehren den Mond, und wenn zwei Stämme mit einander im Kampfe sind, so muß dieser aufhören sobald der Mond aufgeht. Die Schluks sind von hoher Statur und schöner Gesichtsform. Die Farbe der Nowers geht ins Röthliche, ihre Haare sind straff, nicht kraus; die Behrs sind von ungemein milden Sitten, da sie sich einzig von Wurzeln und Früchten, nicht von Fleisch nähren. Sie wurden von der ersten Expedition im Jahre 1840 mißhandelt, nahmen aber nichtsdestoweniger die des Jahres 1841 gut auf, obgleich sie wohl bewaffnet und nicht unkriegerisch sind. Es ist dieß für künf-

tige Reisen kein gleichgültiger Umstand; wenn man im September abfährt, um das Hochwasser zu benützen, wird der weiße Nil wohl bis 3° N. Br. schiffbar seyn. Sollte eine europäische Expedition zu Stande kommen, so wird sie namentlich zu erforschen suchen, welchen Verkehr die Behrs mit Indien unterhalten, denn man fand bei ihnen Stoffe aus Surat. Das Merkwürdigste ist aber die radicale Verschiedenheit der Racen auf einem Raum, welcher noch nicht 300 Lieues in gerader Linie beträgt.

Diese Angaben sind von Jomard einigen gleichfalls im Bulletin de la Société de géogr. November 1842 mitgetheilten Briefen entnommen, und werden wohl in kurzer Zeit vervollständigt werden.

Allen Gardiners Besuch bei den Indiern des südlichen Chile.

(Fortsetzung.)

Von Concepcion aus unternahm Gardiner die erste Reise zu den unabhängigen Indiervölkern, deren Gebiet er weit naher vermuthet hatte, als es wirklich ist. Verführt durch die herkömmliche oder doch in alten Büchern gewöhnliche Angabe, daß der Fluß Biobio die Gränze Chile's bilde, und, wie es scheint, nicht einmal bekannt mit dem Werke seines Landsmannes des Capitäns B. Hall über jenes Land, hatte er nicht nur gemeint, nahe bei Concepcion schon freie Indierhorden anzutreffen, sondern sich auch von ihren Zuständen und ihrer Sinnesweise sehr eigenthümliche Vorstellungen gemacht. Die langen Kriege zwischen den Spaniern und jenen Eingebornen haben es veranlaßt, daß zwischen dem beiderseitigen Gebiete ein weiter Landstrich geblieben ist, der, durch einige unbedeutende Forts nicht vollkommen gedeckt, den Angriffen der Indier ausgesetzt ist, und von einer nach und nach entstandenen Bevölkerung von Mischlingen oder Mestizen bewohnt wird, die zwar nicht civilisirter als die Indier, doch die Oberherrlichkeit der Republik anerkennen und dem Aeußeren nach zur katholischen Kirche zu zählen sind. Da unter diesem Schlage von Menschen auf Erfolg nicht zu rechnen war, entschloß sich der zum erstenmal enttäuschte Reisende am Fuße der Anden und jenseits der militärisch bewachten Gränze einen Häuptling aufzusuchen, um die Erlaubniß der Ansiedlung zu erhalten. Ohne irgend genügende Kenntniß des Spanischen, natürlich aber ganz unvertraut mit der Sprache der sogenannten Araucaner, begab er sich muthig auf den Weg, und wurde von den Chilenen, ungeachtet er aus seinen Planen eben kein Geheimniß machte, freundlich aufgenommen, weiter befördert und endlich sogar an den dort berühmten Krieger, den Kaziken Corbalan empfohlen. Der Empfang war, wie immer unter diesen Völkern, ernst und unceremoniös, aber gastfrei, denn ehe noch von den mitgebrachten Geschenken irgend etwas verlautete, war für den Fremden schon ein Schaf geschlachtet und zum Abendessen bereitet worden. Auch an der Reinlichkeit in der Bereitung der Speisen war nichts auszusetzen; geröstetes Mehl mit Wasser gemischt machte den Tischtrunk aus, die Samen der bekannten Araucaria, eines majestätischen Baumes, der nur in jenen Gegenden wächst und den Eingebornen so nützlich ist wie die Cocuspalme den Südseeinsulanern, wurden zum Nachtisch aufgetragen, und endlich eine glatte Büffelhaut für den Gast zum Lager ausgebreitet. Nicht wenig überrascht schien aber der Häuptling, als Gardiner den Wunsch aussprach mit seiner Familie sich unter diesem Stamme niederlassen und das Wort Gottes lehren zu dürfen. Etwas verlaute Fragen nach den Ansichten der Indier über Unsterblichkeit oder den Zustand der Seele nach dem Tode erhielten keine genügende Beantwortung; Corbalan entgegnete ziemlich trocken, daß sein Stamm in solchen Dingen unwissend sey, der eine so, der andere anders denke. Am nächsten Morgen erschienen, vom Häuptling einberufen, einige vierzig Männer, Geschenke wurden ausgetheilt und ein kurzer Spazierritt in Begleitung Corbalans erfüllte Gardiner mit Bewunderung über die Schönheit des Landes, welches zwar nirgends romantische Ansichten darbot, wohl aber einen höchst angenehmen Wechsel von reichbegrasten Wiesen und parkähnlichen Baumgruppen, von bewaldeten Höhen und freundlichen Thälern, durch welche sich der Blick nicht selten bis auf die beschneiten Gipfel der Andenkette verlor. Ein paar Weiler von zehn oder eilf einfach, aber sorgfältig gebauten Indierhütten, kleine, mit Weizen, Gerste und Bohnen bestellte Felder brachten Leben in dieses freundliche und friedliche Bild. Schon hatte Gardiner sich im Stillen einen Platz für das Missionshaus auserlesen, als eine Erklärung Corbalans seinen Hoffnungen, die sich allerdings nicht auf ein förmliches Versprechen begründeten, mit einemmal ein Ende machte. Der Häuptling sagte, daß er für seine Person nichts gegen die Ansiedlung einzuwenden habe, allein daß das benachbarte, zahlreiche und kriegerische Volk der Huilliches nie einem Fremden die Niederlassung in ihrer Nähe gestatten, sondern die Waffen ergreifen und den Stamm bekriegen würde, der einen Weißen unter sich aufnähme. Ungeneigt sich dieses Umstandes wegen mit den so furchtbar geschilderten Huilliches in Unterhandlungen einzulassen, verabschiedete sich Gardiner sogleich von Corbalan, erreichte nach wenigen Stunden das chilenische Gränzfort von San Carlos wieder, und kehrte zurück nach Concepcion, um in anderer Richtung besseren Erfolg zu suchen.

Zwei Tagereisen südlich von Concepcion liegt an der Meeresküste in einer wenig fruchtbaren Gegend das kleine, durch das letzte Erdbeben zerstörte Fort von Arauco. Schon im sechzehnten Jahrhundert setzten sich die ersten Eroberer des südlichen Chile hier fest, denn wenn gleich nach europäischen Ansichten über Kriegführung an einer solchen, rings umher von steilen Felsen beherrschten Stelle kein Festungswerk angelegt werden darf, so schließt das Fort von Arauco doch einen gewöhnlichen Weg der berittenen, nur mit Lanzen bewaffneten Indier auf das vollständigste. In der wenig bekannten und im Ganzen wenig anziehenden Geschichte von Chile ist daher das Fort von Arauco nicht allein in früheren Zeiten ein classischer Ort, sondern noch während der Revolution leistete

hier ein einziges Bataillon chilenischer Truppen gegen Tausende von erbitterten Indiern einen äußerst verzweifelten, aber erfolgreichen Widerstand, welcher den überlebenden Resten den Ehrennamen des „Bataillons von Carampangue“ verschaffte, zum Andenken des Gefechtes, das an dem gleichnamigen Flusse geliefert wurde. Einzelne kleine Ansiedlungen, meistens nur Viehhöfe (Estancias), erstrecken sich nicht allein bis zu jenem Fort, sondern sogar noch an 10 Meilen weiter südlich, also auch auf dieser Seite sehr weit in das Gebiet hinüber, welches, wie schon erwähnt, herkömmlich als Indierland angesehen wird. Da dieser Besitz keineswegs neu ist, sondern ehedem, als die Franciscanermissionen noch im südlichen Chile blühten, sogar unter geistlichem Einflusse und Schutz sich viel weiter erstreckten, so möchte man fast glauben, die Chilenen haben mit der allerdings auffälligen Unwissenheit Gardiners einen nicht zu billigenden Scherz getrieben, als sie ihm riethen um Arauco die ersehnten unabhängigen Indier aufzusuchen. Unverrichteter Dinge kehrte jener schon nach wenigen Tagen nach Concepcion zurück, entschloß sich aber zur See nach Valdivia zu gehen, wo, wie man erzählt hatte, weit eher Gelegenheit sich ergeben würde, mit Indiervölkern in Verbindung zu kommen. Die ganze Familie schiffte sich in Talcahuano ein und erreichte nach einer Reise von wenigen Tagen am 6 Januar 1839 den Hafen von Valdivia, dessen drei durch 118 Kanonen und 1600 Mann vertheidigte Forts der kühne Cochrane zwanzig Jahre früher mit 319 Mann den Spaniern entriß. Die sogenannte Stadt Valdivia bildet den Hauptort einer sehr großen, aber nur von halcivilisirten Indiern bewohnten Provinz, liegt drei geogr. Meilen oberhalb des eigentlichen Ankerplatzes am Flusse Callacalla, und besteht aus einer großen Menge von Holzhäusern, die ohne irgend einen erkennbaren Plan bunt durcheinander gebaut sind, häufig aber fast versteckt werden durch dichte Haine von Apfelbäumen, die hier und überhaupt in den südlichen Provinzen Chile's ohne besondere Cultur halb wild aufwachsen. Eine von Darwin zuerst bemerkte Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, daß sie aus den Aesten kurze Wurzeln treiben, man also nur nöthig hat, diese abzusägen und in angemessenen Boden zu versenken um in kurzer Zeit tragbare Bäume zu erhalten. In Europa kennt man wenige Fruchtbäume, welche sich auf so mühelose Art vervielfältigen lassen; in England gibt es indessen eine ähnliche Spielart des Apfelbaumes. Für die Bewohner jener Gegenden Chile's ist die Frucht ein kaum entbehrliches Nahrungsmittel; man mag ohne Uebertreibung sagen, daß zur Zeit ihrer Reife Weiber, Kinder und Hausthiere von ihr allein leben. Der trübe, saure und faulig schmeckende Cider ist das Lieblingsgetränk der niedern Volksclassen, und ziemlich berauschend. Man gibt der Regierung der Gränzprovinzen Schuld, daß sie die wilden Indierhorden dadurch unschädlich zu machen gesucht, daß sie denselben jenes Getränk mit einem Antheil von Branntwein versetzt zu billigen Preisen oder auch als Geschenk in solchen Mengen zukommen lasse, daß die gewöhnlichen Folgen der Ausschweifung in abnehmender Zahl der Indier selbst, in innerem Unfrieden und sogar in gegenseitiger Bekriegung sich immer offenbarer darlegen.

Ungebeugt durch seine selbstverschuldeten unangenehmen Erfahrungen, gleichgültig gegen fremden Rath und ohne irgend einen begründeten Plan, suchte Gardiner nun auch von Valdivia aus ein Indiervolk zu entdecken, welches sich ohne weiteres zur Aufnahme eines ausländischen Missionärs bereitwillig erklären sollte. Wie weit der Einfluß der chilenischen Regierung sich ausdehne, vergaß er zu fragen; ein Bedenken, ob denn die Geistlichkeit des Landes die Ansiedlung eines mit solchen Absichten angekommenen Protestanten dulden werde, kam ihm nie in den Sinn. In Begleitung eines mit der Indiersprache vertrauten Landmannes begab er sich nach Quinchilca, einem Weiler von einem Dutzend übel gebauter Bauernhöfe, welcher in dieser Richtung die Gränze der von Weißen bewohnten Niederlassungen bezeichnet, und an einem Seitenflusse des Callacalla, ungefähr zwei Tagereisen ostsüdöstlich von Valdivia liegt. Der Weg dorthin führt durch einen ununterbrochenen Wald, und die ganze Natur trägt einen sehr eigenthümlichen Charakter, dessen Bild wir hier zu entwerfen versuchen, indem wir so tüchtigen Beobachtern, wie Darwin, Gay und Fitzroy, so wie einigen von Chilenen gegebenen Berichten folgen, und gern das inhaltleere Buch des vor lauter Frömmigkeit oberflächlichen und langweiligen Gardiner zur Seite legen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand des Handels von Venezuela.

Paris, den 26 November 1842.

Das Handelsministerium hat kürzlich eine Note über die Handelsverhältnisse in Venezuela herausgegeben, welche aus den Berichten des Generalconsuls in Carracas gezogen ist, und aus der ich hier das Wichtigste auszieho, theils weil es von Interesse für den nicht unbedeutenden Handel mit Deutschland ist, theils um an einem neuen Beispiel zu zeigen, wie wohl der Zollverein daran thun wird, zur Belehrung des deutschen Handels die Handelsberichte der Consuln und die Uebersetzung der Handelsdocumente fremder Länder bekannt zu machen, wie es die französische Regierung seit einer Reihe von Jahren thut.

Nach den neuesten Nachrichten hat das Handelsjahr, das mit dem 30 Junius 1841 zu Ende ging, folgenden Verkehr mit sich gebracht.

	Einfuhr.	Ausfuhr.
England	8,992,000 Fr.	4,604,000 Fr.
Nordamerika	4,764,000 —	7,040,000 —
Dänemark	5,800,000 —	2,764,000 —
Hansestädte	5,392,000 —	2,316,000 —
Frankreich	1,892,000 —	2,968,000 —
Spanien	1,068,000 —	3,152,000 —
Holland	1,580,000 —	1,012,000 —
Mexico	48,000 —	328,000 —
Sardinien		160,000 —
Oesterreich	12,000 —	136,000 —
Verschiedene	52,000 —	160,000 —
Zusammen	29,600,000 Fr.	24,640,000 Fr.

Die Ausfuhrartikel des Landes sind: Kaffee, in zwei Arten, der von den heißen und der von den kalten Provinzen. Der Preis gewöhn-

licher Qualitäten ist 42 Fr. per spanischen Centner (zu 46 Kilogr.) Unter der spanischen Herrschaft hatte die Ausfuhr dieses Artikels nie 60,000 Centner überstiegen, aber im Jahre 1841 erhob sich die Ausfuhr auf 260,000 Ctr., zu einem Preise von etwa 10 Mill. Franken. Wenn man dazu rechnet, daß im Lande selbst 35,000 Ctr. consumirt werden, so kann die gegenwärtige Production sich auf nicht weniger als 300,000 Ctr. erheben. Das Land und Klima sind dieser Cultur überaus günstig, daher sich die Pflanzungen in den letzten Jahren sehr vermehrt haben, und der Ertrag muß, sobald diese in vollen Ertrag gekommen seyn werden, auf wenigstens 500,000 Ctr. steigen. Die letzte Erute hatte durch Regen gelitten, aber die neue versprach sehr bedeutend zu werden.

Cacao. Der von Carracas ist der beste in der Welt, der rothe verkauft sich zu 64 bis 96 Fr. per 110 span. Pfund. Der graue ging vor allem nach Bordeaux, ehe die neuen spanischen Zollgesetze die baskischen Provinzen mit den spanischen Douanen vereinigt hatten; diese Art kostet in Carracas 48 bis 72 Fr. per 110 Pfd. Im Jahre 1841 belief sich die Ausfuhr auf 76,560 Ctr., zu einem Werth von 5,300,000 Fr. Dazu muß man etwa 15,000 Ctr. rechnen, die durch Contrebande ausgeführt und 36,000, die im Lande consumirt werden, so daß die Production etwa 130,000 Ctr. liefern muß. Unter den Spaniern war sie bedeutender und die Ausfuhr betrug damals 95,000 Ctr., aber während der Kriege um die Unabhängigkeit litten die Pflanzungen sehr, und auch später hatten die Besitzer entweder nicht die Mittel oder nicht den Muth neue Pflanzungen zu bilden. Aber seitdem die Ereignisse von 1835 die öffentliche Ruhe gesichert haben, sind neue Pflanzungen entstanden, und in 2 bis 3 Jahren wird sich die Production auf etwa 250,000 Ctr. erheben. Das Thal von Tuy, das neu umgebrochen ist und etwa acht Stunden südlich von Carracas liegt, liefert schon sehr gute Producte.

Indigo. Venezuela liefert davon drei Arten, die aber alle dem indischen nachstehen, der von Tuy ist der beste darunter. Die Cultur dieser Pflanze hat sehr durch die Trennung von Spanien gelitten. Vor 1820 erhob sich die Ausfuhr jährlich auf 10,000 Ctr. zu einem Werth von 6½ Mill. Fr. Im letzten Jahre betrug sie nicht über 5462 Ctr. — Baumwolle. Sie steht der von Nordamerika nach, und gilt etwa 54 Fr. der spanische Centner von 100 Pfd. Die Ausfuhr im letzten Jahre betrug 20,000 Ctr. zum Werth von 1 Mill. Fr. Nach officiellen Documenten, die in Carracas erschienen, sind im Jahre 1839 in Venezuela etwa 50,000 Ctr. Baumwolle producirt worden, woven 28,000 Ctr. ausgeführt wurden. Unter der spanischen Regierung erhob sich die Ausfuhr nie auf mehr als 25,000 Ctr. — Häute. Die leichten Häute, die aus Puerto Cabello und Angostura kommen, sind in Frankreich geschätzt, ihr Preis ist 40 Fr. per Centner. Die schweren von Carracas kommen nicht nach Frankreich. — Dibidivi. Dieß ist eine Art von Schote, welche die Färber und Gerber brauchen, und die bestimmt scheint, eine große Rolle in dem Handel von Venezuela zu spielen. Um sich ihrer zu bedienen, wird sie gemahlen, gesiebt und 8 bis 10 Stunden in Wasser gekocht. Sie kostet im Großen etwa 4 Fr. per Centner. Die Ausfuhr des letzten Jahres belief sich auf 12,641 Ctr. — Farbhölzer und Gaiac. Sie sind wenig geschätzt und werden nur als Ballast genommen.

Tabak. Es gibt in Venezuela eine große Menge Arten desselben, aber außer dem Varinas ist der von Cumanacoa der einzige, welcher für Frankreich taugt. Wenn diese letzte Art gut gewählt wird, so ist sie vortrefflich und liefert gute Cigarren, ihr Preis beläuft sich auf 42 bis 76 Fr. der Centner. Der Varinas kostet in Angostura am Orinoco nur 50 bis 54 Fr. per Centner. Gegenwärtig liefert die Cultur des Tabaks nicht über 60,000 Ctr. jährlich zu einem Werth von 2 Mill. Fr., aber sie könnte bei einer größern Nachfrage sich ins Unendliche ausdehnen. Wenn z. B. die französische Regie Tabak in Cumanacoa verlangt, so würden die Pflanzer, wenn sie sechs Monate zuvor in Kenntniß gesetzt würden, jede Quantität liefern. Die Ausfuhr im letzten Jahre belief sich auf 11,943 Ctr. Zur Zeit der Spanier hatte das Tabaksmonopol 3 Mill. Fr. jährlich getragen. — Zucker. Bis jetzt producirt Venezuela nur für seine Consumtion. Die Ausfuhr im letzten Jahre belief sich auf 8794 Ctr. Das Land ist dieser Cultur sehr geeignet, aber da sie mehr Hände erfordert als andere Culturen und das Land menschenarm ist, so liegt sie noch nieder.

Vieh. Dieses bildet den wahren Reichthum des Landes. Die Llanos am Orinoco sind mit Heerden bedeckt, die man auf 2,400,000 Stück Hornvieh, 1,900,000 Schafe und Ziegen und 400,000 Schweine schätzt. Seit 10 Jahren hat sich ihre Zahl bedeutend vermehrt, trotz der großen Consumtion im Innern und der Seuchen, welche die größten Heerden befallen haben. Der Handel mit Vieh könnte weit bedeutender seyn, wenn der Verkehr mit den Antillen auf einen bessern Fuß gestellt wäre. Eine Linie von Dampfschiffen von den Antillen nach Guiana und den Orinoco würde sich wahrscheinlich bezahlen, und ohne Zweifel zu einer großen Ausfuhr von Maulthieren von Augestura führen, welche wegen ihrer Unermüdlichkeit berühmt sind.

(Schluß folgt.)

Das alte Adulis. Die Ruinen dieser, von den Ptolemäern gegründeten Stadt liegen nach Rüppell unter 15° 15' 44'' N. B. Ant. d'Abbadie glaubt (s. Schreiben an Hrn. Jomard vom 3 Dec. 1841 im Bull. de la société de géogr. Nov. 1842), es sey dadurch die Lage im Verhältniß zu andern benachbarten Orten etwas zu weit nördlich angegeben. Das Andenken an diese Stadt ist bei den Bewohnern von Aita und Zulah, welche im Süden und Norden der alten Griechenstadt liegen, noch nicht erloschen. Die Gesichter der Hirten haben einen europäischen Ausdruck, der dem neuen Ankömmling alsbald auffällt, und junge Mädchen führen noch den Namen Sophia, der im ganzen übrigen Lande unbekannt ist. Die Katastrophe, welche Adulis zerstörte, kann noch nicht sehr alt seyn, denn die Traditionen der Saho-Hirten sind noch sehr bestimmt und zahlreich über den ehemals blühenden Zustand dieses Hafens, wo die Einwohner einen andern Gott als den Mohammeds anbeteten. Bei dem berühmten Einfall des Imam Ahmed, den die Abyssinier Grañ, d. h. den linken, nennen, griff eine Schaar Azars oder Somalis die Stadt Adulis an, deren Bewohner sich tapfer vertheidigten. Der Anführer der Somalis kam mit mehrern der Seinigen um, und man zeigt noch ihre Gräber im Süden von Zulah. Später, zu einer Zeit, die sich noch nicht genau bestimmen läßt, griffen die Belaw von Harkiko, welche den Handel über Massawwa leiten wollten, Adulis an, und wahrscheinlich damals verließen die Adulay, welche die ältesten Familien von Massawwa sind, die griechische Stadt, um sich dem Willen der Belaw zu fügen. Indeß blieben immer noch Leute in Adulis, das erst in späterer Zeit gänzlich durch ein Erdbeben verheert wurde; dieß ist nämlich die in Harkiko herrschende Sage. Das Meer soll eingebrochen seyn und alle Einwohner, so wie die Gebäude vernichtet und letztere mit Sand überschüttet haben. Für die Richtigkeit dieser Sage spricht auch der Anschein des Landes. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß nach Sir Alex. Johnston die Einwohner der Insel Ceylon noch von Adulis als von einem mit Indien handeltreibenden Hafen sprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1843.

Die Bewegung in der schottischen Kirche.

In ganz England sind die kirchlichen Elemente in einer seltsamen Aufregung, und die eigenthümlichen Ansichten über das Verhältniß der Kirche zum Staat und zur Gesellschaft, welche den Engländer oft so seltsam von dem Continentalbewohner, namentlich dem protestantischen, unterschieden haben, scheinen allmählich neuen Begriffen Platz zu machen. Der Puseyismus, den ein neuer Schriftsteller, der Geistliche R. Vaughan, einer Vorneigung zuschreibt, „lieber zu dem Christenthum und der Civilisation des Mittelalters zurückzugehen, als sich von den neuen Tendenzen der Gesellschaft nach einem unsichern Ziele weiter vorwärts treiben zu lassen," die mit dem Puseyismus eng zusammenhängenden Fortschritte der römisch-katholischen Kirche in England, die neue Bewegung gegen die Kirchenstühle, wodurch die aristokratische Ausscheidung von Reich und Arm, wenigstens in der Kirche, beseitigt werden soll, die Bemühungen einer gut kirchlichen Partei, der puritanisch-zelotischen Sonntagsfeier entgegen zu arbeiten, alles dieß und noch manches andere können wir vorerst nur als Symptome einer innern Thätigkeit des kirchlichen Englands ansehen, die zu neuen Gestaltungen des Kirchenwesens führen müssen, Gestaltungen, über welche sich bis jetzt noch nichts Positives sagen, sondern nur die negative Bemerkung machen laßt, daß in England wie auf dem Continent, wenn auch auf ganz anderm Wege, der Zeitpunkt eingetreten ist, wo die hergebrachten Kirchenformen mit den neuen Anforderungen der Zeit nicht mehr zusammenstimmen. Diese Thatsache, welche auf dem Continent die vielfach herrschende Indifferenz und andrerseits die etwas wahnwitzigen Tiraden gegen das Christenthum selbst hervorgerufen hat, drängt in dem durch eigenthümliche historische Erfahrungen strenger an Kirchenformen haftenden England immer mehr auf Umgestaltung hin, und dieß ist es eben, was die kirchlichen Elemente in die jetzt herrschende Aufregung versetzt. Wir sind weder gesonnen, noch im Stande, jetzt schon über diesen Gegenstand umständliche Mittheilungen zu machen, denn bis jetzt noch sind die Bewegungen zu unreif, und dieser Mangel an Reife macht, daß die wahren Stimmführer der Parteien sich immer noch nicht aussprechen, und z. B. kein hochkirchliches Journal über den Puseyismus sich offen herausließ; so viel aber möchte sich jetzt schon behaupten lassen, daß alle kirchlichen Versuche durch Einfluß auf die Masse des Volks dem Staate oder vielmehr der bürgerlichen Gesellschaft zu imponiren und zu trotzen, an der durch keinen Zwang gehemmten geistigen Thätigkeit des englischen Volks scheitern werden. Dieß zeigt sich auch in neuester Zeit an den Bestrebungen eines großen Theils der schottischen Geistlichkeit. Diese ist bekanntlich seit acht Jahren durch einen Streit über die Art der Besetzung der kirchlichen Stellen unter sich zerfallen. Wir können auf diesen Streit, welcher andern Orts umständlich auseinandergesetzt wurde,*) nicht eingehen. Hier bemerken wir nur, daß die Mehrzahl der Geistlichen den Gemeinden ein absolutes Verwerfungsrecht der Predigtamtscandidaten gegen das Präsentationsrecht des Staats und der Gutsbesitzer zuspricht. Das hat nun auf den ersten Anblick ein sehr liberales, ja ultrademokratisches Ansehen, und aus diesem Grunde glaubten die Vertheidiger dieses Verwerfungsrechts mit den schottischen Whigs gemeinsame Sache machen zu können. Diese haben aber alle Eröffnungen zurückgewiesen, da sie den Zweck dieser Partei wohl durchschauen, welcher kein anderer ist, als die Kirche von der bürgerlichen Macht gänzlich unabhängig zu machen, durch Ausstoßung aller ihrer Gegner aus der Generalversammlung der Geistlichkeit eine unumschränkte Herrschaft über den bedeutendsten Theil des Volks zu erringen, und dann ihrem Zeloteneifer den Zügel gehörig schießen zu lassen. Sie äffen den alten Covenant nach, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß die zornedeifrigen Puritaner des 17ten Jahrhunderts den Covenant in der einen und ihre guten Schwerter in der andern Hand führten, und daß sie bei aller Vornirtheit ihres Treibens im Grunde doch für die Sache der Geistesfreiheit fochten, wahrend es sich jetzt auf Seite der Geistlichen um eine kirchliche Herrschaft und vorgefaßte Begriffe von kirchlicher Heiligkeit handelt.

*) Auch in der Allgem. Ztg. vom 9 und 10 Dec. in der Beilage sehr gründlich.

Bei dem großen Einfluß, welchen die Kirche immer noch in Schottland genießt, hat der Handel Bedeutung genug, daß weder die Whig- noch die Toryregierung mit den geistlichen Herren anbinden mochte, diese sind aber auf eine andere Macht gestoßen, die in dem freien England stärker ist als eine Regierung und keine Rücksicht auf Parteieinfluß zu nehmen hat, nämlich auf die richterliche Gewalt. Lord Cunninghame, einer der Oberrichter Schottlands, hat als Anhängsel eines Gerichtsspruchs des obersten Gerichtshofs in Schottland seine Ansicht über die Sache ausgesprochen, und wir heben aus seiner dabei gehaltenen Rede nachstehende Sätze als besonders bezeichnend aus: „die Kirche ist in der Stellung einer wichtigen, vom Staate ermächtigten Corporation, nicht mit allgemeiner gesetzgebender Gewalt, wohl aber mit dem unzweifelhaften Rechte ausgerüstet, gleich andern Corporationen Nebengesetze (bye-laws) zu machen, nicht um die Zwecke ihrer Institutionen zu verändern oder aufzuheben, sondern um sie zu fördern, insofern dieß mit den allgemeinen Bestimmungen der sie betreffenden Gesetze übereinstimmt. Wenn sie aber unter der Form oder Hülle solcher Nebengesetze die Bestimmungen der bürgerlichen Gesetzgebung in irgend einem Falle antastet, so kann der oberste Gerichtshof ein solches Nebengesetz für null und nichtig erklären. Die Ansicht von einem Conflict der Gesetze und Gerichtsgewalt innerhalb der Gränzen eines denselben Gesetzen unterworfenen Staats ist eine reine Abgeschmackheit. Es handelt sich hier von keinem Conflict der Gesetze, sondern von einem Gesetz, das die Kirche so, der bürgerliche Gerichtshof anders auslegt. Die Kirche hielt sich für berechtigt, ihre eigene Auslegung als die richtige anzunehmen und die des obersten Gerichtshofes zu verwerfen. Es gibt aber wohl kein juridisches System in der ganzen civilisirten Welt, wo eine solche Annahme als gültig anerkannt würde.“ Die geistlichen Herren haben sich darauf, ungefähr vier- bis fünfhundert an der Zahl, versammelt, und nicht nur alle Laien, sondern auch alle Geistlichen, welche nicht ganz mit ihnen übereinstimmen, von ihren Berathungen ausgeschlossen; sie werden aber wohl schwerlich ein Mittel aufgefunden haben, die bürgerliche Gerichtsbarkeit ihres Landes zu beseitigen, und die Regierung kann somit wohl den ganzen Streit noch auf geraume Zeit sich selbst überlassen. Die Geistlichkeit dürfte bald zu ihrem Schaden finden, daß sie ihren Einfluß und ihre Macht überschätzt und in beiderlei Beziehung wesentlich verloren hat.

Allen Gardiners Besuch bei den Indiern des südlichen Chile.

(Fortsetzung.)

Die Provinz Valdivia liegt an sich schon unter einer ziemlich kühlen Zone (38° 45' — 41° 12' südl. Br.), allein gewisse Bodenverhältnisse veranlassen, daß zwar die Temperatur nicht ungewöhnlich niedrig sinkt, wohl aber, daß eine Feuchtigkeit herrscht, die außerhalb der Wendekreise ziemlich selten vorkommen dürfte, in Chile aber sonst beispiellos ist. Die Oberfläche wird zu 1425 Quadratleguas (505 geogr. Q. M.) geschätzt, stellt eine hügelreiche Ebene dar, die durchschnittlich nur 600 Fuß über das Meer erhaben, aber ringsumher durch Bergketten eingeschlossen ist, nach Osten nämlich durch die Kette der Anden, deren Kamm in der Mittelzahl 10,000 Fuß hoch ist, nach Westen durch die sogenannte Küstencordillera, welche nirgends die Höhe von 1800 Fuß übersteigt. Alle durch die im Winter vorherrschenden Nord- und Nordostwinde herbeigetriebenen Wolken bleiben gleichsam hängen, wenn sie Valdivia erreichen, denn nicht nur ziehen die Berge, sondern auch die Waldvegetation sie an, welche von der Linie des ewigen Schnees bis hinab zur Küste reicht. Man hat in den drei mittleren Wintermonaten April, Mai und Junius in Valdivia schon 54 volle Regentage gezählt, und an den andern Tagen einzelne Güsse, im Ganzen aber in derselben Zeit nur zwei ganz heitere Tage beobachtet. Während des Sommers zählte man in 182 Tagen 53 Regentage, 85 heitere, sonnige, zum Theil wolkenlose, 44 stark bewölkte Tage. Gay schätzte nach sechsmonatlichen Beobachtungen die Menge des in einem Kubikmeter atmosphärischer Luft enthaltenen Wassers während der trockenen Zeit zu 6 Grammen (96 Gran), in der Regenzeit zu 11 Grammen (176 Gran), in jährlicher Mittelzahl also zu 8 Grammen. Es läßt sich hieraus leicht folgern, daß der Boden dieser Provinz in eben dem Maaße wasserreich seyn müsse, als er in den nördlicher gelegenen Provinzen und den auf gleicher Breite befindlichen Pampas des nördlichen Patagonien sprüchwörtlich trocken, ja sogar bis zur Unbewohnbarkeit dürr ist. Einmal besitzt nun Valdivia die ansehnlichsten Flüsse der südamerikanischen Westküste, außerdem aber auch noch einen wahren Reichthum an größeren Landseen. Wie unvollkommen die geographische Kenntniß dieser seit 250 Jahren von Weißen in Anspruch genommenen, theilweise durch sie colonisirten Provinz, noch sey, ergibt sich am deutlichsten aus dem Umstande, daß man über Vorhandenseyn und Größe von mehreren dieser Seen bis heute die widersprechendsten Nachrichten in Chile selbst vernehmen kann. Am bekanntesten sind noch die Seen Huanahué, aus welchem der schöne Strom Callacalla hervorfließt, und der Ranco von 65 Quadratleguas Oberfläche und ziemlich runder Gestalt. Hohe Waldberge umgeben dieses große Becken und nach Osten treten die beschneiten Anden so weit vor, daß man meinen möchte, sie streckten ihren Fuß bis an die Wasserfläche, deren Anblick noch durch acht, von Indiern bewohnte, bergige Inseln verschönert wird. Die herrlichsten Ansichten gewährt der See von Villarica, indem aus seiner Mitte der gleichnamige Vulcan emporsteigt, welcher von der regelmäßigsten Kegelgestalt ist, mit seiner Spitze beträchtlich über die Schneelinie hinausragt, und niemals völlig ruht. Allein nur wenige Weiße sind in neueren Zeiten bis dahin vorgedrungen, und unter ihnen niemals ein wissenschaftlicher Forscher, denn obgleich die Entfernung dieses durch seine völlige Isolirtheit doppelt imponirenden Feuerbergs von der chilenischen Gränze kaum 12 bis 15 geogr. Meilen übersteigt, so liegt er doch in einem Lande, welches als unabhängig aner-

kannt und von den Bewohnern mit größter Eifersucht dem Besuche aller Fremden verschlossen gehalten wird. Ueberhaupt ist die Gegend an dem Fuße der Cordillera, noch mehr dieses Gebirge selbst, auch da sehr wenig bekannt, wo die Oberherrschaft den Chilenen zusteht. In der ganzen Provinz nämlich beschränkt sich der Anbau auf Valdivia, auf die Ufer des Callacalla bis auf zwei Tagereisen Entfernung und auf den unbedeutenden Flecken Osorno. Noch nie ist ein Weißer auf der Breite von Valdivia über die Anden gegangen. Daß es dort Alpenpässe gibt, leidet keinen Zweifel, sie sollen sogar ziemlich niedrig und so bequem seyn, daß die Indier ohne Vorbereitung die Reise durch sie hin antreten. Indessen kann kein Grund zu ihrer genauen Untersuchung vorhanden seyn; die Aufgabe durch die Forste Valdivia's bis zum Fuße der Anden einen Weg zu bahnen, würde die Kräfte der armen und menschenleeren Provinz weit übersteigen. Die Auffindung eines bequemen und gefahrlosen Uebergangsortes würde von geringem Nutzen seyn, denn im Osten der Anden dehnen sich auf dieser Breite unübersehliche Steppen aus, ohne Wasser, ohne Pflanzen, mit einem salzigen Anfluge wie mit Rauhfrost überzogen, und von nomadischen Indiern der wildesten Art bewohnt, welche gegen die Weißen einen jetzt unversöhnlichen Haß nähren, seit Rosas und die sogenannten Generale der übrigen Platastaaten gegen sie einen Vertilgungskrieg geführt, der in unsern Zeiten und als ein von civilisirten Völkern angeordneter durchaus nicht seines Gleichen hat. In der Unzugänglichkeit dieser Gebirgskette liegt auch der Grund der sehr verschiedenen Ansichten, welche über ihre allgemeine Beschaffenheit im Lande selbst herrschen. Manche der einigermaßen belesenen Bewohner glauben noch an die Vulcane, die auf allen europäischen Karten figuriren, den Queuchabi, Huanehue, Osorno, Ranco, Chinal, die sicherlich nur dadurch entstanden sind, daß die ersten Entdecker dieses Landes jede pyramidalisch geformte Spitze für einen Vulcan ansahen. Andere, auf deren Urtheil mehr zu geben ist, z. B. Häuptlinge der Indier und reitende Krämer, welche die Eingebornen aufsuchen, kennen nur die zwei Vulcane von Villarica und Yanquihue.

Mit Ausnahme der sogenannten Llanos ist die ganze Provinz mit einem Walde bedeckt, der in allen Beziehungen Urwald heißen darf und nur da unterbrochen ist, wo die Flüsse sich malerisch schöne Betten gebahnt oder die Eingebornen kleine Strecken urbar gemacht haben. Diese Forste unterscheiden sich auf den ersten Blick von denjenigen des übrigen Chile, wo immergrüne Bäume mit meist kleinen myrtenartigen Blättern vorwalten, die Färbung des Laubes daher dunkel und gleichförmig ist. Die Zahl der botanisch verschiedenen Arten von Bäumen ist eben nicht groß, aber sie gehören dieser und den benachbarten Provinzen allein an, obgleich man sie mit Namen belegt, welche in den nördlichern Gegenden von Chile durchaus andere Bäume bezeichnen. Vermöge des dunkeln Schattens, der zu jeder Tageszeit in diesen dichten Waldungen herrscht, ist die Zahl von niedrigen, krautartigen Pflanzen nur gering. Ein baumartiges Gras, dem Bambus nicht unähnlich, von den Eingebornen Colligue genannt und von andern Reisenden auch in den nördlichern Provinzen angetroffen, erfüllt die Forste von Valdivia in solcher Menge, daß Dickichte entstehen, die an Undurchdringlichkeit die berüchtigten Dschungeln Ostindiens noch übertreffen. Die Stängel dieser von den Eingebornen für sehr viele Zwecke benutzten Pflanze erreichen nicht selten eine Höhe von 20 Fuß, sind völlig astlos, rund, im untersten Viertel ihrer Länge ohne Blätter, aber mit einer hochgelben, stark glänzenden und überaus harten Rinde bekleidet. Da sie im Innern niemals hohl sind, sondern durchaus aus holzigen, parallelen Fasern von großer Länge bestehen, so sind sie nicht allein sehr hart, sondern auch zäh, elastisch und so leicht, daß die Indier nur aus ihnen ihre Chuzos oder Lanzen verfertigen. Der obere Theil eines jeden Halmes ist mit winkelförmig gestellten, schönen grünen Blättern überdeckt und neigt sich gewöhnlich etwas über. Größere Gruppen des Colligue sind daher sehr malerisch und verschönern zumal die steilen Abstürze der Flußufer, allein da ihre Halme sehr dicht stehen, zu sechs bis zwölf aus derselben Wurzel emporschießen, so ist es an vielen Orten unmöglich, zwischen ihnen einen Weg zu bahnen. Die Einwohner der Provinz erhalten zwar die wenigen Waldpfade, welche die entlegenen Maierhöfe mit der Hauptstadt verbinden, möglichst offen, indem sie jene gewaltigen Gräser umhauen, allein diese Vorsorge darf nie Unterbrechung erfahren, weil der Colligue ungemein schnell wächst. Seine kriechenden Wurzeln gestatten kaum einen sichern Tritt, und die Stumpfe der Halme sind so scharf, daß gar oft die über sie schreitenden Pferde sich verwunden und unheilbar lahm werden. Wie dicht diese Waldungen sind, ergibt sich aus der von einem der neuesten Reisenden mitgetheilten Thatsache, daß ein Einwohner von Valdivia in der unmittelbaren Nähe dieser Stadt sich verlor, und erst nach mehrtägigem, mit großem Hunger verbundenem Umherirren den Ausweg entdeckte. Gerade dieser Mann galt für besonders vertraut mit der Gegend, weil er von Jugend an das Aufsuchen und Heimführen verlaufener Kühe als ausschließlichen Beruf betrieben hatte. Der Ausländer wird solcher abwechslungsloser Wälder bald müde und fühlt sich beim Heraustreten auf die sogenannten Llanos wahrhaft erleichtert. Mit diesem Namen bezeichnet man nicht sowohl Ebenen, sondern Gefilde, die von Wald mehr oder weniger frei sind, durch verstreute Baumgruppen und üppigen Graswuchs ein parkähnliches Ansehen erhalten, und bald in wellenförmige Erhöhungen bald zu wirklichen Hügelketten sich erheben. Daß Befreiung von einem Waldwuchse, dessen Ueppigkeit zu groß ist, als daß menschlicher Fleiß sie bewältigen könnte, ein Vortheil seyn könne, gewahrt man zumal in diesem Theile Südamerika's, wo das regnichte und unbeständige Klima die Arbeit außerhalb des Hauses gar sehr beschränkt. Die Llanos des südlichen Chile sind verhältnißmäßig eben so dick bevölkert als die Wälder menschenleer. Sowohl die weißen Chilenos als die unabhängigen Indiervölker haben dort ihre Wohnungen aufgeschlagen, und würden die Wälder nie betreten, wäre es möglich die Verbindungswege um sie herumzuführen.

(Schluß folgt.)

Zustand des Handels von Venezuela.

(Schluß.)

Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel von Venezuela und die Länder, aus denen es sie bezieht, sind folgende: Baumwollenwaaren. Die Summe der Einfuhren im letzten Jahre belief sich auf 5,556,000 Fr., sie kommen fast ohne Ausnahme aus England, Deutschland und der Schweiz. Die Schweizer schicken nur Calicots von sehr schlechter Qualität und sehr mittelmäßigem Druck, so daß die Farben schon in den Magazinen nach einiger Zeit absterben. Die Einfuhr der Schweizerfabricate hat daher auch seit einiger Zeit sehr abgenommen. Die Amerikaner haben dagegen seit drei bis vier Jahren angefangen grobe Baumwollenzeuge einzuführen. Der größte Theil der Einfuhr besteht aus Indiennes. Grobe und feine Leinwand kommt aus England und Deutschland. Tücher kommen aus Frankreich, England, Belgien und Deutschland, aber die deutschen Tücher sollen in den letzten Zeiten keinen guten Absatz gefunden haben, die französischen dagegen sind in der Mode, da man leichte und glänzende Tücher dorthin geliefert hat, wie sie der südamerikanische Markt verlangt. Doch ist zu bemerken, daß die sogenannten Zephire zu leicht befunden wurden und daher keinen Absatz fanden. Einige Partien dieser letzten Qualität, welche von Frankreich im Jahre 1841 kamen, waren im April des laufenden Jahres noch unverkauft. Die Einfuhr von Tüchern aller Art im Jahre 1841 betrug 658,000 Fr. — Seidenzeuge kommen aus Frankreich, Deutschland und England. Das letztere führt jedoch nur sehr unbedeutende Qualitäten ein, besonders indische Schnupftücher, Cravaten und Westenzeuge. Die Schweiz führt einfärbige Bänder ein; die französischen Bänder sind zu theuer und können schwer mit den deutschen concurriren, welche französische Zeichnungen nachahmen. Deutschland führt Seidenzeuge und Seidensammt ein; Frankreich ungemischte Seidenzeuge und façonnirte. Die Gesammteinfuhr davon betrug 328,000 Fr. — Metallwaaren kommen aus England und Deutschland, die Einfuhr betrug 672,000 Fr. Frankreich hat nur einige kleine Partien geschickt, welche vermöge ihrer guten Auswahl Käufer gefunden haben; im Allgemeinen sind aber französische Metallwaaren zu theuer für diesen Markt. — Glaswaaren kommen ausschließlich aus Deutschland zum Werth von 24,000 Fr. — Wahre und falsche Bijouterie kommt ebenfalls aus Deutschland zum Werth von 272,000 Fr. Früher gehörte dieser und der vorhergehende Artikel ausschließlich dem französischen Handel an, der aber gänzlich vom Markt verdrängt worden ist. — Eisenwaaren und Ackerbauwerkzeuge kommen aus England, Deutschland und den Vereinigten Staaten zum Werth von 80,000 Fr. — Die Einfuhr von Fayence, welche sehr im Zunehmen ist, gehört ausschließlich England, das zu sehr niedrigen Preisen liefert. Die Einfuhr des letzten Jahres belief sich auf 232,000 Fr. — Gläser und Spiegel, welche bei dem traurigen Zustand, in welchem sich die Straßen der Republik befinden, nur an sehr wenige Orte transportirt werden können, kommen in den niedern Qualitäten aus Deutschland, in den feinen aus Frankreich und zum Theil aus England. Ihre Einfuhr belief sich im letzten Jahre auf 148,000 Fr. — Meubeln kommen wahrscheinlich aus den Vereinigten Staaten zum Werth von 108,000 Fr. Diese ziehen sie jedoch wahrscheinlich selbst aus Europa; sie werden in Stücken gelandet, was theils wegen der Schwierigkeiten des Transports, theils wegen der Hitze nothwendig ist. — Eßwaaren liefert Nordamerika, Spanien und zu einem kleinen Theil Frankreich, im Ganzen werden für 920,000 Fr. eingeführt. — Weine kommen aus Spanien, Amerika und Frankreich. Dieses schickt Bordeauxweine in Fässern, die Spanier und Nordamerikaner liefern Malaga und catalonische Weine. Diese letztern haben die größte Aehnlichkeit mit den rothen Weinen aus Südfrankreich, das damit concurriren könnte. Die Einfuhr von Wein beträgt 740,000 Fr. und ist im Zunehmen. — Seife kommt fast ausschließlich aus Nordamerika; sie ist weich und wohlfeil, und man zieht sie daher der harten französischen und spanischen Seife vor, obgleich diese trotz des anscheinend höhern Preises im Grunde wohlfeiler sind. Die Einfuhr beträgt 686,000 Fr. — Die Parfumerie kommt lediglich aus Frankreich, das für 36,000 Fr. von diesem Artikel einführt. — Lederwaaren kommen aus Nordamerika und Frankreich. Aber dieser Handelszweig hat seit einer Reihe von Jahren durch die große Zahl von Gerbereien, welche im Lande errichtet worden sind, sehr an Wichtigkeit abgenommen und beträgt nur noch 68,000 Fr. — Waffen kommen aus Deutschland, Belgien und Frankreich. Die niedrigen Preise der deutschen und belgischen Fabriken erlauben den französischen nur bei Luxuswaffen die Concurrenz.

Im Allgemeinen sucht man in Venezuela, wie auf allen Märkten der ehemals spanischen Colonien, wohlfeile und gut aussehende Waaren, sieht aber wenig auf Dauer und Qualität, daher haben die mittelmäßigen, aber wohlfeilen englischen und deutschen Waaren den Vorzug über die französischen, welche meistens entweder zu gut und theuer oder zu unscheinbar sind. Die günstigste Zeit, Schiffe nach Venezuela zu expediren, ist vom September bis März. Die Häfen, welche den Vorzug verdienen, sind Laguayra, Puerto-Cabello, Angostura, Maracaibo, Cumana, Barcelona und Carupano. Die gesündesten Häfen sind die zwei ersten, der ungesundeste ist Maracaibo, wo überdieß die Schifffahrt schwierig ist. Provisionen verschafft man sich überall leicht, besonders in Laguayra, wo übrigens die Rhede gefährlich ist. Die Einfuhr des letzten Jahres überstieg die der vorhergehenden um ein Drittheil, und nach Briefen vom März des laufenden Jahres scheint sie übertrieben gewesen zu seyn, so daß die Magazine von Laguayra und Carracas noch mit europäischen Waaren überfüllt waren und der Verkauf schwierig war.

So weit das französische Document, aus dem sogleich hervorgeht, daß der Natur der Sache nach der Handel von Deutschland mit Venezuela weit beträchtlicher seyn sollte, als er ist, da unter allen europäischen Handelsstaaten es allein kein Interesse hat, die Hauptproducte von Venezuela mit hohen Zöllen zu belegen, um eigene Col[o]nialproducte zu schützen. Ein großer Theil des Handels von Frankreich mit Venezuela ist Zwischenhandel; es zog im Jahre 1840 für 3,249,491 Fr. Waaren aus Venezuela, behielt aber davon für seine eigene Consumtion nur für 1,799,000 und verschickte den Rest nach Spanien und Deutschland; z. B. es erhielt für 845,135 Fr. Cacao, von denen es nur für 143,794 selbst consumirte; es erhielt für 925,170 Fr. Kaffee, behielt aber nur für 432,843 Fr.; es erhielt für 254,736 Fr. Färberrinde und consumirte nur für 10,312 Fr. Wann wird Deutschland lernen, seinen directen Handel mit den Productionsländern zu schützen, damit es dort seine Bedürfnisse direct gegen deutsche Waaren einkauft, anstatt sie durch Engländer und Franzosen kaufen zu lassen und dann aus Liverpool und Havre zu beziehen?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1843.

Die Mormonen.

Ueber diese oft genannte religiöse Secte in Nordamerika ist daselbst vor kurzem eine Broschüre erschienen, welche wahrhaft entsetzlichen Aufschluß gibt, nicht allein in Betreff des verworfenen Gewebes von Lüge und Verführung der an der Spitze stehenden Propheten, sondern auch über die traurige Wahrheit, wie leicht es noch immer dem schlauen Betrüger ist, andere hinters Licht zu führen und zu seinen nichtswürdigen Zwecken zu mißbrauchen, sobald es ihm nur gelingt dem Bedürfniß nach religiösem Halt bei einmal erschütterter Glaubensruhe eine Lockspeise vorzuhalten, welche in irgend einer Weise, wenn auch nur durch äußern Schein geeignet ist, die Hoffnung auf Befriedigung einer unbestimmten Sehnsucht zu nähren. — Der Verfasser der Broschüre, Dr. John C. Bennett, war seit 1825 praktischer Arzt und Chirurg in Ohio und 1835 Präsident der medicinischen Facultät der Willoughby-Universität am Erie-See. Doch sein schrankenloser Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe. Er ging 1838 nach Illinois, ward im J. 1839 Brigadegeneral und 1840 General-Quartiermeister des Staats, und trat dann zu den Mormonen über, nicht — wie er selbst sagt — als wirklicher Anhänger ihrer Lehre, sondern nur um eine Rolle zu spielen, und da sein Scharfsinn ihm bald sagte, daß er diesen Zweck auch an der Spitze ihrer militärischen Macht nicht erreichen werde, weil ihre Sache eine zu schlechte war, so beschloß er die Betrüger, in deren Vertrauen er sich einzuschleichen wußte, zu entlarven und zu stürzen, was ihm denn auch vollständig gelungen zu seyn scheint. Und so wäre denn in diesem Falle durch ein an sich verwerfliches Mittel ein wirklich guter Zweck erreicht worden, wie aus dem folgenden Inhalt der Broschüre zur Genüge erhellen wird. *)

Im Jahre 1810 schrieb ein gewisser Solomon Spaulding von Conneaut in Ohio, einen historischen Roman, und ging mit dem Manuscript, nachdem er dasselbe mehrern Bekannten vorgelesen hatte, nach Pittsburg, um es drucken zu lassen. Hier aber verschwand er plötzlich, was eben kein großes Aufsehen machte, da er als ein höchst excentrischer Mann bekannt war. Sein Manuscript war gleichfalls verschwunden. — Ungefähr um dieselbe Zeit lebte im Westen des Staats New-York ein Mann, Namens Joe Smith, der mit seinen vier Söhnen aus Mangel an ordentlicher Beschäftigung sich mit der Schatzgräberei befaßte. Dabei fehlte es denn natürlich nicht an Beschwörungen und mancherlei Verkehr mit der Geisterwelt, und die oft wiederholte Erfahrung, wie leicht es sey ungebildete Menschen durch geheimnißvolles Treiben zu täuschen und zu verlocken, brachte den damals schon ganz verrufenen, allen Lastern fröhnenden Mann mit den seiner würdigen Söhnen auf den Gedanken als Religionsstifter aufzutreten. Angeregt mag dieser Plan auch durch jenes Manuscript worden seyn, das, man weiß nicht durch welchen Zufall, in Joe's Hände gekommen war. Im J. 1830 publicirte er dasselbe unter dem Titel „das Buch von Mormon," welches seltsame Werk, im Styl des alten Testaments geschrieben, einen Bericht enthält von den Wanderungen der verschollenen Stämme Israels aus Jerusalem, unter der Leitung Nephi's und Lehi's, von ihrer Ankunft in Amerika und von ihren dortigen Zwisten und Kämpfen, welche damit endigten, daß die Nephiten von den Kindern Lehi's vernichtet wurden, worauf aber diese letztern in Unglauben verfielen und ein dunkles, faules, schmutziges Volk wurden — nämlich: die amerikanischen Indianer. — Es versteht sich, daß dieses Buch, seiner neuen Bestimmung gemäß, auch einen geheimnißvollen Ursprung haben mußte. „Es war ursprünglich auf Goldplatten geschrieben, in Hieroglyphen, die den ägyptischen ähnlich waren." Der „Engel des Herrn" leitete den neuen Propheten Joe Smith zur Entdeckung dieses Schatzes; durch Inspiration von Gott belehrt, gelang es diesem die unbekannten Schriftzüge zu entziffern; er vollendete die Uebersetzung und beglückte die Menschheit mit dieser „goldenen Bibel."

Bald darauf ward die „Mormonen-Kirche" organisirt, deren Wirksamkeit sich anfangs auf die Staaten New-York und Pennsylvanien beschränkte. Als die Zahl der Anhänger bedeutend zugenommen hatte, ward dem Propheten offenbart, daß

*) Die Schrift führt den Titel: Mormonism exposed, und die nachstehenden Details sind aus der Zeitschrift „Boston Daily Bulletin," 12 November, entnommen.

er sich mit den Seinen zu „Kirtland" in Ohio niederlassen solle. Viele verließen ihren Wohnort und ihren bisherigen Erwerb, um dem höhern Ruf zu folgen, und Kirtland war nun bis 1838 das Centrum der neuen Kirche. Doch schon 1837 war die Gemeinde so verschuldet, daß sie für nöthig fand, ohne Privilegium die berüchtigte „Kirtland-Bank" zu errichten und ihre Schulden mit selbstgemachten Banknoten zu bezahlen, welche anfangs in der Umgegend willig angenommen, weiter östlich aber zurückgewiesen wurden, und daher bald mit großem Verlust gegen andere Banknoten umgetauscht werden mußten. Als sie nach Verlauf weniger Monate auf den achten Theil ihres Nominalwerthes gefallen waren, mußte die Bank fallen und der Prophet folgte einer neuen Offenbarung, welche ihn mit den Seinen in den fernen Westen rief, wo die Creditoren ihn vergeblich drängten. Ein Theil der Gläubigen war schon vorher nach Missouri aufgebrochen, wo sie, als von Gott unmittelbar Berechtigte, unentgeltlich Land verlangten und so anmaßend waren, daß sie vom erzürnten Volke bald hierhin, bald dorthin gejagt wurden. Als der Prophet selbst erschien, folgten sie ihm nach der Grafschaft Caldwell, die Gott zu seinem Königreich bestimmt hatte. Die Zahl der Anhänger, deren selbst in England und Schottland manche gewonnen waren, wurde damals im Ganzen schon auf 40,000 geschätzt. Jetzt entspann sich der sogenannte Missourikrieg — der Kampf der Mormonen mit den Autoritäten des Staats — welcher mit der gänzlichen Vertreibung der erstern endete. Mehrere der Anführer und Joe Smith selbst wurden gefangen, doch gelang es ihnen bald zu entkommen und sich mit der nach Illinois vertriebenen Menge zu vereinigen. Hier war nun (1839) das Elend und die Noth der Vertriebenen so groß, daß sie nicht allein aus Mitleid von den Bewohnern des Landes freundlich aufgenommen wurden, sondern auch im folgenden Winter auf ihre vielfach unterstützten Bitten von der Staatsgewalt mehrere Freiheiten und Privilegien erhielten, namentlich zur Ansiedlung in der am Mississippi, oberhalb der untern Stromschnellen, sehr schön gelegenen Stadt Nauvoo. Jetzt breitete sich die neue Kirche mit großer Schnelligkeit aus; im Mai 1842 hatte Nauvoo 10,000 Einwohner und eine wohldisciplinirte Legion von 2000 Soldaten, während die Gesammtzahl der Anhänger auf circa 100,000 Seelen gestiegen war. Der Prophet stand in lebhaftem Verkehr mit dem Himmel, und verkündete in dessen Auftrag, daß Nauvoo nur eine Ruhestatt für die Gläubigen wäre, daß demnächst alle Heiligen zusammen berufen werden sollten, um Missouri zu erobern und in Zion den großen Tempel und das neue Jerusalem zu erbauen.

Um diese Zeit hatte der Eingangs erwähnte Dr. Bennet (Verf. der Broschüre) so großes Vertrauen unter den Mormonen erlangt, daß er nicht allein zum Chef der Legion, sondern auch zum Mayor (Bürgermeister) der Stadt, zum Kanzler der Universität ꝛc. ernannt worden war. Aber er durchschaute, wie gesagt, die Unhaltbarkeit des entsetzlichen Betrugs, und trat in öffentlichen Vorlesungen, wie auch mittelst der erwähnten Druckschrift, als Gegner der Mormonen auf. Auch war das Maaß der Ruchlosigkeit übervoll. Die Berichte über die unzähligen Verführungen, und namentlich über das Innere des Serails, über die Gotteslästerungen, Gemeinheiten und Grausamkeiten aller Art, sind zu scheußlich, um näher bezeichnet zu werden. Es ist die nackte Prosa eines Stoffes, der Schauerliches genug enthält, um von einem Thomas Moore zu einem modernen „Veiled Prophet" verarbeitet zu werden. Dazu kam noch die Entdeckung, daß ein Versuch, den Gouverneur Boggs zu ermorden, niemand anders zum Urheber hatte als den Propheten Joe Smith selbst.

Unter solchen Umständen war die plötzliche Enthüllung aller Betrügereien und Schändlichkeiten durch einen völlig Eingeweihten, durch einen Mann wie Dr. Bennet, der unter den Mormonen selbst fast allgemeines Vertrauen genoß, ungeheuer. Es heißt darüber in einem Schreiben aus Nauvoo vom 16 August v. J.: „die Verwirrung ist groß; alles ist von Entsetzen und Trauer ergriffen, Angst und Kummer erfüllen jede Brust. Joe Smith ist entflohen — seine Macht ist der Gefangenschaft überliefert, sein Ruf ist den Händen seiner Feinde, die Tage seines Ruhmes sind, als ob sie nie gewesen wären."

Allen Gardiners Besuch bei den Indiern des südlichen Chile.

(Schluß.)

Diese Llanos, welchen man in Brasilien und Colombien unter den Namen der Campos mimosos und Savanas jedoch mit veränderter Vegetation wieder begegnet, sind von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß die Frage über ihre Entstehung bereits von mehrern Naturforschern angeregt worden ist. Humboldt hat umsonst nach einer Lösung derselben gestrebt. Drängt sich auch der Erfahrungssatz auf, daß Ebenen dem Waldwuchse, mindestens in Südamerika, nicht aller Orten günstig sind, so bleibt es doch unerklärlich, warum unter denselben äußern Bedingungen die eine Fläche mit fast unausrottbarem Urwalde sich deckt, die andere nur Gräser und Strauchwerk ernährt, und der Frost gewisse Gränzen sichtbarlich nicht überschreiten kann. Jedenfalls ist das Vorkommen solcher gänzlich waldfreien Orte inmitten der ewigen Wälder, welche z. B. die Thäler des Amazonas, des Orinoko und Madeira überziehen, eine bemerkenswerthe Erscheinung. Daß diese mit der Horizontalität der Oberfläche zusammenhänge, hat man lange schon geahnt, allein noch ist das Naturgesetz nicht ergründet, welches hier Anwendung findet. Wo große Feuchtigkeit in das Spiel kömmt, wie im Feuerlande, dessen Bergabhänge allein Wälder tragen, oder wo periodische, jedoch langdauernde Ueberschwemmungen den Boden während der einen Jahreshälfte versumpfen, ist die Erklärung allerdings leichter, nicht aber da, wie im Staate Uruguay, im südlichen Brasilien ꝛc., wo nur die Flüsse von schmalen Waldstreifen eingefaßt sind, das übrige sehr fruchtbare Land hingegen nur einzelne Bäume trägt, und die schwach wellenförmigen Ebenen wie natürliche Wiesen erscheinen.

Die Bevölkerung der Provinz Valdivia ist weder zahlreich noch wohlhabend und besteht zum großen Theile aus Farbigen, die indessen auf Namen und Rang völlig Weißer Anspruch machen.

Sie zeichnet sich keineswegs durch Rührigkeit aus, und scheint vollkommen mit ihrer armseligen Lage und geringen Civilisation zufrieden zu seyn. Baares Geld ist ziemlich selten, indem die Gegenstände der Ausfuhr wenige sind und nur in geringen Mengen hervorgebracht werden. Abgesehen von der hellern Färbung und einigen Sitten und Gewöhnungen, welche aus dem Verhältnisse des Unterthanen enstanden und nicht aus freier Wahl angenommen wurden, gleicht die Menge in den meisten Beziehungen den ächten Indiern, die theils unterjocht sind, theils ihre wilde Unabhängigkeit bis jetzt bewahrt haben. Sie begnügt sich mit dem Besitze einer Hütte aus Baumstämmen und Colliguerohr, hat kaum ein bewegliches Eigenthum und lebt von einem Tage zum andern, ohne jemals eine Anstrengung zur Verbesserung ihrer Lage zu machen. Während in andern Provinzen der Republik europäische Einrichtungen schon lange Wurzel gefaßt haben, im Ackerbau und der Betriebsamkeit überhaupt sehr viele Verbesserungen eingeführt sind und im Allgemeinen eben so viel, wo nicht mehr Civilisation herrscht als in Spanien, sind Leben und Sitte in jenem großen Waldlande noch so primitiv wie zur Zeit der ersten Eroberung. Allerdings sind aber auch die äußern Umstände der Entwicklung des Volks nicht günstig gewesen. Die spanische Regierung bewahrte sich den Besitz von Valdivia nur in der Absicht, um fremde Mächte von der Ansiedlung abzuhalten. Der Hafen, welchen die Mündung des Callacalla bildet, ist sehr groß und sicher, und hätte um so mehr einem Feinde einen gefährlichen Stützpunkt geboten, als in geringer Entfernung Indierstämme wohnen, die, stets zum Kriege gegen die Spanier bereit, mit den Fremden gemeinsame Sache gemacht haben würden. Daher jene gewaltigen Festungswerke, die selbst in ihrer gegenwärtigen Zerfallenheit noch Staunen erregen.

Allein an einer Colonisirung des Landes lag einer Regierung nichts, die mehr Land besaß, als sie übersehen konnte. Die Kriege mit den Indiern dauerten mit seltenen Unterbrechungen an 200 Jahre, und sind Valdivia nothwendig sehr verderblich geworden. Da man durch Waffengewalt allein diese Eingebornen zu unterjochen nicht vermochte, so wurde, wie an vielen andern Orten, die Kirche in Anspruch genommen, um auf geräuschlosere Art und mit bleibenderem Erfolge die Unterwerfung der Indier herbeizuführen. Schon seit Anfang des 17ten Jahrhunderts bestehen an diesem äußersten Ende des „christlichen" Amerika Missionen, die oftmals zerstört, auf Kosten der Regierung immer wieder von neuem errichtet wurden, eine lange Zeit in Händen der Jesuiten und später der Franciscaner sich befanden, und bisweilen zu großen Erwartungen berechtigten. Nie sind diese aber völlig in Erfüllung gegangen, vielmehr hat es sich mehrmals begeben, daß der mit Umsicht begründete und mit großer Geduld fortgeführte Bau gerade dann umstürzte, wenn man von seiner Festigkeit glaubte überzeugt seyn zu dürfen. Wenn man es am wenigsten erwartete, standen die Indier mit einemmal zum allgemeinen Kriege gegen die Spanier und ihre Missionen auf, traten wieder in Stämme und Heerestheile zusammen, als wäre nie eine Unterbrechung ihrer volksthümlichen Einrichtungen vorgekommen, und stürzten sich mit so vielem Haß und so großer Entschlossenheit in den Kampf, als hätten sie sich niemals unter dem langsam zähmenden Einflusse der Kirche befunden. Die Energie, der Stolz und der Unabhängigkeitssinn dieser Indier sind zu allen Zeiten so groß gewesen, daß jeder Versuch der Unterjochung einen Krieg nach sich zog, und die häufige Wiederholung eben jener Versuche in den Indiern zuletzt das höchste Mißtrauen erzeugte. Sobald der eigentliche Zweck der friedlich und sehr vorsichtig zu Werke gehenden Missionäre entdeckt war, traf auch sie die Abneigung, welche sonst nur gegen die Colonisten und die Garnisonen der Gränzprovinzen gerichtet war. Viele sind auf der Stelle getödtet worden, weil man sie als Verräther ansah, deren Absicht es sey heimlich die Freiheit der Stämme zu untergraben und der Macht der Weißen den Weg zu bahnen, und wo späterhin einzelne Priester zugelassen wurden, geschah es immer unter dem Vorbehalte, daß kein anderer Spanier sie begleiten dürfe, und daß sie selbst sogleich das Land verließen, sobald mit Chile ein neuer Krieg beginnen würde.

Es haben ehedem Missionen selbst in Gegenden bestanden, die jetzt ganz unzugänglich sind und, wie z. B. der vielbesprochene See Nahuelhuapi, geographische Probleme ausmachen; allein die Ausdehnung dieses kirchlichen Gebiets ist so zusammengeschmolzen, daß kurz vor der Revolution die noch vorhandenen Missionen alle in der Nähe der Stadt Valdivia lagen. Von 24 solchen Niederlassungen bestanden damals nur noch acht, im Jahre 1841 nur noch drei. Gewisse Völker, z. B. die Huilliches und Moluches, weisen mit Bitterkeit jeden Versuch der chilenischen Regierung ab Priester unter sie zu senden; beide sind in Frieden mit der Republik, haben aber erklärt, daß sie für das Leben keines Missionärs einstehen würden, der es versuchen sollte ihr Gebiet zu betreten. Mit den Eingebornen, welche zwischen Valdivia und Osorno wohnen, verhält es sich aber ganz anders. Sie sind von minder entschlossenem Charakter und sichtbar von jenen Bergvölkern verschieden, daher auch leichter zu zähmen gewesen. Alle sind „Reducidos y Cristianos," d. h. sie unterwerfen sich, so lange sie in der Nähe von Priestern wohnen, gewissen Formen, gehen, um die Strafe zu vermeiden, auch zur Kirche, ertragen mit ziemlicher Gleichgültigkeit in den meisten Dingen den Zwang, bleiben aber noch nach mehreren Generationen der Vielweiberei geneigt und ergreifen sogleich das wilde Leben ihrer freien Stammesgenossen, wenn der Zufall sie mit diesen in Berührung bring Ob unter den rauhen und sehr stolzen Völkern, welche seit Jahrhunderten ihr Land gegen die Weißen zu behaupten verstanden haben, und vom Rio negro und Valdivia südwärts bis an die Magelhaensstraße sich ausbreiten, jemals europäische Civilisation Wurzel fassen wird, steht dahin. Daß ein solches Ereigniß durch die Kirche nie vermittelt werden kann, lehrt die Erfahrung. Das Wahrscheinlichste bleibt es indessen, daß, wenn nach einem oder zwei Jahrhunderten Chile und allenfalls ein Theil der Plataſtaaten eine Nothwendigkeit fühlen sich auszudehnen, jene unabhängigen Indiervölker den Waffen erliegen, nicht aber mit den Siegern verschmelzen werden.

Es läßt sich aus dem so weit Mitgetheilten leicht vermuthen, was die Erfolge des abenteuernden Gardiner in jenen Gegenden der neuen Welt gewesen seyn können. Ganz überrascht von der Thatsache, daß da, wo er eine Art von amerikanischem Kafferlande vermuthet hatte, seit ein paar Jahrhunderten Spanier sich Festungen gebaut und die Eingebornen unterjocht hatten, brach er auf nach den Gränzen der Provinz, wo neue Enttäuschungen seiner warteten. Alle Indier galten wenigstens im Aeußern für Christen und gehörten zu irgend einem oder dem anderen Sprengel, wo eben Priester eingetroffen waren, welche die republicanische Regierung, Spaniens ehemaligem Beispiele folgend, aus Italien berufen hatte. Die jenseits der Gränze wohnenden unabhängigen Indier betrachteten den Fremden mit Verwunderung, der nicht einmal das Spanische geläufig genug sprach, um sich durch einen Dolmetscher verständlich zu machen, dennoch aber zum Lehrer sich anbot, und ohne förmliche Erlaubniß einzuholen, mit Weib und Kind und Hausrath herbeizog, um eine Mission zu begründen. An zwei Orten wurde er von den Häuptlingen zurückgewiesen, die ihm ein Nachtlager gewährten, aber vor der Rückkehr warnten. Nichts blieb ihm übrig als mit Familie und Gütern den Rückweg durch die Wälder bis Valdivia zu suchen, und sich in das zu ergeben, was ihm himmlische Schickung schien. Mit der Abreise nach Valparaiso schloß sich das kurze und unüberlegte Unternehmen, dem die chilenische Regierung keine Hindernisse bereitete, obwohl sie eigentlich hiezu vollkommen das Recht gehabt hätte. Gardiner schiffte sich im Junius 1839 nach Neusüdwales ein, und ist später nach Otaheiti gegangen, wo er sich unter seinesgleichen und auf einem Felde bewegt, das seinen Gaben und seinen Bestrebungen unstreitig angemessener ist, als ein Aufenthalt unter den kräftigen Menschen des patagonischen Stammes, über welche einst selbst die klugen und sehr vorbereiteten Jesuitenmissionäre nichts vermochten.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

Der vorstehenden Beschreibung dieser Inseln wollen wir einige Nachrichten aus der in Cadix 1838 gedruckten, viel zu wenig bekannten Denkschrift des Hrn. Rafael Diaz Arenas beifügen.

Während des Monopolisms der philippinischen Compagnie war es den Einwohnern dieser Inseln verboten die fremden Häfen von Europa zu besuchen; die Generalcapitanie gab nur nach Indien und China Pässe, und die Schifffahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung war nur den Expeditionen nach Spanien erlaubt. Der Hafen von Manilla wurde indessen den Schiffen aller Nationen geöffnet und im Jahre 1820 die Ausfuhr der philippinischen Producte nach Spanien auf 10 Jahre zollfrei erklärt. Allein die Pässe nach Indien und China blieben noch immer den ältern Restrictionen unterworfen, die Schiffe mußten immer nach dem nämlichen Hafen, von welchem sie ausliefen, zurückkehren, und obgleich man Pässe zugleich nach mehrern Häfen begehren konnte, so war dieß nicht hinlänglich die sich darbietenden Gelegenheiten zu Frachten und unvorhergesehenen Handelsspeculationen zu benützen. Unter der Verwaltung des Generalcapitäns Pascual Enrile wurden Pässe auf zwei Jahre ohne Bestimmung der Häfen gegeben, und endlich den philippinischen Schiffen die freie Schifffahrt nach allen Meeren erlaubt und auf Ansuchen des D. Joseph Ramirez durch ein königliches Decret vom 17 Julius 1834 bestätigt.

Unter dem ältern Systeme waren verschiedene Versuche mit mittelmäßigen Fahrzeugen und geringen Capitalien gemacht worden, die Märkte von Batavia, Bourbon, Bombay, Neuholland, dem Cap u. s. w. auszuforschen, doch mit unbeträchtlichem Erfolge. Nicht vortheilhafter war der Fang des Balate oder Seewurms bei den Inseln Palaos wegen der Plackereien von Seite der dortigen Einwohner und der Unerfahrenheit oder Untreue der Beauftragten. Der Handel mit Calcutta nahm ab, sobald mit der Emancipation von Neuspanien die Fahrten des Schiffes von Acapulco aufhörten, und noch mehr seitdem die Wohlfeilheit der europäischen Zeuge die sonst von Calcutta herbeigeführten außer Gang brachten, doch werden noch einige geholt, um sie nach Jolo und den Molukken zu verführen. Seit der Handelsfreiheit sind (bis 1839) drei Expeditionen nach England und eine nach den Vereinigtem Staaten gemacht worden, deren Resultate nicht bekannt sind.

Im Jahre 1833 (December) hörte die Zollfreiheit auf, die philippinischen Producte zahlten nun 1 Procent ihrer Schätzung; Gold und Silber, der Tabak und der rohe Abaca (philippinischer Hanf) auf drei Jahre blieben frei. Am 6 September 1834 wurden die Privilegien der philippinischen Compagnie abgeschafft. Der Transport von Militär und Civilbeamten, welcher von dem öffentlichen Schatz vergütet und immer häufiger wird, macht einen wichtigen Theil der Expeditionen aus.

Cadix und Santander sind es vorzüglich, welche mit den Philippinen Handel treiben. Zur Fahrt nach Spanien werden die Mussonwinde von Nordost vom 1 November bis 1 Mai benützt, December und Januar sind die besten Monate, denn im November sind die Nordwinde noch stark und im April beginnen schon die Windstillen. In den ersten drei Monaten des Nordost-Mussons dauert die Fahrt von Manilla bis zum Ausgang aus der Meerenge von Sunda nur 12 oder 15 Tage, in den letztern drei dauert sie länger, und im April halten einige die Richtung nach Zamboanga und den östlichen Meerengen für vortheilhafter, als die durch das Meer von China. — Die Fahrt von Spanien nach den Philippinen wird am besten im Mai unternommen, denn im Julius trifft man bei dem Cap die günstigen Nordwestwinde an, und man langt im September noch während der Collas von Südosten an; im October und November ist die Zufahrt nach Luzon schon gefährlicher, weil um diese Zeit die Vaguios wehen. Aus Spanien bringt man Wein von Catalonien, Malaga und Jerez, einige Bouteillen Liqueur und edle Weine, Anis- und catalonischen Branntwein, von welchem starker Verbrauch ist, Schreibpapier, Spielkarten, Bücher, die sonst gut verkauft wurden und nun keinen Absatz finden, weil man nur veraltete Werke dahin sendet, und Eßwaaren, vorzüglich Oel, Erbsen, spanische Würste (chonizos), Salamiwürste (salchichon), Käse, feine Butter (manteca de Flandes, die man jetzt auch in Spanien schlecht genug nachmacht), Oliven, Artischoken, Schinken u. s. w. Die Fracht, obgleich man nichts Bestimmtes darüber sagen kann, ist im Allgemeinen wohlfeil, die Commissionsgebühren in Manilla veränderlich von 2½ bis 5 Procent, doch frei von einer Menge kleiner Aufrechnungen, die in andern Plätzen so häufig sind; die spanischen Häuser laden nicht auf Commission unter Garantie, wohl aber die ausländischen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1843.

Kiew.

(Aus den Reisememoiren eines Russen. *)

Als ich von dem Städtchen Borispol 10 Werste weit gefahren war, bemerkte ich links eine goldene Kuppel, die auf dem lasurblauen Hintergrund über die Gipfel der Bäume daher glänzte. Ich frage den Postillon: ist dieß etwa der Kirchthurm des Höhlenklosters? — Ja, erwiederte er. Bald, nach Maaßgabe nämlich, als wir uns der lezten Station Browary näherten, zeigten sich alle die goldenen Kuppeln dieser Kirche, unter deren Gruppe heraus sich der Glockenthurm majestätisch erhebt. Als wir die Pferde wechselten, dachte ich seufzend an die Langeweile des bevorstehenden Weges im Sand, von dem die Pilger so viel erzählen, erstaunte aber nicht wenig, als auf einmal unser Wagen auf einem ebenen, mit Steinschutt festgeschlagenen Wege, mit Einem Wort, auf einer Chaussée dahin rollte. Freut euch, ihr Pilger, und eilt nach Kiew, ihr habt den Sand von Browary nicht mehr zu fürchten, so wenig als die Räuber in den finstern Wäldern um diesen Ort, denn diese Wälder sind fast in Gebüsche umgewandelt, in denen man auch nicht ein wildes Thier mehr findet. Die Chaussée führt fast bis an den Dniepr, über welchen eben eine Brücke gebaut wird, und der Weg geht dann zwischen dem Höhlenkloster und der Nikolauskirche, in deren Nähe das Grab des Normannen Askold sich findet, den Berg hinan. Leider mußten wir hier von der Chaussée links abbiegen, und doch mit dem alten Sande Bekanntschaft machen. Jenseits der Brücke, an der Barriere, hielt man uns an und fragte woher und wohin? Nach ertheilter Antwort hob sich der Schlagbaum und man ließ uns weiter fahren. Der Berg ist sehr steil und im Herbst möchte ich nicht hinauffahren. In der Stadt sieht man eine ungewöhnliche Bewegung, und es werden viele Privat- und Staatsgebäude aufgeführt. Wir hielten im grünen Gasthof in der sogenannten Höhlenstadt, einer weiten Fläche gegenüber, jenseits deren man das Laurakloster, das Arsenal und die Festung sieht. Die Quartiere sind hier sehr theuer: für zwei Zimmer im Gasthof bezahlten wir 7 Rubel des Tages (nahe an 4 fl.) und in andern Häusern zahlt man, wie wir später erfuhren, nicht weniger. Im Allgemeinen sind die Quartierpreise hier höher als in Petersburg, was seinen Grund in der kürzlich (aus Wilna) hieher verpflanzten Universität und dem Institut hat, wofür noch keine Staatsgebäude errichtet sind, so wie in dem Bau einer Festung, des Militärlazareths, der Casernen u. s. w. Die Baumaterialien sind deßhalb auch unmäßig theuer.

Kiew zerfällt in drei abgesonderte Theile: die Höhlenstadt, die Altstadt und Podol. Die Höhlenstadt, der südlichste und dem Dnieprlauf nach gerechnet niedrigste Theil der Stadt ist sehr schlecht gebaut und es ist verboten hier neue Häuser zu bauen oder die alten auszubessern, weil dieser ganze Theil unter der Esplanade der Festung liegt, aber hier sind gerade die Heiligthümer Rußlands, das Höhlenkloster, das vornehmste und älteste in ganz Rußland. Ich begab mich zeitig dahin, troz des Regens. Die Thore sind mit Heiligenbildern bemalt, und hier tauscht man auch Heiligenbilder und kleine Kreuze aus Cypressenholz um Geld ein.*) Nach der großen Kirche führt ein Trottoir aus Brettern, ebenso nach den Cellen und der Vorkirche. Ich trat in die leztere, wo man eben die Frühmesse feierte, betete und fragte einen der ersten Mönche, welcher mir aufstieß, ob man die heiligen Gebeine sehen könne? „O ja!“ antwortete er, „steigen Sie nur hinab.“ Auf Steinplatten rutschte ich beinahe bis zu der gedeckten Treppe, welche in die Kirche des heiligen Antonius führt. An dieser Treppe begegnete mir ein junger Mönch, und bot sich an mich in der Kirche herumzuführen; auf meine Fragen aber gab er keine Antwort und ich bemerkte endlich, daß er taub sey. Als ich in die Kirche trat, war der Gottesdienst bereits zu Ende, und das Volk wartete mit brennenden Kerzen auf die Eröffnung

*) Unter dem Titel „Reisememoiren in Rußland“ sollte Ende vorigen Jahrs von einem Hrn. Ebdanoff ein Werk über Rußland herauskommen. Derselbe hat ohne speciellen Zweck 20 russische Gouvernements bereist, und sich alles Merkwürdige notirt. Das hier mitgetheilte Bruchstück steht in der Nordischen Biene vom 26 u. 27 Nov. v. J.

*) In Rußland werden Heiligenbilder und ähnliche Dinge bekanntlich nicht verkauft, sondern vertauscht.

der Höhlen. Nach einem kurzen Gebet öffnete der Mönch die Thüre, trat in den unterirdischen Gang und wir folgten ihm. Die Höhle glich einem regelmäßigen Bergschacht. Auf den Seiten in geringer Entfernung von einander liegen in schmalen Vertiefungen die Gebeine der Heiligen. Die Gräber sind mit Seidenstoffen verhängt und mit Teppichen bedeckt; über jedem Heiligen ist ein kleines Täfelchen, auf welchem der Name des Heiligen steht. Der uns geleitende Mönch ging zu jedem Heiligen, — weibliche Heilige finden sich nur drei oder viere — sprach seinen Namen aus und befriedigte die Wißbegierde derer, die nach der Lebensgeschichte der Heiligen fragten. Sämmtliche Pilger verbeugten sich vor jedem Heiligen und setzten dann ihren Weg fort. An einigen Orten wurden noch vor kurzem die mit dem heiligen Oele begossenen Häupter der Heiligen offen gezeigt, jetzt sieht man sie kaum durch das Glas. In den Höhlen des heiligen Antonius ist die kleine, dunkle Celle des Heiligen noch immer bemerkenswerth. Das Kreuz, vor welchem er betete, wird jetzt noch darin aufbewahrt; neben der Celle war ein Brunnen, welcher aber jetzt verschüttet ist.

Nach der Kirche und den Höhlen des heiligen Theodosius führt eine zweite gedeckte Treppe noch tiefer unter den Berg hinein. Einige Stufen, ehe man an die Kirche kommt, ist rechts ein kleiner Platz angebracht, von dem aus man das Ufer des Dniepr übersieht, und herrlich ist der Anblick des Stromes und der jenseits sich ausbreitenden Wiesen. Die Höhlen des h. Theodosius sind denen des heil. Antonius völlig ähnlich, und auch die Ceremonien der Verehrung vor den Heiligen sind dieselben. Die Rückkehr auf einer unendlich langen Treppe ist etwas mühsam. Wenn da und dort auf dem Wege Bänke ständen, so würde man mit Vergnügen auf denselben ausruhen.

Die Zeit der Gründung des Höhlenklosters reicht bis zur Regierung Isjaslaws ums Jahr 1055 hinauf; den Namen hat es von den durch die Einsiedler im Berge ausgegrabenen Höhlen. Die ersten waren Antonius und Theodosius, und darum wurden auch die Höhlen nach diesen Heiligen benannt. Das fromme Leben derselben zog eine Menge Schüler herbei, und bald breitete das Kloster sich aus. Der heilige Theodosius war der erste Igumen; er ging nach Konstantinopel und brachte von dort die Regeln für die Brüderschaft mit. In beiden Klöstern zählt man gegen 130 Heilige, deren Gebeine unverwest bis jetzt aufbewahrt wurden; unter ihnen findet sich auch der ehrwürdige Nestor, unser ältester Chronist, und Elia von Murom, ein berühmter Held seiner Zeit, der sein Leben im Kloster beschloß. Die Gebeine des heiligen Theodosius und Antonius finden sich aber nicht in den Höhlen.

Die Himmelfahrtskirche gleicht in ihrer innern Architektur der von Moskau, und hier liegen die Gebeine des heiligen Wladimir begraben.*) Einige Bilder, z. B. das des Heilands, sind vortrefflich gemalt, wie es scheint, von griechischen Künstlern. Das Wunderbild der Mutter Gottes, nahe am südlichen Thore, ist mit den kostbarsten Steinen besetzt. Die Schatzkammer der Kirche sah ich nicht, sie ist aber, wie bekannt, sehr reich. Die Klosterbibliothek hat viele alte Bücher und seltene Manuscripte.

*) Nach diesem ist die neue Kiewer Universität benannt.

Der Kirchthurm des Laura- (oder Höhlen-) Klosters ist von ungemein schöner Architektur; er ist in drei Stockwerken mit Säulen gebaut von dem bekannten Rastrelli, dem Erbauer des Winterpalastes, der Kirche des Smolna-Klosters und anderer Gebäude in Petersburg. Die Höhe des Kirchthurms ist 301 Fuß; er ist also um 39 Fuß niederer als die Peter- und Paulsspitze und um 76 Fuß höher als der große Iwansthurm.

Dem Lauraklöster gegenüber ist das Arsenal. Ich hatte keine Zeit, oder richtiger gesagt, keine große Lust, die verschiedenen darin aufbewahrten Waffen zu sehen; im Kreise umher sind schöne Pyramiden von Bomben und Kartätschen aufgeschichtet, und in den Ecken sieht man Gruppen von aufrecht stehenden Kanonen.

Zur Seite der Höhlenstadt findet sich das Tribunal, das beste Gebäude in der Stadt, und der ehemalige Palast, jetzt eine Anstalt für künstliche Mineralbäder. Die Wannen sind sehr reinlich und gut eingerichtet, der Saal obgleich nicht hoch, doch ziemlich groß; in dem einen Flügel befindet sich der Gasthof und die Quartiere für die, welche die Bäder benützen, im andern ist eine Zimmerreihe für Bälle. Die Lage des Gartens in der Nähe des Bades ist ausgezeichnet; oberhalb stößt an denselben ein breiter, ebener Platz, der regelmäßig mit Lindenbäumen bepflanzt ist, welche dichte Alleen bilden; rechts am steilen Abhang des hohen Ufers zieht sich ein breiter Weg hin, der mit Kastanien und Nußbäumen bepflanzt ist und ein schönes Lusthäuschen hat. Von da aus entfaltet sich der breite Dniepr, die weite Wiesenlandschaft, der Wyschgoroder Berg,*) ein Theil des Podol, die Brücke über den Strom und die Chaussée nach Browary. Von der Mitte des hohen Theils des Gartens sieht man die Sophienkirche, die Kirche der Märtyrerin Barbara und den größten Theil der Altstadt. Der Garten bei den Mineralbädern könnte in einem viel bessern Zustande seyn. Ich weiß nicht, ist Mangel an Mitteln oder an Aufsicht Schuld daran, daß keine guten Fruchtbäume, und selbst nicht einmal eine Baumschule sich findet. Das Beste, was darin ist, sind die ausgezeichneten, einzigen Georginen, welche ein Freund des Gartenbaues, der Graf Gurieff, wie man sagt, für 40,000 Rubel kommen ließ. In dem Garten finden sich ziemlich alte Nuß- und Maulbeerbäume; die erstern aber haben im J. 1838 wegen der heftigen Kälte gar keine Früchte getragen.

Ein schmaler Pfad, der den steilen Abhang hinabführt, lockte mich, nach einer Capelle hinabzusteigen. In der Hoffnung, daß mir nichts passiren werde, was in solchen Fällen sehr gewöhnlich ist, nämlich zu fallen und über Hals und Kopf den Berg hinabzurollen, entschloß ich mich zu dem schwierigen Unternehmen; ich schritt vorwärts, hielt mich an Grasbüscheln fest, glitt über den weichen Thon hinab, sprang von einem Absatz auf den andern, und erreichte endlich glücklich die Capelle. Wißt ihr, an welchem heiligen Orte ich mich nun befand? An

*) Auf diesem Berg blühte einst das schöne Wyschgorod, welches Olga, als Braut des Großfürsten, von dem Helden Oleg als Mitgabe erhielt.

der Stelle, wo Wladimir die Kiewer taufen ließ! Die Capelle wurde im Jahre 1802 von Kiewer Bürgern erbaut, und die Inschrift darauf lautet: Wladimir, dem Heiligen, dem Erleuchter Rußlands. In der Mitte ist ein Brunnen, dessen Wasser in ein Bassin fällt; rund umher sind die ausgeschnitzten Bilder des Heilands, dann der heiligen Olga, des heiligen Wladimirs, Boris und Glebs. Aus dem Brunnen schöpft man unaufhörlich Wasser; ich trank von dem lebendigen Quell, wusch damit die Augen unter einem Gebet an den Herrn, mich auf dem Lebenswege zu erleuchten, blieb einige Zeit hier unter Gedanken über jenes große Ereigniß, indem ich mir das feierliche Bild der Taufe des Volks ausmalte, und ging endlich auf dem gewöhnlichen, ganz gefahrlosen Wege zurück. Der ganze Theil der Stadt, welcher an diesen Ort stößt, heißt Kreschtschatik, zum Andenken an die Taufe (Kreschtschenie) der Bewohner von Kiew.

Die Altstadt liegt weiterhin hinter dem Kreschtschatik auf einem andern Berge. Ich ging an einer prächtigen, im neusten Geschmack erbauten katholischen Kirche vorüber nach dem Tempel der heiligen Märtyrerin Barbara, um die links davon in einem Cypressengrabe liegenden Gebeine derselben zu küssen. Für sieben Rubel tauschte ich einen geweihten goldenen Ring für eine Petersburger Freundin ein. Die Kirche des heiligen Andreas, des Erstberufenen, deren ursprüngliche Anlage in die Zeiten Jsjaslaws hinaufreicht, steht auf der Spitze des Berges, der das ganze Podol beherrscht, desselben Bergs, wo einst der heilige Apostel das lebenbringende Kreuz aufpflanzte und den künftigen Ruhm unserer alten Hauptstadt weissagte. Die Kiew'schen Berge waren damals noch nicht bewohnt.

Von dem freien Platze, der die Kirche des h. Andreas umgibt, übersieht man das ganze Podol, in dessen Mitte das Bruderkloster steht mit der Akademie, deren Bildungsanstalten wir so viele gelehrte Männer in unserem Vaterlande verdanken. Neben dem Kloster ist die Börse, oder das Contracthaus, ein weitläufiges, schönes Gebäude, wo alle Jahr im Januar sich eine Menge Kaufleute, Gutsbesitzer und Capitalisten sammeln, um ihre Handels- und Wirthschaftsgeschäfte abzumachen. Auf demselben Platze sieht man den eigentlichen Kaufhof, den Marktplatz mit dem auf- und abwogenden Volk, die auf verschiedenen Punkten springenden Brunnen, die Früchte aller Art, das Vieh das man zum Verkaufe hertreibt, alles dieß bietet eines von den wundersamen Bildern dar, wie es die Thurmwächter überschauen, ohne es zu genießen. Außer dem Podol übersieht man von dem Andreasberge aus auch das ganze Land jenseits des Dniepr. Der Kirche des h. Andreas gegenüber auf der andern Seite der Straße wird von neuem auf altem Fundament die Zehentkirche aufgebaut, und ist in der äußern Arbeit auch schon vollendet. Die Architektur gleicht einigermaßen der der Kirche der Märtyrerin Katharina, die kürzlich zu Petersburg nahe an dem Triumphthore erbaut wurde. Ein Gutsbesitzer aus dem Gouvernement Kursk ließ den Bau ausführen und verwandte 200,000 Rubel darauf. Nach Nestor war die Zehentkirche im J. 989 von Wladimir erbaut worden. Wladimir selbst, seine Gemahlin und die h. Olga sind darin begraben, aber in der Zeit der Noth des Vaterlandes, unter Batu, wurde auch dieser prächtige Tempel von Grund aus zerstört, und die den Russen heiligen Gräber vernichtet. Auf den Trümmern dieser Kirche baute der Metropolit Peter Mogila eine neue Kirche in kleinerem Maaßstabe, nach welchem sie, wie es scheint, jetzt nach der letzten Zerstörung gleichfalls wieder hergestellt wird.

(Schluß folgt.)

Die Chasaren.

Im südlichen Rußland, am Nordabhang des Kaukasus, vielleicht auch zum Theil jenseits desselben, wohnten vom 6ten bis 10ten Jahrhundert, — frühere und spätere Zeit sind gleich ungewiß, — ein Volk der Chasaren, vielfach mit den umliegenden Völkern in Kämpfe verwickelt, nicht ganz ohne Civilisation, einigen Nachrichten zufolge zum Judenthum bekehrt, sonst aber haben bis jetzt alle Nachrichten und alle Anhaltspunkte so sehr gefehlt, daß man noch immer auch nicht einmal sagen kann, zu welchem Stamm die Chasaren gehörten. Frähn hat zuerst, dann auch der bekannte Orientalist d'Ohsson, aus orientalischen Schriftstellern einiges gesammelt, was über die Geschichte dieses Volks Aufklärung geben kann. Frähns Schrift erschien schon im Jahre 1822 in Petersburg, die von d'Ohsson im Jahre 1828 zu Paris. Jetzt ist Prof. Dorn (s. Bulletin de la classe historique etc. de l'académie imp. de St. Petersbourg Tom. I. N. 3) aufgetreten, und hat namentlich aus dem bekannten arabischen Schriftsteller Tabary († 924 n. Chr.) die Nachrichten über die Kämpfe der Araber mit den Chasaren ausgehoben, wobei es nicht fehlen konnte, daß auch einzelnes über Lebensweise der Chasaren mit zu Tage kam. Prof. Dorn, welcher die Textstellen ganz mittheilte, sieht seine Arbeit nur als eine Einleitung zu weitern Forschungen in den orientalischen Schriftstellern an, die immer noch ein bloß schwach benützter Schatz sind, und auch auf die Geschichte des südöstlichen Europa's mehr Licht werfen können, als man bis jetzt gewöhnlich annimmt.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Handel nach den südlichen Inseln.

1. Nach Jolo. Diese an sich unbeträchtliche Insel ist der Vereinigungspunkt der Mohren *) aller benachbarten Inseln und daher der Stapelplatz eines beträchtlichen Handels, weßhalb zur Abkürzung der Formalitäten im Mai 1831 zu Zamboanga auf der Südostspitze von Mindanao gegenüber von Jolo eine Douane aufgerichtet wurde. Aber dieser Handel ist wegen der despotischen Regierung von Jolo so unsicher und unangenehm, daß die Spanier von Manilla, obgleich sie die Schiffe und den größten Theil der Ladung dazu hergeben, das Geschäft den Chinesen überlassen. Die Herren von Jolo sind der Sultan und die Datos oder Großen, welche zwar dem erstern unterwürfig sind, aber seinen Befehlen oft erklärten oder heimlichen Widerstand entgegensetzen;

*) Spanisch Moros, Mohammedaner?

die übrigen Einwohner sind Sklaven des Fürsten und der Großen. Processe kennt man dort nicht, wenn zwei Datos miteinander zanken, ziehen sie mit ihren Sklaven gegeneinander zu Felde, doch läuft es meistens auf Großsprechereien hinaus, bis der Sultan oder die andern Großen die Sache vermitteln. Wenn ein Dato gegen einen Sklaven Klage hat, so haut er ihm mit seinem Cris (Messer) den Kopf ab oder läßt ihn durch einen andern Sklaven mit der Lanze todtstechen; nur muß er, wenn der Sklave nicht sein ist, den Werth bezahlen oder den getödteten mit einem andern ersetzen. Auf diese Art kann weder Sicherheit noch Vertrauen herrschen, und auf dem Marktplatz selbst gehen oft Käufer und Verkäufer mit Lanze und Schild bewaffnet herum. Es ist also auch nicht möglich Handelscorrespondenzen zu unterhalten, noch von den chinesischen Kaufleuten eine ordentliche Rechnung zu erhalten; diese wird durch andere Methoden ersetzt, welche hier zu beschreiben zu weitläufig wäre. Der Sultan hat im September 1836 einen Zolltarif abgefaßt und seine Gewährleistung für die Effecten, die der Kaufmann den Datos übergibt, weil er sie auf andere Art nicht verkaufen könnte, versprochen, aber Niemand verläßt sich darauf; die Chinesen lassen den Datos alles hingehen und ertragen selbst Lanzenstöße, wenn nur das Geschäft im Ganzen glücklich ausfällt. Alle Jahre im Junius und Julius kommen in Jolo die benachbarten Mohren zusammen, und dann sieht man auch sechs bis acht Schiffe von Manilla, Bisayas u. s. w. mit Spaniern, Mestizen, Indiern und Chinesen, welche letztere sich oft dort etabliren, indem sie sich mit Weibern von Jolo oder mit Gefangenen von andern Inseln verheurathen. Die Münzen sind der spanische Thaler, die indische Rupie, die chinesische Chapeca (Kupfermünze) und der chinesische Manta Coleta, d. h. Nankin, wovon ein Stück für einen Thaler gilt, obgleich ihr wahrer Werth in Manilla zu 33 Thaler für 100 Stücke und die Zuschußkosten bis Jolo auf 18 Procent berechnet werden. Außer europäischen, bengalischen und chinesischen Stoffen, Metallwaaren, Geschirr, Glas und Quincaillerie, Opium u. s. w. werden folgende philippinische Erzeugnisse dahin gebracht: Reis ohne und mit der Schale (palay im letztern Fall), der immer starken Absatz findet, Kokosöl, Tabak von Bisayas, Zucker von geringer Qualität; diese Artikel werden von den Schiffen, die aus Manilla im März oder April auslaufen, zum Theil in der Insel Panay geladen. Im September bis October kehren die Schiffe mit folgender Rückfracht zurück: Vogelnester, ein hohler Halbcirkel, etwas größer als eine Pomeranze, ein dichtes Gewebe von weißen Fibern, die sich in allen Richtungen durchkreuzen; die weißen (nido blanco) werden fast dem Silber gleich, nämlich mit 20, 25 und mehr Thalern der Cate von 22 Unzen bezahlt; die röthlichen (nido sandacan) von dieser Insel, die dunkeln (blanco oscuro) und die Federnester (nido pluma, weil sie mit Federn bedeckt sind) nehmen stufenweise an Werth ab, so daß das Federnest nur 2 oder 2½ Thaler der Cate gilt. Dieser Artikel geht fast ganz nach China, in Manilla macht man zuweilen ein stärkendes Bouillon davon für Kranke oder Wiedergenesende. Flossen von Haifischen (aletas de tiburon) und Hirschnerven, ebenfalls Eßartikel für China. Balate, ein Seewurm, der gesotten und getrocknet die Form einer Gurke annimmt, ein Reizmittel, das die Chinesen gebrauchen, es gibt viele Classen, darunter eine ausnahmsweise und seltene Jan-se genannt. Schildkröte, die weiße mit einzelnen Flecken, so wie die Gewürznelken verkaufen sich gut in China, das übrige geht nach Europa. Perlmutter, Perlen, meistens kleine, die man Aljofar nennt. Gold in Staub oder Stangen, in geringer Qualität und meistens verfälscht, so daß man den Magnetstein gebrauchen, die Stangen zerbrechen und mehrere andere Vorsichtsmaaßregeln anwenden muß. Wachs ebenfalls verfälscht; im Innern einiger großen Stücke hat man sogar Kanonenkugeln gefunden.

2. Nach den Häfen von Ternate, Menado und Amboina in den Molukken. Die Handelsartikel sind fast die nämlichen wie in Jolo, und außerdem Paradiesvögel, welche die Papuas von Neuguinea bringen, Cacao, etwas Gewürznelken und Muscatnuß. Die Expeditionen werden im December oder Januar, drei Monate früher als die von Jolo, gemacht, und die Schiffe fahren gewöhnlich von Zamboanga dahin, und machen ihre Geschäfte in Jolo bei der Rückkehr im Junius ab.

3. Nach Singapur. Man führt dahin die Muscheln Sigay, welche in Siam u. s. w. als Münze dienen, Kokosöl, Tabak, Tintarron, was alles dort oder in Batavia verzehrt wird, Zucker, Indigo von geringer Qualität, Hüte von Balignat, Siboras und andere Artikel, die in jenem Freihafen eine Niederlage zu ihrer Versendung nach Europa ꝛc. finden. Die Verkäufe sind vortheilhaft, bringen aber kein Geld ein, da sehr weniges in Singapur umläuft und alles durch Tausch umgesetzt wird; nun sind aber die Tauschwaaren meistens europäische Manufacturen, die wohlfeiler geradezu in Manilla ankommen, und einiger Pfeffer für die chinesischen Kaufläden und für die Schiffe, die nach Spanien gehen, die ihn aber besser unterwegs mitnehmen könnten. Man verliert also immer an der Rückfracht, auch ist wegen der Mussonwinde entweder die Hin- oder die Herreise immer schwierig, die Schiffstaue von Kokosfibern und andere Schiffseffecten sind noch das einzige, was man mit Zeit und Gelegenheit ohne Verlust verkaufen und also in Singapur ohne Nachtheil umtauschen kann. Alle diese Nachtheile sind viel geringer für die europäischen Schiffer, die nach Manilla gehen, und die mit Vortheil in Singapur, wo sie immer Fracht nach Manilla finden würden, anlegen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Afrikanische Auswanderung nach Westindien. Hr. Macgregor Laird, der standhafte Beförderer freier Auswanderung von Afrika nach Westindien, sagt in einem Schreiben an ein Wochenjournal: Die Regierung ist endlich entschlossen die Vorschläge der westafrikanischen Committee's zu genehmigen und die afrikanische Auswanderung nach Westindien, welche bisher schon vor sich ging, zu übernehmen. Die Colonien müssen die Kosten tragen, weil sie den Vortheil der Arbeiter haben; man scheint sich indeß wenigstens fürs erste keine starke Auswanderung zu versprechen, denn der Vorschlag, Dampfboote anzuwenden, um die Ueberfahrt von Sierra Leone nach Westindien zu machen, wurde nicht angenommen. (Comm. and Shipp. Gaz. vom 2 Januar.)

•

Eine Biographie Buddha's. Die im Jahre 1841 nach zehnjährigem Aufenthalt aus China zurückgekehrte Mission hat unter anderm eine tibetanisch geschriebene Lebensbeschreibung Sakyamuni's mitgebracht, die nach der Angabe des bekannten Akademikers Schmidt (Bulletin de la classe historique de l'académie imp. Tom. I. N. 3) den Sanskritwerken ähnlicher Art weit vorzuziehen seyn soll. Der eilfte Abschnitt, welcher die Geschichte seines Lehramts umfaßt, ist bei weitem der größte und umfaßt zwei Drittheile des ganzen Buchs.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1843.

Stockholm. *)

Frei nach dem Schwedischen von Treumund Welp.

Erster Abschnitt.

Stockholm, Schwedens Hauptstadt, befindet sich am Ausflusse des Mälar-Sees in die Ostsee und hat eine herrliche, von der Natur so begünstigte Lage, daß nur wenig Städte in dieser Hinsicht mit ihm verglichen werden können. Es ist auf mehreren größern und kleinern Inseln erbaut, von denen ein Theil bergig ist und die dadurch beitragen der Stadt ein eigenes, sehr abwechselndes Ansehen zu geben, man mag sie betrachten von welcher Seite man will. Sie besteht aus drei Haupttheilen, nämlich Norrmalm, der eigentlichen Stadt (Staden), die den Mittelpunkt des Ganzen ausmacht, und Södermalm. **)

An die westliche Seite der Stadt stößt der Mälar, an die östliche die Salz-See, worin der Hafen sich befindet. Die nördliche und südliche Seite begränzt der Nord- und Südstrom, die beiden Ausflüsse des Mälar. Diese sogenannte Stadt liegt auf drei Inseln. Von den Vorstädten ist Södermalm eine Insel; Norrmalm dagegen befindet sich auf dem festen Lande und ist der einzige Theil Stockholms, der nicht vom Wasser umgeben wird. Die Abwechselung von Land und Wasser ist die lieblichste und angenehmste, welche irgend eine Stadt aufzuweisen vermag. Die Umgebungen sind reich an Naturschönheiten, und die nächste Nachbarschaft, welche Stockholm darbietet, zeichnet sich durch einnehmende und romantische Ansichten aus. Durch die größte der Inseln, welche die eigentliche Stadt ausmachen, lauft die Gränze der beiden Landschaften Upland und Södermanland, welche die Stadt im Norden und Süden umgeben.

Der Mälar, einer von Schwedens größten und schönsten Landseen, mit seinen dreizehnhundert Inseln, worauf ungefähr achtzig Schlösser, Königshöfe und Sitze, erstreckt sich nach Westen zwölf Meilen ins Land und ist umgeben von zehn Städten auf seinem Strande, zu reichen, fruchtbaren Provinzen gehörig, deren verschiedenartige Naturerzeugnisse die lebhafteste Schifffahrt und starken Handel veranlassen. Im Osten gehen durch die ganzen weitläufigen Schären die vier Segelschleusen in die Ostsee.

In dieser Gegend nun wurde Stockholm im Jahre 1260 von Birger Jarl angelegt. Allein schon vor der Anlegung wurde die Umgegend in Ruf gebracht durch wohlbekannte, einer längst entschwundenen Vorzeit angehörende, hier statt gefundene Begebenheiten. Die älteste ist der Tod des Königs Agne, ungefähr 200 Jahre nach Christus. Der schwedische König, tapfer und siegreich als Krieger, war unglücklich in der Liebe. In einem Kriegszuge nach Finnland überwand er den finnischen Fürsten Froste und führte dessen Tochter Skialf gefangen nach Schweden; gefesselt von der Schönheit seiner Gefangenen beschloß Agne sich mit ihr zu vermählen, und sie war damit einverstanden; nur wollte sie zuvor das Todtenmahl ihres unter dem Schwerte gefallenen Vaters feiern. Dieß geschah nun eben sehr stattlich in der Gegend, wo Stockholm sich jetzt befindet. Aber während der Nacht, als alle nach der reichen Verpflegung tief im Schlafe lagen, ließ Skialf unter Beistand ihrer gefangenen Landsleute Agne mit seiner goldenen Kette an einen Baum aufhängen. Hierauf ging sie zu Schiffe und segelte mit ihren Leuten auf und davon. Södermalm hing damals mit der Stadt zusammen und bildete eine Spitze, welche seitdem nach Agne's Unglück den Namen Agnesit (Agnesspitze) bekam.

Unter Olof Skötkonung (Schooßkönig, Glückkönig) machte ein nordischer Prinz, Olof Haraldsson (nachmals König Olaf der Heilige) einen Verheerungszug im Mälar und brannte Sigtuna nieder. Aber seinen Rückzug hinderte Olof Skötkonung, der mit Ketten und Bäumen den damaligen einzigen Ausfluß des Mälar, den Nordstrom, versperrte. Der norwegische Prinz rettete sich gleichwohl aus seiner schweren Verlegenheit, indem er südlicher einen neuen Ablauf für den Mälar ausgraben ließ, und während einer Nacht, als das Wasser hoch stand, absegelte. Für diesen neuen Ausfluß, den er grub,

*) Bruchstück aus den „Wanderungen im Norden," die nächstens im Buchhandel erscheinen werden.

**) Malm heißt im Schwedischen Erz; man könnte also etwa übersetzen Nordererz und Südererz.

hat man nun den Südstrom angesehen, und von den Stöcken und Bäumen, die Olof Skötkonung vor den nördlichen Ausfluß tragen ließ, haben einige den Namen der Hauptstadt hergeleitet.

Nach Finnlands Einnahme und Bekehrung durch Erich den Heiligen machte das wilde und heidnische Volk von der andern Seite der Ostsee verheerende Seezüge gegen die schwedischen Küsten. In einem solchen (1189) drangen die Esthen, Karelen und Ingrer in den Mälar, dessen Strand verheerend und alles niederbrennend. Das reiche und mächtige Forn-Sigtuna (Alt-Sigtuna) wurde eingenommen und bis auf den Grund zerstört; den schwedischen Erzbischof Johann überfiel man und tödtete ihn auf seinem Hof Almare Stäke (Ulmen Fähre), aber aus dem zerstörten Sigtuna flüchteten die Bürger auf die Inseln am Ausflusse des Mälar, woselbst unter dem Schutze von Verschanzungen, welche auf Kedjeskär (Kettenschäre, jetzt Ritterholm genannt) angelegt wurden, um die Esthen abzusperren, ein kleiner Flecken erblühte. Dieser Flecken war der Anfang von Stockholm.

Allein die eigentliche Anlegung dieser Hauptstadt ist ein Werk Birger Jarls, eines Mannes aus Schwedens Mittelalter, so berühmt wegen seiner kraftvollen, an großen und hohen Ideen reichen Seele, als auch wegen seiner vielen, dem Vaterlande nützlichen Handlungen. Von seiner wirksamen und ehrenvollen Mitregierung ist Stockholm ein beständiges Denkmal. In der Zeit, wo er als Vormund seines Sohnes Waldemar, Schwedens König, die Reichsverwaltung führte, ließ er die Stadt ausbauen, umgab dieselbe mit Festungswerken, welche für damalige Kriegskunst fast unetunehmbar waren, und bestimmte dieselbe zur Residenz für Schwedens Könige. Sie wurde auf derselben Insel von ihm erbaut, welche noch jetzt die eigentliche Stadt ausmacht. Da wo gegenwärtig das Schloß steht, wurde ein festes Castell „Drei Kronen" erbaut, vormalige Residenz der Könige Schwedens; ein anderes Castell befand sich am Südstrom; zwischen beiden zogen sich zwei Mauern hin, in der Richtung wo jetzt die Oester- und Westerlangaten (Ost- und Westlangstraße) laufen. Innerhalb dieses Umkreises wohnten die Bürger, und auf der Außenseite schützte die Mauern der Stadt das Wasser. Von den übrigen Inseln im Mälarstrom gehörten bloß Kedjeskär und Helge-Ands-holmen (Heiligegeistinsel) zur Stadt und waren in deren Befestigung mitbegriffen. Norrmalm war ganz und gar eingenommen von einem großen Sandrücken, nachher Brunkeberg genannt, welcher sich vom Nordstrom bis zur Brunswik (Brunsbucht) erstreckte; das einzige flache Feld daselbst war der niedrige Strand des Nörstrandsees. Abgetheilt von Norrmalm war Blasiiholm (damals Köpplingsholm) durch einen kleinen Stromzug (Neckeström) vom Norrstrom nach der Nybrö (Neubrücke) zu einer Insel gebildet. Das Ladugardsland (Viehhofsland) war Weideboden; der Thiergarten (Waldemarsinsel), Königsholm (Arninsel, Lidarinsel), Südermalm (Asinsel, sprich: Ohsinsel) waren waldbewachsen.

Stockholms vortheilhafte Lage und sein Ansehen als Königsresidenz begünstigte dessen Zuwachs. Sein Gebiet erweiterte sich anfänglich durch Norrmalms erste Bebauer, als in dieser Gegend König Magnus Ladulas (Scheunschloß) ungefähr um 1285 das Claraklofter anlegte. In der Folgezeit bis zum König Gustav I erweiterte sich die Stadt nicht bedeutend, weder auf diesem noch auf dem südlichen Malm wegen beständiger Kriegsunruhen, welche damals eintraten. In diesen Kriegen, so wie unter den Streitigkeiten des Folkungergeschlechts, auch hauptsächlich nachher unter der Kalmarschen Union, war Stockholm öfteren Anfällen unterworfen, und die feste Lage der schwedischen Hauptstadt, wie auch deren gut angelegte Vertheidigungswerke, bewiesen ihre Stärke bei Belagerungen. Im Streite zwischen Magnus Ladulas Söhnen, König Birger und den Herzogen Erich und Waldemar, war Stockholm abwechselnd in den Händen beider Parteien. König Birger machte den ersten Versuch zu einer Belagerung, als er das im Besitz der Herzoge seiner Brüder befindliche Schloß einnehmen wollte, allein er stand ab davon, als er bemerkte, daß die Besatzung Widerstand leistete. In Folge dieser Streitigkeiten wurde sein Reichsmarschall, Johann Brunke, auf dem nach ihm benannten Brunkeberge hingerichtet, und Birgers unglücklicher junger Sohn, Prinz Magnus, starb gleichen Todes auf dem Helge-Ands-Holm. König Hakon von Norwegen, der seinen Vater, den abgesetzten König Magnus Smek (Schmeichler), befreien wollte, der von Albrecht gefangen genommen und auf dem Schlosse Drei Kronen saß, belagerte Stockholm 1371. Nach ihm ist die Kungsbacke (Königshügel) genannt: allein seine Belagerung mißglückte. Während des Krieges zwischen Königin Margarethe und Albrecht hielt Stockholm eine langwierige Belagerung aus. Die Besatzung bestand meist aus Deutschen, welche Albrecht getreu blieben, und alle Versuche von Seite der Schweden und der Völker Margarethens die Hauptstadt einzunehmen, vereitelten. Die schwedischen Bürger in der Stadt erlitten bei dieser Belagerung eine fürchterliche Bedrückung von den Deutschen. Einst wurden in Einer Nacht zweihundert schwedische Männer nach dem Kapplingsholm (jetzigen Blasiiholm) abgeführt und dort lebendig verbrannt. Erst durch Albrechts Entsagung der schwedischen Krone kam Stockholm in Margarethens Besitz. Unter den kriegerischen Zeiten der Kalmar'schen Union wurde Stockholm sehr beunruhigt durch Feindseligkeiten; damals suchte auch der schwedische Bauernstand, traurig über die ausländische Unterdrückung, die Freiheit wieder zu gewinnen und stritt wider die Dänen, welche zu der Zeit das schwedische Volk von neuem unterjochen wollten. Beide streitende Parteien suchten stets in den Besitz von „des Reiches Herz" zu kommen, wie Stockholm so oft genannt wurde. Unter des edlen Engelbrechts Anführung zogen die schwedischen Bauern zweimal gegen Stockholm in den Jahren 1434 und 1435. Dabei ereignete sich eine Zusammenkunft mit König Erich XIII und es wurde unterhandelt, daß er „väterlich" regieren solle, worauf er entgegnete: „er wolle nicht Schwedens Jaherr seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Kiew.

(Schluß.)

Die Sophienkirche, wie bekanntlich im Jahre 1037 von dem Großfürsten Jaroslaw gegründet, befindet sich gleichfalls in der Altstadt. Ihre Architektur ist ganz eigenthümlich. Auf dem Haupttisch im Allerheiligsten sieht man noch die Ueberreste einer vortrefflichen Mosaikarbeit, wie sie jetzt ganz außer Gebrauch gekommen ist. Alle Bilder dieses Tisches sind mit verschiedenfarbigen Steinen auf Goldgrund ausgelegt: Gesichter, Kleidung, Luft, alles ist Mosaik. Der Heiland und die zwölf Apostel in Lebensgröße sind wunderbar gearbeitet, die Frische der Farben ist staunenswerth. Die Worte des Heilands zu seinen Schülern: „nehmet hin und esset, das ist mein Leib," und „trinket alle daraus, das ist mein Blut," sind in griechischer Schrift gegeben. Ein ähnliches Mosaik sieht man auch außerhalb am Altar, an den Bogen und oberhalb am Bilde des Evangelisten Markus. Es ist zu vermuthen, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt war, eine außerordentlich mühsame Arbeit. Die Zerstörung dieser prachtvollen Antike schreibt man den Tataren zur Zeit von Batu's Einbruch zu. Links am andern Altar befindet sich das Grab Jaroslaws, der im J. 1054 starb; es ist aus weißem Marmor und auf dem Deckel sind Bäume, Fichten, Vögel, wilde Thiere und Weinreben ausgehauen. Hier ist auch noch eine Mosaikplatte erhalten, mit welchen wahrscheinlich früher der ganze Boden ausgelegt war.

Weiterhin, hinter der Sophienkirche, wird die Universität gebaut, ein ungeheures Gebäude. Nicht weit davon, mitten in einer grünen Wiese läuft der Bach Lybel, so genannt nach der Schwester Kii's, *) Schtschek's und Choriws.

Die Anlage von Kiew ändert sich sehr bedeutend. Der Theil der Stadt, der nach den Höhlen benannt ist, geht allmählich zu Grunde; dagegen baut man eine Menge neuer Häuser auf den Bergen, die an den Kreschtschatik und die Altstadt stoßen, welche bis jetzt ganz vernachlässigt war. Der Theil, welcher Podol heißt, bleibt in seiner alten Lage. Betrachtet man diesen Theil der Stadt vom Andreasberge aus, so glaubt man, er liege in einer Fläche mit den Wassern des Dniepr, in der Wirklichkeit aber liegt er sehr hoch und wird nie überschwemmt.

Ich war früher nie in Kiew, aber man versicherte mich, daß in den letzten Jahren, namentlich seit der Ankunft des Generalgouverneurs Grafen Lewascheff, diese Stadt sich außerordentlich verbessert habe, die Berge sind an vielen Stellen abgegraben, regelmäßige Straßen geführt und recht hübsche Häuser aufgebaut worden. Hinsichtlich seiner Ausdehnung mahnt Kiew an das weißsteinige (bjelokamennaja) Moskau, und bis auf die neueste Zeit war es hier ausnehmend wohlfeil und gemächlich zu leben, so daß eine Menge alter Pensionare sich hier niederließen, um den Rest ihrer Tage unter dem Schutze der Heiligthümer zuzubringen; jetzt leiden manchmal sogar reiche Einwohner durch die unglaubliche Theurung der Quartiere, des Holzes und manchmal sogar der Lebensmittel, besonders zur Zeit wo die Ueberschwemmung des Dniepr den freien Verkehr mit dem Gouvernement Tschernigoff hemmt. Sonst ist es in Kiew angenehm zu leben; ich war auf zwei Bällen, die denen der Hauptstadt wenig nachgaben. An tanzenden Männern fehlte es nicht, es sind meist Adjutanten der hier wohnenden Generale oder Kanzleibeamte des Generalgouverneurs. Verheurathete Frauen wie Mädchen tanzen sehr eifrig, namentlich die erstern.

*) Von dieser ziemlich fabelhaften Person soll Kiew den Namen haben.

In der Nähe von Kiew lebte einer meiner Petersburger Bekannten, ein ehemaliger Gardeofficier, ein vermöglicher Gutebesitzer und guter Agronom. Er zog den ehrgeizigen Planen die bescheidenen landwirthschaftlichen Geschäfte vor, folgte mit Eifer den neuen Entdeckungen in verschiedenen Zweigen der Oekonomie, und hat selbst Versuche angestellt; mit jedem, den er trifft, spricht er von Agronomie, aber seine Stimme ist die des Predigers in der Wüste; die Leute hier herum verstehen nur Eines — das Branntweinbrennen. In den an seinen Gütern stoßenden Kronwäldern hatte der im August wüthende Sturm binnen wenigen Stunden gegen 18,000 Bäume niedergerissen. Ich war nach dem Sturm zur Stelle und sah hundertjährige Fichten durch die Kraft des Orkans mit der Wurzel ausgerissen, und starke Eichenbäume zur Hälfte gebrochen oder ganz gespalten. Beim Eintritt in den Wald vom Flusse Sdoisch her lagen die Bäume wie eine Mauer, weiter hinein zeigte sich, vermuthlich weil die Kraft des Sturmes durch den anhaltenden Widerstand der Bäume gebrochen war, der Windbruch seltener. Ich sah dieß hier zum erstenmal und konnte mir nun denken, wie furchtbar es im Walde bei einem solchen Sturm aussehen müsse.

Die Wälder von Dymer gehören zu den besten Krongütern und es finden sich darin auch zum Schiffsbau bestimmte, verbotene Walddistricte. Man sagte mir, es gebe viel Wild, namentlich viel wilde Ziegen und schlug mir eine Jagdpartie vor. Wir nahmen Gewehre, einige Jäger und eine kleine Anzahl Treiber mit. In zwei Waldtheilen wurde getrieben, die Jäger stellten sich in Linie auf, die Treiber, in der Entfernung einer halben Werste, fingen an zu lärmen und zu schreien, um das Wild uns entgegen zu treiben. Endlich ertönte auf dem linken Flügel ein Schuß, dem bald mehrere folgten, sie galten einem ungeheuren Wolf, den endlich ein Knabe vollends niederstreckte. Im zweiten Trieb fiel eine wilde Ziege; leider konnte ich sie nicht im raschen Laufe sehen, sie sollen wie ein Pfeil dahin fliegen, über Schluchten und durch Gebüsche mit einer unglaublichen Leichtigkeit springen.

In den hiesigen Wäldern finden sich zahlreiche wilde Bienen, welche meist ihr Quartier in den dicksten, höchsten Fichtenstämmen nehmen. Die Bienenjäger steigen mit einer außerordentlichen Gewandtheit an den glatten Bäumen hinauf bis zur Oeffnung, wo die Bienen den Honig hineinlegen, was gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 24 Fuß statt findet; sie bedienen sich dabei einer Schlinge an einem eisernen Haken, den sie in den Baum stoßen; manchmal stürzen sie aber auch herab. Der Honig und das Wachs von den wilden Bienen

soll besser seyn als von den zahmen, und ein berühmter Bienenkenner, Witwizki, hat behauptet, Rußland könne jährlich für 200 Millionen Rubel Wachs und Honig gewinnen, wenn es sich mehr und besser mit der Bienenzucht beschäftige. Aber genug des Gesprächs über Bienen, wir gehen von Kiew weiter nach Tschernigoff.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Handel nach China.

Der Handel mit Macao ist wesentlich für die Philippinen, da er einen Absatz für den vorzüglichsten Artikel der dortigen Cultur, nämlich für den Reis, verschafft; dennoch haben sich oft unwissende Personen dieser Ausfuhr, die der Gouvernent nach Umständen erlaubt oder verbietet, entgegengesetzt. Dieser Handel beschäftigt gegenwärtig 25 bis 30 größere und kleinere Schiffe; je größer sie sind, desto vortheilhafter ist der Transport, doch sollen sie nicht 500 Tonnen übersteigen, um nicht den Vortheil zu verlieren in den seichten Fluß von Macao einlaufen zu können, in welchem nur die portugiesische, spanische und chinesische Flagge zugelassen wird; die übrigen Nationen müssen auf der Rhede oder den nahen Inseln ausladen. Nicht nur Manilla, sondern mehrere andere Häfen auf verschiedenen Inseln sind zu diesem Handel berechtigt; auch bezahlt der Reis weder bei der Ausfuhr noch bei der Einfuhr Zölle, aber die portugiesische Douane erhebt unter dem Titel von Emolumenten 3 Chapeken für den Sack, d. h. 30 oder 40 Thaler auf 400 Tonnen. Die chinesische Douane läßt sich, wenn ein Schiff andere Waare als Reis bringt, die Tonnen oder Ausmessungssteuer bezahlen, welches auf 350 Tonnen etwa 8 bis 900 Thaler das erstemal und sofort nur ⅓ beträgt, daher die Platte (chapa), welche die Douane als Recepisse gibt, sorgfältig aufbewahrt wird. Der Verfasser der Denkschrift beschreibt als Augenzeuge die Ceremonie der Ausmessung. Eine Art von schwimmendem Hause voll Jalousien näherte sich der Barke; die Flagge war weiß und dreieckig mit einem Rande von rothen Halbcirkeln und chinesischen Schriftzügen in der Mitte. Darin kamen fünf Chinesen und zwei portugiesische Dolmetscher; von den Chinesen trugen drei einen seidenen Talar von schwarzer und Maulbeerfarbe, ein schwarzseidenes Barett mit aufgestülptem Flügel; sie stiegen an Bord und setzten sich auf drei Stühlen auf dem Verdeck nieder, in der Mitte der Hopu oder Zolladministrator; von den zwei Unterbeamten nahm der eine das Maaß vom Hauptmast bis zum Hintermast und dann in die Breite, welches er mit lauter Stimme aussprach; der andere wiederholte den Ausspruch, damit ihn der Hopu vernehmen konnte und zeichnete das Maaß auf. Alsdann lud der Capitän den Hopu und die zwei Beamten ein sich dem Tische zu nähern, auf welchem Schinken und Gebratenes, Wein und Zuckerwerk vorbereitet war; nach geendigtem Frühstück nahmen sie Abschied und entfernten sich so schnell sie konnten, denn es schien, sie hatten Furcht vor der Artillerie, welche nach Gewohnheit eine kleine Salve von drei Schüssen gab. Einer von den dreien hatte auf dem Hut außer der rothseidenen Quaste eine Glasperle von der Größe einer Haselnuß, dieses soll eine Decoration seyn, ungefähr wie die Europäer ein Kreuz auf der Brust tragen.

Es gibt noch andere Ausgaben, z. B. die Procuratur und die Lootsengebühren, welche etwa 150 Thaler auf 350 Tonnen betragen, die Bezahlung der Wächter u. s. w. Die spanische Flagge bezahlte vorher 7 bis 8 Procent Einfuhrsteuer (den Reis ausgenommen), und die Fremden bedienten sich dieser Ersparniß wegen der spanischen Schiffe, denn unter eigener Flagge mußten sie 14 Procent bezahlen, aber als die Zollcommission von Manilla unvorsichtigerweise vor einigen Jahren die portugiesische Flagge, die nur 10 Procent bezahlte, mit der fremden, welche 14 Procent bezahlt, gleichstellte, erhob der Senat von Macao den Tarif für die spanische Flagge auch auf 14 Procent. Diese Steuer wird nicht von der chinesischen, sondern von der portugiesischen Douane erhoben, aber der Procurator des Senats gibt dem Mandarin das Verzeichniß der einlaufenden Schiffe und ihrer Ladung. Die Ausfuhr ist völlig frei. Die Reise von Manilla nach Macao und zurück nimmt nach Umständen 30 bis 60 Tage ein und wird zu allen Zeiten unternommen, aber wegen der Zeit, die man zu Abthuung der Geschäfte braucht, werden gewöhnlich fünf Reisen auf das Jahr gerechnet. Den Reis verkaufen die Schiffseigner für ihre Rechnung; wegen der übrigen Artikel finden sie sich mit chinesischen Kaufleuten ab. Die Rückfracht besteht in Zimmt, Seidenwaaren, gefirnißten Holzwaaren, Artikel von Perlmutter, Elfenbein, Gold und Silber, alles dieses, um von Manilla nach Europa ausgeführt zu werden, Papier, Papos, Leinen und Seidenwaaren und viele andere Dinge für die chinesischen Kaufläden in Manilla, auch europäische Effecten und Zeuge für die fremden Schiffe, welche sich der spanischen Flagge bedienen; die letztern Effecten werden in Lintin und den nahen Inseln, wo die Schiffe aller Nationen vor Anker gehen, geladen. Die Artikel zur Einfuhr in Macao sind: Vogelnester, Balate, Haifischflossen, Hirschnerven, Jibi (trockene Seekrebse oder Camarones), Büffelhäute, Häute, die zum Leimmachen vorbereitet sind, Sohlenleder, Baumwolle, Ebenholz, Molaveholz, Perlmutter, Tintarron, Sibocao und einige andere Effecten. Die spanischen Thaler, welche nach China gehen, werden in jedem chinesischen Kaufladen, wo sie durchgehen, mit einem Stempel bezeichnet und zerfallen endlich in Stücke, die dann nach ihrem Gewicht angenommen werden; diese Münze gewinnt 8 bis 10 Procent. Nicht so die Goldmünzen, welche verlieren, denn eine Goldunze (16 Thaler) gilt nur 15 oder 15½ Thaler, aber Goldstaub und Goldklumpen, welche die Chinesen von Manilla heimlich ausführen, sind vortheilhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Handelserleichterung in Suez. Das neue Hôtel und das Waarenhaus schreiten jetzt rasch vorwärts, und beide sind bei Mehemed Ali's Sinn für Pracht eher zu groß als zu klein angelegt. Auch die Telegraphenlinie von Suez nach Cairo schreitet vorwärts. Ferner ist ein sehr gelungener Versuch gemacht worden, Dromedare zum Ziehen zu brauchen. (Comm. and Shipp. Gaz. vom 2 Januar.)

•

Journal in Jerusalem. Nach dem böhmischen Journal „Kwety" Nr. 1 v. d. J. soll in Jerusalem eine Zeitschrift in englischer, deutscher und hebräischer Sprache erscheinen. Woher diese Nachricht entnommen ist, wissen wir nicht. Der Redacteur soll kein geringerer Mann seyn, als der mit Weib und Kindern reichlich gesegnete Bischof Alexander selbst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1843.

Der Streit über die Nordwestküste Amerika's zwischen den Vereinigten Staaten und England.

Wir haben bei Gelegenheit der Botschaft des Präsidenten (s. Nr. 11) der erneuerten Bemühungen der Nordamerikaner gedacht, diesen Landstrich, welcher hauptsächlich das Gebiet des Columbiaflusses begreift, sich zuzueignen; daß die Verträge, so weit solche zwischen zwei gleich wenig Berechtigten gegen die im Besitz befindlichen Indianer gelten, den Vereinigten Staaten das Gebiet des Columbia und Multnomah zusprechen, leidet keinen Zweifel, und die Engländer zeigen sich jetzt auch, wo sie den Werth jener Länder kennen gelernt haben, hinreichend erbost über die „Unwissenheit, Schwäche und Nachlässigkeit" ihrer Regierung, welche das Anrecht darauf so leichtsinnig hinopferte. Als jenes ganze Gebiet von der Nordwestspitze des Obern Sees an gerechnet bis ans westliche Meer im J. 1783 den Amerikanern zugesprochen wurde, dachte man noch nicht an die Wichtigkeit dieses Landstrichs, obgleich Cook bereits im Jahre 1778 dort eine Menge werthvoller Pelze eingehandelt und nach dem Markt von Macao gebracht hatte. Seit jener Zeit wurde der Handel mit Pelzen an jener Küste von Engländern und Amerikanern getrieben, selbst Russen kamen von Kamtschatka herunter und führten die gewonnenen Pelze nach Kiachta, um sie dort an die Chinesen abzusetzen.

Eine bestimmtere Gestaltung nahm die Sache erst an, als die Vereinigten Staaten im J. 1804 eine Expedition zu Lande unter den HH. Lewis und Clarke nach dem Columbiagebiet sandten, und auf die Ergebnisse dieser Expedition der bekannte Astor im J. 1810 seine „Pelzcompagnie der Südsee" gründete. Das Schicksal derselben bekannt. Das neuerbaute Fort Astoria fiel im J. 1813 während des Kriegs in die Hände der Engländer. Nach dem Frieden von Gent räumten die Engländer dem 1sten Artikel dieses Vertrags gemäß Astoria, und die Nordamerikaner schickten sich an, ihren Besitztitel geltend zu machen, indem sie im J. 1815 ein Gesetz erließen, daß kein brittischer Pelzhändler in diesem Gebiet Handel treiben solle. Da aber die englischen Pelzcompagnien, namentlich die Hudsonsbaycompagnie sich dort bereits festgesetzt hatten, und die Amerikaner nicht mit Waffengewalt sie vertreiben konnten, so konnte das Gesetz nur ein todter Buchstabe seyn. Die Sache blieb also wie sie gewesen war; beide Theile, Amerikaner und Engländer trieben dort den Pelzhandel, mehrere Conventionen, die darüber abgeschlossen wurden, bestätigten diesen Stand der Dinge, und so wurde die Frage immer weiter hinaus geschoben. Indeß setzte sich die Hudsonsbaycompagnie immer fester, und da China der Hauptmarkt für Pelzwaaren blieb, so wurde eine große Masse Pelze, die im Innern des nördlichen amerikanischen Continents zusammengebracht worden war, nicht mehr ostwärts nach Europa, sondern westwärts nach dem Gebiet des Columbia gesendet, und kam von da auf einem viel kürzern Wege nach China. Diese Masse Pelze beträgt nach dem Col. Magazine (Januar 1843) gegenwärtig eine halbe Million Pfund Sterling, und man kann sich denken, daß die Hudsonsbaycompagnie und alle bei jenem Handel betheiligten Leute aufs äußerste sich anstrengen, diesen reichen Handel nicht zu verlieren; die genannte Zeitschrift bemerkt deßhalb: „das Land ist hinsichtlich des Handels und des Bodens so werthvoll, daß unsere Regierung sich gewiß nicht der strafbaren Thorheit schuldig machen wird, daß sie die Drohungen der Amerikaner, welche uns aus dieser kostbaren Erwerbung verdrängen wollen, in Vollziehung bringen laßt." Indeß ist der Buchstabe des Rechts den Engländern gänzlich entgegen. Der Präsident hat im Jahre 1841 in seiner Botschaft erklärt, daß er eine Postenkette von den canadischen Seen bis ans stille Meer errichten werde, um den Ansprüchen der Amerikaner Achtung zu verschaffen; er hat in der Botschaft vom 7 Dec. 1842 seinen Entschluß erklärt, auf diesem Plan zu beharren, und ein Gouverneur soll um das Cap Horn herum nach jenem Landstrich abgegangen seyn. Ueberdieß ist ein für die Interessen der Engländer ungünstiger Umstand dazwischen gekommen, den wir mit den Worten des Colon. Mag. anführen wollen: „Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Localbeamten der Hudsonsbay-Compagnie hat man den Missionaren aus den Vereinigten Staaten gestattet die Eingebornen in der Religion zu unterrichten, und diese schlauen Männer haben keine Zeit verloren, nach und noch so viele ihrer Landsleute kommen zu lassen, daß die kleine Anzahl ursprünglicher

brittischer Ansiedler dadurch ganz machtlos wurde. Diese Missionäre haben auch jetzt eine Anerkennung ihrer politischen Existenz von der Regierung der Vereinigten Staaten verlangt und erhalten, und wenn England nicht bei Zeiten dagegen wirkt, so werden seine Unterthanen bald vom ganzen Columbiastrom und den angränzenden Ländern ausgeschlossen werden." Diese Nachricht erhält eine noch größere Bedeutung durch den Umstand, daß die Vereinigten Staaten mit Mexico um die Abtretung von Californien, nicht Nieder-Californien, sondern wahrscheinlich Ober-Californien, wo die Mexicaner ohnehin durchaus nichts mehr zu sagen haben, unterhandeln. Dann würde das ganze Küstengebiet vom 33° bis 50° N. Br. den Nordamerikanern gehören, und um den Handel der Engländer zwischen China, der amerikanischen Westküste und den Sandwichinseln wäre es geschehen. Die Abtretung Obercaliforniens an die Vereinigten Staaten ist um so wichtiger, als in dieser Breite der Uebergang über die Felsengebirge viel leichter ist als weiter im Norden, und man ersieht auch daraus, weßhalb die Nordamerikaner in Verbindung mit den Texanern den Zug nach Santa Fé unternahmen, in der Hoffnung dieser Provinz sich bemächtigen zu können.

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Stockholm wurde damals von den Schweden eingenommen und mit mehreren Reichsräthen besetzt, welche nur auf diese Art in die Hauptstadt gelangen konnten. Zur Zeit Karl Knutsons, so reich an abwechselnden Veränderungen, kamen oft Belagerungen Stockholms vor. Eine dänische Flotte machte einen Anfall 1453, welcher jedoch abgeschlagen wurde; glücklicher war der kühne Erzbischof Jöns Bengtson. Nachdem er in einem Treffen den König besiegt, belagerte er ihn in Stockholm 1457. Die Bürgerschaft, welche sechsmal stärker als des Erzbischofs Mannschaft war, zeichnete sich nur dadurch aus, daß sie entfloh; der König mußte die Stadt übergeben und Christian von Dänemark hielt alsbald seinen Einzug als Schwedens König daselbst. Seine Regierung konnte eben so wenig des Volkes Ergebenheit gewinnen, als die der vorigen Unions-Regenten. Die Begierde nach Geld, welche ihn auszeichnete, konnte auf keine Weise gestillt werden, und da in Folge dessen der Anschlag nicht zureichte, ließ er die Schatzungen erhöhen. Dieses im Verein mit einer Menge anderer financieller Manipulationen erwarben ihm bei dem Volke den Namen einer „bodenlosen Leertasche." Seinen Witz und seinen Scherz sah man für keinen Ersatz an.*) Ein Haufe Bauern unternahm 1463 einen Zug gegen Stockholm; sie führten denselben mit nordischer Tapferkeit aus und nahmen den Helge-Ands-Holm ein; allein durch Unvorsichtigkeit, so gewöhnlich bei Volksunternehmungen, wurde der Ausgang durch des Feindes List und Treulosigkeit unglücklich; ein Theil der Bauern wurde gefangen, ein anderer wurde getödtet. Drohender war der Anfall, welcher im folgenden Jahre durch den furchtbaren Bischof in Linköping, Kettil Karlsson Wasa, geschah. Wohl mißglückte seine erste Belagerung Stockholms, allein nach Christians großer Niederlage, herbeigeführt durch den Bischof und die Dalekarle bei Hälleskog, nahm der siegreiche Kirchenfürst Stockholm ein, und Karl Knutson wurde wieder auf den Thron berufen. Dieser blieb gleichwohl nicht länger König als bis zum folgenden Jahre, wo Stockholm zum drittenmale vom Bischof belagert und zum zweitenmal eingenommen wurde, nachdem Karl in einem Treffen auf dem zugefrornen Binnenwasser des Ritterholms überwunden worden war. Durch des Bischofs Tod wurde Karl zum drittenmal auf den Thron erhoben. Bei seinem Tode überließ er nicht die Krone, aber das Reich seinem Verwandten und Feldherrn Sten Sture. Dieser Mann, einer von Schwedens ausgezeichnetsten Helden im Mittelalter, gepriesen wegen seiner großen Tapferkeit, geehrt und geliebt wegen seines redlichen, treufesten Sinnes, wurde vom schwedischen Volke zum Reichsvorstand erklärt. Christian von Dänemark betrachtete sich gleichwohl berechtigt, seinem ehemaligen Hofpagen den Besitz Schwedens zu bestreiten. Aber in dem großen und denkwürdigen Treffen auf Brunkeberg bei Stockholm (den 11 October 1471) wurde das dänische Heer, welches in einer Linie auf dem Berge vom Neckestrom bis zum Claraklоster aufgestellt war, vom schwedischen Bauernstande unter Sten Sture überwunden und Christian segelte zurück nach Dänemark. Hierauf blieb Schweden 26 Jahre frei unter Sten Sture's kraftvoller, vaterländischer Leitung, welches die glücklichste Zeit in der Kalmar'schen Union war, die Schwedens künftige Freiheit unter Gustav Wasa vorbereitete. Der Großen Neid zwang ihn seine Regierung niederzulegen.

Der Dänenkönig Johann, unterstützt von Sten Sture's einheimischen Feinden, belagerte Stockholm (1497); obschon er weder Stadt noch Schloß einzunehmen vermochte, wurde er doch vermöge freiwilliger Uebereinkunft König. Seine Gewalt dauerte gleichwohl nicht länger als vier Jahre, wonach Sten Sture, abermals zum Reichsvorstand erwählt, Stockholm belagerte, um es von den Dänen zu befreien. Die Stadt wurde bald vermittelst der Bürgerschaft genommen, allein das Schloß vertheidigte mit ausgezeichneter Tapferkeit des Königs Gemahlin, die Königin Christine; die Belagerung währte ungefähr ein halbes Jahr, vom 7 Oct. 1501 bis zum 26 März 1502. Da die Lebensmittel zu fehlen begannen und die Besatzung bis auf achtzig Mann zusammengeschmolzen war, mußte die Königin sich ergeben. König Johann kam zu ihrem Entsatze drei Tage zu spät an. Während dieses Krieges, der später zwischen Schweden und Dänemark zur Zeit des Reichsvorstandes Swante Sture's und seines Sohnes Sten Sture's des Jüngern fortdauerte, war Stockholm frei von Anfällen, bis Christian II (der Tyrann) seine Versuche begann, Schwedens Krone zu erobern. Er unternahm seinen ersten Kriegszug gegen Stockholm 1518; allein von Sten Sture, dessen Seele im Streite eben so voll kriegerischen Muths, als im Frieden rein und leidenschaftslos war, wurde er in der Schlacht bei Brännkyrka (Brandkirche) überwunden und mußte nach Dänemark zurück-

*) Undankbares Volk! T. W.

lehren. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er auf treulose Art und Weise Gustav Wasa in die Gefangenschaft fortführte. Der Streit zwischen beiden Gegenparteien erneuerte sich bald, und nach des edeln Reichsvorstehers Tode wurde Stockholm abermals von Christian dem Tyrannen belagert. Dießmal vertheidigte die Stadt des Reichsvorstehers würdige Gattin Christina Gyllenstjerna, welche unter den allgemeinen Unruhen und Verlegenheiten nach seinem Tode gleichwohl ihre Entschlossenheit beibehielt. Sie befestigte Stockholm und vertheidigte dasselbe gegen Christians Kriegsmacht während der Belagerung, die vom Mai bis zum September 1520 dauerte. Den Muth und die Standhaftigkeit dieser jungen Frau besiegte Christian nicht. Sein Volk verminderte sich, die Lebensmittel begannen zu fehlen, der Herbst brach herein und die ungestüme Jahreszeit, die zum Rückzuge nöthigte, nahte; allein da wurde Stockholm aufgegeben von einem verzweifelnden und leicht bewegten Volke. Christian der Tyrann hielt seinen Einzug am 7 Sept. Welchen Lohn er den Schweden für ihre Bereitwilligkeit, ihm ihre Freiheit hinzugeben, zu Theil werden ließ, ist wohl bekannt. Nach dem Stockholmer Blutbade reiste er nach Dänemark ab, seines Besitzes der schwedischen Krone sicher. Allein eine Regierung wie die seine, konnte keinen Bestand haben; Schwedens Befreier, Gustav Wasa, rief das Volk zum Streite gegen die Unterdrückung. Das Jahr nach der Eroberung stand er mit den Schweden vor Stockholms Thoren, um dessen Befreiung auszuführen. Bei dieser Belagerung, welche jetzt vorfiel, bewies sich besonders die Stärke der Stadt und des Schlosses. Während zweier Jahre, 1521—1523, vertheidigte sich die dänische Besatzung mit Muth und Standhaftigkeit, dessen ungeachtet, eingeschlossen zu Lande und zur See, ohne Entsatz gelassen, mußte sie sich endlich ergeben. Am Johannisabend den 23 Junius 1523 hielt Gustav Wasa seinen Einzug, und seit diesem Tage haben niemals ausländische Feinde sich vor Stockholm gezeigt.

Unter diesen kriegerischen Zeiten geschah nichts von einiger Bedeutung zur Erweiterung des Gebietes der Stadt, was deren Wachsthum beweisen könnte. Die Zeit war indeß den Handelsunternehmungen der Stadt nicht ungünstig, weil der blühende Zustand des Ackerbaues und der Bergwerke Waaren zur Ausfuhr lieferte, und durch seine vortreffliche Lage wurde Stockholm ein vielbesuchter Handelsplatz. Obschon dieser Handel meist durch die Hände der Hansestädte ging, wuchs dessenungeachtet der innere Wohlstand *) und die Volksmenge nahm zu, trotz des geringen Umfangs der Stadt. Daß die Bevölkerung nicht unbedeutend war, geht aus der großen Anzahl Menschen hervor, welche an der Pest starben, als diese herrschte, nämlich 9000 Personen 1451 und 1500 im J. 1485. Während der Pest 1465 starben 7000, oder nach einer andern Angabe 18,000 Einwohner Stockholms. Die Häuser der Stadt waren ohne eine strenge Ordnung und meist von Holz erbaut, daher große Feuersbrünste entstanden, welche das Aussehen der Stadt veränderten. Im Jahre 1297 brannte der größte Theil der Stadt nebst dem Rathhause nieder; 1330 sowohl das Schloß als auch die Stadt; 1407 verbrannte Stadt und Rathhaus, wobei 400 Personen umgekommen seyn sollen; 1419 verbrannte das Schloß, die Stadt und deren Privilegien; 1458 wurde alles außer dem Rathhause zerstört; 1495 ein Drittheil der Stadt. (Fortsetzung folgt.)

*) Einer der vielen Beweise, daß der Passivhandel unter Umständen dem Activhandel vorzuziehen sey. T. W.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Küstenhandel.

Dieser ist bloß der spanischen Flagge vorbehalten und begreift zwei Abtheilungen. Die eine besteht in den Transporten auf Kosten der Regierung, die andere in dem wechselseitigen Verkehr der Inseln. Die erste begreift a. den rohen Tabak von Cagayne, welcher nach der Fabrik in der Vorstadt Binondo von Manilla gebracht wird. b. Den verarbeiteten Tabak, welcher an die Zollstationen von Ilocos, Pangasinan ꝛc. versendet ward. c. Die Situados oder bestimmten Quantitäten von Reis, Geld und andern Artikeln, die nach den Posten von Zamboanga, Negros, Misamis, Mindoro und den marianischen Inseln geführt werden. Die Versorgung der letztern geschieht nur alle drei oder vier Jahre und kostet 8000 Thaler Fracht; die Reise ist wegen der Entfernung und den beständigen Ostwinden langwierig. c. Die Beiführung mehrerer Abgaben in Natura, z. B. Vinagua von Ilocos, Schiffspech von Tayabas, Reis von Bulacan und Pampanga u. s. w. Der Wechselverkehr der Inseln ist nicht sehr beträchtlich, da sie ihn meistens in dem allgemeinen Handelsmittelpunkt Manilla abmachen, doch wird Reis von Capiz, Antigua, Camarines u. s. w. nach Caraga, Misamis und andern, Nipis, Sinamais und Stoffe von Hanf von Camarines, Ilolo, Zebu und andern nach Ilocos und andern, von der letzten Provinz aber die Baumwollenzeuge nach andern Inseln gebracht.

In Manilla existirt ein Handelstribunal, von welchem man an die Audienz appellirt (seit 1834 neu organisirt), eine Junta de Comercio seit 1835 und 36, von zwölf Individuen, aber schlecht organisirt, ohne Vollmachten und ohne Reglement, eine Pilotenschule, aus welcher trotz des beschränkten Unterrichts gute Piloten hervorgegangen sind (seit 1820), zwei Versicherungscompagnien, die der Verwaltungsjunta der Stiftungen des Franciscanerordens (orden tercera) und die der Landesfreunde (amigos del pais), welche die beste ist, und außerdem die Agenten der Versicherungscompagnie von Canton. Die Douane expedirt viel schneller und einfacher, als die des Mutterlandes, aber die vielen Feiertage sind den Geschäften nachtheilig. Die verschiedenen Tarife und Gebühren anzuführen ist hier nicht der Ort, um so weniger, da sie wahrscheinlich mit dem neuen Zolltarif des Mutterlandes eine Veränderung erleiden werden. Die Münzen, Maaße und Gewichte findet man in andern Büchern. Eben so wenig können wir die für Handelsleute sehr interessanten, aber für die allgemeine Lesewelt langweiligen Details über die einzelnen Handelsartikel anführen; wir beschränken uns also bloß auf einige Beobachtungen, welche den Zustand des Anbaues und der Industrie auf den Philippinen zu erkennen geben.

Die Hauptproducte sind:

Reis, von welchem 7 bis 800,000 Ctr. ausgeführt werden; der

beste und gewichtigste ist von Ilocos, der daher vorzugsweise nach Europa ausgeführt wird. Der Reis heißt Palay, wenn er ungeschält ist, und Pinagua, wenn man ihm nur die äußere Schale abgenommen hat, welche noch ein dünnes Häutchen zurückläßt; die äußere Schale wird im Lande Hipa genannt. Es ist unglaublich, wie die Indier mit ihren kleinen schlechten Handmaschinen die Reinigung so großer Quantitäten zu Stande bringen. Der Reis wird in Säcken (bayones) mit Bejuco zugebunden, oder wenn es ungeschälter Reis ist, in Haufen ausgeführt. Von der Saat bis zur Ernte vergehen nur vier Monate, er wird nicht gedroschen, sondern in Garben auf Pferde gelegt, deren Tritt das Korn abwirft; in Pangasinan liegt das Korn so fest, daß man den Reis in Garben aufbewahrt.

Zucker. Der meiste und beste von Pampanga, Bulacan, Balanga und der Laguna. Die Zuckersiedereien und Raffinerien sind noch in der Kindheit und werden hauptsächlich von Chinesen betrieben. Hie und da fängt man an europäische Maschinen einzuführen und Sparöfen anzulegen, in welchen das unnütze Zuckerrohr statt des bisher aufgewendeten Holzes gebraucht werden kann.

Indigo. In Amerika gibt man den Färberpflanzen den generischen Namen Xiquilite, in Manilla nennt man den Indigo, Pflanze und Frucht Aguil. Er wird in Bulacan, Pampanga, Neu-Ezicha, Pangasinan, Ilocos, Balanga und der Laguna gebaut, der letzte ist der beste. Es gibt fünf Classen: der feinste wird darin erkannt, daß der Nagel nicht eindringt, sondern nur eine glänzende kupferfarbene Spur wie auf einem Probierstein zurückläßt. Die vierte Classe ist dunkel, die fünfte sehr schön blau, aber zu hell. Alle Vorsichtsmaaßregeln sind zu gering, um die Beimischungen und Verfälschungen zu entdecken, oft muß man ihn an einem Lichte verbrennen, um den Beweis zu erhalten, wie ein dem Anschein nach herrliches, aber mit Ochsenblut zubereitetes Stück seine Farbe verliert und zusammenschrumpft. Der Indigo, besonders von geringerer Qualität, wird zuweilen flüssig gelassen und heißt dann Tintarron, wovon große Töpfe nach China und Singapur ausgeführt und auch im Lande verbraucht werden.

Baumwolle nur aus Ilocos und Batangas, welche in Manilla verkauft wird. Die Reinigung wird schlecht mit kleinen Maschinen gemacht, auch mit größern, die aber mit Eisensägen versehen sind und den Faden zerschneiden.

Hanf oder Abaca von einem der Platane ähnlichen Baum auf den Camarines und Albay (südlicher Theil von Luzon), Leite, Samar und andere Punkte der Provinz Bisayas. Die ganze Arbeit besteht darin, die Fäden mittelst eines Kammes abzusondern und zu trocknen, die Fäden müssen lang, weiß und fein seyn; die beste Qualität heißt Lapis, die andere Bandala; der Hanf von Aclan ist dunkel und grobfädig, er dient zu Schiffsseilen im Lande. Die Ausfuhr nimmt zu, sie geht zum Theil nach England und größtentheils nach den Vereinigten Staaten, daher auch zwei angloamerikanische Häuser sich dieses Artikels völlig bemächtigt haben.

Kokosöl, gesottenes von der Laguna, und schlechteres bloß durch Fäulniß erhaltenes von Bisayas, es dient theils zur Beleuchtung, theils zur Ausfuhr nach Singapur; die Engländer haben außerordentlich dicke Holzfässer machen lassen, um es nach England zu bringen, wo es in den Kerzenfabriken verwendet wird. In einigen Provinzen, z. B. Pangasinan, gebraucht man statt Kokosöl das Oel von Ajonjoli, welches röthlich ist, zur Beleuchtung.

Cacao unter dem Schatten der Platanen und selbst in den Häusern, denn starke Hitze tödtet ihn. Er kommt von Samar und Zebu und wird jetzt ganz im Lande verzehrt; er verdirbt auf der Ueberfahrt nach Spanien.

Kaffee, von der Laguna, Tayabas u. s. w.; besser und theurer als der von Java. Man hat Prämien zur Ausbreitung dieses nützlichen Anbaues ausgesetzt.

Tabak, der beste von der Insel Luzon, wo er eine Regalie ist. Das Gefäll versieht sich von Cagayan und Japan, der erstere ist stark, der letztere sanft und angenehm; daher wird der erstere meistens nur zur Hülle verwendet. Die Heiden in den Gebirgen von Ilocos und Pangasinan bauen sehr guten Tabak, den sie heimlich verkaufen. Der Tabak von Bisayas, wo keine Regalie ist, hat weniger Stärke und Qualität als der von Luzon. Das Gefäll verkauft verarbeiteten Tabak zur (zollfreien) Ausfuhr, der von Bisayas wird auch nach den südlichen Inseln und Singapur verführt. Im Jahre 1837 ist die Ausfuhr von rohem Tabak freigegeben worden.

Mongos, eine Art großer Bohnen, man muß Acht haben, daß sie trocken und reinlich seyen.

Getreide, sehr gutes von Ilocos und von Sayaya in der Provinz Tayabas, auch in der Laguna; besser als das fremde Getreide, welches die Generalcapitänie zuweilen erlaubt von China herzubringen, wenn das einheimische wegen des zunehmenden Verbrauchs der Europäer nicht ausreicht.

Honig von Zuckerrohr wird in das Getränk der Pferde gemischt und in den Zuckerbäckereien verwendet, zuweilen nach Singapur ausgeführt. Auch wird einiger Rum von Nipawein und Kokos gebrannt und im Aufstreich verkauft.

Pfeffer von Tayabas, nicht hinreichend, also kein Ausfuhrartikel mehr.

Schwefel von Bisayas, der beste von Leite, wird auch nach China geführt, obgleich er dort Schleichwaare ist, aber die Chinesen treiben diesen Handel.

Vogelnester, Haifischflossen, Hirschadern, Balate, Schildkröte, Perlmutter, Wachs, Gold und Perlen. — Man sehe oben: Handel nach Jolo. Alle diese Artikel werden auch in den Bergen und Meeren von Bisayas und einigen Punkten von Luzon gefunden. — Man nennt eine Casa de Carey (ein Schildkrötenhaus), einen Bund, welcher die dreizehn Stücke der Schildkröte, die Ränder und Nägel enthält: die letztern, welche die chinesischen Weiber zum Kopfputz verwenden, so daß ihnen die Spitze auf die Stirne fällt, gelten am meisten. Die sehr feine und dünne Schildkröte, die man Papier nennt, dient nicht zum Handel. Der Preis ist von 1000 Thalern auf 6 bis 700 el pico von 137½ Pfund herabgekommen. Gold ist beinahe in allen Bergen der Philippinen; die wilden Bergbewohner bringen es in Stangen zum Verkauf, das beste ist von Cagayan, auch von Paracale und Mambulao in den Camarines. Auch an den Mündungen der Flüsse wird von den Indiern Gold gewaschen.

(Fortsetzung folgt.)

Maschine zum Straßenfegen. Eine solche von einem Hrn. Whitworth erfundene Maschine ist seit zehn Monaten in Manchester im Gange, verrichtet die Arbeit von 30 Menschen, und soll Manchester, sonst eine der kothigsten, jetzt zu einer der reinlichsten Städte gemacht haben. Man will die Maschine jetzt auch in London einführen. (Athenäum vom 7 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1843.

Poésies béarnaises.

Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Vignancour in Paris ein sehr interessantes Werk erschienen, das für die wachsende Theilnahme der Franzosen an der provinciellen Volksliteratur spricht, nachdem so lange die Pariser Stadtpoesie mehr und mehr abgeblaßt war, und mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen nur noch ziemlich fahle Blüthen trieb. Jasmins außerordentliches Talent (s. Nr. 338 f. vom vor. J.) hat das Interesse an solchen Volksdichtern geweckt, und dieß hat Herr Vignancour benutzt, um die Lieder des bearnischen Dichters Despourrins zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Cyprien Despourrins ist nicht, wie Jasmin, ein Mann aus der untersten Volksclasse, sondern seine Familie gehört, seit einer der Ahnherren sein Glück in Spanien gemacht, zu den ausgezeichneteren des Landes, und der Vater des Dichters, welcher am Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebte, und sich durch Tapferkeit sowohl als durch Geist auszeichnete, verband sich mit einer Tochter aus der Familie Miramont, deren Schloß in der Nähe der berühmten alten Abtei St. Savin er nachher bezog. Das Schloß steht noch und wird von der Nachbarschaft vielfach besucht. Zwischen dem Volke von Bigorre und Bearn herrscht großer Streit, welchem von beiden der Dichter rechtlich zukomme, denn seiner Abstammung nach gehört Despourrins eigentlich nach Bigorre, da er aber das Patois von Bearn zur Sprache seiner Schäferlieder*) machte, so hat Bearn wohl den gegründetsten Anspruch auf ihn. Er wurde geboren zu Accous im Jahre 1698; von seinen zwei Brüdern wurde der eine Vicar, der andere Pfarrer des Dorfs, während er selbst nur kurzweg der Chevalier genannt wurde. Ein merkwürdiger Zug spricht für die Einfachheit der Sitten und die Freundlichkeit der Verhältnisse zwischen der adeligen Familie und den Hintersassen. Die beiden jüngern Brüder waren sehr musikalisch; der eine blies die Flöte, der andere spielte die Violine, und jeden Sonntag versammelte sich das junge Volk im Hofraume des Pfarrhauses, um zu tanzen, wozu die beiden Geistlichen Musik machten. Sobald die Glocke zur Vesper läutete, hatte der Ball ein Ende und die ganze folgsame Heerde begleitete nun die guten Hirten zur Kirche.

Der Chevalier hatte die kriegerischen Tugenden seines Vaters geerbt, und war, wie mehrere Vorfälle zeigen, stets fertig mit dem Degen. Als sein Vater sich zu Miramont in der Nähe von St. Savin niedergelassen und das alte Erbgut in dem Thal von Aspe ganz aufgegeben hatte, gab sich der junge Despourrins ganz seiner Neigung für Poesie und Musik hin, führte ein völliges Hirtenleben, machte sich mit den Sitten, Gewohnheiten und Vergnügungen dieses einfachen Volkes bekannt, bis er ganz in ihrer Sprache redete und ihre Sinnesweise sich aneignete. Wer das schöne Thal von Argelez besucht und in der Umgegend der einst berühmten Abtei von St. Savin sich herumgetrieben hat, kann die Freude des Dichters an dieser Gegend wohl begreifen, und wird sich nicht darüber wundern, daß Despourrins oft ganze Nächte in den Wäldern zubrachte und seine Lieder sang, als wäre er in eine Nachtigall umgewandelt. Selbst jetzt sind seine Lieder in gutem Andenken, und obwohl die Pastous seiner heimischen Berge wohl kaum den Dichter kennen, so sind seine Lieder doch stets in ihrem Mund. Eins der berühmtesten ist die Romanze: La haût sus las Mountagnes, deren ersten Vers wir als Probe des Dialekts mittheilen wollen.

La haût sus les mountagnes ù Pastou malhurous
Ségut aü pè d'ù Haü, negat de plous,
Sounyabe aü cambiamen de sas amous.

(Da droben auf jenen Bergen saß ein unglücklicher Hirte am Fuß einer Buche, in Thränen versenkt und sinnend über die Wechsel seiner Liebe.)

Die Melodie, welche diese Hirtenlieder bezeichnet, ist einfach, äußerst sanft, und hat, wenn man sie in ihren heimischen Bergen hört, einen eigenthümlichen Reiz, der indeß im vorigen, wie in diesem Jahrhundert auch am Hofe und in der Hauptstadt gleichfalls anerkannt wurde.

Man hat oft von den Hirten in den Pyrenäen gesagt, sie hätten nichts Grobes an sich als ihre Kleidung: im National-

*) Die Familie führte in älterer Zeit ein Hirtenleben, das allerdings in den Bergen hohe poetische Reize darbietet.

charakter liegt ein rascher, scharfer Witz, verbunden mit Höflichkeit und Gastfreundschaft gegen Fremde. Zahllose abergläubische Meinungen und Sagen heften sich an seine Berge — man denke nur an die Rolandssage — und es ist nur zu verwundern, daß nicht mehr Dichter und Romanciers entstanden sind in einem Lande, wo man stets solche Schauspiele vor Augen hat, wie der bearnische Bauer, aber sie zeichnen sich hauptsächlich nur in Hirtenliedern aus, und Chevalier Despourrins steht unter diesen Dichtern oben an.

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Durch diese Unglücksfälle wurden die städtischen Einwohner in späterer Zeit veranlaßt steinerne Häuser zu bauen. An der Schifffahrt hatten die deutschen Hansestädte zur Hälfte Theil, hauptsächlich war unter ihnen Lübeck sehr geschätzt und durch die Lübecker ging fast der ganze Handel Stockholms. Die Festungswerke, welche die Stadt umgaben und vertheidigten, waren stark und unter obwaltenden Verhältnissen fast uneinnehmbar. Auf dem Platze, wo jetzt das Schloß steht, befand sich eine feste Citadelle oder Burg, genannt Adelhuset (Adelshaus), der schwedischen Könige vormalige Residenz und Schloß, mit einem großen runden Thurm, welcher unter dem Namen Kärnan (der Kern, das Beste der Sache), später Drei Kronen bekannt und unter Birger Jarls Zeiten schon 57 Ellen Höhe hatte. Gustav I baute denselben 70 Ellen hoch. An das Adelshaus, oder das älteste Schloß, wurde später die Vorburg (Förborgen) gebaut, welche sich zur östlichen Seite herabzog. Das Adelshaus und die Vorburg konnte von zwei sich gegenüberstehenden Parteien besetzt seyn und das Eine das Andere bezwingen. Das Ganze machte das königlich schwedische Schloß aus und war von Mauern und Gräben umgeben; der Hauptpunkt in diesem Schlosse war der Thurm „Kärnan." Gegen den Eisenmarkt (Jerntorget) befand sich ein anderer befestigter Thurm; die innere Stadt zwischen diesen Thürmen war von starken Mauern eingeschlossen, in denen sich mehrere runde Thürme befanden, und zwar zehn auf der östlichen Seite und mehrere gegen den Malar zu. Der Gramunkeholm oder Riddarholm war ebenfalls mit einer Mauer umschlossen und mit einem Thurme versehen, von dem noch jetzt ein Ueberrest sichtbar ist, in einem Rondell auf des Holms nördlicher Spitze, als ältester Thurm in Stockholm. Der Helge-Ands-Holm war als eine Vorburg der eigentlichen Stadt anzusehen, darinnen befand sich das innere und äußere nördliche Thor, sie führte vermittelst Brücken nach der Stadt und war durch Thürme befestigt; die letzteren an der Brücke, welche nach Norrmalm führte, hatten drei Thürme, von wo aus eine Mauer ging, die den ganzen Holm einschloß; durch den mittelsten Thurm führte der Weg nach Norden. Das südliche Stadtthor befand sich zuerst in dem alten Thurme bei obengenanntem Eisenmarkt, allein da dieser Thurm durch Magnus Smek niedergerissen wurde, baute man das Thor näher an den Strom und der Weg ging von da über eine Zugbrücke zum äußern Thurm, von dem die Reste noch an der gegenwärtigen Eisenwage sichtbar sind. Außer dieser Befestigung von Mauern und Thürmen war die eigentliche Stadt und Gramunkeholm zusammen von einem in doppelten Reihen in der See angelegten Bollwerk umgeben, genannt der Kranz (Kransen), mit Oeffnungen für Fahrzeuge zum Durchsegeln, welche durch Bäume versperrt wurden. In Folge der letzten Belagerungen und der dänischen Herrschaft verfiel die Stadt außerordentlich. Die Anzahl der Haushaltungen, welche vor dem Kriege 1200 ausgemacht, war bei Einnahme der Stadt durch die Dänen bis auf achtzig vermindert.

Allein mit Gustav Wasa begann eine glücklichere Zeit für die Hauptstadt; in der Stille des Friedens wuchs dieselbe wieder heran unter den Maaßregeln, die dieser König zu des Landes Verbesserung und Wohlstand ergriff. Die zerstörten und verödeten Häuser wurden wieder hergestellt oder neu aufgebaut; des Königs Befehl (1552), daß kein Holzhaus in der eigentlichen Stadt mehr aufgebaut werden solle, gab Veranlassung zu Norrmalms besserem Anbau, welches seitdem beständig wuchs. Die letzte Kriegsunruhe, welche sich bei Stockholm zutrug, war der Streit, welcher zwischen Gustavs Söhnen, dem unglücklichen Erich XIV und seinen aufrührerischen Brüdern, den Herzogen Johann und Karl, ausgekämpft wurde; allein dieser Streit war von kurzer Dauer. Erich siegte im Treffen auf dem Brunkeberge gegen den herzoglichen Befehlshaber Pontus de la Gardie, welcher nach Rörstrand weichen mußte; doch wurde den Herzogen durch des Statthalters und der Bürgerschaft Verrätherei die Thore der Stadt geöffnet; das Schloß wurde genommen und Erich gefangen.

Hierauf hat die Stadt einen beständigen Frieden genossen und ist im steten Zunehmen begriffen gewesen. Norrmalm wurde bald so wohl bebaut und bevölkert, daß es unter Karl IX von der eigentlichen Stadt getrennt wurde und nachher eine Zeit lang eigene Verwaltung besaß. Auch Södermalm wurde bebaut, und zu Sigismunds Zeit wurde der Vorschlag einer Schiffbaueinrichtung ins Werk gesetzt. Etwas später versuchte dieser Stadttheil, gleich Norrmalm, eigene Stadtprivilegien und eigene Verwaltung zu gewinnen; allein diese Plane, die ungleichen Stadttheile von einander zu trennen, wurde schnell aufgegeben und 1635 unter der Vormundschaftsregierung der Königin Christine wurde sowohl Norrmalm als Södermalm mit der eigentlichen Stadt vereint. Zur Zeit der Königin Christine und namentlich während ihrer Vormundschaftsregierung war es, wo Stockholm am meisten erweitert und verschönert wurde. Ladugardsland wurde Norrmalm 1640 einverleibt und Kungsholm 1644. Eine neue Straßenregulirung und Eintheilung der Höfe wurde auf Norrmalm 1637—1640 vorgenommen und hiedurch wie durch eine große Feuersbrunst 1640 wurde dieser Stadttheil hübsch und ordentlich aufgebaut. Am Strande von Norrström, gerade gegenüber dem königlichen Schlosse, ließ Graf Jakob de la Gardie auf 18,000 Pfählen sein prächtiges Haus aufführen. Skeppsholm (Schiffsinsel) wurde die Station der schwedischen Kriegsflotte; daselbst ent-

standen Gebäude und ein Haus für die Admiralität, Magazin, Schiffswerfte u. s. w.; auf dem Kastellholm wurde die kleine Citadelle errichtet. Die eigentliche Stadt wurde nach dem Brande von 1625 namentlich auf der linken Seite hübsch aufgebaut. Auf Södermalm geschahen ebenfalls Rastrungen und Hofeintheilungen zur Instandsetzung einer regelmäßigen Bauart. Das Verdienst dieser Fürsorge und die Verschönerung der Hauptstadt zur Zeit der Königin Christine gehört dem Oberstatthalter Claes Fleming. Zwischen 1650 und 1680 verschönerte sich die Stadt durch mehrere hübsche Häuser, errichtet durch die aus dem deutschen Kriege heimkehrenden Sieger. Die Befestigung der Stadt, welche jetzt durch die veränderten Zeitumstände und Schwedens siegreiche Macht unter Gustav Adolf, dessen Tochter und dem großen Karl für entbehrlich angesehen wurde, fiel in Trümmer, weßhalb Gustav Adolf auf Anfrage: „wo die Stadtschlüssel verwahrt werden sollten?“ zur Antwort gab: „daß dieß von keiner großen Wichtigkeit wäre, wer diese Schlüssel habe, da Thore und Mauern nicht in besserem Zustande seyen.“ Endlich wurden die Mauern abgebrochen oder überbaut; die Thürme und Thore wurden rasirt, und zwar der südliche Stadtthurm 1695 und das alte oder innere Thor im Osten 1685. Zu König Karls XI Zeit (1673) wurde Norrmalms Gränze, welche vorher bei der Ud. Frederikskirche war, hinaus gerückt bis dahin, wo sie noch jetzt ist. Stockholms Schloß, vergrößert und verschönert von Johann III, wurde durch die großen Feuersbrünste in den Jahren 1615 und 1642 unter der Königin Christine verheert, und der Schein der Flammen soll in Nerike gesehen worden seyn; durch diese Feuersbrünste wurde fast der ganze östliche Theil des Schlosses vernichtet, das Uebrige verfiel mit der Zeit. Dagegen begann unter Karl XI der Bau des herrlichen neuen Schlosses unter Leitung des Grafen Tessin. Die Zeit nach 1700 ist sehr ausgezeichnet durch Fürsorge um die bessere Bebauung der Hauptstadt; der Sandrücken des Brunkeberges, welcher sonst einen großen Theil des Norrmalm vom Nordstrom an einnahm, bis dahin wo der steile Abhang sich senkte, und in der Richtung nach der Brunswik verminderte sich nachher. Im Jahre 1732 bildete dieß einen Knopf von 80 Fuß Höhe und 60 Fuß Breite, 400 Schritt im Umkreis; allein zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts war dieser Rest des ehemaligen Brunkeberges verschwunden. Der Neckestrom, welcher früher Blasiusholm von Norrmalm schied, war gegen 1697 größtentheils zugewachsen; später wurde derselbe ausgefüllt. Das Schloß, welches von Tessin zu bauen angefangen wurde, zerstörte eine Feuersbrunst bald nach des Königs Tode zugleich mit dem alten Schlosse und dem Thurme „Drei Kronen;“ allein nach neuen Entwürfen und Zeichnungen begann der Schloßbau von neuem 1728 und wurde vollendet 1753. Der Hafen von Stockholm bekam zu dieser Zeit sein dermaliges Aussehen durch die Ausfüllung der vormaligen sehr langen Schiffsbrücke und durch Steinverkleidungen. Große Feuersbrünste, welche den bessern Anbau von Norrmalm veranlaßten, sind: die im östlichen Theile 1686, — wonach die Regierungsstraße aufgebaut wurde, und die, welche 1751 den ganzen westlichen Theil von Norrmalm und die Clarakirche verwüstete, worauf die Drottninggaten (Königinstraße) ihr jetziges hübsches Aussehen erhielt. Auf Südermalm brannte ein Theil der Katharinenkirche mit fast dem ganzen östlichen Theile 1723 ab; der westliche Theil und die Mariakirche 1759. Gustavs III Regierung war äußerst günstig für Stockholms Verschönerung; mehrere große Gebäude und Anlagen sind die Denkmäler aus jener Zeit, wie z. B. das Opernhaus und Prinz Karls Palast; die neue Nordsbrücke (Nya Norrbro), welche mit ihren zubehörigen großen steinernen Kaien anstatt der zwei Holzbrücken angelegt wurde, welche vom Helge-Ands-Holm nach Norrmalm führten. Die Schiffbrücke (Skeppsbro) wurde von ihren vorhandenen Holzgebäuden befreit und zu einem offenen Platze am Schlosse und Hafen gemacht. In späteren Zeiten sind mehrere Veränderungen im Aussehen der Hauptstadt erfolgt: durch den Brand von 1802 wurde der mittelste Theil des Ritterholms ein offener Platz, der neue Nordbrückenbau wurde vollendet und der Kai am Blasiiholmshafen ausgeführt. Jacob de la Gardie's Haus, welches von 1694 bis 1793 Arsenal war, und in letztgenanntem Jahre zum dramatischen Theater eingerichtet wurde, brannte 1825 ab. Die Ruinen wurden niedergerissen und die Stätte wurde ein freier Platz. (Fortsetzung folgt.)

Das Kaolin und die Wanze.

Die Litt. Gaz. vom 7 Januar enthält hierüber eine etwas curiose Zuschrift, aus der wir Folgendes ausheben. In der Nähe der Stadt Korzec in Wolhynien ist ein mächtiges Lager von Kaolin oder Porcellanerde, und dieß Lager hat die Errichtung einer Porcellanfabrik veranlaßt. Da sich aber das Kaolin in viel größerer Menge findet, als man bedarf, so dürfen die Einwohner davon holen, und die benachbarten Bauern sowohl als die Juden benützen dieß, um die Mauern ihrer Häuser damit anzustreichen. Die einzige Vorbereitung, der sie das Kaolin unterwerfen, ist das Auswaschen der darin befindlichen Quarzkörner; den ebenfalls darin befindlichen Glimmer läßt man darin, weil er den angestrichenen Mauern einen sehr gefälligen Glanz gibt. Das Merkwürdige ist aber, daß die Wanzen, die sonst in diesem ziemlich unreinlichen Lande in Menge vorhanden sind, niemals in einem Hause sich finden, das mit Kaolin angestrichen ist, und selbst wenn man Wanzen an eine solche Mauer hinsetze, sollen sie alsbald todt herunterfallen.

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

Küstenhandel.

(Fortsetzung.)

Weitere Producte sind:

Gibi, ein kleiner Meerkrebs aus der Laguna, wird nach China geführt.

Sigay, eine kleine Muschel, die man am Strande einiger Inseln findet, sie muß weder zu groß, noch zu leicht und gebrechlich seyn, um ihre Bestimmung als Münze zu erfüllen; die beste ist von der kleinen Insel Sibuyan im Gerichtsbezirke Capis, die von Zebu und andern Punkten ist wohlfeiler; der letzte Preis war 10 bis 11 Realen der

Cavan, ein Maaß, welches 25 Gantas und jede Ganta 8 Chupas enthält, und beim Verkaufe vom Gigay und Cacao nicht mit dem Calo oder Streichmesser gestrichen wird. Der gute Gigay wiegt beinahe einen Picol, 137½ Pfund, der Cavan, der geringere kaum einen Centner.

Schiffspech, Brea, von Tayabes, das schlechtere wird zu Iuepes gebraucht, einer Art von Fackeln, die zur Beleuchtung dienen.

Bejuco, eine sehr nützliche Pflanze; die langen Streifen, die sie gibt, sind platt und dünn; zu allem, wozu man in Europa Seile gebraucht, ja selbst die indischen Häuser von Rohr und Nipa werden statt der Nägel mit Bejuco zusammengebunden; er dient bei den meisten Waarenkisten u. s. w. statt der Bindfäden und Reife.

Bongo, Areca, ehemals eine Regalie; die Europäer gewöhnen sich leicht daran unter dem Vorwande, daß es ihnen gegen Zahnschmerz hilft; in Bengalen vermischt man ihn mit aromatischen Ingredienzien. Diese drei letzten Artikel werden im Lande verzehrt und nur etwas nach China ausgeführt, so wie auch die Tamarinde (sampaloc) und der meistens verfälschte Ambar. Der Anbau und Verkauf des **Opiums** ist verboten, obgleich die weiße Getreideblume (amapola blanca), aus welcher es gepreßt wird, sehr gut fortkommt. Die Regierung hat bisher darauf bestanden, daß der Verkauf dieses Artikels unmoralisch und wegen der Aufreizung, die sein Gebrauch erregt, besonders unter den Malayen, gefährlich ist, aber diese Ueberzeugung fängt an durch das Beispiel anderer Länder geschwächt zu werden.

Färber-, Meubel- und Bauholz. Von der ersten Classe der Sibocao von Iloilo, Pangasinan und andere gibt eine röthliche, stärkere Farbe als das Brasilienholz und der indische Sapan; wird als Ballast ausgeführt. Von den beiden letztern wird vorzüglich Ebenholz und Molave ausgeführt. Das Ebenholz von Camarines ist ganz schwarz und so gut als das von der Insel Mauritius; das Ebenholz von Cagayan heißt Camagán, hat weißliche Adern, aber größere Dimensionen als das vorige. Das Molaveholz ist von unglaublicher Solidität und Härte, widersteht allen atmosphärischen Einflüssen, versteinert sich unter Wasser und scheint überhaupt unverderblich. Der ganze äußere Theil der Häuser, die krummen und Querbalken der Schiffe u. s. w. werden davon gemacht. Die Schiffe, welche nach Macao segeln, nehmen es als Ballast mit. Ein Stück von 3 bis 5 Ellen Länge kostet 10 bis 14 Realen. Das Ebenholz erhält sich wie das Wachs sehr gut, wenn man es in Koth vergräbt. Außer diesen Hölzern gibt es unzählige zu allen Arten von Gebrauch; die schönsten zu Meubeln sind der Narra, roth, zuweilen schön geädert, von der Wurzel, die einige Ellen in seinen enormen Stamm eindringt, kann man Bretter zu Tischen von 2 Ellen Breite schneiden; der Tindalo, hochgefärbter als der Narra, wird aber zu dunkel mit der Zeit, der Alintatao, von schöner geröstet gelber Farbe, der Malatapay, gelb mit kaffeefärbigen Adern. Nazareno, maulbeerfarbig, Lanete, weiß zum Einlegen u. s. w. Von Bauhölzern zeichnen sich aus der Mangachapuy und Banaba, zu vortrefflichen Tafeln für Schiffe und Fußböden. Jacal, ein starkes Holz zu Querbalken der Dächer u. s. w. Baticulin, zu feinen Kisten und Plafonds. Dungo, solid und groß, zu Baumwoll- und Hanfpressen u. s. w. Ipil, sehr solid und dauerhaft auf der Insel Panay, wird in Balken und Brettern nach Manilla geführt. Unter vielen andern Hölzern, die in den Provinzen verschiedene Namen führen, hat man auch Tekholz bei Zamboanga auf Mindanao und auf andern Inseln entdeckt.

Häute, ein sehr starker Artikel der Ausfuhr nach Europa und China; auch bereitet man sie zu Leim aus oder gerbt Leder daraus. Die Gerbereien sind schlecht, denn die Sohle bleibt sehr durchdringlich, doch macht man davon alle Schuhe im Lande und führt auch einiges nach China aus. Nach China gehen bloß Büffelhäute (carabao). Die Ochsenhäute, die man aber vielmehr Kuhhäute (vaca) nennt, gelten doppelt. Die Hirschhäute sind klein, haben aber langes Haar. Tapa heißt gesalzenes Büffel-, Ochsen- oder Hirschfleisch; geht nach China.

Manufacturwaaren. Die Indier werden nie recht industriös seyn, ihr Land ist zu fruchtbar; es geht hier wie in den meisten Plätzen von Indien, welche die Europäer besuchen, es sind wenigstens dreißig, und von diesen liefern nur Surate, Barosch und Cambaya und etwa noch andere zwei oder drei zugleich Manufactur- und rohe Waare, und Madras und Pondichery auf der wenig fruchtbaren Küste von Coromandel bloß Manufacturerzeugnisse. Die Erzeugnisse der philippinischen Industrie sind:

Hüte von Nito und Bejuco, schwarze und weiße, die feinsten der ersten Art kosten bis 20 Thaler, viele weiße Hüte zur Ausfuhr werden zu Baliguat, einem schönen Orte der Provinz Bulacan, gemacht, ihr Preis 6 Realen bis 1 Thaler.

Petacas, geflochtene Etuis zu Cigarren; die Preise nach der Feinheit.

Petates, Decken von Buro, Sabutan und andern Stoffen, meistens von der Laguna; 22 bis 24 Thaler das Hundert.

Lona, Segeltuch, einfaches, doppeltes und noch dichteres, Lossa de Curile genannt, weil dieser Generalcapitän die Art, es zu weben, angab; auch gestreift zu Vorhängen.

Midrimapur, ein dickes Gewebe von Hanf zu Futter und Unterröcken, wird im südlichen Theil von Luzon und in Bisayas gewebt und meistens nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Die **Sinara**, feiner und dichter, wird im Lande verbraucht.

Schiffsseile (jarcia) von Abaca oder Hanf dient aber nicht zu den sogenannten todten Werken, denn im Wasser dehnt es sich in die Breite und verkürzt sich. Dagegen sind die Taue de Cabo Negro (von schwarzem Faden), die aus einer Art schwarzer Binse oder Esparto auf der Insel Negros geflochten werden, sehr gut unter Wasser, man macht im Lande oft die größern Jarcia davon.

Seife von Quiapo wird nach Singapur und den Südinseln geführt.

Sinamais und Nipis, feine und schöne Gewebe von Abaca und Ananas (piña) mit verschiedenen Streifen und Farben, auch durchbrochen und gestickt, zu Hemden, Kleidern, Tüchern; die besten von Iloilo und Camarines, die von Tondo sind nicht so gut. Man mischt sie auch mit farbiger Seide. Preis von 1 Thaler die Elle bis 2 Realen, das Stück von 5 Ellen.

Cambaya, ein grober Baumwollzeug mit blauen Listen ins Gevierte zu Röcken für die armen Indianerinnen.

Tapis, eine Art von Mantel am Gurt befestigt, für die indischen Weiber im Lande, von Seide, blau und maulbeerfarbig, von Seide und Baumwolle oder bloßer Baumwolle, verschiedene Baumwollenzeuge von Ilocos als Tafelservice, Zeug zu Kleidern und Pantalons, unter den letztern der Coyote, der ins geröstet Gelbe fällt, Bettdecken u. dgl. Die ausländischen Stoffe, welche Abaca enthalten oder die hier genannten Zeuge nachahmen, sind mit höhern Zöllen belegt, um die inländische Industrie zu befördern.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1843.

Ein Besuch in Tanger.

(Narrative of a Yacht Voyage in the Mediterranean etc.)

Kurz vor Mittag ließen wir uns ans Land rudern, und fanden uns hier alsbald unter einer wunderlichen Scene. Gruppen von wildaussehenden Negern und Mauren lagen da und dort in allen Arten von malerischen Kleidungen umher, einige in weißen, wollenen Gewändern, Haiks genannt, wovon sie einen Theil über den Kopf ziehen, andere in weiß- und braungestreiften Ueberröcken, die auch in Form einer spitzigen Mütze den Kopf bedecken und so ganz vortrefflich gegen Sonne und Regen schützen. Viele der Mauren hatten schöne, aber wilde Gesichter mit weißen scharfen Zähnen und glühenden schwarzen Augen.

Obgleich es keiner der großen Markttage war, welche nur Donnerstags und Sonntags stattfinden, bot dieser Marktplatz doch durch die verschiedenartigen Gruppen von Negern, Mauren und Juden eine höchst belebte Scene dar. Die meisten Verkaufsgegenstände waren Eßwaaren verschiedener Arten von Korn, Zwiebeln, Tomates (Liebesäpfel), Datteln, Trauben, Tolläpfel und Töpfe mit einer öligen, weißaussehenden Salbe, die, wie sich zeigte, zwei bis drei Jahre alter Butter war; das lange Aufbewahren soll ihr einen besonderen Hautgout geben. Auf dem Zahltisch fast einer jeden Bude lag wenigstens Eine Katze, die man als eine Art Handtuch betrachtet, um die Hände daran abzuwischen, denn einmal müssen die Verkäufer weiche, gelbe Seife ausmessen, dann geben sie eine Handvoll Trauben oder Reis u. s. w., was alles gelegentlich ein Handtuch nöthig macht. Fast alle Eingebornen haben das Haar abgeschoren, einige aber tragen einen starken Schopf an der einen Seite, welcher manchmal auch in einen langen Zopf geschlungen ist. Die Neger, welche gerade aus dem Innern kommen, sehen, besonders in ihren zahlreichen Varietäten, oft gräulich aus.

Wir stiegen sehr enge, ziemlich schmutzige und abscheulich schlecht gepflasterte Straßen hinan zu einem maurischen, jetzt ziemlich zerstörten Gebäude mit einer geschlossenen Arcade rings um den Hof; dieß soll früher die Schatzkammer gewesen seyn. Von da ging es hinauf zur Citadelle, wo wir Spuren der ursprünglichen Mauer von Tanger sahen, zu dem zierlichen, wahrhaft schönen Thorweg, von welchem man den steilen Berg hinab eine liebliche Aussicht auf das die Stadt umgebende Land hat. Die Berge in der Ferne waren mit niederem Holz bedeckt, welches wilde Schweine hegt, und in dem Vordergrund waren Dickichte von riesenhaften Cactus, mit Stämmen wie kleine Waldbäume, Johannisbeerbäume, Feigen, Zwergpalmen u. s. w. Neben dieser freundlichen Scene bot sich aber, unter der alten Mauer, ein Anblick dar, welcher Gesicht und Geruch gleichmäßig beleidigte, nämlich eine Anzahl todter Pferde und Maulthiere, die man hier verfaulen ließ. — Eine Merkwürdigkeit anderer Art war ein großer Feigenbaum, der Leuten von allen Nationen und Glaubensbekenntnissen, Christen, Juden und Mohammedanern als temporäre Zuflucht dient, als ein Asyl, bei welchem man sie nicht antasten darf.

Auf dem Rückweg kam ein Zug Kamele, beladen mit Korn aus dem Innern, an uns vorüber, und als wir nach einem andern Marktplatz auf einem breiten, flach abfallenden Berge außerhalb der Stadt gingen, fanden wir hier etwa 200 Kamele mit ihren Treibern. Diese waren beschäftigt, das Korn, welches sie gebracht hatten, abzuladen, und um die Kamele zum Knieen zu bringen, brauchten die Treiber das eigene Mittel sie an der Kehle zu drücken; sie stießen sodann einen kurzen, widerwärtigen Laut aus und knieten augenblicklich nieder. Der Anblick der armen Thiere zeigt deutlich, daß sie von den Mauren sehr mißhandelt werden, was indeß nicht allein die Kamele, sondern so ziemlich alle Thiere, selbst die Pferde, trifft, denn die Mauren sind sehr fühllos. Ueber den ganzen Boden dieses Marktplatzes hin, welcher der gewöhnliche Sammelplatz der Kamele ist, sieht man eine Anzahl Erdaufwürfe verbreitet, was die Eingänge zu den Matamores (Silos) oder unterirdischen Kornkammern sind, in denen die Mauren seit undenklichen Zeiten ihr Korn aufbewahren. In diesen großen mit Stroh ausgelegten und etwa zwölf Fuß tiefen Löchern hält sich das Korn, wenn es gut zugedeckt ist, viele Jahre lang. Es ist bei ihnen ein Religionspunkt, nichts was Korn oder

Brod betrifft, zu stehlen oder zu verunreinigen. So sah ich eine maurische Frau in der Straße ein Stück Brod auflesen, es küssen und dann in ein Loch in der Mauer legen, in der Ansicht, daß es so nicht verloren sey, sondern ein Vogel oder sonstiges Thier es fresse.

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Gegenwärtig besteht Stockholm aus folgenden Haupttheilen: 1) Norrmalm, wozu auch nach allgemeiner Bedeutung gerechnet werden: 2) Ladagardsland und 3) Kungsholm (Königsinsel); Inseln im Mälar, Nordstrom und der Salz-See gehören dazu; 4) Strömsborg; 5) Helge-Ands-Holm; 6) Schiffsholm; 7) Kastellholm; 8) die eigentliche Stadt mit dem Ritterholm und 9) Södermalm.

Norrmalm, der bestbebaute und volkreichste Theil der Stadt, erstreckt sich vom Nordstrom nach Brunswik und dem darauf im Norden befindlichen Sandhügel; im Westen ist die Mörstrandsee und das Zubehör des Karlsbergschlosses Gränze, im Osten das Ladugardsland. Es befinden sich in diesem Stadttheile vier Kirchen: Klara, erbaut von König Johann III auf seine eigenen Kosten 1572, auf den Ruinen des Klaren-Klosters, mit einem spitzen Thurme von 166 Ellen Höhe; die kupferne Dachbedeckung soll 123 Sch.-Pf. wiegen, die ebenfalls kupferne Bedeckung des Thurmes 45 Sch.-Pf. Im großen Brande von 1751 wurde die Kirche mit ihrem großen Thurme zerstört und hernach so aufgebaut wie man sie jetzt findet; schöne Altäre mit Säulen von italienischem Marmor, die Capitäler und Basen mit vergoldeten symbolischen Gruppen. — Jakobskirche: eine alte Kirche war hier erbaut, welche Gustav Wasa niederriß. Johann III ließ auf seine Kosten 1588 den Anfang zum Bau der jetzigen Kirche machen, welche jedoch erst 1645 vollendet wurde; deren hoher spitziger Thurm verbrannte bei dem Feuer von 1723, und der gegenwärtige wurde bis 1738 aufgebaut. Schöne Altartafeln vom Professor Bestin! Adolf Friedrichs Kreuzkirche von Stein, die schönste auf Norrmalm; erbaut unter König Adolf Friedrich 1768 bis 1774; berühmte Altartafeln von Sergel, das Monument des Cartesius von demselben Meister. St. Johannis, Holzkirche, erbaut 1633; katholische Kirche, erbaut in spätern Jahren. Unter den allgemeinen Gebäuden und Einrichtungen ist bemerkenswerth: Prinz Karls Palast 1785—1793 von Palmstedt aufgeführt in entsprechender Gleichheit mit dem königlichen, großen Theatergebäude, erbaut von Adelkranz 1774—1782, dessen Aeußeres 210 Fuß in der Länge, 150 in der Breite und 57 Fuß Höhe mißt; das Theater mitten im Hause 56 Fuß lang, 48 Fuß breit, der ganze Theatersalon 82 Fuß in der Länge. Königliche Akademie der Wissenschaften. Das große imponirende Haus derselben, an Adolf Friedrichs Kirche, erbaut von verschiedenen Personen, wurde vor einigen Jahren angekauft; hier befindet sich auch das Naturaliencabinet. Das astronomische Observatorium der Akademie, auf einem Sandhügel weiter nach Norden errichtet, ist nach Zeichnungen Harlemanns 1748 bis 1753 aufgeführt. Akademie der freien Künste, Musikalische Akademie, Akademie der Landwirthschaft gestiftet 1811. Technologisches Institut nebst Modellkammer. Außerdem sind zu bemerken; das große Kinderhaus, das Freimaurerkinderhaus und das nordische Correctionshaus für Frauenzimmer, deren Anzahl ungefähr 290 beträgt. Die Obstbaum-Vereinigung hat hier einen Obstgarten angelegt, der dem Publicum geöffnet seyn soll. Auf Norrmalm sind zwei Statuen zu finden: Gustav Adolf II zu Pferde, modellirt von L'Archeveque, gegossen von Meyer, wurde 1796 aufgedeckt; sie kostete 174,000 Rthlr. und wiegt 182 S.Pfd.; ferner Karls XIII Standbild, angefangen bei seinen Lebzeiten und aufgestellt 1821. (Die vier Löwen sind von Vogelberg.) Von öffentlichen Marktplätzen sind erwähnenswerth: Gustav Adolfs Markt (Torg) mit oben erwähnter Statue; Heumarkt; Karls XIII Markt, oder der ehemalige Königs-Baumgarten, welcher mit mehreren Reihen Bäumen an der Seite bepflanzt ist und der einen Promenadenplatz im Sommer abgibt. Norrmalm zeichnet sich auch noch ganz besonders durch angenehme Umgebungen aus. Der Weg im Westen geht nach der Mörstrandssee vorbei Sabbatsberg, woselbst ein 1734 entdeckter Gesundbrunnen befindlich, und vorbei Mörstrands Porcellanfabrik, errichtet nach 1730 mit 100,000 Rthlrn. jährlichen Erzeugnissen, nach Karlsbergs schönem Schlosse an der Karlsbergsbucht. Dieses Schloß wurde vom Reichsadmiral Karl Karlsson Gyllenhjelm ungefähr 1630 angelegt, erweitert von dem prachtliebenden Gabriel de la Gardie, welcher es später besaß. Hier starb Karls XI edle Gemahlin Ulrike Eleonore. 1792 wurde auf Karlsberg eine Kriegsakademie errichtet, zur Ausbildung junger Militärs in denen Gegenständen, welche zur Kriegswissenschaft gehören. Hier ist ein Baumgarten mit einem im antiken Styl erbauten Tempel, worin Karls X Brustbild. In der Nähe von Karlsberg befinden sich mehrere Landorte: Ekslund, Ingenting und andere mehr. In der Karlsbergallee, die von der Nordzollstraße (Norrtullsgaten) nach Westen bis zum Schloßgarten von Karlsberg führt, liegt der große Bergian'sche Baumgarten (Bergianska Trädgarden), der das Besitzthum Bergelund ausmacht, welches von dessen Eigenthümer Professor Bergius der Akademie der Wissenschaften testirt wurde, damit vermöge einer Baumgartenschule daselbst die Baumgartenpflege befördert werden möge. Im Bergianischen Baumgarten findet sich eine große Menge sowohl schwedischer, als ausländischer Bäume und Gewächse; die Baumgartenschule steht unter einem der Akademie der Wissenschaften beigeordneten Professor. Die Nordzollstraße ist eine Allee, welche vom Observatorium zum Nordzoll (gleichbedeutend mit Nordbarriere) führt; die Häuser in dieser Straße können mehr oder minder als Landhäuser betrachtet werden mit großen Baumgärten, welche zumeist die ganze Länge der Straße einnehmen. Beim Nordzoll erhebt sich ein großer Sandhügel, merkwürdig durch den Tod der Generale Buddenbrock und Löwenhaupt. Zwischen der Nordzollstraße und dem Roslagszollwege befindet sich Norrmalms Gesundbrunnen, entdeckt 1690. Klas på Hörnet (Klas auf der Ecke) am Roslagszollwege, ein Wirthshaus, war in

der Cholerazeit Krankenhaus. Ingemarshof angenehme Landstelle. Im Norden an Stockholm liegt der kleine See Brunswik, welcher sich zwischen den beiden Landwegen von Stockholm nach dem Norden erstreckt und der von der Natur und Kunst durch Umgebungen verschönert ist. Der See selbst wird dadurch minder angenehm, weil zur Erhöhung des Wassers in den Canälen von Haga ein Damm am Ausflusse des Sees errichtet wurde, wodurch das Wasser zuweilen gestaut und in den heißen Sommermonaten, also stillstehend, in Fäulniß geräth und somit über die Umgegend eine ungesunde Luft verbreitet. Auf einer kleinen Landspitze südlich am See liegt der Stallmeistergarten und nahe dabei Norrbacke, Nordhügel, mit Hagalund, drei wohlbekannte Orte für Stockholms Spaziergänger. Etwas nördlicher, auf dem westlichen Strande, in der reizendsten Umgebung Haga, Lustschloß, angelegt von Gustav III 1786. Der Park im englischen Geschmack, mit schlängelnden Gängen und Canälen, Tempeln, Pavillons und Kiosks. Solna, Kirche im Westen, ist als die älteste Kirche in Upland bemerkenswerth, auch finden sich daselbst mehrere schöne Grabdenkmäler. In der Nähe liegt der jetzige allgemeine Begräbnißplatz Stockholms. In letzterer Zeit sind Verschanzungen zwischen Karlsberg und Solna errichtet, welche 38,000 Rthlr. gekostet haben. Auf Brunswiks nördlichem Strande liegt Jakobsthal und nördlich davon Ulrichsthal, ehemaliges Lustschloß; zu Zeiten der Königin Christine, Jakobsthal genannt, glänzend und voller Vergnügen und Lustbarkeiten, jetzt — Invaliden-Etablissement. Südlich in Brunswick, auf einer vorschießenden Spitze ist Belle Vue gelegen, ein Pavillon und schöner Park; hier ist Seidenzucht und Maulbeerplantage, welche unter dem Schutze der Kronprinzessin stehen. Der östliche Strand hat mehrere schöne Stellen; Albano, Kräftriket, wodurch der Weg zum Thiergarten führt, Frascati und Tivoli. Am letzten Orte haben die Schweden dem größten musikalischen Genie, welches in Schweden lebte, Kraus, eine Art Monument errichtet, das jetzt zerfallen und mit Moos überwachsen ist.

Kungsholm. Eine Insel westlich von Norrmalm, umgeben vom Mälar und der Nörstrands-See, ist jedoch nur zum kleinsten Theile der Stadt zugetheilt; es macht eine Gemeinde aus. Die Kirche ist 1673—1688 erbaut; der Thurm aber ist aus neuerer Zeit. Schöne Altartafeln von Bestin. Auf Kungsholm ist zu bemerken: das große Serafinen-Lazareth 1752 eingerichtet; das Karolinische Medico-chirurgische Institut, errichtet 1823; das Garnisons-Krankenhaus, ein großes kostbares Gebäude, begonnen 1816. Owens mechanische Werkstätte dürfte endlich nicht zu vergessen seyn. Kungsholm ist bergig, in dem Theile, welcher nicht zur Stadt gehört, sind mehrere schöne oder merkwürdige Stellen, wie Marienberg, mit einer großen militärischen Unterrichtsanstalt, welche mit Recht Militär-Akademie genannt werden könnte; und Hornsberg, des großen Gustav Horns Eigenthum.

(Fortsetzung folgt.)

Die philippinischen Inseln.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Einfuhr.

Die Angloamerikaner, Engländer und Chinesen versehen den Markt von Manilla. Die französische Flagge sieht man nur ein- oder zweimal im Jahre und die übrigen in großen Zwischenräumen. Die Artikel haben eine gewisse Fixität, das Klima erlaubt nur den Gebrauch gewisser Zeuge, und der dortigen Gesichtsfarbe stehen nicht alle Farben an: gelbe oder matte Farben würden den dortigen Brünetten nicht gefallen. Um den Verkehr zu berechnen, muß man die dortige Art sich zu kleiden in Betracht ziehen. Die Spanier und europäischen Ausländer gebrauchen Stoffe von weißer Farbe oder wenigstens weißem Fond; die Männer zum Frack und Caputrock schwarze oder blaue Kubik oder sonstige leichte feine Wollenzeuge, nur das Militär gebraucht Tuch zu den blauen Uniformen mit weißen und rothen Aufschlägen. Die Frauen gehen in die Kirche in derselben Kleidung, die sie zu Hause tragen, nur daß sie den Kopf mit einem Tuche bedecken, der Verbrauch von Mantillen ist daher gering, aber der Spitzenzeug, dort Barcelona genannt, findet guten Absatz, weil sie davon Tücher machen, die sie nach ihrem Geschmack sticken. Auch gebrauchen die Frauen sehr wenig den Hut, den Regen- oder Sonnenschirm, den Handsack oder Ridicul und selten die Handschuhe, weil der Gebrauch von Fuhrwerken sehr häufig ist. Feine und leichte Männerhüte von schwarzer und weißer Farbe werden gut verkauft. Das Weißzeug ist meistens von Baumwolle. Hemden von Leinwand haben den Nachtheil, daß sie den häufigen Schweiß auf dem Körper erkalten lassen, doch wird Leinenstoff zu Bettzeugen und vorzüglich zu feinen Schnupftüchern gebraucht. Die Geistlichkeit zu Kleidern, Meßgewändern u. s. w. gebraucht inländische Stoffe und einigen chinesischen Seidenzeug. Die Einheimischen gebrauchen Baumwollenzeuge vom Lande und von Madras; die Zeuge von roher Baumwolle (coco crudo), die sie zu Hemden und Beinkleidern blau färben, haben die chinesischen Stoffe verdrängt. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Seidenzeuge und die Leinenzeuge von Amoy und Canton durch die Chinesen, die Stoffe von Baumwolle, Zwirn und Wolle durch die Europäer und Nordamerikaner, und einige Baumwollenzeuge zu Weiberröcken und Tüchern (cambayas und pannuelos de costa) durch die Armenier von Madras, letztere meistens unter spanischer Flagge eingeführt werden. Die Zölle sind zu 14, 25, 30 und für fertige Kleidungsstücke und einige andere Artikel zu 50 Procent berechnet.

Es wäre zu weitläufig, die Quincaillerie-, Metall- und Eßwaaren und die Schiffseffecten anzuführen, die aus Europa und China herbeigebracht werden. Die Chinesen bringen eine ungeheure Menge Papier, das nicht nur zum Schreiben, sondern mehr noch zu Papier-Cigarren verbraucht wird, auch Papier von Japan und Flußpapier. Sehr gemein unter den Einheimischen wird der Gebrauch von Payos oder papierenen Sonnenschirmen, die man auch Payos de Portugal nennt, weil sie von Macao herkommen. Baumwollengarn bezahlt 50 Proc., ausgenommen von gelber, rother, grüner und Rosenfarbe, welches zollfrei ist. Die Schiffsartikel kommen meistens aus Europa, außer Segeltuch von Bengalen und Seilwerk von Kokosfäden (cairo); das Seilwerk von Hanf zu todten Werken muß über 4 Zoll dick seyn, denn für das dünnere laufende Seilwerk gebraucht man den inländischen Hanf. Diese Artikel

bezahlen 14 Proc. und das Segeltuch von Bengalen 25 Proc. Die Eß- und Trinkwaaren bezahlen als Maximum 40 Proc. unter einheimischer oder spanischer und 50 Proc. unter fremder Flagge, doch sind Champagnerwein, Cider, dann Castanien, Nüsse und Birnen aus China, Schinken von Europa und China, Butter und Käse nur mit 7 und 14 Proc. nach der Flagge belegt.

Ausfuhr.

Die Ausfuhr nach Spanien begreift nicht nur die oben angezeigten philippinischen Producte, sondern auch chinesische und indische natürliche und Manufacturerzeugnisse. Der Ballast ist gewöhnlich Sibocao, der Keller wird mit Zucker ausgefüllt, und unter dem Verdeck Baumwolle, gesalzene Häute, Indigo, Schildkröte, Cassia u. dgl. angebracht. Die Franzosen holen einigen Indigo, die Nordamerikaner viel Abaca, die Chinesen Zucker, Sibocao und Lintarron, alles von schlechter Qualität und überhaupt alles, was wohlfeil ist, ohne daß sie darum unterlassen theure Artikel, z. B. Vogelnester, Balate, Schildkröte u. dgl., zu laden. Die Fremden bedienen sich, nachdem sie ihre Ladung in Manilla gelassen, des Privilegiums, welches der Reis in China genießt, um mit diesem Artikel den Fluß von Canton hinaufzufahren, ohne das Ausmessungsrecht zu bezahlen. Man hat öfters vorgeschlagen, die Reisausfuhr nur unter spanischer Flagge zu erlauben, aber die Furcht, diesen Anbau zu beeinträchtigen, hält von dieser Maaßregel ab. — Eine sehr nützliche Verbesserung ist die beabsichtigte Gleichförmigkeit der Maaße und Gewichte, da die Ganta bisher fast in jeder Provinz verschieden ist, und eine Normalform für die Zuckerhüte in Pampanga u. s. w.

Wir wollen noch einige Bemerkungen über den Handel von Manilla insbesondere hinzusetzen.

Der Hauptsitz des Handels ist in den Vorstädten Binondo und Santa Cruz, die Häuser sind dort kühler und theurer als in der Stadt. Die drei Hauptplätze und Straßen von Kaufgewölben sind die Escolta, Quincaillerie- und Merceriewaaren von Europa und China ausschließlich in Händen der Chinesen; die schöne Straße del Rosario, rechts die Stoffe von Chinesen und Mestizen, welche sehr leutselig und verständig sind, links die Quincailleriewaaren von China, ausschließlich von Chinesen; man nennt diese Waaren Chucherias, ein Ausdruck, der in Spanien überhaupt Zierliches und Ueberflüssiges sowohl in Effecten als Eßwaaren bedeutet; endlich die Straße San Fernando mit Gewölben von Chinesen und Mestizen, welche Cambayas, Nipis, Tapis, Hüte, Petates u. dgl. Manufacturen aus dem Lande verkaufen. Es gibt auch bewegliche Läden und chinesische Colporteurs. Die Chinesen sind friedsame Leute, die sich zu helfen und die zu leben wissen; völlig unfähig zu offenem Widerstande; man begreift nicht, wie sie ehemals Aufruhre wagten, die selbst die Hauptstadt in Gefahr setzten, freilich mochten sie damals zahlreicher seyn — was sie recht gut verstehen, ist die Art, durch Verschmitztheit ihre Absicht zu erreichen und den ihnen nachtheiligen Verfügungen auszuweichen. Es ist ihnen eigentlich nur erlaubt Ackerbau zu treiben, aber nur sehr wenige bearbeiten Fruchtgärten. Die übrigen Fremden dürfen sich nicht dem Kleinhandel widmen, und man hat noch neuerlich (1841) gesehen, daß man sie im Kauf und Verkauf verschiedenen Plackereien unterwirft; eigentlich dürfen sie sich nur mit besonderer königlicher Erlaubniß dort aufhalten, und noch jetzt gibt man ihnen nur zeitweise Aufenthaltsbewilligungen, obgleich diese unter verschiedenen Vorwänden leicht verlängert werden. Der Generalcapitän ist die natürliche Obrigkeit der Fremden und selbst ihr Richter in erster Instanz. Die Franzosen und Nordamerikaner haben Consuln, aber mit sehr beschränkter Gerichtsbarkeit.

Die Ladungsverzeichnisse werden in der Douane in spanischer Sprache eingegeben, nur die chinesischen Champanes sind von dieser Förmlichkeit befreit. Der Termin ist 20 Tage. Wenn ein Schiff ausläuft und vor 15 Tagen, und ohne einen fremden Hafen berührt zu haben, wieder einläuft, kann es seine Ladung zollfrei einführen. Absurd ist die Verfügung, daß die Effecten und Erzeugnisse spanischen Ursprungs, wenn sie von einem ausländischen Hafen herkommen, gleichen Zoll mit den fremden Effecten bezahlen müssen. Die Schiffe ankern während des Nordostmusson in der Bucht eine halbe Meile vom Lande, während des Südostmusson in dem Hafen von Cavite in der nämlichen Bucht, wo aber die Schiffsartikel theurer sind als in Manilla, woher sie gebracht werden. In dem Flusse können nur Schiffe einlaufen, die unter 11 Zoll im Wasser gehen, doch wird das neue Dampf-Pontonschiff die Sandbank tiefer aushöhlen. Die Brücke über den Passig verhindert die Auffahrt oder wenigstens die bequemere Stellung der Schiffe; man hat vorgeschlagen, einen Theil derselben beweglich zu machen, aber diese Sache, die im Lande selbst abgethan werden sollte, ist noch bei der Regierung zu Madrid anhängig. Die Stadt und die Schiffe gewännen dabei, und die kleinern könnten selbst die Laguna von Bay erreichen, welche rings mit Ortschaften umgeben ist und Stoff zu einem ausgedehnten Verkehr mit der Hauptstadt geben würde. Dieselbe Verzögerung erleidet die Errichtung einer Bank, die in Manilla so nothwendig wäre.

Es gibt keine autorisirten Unterhändler oder Mäkler; man bedient sich der Indier und Mestizen, die sich darauf verlegen und praktische Kenntnisse besitzen.

Der Wechselumlauf ist unbedeutend. Der Curs auf London stand im März 1837 auf 4 Sch. 9 P. für den Thaler auf 6 Monate Sicht, d. h. auf 50 Proc., welches außer dem Mangel eines Umlaufmittels daher kommt, daß England jährlich eine halbe Million Thaler als Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr zu bezahlen hat; die Wechsel auf China auf 15 und 30 Tage Sicht gewinnen 2 bis 3 Proc.

Was die Philippinen durch den Verkauf des Opiums in China gewinnen könnten, kann man daraus abnehmen, daß China jährlich über 16 Millionen Thaler Werth verzehrt, und daß ein Aviso von Canton nach Manilla nur 8 bis 10 Tage, nach Calcutta aber 30 bis 40 braucht. Der Anbau ist neuerlich erlaubt, aber nur in der Nähe von Manilla, wo der Boden nicht dazu taugt und unter Aufsicht der Zollwächter auch fordert man 25 Proc. Ausfuhrzoll, woraus erhellt, daß die Absicht war, das alte Verbot indirecterweise beizubehalten.

Geographische Forschungen d'Abbadie's in Nordafrika. In dem neuesten Briefe d'Abbadie's aus Adwa in Abyssinien vom 3 Jun. 1842 (s. Bull. de la soc. de géogr. Nov.) gibt er Nachricht von der Art, wie er einen mohammedanischen Pilger aus dem westlichen Afrika über das Innere der verschiedenen Länder ausfragte. Die nähern Umstände, die derselbe angab, betreffen namentlich das Land Schingethi oder Schanguit, das im Süden von Marocco liegt. Abbadie gab ihm einen offenen Brief an die französischen Consuln in den Barbareskenstaaten und namentlich zu Mogador, und versprach ihm eine kleine Geldbelohnung, wenn er zu diesem gehe, seinen Brief vorweise und sich über die Reise von Abyssinien quer durch Afrika hindurch gehörig ausfragen lasse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1843.

Bewegungen in Südafrika.

Vor zehn Jahren sind hie und da einzelne Reisende tiefer ins Land nordwärts vom Gariep oder Oranjefluß vorgedrungen, seit dieser Zeit aber mehren sich die Reisen, die durch die Ansiedlungen der Missionäre nicht wenig begünstigt werden. Nichts hat indeß die Kenntniß Südafrikas mehr gefördert, und nichts wird im Laufe weniger Jahrzehnte zur Civilisirung der dortigen Stämme mehr beitragen, als der bekannte, viel besprochene Zug der holländischen Boeren über die Gränze. Durch die Festsetzung derselben, theils westlich von der Quathlambakette an den obern Zuflüssen des Gariep, theils östlich derselben gegen Port Natal hin sind die brittischen Interessen, welche bisher nur etwa bis 32° S. Br. oder bis an die eigentliche Colonialgränze reichten, mit einemmal um 6 bis 7° weiter nordwärts gerückt worden, und die Missionäre dringen immer tiefer ins Land ein, so ein Dr. Livingston, ein Missionär der Londoner Societät, der wohl den Wendekreis überschritten haben muß, wenn den bis jetzt davon gegebenen zerstreuten Nachrichten recht zu trauen ist. Die Engländer haben auch bald eingesehen, daß sie der Bewegung, welche durch die ausgewanderten Boers über die einheimischen Völker gekommen ist — welche, gelegentlich bemerkt, bis über den Wendekreis hinaus nur Eine Sprache, wenn auch in verschiedenen Dialekten reden — nicht fremd bleiben können, und sie haben damit angefangen, die Boeren von Port Natal wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen.

Dieß ist jedoch nur bis zu einem sehr geringen Grade gelungen, denn von den Unterwerfungsbedingungen derselben ist bis jetzt nur eine einzige — die alsbaldige Herausgabe aller gefangenen Engländer — erfüllt worden, die Rückgabe des von den Boeren weggenommenen Eigenthums ist nicht erfolgt, und die Kanonen, welche sie ausliefern sollten und deren sie jetzt sieben haben, sind nicht ausgeliefert worden. Zudem haben die Engländer die Unabhängigkeit der Boeren indirect anerkannt, indem die Gerichtsbarkeit der englischen Behörden zu Port Natal sich nur auf drei englische Meilen um diesen Platz erstrecken soll, während der Hauptort der Boeren, Pietermauritzburg, 20 bis 24 Stunden im Innern liegt. Im Wesentlichen ist durch die beiden englischen Expeditionen gar nichts bewirkt worden, als daß die zweite die dem Unterliegen nahe Truppe Capitän Smiths wieder befreite, und daß Port Natal wieder besetzt wurde, der Verkehr mit fremden Ländern und Völkern also den Boeren abgeschnitten ist. Ob dieß ein Vortheil oder ein Nachtheil sey, fällt mit der Frage zusammen, ob es besser für die Engländer sey, die Boeren zu Freunden oder zu Feinden zu haben. Ließ man den Boeren Port Natal und den Handel frei, so würden sie die Freunde der Engländer und ihre Verbündeten gegen die rohen Stämme; entreißt man ihnen Port Natal und sperrt den Verkehr zur See, so sind die Boeren die Verbündeten der Kafferstämme an der Gränze gegen die Engländer.

Letzteres Verhältniß hat sich noch nicht ausgebildet, ist aber für die Zukunft unzweifelhaft; vorerst haben die Boeren an den Zulas, welche, von den Engländern aufgereizt, über sie herfielen, Rache genommen, ohne daß die Engländer es hindern konnten. Jetzt hat eine zweite Bewegung begonnen. Jenseits der Gränze der Colonien haben sich seit etwa 15 Jahren eine Anzahl Bastaarden (Mestizen) unter dem Namen der Griquas niedergelassen.*) Diesen, welche von den Boeren unter einem ziemlich harten Druck gehalten worden waren, hatten die Engländer zur Freiheit verholfen, natürlich also waren sie den Engländern geneigter als den Boeren, obgleich sie die Sprache der letzteren sprechen. Als Oberstlieutenant Cloete die zweite Expedition gegen die Boeren von Port Natal führte, begannen die Griquas Feindseligkeiten gegen die Boeren an den oberen Zuflüssen des Gariep; wie weit diese gingen, ist nicht bekannt, jetzt aber trifft die Nachricht ein, daß die Boeren mit Macht gegen ihre Feinde aufgebrochen seyen, und das Ende dürfte wohl seyn, daß die Griquas unterliegen und wenn nicht aufgerieben werden, doch aus diesem Landgebiete sich in die weit unfruchtbareren Striche mehr gegen Westen entfernen müssen. Zugleich soll der Colonie ein neuer Kafferkrieg drohen, und in diesem Falle darf die englische Regierung nur sehr we-

*) Siehe Missionsarbeiten und Lebensbilder in Südafrika Nr. 285 ff. vom vor. Jahre.

nig auf die noch innerhalb der Gränzen zurückgebliebenen Boeren rechnen, da diese, durch frühere Erfahrungen belehrt, sich weigern werden, in größerer Anzahl gegen die Kaffern zu ziehen, und will man sie zwingen, so werden sie mit ihren bereits ausgewanderten Brüdern sich vereinigen; kurz die englische Regierung hat kein Mittel in Händen, die holländische Landbevölkerung auf die Dauer in Schranken zu halten und zur Unterwerfung zu nöthigen, sie müßte denn eine Militärmacht auf dem Cap unterhalten, die mit der Wichtigkeit der Colonie in gar keinem Verhältniß stünde.

Die feindselige Stellung der bereits ausgewanderten Boeren gegen die Engländer ermuntert die Kaffern in doppelter Hinsicht: erstens haben sie nicht mehr zu fürchten, daß ein Zulakönig, wie Chaka oder Dingaan, sie im Rücken angreife, und zweitens haben sie von den Boeren aus ganz natürlichen Gründen eher Vorschub als Feindseligkeiten zu erwarten. Zudem darf man nicht vergessen, daß die Kaffern in der Nähe der Colonie seit dem letzten Kriege im Jahre 1826 ein halbes Reitervolk geworden und die Feuergewehre unter ihnen jetzt ganz gewöhnlich sind. Beides muß den Engländern einen Kampf mit ihnen ohne Vergleich schwieriger machen, als früher.

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Ladugardsland (sprich Ladugohrsland). Dieß schließt sich im Westen an Norrmalm, im Norden und Osten umgibt es den Thiergarten, im Süden wird es von der Salzsee begränzt. Bildet eine Gemeinde. Zur Kirche wurde der Grund 1658 gelegt, alles vollendet erst 1730—1737: Ladugardsland ist regelmäßig angebaut. Bemerkenswerth: Frederikshof, ehemaliges königliches Lustschloß, zuerst erbaut von J. de la Vallée 1656, von neuem angelegt von Friedrich I 1733, und hinzugebaut von Adelkranz für Gustav III, dessen Mutter Luisa Ulrike es zum Winterpalast hatte. Nachher von 1793 bis 1802 Arsenal, jetzt Caserne der Svea Leibgarde zu Pferde. Nebenan die von Gustav IV Adolph für diese Garde erbaute Caserne; außerdem drei anderweitige Casernen; Artilleriehof mit Zeughaus und Magazinen. Veterinäreinrichtung; der Hopfengarten, gehörig einer Privatgesellschaft, war ein angenehmer Promenadeplatz. Das Ladugardsland hat schöne Umgebungen, nämlich Stockholms berühmtesten und lieblichsten Promenadeplatz, den Thiergarten, wozu auch das Viehhofsfeld gehört, einen Exercirplatz und ist bekannt durch die jetzt fast jährlich hier stattfindenden Lustlager. Von Ladugardsland geht eine Brücke zum gewöhnlichen, in eingeschränkter Bedeutung sogenannten Thiergarten, welcher eine Halbinsel bildet, im Norden begränzt von einer Bucht der Salzsee, (Thiergartenbucht) und vom Ladugardsfeld, im Westen, Süden und Osten umgeben von der Salzsee. Die Natur des Thiergartens ist wild, reich an Naturschönheiten und mannichfach wechselnden Aussichten, zwischen Bergpartien sind angenehme Flächen eingestreut. Der Thiergarten hat diesem Jahrhundert seine Verschönerungen und Anbauten zu danken. Zwischen den Anlagen in dieser von der Natur so angenehmen Gegend befindet sich: Rosendahls Lustschloß, vom jetzigen König angelegt; hier Blumenparterre und vor dem Schlosse eine große Porphyrvase von Elfthal, 42 Fuß im Diameter und 155 Centner an Gewicht: Manilla mit Mannheim und Friedheim (Manhem, Friedhem) woselbst vom Protokollsecretär Borg Institute für Taubstumme und Blinde eingerichtet worden sind. Listonhill, Täckaudden (reizende Spitze), Bischofsudde, Waldemarsudde u. a. m., sind reizende Landstellen auf dem südlichen Strande. Im Südwesten ist der Thiergarten beinahe gleich einer Stadt bebaut; Schiffswerft (Skeppsvarf); außen vor dem südlichen Strande die Insel Beckholm. Auf dem nördlichen Strande befindet sich: Siriushof, Framnäs, Fjellsten, Blaporten (Blau-Thor), ein sehr besuchtes Wirthshaus und mehrere Stellen. Weiter im Osten liegt die Heilquelle des Thiergartens mit zwei Quellen von ungleicher Stärke, die schwächere bekannt seit 1800 wie man sagt, die stärkere entdeckt 1750. Am Wege nach Rosenthal ist eine Büste des ausgezeichnetsten schwedischen Nationaldichters Bellmann aufgestellt worden; diese wurde am 26 Julius 1829 eingeweiht und zum Gedächtnisse dieses Tages wird jährlich ein Fest im Thiergarten gefeiert. Dort befindet sich auch ein Theater. Das Ladugardsfeld ist eine große Fläche, woselbst alljährlich die Landesbewaffnung in den Waffen geübt wird. Von dieser großen Fläche erhebt sich der Königinberg (Drottninsberget), mit Pavillons für die königliche Familie, um die vorfallenden Manövers zu beschauen. Bei der Ueberfahrt vom Ladugardsland nach dem Thiergarten liegt das Forstinstitut. Nördlich um das Ladugardsfeld, aber zum Thiergarten gehörig, befinden sich mehrere bekannte Stellen: die Eulenbucht (Uggelviken) mit einer Quelle, Skuggan (der Schatten), Ropsten (Rufstein), Fiskaretorpet (die Fischerfrohnstelle) mit Karls XI Fischerstube u. s. w.

Skeppsholm und Kastellholm, zwei Inseln zwischen Norrmalm und dem Thiergarten. Bei Skeppsholm ist die Station für die Stockholmsche Escadre der Schärenflotte, es befinden sich daselbst Stallgebäude und Casernen, Zeughaus und Vorrathshaus; eine unvollendete steinerne Kirche ist in den letztern Jahren in eigenthümlichem Style aufgeführt worden. Skeppsholm ist durch eine 40 Ellen lange Holzbrücke mit Norrmalm vereinigt; die Gänge der Insel sind mit Bäumen bepflanzt, unter denen im Sommer vielbesuchte Promenaden stattfinden; derselbe Fall ist es mit dem kleinen, hübschen Kastellholm, wohin man von Skeppsholm auf einer Holzbrücke gelangt. Auf der Höhe der Bergklippe, aus welcher diese Insel besteht, befindet sich eine Citadelle, von wo aus die einlaufenden größern Fahrzeuge salutirt werden und wovon die Insel ihren Namen hat.

Strömsborg, Stromburg, ist eine kleine Schäre (Klippe) im Mälar, westlich von Helge-Ands-Holm; es ist ein Steinhaus umgeben von Baumpflanzungen.

Helge-Ands-Holm (heilige Geist Insel) oder Stallholm im Nordstrom, gehört unter Norrmalm; hier befindet sich der königliche Stall — *) die Polizeikammer; der Stall ist

*) Damit ich bei keiner Polizeibehörde Anstoß gebe, muß ich mich hinsichtlich dieses Gedankenstrichs verwahren; derselbe ist von

ein großes Gebäude, nach einer Zeichnung des Grafen Tessin errichtet 1696. Durch die große, neue Nordbrücke, gebaut von Palmstedt 1787—1797 ist der Helge-Ands-Holm mit Norrmalm vereinigt; der Theil der Brücke, welcher die Insel mit der eigentlichen Stadt vereinigt, wurde später vollendet. Unterwärts der Brücke am Strome, auf der Seite der Salz-See, ist ein schönes, mit Baumen beypflanztes Parterre, in spätern Jahren angelegt. Dieß wird durch einen kleinen Canal, über welchen eine Eisenbrücke führt, in zwei Theile getheilt; oben auf der Brücke ist ein Bazar.

Die eigentliche Stadt; auf einer Insel zwischen dem Nord- und Südstrom, im Westen begränzt vom Mälar, im Osten von der Salz-See; die größte Zier der eigentlichen Stadt ist das herrliche, königliche Schloß, erbaut von Schwedens größtem Architekten, Grafen N. Tessin. Das neue Schloß wurde zu bauen angefangen unter König Karl XI; allein nach dem Tode des Königs brannte sowohl das Neuaufgebaute als auch das noch vom alten Schlosse Stehende ab. Nach neuen Entwürfen des Grafen Tessin wurde mit einigen Veränderungen der Bau des jetzigen Schlosses 1728 begonnen. Nach dem Tode des Grafen Tessin führte die Oberaufsicht des Baues dessen Sohn Graf C. G. Tessin und späterhin Baron Harlemann, bis das Schloß so vollendet wurde, daß die königliche Familie 1753 daselbst einziehen konnte. Dieses Schloß ist eines der schönsten, die man nur finden kann, belegen auf einer Höhe fast im Mittelpunkte der Stadt; die Lage ist dieselbe des alten Schlosses und der alte Schloßgraben, welcher so tief war, daß Schiffe darin segeln konnten, ist als Gewölbe unter dem neuen Schlosse beibehalten worden. Den Aufgang zum Schlosse auf der nördlichen Seite bildet ein sogenannter Löwenrücken (Rampe), welcher in spätern Zeiten erweitert und mit Granit verkleidet wurde, auf der östlichen Seite nach der See ist ein Parterre (eine Gartenanlage). Außer dem Raume für die königliche Familie und den Hofstaat befindet sich noch im Schloße: die Schloßkirche; der Reichssaal, woselbst jetzt die Trophäen verwahrt werden, welche im Kriege den Feinden abgenommen wurden; das Reichsarchiv; die königliche Bibliothek und das Museum; die Akademie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und der Alterthümer; das Cabinet für auswärtigen Briefwechsel; die königliche Kanzleidirection; des Hofkanzlers Expedition; das Oberintendanten-Amt, das höchste Domcapitel u. s. w.

Die Kirchen der eigentlichen Stadt sind: die Hauptkirche (Stor Kirkan) in Stockholm, erbaut von Birger Jarl zur selben Zeit wie die Stadt, verändert von Gustav I, hatte einen hohen, spitzen Thurm, welcher 1736 niedergerissen wurde, worauf der Thurmbau von Karlberg ausgeführt wurde wie er jetzt ist. Reiche Altartafeln mit Silber und Elfenbein; das größte Orgelwerk im Reiche. Die deutsche Kirche, erbaut unter Johann III, vollendet 1619; deren Spitzthurm ist 111 Ellen hoch. Die finnische Kirche; eine reformirt französche Kirche und eine Synagoge. Ausgezeichnete Gebäude sind die Bank, erbaut von Tessin 1680 am Eisenmarkt; der mittelste Theil 1710 hinzugebaut, die Façade an der Schiffsbrücke von Harlemann 1783. Ritterhaus nach dem Entwurfe von Jean de la Valée, ausgeführt 1648 bis 1680. Oberstatthalterhaus, für sich selbst vom Grafen Tessin erbaut, später von der Stadt angekauft. Rathhaus, ehemals das Haus des Reichsschatzmeisters Bonde, brannte 1753 ab, wurde jedoch später wieder aufgebaut und mit zwei neuen Flügeln versehen; hier werden die Schlüssel der Stadt verwahrt. *) Die Börse, 1767 bis 1776 von Adelkranz erbaut. Das Posthaus, ein Bauwerk aus neuer Zeit. Von Statuen sind aufgestellt: Gustav I auf dem Ritterhausmarkte, modellirt von L'Archeveque und aufgedeckt 1774; Gustav III an der Schiffsbrücke, modellirt von Sergel, aufgedeckt 1808; eine Seltenheit **) ist außerdem der Obelisk am Schloßhügel. Der östliche Theil der Stadtinsel wird von der Schiffbrücke gebildet, mit dem großen, vortrefflichen Hafen; die Häuser auf dieser Stadtseite sind groß und gut gebaut. Die Schiffbrücke wurde 1733 von Stein erbaut und nachher mit Bäumen beypflanzt, welche jedoch nicht gediehen, weßhalb sie später weggenommen wurden; ***) Hier befindet sich das Packhaus, das Waaghaus, das Hafencapitän-Comptoir und eine Menge Handels-Comptoirs. Auf der westlichen Seite der Stadt befinden sich der Kornhafen und die Münzbrücke, beides Hafen und Landungsplätze. Im Süden liegt die rothe Schleuße von Polhem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut.

(Schluß folgt.)

mir nur getreu aus dem schwedischen Original übersetzt, und es ist also dem Verfasser, Herrn Schulz, das Zusammentreffen der Polizei und dem königlichen Stalle aufgefallen — bei mir war dieß nicht der Fall! T. W.

*) Gute Notiz für diejenigen, welche sich nicht in Stockholm finden können. T. W.

**) Sällsamhet heißt Seltenheit, aber auch Sonderbarkeit, Seltsamkeit; ich habe die erste Bedeutung angenommen, ohne dem Verfasser dadurch vorgreifen zu wollen. T. W.

***) Man ist demnach in Stockholm klüger als in Petersburg, wo man die Kümmerlichkeit der Baumpflanzungen an manchen Orten vor Augen hat, und dennoch fortfährt die Natur bezwingen zu wollen. Die stummen, krüppelhaften Bäume sprechen lauter und wahrer den herrschenden Geist aus, als viele in- und ausländische Berichterstatter. T. W.

Sklavenempörungen auf Jamaica.

(Nach dem United Service Magazine.)

Aus der „Military history of Jamaica by Lieutenant-Colonel Wilkie“ erfahren wir, daß in Jamaica vom Jahre 1678 bis 1832 nicht weniger als 25 Neger-Revolten stattgefunden haben, nämlich: 1678, 84 und 85, 1702, 17, 34, 36, 39, 45, 58, 60, 65, 66, 69, 71, 77, 82, 95, 96 und 98, 1803, 07, 09, 24 und 32. — Die bedeutendsten wollen wir mit einigen Worten etwas näher charakterisiren. 1736 hatte sich unter einem berüchtigten schwarzen Chef, Namens Cudjoe, eine große Räuberbande organisirt, aus lauter Negersklaven bestehend, die von ihm den Namen Maroonen erhielten, und nach Aufhebung ihres Hauptmannes durch Capitän Sadler gewissermaßen als Hülfstruppen der Armee betrachtet wurden. — Die Verschwörung von 1745 hatte nichts Geringeres zum Zweck, als die gänzliche Ausrottung aller Weißen auf der Insel

sie ward glücklicherweise kurz vor Ausbruch durch eine schwarze Kinderwärterin verrathen. Nicht so glücklich ging es im Jahre 1760, da um Ostern die Sklaven eines Hrn. Forrest, unter Leitung zweier Coromanti-Neger, Namens Jacky und Jamaica, sich des Forts von Port-Maria nebst Geschütz und Munition bemächtigten und bei dieser Gelegenheit alle daselbst zu einem Gastmahl versammelten Weißen ermordeten. Obgleich der Vicegouverneur Moore selbst mit zwei Regimentern und den jetzt mit ihnen verbündeten Maroonen gegen die Empörer auszog, blieb der Kampf lange unentschieden. Der Gouverneur sah sich genöthigt auf den Kopf eines jeden Rebellen einen Preis zu setzen, was bei dem treulosen Charakter vieler Neger nicht ohne Erfolg blieb. Später wäre der Gouverneur beinahe das Opfer seines zu großen Eifers beim Recognosciren geworden; Geistesgegenwart und Sicherheit im Pistolenschießen retteten ihn. Als endlich nach vielen erbitterten Kämpfen die Rebellion ganz unterdrückt war, zeigten sich leider die Sieger so grausam, daß man zu dem Glauben berechtigt ist, der wilde rachsüchtige Sinn der rohen Neger habe die Weißen angesteckt. 400 der Rebellen wurden auf scheußliche Weise zu Tode gemartert, 600 nach Honduras transportirt, was freilich auf den Bestand der Sklaven wenig Einfluß haben konnte, denn ihre Gesammtzahl belief sich damals auf circa 167,000 und die jährliche Zufuhr nach Jamaica auf 16,000. — Der Maroonenkrieg von 1795 ist eine historisch bekannte Begebenheit; die spätern Revolten aber waren fast alle direct oder indirect die Folge von Discussionen über die Abschaffung des Slavenhandels; doch die furchtbarste von allen war die von 1832, oder genauer bezeichnet von Weihnachten 1831. Der 27 Dec. war, wie üblich, zu einer Musterung aller Sklaven anberaumt; obgleich einzelne Widersetzlichkeiten schon stattgefunden und schlimmere Gerüchte sich verbreitet hatten, waren alle Sklaven auf dem Platz, worauf ihnen, wie gewöhnlich, der nächste Tag freigegeben ward, aber schon bei Sonnenuntergang desselben Tages brach die verhaltene Wuth hervor. Alle Zuckerpflanzungen in der Umgegend der Montego-Bay standen plötzlich in hellen Flammen. Die Miliz trat sofort zusammen; am folgenden Tag war keine Spur von Brandstiftern zu finden, doch Abends stand weiter in anderer Richtung alles in Feuer, und mehr als 3000 Neger hatten sich auf dem Greenwich-Berge an der Mündung des Flusses in die Bay verschanzt. Ihr Oberbefehlshaber war ein Neger, Namens Sharp, ein zweiter Befehlshaber ward Colonel Gardiner genannt, ein dritter Dove. Die schnell herbeigezogenen Truppen griffen den Punkt in geschlossenen Colonnen von zwei Seiten an, fanden aber zu ihrem Erstaunen keinen Widerstand — und auch keinen Feind, sondern nur eine alte lahme Negerfrau, die emsig beschäftigt war in vielen eisernen Töpfen ein reichliches Frühstück zu bereiten, in der Hoffnung, daß die stürmenden Soldaten sofort darüber herfallen würden; man fand dieß jedoch nicht gerathen, und es ergab sich bald, daß alle Speisen stark vergiftet waren. Die Beschreibung des grausamen Kampfes, der sich jetzt über die ganze Insel verbreitete, würde ein ganzes Buch füllen. Am 3 Februar entschloß sich Lord Belmore in einer Proclamation allen, die binnen 10 Tagen ruhig zu ihren Pflanzungen zurückkehren würden, Amnestie zu verheißen. Es meldeten sich nur wenige, nachdem aber Lord Belmore diesen persönlich ihre Lage und Aussichten eindringlich geschildert hatte, vermochten sie ihre Genossen gleichfalls zurückzukehren. Darauf erklärten sie, im Allgemeinen keinen Grund zu besonderer Klage gehabt zu haben, aber die Baptisten-Missionäre hätten ihnen gepredigt: „sie sollten nicht zweien Herren dienen, — sie sollten das Joch der Sklaverei nicht tragen, — sie sollten in Wahrheit frei seyn" u. s. w. Auch habe man ihnen gesagt, der Gouverneur hätte ihre Freiheitserklärung schon erhalten, diese werde aber von den Weißen zurückgehalten, und sie hätten kein anderes Mittel frei zu werden, als Verbrennung der Wohnungen und Plantagen. Man schenkte diesen Angaben willig Glauben und nannte sogar diese Empörung „die Baptisten-Insurrection." — Der Unparteiische wird es aber begreiflich finden, wenn einerseits die reuig wiederkehrenden Neger jeden Vorwand ergriffen, um die Schuld von sich auf andere zu wälzen, andrerseits die vielleicht unvorsichtig gewählten Texte der Missionspredigten von manchen Negern wirklich mißverstanden wurden. Auch hatte dieß ganze Gerede, obgleich die Klage gegen einen der Missionäre vor die große Jury kam, durchaus keinen Erfolg, weil es an allen glaubwürdigen Zeugnissen und Beweisen fehlte.

Nach diesen wenigen Details kehren wir zu den allgemeinen Bemerkungen zurück. Der Jammer und Schrecken, den alle jene Revolten zur Folge hatten, läßt sich nicht in Worten beschreiben, viel weniger in Zahlen abschätzen. Auch der wirkliche Verlust für die Pflanzer ist gar nicht zu berechnen, da über die verbrannten Gegenstände aller Art keine Angaben vorliegen, und eben so wenig über den Nachtheil der plötzlich stockenden Arbeit bei allen diesen Gelegenheiten. Man weiß nur von einzelnen Empörungen mit einiger Bestimmtheit, was deren Unterdrückung gekostet hat. Die von 1760 und 1832 zusammen etwa anderthalb Millionen. Im Jahre 1830 ward eine Volkszählung in Jamaica gehalten, und es ergab sich, daß der Werth der Sklaven damals ungefähr 36 Millionen Pfund Sterling betrug; somit ist es nicht zu bestreiten, daß die Pflanzer, welche den Sklavenhandel nicht ursprünglich veranlaßten, einen enormen Verlust erlitten haben. Auf der andern Seite ist es gewiß, daß alle Einwohner fortan von der Furcht vor ähnlichen Gräuelscenen befreit sind, denn diese Furcht hing in der That wie das Schwert des Damokles an einem Haar über ihrem Haupt, und eben so gewiß hat Jamaica, als militärischer Posten, durch die Sklaven-Emancipation unendlich viel gewonnen. — Ueber die Verhältnisse der Production dagegen kann uns nur die Zukunft mit Sicherheit belehren.

Miscellen.

Structur des Gangesdelta's. In der geologischen Gesellschaft zu London am 16 Nov. las Lieutenant Baird Smith eine umständliche Nachricht über die Bohroperationen, die zu Calcutta vom Jahre 1836 bis 1840 vorgenommen wurden und bis in eine Tiefe von 480 Fuß reichten. Die obern Schichten waren blauer Thon, Torf, kalkartiger Thon, Sand, Mergel, Sandstein u. s. w. bis auf etwa 380 Fuß hinab. Die Schichten, die von da an beginnen, stimmen ganz mit denjenigen überein, welche Capitän Cantley am Fuße des Himalaya beobachtete. (Athenäum vom 7 Januar.)

•

Biographia britannica literaria. Von diesem Werke ist der erste Theil, verfaßt von Th. Wright, erschienen und umfaßt die angelsächsische Zeit; die königliche literarische Gesellschaft protegirte dasselbe, und hat es auch großentheils bezahlt. Demnächst soll nun ans Werk geschritten und die anglonormannische Periode ebenso behandelt werden. (Litt. Gaz. vom 7 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1843.

Missonsnachrichten aus Texas.

Die „Annales de la Propagation de la Foi" (Nov. 1842) enthalten das Schreiben eines Priesters, Namens Odin, Bischof von Claudiopolis (in part.), aus Texas vom 11 April 1841, also von keinem sehr neuen Datum. Auch kann man eben nicht sagen, daß der Brief viel Neues über das so viel besprochene Land enthalte, und dennoch ist er in mancher Beziehung interessant. Die Bevölkerung des gesammten Landes wird mit Ausnahme der Indierstämme auf etwa 130,000 Menschen angegeben, was natürlich mit den pomphaften Beschreibungen, wie sie einige Engländer vor mehreren Jahren gegeben, nicht sonderlich zusammenstimmt, aber wahrscheinlich der Wahrheit viel näher kommt, denn man darf nur die Zahl der Bewohner in den noch nicht zu Staaten herangewachsenen Territories der Vereinigten Staaten vergleichen, um diese letztere Angabe sehr glaublich zu finden. Interessant ist auch die Angabe der katholischen, d. h. mit andern Worten wohl der spanisch-mexicanischen Bevölkerung, die der Verfasser auf etwa 10,000 anschlägt. Sichtlich, und wenn es gelingt, von nicht geringer Bedeutung, ist das Bestreben der neuen Missionäre, ihre Bemühungen an die ker alten Franciscaner unter spanischer Herrschaft anzuknüpfen. Ueber diese sagt der Verfasser: „als die Spanier sich vor mehr als anderthalb Jahrhunderten zuerst in Texas niederließen, gründeten die Franciscanermönche hier mehrere Missionen, um die wilden Stämme zu bekehren und zu civilisiren. Die berühmtesten waren San Antonio, la Concepcion, San Jose, del Refugio, San Sabas und Nacogdoches; sie wurden alle sehr blühend und zählten bald eine große Anzahl Neubekehrter. Jedes Jahr drangen die verehrungswürdigen Väter tiefer in die Wälder ein, gewannen durch ihre Geschenke und ihr freundliches Benehmen die Indier, und führten sie zu den Stationen, wo sie dieselben nach und nach zur Frömmigkeit und zur Arbeit bildeten. Im Jahre 1812 wurden diese werthvollen Anstalten unterdrückt und jetzt sind es nur noch Trümmerhaufen. Die armen, ihrer geistlichen Führer beraubten Wilden mußten sich zerstreuen, die einen zogen sich nach Mexico zurück, andere fielen unter den Streichen der noch wilden Indier und die übrigen verfielen wieder in Rohheit. Der Eifer, den ich bei der kleinen Anzahl derjenigen fand, die noch im Lande wohnen zeigt hinlanglich, daß sie durch gewandte Hände zur Frömmigkeit erzogen worden waren. Zwei Kirchen, die einzigen welche der Zeit und den neuern Kriegen widerstanden, sind von einer Schönheit, die dem Geschmack und dem Eifer der alten Missionäre alle Ehre machen." Hr. Odin wandte sich an den Congreß, der eben damals zu Austin saß, und bat diesen, dem katholischen Cultus alle ehemals von den Spaniern erbauten Kirchen zu erhalten — eine Bitte, die von dem französischen Geschäftsträger unterstützt und gern gewährt wurde. Wahrscheinlich werden die Missionsanstalten in Europa nach und nach zur Wiederherstellung der Kirchen, die, wie oben erwähnt, bis auf zwei mehr oder minder zerstört sind, beisteuern.

Das größte Hinderniß gegen die Fortschritte des Landes, und zwar ein Hinderniß das hier schwerer als weiter im Osten zu besiegen ist, sind die Indianer, von denen der Verfasser folgende Stammnamen aufzählt: Comanches, 20,000 Menschen, Tonakanies, Lipans, Tankanags, Karankanags, Vidacs, Nacoes u. s. w. Ob sie wirklich, wie Hr. Odin angibt, Menschenfresser sind, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Bei den Karankanags sind sowohl durch Hrn. Odin als durch einen zweiten Priester, Estany, Schritte geschehen sie zu einer Mission zu vereinigen. Von den Comanches, allerdings den wildesten und kräftigsten — und vielleicht am furchtbarsten, weil sie durchaus keinen Branntwein trinken — hofft Hr. Odin fürs erste noch gar nichts; sie sind bekanntlich ein Reitervolk geworden, durchziehen unaufhörlich das flache, schwach beholzte Land, in welchem die wenigen Städte nur wie sehr sparsam ausgestreute Oasen sich erheben, in Schaaren von vierzig, fünfzig bis zweihundert Mann, und morden alles, was ihnen aufstößt; nur selten führen sie Gefangene fort, und zwar meist Frauen, wie die Pampa-Indianer. Hr. Odin zählte während seines zehnmonatlichen Aufenthaltes in diesem Lande nahe an zweihundert Personen, welche nur allein von den Comanches ermordet worden waren. In den spanisch-mexicanischen Stadten findet sich selten eine Familie, welche nicht

ein Mitglied durch die Wilden verloren hätte, und unter den Weißen möchte es wohl kaum besser aussehen, namentlich in dem mittlern, flachen, prairieartigen Theil des Landes. An der Südküste freilich, in dem fruchtbaren, aber auch ungesunden Landstrich, wo der Weiße nicht arbeiten kann, wird wohl auch der Indianer der nördlichen Gegenden nur selten erscheinen, und daß die schwachen, dort ursprünglich hausenden Stämme ziemlich untergegangen sind, wissen wir aus andern Berichten.

Stockholm.

(Schluß.)

Auf dem Ritterholm befindet sich die Ritterholmskirche, wie dieselbe jetzt nach dem Brande vom 28 bis 30 Julius 1835 ist, welcher den schönen 146⅔ Ellen hohen Thurm zerstörte. Diese Kirche wurde vom König Magnus Ladulas angelegt, als zum großen Graumönchskloster gehörend, umgebaut nach des Klosters Einziehung von Johann III 1561 bis 1589; später hinzugebaut sind die zwei königlichen Grabchöre (das Gustavianische und Karolinische) sehr ungleich zur Architektur. Bei einer Reparatur, welche 1713 in der Kirche angestellt wurde, fand man unter dem Dache auf einer Gewölbmauer mit Mönchsbuchstaben eine lateinische Inschrift, welche Deutsch also lautet:

„Sechs Ursachen des Unglücks in Schweden sind gewesen und sollen bleiben:

1) Eigennutz;
2) Heimlicher Haß;
3) Verachtung der Gesetze;
4) Sorglosigkeit um das allgemeine Beste;
5) Leichtsinniges Vertrauen zu allem Ausländischen;
6) Unauslöschlicher Neid gegen das Verdienst der Landsleute.“ *)

Die Kirche wurde seit 1807 nicht mehr zum Gottesdienst verwandt und ist jetzt als Grabstätte der schwedischen Königsfamilie anzusehen. König Ladulas und Karl VIII Knutson, nächstdem alle königlichen und fürstlichen Personen seit Gustav Adolf II, nebst mehrern berühmten Feldherren (worunter Torstenson und andere ausgezeichnete Schweden. Zu den vorzüglichen Gebäuden gehören das alte Königshaus oder der Wrangelsche Palast, den Platz schenkte die Königin Christine dem Feldherrn C. G. Wrangel, welcher hier einen Palast aufführen ließ, den während des neuen Schloßbaues die königliche Familie bewohnte (1697—1753), daher sein Name. Er verbrannte bei der großen Feuersbrunst 1802 und ist seitdem wieder hergestellt, wie wir ihn dermalen finden; er ist jetzt für mehrere Staatsbehörden eingerichtet. Am westlichen Strande des Ritterholms liegt im Mälar der Hafen für Dampffahrzeuge.

Södermalm, Stockholms südliche Vorstadt; eine Insel, umgeben vom Mälar mit dessen Bucht Arstabucht, von der Hammerby-See und der Salz-See, der gebirgigste Theil Stockholms, allein mit schönen Aussichten, hauptsächlich im Osten von der Mosebacke (Mosehügel). Södermalm ist in zwei Gemeinden getheilt: Maria, mit Kirche, erbaut 1576—1634, abgebrannt 1759 und nachher wieder hergestellt; Katharina, Kirche aus Karl Gustav X Zeiten 1756, eingeäschert durch den Brand von 1723, allein schon 1724 wieder hergestellt nach schönen Bauverhältnissen; es ist die höchstgelegene Kirche in Stockholm und gewährt von ihrem Thurm aus eine herrliche Aussicht *) über die Hauptstadt. Nahe bei der Kirche und mit ihr auf gleicher Höhe befindet sich der Telegraph. Im Uebrigen verdient Erwähnung das Stadthaus, woselbst die griechisch-russische Kirche befindlich. Bei der Salz-See liegt der Stadthofshafen (Stadsgardshamn) und östlicher die Ziegelbucht (Tegelviken) mit Schiffswerften; bei dem Dänenbuchtzoll im Osten zwischen dem Hammerby-See und der Salz-See befindet sich das Irrenhaus und das Hospital, genannt Dänenbucht (Danviken). Vom Schanzzoll zwischen dem Hammerby-See und der Arstavik (Arstabucht) geht ein großer Landweg nach Süden; durch Hornszoll, bei der Arstabucht geht der Landweg nach Söderteige; im Westen von Södermalm liegen die Inseln Räkningsholm und Langholm. Auf der letztern ist die bemerkenswerthe Correctionsanstalt fürs männliche Geschlecht, enthaltend gegen achthundert Sträflinge. **)

Stockholm ist die Residenz des Königs (wie bekannt) und der Sitz vieler zur Reichsverwaltung gehöriger Beamteter (wie sich denken läßt); als beständige Garnison sind hieher verlegt: die k. Svea-Leibgarde, k. Leibgarde zu Pferd, die zweite Leibgarde, die k. Svea-Artillerie-Regimenter, eine Schwadron von Aggerhuus reitender Jäger, das Officiercorps der Leibbewaffnung, das Ingenieurcorps mit der Fortifications- und Feldmesser-Brigade; die Garnison befehligt ein Obercommandant und ein Commandant. Von der Flotte liegen hier: die stockholmische Escadre der Schärenflotte (Skärgardsflottan); die Bürgerschaft bildet eine Schwadron zu Pferde, fünf Bataillons und 19 Compagnien zu Fuß; außerdem unterhält die Stadt eine Stadtmiliz.

Die Verwaltung besteht aus einem Oberstatthalter, Unterstatthalter und Polizeimeister in Vereinigung mit dem Magistrate; dieser besteht aus drei Bürgermeistern und 15 Rathsmännern. Auch findet sich ein Kriegsvogt vor.

Der Magistrat ist in drei verschiedenartige Collegien getheilt: 1) Justizcollegium, 2) Polizeibeamten- und Bau-

---

*) Diese sechs charmanten Sächelchen gestatteten auch außerhalb Schweden mancherlei Nutzanwendung. T. W.

*) Dazu sagt mit voller Ueberzeugung Amen! der Uebersetzer. T. W.

**) Schulz sagt: „Correctionister,“ für welche Benennung weder in meinem Gedächtniß noch in meinem schwedischen Wörterbuche eine Uebersetzung zu finden war. Ich suchte mir also mit dem deutschen Sträfling zu helfen, denn auch unsere deutsche Sprache hat noch kein eingebürgertes Wort für diese ausländische Bedeutung, es ließe sich wohl „Zurechtgewiesene“ brauchen, allein kein Mensch würde dieß verstehen; vermuthlich weil bei uns das Bestrafen noch immer praktischer befunden wird, als das Zurechtweisen, und das von Rechtswegen. D. Ueb.

Collegium, 3) Handelscollegium — nächstdem vier Untergerichten: zwei für Norrmalm, eines für die Stadt und eines für Södermalm.

Die Bürgerschaft wird durch die fünfzig Aeltesten repräsentirt. Von diesen werden Mitglieder gewählt zur Bürgerschafts-Vermittlungs-Commission, welche das jährliche Einkommen*) der Bürgerschaft zum allgemeinen Bedarf der Stadt verwalten.

Es kommen in der Hauptstadt eine große Menge theils allgemeiner, theils solcher Anstalten vor, die der Staat erhält, theils auch einzelne Gesellschaften und Zusammentritte zur Beförderung verschiedener Gegenstände, wie die königliche Akademie der Wissenschaften, errichtet 1739, die königlich schwedische Akademie, bestehend aus achtzehn Mitgliedern, zur Beförderung der schwedischen Sprache, des Geschmacks und der Literatur; königliche Landwirthschafts-Akademie; die Akademie der freien Künste oder die sogenannte Mälar-Akademie; die musikalische Akademie; die Akademie der schönen Wissenschaften — der Geschichte und Alterthumskunde; die patriotische Gesellschaft, Gesellschaft pro patria; Gesellschaft für Handschriften, betreffend Skandinaviens Geschichte; Kunstverein; harmonische Gesellschaft; Baumgartenverein; Gesellschaft für Beförderung des wechselseitigen Unterrichts; Bibel- und Missionsgesellschaft; Stadt-Sparbank; Gesellschaft für Ausbreitung nützlicher Kenntnisse; Seemanns-Gesellschaft; Gesellschaft zur Einrichtung von Kleinkinderschulen u. a. m. Daneben kommen noch eine Menge Orden vor, z. B. der Freimaurerorden, Zimmermannsorden, Neptunsorden, Innocenten-Amaranthenorden u. a. m.**)

Unterrichtsanstalten hat Stockholm eine bedeutende Anzahl: ein Gymnasium, Kirchenschulen, Sonntagsschulen, Elementarschulen, Wechselunterrichtsschulen, das gymnasische Centralinstitut, Kleinkinderschulen und eine Menge Privatanstalten, mehrere Arbeitsschulen, außerdem auch ein technologisches Institut.

Milde und wohlthätige Stiftungen finden sich in Stockholm sehr viele, z. B. das allgemeine Kinderhaus, das Freimaurer-Kinderhaus, Armenversorgungen, Arbeitshäuser, das Lazareth, das Institut für Blinde und Taubstumme, das orthopädische Institut u. s. w. Eine Einrichtung, welche die Wohlwollenheit der neuen Zeit und die verdienstvolle Vorsorge für das heranwachsende Geschlecht beweiset, ist Prinz Karls Erziehungsanstalt für verwaiste Kinder, von einzelnen Personen gestiftet.

Stockholms Lage ist glücklich und begünstigend für den Handel; rund um den Mälar, bis wo er sich mit der Ostsee vereinigt, liegen mehrere von Schwedens fruchtbarsten und durch Naturkräfte meist begünstigten Provinzen, deren Producte über Stockholm ausgehen. Der große Hafen, welcher so sicher als bequem ist, kann eine bedeutende Anzahl von Schiffen fassen. Beinahe die Hälfte von des Reiches ganzem Handel concentrirt sich in Stockholm; am wichtigsten ist die Metallverschiffung aus den reichen Bergwerken in den Provinzen nördlich und westlich vom Mälar. Im Jahre 1835 machte dieselbe 297,764 Sch.-Pfd. aus, davon blieben im Lande 36,174 und ins Ausland gingen 261,590 Sch.-Pfd., der Eisenexport war in diesem Jahre im ganzen Reiche 493,000 Sch.-Pfd. — Waldproducte wurden 1835 ausgeführt 48,000 Dutzend Bretter, 400 Stück Sparren, 350 Stück Masten und Spiren, 20,000 Tonnen Theer. In Betreff der Einfuhr versieht Stockholm einen großen Theil des Reichs mit ausländischen Waaren.

Finnlands Einfuhr nach der schwedischen Hauptstadt ist sehr groß; die Zolleinnahme war 1835: Einfuhrzoll 1,193,166 Rthlr., Ausfuhrzoll 214,283 Rthlr. (der Einfuhrzoll des ganzen Reiches war 2,609,572 Thlr., Ausfuhrzoll 510,410 Thlr). — Stockholms Hafen besuchten in diesem Jahre 1590 Fahrzeuge, davon 1168 aus inländischen Plätzen, 105 von Finnland und 314 von anderweitigen ausländischen Platzen. Die städtischen Handelsfahrzeuge, welche 1836 an der Zahl 212 mit 17,144 Lasten Tracht ausmachten, waren zu Anfang 1837 bis auf 122 von 9675 Lasten geschmolzen, mit 115 Schiffern und 928 Mannschaft; allein sogar diese Anzahl hat sich seitdem noch vermindert. Außerdem werden nach allen Richtungen hin Dampfbootverbindungen unterhalten, von denen sieben bis acht auf dem Mälar gehen; zwei gehen nach Norrland, fünf bis sechs nach andern Theilen der Ostküste, vier durch den Göthacanal nach Gothenburg, zwei nach Abo und eines nach Lübeck. Die Stadt hat zwei Schiffswerften, obgleich die Anzahl der Schiffe die hier gebaut werden, nicht bedeutend ist. Stockholm zeichnet sich auch als Fabrikstadt sehr aus; man findet daselbst mehrere Tuch-, Baumwoll- und Seidenfabriken, Zuckersiedereien u. dgl. mehr. Des Hüttenpatrons Owen mechanische Werkstatt ist die erste dieser Art in Schweden; eine Eisengießerei ist ausgezeichnet, und in letztern Jahren ist auch eine mechanische Baumwollenspinnerei errichtet worden. Die neuerrichtete Maulbeerplantage und Seidenzucht hat ganz guten Fortgang.

Stockholms Volksmenge betrug im J. 1830 80,675 Personen, im J. 1810 war die Zahl 65,474, im J. 1820 schon 79,473 Personen; allein in der Mitte und dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts war die Bevölkerung so stark als jetzt. Die Anzahl der Gebornen ist jährlich 2600 (die höchste Anzahl ist 2800, die geringste 2500); die Zahl der Gestorbenen ist 3200. Höchst ungleich ist die Zahl derer, welche nach Stockholm ziehen, die Angaben schwanken von 2100 zu 607, durchschnittlich dürften also 1000 bis 1200 anzunehmen seyn. Nach einer Aufnahme vom Jahre 1830 wohnten auf ganz Norrmalm 44,109 Personen, davon 27,365 auf dem eigentlichen Norrmalm, 3223 auf Kungsholm und 13,521 auf dem Ladugardsland; in der Stadt wohnten 11,805 und auf Södermalm 24,761.

Den ganzen Umkreis der Stadt will man auf zwei Meilen anschlagen. Sie enthält etwa 560 Quartiere mit 5000

*) Schultz schreibt Sammanskott — Zusammenschuß. — allein dies klingt im Deutschen nicht respectmäßig genug, wo wir in den Magistraten noch nicht frei gewählte Verwalter des Allgemeinen, sondern mehr befehlshabende Herren sitzen haben.
T. M.

**) Hieher setzt Schultz abermals ein M. f. (med flere) um Niemanden zu beleidigen. Dermalen fand ich alle diese und einige andere Orden, die zu dem M. f. zu zählen sind, ziemlich unnocent.
T. M.

Handplätzen, welche mit 25,220,000 Rthlr. taxirt sind. Hiervon rechnet man auf Norrmalm 9,947,000 auf Kungsholm 848,000, auf Ladugardsland 2,582,000, für die eigentliche Stadt 5,806,000 und für Södermalm 6,037,000 Rthlr.

So weit mein trefflicher schwedischer Führer durch Stockholm; mögen nun noch einige selbstständige Beobachtungen und Ansichten im zweiten Abschnitt Platz finden.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

1. Rio de Janeiro.

Meine Bestimmung war für diesesmal Brasilien. Wenn man eine Vergleichung zwischen einer Seereise nach Nord- und Südamerika anstellt, so bietet jene nur wenig Anziehendes dar: immer derselbe prosaische Alltagshimmel, der dem Norden angehört und dem Ocean nicht jene liebliche Farbenmischung mittheilt, wie man sie auf der Ueberfahrt in tropische Länder, z. B. nach Südamerika, wahrnimmt. Auf der letztern nehmen der Himmel und das Weltmeer bald einen exotischen Charakter an, der immer schärfer hervortritt, je mehr man sich dem Aequator nähert und endlich von einer Hemisphäre in die andere übergeht. Die alten bekannten Sternbilder, an deren Anblick man von Jugend auf gewohnt ist, sinken immer tiefer am Horizont, bis sie endlich gänzlich verschwinden und an die weite Entfernung von der Heimath recht lebendig erinnern. Das Sternbild des großen Bären sieht man nicht länger, und das südliche Schiff, die Wasserschlange und mehrere andere stellen sich dem Blick des überraschten Seefahrers dar: der immer heitere, entwölkte Himmel theilt dem Meere jenes schöne Indigoblau mit, und namentlich sind der Sonnenauf- und Untergang und die Nächte von zauberischer Schönheit und unbeschreiblicher Wirkung. Endlich statt der flachen Gestade Nordamerika's taucht in kräftiger Jugendfülle die pittoreske Felsenküste Brasiliens erst in schwachen, dann immer deutlichern, Bild und Gestalt annehmenden Umrissen imponirend aus dem blauen Spiegel des Ocean hervor. An diesen wunderbar geformten Massen, deren Schluchten dem Seefahrer mitunter die Aussicht in die große und schauerliche Wildniß dieses noch so wenig erforschten Landes eröffnen, und von deren Gipfel hohe majestätische Palmen, das Wahrzeichen aller Tropenländer, herabblicken, segelt man mehrere Tage hin, bis sich endlich der Eingang zu der großen amphitheatralischen, von einem Kranz von waldbedeckten Bergen eingeschlossenen Hafenbay erschließt, an welcher Rio de Janeiro so malerisch liegt. Diese etwa eine Meile breite Einfahrt wird von den Festungen Santa Cruz und Praya Vermelha, deren Geschütze den Wasserspiegel rasiren, zweckmäßig vertheidigt. Andere Forts, als Ilha das Cobras und Villagagnon, liegen in der Hafenbay selbst, die für eine der größten und sichersten der Welt gilt.

Für den Reisenden, der nach einer langen Seefahrt die Kaiserstadt des antarktischen Wendekreises betritt, muß der erste Eindruck überraschend seyn. Eine neue Welt ist ihm plötzlich erschlossen: der Himmel und die Erde, die Menschen und ihr Treiben, das Klima und die Producte, kurz alles ist von dem seiner Heimath so wesentlich verschieden. Gleich bei der Ankunft umschwärmt eine Menge von Kanoes das kaum geankerte Schiff und bietet Früchte und andere Eß- und Trinkwaaren den Ankömmlingen zum Verkauf an. Endlich schifft man sich aus und man sieht sich auf einmal in das Gewühl einer volkreichen Handelsstadt versetzt; man begegnet Menschen von allen Nationen und Farben, vom schwarzen Sohne der afrikanischen Wüste bis zum weißen Nordländer nebst allen Zwischenschattirungen, und wohin sich der Blick wendet, wird er durch neue und fremdartige Erscheinungen gefesselt.

Rio de Janeiro, prachtvoll an einem weiten Busen des atlantischen Oceans gelagert, gewährt mit seinen weißen massiven Gebäuden aus der Entfernung einen herrlichen Anblick; die Stadt lehnt sich auf der einen Seite an hohe Berge, während sie auf der andern Seite in weitem Halbkreise von der prächtigen Hafenbay umgürtet ist. Einzelne Berge ziehen sich bis in die Stadt hinein und ihre Gipfel sind mit stattlichen Klöstern und Kirchen gekrönt. Da Rio nicht mit Thoren versehen ist, so erscheint die Stadt endlos und streckt weithin ihre Riesenarme in das Innere. Die Straßen sind meistens schnurgerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Rua de Sao Pedro vom Quai bis fast nach Sao Christovao, einem kaiserlichen Belvedere, laufend, ist fast eine Stunde lang. Die Stadt hat mehrere öffentliche Plätze, unter denen der Sta. Annaplatz, oder wie ihn die Brasilier nach ihrer Regeneration, d. h. nach der Abdankung Dom Pedro's I, nennen, der Campo da Honra durch seine Größe sich auszeichnet. In der Mitte desselben ist ein Pavillon gebaut, in dem die kaiserliche Familie die großen Paraden und andere militärische Schauspiele zu übersehen pflegt. Obgleich die meisten dieser öffentlichen Plätze mit Springbrunnen verziert sind, so bleibt der Hand der Kunst noch vieles zu deren Verschönerung vorbehalten. Der öffentliche Spaziergang (passeio publico), ein mit Mauern umgebener Garten, ist zwar keineswegs nach einem großartigen Maaßstabe angelegt, bleibt aber seiner den erfrischenden Seewinden ausgesetzten Lage an der Hafenbay und seiner schattigen Baumgänge wegen immer eine freundliche Erscheinung. Mehr Interesse erregt der in Botafogo belegene botanische Garten, in welchem sich sehr viele merkwürdige Pflanzen befinden, deren Pflege aber nicht immer den besten Händen anvertraut zu seyn scheint. Das Innere der vielen Kirchen ist meist prachtvoll, und besonders an hohen Festen und bei feierlichen Gelegenheiten wird eine Verschwendung und Pracht entfaltet, die alle Begriffe übersteigen. Je nach der Bedeutung dieser Feste, ist bald die ganze Kirche mit schwarzen, bald mit purpurnen Stoffen ausgeschlagen und mehrere tausend Wachskerzen auf silbernen Candelabern gießen ein blendendes Lichtmeer aus. Die reichen Prachtgewänder der Priester, die herrliche Kirchenmusik, welche von den besten Sängern und Sängerinnen unterstützt wird, der in ganzen Wolken aufsteigende Weihrauch — alles dieses vereinigt sich, um den lebhaftesten Eindruck auf die Gemüther der sinnlichen Einwohner zu machen.

Das Museum, am Campo da Honra belegen, scheint sehr vernachlässigt zu seyn; doch verdienen einige zoologische Merkwürdigkeiten Erwähnung, worunter außer seltenen Vögeln aus allen Gegenden des ungeheuren Kaiserreichs auch die prachtvolle Penura sich befindet. Das Museum ist dem Publicum alle Freitage geöffnet.

(Schluß folgt.)

Krankheiten in Paris. Die Gazette médicale vom 6 Jan. d. J. enthält einen umständlichen Artikel über die Krankheiten, welche in den beiden letzten Monaten des vorigen Jahres in Paris geherrscht haben. Der Anfang Novembers war sehr kalt, aber vom 16 Nov. war die Temperatur bis ans Ende des Decembers etwa 10° C., und die Krankheiten hatten entschieden den Charakter von Frühlingskrankheiten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1843.

Blicke auf Triest und seine Trinkwasserquellen. *)

Nachdem man lange vergebens gefragt hatte nach den Resultaten der hydrotechnischen Untersuchungen des Ingenieurs Calvi, welchen der Magistrat von Triest eigends zu diesem Zweck im Sommer 1842 von Mailand hatte kommen lassen, erscheint in der Beilage zum Triestiner Beobachter vom 7 Januar 1843 Nr. 782 ein langer Artikel, überschrieben „Ansichten über das Aufsuchen von Wassern zum täglichen Gebrauch in der Stadt Triest," dem Hr. Calvi, wenn er ihn auch nicht selbst geschrieben hat, doch nicht ganz fremd seyn dürfte. So umfassend der Artikel beim ersten Anblick erscheint, wenigstens in der einen Richtung, so wären ihm doch leicht so viele Zusätze zu machen, daß er wie eine zweite Bearbeitung in anderer Richtung erscheinen würde.

Das Gebirge „Karst," eine Stalaktitformation, welche gegen Norden und Osten die Stadt Triest umgibt, circa 1000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, ist in einer Sandsteinschaale (Masegna) eingeschlossen, die durch ihre mit Thonerde ausgefüllten Klüfte den auf den Höhen des Karsts niedergefallenen Regen als spärliche Quellen wieder aussickern, oder da, wo diese Sandsteinschaale oder Kruste ganz zurückweicht und der Kalkstein vertritt, auch gleich als mächtige Bäche und Flüsse (Timao) hervorbrechen läßt, nachdem sich an andern Stellen auch ganze Bäche (Rekka) in seine Höhlen versenkt haben.

Die Richtung der Klüfte des Sandsteinbeckens nähert sich, je mehr sie zum Meere herabsteigt, der horizontalen, und erhebt sich je weiter vom Niveau des Meeres entfernt bis zur fast rechtwinkligen. Aus dieser Richtung und Beschaffenheit der Klüfte erklärt sich das häufigere Aussickern von Quellen, je tiefer gegen das Meer herab man kommt, und das geringere, je weiter man sich über dasselbe erhebt.

Um für Triest Wasser in hinlänglicher Quantität zu erhalten, gibt es der Wege zwei: 1) entweder die wirklich vielen Quellen, welche am Alluvialgrunde heraussickern, fleißig zu fassen und zu sammeln, oder 2) die Sandsteinkruste, welche der Kalksteinstock mit seinen Höhlen und Quellen zusammenhält, zu durchbrechen und aus des Berges Bauch das Wasser abzuzapfen, dessen er zweifelsohne voll ist. Der erstere Weg wird der sichere und weniger kostspielige genannt; aber, könnte man sagen, er ist auch der schon hinlänglich ausgebeutete und zu keiner frühern Zeit ergiebig genug befunden worden, geschweige denn jetzt bei verdoppelter und verdreifachter Population. Der andere Weg führt zu einem sehr wahrscheinlichen und genügenden Resultat, aber, sagt man, nicht leicht sey die Bestimmung des „Wo" und der Tiefe des einzutreibenden Schachtes, und noch weniger die der erforderlichen Kosten und der Zeit. Kaum glaublich.*) Es scheint uns immerhin demüthigend und für unsere geognostischen und hydraulischen Studien wenig erbaulich, wenn wir in 2000 Jahren nicht weiter gekommen sind, als das rohe Kriegervolk der Römer mit seinem gesunden Menschenverstande. — Wiederholte Versuche, mehrere und ergiebige Quellen aufzusuchen, fanden zu Triest statt in den Jahren 1803, 1807, 1819, 1820 und 1822.

In den Jahren 1830, 1831 und 1832 wurden sogenannte artesische Brunnen eingetrieben am Marsfelde, im Thale St. Giovanni und zuletzt im großen Spital, aber sämmtlich ohne besondern Erfolg, so daß man bei der geringen Tiefe von 200 Fuß annehmen muß, sie haben nur schwache Wasseradern und kein größeres Behälter getroffen. Es bleibt auch bei der zerrissenen Natur des Karstes sehr zweifelhaft, ob irgend ein günstigerer Erfolg erzielt werden kann, wenn man auch zu größerer Tiefe hinabdringt.

Daß alle bisherigen Unternehmungen und Sorgen der Privaten und Behörden nicht hinreichen, dem Wassermangel Triests zu steuern, bewies der Sommer 1842 und die neuerdings zu-

*) Vergleiche damit die Nummern 216 und 273 vom vor. Jahre. Die Anzapfung des Karst und die Ableitung der in seinem Innern rauschenden Gewässer ist ein in zu vielfacher Hinsicht interessanter Gegenstand, als daß wir nicht dem Gange dieser Angelegenheiten folgen sollten. A. d. R.

*) An die bisher benutzten Quellen werden auch die Reste römischer Wasserleitung angereiht, und zu ihrer Benützung der Vorschlag gemacht.

sammenberufene, magistratische Commission, Calvi an der Spitze, machte den Vorschlag, daß man auf Seite des schon bestehenden Aquedotto an den höher gelegenen Stellen der die Stadt zunächst umgebenden Hügel große Cisternen anlegen soll, die unter sich und mit dem Aquedotto in Verbindung zu setzen seyen; daß ferner die Brunnenstuben der Galerie St. Giovanni verlängert, und um diese wie jene mit hinlänglichem Wasser zu versehen, alles fernere Abholzen des Karstgebirges und der nächsten Hügel untersagt, im Gegentheile auf neue Besamung und Bepflanzung des Gebirges mit Gesträuchen und Bäumen angetragen werden soll, indem diese allein das sicherste und untrüglichste Mittel abgäben, das schnelle Abfließen der Regen und damit alles Wegschwemmen der tragbaren Erde zu verhindern, wodurch auch der zweite Vortheil erreicht werde, daß die Rhede oder Hafen nicht zum Nachtheile der Schifffahrt versandet werde.

Die Vorliebe für Cisternen zeigt sich so überwiegend, daß ihre Anlegung auch in der Stadt sowohl an Privat- als öffentlichen Gebäuden nachdrücklichst empfohlen wird, und sie als das untrüglichste Mittel gegen jeden Wassermangel angesehen werden. Mag das immerhin seyn, bei den vielen andern Nachtheilen, welche Cisternen und Cisternwasser für Gebäude und Menschen haben, dürften die HH. Commissarien mit diesem Vorschlage immerhin in der Minorität bleiben, so lange es noch irgend andere Auskunftsmittel gibt.

Nach erhobenem Calcul soll das nöthige Quantum Trinkwasser für Triest zwischen 47 bis 49,000 Cubikfuß betragen; die zur Leitung nach Triest bezeichneten Quellen geben nach Calvi's Messungen 68,815 C. F., somit einen bedeutenden Ueberschuß. Dieses gefeierten Technikers Vorschlag, jene Quellen zu benutzen, und von den andern, zumal den Bergwassern bei Trebich, Umgang zu nehmen, reizte um so mehr die Neugierde auch anderer, als das mit Calvi's Vorschlägen zu gewinnende Wasser doch nicht viel mehr als den Mundbedarf decke, bei dem andern hingegen vielleicht selbst große Wasserkräfte sich herausstellen. Der menschliche Erfindungsgeist, allzeit thätig, wenn es große und allgemein nützliche Unternehmungen gilt, säumte nicht, gar mancherlei Vorschläge aufs Tapet zu bringen, die sich auf sechs wesentliche zurückführen lassen. Obenan steht gleichsam als vox populi vox dei die Abzapfung des Wassers in der Höhle bei Trebich; den zweiten Platz behauptet die Zuleitung der Rekka von Prem (unweit St. Canzian) weg, den dritten nimmt ein die Zuleitung einer reichen Quelle bei St. Croce, Nr. 4 steht die chimärisch klingende Zuleitung des Timao, der erst aufgestaucht werden müßte, wenn es ja, was zu bezweifeln, möglich wäre; Nr. 5 wäre die Ableitung des Risanobaches und Nr. 6 die Fassung und Leitung der Quellen im Thale Zaule. Letztere drei Vorschläge dürften wohl nie die Kosten ertragen, wenn sie auch ausführbar wären, und gleichen als Vorschläge denjenigen medicinischen Mitteln gegen unheilbare Krankheiten, die man gar oft ohne rationelle Gründe, bloß um etwas Neues gesagt zu haben, in Vorschlag bringt, unbekümmert um Vater Cicero's nil tam absurdum etc.

Calvi's am 17 Junius 1842 vorgenommene Untersuchung des Wasserbeckens in der Höhle bei Trebich, die sich vor allen für Triest am besten eignen würde, ergaben im starken Gegensatze zu frühern Untersuchungen, daß der Wasserspiegel 10 Klafter über dem Meeresniveau stehe, daß ein Schacht von 2462 Klafter Länge und dagegen noch weitere 540 Klafter nöthig seyen, um das gewonnene Wasser in die Wasserleitung von St. Giovanni zu führen. Eine Kleinigkeit in dem stein- und höhlenreichen Karstgebirge. — Es wird diesem Bergwasser noch der triftige Vorwurf gemacht, daß es nur Klafter 7. 1. 6 hoch über dem Meeresspiel zu Tag zu bringen sey, also auch nur die tiefer gelegenen Stadttheile versorgen könne, und zudem in seiner Reinheit gar sehr von den Regengüssen u. s. w. abhänge, indem man bemerkt habe, daß es nach starken Regen im Gebirge in der Grotte um 25 Klafter (!!) gestiegen und sehr trüb geworden sey. Welche zugeleitete reichere Quellen erleiden aber nicht einen solchen ephemeren Mißstand, der, gegen ihre Nützlichkeit zu allen andern Zeiten in die Waagschale gelegt, in gar keinen Betracht kommt. Eine solche schnell vorübergehende Trübung ihrer Trinkwasser haben die oft citirten Römer mit ihrem praktischen Verstande selbst in ihrer Roma, geschweige in einer Provincialstadt, ganz unbeachtet gelassen. Zu Verfolgung dieses Unternehmens scheint der glückliche Fund einer neuen Grotte bei Trebich, die Triest um etliche hundert Klafter näher stehen, und auch ein starkes fließendes Wasser enthalten soll, neuerdings lebhaft aufzufordern. Und zu verwundern ists, daß man sich über die Identität dieser Wasser mit denen der bei Canzian versenkten Rekka noch nicht aufgeklärt hat. Die öffentlichen Blättrr schweigen wenigstens über diesen ganz erheblichen Gegenstand.

Das zweite Project, die Rekka bei Prem zu fassen und nach Triest herab zu leiten, eine Entfernung von 19,400 Klafter, wird wohl auch nicht zur Ausführung kommen, weil die Anwohner aussagten, daß sie in trockenen Sommern selbst so wenig Wasser führe, daß man sie ganz ausschöpfen müßte. Wie sie sich 1842 verhalten, ist leider nicht angegeben, so wesentlich es auch wäre.

Das Ende dieses Aufsatzes schlägt jede Hoffnung einer baldigen Abhülfe dadurch nieder, daß er wiederholt und nachdrücklich als das sicherste Mittel der Bewässerung Triests die Bepflanzung des Karsts mit Gesträuchen und Bäumen empfiehlt (?!), die mit den anzulegenden großen Cisternen auf den Hügeln sowohl als in der Stadt, Weiterführung der Brunnstuben bei St. Giovanni, Tieferbohrung der artesischen Brunnen, und endlicher Zuleitung der Quellen von Bollung und Dollina — wie es scheint eine Lieblingsidee Calvi's — allen Anforderungen des Publicums entsprechen sollen. Daß die Anhänger dieser Meinung erst aus den Steinen wenigstens Erde und dann Brod machen lernen sollten, ist wohl eben so wahr, als daß der Karst ein kahles, unfruchtbares Gebirg ist, auf dem Jahrtausende hindurch nichts anderes gewachsen ist und wachsen wird als hin und wieder ein spärliches Pflänzchen oder Sträuchlein, das Menschenhände mehr gepflegt als ausgerottet haben. Wie weit sich aber diese Bollungisten und Dollinisten von dem wasserreichen Mosesfelsen in der Wüste entfernen, mag außer andern

ihnen auch der glückliche Zufall beweisen, daß erst dieser Tage unweit der Campagnie M. eine so reiche Wasserader beim Sprengen von Bausteinen aufriß, daß man Tag und Nacht arbeiten mußte, um nur vor der Hand einen Piston aufzusetzen, und größeren Verwüstungen in den Landgütern vorzubeugen, bis die geregelte Benützung dieser reichen Quelle möglich gemacht werden kann.

Wenn wirklich dieser köstliche Quellenfund sich eben so reich- als nachhaltig bewährt, wie er im ersten Augenblicke dargestellt wurde, so würden nicht bloß die bisher gemachten Plane, die römischen Wasserleitungen wieder zu benutzen, aufgegeben werden, sondern man wird sich nicht mehr davon abbringen lassen, in den Bauch des Karsts einzudringen, welches Unternehmen immer noch die größte Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hat, und zu dessen Ausführung sich schnell Privaten finden werden, wenn ja der Magistrat keine Summen daran setzen mag. Es dürfte mit diesem Unternehmen gar leicht auch so gehen, wie weiland mit der Construction des Canal du Midi, dessen Ausführbarkeit die ersten und besten Hydrotechniker Frankreichs mit apodictischer Gewißheit verneinten, dagegen der schlichte Verstand einiger provençalischen Privatleute möglich machte, die noch heutzutage Ehre, Ruhm und auch Gewinn davon haben.

Ueber die auf dem Aventin gefundenen Fossilien.

Man findet zu Rom, und namentlich auf dem Berge Aventin, Fossilien, besonders Elephantenzähne, große Ochsenhörner u. s. w. in ziemlich bedeutender Zahl, und das Museum des Collegio romano ist sehr reich daran. Da die Römer zu ihren Thierkämpfen eine große Menge Thiere brauchten, Löwen, Tiger, Elephanten, Giraffen u. s. w., so glaubten manche Gelehrte, es sey in diesem Umstande der Ursprung der genannten Knochen zu suchen. Aber der Mönch Pianciani, Professor an dem genannten Collegium, hat diese Ansicht widerlegt, und bemerkt namentlich: 1) daß man diese Fossilien in einem Boden finde, der gar keine Spuren menschlicher Thätigkeit enthalte; 2) daß man nur einzelne Knochen, keine Skelette finde; 3) daß die Römer selbst ihren Consuln das Begräbniß innerhalb der Mauern verweigerten, und also nicht wohl Thiere hier einscharrten; 4) daß sich das Wegwerfen von Elephantenzähnen nicht mit dem unmäßigen Preis des Elfenbeins reime, und daß diese Fossilien mit Bimsstein untermischt seyen, der gewiß vor den historischen Zeiten auf den Hügeln Roms sich anhäufte. Hr. Pianciani behauptet also mit Entschiedenheit, daß es ächte Fossilien seyen, und daß man sie an andern Orten als zu Rom in noch weit größerer Menge beisammen finde. Kürzlich fand man auch auf dem Aventin einige Nilpferdzähne und den verstümmelten Schädel eines wilden Ochsen. (Echo du Monde Savant vom 15 Januar.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

1. Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Das Theater Dom Pedro's d'Alcantara, obgleich es, was Styl und Großartigkeit anlangt, sich keineswegs mit den größern Bühnen Europa's messen kann, ist dennoch im Innern geschmackvoll eingerichtet, und die kaiserliche Loge wetteifert in Ansehung der Eleganz vielleicht mit den glänzendsten fürstlichen Logen Deutschlands. Es liegt am Constitutionsplatz und ist auf eine dem heißen Klima entsprechende Weise gebaut, indem auf allen Seiten, um der Luft Zugang zu verschaffen, cylinderförmige Windlöcher von 1½ Fuß Durchmesser angebracht sind. Die Decorations- und Maschinenkunst ist noch in ihrer Kindheit und das Orchester, großentheils mit Mulatten besetzt, armselig. Auf dem Repertoir befinden sich nur wenige Stücke, die sich im engen Cyklus ewig wiederholen. Opern und Ballette sind an der Tagesordnung: denn bei den sinnlichen Einwohnern werden nur buntes Spielwerk und äußeres Gepränge, welches das Auge blendet und die Sinne kitzelt, Anklang finden. Die wahre, einfach erhabene Kunst und der geniale Jünger derselben dürfen hier nicht auf Beifall rechnen, und Tiefe und Erhabenheit, die Herz und Kopf zugleich beschäftigen und dem Geweihten den höchsten Genuß gewähren, darf man hier nicht erwarten. Wallenstein und Hamlets „geharnischter Geist" würden ohne Theilnahme über die Bühne schreiten; dagegen aber macht leichte Waare, ein flüchtiges Operngebild, wenn es sonst nur Sinnenkitzel erregt und von einigen Theatercoups begleitet ist, Furore. Man geht aber eigentlich auch hier nicht deßhalb ins Theater, um sich am Bühnenspiel zu unterhalten, sondern um in den Logen ein Zwischenspiel anzuknüpfen, bei welchem Amor die erste Rolle spielt, und das auch interessanter seyn mag, als sich an den Kunstleistungen schlechter Schauspieler zu langweilen.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten verdienen das Hospital, die Santa casa de misericordia genannt, und das Findelhaus besonderer Erwähnung. In jenem werden Kranke von allen Nationen und Farben unentgeltlich behandelt und verpflegt. Die fürchterlichen Krankheiten, die hier, meistens von sehr ungeschickter Hand, behandelt werden, erfüllen mit Abscheu und Entsetzen. Die Lustseuche besonders richtet fürchterliche Verheerungen unter den üppigen Bewohnern dieses Südlandes an.

Von den Fluminensern, wie sich die Bewohner Rio's nennen, so wie von den meisten Brasiliern ist in sittlicher Hinsicht nicht viel Gutes zu berichten. Grobe Sinnlichkeit, Rachsucht, Verstellung, Hinterlist und Falschheit bilden die Grundzüge ihres Charakters. Stirn gegen Stirn ist der Brasilier feig, weiß dagegen aber in der Dunkelheit der Nacht desto besser den meuchelmörderischen Dolch zu gebrauchen. Zu seinen guten Eigenschaften kann man seine Gastfreundschaft, Artigkeit und Dienstfertigkeit rechnen. In allem übrigen ist Gewissen meistens ein Ding, das sie kaum dem Namen nach kennen. Der verderblichsten der Leidenschaften, dem Spiel, sind sie fast ohne Ausnahme bis zur Ausschweifung ergeben, und da sie gewöhnlich um bedeutende Summen spielen, so geschehen nicht selten die abscheulichsten Mordthaten bei diesen Hazardspielen. Die Sklaverei ist der Krebsschaden, der unheilvoll am Lebensmarke der ganzen amerikanischen Erdfeste frißt, denn daß diese den verderblichsten Einfluß auf den Charakter und die Sitten des Volks hat, ist einleuchtend; auch ist in dieser Hinsicht schon genug geschrieben, als daß ich noch ferner ein Wort darüber verlieren sollte. Die heilloseste Menschenrace besteht indessen aus den hier so häufigen Mulatten, und kein Verbrechen ist verabscheuungswürdig genug, wozu diese Bastarde nicht ihren Arm feil böten. Sie morden aus bloßer Wollust einen Weißen, gegen die sie einen gränzenlosen Haß nähren. Der weibliche Theil dieser Race treibt ohne Ausnahme einen Handel mit seinen Reizen.

Die Mulattinnen zeichnen sich meistens durch einen üppigen Körperbau aus und sind im höchsten Grade wollüstig und ausschweifend.

Die Neger, welche wahrscheinlich nicht weniger als $^{4}/_{5}$ Theile der brasilischen Bevölkerung ausmachen, sind im Allgemeinen ein harmloses, gutmüthiges Völkchen, das die Fesseln der Sklaverei, mit denen sie der christliche Barbar seit mehrern Jahrhunderten belastete, geduldig trägt. Bei einer gelinden Behandlung sind sie gutgeartet und man trifft oft eine Weichheit des Gefühls bei ihnen, die den civilisirten Europäer beschämen und in Erstaunen setzen würde. Hieher gehören besonders Züge der Dankbarkeit, der Freundschaft, der kindlichen Liebe. Nur wenn ihr Joch unerträglich und die Kette ihrer Leiden da und dort unerträglich wird, bewaffnet die Rache seinen Arm und der tyrannische Gebieter und seine Familie fallen als Opfer der entsetzlichsten Grausamkeit. Die Neger haben vielen natürlichen Verstand und man trifft sehr geschickte Handwerker unter ihnen. Zur Poesie und ihrer Zwillingsschwester, der Tonkunst, scheinen sie entschiedene Anlagen zu haben. Da sie jedoch nicht einmal die Elemente der ersten Schulwissenschaften und das Wort Erziehung kaum dem Namen nach kennen, so können die Productionen ihres Genies nichts anderes als reine Naturklänge seyn, die aber durch große Wärme, ja Tiefe des Gefühls den Beobachter höchst angenehm überraschen. Ihre Dichtungen sind nur Improvisationen, und mit welcher Rührung habe ich nicht oft diesen poetischen Ergüssen gelauscht, womit der arme Neger unter einer schweren Last seinem Gefühle Luft macht. Der Inhalt dieser einfachen, im Mollton vorgetragenen Stanzen bildet gewöhnlich die Sehnsucht nach der Heimath, die Klage über die Trennung von der Geliebten oder einem Freunde, und obgleich sie auch mitunter Stücke heiterer Tendenz vortragen, so bleibt dennoch Trübsinn der vorherrschende Charakter darin.

Derselbe schwermüthige Charakter drückt sich in ihrer Musik aus, und wenn sie am Abend nach vollendeter Arbeit ihre Instrumente, die Erzeugnisse eigener Erfindung, spielen und mit ihrem Gesange begleiten, so ist ihr Vortrag zwar eintönig und klagend, aber keineswegs unangenehm. Mir hat es wenigstens immer viel Vergnügen gewährt, diesen einfachen Naturtönen zu lauschen. Ihre gewöhnlichen Instrumente sind die Marimba und Viola. Jene besteht aus einem Stück hohlen Holzes, über welches eiserne Tasten von verschiedener Länge und Dicke angebracht sind und die beim Berühren eine Verschiedenheit im Tone von sich geben. Die letztere wird aus einem trockenen Flaschenkürbis verfertigt, woran eine Leiste als Geigenhals angebracht ist.

Das gesellige Leben in Rio bietet wenig Reize dar, und nur eine vieljährige Bekanntschaft öffnet dem Fremden den Zutritt in den engern Familienkreis der höhern und mittlern Stände. Clubs und Versammlungsörter zum geselligen Vergnügen kennt man nicht in Brasilien; höchstens finden sich in den Kaffeehäusern einige politische Kannengießer zusammen. Die Eifersucht des Brasiliers hat eine scharfe Trennung der Geschlechter herbeigeführt, und die Frauen und Töchter stehen unter strenger Aufsicht; aber trotz dem tragen die meisten Ehemänner Hörner, denn Ueppigkeit und Ausschweifung charakterisiren das hiesige schöne Geschlecht. Zu Liebesabenteuern bieten die vielen Kirchen- und Heiligenfeste die besten Gelegenheiten dar, welche Feste denn überhaupt die große Lücke des geselligen Lebens ausfüllen müssen; denn was uns das Schauspielhaus ist, das ist dem Brasilier die Kirche und deren oft phantastische Umzüge und Festlichkeiten. Wenn der erhabene Stifter der christlichen Religion noch auf Erden wandelte, so würde er hier keine Spur mehr von seiner einfachen Lehre finden. Man spielt förmlich Komödie in den Kirchen und bei deren Festen: der Gottmensch erscheint mit der Dornenkrone und Pontius Pilatus in römischem Costüm hält Gericht über ihn; seine Ankläger sieht man in ihrer wunderlichen Tracht und römische Kriegsknechte umschaaren ihn. Zur großen Belustigung des vornehmen wie niedrigen Pöbels wird Judas am grünen Donnerstag gehenkt, und fast vor jedem Hause erblickt man den ihn repräsentirenden Lumpenmann, der später am Sonnabend Morgen den Negern preisgegeben und von ihnen zerrissen und mit lautem Jubel in das Meer gestürzt wird. Bei dergleichen Festen werden kostbare Feuerwerke bei hellem Tage abgebrannt und am Abend ist die Kirche von innen und außen illuminirt; das Geld dazu wird mit voller Musik bei den Gläubigen zusammengebettelt.

Rio's Umgebung ist in der That von bezaubernder Schönheit, und wenn die Hand der Kunst nur etwas nachhälfe, so könnte diese in chaotischer Unordnung schlummernde Landschaft in ein wahres Eden verwandelt werden. Um ganz im Genusse der malerischen Aussicht zu schwelgen, muß man einen der Berge besteigen, an die sich Rio lehnt. Einer der höchsten ist der Corcovado, dessen Spitze ein Telegraph ziert. Eine herrliche Wasserleitung, von einer doppelten Reihe gemauerter Arkaden von zwei übereinander stehenden Bogenreihen getragen, führt von dem über 2000 Fuß hohen Gipfel desselben das Wasser zu einem nahe der Stadt (bei dem Kloster St. Antonio) belegenen großen Bassin, wodurch alle Brunnen mit dem schönsten Wasser gespeist werden. Besteigt man den Berg, so führt der Weg am Sta. Theresia-Kloster vorbei, und von der Spitze desselben entrollt sich wie ein Zauberbild die Stadt und ihre Umgegend mit ihrem großartigen Charakter vor dem Beschauer. Eine reiche, tropische Pflanzenwelt mit allen Zaubern und dem reichen Farbenschmelz, der dem Süden eigen ist, bekleidet die blühenden Thäler. Bäume von dem üppigsten Wuchse, Magnolien und Strelizia umgeben mit ihrem Riesengelaube die romantisch belegenen Landhäuser. Vor uns tief unten zieht sich die große Stadt mit ihren massiven Gebäuden, von dieser Höhe betrachtet, in chaotischer Unregelmäßigkeit hin und in ihren Straßen herrscht Leben und Bewegung. Die Hafenbay hat wie ein breiter Azurgürtel in weitem Halbkreise die große Handelsstadt umarmt, und auf ihrem breiten Spiegel, der sich weithin in das Innere dehnt, wiegen sich unzählbare Schiffe mit ihren flatternden Flaggen. Phantastisch und imponirend steigt am fernen Gesichtskreis das Orgelgebirge (serra das orgãos), dessen sonderbar gestaltete Zacken und Pyramiden mit den Riesenpfeifen einer Orgel verglichen werden können, gigantisch empor und begränzt die Aussicht. Links durch blühende Thäler und Gärten wandert das Auge über Laranjeiras und Catumbi nach Christovao mit einem kaiserlichen Belvedere und vielen romantisch belegenen Landhäusern, und stößt, über Praia Caju mit einem kaiserlichen Garten schweifend, auch hier auf die wilden Massen des Orgelgebirges. Im Rücken endlich dehnt sich der unermeßliche Ocean, ein Bild der Unendlichkeit, das von der schäumenden Brandung eingefaßt ist, aus. Wandert man so den Schlangenpfad des Berges wieder hinab, so wechselt dieß bis in die kleinsten Partien vollendete Gemälde wie die Bilder einer Zauberlaterne ab, immer neue und malerische Perspective eröffnend, zu deren Copirung selbst eine Meisterhand zu arm wäre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1843.

Betrachtungen über angloindische Verhältnisse.

Eine neue Aera soll jetzt — so wird verkündet — für Indien beginnen, die Zeit der militärischen Eroberung und der Ausbreitung der englischen Macht soll vorüber, und die Anstrengungen der angloindischen Regierung nur auf das innere Wohl des Landes gerichtet seyn. Das klingt sehr schön, und der Vorsatz mag auch recht gut gemeint seyn; es fragt sich aber, ob die Gewalt der Umstände und der festgewurzelten Verhältnisse nicht stärker als die Entschlüsse und Ansichten der Menschen sind. Seltsam klingen diese Entschlüsse auch im Munde gerade der jetzigen Machthaber, deren schleuniger Rückzug aus Afghanistan einer Flucht glich, auf der sie wie in unmächtigem Zorn mit Feuer und Schwert das Land verheerten, und, wie so oft geschieht, den Unschuldigen für den Schuldigen leiden ließen. Einer der gefangenen und durch General Pollock befreiten Officiere schreibt aus dem Lager vor Dschellalabad wörtlich Folgendes: „es ist sehr zu bedauern, daß man Aminullah Chan, Häuptling von Logar, ungestraft durchkommen ließ; von allen unsern Feinden war er der unentschuldbarste, da er nichts als Wohlthaten von uns empfangen hatte, und unsere Truppen hätten nicht besser angewendet werden können, als wenn sie seine Hauptvesten, die in der Nähe von Cabul liegen, zerstört hätten. Aber General Pollock hatte unzweifelhaft starke Gründe, allen unnöthigen Aufschub zu vermeiden, und in der That hätte eine wirksame Bestrafung der Hauptverbrecher die Armee ein ganzes Jahr lang beschäftigt." Dieß ist die schlagendste Verurtheilung des barbarischen Verfahrens der Engländer, das als eine kleinliche Rache und keineswegs als eine gewaltige Behauptung ihrer militärischen Ueberlegenheit erscheint, um so mehr, als ihr Rückzug durch die Curd-Cabul-, wie durch die Kheiber-Pässe von steten Angriffen der einheimischen Stämme begleitet war, welche, wenn auch nicht sonderlich erfolgreich, doch ihrem Marsch das Ansehen einer Flucht gaben. Keine Redekünste werden je den Schimpf, welchen dieser Feldzug auf die Engländer wälzt, abwaschen; gerne hätte man, um dem ewigen Gerede von Verrätherei und Hinterlist einen Schein zu geben, Akbar Chan zum Sündenbock gemacht und aufgeknüpft, damit er in den Augen der Welt als ein gemeiner Verbrecher erscheine, wenn es nur geglückt wäre ihn zu ergreifen. Aber diese Genugthuung war den Engländern, so viel sie auch Verräther gegen ihn erkauften, nicht vergönnt, und je aufmerksamer man die Einzelnheiten des ereignißreichen Jahres durchliest, desto mehr findet man, daß Akbar Chan klug, edelmüthig und großherzig, wenn auch nicht gerade nach europäischem Zuschnitt, gehandelt hat. Hätte Akbar Chan königliche Gewalt bei den Afghanen besessen, und wäre er unter den Clanhäuptlingen nicht bloß der erste unter Gleichen gewesen, so wäre von den Engländern wohl kein Mann entkommen, denn die Besatzung von Dschellalabad war im Januar und Februar durch die Kälte so geschwächt, daß sie keines wirksamen Widerstandes fähig gewesen wäre, und die neuesten Nachrichten bringen das unverschleierte Geständniß, daß, wenn Akbar Chans Kriegsplan, nämlich Vermeidung offenen Kampfes und Wüstelegung des umliegenden Landes, befolgt worden wäre, General Nott nie nach Ghizni gekommen seyn würde. Einen solchen Feind muß man freilich auf jede mögliche Weise zu verkleinern suchen, und da man ihm den Gesandtenmord nicht mehr zum Verbrechen anrechnen und ihm keine Mißhandlung der Gefangenen Schuld geben konnte, ohne von den edelmüthig und rücksichtsvoll behandelten Gefangenen offen Lügen gestraft zu werden; so suchte man Akbar Chan noch durch den Erlaß vom 25 Oct. dem öffentlichen Hasse Preis zu geben, indem der Generalgouverneur ihm vorwirft, daß er aus eigennützigen Gründen nicht in die Auswechselung sämmtlicher gefangenen Engländer gegen seinen Vater und seine eigene Familie habe willigen wollen. Aber Akbar Chan, wohl wissend daß die Engländer sich nicht an seinem Vater und seiner Familie vergreifen könnten, handelte im wohlverstandenen Interesse seines Landes, indem er vor allem die Räumung desselben forderte, was die Engländer freilich um ihrer eigenen Ehre und Sicherheit willen nicht zugeben konnten, und worüber die Waffen entscheiden mußten. In der offenen Schlacht ist er, wie zu erwarten, vor der europäischen Waffenkunst erlegen, der Verrath entriß ihm die Gefangenen, von denen einige sich so gegen ihn zu Dank verpflichtet fühlten, daß sie

diesen Weg zur Befreiung gar nicht einschlagen wollten. Dennoch sieht sich die anglo-indische Regierung veranlaßt, seinen Vater und seine Familie auf freien Fuß zu stellen, und es wäre wohl möglich, daß dieß eine von Akbar Chan vorgeschriebene Bedingung wäre, wogegen er nichts Ernstliches gegen die abziehenden Truppen zu unternehmen versprach. So viel auch noch in den Begebenheiten des vorigen Jahres dunkel ist, so kann man doch mit Zuversicht behaupten, daß es eben so wenig gelingen wird, Akbar Chan in den Augen der Eingebornen Indiens, namentlich der Moslems, herabzusetzen, als die englischen Thaten mit einem Heiligen- und Ruhmesschimmer zu umgeben.

Die letzte Erinnerung an Afghanistan in den öffentlichen Actenstücken ist die pomphafte Ankündigung, daß die Sandelholzthore, *) welche aus Ghisni mit fortgeführt wurden, als ein den ungläubigen, feindlichen Moslems abgenommenes Nationalheiligthum dem Tempel von Somnath **) zurückgegeben werden sollten, aus welchem sie Mahmud vor 800 Jahren weggenommen hatte. Die englischen Blätter machen sich über den närrischen Einfall lustig, in solcher Weise sich als den Vorkämpfer des Bramanismus hinzustellen. Besserunterrichtete in England aber werden bald finden, daß ein solches Benehmen eben so unpolitisch als lächerlich ist, unpolitisch nicht bloß gegen die Mohammedaner Indiens, sondern auch in Bezug auf die mohammedanischen Länder vom Indus bis nach Transoxania, vielleicht bis ans Mittelmeer. Seit acht Jahrhunderten betrachtet man in dem weiten Lande zwischen dem Indus und dem caspischen Meere und hin bis nach Ferghana Indien als das Land der Verheißung, als das Land, wo Milch und Honig fließt, wo der Tapfere mit leichter Mühe Schätze sammelt und selbst zum Fürstenrang sich emporschwingt; diese ganze mohammedanische Welt ist ohne Noth und Nutzen auf das bitterste beleidigt, und ihre Vorsprecher, an denen es nicht fehlt, werden sicherlich nicht ermangeln, den Rückzug aus Afghanistan als eine Flucht vor den zur Vertheidigung ihres Glaubens aufgestandenen Moslems auszuposaunen. Gegen diesen Fanatismus einen indischen aufhetzen zu wollen, ist eine Thorheit, die sich selbst rächen wird, denn man darf nur erwägen, daß ein Drittheil aller Sipahis, und zwar der tüchtigste und brauchbarste Theil, namentlich der Reiterei, aus Mohammedanern besteht. Seit Jahren ziehen Fakirs in Indien umher und suchen den muselmännischen Fanatismus anzufachen; hitzige Streitigkeiten sind schon in den einzelnen Garnisonen zwischen den Moslems und den Brama-Anhängern ausgebrochen, und die Regierung, welche alles thun sollte, um diese Spaltung unter den Gliedern Einer Armee zu beschwichtigen, wirft nun selbst

*) S. hierüber Nr. 359 v. vorigen Jahr.

**) Somnath wird in einigen englischen Blättern mit Dschaggernath gleichgestellt. Dieß ist aber ganz unrichtig. Der Tempel des Dschaggernath liegt in Orissa im Bezirk von Cattak, wohin Mahmud nie gedrungen ist; der Tempel von Somnath — Mirchond läßt es unentschieden, ob der Götze oder der Ort so geheißen habe, neigt sich aber einem angeführten persischen Vers zufolge zu der letztern Ansicht — lag in Guzerat, und dahin sollen die Thore auch wieder gebracht werden.

den Feuerbrand hinein. Die angloindische Regierung wird im Innern, wie die englische Diplomatie in Westasien, die Folgen solcher Extravaganzen bald verspüren.

Es ist allerdings wahr, und wir haben es in diesen Blättern mehrmals angeführt, daß England durch eine Verkettung von Umständen zum Vorkämpfer des Hinduismus gegen den Islam geworden ist: seit der Entscheidungsschlacht zwischen Afghanen und Mahratten auf den Feldern von Panniput im Jahre 1761 führt das Verhängniß die Engländer zum Kampf gegen den Islam in Indien. Damals waren es die Engländer, welche die siegreichen Afghanen verhinderten die Herrschaft Indiens wieder an sich zu reißen; sie waren es, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, von denen damals die Mahrattenmacht unterstützt wurde, welche sie später selbst zu brechen genöthigt waren, und wenn dieß Verhältniß in den neuern Zeiten minder offen zu Tage lag, so erklärt sich dieß aus der Stellung Randschit Singhs, welcher an ihrer Statt einen mitleidslosen Kampf gegen den Islam führte, *) und dem sie durch ihr Bündniß mit ihm den Rücken deckten. Obwohl nun durch einen 80jährigen Geschichtsverlauf den Engländern die Beschützung der Hindus gegen die Moslems gleichsam aufgedrungen ist, zeugt es von Klugheit, diese Stellung so offen und so schroff vor der Welt hinzustellen, und jetzt den zündenden Funken in die gährenden Gemüther zu werfen? Man dürfte in England hievon Gelegenheit nehmen, der Generalgouverneurschaft Lord Ellenboroughs möglichst bald ein Ende zu machen.

Die genannte Proclamation zeugt von einem gänzlichen Verkennen asiatischer Herrschaft. Seit Mohammed und in noch höherem Grade seit dem Mongolensturm ist das Princip der Nationalität in Asien gebrochen, und wenn es gleich keinem Zweifel unterliegt, daß seit einiger Zeit sich Symptome kund geben, welche auf eine Wiederbelebung der Nationalitäten hindeuten, so ist vorerst in politischen Berechnungen keineswegs darauf zu zählen. In Vorderasien herrschen die Osmanlis, in Persien die Kadscharen, in Transoxania die Usbecken, in China die Mandschuren, in Indien lange Zeit die afghanischen Stämme, **) jetzt die Engländer, kurz in allen großen Ländern herrschen Fremde. Wir wollen hier auf die Ursache und wahrscheinlichen Wirkungen dieser seltsamen Erscheinung nicht eingehen, sondern machen bloß auf den Hauptunterschied europäischer und asiatischer Reiche aufmerksam, daß in Europa seit geraumer Zeit mehr und mehr die Tendenz vorherrscht, daß alle Staatsangehörigen zu einer mehr oder minder gleichartigen Masse zusammenschmelzen, so daß der Begriff der Nation sich über den des Staats erhebt, während in Asien die Staa-

*) Man erinnere sich nur, daß der kühne Abenteurer Ahmed Schah, der so lange als Ghasi den Bestrebungen Randschit Singhs in der Provinz Peschawer Widerstand leistete, aus Indien, wahrscheinlich aus Rohilkund gebürtig war, und daß seine Emissäre von allen mohammedanischen Fürsten Indiens Geld zum Kampf gegen die Ungläubigen sammelten. S. Massons Reise. Nr. 311 vom vorigen Jahr.

**) Der Name des Mongolenreichs thut hier nichts zur Sache; die Stützen der Herrschaft Babers und seiner Nachkommen waren Afghanen.

ten aus einer buntscheckigen Masse ungleichartiger Stämme bestehen, welche zwar räumlich neben einander wohnen, sich aber gegenseitig hassen und anfeinden. Eine solche Masse ist gewiß nur durch strenge Gewalt zusammenzuhalten. Der intelligenteste, der tapferste Stamm, derjenige, welcher am meisten innern Zusammenhang hat, wird die andern verschiedenartigen Stämme in Unterwürfigkeit halten, und das heißt dann ein Staat. Der herrschende Stamm ist natürlich der bevorzugte, er verhindert so lange er kann das Emportauchen mächtiger Männer aus den untergeordneten Stämmen, er schlägt, so lange er kann, die Spitzen ab, um es nur mit dem niedern, tributzahlenden Volke zu thun zu haben. Darum sind die europäischen Ideen von gleicher Berechtigung aller Staatsangehörigen ein Unding, welches sich mit der ganzen Lage der Sachen nicht verträgt, und die Engländer selbst haben in Indien zur Genüge diese Erfahrung gemacht: die vielfachen Versuche, Eingeborne zu Aemtern zu befördern und sie bis zu einem gewissen Grade den Europäern gleichzustellen, sind bis jetzt sämmtlich mißlungen. Die Engländer haben von Anfang an eine Schranke um sich gezogen, die kein Eingeborner überschreiten konnte, es sollte aber auch kein Eingeborner eine von ihnen unabhängige Macht erwerben; so waren diese factisch ausgeschlossen, und wenn es den Engländern in einer Gerechtigkeits- oder Humanitätslaune plötzlich einfiel, den Eingebornen auch einen Platz einzuräumen, so fehlten alle Vorbedingungen dazu, und es meldeten sich bloß Leute, die aus reinem Eigennutz sich vordrängten. Die größte Schwierigkeit aber in Indien waren die verschiedenen Stämme, Kasten und Religionen, so daß es durchaus nicht gerathen ist, dem einen eine Gewalt über die andern einzuräumen. Es ist somit in Indien eine Thorheit ohne Gleichen, ein baarer Unsinn, sich an eine Nation und an einen nationalen Ruhm zu wenden, wie Lord Ellenborough gethan hat, denn die eine existirt so wenig wie der andere. Gewonnen also hat Lord Ellenborough mit seiner abgeschmackten Proclamation Niemand: er hat sich nur bei allen gebildeten Bewohnern Hindustans, Hindus wie Moslems, lächerlich gemacht, wenn nicht gar verachtlich, was nach dem kläglichen Mißlingen der ganzen afghanischen Expedition eben nicht nöthig gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

Von Rio aus unternahm ich mehrere Reisen in das Innere des Landes, und unter anderm folgte ich der Einladung eines Freundes, der sich ungefähr 60 Meilen von der Hauptstadt in einer jener romantischen Wildnisse niedergelassen hatte, an denen Brasilien so reich ist. An einem Sonntag Morgen ließ ich mich mit meinem Pferde über die breite Hafenbay nach dem Städtchen Praya Grande übersetzen, wo viele Reiche aus der Hauptstadt niedliche Landhäuser besitzen, um dort die erquickende Kühle der Land- und Seewinde während der heißen Tageszeit zu genießen.

Mein Weg zog sich anfangs durch eine weite Ebene hin, die Rio bis zu den Schluchten des Orgelgebirges und der Serra do Mar auf dieser Seite umgibt und mit Weiden und einzelnen Holzungen angenehm abwechselt, doch außer einigen hübschen Landhäusern und tropischen Gewächsen eben nichts Merkwürdiges darbot. Im Wirthshause eines ziemlich armseligen Ortes, den ich gegen Mittag erreichte, traf ich den Pfarrer von St. Joao del Rei, einem etwa 8 Leguas entfernten Städtchen, der in der Umgegend Messe gelesen hatte. Er war ein aufgeräumter, munterer Mann, führte sehr weltliche Gespräche, sprach der Weinflasche weidlich zu und wechselte mit der uns bei Tische aufwartenden, ziemlich hübschen Mulattin so bedeutungsvolle Blicke und Winke, daß man es leicht merken konnte, ihre gegenseitige Bekanntschaft datire sich nicht von heute. Die gelbe Schöne schien indessen diese Huldigungen nur lau aufzunehmen, und gab, wie es mir schien, mit einem Anflug von Eifersucht zu verstehen, daß er dieselben bis zu seiner Zuhausekunft sparen möchte, wo er Gelegenheit genug haben würde, dergleichen Courtoisien besser anzubringen. Der würdige Diener der Kirche ließ sich durch diesen Seitenblick auf seine Haushälterin aber nicht irre machen, sondern behauptete lautlachend und mit einer noblen Freimüthigkeit, daß die gelben Schönheiten immer einen mächtigen Eindruck auf sein leicht entzündliches Herz zu machen pflegten, dergestalt, daß in ihrer Nähe alle Schönen von andern Farben in den Hintergrund gedrängt würden.

Das Wirthshaus hatte, wie überall im Innern Brasiliens, wenn man ja noch so glücklich ist, eines anzutreffen, nichts Einladendes und unser Tisch war sehr frugal besetzt. Die Gerichte bestanden aus Reis mit Hühnerfleisch gekocht, gedörrtem Fleisch (carne secca) und schwarzen Bohnen, die mit dem Mehl der Maniocawurzel vermischt werden. Brod kennt man kaum im Innern des Landes. Die Speisen werden mit den stärksten Pfefferarten gewürzt. Mit Südfrüchten, als Orangen und Bananen, war unser Tisch reichlich bedacht und der Portwein gut.

Nachdem wir unsere Eßlust befriedigt hatten, streckten wir uns, nach der hier allgemein üblichen Sitte, einige Stunden auf Matten hin, nicht aber um zu schlafen, sondern um die begonnene joviale Unterhaltung fortzusetzen, wobei von Seite meines launigen Gesellschafters die heftigsten Erschütterungen des Zwerchfells erfolgten, die er als schuldigen Tribut seinen eigenen humoristischen Einfällen darbrachte. Einem brasilischen Pater muß man nicht zumuthen, über Wissenschaft und Kunst zu reden, denn das Gebiet derselben bleibt ihm in der Regel eine terra incognita. Die Brasilier lieben am meisten Unterredungen, deren Inhalt erotischer, in das Schlüpferige hinüber spielender Natur ist. Diesen Geschmack schien auch der würdige Geistliche aus St. Joao del Rei mit seinen Landsleuten gemein zu haben.

Da mein Weg ebenfalls durch den Wohnort des Pfarrers führte, so machten wir Gesellschaft. Er bestieg sein stattliches Maulthier, ich dagegen meinen Klepper. Mein Gesellschafter war in der Chronique scandaleuse der Gegend sehr bewandert, und bei jeder Fazenda (Landgut), an der unser Weg vorüberführte, wußte er irgend eine, meistens pikante Geschichte von den Besitzern und deren Familien zum Besten zu geben. Nur einmal ging er von seinen lustigen Schnurren zu einem ernsthaftern Thema über. „Sehen Sie, Senhor! jene Fazenda dort?“ fragte er mit einer Miene, die gegen seine frühere Heiterkeit gar sehr abstach. „Ach! es ist eine trübselige Geschichte,“ fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort. „Dort wohnt jetzt der Eigenthümer bei allem Reichthum in trauriger Abgezogenheit, und Kummer und Unglück haben sein Haar vor der Zeit gebleicht. Seine Gattin ist wahnsinnig geworden.

Ach! Senhor! lassen Sie mich's kurz machen. Sie hatten eine Tochter, schön wie man die Engel sich denkt, und einen Sohn, die Hoffnung und die Freude ihres Alters. Der Vater hatte den letztern zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Coimbra in Portugal geschickt. Unterdessen kommt ein junger Mann von guter Familie und einnehmendem Aeußern in diese Gegend, sieht die schöne Joaquina und rasch, wie die Liebe in unserem Südlande zu Werke geht, hat die heftigste Leidenschaft sein Herz entzündet. Auch die junge Dame bleibt nicht gleichgültig gegen die Reize des schönen jungen Mannes, sondern wendet ihm bald ihre volle Zuneigung zu. Da die Liebenden inzwischen nur selten Gelegenheit hatten, sich auf kurze Zeit zu sehen oder zu sprechen, so wurden diese flüchtigen Augenblicke bloß ihrer Zärtlichkeit gewidmet und von den gegenseitigen Familienverhältnissen war nicht die Rede. Er hatte keinen Zutritt bei der Familie, auch würde ihr Vater, ein ahnenstolzer Mann, wohl nie seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung gegeben haben. In einer Mondnacht nun, als der von seiner Leidenschaft rastlos umhergetriebene junge Mann durch die dem Vater seiner Geliebten gehörenden Pflanzung streicht, um noch einen Blick, ein Wort von ihr zu erhaschen, oder ihren Schatten im Zimmer zu sehen (Sie wissen, Senhor! welche Dinge von Wichtigkeit dieß für ein heftig liebendes Gemüth sind), gewahrt er zwei Gestalten in einem Seitengange sich entgegen kommen. Er verbirgt sich hinter Gebüsch und sieht seine Geliebte am Arm eines jungen Mannes im vertraulichen Gespräche. Sein Blut wallt furchtbar bei diesem Anblick und die Furien der Eifersucht fallen mit ihrer ganzen Wuth seine Brust an; er hält sich für verrathen, betrogen, und als jetzt das Paar in seiner Nähe zärtliche Küsse wechselt, da ist er nicht länger Herr seiner empörten Gefühle. Er stürzt sich mit einem Sprunge, wie ein Schaguar, auf seinen vermeintlich begünstigtern Nebenbuhler und dieser sinkt, von seinem Dolche durchbohrt, sogleich todt zur Erde. Joaquina, die das Blut fließen sieht und das letzte Röcheln des Sterbenden hört, sinkt ohnmächtig mit dem Ausrufe zu Boden: „Mein Bruder, mein unglücklicher Bruder!“ Er war's in der That und eben erst aus Portugal zurückgekehrt. Im Nonnenkloster der heiligen Therese in Rio wollte die Unglückliche ihr Leben beschließen, allein der Himmel hatte Mitleiden mit ihrem großen Schmerze, denn ehe noch das Probejahr verflossen, war das hartgeprüfte Herz gebrochen.

„Ich habe den unglücklichen Mörder wohl gekannt,“ fuhr der Geistliche mit sichtlicher Bewegung fort. „Er war mit mir auf der Hochschule zu St. Paulo, wo er seines sanftmüthigen Charakters und Fleißes wegen allgemein beliebt war. Allein seit jener Unglücksthat ist seine ganze Natur in ihren Grundfesten erschüttert und wie umgewandelt: seitdem wälzt er nur Plane des Mordes und der Zerstörung in seiner zerrissenen Brust; denn, Senhor! es ist kein anderer, als der weithin gefürchtete Guimarens, der Räuberchef, der mit seinen Banden in jenen Gebirgen haust und die Umgegend der Hauptstadt unsicher macht.“

Von diesem Raubfürsten der brasilischen Urwälder, dessen Namen und Thaten damals im Munde aller Bewohner waren, hatte ich allerdings manches gehört, was lebhaft an einen Rinaldo Rinaldini und andere Industrieritter, deren Thaten in der deutschen Romanliteratur einen so großen Raum einnehmen, erinnerte. Ich sollte jedoch diesen merkwürdigen Mann von Angesicht zu Angesicht, wenn gleich nur im Tode, sehen, denn als ich etwa sechs Monate später durch eine Povoaçao (Ansiedlung) in der Nähe der Serra do Mar eines Nachmittags anlangte, fand ich den ganzen Ort in der größten Aufregung. Auf meine Frage nach der Ursache erwiederte man mir, der berüchtigte Guimarens sey erschossen. Ich begab mich nach dem Orte, wohin man vorläufig seinen Leichnam gebracht hatte. Er war von schlankem Körperbau, hatte regelmäßige und feine Züge, die aber dennoch eine große Entschlossenheit und Energie verriethen. Sein Haupt war von dunkeln Locken umschattet und auf der Stirne schien ein beständiger und düsterer Ernst gewohnt zu haben. Die Kleidung war elegant. Das Beinkleid und die Jacke, beide jetzt mit Blut befleckt, waren von feinem, weißem sogenannten englischem Leder, der Mantel vom feinsten Tuch und an den Stiefeln befanden sich noch die dicken, massiven, silbernen Sporen. Den Schuß, der seinen Tod herbeiführte und durch die Brust gegangen war, hatte er bei einem Ueberfall von dem Besitzer der Plantage empfangen. Das Urtheil der Umstehenden über diesen verwegenen Räuber lautete sehr verschieden; während einige ihn verdammten und mit Schmähungen überhäuften, hörte man andere dagegen behaupten: „foi homen de bem; elle teve o corasao generoso! (er war ein braver Mann; er hatte ein großmüthiges Herz!)

Unter diesen Gesprächen erreichten wir bei Anbruch des Abends St. Joao del Rei, ein Städtchen oder Flecken von etwa 1000 Einwohnern. Der Geistliche lud mich ein, in seiner Wohnung zu übernachten, und da ich hoffen durfte, bei ihm ein besseres Unterkommen zu finden, als in einem schlechten und schmutzigen casa do pasto (Wirthshause) des Orts, so lehnte ich sein Anerbieten nicht ab. Unsere Thiere übergaben wir einem Neger zur Verpflegung und beim Eintritt in die Wohnung bewillkommte uns eine schwarzäugige, recht hübsche Brasilianerin, bei deren Anblick mir die Anspielungen der Mulattin recht lebendig wieder einfielen. Die brasilischen Geistlichen leben fast ohne Ausnahme trotz des Gelübdes der Keuschheit im Concubinat, und dieses Verhältniß ist dort so allgemein an der Tagesordnung, daß es durchaus nicht auffällt oder gar ein Stein des Anstoßes für die Gläubigen würde.

Auch mein würdiger Wirth schien ein vertrautes Verhältniß zu seiner Haushälterin keineswegs verschleiern zu wollen, denn bei der Abendmahlzeit nahm Marietta ohne Umstände Platz an der Tafel, ließ sich wie eine Gebieterin bedienen, und als der Pater mir den Vorschlag machte, einem kleinen Kirchenfeste, das eben heute gefeiert wurde, beizuwohnen, so bestand sie darauf, uns begleiten zu wollen. Der Geistliche schien anfangs nicht geneigt, diesem Begehren zu willfahren, allein ich unterstützte das Gesuch der Schönen und Marietta ging mit.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Kabliaus an der französischen Küste. Nach den Blättern aus mehrern französischen Seestädten, so wie nach den Journalen von Jersey und Guernesey hat sich eine bedeutende Anzahl Kabliaus im Canal sehen lassen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 6 Januar.)

Die schottische Kirche. Die Vorkämpfer derjenigen, welche sich gegen jede Beeinträchtigung der Gemeindefreiheit in den Wahlen der Geistlichkeit erklären und in Wahrheit eine moderne Theokratie gründen wollen, haben sich mit ihren Beschwerden an die Regierung gewendet, sollen aber von dieser sehr bestimmt zurechtgewiesen worden seyn. (ibid. vom 12 Januar.)

Kirchenspaltung in England. Die Spaltung droht jetzt mit einem Ausbruch: der Bischof von London hat dem Andringen der sogenannten katholischen Partei der Staatskirche nachgegeben und seinen Geistlichen ein weißes Chorhemd zu tragen angerathen. Diesem widersetzt sich der protestantisch gesinnte Theil, und der Bruch ist fast unvermeidlich. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1843.

Stockholm.

Zweiter Abschnitt.

Ist man über die Zeiten der ersten Jugend und Unerfahrenheit hinweg, so gibt es nichts Langweiligeres, als fremd in fremder Stadt umherzuwandeln. Die todten Mauern haben kein Interesse, weil wir schon zu viel große Gebäude sahen, um bloße Außenseiten ohne historische Verknüpfungen zu bewundern. Vom Getriebe der Menschen begreifen wir keine Ursachen, und man befindet sich in der Lage eines Tauben, welcher Tanzende betrachtet. Ein erfahrner Freund sprach mir viel vom Auffallenden der Physiognomien in Schweden, zumal wenn man aus Rußland komme, und ich stimme mit ihm darin überein; nur kann ich nicht die allgemeine, überraschende Schönheit des weiblichen Geschlechts zugeben. Allerdings ist die niedere Classe in Schweden nicht so versumpft und verdumpft wie vis à vis gegen Osten, und es findet sich schöne Bildung an einzelnen Individuen; allein Schönheit als Regel annehmen zu wollen, heißt die Schönheit beleidigen. Wenn Reisende vielfach entzückt sind von schönen Schwedinnen, so liegt darin keineswegs Unwahrheit, allein man sah oft schöne Individuen und wurde durch diese bestochen. Die Ursachen sind großentheils in der weiblichen Bedienung zu suchen, welche in den Wirthshäusern Schwedens so gewöhnlich ist, und wozu allerdings stets die hübschesten Mädchen gewählt werden, zumal sie für den Wirth am wohlfeilsten werden, je mehr ihre Wohlgebildetheit steigt, weil angenommen wird, daß Nebeneinkommen in gleichem Maaße den Lohn reichlich ersetze. Die Wirthe sorgen mithin ihrerseits bestens für die Vernichtung des Schönsten im Lande, für Demoralisation künftiger Mütter. Pfui der Schande!

Mein schwedisches Papiergeld hatte sich verzettelt, so ansehnlich der vom Consul W. empfangene Pack gewesen war, denn ich gehöre zu den Thoren, die lieber zu Hause bleiben, als auf Reisen gehen wenn es gilt zu kargen. Darum beabsichtigte ich einen Theil der so mächtigen, geldgeharnischten Holländer in Papier aufzulösen. Eine solche Zersetzung oder chemische Auflösung besorgt in Deutschland jeder Wechsler; allein in Stockholm wird man damit zum — Goldarbeiter verwiesen. Ich habe nicht erfahren können, ob vielleicht das Klima offenen Wechselgeschäften unpassend sey, oder welchem Umstande ich es zuzuschreiben hatte, daß nur ein reicher Goldschmied auf Norrmalm so gütig war, mir mit ansehnlichem Gewinn seiner- und dito Verlust meinerseits, die schönsten geränderten, wichtigen und gewichtigen holländischen Ducaten in leichtes, zerlumptes, schwedisches Papiergeld umzusetzen. Von solchen Lumpen laßt sich der freie Menschensinn tyrannisiren, weil — er damit seinerseits auch wieder den Tyrannen gegen andere seinesgleichen zu spielen vermag! So lange die arme Menschheit von dem Dämon Geld geplagt wird, müssen alle Reformversuche scheitern und können ruhig rubricirt werden sub: much ado about nothing. Eine zweite göttliche Macht, gleich Christus, müßte erstehen, um den Wucher aus dem großen Welttempel zu vertreiben! Gleichviel alles! ich war wieder im Besitze des Dinges, wonach hier jeder mehr noch als anderswo willig tanzt, und wäre es der größte Freiheitsprophet, Freiheitsverfechter und Freiheitsstreiter; darum wanderte ich über den Helge-Ands-Holm zurück nach Stora Nygaten, wo ich dießmal v. St. antraf, der ausrief:

„Endlich halten Sie Wort! Nun, ich nehme Sie hiermit feierlichst in Beschlag, wo kann ich Ihre Equipage abholen lassen?"

„Meine Person, Bester," entgegnete ich, „steht von früh bis spät zur beliebigsten Disposition, machen Sie mit derselben je mehr je besser, allein ich gefalle mir eben, nach langer Entbehrung, im Mangel am Besitz einer Haushaltung und möchte es noch ein Weilchen im Hôtel de Commerce versuchen. Ich befinde mich auf der Beobachtungsjagd und wünschte mich verzehnfachen zu können, um in Ermangelung von Lesage's diable boiteux hier nicht zu kurz zu kommen!

„Stets der Alte und der Sonderling! Doch wie Sie wollen, mein Haus steht Ihnen jederzeit offen, und je eher Sie es zum Ihrigen machen, je mehr erfreuen Sie mich. Ich habe viel über Petersburg von Ihnen zu erfragen, und schlage dazu eine Ausfahrt vor. Sie können gelegentlich heut auch einer

Art Parade oder Proberevue auf den Ladugardsgärten beiwohnen."

Bald saßen wir in einer eleganten Halbchaise und rollten Norrmalm zu, wobei ich die Bemerkung machte, daß das Straßenpflaster Stockholms bei der Nähe und Wohlfeilheit des schönsten Pflastermaterials, des Granits, noch sehr unvollkommen, oft schlecht zu nennen ist. Ich hätte lieber einige Prachtgebäude der Stadt weniger und mehr Comfort beim Gehen und Fahren gehabt; allein so ist der Mensch! Vergeblich predige ich jetzt meinem Gärtner, er solle sich bei der Arbeit solidere Kleidungsstücke, z. B. Rahmstiefeln, Lederhosen u. dgl. anschaffen, anstatt der unsoliden Halbtuchlappen u. s. w., die zwar vierzehn Tage nett aussehen, aber schon bei der ersten Kniebeugung zerplatzen, und anstatt der leichten Stiefelchen von Leder aus einer Geschwindgerberei, denen kein Regen geboten werden darf. Der junge Bursche weiß es besser, denn ihm predigt die Eitelkeit, ihm schmeichelten damit ein paar Dorfschönheiten! und haben die Zeit, Stockholm und mein Gärtner nicht am Ende noch Recht? Die immer zunehmende Menschheit verlangt Beschäftigung, während Fabriken und Maschinen die Faulenzerei zu begünstigen, zu vermehren bemüht sind. Wollten wir also noch obendrein an alter Solidität festhalten, wo hinaus sollte es zuletzt laufen? Die neuere Zeit hascht nach Vergänglichem, und man fängt eben die meisten Fliegen nicht mit Essig, sondern mit Honig. Darum wird auch unsere Zeit gefüttert, wie sie es will; Gott allein weiß, wohin solche Fütterung führen wird! Folgt man den Beispielen in der Geschichte, so sind es Zeichen des Sinkens, die bei uns jetzt in so reichlichem Maaße sichtbar werden.

Endlich gelangten wir auf ungepflasterten, aber gut chaussirten Fahrweg, und mein Bericht über Petersburger Verhältnisse fiel mir weniger schwer. Nebenbei zeigte mir Norrmalm, bekannt als Stockholms schönstgebauter Stadttheil, daß man sich nicht mit höhern Ansprüchen hieher begeben darf, als welche die erste beste, nicht zu sehr vernachlässigte Stadt Norddeutschlands zu realisiren vermag; namentlich muß man nicht mit Petersburger Maaßstabe versehen seyn, dieser ist — trotz vieler parties honteuses — im Durchschnitte zu großartig, daß selbst anspruchsvollere Orte dagegen zurückstehen müssen. Nur das gigantische Schloßgebäude übertrifft sogar alles, was Petersburg dagegen aufzuweisen vermag, sowohl an Größe als an Reinheit des Baustyls.

Auf dem Ladugardsgarde (Exercirplatze) angelangt, fanden wir eine ziemliche Anzahl Militär daselbst aufgestellt und exercirend, umgeben von einer ansehnlichen Zuschauermenge.

„Des alten Sergeanten militärischer Geist scheint sich auf seine Truppen fortzupflanzen; wie schön die Leute aussehen, wie gut sie exerciren, welch' prächtige Cavallerie und wie glänzend die Officiere!" so rief ich meinem Freunde Russisch zu; von Petersburg her noch daran gewöhnt, alle Urtheile möglichst in gewissem Kreise zu halten; v. St. bemerkte zunächst:

„Sprechen wir immer Französisch, mir ist das Russische jetzt nicht geläufig, und hier hat man nicht nöthig solche Rücksichten zu nehmen wie in Petersburg; man spricht sich über alles ziemlich frei aus, und selbst in meiner Stellung brauche ich mich nicht zu geniren die divergirendste Meinung wenigstens anzuhören; es würde sogar nichts verschlagen, wenn ich mich zu einer oder der andern bekennen möchte, da man die personelle Meinung wohl von einer dienstlichen zu unterscheiden weiß. Was Sie in Betreff des Militärs bemerken, ist richtig; mais à quoi bon? möchte man bei solchem Zustande fragen. Wozu dem armen Schweden eine solche Last aufbürden, da es probablement mit Niemand Krieg führen kann? Gegen Rußland, seinen einzigen gefahrvollen Nachbar, so wie etwa gegen andere Möglichkeiten würde die einfachste allgemeine Landwehr, das mindest kostspielige und vernunftgemäßeste Schutzmittel seyn. Auch war es stets noch in Schweden ein ähnlicher allgemeiner Aufstand, der die Krone und Nationalität rettete."

„Aber womit die Menge des armen Adels beschäftigen?" fiel ich ein.

„Da liegt der faule Flecken!" erwiederte v. St. „Warum mit Gewalt die Ansprüche von etwa 15,000 Adeligen auf Unkosten von zwei Millionen geltend erhalten wollen? Hier ist es nicht wie anderswo; selbst die Intelligenz ist auf Seiten der Gegner des Adels und auch von einer Exclusivbildung wenig mehr die Rede. Unter solchen Umständen muß jeder, der es mit dem Adel gut meint, diesem rathen in der Zeit auf Deckung eines unvermeidlichen Rückzuges bedacht zu seyn, damit nicht noch zuletzt das Kind gar mit dem Bade verschüttet werde."

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über angloindische Verhältnisse.

(Schluß.)

Ein scharfsinniger englischer Beobachter macht über die Stellung der Engländer in Indien folgende Bemerkungen: „ein eigenthümlicher Umstand stellt den persönlichen Charakter der Engländer höher und reiner, macht aber gerade darum ihre Herrschaft widerwärtiger und drückender als die irgend eines fremden Stammes in einem der großen asiatischen Reiche. Die Armee und der Civildienst machen die Regierung Indiens aus; alle Aemter von Bedeutung sind im Besitze von Engländern, jede erledigte Stelle wird durch einen fortwährenden Zufluß roher Recruten von England ausgefüllt; Ansiedlung der Engländer in Indien ist durchaus verboten.*) Die Regenten und die Regierten amalgamiren sich deßhalb nicht, wie dieß doch mit allen erobernden Völkern geschah, die ihre alte Heimath verlassen haben. Die Engländer in Indien blieben Europäer, behaupteten eine höhere moralische Stellung, als dieß bei einer Halb- oder Creolenkaste der Fall seyn würde, aber sie blieben zugleich auch stets der übrigen Bevölkerung fremd, unbekümmert um deren Interesse und hochmüthig gegen die Einzelnen, — Abenteurer, welche nur die Mittel erwerben wollten, um in England zu leben, keine Staatsmänner, die mit

*) Der schwache Anfang in Dehra Dhun kann wohl kaum dagegen angeführt werden.

Herz und Seele sich ihrem Amte widmeten." Nicht mit Unrecht leitet der Verfasser von diesem Sachverhalte alle wesentlichen Gebrechen der anglo-indischen Verwaltung ab. Die unmäßige und ungerechte Besteurung des Bodens, worüber seit Jahren hin und her gesprochen und nichts entschieden wird, die Monopole des Opiums und des Salzes, welche Niemand vertheidigt und die man doch bestehen läßt, den Mangel an Volksunterricht, worüber man bei der mächtigen Priesterschaft anzustoßen fürchtet, das unschlüssige Benehmen gegen die einheimischen Fürsten, welchen man alle Macht genommen hat, nur die nicht, ihren unglücklichen Unterthanen auf alle mögliche Weise Geld abzupressen. Der genannte Verfasser meint, der unentschiedene Streit über das Recht des Grundbesitzes,*) die Monopole, der elende Zustand des Rechtswesens und der Gerichtsverwaltung, die Demoralisation der Eingebornen und ihr grober Aberglaube, alles dieß sey eine Schande für das mächtige, civilisirte England; er hebt ferner den beachtenswerthen Umstand hervor, daß die Beamten der Compagnie nur streng nach dem Dienstalter vorrücken, daß nur in der Diplomatie dem Talente mehr Raum gegeben sey sich emporzuschwingen, und zieht daraus nicht mit Unrecht den Schluß, daß hierin die Ursache liege, weßhalb die Aufmerksamkeit gerade der bessern Köpfe mit einer gefährlichen Ausschließlichkeit sich auf die auswärtigen Angelegenheiten werfe und das Innere vernachlässige.

Alle diese Uebelstände sind wahr und lassen sich nicht bestreiten, wie steht es aber mit den Mitteln zur Abhülfe? Hierüber läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Vor allem muß man eine öffentliche Meinung, ein Nationalgefühl in unsern indischen Besitzungen erschaffen, und zu diesem Ende sollten geborne Engländer sich im Lande niederlassen und Landeigenthum erwerben dürfen; man sollte englische Bildung und Denkungsart bei den Vornehmen und den reichen Kaufleuten Bengalens, so wie bei den Parsis in Bombay ermuntern, und eine angloindische Aristokratie bilden, vor der die feindliche, einheimische Aristokratie nach und nach zurückweichen, oder mit der sie sich verschmelzen würde. Die Vorrechte, welche man in neuerer Zeit den Halbkasten (Eurasiern) gewährte, sollten bestätigt und erweitert werden. Dadurch würde man ein Publicum bilden, das moralisch und geistig zwar nicht so hoch stünde wie das europäische, aber doch weit höher als irgend eines bisher in Indien bestand, und das selbst durch seine Vorurtheile mit England verbunden wäre." Auf diese Weise würde allerdings der schlimmste Charakterzug der englischen Herrschaft, der Mangel an Amalgamation mit dem Volke, allmählich verschwinden, aber diese Mittel sind von sehr langer Hand, sie brauchen viele Jahre bis sie zur Reife kommen, und es fragt sich, ob die Umstände auch eine ruhige Entwicklung dieser Mittel gestatten. Man darf nicht vergessen, daß die Engländer trotz ihrer Siege geschlagen aus Afghanistan zurückkommen, der vorwärts rollende Strom ihrer Eroberung ist schon im Rücklauf, sie können sich zwar noch Sind und den Pendschab einverleiben, aber dieß ist keine Trophäe mehr, der Nimbus ihrer Unüberwindlichkeit ist zerflossen; der Generalgouverneur nimmt zwar eine hohe Miene an, läßt Fürsten, von denen man allerdings weiß, daß sie in die Verschwörung des Jahres 1839 gegen die Engländer verwickelt waren, nicht vor sich, hat eine mächtige Armee aufgestellt, und ist auch für den Augenblick stark genug jeden bewaffneten Aufstand niederzuschlagen, aber, wie sich die angloindische Regierung gegen die im Finstern schleichenden Intriguen, Verschwörungen und einzelnen Ausbrüche in die Länge vertheidigen wird, jetzt wo der Zauber ihrer Allmacht gebrochen, das ist eine andere Frage. Ein zweiter kaum minder schlimmer Umstand ist der Mangel an baarem Geld. Die Engländer haben nach und nach durch ihr Handelssystem, das alle inländische Industrie vernichtete, dieß Land, einst das geldreichste von allen, so sehr von baaren Umlaufsmitteln entblößt, daß der kaufmännische Verkehr nicht wenig erschwert worden ist. Der Fall ist ziemlich derselbe, wie in Brasilien und auf Java, wenn auch auf anderem Wege herbeigeführt. Jetzt dringt man in die Regierung dem Mangel an baarem Geld durch ein von ihr garantirtes Papiergeld abzuhelfen. Dieß ist aber ein Auskunftsmittel, welches ebenfalls nur wenig Jahre dauern kann und auf welches auch die Regierung, wie es scheint, einzugehen nicht Lust hat. Es fragt sich also, wie man Indien aus der Verarmung, in welche es die englische Herrschaft und das englische Handelssystem gestürzt hat, herausreißen kann; und ehe nicht diese Frage gelöst ist, möchten alle andern ziemlich überflüssig seyn, denn wenn die bisherige Verarmung fortschreitet, so wird bald die Behauptung Indiens eine unerträgliche Last werden.

*) Wir erwähnen hier nur kurz, daß in Indien das Land aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich den Gemeinden gehörte, daß in den mohammedanischen Zeiten ein besonderer Beamter, Zemindar, die Steuern eines Districts erhob, auch nach mohammedanischen Gewohnheiten häufig pachtete, daß dieser Pacht erblich wurde, und die Engländer, theils durch den Namen Zemindar (Bodeninhaber) theils durch ihre aristokratischen Ansichten verführt, diesen als den wahren Eigenthümer des Bodens betrachteten, und ihn auch, wenigstens in den Hauptprovinzen, Bengalen und Behar, dafür erklärten. So ist aller Grundbesitz unsicher gemacht, die Entwicklung des Ackerbaues gehemmt, und in Verbindung mit der Höhe der Grundsteuer der Grund gelegt zu der häufig wiederkehrenden partiellen Hungersnoth.

Arsenik als Heilmittel bei Schafen.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 2 Januar machte Hr. Gasparin folgende Mittheilung: Hr. Cambassèdes besaß eine zahlreiche Schafheerde, die durch Temperaturwechsel u. s. w. sehr an chronischer Seuche (pleurosie) litt. Viele waren schon gestorben, andere in einem hoffnungslosen Zustande, als der Besitzer hörte, daß ein Knabe in einem ähnlichen Fall eine starke Dosis Arsenik gegeben habe. Der schlechte Zustand von 20 seiner Schafe bewog ihn den Versuch anzustellen. Er gab jedem Schaf eine Dosis Arsenik mit gewöhnlichem Salz gemischt, und von diesen 20 starben nur zwei, die andern genasen nach acht Tagen. Der glückliche Erfolg ermunterte ihn den Versuch auszudehnen, und das Ergebniß war dasselbe. Arsenik scheint den Schafen im gesunden Zustande nicht zu schaden. Die Akademie will die Sache näher untersuchen lassen und das Ergebniß dann öffentlich bekannt machen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Fortsetzung.)

Das Fest, welches man zum Besten der Kirche und besonders ihrer Diener beging, war ganz eigener Art: es war eine Auction. Die hier zur Versteigerung kommenden Gegenstände, unter denen sich sehr weltliche befanden, hatten vorher die kirchliche Weihe erhalten und gingen daher zum zehnfachen Preise ihres Werthes reißend ab. Ich kaufte ehrenhalber und um unserer Begleiterin einige Aufmerksamkeit zu bezeigen, z. B. einen Gürtel, und obgleich derselbe vielleicht keinen halben Thaler werth seyn mochte, so mußte ich dennoch 5 Thaler dafür zahlen.

Uebrigens bot das Fest einen recht heitern Anblick dar. Die Geistlichkeit hatte alles aufgeboten, um dem Feste Glanz zu geben und der versammelten Menge einen vergnügten Abend zu bereiten. Die Kirche war vom Fundament bis zur Thurmspitze mit farbigen Lampen erleuchtet, ein Feuerwerk wurde abgebrannt und Raketen prasselten beständig in den Lüften. Eine Musikbande von Negern spielte sehr weltliche und lustige Stücke auf, und besonders verursachten die lustigen und barocken Einfälle des Auctionators, der zugleich den Buffo machte, eine allgemeine Heiterkeit. Mehr konnte man also billigerweise nicht erwarten, um sich mit Anstand prellen zu lassen.

Der schöne brasilische Abend hatte nicht nur die sämmtliche Einwohnerschaft des Orts, sondern auch die reichen Fazendeiros der Umgegend mit ihren Familien herbeigezogen. Auf dem grünen, vor der Kirche befindlichen Platze hatten sich malerische Gruppen auf Matten gelagert und alle scherzten, lachten und freuten sich des Lebens. Die meisten verzehrten ihr Abendbrod, wozu reichlich Portwein genossen wurde, hier unter dem mondhellen, besternten Südhimmel, und als wir so durch diese Gruppen wandelten, wurden wir mehr denn einmal zur Theilnahme an dem Imbiß eingeladen; denn die Gastfreundschaft übt so allgemein ihr schönes Recht in Brasilien, daß solche Einladungen an ganz Unbekannte und Fremde gerichtet werden, und sie auszuschlagen fast für Beleidigung gilt. Von den Vornehmsten, wie den Geringsten wird diese schöne Sitte geübt. Bis spät in die Nacht dauerte diese Lustbarkeit, und die Menge, wohlzufrieden mit der zärtlichen Mutter Kirche, die auch für die Belustigung und Erheiterung ihrer gläubigen Kinder Sorge trug, zerstreute sich in der vergnügtesten Stimmung.

Am andern Morgen setzte ich meine Reise trotz der dringendsten Einladungen meines Wirths zum längern Verweilen bei ihm fort und kam in einigen Stunden nach Porto Careiro, einer ziemlich lebhaften Villa von 800 bis 1000 Einwohnern, welche den Stapelplatz des Kaffees und der Producte bildet, die über die Serra do Mar gebracht oder dorthin verführt werden.

Gegen Mittag, nachdem ich den Makaku, einen zwar nicht breiten, aber ziemlich tiefen Fluß, an dessen Ufern ich zum erstenmal das Fliegenfängerhähnchen (muscicapa alector) entdeckte, überschritten hatte, erreichte ich das Städtchen gleichen Namens. Dieser Ort bot ein grauenhaftes Bild des Todes und der Zerstörung dar, denn der Hauch einer pestartigen Krankheit war darüber gegangen und hatte fast sämmtliche Bewohner hingerafft. Dieß Städtchen liegt in einer niedrigen, sumpfigen Gegend und hat ein schlechtes, ungesundes Trinkwasser von morastartigem Geschmack — Umstände, welche wahrscheinlich jene pestartige Seuche erzeugten, deren Opfer der größte Theil der Bewohner geworden war. Es ist dieß um so merkwürdiger, da das Klima von Rio und seiner Umgegend für besonders gesund gilt. Die Häuser waren verödet und geriethen immer mehr in Verfall. Eine Gestalt, die mir auf der Straße entgegenschwankte, gab mir auf meine Frage nach einem Wirthshause zur Antwort, daß ein solches nicht mehr vorhanden wäre, und daß ich, um mich zu erquicken, im Kloster einsprechen müßte. Ich that dieß, wurde von den drei Mönchen, die von den frühern, zahlreichen Bewohnern des Klosters übrig geblieben waren, gastlich aufgenommen, mit Speise und Trank gelabt, und da der Pater Bibliothekar hörte, daß ich ein Deutscher war, so lud er mich ein im Kloster zu verweilen. Er sagte, wenn es mir gefiele, so wollten wir Nachmittags zu einem andern, einige Meilen entfernten Kloster hinüberreiten, wo ein Landsmann von mir schon seit 30 Jahren im Orden der Benediktiner lebe und wegen seiner Gelehrsamkeit und seines strengen und frommen Wandels bei Geistlichen und Laien in hohem Ansehen stehe. Ich war's zufrieden, denn meine Neugierde war rege geworden. Der Pfarrer von St. Joao del Rei hatte ebenfalls von diesem deutschen Mönch gesprochen, der im Geruch der Heiligkeit zu stehen schien.

Nachmittags machten wir uns auf den Weg, und bei unserer Ankunft trafen wir einige Mönche, welche sich die Zeit damit vertrieben Ratten im Klostergarten zu schießen. An diesem Ungeziefer schien kein Mangel zu seyn, denn die Geistlichen hatten davon bereits einen ganzen Haufen zusammengeschossen.

Pater Hilario fanden wir in seiner Zelle in einem großen Buche lesend. Er war ein hochbetagter, aber noch kräftiger Greis, und sein schneeweißes Haupt konnte man nicht ohne Ehrfurcht betrachten: auf seinem Antlitze lag etwas, das deutlich sagte, daß mancher Sturm darüber hingebraust. Er nahm uns mit der Freundlichkeit eines Weisen auf, und als ich mich ihm als Landsmann zu erkennen gab, sagte er: „Es mögen nun wohl 30 Jahre seyn, daß ich mich in meiner Muttersprache zum erstenmal wieder unterrede, und ich würde dieselbe vielleicht gänzlich vergessen haben, wenn ich nicht einige Bücher besäße, worin ich häufig zu lesen pflege." Da es schon anfing zu dämmern, so übernachteten wir im Kloster.

Uebrigens litten die guten Mönche durchaus keinen Mangel: unsere Abendtafel war sehr reichlich mit auserlesenen Gerichten besetzt, und mit dem Prior und dem Mönche aus Makaku plauderte ich bei einem Glase Madeira bis spät in die Nacht. Der würdige Vorsteher des Klosters warf zwar die Bemerkung hin, daß er heute eine Ausnahme von seiner gewohnten strengen Lebensweise mache, allein die Behaglichkeit, mit welcher er das oft gefüllte Glas schlürfte und das Hochroth seines Antlitzes schienen deutlich zu verrathen, daß dergleichen Ausnahmen eben nicht zu den Seltenheiten gehörten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Denkmal für Mungo Park. Ein passendes Denkmal ist dem Andenken Mungo Parks auf dem alten Kirchhof von Galashiels, wo seine Vorväter ruhen, errichtet worden. (Litt. Gaz. vom 14 Januar.)

Eine Winter-Schwalbe. Die schottischen Blätter erwähnen als einen der Aufmerksamkeit der Ornithologen würdigen Umstand, daß man am 1 Jan. d. J. im östlichen Lothian eine Schwalbe herumfliegen sah. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1843.

Etwas über Damenliteratur in England.

Eine Miß Elwood hat ein Werk herausgegeben: „Memoiren über die literarischen Damen Englands vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an." Es ist eine bloße Compilation, denn seit eine Frau auf dem Thron von England sitzt, hat es Werke von und über Damen geregnet, und das gute Publicum scheint immer noch nicht satt. Wir lassen aber diese Literatur bei Seite, und theilen bloß nach dem Athenäum vom 7 Jan. einige Bemerkungen über literarische Damen Englands überhaupt mit, die auch wohl eine allgemeinere Anwendung finden.

„Unter den literarischen Damen der Jetztzeit und ihren Vorgängerinnen ist ein auffallender Unterschied. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war eine Schriftstellerin eine viel seltenere Erscheinung, und sie scheinen damals in hohem Grade nach den Eigenthümlichkeiten des männlichen Geschlechts als nach einem Erforderniß ihrer Stellung gestrebt zu haben; der Blaustrumpf damaliger Zeit glich mehr einem alten Herrn im Unterrock als einer Frau, sowohl was das Benehmen als die Wahl der Gegenstände betraf. Eine männliche Bildung scheint mehr oder minder für nöthig gehalten worden zu seyn: Uebersetzungen aus gelehrten Sprachen, Kritik oder noch häufiger Theologie war ihre Aufgabe. Andererseits wenn Frauen am Anfang des vorigen Jahrhunderts in ihren Schriften mehr die weiblichen Eigenthümlichkeiten herauskehrten, so strebten sie doch es ihren männlichen Zeitgenossen an Gedanken- und Redefreiheit, um nicht zu sagen Zügellosigkeit, ja selbst in cynischer Moral gleich zu thun. Kurz das Schriftstellern war für Frauen etwas Fremdes, Unnatürliches, sie traten dadurch aus ihrem Kreise heraus, und die gewöhnlichen Folgen dieses Standes der Sache treten ein.

„Erst kurz vor der französischen Revolution nehmen die Schriften der Frauen im Allgemeinen mehr einen weiblichen Charakter an, und reflectirten mehr die eigenthümlichen Eigenschaften und Richtungen des weiblichen Verstandes. Die besondere Feinheit der Beobachtungen und das Eindringen in die innersten Winkel des menschlichen Herzens wandte sich zu mancherlei Dichtungen, gereimten wie ungereimten, zu allgemeineren Gegenständen, ihre warme Beredtsamkeit, ihr rascher, das Richtige auffassender Blick, bildete eine werthvolle Zugabe zu den kältern, logischern Formen der männlichen Literatur, und haben zum Fortschritt allgemeiner Bildung gewiß nicht wenig beigetragen. Wenn die natürliche Stellung einer Frau die einer Genossin und Gehülfin des Mannes ist, so sieht man nicht ein, warum ihr Einfluß sich nicht auch in der Literatur eben so geltend machen sollte, wie in der Verfeinerung und Reinigung der häuslichen Sitten. Die weibliche Literatur hat eine zartere Rücksicht nicht bloß für die Rechte, sondern auch für die Gefühle und die Schwächen anderer hervorgerufen, sie hat die menschlichen Sympathien erweitert und erwärmt, und wenn auch nicht die Schärfe philosophischer Begriffe und ein höheres geistiges Streben gefördert wurde, so hat sie doch selbst solche Gegenstände häufig in zierlichere Formen gebracht und der großen Leserzahl näher gerückt.

„Blickt man auf die Ursache der gegenwärtigen unablässigen literarischen Thätigkeit der Frauen, so ist die Entwicklung des Buchhandels mit in Erwägung zu ziehen. Ueberblickt man auch nur die sehr beschränkte Auffassung des Gegenstandes, wie sie Mrs. Elwood liefert, so drängt sich die unangenehme Bemerkung auf, daß Geld, und nicht die müßige, wenn auch lobenswerthe Eitelkeit der wirksamste Antrieb bei den Frauen war, und daß aus dieser Quelle nicht bloß die Mehrzahl, sondern auch die bessern weiblichen Werke entsprangen. Als ein Mittel persönlicher Unabhängigkeit und noch häufiger als ein Mittel um andern zu helfen und für andere zu sorgen, hat sich die literarische Energie der Frauen entwickelt aus dem innigern Gefühl der Pflicht und aus der Wärme ihrer Sympathien. Unter allen von Mrs. Elwood aufgezählten Frauen, welche sorgfältige Studien gemacht, oder wie man zu sagen pflegt, eine regelmäßige Erziehung genossen haben, und durch reichen Müßiggang zur Literatur geführt wurden, lassen sich die Werke nur von wenigen, allerdings höchst achtungswerthen, mit denen vergleichen, deren Verfasserinnen unter ganz entgegengesetzten Umständen geschrieben haben; indeß, so sehr auch diese Werke ihren Tribut an Bewunderung in Anspruch nehmen, war doch das Gefühl, welches sie als vortreffliche Frauen einflößten, noch viel lebendiger."

Stockholm.

(Fortsetzung.)

„Da wir einmal auf dieß Thema gekommen sind," fuhr ich fort, „so sagen Sie mir, was laßt sich von Tegnérs Opposition gegen Volksbildung sagen?"

„Sie sehen in mir einen Vertheidiger derselben Meinung und ich glaube aus denselben Beweggründen."

„Darf man nach den letzteren fragen?"

„Langweilt Sie die Antwort, so tragen Sie selbst die Schuld; wer Menschen beobachtet, gelangt je mehr zur innigen Ueberzeugung, daß das alte „bete und arbeite" aller Menschheit am gesündesten ist, daß es die besten Lebensprincipien abgebe, je genauer man beobachtet. Sie gestatten sicher mit mir einen wohlerworbenen Besitz, denn ohne diesen mächtigen Sporn dürfte leicht die Menschheit zu sehr versinken. Wir sind und bleiben halbmaterieller Natur, dieß darf nie aus dem Auge gelassen werden; daher bedarf es der Reizmittel, der Zielpunkte, zumal da wo es schon so weit hinein verderbt ist, als dermalen mit der Menschheit. Sie müssen ferner gestehen, wie wenig die Menschen sich namentlich psychisch gleichen, von der physischen Verschiedenheit zu geschweigen. Es wird daher immer, zum Glück Aller, sich alle Thätigkeit niemals auf Einen Punkt werfen. Wir werden demnach Arbeiter und Denker, Praktiker und Theoretiker, Lernende und Lehrer, und endlich — Befehlende und Gehorchende bekommen, mögen wir uns stellen wie wir wollen! Der Mensch im rohesten Zustande hat dergleichen."

„Das Ringen um irdischen und geistigen Besitz soll meinetwegen Allen offen stehen, allein man überlasse dieß mehr der Natur, dem eigenen Triebe. Man gebe dem Volke Schulen, in denen, neben Gottesfurcht und Achtung vor dem Gesetz, Lesen, Schreiben und Rechnen etwa gelehrt werde, und ermahne zum Schulbesuch ohne Zwang. Fähige Köpfe, thätige Eltern und vor allem das Ringen nach Emporkommen, nach Besitz, diese Zugmittel werden dann schon selbst nachtreiben. Höhere Schulen stehen dann wieder jedem offen, und es mögen sich die Kräfte selbst üben im Weiterschreiten. Was zurück bleibt, wird dann weniger albern räsonniren, aber desto besser arbeiten und desto gläubiger beten, zu seinem und zu der Andern Heil."

„Das Volk wird aber alsdann gar leicht das alleinige Lastthier im Staate werden und keinen allgemeinen Aufschwung nehmen können."

„Dieß gehört nicht in die Schulfrage, doch ließe sich auch das leicht beseitigen, sofern keine Arbeit irgendwo gezwungen verrichtet werden darf. Wo aber einmal Abkommen getroffen sind, da soll das Gesetz die Aufrechterhaltung streng in Schutz nehmen, abgesehen natürlich vom Verjährten, Veralteten aus Olims Zeiten."

„Im Fall nun aber z. B. der höhere, wenn gleich unstetere Erwerb an Manufacturen, Fabriken und dergleichen einem Lande die der Bodencultur so nöthigen Hände entzieht und entfremdet?"

„Dagegen dürfte nur wohlgeordnetes Gemeindewesen und volksthümliche Aufklärung in Vorschlag zu bringen seyn, denn das Uebel liegt zu sehr in der Zeit. Allein hier wie anderswo findet man so ins Detail gehende Reformen unbequem; man erschrickt gewissermaßen über die Arbeit, welche sich dabei in Perspective zeigt."

„Wie es scheint, so ist die Moralität im Volke noch nicht vom Geist unserer Zeit berastet; ich schließe dieß aus den schönen Gestalten und glücklichen Gesichtsbildungen des hier versammelten Militärs."

„Sie machen Ihre Rechnung nicht ganz mit dem Wirthe, denn hieher in die Residenz werden die schönsten Leute gezogen, und wenn Sie dieselben zur übrigen Bevölkerung halten wollen, springt Ihnen der Unterschied gewiß in die Augen. Das Zusammendrängen der Menschen in Manufacturen und Fabriken zeigt auch hier seine nachtheiligen Wirkungen auf die Sittlichkeit. Trunk und geschlechtliche Ausschweifungen sind es namentlich, welche die Race herabbringen."

Die Exercitien waren geendet, das Militär marschirte vom Platze ab, die Zuschauermenge nach sich ziehend. Wir rollten dem Thiergarten zu. Mein unterrichteter Freund berührte noch eine Tagesfrage, die Fixirung der Geistlichkeit im Gehalte und meinte: „die Männer Gottes wollen sich nicht gern in ihre weltlichen Karten gucken lassen und sind überhaupt der Meinung, es gezieme sich die Diener des Herrn in sorglosen Lagen zu erhalten. Daß daraus Stolz, Ueberhebung, Mangel an Mitgefühl und dergleichen Dinge mehr hervorgehen, wird natürlich hart von der Hand gewiesen. Meiner Meinung nach sollte die Geistlichkeit, gleich dem Adel, sich hüten die Sache bis zu einem Aeußersten kommen zu lassen. Das Beispiel Norwegens liegt hier zu nahe; allein schwerlich dürfte ein Umsturz in Schweden so ruhig und gemessen ablaufen als dort. Der Nationalcharakter ist ein ganz anderer gewesen seit langer Zeit, und mit der Vereinigung unter Einem Scepter hat man sich eben nur vereinigt, offene Feindseligkeiten zu unterlassen; im übrigen herrscht die alte Verschiedenheit im Denken und Handeln fort."

Wer lange Zeit in den fetten Niederungen Norddeutschlands zubrachte, wer Jahre lang vielleicht in jener staubigen Residenz eingepfercht war, die der berühmte Semilasso, wenn ich nicht irre, recht bezeichnend Sandomir nennt, dem muß Stockholms Djurgarden, sprich Djurgohrden (Thiergarten), zauberhaft, entzückend erscheinen; denn hier ist keine Spur jener geisttödtenden Einförmigkeit, vielmehr eine Mannichfaltigkeit, die Geschwisterkind mit der Zerrissenheit genannt zu werden verdient. Ueberall bohrt sich das Gestein durch, gleichsam an seine Herrschaft erinnernd; alles Grün ist dunkel, kräftig, wenn auch nicht brillant und keineswegs mit Staub belegt, nebenbei stete Durchsichten auf ansehnliche Wassermassen.

Brachte man jedoch längere Zeit im Norden zu, ohne daß Gewohnheit die Urtheilskraft abgestumpft oder befangen hat, dann sehnt man sich, wenn auch nicht nach Sandomir oder in eine Marschgegend, so doch gewiß nach leichterem, saftigerem Grün, nach minderem Vorherrschen des Erstarrten, Versteiner-

ten, kurz nach mehr Wärme und größerer Fruchtbarkeit. Man kann daneben immer Freund eines Winters seyn und bleiben, nur soll der Sommer die Enveloppe abwerfen!

v. St. theilte mir auf dem Heimwege noch in Kürze mit, daß man sich eben um die Zahl der Kammern streite und nicht einig werde könne, ob man ein, zwei, drei, vier oder fünf Kammersysteme einführen solle; vielleicht wäre mit einem Ober- und Unterhause bei entscheidender Stimme der aus allen Ständen zu formirenden Regierung dem Ganzen am sichersten geholfen.

Wollte ich meinen geschätzten Leser überall mit herum führen, wohin mich Aermsten meine Stockholmer Bekanntschaften gebracht, es würde ein langweiliges Resultat geben. Troß des Sommers, wo auch hier alles aufs Land strömt, fand ich dennoch zahlreiche Orden in voller Thätigkeit; d. h. die Mitglieder derselben spielten Karten, aßen und tranken, oder vertrieben sich sonst die Zeit, so gut es gehen wollte. Hier war das Getändel und Geklapper mit Formen und Ceremonien nicht bloß auf die lieben Brüder Freimaurer beschränkt, auch die Mitglieder eines Zimmermanns-, Neptuns-, Amaranthen- und mehrerer anderer Orden schienen keine andere Beschäftigung zu kennen, um sich zu nachfolgenden Tafelfreuden, dem eigentlichen „hohen Ziele" aller solcher Ordensvereine, würdig vorzubereiten. In den meisten dieser Gesellschaften stößt man fast lediglich auf Adelige oder deren Bannerträger, denn sie sind es, welche alle Stellen besetzt halten und mithin im Besitze der meisten Muße zu solchem Getändel seyn können. Es ist erstaunlich, dieses Heer von Beamteten für so ein kleines armes Land und wie wichtig sich diese Leute für die Existenz des Ganzen halten, fast so wichtig als ihre preußischen Collegen! Das geschäftige Nichtsthun der Obern hält gleichen Schritt mit der wirklichen, großen, dennoch aber kleinlichen, formenverwickelten Arbeitslast der Subalternen. Spaßeshalber stellte ich einem Hrn. v. P., welcher selbst einen hohen Posten bekleidete und die Nothwendigkeit der verwickelten Verwaltungsweise zu beweisen sich abmühte, einfach die Frage:

„Und war denn zu allen Zeiten Schwedens Landesverwaltung gleich complicirt?" Die Antwort lautete: „Nein! Indessen erfordern andere Zeitumstände andere Maaßregeln!"

„Wohl! Gewiß herrscht jetzt dadurch mehr innerer Wohlstand, mehr Wohlbefinden? Schwedens Finanzen sind dermalen blühender als je?"

„Beides kann nicht behauptet werden bei so allseitigen Beschwerden; der Adel klagt über Verarmung, die Geistlichkeit über abnehmende Einkünfte, unser Handel so wie unsere Manufacturen und Fabriken gewähren im Ganzen immer geringere Resultate, und der Landmann klagt jetzt wie immer. Allein dieß liegt in den Zeitumständen."

„Wenn aber die letztern trotz aller Verwickelung der Verwaltung zu keinem bessern Ende führen, so sollte man es in der That einmal mit Vereinfachungen wieder versuchen."

„Bewahre! Dadurch käme endlich alles in Stockung und Verwirrung!" Mit dieser Schlußsentenz mußte ich mich begnügen, so ungenügend sie war.

Wenn ich mir Rechenschaft geben soll von dem Eindruck, welchen die Schweden in Stockholm nach mehrseitigem Verkehr mit ihnen bei mir zurückließen, so steht obenan: ein süßliches weiches Wesen, das abgeschliffene Sitte zu seyn prätendirt, das jedoch mehr als ein Zeichen von Unmännlichkeit, von physischem Herabgekommenseyn erscheint. Vor einem Viertelhundert Jahren war das anders; der damals herrschende, chevalereske Ton trug das Gepräge eines männlichen Aufschwunges. Fast scheint es, die Nation sey mit dem König alt geworden.

Auch im Volke nirgends ein kräftiges Auftreten; alles geschmeidig und gefüge wie eingeölt! Tagelang trieb ich mich aller Orten umher, mischte mich unter die Menge und trat Einzelne an, wie sie mir aufstießen; und auch nicht Ein keckes Entgegnen, immer nur nachgiebiges Eingehen in das Hingeworfene. Man erkannte natürlich in meiner fehlerhaften Aussprache des Schwedischen sofort den Fremden, und ein Theil der Weichheit ist wohl auf Rechnung der Rücksichten zu setzen, welche jeder Schwede Fremden schenkt; indessen zeigen andere Orte, wo man ebenfalls Fremde verhätschelt, nicht gleiche Uniformität aller Individuen. Offenbar liegt diese Weichheit in der Generation, ist mehr naturgemäß als angeeignet; selbst unter Seeleuten, die ich öfter auch antrat, fand ich nicht jenes Rauhe dieser Classe.

Nur wenn schwedische Politik zur Sprache gebracht wurde, entwickelten sich Zeichen des alten nordischen Feuers; dieß ist der entzündliche Flecken, oder der Zunder wenn man will, bei den sehr alt gewordenen Söhnen des Nordens.

(Fortsetzung folgt.)

Die walachische Pest.

In der Moldau und Walachei herrscht eine fast jährlich wiederkehrende Krankheit, welche namentlich in den südlichen Distrikten einen pestartigen Charakter annimmt, und nicht nur die Colonisten in Bessarabien, sondern auch die einheimischen Moldowlachen, je nachdem sie in stärkerer Form auftritt, in großer Anzahl hinrafft, besonders aber unter den russischen Armeen während der türkischen Kriege stark gehaust haben soll. Kürzlich erschien nun von einem Arzte, Namens Christian Witt (wahrscheinlich ein Deutscher) ein Werk „über die Eigenthümlichkeit des Klima's der Moldau und Walachei und über die sogenannte walachische Pest" in russischer Sprache in Petersburg. Die Nordische Biene vom 22 Dec. (3 Jan.) thut derselben kurze Erwähnung und bemerkt: „Neu ist an diesem Buche namentlich, daß der in der Moldau und Walachei wüthende südliche Typhus, der von sogenannten Pestzufällen begleitet ist, nicht, wie man gewöhnlich glaubt, mit der aus Konstantinopel und dem Orient kommenden Pest zusammenhängt, sondern hauptsächlich aus Sumpfmiasma entspringt. Diese Ansicht gründet der Verfasser auf eigene Erfahrungen und auf Mittheilungen walachischer und moldauischer Aerzte. Das Buch hat nicht bloß medicinischen, sondern auch allgemeinen Werth, indem es außer der Schilderung dieses eigenthümlichen Klima's noch manche damit zusammenhängende Gegenstände behandelt, z. B. über das Miasma in der Luft oder die epidemische Constitution der Atmosphäre, über Malaria überhaupt u. dgl." Witts Mittheilungen sollen fast sämmtlich auf eigenen Erfahrungen beruhen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Fortsetzung.)

Bei Tagesanbruch ging ich in den großen Garten des stattlichen Klosters, wo ich den Bruder Hilario bereits zwischen seinen Blumenbeeten arbeitend fand. Wir machten zusammen einen Spaziergang durch den Garten, und ich konnte die Frage nicht unterdrücken, welche Kette von Schicksalen ihn zum Mitgliede eines geistlichen Ordens in einem brasilischen Kloster gemacht haben könnte? Er erwiederte: „Wohl mögen Sie, junger Mann, es eine Kette merkwürdiger Schicksale nennen, die mich in meine gegenwärtige Lage geführt hat. Meine Lebensgeschichte, aus welcher ich kein Geheimniß mache, da ich an der Schwelle des Grabes stehe und alle irdischen Hoffnungen und Wünsche längst beschwichtigt habe, würde inzwischen für jetzt zu weitläufig seyn; vielleicht daß man in dieser Beziehung nach meinem Tode etwas Vollständigeres unter meinem Nachlasse findet. Für jetzt möge Ihnen dieses genügen: Ich bin aus Straßburg gebürtig. Meine Eltern waren wohlhabend und bestimmten mich für die medicinischen Wissenschaften. Ich studirte in Jena, Heidelberg und Paris, und als ich eben mein Examen bestanden hatte, brach der Sturm der französischen Revolution los und seine Wirbel ergriffen auch mich. Bei diesem großen und blutigen Drama blieb ich kein stummer Zuschauer, sondern ich sollte eine active Rolle darin spielen. Gleich tausend andern Jünglingen ergriff ich mit hochbegeisterter Brust die Sache der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit. Ich ward der Freund von Aloys Schneider und anderer exaltirter Männer. Jener schreckliche Geist, der damals die Gemüther fast aller Franzosen bis zum Wahnsinn beherrschte und Frankreich zerfleischte, hatte auch mich erfaßt. Ich gehörte zur Bergpartei, zeigte mich in Reden und Thaten als ein wilder Jakobiner, wurde Mitglied des Nationalconvents und stimmte für den Tod Ludwigs XVI. Als das Vaterland von ausländischen Söldlingen bedroht wurde, eilte ich zu den republicanischen Fahnen. Auf der Brücke von Lodi erfocht ich mir das Hauptmannspatent und später ward ich Bataillonschef.

„Bis dahin war ich glücklich; ich glaubte für die heiligste Sache der Menschheit zu kämpfen, und der Ruhm und die Ehre entschädigten mich für das Stillleben des häuslichen Glücks, das ich gegen das wilde Getümmel des Kriegs vertauscht hatte. Allein bald gingen mir die Augen auf; der 4 Mai 1804 kam, Bonaparte wurde Kaiser. Ich begriff jetzt, daß ich kein Kämpfer der Freiheit, sondern ein elendes Werkzeug einiger Ehrgeiziger gewesen war. Ich hatte einem Phantom, einem Trugbild zu große Opfer gebracht: ein liebenswürdiges Mädchen, deren volle Liebe ich besaß, hatte ich verlassen, meine Eltern waren in Armuth und wahrscheinlich aus Gram über meine Ausschweifungen, die ich in wildem Freiheitsschwindel begangen, gestorben. Ich legte meine Stelle im Heere nieder, begab mich mit den Trümmern eines kleinen Vermögens nach Portugal und lebte dort in der Zurückgezogenheit nur den Wissenschaften. Jedoch die Philosophie allein vermochte die Leere in meiner zerrissenen Brust nicht auszufüllen, und ich suchte deßhalb im Schooße der Religion die Ruhe wieder zu finden, die mir außerdem die Welt verjagte. Ich trat in einen geistlichen Orden und wurde in kirchlichen Angelegenheiten von meinen Obern nach Brasilien geschickt. Ich habe mehrere Jahre als Missionär unter einigen Stämmen der Ureinwohner dieses Landes gelebt und fand dann später Aufnahme in diesem Kloster, in welchem ich nun fast 30 Jahre lebe.“

„Und haben Sie, mein Vater,“ fragte ich den Greis, „in Ihrer jetzigen Lebensweise den Trost gefunden, den Sie sich davon versprachen?“

Er erwiederte: „Wenn eine unerbittliche Strenge gegen sich selbst und einige gute Werke, die ich als Arzt und Seelenhirt während einer langen Reihe von Jahren zum Besten meiner Mitmenschen ausgeübt haben mag, zu der Hoffnung berechtigen können, den Himmel zu versöhnen, so glaube ich, bei dem Hinblick auf die unendliche Gnade des Schöpfers, mich dieser Hoffnung wohl hingeben zu dürfen. In meinem Innern wohnt jetzt Frieden und ich sehe dem Augenblick meiner Auflösung ruhig entgegen.“ Er drückte mir die Hand und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Nachdem ich im Refectorium mit den übrigen Geistlichen ein vortreffliches Frühstück eingenommen hatte, an dem nur Pater Hilario keinen Antheil nahm, da er in seiner Celle von den einfachsten Speisen lebte, schickte ich mich zur Weiterreise an. Ich ritt jetzt gerade auf das Orgelgebirge los, und nachdem ich in Majé, einem kleinen Städtchen, Mittag gemacht hatte, ging die Reise weiter. Gegen Abend erreichte ich eine einzelne Venda am Fuße des Orgelgebirgs, wo ich mit mehrern Zugführern der Maulthiere, welche Kaffee über das Gebirge bringen, in einem Rancho übernachtete. Dieses ist ein offenstehendes, den Winden aus allen Compasstrichen zugängliches Gebäude, welches bloß durch eine Bedachung gegen Regen schützt. Als Lagerstätte für die Reisenden findet man darin einige mit Matten bedeckte Bettstellen; der Sattel vertritt die Stelle des Kopfkissens, der Mantel dient zur Decke. In der Venda war für die Abendmahlzeit weiter nichts zu haben als trockener Käse und Rosque, eine Art Zwieback. Die Trupeiros, welche Lebensmittel mit sich führten, luden mich indessen zu ihrem Abendimbiß ein, wogegen ich ihnen einige Flaschen Wein zum Besten gab.

Die aufgehende Sonne fand mich bereits auf der Wanderung. Bisher hatte mein Weg nur durch eine bewohnte und angebaute Ebene geführt, allein nunmehr betrat ich das Orgelgebirge, eine große bewaldete, romantisch schöne Wildniß. Der Nordländer kann sich keinen Begriff von einem brasilischen Urwalde machen: die merkwürdigsten Gewächse, die in Europa bei aller Pflege der Kunst nur Krüppelpflanzen bleiben, stellt hier die Natur aus freier Hand dem überraschten Fremdling unter die Augen. Das Ganze bildet eine dichte Verflechtung und das Innere dieser Waldungen ist für einen civilisirten Menschen ohne die Schneide der Axt, die erst Bahn brechen muß, unzugänglich. Der Boden unter einer dichten Decke von Schling- und Schmarozerpflanzen bleibt dem Auge verborgen. Hoch in den Lüften tragen die Riesenstämme des Waldes das stolze Haupt, und noch weit hinaus über diese Kolosse des Pflanzenreichs erhebt sich, schlank und ebenmäßig wie eine Säule, der gigantische Sapucaja in kühner Höhe seine majestätische, lillafarbige Blüthenkrone entfaltend. In dieser sieht man Fleisch- und Schmarozerpflanzen in der üppigsten Fülle wuchern, deren Blüthen durch ihre wunderbare Gestalt und durch den blendenden Farbenschmelz entzücken.

(Fortsetzung folgt.)

Jüdische Literatur in England. Eine Zeitschrift, „die Stimme Jakobs“ vom 6 Januar, spricht von einer Gesellschaft zur Beförderung der jüdischen Literatur, wobei Vorlesungen, Bibliotheken und die Circulation fremder jüdischer Schriften die Hauptmittel bilden sollen. (Litt. Gaz. vom 14 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1843.

Die Provinz Catalonien.

Der Aufstand in Barcelona, welcher am Ende vorigen Jahrs so großes Aufsehen erregte, zeigt so mannichfache Anomalien, ist in manchen Beziehungen scheinbar so unerklärlich, hatte augenscheinlich so wenig einen bestimmten, wohl ausgedachten Zweck, daß man die bewegenden Ursachen wohl in allgemeinen Verhältnissen suchen muß. Ein Correspondent der Times vom 3 Jan. faßt die Sache von dieser Seite auf, und sagt: „Bei dem Mangel irgend eines bedeutenden Beweggrundes zum Aufstand gegen die Regierung und in der Nichteristenz irgend einer systematischen Unterdrückung, die hinreichen könnte, eine Waffenergreifung einigermaßen zu entschuldigen, wird es nicht ohne Interesse seyn, gewisse Elemente der Aufregung, welche Catalonien eigenthümlich sind, etwas umständlicher zu berühren." Nach diesem Eingang beginnt er die Elemente der Unzufriedenheit in nachstehender Weise aus einander zu sehen, und führt als die hauptsächlichsten folgende auf: die herrschende Abneigung gegen die Nationalarmee, das Conscriptionssystem, den Provincialgeist, die bisherige Straflosigkeit der Ruhestörer, und vielleicht den kriegerischen Geist des Volkes.

„Die Nationalarmee wird von den Cataloniern mit ungünstigen Augen angesehen, und es herrscht keine Sympathie mit den Truppen: da sie das Recht haben sich mit Geld von der Verpflichtung loszukaufen, persönlich in den Reihen derselben zu dienen, so haben sie weder Söhne, noch Brüder, noch sonstige Verwandte, die als Soldaten dienen, und da sie wissen, daß ihr Benehmen gegen das Militär keinem Mitglied ihrer eigenen Familien in irgend einem Theile Spaniens vergolten werden kann, so sind sie nicht bloß gleichgültig gegen die Truppen, sondern sogar bei allen Gelegenheiten zu Feindseligkeiten geneigt. Die, welche sich für Geld verkaufen, um in der Armee zu dienen, gehören im Allgemeinen nicht zu den rechtlichsten, und die Stellvertreter, welche mit catalonischem Geld in andern Provinzen erkauft werden, und die Armee Cataloniens bilden, gehören zu den schlechtesten Subjecten der spanischen Armee. Es eristiren deßhalb mehrere Ursachen, welche das schlechte Vernehmen zwischen Soldaten und Bauern unterhalten. Auch steht die Disciplin der regulären Armee dem Catalanen gar nicht an; der junge Bergbewohner führt lieber sieben Jahre lang einen wilden Räuberkrieg in seinen eigenen Bergen, als daß er nur einen Monat lang sich der Strenge der militärischen Disciplin unterwürfe.

„Die nöthige Summe zum Ankauf von Stellvertretern für die Jahre 1840/42 ist von den Bewohnern der Provinz vollständig entrichtet worden an die Ayuntamientos, welche für die vom Gesetze bestimmte Recrutenzahl zu sorgen haben; aber die Ayuntamientos haben die nöthige Mannschaft nicht gestellt, und namentlich das von Barcelona war notorisch damit im Rückstand; als es dem deßfalls ergangenen peremtorischen Befehl nicht offen Trotz bieten konnte, suchte es ihn zu umgehen. Auf die Verordnung, die Aushebung zu vervollständigen und dem Gesetze Genüge zu leisten, antworteten die Barcelonesen mit Vorzeigung der Empfangscheine für das an das Ayuntamiento bezahlte Geld, die Regierung aber läßt sich hierauf nicht ein, und verweist sie an diejenigen, denen das Geld bezahlt wurde; das Volk wurde unwillig, und will nicht doppelt, d. h. Geld und Blut, zugleich zahlen. Wie wurde das Geld verausgabt? Niemand weiß es; gewiß ist nur, daß beide, Regierung und Volk, betrogen sind.

„Der Provincialgeist, welcher sämmtliche Catalonier belebt, kommt gleichfalls hier wesentlich in Betracht. Der rohe Stolz, welcher einen Hauptfehler ihres Charakters bildet, läßt sie ihre Provinz als das kostbarste Juwel in der Krone der Königin und als eben so wichtig wie das ganze übrige Spanien zusammen betrachten. Dieser Geist wird genährt durch ihre besondere Stellung. Ihre Sprache ist wesentlich von der der übrigen Provinzen verschieden; sie haben bedeutende Hülfsquellen längs ihrer ausgedehnten Küste am Mittelmeer, und einen wirksamen Schutz gegen fremde Angriffe in den Pyrenäen und in der Unzugänglichkeit der übrigen hohen Berge. Bei der furchtbaren Stellung, welche diese ihnen gewähren, sind sie kriegerisch, aber ihre Leidenschaft ist der Guerillakrieg, und kaum findet sich in dem Fürstenthum einer oder der andere, welcher sich nicht rühmen kann, drei oder vier Feldzüge ge-

macht zu haben. Diese Umstände haben sie mit jeder Regierung Spaniens in Conflict gebracht. Ihr Provincialgeist ist außerordentlich stark, und sobald der Ruf erscholl, daß auch nur zwei Häuser in Barcelona von den Truppen angegriffen worden seyen, zeigte sich auch unverzüglich ihre Abneigung gegen die Armee und die Geneigtheit jeden Catalonier, bloß weil er Mitglied der Provinz ist, zu vertheidigen.

„Die zahlreichen revolutionären Vorfälle, welche unglücklicherweise in der Hauptstadt Cataloniens auf einander folgten, haben einen krankhaften Geist der Ruhmsucht unter Leuten von obscurer Herkunft, ohne Bildung, ohne Redlichkeit und unruhigen Sinnes erzeugt und genährt. Der Pöbel zu Barcelona ist notorisch zu Unruhen und Aufständen geneigt, und die Stadt enthält unglücklicherweise unter ihren Einwohnern eine Anzahl Leute ohne bestimmten Beruf, deren einzige Beschäftigung ist, sorgsam jedes Mißvergnügen zu erlauschen, um möglicherweise daraus Vortheil zu ziehen; sie sind stets bereit sich irgend einer Partei anzuschließen, was deren Zweck und Streben auch seyn mag, wenn sie nur eine Bewegung beginnt. So lange dieser Zustand der Dinge dauert, wird die zweite Stadt Spaniens stets im Fall einer Volksgährung in der Gewalt von einem halben Dutzend selbstsüchtiger Abenteurer seyn.

„In der Behandlung dieser Unruhstifter hat die Regierung gewöhnlich eine Milde gezeigt, die nicht wenig dazu beitrug, sie in eine falsche Stellung zu versetzen. Sey es Menschlichkeit oder ein anderer Grund, es war sicher, daß die ärgsten Ruhestörer stets entkamen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie nicht einmal eine politische Ueberzeugung zu ihrer Entschuldigung anführen konnten. Ihr einziger Zweck war Raub, und wenn sie ihre Raublust befriedigt hatten, flohen sie in ein anderes Land, und warteten bis ihre Thaten in Vergessenheit gerathen waren, um zurückzukehren, dasselbe Spiel aufs neue zu beginnen, und sich einer neuen Bewegung anzuschließen, mochte diese ein Feldgeschrei haben, welches immer sie wollte.

„Was auch die Ansichten über eine Einfuhr englischer Baumwollenfabricate in Spanien seyn mögen, so ist es jedenfalls gewiß, daß dieß nicht der Beweggrund für den letzten Aufstand in Barcelona gewesen ist. Wäre dieß auch nur entfernt der Fall gewesen, so hätte sich keine bessere Gelegenheit finden können, den Widerstand gegen die Regierung hauptsächlich hierauf zu gründen. Die große Anzahl von Kattun- und andern Fabrikbesitzern, deren Interessen man hätte dabei betheiligt halten können, eine solche Bewegung mit Energie zu unterstützen, hätte diese Gelegenheit ergreifen können, die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten, sowohl gegen die Regierung überhaupt als gegen den Regenten insbesondere zu richten, da man diese für geneigt hielt, mit England einen Handelsvertrag abzuschließen; hätte ein solcher Beweggrund existirt, man hätte ihn zum Losungswort des Aufstandes machen können. Aber die Fabrikbesitzer nahmen durchaus keinen Antheil am Aufstand. Sie flohen von dem Schauplatz der Unordnung, und was man auch später dem Aufstand für eine politische Färbung zu geben versuchte, die Fragen über die catalonische Industrie und den Handelsvertrag mit England wurden von den Insurgenten selbst nie als der Beweggrund des Aufstandes angegeben.

„Es ist übrigens nicht wahr, daß die Provinz Catalonien der Einfuhr fremder Baumwollenwaaren so gar feindselig gesinnt ist. Der Boden des Landes ist fruchtbar, aber die Bevölkerung schwach und durch die bürgerlichen Kriege noch schwächer geworden; eine weitere bedeutende Menschenzahl wurde der Provinz durch die Fabriken entzogen. So ist der Boden vernachlässigt aus Mangel an Händen, die ihn bauen können. Auf dem Lande würde man eine Maaßregel, die einen Theil der Bevölkerung aus den Fabriken wieder zum Landbau ziehen würde, mit Freuden begrüßen. Hiezu kommt noch, daß die Stadt Barcelona von den Bewohnern des innern Landes mit Eifersucht und Abneigung angesehen wird, da man sie als die Ursache des sinkenden Ackerbaues betrachtet, und namentlich weil die großen Landbesitzer, die während des Bürgerkriegs eine Zuflucht in der Stadt suchten, seitdem nicht mehr aufs Land zurückgekehrt sind. Im Innern betrachtet man also die Stadt als den gewaltigen Schlund, in welchem der wahre Reichthum und die Hülfsquellen der gesammten Provinz verschlungen werden. Die Ansichten der Barcelonesen über Handelsangelegenheiten üben keinen Einfluß auf das übrige Catalonien aus, und welcher Art auch die Bewegungen in Barcelona seyn mögen, die wahre Macht zum Guten wie zum Bösen beruht im Innern. Das haben auch die Ereignisse des Novembers und Decembers deutlich genug gezeigt."

Stockholm.

(Fortsetzung.)

Zeichen der Entartung, der Demoralisation des Volkes werden in der Hauptstadt vielfach sichtbar und lassen sich unschwer bis zu den Quellen verfolgen; diese sind im Heere unverheuratheter Beamteten und Militärs, so wie in allerhand Fabrikenetablissements hauptsächlich zu suchen. Letztere drängen sich auch in Schweden so wie in andern Ländern leider nach der Hauptstadt, daselbst den ohnehin schon stattfindenden Andrang der geringern Volksclasse noch vermehrend.

Der Dämon Geld ist dem Volke bis in die innersten Gefäße gedrungen; für Geld ist alles feil, um Gelderwerb dreht sich die ganze Existenz! Nicht aus eigener Erfahrung, wohl aber aus Mittheilungen einiger unterrichteter Aerzte weiß ich, welch schreckliche Verbreitung z. B. die Syphilis in der Hauptstadt sowohl als auch im ganzen Schweden erreicht und welche Verheerungen in der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung sie anrichtet. Es gehören ärztliche Kenntnisse dazu, um zu wissen, welche gräßliche Folgen diese Krankheit im nordischen Klima hat; und daß diese Angelegenheit noch viel zu sehr auf die leichte Achsel genommen worden ist, beweist wie oberflächlich die Regierenden unterrichtet sind; das Geld ist der eigentliche Träger dieser schrecklichen Seuche zu nennen!

Kinderversorgungs- und Kindererziehungsanstalten man-

cherlei Art liefern in Stockholm wie anderswo die sprechendsten Beweise für das allgemeine Sinken eines gesunden und kräftigen Christenthums; mögen Lämmleinbrüderschaften, Bibelgesellschaften und dergleichen Süßigkeiten auch äußerlich das Gegentheil zu predigen scheinen.

Hier im hohen Norden, wo ehemals der Sitz schönster Menschenkraft zu finden war, von wo die physische und psychische Regeneration der Race ausging, hier ein geschwächtes, welches Geschlecht zu finden, ist recht betrübend! Wir werden fast zu Narren über Veredelung der Pferde und bleiben vollkommen gleichgültig bei dem sichtbaren Verfallen unsers eigenen Geschlechts, ohne den Gegenbeweis liefern zu können, daß in der Regel ein gesunder, kräftiger Geist von entsprechender Körperbeschaffenheit bedingt werde.

Die vielen Gesellschaften, welche auch Stockholm aufzuzählen hat, sind eben so viel schlagende Beweise für meine Behauptung des Verfalls der Kraft im Volke; fast bedarf es zur Ausführung der gewöhnlichsten Dinge stets des gesellschaftlichen Zusammentritts vieler, und dann erst scheint es möglich zu werden, durch einige Thaten sprechen zu können. Die Zeiten, wo sich ein jeder, oder doch sehr viele aus der Nation Mannes genug fühlten, auf eigene Faust hin etwas durchzusetzen, diese Kraftperiode ist untergegangen im Ringen mit unterirdischen Mächten, im Haschen nach ihren Metallschätzen. Das Geld hat alle körperlich und geistig heruntergebracht zur schimpflichsten Sklaverei, die jemals existirte. Wo gibt es noch Bande, die das Gold nicht zersprengte? Man zeige nur Gold und rechne sicher darauf, daß allen alles verkäuflich werde! die wenigen Ausnahmen auf welche man stoßen dürfte, gehören zu den Curiosen.

Ich vermag mich nicht von Stockholm in diesen Blättern zu trennen, ohne wenigstens einige Worte über meinen Schloßbesuch anzubringen. Recht eigen fühlt man sich bewegt, wenn man an allen Orten, wo Reliefs am Gebäude angebracht sind, etwa über Thüren u. s. w. diese verstümmelt sieht. Namentlich muß es auffallen, recht consequent immer die Königsfigur geköpft zu finden, unter welchen Umständen sich eine solche auch zeigen mag. Dieß sowohl, als die in der Kleiderkammer aufbewahrten, blutbefleckten Kleider Karls XII und Gustavs III, welche diese Könige am Tage ihrer Ermordung getragen, erinnern lebhaft an die Unwahrheit des angenommenen Satzes, der Adel sey die sicherste Stütze der Throne; dieß gilt überall nur so lange, als vom Throne die Adelsprärogative beschützt wurden. Am Bürger und Bauern hatten die Throne stets geduldigere Lastträger als am Adel, an der Geistlichkeit und dem Militär! Nur etwa aufgereizt vom Adel wurden sie zu Aufständen gebracht, kehrten aber stets gern zur Gesetzlichkeit zurück, denn die Monarchie ist unter Bedingungen der beste Schutz gegen alle Tyrannen; der Tyrannei größte aber ist die Aristokratie.

Wir befanden uns eben in der Antikensammlung im Souterrain des Schlosses und ich schwelgte recht im Anschauen des göttlichen, durch antike Meisterhand geschaffenen schlafenden Endymion, nachdem ich mich an Sergels reizender Gruppe Amor und Psyche ergötzt, als draußen an die hohen Saalfenster, welche nach dem Blumenparterre der Schloßterrasse führen, heftiger Gewitterregen schlug. Dieß weckte mich aus meinen Träumereien über den Schlafenden, dessen Marmorbrust ich genau betrachtete, weil es mir schien, als müsse sich dieselbe jeden Augenblick durch lebendige Athemzüge heben. Ich sah hinaus auf die Terrasse und erblickte wirkliches Leben in vier allerliebsten Knaben, die trotz des Regens emsig beschäftigt waren, mittelst kleiner Schaufeln den Sand der Gänge in sich bildende Regenpfützen zu werfen. Der uns begleitende Führer sagte uns, die spielenden Knaben seyen Prinzen und Söhne des Thronfolgers, welche eben unter Aufsicht eines Gouverneurs eine Freistunde feierten. Selbst die Spiele der Aermsten, Hochvornehmen, werden beaufsichtigt und sie dürfen sich dabei weder ungenirt geben lassen, noch ihre Spielcameraden nach Belieben wählen! Man führt sie, die Erdengötter, länger am Kinder-Gängelbande als andere Leute, und läßt sie nicht eher los, bis die Dressur vollendet ist, oder für vollendet angesehen wird. Daraus entstehen alsdann jene Leute, die das Andressirte nie verläßt, die vornehm auf alles herabzusehen wissen, was nicht ins Bereich ihrer Dressur gehörend erscheint und welche im Besitze jenes lieblichen je ne sais quoi sind, das viele Plebejer glauben macht, die Herren seyen aus anderm Teige geformt, mithin von Gott und Rechtswegen im Besitze aller Prärogative, welche die Masse zu Packeseln stempeln, damit die Vornehmen auch vornehm thun können, selbst wenn sie nichts weniger als vornehm sind.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Fortsetzung.)

Zum erstenmal sah ich auf dieser Reise beim Ausgange des Orgelgebirgs auf der einem Engländer gehörenden Plantage den Mahagonybaum (Swietenia mahogani). Er ist vielleicht der majestätischste Baum, denn obgleich derselbe eine ausgezeichnete Höhe erreicht, so wird dennoch der Beschauer, eben so wie beim Anblick der Eiche und Ceder, von der Festigkeit und Dauer desselben überzeugt. Er wächst zu einem so großen Stamm heran, wirft so viele und kräftige Zweige aus und verbreitet mit seinem blendend grünen Laubwerk, zwischen welchem die Büschel seiner perlartigen Blüthen schimmern, einen Schatten über eine so ausgedehnte Erdfläche, daß es schwer hält in der Einbildung ein Erzeugniß des Pflanzenreichs sich vorzustellen, das in gleichem Maaße die Eigenschaften der Eleganz und Stärke, der Schönheit und Erhabenheit in sich vereinigte. Das Wachsthum dieses Baumes ist sehr schnell, obgleich zu seinem völligen Auswuchse oder seiner Reife, wie man vermuthet, nicht weniger als 200 Jahre erforderlich sind.

Wahr ist's, der Himmel und die Erde entfalten eine wunderbare Pracht in diesem Tropenlande, und überall, wohin der Blick sich wendet, stellen sich neue und wunderbare Gebilde des Pflanzenreichs dar. Es herrscht hier kein Stillstand in der Vegetation: des Winters eisernes

Scepter legt hier der in ewigem Festkleide des Sommers und Frühlings prangenden Natur keinen Zwang auf, sondern diese läßt fort und fort sprossen und keimen, blühen und Früchte hervorgehen. In dieser lauen, krystallhellen Luft und unter dem tiefblauen fast immer heitern Gewölbe des Himmels prangen die Blumen nur schöner und der Sinabaum trägt Blüthen und goldene Früchte zugleich.

Aber nicht allein das Pflanzenreich entfaltet hier seine Wunder, sondern auch von Thieren der mannichfaltigsten Gattung ist diese Wildniß bevölkert. Der Affen muntere Schaar treibt in den Bäumen ihr Spiel und ihr Gemurmel kann man in stundenweiter Entfernung hören. Das Gürtelthier (dasypus novemcinctus; dasypus longicaudus) ist sehr gemein und läßt sich leicht zähmen; der Brasilier zieht sein Fleisch selbst dem der Affen vor, das für eine große Delicatesse gilt. Einen rothbraunen Coati (nasua solitaria), bekanntlich zum Geschlechte der Fleischfresser und Sohlengänger gehörig, erlegte ich mit dem Gewehre. Auch der Tapir (tapirus americanus) lebt in diesen Wäldern, besonders in der Nähe von Flüssen. In Brasilien ist derselbe ein jagdbares Thier, dessen Fleisch gegessen wird. Ich habe deren später mehrere geschossen. Schön gesprenkelte Schlangen sieht man in den Strahlen der Sonne sich wärmen oder scheu über den Weg in die Gebüsche fliehen.

Besonders aber zieht das bunte und goldglänzende Gefieder der vielfältigsten Vögel den Blick des Fremdlings auf sich. Colibri von allen Spielarten schwelgten in den Blüthenkelchen, während ein Flug der prachtvollen Arras mit brennendrothem und himmelblauem Gefieder über mich hinzog und ganze Schaaren der gemeinern Papagaiarten die Lüfte mit lautem Geschrei erfüllten. Der Tukan oder Pfeffervogel ist ebenfalls sehr gemein hier. Der kleine, kaum eine halbe Hand große gelbe Flecken in seinem schwarzrothen und gelbbunten Gefieder wird von den vornehmen brasilischen Damen zum Putz und Besatz der Kleider verwendet, und Hunderte solcher Bruchstücke der Häute dieses Vogels, die künstlich zusammengenäht werden, sind vielleicht zu einer Garnitur erforderlich. Dom Pedro I pflegte an Gallatagen einen solchen Mantel zu tragen, der in der That eben so prachtvoll als kostbar war. Die sonderbare Stimme des Schopfvogels (uphalopterus ornatus), der die Größe unserer Dohle hat, wird häufig aus dem Dickicht des Waldes gehört, allein diesem scheuen Vogel ist schwer beizukommen und ich konnte keinen erlegen.

Heute Mittag hielt ich an einer der vielen Quellen des kühlsten und schönsten Wassers, womit diese Gegend so reichlich versehen ist; ich hatte nämlich einige Speisen, so wie Wein, Zucker und Limonen bei mir, und so war bald ein zwar einfaches, aber angenehmes Mahl bereitet. Als ich so im Schatten des dichten Waldes lagerte, gewahrte ich einen Leguan, ein harmloses, nützliches Thier, das von Schlangen und schädlichen Insecten lebt und zum Eidechsengeschlecht gehört. Ich schoß denselben; er war 5½ Fuß lang und hatte 1½ Fuß im Umfange. Es kam eben eine Truppe Maulthiere, welche Kaffee über das Gebirge führte, vorüber und der Führer bat mich, ihm das Thier zu überlassen, denn sein Fleisch, welches an Geschmack dem der jungen Hühner gleicht, wird in Brasilien für keinen geringen Gaumenkitzel gehalten.

Mein Weg lief beständig bergauf und ab, oft an tiefen Abgründen hin, und von der Höhe der Bergspitzen öffnete sich die weite Aussicht auf die große und schauerliche Wildniß des Innern. Der Mond war längst aufgegangen, als ich in eine Kaffeepflanzung ritt, deren milchweiße und wie Schnee die Bäume bedeckenden Blüthen im Schimmer des Mondes einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährten. Bald erreichte ich eine Venda, in deren Wirthe ich einen Landsmann kennen lernte. Er hatte in dem ausländischen Militär in Brasilien gedient, welches Dom Pedro I über den Ocean schaffen ließ. Er war desertirt, da das brasilische Soldatenleben ihm, wie fast allen übrigen europäischen Söldlingen, keinen Reiz abgewinnen konnte. Später hatte er sich mit einer Brasilianerin verheurathet und führte in dieser zwar romantischen, aber bis dahin sparsam bevölkerten Gegend ein sehr abgeschlossenes Leben. Ich theilte ihm Zeitungen aus Deutschland mit, auf die er sehr begierig zu seyn schien, denn die Trompete der Fama bringt nur sehr selten von dorther in die brasilischen Wälder. Dagegen wurde ich denn auch seinerseits auf das beste bewirthet, und als ich beschäftigt war, die erlegten Vögel, welche in diesem heißen Klima leicht in Fäulniß übergehen, auszubalgen und zum Aufbewahren zu präpariren, leistete er mir hülfreiche Hand. Nachdem am andern Morgen mein Wirth mich eine Strecke begleitet und auf einen Richteweg gebracht hatte, der inzwischen gleich den meisten brasilischen Gebirgspfaden in der Regenzeit nur mit Lebensgefahr zu passiren gewesen seyn würde, hielt ich mich rechts und gelangte, meistens durch Hochwald und wenige holzlose Thäler meine Reise fortsetzend, nach Canto de Gallo. Dieses Städtchen liegt in einem tiefen Kessel von Bergen, deren Rücken mit Kaffeepflanzungen bedeckt sind. Der hiesige Kaffee gilt für eine der besten Sorten Brasiliens. Das Städtchen mag etwa 700 Einwohner, meistens Deutsche, Schweizer und Franzosen, zählen, die sich größtentheils von der 8 bis 9 deutsche Meilen entfernten, in einer ziemlich rauhen Gebirgsgegend liegenden Schweizer-Colonie Nowa Friburgo hieher gewandt haben, wo ihnen die Cultur des Kaffees eine größere und sichere Erwerbsquelle eröffnet. Dort nämlich will dieses zarte und empfindliche Product des Pflanzenreichs der Rauhigkeit des Klima's wegen nicht gedeihen.

In der Umgegend wohnen bemittelte Pflanzer, welche mit ihren Familien an den Sonn- und Festtagen zur Kirche kommend hier keinen geringen Luxus zeigen. Ueberhaupt lieben die Einwohner, besonders das schöne Geschlecht, den Putz. Die Damen in den größern Städten und deren Umgegend kleiden sich meistens nach französischer Mode und zeigen sich öffentlich nie anders als in Stoffen von Atlas, der sich den üppigen Gliedern so vortheilhaft anschmiegt und jede anmuthige Bewegung im gefälligsten Lichte zeigt. Den Brasilianerinnen, selbst den niedern Classen, ist, wie dieses überhaupt bei allen Südländern der Fall zu seyn scheint, eine natürliche Grazie eigen, wie man sie bei den Schönen im Norden nur selten antrifft.

(Schluß folgt.)

Schiffbarhaltung der Rhone. Diese ist seit der Entholzung der Höhen in den Alpen und der dadurch herbeigeführten raschen Ueberschwemmungen sehr mühselig geworden. Ein Hr. Kerpilleux hat sich erboten diese Freihaltung des Fahrwassers in Pacht zu übernehmen und auf eine von ihm erfundene Weise zu bewerkstelligen. Man hat den Pacht fürs erste nicht angenommen, aber Hrn. Kerpilleux aufgemuntert, seine Arbeiten zu beginnen; er braucht nicht die gewöhnliche Baggermaschine, sondern eine Art Dampfmaschine, die an einem Schiffe angebracht ist, und alle Kiesbänke gewissermaßen zerreißt und alle dauernden Anhäufungen unmöglich macht. (Moniteur industrie vom 19 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1843.

Die Fischerei an den Lofoden.*)

Die Kabeljaufischerei wird auf der Küste des Stiftes Bergen und Trondhjem, und vorzüglich in Nordland bei den Lofoden-Inseln getrieben, und wir wollen uns darum bei diesem letztern Orte etwas länger aufhalten, weil wir hier am besten einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Fischerei, so wie von dem Leben und Treiben der Fischer erhalten können. Der Skrei (Kabeljau, Gadus callarias) ist es, welcher den Gegenstand dieser Fischerei ausmacht, und mehrere tausend Menschen, von den entferntesten Gegenden Nordlands, in der rauhesten Jahreszeit an diese rauhen und unfreundlichen Inseln herbeilockt, und für sie einen unwiderstehlichen Reiz hat. Die Inseln von Lofoden liegen unter einer Breite von [illegible] bis 69°, und sind durch einen 8 Meilen breiten Meerbusen, der West-Fjord genannt, von dem festen Lande der Vogtei Salten getrennt. Gegen Süden und Westen sind sie den Stürmen des großen Weltmeeres ausgesetzt, und selbst die östlichen Stürme wirken mit fürchterlicher Gewalt auf das Land, denn die 8 Meilen entfernten Gebirge können demselben keinen Schutz gewähren. Die großen Inseln bestehen aus hohen Gebirgen und engen Thälern und sind gegen Osten von einer Reihe kleiner Inseln und Klippen umgeben. Die Gebirge sind kahl, und nur in den Thälern wachsen hie und da einige verkrüppelte Bäume, die kaum diesen Namen verdienen. Hier wird nur sehr wenig Ackerbau getrieben, die Inseln haben aber vorzügliches Gras und sind für die Viehzucht sehr geeignet.

Die Wohnungen der Einwohner liegen am Meeresufer und auf den kleinen Inseln, denn die Bewohner leben vom Meere und auf dieses ist ihr Blick gerichtet. Was das Land darbietet, ist ihnen Nebensache und lockt sie nicht. Es ist hinlänglich diese Inseln im Sommer zu sehen, um sich einen Begriff zu machen, welchen Anblick sie im Winter gewähren müssen, und doch sind sie gerade im Winter, in den Monaten Januar, Februar und März, von Menschen angefüllt.

Bei den Lofoden-Inseln ist der Fang des Kabeljau's immer sicher, verschieden aber, was die Ergiebigkeit, Güte und Fette der Fische anlangt. Die Fettigkeit der Fische nimmt in gewissen Jahren regelmäßig ab und zu, und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß wenn die Fische das eine Jahr an Fette zuzunehmen angefangen haben, sie das folgende Jahr noch fetter werden, bis sie in demselben Verhältniß wieder abnehmen. Dieses regelmäßige Zu- und Abnehmen der Fettigkeit der Fische muß in der Natur oder in dem Herumziehen derselben seine Ursache haben, was indessen wohl immer nur Hypothese bleiben wird, weil ihre Spur nicht verfolgt werden kann und ihre Oekonomie unmöglich auszuforschen ist. Man behauptet gewöhnlich, daß sieben Jahre der Cyclus sey, innerhalb dessen diese Ab- und Zunahme stattfinde, allein mehrere erfahrene Leute wollen diesen Cyclus nicht anerkennen.

Im Anfange des Monats Februar fangen die Fische an, sich zu zeigen, anfangs durch einzelne Vorläufer, dann aber in ungeheuren Massen, die nicht uneigentlich Fischberge genannt werden. Sobald man die Vorläufer in den danach ausgeworfenen Netzen bemerkt, beginnt man auf den gewöhnlichen Fischbanken mit einem Lothe zu untersuchen, ob der Fischberg schon da ist. Dieses erfährt man dadurch, daß die dicht zusammengedrückten Fischmassen dem Lothe Widerstand leisten und das Loth dadurch von einer Fischmasse auf die andere herunterfällt. Sobald man dieß wahrgenommen, fängt der Fischfang an, denn jetzt ist der „Indstig," das Einziehen der Fische, vollendet, und letztere lassen sich nicht mehr durch die Netze stören, welches der Fall ist, so lange sie noch einzeln herumschwimmen.

Die Fische werden gewöhnlich erst an der Westküste der Inseln bemerkt, nehmen dann ihren Weg um die südliche Spitze derselben und ziehen in den großen West-Fjord hinein.

Ihr Zug ist indessen nicht alle Jahre derselbe; bald suchen sie die Fischbänke auf, welche eine halbe bis anderthalb Meilen von der Küste liegen (etwa drei geographische Meilen), bald drängen sie sich dicht an die Küste und werden daselbst gefangen. Die gewöhnlichen Fischbänke haben eine Tiefe von 360 bis 480 Fuß. Die Fische verlassen die Fischbänke auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen sind, gegen Ende des März

*) Aus G. P. Bloms statistischer Beschreibung des Königreichs Norwegen. Leipzig Weber 1843.

oder Anfang Aprils, doch kann ihre Ankunft so wie ihr Wegziehen um eine oder zwei Wochen abweichen.

Der Fischfang geht vorzüglich auf der Ostküste oder im West-Fjord vor sich; zwar gibt es auch auf der Westküste Fischbänke, wo sich Fische einstellen und gefangen werden, allein sie sind daselbst nicht in großer Menge vorhanden, und der Fischfang ist wegen des stürmischen Meeres, gegen welches die Küste keinen Schutz gewährt, beschwerlicher und gefährlicher. Die Fischer, welche an der Westküste wohnen, begeben sich deßhalb nach der Ostküste, um Fischfang zu treiben. Indessen sind die Fische auf der Westküste fetter.

Der Naturtrieb, welcher die Fische in solcher Menge nach diesen Küsten und in die Netze der Fischer lockt, ist das Laichen, und die Fische opfern demnach ihr Leben, um ihre Art fortzupflanzen. Es ist der große, bewundernswerthe Plan der Natur, daß durch die ganze Kette der Schöpfung das eine Geschlecht das andere ablösen soll, und für die Zusammenhaltung derselben ist Vernichtung eine eben so wichtige Bedingung, als Existenz.

Zu diesem Fischfang kommen die Fischer von ganz Nordland und Finnmarken, bis ans Nordcap hin, in ihren Booten und mit ihren Fischgeräthen versehen zusammen. Aus Bergen und Trondhjem stellen sich kleine, mit Victualien beladene Schi ffein, welche Fische einkaufen und einsalzen, um sie später zu Klippfisch zuzubereiten. Auch Fischrogen ist ein Gegenstand des Einkaufs. Die Fischer aus den entfernten Gegenden von Nordland bringen Yachten mit, um einen Theil ihrer Geräthe hinzuführen, und ihre Lebertonnen zurückzunehmen. Aus den näher gelegenen Gegenden bringt man alles auf Booten herbei. In den entfernteren Gegenden rüsten sich die Fischer gegen Ende des Monats Januar zur Reise nach Lofoden. Das Fischgeräth, der Proviant und alles, was sie mit haben sollen, wird in zwei gleiche Theile getheilt. Der eine Theil wird auf die Yacht gebracht, den anderen Theil führen sie auf dem Boote, Diese Theilung geschieht, theils um die schwer beladenen Boote auf dieser langen und gefährlichen Reise zu erleichtern, theils um zu verhüten, daß die Fischer in Verlegenheit gerathen möchten, im Fall das Boot oder die Yacht verunglücken sollte. Die Yachten sind verpflichtet, während der Fischerei da zu bleiben und dienen den Fischern als Magazin. — Aus jedem Kirchspiel werden mehrere solche Yachten mitgebracht und heißen Bygdefahrer, „Kirchspielschiffe."

Die Fischer theilen sich in Baadlag „Bootvereine." Ein jedes Baadlag fischt gemeinschaftlich und theilt den Fang nach festgesetzten Regeln. Ein Baadlag besteht aus zwei Booten, jedes mit fünf Mann besetzt, und 20 bis 30 Baadlage vereinigen sich um eine Yacht, je nach der Größe derselben. Der Eigenthümer der Yacht spielt nur die Rolle des Schiffers, wogegen jedes Baadlag einen Mann zur Besatzung liefert. Wenn der Fischfang zu Ende ist, so werden die Leber- und Rogentonnen, welche die Fischerei eingetragen hat, und die Geräthe in die Yacht geschifft und nach der Heimath der Fischer gebracht. Sobald die Fischer nach Hause kommen, wird die Leber zu Fischöl gekocht, in die Yacht verladen und mit den Fischen, welche die Fischer zu Hause gefangen und zubereitet haben, nach Bergen verschifft, wo die Yachten gewöhnlich auf dieser ersten Reise, die hier Förste Staevne genannt wird, im Mai oder Junius ankommen. Die Yacht bringt den Fischern Korn und andere nöthige Bedürfnisse zurück, nimmt darauf die Tonnen, die zur Aufbewahrung der Lebern und Rogen im nächsten Jahre dienen sollen, Materialien zu Gerüsten worauf die Fische getrocknet werden, und übrige Bedürfnisse für den Fischfang des nächsten Jahres mit nach Lofoden, ladet dort die getrockneten Fische ein und segelt damit zum zweitenmal nach Bergen. Diese Reise heißt andet Stävne. Wenn die Yacht zurückkehrt, ist ihre Fahrt für dieses Jahr vorbei, und sie wird aufs Land gesetzt, um zur Fahrt für den nächsten Winter ausgebessert zu werden. — Die Fracht wird durch einen bestimmten Antheil an den gefangenen Fischen bezahlt.

Stockholm.

(Schluß.)

Theils allein, theils in Gesellschaft besuchte ich fleißig die Umgebungen Stockholms, und fand namentlich die Ufer des Mälar oft mit Laubholzgattungen sehr üppig bewachsen; auch der Pflanzenwuchs wuchert an vielen Stellen auf eine Weise, wie man ihn hier oben kaum zu finden gehofft. Der Maler muß sich jedoch auf dunklere Farbentöne gefaßt machen; das lichtere Buchengrün beginnt erst auf Seeland. Das Lichte kann hier nur im Menschen gefunden werden, da stoßen wir auf lichtes Haar, lichten schönen Teint, lichte, blaue Augen und lichten Verstand, alles schöne germanische Elemente, auf deren Conservation man Ursache hätte mehr bedacht zu seyn. Im Volke regt sich ein conservativer Sinn, demzufolge man namentlich höchst antirussisch gesinnt ist. Das Gegentheil findet am Hofe und bei der Hofpartei statt, da fließt man über von Bewunderung des Kaisers u. s. w. Alle diese Erscheinungen sind ganz natürlich und leicht erklärlich. Dem Volk ist der Despotismus zuwider, und seine Nationalehre kann den Verlust der Ostseeprovinzen und Finnlands an Rußland nicht verschmerzen; daher endliche allmähliche und vor der Hand noch einseitige Hinneigung zu einem Anschluß an Norwegen und Dänemark, in welcher Vereinigung von jeher das natürlichste, einfachste und sicherste Befestigungsmittel des germanischen Skandinaviens lag, wogegen aber der Freiheitssinn einzelner Theile stritt. Vereinigt würden die drei Staaten unüberwindlich seyn, darum hintertrieb auch die äußere Politik ein solches Zusammentreten immer nach Möglichkeit.

Der schwedische Hof kennt seine mißliche Stellung im Lande zu wohl, um nicht nach äußern Stützpunkten auszuspähen, und Rußland erscheint am geeignetsten ein immer mehr angefochtenes Adelsübergewicht aufrecht zu erhalten. Das Königshaus weiß, wie gefährlich der Adel jederzeit war und wie unzuverlässig das Volk; darum sucht es zwischen beiden hindurch zu segeln und verfehlt nicht wenn auch russischen Wind dabei anzuwenden. Rußland empfing 1812 zu große Anhänglichkeits-

beweise, um nicht etwaige Zuckungen der bekannten langen Finger nach dem ohnehin armen bischen Schweden zu empfinden. Hätte Schweden Napoleons Angriff unterstützt, so dürfte die Wagschale vielleicht auf lange Zeit ungünstig für Rußland gestanden haben. Vielleicht beurtheilte aber Bernadotte die Lage der Dinge ganz richtig und sah ein, daß Rußland in Rußland endlich nur durch sich selbst besiegt werden kann, vermittelst innerer Ruhe! Darum ergriff er die klügste Partei trotz aller Neigung des Volkes zum Gegentheile, und behauptete von den napoleonischen Monarchen allein seinen Thron bis ans Ende. Wer andere Sympathien vorauszusetzen geneigt seyn sollte, irrt gewaltig; denn Russen vergessen es Niemanden, der sie einmal geprügelt, und sie haben von den Schweden der Schläge die Fülle bekommen. Die Neigung des schwedischen Königshauses kann nur auf politischem Fundament ruhen, und was den Hofadel anbelangt, so kennt er zu gut die Manier, wie am Hofe zu Petersburg mit dem Hofadel umgesprungen wird, um lebhafte Sehnsucht nach Aehnlichem zu fühlen.

In Stockholm forderte man von mir nicht mehr als 1⅓ Reichsthaler Banco (etwa ⅔ Thlr. Preußisch) Beisteuer zur Verbesserung der financiellen Lage des Staats; dafür aber erhielt ich zu meinem russischen Reisepaß noch einen schwedischen, damit ich ungestört überall im Lande umher wandern könne; außerdem fand keine Art Schererei statt, und mein freundlicher Wirth im Hôtel de Commerce besorgte die ganze Paßangelegenheit ohne mein persönliches Zuthun. Das arme Schweden ist reich genug, um den Reisenden keine ärgerlichen, mißtrauischen, beschämenden Hemmnisse in den Weg zu legen.

Die Bürger Stockholms abstrahiren davon, daß der Fremde sich zuvor wochenlang in öffentlichen Blättern ausbieten lasse, damit er nicht etwa Jemanden mit einer Schuld durchgehe! Jeder ist angewiesen, seine Interessen wahrzunehmen, und ich hörte in Stockholm weniger als in Petersburg über Verluste klagen, welche die Einwohner von Fremden erlitten. Und umgekehrt: wie übel ist derjenige daran, welcher diesen oder jenen Petersburgern creditirt! Die erbärmliche Justizpflege gewahrt den Bewanderten allen Schutz und gefährdet natürlich in gleichem Grade den Fremden. Die mir von zum Theile hochgraduirten Petersburgern häufig auf Ehrenwort abgedrungenen und nicht zurückgezahlten Summen sind recht ansehnlich. Ich sage abgedrungen, weil gesellige Verhaltnisse geflissentlich benutzt wurden, um mich in Lagen zu bringen, wo ein Mann von etwas Gentilität nicht den Anfordernden ausweichen konnte, und es ist mir wohl bekannt, daß meine einzigen Waffen nur noch in der Indiscretion bestehen, meine Glaubiger öffentlich namhaft zu machen.

Die Bewohner von Hong kong.

Auf dieser Insel erscheint seit dem März vorigen Jahres eine Zeitung, aus welcher die Litt. Gaz. vom 14 Januar dieses Jahres einige Auszüge gibt. Die Bevölkerung im Ganzen, die Engländer mit eingeschlossen, soll zwischen 18 und 20,000 betragen; davon müssen die Engländer mit ihrem Troß etwa 7000 ausmachen, denn die einheimische Bevölkerung ist nach einer genauen Liste auf 12,381 angegeben, wovon über 8000 in der Stadt Hong kong wohnen. Welcher Art diese Bevölkerung ist, kann man unter anderm daraus abnehmen, daß es 24 Häuser von Opiumverkäufern mit 131 Inwohnern und 23 Bordelle mit 439 Inwohnern gibt; 500 Menschen haben gar keine ostensible Beschäftigung und 2100 leben bloß auf den Booten. Im Ganzen wird angegeben, daß der größte Theil der Einwohner sich hieher gezogen habe, um der Strafe für ihre Verbrechen zu entgehen. Dabei muß man jedoch bemerken, daß die Zahl der Handwerker, namentlich der Zimmerleute und Maurer, nicht gering ist.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

2. Reise durch das Orgelgebirge und weiter in das Innere.

(Schluß.)

Ich verweilte einen Tag hier, machte eine Treibjagd mit, auf welcher mehrere Rehe erlegt wurden, und setzte dann meine Reise weiter in das Innere fort. Mein Weg führte anfangs durch Hochwald, der später in eine freie Ebene ausläuft, worin mehrere Fazendas zerstreut liegen. Bald aber gelangt man wieder in Urwald und auch hier läuft der Weg beständig bergauf und ab. Das Laubwerk des Waldes ist so dicht, daß selbst die senkrechten Strahlen der brasilischen Sonne nicht durchzudringen vermögen und man daher meistens im Schatten reisen kann.

Es gelang mir heute eine Guira Punga (casmarhynchos variegatus) mit breitem, niedrigem Schnabel, der an der Wurzel biegsam und weich, an der Spitze zusammengedrückt und hornartig ist, zu erlegen. Ich hatte diesem merkwürdigen Vogel schon oft nachgestellt, ohne jedoch zu Schusse kommen zu können.

Der Tag war sehr heiß: der Wärmemesser zeigte Mittags 31° R., und ich freute mich, als ich gegen die Dämmerungszeit fast auf der Spitze eines hohen Berges eine gastliche Wohnung erreichte. Der Besitzer war aus der französischen Schweiz, noch jung und unverheurathet. Seine Schwester, eine niedliche Brünette, führte ihm die Wirthschaft. Die Gebirgsgegend, in welcher er hier lebte, mußte lebhaft an seine Heimath erinnern, nur daß in dieser weiten Landschaft ein großartigerer Charakter vorherrschte. Er schien mit seiner Lage zufrieden, aber seine Schwester klagte bitter über „die entsetzliche Eintönigkeit des hiesigen Lebens.“ Uebrigens wurde ich auch hier, wie dieß überall im Innern Brasiliens der Fall zu seyn pflegt, sehr gastfreundschaftlich aufgenommen, und wir plauderten nach der einfachen, aber gern gegebenen Mahlzeit noch eine lange Weile. Mein Wirth erzählte mir, daß in der Nähe ein jetzt civilisirter Indianer wohne und erbot sich, mich am andern Morgen zu diesem seinen Nachbar zu führen.

Als ich mich auf meine Kammer zurückgezogen hatte, öffnete ich den hölzernen Verschlag, der statt des Fensters diente, und hatte dann den vollen Ueberblick auf eine großartige und wilde Natur. Unabsehbar dehnten sich die Urgebirge in dem hellen Mondlicht vor mir aus und verloren sich in weiter Ferne in die Provinz Minas Geraes. Aber welche Zunge vermöchte die Zauberfeier einer brasilischen Mondnacht zu schildern? Still und hehr zieht der Mond durch die unermeßlichen Tiefen des Himmels und sein Silberglanz beleuchtet die Spitzen der schlummernden Wälder, die Riesenstämme derselben in phantastische Gestalten verwandelnd, in deren Schlagschatten die Feuerkäfer wie fal-

lende Sterne erglänzen. Die Sterne schimmern in wunderbarem Glanze, eine unbeschreibliche Ruhe ist über die ganze Landschaft ausgegossen, und nur der Flügelschlag eines Nachtvogels oder das Rauschen eines aufgeschreckten Wildes in den Gebüschen unterbricht dann und wann das erhabene Schweigen der Wildniß.

Ich war lange im Anblick dieses prachtvollen Naturschaustücks verloren und suchte erst spät das Lager. Ich mochte jedoch kaum eingeschlummert seyn, als ich mich am Arm gefaßt fühlte. Ich sprang vom Lager und wollte eben zum Gewehr greifen, als mir eine sanfte Stimme zuflüsterte: „Soyez tranquille, Monsieur, c'est moi.“ Es war die Schwester meines Wirths. Auf meine etwas befremdete Frage nach der Ursache ihres späten Besuchs versetzte sie: daß der unbezwingbare Widerwille in dieser Einöde zu wohnen, wo sie von der übrigen Welt abgeschlossen leben müsse, sie veranlaßt habe, mich noch so spät zu besuchen, da sie am Tage keine Gelegenheit haben würde, mich allein zu sprechen und mit ihren Wünschen bekannt zu machen. Sie wünsche nämlich, in Rio oder sonstwo ein Unterkommen zu finden, und da sie aus unserem gestrigen Gespräche vermuthete, daß ich in der genannten Stadt Verbindungen habe, so wolle sie mich bitten, sie zur Erreichung ihres Wunsches behülflich zu seyn; doch möchte ich vorläufig ihrem Bruder nichts davon mittheilen, der ihre Absichten nicht billige. Ich öffnete den Fensterverschlag und zeigte ihr die schlummernde, prachtvolle Nachtlandschaft, allein sie meinte, daß die Gewohnheit dagegen sehr bald gleichgültig werden lasse und der Mensch sey zur Geselligkeit geschaffen. Ich versprach ihr, mich in Rio für sie zu bemühen, und fand später wirklich Gelegenheit, ihr im Hause eines französischen Kaufmanns ein anständiges Unterkommen zu verschaffen.

Am andern Morgen begleitete mich mein Wirth zu seinem indianischen Nachbar, der ungefähr eine Stunde von ihm lebte. Er schien seinem frühern Leben noch sehr zugethan zu seyn, denn als wir ankamen, hatte er eben einen Pekari (dicotylus torquatus), einen plumpen Dickhäuter und zur Schweinegattung gehörend, erlegt. Beim Jagen bediente sich der Indianer noch immer seines Bogens, dem er deßhalb vor unserem Feuerrohr den Vorzug einräumte, weil der Knall des letztern das andere Wild verscheuche, während er aus einem Rudel wilder Schweine erst fünf und mehrere erlegen könne, bevor die übrigen ihren Feind gewahrten. Der Indianer gehörte zum Stamme der Tupinambas. Er war von einem portugiesischen Jesuiten zum Christenthum bekehrt, hatte den letztern mit seiner Frau auf mehreren Reisen im Innern begleitet und sich mit seiner Familie nach dem Tode des Geistlichen in dieser Gegend niedergelassen. Zum Ackerbau schien er wenig Neigung zu haben, und baute für seine aus einer Frau und zwei Kindern bestehenden Familie nur so viel Feldfrüchte, als zu ihrem Unterhalt unumgänglich nöthig waren. Dagegen flocht er Strohhüte und Körbe, welche er den Pflanzern verkaufte oder vertauschte, mit großer Geschicklichkeit. Ich kaufte ihm eine von feinem Schilfe geflochtene Cigarrendose ab, deren Verfertigung die größte Kunstfertigkeit zeigte. Im übrigen hatte dieser Sohn der Wildniß nichts Abweichendes in seinem Aeußern, das alle Wilden der amerikanischen Erdfeste auszeichnet und das bekannt genug ist. Er sprach ziemlich geläufig portugiesisch, hatte dagegen aber seine Muttersprache, die wahrscheinlich noch auf der tiedrigsten Bildungsstufe steht, fast gänzlich vergessen. Die wenigen Proben, die er uns daraus mittheilte, konnten meine Meinung von ihrer Rohheit und Barbarei, aber nicht zu ihrem Vortheile berichtigen.

Inzwischen war mir die Bekanntschaft dieses Indianers von großem Nutzen, da er mich später auf mehreren Reisen in das Innere begleitete.

Von meinem Wirthe Abschied nehmend, setzte ich meinen Weg weiter fort, und in der Frische des Morgens und des Waldes und beim Anblick der wunderbaren Producte dieses von Natur so reich gesegneten Landes ging mir das Herz über vor Wonne. Welch ein Land könnte Brasilien seyn, wenn es statt von einem entnervten, verdorbenen Volke von 80 Millionen fleißiger Menschen bewohnt würde, um den lang gefesselten ergiebigen Boden zum Unterhalt des Menschengeschlechts aufzufurchen und blühende Städte und Dörfer in dieser menschenleeren und romantischen Wildniß zu gründen. Die Riesenströme der Erde mit ihren mächtigen Armen durchschneiden in allen Richtungen das ungeheure Reich und könnten dem Handel und der Industrie neue Wege eröffnen. Allein alles dieses wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben.

Gegen Mittag kam ich an den Parahyba, den bedeutendsten Fluß der Provinz Rio de Janeiro, der meistens durch große Waldungen fließt und wegen seiner vielen Wasserfälle (caxociras) in seinem obern Laufe nicht schiffbar ist. Ungeheure Granitblöcke liegen in seinem Bette zerstreut, und an vielen Stellen ist dasselbe so seicht, daß man bequem durchreiten kann. Es gibt viele Kaimans und Krokodile in diesem Flusse, welche man häufig auf den Granitstücken im Flusse und am Ufer sich sonnen sieht. Unter diesen ist besonders eine Gattung mit gelben Flecken am Halse (papa amarella von den Einwohnern genannt) besonders raubgierig und gefährlich. Sie greift im Wasser die größten Thiere und selbst Menschen an. Ungeachtet der Parahyba schon hier eine beträchtliche Breite hat, so bilden dennoch die Bäume an beiden Ufern, durch Schlingpflanzen und Lianen verknüpft, ein dichtes Gewölbe über demselben, welches den räuberischen Irars und Coatis zur Brücke dient, um von einem Ufer zum andern zu gelangen.

Nachdem ich, durch dichte Waldungen und auf wenig betretenen Pfaden meine Reise fortsetzend, den Rio Paquequir, einen zwar nicht breiten, aber tiefen Arm des Parahyba erreicht und überschritten hatte, erreichte ich am Abend die Pflanzung meines Freundes, dessen liebevolle Aufnahme mich für alle die Ungemächlichkeiten entschädigte, die eine solche Reise immer mit sich führt, obgleich durch die Neuheit der Landschaften und Producte mir hinreichende Entschädigung geworden war.

Ed. Th. B.

Seltsame Heilung eines Wahnsinnigen. Ein Bewohner der Gemeinde Onnaing, nördlich von Paris, verfiel in Wahnsinn und wurde nach Paris in ein Spital geschickt. Die Kunst vermochte nichts über seinen zerrütteten Verstand, und alles ließ glauben, daß die Heilung unmöglich sey, als er in einen Zustand von Schwäche fiel, der stets zunahm, ohne daß irgend ein Krankheitssymptom sich dem Auge der Aerzte bemerklich machte. Seine Lage wurde so ernst, daß man an seine Frau schrieb, und zwar so, daß man ihr keine Hoffnung der Wiedergenesung ihres Mannes übrig ließ. Sie reiste nach Paris, nachdem sie sich zuvor Trauerkleider hatte machen lassen, und erfuhr daselbst, daß ihr Mann gestorben sey, und daß man ihn eben begraben wolle. Im Augenblick aber, wo man ihn in den Sarg legte, glaubte man noch eine Bewegung zu bemerken und wartete. Einige Zeit später bemerkte man, daß der Todte wirklich noch lebe, und daß er bloß in eine Lethargie verfallen sey, die stark genug war, die Umgebung sämmtlich zu täuschen. Zum allgemeinen Erstaunen aber hatte der Todtgeglaubte in dieser Lethargie auch seinen Verstand wieder gefunden. (Voleur vom 20 Januar.)

Berichtigung.

In Nr. 30 S. 120 Z. 6 u. 9 v. u. steht der Name Kerpilleux statt Verpilleux.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 1 und Umschlag zum Monat Januar.)

№ 1.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Dienstag, 31 Januar 1842.

[1] In der litter. artist. Anstalt in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Walhalla's Genossen,

geschildert durch

König Ludwig den Ersten von Bayern,

den Gründer der Walhalla.

Preis 2 fl.

[2] Im Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

Von **Dr. Mager.**

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Partie-Preis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den untern Classen beginnen lassen und in den obern einen Cursus der französischen Litteratur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen" zu dem „Tableau anthologique de la litterature française" den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittlern Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die obern Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 55½ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigern Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[3] In der litterar.-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Kunsthandlungen zu beziehen:

Ansicht der Walhalla

mit der Fernsicht gegen Regensburg,

gemalt **v. Klenze,**

lithographirt von **Lebsche.**

16 gr. oder 1 fl. rhn.

Ansicht der Walhalla

mit ihren

Umgebungen von der Ruine Donaustauf aus gesehen,

gemalt von **L. v. Klenze,**

lithographirt von **Lebsche.**

16 gr. oder 1 fl. rhn.

[4] In der Buchhandlung des **Waisenhauses in Halle** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage. 8. (44 Bogen). Sauber carton. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 gGr.

Für den Werth dieser Sammlung und ihre Angemessenheit zum Schulgebrauch haben anerkannte Schulmänner, so wie die Einführung in viele Schulanstalten das günstigste Zeugniß abgelegt. An der so eben erschienenen dritten Auflage wird gewiß das pädagogische Publicum das fortgesetzte Bemühen des Herausgebers um die Vervollkommnung des Buches nicht minder mit seinem Beifall begleiten, als dieser den Vorzügen der zweiten Ausgabe vor der ersten zu Theil geworden ist. Einige Gedichte, welche einer erneuten strengen Prüfung nicht recht genügten, sind jetzt weggeblieben, eine große Anzahl neuer, namentlich auch scherzhafter, hinzugekommen, und außerdem sind in dem Inhaltsverzeichnisse manche äußere Veränderungen getroffen worden, die dem Schulmanne, der in jedem Augenblick jedes Stück leicht will auffinden können, nicht unwillkommen seyn werden. Die Verlagshandlung hat trotz des sehr bedeutenden Zuwachses an Bogenzahl den frühern schon mäßig gestellten Preis unverändert fortbestehen lassen.

Schmidt, A. F. A., Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. 1r und 2r Cursus. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 gGr.

(1r Cursus. Für die untern Classen. 17½ Sgr. oder 14 gGr.
2r Cursus. Für die mittlern Classen. 22½ Sgr. oder 18 gGr.)

Dieses Buch hilft neben der Echtermeyer'schen Sammlung einem dringenden Bedürfnisse der Schulen ab, indem es in einer sehr verständig und umsichtig angestellten Auswahl aus den besten **Prosaikern** reichen Stoff für den deutschen Unterricht darbietet und durch zweckmäßiges Fortschreiten von dem Leichtern zum Schwierigeren für die allseitige geistige Ausbildung des Schülers ein ausgezeichnetes Hülfsmittel gewährt. Für die Schulen, welche sich bereits jener Sammlung bedienen, würde die Einführung dieses Lesebuchs, das auch durch Wohlfeilheit des Preises sich empfiehlt, zunächst sich eignen. Aber auch abgesehen von dem Schulgebrauche dürfte Knaben und heranwachsenden Jünglingen keine bessere Lectüre in die Hand gegeben werden können.

[5] In der Unterzeichneten ist mit dem 1 Januar d. J. erschienen und durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter im Preis von 1 Rthlr. vierteljährlich, 2 Rthlr. halbjährlich und 4 Rthlr. jährlich zu beziehen:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen —

ein Repertorium

für die dahin einschlagende Litteratur und ein Archiv für die gesammte nationalökonomische Statistik,

wovon unter der Redaction

von **Dr. Fr. List**

wöchentlich eine Nummer erscheint und bereits vier Probenummern verschickt worden sind.

Inhalt der ersten vier Nummern:

Das nationale System der politischen Oekonomie in England und die deutsche Landwirthschaft — Die deutsche Flagge — Also sollte der Zollverein in allen großen Handelsplätzen und bedeutenden Seehäfen Consulate haben — Samuel Laing Esq. und Friedrich v. Raumer — Schifffahrts- und Handelsverhältnisse zwischen den Hansestädten und fremden Ländern — Peels Tarif und die deutschen Nord- und Ostseeländer — Die englische Allianz und die deutsche Industrie — Unsere Gegner — die Resultate des Stuttgarter Zollcongresses — der englische Friedensschluß mit China und die deutschen Handelsinteressen — Die Auswanderung der Deutschen nach den englischen Colonien.

Kleinere Aufsätze und Miscellen. Webster über die amerikanische Nationalbank — Ackerzustände in England und die Aussichten Deutschlands auf Fleischausfuhr — Eine neue Art Kanonen — das Guano — die englische Wollproduction — Bewässerungsanstalten in Vandiemensland — Schafracen in Ostindien — letzter Agriculturbericht aus England — Payne's Erfindung Fleisch im Großen zu salzen — die Weinproduction auf dem Cap und in Neuseeland — die Rubenzuckerfabrication in Frankreich — die Acclimatisirung der Alpaca in Europa — Zucker aus Feigen in Algier — Ostindischer Handel — die englische Rhederei — Unglücksfälle auf den englischen Eisenbahnen — die Bevölkerung des alten Roms — die Bevölkerung von Canada — Handel zwischen Rußland und England — Viehzucht und Ackerbau in Südaustralien — Jeffery's Marine-Leim — Webster über das Schutzsystem — Jamaica — Schifffahrt in England und Frankreich.

Correspondenznachrichten. Von der Nordseeküste: Die Wesermarine. — Umschwung der öffentlichen Meinung in Hannover in Betreff des Anschlusses an den Zollverein — Folgen der Ueberschwemmung Deutschlands mit Colonialproducten aus Java — Ausfuhr von sächsischen Merinos nach Südamerika — Die Wallfischfänger von Bremen in der Südsee — Urtheile über die Twistfrage — Handlangerei der bremischen Marine — Ausfuhr des eichenen Schiffbauholzes aus Deutschland nach England.

In den folgenden Nummern wird unter andern vorkommen:

Ueber den Anschluß der norddeutschen Staaten an den Zollverein (v. Berg, von der Horst, Lüders) — **Ungarn und Deutschland — Ueber den Anschluß Oesterreichs an den Zollverein — Fortschritte des deutschen Eisenbahnsystems — Das deutsche Canalsystem — Die Resultate des Stuttgarter Zollcongresses — Ueber den Handel und die Schifffahrt von Hamburg — Die Politik der Engländer in Ostindien — die Statistik des Zollvereins von Dieterici — Ueber die Getreide-Ausfuhr der Nord- und Ostseeländer nach England — Ueber das Wesen der Differentialzölle in Beziehung auf Ausfuhrhandel und Schifffahrt — die Politik Hollands in den Sunda-Inseln und Hollands Abhängigkeit von dem Zollverein — Deutschland und Brasilien — Der französisch-belgische Handelsverein — Michel Chevaliers System der National-Oekonomie — Die neuesten Fortschritte des Postwesens in Deutschland — Neueste Discussionen über die Acker-Verfassung in Deutschland, England und Frankreich — die Bewässerungs-Anstalten im Großen — Ueber den Einfluß der Gerichtsverfassung auf die materiellen Productivkräfte der Nationen u. s. w.**

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

---

[6] **Bei J. E. Schaub** in **Düsseldorf** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Kirchenfriede

und dessen dauerhafte Begründung.

Von Dr. **K. J. Ludwig.**

110 Seiten in gr. 8. Auf weißem Druckpapier, in farbigem Umschlag geheftet. Preis $17\frac{1}{2}$ Sgr. oder 1 fl. 3 kr.

Durch diese Schrift wird jeder gebildete Mensch in den Stand gesetzt sich eine deutliche Vorstellung von **dem Begriff** und **der Aufgabe der Kirche in der jetzigen Zeit zu machen.** Was dem Buche noch einen besondern Werth gibt, ist die consequente Belehrung der Kirche über ihre Aufgabe, aus ihrer Quelle selbst, aus den Evangelien. Auch thut der Verfasser den **Doppelsinn** des Wortes „Kirche" dar.

[7] **Tübingen.** Im Verlage der **H. Laupp**'schen Buchhandlung ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Fallati, Prof. Dr. Joh., **Ueber die sogenannte materielle Tendenz der Gegenwart.** Eine akademische Rede, gehalten in der Aula zu Tübingen den 1 Sept. 1842. gr. 8. geh. Preis 4 gGr. od. 18 kr.

[8] In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. R. Wellsted's Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einem **Excurs über himjaritische Inschriften** von **Dr. E. Rödiger.** Mit Karten und Inschriften. 2 Bde. sauber broschirt. 3 Thlr. 15 Sgr. (3 Thlr. 12 gGr.)

Wellsteds Reiseberichte betreffen großentheils solche Gegenden Arabiens, die zuvor noch von keinem Europäer betreten sind, namentlich den Süd- und Ostrand der Halbinsel. Gibt ihnen hier die Neuheit des Gegenstandes schon Interesse, so fesseln sie den Leser auch da, wo sie sich auf bekannterem Terrain bewegen, wie beim Einaigebirg durch selbständige Auffassung und durch eine eigenthümliche Frische der Beobachtung und Darstellung. Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß wird die bunte Mannichfaltigkeit des Werkes anschaulich machen. Maskat und Aden, Sinai und der Glockenberg, Myos Hormus und die Ruinen von Berenice, die Dampffahrt auf dem rothen Meer und andere Punkte vom jüngsten Zeitinteresse kommen zur Sprache, und der noch so neue Fund der himjaritischen Inschriften verdient jetzt auch wohl der größeren Lesewelt vorgeführt zu werden. Man erwarte übrigens nicht eine jener fabrikmäßigen Uebersetzungen, das Buch möchte sich vielmehr an die besseren Arbeiten dieser Art würdig anschließen. Die Karten und Inschriften sind auf zwei großen Tafeln mit äußerster Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt.

---

[9] Im Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands Vertheidigung

gegen den äußeren Feind und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Officier.

8. Velinp. Br. Preis 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[10]

Gekrönte Preisschrift.

Ueber

englische Landwirthschaft

und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse,

insbesondere Deutschlands.

Nach eigner Anschauung

von **A. v. Weckherlin.**

gr. 8. Velinp. brosch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Diese Schrift ist der sechsten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe gewidmet, welche der Verfasser als zweiter Vorstand der Versammlung mit Ueberreichung derselben bewillkommnete, und wurde nach dem Antrage der Centralstelle des großherzoglich badischen landwirthschaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Versammlung deutscher Landwirthe in Karlsruhe von **Sr. Hoheit dem Herrn Markgrafen Maximilian von Baden** ausgesetzten Preise von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabschnitt des Inhalts: Erster Abschnitt. Allgemeiner Ueberblick über die allmähliche Ausbildung und den jetzigen Stand der englischen Landwirthschaft und über eine Vergleichung derselben mit der deutschen Landwirthschaft. I. Ueber den frühern landwirthschaftlichen Zustand in England, als Einleitung. II. Neuere englische Landwirthschaft. III. Einzelne Gegenstände, welche bei der englischen Landwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthschaftlichen Verhältnissen Deutschlands Interesse erregen. a) Cultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthschaftliches Bauwesen. — Zweiter Abschnitt: Speciellere Vergleichung des englischen mit andern, insbesondere deutschen Wirthschaftssystemen und der Anwendbarkeit des englischen Systems in andern Verhältnissen. I. Dürchschnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieser Vergleichung Erschöpfung und Ersatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verschiedener Wirthschaftssysteme. III. Annähernde Ermittlung des Ertragsverhältnisses bei den verschiedenen Wirthschaftssystemen, besonders aber des Einflusses der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduction, nebst Schlußfolgen daraus.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[11] Im Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Vier Bände.

Gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlandes bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Roynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, so wie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unserer Schriftsprache dem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[12] In Unterzeichnetem wird nächstens erscheinen:

Lehrbuch der Mnemotechnik,

nach einem durchaus neuen Systeme,

anwendbar auf das Positive aller Disciplinen,

von **Karl Otto Reventlow,**

Candidaten der Philologie.

Während fast alle bis jetzt bekannten mnemonischen Systeme, auf einer räumlichen Anschauung und sinnlichen Symbolik beruhend, nichts als ostensible Kunststücke erzielten, hat der Verfasser dieses Werkes durch seine vielfach abgelegten öffentlichen Proben bewiesen, dass sein Verfahren nicht allein eine allgemein praktische Anwendung auf das Positive aller Disciplinen zulasse, sondern auch, dass die Resultate desselben alles, was bis jetzt durch mnemonische Methoden geleistet wurde, bei weitem übertreffen.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. *Erste Abtheilung:* Geschichte, Litteratur und Kritik aller bekannten mnemotechnischen Systeme. *Zweite Abtheilung:* Die Methode des Verfassers, Geschichte, Theorie, Anwendung auf die Chronologie, Statistik, Physik, Chemie, Mathematik, Astronomie, Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Medicin, Botanik, Cameralwissenschaft u. s. w. u. s. w.; auf Sprachen, Handelswissenschaften u. s. w., auf das Einprägen von Physiognomien, auf das Schachspiel u. s. w.

Bei der Abfassung dieses Lehrbuchs hat der Verfasser nirgends eine Regel aufgestellt, deren Richtigkeit er selbst nicht practisch zu beweisen im Stande wäre.

Stuttgart und *Tübingen*, Decbr. 1842. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[13] **Interessante Schrift über China!**

Duft der Blume der Mitte

von Dr. G. Pacherer.

12. geb. 25 Sgr. od. 1 fl. 30 kr. rhn.

Bei dem immer mehr steigenden Tagesinteresse an den merkwürdigen Ereignissen in China fühle ich mich veranlaßt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die vorliegende Schrift neuerdings hinzulenken, da sie nach dem Ausspruche der geachtetsten Journale Deutschlands ein allgemein ansprechendes Lebensbild von China aufstellt, das bei den gegenwärtigen Conflicten, von welchen das Reich der Mitte betroffen ist, vielen Lesern willkommen seyn wird. Die sittlichen, religiösen und gesellschaftlichen Vorstellungen wie Einrichtungen der Chinesen werden durch treffende Thatsachen geschildert. Interessant ist besonders auch die Erzählung von dem Patriarchen Mezzabarba, welcher im Jahre 1720 als päpstlicher Legat nach China gesandt wurde, um die kirchlichen Zustände und Gebräuche der dortigen Christen zu reguliren.

C. W. Leske in Darmstadt.

---

[14] **Tübingen** bei **L. Fr. Fues** ist erschienen:

Dr. J. Liebig's Verhältniß zur Pflanzenphysiologie von Prof. Dr. **H. Mohl.** gr. 8. broch. 36 kr. oder 9 gGr.

Bei dem großen Aufsehen, welches die von Liebig in seiner Agriculturchemie über die Ernährung der Pflanzen ausgesprochenen Ansichten erregten, empfehle ich diese Schrift, welche die Liebig'sche Theorie vom physiologischen Standpunkte aus bespricht, der Beachtung ebensowohl der Botaniker als der Landwirthe.

---

[15] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Franz Kugler.

8. Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[16] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift

übersetzt von

G. G. v. R.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt. 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Gränzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaltracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts** nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Macchiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen, 1843. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[17] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Liederbuch vom Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht

von **Gottlob Regis.**

8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1843.

Die niedern Classen in England und das Parlament.

Da im Laufe dieses Monats das englische Parlament sich von neuem versammelt, und alle Zeichen dahin deuten, daß ein hitziger Kampf nicht um Ministerplätze — das möchte für einige Zeit wohl entschieden seyn — sondern über die Mittel zur Verbesserung des Zustandes der niedersten Classen der Gesellschaft sich entspinnen, auch die Regierung wohl bald mit ihren Maaßregeln hervortreten wird, so achten wir es nicht für überflüssig, über das Verhältniß, in welchem die niedern Classen zum Parlament stehen, hier Einiges zu berühren. — Man hat in neuester Zeit auch in Deutschland die Frage des Communismus philosophisch und historisch zur Sprache gebracht und auf die künftigen Gefahren hingewiesen, welche der europäischen Gesittung drohen. Ehe man sich aber so weit versteigt und ins Reich der Möglichkeiten verliert, thut es wohl noth fürs erste bei den ersten praktischen Fragen stehen zu bleiben, und auf diejenigen Länder zu blicken, wo diese abgehandelt werden. Dieß ist nun vorzugsweise mit England der Fall, und was ist der Grund, weßhalb hier die niedern Classen allmählich so eine furchtbare Stellung einnehmen? Ganz einfach, ein aristokratisch eingerichtetes Staatssystem, das die Lasten des Staats nicht sowohl auf den Besitz und den Luxus, sondern auf die ersten Nothwendigkeiten des Lebens, also auf den Armen und somit auf die Arbeit legt. Der Mann, der nichts hat als seine Hände und in der Regel auch nichts erwirbt und erwerben kann als seinen Lebensunterhalt, sollte von Lasten und Abgaben möglichst frei seyn. Statt dessen hat man berechnet, daß die Arbeiter in England in den Preisen für Lebensmittel verschiedener Art etwa zwei Drittheile als Steuer zahlen. Wenn dieß nun gleich im Allgemeinen genommen unrichtig und übertrieben seyn mag, so bleibt, wenn man auch noch so viel abzieht, immer noch genug übrig, um den Arbeiter und selbst die um mehrere Stufen über ihnen stehenden Classen schwer zu drücken. Die indirecten Abgaben auf Lebensmittel sind der Fluch unsrer modernen Staatsweisheit, die Größe ihres Ertrags und die Leichtigkeit der Erhebung sind so verführerisch, daß man unbekümmert darin weiter geht, bis die Abnahme der Steuern daran mahnt, daß das Volk dadurch in Armuth gestürzt ist. Das Streben unsrer modernen Staaten sollte dahin gehen, daß der Unbemittelte so wenig wie möglich zahlt, und namentlich nicht auf indirectem Wege. Das ist gewiß das beste Mittel, allen Gefahren des Communismus oder, richtiger gesagt, des Proletariats wirksam entgegen zu arbeiten.

Wir halten die Gefahren, womit das Proletariat die europäische Gesittung bedrohen soll, im Allgemeinen für chimärisch; es kann wohl einzelne Gesellschafts- oder auch Staatsformen, wenn man nicht zeitig entgegenarbeitet, zerbrechen, das Wesen der europäischen Gesittung aber wird es ebenso wenig zerstören, als die französische Revolution solches that, welche auch einige Jahre hindurch eine Herrschaft des Proletariats begründete, das aber bald wieder in sich selbst zusammensank: man kann nicht lange mit der gewaltsamen Rohheit der untern Classen gegen die gebildeten Classen eine Herrschaft ausüben. Auch thut man sehr Unrecht, wenn man den Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden zugleich als einen Kampf der Rohheit gegen die Gesittung bezeichnet; es gibt unter den Besitzlosen der unterrichteten und gebildeten Leute genug, und unter den Besitzenden noch viel mehr Rohe und Ungebildete, welche man kecklich jedem Proletarier an die Seite stellen darf. In Frankreich ist, wie sehr man auch die communistischen Verschwörungen und Aufstände von Babönf an bis auf den Ausbruch in Lyon anführen mag, die Sache noch nicht gefährlich; zu allen Zeiten hat locale Noth auch locale Aufstände hervorgerufen, besonders wenn vorhergegangene politische Erschütterungen einen Funken in die Masse geworfen hatten; aber alle die geheimen Plane, Organisationen, Verschwörungen, wie sie in Frankreich allerdings seit 40 Jahren in großer Anzahl und, wenn man nähern Aufklärungen glauben darf, mit Schrecken erregenden Tendenzen sich ergeben haben, sind mehr Träumereien als Wirklichkeit: sie mögen allerdings die Wachsamkeit der öffentlichen Macht in Anspruch nehmen, um einzelne Ausbrüche und Unthaten zu verhindern oder zu bestrafen, aber von einer wirklichen Gefahr für die allgemeine Bildung — wenn man

nicht allenfalls die superfeine, glacéhandschuhige Theebildung darunter versteht — oder auch nur für den allgemeinen Besitzstand, ist noch nicht die Rede, obgleich nicht zu läugnen, daß Frankreich auf gutem Wege dahin ist, wirkliche Gefahren herbeizuziehen. Von St. Simon und Fourier schweigen wir hier; so viel Richtiges sie auch über den Zustand der untersten Classen sagen, so haben doch ihre vorgeschlagenen Gegenmittel sich bis jetzt als höchst unreife Versuche bewährt, wie dieß mit allen denen der Fall seyn wird, welche eine Aufhebung des persönlichen Eigenthumsrechts, oder auch nur eine Beschränkung desselben zur Grundlage haben. Das Associationswesen ist für die untern Classen allerdings eine höchst fruchtbare Idee, davon aber ist in dem praktischen England, wo man weit weniger Systeme baut und mehr handelt, schon viel mehr in Ausführung gekommen, als in Frankreich auch nur versucht wurde.

Es ist sehr unrichtig, wenn man sagt, daß die französische Revolution bloß für die Mittelclasse viel, für die Besitzlosen sehr wenig gethan habe; im Gegentheil, sie hat sehr viel für sie gethan, denn die Zahl der Besitzenden ist ohne allen Vergleich größer als vorher. Daß die Basirung der politischen Macht auf den Besitz des beweglichen Vermögens grundfalsch ist und zu einem unnatürlichen Uebergewicht der Städte und städtischen Gewerbe über den Landbau, so wie eben damit auch zu einer Vermehrung der Proletarier führt, unterliegt wohl keinem Zweifel, und hat auch bereits die Folge gehabt, daß in der Hand der großen Wald-, Hütten- und Fabrikbesitzer ein Einfluß und eine Macht gelegt sind, welche sich durch eine den arbeitenden Classen und der Entwicklung der Gewerbe höchst nachtheilige Gesetzgebung kundgegeben haben, so daß der bekannte Ch. Dupin schon vor mehreren Jahren die Befürchtung aussprach, das Netz, welches die Feudalherren des modernen Staats um Regierung und Volk gezogen hätten, werde wahrscheinlich nur durch einen gewaltsamen Ausbruch des letztern zerrissen werden. Allein die Franzosen, welche vom J. 1815 bis 1830 die Errungenschaft der Revolution zu vertheidigen hatten, und als dieß nicht mehr nöthig war, aus lauter Gewohnheit sich in leerem Geschwätz ergossen, während welcher Zeit die eigennützigen Schlauköpfe ihren politischen Einfluß zu ihrem pecuniaren Vortheil geltend machten, fangen in der Presse alles Ernstes an, Hand an die eigentlichen Mißstände zu legen, die Monopolisten kommen, nachdem sie das Volk gehörig ausgebeutet, allmählich unter einander selbst in Streit, und alles dieß wird dazu führen, die wahren Schaden des Landes, welche in der Bevorrechtung der obengenannten Classen, der Wälder-, Hüttenbesitzer u. s. w. liegen, an den Tag zu bringen, und wo einmal die Presse so festen Fuß gefaßt hat, wie in Frankreich, werden die Aufklärungen über diese Gegenstände sich immerfort mehren, bis die Ungerechtigkeit endlich so nackt dasteht, daß Niemand sich mehr getraut solche zu vertheidigen. Sobald diese großen Ungerechtigkeiten fallen, welche dem Aufschwung der industriellen Thätigkeit so schwere Fesseln anlegen, wird ein bedeutender Theil der communistischen Plane aus Mangel an Nahrung gleichfalls zusammenbrechen. Hier ist der Mittelstand mit allen Mitteln ausgerüstet, um die Gefahr von sich und dem Staat abzuwenden, und nur die gröbste Sorglosigkeit könnte sie wirklich drohend werden lassen.

Viel schlimmer sieht es in England aus, wo die Spaltung zwischen Reichen und Armen weit größer ist, wo die Geschlossenheit der Güter den Erwerb von Grundbesitz erschwert, und die nothleidenden Feldarbeiter in Schaaren in die Städte getrieben werden, um durch ihre Concurrenz den Preis der Arbeit noch tiefer zu drücken, als dieß schon durch das Hereinströmen der hungrigen Irländer der Fall ist. Seit der Reformbill mehrte sich die Bewegung unter den unbemittelten Classen: einige Jahre der Wohlfeilheit und des ungewöhnlichen Fabrikflors haben zwar derselben vorübergehend Einhalt gethan, aber seit der Wiederkehr der Noth hat sich die Bewegung ausnehmend gesteigert. Bis auf sehr neue Zeit betrachteten die höheren Classen die gährenden Elemente der Tiefe nur als verächtliche Statisten bei ihren politischen Schauspielen, als Helfershelfer, die sie mit einem Fußstoß in ihr Nichts zurückzuschleudern hofften, und der angeerbte Hochmuth der Engländer legte allen diesen Bewegungen der untern Classen nur eine sehr untergeordnete Wichtigkeit bei. Die Ereignisse des verflossenen Monats August scheinen indeß doch manche Augen aufgethan zu haben, die Stimmen mehren sich sichtlich, daß man den Abgrund, welcher zwischen Besitzenden und Besitzlosen liegt, auszufüllen suchen müße, und die Anti-Cornlaw-League, als die Vertreterin der Mittelclasse, rüstet sich mit Macht wenigstens das ärgste Hinderniß gedeihlichen Fortschrittes, die Korngesetze, aus dem Wege zu räumen. Sie ist auch am meisten dabei betheiligt, da der jetzige drohende Zustand ihre eigenen Reichthümer und gewissermaßen ihre Existenz am nächsten bedroht, weit unmittelbarer als die der Grundbesitzer.

Alle bisherigen Bewegungen der niedern Classe haben zu nichts geführt, weil in dem freien England, wo man nicht wie anderswo mit den niedern Classen gegen die freie Entwicklung des Mittelstandes zu regieren versucht, der letztere noch die Kraft hat sich zu vertheidigen, wenigstens geistig, wenn gleich noch nicht physisch gegen unmittelbare Gewaltthat der niedern Classe, was aber auch mit der Zeit kommen muß, denn schon regen sich mehr und mehr die Forderungen zur Errichtung einer Art von Nationalgarde. Die Führer der niedern Classe verschmähen den Bund mit dem Mittelstande, der doch allein ihr Loos erleichtern kann, und verharren hartnäckig auf der Idee eines gewaltsamen Umsturzes, was freilich ihre augenblickliche politische Bedeutung vermindert, aber auch einen Blick in die Größe der Gefahr thun laßt. Sehen wir indeß von allen Streitigkeiten der verschiedenen Classen und von den Parteikämpfen völlig ab, so ist es eine höchst auffallende Erscheinung, daß jetzt gerade, wo der Aufstand der Chartisten unterdrückt und die Zusammenkunft derselben, welche eine Art Nationalconvent werden sollte, kläglich mißglückt ist, in dem aristokratischen England die Gesinnung immer lauter sich ausspricht, daß etwas Durchgreifendes zur Besserung des Zustandes der niedern Classe geschehen müsse. Am schärfsten drückte sich hierüber am Ende vorigen Jahres ein sehr reicher Mann, Hr. Sydney Herbert, ein Parlamentsglied, aus, welcher auf

einer sonst unbedeutenden Zusammenkunft in Salisbury sich über den jetzigen Stand der Sache folgendermaßen vernehmen läßt. „Es ist unläugbar, daß wir die Verantwortlichkeit des Reichthums nicht in hinreichendem Maaße fühlen. Wir vergessen, daß wir nur die Verwalter unseres Reichthums zum Vortheil unserer ärmeren Brüder sind. Ueberblicken wir den gegenwärtigen Gesellschaftszustand Englands, so drängt sich uns die Nothwendigkeit auf, Anstrengungen zu machen, welche mit der Dringlichkeit der Sache im Verhältniß stehen. Wer in den letzten Jahren der Wirksamkeit unserer Staatsmaschine mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, der muß einsehen, daß, mag nun der Grund in unsern Gesetzen und Einrichtungen, in unserem Gesellschaftszustand oder sonst irgendwo liegen, an den beiden Enden unserer gesellschaftlichen Stufenleiter große Veränderungen vor sich gegangen sind und noch immer vor sich gehen: der Reichthum ist an dem einen Ende ungeheuer im Zunehmen, und ebenso rasch wächst an dem andern die Armuth, — die Reichen werden immer reicher, und die Armen mit jedem Tage zahlreicher und ärmer."

Einen fatalen Commentar zu diesen Worten bildet Sir R. Peels vorjährige Erklärung, daß das Maaß der indirecten Steuern erschöpft sey, und der furchtbare Ausfall, welchen die Finanzen in allen Zweigen — die Post ausgenommen — erlitten haben. Die Zeit ist also eingetreten, wo die Regierenden, sie mögen wollen oder nicht, ihre Maaßregeln nicht mehr bloß nach dem größern oder geringern Handelsreichthum, nach den politischen Vortheilen des Staats berechnen dürfen, sondern Notiz nehmen müssen von dem Zustand der niedern Classen. Die politische Haltung dieser letztern, ob sie, d. h. ihre Führer, aus dieser oder jener Caprice, oder aus eigennützigen Gründen zu dieser oder jener politischen Partei sich halten, ob sie sich für Abschaffung der Korngesetze erklären oder nicht, darauf kommt es am Ende gar nicht an, denn einen parlamentarischen Einfluß haben sie doch nicht, sondern es fragt sich, ob die Lage der niedern Classen der Art ist, daß die höhern Stände sich gezwungen sehen, auf Abhülfsmaaßregeln zu denken; man weiß in den höheren Kreisen recht gut, was zur wirklichen Erleichterung des Volks führt, und es handelt sich nur darum, ob man den Muth hat, den Standesinteressen und Vorurtheilen gegenüber die rechten Mittel anzuwenden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

Unter den neuern Werken, die zur Kenntniß dieses Landes einen wesentlichen Beitrag liefern, nehmen die Researches in Asia minor, Pontus and Armenia by W. J. Hamilton, welche im vorigen Jahre in 2 Bänden mit Stahlstichen bei Murray in London erschienen, einen würdigen Platz ein. Der Verfasser, — Secretär der geologischen Gesellschaft in London, — ist ein sehr fleißiger und gewissenhafter Beobachter, auf vorgefaßte eigene Meinung keinen übertriebenen Werth legend, doch auch auf die Meinungen anderer nicht bauend, wo sie nicht mit seinen eigenen Beobachtungen übereinstimmen. Dieß alles gilt sowohl in Bezug auf Geologie und neuere Geographie, als auf geographische Bestimmungen und historische Denkmäler des Alterthums. Uebrigens hat sich der Wunsch des Verfassers, die jetzigen günstigern Umstände möchten zur Erforschung jener Gegenden vermehrten Anlaß geben, zum Theil schon erfüllt, und wir dürfen vielleicht in wenigen Jahren erfreulichen Aufschluß über manches erwarten. Deßhalb beschränken wir uns hier darauf, aus dem inhaltreichen Werke in möglichster Kürze zusammenzufassen, was uns am bedeutendsten und beachtenswerthesten erscheint.

Schon im Julius 1835 trat Hr. Hamilton seine Reise an durch Frankreich, Ober-Italien und Griechenland nach Smyrna, mit dessen Beschreibung das 4. Capitel beginnt. Die Jahreszeit (December) war zur Reise ins Innere nicht mehr passend; Hr. Hamilton besuchte daher nur die nächste Umgegend, namentlich die sogenannten Cyklopen-Ruinen und das Grab des Tantalus. Er bestreitet die Ansicht Texiers, daß dieß die Ruinen von Sipylus wären, und sucht seine Meinung zu begründen, wonach es die Reste des ältesten Smyrna sind. Dagegen erschien ihm die sogenannte Höhle des Homer bei näherer Untersuchung als ein Theil eines alten Aquäducts, doch wahrscheinlich nicht von sehr hohem Alter; noch jünger aber sind nach ihm die Mauerreste, welche in Smyrna der römische Aquäduct genannt werden, wahrscheinlich ein Vertheidigungswall aus der spätern Zeit des byzantinischen Reichs. — Am 22 März 1836 fuhr Hr. Hamilton auf einem türkischen Boot über das Meer von Marmora nach Mudaniah und von da am folgenden Tage mit der Post nach Brussa, der ehemaligen Hauptstadt des türkischen Reichs, noch berühmt durch ihre romantische Lage. Im ersten Jahre dieses Jahrhunderts ward ein großer Theil von Brussa, und namentlich die Citadelle mit ihrer Moschee, durch Feuer zerstört, und in dieser Moschee (dem sogenannten Silber-Dom) war das Grab Othmans des Stifters des Reichs. Daß dieses beim Einsturz der Moschee unter Schutt begraben ward, betrachteten die Türken als ein Omen des nahen Untergangs ihres Reichs, was begreiflicherweise zur Entmuthigung des Volks wesentlich beitrug. Othmans Schwert wird noch als Heiligthum bewahrt; ja in der Nähe von Brussa wird noch eine Heerde von Schafen geweidet, welche unvermischt von Othmans Heerde abstammen soll.

Von Brussa ging die Reise auf wenig besuchten Wegen zum See von Apollonia und dann nach Kirmasli, von wo aus am 27 März die Ruinen von Hammamli besucht wurden, rohe Mauerreste, vermuthlich von der von Ptolemäus erwähnten alten Stadt Hiera Germe. Die Ruinen bestehen meist aus grünlichen Trachyt- und Porphyrfelsen. Weiter ostwärts längs dem Rhyndacus hinaufziehend, erreichten die Reisenden am 28 ein alpenartiges Gebirge, einen Theil des Bezirks, welchen Strabo Mysia oder Mäonia nennt, und sahen den Berg Olympus im Nordosten sich erheben; doch schien diese Gegend ganz unbewohnt zu seyn; man sah nichts als Fichtenwälder ringsum, die indeß weiter aufwärts immer dünner wurden, während in den Thälern einzelne Dörfer lagen. Nachmittags erreichten sie, „die ersten Franken — wie der Aga bemerkte — welche seinen District besuchten," den Bezirk Adranos (ehemals Ornos). — Am folgenden Tage wurden verschiedene Ruinen der Umgegend untersucht, zum Theil Festungswerke aus neuerer Zeit, aber auch große römische Fliesen und Fragmente alter Marmorsäulen, sodann die Reste eines alten Thores und eines großen unverkennbar antiken

Gebäudes, wahrscheinlich eines Gymnasiums, und zweier Tempel mit dorischen und jonischen Säulen. Inschriften suchte Hr. Hamilton hier vergebens; doch in der Moschee des nahen Dorfes Beydschik fand er mehrere griechische Inschriften, worunter eine auf einem abgebrochenen Pfeiler erkennen ließ, daß dieser eine dem Aelius Verus (dem Adoptivsohn Hadrians) gewidmete Statue getragen hatte. Der Verf. überzeugte sich aus allem, daß er sich unter den Ruinen der alten Stadt Hadriani befand, der Geburtsstadt des Redners Aristides (im zweiten Jahrhundert n. Chr.), dessen Heimath nach dem Zeugniß alter Schriftsteller unweit der Quellen des Rhyndacus war. Bemerkenswerth ist, daß die Türken fast immer mit den alten Inschriften die Vorstellung verborgener Schätze verbinden, bei deren Aufsuchung gewiß vieles zerstört wird.

Hr. Hamilton rühmt die Gastfreundschaft dieser Gegend und das auffallend würdevolle Betragen der türkischen Bauern. So namentlich in Harmandschik, wo eben die Taxen beim Aga bezahlt wurden; einer der Bauern, eine schöne athletische Gestalt, überreichte bei dieser Gelegenheit dem Secretär des Aga eine Bittschrift nebst einem kleinen Geschenk (eine Papiertüte mit Zucker und Pfeffer), trat dann zurück in die Mitte des Zimmers und blieb in würdiger Haltung stehen, den rechten Fuß etwas vorgestreckt, beide Hände an den breiten rothen Gürtel gelegt. „Obgleich ich von der Rede, die er jetzt hielt, kein Wort verstand, — sagt Hr. Hamilton — mußte ich mir doch gestehen, daß die vollendetste Kunst eines Young oder Kemble nicht im Stande seyn würde, die natürliche Würde und Haltung dieses ungebildeten Bauern darzustellen. Als gleich darauf ein sehr alter gebrechlicher Mann in Lumpen seinen Sitz neben der Thüre verlassen wollte, um sein Anliegen vorzubringen, stand der stolze Aga selbst auf und ging zu ihm hin, um ihm die Mühe zu erleichtern — ein rührendes Beispiel der Achtung vor hohem Alter. Ueberhaupt machte die ganze Scene einen sehr vortheilhaften Eindruck in Betreff der Gebräuche und Sitten der Türken.

Etwa 14 englische Meilen von Harmandschik überschritten die Reisenden am 31 März während eines Schneegestöbers den Rücken einer Bergkette von vulcanischem Sandstein mit Hornblende und Tuff gemischt, und stießen hier auf ein seltsames Grabmonument, einen ausgehöhlten Tufffelsen mit architektonischer Façade von 21 Fuß Breite; mehrere weniger gut erhaltene Gräber in der Nähe ließen auf eine Nekropolis schließen, doch war über sonstige Ruinen in dieser Gegend keine Auskunft zu erhalten. Von hier führte der Weg durch ein enges Thal an der kleinen auf einem Marmorfelsen gelegenen Stadt Mohimul vorbei, wo mehrere Fragmente von antiker Architektur, zum Theil mit Inschriften versehen, untersucht wurden, ohne jedoch zu irgend einem interessanten Ergebniß zu führen, und bald darauf nach Tauschanli, wo gleichfalls viele Reste antiker Monumente an den Brunnen und Straßenecken angebracht waren, sämmtlich von der eigenthümlichen Art, wie man sie gewöhnlich in Phrygien sieht. — Am 1 April erreichten die Reisenden das 8 Stunden von Tauschanli entfernte Tschadur Hissar, inmitten der Ruinen von Azani, und freuten sich gleich am Eingang den von Major Keppel sehr genau beschriebenen jonischen Tempel zu finden, eines der vollkommensten aller jetzt bestehenden Monumente in Kleinasien, am linken (nicht am rechten) Ufer des Rhyndacus. Am folgenden Tage wurden die Ruinen näher untersucht, auch von den Bauern des Orts und der Umgegend einige interessante Münzen erhandelt, worunter kaiserliche von Augustus, Faustina, Claudius u. s. w., und eine von Messing mit einem Jupiter-Serapiskopf auf der einen und einem Adler auf der andern Seite und dem Worte *AIZANEITΩN*. — Zwei altrömische Brücken sind noch jetzt die einzigen Verbindungsmittel zwischen den Flußufern; dagegen ist von einer Mauer oder Ummallung nirgends eine Spur, und der wohlerhaltene Zustand der übrigen Ruinen macht es sehr wahrscheinlich, daß auch eine solche nie existirte. Unter den größern antiken Gebäuden ist das große Theater das interessanteste; besonders schön und fein gearbeitet sind die Marmorsitze auf dem Theater selbst, wie im Stadium. Der Hügel über dem Theater ist mit vielen Fragmenten von Sarkophagen bedeckt, aber nirgends findet man in Kleinasien uneröffnete Grabmäler, sie sind alle ihres Inhalts beraubt, wahrscheinlich schon vor mehrern Jahrhunderten. Unter den Inschriften, deren der Verf. dreizehn mittheilt, ist die interessanteste wohl das Fragment eines aus Rom datirten Schreibens von Nero, wahrscheinlich ein Theil der öffentlichen Documente, welche man in den Wänden der Tempel einzugraben pflegte.

Am 3 setzten sie die Reise südwestlich fort und überschritten die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und Archipel einer- und dem Meer von Marmora und dem schwarzen Meer andrerseits, einen Arm des Demirdschi-Gebirgs, das vom Ida bis zum Taurus sich erstreckt. Nach einer Tour von nur 14 englischen Meilen erreichten sie die malerisch gelegene Stadt Ghiediz, obgleich sie nach Angabe der Türken 8 Wegstunden oder über 22 Meilen von Azani entfernt seyn sollte. Die Unzuverlässigkeit dieser türkischen Angaben erklärt denn auch die große Ungenauigkeit aller bisherigen Karten von diesen Gegenden.

Am 4 passirten sie einen ziemlich großen Fluß, den Hr. Hamilton für den Hermus der Alten erkannte, welcher am Fuß des Dindymene oder des jetzigen Schneebergs Murad-Dagh entspringt. (Der Verf. macht dabei noch einige Bemerkungen zur Beseitigung der widerstreitenden Angaben des Plinius und Strabo in Betreff dieses Flusses.)

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zerstückelung des Bodens in Frankreich. Die 52,678,678 Hektaren angebauten Landes in Frankreich waren im Jahre 1826 getheilt in 10,206,593 Parcellen. Im Jahre 1835 wurde die Zählung aufs neue gemacht, und in den vorhergegangenen neun Jahren war die Zerstückelung abermals um 596,835 Theilungen gestiegen. Damals zahlten trotz der Höhe der Grundsteuern 5,205,411 Parcellen weniger als 5 Fr. Steuer, und nur 13,362 zahlten mehr als 1000 Fr. Seit dieser Zeit hat die Zerstückelung rasche Fortschritte gemacht. (Moniteur industriel vom 15 Januar.)

•

Küstenhandel Frankreichs. Erst seit dem Jahre 1837 macht die Douanenadministration die Resultate der Küstenschifffahrt bekannt, und diese sind für den fortschreitenden Wohlstand des Landes und die zunehmende Schifffahrt — die Küstenschifffahrt ist bekanntlich den französischen Schiffen reservirt — äußerst erfreulich. Die Zahl der Küstenschiffe betrug im Jahre 1837 64,090, im Jahre 1841 111,251. Die Tonnenzahl im Jahre 1837 2,209,269, im Jahre 1841 3,128,892. Die Mannschaft im Jahre 1837 254,152, im Jahre 1841 421,896. Wenn die Zunahme, wie kaum zu zweifeln, auch im Jahre 1842 fortdauerte, so hat sich die Küstenschifffahrt in sechs Jahren nahezu verdoppelt. (ibid. vom 19 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1843.

Einiges über inländische Gerichtsverfassung und Gesetze auf Java.

Wenn wir hier von der Gerichtsverfassung auf Java sprechen, so ist damit nicht der größte Theil dieser Insel gemeint, welcher gegenwärtig unmittelbar holländisches Eigenthum, und wo das Institut der Landräthe und reisenden Richter (ommegaande regters) bereits eingeführt ist, sondern jenes kleine Gebiet, welches man nach der Dämpfung des letzten javanischen Krieges mit einem Schatten von Macht dem Sultan von Djocjocarta und dem Kaiser von Suracarta gelassen hat, um diese Herrscher nicht auf einmal ganz des frühern Glanzes zu berauben. Dieses sind die Provinzen von Padjang und Sukowatie für Suracarta, und Mataram und Gunong Kidoal für Djocjocarta. Bei dem in 1830 darüber geschlossenen Vertrag hat indessen der Sultan von Djocjo auf die freie Justiz- und Polizeiverwaltung zu Gunsten des niederländischen Residenten an seinem Hof verzichten müssen, so daß eigentlich nur Suracarta noch die ursprünglichen javanischen Einrichtungen behalten hat.

Hier zählt man drei Gerichtshöfe: nämlich den Surambi, Pradotto und Balemangu.

Surambi ist der Name des Vorhofes eines Tempels, wo das gleichnamige Gericht seine Sitzungen hält. Der zweite, Pradotto, heißt eigentlich „streitende Personen“ und ist ein Häuschen nahe am äußeren Thor des erwähnten Tempels. Balemangu heißt „Schaudererregender Ort,“ und ist ein Gebäude vor der Wohnung des Adipatti oder Reichsverwesers.*)

Bei dem Surambi führt der Mas Pangbulu (Oberpriester) den Vorsitz; als permanente Mitglieder sind ihm sechs Ketibs beigegeben, während er so viele Ulomos zu den Sitzungen hinzuziehen kann, als die Wichtigkeit der jedesmal zu berathenden Sache ihm zu erfordern scheint (Ulomo und Ketib sind Geistliche oder Schriftgelehrte). Die Rechtssachen, welche vor diesen Gerichtshof gehören, und welche nach den Kitabs (arabische Gesetzbücher) entschieden werden, sind: eheliche Angelegenheiten, Ehescheidungen, Erbschaftsangelegenheiten, Schulden, Verpfändungen, Kauf- und Verkauf, von welchen keine schriftlichen Beweise vorhanden sind; Verwundung und Mord, deren Thäter bekannt sind, und Verwundung und Tödtung durch Zufall.

Der Haupt-Djaksa oder Fiscal des Susuhunan ist Präsident des Gerichtshofes Pradotto; als Mitglieder sind ihm 13 Panewas beigegeben, welche im Rang über den Mantries stehen und den Titel von Djebjening (Unter-Fiscal) führen. Vor dieses Gericht werden Processe gebracht über Diebstahl, Raub, Brandstiftung, Verwundung und Mord in Verbindung mit Diebstahl und Raub, oder beim Würfelspiel, bei Liebeshändeln oder bei gewaltsamer Entführung von Frauen; ferner über Schulden, Verpfändung u. s. w., wo Beweise vorhanden sind. Abgeurtheilt wird von demselben nach dem Gesetzbuch Nawolo oder Hangger Pradotto, d. h. Verhaltungsregeln in Hinsicht auf processirende Personen.

Bei dem Balemangu ist der Adipatti oder Reichsverweser Präsident; er hat zu Collegen acht Bupatties und zehn Mantries, welche Mantrie Sepuluh heißen. Dieser Gerichtshof urtheilt über Streitigkeiten wegen der Befugniß von Beamten, wegen Gränzscheidungen, Wasserleitungen für Reisfelder, über Verwundung und Mord entstanden aus einem Streit über Ländereien, und über alle Streitigkeiten entstehend aus Transactionen zwischen Europäern und Javanen. Er richtet sich dabei nach den Vorschriften der beiden Gesetzbücher Hanggen Sepuluh, d. h. Bestimmungen für die zehn Mantries, und Hangger Hageng, d. h. große Verordnung.

Ein jedes Urtheil dieser drei Gerichtshöfe muß, bevor es vollzogen werden darf, dem Reichsverweser vorgelegt werden, welcher mit sämmtlichen Regenten, seinen Collegen, darüber berathet, und wenn er nicht damit einverstanden ist, die Mitglieder des Gerichtshofes einladet, die Sache noch einmal mit ihm zu überlegen, im entgegengesetzten Fall aber das Urtheil dem Kaiser zur Unterschrift anbietet. Auch dieser kann indessen noch eine abermalige Untersuchung verordnen.

Die erwähnten Gesetzbücher, Hangger Pradotto, Sepuluh und Hageng, denen sich noch drei andere unter gleichem Titel in Djocjocarta gültige anschließen, enthalten manchen werth-

*) Ueber die Titel vergleiche man Ausland 1841 Nr. 270 ff.

vollen Beitrag zur Kunde der javanischen Sitten und Zustände, und es würde sich in dieser Hinsicht gewiß der Mühe verlohnen dieselben vollständig mitzutheilen. In diesen Blättern ist aber, des großen Umfanges wegen, dazu nicht der geeignete Ort; es mögen daher nur einige der auffallendsten Bestimmungen hier eine Stelle finden. An eine systematische Ordnung ist dabei indeß um so weniger zu denken, als in dem Original alles bunt durcheinander steht und die Artikel auf einander folgen als wären sie vom Zufall dahin geworfen. Diese Unordnung selber ist übrigens charakteristisch.

Alle Rechtssachen, ohne Unterschied des Gegenstandes, müssen innerhalb drei Monaten entschieden werden; wenn sie jedoch so verwickelt sind, daß es unmöglich wäre sie in dieser Zeit zur Entscheidung zu bringen, so kann der Sultan auf den Vortrag des Hauptdjaksa einen Aufschub von drei Monaten zugestehen, binnen welchen der Djaksa bei einer Strafe von 50 Realen die Sache beendigen muß.

Alle Rechtssachen müssen binnen 40 Tagen durch die Oberhäupter der interessirten Personen bei dem Gerichtshof angegeben werden. Später werden sie nicht angenommen, aber wenn die Oberhäupter dieses durch ihre Nachlässigkeit verschulden, so zahlen sie eine Strafe von 30 Realen.

Die Zeit zwischen der Vorladung und der Erscheinung vor dem Gericht wechselt von 8 bis 15 Tagen, je nach der Entfernung zwischen dem Wohnort des Vorgeladenen und dem Sitz des Gerichtes. Nichterscheinen an dem bestimmten Tage wird bei dem Beklagten mit Geldstrafe, bei dem Kläger mit dem Verluste seines Processes geahndet. Wenn ein Beklagter sich durch die Flucht der Verfolgung entzieht, so muß sein Oberhaupt ihn in drei Monaten wieder zur Stelle schaffen oder Strafe zahlen.

Der Kläger hat die Hälfte des Betrags seiner Forderung bei dem Gerichte niederzulegen und der Beklagte den ganzen Betrag. Wenn letzterer verurtheilt wird und sich außer Stande befindet seine ganze Schuld zu bezahlen, so muß er für das Fehlende seinem Gläubiger als Pfandsklave dienen, was seine Schuld täglich um etwa 10 Cents (6 kr.) vermindert.

Jeder Beamte oder Bürger, welcher mit oder ohne Gepäck reiset und in einem Dorfe zu übernachten wünscht, muß bei dem Lurah, Bekel, Unter-Bekel oder Priester einkehren, welche alsdann verpflichtet sind ihn zu bewachen. Ein Beamter kann während der ganzen Zeit die er in einer Dessa verbleibt, fordern bewacht zu werden, ein Bürger nur während 24 Stunden. Wird nun ein solcher Fremder bestohlen, so hat derjenige, welcher ihn beherbergte, ihm ein Drittheil von dem Werthe des Entfremdeten zu vergüten; jedoch müssen beide sowohl als die übrigen Bewohner der Dessa mit einem Eid erklären, daß ihnen nichts von dem Dieb bekannt ist. Wird nachher der Schuldige ausfindig gemacht, so wird die obige Summe demjenigen, der sie bereits bezahlt hat, zurückgegeben. Wenn ein Fremder diese Vorschrift nicht befolgt, sondern bei einem andern Einwohner ein Nachtquartier sucht, so kann er, im Fall er bestohlen wird, keinen Anspruch auf Schadenersatz machen. Wenn jedoch die Oberhäupter u. s. w. abwesend sind, kann er einkehren wo er will, und behält sein Recht auf Schadenersatz, auch müssen in diesem Fall alle Dorfbewohner ihn bewachen.

Wenn derjenige, welcher einen Fremden bewirthet, selber bestohlen wird und beweiset daß der Fremde der Dieb ist, so wird dieser den Gerichten überliefert und muß den vollen Werth des Gestohlenen vergüten.

Wenn ein höherer Beamter in einer Dessa übernachtet, so wird der Lurah oder Bekel demselben sein ganzes Haus überlassen und ihn bewachen, ist aber im Fall eines Diebstahls nicht zum Schadenersatz gehalten, wenn er und mit ihm alle Dorfbewohner eidlich erklären, daß sie nichts von dem Diebstahl wissen.

Wenn ein in einer Dessa übernachtender Fremder mißhandelt, verwundet oder ermordet und der Schuldige nicht ausfindig gemacht wird, so werden alle Bewohner der Dessa zur Verantwortung gezogen und müssen im Falle der Verwundung eine Strafe von 25, im Fall der Ermordung eine von 50 Realen entrichten. Diese wird jedoch zurückgezahlt, wenn der Schuldige später entdeckt und zur Haft gebracht wird.

Wer des Nachts, ohne an den bestimmten Orten einzukehren, durchreist und beraubt wird, hat kein Recht auf Schadenersatz, denn er ist selber Schuld an seinem Unglück.

Wer des Abends ausgeht, muß sich mit Hobors (Fackeln) versehen. Wenn seine Fackel verbrannt ist oder verlöscht und er sich zu weit von den Wohnungen befindet um eine neue zu erhalten, so muß er mit seinem Gefährten oder Bedienten laut sprechen. Wird er von schlechtem Gesindel angefallen und kann er die Thäter nennen, so wird die Sache verfolgt werden. Wer aber angefallen wird, wenn er des Abends ohne Hobor ausgegangen ist, dessen Klage wird nicht angenommen. Wer sich weigert, Personen welche dessen bedürfen einen Hobor zu geben, muß Strafe zahlen.

(Schluß folgt.)

Die niedern Classen in England und das Parlament.

(Schluß.)

Die Erkenntniß, daß der Zustand der untern Classen in der ganzen Staatsgesellschaft immer gefährlicher wird, hat sich den höhern Classen, wenigstens den Leitern derselben, allmählich aufgedrungen; viel ist über den Gegenstand geschrieben worden, man hat auch ziemlich genau und richtig den Gang nachgewiesen, wie es kommt, daß die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, aber die Abhülfe — darüber ist wenig Kluges, und wenig was unmittelbar zum Zweck führt, gesagt worden. Die politischen Sprecher, wenigstens in der eigentlichen so genannten politischen Welt, sind alle so ziemlich von der Unmöglichkeit durchdrungen, gegen den Willen der Aristokratie ein mehr auf den Besitz als auf den Verbrauch und Verkehr basirtes Steuersystem einzuführen. Was würden die höhern und reichern Classen dazu sagen, wenn man vorschlüge, die Accise welche in England jetzt 12 Mill. Pfd. Sterl. beträgt, aufzuheben und diesen Betrag von dem aufgesammelten unmäßigen Reichthum der Reichen zu erheben?

Und doch wird eine solche Auskunft nöthig werden, wenn man noch einige Zeit auf dem bisherigen Wege fortschreitet, oder wenn man nicht jährlich größere und umfassendere Absatzwege für die Fabricate auffindet, so daß endlich England wirklich, wie Einige träumen, zur Werkstatt der Welt (the workshop of the world) würde. Diese Aussicht ist eine Chimäre, und muß es immer mehr werden, je mehr andere Länder zur richtigen Erkenntniß ihrer Lage kommen und sich nicht zur Armuth Irlands und Indiens hinabstoßen lassen wollen. Wir gehören allerdings nicht zu denen, welche glauben, daß die europäische und namentlich die englische Industrie schon ihre äußerste Gränze erreicht habe; sie ist vielmehr in künftiger Zeit, ebenso wie die Production der Rohstoffe in fremden Welttheilen, noch einer bedeutenden Ausdehnung fähig; aber England kann diese Ausdehnung nicht mehr monopolisiren, und die herrschende Noth in England kann sich nicht auf künftige Jahre vertrösten lassen. Wird aber das englische Parlament in einem Anfall von Gerechtigkeit und Menschenliebe den Armen die Last abnehmen und den Reichen aufladen? Wir gestehen, daß wir stark daran zweifeln, aber immerhin muß nothwendig etwas geschehen. Die Chartisten verlangen eine möglichst ausgedehnte Volkswahl, um auch Leute ihres eigenen Standes, welche ihre Bedürfnisse und ihre Noth kennen und fühlen gelernt haben, in das Parlament zu bringen; es ist dieß aber immer nur die alte Geschichte, daß man politische Aenderungen verlangt, wenn man mit den augenblicklich gültigen Gesetzen seinen Zweck nicht erreichen kann. Die Chartistenpetition und eine wesentliche Erleichterung in der Besteuerung der Armen sind nur verschiedene Namen für dieselbe Sache; die drei Millionen Unterschriften haben den Sinn der Gesetzgeber im Parlament noch nicht beugen können, weil sie wußten, daß man ihnen die Forderung noch nicht mit Gewalt abtrotzen werde, sollte aber die Furcht vor einer gewaltsamen Forderung herrschend werden, so wird man schnell das Parlament Maaßregeln ergreifen sehen, welche die ungestümen Bettler möglichst befriedigen. Abschaffung der Korngesetze wird jedenfalls das erste seyn, aber nicht mehr ganz und nicht mehr allein befriedigen; dazu sind die Sachen schon zu weit gediehen.

Es ist eine durch alle Geschichte beglaubigte Erscheinung, daß in einer Revolution der besiegte Theil nicht nur seine eigenen Sünden, sondern auch die Sünden seiner Väter und Vorväter bis ins dritte und vierte Glied hinauf zu büßen hat. Nehmen wir das Wort Revolution nicht in dem beschränkten Sinne eines gewaltsamen und augenblicklichen Umsturzes, sondern in dem einer großartigen Veränderung in dem Gesellschaftszustand einer Nation überhaupt, so bieten England und Irland gegenwärtig ein merkwürdiges Schauspiel dar. Seit fünfzig Jahren etwa steigt der Reichthum auf der einen wie die Armuth auf der andern Seite, und es ist bereits dahin gekommen, daß man keine Steuern mehr auflegen kann, welche vorzugsweise die Masse des Volkes treffen, daß vielmehr, wenn geholfen werden soll, die Last immer mehr auf die Schultern der Reichen gelegt werden muß; die Reichen, welche von den großen, seit 1792 gemachten Anlehen die Vortheile geerntet haben, müssen nun auch die Last derselben tragen, anders werden sich bald die Zinsen der Staatsschuld nicht mehr aufbringen lassen: die jetzige Einkommensteuer wird nicht genügen, man wird sie erhöhen, und die großen Einkünfte über 10,000 Pf. ohne Vergleich schwerer belasten müssen; die jetzigen Reichen werden büßen, was die Reichen vor 50 Jahren verbrochen haben; insofern hat die Ansicht, die Einkommenssteuer sey eigentlich eine Kriegssteuer, eine Wahrheit: sie ist eine Steuer, welche die moralische Schuld aus der Kriegszeit her decken soll. Noch tiefer geht die Rückwirkung in Irland: hier ist der Pachtzins durch die unfreiwillige Concurrenz der Pächter so hoch, daß die Pächter fast zu Bettlern werden müssen, und die Rede davon ist, um dem gränzenlosen Elend zu steuern, die Pachtrente zu firiren, also der Willkür des Grundeigenthümers zu entziehen, was so viel ist als diesem das Eigenthumsrecht abzusprechen. Der Gegenstand wird ungescheut in den irischen Blättern debattirt. So ist man durch einen seltsamen Kreislauf der Dinge darauf zurückgekommen, die ehemalige Beraubung alt-irischer Landbesitzer an den neuen Anglo-Iren zu rachen. Die Noth in Irland verlangt nicht minder dringende Abhülfe als die in England, denn wenn nicht die Staatsgewalt eingreift, so wird der agrarische Krieg fortdauern, und muß endlich, wenn ihm äußere Umstände einigermaßen günstig sind, dahin führen, daß der irische Bauer dem anglo-irischen Landbesitzer keinen Pachtschilling mehr bezahlt; dann ist die vor Jahrhunderten verhängte Confiscation irischen Besitzthums an den Engländern gerächt.

Was die Abhülfe der moralischen und intellectuellen Gesunkenheit der niedern Volksclassen betrifft, so kann hier wohl erst dann etwas Erkleckliches geleistet werden, wenn dem physischen Elend gesteuert ist.

Literarische Bestrebungen der Armenier.

Die Armenier, welche seit dem Anfang des 15ten Jahrhunderts allmählich sich im östlichen und südlichen Europa verbreiteten, haben an verschiedenen Orten Schulen und Druckereien angelegt. Ihre bedeutendsten höhern Schulen sind in Italien die Rafaelische, in der Türkei die von Smyrna und Scutari, in Hindustan die zu Calcutta, in Rußland die Lasarew'sche, in Tiflis die von Persek. Die besten armenischen Druckereien sind die von Wien, Venedig, Petersburg, Moskau und Tiflis; ferner die in Calcutta, Smyrna, Konstantinopel, Scutari und Atafwa. Die Armenier haben jetzt Grammatiken, Wörter- und Elementarbücher zur Erlernung der russischen, französischen, deutschen, englischen, italienischen, persischen und türkischen Sprache, und kürzlich bildete sich auch in Konstantinopel eine Gesellschaft, die es sich zur Hauptaufgabe machte die besten Werke anderer Völker ins Armenische zu übersetzen. In Smyrna erscheint seit einiger Zeit eine armenische Zeitung unter dem Titel: „Archalaus Araradian," d. h. die Morgenröthe des Ararat. Diese wird in der ganzen Türkei, in Aegypten, Syrien, in der Moldau und Walachei, zu Wien und in Calcutta gelesen. Hinsichtlich des Drucks und Papieres steht diese Zeitung den europäischen nicht nach, und Kenner der armenischen Sprache loben die Redaction sehr. (Ruff. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, October 1842.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 5 wurden in Uschak die berühmten Teppichwebereien besehen. (Die einfache Maschinerie wird ziemlich genau beschrieben und die Schwierigkeit der Arbeit macht den hohen Preis begreiflich.) Dann eilten die Reisenden weiter nach Ahat-Kiöi (6 Stunden Wegs nach der Richtung von Sandukli), um die dortigen Ruinen zu untersuchen, und waren schon auf dem Wege dahin so glücklich, in der Mauer einer Moschee des Dorfes Ghorek-Kiöi zwei Inschriften zu finden, deren eine die Worte *ΗΤΡΑΙΑΝΟΠΟΛΕΙΤΩΝΠΟΛΙΣ* enthielt. Von dieser Stadt Trajanopolis existirte bis dahin keine Spur, außer auf einigen seltenen Münzen. Die ganze Inschrift bezieht sich auf ein Monument zu Ehren des Kaisers, der diese Stadt gründete, die andere dagegen auf ein Monument, welches die Stadt den Kaisern Marc-Aurelius Antonius und Lucius Aurelius Verus errichtete. Auf dieser letztern fehlt der Name der Stadt, dafür aber enthält sie die Jahreszahl 251. Da Marc-Aurel in der Inschrift den Beinamen Parthicus hat und der parthische Krieg erst 165 n. Chr. beendigt ward, so muß das Monument auch nach diesem Jahre errichtet seyn. Nun hat Nikomedes IV im Jahre 75 v. Chr. Bithynien und alle seine Besitzungen dem römischen Volk vermacht; dieß war also ein sehr passender Zeitpunkt für den Anfang einer Zeitrechnung der Römer in Kleinasien, und wenn man von da an 251 Jahre zählt, so trifft das mit 176 n. Chr. zusammen, in welchem Jahre sehr wohl ein solches Monument für den 170 n. Chr. verstorbenen Lucius Verus vollendet worden seyn kann.

Etwas weiter trafen sie auf eine von Nordosten nach Südwesten laufende große Straße, welche Hr. Hamilton für die Römerstraße von Cotiaeum nach Philadelphia hält, auf welcher man daher die Ruinen von Acmonia und Alydda zu suchen haben würde, denn er ist nicht der Meinung Rennells und Seetzens, daß die Ruinen von Ahat-Kiöi die von Acmonia sind. Am 6 April trafen sie früh in diesem letztern Ort ein, zogen aber alsbald eine halbe Stunde weiter, und erstiegen einen Hügel, worauf die Ruinen der Akropolis liegen. An der Seite des Berges gingen sie an mehreren in den Felsen ausgehauenen Gräbern vorbei, und stießen dann zunächst auf die Reste eines antiken Theaters. Die Mauern der Scena und des Prosceniums sind von großen hellenischen Blöcken erbaut; ringsumher liegen viele Fragmente von Friesen, Architraven und Kornischen, und darunter auch ein schön gearbeiteter Titan in Basrelief, leider ohne Kopf. — Die weiter oben liegenden Ruinen sind in noch größerer Zerstörung, doch sieht man fast in der Mitte die Grundmauern eines zweiten kleinern Theaters, mit Sitzen von ähnlicher Construction, wie die in Azani. An der Südwestseite des Berges sind bedeutende Reste der alten Stadtmauer aus massiven Marmorblöcken, theilweise von den Byzantinern mit Fragmenten anderer antiken Bauwerke restaurirt. An der Ostseite dagegen sind Ruinen anderer Art, auch ein Marmorblock mit einem griechischen Kreuz. Trajanopolis wird zm Concilium von Konstantinopel erwähnt; dieß sind also vermuthlich die Reste einer alten christlichen Kirche. Etwas weiter südlich liegen wieder die Fundamente eines kleinen Tempels, am südöstlichen Ende der Akropolis drei halbrunde Thürme; dann wieder Mauern und Stufen eines antiken Tempels, und zuletzt sahen sie noch einen Theil der alten Straße, die von dieser Seite in die Stadt führte. An der andern Seite des Thales fanden sich auf dem Begräbnißplatze auch noch viele Bruchstücke alter Säulen und verschiedener Sculpturen, auch einige Inschriften, doch ohne besonderes Interesse. — Der Verf. gibt gelegentlich den Reisenden einen Wink, den wir hier einschalten wollen. In den Dörfern ist kaum anderswo Nachtquartier zu finden, als in den sogenannten Odas oder öffentlichen Gasthäusern; hier ist man aber unaufhörlich der Neugierde der Eingebornen ausgesetzt, deren imperturbable Schmauchergeduld auf die Länge auch den langmüthigsten Europäer ungeduldig machen muß. Deßhalb muß man sich in Konstantinopel einen Ferman ertheilen lassen, wodurch man berechtigt wird in jedem Privathause Nachtquartier zu nehmen; dann erscheint die Wahl der Oda als eine Gefälligkeit, und mit solchem Ferman in der Hand und der Drohung, sich beim Aga des Bezirks zu beschweren, kann man sich schnell von den lästigen Besuchern befreien, weil sie fürchten, daß der Aga die Klage sofort zum Vorwand neuer Erpressungen nehmen werde.

Am 6 April erreichten die Reisenden das Dorf Segikler, in dessen Moschee sie zwei griechische Inschriften fanden, woraus unzweifelhaft zu entnehmen, daß die hier gelegene Stadt des Alterthums nicht, wie Hr. Arundel meint, Eucarpia war (welches weiter östlich gelegen haben muß), sondern Sebaste, eine aus den Concilien, wie auch aus Münzinschriften bekannte Stadt in Phrygia Pacatiana. Die andere Inschrift bezieht sich auf den Sohn eines Sokrates, Namens Capito, der als Gesandter zu den Kaisern geschickt ward; doch findet sich weder Jahreszahl noch Kaisername. — Am 7 führte sie der Weg über Göbek nach Suleimanli, dessen alte Ruinen sofort untersucht wurden. Nahe am Fuß des steilen Berges der Akropolis liegt ein großer Haufen von Fragmenten des Theaters; nur einige Stufen und Sitze waren noch in ihrer ursprünglichen Lage, und diese geziert mit der Löwenklaue, wie in Azani und Trajanopolis. Den wohlerhaltenen Thorweg, der auf einem schmalen Felsrücken in die Stadt führte, hält Hr. Hamilton nicht, wie ein anderer Reisender neuerer Zeit, für ein jüngeres Bauwerk, sondern mindestens für altrömisch. Die aus hellenischen Quadern erbauten viereckigen Thürme an beiden Seiten des Thorgewölbes waren ursprünglich von einem dorischen Fries mit Triglyphen überragt, wovon ein Theil noch erhalten ist. Nicht weit davon sind die Ruinen eines schönen Tempels so wild durcheinander geworfen, als ob das Gebäude plötzlich zusammengebrochen wäre. Die Verzierungen sind denen des Jupitertempels in Azani und des Erechtheums in Athen ähnlich. Der Verf. theilt auch ein Paar unvollständige Inschriften mit, deren eine dem Tempel angehört hat, und erwähnt noch einer Menge anderer Ueberreste von öffentlichen Gebäuden, einem Aquäduct u. s. w. Den historischen Aufschluß über diese Ruinen gab aber eine vorher schon in Göbek gefundene Inschrift, die mit den Worten *ΒΛΑΥΝΔΕΩΝ ΜΑΚΕΔΟΝΩΝ* beginnt, und außer Zweifel stellt, daß diese Ruinen der alten Stadt Blaundus angehören.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Münzen in Indien. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft am 14 Jan. wurden zwei von dem oft erwähnten Lieutenant Newbold eingesendete römische Münzen von Tiberius Cäsar vorgelegt; sie sind sehr gut erhalten, und wurden in der Nähe von Coimbatore in einem irdenen Topf nebst mehrern hundert andern aufgefunden. Es ist nach der Bemerkung Wilsons sehr auffallend, daß solche Entdeckungen in diesem Theile Indiens am häufigsten gemacht werden. (Litt. Gaz. vom 21 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1843.

Aufopferung eines Hindu.

(Aus den Mittheilungen eines englischen Officiers.)

Ich hatte mich mit mehreren Officieren nach Behrampur begeben, um einer Jagd mit gezähmten Leoparden beizuwohnen. Die furchtbare Meute lief frei umher, war aber so gut gezähmt, daß sie neben ihrem Wächter schliefen, und ihn gleich Hunden bewachten. Die Jagd war eine der aufregendsten, welche ich je mitgemacht; ich fühlte mich aber nachher so zerschlagen, daß ich mich in Calcutta alsbald zu Bette legte. Ein Brief aus Behrampur von einem meiner Freunde, der mir anzeigte, daß ich von einem meiner Bedienten stark bestohlen worden sey, nöthigte mich indeß der Ruhe zu entsagen und mich alsbald auf den Weg zu machen. Ich hatte 116 engl. Meilen zurückzulegen und hatte zu Wasser 7 Tage gebraucht, wählte also die zweite Reisegelegenheit mich in der Sänfte tragen zu lassen, wo ich den Weg in 28 Stunden zurücklegen konnte. Wer nicht in Indien gelebt hat, kann die Raschheit dieser Reiseart nicht begreifen. Acht Träger lösen sich von 12 zu 12 Meilen ab, zwei tragen abwechselnd, die andern laufen nebenher, und führen Nachts Fackeln, um die wilden Thiere abzuhalten. Diese Reisemethode hat ihr Angenehmes, aber auch ihre Leiden, denn bei Tage wird man gebraten, bei Nacht läuft man Gefahr von den Tigern zerrissen zu werden.

Nach meiner Ankunft ließ ich sogleich den Weisen des Orts rufen. Diese Leute, halb Priester, halb Zauberer, sagen die Zukunft voraus, finden die verlorenen Gegenstände wieder und entdecken die Diebe. Ich kannte ihr Verfahren, und so kindisch es ist, so zeigte es sich doch wieder wirksam. Meine Diener wurden im Kreise aufgestellt, der Zauberer murmelte einige Worte über eine Platte mit rohem Reis, gab dann jedem eine Handvoll und erklärte, Wischnu werde nicht verfehlen den Schuldigen zu treffen, wenn er versuche den Reis zu kauen. Als die Reihe an einen kam, dem ich viel Vertrauen bezeigt hatte, sah ich, wie die Muskeln seines Gesichts sich krummten, als hätte er den Starrkrampf, der Zauberer ließ ihn den Reis ausspeien, und ich sah, daß derselbe nicht gekaut war. Jetzt fiel mir der Schuldige zu Füßen und gestand nicht bloß den letzten, sondern auch frühere Diebstähle, wofür einige Unschuldige gebüßt hatten. Ein solcher Mißbrauch des Vertrauens empörte mich, da aber der Mensch schon lange in meinen Diensten gewesen war, begnügte ich mich ihn wegzuschicken.

Am Abend besuchte ich einen meiner Freunde, und saß eben beim Whistspiel, als man mir ankündigte, daß mein Sedanträger, derselbe der mich durch einen Freund von dem vorgefallenen Diebstahl hatte in Kenntniß setzen lassen, mich zu sprechen verlangte. Ich ging hinaus, und erfuhr hier, ein Freund zu Murschedabad, welches 10 (engl.) M. entfernt liegt, hatte mich bloß mündlich durch einen Boten entbieten lassen, ich möchte ihn doch unverzüglich besuchen. So seltsam mir die Sache vorkam, so reiste ich doch auf der Stelle ab, fand aber zu Murschedabad, daß alles erlogen sey, und kehrte alsbald wieder um, in der Absicht meinen Sedanträger für seine Lüge tüchtig zu bestrafen. Ich pochte meine Diener wach, fragte nach dem Schuldigen, aber keiner wollte etwas von ihm wissen, und das Suchen war vergeblich. Verdrießlich darüber, die Strafe auf den folgenden Tag verschieben zu müssen, begab ich mich nach meinem Schlafcabinet, fand aber hier mehrere Commoden umgeworfen, und ein Blick überzeugte mich, daß meine Garderobe ausgeplündert sey. Noch immer wollte ich nicht glauben, daß mein Sedanträger, derselbe der mir vor kurzem noch einen Beweis seiner Treue gegeben hatte, mich bestohlen haben könnte, aber sein Turban, welchen ich auf dem Boden liegend fand, zerstörte allen Zweifel, und über diese Entdeckung in der That mehr bekümmert als erzürnt, schickte ich meine Bedienten weg und ging in mein Schlafzimmer. Ich trete vors Bett, ziehe die Vorhänge auseinander, da liegt vor mir mein anderes Ich, den Kopf in mein Foulardtuch eingebunden. Ganz verblüfft trete ich mit dem Lichte näher, — es ist mein Sedanträger; ich rufe ihn laut an, erhalte aber keine Antwort; ich fasse den Arm, um ihn wach zu schütteln, dieser ist kalt und ich sehe, daß ich eine Leiche vor mir habe. Als ich die Decke zurückschlug, fand ich einen Dolch bis ans Heft in seine Brust gestoßen. Auf mein Geschrei eilen meine Diener herbei, und ein Kidmetgar überreicht mir ein

Blättchen, worauf der Unglückliche einige Zeilen in Hindustani mit der Nadel geritzt hatte, wie es die Hindus oft thun. Ich ließ meinen Munschi (Dolmetscher) rufen, und dieser las mit lauter Stimme: „der Mensch, dessen Diebstahl du entdeckt hast, wollte dich ermorden. Seine Maaßregeln waren so gut genommen, daß du seiner Rache nicht hättest entgehen können. Man hatte mich schwören lassen, das Geheimniß der Verschwörung bis zu meinem Tode zu bewahren; verzeihe mir, Herr, die Lüge, durch welche ich dich entfernte. Ich habe deinen Platz eingenommen und bin glücklich, für dich sterben zu können." Der Schuldige hatte die Flucht genommen, fest überzeugt, er habe mich ermordet. Meine sämmtlichen Diener bezeugten nicht das geringste Erstaunen, als ob die Aufopferung meines Sedanträgers die natürlichste Sache von der Welt wäre.

Einiges über inländische Gerichtsverfassung und Gesetze auf Java.

(Schluß.)

Wenn Jemand auf offenem Weg angefallen oder beraubt wurde, so muß er sich in die nächste Dessa begeben, um Hülfe zu suchen, und sind die Bewohner derselben gehalten, Hülfe zu leisten, auf den Reisblöcken Alarm zu schlagen und den Uebelthätern nachzusetzen. Gelingt es ihnen nicht dieselben einzufangen, so müssen die sämmtlichen Bewohner zwei Drittheile von dem Werth des Geraubten vergüten; wenn sie aber den Thäter ergreifen können, so müssen sie ihn dem Beraubten ausliefern; macht er Amok (setzt er sich zur Wehr), so haben die Verfolger das Recht ihn zu tödten, ohne daß seine Verwandten darüber Klage führen können. Entweicht er nach einer andern Dessa, so ist der Lurah derselben gehalten ihn gebunden den Nachsetzenden auszuliefern.

Wer einen Dieb einfängt oder tödtet, muß sogleich auf dem Titis Alarm schlagen und den Gefangenen an das Gericht ausliefern. Wenn der Dieb jedoch getödtet wurde, so müssen nur seine Ohren dem Gericht eingesandt werden. Die Verwandten des also Getödteten dürfen, wenn sie vermeinen daß ihm Unrecht geschah, binnen 40 Tagen Recht deßhalb fordern; ergibt es sich aber bei der alsdann stattfindenden Untersuchung, daß der Getödtete wirklich schuldig war, so müssen sie für ihre ungegründete Klage 25 Realen Strafe zahlen.

Wenn Jemand einem Verwundeten Hülfe leistet oder eine Leiche in seiner Wohnung aufnimmt, und nicht innerhalb vierzig Tagen bei dem Gerichtshof Pradotto Anzeige davon macht, so wird sein Dessa's-Oberhaupt in eine Strafe von 25 Realen verurtheilt.

Wer sich eine Sache, die seinem Schuldner gehört, aneignet, um sich bezahlt zu machen, zahlt eine Strafe von 25 Realen. Die Strafe beträgt 50 Realen, wenn es sich zeigt, daß er nichts zu fordern hatte. Sollte man bei einem solchen Anlaß handgemein, und der vermeintliche Gläubiger verwundet oder getödtet werden, so ist eine Klage seiner Verwandten darüber nicht zulässig.

Wenn in der Hauptstadt Jemand von unbekannter Hand verwundet oder ermordet wird, und der Thäter binnen vierzig Tagen nicht ermittelt ist, so wird von der Stelle aus, wo der Verwundete oder Ermordete gefunden ist, ein Viereck übers Kreuz gemessen, dessen Seiten eine jede 140 Tjengkals (Ruthen) lang sind, und alle diejenigen, deren Wohnungen innerhalb dieses Vierecks liegen, müssen 25 Realen Strafe zahlen. Wenn von unbekannter Hand ein solches Verbrechen außer der Hauptstadt verübt wird, so müssen, im Fall der Thäter nicht entdeckt wird, alle Bewohner der Dessa die gleiche Strafe bezahlen.

Niemand, sey es ein angesehener oder ein geringer Mann, soll wegen einer Schuld Recht fordern können, wenn er dieselbe nicht mit einer schriftlichen und besiegelten Urkunde zu beweisen vermag, selbst wenn der Schuldner bereits Interessen bezahlt oder einen Theil des Capitals abgetragen hätte. Ebenso wird dem Schuldner keine Ausrede helfen, so lange der Gläubiger sich im Besitz des schriftlichen Beweises befindet.

Wenn eine Klage bei dem Gerichtshof vorgebracht wird, und die Gegenpartei erklärt dieselbe für ungegründet und erdichtet, so soll bei den Nachbarn der beiden Parteien die Wahrheit erforscht werden. Hat nun der Kläger wirklich gelogen, so soll er 25 Realen Strafe zahlen und seine Klage abgewiesen werden; wird aber seine Klage begründet erfunden, so muß der Beklagte die Strafe zahlen, worauf die Sache weiter fortgesetzt wird.

Wer etwas verloren hat und es, nachdem er bei dem Gericht Anzeige davon gemacht hat, zurückerhält, wird wieder in den Besitz desselben gesetzt, wenn es der in der Anzeige gemachten Beschreibung entspricht. Wenn derjenige, bei welchem der Gegenstand gefunden wird, vorgibt ihn gekauft zu haben, ohne es beweisen zu können, aber sich bereit erklärt einen Eid darauf zu schwören, so wird ihm geglaubt, im entgegengesetzten Fall aber wird er für den Dieb gehalten werden.

Wenn Jemand, um eine Probe seiner Unverletzlichkeit zu geben, sich in Gegenwart von Zeugen von einem andern stechen oder hauen läßt, und dadurch verwundet wird oder das Leben verliert, so wird keine Klage von seinen Verwandten angenommen werden. Dasselbe ist der Fall, wenn Jemand bei einem Gefecht mit Krissen aus Kurzweil zu Schaden kommt.

Wenn ein gerittenes Pferd Jemand tritt, daß er verwundet wird, so soll der Reiter gerichtlich verfolgt werden. Wenn aber das Pferd durchgegangen ist und Jemanden verwundet, so hat der Reiter nur eine verhältnißmäßige Vergütung zu bezahlen.

Wenn Büffel oder Pferde an dem öffentlichen Weg angebunden sind um zu grasen, und Jemand durch Stoßen oder Schlagen verwunden oder tödten, so soll der Eigenthümer des Viehes gestraft werden; wenn hingegen das Vieh sich auf der Weide oder im Walde befunden hat, so soll der Eigenthümer nicht belangt, das Vieh aber dem Verunglückten als Eigenthum übergeben werden.

Wer eine Frau entführt, verwirkt eine Strafe von fünf-

zig Realen oder, wenn er diese nicht zu zahlen vermag, von 200 Prügeln, und wird verbannt. Wenn er bei der Entführung einen Verwandten der Frau verwundet oder tödtet, so hat er im ersten Fall eine verhältnißmäßige Strafe, im zweiten eine Strafe von 500 Realen zu entrichten. Wenn er selber Schaden nimmt oder das Leben verliert, so wird keine Klage von seinen Verwandten angenommen.

Wer mit der Ehefrau oder Verwandten eines andern einen Liebeshandel hat, zahlt 50 Realen Strafe oder erhält bei Zahlungsunfähigkeit 200 Stockprügel und wird verbannt. Verwundung oder Tödtung der Verwandten wird ebenso gestraft, wie bei der Entführung.

Wenn zwei Männer, die dasselbe Mädchen lieben, darüber handgemein werden, und einer von beiden verwundet oder getödtet wird, so soll deßhalb keine Klage bei dem Gericht angenommen werden.

Den Bupattis und höhern Beamten ist es erlaubt, Hahnengefechte und Kemiriespiele zu veranstalten, wenn sie sorgen daß keine Streitigkeiten daraus entstehen. Wird bei einer solchen Gelegenheit jemand verwundet oder getödtet, so haben sowohl der Gastherr als der Thäter Strafe zu zahlen. Würfel- und andere Hazardspiele sind durchaus verboten; wer daran Theil nimmt, muß 10 Realen Strafe geben oder erhält 50 Streiche. Wegen eines bei solchem Anlaß verübten Mordes wird keine Klage angenommen.

Der Djaksa und die übrigen Gerichtsbeamten müssen einen Eid schwören, daß sie für die Sicherheit der ihnen anvertrauten Bezirke sorgen und alle Uebelthäter sogleich ergreifen lassen werden. Wenn es ihnen an den nöthigen Mitteln dazu gebricht, so müssen sie den Reichsverweser davon benachrichtigen, welcher sodann Rath schaffen muß.

Wenn jemand öffentlich ein schlechter Mensch genannt wird, so muß eine genaue Untersuchung stattfinden, um die Wahrheit zu erforschen. Zeigt es sich, daß sein Betragen wirklich schlecht ist, und will er nicht versprechen, sich in der Folge besser aufzuführen, so wird der Hauptdjaksa ihn durch einen Eid dazu zu zwingen suchen. Wenn er sich weigert diesen Eid zu schwören, so wird er ins Gefängniß geworfen und sein Oberhaupt zu einer Strafe von 50 Realen verurtheilt werden.

Es ist einem jeden, ohne Unterschied des Ranges, auch den Mitgliedern des fürstlichen Geschlechtes, bei 100 Realen Strafe verboten, die Unparteilichkeit eines Gerichtes in Zweifel zu ziehen, oder die Vollstreckung von den Erkenntnissen desselben zu verhindern.

Ein jeder ist verbunden sich dem Ausspruch des Gerichts in seiner Sache zu unterwerfen; wer sich ohne Grund demselben widersetzt oder sich darüber beschwert, wird als Verleumder verbannt. Sollte es sich indessen zeigen, daß wirklich ein ungerechter Ausspruch stattgefunden hat, so wird der Richter eine Strafe von 100 Realen zahlen müssen.

Wenn die Frau eines Javaners Geld oder Waaren borgt ohne ihren Mann davon in Kenntniß zu setzen, und sich später außer Stande befindet, das Geborgte zurückzuerstatten oder zu bezahlen, so wird der Mann nebst seiner Frau als Pfandsklave dem Gläubiger dienen müssen, indem er keine Unwissenheit vorschützen darf.

Wenn jemand, der in einem Fuhrwerk sitzt, einen andern überfährt oder verwundet, so wird dieser letztere keine Klage vor das Gericht bringen können, wohl aber wenn ein Pferd mit oder ohne Reiter jemand tritt oder schlägt, in welchem Fall der Verwundete die Kosten seiner Cur von dem Eigenthümer des Pferdes zurückfordern kann.

Man soll nimmer einen Bach oder Fluß als Gränzscheidung nehmen, um den Umfang eines Hauses, Waldes oder Haidefeldes, oder den Umfang von Sawah's oder Tagalfeldern zu bestimmen, indem ein Fluß öfters seinen Lauf verändert. Die Gränzmarken sollen von gebackenen oder andern Steinen seyn, oder man soll dazu Pakel-, Wayang- oder andere Bäume anwenden. Der Stamm des Gränzbaumes wird beiden Parteien zugehören, während die Zweige und Früchte das Eigenthum desjenigen seyn werden, nach dessen Seite sie überhangen.

Wer eine Hofdame (von einem der beiden Höfe zu Surakarta oder Djocjocarta) entführt, wird je nach seinem Stande folgende Strafe erleiden: ein Kliwoe soll 20 Tage lang ohne Kris auf seinem Sessel sitzen; ein Mantrie-Paauket wird 20 Tage lang in einem viereckigen Pagger (Einzäunung) auf dem Markt sitzen; alle unter diesem Rang sollen 11 Tage lang vier Stunden auf dem Markt gebunden in der Sonne stehen; ein Wekkel wird 16 Tage lang auf dem Kreuzweg in der Sonne stehen. Jeder andere freie Mensch wird mit kreuzweise abgeschornem Haar auf dem Markte herumgeführt und aus der Stadt verbannt werden. U. s. w.

C. G. C.

Himjaritische Inschriften.

In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London am 14 Januar wurde ein Schreiben des politischen Residenten zu Aden an die Regierung in Bombay vorgelesen, welcher die Entdeckung einer himjaritischen Inschrift, die bei der Anlegung einer neuen Straße ausgegraben wurde, meldet, und eine Abschrift mittheilte. Die Inschrift ist auf einer runden, ganz reinen und sehr weißen Marmorplatte eingegraben, welche 19½ Zoll im Durchmesser hat, und ist die einzige, die man bisher auf oder in der Nähe von Aden fand, obgleich dieser Platz der Haupthafen der alten himjaritischen Könige war. Andere Inschriften in ähnlichen Charakteren fand man im Innern nordwärts bis Sana, aber stets auf länglichen Marmorblöcken, welche in den meisten Fällen in einem großen Thor eingefügt waren. Die Marmorplatte wurde nach Bombay geschickt, wo mehrere früher gefundene gleichfalls niedergelegt sind. (Litt. Gaz. vom 21 Januar.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Weg nordwärts von Suleimanli über Karadschah Achmet Kiöi führt durch eine ungemein wilde, kahle Felsengegend, die aber mit der

Katakekaumene in keinem Zusammenhange steht, wie die Reisenden anfangs glaubten. Sie übernachteten in einem einzelnen Landhause, und machten am 9 April eine starke Tour über Taemac nach Aktasch, und am folgenden Tage von da nach Kula durch das Thal des Hermus und den „verbrannten“ Bezirk (Katakekaumene). Ueber diesen letztern berichtet der Verf. wie folgt: An der andern Seite der Schlucht, in welche wir hinabstiegen, waren die angeschwemmten Lager bedeckt mit einem dicken Ueberzug von unvollkommen säulenartigem Basalt; gleich darauf sahen wir zur Rechten mehrere konische Hügel, und unterschieden an einem derselben deutlich einen Krater mit zerbrochenem Rande; dann überschritten wir ein Lager von schwarzer, schlackiger Lava, die einem der Kegel entströmt war. Uebrigens war diese steinige Ebene gut angebaut und mit vielen Obstbäumen besetzt. Nachdem wir einen seichten nordwärts strömenden Fluß durchschritten hatten, hob sich der Boden allmählich, und um 10 Uhr erreichten wir den Gipfel eines Rückens von Glimmerschiefer und Quarzfelsen, der die Ebene von Kula von der östlichern Gegend trennt, und hier überschauten wir mit einem Blick einige der Hauptzüge der Katakekaumene; rechts im Norden war das Ende des kahlen Bergrückens, worauf wir standen, westlich davon erhob sich ein schwarzer, domartig geformter Berg von Schlacken und Asche etwa 500 Fuß über die Ebene, nämlich der Vulcan von Kula oder das sogenannte schwarze Dintenfaß, so steil, daß es unmöglich schien hinaufzuklimmen; gerade vor uns dehnte sich ein wüster schwarzer Lavastrom von der Rechten zur Linken, der mit seiner in tausend Formen aufgerissenen Oberfläche der Brandung eines Meeres glich, das während eines heftigen Sturmes plötzlich versteinert wäre, und so mit der reichen Ebene, die er zu durchfließen schien, den auffallendsten Contrast bildete. Weiterhin nach Nordwest sah man andere vulcanische Kegel, wahrscheinlich einer viel ältern Periode angehörend, da ihre geebneten Oberflächen bis zu den Gipfeln hinan bebaut und großentheils mit Weingärten bedeckt waren. Noch weiter links erschien die Stadt Kula mit ihren hohen, schlanken Minarets, die Lavamassen überragend, an deren südlichen Spitze sie erbaut ist, und den Hintergrund dieses reichen Gemäldes bildete ein großer Halbkreis malerischer, meist wellenförmiger Berge. — Die von schwarzer Lava erbaute düstere Stadt enthält über 1800 Familien und darunter etwa 600 griechische. Die dunkeln Mauern der Häuser sind häufig mit Fragmenten antiker Bildhauerarbeiten geschmückt; der Verf. erwähnt namentlich einen schönen Sarkophag mit einer verstümmelten Inschrift, beginnend mit dem Namen Tiberi ...., und einen großen sehr wohlerhaltenen Löwen, beide aus weißem Marmor.

Am 11 April ward die Reise fortgesetzt, anfangs durch eine ganz vulcanische Gegend mit vorherrschend schwarzem, schlackigem Boden, untermischt mit großen Lavablöcken und Quarzfelsen, dann durch eine Thalebene an der Seite vulcanischer Kegel hin, deren einer dem „schwarzen Dintenfaß“ bei Kula glich, und wie dieser einen wüsten Lavastrom ins Thal des Hermus streckte. Die drei Vulcane dieser Art, die sich den Augen der Reisenden in ihrer schauerlichen Gleichförmigkeit auffallend genug darstellten, entsprechen ganz den τρεῖς φῦσαι in Strabo's Beschreibung der Katakekaumene, und mögen zu seiner Zeit wohl noch Rauch und Dampf aufgestoßen haben. Später kamen die Reisenden durch ein Dorf Namens Dombaili, welches irrthümlich als die Lage des alten Tabala genannt worden ist, während die Reste dieses letztern jenseits Kula in dem Dorfe Tavala zu suchen sind; dann über den Hermus nach Adala, bis wohin einer der schwarzen Lavaströme sich erstreckt. — Am 12 April ging's weiter nach Sardis und zwar mit einem kleinen Umwege, um die Bin Tepeh (d. h. die tausend Hügel) zu sehen; es sind dieß eine Menge von Grabhügeln, eine Nekropolis lydischer Könige des Alterthums; das hervorragendste ist das Grab des Halyattes. Wir erfahren aber nichts Neues über diese gigantischen Gräber, welche der zerstörenden Hand der Eroberer entgangen zu seyn scheinen, da die Krankheit eines Reisegefährten Hrn. Hamilton zur Eile zwang und von näherer Untersuchung abhielt. In Sardis stiegen die Reisenden dennoch sofort auf die alte Akropolis, durch welche ein doppelter Bergstrom fließt, dessen einer Arm den jonischen Tempel der Cybele durchströmt, und für den goldhaltigen Pactolus (Soph. Philoc. 391) gehalten wird. Am Fuß des Hügels sind zuerst die Reste zweier massiven Gebäude, wahrscheinlich Kirchen aus der ältern Zeit des Christenthums. Die Fundamente der einen, von Mauerwerk, sind 200 Fuß lang von West nach Ost, an dieser Seite ein Halbrund bildend; die andere hat sechs große Marmorpfeiler, ganz zusammengefügt aus Säulenstücken, Friesen, Architraven und andern Fragmenten korinthischer und jonischer Architektur. Der in der Apokalypse erwähnten Kirche von Sardis können diese Ruinen nicht angehören, wie mehrere Reisende voreilig behauptet haben; sie sind offenbar nach der Zerstörung des Tempel am Ende des 4ten Jahrhunderts erbaut worden. Das höher liegende alte Theater ist gleichfalls arg zerstört, doch ohne Zweifel von römischer Construction. Die den Gipfel der Höhe einnehmende, wahrscheinlich byzantinische Festung ist gleich den erwähnten Kirchenpfeilern hauptsächlich aus antiken Fragmenten erbaut gewesen; hier fanden sich manche Inschriften (deren der Verf. sechs mittheilt), doch nirgends eine Spur hellenischer Mauern. Sehr viele der noch vorhandenen Reste der alten Akropolis sind durch Regenströme schon unterminirt und gehen einer weitern Zerstörung rasch entgegen. Die Aussicht von dieser Höhe wird als überaus reich und reizend geschildert. Unten auf der Grundfläche der antiken Stadt werden unter vielen zerstreuten Resten besonders zwei gigantische jonische Säulen des Tempels der Cybele erwähnt, welche noch stehen, und die massiven Marmorfragmente eines andern Gebäudes, scheinbar von sehr hohem Alter.

Am 13 trafen sie auf dem Wege von Sardis nach Cassaba anfangs noch manche Grabhügel, und hörten auch Traditionen über ein untergegangenes Volk, dem diese Denkmale angehört haben sollen. Von hier an wird die Gegend immer cultivirter und zugleich malerischer, und am 14 April kamen die Reisenden durch den Paß von Karakli-Dere und an dem hübschen Dorfe Bunarbaschi vorbei über die Karawanenbrücke nach Smyrna zurück. — Am Schluß dieser Excursion finden wir eine seltsame Bemerkung: Hr. Hamilton gibt nämlich allen europäischen Reisenden den dringenden Rath, auf ihren Wanderungen durch diese Länder nur Kaffee und Wasser zu trinken, das überall von vorzüglicher Güte zu finden ist, weil der Genuß des Weines und anderer geistigen Getränke der Gesundheit durchaus verderblich sey.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gesellschaft für Nationalmusik hat sich in London gebildet, wo englische Lieder, schottische Balladen und irische Nationalgesänge miteinander abwechseln. Man erwartet jetzt auch noch einen Barden aus Wales, der die Zahl der Repräsentanten der Nationen voll machen soll. Ein gewisser Russell repräsentirt England, ein Wilson Schottland und ein Hr. Horncastle Irland. (Litt. Gaz. 21 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1843.

Blicke auf die Geschichte der spanischen Literatur.

(Nach Eugenio de Ochoa.)

Man kann in der allgemeinen Geschichte der spanischen Literatur vier Epochen unterscheiden; die erste umfaßt die eigentlichen Anfänge, die zugleich mit der Bildung der Sprache zusammenhängen, eine Epoche von großer Rohheit im Ausdruck und im Gedanken; die Fortschritte sind langsam, die Nachahmungen häufig und nicht selten ungeschickt. Sie beginnt im 12ten und endet in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Eine naive, kräftige, halb wilde Poesie, Chroniken und eine einfache Philosophie voll sklavischer Nachahmung ohne Kritik und selbst ohne Urtheil, das sind die einzigen literarischen Früchte während solcher Kindheit eines Volkes. Die Gedichte von Cid und Alexander, die Legenden Berceos und des Erzpriesters Hita, und die Ritterromane, das ist alles, was spanische Literatur im Fache der Poesie liefert; in der Geschichte plumpe Chroniken, von denen nur die von Azala, Gomez, Guzman und Valera Aufmerksamkeit verdienen: in der Philosophie finden wir in erster Linie den „Grafen Lucanor" von dem Infanten Don Juan Manuel, und die „erfreuliche Vision," von Alphons de la Torre. Das große Werk dieser Epoche sind die „Sieben Partidas," das unsterbliche Werk Don Alfonso des Weisen, das durch die Schönheit seiner Sprache, wie durch den hohen Geist, den es athmet, mindestens um zwei Jahrhunderte der Zeit seiner Abfassung voraus ist.

Die zweite Epoche beginnt mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und geht bis zum Ende des 17ten. Es ist die reichste, diejenige, wo die Erzeugnisse des Geistes am meisten Originalitat zeigen und zugleich die, wo sie einen wahrhaft nationalen Stempel tragen. Damals fühlte sich die spanische Literatur jung und kraftig, sie will ihren eigenen Flug beginnen, sie zerreißt die Windeln ihrer Kindheit, sie hört nicht mehr auf die geschriebenen Rathschläge der alten Weisheit, und auf der neuen Bahn, welche sie sich in ihrer ungeduldigen Neuerungslust bricht, verirrt sie sich bald, erkennt aber auch selbst ihre Verirrung. Dieß ist der Augenblick einer wohlthätigen Rückkehr von früheren Irrthümern, man sucht auf einen bessern Weg zu gelangen, und fällt endlich, wie es so oft geht, in die entgegengesetzte Uebertreibung, in die allzusklavische Nachahmung älterer Muster. Dann verliert die Literatur ihre eigenthümliche Färbung, jedes Gefühl der Nationalitat verschwindet, und sie ist nichts mehr als eine matte Nachahmung, allerdings mit einiger Regelmäßigkeit im Ganzen, allein das heilige Feuer ist erloschen.

Die dritte Epoche beginnt mit dem Jahre 1700 und umfaßt das ganze 18te Jahrhundert, so wie einige Jahre des 19ten. Von dieser Zeit an bis auf unsere Tage macht sich eine neue Bewegung fühlbar, vielleicht ein wenig zu heftig, nicht hinreichend aus dem Volke hervorgegangen, um dauerhaft zu seyn, nicht hinreichend begründet, um wohlgereifte Früchte zu tragen. In der neuern Zeit kann sich kein Volk mehr von der intellectuellen Bewegung der übrigen losreißen, kein Volk kann sich in seinen Sitten, seinen Einrichtungen und seiner Literatur zu sehr von den übrigen abscheiden. Jemehr aber diese Annäherung vortritt, desto entscheidender wird auch der Einfluß der einen oder der andern Nation. Im 18ten Jahrhundert führt Frankreich den Reigen, und für Spanien dauert die Unterwerfung unter den literarischen Geist Frankreichs nun schon seit bald anderthalb Jahrhunderten. Tausenderlei Umstände haben dazu beigetragen. Hat nun die spanische Literatur dabei verloren oder gewonnen? Eine ernste Frage, die sich aber nicht geradezu beantworten läßt, denn Vortheile und Nachtheile scheinen stark im Gleichgewicht. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß am Ende des 17ten Jahrhunderts die spanische Literatur, 50 Jahre früher noch so reich und blühend, aufs tiefste gesunken war. Das spanische Theater, welches die Irrthümer Lope's, Moreto's und Calderons fortsetzte, ja noch überbot, zeigte nicht mehr einen Schatten von der Schönheit jener großen Geister. Die nationale Bühne war in die ungeschickten Hände eines Candamo, Zamora, Canizares — und dieß waren noch die ausgezeichnetsten — gefallen, nur Solis in seiner Amor al uso (die Liebe nach der Mode) und einige andere allzuseltene Stücke erinnerten noch, wenn auch nur von ferne, an jene hohe Poesie, jene dramatischen Situationen von ergreifendem Interesse, an jene schönen, lebendigen Rol-

len, woran das alte Repertorium so überreich war. Ebenso erging es mit der lyrischen und mit allen andern Gattungen der Poesie. Es ist fast unbegreiflich, wie vernünftige Menschen so sehr ins Abgeschmackte verfallen konnten, wie dieß mit den meisten sogenannten Dichtern am Ende der unglücklichen Regierung Karls II der Fall war. Ein wirklich poetischer Geist, Don Luis de Gongora, hatte schon seit langer Zeit der Sprache den furchtbaren Schlag versetzt, von welchem sie fast ein Jahrhundert lang nicht wieder genesen konnte. Dieser Don Luis impfte zuerst systematisch jene verderbliche Krankheit ein, die man Culteranismo *) nannte, welcher darin bestand, den Ausdruck und in Folge dessen auch die Gedanken zu verfälschen. Man kann sich eine Vorstellung machen, wie weit dieser Culteranismo in den Händen gemeiner Talente, bloßer Nachahmer ging, wenn Gongora selbst, der, wie gesagt, ein dichterischer Geist war, in seinem Gedicht „die Einsamkeit" mit den Worten anhebt: „diese wohlklingenden Verse, welche mir, o großer Graf! eine bukolische, wenn auch nicht gelehrte Thalia in jenen purpurnen Stunden eingab, wo die Morgenröthe rosenfarbig, der Tag hochroth ist. **) Und so geht es fort. Seine enthusiastischen Schüler gingen wie gewöhnlich noch viel weiter, und am Ende ließ sich gar nicht mehr begreifen, was die Herren sagen wollten, was freilich am Ende der geringste Nachtheil war, denn ihre Ideen waren gewöhnlich eben so gemein, als ihre Sprache pretentiös und verworren. Der Verfall der Prosa war nicht minder rasch als der der poetischen Sprache. Es war nicht mehr jene majestätische, klare, reiche und mächtige Sprache, welche Fray Luis de Granada, Mendoza, Antonio Perez und Cervantes in ihren bewundernswerthen Schriften zum Rang des Griechischen und Lateinischen erhoben hatten, sondern ein dunkler, lächerlicher Galimathias. Die Geschichte der Eroberung Mexico's von Solis ist, trotz ihrer zahlreichen Fehler als Geschichtswerk und unter dem kritischen Gesichtspunkt betrachtet, noch das einzige gute Werk, das am Ende des 17ten Jahrhunderts erschien, es gleicht dem Lebewohl, das die alte Literatur, deren letzte Gränze es bildet, noch der Nachwelt zurückwarf.

Bis jetzt haben wir in dieser raschen Uebersicht nur so zu sagen die Form der literarischen Erzeugnisse während dieser Periode des Verfalls im Auge gehabt. Betrachten wir nun ihren Geist, so finden wir, daß er, wie zu erwarten, nicht viel mehr taugte. Wenn je der Despotismus auf einem Lande lastete, so war es gewiß auf Spanien unter der eben so langen als verderblichen Regierung Karls II. Karl I (V) und Philipp II hatten ihren Völkern ein eisernes Joch auferlegt, aber unter diesen großen Königen gab es wenigstens einen Ersatz: Ruhe und Wohlfahrt im Innern, Ruhm nach außen entschädigten einigermaßen die Spanier für ihre alte Freiheit und gaben ihren Ideen Schwung und Erhebung. Unter Karl II nichts der Art; ein brutaler Despotismus, eine platte Ruhe ohne Würde und durch nichts unterbrochen als durch einige von Hunger und Verzweiflung erzeugte Aufstände, alle auswärtigen Eroberungen stückweise den schwachen Händen einer unfähigen Regierung entrissen, die Inquisition thätiger und den aufkeimenden Ideen feindlicher als je. Darum sank auch der öffentliche Geist auf den tiefsten Punkt: keine höhern Ansichten, keine Kritik mehr, nichts als elende Wortspiele, verworrene, engherzige Ansichten und ein eben so grasser als unduldsamer Aberglaube. Dieß war im Ganzen genommen nach Form und Geist der Zustand der spanischen Literatur, als Karl II ohne Erben starb, und der Enkel Ludwigs XIV die Erbschaft des Hauses Oesterreich antrat.

Nach diesem nur allzu treuen Gemälde des Zustandes einer hinsterbenden Literatur möchte es scheinen, als ob sie bei jeder Veränderung nur gewinnen konnte, und daß also die oben aufgestellte Frage, ob die spanische Literatur bei der Unterwerfung unter die französische gewonnen oder verloren habe, für das erste entschieden werden müsse. Indeß haben wir bis jetzt die Sache nur von der günstigen Seite angesehen, wir wollen sie jetzt auch von der Kehrseite betrachten, um zu sehen, was die Literatur durch den Einfluß des französischen Geschmacks wurde, als sie nach dem langen und verderblichen Successionskrieg endlich wieder auf den Schauplatz trat.

Die Verirrung der Literatur war eine in Spanien von allen aufgeklärten Geistern anerkannte Thatsache, selbst zu einer Zeit anerkannt, als diese Verirrung den höchsten Grad von Narrheit erreicht hatte. Man suchte Abhülfe, und der König, welcher selbst ein fähiger Mann war, trug durch wohlthätige Reformen in den Universitätsstudien und durch die Aufmunterung, welche er Künsten und Wissenschaften gewährte, wirksam dazu bei. Er gründete die königliche Bibliothek zu Madrid, die beiden Akademien der Geschichte und der spanischen Sprache, denen man äußerst wichtige Arbeiten verdankt, und bereitete die Errichtung der Akademie San Fernando vor, welche die schönen Künste unterstützen sollte. Nichtsdestoweniger war die Regierung Philipps V zu stürmisch, als daß die Literatur merkliche Fortschritte hätte machen können. Erst unter der friedlichen Regierung seines Nachfolgers Ferdinands VI fing sie an wirkliche Lebenszeichen zu geben. Drei Wege öffneten sich damals der spanischen Literatur, um aus ihrem schimpflichen Verfall sich zu erheben: Rückkehr zum alten Geschmack, Eröffnung einer neuen Bahn oder Unterwerfung unter eine andere Literatur, mit Einem Wort Nachahmung. Der erste Weg war ihr so zu sagen abgeschnitten; eine Literatur ist das Erzeugniß einer gegebenen Masse von Ansichten und Ideen, da aber diese Ideen eine ganz andere Wendung genommen hatten, konnte man auch nicht zum alten Geschmack zurückkehren.

Gelegentlich bemerkt, zählte die französische Philosophie jenseits der Pyrenäen bereits zahlreiche Anhänger, und was

*) Man nannte die Schriftsteller, welche diesen Styl annahmen, Cultos, die Gebildeten, oder eigentlich die Correcten; wohl zum Spott gab man ihnen später von ihrem Stifter den Namen Gongoristas.

**) Estas, que me dictó, rimas sonoras,
Docta no, mas bucolica Thalia,
Excelso Conde! en las purpureas horas
Que es rosa el alba y rosicler el dia.

ist unvereinbarer und unversöhnlicher als der Glaube und der Zweifel, als die heilige Therese und Voltaire! Um sich eine neue Bahn zu brechen, dazu fehlte es dem ermatteten, gealterten Spanien an jener Kraft, jenem Lebensmark, welche nur das Eigenthum neuer Völker sind. Man mußte sich also zur Nachahmung einer fremden Literatur entschließen, und die französische des großen Jahrhunderts verbreitete einen zu hellen Schimmer, als daß man sie nicht zum Vorbild hätte nehmen sollen. Man begann also sie zu studiren, und mit Recht, aber man studirte sie ausschließlich, und verwies die alten großen Schriftsteller der Nation in den Staub der Bibliotheken; das war ein Unglück. Was war die Folge? Das Schlimmste, was einer Literatur widerfahren kann: man vergaß den Geist der Sprache, man dachte nur Französisch und schrieb in Folge dessen auch nur noch ein französirtes Castilianisch, welches ein Spanier des 16ten Jahrhunderts Mühe gehabt hätte zu verstehen. Dieser Einbruch des Gallicismus richtete in der Sprache viel größere Verheerungen an, als der Culteranismus, welcher wenigstens den Geist, das Wesen der Sprache nicht angetastet hatte. So voll Abgeschmacktheiten und Extravaganzen auch Gongora und Quevedo sind, so schrieben sie doch ein reines Castilianisch; die klugen Schriftsteller zur Zeit Ferdinands VI sind wegen des ganz fremden Geruchs ihrer Sprache weit mehr zu vermeiden. Man kann gar nicht sagen, wie sehr die spanische Sprache allen Bemühungen widerstrebt, sie unter andere Gesetze zu bringen, als ihre eigenen, welche durch die Zeit und das Ansehen der großen Meister geheiligt sind. Obwohl sie fast das ganze 18te Jahrhundert durch nur als Werkzeug diente, um fremde Gedanken auszudrücken, und dabei keineswegs ihre ursprüngliche Reinheit bewahrte, so zeigt sie sich doch immer noch gegen alle Bemühungen ihrer Tyrannen widerspänstig. Man möchte sagen, sie protestire aus allen Kräften gegen die Gewalt, welche man ihr anthun will.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 6 Mai schiffte sich Hr. Hamilton abermals nach Konstantinopel ein, um einen daselbst angekommenen Verwandten zu sehen. Dort fand er alles in Bewegung, weil am 15 der Sohn des Sultans und gleichzeitig eine Menge anderer Kinder (man sprach von 10 bis 20,000) beschnitten werden sollten, deren jedes dann vom Sultan einen neuen Anzug als Geschenk zu erwarten hatte. Am 20 Mai ging Hr. Hamilton mit einigen Freunden zu Wasser nach Trapezunt, das sie aber widriger Winde wegen erst am 23 erreichten. — Wir übergehen die Beschreibung dieser malerisch gelegenen Stadt, wollen jedoch erwähnen, daß dem Verf. der bittere Geschmack und die berauschende Kraft des dortigen Honigs sehr auffiel, wie auch schon Xenophon und Strabo die Wirkungen dieser Eigenschaft auf die Griechen bei ihrem Rückzuge und auf die Krieger des Pompejus erwähnen. Plinius schreibt die Bitterkeit dieses Honigs dem hier häufig wachsenden Rhododendron zu, die Blume dieses Gewächses hat aber keinen Geruch; es wird daher wohl die Azalea Pontica seyn, womit die Hügel ringsum bedeckt sind, aus deren duftenden Blüthen die Bienen jenen bittern und berauschenden Stoff saugen. — Das Castell von Trapezunt ist byzantinischer Bauart, und war vermuthlich der Palast der Komnenen, als sie den Titel der Kaiser von Trapezunt annahmen. Er ward erst 1460 von Mohammed II erobert. Im Thorweg sieht man einige Fragmente schön gearbeiteter jonischer Karnieße u. s. w., und über einem andern Thore eine griechische Inschrift in byzantinischem Charakter (welche der Verfasser mittheilt).

Am 25 Mai begann Hr. Hamilton seinen zweiten Zug durch Kleinasien, und zwar zunächst nach Erzerum. Die Straße führt durch eine Gegend, welche oft meilenweit dem schönsten Garten gleicht; immer üppiger wachsen, blühen und duften die prächtigen Rhododendren und Azaleen; doch plötzlich, auf einer Höhe von 4 bis 5000 Fuß über dem Meere, verschwinden diese und weichen einem Walde von gigantischen Buchen. Dann schrumpfen auch diese zusammen, und in Karakaban, 20 englische Meilen südsüdwestlich von Trapezunt und etwa 5500 Fuß hoch, hat fast alle Vegetation aufgehört. Auch trafen die Reisenden hier noch bedeutende Schneemassen, welche erst in der Juniussonne schmelzen. Die Meinung, daß auf dieser Straße der Fleck sey, von welchem Xenophons Krieger zuerst die See erblickten, widerlegt Hr. H. durch triftig scheinende Gründe, und meint, dieser Punkt wäre weiter landeinwärts zu suchen in der Hügelreihe zwischen Baiburt und Ispir. Am 26 ging's mehr westlich und wieder bergab nach Gümischkhana, berühmt durch seine Silberminen (die bei einem spätern Besuch beschrieben werden). Von hier ging's, zum Theil durch sehr schöne Gegenden, nach Balahore, dann wieder durch ödes Land nach Baiburt, das sie am 27 Abends erreichten. Am andern Tage besichtigte Hr. H. die Kupferminen von Chalvar, deren Erz sehr reichhaltig ist. Hier waren 350 Männer und 150 Knaben in Arbeit, und jene erhielten 4, diese 2 Piaster Taglohn. Die jährliche Ausbeute an Kupfer schwankt zwischen 40 und 54,000 Pfund. Zur Production von 13⅓ Pfund Kupfer (= 1 Mann), welche 80 Piaster werth sind, gebraucht man 270 Pfund Kohlen, die 8 Piaster kosten. (Es wird nicht bemerkt, wie lange im Jahre die Arbeiter beschäftigt sind, um so viel zu produciren; das ganze Jahr hindurch kann es nicht seyn, sonst würde das Geschäft nach obigen Zahlenangaben über 50,000 Piaster Verlust bringen.)

Am 29 kamen die Reisenden zu wiederholtenmalen in das Thal des Tschoruk, das an einer Stelle, etwa anderthalb englische Meilen lang, nicht über 800 Fuß breit ist, während zu beiden Seiten die Felsen fast senkrecht 500 Fuß hinansteigen, und erreichten dann die gegen 10,000 Fuß über dem Meere erhabene Wasserscheide zwischen dem Euphrat und den Gewässern, welche dem euxinischen Meere zufließen. Nach einer schlechten Nacht auf dieser Höhe, von wo die Reisenden früh um 4 Uhr aufbrachen, ging es dann am 30 Mai rasch abwärts durch mehrere Dörfer in die baumlosen Ebenen des Euphrat, und schon bald nach 9 Uhr durchzogen sie die engen, schmutzigen, von wilden Hunden wimmelnden Straßen von Erzerum bis zum Hause des englischen Viceconsuls, wo sie eine sehr freundliche Aufnahme fanden.

Unter den architektonischen Merkwürdigkeiten dieser Stadt ist besonders eine Moschee hervorzuheben, oder vielmehr die hohen Minarets dieser Moschee, wonach sie den Namen Tschifteh Minarey erhalten

hat. Diese beiden Thürme am Haupteingange des Gebäudes sind in ganz besonderem Styl von bunten und glasirten Ziege'n erbaut, von der Art, wie man sie häufig in Persien treffen soll. Das Hauptgebäude scheint ursprünglich eine armenische Kirche gewesen zu seyn, die vor dem 11ten Jahrhundert erbaut worden, denn unter Alp Arslan wurden in Erzerum allein angeblich nicht weniger als 300 Kirchen zerstört. Der Styl ist eine Modification des byzantinischen und saracenischen mit Verzierungen bedeckt (wie einige der maurischen Gebäude in Spanien). Eine antike Waffensammlung, die hier aufbewahrt ward, ist vor einigen Jahren von den Russen geraubt worden; doch dienen die kleinern Gemächer des Gebäudes noch immer als eine Art von Arsenal. Der Haupteingang ist an der Nordseite, und am entgegengesetzten Ende steht eine sehr zierlich gearbeitete Capelle, ganz von weißem Alabaster, mit dem Grabmal Chatoniyahs, Sultans von Iran, welcher diese Capelle vor 570 Jahren erbaute. Wahrscheinlich wurden auch damals die beiden schönen Thürme erbaut. An jeder Seite des in saracenischem Styl reich decorirten Einganges ist ein zweiköpfiger Adler angebracht, getragen von Federn, die aus einem Halbmond aufsteigen; an jeder Seite erhebt sich ein Drachenkopf, und an einer Seite ist noch eine Sonne, aus der ein großer Federbusch aufsteigt. Alle diese Embleme, wie auch ähnliche Adler, Sonnen und Löwen an einem der andern Minarets, sind von der vollendetsten Arbeit. — Ueber dem Thor von Erzinghan, dem Hauptthor an der Südseite der Stadt, sind einige griechische Inschriften aus der byzantinischen Periode, doch fast ganz unleserlich. (Des Verf. Bemerkungen über den damaligen Zustand und Handel von Erzerum sind jetzt, nach 6 Jahren, von keinem besondern Interesse mehr. Einen starken, feurigen und schön gebauten Schimmel, der die Touren des ganzen Sommers vortrefflich aushielt, kaufte Hr. H. hier für 1200 Piaster (circa 150 fl.) — Der Winter ist in dem etwa 6000 Fuß über der Meeresfläche liegenden Erzerum streng und von langer Dauer; Anfang Junius war das Korn erst eben aus der Erde aufgeschossen.

Am 7 Junius begann Hr. H. eine Tour nach Anni in Gesellschaft des Colonel Macintosh. Bald nachdem sie das Flußbett des Euphrat verlassen hatten, gelangten sie in das des Aras oder Araxes. Die Gegend behielt auch hier, wegen gänzlichen Mangels an Holzwuchs, einen wüsten Charakter, zeigte aber manche Spuren vulcanischer Formation. Am 8 trafen sie bei Keupri Kiöi auf die Ruinen eines alten Karawanserai von festen Steinen erbaut und im saracenischen Styl reich verziert. Man sagte, es habe früher eine ganze Reihe solcher Gebäude auf der Linie von Trapezunt bis Tebris existirt, und diese wären, wie auch eine Linie von Festungen auf derselben Straße, von den Genuesen erbaut worden, zu Schutz und Pflege der Karawanen, als der große Zug ihres Handels durch diese Gegenden ging. Der Verf. kann aber dieser Meinung nicht beistimmen, und ist wenigstens in Bezug auf die Festungswerke von Baiburt und Ispir und auf das eben erwähnte Gebäude bei Köpri Kiöi überzeugt, daß diese viel älter sind als die Ansiedlungen der Genuesen und anderer Europäer in jenen Gegenden. Von dort zogen sie östlich weiter durch eine ziemlich wilde Felsgegend, und dann mehr nördlich nach dem Städtchen Bardes, das sie ohne Unfall erreichten, obgleich man sie wegen umherschweifender Kurden in diesen Gegenden, namentlich bei Chorasan, besorgt gemacht hatte. Bei Bardes ist ein ziemlich großer Kiefernwald, der einzige in der weiten Gegend, aus welchem sogar das 70 englische Meilen entfernte Erzerum mit Brennholz versorgt wird. Aus diesem Walde von Soghanli Dagh erhielten auch die Russen ihr Bauholz zur Errichtung der Festung von Gümri, welches die türkischen Bauern gratis für ihre Feinde fällen mußten, während der Pascha von Kars von den Russen 70,000 Ducaten dafür erhielt.

Am 10 erreichten sie die düstere Stadt Kars, welche in einem Amphitheater schwarzer Basaltberge sehr malerisch liegt, mit einer zertrümmerten türkischen Citadelle auf dem Gipfel eines hohen Berges mitten in der Stadt, in welcher auch sehr viele von den Russen zerstörte Häuser noch in Trümmern lagen. Am 12 ward die Reise immer weiter östlich fortgesetzt nach Hadschi Veli Kiöi, und am folgenden Tage von da nach Anni, ein wenig nördlich von den Ruinen der alten Stadt gleiches Namens. — Diese war in Form eines Dreiecks auf einem steilen Felsrücken erbaut, welcher zwischen dem Flusse Arpa Tschai und einer tiefen trockenen Schlucht spitz ausläuft. An der Felswand dieser letztern sind eine große Menge ausgehöhlter Gräber und Grotten. Die der Felsenspitze gegenüberliegende Grundseite des Dreiecks war stark befestigt durch massive Mauern mit vielen runden Thürmen aus großen gelben Quadersteinen sehr gut gebaut. Diese Mauern sind theilweise noch jetzt 40 bis 50 Fuß hoch und mit Kreuzen und andern Ornamenten von schwarzem Stein geschmückt, was sich auf dem gelben Grunde sehr gut ausnimmt. Unter der Masse von Ruinen im Innern der Stadt zog besonders eine große christliche Kirche die Aufmerksamkeit auf sich, in Gestalt eines lateinischen Kreuzes und wohlerhalten, namentlich das spitze auf Bogen ruhende Dach. Der Hauptgang ist 107, der Kreuzgang 66 Fuß lang; der Styl ist byzantinisch mit saracenischem gemischt; Rundbogen auf hohen, schlanken Pfeilern mit vielen maurischen Verzierungen und armenischen Inschriften. In einer Capelle mit gewölbtem Dach sind schöne Mosaikarbeiten von farbigen Steinen, und mehrere Spitzbogen und andere sogenannte gothische Figuren. In dieser Beziehung, meint H., würde ein genaues Studium dieser und anderer armenischen Kirchen für die historische Entwicklung des Baustyls von großem Interesse seyn. Dicht an der westlichen Stadtmauer sind ferner die Reste eines ausgedehnten Gebäudes von mehrern Stockwerken; dieß war ohne Zweifel der Palast der Könige von Anni zur Zeit ihrer größten Macht. Auch an diesem Gebäude ist die Steinhauer- und Maurerarbeit ausgezeichnet schön, und an den erhaltenen Theilen liegen die Kanten der großen Quadersteine noch so fest aufeinander, als ob sie eben erst gelegt wären. Die Wände sind mit bunter Mosaik und der Thorweg ist reich im saracenischen Styl verziert. Auch in den Höhlen der Halbwand, worauf die Stadt liegt, sieht man verschiedene, doch meist rohe Sculpturen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Weinausfuhr aus Oporto und Xeres nach England. Aus Oporto wurden im Jahre 1842 27,422 Pipen (à 1144 fr. Litres) Wein ausgeführt, wovon nicht weniger als 21,798 nach England gingen. Die Ausfuhr aus Xeres und Santa Maria betrug 25,096 Pipen, wovon 23,381 nach England gingen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 19 und 21 Januar.)

Tiefer Barometerstand in England. Man meldet aus Bath, daß am 13 Januar während des heftigen Sturmes der Barometer auf 27,66 heruntersank, um 0,24 tiefer als seit mehr denn 30 Jahren. (ibid. vom 20 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1843.

Sibirien.*)

Natürliche Eintheilung des Landes.

Man kann dieses Land, das um 73,940 Quadratmeilen größer ist als ganz Europa, seiner ganzen Länge nach vom Ural bis zur Behringsstraße in drei Striche eintheilen, von dem Eismeer bis zum 60° N. Br., vom 60° bis zum 52°, und endlich von diesem bis zur chinesischen und kirgisischen Gränze. Der erste ist wegen der langen Kälte und des rauhen Klima's keiner besondern Verbesserung fähig, indeß gewährt der Fang der Fische, der wilden Thiere und Vögel, die Vermehrung der Rennthier-Heerden, so wie die Ausbeutung der Goldsandlager manche Vortheile. Der mittlere Theil bildet von den uralischen Bergen bis Kolywan durch das ganze Gouvernement Tobolsk hin, 1500 Werste weit, eine fruchtbare, auf einer Art Humus ruhende Fläche; weiter gegen Osten und Südosten, 2000 W. weit, besteht der ziemlich gebirgige Boden aus Thon und Sand, und die Ackerfelder werden gedüngt. Der Landstrich jenseits des Baikal bis an die chinesische Gränze durch den genannten See, durch verschiedene mächtige Bergäste und außerordentlich tiefe Schluchten getrennt, bildet mit den Kreisen von Werchneudinsk und Nertschinsk ein Land für sich, aus zahlreichen, malerischen Landschaften und prächtigen Thälern mit heilkräftigen Mineralwassern und einer üppigen Natur. Die dortige 200 Werste lange, vollkommen flache Chara-Steppe mit ihrem fruchtbaren Boden und herrlichen Klima, umringt von waldigen Hügeln und durchschnitten von zahlreichen Flüssen und Bächen, ist eine Gegend, einzig in ihrer Art. Der Baikal selbst, umgeben von sehr hohen, mannichfach geformten Bergen, die selten sanft ablaufen, sondern meist steil abfallen, und bald mit Bauholz, bald mit rothen Blumen und fruchttragendem Buschwerk bewachsen sind, liegt da, wie ein Spiegel und ergötzt das Auge durch sein außerordentlich durchsichtiges Wasser. Den schönsten Blick auf dieß wunderbare Meer hat man von den Kultuk-Bergen herab, über welche eine Straße angelegt ist, unter der die Wolken umherwogen.

Diese Hälfte des Mittelstriches ist stärker als die andern Theile bevölkert, ist reich an Wald und Gewässern, an Metallen, namentlich Goldlagern; Ackerbau und Viehzucht, Fischfang und Jagd, Gewerbe und Handel bilden mit einander die Beschäftigungen des Volkes. Im Land an der Lena, in den Gebieten von Jakutsk, Ochotsk und Kamtschatka, an der Behringsstraße und längs dem Ufer der nahen Meere ist die Bevölkerung weit dünner, die Natur ärmer, das Klima rauher, aber Jagd, Fischfang und das Aufsuchen der Knochen von Mammuthen und andern vorweltlichen Thieren sind gewinnreicher als in den andern Strichen. Hier sind auch Goldlager, wie in Transbaikalien, aber Privatpersonen ist die Bearbeitung derselben nicht gestattet.

Der letzte Strich an der Irtyschlinie und in der Umgegend bis an die chinesische und kirgisische Gränze, namentlich um die Veste Jampschenskaja bis zur Buchtorma und weiter hin hat ein ausnehmend gesundes und angenehmes Klima, das den besten europäischen nichts nachgibt, und der Boden ist reich und fruchtbar. Hier gedeiht der außerordentlich ergiebige chinesische und bucharische Weizen, und auf den Feldern erntet man prächtige Arbusen, Melonen und alle andern Gartenfrüchte. Die Wiesen sind mit hochrothen, aromatischen Pflanzen bedeckt. Hier gedeihen Rindvieh, Pferde und Schafe vortrefflich. In diesen Gegenden finden sich eine Menge mit Salz und Bittersalz (Sal sibiricum) geschwängerte Seen, die von selbst Salz absetzen, darunter die bekannten großen Seen von Jampschewsk und Korjäkowsk. Aber dieser ausgezeichnete Landstrich ist fast eine Einöde, und liegt ganz entfernt von dem Centrum der Bevölkerung. Dieß kommt daher, daß die Kirgisen Einfälle in dieselbe machten und die dortigen Bewohner niederhieben. Jetzt schließen Kosakenvorposten und Redouten den größten Theil ein.

Dieser Landstrich, so wie Transbaikalien und einige Gegenden des mittlern Strichs mahnen an die Natur Mitteleuropa's, und wenn viele solcher Männer, wie vor kurzem Arschenewski, der die Bienenzucht einführte, im Lande sich aufhielten, so

*) Nach Kriloff in den „Vaterländischen Memoiren," vom December 1842.

würde es bald von Bedeutung werden. Der prächtige Irtysch, der ganz Westsibirien bewässert, könnte die Erzeugnisse auf seinem Rücken von der chinesischen Gränze bis zum Gouvernement Perm bringen, eine Entfernung von 2000 Wersten. Auch Europa war einst eine Einöde, aber durch die Thätigkeit seiner Bevölkerung ist es ein Vorbild für die ganze Welt geworden, und ein gleiches Loos könnte Sibirien durch seine arbeitsame und kraftvolle russische Bevölkerung zu Theil werden.

Blicke auf die Geschichte der spanischen Literatur.

(Fortsetzung.)

So war es mit der Sprache in der dritten großen Epoche der spanischen Literatur beschaffen, und mit dem Geist war es dasselbe, wie mit der Form. Dem alten Aberglauben folgte ein cynischer Unglaube, die Schamlosigkeit und der kalte, spöttische Ton der encyklopädischen Schulen; man übertrieb noch die französischen und englischen Philosophen. Nicht geringer war die Nachahmung hinsichtlich des Theaters. Man war damals classisch in Frankreich, und wurde es in Spanien noch viel mehr, nur mit dem Unterschiede, daß die französischen dramatischen Dichter in der Schule von Plautus und Terenz, Sophokles und Euripides gebildet waren, daß sie an den ächten Quellen der classischen Schönheit geschöpft hatten, und daß die spanischen Dramaturgen es viel bequemer fanden, die Nachahmer ihrer Nachbarn zu seyn. Darum haben sie auch durchaus nichts hervorgebracht, was einen wirklichen Werth hätte. Man muß, was das Lustspiel betrifft, bis auf Moratin, was das Trauerspiel betrifft, bis auf Huerta und Cienfuegos herabgehen, um wirklich auf schöne und dauerhafte Werke zu stoßen, und doch blieb das Trauerspiel in Spanien unermeßlich hinter dem Lustspiel zurück. Moratin kommt Moliere sehr nahe; Huerta und Cienfuegos bleiben weit hinter Corneille, Racine und Voltaire zurück, kaum kann man sie mit Crebillon vergleichen, und die übrigen verdienen gar nicht, daß man sie auch nur nennt. Don Ignacio Luzan, ein sehr mittelmäßiger Dichter, Don Augustin Montiano und Luyando, Verfasser einiger schlechten Tragödien, waren die Hauptbeförderer der unglücklichen Umgestaltung des Theaters und der lyrischen Poesie.

Spanien zählt allerdings auch während des 18ten Jahrhunderts einige verdienstvolle Dichter und Prosaisten, aber es handelt sich hier davon, den allgemeinen Charakter der Literatur während dieses Zeitraums darzustellen: gänzlicher Mangel an Eigenthümlichkeit und Originalität in den Ideen, Abnahme der prachtvollen, wahrhaft castilianischen Sprache und eine falsche Philosophie, das bildet die Hauptzüge dieser Literatur. Wenn man zur Ehre dieser Epoche doch einige große Namen nennen muß, so bieten sich zuerst die des gelehrten Benedictiners Feijoo von Mayans und des Jesuiten Jöla dar. Man hat den erstern den spanischen Voltaire genannt, und vielleicht besitzt er auch dessen mannichfaltige, fast universelle Kenntnisse, seinen kaustischen Geist, seine beißende Ironie, seinen brennenden Haß gegen Vorurtheile, aber sicherlich hat er nicht seinen bewundernswerthen Styl, und ohne diese köstliche Eigenschaft gibt es kein dauerndes literarisches Werk. Sein „allgemeines kritisches Theater" ist, wenn man die Zeit und das Land erwägt, worin er schrieb, ein wahrer Riese von Gelehrsamkeit. Es hat ohne Zweifel gut gewirkt, eben so wie der „Fray Gerundio" des Paters Jöla und eben so wie die Schriften unserer Philosophen; heutzutage aber, wo man durch eine traurige Erfahrung etwas aufgeklärter ist, darf man vielleicht wohl sagen, es wäre besser für Spanien gewesen, wenn diese Schriften das, was man jetzt mit so viel Emphase die alten Vorurtheile nennt, wenn auch nicht in allem, doch zum Theil etwas mehr respectirt hätten.

Die Regierung Karls III gilt mit Recht als eine der blühendsten für Künste und Literatur, so wie für die Wissenschaften, namentlich für die Staatswissenschaft in Spanien; sie bildet den Uebergang zu der neuern Zeit, der vierten Epoche der spanischen Literatur. Nützliche Reformen, zum Beispiel die Umgestaltung des Theaters, fanden durch den aufgeklärten Minister, Grafen von Aranda, statt. Um die literarische Wichtigkeit der Epoche zu zeigen, darf man nur die Namen Iriarte, Cadalso, Jovellanos, Melendez, Valdes, die Brüder Moratin, Cienfuegos und Capmany nennen, Männer, deren Namen auf die Nachwelt kommen werden, und einige derselben, Iriarte durch sein Fabeln, Jovellanos durch sein „agrarisches Gesetz," Melendez durch seine Dichtungen nicht weniger als durch den hohen Einfluß, den er auf die poetische Jugend seiner Zeit ausübte, *) Moratin durch sein Lustspiel, werden ohne Zweifel mit der Zeit unter den literarischen Celebritäten Spaniens glänzen. Die Nachahmung der französischen Literatur wurde aber noch auffallender, seitdem die Verbindungen zwischen beiden Nationen durch die politischen Ereignisse in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts häufiger wurden, und Spanien nahm sich solche immer mehr zum Muster.

Zwei Ereignisse von unermeßlicher Wichtigkeit bezeichnen den Anfang dieses Jahrhunderts, ein Nationalkrieg und eine politische Revolution. Diese beiden zugleich eintretenden Ereignisse mußten natürlich der Masse des Volkes einen gewaltigen Anstoß geben; alles was unter den weiter vorgeschrittenen Geistern von neuen Ideen gährte, mußte jetzt zum freien Ausbruch kommen, alle Leidenschaften wurden geweckt, und doch trug diese große Aufregung nur sehr magere, literarische Früchte. Unter den zahllosen patriotischen und kriegerischen Liedern, von denen die Journale jener Zeit wimmeln, sind die Oden Quintanas und einige schöne Lieder Arriazas, des einzigen wahrhaft populären Dichters, den Spanien seit langer Zeit gehabt hat, — was freilich nicht sagen will, daß er der beste gewesen — allein übrig geblieben. Unter den unzähligen politischen Werken jener Zeit hat sich ein einziges, die Theorie der Cortes von Marina, behauptet. Man ist ganz erstaunt

*) Er begründete auch eine besondere Dichterschule, welche man die Schule von Salamanca nannte, weil sie hier entstand, als Melendez mit Iglesias, Gonzales und andern Dichtern, seinen Freunden und Anhängern daselbst studirte.

über die Unfruchtbarkeit, oder vielmehr über die falsche Fruchtbarkeit dieser Zeit, von der man nach so langem Drucke eine so reiche Quelle von Erzeugnissen hätte erwarten sollen. Nach dem Absolutismus, nach der Inquisition hätte man doch vieles zu sagen haben sollen; *) im Augenblick der anscheinend größtmöglichen Freiheit hatte man keinen Grund mehr zu schweigen, man hat aber nichts oder beinahe nichts gesagt — eine seltsame Thatsache, die sich jedoch erklären läßt.

Wo sind denn die großen Philosophen, die großen Publicisten, die großen Dichter dieser Epoche? Gewiß nicht in den Reihen derer, die sich Patrioten nannten, und dennoch gab es damals in Spanien Männer von wahrem Verdienst, aber sie waren in einer falschen Lage, sie konnten sich nicht Gehör verschaffen und warteten den Gang der Ereignisse ab. Die Zeit ist noch nicht gekommen, ein unparteiisches Urtheil über die beiden Parteien zu fällen, in welche sich damals der aufgeklärtere Theil der Nation spaltete, freilich nur der aufgeklärtere, denn die Masse des Volkes zögerte keinen Augenblick, ein instinctartiger Aufschwung riß sie fort zur Vertheidigung ihrer Nationalität und der alten Institutionen, gerade heraus gesagt, des absoluten Königs, der Inquisition und der Mönche. So verstanden freilich die Aufgeklärten die Sache nicht, alle seufzten nach einer Veränderung, aber sie waren nicht eins über die Art, wie diese bewerkstelligt werden sollte. Daher die Parteien der Patrioten und der Afrancesados. Das Volk wollte keine Veränderung, selbst nicht im Jahre 1814, dieß erfahren die Neuerer zu ihrem Schaden bei der Rückkehr des Königs; keine von beiden Parteien war eigentlich national, nur hatte die erste die Gewandtheit, sich aufs Volk zu stützen, die zweite beging den Fehler sich für das Ausland zu erklären. Wie man indeß auch die streitenden Parteien beurtheilen mag, gewiß ist, daß die besten Köpfe Spaniens nur in Einer der beiden Parteien sich befanden, und daß diese Partei nicht die der Patrioten war.

Diese Bemerkung ist unerläßlich, um zu erklären, woher die Unfruchtbarkeit kommt, welche man während des Befreiungskriegs bemerkt. Für die Leute, welche die damals herrschenden Ideen nicht theilten, war die Freiheit nur ein leeres Wort. Mit der Rückkehr Ferdinands begann jene traurige, sechsjährige Epoche erbitterter Verfolgungen und blutiger Rache, sie war also schon darum dem Fortschritt der Künste und der Literatur nicht günstig. Diese sechs Jahre bezeichnen das Ende der alten Regierungsweise in Spanien, denn obgleich nach dem unglücklichen dreijährigen Versuch, die Constitution von 1812 wieder zu Ehren zu bringen, noch einmal eine Periode der Unduldsamkeit und des Obscurantismus eintrat, und die sogenannte apostolische Partei verzweifelte Versuche machte, um ihre Herrschaft wieder herzustellen, so waren doch die harten Lehren der Erfahrung an keiner Partei ganz nutzlos vorübergegangen; selbst die apostolische fühlte, daß sie vieles opfern müsse, um einiges zu retten. Nun folgte, was man nicht läugnen kann, eine ziemlich gemäßigte Regierung, und die Literatur nahm, wenn man erwägt, in welchem Marasmus sie gelegen hatte, einen wirklich außerordentlichen Aufschwung, der jetzt noch fortdauert, so daß zu hoffen ist, diese Periode werde in der künftigen Literaturgeschichte Spaniens eine rühmliche Stelle einnehmen.

(Schluß folgt.)

*) An dieser Stelle verräth sich der Afrancesado, als welchen sich der Verfasser später noch mehr kund gibt. Unmittelbar nach dem Druck ist die Literatur in der Regel arm und zwar aus begreiflichen Gründen; zuerst macht man seinem freigewordenen Unmuth durch Verwünschungen Luft, die zwar sehr natürlich, aber weder poetisch noch von literarischem Verdienst seyn können. A. d. U.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Die Geschichte dieser alten Stadt ist dunkel; an der Gränze von Armenien und Georgien ward sie im 5ten oder 6ten Jahrhundert die Residenz der Pakratischen Linie der armenischen Könige. Im Jahre 961 stiftete ein Zweig dieser Linie das Königreich von Kars; doch bald darauf ward das Land von den türkischen Horden aus Mittelasien überschwemmt und verwüstet. 1046 vermachte ein König von Anni sein Reich und Vermögen dem griechischen Kaiser, und seine Familie behielt nur einige Ortschaften in Cappadocien. 1063 ward Anni von den Tataren unter Alp Arslan, dem Sohn von Toghrul Bey, geplündert und dann einer kurdischen Familie überlassen, welche später nach verzweifeltem Kampfe durch einen König von Georgien wieder verjagt ward. Seitdem war die einst so reiche Stadt nichts als ein Zufluchtsort für wandernde Stämme und Räuber. Die Angst vor diesen letztern trieb leider Hrn. Hamilton nach eintägigem Aufenthalt wieder weg, so daß zu näherer Untersuchung und namentlich zum Copiren der vielen, gewiß zum Theil sehr interessanten Inschriften keine Zeit blieb.

Auf dem Rückwege nach Kars sahen sie am 14 Junius von den Höhen vom Thal des Arpa-Tschai das gegenüberliegende Gümri und die russischen Festungsarbeiten daselbst, zu welchen die türkischen Bauern fortwährend Holz herauschleppten. Von Kars ging's am 16 weiter in nordwestlicher Richtung meist durch wilde Felsgegenden, unter welchen die zauberisch reiche Pflanzenwelt in der Nähe von Torkum wie die reizendste Oase in einer Wüste erschien; doch mußte der Plan nach Rizeh zu gehen wegen allzu großer Unsicherheit in den wenig bewohnten, nur von Räuberhorden durchschwärmten Felsenöden aufgegeben werden. Den 21 Junius erreichten sie Jspir und blieben den nächsten Tag dort. Die alte zertrümmerte Festung hat viel Aehnliches mit den Ruinen von Anni, namentlich eine große wunderschöne Kirche in dem erwähnten gemischten Styl. Ueber zweien von den alten Thoren waren Inschriften in persischer Schrift. Die Geschichte des Orts ist unbekannt. Man sagt, die Festung — vielleicht in neuerer Gestalt — wäre im 9ten Jahrhundert von den arabischen Kalifen erbaut worden, um die reichen Ebenen der Gegend gegen die wilden Gebirgsvölker von Lasistan (die alten Colchier) zu vertheidigen. Von nun an ging's wieder durchschnittlich in südwestlicher Richtung über Kara-Agatsch ins Thal des Tschorok-Su, und dann über Malassa nach Baiburt, wo die Ruinen der alten Festung besichtigt wurden; doch erfahren wir nichts Näheres

über die vielen arabischen Inschriften, welche sich dort noch vorfinden. Dagegen gibt der Verf. einige Nachrichten über den russischen Krieg und über die Silberminen von Gümischkhane. Die Unternehmer sollen bei gegenwärtigem Contract nicht bestehen können, während die Regierung 37,600 Piaster gewinnt. Am 29 Junius kehrte Hr. Hamilton wohlbehalten nach Trapezunt zurück und verweilte dort bis zum 6 Julius. Dann brach er wieder auf und zog zu Lande westlich am schwarzen Meere hin, dessen Ufer durch reiche Vegetation ausgezeichnet sind, namentlich bei Platana, einer Stadt von 340 Häusern, vermuthlich an der Stelle der alten Stadt Hermonassa. Von dort ging's weiter nordwestlich über Aktschah-Kaleh (Cordyle) nach Cap Yoros; dann südwestlich über Gellita-Kaleh nach Buyuk-Liman. Der Verf. macht einige Bemerkungen über die Lage der Städte des Alterthums (meist mit Cramers Conjecturen übereinstimmend), findet aber nirgends Ruinen. Am 8 erfreute er sich bei Elehö der vortrefflichen cerasischen Kirschen, welche Lucullus schon nach Italien verpflanzt haben soll, und zog dann weiter über Kara-Burun (wo nach Cramers Meinung Argyria lag) nach dem romantisch gelegenen Tireboli (Tripolis) mit einer zerfallenen Festung, doch ohne Spuren antiker Ruinen; nicht weit davon aber, an der Mündung des Tireboli-Su, fand er verschüttete Silberminen, und hielt sich bei näherer Erforschung überzeugt, daß hier das alte Argyria gelegen haben müsse. Auch in Kerasunt-Ada (Insula Aretias, wo ein berühmter Tempel des Mars stand) war nur ein alter Thurm, doch nichts von griechischer Bauart zu sehen; dagegen untersuchte er die hellenischen Mauern neben der etwas weiter westlich gelegenen Stadt Kerasunt, welche noch von der Höhe der zerstörten Festung bis zum Meeresufer hinab deutlich zu erkennen sind. Man nimmt gewöhnlich an, daß hier Pharnacia lag. In Ordu sah der Verf. am 12 Julius einige Reste eines antiken Hafenbaues, und meint, Cotyora möge dort gestanden haben; er erhielt dort gute Münzen, Originalgepräge von Pharnacia, Cabira, Neocaesarea, Amisus und Amastris. Am 13 ging er zu Wasser längs der Küste an der Insel Hoirat Kaleh (Cilicum) vorbei nach Cap Yasun (Jasonium), in der Hoffnung, dort alte Ruinen zu finden, fand aber nichts als die Mauern einer griechischen Kirche, so wie in Hapar Kaleh, bei Fatsah, nur die Reste eines genuesischen Forts. Statt der verheißenen antiken Ruinen fanden sich indeß bei Unieh Eisenminen, worüber der Verf. ausführlicher berichtet, weil ihrer (der Chalybes) schon in der Beschreibung des Argonautenzuges gedacht wird. Mit vieler Mühe erstieg er dann den Berg, worauf die zerstörte Festung liegt, mußte aber den Wunsch, auch den breiten Gipfel des Felsen zu erreichen, aufgeben; die ringsum senkrechte Wand ist in keiner Weise zu erklimmen, man müßte sich denn mit Stricken hinaufwinden lassen. Etwa 30 Fuß unter dem Gipfel führt in einem Winkel von 45° eine Treppe in den Felsen hinein, so tief, daß der Fall eines hinabgeworfenen Steines 25 Secunden deutlich zu hören war, und nach dem nicht plötzlich aufhörenden, sondern allmählich verhallenden Geräusch auch dann noch das Ende nicht erreicht hatte. Die ursprünglich sorgfältig behauenen Stufen waren aber zu sehr verfallen, um sich in die Tiefe hinabzuwagen.

Am 16 setzten die Reisenden über einen bedeutenden Fluß, der an der Mündung ein Delta bildet, den Gheureh oder Thureh Irmak (im Alterthum Thoaris), und bald darauf auch über den Melitsch-Tschai (Beris) und den Thermodon, an welchem Themiscyra lag, das die Sage zu einer Hauptstadt der Amazonen machte, welche die weiten Ebenen dieser Gegenden bewohnt haben sollen. — In Tscharschambah verweilte Hr. Hamilton den 17 Julius, um Osman Pascha zu sehen, dessen großer Luxus ihm auffiel. Von hier mit einem anderen, sehr dienstfertigen Tataren, Hafis Aga, am 18 aufbrechend, erreichten sie Abends Samsun, von wo der Verf. am folgenden Tage mit einem griechischen Führer zu den auf nahem Vorgebirge gelegenen Ruinen von Amisus ging, doch außer mancherlei Fragmenten von römischen Ziegeln und ein paar Spuren altgriechischer Mauern nichts von besonderem Interesse fand; nach Samsun zurückkehrend, sah er aber in der mit dreieckigen Thürmen besetzten Festungsmauer zwei kleine Basreliefs, Cupidos mit Guirlanden und Kränzen. — Nach einigen Notizen über den immensen Reichthum Osman Pascha's (man sagt, daß er jährlich etwa 360,000 fl. zurücklegte) fährt der Verf. fort in seiner Beschreibung seiner Tour längs der Küste des schwarzen Meeres über Kamsoak, Basra, Alatscham (dem alten Zalecus oder Zaliscus), an der pittoresken Mündung des Ak-Su vorbei (wo nach seiner Meinung Zagora lag) über Gherseh (dem alten Carusa) nach Sinab, wo er am 23 Julius eintraf und drei Tage verweilte, um sich genauer nach Resten des Alterthums umzusehen; denn Sinab ist das alte Sinope, die Geburtsstadt des Cynikers Diogenes und die Residenz des Königs Mithridates Eupator; doch ist von der alten Herrlichkeit nichts mehr zu sehen. Die Stadt selbst besteht aus circa 500 türkischen und 300 griechischen Häusern; die Mauer am östlichen Ende quer über den Isthmus ist fast ganz aus Fragmenten antiker Bauwerke aufgeführt; ebenso verhält sich's mit vielen Mauern im Innern, bei der Moschee, und mit den Fundamenten vieler Häuser; die interessantesten Reste dieser Art aber fand Hr. Hamilton in der westlichen Stadtmauer, nämlich einen großen Löwen von Marmor und mehrere Bruchstücke von Karniesen mit dem Stierkopf, Kränzen, Inschriften, welche erweisen, daß diese Ruinen einem zu Ehren eines Kaisers errichteten Gebäude angehörten. (Vier dieser Inschriften werden im Appendix des 2. Theils mitgetheilt.) Darauf untersuchte er die Citadelle oder Utsch-Kaleh, deren Mauern aus ähnlichen Fragmenten bestehen. Vor dem Thor stand ein zum Kornmahlen ausgehöhltes Piedestal einer antiken Statue mit einer Inschrift zu Ehren des Sohnes von Antoninus Pius, endend mit den auch auf den kaiserlichen Münzen von Sinope vorkommenden Buchstaben C. I. F. (Colonia Julia Felix). Die westliche innere Festungsmauer ruht auf schönen altrömischen Bogen, wahrscheinlich den Resten eines Aquäducts; Plinius der Jüngere wollte einen solchen erbauen, doch hat der Verf. außerhalb der Stadt keine Spuren davon gefunden. Weiterhin scheint die ganze Mauer altrömisch zu seyn, die zweite äußere Mauer dagegen ist wohl byzantinischen oder genuesischen Ursprungs. In der nächsten Umgegend der Stadt fanden sich auch noch einige alte Inschriften, worunter eine lateinische (es werden im Ganzen zwölf mitgetheilt, die indeß wenig werthvollen Aufschluß geben). Auch von Münzen wurden manche interessante zum Kauf angeboten, doch nur zu sehr hohen Preisen, weil seit Errichtung der Dampfschifffahrt der Begehr im Steigen ist.

Anstalten zur Absendung von Missionen nach China. Am 18 Januar hielt die Londoner Missionsgesellschaft eine der zahlreichsten Versammlungen, die man sich je erinnert, und darin wurde namentlich beschlossen, daß das anglochinesische Collegium, das sich bisher in Malacca befand, nach Hong kong verlegt, und die Missionsarbeiten sich dort concentriren sollten. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 19 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1843.

Ueber den Kornhandel in Rußland.

In Nr. 3 des Journals des Ministeriums der kaiserlichen Güter findet sich von einem Hrn. Protopopoff ein Aufsatz unter dem obigen Titel, welcher manche interessante Angaben über die landwirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands enthält, und den wir deßhalb abgekürzt mittheilen.

Bei der Untersuchung über den Kornhandel stellt sich als die erste Frage dar: wie viel Korn erzeugt und verbraucht Rußland? Nach einer auf officielle Berichte gegründeten Berechnung beläuft sich der jährliche Mittelertrag auf höchstens 179 Mill. Tschetwerts (etwas über 348 Mill. Hektoliters). Allein die Regierung selbst hat diese Nachrichten als unzuverlässig betrachtet, und man kann sie auch wirklich als zu nieder ansehen. Was ist nun der wahre Betrag der Getreideernte Rußlands in mittlern Erntejahren? Diese Frage kann man natürlich nur annähernd lösen, da sie durch die Ausdehnung der angebauten Ländereien, die Zahl der Ackerbauer, und endlich durch die mittlere Ertragfähigkeit des Bodens bestimmt wird. Man schlägt die Ausdehnung aller angebauten Ländereien Rußlands auf 80 bis 100 Mill. Dessj. *) an. Rechnet man, daß darunter auch Wiesen und Gärten mitbegriffen sind, und nehmen wir nur 80 Mill. Dess. als Ackerland an, so fallen wohl noch zehn für Wege, Zwischenräume zwischen den Fluren u. s. w. weg, so daß nur 70 Mill. übrig bleiben. Diese Zahl wird nicht zu groß erscheinen, wenn man die Zahl der Bauern in weitere Berechnung nimmt. Diese betrug nach der letzten Revision über 20 Mill. Seelen männlichen Geschlechts, ungerechnet die Kosaken, die ackerbauenden Soldaten und Militäransiedler, die nomadischen fremden Völker, die zu den Ackerbauern gerechneten Juden, die Dienerschaft auf den Herrenhöfen, die Bauern auf den Fabriken und Hüttenwerken, so wie überhaupt alle diejenigen, die man zwar zu den Landbewohnern zählt, die aber nicht immer Land besitzen, wie z. B. entlassene Soldaten, freie Kirchen-, Priester- und Klosterdiener u. s. w. Auf jede der 20 Mill. der Revision unterworfener Bauernseelen kann man in Rußland $3\frac{1}{2}$ Dessj. Land rechnen. Acht Millionen Kronbauern im europäischen Rußland haben von der Krone 35 Mill. Dessj. Acker- und Weideland zugewiesen, abgesehen von dem was einige derselben als Eigenthum erworben haben. Rechnet man von den 35 Mill. Dessj. 10 Mill. für Wiesen und Gartenland ab, so kommen auf jede Seele noch immer etwas mehr als drei Dessjätinen. Dabei sind noch die im Besitz der Gemeinden und außerhalb der Markung befindlichen Ländereien, so wie die mitten in den Wäldern umgebrochenen Strecken nicht gerechnet, so daß man gar wohl $3\frac{1}{2}$ Dessj. auf die Seele rechnen kann. Die Bauern der Gutsbesitzer bilden die zahlreichste Classe der Landbauern (über 11 Mill. Seelen), und auf den mittelmäßig bevölkerten Gütern rechnet man gewöhnlich, wenn ein Frohnbauer in jedem Felde *) Eine Dessjätine hat, daß er für den Gutsherrn auch noch wenigstens halb so viel bebaut. Nach dieser Rechnung kommen auf jeden Bauern $4\frac{1}{2}$ Dessj.; in den Gouvernements, wo des Bodens viel ist, wohl noch mehr. Nimmt man aber an, daß in Rußland auf jede Seele im Durchschnitt $3\frac{1}{2}$ Dessj. Ackerland kommen, so beläuft sich die Gesammtheit des letztern auf etwa 70 Mill. Dessj. Auch darf man keck annehmen, daß $\frac{2}{3}$ hievon oder $46\frac{1}{2}$ Mill. Dessj. jährlich mit Winter- und Sommerfrucht angebaut werden. Rechnet man beide zu gleichen Theilen, so beträgt die Masse der Aussaat 24 Mill. Tsch. Winter- und 36 Mill. Tsch. Sommerfrucht, im Ganzen also 60 Mill. Tsch. Jetzt darf man nur noch bestimmen, was der Körnerertrag bei einer gewöhnlichen Ernte ist. Spärliche Ernten kommen nur in einem geringen Strich Rußlands, reiche Ernten dagegen auf einer bei weitem größern Ausdehnung des Landes vor. Man darf somit wenigstens das vierte Korn rechnen, und erhält etwa 250 Mill. Tsch. jährlichen Ertrags.

Nun fragt sich, wie viel Korn bedarf Rußland? Rechnet man fürs erste die Aussaat mit 60 Mill. ab, so bleiben 190 Mill. Die Einwohnerzahl Rußlands mit Ausnahme Polens und Finnlands, so wie der transkaukasischen Provinzen, besteht aus etwa 55 Mill.; für Volksnahrung und Viehfutter darf man also

*) Die Dessjätine ist beinahe um ein Zehntel mehr als ein französischer Hektar.

*) Nach der Dreifelderwirthschaft. A. d. U.

wohl 165 Mill. rechnen. Zum Branntweinbrennen werden nach der Berechnung Köppens wenigstens 5 Mill. verbraucht; Protopopoff aber schätzt den Verbrauch nach officiellen Papieren auf 10 Mill. Die Ausfuhr kann man nach einem zehnjährigen Durchschnitt auf etwa $2^1/_2$ Mill. ansetzen. Alles dieß zusammen macht $237^1/_2$ Mill., so daß $12^1/_2$ Mill. übrig bleiben, als der Ueberschuß einer mittlern Ernte. Dieser Ueberschuß muß in günstigen Jahren weit größer seyn, in schlechten Jahren aber deckt die Ernte den nothwendigen innern Bedarf nicht, und dann muß man seine Zuflucht zu den Ueberschüssen der frühern Jahre nehmen. Wie groß können diese seyn? Geschichtliche Nachforschungen zeigen, daß von 1700 an bis auf die jetzige Zeit im Durchschnitt unter 9 Jahren eins war, wo sich in ganz Rußland ein allgemeiner Kornmangel zeigte, so daß man, um für den Verbrauch zu sorgen, zu außerordentlichen Maaßregeln seine Zuflucht nehmen mußte. Wir wollen aber annehmen, daß jede Localität im Lauf von 9 Jahren zweimal von Mißernten heimgesucht werden kann, es können also nur die Ueberschüsse von 7 Jahren her aufgespeichert seyn, welche $87^1/_2$ Mill. Tsch. ausmachen. Dieß ist zur Befriedigung der jährlichen Bedürfnisse nicht hinreichend, man darf aber nicht vergessen, daß die vorstehende Berechnung der möglichen Ernte das niederste Maaß annimmt, und daß selbst die ärmsten Jahre stellenweise wieder mittelmäßige Jahre sind; folglich erhält Rußland auch dann die Hälfte einer gewöhnlichen Ernte, und an Getreide ist im allgemeinen kein Mangel. So hart auch die Jahre 1833 und 1834, so wie später 1839 und 1840 für Rußland waren, so hat es sich doch auch in diesen aus eigenen Mitteln ernährt: im J. 1833 wurden 202,766 Tsch., im J. 1834 1,094,583, im J. 1840 204,406 Tsch. eingeführt, wie unbedeutend im Vergleich zu dem allgemeinen Verbrauch!

Blicke auf die Geschichte der spanischen Literatur.

(Schluß.)

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir auf einige Hauptschriftsteller und ihre Werke eingehen.

Der berühmteste spanische Dichter dieses Jahrhunderts ist Quintana; hätte er auch nichts gedichtet als seine „Ode auf Padilla," jenen erlauchten Märtyrer der Freiheit, diese allein würde ihm einen großen Namen in der spanischen Literatur sichern. Seine wenig zahlreichen Dichtungen machen kaum einen Band aus. In Prosa hat er nur zwei Bände, „Lebensbeschreibungen berühmter Spanier," geschrieben, ein historisches Meisterwerk. Als Dichter wie als Prosaist gehört Quintana der reinen classischen Schule des vorigen Jahrhunderts an, d. h. er ist einer von den wenigen, welche die schönen antiken Formen mit den neuern Ideen vermählen wollten. Gallego, Reinoso und Lista gehören durch den Classicismus ihrer Formen derselben Schule an, von welcher sich nur der letztere einigermaßen entfernt, und er ist es auch, welcher die ganze poetische Jugend des Tages für den neuen Geschmack gebildet hat, obgleich er keineswegs Romantiker ist. Dennoch hat er durch sein Beispiel die Jugend auf den Weg der Neuerungen gezogen, wie es aber gewöhnlich geht, die Schüler sind viel weiter gegangen als ihr Vorbild. Gallego hat sehr wenig geschrieben, aber seine Dichtungen, das einzige was er herausgegeben, sind von einer untadelhaften Vollendung. In Spanien findet sich häufig etwas, wovon anderswo gerade das Gegentheil vorhanden ist. Spanien besitzt mehrere Männer von ungemein großem Wissen und von sehr großem Rufe, die indeß fast nichts oder wirklich nichts herausgegeben haben. — Dieß kommt daher, daß der Kreis der Leute, die sich mit Literatur beschäftigen, sehr beschränkt ist; man kennt sich gegenseitig und weiß sich zu schätzen nach dem Grad von Kenntnissen und Talent, die man in Discussionen bei den Sitzungen des Lyceums, der Akademien und des Athenäums entfaltet; oft gehen auch Manuscripte von Hand zu Hand, und werden in dem ganzen literarischen Spanien bekannt; so erlangt ein Mann oft einen großen Ruf, ohne daß er auch nur eine Zeile hätte drucken lassen; es ist dieß beinahe der Fall mit Gallego, denn was er öffentlich bekannt gemacht, nimmt bloß einige Druckseiten ein.

Hr. Reinoso, dessen neulichen Verlust Spanien noch beklagt, hat außer seinem schönen Gedicht „die verlorene Unschuld" und einigen lyrischen Dichtungen ersten Ranges ein Buch herausgegeben, das einen sehr hohen Rang in der spanischen Literatur dieses Jahrhunderts einnimmt, nämlich eine „Untersuchung des Verbrechens der Untreue gegen das Vaterland, das man den Spaniern unter der französischen Herrschaft vorwirft." Dieß Buch, das im Jahre 1816 erschien, zeugte von hohem Muthe des Verfassers, denn es vertheidigte die besiegte Partei, die Afrancesados; darum verbot es auch die Inquisition, und die liberale Partei erklärte es gleich von vorn herein für unpatriotisch. Es ist das Loos jedes Werkes, das Vernunft predigt, von den extremen Parteien verfolgt zu werden. Dieß Buch ist eben so vortrefflich hinsichtlich des Geistes, der es eingab, als hinsichtlich der Reinheit und Eleganz des Styls.

Von dem Standpunkte der Wissenschaft aus hat Spanien in diesem Jahrhundert einige Werke von großer Wichtigkeit erzeugt: so die „Sammlung der Seereisen und Entdeckungen der Spanier seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts" von Navarrete, dem gelehrten Director der Akademie der Geschichte. Humboldt nennt dieß Werk mit Recht eines der wichtigsten historischen Denkmäler der neuern Zeit. Dieß große Werk ist, jedoch nicht vollständig, ins Französische übersetzt worden. — Der Commentar Clemencins über Don Quixote ist ein kaum minder bedeutendes Werk als das von Navarrete, und wird auch gewiß so lange dauern, als der bewundernswerthe Roman von Cervantes selbst; der authentische Text ist hier unwiderruflich festgestellt, die dunkeln Stellen mit einer erstaunlichen Klarheit des Geistes erläutert, und die Arbeiten von Pellicer, Rios und Bowle sind dadurch gänzlich in Schatten gestellt. Die „Lobrede auf die Königin Isabelle, die Katholische," von demselben Verfasser ist eine der schönsten historischen Arbeiten unserer Zeit. Das „Wörterbuch des alten Spaniens" von Cortes und Lopez, ein zu wenig bekanntes Buch, ist

ein wahrer Schatz von Gelehrsamkeit. Dasselbe Lob kann man den Arbeiten der Väter Merino und La Canal spenden, den würdigen Fortsetzern des „heiligen Spaniens," so wie denen des ehrwürdigen Bischofs von Astorga, Torres Amat, des Verfassers der „Lebensbeschreibung des Erzbischofs von Palmyra," des „Wörterbuchs der catalonischen Schriftsteller," und einer Menge anderer minder bedeutender Schriften, die aber alle den Stempel einer wahrhaft christlichen Moral und Milde an sich tragen. Das „geographische Wörterbuch von Spanien und Portugal," die beste Arbeit dieser Art, die je in Spanien gefertigt wurde, ist das Werk eines der geistreichsten Satyriker, Hrn. Minano. Seine „Briefe eines armen Nichtsthuers," eines „Madrileño," und mehrere andere in der Form leichte, aber tief gedachte Werke sind in einer Sprache geschrieben, welche in der Reinheit und Anmuth an Cervantes erinnert, erschienen aber in den Jahren 1820—1823, wo die öffentliche Aufmerksamkeit für derlei Werke wenig Sinn hatte.

In dem Genre Minano's machten sich auch drei junge Schriftsteller, Larra, Mesonero und Segovia, einen Ruf; leider fand der erste derselben im Jahre 1837 ein tragisches Ende. Doch ehe wir auf diese jungen Leute eingehen, wollen wir die Männer von bereits bewährtem Rufe erwähnen. Hr. Burgos hat wenig geschrieben, ist aber bekannt als einer der gelehrtesten Männer im Punkte der Finanzen und der Verwaltung, was ihn nicht hinderte, drei sehr artige Lustspiele zu schreiben, „die drei Gleichen," der „Maskenball" u. s. w., so wie eine große Anzahl lyrischer Gedichte. Hermosilla, welcher vor einigen Jahren starb, ist der Verfasser eines Werks, das den Titel „Jacobinismus" führt und großen Haß erweckte, aber darum nicht minder vortrefflich geschrieben ist, so wie seine „Kunst in Prosa und Versen zu sprechen," die beste Abhandlung dieser Art ist, welche Spanien besitzt.

Das Werk des Grafen Toreno „Geschichte des Kriegs Spaniens gegen Napoleon" brauchen wir bloß zu nennen, da es sonst hinreichend bekannt ist. Hr. Martinez de la Rosa, bekannt in Europa durch seine politische Rolle, gilt in Spanien als einer der ersten Literatoren. Er hat sich in fast allen Zweigen mit Glück versucht. Eines seiner Lustspiele, „das junge Mädchen zu Hause und die Mutter auf dem Maskenball," welches auch auf der französischen Bühne nachgeahmt worden ist, wird den besten Stücken Moratins gleichgesetzt. Seine Tragödie „Oedipus," halten manche für die schönste nach der von Sophocles. Auch das modern-romantische Drama führte dieser fruchtbare Schriftsteller in Spanien ein; seine „Verschwörung von Venedig," ist ein Meisterwerk in diesem Genre. Seine „Lebensbeschreibung von Hernan Perez del Pulgar" sichert ihm einen Rang als Prosaist und philosophischer Geschichtschreiber, und gegenwärtig ist er mit einem Werke über den „Geist des Jahrhunderts" beschäftigt.

Zu Madrid erscheint unter dem Titel „Revista de Madrid" eine vortreffliche Zeitschrift, die von den ausgezeichnetsten der jungen spanischen Literatoren Donoso Cortes, Olivan, Morales de Santisteban, Benavides, Pacheco, Bravo Murillo, Perez Hernandez und einigen andern Notabilitäten der periodischen Presse und der Advocatur gegründet wurde. Jetzt ist die Gesellschaft durch die politischen Stürme zerstreut, und die Revista ist nicht mehr der Schatten dessen, was sie im J. 1840 war; dennoch ist sie noch die beste literarische Sammlung, die zu Madrid herauskommt. Einer der ehemaligen Redacteure, Pacheco, hat eine „Geschichte der Regentschaft der Königin Maria Christina" begonnen.

Das spanische Theater hat endlich, nachdem es aus Nachahmungssucht der französischen Bühne lange Zeit der etwas zu steifen Regelmäßigkeit der classischen Formen sich gebeugt hatte, seit zehn Jahren diese Fessel gebrochen. Dennoch ist es noch immer nur ein schwacher Abglanz des französischen Theaters, und lebt auch fast nur von Uebersetzungen der französischen Bühne. Indeß gibt es doch einige wahrhaft originelle Theaterdichter, so namentlich Breton de los Herreros, dessen Fruchtbarkeit der des Lope de Vega gleichkommt. Der Entwurf seiner Stücke ist zwar meist etwas schwach, aber Styl, Versification, so wie die Neuheit der Situationen und Charaktere sind bewunderswerth. Gil y Zarate und Hartzembusch nehmen nebst Breton den ersten Rang unter den spanischen Theaterdichtern ein. „Die Liebenden von Teruel," des ersten und die „Donna Mencia" des zweiten werden leben, so gut wie irgend ein anderes Erzeugniß der romantischen Schule, und es ist nur zu beklagen, daß die spanische Literatur im übrigen Europa so wenig bekannt ist, nicht bloß die Dichter, deren Uebersetzung allerdings große Schwierigkeiten darbietet, sondern auch die Prosaisten.

Eine große Anzahl junger Dichter haben sich mit Glück im historischen Roman versucht. Der kürzlich in der Blüthe der Jahre verstorbene Espronceda, ein ausgezeichnetes Talent, das Spanien einen Nebenbuhler der größten Dichter des übrigen Europa's versprach, hat einen schönen Roman „Sancho Saldana" geschrieben, der mehr als viele andere eine Uebersetzung verdiente. Eben so der „Golpe en vago" (Schlag in die Luft), eine meisterhafte Schilderung der Sitten im vorigen Jahrhundert von Villalta.

Unter den Stützen des jungen literarischen Spaniens sind der Herzog von Rivas, der älteste, und Zorrilla, der jüngste, vielleicht die beiden berühmtesten Schriftsteller. Zorrilla ist augenscheinlich ein Talent ersten Ranges, aber incorrect, und seine besten Freunde geben ihm Schuld, daß er allzu sehr mit der Production eile. Zwei oder drei Bände Gedichte, drei oder vier Theaterstücke und da und dort jährlich einen Roman, das ist in der That ein starkes Gegenstück gegen das hartnäckige Stillschweigen einiger berühmten und gelehrten Männer. Vega, Gil, Campoamor, Madrazo, Pastor Diaz, Tasara sind gegenwärtig die rüstigsten Kämpen einer poetischen Schule, die den lobenswerthen Zweck hat, der spanischen Sprache ihre ursprüngliche Reinheit zurückzugeben, und den Nationalgeist von fremdem Joche zu befreien. Zu diesen gehört auch eine junge Dame, Avellaneda, deren neuerdings herausgekommene Dichtungen in Spanien großen Anklang gefunden haben. Wird diese junge Schule ihren Zweck erreichen? Das läßt sich noch

nicht sagen, aber wenigstens richtet sich die Nachahmung nicht mehr allein auf die französische Literatur, und das ist schon ein Gewinn.

Englische Colonialnachrichten.

Es ist merkwürdig, in welcher Art und Weise die Engländer ihre aristokratischen Einrichtungen allenthalben hin zu verpflanzen suchen, wo sie auch ihrem eigenen Geständniß zufolge nicht im mindesten passen. So will man in Canada, wahrscheinlich um es mehr und mehr von den Vereinigten Staaten zu trennen, eine Anzahl „sehr ehrenwerther“ Familien gründen. Darauf deutet wenigstens folgendes Schreiben aus Canada vom Ende Octobers hin, wo es heißt: Obgleich Canada eine monarchische Colonie ist, so besitzt es doch sehr wenige Mittel, um gesellschaftliche Unterscheidungen herzustellen. In Canada gibt es nur zwei Baronets, die einzigen Colonialfamilien, denen die englische Regierung je erbliche Ehre ertheilte. Auch gibt es noch einen französischen Adelstitel, den eines Baron von Longueil, den aber unsere monarchischen Gouverneure seltsamer Weise nicht anerkennen wollten; endlich einen Ritter Sir A. Mac Nab, der seinen Titel für seine ausgezeichneten Dienste während des letzten Aufstandes erhielt, aber nicht Ein Colonist hat eine erbliche Auszeichnung für die Dienste erhalten, die während des Kriegs vom Jahre 1812 geleistet wurden. Ich halte es nicht für vortheilhaft, eine erbliche Aristokratie oder erbliche Ehrentitel zu begründen. Die großen Landeigenthümer und die reichen Kaufleute verschwinden allzu schnell. Viele derselben kehren, wenn sie Vermögen erworben haben, nach England zurück, und die Familien derer, welche bleiben, zerstreuen sich bald und ihr Reichthum nimmt so ein Ende. Indeß sehe ich die Bildung einer durch Rang ausgezeichneten Classe als wichtig an für die moralische Haltung (character and morality) der Provinz, und man könnte dieß erreichen durch eine Veränderung in der Art, wie der legislative Rath *) gebildet wird. Man könnte 2 bis 300 Personen als Mitglieder des geheimen Raths bezeichnen und ihnen den Titel „sehr ehrenwerth,“ ihren Frauen den von „ehrenwerth“ ertheilen. Aus dieser Anzahl sollte dann der Generalgouverneur für jede Session den gesetzgebenden Rath berufen dürfen, übrigens auch das Recht haben, die Namen der Mitglieder, wenn er einen von der Krone gebilligten Grund anführt, zu streichen.

•

Man ist bekanntlich in Canada sehr gespannt, was in England hinsichtlich des canadischen Getreides geschehen wird, und hofft, daß es ganz zollfrei in England werde eingeführt werden können. In dieser Voraussicht wurde ein Einfuhrzoll von 3 Sch. auf amerikanisches Getreide gelegt, der Generalgouverneur will übrigens diesen Beschluß nur dann zur Ausführung bringen, wenn in England der Zoll auf canadisches Getreide ganz aufgehoben wird. (Col. Gaz. vom 23 Nov.)

•

Zum Zeichen, welch ein ganz anderer Wind jetzt in Canada weht, kann man anführen, daß Papineau, das bekannte Haupt der französischen Canadier, die Zahlung der rückständigen 4000 Pfd. St., welche ihm als Präsidenten der Assembly von Untercanada zukamen, jetzt mit den aufgelaufenen Interessen erhalten soll. (Montreal Herald vom 17 Nov.) Dafür liest aber auch die katholische Geistlichkeit Messen für die Wiederherstellung des kranken Generalgouverneurs. (Col. Gaz. vom 4 Jan.) Es ist augenscheinlich ein Bund zwischen der englischen Regierung und den französischen Canadiern gegen die Amerikaner geschlossen worden; es fragt sich nur, ob man nicht die Engländer in Canada, welche sich zu einem großen Theil zu den Amerikanern hinneigen, dadurch zu stark vor den Kopf stößt.

•

Welche Wichtigkeit man unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen auf Canada legt, davon kann die Ernennung Sir Ch. Metcalfe's zum Generalgouverneur an die Stelle Sir Ch. Bagots, den Krankheit zum Rücktritt nöthigt, das beste Zeugniß ablegen. Alle öffentlichen Blätter, die whigischen namentlich, loben die Wahl, und die ziemlich unparteiische Colonial Gazette (vom 25 Jan.) begleitet die Ernennung mit folgenden Worten: „Um den tauglichsten Mann für dieß Amt auszulesen, hat die Regierung alle andern Rücksichten zur Seite geschoben. Sir Ch. Metcalfe hat weder die aristokratischen Connexionen, noch die Parteiansprüche, noch den parlamentarischen Einfluß, welche gewöhnlich Anrecht auf die Aemter mit viceköniglicher Gewalt und Würde geben. Keine große Familie wird durch die Ernennung geschmeichelt, kein Cabinetsarrangement erleichtert, nicht eine einzige Stimme im Unterhause gewonnen.“ Aus diesen Bemerkungen geht hinlänglich hervor, welche Rücksichten früher über die Besetzung wichtiger Aemter in den Colonien entschieden, und wie sehr diese vor dem Ernst der Umstände jetzt in den Hintergrund treten. Sir Ch. Metcalfe trat im Jahre 1801 in die Dienste der ostindischen Compagnie, wo ihn zuerst Lord Wellesley als politischen Agenten der Armee Lord Lake's in den Jahren 1805 und 1806 beigab, ein Beweis, daß man schon früh eine scharfe Urtheilskraft und eine ruhige Besonnenheit an ihm wahrnahm, denn jener Posten war in den damaligen kritischen Verhältnissen höchst schwierig. Er blieb in Indien bis zum Jahre 1838, und hatte in der Zwischenzeit vom Rücktritt Lord Bentincks im März 1835 bis zur Ankunft Lord Aucklands im März 1838 die Stelle als Generalgouverneur bekleidet. Kurz nach seiner Zurückkunft ernannte ihn die Regierung zu dem ausnehmend schwierigen Posten eines Generalgouverneurs von Jamaica, zu der Zeit, wo die Whigregierung die Constitution der Insel suspendiren wollte, aber von der Opposition daran gehindert wurde. Man kann sich die Schwierigkeit seiner Laufbahn denken, aber er hat sie nach allgemeiner Anerkennung vollständig gelöst.

•

Nach der Quebec-Zeitung beträgt jetzt die Bevölkerung von Ober- oder, wie man jetzt gewöhnlich sagt, West-Canada etwas über eine halbe Million Seelen.

Lagerung der Diamanten. Lomonossoff hat der französischen Akademie Nachrichten über die Diamantengewinnung in Brasilien mitgetheilt. Es geht daraus hervor, daß sie in Felsen sich finden, die auf dem linken Ufer des Corrego dos Reis liegen an der Serra de Grammagoa, welche 43 Leguas nördlich von der Stadt Tijuco sich erhebt. Man hat mehrere Jahre lang hier mit Vortheil Diamanten aufgesucht, indem man die Felsen mit Pulver sprengte, die Stücke dann mit dem Hammer zerschlug und diesen Sand vermittelst der Batea auswusch. Gegenwärtig haben die Arbeiten hier aufgehört, weil die noch übrigen Diamantenfelsen der Ausbeutung mehr als Eine Schwierigkeit entgegensetzen und die Diamanten anderswo viel leichter zu erhalten sind. (Echo du Monde Savant vom 26 Januer.)

*) Eine Art Oberhaus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1843.

Ausflug längs der Westküste von Trinidad. *)

Erster Abschnitt.

Ich hatte viel von der Schönheit der Districte von Naparimas gehört, wo der beste Zucker erzeugt wird, und wo Wild in großer Menge sich finden sollte; da auch eine große Naturmerkwürdigkeit, der Pechsee, nur etwa 4 Stunden davon entfernt liegt, so sehnte ich mich um so mehr diese Theile der Insel zu besuchen. Ein Plantagenbesitzer aus Oropuche, zwischen Naparimas und La Brea, wo der Pechsee ist, gelegen, vernahm meinen Wunsch, und lud mich sehr höflich und dringend ein ihn dahin zu begleiten. Er versprach, mir bei einem Freund zu Süd-Naparimas einige reichliche Jagdtage zu verschaffen, und wenn ich dort meiner Lust, in der großen Laguna Enten und Krokodile zu schießen Genüge gethan hätte, mich nach Oropuche, und von da in seinem Fischerboot nach dem Pechsee zu geleiten, wo er, wie er sich ausdrückte, zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen wollte; während wir nämlich den See besuchten und auf seinen Inseln einige Tauben schößen, sollten seine beiden Neger das Boot mit einem frischen Ueberzug von Pech versehen und zugleich eine hinreichende Ladung davon nach seiner Plantage schaffen, denn man braucht dasselbe stets, um alles größere Holzgeschirr, das man in den Zuckermühlen verwendet, zu verpichen, und den Kreis, wo das Vieh läuft, welches die Zuckermühle treibt, zu pflastern.

Ich nahm meinen werthen Freund beim Wort, versicherte mich alsbald der Dienste meines getreuen Thomaso, eines mulattischen Jagers, mit seinen drei Paar Hunden, und miethete überdieß als zweiten treuen Achates einen Schwarzen, Namens Juan, einen vortrefflichen Schützen, der mit der großen Laguna in allen ihren Verzweigungen wohl bekannt war. Am folgenden Morgen befand ich mich zeitig bei meinem Freund und Gastwirth, Hrn. Muscovado, und bestieg mit ihm sein großes Plantagenboot, das mit einigen seiner Neger bemannt war. Er setzte eben ein Paar Angelruthen in Bereitschaft, um einige Schleimfische, von denen der Weg, den wir zu nehmen hatten, wimmeln sollte, zu fangen, indem, wie er sagte, etliche geröstete Schnitten uns keinen Schaden thun würden, wenn die Seeluft unsern Appetit geschärft hätte.

Unser Boot war eine wahre Arche Noahs. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein indianisches Canot, das man aufgehöht hatte. Ihr Inhalt bestand außer Muscovado, seinen Jagdhunden und der Schiffsmannschaft aus Miß Mary, meines Gastfreundes treuer Haushälterin, die von einem periodischen Besuch in Port-of-Spain zurückkehrte; sie war eine dicke, fette Frau, die ein junges Negermädchen bei sich hatte, welches einen großen Sonnenschirm über das Haupt ihrer Gebieterin hielt. Hart daneben befanden sich ein Paar Böcklein, ein junger Eber und ein Hahn von ungewöhnlicher Größe, sämmtlich bestimmt den Viehstand von Miß Mary zu vermehren; ein Halbdutzend Morocoys oder Landschildkröten krochen gleichfalls umher, und Thomaso's Hunde vervollständigten die Thiergruppe; neben dem Bug des Canots standen dagegen mehrere Kisten mit gesalzenem Rind- und Schweinefleisch, Lichtern und Seife, so wie ein großer Ballen von bunten Manchester Baumwollenwaaren, welche Miß Mary an die Negermädchen der benachbarten Plantagen zu dem mäßigen Profit von 500 Procent abzusetzen gedachte. Am Hintersteven war der Anblick etwas ermuthigender; einige Töpfe von marinirtem Fisch, ein Schinken, einige Flaschenfutter mit Madeira und Claret, und ein großer Krug mit Branntwein, diesem Sine qua non bei allen tropischen Reisen und Jagdausflügen, dienten als Ballast.

Muscovado ergriff das Steuerruder, und gab das Signal die Anker zu lichten, das heißt einen großen Stein, der diesen Dienst leistete, ins Boot zu heben, das gelegentlich bemerkt als Schooner ausgerüstet war. Bald waren wir alle bequem untergebracht. Es war halb 10 Uhr Morgens, ein frischer Ostwind, der in Trinidad während der trockenen Jahreszeit den größten Theil des Tages hindurch weht, erhob sich, und wir fuhren ziemlich rasch, etwa 5 Knoten in der Stunde, aus dem Hafen. Es war eine höchst belebte Scene, als wir an der Königswerfte von Port-of-Spain, einem 150 Fuß breiten und 500 Fuß weit ins Meer hinauslaufenden, aus Quadersteinen

*) Colonial Magazine, Jan. 1843.

erbauten Quai, hinfuhren. Westlich davon, nur wenige Schritt entfernt liegt eine schöne alte Batterie, die noch von den Spaniern, als sie Herren der Insel waren, bebaut wurde. Auf der Ostseite ist ein schönes und bequemes Lesezimmer, und in der Mitte läuft ein langer Schuppen hin, unter dem man Gruppen von Kaufleuten und andern Geschäftsmännern bemerkte, denn dieß ist die Börse von Port-of-Spain; unter einem Theile des Schuppens wird eine mächtige Zahl Zuckerfässer untergebracht bis zu dem Zeitpunkt, wo man sie nach England einschiffen kann. Der Quai war in diesem Augenblicke mit leichten, spanischen Fahrzeugen von der benachbarten südamerikanischen Küste, sogenannten Flecheras, umgeben, welche mit Vieh, Bananen, Guarauno-Hunden, Hühnern, Papagaien, Affen, Schildkröten und Powis oder wilden Truthühnern beladen waren; ringsumher standen einige hundert Personen, Männer und Weiber, Weiße und Schwarze, Braune und Gelbe, Engländer, Spanier, Franzosen, Corsen, Afrikaner, Indianer und Chinesen *) — alles feilschte in einem wahren Babel von Sprachen um die genannten Waaren. Als wir an dem Quai hinfuhren, um das freie Meer zu gewinnen, kamen wir bald da, bald dort an Indianern vorüber, die in ihren Kähnen aus einem einzigen Baumstamm eine Anzahl Papagaien führten, welche auf quer über das Schiff gelegten Stäben saßen, und aus Herzenslust kackelten, während indianische Matrosen, die zu einigen 2—300 Schritt vom Ufer liegenden Fahrzeugen gehörten, mit kleinen Bündeln auf dem Kopfe ans Ufer und zurückschwammen, ohne die mindeste Furcht vor einem Unfall, so sehr fühlten sie sich daheim im Wasser.

Der Hafen bot gerade damals einen höchst belebten Anblick dar, indem ein Linienschiff, etwa 50 große Kauffahrer, und eine Menge kleiner Fahrzeuge darin vor Anker lagen. Die Stadt selbst machte in der Entfernung von einer Viertelstunde einen höchst imposanten Eindruck. Die festgebauten Kais, welche sich auf beiden Seiten der Kriegswerfte etwa 1000 Schritte weit ausdehnen und mit schönen geräumigen Waarenhäusern besetzt sind, die Menge der zierlichen Cabriolets, die vielen Reiter auf schönen südamerikanischen Pferden, die zahlreichen Karren, die alle in geschäftiger Eile dahin rannten, alles dieß bot ein äußerst lebendiges Bild, das mit den sonstigen Berichten von westindischer Apathie keineswegs zusammenstimmt."

Muscovado hatte die Segelkräfte seiner Seekrabbe — eine creolische Corruption von Seecrab — nicht überschätzt, sie durchschnitt rasch die Wellen; nach weniger als einer halben Stunde Fahrt längs einer sumpfigen dicht mit Mangrovebäumen besetzten Küste hin befanden wir uns dem Caroni-Fluß gegenüber, der eine starke Stunde von Port-of-Spain entfernt und der größte Fluß der Insel ist. Man könnte ihn mit wenig Mühe 9 bis 10 Stunden weit ins Innere hinein fahrbar machen, aber man klagt über die Barre an der Mündung, die bei der Fluth wohl nicht über 2 bis 3 Fuß Wasser habe; diesem Uebelstand ließe sich indeß wohl durch einen Canal nach Port-of-Spain abhelfen. Während eines Theils der Regenzeit, nämlich vom Julius bis November, bieten die Ufer des Caroni eine prächtige Jagd und schon jetzt im März entdeckten wir vom Schiffe aus lange Linien von großen Wasservögeln, die Flamingos gleichen und in der Ferne wie ein aufmarschirtes Regiment Soldaten aussahen. Wir kamen einer großen Anzahl Pelikans und einer Art kleiner weißer Möven, welche hastig über die jungen Fische herfielen, auf Schußweite nahe und schossen auch einige, hielten uns aber nicht auf, um sie zusammenzulesen. Als wir die Caronibank, wie die Schlamm-Anhäufung an der Mündung dieses Flusses heißt, hinter uns hatten, kamen wir in tieferes Wasser, obgleich die Küste nackt und mit Mangrovebäumen bedeckt blieb.

Muscovado legte jetzt eine Angelruthe aus, die er mit einem Stück von dem Schwanz einer Art Schleimfisch besetzte, und während er das Steuerruder führte, nahm ich die Leine in Acht. Einige Zeit hatte ich kein Glück, endlich aber bissen die Fische an, und in kurzer Zeit hob ich drei schöne spanische Makrelen heraus, von denen jede gegen 5 Pfund wog. Wir kamen nun bald an einen Ort, Namens Chaguanas, wo das Wasser wiederum sehr seicht wurde. Das Land ist hier so nieder und die Küste so vollständig mit undurchdringlichen Wäldern von Mangrovebäumen bedeckt, daß die Anwohner zwei große Boyen befestigen mußten, um den Eingang eines kleinen Flusses zu bezeichnen, der einen Durchweg durch die Bäume bis zu einem Landungsplatz gewährt, welcher etwa eine halbe Stunde weit oben am Flusse liegt. Die Bäume waren hier wenigstens eine halbe Stunde längs dem Ufer mit einer ungeheuren Zahl von Pelikanen bedeckt, die, wie es scheint, von der Anstrengung ihres Morgenfischfangs ausruhten. Sie saßen sehr verführerisch für unsere Gewehre, aber wir konnten uns nicht aufhalten, da wir baldmöglichst zu San Fernando, der Hauptstadt des Districts Naparimas, ankommen wollten, um noch vor der Nacht den Ort unserer Bestimmung zu erreichen, der etwa drei Stunden weit im Innern lag.

Als wir Chaguanas hinter uns hatten, kamen wir bald nach Barrancones, wo ein unternehmender Franzose eine ausgedehnte Backsteinbrennerei und Töpferei angelegt hatte; hier hört die Küste auf dem Wasser gleich tief zu stehen und erhebt sich um einige Fuß darüber. Weiter vorwärts liegt Couva, wo viele ausgedehnte Zuckerplantagen liegen, indeß versicherte mich Muscovado, daß dieß der ungesundeste Theil der Insel sey, indeß hätten mehrere englische Speculanten hier mit der Anlage von Zuckerplantagen ungeheure Schätze verschleudert, was der gesammten Insel nicht geringen Schaden zufügte, da die in ihren Hoffnungen getäuschten Speculanten unablässig das ganze Land als höchst ungesund verschrieen, obwohl der größere Theil vielleicht gesunder ist als die meisten andern Gegenden Westindiens.

Wir segelten nun längs einem Ort, Namens Savonette, der niedern Küste entlang, und kamen bald Pointe-à-Pitre gegenüber, wo das Land bergig wird und das Ufer steil vorspringt. Unsere gute Seekrabbe that immer noch ihren Dienst vortrefflich und durchschnitt rasch die leichten Wogen des Golfs

*) Durch einen Zufall sind schon vor mehreren Jahren einige Chinesen nach Trinidad gekommen.

von Paria. Muscovado, der die Gegend wohl kannte, legte abermals seine Fischleinen aus, und es dauerte nicht lange, so zog er einen prächtigen, etwa 3 Fuß langen Baracouta ins Boot herein, den der Koch augenblicklich in Stücke schnitt und ihn zu unserm Mittagsmahl in die Schmorpfanne warf. Kein Fisch kommt an Schmackhaftigkeit dem Baracouta gleich, wenn man ihn augenblicklich, so bald er aus dem Wasser kommt, in die Pfanne wirft und mit Citronensaft und frischem Pfeffer des Landes — einer Art Capsicum — verzehrt. Während wir dieses Mittagsmahl hielten, kam uns die Stadt San Fernando zu Gesicht, und wir langten bald, etwa um 3 Uhr Nachmittags, vor dem Hafen an.

(Fortsetzung folgt.)

Die alten Grabhügel und Befestigungen in Ohio.

(Aus Buckinghams: the Eastern and Western States of America. 3 Vols.)

Wir entheben aus dem oben genannten Buche über diese viel genannten und noch immer nicht hinreichend gekannten Alterthümer folgende Stelle: „der Staat Ohio enthält eine große Menge interessanter Alterthümer in den Ueberresten der Befestigungen und Grabhügel, die von einem in den Künsten des Lebens weiter vorgeschrittenen Indianergeschlecht erbaut wurden, als welches den Continent zur Zeit des Columbus bewohnte. Die Befestigungen scheinen sich in einer Kette von Nordost gegen Südwest von Canada bis Mexico erstreckt zu haben und eine unzweifelhafte Verbindung zwischen diesen beiden entlegenen Ländern in alter Zeit zu bezeichnen. Die innerhalb des Staates Ohio finden sich zu Granville, Circleville Chillicothe, Paint Creek und am kleinen Miamifluß. Die Erhöhungen, auf denen diese Befestigungen liegen, wechseln von 10 bis 30 Fuß senkrechter Höhe über der Ebene; die meisten sind oval oder elliptisch, einige jedoch viereckig, und ihre Seiten so steil, daß man nur mit Schwierigkeit hinaufsteigen kann. Ihr Flächengehalt wechselt von 2 bis 100 Acres. Ein einfacher, hie und da ein doppelter Erdwall bildet die äußere Einschließung, und die Zahl der Eingänge wechselt von 2 bis 8. Die Lage dieser Festungswerke auf natürlichen Erhöhungen, so daß sie die Ufer eines Flusses oder eine ausgedehnte Ebene beherrschen, ist der Art, wie man sie als Zufluchts- und Vertheidigesörter nothwendig wählen mußte. — Die Grabhügel sind noch viel zahlreicher als die Befestigungen, und über alle Theile der westlichen Staaten zerstreut, doch vermuthlich in Ohio zahlreicher als sonst irgendwo. Sie sind von sehr verschiedener Größe, 15 bis 70 Fuß hoch und haben 100 bis 3000' im Umfang. Manchmal sind sie spitz, so daß man oben kaum Platz zum Stehen hat, manchmal findet sich oben eine 40' ins Gevierte haltende Fläche. Ein solcher Hügel ist zu Gallipolis, ein zweiter zu Worthington, letzterer 50 Fuß hoch. Manche sollen aus einer ganz verschiedenen Erde bestehen, als der umliegende Boden darbietet, so daß man das Material aus der Ferne herbeischiffen mußte. Ein Hügel der Art findet sich zu Franklinton an den Ufern des Scioto, der aus Thon besteht, während der Boden auf dem er aufliegt, ein fetter Lehm ist. Die Anwohner benützten den Thon zu Backsteinen, und als sie zu diesem Ende den Hügel zerstörten, fanden sie eine ungeheure Menge menschlicher Gebeine, zum Zeichen, daß derselbe ein mächtiger Begräbnißplatz eines alten Indianergeschlechts war. Der größte dieser Hügel liegt am Ohiofluß, etwa 14 Meilen unterhalb Wheeling; der Bach, der daran vorbeifließt, wird Grave Creek genannt, weil man glaubt, daß hier viele indianische Krieger begraben liegen. Seine senkrechte Höhe ist 70 Fuß, seine Fläche an der Basis 33 Ruthen, und auf dem Gipfel ist eine Abplattung von 60 Fuß im Durchmesser; in der Mitte dieser Abplattung ist eine regelmäßige Aushöhlung, die etwa 3000 Kubikfuß betragen mag. Neben diesem großen Hügel sind fünf kleinere, die nur etwa 100 Fuß im Umkreis haben, und wahrscheinlich wie die größern zur Beerdigung von Todten bestimmt waren.

Englische Colonialnachrichten.

Die Ausfuhr der Stapelproducte aus Jamaica im verflossenen Jahre ist gegen das Jahr 1841 nicht unbedeutend gestiegen. An Zucker wurde ausgeführt 1841 22 691 Oxhoft, im Jahre 1842 36,012, an Rum im Jahre 1841 8298 Puncheons, im Jahre 1842 12,148, an Kaffee 1841 7570 Tierces, im Jahre 1842 8803. Und die Ausfuhr des Jahres 1841 ist noch von ein paar Orten, wie Port Maria, Lucea und Savanna la Mar nicht angegeben. Dieß ist augenscheinlich eine Folge der in den beiden letzten Jahren stattgefundenen Negereinfuhr. (Col. Gaz. vom 23 November.)

•

Einwanderung! ist das jetzige Losungswort der englischen Pflanzer in Westindien. Wir heben aus dem von dem Generalgouverneur von Jamaica mitgetheilten Bericht des Einwanderungsagenten, Dr. Ewart, nachfolgende Einzelnheiten aus: Seit dem October 1841 sind 393 Weiße eingewandert, nämlich 250 aus London, 142 aus Boston; unter den letztern war eine Anzahl Amerikaner, sonst waren es beinahe lauter Irländer. Der Erfolg war nicht günstig, die meisten zahlten es mit ihrem Leben, woran freilich ihre Trunksucht und der Umstand, daß sie trotz der Warnung von den Bergen herab sich nach den Städten zogen, das Meiste beitrug. Freilich fehlte es auch an den nöthigen Anstalten zu ihrer Unterkunft. Einige Dörfer in den Bergen, wo sich meist Nordamerikaner befinden, gedeihen indeß gut; eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist Seidenzucht. Die Zahl der schwarzen Einwanderer vom October 1841 bis dahin 1842 betrug 1382, größtentheils aus Sierra Leone und St. Helena. Die Farbigen aus den Vereinigten Staaten haben sich augenscheinlich bloß losgemacht von dem Druck, der daselbst auf ihnen lastet, sind aber keineswegs geneigt, auf Rechnung Anderer Feldarbeiter zu werden, so daß diese Einwanderung wenig nützt, immerhin aber ein Schritt weiter zur Begründung einer Negernation in Westindien ist.

•

Die Col. Gaz. vom 23 Nov. theilt mehrere Nachrichten mit, wie sehr die fernere Einwanderung von afrikanischen Negern in Westindien gewünscht wird, und führt unter anderm an, daß der Colonialminister, Lord Stanley,

an den Gouverneur von Trinidad ein Schreiben richtete, demgemäß man, um Neger zu bekommen, Abgeordnete (delegates) nach Afrika senden müsse, namentlich Frauen. Diese scheinen demnach als die besten Werber zu gelten, was auch gar nicht unrichtig seyn mag; ein Fluch der Negereinfuhr war bisher immer, daß unverhältnißmäßig mehr Männer als Frauen eingeführt wurden. Wäre in dieser Beziehung ein richtiges Verhältniß hergestellt, so würde die schwarze Race in Westindien sich gewiß eben so schnell vermehren als in Afrika selbst.

•

Eine Hauptklage der englischen Pflanzer in Westindien, besonders auf Jamaica und Trinidad, ist das Squatten, d. h. die eigenmächtige Niederlassung von Negern auf unangebauten Privat- oder Kronländereien. Mehrere Gesetze sind schon dagegen erlassen worden, und in neuerer Zeit, wo die Einwanderung afrikanischer Neger aufs neue beginnt, ist auch die Aufmerksamkeit abermals darauf gerichtet worden, aus dem sehr natürlichen Grunde, daß die Neger, die man einführt, sich bald auf unangebautem Boden niederlassen und so den Zweck vereiteln werden, wegen dessen man sie einführt. Alle Gegenmaaßregeln möchten indeß höchst schwierig seyn, da dieses Squatten schon eine Ausdehnung erreicht hat, daß man nur schwer die neuen Squatter von den alten unterscheiden wird. Ein Pflanzer auf Trinidad, ein Hr. Burnley, schrieb deßhalb (s. Col. Gaz. vom 28 Dec.) einen Brief an den Secretär der Colonie, daß er auf zufällige Anzeige gefunden habe, daß 15 bis 20 Familien auf seinem Grund und Boden sich niedergelassen und gute Häuser gebaut hätten; eine derselben habe sogar von der benachbarten Magistratsperson eine Schankgerechtigkeit erhalten, sie hätten zwar, als er sie zur Rede gestellt, zu erkennen gegeben, sie wüßten wohl, daß ihnen der Boden nicht gehöre, man habe sie auch gewarnt, aber Niemand sey dagegen eingeschritten. So hätten sie fortgefahren mit ihrem Anbau. Noch besser sah es, demselben Schreiben zufolge, auf einem Landstrich aus, welcher der Krone gehörte und den Namen Avocado führte; hier saßen 19 Ansiedler, lauter ehemalige Sklaven benachbarter Plantagen mit Weib und Kindern, ferner 30 Familien Spanier, oder Peons (Bauern), wie man sie hier nennt, was aber das Aergste war, es befanden sich hier noch 13 Niederlassungen (establishments) von befreiten Afrikanern, die man sechs Jahre zuvor aus Cuba herübergebracht hatte. Ein Gleiches soll in der Hauptsache in allen Districten der Colonie der Fall seyn. Die Berichterstatter gebärden sich sehr possierlich über diese Angelegenheit. „Man wird sich erinnern," heißt es in dem genannten Blatte (Col. Gaz.), „daß die Afrikaner nicht aus ihrem Heimathlande oder gar aus der Sklaverei hieher geschifft werden, um sich als Squatter in Trinidad oder Guiana niederzulassen, sondern um auf den Feldern zu arbeiten." Allerdings ist diese Schwierigkeit nicht gering, die Engländer geben sich unendlich viel Mühe und lassen es sich nicht wenig Geld kosten, Neger aus Afrika herüberzuführen und in Westindien zu „civilisiren," freilich dabei auch auf den Zuckerfeldern arbeiten zu lassen, und die Undankbaren wollen dieß gar nicht anerkennen, sondern werden zu Vagabunden und lassen sich auf unangebautem Lande, das, wie sie in ihrer Einfalt glauben, dem lieben Gott und dem Erstbesitzenden gehört, nieder, und bauen dieß an, um für sich und nicht für andere zu arbeiten. Die Sache scheint sehr weit gediehen, und die Gesetze gegen „Vagrancy and squatting," auf welche man jetzt so sehr dringt, möchten nur äußerst schwer zur Ausführung zu bringen seyn; alles, was man erreichen kann, möchte wohl darin bestehen, die Neger zu zwingen, eine gewisse Bodenrente zu zahlen; damit allein ist aber den Pflanzern nicht gedient.

•

Als einen weitern Fortschritt der Neger können wir folgende Nachricht aus Jamaica (Col. Gaz. vom 28 Dec.) beziehen. In dem District Manchester waren im Jahre 1830 nicht mehr als 282 Steuerzahlende, im Jahre 1842 aber 2463, weil eine Menge Neger kleine Stücke Land gekauft hatten und freie Eigenthümer geworden waren. Da nun alle diejenigen, deren Grundeigenthum jährlich über 6 Pfd. St. einträgt, auch Wähler sind, so tragen sie also auch zur Wahl der Abgeordneten mit ihre Stimmen bei; Aehnliches, wenn auch in minder ausgedehntem Grade, soll in vielen andern Kirchspielen der Fall seyn.

•

Es ist in neuerer Zeit öfters behauptet worden, der Boden Westindiens sey erschöpft. Die Colon. Gaz. vom 23 Nov. führt aus dem Guiana Herald zur Widerlegung Nachfolgendes an: In Betreff Guiana's und Trinidads läßt sich gar nicht berechnen, bis zu welcher Ausdehnung Zucker und andere Colonialwaaren erzeugt werden könnten, man kann aber ohne Uebertreibung behaupten, daß sie den Verbrauch der ganzen Welt zu liefern im Stande wären. Die Fruchtbarkeit des Bodens in diesen beiden Colonien ist so erstaunlich, daß ein Europäer es geradezu für fabelhaft erklären wird, wenn man ihm sagt, daß in vielen Fällen das Zuckerrohr eine Reihe von Jahren hindurch abgeerntet wird, ohne aufs neue gepflanzt zu werden. In Guiana bedarf der Boden keines Düngers, oder hat wenigstens nie einen andern erhalten als den natürlichen Blätterabfall des Rohres. Umgraben und Wasserableiten ist das allein Nöthige, um das einmal gepflanzte Rohr in üppiger Fülle zu erhalten. Bei hinreichender Bearbeitung ist gar nicht zu erwarten, daß der Boden je erschöpft werde. In Guiana und Trinidad braucht das Land nie brach zu liegen. Ein Jahr ums andere folgt Ernte auf Ernte, ohne die Beihülfe und den kräftigenden Einfluß von Dünger; Thau, Sonne und Regen ist alles, was man in diesen gesegneten Ländern bedarf. In den andern Colonien ist der Boden von Natur minder fruchtbar, aber gedüngt und umgebrochen ist sein Erzeugniß sogar größer als in Guiana und Trinidad. In Barbados ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein Acre gut angebauten Landes vier Oxhoft Zucker liefert, und in Guiana und Trinidad wäre dieß eben so der Fall, wenn hier eben so viele Arbeiter zu Gebot ständen. Auf vielen Inseln des Caraibenarchipels ist aller benützbare Boden angebaut, auf Jamaica, Trinidad und Antigua ist dieß aber nur zu einem sehr geringen Theil der Fall, so daß, wenn die Erschöpfung des Bodens gegründet wäre, anderes Land in Menge angebaut werden könnte.

•

Die englische Regierung scheint sich keine großen Hoffnungen zu machen, daß die Pflanzer dahin gelangen den Taglohn herabzusetzen der allerdings eine für sie unerträgliche Höhe erreicht hat, sondern sie will dahin wirken, daß die Neger selbst Zucker bauen und eine Grundrente, sey es in Geld oder in Natura, zahlen. So drückt sich wenigstens Lord Stanley in einem Schreiben an den Gouverneur von Guiana aus (s. Col. Gaz. vom 4 Jan.). Man kann daraus abnehmen, daß für den großen Plantagenbau schlechte Aussichten vorhanden sind, und daß die Besitzer sich genöthigt sehen werden, sie in kleinen Stücken an Neger zu verpachten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1843.

Proceß wegen Sabbatbrechens in England.

Die Trauer und Langeweile eines Sonntags in England ist sprüchwörtlich geworden, und die pharisäische Strenge, welche die Gesetze dictirt hat, fängt an in England selbst auf zahlreiche Widersacher zu stoßen. Interessant, fast possierlich in dieser Beziehung ist ein kürzlicher Vorfall in Liverpool, wo ein Zeitungshändler vor Gericht verklagt worden war, daß er am Sonntag seinen Laden geöffnet und Zeitungen verkauft habe. Der Verbrecher, der noch dazu den ominösen Namen Sheppard führte, erschien vor Gericht und hatte die Keckheit, sich völlig schuldig zu bekennen, fragte aber, weßhalb die öffentlichen Leseanstalten, das Lyceum und Athenäum, am Sonntag offen stehen dürften; er begreife nicht, weßhalb man ihn, einen armen Mann, vor Gericht stelle, während der Mayor ungestraft nach der Kirche und wieder zurückfahren dürfe, und daß überhaupt viele der vornehmen Einwohner manches treiben dürften, was den Sabbath nicht weniger entheilige. Damit nicht zufrieden, stellte er eine Klage gegen den Kutscher des Hrn. Mayors, daß er seinen Herrn nach der Kirche gefahren, und gegen die Inhaber von drei Lesecabinetten, die am Sonntag gleichfalls offen ständen. Zugleich machte er geltend, daß die reichern Leute ihre Zeitungen gleichfalls am Sonntag, freilich durch den Briefträger erhielten, was denn nun für ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen und ihm stattfinde? Im Gesetze heißt es, „kein Gewerbsmann, Handwerker, Arbeiter, Taglöhner oder sonstige Leute" sollten das Geschäft ihres gewöhnlichen Berufs am Sonntag ausüben. Es wurde den Advocaten nicht schwer zu beweisen, daß unter den „sonstigen Leuten" der Kutscher des Hrn. Mayor und die Inhaber der Lesecabinette nicht begriffen seyen. Der Kläger ward somit abgewiesen und in die gebührende Strafe von fünf Shillingen wegen gebrochenen Sabbaths verfällt. Was die Proceßkosten machten, ist nicht gesagt.

An komischen Incidenzpunkten und Bemerkungen bei der solchergestalt absichtlich herbeigezogenen Verhandlung, die nicht geringes Aufsehen machte, konnte es freilich nicht fehlen. Der anwesende Mayor, Hr. Gladstone, ein Bruder des Handelspräsidenten, bemerkte hinsichtlich seines angeklagten Kutschers, „er habe ihn allerdings gefahren, aber es sey dieß nicht um des Gewinnes oder des Vergnügens willen geschehen, sondern eine Sache der Pflicht, da das Beispiel des ersten Magistrats hinsichtlich des Kirchgangs geeignet sey, auch andere zu veranlassen, am Sabbath in die Kirche zu gehen." Das erregte theilweises Gelächter, und man meinte, der Herr Mayor sey kein so großer Herr, daß er nicht auch in die Kirche gehen könne. Da sind freilich die Nordamerikaner andere Leute, die sperren an vielen Orten die Straßen, daß gar kein Wagen fahren kann. Was die allgemeine Aufmerksamkeit bei der Verhandlung am meisten ansprach und überhaupt dieselbe veranlaßte, das ist die aristokratische Abfassung des Gesetzes, welches den Armen jedes Vergnügen am Sonntag abspricht, während der Reiche, dem Dienerschaft genug zu Gebote steht, sich alle Vergnügungen nach Gefallen verschaffen kann, und der Examiner macht über die ganze Sache die gewiß richtige Bemerkung: „Der Reiche hat seine Pferde, seine Diener u. s. w. jeden Tag, auch den Sonntag zu seinem Dienst; er braucht zu seinem Vergnügen keinen Gewerbsmann am Sonntag, denn er hat alles was er braucht zur Hand. Auf der andern Seite kann der Arme jedes Vergnügen das er sich macht, nur durch einen Gewerbsmann sich verschaffen; sein Sonntagsmahl wird in des Bäckers Ofen gebacken, seinen Sonntagsausflug macht er mit dem Omnibus, seine Erfrischung auf dem Wege muß er in einem Wirthshause genießen. Die Diener des reichen Mannes setzen ihre gewöhnlichen Beschäftigungen am Sabbath fort, und der reiche Mann bringt das Gesetz gegen den Armen in Anwendung, welcher zum Vergnügen der niedern Classen sein gewöhnliches Geschäft auch am Sonntag fortsetzt. Auch haben die Gesetzmacher schon dafür gesorgt, daß diejenige Art von Arbeit, welche zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Bequemlichkeit nothwendig ist, nicht von dem Gesetz erreicht werden kann." Die Reaction gegen den aristokratisch-pharisäischen Geist mancher englischen Gesetze erhält immer sichtlicher die Oberhand.

Ausflug längs der Westküste von Trinidad.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

San Fernando ist nach Port-of-Spain die zweite Stadt der Insel, läßt sich aber hinsichtlich der Größe durchaus nicht mit ersterer vergleichen, obgleich sie wegen ihrer Lage im fruchtbarsten Theile der Insel eines Tages mit ihr rivalisiren, vielleicht sie übertreffen wird. Sie liegt 13 bis 14 Stunden von Port of Spain zwischen zwei niedern Bergketten, welche dicht neben ihr hinlaufen. Die Schlucht, in der sie somit liegt, wird plötzlich durch einen steilen, runden, ziemlich hohen Berg geschlossen, der von allen Theilen des Golfs von Paria aus einen schönen Anblick darbietet, und der auch seinerseits eine reizende Aussicht auf den größten Theil von Trinidad, auf die ruhige Wasserfläche und die benachbarten Berge der südamerikanischen Küste gewährt. Die Stadt hat nur ein paar hundert Häuser, ist sehr unregelmäßig gebaut, und ihre Straßen sind in der Regenzeit eine einzige Kothmasse.

Der Boden von Trinidad fängt hier an mit Asphalt geschwängert zu werden, wovon sich ein kleiner Teich am Fuße des eben genannten Berges, etwa tausend Schritte von dem Ankerplatz von San Fernando findet; längs der Bucht kann man zahlreiche Stücke eines Minerals finden, das die Einwohner für Kupfererz halten, welches aber nichts als Eisenkies ist. Ich hatte Zeit alle diese Merkwürdigkeiten zu untersuchen, während Muscovado von einem seiner Freunde ein Paar Maulthiere zu unserer Reise ins Innere miethete. Die Seekrabbe und ihre wunderliche Ladung hatte unmittelbar nach unserer Ankunft zu San Fernando ihren Weg nach Oropuche weiter fortgesetzt, und der Negercapitän hatte zuvor noch von Muscovado die Weisung erhalten, an einem bestimmten Tag und einem bestimmten Ort zwei Canots an der großen Lagune zu unserer beabsichtigten Excursion auf derselben bereit zu halten.

Wir bestiegen unsere sichern Maulthiere, ließen Thomaso mit den Gewehren und Hunden folgen, und ritten auf einem erträglichen, an manchen Stellen vortrefflichen Weg weiter. Mein Freund sagte mir, vor mehreren Jahren sey dieser Weg zu Zeiten ganz ungangbar gewesen, und sein jetziger guter Zustand sey der Anwendung von Asphalt zuzuschreiben, womit auch der größte Theil davon bedeckt war. Nach einem angenehmen Ritt durch ein anmuthig undulirendes Land mit vielen schönen Zuckerplantagen, zwischen denen aber immer noch der wilde Urwald in bedeutenden Strichen hervorblickte, kamen wir an die Niederlassung von Muscovado's Freund. Ich muß sagen Niederlassung, nicht Plantage, denn man sah zwar Zuckerfelder, aber die Anstalten zur Zuckerbereitung waren noch nicht getroffen, und man fing eben an, die zu dem Ende nöthigen Gebäude aufzuführen. Wir wurden inzwischen auf die herzlichste Weise willkommen geheißen, und bei der zuvorkommenden Freundlichkeit und Höflichkeit meines neuen Bekannten fühlte ich mich bald unter seinem wirthlichen, aber noch ganz rohen Dache völlig wie zu Hause. Der Contrast zwischen den geschliffenen Gesellschaftssitten und dem rohen Zustand der ganzen Umgebung war in der That höchst eigenthümlich. Seine Wohnung, die nichts mehr als eine bessere Art von indianischer Hütte mit einem Binsendach war, lag in der Mitte von 20 oder 30 Acres frisch umgebrochenen Landes, das noch ganz von riesenhaften Waldbaumen umgeben war, und mit den zahlreichen verfaulenden Stämmen und Stumpen, welche das üppig aufschießende Zuckerrohr und den Mais überragten, alle Zeichen trug, daß kürzlich erst die Axt hier freie Bahn gemacht habe. In einem langen Schuppen, wenige Schritte von der Hütte unseres Gastwirths, saßen ein halbes Dutzend spanische Arbeiter (Peons) mit ihren Weibern, die von der Arbeit des Tages, dem Fällen der Baume, dem Pflanzen des Zuckerrohrs und Ausjäten des Unkrauts hier ausruhten, eifrig sich über die großen Töpfe mit rauchender Affensuppe hermachten, und Bananen oder große Stücke geräucherten Pecari-Fleisches brieten. Um die bunte Gruppe zu vervollständigen, saßen hart daneben in gespannter Erwartung ihres spärlichen Antheils am Mahle fünf oder sechs halbverhungerte, dünnhaarige Hunde.

Unser Gastwirth gab uns zum Mahle gesalzenen Neufundländer Kabeljau, ein gebratenes Lendenstück von einem Pecari, einige gesottene Tauben und einen Salat von Kohlpalmenfrucht; unser Gemüse bestand aus gesottener Kohlpalmenfrucht und Yams. Geröstete Bananen dienten als Brod und Grogruwürmer vertraten die Stelle des Käses. Dieß sind Würmer so groß wie ein Daumen und das Erzeugniß eines großen, schwarzen Käfers, welcher seine Eier in die Höhlungen verfaulender Bergpalmen legt, aus denen dann die Würmer auskriechen; sie nähren sich von den zarten Stoffen des faulenden Baumes, bis sie nach drei oder vier Wochen ihre volle Größe erlangt haben. Sie sind so consistent wie Mark, und ein äußerst schmackhafter Bissen, sobald man einmal den Ekel, welchen ihr Aussehen natürlich anfangs erweckt, überwunden hat. Manchen Leuten ist es bei dem ersten Anblick übel geworden, sie haben sich aber nachher, sobald sie es einmal über sich gewonnen davon zu kosten, nicht satt daran essen können. Branntwein und Wasser nebst ein paar Gläser guten Madeira ließen uns nichts zu wünschen übrig.

Es war jetzt dunkel und wir wurden von Myriaden von Musquitos angepackt, in welcher Lage uns ein paar Cigarren doppelt zu statten kamen, denn abgesehen von ihrem Wohlgeschmack dienten sie auch als Mittel diese tropische Pest uns vom Leibe zu halten. Die Anzahl der Musquitos wuchs nichtsdestoweniger zu unserer großen Qual so sehr, daß wir endlich Feuer in einer Art von irdenem Ofen machen mußten, worüber man grüne Blätter von wildem Tabak warf. Der dichte Rauch, welcher daraus emporstieg, befreite uns großentheils von unsern Peinigern, aber die Abhülfe war kaum minder schlimm als das Uebel selbst, und wir legten uns endlich in unsere Hamaks, wo die Erschöpfung, trotz einzelner Angriffe unserer kleinen Feinde, uns bald in einen ganz erträglichen Schlummer wiegte.

Am folgenden Morgen machten wir uns, sobald wir Kaffee getrunken, auf den Weg, Muscovado, ich, Thomaso, Juan und

einer der Pond der Niederlassung. Wir brauchten einige Minuten, um über die längs dem Saume des Waldes frisch gefällten Stämme und die umherliegenden Zweige zu klettern, worauf uns dann der Wald aufnahm. Es ist nicht möglich, eine richtige anschauliche Beschreibung eines Naparima-Waldes zu geben; die nordeuropäischen Bäume sind kleiner als in irgend einem Theil von Trinidad, aber im Vergleich mit denen in diesem besondern Theil der Insel wahre Stauden. Diese Wälder bestehen meist aus Cedern, Balata-Bäumen, Poney, Cipre, Moro und einer Menge anderer Bäume, die ein vortreffliches Bauholz geben; ferner finden sich zahlreiche Palmenarten von der Kohl- oder Königspalme, und der Caratta- oder Fächerpalme bis herab zu der kleinen Grogru- oder Stachelpalme, die alle auf den Pflanzungen ihre besondere Anwendung finden. Alle die vorerwähnten Bäume wachsen dicht untermischt mit einander und zahlreiche große Weinreben und Parasitenpflanzen hängen daran herunter. Das Unterholz ist indeß nicht stark, in der That gerade nur so viel, daß das Jagdmesser des Jägers, wenn er sich Bahn brechen will, in mäßiger Arbeit ist.

Die Balatá-Bäume waren jetzt mit Früchten bedeckt, ein Umstand, der uns hoffen ließ, eine gute Anzahl Pecaris *) aufzufinden, da sie diese Früchte ungemein gern fressen und eifrig aufsuchen. Ich kostete die Frucht und fand sie ausnehmend süß und saftig. Sie ist so groß als eine Pflaume und hat eine dicke, zerbrechliche Rinde von gelbbrauner Farbe. Das Innere ist braun und hat zwei flache Samenkerne, gleich denen der Frucht Sapotilla; ich fand auch in der That später, daß die Balatá zu derselben Gattung wie die Sapotilla gehört, der sie an Geschmack und Saftigkeit keineswegs nachsteht. Doch zu unserer Jagd. Bald nachdem wir den Wald betreten, stießen wir auf eine Heerde von fast zwanzig großen, rothen Affen von der Art, die man in Trinidad und Südamerika unter dem Namen „Heuler" kennt.**) Wir begrüßten sie mit einer Salve, als sie eben sich an den Balatafrüchten gütlich thaten, und erlegten drei von ihnen, nachdem sie uns nicht wenig Mühe gemacht hatten, denn sie springen durch die Bäume mit einer erstaunlichen Schnelligkeit, so daß sie nicht leicht eingeholt werden, außer wenn die Aeste der Bäume sich nicht verschränken, und sie von einem auf den andern springen müssen. Ueberhaupt fand ich auf meinen Jagden in Trinidad, daß es schwer ist einen Affen, wenn er einmal den Rückzug angetreten hat zu treffen, außer wenn man auf ihn schießt, während er von einem Baum zum andern springt, oder wenn er nach dem Sprung sich wieder aufrichtet, denn in beiden Fällen macht er eine kurze Pause, während er sonst außerordentlich rasch durch die Zweige klettert. Bei dieser Gelegenheit belustigte mich eine Erzählung Thomaso's ungemein. Er zeigte uns mehrere Merkmale auf dem Gesichte eines der geschossenen Affen, und behauptete, diese kämen von den Blattern her, welche Krankheit unter diesen Thieren sehr gewöhnlich sey; auch versicherte er mich, es sey eine unter den Jägern der Insel sehr bekannte Sache, daß diese Krankheit, als sie vor einigen Jahren auf den Menschengesichtern der Insel Trinidad furchtbare Verheerungen anrichtete, unter den Affen gleichfalls arg gehaust und ihre Anzahl dermaßen vermindert habe, daß sie seit dieser Geißel in unendlich geringerer Anzahl sich gezeigt hatten.

(Schluß folgt.)

*) Das Pecari, gleicht dem gezähmten Schwein, ist aber etwas kleiner; eigenthümlich ist eine Eichel auf seinem Rücken, die oben eine Oeffnung hat, aus der eine gelbe Flüssigkeit von unangenehmem Moschusgeruch ausfließt. Beim Angriff vertheidigt sich das Thier muthig und nicht selten werden die Jäger verwundet, ja getödtet; das Fleisch ist sehr geschätzt und wird dem des zahmen Schweins bei weitem vorgezogen.

**) Der Alouatta seniculus der Naturforscher; es ist ein großes, rothes Thier, das sich durch seine laute, heulende Stimme auszeichnet.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Zweiter Abschnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

Von Sinope aus zogen die Reisenden am Ufer des schwarzen Meeres hin, dann hinter Delliler ins Innere und längs den Ufern des Kirketschit-Tschai hinan, den sie, wie der Name anzeigt, vierzigmal überschreiten mußten, und zwar auf recht schlechten Wegen. Sinope hat, zumal nach dieser südwestlichen Richtung hin, wenig Communication mit dem Innern des Landes. Am dritten Tage (den 28 Julius) kamen sie durch eine wilde, doch bewaldete Gebirgsgegend, an die großen vom Giaur Irmak bewässerten Ebenen, in welchen 88 v. Chr. G. der bithynische König Nikomedes und die Römer von Mithridat geschlagen wurden, und erreichten Nachmittags die von Reisfeldern umgebene Stadt Boiavad mit einer auf schroffem Fels erbauten Festung, wie man sagt von den Genuesen, wahrscheinlich indeß von den Byzantinern erbaut. Am folgenden Tage bemerkte der Verf. in Duraan in den Ruinen eines großen von Ziegeln gemauerten Gebäudes über dem Eingang einen Bogen von kunstvoll behauenen Steinen, ähnlich einem früher im antiken Theater von Smyrna bemerkten, mit einer arabischen Inschrift. — Am 31 besuchte er die alten Ruinen von Vizir Köpri, einer freundlich gelegenen Stadt mit breiten Straßen, gefolgt von ein paar hundert Müßiggängern aller Classen, die jedoch nichts weniger als belästigend, im Gegentheil bemüht waren, ihn auf Inschriften u. s. w. aufmerksam zu machen. Der Verf. theilt im Appendix vier dieser Inschriften mit, konnte jedoch zu keiner Sicherheit gelangen, ob diese Fragmente dem alten Phazemon, oder Neapolis, oder den in der Nähe gelegenen heißen Bädern von Cauvja angehört haben, deren große Heilkräfte Strabo rühmt, und die noch immer, wenn auch nur von wenigen Kranken, besucht werden. Hr. Hamilton besuchte diese auf dem halben Wege zwischen Vizir Köpri und Ladik gelegenen Bäder am 1 August, fand aber nur einige Gebäude im byzantinischen und eines im saracenischen Styl, und an den Mauern der Moschee ein Paar unleserliche griechische Inschriften. Am 3 kam er durch eine marschige Gegend an einem kleinen See vorbei, der seiner Lage nach nichts anderes als der Stiphane Palus seyn konnte; doch waren nirgends Reste der von Strabo beschriebenen königl. Residenz Kizari zu sehen; vielleicht stand derselbe auf einem hohen Kalkfelsen hinter Ladik, oder noch weiter östlich, wo jetzt das Dorf Kiz-

Ogla liegt. Auch bei Sonnisa, in der Ebene, welche Strabo Phanaroea nennt, suchte der Verf. vergebens nach Ruinen, und ebenso weiterhin an den Ufern des Iris, wo den Angaben nach Eupatoria gelegen haben muß; dann aber gelangte er in eine große fruchtbare Ebene bei Herek, welche, nach den Erzählungen der Türken, vormals ein von großen Fahrzeugen belebter See gewesen seyn soll. Am 4 passirte er den Lykus auf einer aus antiken Fragmenten von den Türken erbauten Brücke, und fand darin auch eine Marmorplatte mit dem Bruchstück einer Inschrift, die nach den Schriftzügen der Periode nach Eroberung des Landes durch die Römer angehört. Bald darauf erreichte er Niksar, das alte Neocäsarea, und sucht durch viele Zusammenstellungen die Vermuthung Mannerts zu begründen, daß auch Cabira (welche Stadt später, obwohl noch vor Strabo's Zeit, Diopolis und dann Sebaste genannt ward) an demselben Flecke lag. Einige Stunden weiter kam er an einen türkischen Begräbnißplatz mit mehrern Steinblöcken von hellenischem Ansehen; der Ort heißt jetzt Gumenek, Cramer nennt ihn Komanak, und wahrscheinlich lag hier Comana Pontica, das nach Gregorius von Nyssa nicht weit von Neocäsarea entfernt war. Der in der Nähe befindliche, von Tavernier beschriebene große Felsblock mit zwei Grabhöhlen von antiker Arbeit wird nur kurz erwähnt.

Am 7 und 8 August blieb der Verf. in Tokat, dessen Bevölkerung von etwa 20,000 Seelen meist aus Armeniern besteht. Auffallend war es ihm, alle Häuser aus an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut zu finden, obgleich die Stadt von den schönsten Marmorfelsen rings umgeben ist, auf deren einem die Ruinen einer alten Festung sich sehr malerisch darstellen. Von der Seite dieses Felsens führen Stufen hinab ins Innere, ähnlich wie in Unieh-Kaleh, aber auch eben so zerfallen. Von interessanten Resten des Alterthums erwähnt der Verfasser nichts, schildert dagegen den traurigen Zustand der türkischen Administration, der das ganze Reich einer gänzlichen Umwandlung rasch entgegenzuführen scheint. — Am 9 setzte er über den Iris in die Kaas-Ova (Gänse-Ebene, die Darimonitis des Strabo), sah später auf einem Begräbnißplatz mehrere antike Säulenschafte, worunter einer mit unleserlicher griechischer Inschrift, und erreichte Nachmittags den ärmlichen Flecken Turkhal, in reizender Lage am Fuß eines hohen ganz allein stehenden Felsenberges, auf dessen Spitze die Ruinen einer bedeutenden, doch nicht sehr alten Festung stehen. Die Thore sind jedoch aus ungeheuren Felsquadern erbaut, und der Verf. zweifelt nicht, daß hier die von Strabo erwähnte alte Stadt Gaziura lag, welche von andern für identisch mit Talaura gehalten wird, einem der festen Plätze Mithridats im Pontus. — Am 10 erreichte der Verf. die bedeutende Stadt Zilleh, und ward in dem Konak des Gouverneurs, des reichen, gastfreien Seid-Bey, prachtvoll bewirthet. Zilleh ist das alte Zela, zu Strabo's Zeit die Hauptstadt der Provinz Zelitis unter der Königin Pythodoris. Die jetzige türkische Festung liegt auf einem merkwürdigen schwarzen Berge, der sich inmitten der Stadt ganz einsam aus der Ebene erhebt, und welchen Strabo die Mauer der Semiramis nennt. Die Mauern stehen auf den Fundamenten einer alten byzantinischen Festung; doch finden sich auch noch Reste des ältesten Baues, große Marmorblöcke, zerbrochene Architrave, Säulenschafte, große jonische Capitäle u. s. w., und zwei antike Inschriften werden im Appendix mitgetheilt. Am folgenden Tage führte der Weg in nordwestlicher Richtung ein Strombett hinan, und in etwa einer Stunde an das berühmte Schlachtfeld, von welchem Cäsar mit den Worten „veni, vidi, vici" seinen Sieg über den König Pharnaces meldete. Mittags kamen die Reisenden in das fruchtbare Thal des Iris, mit großen wohlbewässerten Maulbeerpflanzungen, später an den Resten eines antiken Aquäducts vorbei, und gegen Abend nach Amasia, das gegenwärtig 3 bis 4000 türkische und gegen 900 armenische und griechische Häuser zählt.

In diesem Geburtsorte Strabo's verweilte der Verf. drei Tage, um wenigstens die interessantesten Gegenstände: die Akropolis, die antiken Wälle und die Gräber der Könige, näher in Augenschein zu nehmen. Der Berg, auf welchem die Akropolis liegt, ist so schroff, daß man von der Stadt aus nur auf einem beträchtlichen Umwege hinaufkommen kann; in dieser Beziehung heißt es in der alten Beschreibung, der Berg sey 5 bis 6 Stadien hoch. — Wo der Weg zuerst bergan geht, sind zwei Inschriften, in alten rohen griechischen Buchstaben in den festen Felsen gehauen; die Akropolis selbst enthält aber wenig antike Reste, worunter die großen Ruinen zweier hellenischen Thürme von schöner Bauart auf dem höchsten Punkte, den Strabo κορυφαι nennt, hervorragen. Die Steine der wohlerhaltenen griechischen Mauerreste sind alle convex, d. h. in der Mitte ein paar Zoll vor den Fugen herausragend (stilo rustico). Wichtiger noch sind indeß die Ueberbleibsel der in das Innere des Felsens führenden Treppe, weil sie ganz derselben Art ist, wie die Stufengänge in die Felsen von Unieh, Tokat, Turkhal und Zilleh, und also darzuthun scheint, daß auch diese letztgenannten hellenischen Ursprungs sind, denn die hier in Amasia befindliche Treppe ist ohne Zweifel dieselbe, welche Strabo συριγγες nennt. Das Herabsteigen von der altgriechischen Eingangspforte an (welche 20 Fuß unter der Oberfläche ist) ward Hrn. Hamilton sehr beschwerlich; doch ließ er sich nicht abschrecken und erreichte 300 Fuß tief ein von hellenischem Mauerwerk eingefaßtes Bassin mit klarem Wasser. Der ganze Treppengang ist durch den Felsen gehauen, und dieser besteht nur theilweise aus weichem Schiefer, meist aus hartem Kalkstein.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Anwendung der Anthracitkohle zur Eisenfabrication in Amerika. Erst seit einigen Jahren hat man in Amerika angefangen, den Anthracit zum häuslichen Gebrauch zu verwenden. Seit noch kürzerer Zeit erst ist der Streit entschieden, ob diese Kohlengattung auch als Brennmaterial zur Erzeugung des Dampfes sich eigne, und obgleich die zahlreichen feststehenden Maschinen seit mehrern Jahren, namentlich zu Philadelphia, mit Vortheil durch Anthracitkohlen geheizt werden, so hat man doch lange gezweifelt, ob sich dieselben auch statt des Holzes auf den Dampfschiffen und Eisenbahnen gebrauchen lassen. Alle diese Fragen sind jetzt bejahend gelöst, so wie auch die über die Anwendung derselben beim Eisenschmelzen; man hat jetzt aber die Probe in Hoch- und Puddelöfen gemacht, und ein großer Theil der Eisenfabrication wird jetzt vermittelst derselben betrieben. (Echo du Monde Savant vom 26 Januar.)

Galerie Aguado. Der Verkauf dieser reichen Sammlung ist auf den kommenden März festgestellt, und da dieselbe eine große Anzahl Meisterwerke enthält, so glaubt man, daß eine Menge Kenner und Liebhaber nach Paris strömen werden. (Monit. industr. vom 26 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1843.

Spanische Industrie.

Erster Artikel.

Metallurgie von Malaga und Almeria.

Die französische Regierung, welche die vortreffliche Gewohnheit hat, zur Belehrung der französischen Handelskammern Notizen über den innern und äußern Verkehr aller Länder herauszugeben, hat oft versucht eine Handelsstatistik von Spanien zu erhalten, aber der Mangel an Centralisation hat es immer vereitelt, und alles was sich erhalten ließ, sind die Berichte der Consuln über die Häfen und Provinzen, wo sie aufgestellt sind. Die Regierung hat vor kurzem diese Berichte von fünfzehn spanischen Provinzen herausgeben lassen, sie sind aber so unvollständig, daß sich durchaus nichts Allgemeines daraus ziehen läßt, doch geben sie über einzelne Industrien einzelner Provinzen Thatsachen, welche wohl werth sind, allgemein bekannt zu werden, und wir entlehnen einige daraus.

Metallurgie in Malaga und Almeria. — Silber. Die Entdeckung silberhaltiger Erze in der Sierra d'Almagrera hat in der Provinz Almeria einen großen Eifer zu ihrer Ausbeutung hervorgerufen, und nach Erkundigungen, welche an Ort und Stelle eingezogen worden sind, haben sie seit dem Anfang von 1840 mehr als fünf Millionen Franken geliefert. Den 1 August 1841 schlug man die Zahl der Gruben auf 3000 an, und die der Gesellschaften, welche sie bearbeiten, auf etwa dieselbe Zahl, aber nur drei derselben, die Gruben Observacion, Carmen und Esperanza geben beträchtliche Producte von guter Qualität. Die erste derselben hatte in achtzehn Monaten für 80,000 Piaster Mineral verkauft, und alle drei zusammen liefern monatlich 75,000 Unzen Silber, auf den Fuß von 5 Unzen für jeden Centner Mineral. Im Allgemeinen bringen aber diese Minenspeculationen nicht mehr als 5 Procent von dem darein gesteckten Capital ein. Die plötzliche und übermäßige Speculation, in die sich das Land in Folge der Entdeckung der Minerallager in Almagrera geworfen hat, ist dem Ackerbau schädlich geworden, indem sie ihm eine allzugroße Menge von Arbeitern entzogen hat. Bloß in den Monaten April und Mai 1841 erhielt der Ingenieur von Malaga 138 Anzeigen von Eröffnung neuer Gruben, nämlich 36 von Antimonium, 29 von Kupfer, 29 von Blei, 18 von Steinkohlen, 9 von Eisen, 8 von Silber u. s. w. Die spanische Gesetzgebung hat durch die Liberalität, mit der sie das Zersplittern der Bergwerke erlaubt, die Zahl der Gruben sehr vermehrt, aber auf der andern Seite ihre Wichtigkeit sehr vermindert. Es gibt Gesellschaften, deren Capital zu der Eröffnung einer isolirten Grube zusammengeschossen, nicht über 500 Franken beträgt, die aus Actien von 5 bis 10 Fr. bestehen, und wobei vier bis acht Arbeiter angestellt werden können. Man fängt schon an einzusehen, daß es nothwendig seyn wird, die Arbeiten mehr im Großen zu betreiben, im Verhältniß als die Gruben tiefer werden, und man kann voraussehen, daß in einigen Jahren der dortige Bergwerksbetrieb sich in wenigen Händen concentriren wird. Uebrigens haben die Minen in ganz Spanien im Jahre 1841 einen sehr beträchtlichen Aufschwung genommen, man berechnet, daß die Steuer von 5 Proc., welche der Staat von dem Product dieser Industrie erhebt, in diesem Jahre 1,699,000 Franken betragen hat, was mehr als ein Drittheil mehr ist als im Jahre 1840. Aus dieser Berechnung sind die verpachteten Kupferbergwerke von Rio-Tinto, sowie die Quecksilberminen von Almaden ausgeschlossen; diese letzteren tragen dem Staate 672,000 Franken ein. Die ganze Bergwerksindustrie in Spanien scheint 500,000 Menschen zu ernähren.

Blei. Der Handel von Abra und Almeria hat in dem nordamerikanischen Blei eine furchtbare Concurrenz gefunden, welche früher unmöglich geschienen hatte. Man versichert, daß verschiedene Ladungen von Blei, von Neuorleans expedirt, in Hamburg, London und Marseille angekommen und zu niedrigern Preisen verkauft worden seyen, als die von dem Blei der Sierra de Gador vor ihrer Einschiffung sind, also ehe sie die Einschiffungskosten und die vom spanischen Schatz erhobene Steuer (nämlich 2 Fr. 32 Cent. per Centner von 100 Kilog. unter spanischer Flagge und 3 Fr. 10 Cent. unter fremder) bezahlt haben. Dieses unerwartete Ereigniß hat den Preis des Bleies in Almeria sehr herabgedrückt, so daß im August letzten Jahres der Centner von 100 Kilogr., welcher im Anfang

des Jahres noch 46 bis 48 Fr. kostete, auf 29 Fr. 12 Cent. gefallen war. Die Handelshäuser, welche das rohe Mineral um 20 Fr. 12 Cent. die 100 Kilogr. gekauft hatten, machten große Verluste und wollten nur mit einem Rabatt von 25 Procent ihre Einkäufe fortsetzen, aber die Minenbesitzer weigern sich herabzugehen, theils um nicht an ihrem gewohnten Gewinn zu verlieren, theils weil die Bearbeitung der zum Theil erschöpften Bergwerke zu theuer ist. Es ist schon vorauszusehen, was das Resultat einer Krise seyn mag, welche diesem einträglichen Zweig der spanischen Industrie einen ungeheuren Schaden bringen kann. Man versichert, daß der Handel vor allem von der Regierung die Aufhebung der Steuer, welche sie auf das Product erhebt, verlange.

Reißblei. Die Bergwerke dieses Metalls sind ausschließendes Eigenthum der Regierung, die reichsten sind im District Marbella gelegen; sie gaben ehemals beträchtlichen Gewinn, aber die fiscalen Schwierigkeiten bei der Ausfuhr haben den englischen Handel, der sich früher in Spanien damit versah, veranlaßt, sich nach Deutschland zu wenden.

(Schluß folgt.)

Ausflug längs der Westküste von Trinidad.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Unsere Hunde schlugen unaufhörlich an, und einmal um das andere brachte ein Schuß von einem unter uns einen Toucan, eine gehaubte Taube, einen Papagey oder eine Turteltaube herunter. Endlich ertönte ein einzelner Laut von dem Hunde eines Peons, worauf dieser sogleich ausrief: Lapa, lapa, vamonos caballeros! (Ein Lapa,*) vorwärts meine Herren) und fort flog er wie der Wind durch Stauden und Büsche, die ihm den Weg versperrten, so daß Muscovado, ich und unsere zwei Leute nur mit Mühe ihm so weit folgten, daß wir ihn nicht aus den Augen verloren. Endlich holten wir ihn glücklich ein, als er am Stamm einer ungeheuren, vor Alter zusammengestürzten Bergpalme stehen geblieben war. Der Lapa hatte sich in der Höhlung des Baumes verborgen, und rund um denselben kratzte und heulte nun unsere ganze Meute aufs eifrigste. Unser Peon rief die Hunde zurück, und machte nun Anstalt, den Ein- und Ausgang der Höhlung zu verstopfen, denn der Lapa hat unabänderlich ein Loch, durch welches er zu entkommen sucht, so wie eines das als Eingang dient. Es war die Absicht des Peons, wenn die beiden Löcher verstopft seyen, mit feiner Art über dem Rücken des Thieres eine Oeffnung zu machen, groß genug, um mit seinem Jagdmesser hineinzustoßen, dann aber die Oeffnung zu erweitern, um sein Wild herauszuziehen. Der Plan mißglückte indeß, denn indem er das Ausgangsloch verstopfte, sprang der Lapa zum andern Loche hinaus, Muscovado und ich schossen nach ihm, jedoch ohne zu treffen, die Hunde verfolgten ihn und der Spanier rief: en la agua! (er ist nach dem Wasser!) Wir verloren bald unsern Peon aus dem Gesichte, bis er auf ein von Thomaso gegebenes Zeichen, ein eigenthümliches Pfeifen auf den Fingern, Antwort gab, und wir fanden ihn an einer breiten Schlucht, in der hie und da große Pfützen von trübem Wasser standen. Ohne Zweifel war der Lapa in eine derselben hineingesprungen. Unser Peon zog nun seine Halbhosen, das einzige Kleidungsstück, welches er auf dem Leibe hatte, aus, und watete nach einer Stelle, wo seiner Vermuthung nach sich das Thier versteckt hatte. Dessen vergewisserte er sich bald, indem er mit einem langen biegsamen Stab die Stelle näher untersuchte. Nun stieg er aus dem Wasser und machte sich sogleich an die Arbeit ein paar große Pfähle zuzuschneiden, um an der Seite das Ufer abzugraben, und so den Lapa zu nöthigen, ins Wasser zu springen. Als alles in Bereitschaft war, stellte er Muscovado und mich an geeigneten Stellen zum Feuern auf, während er selbst und Thomaso mit ihren braunen kräftigen Armen eifrig am Rande des Ufers gruben, und Juan mit einer Art die Wurzeln eines Baumes abhieb, welche unmittelbar über dem Theil des Lochs sich befanden, wo der Lapa lag. Nach einer viertelstündigen harten Arbeit war die Wurzel weggeräumt und eine Oeffnung gemacht, groß genug, um einen unsrer kleinsten Hunde hineinzulassen. Bald darauf hörte man einen Plump ins Wasser, und der Hund kam stark blutend zurück. Jetzt forderte der Peon uns auf, längs der Schlucht scharf umher zu spähen und wir thaten dieß in gespannter Erwartung eines Schusses, in der wir uns auch nicht täuschten. Das Thier tauchte in unserer Nähe auf, um zu athmen, und Muscovado feuerte, wie es schien, ohne Wirkung, denn es tauchte alsbald wieder unter. Wir umstanden in lebhafter Spannung den Wasserpfuhl, und die Hunde, am Rande des Wassers vertheilt, mit gespitzten Ohren und emporgerecktem Schweif erwarteten unter leisem Knurren ihre Beute. Da nach dem Schusse einige Minuten vergingen, ehe wieder etwas zum Vorschein kam, so schloß der Peon daraus, daß das Thier wieder in sein Loch zurückgegangen sey, und suchte es mit demselben Hund, der es zuerst herausgetrieben, abermals anzugreifen. Der Hund hatte aber keine Lust, was nicht zu verwundern war, denn er hatte einen tüchtigen Biß am Kopf bekommen. Der Peon versuchte es nun mit einem Hund nach dem andern, aber keiner wollte hinein; nun schnitt er ein Blatt von einer Fächerpalme ab, machte eine Art von biegsamem Besen daraus, stieß diesen ins Loch hinab, und als er dieß eine Zeit lang gethan, sah sich der Lapa abermals genöthigt ins Wasser zu springen. In kurzem steckte er in meiner Nähe die Schnauze heraus und ich feuerte sogleich. Der Peon bemerkte alsbald, ich hatte das Thier getroffen, und dieß bewahrte sich auch, indem bald das Wasser sich mit Blut färbte; nun sprang er selbst hinein, tappte eine Zeitlang darin herum, packte endlich das Thier und zog es heraus — es war völlig todt. Der Peon schnitt dasselbe — es war ein schönes Mann-

*) Der Lapa gehört zu derselben Gattung wie das Guineaschwein; es ist die Cavia paca der Naturforscher, gleicht so ziemlich dem Guineaschwein in äußerer Gestalt, ist aber um ein gutes größer, nämlich etwa 2 Fuß lang und hat kastanienbraune Haare auf dem Rücken, der bei dem Jungen weiße Flecken hat, welche indessen bei erwachsenen Thieren großentheils verschwinden.

chen und wog 25 Pf. — sogleich auf, und hing es dann nach indianischer Weise in einer Art von Korb aus Caratta-Blättern, den er Guapara nannte, um seinen Nacken.

Wir wanderten nun weiter fort durch den Wald in der Hoffnung auf eine Heerde Pecari zu stoßen, da aber unsere Hunde nicht mehr so eifrig jagten und augenscheinlich stark durch die Hitze litten — denn es war jetzt die heißeste Tageszeit, etwa 11 Uhr Mittags — so machten wir Halt und ruhten gegen zwei Stunden lang an der Seite eines kleinen Baches aus. Als wir uns anschickten die Jagd fortzusetzen, war ich nicht wenig erstaunt, daß Thomaso und der Peon alle Hunde einen nach dem andern fingen, und ihnen Nasen und Augen mit gewissen Blättern rieben, die sie von einer kleinen in Menge wachsenden Staude gesammelt hatten. Als ich nach dem Grund fragte, sagten sie mir, es würde sie mehr zur Jagd antreiben. Ich war, wie man sich leicht denken kann, hinsichtlich des glücklichen Erfolges dieses wunderlichen Mittels ziemlich ungläubig, aber Reisende und Jäger bekommen oft seltsame Dinge zu Gesicht. Groß war mein Erstaunen, als die Hunde, sobald man sie abermals zur Jagd antrieb, mit ganz ungewöhnlichem Eifer jede Wurzel, jeden Busch und jedes beschnoberten. Dieß schrieb ich anfangs ihrer langen Ruhe zu, als ich aber später die Sache einem gewaltigen Nimrod der Insel erzählte, bestätigte er mir, wie es mir schon mein Freund Muscovado gesagt hatte, daß die fragliche Pflanze ohne allen Zweifel die ihr zugeschriebene Wirksamkeit habe. Wie sie auf die Hunde wirkt, konnte ich nicht erfahren. Der Strauch war etwa 2 Fuß hoch und hatte einen einzelnen Stengel. Es mag sich damit verhalten wie ihm wolle, in weniger als 10 Minuten hatte die Meute eine Schaar Pecaris aufgestöbert, die nach einem raschen, aber kurzen Rennen in einer tiefen Schlucht zum Stehen gebracht wurden, wobei jedoch die Hunde sich in respectvoller Entfernung hielten. Aus der Schlucht war nur auf einer Seite zu entkommen, denn rückwärts war der Ausgang durch eine 10 bis 12 Fuß hohe Wand gesperrt, die beiden Seiten waren zu steil um hinanzulaufen, der Eingang mußte also auch zum Ausgang werden und hier hatten die Hunde Posto gefaßt. Thomaso und der Peon, mit Jagdmessern und einem rostigen, auf eine Stange gesteckten Bajonnett bewaffnet, stellten sich an der Mündung der Schlucht auf, während Muscovado, Juan und ich aus geringer Entfernung eine Salve auf die Pecaris gaben, zwei davon tödteten und mehrere verwundeten; alle die noch laufen konnten, etwa sechs, stürzten nun nach der Mündung der Schlucht zu, wo sie von den Hunden, so wie von den Jagdmessern und Bajonetten unsrer beiden braunen Jäger empfangen und mit Zurücklassung von zwei Todten wieder in die Schlucht zurückgetrieben wurden. Von unsrer Seite war nur ein Hund, aber sehr schwer verwundet. Inzwischen hatten meine Gefährten und ich wieder geladen, zielten scharf, tödteten noch zwei und verwundeten die übrigen. Jetzt stürzte alles nebst den Hunden hinein in die Schlucht, und bald lag die ganze Heerde am Boden. Das Gefecht war scharf auf beiden Seiten, und ohne unsere Gewehre und unsere bedeutende Zahl hätten die meisten Pecaris entkommen müssen. Außer dem schon erwähnten waren noch drei von unsern Hunden durch ihre Hauer übel zugerichtet.

Wir wandten jetzt nach Hause um, mußten aber den größten Theil unsers Wildes erst später nachkommen lassen, da unsere Leute mit einem Drittheil hinlänglich beladen waren. Muscovado und ich legten selbst mit Hand an, um die Affen und Vögel zu tragen. Nach einem langen, ermüdenden Marsch erreichten wir die Hütte unsers Freundes, der über unser Jagdglück nicht wenig erfreut war. Wir wechselten unsere Kleider und besprachen unsere Jagd bei Branntwein und Wasser. Bald ging es zum Mahle, das so ziemlich dem gestrigen glich, mit der Ausnahme, daß eine gebratene Affenschulter den Platz der Grogru-Würmer einnahm. Muscovado aß von diesem neuen Gericht, aber all sein Zureden war nicht im Stande mich zur Theilnahme zu bewegen. Bei Wein und Cigarren brachten wir den Abend zu, schlugen Musquitos todt und legten uns endlich zur Ruhe.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Zweiter Abschnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

(Fortsetzung.)

Gleich unterhalb der Citadelle sind im Süden die berühmten Gräber der Könige (*βασιλέων μνήματα*), fünf an der Zahl, zu denen man nur auf schmalem Pfade gelangen kann, welcher erst durch eine enge Höhle und dann durch eine in die senkrechte Felswand hinein gehauene offene Galerie führt. Leider finden sich in den Gräbern keine Inschriften. Unter denselben, ostwärts, sind bedeutende Reste einer antiken Mauer mit einem viereckigen Thurm im besten hellenischen Styl; es sind dieß ohne Zweifel dieselben Mauern, welche nach Strabo's Beschreibung die Einfassung der Königsgräber bildeten.

Unter den vier Brücken, welche innerhalb der Stadt über den Iris führen, ist die eine steinerne sehr alt, offenbar römischen Ursprungs, aber merklich gesunken. Unter den Gebäuden der Stadt bemerkte der Verf. nur eines, dessen Mauern aus antiken Bruchstücken bestand, und fand darunter auch einen Thorstein mit griechischer Inschrift. Zu näherer Untersuchung der in saracenischem Styl erbauten Gräber früherer Sultane am Eingange der Stadt blieb ihm keine Zeit. Ueber die Gründung und früheste Geschichte Amasia's wissen wir nichts; doch unter der Dynastie der Könige von Pontus muß es ein wichtiger Platz gewesen seyn, und aus den vielen Münzen wissen wir, daß es nach der Eroberung Kleinasiens durch die Römer und während der ganzen Dauer des Reichs den Titel „Metropole des Pontus" führte, dagegen wird es unter den spätern byzantinischen Kaisern nur beiläufig erwähnt. Unter den Münzen, die der Verfasser hier erhielt, war keine von Amasia selbst (die sonst nicht selten sind), dagegen eine seltene Münze von Pimolisa, bemerkenswerth wegen der vollendeten Darstellung des krummen Schwertes des Perseus. Dieses ist das charakteristische Zeichen auf den Münzen verschiedener Städte im Pontus, so wie auf denen mancher Küstenstädte, wie Sinope, Amisus und Amastris, Perseus mit dem Medusenhaupt und einer Leiche zu seinen Füßen dargestellt ist.

In Bezug auf die Reste des Aquäducts am Eingange der Stadt erzählen die Türken folgende Geschichte. Eine schöne Amasierin versprach einem reichen jungen Mann, Namens Fer-hat, die Ehe, wenn er durch eigene Arbeit das Wasser aus einem entlegenen Thal in die Stadt geleitet haben würde. Er ging sofort ans Werk und arbeitete Tag für Tag, bis ihm eines Tages eine alte Frau sagte, seine Schöne wäre längst gestorben, und würde, wenn sie noch lebte, über 70 Jahre alt seyn; da gab Fer-hat seine Arbeit auf, starb an gebrochenem Herzen und ward neben der Leiche seiner Geliebten auf dem Gipfel eines nahen Berges beerdigt. — Amasia ist jetzt, ungeachtet der Seidenzucht, deren Production jährlich über 50,000 Okas (etwa für 6 Millionen türkische Piaster) beträgt, ein ärmlicher Ort. Auffallend war dem Verf., alltäglich in dem Schmutz der Straßen, anstatt der sonst gewöhnlichen Hunde, eine Menge weißer Geyer wühlen zu sehen.

Am 1[illegible] August, Tags nach der Abreise von Amasia, fand der Verf. bei dem Dorfe Tekiyeh zwei griechische Grabsteininschriften aus dem 3ten Jahrhundert, und besuchte Abends eine angeblich von Sultan Suleiman erbaute Festung bei der Stadt Tschorum. Die Mauern bestanden aus unzähligen architektonischen Fragmenten, besonders Grabsteinen mit verwischten Inschriften und Kreuzen, die mit Sicherheit auf das frühere Daseyn einer großen christlichen Stadt in dieser Gegend hinweisen, was um so interessanter ist, da der Ort unweit der Gränze des alten Galatia liegt. Daß Tschorum und Tavium nicht identisch sind, hat der Verf. im Journal der geographischen Gesellschaft in London (VII. p. 75) dargethan. Die Türken sagten, diese alten Bruchstücke kämen von einem Orte Namens Kara Hissar, welchen der Verf. zu besuchen beschloß. Am folgenden Tage erreichte er diesen von Tekiyeh-Hataz drei Stunden südwestlich gelegenen Ort am Fuß einer hohen Bergspitze. Hier fanden sich zunächst die Ruinen einiger großen, wahrscheinlich türkischen Gebäude (Bad, Khan, Mosche u. s. w.), zum Theil aus alten römischen Ziegeln erbaut; aber ein halb Stündchen weiter nach Südsüdwest, bei einem turkomanischen Dorfe, überraschte Hrn. H. der Eingang eines antiken Tempels. Die beiden Hauptsteine bilden die gigantischen Seitenpfosten, deren Vorderseite zu monströsen Figuren mit Menschengesichtern, Vogelleibern und Löwenklauen in ägyptischem Styl ausgehauen sind. Die seitwärts laufenden Mauerreste bestehen aus enormen Blöcken von sogenanntem cyklopischem Charakter, theilweise mit flachen Reliefs versehen, die leider sehr gelitten haben. Man unterscheidet: Kinder, die auf Instrumenten spielen, drei Priester in langen Röcken, Widder, die zum Opfer getrieben werden, und einen Stier, alles sehr roh gearbeitet und undeutlich. An der innern Seite des einen Pfosten ist ein zweiköpfiger Adler eingehauen, vermuthlich in späterer Zeit. Auf einem großen Stein im Dorfe selbst fand der Verf. auch eine Inschrift, doch in Schriftzügen, die ihm ganz unbekannt waren (er hat eine Nachbildung im Werke mitgetheilt).

In Yeuzgatt, einer neuen von Achmet Pascha, dem Vater des bekannten Suleiman Bey Tschappan Oglu, begründeten Stadt verweilte er einen ganzen Tag, sah am 21 auf den Begräbnißplätzen bei den Dörfern Hassandschi und Nefez-Kiöi, besonders in letzterem, zwar manche Fragmente byzantinischer Architektur und römischer Töpferarbeit, auch einige Inschriften, fand sich aber in seinen Erwartungen (in Folge der Angaben früherer Reisenden) sehr getäuscht, und zog von da weiter nach Boghaz-Kiöi, wo Texier sich der interessanten Ruinen wegen acht Tage lang aufgehalten hatte. Im Osten des Dorfes ist ein beträchtlicher Raum mit einer Mauer umgeben, die an der Nordostseite aus großen cyklopischen Quadern besteht; weiter nach Südosten steht auf hohem Felsen ein zweites Fort, zwischen beiden aber sind die Ruinen eines großen Tempels aus enormen Blöcken in prächtigen Verhältnissen erbaut, die das wohlerhaltene Fundament genau erkennen läßt. Das ganze Gebäude mißt 219 und 140, der innere Raum 87 und 65 Fuß in der Länge und Breite. An der Südwest- und Nordwestseite waren Eingänge und vor der letztern eine Reihe grandioser Treppenstufen; die gegenüberliegende Seite bildete eine lange Reihe kleinerer Gemächer. Ein Theil des Pronaos war aus schwarzem Trachyt oder Basalt, alles übrige aus Marmor erbaut; ringsum lief eine zwiefache Mauer, die erste 30 Fuß vom Tempel entfernt, die andere 70 Fuß weiter ab, und in dieser sieht man am südlichen Winkel die Reste eines festen Thurmes; die Mauersteine sind 5 Fuß dick, und einige der Fundamentsteine 17 Fuß lang und 6 Fuß hoch.

Eine halbe Stunde nordöstlich sind in der Felswand merkwürdige Basreliefs, von welchen zwei, aus vielen hintereinander gehenden Figuren bestehend, eine Zusammenkunft zweier Könige vorzustellen scheinen, vielleicht behufs eines Friedensschlusses; Texier meint: eine Zusammenkunft der Amazonen und Paphlagonier. Hamilton ist nicht der Meinung; der Halys, der alte Gränzfluß zwischen Lydien und Persien, ist nicht weit entfernt, er hält daher die eine Hauptfigur mit langem Gewande und viereckiger Kopfbedeckung für einen König von Persien; die andere, auf einem nicht zu erkennenden Thiere stehend, in enganschließender Tracht, mit hoher kegelförmiger Mütze und Bart, für einen König von Lydien; auch gleicht die Kopfbedeckung des Gefolges dieses letztern der phrygischen Mütze. Das Thier, worauf der von Osten kommende König steht, ist dem Löwen ähnlich, wie er in den Monumenten von Persepolis erscheint, und mehrere seiner Trabanten stehen auf zweiköpfigen Adlern, ein auf persischen Gebäuden nicht ungewöhnliches Symbol. Mit den Amazonen stehen diese Thierfiguren in gar keiner Beziehung. Getrennt von diesen Jägen sind in demselben Hohlwege auch noch andere 7 Fuß hohe Figuren in den Felsen ausgehauen, zum Theil mit seltsamen Emblemen in den Händen.

Texier war ferner der Meinung, diese Ruinen gehörten der von Herodot erwähnten Stadt Pteria an, wo eine große Schlacht zwischen Crösus und Cyrus vorfiel; Hamilton dagegen glaubt, dieser Ort, der in Verbindung mit Sinope genannt wird, müsse weit näher am schwarzen Meere gelegen haben, hier aber, bei Boghaz-Kiöi, sey die wahre Lage des lange gesuchten Tavium oder Tavia, das unter anderm eines großen Tempels wegen berühmt war, und diese Annahme wird durch die alten Angaben der Entfernungen von Angora, Cäsarea, Amasia, Zela und andern Orten gerechtfertigt, was der Verf. ausführlich nachzuweisen sucht. (Fortsetzung folgt.)

Postertrágniß in Frankreich. Der allgemeine Ertrag der Posten belief sich im J. 1821 auf 24 Mill., im J. 1830 auf beinahe 34 und im J. 1841 auf 48 Mill., hat sich also binnen 20 Jahren verdoppelt. Im J. 1830 betrug die Zahl der täglich beförderten Briefe 174,841, im J. 1841 nicht weniger als 263 033. Darunter sind die Briefe der Behörden, welche frei von der Posttaxe sind, nicht mit einbegriffen. Die Zahl der Journale und Druckschriften, die im J. 1821 befördert wurden, war 76,240 täglich, im J. 1830 100,443, im J. 1841 155,679. (Moniteur industriel vom 28 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1843.

Des Holzhauers Tochter.

Eine hindustanische Volkssage.

In einem Königreiche des Ostens lebte ein armer Mann, dem es so gänzlich an weltlichen Gaben gebrach, daß er nicht einmal die nothwendigsten Mittel sich anschaffen konnte, um sein Geschäft, nämlich das des Holzhauens, fortzusetzen, und sich darauf beschränken mußte in Vereinigung mit seiner Frau und Tochter altes Holz zu sammeln. Fanden sie genug, um sich das für den Bedarf des Tages erforderliche Mehl anzuschaffen, so freuten sie sich des frugalen Mahles; aber nicht immer ward es ihnen so gut, und die Nothwendigkeit zu fasten wiederholte sich am Ende so oft, daß sie alle vor Hunger schmachteten. Wenn aber Nur-Singh und seine Frau selbst in dieser Noth zu leiden hatten, so war ihnen diese Lage doch noch weit schmerzlicher ihrer Tochter wegen. Diese war in heurathsfähigem Alter, aber fast ganz ohne Aussicht, dem Schicksal eines Altenjungfernstandes zu entgehen; denn wie sollten es die Eltern anfangen die erforderlichen Mittel zu einer annehmlichen Verbindung zusammenzuscharren? Was konnte ihr die Schönheit frommen, wenn keiner es der Mühe achtete den Ruf derselben in der Umgegend zu verbreiten? Sie lebten ja in tiefster Zurückgezogenheit, und die Gevatterschaft, stets mit ihrem Geschwätz bei der Hand, wo ein Gegendienst zu erwarten ist, fand hier durchaus keinen Grund zur Theilnahme.

Tulisa, die sich oft mit einigem Wohlgefallen im nahen Teich betrachtet hatte, war nicht ohne Ehrgeiz und konnte bei aller Armuth nicht umhin, ihren Träumereien nachzuhangen, und die trägen Stunden manchmal durch mancherlei Täuschungen zu versüßen. Sie bildete sich dann wohl ein, eine Prinzessin zu seyn und konnte in den Bildern eines luxuriösen Lebens, zu deren Verwirklichung auch nicht die geringste Hoffnung war, für eine Zeitlang die bittere Noth ihrer Lage vergessen. Auf dem kahlen Boden hingestreckt wähnte sie auf silbernem Divan zu ruhen, unter Decken vom reichsten Brocat, umgeben von allen Annehmlichkeiten des üppigsten Reichthums. Doch nur zu oft ward sie in diesen Träumen durch die Nothwendigkeit unterbrochen in den Wald zu gehen, um Holz zu suchen. Diese Wanderungen brachten sie eines Tages zu den Ruinen eines verfallenen, ganz mit langem Gras überwachsenen Brunnens, und hier entdeckte sie zu ihrer Freude, daß eine große Menge von Holz ringsumher lag, wovon sie eilig einen Haufen von mehr als gewöhnlicher Größe zusammenlas. In dieser Beschäftigung ward sie plötzlich durch eine Stimme erschreckt, die aus dem Brunnen zu kommen schien und sie bei ihrem Namen rief. Verwundert blickte sie um und horchte, Niemand erschien, doch hörte sie deutlich dieselbe Stimme sagen: „Willst du mein Weib seyn?" — Entsetzt raffte sie ihr Bündel auf und rannte davon, entschlossen, nie wieder dem unheimlichen Orte zu nahen. Aber der gute Preis, den sie für ihr Holz erhielt, mißfiel ihr gar nicht, und als der letzte Kauri ausgegeben war, und sie nirgends in der ganzen Gegend auch nur ein einziges Stück Holz zu finden vermochte, mußte sie doch die Furcht, einem Dschin zu begegnen, überwinden, und wieder zum Brunnen gehen. Der Anblick des Holzes, welches in noch größerer Menge als das erste Mal vor ihr zu liegen schien, bewog sie voranzugehen bis dicht an die gefürchtete Stelle. Rasch sammelte sie einen Bündel und hoffte schon ungestört mit ihrer Bürde den Rückweg anzutreten, als sie dieselben Worte vernahm: „Willst du mein Weib seyn?" — und noch mehr erschrocken als das erstemal wandte sie sich zur Flucht, lief so schnell die Last es nur irgend gestattete und erreichte unbeschädigt ihre Wohnung. Hier aber war die Noth bald wieder groß, denn auch die Eltern suchten überall vergebens nach Holz und drangen in Tulisa ihr Glück abermals zu versuchen, wodurch diese sich veranlaßt sah, sie mit dem Umstande bekannt zu machen, der ihr so große Angst einflößte. Der gute Mann und seine Frau fanden die Sache aber nicht so grauenvoll, wie die furchtsame Tochter, riethen vielmehr nochmals zu dem Brunnen zu gehen, und wenn sich die Stimme zum drittenmal vernehmen ließe, ihren unbekannten Bewerber an den Vater zu verweisen. Tulisa gehorchte, obgleich mit Unlust, und als sie wie gewöhnlich ihr Holz gesammelt hatte und eben damit zurückkehren wollte, ward die schreckliche Frage: „Willst du mein Weib seyn?" wiederholt. Allen Muth zusammennehmend erwiederte sie zitternd: „Wie kann ich einen

Vorschlag annehmen, der an meinen Vater gerichtet werden sollte?“ — „Schicke deinen Vater her,“ erscholl die Stimme, „und wir wollen unser Uebereinkommen treffen.“

Froh, unter so leichter Bedingung entlassen zu werden, ging Tulisa zu ihrer Hütte zurück und berichtete ihren Eltern treulich, was sich ereignet hatte. Der Vater aber machte sich sofort auf den Weg, den er zu seiner Verwunderung jetzt auch ohne Mühe fand. Auch brauchte er nicht lange auf die Stimme zu warten; deutlich genug erscholl es aus der Tiefe: „Du bist arm und elend; gib mir deine Tochter und ich will euch alle reich und glücklich machen; ihr sollt die schönsten Kleider und die besten Speisen erhalten; euer Schatten soll wachsen und eure Schätze sollen sich mehren, denn ich bin im Stande euch nach Herzenswunsch zufrieden zu stellen.“ Durch so glänzende Versprechungen geblendet, besann sich Nur-Singh keinen Augenblick auf den Vorschlag einzugehen. Der Tag zur Feier der Vermählung ward bestimmt und der Holzhauer kehrte wohl zufrieden mit den eröffneten Aussichten zurück. — Tulisa und ihre Mutter waren nicht wenig in Verlegenheit darüber, daß er mit leeren Händen heimkam, denn wie sollten sie es nun anfangen, die geeigneten Vorbereitungen zu treffen; es schien ihnen doch gar zu kränkend, bei so wichtiger Gelegenheit in ihrem elenden Aufzuge zu erscheinen. Doch wenige Abende vor der festgesetzten Zeit ward die Familie durch eine sehr unerwartete Erscheinung überrascht. Hundert Körbe wurden durch die Luft herbeigetragen und ganz in der bei Brautgeschenken üblichen Weise, nur daß die Träger unsichtbar waren; einige derselben waren mit der schönsten Auswahl von Früchten und Backwerk gefüllt, andere enthielten Shawls und alles was zur weiblichen Toilette gehört, während das Ganze nach orientalischer Sitte bunt aufgeputzt und von farbigen Lampen beleuchtet war. Diese Einleitung ließ das Beste erwarten, und Tulisa und ihre Mutter begannen von dem Geber solcher Geschenke die achtungsvollste Meinung zu fassen. Auch fanden sie sich zur bestimmten Zeit pünktlich am Brunnen ein, wunderten sich aber, denselben noch in seinem wildverwachsenen Zustande zu sehen; keine Zelte waren aufgeschlagen und nirgends eine Spur von Vorbereitungen zu einer Hochzeit. Endlich rief der getäuschte Holzhauer aus: „Wie soll ich meine Tochter verheurathen, wenn Niemand da ist, sie zu empfangen:“ — „Wir sind alle zugegen,“ — antwortete die Stimme — „der Bräutigam und seine Freunde; stecke den Ring an deiner Tochter Finger und sie ist die meinige.“ — Zugleich erschien ein Ring vor Nur-Singhs Augen; er folgte der Weisung, und wie er sich umdrehte, erblickte er ein schönes Zelt, worin eine reiche Tafel gedeckt war. Ohne Zögern nahm er mit Frau und Tochter Platz, um dem einladenden, ungewohnten Genusse des Mahles sich hinzugeben. Als sie zur Genüge gegessen und getrunken hatten, hielt vor dem Eingang des Zeltes ein schöner Tragsessel, wie Damen vom höchsten Range sich deren zu bedienen pflegen, wenn sie ihre Wohnung verlassen; doch jetzt fühlten Tulisa und ihre Mutter einige Beängstigung, und die Braut, wohl fühlend daß sie in der Gewalt eines mächtigen Geistes war, mit dem jeder Versuch des Kampfes fruchtlos seyn würde, entschloß sich nur zögernd sich auf den Kissen des Sitzes niederzulassen, und zog als dieß geschehen war, die Vorhänge zurück, um ihre Eltern noch einmal zu sehen. Diese aber, besorgt um das Schicksal ihrer Tochter, folgten der Sänfte durch eine tiefe Schlucht, durch welche sie in eine ihnen völlig fremde Gegend gelangten. In der Mitte einer weiten, trefflich angebauten Ebene gewahrten sie einen prächtigen Palast, umgeben von einer hohen Mauer, durch deren Hauptthor der Tragsessel mit ihrer Tochter alsbald verschwand. Da sie nun sahen, daß der Bräutigam sein Versprechen erfüllt habe, kehrten die Eltern der Braut zufrieden in ihre eigene Wohnung zurück.

Auf dem Wege dahin fanden sie Holz in Menge und sauber in Bündeln zusammengebunden; auch brauchten sie von der Zeit an nicht mehr für ihren Unterhalt zu arbeiten, ihr Wohlstand wuchs mit jedem Schritte; sie mietheten Diener, bauten sich ein hübsches Haus und lebten jeden Tag in Freuden. Die Nachbarn, die sich während ihrer Armuth gar nicht um sie bekümmert und nie gefragt hatten, ob sie irgend etwas zur Erleichterung ihrer großen Noth thun könnten, kamen jetzt sehr häufig zum Besuch und erkundigten sich neugierig, wie sie es denn eigentlich anfingen, so gut zu leben und immer Geld zu ihrer Verfügung zu haben. Nur-Singh und seine Frau fanden es aber nicht gerathen ihre Neugierde zu befriedigen, und bald erreichte der Neid eine solche Höhe, daß einige der übelwollenden Nachbarn zum König des Landes gingen und ihn baten, er möge den Holzhauer zwingen die Mittel anzugeben, wodurch er eine so außerordentliche Veränderung in seiner Lage bewirkt habe. Der König gab den argen Einflüsterungen nach und ließ Nur-Singh an seinen Hof kommen, um ihn auf das genaueste auszufragen. Der arme Mann berichtete nun ohne Rückhalt und Verstellung, wie sich alles zutrug bei der Verheurathung seiner Tochter und welchen Vortheil er selbst davon gehabt hatte. Aber seine Freimüthigkeit half ihm nichts; der König wollte seiner Erzählung keinen Glauben schenken, befahl in großem Zorn ihn auf die Folter zu bringen, und als er auch da bei seiner frühern Aussage beharrte, gerieth er noch mehr in Wuth und drohte ihm mit dem Tode. — Der unglückliche Holzhauer und seine Frau begannen jetzt zu fürchten, daß ihr gutes Glück sie verlassen habe und daß sie Unrecht gethan ihre Tochter einer Person zu vermählen, von der sie nichts wußten und durch deren Gaben sie in ein noch größeres Unglück geriethen, als das worin sie früher schmachteten. Wenn sie damals auch die Pein des Hungers litten, waren sie doch sicher vor Bedrückung und Gewaltthat, und waren auch selten oder nie so ganz entmuthigt, daß sie nicht wenigstens auf bessere Zeiten gehofft hätten. Jetzt starrte der Tod dem unglücklichen Gatten und Vater ins Gesicht, und wenn er hingerichtet wurde, was blieb dann seiner trostlosen Gefährtin, die nicht wußte, wo sie in der weiten Welt ihre der Obhut eines Fremden zu voreilig anvertraute Tochter suchen sollte? — In Verzweiflung durch das Schreckliche ihrer Lage verbrachten sie ihre Zeit in nichtigen Klagen über ihre eigene Leichtgläubigkeit; doch sie irrten sich in der

Voraussetzung, daß ihrer Tochter Gemahl sie ihrem Schicksal überlassen werde. Am Vorabend des zur Hinrichtung bestimmten Tages kam eine Stimme zum König und sprach: „O König! Verletze kein Haar auf des alten Holzbauers Kopf; er hat dich nicht hintergangen; ich habe mich mit seiner Tochter vermählt und werde mich furchtbar rächen an denen, die ihm das geringste Leid zufügen.“ — Der König antwortete: „Einen Tag will ich ihn noch am Leben lassen, doch nur um zu sehen, ob du wirklich die Macht hast, deren du dich so anmaßend rühmst: am folgenden Tage muß er sterben, denn ich lasse mich nicht durch leere Drohungen von meinen Vorsätzen abbringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Industrie.

Metallurgie von Malaga und Almeria.

(Schluß.)

Eisen. Man hat seit einigen Jahren im District von Marbella, anderthalb Stunden westlich von Malaga, beträchtliche Eisenlager entdeckt, deren wichtigstes das von Rio-Verde ist, welches aus einem Berg besteht, der fast ganz aus Mineral zusammengesetzt ist, so daß man es mit der Pickaxe und unter offenem Himmel ausbeutet. Die beiden Fabriken, welche dieser Berg mit Mineral versieht, sind in Malaga und in Marbella, und gehören einer Gesellschaft mit einem Capital von dritthalb Millionen Franken. Troz dem Ueberfluß und dem niedrigen Preis des Minerals und der Geschicklichkeit des Directors, welcher selbst einer der größten Actionnare ist, war diese Gesellschaft mehreremal am Rande des Ruins, aber sie überwand endlich alle Schwierigkeiten, und scheint jetzt vortheilhaft mit den Producten von Biscaya und den übrigen spanischen Provinzen concurriren zu können. Die Resultate der Fabrication waren im Jahre 1834 nur 14,033 Centr., waren aber im Jahre 1839 schon auf 58,841 Centr. gestiegen, im letzten Jahre betrug das Product täglich 240 Centr., und ist seitdem noch gestiegen. Die Fabrik von Marbella ist zum Guß bestimmt, sie enthält drei Hochöfen, drei englische Blasbälge von 8, 14 und 26 Pferdekraft, die vom Wasser getrieben werden, und eine Kammer für heiße Luft zum Gebrauch der Anthracitkohle in den Hochöfen, doch wird diese jetzt erst versucht und das gewöhnliche Material ist Holzkohle aus den Wäldern von Marbella. Das Mineral gibt zwei Drittel Gußeisen, aber man hat für nöthig gefunden es mit einem andern Mineral zu vermischen, was das Verhältniß auf 58 Proc. herabbringt. Die Fabrik in Marbella beschäftigt täglich 1054 Arbeiter zu einem durchschnittlichen Taglohn von 2 Fr. Das Gußeisen wird in die Fabrik von Malaga geschickt, wo es nach den besten englischen Methoden façonirt und in Stangeneisen, Blech- und Gußwaaren verwandelt wird. Diese Fabrik kann jährlich 110,000 Centner Waaren liefern, sie verbraucht 270,000 Centner Steinkohlen und Cokes. Die Steinkohle kommt aus Asturien und wird größtentheils von Gijon eingeschifft, sie kostete im Jahre 1840 an der Grube per hundert Kilogramme 1 Fr. 61 Cent. und in Malaga 3 Fr. 54 C. Man könnte zu diesem Preis in Malaga englische Steinkohlen haben, aber der Einfuhrzoll schließt die Concurrenz derselben aus. Diese Fabriken können dem Bedürfniß nicht mehr entsprechen, daher hat sich eine neue Gesellschaft gebildet, welche aus englischen und spanischen Capitalisten besteht, und die übrigen Eisenminen von Marbella bearbeitet; sie hat eine Fabrik errichtet, welche schon Stangen auf den Markt von Malaga liefert.

Dänisch-magyarische Entdeckungen.

Das Fädrelandet vom 22 Januar enthält eine kurze Kritik einer kleinen Schrift von Hrn. Th. G. Repp, welche unter dem oben angeführten Titel erschienen ist. Hr. Repp soll sich viel und angelegentlich mit Sprachforschungen beschäftigt haben, und der Recensent, ein Hr. Kühnel, behandelt ihn, obgleich mehrere starke Verstöße herausgehoben werden, mit vieler Rücksicht. Wir können indeß den Versuch des Hrn. Repp nur als eine arge Verirrung ansehen, wenn er irgend etwas mehr als ein Curiosum zu Tage fördern wollte. Man kann ihm seine Behauptungen, 1) daß Magyaren und Gothen in vorhistorischer Zeit Nachbarn gewesen, 2) daß Attila's Krieg mehrere hunnische Worte im westlichen Europa verbreitet, 3) daß durch die Normannenzüge manches magyarische Wort nach dem skandinavischen Norden gekommen seyn möge, — man kann ihm dieß alles zugeben, und daraus folgt noch gar nicht, daß man von dänisch-magyarischen Entdeckungen sprechen darf, denn solcher Austausch einzelner Worte, der ganz mechanisch, aber nicht genetisch ist, kommt überall vor, und würde überdieß, wenn er je in der vermeintlichen Ausdehnung stattgefunden hätte, viel natürlicher auf die germanischen Sprachen überhaupt, als auf die dänische insbesondere Anwendung finden. Der Danismus scheint gegenwärtig etwas in Paroxysmen zu fallen.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Zweiter Abschnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

(Fortsetzung.)

Am 23 brach Hr. Hamilton schon wieder auf, blieb aber auf dem Rückwege den folgenden Tag wegen Unpäßlichkeit seines Dieners in Yeuzgatt, und hörte daselbst durch einen italienischen Doctor von merkwürdigen Ruinen bei Aladschah, weßhalb er so weit zurückzugehen und dann von da über Sungurli nach Angora weiter zu reisen beschloß. Er fand sich indeß abermals getäuscht; bei Aladschah war nichts zu sehen als die Mauern einer zerfallenen türkischen Citadelle. Am folgenden Tage (den 26) fand er indeß einige Meilen weiter nach Nordnordosten einen abgesonderten Felsen, an dessen schroffer Wand ein Pfad hinanführte zu einem antiken Grabmal, bestehend aus einer in den Felsen gehauenen Galerie, deren horizontale Deckwand von drei kolossalen dorischen Säulen getragen wird, die unten 18 Fuß Umfang haben; zu beiden Seiten der Galerie sind Kammern von etwa 12 Fuß im Quadrat, mit Fensteröffnungen und Nischen. Weiterhin waren noch ein paar Grabhöhlen, aber alle ohne Inschriften und sonstige Kennzeichen. Am 27 zogen die Reisenden weiter von Aladschah in südwestlicher Richtung

über Gangurli nach den Steinsalzgruben von Serak Hamisch, die umständlich beschrieben werden, dann über Kotschuk Kiöi und Barsak-Dere nach Kalaidschik, wo der Verf. am 31 einige Ruinen untersuchte. Die zertrümmerte Festung ist ein türkischer Bau aus verschiedenen Perioden, unter den Trümmern aber findet man Fragmente antiker Grabmonumente, zum Theil mit unleserlichen Inschriften. Die Stadt selbst war erst vor wenigen Jahren durch einen berüchtigten Räuber, Kadi Keran, überfallen und ganz ausgeplündert worden. Drei Stunden nordwestlich, in dem Dorfe Akdschah-Tasch, fand der Verf. eine Menge antiker Baureste in den Mauern der Häuser, auch Inschriften (deren mehrere mitgetheilt werden) und Basreliefs, unter andern das Brustbild eines römischen Senators; andere Reste fand er auf dem Begräbnißplatz, und auch die Fundamente großer Mauern nach Süden hin. Offenbar lag hier im Alterthum eine bedeutende Stadt, aber es bleibt unentschieden welche; nur eine von den Inschriften läßt vermuthen, daß es Come war, die Hauptstadt der Comenser, die Plinius als ein Volk von Galatia bezeichnet.

Am 1 September kamen die Reisenden durch das Lager eines kurdischen Nomadenstammes, und wunderten sich über die kühne Haltung und die bunte Tracht dieser ungebändigten Menschen. Am 2 erreichten sie Angora und nahmen ihr Quartier in einem großen armenischen Hause auf der Akropolis, mit einer freien Aussicht ins westliche Land hinein und über die große Stadt, wo nach den zuverlässigsten Nachrichten 50 bis 60.000 Einwohner in 9000 türkischen, 1800 armenischen und 300 griechischen Häusern leben. Die interessanten Antiquitäten in Angora sind so oft von frühern Reisenden, namentlich von Pococke und Kinneir, beschrieben worden, daß wir nur hervorheben wollen, was in Hrn. Hamiltons Bericht als neu erscheint. Es gelang ihm, die Erlaubniß zu erhalten, die Mauer eines eben unbewohnten türkischen Hauses abbrechen zu lassen, und so eine vollständige Copie der griechischen Inschrift nehmen zu können, welche, an der Außenwand der Cella des Augustus-Tempels eingegraben, zwar nur, wie Texier richtig präsumirte, eine Uebersetzung der lateinischen Inschrift im Innern der Antae, aber doch wichtig ist, weil sie manches Verstümmelte und Fehlende der letztern ergänzt, und unter andern das fast vollständige Verzeichniß der von Augustus neuerrichteten Gebäude enthält, nämlich: den Tempel des Mars, des Jupiter Tonans und Triumphans, des Apoll, des Julius Quirinus, der Minerva, der Juno, des Jupiter Eleutherius, der Heroen des Landes, der Juventus und der Mutter der Götter; ferner das Chalcidium, das Forum Augustum, das Theater des Marcellus, die Basilika Julia, den Hain der Cäsaren, den Porticus am Palatinus und im Hippodrom des Flaminius. Außerdem ist erwähnt, daß er das Capitol, die Via Flaminia, die Aquäducte, 82 Tempel und noch andere öffentliche Gebäude restauriren, und Gaben vertheilen ließ an verschiedene Städte in Italien und den Colonien, welche durch Erdbeben oder Feuersbrünste zerstört waren. — Eine andere Inschrift, aus welcher man sieht, daß der Tempel dem Augustus und Rom gewidmet war, enthält eine Liste vieler Könige und Tetrarchen von Galatia und andern benachbarten Ländern, welche zu Ehren des Kaisers Opfer oder Spiele veranstaltet haben.

Hr. Hamilton hat von den zahllosen Resten antiker Bauwerke, die sich hier vorfinden, viele Inschriften copirt und zum Theil im Appendix mitgetheilt, die bis dahin noch nicht publicirt wurden; die meisten und schönsten Alterthümer fand er in der mittlern Mauer der Citadelle und in der äußern Stadtmauer nach der Südwestseite hin. Er hielt sich eilf Tage in Angora auf, und theilt über die gegenwärtige Lage der Stadt manche Details mit, woraus wir die Beschreibung der orientalischen Tracht hervorheben, in welche die schönen Töchter des Dr. Leonardi, der seit langen Jahren in Angora lebt, eine Armenierin geheurathet und ein bedeutendes Vermögen erworben hat, gekleidet waren; sie trugen einen langen anschließenden Rock von Goldbrocat und darüber einen engen Spencer von dunkelrothem Sammet mit Gold gestickt und mit weiten offenen Aermeln; um den Kopf breite Bänder von Goldketten, Perlen und Steinen, um den Hals lange Ketten von Zechinen, oder den Händen reiche Armbänder und an den Enden der lang herabhängenden Haarflechten goldene Ketten und Münzen. Der Werth dieser Anzüge steigt durch immer hinzukommende Geschenke mit den Jahren, und bildet, wenn die Besitzerin heurathet, ihre Mitgift.

Am 13 September setzte Hr. Hamilton seine Reise nach Sevri-Hissar fort, und besah am folgenden Tage in der Nähe des Dorfes Baluk Kupumdschi die Trümmer einer sehr merkwürdigen Festung von hohem Alter auf einem kegelförmigen Berge von porphyrartigem Trachyt, genannt Assarli Kaiya. Die Bauart der Einfassungsmauer von massiven ungleichen Steinblöcken und des aus einer Menge von Abtheilungen bestehenden Innern hat eben so wenig Aehnlichkeit mit türkischem und sarracenischem, wie mit byzantinischem Styl, und der Verf. meint, der ganze isolirte Berg gliche sehr der Beschreibung des Olympus, wo nach Livius die Tolistoboier sich gegen Manlius vertheidigten. — In Sevri-Hissar war viel Gerede von Ruinen nach allen Seiten hin, es fand sich jedoch nichts als von den Turkomanen zerstörte türkische Dörfer und einzelne Fragmente älterer Bauten ohne besondern Werth; am 18 aber besuchte der Verf. die Ruinen einer alten Stadt bei Aslanli, anderthalb Stunden von Ortu, konnte aber nichts entdecken, woraus sich der Name des Orts im Alterthum hätte bestimmen lassen, und Tags darauf die Ruinen von Bala-Hissar, vier Stunden südsüdöstlich von Sevri-Hissar, welche schon Texier als die Reste von Pessinus erkannt hatte. In der Akropolis traf er fast bei jedem Schritt auf Spuren prachtvoller öffentlicher Gebäude, Tempel und Triumphbogen und eines großen Theaters. Auch unterhalb des Dorfes im Thal waren antike Fragmente, worunter der Architrav eines schönen Grabmonuments mit einer Inschrift, welche besagt, daß dieses Grab einem gewissen Sagarius durch seine Frau Euphrosine gesetzt wurde. (Diese und viele andere Inschriften werden, wie früher, im Appendix mitgetheilt — im Ganzen bis dahin schon 146 Nummern.) Die Ruinen sind sehr großartig und mannichfaltig, aber leider so zerfallen, daß ihr Interesse für den Antiquar bedeutend verliert. Pessinus war die Hauptstadt der oben erwähnten Tolistoboier, berühmt wegen ihrer Verehrung der Rhea und Cybele, wie unter andern Livius erzählt; die Statue der Cybele ward aber auf Geheiß der Sibyllinischen Orakel nach Rom gebracht. Die Gründe der Annahme, daß an dieser Stelle wirklich die Stadt Pessinus lag, werden vom Verf. ausführlich entwickelt, und überdieß fand sich der Name *ΤΟΛΙΣΤΟΒΩ . . . ΠΕΣΣΙΝΟΥΝΤΙΩΝ* auf der Inschrift eines aus Bala-Hissar nach Sevri-Hissar gebrachten Fragments. (Kinneir hat diese Inschrift auch copirt, aber gerade die Zeile mit dem Namen des Orts ist in seinem Werk ausgelassen.) Der Verf. erhandelte auch noch einige Münzen, worunter drei sehr wohlerhaltene kaiserliche Gepräge von Amorium, Juliopolis und Pessinus.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1843.

Spanische Industrie.

Zweiter Artikel.

Rosinen und Seide in Malaga.

Eines der Hauptproducte des ehemaligen Königreichs Valencia besteht in getrockneten Trauben, und der Handel damit hat eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Besonders seit 1832 haben sich die Bewohner der Küste zwischen Gandia und Alicante durch den großen Gewinn, welchen diese Cultur gibt, mit dem äußersten Eifer darauf geworfen. Man hat nicht nur die früher mit Brodfrüchten bebauten Ebenen mit Reben bepflanzt, sondern eine sehr beträchtliche Ausdehnung früher nie bebauten Landes dazu umgebrochen, und bisher ganz nackte Berge mit Weinbergen bedeckt, nachdem man steinerne Terrassen an den Abhangen aufgebaut und mit Erde ausgefüllt hatte, welche man auf dem Rücken von Lastthieren hinaufschaffte. Es gibt zwei Arten getrocknete Trauben: Muscateller, welche die beste Qualität bilden, und weiße Chosselas, die mit dem Namen „Planta" bezeichnet wird. Die Art der Bereitung ist sehr einfach, man macht eine Lauge aus aromatischen Pflanzen, Asche von Weinreben und einer kleinen Quantität ungelöschten Kalks, taucht die Trauben in die kochende Lauge und läßt sie dann an der Sonne trocknen. Drei Tage reichen gewöhnlich hin, die Frucht gehörig zu trocknen, aber diese Bereitung benimmt ihnen den feinen Geschmack, welchen man in den Rosinen von Malaga findet, die bloß durch Sonnenhitze auf einer Sandfläche getrocknet werden. Im J. 1834 erhob sich die Masse der so behandelten Rosinen nicht über 1000 Centner, aber im J. 1841 betrug sie ungefähr 230,000 Centner, nämlich 200,000 Muscateller und 30,000 Planta. Man schätzt den Werth dieses Products auf 4,644,000 Franken jährlich. Der Handel damit ist vor allem in Denia concentrirt, einem Hafen, welcher früher fast verlassen war, in dem aber gegenwärtig alle Jahre im October und November 20 bis 30 englische Schiffe ankommen, um für London zu laden. Die Zunahme dieser Ausfuhr nach England ist außerordentlich, sie betrug im Jahre 1826 nur 56,576 Cntr., und war im J. 1840 auf 187,920 Cntr. gestiegen. Man hat Mühe diese ungeheure Einfuhr zu begreifen, wenn man bedenkt, daß Smyrna, Corinth und Malaga ebenfalls zahlreiche Schiffe mit derselben Frucht nach England schicken; aber die Rosinen von Denia haben ihre besondere Verwendung, sie dienen nämlich zum Plumpudding, und ihre Qualität verbunden mit ihrem niedrigen Preis scheinen ihnen den Markt von London auf lange Zeit zu sichern. Die Ausfuhr nach Frankreich beträgt gewöhnlich nicht über 7 bis 8000 Centner. Die Durchschnittspreise während der letzten Jahre waren, an Bord geliefert, der Centner 16 Fr. 10 Cent. der Muscateller und 11 Fr. 75 Cent. der Planta. Es scheint, daß einige Häuser in Denia sich vornehmen, Expeditionen nach Nordamerika zu machen, wo sie neue Märkte zu finden hoffen, aber der Zoll von 100 Procent, den die Vereinigten Staaten auf dieses Product gelegt haben, gibt ihnen wenig Aussicht auf Gelingen dieser Speculation.

Seidenzucht. Spanien producirt bei weitem nicht so viel Seide als es könnte; seine ganze Ernte übersteigt nicht zwei Mill. Pfd., von denen Murcia etwa 400,000 liefert, Granada und Talavera etwa eben so viel und Valencia 1,200,000 Pfd. Der Werth dieser rohen Seide ist im Durchschnitt 21 Franken 86 Cent. per Pfd., also im Ganzen etwas über 43 Mill. Fr. jährlich. Die Ausfuhr roher Seide beträgt etwa 120,000 Pfd. für ganz Spanien, woran Valencia etwa 80,000 liefert; der Rest der Ernte wird im Lande und in den Colonien verkauft. In der Provinz Valencia werden 900,000 Pfd. verarbeitet. Die hauptsächlichste Seidenwaarenfabrication ist in Valencia, Barcelona, Requeña und Granada; sie producirt im Allgemeinen nur glatte Zeuge und führt sie nur in die spanischen Colonien aus, dagegen exportirt Spanien für 2,600,000 Fr. gesponnene Seide. Eine Unze Eier liefert im Durchschnitt 90 Pfd. Cocons, und 9 bis 13 Pfd. von diesen geben ein Pfd. Seide; es geben dabei 260 bis 280 Cocons auf ein Pfd. Man kann den Preis eines Pfundes Cocons auf 1 Fr. 25 Cent. anschlagen, so daß das Pfd. Seide auf 15 bis 16 Franken kommt. Im Allgemeinen liefert eine Unze Eier in Valencia 6 bis 7 Pfd. Seide zum Werth von 90 bis 112 Fr.; die Erziehung der Raupen dauert 43 Tage, und sie verzehren 1350 Pfund Blätter, welche 50 bis 65 Fr. kosten. Dieß ist eine sehr be-

trächtliche Auslage im Vergleich mit dem was sie in Frankreich*) ist, aber die übrigen Elemente die zur Production erforderlich sind, ersetzen sie wieder. Man versucht in einigen Seidenhäusern die neuen Methoden einzuführen, welche die Bildung des Cocons in kürzerer Zeit möglich machen, was eine beträchtliche Ersparung an der Handarbeit geben würde. In der Provinz Valencia bezahlt man in den Seidehäusern den Taglohn eines Mannes mit 1 Fr. 58 Cent., einer Frau mit 63 Cent. und eines Kindes mit 26 Cent. Man schlägt den Taglohn, der zur Erziehung von 5 Unzen Eiern nöthig ist, auf 78 Fr. an; die Erziehung liefert 450 Pfd. Cocons zu einem Werth von 600 Fr. Die allgemeine Verbesserung der Erziehungsmethoden so wie des Haspelns, verbunden mit den Pflanzungen ergiebigerer Arten von Maulbeerbäumen, versprechen in einiger Zeit eine beträchtliche Zunahme des Products und niedrigere Preise. Man hat der Regierung ebenfalls vorgeschlagen, den Zoll auf Steinkohlen herabzusetzen, um die Spinnereien mit diesen heizen zu können, was dem Ackerbau eben so zu gut käme als der Fabrication, indem man dadurch in Valencia allein 330,000 Centner Holz ersparte, das meistens von Oliven- und andern Fruchtbäumen kömmt, welche in den letzten Jahren durch diese Consumtion sehr gelitten haben, um so mehr als dazu eine große Trockenheit herrschte. Namentlich wurden so viele Olivenbäume zerstört, daß das Oel, welches vor zehn Jahren per Arroba (25 Pfd.) 5 Fr. 25 Cent. kostete, jetzt auf 16 bis 18 Franken gestiegen ist. Bis jetzt werden in Spanien nicht über 30 bis 40,000 Pfd. Seide durch Dampfmaschinen gesponnen.

*) In Frankreich braucht man ebenfalls in den Gegenden, wo die alten Methoden noch herrschen, 180 bis 200 Pfd. Blätter, um 4 Pfd. Seide zu produciren, aber in der Nähe von Paris und wo sonst künstliche Seidenhäuser nach dem chinesischen System eingeführt sind, liefern 100 bis 120 Pfd. Blätter ein Pfd. Seide. A. d. U.

Des Holzhauers Tochter.

(Fortsetzung.)

Als der König am nächsten Morgen von seinem Lager sich erhob, siehe! da waren er selbst und der Holzhauer die einzigen lebenden Personen in der Stadt; alle andern Bewohner lagen, von Schlangen gebissen, todt in ihren Häusern. Der König sah nun, daß er es mit einem mächtigen Geiste zu thun habe; er zitterte bei diesen Beweisen seines Zornes, eilte ängstlich ins Gefängniß und bat Nur-Singh seinen Einfluß beim Schwiegersohne geltend zu machen, um dieses furchtbare Elend vom Lande abzuwenden. Der gutherzige Mann, der keine Freude an der Rache hatte, versicherte den Monarchen, daß er bereitwillig seinen Wünschen nachkommen wolle, und obgleich er nicht wußte, ob das Gesuch das Ohr dessen an den es gerichtet war, erreichen würde, bat er seinen geheimnißvollen Verwandten, die Bewohner der Stadt wieder ins Leben zurückzurufen. Alsobald erhob sich ein rasselndes Geräusch, und die Stimme rief: „Ihr Schlangen, die ihr mein Geheiß vollzogen habt, ihr allein kennt das Heilmittel gegen euer Gift; wendet es an auf diese Menschen und entziehet sie den Schatten des Todes.“ — Die Schlangen gehorchten und die wieder aufgelebten Bewohner der Stadt umgaben den König, welcher, erstaunt und gedemüthigt durch die Gefahr, in der er geschwebt, mit eigenen Händen dem Holzhauer die Ketten abnahm und ihn mit schmeichelnden Reden und Geschenken in seine Heimath entließ.

Von der Zeit an hüteten sich die Nachbarn wohl, sich in Nur-Singhs Angelegenheiten zu mischen; die Furcht hielt sie zurück, und wenn auch lüstern im höchsten Grade wagten sie doch nie einen Versuch, sich den Reichthum, welcher ihre Habsucht reizte, anzueignen, aus Angst vor der schrecklichen Rache von Nur-Singhs unsichtbarem Beschützer.

Inzwischen lebte Tulisa sehr glücklich mit ihrem Gatten, den sie nur des Nachts sah, da er des Tages unabänderlich aus war. Er gab ihr herrliche Geschenke und verlangte nur, daß sie den Palast nicht verlasse und keinem Fremden den Zugang in denselben gestatte. Es fehlte nicht an Vergnügungen in den Räumen dieses prachtvollen Aufenthaltes; die Gärten waren mit Alleen von köstlichen Fruchtbäumen durchzogen, die Marmorbäder mit Achat und Jaspis ausgelegt; auch hatte sie Gesellschaft von Weibern, welche theils bezaubernd die Laute schlugen, theils eine Menge wunderbarer Geschichten zu erzählen wußten. Eines Tages auf einem Spaziergange durch die Gärten sah Tulisa, wie ein sehr kleines, zartes Thier von einem viel größern wilden verfolgt ward. Als sie vorbei ging, blickte das arme kleine Eichhörnchen sie mit flehendem Auge an, worauf die mitleidige Frau ein Rohr das am Wege lag aufhob, dem Verfolger entgegentrat und so dem kleinen Thierchen Gelegenheit gab zu entfliehen. Damit aber zufrieden und zu weich um irgend einem Wesen das Leben zu nehmen, begnügte sie sich, den Verfolger über die Mauer des Gartens zu jagen, damit er ihre kleinen Lieblinge ferner nicht störe. Sie verwandte einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit darauf, ihre Vögel zu füttern und zu liebkosen, dennoch wurden ihr die Tage zuweilen recht lang. Die Pforten des Palastes waren, wie schon bemerkt, stets verschlossen, und den Dienern war bei Todesstrafe verboten, außer den gewöhnlichen Bewohnern irgend Jemand einzulassen, so daß Tulisa nie selbst etwas kaufen, nie hören konnte was in der Nachbarschaft vorging, was ihr doch in den Tagen ihrer größten Armuth nicht versagt war. Immer Geschichten zu hören von Personen, die sie nicht kannte und um welche sie sich nicht bekümmerte, das war zuletzt ermüdend, auch ihres kostbaren Schmuckes ward sie überdrüssig, und gern hätte sie alle ihre Juwelen hingegeben für einen Kranz von Jasminen, wie sie ihn früher im Dickicht des Waldes ihrer Heimath zu pflücken und zu winden pflegte. Kurz, da sie den Schmerz des Mangels, der früher ihr Daseyn verbitterte, nicht mehr empfand, vergaß sie wie schwer es war ihn zu ertragen, und meinte alle die schönen Dinge, welche ihr Gemahl zu ihrer Verfügung stellte, könnten kaum den Mangel des geselligen Verkehrs mit andern weiblichen Wesen gleicher Art aufwägen.

Eines Morgens erschien vor den Mauern des Palastes

eine Frau, welche Kauris verkaufte; der Pförtner verwehrte ihr natürlich den Eingang, als sie aber an den Fuß eines der Eckthürme gelangte, ward sie Tulisa gewahr, welche ganz oben durch ein kleines Fenster hinaussah. Die Frau redete sie mit vielen Schmeicheleien an und versprach Wunder, wenn sie nur zur Herrin hineinkommen könnte; in so großer Entfernung war es aber unmöglich, sich mit Annehmlichkeit zu unterhalten, und endlich ward die bezauberte Hörerin verleitet, von der Höhe des Thurms ein Betttuch hinabzulassen, an welchem die Fremde mit großer Leichtigkeit hinankletterte. Es war recht einfältig von Tulisa nicht zu entdecken, daß nur ein Geist auf solche Weise zur Spitze des Thurmes hinaufgelangen konnte. Die angebliche Kaurihändlerin setzte sich an den Rand des Teppichs und begann der Herrin so geläufig und ansprechend zu erzählen, daß ihr die Zeit auf die angenehmste Weise verging. Sie wußte auch Auskunft zu geben über sehr vieles, was Tulisa zu wissen wünschte, und richtete dann auch wieder viele Fragen an diese. Zuletzt sprach sie: „Tochter, du sagst mir, daß dein Gemahl dich gut behandelt; ißt er auch mit dir, nimmt er jemals Speise aus derselben Schüssel, woraus du dich nährest?„ — „Nein," erwiederte Tulisa etwas verwundert, „die Ehre hat er mir noch nie erzeigt." — „Dann," sprach die Fremde — solltest du darauf bestehen, daß er sich in die gewöhnliche Sitte des ehelichen Lebens fügt, sonst wird er dich als kleinmüthig verachten; und wenn er sich weigert, so ist das ein offenbares Zeichen, daß er nicht die gebührende Achtung vor seiner Gemahlin hegt." Nachdem sie dem Ohr der unvorsichtigen Tulisa dieses Gift eingeflößt hatte, stand sie auf und eilte sich zu entfernen.

Die Verlassene aber fühlte sich beunruhigt und sehr unglücklich und wiederholte sich immer, was sie ihrem Gemahl, auf den sie noch die lange Zeit bis zur Nacht warten mußte, zu sagen habe, denn sie war entschlossen, den hinterlistigen Rath der Fremden zu befolgen und einen Wunsch zu wagen, der sie vielleicht auf immer unglücklich machen konnte. Das Abendessen stand noch unberührt vor ihr, als der Gatte ihr seinen üblichen Besuch machte; hastig sprang sie auf und bestürmte ihn so dringend mit ihr zu speisen, daß er seinen Platz an ihrer Seite nahm, doch stellte er sich nur, als ob er von den Speisen genieße, denn er merkte wohl, daß man ihm eine Schlinge gelegt habe, und gab, nachdem er sich entfernt hatte, noch strengern Befehl, Niemanden in den Palast einzulassen. Tulisa lebte darauf einige Zeit in gewohnter Weise fort und hatte beinahe vergessen, daß sie irgend einen Grund zur Beschwerde habe, als sie eines Tages zum Fenster hinaus blickend, unglücklicherweise unten eine alte Frau gewahrte, die als eine Antimoniumhändlerin verkleidet war. Sie ließ sich unvorsichtig mit der Alten in ein Gespräch ein, und da die Unterhaltung aus so großer Höhe beschwerlich war, verfiel sie wieder auf das schon versuchte Mittel. Die Alte kletterte so leicht wie die Kaurirverkauferin an dem Betttuch hinan und richtete nach vielen Complimenten und schönen Redensarten dieselben Fragen an Tulisa. Mit Stolz erwiderte diese, daß ihr Gemahl sich nicht geweigert habe, ihr den gewünschten Beweis seiner Achtung zu geben. Aber die Alte fragte weiter, ob er auch jemals einen Pân gekaut und ihr denselben dann zum Essen dargereicht habe, eine zarte Aufmerksamkeit, die wesentlich zur orientalischen Etikette gehört. Tulisa, der diese Unterlassung nie aufgefallen war, rief: „Niemals!" — und ließ sich wieder überreden, auch diesen Beweis seiner Achtung von ihm zu verlangen um ihren Einfluß über ihn zu erproben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine ungeheure Pulversprengung.

Seit die Anzündung von Pulverladungen vermittelst Elektricität gewöhnlich geworden ist, werden in England eine Menge großartige Sprengungen vorgenommen. Eine der bedeutendsten fand am 26 Jan. in der Nähe von Dover an dem sogenannten Roundowncliff statt, wo Raum gewonnen werden sollte, um eine Straße an der See hinzuziehen. Die Pulverladung betrug nicht weniger als 185 Ctr. Als die Mineure diese durch die verbindenden Dräthe anzündeten, erbebte die Erde auf mehrere tausend Schritte weit, ein dumpfer Schlag wurde gehört, und die Klippe wurde über 500 Fuß weit links und rechts von der Ladung in die See geschleudert. Man schlägt die aus ihrer Lage gerückte Masse auf nicht weniger als eine Million Tonnen an, wovon manches bis auf 2 oder 3000 Fuß weit ins Meer hineingeworfen wurde, und berechnet die Ersparung an Handarbeit, die damit erreicht wurde, auf nicht weniger als 1000 Pfd. General Pasley, derselbe der zuerst ähnliche Sprengungen in der Tiefe des Themsebettes geleitet hatte, war dabei anwesend. (Athenäum vom 28 Januar.)

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise durch Kleinasien.

Zweiter Abschnitt.

Von Sinope quer durchs Land nach Smyrna.

(Schluß.)

Am 19 führte ihn eine Inschrift auf dem Begräbnißplatze des Dorfes Alekiam zur Entdeckung der Ruinen der alten Stadt Orcistus, etwa anderthalb Stunden südöstlich von genanntem Dorfe; der Grund war mit antiken Fragmenten ganz bedeckt, es fand sich aber nur eine Inschrift, die schon durch Pococke bekannt ist. Am folgenden Tage erreichte er auf einem Umwege nach Beiad über Hamza Hadschi schon wieder eine zertrümmerte alte Stadt, von den Turkomanen Hergan Kaleh, von den Türken Assar Kiöi genannt, mit einem aus großen Quadern erbauten gewölbten Thor am Eingang der Festung, doch ohne bezeichnende Inschriften und sichere Zeichen hellenischen Ursprungs; wahrscheinlich aus der frühesten byzantinischen oder christlichen Periode, gewiß nicht Anabura, wie Colonel Leake, durch unrichtige Angabe der Lage auf den Karten verleitet, vermuthete, — wahrscheinlich aber Amorium, wie der Verf. durch Zusammenstellung verschiedener römischen Straßen und Ortsentfernungen nachweist. Für die Ruinen von Anabura dagegen hält er die vielen Bruchstücke von Marmor und andere byzantinische Baureste, welche er am 21 September (abermals nur einen Tag später) bei Geumek Kiöi durchschritt. Auch hier wurden ein paar Inschriften copirt. Am 22 kam er auf dem Wege von Beiad nach Eski Kara Hissar zu den merkwürdigen Kreidefelsen von Kirk-

hinn, die theils in vielen Kegelspitzen, theils als senkrechte Wände aus der Niederung hinaufragen. In den letztern sind eine Menge von Grotten und Nischen ausgehöhlt, aber wohl nicht Gräber, wie Leake meinte, sondern Troglodytenwohnungen, wie sie öfter in Kleinasien vorkommen. *) Bei Eski Kara Hissar führt eine Marmorbrücke von antiker Bauart zu den berühmten Marmorbrüchen von synnadischem oder docimitischem Marmor, wo noch viele angefangene Arbeiten in jonischem und korinthischem Styl umherliegen, auch einige mit Inschriften, die jedoch alle, wie der Verf. meint, zur Versendung nach andern Orten bestimmt gewesen sind. Der Marmor selbst, der in ungeheuren Blöcken gebrochen werden kann, ist sehr krystallinisch, und theils ganz weiß und bläulich weiß, theils weiß mit gelben oder blauen Adern und Flecken. Abends erreichte er Afiom Kara Hissar, eine bedeutende Stadt mit einer Bevölkerung von 8400 Familien und 2000 Mann Besatzung, einem Theil der neuerlich in Kleinasien errichteten Rediffs, einer Art von Nationalgarde. Der Verf. untersuchte ausführlich die geographischen Bestimmungen alter und neuer Zeit in Bezug auf diesen Ort, und kommt zu dem Resultat, daß entweder Dinian, Metropolis oder Synnada hier gelegen haben müsse, und meint, die meisten Gründe sprächen für Dinian. (Bei einem spätern Besuche im Jahre 1837 kommt er indeß nochmals auf die Frage zurück, und entscheidet sich für die Annahme, daß Afiom Kara Hissar und Synnada identisch wären.)

Den 26 kam er nach Yalobatsch und besuchte von dort die schon durch Arundel ausführlich beschriebenen Ruinen von Antiochia in Pisidia, wo er auf einer verstümmelten Inschrift auch den Namen dieser Stadt fand, wo bekanntlich der Apostel Paulus predigte und 1097 die erschöpften Heere Boemunds und Tankreds einzogen. Am 28 erreichte er den großen See von Egerdir und war entzückt von dem zauberhaften Farbenspiel der Beleuchtung. Der Ausfluß des Sees soll, nach Angabe der Türken, vier Stunden weiter noch einen See bilden, dann aber verschwinden, und erst kurz vor der Mündung ins Meer, bei Adalia, wieder zum Vorschein kommen. Nach einem Wege von neun Stunden längs dem Ufer des Sees kam Hr. H. nach der schlechten Stadt Egerdir und ritt am 30 weiter nach Isbarta, wo er am 1 October die zum Theil schon von Arundel beschriebenen Ruinen der alten Stadt Sagalassus untersuchte. Es gibt wohl keinen andern Ort in Kleinasien, sagt der Verf., dessen ausgedehnte Ruinen eine so vollständige Vorstellung von der prächtigen Combination von Tempeln, Palästen, Portiken, Theatern, Gymnasien, Brunnen und Grabmalen geben, welche die Städte der antiken Welt schmückten. Die Reste der Akropolis stimmen noch überein mit der Beschreibung des Arrian in seinem Bericht über den Feldzug Alexanders. Von ganz vorzüglichem Interesse aber ist das Theater, dessen wohlerhaltene Reste ausführlich beschrieben werden. Am 2 kam er bis Buldur und ritt Tags darauf wieder einige Meilen rückwärts, um die Höhlen von Kadekli zu besehen, welche denen von Kirk-hinn ähnlich sind; nur ist der Felsen hier ein weicherer Tuffstein. Dann ging's weiter am See von Buldur vorbei nach Ketziburlu, wo wieder Fragmente von antiker Architektur gefunden wurden (auch eine Inschrift zu Ehren des Kaisers Maximian), dann zur nahen Quelle des Mäander, einem schönen See in den aulokrenischen Bergen (nicht der See von Aulokrenis), und von da nach Dinair, dessen interessante Alterthümer Arundel vollständig beschrieben hat, und welche nach des Verf. Ueberzeugung dem alten Apamea Cibotus angehören. Ganz in der Nähe sah Hr. H. auch die Höhle des Marsyas und den wild hinabstürzenden Strom, der gleich unterhalb der Stadt in den Mäander mündet. Den Salzsee bei Tscharbak erkannte der Verf. für den Anava-See des Herodot und zugleich für den Ascania Palus des Arrian. Die Ruinen des Dorfes Chonos, welche Arundel beschrieben hat, sind nicht die von Colossae, sondern von Chonae, dem Geburtsort des byzantinischen Historikers Niketas. Der Verf. hat sich viele Mühe gegeben, die Unklarheit der frühern Angaben über den Lauf der Flüsse dieser Gegend (Tscharuk, Bunar-Baschi und Ak-Su oder Weiß-Wasser) und der Ruinen von Colossae zu beseitigen; er fand die letztern wenige Meilen nordwärts von Chonos, und zwar Reste des alten Theaters und anderer Bauten an der einen und die Nekropolis an der andern Seite des Tschoruk oder Lycus, so wie auch die Stelle, wo nach Herodot dieser Fluß in einen unterirdischen Canal floß, und wo sich der Ak-Su in denselben ergießt; die durch Incrustation entstandene Decke des Flusses ist großentheils eingestürzt; der Ak-Su hat indeß noch immer die Eigenschaft, alles mit einem steinartigen Kalkniederschlag zu überziehen, weßhalb Plinius schon meldet, daß er Ziegel in Stein verwandelte.

Am 10 October besuchte Hr. Hamilton von Denizli aus die von frühern Reisenden schon beschriebenen Ruinen von Eski-Hissar (Laodicea) und Pambuk-Kaleh (Hierapolis), welche — besonders die letztern — so schön und großartig sind, daß jeder Reisende sich Zeit zum Aufenthalt daselbst nehmen sollte; auch werden unter der Masse dieser Ruinen noch immer viele Münzen gefunden. — Von Sarai Kiöi besuchte der Verf. zwei Tage später (den 13) die Ruinen von Tripolis, neben dem Dorfe Kasch-Yenidschi, wo der Mäander zum letztenmal aus einer Felsenschlucht in die Ebene tritt, die er dann bis zum Meere durchschlängelt; diese Ruinen sind aber weit weniger bedeutend, als die zuletzt genannten, und auch viel mehr verfallen, doch immer noch interessanter, als die Reste von Antiochia ad Mäandrum in der Nähe von Kuyudscha, die der Verf. am 15 besichtigte. Am 16 ging er von Nazeli nach dem Dorfe Mastaura, um die Ruinen der gleichnamigen Stadt des Alterthums zu untersuchen, die aus antiken Münzen bekannt ist; er fand auch wirklich die Reste eines Theaters und mehrere Bogen und Gewölbe von hellenischen Steinblöcken. Von Nazeli, wo ihm die Schönheit der Weiber ganz besonders auffiel, setzte er die Reise nach Aidin (eigentlich Ghüzel-Hissar) fort, und stieß bei dem Dorfe Aktsche Bazaar schon wieder auf antike Baureste, die aber nach seiner Meinung nicht zu Tralles, wie Chandler annahm, gehörten, sondern die Lage von Nysa bezeichnen; später fand er auch Spuren von Acharka, berühmt wegen eines Tempels des Pluto, und dann bei Aidin selbst die Ruinen von Tralles, welche Chandler irrigerweise für die von Magnesia hielt, die doch in Wirklichkeit 15 engl. Meilen weiter nach Südwest bei Inek Bazar liegen. Hr. Hamilton war in Folge der großen Hitze unwohl, gab daher den Besuch dieser Ruinen und derer von Ephesus auf, mit dem Vorsatz, später von Smyrna aus wieder dahin zu gehen, und eilte über Aiasoluk und Turbali (Troboli oder Metropolis) nach Smyrna, welches er am 21 October, gerade vor Einbruch der Regenzeit, erreichte; nachdem er seit dem 20 Mai von Konstantinopel nach Kars, von da nach Sinope und über Angora nach Smyrna 2289 engl. Meilen zurückgelegt, und, immer mit 8 bis 9 Pferden reisend, doch im Ganzen nur 23,400 Piaster oder circa 2800 fl. verausgabt hatte.

*) Wir verweisen auf die Beschreibung der merkwürdigen Höhlenstadt bei Guanli-Dere in Nr. 170 des Auslands von 1842.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1843.

Naturhistorische Bemerkungen über Australien.

In der Londoner geographischen Gesellschaft wurden am 9 Januar von einem Hr. G. Sutter eine Reihe Bemerkungen über Australien und namentlich den südöstlichen Theil desselben mitgetheilt, aus denen wir nicht umhin können, das Bedeutendste herauszuheben, wenn auch nur vorläufig, denn diese bis jetzt erschienene Mittheilung ist selbst nur ein Auszug, den die Litterary Gaz. vom 28 Januar d. J. enthalt, und hinsichtlich eines vollständigern Auszugs müssen wir das Journal der geographischen Gesellschaft selbst abwarten.

„Unter die mannichfachen Eigenthümlichkeiten, durch welche Australien sich auszeichnet, gehört vor allem der Charakter seiner Flüsse. In der nassen Jahreszeit sind ihre Betten voll bis an den Rand, und überströmen selbst in niedrigen Lagen die Ufer. In der trockenen Jahreszeit dagegen verschwinden die Flüsse so zu sagen, und es bleibt nur eine Kette von Teichen übrig. Indeß fließt das Wasser unter den trockenen Theilen des Bettes dennoch fort, so daß sich in den Teichen durch den Filtrirungsproceß immer süßes und klares Wasser findet. Dieß ist mehr oder minder der Charakter des Macquarie, Murrumbidschi, Bogan, Namoi und Darling. Das Bett des Macquarie ist sehr steinig, und diese Steine, meist ziemlich platt, häufen sich oft an einzelne Stellen an und bilden Fälle und oft sogar Furten. In der trockenen Jahreszeit stranden die Fische in großer Anzahl daran, und die Eingebornen, welche schon mit diesem Umstand bekannt sind, beeilen sich die Fische lebendig zu fangen, bei der ungeheuren Zahl aber kommen viele um. Vielleicht bewirken die Veränderungen der Jahreszeiten nirgends eine so gänzliche Veränderung in der Natur, wie in Australien. In starken Dürren verschwinden alle Bäche und kleinen Flüsse, so daß man nur noch die Betten erkennt, und selbst die großen Flüsse nehmen so ab, daß man sie kaum bemerkt. Die Vegetation ist während der Dürre ganz vernichtet und ausgebrannt, mit Ausnahme der kräftigen einheimischen Stauden und der hohen Gummibäume, welche in dieser Jahreszeit einen besonders angenehmen Schatten gewähren; alles übrige ist unfruchtbar, und der reichste Boden wird für eine Zeitlang ganz dürre. Kaum fällt indeß der Regen, so ändert sich die Scene wie durch Zauber, die Erde bedeckt sich plötzlich mit einer üppigen Vegetation, zwei bis drei Tage, ja manchmal einige Stunden reichen hin, die erstaunlichste Veränderung im Aussehen des ganzen Landes zu bewirken. Die ganze Natur ist neu belebt. Um diese Zeit sieht man den Süßwasserkabeljau — wie ihn die Colonisten nennen — den Strom hinaufschwimmen, welcher mit der Geschwindigkeit von 4½ engl. Meilen in der Stunde dahin strömt, und er ist so gefräßig, daß er manchmal aus seinem Element hinausspringt, um seine Beute zu fangen, so daß man ihn auf dem trockenen Ufer findet. Der Macquarie-Fluß scheint erst das Land für Ackerbauer und Hirten zu bereiten durch seine Ueberschwemmungen: viele Sümpfe bieten in der trockenen Jahreszeit das reichste, durch eine Masse verfaulter Pflanzenstoffe noch verbesserte Erdreich dar, das durch die Furche des Pflugs gänzlich vom überflüssigen Wasser befreit und fest gemacht wird.

„Die einheimischen Pflanzen sind zahlreich und zum Theil höchst nützlich: das Gras ist äußerst nahrhaft, und Pferde, Rindvieh und Schafe gedeihen gleich gut dabei. In den Wäldern bieten zahlreiche Arten von Eucalyptus vortreffliches Bauholz, das unter andern guten Eigenschaften auch die hat, daß es nicht leicht in Brand geräth und höchst dauerhaft ist. Die einheimischen Acacien sind sehr schön und die Rinde von einigen wird als Gerbstoff benützt; andere erzeugen Gummi, ähnlich dem arabischen. Kein Waldbaum läßt die Blätter fallen, sondern sie tragen ihr Sommergewand das ganze Jahr hindurch. Die wohlriechenden Blüthen einiger Eucalypten ziehen eine Menge Bienen an, welche sich in den Höhlungen des von den Colonisten sogenannten Mahagonybaums (eigentlich eucal. robusta) aufhalten. Der Tabak ist einheimisch, die Eingebornen kannten aber den Gebrauch davon nicht, obwohl sie den ihnen gebotenen europäischen Tabak bald sehr lieb gewannen. Es gibt drei Arten einheimischen Indigo's, ebenso Flachs, der aber nicht benützt wird. Einige Colonisten haben die Rebe angepflanzt, und es wird jetzt guter Wein in Menge gezogen. Wahrscheinlich wird das Land mit der Zeit die europäischen Südfrüchte im Ueberfluß erzeugen. Schnee bleibt in den

niedrigen Gegenden an der Küste selten auch nur einige Stunden liegen, während er auf der Höhe ziemlich häufig ist; zu Sydney weiß man ein einzigesmal im Jahre 1837, daß der Schnee mehrere Stunden lang einen Fuß tief liegen blieb."

Der Aufsatz gibt am Ende noch einige sehr interessante Details über die Vögel Australiens, welche in Goulds bekanntem prachtigem Werke so schön abgebildet sind. Die meisten haben ausgezeichnet schöne Farben. Das Rothkehlchen findet sich auch hier und ist eben so heimlich wie in Europa; die Lerchen steigen nicht so hoch wie in Europa, sollen auch nicht so lange fliegen können. Während vierzig Jahre hörte der Verfasser nur ein einzigesmal eine Nachtigall.

Des Holzhauers Tochter.

(Fortsetzung.)

Abends fragte sie ihren Gatten: „aus welcher Ursache hast du mir noch nie einen Pân aus deinem Munde gegeben, wie andere Männer zu thun pflegen, die ihre Frauen achten?" — „Frage nicht so" — erwiderte der Geist — „sey zufrieden wenn ich einen von dir annehme, und verlange nicht das, was uns für immer trennen müßte." — Tulisa war so leicht nicht durch ausweichende Antworten zu beschwichtigen; sie versuchte die Macht der Ueberredung, doch umsonst, sie mußte, wenn auch zögernd, für dießmal wenigstens ihren Plan aufgeben. Darüber war sie unruhig und verdrießlich, und beschloß nichts unversucht zu lassen, um unbeschränkten Einfluß über das Gemüth ihres Mannes zu erlangen.

Wahrscheinlich würde indeß die Milde ihres eigenen Gemüths und die Freundlichkeit, mit der sie behandelt ward, sie bald mit jener Weigerung des Gemahls ausgesöhnt haben, wenn nicht das abscheuliche alte Weib zum drittenmale erschienen wäre und nach Verneinung der Frage: „ob der Gemahl ihr jemals seinen Namen genannt habe?" — sie überredet hätte, dieß von ihm zu verlangen, als einen Beweis der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu ihr. — Tulisa trug gleich Abends ihr Anliegen vor, und bestand hartnäckiger auf der Gewährung ihres Wunsches als in beiden frühern Fällen. Vergebens bemühte sich der Gemahl, ihr das Unverständige ihres Begehrens zu zeigen; endlich war seine Geduld erschöpft und er sprach: „Wenn du dabei beharrst, diesen Beweis des Zutrauens von mir zu verlangen, so werde ich mich durch eine höhere Macht gezwungen sehen, dir nachzugeben; aber ich warne dich und sage dir vorher, daß diese Kenntniß deinem Glücke verderblich seyn wird; du wirst dann nicht allein in den Zustand deiner anfänglichen Armuth zurücksinken, sondern auch alle Schmerzen eines bösen Gewissens zu erdulden haben." Tulisa blieb auch nach dieser Erklarung und ungeachtet der nochmals wiederholten Bitten des Gemahls eigensinnig bei ihrem Verlangen, seinen Namen zu erfahren. Als er sah, daß alles vergebens war, sagte er: „Gut, so sey es, aber hier kann es nicht geschehen." Er führte sie darauf aus den Mauern des Palastes hinaus, bis an das Ufer eines Flusses, blieb dort stehen und sprach, innerlich bewegt: „Bist du noch entschlossen meinen Namen zu erfahren? Noch ist es Zeit, das Begehren zurückzunehmen." — Tulisa, durch unüberwindliches Verlangen getrieben und ohne Rücksicht auf die Folgen erwiederte: „Ich will ihn wissen." — Er ging darauf bis an die Knie ins Wasser und wiederholte nochmals seine Bitten, sie möge von dem Begehren abstehen, allein sie blieb unabänderlich bei ihrem Beschluß. Während sie sprach, ging er noch tiefer in den Fluß hinein, bis nichts als Kopf und Schultern mehr sichtbar waren, beschwor sie abermals in den zärtlichsten Ausdrücken, sich mit der Versicherung seiner Achtung und Zuneigung zu begnügen, und einen Wunsch aufzugeben, den sie, wenn er erfüllt würde, bis zur letzten Stunde ihres Daseyns bereuen müßte. Dann wiederholte er dieselbe Frage zum drittenmal, und als sie von ihrem guten Engel verlassen, auch jetzt noch dem gefaßten Entschluß treu blieb, rief er: „Mein Name ist Badnak Dau!" In demselben Moment erschien ein Schlangenkopf auf der Oberfläche des Wassers, schoß einen wüthenden Blick auf das eigensinnige Weib und versank in den Strom, in welchem der Gatte bereits verschwunden war.

Da stand nun Tulisa wieder allein in den zerlumpten Kleidern, die sie vormals trug, und suchte vergebens nach dem schönen Palast. Alle Wege, die sie betrat, führten zurück in ihre frühere Wohnung, in die alte, elende Hütte, die noch verfallener und erbärmlicher aussah als zuvor. Die Eltern waren auch dort, aber brodlos wie früher und überdieß durch die letzte Zeit des Wohllebens verwöhnt und zu jeder Anstrengung unfähig; so fiel denn die ganze Last der Sorge für ihrer aller Unterhalt auf Tulisa allein. Dazu mußte sie noch der Eltern bittere Klagen und Vorwürfe hören, die durch das Bewußtseyn, sie verdient zu haben, nur noch peinigender wurden. Das war indeß noch nicht alles; jetzt, da sie unwiderruflich von ihrem Gatten getrennt war, wuchs ihre Liebe zu ihm bis zu einem Grade, wie sie solche nie zuvor empfunden hatte, und sie mußte sich schämen, jetzt so für ein Wesen zu fühlen, dessen große Güte sie eben noch in ihrer Hartherzigkeit undankbar verkannt hatte. Mit jedem Tage ward ihr nun die alte Lebensweise peinlicher; anstatt sich um das Hauswesen zu bekümmern, brachte sie ihre Zeit damit hin, nach dem Brunnen zu suchen, von welchem sie doch nirgends eine Spur mehr entdecken konnte. — Früher war die Hütte troh aller Mühen und Entbehrungen, welche die Bewohner zu erdulden hatten, doch ein Aufenthalt des Friedens; nach vollbrachter Morgenarbeit konnte Tulisa sich hinlegen und ihren Träumen nachhängen: jetzt war ihr kein Augenblick gegönnt, sich von ihrem Elend zu erholen, von früh bis spät klagten die Eltern über ihr Schicksal, und selbst des Nachts fuhren sie mit Angst- und Jammergeschrei aus ihren Träumen auf. Tulisa hatte keinen Trost zu geben, und würde sich in den Teich gestürzt haben, wenn nicht die Angst, daß die Eltern ohne ihre Hülfe verhungern würden, sie davon zurückgehalten hätte.

Eines Tages, als sie ganz trostlos ihrer Arbeit nachging, lief ein Eichhörnchen vor ihr quer über den Weg. Diese Thierchen spielten zu Hunderten um die Hütte, und sie würde den

Umstand kaum beachtet haben, wenn nicht ein besonderer Schein sie an das Ereigniß im Garten des Palastes erinnert hätte. Sie bemerkte, daß die weißen Streifen des Thierchens im Sonnenschein wie Silber glänzten, und es war überhaupt etwas in der ganzen Erscheinung, das sie bewog, demselben zu folgen. Das Eichhörnchen schien vergnügt, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, und hüpfte und schlüpfte umher, bis es an eine Stelle kam, wo viel Holz lag. Tulisa las einen Bund zusammen und ging damit nach Hause, wohl zufrieden mit dem Ereigniß des Morgens. Am nächsten Tage erschien das Eichhörnchen wieder und sprang vor ihr her bis zu demselben Flecke; es war ein lieblicher Platz, und nachdem sie Holz gesammelt hatte, so viel sie tragen konnte, setzte sie sich nieder und versank nach wenigen Minuten in festen Schlaf. Als sie erwachte, glaubte sie dicht an ihrem Ohr ein leises Flüstern zu vernehmen; sie sah sich um und gewahrte ein paar Eichhörnchen in ernster Unterhaltung. „Ach" — sagte das eine — „wie ist es nur gekommen, daß unser Feind so mächtig ward? Ich verließ unsern ganzen Stamm in Freiheit, und jetzt da ich wiederkehre, finde ich uns alle in elender Sklaverei." — Ein anderes entgegnete: „Das kam daher, daß Sarkasukis unerwartet einen Bundesgenossen erhielt. Du mußt wissen, daß die Mutter von Badnak Dau, dem Könige der Schlangen, entdeckte, daß ihr Sohn eine Tochter der Erde zur Frau genommen hatte. Nun wußte sie, daß wenn sie diese thörichte Person durch ihre Abgesandten verleiten konnte, ihres Gatten Namen zu erfragen, ihr alle Macht wieder zufallen würde, die sie beim Regierungsantritt Badnak-Dau's im Reiche seines Vaters verloren hatte. Sarkasukis brachte ihr die Nachricht von des Sohnes Verheurathung und schlich sich nachher als Kaurihändlerin verkleidet in den Palast und beredete die erdgeborne Braut diese Handlung der Thorheit zu begehen. Nun ist die Königin-Mutter vollständig wieder eingesetzt auf den Thron; Badnak-Dau ist so gut wie nichts mehr und unser Verfolger ist in den Stand gesetzt worden, seiner Bosheit gegen uns volle Genüge zu verschaffen." — Darauf sprach ein drittes Eichhörnchen: „Ich habe Mitleid mit Tulisa, denn sie rettete mir einst das Leben, als Sarkasukis mich fast schon in seinen Klauen hatte; er aber zeigte sich in seiner ganzen Undankbarkeit, denn sie war zu gut, um ihn zu tödten, da sie es konnte und ließ ihn entlaufen, und für diesen Act der Gnade wie auch für ihre Freundlichkeit gegen mich verdient sie wohl belohnt zu werden. Ist keine Möglichkeit vorhanden, sie zu ihrem Gemahl und in die frühere glückliche Lage zurückzuführen?" — „Das könnte wohl geschehen," entgegnete der erste Sprecher, „doch nicht ohne große Schwierigkeit. Sie ist natürlich in gänzlicher Unwissenheit über alle Umstände, welche bisher vorfielen und kann daher auch die geeigneten Maaßregeln nicht ergreifen, um der Unternehmung den Erfolg zu sichern, selbst wenn sie den Muth dazu haben sollte. Sie muß ostwärts wandern, bis sie an einen breiten Fluß kommt; nun weiß ich aber nicht, wie sie da hinüber gelangen will, denn sie wird dort kein Boot finden und das Wasser ist voll von Schlangen, die sie unfehlbar verschlingen würden, wenn sie es versuchen wollte hinüber zu schwimmen. Kommt sie aber glücklich ans andere Ufer, so muß sie emsig nach einem Nest des Huma suchen, und wenn sie dieses und darin ein Ei findet, so muß sie das Ei an ihre Brust legen, wo es ausgebrütet werden wird. Dann muß sie sich verstellen und im Palast der Königin Wittwe ihre Dienste anbieten; diese ist aber sehr mißtrauisch, wird ihr viele Aufgaben geben, und wenn sie diese nicht gehörig lößt und dadurch ihren menschlichen Ursprung verräth, wird sie augenblicklich von Schlangen verzehrt werden. Ich weiß nicht, ob das Ei des Huma sie vor diesen Gefahren beschützen wird, wenn es aber an ihrer Brust ausgebrütet ist, wird alsbald der Vogel, welcher allen Sterblichen, in deren Gewalt er ist, königliche Macht bringt, der grünen Schlange, welche immer den Hals der Königin Wittwe umkreist, die Augen aushacken, und so wie das geschieht, erhält Badnak-Dau sein Königreich wieder und versöhnt sich mit seiner Braut, welche nun, kraft Huma's Gehorsam selbst eine Königin, das Recht erlangt hat, mit seinem Namen bekannt zu seyn."

Tulisa war jetzt ganz wach, und obgleich die Gefahren der Unternehmung furchtbar schienen, hätte sie doch nicht gezögert, sich denselben zu unterziehen, wenn sie sich nur hätte entschließen können, ihre Eltern ohne Mittel des Unterhalts zu verlassen. Als sie aber ihr Holzbund aufhob, fand sie mehrere Goldstücke, die, wie sie mit Recht vermuthete, das freundliche Eichhörnchen dahin getragen hatte. Diese gab sie ihrer Mutter und traf alsdann die nöthigen Vorbereitungen zur Reise.

(Schluß folgt.)

Englische Colonialnachrichten.

Der wichtigste Gegenstand, welcher das Cap fortdauernd in Bewegung setzt, ist, wie man sich leicht denken kann, die Sache der ausgewanderten Boeren; Gewalt kann hier die Lage der Dinge nicht bessern, weil die Boeren unerreichbar sind, und sich nur etwas ins Innere zu ziehen brauchen, um vor allen Angriffen der Engländer sicher zu seyn. Wie man in der Capstadt selbst hierüber denkt, kann der Umstand zeigen, daß man daselbst im Laufe des Septembers eine öffentliche Versammlung in der Kaufmannshalle berief, um über die Schenkung eines Degens an Capitän Smith, der die erste Expedition geleitet hatte, zu berathen. Trotz unzähliger in den Zeitungen vorangegangenen Aufforderungen zu dieser Versammlung stellten sich im Ganzen nur neun Personen ein. (Col. Gaz. vom 30 Nov.)

Die einzige Maaßregel, welche den Streit mit den Boeren wahrscheinlich lösen wird, ist eine Colonisation von Port Natal. Darauf deuten zusammenstimmende Nachrichten hin, und es ist ein fast spaßhafter Umstand, wie auf diesem Wege die Ansichten gewisser Pseudophilanthropen einen Stoß erhalten. Seit zwanzig Jahren schreien diese, man solle doch die Kaffern in Ruhe lassen und die Gränzen der Colonie nicht weiter vorrücken. Das ist geschehen, nun werden aber die Kaffern selbst unruhig, und die europäischen Ansiedler können die Nähe derselben nicht mehr ertragen: sie wandern aus, stellen sich dadurch der Regierung feindlich gegenüber, und diese kann der Feindseligkeit kein anderes Ende

machen, als indem sie Port Natal colonisirt, das heißt fast sämmtliche Kafferstämme in dem Umkreis der Colonie einschließt. Wilde Nationen und civilisirte können nicht auf die Länge nebeneinander ausdauern. Begeht man das Unrecht, einmal einen Theil des Bodens der wilden Nationen zu besetzen, so bleibt nichts übrig, als mit Ernst und Verstand sich an die Civilisirung der rohen Stämme zu machen. Sich von denselben abscheiden und nichts mit ihnen zu thun haben wollen, ist nichts als eine geistige Schwäche und Faulheit, die man mit dem Mantel der Philanthropie behängt. Daß die Engländer dem rohen und gewaltsamen Vordringen der Boers gegen die Kaffern Einhalt thun wollten, mag ihnen zur Ehre gereichen, aber mit dieser negativen Tugend ist es nicht gethan, sie mußten dann auch dafür sorgen, daß beide nebeneinander leben konnten. Jetzt ist England durch sein bisheriges Verfahren genöthigt, auf Einmal den großen Schritt vom Fischfluß bis nach Port Natal zu thun, wenn es nicht den Boeren im Innern die volle Herrschaft überlassen und sich selbst für die Zukunft Feinde heranziehen will, deren es bald nicht mehr Meister zu werden vermöchte.

•

Die englische Regierung hat eine monatliche Post zwischen der Capstadt und Port Natal eingerichtet, ein sicheres Zeichen, daß die Besetzung des letztern Hafens dauernd und von einer Colonisation gefolgt seyn soll. (Col. Gaz. vom 28 Dec.)

•

Ein solcher Schritt scheint unerläßlich, wenn die Nachricht (Col. Gaz. vom 11 Jan.) richtig ist, daß die Boeren am Oranjestrom Maaßregeln ergriffen haben, sich definitiv an den obern Zuflüssen des genannten Stromes, namentlich am Modderfluß, niederzulassen und jede britische Einmischung zurückzuweisen. Ein solches Unternehmen kann nicht ohne schwere Folgen für die englische Herrschaft bleiben, und kann nur dadurch unschädlich gemacht werden, wenn Port Natal durch Engländer colonisirt und somit jede Verbindung zur See den Boeren gesperrt wird.

•

Die englische Regierung auf dem Cap sieht indeß die Sache so ernsthaft an, daß der Gouverneur eine Proclamation erließ (Col. Gaz. vom 11 Jan.), er werde jede Beeinträchtigung der Eingeborenen in ihrem Landbesitz mit den Waffen rächen. Zugleich wurden Commissäre an die Boeren abgesendet, um ihnen den Eid der Treue gegen die englische Regierung abzunehmen, allein nicht Einer leistete denselben. Bei dieser Gelegenheit erfährt man auch eine andere Version des Vertrags, den Obristlieutenant Cloete mit den Boeren geschlossen haben soll, denn die Boeren am Modderfluß erklärten, ihre Brüder zu Port Natal hätten dem Obristl. Cloete einen Waffenstillstand auf sechs Monate bewilligt, und wenn dieser ablaufe, ohne daß ihre Unabhängigkeit anerkannt sey, so würden sie wieder zu den Waffen greifen.

•

Viele holländische Boeren im District von Cradock und Colesberg haben die Gränzen der Colonie überschritten, um sich ihren Brüdern am Modderfluß anzuschließen, und viele andere sollen auf dem Punkte stehen, ihnen zu folgen. (Cape Front. Times vom 27 Aug.)

•

Die Blätter in Grahamstown sprechen von der Wahrscheinlichkeit eines nahen Kafferkriegs, indem sich mehrere Häuptlinge über gemeinsame Maaßregeln besprochen hätten. (Col. Gaz. vom 28 Dec.)

Miscellen.

Bemerkenswerthe Phänomene am 13 Januar. Wir haben vor einigen Tagen (s. Nr. 35) den außerordentlich tiefen Barometerstand, der im südlichen England beobachtet wurde, erwähnt, und entnehmen jetzt aus dem Athenäum vom 28 Jan. einen Auszug, den dieß Blatt aus dem Belfast-Whig macht, wo es heißt: Am Donnerstag (12 Jan.) Abends trat die Fluth, wie ganz richtig, um 7 Uhr 38 M. ein, und war um diese Zeit auf ihrer Höhe, blieb aber von da an bis halb 10 Uhr unverändert stehen. Die Fluth am 13 Morgens war um 8 Uhr 26 M. auf ihrer Höhe und stieg bis auf 11' 3'', was um 2' 3'' die vorhergehende Fluth übersteigt, ein sehr bemerkenswerther Unterschied, wenn man dabei den niedern Barometerstand in Erwägung zieht. Hiezu kommt noch, daß die Sturmgläser den ganzen 13 hindurch äußerst unruhig waren; der Inder der Radbarometer lief rechts im Kreise herum, ging über das niederste Zeichen hinaus und stieg, verkehrt, bis über „schön" hinauf, später kam er auf demselben Wege zurück, und blieb dann auf dem niedersten Punkte, „sehr stürmisch." Die Seebarometer waren ganz in ähnlicher Weise afficirt. Aehnliche Erscheinungen fanden am 6 Januar 1839 statt, dem Zeitpunkt jenes furchtbaren Sturmes, der Leuchtthürme niederwarf und die mächtigsten Bäume entwurzelte.

•

Römische Alterthümer in Südfrankreich. Kürzlich wurden in der Nähe der Stadt Hyeres im Var-Departement Ueberreste einer alten römischen Stadt entdeckt. Aufgrabungen wurden in einer Entfernung von 80 bis 100 Metres vom Ufer gemacht und ein Hypokaust von sehr großen Dimensionen offen gelegt, ebenso mehrere mit merkwürdigen Gemälden, von denen eines halbrund ist, bedeckte Mauern. Die Malereien waren anfangs sehr frisch, schwanden aber, als sie dem Licht und der Luft ausgesetzt waren, bald dahin. Sie bestanden aus Arabesken, Figuren von Menschen und Thieren, Blumen und andern Zierrathen, phantastisch geordnet, ähnlich den schönsten derartigen, die man zu Herculanum und Pompeji auffand. Töpfergeschirre, Vasen, Münzen u. s. w. fanden sich gleichfalls. (Athenäum vom 28 Jan.)

•

Folgen des Eierbrütens durch fremdartige Vögel. Wir haben in Nr. 351 v. vor. J. aus der Litt. Gaz. die Bemerkung entlehnt, daß das Ausbrüten der Eier, je nachdem es von andern Vögeln geschehen, auf die Eigenschaften der Jungen Einfluß ausübe. Dieselbe Zeitschrift enthält nun unter dem 28 Jan. eine Zuschrift, welche Beispiele für diese eigenthümliche Erscheinung anführt. Ein Mann, der in seiner Jugend ein großer Liebhaber von Hahnenkämpfen war, ließ Hühnereier von Falken, Raben, Krähen, Elstern und Eulen ausbrüten, und der Erfolg war höchst verschieden. Wenn von Falken ausgebrütet, war der Hahn sehr muthig, aber auch so mordlustig, daß er kein Hühnchen im Hofe leben ließ. Wenn von Raben und Krähen ausgebrütet, waren die Hähne kaltblütige, standhafte, entschlossene Kämpfer, die, so lange sie noch Leben hatten, nie nachgaben. Von Elstern ausgebrütet waren die Hähne zwar tapfer, hüpften und sprangen aber beim Kampfe zu viel, nach Art der Elster. Wenn von Eulen ausgebrütet, waren die Hähne feig, und kehrten, wie die jungen Eulen selbst, stets um, wenn sie angegriffen wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1843.

Katholische Mission in Abyssinien.

(Nach den Annales de la Propagation de la Foi. Januar 1843.)

Im Jahre 1841 führte ein Lazarist, de Jacobis, eine Deputation von Abyssiniern nach Rom, um sie dort in der Hauptstadt der christlichen Welt an den Gedanken zu gewöhnen ferner eine Verbindung mit dem Papst zu unterhalten und bis zu einem gewissen Grade wenigstens dessen Oberherrlichkeit anzuerkennen. Es befanden sich in der Deputation mehrere Verwandte und Minister verschiedener Fürsten, und diese erklärten sich auch in der That geneigt, sich dem heiligen Stuhle anzuschließen. Das obengenannte Journal theilt nun ein Schreiben des Lazaristen de Jacobis aus Massawwah vom 23 April 1842 und eine „Nachricht über die katholische Mission in Abyssinien" mit, welche die Ingenieur-Capitaine Galinier und Ferret an den französischen Consul de Bourville in Cairo richtete. Das Schreiben enthält nichts besonderes, die Nachricht aber ist von Belang und lautet folgendermaßen.

„Hr. de Jacobis ist in Abyssinien in dem Augenblick angekommen, wo in Folge der Niederlage Ubie's, Königs von Tigré, Anarchie im Lande herrschte. Die Straße von Massawah nach Adua bot die größte Gefahr dar, und alle Reisenden, welche um diese Zeit in Tigre einzudringen wagten, wurden geplündert. Troz dieser schlimmen Verhältnisse nahm de Jacobis keinen Anstand sich an seinen Posten zu begeben, und alle empörten Häuptlinge, die er auf seinem Wege traf, behandelten ihn mit der größten Achtung. Alle seine alten Diener und eine große Anzahl Einwohner von Adua zogen ihm entgegen und empfingen ihn wie einen Vater, den man erfreut ist nach langer Zeit wieder zu sehen.

„Die Reise des Hrn. de Jacobi's nach Rom trägt bereits seine Früchte. Die Abyssinier, welche ihn begleiteten, sind Katholiken aus Ueberzeugung und scheuen sich nicht, dieß ihren Landsleuten zu sagen. Sie haben die größte Verehrung für den heiligen Vater; früher glaubten die Abyssinier, es gebe nur in ihrem Lande wahre Christen, die aber, welche in Rom gewesen, sind von ihrem Irrthum völlig zurückgekommen. Der Alaka Apte Gellassi (Sklave der Dreieinigkeit), der vornehmste Abyssinier, welcher Hrn. Jacobis nach Rom begleitete, sagte, als er uns verließ: „die Sonne glänzt in eurem Lande, aber Abyssinien ist noch in der Dunkelheit; hoffen wir auf Gott!" Bei de Jacobis befand sich noch ein Priester, der einen solchen Ruf der Heiligkeit hatte, daß die Abyssinier seine Worte als Orakel nehmen.

„Der König Ubie hat für de Jacobis die größte Achtung; er ist sehr dankbar dafür, daß er die Abyssinier schützte, welche den Abuna aus Aegypten herbeiholten, und namentlich, daß er dem Alaka Apte Gellassi, seinem Freund und Minister, eine so ausgezeichnete Aufnahme im Lande der Weißen verschaffte. Als wir (Galinier und Ferret) Abyssinien verließen, war Ubie im Unglück, dennoch aber schickte er aus den Gebirgen von Semen einen Boten an de Jacobis, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm zu versprechen, alles Mögliche für ihn zu thun, wenn er in sein Land wieder zurückkehre. Wenn dieß aber auch nicht der Fall seyn sollte, so bleibt de Jacobis darum doch nicht ohne Stütze. Der mächtigste Häuptling von Tigre, Walgadaro, Neffe Rassahle Gellassi's, ließ ihn gleichfalls begrüßen, und gab ihm Erlaubniß, in seinem Lande (Woschscherat) eine Kirche zu bauen und seinen Cultus zu üben. Wer nun auch im Lande siegen mag, die katholische Mission wird sich immerhin festsetzen können. Man verdankt dieß glückliche Resultat der frommen Aufführung der Missionäre überhaupt, vorzugsweise aber der unerschöpflichen Güte, dem Eifer und der Fähigkeit des Lazaristen de Jacobis.

„Lange Zeit fürchteten wir, der Abuna möchte für den Fortschritt des Katholicismus ein unüberwindliches Hinderniß seyn, aber er wurde durch Ubie in den Krieg mit fortgerissen, dann gefangen genommen, und als er Gondar betrat, hatte er bereits viel von seiner Achtung und somit von seiner Wichtigkeit verloren. Ermüdet durch die religiösen Streitigkeiten der Abyssinier*) hat er nichts verabsäumt, sich mit den Europäern zu versöhnen, und hat sie nicht nur sehr gut aufge-

*) Der Abuna selbst ist ein Kophte.

nommen, sondern auch einen derselben versichert, er könne in Religionssachen sich mit ihnen viel leichter verständigen, als mit seiner eigenen Heerde."

Des Holzhauers Tochter.

(Schluß.)

Sie wanderte eine geraume Zeit, ohne irgend ein Abenteuer zu erleben; endlich, nach vielen Tagen kam sie an das Ufer eines Flusses, der sehr breit und tief schien, und aus dessen Wasser dann und wann die Köpfe gräulicher schwarzer Schlangen auftauchten, gleichsam um zu zeigen, daß sie zum Angriff bereit waren. Tulisa hatte sich mit einigen irdenen Krügen versehen, daran befestigte sie nun mehrere lange Rohrstöcke, durchflocht diese mit Zweigen und legte langes Gras oben darüber. Einige Eichhörnchen hatten ihrer Arbeit zugesehen, und als der Floß fertig war und von den leeren Krügen getragen auf dem Wasser schwamm, sprangen sie lustig hinauf, ohne die aufgesperrten Rachen der Schlangen zu fürchten, was Tulisa den Muth gab, sich auch den Fluthen anzuvertrauen, und wirklich kam sie unbeschädigt und ohne große Mühe hinüber aus andere Ufer. Die Eichhörnchen sprangen auch ans Land, und schienen zu ihrer Freude entschlossen ihr Gesellschaft zu leisten, worauf sie die Hoffnung baute, daß sie ihr auch behülflich seyn würden das Humanest zu finden. Bald darauf traf sie am Wege eine Hummel, was auch ihren Muth belebte, da diese Insecten immer Gutes bringen. Endlich hörte sie eine entzückende Musik; die Eichhörnchen sprangen vergnügt den Tönen entgegen, sie folgte ihnen in eine Schlucht und sah hier einen schönen Baum vor sich stehen der wie Smaragden glänzte. Die Humas aber waren unter fortwährendem Singen beschäftigt ihr Nest zu bauen, und wären Tulisa's Gedanken nicht auf andere Gegenstände gerichtet gewesen, würde sie gewiß den Glanz ihres Gefieders bewundert haben, wenn sie sich im goldenen Lichte schaukelten. Nach wenigen Tagen legte das Weibchen ihr erstes Ei, und beide Vögel schienen so glücklich in ihrem Familienleben, daß Tulisa sich erst nach ein paar Tagen entschließen konnte, ihnen einen Theil ihrer Schätze zu rauben. Am fünften Tage, als das Nestchen ganz voll war, nahm sie ein Ei heraus, legte es an ihre Brust und bedeckte es mit ihrem Schleier. Dann setzte sie ihre Reise fort und ließ sich immer von den muntern Eichhörnchen führen, welche vor ihr her von Baum zu Baum sprangen.

So kam sie bald an die Mauern eines schönen Schlosses. Hier nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, klopfte, obwohl zitternd, an die Pforte und begehrte in den Dienst der Königin aufgenommen zu werden. Sie ward in ein glänzendes Gemach geführt, wo sie ihre größte Feindin erblickte, auf weichen Kissen ruhend, mit der grünen Schlange um den Nacken. Obgleich sie noch den Schein der Jugend hatte und von großer Schönheit war, lag doch etwas Entsetzliches in der Erscheinung dieses furchtbaren Wesens; ihre Augen leuchteten wie Schlangenaugen, und auch die langen Haare waren schlangenartig geringelt. Wie verschieden war sie im Aeußern von Basnak-Dau! Tulisa überzeugte sich, daß auch unter Geistern die guten oder bösen Gesinnungen sich in den Gesichtszügen ausdrücken. Nachdem die Königin sie von Kopf bis zu Fuß mit ihren Blicken schweigend gemustert hatte, sagte sie, daß sie nie einer Person gestatte in ihren Dienst zu treten, ohne zuvor ihre Fähigkeiten zu prüfen. Wenn sie vor der Verantwortlichkeit zurückschrecke, könne sie wieder gehen, wenn sie sich aber anheischig mache die Befehle ihrer Gebieterin zu vollführen, so würde für kein Versehen eine Entschuldigung angenommen, und bei dem ersten Zeichen des Mißlingens würde sie eines erbärmlichen Todes sterben. — Tulisa wußte nicht, was man von ihr verlangen werde; dennoch erbot sie sich, die Probe zu bestehen. Man gab ihr eine Krystallvase in die Hand, führte sie in einen großen gepflasterten, mit hohen Mauern umgebenen Hof, und trug ihr auf, den Duft von tausend Blumen zu sammeln. Kein Baum, kein Kraut, keine Pflanze irgend einer Art war zu sehen, und Tulisa wäre verzweifelt, wenn sie nicht ihre Hoffnung auf die freundlichen Eichhörnchen gebaut hätte, obgleich diese ihre kleinen Gönner ihr noch gar nicht erschienen waren, seitdem sie den Schloßraum betrat. Auch jetzt spähte sie vergebens nach ihnen umher, als ein unzähliger Schwarm von Hummeln über die Mauer geflogen kam; jede derselben trug ein Säckchen mit Duft, und ließ dasselbe im Vorüberfliegen in die Vase Tulisa's fallen, und der Wohlgeruch war so stark und köstlich, daß bald die ganze Luft davon erfüllt war, und daß Tulisa von allen Seiten den Ruf des freudigsten Erstaunens vernahm. Bald öffneten sich die Pforten des Hofes, und sie stellte die Vase vor die Füße der Königin, deren strenge Züge einen mildern Ausdruck annahmen, als sie den köstlichen Duft einathmete, der diesem Born des Wohlgeruchs entströmte. Tulisa ward gnädig entlassen und in ein für sie bereitetes Zimmer geführt, wo sie bald in sanften Schlummer fiel und — zum erstenmal seit ihrer Trennung — von Basnak-Dau träumte. Am folgenden Tage brachte man ihr einen großen Krug voll Samen mit dem Geheiß, daraus den prachtvollsten Schmuck zu verfertigen, der je eine Prinzessin geziert hätte. Tulisa durchsuchte den ganzen Krug, ohne einen einzigen Edelstein zu finden; doch dießmal kamen ihr die Eichhörnchen zu Hülfe. Sie erschienen in großer Zahl und jedes einzelne nahm einige Körnchen aus dem Kruge und legte dafür eben so viel Edelsteine vom schönsten Wasser hinein. Tulisa, die viel Geschmack hatte, ordnete das Ganze mit großer Geschicklichkeit, und die Königin, obgleich halb ärgerlich durchaus keinen Vorwand zum Tadel zu finden, ward doch durch die Pracht der Krone, die Tulisa ihr zu Füßen legte, so besänftigt, daß sie die neue Dienerin abermals mit Lob entließ. Auf ihrem Zimmer angelangt, konnte sie aber nicht zur Ruhe kommen; das kleine Eichhörnchen, das nicht von ihrer Seite wich, war offenbar in großer Besorgniß; es zupfte wiederholt an seiner Herrin Schleier, und wußte diese am Ende zu bewegen, ihm aus dem Schlosse hinaus in den Wald zu folgen, wo auch die übrigen Eichhörnchen in großer Verlegenheit zu seyn schienen. Sie setzte sich darauf unter einen Baum, schloß die Augen und horchte aufmerksam den Berathungen der kleinen Thiere. Bald

erfuhr sie nun, daß ihr gemeinschaftlicher Feind, Sarkasukis, in der Nähe sey, und daß sie sein Eindringen in das Schloß nur durch Verbrennung gewisser Kräuter verhindern könne, indem der Geruch des Rauchs den Geistern von seiner Gattung verderblich sey, aber auch, daß die Wirkung dieses Geruchs sie des fernern Beistands der Eichhörnchen berauben werde, die zu derselben Gattung von Geistern gehörten, wie Sarkasukis, der sich die Herrschaft über sie angemaßt hatte; daß es daher fortan von ihrer eigenen Wachsamkeit allein abhänge, die Plane ihres Widersachers zu vereiteln, der zwar nicht im Stande sey in die Atmosphäre jener für ihn giftigen Dünste zu dringen, in seiner großen Schlauheit aber vielleicht andere Kräfte in Bewegung setzen könne, um seinen Zweck zu erreichen. Einige Tage mußten noch verstreichen, bevor die Brütezeit des Huma-Eis ablief; während dieser Zeit also mußte Tulisa fortwährend auf der Hut seyn. Es war ihr Geschäft, die Zimmer des Palastes zu durchräuchern, sie trug daher Sorge, in jedem Gemach eine Vase mit jenen Kräutern beständig in Brand zu erhalten und diesen Rauch stets mit dem köstlichen Duft zu mischen, welcher auf die Schlangenkönigin und ihre Umgebung so angenehm gewirkt hatte.

Endlich von Ermüdung und Angst fast erschöpft, hörte Tulisa ein leises Picken in ihrem Ei, und bald kroch der junge Huma aus seiner Hülle hervor. Sie eilte, ihn mit einer goldenen Kette an ihrer Hand zu befestigen, was freilich überflüssig war, denn das Vögelchen gewann die freundliche Herrin bald so lieb, daß es sie um nichts in der Welt verlassen hätte. An ihrem Busen wuchs es unglaublich schnell heran, und als die Kammerjungfer der Königin die Haare ordnete, flog es plötzlich auf der letztern Schulter und pickte im Nu der grünen Schlange die Augen aus, deren Zauberkraft sich so lange und in so tyrannischer Weise geltend gemacht hatte.

Die Königin-Mutter wohl fühlend, daß die Macht von ihr gewichen war, schrie laut auf, die Mauern des Schlosses erbebten, und Sarkasukis, in seiner ursprünglichen Gestalt eines plumpen, verwachsenen Teufels, stürzte mit Ketten belastet auf das Pflaster der Halle nieder, während lange Züge von Genien, die befreiten Eichhörnchen und Legionen treuer Schlangen den rechtmäßigen Herrscher, Basnak-Dau, hereinführten. Tulisa's einfache Kleidung war in königliche Gewänder verwandelt, Huma hatte ihre Stirn mit einem Diadem umwunden, und jetzt war sie eine passende Braut für einen der mächtigsten jener Geister, denen es vergönnt ist, unter gewissen Bedingungen über Reiche zu herrschen, die für das Auge des Menschen unsichtbar sind.

Nichts kann das Entzücken übertreffen, welches jetzt durch alle Gegenden sich verbreitete, die von den Peris und andern liebenswürdigen und ordnungsliebenden Genien bewohnt wurden, während die bösen Geister durch den Sturz Sarkasukis und der Königin-Mutter sich grausam getroffen und wie vernichtet fühlten. Doch an keinem Orte war wohl die Freude größer als in der Wohnung Nur-Singhs und seiner Frau; nie waren zwei Menschen des elenden Lebens so überdrüssig wie diese beiden, und als zum erstenmal statt des fortan schlecht-gebackenen Kuchens von grobem Mehl eine dampfende Schüssel mit Reis nebst köstlichen Früchten und feinen Gewürzen vor ihnen auf dem Estrich stand, da wußten sie, daß Basnak-Dau seine Macht wiedergewonnen hatte.

*

Diese Lieblingsgeschichte des Volks in Hindustan wird in verschiedener Weise erzählt; so wie sie hier nach dem „Asiatic Journal" wiedergegeben ist, kommt sie fast wörtlich aus dem Munde der Frau eines Wäschers in Benares.

Die Trümmerstädte in Yucatan. *)

Erster Abschnitt.

Das Interesse, das durch die von Zeit zu Zeit in Yucatan und Mittelamerika entdeckten riesenhaften Ruinen rege gemacht ist, scheint eben durch das, woran es sich nährt, zu wachsen. Das darf auch nicht Wunder nehmen, denn jeder nachkommende Forscher und Ausbeuter vermehrt nur unser Staunen und unsere Rathlosigkeit; ja man kann mit gutem Grunde glauben, daß der Boden ein verhältnißmäßig noch jungfräulicher und eine Anzahl den bis jetzt entdeckten an Pracht und Ausdehnung vollkommen gleicher Denkmale in dem wilden Innern noch gänzlich unbekannt ist. Ein zufälliger Reisender kann das Land nach keiner Richtung hin durchziehen, ohne auf Ruinen — Ruinen von Städten, Tempeln, Thürmen, Grabhügeln, pyramidenartigen Gebäuden, befestigten Lagern — regelmäßige, oft von gediegener Mauerarbeit aufgeführte Werke — zu stoßen. Dann, und sehr natürlich, kommen die Fragen, von wem und in welcher Zeit wurden diese Bauwerke errichtet? Wir wollen vor der Hand die vielen Speculationen und Theorien, zu denen der Gegenstand Anlaß gab, außer Betrachtung lassen. Es ist nicht so sehr das Alter der verschiedenen Bauwerke, was uns in Verlegenheit setzt, als vielmehr die Frage, wie sie im Laufe weniger Jahrhunderte so ganz und gar in Trümmer gefallen, die Civilisation, die sie emporsteigen ließ, so durchaus zu Grunde gegangen und alle Ueberlieferung von ihrem Gebrauch und ihrer Geschichte in Vergessenheit gerathen seyn können? Uns scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie von dem Volke errichtet wurden, welches im Besitz des Landes zur Zeit seiner Eroberung durch die Spanier war. Die ersten Eroberer gedenken ihrer mit deutlichen Worten nicht als Ruinen, sondern als Bauwerke, welche Bewunderung und Staunen erregt hätten. Sie werden als Tempel beschrieben, während von den Privatwohnungen des Volks gesagt wird, sie seyen von Holz gebaut und mit Pflanzenstoffen gedeckt gewesen, und es läßt sich nur annehmen, daß eine religiöse Kaste, ein Priesterorden, in welchem, wie in dem europäischen Clerus des Mittelalters, alle Kenntniß und alle Wissenschaft ihren Mittelpunkt hatten, sie aufführte und zu seinem Gebrauche aneignete, und daß mit ihm sie untergingen. Stephens**) hat als Beweis hiefür auf die Erzählungen der ersten Abenteurer sich bezogen und viele Stellen aus Herrera angeführt, welche deutlich diese Gebäude

---

*) Von K. v. K., nach dem Londoner Athenäum vom 17 und 24 Dec. 1842 und den so eben (New-York und London) erschienenen „Rambles in Yucatan, including a Visit to the remarkable Ruins of Chi-Chen, Kabah, Zayi and Uxmal, by B. M. Norman. Ein Octavband mit vielen bildlichen Darstellungen.

**) In seinem bekannten (auch im Ausland erwähnten) 1841 erschienenen Werke „Incidents of Travels in Central America."

beschreiben: andere, nicht minder wichtige, sind ihm, unseres Bedünkens, entgangen. So bemerkt Juan de Grijalva, als er im Jahre 1518 zu Cozumel landete, „sie hätten unterschiedliche gottesdienstliche Orte, Tempel und insbesondere einen gesehen, der in Gestalt einem viereckigen Thurme geglichen, breit unten und hohl oben, mit vier großen Fenstern und Galerien, und in dem hohlen Theil, der die Capelle vorgestellt, seyen die Götzen gewesen, hinter denen eine Art Sacristei angebracht, allwo die zum Tempeldienst gehörigen Sachen aufbewahrt worden; unten sey eine Umfangung von Kalk und Mauersteinen, mit Zinnen und verputzt, gewesen" u. dgl. m.; und an einer andern Stelle: „sie seyen an der Küste hingefahren, sehr erstaunt große und schöne Baulichkeiten von Kalk und Mauersteinen mit unterschiedlichen hohen Thürmen zu sehen, weßwegen auch, da bis daher nichts dergleichen in den Indien ersehen worden, sie gesagt, sie hätten ein neues Spanien gefunden." Doch es wird sich eine andere und bessere Gelegenheit *) zur weitern Berührung dieses Gegenstandes ergeben; unser nächster Zweck ist nur, mit einigen jüngst geschehenen und wichtigen Entdeckungen bekannt zu machen.

Hr. Norman, aus dessen Erzählung die unten folgenden Mittheilungen ausgezogen sind, dachte nicht daran, als er die Vereinigten Staaten verließ, Yucatan zu besuchen. Der Zufall führte ihn dorthin, und da ihn gleich zufällige Umstände mit einigen der wunderbaren Denkmäler, durch welche das Land so auffallend sich auszeichnet, bekannt gemacht hatten, so hielt er es für recht, seine Entdeckungen zu veröffentlichen. Auf die Vorbildung eines wissenschaftlichen Reisenden macht er keinen Anspruch — seine Vorkenntnisse und seine Mittel der Beobachtung waren, wie er nicht verhehlt, gleich beschränkt — ein Messer, ein Compaß, ein Bleistift und ein Notizenbuch waren alle seine Hülfsmittel und Behelfe. Er war gerade zu Valladolid, hörte da von einigen Ruinen in der Nachbarschaft reden, und entschloß sich, sie zu besuchen. Hören wir ihn nun selbst.

Die Ruinen von Chi-Chen. **)

Wie ich mich Chi-Chen näherte und davon kaum 4 bis 5 englische Meilen mehr entfernt war, sah ich schon überall den Weg mit Säulen, großen behauenen Steinen u. s. w., die mit Buschwerk und langem Grase überwachsen waren, bestreut. Bei unserer Ankunft Mittags wurden wir auf der Hacienda vom Major-domo aufs herzlichste empfangen: die Pferde wurden in gute Obhut gebracht und mich führte man nach einem zum voraus für mein Kommen bereitetes Quartier. Es war dieß in der Kirche nahebei, in der sogenannten Sacristei, und als ein recht bequemes Gemach erfand ich's für meine Zwecke. Diese Kirche steht auf einer Bodenerhöhung, die das Land auf eine beträchtliche Strecke umher, die Hacienda und die merkwürdigsten Ruinen aller Zeiten und Erdtheile mit inbegriffen, überschaut.

Als ich in den Gang der Hacienda gelangte, boten mir Wände und Estrich ein recht eigenes Aussehen. Hier erschien eine wunderliche, ja erschreckende Gestalt, der Gott vielleicht eines verschollenen Volks, und da eine schöne Rosette, und selbst unter meinen Füßen waren Stücke von gemeißeltem Steinwerk und Bilderschriften, die — däuchte mir — sich bestrebten, mir das Verständniß der Geschichte ihrer wundervollen Entstehung zu erschließen. Im Bereich des Auges sah man die Bruchstücke und Zierrathen von Pfeilern, die einst das Prachtschloß eines stolzen Kaziken verschönert haben mochten, in die rohe Wand einer armen Indianerhütte eingesteckt!

Am Morgen des 10 Februars lenkte ich meine Schritte zum erstenmal den Ruinen der uralten Stadt Chi-Chen zu. (Chi-Chen bedeutet die Mündung eines Brunnens; Itza, was der Name eines der alten Besitzer dieser Ruinen seyn soll, wird bisweilen von den Eingebornen beigesetzt.) Bei meiner Ankunft in der nächsten Umgebung fand ich mich genöthigt, mir meinen Weg durch ein fast undurchdringliches Dickicht von Unterholz und Strauchwerk, das mit starken Ranken und Reben durchschlungen und verbunden war, auszuhauen, in welcher mühevollen Arbeit mir mein fleißiger Gehülfe und Gefährte José treulich beistand. Es gelang mir endlich einen Durchweg zu bahnen, und nach wenigen Stunden fand ich mich vor den gesuchten Ruinen. Fünf Tage wanderte ich unter diesen zerbröckelnden Denkmalen einer Stadt auf und ab, die — wie ich getrost sagen mag — eine der größten, die die Welt je sah, gewesen seyn muß. Ich schaute vor mir auf einem Umkreis von vielen Meilen im Durchmesser *) die Mauern von mehr oder minder zerfallenen Palästen, Tempeln und Pyramiden. Die Erde war, so weit das Auge zu unterscheiden vermochte, mit theils zerbrochenen, theils noch fast erhaltenen Säulen überstreut, die da wie vom Geiste der Verödung, der über dieser schauerlich hehren Einsamkeit waltete, hingepflanzt waren. Inmitten dieser feierlichen Gedächtnißmale vergangener Menschengeschlechter, welche starben und keine Merkzeichen als diese nachließen, gewahrte man keine Spur webenden Lebens außer den Fledermäusen, Eidechsen und Schlangen, die dann und wann aus den Ritzen der wankenden Mauern und bröckelnden Steine, welche unten an ihnen hingestreut lagen, hervorkamen. Keine Spuren menschlicher Fußtritte, keine Zeichen früherer Besucher ließen sich erkennen; auch mag man mit gutem Grunde glauben, daß keiner, dessen Zeugniß von der Thatsache der Welt mitgetheilt worden, je zuvor das Schweigen unterbrochen habe, das über diesen heiligen Gräbern einer verschollenen Volksgesittung herrschte. Als ich um mich schaute und diesen Betrachtungen nachhing, fühlte ich mich von ehrfurchtsvollem Schweigen durchdrungen... Lange Zeit benahm mir die wimmelnde Masse von Gegenständen, die mir auf Geist und Sinn sich eindrängten, das Vermögen, sie im einzelnen zu betrachten, zu erfassen. Erst nach Verfluß mehrerer Stunden war meine Neugierde so weit gemeistert, daß ich im Stande war, sie einigermaßen genauer zu besichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Künstliche Erzeugung von Trüffeln. Man nennt einen Gutsbesitzer in der Dordogne, der ein Mittel gefunden habe, die Trüffeln eben so wie andere Vegetabilien anzupflanzen. Man weiß jetzt, daß sie in der Nähe oder im Schatten einer besondern Eichenart gedeihen. Der oben erwähnte Gutsbesitzer hat schon vor mehreren Jahren eine große Anzahl dieser Eichen auf seinem Grund und Boden gepflanzt, und man versichert, er habe im vorigen Jahre für 100,000 Fr. Trüffeln verkauft, und hoffe, im nächsten Jahre das Doppelte zu verkaufen. (Voleur vom 30 Januar.)

---

*) Bei Besprechung der neuen (zweiten) Forschungsreise Stephens' in Mittelamerika, dessen Bericht Ende Decembers d. J. „Second Visit to Central America, with 120 Plates by Catherwood," in 2 Octavbänden bei Murray in London ausgegeben werden wird.

**) Der Uebersetzer hat, Irrungen zu vermeiden, die Schreibung des Originals bei diesen Eigennamen beibehalten: die Aussprache würde Tschitschen seyn.

*) For a circuit of many miles in diameter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1843.

Die Negerauswanderung nach Westindien.

In der Geschichte des Sklavenhandels und der Bemühungen zu seiner Unterdrückung, so wie in Bezug auf die Streitigkeiten welche das Durchsuchungsrecht in neuester Zeit erregt haben, ist es eine merkwürdige, für die englische Regierung von vielen Verlegenheiten begleitete Erscheinung, daß zwischen ihr und den eifrigen Freunden der Neger endlich ein entschiedener Kampf ausgebrochen ist, in welchem die Regierung nicht einmal die volle Unterstützung der Pflanzerpartei besitzt, sondern einen fatalen Mittelweg eingeschlagen hat, wobei ihre gerühmte Humanität auf der einen und das Schicksal der westindischen Colonien gleich schlecht fährt. Wir haben früher schon erwähnt, daß im vorigen Jahre zwei Parlamentscommittees niedergesetzt wurden, von denen die eine den ökonomischen Zustand Westindiens, die andere die Lage und Verhältnisse der englischen Niederlassungen auf der Westküste Afrika's untersuchen sollte. Der Zweck war kein anderer als eine Auswanderung von afrikanischen Negern nach Westindien unter Regierungsaufsicht einzuleiten. Gegen Ende des vorigen Jahrs verbreitete sich nun das Gerücht, daß die englische Regierung entschlossen sey, auf die Resultate der beiden Parlamentscommittees hin die Auswanderung beginnen zu lassen. Die erste officielle Anregung hievon ist die Bekanntmachung einer Reihe von Vorschlägen, 30 an der Zahl, welche eine Deputation von Pflanzern dem Colonialminister Lord Stanley einhändigte, und welche dieser, wie in einer Capitulationsverhandlung, theils zugestand, theils modificirte, theils ganz abschlug. Die Specialitäten können wir für den Augenblick übergehen, und bemerken bloß, daß Lord Stanley's Absicht bei seinen Antworten dahin ging, dieser Auswanderung den Charakter eines neuen Sklavenhandels möglichst zu nehmen, obgleich es in der Natur der Sache liegt, daß dieser Charakter sich nicht so leicht austilgen läßt. Was zu erwarten war, geschah; die Bekanntmachung der oben erwähnten Vorschläge erfolgte am 7 Jan., die strengern Negerfreunde nahmen Anstoß an der Maaßregel und der Anti-Slavery-Reporter vom 11 Jan. d. J. enthielt eine darauf bezügliche Mittheilung, worin es heißt: „Das Gerücht hat sich nun bewährt. Lord Stanley ist endlich vermocht worden die Einwilligung der Regierung Ihrer Majestät zu einem Plan der Auswanderung von Afrika nach Westindien zu erklären. Unserer Ansicht nach ist der Plan, wenn auch von der Regierung geleitet, eher geeignet, den Sklavenhandel an der Küste von Afrika zu vermehren, und eine neue Form von Sklaverei in den brittischen Colonien zu begründen." Diese Behauptung, wenigstens der erstere Theil, ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Die Auswanderung von Negern, welche bei dem gesellschaftlichen Zustand Afrika's nur in wenigen Fällen ganz freiwillig seyn kann, muß nämlich, wenn die Zahl der Auswanderer bedeutend wird, dieselben Folgen in Afrika nach sich ziehen, wie der Sklavenhandel, nämlich innere Kriege, um sich Auswanderer, d. h. im afrikanischen Sinne Sklaven, zu verschaffen. Den zweiten Theil der Beschuldigung halten wir für ungegründet, nicht als ob die nach Westindien ausgeführten Neger daselbst vorerst etwas Besseres als Sklaven seyn würden, sondern weil dieser Zustand der Sklaverei in den meisten Fällen besser als der Zustand der Schwarzen in Afrika ist, und zweitens weil derselbe nur wenige Jahre dauern kann und die Einwanderer dann in die große Masse freier westindischer Neger übergehen werden. Die Richtigkeit dieser Ansicht scheint aus der allgemeinen Erfahrung hervorzugehen, daß die Bozales in Amerika nie zum Aufstand geneigt sind, wohl aber die Creolenneger, daß also in den meisten Fällen das Loos der Neger in Amerika eher besser als schlechter ist, wie in Afrika.

Damit haben wir es indeß hier für den Augenblick nicht zu thun, sondern mit der Stellung, in welche sich die Regierung durch den Schritt und die Art, wie sie ihn gethan, versetzt hat, namentlich in ihrem Verhältniß zu fremden Staaten. Das erste wird die Beschuldigung seyn, daß sie in der Frage über Sklavenhandel und Durchsuchungsrecht nicht aus Humanitätsgründen handle, wie aus den Angriffen der Anti-Slavery-Gesellschaft deutlich hervorgehe, daß sie zum Vortheil der englischen Pflanzer einen neuen Sklavenhandel nicht nur zulasse, sondern selbst leite, während sie andern Nationen die Ueberführung von Sklaven nach Amerika verbiete, ja sogar ein französisches Schiff weggenommen habe, das im Jahre 1839

oder 1840 Neger, die mit Bewilligung des französischen Gouverneurs am Senegal zur Arbeit gemiethet worden waren, nach Cayenne bringen sollte. Daraus ergibt sich ferner ein weit ernsterer Einwurf gegen die Maaßregel: wenn England die Zufuhr afrikanischer Arbeiter in seine Colonien gestattet, mit welchem Rechte will es dasselbe andern Ländern, z. B. Brasilien und Cuba, wehren? England kann in dieser Beziehung nichts für sich anführen, als daß in seinen Colonien die Sklaven emancipirt, und daß somit nicht zu fürchten sey, daß die eingeführten Neger wiederum Sklaven werden; aber man wird entgegnen: in Cuba und in Brasilien gibt es auch freie Farbige in großer Anzahl, und die eingeführten Neger sollen so frei werden, wie diese. Ist der Unterschied zwischen dem, was Engländer, Spanier und Brasilianer thun so groß, daß er England das Recht gibt, die andern an der Herüberführung von schwarzen Arbeitern aus Afrika zu hindern? England wird vielleicht diesen Unterschied behaupten, aber die andern werden ihn läugnen, und wer soll dann den Streit entscheiden? Das Recht des Stärkern? Oder wird England seine ganze bisherige Politik in Betreff des Sklavenhandels aufgeben? Mit Einem Wort, die Spaltung zwischen den Interessen und dem vorangestellten Humanitätsprincip ist da: wenn die Engländer nicht eine größere Zahl Arbeiter, und zwar schwarze, für ihre westindischen Besitzungen erhalten, so geht der große Plantagenbau, welcher seit zwei Jahrhunderten den Reichthum der Inseln ausmacht, zu Grunde; führen sie aber schwarze Arbeiter aus Afrika ein, so geben sie ihre bisherige Stellung als Schirmherren der Negerfreiheit auf, und geben den Sklavenhändlern die Mittel an die Hand ihr bisheriges Gewerbe ohne fernere Belästigung von Seite der Engländer fortzusetzen, falls letztere nicht geradezu die Gewalt an die Stelle des Völkerrechts setzen wollen. Das ist die falsche Lage, in welche sich die englische Regierung sehr zur unrechten Zeit gesetzt hat, denn Amerikaner, Franzosen, Spanier und Brasilier werden nicht säumen, die obige Argumentation gegen sie zu kehren, ja dieß ist von Seite Brasiliens seit Jahren schon mehrfach geschehen, denn die Versetzung afrikanischer Negern nach Englisch-Westindien ist seit zwei Jahren im Gange, und das einzige Neue an der Sache ist jetzt, daß Lord Stanley die Angelegenheit von Regierungswegen regeln will.

In England macht man dem Minister besonders zum Vorwurf, daß die ganze Maaßregel in einer unofficiellen Form vor das Publicum kommt, durch die bloße Bekanntmachung der betreffenden Correspondenz in öffentlichen Blättern, sie tritt ins Leben nicht als eine große parlamentarische Maaßregel, sondern als eine reglementarische Verordnung eines einzelnen Ministers, die von einem spätern Minister wieder umgestoßen werden kann. Die Ansicht derer, welche dem Minister diesen Vorwurf machen — und es sind dieselben, welche diese Maaßregeln seit drei Jahren offen vor aller Welt vertheidigt haben — geht also dahin, daß man gestützt auf die Berichte der beiden oben erwähnten Committees mit einer umfassenden Maaßregel hätte vor das Parlament treten, und solche von diesem hätte sanctioniren lassen sollen. Vertheidigungsgründe für eine solche Maaßregel, auch aus dem Gesichtspunkte der Humanität, hätten sich wohl anführen lassen, um so mehr als dieselbe von einer offenen Erklärung hätte begleitet seyn müssen, daß Schwarze (und Farbige überhaupt) in Englisch-Westindien durchaus gleiche Rechte mit den Weißen genießen sollten. Gestützt auf eine feierliche Parlamentsmaaßregel und unter Zugabe von Instituten in Westindien, die wesentlich geeignet wären, den sittlichen und geistigen Zustand der Neger zu verbessern, hätte die englische Regierung wohl den Widerstand der Negerfreunde beseitigt, es wäre eine Vereinigung der so lange getrennten Negerfreunde und westindischen Pflanzer möglich, ja wahrscheinlich geworden, und diese Einigkeit, so wie die nicht zu läugnende Großartigkeit der Maaßregel selbst hätte auch vortheilhaft auf die Aufnahme derselben von Seite fremder Mächte gewirkt; so aber erscheint das Ganze als ein kleinliches Auskunftsmittel, um eine Anzahl westindischer Pflanzer mit der nöthigen Arbeiterzahl zu versorgen, weil sie sonst nicht mehr so viel Zucker liefern können als England braucht, und weil dieser Mangel, verbunden mit dem hohen Zoll auf fremden Zucker in England, den Preis auf eine unnatürliche Höhe hinaufschraubt.

Es ist ein großes Glück für die Menschheit und für die Negerrace insbesondere, daß ein so gewaltiger Schritt wie die Emancipation, gethan durch einen so mächtigen Staat wie England, nicht mehr zurückgethan werden kann. Viele und grobe Fehler sind in der Sache begangen worden, und der größte war, daß man die Neger ohne allen Uebergang zur Freiheit führte, denn die sogenannte Lehrlingsschaft war nur eine Illusion. Die Folge dieser Thorheit hat England jetzt zu büßen: der erste Versuch, durch die wohlfeilere freie Arbeit die theurere Arbeit des Sklaven in andern Ländern zu verdrängen, ist mißlungen, nicht weil er unmöglich war, sondern weil er ohne Vorbereitung unternommen wurde. Das Bestreben der Engländer, andere Nationen, die minder großmüthig handelten und mehr auf ihren eigenen Vortheil bedacht waren, mit theilnehmen zu lassen an den Folgen einer auf unkluge Weise unternommenen Emancipation ist bis jetzt gleichfalls mißlungen, und die Bemühungen ihre früheren Fehler durch neue Arbeiterzufuhr wieder gut zu machen, sind der Art, daß sie letztere unmöglich andern Völkern verweigern können, ohne offene Ungerechtigkeit zu begehen. Die Neger selbst befinden sich bei der Sache nicht übel: in Brasilien und Cuba scheint allmählich unter Zuthun der Engländer ein solcher Geist in die Neger gefahren zu seyn, daß man alles Ernstes an Zugeständnisse und Erleichterung ihres Schicksals denkt; je mehr aber diese Gedanken zur That werden, destoweniger kann England diesen Ländern verwehren künftig gleichfalls schwarze Arbeiter aus Afrika zu holen. Die Engländer verlieren dabei, aber die Neger in Westindien und die schwarze Race überhaupt gewinnen, und der Traum, daß Westindien vortheilhaft auf Afrika zurückwirken werde, kann dann allmählich zu einer Wirklichkeit werden.

Ansichten vom künftigen Leben bei den Neuseeländern.

Von Hrn. Servant, katholischem Missionär in Neuseeland, enthalten die „Annales de la Propag. de la Foi" (Jan. 1843) einige Mittheilungen über die Sitten der Neuseeländer oder wenigstens der Eingebornen um Hokianga, an welchem Ort er sich aufhielt. Ueber den Glauben an ein künftiges Leben heißt es darin: „ich habe mich überzeugt, daß die Neuseeländer stets an ein Etwas glaubten, das über die Materie erhaben sey, so wie daß ein künftiges, glückliches oder unglückliches Leben uns jenseits des Grabes erwarte. Die Reise, welche ihrer Angabe nach die Todten machen, setzt augenscheinlich diesen Glauben voraus. Nach dem Austritt aus dieser Welt nimmt der Todte den Toknaiatau, d. h. den Weg, welcher zur Reise des Todes führt. Er kommt in einen Gang, Namens Pirita, steigt aufwärts und abwärts, ruht aus und seufzt nach dem Licht; dann setzt er sich wieder in Marsch und gelangt nach dem Hause Ana, verläßt dieß wieder und kommt zu einem Bach, dessen Gewässer klagend murmeln; er übersteigt den Hügel Herangi und ist nun in Reinga (Todtenreich, Hölle). Wenn er nun diese unter dem Meere gelegenen Ebenen verläßt, wirft er den durchsichtigen Schleier zurück, welchen man am Eingang des Wegs Motatau findet, und erreicht die Luftebenen, wo er sich an den Strahlen der Sonne erwärmt und dann zurücktritt in die Nacht, wo er der Traurigkeit, den Leiden und Krankheiten hingegeben ist. Endlich kommt er wieder auf diese Welt, um seine Gebeine zu holen, und kehrt dann auf lange Jahre nach Reinga zurück, wo er endlich zum zweitenmal und einigen Nachrichten zufolge zum drittenmal stirbt, um die Nachtreise noch einmal zu machen, und endlich in den Wurm Toke verwandelt zu werden, welchen man oft den Boden durchgraben sieht. Das Leben in Reinga ist übrigens dem gegenwärtigen Leben ganz ähnlich, man hat dieselben Bedürfnisse, dieselben Gewohnheiten, dieselben Lebensverhältnisse, daher die Hinrichtung der Sklaven beim Tode des Herrn und der Selbstmord der Frauen beim Grabe des Mannes, falls nicht Kinder ihre Sorge und Thätigkeit in Anspruch nehmen. — Es wäre hier auch der Ort, von ihrer Theogonie zu reden, aber was ich bis jetzt darüber erfahren habe, ist so unzusammenhängend, daß ich keine Ordnung hineinbringen konnte."

Brand durch Aërolithen.

Der Moniteur industriel vom 2 Februar enthält folgende nicht uninteressante Nachricht. „Mehrere Brände waren in der Umgegend von Bassy vorgekommen, und der Friedensrichter des Kantons von Montierender begab sich an Ort und Stelle, um die Ursachen zu erforschen. Die sorgsamsten Nachforschungen bewiesen indeß, daß hier keine Bosheit im Spiel sey, und da zu gleicher Zeit mehrere Aërolithen im Lande gefallen waren, so schrieb der Friedensrichter an die Akademie, er halte es für wahrscheinlich, daß die Brände durch den Fall entzündeter Meteore entstanden seyen. Bei Gelegenheit dieser Mittheilung, die ein gewisses juridisches Interesse haben kann, erzählte Arago, er habe sich im verflossenen November auf einem Landhause in der Nähe von Paris befunden und sey von dem Maire der Gemeinde befragt worden, ob er es für möglich halte, daß ein Kornschober durch den Fall eines entzündeten Meteors in Brand gesteckt werden könne; mehrere in der Nähe dieses Schobers spielende Kinder hatten nämlich zuversichtlich behauptet, sie hätten eine Sternschnuppe auf den Schober niederfallen und ihm augenblicklich das Feuer mittheilen sehen. Arago stellte die Möglichkeit nicht in Abrede, und nun wurden, in Betracht der umständlichen Aussagen der Kinder, die Untersuchungen gegen einige übelberüchtigte Personen, gegen welche aber kein weiterer Grund vorlag, eingestellt.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Fortsetzung.)

Die Indianer aus vielen Stunden in der Runde kamen, als sie von meiner Ankunft hörten, täglich mich zu besuchen, allein der Zweck meines Mühens ging gänzlich über ihre Fassungskraft. Sie gaben scharf auf jede meiner Bewegungen Acht, wobei sie einander dann und wann mit der Miene ungeheuchelten Erstaunens anblickten; ob aber eine Erklärung an den Gesichtern ihrer Nachbarn abzusehen, oder um ihre Verachtung über mein Treiben auszudrücken, darüber habe ich mir bis zur Stunde im Zweifel zu bleiben erlaubt. Von den Erbauern oder Bewohnern dieser Gebäude, die in Trümmern um sie lagen, hatten sie nicht die leiseste Idee; auch schien ihnen die Frage noch nie früher gekommen zu seyn. Nach dem sorgfältigsten Nachforschen konnte ich keine Ueberlieferungen, keine abergläubischen Meinungen, keine Sagen irgend einer Art auffinden... Alle Verbindung mit der Vergangenheit scheint hier abgeschnitten. Auch blieb jede Saite der Erinnerung, die ich in Bezug auf ihre Vorfahren oder die frühern Inhaber dieser mächtigen Paläste und Denkmälertempel anzuschlagen versuchte, selbst bei den ältesten Indianern der Umgegend ohne Wiederhall. Da denn meine Erwartungen von dieser Seite her fehlgeschlagen hatten, so schlug ich ohne Säumen den einzigen Weg ein, der mich einer möglichen Lösung dieser feierlichen Steinräthsel zuführen dürfte. Ich beschloß, mich einer sorgfältigen Untersuchung dieser Ruinen im einzelnen zu widmen.

Mein erstes Studium machte ich an den Ruinen des Tempels. Die Namen, mit denen ich diese Ruinen bezeichnet habe, nahm und bildete ich mir von ihrer besondern Bauart und den Zwecken, für welche ich sie mir entworfen vermuthete. Diese Ueberbleibsel bestehen aus vier deutlich geschiedenen Mauern. Ich trat an einer Oeffnung in der westlichen Ecke ein, welche mir der Haupteingang zu seyn schien, und dachte mir aus den zerbrochenen Wänden, Decken und noch stehenden Pfeilern, daß das entgegengesetzte Ende der Platz für den Schrein oder Altar gewesen sey. Die Entfernung zwischen diesen beiden Enden beträgt 450 Fuß. Die Mauern stehen auf einer erhöhten Grundlage von ungefähr 16 Fuß. Von dem Eingang oder Westende steht noch ungefähr die Hälfte; das Innere zeigt zerfallene Gemächer und nicht ganz entstellte Täfeldecken. Das Aeußere besteht aus großen, schön behauenen und in Leisten und Simswerk gelegten Steinen. Das entgegengesetzte oder Altarende besteht aus ähnlichen Mauern, hat aber zwei reich ausge-

meißelte Pfeiler, die durch die einstürzenden Trümmer sehr verunstaltet sind — nur 6 Fuß bleiben sichtbar ober ihnen. Diese Pfeiler haben ungefähr 2 Fuß im Durchmesser. Die Mauern umliegen Massen von ausgemeißelten und von behauenen Steinen, zerbrochenen Säulen und Zierrathen, welche von den Mauern selbst abgefallen und von einem wuchernden üppigen Pflanzenwuchse, ja selbst von Bäumen bedeckt sind, durch die ich mir mit meinem Indianermesser meinen Weg ausschneiden mußte. Hinter den Pfeilern sind die Ueberbleibsel eines Gemachs, von dem nur noch der hintere Theil der Decke vorhanden ist, immer aber noch so viel, um zu zeigen, daß sie von seltener schöner Arbeit war. Die südliche oder rechter Hand vom Eingang befindliche Mauer ist noch am besten erhalten, ihr höchster noch stehender Theil ist etwa 50 Fuß; hier sieht man auch noch die Ueberreste von Gemächern. Die andern Theile zu beiden Seiten sind etwa 26 Fuß hoch, 250 Fuß lang und 15 dick, und ungefähr 130 Fuß von einander. Die Innenseite oder innere Oberfläche dieser Mauern ist ganz schadlos, schön mit platten, gleichförmig in ungefähr 2 Fuß großen Vierecken gehauenem Stein ausgeführt. Ungefähr im Mittelpunkte dieser Mauern, auf beiden Seiten fast ganz oben, sind Steinringe angebracht, die aus einem ungeheuren Block ausgegraben und in die Mauer an einem langen (ein Stück mit ihnen bildenden) Schaft oder Stiel eingefügt sind und von ihr etwa 4 Fuß vorstehen. Diese Steinringe *) haben ungefähr 4 Fuß im Durchmesser und 2 in der Dicke — ihre Flächen sind zierlich ausgemeißelt. Die äußersten Enden der Seitenmauern stehen ungefähr gleich weit von denen der Altarstelle und des Eingangsorts ab. Der Raum dazwischen ist mit Steinen und Mauerschutt ausgefüllt, zeigt aber einen Zusammenhang in der Gestalt einer gekrümmten Linie. In dem von diesen Mauern gebildeten Raume sind Aufhäufungen von Steinen, augenscheinlich ein Theil von ihnen; doch aber nicht so viele, um die Vermuthung zu unterstützen, daß dieser ungeheure Tempel je umfangen war. An der äußern Basis der Südmauer sind die Ueberreste eines Gemachs, dessen eine Seite nebst der die Ecke bildenden Decke ganz wohlerhalten ist und 14 Fuß in die Länge und 6 in die Breite mißt. Die noch vorhandenen Theile sind mit bemeißelten, ungefähr 1 Fuß ins Gevierte großen Steinblöcken ausgeführt, welche Indianergestalten darstellen mit Federkopfschmuck, die Nasen mit Ringen geziert, in der einen Hand Bogen und Pfeile, in der andern ein Tonwerkzeug, ähnlich den bei den gegenwärtigen indianischen Bewohnern des Landes üblichen. Zwischen diesen Gestalten waren da und dort Thiere, die Krokodilen glichen, angebracht. Nahe bei diesem Gemach fand ich einen viereckigen Pfeiler, von dem nur 5 Fuß über dem Getrümmer emporstanden. Er war auf allen Seiten mit Indianergestalten, in Lebensgröße und dem Anschein nach in kriegerischen Stellungen, bemeißelt. Bruchstücke ähnlicher Art lagen zerstreut in der Nähe umher. Von diesem Gemach oder Fundament aus bog ich herum und stieg über mächtige Aufhäufungen der bröckelnden Trümmer aufwärts, indem ich mich an den Aesten von Bäumen, von denen sie überwachsen sind, oben auf die Mauer hinaufzog; dort fand ich einen Thürgang, voll von Steinen und Schutt, schaffte diese mit schwerer Mühe bei Seite und bahnte mir den Eintritt in ein 8 Fuß langes und 24 Fuß breites Gemach, dessen Decke von der scharfwinkeligen Bogenform und mit Lagen von platten Steinen ausgefüttert war. Die Wände waren hübsch mit reich verzierten Quadern ausgeführt; selbst jetzt noch konnte man die Köpfe von Indianern mit Schilden und Speeren deutlich in der Bemalung erkennen. Die viereckigen Pfeiler des Thürgangs sind mit Indianern, Blumen, Randeinfassungen und Lanzenspitzen, welche mir alle einst bemalt zu seyn schienen, ausgemeißelt. Die Oberschwelle des Eingangs ist von Suport-Holz, *) schön geschnitzt und gut erhalten. Einer der indianischen Kopfschmucke bestand aus einer Mütze und Federn. Gerade vor dem Thürgange steht ein Theil von einer Säule, an der weder Aufsatz noch Sockel angebracht war. Sie hielt ungefähr 3 Fuß im Durchmesser; ihre ganze Oberfläche war mit Meißelschrift bedeckt; diese war aber so verwischt, daß sich die Zeilen nicht verfolgen ließen. Nur vier Fuß von ihrer Länge ließen sich entdecken; sie war augenscheinlich sehr tief hinab in den Trümmern vergraben. Eine Menge Quader und andere Steine, mannichfaltig und schön bemeißelt, lagen bunt übereinander bei dieser Säule.

Von der Außenseite dieser Mauern ist noch ein hinlänglicher Theil vorhanden, um die schöne und kunstreiche Arbeit der Karnieße und Täfelungen zu zeigen, wiewohl letztere vielfach zerbrochen und verunstaltet sind. Sie bestehen aus ungeheuren, mit der größten Regelmäßigkeit und Genauigkeit aufgesetzten Steinblöcken, deren Vorderflächen mit Blumen, Randverzierungen und Thieren untermengt sind. Von diesem Theil der Ruinen aus hieb ich mir durch eine dichte Masse von Bäumen und Pflanzenwuchs Bahn nach dem östlichen Ende der Mauern, die oben sehr zerfallen und da und dort mit Aufhäufungen von zerbrochenen Hausteinen verlegt waren. Bei meiner Zurückkunft stieg ich und ging an dem Außenfundament der Mauer entlang hinunter zu dem hintern Theil des Schreins und über ungeheure behauene und bemeißelte Steinblöcke, von denen einige ohne Zweifel die Halter (butments) von Altarwänden waren; denn ähnliche Blöcke waren nicht weit davon zu solchen Zwecken verwendet. Ich kehrte an der Außenseite der nördlichen Mauer zurück. Die ganze Distanz war mit Haufen von Trümmern, die mit Bäumen und Rebengeschlingen überwachsen waren und durch die ich mir meinen Weg nur mit größter Schwierigkeit bahnte, ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Nach der dem Original beigegebenen Abbildung sehen sie hübsch gearbeiteten Mühlsteinen ähnlich, nur daß sie den erwähnten langen Stiel oder Schaft haben.

*) „Ich fand — bemerkt Hr. Norman — daß das Holz des Suport- (Zaporte-) Baumes an diesen Gebäuden ausschließlich zu Oberschwellen und Querbalken, sonst aber zu nichts verwendet worden war. An mehreren dieser noch vorhandenen Balken sah man fein ausgearbeitete Schnitzereien. Das genannte Holz ist bekannt wegen seiner merkwürdigen Dauerhaftigkeit und Solidität.

Miscellen.

Ackerbaugesellschaft. Der König von Sardinien hat eine Ackerbaugesellschaft gegründet, deren Hauptsitz Turin ist. Ein großer Congreß von Ackerbauern soll jedes Jahr in verschiedenen Districten gehalten werden, so daß die Versammlung nach und nach in allen Theilen des Staates abgehalten wird. Unter Aufsicht dieser Versammlung sollen auch Ackerbauschulen gegründet werden. (Monit. industr. vom 2 Februar.)

Neue Pflasterungsmethode. Man macht gegenwärtig in der Straße Faubourg-Montmartre zu Paris einen Pflasterungsversuch, der von den bisherigen abweicht, indem zwischen jeden Pflasterstein statt eines Cements eine dünne Platte von Tannenholz gestellt wird. (ibid. vom 29 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1843.

Oeffentliche Eß- und Trinkanstalten in Paris.

Die Anstalten zum Lebensgenuß für alle Stände in Paris sind unzählig. Den ersten Rang nehmen die Speisehäuser ein und man berechnet ihre Anzahl auf 600. Fast alle unbeweibten und jungen Männer in Paris, diejenigen Leute aus den Departements, welche hier auf einige Zeit bleiben, und die meisten Fremden essen in öffentlichen Speisehäusern. Nur die Verheuratheten, welche noch keine eigene Wirthschaft führen, und Fremde, die ihre Weiber mit sich führen, lassen sich entweder das Essen für sich machen, wenn dazu Gelegenheit ist, oder aus einer Speisewirthschaft holen, denn nicht sehr häufig sieht man in Speisehäusern Damen unter den Männern, da sie hingegen in Kaffeehäusern mit diesen gleichen Schritt halten. Hier in Paris ist alles mehr abgesondert und sind alle Zweige mehr geschieden als an kleineren Orten, und man hat selten alles so beisammen, wie dort, wo man in demselben Hause logiren, essen, frühstücken und Kaffee trinken kann. Was man anderswo Gasthäuser nennt, gibt es hier fast gar nicht, sondern diese werden wieder in drei, vier besondere Wirthschaften zerlegt. Die grossen Fremdenhäuser, welche unter dem Namen Hôtels laufen, schränken sich meistens auf das Vermiethen ganz ausgerüsteter Wohnungen und die Geschäfte und Störungen, welche damit verbunden sind, ein, und haben freilich auch genug damit zu thun. Sehr wenige dieser Häuser, z. B. die vornehmen Hotels der Friedens- und Rivolistraße, des Platzes Vendome, der Richelieustraße u. s. w. sind so eingerichtet, daß unten im Hause auch gespeist wird, weil es in Paris wirklich kaum der Mühe werth ist in den Hotels zugleich einen Speisetisch zu halten, da doch die meisten Fremden, mit Ausnahme der Engländer, selten zu Hause sind, und immer den lebendigsten Tisch vorziehen. Ist indessen diese Speisewirthschaft eingerichtet, so hält sie doch der Besitzer des Hauses fast nie selbst, sondern hat sie in der Regel an Jemand verpachtet, welcher für Leibesnahrung und Nothdurft der Hausbewohner sorgt. In kleinen Hotels, besonders denen der Vorstadt Saint-Germain, nimmt der Eigenthümer gern einen Theil seiner Miethsleute an den Tisch, um auf diese Art für sich selbst und seine Familie das freie Mitessen zu haben; aber ich rathe einem Jeden sich darauf nicht einzulassen, noch auf das andere, sein Essen sich aus der Küche der Hotelspeisewirthschaft holen zu lassen. Denn was man an Speise und Trank aus dem Hotel kommen läßt, ist gewöhnlich viel theurer, als was man außer dem Hause bekommen kann. Ebenso binde man sich an keinen bestimmten Tisch in einem Hôtel, denn für den Fremden haben diese festen Wirthstafeln das Nachtheilige, daß er der Mannichfaltigkeit und Neuheit der Gesellschaft entbehrt, warum es ihm doch am meisten zu thun seyn muß. Er lebt zwar billiger an Table d'Hôte, da man hier um 6 Franken eine sehr gute, um 3 Fr. schon eine hinreichende, oft auch sehr schmackhafte Küche mit Wein hat; aber gewinnt er auch an jeder Mahlzeit einen bis anderthalb Franken, so ist der Verlust doch weit größer, den er durch eine so unzeitige Sparsamkeit und Bequemlichkeit leidet. Wo die besten, die besuchtesten und elegantesten Speisehäuser sind, wo man gewöhnlich auch am meisten bezahlen muß, dahin gehe er essen, wenn es sich irgend mit seinen Geldmitteln vereinbart, und erspare lieber an andern Artikeln der täglichen Ausgaben, um hier keinem nachstehen zu müssen. Diese Lebensweise ist für diejenigen, welche es bezahlen können, bei weitem die angenehmste in Paris. Man ißt da für sein Geld bei völliger Unabhängigkeit und ganz nach seinem Sinn und Willen und, wäre man auch ein großer Gourmand, ebenso gut und fein bewirthet, als man es bei den größten Tafeln, oft mitten unter der lusttödtenden Langeweile nur immer seyn kann, und wenn man die Kosten des Wagens und der Kleidung mit in Anschlag bringt, manchmal auch wohl eben nicht mit größeren Ausgaben.

Die berühmtesten Speisehäuser sind im Palais-Royal und in der Nähe desselben, Véfour, Véry, die Frères Provençaux, Parly; den vornehmsten Ausschuß der Speisewirthschaften bilden indeß heutzutage die Maison dorée, das Café de Paris, das Café anglais, das Café de Foy, das Café Douix und Café Cardinal auf dem Boulevard des Italiens. Die Mode, die oberste Schiedsrichterin in allen Sachen des Geschmacks, hat diese prächtigen Etablissements der Boulevards in besondere

Schutz genommen, die vermöge dieser Gunst ihre älteren Nebenbuhler des Palais-Royal ausgestochen, und wenn auch nicht an Eleganz, doch an Frequenz übertreffen. Sonst sind als culinarische Superioritäten und Specialitäten anzumerken: der Rocher de Cancale in der Rue Mandar für bestellte feine Essen und besonders für Fische; das Cadran bleu auf dem Boulevard du Temple, und die Vendanges de Bourgogne am Canal Saint-Martin, für große Mittagessen, sogenannte Repas de Corps und Bankette; der Bœuf à la mode in der Rue Valois für provençalische, Terré in der Rue-neuve-des-petits-champs für spanische, Broggi in der Rue Lepelletier für italienische, Woods auf dem Platz des Italiens für englische Küche, Seran in der Rue de Tracy für altfranzösische Hausmannskost.

Man kennt diese Speisewirthe unter dem Namen „Restaurateurs." Sie sind erst seit der Revolution von 1789 in Schwung gekommen. In der abscheulichen Schreckenszeit, wo man weder Feuer noch Licht zu Hause hatte, und denen, die das nicht erwünscht fanden, noch obendrein das Lebenslicht ausgeblasen wurde, gab es natürlich wenig Privatküchenherde, wo gebraten und gesotten wurde. Damals mußte alles entfernt werden, was nur einigermaßen an die alte königliche oder aristokratische Zeit erinnerte, also vor allen Dingen das Dienstpersonal. Eine Köchin im Hause zu behalten war vornehm, folglich lebensgefährlich, und diesem Umstande verdanken die Restaurateurs hauptsächlich ihre Wichtigkeit und erste Bedeutung, welche seitdem immer zugenommen hat und das häusliche Leben in Paris ganz aufzuheben und alle Familienköchinnen auszulöschen droht. Die Restaurateurs schränken sich meistens allein auf das Essen ein, und man käme zur ungewöhnlichen Stunde unrecht, wenn man ein Glas Wein oder ein Schälchen Kaffee forderte, ja bei manchen auch, wenn man ein Frühstück halten wollte; denn es gibt eigene Kaffeehäuser und Restaurateurs für die Frühstücksliebhaber, welche nämlich eine Tasse Kaffee oder Chocolate, oder eine Portion Thee mit einem Schnittchen Brod und Butterbrod noch nicht für ein ordentliches Frühstück gelten lassen, und zwischen zwölf und zwei Uhr ein substantielleres Dejeuner à la Fourchette einnehmen wollen. Bei einem rechten Restaurateur findet man indeß von Morgens um eilf Uhr an bis eilf Uhr Abends immer mancherlei Essen bereit. Schon hierin liegt ein Grund, daß es bei ihnen theurer seyn muß, als bei andern Speisewirthen. Sie müssen beständig Feuer und fortwährend Casserollen über dem Feuer halten.

Selten bewohnt so ein Restaurateur ein ganzes Haus, sondern gewöhnlich nur einen Stock, wo eine gute Küche und mehrere in einander fortlaufende Zimmer dazu eingerichtet sind. Im Ganzen genommen sind die Restaurateursäle geräumig, geschmackvoll, bisweilen allzu reich und luxuriös verziert, und mit Spiegeln, Kronleuchtern und Vorhängen belegt und behängt. Das Bureau, wo die Wirthin mit der Casse wie eine regierende Kaiserin thront und bei allen ihren schönen Formen das Ganze mit eisernem Scepter dirigirt, ist von Marmor und kostbar mit Goldbronze decorirt; das Deckzeug zu Tischtüchern und Servietten sehr fein und immer blendend weiß, das Geschirr zum Trinken nicht minder fein geschliffen und transparent sauber, die Schüsseln, die Brühnäpfe, die Gabeln und Löffeln Silber, die Teller feines Porcellan, kurz das Aeußere der Pariser Restaurateurs ist wahrhaft prächtig, geschmackvoll und einladend. Es sind Tische für zwei, vier, sechs Personen da, so daß man wählen kann, ob man allein oder bei mehreren sitzen will. Man hat auch die Wahl unter einigen hundert Gerichten, unter mehr als fünfzigerlei Desserts, unter mehr als hundert verschiedenen Sorten Wein und mehr als zwanzig verschiedenen Arten Liqueurs. Schütteln Sie immer den Kopf, ich übertreibe nicht. Zum Zeitvertreib habe ich mir neulich folgende Daten aus der gedruckten Speisekarte angemerkt, die jeden Tag in der Maison dorée abgegessen wird, und wovon man auf jedem Tisch ein elegant gebundenes Exemplar findet; sie ist für unser einen ein vollständiges Küchenlexikon; die Speisen sind darin fast wie in einem Dictionnär angegeben und unter verschiedene Rubriken gebracht. Hören Sie und staunen.

Die Speisekarte der Maison dorée nennt im Ganzen 441 Gerichte von der Suppe an bis und mit den sogenannten Entremets, leckere, meistens süße Gerichte, die man hier hinter dem Braten gibt; Desserts, Weine und Liqueurs hinzugerechnet, findet man in allem 658 Artikel, von denen etwa 30 im Preise nicht aufgeführt, also nicht vorräthig sind. Alles Uebrige ist zu haben, und zu welchem Preise die Portion, liest man neben daran bemerkt. Die Potagen machten den Anfang, und man findet auf der Karte ihrer siebzehn Arten; dann kommt der Artikel der Primeurs und er umfaßt eilf Gegenstände; dann die warmen Hors-d'œuvre 17, und die kalten Hors-d'œuvre 20 an der Zahl; sodann die Entrées, und ihrer sind allein 191, nämlich 30 Entrées de Bœuf, 30 Entrées de Mouton, 36 Entrées de Veau, 39 Entrées de Volaille, 28 Entrées de Gibier und 28 Patisserien; sodann die Fische in dreiundvierzigerlei Arten; sodann die Braten (Rotis) und ihrer sind 51, nämlich 14 Geflügel, 23 Wildpret und 14 kalte Braten; sodann die Gemüse und ihrer sind 36; sodann die Eierspeisen, Mehl- und Fastenspeisen und ihrer sind 15, sodann die Entremets und ihrer sind 40; sodann die Desserts, 51 an der Zahl; sodann die Weine, und ihrer sind 83 mehr oder weniger feine Sorten, wovon 40 weiße und 43 rothe; sodann die extrafeinen und seltenen Roth- und Weißweine, und ihrer sind 54, und endlich die Liqueurs, und dieser sind 29 von verschiedenen Arten. Es ist fabelhaft, aber pure Thatsache.

Wenn man in den Saal tritt, so hüten einen die Aufwärter schon, in wessen Revier man sich niederlassen wird, denn jeder hat eine vorgeschriebene Anzahl Tische zu besorgen. Sobald man Platz genommen, springt einer hinzu und nimmt einem Stock, Hut und Mantel ab. Man nimmt die Speisekarte, die auf jedem Tische liegt und im Nu ist unser Couvert da. Wir lesen uns von den vielen Gerichten aus, welche wir wollen, und selbst das feinste und mühsamste steht in 10 Minuten dampfend vor uns. Man gibt alles in einzelnen Portionen. Der Wein ist kühl, das Wasser frisch, das Brod vom feinsten Weizenmehl. Wir werden eben so schnell und gefällig

bedient, wenn wir bloß eine Suppe, als wenn wir alle Gerichte bis zum Dessert durchessen. Schmeckt uns ein Gericht nicht, oder haben wir gegen die Zurichtung etwas einzuwenden, so nimmt man es eben so verbindlich zurück, als man es gebracht hat; mit dem Wein und Brod kann man es eben so halten, wenn sie einem nicht gefallen. Wenn man häufig in demselben Speisehause einkehrt und die Kellner mit einem ordentlichen Trinkgelde, 4 bis 6 Sous z. B. jedesmal bedenkt, so wird man durch sie von den besten Schüsseln benachrichtigt und durch stille Zeichen gewarnt, wenn das Ausgewählte allenfalls nicht frisch oder sonst preiswürdig seyn sollte.

Der Mechanismus des Ganzen ist Geschwindigkeit und Gedächtniß. In den Nachmittagsstunden von 4 bis 6 Uhr speisen hier auf jedem der eleganten Speisehäuser gewöhnlich mehrere hundert Menschen, und alle mit allen ihren verschiedenen Launen und Einfällen sind befriedigt, ohne Zank, ohne Sauersehen, ohne Zeitverlust. Wir können binnen einer Stunde zehn Gerichte bestellen und essen. Aber es greift auch alles sehr enge und rasch in einander. — Die Küche ist nämlich jedesmal im Keller- oder Erdgeschoß, geräumig und wohl versorgt. Kasserollen, Roste, Bratspieße, alles ist hier in ewiger Gluth und Bewegung; den Abend vorher wird alles für den künftigen Tag vorgerichtet. Die Gerichte, die am meisten gefordert werden, oder die eine Vorbereitung leiden, sind mit allem Zubehör da und warten nur auf das Feuer. Jeder der Köche hat sein besonderes Fach und jeder seine besondern Aufwärter im Saale, die bei ihm in der Küche bestellen was sie haben wollen, und in kurzer Zeit ist es da. Der Koch behält, was jeder Aufwärter bestellt hat, eben so gut als dieser den Gast, der es bestellt hat. So geht alles, trotz dem Bestellen von 12 bis 15 Garçons, trotz dem Gedränge von fünfzig Gästen in der besten Ordnung, und es ist ein außerordentlicher Fall, wenn ein Gericht vergessen oder einem Unrechten gebracht wird. Garçon, ruft einer hier, Garçon einer da, und oft rufen mehrere auf einmal, und allen antwortet der schnellfüßige, geschmeidige Bursche: Oui, Monsieur! Je suis à vous, Monsieur! A l'instant, Monsieur! und er wird es nicht müde, drei bis vier Stunden hindurch auf solche Weise angerufen und hin und her gejagt zu werden, wie ein gehetztes Wild. In Absicht des Dienens und Aufwartens ist die französische Nation die einzige und vorzüglichste in der Welt.

Aber nicht genug, daß solch ein Bursche all' unsere Aufträge behalten und pünktlich besorgt hat, er weiß auch noch, wie viel Gerichte und was für Gerichte wir gehabt haben. Wenn wir gehen wollen, sagen wir: Garçon, l'addition! und er läuft zum Bureau, dictirt der auf erhöhetem Sitze alles überschauenden Dame du Comptoir unsere Zeche, bringt sie uns, und wir können gewiß seyn, daß er uns keine Schüssel zu viel oder zu wenig angerechnet hat. Wir dürfen nur auf der Speisekarte nachsehen, was wir gehabt haben und wie es dort im Preise angeschlagen ist, so werden wir uns davon überzeugen.

Was nun alle diese Wunder möglich macht, ist das Geld. In der That, man muß den Appetit hier theuer bezahlen; das Geringste was wir hier haben können ist ein Biscuit, und das kostet 6 Sous. Das Theuerste z. B. ein Rebhuhn mit Trüffeln haben wir zu 10 Franken, also ein Bisquit an 2 gute Groschen und ein Trüffelrebhuhn 2 Thaler 12 Groschen! eine Suppe 10 Sous, eine Krebssuppe 2 Franken, eine Birne 15 Sous, ein Apfel einen Franken und so in allem übrigen. Nehmen Sie also an, als ein mäßiger Esser äßen Sie:

	Fr.	Sous.
1) Eine Suppe	„	10
2) Ein Bol au Vent	1	„
3) Ein Rindsfilet	1	10
4) Rosenkohl	1	5
5) Dessert, ein Stückchen Käse	„	10
6) ½ Flasche gewöhnlichen Tischwein	1	„
7) Brod	„	5
8) Trinkgeld an den Garçon . .	„	5
Summa	6	5

So haben wir gegessen für einen Thaler 12 Groschen und sind kaum satt, und haben weniger aufgehen lassen als alle übrigen, mit denen wir uns zu Tische gesetzt haben. Wenn man zu Zweien oder Dreien hingeht und immer nur eine Portion sich geben läßt, kann man indeß mit 4 bis 5 Franken schon sehr anständig, mit sechs wahrhaft gut und trefflich essen; versteht sich von selbst, daß man in diesem Falle nicht gerade die seltenen und ausgesuchten Schüsseln wählen und keine feinen Extraweine, sondern allein ordinären Tischwein trinken darf. Jetzt werden Sie wohl etwas heller sehen, wie die großen Pariser Restaurateurs die ungeheuren Kosten ihres prächtigen Etablissements bestreiten können. Aber lassen Sie uns dieß ein wenig genauer untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Beecrofts neueste Fahrt im Nigerdelta.

Hr. Beecroft, Capitän des Dampfbootes Ethiope, im Dienst eines Liverpooler Kaufmannes, Namens Jamieson,*) erhielt den Auftrag, den östlich vom Niger befindlichen Croß River hinaufzufahren, um zu versuchen, ob man nicht vom Croß River aus, oberhalb des sumpfigen Delta's, in den Niger gelangen und so dessen pestartige Ausdünstungen vermeiden könne. Hr. Beecroft fuhr am 7 September in den Croß River ein, und erreichte am folgenden Tage die Stadt Ommann, einen ziemlich bedeutenden Ort auf der Insel gleichen Namens. Die zweite bedeutende Stadt war Anconacona und die dritte Omen. Weiter hinauf aber wurde er alsbald durch Schnellen aufgehalten, oberhalb deren er nahezu auf einem Boote weiter fuhr, aber bald abstehen mußte; es scheint dieß

*) Dieser unternehmende Mann unterhält seit mehrern Jahren dieses Dampfboot in den dortigen Gewässern, treibt Handel daselbst, geht aber auch zugleich auf geographische Entdeckungen aus. Er widerrieth die Nigerexpedition, nicht aus eigennützigen Gründen, wie man ihm vorwarf, sondern weil der auf Regierungskosten betriebene Einfuhrhandel die Privatkaufleute verdrängen und eben darum auch den Begehr nach Landesproducten vermindern mußte. Er sagte auch den unglücklichen Ausgang der Expedition voraus, und ohne die durch sein Schiff geleistete Hilfe wäre die Zahl der durch das Sumpffieber gefallenen Europäer noch viel größer gewesen.

also ein Fluß für sich zu seyn, der mit dem Niger nicht in Verbindung steht. Die Anwohner zeigten sich ziemlich feindselig, wurden aber, als man ihnen zeigte, daß man nur Handel treiben wolle, bald freundlich. Es scheint, daß sie seit langer Zeit, vielleicht von jeher, sich dem Sklavenhandel entzogen haben, und Sklavenhändler und wahrscheinlich auch die eingeborenen Sklavenfänger mit Gewalt zurücktrieben. (Col. Gaz. vom 1 Februar.)

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Fortsetzung.)

Von dem Tempel ging ich weiter nach der ein paar Ruthen südwärts befindlichen Pyramide. Es war ein großartiges Gebäude, gegen 550 Fuß an seiner Grundfläche messend und die Seiten den vier Himmelsgegenden zugerichtet. Die Ecken und Seiten waren schön mit Steinen von immenser Größe besetzt, die, wie das Werk dem Gipfel oder der Platform zustieg, allmählich abnahm. An der Ost- und an der Nordseite befinden sich Treppen von kleinen Steinstufen, die unten 30 Fuß breit sind und nach oben zu immer schmäler werden. An der Süd- und an der Westseite laufen stufenähnliche, je etwa 4 Fuß hohe Absätze hinauf, sind aber zerfallener als jene, auf denen die Stufen angelegt sind. Die Grundflächen waren mit Trümmern überschüttet und mit wucherndem Gras und Reben überwachsen, und erst nach großer Arbeit vermochte ich die nach Osten gekehrte Seite zu erreichen. Hier fand ich zwei mächtig große Steine theilweise in dem Geröll vergraben, das ich wegräumte. Sie waren einfach ausgemeißelt, und stellten irgend ein Ungethüm mit weitaufgesperrtem Rachen mit Zähnenreihen und einer heraushängenden Zunge dar. Diese Steine bildeten nach ihrer Lage augenscheinlich das Schlußstück der Treppenbasis. Auf dieser Seite stieg ich die eingestürzten und zerbrochenen Stufen durch Buschwerk und Bäume, mit denen sie theilweise bedeckt waren, zum Gipfel hinauf — 100 Fuß. Hier fand ich eine Terrasse oder Plattform, in deren Mitte ein viereckiges Gebäude steht, das 170 Fuß an seiner Grundfläche mißt und 20 Fuß hoch ist. Die östliche Seite dieses Zusatzbaues enthält ein 12 Fuß breites und 18 Fuß langes Gemach mit zwei 8 Fuß hohen viereckigen Pfeilern, die ein eckiggeformtes Dach auf starken Balken von Suporteholz tragen, wobei das Stein- wie Holzwerk Sculpturen haben. Die Seiten des Thürgangs und ihre Oberschwellen sind vom nämlichen Material und auf dieselbe Weise verziert. Diesem Gemach gegenüber ist ein von zwei runden, 3 Fuß im Durchmesser haltenden und 4 Fuß hohen, auf einer Steingrundlage von 2 Fuß stehenden Pfeilern gestützter Corridor; beide Pfeiler haben große Capitäler, die aber so zerschlagen oder zerbrochen sind, daß sich keine baukünstlerische Zeichnung mehr verfolgen und ermitteln läßt. Die Flächen dieser Pfeiler waren mit Figuren und Linien bearbeitet, die jetzt gänzlich verwischt sind. Die Thürseiten dieser Gemächer sind von großen Quadern erbaut, ähnlich denen des Tempels, aber mit dem Unterschiede, daß sie durch die innern Ecken gebohrte Löcher haben, welche dem Ansehen nach durch den Gebrauch glatt gerieben und erweitert waren. Die übrigen Seiten enthalten Gemächer und Hallen in leidlicher Erhaltung, welche dieselbe Bedachungsform wie die eben geschilderten haben; sie sind mit besonderer Vollendung getüncht, und schattenhafte gemalte Gestalten lassen sich noch immer wahrnehmen. Die Außenseite des Gebäudes ist von schönen behauenen und gleichförmigen Steinblöcken, mit Gesimsen von einer höhern Ordnung und mit hervorragenden Karnießen aufgeführt. Auf die Firste zu kommen fand ich keinen Zuweg, außer mittelst der Pfeiler und durch Einhauen von Stufen in den Stein und Mörtel der zerbrochenen Kante der Façade, wodurch und mit Hülfe des Strauchwerks ich mich oben hinauf arbeitete. Ich fand den Gipfel vollkommen eben und eine seiner Ecken zerbrochen und abfallend. Das Ganze war von tiefer Dammerde bedeckt, in der Bäume und Gräser in verschwenderischer Fülle wachsen. Von dieser Höhe genoß ich einen prachtvollen Ueberblick der Ruinen und der weiten Ebene um sie.

Ungleich den meisten ähnlichen Bauwerken in Aegypten, deren „urzeitlicher Lauf zu Ende war, ehe das Alterthum anging," culminirt oben diese Pyramide nicht, wie ich schon bemerkte. Pococke*) hat indessen eine dieser ähnliche zu Sakhara beschrieben — die einzige, von der ich je hörte. Das Gediegene in der Structur der Pyramide von Chi-Chen, das Harmonische und Großartige ihrer Bauart müssen jedem einen hohen Begriff von der Geschicklichkeit und großen Anzahl derer, die sie ursprünglich aufführten, geben.

Ungefähr im Mittelpunkt der Ruinen der Stadt ist der Dom, zu welchem ich mir wie gewöhnlich durch dichte Massen von verflochtenem Pflanzenwuchs, die ihn umgaben, meinen Weg bahnte. Dieses Gebäude stand auf einem doppelten Fundament, so weit ich urtheilen konnte, denn vollkommen mich zu überzeugen vermochte ich wegen der eingestürzten Trümmer, welche einst einen Theil desselben bildeten, jetzt aber seine Grundlage dem Anblick fast ganz verdeckten, nicht. Ich fand an der Ostseite zerbrochene Stufen, über welche ich zu einer etwa 30 Fuß von der Grundlage erhöhten Platform emporstieg, deren Seiten je 120 Fuß messen mochten. Die Mauern waren von schönen, oben kunstreich ausgeführten behauenen Steinen errichtet und die zum Theil abgefallenen Ecken geschmackvoll geschweift. Im Mittelpunkt dieser Plattform oder Terrasse war ein 12 Fuß hohes und in Trümmern liegendes Grundgemäuer, dessen vier zerbrochene Seiten je 50 Fuß messen mochten, und auf dem ein 30 Fuß hohes Viereck von pyramidalischer Gestalt erbaut ist, das sich in Gemächer abtheilt, wegen des baufälligen Zustandes der Mauern aber fast oder ganz unzugänglich ist. Doch konnte ich entdecken, daß die Innenwände bemalt und das die Decke tragende und verbindende Holz noch gut erhalten war. Im Mittelpunkt dieses Vierecks ist der Dom, ein Gebäude von schönen Verhältnissen, wiewohl theilweise in Trümmern. Er ruht auf einem vollendet ausgeführten Fundament, dessen Inneres drei kegelförmige Structuren, eine in der andern mit jedesmal einem Zwischenraum von 6 Fuß, enthält, wobei jeder Kegel mit den andern durch Thürgänge in Verbindung steht, der innerste bildet dann den Schlauch oder Schacht. In der Höhe von etwa 10 Fuß sind die Kegel vermittelst Heckbalken von Suporteholz vereinigt. Um diese Kegel zeigen sich Spuren von oben hinaufführenden Wendeltreppen.

(Fortsetzung folgt.)

Alter Klosterwein. In der alten Abtei St. Ghislain, die in der französischen Revolution zerstört wurde, fand man kürzlich durch den Einsturz einer Mauer einen vermauerten Keller mit 12,000 Bouteillen köstlichen alten Weins, man weiß nicht aus welcher Zeit. (Voleur vom 5 Februar.)

*) Der bekannte orientalische Reisende und Alterthumsforscher. D. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1843.

Rawlinson über die vergleichende Geographie Afghanistans.

Wenn man sich erinnert, in welchem Zustand unsere Kenntniß von Afghanistan noch vor 12 Jahren war, namentlich in Bezug auf die alte Geographie des Landes, so muß man in der That erstaunen, wie viel bereits aufgeklärt ist; je mehr indeß auch nur die gröbste Unwissenheit abgestreift wird, desto mehr entdecken wir, wie viel wir überhaupt noch dort zu suchen haben. Es ist längst kein Zweifel mehr, daß in zahlreichen Strecken, wo jetzt nur rohe Barbaren umher ziehen, und anscheinend Niemand einen bleibenden Unterhalt finden kann, ehemals blühende Städte standen, und man hat in völlig wüsten, sandigen Strichen Spuren ehemaliger Wasserleitungen gefunden, Beweis genug, daß ein civilisirtes Volk sich lange Jahre hier aufhielt. Griechen, Römer und Araber kannten diese Gegenden, namentlich die uns noch so unvollständig bekannten Provinzen Sedschestan und Beludschistan viel besser als wir, und man findet deßhalb in ihren Schriften Namen von Städten und Völkern aufgeführt, die wir gar nicht mehr oder nur sehr unvollständig deuten können. Der Aufenthalt der Engländer vom Jahre 1839 bis 1842 ist für die Wissenschaft und namentlich für geographische Kunde nicht unfruchtbar gewesen, wenn gleich der ewige Kampf, in welchem dieselben mit den Eingebornen lebten, antiquarischen Forschungen nicht günstig war, und bis jetzt auch allerdings nicht sehr viel, wenn auch einiges zu Tage kam. Mehreres scheint noch zu erwarten, und namentlich hat der unermüdliche, freilich, wie man ihm nachgewiesen hat, in seinen Vermuthungen nicht immer glückliche Erforscher Westpersiens, Rawlinson, mannichfache Sammlungen und Nachforschungen angestellt. Das Journal der Londoner geogr. Gesellschaft (Vol. XII. Part. I.) enthält den Auszug eines Schreibens von Major Rawlinson aus Candahar vom 1 Mai 1841, worin mehrere Ruinen alter Städte erwähnt sind, und wir heben aus seinen abgerissenen Mittheilungen dasjenige aus, was er über die alte berühmte Stadt Arachosia sagt.

„Ich habe in dem Ghiltschi-Lande, südöstlich von Candahar einen Ort, jetzt Ulan Robat oder Schehri Zohak (Zohakstadt) genannt, gefunden, der nichts anderes als die alte Stadt Arachosia ist, die in das fabelhafte Zeitalter der Semiramis hinaufreicht, und deren alter, von Plinius und Stephanus Byzantinus angeführter Name, Cophen, Veranlassung zu der Benennung Kipin gab, womit die Chinesen das umliegende Land bezeichnen. Die Ruinen sind von sehr merkwürdiger Art, und die von Strabo, Plinius und Ptolemäus angegebenen Entfernungen sind entscheidend hinsichtlich der Identität des Orts. Aus dieser Lage erklärt sich, wie Strabo und Stephanus sagen konnten, Arachosia stoße an das Land der Massageten. Unter diesen verstehen sie die Saken, welche in ihrem Zuge vom Hindukusch nach Sakestan (Sedschestan) die Hazareh-Berge bevölkerten. Die arabischen Geographen nennen die Bewohner dieser Berge Sankan oder Sangan (mit einer in orientalischen Sprachen sehr gewöhnlichen Einschiebung eines Nasentons), und wir haben den neuern Repräsentanten hievon in dem Namen Deh*) Zangi, der jetzigen Hauptstadt der Hazarehs.

„Arachosia, welches in den Keilinschriften des Darius vorkommt, ist ein höchst merkwürdiger Ort. Der ursprüngliche Name ist Harakhwati (das sanskritische Saraswati nur mit Umwandlung der Aspiration in s) woraus die Griechen ihr Arachotos und die Araber ihr Rachadsch machten, und woher vielleicht jetzt noch der Name des Flusses Arghand kommt. — Die Stadt Candahar ist ohne Zweifel das griechische Alexandria oder Alexandropolis, und war von der Hauptstadt Arachosia durchaus verschieden."

Major Rawlinson schließt seine Mittheilung mit den Worten: „die Anhäufung von Materialien zu einer gründlichen Geographie dieser Länder schreitet erfreulich fort, und ich hoffe die indische Regierung wird nicht lange zögern, ihre Schätze der Welt mitzutheilen."

Oeffentliche Eß- und Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir an, daß täglich vom Morgen bis um Mitternacht nur 250 Personen bei einem solchen Restaurateur

*) Deh heißt ein größeres Dorf oder Stadt.

essen, und daß jeder nur 4 Franken, was sehr wenig angenommen ist, bei ihm verzehrt, so steigt seine tägliche Einnahme auf 1000 und mithin die jährliche auf 365,000 Franken oder 91,250 Thaler. Es wäre eine ungeheure Einnahme, wenn nicht eine ungeheure Ausgabe davon abginge. Man bedenke was so ein Restaurateur, der in fünf, sechs Zimmern seine Tische gedeckt hat, täglich allein den Wäscherinnen bezahlen muß, denn jedesmal wird über dem Tischtuch eine neue Serviette aufgelegt, mithin jeder Tisch bei dem ewigen Ab- und Zulaufen vom Morgen bis in die Nacht wenigstens zehnmal gedeckt. Eine Serviette kostet aber zwei Sous zu waschen, mithin macht bloß die Wäsche für Servietten von einem einzigen Tisch für einen einzigen Tag 20 Sous oder 6 Groschen, die Wäsche für Servietten eines Saales von 30 Tischen täglich 30 Fr. (7 Thlr. 12 gGr.), mithin jährlich die unglaubliche Summe von 10,950 Fr. oder 2737 Thlr. 12 gGr. Man bedenke ferner, was dem Restaurateur die Köche, die Küchenjungen und Küchenmägde, die Aufwärter, Garçons und Comptoirdamen kosten, um wie vieles er bei der besten Aufsicht von seinen Leuten betrogen werden kann, welch eine Miethe er bezahlen muß, wenn er an einem menschenwimmelnden Orte sein Gewerbe aufgeschlagen hat; man bedenke dieß, und man wird die Preise, welche ich oben angegeben habe, nicht übertrieben finden. Machen wir einen kleinen Ueberschlag über seine Kosten.

	Franken	oder	Thaler.
Er bezahlt jährlich Miethe	8000	—	2000
Er hält 20 Menschen in der Küche und in den Sälen, deren jeder im Durchschnitt ihm jährlich 500 Franken kostet . .	10,000	—	2500
Wäsche der Servietten nur	10,000	—	2500
Holz und Kohlen nur	12,000	—	3000
Zerbrochenes, gestohlenes, verbrauchtes Geschirr in der Küche und in den Sälen	5000	—	1250
Angenommen, daß er an den zubereiteten Lebensmitteln 50 Proc. gewinnt, so steigt der Einkauf für den oben angegebenen Verbrauch der 250 Personen	182,500	—	45,625
Summa	227,500	—	56,875

Da bliebe ihm ein Ueberschuß von 137,500 Franken oder 34,375 Thalern. Man rechne von dieser Summe ab, was er zur Erhaltung seiner Familie, zur Verzinsung des Grundcapitals der Unternehmung, zur Bezahlung seiner Gewerbsteuer, zur Quartierung und Bettung seiner Leute, zur Meublirung u. s. w. braucht, so wird höchstens ein Ueberschuß von 10,000 Fr. oder 2500 Thlrn. bleiben, und diese sind wahrlich des Geräusches, der Arbeit und der schlaflosen Nächte nicht werth, die Jahr aus Jahr ein bei ihm nicht abreißen. Auch sind von den vornehmen Restaurateurs wenige reich und es wird bei ihnen alles sehr genau zusammengehalten. — Hieraus ist zu ersehen, wie bei der unglaublichen Theurung in Paris ein Capital zusammenfallen kann, und wie der stärksten Einnahme die stärkste Ausgabe auf dem Fuße folgt.

Es sind in Paris mehrere Kocharten im Gange, von denen die eine mehr Beifall findet als die andere; das muß man ihnen aber lassen, daß fast keine zu verachten ist. Bei uns Deutschen sind die französischen Köche berühmt und verrufen, daß sie alles in dünne Suppen und zerfließende Speisen zu verwandeln, und aus Etwas Nichts und aus Nichts Etwas zu machen wissen. Aber mit dem Rufe steht es gerade so wie mit manchem andern Urtheile über die Franzosen und über französische Dinge: er ist nur halb wahr. Wo ich auch in Frankreich gewesen bin, so muß ich doch gestehen, daß man allenthalben die Speisen markiger und fester bereitet, als ich sie in Mitteldeutschland, in Sachsen, Thüringen, Franken und Bayern gewöhnlich gefunden habe. Die derbste und zugleich die leckerste Kochkunst ist indessen die sogenannte provençalische, welche viel von der italienischen hat. Aber allenthalben, wo man für das Geld, was man gibt, gutes Essen erwarten kann, sind die Speisen schmackhaft und nahrhaft bereitet. Der gewöhnliche Wein, den man in Paris trinkt, ist Burgunder von Macon, Volney, Pommard, Beaune u. s. w., welcher sehr gut ist, die Flasche zu anderthalb und zwei Franken. Viel theurer, aber nicht viel besser sind die Weine von Bordeaux, worunter man den Cahors, Medoc, Saint-Julien und Pontac versteht, die man bei uns in Nord-Deutschland, wenigstens in Hamburg und Mecklenburg, viel besser und wohlfeiler trinkt, als in Paris. Man trinkt hier aber nie Wein, um Wein zu trinken, sondern wie man bei uns Bier und Wasser während der Tafel trinkt, als Aufguß der härteren Speisen; die meisten mischen ihn noch mit Wasser, obgleich das anfangs der deutschen Kehle nicht recht einwill.

Bei den vorzüglicheren Restaurateurs findet man zu den gewöhnlichen Eßstunden immer muntere und feine Gesellschaft, und diese Stunden muß man mithalten, wenn man wahres Vergnügen und Vortheil von der Gesellschaft haben will. Wo man auch seine Stelle nehmen mag, man hat sogleich eine muntere und ungezwungene Unterhaltung, die immer in den Schranken der Artigkeit und Anständigkeit bleibt, und es nie vergißt, daß, wo gesittete Menschen sind, die Sitte walten muß, und daß ein Ort, wo jeder für sein Geld lebt, kein Recht gibt, pöbelhaft laut und unhöflich zu seyn. Das Einzige, was meistens fehlt, sind Frauenzimmer, die man nur selten sieht, ein Artikel, den freilich nichts anderes leicht ersetzen mag. Sonst kann ich für meinen Theil, und wahrscheinlich jeder Fremde mit mir, die Aufmerksamkeit und Aufopferung der Franzosen nie genug rühmen. Man braucht nur ein Fremder zu seyn, um selbst hier mancher Auszeichnungen und Zuvorkommenheiten von den Einheimischen zu genießen. Hier kann man die Kunst der Geselligkeit und der leichten Unterhaltung lernen, hier kann man erfahren, was es ist, von allen Dingen unter der Sonne fröhlich und leicht, und doch nicht leidenschaftlich und wüthend zu sprechen, weil nichts so sehr einer allgemeinen Frohherzigkeit schadet. Alle politischen Dinge, alle Tagesgeschichten und Neuigkeiten, die Zuckerfrage und die Ball-

angelegenheiten. Anekdoten der vornehmen Loretten und Loretten werden hier geschürt, aber selten wird man etwas hören, woraus mit Recht eine Beschwerde und Anklage zu machen wäre.

Sehr lebhaft und gesprächig geht es bei den kleinen Mittagsmahlzeiten zu, die man seinen Freunden und Bekannten bei den eleganten Restaurateurs in besondern Zimmern geben oder mit ihnen verabreden kann. Oft geben selbst angesessene Familien hier ihren Freunden zu essen, wenn sie sich vor dem Geräusch einer Mahlzeit zu Hause scheuen. Sie bezahlen nicht mehr als in dem großen Saal, in welchen fast nie Frauenzimmer kommen. — Zügellose kleine Nachtpartien sind bei diesen Restaurateurs aber auch nicht selten. Junge und alte Herren, denen ein Gesicht auf den Brettern oder hinter den Coulissen gefallen hat, veraccordiren es sich für einen Abend mit allen seinen Reizen, Launen und witzigen Einfällen, geben ihm hier ein feines Souper, und machen ihm ein anständiges Geschenk. Versteht sich, daß die Regeln des Wohlstandes, wenigstens unter den Augen der Aufwärter, geschont werden müssen; im entgegengesetzten Falle wird man sich sehr höflich entschuldigen, daß Messieurs und Mesdames nichts zu essen bekommen können. Unter fünf bis sechs Louisdor die Person ist aber solch eine Partie nicht gemacht.

Die Restaurateurs schaffen einem auch Essen und Trinken und alles, was an Geräth und Servietten dazu gehört, in sein Hotel, wenn man daselbst Freunde oder Freundinnen bewirthen will. Dieß kostet aber, wie man denken kann, noch mehr als in ihrem eigenen Locale; auch muß es nicht zu weit entlegen seyn. Das Essen ist besser zugerichtet und erlesener als man es sonst in Paris findet.

Es gibt auch unter diesen Speisewirthen manche Stufen, und von Véfour und Douix bis zu Viot und Flicoteaux im Quartier Latin ist ein himmelweiter Sprung. Wer aber das Wörtlein Restaurateur über seiner Thür geschrieben hat, der muß mir auch zu jeder nachmittäglichen Stunde, wo ich eintrete, Essen machen. Ich habe bei meinem Herumschlendern in der Stadt, und auch des Spionirens halber, bei allen Classen die Probe gemacht und oft königlichen Spaß gehabt. Man komme in entlegenen Stadttheilen in so ein Häuschen, wo der Besitzer der Koch, der Aufwärter und der Kellermeister ist und fordere, was man wolle, er verspricht und hat alles; man muß sich aber nicht ereifern, wenn man von manchem Versprochenen nur etwas Aehnliches, z. B. für eine Wachtel ein Viertel einer Taube, für grüne Erbsen grüne Bohnen bekommt, oder wenn er für das Ganze nur Fragmente oder Stücke von Stücken liefert; man muß sich auch nicht wundern, wenn die Rechnung endlich eben so hoch steigt, als im Maison dorée, denn die seltenen Kunden müssen eben dafür bezahlen, daß sie so selten sind. Nur im Quartier latin ist es bei dieser kleinern Gattung Restaurateurs ungemein wohlfeil, indem dieselben für Studentenwechsel von 400 bis 500 Thlrn. berechnet sind. Bei Viot in der Straße La Harpe, bei Flicoteaux auf dem Platz der Sorbonne, bei Rousseau in der Straße Saint-Jacques u. s. w. speist man nach der Karte, und viele Studenten geben dort für ihre Mittagsmahlzeit nicht mehr als 16 oder 18 Sous aus. Wie ist das möglich? höre ich Sie fragen. Die Zeche ist längst gemacht.

1) Suppe	. . . .	3 Sous.
2) Eine Fleischspeise	. . . .	6 —
3) Eine Schüssel Gemüse	. .	3 —
4) Dessert	. . . .	2 —
5) Brod	. . . .	2 —
	Summa	16 Sous.

(Schluß folgt.)

Lethæa Suecica.

Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Hisinger, der zugleich Bergwerksbesitzer ist, ein Werk über die Petrefacten Schwedens herausgekommen. Der erste Theil erschien schon im Jahre 1837, das letzte Supplement im Jahre 1841, es scheint aber, daß es dem Publicum doch damals noch nicht bekannt wurde, denn die Notiz, die wir hier darüber mittheilen, ist dem Aftonbladet vom 21 Jan. d. J. entlehnt, und augenscheinlich von einem Sachkundigen abgefaßt. Das Werk enthält die Petrefacten Schwedens in systematischer Ordnung und den meisten sind Abbildungen beigefügt, ja man kann sagen, das Werk selbst ist nur ein kurzer Commentar der zahlreichen Steinplatten. Die Diagnose soll gut, die Localität, so wie die Formation, worin die Versteinerung vorkommt, richtig angegeben und die Abbildungen im Allgemeinen vortrefflich seyn. Dagegen tadelt man den Mangel einer umständlichen kritischen Beschreibung, so wie die Unvollständigkeit in der Aufführung der Arten. Das Werk enthält 408 vorweltliche Thiere und 27 Pflanzen, wozu noch in den Supplementen 25 Arten kommen, so daß es im Ganzen 460 Nummern sind, darunter 42 Arten Trilobiten, während dagegen die Sammlung des Adjuncten Marklin 50 hat; noch stärker ist die Unvollständigkeit in den Orthoceratiten, wo das Werk nur 12 Arten aufführt, während Marklin 20 hat u. s. w. Indeß ist das Werk immer höchst schätzenswerth, und die Zeichnungen meist nach Originalien gemacht.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Fortsetzung.)

Etwa drei Ruthen südwestlich von den Ruinen des Doms sind die Trümmer des Hauses der Kaziken. Ich hieb mir meinen Weg durch das dicht verwachsene Unterholz zu diesem hehren Bau, und mit Hülfe meines Compasses fand ich mich im Stande, die östliche Stirnseite desselben zu erreichen. Hier fällte ich die sie verdeckenden Bäume, und die ganze Fronte lag meinem Anblick offen, die seltsamste und unbegreiflichste Schöpfung der Baukunst darbietend, die meine Augen je geschaut — ins Kleinste ausgearbeitet, zierlich und staunenswürdig, aber keiner uns bekannten Ordnung angehörig. Die Stirnseite dieses wunderbaren Gebäudes mißt 32 Fuß und seine Höhe 20 Fuß und sie erstreckt sich 50 Fuß zum Hauptbau. Ueber dem Thürgang im ägyptischen Baustyl ist eine schwere Oberschwelle von Stein mit zwei doppelten Reihen Hieroglyphen und einer ausgemeißelten Zierrath dazwischen. Ueber diesen sieht man die Reste von in Stein ausgemeißelten Haken mit erhabenen, durch sie hinlaufenden Blumenwerklinien, welche dem Ansehen nach durch das Abfallen des schweren Ziersteinwerks oben von

dem Gebäude zerbrochen wurden; über diesen aber, umgeben von einer bunten Abwechslung rein und schön ausgeführter Einfassungen, in einem Blumenring eine weibliche Figur in sitzender Stellung in halberhabener Arbeit, ums Haupt einen Federschmuck, Schnüre und Quasten und Zierrathen um den Hals. Die Ecken dieses Gebäudes sind geschmackvoll geschweift (curved). Die Verzierungen laufen um die Seiten fort, welche in zwei in ihrer Anordnung, aber nicht in ihrem Styl verschiedene Felder (compartments) getheilt sind. An den Ecken angemacht sind große hervorspringende kunstreich gearbeitete Steinhaken, und vollkommene Rosetten und Sterne nebst umgekehrten Speeren sind mit der äußersten Genauigkeit zusammengesetzt. Die Zierrathen bestehen aus kleinen viereckigen Steinplättchen, die ungefähr 1 bis 1½ Zoll tief — dem Ansehen nach mit den feinsten Werkzeugen — geschnitten und mittelst eines Schafts in die Mauer eingefügt sind. Die Mauer selbst besteht aus großen, durchgängig viereckigen Kalksteinblöcken, die mit einem Mörtel verbunden sind, der dem Anschein nach so dauerhaft als der Stein selbst ist. In den Ziereinfassungen dieses Gebäudes konnte ich nur wenig Analoges mit den mir bekannten auffinden. Die auffallendsten waren die des Karnießes und Gebälks (entablature), des Sparrens (chevron) und des rundgerippten Simswerks (cable moulding), welche der normännischen Baukunst bezeichnend eigen sind. Die Seiten haben drei Thürgänge, von denen jeder in kleine Gemächer führt, die von platten Quadern ausgeführt sind; die Böden sind von demselben Material, waren aber mit Cement überzogen, der jetzt zerbrochen ist. Die Gemächer sind (wie bemerkt) klein, was von den sie einschließenden massiven Mauern und der die Decke bildenden spitzwinkeligen Bogenspannung kommt. Die Bearbeitung und die Setzung der Steine ist so vollkommen, als dieß nur unter der Leitung moderner Baukünstler hätte geschehen können. An dieser Vorderseite hin stehen zwei unregelmäßige Gebäude. Das eine, zur Rechten einige 25 Fuß davon (etwa 2 Fuß von der geraden Linie ab) gelegen, hat eine Stirnseite von etwa 35 Fuß, seine Nebenseiten sind etwa 10 Fuß tief und seine Höhe beträgt 25 Fuß; es enthält ein den vorbeschriebenen ähnliches Gemach. Die Stirnseite dieses Gebäudes ist aufs fleißigste mit Rosetten und Einfassungen und Zierlinien ausgemeißelt; die Hinterseite besteht aus schön behauenem, jetzt stark zerbrochenem Stein. Nahebei sind zahlreiche Haufen von zugehauenen und zerbrochenen Steinen, Sculpturarbeit und Pfeilern. Das andere Gebäude zur Linken steht ungefähr 8 Fuß von der Hauptfronte, mißt 28 Fuß in die Länge, 13 in der Tiefe und 36 in der Höhe. Der First ist ganz zerbrochen, und war, dem Ansehen nach, einst viel höher. Die Agave americana wuchs auf seinem flachen Dache in lustigem Gedeihen. Auf allen Seiten dieses Gebäudes sind ausgemeißelte Figuren, zerbrochene Bilder in sitzenden Stellungen; Rosetten und Ziereinfassungen in Felder abgelegt, wobei jedes Feld drei ausgemeißelte Haken an jeder Seite und Ecke hat. Dieses Gebäude enthält auch nur, wie das rechts gelegene, ein Gemach.

Von diesen Theilen der Ruinen aus bahnte ich mir durch das sie umgebende wilde Dickicht meinen Weg nach der Nordseite des Hauptgebäudes, in dessen Mittelpunkt ich eine Treppe von kleinen steinernen Stufen fand, die mit Gebüsch und wilden Reben überwachsen war; diese hieb ich weg und klomm, mich emporarbeitend, zum Gipfel, eine Höhe von 40 Fuß. Diese Plattform ist ein längliches Viereck, 100 Fuß lang und 75 tief. Hier zeigte sich eine Reihe von Gemächern, die etwa zwei Drittheile des Flächenraums einnahmen; der noch übrige Raum bildete wahrscheinlich einen Gang zum Lustwandeln, ist aber jetzt mit zerbröckelnden, von Bäumen und Gras bedeckten Trümmern angefüllt. Diese Gemächer sind von verschiedener Größe; die meisten waren verputzt oder mit einem schönen weißen Cement überzogen, wovon mehreres noch ganz unversehrt ist. Als ich die Verkleidung wusch, entdeckte ich Frescomalereien, allein sie waren arg verwischt. Was sie vorstellten, ließ sich nicht mehr herausbringen. An dem östlichen Ende dieser Gemächer ist eine quer herüberlaufende 4 Fuß tiefe Halle (mit der hohen spitzwinkeligen Decke), deren eine Seite mit einer bunten Menge von Meißelarbeiten, besonders Rosetten und Randverzierungen und mit Reihen kleiner viereckiger Säulen angefüllt ist, und dabei drei viereckige Nischen und rechts und links ein kleines Gemach hat. Ueber den Thüreingängen eines jeden sind steinerne Oberschwellen von drei Quadratschuh, mit Hieroglyphen sowohl an der Vorder- als an der Unterseite bemeißelt. Das westliche Ende der oftererwähnten Gemächer liegt fast ganz in Trümmern. Die Nordseite hat eine übrigens sehr zerfallene Steintreppe, die zum obersten Theil des Gebäudes führt, der wahrscheinlich als Schauwarte diente, jetzt aber fast gänzlich in Trümmern liegt. Die südliche Reihe dieser Gemächer ist sehr zerfallen, noch aber zeigt ihre Außenseite die fleißige Arbeit, mit der das ganze Gebäude ausgeführt war. Umsonst versuchte ich, im Innern des Hauptgebäudes einzudringen. Ich entdeckte zwei, wahrscheinlich durch die ungeheure Wucht des Gebäudes verursachte Mauerlücken, und in diesen Oeffnungen machte ich Ausgrabungen, allein ich vermochte nichts Gemächern irgend Gleichendes aufzufinden. Das Ganze schien ein ungeheurer Stein- und Mörtelkörper, zusammengehalten durch die große Solidität der Außenmauer, welche mit Meisterkunst von wohlgeformten Materialien aufgeführt war. Die Ecken waren mit kreisrunden Steinblöcken von großem und gleichförmigem Umfangsverhältniß ausgesetzt.

In einer nordwestlichen Richtung von der (im Eingang dieses Berichts) schon erwähnten Hacienda sind die Ruinen eines Hauses, welches, wahrscheinlich weil es ohne alle künstliche Unterlage errichtet ist, sich noch gut erhalten zeigt. Es gleicht den andern nur wenig. Es enthält achtzehn Zimmer, deren größtes 8 Fuß in die Breite und 24 Fuß in die Tiefe mißt, und welche in doppelten Reihen oder mit Vorgemächern angelegt sind und nur von einem einzelnen Thürgang Licht erhalten. Sie alle haben, gleich den andern Gebäuden, die hohen spitzzulaufenden Decken, welche so viel Raum als die Gemächer selbst einschließen. Die dem Mittag zugekehrten sind die bemerkenswerthesten; die innern Thürgänge haben jeder eine steinerne Oberschwelle von ungewöhnlicher Größe, die 32 Zoll breit, 48 Zoll lang und 12 Zoll tief und auf deren innerer Seite die ausgemeißelte Figur eines Indianers in vollem Putze mit Mütze und Federn angebracht ist, der auf einem Polstersitze sitzt, ein Gefäß mit Blumen vor sich, die Rechte über dasselbe ausgestreckt, die Linke daneben aufs Kissen gestützt, das Ganze aber mit Hieroglyphen eingefaßt. An der Vorderseite dieser Oberschwelle sieht man zwei Reihen Hieroglyphen. Das Gebäude selbst ist unregelmäßig, hat in der Mitte einen Vorsprung von 8 Fuß auf der einen und von 4 Fuß auf der andern Seite. Seine ganze Länge mißt 150 Fuß, seine Weite 43 und seine Höhe 20; das Dach ist platt, ununterbrochen fortlaufend und in seiner ganzen Ausdehnung mit Bäumen und Gras angefüllt. Die Außenseite und die Scheidewände haben durchgängig eine Dicke von 3 Fuß.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1843.

Ueber die Structur und Vertheilung der Korallenriffe.

Ch. Darwin, welcher die Expedition des Capitäns Fitzroy zur Aufnahme des südlichsten Theils des amerikanischen Continents als Naturforscher begleitete, hat kürzlich ein Werk über „die Structur und Vertheilung der Korallenriffe" herausgegeben. Es ist demselben eine genaue Karte aller bis jetzt bekannten Korallenriffe und Koralleninseln im stillen Meere, im indischen Archipel, im indischen Ocean, an der Küste von Afrika, im rothen Meere, in Westindien und an den Bermuden beigegeben, und dieselben sind noch in einem Anhang umständlich beschrieben. Das Werk zerfällt in sechs verschiedene Capitel; die drei ersten handeln von den verschiedenen Arten von Korallenriffen, nämlich sogenannten Atolls oder Laguneninseln, einschließenden (barrier oder encercling) und franzenartigen (fringing) oder Ufer-Riffen. Jeder dieser besondern Arten, die jedoch selten ausschließlich sich darstellen, sondern häufig in einander übergehen, ist ein besonderes Capitel gewidmet. Das vierte handelt von dem Wachsthum der Korallenriffe und von der Tiefe, in welche die Korallenthiere leben können, die höchstens 20 bis 30 Klafter beträgt. Das fünfte Capitel bespricht die Theorien über die Formation der verschiedenen Arten von Korallenriffen, und das sechste spricht endlich hauptsächlich Darwins Ansicht aus, die er mit Rücksicht auf die beigelegte Karte umständlich durchführt. Man kann nicht umhin zu gestehen, daß namentlich dieß Capitel für den Geologen, überhaupt für jeden, welcher sich mit der Geschichte der Erdrinde abgibt, von höchstem Interesse ist, und daß es einen Stempel von Richtigkeit an sich trägt, der geeignet ist, den Unbefangenen in hohem Grade einzunehmen.

Zur Unterstützung dieser Behauptung müssen wir freilich auf die allgemeinsten Züge uns beschränken. Atolls oder Laguneneilande sind solche, wo der vom Korallenriff gebildete Kreis in seinem Innern nur eine Lagune, kein festes Land einschließt, einschließende Riffe sind solche, die eine über das Wasser hervorragende Insel in bald größerer, bald geringerer Entfernung, je nach der sanftern oder steilern Abdachung des Kerns der Inseln umkreisen, wobei noch zu bemerken, daß dieser Kreis gewöhnlich Lücken hat, die den Hauptthälern des eingeschlossenen Landes entsprechen. Die franzenartigen Riffe unterscheiden sich von den einschließenden nur dadurch, daß sie dem Ufer ohne Vergleich näher stehen, und daß kein lagunenartiges, tiefes Wasser zwischen dem Ufer und dem Riff sich findet. Die Korallenthiere bauen an dem einen Orte, wie an dem andern, woher also dieser wichtige Unterschied? Darwin schreibt es dem Heben und Sinken des Bodens zu. Ein franzenartiges Riff wird zum einschließenden, wenn das Land allmählich sich senkt und größtentheils vom Meere überdeckt wird; geht dieß Sinken noch weiter, so daß das Land ganz verschwindet, so entsteht ein Atoll, d. h. es bleibt nichts übrig als eine Lagune. Die wichtigste Stelle des Buchs, nachdem diese allgemeine Erklärung gegeben ist, lautet im sechsten Capitel folgendermaßen: „So lassen sich die gewöhnlichen Formen und gewisse Eigenthümlichkeiten im Bau von Atolls und einschließenden Riffen erklären, namentlich der mauerartige Bau an den innern Seiten, die ringförmige Gestalt der äußern und innern Riffe in den maldivischen Atolls, die Verbindung mehrerer Atolls wie durch ein Band, die auffallende Trennung andrer, und das Vorkommen theilweiser und ganzer Riffe in todtem und überschwemmtem Zustande, aber mit den Umrissen lebendiger Riffe. So läßt sich das Daseyn von Oeffnungen und einschließenden Riffen gegenüber von Thälern erklären, obgleich diese durch einen weiten Raum tiefen Wassers getrennt sind; ferner die Nähe zweier Arten von Riffen, die sich während des Sinkens der Berge bildeten, und ihre Trennung von solchen Stellen, wo franzenartige Riffe sich finden. Sucht man nach andern Beweisen für die durch unsere Theorie vorausgesetzte Bewegung, so finden wir Spuren von Veränderung in Atolls und einschließenden Riffen, so wie von unterirdischen Störungen unterhalb derselben. Freilich ist es der Natur der Dinge nach kaum möglich, directe Spuren vom Einsinken des Bodens zu entdecken, obwohl manche Andeutungen stark dafür sprechen. An den franzenartig mit Riffen besetzten Küsten zeigt die Anwesenheit in die Höhe gehobener Seethiere aus neuer Zeit augen-

scheinlich, daß diese Küsten, weit entfernt stationär zu seyn, meistens in die Höhe gehoben wurden."

Man kann sich leicht vorstellen, welche Wichtigkeit die Anwendung dieser Theorie in der ungeheuren Inselwelt der Südsee hat, da viele seltsame Erscheinungen, auch ethnographischer Art, sich nur erklären lassen, wenn man den Untergang eines ganzen Continents annimmt.

Oeffentliche Eß- und Trinkanstalten in Paris.

(Schluß.)

Der Wein gilt in diesen Häusern für einen Luxusartikel, den der Aufwärter dem eintretenden Kostgänger gar nicht zuerst anbietet, sondern den man ausdrücklich verlangen muß. Manche Kostgänger verzehren im Durchschnitt nur 12 bis 13 Sous. Dennoch ist es auch hier auf Art der feinen Restaurateurs eingerichtet; die zahlreichen Gerichte sind auch hier in einem gedruckten Verzeichniß rubrikenmäßig angekündigt, freilich um viel geringere Bezahlung und von ungleich geringerer Zubereitung; die Säle sind auch hier geräumig und mit schönen Spiegeln geschmückt, das Tischzeug sauber, die Gesellschaft etwas laut gesprächig, aber anständig; ja auch hier (was bei den niedrigen Preisen unbegreiflich) wird man auf silbernen Schüsseln und mit silbernen Löffeln und Gabeln bedient. In diesen geringern Speisewirthschaften bekömmt der Garçon jedesmal nur einen Sous.

Eine etwas andere Art als die Restaurateurs sind die Traiteurs Marchands de Vin, obgleich jede elende Garküche, wo man Kaidaunen und Knackwürste brät, als seinen ersten Titel Restaurateur vorschreibt. Ein solcher Traiteur Marchand de Vin bereitet, außer der gewöhnlichen Speisezeit und dem bestellten Essen für ganze Gesellschaften, auch wohl für einen und für mehrere flugs eine Mahlzeit, wenn sie verlangt wird; aber doch ist er nicht so schnell dazu gerüstet als ein ächter Restaurateur, der sich mit seinem Einen Titel und mit den Geschäften, die dieser Titel besagt, begnügt. Sein Gewerbe schränkt sich in der Regel auf eine stehende Frühstücks- und Mittagstafel mit bestimmten Gerichten ein. Gewöhnlich hat er seine feste Gesellschaft, die zu einer gewissen Stunde kömmt, und dann alles bereit findet: doch ist auch für zufällige Fremde Platz. Weil er sicher auf seine Leute und seine Einnahme rechnen kann, weil er nicht zu jeder Stunde die Tische gedeckt und die Speisen bereit halten muß, weil er also nicht so viele Bedienung, so viel Holz und Wäsche gebraucht, und von seinen eingekauften Victualienvorräthen selten etwas verloren geht, so kann er wohlfeiler seyn, als die großen Restaurateurs, nichtsdestoweniger sind die Mahlzeiten da nicht wohlfeil, und die Gesellschaft sehr gemischt; denn der Traiteur Marchand de Vin hat seine besten Kunden unter den niedern Volksclassen. Ich habe mir manchmal den Spaß gemacht, zu einem solchen Traiteur zu gehen, wo Fuhrleute, Friseurs, Bediente und Stallleute aus guten Häusern u. dergl. zu essen pflegen. Es war auch hier im Ganzen genommen nett und elegant; auch hier machten Spiegel die Hauptdecoration und wurde auf Silber servirt; acht bis zehn Hauptspeisen von Fleisch und Fisch waren auf einem geschriebenen Zettel in die gedruckte Speiseliste eingeheftet, und aus diesen wählte jeder, als aus den frischesten. Die Zubereitung war gut, die Bezahlung aber auch im Verhältniß. Ich sah keinen fortgehen, der mit seinem Wein nicht seine zwei bis drei Franken zu bezahlen gehabt hätte. Mancher bezahlte auch wohl mehr. Unter zwei Franken konnte sich keiner nur einigermaßen sättigen, und das ist denn doch dreimal so viel, als ein solcher Mensch gewöhnlicherweise bei uns gebraucht und verzehrt, und sonst dergleichen Leute, die sehr mäßig zu seyn pflegten, auch hier verzehrten. Aber wie in so vielen andern Dingen sind die Franzosen der niedern Classen auch in der bessern und reinlichern Nahrung den Engländern näher gekommen.

In allen diesen Speisewirthschaften ißt man nach der Karte; dagegen findet man auch Restaurateurs in Menge, die ihre Mittagstische mit Suppe, drei Schüsseln, Nachtisch und einer halben Flasche Wein zu anderthalb bis drei Franken ausbieten. Man erstaunt über den Unterschied des Preises mit den großen Restaurateurs, und glaubt, es müsse alles recht schlecht und ordinär seyn; aber die Erfahrung belehrt einen anders, wenn man einige dieser Restauranten mit fixen Preisen, z. B. im Palais-Royal, im Passage de l'Opéra, besucht. Die Küche ist freilich geringer und magerer, als bei den großen Restaurateurs (und in unsern Gasthäusern für dasselbe Geld), sie ist aber doch nicht schlecht und der Unterschied der Speisen nicht so groß, als der der Zeche bei jenen großen Speisewirthen, bei denen man für dieselben Gerichte wenigstens das Drei- und Vierfache auf den Mann zu zahlen hätte. Es wird natürlich bei diesen das glänzendere Local, die größere Mannichfaltigkeit in der Auswahl der Speisen, die bessere Bedienung, der vornehmere Ton und auch die Mode mit bezahlt. Aber der Wein, den man zu dem Mittagsessen mit bestimmten Preisen bekömmt, ist so schlecht, daß man ihn gar nicht trinkbar findet, sondern andern für bestimmte Bezahlung nehmen muß. Denn im Weine soll der Mensch kein zweideutiges, gewagtes Experiment an seinem Leibe machen. So wohlthätig guter, reiner Wein für den Körper und guten Humor ist, so nachtheilig ist der schlechte für beides, und da dieser selbst im Trinken keinen Genuß gewährt, so ist es doppelt thöricht, ihn zu verschlucken.

Die Einrichtung dieser Speisehäuser zu 2 und 3 Franken die Mahlzeit ist übrigens ganz auf Art der großen Restaurateurs. Sie haben große Locale, mit Spiegeln, rothseidenen Vorhängen, Tafeluhren und Candelabern geschmückt; Gedecke und Geräthe sind sehr reinlich und sauber, und die Gesellschaft ganz anständig. Nur wird da durch den starken Zufluß von Menschen und das häufige Zwiebelessen der französischen Küche die Luft oft so verpestet, daß, wenn man nicht einer der ersten Kostgänger ist, einem eine widrige Atmosphäre entgegenduftet, die nur der Hunger erträglich machen kann. Auch hier hat man die Wahl zwischen einer Menge von Schüsseln, thut indeß am besten, alle französischen zusammengesetzten Feinspeisen, die culinarischen Arabeskenerfindungen, zu vermeiden und sich nur an ganz einfache Kochcontouren, an ganz gewöhnliche Dinge

zu halten, an denen man deutlich sieht, was sie eigentlich sind und was sie darstellen.

Im Quartier der Schulen findet man von diesen Restaurateurs welche zu 22 oder 26 Sous, von denen noch 2 Sous abgelassen werden, wenn man eine gewisse Anzahl Speisemarken nimmt, und für diesen Preis erhält man Suppe, drei beliebig auszuwählende Schüsseln, Nachtisch und einen Caraso rc., eine Viertel Flasche Wein. Wie die Speisewirthe solches möglich machen, ist mir bei der Höhe der hiesigen Marktpreise nicht recht klar; da die Besitzer dieser Eßanstalten ihre Kostgänger indeß ohne Zweifel nicht aus reiner Menschenliebe und Barmherzigkeit speisen, so ist zu glauben, daß sie noch dabei verdienen; Gott weiß, wie sie das anstellen mögen und mit welchem Teufel sie im Bunde stehen, denn offenbar geht das nicht mit rechten Dingen zu und muß an geheimen Hexenkünsten liegen, worauf sich die Hexen und Kobolde allein verstehen und die sie den Sterblichen gegen Verbriefung ablassen. Was mich um so mehr in diesem Glauben bestärkt, ist der Umstand, daß, da ich eines Tages in einem dieser Eßinstitute Beefsteake aß, es mich däuchte, als stiege mir jener fantastische Geruch von verbranntem Juchtenleder in die Nase, der gewöhnlich auf die Nähe des Bösen deutet. In dieser Beziehung gibt es in Paris mehr als ein „altes Haus des Satans.“

Die endlich für die ärmste Classe und für den eigentlichen Pöbel kochen und braten, die Garküchen (cuisines bourgeoises) und Gargottes, sind gleichfalls in Menge, wo man wie die Inschrift über der Thür besagt, „um jeden Preis zu essen und zu trinken gibt“ (ici on donne à boire et à manger à tout prix) und wo der Maurer- und Steinhauergeselle, der Handlanger und Laufjunge sich für 6 bis 12 Sous satt machen und noch wohl einen Schluck verfälschten Wein oben drein nehmen kann. Beim Charcutier kostet die Schüssel durch die Bank 4 Sous. Das Aeußere dieser Etablissements ist so verdächtig, daß der Fremde nicht leicht versucht wird hineinzutreten. Von Tischtüchern, Servietten und silbernen Löffeln ist hier natürlich keine Rede mehr; nur in den Cuisines Bourgeoises wird noch der Tisch gedeckt.

Auf der untersten Stufe der Etablissements befinden sich die stehenden Garküchen auf den Märkten der Fischweiber und Trödler aller Art, wo das, was in den Fischeimern und auf den Fleischbänken anfängt zu riechen, nebst den Caldaunen, Beinen, Kopf- und Ohrenstücken an einem dampfenden Feuer gesotten und gebraten wird, und wo die meisten, die in diesen Gegenden ihren offenen Verkehr treiben, für 3, 4 Sous sich ihr Mittagsessen holen. Die Pariser Polizei ist aber so gut, oder vielmehr der Sinn des Volkes für Wohlanständigkeit so groß, daß diese schmierigen und stinkenden Fleisch- und Bratenbuden sich nicht an den schönern Straßen und auf den bessern Plätzen der Stadt zeigen, sondern das Incognito enger Gassen und häßlicher Eingänge beobachten, wo auch diejenigen gewöhnlich zu finden sind, für welche sie das Feuer anzünden.

Außer allen diesen, welche ganz öffentlich für die eiserne Herrschaft der Bäuche sorgen, gibt es noch viele, die Pensionen halten. Da sind Pensionen, die Jünglinge und Mädchen aufnehmen und sich weiter zu nichts verbindlich machen, als ihnen Wohnung, Essen und Trinken zu einem mäßigen Preise von 70 bis 100 Franken zu liefern; da sind Pensionen, sogenannte Pensions Bourgeoises, für kleine Rentiers und Studenten berechnet und von Balzac im Père Goriot meisterhaft geschildert, wo man schon für 40 bis 50 Franken seinen Mittagstisch haben kann; da sind endlich Pensionsanstalten für Fremde, deren Gelegenheit von 10 bis 25 Personen steigt. Sie geloben alle möglichen Gefälligkeiten und Bequemlichkeiten, einen angenehmen Umgang, schöne Wohnung, gutes Essen und Anleitung, die französische Conversationssprache binnen kurzer Zeit zu lernen, wenn man deren noch nicht ganz mächtig seyn sollte. Diese letztere Gattung Pensionen haben ihr Local meistens in der schönsten und lebendigsten Gegend von Paris gewählt. Täglich kann man ferner in den Petites Affiches lesen, daß diese und jene Familie, dieser und jener einzelne Mann und einzelne Frau einen, zwei, drei Kostgänger, die allenfalls auch bei ihnen wohnen können, auf billige Bedingungen wünschen. Ich wüßte nicht, wie man es besser anfangen wollte, um bald sprechen zu lernen. Die gute Laune und Gesprächigkeit der Franzosen, und noch mehr der Französinnen ist bewunderswürdig, und ihre Geduld zuzuhören, und mit Liebenswürdigkeit Fehler und Verstöße zu verbessern, unermüdlich. Es kömmt bei diesen Antragen und Anfragen nur immer darauf an, welchen Menschen man gerade in die Hände fällt.

Jetzt, glaube ich, werden Sie die Pariser Eßetablissements wohl kennen, in meinem nächsten Schreiben sage ich Ihnen etwas von den verschiedenen Trinkanstalten, die nicht weniger groß und glänzend, merkwürdig und mannichfaltig sind.

C. E.

Die Bergen'sche Chronik.

Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden (den [illegible] Januar) hat der Professor der Geschichte in Christiania, P. A. Munch, in einem Programm von 18 Druckbogen zum erstenmal die unter dem Namen Bjërgynjar Kalfskinn bekannte, wahrscheinlich im 14ten Jahrhundert geschriebene Bergen'sche Chronik durch den Druck veröffentlicht, und zugleich mit erklärenden und kritischen Noten versehen. Das bei dem Brande in Bergen 1623 durch den Bischof N. Paasche gerettete und in Arne Magnus'sens Sammlung in Kopenhagen aufbewahrte Manuscript enthält auch ein Verzeichniß der zum Bisthum Bergen gehörigen Kirchenlandgüter und Einnahmen u. s. w. im 14ten Jahrhundert, und in dem neben den Namen freigelassenen Raum manche Bemerkungen, zum Theil von viel späterer Hand. Der Abdruck ist ganz nach dem Original eingerichtet; auch sind noch einige erklärende, bisher ungedruckte Documente und ein Register beigefügt, so wie ein paar Bruchstücke des Manuscripts in lithographirtem Facsimile.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Erster Abschnitt.

Die Ruinen von Chi-Chen.

(Schluß.)

Unter andern den vorbeschriebenen nahe gelegenen Ruinen entdeckte ich zwei abgesonderte, etwa zwei Ruthen von einander stehende Bauten

Sie waren auf etwa 20 Fuß hohen Fundamenten aufgeführt, welche von wohlverkitteten Mauern von Hausteinen mit geschweiften Ecken umgeben und gehalten waren, die 240 Fuß in der Runde maßen und theilweise noch gut erhalten waren. Wir stiegen zu der Plattform des einen, des besterhaltenen, hinauf, in dessen Mittelpunkt die Ruinen eines 21 Fuß in der Länge und 40 Fuß in die Tiefe messenden Gebäudes stehen; die Westfronte davon ist ganz unversehrt und zeigt an ihrer ganzen Länge hin Meißelarbeit. Der einzig zugängliche Theil war eine Halle mit einer Reihe Hieroglyphen, die in der ganzen Länge über den Thürgängen hinliefen, deren Gemächer ganz in Trümmern lagen. Quer über diese Halle liefen hölzerne Balken, die Einschnitte hatten, als ob sie von Hängemattenstricken ausgerieben wären. In einer Linie mit diesen Ruinen und dem Tempel sind zahlreiche, mit losen Steinen und Pflanzenwuchs bedeckte künstliche Hügel (mounds). Zwischen diesen und dem Tempel sind die Trümmer einer gegen 40 Fuß hohen Unterbaumasse, die oben mit Aufhäufungen von zerbröckelnden Steinen und Ruinen eines dieses Fundament einst zierenden Oberbaues bedeckt sind. Diese Steine sind von ungeheurer Größe, einige viereckig, einige rund, und die übrigen entweder einfach, oder zubehauen, oder ausgemeißelt. Unter diesen sind zwei selbst noch größere als die andern, und den an der Basis der Pyramide vorgefundenen ähnlich. Ebenso fand ich unter diesen Ruinen schön mit Figuren und Zierrathlinien ausgearbeitete Pfeiler, von denen einige — dem Ansehen nach noch in ihrer ursprünglichen Stellung — standen; auch aufrecht stehende, 6 Fuß hohe und 2 Fuß dicke Blöcke, von denen immer eine Seite mit Hieroglyphen bedeckt war. Nahebei waren sechs viereckige Bruchstücke von Pfeilern, die in gleichen Entfernungen von einander abstanden; diese waren ebenfalls mit Verzierungen und Hieroglyphen bemeißelt. Von der Basis des Gebäudes aus waren diese Trümmer nicht sichtbar, da sie in Bäumen vergraben und mit langem Grase und Gesträuch überwachsen waren.

Außer denen, deren Beschreibung ich hier versucht habe, gibt es noch andere Ruinen, von denen einige Mauerreste stehen, und unfern davon liegen ungeheure Massen von bearbeiteten Steinen, welche zwar keinen neuen Zug in der Architektur dieser Bauwerke darbieten, aber doch dazu dienen, eine entsprechende Vorstellung von dem Umfang und der Großartigkeit dieser Stadt zu geben. Auf meinen meilenweit in jeder Richtung sich erstreckenden Wanderungen in der Gegend umher fand ich zerbrochene Mauern und Steinhügel (mounds), Bruchstücke von Säulen und behauenen und ausgemeißelten Steinen — einige davon von so außerordentlicher Größe, als irgendwelche der seither beschriebenen — tief im Boden eingebettet und durchaus mit keinem Bauwerk sonst in Verbindung, wiewohl sie ohne Zweifel die Ueberbleibsel prachtvoller und ausgedehnter Gebäude waren. Folgendes sind die allgemeinen bezeichnenden Merkmale aller dieser Ruinen: sie liegen auf einer viele Meilen im Umfang haltenden Ebene fast im Mittelpunkt der Provinz, über 100 (engl.) Meilen von der See und abseits von jeder Wasserverbindung. Sie haben keine anscheinende Ordnung oder Straßenanlage;*) daß sie aber von einem in den mechanischen Künsten, wie auch in einem Theil der Wissenschaften hochgeschickten Volk Zeugniß geben, muß meinen Lesern nach dem Bisherigen von selbst einleuchten. Die Gebäude, welche jetzt noch in dem vollkommensten Zustande der Erhaltung sich befinden, sind der Tempel, das Schloß, die Pyramide und andere Bauaufführungen auf einer Reihenfolge von Terrassen, die aus Schutt (rubble) bestehen, der in Mörtel eingebettet und durch vollendet ausgeführte Mauern von schönem concretem Kalkstein zusammengehalten ist, wobei die Seiten durchgängig ohne Ausnahme mit Rücksicht auf die vier Himmelsgegenden angelegt und die Hauptfronten dem Morgen zugekehrt sind. Die Mauern der Gebäude steigen im Allgemeinen lothrecht empor bis zur halben Höhe, wo dann das Gesims (entablature) kommt; über diesem, bis zu dem Karnieß, sind die Façaden in Felder ausgelegt, in schöner Ausführung verziert mit Steinsculpturarbeit über einem Rautengittergrund (diamond lattice ground), illustrirt mit hieroglyphischen Figuren mancherlei Art, das Ganze aber untermengt mit Einfassungen im reinsten herrlichsten Geschmack und mit der größtmöglichen Kunstgeschicklichkeit und Genauigkeit ausgeführt. Die Steine sind in Paralellopipeden von ungefähr 12 Zoll in der Länge und 6 in der Breite gehauen, die Zwischenräume aber mit demselben Material, aus dem die Terrassen bestehen, ausgefüllt. Die Höhe dieser Gebäude beträgt im Allgemeinen 20, selten über 25 Fuß. Sie haben nur ein Stockwerk, lang und schmal und ohne Fenster. Die Gemächer sind auf eine doppelte Reihe beschränkt, und erhalten kein anderes Licht, als was durch die Thürgänge einfällt. Die Decken sind in der Form eines spitzwinkeligen Bogens mittelst Lagen von platten Steinen gebaut wobei die Kanten gleichgemacht (levelled) und zu der Spitze (apex) hinaufgeführt sind, auf welcher ein Stein ruht, der als Schlußstein dient. Das Innere einiger der bedeutendsten dieser Gemächer ist mit einer schönen weißen, mit der größten Geschicklichkeit aufgelegten Composition ausgeführt. Auch Frescomalerei ist in diesen Gemächern bemerkbar und die Farben immer noch wohlerhalten; himmelblau und hellgrün sind die hervortretendsten. Figuren von indianischen Schriftzeichen (characters) lassen sich unterscheiden, allein nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit, um den Gegenstand verfolgend zu erkennen. Die Böden sind mit einer harten Composition überzogen, welche Spuren von Abnützung trägt. Die Thürgänge sind fast ein Viereck von ungefähr 7 Fuß, in etwas den ägyptischen gleichend; die Seiten desselben sind von großen Quadern (large blocks of hewn stone) gebildet. In einigen Fällen sind auch die Oberschwellen (lintels) vom nämlichen Material, mit auf ihre Außenflächen gegrabenen Hieroglyphen und Linien. Steinringe und Löcher an den Seiten der Thürgänge zeigen an, daß einst Thüren an ihnen sich drehten.

*) Wie aus dem dem Norman'schen Werk beigegebenen Plan zu ersehen.

Von diesem Punkte reiste Hr. Norman weiter nach Campeche, seinem Bestimmungsorte. Ueber das Ergebniß seiner fernern Forschungen berichten wir mit nächstem in einem zweiten Artikel.

Ein Dieb, der Gerechtigkeit übt. Ein Hausbesitzer in Paris wurde kürzlich auf eine eigenthümliche Weise dafür bestraft, daß er ein Mädchen verführt, und als diese ihn um eine Unterkunft bat, um ruhig nieder zu kommen, sie auf die Straße hinausgestoßen hatte. Hier redete sie Jemand an, tröstete und verschaffte ihr schnell ein Unterkommen bei einer Hebamme. Am Sonntag darauf befand sich der Hausbesitzer auf einem Ball, und fand, als er nach Hause zurückkam, seine Wohnung erbrochen und ausgestohlen. Ein Blatt Papier war auf den Spiegel über dem Kamin geklebt, und in großen Buchstaben darauf geschrieben: Hr. X., Rentier, schuldet an Joubineau, Dieb, wie folgt: Niederkunft eines jungen Mädchens und Nebenausgaben 150 Fr., Wäsche für das Kind 60 Fr., sechs Monate für eine Amme vorausbezahlt 120 Fr., Nebenausgaben, als: falsche Schlüssel, Dietrich u. s. w., 100 Fr. Zusammen 430 Fr. Den Empfang bescheint: Joubineau, Dieb. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1843.

Skizzen aus Peking.

Volksbildung; Unterrichtsanstalten; Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; Prüfungen. — Ein kaiserlicher Befehl, ein Gerichtsspruch und ein Romanauszug.

Man nimmt in Europa ziemlich allgemein dasjenige Land als das gebildetste an, in welchem die größte Anzahl der Bewohner lesen und schreiben kann; legt man diesen Maaßstab auch an China, so muß man dieß zu den gebildetsten Ländern der Welt zählen, weil im chinesischen Reich vom Kaiser bis zum geringsten Bürger, vom höchsten Staatsbeamten bis zum einfachen Bauern und Handwerker herab fast jeder seine Gedanken auf dem Papier ausdrücken und das von andern Geschriebene lesen kann. Versteht man aber unter den Worten „Volksaufklärung," „Volksbildung" eine wahrhafte Aufklärung des Verstandes, eine historische Entwicklung der Wahrheit, und nicht bloß einen todten Buchstaben, nicht eine unbeweglich erstarrte Form, dann erscheinen die Chinesen mit aller ihrer Kenntniß im Lesen und Schreiben, mit allen ihren unaufhörlichen Prüfungen, denen selbst siebzig- bis achtzigjährige Greise unterworfen sind, mit allen ihren Prätensionen auf Kenntnisse in Philosophie, Astronomie und Medicin, mit ihren classischen Büchern, vor denen die Nation seit Jahrtausenden anbetend liegt, doch in den Augen eines gebildeten Europäers als die unwissendsten Menschen. Diese Unwissenheit erscheint noch viel seltsamer, wenn ich hinzufüge, daß die Regierung selbst alle ihre Kräfte anstrengt, um Aufklärung allenthalben hin zu verbreiten: die Regierung unterhält Schulen, zahlt Gehalte an Lehrer, ernennt besondere Inspectoren für den Schulunterricht, wählt Examinatoren aus den zuverlässigsten und angesehensten Leuten, endlich nimmt der Kaiser selbst den lebhaftesten Antheil an den Prüfungen, um gelehrte Grade zu erlangen, und läßt Niemand zu einem Amte zu, der nicht das gesetzliche Examen bestanden hat. Woher kommt nun dieser Widerspruch? fragt man. Aus der einfachsten Ursache: das chinesische Unterrichtswesen gründet sich auf einen blinden Glauben an die Worte eines Buches, nach welchem Hunderte von Generationen unterrichtet wurden und wahrscheinlich noch viele andere werden unterrichtet werden.

Ein chinesischer Knabe von 7 bis 8 Jahren fängt an zu lernen, der Sohn reicher Eltern zu Hause, der Sohn armer Eltern in der Schule. In beiden Fällen ist der Unterricht derselbe. Die Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache läßt kein Alphabet zu, und deßhalb gibt man dem Knaben gleich das erste Buch des Sy-schu (4 Bücher) in die Hand, eine Sammlung von moralischen Sprüchen und Regeln der vier chinesischen Philosophen. Der Lehrer schlägt die erste Seite auf, und läßt den Knaben die auf derselben verzeichneten Worte so lange laut wiederholen, bis er sie auswendig gelernt hat. Wenn der Schüler seine Aufgabe inne zu haben glaubt, geht er mit niedergeschlagenen Augen und den Zeichen der tiefsten Achtung zu dem Lehrer, gibt ihm sein Buch, wendet ihm dann den Rücken zu, damit er ja nicht hineinsehen könne, und wiederholt mündlich das auswendig Gelernte. Auf eben diese Weise werden die folgenden Seiten auswendig gelernt, bis sämmtliche Sy-schu zu Ende sind. Nach diesen folgt das Wu-zsyn (5 Bücher), eine Sammlung geschichtlicher und poetischer Erzeugnisse alter chinesischer Schriftsteller. Die Bücher Sy-schu und Wu-zsyn gelten in China als die heiligen classischen Schriften, und ihre buchstäbliche Kenntniß bildet den ganzen Codex des chinesischen Unterrichts. Wenn der Schüler, wie ein Papagay, alle die bezeichneten Schriften ohne Fehler vom ersten Wort bis zum letzten — und auf dieses Lernen werden gewöhnlich 7 bis 10 Jahre verwendet — hersagen kann, dann erst schreitet der Lehrer zur Erklärung der Bedeutung jedes einzelnen schriftlichen Zeichens und des Textes selbst; im Laufe dieser sieben oder zehn Jahre lernt der Schüler nur die in den Unterrichtsbüchern befindlichen Worte aussprechen und schreiben, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Die Erklärung des Textes dauert wieder 7 bis 10 Jahre. Es erhellt daraus von selbst, wie langsam und wie tödtlich für wirkliches Talent eine solche Lehrmethode ist: hier ist durchaus keine Nahrung für den Geist, sondern höchstens für die Neugierde. Die bloße Aufmerksamkeit, die nur darauf gerichtet ist die fast unmerkliche Verschiedenheit unter den Zeichen aufzufassen, und das Bestreben, die lange

Reihe von Tönen, die für den Lernenden keinerlei Bedeutung haben, dem Gedächtniß einzuprägen, stumpfen stets die höhern Geistesfähigkeiten ab, und hemmen entschieden die Entwicklung. Hiezu kommt noch die Schulordnung: zwanzig oder dreißig Knaben, die in Einem Zimmer sitzen, suchen einander zu überschreien, und da jeder von ihnen seine eigene Seite auswendig zu lernen hat, so kann man sich vorstellen, welches Chaos von Tönen man auf einige hundert Schritte von der Schule weg hört. Der Lehrer ist unumschränkter Herrscher in seiner Schule, und innerhalb der Schwelle des Schulhauses verliert die väterliche Gewalt alle Rechte. Stets ernst, gemessen und streng, die Augen auf die Nase gerichtet, genießt der Lehrer die tiefe Achtung seiner Zöglinge und ihrer Eltern. Allerdings zeichnen sich die chinesischen Lehrer durch ihre Sittlichkeit und ihre Uneigennützigkeit aus, sehen ihren Beruf als etwas Heiliges an, und sich selbst als Patriarchen mitten unter ihren Schülern; so bewahren auch die Schüler bis ans Ende ihres Lebens die Achtung für ihre Lehrer und ihren Hauptexaminator, und selbst wenn sie Ehrenstellen in den Provinzen erlangt haben, halten sie es für ihre Pflicht ihnen jährlich möglichst bedeutende Geschenke zu senden. Als der Minister Jn, der einige Jahre lang Hauptexaminator gewesen war, in Ungnade fiel, seine Stelle und sein Vermögen verlor, und in die Verbannung geschickt wurde, brachten diejenigen, welche bei ihm das Examen zum letzten Grade gemacht hatten, auf einmal gegen eine Million Rubel unsers Geldes zusammen, und hören noch immer nicht auf durch jährliche Geschenke ihm ein reichliches Auskommen zu sichern. Um die Aufmerksamkeit der Schüler zu beleben, die Ordnung herzustellen und der Trägheit entgegenzuwirken, bedienen sich die chinesischen Lehrer statt der Ruthe des Ban-zsy, d. h. eines Bambusstabs, 3 bis 4 Fuß lang, drei Finger breit und einen Finger dick.

Wenn die Erlernung der heiligen Bücher vollendet ist, schreitet der Schüler zur praktischen Anwendung in eigenen Arbeiten. Diese Abfassungen behandeln gewöhnlich rhetorische Gemeinplätze, und bestehen in der Kunst irgend eine moralische Idee in Form einer Erzählung auszuspinnen. Hat der Schüler die Kunst erlangt, Wentschans zu schreiben, so wartet er die Zeit der Prüfungen ab, welche gewöhnlich einmal im Jahre statt finden, und begibt sich in die nächste Provincialhauptstadt. In jeder Provincialhauptstadt ist ein besonderes, für die Prüfung der Schüler, welche den ersten Grad erlangen wollen (siu-zai), bestimmtes Gebäude, das auf allen Seiten von einer hohen Mauer umgeben ist. In der Mitte des Hofs steht das Haus für die Examinatoren, und um dasselbe her nach verschiedenen Richtungen sind noch einige andere Häuschen von besonderer Bauart aufgeführt. Jedes Häuschen ist durch einen Corridor in zwei Theile getheilt, und an beiden Seiten dieser Corridors laufen Zimmerchen hin, die nur so groß sind, daß ein einzelner Mensch, und zwar kein allzu dicker, in einer solche Mäusefalle Platz hat.

An dem zum Examen bestimmten Tage kommen nun zuerst die Examinatoren zusammen, und diese lassen dann in die Umfriedung die Examinanden einzeln hinein, wobei jeder über die Schwelle Tretende sorgfältig untersucht wird. Der Schüler darf kein Buch, keine geschriebene Abhandlung, überhaupt nicht einen Fetzen beschriebenes Papier bei sich haben, nichts darf er mit sich bringen, als ein Gefäß mit Tusch, einen Pinsel und ein einzelnes Blatt weißes Papier; doch sind auch einige Lebensmittel gestattet, weil er volle 24 Stunden in dem Zimmerchen bleibt. Wenn alle, welche das Examen mitmachen wollen, eingetreten sind, werden die Thore geschlossen, sogar versiegelt, und außen sowohl als innen Wachen aufgestellt. Die Schüler werden nach Anweisung der Examinatoren in die Häuschen vertheilt, und nach den Zimmerchen geführt, wo jeder ein kleines Brett zum Sitzen findet, und ein zweites, das ihm als Tisch dient. Wenn die Schüler in die Häuschen vertheilt sind, eröffnen die Examinatoren in voller Versammlung ein Paquet und erfahren jetzt erst den moralischen Lehrsatz, welcher dießmal als Thema des Wen-tschan dienen soll; dieß Thema wird nun alsbald in den verschiedenen Häuschen verkündet, diese dann gleichfalls verschlossen, versiegelt und Wachen vor die Thüre gestellt. Alle diese Vorsichtsmaaßregeln werden aber von der mißtrauischen chinesischen Regierung noch nicht für hinreichend erachtet, und um den Examinatoren jeden Anlaß zu Parteilichkeit zu nehmen, erhält jeder Schüler ein Blatt Papier, auf dessen Ecke er seinen Familiennamen schreibt und dieß dann zuklebt. Auf dieses Blatt schreibt er nun seinen Wen-tschan, bringt diesen in die besondere Abtheilung, wo die Schreiber solchen ins Reine schreiben, und erst diese Reinschrift erhalten die Examinatoren. Diese lesen solche, und wenn sie dieselbe gut finden, verlangen sie das Original, öffnen die Namensaufschrift, und der Schüler, dessen Name hier verzeichnet ist, erhält den Grad. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier, trotz aller bezeichneten Vorsichtsmaaßregeln, nicht ohne Betrug abläuft. Reiche Leute erkaufen Personen, die solche Abhandlungen geschickt abzufassen wissen, und bemühen sich dieselben in einerlei Corridor mit ihren Söhnen zu bringen. Hier übergibt der Erkaufte seinem Schützling die von ihm abgefaßte Schrift, letzterer schreibt sie um, und gibt sie als die seinige ab. Ich habe selbst einen gelehrten Chinesen gekannt, welcher zehnmal ins Examen ging, zehn Leuten die gelehrten Grade verschaffte, und selbst nicht einen einzigen erlangte. Zur Erlangung solcher Grade gehören indeß nicht bloß Kenntnisse, sondern auch Glück; zum Examen stellen sich 5, 6, selbst 7000 Leute, und der erledigten Stellen sind anderthalb bis zweihundert. Die Examinatoren wählen eine volle Zahl von Abhandlungen aus, welche für gut gelten können, und sehen die anderen nur flüchtig durch, denn ihr Urtheil ist schon zum voraus gesprochen.

Die, welche das Examen nicht bestanden haben, dürfen erst nach drei Jahren wieder zur Prüfung sich melden, weil im folgenden Jahr das Examen für den zweiten Grad, im zweiten Jahr für den dritten Grad abgehalten wird. Es ist indeß zu bemerken, daß das Examen für den zweiten und dritten Grad nicht in den Provincialstädten, sondern nur in Peking statt findet; sie bestehen gleichfalls im Abfassen eines Wen-tschan; man fordert aber von den Examinanden mehr Gründlichkeit in

den Ideen und einen fließendern Styl. Viele Arme raffen ihre letzten Mittel zusammen, um sich aus der fernen Provinz nach Peking zu dem Examen zu begeben, und wenn sie dieses nicht bestehen konnten, so reisen sie in einer traurigen Lage wieder ab, und sind nicht selten genöthigt von Almosen zu leben.

So ist also der ganze Zweck der Einrichtung der Prüfungen auf die Ausbildung der Wohlredenheit gerichtet, und wer sollte nicht daraus schließen, daß Wohlredenheit eines der wesentlichsten Erfordernisse der Gesellschaft in China sey und sich in blühendem Zustand befinde? Aber das Bedürfniß der Wohlredenheit und somit auch die Wohlredenheit selbst sind in China gar nicht vorhanden. All dieß lange und mühselige Lernen all diese schlauen und verwickelten Prüfungen sind nichts als ein Umschütten von einem leeren Faß ins andere, und wenn sie zu irgend etwas taugen, so ist es vielleicht nur zur Abstumpfung der Talente und zur Vernichtung jeder geistigen Entwicklung im Menschen. All diese chinesische Gelehrsamkeit kann man mit dem chinesischen Sprüchwort bezeichnen; „sie ziehen dem Leeren nach und verfolgen das Nichtige."

(Fortsetzung folgt.)

Russische Architektur.

Der neue Winterpalast.

(Athenäum, 4 Februar.)

Ein architektonisches Decennium in Petersburg gleicht einem Jahrhundert an vielen andern Orten. Die Baukunst scheint mit Dampf zu arbeiten, so erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der die riesenhaftesten Bauten ausgeführt werden. Der neue Winterpalast ist ein schlagendes Beispiel hievon; das frühere Gebäude wurde vom Feuer zerstört, und so gewaltig der Brand auch gewesen, so war doch der Verlust des Gebäudes das Geringste, denn der Palast enthielt Schätze von fast unberechenbarem Werthe, die alle in wenigen Stunden den Flammen zum Opfer fielen. Kaum war — wenigstens poetisch gesprochen — die Asche kalt, so stieg der Palast von neuem empor, mit gleicher Pracht und in verfeinertem Geschmack. Die folgenden Angaben darüber werden vielleicht nicht unwillkommen seyn, obgleich wir noch nicht das Ganze, sondern nur einzelne Gemächer schildern können. Der Plan hiezu wurde entworfen und ausgeführt von Alex. Brüloff, einem der ausgezeichnetsten russischen Architekten, begabt mit Einbildungskraft und Erfindungsgabe, die er bei dieser Gelegenheit so zu sagen all' improvviso zeigte, denn zwischen dem ersten Entwurf und dem Uebergeben der Zeichnungen in die Hände der Arbeiter verfloß nur sehr wenig Zeit, — eine gefährliche Eile.

Unter die bedeutendsten Zimmer derjenigen Reihe, an der Brüloff arbeitete, gehört der große Eßsaal (Bolschaja Stolowaja), welcher zum Theil der Zerstörung durch Feuer entging, und dem neuen Bau einverleibt wurde; obwohl aber Plan und Dimensionen dieselben sind wie früher, wurde er doch in andern Beziehungen gänzlich umgewandelt, da er jetzt mit 20 Säulen verziert ist, die eine gewölbte Decke tragen, während die frühere Decke flach war. Brüloff hat auch vielen andern Zimmern gewölbte Decken gegeben, wobei er große Mannichfaltigkeit in Zeichnung und Formen entwickelte. Neben dem großen Eßsaal ist der kleine (Malaja Stolowaja) im Style von Pompeji ausgeschmückt und sehr prachtvoll ausgeführt, indem die Muster und Zeichnungen nicht bloß auf die Mauern gemalt, sondern in Scagliola, auf einer Fläche von gleichem Material, eingelegt sind, was einen um so schönern Eindruck macht, als die Verzierungen eben so viel Geschmack als Phantasie verrathen. Dann kommt der Malachit- oder goldene Empfangssaal, welcher so lang ist als beide vorhergehende zusammengenommen; auch verdient er seinen Namen, denn Gold, Malachit und Marmor sind fast die einzigen sichtbaren Materialien, welche man angewendet hat, und trotz der außerordentlichen Verschwendung, die darin herrscht, ist doch das Ganze so geschickt angeordnet, daß durchaus keine Ueberladung fühlbar wird, im Gegentheil haben die Schönheit des allgemeinen Entwurfs und die hohe Vollendung aller Details, das Ameublement mit eingeschlossen, so viel Werth, als die Materialien selbst. Diesem Gostinnaja oder Empfangzimmer folgen andere kleinere Zimmer, alle im Styl der Renaissance, und äußerst anziehend, wenn auch nicht durch den reinen Kunststyl, doch durch eine Art von Coketterie der Kunst. Diese Zimmer stehen mit der Potschewalnaja oder dem Schlafzimmer in Verbindung, wo der Architekt wieder den griechischen Styl angenommen hat und nach Einfachheit strebte, denn hier sieht man kaum eine andere Farbe als weiß, und die Decke ist ganz einfach. Indeß ist das Zimmer selbst von bedeutender Größe und in drei Abtheilungen getheilt, von denen eine einen geräumigen und schön ausgestatteten Alcoven für das Bett bildet. Die Rosowaja Ubornaja oder das rosenfarbige Ankleidezimmer — so genannt nach den Draperien, denn die Mauern sind wie im Schlafzimmer völlig weiß — steht unmittelbar mit der Wanna oder dem Bade in Verbindung. Trotz dieser besondern Bestimmung ist dieß Zimmer doch eines der schönsten und anziehendsten in dieser Reihe Der Eindruck beim ersten Eintritt wird als ganz magisch geschildert; es scheint eine Scene aus Tausend und Einer Nacht, ein Bruchstück der Alhambra in mehr als ihrer ursprünglichen Pracht. Indeß trotz dieser Versicherungen erhalten wir keine Beschreibung, und erfahren unter andern Dingen bloß, daß dieß das Meisterwerk des „großen" Brüloff sey, der sich hier arabischer als Arabien selbst zeigt; man wird mit der banalen Versicherung abgespeist, man könne unmöglich mit Worten einen richtigen Begriff von diesem außerordentlichen Zimmer geben. Ein anstoßendes Boudoir, dessen Zierrathen hauptsächlich aus geschnitztem Blätterwerk bestehen, führt in den Zwetnik, ein kleines in zwei Theile, einen höhern und einen niedrigern, getheiltes Blumengärtchen, wovon der erste Theil als Terrasse dient, von der man auf den andern hinabsieht. Die Kunst erhöht aber noch die Annehmlichkeiten der Vegetation: gewürfelte Pflaster, Marmor und Mosaik, ein Springbrunnen und eine Grotte machen dieß Gärtchen wahrhaft bezaubernd. Von diesem Feenplatz öffnet sich eine Thüre in den „großen

Corridor," der wieder in den großen Speisesaal führt', so wie zur Rotunda, einem schönen Raum von griechischer oder vielmehr griechisch-römischer Architektur, mit einem Peristyl von korinthischen Säulen, welche eine Kuppel tragen, und mit Wänden aus blassem Marmor, in denen Nischen zu Statuen angebracht sind. Jenseits dieser Rotunda ist ein zweiter Corridor, der große mittlere Corridor genannt, welcher nicht wie im alten Gebäude ein finsterer, unbequemer Gang, sondern eine schöne, hellbeleuchtete Galerie von 42 Klafter Länge ist, die mit zahlreichen andern Zimmerreihen für die Großfürsten u. s. w. in Verbindung steht; über diesen sind entsprechende Zimmerreihen für die Großfürstinnen und andere weibliche Glieder der kaiserlichen Familie.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Clement de Bode's Reise in Südpersien.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 23 Januar wurden Auszüge einer Reise durch die Südprovinzen Persiens nebst einer Beschreibung der Sculpturen zu Tenghi Sulek von Baron Clement de Bode vorgelesen. Derselbe hatte, als er zu Bebehan sich aufhielt, gehört, daß alte Sculpturen und Inschriften in den Baschmei-Bergen sich fänden, und er beschloß sie aufzusuchen, um so mehr, als dieß noch ganz neuer Boden war. Er brach am 28 Januar 1842 auf, ließ die Straße, welche Macdonald Kinneir eingeschlagen hatte, links liegen und ging in nordwestlicher Richtung längs dem Fuße der Berge fort nach Tenghi Sulek. Hier fand er auf dem Felsen interessante Sculpturen, von denen, so wie von den Inschriften, er genaue Copien nahm, welche später dem Journal Asiatique mitgetheilt wurden. Er beschreibt die Sculpturen genau, und sagt, sie schienen ihm ganz verschieden von allem, was er zu Persepolis, Nakschi Rustam, Nakschi Redschib, Bisitun, Takhti Bostan, Schapur und Nakschi Bagram im Lande der Mammacenni gesehen. Der Charakter der Inschriften ist gleichfalls verschieden von der babylonischen Keilschrift und den Pehlwi-Buchstaben, und scheint mehr dem alten Zend- oder gar dem phönizischen Alphabet sich zu nähern. — Von Tenghi Sulek ging der Reisende über die Hauptflüsse Kurdistans und ihre nördlichen Zuflüsse, kam nach Mannidschak und von da über Kale Tul nach Mal Amir, eine Ebene mit mehrern Hügeln, an deren Ende sich Höhlen und Sculpturen finden. Von hier gedachte de Bode über die Berge nach Isfahan zu gehen, aber der Paß war durch Schnee gesperrt. Der Reisende wandte sich deßhalb östlich, überstieg ein Bergland, setzte über die südlichen Zuflüsse des Kuren und gelangte über die Dörfer Kori-Schutur-Zer und Beitawend nach Schuster. Die Reise ging demnach über mehrere noch nicht betretene Strecken Westpersiens und bereicherte auch die geographische Kenntniß. (Athenäum vom 4 Februar.)

Englische Colonialnachrichten.

Zu Auckland (Residenz des Gouverneurs Hobson auf Neuseeland) erscheint seit dem Mai vorigen Jahres eine Zeitung in der Sprache der Maoris — so nennen sich die Einheimischen. Einige darin enthaltene Briefe sollen von neubekehrten Neuseeländern herrühren. (Col. Gaz. vom 23 Nov.)

•

In einigen Districten von Neuseeland sind die Einwanderer so unzufrieden mit der fortdauernden Ungewißheit hinsichtlich ihres Landbesitzes, da die Regierung ihnen die Urkunden nicht ausfolgen läßt, daß man von einer Verbindung spricht, welche den Häuptlingen der Fidschi- oder Marquesas-Inseln *) Land abkaufen will, um dort eine unabhängige Colonie „einigermaßen nach dem Muster der griechischen Republiken" zu gründen. Das Blatt, welches diese Nachricht mittheilt (Sydney Morning Herald), meint indeß, die englische Regierung werde ein solches Unternehmen nicht dulden. Einem andern Blatt, dem Bay of Islands Observer, zufolge soll der Plan schon weit vorgeschritten seyn.

•

Nach einem Census, der im Junius vorigen Jahres vorgenommen wurde, soll jetzt die Bevölkerung zu Auckland 1962 Seelen, zu drei Viertheilen Erwachsene, enthalten. (Col. Gaz. vom 11 Jan.)

•

Den neuesten Nachrichten zufolge kommen immer noch Ansiedler mit einigem Vermögen aus Sidney nach Neuseeland. (Col. Gaz. vom 25 Jan.)

•

Ein Hr. Davis, ein eingeborener Neuseeländer, der sich wahrscheinlich bei der Taufe diesen Namen gegeben, hat sich, wie es scheint durch Landverkauf, ein Vermögen erworben und treibt jetzt auf eigene Faust Handel; er hat sich einen Schooner bauen lassen, und am Tage, wo derselbe vom Stapel gelassen wurde, lud er eine Anzahl Neuseeländer und Engländer zum Essen ein, das ganz nach englischer Sitte abgehalten wurde.

•

Die Nähe der Engländer ist indeß noch nicht im Stande, dem Krieg und dem Kannibalismus der Eingeborenen Einhalt zu thun. Der Auckland Standard (Col. Gaz. vom 25 Jan.) erzählt ein furchtbares Beispiel von einem solchen Vorfall.

•

Man hat im Beginn der Ansiedlung Neuseelands durch eine Compagnie viel Lärm gemacht, daß man ein Zehntel alles Landes den Eingeborenen reserviren wolle. Nach dem Nelson Examiner vom 16 Jul. ist aber immer noch nichts geschehen.

•

Ein Missionär, der Geistliche Cotton, Caplan des Bischofs von Neuseeland, äußert sich in einem Schreiben aus Waimate vom 18 Aug. vor. J. folgendermaßen: Waimate, 13 (engl.) Meilen von der Inselbay landeinwärts gelegen, ist die Centralstation der Missionäre. Die Gegend ist angenehm und besteht aus einem bedeutenden Strich Tafelland, welcher schon in England zum Wohnplatz für die Missionäre ausgesucht wurde, weil man glaubte, die Eingeborenen würden leicht den Landbau lernen, aber in dieser Beziehung ist sehr wenig geschehen, da sie zu unbeständig in ihren Gewohnheiten sind. Es ist eine schöne Race, immer munter und bereit, ein Gespräch anzuknüpfen. Auch lernen sie mit wunderbarer Leichtigkeit lesen, sie unterrichten einander gegenseitig, so daß alles, was der eine lernt, sich bald über die ganze Insel verbreitet. Die Begierde, mit der sie nach Paka-kuka (Büchern) fragen, ist sehr merkwürdig, und sie fragen nicht bloß aus Neugierde danach, sondern sie lesen sie auch und lernen sie auswendig. — Ich habe am ersten Sonntag zum erstenmal die Gebete in der Maorisprache gelesen und bald werde ich in derselben Sprache predigen müssen, denn der hiesige Geistliche ist nach einer neuen Station versetzt worden. (Col. Gaz. vom 1 Febr.)

*) Damals konnte man von der Besetzung derselben durch die Franzosen in Neuseeland noch keine Kenntniß haben. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1843.

Die große Explosion bei Dover.

Wir haben in Nr. 42 dieser Sprengung erwähnt, und theilen jetzt einige Bemerkungen Hrn. J. F. Herschels über diese große Operationen mit, die, neu in ihrer Art, auch Umstände darbietet, die von denen bei frühern großen Sprengungen wesentlich abweichen. Dazu gehört vor allem, daß die Sprengung von keinem irgend beachtenswerthen Geräusch begleitet war. „Ich kann es," bemerkt Hr. Herschel, „nur mit einem dumpfen Murmeln vergleichen, das kaum länger als eine halbe Secunde dauerte und so schwach war, daß, hätte Jemand zu derselben Zeit in gewöhnlicher Stimme neben mir gesprochen, ich es ganz überhört haben würde. Eben so wenig war der Fall der nahezu 400 Fuß hohen Klippe — von der nicht weniger als 400,000 Kubik-Yards binnen kaum 10 Secunden über eine Fläche von 18 Acres verstreut wurden — von irgend einem bedeutenden Geräusch begleitet, jedenfalls von keinem, das meine oder mehrerer anderer in meiner Nähe stehenden Personen Aufmerksamkeit in besonderem Grad in Anspruch genommen hätte. Ein zweiter und nicht minder merkwürdiger Umstand war der gänzliche Mangel an Rauch. Viel Staub quoll anfangs heraus und verbreitete sich wie ein halbflüssiger Körper, fiel jedoch bald nieder, von eigentlichem Rauch war aber durchaus keine Spur zu sehen, obgleich ich eine Wolke von pechartigem Rauche erwartet hatte. Ebenso war die zitternde Bewegung, die der Boden auf dem ich stand erhielt, nicht stärker als wenn ein schwerer Wagen über eine gepflasterte Straße hinfährt.

„Der merkwürdige Umstand, der diese Operation auszeichnete, daß der Lärmen und das Zittern des Bodens so gering war, erklärt sich aus der Structur des Kreidefelsens und dem zerklüfteten Zustand der ganzen Klippe. Von allen Stoffen ist vielleicht Kreide am wenigsten geeignet, Töne fortzupflanzen, und am besten, die durch einen schweren Schlag erzeugte Schwingung zu dämpfen. Der ursprüngliche hammerartige Stoß, den das neuerzeugte Gas den Wänden der drei zugleich springenden Minen mittheilte, wurde ohne Zweifel so stark gedämpft, indem er selbst auf dem kürzesten Wege wenigstens durch 75 Fuß Kreide hindurch ging, und dieß muß statt gefunden haben, ehe die Masse durch die erzeugte Expansivkraft merklich von der Stelle gerückt war; diese Expansivkraft, so groß sie auch war, konnte doch für die ungeheure Last keine stärkere Wirkung ausüben, als sie zu zerklüften und nach außen fallen zu machen, wo dann die Schwere das übrige thun mußte. Nichts kann die genaue, auf einer merkwürdig einfachen Regel ruhende Berechnung der Kraft jedes Pfundes Pulver in ein stärkeres Licht sehen, als der Umstand, daß keine überflüssige Kraft verschwendet wurde, um einen nutzlosen Lärmen und ein gefährliches Fortschleudern der Bruchstücke zu veranlassen, denn so wenig Lärmen die Explosion verursachte, so wenig hat man gehört, daß irgend ein einzelnes Bruchstück in irgend einer Richtung weit hinausgeschleudert worden wäre."

Skizzen aus Peking.

Volksbildung; Unterrichtsanstalten; Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; Prüfungen. — Ein kaiserlicher Befehl, ein Gerichtsspruch und ein Romanauszug.

(Fortsetzung.)

So gesucht und mit rhetorischen Schnörkeln überladen die philosophische und literarische Sprache der Chinesen ist, so einfach und klar ist dagegen ihre juridische Sprache. Um von dem einen und dem andern ein Beispiel zu geben, und zugleich um den Geist und Charakter chinesischer Gesetze und chinesischen Gerichtwesens zu zeigen, führe ich einen kaiserlichen Befehl, einen juridischen Fall und die Einleitung in einen Roman an.

Befehl bei Gelegenheit des Vorschlags eines Censors, daß man den Beamten verbieten solle, Belohnungen für ihre Privatsecretäre zu verlangen.

Es sind kaiserliche Verordnungen aufgestellt über die Belohnungen zur Aufmunterung der Beamten, welche in ihrem Fache Geschicklichkeit gezeigt haben; Privatsecretäre aber, welche

nach dem eigenen Willen der Beamten berufen wurden, können in diese Ordnung nicht gehören. Wir haben bereits allen Generalgouverneuren und Gouverneuren erklärt, daß sie ihre Privatsecretäre nicht zu Belohnungen in Vorschlag bringen sollen, um jedweden Mißbrauch, der daraus hervorgehen kann, zu vernichten. Kürzlich schlug Lu-kun seinen Secretär Sun-sü zur Erhebung in die fünfte Rangstufe vor, für den Eifer den er bei einem Geschäfte gezeigt hatte, und wir, in Erwägung daß ein Knopf ohne Amt doch einige Auszeichnung gebe, willigten gnädig in seinen Vorschlag. Jetzt haben wir aus dem Bericht des Censors Schan-kai-mn ersehen, daß seit dieser Zeit jeder das Beispiel Lu-kuns nachahmen will, und selbst im Dienste befindliche Beamte als Privatsecretäre annimmt, um Gelegenheit zu haben, für sie Belohnungen nachzusuchen. Da wir einen solchen Mißbrauch gleich im Beginne abstellen wollen, so verordnen wir 1) den Knopf fünfter Classe, der Sun-sü verwilligt wurde, demselben sogleich abzunehmen; 2) den Generalgouverneur von Canton, Lu-kun, der es gewagt hat, eine ungesetzliche Bitte vorzubringen, vor Gericht zu stellen, und 3) allen Generalgouverneuren und Gouverneuren zu verbieten, die ihnen untergebenen Beamten zu Privatsecretären zu nehmen."

*

„Nach chinesischen Gesetzen ist es verboten, Ochsen, welche zum Pflügen des Feldes gebraucht werden, zu schlachten. Nichtsdestoweniger wurden im neunten Monat des jetzigen Jahres nach der Hauptstadt gegen 7000 Pfd. Rindfleisch gebracht, welches unverzüglich durch die thätige Polizei confiscirt und nach dem Criminalgericht gebracht wurde. Als die Rechtsverhandlung über die Verkäufer verhängt wurde, zeigte es sich, daß Ma, der Sechste, sechzehn für den Pflug taugliche Ochsen geschlachtet, und das Fleisch von vier crepirten Ochsen verkauft habe, wofür er nach dem Gesetz hundert Streiche mit dem Bambusstock erhalten und auf 3000 Li von der Hauptstadt weg verbannt werden soll. Ma der zweite und Gao der zweite haben 9 Ochsen geschlachtet, wofür sie die Canga 40 Tage lang tragen, 100 Schläge mit dem Bambusstock erhalten und auf 8 Jahre in die Verbannung geschickt werden sollen. Tschau der ältere, Kan der zweite, An der vierte, und Jan der ältere haben 4 Ochsen geschlachtet, wofür sie 40 Tage die Canga tragen, 60 Streiche mit dem Bambusrohr erhalten und auf ein Jahr in die Verbannung geschickt werden sollen. Da es nicht möglich ist, das Rindfleisch in kurzer Zeit zu verkaufen, so soll es an die Armen in den umliegenden Dörfern vertheilt werden."

*

Chun-lou-men (Traumgesicht auf dem rothen Thurm) oder Geschichte des Steins.

„Tschen-schi-in erfährt im Traume die Wiederbelebung des Steins; Zja-jui-zun verliebt sich in seiner Armuth in eine schöne Magd."

Im Anfang des ersten Capitels sagt der Verfasser selbst: „als ich die Eitelkeit der Welt erfahren hatte, verbarg ich die Wahrheit, und als ich die Wiederbelebung einer unbelebten Sache bewirken wollte, verfaßte ich die Geschichte des Steins; darum wird auch gesagt: Tschen-schi-in*) erfährt im Traum die Wiederbelebung des Steins" u. s. w. Um nun zu zeigen, welche Personen und Begebenheiten hier geschildert werden, sagt der Verfasser weiter: „da ich mich in Armuth, Noth und Kümmernissen befand, und nichts mir gelingen wollte, gedachte ich einmal der Mädchen, die ich einst gesehen, beobachtete jede derselben mit Aufmerksamkeit, und mußte unwillkürlich bekennen, daß ihr Benehmen so wie ihre Kenntnisse die meinigen weit überträfen, und daß ich in solchem Alter und mit solchem Bart in Wahrheit mich nicht mit diesen, die solche Halsschnüre tragen, vergleichen könne. Ich fühlte ganz meine Schmach, aber auch die Reue war jetzt unnütz.

„Einmal als ich nicht wußte, was ich unternehmen sollte, kam mir der Gedanke, meine Geschichte zu schreiben, damit die ganze Welt erfahre, wie ich, der ich durch die Gnade des Himmels und die Milde der Vorfahren eine reiche Kleidung und geschmackvolle Speisen hatte, die wohlthätigen Lehren meiner Eltern, die milden Ermahnungen der Freunde und Lehrer verachtete, so daß ich bis jetzt noch in nichts gute Fortschritte machte und über ein halbes Jahrhundert nur in Ausschweifungen lebte. Ich weiß, daß meine Vergehen allzu groß sind, aber habe ich nicht, nur um meine Mängel zu verbergen, mich entschlossen die Welt zu verlassen, ohne die reizenden Bewohnerinnen des Tempels der Unschuld **) irgend zu kennen? Nein, selbst die Strohhütte mit Einem Fensterchen, mit dem Bett von Matten und dem einfachen Lehmofen hätte meine Einbildungskraft nie gehindert, um so weniger als die Morgenkühle, der Abendmond, das Gras vor meiner Treppe und der Wohlgeruch der unter meinen Fenstern wachsenden Blumen meinen Pinsel befeuchten mußte. Obwohl ich unerfahren bin, und nicht die Gabe der Wohlredenheit habe, was hindert mich, die einfachen Volksausdrücke zur Verbreitung meiner Erdichtungen zu gebrauchen? Indem ich den Vorhang aufhebe, der das Innere des Tempels der Unschuld verbirgt, verschaffe ich dem Leser ein Vergnügen und somit eine angenehme Zerstreuung.

„Träume und verschiedene unwahrscheinliche Verwandlungen bilden den wesentlichen Inhalt dieses Buchs und erhöhen das Interesse desselben.

„Du fragst, mein Leser, womit beginnt dieß Buch? Meine Erzählung erscheint dir vielleicht nicht ganz wahrscheinlich, aber lies mit Aufmerksamkeit, und du wirst dich dann überzeugen, wie interessant es ist.

„In jenen fernen Zeiten, wo Njui-gua-schi auf einem hohen felsigen Berge Steine schmolz, um den Himmel auszubessern, wurden 36,501 Stück roher Steine geschmolzen, von denen jeder 12 Klafter Höhe und 6 Klafter Breite und Länge hatte; zu seiner Arbeit brauchte er aber nur 36,500 Steine, ein Stein blieb übrig und wurde weggeworfen an den Fuß des Berges Zin-gen-fen. Wer hätte glauben sollen, daß dieser

*) Tschen bedeutet nach einer gewissen Aussprache das Wahre, schi ein Geschäft oder einen Vorfall, in das Verborgene.

**) Unter dem Ausdruck „Tempel der Unschuld," versteht der Verfasser diejenigen Abtheilungen der chinesischen Häuser, wo die Töchter der Hausherren wohnen.

Stein, als er nach dem Schmelzen einige Jahrhunderte gelegen, eine Seele bekam, selbst gehen und kommen, und sich groß und klein machen konnte. Nichtsdestoweniger grämte sich der übrig gelassene Stein, als er sah, daß alle andern Steine zur Ausbesserung des Himmels verwendet und nur er untauglich zu solcher Bestimmung gefunden wurde, er schämte sich und hörte nicht auf, Tag und Nacht zu weinen.

(Schluß folgt.)

Russische Architektur.

Der neue Winterpalast.

(Schluß.)

An den eben erwähnten Corridor stößt die mittlere Treppe, von der andere Corridore auslaufen und mit den entferntesten Theilen des Baues eine Verbindung bilden. Diese Treppe und ihr Dach bestehen ganz aus gegossenem und geschmiedetem Eisen, und in dem großartigen Entwurfe, in ihrem kühnen, meisterhaften Bau hat Brüloff eben so viel Kenntniß und Geschicklichkeit, als an andern Orten seinen Geschmack und künstlerische Erfindungsgabe gezeigt. Eben so wenig haben seine strengen Studien der Einbildungskraft Eintrag gethan, denn wenn das oben erwähnte Bad eine Art architektonische Poesie in anakreontischem Styl ist, so ist der „Saal Alexanders“ eine Art Epos. So imposant, fast colossal in seinen Dimensionen er ist, so merkwürdig ist die Erfindung, welche der Plan beurkundet. Die zahlreichen Säulen sind von korinthischer Art, aber die Capitäler sind Originalcompositionen, in denen der russische Adler mit eben so viel Glück als Geschmack angewendet seyn soll. Die mit Trophäen gefüllten Nischen und eine Reihe Basreliefs (nach den Zeichnungen des Grafen Tolstoi) an den obern Theilen der Mauern geben diesem Saal eine historische Würde, und machen sie zu einem wahren Denkmal der denkwürdigen Regierung Alexanders.

Ein anderer, im Innern des Palastes verwendeter Architekt ist Staßoff, und von ihm rühren mehrere der bedeutendsten Theile des Baues, namentlich die Prachtzimmer, her. Von seiner Geschicklichkeit zeugt vor allem die „Bolschaja paradnaja lestniza,“ die große Paradetreppe, welche an riesenhafter Größe vielleicht einzig dasteht, und durch den Reichthum des Materials — hauptsächlich polirter Granit und carrarischer Marmor — so wie durch die Neuheit und den Glanz der Decorationen nicht minder ausgezeichnet ist, denn statt auf einen Styl sich zu beschränken, hat der Künstler sich bestrebt, hier die Vorzüge vieler zu vereinigen, indem er ohne Rücksicht auf Chronologie oder sonstige Autorität das, was ihm für die verschiedenen Theile zu passen schien, zu einer Art von architektonischer Arabeske verwob, die vielleicht minder willkürlich, und gewiß anziehender ist, als manches, was man unter die Benennung „regelmäßige Architektur“ einreiht. In dem ersten Vorzimmer der Reihe, zu welcher diese Treppe führt, herrscht der Rococostyl vor, den man jedoch später fallen ließ. Der sogenannte große Saal ist ein herrlicher Raum, aber höchst einfach und ruhig in seinem Charakter; seine Hauptzierde sind Marmorsäulen von blaßblauer Farbe. Daneben ist der Concertsaal in italienischem Styl, und weiter hin zwei Capellen, von denen die größere durch eine schöne Kuppel erhellt und mit Gemälden von Bassin und Bruni geschmückt ist. Die pompejanische Galerie, welche in dem neuen Bau den Platz einnimmt, der im früheren von verwickelten und dunkeln Gängen besetzt war, bildet einen reizenden Gang, namentlich Abends, wenn ein rothes Licht sich durch denselben verbreitet; das Licht selbst fällt durch gefärbtes Glas ein, in welcher Art ist aber nicht angegeben. Diese sehr lange Galerie führt zum „Saal der Feldmarschälle,“ zum „Saal Peters des Großen,“ zum „Weißen Saal,“ zum „Saal der Grenadiere“ und zum „Saal der militärischen Portraits,“ lauter Gemächer von solcher Größe, daß sie fast in jedem andern königlichen Palast schon für sich allein dem Ganzen einen großartigen Stempel aufdrücken würden. In diesem Theile des Baues ist auch der „Saal Alexanders,“ welcher oben schon als das Werk Brüloffs erwähnt wurde. Das Athenäum schließt diese Schilderung mit den Worten: „Nimmt man auch an, daß die Farben hier etwas stark aufgetragen sind, so bleibt doch kaum ein Zweifel übrig, daß dieser Palast eines der glänzendsten, so wie eines der größten Gebäude in Europa ist.“

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

Von den Ruinen von Chi-Chen begab sich Hr. Norman westwärts durch Yucatan nach Ticul und den Ruinen von Ichmul, denen er jedoch nur einen beeilten Besuch abstattete. Er berichtet:

„Die Ruinen von Ichmul liegen etwa eine halbe Stunde von der Stadt Ticul. Der Padre mit ein paar Bekannten ging mit mir, um sie zu besuchen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meiner Ankunft an diesem Orte eine Reihenfolge von künstlichen Hügeln oder Tumuli bemerkte, die sich viele Meilen in die Runde, überall hin so weit das Auge reichte, erstreckten — die Gräber vielleicht von Millionen. Die Gründe sind nun mit Gras und Bäumen bedeckt — ein Streifweideplatz für's Vieh! einige dieser Hügel waren 40 Fuß hoch. Mehrere von ihnen waren auf die Anordnung und unter der Aufsicht des Pfarrers geöffnet worden, und innen fand man Gemächer und Skelette in sitzender Stellung, kleine Töpfe zu ihren Füßen, ganz wie die alten Mexicaner ihre Todten zu begraben pflegten. Die Wände und Decken waren vollkommen gut erhalten. Große Stücke von behauenen Steinen und Pfeilern lagen zerstreut um diese Plätze her, und lassen mit Grund vermuthen, daß sie ehedem Theile einer einst großen und volkreichen Stadt waren.“

Von da ging Hr. Norman über das Gebirge und besuchte die Ruinen von Kabbah und Zayi. Er sagt:

„Ich betrat die Ruinen Kabbahs zuerst von der von Nocacab nach Bolen-Chen-Ticul führenden Hauptstraße aus. Auf der Westseite fand ich Bruchstücke von Gebäuden, Mauern u. s. w. umher zerstreut, besonders auf einer niedrigen Hügelkette. Erhaltene Gemächer waren keine zu sehen, wohl aber Theile von Wänden und Decken, und der Boden umher mit Schutt, vermischt mit zerbrochenen Pfeilern, Meißelarbeiten u. s. w., bedeckt. In dem am entferntesten von der Straße befindlichen Gebäude — dem besterhaltenen von allen auf der Westseite — bemerkten

wir zwei viereckige Pfeiler, welche von dem Thürgange weggenommen und an die Decke des Gemachs aufgestellt worden waren — ohne Zweifel durch irgend einen Reisenden, der sie der Welt vor Augen zu stellen beabsichtigte. Sie sind ungefähr 6 Fuß hoch und 2 dick; ihre Vorderflächen sind tief eingeschnitten und stellen einen Kaziken oder sonstigen Vornehmen vor in vollem Staate — dem Ansehen nach eine reiche Indianertracht — mit einer verschwenderischen Fülle von Federn. In den hochgehobenen Armen hält er eine Geißel; vor ihm kniet, die Hände bittend ausgestreckt, ein Knabe; darunter sind Hieroglyphen. Das Gemach ist klein, die Decke leicht geschweift, worin es sich von denen zu Chi-Chen unterscheidet.

„Die Ruinen auf der Ostseite der Straße begreifen hauptsächlich drei Gebäude und eine ungeheure Masse von Steinen in pyramidalischer Gestalt und in viel besserer Erhaltung als die auf der entgegengesetzten Seite in sich. Diese Gebäude stehen auf einer Reihenfolge von Terrassen, welche ich auf einer Doppeltreppe von zerbrochenen Stufen zu einem vorn an jedem gebildeten viereckigen Platz hinanstieg: die Seiten des letztern zeigen, daß er einst mit jetzt fast dem Boden gleichen und mit Bäumen und Pflanzenwerk überwachsenen Mauern umgeben war. Indessen ist immer noch so viel von den zwei Gebäuden übrig, um ihre Aehnlichkeit mit denen auf der entgegengesetzten Seite erkennen zu lassen. Die Stirnseiten messen ungefähr 100 Fuß, und ihre Façaden sind mit der fleißigsten und kunstreichsten Arbeit, die nun aber freilich sehr zerbrochen und entstellt ist, geschmückt. Die Sculpturen ähneln denen zu Chi-Chen, sind aber viel kleiner und enthalten nicht so viel Regelmäßigkeit in der Anordnung. Zerbrochene Säulen von ungewöhnlicher Größe sieht man, offenbar aus ihren ursprünglichen Stellungen fortgerückt, in kleiner Entfernung von diesen Gebäuden. Der Thürtritt des innern Gemachs ist fleißigst bemeißelt und ganz verschieden von allem, was ich an andern Orten bemerkte. Inmitten eines der vorerwähnten viereckigen Plätze sieht man Fundamentmauern, welche jüngst ausgegraben wurden. Sie waren wahrscheinlich Fußgestelle. Die genannten Gebäude stehen durchgängig immer vier Ruthen von einander ab auf einer Linie, und alle haben künstliche Hügel und eine Folgereihe zerbrochener Mauern ihnen zunächst. Ein paar Ruthen nördlich von diesen Gebäuden ist eine Masse zerbrochener Steine in Gestalt einer Pyramide zusammen aufgehäuft, auf der oben in einer Höhe von 125 Fuß noch die Ueberbleibsel der verfallenen Mauern eines Gebäudes zu sehen sind. Sie ist mit Beziehung auf die vier Himmelsgegenden gleich der Pyramide von Chi-Chen gestellt, und diente wahrscheinlich zu denselben Zwecken (welche diese nun gewesen seyn mögen), obschon der Styl des Werks ihr nicht ähnlich oder gleich ist. Seine Seiten an der Basis messen 300 Fuß und sind meistentheils kahl; die losen Steine halten eben nur ihre Form aufrecht. Der von diesen Ruinen eingenommene Raum kann nicht weniger als eine Meile ins Gevierte halten.

„Am 24 Februar mit Sonnenaufgang saßen wir wieder im Sattel, indem wir über dieselbe Straße wie gestern wegzogen und einem Führer mit seiner Tracht Maja und Wasser — dem Yucataner „Stab des Lebens“ — auf der Jagd nach andern, ungefähr dritthalb Stunden südöstlich von den Kabbahern gelegenen Ruinen folgten. Die Straße war gut und führte durch mehrere Ranchos. An einem von diesen, unter einem von einer rohgebauten Indianerkirche errichteten Schuppen von Zweigen machten wir Halt und nahmen unser Frühstück ein. Unser Mahl war nicht so mannichfaltig oder trefflich bestellt, um uns lange aufzuhalten, so waren wir denn bald wieder auf unserem Wege durch gebirgiges Geländ nach Zayl. Ich fand mich mit geringer Schwierigkeit zu der Hauptruine hin, da sie, wie ich von den Eingebornen erfuhr, jüngst von Hrn. Stephens *) besucht worden war, dessen neuerlichen Arbeiten ich so viel in der Näherung zum Ziel meines Forschens zu danken hatte; denn die gewöhnlichen Hindernisse von Bäumen und wilden Buschdickichten, die es umgaben, waren weggeräumt worden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei seinem zweiten Besuche, worüber sein Bericht, wie schon früher in einer Anmerkung erwähnt, im Laufe des Jahres 1843 bei Murray in London erscheint.

Miscellen.

Die Predigerkrankheit in Westgothland. Wir haben diesen Gegenstand im vorigen Jahre mehrfach erwähnt, aber geraume Zeit hindurch haben die schwedischen Blätter darüber geschwiegen. Unter dem 15 Dec. bringt jedoch das Aftonblad einen Auszug aus dem Bericht des Pastors von Broddetorp, wo es heißt: „Seit einige Personen von den bisher mit dieser Krankheit behafteten Gegenden hieher kamen und sowohl in größern Dörfern als in einzelnen Weilern ungehindert auftraten, konnte es nicht fehlen, daß die Krankheit jetzt auch in Broddetorp einheimisch geworden ist. Viele junge Leute, namentlich Männer, sind bloß in gelindem Grade angegriffen, und die Epidemie äußert sich bei ihnen in einem Achselzucken, das ich nicht für freiwillig oder verstellt halten kann, da es sich manchmal selbst bei der Communion zeigt. Namentlich aber ist die Krankheit zu Hornborga mit der größten Heftigkeit ausgebrochen, indem sechs Mädchen von 8 bis 18 Jahren von einer unbezwinglichen Predigerlust, verbunden mit häufigen Ohnmachten ergriffen sind, wobei sie ohne alles Bewußtseyn da zu liegen scheinen, und bald bei dieser, bald bei jener die gewaltsamsten Zuckungen in den Armen und im ganzen Körper sich zeigen. Daß die Natur bei ihnen in eine seltsame Unordnung gerathen ist, läßt sich sowohl aus ihrem leidenden Körperzustand, als aus der eigenthümlichen Farbe ihrer Augen schließen, obwohl sie selbst behaupten, an Körper und Seele gesund zu seyn, und während sie ohnmächtig daliegen, Gesichte und göttliche Offenbarungen haben, die man doch, so viel ich davon hörte, ihrem Inhalt nach schwerlich für etwas anderes, als für seltsame Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft halten kann.“ Indeß spricht sich der Berichterstatter im weitern Verlauf seines Berichts entschieden dahin aus, daß diese Erscheinungen zwar leicht von Betrügern sich nachmachen ließen und auch entschieden schon nachgemacht worden seyen, allein daß in der Mehrzahl keine Verstellung stattfinde, und daß man sehen müsse, wie viel sich mit ärztlicher Kunst leisten lasse. Der Geistliche warnte seine Kirchspielsangehörigen, ihre Kinder nicht öffentlich predigen zu lassen, und überhaupt alles zu vermeiden, was Aufsehen und eine Verbreitung des Uebels veranlassen könne, allein auch er stieß auf die fanatische Ansicht, daß hier Gottes Finger walte, und daß man diesem nicht Einhalt thun dürfe.

•

Dänische Sprüchwörter. Man kann eine kürzlich erschienene Schrift von Hrn. Fr. Bresemann in Kopenhagen, betitelt: **Danske Ordsprog og Mundheld** (Dänische Sprüchwörter und Ausrufungen) als eine nicht unbedeutende Bereicherung dieser besondern Art von Literatur, so wie auch der Sprache ansehen. Er hat alle möglichen ältern dänischen Quellen benützt, und auch viele isländische Sprüchwörter übersetzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1843.

Das Negerland der Araber.

Unter dem Titel: the Negro Land of the Arabs examined and explained, hat ein Hr. W. Cooley einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Geographie des innern Afrika geliefert. Die arabischen Geographen und Geschichtschreiber enthalten eine Menge reicher Materialien, aber diese sind bis jetzt nur auf eine sehr ungenügende Weise benützt worden. Die Philologen, welche mit der Sprache hinlänglich bekannt waren, haben selten oder nie eine wahrhaft wissenschaftliche Kenntniß der Geographie besessen, und die Geographen, welche ihre Zuflucht zu arabischen Schriftstellern nahmen, um Beweise für ihre Ansichten darin aufzufinden, haben selten mehr als eine höchst oberflächliche Kenntniß des Arabischen besessen. Hr. Cooley besaß geographische und philologische Kenntnisse in hinreichendem Grade, um seine Quellen, namentlich El Bekri, Ibn Batuta, Ibn Chaldun und Edrisi kritisch zu vergleichen und zu beleuchten. So konnte er in klarer Weise den Umfang der Kenntnisse darstellen, welche die arabischen Schriftsteller von 1050 bis 1400 n. Chr. von den afrikanischen Ländern südlich von der Atlaskette und westlich von dem Oasenzug, der über Fezzan nach Bornu geht, besaßen. Künftige Forscher werden die Umrisse, welche Cooley mitgetheilt, in manchen Einzelnheiten mehr ausfüllen, aber er hat im Wesentlichen angegeben, welche Kenntnisse dieß Volk, das eine reiche Literatur besaß, in den vierthalb Jahrhunderten erlangte, welche den portugiesischen Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer unmittelbar vorangingen. Die Bereicherung, welche die historische Geographie gewonnen hat, läßt sich somit auf einen Blick übersehen. Da wir jetzt wissen, was die arabischen Geographen dieser vierthalb Jahrhunderte kannten, und wie sie das Gekannte bezeichneten, so sind wir auch im Stande die Irrthümer, welche die geographischen Karten und Systeme des Mittelalters aufweisen, bis zu ihrer Quelle zu verfolgen. Der Gewinn für die Geschichte ist nicht minder groß, denn wir sehen auf einmal klar in den Begebenheiten, die während drei Jahrhunderten den Entdeckungen der Portugiesen vorangingen. Ob die Jahrhunderte, welche zwischen den Arabern einer-, und den römischen und griechischen Schriftstellern andrerseits liegen, je in gleicher Weise werden aufgehellt werden, das hängt von den Forschungen derjenigen ab, welche Cooley's Methode auf andere arabische Schriftsteller anwenden.

Letzterer legt die Reisen El Bekri's und Ibn Batuta's zum Grunde. Wir kennen demnach zwei Straßen, die am südlichen Fuße des Atlas beginnen, am Niger enden und sich auf dem Wege durchschneiden, ebenso die Querstraße, welche die Enden der beiden ersten im Süden verbindet. Hiezu kommen die Nachrichten, welche die Reisenden über die östlich und westlich von ihrer Straße gelegenen Länder sammelten. Nur die Lücken werden durch Zeugnisse zweiten Ranges, nämlich durch Verfasser von Erdbeschreibungen ausgefüllt. Auf diese Weise vermindert sich die Masse der Nachrichten, aber ihre Zuverlässigkeit steigt in demselben Verhältniß. Es ist sehr zu wünschen, daß die Forschung mit gleicher Vorsicht und Genauigkeit auch auf das Land zwischen Bornu und dem Nil sich wende, denn an dieser Straße sind bis jetzt noch alle Europäer gescheitert.

Wir können nicht umhin zum Schlusse noch eine Erklärung des Namens Guinea beizufügen, welche der Verfasser im Laufe seiner Erörterungen gibt: „Genewah scheint die allgemeine Bezeichnung des westlichen Negerlandes vom Westmeer bis über Tombuktu hinaus zu seyn. Dieß Wort Genewah ist vermuthlich der Ursprung des portugiesischen Ghinoja, von welchem dann die verschiedenen europäischen Modificationen des Namens Guinea kommen. Gnewah oder Genewah soll in der Sprache von Tombuktu „schwarz" bedeuten, und so ist Genewah gleichbedeutend mit Sudan, das Land der Schwarzen."

Skizzen aus Peking.

Volksbildung; Unterrichtsanstalten; Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; Prüfungen. — Ein kaiserlicher Befehl, ein Gerichtsspruch und ein Romanauszug.

(Schluß.)

„Einmal zur Zeit großen Kummers erblickte er einen Cheschan und einen Dao-sy,*) die von ferne herkamen, und sich

*) Mönche zweier chinesischer Secten.

durch ihr Aeußeres, die Form ihres Gliederbaues und die Schönheit ihrer Gestalt auszeichneten. Sie sprachen mit einander, kamen bis zu dem Berge Zin-gen-fen und setzten sich an seinem Fuße nieder. Als der Che-schan diesen hellen, glänzenden, reinen Stein sah, welcher sich zu der Größe eines Fächerknopfs zusammengedrückt hatte, und wohl geeignet war jeden durch seine Schönheit anzuziehen, nahm er ihn in die Hand und sagte lächelnd zu ihm. „Obgleich dein Aeußeres einigermaßen einem wunderbaren Dinge gleicht, so kannst du doch jetzt noch keinen Nutzen bringen. Man muß zuerst einige Worte auf dir ausschneiden, an denen die Menschen auf den ersten Blick deine wunderbare Eigenschaft erkennen, dann muß man dich durch glänzende und blühende Reiche, durch wohlhabende und angesehene Familien, durch üppige, volkreiche Länder, durch freundliche, schöne Dörfer führen." Als der Stein dieß hörte, freute er sich außerordentlich und bemerkte: „ich weiß nicht, welche Worte man einschneiden, in welche Länder ich reisen soll, und hoffe, daß du mich darüber belehren wirst." „Frage jetzt nicht danach," antwortete ihm der Che-schan lächelnd, „in der Folge der Zeit wird sich das alles von selbst offenbaren." Nach diesen Worten ließ er den Stein in seinen Aermel fallen und verschwand nebst dem Dao-sy mit der Schnelligkeit des Windes.

„Man weiß nicht, wo sie sich verborgen, auch ist es unbekannt, wie viel nach dieser Zeit Jahrhunderte und halbe Jahrhunderte vergingen bis zu der Zeit, wo ein Dao-sy, welcher sich vollkommen von der fühlenden Welt ausgeschieden hatte und Rettung suchte, an dem Berge Zin-gen-fen vorüberging, und hier einen mächtigen Stein mit deutlich darauf ausgehauenen Worten bemerkte. Kaum hatte der Dao-sy die Umschrift gelesen, als er sogleich erkannte, daß dieß derselbe Stein sey, welcher von der Ausbesserung des Himmels übrig geblieben, der seine Gestalt verändert hatte und der Welt erschienen war; daß dieß derselbe Stein sey, welcher durch einen körperlosen Che-schan und durch einen heiligen Dao-sy zuerst in ein schönes Land versetzt und dann nach diesem Ufer getragen worden.*) Ferner war noch bezeichnet der Ort seiner Entstehung in der Welt, es waren alle näheren Umstände seines Lebens beschrieben, die reichen Dörfer, in denen er erschien, selbst alle die kleinen Umstände des häuslichen Lebens, ja die Liebesgeschichten unschuldiger Mädchen, ihre Verse und ihre Räthsel. Alles dieß war in gehöriger Verbindung auseinander gesetzt, nur die Zeitrechnung ausgelassen, und nichts, was erzählt war, durch Urkunden bestätigt. Auf der andern Seite des Steins sah man noch folgende Worte: „Ich, unwürdig zur Ausbesserung des Himmels verwendet zu werden, verbarg mich umsonst so viele Jahre in der schönen Erde! Wer beschreibt die wunderbaren Begebenheiten, welche vor mir und nach mir sich ereigneten."

„Der Dao-sy, welcher der Welt entsagt, las alle Seiten von Anfang bis zu Ende, und begriff, daß dieser Stein einen besondern Ursprung haben müsse; darum wandte er sich zu ihm und sagte: „Du Stein, mein älterer Bruder! Deine Geschichte hat deinen eigenen Worten zufolge einiges Interessante, und darum ist sie auch hier ausgehauen, damit sie der Nachwelt überliefert werden kann; aber wenn ich sie auch ganz abschreiben wollte, so bildet sie doch, wie mir scheint, kein ausgezeichnetes Buch, erstens weil darin nur die Rede ist von einigen Mädchen, die sich durch außerordentliche Leidenschaftlichkeit, oder besondere Dummheit, oder einige Tugenden, oder mittelmäßige Eigenschaften auszeichneten, und gar nicht darin gesprochen wird von Philosophen oder von treuen Ministern, welche die Staatsangelegenheiten leiten oder die Sitten des Volks verbessern könnten; und zweitens weil darin die Zeitrechnung ausgelassen ist."

„Wie bist du einfältig, mein Lehrer! antwortete ihm der Stein; alle Werke, die aus dem grauesten Alterthum auf unsere Zeiten gekommen, sind sie etwas anderes, als eine Aneinanderreihung von Personen und Begebenheiten aus den Dynastien Han und Thang, und können diese historischen Werke irgend sich vergleichen mit meiner Geschichte des Steins, wo ihrem Beispiel nicht gefolgt ist, sondern nur die eigenen Erlebnisse in vollkommen neuem Geschmack geschildert sind? Zudem werden in jenen Werken entweder die Handlungen der Herrscher oder der Minister verspottet, oder das Benehmen ihrer Weiber und Töchter getadelt; der Beschreibungen von Zwietracht, Grausamkeit und Hinterlist ist kein Ende, und der Pinsel der Schriftsteller gilt für um so schöner, je schneller diese Gräuel und Unanständigkeiten die unerfahrene Jugend verderben. Was nun die Romane berühmter Schriftsteller betrifft, so trifft man bei ihnen auf der ersten Seite die reizende Wyn-zsiun, oder ganze Blätter sind angefüllt mit dem berühmten Zsi-zsjan.*) In tausend Bänden findet man man immer dieselben Begebenheiten und allenthalben die gleichartigen Personen, und endlich fallen wiederum viele Gräuel und Unanständigkeiten vor. Wenn jetzt irgend ein Schriftsteller einige Zeilen seiner Liebeslieder aufs Papier gießen will, so bringt er unabänderlich einen Mann und eine Frau, und zwischen diesen noch eine dritte Person, welche beinahe dieselbe Rolle wie der Possenreißer auf dem Theater spielt, deren Dummheit ganz unerträglich, und deren Aufgeblasenheit ohne Verstand nicht nur den Leser nicht interessirt, sondern auch dem Schriftsteller selbst zum Schaden gereicht. Mit Einem Wort, nichts läßt sich mit dem vergleichen, was ich ganze Jahrhunderte durch sah und hörte. Ich wage es nicht, die von mir geschilderten Mädchen höher zu stellen, als diejenigen, welche in den alten Büchern gerühmt sind; aber wer ihre Handlungen überblickt, verschafft sich eine angenehme Zerstreuung, und selbst die Verse können manchmal machen, daß er die Schale umstößt oder den Wein verschüttet. Die hier beschriebene Eintracht so wie der Zwist, die Freude und die Trauer, die Erhebung und der Fall, alles hat seinen stufenweisen Gang, und an keiner Stelle ist das Runde mit dem Viereckigen, das Viereckige mit dem Runden ver-

*) Unter dem Worte „schönes Land" ist unsere sublunarische Welt verstanden, und der „Uebergang nach jenem Ufer" ist das Leben jenseits des Grabes.

*) Gewöhnliche Namen von Romanhelden.

wechselt; aber wer auch das Buch in die Hand nehmen mag am Tage nach einem wilden Trinkgelage oder in der Langeweile des Müßiggangs, der fühlt nicht nur in sich eine vollkommenen Veränderung und Klarheit in den Augen, sondern bewahrt auch in Wahrheit Kraft und Gesundheit, nicht wie beim Lesen derjenigen Bücher, wo der Verfasser dem Leeren nachjagt und das Nichtige verfolgt. Was meinst du nun jetzt von dieser Geschichte, mein Freund?

„Der Dao-sy bedachte sich eine Zeit lang, dann las er wieder die ganze Geschichte des Steins, und da er sah, daß hier nur Liebesgespräche und wahrhafte Begebenheiten aufgezeichnet waren, welche keine Veranlassung weder zum Sittenverderbniß noch zur Ausschweifung geben konnten, schrieb er alles vom Anfang bis zu Ende ab, um es der Nachwelt übergeben zu können.

„Der Dao-sy, der bereits völlig allem Irdischen entsagt hatte, begann von dieser Zeit an wieder mit der Welt zu fühlen; aus dem Mitgefühl entsprangen bei ihm Leidenschaften; er theilte sie andern mit, unterwarf sich der körperlichen Welt, und gelangte dann erst wieder zu seiner vorigen Würde; darum nannte man ihn den leidenschaftlichen Dao-sy, und die Geschichte des Steins die Geschichte des leidenschaftlichen Dao-sy. Kun-tai-sy nannte diese Geschichte einen reizenden und kostbaren Spiegel, und als Zao-sju-zin sie zehn Jahre in seinem Cabinet erwogen, sie fünfmal abgekürzt und vollendet hatte, theilte er sie in Capitel, schrieb die Inhaltsanzeige und nannte sie die „zwölf Mädchen von Zsiu-lin," wobei er noch folgende zwei Zeilen hinzufügte:

„Alles rief: der Verfasser ist ein Thor!
„Aber wer begreift den wirklichen Sinn?"

Die ethnologische Gesellschaft in London.

Diese neue Gesellschaft hielt ihre erste vorbereitende Zusammenkunft am 31 Jan. d. J., wo eine Mittheilung Dr. Dieffenbachs über den Gegenstand und Zweck einer solchen Gesellschaft vorgelesen wurde; sie soll „die zerstreuten Nachrichten einzelner über den so vorzugsweisen interessanten Gegenstand, nämlich die psychologischen, physischen und philologischen Kennzeichen der Verwandtschaft der verschiedenen Zweige des Menschengeschlechts sammeln." Der Verfasser steckte indeß die Gränzen sehr genau, so daß die Forschungen sich nicht in das Gebiet des eigentlichen Geographen und Geschichtsforschers zu sehr ausbreiten können, sondern sich an die Naturgeschichte des Menschen möglichst festhalten. Es wurde alsbald eine Committee gewählt, um die völlige Organisation der Gesellschaft zu berathen. (Litt. Gaz. vom 4 Februar.)

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

„Die Ruinen von Zayi liegen mitten in einer Reihe schöner Berge, die um sie auf allen Seiten eine bezaubernde Landschaft bilden. Die Hauptruine besteht aus einer einzigen Structur, einem ungeheuren Gebäude, das gegen Süden und auf einer leichten natürlichen Bodenerhebung liegt. Der erste Unterbau ist nun so zerfallen, daß seine ursprüngliche Form sich nicht vollkommen bestimmen läßt; doch bildete er wahrscheinlich ein Parallelogramm. Seine Vordermauer zeigt die Ueberbleibsel von Gemächern und Decken, mit Pfeilern da und dort, welche ohne Zweifel die Gänge (corridors) trugen. Die Höhe dieser Mauer beträgt etwa 20 Fuß, und so weit mir die Anhäufung von Trümmern an ihrer Grundfläche herum zu messen verstattete, ermittelte ich ihre Länge zu 268 Fuß und ihre Tiefe zu 116 Fuß. Inmitten dieses Fundaments steht das Hauptgebäude, davon aber bloß noch die westliche Hälfte mit einem Theil der außen oben hinaufführenden Stufen. Dieser Theil zeigt eine Reihe Gänge, welche die ganze Stirnseite des Gebäudes einnehmen, jeder von zwei Pfeilern mit einfachen viereckigen Capitälen und Plinten getragen und die Ruinen dazwischen mit Reihen kleiner verzierter Pfeiler ausgefüllt. Hinter diesen Gängen oder Corridoren sind Gemächer von kleinen Umfangsverhältnissen und mit spitzbogigen Decken, ohne irgend ein Licht außer dem, was die Vorderseite gewährt. Ueber diesen Gängen oder Pfeilerstellungen läuft ein schön ausgeführtes Simswerk, dessen Ecke mit einem, denen zu Chi-Chen ähnlichen Haken geziert ist. Ober diesem Simswerk ist eine ausgeführte Reihe von kleinen runden Pfeilern, mit Vierecken von schönen ausgemeißelten Ornamenten dazwischen, wobei der Mittelpunkt der Façade die Reste von noch zierlicherer, in einer Einfassung zusammengedrängter Meißelarbeit zeigt, allein die Anordnung davon ist nicht mehr zu ermitteln. Es besteht zwischen diesen Ornamenten und denen zu Kabah eine augenfällige Analogie, allein die Ordnung tritt nicht so hervor; mit denen von Chi-Chen dagegen vermochte ich durchaus keine Aehnlichkeit zu entdecken. Ueber diesen Gemächern des Hauptgebäudes ist wieder eine Terrasse oder Unterlage (foundation), in deren Mittelpunkt ein Gebäude in Ruinen, ähnlich denen unter ihr und ebenfalls mit zerbrochenen oben hinaufführenden Stufen, sich befindet.*) Es steht auf einem dem Ansehen nach 6 bis 8 Fuß hohen Unterbau und nimmt etwa zwei Drittheile der Grundfläche desselben ein, der noch übrige Theil bildete wahrscheinlich einen Lustwandelgang. Drei Thürgänge sind noch vorhanden, deren Oberschwellen und Seiten zerfallen sind und die das Herabstürzen der Mauern über ihnen verursacht haben. Die Mauern dieses Theils des Gebäudes sind aus behauenen Steinen ohne eine Spur von Verzierung aufgeführt. Ein einfaches vollendetes Simswerk läuft mitten durch; Theile vom Karnieß sind noch vorhanden mit drei oder vier Stücken platter vorspringender Steine, welche einen Theil der Firstvollendung bildeten. Der hintere Theil in seiner ganzen Ausdehnung ist mit wirren, baumüberwachsenen Trümmermassen bedeckt. Nahe bei diesen sind Bruchstücke von Mauern und Gemächern mit wenigen, noch an ihnen vorhandenen Ornamenten. Einige der Gemächer scheinen einzelnstehend und abgesondert von allen andern gewesen zu seyn. Auch mancherlei künstliche Hügel (mounds) sind in der Nachbarschaft. Wenige Ruthen südwärts sind die Ueberbleibsel einer hohen Mauer mit zahlreichen viereckigen Oeffnungen wie Taubenhäuser. Ihr Fundament ist erhöht, und darum her sieht man denn die zerbrochenen Mauern und Decken. Die Höhen der benachbarten Berge sind viele Meilen umher mit grünen zerfallenen Mauern gekrönt. Hieroglyphen oder Malereien irgend welcher

---

*) Der ganze Bau, wie ihn Norman in seinem Werke abgebildet gibt, erinnert beim ersten Anblick auffallend an den Borro Budoor, jenem berühmten Buddhatempel auf Java. D. Uebers.

Art entdeckte ich nirgends, eben so wenig die in den Ziermeißelarbeiten entfaltete außerordentliche Kunstgeschicklichkeit, wie in Chi-Chen. Auf meinem Wege nach diesen Ruinen machte ich Abstecher von der Straße und fand überall zahlreiche Reste von Mauern und Decken, auch künstliche Hügel und kleine von dem wilden Pflanzenwuchs des Landes bedeckte Pyramiden."

Vier Stunden davon ist Uxmal, schon von Waldeck beschrieben, „und der einzige von Stephens besuchte Ruinencomplex in Yucatan. Norman sagt:

„Das Haus der Hacienda war so eben vollständig ausgebessert und gereinigt worden, und bot vielerlei Anlockendes für mich, mein Quartier dort aufzuschlagen; allein ich zog denn doch vor, dem Orte, wo ich meine Zeit zuzubringen gedachte, nahe zu seyn, und befahl deßhalb unsere Reisehabseligkeiten nach den etwa eine halbe Stunde entfernten Ruinen zu bringen, wohin ich nachkam. Ich war in Verlegenheit, welches der prächtigen Gebäude ich mir zum Gebrauch erkiesen sollte; des Statthalters Haus sah indessen am wohnlichsten oder vielleicht am meisten in die Augen fallend aus; das wählte ich zu meiner künftigen Residenz, wandte also dahin meine Schritte — wobei ich an einer großartigen, hochanstrebenden Pyramide zur Rechten vorüberkam — und kletterte die zerfallenen Stufen der südöstlichen Ecke meines in Aussicht stehenden Domicils hinauf. Ich nahm von drei Gemächern Besitz: eines zur Küche, die andern zum Wohn- und zum Schlafzimmer. Der Schutt wurde weggeschafft und mein Zimmergeräth, aus einem Tisch und einem Stuhl bestehend, mit denen mich der Major-domo gütigst versehen hatte, gehörig zurechtgestellt; für einiges Korn, getrocknetes Schweinefleisch, Speck, unterschiedliche Eier u. dgl. m. war bestens gesorgt. José las die schönstausgeführten Stücke von sculpturverzierten Steinen, die an der Thüre umher lagen, aus und vertheilte sie schweigend im Ansprachzimmer herum als Sitze für die Unterbringung von Gesellschaft. Wir fühlten uns ganz daheim und bereit, unsere Bekannten zu empfangen, sobald sie uns mit ihrem Besuche zu erfreuen Lust hätten. Von unserer Thüre aus konnten wir, uns zur Rechten, schöne, gleich dem Wogengang der See hinwallende Hügel sehen, links aber die Cordilleren, die wie wohlgefällig auf die Ebene unten niederschauten. Die Natur verjüngt die Gefilde, so weit das Auge reicht, während im Vordergrunde die zeittrotzenden Denkmale anderer Tage ragen — umwunden von üppigen Sträuchern und Blumen, deren Gehänge zu tragen sie ihr eigenes Ebenmaaß und Schönheit hatten aufgeben müssen. Es war Natur in ihrer zweiten Kindheit. Des „Statthalters Haus" *) ist ein weiter, prachtvoller, trümmerhafter Bau. Er steht auf drei Reihen Terrassen, deren erste leicht vorspringt. Die große Plattform oder Terrasse darüber mißt mehr als 500 Fuß in die Länge und 415 in die Breite. Sie ist von einer 30 Fuß hohen und noch gut erhaltenen Mauer von schönen behauenen Steinen mit gerundeten Ecken eingefaßt. Inmitten dieser Plattform, auf der Bäume, Gesträuch und Gräser in verschwenderischer Fülle wachsen, steht ein 12 Fuß dicker und 8 Fuß hoher Schaft von grauem Kalkstein in geneigter Stellung, auf seiner Oberfläche ohne alle Spuren von Formung oder Verzierung, an denen man ihn von einem natürlichen Steinstück unterscheiden könnte. Nahe bei ihm ist eine rohe Sculptur eines Tigers mit zwei Köpfen; auch sah ich nahe bei ihnen Ausgrabungen mit wagerechten Biegungen und platt ausgeführter Innenseite, welche, wie man vermuthet, Cisternen oder Fruchtbehälter waren. An der südlichen Kante dieser Plattform hin sind die Reste eine Reihe kleiner, jetzt zerbrochener und untereinander geworfener Pfeiler. An der nordwestlichen Ecke dieser Plattform ist ein Gebäude, das seiner Stellung nach ohne Zweifel mit des „Statthalters Hause" in Verbindung war. Es ist die kleinste aller dieser Ruinen. Seiner Verzierungen sind wenige und einfache, die bemerkenswertheste derselben ist eine zusammenhängende Linie Schildkröten, je aus einem etwa 1 Fuß ins Gevierte haltenden Stein ausgehauen und unter den Karniesen angebracht. Mit der südwestlichen Ecke in Verbindung stehen zwei pyramidalisch gemachte Aufhäufungen von losen Steinen, die eine 80, die andere 100 Fuß hoch, während die Seiten der Basen gegen 200 Fuß messen. Die Gipfel dieser pyramidenförmigen Aufhäufungen sind breite Plattformen, über die und an den Seiten hinab die Ueberbleibsel von Gebäuden zerstreut sind, als deren Unterbau diese Pyramiden wahrscheinlich einst dienten. Hier fanden wir Stücke von Töpfergeschirr, Bruchstücke von Vasen und (vermutheten) Kochgeräthschaften. Auf der Hauptterrasse steht eine andere von kleinern Umfangsverhältnissen, welche die Unterlage des „Statthalter Hauses" bildet. Diese Terrasse mißt 338 Fuß in die Länge, 82 in die Breite und 30 in die Höhe, und hat vor dem Eingang eine majestätische, obwohl in der Mitte sehr zerfallene Steintreppe. Dieser großartige Bau liegt gegen Osten, ist 272 Fuß lang, 36 breit und 24 hoch. Das ganze Gebäude ist einfach (ungleich denen zu Chi-Chen) von der Grundfläche bis zu dem in der Mitte ober den Thürgängen hinlaufenden Gesimse, ober dem dann bis zum First Ornamente und Sculpturen in verschwenderischer Fülle und von der reichsten, seltsamsten und sorgsamst ausgeführten Arbeit sind. Es ist in doppelte Reihen von Gemächern, von der Vorderseite zur Hinterseite, getheilt. Zwei der vornehmsten liegen in der Mitte, sind 55 Fuß lang, 10 breit und ungefähr 19 hoch mit einer spitzlaufenden Decke, welche die Hälfte des Ganzen einnimmt.*) Vorn und hinten sind vierzehn andere Gemächer, auch zwei Gemächer an jedem Ende und eines vor und hinter den zwei Blenden, etwa halb so groß als durchschnittlich die übrigen. Das Innere dieser Gemächer ist in einigen mit einem schönen harten Bewurf überzogen, in andern aber bietet es eine Oberfläche von gleichförmigen viereckigen Blöcken von platten Steinen. Die Fußböden sind von Stein und mit einer harten Composition überzogen, welche sammt dem Stein jetzt sehr zerbrochen ist. Die Oberschwellen, von Sapoteholz, sind ganz morsch und zerbrochen, welchem Umstande in hohem Grade das Zusammenfallen der Mauern beizumessen seyn möchte. Die innern Seiten der Thürgänge sind durchbohrt und Haken angemacht, an denen wahrscheinlich Thüren eingehängt waren. Auch sind Oeffnungen in den Mauern, wo Balken auflagen, um Hängematten zu halten, von welchen Balken noch einige vorhanden sind und die Merkmale der Stricke zeigen. Fresco- oder sonstige Malereien oder Ausschmückungen irgend welcher Art ließen sich im Innern des Gebäudes nicht wahrnehmen. Die Stirnseite bietet die bemerkenswertheste baukünstlerische Geschicklichkeit, die am Gebäude zu finden ist, dar.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Namen dieser Gebäude (wenn gleich Mißbenennungen) rühren von den Leuten im Lande her.

*) Diese spitzzulaufende Form der Decke wurde von Stephens auch unter den mexicanischen Ruinen bemerkt, und war wahrscheinlich eine gemeinsam vorkommende.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenman

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1843.

Eine Besteigung des asiatischen Olymps.

Am 14 Junius 1842 stampften vor Sonnenaufgang vier türkische Klepper über das abscheulich holperige Pflaster der natolischen Stadt Brussa. Auf ihren geschundenen Rücken trugen die muselmannischen Klepper vier ungläubige Reiter mit unendlicher Geduld und Ruhe, denn diese guten Thiere sind an christliche Reitpeitschenhiebe eben so gewöhnt, wie ihre Herren an das klingende Bakschisch der fränkischen Börsen. Dieselben Miethgäule tragen die reisenden Europäer gewöhnlich von Kimlek nach Brussa und von dort zurück. Sie werden von den Reitern, die Eile haben den Fuß des Olymps zu erreichen, um vor dem Abgang des Dampfschiffs nach Kimlek zurückzukehren, so wenig geschont, daß ihre Kräfte frühzeitig hinschwinden. Die kümmerlichen Gestalten und das Phlegma dieser abgelebten Thiere geben so manchem oberflächlichen Beobachter Anlaß, über die schlechte Pferderace dieses Landes zu klagen. Das Klippklapp unserer Pferde rief einige Bäcker aus ihren Buden, die uns das frischdampfende Brod hinboten, welches heute unsern frugalen Schmaus auf dem Götterberg würzen sollte. Meine Reisegefährten waren der in Brussa ansässige Doctor Tirle, ein junger Ungar aus Pesth, welcher für den bekannten Entomologen Friwaldsky naturhistorische Gegenstände sammelte, und ein armenischer Diener, welcher immer still und ehrfurchtsvoll hinter uns hertrabte, und den ich den ganzen Tag nicht ein einzigesmal aus freiem Antrieb den Mund öffnen sah.

Es führen drei Wege von Brussa auf den Olymp. Der kürzeste, aber steilste, führt über Keferitsch nach dem ersten Plateau, der zweite geht bei Mussellim-Kiosk vorüber, der dritte und längste, welchen ich den schlechten Bergsteigern als den bequemsten empfehle, führt über Elmatschukur-Jaila. Wir wählten den ersten, auf welchem wir schnell in die dichte Waldregion gelangten. Nußbäume, Platanen, Eichen und vor allem der prächtige Kastanienbaum, der Schmuck dieser Wälder, breiteten zu beiden Seiten ihre gewaltigen Landschirme über den Weg, und verhüllten uns die Aussicht über die wunderschöne Hochebene, welche die olympische Berggruppe von der niedrigeren Gebirgskette trennt, die von der Küste zwischen Kimlek und Mudania sich hinzieht. Der Morgen war lieblich, der Horizont völlig klar, die Sonne tauchte fast ohne Morgenröthe hinter dem Katerli auf, und eine Temperatur von 17° R., die zwischen Kühle und Hitze in dieser Berggegend die rechte Mitte bildet, vermehrte das köstliche Behagen, das dem Olympbesteiger in der Umgebung einer solchen Natur bei Morgenfrische und Bergwälderduft unmöglich fehlen kann. Wie die große, gewerbreiche Stadt zu unsern Füßen, so schien auch der riesige Berg über unserm Haupt noch in Ruhe und Schlaf eingewiegt. Der singende Ruf der Gebetschreier von den 365 Moscheenthürmen Brussa's war noch nicht hörbar, und vom Berg herab trillerte weder ein Singvogel noch ertönte eine Leyer vom Göttermahl; nur der Hufschlag der Pferde und zuweilen der helle Klang meines geognostischen Hammers auf dem Gestein störte die erste Morgenstille. Das Gestein am Fuße des Olymps dicht über Brussa ist ein Süßwasserkalk der jüngsten Bildung, welcher Versteinerungen von Pflanzen und Schnecken, die noch jetzt lebenden Arten angehören, umschließt. Dieser Kalk ist von tiefen Höhlen durchklüftet. Eine der Höhlen, westlich vom Dorf Tschekirkeh, führt in eine bedeutende Tiefe hinab, aus der man Wassergeräusch hört. Die Enge und Schwierigkeit des Eingangs in diese Höhle hielten mich von einer nähern Untersuchung derselben ab. Eine andere Grotte in diesem Kalktuff, zwischen Brussa und den Thermalquellen gelegen, ist sehr groß, weit, geräumig, und hat für den Gastronomen ein fast noch größeres Interesse als für den Geognosten. Es sind nämlich allerhand Sorten und Jahrgänge vom köstlichsten Olympwein darin aufgespeichert, die in dieser Kühle sich gut erhalten. Die Weine gehören dem Schweizer Handlungshaus Falkeisen u. Comp. zu; ein Deutscher, Hr. Buhl, ist Aufseher der Grotte. Wie gut es sey, freundlichen Landsleuten in des Göttersitzes Nähe zu begegnen, erfuhr ich, so oft ich diese wunderbare Grotte besuchte. Denn auf Hrn. Buhls Commando öffnete sich bei jedem gastlichen Besuch eines der Riesennektarfässer und sprühte eine Maaß seines wonneberauschenden Inhalts aus, der dem Gast mit herzlicher Einladung zum Zugreifen im Schwabendialekt gereicht wurde.

Unter dem jüngsten Süßwasserkalk lagert ein dichterer Tuffstein, in welchem ich keine Petrefacten fand. Aus diesem älteren Kalktuff entspringen viele Quellen, auch die sieben Thermalquellen bei Tschekirkeh. Die Vegetation auf diesem Boden ist mannichfaltig und üppig. Es sind hauptsächlich Maulbeerbaumpflanzungen von ungeheurer Ausdehnung, die den Fuß des Olymps umsäumen, aber auch der süße Kastanienbaum, welcher feuchten, humusreichen Boden vorzüglich liebt, gedeiht hier aufs prächtigste. Von niedern Pflanzen, welche Kleinasien eigenthümlich sind, blühten damals Borago orientalis, Orobus hirsutus, Hypericum calycinum. Letztere Pflanze gab den grasreichen Abhängen am Fuße des Berges, wo bei der sehr reichen Quellenbewässerung die niedere Pflanzenwelt des Baumschattens zu ihrer langen Erhaltung sogar im Hochsommer entbehren kann, sehr häufig die gelbe Tinte, welche die vorherrschende Wiesenblumenfarbe in den meisten Küstenländern des Mittelmeeres während der Sommermonate zu seyn scheint. Eine andere eigenthümliche Frühlingspflanze dieser Gegend, Daphne pontica, war bereits verblüht. Sie ist überhaupt am Fuße des Olymps nicht häufig, während sie in der Nähe der Küste auf den Abhängen des 4000 Fuß hohen Katerli in ziemlich großer Zahl wachsen soll. Es fehlte auch nicht an dem emsigen Volk der Insecten. Am frühesten wach sind hier die großen kriechenden Raubkäfer, welche auf den Bergabhängen im Dunkel nach Beute spähend umher spazieren. Taucht dann der Morgensonnenstrahl mit Licht und Wärme weckend über die Waldregion auf, dann regt sich auch das lustig tummelnde Heer der Flieger. Der Raubkäfer haben wir zwei wunderschöne Arten, Calosoma sycophanta und Procerus Olivieri, jener goldgrün mit Rubinfeuer, dieser indigoblau schillernd, ihre vornehmsten Vertreter. Der erstere hat eine bedeutende Verbreitung und ist wie in Ungarn, so auch hier als eifrigster Raupenjäger gar sehr bekannt und geliebt. Es kostet den guten türkischen Landwirthen ein gar zu großes Opfer, aus dem seligen Tschibukrauchen von der Rohrdecke sich aufzuraffen, um ihre Bäume gegen Raupenfraß zu schützen; sie überlassen dieses Geschäft gar gern jenen fraßgierigen Käfern, die alle Stengel, Stämme und Zweige gewandt erklettern und diese von allen nackten Insectenlarven besser als der fleißigste Gärtner zu säubern wissen. Viel merkwürdiger ist die zweite der genannten Käferarten. Der blaue Procerus Olivieri, welcher den Küstenländern des Marmorameers eigenthümlich ist, und von dem nahverwandten Procerus tauricus nur durch das längere Brustschild sich unterscheidet, ist der Goliath unter den Laufkäfern, die riesenhafteste Coleopterenform der europäischen Fauna. Alle Entomologen erkundigen sich so begierig nach diesem prachtvollen Insect, daß einige Bemerkungen über dessen Lebensweise hier wohl nicht überflüssig sind. Die Larve des Procerus Olivieri ist bis jetzt noch nicht entdeckt. Sie meidet wohl noch mehr als das vollkommene Insect das Tageslicht und hält sich wahrscheinlich einige Fuß tief unter der Erde verborgen auf, wo sie bis jetzt allen entomologischen Nachforschungen entging. Der Käfer erscheint bei Konstantinopel und Brussa mit den ersten Frühlingstagen, ist am häufigsten im Mai und verschwindet erst gegen Ende Novembers. Schon Pallas hat vom taurischen Procerus bemerkt, daß er nur zur Nachtzeit und nach Regengüssen zum Vorschein komme. Ich fand ihn gewöhnlich vor Sonnenaufgang, wo er im Morgenthau einsam schleichend Schnecken zu erhaschen suchte. Nur nach sehr feuchter Witterung scheut er den Sonnenschein selbst bis zur Mittagsstunde nicht, und wagt sich dann sogar aus den schattigen Orten, die er besonders liebt, hervor. Nichts ist prächtiger, als das Farbenspiel des Insects, wenn der Sonnenstrahl auf die breiten, glänzend blauen Flügeldecken fällt. Listig sucht der Riesenkäfer die kleineren Schneckenarten, welche ein Gehäuse von so enger Mündung haben, daß jener mit seiner Freßzange das Weichthier nicht bis ins Innere verfolgen kann, im Augenblick, wo sie den halben Leib aus dem Gehäuse auf die feuchten Pflanzen strecken, zu erhaschen, indem er sich ihnen sehr behutsam und leise schleichend nähert. Nie sah ich den Procerus andere Insecten verzehren. Er selbst hat am meisten die Ameisen zu fürchten, welche sich in großer Masse auf ihn stürzen, sobald er in der Nähe von ihren Wohnsitzen vorüberkommt. Sie dringen schnell unter seine harten Flügeldecken ein, zerreissen ihm den Leib und verzehren sämmtliche weiche Theile. Sehr häufig fand ich solche äußere Hornskelette des Procerus, dessen innere Theile ein Futter der Ameisen geworden waren. Gegen diese kleinen Feinde hilft ihm nur schleunigste Flucht, während er gegen große Gegner eine andere Wehrmethode hat. Spürt er Tritte eines nahenden Menschen, so hält er still und duckt sich unter die nächste Pflanze oder sucht auch sich schnell in die Erde einzugraben. Wird er ergriffen, so spritzt er einen Saft von sich, der auf der Haut stark brennt, und wenn er die Augen trifft, arge Schmerzen, sogar Entzündung verursacht. Merkwürdig ist, daß die Tropenländer, wo sonst fast alle Riesenformen der Pflanzen und Thiergeschlechter auftreten, keinen so colossalen Repräsentanten der Laufkäfer aufzuweisen haben. Der Lieblingsaufenthalt dieses Käfers sind die untern Abhänge des Olymps, der keinen prächtigern Bewohner hat.

Nach vierstündigem Ritt erreichten wir die erste Terrasse von den Türken Ghasi-Jaila „die Wiese des Siegers“ genannt. Der Sage nach soll Sultan Orkhan von dieser Höhe aus die Belagerung von Brussa geleitet haben. Ich stellte hier die erste Messung mit dem Barometer bei einer Temperatur von 11° C. an und fand die Höhe von diesem Plateau 1200,6 Metres über dem Meeresspiegel und 941,1 Meter über der Stadt Brussa. *) Der Einfluß der hohen Lage dieser ersten

*) Ich bediente mich zu dieser Operation eines von Meienstein in Göttingen gefertigten Hebebarometers. Der windstille Tag war der Operation sehr günstig, indem die Atmosphäre fast völlig unverändert blieb. Der Stand des Barometers war beim Aufbruch von Brussa 742,3mm und am Abend 740,1mm. Die Höhe von Brussa bestimmte ich nach dem Haus des Dr. Tirke, das fast in der Mitte gelegen. Leider reichte die Zeit nicht hin, die Messung auch mit dem Hypsometer, der in neuester Zeit wegen des bequemen Transports und der leichten Verpackung häufig angewendet wird, vorzunehmen. Ich hatte ein sehr bequemes Instrument dieser Art, von Capella in Wien gefertigt, bei mir.

Terrasse und der herrschenden Luftkühle auf die Vegetation war hier bereits allenthalben bemerkbar. Bis zu einer Höhe von etwa 400 Meter wachsen hier Platanen, Kastanienbäume, Eichen, Buchen, Nußbäume von stattlicher Größe; die Fichte kommt nur einzeln und selten vor. Von 800 bis 1200 Meter bestehen die Olympwälder fast ausschließlich aus Buchen, deren Größe sich auf der Höhe der ersten Terrasse bedeutend mindert. Hier waren die Buchen bereits in Masse von hochstämmigen Bäumen zu Busch und Strauch zusammengeschwunden. Die einzelnen Bäumchen, welche hie und da diese Büsche überragten, waren selten über 20 Fuß hoch. Die wilden Pflanzen waren ebenfalls kleiner, die Blüthenstengel kürzer geworden; einige Pflanzen sah ich bereits am Boden kriechend. Auf den hohen Gebirgen können nur solche Gewächse fortkommen, welche sich wenig über den Boden erheben, und mehr von ihm erwärmt als von der rauhen Luft erkältet werden. So wachsen die Himbeersträuche auf der ersten Olympterrasse nicht aufrecht, sondern schmiegen sich dicht an den Boden, weil nicht die Erde, sondern die Luft ihnen zu kalt ist. Der Wachholderstrauch, Juniperus Oxycedrus, bildet nächst den Buchen die höchsten Büsche. Der Graswuchs war ziemlich schön, und wir sammelten in einer Stunde etwa 30 Arten von blühenden phameroganischen Pflanzen. Hohe Blumenstengel zeigte nur das Wollkraut, und eine prachtvolle, riesenhafte Umbelliformart. Es war zehn Uhr früh, als wir noch auf der Terrasse lagerten. Insecten wachten in Menge und waren die ersten Morgenmusikanten; es zirpten die Cicaden, es summten die Hymenopteren, und aus den Wäldern der zweiten Terrasse des Olymps rief der Kukuck seinen melancholischen, eintönigen Gruß herunter. Der weitverbreitete Papilio Cardui, welcher ein Bewohner aller fünf Welttheile zu seyn scheint, flog überall umher. Auf den dicken Blättern des Wollkrautes saß eine seltene, der Gegend eigenthümliche Coleopterenart, die von Friwaldsky beschriebene Saperda Zavadskii. Letztere flogen von Blume zu Blume, auf welchen der trägere Trichius fasciatus sich schaukelte. Meine Begleiter zerstreuten sich umher, Pflanzen und Insecten zu suchen, während ich nach beendigter Messung an der schönen Aussicht mich ergötzte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indios Bravos in Peru.

Das Londoner Journal der geographischen Gesellschaft (Vol. XII. Part I) theilt unter zerstreuten Notizen des bekannten, lange in peruanischen Diensten gestandenen General Miller hierüber Folgendes mit: Wenn man östlich von Cuzco etwa 30 Leguas weit über das gebirgige Land geht, so erreicht man die Gipfel der östlichen Andenkette, von wo aus man unmittelbar am Fuße derselben einige angebaute Flecken, das sogenannte Valle de Paucartambo, entdeckt. Weiter hin breitet sich ein unabsehbarer, mit fast undurchdringlichen Urwäldern bedeckter und von Bergströmen, die zum Amazonenfluß hineilen, so durchschnittener Landstrich aus, daß die Bewohner, die sogenannten Indios Bravos, nie weder von den peruanischen Incas, noch von den Spaniern je unterjocht wurden. Kein Christ ist je mehr als 10 Leguas weit von dem östlichen Fuß der Andenkette in dieß Land eingedrungen, das sich zwischen dem civilisirten Peru und dem civilisirten Brasilien auf Hunderte von Meilen weit erstreckt. Im Jahre 1780 zog ein spanischer Subdelegado (Provinzgouverneur) mit 100 Soldaten und Schanzgräbern etwa 8 bis 10 Leguas weit, wurde aber bald von Schaaren nackter Wilden, die nichts als Bogen und Pfeile hatten, zurückgetrieben. Kein zweiter Versuch wurde gemacht, bis zum Jahre 1835, wo General Miller selbst das Unternehmen versuchte, aber mit gleich schlechtem Erfolg. — Die Indios Bravos sind die zahlreichste Masse von Eingeborenen, die nie von civilisirten Stämmen unterjocht wurden, sich nie mit ihnen vermischten, oder sonst durch Missionäre, Handelsleute u. dgl. mit ihnen in Verkehr kamen. Sie bauen Mais, Yams und einige andere Pflanzen, aber essen kein Salz. Polygamie herrscht unter ihnen, die Weiber scheinen aber aus Neigung oder Furcht ihren Männern treu zu seyn. So viel General Miller von ihnen sah, gleichen sie mehr den Indianern um Neuorleans, den sechs Nationen um Buffalo und den Pahmenakes in den Schluchten der Anden unter gleicher Breite mit Concepcion, als den civilisirten Indianern von Peru, d. h. den Abkömmlingen derer, die zuerst von den Incas unterjocht und dann von den Spaniern bezwungen und bekehrt wurden.

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Mauern waren von der dauerhaftesten Kalksteinart, über 3 Fuß dick, von den schönsten, mit der größten Sorgfalt aufgesetzten behauenen Steinen. Es waren da eilf Thürgänge außer denen der Blenden. Die Ausführung der Ecken war im Allgemeinen so glatt, als ob das Material mit einem scharfen Messer geschnitten wäre. Die Verzierungen bestanden aus kleinen, mit unendlichem Kunstgeschick geformten und zwischen dem Mörtel und Gemäuer mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eingefügten viereckigen Steinstücken. Ungefähr zwei Drittheile der Ornaments sind noch immer auf der Façade vorhanden. Die ausgearbeitetsten befanden sich ober dem Mittel- oder Haupteingang. Diese sind aber abgefallen, und liegen jetzt — ein Trümmerhaufen — an der Grundfläche. Eines davon war eine männliche Figur mit einem Kopfputz von Federn und Quasten; ein Theil derselben ist noch vorhanden mit Hieroglyphenlinien darunter. Die Grundarbeit der Ornaments besteht hauptsächlich aus erhabenen, diagonal laufenden Linien, welche Rauten oder Gitterwerk bilden, darüber sind Rosetten und Sterne und in kühnem Relief die schöne chinesische Randverzierung. Vom Mittelpunkt des Gebäudes bis zu der Mauervertiefung an dessen nördlichem Ende sind die Ornamente meistens abgebröckelt und liegen jetzt an der Grundfläche in Trümmern, und die andern daran fortlaufenden Theile scheinen bereit ihrem Beispiel zu folgen. Die hintere Seite dieses Gebäudes ist einfacher ausgeführt; der Haupttheil der Mitte ist eingefallen. Ober dem vornehmsten Thürgang sind die Ueberreste einer weiblichen Figur in sitzender Stellung. Die Hände und Beine sind abgefallen. Sie trägt einen schönen Kopfputz von Mütze und Quasten nebst Halszierrathen. Die Taille sieht ganz natürlich aus, und das Ganze war schön gearbeitet. Auf jeder Seite dieser Figur war Hieroglyphenschrift. Die innern Gemächer in der Mitte des „Statthalter Hauses" zeigen noch die Stellen der Ausgrabungen, welche vor einigen Jahren der Pfarrer von Ticul vornehmen ließ.

Die ausgedehnte, als das „Nonnenhaus" bezeichnete Ruinenmasse liegt ein paar Ruthen weiter weg in nördlicher Richtung von des „Statthalters Haus." Sie umfaßt vier große Gebäudereihen, die auf einer viereckigen Terrasse hin stehen, welche ungefähr 1100 Fuß im Umfang und von 15 bis zu 24 Fuß in der Höhe mißt, und ihre Seiten den vier Himmelsgegenden zugerichtet hat. Der Haupteingang ist durch ein Spitzbogenthor im Mittelpunkt der südlichen Gebäudereihe, durch welches ich in einen geräumigen Hof trat. Die ebengenannte Reihe ist 200 Fuß lang, 25 tief und 16 hoch; sie enthält acht noch wohlerhaltene Gemächer auf jeder Seite des Haupteingangs. Die innern und äußern Façaden sind mit mannichfachen Steinzierrathen versehen. Unter ihnen bemerkte ich Zeichen, welche Gottheiten und die Zeit versinnbildlichen, wie wir dergleichen Symbole auch unter den auf uns gekommenen Gebräuchen der alten Mexicaner dargestellt sehen. Die entgegengesetzte oder nördliche Gebäudereihe war, nach ihrer viel größern Erhebung und ausgeführtern Arbeit, augenscheinlich der Haupttheil dieses ungeheuren Baues. Ihr 24 Fuß hoher Unterbau ist jetzt sehr zerfallen. Sie enthält Gemächer und Corridore, deren Mauern und Pfeiler noch vorhanden sind. Diese Reihe hat eine breite Terrasse oder Promenade vor sich, welche bei ihrer erhöhten Lage die sämmtlichen Trümmer übersieht. Die Vordermauer bietet fünf Thürgänge dar, deren Oberschwellen und Seiten eingefallen sind und die Gemächer mit ihren bröckelnden Trümmern angefüllt haben. Diese Gebäudereihe mißt ungefähr 246 Fuß in die Länge, 25 in die Weite und — jetzt nämlich — etwa 28 Fuß in die Höhe. Ein Drittheil etwa der Steinverzierungen auf der Façade sind noch vorhanden, und zeugen von großem Combinationsvermögen und außerordentlichem Kunstgeschick im Bauen. Kein Theil des Gebäudes ist jedoch vollkommen. Die östlichen und westlichen Gebäudereihen stehen auf 10 Fuß hohen Fundamenten. Sie messen ungefähr je 140 Fuß in die Länge, 34 in die Breite und 25 in die Höhe, und haben je vier Thürgänge mit je acht Gemächern. Die Gemächer der östlichen Reihe sind wohlerhalten, die der westlichen dagegen sehr zerfallen. Das größte dieser Gemächer befindet sich auf der östlichen Seite und mißt 30 Fuß in die Länge und 12 Fuß in die Breite. Die andern messen von 12 bis zu 18 Fuß, und haben rechts und links 9 Fuß lange und 12 Fuß tiefe Vorgemächer. Die Höhe der Decke ist durchgängig gleichförmig, und die Wände sind mit einer saubern, weißen, harten Substanz fertig gemacht. Ausführung und Art sowohl, wie Anordnung der Ornamente überall auf diesen Wänden sind verschieden; sie sind sehr zerbrochen und viele Stücke verloren gegangen, weßhalb es ganz unmöglich ist, die Zeichnungen zu ermitteln. Die nördliche Stirnseite war, wie gesagt, ohne Zweifel die vornehmste, wie ich aus dem noch Vorhandenen sowohl als aus dem Umstande, daß sie höher wie alle die andern ist, schließe. Die südliche Reihe ist einfacher in ihrer Vorder- wie in ihrer Hinterseite. Die östliche Façade ist voll von fleißig ausgearbeiteten Ornamenten, die von den andern ganz verschieden und kunstreicher ausgeführt sind. Die westliche Façade ist sehr zerfallen. Die Ueberreste zweier großer Schlangen sind jedoch noch ganz gut erhalten zu schauen; mit rückwärts gedrehten Köpfen und ineinander verschlungen strecken sie sich durch ein im reinsten Geschmack ausgeführtes, mit verschiedenerlei Rosetten untermengtes Grundwerk über die ganze Länge der Façade hin. Sie sind von kleinen, ganz vortrefflich gearbeiteten und mit der feinsten Geschicklichkeit und Genauigkeit geordneten Steinblöcken zusammengesetzt. Die Häupter dieser Schlangen sind mit Federbüschen und Quasten geschmückt, ihre Rachen weit aufgesperrt und ihre Schwänze von der Klapperschlangenart. Hinter der östlichen Reihe und nur wenige Schritte von ihr entfernt sind die Reste einer ähnlichen, jetzt fast ganz in Trümmern liegenden Reihe. Es scheinen da Verbindungsmauern oder Gänge von dieser Reihe aus nach der nahebei gelegenen Pyramide gewesen zu seyn, wie ich aus dem Schutt und den Steinen, die man von der einen zur andern verfolgen kann, schloß. Die Außenmauern des nördlichen Grundbaues, welche noch ganz erhalten sind, übertrifft an Vortrefflichkeit der Werkausführung keine Arbeit von Handwerkern der heutigen Zeit. Die äußern Ecken insbesondere sind mit einer ans Unglaubliche gränzenden Geschicklichkeit gearbeitet. Unter der großen Mannichfaltigkeit von Ornamenten, an welchen diese Gebäude noch jetzt überreich sind, entdeckte ich eine Anzahl großer, schön ausgehauener und insgesammt noch unzerbrochener steinerner Haken. Sie sind meist ober den Thürgängen und an den Ecken der Gebäude angebracht, und müssen nach den für sie durchgängig gewählten ins Gesicht fallenden Plätzen ein wichtiger oder vorzüglich beliebter Zierrath gewesen seyn. Auch sieht man da Indianer vorstellende Menschengestalten in stehenden oder sitzenden Stellungen mit langen Keulen; sie sind aber roh in der Zeichnung, wie in der Ausführung. Innerhalb dieser viereckigen Gebäude ist eine ungefähr 6 Fuß breite Terrasse, die um den ganzen Hof herläuft, mit Treppen auf allen Seiten, welche zu dem großen Hofe unten hinabführen, der mit beträchtlich zerriebenen Quadern belegt ist. Die Oberfläche war zerbrochen und mit Erde und Pflanzenwuchs bedeckt. Im Mittelpunkt des Hofes ist eine Aushöhlung, in welcher ein ungeheurer, dem aus der Area der Hauptterrasse des „Statthalter Hauses" ausgegrabenen ähnlicher unförmlicher Stein aufgefunden wurde.

Die Pyramide liegt ungefähr zwei Ruthen ostwärts von den Ruinen des „Nonnenhauses," mit dem sie (wie oben bemerkt) irgendwie in Verbindung gewesen zu seyn scheint. Sie bietet eine schöne Außenseite von behauenen Steinen dar, die groß an der Grundlage sind und an Umfang, wie sie sich der Plattform nähern, abnehmen. Die Seiten sind jäh, sehr zerfallen und mit Bäumen bedeckt. Ihre Basis mißt 500 Fuß, von ihrer Grundfläche bis zum Gipfel oder zur Plattform beträgt ihre Höhe 100 Fuß. Zum Gipfel gelangt man auf einer Treppe von 100, je 1 Schuh hohen und etwa 6 Zoll tiefen Steinstufen, was das Hinaufsteigen sehr mühsam macht, wenn schon die Stufen noch gut erhalten sind. Die Bodenfläche der Plattform mißt 72 Fuß in die Länge und 12 in die Breite, und auf ihr steht ein 60 Fuß langes, 12 Fuß breites und 20 Fuß hohes Gebäude, mit je zwei Gemächern auf der Ost- und auf der Westseite und einem an jedem Ende. Diese Gemächer sind sehr verdorben und ihre Thürgänge zerfallen. Die östliche Stirnseite hat zwei Thürgänge und zwei 6 oder 8 Zoll von der Façade vorspringende und von einfachen Pilastern getragene Zelthäuschen (pavilions). Die westliche Façade ist mit karyatiden-ähnlichen, schön im Stein mit großer Kunstfertigkeit ausgemeißelten menschlichen Figuren geziert. Auf den Köpfen haben sie Helme (casques) und Ohrzierrathen, ähnlich den von den Aegyptiern getragenen. Um die Mitte der Leiber haben sie Gürtel. (Schluß folgt.)

Die Heizung der Diligencen scheint jetzt in Frankreich ziemlich allgemein zu werden. Nach dem Monit. industr. vom 9 Febr. ist jetzt in den Messagerien Laffitte et Caillard eine äußerst einfache Einrichtung vermittelst zweier unter dem Fußboden angebrachter Oellampen zu dem Ende allgemein angenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1843.

Katholische Mission in Bulgarien.

(Nach den Annales de la Propagation de la Foi. Nov. 1842.)

Im Jahre 1782 wurde die Leitung der katholischen Mission Bulgariens dem Passionsorden übertragen, und seit dieser Zeit wurden 24 Missionäre hingesendet, deren Leben sich indeß mehr in verdienstlichen als in fruchtbringenden Anstrengungen verzehrte; dennoch hat sich die Zahl der Gläubigen einigermaßen vermehrt. Als zuerst die Missionäre ins Land kamen, waren die Katholiken Bulgariens ohne Kirchen und fast ohne Priester, ohne geistlichen Trost, der sie gegen die ottomannische Verfolgung aufrecht halten konnte, und nahe daran, ihren Glauben zu verfluchen, der nur ihren Herren als Vorwand diente, sie zu unterdrücken. Das erste, was die Missionäre thaten, bestand darin, die Heerde zusammenzuberufen; dieß geschah anfangs in Höhlen, dann in einer einsamen Hütte, noch öfter in einem Stalle, wo man in der Eile einen Altar errichtete, und zitternd vor dem Schwerte der Moslems die Messe hörte. Doch die Gewohnheit, sich vereinigt zu sehen, machte allmählich die Christen etwas minder furchtsam, und man ging endlich den Pascha an, die Erbauung einer Kirche zu gestatten, was in den Augen der Bulgaren als eine indirecte Anerkennung des katholischen Cultus gegolten hätte. Aber diese Bitten wurden trotz der Vermittlung hochgestellter Personen stets zurückgewiesen, und immer erfolgte die Antwort: Keller und Ställe seyen gut genug für die Christen, welche ohnehin den Kopf zu sehr emporreckten. Endlich erwirkte im J. 1832 Nicolaus Massa von dem Pascha zu Nicopolis, dessen Arzt er war, die lang gewünschte Erlaubniß, eine Anzahl katholischer Capellen zu bauen, doch aus Furcht, die Kirchen möchten mit den Moscheen des Landes an Größe wetteifern, bloß unter dem Vorbehalt, daß sie nur wenige Fuß über den Boden sich erheben und im Aeußern ganz arm und demüthig erscheinen sollten. Das war wenig, aber unter den vorwaltenden Umständen doch ein Triumph.

Im Jahre 1838 nahm sich endlich die Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens der bulgarischen Mission an, und sandte ihr Unterstützung. Jetzt ist die Lage derselben verhältnißmäßig blühend und ihr Einfluß auf die Gläubigen sehr vortheilhaft. Jeden Tag strömt alles auf ein verabredetes Zeichen in die Kirche zum gemeinsamen Gebet, zur Messe und einem kurzen Unterricht; dann gehen sie an ihre gewöhnlichen Arbeiten, und am Abend findet man sie wieder am Fuße des Altars vereinigt, um den Rosenkranz zu beten und fromme Lieder in bulgarischer Sprache *) zu singen. Am Frohnleichnam des Jahres 1836 wagten sie sich zu Bellini (?) in Procession heraus auf die Straße, zum großen Aerger der Türken, der jedoch bald sich legte, und in den folgenden Jahren beeilten sich diese sogar, selbst ohne Aufforderung, ihre Fenster mit Teppichen zu behängen, um das Fest zu verherrlichen.

Derjenige, welcher am meisten zur Erhebung der kleinen Heerde beigetragen hat, ist der Bischof Mulajoni von Nicopolis, dessen Lehre und Beispiel auch schon mehr als 300 griechische Christen in den Schooß des Katholicismus zurückführte. Der Proselytismus ist indeß gefährlich und, gegen Moslems versucht, fast unfehlbar verderblich. In dieser Beziehung sagt der Verfasser des Briefes, den wir hier im Auszug mitgetheilt, am Ende desselben: „Der Islamismus ist uns noch völlig feindlich, und dieser Haß, den man allgemein kennt, setzt unsern Bemühungen die größten Hindernisse entgegen. Wäre indeß unsere geistliche Thätigkeit auch nicht durch die Furcht vor den Moslems gehemmt, so würde dieß durch die Plackereien der schismatischen Griechen der Fall seyn. Wir kommen diesen Leuten mit aller Milde entgegen, wir lieben sie wie Brüder, und sie stoßen uns zurück wie Feinde. Verleumdungen gegen uns auszustreuen, die Wuth der Moslems, wenn sie sich zu besänftigen scheint, wieder anzufachen, Vorwände zu erfinden, um uns vor Gericht zu ziehen und uns zum Gefängniß oder zu unmäßigen Geldstrafen verurtheilen zu lassen, scheint ihr Vergnügen zu seyn, wenigstens ist es ihre stete Beschäftigung, und der Erfolg entspricht leider nur zu sehr ihren unseligen Bemühungen. Vor 24 Jahren verurtheilte der Pascha auf ihr Anstiften alle diejenigen, welche den griechischen

*) Dieß ist von besonderem Interesse, da die vornehme bulgarische Geistlichkeit, lauter Griechen, gewöhnlich gar nicht einmal bulgarisch versteht. A. d. U.

Glauben verließen und zum Katholicismus übertraten, zu 500 Piaster Strafe, und jetzt wird diese Verordnung gegen die Convertiten mit unbeugsamer Strenge ausgeführt. Und wenn nur noch der neue Gläubige zu diesem Preis Frieden hätte, wir würden gern das Opfer bringen und diesen ungerechten Tribut zahlen, aber wenn das strenge Gesetz vollzogen ist, so kommen die Gewaltthaten der Willkür an die Reihe: man verheert dem, welchen man der Apostasie anklagt, die Felder, oder steckt ihm das Haus in Brand, man verfolgt ihn nicht nur in seiner eigenen Person, sondern in seinen Kindern, seiner Familie und selbst in seinen Freunden. Wir haben gut in Konstantinopel klagen, man hört uns nicht, so daß wir ein Opfer der Gleichgültigkeit der Behörden werden, wenn wir nicht das Opfer des Uebermuths sind. So zwischen zwei Gewalten gestellt, die uns erdrücken, konnten wir bis jetzt unsern Eifer nur in einem sehr engen Kreise üben, und unsere Sorge beschränkt sich jetzt auf 2000 Katholiken, die einzigen Kinder der Kirche, die wir bis jetzt im Lande der Bulgaren erringen konnten."

Eine Besteigung des asiatischen Olymps.
(Fortsetzung.)

Der Blick über die weite Landschaft im Norden ist von dieser Höhe aus recht hübsch. Er umfaßt alle Gegenstände, die zu einer malerischen Gegend gehören: hohe Berge und ausgedehnte Ebenen, Landseen und Meer, prächtige Wälder und überhaupt eine reiche Vegetation von den mannichfaltigsten Farbennüancen, aber ein reiner Tag und eine günstige Beleuchtung sind bei dem weiten Umfang dieses Panorama's hier nothwendiger als auf den Alpen. Dieß aber trifft man sehr selten auf dem Olymp, denn im Frühjahr und Herbst ist der Gipfel dieses Berges nur an wenigen Tagen von Wolken völlig frei und im Sommer verdüstern die unter dem Namen Höhenrauch bekannten trockenen Nebel die fernen Punkte so oft, daß wenigen Olympbesteigern der volle Genuß der Aussicht zu Theil wird. Wir hatten einen ziemlich günstigen Tag, aber der lichtblaue Horizont war doch nicht ganz frei von jenem trockenen Nebel, über dessen Entstehung die Meteorologie noch immer keinen genügenden Aufschluß gibt. Die Hochebene von Brussa mit der unglaublich üppigen Pracht ihrer Vegetation war in all ihren Details deutlich sichtbar und das Auge konnte bald dem Lauf des Nilufar *) folgen, der wie ein Silberfaden durch die grüne Decke sich webt, bald in dem weißgrauen Labyrinth der Häuser und Moscheen Brussa's sich verlieren. Auch die See konnte man sehr deutlich in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken, dagegen suchte ich vergebens nach einigen Punkten am Meergestade, welche an vollkommen hellen Tagen sichtbar sind. Die Hügel am Bosporus verlieren sich im Schleier des Höhenrauchs. Sehr deutlich aber traten die Umrisse des Katerli hervor, des höchsten Berges der Küste des Marmorameeres, welcher Konstantinopel mit Eis versieht, das sich den ganzen Sommer hindurch in seinen Schluchten findet. Westlich vom Katerli erblickten wir den Apolloniasee, östlich den See von Jeni-Dschafer. Gegen Süden verdeckte der Gipfel des Olymps, der erst auf der Ghasi-Jaila sichtbar wird, die Aussicht auf die Gebirge.

Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens verließen wir die erste Bergterrasse, nachdem wir vom Wasser einer Quelle getrunken, die eine Temperatur von $6\frac{1}{2}°$ R. hatte. Vor uns her scheuchten wir den ägyptischen Aasgeyer, Vultur percnopterus, der an der Quelle gelagert war und nun weiter gegen die Höhe flog. Das mit Flechten dicht überzogene Gestein, welches auf der Ghasi-Jaila nur an wenigen Stellen nackt hervortritt, ist Gneiß, der bis zu einer Höhe von 1300 Meter die Hauptfelsart bildet und als ein weiter Mantel den halben Olymp umgibt. Ueber der bemerkten Höhe geht er allmählich in Granit über. Im Gneiß wie im Granit sind große Massen von weißem Marmor eingelagert, deren Mächtigkeit an einigen Stellen 3—400 Fuß überschreitet. Das erste große Marmorlager beginnt auf einer Höhe von 1298 Meter: hier ist zugleich das Ende der Buchenregion und der Anfang der Region des Nadelholzes. Bis zur Höhe der ersten Terrasse ist die Fichte auf dem Olymp ein sehr seltener Baum, der an den wenigen Stellen, wo er in Gruppen unter den dominirenden Buchen steht, als ein eingedrungener Fremdling erscheint. Ueber der Ghasi-Jaila tritt die Fichte plötzlich in ungeheurer Menge auf, doch ist sie noch von so vielen Buchen begleitet, daß der Beobachter wirklich in Zweifel ist, welchen Baum er auf dieser Höhe als den herrschenden betrachten soll. Erst bei der erwähnten Höhe des großen Marmorlagers tritt die Buche entschieden gegen die Fichtenanzahl zurück, ja sie scheinen auf der zweiten Terrasse, deren Höhe ich 1608 Metres über dem Marmorameer halte, fast ganz zu verschwinden, aber seltsamerweise kommt sie weiter oben gegen die Gränze der Baumregion wieder zum Vorschein, so daß die Buche auf dem Olymp mit der Fichte zugleich aufhört. Das Ende der Fichtenregion und die oberste Gränze der Bäume ist hier meiner Barometermessung zufolge 2026 Metres über der Meeresfläche. Ueber das Vorkommen und die geographische Ausbreitung der Buche haben wir aus vielen Ländern genaue Angaben, und Schouw hat dieselben in seinem trefflichen Werke zusammengestellt. Als Pflanze der Ebene fehlt die Buche im ganzen südlichen Europa. Bereits am südlichen Abhang der großen Alpenkette in Italien erscheint sie erst auf einer nicht unbedeutenden Höhe und in Spanien fehlt sie gleichfalls in den Ebenen. In England steigt die Buche noch nicht so hoch als die Eiche, also nicht zu einer Höhe von 1600 bis 1800 Fuß. Wahlenberg bestimmt für die nördliche Schweiz ihre Höhengränze auf 4072 Fuß, Decandolle für die Alpen in Savoyen auf 4900 Fuß. In Sicilien ist ihre Zone 4000 und 6000 Fuß. Biberstein sagt, im Kaukasus erscheine die Buche nur in sylvis alterioribus. In der Krim fand ich die oberste Gränze der Buche auf der Jaila des Tschadir-Dagh bei einer Höhe von 4800 Fuß über dem schwarzen Meere. Daß die Buche auf

*) Nilufar ist der Name des kleinen Flüßchens, das die Hochebene von Brussa der Länge nach durchströmt. Es soll den Namen einer griechischen Fürstin tragen, welche in die Gewalt des Sultans Osman fiel und mit dessen Sohn Orkhan vermählt wurde.

dem Olymp noch in derselben Höhe fortkommt, wo die Fichte ihre Gränze erreicht, ist eine merkwürdige Thatsache. In den Karpathen erreicht die Buche über 4000, die Fichte erst bei 4600 Fuß ihre oberste Gränze. Die subalpinische Region, mit welchem Namen Wahlenberg den Raum zwischen den höchsten Gränzen der Buche und der Tanne bezeichnet, fehlt am Olymp.

Auf der Höhe, wo die Buche völlig verschwindet, ist bereits der Anfang der Alpenregion bemerkbar. Schon über der zweiten Bergterrasse, wo Bäume und Büsche einzelner und seltener werden, ist die niedere Pflanzenwelt sehr schön, und von einer bunten Pracht der Farben, wie sie in Thälern und Ebenen nie zu finden. Während unten überall bestimmte Tinten auf den Wiesen dergestalt vorherrschen, daß z. B. von der Masse der gelben Ranunkeln wie der weißen Schneeglöckchen die andern Farben im Ganzen völlig verschwinden, sind hier die Blumenfarben so abwechselnd und in so dichter Nähe beisammen, daß viele Stellen geschmackvoll gepflanzten Blumenbeeten gleichen, wo ein emsiger Gärtner alles so sinnig und schön geordnet, um jedes Auge mit Lust und Behagen daran zu fesseln. Die wunderschöne hochrothe Orchis saccata bemerkte ich nur bis zu einer Höhe von etwa 1400 Metres, dagegen fand ich bis in der Nähe des Gipfels in Blüthe: Arabis alpina, Primula curtusoides, Geum coccineum, Cerastium alpinum, Gentiana nivalis. Letztere beginnt erst auf einer Höhe von 1800 Metres, wo sie in bedeutender Menge wächst und dem Boden stellenweise eine prächtige ultramarinblaue Färbung gibt. Einzelne Büsche von Juniperus oxycedrus wachsen bis nahe an den Gipfel des Berges; ich fand deren noch 300 Metres über der Baumgränze. Aber auf einer Höhe von 2000 Metres, wo eine Quelle, deren Temperatur fast unter 4° R. war, von der Kälte des Bodens zeugte, erhob sich keine Blume höher als 3 Zoll über den Boden.

Bis zu der dritten Terrasse ist der Weg ziemlich gut und für Lastthiere nicht allzu ermüdend. Höher hinauf wird der Weg beschwerlicher und man kommt mehr als einmal in den Fall, den sichern Tritt der Pferde dieses Landes auf die Probe zu stellen. Von der Hitze, welche in dieser Jahreszeit, besonders an einem so windstillen Tag wie der 14 Junius war, in der Ebene höchst drückend ist, hatten wir nicht zu leiden. Während in Brussa gegen die Mittagsstunde das Thermometer auf 27° R. stieg, hatten wir bereits auf der zweiten Terrasse eine milde, wohlthuende Temperatur von 14°. Der Baumschatten und der außerordentliche Quellenreichthum trugen gleichfalls bei, die Anstrengung des Steigens zu mildern. Nie fehlt es dem Olympbesteiger an reinem und frischem Labetrunk, denn Quellen und Bäche folgen sich am Weg in ganz kurzen Zwischenräumen. Die bekanntesten Bäche, welche munter und murmelnd den Abhang sich hinab stürzen, sind der Savalan, der Papas-Bunar und der Kirk-Bunar, welche von Forellen bevölkert sind. An diesen Bächen lagern vom Junius bis zum September türkische Nomaden, die, wenn im Thale sich einiger Futtermangel einzustellen beginnt, ihre Heerden auf diese Höhen treiben. Auf der dritten Terrasse wird die Gegend wilder, aber auch monotoner, da der Waldschmuck fehlt. Das Hochthal „Dschoban-kaja" oder das „Steinmeer," wo ungeheure Granitblöcke, losgelöst durch Verwitterung, bald eine tafelförmige, bald eine kugelförmige Absonderung zeigend, in wildester Unordnung durch einander liegen, hat mehreren Reisenden zu einer sehr malerischen Schilderung Stoff gegeben. Bei der letzten Quelle mußten wir unsere Pferde zurücklassen, da hier der Weg allzu steil und beschwerlich wurde.

(Schluß folgt.)

Ueber die verworfenen Kasten Frankreichs und Spaniens.

Ein Hr. Mazure hat kürzlich ein Werk über Béarn und das Baskenland herausgegeben, worin er namentlich die alte Geschichte erläutert. Besonders interessant sind auch seine Nachrichten über die verworfenen Kasten der Pyrenäen, über Cagots, Zigeuner u. s. w., obwohl auch hier über diese seltsamen Gegenstände wenig Licht verbreitet wird, wie dieß bisher immer der Fall war, wo ein Geschichtschreiber den andern abschrieb, oder dessen Ansicht widerlegte, ohne eine eigene zu geben. Diese Lücke wird indeß demnächst ausgefüllt werden durch den Eifer und Fleiß des bekannten Francisque Michel, jetzt Professor in Bordeaux, der gegenwärtig ein Werk über die verworfenen Racen Frankreichs und Spaniens, nämlich die Cagots in den Pyrenäen, die Capots in Languedoc, die Gahets von Guienne, Colliberts von Niederpoitou, Caqueux von Bretagne, Cacous von Le Mans, Marrons von Auvergne, Chuetas von Majorca und Vacqueros von Asturien, unter der Presse hat. Michel hat mehrere Jahre fleißiger Forschung darauf verwandt, die Archive des westlichen Frankreichs und des nördlichen Spaniens zu untersuchen, und so wird man denn doch wohl endlich Licht erhalten über diese europäischen Parias. (Athenäum vom 4 Februar.)

Die Trümmerstädte in Yucatan.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Auf der westlichen Seite, unmittelbar vor dem Thürgang, ist ein Altan oder Dach eines Gemaches, dessen Basis oder Boden ungefähr 20 Fuß von der geneigten Seite der Pyramide einschließt; zu ihm hinauf führt eine zerfallene, einst von den Stufen eingenommene Fläche. Hier sind zwei Gemächer, wovon eines von ungewöhnlich großem Umfang mit einem verhältnißmäßigen Thürgang, dem Nonnenhause gegenüber, ist. Das Innere dieser Gemächer war schön mit glatten Steinen ausgeführt. Sie schienen nirgend wohin eine Verbindung zu haben. Die Fronte und die Seiten des Aeußern waren voll von Meißelarbeiten von der sorgfältigst ausgeführten und unbegreiflichsten Art. Derselbe Grad von Kunstfertigkeit und Genauigkeit, der die Gesammtheit der Ruinen auszeichnet, war auch hier wahrzunehmen. Unterhalb dieser Gemächer, an oder nahe bei der Basis der Seite, sind andere, wo Ausgrabungen gemacht worden waren. Sie sind jetzt sehr zerfallen und mit den eingestürzten Trümmern bedeckt.

Wenige Ruthen entfernt, in südwestlicher Richtung von des „Statthalters Hause," sind die Ueberbleibsel einer ausgedehnter Reihe oder Folge von Ruinen. Sie mochten einst von nicht unbeträchtlicher Bedeutung an dem Orte gewesen seyn. Sie bestehen aus Terrassen, Mauern, Gemächern und Corridoren und Höfen. Die vornehmste Ruine liegt gegen Norden und war einst wahrscheinlich mit dem „Statthalters

Hause" in Verbindung. Eine Mauer von 200 Fuß steht noch auf einem Fundament von 10 Fuß. Ihre Höhe beträgt 25 Fuß; sie hatte zu beiden Seiten Reihen von Gemächern, von denen nur noch Theile vorhanden sind. Diese Mauer hat in der Mitte einen spitzbogigen Thürgang, ähnlich dem im „Nonnenhause," mit Gemächern auf beiden Seiten. Zuoberst an dieser Mauer sind zahlreiche viereckige Oeffnungen, die wie Taubenhauslöcher sich ausnehmen, und ihre Kante ist wie das Giebelende eines Hauses, gleichförmig ausgezackt, gebildet. Vor dieser Mauer scheint ein von steinernen Mauern eingeschlossener ungeheurer Hof oder Platz gewesen zu seyn, der nach dem „Nonnenhause" führte. Das Innere dieses Hofraumes zeigt, dem Ansehen nach, die Trümmer von Wänden und Gemächern und Lustwandelwegen; etwas Bestimmtes ließ sich aber nicht herausbringen, da die Trümmer fast dem Boden gleich und mit Bäumen und Gras überwachsen waren. In Zwischenräumen, längs der Außenmauer in nordwestlicher Richtung, waren die Trümmer von Gemächern zu sehen, die hier augenscheinlich in regelmäßiger Reihe hingelegen hatten. Auf der Hinterseite der Hauptmauer ist ein anderer Hof oder Platz, aber viel kleiner als der auf der Vorderseite, welcher zerfallene Gänge oder Corridore hat, und dessen Seiten zu einer künstlichen, etwa 50 Fuß betragenden Erhöhung, deren Gestalt wegen des zerfallenen Zustandes der Seiten und Ecken nicht zu ermitteln war, hinterwärts liefen. Ruinen von Gemächern und Gängen, unten sowohl wie oben, ließen sich wahrnehmen. Andere Plätze lassen sich nach den an diese ausgedehnten Ruinen gränzenden zerbrochenen Mauern bestimmen, auch zahlreiche künstliche Hügel; einer der letztern, der westlich vom „Nonnenhause" aufgefunden wurde, zeigte sich als ein unermeßlicher Wasserbehälter (reservoir or cistern) mit einem doppelten gemauerten Brunnenring (curb), dessen Inneres schön mit Stuck ausgeführt und noch gut erhalten war. Einige dieser künstlichen Hügel sind, wie bereits erwähnt, ausgegraben worden und schienen ursprünglich zu Gräbern gedient zu haben.*) Im Mittelpunkt des Zugangs zwischen dem „Statthalters Hause" und dem „Nonnenhause" in einer Linie mit dem Hauptthürgange des letztern Gebäudes sind die Trümmer zweier Mauern, welche, etwa 12 Fuß von einander, parallel von Norden nach Süden laufen. Die östliche und innere Seite zeigt an deren Fläche hin die Reste einer Schlange, ähnlich der im „Nonnenhause," doch ist nur noch ein kleiner Theil vorhanden. Sie zeigt auch Gemächer und Decken, die aber jetzt ganz dem Boden gleich sind. Die westliche Mauer ist besser erhalten und hat einen in ihrer Façade eingefügten Ring, wie die von Chi-Chen, bietet aber — anstatt Ornamente — Hieroglyphen auf ihren Seiten dar. Der kurze Zeitraum, auf den ich leider bei der Untersuchung dieser hehren Trümmer beschränkt war (eine Bemerkung, die für alle von mir hier besichtigten Ruinen gilt), gestattete mir, selbst die, welche als die hervorragendsten erschienen, nur leicht zu berühren. Monate ließen sich unter ihnen zubringen, auf sie verwenden, und da würde man erst d.e Schwelle des Forschens in ihren Wundern betreten haben." —

Hier schließt Normans Erzählung, so weit sie diese Räthselruinen angeht; alle Speculation darüber müssen wir einer andern Gelegenheit vorbehalten. Im Verlaufe seines Reiseberichts bemerkt Norman gelegentlich noch: „Ganz Campeche steht auf einer unterirdischen Höhle der alten Mayas. Es hält jetzt schwer, zu ermitteln, ob diese Steinbrüche oder Gänge, die nach den Sagen im Lande unermeßlich seyn sollen, zur Wohnung des Volkes dienten, welche das Werk ausführte. Nichts bekundet die Merkmale von der Menschen Aufenthalt hier, nicht einmal Spuren von Rauch an den Gewölben waren zu sehen. Es ist wahrscheinlicher, daß der größere Theil dieser ungeheuren Aushöhlung als ein Niederlagsort für ihre Todten diente. Diese Vermuthung hat Bestärkung erhalten durch die Entdeckung von vielen 7 Fuß tiefen und 20 Zoll breiten, wagerecht in die Höhlenwände gegrabenen Oeffnungen. Dieser Ausgrabungen sind jedoch wenige, und die Galerien oder Gänge sind nur wenig durchforscht und noch weniger verstanden worden. Selbst die Bewohner der Häuser oben wissen kaum etwas in Bezug auf diese dunkeln Wohnstätten... In der Nachbarschaft von Campeche sind viele Ruinen, welche die Beachtung der Reisenden wohl verdienen, die mir aber die Zeit, auf welche mein kurzer Ausflug beschränkt war, in einiger Ausdehnung zu besuchen nicht erlaubte. An einem kleinen Flusse bei Champoton, einige Stunden landeinwärts, da wo er sich zu einem sehr beträchtlichen See ausweitet, liegen viele Ruinen mit einer den feinsten Geschmack entfaltenden Sculpturarbeit; allein die Gebäude sind so unter dem Wasser und der Erde um sie her begraben, daß große Arbeit und Beharrlichkeit zu ihrer Erforschung erfordert würde. Vier Stunden nordwärts von Campeche sind viele Tumuli, die ohne viel Gefahr und Unbequemlichkeit während der Regenzeit sich nicht besuchen lassen. Drei Stunden weiter nördlich ist eine kleine Jaina genannte Halbinsel. Hier liegt ein sehr großer Tumulus, um welchen her eine Anzahl kleiner irdener Figuren und einige kieselsteinerne Lanzenspitzen, alle sehr hübsch geformt, gefunden wurden. Dem Alterthumsforscher und dem Neugierigen bieten diese Trümmer viel Anziehendes. Von diesem Tumulus und andern an Ruinen ungeheurer Städte gränzenden Orten in der Nachbarschaft Campeche's wurden unter dem zerbröckelnden Gemäuer einige Menschengerippe und Gebeine, die augenscheinlich schon seit Jahrhunderten beerdigt waren, auch eine Sammlung von Götzenbildern, Kiesellanzenspitzen und Aexten, nebstdem verschiedene gut gearbeitete glasirte und gebrannte Töpfergeschirrgegenstände hergebracht. Diese interessanten Alterthumsstücke sind jetzt in meinem Besitz.*) Jene Idole waren, wie man vermuthet, die Hausgötter des Volkes, das diese Gegenden bewohnte. Sie sind hohl und enthalten Kügelchen von der Größe etwa einer Erbse... Eines stellt eine sehr hübsch in einer schönen erdigen Substanz gearbeitete Schildkröte dar. Diese Figur war, nach ihrem häufigen Vorkommen in allen Ruinen von Yucatan, unstreitig eine von großer Wichtigkeit, wegen der Begriffsverbindungen, die mit ihr entweder in religiösen oder in bürgerlichen Dingen sich verknüpften... Die Idole, welche, so viel ich weiß, die ersten je aus Yucatan in dieses Land (die Vereinigten Staaten) gebrachten sind, gleichen durchaus nicht den in andern Theilen Mexico's gefundenen."

Wir haben nun das Erscheinen von Stephens' neuem Werke zu erwarten, auf welches diese schnell hingeworfene Erzählung eines zufälligen Reisenden die Neugierde nur noch reger machen kann. Stephens besuchte das Land zuvor schon wohlunterrichtet und mit allen erforderlichen Hülfsmitteln; wir dürfen also mit Grund versichert seyn, daß sein neues Buch gleich belehrend und anziehend seyn wird.

*) Bei dieser Beschreibung wird man einestheils an die bekannte Hypothese eines dänischen Reisenden und Alterthumsforschers, welcher die Pyramiden in Aegypten nur als Ueberbaue ungeheurer Wasserbehälter angesehen wissen will, und anderntheils an die vielen „Mumienbrunnen" in jenem Lande erinnert. A. d. U.

*) Normans Buch gibt davon verschiedene Abbildungen, eines der merkwürdigsten dieser abgebildeten Stücke ist ein Idol, das an ägyptische Figuren der Art mahnt. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenman.

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1843.

Englische Colonien.

Neuseeland.

Der Gang der Dinge in den australischen Colonien und namentlich in Neuseeland ist ein neuer Beweis für Oxenstierna's Wort, daß die Welt durch ein Minimum von Weisheit regiert werde, aber er zeigt auch, wie eine im Allgemeinen richtige Leitung und die Energie des Volkes alle im Detail begangenen Thorheiten nach und nach verbessern kann. Wäre in den Engländern nicht ein tüchtiger Fonds von Kraft, spornten die Bedürfnisse des Mutterlandes nicht zu einer fast fieberhaften Thätigkeit, so müßte nicht nur die neugeschaffene Colonie Neuseeland zu Grunde gehen, sondern auch Neusüdwales selbst müßte hinsiechen, und Südaustralien wäre bereits am Absterben. Was ist natürlicher, als daß in einem neuen Land, wo des Landes viel, der arbeitenden Hände wenig sind, das Land wohlfeil und die Arbeit theuer ist; was soll man nun zu einem Zustand der Dinge sagen, wo das Land übermäßig theuer und die Arbeit wohlfeil geworden ist. Das kann nur die Schuld ganz verkehrter Maaßregeln seyn. Die Schilderung des Ganges der Sache hat nicht nur ein allgemeines Interesse, sondern auch noch ein besonderes, indem derselbe auf England zurückwirkt, und ein nicht ganz unbedeutender Theil der jetzigen Geschäftsstockung daselbst eine Folge des Zustandes in den australischen Colonien ist, und sobald dieser gründlich sich bessert, so wird auch der Handel in England sich wieder einigermaßen heben. Dieser Punkt verdient um so mehr Beachtung, als man in England von Seite der Regierung immer geneigter scheint, den Colonialhandel selbst auf Kosten des allgemeinen Handels zu heben, und dem Princip der Colonialbevorzugung, das der vorjährige Tarif aufgestellt hat, eine vollere Entwicklung zu geben — ein Gegenstand, auf welchen wir demnächst werden zurückkommen müssen.

Die neue für die australische Colonie aufgestellte Colonisationsidee beruht ganz einfach darin, daß in den Colonien erworbene Land an Colonisten zu verkaufen und mit dem erlösten Gelde neue Auswanderer herbeizuführen, die, anfangs genöthigt als Taglöhner zu dienen, bald selbst Land zu kaufen im Stande seyn, und so den Reichthum des Landes vermehren würden; Landverkauf und Auswanderung sollten also gegenseitig auf einander einwirken und eines immer das andere vermehren. Dieß wäre wenigstens die natürliche Entwicklung der neuen Colonisationsmethode, und so ging es auch in den Jahren 1839, 1840 und 1841, in welch letzterem Jahre die Auswanderung nach diesen Colonien ihr Maximum, nämlich etwa 40,000 Menschen erreichte; von da an gerieth sie allmählich ins Stocken, und die ganze Maschine droht demnächst stille zu stehen, d. h. die Regierungsmaschine, denn das ärgste Resultat wird seyn, daß der Regierungsgouverneur in Neuseeland bankerott macht, wie vor anderthalb Jahren der Gouverneur von Südaustralien; einige tausend Menschen werden ihr Geld verlieren, und dann — wird die Emigration, wenn auch in etwas schwächerem Maaße, ihren Weg gehen, eben so wie die Thätigkeit der Colonisten selbst.

Der Hauptfehler, welcher gemacht wurde, bestand darin, daß man den Landverkauf, welcher in die Länge sich nur erhalten konnte, wenn man regelmäßig den Ertrag auf weitere Einwanderung verwandte, als eine Quelle des Einkommens ansah. Statt das Land zu einem bestimmten Preis zu verkaufen, und jedem die Wahl zu lassen, wo er sich niederlassen wolle, wobei dann die Vermehrung der Bevölkerung in natürlicher Folge den Begehr nach Land vermehrt hätte, — statt eines solchen durch die Bedürfnisse einer neuen Colonie gebotenen Verfahrens bot man nur wenig Land aus, versprach diesen oder jenen Platz zur Hauptstadt eines Districts zu erheben, theilte das Land in städtisches und außerstädtisches Gebiet, erweckte die Hoffnung, daß in solchen Strichen demnächst eine ungeheure Steigerung der Landpreise statt finden würde, kurz man wandte alle möglichen, allenfalls einem Privatmann gestatteten Mittel an, um den Preis des Landes möglichst zu steigern. Die Aufregung, welche bei Auctionen gewöhnlich herrscht, kam dazu, und die Regierung erhielt wirklich unmäßige Preise; wir brauchen bloß anzuführen, daß in Auckland, dem Sitze der Regierung von Neuseeland, der Acre ungebautes Land von 200 bis 1600 Pfd. St., sage 2400 bis 23,600 fl. verkauft wurde. Alles verfügbare Capital der jungen Colonien fiel in den

Schlund dieser Speculation, und abgesehen von dem ungeheuren Verlust Einzelner ist jetzt die ganz natürliche Folge, daß man kein Land mehr kaufen will, und daß somit auch kein Fonds mehr besteht, um die Einwanderung aus England zu unterhalten, mit Einem Wort, man hat die Henne, welche die goldenen Eier legte, geschlachtet.

Zu diesem allgemeinen Gang der Sache in den west-australischen Colonien kommen nun in Bezug auf Neuseeland noch einige Besonderheiten. Hier muß man die Regierungscolonie, die sich im Norden unter den Auspicien des Gouverneurs Hobson festsetzte, und die Compagniecolonien an der Cooksstraße unterscheiden. Gouverneur Hobson hat den Ertrag der Landverkäufe in unklugen Ausgaben vergeudet, und ist jetzt, wo die Verkäufe stocken, bankerott; in den Colonien der neuseeländischen Compagnien hat die Einwanderung gleichfalls, obwohl aus andern Gründen aufgehört. Die neuseeländische Compagnie war den Beamten des Colonialamts von jeher ein Dorn im Auge, obgleich die Regierung ihr um so mehr hätte verpflichtet seyn sollen, als das rasche Zugreifen der Compagnie wahrscheinlich verhindert hat, daß Neuseeland zu einer französischen Strafcolonie erklärt wurde. Lord John Russell stritt sich eine Zeitlang mit der Compagnie herum, gab aber endlich nach und gewährte ihr einen Freibrief; mit dem Eintritt der Tories ins Ministerium begann aber der Streit aufs neue, und ist noch nicht beigelegt. Die Regierung bestreitet der Compagnie das Eigenthumsrecht an das von ihr erworbene Land, und so kann dieselbe auch kein Land mehr verkaufen, denn da ihr eigenes Recht an den Boden nicht als gültig anerkannt ist, so kann sie natürlich auch keinen gültigen Verkauf mehr abschließen. Die Compagnie hat demnach die Verkäufe eingestellt, und somit ist auch hier kein Landsfonds mehr da, um die Auswanderung aus England nach Neuseeland fortzusetzen. Dazu kommt noch, daß der Gouverneur Hobson systematisch feindselig gegen die Compagniecolonien verfährt und auf diese Weise vollends jedem Fortschritt Einhalt thut, da natürlich die Compagnie unter solchen Verhältnissen gerathen findet ihre Ausgaben möglichst einzuschränken.

(Schluß folgt.)

Eine Besteigung des asiatischen Olymps.

(Schluß.)

Wir hatten noch über eine Stunde bis auf den Gipfel zu steigen, welchen wir zehn Minuten nach 1 Uhr erreichten. Es wehte oben ein frostiger Wind; der Thermometer zeigte 10° R. Obwohl die drei Gipfel des Berges schneefrei waren, so lagen doch in den Schluchten ringsumher noch bedeutende Massen Schnee aufgehäuft. Die Bevölkerung Brussa's bezieht von hier den ganzen Sommer hindurch ihren Schneebedarf zur Kühlung des Getränks. Wenige Schritte vom höchsten Gipfel, auf welchem wir standen, lagen noch einige dünne Schneefelder, die aber bereits stark von der Sonne angegriffen waren. Es ist übrigens nur eine Ausnahme, in der Mitte des Junius den Olymp mit so wenig Schnee bedeckt zu finden. In manchen Jahren ist, wie man mir erzählte, die Ersteigung erst Mitte Julius möglich, da auf den erweichten tiefen Schneefeldern dem Besteiger einige Gefahr droht. Wir freuten uns daher gar sehr der Leichtigkeit, mit welcher wir den höchsten Punkt des Götterbergs erreicht hatten, und feierten diesen frohen Augenblick mit einigen Gläsern Olympweins, dessen köstliches Feuer wenigstens nicht zur Veränderung unserer heiteren Stimmung beitrug. Die Aussicht blieb freilich etwas hinter meiner Erwartung zurück, obwohl sie eine der großartigsten ist, die ich je genossen. Der Blick beherrscht hier eine Gegend von mehr als 200 Meilen in der Runde. Während man in der Abendbeleuchtung in völlig reinen Tagen die südöstlichen Zweige des Balkangebirgs erblicken soll, gewahrt man im Süden sehr deutlich die Gipfel der Berggruppe bei Kutaia, und im Westen den Ida bei den Dardanellen. Vorzüglich schön zeichnen sich auf dem grünen Grund der Hochebene die spiegelglänzenden Umrisse der Landseen aus. Gegen Nordwesten erblickt man den Balikasarsee und den Apolloniasee (auch See von Lupadia genannt); an letzterem liegt die von Griechen bewohnte und bebaute Insel Kara-atsch. Im Nordosten zeigt sich der Jönüksee und der See von Jenischehr (Neustadt), hinter welchen die Bergumsäumung der Küste sich erhebt. Von dem Olymp hoch überragt, stört dieselbe die schöne Aussicht nach Norden keineswegs. Das Marmorameer mit seinen prächtigen Inseln, seinen Golfen und Vorgebirgen konnten wir zum Theil deutlich übersehen, aber der Bosporus und der Anblick Stambuls mit seinen stolzen Moscheenkuppeln ward uns von dem neidischen Höhenrauch nicht gegönnt. Nur schwach und undeutlich traten die Umrisse des Bulgurlu und des Riesenberges (Yuka-dagh) am Bosporus so wie der höhern Berge von Alemta, südlich von Skutari, hervor. So grandios aber dieses Panorama, so abwechselnd dessen einzelne Bilder sind, so fehlt ihm doch ein Etwas, das sich schwer mit Worten bezeichnen läßt — ich meine eine natürliche Harmonie der so mannichfaltigen Gegenstände, jene schöne Einheit, deren Mangel wir so oft auch an Gemälden empfinden, wenn sie auch übrigens von großem künstlerischem Genie zeugen. Mit Einem Wort, der Totaleindruck der Aussicht vom Olymp befriedigte weder mich noch meine Begleiter, und wir mußten sämmtlich gestehen, daß so mancher andere Punkt der Umgegend von Brussa, besonders der erste Anblick dieser Stadt mit dem Olymp von den Bergen südlich von Kimlek aus trotz der unendlich beschränkteren Aussicht bei weitem mehr angesprochen hatte. Besser als die weite Landschaft im Norden gefiel mir die Aussicht auf die Gebirge im Süden und Südwesten, obwohl hier die Gegenstände viel einfacher und monotoner waren, denn man sah nichts als Waldberge und Thäler, darunter freilich viele von pittoresken Formen. Der Ida und der Ilgas waren die fernsten und höchsten Berge, die wir deutlich unterscheiden konnten.

Der westliche Gipfel des Olymps erhebt sich 2499,5 Meter (7498 par. Fuß) über dem Spiegel des Marmorameers und 2240 Meter über der Hochebene von Brussa. Er besteht aus weißem Marmor, der als eine gewaltige Mütze von mehr als 500 Fuß Mächtigkeit dem Granitkörper des Berges aufgesetzt

ist. Dieser Marmor der höchsten Höhe ist körniger und krystallinischer als die tiefer unten im Gneiß und Granit eingelagerten Marmormassen, welche ein mehr blätteriges als körniges Gefüge haben. An einigen Stellen war dieser Gipfelmarmor von Löchern durchklüftet und gestattete dem Auge, in kleine Tiefen von 20 bis 30 Fuß hinabzudringen, wo die Weiße und Schönheit des aufgeschlossenen Gesteins zu bewundern war. Der Olympmarmor ist von solcher Reinheit, daß er zu Sculpturarbeiten sich vorzüglich eignen würde. Viele der schönen Grabmäler auf dem berühmten Kirchhof von Skutari sind aus olympischem Marmor gemeißelt, der aber von den untersten Lagern gebrochen zu seyn scheint. Der Marmor des Gipfels scheint nie zu technischen Zwecken angebrochen worden zu seyn; wenigstens ist jetzt keine Spur davon zu bemerken. Was die geognostischen Verhältnisse des Olymps anbetrifft, so widersprechen dieselben auf keine Weise den herrschenden geologischen Ansichten von der Entstehung der hier vorkommenden Felsarten. Der Gneiß umgibt hier den Granit als ein ungeheurer Gürtel, der bis zu einer Höhe von 1200 Meter hinansteigt. Der Granit ist, wie bereits bemerkt, der massige Kern, der Körper und in den höhern Regionen auch der äußere Panzer des Olymps, auf welchem das körnige Kalklager des Gipfels als weißmarmorner Riesenhelm aufsitzt.

Nachdem ich die Messung des Gipfels beendigt und an der Aussicht mich satt gesehen, schloß ich mich meinen Gefährten an, die auf der Insectenjagd sich zerstreut hatten. Die Ausbeute war ziemlich ergiebig, denn auf dem Schneefeld lagen erstarrt, aber noch lebend, mehrere sehr seltene Coleopterenarten, die wir weder in der Ebene noch an irgend einer andern Stelle des Berges beobachtet hatten. Merkwürdig war das Vorkommen von Chrysomela limbata, die häufig über den steinigen Boden kroch. Dieselbe Art findet man in Südrußland tief im Steppenland und hier in Kleinasien auf den höchsten Bergen, aber in den Zwischenländern fehlt sie. Die geographische Verbreitung dieses Insects ist wahrlich räthselhaft. Sehr häufig flog auf dem Gipfel im Sonnenschein Papilio Chloridice und der allgegenwärtige Distelfalter, Papilio Cardui, dem jedes Klima zu behagen und Berg oder Thal als Aufenthaltsort gleichgültig zu seyn scheint. Nach zweistündigem Aufenthalt mahnte uns die zunehmende Kühle zum Aufbruch. Wir verließen mit Felsarten, Pflanzen und Insecten ziemlich beladen den Gipfel, auf welchem frühere Besteiger nach den vorhandenen Spuren in anderer Weise sich amusirt zu haben scheinen. Wir fanden nämlich den Pfropfen einer Champagnerflasche und die Scherben eines Selterser Wasserkruges neben einigem alten Mauerwerk, das man für Reste eines ehemaligen Klosters hält. Es sind vielleicht Engländer gewesen, die den moussirenden Nectar der Champagne auf der Spitze des Götterberges geleert hatten. Dieß wäre um so weniger unwahrscheinlich, als auf der Höhe der ägyptischen Pyramiden ähnliche moderne Gentlemen-Reliquien bekanntlich keine Seltenheit sind. Daß aber auch ein deutscher Mineralwasserkrug so weite Reisen und so hohe Wanderungen macht, war für mich noch ein neues Factum.

Ich habe meinem Reisejournal über den mir so merkwürdigen Tag der Olympbesteigung nur noch hinzuzufügen, daß unsere phlegmatischen türkischen Reitpferde bei einbrechender Nacht uns wohlbehalten, aber sehr müde vor dem gastfreundlichen Hause des Doctor Tirk in Brussa absetzten, und daß uns nach dieser heroischen Motion Abendessen und Abendtrank so köstlich schmeckten, als hätte Jupiters Koch selbst für uns gebacken und gebraten und eine schlanke Hebe uns den Humpen gefüllt.

Ueberreste patriarchalischen Lebens in Georgien.

(Nach Kanewski. Nordische Biene vom 22 und 23 Jan.)

Wenn unter den Trümmern verflossener Jahrhunderte sich noch Ueberreste patriarchalischer Zeiten erhalten haben, wenn noch irgendwo auf der Erde Menschen leben, welche ihren Geist nähren mit Religion und die Gesundheit ihres Körpers befestigen durch eine innige Vereinigung mit der Natur, so haben diese, jetzt gewiß seltenen Zeiten und Menschen sich in Georgien erhalten, wo das ganze patriarchalische Leben der Völker sich noch wie in einem Spiegel reflectirt. Geboren in einem Lande, das einst auch mit die Wiege des Menschengeschlechts war, mußten die Georgier als eifrige Verehrer des Alterthums auf dem Boden ihrer Heimath eine Menge Gewohnheiten bewahren, die von ihren Vorfahren seit dem grauesten Alterthum befolgt wurden. Frömmigkeit und Friedensliebe, Gastfreundschaft und einfache Lebensweise sind solche Nationaltugenden, welche die Georgier von ihren frühesten Vorfahren überkommen haben. In religiöser Beziehung haben sie viele alte Gebräuche der christlichen Kirche bewahrt. So gehen z. B. die Georgier noch jetzt mit bloßen Füßen in die Kirche, wenn sie ihre tiefe Demüthigung vor Gott und den hohen Grad ihrer Reue ausdrücken wollen; sie küssen die Wände der Kirche und die Ringmauer, wenn sie daran vorübergehen, aber nicht Zeit haben, ihr Gebet in der Kirche selbst zu verrichten; sie besuchen die Trümmer der Kirchen, die in fernen Einöden liegen, vereinigen hier ohne Zeugen in der Stille ihr Gebet mit dem ihrer Vorfahren, und lassen zum Andenken ihres Besuchs auf den Ruinen einige Gaben zurück, Geld, Lichter, Wachs, Weihrauch u. s. w. Alle diese alten christlichen Gewohnheiten halten sie so heilig und wiederholen sie so oft, daß man unwillkürlich an die ältesten Zeiten der christlichen Kirche gemahnt wird.

Mit der Frömmigkeit der Georgier und der religiösen Richtung ihres Lebens ist eine andere Tugend, die Friedensliebe, unzertrennlich verbunden. Die Geschichte Georgiens ist die Geschichte eines tapfern, muthigen Volks, aber dieselbe Geschichte zeigt auch, daß die Georgier niemals sich der Eroberungslust hingaben und stets friedlich mit ihren Nachbarn lebten, bis diese letztern selbst die Ruhe Georgiens störten. Der blühende Zustand Georgiens unter der weisen Königin Tamar war nicht sowohl durch Siege und Eroberungen, als durch Befestigung und Ausbreitung der innern Ruhe und der Wohlfahrt des Volks bezeichnet. In der Geschichte Georgiens stößt man auf viele tapfere Leute, unter denen namentlich König David hervorragt, den man wegen seines Muths und seiner Tapferkeit Gurg-Aslan, den Wolflöwen, nannte. Aber auch dieser tapfere und unternehmende Fürst verdiente seinen Ruhm bei der Nachwelt weniger durch seine Siege, als durch seinen Eifer für den Glauben und die Wohlfahrt seines Volks, und

den Ruhm der Tapferkeit erlangte er nicht in der Eroberung fremder Länder, sondern in der muthvollen Abwehr seiner unruhigen Nachbarn, die in Gurg-Aslan stets auf einen tapfern Helden trafen. Friedensliebe ist die alte Tugend der Georgier, und die Fürsten des Landes betrachteten sie als die Hauptgrundlage der innern Wohlfahrt des Volks. Selbst die Beschaffenheit des Landes mußte die Georgier zum Frieden stimmen, allenthalben Berge und Berge, als sollten die Georgier niemals daran denken, Gränzen, welche ihnen die Natur gesetzt hatte, zu überschreiten. Wie dem auch seyn mag, durch Friedensliebe zeichnen sie sich im häuslichen und im öffentlichen Leben aus, namentlich diejenigen, welche in ihren Sopellas oder Dörfern, fern von den geräuschvollen Städten, leben, wo nicht selten die Leidenschaft Ursache mannichfachen Zwiespalts wird. Hier blühen Friede und Ruhe wie vor alten Zeiten. Der sogenannte Nazwal oder Dorfvorsteher entscheidet alle Streitigkeiten ohne Ansehen der Person, und sehr selten kommt es vor, daß sein Urtheilsspruch Unzufriedene macht und eine Appellation an die Regierung stattfindet.

Gastfreundschaft und gesellschaftlicher Sinn ist bei den Georgiern so sehr entwickelt, daß sie in dieser Beziehung selbst die wegen ihrer Gastfreundschaft berühmten Bergstämme übertreffen. Allerdings halten diese das Recht der Gastfreundschaft heilig, und wenn der Wanderer bei ihnen ein Obdach sucht, so nehmen sie ihn willig in ihr Haus auf. Aber sie können dem Fremdling Brod und Salz im Kreise ihrer Familie vorsetzen, und verschwören sich zugleich gegen das Leben des Reisenden, für die Zeit, wo derselbe sich ohne Begleiter oder Kunak auf den Weg macht. Zum mindesten gibt es bei den Bergstämmen kein bestimmtes Gesetz, das die Beachtung der Rechte der Gastfreundschaft allenthalben und immer vorschriebe. Dagegen hat der Sinn für Gesellschaft und die Gastfreundschaft, demgemäß die Georgier ihr Brod nicht bloß mit Freunden, sondern auch mit Feinden theilen, bei ihnen Gesetzeskraft, und sie halten dieß heilig als eine Ueberlieferung ihrer Väter. Die Neigung der Georgier zur Gastfreundschaft ist häufig für sie mit empfindlichen Ausgaben verknüpft, namentlich wenn die Gäste nicht auf einmal, sondern nacheinander kommen. Bei den Georgiern gilt als Regel: für einen neuen seltenen Gast eine neue Bewirthung, und wenn man ihn gut aufnehmen will, so wird zu seiner Ehre ein ganzer Hammel oder ein Schaf gebraten; so kommt es nicht selten, daß mancher Georgier, der von vielen Gästen heimgesucht wird, nur schwer mit seiner Wirthschaft zurecht kommt. So drückend aber auch dem Georgier seine Gastfreundschaft werden mag, er bleibt stets sich selbst gleich, und unterläßt nie die Gastfreundschaft in seinem Hause. Wenn der Georgier diese Regel und das Gesetz seines Lebens irgend beschränkt, so geschieht es nur dann, wenn er auf dem Gesichte des Fremden etwas Verschlossenes bemerkt, und ihn nicht als Landsmann, sondern als Feind betrachtet; aber auch dann waffnet er sich nur mit Vorsicht und Mißtrauen, die Gastfreundschaft wird dennoch gewährt. Am meisten zeigt sie sich in ihrer patriarchalen Größe im Sommer, wenn die Natur den Georgier mit ihren Gaben reichlich beschenkt; dann ladet der gastfreie Georgier unter dem freien Himmelsdach in seinen üppigen Weingarten ein, selbst viele ungeladene Gäste besuchen ihn und werden freundlich aufgenommen: der Hausherr bricht einen Pfirsich und reicht ihn nebst einer Pfirsichblüthe von demselben Baume dem Gaste zum Zeichen, daß er ihn unter die Zahl seiner Freunde aufnimmt, mit denen er ihn das Mahl zu theilen bittet. Ist der Gast nicht gewöhnt nach orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, so wird schnell ein Schemel herbeigebracht und das Gespräch entspinnt sich laut und munter. Diese Munterkeit steckt vielfach auch die Russen an, besonders wenn ihnen nicht die Sehnsucht nach der Heimath das Herz schwer macht.

Die Einfachheit der Lebensweise der Georgier ist außerordentlich, und man kann sie ohne alle Metapher Naturkinder nennen, welche in ihrem Wesen viele Züge aus dem Leben der alten Völker bewahrt haben. Die Georgier halten es für eine große Undankbarkeit, der Natur durch Wissenschaft und Kunst etwas abnöthigen zu wollen, was sie von ihr nicht freiwillig erhalten können; darum begnügen sie sich auch meist mit dem, was ihnen die Natur selbst gibt; die Kochkunst der Georgier ist sehr gering, denn die größere Hälfte der Speisen besteht aus Kräutern. Diese sind aber so nahrhaft und gesund, daß die Georgier meist ein sehr hohes Alter erreichen; ein ganzer Stamm von ihnen, die Gurier, und ein Theil der Imeretier wissen gar nicht, was Brod ist, und brauchen statt dessen Gomi, das zubereitet wird, wie in Rußland die Schafgarbe. Diese Leute sind munter und kräftig, sie machen in Tiflis die Lastträger, und schleppen Lasten fort, die der kräftigsten europäischen Schulter zu schwer werden möchten.

Die Beschäftigungen der Landleute zerfallen in Landbau, Gartenbau und Viehzucht. Das merkwürdigste ist wohl das Hirtenleben. Einsam bleiben sie den ganzen Sommer hindurch in der Stille der weiten Fluren und Thäler, an den Ufern der reißenden Flüsse; ihr Bett ist der Boden, ihre Decke der Himmel, ihre Freunde die Schafe, die sie gewöhnen aus ihrer Hand zu fressen. Ein Theil der Georgier, namentlich die höhern Classen, steht auf dem Punkte, die frühere Lebensweise und die alten Sitten zu verlassen; viele ziehen allmählich das europäische Leben der todten Einförmigkeit des orientalischen Lebens vor. Aber die Georgier, welche weit von den lärmenden Städten, in der Stille der Dörfer und noch mehr diejenigen, welche in der Tiefe der Thäler und Wälder wohnen, sind in ihrer patriarchalischen Lebensweise und in ihren Sitten noch so unerschütterlich als die Berge, in deren unzugänglichen Schluchten sich diese Kinder der Natur vor dem Lärmen der Welt verbergen.

Nordische Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen. Am 27 Januar fand die gewöhnliche Jahressitzung statt, und Secretär Rafn stattete Bericht ab über die Werke, welche die Gesellschaft im Jahre 1842 bearbeiten ließ. Dazu gehören: die Sagen aus Islands Vorzeit, dessen Colonisationsgeschichte vom 9ten bis 14ten Jahrhundert. Zu Are Frodes Landnamabok, das schon im vorigen Jahre vollendet war, kamen noch einige erklärende Stücke. Der eilfte Band der historischen Schriften der Isländer ist fertig und enthält unter andern auch die Jomsvikinga Saga. Bekanntlich erscheint dieß Werk isländisch, dänisch und lateinisch. Von „Grönlands historischen Merkwürdigkeiten" sind zwei Bände im Jahre 1838 erschienen, und drei sollen es werden. Von dem dritten ist nun ein Heft erschienen, das Auszüge aus den isländischen Annalen über Grönland, Urkundensammlung, geographische Aufzeichnungen aus der Zeit des Mittelalters u. dgl. enthält. Die weitern Hefte sollen namentlich die spätern Entdeckungsreisen und eine antiquarische Chorographie enthalten. Die dänisch geschriebenen Annalen für nordische Alterthumskunde, Jahrgang 1842, enthalten 10 Kupfertafeln mit Abbildungen neuentdeckter Alterthümer. Von den Mémoires de la Société Royale des Antiquaries du Nord ist ein Band unter der Presse, der unter andern Westergaards Untersuchung über das Verhältniß zwischen dem Sanskrit und dem Isländischen enthalten wird. (Berl. Ztg. vom 1 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, den 8 Febr.

Die katholische Partei hat jetzt auch ihre monatliche Revue gestiftet, unter dem Titel „le Correspondant," von dem so eben das erste Heft erschienen ist. Sie ist keine theologische Zeitschrift, sondern bestimmt, das Organ der gemäßigten Partei der Laien zu seyn, welchen die oberflächliche und leidenschaftliche Discussion der täglichen katholischen Journale zuwider ist. Sie ist eines der Resultate, welche die mäßige Gesinnung des neuen Erzbischofs von Paris hervorgebracht hat, denn dieser sah mit Unruhe dem wüthenden Treiben jener sogenannten Organe der Religion zu, und er sucht auf alle Art diese intolerante Tendenz zu mäßigen; so hat er Conferenzen gestiftet in denen er bisweilen präsidirt, um die Zeloten in Schranken zu halten; er hat den Abbé Dupanloup aus der Sorbonne entfernt, wo sein Cursus suspendirt worden war, und ihm den Abbé Cocas, einen etwas declamatorischen, aber mäßig gesinnten Lehrer zum Nachfolger gegeben. Die neue Revue ist in demselben Sinn, ihr Zweck ist Literatur, Politik und Philosophie vom katholischen Standpunkt aus zu besprechen, die Religion nicht zum directen Gegenstand ihrer Untersuchung zu machen, aber alles von ihrem Gesichtspunkt aus zu beurtheilen. Die Folge wird zeigen, ob es ausführbar ist; ich glaube nicht, da hier in dem modernen Katholicismus mehr Mode als Glauben, mehr Intoleranz als Ueberzeugung ist, und darum wird also eine wahrhafte, aber nicht streitsüchtige Tendenz bei dieser Partei wenig Beifall finden, während sie für die große Masse wenig Interesse haben wird. Die Protestanten haben ebenfalls ein Journal dieser Art, den Semeur, der aber, glaube ich, ebenfalls wenig gelesen wird, obgleich er mit Talent und Aufrichtigkeit abgefaßt ist. Es ist vor kurzer Zeit hier ein Buch erschienen, das in den Salons und im Clerus großes Aufsehen erregt hat, es ist betitelt: Essai sur la formation du dogme catholique; es ist anonym und offenbar nicht das Werk eines Theologen, sondern eines Laien, welcher in den Kirchenvätern sehr gründlich belesen ist. Der Verfasser gibt eine Art von Lebensbeschreibung jedes Kirchenvaters, durch den ein Dogma definitiv ausgearbeitet, und aus Gelegenheit der Werke dessen es von der Kirche in seiner letzten Form angenommen worden ist. Die Individualität der Väter ist mit großer Sorgfalt, oft mit großer Vorliebe und oft mit sichtbarer Abneigung gezeichnet, und die Geschichte der Entwicklung der Dogmen erhält durch diese lebendige Darstellung ihrer hauptsächlichsten Gegner und Vertheidiger einen Reiz, den sie in einer bloßen Dogmengeschichte nicht hat.

Die Fourieristen existiren noch immer, machen aber keine Fortschritte, was für eine neue Secte immer ein Vorzeichen des Todes ist. Sie halten in ihrem Hotel alle Mittwoch eine Abendgesellschaft, in welcher ihre Theorie discutirt wird, und ihr Organ, die „Phalange," ist noch immer eines der besten Journale, im Grunde das einzige, welches neue Ideen in die sterile Welt der hiesigen Zeitungsliteratur wirft; denn diese wird täglich unwissender und mehr und mehr auf Declamationen und auf Feuilletons reducirt. Die Fourieristen haben vor einigen Jahren ein Capital, ich glaube von einer halben Million Franken, durch Subscription zusammengebracht, und von diesem bestreitet die Centralgesellschaft ihre Kosten; aber mit der Gründung eines Phalanstere steht es noch immer im Weiten. Ein Engländer, Namens Blount, hat ihnen das nöthige sehr beträchtliche Capital dazu angeboten, aber es scheint nichts zu Stande zu kommen, und die Sache ist, daß die Secte eine Idee betreibt, welche noch nicht reif ist, oder für welche die Welt noch nicht reif ist; sie wird sich unmächtig finden, irgend etwas zu gründen, und nach einigen Jahren auflösen, wahrscheinlich um in einer kürzeren oder längeren Zeit unter einer andern Form wieder zu erstehen.

Das große literarische Ereigniß des Augenblicks ist ein Mémoire, das Biot in der Akademie der Inschriften gelesen hat, und in welchem er den astronomischen Charakter des Thierkreises von Dendera vindicirt und sein Datum wieder herstellt; es ist gegen Letronne's bekannte Theorie darüber gerichtet, und dieser hat eine Antwort angekündigt. Es handelt sich dabei noch mehr als um ein interessantes historisches Factum, um das System von Kritik der Monumente des Alterthums. — Die gelehrten und philanthropischen Gesellschaften hier

haben sich kürzlich an die Administration der Stadt Paris gewandt, um von ihr ein gemeinschaftliches Local für ihre Sammlungen, Bureaux und Sitzungen zu erhalten. Die Zahl dieser Gesellschaften ist sehr beträchtlich, aber ihre Einnahmen sind nur mäßig, der Staat thut wenig für sie, und die Stadt bisher gar nichts. Doch wird die Sache bei der großen Zahl der Gesellschaften und der verschiedenen Art ihrer Administration schwer zu organisiren seyn. Aber etwas sollte für sie geschehen, denn sie haben nicht wie in England mit einer zahlreichen Classe reicher Leute zu thun, von denen jeder es für eine Ehre und eine Pflicht hält, Mitglied einer oder mehrerer Gesellschaften zu seyn; hier thun die Reichen im Allgemeinen nichts für solche Zwecke, der eine oder der andere ist wohl Mitglied einer Gesellschaft, wenn er gerade eine Liebhaberei hat, aber aus allgemeinem Interesse oder aus Anstand thut man nichts, und fast im Allgemeinen bestehen die Gesellschaften nur aus Mitgliedern, die sich wirklich und thätig mit dem Gegenstand beschäftigen; — sie sind daher zwar ärmer als di englischen, aber besser verwaltet, indem sie ihre geringern Hülfsmittel so viel als möglich auf ihren reellen Zweck verwenden und so wenig als möglich für Verwaltung und Luxus ausgeben. Eine englische Gesellschaft verwendet selten mehr als die Hälfte, und oft bei weitem weniger für ihre Arbeiten, der Rest geht in Logis, in Meublirung, in Bezahlung der Angestellten auf; eine französische gibt hiefür selten mehr als ein Fünftheil ihrer Einnahme aus, und verwendet den Rest auf den Druck ihrer Arbeiten. Es kann nach den Verhältnissen beider Länder kaum anders seyn, aber hier sollte der Staat und die Stadt mehr thun, denn diese Gesellschaften sind zahlreich und wichtig genug, um einen wesentlichen Theil der geistigen Thätigkeit der Nation zu bilden. Sie sind eine durchaus nothwendig gewordene Ergänzung der officiellen Akademien und würden bei sehr mäßiger Unterstützung viel leisten.

Die Pest der schönen Literatur hier sind die Feuilletons. Wer irgend in der Literatur einen Namen hat und einen Roman schreibt, zerschneidet ihn wo möglich in Feuilletons, theils weil dieß mehr Honorar bringt, theils weil es zahllose Leser sichert. Daher diese monströsen Romane in vier oder sechs Bänden, welche Jahre lang die politischen Journale anfüllen. Da aber ein Feuilleton sehr kurz ist und doch jedes einzelne Stück sein Interesse haben soll, so werden natürlich die Entwicklungen der Charaktere den Abenteuern aufgeopfert, und der Roman wird zu einer ununterbrochenen Folge von melodramatischen Extravaganzen. Man wird, wenn die Mode einmal vorbei ist, kaum glauben, daß ernsthafte politische Journale ihre Blätter mit solchem Zeug füllen konnten, und daß dieses einmal das Hauptelement der Prosperität eines Journals gewesen sey, und doch ist es so, denn gegenwärtig trägt nichts mehr zur Verbreitung eines Journals bei als ein berühmtes Feuilleton, weil diese von den Frauen in den Familien gelesen werden, welche früher nie ein Journal anrührten. Ich weiß nicht, wie viele tausend Abonnenten der Siècle seinen Romanen verdanken mag, welche sich vor der Langeweile seiner politischen Artikel entsetzt hätten. Ich habe oft mit großem Ergötzen eine Scene mit angesehen, welche ein gutes Beispiel der Art von Popularität der Feuilletons und ihrer Ausbreitung gibt. Ich pflegte vor zwei Jahren oft Abends nach Passy zu gehen, wo einer meiner Freunde ein Landhaus hat, und nahm zur Rückfahrt gewöhnlich den Omnibus, der von St. Cloud über Passy geht. In der Mitte von Passy ist ein Spaziergang von Baumalleen mit Brunnen angelegt, und die Eingebornen pflegen sich an Sommerabenden dort zu ergehen; an dem Spaziergang läuft die Chaussee hin, und an dieser steht eine kleine hölzerne Bude, in welcher der Controleur des Omnibus haust, bei dem man sich einschreibt, und wo man den Wagen erwartet. Nun kam regelmäßig gegen acht Uhr ein alter Rentier, welcher seinen Abendspaziergang unter den Bäumen machte, und im Vorbeigehen seine Zeitung dem Controleur, einem ehemaligen Sergenten, lieh, welcher sie bei der Lampe seines Bureau eifrigst studirte, und dem alten Herrn zurückgab, wenn dieser nach Hause ging. Sobald der Sergent seine Lecture vollendet hatte, versammelte sich ein kleines Auditorium um ihn, dem er von Tag zu Tag das Feuilleton erzählte; es war Mathilde, von Eugene Sue, und es hätte dem Verfasser wohl gethan, wenn er zugesehen hätte, mit welcher Neugier die Versammlung die etwas confuse Redaction des Sergenten anhörte. Oft schien der Faden der Erzählung sich dem Vorhergegangenen nicht recht anzupassen, und das Auditorium versäumte dann nicht, aus der Erklärung der vorherigen Feuilletons Einwendungen zu machen, und den Erzähler wo möglich auf den rechten Weg zurückzubringen. Ich weiß nichts von diesem Roman, als was ich so zufällig mit angehört habe, aber im Allgemeinen ist diese Feuilletonsliteratur überaus schlecht.

Englische Colonien.

Neuseeland.

(Schluß.)

Neuseeland hat jetzt 7 bis 8000 europäische Einwohner, und davon wohnen etwa 2000 in Auckland, die übrigen fast sämmtlich in Port Nicholson, in Neu-Plymouth und Port Nelson, welche alle drei in der Cooksstraße liegen. Diese letztern Niederlassungen sind von der neuseeländischen Compagnie ausgegangen, die erste aber ist ein Machwerk des Capitän Hobson. Dieser hat in den Jahren 1840 und 1841 etwa 56,000 Pf. St. an Zöllen u. s. w. eingenommen und davon auf die drei letzten Etablissements 14 bis 15,000 Pf. St., alles Uebrige auf seinen Regierungssitz, namentlich auf seine Residenz, auf letztere nicht weniger als 12,000 Pfd. Sterl. verwendet, während die andern Colonien klagen, daß nicht einmal ein ordentliches Gericht eingesetzt sey, um säumige oder betrügerische Schuldner zur Zahlung anzuhalten. Den Vorwurf, daß er eine gute Anzahl ziemlich unnützer und übermäßig bezahlter Beamter geschaffen hat, können wir hier übergehen, obgleich aus der Vergleichung mit andern Colonien deutlich genug hervorgeht, daß der Vorwurf nicht unbegründet ist, und man beklagt sich sogar darüber, daß durch dieß neugeschaffene Beamtenpersonal jedem künftigen Gouverneur zum voraus

die Hände gebunden seyen, und alle Geschäfte nicht durch ihn sondern durch die Beamten und in ihrem Interesse würden geleitet werden, eine Erfahrung, die man schon mehrmals, namentlich in Canada gemacht hat. Doch wir sehen von diesem verhältnißmäßig gleichgültigen Umstand ab, und wenden uns zu der Lage, in welcher sich das so sehr begünstigte Auckland befindet, eine Lage, welche nichts weniger als erfreulich ist, und die ganze Thorheit des bisherigen Regierungswesens offen zeigt.

Auckland, im Norden der Insel auf einem nichts weniger als günstigen Terrain gelegen, ist durchaus nicht geeignet, der Hauptort der Colonie zu werden. Der Haupthandel und mit diesem die meisten Ansiedler zieht sich nach der Cooksstraße, wo die Compagnie in ihrem wohlverstandenen Interesse ihre ersten Niederlassungen gegründet hat. Capitän Hobson aber, von jeher, wie anfangs auch die englische Regierung selbst, im stillen oder offenen Kriege mit der Compagnie, blieb, wo er anfangs als Aufseher der europäischen Ansiedler hin ernannt worden war, nämlich an der Inselbay, in der Meinung, die Colonisten würden dem Gouverneur nachziehen. Als dieß nicht geschah, suchte er die Ansiedler durch alle möglichen Mittel herbeizuziehen, und so kamen allmählich 1500 bis 2000 Menschen meist aus den andern Colonien dahin, kauften das im Aufstreich ausgebotene Land, auf welchem ja die Hauptstadt der Colonie gegründet werden sollte, um theuren Preis an und hofften nun, daß ein reicher Segen von neuen Ansiedlern dahin strömen werde; diese kamen aber nicht, und am 25 März v. J. gaben die Einwohner eine Bittschrift an Capitän Hobson ein, worin es heißt: „was auch die Ansicht seyn mag hinsichtlich der Ursachen, weßhalb bis jetzt weder Capital noch Emigranten hieher kommen, so läßt sich doch die Thatsache nicht läugnen, daß sie nicht gekommen sind; daß Geschäfte jeder Art in den letzten Monaten rasch abnahmen und jetzt so ziemlich still stehen; daß keine Art von Besitzthum, weder Land noch Vieh, noch sonstige Waaren verkäuflich, daß das kleine Capital, welches hieher gebracht wurde, nahezu ausgegeben ist, und viele Arbeitsleute ohne Beschäftigung und von Mangel bedroht sind; es herrscht allgemeine Niedergeschlagenheit, und eine große Anzahl Einwohner sucht auf jede mögliche Weise ihr Eigenthum zu verkaufen und die Ansiedlung zu verlassen, kurz eine ganz ernstliche Krisis ist eingetreten, welche die jetzigen Colonisten mit gänzlichem Ruin bedroht, und nur sehr energische und augenblickliche Maaßregeln können uns retten.“ Was sollten diese energischen Maaßregeln seyn? Der Gouverneur hat bereits 43,000 Pfd. St. von Neusüdwales entlehnt, und hat für 25,000 Pfd. St. Schatzkammerscheine, die England zahlen soll, ausgegeben, er kann sich also nicht mehr um Hülfe an die Regierung wenden, obgleich dieß auf indirectem Wege geschehen ist, indem einzelne in Verbindung mit ihm stehende Privatpersonen vorgeschlagen haben, den Colonialminister um 100,000 Pfd. St. als ein Geschenk des Parlaments anzugehen. In seiner Noth hat sich der Gouverneur herabgelassen, die Compagnie, welcher er so lange alle möglichen Hindernisse in den Weg geworfen, um Beistand anzugehen, daß sie ihm in der Herbeiziehung von Colonisten nach Auckland behülflich seyn solle; die Compagnie hat aber, wie natürlich, sein Ansinnen rund abgeschlagen. Ein zweites Rettungsmittel, das die Einwohner von Auckland von Capitän Hobson verlangten, war, daß er das Land in der Nähe dieser Niederlassung zu 5 Sh. den Acre ausbieten und verkaufen solle. Damit hätte aber Hobson seine eigenen früheren Landverkäufe getadelt, und zudem kaum die Kosten der Landvermessung herausgeschlagen, welche sich auf nicht weniger als fünfthalb Shill. per Acre belaufen sollen, freilich ein unmäßiger Preis im Vergleich mit andern Colonien, wo sie einen halben Shilling betrugen.

Capitän Hobson konnte also nichts zur Rettung der Einwohner thun, und diese, durch ihre üble Lage ungeduldig gemacht, hielten am 2 April eine Versammlung, worin sie einen öffentlichen Tadel gegen das Verfahren des Gouverneurs aussprachen, am 27 April eine zweite, worin sie das Parlament um Ertheilung einer Repräsentativverfassung angingen; aber alles dieß half ihrer übeln Lage keineswegs ab, und so verfielen sie endlich auf den Einfall, Neuseeland ganz zu verlassen, eine Insel von geringem Umfange in dem weiten Südocean von den Eingebornen zu kaufen, und sich unabhängig von der englischen Regierung auf derselben niederzulassen. Dieser Entschluß wurde sogar durch ein besonderes Schreiben dem Colonialminister, Lord Stanley, angezeigt, von seiner Ausführung aber ist noch keine Nachricht nach England gekommen.

Das Resultat der ganzen Geschichte ist, daß sich der Gouverneur Hobson durchaus nicht mehr halten kann, daß die ganze Sache vor das Parlament kommen muß, und die Colonialverwaltung einmal wieder einen unsanften Stoß bekommt. Inzwischen blühen die von der Regierung vernachlässigten, ja feindselig behandelten Colonien an der Cooksstraße; ihre Schifffahrt steigt mit jedem Jahr, und sie werden jetzt genöthigt seyn, selbst Gerichte und Polizei einzuführen, ohne den Gouverneur zu fragen. So viel ist gewiß, daß diese Ansiedlungen, wenn sie nicht noch gar zu schwach wären, in gerechtem Unwillen über die thörichte feindselige Behandlung dem Mutterlande den Gehorsam aufsagen würden, und daß jedenfalls ein Geist der Unabhängigkeit in ihnen erwacht ist, der sie den Amerikanern, deren Schiffe in weit größerer Anzahl als selbst die englischen in diesen Meeren sich finden, ungemein nähert. Diese Symptome sind nicht zu übersehen, da für die Inselwelt der Südsee eine Periode der Entwicklung angebrochen ist, die man noch vor wenigen Jahren kaum ahnen konnte, und es somit für England gar nicht gleichgültig ist, wie weit es auf die Zuneigung dieser Colonien zählen kann. Vielleicht ist der Tarif, welcher den Colonien so große Vortheile in Aussicht stellt, auch hier wie in Canada darauf berechnet, allen Unabhängigkeitsgelüsten ein Ende zu machen.

Einiges über Timor.

Diese größte und äußerste der sogenannten kleinen Sunda- oder Sumbawa-Inseln hat einen Flächeninhalt von 418 geographischen Meilen. In dem nördlichsten Theil liegt ein hohes Vorgebirge, und über die ganze Insel läuft die hohe mit dichten Waldungen bedeckte Bergkette

von Amfoang, welche an vielen Orten sehr steil und unzugänglich ist. Der höchste Berg, Gunong Kafu, liegt in der Mitte des Landes. Im Ganzen bestehen die Berge aus Kalkstein, und der Boden in den niedrigern Gegenden aus einer rothen Erde. Zu beiden Seiten der erwähnten Bergkette ziehen sich kleinere ebenfalls bewaldete Bergreihen hin. Gegen die Küsten bilden diese Gebirge sanfte Abhänge oder verlieren sich in Ebenen, die größtentheils sehr fruchtbar sind. In dem Meere längs den Küsten liegen, mit Ausnahme von wenigen Stellen, unzählbare Klippen und Sandbänke, und hierin mag eine der Ursachen zu finden seyn, weßhalb die Insel so wenig von europäischen Schiffen besucht wird, obgleich sie durch ihre Fruchtbarkeit in allerhand Producten für den Handel sehr wichtig seyn könnte. Zu dieser Fruchtbarkeit tragen auch die vielen von dem Gebirge herabströmenden Bäche und Flüßchen bei, welche jedoch nicht fahrbar sind, und mit Ausnahme des Flusses von Kupang kein trinkbares Wasser haben.

Das von vielen so verrufene Klima Timors ist nicht ungesund; Inländer und sogar Europäer erreichen daselbst bei einer mäßigen Lebensweise ein hohes Alter. Von Mai bis November herrscht hier der sogenannte gute Musson, der eine anhaltende trockene Hitze bringt; der starke Ostwind verkühlt indeß die Atmosphäre, und auf dem Gebirge ist es, sogar in den heißesten Monaten, öfters mehr kalt als warm, wahrscheinlich in Folge des starken Thaues, der auf den Bergen fällt. Von November bis April fallen täglich schwere Platzregen, begleitet von heftigen Nordwestwinden. Bisweilen spürt man auf Timor Erdstöße, gewöhnlich in der Richtung von Südost nach Nordwest, die man jedoch wenig beachtet und nicht für gefährlich hält.

Für die Vegetation ist das Klima äußerst günstig, und dieselbe zeigt hier eine Ueppigkeit, welche sogar für die tropischen Gegenden fast beispiellos ist. Timor erzeugt mehrere Arten Reis und Bambus, Mais, Baumwolle, Tabak, Kartoffeln, allerhand Gemüse, Wassermelonen, Ananas, Zwiebeln, Mohn und Indigo. Aber leider ist der Ackerbau ganz vernachlässigt, und das Land könnte bei einer bessern Behandlung ungleich mehr erzeugen. Die Timoresen kennen den Gebrauch des Pflugs noch gar nicht. Wenn die Regenzeit kommt, leiten sie das Wasser auf die Grundstücke, welche sie besäen wollen, und wenn der Boden gut durchnäßt ist, jagen sie eine Menge Büffel darauf, welche ihn tüchtig durchtreten. So ist es kein Wunder, wenn nicht einmal für den eigenen Bedarf Reis genug gebaut wird; man behilft sich mit Mais oder Djagong, und wenn die Ernte von diesen fehlschlägt mit wilden Kartoffeln. Unter den Fruchtbäumen verdienen Erwähnung der Brodbaum, die Kokos-, Areng- und Sago-Palme, der Mango-, Granat-, Pisang-, Limonien- und Papaju-Baum. Die Wälder liefern im südlichen Theil der Insel Sandelholz, welches gefällt, geschält, in Stöcke von ungefähr 3 Fuß Länge gehauen und für den chinesischen Markt ausgeführt wird, um Kästchen, Schachteln und andere Gegenstände davon zu verfertigen; ferner den Kasambie, von dessen Bast Taue geflochten werden; Djatieholz; die Sophora Grandiflora, Hypecanthera Moringa, Erythrina Corallodendron und viele andere. Einige Meilen von Kupang findet man an dem Flüßchen Treta-Maas dasselbe Holz, welches von Malaca für Schiffsmasten nach Batavia gebracht wird. Kaffee und Cacao gedeihen vortrefflich, werden aber so wenig von den Eingeborenen gebaut, als Indigo und Tabak; auch kommen in den Wäldern viele wilde Muscatnuß- und Zimmtbäume vor. Die herrlichsten Blumen und Gewächse schmücken Berge und Thäler, und gewähren dem Naturforscher ein weites Feld zur Untersuchung. Aber vor allem ist Timor reich gesegnet mit vielen heilsamen Pflanzen, während es deren nur sehr wenig giftige gibt. Die Heilkunst der Timoresen besteht einzig in der Kenntniß gewisser Blätter, Früchte und Wurzeln von Pflanzen und Bäumen. Man findet dort eine Wurzel, die eine erstaunliche Kraft hat zur Heilung frischer Wunden. Man schabt ein wenig davon, vermischt es mit Speichel oder Arack und legt es auf die Wunde, welche sich dann, so tief sie auch ist, in wenig Tagen schließt und vernarbt. Die Timoresen bringen bloß mittelst ihrer Kräuter unglaubliche Genesungen zu Stande. Das folgende Beispiel wird von einem höchst glaubwürdigen und achtbaren Augenzeugen, dem Residenten Grafen von Hogendorp, mitgetheilt. Ein Sklave hatte durch einen Fall seinen Arm gebrochen, und den dritten Tag offenbarte sich in dem verwundeten Glied der kalte Brand. Die europäischen Chirurgen beschlossen die Amputation, aber als sie zu der Operation schreiten wollten, bemerkten sie, daß der Brand bereits die Schulter erreicht hatte, so daß sie ihr Vorhaben aufgeben und den Unglücklichen seinem Schicksal überlassen mußten. Der Herr des Sklaven berief nun eine inländische Frau, die wegen ihrer Kenntniß der Kräuter berühmt war. Diese bereitete einen Umschlag von frischen Pflanzenblättern und bedeckte damit den Arm, der nach einigen Tagen an der Stelle des Bruchs abfiel und weiter hinauf in sehr kurzer Zeit genas, ohne daß der Patient auch nur ein Fieber bekommen hätte.

Der gebirgige Theil der Insel ist weniger fruchtbar als die Ebenen an der Küste; dagegen scheint der Boden daselbst mineralische Schätze zu verbergen. Die meisten Bäche und Flüsse führen Goldsand. Der ergiebigste Goldfluß befindet sich in dem kleinen Königreich Molo, wo während der trockenen Jahreszeit etwas Gold gesammelt wird, allein die Inländer vernachlässigen dieses Product, und lassen sich nicht bewegen danach zu graben, weil ein erster Versuch, durch Mangel an technischer Kenntniß und Unvorsichtigkeit, das Einstürzen der Grube und den Tod zahlreicher Arbeiter zur Folge hatte, wodurch die abergläubischen Eingeborenen in den Wahn gebracht wurden, daß böse Geister in der Erde hausen und sich die edlen Metalle nicht wollen entreißen lassen. Timor hat auch einige Kupferminen, welche bei zweckmäßiger Bearbeitung eine ansehnliche Ausbeute liefern würden. Das Kupfer ist von sehr guter Qualität; die Timoresen vermengen es mit Gold zu einer schönen Composition, welche sie Suassa nennen; aber auch die Einsammlung des Kupfers — welches ebenfalls in dem Sande der Flüsse gediegen vorkommt — vernachlässigen sie, so wie die der Naphta, wovon man einige ergiebige Quellen findet, und deren sie sich bloß zur Vertreibung der weißen Ameisen bedienen. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zeitschrift für schwedische Alterthümer. Unter dem Titel „Runa“ erscheint in Schweden eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, welche Mittheilungen aus den verschiedensten Theilen Schwedens enthält. Die trockenen antiquarischen Nachrichten wechseln ab mit alten Volksliedern, wodurch die neuen Sammlungen, selbst Arvidsons „Svenska fornsånger,“ vielfach bereichert werden. (Afton' L.)

•

Die Impfung der Kastanie auf Eichen galt bisher für unthunlich, ist aber seit einiger Zeit von einem Hrn. Méline in Dijon mit Glück in Ausführung gebracht worden. (Echo du Monde Savant vom 9 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1843.

Ausflug eines schwedischen Naturforschers in Süd-afrika.

In der Versammlung der schwedischen Akademie am 12 Januar wurde ein Brief des Hrn. C. F. Wahlberg vorgelesen, welcher mit Unterstützung der schwedischen Akademie in Südafrika reist, und die Sammlungen derselben bereits früher mit mehreren seltenen Thieren der nordischen Fauna bereichert hat. Der Brief ist datirt vom 15 Aug. v. J., und lautet nach dem Aftonblad vom 18 Jan. d. J. wie folgt.

Den 7 Oct. 1841 brach ich von Port Natal auf, in Gesellschaft mit Willem Nel, einem Bauer von 21 Jahren, einem 20jährigen Zulakaffer und einem 13jährigen Jungen von demselben Stamme. Mein Wagen wurde von fünf Ochsen gezogen, und ich hatte denselben mit Proviant hinreichend begabt. Bis zum Drachenberg fuhren wir in einem stark coupirten Land, und der Weg war somit höchst beschwerlich, um so mehr, als es meist aufwärts ging. Hier herrscht sonst allenthalben der üppigste Graswuchs, aber jetzt noch so früh im Jahr war das Gras kurz, da in den Monaten Junius, Julius oder August das oft mannshohe Gras regelmäßig niedergebrannt wird. Fünf bedeutende Flüsse wurden durch Furten passirt, in der Regenzeit, im Sommer, wachsen sie aber oft dermaßen an, daß die ganze Communication Monate lang gesperrt ist. Ganze Tagereisen fährt man hier, ohne einen Baum zu sehen, und somit waren wir bereits genöthigt, mein Mahl mit getrocknetem Mist zu kochen, welcher auf der andern Seite des Drachenberges auf weiten Strecken das einzige Brennmaterial ist. Eine Menge Ruinen von Kraals und Häuschen aus Stein aufgemauert, finden sich auf der Ostseite des genannten Bergs. Die früheren Bewohner derselben wurden von den Zulas ausgeplündert und niedergemacht, oder verjagt. Von der Ostseite bietet der Drachenberg, bei den Kaffern Kaslambar (Quath lamba) genannt, einen wildschönen Anblick dar mit seinen hohen, lothrechten Klippen, über und hinter denen sich thurm- oder burgartige, noch mit Schnee bedeckte Spitzen zeigten. Das Hinaufsteigen mit einem schweren Wagen kostete mich, so wie meine armen Ochsen unsägliche Mühe. Nach dreistündiger Anstrengung näherten wir uns endlich der Höhe, und hatten nun nach der Seite hin, woher wir kamen, eine weite Aussicht, nach der andern Seite hin stieß aber das Auge nur auf wilde Berggruppen. Hier ließ ich auf meinem Wagen einen kleinen Vorrath Holz aufpacken, bestehend aus einigen Arten Protea, der letzten baumartigen Pflanze, die ich nun auf lange Zeit traf, denn je mehr man sich vom Drachenberg entfernt, destomehr wird das Land flach, bis nach einigen Tagen die unermeßlichen Grasebenen folgen, welche, gleich dem Meere, den Horizont in blauer Ferne schließen, und auf denen das umherspähende Auge vergebens einen Baum oder Busch sucht. Hier weiden in einzelnen Gruppen unzählige Schaaren von Wild, worunter Quagga's, Gnu's, Springböcke, Blauböcke und sogenannte Hartebeeste die zahlreichsten sind. Das Gnu zieht am meisten die Aufmerksamkeit auf sich durch seine tausenderlei seltsamen Sprünge, indem es sich jetzt dem Beschauer nähert, dann wieder flieht, wobei es die harte Erde hinten hinauswirft, so daß nur eine Staubwolke seinen Weg andeutet, und im eiligen Lauf mit seinem weißen Schweife seine Lenden peitscht. Niedergedrückt im hohen Grase und in den Wasserpfützen lauert hier der furchtbare Löwe, und das von Durst geplagte Thier ist genöthigt sich zu nähern und wird seine Beute. Der mit weißen Knochen bezeichnete Umkreis dieser Wasserplätze gibt den deutlichsten Beweis hiefür.

Am Rhinocerosfluß trifft man wieder die ersten Acacien in einzelnen Gruppen. Dann folgt der Vaal- oder Gelbfluß, einer der Hauptzuflüsse des Oranjestroms. Er hat eine ansehnliche Breite, aber da, wo ich über ihn setzte, betrug seine Tiefe nur 1 bis 1½ Ellen; in der Regenzeit jedoch ist er oft mehrere Monate unfahrbar. Nun kommt der schöne Fluß, der Mooie Rivier der Auswanderer, an die Reihe. Er hat seinen Namen daher, daß sein Wasser fast in gleicher Höhe mit dem Ufer fließt, weßhalb es sehr leicht zur Bewässerung der Felder abgeleitet werden kann. Er entspringt aus zwei sehr starken Quellen, fällt aber nach einem kurzen Lauf in den Vaalfluß. Die Emigranten beabsichtigen hier am Mooiefluß eine Stadt anzulegen, und einige wenige, allerdings sehr anspruchslose Häuser, sind auch bereits fertig. Wenige Stun-

den von da in östlicher Richtung ist eine ungeheure von der Natur gebildete Höhle, in welcher bei Ankunft der Auswanderer ein Kafferhäuptling mit seinem Volk hauste. Leider nahm ich mir nicht Zeit, sie zu besuchen, da ich hoffte, wieder auf demselben Wege zurückzukehren. Der Beschreibung nach führt eine schmale Oeffnung in diese dunkle Wohnung, in deren Innerem ein unterirdischer Bach rauscht. Die Bewohner derselben hatten eine lange Belagerung von dem vertriebenen Bruder Dingaans, Masilikatsi, dem gefürchteten Häuptling des Osanni-Stammes,*) auszuhalten, da sie aber mit Kafferkorn und andern Nothwendigkeiten wohl versehen waren, wurde er der Belagerung überdrüssig und gab Befehl zum Sturm, welcher aber wiederholt abgeschlagen wurde. Nun wurde versucht, durch Rauch die unglücklichen Eingeschlossenen zu bezwingen, und es wurde ein ungeheurer Scheiterhaufen vor dem Eingang aufgerichtet, allein der Rauch drang nicht hinein, und der mächtige Häuptling gab endlich sein Vorhaben auf und ließ sie in Ruhe. Im verflossenen Jahre haben aber die Ausgewanderten in ihrer väterlichen Vorsorge sie gezwungen zu flüchten, und den größten Theil des Volks sich als Leibeigene zugetheilt.**)

Nach ein Paar Tagen weiterer Fahrt zeigte sich Makkalis gewaltiger Bergrücken, der sich von Osten nach Westen ausdehnt. Sein Name bei den Eingebornen ist Paama. Ich beschleunigte möglichst meine Reise, um das vor mir liegende Ziel zu erreichen und den Inhalt seiner waldbekleideten Seiten zu untersuchen. Auf einem Besuch bei einem der Auswanderer, der seine Wohnung an der südlichen Seite des Berges aufgeschlagen hatte, und ein Bruder des Commandanten Potgieter war, sah ich bereits verschiedene Fruchtbäume, Weinreben, ein herrliches Weizenfeld u. s. w., und erhielt die angenehme Nachricht, daß der wohlbekannte Zeyher sich mit zwei englischen Naturforschern auf der andern Seite des Berges befinde. Ich begab mich in ihr Lager, und sah hier auf einmal eine ganze Menge Naturproducte des Landes, denn diese Herren hatten bereits ein halbes Jahr hier zugebracht, und führten mehrere Thiere lebend und gezähmt mit sich. Die beiden letztern waren für Lord Stanley's Rechnung hier, vortrefflich equipirt, kehrten aber leider wenige Tage nach meiner Ankunft zurück. Mit dem eben so anspruchlosen als wohl unterrichteten Zeyher verflogen mir rasch einige Stunden, und ich begab mich dann weiter nach einem Ort, wo ein kleiner Bach sich vom Makkalisberg herab in den Krokodilsfluß ergießt, längs dessen Ufer Trauerweiden (salix-gariepina) stehen, und ihre grünen, traurigen Häupter nach der stillen Wasserfläche hinabsenken, unter der die furchtbaren Amphibien, die dem Fluß den Namen gaben, in großer Anzahl lauern. Auf dieser Landzunge schlug ich unter Acacien am 16 November mein Zelt auf, und nun begann eine Zeit angestrengter Arbeit, wo die schreiende Eule und die heulende Hyäne mich noch wach fanden, und der Knall meiner Büchse schon wieder den Gesang der Singvögel unterbrach. Mit Anfang Januars fing ich an einzupacken, und rüstete mich auf eine Fahrt zu dem Commandanten Potgieter, um Erlaubniß zu erhalten mit Proviant versehen weiter zu ziehen, aber ein fataler Vorfall schob meine Abreise um mehrere Tage hinaus.

Es war am 3 Januar, einem der finstern Abende, wo der eilig heranziehende, heulende Sturm schwarze Wolken über den Himmel hinjagte, und die schönen, gelbblumigen Kronen der um mein Lager stehenden Acacien niederbog. Ich saß mit Willem unter meinem Zelt auf einer Strohmatte und trank Thee, als wir plötzlich die in dem engen Kraal befindlichen Ochsen erschreckt schnauben und blasen hörten. Wir erkannten sogleich die Veranlassung, und ich feuerte zwei Schüsse nach der Seite ab, woher der Feind sich näherte. Dieß schreckte ihn jedoch nicht ab immer näher zu kommen, und so konnten wir die Ochsen nicht mehr länger im Kraal zurückhalten: sie brachen hinaus und flohen. Das Geräusch der Fliehenden verhallte allmählich, aber es dauerte nicht lange, so hörten wir ein schweres Stöhnen, hie und da durch ein leises Brüllen unterbrochen. In der dunklen Nacht konnten wir dem armen Thiere, das, wie sich am Morgen auswies, einer der besten Zugochsen war, nicht zu Hülfe kommen, und wir folgten nun der Spur der übrigen Fliehenden, aber ich kehrte nach mehrstündigem Umherwandern allein zurück, und ließ Willem und den Kaffer das Suchen fortsetzen. Sachte näherte ich mich dem todten Ochsen, in der Absicht, einen der zahlreichen Geyer, welche sich um denselben her einfanden, zu erlegen, als ich in dem dichten Gebüsch, in welchem der Ochse gefallen war, etwas aufspringen hörte, und beim Umschauen den Löwen einige Schritte von mir fliehen sah. Ich stieß nun einen Stock in den Busch und hängte mein Sacktuch daran, um die Vögel abzuhalten, und ging nach den Wagen. Kurz darauf kam ich mit meinem Kafferknaben, der eine Axt und ein zinnernes Gefäß trug, zurück, um einen Theil des Fettes und Fleisches zu holen. Abermals hatte der König der Thiere sich eingefunden, floh abermals, als wir uns näherten, dießmal aber augenscheinlich widerwilliger, was er durch einiges starke, kurz ausgestoßene Brüllen kund gab. Eilig setzte ich meine Doppelbüchse in Bereitschaft, um beide Schüsse auf einmal abzufeuern, that es aber nicht, aus Furcht, die Geyer alle zu verscheuchen. Bald darauf kam Willem und der Kaffer mit den übrigen Ochsen zurück, und nun begaben wir uns mit einander an Ort und Stelle, um alles in Ordnung zu bringen; wie erstaunt aber waren wir nicht, als wir den ganzen Ochsen verschwunden fanden. Das schlaue Thier hatte ihn in dem hohen und dichten Schilf und Gebüsch, welches hier die Ufer des Krokodilsflusses umgibt, versteckt, und ohne Hunde fanden wir es nicht rathlich, viel darin herumzustöbern. Das fette und schöne Fleisch, welches ich herausgeschnitten, ließ ich scharf einsalzen, leicht mit der letzten Portion Pfeffer, die ich hatte, überstreuen, und dann zum Dörren an eine Acacie aufhängen, die zwischen dem Zelt

*) Wir wissen nicht woher dieser Name kommt; in den englischen Nachrichten werden die Krieger Masilikatzi's oder Mosolekatzi's Matabilis genannt. A. d. U.

**) Wahlberg zeigt sich hier, wie auch in einigen spätern Bemerkungen als entschiedener Feind der ausgewanderten Boeren, aus welchem Grunde, kann man wohl errathen. Obige Thatsache ist schon darum zweifelhaft, weil die Engländer, die den Boeren in keiner Weise geneigt sind, eine so schreiende Thatsache bekannt zu machen gewiß nicht unterlassen hätten, wenn sie sich als wahr zeigte. A. d. R.

stand, wo ich schlief, und dem Wagen, wo Willem und die Kaffern ihr Quartier hatten. Die Nacht war regnicht und stürmisch, und beim Aufwachen fand ich meinen ganzen Fleischvorrath verschwunden. Nicht wenig erstaunt forschte ich nach dem Fraßgierigen, und fand endlich deutliche Spuren einer Hyäne; in der folgenden Nacht machte eine Kugel dem Leben des unverschämten Thieres ein Ende, allein mein Fleisch war doch verloren. Am 8 Jan. brach ich endlich auf, und als ich einen der Ausgewanderten getroffen hatte, bot ich ihm 30 Pfd. Kaffee, womit ich überflüssig versehen war, für einen anderen Ochsen. Als ich mein Geschäft bei Potgieter vollendet hatte, kehrte ich auf demselben Weg zurück, passirte den Krokodilfluß nahe an der Stelle, wo ich meine erste Station gehabt hatte, und ließ nun den letzten Posten der Auswanderer hinter mir. Mein Vorsatz war, bis zum Affenfluß vorzudringen, zu welchem Ende ich mich aber mit ein paar Eingebornen als Wegweiser und Ochsenwächter versehen mußte.

Von meinem Kafferknaben gefolgt, besuchte ich zu diesem Endzweck den Basutohäuptling Mammakali in seinem Kraal. Ein Theil seines Volks kam eben mit guter Beute von der Jagd zurück. Die andern saßen im Schatten des vorspringenden Daches einer Anzahl Hütten und beschäftigten sich mit Bereitung von Häuten, Zusammennähen ꝛc. Ich stellte dem Häuptling meine Sache vor, sagte ihm, daß er mir zwei unerschrockene Leute aussuchen solle, und daß ich ihm für den Dienst eines jeden eine Ziege bezahlen würde. Er verlangte noch einen Theil des Fetts von dem Wilde, das wir erlegen würden, als Zulage, und da ich dieß zusagte, war er zufrieden, und gab mir zwei seiner Leute, wovon der eine, abgesehen daß er ein Krüppel war, über dem ganzen Körper furchtbare Narben hatte, Andenken von dem Kampf mit einem Löwen, den er jedoch glücklich mit seiner Assagaie erlegte; der andere war ebenfalls im Gesicht und auf der Schulter von einem Leoparden gezeichnet, dem die übrigen Jäger auf seinem Körper den Rest gegeben hatten. Ich hatte indeß zum mindesten keine Ursache mich über ihren Muth zu beklagen.

Der Basutostamm gehört deutlich zu den Kaffern, denn Gesichtsbildung und Körperform sind dieselbe. Sie bewohnen einen ansehnlichen Strich auf der Westseite des Drachenbergs, ziemlich nahe an der Gränze der Colonie. Westlich gränzen sie an die Koranna's und Betschuanas, wie weit sie aber nördlich sich erstrecken, ist mir nicht bekannt. Sie stehen unter einer Menge von einander unabhängiger Häuptlinge, und sind im Allgemeinen friedlich gesinnt, was man schon aus ihren Tänzen und Gesängen schließen kann, die sich von denen der kriegerischen Zulastämme wie Nacht von Tag unterscheiden. Der Tanz besteht nämlich in einer langsamen und graciösen Bewegung der Arme, wobei sie sich rund herum drehen und jeder nur für sich zu agiren scheint. Die Gesänge haben einen langsamen Takt, gehen oft in ein artiges Pfeifen über, und sind meist begleitet von einem Schnalzen mit den Fingern. Die Männer tragen einen kleinen Ledergürtel, der sich eng an die Lenden anschließt und hinten mit einem abgerundeten Schooß versehen ist, über die Achseln ein großes Fell als Mantel mit den Haaren nach innen und dem Schweife, der zwischen den Schultern hinabhängt. Die Beschneidung ist bei ihnen im Gebrauch. Einige von ihnen tragen eine Mütze oder Hut auf dem Kopf, welche konisch und gewöhnlich aus einer Antilopenhaut gefertigt ist. Andere tragen langes Haar, von der Stirne stark aufwärts gesträubt, oder sie rasiren einige Daumen breit von den untern Haaren ab. An den Backenknochen zwischen Auge und Ohr machen sie auf beiden Seiten des Gesichts Einschnitte, so daß ein Knorpel entsteht. Moselekatzi hatte den größten Theil der Basutohäuptlinge vor Ankunft der Auswanderer ihres Viehs beraubt, und sie standen bis zur Ankunft dieser letztern unter seinem Befehle, bis die Auswanderer ihn verjagten. Ihre Sprache stimmt in mehreren Worten mit der der Zulas überein, unterscheidet sich aber namentlich durch eine Menge r, welche darin vorkommen, während dieser Buchstabe in der Zulasprache selten ist, so z. B. sagt ein Zula Mafuta, und ein Basuto Mafura, fett; die Hyäne heißt bei dem Zula Pisi, bei dem Basuto Piri. Ihre Kraals sind mit einer cirkelrunden Steinmauer umgeben, innerhalb deren ihre Hütten ohne alle Ordnung verbreitet sind; indeß sind sie gut gebaut und meist in zwei Abtheilungen getheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Tattams Arbeiten für die ägyptischen Christen.

Dr. Tattam ist zweimal nach Aegypten gereist, um dort syrische Manuscripte für englische Bibliotheken zu sammeln und Verbindungen mit den dortigen Christen anzuknüpfen. Sein erster Zweck wurde in so weit erreicht, als er 2 bis 300 syrische Manuscripte auf Pergament von hohem Alter zusammenbrachte. Hinsichtlich des zweiten hat er mit dem Patriarchen Rücksprache genommen, um ein koptisches und ein arabisches neues Testament herauszugeben; der arabische Text des letztern soll in Cairo nach den besten im Lande vorhandenen Manuscripten corrigirt werden. Die zweite Arbeit, die Hr. Tattam beabsichtigt, ist die Uebersetzung der Werke von Macarius für die koptische Kirche ins Arabische. Bis jetzt besteht weder eine koptische noch eine arabische Uebersetzung davon. Hr. Tattam hat den gelehrtesten Christen Aegyptens, einen Hrn. Majarra, mit der Uebersetzung von Macarius Homilien aus dem Griechischen ins Arabische beauftragt. (Wie es scheint, übernimmt eine englische Gesellschaft die Kosten.) (Litt. Gaz. vom 11 Februar.)

Einiges über Timor.

(Fortsetzung.)

Die Fauna ist auf dieser Insel sehr reich. Unter den Hausthieren hat man Büffel, Rindvieh, Pferde, Schafe, deren Wolle in Haar ausgeartet ist; die Manbra-Ziege, die sehr gute Milch gibt; Schweine und Federvieh. In den Wäldern findet man wilde Büffel, wilde Pferde, Hirsche, den Babirussa, wilde Katzen und eine ungeheure Menge Affen jeder Art, aber keine eigentlichen reißenden Thiere. — Unter den mannichfaltigen Vögeln erwähnen wir den Seeadler, den Rhinocerosvogel, die Luris und Cacatu's. — Das Krokodil hält sich an den Mündungen der Flüsse auf, und am Strande findet man mehrere Arten von Schildkröten, worunter auch die Karetschildkröte. Das Land wimmelt von gefährlichen

Schlangen, Scorpionen und Scolopendern; die Inländer haben Wurzeln, welche sie kauen und auf den Biß dieser giftigen Thiere legen, wodurch derselbe sehr schnell heilt und jede schädliche Wirkung weggenommen wird. Jeder Timorese führt immer einige dieser Wurzeln bei sich, um sie im Nothfall sogleich anwenden zu können. Heuschrecken richten oftmals eine große Verwüstung in der Pflanzenwelt an. Schmetterlinge, Käfer und andere Insecten, in den prächtigsten Farben schillernd, so wie eine Art kleiner Bienen, findet man in Ueberfluß. In Höhlen und zwischen Klippen nisten die Schwalben, deren Nester theuer bezahlt werden. Das Meer wimmelt von allerlei Fischen, die in dem Haifisch und dem Krokodil gefährliche Feinde haben. Austern und Schalthiere gibt es in großer Menge und Mannichfaltigkeit. In der Nähe von Kupang liegt eine Sandbank, welche Perlenmuscheln liefert. Man hat mit der Perlenfischerei daselbst Versuche angestellt, die aber zu keinem befriedigenden Resultat geführt haben. Die Korallenriffe bestehen aus Celleporen, Madreporen, Milleporen und Tubiporen, und liefern auch eine Art Korallen, Isis genannt, welche nach Japan gebracht und dort mit Gold aufgewogen werden. — In den Wäldern sammeln die Timoresen Wachs, welches für das beste und reinste des ganzen Archipels gilt.

Die Bevölkerung von Timor, welche man, wohl zu hoch, auf 400,000 Seelen schätzt, wird in Belonesen, Timoresen, Christen und Chinesen unterschieden. Die frühere (jetzt verbotene) Ausfuhr von Sklaven und die Blattern-Epidemien, die manchmal ein Viertel der Bewohner hinwegrafften, scheinen die Ursachen dieser verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung zu seyn. Die Belonesen, die ursprünglich von Gilolo hergekommen seyn sollen, bewohnen den östlichen und die von Ceram herstammenden Timoresen den westlichen Theil der Insel. Beide, gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen Timoresen begriffen, sind gut und stark gebaut; ihre Gesichtszüge sind unfreundlich und durch die platte fleischlose Nase sehr häßlich. Ihre Haut ist kupferfarbig und durchscheinend. Der Hauptzug ihres Charakters scheint eine gewisse Unabhängigkeitssucht und Hang zur Faullenzerei zu seyn. Untereinander sind sie sehr duldsam, friedlich und sanft, aber in Kriegen und gegen unglückliche Schiffbrüchige, die an ihren Küsten landen, blutdürstig und grausam.

Außer in den Hauptorten, wohnen diese Völker nicht in festen Dörfern, sondern errichten ihre Hütten, die nichts weiter als ein spitzes bis an die Erde reichendes Dach sind, überall wo der Boden sich für den Anbau eignet, und ziehen wieder weg, sobald ihre Aecker erschöpft sind. In diesen Hütten oder Schweinkoben, wo wirklich auch die Schweine beherbergt werden, sind keine Rauchfänge, Thüren oder Fenster, sondern ein einziges Loch zum Hineinkriechen, so daß, wenn darin gekocht wird, alle Essenzen Arabiens kaum hinreichen würden, um die darin herrschende Atmosphäre für eine christliche Nase erträglich zu machen. Die Aecker der Timoresen werden umzäunt und diese Umzäunungen von Jedermann gewissenhaft beachtet. Die Wohnungen der Fürsten und Häuptlinge sind gut gebaut und liegen gewöhnlich auf Anhöhen, die mit Mauern oder Wällen befestigt sind.

In jeder Hauptnegerie befindet sich in der Nähe des fürstlichen Palastes ein großer, an allen Seiten offener und nur mit einem Dach versehener Schuppen. Unter diesem Dach hängen die Köpfe der im Kriege erschlagenen Feinde, und außen herum die Köpfe, Hörner und Kinnbacken der geopferten Thiere. Dieses Gebäude wird ferner als Rathssaal gebraucht.

Die Kleidung der Timoresen ist bei den Großen und Mohammedanern jener der Malayen ähnlich; die Heiden tragen ein Stück Baumwollenzeug um die Hüften und gehen barhaupt, mit dem Haar vorn auf dem Kopf um einen Kamm gewunden. Brust und Rücken verzieren sie mit kleinen Goldplättchen, und die Arme und Beine mit goldenen oder knöchernen Ringen. Ferner tättowiren sie sich, und haben also überhaupt viel Aehnlichkeit mit der Bevölkerung einiger australischen Inseln. Die Fürsten und Großen tragen einige Tücher um den Kopf gewunden und kleiden sich in geblümten Kabayen; an Festtagen schmücken sie beide Seiten des Kopfs mit goldenen Halbmonden, und einige, die sich besonders auszeichnen wollen, lassen ihre vordersten Zähne in Gold fassen. Unter den Vornehmen gilt es auch für bedeutungsvoll europäische Kleidung zu tragen, wozu dann noch ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf gehört. Die Frauen der Vornehmen sind nur selten sichtbar; man kennt sie an ihren schweren goldenen oder silbernen Armringen; auch sind sie tättowirt.

Mais, Früchte und Honig bilden die Hauptnahrung der Timoresen; als Leckerbissen gelten ihnen Fledermäuse, Affen- und Pferdefleisch, und eine Art Sambal oder Eingemachtes von jungen Bienen. Branntweine und Liqueure sind sehr beliebt, vorzüglich die europäischen. Reis wird fast nur von den Vornehmen gespeist. Obgleich das Meer an den Küsten sehr fischreich ist, so wird doch der Fischfang durchaus vernachlässigt, denn die Timoresen haben einen Widerwillen gegen das Seeleben, und begeben sich nur im Nothfall und um nach andern Inseln überzufahren in ihren Canoes aufs Meer. Auf ihrer eigenen Insel reisen sie gewöhnlich über Land; der gemeine Mann geht zu Fuß und nimmt den nöthigen Vorrath Mais und etwas Pinang mit; am Tage ruht er in dem Schatten eines Baumes und setzt seinen Weg des Nachts und in den Morgenstunden fort. Bei ihrer Mäßigkeit haben sie fast gar keine Bedürfnisse. Zum Transportiren von Sandelholz, Wachs, Honig und Reis bedienen sie sich der Pferde, während die Büffel dienen, um statt des Pfluges die Felder zu bereiten. Pferde und Büffel haben auf dem Rücken ein eingebranntes Zeichen, woran der Eigenthümer sie kennt.

Die Timoresen sind gute Schützen, und brennen selten los, ohne ihres Schusses gewiß zu seyn; mit Flinten und Lanzen bewaffnet, jagen sie wilde Büffel, Pferde, Hirsche und Eber; auf die Schweinsjagd richten sie ihre Hunde ab. Die wilden Büffel, die sich hauptsächlich in dem hohen Gebirge aufhalten, sind sehr gefährlich; die Jagd auf dieselben geschieht fast nur von den Fürsten und Großen, welche ein zahlreiches Gefolge bei sich haben, um die Büffel zu erschrecken und in die Flucht zu jagen. So wie auf Ceylon zum Zähmen der Elephanten, werden auf Timor eigene Plätze umzäunt und die Büffel so lange gejagt, bis sie sich innerhalb der Umzäunung befinden, welche dann sogleich geschlossen wird. Darauf läßt man einige zahme Büffel zu den wilden, welche durch diese Gesellschaft in kurzem so weit gezähmt werden, daß ein sogenannter Zauberer sich zu ihnen begeben kann, der sie mit Kräutern und einem gewissen Pulver einreibt, worauf sie ihm ganz gehorsam folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Ellenborough als Simson. Der edle Lord ist wegen seiner Proclamation über die Sandelholzthore von Somnath, wie natürlich, den Carricaturisten nicht entgangen. In einer der neuesten Carricaturen H. B.'s trägt er als neuer Simson die Thore von Somnath fort, und Presse und Parlament sind mit lautem Halloh! hinter ihm her, wie hinter dem alten Simson die Philister. (Litt. Gaz. vom 11 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1843.

Landstraßen in China.

Die katholische Missionsgesellschaft von Lyon hat einen Brief von dem französischen Missionär Huc drucken lassen,*) in welchem er ein lebhaftes Bild des Zustandes der Straßen in China gibt, wie er es auf seiner langen Reise von Canton durch das ganze Reich bis nach Siwan in der Mongolei fand, wo er sich gegenwärtig in dem katholischen Seminar aufhält. Der Brief ist datirt von Siwan den 15 Sept. 1841, und ist der neuste, welchen man von dem dortigen Seminar erhalten hat, denn die Missionäre im Innern von China haben nur Eine regelmäßige Gelegenheit zu schreiben, da man ihnen jährlich von der Procuration von Macao aus einen Christen schickt, welcher ihnen Geld und andere Bedürfnisse aus Europa bringt und ihre Briefe mit zurücknimmt. Der Brief lautet so.

„Ich habe den 21 Februar Macao verlassen, habe China von einem Ende zum andern durchzogen, und befinde mich jetzt in Siwan in der mongolischen Tartarei. Ich habe diese viermonatliche Reise nicht so langweilig gefunden, als ich mir vorgestellt hatte, und habe auf den 700 Meilen, die ich gemacht, Gelegenheit gefunden, alle locomotiven Systeme, welche man in China findet, zu versuchen. Der bequemste und interessanteste Theil meiner Reise war die Schifffahrt auf einer großen Anzahl von Flößen auf einem großen See und den beiden schönsten Strömen der Welt, dem blauen und dem gelben Fluß. Dagegen ist die Landstraße das unerträglichste, was man sich denken kann. Bisweilen lag ich auf einem elenden Schubkarren, geschoben von zwei Menschen, die an jedem Wirthshaus und jedem Schoppen am Wege anhielten, um zu ruhen, Thee zu trinken, zu plaudern; ein andermal wurde ich auf einem ungeheuren Karren fortgeschafft, an welchem Pferde, Ochsen, Maulthiere und Esel bunt unter einander eingespannt wurden. Der Kutscher, welcher uns fuhr, war ein kleiner, fetter, breitschulteriger Chinese, den eine ungewöhnliche Schlaflust beherrschte, er schlief beständig auf seinem Sitz, d. h. der Deichsel des Karrens ein. Alle Augenblicke mußte ich ihn mit meiner langen Pfeife stoßen und ihn bitten, etwas auf seine Maschine Acht zu geben, denn ich weiß keinen andern Namen für diese Equipage. Bisweilen fiel er in seinem Schlaf herab und blieb auf der Straße liegen, ich mußte dann absteigen und ihn wecken, worauf er halb lachend, halb auf sein Metier, das ihn am Schlaf störte, fluchend dem Wagen nachlief. Zu andern Zeiten bin ich bald auf Pferden, bald auf Mauleseln geritten, und einige Tage auf einem kleinen Esel, der mich aber als Europäer erkannt haben muß, denn er wollte mich durchaus nicht auf seinem Rücken leiden. Oft bin ich zu Fuß gegangen, habe aber wenig zum Lob meiner Beine zu sagen, die nie große Laufer gewesen sind und für die chinesischen Landstraßen nicht gut paßten. Nach europäischen Begriffen gibt es eigentlich gar keine Straßen in China, denn ein Felsen ist doch keine Straße, ein Sumpf eben so wenig, das Bett eines Bachs noch weniger, und einige tiefe Geleise und enge Fußwege, die sich durch die Felder ziehen, verdienen den Namen ebenfalls kaum, und doch gibt es im Allgemeinen in China keine andern Wege. Bisweilen wird die Straße so unwegsam, daß man gar nicht fortkäme, wenn die chinesische Industrie einem nicht zu Hülfe käme. Wenn es regnet, so bilden sich Bäche und Sümpfe, über die der Reisende nie kommen würde, wenn er nicht Lastträger fände, die ihn auf ihren Schultern hinübertragen; ein anderesmal verwandelt sich der Weg in einen breiten Fluß, der mit Inseln übersäet ist, und man bedient sich dann seines Karrens wie eines Schiffs. Denn der Karren ist so gebaut, daß, wo der Weg trocken ist, man die Räder anbringt und wo das Wasser tief wird, man die Räder in die Maschine wirft und dann wie in einem Kahn schwimmt; die Maulthiere bleiben angespannt und ziehen an einem langen Strick die amphibische Maschine durch das Wasser. Wenn der Wind stark weht, so zieht man Segel auf den Karren und Schubkarren auf und kommt durch diese glückliche Combination von Fuhre und Schifffahrt etwas leichter vom Platz. Es ist ein eigener Anblick, diese Segel, die sich auf allen Seiten durch die Felder bewegen, zu beobachten, und die Marktplätze, wo sich diese besegelten Karren versammeln, sehen aus wie eine kleine Rhede. Im Verhältniß, als man sich Peking nähert,

*) Annales de la Propagation de la Foi. Januar. 1843.

verbessern sich die Straßen, und in der Nähe der Hauptstadt sind sie wenigstens viermal so breit als europäische Landstraßen; allein damit ist dem Reisenden nicht viel geholfen, denn wenn es regnet, so steckt man bis ins Knie im Koth, und beim schönen Wetter erstickt man in den dicken Staubwolken, die Fußgänger gehen daher auf engen Fußpfaden am Rand der Felder hin.

Peking ist aus einer Menge von Städten gebildet, und hat sieben Meilen im Umfang; seine Mauern sind mit Bastionen und Thürmen versehen, und bieten einen imposanten Anblick dar; sie sind mit 46 Thoren von schönem Styl durchbrochen. Ein Boulevard, mit breiten behauenen Steinen gepflastert, läuft außen um die Mauer herum, und ist von einem bedeutenden Verkehr belebt. Tausende von kleinen Wagen circuliren mit großem Geräusch, Mandarinen mit ihrem Gefolge kommen und gehen, wandernde Schauspieler spielen, begleitet von einer höllischen Musik, endlose Reihen von Kamelen bringen Waaren in die Stadt, und eine Masse von Volk, das beständig schreit und sich zankt, gibt dem Boulevard einen lebendigen Anblick und zeigt die Nähe einer großen Stadt. Aber das Innere ist weit entfernt, den Erwartungen zu entsprechen; Peking enthält keine Monumente, wenigstens in dem Sinn, den man diesem Wort in Europa gibt, die Häuser sind niedrig und im Allgemeinen schlecht gebaut, und keines erhebt sich zur Höhe der Stadtmauer. Die Straßen sind lang und gerade, ungepflastert, kothig und übelriechend.

Von hier an hatte ich noch 90 Meilen bis Siwan, und dieser Theil meiner Reise war der beschwerlichste, denn nicht nur hat man einen ohne Ausnahme schlechten Weg, sondern ich hatte noch Abenteuer aller Art. Die Straße führt über steile Gebirge und an Abhängen hin, glücklicherweise hatte mein Maulthier einen sichern Tritt. Ich muß zum Lob des Thieres sagen, daß es mich mit bestem Willen getragen hat, doch einmal, als wir 12 Meilen ohne zu essen oder zu trinken gemacht hatten, ließ es sich vom Hunger bestechen und warf mich ab, aber auf das höflichste, es kniete auf den Vorderfüßen, beugte den Hals, schüttelte mich langsam in den Koth der Straße mitten in einem großen Dorf, und galoppirte triumphirend in ein Wirthshaus zur unbeschreiblichen Freude der chinesischen Zuschauer. Siwan ist ein großer Flecken, der an einem Berge liegt, die Bevölkerung ist christlich und besteht aus 800 Seelen. Die Mandarine kennen die Religion des Orts, lassen sie aber ungestört ausüben. Der größere Theil der Bewohner des Landes wohnt in Höhlen, d. h. in Zimmern, die in den Felsen gehauen und mehr oder minder wohnlich eingerichtet sind, je nach den Mitteln des Besitzers, und die große Kälte macht diese Bauart sehr zweckmäßig. Der Thermometer fällt im Winter auf 30 Grad unter Null.

So weit der Brief. Man kann jedoch die Beschreibung nicht in ihrer ganzen Ausdehnung annehmen, indem die Missionäre immer unter Leitung eingeborner Christen so geheim als möglich ins Reich geschmuggelt werden und daher die großen Straßen so viel möglich zu vermeiden haben. Im Süden des gelben Flusses gibt es keine eigentlichen Landstraßen, und die Canäle ersetzen sie, aber im Norden desselben sind regelmäßige Transporte von Reisenden und Waaren auf Wagen, die von Maulthieren gezogen sind, organisirt, was nothwendig bessere Straßen voraussetzt als die Schleichwege, auf denen ein Missionär geführt wird.

Ausflug eines schwedischen Naturforschers in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Doch ich komme zu meiner Reise zurück. Noch ein paar Tagereisen weit hatten wir gebahnten Weg, nämlich bis zu den hier gelegenen Salzpfannen, wo ein Theil der Ausgewanderten sein Salz holt. Eine ziemlich hohe, einsame, waldbewachsene, aber oben abgestumpfte Bergkuppe erhebt sich von der waldigen Ebene aus; wenn man von der einen Seite hinauf gestiegen ist, zeigt sich in ansehnlicher Tiefe ein ungeheures rundes Reservoir, das auf allen Seiten von den hohen, waldbewachsenen Seitenwänden umgeben ist. Das Salzlager befindet sich am Ufer in der Tiefe von einigen Fuß, bedeckt von Schlamm und Wasser, die aber immer tiefer werden, so daß nach der Versicherung der Eingebornen vor einigen Jahren ein aufgejagter Elephant, welcher dahin seine Zuflucht nahm, im Schlamm ertrank und verschwand. Ich war, als ich einen Hæmatopus melanopterus in den Flügel verwundet hatte, und denselben verfolgte, nahe daran, darin stecken zu bleiben, doch glückte es mir, mich voller Koth wieder heraus zu arbeiten. Wir fuhren nun ohne einen gebahnten Weg in östlicher Richtung weiter, fortwährend durch Wald, der meistens aus verschiedenen Arten Acazien bestand, und näherten uns am 22 Januar nach einer langen Fahrt dem Affenfluß, bei den Eingebornen Soane genannt. Hier richtete ich nun mein Lager klüger als am Krokodilsfluß ein. Von den furchtbar dornigen Acazien ließ ich eine Menge fällen, und daraus rings um meinen Wagen und mein Zelt ein hohes Gehege mit zwei Ausgängen bilden. Alle Abende wurden die Ochsen an den Wagen und Bäumen innerhalb dieses Geheges festgebunden. Meine Ochsenwächter hatten auch einige Hunde mitgenommen, und wurden oft von ihren Bekannten, zehn bis zwölf an der Zahl, besucht, welche gewöhnlich gegen zwanzig Hunde mit sich brachten. Diese hielten dann die Raubthiere ab, so daß ich, abgesehen von einigen Rhinocerosbesuchen, wenig von ihnen beunruhigt wurde, obgleich ihr Geheul und Gebrülle allnächtlich sich vernehmen ließ.

An einem schönen stillen Abend ging ich in mein Zelt zur Ruhe, und schlief bald ein. Plötzlich werde ich durch schnell aufeinanderfolgende Donnerschläge geweckt, ungeheure Blitze kreuzten einander; dazwischen durch, übertönend den rasenden Sturm und den fallenden Platzregen, hörte man das Brüllen der Löwen und der Hyäne widerliches Geheul, die jetzt, kecker als je, sich näherten. Blitz und Knall folgten auf einander, Schlag auf Schlag, und einen Waldriesen, der Jahrhunderte lang seinen Scheitel trotzig erhoben hatte, hörte man getroffen niederstürzen, die ungeheure Krone rings herum zersplittert;

obwohl frisch und grün, brannte sie doch noch mehrere Tage darnach. In diesem Strich schlägt der Blitz ungemein oft ein, wie man aus der großen Zahl überall herumliegender zersplitterter Bäume ersieht. Da ich nicht mehr als Einen Wagen hatte, konnte ich keines der größeren Thiere, wie Rhinoceros oder Giraffe, mitnehmen, denn die Haut von einem solchen hätte allein den halben Wagen angefüllt. Ich mußte dieß also auf ein andermal verschieben. Sowohl Rhinoceros africanus, als Rhinoceros simus sind hier sehr häufig; das erstere ist von sehr boshafter Natur, und verfolgt oft diejenigen, welche es aufstören. Mehrmals war ich mit diesem Thiere recht übel daran. Ich hörte einmal einen Buphaga *), und im Augenblick stürzte sich das Nashorn gegen mich. Da ich bloß meine kleine, mit Vogeldunst geladene Flinte hatte, floh ich aus Leibeskräften, und näherte mich endlich einem mächtigen niedergestürzten Baume, da schon das Schnauben der weit geöffneten Naslöcher meines Verfolgers sich vernehmbar machte. Nach einer kurzen Weile wandte es sich plötzlich um, und floh eilig davon. Die Eingebornen fürchten es mehr als alle Raubthiere, und fliehen, wenn sie es ansichtig werden alsbald, indem sie einen Baum ersteigen. Ich hörte mehrere Unfälle erzählen. Dagegen ist das weit größere Rh. Simus von scheuer Art und viel milder, auch flieht es fast immer beim Anblick von Menschen. Die Eingebornen wagen es deßhalb manchmal, ein solches Thier mit ihren Assagaien anzugreifen, und tödten auch wohl eines oder das andere. Einmal, als ich einen Astur musicus eifrig verfolgte, bemerkte ich einen Buphaga, der im hohen Grase auf etwas saß; vorsichtig schlich ich mich zurück, und gab meinem Jungen ein Zeichen, mir mein schweres Gewehr zu bringen. Mit diesem bewaffnet näherte ich mich vorsichtig, wohl wissend, daß so lange ich dem Vogel verborgen blieb, auch das Nashorn, denn ein solches war das Thier, mich nicht bemerken würde. Ein kleiner Busch diente mir zum Schutz und ich konnte von hier aus das Unthier deutlich sehen, das etwas auf diese Seite geneigt auf den Füßen lag; die einzige Bewegung, die man bemerkte, war ein leichtes Watscheln mit den Ohren. Mein Schuß brachte ihn glücklicher Weise nach einigen wenigen Zuckungen aus seinem Schlaf in die Ewigkeit. Es war dieß eines von der boshaften Art. Ein andermal schoß ich einem ungeheuren Rh. Simus den Rückgrat entzwei, es stürzte augenblicklich, und nun folgte ein furchtbarer Todeskampf, unter welchem ein wässeriger blutgefärbter Schweiß in großen brennend heißen Tropfen von der Haut herabfloß. Zwei Kugeln machten seinem Leiden ein Ende.

Sobald ein größeres Wild niederstürzt und der Mensch sich entfernt, sieht man aus ungeheurer Höhe von allen Seiten Aasvögel sich sammeln, obwohl man zuvor auch nicht einen einzigen gesehen hat. Anfangs setzen sie sich auf einen nahestehenden Baum, oder lassen sich auf den Boden nieder, und nähern sich dann in eiligem Lauf. Alle Arten finden sich unter einander ein. Da sie mit ausgestreckten Beinen und etwas zusammengelegten ruhigen Flügeln, in sausender Fahrt sich wiegend, herniederschießen, so ist hier der treffende Ausdruck gebräuchlich: der Aasvogel fällt. Ein Quagga oder Wildebeest ist in Zeit von einer Stunde verzehrt, so daß nur Knochen und Hautstücke noch übrig sind. Des Nashorns Haut ist zu stark für sie; wenn aber Hyänen auch nur eine kleine Oeffnung hinein gemacht haben, so geht das Skelettiren rasch vor sich. Die seltsam gestaltete und ausgezeichnet schöne Giraffe sieht man oft in Trupps von 10 bis 15 Stücken die Spitzen von jungen Bäumen abbeißen. Ihren ausnehmend schweren Gang hört man auf bedeutende Entfernung. Willem erlegte eine, und da ich die mich begleitenden Basutos begierig die Beinröhren zerschlagen und das rohe Mark verzehren sah, versuchte ich es gleichfalls und fand es wohlschmeckend. Sonst legten wir gewöhnlich die Beinröhren des Wildes in die Asche, und aßen dann das Mark mit Reis. Die wehrlosen Thiere in den waldbewachsenen Theilen des Landes finden sich gewöhnlich in größerer Anzahl beisammen, wodurch sie um so leichter an der ungleichen Größe einen sich nähernden Feind entdecken, und wenn eines die Gefahr andeutet, so ist die Flucht allgemein. Beim Jagen muß man genau Acht geben, sich ihnen unter dem Winde zu nähern, denn sie haben alle eine außerordentlich feine Witterung. Unter den Vögeln gibt es sogar mehrere, die durch einen eigenen, auch von den Säugethieren verstandenen Laut die Absicht des heranschleichenden Schützen verkünden; die ärgerlichsten darunter sind in diesem Strich Charadrius coronatus (eine Art Regenpfeifer), Plocepasser Mahali, Chizernis concolor u. a.

(Schluß folgt.)

*) Ochsenfresser, ein Vogel, der die Larven großer Insecten aus der Haut verschiedener Thiere, wie Ochsen, Rhinocerosse u. dgl. herausfrißt.

Die giftigen Thiere der Tierra Caliente in Mexico.

Das geistvoll geschriebene Buch der Mdme. Calderon de la Barca, „Life in Mexico," aus welchem wir demnächst größere Mittheilungen machen werden, enthält über die giftigen Thiere der heißen Region folgendes: „Es gibt noch (außer Klapperschlangen u. s. w.) andere giftige Reptilien, gegen deren Biß kein Mittel hilft, und Nachstehendes ist eine auf bester Autorität beruhende Liste nach den einheimischen Namen. Es gibt eine Chicarlina, eine gestreifte Viper von schönen Farben, die Coralillo oder korallenfarbige Viper mit schwarzem Kopf, und den Vinagrillo, ein Thier wie eine große Grille; wenn dieser ins Zimmer kommt, so erkennt man ihn an einem starken Essiggeruch. Er ist orangefarb, und macht, wenn er einem über die Haut hinwegläuft, keine Schmerzen, läßt aber einen langen Streif von tödtlichem Gift zurück. Der Biß der eidechsenartigen Salamanquesa ist tödtlich; der Escaloncillo stirbt vor Wuth, wenn er sich auf Jemand wirft und am Beißen verhindert wird; der Cencoatl hat fünf Füße und leuchtet im Dunkeln, so daß man glücklicherweise von der Nähe dieser Thiere auf mannichfache Weise gewarnt wird. Ferner findet sich eine schöne, schwarze und rothe Spinne, Chinelaquill genannt, deren Stich durch alle Knochen Schmerzen macht; das einzige Mittel dagegen ist, sich mehrere Tage in einem mit Rauch gefüllten Zimmer aufzuhalten. Endlich gibt es Tarenteln und Tacampulgaspinnen.

Die erste ist ein abscheulich aussehendes, welches, seltes, mit dunkeln Haaren bedecktes Thier, und man sagt, das Pferd, das auf ein solches trete, verliere augenblicklich den Huf; doch dieß bedarf der Bestätigung."

Einiges über Timor.

(Fortsetzung.)

Bei einem noch so rohen Volk, wie die Timoresen, sind natürlich die Erzeugnisse des Gewerbsfleißes sehr gering. Die Weiber verstehen indessen die Zeuge für ihre Kleidung zu verfertigen, wie dieß fast in dem ganzen Archipel der Fall ist; während die Männer außer dem Bauen von Kanoes, dem Schlagen von goldenen Platten und dem Gießen von Ringen zum Schmuck und von Schellen für ihre Pferde keine Handwerke verstehen. Auf wie niedriger Stufe der Ackerbau steht, sahen wir bereits oben.

Der Handel wird hauptsächlich durch Chinesen und einige in Kupang ansässige Bürger getrieben, welche das Innere der Insel bereisen, um die Landesproducte aufzukaufen und ihre eigenen Waaren zu verkaufen. Dieser Handel, so wie der, welcher längs der Küste und mit den benachbarten Inseln getrieben wird, muß als der inländische, jener dagegen, der mit Amboina, Macassar und Java besteht, als der ausländische betrachtet werden. Viele nordamerikanische Wallfischfänger, die meisten Schiffe, welche aus dem Archipel nach Neuholland segeln, und einige andere fremde Kauffahrer besuchen den Hafen von Kupang. Jährlich kommt dahin ein von dem Gouvernement zu Batavia abgeschicktes Schiff, um einige Bedürfnisse für die Beamten und die Besatzung zu überbringen, und die vorräthigen Kaufwaaren, wie Sandelholz und Wachs, abzuholen. Außer diesem besteht die Ausfuhr in Pferden, Büffeln, etwas Gold und Mais, wogegen allerlei europäische Producte eingeführt werden. Die Pferde, welche auf Timor und Rotti zu 25 bis 30 fl. gekauft werden, bringen öfters einen guten Gewinn. Die ganze Ausfuhr von Timor beträgt jährlich etwa den Werth einer Tonne Goldes, wovon neun Zehntheile nach Java exportirt werden.

Die Religion der Bewohner von Timor besteht, wie bei den meisten heidnischen Völkern, aus einem sehr unklaren Begriff von einem höchsten Wesen, welches sie in ihrer Sprache Ursi Neno (Herr der Sonne) nennen, obgleich man bei ihnen keine Spuren der Verehrung weder der Sonne noch eines andern Himmelskörpers findet. Uebrigens haben sie eine Menge Feste, opfern aus Gewohnheit, ohne wie es scheint zu wissen wem, und suchen in den Eingeweiden der Opferthiere die Zukunft zu lesen. In der Nähe der portugiesischen Niederlassung zu Dilli bekennt sich ein großer Theil der inländischen Bevölkerung zur katholischen Religion, und in der niederländischen Besitzung zählt man 1400 protestantische Christen. Dieses Christenthum besteht indessen bloß darin, daß sie getauft sind; denn bis jetzt wird für den regelmäßigen Religionsunterricht auf Timor wenig Sorge getragen. Der frühere Aberglaube ist denn auch bei diesen Christen nicht ausgerottet; die Könige und Häuptlinge lassen ihre Kinder nicht taufen, ohne vorher ein feierliches Opfer zu bringen, um aus den Eingeweiden der Opfer zu sehen, ob daraus dem königlichen Geschlecht oder dem Reich kein Unheil erwachsen werde. Gewöhnlich dürfen auch die ältesten Söhne oder Thronerben nie getauft werden. Vor einigen Jahren hat der verstorbene Missionär Le Brun sich auf Timor-Kupang große Mühe mit Verbreitung des Christenthums gegeben; er errichtete Schulen für die holländische und malayische Sprache, und predigte in beiden diesen Sprachen, aber ohne besondern Nutzen für die Eingebornen, wovon nur sehr wenige das Malayische verstehen, und deren eigene Sprache noch sehr wenig bekannt ist, auch von dem erwähnten Missionär nicht hinlänglich gekannt ward. Die Mohammedaner sind auf Timor nur dem Namen nach Islamiten; so wie die Christen enthalten sie sich des sogenannten Köpfeschnellens, welches unter den Timoresen sonst noch gewöhnlich ist, aber an den heidnischen Opfern nehmen beide noch Theil. Die Chinesen erfreuen sich auf Timor eines gewissen Wohlstandes, welchen sie ihrem Fleiß zu verdanken haben, während die Christen, die sich hier, wie überhaupt in dem Archipel, zu vornehm achten, um niedrige Arbeiten zu verrichten, größtentheils in Dürftigkeit leben.

Die Sprache der Timoresen ist, wie erwähnt, noch zu wenig bekannt, um viel davon sagen zu können; sie scheint eine Mischung der beiden auf Gilolo und Ceram herrschenden Sprachen zu seyn, unterscheidet sich aber von den meisten übrigen Sprachen des Archipels, daß sie die in denselben größtentheils fehlenden Buchstaben f und v besitzt. Wenn die Timoresen angeben wollen, zu welcher Zeit irgend ein Ereigniß stattgefunden habe, so wissen sie sich nicht anders zu helfen, als indem sie den Namen des damals regierenden Ray Luffa (Königs) oder eines ihrer Vorfahren nennen. Betrifft es etwas, das vor kurzem vorfiel, so muß die Zeit der Reisernte, oder der Tamarindenblüthe, oder dergleichen aushelfen, ohne daß sie genau die Wochen oder Monate anzugeben wüßten. Gleichwohl hat ihre Sprache Zahlen bis Tausend und höher, aber nur wenige wissen sich einen deutlichen Begriff davon zu machen, und unter den eigentlichen Eingebornen gibt es keinen, der sein eigenes Alter wüßte. Dagegen geben sie in manchen Fällen Beweise eines erstaunlichen Gedächtnisses, welchem sie durch einen mnemotechnischen Kunstgriff zu Hülfe kommen. Wenn z. B. Jemand ihnen Geld schuldet, so legen sie in eine Schnur gerade so viel Knoten, als verschiedene Posten der Schuld sind, und wissen die einzelnen Summen nach Jahr und Tag mit der größten Genauigkeit zu behalten.

Die Ehen werden bei den Timoresen auf eine sehr einfache Weise geschlossen. Der Jüngling, welcher Neigung für ein Mädchen hat, läßt bei ihrem Vater um sie anhalten, der für seine Tochter, je nach dem Rang und Vermögen des Bräutigams, eine Anzahl Büffel und eine gewisse Quantität Gold fordert. Dann werden einige Thiere geschlachtet und die Eingeweide derselben untersucht. Wenn diese günstige Auspicien enthalten, so wird die Ehe ohne weiteres vollzogen; sind die Zeichen aber ungünstig, so wird die Verbindung verschoben. Die Polygamie herrscht hier wie in ganz Indien, vorzüglich bei den Fürsten und Großen, indem der gemeine Mann selten die Mittel besitzt, mehr als eine Frau zu unterhalten. Ein Hausvater wird für sehr reich gehalten, wenn er unter seinen Kindern viele Töchter hat; denn bei dem Verheurathen derselben bekommt er jedesmal einen guten Preis für sie, und behält das Recht, so lange die bestimmte Summe nicht bezahlt ist, nicht nur seine Tochter, sondern auch die Kinder, welche aus der Verbindung geboren sind, zurückzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Milchbaum in Neuseeland. Dr. Dieffenbach erzählt in seinen Travels in New Zealand, er habe in der Nachbarschaft von Port Nicholson einen Baum entdeckt, der eine wohlschmeckende Milch gebe, könne aber nicht bestimmen, ob er zu derselben Familie wie der berühmte Kuhbaum von Guiana gehöre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1843.

Wanderung im russischen Lappland.

Der finnische Sprachforscher Castren, bekannt durch seine Uebersetzung des bedeutendsten finnischen Epos, Kalewala, machte vor kurzem eine Reise in die russische Lappmark, worüber schwedische Blätter (s. Aftonblad 6. 9 u. 10 Dec. 1842) Nachstehendes mittheilen.

Einige Meilen oberhalb Ivalo-Elfs Mündung in den Enare-See endet oder vielmehr verbreitert sich der düstere Gebirgsstrich, der wie ein böser Genius den reißenden, in wilder Verzweiflung fliehenden Strom verfolgt. In der Ferne erblickte man noch die kahlen Felsenspitzen, rundumher aber breitete sich eine schöne, grasbewachsene Ebene aus. Der Fluß mäßigt seinen Lauf und bildet kleine Inseln, die mit buschigen Laubbäumen bekleidet sind. Endlich zeigen sich auch einige Spuren von Menschen, wie Felder, Gärten u. dgl. Man bietet seine äußerste Kraft auf, um vermittelst angestrengten Ruderns schnell zu einer menschlichen Wohnung zu kommen, und traut kaum seinen Augen, wenn man statt jämmerlicher Hütten wohlgebaute finnische Höfe, umgeben von grünenden Wiesen und schönen Getreidefeldern sieht. Es ist unglaublich, wie wohlthuend ein solcher Anblick auf den Geist wirkt. Der unaufhörliche Anblick himmelhoher Felsen und brausender Waldströme betäubt endlich alle Gefühle. Der Mensch kann es in die Länge nicht aushalten, das wilde Spiel der Natur in sich selbst zu reproduciren. Der Geist verliert seine Spannkraft, und es bemächtigt sich seiner selbst ein stummes, thierisches Staunen. Wenn aber endlich die Natur wieder zur Ruhe zurückkehrt, wenn die kurz zuvor noch so wilden Elemente in friedlicher Vereinigung der Natur wahre Schönheit abspiegeln, da erwacht auch beim Menschen wieder die Lebenslust. Es ist indeß bemerkenswerth, daß selbst die schönste Natur wie eine Leiche da zu liegen scheint, sobald sich nirgends eine Menschenspur zeigt, wogegen das geringste Zeichen, an welchem man den Herrn der Natur erkennt, ein wunderbares Leben über die düsterste Landschaft verbreitet. Welches Paradies ist da nicht Kyröby!

Die Geschichte dieser Colonie gibt ein eigenthümliches Bild des nordischen Lebens. Kittelä, ein Kirchspiel bei Sodankylä, ist in unsern Tagen und war wohl allzeit die eigentliche Heimath der Armuth. Hungersnoth hatte vor etwa 100 Jahren einen Finnen, Namens Henrick Kyrö, vermocht, sich hieher nach dem später von ihm benannten Kyröby zu begeben, wo der fischreiche Enare-See und die vortrefflichen Wiesengründe ihm einen Unterhalt versprachen. Anfangs ging es ihm auch gut, bald aber witterten Wölfe und Bären seine einsame Hütte aus, vernichteten seine Heerden und brachten ihn wieder in Armuth. Henrik hatte eine zahlreiche Familie; der ältere Sohn fand sich genöthigt, seine Heimath zu verlassen, und seine Rettung an fremden Orten zu suchen. Lars begab sich wieder nach Kittela, und bot hier seine Ansiedlung, die er in Kyröby im besten Zustande aufgegeben haben wollte, zum Verkauf an. Einer seiner Verwandten, Namens Thomas Kyrö, hatte die Armuth in Kittela satt, und kaufte die unbewohnte Ansiedlung für eine runde Summe. Zeitig im Frühjahre begab er sich nach seiner neuen Heimath, und nahm seinen Weg den Ivalo-Elf abwärts. Der Fluß war noch hoch und reißend, und die Gebirgsbäche brausten in Fülle herein. Thomas fuhr auf einem Boot den Fluß hinab, während seine Frau die Heerden längs dem Gebirgsrücken hintrieb. Es ist rührend, des alten Mannes alte Frau von den Gefahren und Mühseligkeiten reden zu hören, welche sie beide ausstanden; ihr einziger Trost war die gute Ansiedlung, welche ihnen eine sorgenfreie Zukunft verschaffen sollte. Als sie aber an Ort und Stelle kamen, fanden sie kein Dach für ihr Haupt und kein Stück Rasen umgebrochen. Nun brach das Weib in Thränen aus, aber Thomas sagte: „laß das Vergangene vergessen seyn, Frau; findet sich hier kein Haus, so findet sich doch Holz, um eines zu bauen, und brauchen wir wohl Pferde, um die Stämme aus dem Walde herbeizuschleppen? Nein! auf dem Fleck, wo jetzt das Haus steht, sind alle Bäume mit diesen beiden Armen gefällt worden. Die Sanddünen sind in grünende Wiesen umgewandelt, und diese nähren, wie du wohl weißt, sechzig Schafe und dreißig Kühe." Der Wohlstand, zu dem Thomas in kurzer Zeit sich hinauf arbeitete, lockte immer mehr Finnen von Kittela und Enontekis herbei, und so haben sich etwa ein Duzend Ansiedler hier am untersten Lauf des Ivalo-Elf niedergelassen.

Getreu dem Winke der Natur haben die Bewohner von Kyröby eine Lebensart angenommen, welche im ganzen nördlichen Finnland die zweckmäßigste ist. Sie nähren sich vorzugsweise von Viehzucht, Fischerei und Jagd; Ackerbau wird mehr als Nebensache behandelt. Wiesen werden mit großer Sorgfalt gepflegt; ihre Butter führen sie Ende Novembers mit Rennthieren nach den norwegischen Fjorden, und setzen sie gegen Mehl ab, wovon jedoch bisher der größte Theil zu Branntwein verwendet wurde. Ueber den sittlichen und religiösen Zustand dieser Ansiedler haben mir die Prediger das vortheilhafteste Zeugniß gegeben, und wir selbst bemerkten, daß sie ihren Geistlichen mit großer Liebe entgegen kamen. Nachdem wir möglichst bewirthet worden waren, verließen wir die Ansiedlung, und befanden uns binnen kurzem auf dem weiten Enare-See. Bereits begann der Abend einzutreten; matt reflectirte die klare, blaue Fläche die Strahlen der Sonne, und finster war der Wald auf den felsigen, tannenbewachsenen Inseln. Zwischen diesen erblickte man da und dort ausgedehnte Wasserflächen, über welche die Nacht bereits ihren dunkeln Schatten ausbreitete. Unser gesprächiger Lootse ergötzte uns mit allerlei Erzählungen. Er glaubte zu wissen, daß der Enare-See 12 Meilen Länge, 8 Meilen Breite habe und so reich an Inseln sey, daß kein Sterblicher, mit Ausnahme vielleicht eines Mannes, Namens Päiviö, sie alle kenne. Die Tiefe des Sees hatte in frühern Tagen ein Lappe messen wollen, indem er einen Kessel an einem langen Seil hinunterließ; als er aber 260 Klafter tief hinabgesunken war, kam die „Haltia" des Sees herbei und bemächtigte sich des Kessels. Seitdem hat Niemand des Sees Tiefe zu erforschen gesucht, und der Glaube ist allgemein, daß die großen Binnen-Seen bodenlos seyen.

Um schneller nach Juutas zu gelangen, hatten wir unsere Ruderer abgelöst, und ruderten nun abwechselnd, als aber meine Tour vorüber war, schlief ich ein, und wachte erst gegen Morgen auf an einer unbewohnten Insel, wo der Lootse hatte anlegen müssen, aus Furcht, sich in dem Nebel zu verirren. Als ich aufwachte, hatte der Nebel sich schon so weit zerstreut, daß der Lootse sich wieder hinauswagte. Nach mehrstündigem Rudern näherten wir uns einer Lappenwohnung, der ersten, die wir auf der Reise gesehen hatten. Der Anblick einer Lappenwohnung im Sommer gehört nicht zu den angenehmsten Dingen. Rund umher auf dem Boden liegen Fischdärme und Schuppen, verfaulte Fische und andere Unreinlichkeiten, die in Verbindung mit den zum Trocknen aufgehängten und oft selbst halbfaulen Fischen einen widerwärtigen und pestartigen Geruch verbreiten. Hat man diesen ersten Eindruck überstanden, so erfährt man bald einen noch peinlicheren. Durch den niedern Eingang in die Hütte kriecht eine Schaar so mit Schmutz und Ungeziefer überdeckter Menschen heraus, daß man bei ihrem Anblick fast zurückschaudert. Sie selbst nehmen die Sache ganz ruhig auf. Die Artigkeit gebietet, daß jedes menschliche Wesen in der Hütte, kleine Kinder nicht ausgenommen, den Reisenden mit Handschlag begrüße. Wenn diese Ceremonie in aller Stille vorübergegangen ist, so kann man sich fast allezeit auf die Fragen gefaßt machen: Ist Friede im Lande? Wie befindet sich der Kaiser, der Bischof, der Landeshöfding? Zu Juutas wurde ich auch um meine Heimath befragt, und als ich antwortete, sie liege weit jenseits der Felsenberge, fragte mich ein Lappe, ob ich daheim sey in dem Lande, wo der Tabak wachse? Das mahnte mich an Goethe's: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?

Während des Gesprächs bemerkte ich eine ungewöhnliche Lebendigkeit unter dem weiblichen Personal. Es war erstaunlich zu sehen, mit welcher Schnelligkeit diese anscheinend so unbehülflichen Wesen von einem Haus ins andere sprangen. Wenn sie an der Thüre angekommen waren, warfen sie sich auf die Hände nieder, und in einem Hui waren sie innen. Das Resultat dieser Lebendigkeit war, daß wir bald darauf in eine Stube eingeladen wurden. B. und ich nahmen unerschrocken die Einladung an, aber D. hatte bereits genug gerochen, und begab sich in den Wald, wo er einige Stunden blieb, bis er sich wieder in der Lappen schmutzige Nähe wagte. Nach mehreren Stunden war mein Muth so gewachsen, daß ich mich auch in eine der Sommerhütten wagte. Diese sind zu Enare folgendermaßen aufgeführt. Der Unterstock bildet ein Viereck, das aus zwei übereinander gelegten Balken besteht; der obere Stock hat eine pyramidalische Form, und ist aus Brettern zusammengesetzt, die in der Mitte ein Zugloch haben. In Utsjoki, wo es an Holz fehlt, besteht der untere Theil aus Steinen, die mit Rasen belegt sind, ebenso wie der obere Theil, so daß sie so ziemlich einer Halbkugel gleichen. Inwendig ist eine Lappenhütte auf folgende Weise eingerichtet. Von jeder Seite der Thüre geht ein Baumstamm durch die ganze Hütte; diese werden von zwei andern durchschnitten, welche quer durch den Raum laufen, so daß neun Abtheilungen gebildet werden, von denen die drei der Thüre zunächst gelegenen für Holz, hölzerne Gefäße und andern groben Hausrath benutzt werden. Von den darauf folgenden dient das Mittelste zur Feuerstelle. Den Raum zunächst hinter dem Feuer nimmt das Lager des Mannes und der Frau ein, während links die übrigen Bewohner schlafen; ist die Hausgesellschaft groß, so dienen auch die andern Seitenabtheilungen zu Schlafstellen. Die drei innersten Räume sind zum Aufbewahren von Speisen und feinerem Hausgeräth bestimmt. Rund um die Wände sind Messer und andere kleine Geräthschaften aufgehängt. Reichere Lappen haben auch noch Wohnungen, die sie nur im Winter bewohnen.

(Schluß folgt.)

Ausflug eines schwedischen Naturforschers in Südafrika.

(Schluß.)

Am 2 März brach ich mein Lager am Affenfluß ab, und folgte eine Tagreise lang seinem Lauf, kehrte dann aber in die Nachbarschaft der Salzpfanne zurück und richtete am 5 hier mein Lager ein. Bis zum 10 April war ich hier in voller

Arbeit, und begann dann nach Makkalis Berg mich zurückzuziehen. Von allen Säugethieren, die ich erhielt, hat die schöne schwarze Antilope mich am meisten Mühe gekostet, denn 12 Tage lang jagte ich ausschließlich nach dieser, und doch konnte ich nur zwei erlegen, beides jüngere Weibchen. Man findet sie auf Makkalis Bergrücken in kleinen Truppen, sie sind aber sehr scheu und wie man sagt, wenn sie verwundet sind, höchst gefährlich. Als die Auswanderer zuerst hieher kamen, hatte einer derselben ein Elennthier (Antil. Oreas) verwundet, und die verfolgenden Hunde umringten es, plötzlich aber erschien ein schwarzes Antilopenweibchen, das sich auf die Hunde stürzte und sie nach allen Winden auseinander jagte, so daß das Elennthier entkam. Einen Tag war ich, ohne irgend etwas zu erreichen, weit umher über die Höhen und durch die wilden Klippenthäler gewandert, und die Sonne senkte sich schon gegen Westen. Ich und mein Waffenträger, ein Basuto, wurden von brennendem Durst geplagt. Auf einmal hörte ich etwas aufspringen, und sah eines dieser herrlichen Thiere entfliehen, doch das Aufschlagen meiner raschen Kugel konnte ich noch deutlich vernehmen. Wir verfolgten es, und fanden dasselbe in der Entfernung von einigen hundert Schritten mit dem Tode ringen. Mein durstiger Basuto eilte, warf sich sogleich an demselben nieder, saugte an dem Euter des gefallenen Thiers und stillte seinen brennenden Durst. Als ich ankam, nahm ich seinen Platz ein und stillte meinen Durst auf dieselbe Weise. Erquickt durch die kräftige Milch, streifte ich nun dem Thiere die Haut ab, und lud sie meinem Begleiter auf, aber inzwischen war die Sonne hinabgesunken, und in der Finsterniß fanden wir erst spät in der Nacht mein Lager auf.

Als ich zu dem Commandanten Potgieter zurückkam, fand ich alle Auswanderer versammelt in einem größern Lager aus Furcht vor einem Angriff der Kaffern; mich hatten sie längst umgekommen geglaubt. Ursache dieser Bewegung unter den Kaffern war, daß eine Abtheilung der Auswanderer ihnen Vieh und Kinder geraubt hatte; somit war Veranlassung genug vorhanden. Durch dieß zügellose Verfahren herrschte jetzt allenthalben die größte Unsicherheit. *) Am Vaalfluß erhielt ich Nachricht, daß englische Truppen durch das Kafferland nach Port Natal gekommen seyen. Diese wurden geschlagen und von den Boeren eingeschlossen, endlich aber durch neue zu Schiff angekommene Truppen entsetzt, worauf die Boeren sich nach kurzem Widerstand zurückzogen, und nun auch die Kaffern sich gegen sie erklärten. Jetzt folgten scheußliche Raub- und Plünderungsscenen, **) ich aber blieb, während diese blutigen Auftritte in Port Natal vorfielen, drei Tagreisen davon in Pietermaritzburg, um meine wichtigsten Sammlungen zu schützen, was mir auch gelang, aber ich verlor alles, was ich in Port Natal zurückgelassen hatte, Bücher, Kleider u. s. w. Jetzt wohne ich zu Port Natal im Hause des französischen Naturforschers Delegorgues, da das meinige zerstört wurde, und gedenke in einigen Tagen mich ins Land der Zulas zu begeben, wo derselbe sich jetzt aufhält. Der englische Befehlshaber, Cap. Smith, will mir Empfehlungsschreiben an König Panda mitgeben. Ich sende nun meine letzten Sammlungen auf englische Kosten nach dem Kap in drei Kisten ab, welche 85 Säugethiere, 555 Vögel, 12 größere Amphibien, sechs Schachteln mit Insecten u. s. w. enthalten. Auf meiner achtmonatlichen Reise ins Innere habe ich nicht mehr als 4 Schachteln mit Insecten gesammelt, größtentheils an der Nordseite des Vaalflusses, um den Krokodil- und Affenfluß. Auch habe ich aus Mangel an Schachteln einen Theil der größern Coleopteren gedörrt und in Baumwolle eingepackt. Die Sammlung besteht großentheils aus Curculionen, welche, so zu sagen, das Product von tausendmal wiederholter Umkehr von Steinen sind, denn die größte Anzahl erhielt ich auf diese Weise.

Verschiedene Insectenarten kommen in unglaublich großer Anzahl vor, so z. B. eine Art Scarabäus, der uns gleich nach Sonnenuntergang in Millionenzahl durch sein rauhes Surren betäubte und in einer Nacht den Mist meiner zwölf Ochsen dermaßen bearbeitete, daß am andern Morgen nichts mehr davon zu sehen war, und nur die locker aufgearbeitete Erde den frühern Platz davon andeutete. Selbst unser allgemeiner Dermestes Lardarius fand sich in unzähliger Menge ein und suchte uns freilich auf alle Weise zu schaden. Stechfliegen und Bremsen waren in der wärmsten Zeit höchst zahlreich, die ersten beschwerlich am Tag, die letzten besonders bei Sonnenuntergang. Mücken gab es wenige. Im März und April wurde die Luft fast alle Tage verfinstert durch die verheerenden Heuschreckenschwärme. Am Abend ließen sie sich nieder auf Gras und Büsche, daß alles zur Erde niedergebeugt wurde, und man bei jedem Schritt Haufen davon zusammentrat; sie können dann nicht auffliegen, sondern hüpfen kurze Strecken weit und geben dabei einen surrenden Laut von sich. So bleiben sie die Nacht über sitzen, sobald aber die Sonne sie zu erwärmen beginnt, so fliegen sie allmählich wieder fort, und zwar stets mit dem Wind, oft zu einer ansehnlichen Höhe, wenn die Bewegung der Luft sie begünstigt. Wenn die Eingebornen ihre Ankunft bemerken, so zünden sie rund um ihre Wohnungen Feuer an, denn die Heuschrecken lassen sich nicht nieder, so lange sie Rauch sehen. Eine Menge Vögel, Thiere und Menschen nähren sich davon; namentlich von den mit Eiern gefüllten Weibchen kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen, daß sie, wenigstens wenn man von Hunger geplagt ist, ein recht leckeres Mahl geben. Während einer eifrigen Jagd nach der seltenen schwarzen Antilope durchkreuzte ich, bloß von einem Basuto gefolgt, nach allen Richtungen Makkalis waldige Bergrücken, und erst die untergehende Sonne mahnte mich ein Nachtquartier im Walde am Fuße des Berges zu suchen, da ich den ganzen Tag ohne zu essen, mich mehr und mehr von meinem Wagen entfernt hatte. Von einem dienstwilligen Wegweiser geleitet, fanden wir bald ein reiches Bienennest in

*) Man bemerke hier, wie der Verfasser nur durch englische Brillen sieht: die umwohnenden Stämme waren von den Engländern gegen die Boeren aufgereizt worden, und hatten Feindseligkeiten verübt, dafür rächten sich diese, und nahmen Geiseln mit sich fort.

**) Von wem? Von den Engländern oder den Kaffern unter Panda? Die zu Port Natal zurückgebliebenen Boeren waren jedenfalls nicht der thätige, sondern der leidende Theil.

A. d. R.

einer Felsenritze, und mein Basuto schnitt mit seinem Assagai eine gehörige Masse Honigwaben heraus. Bei der ersten Quelle die wir trafen, errichteten wir eilig eine Laubhütte und zündeten vor derselben ein großes Feuer an, theils um uns vor der bereits nicht unbedeutenden Nachtkühle zu schützen, theils um die wilden Thiere abzuhalten. Hungrig, wie ich war, ließ ich nun meinen Diener unsere Mahlzeit aus Heuschrecken auf seine Weise zubereiten. Ungefähr 80 Stück, denen Beine und Flügel ausgerissen waren, wurden hart neben einander an einen dünnen zugespitzten Stab gesteckt und über dem Feuer gehalten, bis sie eine dunkelbraune Farbe annahmen. Als sie so weit fertig waren, tauchte ich sie in den Honig und aß sie mit gutem Appetit. Ich kann somit versichern, daß wenn Johannes in der Wüste, falls die Heuschrecken, von denen er lebte, so fett waren wie diese, und er so viel Honig hatte, wie wir an diesem Abend, er in Wahrheit keinen Grund hatte sich zu beklagen.

Einiges über Timor.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Fürst oder ein Mitglied seines Hauses krank wird, so hat immer irgend ein Unglücklicher die Schuld davon zu tragen, der der Zauberei und des Einverständnisses mit bösen Geistern angeklagt und eingekerkert wird. Ferner wird eine Menge Vieh geschlachtet und geopfert, um die Geister zu besänftigen, wobei bemerkenswerth ist, daß die Timoresen nichts anderes opfern, als was sie selber nicht essen mögen, wie die Hörner, die Ohren, den Schwanz, die Pfoten, mit Einem Wort, den Abfall des Thieres, während sie die guten Stücke untereinander vertheilen und selber aufspeisen. Indeß werden dem Kranken auch inländische Heilmittel eingegeben, welche, wie wir oben sahen, sehr kräftig sind, und dem Patienten gewöhnlich bald wieder zu seiner Gesundheit verhelfen. Wenn aber der Fürst stirbt, so entsteht unter dem ganzen Volk die größte Trauer; wenigstens erheischt die Sitte, daß äußerlich alle Zeichen des tiefsten Schmerzes gegeben werden. Alle Einwohner müssen sich den Kopf scheren; die Weiber und Kebsweiber des Verstorbenen raufen sich die Haare aus und erfüllen die Luft mit Wehklagen. Um dem Verstorbenen desto größere Ehre zu erzeigen, werden auch eine Menge Weiber, die nicht zu dem fürstlichen Hofstaat gehören, bei einer solchen Gelegenheit eingeladen um mitzuweinen, wofür sie einen bestimmten Taglohn erhalten. Wenn diese Weiber ihr Gewerbe gut verstehen, so müssen sie nicht nur sehr laut brüllen, sondern sich auch wie von Convulsionen überfallen am Boden wälzen.

Während dieses Geschrei noch anhält, schlachtet man wieder eine Anzahl Büffel und Schweine, und legt dann die Leiche auf einen Tisch, mitten in der Pandopa oder dem großen Saal des Palastes, im fürstlichen Ornat, die Augen, Nase, Mund, Ohren, Kopf und Brust mit goldenen Platten bedeckt, und mit goldenen Ketten und Korallenschnüren um den Hals. So bleibt die Leiche, unter fortwährendem Wehklagen der Familie und der Weiber, zwei Tage lang ausgestellt, während bei dem Palast häufige Salven aus dem Gewehr und kleinen Kanonen abgefeuert werden. In der Zwischenzeit wird einer der größten Kapok- oder Arengabäume umgehauen und ausgehöhlt, um die Leiche mit sämmtlichen so eben erwähnten Kleinodien hinein zu legen. Wenn dieses geschehen, werden alle Fugen und Oeffnungen des Baumes mit Gummi ausgefüllt und derselbe in ein benachbartes Gebäude gebracht, wohin die Verwandten und die Fürsten der angränzenden Länder einige Monate lang Weiber schicken, um bei der Leiche zu weinen. Manchmal bleibt die Leiche ein, zwei, sogar drei Jahre daselbst liegen, ehe sie beerdigt wird, je nachdem der Thronfolger längere oder kürzere Zeit braucht, um die erforderliche Anzahl Büffel und andere Sachen zusammenzubringen. Sobald für das Begräbniß alles fertig ist, werden die Verwandten und Nachbarfürsten aufs neue eingeladen, und dieselben Feierlichkeiten werden wiederholt, welche bei dem Sterben stattfanden. Wenn man die Leiche aus dem Hause tragen will, entsteht immer quasi eine Art von Streit zwischen den Weibern und den Trägern, jene um die Leiche im Hause zu behalten, diese um sie fortzubringen. Endlich behalten die letztern die Oberhand, und dann wird die Leiche ohne weitere Umstände zur Erde bestattet, mit dem Gesicht nach Osten, oder auch aufrecht stehend in eine enge Grube gesenkt. Neben dem Grab stellt man Schüsseln mit Reis, Kokosnüssen und Pinang hin. Nun wird das zusammengebrachte Vieh, aus Hunden, Pferden, Büffeln und Schweinen bestehend, geschlachtet und nach dem Opfer das Fleisch nebst Reis und Mais unter der Menge vertheilt. Ebenso wird der dritte, siebente, neunte und zwanzigste Tag gefeiert. Vor der Ankunft der Holländer auf Timor wurden bisweilen einige Sklaven mit der Leiche eines Fürsten lebendig begraben. Der Thronfolger hat für den Unterhalt der hinterbliebenen Wittwen zu sorgen.

Das Begräbniß von Leuten aus der Volksclasse ist sehr einfach; die Leiche wird in grobe Leinwand eingenäht und öfters ohne Sarg in die Erde gelegt, und mit dem Schlachten eines Huhns oder Schweines hat die ganze Leichenfeier ein Ende.

Wenn die Fürsten auf Timor einander bekriegen wollen, so opfern sie vorher einen Büffel oder ein anderes Thier, um aus den Eingeweiden zu sehen, ob das Glück sie begünstigen wird. Wenn ihre Priester oder Wahrsager nichts Gutes prophezeyen, so warten sie einige Tage, und opfern dann aufs neue, so lange, bis die Vorzeichen günstig sind, in welchem Fall sie dafür halten, daß die Geister (Dimata) ihnen bei dem Streite Hülfe leisten werden. Dann ziehen sie, mit wildem Geschrei und bei dem Klang eines großen ausgehöhlten Büffelhorns, ins Feld, und fangen damit an, alles, was ihnen begegnet, zu zerstören und zu verbrennen, alle Menschen, die sie erreichen können, Greise, Weiber und Kinder, zu tödten und ihnen die Köpfe abzuhauen, welche als Siegeszeichen mitgenommen, geräuchert und in dem Rathssaal (Baliheli) ihres Kampongs aufgehängt werden. Selten greifen die Timoresen einander im offenen Felde oder in einem geordneten Treffen an, und fast nie wagen sie den Sturm auf eine Verschanzung; gewöhnlich beschränken sie sich auf Scharmützel, und erwarten den Feind am liebsten in einem Hinterhalt. In dem Gefecht haben beide Parteien ihre Vorfechter oder sogenannte Orang berani, welche einen besondern Putz tragen und auf dem Kopf eben so viele Fähnchen haben, als sie in frühern Gefechten Feinde erlegten, während Arme und Beine mit zottigen, langhaarigen, schwarzen Bocksfellen bekleidet und mit einer Menge kleiner Schellen behangen sind. Diese Kämpfer fordern einander mit großen Worten heraus, aber sobald einer von ihnen fällt, entfliehen die übrigen. In dem westlichen Theil von Timor bestehen die Waffen aus Lanzen, Flinten und Säbel; in den östlichen Gegenden führen viele Eingeborene noch Bogen und Pfeile.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1843.

Religionsstreitigkeiten der Parsen.

Bombay, den 4 Januar.

Die Parsen von Bombay, eine reiche und im Allgemeinen überaus ehrenwerthe Secte, leben seit einer Reihe von Jahren theils unter sich, theils mit andern Religionen, in religiösen Streitigkeiten, welche von mannichfachem Interesse sind. Die erste Veranlassung dazu bildete eine Differenz im Kalender, indem ein Theil der Parsen ein Schaltjahr hat und der andere nicht. Daraus entstand natürlich eine immer zunehmende Ungleichheit der Tage, in denen sie ihre kirchlichen Feste feierten, und dieß führte schon im letzten Jahrhundert zu einer Spaltung in zwei Secten, von denen die eine (die welche nicht einschaltet) sich Kadimi, die andere (welche den Schalttag hat) Rasami betitelt. Damals wurde der Vater des später berühmten Großmobed der Kadimi, Mollah Firuz, nach Kirman in Persien geschickt, um von der dortigen parsischen Gemeinde die Documente zu erhalten, welche zur Entscheidung des Streits nöthig wären. Der Streit wurde aber, wie es zu gehen pflegt, immer heftiger, und Mollah Firuz, welcher seinen Vater begleitet hatte, wurde später der Hauptverfechter seiner Secte. Seit zwanzig Jahren haben diese beiden Parteien eine Menge Bücher gegen einander geschrieben, theils in persischer, theils in Guzzuratisprache, und die Rasami, welche die zahlreichere, aber nicht die gelehrtere Secte sind, haben sich sogar mohammedanischer Gelehrten zur Verfassung ihrer Controversschriften bedient. Sie haben auch an europäische gelehrte Corporationen appellirt, um Consultationen einzuholen; zuerst im Jahre 1825 an die Universität Oxford, welche keine Antwort gab, und dann einige Jahre später an die asiatische Gesellschaft in Paris, welcher die Rasami die Sammlung ihrer Streitschriften schickten, und eine Entscheidung verlangten. Die Gesellschaft verlangte, um zu entscheiden, auch die Schriften der Kadimi, welche ihr aber, glaube ich, nie geschickt worden sind, so daß der Streit noch ohne Urtheil bleibt. Der Anstoß, welchen diese Streitigkeiten, die eine große Gelehrsamkeit erfordern, den Studien der Parsen gegeben hatte, führte während dieser Zeit zu zahlreichen Publicationen über die alte Religion Zoroasters, z. B. zu einer lithographirten Ausgabe des Vendidad in Folio, zu mehrern Ausgaben des Khurda Avesta in Guzzurati-Charakteren, zu Gründung einer Zeitung unter dem Titel Dschami Dschemschid (der Becher Dschemschids) in welcher die Parsen ihre Religion vertheidigten, theils gegen Hindus, theils gegen die Bekehrungsversuche der protestantischen Missionäre, welche sich in der Zwischenzeit hier gesammelt haben. Diese bestehen aus Leuten von Talent und Gelehrsamkeit, unter denen besonders Stevenson und Wilson einen ehrenwerthen Platz einnehmen, und auch in Europa durch ihre Werke bekannt seyn müssen. Eine Vorlesung über den Vendidad, welche Wilson drucken ließ, wurde die Veranlassung einer Controverse, welche noch lange nicht zu Ende ist und zur Herausgabe einiger merkwürdiger Werke geführt hat. Namentlich hat die Secte der Rasami, welche durch die Bekehrung zweier jungen Parsen besonders erbittert ist, den Handschuh aufgenommen. Sie hat ein monatliches Journal, betitelt Rahnameh-Zerduschti (der zoroastrische Wegweiser) gegründet, in der sie ihre Lehren vertheidigt und das Christenthum bitter angreift; ein anderes Journal, betitelt Chabuk, und herausgegeben von Naurudschi Darabschi, ist etwas gemäßigter.

Im Jahre 1840 ließ die Secte auf ihre Kosten einen Quartband unter dem Titel Talimi Zerduscht drucken, der eine Vertheidigung der zoroastrischen Lehren und einen Angriff auf das Christenthum enthält; es ist in Guzzurati geschrieben und verfaßt von Dosabhai Sohrabdschi, welcher sich in seinen Angriffen besonders der Werke von Voltaire bedient. Dosabhai ist übrigens auch in seiner eigenen Religion ein Rationalist, erklärt Ahriman als eine Personification der menschlichen Sünde, und das Feuer als einen Altar, an dem man bete, den man aber nicht anbete. Die Gläubigen seiner Secte haben daher für nöthig gefunden ein orthodoxes Buch schreiben zu lassen, unter dem Titel Madschazati Zerduscht (die Wunder von Zoroaster). Der Verfasser ist der Destur Edal Dara, Großmobed der Secte der Rasami, und das Buch wurde auf Verlangen und auf Kosten des bekannten reichen Parsen Sir Jamsetjee Jeejeebhoi, gedruckt (Bombai 1840, 4°). Der Verfasser ist ein festgläubiger Orthodoxe, der seit Jahren

in dem Heiligthum eines Feuertempels lebt, und der neuen rationalistischen Tendenz der jüngern Generation nichts nachgibt. Während dieser Zeit erschien in dem hiesigen Journal Durbin eine Reihe von Artikeln gegen Wilson, welche in einen besondern Band zusammen gedruckt wurden, unter dem Titel Nirengha (Betrügereien) von Kalam Kas; das Buch ist in Guzzurati geschrieben, wie die vorhergehenden und von keinem großen Werth. Endlich erschien, Englisch und Guzzurati, ein Buch unter dem Titel Habieh Gum Rahan (Wegweiser für die Verirrten) von Aspandiarjee Framjee (Bombay 1841), als neue Widerlegung der Vorlesung von Wilson. Dieser hat nun so eben eine Antwort auf alle diese Schriften herausgegeben, unter dem Titel: the Parsi religion unfolded and refuted. Es ist in der amerikanischen Missionspresse erschienen und bildet einen starken Octavband, Preis 10 Rupien. Die Missionare haben dazu Zend und Pehlewischriften graviren lassen, die ersten die im Orient gegossen worden sind. Was auch der controversionelle Erfolg des Buchs seyn mag, so ist es ein Werk von beträchtlichem wissenschaftlichen Werth. Die Belege sind aus zoroastrischen Schriften der verschiedensten Zeiten und Sprachen gezogen, und der Anfang enthält die Uebersetzung einiger bisher unübersetzten Werke der Parsen. Die übermäßige Arbeit, welche es seinen Verfasser gekostet hat, nöthigt ihn Indien wenigstens auf einige Zeit zu verlassen, und in seiner Abwesenheit wird sich ohne allen Zweifel eine neue Masse von Controversen aufhäufen. Die Zeit wird das Resultat zeigen: aller Wahrscheinlichkeit nach wird es seyn, daß ein Theil der Jugend der Secte ihre Religion verlassen wird, ohne das Christenthum anzunehmen, wie es in Calcutta geschehen ist, wo sich kürzlich eine Gesellschaft junger Leute gebildet hat, um sich durch Bildung einer eigenen Religion gegen die Verfolgungen ihrer braminischen Glaubensgenossen zu schützen. Sie erklären, daß sie Deisten seyen, Götzendienst und Kastenwesen aufgeben, und die Absicht haben für ihren Cult eine Liturgie aus englischen Büchern, die mit ihren neuen Ueberzeugungen übereinstimmen, zu compiliren. Ihr Zweck ist das Leben der Hindus, so viel als es die Umstände zulassen, durch eine liberale Reform zu erleichtern. Aehnliche Zeichen sieht man hier unter den Parsen, und es sollte mich nicht wundern, wenn ich in kurzer Zeit die Entstehung einer ähnlichen Gesellschaft hier unter ihnen erleben sollte.

Wanderung im russischen Lappland.

(Schluß.)

Was das Aeußere der Lappen betrifft, so kann ich die allgemeine Ansicht nicht theilen, daß sie von kleiner Statur seyen. Dieß gilt allein von den Weibern. In Utsjoki trifft man riesenhafte Männer; in Enare sind sie von mittlerer Größe, aber es ist bemerkenswerth, daß die Männer im Allgemeinen ziemlich mager sind, so daß ihnen in den finnischen Liedern dieß auch als stehende Eigenschaft beigelegt wird; die Frauen sind dagegen ziemlich fett und fleischig. Eine tiefe, düstere Gedrücktheit liegt auf den Gesichtszügen der reinen Lappen, und sie sind auch geneigt, alles mehr von der trüben Seite anzusehen. Geht einem etwas gegen seinen Wunsch, so steht er da niedergeschlagen und hülflos. In seinem Zorn ist der Lappe schrecklich, in seinem Haß unversöhnlich. Hat er Grund zum Mißtrauen, so ist er äußerst vorsichtig, hat man aber einmal sein Vertrauen erworben, so ist er das aufrichtigste Wesen von der Welt. Gastfreiheit ist eine ihrer ausgezeichnetsten Eigenschaften, und gegen ihre Armen sind sie sehr mildthätig; überhaupt sind sie ein frommes, sittliches Geschlecht.

Enare's fischreicher See hat wahrscheinlich die Lappen von ihrem mühsamen Nomadenleben zu der bequemen Lebensart der Fischer verlockt. Gegenwärtig finden sich in dem Kirchspiel von Enare nur Berglappen, doch auch eine Anzahl sogenannter Waldlappen, die im Sommer sich mit Fischfang, im Winter mit Rennthierzucht beschäftigen. Indeß sehen sie doch den Fischfang als ihre Hauptsache an, und setzen die Wartung der Rennthiere bei Seite, weßhalb ihre Heerden auch in beständiger Abnahme seyn sollen. Wir wollen hier eine kurze Schilderung der Lebensweise der Fischlappen versuchen. Um Marienzeit ziehen ebenso wohl die Fischlappen von Utsjoki und Enare, als die Bauern von Sodankylä oder der norwegischen Seeküste aus, um nach altem Brauch in dem sogenannten Fellädsdistrict zu fischen. Ein am Meere wohnender Fischer, der mit Boot und gehöriger Seemannskunst ausgerüstet ist, nimmt zwei oder drei von den Fremdlingen zu sich, läßt ihnen die eine Hälfte des Fangs, und behält die andere für sich. Von diesem Fang müssen sowohl die norwegischen als die finnischen Fischer an die norwegische Geistlichkeit den Zehnten bezahlen, während Händler, die bereits in den Fjorden liegen, den Fischern das Uebrige gegen Mehl abhandeln. Die Lappen werfen diesen Kaufleuten eine gewissenlose Prellerei vor, und sehen es als ein Glück an, daß von Ende Julius bis Ende August, wo freier Handel gestattet ist, sie ihre Fische an die Russen absetzen dürfen, welche um diese Zeit in Menge sich einfinden. Wenn man sich auf die Angabe der Lappen verlassen kann, so fordern die Norweger für ihr Mehl das fünffache Gewicht an frischem, oder das einfache an getrocknetem Fisch, während die Russen sich für Mehl nur 2½mal so viel an frischen Fischen bezahlen lassen. Nur wenige der finnischen Lappen können diesen Vortheil benützen, da sie Mitte Sommers, wo die Landseen von Eis frei sind, größtentheils nach Hause zurückkehren, um im eigenen Wasser zu fischen.

Jetzt tritt des Fischlappens goldene Zeit ein, eine Zeit, deren er sich den ganzen folgenden Winter hindurch als eines verlorenen Paradieses erinnert, da er das alle irdischen Freuden einschließende Glück genießt, daß er, ungestört von den Mücken, in seinem Häuschen mit gefülltem Magen schlafen kann, unbekümmert um den folgenden Tag. Daß der Lappe diese Seligkeit nicht gegen aller Welt Schätze vertauscht, ist ganz sicher. Einen Umstand in des Lappens Fischerleben kann ich nicht übergehen, da er einigermaßen seine gemächliche Ruhe stört. Dieß ist die Wanderung von der einen Wohnung in die andere. Die Lappen sind durch Verjährung in den Besitz einer

Menge kleiner Seen gekommen, und immer nach der Laichzeit fischen sie bald in dem einen, bald in dem andern. Oft hängen diese durch irgend einen Fluß zusammen, so daß man die Uebersiedlung auf Booten bewerkstelligen kann; ist dieß aber nicht der Fall, so hat der Lappe eine erschreckliche Arbeit mit Boottragen, Netztransportiren u. s. w. Da indeß Diebstahl eine fast unbekannte Sache in Lappland ist, so kann er alles Unnöthige zurücklassen.

Nun ist der Sommer zu Ende, und der Lappe sucht seine Winterwohnung auf, um hier von den im Sommer aufgehäuften Nahrungsmitteln zu leben. Diese aber, die meist aus gedörrten Fischen bestehen, sind bei weitem nicht hinreichend für den langen Winter. Das Herbstfischen unter dem Eise, Juonsgos oder Juomus auf finnisch genannt, befriedigt kaum den täglichen Bedarf. Lohnend dagegen ist der Fang der wilden Rennthiere, der im Herbst von der Kreuzmesse bis Allerheiligen und im Frühjahr von Lichtmeß bis zum Aufthauen des Bodens dauert.

Doch ich vergesse, daß wir uns immer noch in einer Lapphütte befinden, und nach so langem Verzug endlich wieder frische Luft schöpfen müssen. Wir nahmen Abschied von Juutas und setzten unsere Fahrt weiter fort. Wir wanderten eine Meile weit, bis wir ans Ufer des Stuorrajaur kamen, aber wie groß war unser Erstaunen, als wir die Wohnung hier öde und kein Boot fanden. Wir schickten unsern temporären Wegweiser Waolabba und unsern ständigen Führer Jessiö aus, und erhielten endlich ein Boot, aber ein so gebrechliches, daß wir nur bis zur nächsten Lappenwohnung auf eine Insel im Stuorrajaur fuhren. Hier hielten wir an, es war ein Sonntag, und unser Begleiter D. hielt hier Gottesdienst, worauf wir zwei Meilen weiter fuhren, und endlich an eine neue Ansiedlung an der Mündung des Kama-Elf landeten. Hier gab sich die Art von Elend zu erkennen, welche nicht ihren Grund in zwingenden äußern Umständen, noch weniger in mangelnder Bildung hat — die Frau war aus einer im nördlichen Oesterbottnien wohlbekannten Familie, — sondern in einer moralischen Erschlaffung und davon herrührender Neigung zum Schmutz. Wir verließen schnell diese Wohnung des Elends und traten unsere Wanderung über das Gebirge nach Utsjoki an. Hier befindet man sich in dem rechten Rennthierland. Die Gebirge sind bedeckt mit dickem Rennthiermoos: so weit das Auge reicht, sieht man oft nichts als dieß graue Gras, das den Geist herunterstimmt. Man schätzt sich beinahe glücklich, hie und da in einen Sumpf hinabzusteigen, wo die Farbe doch einigermaßen mit dem Grünen verwandt ist. Hier wird man auch von Mücken und einer Uebelkeit erregenden Luft geplagt, so daß man anfängt sich nach den Felsen zurückzusehnen. Uebrigens ist das Gehen in dem tiefen, glatten Rennthiermoos eben so beschwerlich, als in dem einsinkenden Schlamm. Zu unserem Unglück hatten wir einen höchst wortkargen Wegweiser erhalten, und nur mit der größten Klugheit und Geduld konnte man ihm eine entsprechende Antwort abgewinnen. Auf die gewöhnliche Frage über die Länge des Wegs erfolgte regelmäßig die Antwort: „on kyllä“ (ja er ist lang); auf die Frage, wie lang er sey, kam das ärgerliche „en tiedä“ (ich weiß nicht). Preßte man ihm endlich eine Antwort ab, so blieb er dann längere Zeit völlig mißmuthig und schwieg ganz.

Nach achtstündiger Wanderung hatten wir endlich 4 Meilen zurückgelegt, und langten um 2 Uhr Nachts an einer Hütte an, wo Waolabba's Vater sein Fischlager hatte. Wir hofften deßhalb gut aufgenommen zu werden und dennoch war gerade dieser Ort der einzige in Lappland, wo man widerwillig uns empfing. Wir brachen deßhalb bald wieder auf und kamen nach mehrstündiger Wanderung an eine Hütte, wo wir mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit aufgenommen wurden. Das Familienhaupt war ein munterer, gesprächiger Mann. Sein Sommerfischfang war ihm fehlgeschlagen, aber er tröstete sich indem er sagte: Im Allgemeinen braucht ein Lappe nicht mehr als eine Mücke. In unserer Armuth führen wir doch ein vergnügtes und sorgenfreies Leben, und verlangen nach nichts Besserem.“ Er äußerte unverstellt die Ueberzeugung, daß der Lappe seinem Grab zuwandere, sobald er seine heimischen Felsen verlasse, und führte als Beispiel einen jungen Burschen an, den sein Vater, „Teno Anders an einen reichen Herrn verkaufte!“ Dieser Junge war gestorben, und der Alte lebte nun in trüber Traurigkeit, da er glaubte, Gott habe ihn strafen wollen, daß er seinen eigenen Sohn in einen fremden Dienst gehen ließ. Ich selbst sah später diesen Teno Anders an der Kirche von Utsjoki, wohin er gekommen war, um den Gottesdienst zu besuchen, bei näherem Besinnen aber hielt er sich nicht für würdig in Gottes Haus zu treten: stumm und düster wanderte er die ganze Kirchenzeit über unter Gräbern umher.

Unsere Wanderung über einen zweiten Gebirgsrücken war in hohem Grade beschwerlich, und das Benehmen unsers Führers der Art, daß wir zu besorgen anfingen, er führe uns in einer schlimmen Absicht in der Irre umher. Zum Glück hatte ich mir aufgemerkt, als er, des Sommerwegs nicht kundig, bei der letzten Station einen Bekannten nach dem Weg gefragt hatte. Sie hatten sehr leise zusammen in lappischer Sprache gesprochen, doch verstand ich genug davon, um zu wissen, nach welcher Richtung wir gehen müßten. Um Mitternacht erst kamen wir an eine Lappenwohnung in der Nähe des Utsjoki-Elf, wo wir ein, wenn auch geringes, Unterkommen fanden, und uns am andern Morgen auf einem Boote nach Utsjoki einschifften.

Einiges über Timor.

(Schluß.)

Die Regierungsform in den unabhängigen Reichen auf Timor ist scheinbar constitutionell, in der That aber despotisch. Die Timoresen haben keine geschriebenen Gesetze, und es sind nur die alten Gewohnheiten (adât), welche den Fürsten als Richtschnur ihrer Handlungen dienen sollen. Nach denselben darf kein König willkürlich über das Leben seiner Unterthanen schalten, indem jeder Angeklagte von einem Volksrath gerichtet werden soll, allein ein blinder Gehorsam ist so allgemein, daß der Rath dem Willen des Gebieters blindlings folgt, und

daß die Anklage dieses letztern hinreicht, um über Leben und Eigenthum des Beschuldigten zu entscheiden. Hat der Angeklagte reiche Verwandte, so gelingt es diesen manchmal, ihn durch Gold oder Vieh zu retten. Mord, auf welchen die Todesstrafe steht, wird meist mit einer schweren Geldstrafe gebüßt. Ehebruch wird mit Sklaverei gestraft. Die Unterthanen müssen ihren Königen Frondienste leisten, seine Felder bebauen, seine Wohnungen unterhalten und ihm Abgaben zahlen, welche in Vieh, Reis und Mais entrichtet werden. Der Titel des Königs ist erblich, und der älteste Sohn folgt gewöhnlich dem Vater in der Regierung; in dem Reich von Amacono können beim Erlöschen des Mannsstammes die Weiber den Thron besteigen. Die Könige von Kupang hatten ehemals, bevor die Holländer sich daselbst niederließen, bei ihrem Regierungsantritt eine grausame Gewohnheit. Sie behaupteten nämlich von Krokodilen herzustammen, und brachten daher, sobald sie den Thron bestiegen hatten, ein erwachsenes, prächtig geputztes Mädchen in großer Feierlichkeit an das Gestade des Meeres, wo das Opfer hingelegt und bald von den Krokodilen fortgeschleppt und verschlungen wurde. Seit vielen Jahren werden aber solche Opfer von den holländischen Behörden nicht mehr geduldet.

In politischer Hinsicht kann man die Bewohner Timors in drei Kategorien vertheilen:

1. Die unabhängigen Völker, welche das Innere bewohnen und keine andere Macht anerkennen als ihre eigenen Fürsten.

2. Die Belonesen, auf der Ostküste, unter ihren Radschas, welche dem portugiesischen Einfluß unterworfen sind. Der portugiesische Gouverneur, — welcher den Titel eines Generalcapitäns der Inseln Solor und Timor führt, obgleich Solor den Portugiesen bereits im Jahre 1613 von den Holländern entrissen wurde und letztere auch den größten Theil Timors inne haben, — residirt zu Dilli auf der Nordküste der Insel. Das dortige Fort ist schwach und nur gegen einen Anfall der Eingebornen zu vertheidigen, so wie überhaupt diese ganze portugiesische Besitzung höchst unbedeutend ist.

3. Die Timoresen in dem westlichen Theil der Insel, welche die holländische Herrschaft anerkennen.

Die Fürsten, welche sich dem niederländischen Gouvernement gänzlich unterworfen haben, sind die Radschas von

Amabin	mit	12,000	Seelen
Amfuang	—	12,000	—
Amarassi	—	8,000	—
Amenuban	—	12,000	—
Kupang	—	3,000	—
Sonnabaya	—	20,000	—
Tabeno	—	4,000	—
Manbara	—	9,000	—
Zusammen		80,000	Seelen.

Die Fürsten von Waywiku, Wayhale, Sutrana und Fialarang führen die holländische Flagge, aber erkennen nur die Oberherrschaft der holländischen Regierung an, ohne sich völlig unterworfen zu haben. Außer diesen Landschaften gehören noch zum Gebiet der holländischen Residentschaft auf Timor die Inseln Pulu Samaauw, Rotti, Daw, Sawo, Flores, Sumba, Odonare, Lomblem, Solor, Pantar, Ombay, Pulu Kambing. Sämmtliche Fürsten dieser Staaten müssen bei ihrem Regierungsantritt dem niederländischen Gouvernement den Eid der Treue schwören; die der Inseln sind außerdem verpflichtet dem niederländischen Residenten auf Timor Truppen zu liefern. Der Sitz der holländischen Behörden ist in dem Königreich Kupang auf der Westküste Timors. Das Hauptcomptoir befindet sich daselbst in dem Fort Concordia, welches auf einem Felsen am Meeresufer liegt. Um dasselbe zu erreichen, muß man eine lange Brücke passiren, welche theilweise über ein Flüßchen geschlagen ist, das zu jeder Jahreszeit gutes Trinkwasser liefert, und daher für die Bewohner der Umgegend eine wahre Wohlthat ist. Dem Strande entlang erstreckt sich das stark bevölkerte Quartier der Chinesen. Nordöstlich von Concordia liegt das Dorf Baban, in einer Ebene, wo viel Reis gebaut wird und zahlreiche Viehheerden weiden. Daß die inländische Bevölkerung in hiesiger Gegend sich zum Christenthum bekennt, wurde bereits erwähnt. Bei Baban liegt ein kleines Fort, wo ein Officier der Schutterei (welche in allen ostindischen Besitzungen der Holländer in Nachahmung des Mutterlandes besteht) das Commando führt. Außerdem befinden sich Militärposten zu Atiyopon, Amarassi, Manbara, Naploi, Sutrana, und auf den Inseln Samaauw und Solor. Ein solcher Posten, welcher früher auf Rotti bestand, wurde im Jahre 1837 aufgehoben und die Verwaltung dieser Insel der Missionsgesellschaft übergeben, welche aus den Einkünften derselben eine hinlängliche Anzahl inländischer Schulmeister unter den Rottinesen unterhält.

Reellen Nutzen bietet Timor der niederländischen Regierung sehr wenig, wozu der Charakter der Einwohner, ihre Rohheit und die ungünstigen Verhältnisse für die Einführung des Cultursystems das ihrige beitragen; aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wäre es daher vielleicht längst aufgegeben, wenn der Besitz dieser Insel in politischer Hinsicht nicht höchst wichtig geachtet würde, weil sie gewissermaßen an der Ostseite den Schlüssel der holländischen Besitzungen bildet, und die Holländer deßhalb nicht zugeben können, daß irgend eine fremde Macht sich daselbst niederließe, welches gewiß sogleich geschehen würde, sobald die Holländer sich von dort entfernten. Von dieser Wichtigkeit ist man so überzeugt, daß früher bereits öfters die Rede davon war, von den Portugiesen auch ihren kleinen Antheil und somit die Oberherrschaft der ganzen Insel zu erwerben; wie es scheint, haben indeß die dazu gemachten Schritte nicht den erwünschten Erfolg gehabt, welches um so mehr zu bedauern, da aus der Nachbarschaft zweier europäischen Mächte auf einem bezüglich so kleinen Gebiet nothwendig bisweilen Reibungen entstehen müssen. Für die Civilisation der Eingebornen wäre es zu wünschen, daß das holländische Gouvernement sich an dieser Besitzung mehr gelegen seyn ließe, und wenn dieses geschähe, dann wären wahrscheinlich mit der Zeit auch größere Vortheile von derselben zu erwarten. Einstweilen sind seit 1836 niederländischerseits sämmtliche Häfen Timors für alle Schiffe ohne Unterschied, welche mit niederländischen Päßen versehen sind, geöffnet und dem Handel daselbst einige Aufmunterung gegeben.

Histoire-Musée de la republique française. Von diesem Werke A. Challamels ist jetzt der zweite Band erschienen, und führt die Carricaturgeschichte der Revolution bis auf Napoleon. Das Werk ist nicht nur höchst ergötzlich, sondern auch ausnehmend lehrreich. Namentlich zeichnet sich der Bericht über die Intriguen aus, welche dem Fall Robespierre's vorangingen. Dieser Bericht findet sich in der Erzählung des angeblichen Besuchs eines Provinzbewohners in der Hauptstadt, und ist für das damalige Leben in Paris höchst charakteristisch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 2 und Umschlag zum Monat Februar.)

№ 2.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Dienstag, 28 Februar 1843.

[18] In der litterarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Walhalla's Genossen,

geschildert durch

König Ludwig den Ersten von Bayern,

den Gründer der Walhalla.

Preis 2 fl.

WALHALLA

in artistischer und technischer Beziehung

von

LEO v. KLENZE.

groß Royal-Folio. 5 Bogen Text und 12 Kupfertafeln.

Preis 5 Rthlr. oder 9 fl. rhein.

Das obige Werk bildet das siebente und achte Heft der architektonischen Entwürfe des berühmten Hrn. Verfassers; die Verlagshandlung hat aber die Veranstaltung getroffen, daß dasselbe auch als getrenntes Werk mit besonderm Titel erscheine, um damit auch dem Nichtabnehmer der Sammlung architektonischer Entwürfe des Hrn. v. Klenze ein in sich abgeschlossenes Werk zuzuführen, das von der künstlerischen Gestaltung der großartigen Hallen, die Se. Maj. der König Ludwig von Bayern dem Ruhme Deutschlands bei Regensburg eröffnete, eine authentische und erschöpfende Darlegung gibt.

Für die Besitzer jener

Sammlung architektonischer Entwürfe

welche ausgeführt oder für die Ausführung entworfen wurden

von **Leo v. Klenze,**

bildet, wie gesagt, jenes Werk die 7te und 8te Lieferung. Preis einer jeden Lieferung wie früher 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. rheinisch.

---

[19] In Unterzeichnetem wird nächstens erscheinen:

Lehrbuch der Mnemotechnik,

nach einem durchaus neuen Systeme,

anwendbar auf das Positive aller Disciplinen,

von **Karl Otto Reventlow,**

Candidaten der Philologie.

Während fast alle bis jetzt bekannten mnemonischen Systeme, auf einer räumlichen Anschauung und sinnlichen Symbolik beruhend, nichts als ostensible Kunststücke erzielten, hat der Verfasser dieses Werkes durch seine vielfach abgelegten öffentlichen Proben bewiesen, dass sein Verfahren nicht allein eine allgemein praktische Anwendung auf das Positive aller Disciplinen zulasse, sondern auch, dass die Resultate desselben alles, was bis jetzt durch mnemonische Methoden geleistet wurde, bei weitem übertreffen.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. *Erste Abtheilung:* Geschichte, Litteratur und Kritik aller bekannten mnemotechnischen Systeme. *Zweite Abtheilung:* Die Methode des Verfassers, Geschichte, Theorie, Anwendung auf die

Chronologie, Statistik, Physik, Chemie, Mathematik, Astronomie, Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Medicin, Botanik, Cameralwissenschaft u. s. w. u. s. w.; auf Sprachen, Handelswissenschaften u. s. w., auf das Einprägen von Physiognomien, auf das Schachspiel u. s. w.

Bei der Abfassung dieses Lehrbuchs hat der Verfasser nirgends eine Regel aufgestellt, deren Richtigkeit er selbst nicht practisch zu beweisen im Stande wäre.

Stuttgart und *Tübingen*, Decbr. 1842. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[20]

F. M. Klingers ausgewählte Werke

nunmehr vollständig.

In Unterzeichnetem sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

F. M. Klingers
ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klingers und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Dritte und vierte Lieferung oder 5r, 6r, 7r, 9r, 10r und 12r Band.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing :c. Subscriptionspreis für eine Lieferung 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Der Preis des Ganzen in vier Lieferungen 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gr.

Inhalt aller nunmehr beendigten zwölf Bände:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas. — V. Bd. Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd. Reisen vor der Sündfluth. — VII. Bd. Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd. Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 1r Theil. — XII. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 2r Theil. — Lebensskizze F. M. Klingers.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

In **Wien** durch **Karl Gerold.**
In **Pesth** durch **C. A. Hartleben.**

---

[21] So eben ist bei **George Westermann** in **Braunschweig** erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Der Krieg mit China

von seinem Entstehen bis zum gegenwärtigen Augenblicke.

Nach dem Englischen

des Comm. J. Elliot Bingham

von Dr. W. F. L. Petri.

2 Theile. 12. Mit Karte von China. Velinpapier geh. 3 Rthlr.

Dieses vor wenigen Wochen in London herausgekommene höchst interessante Werk enthält eine ausführliche und anschauliche Darstellung der Hauptereignisse des merkwürdigen chinesisch-englischen Krieges, welche die letzte Katastrophe herbeigeführt haben, nebst gründlicher Entwickelung der eigentlichen Veranlassung desselben und unparteilicher Würdigung der Streitfrage. Dabei liefert der Verfasser viele erhebliche Beiträge zur Naturgeschichte, Geographie und Statistik von China, und gibt eine Menge neuer Notizen über Sitten und Gebräuche, Cultus, Kunst und Wissenschaft seiner Bewohner, so daß das Ganze als Vervollständigung und Bereicherung der gesammten, das chinesische Reich betreffenden Litteratur eine höchst willkommene Erscheinung seyn wird.

---

(22) In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Liederbuch vom Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht

von **Gottlob Regis.**

8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[23] Allgemeines

Bücher-Lexikon etc.

Von

Wilhelm Heinsius.

Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben

von Otto August Schulz.

Erste Lieferung, Bogen 1—10.

(A—Beschreibung.)

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpap. 25 Ngr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon" von Heinsius (1812—29) sind jetzt zusammengenommen **im herabgesetzten Preise** für 10 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnißmäßig erniedrigten Preisen erlassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpap. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Januar 1843.

F. A. Brockhaus.

[24] **(Neues physikalisches Werk.)** In **1.** u. **2.** Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Experimental-Physik.

Zum Selbst-Unterrichte für Gebildete und zum Gebrauche in Real- und polytechnischen Schulen.

Nach der 3ten Auflage des Französischen des

J. Marcet,

Professor an der Akademie zu Genf,

übersetzt von **G. Kißling,** Professor,

Lehrer der mathem. und physikalischen Wissenschaften und der neuern Sprachen.

(Ungefähr 25 Bogen Text und 6 Tafeln Figuren. In 6 Lieferungen à 24 kr. oder ⅓ Rthlr.

Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung, außerordentlich zweckmäßige Wahl der Beispiele und die geschehene Benützung der Bereicherungen, welche die Physik durch Erfahrungen und Versuche der neuesten Zeit, besonders in Bezug auf Dampf (Dampfmaschinen), Galvanismus (Galvanoplastik), Elektricität (Elektro-Magnetismus), Licht (Daguerreotypie) und Meteorologie (Physik des Luftkreises) rc. gewonnen hat, dieß — und daß es auch für Solche berechnet ist, welche keine mathematischen Kenntnisse besitzen — sind die **Vorzüge,** welche dieses Werk vortheilhaft auszeichnen.

---

[25] Geschichte der Regierung

Ferdinands und Isabella's

der Katholischen von Spanien.

Von

William H. Prescott.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Der ungetheilte Beifall, welchen dieses ausgezeichnete Geschichtswerk bei seinem Erscheinen in England und den Vereinigten Staaten gefunden, berechtigt zu der Erwartung, daß demselben auch in Deutschland eine seiner Wichtigkeit und der gediegenen Uebersetzung entsprechende Aufnahme zu Theil werden wird.

---

[26] In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinen-Wesens.

Zum Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabricanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von **Joh. Jos. Prechtl,**

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrath und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien rc.

Zwölfter Band.

Röhren — Schlösser.

Mit den Kupfertafeln 258 bis 281.

Preis 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Der vorliegende Band dieses bisher mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen und in technologischen Schriften aller Art selbst im Auslande vielfach benützten Werkes enthält die Artikel: Röhren, Rolle, Rothfärben, Saiten, Salmiak, Salpeter, Salpetersäure, Sattlerarbeiten, Scheidung (auf nassem Wege), Schere, Schießpulver, Schlösser. Diese Artikel bilden eben so viele Originalabhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten eilf Bände mit 257 Kupfertafeln kosten jeder 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1845. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[27]

Andenken

an

Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen

Friedrichs v. Schiller u. Charlottens v. Schiller.

Von Dr. **J. H. Hennes.**

8. br. Preis 1 fl. od. 16 gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerem Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum erstenmal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Litteratur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau v. Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Litteratur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind, so werden die Briefe von Frau v. Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Recht in den Kreis der deutschen Litteratur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölnische Zeitung vom 11 März d. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, so fern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[28] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leichtfaßliche Belehrung

über die Schafraude

für Schäfer und Gutsbesitzer.

Auf Veranlassung des Vereins zur **Beförderung** der Schafzucht in Würtemberg

entworfen

von Professor **Hering**

an der k. Thierarzneischule zu Stuttgart.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis 12 kr. od. 3 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[29] **Neue elegante Taschen-Ausgaben.**

In Unterzeichnetem sind von nachstehenden Werken neue Ausgaben in Taschenformat und ganz elegantem Einband mit Goldschnitt erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Gedichte

von

Fr. Hölderlin.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt und des Dichters Porträt.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Schillers Wallenstein.

2 Theile in einem Band.

Englischer Einband mit goldenem Schnitt nebst zwei Stahlstichen.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Diese ausgezeichnet hübschen Bändchen reihen sich an die in gleichem Format und in ganz gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von

Goethe's Gedichten.

2 Theile.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Schillers Gedichten.

2 Theile.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Lenau's Gedichten

(ältere und neueste.)

2 Theile.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Goethe's Hermann und Dorothea.

Preis roh 54 kr. oder 12 gr.; elegant gebunden 1 fl. 24 kr. oder 21 gr.

Goethe's Faust.

Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gr.

Schillers Wilhelm Tell.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[30] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. **K. Simrock.**

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Eidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[31] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Fürst

des

Nicolò Machiavelli,

nebst einer authentischen Beilage

übersetzt

von **Gottlob Regis.**

8. Velinp. in Umschlag brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Wie viele Gattungen von Fürstenthümern es gibt, und auf welche Arten sie erworben werden. — Von den erblichen Fürstenthümern. — Von den gemischten Fürstenthümern. — Warum das durch Alexander eroberte Reich des Darius nicht Alexanders Nachfolgern nach seinem Tode abtrünnig ward. — Wie Städte und Staaten regiert werden müssen, welche vor ihrer Occupation nach ihren eigenen Gesetzen gelebt haben. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch eigene Waffen und Tugend erwirbt. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt. — Von solchen, die durch Frevelthaten zum Fürstenthum gekommen sind. — Vom bürgerlichen Fürstenthum. — Nach welchem Maaßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind. — Von den kirchlichen Fürstenthümern. — Wie viele Arten von Miliz es gibt, und von den Miethsoldaten. — Von den Hülfssoldaten, den gemischten und den eigenen. — Was dem Fürsten in Hinsicht auf Kriegswesen obliegt. — Von denen Dingen, die den Menschen, und namentlich den Fürsten, Lob oder Tadel zuziehen. — Von der Freigebigkeit und Kargheit. — Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt oder gefürchtet zu werden. — Auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben halten müssen. — Daß man vermeiden muß, geringgeschätzt und gehaßt zu werden. — Ob die Festungen und viele andere Dinge, die Fürsten öfters unternehmen, nützlich oder schädlich sind. — Wie sich ein Fürst benehmen muß, um sich Ansehen zu verschaffen. — Von den Secretären der Fürsten. — Wie man die Schmeichler fliehen müsse. — Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben. — Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermag, und auf welche Weise man ihm begegnen könne. — Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreien. — Beilage zum achten Capitel des Fürsten. Verfahren des Herzogs von Valenza bei Hinrichtung des Vitellozo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Signor Paulo und Herzogs von Gravina Orsini, beschrieben von Nicolò Machiavelli.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[32] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses

durch

Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung.

Mit besonderer Beziehung auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisations-Gesellschaft.

Von **Gustav Höfken.**

8. br. Preis 30 kr. od. 9 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

März.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für **jeden Monat** einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise **geheftet** an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder [illegible] Thlr. [illegible] gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd= und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1843.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Reisenden im südlichen Rußland.

I. Sommerdürre. — Die Tatarenstadt Koslof. — Ankunft in Jalta. — Die Landsitze der russischen Großen an der Südküste der Krim. — Besuch in Alupka.

Der Sommer 1842 gehörte in Südrußland zu den regenärmsten, die man seit vielen Jahren gehabt. Obwohl man sich in den wälderleeren Steppen längst gewöhnt hat, der Hoffnung auf einen häufigen und ergiebigen Niederschlag der Wolken vom Junius bis September zu entsagen, so waren die Ansiedler dießmal doch ganz besonders übler Stimmung, und in Versuchung gegen den unbarmherzig blauen Himmel zu murren, der, wenn er auch hie und da mit leichtem Gewölke sich umkleidete, doch unsere deutschen Landsleute der Steppe und ihre dürren Aecker, aller Gebete ungeachtet, nie mit einem tüchtigen Platzregen begießen wollte. Immer war es nur der Cirrhus (die Federwolke) und der Cirrho-cumulus (die fedrige Haufenwolke), wie der Meteorolog sie nennt, oder eine ähnliche, nie Regen bringende Wolkenform, welche selten den Glanz der Sonne trübte; der Cumulus und der Nimbus, von denen der Ansiedler der Steppe sein ganzes Heil erwartet, ließen sich nie blicken, und die pontischen Sommerstürme wühlten dießmal beim heitersten Himmel die Wogen des schwarzen Meeres auf. Am 20 Julius, als ich Odessa verließ, betrug der ganze in diesem Jahre gefallene Niederschlag nach den Beobachtungen des dort ansässigen Professors Nordmann nicht über vier Zoll. In der großen Baumschule bei Odessa, deren Gründung man der unermüdlichen Fürsorge des edlen Grafen Woronzow verdankt, sahen selbst die Acacien, die einzige Baumart welche in den südrussischen Steppen ziemlich gut fortkommt, sehr leidend aus, und die deutschen Bauern der Colonie Lustdorf seufzten beim Anblick ihrer Felder, welche dießmal in vielen Gegenden kaum die Aussaat zurückgaben. Ich verließ die traurige Umgegend von Odessa, wo so manches Unangenehme mir begegnet war, recht leichten Herzens, und war froh, als des Dampfschiffes rauschende Räder uns den Staubwolken entführten, welche den Sommeraufenthalt in dieser großen Handelsstadt zur wahren Qual machen. Zwei Dampfschiffe unterhalten die Communication zwischen Odessa und der Krim: „Peter der Große,“ ein ziemlich gutes Fahrzeug, mit englischem Capitän, und der „Thronfolger,“ ein alter, morscher, langsam fahrender, schmutziger Kasten, welcher bei stürmischem Wetter kaum zu lenken ist. Ich machte die Ueberfahrt leider auf letzterem und durfte von Glück sagen, die Reise nach der krim'schen Südküste, welche dieses elende Schiff oft kaum in sechs Tage zurücklegt, dießmal in drei zu machen. Koslof ist der erste Ort der Krim, wo das Dampfschiff anhält. Diese Stadt, die in den öffentlichen Acten Eupatoria genannt wird, liegt am sandigen Ufer einer Bucht, welche, den Süd- und Weststürmen völlig geöffnet, den Schiffen wenig Zuflucht bietet. Dieser erste Eintritt in die Krim machte auf mich einen wenig erfreulichen Eindruck. Unter allen Städten dieser Halbinsel scheint mir das in baumleerer, dürrer Gegend gelegene Koslof die häßlichste. Kleine, armselige, baufällige Häuser, durch lange Mauern von einander getrennt, und traurige Schmutzgassen hat Koslof mit vielen Städten der Türkei gemein, aber es fehlt ihr selbst das Straßengewühl, welches bei der dichten Bevölkerung vieler anatolischen Städte dem Reisenden oft manche merkwürdige Scene zeigt, wenn sonst auch alle Merkwürdigkeiten fehlen. Vor Zeiten war Koslof eine der bevölkertsten Städte der Krim. Jetzt zählt dieselbe kaum 8000 Bewohner, worunter 1200 jüdische Karaiten, die übrigen Tataren sind. Unter letzteren ist die mongolische Gesichtsbildung der Steppentataren vorherrschend. Kleine, schiefstehende Augen, ziemlich hervortretende Backenknochen und fleischigere, plumpere Gesichter unterscheiden die Steppentataren der Krim von den schöneren Bewohnern des gebirgigen Theiles der taurischen Halbinsel, welche den Türken sehr ähnlich sehen. Mein türkisch sprechender Begleiter verstand von den Gesprächen dieser Tataren unter sich kein Wort und wurde nur mit Mühe verstanden. Von Russen wohnen dort nur Beamte, Deutsche habe ich nicht bemerkt; dagegen gibt es in Koslof ziemlich viele Griechen, die in allen taurischen Küstenstädten Kleinhandel treiben und übel berüchtigt sind. Koslof hat nur zwei sehenswerthe Gebäude: die Moschee

Dschuma-tschai, deren Größe und schöne Bauart von einer früheren Blüthe der Stadt zeugt, und eine sehr reich ausgestattete Karaitensynagoge, die der reiche Karaite Lobowitsch gewöhnlich den fremden Besuchern öffnet. In der Umgegend Koslofs, die ich bei drückender Sonnenhitze durchstreifte, konnte ich nichts wahrnehmen, was eine Schilderung verdiente.

Am 21 Julius fuhren wir nach Sewastopol weiter, wo das Dampfschiff wegen ungünstiger Witterung einen vollen Tag verweilte. Diese Zeit reichte aber nicht hin, alle Sehenswürdigkeiten dieses großartigen Kriegshafens, der am pontischen Gestade wie ein Meteor aufgetaucht, in Augenschein zu nehmen. Ich besah die Rhede, die Flotte, das Arsenal, die neuen Festungen und die Docks, das riesenhafteste und merkwürdigste von allen dortigen Bauwerken, nur in flüchtiger Eile, und behielt mir eine genauere Besichtigung auf einen zweiten längeren Besuch vor.

Eilf Werste östlich von Sewastopol liegt die kleine, von Griechen bewohnte Hafenstadt Balaklawa. Dort beginnt an der Küste die Lias- und Jurakalkformation statt des Steppenkalksteins, den ich noch bei Koslof fand, und statt der Kreide, welche unweit Sewastopol blendend weiße Felsen bildet. Die Berge werden höher und waldiger; der Küstensaum der Krim ist dort weniger monoton und häßlich, als er bisher gewesen. Mit Sehnsucht sah ich dem südlichern Theil der taurischen Küste entgegen, von deren Naturschönheiten man in Rußland und besonders in Odessa so viel Rühmens macht. Der zackige Gipfel des Ai-Petri, ein grauer Felsberg von 3500 Fuß Höhe, wurde endlich sichtbar, und an seinem Fuße trat auch die dunkelgrüne Masse des berühmten Woronzow'schen Palastes hervor. Das Cap Ai-Todor ward umschifft, und nun entdeckten wir endlich die blanken, neuen Häuser des Städtchens Jalta und das elegante russische Kirchlein, welches auf dem Gipfel eines Hügels Thal und Meer dominirt. Ich hatte Jalta für die Dauer meines Aufenthaltes in der Krim zu meinem Hauptquartier auserkoren. Dort wollte ich alle meine naturhistorischen Sammlungen anhäufen, und nach Ost und West Streifzüge durch das Gebirge machen.

Ein Aufenthaltsort, wo man lange zu verweilen gedenkt und von dessen Wahl des Reisenden Wohl und Wehe mehrere Monate abhängt, reizt die Begierde ihn bald zu sehen und kennen zu lernen im höchsten Grad, und so blieben auch meine Augen unverwandt an dem appetitlichen, ganz neuen Städtchen hängen, das bei uns ein Dörfchen heißen würde, aber in einem Lande, wo es der wahren Städte so wenige gibt, sich immerhin mit dem stolzen Titel einer „Stadt," den ihm ein Befehl des Grafen Woronzow verliehen, brüsten darf. Die Küstenumsäumung der Bucht von Jalta hat fast die Form einer Pyramide, an deren stumpfer Spitze die Stadt liegt. Nur gegen die Stürme von Norden und Nordwesten sind die hier ankernden Schiffe völlig gesichert, während die viel gefährlichern Winde, die aus Südosten vom armenischen Plateau auf den Pontus herunterblasen, oft großes Unglück hier anrichten. Die Schiffe ankern eine halbe Werst vom Ufer. Bei mäßigem Wellengeschaukel landeten wir an dem kleinen Molo, wo eben russische Soldaten beim Bau des neuen Kai's beschäftigt waren. Da ich in Jalta keine Bekannten hatte, und meine Kenntniß der russischen Sprache noch so gering war, daß ich selbst die notdwendigsten Gegenstände nur mit größter Schwierigkeit verhandeln konnte, so flüchtete ich mich in die kleine Apotheke des Orts. In Südrußland sind die Apotheken ungefähr dasselbe, was die Barbierstuben in Konstantinopel. Wer irgend in Rußland Auskunft über Ort und Gegend, über Menschen und Dinge erlangen will, dem rathe ich immer in die nächste Apotheke einzutreten und durch Ankauf irgend einer Kleinigkeit, wie eines Riechfläschchens oder einer Pillenschachtel den Pharmaceuten sich zum Freund zu gewinnen. Der Apotheker wird des Reisenden Orakel seyn und ihn retten aus hundert kleinen Verlegenheiten, die eben so zeitraubend als unangenehm sind. Ein Deutscher hat dabei den Vortheil fast immer in der Apotheke einen Landsmann zu finden, wenn nicht am Herrn, so doch gewiß am Provisor. Unter Landsleuten verstehe ich nämlich auch die Deutschen der Ostseeprovinzen, die, wenn auch längst dem russischen Scepter unterthan, doch nie aufgehört haben, sich durch tüchtige Gesinnung als Deutsche vom wackersten Schlag zu bewähren.

Der deutsche Apotheker von Jalta wurde sehr bald mein Freund, und verschaffte mir sammt meinen hundert Kästen, Büchsen und Flaschen, welche ein reisender Naturforscher leider von so weit her mitschleppen muß, ein passendes Unterkommen bei einem russischen Kleinhändler. Es war die bequemste und hübscheste Wohnung des ganzen Ortes, und doch mußte ich als Lagerstätte mit sechs Stühlen vorlieb nehmen, auf welche ich meine bunte, türkische Wolldecke breitete. Alle kleinen, unentbehrlichen Dienste, wie das Stiefelwichsen und Kleiderputzen, muß man sich in diesen Ländern selbst leisten, da es schwer hält, passende Diener zu finden, denn die Tataren sind arbeitsscheu und die wenigen freien russischen Arbeiter Erztrunkenbolde. Von den kleinen schwarzen Springteufeln, die in Unmasse die neue Wohnung mit mir theilten, will ich nicht viel reden, denn diese Plage des Südens ist allzu bekannt. Mit dem Kärrner im Hamlet konnte ich jeden Morgen ausrufen: „ich bin so bunt gestochen wie 'ne Schleie; kein König in der Christenheit kann's besser verlangen, als ich gebissen bin!" Im übrigen ist der Aufenthalt in Jalta ländlich und angenehm. Ich durchstreifte von hier aus die ganze Südküste, besichtigte alle einzelnen Punkte en detail, verweilte in jedem Landgut, in jedem Dorf, auf jedem Berg, wo eine hübsche Fernsicht, eine Ruine, ein Wasserfall, eine Grotte oder sonst etwas malerisches zu sehen war; aber nirgends fand ich eine Gegend, welche die Umgebung von Jalta übertroffen hätte. Dieser hübsche Punkt gewährt vor vielen andern den Vortheil, daß hier das Jailagebirge, welches etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt, nicht dicht am Ufer emporsteigt, sondern einer kleinen Ebene und zwei hübschen waldigen Thälern zwischen sich und dem Meere Raum gönnt, so daß man mit einer weitern, freiern Aussicht den Reiz eines Spaziergangs dicht an der brandenden See und der Ausflüge in die erwähnten schönen Thaler genießen kann.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes besuchte ich das zwei Werst von Jalta entfernte Gut des Hrn. Aeschlimann, eines Architekten aus der Schweiz, der eine Gegend bewohnt, die wirklich einigermaßen an sein malerisches Vaterland erinnert. Hier erreichen die krim'schen Gebirge im Norden ihre höchste Höhe; der Kamal-Agerek, der das Jailaplateau überragt, ist um 11 Fuß höher als der Tschadir-Dagh bei Aluschta. Die Berge sind unten mit Eichen, Corneliuskirschen, Ulmen, in der Mitte mit taurischen Fichten, oben mit Buchen ziemlich schön bewaldet, so daß neben nacktem Gestein auch wieder allerlei Nüancen von Farbengrün das Auge trösten, während das Rauschen kleiner Bergströme, in der Krim eine nicht allzu häufige Musik, die Ohren angenehm durchsummt. Als ich in dem Gerölle eines Bächleins nach Versteinerungen suchte, trat Hr. Aeschlimann aus seinem Hause und bat mich, seine kleine Steinsammlung zu besehen und davon zu nehmen was mir beliebe. Ich lernte an ihm einen eben so wackern als gefälligen Mann kennen, der weit und breit der größten Achtung genießt.

In der Nachbarschaft des Hrn. Aeschlimann bewohnt Graf Apraxin, ein reicher Edelmann, der noch in hohem Alter schöne Kleider, Champagner, leckere Bissen und hübsche Mädchen liebt, das dem Herrn Isleniew zugehörige Gut, welches durch die symmetrische, höchst geschmackvolle, graziöse Bauart der Wohnhäuser angenehm in die Augen fällt und einen Besuch der Reisenden wohl verdient. Der Garten des Isleniefschen Gutes ist im Gegensatz zu den meisten Landgütern der Krim viel mehr zum Vergnügen als zum Nutzen eingerichtet; ich fand hier reife Erdbeeren bis zum September, und hübsche Blumen geschmackvoll gepflanzt. Einen Gegensatz zeigt das benachbarte Gut des Grafen Mordwinoff, welches ohne Luxus rein nur zu geldeinbringender Cultur benützt wird. Der Verwalter dieses Gutes ist ein Deutscher, Hr. Roller, dem ich viele interessante Mittheilungen über die landwirthschaftlichen Einrichtungen in der Krim verdanke. Das Mordwinoff'sche Gut zieht seinen Hauptgewinn aus der Ernte der Nüsse, des Luzerner Klees und des Weines. Die natolischen Haselnüsse waren dieses Jahr besonders gut gerathen, die Zweige bogen sich unter der Last der dicken Nußbüschel, und die Ernte eines einzigen Gartens wurde um 4000 Rubel an Tataren verkauft, welche ihrerseits durch den Kleinverkauf noch einen hübschen Profit machten. Der Luzerner Klee gedeiht in diesem Land an Stellen, wo Bewässerung nicht fehlt, außerordentlich schön, die Stengel sind dicht, die Blätter breit und üppig, und man kann in guten Jahren bis viermal mähen. Als Pferdefutter ist dieser Klee gesünder, sättigender, stärkender als der Hafer, und da an der Südküste fast kein Getreide gebaut wird, und die Weideplätze äußerst beschränkt sind, so findet dieser Klee sehr guten Absatz bei allen Pferdebesitzern, welche zur Sommerszeit, wo die niedere Vegetation vertrocknet, so oft wegen Futtermangels in Verlegenheit sind. Der Weinbau würde gleichfalls gewinnbringend seyn, wenn der Absatz gesichert wäre. Unter allen Rebsorten, meinte Hr. Roller, seyen die Rießlinge vom Rhein auf diesem Boden die einträglichsten, weniger die französischen und spanischen Trauben. Aber merkwürdig ist, daß all den verschiedenen Weinsorten, die nach der Krim verpflanzt werden, ein herber Beigeschmack eigen ist, welcher den Bordeaux- und Rheinwein der Krim eben so sehr als den hiesigen süßen Tokayer von den gleichnamigen Sorten, die in Frankreich, Deutschland und Ungarn wachsen, unangenehm unterscheidet. Dieser Beigeschmack verliert sich etwas beim alten Wein, und es ist recht schade, daß die Gutsbesitzer der Krim ihre Weine nicht sechs Jahre liegen ließen, ehe sie dieselben ins Innere Rußlands versandten. Diese herben jungen Weine in der Krim wollten den reichen Gourmands in Moskau und Kiew nicht behagen, und man fuhr dort fort, lieber die hochbesteuerten Weine Frankreichs oder die sehr beliebten Weine der griechischen Inseln zu trinken. Jetzt hat man in Rußland allenthalben gegen die Güte der taurischen Weine eine voreilige Abneigung gefaßt, die schwer zu beseitigen seyn wird, wenn auch später bessere Sorten kommen. Die Weinbergbesitzer der Krim aber sind muthlos geworden und scheuen neue Kosten für die Verbesserung einer wenig einträglichen Cultur.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug nach dem Cannku-Gebirge in Guiana. *)

(Von Richard Schomburgk.)

Daß sich unsere Kriegsoperation gerade nicht in die Länge ziehen würde, hatten wir alle vorhergesehen, daß sie aber so schnell abgethan seyn sollte, hatte keiner von uns geahnet. Pirara lag vor uns, aber vergebens suchte unser Auge die brasilianischen Wachposten, vergebens die wehenden Fahnen, nur ein Paar neugierige Indianer steckten die Köpfe aus ihren Hütten hervor, und waren über den nie gesehenen Anblick eines ganzen Bataillons englischer Soldaten mit Kanonen und allen übrigen Geräthschaften zur Aufwerfung von Schanzen u. dgl. eben so erstaunt, als wir über das Verschwinden der Brasilianer. **)

So waren freilich die Träume mancher thaten- und siegesdurstigen Seele weiter nichts als Träume geblieben, und das Feld der Ehre war zum Schauplatz harter Arbeit geworden, da es jetzt galt, sich so sicher als möglich zu verschanzen, um einen Ueberfall so viel als unmöglich zu machen. Uns Leuten des Friedens dagegen war dieser Ausgang um so erwünschter, als wir so in keiner Weise in unsern Bestrebungen und Zwecken aufgehalten wurden, was gewiß der Fall gewesen wäre, wenn sich die brasilianische Soldateska absurder Weise hätte einfallen lassen, den Platz zu behaupten. Einige Pferde und drei kranke Soldaten, die man der Barmherzigkeit und Menschlichkeit der Engländer anheimgestellt hatte, war alles Leben, was wir vorfanden. Nachdem mein Bruder ein Schreiben nach St. Joaquim, dem in der Nähe liegenden brasilianischen Fort, abgeschickt, erschien nach mehreren Tagen der Commandant desselben, Senhor Gado, um diese und alles übrige Eigenthum der Brasilianer, welches man in der Eile vergessen hatte mitzunehmen, abzuholen.

---

*) S. Nr. 121 ff. v. vor. J.

**) Einsender verweist den Leser auf die nächstens erscheinende Fortsetzung des im Maiheft abgebrochenen Reiseberichts, in welchem die politischen Verhältnisse, auf die hier angespielt wird, näher auseinander gelegt werden.

Freilich erkannte mein Bruder das noch im Jahre 1838 so blühende Indianerdorf nicht wieder; von der Menge Hütten, die sich damals aneinander reihten, standen jetzt noch zehn, das Bethaus und die Wohnung des Missionärs Youth war zur Caserne verwendet worden, und schon im bösen Zustande; von den vielen Indianern fand er nur noch acht Familien, und unter diesen auch nur zwei bekannte, alle andern waren aus Furcht vor den Brasilianern und in Folge der rohen Behandlung der hieher verschlagenen Soldateska geflohen, und hatten sich nach andern Niederlassungen begeben.

Da sich die nächsten Umgebungen des „Sees mit goldreichen Ufern" meinen Sammlungen nicht gerade ergiebig zeigten, sondern bald erschöpft waren, wir aber unsere Reise erst nach mehrern Wochen weiter fortsetzen konnten, so entschloß ich mich unterdessen zu einem Ausflug nach dem nicht allzu entfernten Canuku-Gebirge, auf dem sich mir reichere Ausbeute sowohl in botanischer, als zoologischer Hinsicht in Aussicht stellte. Dort sollte ich den schönen Felsenhahn (Rupicola elegans), dort den so interessanten Casmarynchos carunculatus und dort auch die Strychnos toxifera finden, jene berühmte und berüchtigte Schlingpflanze, aus welcher die Indianerstämme ihr so fürchterliches Pfeilgift bereiten.

Nachdem ich alles Nöthige zu meinem kleinen Ausflug vorbereitet, verließ ich Pirara in Begleitung von sechs Macusi, die ich mir theils als Jäger, theils als Träger gemiethet hatte.

Anfänglich hatte unsere Reise freilich wenig Interessantes, da sie uns durch die, Pirara nach allen Seiten umgebende Savanne führte. Nach einem Marsche von einigen Stunden erreichten wir den höchsten Punkt in dieser weiten Fläche, der sich etwa 120 Fuß über den Spiegel des Sees Amucu erheben mochte, von wo aus ich eine der freundlichsten Aussichten genoß. Wie ein großer, reicher Teppich lagen die freundlichen, flachen Thäler vor mir ausgebreitet. Zahlreiche Flüsse und Bäche zogen sich wie dunkle Faden durch die hellere Schattirung des Savannengrases, da ihr Lauf immer durch eine üppigere Vegetation und das hervorstechende Colorit der Mauritia-Palme bezeichnet wird; einzelne zerstreute Baumgruppen, die sich wie Oasen über das gleich gefärbte Colorit der Savanne erhoben und nach denen ganze Heerden wilder Tauben flogen, erhöhten den eigenthümlichen Reiz der Landschaft nur noch mehr.

Wo sich irgend eine Stelle über das allgemeine Niveau erhob, da hatte sich auch das nimmerruhende und ewig rastlose Völkchen der Termiten angesiedelt, deren Wohnungen sich wie Pygmäendörfer über solche wasserfreie Strecken verbreiteten. Gewöhnlich sind ihre Bauten 10 Fuß hoch, aus einem harten, gelben Lehm in einer Art schneckenförmiger Gestalt erbaut, undurchdringlich für den Regen und fest genug, um selbst einem tropischen Wirbelwind zu widerstehen. Eine zweite Species bewohnt mehr die niedere Savanne. Ihre Hügel sind gewöhnlich nur zwei bis drei Fuß hoch und haben ganz die Form eines umgestülpten Bienenkorbs.

Nachdem wir ungeachtet der drückenden und verzehrenden Hitze von 128° F. bis gegen 6 Uhr durch die offene Savanne, in der man den vollen und ungebrochenen Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, gewandert waren, erreichten wir bald darauf einen Waldsaum und damit auch das Macusidorf Awara, wo wir zu übernachten beschlossen, um für den andern Morgen neue Kräfte zur Fortsetzung der Reise zu sammeln. Ruhe war uns wahrlich allen nöthig, vorzüglich aber mir, da ich gestehen muß, daß ich ganz wirr geworden, und schon die ganze Umgebung für mich in Feuerregen stand und sich wie im Kreise herumdrehte. Von oben die brennenden Strahlen, von unten die reflectirte Wärme der Savanne, so daß die Füße wie in einem heißen Ofen fortschritten; — es war wahrlich kein Scherz!

Nachdem wir am folgenden Morgen bei Zeiten aufgebrochen, gelangten wir bald an die Ufer des Quayé; — vergebens aber suchten wir mit unsern gierigen Blicken die erfrischenden und kühlenden Wellen, — die nimmersatte Sonne hatte sie rein verzehrt. Das Bett lag voller Muscheln, unter denen sich besonders die schöne Ampullania guyanensis auszeichnete. Doch welch passionirte Austeresser mußten die Wasser- und Sumpfvögel dieser Gegend seyn! denn unter den Tausenden von Schalen war auch nicht eine unbeschädigte aufzufinden. Der Weg führte uns von jetzt an längs den trockenen Ufern des Quayé, bis wir sie nach einiger Zeit wieder verließen und bald darauf in die Macusi-Niederlassung Nappi Ipiriwaki gelangten.

Wahrhaft grandios war hier die Aussicht auf das Canuku-Gebirge, das in seiner ganzen Ausdehnung vor uns lag.

Unser Aufenthalt in Nappi Ipiriwaki war nur kurz, da wir ungeachtet der fürchterlichen Hitze doch noch ein gut Stück Wegs zurücklegen wollten, indem ich beschlossen hatte, heute noch die Ansiedlung der Macusi's am Flüßchen Nappi zu erreichen.

Zum Glück verließen wir jetzt die offene Savanne, denn war mein Hirn noch nicht an diese brennenden Strahlen gewöhnt, oder welcher andere Umstand es seyn mochte, kurz lange hätte ich der innern Versuchung nicht mehr widerstanden mich niederzuwerfen und zu meinen Indianern zu sagen: geht weiter, ich bleibe. Wir betraten einen dichten Wald, und zwar einen so üppigen Wald, wie ich ihn noch nicht gesehen hatte. Jeder einzelne Baum war ein Riese, dessen Größe und Breite durch die zahllosen Lianen und andern Schlingpflanzen, die wilden Reben und ganze Massen von Orchideen noch bedeutend vermehrt wurde. Einer besonders erregte mein Erstaunen in solchem Grade, daß ich seinen Stamm messen mußte, wo ich denn fand, daß er nach Entfernung aller Parasiten und anderweitigen Zuthaten im Umfang 67 Fuß hatte. Die Höhe mochte ungefähr 180 Fuß betragen.

Vor allen häufig fand ich hier den Spondias Myrobalamis, und da die Früchte gerade in voller Reife standen, so bedeckten sie den Boden in zahllosen Massen; — der Geruch, welchen sie verbreiteten, war ein sehr angenehmer und durchzog den ganzen Wald.

Nachdem wir mehrere Stunden in einem gewissen Halbdunkel fortgegangen waren, indem die dichte Belaubung und die zahllosen Schlingpflanzen nur wenigen Sonnenstrahlen den Durchgang erlaubten, lichtete sich plötzlich unser Weg, worauf wir bald das Flüßchen Nappi und mit ihm die lang herbeigesehnte Niederlassung von sieben Hütten erreichten, die ich zu meinem Standquartier zu wählen beschloß, da sie für meine Excursionen in die Berge ungemein günstig lag.

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderung aus den Canarien nach Venezuela. In den Urkunden über den äußern Handel, welche das französische Ministerium des Ackerbaues und des Handels herausgibt, findet sich (Moniteur vom 19 Febr.) über Venezuela die Angabe, daß im J. 1841 nicht weniger als 3500 Canarier dahin auswanderten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1843.

England und Canada.

So rasch und offen die englische Regierung im vorigen Jahre mit ihren Maaßregeln hervorrückte, so sehr hält sie dießmal mit denselben zurück, und die Ungeduld einiger Gegner entreißt ihr keine offene Darlegung derselben. Das wird ihr indeß nur darum so leicht, weil die Führer der Whigs nicht mehr ihre eigentlichen Gegner sind. Russell hat sich so gut wie Peel selbst gegen die Anti-Cornlaw-League ausgesprochen, und sogar Lord Brougham ihr offen den Fehdehandschuh hingeworfen. Daraus ergibt sich, daß das Ziel der Anti-Cornlaw-League nicht mit dem jetzigen Parlament zu erreichen oder demselben nur durch Furcht abzupressen ist. Die parlamentarischen Führer, welcher Partei sie auch angehören mögen, haben noch etwas anderes als die Lage und Verhältnisse der großen Volksmasse vor Augen, sie müssen auch Englands jetzige politische Stellung aufrecht erhalten, und es geht mehr und mehr aus allen Umständen hervor, daß die von der League geforderten Rettungsmittel mit der jetzigen politischen Stellung Englands sich nicht vertragen wollen, und daß weil diese aufrecht erhalten werden muß, die Noth des Volkes nicht die Berücksichtigung findet, die ihr sonst zu Theil werden würde.

Wäre es nicht aus dem Gange des Handels seit den zehn letzten Jahren klar, so würde man es aus den endlosen Reden in den Versammlungen der League entnehmen müssen, daß das Hauptstreben dahin geht, den Handel mit Nordamerika wieder auf den alten Fuß der Blüthe zu bringen, wie er in den Jahren 1833 bis 1838 gewesen war. Dieser Handel hat die in den bezeichneten Jahren ungeheuer gesteigerte Gewerbsthätigkeit hauptsächlich hervorgerufen, und seit dieser Handel abgenommen, seit dem Jahre 1839, ist auch die fieberhafte Gewerbsthätigkeit ins Stocken gerathen. Aber in jener Zeit strömten Capitalien und Auswanderer in Masse aus England nach den Vereinigten Staaten, und die Macht und der Flor dieser letztern stiegen in demselben, ja in noch höherm Grade als die Gewerbsthätigkeit in England. Den Ausfall in der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten kann aus Gründen, deren nähere Erörterung hier zu weit führen würde, weder Brasilien, noch Indien, noch China ersetzen, darum bemüht sich jetzt England denselben durch die möglichst vermehrte Ausfuhr nach seinen eigenen Colonien zu decken, und hat zu dem Ende den Colonien fast in allen Erzeugnissen, die sie nur immer einführen können, einen Vorzug vor der Einfuhr anderer Länder eingeräumt.*) Dieß System soll nun hinsichtlich Canada's, welches dem gefürchteten Rivalen zunächst liegt und als Bollwerk gegen denselben benützt werden soll, in noch weiterem Umfang ausgedehnt werden. Das was Nordamerika verlangt, und wenn es nicht verarmen soll, verlangen muß, freie Einfuhr aller Lebensmittel in England, das soll Canada in vollem Maaße gewährt werden. Im vorigen Jahre gab man ihm einen Maximum-Zoll von 5 Shill. per Quarter bei einem Preis von 55 Sh. in England; hierauf wurde dem canadischen Repräsentantenhause der Vorschlag gemacht: wenn ein Zoll von 3 Sh. per Quarter auf die Einfuhr von den Vereinigten Staaten nach Canada gelegt würde, so könnte sich wohl die Regierung zu einer abermaligen Ermäßigung des Einfuhrzolls von canadischem Getreide und Mehl veranlaßt finden. Der Zoll wurde bedingungsweise aufgelegt, und nun hat die englische Regierung augenscheinlich ihren Entschluß gefaßt: neuere, im Anfang Februars d. J. nach Canada abgegangene Depeschen des Colonialamts sollen die letzten, nur auf Detailfragen sich beziehenden Schwierigkeiten aus dem Weg raumen, und wahrscheinlich nach Ostern wird die englische Regierung den Vorschlag ans Parlament bringen, das canadische Getreide und andere Lebensmittel gegen eine bloße Recognitionsgebühr in den englischen Häfen zuzulassen. Der Zweck dieser Maaßregel ist unverkennbar: das englische Volk soll wohlfeiles Brod bekommen, Canada soll bereichert werden, damit ihm nicht die Lust nach Unabhängigkeit komme, der Handel soll durch brittische Seeleute und brittische Schiffe geführt, die nordwestlichen Staaten der amerikanischen Union durch die erleichterte Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach Canada moralisch von den amerikanischen Seestaaten New-York, Pennsylvanien u. s. w. losgeschieden werden, und der amerikanische Tarif durch ein ausgedehntes Schmuggel.

*) S. englische Verhältnisse: der Tariff. Nr. 136 ff. v. vor. J.

system an den canadischen Seen ein Loch erhalten, nicht zu gedenken einiger Nebenvortheile, als z. B. des Zunders der Uneinigkeit, welcher in die amerikanische Union geworfen wird, der allmählichen Abnahme aller Getreideausfuhr aus Deutschland nach England u. s. w. So weit ist Plan und Ziel leicht zu erkennen, ob aber der Erfolg den Erwartungen entspricht, ist eine andere Frage.

Wird die erhöhte Ausfuhr nach Canada, das eine Million Einwohner zählt, den Ausfall der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten mit seinen 17 bis 18 Mill. ersetzen? Man wird diese Frage durchaus verneinen müssen, und dann ist auch der nächste Zweck, Wiedererhebung der Gewerbthätigkeit auf den vorigen Standpunkt, nicht zu erreichen. Die englischen Blätter predigen immer davon, man müsse die Auswanderung in umfassenderem Maaßstabe betreiben, und die Einwohnerzahl der englischen Colonien vermehren, um den Verbrauch von englischen Manufacturwaaren zu steigern. Der Satz ist völlig richtig, aber sollen die Vereinigten Staaten, die größte, schönste und volkreichste Colonie Englands, bloß darum aus der Berechnung bleiben, weil sie zufälligerweise sich seit 50 Jahren unabhängig erklärt haben? Diese Rechnung mag wohl staatsrechtlich richtig seyn, aber nach dem Naturrecht und der Nationalökonomie ist sie falsch. Sie bringt England in ein fortdauernd immer feindseligeres Verhältniß zu Nordamerika, ein Verhältniß, welches endlich zum Kriege führen muß, wozu sich auch England, wie seine Befestigungen auf den Bermuden deutlich genug zeigen, mit aller Macht rüstet.

Die Frage stellt sich jetzt also ziemlich einfach: Aufhebung der Korngesetze und Gleichstellung aller Länder in der Einfuhr von Lebensmitteln, Friede mit Nordamerika und Aufgeben des bisherigen Seerechts und Handelssystems, also freie Concurrenz mit der ganzen Welt, oder — Begünstigung Canada's und Aussicht auf einen Krieg mit Nordamerika. Stellt man die Frage so, dann muß man der englischen Regierung völlig Unrecht geben, aber dabei ist die weitere Berücksichtigung aus der Acht gelassen, ob England mit seiner ungeheuren Schuldenlast die freie Concurrenz mit andern Völkern, namentlich im Handel mit den so gut wie unbesteuerten Nordamerikanern aushalten kann. Diese Frage möchte kaum jemand zu bejahen geneigt seyn, und die Mehrzahl der denkenden Engländer selbst am wenigsten. Ein fixer Getreidezoll, aber ohne Begünstigung Canada's, war ein Mezzo termine, aber die Möglichkeit eines solchen tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Nordamerika wird sich bald genöthigt sehen seinen dritten Unabhängigkeitskrieg zu führen.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Reisenden im südlichen Rußland.

I. Sommerdürre. — Die Tatarenstadt Koslof. — Ankunft in Jalta. — Die Landsitze der russischen Großen an der Südküste der Krim. — Besuch in Alupka. (Fortsetzung.)

Am 7 August machte ich einen Ausflug nach Livadia, dem Eigenthum des Grafen Potozki. Dieses schöne Landgut enthält 200 Dessjätinen angebauten Landes, wovon ein großer Theil zum Weinbau verwendet wird. Man zählt in Livadia 150,000 Rebstöcke, auf eine Dessjätine kommen in der Krim gewöhnlich 8 bis 9000 Stöcke. Graf Potozki, der für einen der einsichtsvollsten und tüchtigsten Landwirthe gilt, verwaltete sein Gut mehrere Jahre selbst bis zu seiner Ernennung als Gesandter in Neapel. Der gegenwärtige Intendant des schönen Gutes ist ein Deutscher, Hr. Marco, der mir selbst in Livadia alle Schönheiten dieses köstlich gelegenen Landsitzes zeigte. Die vierjährigen Olivenbäumchen schienen mir hier frischer und besser gedeihend als die in Alupka und in Nikita. Wir pflückten an diesem Tag die ersten reifen Feigen, die in der Krim nicht zu den gemeinen Früchten gehören. Das Landhaus des Grafen, welches in weißer Farbe recht blank, nett und glänzend aus den Baumgruppen hervorblickt, ist mehr bequem, als prachtvoll eingerichtet. Einige große Vasen aus Marmor, der in der Krim gebrochen worden, ziemlich viele italienische Antiken, kleine Statuen und Gemälde mögen darin allein als Luxus gelten. Zimmer, Meubles u. s. w. sind einfach, aber ganz geschmackvoll.

In der nächsten Nachbarschaft von Livadia liegt Oreanda, das Privateigenthum der Kaiserin von Rußland. Hier war man eben beschäftigt, eine passende Stelle für den neuen Schloßbau auszuwählen, zu welchem die Kaiserin eine Summe von 600,000 Rubel angewiesen. Das jetzige Wohngebäude des Intendanten, Hrn. von Staritsch, ist sehr klein und für den Besuch hoher Gäste nicht eingerichtet. Die kaiserliche Familie, welche im Jahre 1834 die Südküste der Krim bereiste, war über die Naturschönheiten von Oreanda hoch entzückt, und in der That zeigt mit Ausnahme von Alupka kein Landgut eine solche Abwechslung von wilden Felspartien, Parkanlagen, Blumengärten, Wasserfällen u. s. w. Merkwürdig ist die Aussicht von dem großen Felsen, der inmitten dieses Landsitzes isolirt sich erhebt und dessen Gipfel ein hohes, metallenes Kreuz trägt. Der Blick auf Meer, Gebirge, Thal und Wälder ist ganz geeignet, einen aus dem Norden kommenden Russen, der auf der weiten Fahrt von Petersburg nach der Krim nur eine einförmige Natur von Föhrenwäldern oder baumleeren Steppen gesehen, in Enthusiasmus zu versetzen. Ich konnte diese Begeisterung aber nicht theilen, denn wenn ich die Reize der taurischen Südküste mit der halbtropischen Natur der Umgebung von Belida am Atlasgebirge, von Brussa am Fuße des asiatischen Olymps oder mit dem Bosporus von Stambul verglich, so mußte die Augenweide der Gegenwart vor der Erinnerung an jene großartigern und lieblichern Naturschönheiten bedeutend zurücktreten.

Im Park von Oreanda sah ich zum erstenmal einen wildwachsenden Erdbeerbaum (Arbutus Andrachne) in der Nähe. Das Vorkommen dieses schönsten Gewächses der taurischen Flora ist an der Südküste der Krim sehr beschränkt. Man findet nur noch einige hundert solcher Bäume auf den steilsten Abhangen des Aju-dagh und der Felsen oberhalb Oreanda. Sie wachsen an den unzugänglichsten Stellen und es ist eine wahrhaft halsbrechende Aufgabe für einen Pflanzenliebhaber,

sich Ableger von diesem prächtigen Baum zu holen. Ein sehr großer Arbutus findet sich im Garten von Oreanda, kaum 200 Fuß über dem Meere. Er sproßt dort aus einer Lücke des Felsgesteins hervor, worin sich Humus und verwitterte Thonschiefererde angehäuft hat; der Fels bildet hier eine Art von Blumentopf für den Erdbeerbaum. Man hat, um den Anblick dieses mächtigen, sehr malerischen Gewächses allen fremden Besuchern zugänglich zu machen, hieher einen eigenen Weg gebahnt. Der Baum hatte an einigen Stellen eine feuerrothe Rinde, die ihn überall auf weithin erkenntlich macht, abgestreift, und die junge, noch grüne Rinde blickt hinter den rothen Fetzen der alten hervor, wodurch der Arbutus ein merkwürdig buntscheckiges Ansehen erhält. Obwohl in Oreanda neben den Anlagen, die nur zum Luxus und Vergnügen dienen, auch einiger Weinbau betrieben wird, so trägt dieser Landsitz doch lange nicht die Kosten der Unterhaltung, und die Kaiserin steuert jährlich 32,000 Rubel bei, um Oreanda in gehörigem Stande zu erhalten.

Auf Oreanda folgt in westlicher Richtung das Gut der Fürstin Gallizin, Gaspra, wo gegenwärtig der greise, erblindete Fürst Alexander Gallizin, der Liebling zweier Kaiser, in ländlicher Zurückgezogenheit lebt. Der alte Staatsmann, welcher eine so lange Zeit im Hofglanz, unter dem Geräusche des Wohllebens und der Feste einer reichen und verschwenderischen Aristokratie zugebracht, und, wie einer der ersten Günstlinge des mächtigsten Herrschers, so einer der einflußreichsten und geschmeicheltsten Großen Rußlands gewesen, gefällt sich jetzt hier, auf einsamem Spaziergang die greisen Glieder im Sonnenschein zu baden, und am Geräusche des Meeres, am Zwitschern der wenigen Singvögel, den einzigen Naturreizen, welche ein blinder Greis noch genießen kann, die letzte stille Freude zu suchen, welche einem an glänzenden Genuß unendlich reichen Leben einen einfachen, sanften Schluß gibt. Die kaiserliche Familie behandelte den Fürsten Gallizin in Petersburg immer wie einen nahen, innigen Freund, und Kaiser Nikolaus schrieb bei seinem letzten Besuch in der Krim unter das Bildniß des Fürsten mit eigener Hand: „er freue sich, hier das Portrait des alten, treuen Dieners zu sehen; das Original wünsche er noch lange fern von hier.“ Der Kaiser kennt des alten Staatsmannes stillen Wunsch, im milden Klima der taurischen Südküste seine letzten Tage zu verleben. Da er aber die Nähe eines so erfahrungsreichen und geistesklaren Staatsmannes ungern entbehrte, suchte er ihn noch lange in Petersburg zurückzuhalten, bis endlich bei dem erblindeten Greise die Sehnsucht nach dem milderen Süden die Gewohnheit der Reize des Hof- und Residenzlebens überwand. Er scheint in seiner Einsamkeit den Tausch noch nicht bereut und eine unerschütterliche Heiterkeit bewahrt zu haben.

(Schluß folgt.)

Katalog der Bibliotheken des französischen Ministeriums der Marine und Colonien.

Der Moniteur vom 12 Februar enthält eine umständliche Auseinandersetzung der Arbeiten des Marine- und Colonialministeriums, und führt unter diesen auch auf, daß die für die speciellen Gegenstände der Länderkunde und Schifffahrt bestimmten Bibliotheken, die unter der Aufsicht des Ministeriums stehen, im Laufe der letzten 6 Jahre in einen Katalog gebracht und derselbe in 4 Octavbänden herausgegeben wurde. „Diese ganze bibliographische Arbeit,“ heißt es im Moniteur, „ist mit großer Geschicklichkeit und vollkommener Klarheit ausgeführt worden. Es ist zugleich ein allgemeines Inventarium der literarischen Schätze der Marine und der Specialkatalog jeder einzelnen Abtheilung. Die Bücher sind nach der bibliographischen Ordnung classirt, und eine besondere Colonne zeigt an, in welcher Bibliothek sie sich finden. Der Leser sieht auf einen Blick alles, was Wichtiges über eine besondere Frage oder ein besonderes Land erschienen ist, und das Ministerium sieht auch daraus, was in einer Bibliothek fehlt, und kann die Lücken nach und nach ergänzen.“

Ausflug nach dem Canuku-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Ich wurde auf das freundlichste empfangen, und noch war ich nicht fünf Minuten im Dorfe, als auch schon der Calabasch mit dem saubern Padwari mir als „Willkommen“ credenzt wurde. Ich muß gestehen, die Kenntniß seiner Bereitung und der Gedanke an all die zermalmenden Kinnbacken hatte schon viel von dem Ekel und von dem Schauder verloren, den er mir noch vor einem Jahre erregte.

Als ich meinen freundlichen Macusi meinen Entschluß, einige Zeit bei ihnen zu bleiben, zu erkennen gab, überließen sie mir eine gerade durch Zufall leerstehende Hütte zu meiner Wohnung, und das ganze Dorf legte thätige Hand an, um mich sobald als möglich unter Dach zu bringen und mir die Hütte so wohnlich als möglich zu machen, versteht sich nach den Begriffen der Macusi von Bequemlichkeit oder Wohnlichkeit. Die Macusi sind überhaupt ein höchst gutmüthiger und gastfreundlicher Indianerstamm, der sich nicht allein durch seine Reinlichkeit und Sauberkeit, sondern auch durch einen erhöhten Grad von Thätigkeit, durch mindere Indolenz, vortheilhaft vor allen andern Stämmen auszeichnet, die ich bisher Gelegenheit hatte kennen zu lernen. Wie überall müssen zwar auch hier die Weiber alle schwere Arbeit thun, das Feld, Tisch, Küche und alle Geräthschaften besorgen, die in der Haushaltung gebraucht werden, sie werden dafür aber auch viel freundlicher und aufmerksamer von ihren Männern behandelt, als dieß bei den andern Stämmen der Fall ist.

Da sie sahen, daß ich naturhistorische Gegenstände sammelte, so verging fast kein Tag, an welchem sie mir nicht Insecten, Vögel, Pflanzen u. dgl. gebracht hätten; — freilich meist in einem Zustande, daß ihre Geschäftigkeit für mich verloren ging, und ich den Willen für die That nehmen mußte.

Schon lebte ich mehrere Wochen unter ihnen und meine gute Meinung von ihnen hatte sich während dieser Zeit nur noch mehr befestigt, als ich eines Morgens durch ein heftiges Gekreische und Getöse und durch ein dreimaliges Schießen in einer meiner Nachbarhütten aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde. Ich sprang daher eiligst aus meiner Hängematte empor, um mich von der Ursache dieses ungewöhnlichen Lärms zu überzeugen, begab mich nach der Hütte, aus der mir das Getöse immer wieder von neuem entgegenschallte, und fand, daß eben eine der Frauen des Besitzers gestorben war.

Schon wollte ich mich wieder in meine Hängematte zurückbegeben

als ich durch das Herannahen von etwa zwölf Frauen in der indianischen Reihe, d. h. eine hinter der andern, davon abgehalten und begierig wurde, den fernern Ceremonien beizuwohnen. Die Frauen traten in die Hütte ein und stellten sich anfänglich stumm um die Leiche herum. Bald aber sollte diese Stille eine schauerliche Unterbrechung erfahren, ja, wäre der Wunsch, den fernern Vorgängen bei dem Leichenbegängniß beizuwohnen, nicht zu lebhaft in mir erwacht gewesen, die Töne der Wehklage, die meine Ohren vernehmen mußten, hätten ihn wankend machen müssen.

So wie dieß Wehklagen und Gestöhne begonnen, schickte sich der Sohn der Verstorbenen auch an, in einer Ecke der Hütte das Grab zu graben. Bis hieher hatte aber mein Ohr noch lange nicht die höchste Höhe eines indianischen Todtengesanges vernommen, denn das Gekreische, welches mich aus dem Schlafe erweckt, war ein bloßer Schatten gegen das, welches nun folgen sollte. Mochte es nun Sitte oder Ansteckung seyn, kurz, bald hatten sich, wie bei unsern Leichenbestattungen auf den Dörfern, alle weiblichen Wesen der Niederlassung in und um die Hütte versammelt, und jede Neuangekommene that ihr Möglichstes, um durch die thätigste Unterstützung das Wehgeheul, denn so nur kann ich diese Töne nennen, zu vermehren. Nachdem das muldenförmige und etwa 3 bis 4 Fuß tiefe Grab vom Sohne beendet war, begannen die Angehörigen sämmtliche Geräthschaften der Wirthschaft, der Jagd und Fischerei, kurz alle Gegenstände, die sich in der Hütte befanden, hinauszuräumen, wobei sie von dem Chor der Klageweiber durch den Gesang unterstützt wurden. So wie das letzte Stück die Thüre passirt war, erschien der Piaimann oder Zauberer, der schon die ganze Nacht hindurch den bösen Geist durch Heulen, Schreien und Grimassen hatte verscheuchen wollen — leider aber nicht im Stande gewesen war, das Opfer den Krallen desselben zu entreißen, und stellte sich mit ernster Miene zu Häupten der Leiche, neigte sich zu ihrem rechten Ohr herab und schrie ihr zu drei verschiedenen Malen mehrere Macusiworte in dasselbe. Jetzt trat er wieder zurück, die Angehörigen lösten die Hängematte von den Balken los, trugen den Körper nach dem Grabe, das man während dieser Zeit mit Palmblättern sorgfältig ausgelegt hatte, ließen denselben in dieses hinab und zogen dann die Hängematte unter der Leiche hervor.

Hatten vorher schon die Angehörigen und Leidtragenden in Klagen und Wehgeheul ihr Möglichstes gethan, so suchte von jetzt an einer den andern wahrhaft zu überbieten, ja eine wirkliche Berserkerwuth im Schreien schien sie alle ergriffen zu haben, so daß ich in diesem Zustande alles fürchten zu können glaubte. Fast schien es, als ob sie sich gegenseitig in der Aufzählung der guten Eigenschaften der Verstorbenen übertreffen und überbieten wollten, wenigstens, glaube ich, mich zu diesem Schluß dadurch berechtigt, daß ich im Stande war einige articulirte Worte aus diesem Chaos zu erhaschen, die mir bekannt und die alle Epitheta ornantia waren.

Alle Angehörigen und entferntern Verwandten umkreisten jetzt das Grab, und jeder sprang bei seiner Rückkehr auf seinen frühern Standort einmal über das Grab hinweg, von welcher Verpflichtung die Nachbarn und dergleichen ausgeschlossen waren.

Bis hieher hatte der trauernde Wittwer theilnahmlos und stumpf in einer Ecke der Hütte gesessen, alles war spurlos an ihm vorübergegangen; plötzlich erhob er sich, ergriff einen Calabasch, der mit rother Farbe gefüllt neben ihm gestanden, trat an das noch offene Grab heran, streute das rothe Pulver über die Leiche aus und zerschlug dann den Calabasch über derselben, wobei alle Stücken in das Grab fielen, mit Ausnahme des Theils, womit er den Calabasch angefaßt, den er in der Hand behielt und zur offenen Thüre hinausschleuderte.

Während dieses Vorgangs hatten sich alle Verwandten entfernt, und kehrten jetzt mit allerhand Kleinigkeiten, als Stückchen Knochen, Früchten, Brod u. s. w., zurück, die sie sämmtlich auf die Leiche warfen. Diese wurde nun mit breiten Stäben belegt, die so dicht aneinander paßten, daß auch nicht die mindeste Erde hindurchfallen konnte. Als dieß beendet, trat der Zauberer abermals hervor, wobei er dießmal ein großes Bündel Haare in der Hand trug, beugte sich zu dem Grabe hinab, entfernte zu Häupten der Leiche mehrere von den Stäben, bis das ganze Gesicht zum Vorschein kam, und spie ihr in dasselbe, stopfte ihr dann die Haare in Augen, Ohren und Mund, wobei er fortwährend die Procedur des Spuckens wiederholte, und mit der Leiche zugleich in einem auffallend starken und barschen Tone sprach, worauf er abermals zurücktrat. Nun wurden die Stäbe wieder mit gleicher Sorgfalt an ihre alte Stelle gebracht und mit Palmblättern belegt. Unterdessen hatten sich mehrere der Leidtragenden unter Gesang und Geschrei nach dem nahen Bach begeben, dort Wasser geschöpft und kehrten nun wieder damit zurück. Der Wittwer und die Schwester der Verstorbenen nahmen dieses in Empfang, gossen es über die aus dem Grabe ausgeworfene Erde und begannen diese unter fortwährendem Wehgeheul zu mengen, worauf sie mit dieser angekneteten Masse die Palmblätter, welche unterdessen auf die Holzstäbe gelegt waren, etwa einen Fuß hoch bedeckten. Die Verwandten trugen nun wieder mehrere Geräthschaften der Verstorbenen, wie mir es schien besonders solche, die sie im täglichen Gebrauch gehabt, herein und übergaben sie dem Wittwer, der sie auf die nasse Erdschichte auslegte; wie dieß geschehen, warf er das Grab vollends mit trockener Erde zu. Jetzt waren endlich meine Ohren von den fürchterlichen Tönen erlöst; denn plötzlich stellten die Klageweiber ihr Wehgeheul ein und verließen die Hütte, worauf diese von den Verwandten mit der größten Sorgfalt gereinigt und die hinausgeschafften Utensilien wieder an ihre alte Stelle in die Hütte zurückgetragen wurden. Mit der größten Vorsicht hatte man aber vorher die Sachen der Verstorbenen ausgesucht, die nun nebst der Hängematte verbrannt wurden, worauf der Wittwer die zurückgebliebene Asche rund um die Hütte herumstreute.

Die Schwester der Verstorbenen setzte ihre Weh- und Klagelieder noch 14 Tage sowohl bei Tag als auch bei Nacht fort; — glücklicherweise aber allein! — Während dieser ganzen Zeit hatte sie ihre Perlenschnüre, so wie jeden andern Schmuck abgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Werke für die Chinesen. Nach einem Schreiben Gützlaffs in dem Indian News Nr. 35 sind die Engländer stark beschäftigt die Chinesen zu endoctriniren: sie haben eine Abhandlung über den Handel nach dem Wörterbuch Mac Cullochs gefertigt, Mathiesons Abhandlung über Staatsökonomie und mehrere ähnliche Werke übersetzen lassen, und Gützlaff ist sehr geschäftig, solche den Mandarinen und andern angesehenen Leuten verabfolgen zu lassen. Namentlich sollen die Chinesen bei der Verhandlung des Handelsvertrags sich eifrig nach den einschlägigen Werken erkundigt haben. Es wäre nicht unmöglich, daß die Chinesen sehr gelehrige Schüler würden; manche früher bekannt gewordene Staatsschriften zeugen dafür, daß sie viel Sinn für die Sache haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1843.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

Für den Magen ist, wie wir gesehen (s. Nr. 46 ff.), in Paris gut genug gesorgt, wenn nur der Beutel gut versehen ist; eine andere Frage ist, wie es mit dem Getränke steht? Wenn der Deutsche vom Getränk spricht, so meint er nicht solches, was, wie Wasser, bloß den Durst stillt, oder, der gesellschaftlichen Langeweile zu steuern und die Verdauung zu fördern, aus Tassen oder Gläschen geschlürft wird, sondern solches, durch welches er allenfalls auf dem Platze liegen bleiben kann. Vor allen Dingen erwartet man nun wohl, etwas von guten Weinhäusern, Rathskellern, Schoppenwirthschaften u. s. w. zu hören — denn wie wäre es möglich, daß es dergleichen nicht gebe in der ersten Stadt des Landes, wo der beste europäische Wein wächst? — aber ich muß leider zum voraus ankündigen, daß dieser Artikel sehr kahl und für jeden Trinker niederschlagend ausfallen wird. Die Dinge, mit denen man von Jugend auf bekannt ist und umgeht, verlieren viel von dem Reiz und von der Gefahr des Reizes, welche sie sonst haben würden; dieß ist eine Erfahrung, so alt als die Welt. Wie selten werden aus Kindern beides Geschlechts, die von Kindesbeinen auf in Einer Familie gelebt haben, Verliebte! Wie selten gilt ein Prophet in seinem Vaterlande etwas! Der Italiener, der Spanier und Franzose trinkt seinen Rebensaft als etwas Alltägliches, und mischt gewöhnlich Wasser darunter; selten ist er lüstern nach feinen und alten Weinen, und trinkt höchstens ein paar Gläser eines edleren Saftes, ohne lange davon zu nippen. Wie selten sieht man in diesen Ländern auch einen Trunkenbold, der sich recht hinsetzt, um zu trinken! Nur in den Seestädten ist es anders durch die Gewohnheit viel mit Fremden umzugehen, und durch die vielen Aus- und Nordländer, welche sich dort auch häufig niederlassen. Aber doch ist dieß kein Schatten von dem deutschen, polnischen, schwedischen und russischen Leben. Je näher gegen den Norden, destomehr Trunkenbolde und eigentliche Säufer. Zu uns Norddeutschen kömmt der Wein, wie eine süße Gabe der Götter, fernher auf Schiffen; unser zehrenderes Klima bedarf zuweilen eines feurigen Ausgusses auf die in der Kälte und den Nebeln erstarrenden und erschlaffenden Leiber; unser Gemüth selbst ist mehr wechselnd und unserem Klima gleich, daher stürmen und lärmen wir oft so bei unseren Freuden und Vergnügungen, wenn der Franzose bei seiner Weinflasche nicht frohherziger und lauter ist, als bei seiner Brodsuppe und seinem Wasserglase. Daß sich mehrere Leute zu Sechsen und Zwölfen zusammenthun und hingehen, um zu probiren, wer beim Zechen unter den Tischen fällt, das scheint ihnen eben so abscheulich, als lächerlich, und von diesen alten Sitten, die immer mehr auch bei uns veralten, heißen wir Deutschen immer noch Säufer bei den Leuten hinter den Bergen. Boire comme un Suisse, ivre-mort comme un Allemand, soûl comme un Polonais sind Redeformen, die hier jeden Tag im Gespräch vorkommen.

Bei uns hält man auch, weil man den Traubensaft aller Art mehr schätzt, mehr auf ordentliche Häuser, honnete Anstalten, wo er von allen Arten zu haben ist, und läßt sich bei einer fröhlichen Zeche ein paar Thaler nicht reuen. Aber in Paris sind diese löblichen Anstalten gar sehr im Verfall und Verruf. Die meisten Eingebornen legen nicht viel Gewicht auf treffliche und ausgesuchte Weine, oder haben höchstens einige Sorten still bei sich im Hause, wovon sie zuweilen ein Gläschen sich und ihren Gästen zum Besten geben, mehr des Aufwandes und der Ostentation, als der Trinklust wegen; daß sie aber nach guten Weinen ordentlich ausstellen sollten, um sich einmal bene zu thun, wäre fast unerhört; eher wird der Franzose jeder ersten glatten Dirne, jedem Gaukler nachlaufen, und die besten Weine stehen lassen, auch wenn sie ihm umsonst eingeschenkt würden. Man sollte denken, für die vielen Fremden, die Deutschen, Engländer, Polen, Russen u. s. w. seyen Trinkhäuser angelegt, aber auch das ist nicht der Fall. Die rechten Säufer der nördlichen Nationen sind gewöhnlich die schlechtesten Reisenden; überdieß sind es meistens die reicheren und höheren Classen, welche ihre Söhne ausschicken, die auch nicht füglich ins Wirthshaus gehen könnten, zu geschweigen daß es meistens Jugend ist, die zum ächten Trinken wegen anderer An- und Abziehungen noch nicht Sitzfleisch genug hat. Man findet hier freilich in mehreren Wirthschaften, wo Frühstück ausgeboten wird, auch mancherlei Weine, aber diese

sind meistens sehr schlecht, weil so wenig Absatz ist, und es ist, wie gesagt, überdieß nirgends Mode, bloß zum Wein sich hinzulagern, sondern man nimmt höchstens einige Hiebe zur Zugift der Speisen. Nur bei den Weinhändlern in kleinen, meist engen Buden, findet man die schlechtesten Arten für den schlechtesten Pöbel und den gemeinen Mann, der hier stehend seinen Canre (eine Viertelflasche) leert, und in den Spiel- und Billardstuben wird auch der Trunk mehr ernsthaft und systematisch behandelt, weil man vielleicht seine wohlthätigen Wirkungen dort kennen gelernt hat. Der eine trinkt sich Muth, oder ihm wird Muth zugetrunken, um anzufangen; der andere sucht in diesem Nepenthes eine galgenfristende Vergessenheit seines Verlustes und seiner Verzweiflung. Daß nicht mancher Deutsche und andere Fremdling in ein solches angebliches Weinhaus geführt sey und noch geführt wird, um ihm durch den Trank den Verstand und dann durch Würfel und Karten sein Geld zu stehlen, will ich nicht läugnen. Ich habe in diesen Löchern gerade die Gauner und Complotisten am schärfsten trinken sehen, um den andern Tölpeln gleichen Muth zu machen. Da waren nicht bloß Weine, sondern die derberen Mittel mancher Liqueure und die melancholischen Kinder Englands, Punsch, Rum und Rack. Doch ist dieß Saufen eben so wenig französisch, als die Niederträchtigkeit, womit hier geraubt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Reisenden im südlichen Rußland.

I. Sommerdürre. — Die Tatarenstadt Koslof. — Ankunft in Jalta. — Die Landsitze der russischen Großen an der Südküste der Krim. — Besuch in Alupka.

(Schluß.)

An Gaspra reiht sich der dem Hrn. v. Narischkin gehörige Landsitz Miskhor, welchem ein Lorbeerwäldchen einen besondern südländischen Charakter verleiht. Im Schlosse von Miskhor, das sehr selten von einem Mitgliede der Narischkin'schen Familie heimgesucht wird, bewunderte ich die höchst geschmackvolle Einrichtung des Saales und die hübschen Gemälde. Auf den weichen Divan mich hinstreckend, wachte recht lebhaft der Wunsch in mir auf, meine Ungezieferbehausung in Jalta mit diesem so wohnlichen, heitern, eleganten Landschlößchen vertauschen zu können. Seufzend sah ich den hellen, herrlichen Saal hinter mir zuschließen und kehrte wieder zu meiner bescheidenen Wohnung in Jalta zurück, welche ich mit einer Leiter besteigen mußte, da die morsche Treppe Tags zuvor eingestürzt war.

Am 10 August machte ich einen Ausflug nach Alupka, welches 15 Werste von Jalta in westlicher Richtung liegt. Hier hat der Generalgouverneur von Neu-Rußland, Graf Woronzow, auf den Bau eines gothischen Schlosses, auch auf die Anlagen von Park und Gärten, auf großartige Pflanzungen von Rebstöcken und Olivenbäumen viele Millionen verwendet. Der Schloßbau, der vor mehr als fünfzehn Jahren begonnen worden, naht seiner Vollendung. Es ist ein merkwürdiges Stück gothischer Architektur, welches nach dem Plan und unter der persönlichen Leitung des englischen Architekten Hunt aufgeführt, hinsichtlich der Reinheit des Styls und der soliden Masse des Materials seinesgleichen sucht. Das Schloß steht auf einer Anhöhe, einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel. Unter ihm steigen sehr schroffe Dioritfelsen aus dem Meer hervor und über ihm ragt das steile, nackte, graue Kalkfelshaupt des Ai-Petri, welches sehr wild zerklüftet und zerrissen, an Form den zerfallenen Ruinen einer Ritterburg ziemlich ähnelt. Die Natur hat für Alupka viel gethan; die Gegend ist durchaus malerisch. Die Kunst kam überdieß der Natur allenthalben sehr verschwenderisch zu Hülfe, und man muß nur beklagen, daß bei der Anordnung des Ganzen nicht immer ein guter Geschmack vorgewaltet hat. Die Lage des Schlosses wurde wegen zwei Cypressen in der Nähe gewählt, welche der berühmte Potemkin hier gepflanzt haben soll. Graf Woronzow bewährte dadurch sein lebhaftes Interesse für historische Erinnerungen, aber der Kunstfreund dürfte mit dieser Wahl weniger zufrieden seyn. Auf einem höhern, mehr dominirenden Standpunkt würde das Schloß durch eine reichere Aussicht gewonnen haben, während der Anblick desselben vom Seeufer aus viel imposanter geworden wäre. Jetzt ist die Hälfte des Schlosses hinter dem Vorsprung einer Hügelterrasse versteckt und das Gebäude zeigt sich trotz seines bedeutenden Umfangs sehr wenig großartig; nicht minder ungünstig ist die Farbe des Gebäudes. Der Baustein ist Diorit, der in der Nähe gebrochen wird, eine plutonische Felsart von ungemeiner Härte und Festigkeit. Nächst dem Granit läßt sich kaum ein soliderer Baustein finden, und wenn nicht ein Erdbeben die Grundveste des Ai-Petri erschüttert, so mag dieser Palast wohl für Jahrtausende unversehrt stehen. Für ein Landschloß aber ist die Farbe des Diorits nicht glücklich gewählt. Die schmutzig grünen Wände des Palastes heben sich aus dem edlern und reinern Grün der Südfruchtbäume, der Cypressen, der glänzend belaubten Magnolien nicht so heiter und lieblich hervor, wie dieß in Livadia beim weißen Schlößchen des Grafen Potozki, einem unendlich bescheideneren, aber für einen solchen Landsitz gewiß viel passenderen Bau der Fall ist. Auch der gothische Styl macht beim Schloß in Alupka keine günstige Wirkung, er ist zu ernst und düster für eine ländliche Umgebung.

So groß und mächtig der Eindruck gothischer Bauwerke bei Kirchen, Klöstern, oder selbst bei Stammschlössern altehrwürdiger Monarchien ist, so wenig gefällt dieser Styl bei einem Parkpalast, wo man neben Myrte und Lorbeer lieber einer modernen freundlichen Villa Italiens als einem mittelalterlichen Gebäude von melancholisch-klösterlichem Ansehen begegnen möchte. Mir lag ein Vergleich dieses Schlosses mit dem neuen Sommerpalast des Sultans Abd-ul-Meschid am Bosporus sehr nahe, denn ich hatte die türkische Hauptstadt erst vor wenigen Monaten verlassen und das Bild der Natur wie der Bauwerke Stambuls lag mir noch so ganz frisch vor der Seele. Jener Sultanspalast hat vielleicht nicht den vierten Theil der Summe des Woronzow'schen Schloßbaus gekostet und ist an

Solidität gar nicht mit ihm zu vergleichen, denn nur die Säulen sind dort von weißem Marmor, das übrige Gebäude ist von Holz, aber übertüncht mit der Marmorfarbe, welche die Augen der meisten Spazierfahrer im Bosporus täuscht. Bei diesem Palast ist der antike Styl mit der modernen Bauart so glücklich verschmolzen, daß der Anblick des höchst zierlichen, leichten, symmetrischen Gebäudes auf den Beschauer den anmuthigsten Effect hervorbringt. Wie lieblich müßte ein so graciöses Schlößchen an der Krim sich ausnehmen, wo die Vegetation reicher und die Bergformen im Hintergrund höher und schöner als am Bosporus sind! Das Innere des Woronzow'schen Palastes entspricht ebenfalls nicht ganz der hohen Erwartung, die der fremde Besucher, der in Odessa viel Wunder darüber gehört, gewöhnlich hegen mag. Am besten gefiel mir das im chinesischen Geschmack mit Wänden vom zierlichsten Strohgeflechte und mit allerlei hübschem Holzschnitzwerk geschmückte kleine Zimmer der Gräfin. In dem großen Speisesaal ist das schöne Zimmerwerk der Decke, aus der geschickten Hand des Engländers Williams hervorgegangen, der prächtige Kamin von geschliffenem Diorit und die rothe Marmorfontäne, aus der das beste Quellwasser der Gegend sprudelt, besonders erwähnenswerth; alle übrigen Zimmer sind einfach und mehr solid und bequem, als blendend eingerichtet. Den englischen Baugeschmack, welchen der Graf wie alle englischen Sitten und Gewohnheiten bei seinem langen Aufenthalt in London liebgewonnen, sieht man in diesem merkwürdigen Schloß überall vorherrschend. Ich habe über den Betrag der Kosten des Woronzow'schen Palastes nichts Sicheres erfahren können, doch meinte ein Architekt in Jalta, derselbe dürfte wohl 4 Millionen Rubel übersteigen. Die Gärten des Grafen stehen unter der Leitung eines Deutschen, Hrn. Kabach, dem es gelungen, viele südliche Gewächse, die vordem in der Krim unbekannt gewesen, glücklich fortzubringen. Die Orangen- und Citronenbäume, so wie eine riesenhafte Agave americana, die von Felsen eingeschlossen in einer Vertiefung sich befindet, werden im Winter bloß mit Brettern bedeckt, und Magnolien überstehen die rauhe Jahreszeit auch ohne diesen Schutz. Lorbeer, Oelbäume, Myrte, Feigen- und Granatbaum, das prächtig blühende Cercis Ciliquastrum, welches hier verwildert vorkommt, Diospyros lotus, Fucus elastica, Prunus laurocerasus und ähnliche Südgewächse, die eine Winterkälte von 8 bis 10 Grad vertragen können, gedeihen hier ziemlich schön. Der Gärtner zeigte mir eine vom Marschall Marmont gepflanzte Platane, welche bereits hoch und schön emporgeschossen, zwei Lorbeerbäume, die der Kaiser und der Thronfolger, und eine Eiche, welche die Kaiserin während ihrer letzten Anwesenheit in der Krim eigenhändig gepflanzt hatten. Im Ganzen leidet auch die Umgegend von Alupka an Trockenheit, und der Gärtner klagte über die Mühe die er habe, die Bäume grün, die Blumen lange frisch zu erhalten. Diese Trockenheit der taurischen Südküste steht einer Mannichfaltigkeit der Cultur durchaus im Wege, und Pallas irrte sich sehr, wenn er glaubte, daß Baumwolle und alle Culturzweige Griechenlands und Siciliens hier gedeihen würden.

Ueber das Schmuggeln mit Hunden in Frankreich.

Der Monit. industr. vom 5 Febr. enthält unter anderm folgende Mittheilung: Der Douanendirector hat dem Finanzminister vor einigen Jahren einen Bericht über die Contrebande vermittelst Hunden vorgelegt; diese begann im Jahre 1835, als man die Contrebande zu Pferde unmöglich gemacht hatte. Man schätzt die Masse der Waaren, welche auf diese Weise eingeschmuggelt wurden, auf 1,190,000 Kil. jährlich, und rechnet dabei nur 2½ Kil. auf den Hund, während dieselben manchmal 10, ja 12 Kil. tragen. In einigen Strichen rechnet man, daß ein Hund von zehn, in andern, daß ein Hund von zwanzig erlegt wird, aber diese Annahmen sind sehr unsicher, und mehrere Zollbeamte behaupten, daß nur einer von fünfundsiebzig erlegt würde, selbst wenn die Schutzwache benachrichtigt sey. Tabak und Colonialwaaren sind der Hauptgegenstand des Schmuggels, ferner Twist und Manufacte. Man hat in der Gegend von Dünkirchen Hunde gefangen, die einen Werth von 6, 8, ja 1200 Fr. trugen; auch sind auf diesem Wege manchmal Schriften nach Frankreich gebracht worden, die der Regierung feindlich waren. Alles, was man bisher gegen diese Art von Contrebande versuchte, ist im Wesentlichen fruchtlos geblieben, und sie dauert immer noch in einem erschreckenden Grade fort; es ist unter anderm bewiesen, daß auf diesem Wege nur allein an Tüll aus England, der in Frankreich ganz verboten ist, für 10 Mill. Fr. jährlich eingeführt wurden.

Ausflug nach dem Cannka-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Für meine Sammlungen hatte ich ein besonders günstiges Feld gewählt, und bald war ich auch im Besitz mehrerer Rupicola elegans und des Casmarynchos carunculatus, obschon beide äußerst schwierig zu schießen sind, und meine Indianer meinen Bitten u. s. w., mir auf die äußersten Felsen zu folgen, lange kein Gehör geben wollten, da ihre ganze Furcht dadurch in Aufregung kam. Denn daß diese so wundersam geformten und auf- und durcheinander gewürfelten Felsen nicht das Residenzschloß und Bellevue von wer weiß wie vielen der mächtigsten bösen Geister seyn sollten, war wohl keinem Zweifel unterworfen. Sich muthwillig und mit Bewußtseyn in eine solche Gesellschaft zu begeben, hieße bei ihnen: mit großen Herren Kirschen essen, vor welcher Ehre sie aber gar gewaltig Furcht hatten. Endlich vermochte ich zwei derselben, die mir so eine Art von Freigeistern zu seyn schienen, bei denen sich der Aberglaube und das Vorurtheil aber doch noch ziemlich festgeklammert hatte, mir zu folgen.

Nachdem ich mit ihnen einen ziemlich steilen Abhang, der hie und da durch ungeheure Riesengranitblöcke fast unwegsam gemacht wurde, ungefähr 1600 Fuß erstiegen haben mochte, trafen wir auf einen kleinen Platz, wo der Boden ziemlich eben und mit Gebüsch stark bewachsen war. Meine Indianer gaben mir zu verstehen, daß ich mich mit ihnen hier platt auf die Erde legen möchte, worauf sie mit großer Kunstfertigkeit das lockende Geschrei des Weibchens der Rupicola elegans nachahmten; augenblicklich wurde von einem nicht sehr fern weilenden Männchen diese Aufforderung beantwortet, dem bald ein zweites und drittes folgte. Jetzt geboten mir meine Indianer die größte Ruhe, denn im schnellsten Fluge, der ungemein viel Aehnlichkeit mit dem unserer Waldschnepfe hat, kamen einige durch das Gebüsch herangeflogen, setzten sich einen Augenblick nieder, um sich nach der lockenden Damenstimme

umzusehen, und verschwanden eben so schnell wieder. Diese kurze Ruhe muß der Jäger zum Schuß benutzen, da es fast der einzige Augenblick ist, wo ein solcher sicher gelingen möchte. Wir waren so glücklich sieben zu erlegen. Das Weibchen ist braun gefärbt, und auch das Männchen erhält erst im dritten Jahre sein prachtvolles Orangegefieder. Eigenthümlich ist es, daß die Rupicola sorgfältig die Gesellschaft aller übrigen Vögel vermeidet und daher immer allein angetroffen wird.

Beinahe noch schwieriger, vorzüglich mit nicht weittragenden Gewehren, ist die Jagd auf den Casmarynchos, da dieser sich meist nur auf den äußersten Gipfeln trockener Bäume niederläßt, wo ihn das Schrot nur selten erreichen kann.

Nach langem mühsamem Herumstolpern unter den zahlreichen Granitblöcken, wo ich einigemal nahe daran war auszugleiten und eine ganz ansehnliche Höhe hinabzuschlagen, zeigte einer meiner Gefährten auf einen solchen Gipfel, auf welchem ich einen blendendweißen Vogel sitzen sah. Ich bedeutete meine beiden Begleiter, daß wir zugleich schießen wollten, wo denn doch der Vogel vielleicht von einem Schrote erreicht werden möchte; — ein verneinendes Schütteln des Kopfes war die Antwort, denn sie sahen nur zu gut ein, daß es bei unserer jetzigen Stellung in das Blaue schießen hieß, ein Unternehmen, welches der Indianer förmlich verabscheut; denn er wird nie eher die Flinte zum Schuß ergreifen, als bis er einen sichern Erfolg vorhersieht. Da mir aber sowohl das Indianerauge, als auch ihre Gesinnung fehlten, so versuchte ich den Schuß allein, hatte aber freilich bloß das spöttische Lächeln meiner beiden Begleiter zum Gewinn, denn der Vogel flog unter seinem sonderbaren Geschrei unbeschädigt auf und davon. Schon trieb ich in meinem Unmuth über das Mißglücken meines Schusses die beiden Indianer an, mit mir weiter zu gehen, als sie mir zu verstehen gaben, daß der Vogel bald auf seinen alten Platz zurückkehren würde, wovon ich mich auch in kurzem überzeugte. Ich suchte mir daher so schnell als möglich eine günstigere Stellung aus, und kaum hatte ich diese eingenommen, als ich auch schon wieder das Geschrei des Vogels hörte, und diesen bald auf seiner alten Stelle sitzen sah. Dießmal war das spöttische Lachen und Triumphiren an mir, denn ich war so glücklich, den Vogel in meine Gewalt zu bekommen. Er hat die Größe einer Drossel und blendendweißes Gefieder. An der Basis des Schenkels erhebt sich ein eigenthümlicher musculöser, dabei aber hohler Zipfel, der in directer Verbindung mit dem Gaumen steht, von schwarzer Farbe und mit einzelnen weißen Federchen besetzt ist. Vom Gaumen aus kann dieser eigenthümliche Auswuchs mit Luft gefüllt werden, wo er sich dann wie ein Horn erhebt; ebenso kann auch dahin die Luft wieder zurückgezogen werden, und der Zipfel hängt dann, wie die sogenannte Nase unserer Truthähne, über den Schnabel herab. Schreit der Vogel oder befindet er sich überhaupt in einem gewissen Zustande des Wohlbehagens, so bläst er den Zipfel auf, der sich dann sogleich um seine eigene Basis herumdreht, wo er gleichsam die Form eines Trichters beschreibt. Das Geschrei hat ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Klang einer Glasglocke und tönt in ziemlich weite Fernen hin. Das Weibchen weicht im Colorit bedeutend von dem des Männchens ab, denn sein Gefieder ist grün gefärbt.

Da es bisher noch keinem Indianer gelungen seyn soll, das Nest desselben aufzufinden, so ist er natürlich mit in die Reihe der Wundervögel eingerangirt, von denen man sich ganz sonderbare Geschichten zu erzählen weiß.

Noch war bis jetzt mein Suchen nach der Wuralipflanze vergeblich gewesen, und ich gab daher auch alle Hoffnung auf, sie in diesem Theil des Gebirgs zu finden. Da ich hörte, daß sie in großer Menge auf dem Ilamikipang, einer der Felsenhöhen des Gebirgszugs, wachsen sollte, so brach ich mit fünf Indianern dahin auf. Nachdem wir den Curasawaka, einen kleinen Fluß, überschritten, schlugen wir eine südwestliche Richtung ein, wo wir am Fuße eines der Ausläufer des Gebirgs hingingen, bis wir am Nachmittag eine verlassene Indianerniederlassung von vier Hütten antrafen.

Ist auch der Indianer nicht so fest an die Scholle gebunden, die er eben bewohnt, vermag ihn oft eine geringfügige Ursache, sein Jagdgeräth und alles andere Tragbare mitzunehmen und sich eine andere Wohnstätte zu suchen, so thut er dieß doch nur in sehr seltenen Fällen, wenn das Cassava-, Zucker- und Tabaksfeld noch nicht eingeerntet ist. Es mußte daher ein tiefer und höchst wichtiger Grund gewesen seyn, der die frühern Bewohner vermocht hatte ihre im schönsten Gedeihen stehenden Felder zu verlassen und auf und davon zu gehen. Die **Gomphrena globosa** wucherte und gedieh hier in ungeheurer Menge.

Da es ziemlich heiß war, so war uns das saftige Zuckerrohr ein höchst willkommener Fund, mit dem wir auch unsere trockenen und verschmachtenden Gaumen weidlich letzten, worauf wir unsern Marsch wieder fortsetzten.

Bald lichtete sich der dichte Wald, durch den wir bisher gegangen, und wir betraten eine weite Savanne, die wir immer noch in gleicher südwestlicher Richtung durchschritten, wo wir nach einigen Stunden das Macusidorf Cumeré erreichten, das am Fuße des Ilamikipang, dem Ziel unserer Reise, erbaut war.

Freudig stimmte man in meine Bitte ein, einige Tage bei ihnen verweilen zu dürfen, und als meine Begleiter den Bewohnern wohl einige Personalia über mich mitgetheilt haben mochten, wie ich aus den lebhaften und forschenden Blicken schließen konnte, kamen mehrere auf mich zugestürzt, und wußten kaum ihre Freude lebhaft genug erkennen zu geben, in mir den Bruder von Schomborn, wie sie meinen Bruder nannten, zu finden. Alles wurde herbeigeschafft, womit sie mir eine Freude machen zu können glaubten, zehn, hundert Fragen an meine Begleiter über meinen Bruder gerichtet, so daß ich durch diese Anhänglichkeit und Freude wirklich tief ergriffen wurde.

Vor allem lieb aber war mir, als ich unter ihnen noch denselben Macusi traf, der vier Jahre früher auch meinem Bruder als Führer gedient hatte, und der zugleich einer der berühmtesten Giftbereiter der ganzen Umgegend war. Aus diesem Grunde konnte ich um so gewisser seyn, daß er den Standort von allen Wuralipflanzen der ganzen Umgebung kannte.

(Fortsetzung folgt.)

Tempelraub der Engländer in China. Die **Hongkong Gazette** vom 27 Oct. meldet, daß der Vorstand eines chinesischen Klosters sich bei Sir Henry Pottinger beklagt habe, daß die Engländer an dem großen Porcellanthurm allerlei Beschädigungen sich erlaubt hätten. Die Sucht, Merkwürdigkeiten mit nach Hause zu nehmen, veranlaßte nicht weniger als 40 Officiere und Matrosen Stücke von dem Porcellanthurm abzubrechen und selbst die Götzenbilder und andere Figuren mit fortzunehmen. Die Sache erregte, wie natürlich, eine große Erbitterung unter dem Volke und es bildeten sich drohende Gruppen. Sir Henry that natürlich, sobald er von der Sache hörte, alsbald Einhalt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1843.

Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft,

herausgegeben von J. P. Jordan.

Wir haben in diesen Blättern schon mehrmals auf das neue Leben aufmerksam gemacht, das sich in den slawischen Völkern regt, und die slawischen Literaturen, so verworren sie auch noch immer in manchen Beziehungen daliegen, deuten doch alle auf eine neu erwachte Regsamkeit hin, die um so bedeutender ist, als sie mit der Errungenschaft der westlichen Völker ausgerüstet auf Völker wirkt, die literarisch weit minder blasirt sind. Die Zeit ist längst vorbei, wo man die Völker Osteuropa's als eine geistig träge, fast todte Masse betrachten konnte, im Gegentheil, das geistige Leben nimmt dort allmählich eine gegen den Westen ziemlich widerhaarige Richtung, und es ist nun Hrn. Jordans Zweck, in dieser Beziehung als Vermittler aufzutreten, und namentlich dem deutschen Publicum die Kenntniß slawischer Zustände und Bestrebungen näher zu bringen. Darum trägt seine Zeitschrift das Motto: Verständigung, Versöhnung, Vereinigung! Wer wollte diesen Zweck nicht loben? aber der Redacteur möchte seine Aufgabe sich kaum in ihrer ganzen Schwierigkeit gedacht haben — obwohl er sich letztere keineswegs verborgen hat — und die größte möchte ihm leicht nicht von außen her, sondern im Innern, im Verhältniß zu seinen Mitarbeitern erwachsen, unter denen sich, wie schon das erste Heft zeigt, einige gar scharfe Geister finden. In rein literarischer Hinsicht möchte gegen Anordnung und Auswahl, so weit sie sich aus dem ersten Heft entnehmen läßt, wenig einzuwenden seyn, wohl aber manches gegen die polemische Haltung, und der Redacteur wird wohl Mühe haben diese zu zügeln.

Es kann nicht in unsrer Absicht liegen, eine Recension dieses ersten Heftes einer Zeitschrift vornehmen zu wollen, deren Aufgabe schwierig genug ist, und wir begnügen uns, einige Ansichten über den Kampf zu geben, den der Panslawismus erweckt hat. Es bedarf wohl keines Beweises mehr, daß auch der literarische Panslawismus, so weit ihn Rußland begünstigt, einem klar erkannten, wohl überlegten Zweck dient, daß vielleicht nur wenige Westslawen wissentlich, viele unwissend diesem Zwecke behülflich sind; aber es handelt sich in dem Kampfe um nichts mehr und nichts weniger als um die klar zu stellende Frage, ob die nationalslawische Anziehung stärker ist, als das Gewicht der westeuropäischen Bildung, und ob die erstarrte, orientalische Kirche siegen soll, oder das regsame Leben der abendländischen. Wir sind mit dem Verfasser der Skizze „Ljudewit Gaj und der Illyrismus" vollkommen einverstanden, daß es von deutscher Seite höchst unklug wäre, sich mit der „aufgewachten Slawenwelt" anders als auf dem Wege der Humanität vertragen zu wollen, wie aber, wenn einst „die ungarischen Slawen mit den Magyaren den unvermeidlichen Kampf auf Leben und Tod beginnen," ist es dann auch Deutschlands Sache still zu sitzen und den aufgeregten Sturm der Elemente mit eitlen Humanitätssprüchen besänftigen zu wollen? Eben der genannte Aufsatz über „Ljudewit Gaj und den Illyrismus" zeugt von der ganzen Tiefe der Kluft, welche in Ungarn die kämpfenden Parteien scheidet, und welche das temporäre Aufgeben des Parteinamens „Illyrier"*) keineswegs ausfüllen wird, denn Geist und Tendenz sind dieselben geblieben. Der Verfasser der Skizze, ein Hr. Künick, stellt sich ganz auf den slawischen Standpunkt, und ist dem magyarischen durchaus feindlich, bei unbefangener Beachtung aber dürfte man wohl finden, daß der Zweck der Magyaren mehr als entschuldbar, und nur das Mittel falsch gewählt ist, daß sie indeß wohl genöthigt seyn werden, wie sie durch das versöhnende Dazwischentreten der Regierung von der ganzen Strenge ihrer Ansicht in Bezug auf Croatien abgewichen sind, so auch in Bezug auf Slowaken und Russinen abzustehen. Doch wir wollen auf diesen viel besprochenen und doch keineswegs erschöpften Gegenstand nicht näher eingehen. Die zwei oder drei nächsten Hefte, wo die Stellung der ungarischen Slawen zu den Magyaren,

*) Die von Ljudewit Gaj redigirte Agramer Zeitung nannte sich bis Ende vorigen Jahrs Ilirske narodne novine (illyrisches Volksblatt) und die literarische Beilage Danica ilirska (illyrischer Morgenstern); jetzt heißt erstere nur noch Narodne novine schlechtweg, und die letztere führt den Titel Danica horvatska, slavonska i dalmatinska.

das Illyrenthum und Croatiens Verhältniß zu Ungarn besprochen werden sollen, gibt uns vielleicht nähere Veranlassung, und wir mahnen hier nur noch an das Wort des Grafen Leo von Thun, daß die Südslawen wohl kaum das rechte Maaß halten würden. Ueber den Panslawismus im Norden der Karpathen kommen wir wohl demnächst zu reden.

Deutschland ist seit seiner ältesten Geschichte so mannichfach mit den slawischen Völkern verflochten, die deutsche und slawische Bevölkerung ist in manchen Ländern so unter einander gemischt, daß panslawistische Bestrebungen nur Erbitterung und Haß erregen und Ereignisse herbeiführen könnten, deren Ausgang wohl keinem der jetzt mitsprechenden Theile frommen möchte. Dennoch halten wir die Besprechung dieser Verhältnisse für sehr zeitgemäß; sie werden nicht besser dadurch, daß man, wie der Vogel Strauß, den Kopf in die Ecke steckt, man muß sie messen und wägen lernen, um das rechte Maaß zu ihrer Behandlung zu finden. Obwohl unsere Hoffnungen zu einer allezeit friedlichen Ausgleichung der obschwebenden Fragen nicht sehr groß sind, so ist doch, wenn irgendwo, schon der Wille und das Streben zu loben, und darum sehen wir diese neue Zeitschrift mit lebhaftem Vergnügen, denn am Ende, nach allem Streit und Hader, wird man sich doch wieder vertragen müssen, und kein Theil wird eine unbeschränkte Herrschaft über den andern erringen.

Zum Schlusse können wir uns nicht enthalten, auf die kurze Abhandlung oder vielmehr Inhaltsanzeige der „slawischen Alterthümer von Schaffarik aufmerksam" zu machen, ein Werk, das bis jetzt in Deutschland, wohl aus Unkenntniß der Sprache zu wenig Beachtung gefunden hat, und wenn wir gleich über manche Annahmen in demselben ziemlich starke Zweifel hegen, so wird doch auf der andern Seite jeder bekennen müssen, daß die Geschichte des östlichen Europa von Herodot bis zur Christianisirung der Namen nur ein slawischer Gelehrter genügend wird behandeln können.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Der Wein zum allgemeinen Gebrauch ist in Paris im Ganzen genommen der schlechteste in Frankreich. Allerdings findet man auch die feinsten, ächtesten und wohlschmeckendsten hier, aber sie kommen nicht zu den mittleren Classen herab. Vielleicht versteht man nirgends in der Welt so gut, den Wein zu taufen, zu färben und zu stärken, wie hier, deßhalb hat man sich aber auch nirgends in der Welt so sehr vor übermäßigem oder auch nur vor reichlichem Genusse desselben in Acht zu nehmen, als in Paris. Der rothe Wein wird am meisten getrunken, namentlich der Vin d'Orléans und der Burgunder. Seine Farbe erleichtert schon manche Verbesserungen, die man ihn aushalten läßt. Man hat das Litre von 8 bis 20 Sous, aber alle die verschiedenen Sorten sind herb, abschmeckend und widrig. Es ist unmöglich, hier den gewöhnlichen Wein ohne Wasser, so wie das gewöhnliche Wasser ohne Wein zu trinken. Es gibt in Paris nur drei oder vier Weinhändler und etwa ebenso viel Speisewirthe, wo man guten Wein bekommt: aber sie sind, ungeachtet Frankreich diese herrliche Gabe der Natur in seinem Schooße hat, sehr theuer, denn die Abgaben davon sind ausschweifend. Im Stück bezahlt der Litre Wein 20⅟₂ und in Flaschen 25 Centimes städtischen Eingangszoll, d. h. nahezu so viel, als guter Burgunder an Ort und Stelle, und viel mehr als starker Wein im Süden von Frankreich kostet. Aus diesem Grunde hat auch der Verbrauch des Weines in Paris nicht im Verhältniß der Einwohnerzahl zugenommen. Von 1809 bis 1841 ist die Bevölkerung von Paris von 600,000 auf 912,000 (die Garnison und die Fremden ungerechnet), also um 52 Procent gestiegen; die Weinconsumtion dagegen, anstatt zu steigen, in demselben Maaße gefallen. Im Jahre 1809 kamen auf jeden Einwohner durchschnittlich 166 Litres, im Jahre 1840 nicht mehr als 95, welche Abnahme nicht etwa bloß vorübergehend, sondern anhaltend gewesen ist. Von 1806—1811 consumirte jeder Kopf 162 Litres, von 1830—1835 nur 103 Litres. Nun aber unterliegt es gar keinem Zweifel, daß jetzt eben so viel getrunken wird, als sonst, und man daher auch keck behaupten darf, jener anscheinende Consumtionsausfall von 59 Liters per Kopf werde hauptsächlich durch künstliche Weine gedeckt. Der hohe Flor der Weinverfälschung und Weinfabrication in Paris liefert den schlagendsten Beleg dazu. Der leichte Burgunder wird mit schweren Weinen aus dem südlichen Frankreich, mit Alkohol und einer ungeheuren Menge Wasser vermischt. Die schwachen Weine aus der Umgebung von Paris und der Gegend von Orleans stärken die meisten Weinhändler ebenfalls mit südlichen Weinen, und thun etwas Zucker hinzu, um den sauern Krätzergeschmack zu mildern. Viele aber unterdrücken auch den Wein in ihrem Gemisch und lassen aus Färbholz, Alkohol, Zucker, Treberaufguß, Schwefel und Wasser ein scheußliches Gebräu zusammengähren, das in den Buden der Weinschenken und bei den schlechten Garköchen ausgeschenkt wird. Alle Anstrengungen der Polizei, dem Uebel der Weinverfälschung zu steuern, sind vergebliche Arbeit, und aller Aufpassung zum Trotz werden hier gewiß über hundert Millionen Litres Wein jährlich aus andern Substanzen, als aus Trauben bereitet. Man kann sich denken, welchen Einfluß diese Consumtion auf die Gesundheit der niedern Classen haben muß, und bis auf welchen Grad dieser Zustand der Dinge den Weinbauern schadet.

Die Halle aux vins ist die Niederlage für die noch zu verzollenden Weine. Es ist eine Sammlung mehrerer großen Gebäude, die nach der Wasserleite neben dem Pflanzengarten durch ein langes, eisernes Gitter begränzt werden und im Innern verschiedene freie Plätze und besondere Straßen mit den Namen der französischen Weinländer bilden. Obwohl auch unter dem Kaiserreich gebaut, hat die Weinhalle doch nicht den monumentalen Charakter wie die Schlachthäuser, diese trefflichen Denkmale des Napoleonischen Baustyls, ist übrigens bequem und solid eingerichtet. Jeder Weinhändler hat darin seinen Keller und ein kleines Comptoir, den Keller in einem der großen Gewölbe mit hohen Dachungen, das Comptoir im

Freien vor dem Keller. Hier steht Häuschen an Häuschen, alle mit Blumengärtchen oder Gittern umgeben. Die Keller sind beständig sehr reichlich versehen. Die grossen Weinhandlungen haben ihre eigenen Canäle an Ort und Stelle, wodurch sie sich gute Weine verschaffen und sie sind immer mit den feinsten Sorten versorgt, während die geringern Häuser sich mit dem begnügen müssen, was jene nicht gewollt haben.

Seit längerer Zeit ist der Bordeaux in Paris Mode geworden, denn hier ißt und trinkt man auch nach den Regeln der Mode. Es ist ein braunrother, schwerer Wein, etwas herbe, aber weniger zusammenziehend als die Sorten, die wir in Norddeutschland, besonders in Mecklenburg, Holstein u. s. w. unter dem Namen Pontak, Medok, Konstans, Kabors &c. trinken. Seine Farbe und sein natürlicher Geschmack geben den Weinkünstlern ein weites Feld, ihre Talente zu üben: darum findet man ihn auch selten ächt und er macht meistens eine unnatürliche Hitze.

Im Ganzen und im täglichen Laufe des Lebens ist der Pariser im Genuß des Rebensaftes mäßiger als ein deutscher Großstädter, und trinkt selten mehr als eine Flasche über Tisch, oft nur eine halbe Flasche in 24 Stunden. Aber an Sonn- und Festtagen, wenn das Wetter es nur irgend erlaubt, geht der Handwerker und Arbeiter, der Taglöhner und Professionist vor die Thore um zu kneipen und den Freudenbecher des Sonntags bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Diese Volksclassen arbeiten sechs saure Tage hindurch, um sich den siebenten zu erholen, und trösten sich während der Mühseligkeiten jener sechse mit der lachenden Aussicht auf den siebenten. Sehr charakteristisch ist der klägliche Ausruf eines Schuhflickers bei Mercier, der einen Soldaten betrunken sieht: Qu'il est heureux! sagte er: il est ivre; je ne pourrais l'être que dimanche. An solch einem Sonn- und Festtage ist aber auch in und um Paris alles in Bewegung von des Morgens um 8 Uhr an bis nach Mitternacht. Das Volk steigt aus seinen Kellerlöchern herauf und aus seinen Dachkammern herunter, um „die böse Luft auszujagen" (pour chasser le mauvais air), und sich in die Cabarette und Guinguetten außerhalb Paris zu vertheilen. Es strömt schaarenweise nach Bercy, Belleville, Gentilly, Montrouge &c., geht erst eine Weile spazieren, und setzt sich sodann zum Frühstück und zur Weinflasche, tanzt darauf, lärmt, singt, ist witzig und zänkisch, mehr aber als alles andere angerissen und betrunken. Den größten Zusammenfluß des Volks der untersten Classen trifft man in den Guinguetten zu Belleville und Vaugirard. Diese Guinguetten, die sämmtlich außerhalb der Barrière liegen, verkaufen den Wein nahezu um die Differenz des Octroi wohlfeiler, weil sie die Eingangsgefälle nicht zu entrichten haben, die Lebensmittel aber eher theurer als in der Stadt, der Wagniß des Verlustes wegen, wenn, wie so oft geschieht, schnell Regen einfallen sollte. Cabaret liegt da an Cabaret, Kneipe an Kneipe; jede sucht auf ihre Weise anzulocken, durch Salons pour 300 Couverts, Carroussels, Jeu de Siam, Kegelschieben, Pistolenschießen, gewöhnlich aber mit einem Anwerfspiel, in welchem große Kupfermarken in numerirte Löcher auf zehn Schritte geworfen werden müssen, ein Spiel, welches auch in den Kneipen der Stadt, wo der Platz es nur irgend gestattet, nie fehlt. Die elendesten Pintenschenken prahlen mit der aus halbellenlangen Buchstaben bestehenden Inschrift: Commerce de vins en gros et en détail, und mit der vollständigen Liste aller feinen Weine, die an den Fensterläden angeschrieben stehen. Die Ueberschriften dieser Kneipen sind oft äußerst prahlerisch und komisch. Ein Cabaret in La Chapelle vor der Barrière von Saint-Denis hat auf dem Schilde: aux Ruines d'Hippône; ein anderes vor der Barrière du Maine: aux mille Colonnes; ein drittes vor der Barrière der Courtine: au petit Palais-Royal, und ein viertes vor der Barrière Rochechouart gar aux grottes de Calypso, — Löcher, in der That, die Schornsteinfegern zur Auflage zu dienen scheinen, so schwarz und rußig sind sie von innen und außen. Die größern Guinguetten haben manchmal geräumige Säle, die oft mehrere hundert Menschen fassen, an deren Seiten herum Tische stehen und deren Mitte zum Tanz bestimmt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Außerordentlich tiefer Barometerstand zu Parma am 12, 15 und 16 Januar.

Wir haben bereits in Nr. 35 und 43 einige Nachrichten aus England über diese Störungen in der Atmosphäre mitgetheilt, und geben jetzt nach einem Briefe des Directors des Observatoriums zu Parma, Hrn. Colla (s. Echo du Monde Savant vom 15 Februar), ähnliche Berichte aus Italien. „Die Tage vom 11 bis 16 Januar," heißt es in dem erwähnten Schreiben," waren fast in ganz Europa und an den Nordküsten Afrika's durch furchtbare Stürme und außerordentlich tiefen Barometerstand ausgezeichnet. Alle Journale berichteten von zahlreichen Unfällen, die durch die atmosphärischen Störungen veranlaßt wurden, aber nur wenige haben von dem außerordentlich niedrigen Barometerstand gesprochen. Meine Absicht ist, Bemerkungen darüber mitzutheilen, wenn ich von meinen Correspondenten die nöthigen Erkundigungen eingezogen, für jetzt theile ich meine eigenen Beobachtungen vom 12, 15 und 16 Jan. mit. Mein Barometer ist von Fortin, eingetheilt in Zolle, Linien und Zehnteilslinien nach dem Pariser Fuß; die mittlere Barometerhöhe ist nach mehrjährigen Beobachtungen etwa 27 11,0." Nach der mitgetheilten Tabelle stand der Barometer am 12 Jan. Morgens 8 Uhr (b. Z.) auf 27 3,0 und sank bis 4 und 5 Uhr Nachmittags auf 26 11,9, worauf er bis 10 Uhr Nachts wieder bis 27 1,2 stieg. Am 15 stand der Barometer Morgens 8½ Uhr auf 27 4,5 und sank bis 7 Uhr Abends auf 27 0,8, hob sich dann wieder etwas und sank Nachts 11 Uhr auf 27 0,3. Am 16 sank der Barometer um 7 Uhr Abends auf 26 11,8, ein Standpunkt, den er seit dem Jahre 1825 nur einmal am 6 Oct. 1841 erreichte, und auch nur einmal, nämlich am 26 Febr. 1838, wo er auf 26 10,4 sank, überschritten hat.

Ausflug nach dem Canuku-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Wir brachen daher mit dem frühesten Morgen auf und begannen den Berg zu ersteigen, was wirklich fast nur durch die kundige Führung von Mullato (der Name des alten Indianers) möglich wurde; das Steigen

war dabei nicht nur äußerst beschwerlich, sondern auch in demselben Grade gefährlich.

Hier schien die Verwirrung ihren eigentlichen Herd aufgeschlagen zu haben; Block thürmte sich auf Block, der eine immer größer und gewichtiger als der andere; ja einige, die wir zu umklettern hatten, hatten wenigstens eine Höhe von 50 Fuß. Zahlreiche Bäche und Quellen stürzten sich in größerer oder geringerer Höhe, je nach den Blöcken, auf welche sie stießen, über diese herab, rieselten jetzt über die platte Fläche eines derselben zu unsern Füßen hin, waren dann plötzlich verschwunden und erschienen eben so unerwartet im Stillen wieder, wo wir es nicht vermuthet hatten. Die zahllosen Cascaden und kleinen Wasserfälle, das ununterbrochene Plätschern und Geräusch des fallenden Wassers erhöhten das Groteske der Scenerie ungemein; machten das Ersteigen der Blöcke, wie überhaupt den ganzen Weg aber auch um so mißlicher und gefährlicher, da man bei jedem Schritt vorwärts fürchten mußte, auf der schlüpferigen Fläche auszugleiten und einen Fall zu thun, der wohl in den meisten Fällen von bösen Folgen hätte begleitet seyn können.

Nachdem wir etwa 600 Fuß gestiegen, zeigte mir mein Führer die erste Wuralipflanze; vergebens aber suchten meine Augen nach den Blüthen, ja nicht einmal Früchte fanden sie. Bald darauf fanden wir mehrere andere; doch auch hier war ich nicht glücklicher, denn der starke Stamm dieser Schlingpflanze umrankte einen der Riesenbäume, die hier hatten Wurzel schlagen können, ohne weder die einen noch die andern zu tragen. So waren denn alle meine Hoffnungen für jetzt vernichtet, ja ich war nicht einmal so glücklich als mein Bruder, der doch wenigstens Früchte gefunden hatte. Die Blüthe muß überhaupt sehr klein und unansehnlich seyn, da mir Mullato begreiflich zu machen suchte, und trotz meines ungläubigen Schüttelns und Lächelns fest auf seiner Angabe verharrte: die Pflanze blühe gar nicht.

Je höher wir stiegen, um so belebter wurden auch unsere Umgebungen, da die Felsenhähnchen immer häufiger sich zeigten, und die schwarzen Granitblöcke in zahlreichen Trupps umschwärmten. Ich versuchte mehrere Schüsse, aber vergebens. Da ich sie hier so häufig fand, so hoffte ich auch gewiß, ein Nest ausfindig zu machen, doch ich war dabei nicht glücklicher, als bei der Wuralipflanze.

Mitten unter diesen Trümmerhaufen gedieh und wucherte eine eigenthümliche Flora. Myrtaceae, Clusiae, verschiedene Species Epidendron, Pleurothalis, Brassavola, Maxillaria bedeckten und hingen in phantastischen Festons von den alternden Riesenbäumen herab, die überall emporgewachsen waren, wo sich nur irgend eine von Blöcken freie Stelle gefunden, während jede Felsenspalte mit Tillandsien ausgefüllt war.

Nach manchem Tropfen sauer vergossenen Schweißes, nach vielfach mißglückten Versuchen, aufwärts zu kommen, hatten wir endlich den Gipfel des Ilamikipang erreicht, der eine kleine Plattform bildet. Reich aber und groß war der Lohn, den das Panorama, das sich vor meinem Auge ausbreitete, mir für meine Mühe bot.

Wir mochten etwa eine Höhe von 2550 Fuß einnehmen; — es war dieß der höchste Punkt, den ich seither in Guiana erklimmt, noch hatte ich daher die Savannen nicht von einem so hohen Punkt aus übersehen können. Ungehindert schweifte das Auge über die weiten Flächen mit ihrem falben Colorit hin, bis sich hie und da ein einzelner unbedeutender Berg erhob, an dem es haften blieb, um diesen in Gedankenschnelle zu überspringen und am fernen Horizont seine Gränze an entferntern Gebirgszügen zu finden. So ward es im Nordosten durch das Makarapan-, im Norden dagegen durch das Pakaraima-Gebirge aufgehalten, während es im Westen über die schrankenlosen Savannen des Rio Branco hinschweifte. Auch von dieser Höhe aus konnte man deutlich den Lauf der Flüsse durch die üppige Vegetation in ihrer unmittelbaren Nähe unterscheiden. Nur ungern wandte ich gegen Abend meine Schritte rückwärts, das zauberhafte Bild hielt mich noch gefangen, was wohl seinen Grund in der Neuheit einer solchen Landschaft haben mochte.

Mein Führer, der, wie ich schon früher bemerkte, einer der kundigsten Giftbereiter war, hatte mir versprochen, in meiner Gegenwart Wuraligift zu kochen. Dieses in seinen Wirkungen so schreckliche Gift wird fast von allen Indianern Südamerika's, zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco, sowohl zur Jagd, wie im gegenseitigen Kampf gebraucht. Jeder Stamm aber weicht in den Einzelnheiten der Bereitung von den andern ab, woher es auch kommt, daß seine Stärke und die Zeit seiner Wirkung fast gerade so vielfach verschieden ist, als es eben solche Stämme gibt. Die Macusi sind allgemein als die kundigsten Bereiter bekannt, weßwegen auch jährlich ganze Karawanen vom Rio Negro zu ihnen kommen, um sich ihren Bedarf einzutauschen.

Am andern Morgen wurde mein Wunsch, die Bereitung dieses Giftes, über die so vielerlei gefabelt worden ist, wie nur über irgend eine Sache, die in ein gewisses Dunkel gehüllt liegt, mit ansehen zu können, erfüllt, und ich fand diese, einige nichtssagende Ceremonien abgerechnet, so einfach als möglich.

Mitten im Dorfe stand eine einsame Hütte, die eigens zu diesem Zweck erbaut worden war, das Wuralihaus, welche Niemand außer dem Zauberer oder Giftbereiter betreten durfte.

Bald erschien Mullato mit einem großen, aber ganz neuen Topf, der etwa vier Quart fassen mochte, und vier andern kleinern, ebenfalls ganz neuen Töpfen, und stellte diese unter tiefem Schweigen neben dem Hause nieder. In dem erstern sollte das Gift gekocht, in den letztern der Sonne zum Verdicken ausgesetzt werden. Jetzt kehrte er wieder in seine Hütte zurück, und brachte einige Zeit darauf einen großen Trichter aus Palmblättern und einige Händevoll Seidengras, die zum Durchseihen der gekochten Flüssigkeit in den Trichter gesteckt werden sollten, mit. Diesen Utensilien fügte er bald noch einen großen hölzernen Mörser hinzu, in welchem die verschiedenen Pflanzen und Pflanzenrinden zerquetscht wurden. Als er alles sorgfältig und ängstlich genau geordnet und zurechtgestellt, entfernte er sich abermals, um, wie ich erfuhr, sein Feuerzeug zu holen, denn obschon unmittelbar neben uns ein großes Feuer brannte, so durfte er sich dessen doch nicht zum ernsten Werke bedienen, da es von profanen Händen angezündet worden war, was ohne Zweifel die ganze Arbeit zu einer vergeblichen gemacht haben würde. Eben so wenig darf Wasser, welches nicht in dem zum Kochen bestimmten Topf aus dem Bach herbeigeholt ist, wie überhaupt irgend ein Werkzeug, von anderer Hand bereitet, benutzt oder irgend eine Hülfsleistung von Seite der Nachbarn in Anspruch genommen werden; die geringste Uebertretung dieser Gesetze würde das Gift ganz unwirksam machen. Das sorgfältig aufgeschichtete Holz ward jetzt angezündet; die verschiedenen Rinden und Pflanzen wurden gestampft, um in den am Feuer stehenden Topf geworfen zu werden. Leider konnte ich bloß die Rinden der verschiedenen Pflanzen sehen, die er zur Bereitung benutzte, aus diesen aber die Pflanzen selbst zu ermitteln, war nicht gut möglich; allem Anschein nach mußten es lauter Schlingpflanzen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1843.

Die Felsenstadt Uplos-Ziche in Georgien.*)

Wir erreichten endlich das elende Dorf Uplos-Ziche, und erstiegen, von einem Einwohner daselbst begleitet, die steilen Felsen des aus Molasse bestehenden Berges. Der Weg führte im Zickzack hinauf, so daß Jemand, der ihn nicht genau kennt, leicht auf einen Irrpfad und auf diesem in die größte Gefahr gerathen könnte. Er war nur so breit, daß einer dem andern folgen konnte. Je höher wir kamen, um so steiler wurde der Weg. Zuerst gelangten wir noch tief unten an eine eingehauene armenische Kirche aus einer spätern Zeit. Nach vielem Hin- und Hergehen traten wir endlich durch das Thor einer zum Theil verfallenen Mauer, und wir befanden uns in der Felsenstadt. Ich glaube nicht, daß es auf der Erde eine zweite Stadt dieser Art gibt, und Wardsia in Samche, so wie Petra in Arabien besitzen nur eine entfernte Aehnlichkeit.

Diese merkwürdige Stadt ist auf der Höhe des Berges gerade so ausgehauen, wie man jetzt die alten römischen Städte Herculanum und Pompeji ausgräbt. Sie ist nicht wie Petra und Wardsia in den Felsen eingehauen, sondern die Felsen, welche die Spitze des Berges ausmachen, haben nur dazu gedient an Ort und Stelle das Material zur Fertigung der Häuser zu geben. Diese stehen frei auf der Höhe des Berges, von dem sie früher einen integrirenden Theil ausmachten, und sind durch Straßen und Gänge von einander geschieden. Sie gleichen nach ihrem Aeußern den unsrigen, und haben zwar (jetzt, ob auch früher?) ein plumpes Aussehen, sind aber um so schöner in ihrem Innern, wo sie oft acht bis zehn Gemächer besitzen. Die großen Zimmer werden in der Regel in der Mitte durch Säulen getragen. Die Decke ist wie diese Säulen oft mit den herrlichsten Zierrathen geschmückt und erscheint nicht selten gewölbt; Oeffnungen dienen als Fenster und zum Durchzuge der Luft. Viele Zimmer sind mit Balconen versehen. In den Straßen sieht man noch Rinnen und Canäle, in denen wahrscheinlich das Regenwasser gesammelt wurde. Auch einzelne Cisternen erblickt man hie und da. Dubois, der wenige Jahre vor mir diese interessanten Ueberreste einer vergangenen Größe besuchte, und so viel ich weiß, der erste Europäer ist, welcher sie gesehen, hat in dem Atlas zu seinem Reisewerk vorzügliche Abbildungen der ganzen Felsenstadt und der einzelnen Theile derselben gegeben und verspricht ihnen noch andere hinzuzufügen. Nach ihm zeigt die darin enthaltene Baukunst zwei verschiedene Zeiten, in denen Uplos-Ziche geblüht hat.

Die Gründung von Uplos-Ziche reicht weit über unsere Geschichte hinaus, und verliert sich in den ältesten Sagen über die Bevölkerung Grusiens. Wahrscheinlich entstand es in der Zeit, als die oben genannten drei Ebenen noch mit Wasser bedeckt waren, und nur die höchsten Spitzen des Swernak aus den Fluthen herausragten. Wachtang V läßt in seiner schon mehrmals citirten grusischen Chronik nach der Verwirrung der Sprachen Armenien, Transkaukasien und den Kaukasus durch einen Urenkel Japhets, Thaegamos mit Namen, bevölkern. Unter den vielen Kindern, die dieser hatte, zeichneten sich acht durch Tapferkeit aus, und theilten das väterliche Erbe unter sich. Karthlos erhielt die beiden Ufer des Mtkwari (Kur) von dem Einfluß des Aragua aufwärts bis zu seinen Quellen, und theilte diesen Gegenden seinen Namen mit. Einer seiner Enkel Uplos erbaute nun Uplos-Ziche, d. h. Herrenschloß (wie die Chronik sagt). Wann dieses geschah, läßt sich nicht genau bestimmen; wenn aber wirklich dieser Sage etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, so muß die Zeit auf jeden Fall weit über das erste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden. Indier und Perser befanden sich übrigens schon damals auf einer hohen Stufe der Cultur, und es ist zu vermuthen, daß, zumal wohl Grusien zu jener Zeit einen Theil Persiens ausmachte, die geschmackvollen Zierrathen von Persiens Künstlern verfertigt seyn mögen.

Zum zweitenmale wird Uplos-Ziche in der Geschichte unter dem neunten grusischen König Arschak, von dem es heißt, daß er an Größe und Kraft dem Goliath glich, genannt und von ihm wird gesagt, daß er Uplos-Ziche vergrößert habe. Es geschah dieses im ersten Jahrhundert vor Christus. Seitdem wird es in der Geschichte kaum noch erwähnt, und es heißt

*) Aus Karl Kochs Reisen im Kaukasus.

nur noch in der Geographie des Wachuscht, daß die Stadt zur Zeit des Dschingis-Chan verlassen worden sey. Damals war sie wohl aber nur noch unbedeutend, da sie sonst nicht erwähnt wird.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Nichts ist anziehender als solch einen Saal, wenn es gegen Abend kommt, zu besuchen und die mannichfachen Gruppen darin zu mustern. Die erste Minute ist man wie betäubt; das Krächzen der Musik, das Lallen schwerer Zungen, das Juheischreien der Tänzer und der Tänzerinnen, die Courbetten verliebter Schuhflicker, Soldaten, Sack- und Wasserträger bilden ein Ganzes, das in keiner Stadt, die nicht von quecksilbrigen Franzosen bewohnt ist, seinesgleichen findet. Man sieht alles im Taumel und Getümmel, aber doch selten stört ein Gezänk oder gar eine Balgerei die Gesellschaft; die Tische und Bänke sind bis 11, 12 Uhr Nachts gedrängt voll und immer von denen belagert, die essen und zechen wollen. Bei diesem Gedränge von Menschen niedriger Sorte, bei den mancherlei Leidenschaften und Begierden, die hier rege sind, bei den vielen Hülfsmitteln seinen Verstand und sein Herz toll zu machen, verliert sich der gemeine Franzose nicht leicht, und bleibt äußerlich weit mehr seiner Herr, als ein Deutscher aus derselben Classe. Keiner belästigt den andern Nachbar mit seinen Herzensergießungen, seinen Grillen und witzigen Einfällen, keiner mit seiner Empfindelei und Kränkelei, mit seiner Freundschaft und Feindschaft, wenn der Wein und die Nacht sein Herz und seine Zunge gelöset hat.

Der Wein ist ein blaurothes Getränk, das der Himmel weiß aus welchen Substanzen gebraut ist, dennoch aber in erstaunlichen Quantitäten getrunken wird. Der Wirth eines der besuchtesten Cabarets zu Belleville versicherte mir, daß er im Sommer oft an einem Sonntage 3600 Litres ausschenke, dabei dennoch alle seine Gäste gesund und guter Dinge (sauſs et gaillards) nach Hause schicke. Wie und durch wessen Hülfe verschwieg er; ich muß Ihnen aber sagen, daß jedesmal zwei minder Betrunkene den ganz betrunkenen Cameraden, eine bespitzte Tochter und eine glühende Mutter den taumelnden Vater, und eine gefällige Geliebte oder Braut den beredten und courbettirenden Bräutigam oder Freund nach Hause führen.

Nur glauben Sie nicht, daß die mittleren Classen die Guinguetten und Cabarets besuchen. Für diese höheren Classen im Volke, von dem wohlhabenden Schneider, Friseur, Goldarbeiter u. s. w. an bis zum wohlhabenden Kaufmann, Börsenmäkler, Banquier ꝛc. sind alle die Anstalten für Lebensgenuß, welche sich über die Tummelplätze des gemeinen Volkes erheben, allen ihren Gattungen und Abarten nach, berechnet. Den ersten Platz nehmen die Kaffeehäuser ein, deren es in jedem Stadttheil eine Menge gibt. Ihre Errichtung in Paris ist nicht viel über 150 Jahre alt. Ein Armenier, Namens Pascal, hielt das erste Kaffeehaus auf dem Jahrmarkt von Saint-Germain, und verpflanzte es, als der Markt vorbei war, nach dem Kai de l'Ecole, wo er Glück damit machte. Nach ihm war der berühmteste Kaffeewirth ein gewisser Procope, ein Sicilianer, der auch anfangs auf der großen Herbstmesse von Saint-Germain eine sehr elegante Kaffeebude hielt, sich aber zu Ende der Messe dem Théatre français gegenüber in der Rue de l'ancienne Comédie setzte, und hier das Kaffeehaus errichtete, welches nach der Zeit unter seinem Namen eine so große Berühmtheit erlangte. Die Pariser Kaffeehäuser haben nicht bloß in der Geschichte der Magen lange eine bedeutende Rolle gespielt, sondern auch während der Revolution in der der Köpfe und Kragen. Sie waren die ersten Wiegen der Republik, die ersten Bühnen, wo die Demagogen und Rädelsführer sich bildeten. Wie mancher Tisch im Café de Foy würde Wunder und Erstaunlichkeiten erzählen, wenn er sprechen könnte. Vor der Revolution sprach in diesem Kaffeehause alles für den ersten und zweiten Stand, während für den dritten im Café du Caveau geraset wurde. Es war auch beständig eine Art von Eifersucht zwischen beiden, und sie vereinigten sich eben so langsam, als die drei Parteien in der Nationalversammlung selbst. Als aber die ersten abgehauenen Köpfe durch das Palais-Royal getragen wurden, trieb auch hier die Angst, wie zu Versailles, den ersten und zweiten Stand ohne Beding zum dritten, und das Café de Foy verlor die Mehrzahl seiner Gäste. Die feurigsten Redner in demselben blieben weg, weil Gründe und Beredsamkeit nicht mehr entscheiden konnten, seitdem Köpfe kugelten. Nach dem ersten gewaltsamen Uebergange kamen sie zwar zurück, aber mit ganz andern Grundsätzen, weil doch immer dem Menschen unter allem, was er nicht entbehren kann, der Kopf das unentbehrlichste ist. Nach der Zeit bildeten sich die Cirkel hier, welche Gesandte und Deputationen an die Nationalversammlung abschickten, Motionen machten und Paris wechselsweise beruhigten oder aufregten: die Masse von Verstand, Erfahrung und Kenntnissen, welche sie stellen konnten, behielt die Oberhand über die flammenden Ausbrüche des Bluts und Freiheitsdranges im Café du Caveau, bis die tolle Sansculottenwirthschaft unter dem Nationalconvent dem Unverstand, der Naseweisheit und Unwissenheit Thür und Thor öffnete, und dem Café du Caveau das dominirende Uebergewicht zuwandte. Vor dem Café de Foy, außerhalb der Arcaden im Garten des Palais-Royal, an der Stelle, wo einst Camille Desmoulins von einem Stuhle herab die Pariser aufforderte, zu den Waffen zu greifen, stehen nun bei guter Jahreszeit eine Menge Stühle und Tische, die von Rauchern nie leer werden, und die Atmosphäre ist jetzt nicht sowohl von feurigen Reden, als von Cigarrenqualm erhitzt. Ihre politische Wichtigkeit verloren die Kaffeehäuser unter dem Kaiserreich. Die Restauration gab ihnen einen Theil davon wieder, und im Palais-Royal fand man damals einige Kaffeehäuser von streng politischen Meinungsnuancen, wie das Café Lemblin und das Café Valois, wo es mehreremale zu blutigen Handeln und Raufereien zwischen Liberalen und Royalisten kam; aber das ist vorbei, und die Kaffeehäuser sind jetzt wieder geworden, was sie vor der ersten

Revolution waren; doch gibt es keine Gesellschaft mehr, wie die des Café Procope, welches ehemals der Sammelplatz der berühmtesten Schöngeister und Starkköpfe war, und vor welchem man oft Wache haben mußte, weil alles hinein wollte, und doch nicht alles Platz darin hatte. Wenn man wußte, daß irgend ein großes Genie darin war, so wimmelte es von ungestümen und zudringlichen Neugierigen, wovon viele oft ganze Tage gewartet hatten, um den Wundermann nicht zu verfehlen. Das Kaffeehaus ist noch auf derselben Stelle, in der Rue de l'ancienne Comédie, vorhanden, und ein ausgezeichnet gutes Kaffeehaus, hat aber nur noch seinen berühmten Namen und den Tisch, an welchen Voltaire sich zu setzen pflegte, und der noch heutzutage „la Table de Voltaire" heißt. Das Publicum, welches jetzt dahin kömmt, hat nichts ausgezeichnetes mehr, und besteht aus Studirenden und Bürgern der Nachbarschaft.

Man hat versucht, die Kaffeehäuser in der ganzen Stadt zu zählen; das ist aber eine sehr vergebliche Arbeit und kann nie genau erforscht werden, weil so viele Zwitter oder Amphibien sind, die man Kaffeehäuser, Bierschenken, Billardstuben, Estaminets und Divans nennen kann, ohne ihnen Unrecht zu thun, weil sie von allen diesen Sachen etwas an sich haben. So viel ist gewiß, daß derselben eine große Zahl ist (man rechnet über tausend), und daß man sie von allen Ordnungen findet, bis zu denen, worin die gemeinste und lumpigste Liederlichkeit um die Mitternachtstunde unterzugehen pflegt. Sie sind für alle Südländer ein unentbehrliches Bedürfniß, und haben ja auch seit längeren Jahren angefangen, selbst in den größeren Städten unseres kälteren Nordens Wurzeln zu fassen. Die vorzüglichsten Kaffeehäuser sind im Palais-Royal, in der Nähe der Theater, an den Boulevards, an den Tuilerien und an den lebendigsten Plätzen und Gegenden der Stadt. Das Café Véron, zwischen der Rue neuve Vivienne, dem Boulevard und dem Passage des Panoramas, ist wegen seiner glänzenden Ausschmückung, einer für Zweck und Saal zu kostbaren Nachahmung der Logen des Vaticans, das Café de la Banque auf dem Platz des Victoires wegen seiner geschmackvollen gothischen Ausstattung und das Café Frascati auf dem Boulevard Montmartre am Eck der Richelieustraße wegen seiner zierlichen, aber etwas überladenen Renaissancedecoration berühmt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gefurchten Felsen in Skandinavien.

Von Hrn. Daubrée, Professor der Mineralogie und Geologie in Straßburg, findet sich im Echo du Monde Savant vom 19 Februar eine „Note sur le phénomène erratique du Nord de l'Europe," worin er sich auch über die neuerlichen Bewegungen des skandinavischen Bodens verbreitet. Wir heben einige Notizen von allgemeinem Interesse aus dieser Mittheilung aus.

Die gleichförmige Richtung der Furchen und Streifen (an den Felsen), welche Sefström in einem Theil Schwedens, und Böthlingk, so wie Durosier in Finnland und den anstoßenden Theilen Lapplands beobachteten, findet sich nicht mehr in den bergigen Gegenden Norwegens, hier laufen die Spuren des Fortschaffens großer Eismassen und des Reibens von den höchsten Gegenden nach verschiedenen Richtungen aus, und nähern sich den Linien der größten Senkungen der Massen. Dieß bemerkte ich in mehreren der großen Thäler, welche in den gebirgigen Gipfeln von Bergenstift beginnen und zwischen Arendal und Christiania nach dem Meere auslaufen: die Richtung der Streifen folgt dem Laufe der Thäler und richtet sich nach deren Hauptkrümmungen. Die vom Prof. Keilhau und Hrn. Siljeström in andern Theilen der skandinavischen Alpen und bis zu einer Höhe von 4000 norwegischen Fuß gemachten Beobachtungen führen zu demselben Resultat. Danach scheinen die Massen, durch welche die Erhöhungen des Bodens in Norwegen abgerundet und gestreift wurden, strahlenförmig von den Hauptkämmen ausgegangen und den Thälern gefolgt zu seyn, wie in der Schweiz. Erst weit entfernt von den eigentlichen Gebirgen, auf den schwach wellenförmigen Hochebenen von Schweden Lappland und Finnland, nehmen die Streifen die gleichförmige Richtung an, die man anfangs allzu ausschließlich als dem ganzen Norden zukommend betrachtete. — Man trifft beim Ausgang aus Christiania auf dem Wege nach Aggersbach den augenscheinlichen Beweis, daß der Thon, der einen Theil der Ufergegenden Norwegens bedeckt, zu einer Zeit, und zwar im ruhigen Meere, niedergeschlagen wurde, wo die Felsen schon glatt gerieben und die Seitenwände mit den Streifen bezeichnet waren. Ein Felsen, der etwa 70 Metres über dem Meere liegt, wurde vor einiger Zeit von dem Thon, der ihn umgab, befreit, und an einer seiner Wände, welche tiefe Streifen hat, bemerkte man etwa 40 Wurmröhren, gleich denen, welche jetzt am Meere leben. Das Thonlager, von dem es sich hier handelt, reicht nach Keilhau bis auf 12 Myriameter ins Innere des Landes hinein und bis zu einer Höhe von 188 Metres hinauf. Da nun auch die felsigen Inseln und Inselchen an der Küste abgerieben und stark mit Streifen gezeichnet sind, die sich augenscheinlich unter die Meeresfläche hin verlaufen, dagegen nicht angenommen werden kann, daß Gletscher auf 10 bis 12 Myriametres vom Ufer und in einer Tiefe von 200 Metres noch die Kraft haben sollen, Streifen an den Felsen hervorzubringen, so muß also das Land in Schweden und Norwegen zu einer gewissen Zeit noch höher als jetzt über dem Meeresniveau gestanden haben, und es sind allem Anschein nach in verhältnißmäßig neuer Zeit zwei Bewegungen, jede von 150 bis 200 Metres Höhe, eine sinkende und eine steigende, vor sich gegangen.

Ausflug nach dem Canuku-Gebirge.

(Fortsetzung.)

Die verschiedenen Namen, die mir genannt wurden, so wie die Quantitäten jedes einzelnen Bestandtheils, waren:

Wurari, Rinde vom Strychnos toxifera . . .	2	Pfund
Aremaru	1/4	—
Ja-re-reng	1/4	—
Dak-kie	1/4	—
Woka-rima	1/4	—
Ja-re-remu, Wurzel von Ja-re-reng . . .	1/2	—
Mu-ra-muk, eine Zwiebel	1 1/4	—
Ma-nei-ca, vier kleine Stückchen.		

So wie der mit Wasser gefüllte Topf kochte, warf er in bestimmten Intervallen immer eine Handvoll von den wohl durcheinander gemischten Rinden hinein, und unterhielt dabei nur so viel Feuer, als zu einem gelinden Kochen nöthig war. Hatte er eine Handvoll der gestampften

Rinden hineingeworfen, dann beugte er seinen Kopf über den Topf und hauchte einigemal stark in die Masse hinein, was viel zur Stärke des Giftes beitragen sollte. Zwei Tage und zwei Nächte kam Mullato nicht von seinem Feuer weg, da er dieses immer in gleichem Brennen erhalten mußte. Jetzt war die Masse ziemlich dickflüssig geworden, und hatte die Farbe von starkbraunem Kaffee erhalten. Sie wurde nun in den großen Trichter geschüttet und in die kleinern Töpfe geseiht, worauf er diese der vollen Sonne zum Verdicken aussetzte. Nachdem wieder drei Tage verflossen waren, brachte Mullato das Gift zu mir, um es in meiner Gegenwart zu probiren. Zu diesem Zweck fing er mehrere große Eidechsen ein, tauchte dann die Spitze einer Stecknadel, die ich ihm zu diesem Zweck gab, in die zähe Masse, stach damit die eine der Eidechsen in eine Zehe des Hinterfußes und ließ sie laufen. Noch aber war sie keine Strecke von 5 Fuß gelaufen, als bei ihr die eigenthümlichen Krämpfe eintraten und sie starb. Eine zweite und dritte wurde in den Schwanz gestochen, wo das Gift dieselbe schnelle Wirkung ausübte. Eine unglückliche Ratte, die von einem Indianerknaben erwischt worden war, wurde ebenfalls in den Fuß gestochen und starb fast noch schneller. Den Hahn, den ich zu meinem Mittagsessen bestimmt, gab ich Mullato zum Verwunden, und nach anderthalb Minuten war er todt. Jetzt war ich hinlänglich von der Stärke des Gifts überzeugt. Je älter aber dasselbe wird, um so schwächer werden seine Kräfte.

Der englische Reisende Hr. Waterton, der diese Gegend ebenfalls besucht hatte und die Ergebnisse seiner Reise in seinen „Wanderungen“ niederlegte, sagt über die Bereitung des Gifts, der er beigewohnt haben will, folgendes: „Einige Tage zuvor, als der Indianer sein Gift bereiten will, geht er in den Wald, um die dazu nöthigen Bestandtheile zusammenzusuchen. In diesen Bergen wächst eine Schlingpflanze, die sie Wurali nennen, und von ihr erhält das Gift seinen Namen, wahrscheinlich weil dieß der wichtigste Bestandtheil desselben ist. Ist er im Besitz einer hinlänglichen Menge der Wuralipflanze, so gräbt er eine Wurzel von sehr bitterem Geschmack aus dem Boden. Dann sieht er sich nach zwei Arten von Zwiebelgewächsen um, die einen grünen und sehr klebrigen Saft besitzen, und sucht zuletzt zwei besondere Species von Ameisen auf. Die eine von diesen ist sehr groß und schwarz, und so giftig, daß ihr Stich starkes Fieber hervorruft. Die andere dagegen ist klein und roth, sticht aber wie eine Nadel; ihre Nester hat sie gewöhnlich unter den Blättern der Sträucher. Außer diesen Bestandtheilen benutzt er auch noch eine bestimmte Menge des schärfsten indianischen Pfeffers, so wie mehrere gestoßene Giftzähne der Labari- und Conacauchi-Schlange (die giftigsten ganz Guiana's), die der Indianer immer vorräthig hat, da er jeder, die er tödtet, die Fänge ausbricht und aufbewahrt.

„Hat er dieß alles zusammengebracht, so schabt er die Rinde von dem Wurali und der bittern Wurzel und thut diese in eine Art von Durchschlag, der aus Palmblättern bereitet ist. Diesen befestigt er über einen Topf und schüttet dann Wasser auf die Rinden; die Flüssigkeit, welche hindurchläuft, hat das Ansehen von starkbraunem Kaffee, worauf er die Rinden wegwirft. Er quetscht nun die Blattstiele der Zwiebel und preßt eine bestimmte Quantität ihres Saftes zwischen seinen Händen in den Topf. Schlangenzähne, Ameisen und Pfeffer werden ebenfalls zerstoßen und dann in den Topf geworfen, den er nun über ein kleines Feuer setzt und fortwährend etwas Wuralisaft hinzufügt; den Schaum schöpft er mit einem Blatt hinweg. Ist das Ganze zur Stärke eines dicken Syrups eingekocht, so werden einige Pfeile damit bestrichen, um seine Kraft zu erproben. Entspricht es den Anforderungen, so wird es in kleine Calabasche geschüttet und sorgsam mit Blättern oder Stücken Rehhaut bedeckt. Diese Calabasche werden dann an der trockensten Stelle der Hütte aufbewahrt u. s. w.

„Der Act der Bereitung dieses Gifts wird bei den Indianern nicht als ein gewöhnlicher angesehen, er bestreicht daher auch seine Pfeile stets in der Hängematte. Nach der Bereitung ist ebenfalls die größte Vorsicht nöthig, da sowohl bei dieser, als auch später, die Frauen und Töchter nie gegenwärtig seyn dürfen, indem ihnen der böse Geist Yabahou Schaden oder Leid zufügen würde. Die Hütte, in welcher er es gekocht, wird daher nach der Bereitung niedergerissen. Will der Indianer das Gift kochen, so muß er, so lange die Operation dauert, nüchtern bleiben u. s. w.“

Ich frug daher Mullato, warum er keine Schlangenzähne, keine Ameisen und keinen Pfeffer zu den Rinden gefügt, worauf er mich ungläubig lächelnd und mit dem Kopf schüttelnd ansah, und mir zu verstehen geben ließ, davon habe er nie etwas gehört, noch weniger füge er dergleichen zu seinem Gift, wie ich ja gesehen hätte. Das Einzige, was mit aller Strenge zu beobachten, wäre, daß während des Kochens kein Indianer, noch weniger eine Frau, am allerwenigsten aber ein Mädchen in das Wuralihaus treten dürfe — denn dann helfe alle Kunst, alle Wissenschaft des Bereitens nichts, die Masse würde so unwirksam, wie die Erde, die vor uns läge.

Ueberhaupt enthalten die „Wanderungen“ Watertons eine Menge Unwahrheiten, und obschon er ausdrücklich sagt, daß er bei der Bereitung gegenwärtig gewesen, so muß ich dieß doch bezweifeln, und vielmehr annehmen, daß er diese nur nach fabelhaften Berichten mitgetheilt hat.

(Schluß folgt.)

Sommerpflanze-Winterwurm. Dieß ist der Name eines chinesischen Arzneimittels, worüber ein Dr. Pereira in der pharmaceutischen Gesellschaft zu London am 8 Febr. berichtete. Der chinesische Name nach du Halde ist Hiao-tsao-tong-tschong, was eben Sommerpflanze-Winterwurm bedeutet. Es ist dieß eine Raupe, aus deren Nacken eine vegetabilische Substanz, eine Art Schwamm, herauswächst. Man bringt sie nach Canton in Bündeln von je ein Dutzend Würmern, die etwa 3 Zoll lang sind. In der halben Länge hat die Raupe die gewöhnliche cylindrische Form und ist von lichter hellbrauner Farbe. Kopf, Hals, Segmente des Körpers und Beine sind deutlich zu unterscheiden. Aus dem Hintertheile des Halses wächst ein schwacher knopfförmiger Körper heraus. Dieß ist der Schwamm. Dr. Pereira hält die Raupe für eine Sphäria. Der Schmetterling, auf dessen Larve dieser Schwamm wächst, ist noch nicht ermittelt; Hr. Doubleday vom brittischen Museum hält ihn für eine Art Agrotis. Nach du Halde kommt das Thier namentlich in Tibet vor, und ist in Peking eine Seltenheit, weßhalb es auch unmäßig theuer ist. Schwarze, alte, verfaulte Thiere kosten viermal so viel an Silber, als sie wiegen. Die Aerzte des Kaisers wenden das Mittel nur im Palast an, und die Art der Anwendung ist seltsam genug. Man stopft den Bauch einer Ente mit fünf Drachmen von diesem Schwamminsect aus und läßt das Thier an langsamem Feuer braten. Dann ist die Kraft des Arzneimittels in das Entenfleisch eingedrungen, und dieß wird acht oder zehn Tage lang zweimal im Tage gegessen. Es gilt für ein Stärkungsmittel bei allzu großer Anstrengung oder nach langer Krankheit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1843.

Die Stellung von Uruguay.

Unsere Nachrichten aus diesem Lande reichen bis Ende Octobers, also bis zum Anfange des Frühjahrs, wo der dortige Krieg aufs neue beginnt und auch bereits begonnen hat, denn schon ist ein, wenn gleich unentschiedenes, Gefecht zwischen Ribera, dem Oberhaupt von Uruguay oder der Banda Oriental, und den Truppen von Rosas vorgefallen. Ob dieser Feldzug eine Entscheidung herbeiführt, ist sehr zweifelhaft, es gewährt aber ein besonderes Interesse sich den Grund des jetzigen Streites und die Stellung der kämpfenden Parteien zu den umliegenden Staaten zu vergegenwärtigen.

Der Unabhängigkeitskrieg der Laplataprovinzen führte einen Kampf der Banda Oriental (damals unter dem Gauchohäuptling Artigas) mit Buenos-Ayres herbei. Brasilien glaubte diesen Kampf benützen zu können, um sich (im J. 1817) der Banda Oriental zu bemächtigen. Artigas setzte den Kampf gegen Brasilien und Buenos-Ayres drei Jahre lang fort, und erst dann entwich er nach Paraguay, worauf die Banda Oriental sich Brasilien unterwarf. Bald aber regte sich das Volk und im J. 1825 stand es unter Lavalleja und Fructuoso Ribera, dem jetzigen Präsidenten, gegen die Brasilier auf, und verjagte diese, worauf Uruguay im J. 1828 als eigener Staat anerkannt wurde. Im J. 1835 wurde Oribe durch den Einfluß von Rosas Präsident, hatte aber bald sich gegen einen wiederum von Lavalleja und Ribera geleiteten Aufstand zu wehren, der jedoch damals fruchtlos blieb. Als die Franzosen gegen Rosas ihren sonderbaren Zug unternahmen (s. Nr. 54 ff. v. J. 1841), verband sich Ribera, der den mächtigsten Anhang unter den Gauchos seines Landes hatte, mit ihnen, und so gelang es ihm Oribe zu verjagen; er setzte sich auch im Lande um so fester, als die Stadt Montevideo durch die anhaltende Blokade von Buenos-Ayres fast den ganzen Handel der Laplataprovinzen an sich zog und sich bereicherte. Die Franzosen hatten sich indeß seiner nur als Mittel bedient, und eben so sollte die vertriebene Partei der Unitarier unter Lavalle ihnen als Mittel gegen Rosas dienen. Als die Franzosen von der Blokade abstanden und ihren Frieden mit Rosas machten, war es diesem nicht schwer sich des Restes der Unitarier zu entledigen: er ließ sie bis an die Gränze von Bolivia und Chili verfolgen, wo sie theils in Gefechten umkamen, theils sich über die Gränze flüchten mußten.

Sobald dieß geschehen war, wandte sich Rosas gegen seinen Erzfeind Ribera, den er nicht nur als rivalen Gauchohäuptling, sondern auch als Haupt des rivalen Montevideo haßt, welches allmählich der Handelswichtigkeit von Buenos Ayres immer mehr Eintrag thut. Der nächste Streit ist um die Provinz Entrerios, d. h. das Land zwischen Uruguay und Parana, in welchem beide Parteien seit dem Jahre 1832, wo der von Rosas eingesetzte Gouverneur Echague vertrieben wurde, mit abwechselndem Erfolg sich zu behaupten suchten. Die Neigung des Volks scheint mehr für Ribera als für Rosas, wie aus dem Umstand sich ergibt, daß die von Rosas ernannten Gouverneure, sobald die Truppen von Buenos Ayres entfernt waren, immer wieder weichen mußten. Aber mit diesen Hülfsmitteln kann Ribera nicht ausreichen, und so hat er sich mit den Gauchos der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul in Verbindung gesetzt, und sucht sie ganz auf seine Seite zu ziehen. Ihr Haupt ist ein gewisser Bento Manuel Gonzalvez, seit Jahren im Kampfe mit der brasilianischen Regierung. Im vorigen Jahre ließ er sich bewegen, nach Rio Janeiro zu gehen, und man gab sich nun der Hoffnung hin, daß er aus Eifersucht gegen Ribera sich der brasilianischen Regierung enger anschließen werde; diese Hoffnung ist aber zu nichte geworden, denn im September oder October vorigen Jahres erkannte auf einmal Ribera den Bento Gonzalvez als Präsidenten von Rio Grande an, und lud ihn zu einer Zusammenkunft in Paysandu ein, wo er ihn als das Haupt eines unabhängigen Staates empfing, zum großen Verdruß von Rosas, der darüber sehr erbittert seyn soll, noch mehr aber des brasilianischen Gesandten in Montevideo, welcher seine Pässe zu fordern drohte. Ein Bündniß zwischen Rosas und Brasilien ist unvermeidlich, merkwürdig aber der Antheil, den die europäischen Mächte nehmen; England ist jetzt für Ribera, also gegen Rosas und Brasilien, während Frankreich mit letztern in enge Verbindung tritt, und man sogar schon von einer französischen Legion ge-

sprochen hat, die in Rio Grande gegen die Insurgenten verwendet werden soll. Damit bringt man die Heurath des Prinzen Joinville mit der brasilianischen Prinzessin Jannaria in Verbindung, bei welcher Gelegenheit ersterer zum Gouverneur von Guiana gemacht und ihm eine nicht unbedeutende Landmacht zur Verfügung gestellt werden soll. Kurz man sieht, es ist von Seite Frankreichs darauf abgesehen, das bisherige Bündniß zwischen Brasilien und England zu vernichten, und dieß wird ihm wohl auch nicht schwer werden, da die Handelsverhältnisse dieser beiden Staaten für Brasilien unerträglich geworden sind. Vom Marañon bis zum Laplata ist durch diese Verhältnisse alles in einer merkwürdigen Bewegung.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Eine sehr merkwürdige Specialität unter den Kaffeehäusern ist das Café de la Régence, wo hauptsächlich Schach gespielt wird. Es liegt im lärmendsten Theile der Stadt, in der Straße Saint-Honoré, vor dem Palais-Royal, und ist das stillste von allen. Die Tische darin sind zwar immer besetzt, aber von solchen, welche entweder selbst Schach spielen, oder mit der ernsthaftesten Gebärde und ängstlichsten Neugierde den Schachspielern zusehen. Ich nenne sie immer für mich die „Stillen im Lande." Was das Café de la Régence für die Schachspieler, ist das Café Manoury auf dem Kai de l'Ecole für die Brettspieler. Auf dem Boulevard des Italiens aber findet man die Quintessenz von allen andern Kaffeehäusern; es sind ihrer fünf, alle mehr oder weniger groß und glänzend: das Café Tortoni, das Café de Paris, das Café de Foi, das Café Cardinal und das Café anglais. Diese haben ihre berühmten fünf Schwesteranstalten im Palais-Royal: das Café de Foy, das Café Lemblin, das Café de la Rotonde, das Café d'Orleans und das Café Corazza überholt und das feinere Publicum an sich gerissen; auch sind gewöhnlich die Sachen, so gereicht werden, dort um einen oder zwei Sous theurer, als anderswo. Diese Kaffeehäuser ersten Ranges kann man als ewige Visitenzimmer ansehen, und zu einer so leichten Unterhaltung braucht sie auch der Franzose. Kleine Marmortische, Tabourets und Stühle mit Sammetmanchester beschlagen, findet man in fast allen Kaffeehäusern, und Kronleuchter, Spiegel und ein Zahltisch für die Comptoirdame sind ganz gewöhnliche Erfordernisse dabei. In den besseren ist alles aufs eleganteste eingerichtet, die Wände schön bemalt und mit großen Spiegeln bekleidet, die Decken hübsch getäfelt, die Tischplatten von feinem, gesprenkeltem Marmor, die Sessel von kostbarem Holze, die Comptoirs reich mit Goldbronze verziert, die Fenster hell und vom besten Glase, die Vorhänge zierlich und vom feinsten Stoffe. Auf diesen eleganten und feinen Ton stimmt sich auch die Gesellschaft. Das Toben und Lärmen, das laute Streiten und Disputiren ist vorbei, seitdem diese Häuser aufgehört haben, politisch zu seyn. Man kömmt und geht mit Anstand, wie in einer freien Unterhaltung, unterhält sich mit dem Nachbar, den man zufällig trifft oder aus der Menge sucht, über allerlei leichte Gegenstände, genießt was man verlangt hat, liest einige Zeitungsblätter und geht weiter, um bald vielleicht in einem andern Kaffeehause ebenso wieder anzufangen. Auf schickliches Betragen wird sehr gehalten, selbst wenn man nach zu reichlichem Mahle dort verdauen will. Der Franzose weiß nichts von dem deutschen Wahn, der meint, an öffentlichen Orten für sein baares Geld ein Recht zu haben, grob oder auch nur vorlaut zu seyn auf Kosten der Unterhaltung und der Ohren der übrigen Gesellschaft; er bittet, wo er fordern könnte, er empfängt als eine Gabe der Freundschaft und Gefälligkeit, wofür er sein baares Geld hinlegt; er vergißt nie, daß hier die Pflichten der Feinheit und Urbanität nicht aufhören, die er sich ewig schämen würde, als Wirth oder Gast in einem Privathause zu verletzen; er grüßt jedesmal beim Eintreten und Fortgehen die Dame du Comptoir, kurz benimmt sich als ein feiner, wohlgebildeter, mäßiger, galanter Mann. Und wie schön, wie frei ist dieser Umgang der Artigkeit und Schonung! welche süße Gefühle erregt er, und wie viele häßliche erstickt er in der Geburt. Wenn diese äußere Form des Schönen zu einer immerwährenden Uebung wird, im geselligen Leben der Häuser wie im öffentlichen, wie sollte bei ihm sich nicht auch das innere Schöne, das ewig Blühende und Unverwelkliche des Herzens leichter entfalten? Und blüht etwa diese Blume so selten auf französischem Boden? Man müßte die Nation schlecht kennen, wenn man diese Frage mit Ja beantworten wollte.

Die meiste Artigkeit, die an solchen Orten zu zeigen ist, ist mit den Tagsblättern, deren jedes Kaffeehaus nach dem Verhältniß seines Verkehrs von fünf bis zu zwanzig und dreißig von den gelesensten und interessantesten hält. Ich habe es in Wien und Frankfurt oft mit Unwillen gesehen, wie ein Grobian sich mit dem einen Ellenbogen über drei Blätter legte, während er das vierte las. So etwas kennt man hier nicht; jeder nimmt dasjenige, was gerade vacant ist und belegt bei den Lesenden die folgenden, wo sie nicht schon einem andern zugesagt sind. Jeder Anwesende bringt sie, sobald sie ausgelesen sind, mit der größten Artigkeit dem, der sie belegt hat; ja, wenn man weiß, daß er ein Fremder ist, geht es zuweilen an einen Wetteifer, der erste zu seyn, der ihm seine Aufmerksamkeit bezeugt. Diese Zeitungsblätter kosten bei dem jetzigen Stempel manchem Hause jährlich 350 bis 400 Reichsthaler. Sie sind für viele Neugierige und Politiker die Anlocker, und halten manchen so lange auf, daß er das Doppelte verzehrt von dem, was er sonst verzehrt haben würde. Man kann hier das Geld, was man anderswo ausgegeben haben würde, doch mit auf den Leib wenden. Denn es gibt im Palais-Royal, auf den Boulevards und an allen andern muntern Stellen geräumige Lesezimmer für Zeitungen, Romane, Zeitschriften ꝛc., wo man für ein Eintrittsgeld von 5 bis 6 Sous sich an allem möglichen politischen Unrath satt und übersatt lesen kann. Doch da sieht man viele überirdische und unterirdische Kauze, die in den feinsten Kaffeehäusern nie erscheinen würden.

Es gibt hier in Paris keine Kaffeehäuser der Art, wie

man sie einiger Orten in Deutschland trifft, wo oft ein ganzes großes Gebäude bloß dazu eingerichtet ist, und in mehrern Sälen und Zimmern fortläuft, wovon einige zum Auf- und Abgehen, andere zum Spielen u. s. w. bestimmt sind. Hier sind die meisten, gewöhnlich auch die besten Cafészim Erdgeschoß, haben höchstens noch einige Zimmer im Zwischengeschoß, und machen oft nur ein geräumiges Zimmer zu ebener Erde aus, welches hinten eine Küche und einige kleine Seitenzimmerchen hat, die bloß für den Wirth und seine Familie sind. Uebrigens sind sich alle bessern Kaffeehäuser in den Waaren die sie geben, und in den Preisen wofür sie solche geben, fast ganz gleich. Kaffee, Thee, Chokolade, Orgeat, Liqueurs und dergleichen gewöhnliche Artikel findet man in allen von besserer oder schlechterer Gattung, aber immer besser als in den deutschen Kaffeehäusern. Wenn man bedenkt, daß so ein Haus eine ungeheure Miethe kostet, daß darin unglaubliche Capitalien stecken, daß ein Mann mit seiner Frau und mehrern Aufwärtern, deren oft ein Duzend sind, davon leben will, daß der Consument zu seiner demi tasse oder seinem petit verre Winters ein angenehm geheiztes Zimmer, Sommers einen kühlen Salon und zu jeder Zeit ein wohl versorgtes Lesecabinet hat, so wird man die Preise zwar hoch, aber nicht übertrieben finden. So kostet z. B. in den guten Kaffeehäusern eine ganze Tasse Milchkaffee (die gewöhnliche Frühstücksportion) mit einem feinen Weizenbrödchen nebst trefflicher Butter 20 Sous, und die halbe Tasse (die gewöhnliche Dose nach dem Essen) mit oder ohne Sahne 8 Sous. Zu beiden wird viel Zucker gegeben, von welchem viele ohne Scheu und falsche Scham den Ueberrest in Papier wickeln und in die Tasche stecken. Eine große Tasse Chokolate mit Semmel und Butter kostet 24, eine Karaffe Orgeat 12, ein Glas Zuckerwasser mit Orangenblüthenwasser 10, ein Glas Liqueur besserer Sorte 8, das Gläschen gewöhnlichen Cognac 4 Sous; am theuersten ist der Thee, den sich der Besteller selbst bereitet und unter 36 Sous die Portion nebst einigen Butterschnitten nicht haben kann. Sommers werden Groseilles Framboisées, ein rothes, süßes, sehr kühlendes Getränk von ausgepreßten Johannisbeeren mit Eiswasser, und Bavaroises-Milch mit Frauenhaarsyrup, Winters Punsch und Grog am häufigsten begehrt; aber der Kaffee ist doch das ganze Jahr hindurch der Hauptartikel des Absatzes.

Alle bessern Kaffeehäuser nennen sich zwar Limonadiers und haben auch verschiedene Arten Limonade, Liqueure, Cremes, Sorbets, Plombières, eingemachte Früchte u. s. w.; aber doch fehlt wieder manches, und wer ein feiner Kenner und Liebhaber von Leckereien und Stärkungen und Erfrischungen ist, geht wegen der größern Mannichfaltigkeit und Auswahl lieber zu den ersten Limonadiers, die freilich von Limonade den Namen haben, aber unter diesem Namen gar mancherlei Artikel zusammenfassen, die ein tägliches Bedürfniß des Parisers und Franzosen sind. Sie sind auch im Besitz aller Arten Gefrornes, bereiten manche feinere und giftigere Geister und Liköre, erfinden durch Umtaufung und Umfärbung neue Getränke, verfeinern manche beliebte Wasser noch mehr, kurz, wer das Ding nur beim rechten Ende anzufassen weiß, der verdirbt in Paris mit keinem Gewerbe so leicht. Was der Limonadier bereitet und verkünstelt, liebt der Franzose auch weit mehr, als den reinen und einfachen Saft der Traube. Bei den Nordländern zechen die Männer und die Weiber trinken kaum; aber mit dem Süden wird es anders. Schon in Wien ist die Mode allgemein, daß nach dem nachmittäglichen Kaffee auch dem jüngsten Mädchen ein Glas Likör gereicht wird; so geht es in Italien fort, und in Frankreich wird sogleich zu jeder Tasse ein Gläschen gestellt und vollgeschenkt, und die feinste und jüngste Dame erröthet nicht, ihr Schnäppschen wegzuschicken. Man kann hier auch sagen: ländlich, sittlich.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Antarktische Expedition.

Durch Lieutenant M'Murdo sind sehr gute Nachrichten von Capitän Roß eingelaufen. Lieutenant M'Murdo ist derselbe Officier, der mit Capitän Back in der Nähe von Southampton Island auf der Expedition zur Aufsuchung von Sir John Roß vom Eise eingeschlossen wurde. Nach seinem Bericht sind alle Aufträge, welche Capitän Roß erhalten hatte, völlig in Ausführung gebracht worden. Das Schiff Terror und der Erebus unter Capitän Crozier gingen auf ihrer zweiten Fahrt südwärts, hielten sich wie früher zwischen 177° und 180° L., und untersuchten noch einmal das früher entdeckte Land, das in einen hohen Berg ausläuft. Wir vermuthen, daß sie den magnetischen Pol da, wie man erwartete, entdeckten, und ihren gefährlichen Weg bis in die höchste, je von einem Menschen erreichte südliche Breite, nämlich bis zu 80°, S. B. fortsetzten. Capitän Weddell ist um 4 Grade weniger vorgedrungen, und war auf dem Bugspriet seines Schiffes hinausgeschritten, um sagen zu können, er sey weiter gegen Süden gekommen, als irgend ein anderes menschliches Wesen. Capitän Roß will jetzt in entgegengesetzter Richtung abfahren, um der Bahn von Capitän Weddell zu folgen, und dann erst im Mai zurückkehren. Einige naturgeschichtliche Gegenstände sind aus der höchsten Breite, welche die Expedition erreichte. Zwei schöne Meerquappen, in der Größe der kleinen Seemöven, vom reinsten Weiß und mit schwarzen Füßen, sind mit Ausnahme von Fischen die einzigen Thiere, die man beobachtete. Beide Vögel und Fische waren voll Krabben, der einzigen Speise für Luft- und Wasserthiere. M'Murdo hat auch eine große Anzahl Sämereien von den Falklandsinseln und andern noch südlichern Ländern mitgebracht. (Litt. Gaz. 18 Februar.)

Ausflug nach dem Canuku-Gebirge.

(Schluß.)

Noch existirt ein zweites schreckliches Gift unter den Macusi, das man aber häufiger bei den Akawais antrifft. Es besteht aus einem einfachen Pulver, das man aus einer Zwiebel bereitet. Obschon mir Mullato die einfache Bereitung mittheilte, so konnte ich ihn doch auf keine Weise vermögen, mir etwas Näheres und Genaueres über die Pflanze, der die Zwiebel angehört, zu sagen. Ob diese von andern Reisenden gekannt ist, weiß ich nicht anzugeben. Will man das Gift

bereiten, so schneiden sie die Zwiebel in feine, dünne Scheibchen, setzen diese der Sonne aus und zerreiben sie, sobald sie ganz trocken geworden, zum feinsten Pulver.

Hat der Indianer beschlossen Gebrauch von diesem Gift zu machen, so schleicht er seinem Opfer auf jedem Schritte und Tritte nach, verfolgt es wie der Schatten, bis es ihm gelingt, dasselbe im Schlafe zu finden, wo er sich ihm leise wie eine Katze nähert und ihm eine kleine Portion entweder in den offenen Mund oder auf die Lippen streut, welche dann bald von dem Schlafenden unbemerkt eingeathmet wird. Nach einigen Tagen fühlt das sorg- und arglose Opfer der Rache, meistentheils das Opfer der Eifersucht, ein heftiges Brennen in der Magengegend, das sich bald über die ganzen Eingeweide verbreitet, worauf die heftigsten und dabei täglich wiederkehrende Fieber folgen. Mit diesen verliert der Kranke aber auch allen Appetit, magert ungemein schnell ab, und in sechs bis acht Wochen, wenn nicht schon früher, ist er zum Skelett abgefallen und wird in ein paar Tagen die sichere Beute des Todes. Mullato sagte mir, daß von der Stunde des Genusses bis zum Tode nie eine längere Frist als acht Wochen verstreiche. Einmal genossen, und alle Hoffnung auf Rettung ist verschwunden, da er behauptete, daß kein Gegenmittel existire; nur die weißen Leute würden einen solchen Vergifteten retten können, wenn man sie mit der Pflanze bekannt mache. Die Furcht, dieses Specificum einer sichern Rache, und dabei einer so ausgesuchten, wo sich der Unglückliche Wochen hindurch mit den fürchterlichsten Qualen und mit den Gedanken des unvermeidlichen Todes hinschleppen muß, durch Mittheilung an die Europäer zu verlieren, scheint mir der einzige Grund der Verheimlichung zu seyn.

Nachdem ich sieben Tage in Ilamikipang verweilt, verließ ich es wieder, um nach Nappi zurückzukehren, wo ich Briefe von meinem Bruder vorfand, die mich eiligst nach Pirara zurückriefen, da die Expedition nach den bisher noch nicht aufgefundenen Quellen des Takutu aufbrechen wollte.

Bevor ich Nappi verließ, hatte ich hier auch noch Gelegenheit einer Verheurathung, wenn man es so nennen will, mit beizuwohnen. Die Kinder werden schon in früher Jugend von den Eltern für einander bestimmt, und nur der Tod kann von der Verpflichtung der Erfüllung erlösen. Ist der Bräutigam so weit herangewachsen, daß er einen eigenen Hausstand gründen und die ihm bestimmte Braut heimführen kann, so muß er sich einer Art Ordalie unterziehen, die zeigen soll, ob er auch werth ist, den Namen Mann zu führen. Die Proben die er zu überstehen, sind verschieden, zuerst hat er in einer bestimmten Zeit ein ihm genau zugemessenes Stück Cassavafeld umzuarbeiten und zu bepflanzen, dann muß er einen Baum fällen und endlich eine Reise in einer ihm bestimmten Stundenzahl zurücklegen. Geht er siegreich aus diesen Kämpfen hervor, so ist er fähig zum Heurathen, und würdig in der Gesellschaft der Männer zu erscheinen und an ihren Berathungen Theil zu nehmen. Besteht er sie dagegen nicht, so muß er noch ein Jahr warten, wo er sich den Proben von neuem zu unterwerfen hat, bis es ihm endlich gelingt siegreich zu seyn.

Die Hochzeit selbst findet ohne alle Ceremonien statt; der junge Mann hat nur an dem Tage, wo ihm die Braut übergeben wird, dem Schwiegervater mehrere Geschenke in Bogen, Pfeilen und andern Waffen zu machen.

Dieß sind Erforderniße bei allen ersten Verheurathungen. Will sich der Ehegemahl später noch mehrere Frauen wählen, so ist das willige Eingehen in seine Absichten von Seite der noch nicht versprochenen jungen Mädchen durch seine männlichen Tugenden bedingt. Ein guter Jäger, der nie ohne Beute nach dem Dorfe zurückkehrt, ein geschickter und schlauer Fischer, dessen Netze selten leer sind, dieß alles sind Eigenschaften, die den Besitzer sicher verbürgen, daß er nie von der begehrten Schönen einen Korb bekommen wird.

Sehnsüchtig von meinem Bruder erwartet, reich mit Ausbeute beladen und in jeder Hinsicht von meinem Ausfluge befriedigt, kehrte ich wohl nach Pirara zurück, um in einigen Tagen nach dem Takutu aufzubrechen.

Miscellen.

Kampf zwischen einem Affen und einem großen Metzgerhund. Die Gazette des Tribunaux entlehnt aus einem Provinzialjournal folgende Anekdote: Auf dem Wege von Montbrison nach Ville Franche trafen sich ein Fleischer mit einem großen starken Hund und ein Bärenführer mit seinem Bären und einem Affen. Beide kamen auf die Stärke ihrer Thiere zu sprechen, der Streit erhitzte sich und der Fleischer schlug dem Bärenführer vor, den Bären und den Hund miteinander kämpfen zu lassen. Dieß geschah, und der Bär spielte allmählich eine schlechte Rolle gegen den Bullenbeißer. Als dieß der Affe sah, sprang er auf den Rücken seines Cameraden des Bären und vertheidigte diesen, aber sein Herr rief ihn zurück und man trennte die Kämpfenden. Der Fleischer, stolz auf sein Thier, rief aus: schade, daß ihr euern Affen zurückgerufen habt, mein Hund hätte ihn mit Einemmal verschlungen. Darüber erhitzte sich der Streit und der Fleischer wettete 20 Fr. gegen einen, daß der Affe, wenn man ihn den Angriffen des Hundes bloßstelle, binnen zehn Minuten todt seyn würde. Ein gültiger Vertrag wurde vor Zeugen geschlossen, und alsbald bildete sich ein Kreis um die Kämpfenden. Der Affe führte, der Verabredung gemäß, nichts als einen Stock von etwa ein Fuß Länge. Der Kampf begann: der Bullenbeißer stürzte sich auf den Affen, der, von dem Angriff verblüfft, über und über kugelte, als aber der Hund ihn ergreifen wollte, schlug er auf einmal einen Burzelbaum, sprang dem Hund auf den Rücken, packte ihn tüchtig an einem Ohr, daß der Hund den Kopf drehen mußte, und bearbeitete ihm nun die Schnauze mit seinem kleinen Stock so tüchtig, daß der Hund heulte und der Fleischer endlich um Gnade bat. Letzterer mußte seine Wette zahlen, und verließ den Kampfplatz unter den Spöttereien und dem Gelächter der Menge.

Beisteuern zu dem literarischen Fond in England. Es besteht in England seit 50 Jahren ein literarischer Fond zu Unterstützung verarmter und nothleidender Schriftsteller. Die Gründung desselben hat viele Mühe gekostet, und als es endlich gelang, flossen die Beiträge höchst spärlich, so daß die Vertheilung von Unterstützungen in dem reichen England von 1790 bis 1841, also binnen 42 Jahren, nur etwa 28,000 Pfd. St. betrug, die, an 1985 Individuen vertheilt, nur etwa 14 Pfd. auf den einzelnen geben. Selbst diese geringe Unterstützung wäre ohne zwei oder drei großmüthige Literaturfreunde, von denen mehrere Tausende dem Fond geschenkt wurden, nicht möglich gewesen. In neuerer Zeit scheinen die Geschenke etwas reichlicher zu fließen, und die Litt. Gaz. vom 18 Februar berichtet von einem bedeutenden nicht näher angegebenen Geschenk des Königs von Preußen, und von 1000 Silberrubeln, die der Kaiser von Rußland durch den Gesandten Brunnow übermachte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1843.

Ein Besuch in der Acordada (Gefängniß) in Mexico.

(Aus: Life in Mexico by Mme C. de la B.)

Die Acordada ist ein großes, solides, geräumiges und gut ventilirtes Gebäude. Es findet sich hier eine Junta oder Gesellschaft von Damen der ersten Familien, welche sich dem Unterricht der weiblichen Verbrecher widmen. Es hat etwas widriges, die ersten Damen Mexico's mit Frauen, die sich der gräulichsten Verbrechen, namentlich des Mords ihrer Männer, — das gewöhnlichste weibliche Verbrechen — schuldig gemacht haben, vertraut sich unterreden und sie umarmen zu sehen. Es befinden sich jedoch unter den Verbrecherinnen keine Galgenphysiognomien, und wahrscheinlich nicht eine einzige, die ein vorbedachtes Verbrechen beging. Augenblickliche Eifersucht in der Betrunkenheit, heftige, schnell erweckte und eben so schnell erloschene Leidenschaften haben zu diesen furchtbaren Verbrechen geführt. Man wies uns zuerst in ein großes, ziemlich reines Zimmer, wo die weiblichen Gefangenen vornehmern Standes abgesondert gehalten werden. Einige lagen auf dem Boden, andere arbeiteten, einige waren gut, andere schmutzig und nachlässig gekleidet; wenige sahen niedergeschlagen, die meisten sorglos und fröhlich aus, keine davon schien sich ihrer Lage zu schämen. Unter ihnen fanden sich einige der schönsten Gesichter, die ich je in Mexico sah. Eine hübsche, aber gemeine Frau, mit einem äußerst lustigen, freundlichen Gesicht und hinkend, kam herbei uns zu begrüßen; ich fragte was sie gethan habe? — „Ihren Mann ermordet und unter dem Backsteinboden vergraben." Schatten Lavaters! Es ist ein wahrer Trost zu hören, daß ihre Ehemänner gewöhnlich solche rohe Thiere sind, daß sie es kaum besser verdienen. Unter andern, die hier eingesperrt sind, ist die Frau, oder vielmehr Wittwe eines gewesenen Gouverneurs von Mexico, die ihren Ehemann aus dem Weg geräumt hatte. Wir sahen sie nicht, und sie soll sich gewöhnlich bei Seite halten, wenn Fremde kommen. Eine sehr hübsche und colette kleine Frau mit einem äußerst verständigen Gesicht und vornehmem Anstand, eine Verwandte des Grafen ... befindet sich im Gefängniß unter dem Verdacht, ihren Liebhaber vergiftet zu haben. Uns begleitete eine Frau, welche den Titel Presidenta führte, und nach einigen Jahren guter Aufführung die Aufsicht über ihre Mitgefangenen erhalten hatte — auch sie hatte ihren Ehemann umgebracht. Wir gingen, von mehrern dieser vornehmen Verbrecherinnen begleitet, in das Zimmer hinauf, von wo man in die Capelle hinabsieht, wo die Damen die Gefangenen im Lesen und in der Christenlehre unterrichten. Bei der Zeit, welche dieser Dienst der Mildthätigkeit erfordert, so wie bei den zahlreichen Religionsübungen und der Sorge für das Hauswesen kann man nicht sagen, daß das Leben einer mexicanischen Dame müßig sey. Wir stiegen nun in die niedere Region hinab, wo in einem großen, feuchten, gewölbten Gang Hunderte von unglücklichen Weibern der niedersten Classe zu gezwungener Arbeit, die freilich nicht hart ist, angehalten werden. Sie backen nämlich Tortillas (Maiskuchen) für die Gefangenen. Schmutzige, zerlumpte, elend aussehende Geschöpfe sind in diesen trüben Gewölben versammelt, die wie das Fegfeuer aussehen, und riechen, — der Himmel weiß wie! Man hat indeß in Mexico mehrfach Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß der Geruchssinn eine Gabe von sehr zweifelhaftem Werthe ist. Ein anderer großer Saal daneben, den die Gefangenen reinigten und fegten, hat wenigstens frische Luft und öffnet sich nach einer Seite hin in einen Hof, wo arme kleine Kinder, die Kinder der Gefangenen, sich herumtreiben.

Wir verließen die Seite, wo die Frauen wohnen und gingen nach einer andern Galerie, von wo aus man in einen ungeheuren gepflasterten Hof mit einem Brunnen hinabsieht, wo mehrere hundert männliche Gefangene ohne allen Unterschied ihres Verbrechens sich zusammenfinden: der mitternächtliche Mörder mit dem Taschendieb, der gebrandmarkte Mörder und Räuber mit dem politischen Angeklagten, mancher junge, gedankenlose Mensch, den Unwissenheit und Unbesonnenheit hieher brachte, neben dem verhärteten Verbrecher. Es gab einige dieser letzten Classe, denen das Verbrechen auf der Stirne geschrieben stand, aber auch viele sanfte, gutmüthige Gesichter; keiner zeigte Traurigkeit oder Scham, und alle schienen sehr

erfreut, so viele Damen zu sehen. Doch zeigte man uns auch eine Reihe Cellen, wo Verbrecher wegen ihres widerspänstigen Benehmens eingeschlossen erhalten werden.

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Fortsetzung.)

Man hat auf diesen Kaffeehäusern eine ziemlich gleichförmige Methode in der Einrichtung. Um acht Uhr kommen die ersten Morgengäste und die hungrigen Politiker, welche gern die ersten seyn wollen, Neuigkeiten erzählen zu können; gegen zehn Uhr ist die höchste Fluth, welche gegen eilf meistens abfließt. Man trinkt Kaffee, Chocolade, Thee mit Milch in einer großen Schale, und ißt Brod und Butterbrod, auch wohl zwei weiche Eier, ein Omelett und dergleichen dazu. Von zwölf bis zwei Uhr werden jetzt in allen guten Kaffeehäusern Déjeûners à la fourchette gegeben, nicht gerade zur Verbesserung der Atmosphäre für den Besucher nach Tisch. Diese Frühstücke sind elegant, aber theurer als bei den Speisewirthen, wahrscheinlich weil hier noch außer dem Weizenbrod Journalbrod à discrétion gereicht wird. Von zwei bis fünf, sechs Uhr Abends ist die größte Leere. Einzelne kommen, die ihr copiöses Déjeûner dinatoire um zwei, drei Uhr eingenommen haben, trinken eine halbe Tasse schwarzen Kaffee und setzen nach südlicher Weise ein Gläschen Liqueur darauf; andere füllen mit einer Bouteille Bier und mehreren Kuchen die Lücken, welche der schmale Frühstückstisch gelassen hat, oder trinken einen Absinth, um den Appetit fürs Mittagsessen zu wecken. Von sechs und sieben Uhr wird es wieder lebendiger; die vornehmere und feinere Welt hat dann zu Mittag gegessen, und es dauert ein Stündchen, wo die Theater und die Lust der Promenaden und Tanzsäle angehen. Nun wird überall Domino mit großem Geklapper und besonderer Lebhaftigkeit gespielt, gewöhnlich nur um die halbe Tasse und ihren beinahe unzertrennlichen Gefährten, das kleine Glas Cognac, und der politisch Nüchterne findet sich zu aller seiner Lieblingsspeise ohne Nebenbuhler. Zwischen neun und eilf Uhr Abends ist die letzte glänzende und lebendige Epoche, und Weiber aller Classen mischen sich jetzt häufiger, als in den andern Stunden, unter die Männer. Die Nacht, diese Erfreuerin so vieler Menschen, erzeugt einen letzten Strahl der Freude, welcher sich über alle Herzen und Gesichter ergießt, und mit einem lustigen, lachenden und spielenden Bienengeschwärm wird der letzte Act des leichten Kaffeehauslebens durchgespielt.

Eine Menge Aufwärter sind in diesen Stunden beständig im Fluge, und eben so nett gekleidet und frisirt, eben so gefügig, willig und schnell, als die Aufwärter der Restaurateurs. Es ist auch in den Kaffeehäusern Sitte, jedesmal ein kleines Trinkgeld von zwei bis drei Sous zu geben, und der tägliche Besucher kargt nicht mit einem Christgeschenk an den Aufwärter; dieser gießt ihm dafür mehr ein, als dem Zugvogel, und versäumt nicht, ihm sogleich beim Niedersitzen seine Lieblingszeitung zu bringen, oder dieselbe augenblicklich zu belegen, wenn er sie ihm nicht sogleich geben kann. Trotz dem nie abreißenden Gewühl während der Stunden des größten Besuchs in diesen Kaffeehäusern wird man nie erinnert, das Geld voraus zu geben, wie es wohl an stark besuchten öffentlichen Orten in Deutschland zu geschehen pflegt, was beständig eine drückende Unhöflichkeit ist, die rechtliche Menschen einiger verächtlichen Halunken wegen über sich ergehen lassen müssen. Wenn man, nachdem man seinen Kaffee getrunken oder sein Eis gelöffelt hat, keinen Garçon rufen will, so legt man das Geld zu seiner Tasse oder zu seinem Glase und geht. Wer es durch einen Zufall vergißt, ist nicht in Gefahr zurückgerufen, oder selbst, wenn er wieder kommt, und sich nicht daran erinnert, gemahnt zu werden. Ah! Monsieur, vous êtez bien sûr, oder vous êtez bien bon! sagen die Garçons, wenn man sich selbst daran erinnert, und wenn sie einen das erstemal in ihrem Leben gesehen haben. Doch wollte ich Niemand rathen, daß er auf diese Nachsicht hin das Vergessen hinter einander oft wiederholte. Sie haben einen sehr geübten Blick, und würden nach mehreren Fällen, wenn man wieder etwas verlangte, mit einem verbindlichen Achselzucken sagen: Mille pardons, Monsieur, und nichts bringen, aber sich auch weiter in keine Erläuterung einlassen. Ich muß gestehen, daß ich in diesem Benehmen wahre Feinheit und Cultur finde, der Betrüger wird solchergestalt nicht öffentlich zu Schanden gemacht, und der Betrogene entgeht der Nachrede, daß er um solche Kleinigkeit öffentlich Lärm anfangen kann.

Damit in einer solchen Frequenz nicht zu viel Betrug vorgehe, sitzt die Wirthin vor einem budenartigen Zahltisch, gewöhnlich so angebracht, daß sich von da aus das Ganze übersehen läßt, und schreibt an, was ausgegeben und eingebracht wird, und die einzelnen Aufwärter haften für die Bezahlung. Oft wählen sie zu diesem Buchhalterposten auch eine hübsche, witzige und freundliche Dirne, welche den Lockvogel macht und oft mehr als zwanzig Journale wirkt, indem sie mit jedem Sprechlustigen anbindet, Jedem freundlich zulächelt und gleich verbindlich dankt, sowohl dem, der ihr seine vier Sous für ein bescheidenes Petit verre entrichtet, als dem, der ihr eine Frühstücksrechnung von 40 Franken bezahlt, auch nach geendigtem Gewimmel oft noch zu etwas Besserem zu gebrauchen ist, als zum dürftigen Zählen und Rechnen. Man findet deßwegen wohl in den Petites Affiches Nachfragen nach einer feinen Dirne für einen Kaffeehausier und Limonadier, doch meistens mit der Bedingung, daß sie nicht häßlich, noch über dreißig Jahre, und daß sie unterhaltend und witzig sey. Worauf raffinirt man nicht in einem Paris? Auch andere Locker und Anköderer sollen sich dergleichen öffentliche Personen halten oder gehalten haben, als die Zeit politisch munterer war, Leute, die witzige Einfälle hatten, immer neue und neuerfundene Nachrichten zu erzählen wußten, und die Gäste amusirten. Aber man ist jetzt ganz bürgerlich und philiströs geworden, und geht mit einander um, wie in einem freien Salon, wo ein Bürger anständige und honnette Gäste geladen hat. Ungeachtet man in den meisten Kaffeehäusern zur gegebenen Stunde immer dieselben Gesichter wieder findet, und ungeachtet der Gewalt,

welche die Gewohnheit auf den Pariser übt, ist die Physiognomie der verschiedenen Säle nicht so unähnlich, als man vermuthen könnte. Jedes Kaffeehaus hat seine stehenden Gäste, die man zu gewissen Stunden des Tages immer wieder findet, und die sich hier zu einer gewissen Vertraulichkeit zusammengesessen haben, welche sich auch wohl in Einräumung der Sitze und Zuschanzung der Tagblätter, jedoch ohne den Schaden eines Dritten, einen kleinen Gefallen thun. So finden sich die Pariser Freund- und Gevatterschaften zusammen, denn in seinem eigenen Hause macht Niemand in Paris dieselben, er gehöre denn zu den Großen und Reichen. Zu diesen Stehenden kann man manche zählen, deren ganzes Leben in diesem einförmigen Cirkel umrollt, welche gleichsam die Pfeiler des von ihnen auserkornen Kaffeehauses bilden, und darin frühstücken, zu Mittag und zu Abend essen, dort hinter den Tischen schlafen und zuweilen sterben. Da ist ewig Kaffee und petit pain, Limonade und petit pain, Orgeat und petit pain, und, um diesen kalten und weichlichen Mahlzeiten Feuer zu geben, ein kleines Glas Liqueur von dieser oder jener Sorte. Diese genügsamen und faulen Leute sitzen vom Morgen bis in den Abend am Fenster oder vor der Thür der Kaffeehäuser, sehen in das Gewimmel vor denselben hinein, denken oder denken nicht dabei, und haben dieß oft zwanzig Jahre hindurch gethan, ohne einen andern Genuß als ihre Trägheit oder ihren Egoismus zu haben. Die Aufwärter kennen ihre Bedürfnisse und ersparen ihnen selbst die Mühe zu fordern. Es sind von den Pauvres honteux, die durch den feinfühlenden Sterne so berühmt geworden sind und noch immer in Paris ihren Sitz haben. Es gibt fast kein stark besuchtes Kaffeehaus, worin nicht eines oder mehrere Wesen dieser Art vegetiren, welche vielleicht vor langen Jahren zu den muntersten und angesehensten Leuten gehörten, die nur in ein Kaffeehaus traten. Sie sind in ihrem Kaffeehause wie zu Hause, thun unbefangen, wie alle übrigen Gäste, mischen sich in die Conversation, lesen die Zeitungen und reden einen an, ohne daß man von Anfang herein ihr Handwerk ahndet. Sitzt man ihnen gegenüber, so rücken sie unvermerkt näher, spinnen ein Gespräch von gleichgültigen Dingen an, lenken es allmählich auf die Armuth in Paris im Allgemeinen und auf ihre eigene insbesondere, wo sie einem denn, aber nicht geradezu, Winke geben, worauf es ankömmt. Wenn sie sehen, daß man verstanden hat und mit der Hand in die Tasche fährt, so bieten sie einem ihre Dose, oder reichen einem ein Zeitungsblatt, oder werfen ihr Schnupftuch mit darunter gelegter Hand wie von ungefähr hin; kurz auch dieß versteht man, und sie bekommen ihr Almosen, ohne daß es Jemand sieht. Diese Delicatesse erhält ihnen ihr Plätzchen in ihrem respectiven Kaffeehause. Die Aufwärter und die gewöhnlichen Kunden kennen sie, und sie sprechen mit allen mit einer Offenheit und Unbefangenheit, als ob man nichts wüßte, und als ob sie dort täglich Louisd'ors verzehrten. Mit seltenem Scharfblick lesen sie sich jedesmal ihre Leute aus, von denen sie ihre heutige Existenz hoffen. Die Franzosen wissen sie mit kalter Höflichkeit schon wegzucomplimentiren, aber ein Fremder müßte sicher hart und unhöflich seyn, wenn er für eine so theilnehmende Unterhaltung nicht ein Zehn- oder Zwanzigsousstück missen könnte, und wenn der Arme so ein Paar erwischt, ist er für den Tag geborgen, und der morgende Tag findet schon wieder seine Freuden, wie seine Plagen.

(Schluß folgt.)

Die Kirgiskaisaken.

(Nach den Schilderungen von Lewschin.)

Die Kirgiskaisaken werden jetzt, und schon seit mehreren Jahrhunderten, in drei Hunderte oder Horden — ius, hundert, bedeutet im Türkischen, wie in vielen andern Sprachen, auch im Allgemeinen Masse, Mehrheit — eingetheilt, die große, mittlere und kleine (ulu, urta, kitschi) genannt. Ueber den Grund dieser Eintheilung, so wie über den Volksnamen selbst werden uns mancherlei Sagen berichtet, aus welchen für die Geschichte nur so viel erhellt, daß die Kaisaken heutigen Tags noch, ungeachtet ihrer starken Vermischung mit Mongolen, sich der Stammgenossenschaft mit allen türkischen Völkern erinnern. Es gab eine Zeit, dieß leuchtet aus allen ihren Mythen hervor, wo das türkische Volk sich noch als ein einziges Ganze fühlte, wo es noch nicht, in Stämme zerspalten, sich gegenseitig plünderte und mordete. Aus innern Zwistigkeiten, so wird uns berichtet, sey die Trennung in Stämme, wie die gegenseitige Feindschaft, hervorgegangen. Es waren nach der einen Sage Kirk-Kaisak, d. h. vierzig Mann, nach der andern drei gesonderte Hunderte, die an diesem oder jenem Orte von der Türkmasse sich lostrennten und so die Veranlassung wurden sowohl zu dem Namen als zur Eintheilung des Volks.

Seit dem Beginn des 16ten Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, erhielten die Russen einige Kunde von den verschiedenen Bewohnern der Länder östlich vom Kaspisee bis gen Hindostan und Katain, — auch die Kaisaken sind ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen. Herberstein erwähnt ihrer bereits nach den in Moskwa erhaltenen Nachrichten. Iwan der Grausame sandte im Jahre 1573 eine Gesandtschaft in die kaisakischen Steppen, die aber ihr Ziel nicht erreichte; im folgenden Jahre ward der Familie Strogonow, welche große Besitzungen in den Gegenden der Wolga und des Jaik hatte, gestattet mit den Kirgisen Handel zu treiben, ohne an der russischen Gränze Zölle entrichten zu dürfen. Die Eroberung Sibiriens (1578 bis 1587) brachte die Russen in ausgedehntere Verbindungen mit diesem Volk; doch vergingen noch 150 Jahre, bis die mittlere und kleine Horde — die große erkennt zum Theil die Oberherrlichkeit des Mittelreichs — die Oberhoheit der Russen anerkannten — und auch diese Huldigung, welche im Jahre 1730 unter der Kaiserin Anna erfolgte, geschah bloß zum Schein. Lug und Trug, so berichten uns wenigstens die meisten russischen Schriftsteller, mit welchen auch die Chinesen übereinstimmen, sind die hervorstechendsten Eigenschaften der Kirgiskaisaken; sie erkennen heute, wenn es ihnen vortheilhaft dünkt, die Oberherrschaft des Czars, morgen die des Himmelssohnes zu Peking, und berauben dessen ungeachtet gleich am folgenden Tage, wenn sich Gelegenheit hiezu ergeben sollte, die befreundeten Unterthanen dieser beiden großen Reiche. Bloß aus Furcht vor der großen Macht der Dsongaren, welche sich seit dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts zum herrschenden Volke in Mittelasien erhoben, unterwarfen sich die Chane und Sultane dieser beiden Horden der slawischen

Herrschaft. Koldan Zerenn, Chan der Dsongaren (reg. von 1721 bis 1745), hatte bereits (1723) Turkestan, die Residenz des Chans der Kirgisen Abulchair, Taschkent und Sairam erobert, und die Kirgisen, welche sich ihm nicht unterwerfen wollten, mußten gen Westen hin nach Samarkand, Buchara und Chiwa entfliehen. Es hat aber eine Oberherrschaft China's, Rußlands und der mittelasiatischen Chanate über die Steppen der Kirgiskaisaken östlich des Jaik, im eigentlichen Sinn des Worts, zu keiner Zeit stattgefunden. Das Volk hat seine Freiheit behauptet bis auf den heutigen Tag. Die Kirgisen zahlen weder regelmäßige Abgaben, noch leisten sie ihren sogenannten Oberherren eine thätige Hülfe bei bevorstehenden Kriegszügen. Für den sogenannten Tribut, welchen ein Theil der großen Horde jährlich nach Peking sendet, erhält sie regelmäßig Geschenke von weit größerem Werth. Die benachbarten großen Staaten bemühen sich aber dessen ungeachtet um eine solche Scheinherrschaft oder wenigstens um ein gutes Vernehmen mit diesem Räubervolk, damit die Gränzen ihrer Länder der Ruhe sich erfreuen und die Karawanen mit größerer Sicherheit die Steppenländer durchziehen möchten. Anders gestaltet sich freilich das Verhältniß, wenn die Kaisaken ihr Wanderleben auf den Haiden zwischen dem Kaspi- und Balkaschsee, zwischen dem Altaigebirge und dem Amudaria aufgeben und sich innerhalb der Gränzen des russischen oder chinesischen Reichs ziehen; sie sind dann die Unterthanen dieser Staaten, welche nach Gutdünken mit ihnen schalten. So ward, abgesehen von der großen Wanderung der Kirgisen unter Buket westlich vom Jaik, welche wir weiter unten berichten werden, eine Anzahl Zelte der großen Horde 1789 und 1793 innerhalb der sibirischen Gränzen aufgenommen. Andere ließen sich mit Bewilligung der chinesischen Regierung, nach der Vernichtung der Macht der Dsongaren (1756), eine Epoche machende Thatsache in der Geschichte Mittelasiens, in der Markgrafschaft Ili nieder. Die Chinesen hatten nämlich den größten Theil der Dsongaren unmenschlicherweise niedergehauen und deren Länder, zwischen dem Altai und dem Himmelsgebirge, in eine Einöde verwandelt, welche dann einem Theil der Kirgiskaisaken überlassen wurden. Man bestrebte sich von chinesischer Seite, gleich wie die Torgoten so auch sämmtliche Horden der Kirgisen innerhalb der Gränzen des chinesischen Reichs zu locken, — ein Unternehmen, welches die Russen mit gutem Erfolge auf alle Weise zu hindern suchten. Die Kaisaken bringen dem himmlischen Chan von hundert Pferden je eines als Abgabe dar, und ebenso von den Schafen eine bestimmte Anzahl.

Nachdem Peter der Große den Krieg gegen Schweden glücklich beendigt hatte, dachte er, wie uns Rytschkow berichtet, ernstlich daran, die Kaisaken durch Waffengewalt zu bändigen, um dem Staate eine sichere Handelsstraße nach Buchara, Samarkand und Indien zu eröffnen. Mitten unter diesen großen Entwürfen überraschte ihn der Tod. Es schien aber, als wenn Rußland, einige Jahre hernach, ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen, seinen Endzweck erreichen sollte. Abulchair, welcher sowohl bei der kleinen als bei der mittlern Horde eines großen Einflusses sich erfreute, unterwarf sich, wie wir wissen (1730), der Kaiserin Anna, und versprach den Russen zur Bezwingung aller ihrer Feinde beizustehen; man möchte ihm nur in seinem Kampfe gegen die Karakalpaken oder Schwarzmützen, eine andere türkische Horde, und die Bewohner des Chanats Chiwa behülflich seyn. Die Freude, welche man in Petersburg über diese friedliche Eroberung hatte, dauerte nur kurze Zeit; Abulchair ward bei den Horden, die nichts von der Unterwerfung unter Rußland wissen wollten, verhaßt und die räuberischen Einfälle der Kirgisen wurden immer häufiger. Der Chan mußte endlich gestehen, daß es nicht in seiner Macht läge, die Räubereien seiner sogenannten Unterthanen zu hindern. Man möge ihm, sagte er, einige Festungen in den Steppen bauen und sie mit schwerem Geschütz versehen, vielleicht wäre er dann im Stande, die Kirgisen zum Gehorsam zu zwingen.

Abulchair, schon lange dem größten Theil der Kirgisen wegen seiner Verbindung mit Rußland verhaßt, ward endlich (1748) ermordet, und sein Sohn Nurali in einer Versammlung der kleinen Horde als Chan ausgerufen, mit welchem dann die Russen alsbald sich zu befreunden suchten. Man dachte damals neuerdings ernstlich daran, auf dem Wege durch die Kirgisensteppen sich eine Handelsstraße durch ganz Mittelasien bis nach Indien hin zu eröffnen, und zu diesem Endzweck wollte man jetzt (1752) eine Stadt und Festung an der Mündung des Syr anlegen. Doch alle diese Unternehmungen, alle die bereits getroffenen Vorkehrungen scheiterten an dem Freiheitssinn der Kaisaken, in deren Sprache es weder ein Wort für Herr geben soll, noch für Unterthan. Dem Chan gehorchen sie nur, so lange es ihnen beliebt, und auch dieß nicht in sklavischer Weise. Der gemeinste Kirgise setzt sich neben seinen Gebieter und raucht seine Pfeife. Bekommt der Chan ein Geschenk, so begehrt das Gesinde seinen Theil, und reißt es ihm wohl auch aus der Hand, wenn er zaudert mit ihm zu theilen. Unter diesen Umständen empörte sich aber neuerdings (1755) ein anderer Turkstamm, die Baschkiren, über welche Rußland seit der Regierung Iwan II, dem sie sich im Jahre 1553 unterwarfen, eine unbedingte Herrschaft zu erlangen suchte. Man mußte fürchten, die Baschkiren möchten sich mit den Kaisaken verbinden, und so die ganze slawische Herrschaft in diesen Gegenden der größten Gefahr aussetzen. Um dieses zu verhindern, ward eine Schandthat begangen, welche Lewschin vergebens durch die Noth der Umstände zu entschuldigen sucht. Man überzog die aufrührerischen Gegenden mit großen, aus allerlei Volk zusammengerafften Heerhaufen; die Baschkiren, deren Anzahl Rytschkow, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im Ganzen auf 106,170 Seelen schätzt (Orenburgische Topographie, Riga 1772, S. 74), konnten den Russen keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen; ein großer Theil derselben entfloh zu den Kirgisen, und die im Lande Zurückgebliebenen flehten um Gnade. Da ersann Nepluief, der Anführer der Russen, ein teuflisches Mittel, um Kirgisen und Baschkiren auf ewige Zeiten durch den tödtlichsten Haß zu trennen; er schlug nämlich seiner Regierung vor, die Frauen und Töchter der entflohenen Baschkiren den treulosen Kirgiskaisaken unter der Bedingung als leibeigen zu übergeben, daß alle Baschkirenflüchtlinge männlichen Geschlechts den russischen Beamten ausgeliefert würden. Und so geschah es. Seit dieser Zeit ist des Kämpfens und Mordens zwischen diesen beiden Turkstämmen kein Ende geworden.

(Schluß folgt.)

Sacy's Bibliothek. Französische Blätter zeigen an, daß die Bibliothek dieses berühmten Orientalisten, welche besonders reich an arabischen, türkischen, persischen und syrischen Manuscripten seyn soll, am 18 April dieses Jahres zum Verkauf kommen werde. Auffallend ist, daß die Regierung nicht die ganze Sammlung übernimmt, und als eine besondere Bibliothek in der Bibliothek aufbewahrt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1843.

Der ökonomische Zustand der Vereinigten Staaten.

Dieß Land hat im Laufe der letzten vier Jahre eine financielle Erschütterung erfahren, die wohl kaum in irgend einem europäischen Lande ohne politische Umwälzung vorübergegangen seyn würde. Man ist im Laufe derselben und noch jetzt gegen die Amerikaner mit dem Vorwurfe betrügerischen Bankerotts nicht sparsam gewesen, man hat ihren moralischen Charakter sehr tief heruntergesetzt, man ist nur allzu geneigt gewesen, was einzelnen, allerdings zahlreichen Localitäten zukommt, dem Ganzen aufzubürden, und hat, wie sich von selbst versteht, nicht ermangelt, den republicanischen Institutionen den größten Theil zuzuschieben. Schon der berühmte Bülow hat in seinem vor mehr als 40 Jahren erschienenen Werk über den kaufmännischen Charakter und die Redlichkeit der Amerikaner ein nicht sehr günstiges Urtheil gefällt, was wohl um so herber ausfiel, als *seine* republicanischen Ansichten mit denen der Nordamerikaner in einem ziemlich schroffen Contrast standen. Auch der gute Fr. Schmidt hat in seinem vor 20 Jahren erschienenen Werke ein eben so hartes, ja viel härteres Urtheil gefällt, obgleich er den Maaßstab republicanischer Grundsätze nicht anlegte. Wollte man das Wahre und das Falsche von diesen Ansichten auseinandersetzen, wollte man nachweisen, wo und warum sie irrig oder schief urtheilen, so müßte man den innern Zustand, die Verbreitung einer verhältnißmäßig schwachen Bevölkerung über ein weites Gebiet, das coloniale Verhältniß, in welchem das Land zu Europa steht, umständlich aus einander setzen, ein Unternehmen, zu dem uns Raum und Kräfte fehlen. Wir haben die beiden obigen Namen nur darum angeführt, um zu zeigen, daß der Vorwurf, den man in den letzten Jahren abermals gemacht hat, gar nichts neues ist, und daß also wohl die Sache Grund haben muß, wenn gleich das Verdammungsurtheil viel zu allgemein und schneidend ausgefallen ist.

Vom Jahre 1792 an bis zum Jahre 1815, d. h. während der europäischen Kriege, trieben die Amerikaner einen meist ziemlich gefährlichen, aber auch äußerst gewinnbringenden Zwischenhandel, wobei sie so zahlreichen, aber auch häufig ganz unverschuldeten Verlusten ausgesetzt waren, daß die Zahl der Bankerotte groß war, die Abneigung gegen Bankerottirer aber unmöglich stark seyn konnte. Man beklagte sich schon vor zwanzig, dreißig Jahren, daß man in einer kaufmännischen Gesellschaft in Newyork, Boston oder Philadelphia nicht unglimpflich von Bankerottirern sprechen dürfe, weil man sich der Gefahr aussetze, einer Anzahl Leute sich gegenüber zu finden, die zwei- bis dreimal Bankerott gemacht hätten, und doch geachtete Leute geblieben seyen. So unverschuldet nun auch viele in ein solches Unglück hineingerathen seyn mochten, so stumpfte sich der Sinn doch gegen das Peinliche der Lage eines Bankerotteurs ab, und man betrachtete auch Leute, die keineswegs unschuldig hinein gerathen waren, mit gleichgültigen Augen, abgesehen davon, daß die Art des oben erwähnten Handels ohnehin etwas schwindelhaftes mit sich führte, schon darum also ungünstig auf den kaufmännischen Charakter, der in den Seestädten so vorherrschend ist, einwirkte. Das wahre Unheil begann aber erst nach den großen europäischen Kriegen, wo der ehemalige gewinnreiche Zwischenhandel großentheils wegfiel, und alle möglichen Mittel hervorgesucht wurden, dem Handel aufzuhelfen; man wagte jetzt noch mehr wie vorher, wenn auch auf andere Weise, und man glaubte, durch Vermehrung des umlaufenden Geldes, d. h. durch Papiergeld, dem Uebel abhelfen zu können. Diese Täuschung mußte schnell sich rächen. Schon in den Jahren 1816 und 1817 und noch mehr im Jahre 1820 erfolgte ein Rückschlag gegen die Papiergeldvermehrung; diese hatte die Preise aller Dinge unnatürlich in die Höhe getrieben, und als das Vertrauen auf das Papiergeld verflog, fielen die Preise selbst unter ihren natürlichen Standpunkt. Nach einer zehnjährigen Pause begann der Papierschwindel aufs neue und vom Jahre 1831 bis 1839 erreichte derselbe eine niegesehene Höhe; damals stieg durch die Vermehrung des Papiergeldes der Preis des Getreides auf den vierfachen Stand gegen den, wie dasselbe jetzt steht; damals konnte man aus Deutschland mit Vortheil Getreide nach Amerika führen, jetzt führt man solches aus Nordamerika bereits nach deutschen Häfen. Im Verhältniß zu den Producten fiel auch der Werth des Grundeigenthums, und so bietet der jetzige ökonomische Zustand Nord-

amerika's ein praktisches Beispiel des national-ökonomischen Satzes dar, daß mit der Vermehrung der Umlaufsmittel (mögen diese nun Geld oder Papier seyn) der Preis aller Dinge steigt, und umgekehrt mit der Abnahme der Umlaufsmittel auch wieder fällt.

Der ökonomische Zustand des Landes ist gegenwärtig vielen ein Räthsel: der rasche Sturz der Banken seit drei Jahren, die Regierungsmaaßregeln, der Tarif, der Zustand des Handels, der Stand der Parteien, alles dieß gibt einen solch bunten Durcheinander, daß man nur dann zu einer klaren Uebersicht kommt, wenn man seit Jahren dem Gang der Dinge in den Vereinigten Staaten gefolgt ist. Der Sachverhalt ist einfach dieser: seit der ersten Krise im Jahre 1837 bis zum gänzlichen Sturz des Banksystems in den Jahren 1840 und 1841 ist das Eigenthum allmählich auf die Hälfte, ja im Westen auf ein Viertel des frühern Werths gesunken, ungeheure Summen sind für die Privaten verloren gegangen, das Mißtrauen gegen Papiergeld ziemlich allgemein, und die Rückkehr zu einem Papiergeldsystem nach und nach fast unmöglich geworden. Jetzt aber sollen die Schulden, welche man in der Zeit des Geldüberflusses ziemlich leichtsinnig gemacht hat, zurückbezahlt werden, und wie Tausende von Einzelnen sich in der Unmöglichkeit befanden, ihre Verbindlichkeiten zu befriedigen, so sind es mehrere der Staaten jetzt auch, und bei einigen derselben ist vorerst nicht abzusehen, wann sie wieder zahlungsfähig werden. In der Zeit des Geldüberflusses hat man im Westen eine Menge Ländereien umgebrochen, deren Ertrag jetzt keinen Absatz findet, somit ist auch das Vermögen, die eingeführten Waaren zu kaufen, nicht da, und die Regierung hat, abgesehen von andern Rücksichten, sehr wohl daran gethan, die Einfuhr durch ziemlich hohe Zölle noch mehr zu hindern, denn sonst kämen die Amerikaner nie aus ihren Schulden heraus. Die Zeit des künstlichen Geldüberflusses hatte auch einen sehr nachtheiligen Luxus im Gefolge gehabt, und jetzt müßten die Amerikaner sich bestreben, der Ermahnung Van Burens nachzukommen und sich republicanischer Einfachheit zu befleißigen. Mit Einschränkung der Ausgaben der Einzelnen mußte am Ende jede gründliche Verbesserung anfangen, und daß diese Einschränkung seit mehr als einem Jahre alles Ernstes begonnen hat, zeigt die stark verminderte Einfuhr, worüber in den europäischen Manufacturländern, namentlich in England, solche unablässige Klage erhoben wird. Die Jahre 1840 bis 1850 werden sich in Amerika wohl durch einen eben so nüchternen Handel auszeichnen, wie die Jahre 1830 bis 1840 durch einen extravaganten, und die Folgen des erstern können für Europa eben so wenig ausbleiben, als die Folgen des letztern ausgeblieben sind, wobei keiner, der dem Gang des Handels seit einem Jahrzehend gefolgt ist, verkennen kann, daß die nordamerikanischen Handels- und Geldverhältnisse auf die europäischen, die continentalen, wie die Englands, einen überwiegenden Einfluß ausgeübt haben und auch ferner ausüben werden.

(Schluß folgt.)

Oeffentliche Trinkanstalten in Paris.

(Schluß.)

Der Verkehr ist in diesen Häusern außerordentlich, und die besten auf den Boulevards und im Palais-Royal haben Tage, wo sie 300 Thaler und darüber einnehmen, durch die gewöhnliche Ausschenkung, dazu kommt noch, was außer dem Hause verzehrt wird. Ein paar Aufwärter sind des Morgens in beständiger Bewegung, Frühstück in das Quartier auszutragen. Sie versorgen die meublirten Hotels und Häuser, in denen sich weder Wirth noch Wirthin mit Kaffeekochen, Theemachen u. s. w. abgibt. Man sagt dem Aufwärter des nächsten Kaffeehauses ein für allemal, was man des Morgens zum Frühstück wünscht; es wird einem pünktlich gebracht und kostet nur so viel als im Kaffeehause selbst. Man macht aber dem Aufwärter von Monat zu Monat und zu Neujahr jedesmal ein Geschenk, das nicht groß seyn darf, um ihn zufrieden zu stellen. Der tägliche Umtrieb des Capitals erklärt den Reichthum, welchen jeder ordentliche Kaffeewirth unfehlbar in zwanzig Jahren seines Verkehrs erwirbt.

Geraucht wird in keinem guten Kaffeehause, außer vor dem Café de Foy und im Pavillon des Café de la Rotonde, aber destomehr in den Billardstuben, welche neuerdings mit den meisten Kaffeehäusern verbunden sind, und in den Estaminets, wo sich eine oft mehr als zweideutige Gesellschaft ein- und ausdrängt, so daß Niemand, der etwas auf sich hält, gern gesteht, ein Estaminet besucht zu haben. Die Zahl dieser Rauchstuben, deren Namen aus Flandern stammen soll, hat sich sehr vermehrt, nebst dem Gebrauch des holländischen Tabakrauchens. Vormals trieb man letzteres nur als einen Spaß, und hatte bloß Cigarren im Munde, aber jetzt sieht man nicht bloß mehr im Munde der Deutschen oder Polen die mächtigsten Pfeifenköpfe aus Meerschaum und Holz, ganz auf deutschem Fuß, mit Silber beschlagen. Die fashionablern Rauchstuben haben neuerdings den Namen Divans erhalten, und sind aufs comfortabelste eingerichtet; auch hält man hier auf ein anständiges, gewähltes Publicum, aber der Tabaksqualm ist hier, wie dort, fürchterlich.

Endlich noch von den Bierhäusern. Ich hatte wegen des Reichthums und der Wohlfeilheit der Weine davon in Frankreich eben so wenig erwartet, als in Italien, wo man an manchen Orten das Bier nicht viel besser kennt, als etwa die Römer zu Tacitus Zeiten es von den Deutschen gelernt hatten; aber selbst in Südfrankreich fand ich herrliches Bier und viele bierlustige Trinker, z. B. in Lyon. In Paris indessen, dachte ich, würde es etwas zu Gemeines seyn, als daß ein feiner Mann es sich merken lassen dürfe, daß er es die Kehle hinabbringen könne, aber auch hier fand ich das Bier hoch in Ehren und Ansehen. Freilich einige Kaffeehäuser, wie die auf dem Boulevard des Italiens, sind noch zu aristokratisch und hochnasig, als daß sie dem Bier zu sich den Zutritt gestatten sollten; aber die meisten Kaffeehäuser schenken doch zugleich Bier, und nachmittäglich und abendlich wird es sehr viel getrunken. Das Bier ist so in Ehren, daß man es in den bes-

feren Kaffeehäusern und bei ganz guten Restaurateurs während der Mahlzeit trinkt, und Niemand sich darüber wundert, da doch in einer guten Stadt Deutschlands jeder den Hals lang machen würde, wenn Jemand an einer Gasttafel sich für Wein Bier geben ließe. Die englischen und deutschen Biere haben den Appetit wie die Nacheiferung der Pariser rege gemacht, und sie trinken jetzt Bier eben so gern, als sie es gut machen. Es wird aus Weizen gebraut, ist meistens gut, nur nicht alt genug, und kostet die Bouteille 6 bis 8 Sous, das nachgemachte Straßburger Bier 12 Sous die Maaß. Letzteres wird aber nur in Estaminets ausgeschenkt. Wenn man in Kaffeehäusern eine Bouteille Weiß- oder Braunbier fordert, so wird sogleich ein Körbchen mit Kuchen und Weißbrod dazu hingesetzt, wovon man dazu beißt, und nachher mit der Zeche zusammen liquidirt. So hält mancher seine Mittagstafel in einem Kaffeehause, dessen frohem Gesichte und nettem Rocke man es nicht ansieht, daß das Glück oder vielmehr das Unglück ihn zum Schmachtriemen verdammt hat. Das Abendbrod dieser genügsamen Franzosen besteht ganz im Verhältniß in einer Caraffe Orgeat oder Bavaroise, wozu sie die Halbscheid Wasser gießen und worein sie ein oder zwei kleine Brode, das Stück zu einem Sous, tunken. Was man aber im Vaterlande, wo gutes und starkes Bier getrunken wird, so viel und häufig sieht, nämlich die dicken Bäuche und Mondscheinsangesichter des Gerstensaftes, ist hier was seltenes, selbst in den schlechten Löchern und Kneipen, welche man eigentlich Bierstuben nennen kann. In jeder Bierstadt Deutschlands finden sich einige Prahler, die sich vermessen und allenfalls durch eine Probe erhärten, daß sie in Einem Nachmittage 30 bis 40 Maaß Bier wegstechen können; aber von solcher Prahlerei hält der Franzose nicht viel, noch von dem Phlegma, das sich bei der Tonne und dem Kruge festmachen läßt.

In diesen Häusern, wo man Bier schenkt, kann man auch Cyder bekommen, welcher aber wenige Liebhaber findet, obgleich der alte Cyder dem deutschen und englischen in nichts nachstehen soll. Er muß dem französischen Magen doch ein zu schlaffes Getränk seyn. Den besten und meisten Cyder bekömmt man aus der Normandie, und auch der schlechteste wird für solchen verkauft. Die Brüder der Engländer, die Normannen, haben in ihren Sitten, wie in ihrer Lebensweise, ihrem Ackerbau und Klima, manches mit diesen gemein. Im Landbau, in Weiden, Viehzucht, Obst, trefflichen Pferden, den besten in ganz Frankreich, wetteifern sie mit ihnen, so wie sie eben so arm an Reben sind, die der Cyder ersetzen muß.

C. C.

Die Kirgiskaisaken.

(Schluß.)

Man ließ in den letzten 50 Jahren von russischer Seite kein Mittel unversucht, um die freien Kirgisen der kleinen Horde — die mittlere und große verstanden es besser, sich den slawischen Umtrieben zu entziehen — in gehorsame Unterthanen zu verwandeln. Bald suchte man die Würde des Chans ganz aufzuheben und seine Macht unter einige Synoden, die von Rußland aus Sold erhielten, zu vertheilen; bald gab man wiederum diesen oder jenen Creaturen die Würde des Chans, hoffend, sie würden durch Verrath und Hinterlist den freien Sinn des Volks zu brechen verstehen. Innerhalb der Steppen sind alle diese verschiedenen Versuche durchgängig mißlungen. Man verstand es aber den Samen der Zwietracht unter der Horde auszusäen, so daß ein großer Theil derselben die heimathlichen Lande freiwillig verließ und sich mit Erlaubniß Pauls I (1801) innerhalb des russischen Reichs zog, in die von den Torgoten verlassenen Gegenden zwischen dem Ural und der Wolga. Es führte Bukei, Sohn des Nurali Chan, zehntausend Zelte oder Familien jenseits des Ural — dieß sind die Kirgisen der innern Horde, so genannt, weil sie innerhalb des russischen Reichs sich theils einem Nomaden-, theils einem ackerbautreibenden Leben widmen. Die neuesten Nachrichten über den Zustand dieses Theils des kirgisischen Volks gibt uns Prof. Göbel in seiner vorzüglich für den Naturforscher und namentlich für den Chemiker interessanten Reise.*) Göbel hatte nämlich die Reise unternommen, um die Salzseen der Steppen zwischen der Wolga und dem Ural, so wie die andern salzhaltigen Stoffe der südlichen Gegenden Rußlands zu untersuchen. Der Naturforscher ward von Dschangir, dem Sohn des Bukei, — nach Göbel (S. 67) sey der letztere erst im Jahre 1805 in diese Gegenden gezogen, — sehr freundlich aufgenommen. Dschangir war damals (1834) ein kräftiger Mann von ungefähr 30 Jahren, mit vorherrschender mongolischer Gesichtsbildung. Er spricht das Russische sehr geläufig, und scheint auch in anderer Beziehung an europäischer Weise seine Freude zu haben. Es ward für Hrn. Göbel ein sogenanntes Frühstück nach russischer Weise servirt, bestehend aus Liqueur, Wein, Kumis, Butter, Käse, Kaviar und Pferdeschinken; hierauf ward er zur Tafel geladen, wo der Chan präsidirte. „Außer mir und meinen Reisegefährten," sagt Göbel (S. 70), „war die Tafel noch besetzt mit dem Leibarzt des Chans, dem Kosaken-Commandeur, einem Orenburger Beamten, dem Schwager des Chans und mehrern Sultanen. Eine Menge Schüsseln, wovon die meisten Schaffleisch auf verschiedene Weise zubereitet enthielten, folgten aufeinander; auch fehlten dabei der orientalische Pillaw und Pferdeschinken nicht. Als Champagner servirt wurde, brachte ich die Gesundheit des Chans aus, was ihm sehr schmeichelhaft zu seyn schien; denn kurz darauf beauftragte er den Orenburger Beamten, mir seinen Dank auszusprechen und in seinem Namen meine Gesundheit zu trinken, da ihm der Koran Wein zu trinken untersage. Er und die Sultane begnügten sich mit Kumis, während wir Europäer uns den Wein schmecken ließen. Jene Enthaltsamkeit mag indeß wohl nicht immer stattfinden, denn nach der Versicherung des Leibarztes soll die jährliche Weinrechnung des Chans gegen 14,000 Rubel betragen. Was jedoch die auf europäische Weise zubereiteten Speisen anbelangt, so soll er dieselben nicht gern, sondern nur aus Höflichkeit gegen Gäste mitgenießen; außerdem aber mit seinen Kirgisen, oft mit hundert bis zweihundert, auf kirgisische Weise, d. h. mit den Händen, und zwar einfach zubereitetes Schaf- und Pferdefleisch, schmausen." Nach dem Chan, der sie nach Rußland führte, werden nun diese innern Kirgisen auch die Bukei'sche Horde genannt. Sie treibt einen sehr lebhaften Handel mit den russischen Kaufleuten; denn den im Journal der Manufacturen und des Handels

*) Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Göbel, Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat. Dorpat 1838.

mitgetheilten Nachrichten zufolge verkauften die Kirgisen dieser Horde im Jahre 1828 an russische Kaufleute 400,000 Schafe, 3000 Pferde, 4000 Pud Ziegenwolle, 15,000 Pferdehäute, 100,000 Schaffelle, 10.000 Hasenfelle, 10,000 Pud Schaffett für einen Werth von nahe an drei Millionen Rubel (Göbel S. 69).

Ueber die Familien- und Seelenanzahl der verschiedenen Kirgisenhorden ermangeln wir aller sichern Nachrichten; man glaubt, daß die Annahme einer Bevölkerung von dritthalb Millionen Seelen der Wahrheit so ziemlich nahe kommen wird. Lewschin schätzt sie (S. 300) bloß auf 2,400,000, wobei er aber die innere Horde nicht mitrechnet. Die Horden zerfallen wiederum in eine Anzahl Racen, Geschlechter und Familien, welche sämmtlich in Farbe und Gestalt, in Sprache und Religion, in Gesetzen und Sitten vollkommen übereinstimmen. Allen diesen Unterabtheilungen sind aber ihre bestimmten Räume in den Steppen angewiesen, von welchen sie sich, ohne dazu gezwungen zu seyn, namentlich zur Winterszeit, nicht entfernen. Alle Kirgisen sind Freie und es herrscht keine Verschiedenheit des Standes unter ihnen; nur die Nachkommen der Chane, Sultane und mohammedanischen Heiligen bilden eine Art erblicher Aristokratie, welche durch die Worte Leute weißer Abstammung bezeichnet wird; von dem andern Volke heißt es, sie seyen schwarzer Abstammung. Aus den Kirgiskaisaken selbst kann Niemand zum Sklaven herabgewürdigt werden; die Knechte der Chane wie der Gemeinen sind entweder andersgläubige oder auch schiitische Kriegsgefangene. Ueberdieß werden Telenguten, ein mongolischer Stamm, welcher von den Kirgisen unterworfen wurde und jetzt die Sprache seiner Herren, das Turki, angenommen hat, zur Verrichtung der Sklavenarbeit verwendet.

Die Kirgiskaisaken sind nach ihrer physischen Gestaltung ein turko-mongolisches Mischlingsvolk. Ihr Gesicht ist zwar nicht so breit wie das der Kalmüken, aber ihre schwarzen zusammengedrückten Augen, der kleine Mund, die hervorstechenden Backenknochen, die borstenartigen Haarbüschel am Kinn — alles dieß zeugt hinlänglich von der starken Mischung mit ihren mongolischen Nachbarn im Osten und Westen. An der Sprache bemerkt man aber keineswegs die Spuren davon; sie ist ein rein turkischer Dialekt. Der Kirgise ist, wie alle Menschen, die in freier Luft leben, festen und gesunden Körperbaues. Die Entbehrungen, deren natürlich ein Nomaden- und Jägerleben in Menge darbietet, trägt er mit Geduld; er entschädigt sich dafür bei der nächsten Gelegenheit durch Wohlleben und Schwelgerei. Fleisch und Milchspeisen sind seine gewöhnliche Nahrung; dazu trinkt er saure Milch und berauschenden Kumis. Das Volk ist zwar nicht ganz dem Ackerbau entfremdet; an den Ufern der Flüsse, Bäche und Seen baut es einige Getreidegattungen, vorzüglich Gerste, welche sechzigfach tragen soll; doch gilt Brod bei ihnen für einen Luxusartikel, und die Kosten für Reisspeisen, welche die Kaisaken außerordentlich lieben, können nur die Reichen erschwingen.

Der Kirgise bekennt sich zum Mohammedanismus, nach der Weise der Sunna; doch hat er, so wie der zum Buddhismus oder Islam übergetretene Mongole, eine Menge abergläubischer und abenteuerlicher Gebräuche aus dem alten, mit dem Parsismus verwandten Heidenthum der tatarischen Völker, wie wir es durch die Chinesen und Byzantiner kennen, beibehalten. Viele Vorschriften des Korans können natürlich auch von einem armen, in einförmigen wasserlosen Steppen herumziehenden Volke gar nicht befolgt werden; die Kirgisen beobachten weder die gebotenen Fasten, noch beten sie fünfmal des Tags; sie baden sich nicht, und das Reisen zu dem Grabe des Propheten gehört zu den seltensten Unternehmungen. Es scheint demnach, als wenn beharrliche, alle Mühseligkeiten mit Geduld ertragende Missionäre des Evangeliums hier einen fruchtbaren Boden finden würden. Den Schiiten hassen diese Sunniten, gleich wie den Christen und den Anhänger des Dalai Lama, und er wird, eben so wie die Anhänger einer fremden Religion, geraubt und als Sklave verkauft; ein Gleiches darf mit einem Bekenner der Sunna — und Sunniten sind alle Mohammedaner Mittelasiens — nicht geschehen. Neben dem Koran, welcher bei allen mohammedanischen Völkern die Quelle des Staats- und bürgerlichen Rechtes ist, besitzen die Kirgisen eine Gesetzessammlung, deren vorzüglichste Anordnungen einem bei den Horden in hohem Ansehen stehenden Chan früherer Jahrhunderte, Tiavka genannt, zugeschrieben werden; sie enthalten, wie die sogenannten Leges Barbarorum und die Gesetze aller barbarischen Völker, beinahe durchgängig bloß peinliches Recht. „Derjenige, welcher irgend ein Vieh, Kamel, Pferd, Schaf u. s. w. stiehlt, wird mit dem Tode bestraft; meistentheils wird ihm mit einem Messer der Kopf abgeschnitten. Ein Todtschläger, Mörder, hingegen muß als Sühne eine gewisse Summe in Schafen bezahlen, 500 bis 2000 Stück, je nachdem er ärmer oder reicher ist. Dieses hat in dem kirgisischen Dialekt einen besondern Namen und heißt Kun. Kann er diese Summe nicht erlegen, so wird er mit dem Tode bestraft. Um zu verhüten, daß die Pferde nicht fortlaufen, werden ihnen mit einem eigens dazu gemachten Riemen, Dreifuß genannt, drei Füße zusammengebunden; dem, welcher einen solchen Riemen stiehlt, werden beide Ohren abgeschnitten. Andere kleine Verbrechen, Streit Schlägereien u. dgl. werden mit Peitschenhieben bestraft. Der Delinquent, welcher vom Leben zum Tode gebracht wird, wird gebunden auf die Erde gesetzt, dann muß er gewisse Gebete, die der Koran lehrt, laut hersagen; kennt er sie nicht, wie es fast immer der Fall ist, so werden sie ihm von einem Mullah vorgesagt, dem er sie nachspricht; ist dieß geschehen, so ruft man: „es ist beendigt, greift an!“ und der Henker, der eine willkürliche Person ist, verrichtet sein Werk.

Miscellen.

Umschmelzung der Kupfermünzen in Frankreich. Die Münzcommission hat dem Minister zweierlei Vorschläge zur Umschmelzung der Sous gemacht. Nach dem ersten würde zu den neuen Münzen kein Glockenmetall, sondern nur Kupfer und Zinn genommen; dann würden ein Decime (2 Sous) nur 10 Grammes wiegen, welche nicht den nöthigen innern Werth hätten, und wobei der Staat 20 Millionen ersparen würde. Nach dem zweiten Vorschlag würden die alten, aus Glockenmetall bestehenden Sous auch zu der Masse genommen, die Decimen würden dann 15 Grammes wiegen, genau den Werth haben, aber der Staat würde 20 Millionen verlieren. (Monit. industr. vom 19 Febr.)

•

Chinesische Geographie. Man hat eine chinesische Weltkarte nach England gebracht, die von den geographischen Kenntnissen der Chinesen keine hohe Meinung gibt. Sie hat 1,67 Metres Höhe, und China allein nimmt sieben Achttheile dieses Raumes ein. Ganz in der Ecke ist ein Meer von geringem Umfang, worin vier sehr kleine Inseln, Frankreich, England, Portugal und Afrika, liegen. Noch etwas weiter liegt Holland, das allein größer ist, als die vier genannten zusammengenommen. (Constit. 26 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1843.

Ueber die Cagots.

Der französische Militärarzt Guyon theilt in dem Echo du Monde Savant vom 19 Februar einige Bemerkungen über diese seltsame Race mit, die zwar noch manches Absurde enthalten, wie z. B. die Ableitung des Worts von den Gothen, daß es nämlich „Gothenhunde“ bedeuten soll, andrerseits aber auch wieder manches Interessante mittheilen. Das Hauptsächlichste ist folgendes.

„Viele sehen das Wort Cagot für gleichbedeutend mit Cretin an, obwohl aber viele Cagots verunstaltet sind, so bilden doch die Verunstalteten nicht die Mehrzahl, und die körperliche Entartung ist ihren Wohnsitzen in den Tiefthälern zuzuschreiben, wohin sie von den andern Landesbewohnern gedrängt wurden. Die Cagots, welche nicht in Thälern, sondern in offenen Gegenden, auf Bergen oder Ebenen wohnen, sind meist hochgewachsen, ziemlich hager, musculös, haben einen gut entwickelten Schädel, eine lange, vorspringende Nase, stark ausgeprägte Züge und dichte, kastanienbraune Haare. So weit würden sie sich von den übrigen Landesbewohnern wenig unterscheiden, aber eine andere fast allgemeine Eigenthümlichkeit macht sie kenntlich, nämlich die runde Form ihrer Ohren, denn die Läppchen fehlen. Leute, welche lange in den Pyrenäen gelebt haben, versichern, daß man den Cagot nicht mit den andern Landeseingeborenen verwechseln könne, und daß er sich von denselben moralisch wie physisch unterscheide. Man schreibt ihm allgemein eine große Geschwätzigkeit zu, und diese Geschwätzigkeit ist unter den Basken sprüchwörtlich geworden. Ich selbst habe die Erfahrung an einem derselben im Thale von Campan gemacht: er war eine wahre Klappermühle. Ein Geistlicher, welcher nicht weniger als 400 Cagots in seinem Kirchspiel hat, schilderte sie mir von der vortheilhaftesten Seite, und bezeichnete sie als gelehrig, gehorsam, religiös und dankbar. In dem Thale von Campan aber, wo ich die Cagots zum erstenmal sah, genossen sie keines so guten Rufes. Ein Forstwart, mit dem ich die Grotte des Thales besuchte, klagte, daß er hinsichtlich der seiner Obhut anvertrauten Wälder allzu vielen Verkehr mit ihnen habe, und behauptete auch noch, ihre Moral sey ziemlich lax, sie hätten wenig Neigung zu einer dauernden Verbindung u. s. w. Ich hatte noch keinen gesehen, und als ich den Forstwart eine Zeitlang über sie ausgefragt hatte, rief er einmal, als er die Ohren eines meiner Begleiter sah: „aber der Herr da ist ja selbst ein Cagot.“ Dieser widersprach nicht, denn seine Ohren zeugten für seine Abstammung. Es war dieß übrigens ein sehr rechtlicher Mann, der es über sich genommen hatte, uns in der Grotte herumzuführen.

„Geraume Zeit durften die Cagots mit den andern Eingebornen nicht an Einem Orte wohnen, und später wenigstens nur in einem abgesonderten Quartiere. Kein Cagot konnte Priester werden, und daher das im Baskenlande gewöhnliche Sprüchwort, um etwas Unmögliches zu bezeichnen: „das geschieht nicht eher, als bis ein Cagot Priester wird.“ Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zum Jahre 1793, zu welcher Zeit die ungerechte Gesetzgebung, die auf ihnen lastete, verschwand. Leider aber sind in den Vorurtheilen noch tiefe Spuren davon übrig geblieben. Eheliche Verbindungen z. B. unter Cagots und Basken sind sehr selten, und finden nur bei reicher Mitgift der Töchter statt; ein baskisches Mädchen heurathet nie, oder fast nie, einen Cagot, außer wenn irgend ein Fehltritt ihr die Heurath unter den ihrigen erschwert hat. Fast allenthalben, wo Cagots und Basken an Einem Orte wohnen, sind sie in verschiedene Quartiere getheilt; so im Dorfe Campan im Thale gleiches Namens, wo der Adour beide scheidet; in St. Palais, wo das Quartier der Cagots jenseits der Stadt auf der Straße von Roncevaux ist. Auch viele Kirchen in den Pyrenäen haben noch die besondere Thüre, durch welche die Cagots eintraten; ihr Platz war hinter dem Weihkessel, denn sie durften nicht weiter vor ins Heiligthum.

„Die Cagots sind noch sehr zahlreich in den Pyrenäen; nachstehende, in der Umgegend von St. Jean-Pied-de-Port gelegene Dörfer zählen ihrer eine große Zahl, nämlich Anhaux, Olhegny, Ousouron, Michelene, Eyrenalde, Baigory und Harizalde; die Weiler de la Madelaine und Chubitha in derselben Gegend sind, wie früher, allein von Cagots bewohnt, und zum Beweis, daß der Crétinismus unter ihnen nicht gewöhnlich ist, findet man häufig sehr alte, und noch im hohen Alter

sehr rüstige Leute. Wahrscheinlich werden aber die Cagots sich bald in der übrigen Bevölkerung verlieren, troß der Vorurtheile, welche sie noch von derselben trennen. Eine andere Ursache ihres baldigen Erlöschens sind die seit einiger Zeit erfolgenden Auswanderungen, denn die baskischen Auswanderer, welche nach Amerika*) gehen, sind größtentheils Cagots."

Daß Francisque Michel sich seit einiger Zeit mit der Geschichte der verworfenen Racen Frankreichs und Spaniens beschäftigt, haben wir vor kurzem (s. Nr. 53) erwähnt, und hoffentlich wird er eine bessere Ableitung ihres Ursprungs geben, als die bisherigen.

*) Meist nach dem Staate Uruguay.

Der ökonomische Zustand der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Wenn von der schlimmen ökonomischen Lage der Vereinigten Staaten die Rede ist, so muß man wohl zwischen den bevölkertern östlichen Staaten und den westlichen unterscheiden: Pennsylvanien hat sich durch unvorsichtige und allzu rasche Unternehmung großer, öffentlicher Werke in Schulden gestürzt, deren Zahlung schwierig ist, aber Pennsylvanien kann zahlen, sobald es seine Kräfte anstrengen will, und den Aeußerungen des Gouverneurs Porter zufolge in seiner neuesten Botschaft an die gesetzgebende Versammlung ist auch zu erwarten, daß solches geschehen werde. Die stärkere Bevölkerung des Landes, die größere Anzahl von Menschen, welche keinen Ackerbau treiben, macht die Zahlung möglich, in den westlichen Staaten aber, wo nahezu alles Ackerbau treibt, wo sehr wenig Gewerbsleute durch den Ueberschuß, den jeder einzelne Ackerbauer hat, genährt werden, da ist die Zahlung vorerst wirklich unmöglich. Die Lage der Dinge im Westen schildert ein Engländer in einem Schreiben aus New-York vom 4 August vor. J. folgendermaßen: „Vor wenigen Jahren war der Westen der Vereinigten Staaten im Stande, eine große Menge brittischer Manufacturwaaren auf indirectem Wege zu zahlen, obgleich seine Erzeugnisse nicht nach England gehen konnten. Damals war der Preis der Baumwolle hoch, die Pflanzer im Süden verwendeten alle ihre Arbeiter auf die Erzeugung von Baumwolle und kauften die Lebensmittel größtentheils im Westen; da die größte Masse der Baumwolle nach England ging, so wurden die von dem Westen verbrauchten Waaren auf diese Weise bezahlt. Ein anderes Zahlungsmittel war der ungeheure Belauf westlicher Staatspapiere, die bereitwilligen Absatz in England fanden. Gegenwärtig steht die Baumwolle so nieder, daß die Pflanzer auf alle Weise sparen müssen, und ihre Sklaven bauen jetzt Mais genug zu ihrer Nahrung. Von Staatspapieren aus dem Westen kann jetzt kein Dollar mehr abgesetzt werden, darum fehlt es durchaus an Geld im Westen, und das ganze System von Bankvorschüssen und langem Credit, wodurch früher das Land in Stand gesetzt wurde, starke Einfuhren zu machen, ohne im Tausch dagegen eine entsprechende Ausfuhr von Waaren zu geben, ist an der Wurzel abgeschnitten. Der Handel im Innern des Landes ist aus Mangel an Umlaufsmitteln auf Tausch reducirt; ein Bauer gibt zwei Pfund Wolle für ein Pfund aus der Hand gesponnenes Garn, und schickt vier Bushels Weizen an den Müller für Mehl von drei Busheln. Allenthalben ist ein Ueberfluß an Naturproducten: Weizen, Mais, Schweine- und Rindfleisch, Holz u. dgl., und überall ist das Volk in den Agriculturdistricten entsetzlich arm (wretchedly poor), was das Vermögen betrifft, alte Schulden zu zahlen und neue Waaren zu kaufen. Die Märkte von New-Orleans und New-York sind überführt und die Preise so niedrig, daß die Transportkosten — eine Ausgabe, welche wesentlich dieselbe bleibt — den ganzen Preis aufzehren. Einer meiner Freunde, der sich längere Zeit in New-Orleans aufhielt, erzählte mir, er sey auf einem Kai dieser Stadt gestanden, und habe die Schiffer beobachtet, welche ihre Abrechnung für das hinabgeführte Schweinefleisch, Mehl u. s. w. vor ihrer Rückkehr nach der Heimath erhielten, und er habe gesehen, wie der Capitän jedes Boots ein bis zwei Dollars als Reinertrag seiner Ladung nach Abzug von Fracht, Commissionsgebühr, Stadtabgaben u. s. w. erhielt." Diese Schilderung kann einen Begriff geben, in welcher Lage der Landmann sich momentan befand: Ueberfluß an Nahrungsmitteln, und gänzlicher Mangel an Geld. Die Abstufungen zwischen Districten, welche bloß Ackerbau treiben und solchen, in denen bedeutende Städte liegen, mag freilich groß seyn, indeß mußte die Zufuhr aus den erstern immer auf die Preise in den letztern wesentlich einwirken. Die Unfähigkeit der westlichen, übrigens so blühenden Staaten, die Zinsen ihrer Schulden zu zahlen, fällt somit in die Augen, und alle Ausfuhr konnte vorerst die nöthigen Summen nicht herbeischaffen, da die Transportkosten den Werth der Waaren nahezu verschlangen.

Dieser Stand der Dinge war natürlich der Todesstoß für alle nicht zahlungsfähigen Banken, und selbst die zahlungsfähigen mußten ihre Papiercirculation auf das Allernothwendigste beschränken. Das Kaufen auf Credit hatte ein Ende, das Geld fehlte, also unterblieb der Ankauf, so weit er nicht dringend nöthig war. Einfuhr von baarem Gelde war die nächste Folge, und es ist in dieser Beziehung höchst bemerkenswerth, daß der Curs in New-York auf London in der ersten Hälfte Octobers, wo er sonst sehr hoch zu stehen pflegt, von 108⅓ auf 106½ gefallen ist, und seitdem auf 105½ fiel. Da dieß im Anfang des „Baumwollenjahres" der Fall war, so kann man sich leicht vorstellen, welche Fluth von baarem Gelde nach Amerika strömen muß; man berechnet solche in England für die Monate November 1842 bis Mai d. J. auf nicht weniger als 3 Mill. Pfd. Sterl., welche theils direct, theils indirect aus England kommen würden. Diese Geldmasse wird sich durch sämmtliche Staaten, auch durch den Westen verbreiten, und die Wiederaufnahme der Baarzahlungen von Seite einiger halbbankerotten Staatsbanken beschleunigen. Auch ist die Unionsregierung dadurch bereits in den Stand gesetzt worden, ihre Anleihen im eigenen Lande unterzubringen, da bei der Creditlosigkeit der

Privaten und dem Ueberfluß an baarem Gelde die Capitalisten, welche lange Zeit die Regierung hatten in Verlegenheit bringen wollen, ihr Geld nicht mehr unthätig liegen lassen konnten.

Indeß diese Verbesserung der Sachlage kann keinen sehr wesentlichen Einfluß auf die Preise der ersten Lebensbedürfnisse haben, eben so wenig auf die Baumwolle, da die Masse beider zu groß ist, als daß nicht die Preise gedrückt bleiben sollten. Man sieht zwar in Amerika fast allgemein diese niedern Preise als unnatürlich an, aber doch macht sich bereits bei dem großen Stapelartikel, der Baumwolle, die Ansicht geltend, daß ein fleißiger, sparsamer Pflanzer auch bei den jetzigen Preisen noch einen hinreichenden Vortheil herausschlage, und eine kurze Zeit wird hinreichen, die Ansicht allgemeiner zu machen, daß mit der Abnahme der Umlaufsmittel auch die Preise aller Dinge weichen müssen, und daß sie jetzt ihrer natürlichen Höhe weit näher stehen, als man bisher gewöhnlich glauben wollte. Dieß ersieht man auch schon daraus, daß der Lohn der Matrosen, der Bergleute oder sonstiger Arbeiter in Unternehmungen, die während der letzten schlimmen Zeiten suspendirt waren, bereits herabgesetzt wurde, und so die Werke wieder aufgenommen werden konnten. In Lowell, der großen Manufacturstadt, sind zwar die Löhne noch nicht herabgegangen, ein Theil der Arbeiterinnen, welche die Herabsetzung nicht annehmen wollten, hat sich entfernt; andere Unternehmer, namentlich die Spinner, denen das Stillstehen ein empfindlicherer Verlust ist, als der augenblickliche hohe Taglohn, arbeiten mit Verlust fort, aber es kann nicht fehlen, daß die allgemeine Tendenz der Ermäßigung des Taglohns sich allmählich auch hier fühlbar machen muß. Im Westen dagegen, wo es zu sehr an Händen fehlt, und der Taglöhner sich nicht mit geringerem Lohn begnügen will, wird er selbst sich Land kaufen, die Bewirthschaftung größerer Güter durch gemiethete Arbeiter also sehr schwierig werden, die Zahl der kleinen unabhängigen Landeigenthümer dagegen mit raschen Schritten zunehmen.

Frägt man, welchen Einfluß diese Sachlage auf Europa haben werde, so müssen wir hinsichtlich des Ausströmens von baarem Gelde vorerst unser Urtheil suspendiren, was aber die Ausfuhr von Manufacturwaaren betrifft, so ist zu erwarten, daß sie auch in den nächsten Jahren nicht sehr bedeutend ausfallen werde. Indem die Preise aller Dinge in Amerika, auch die des Taglohns, fallen, müssen die Manufacturen in Amerika sich heben, mit oder ohne hohen Tarif. Der letztere ist bei den ausgedehnten Gränzen und bei der Denkungsart des Volkes, die so rasch auf die Entschlüsse der Regierung einwirkt, schwerlich auf die Dauer zu halten, aber auch eine bedeutende Ermäßigung wird die Zufuhr nicht sehr wesentlich vermehren. Was die Zahlungsfähigkeit der verschiedenen Staaten betrifft, so wird die der östlichen Staaten, Pennsylvanien z. B., wahrscheinlich bald genug sich heben, daß solches seine Verbindlichkeiten erfüllen kann. Minder glänzend sieht es mit den westlichen Staaten aus. Der Werth des Grundeigenthums, welcher in den dichter bevölkerten östlichen Staaten nur mäßig erschüttert wurde, ist in den westlichen sehr tief gesunken. Die Producte werden, wie wir oben gezeigt, ihren jetzigen niedern Stand wohl auf Jahre hinaus behalten, und somit ist ihre Zahlungsfähigkeit mehr von der allmählichen und an einigen Orten, wie in Illinois, außerordentlich rasch steigenden Bevölkerung abhängig. Das aber ist in keiner Weise zu läugnen, daß das Schlimmste längst vorüber ist, und daß sich das Land zwar langsam aber sicher aus der financiellen Zerrüttung wieder erhebt. Folgt Amerika der Stimme seiner wahren Freunde — und das gänzliche Darniederliegen der Whigpartei scheint dafür zu sprechen — nimmt es ferner durchaus kein Papiergeldsystem, ausgenommen einen schwachen Belauf von Schatzkammerscheinen, mehr an, macht es seinen innern Verkehr auf dem natürlichen Wege durch Wechsel ab, dann wird man zwar die Producte nicht mehr auf den unnatürlich hohen Standpunkt steigen sehen, wie in den letzten 25 Jahren, die Masse des Geldes wird sich wesentlich vermindern, aber das Ganze wird sich auf der sichern Basis eines Metallgeldes mit größerer Stetigkeit entwickeln, und Amerika wird stärker seyn, als zur Zeit des Dunstes, den Banken und Papiergeld um dasselbe verbreitet haben. Mit der größern Stetigkeit wird auch die Zahl der Bankerotte sich vermindern, und die öffentliche Meinung ein strengeres Urtheil über Bankerottirer fallen.

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter und letzter Abschnitt.

Der zweite Theil des reichhaltigen Werkes beginnt mit der Beschreibung einer Tour von Smyrna nach Rhodus, mit mancherlei interessanten Details über die Ruinen von Erythrae, Teos, Ephesus, Halicarnaß, Knidus und die Alterthümer auf Rhodus selbst, die wir jedoch, da neuere Reisen in diese Gegenden gemacht wurden, hier übergehen. Nach Smyrna zurückgekehrt machte Hr. Hamilton noch einige Excursionen in die Umgegend und ging dann am 16 April 1837 wieder nach Konstantinopel, um von dort aus mit einem gewandten, unternehmenden Tataren wieder ins Innere von Kleinasien zu dringen; er konnte diese größere Reise aber erst am 21 Mai antreten, und segelte, wie das erstemal, zunächst nach Mudaniah und begab sich von dort über Brussa und Abullionte nach Aidindschik, wo er am 28 und 29 die alten, zum Theil hellenischen Ruinen von Cyzicus besuchte und mehrere Inschriften copirte. Die Türken nennen diese Ruinen Bal-Kiz, d. h. Honig-Mädchen, weil, wie sie sagen, einst eine schöne, honigsüße Königstochter dort begraben worden; doch hat schon Colonel Leake sehr richtig bemerkt, daß Bal-Kiz in Wirklichkeit nur zwei Abkürzungen sind von dem griechischen παλαιά und Kyzikos, und daher nichts bedeutet als „das alte Cyzicus.“

Von Aidindschik aus nahm er nun seinen Weg südlich, fast in paralleler Richtung mit der frühern Tour über Tauschanli, Ghiediz und Uschak, doch zwischen dieser Route und der Meeresküste, zunächst am östlichen Ufer des Sees von Maniyas hin nach Kajakli, und dann am 31 Mai zu den Ruinen von Maniyas, die er für die Reste des alten Poemanenus hält. Im Dorfe fand er eine verstümmelte Inschrift von dem Grabmal eines römischen Statthalters. Die Wälle der byzan-

tinischen Akropolis bestehen großentheils aus Fragmenten früherer Bauwerke. Unter den zu Tage liegenden Inschriften bezieht sich eine auf Hippias, den Sohn des Aesculap, dessen Tempel in Pormanenus, wie Aristides meldet, berühmt war. Von dort ging's weiter über Susugherli durch eine romantische, reich bewachsene Gegend am Macestus nach Ildiz und Kespil, wo der Tradition nach einst eine große Stadt gelegen haben soll; es finden sich auch noch viele Inschriften auf Marmorblöcken von altchristlichen Grabmonumenten. Der Verf. wünschte längs der Ebene von Baluk-Hissar hinzuziehen, mußte jedoch oft wegen Mangel an Wegen und bewohnten Orten in die Berge hinein. Bei Kalburdscha ward die Gegend belebter, man übersah hier von den Höhen eine Menge von Dörfern, und weiter südlich, um Bogaditza, wird viel Valonea und Opium gewonnen. In der zerstörten Festung dieser Stadt fanden sich mehrere antike Bruchstücke, namentlich eine Säule von rothem Trachyt, mit einer Inschrift, die mit den Worten ΚΑΙΣΑΡΙΤΡΑΙΑΝΩ beginnt, sonst aber unleserlich ist. Bis Singerli ging der Weg immer südlich, mit der Richtung des Macestus; hier aber macht dieser des Gebirgs wegen eine Wendung, und mit ihr wandte sich auch der Weg nach Osten, über 10 geographische Meilen weit bis nach Simaul, doch immer dem Strom, der hier kleiner wird, entgegen, zum Theil durch überraschend schöne Gegenden. Auch fand Hr. Hamilton auf diesem Wege sehr heiße Quellen, von den Türken Ilidschah genannt.

Am 5 Junius erreichte er das auf waldreicher Hochebene gelegene Simaul (auch Siman geschrieben, ohne l), und fand daselbst noch selbigen Tages zwei interessante Inschriften, aus deren einer er folgert, daß hier das alte Synaus lag, während die andere auf Ancyra zu deuten scheint. Drei Stunden nordwestlich an dem See, aus welchem der Macestus (Simaul-Su) entspringt, bei dem Dorfe Kilisse-Kiöi, fand er die Ruinen einer Akropolis und verschiedener altgriechischen Gebäude, und zweifelt nicht, daß dieß Ancyra war. — Am 7, nach Uebersteigung des Rückens des Demirdschi-Gebirgs, kam er wieder in eine äußerst romantische Gegend, doch ward an den südlichen Bergabhängen die Vegetation spärlich, und bald zeigten sich die vulcanischen Kegel der Katakekaumene und der Kara-Dewlit bei Kula, welche Stadt der Verf. am 8 Junius zum zweitenmal betrat, denn schon auf der ersten Reise, im Frühjahr 1836, führte ihn sein Weg von Uschak nach Adala durch diese Gegend. Ueber die damals schon in allgemeinen Umrissen beschriebenen Lavagebilde der Katakekaumene gibt der Verf. jetzt im 39. Capitel einen ausführlichern Bericht, und fand auch in der Umgegend von Kula, wo er dießmal neun Tage verweilte, die Spuren mehrerer Städte des Alterthums, namentlich auch den Felsen von Hamamli,*) ein den Lunus darstellendes Basrelief, dann verschiedene Alterthümer in Megné (Mäonia) und bei Indschikler die Ruinen von Sivas Kaleh (Saittae); doch leider keine Inschriften von besonderem Interesse.

Auffall.nd ist die folgende Wetterbeobachtung. Des Morgens wehte regelmäßig ein frischer Ostwind, allmählich abnehmend bis zu völliger Windstille von 11 bis 2 Uhr; dann erhob sich ein leichter Westwind, allmählich wachsend, und zwischen 5 und 6 zu einem Sturm werdend, der dichte Staub- und Sandwolken über die Berge hintrieb, später nur in einzelnen Stößen noch sich äußerte und etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang wieder zur Windstille überging. Hr. Hamilton meint, dieß Phänomen sey unerklärlich, wenn es nicht durch den starken Reflex der Sonnenstrahlen auf dem weißen Kalkboden des Landes hervorgebracht werde.

*) Auf der Specialkarte der Reiseroute ist in der Gegend von Kula kein Ort dieses Namens verzeichnet, und das Hamamli am See von Manijas kann doch nicht gemeint seyn. Uebrigens kommen gleichnamige Orte in Kleinasien vielfach vor.

Am 17 Junius verließ der Reisende Kula, verfolgte die erwähnte frühere Reiseroute, in umgekehrter Richtung, nur bis Aktasch, und wandte sich dann südöstlich über Kranliöil nach Halvaner, wo er eine Inschrift copirte, die wahrscheinlich den früher besuchten Ruinen von Blaundus angehört. Am 19 erreichte er das Thal des Mäander, und zog in demselben aufwärts über Sevé-Kiöi, Demirdschi-Kiöi, Baklan, Parsst-, Sokma- und Omer-Kiöi nach Ischekli. An allen diesen Orten und zwischen denselben fand er viele türkische Begräbnißplätze, zum Theil mit antiken Steinen und Inschriften, von welchen mehrere mitgetheilt werden. Bei der letztgenannten Stadt sind am Fuß eines hohen malerischen Berges die Quellen des Glaucus, umgeben von vielen Fragmenten antiker Architektur, deren sich auch unzählige in der Stadt selbst finden, wahrscheinlich von Eumenia, das hier in der Nähe gelegen haben muß, obgleich die vielen Inschriften, die er hier copirte, keine Gewißheit darüber geben. Eine dieser Inschriften betrifft die Spiele, die hier unter einem kaiserlichen Proconsul gefeiert wurden. Am 22 traf er bei Emir-Hassan-Kiöi wieder auf Ruinen, vermuthlich der alten Stadt Euphorbium, und erreichte Abends Sandukli, wo nach Rennell Celänä lag, jetzt aber keine Alterthümer mehr zu finden sind, außer einigen Bruchstücken, die vermuthlich von Euphorbium hingebracht wurden. Von Kula bis Demirdschi-Kiöi war die Richtung des Weges südöstlich, von da bis Sandukli im Ganzen nordöstlich, und in dieser Richtung ging's auch weiter bis Afiom-Kara-Hissar.

Daß Sandukli nicht am Ufer des Mäander liegt, wie General Köhler 1801 glaubte, bedarf wohl kaum der Erwähnung mehr. Bei Savran fand Hr. Hamilton viele Höhlen (vielleicht Troglodyten-Wohnungen), große Blöcke von hellenischem Ansehen und die Quellen des Sandukli-Tschai oder Obrimas, also wahrscheinlich das alte Akarides Kome, wo Manlius sein Lager aufgeschlagen hatte, als Seleucus von Apamea zu ihm kam, wie Livius berichtet. Es folgt aus diesen und andern Bemerkungen, daß bei Afiom-Kara-Hissar weder die Quellen des Mäander noch die des Obrimas waren, hier also auch nicht Celänä lag, wie d'Anville supponirte. Die Alterthumsreste an letztgenanntem Orte könnten wohl von benachbarten Ruinen dahin gebracht worden seyn, vielleicht von Docimia; der Verf. begründet indeß die Annahme, daß auch Synnada ganz in der Nähe dieses Ortes gelegen haben müsse. Er war schon auf der zweiten Reise, von Sinope über Angora nach Smyrna im Herbst 1836, durch Afiom-Kara-Hissar gekommen, und hielt es damals für Diniä, entscheidet sich aber jetzt, nach genauer Vergleichung aller Berichte und den Angaben über die altrömischen Straßen, für Synnada.

(Fortsetzung folgt.)

Manilla-Ratten. Das Journal d'Anvers vom 21 Februar erzählt, die englische Barke Orissa habe eine Masse Manilla-Ratten mitgebracht, welche die Größe einer gewöhnlichen Katze haben sollen. Sie sind so zahlreich und so gefräßig, daß bei Seite gelassene Kleidungsstücke in einem Augenblick verschlungen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1843.

Barcelona.

Diese reiche und stark bevölkerte, jetzt so gebeugte Hauptstadt von Catalonien wetteiferte an Wichtigkeit mit dem römischen Tarragona. Ihre Stiftung fällt ungefähr 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung; gewöhnlich nimmt man an, daß Hamilkar, der Vater Annibals, sie gebaut und ihr den Namen Barcino zu Ehren seiner Familie (Barca) gegeben habe.

Catalonien ist wegen seiner Lage die spanische Provinz, welche am meisten Verkehr mit dem übrigen Europa unterhält, und eben darum größere Mannichfaltigkeit in seiner Geschichte darbietet. Sie hat etwa 44 spanische Meilen von Norden nach Süden und 40 von Westen nach Osten; vor der kartaginensischen Eroberung war sie von vielerlei barbarischen Nationen besetzt; sie war die erste Provinz, welche von den Römern unter ihre Herrschaft gebracht, und die letzte, welche von ihnen verlassen wurde. Die Gothen besaßen sie nicht lange; Italien und der Norden von Europa, Asien und Afrika gaben ihr Herren. Aber auch die arabische Besetzung war von kurzer Dauer, da die Schlacht von Poitiers, welche Carl Martel gewann, diese Eroberer so schwächte, daß sie sich bis in den Süden von Spanien zurückziehen mußten. Nun aber, als Carl Martel dem Lande einen Prinzen von seiner Familie vorsetzte, begann für dasselbe die Glanzepoche seiner Geschichte. Die Regierung von Catalonien war unabhängig, der thätige Geist seiner Einwohner entfaltete sich; damals war es, daß die Catalonier Sicilien und Sardinien eroberten, mit dem griechischen Reiche es aufzunehmen wagten, und ihm selbst einen Theil von Griechenland entrissen, während zu gleicher Zeit Handel und Schifffahrt Europa Muster gaben und Künste und Wissenschaften mit der arabischen Civilisation wetteiferten. Nicht als ob die Catalonier eines beständigen innern Friedens genossen hätten, denn ihr stolzer, unruhiger Geist fand genug Anlaß zu Zwistigkeiten mit ihren eigenen und den übrigen spanischen Fürsten, aber er bewies auch schon damals, daß er sich deßwegen nicht in großen und nützlichen Unternehmungen stören lasse.

Diese kurzgefaßte Uebersicht der Schicksale Cataloniens enthält auch die Geschichte Barcelona's, denn in dieser Stadt, Leben und Brennpunkt des ganzen Landes, erhielten immer die großen Ereignisse desselben ihren Vollzug; hier entschieden sich die Kriege und die Zahl und Bedeutenheit der Belagerungen, welche Barcelona aushielt, machen sie in dieser Hinsicht zu einer der merkwürdigsten Städte in der Geschichte.

Von den Arabern besetzt, widerstand sie im J. 902 während 17 Monaten dem Feldherrn Ludwigs von Aquitanien, die Hälfte der Einwohner starb und die Befestigungswerke wurden ganz zerstört; dennoch hielten die Christen eine neue, merkwürdige Belagerung von den minder mächtig gewordenen Saracenen aus, in welcher sie unterlagen und Sklaven blieben, bis der Graf Bonel sie befreite. Im 15ten Jahrhundert stand Catalonien gegen seinen Souverän Johann II von Aragonien auf, und wurde zweimal (1462 u. 1472) streng belagert. Im J. 1640 war Barcelona der Brennpunkt des Aufstandes gegen Philipp IV, als nach 12 Jahren die Catalonier, der französischen Herrschaft müde, sich wieder mit Spanien vereinigten. Von neuem im Kriege mit Karl II (1689), unterlag Barcelona erst im J. 1697, nachdem die Laufgräben schon 52 Tage lang eröffnet waren. Im Erbfolgekrieg wurde es 1706 von Philipp V in Person, doch fruchtlos belagert. Als schon ganz Spanien die neue Dynastie anerkannt und selbst die Oesterreicher und Engländer Barcelona seinem eigenen Schicksale überlassen hatten, entschloß es sich doch, den vereinigten spanischen und französischen Waffen zu widerstehen. Diese Belagerung (1713) ist die merkwürdigste von allen; die Bürger zählten bloß auf sich selbst, Bataillone von Studenten, Fabricanten, Geistlichen, selbst von Weibern bekrönten die Mauern, vertheidigten die Breschen und schlugen alle Capitulationsanträge aus. Endlich, nachdem fast alle Werke genommen, fast alle Vertheidiger vernichtet und die Stadt selbst an verschiedenen Orten in Brand gesteckt worden, konnte der Marschall Berwik am 10 Sept. 1714 seinen Einzug halten. Catalonien verlor seine Landesfreiheiten, und Barcelona selbst einen Theil seines Umfanges, denn die neue Citadelle wurde an der Stelle gebaut, wo vorher 6000 Menschen ihre Wohnungen gehabt hatten. — Die neuern Belagerungen sind bekannt genug, um davon nicht sprechen zu müssen.

Diese berühmte Stadt, vortheilhaft am Meeresufer gelegen, nördlich durch eine Gebirgskette, südlich durch eine vereinzelte Anhöhe (Mons Jovis, Monjuich) bedeckt, nimmt das Ende eines herrlichen Thales ein, welches die Flüsse Llobregat und Besos bewässern, und ein sorgfältiger Anbau befruchtet. Zur Zeit der Carthaginenser bekrönte Barcino bloß den Hügel, welcher jetzt in der Mitte der Stadt liegt; zur Zeit der Römer begann Faventia Pia, Augusta (das waren ihre Namen) sich im Thale auszudehnen, aber die vielen Kriege waren ihrem Anwachs hinderlich; erst als Catalonien unabhängig wurde, nahm auch Barcelona den Rang unter den vornehmsten Städten Europa's ein.

Die Häuser von Barcelona sind einfach, solid und viele sogar mit Zierlichkeit erbaut, aber in einem Geschmack, der sich mehr dem nordischen nähert, und gegen die freundliche und auffallende Baukunst Andalusiens eintönig und traurig erscheint, um so mehr, da sie sehr hoch sind, und die meistens engen Gassen verfinstern. Unter den letzteren gibt es einige breite und schöne, besonders die Rambla, eine Art von innerem Boulevard, das von dem Fort de las Atarazanas herabkommt, la Riera ampla, die Straße des Conde del Asalto und die neue Ferdinandsstraße, wo die reichsten Gewölbe sind —; auch ist das Pflaster zu bemerken, welches aus viereckigen Steinen von einer oder anderthalb Palmen im Geviert besteht und von der Municipalität durch eine Art von Lotterie oder Ausspielung bestritten wurde. Die Seemauer, welche zum Spaziergang und selbst für Kutschen dient, ist ein erstaunliches Werk, welches nur darum nicht Bewunderung erregt, weil man schon daran gewöhnt ist; nicht minder schön ist die Landmauer, und beide bieten die interessantesten Aussichten dar. Von den öffentlichen Gebäuden, der Kathedralkirche, der uralten Pfarrkirche Santa Maria del Mar und andern Tempeln, dem königlichen Palast, wo der Generalcapitain wohnt, dem Zollhaus, der Börse, den Häusern der Municipalität und der Provincialdeputation, den Spitälern u. s. w. ist hier nicht der Ort zu sprechen; viele derselben sind durch das letzte Bombardement beschädigt, und das sogenannte alte Municipalitätsarchiv (welches man jedoch von dem Archiv der Krone Aragonien unterscheiden muß) sogar von den Flammen verzehrt worden — dasselbe Schicksal haben viele Privathäuser erlitten. Doch ist die Zahl der völlig zerstörten nicht groß, und viele haben den größten Schaden im Innern, da die Bomben alle Stockwerke durchbrachen, ohne daß jedoch die Façade litt; das Unheil war auch um vieles geringer, weil, wie es scheint, die meisten Zündgranaten in der Luft zerplatzten. Ein Ministerialblatt gibt die Zahl der beschädigten Häuser auf hundert und die der völlig zerstörten auf acht an, gewiß viel zu gering, obgleich noch immer viel zu viel, wenn man bedenkt, daß es nicht ein auswärtiger Feind war, welcher diesen Schaden anrichtete, noch daß die Nothwendigkeit es erheischte.

Der Hafen von Barcelona wird durch die Versandungen der Flüsse Llobregat und Besos immer unzugänglicher, und die Summen, welche zu seiner Verbesserung durch mehrere Auflagen zusammen gebracht werden, erhalten leider meistens eine andere Verwendung. Nur mittlere Schiffe, welche 10 bis 12 Fuß tief im Wasser gehen, können einlaufen, die größern bleiben auf der Rhede, wo sie den Winden von der See her ausgesetzt sind und bei dem geringsten Anschein von Gefahr sich entfernen müssen. Ungefähr 1000 Schiffe laufen jährlich aus und ein.

Barcelona cultivirt die Künste und Wissenschaften, nach Madrid ist keine andere Stadt in Spanien wo so viel gedruckt wird, besonders Uebersetzungen der großen französischen, mit Stichen versehenen Werke; freilich sind die Uebersetzungen nicht meisterhaft, aber sie dienen doch dazu, die geographischen, naturhistorischen ꝛc. Kenntnisse zu verbreiten. Indeß die Hauptsache sind die Fabriken, welche mehr als 25,000 Menschen beschäftigen und Baumwolle, Seide, Garn, Biberfelle, Eisen, Porcellan, Thon, Glas und eine Menge anderer Materialien bearbeiten. Auch hat sich eine Compagnie gebildet, welche mit den englischen und französischen Dampfschiffen rivalisiren will, und zu diesem Ende eine beträchtliche Gießerei angelegt hat. Eine Thätigkeit wie in Barcelona sieht man nirgends in Spanien; von allen Seiten erschallt das Getöse der Webstühle*) und Werkzeuge; Männer, Weiber und Kinder sieht man im Freien oder im Innern der Häuser und Laden und selbst auf den Dacherkern emsig wie ein Bienenschwarm sich bewegen, Räder und Cylinder umtreibend, Fäden drehend oder Nadeln durchstechend, um die rohen Stoffe zu Kunstwerken umbilden. Aber wenn der Sonn- oder Feiertag eintritt, da verläßt der Kaufmann sein Comptoir oder den Hafen und eilt nach seinem prächtigen Thurme (torre, Landhaus), um einen Tag des Landlebens mit seiner Familie zuzubringen; der Gewerbsmann läßt das Weberschiffchen ruhen und begibt sich mit seinen Freunden und Angehörigen nach Grazia oder Sarria zu einem fröhlichen Schmause, und wenn es Abend wird, so kehren alle vor der Thorsperre zurück, und ruhen in ihrer Wohnung aus oder hören in einem der schönsten Schauspielhäuser eine italienische Oper oder ein neues Melodram.

Das Gewühl von Barcelona, welches in einem nicht sehr ausgedehnten Umfange 150,000 Menschen faßt, wird nicht wenig durch den täglichen Zulauf von den nahen Oertern, welche Lebensmittel zum Verkauf senden, vermehrt. Barcelona ist das Lyon von Spanien, aber das Schicksal der Arbeiter ist daselbst bei weitem erträglicher — indessen ist eben der höhere Preis des Tagelohns und die geringe Benützung mechanischer Kräfte die Hauptursache, warum die wichtigste Industrie der Catalonier, d. h. die Baumwollenmanufactur, nur mittelst eines nicht mehr haltbaren Monopoliums existiren kann, und daher schon jetzt die Folgen des Pauperismus, wie in den großen englischen und französischen Fabrikstädten, sichtbar zu werden anfangen.

*) Unter 30,000 Webstühlen, die es in Catalonien gibt, zählt man nur 200, welche durch den Dampf oder Wasserfälle, die so häufig im Lande sind, getrieben werden.

Das längste Dampfboot.

(Courrier des Etats Unis.)

Zu Newyork wurde kürzlich ein Dampfboot vom Stapel gelassen, das seines Gleichen in der Welt nicht hat. Seine Länge beträgt 330 Fuß, sechs Fuß mehr als das Ungeheuer, welches gegenwärtig zu Liverpool für die Compagnie des Great Western erbaut wird. Das amerikanische Fahrzeug kommt indeß in seinen übrigen Verhältnissen dem englischen bei weitem nicht gleich. Das letztere wird über 3000 Tonnen Trächtigkeit haben, während das erstere kaum 1000 hat. Diese Verschiedenheit erklärt sich durch die geringe Breite und Tiefe des letztern: es ist nur $30\frac{1}{2}$ Fuß breit und 9′ 9″ tief. Es ist ein wahrer Wasserpfeil, ausdrücklich mit Rücksicht auf die größtmögliche Geschwindigkeit erbaut. Dieß seltsame Fahrzeug zeichnet sich übrigens durch die Schönheit und Zierlichkeit seines Baues und durch den Reichthum seines Salons aus, der nicht weniger als 300 Fuß Länge hat, und an dessen beiden Seiten sich zwei lange Reihen Cabinette hinziehen.

Um dieß Dampfboot in Bewegung zu setzen, werden zwei horizontale Dampfmaschinen zu dem Kaliber von 48, welche zusammen 450 Pferdekraft haben, verwendet werden. Die Räder sollen $32\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser und $12\frac{1}{2}$ Fuß Dicke haben. Die Maschinen, nach einem neuen Modell gebaut, um den Formen des Schiffes zu entsprechen, sind sehr platt und schmal, haben dagegen eine Länge von 48 Fuß. Dieß wunderliche Schiff ist für den Hudson gebaut, und soll zwischen New-York und Albany hin und her fahren. Man behauptet, die Geschwindigkeit desselben werde so bedeutend seyn, daß es diese Entfernung, 145 engl. Meilen (etwas über 32 deutsche) in sieben Stunden zurücklegen werde. Man ist auf die Idee ein solches Fahrzeug zu bauen erst nach mehreren Proben gekommen. Bisher versah das Dampfboot South-America den Dienst zwischen New-York und Albany am schnellsten, nämlich in acht bis neun Stunden. Letzteres Fahrzeug hat eine Länge von 266 Fuß bei einer Breite von $36\frac{1}{2}$ Fuß; man fand dieß noch nicht hinreichend und beschloß, nun ein noch längeres und noch schmäleres zu bauen. Dagegen hat das Dampfboot South-America nur Räder mit 21 Fuß im Durchmesser, und die Schaufeln haben 11 Fuß Breite.

Fortschritte der Seidencultur in Spanien.

Als Beweis, wie sehr man bestrebt ist, in Spanien die Seidencultur emporzubringen, führen wir aus dem Eco del Comercio vom 20 Febr. nachstehenden Artikel an.

Don Francisco Monfort hat eine interessante Schrift: „Apuntes sobre la industria de la seda morera filipina y los gusanos trevoltinos“ zur Verbesserung des Seidenbaues in Spanien bekannt gemacht. Er suchte sich vor mehrern Jahren mit großer Mühe eine Art Seidenwürmer zu verschaffen, die er gusanos trevoltinos nennt, und die sich an einzelnen Punkten Italiens befinden; ebenso eine Art weißen Maulbeerbaums, morera multicaule, von dessen Samen er eine größere Anpflanzung machte. Der Versuch fiel sehr glücklich aus: jener Wurm, genährt von diesem Blatt, gibt jährlich drei überaus reiche Ernten, und ist, wie der Baum in Spanien ohne jede Schwierigkeit zu akklimatisiren. Die morera multicaule ist in China heimisch, schnell und kräftig wachsend bis zu mächtigen Bäumen, oder auch leicht zu ziehen in Hecken und Spaliere zur Umzäunung; ihre außerordentlich großen Blätter dienen nicht bloß zur Zucht der Seidenraupen, sondern eignen sich auch eben so sehr zum Futter für jede Art Vieh; nur in äußerst dürrem Boden kommt sie nicht gut fort, sonst überall, und vorzüglich im sandigen. Der Verfasser hat aus seiner eigenen Anpflanzung Proben nach Barcelona, Zaragoza, Tortosa, Valencia, Madrid und andern Städten gesandt, und beschreibt dabei auf das genaueste die Behandlung. Von der allgemeinen Einführung dieser Zucht dürfte sich ein neuer Aufschwung der spanischen Seidenindustrie herschreiben, die jetzt noch immer aus verschiedenen Gründen darniederliegt, und die stets eine Hauptquelle des Reichthums für die Provinzen Valencia, Granada und Murcia bildete.

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Von hier aus nahm seine Reise (am 23 Junius ꝛc.) wieder eine südöstliche und östliche Richtung, über Tschai-Kiöi, Isakli, Ak-Schehr, Ilghun und Koniyeh bis Karabunar. Isakli liegt am Fuß des hohen Gebirgs Sultan-Dagh, von wo sich das Land nordöstlich bis zum großen Landsee von Ak-Schehr abdacht. Auf dem Wege zur Stadt dieses Namens ist der sogenannte Paß der großen Quelle (Olu Bunar Debrent) zu bemerken, weil dieß ohne Zweifel die von Xenophon erwähnte Quelle des Midas ist. Sieben englische Meilen weiter südöstlich führt nun der Weg durch wohlangebautes Hügelland, Dörfer und Gärten nach Ak-Schehr, welches nach vielen antiken Bauresten und Inschriften das alte Philomelium ist; den erwähnten großen See aber hält der Verf. für den See der vierzig Märtyrer. Die Stadt ist auch merkwürdig durch mehrere wohlerhaltene altsaracenische Gebäude, von denen eines durch Sultan Aladdin erbaut seyn soll. Ilghun war wie ausgestorben, die Pest herrschte dort.

Der Verf. eilte am 28 weiter und verließ die Hauptstraße, um das große Dorf Kadun-Khana zu besuchen und auf dem Begräbnißplatz mehrere Inschriften zu copiren; von dort ging er südwärts nach Bedel-Kaleh, das inmitten eines Waldamphitheaters auf einzelnen vulcanischen Kegeln liegt, und von den Ruinen eines alten Gebäudes, wahrscheinlich eines Klosters, eine wunderschöne Aussicht gewährt (es liegt 4500′ über der Meeres- und etwa 1300′ über der Thalhöhe). Fragmente griechischer Inschriften schienen der altchristlichen Zeit anzugehören. Gegen Abend erreichte er Ladik, einen elenden Ort, aber offenbar auf dem Grunde einer antiken Stadt erbaut, mit einer Menge von Ruinen, meist von dunkelm blaugeadertem Kalkstein. Die Inschriften gaben keine sonderliche Ausbeute; es leidet indeß keinen Zweifel, daß hier Laodicäa lag, dessen verbranntes Aussehen durch die vulcanische Natur des Bodens ringsum keineswegs erklärt wird, wie man wohl geglaubt, denn es findet sich nirgends eine Spur der Art. Der Ort mag also im Alterthum wirklich abgebrannt und wieder aufgebaut worden seyn. Nach Durchwanderung einer

dürren traurigen Ebene erreichte er Nachmittags den 29 die Stadt Koniyeh, die ihm mit ihren saracenischen Gebäuden und Gärten wie eine Oase in der Wüste erschien. Schon der Begräbnißplatz vor der Stadt hat einen ganz orientalischen Charakter; auf den Stadtmauern erheben sich viereckige Thürme, reich verziert mit Karniesen, Arabesken, Löwenköpfen und arabischen Inschriften. Ueber dem Thor steht eine kolossale Heldenfigur, gestützt auf eine Keule mit einem Löwenfell, wie ein Hercules, — leider ohne Kopf. In der Thurmwand darüber ist ein Hautrelief von mehreren Figuren, offenbar byzantinisch; noch höher große arabische Inschriften. Obgleich das Innere der Stadt den Eindruck einer ärmlichen Gegenwart machte, beschloß der Verf. doch einige Tage dort zu verweilen und die Spuren des alten Iconium näher zu untersuchen. Er beginnt seine Beschreibung mit einer Untersuchung und Bestimmung des Weges, den Cyrus durch diesen Theil Kleinasiens genommen hat, und geht dann zur jetzigen Beschaffenheit der Stadt über, die großentheils sehr verfallen ist. Auf dem Gipfel des Festungsberges steht eine vom Sultan Aladdin erbaute und nach ihm genannte Moschee, die aber nicht so schön ist, wie die „mit den zu den Sternen reichenden Minarets." Diese unglaublich reichen und zierlichen Thürme sind aus glasirten bunten Ziegeln erbaut, mit vorherrschend rother und blauer Farbe. — Interessant ist auch ein altes türkisches Gefängniß, mit Thürmen, Mauern und Gräben, ähnlich denen einer gothischen Burg, und die Wälle und Thürme der Stadt im saracenischen Styl. Der Verf. kommt hier auf seine frühere Bemerkung zurück, daß der gothische Baustyl, namentlich auch der Spitzbogenstyl aus der Vereinigung der byzantinischen und arabischen Bauart hervorgegangen zu seyn scheine.

In den folgenden Tagen machte der Verf. von Koniyeh aus eine Tour nach Sarai-Kiöi, am Fuß des Kara-Burdscha, einem vulcanischen Berge mit vielen Höhlen und Grotten, wohin die Griechen der Gegend häufige Wallfahrten machen, und fand dort einige Reste sogenannter cyklopischer Mauern. Dann ging er weiter nördlich nach Zillieh, einem Orte von 800 Häusern, wo nur Griechen wohnen, die den Türken nicht unterworfen sind. Nach der Tradition haben sie sich bei der Eroberung von Iconium hier angesiedelt und in Unabhängigkeit zu erhalten gewußt. Iconium war bekanntlich zu Cicero's Zeit ein bedeutender Ort, wo er sich auf dem Marsche nach Cilicia zehn Tage aufhielt; wichtiger aber ist, daß Paulus und Barnabas, nach ihrer Vertreibung aus Antiochia, in der jüdischen Synagoge von Iconium predigten, bis sie, auch von hier verjagt, sich nach Lystra und Derbe in Lycaonien flüchteten.

Am 3 Julius setzte der Verf. seine Reise weiter fort, immer östlich über Ismil nach Kara-Bunar. Am ersten Tage beobachtete er viele Luftspiegelungen in der Ebene, die wie ein großes Wasser erschien, während man die wirklich vorhandenen Gegenstände hoch darüber erblickte u. s. w. Zuweilen traten aber auch die Umrisse des hohen Gebirgs Kara-Dagh jenseits der Ebene deutlich hervor. In Ismil, das in 8 Stunden erreicht ward, fielen ihm die großen Schafheerden auf, weil schon Strabo von dem Tetrarchen Amyntas in Lycaonien meldet, daß er 300 Heerden besessen habe: vielleicht waren dieß ihre Nachkommen. Am nächsten Tage sah er bald den vulcanischen Bezirk von Kara Bunar vor sich und fern im Südosten den hohen Taurusrücken. Die Stadt hat manche Spuren frühern Reichthums; noch jetzt werden jährlich 20 bis 25,000 Okas Salpeter daselbst gewonnen, die auf Lieferung in Konstantinopel mit 36 Paras per Oka bezahlt werden, was bei der großen Entfernung aber nicht lohnend ist. Der Aga ist aber gezwungen, ein bestimmtes Quantum dafür zu liefern, und darf sonst nichts verkaufen.

Von hier wandte er sich nordöstlich, die hohen Gebirge des Karadscha-Dagh und Hassan-Dagh rechts lassend. Der letztgenannte Berg erhebt sich wie eine gigantische Pyramide hoch über den ganzen Gebirgszug. Uebrigens durcheilte er möglichst rasch die einförmigen Ebenen dieses Landstrichs und kam am 7 Abends in die zerstörte Stadt Ak-Serai. Von hier aus machte er zuerst einen Ausflug südöstlich nach den Ruinen von Euran Scheher, am Fuß des schon erwähnten 8000 Fuß hohen vulcanischen Hassan-Dagh. Der Weg führt an einem Salzsee vorbei, an dessen Südseite gegen die Felswand gebaut das Dorf Halvar-Dere liegt. Auf der Höhe dieser Vorberge führt ein enger Felspaß (Demir Kapu oder das eiserne Thor) zu einem großen hügeligen Raum, bedeckt mit vielen cyklopischen Mauerresten der ältesten Zeit, die sich sofort als die Reste einer alten und bedeutenden Stadt darstellten. Besonders auffallend waren die vielen Thore und Portale, oben durch einen einzigen großen Steinblock gedeckt, ähnlich den Gräbern von Knidus. Weiterhin zeigten sich auch unterirdische hellenische Grabstätten. Inmitten dieser Gräber waren die Ruinen einer großen Kreuzkirche im altbyzantinischen Styl, offenbar neuern Ursprungs als die übrigen Gebäude, vermuthlich zu Anfang des 4ten Jahrhunderts von Gregorius, dem Vater des Gregorius Nazianzenus, erbaut; denn Hr. Hamilton hält diese Ruinen für die Reste der Stadt Nazianzus (die auf dem Jerusalem'schen Itinerarium auch unter dem Namen Anathiango vorkommt), und also den Hassan-Dagh für den Berg Athar. Ak-Serai läge demnach an der Stelle des alten Archelais, und zwischen diesem Orte und Halvar-Dere finden sich wieder auf einer Anhöhe viele massive Mauern und eine Menge römischer Ziegel, wahrscheinlich dem alten Momoasson angehörend.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Celtische Alterthümer. In der Gesellschaft der englischen Alterthumsforscher am 16 Februar legte ein Dr. Bromet die Beschreibung eines behauenen Steines vor, der einen Theil eines Cromlechs zu Loc Mariaker in der Bretagne ausmacht. Die ausgehauenen Gegenstände sind gerade Linien, und Kreise, die etwas einer Blume oder den Speichen eines Rades ähnliches einschließen. Dr. Bromet hält dieß, im Widerspruch mit den bisherigen Ansichten, für Buchstaben oder Zahlen, verweist dabei auf Cäsars Nachrichten über die Schreibart der Druiden, und macht aufmerksam darauf, daß aus einer Vergleichung mit alten asiatischen Inschriften sich wohl manches erklären lassen könne. (Litt. Gaz. vom 25 Februar.)

Indische Literatur. In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft am 11 Febr. wurde eine interessante Uebersicht der indischen Literatur vorgelesen, die der Verfasser, Hr. Stevenson, in brahminische, buddhistische, mohammedanische, persische und neuindische eintheilt. Die Litt. Gaz. vom 25 Febr. gibt einen Auszug der Bemerkungen über die erste, der freilich des Interessanten wenig enthält, was indeß vermuthlich nicht die Schuld des Verfassers, sondern des Extractors ist, denn Stevenson ist einer der wenigen angloindischen Gelehrten, welche die indische Civilisation nach den verschiedenen Zeiten und Völkern am schärfsten beurtheilt haben, und der Gesammtaufsatz möchte wohl höchst interessante Details enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1843.

Dick Aberdaron.

(Aus den Mittheilungen eines deutschen Reisenden.)

Als ich einmal während meines Aufenthalts zu Carnarvon in Nordwales (im Jahre 1840) einen Gang durch die Stadt machte, fiel mir ein Mann auf von sonderbar ärmlicher Kleidung, mit einem ungewöhnlich langen Bart, welcher nebst dem buschigen Haupthaar das Gesicht verdeckte. Ich ging an ihm vorüber, konnte mich aber nachher nicht enthalten, wiederholt nach ihm umzublicken, so ungewöhnlich war sein Aufzug. Nach einiger Ueberlegung schloß ich am Ende, er müsse ein Jude seyn, denn solchen Bart hatte ich in England nur bei Söhnen Israels gesehen.

Einige Tage später stieß ich in der Biographie des „Barden vom Snowdon," Richard Llwyd, auf die Beschreibung eines eben so armen als originellen Mannes, dessen sich Llwyd thätig angenommen hatte. Augenblicklich stand das Bild des vermeintlichen Juden vor meinen Augen, und es wurde mir klar, daß Dick Aberdaron (so hieß der Günstling des patriotischen Dichters) nicht anders aussehen könne, als der Mensch, den ich kürzlich gesehen hatte. Allein Dick war, nach der kurzen Notiz, die mir vorlag, im Jahre 1780 geboren, die Notiz selbst war schon vor drei Jahren geschrieben; wie leicht möglich, daß der Mann unterdessen gestorben war! und wie wenig wahrscheinlich war es, daß ein Zufall mir den Menschen vor die Augen gebracht haben sollte, welchen persönlich kennen zu lernen ich durch jene Beschreibung so begierig geworden war!

Ich erkundigte mich auf der Stelle, ob Dick Aberdaron noch lebe und ob er in der Stadt sey; beides wurde mir bejaht. Natürlich mußte ich ein solches Original sehen. Allein ihn in mein Logis kommen zu lassen, war nicht thunlich, denn das fragliche Subject war von zu bettelhaftem und schmutzigem Aussehen, als daß die Eigenthümerin es mit der „Respectabilität" ihres Hauses hätte vereinigen können, ihm den Eintritt zu gestatten. So blieb mir denn nichts übrig, als ihm in seiner Wohnung meine Aufwartung zu machen, wobei ich auf den Vortheil rechnen konnte, ihn in seiner gewöhnlichen Umgebung, in seinem Seyn und Wesen getreuer beobachten zu können. Ich ließ mir also den Weg zu seiner Wohnung weisen. — Ehe ich jedoch meine Leser zu unserem neuen Bekannten führe, muß ich sie mit der Person, die ich ihnen vorstellen will, vorläufig bekannt machen.

Der Vater unseres Dick (die familiäre Verketzerung von Richard), genannt Robert Jones, ein Zimmermann, lebte in Aberdaron, einem Städtchen an dem südlichen Ende der Halbinsel, welche einen Ausläufer von Carnarvonshire bildet; hier wurde Dick im Jahre 1780 geboren, und von seinem Geburtsort hat er den Namen Aberdaron, unter dem ihn das Volk in Wales kennt. Sein Vater wollte ihn in seinem eigenen Handwerk unterrichten; allein abgesehen von körperlichen Mängeln, welche den Knaben zur Handarbeit untauglich machten, namentlich Schwäche des Gesichts, stellte sich ein erhebliches Hinderniß in den Weg, nämlich ein auffallender Mangel an Gelehrigkeit und Fassungskraft für alles in der Welt, außer — den *Sprachen*. Für letztere hat er aber ein außerordentliches Talent von Jugend auf gezeigt, so wenig auch diese Gabe durch Umstände und Lebenslage begünstigt wurde, denn vor seinem neunten Jahre kam er nicht so weit, daß er die Bibel in seiner Muttersprache, d. h. welsch, lesen lernte, er hatte nur seine Mutter und einen jüngern Bruder zu Lehrern. Später versuchte er englisch zu lernen, fand es aber sehr schwer; als Grund dieser Schwierigkeit gab er in reifern Jahren den Umstand an, daß im Englischen die Orthographie nicht recht festgesetzt sey, und daß die Aussprache alle zehn Jahre sich verändere.

In seinem 15ten Jahre fing er unter der Leitung eines Cameraden an, Latein zu lernen. Wiewohl er nicht mit den andern Knaben in die Schule gehen durfte, wußte er doch häufig Wege zu finden, um in das Schulzimmer zu kommen, wenn die Andern weg waren, und aus den Büchern, die er daselbst antraf, soll er nach der Angabe einer Person, welche ihn damals kannte, in Einem Monat mehr gelernt haben, als irgend ein anderer Knabe in sechs Monaten zu lernen im Stande war. Um diese Zeit lernte er auch schreiben, völlig ohne fremde Anleitung; seine Handschrift ist zwar steif und ohne Fluß, aber sehr deutlich, und er weiß sie auf jede Sprache

mit gleicher Leichtigkeit anzuwenden. Ungefähr in seinem 19ten Jahre hatte er Gelegenheit, von einem welschen Barden, Evan Richards, eine griechische Grammatik zu kaufen; durch beharrliches Studium derselben brachte er es in kurzem dahin, daß er Griechisches lesen und verstehen konnte: er hat namentlich Homer und Hesiod im Original gelesen. So ging es Schritt vor Schritt weiter; das Jahr darauf wurde er mit einem Auszug aus Burtorfs hebräischer Grammatik bekannt: dieser Umstand gab ihm den Gedanken ein, Hebräisch zu erlernen, und es mag dazu dienen, die Geistesart unseres Autodidakten zu charakterisiren, wenn ich die folgenden Zeilen aus einem Schreiben von seiner Hand mittheile. „Wären nicht die Umstände dagegen, so möchte ich wohl ein wenig hebräische Musik studiren. Kurz ehe ich Hebräisch zu studiren anfing, hatte ich einen Traum, und ich sah in meinem Traum Johann Burtorf, wie er hebräische Psalmen zur Harfe sang, namlich wahrend er Psalmen sang, spielte er die Harfe mit seinen Handen, und sang dazu mit seiner Stimme. Er stand auf einer Mauer meines Vaters Hause gegenüber.“ Als ein Freund ihn fragte, wie er denn habe wissen und verstehen können, in welcher Sprache Burtorf sang, wenn er nicht schon angefangen gehabt habe Hebräisch zu lernen, gab er zur Antwort, er habe zur Zeit, wo er jenen Traum gehabt, noch sehr wenig vom Hebräischen gewußt; aber Burtorf habe den 12ten Psalm gesungen (Richard sagte denselben auswendig her), und habe ein hebräisches Buch mit Punkten vor sich liegen gehabt, seine Harfe sey sehr groß gewesen und habe die Gestalt der alten welschen Harfe gehabt.

Alle diese Kenntnisse in Sprachen erwarb sich Richard im elterlichen Hause, nicht nur ohne äußere Begünstigung, sondern sogar unter dem härtesten Kampf mit Hindernissen, welche jeden zurückgeschreckt haben würden, der nicht von einem durchaus unerschütterlichen Entschluß beseelt gewesen wäre. Die Zeit, welche Richard den Sprachen widmete, hätte er nämlich nach der Meinung der Seinigen auf Holzsägen, Feldarbeit, Fischfang u. dgl. verwenden sollen. Allein statt Fische zu fangen, setzte er sich ans Meeresufer und las in einer Grammatik, und statt auf dem Felde zu arbeiten, versteckte er sich in eine Hecke, wie sie in England als Feldgranzen dienen, um ungestört zu studiren. Seine Unfahigkeit zu Handarbeiten und seine leidenschaftliche Neigung Sprachen zu lernen, zog ihm den Zorn seines Vaters zu, der von Warnungen zu Drohungen, von Drohungen zu Schlägen schritt, wenn er ihn zu einer Zeit, wo er hatte an der Arbeit seyn sollen, hinter den Büchern fand; der ältere Bruder that es in dieser Behandlung dem Vater gleich, kurz, man behandelte ihn auf eine Weise, für welche nur die Armuth der Familie und ihre völlige Unbekanntschaft mit dem Gegenstand der Studien Richards als Entschuldigung dienen können.

Im Jahre 1804 durfte Richard seinen Vater auf einer Reise nach Liverpool in einem kleinen Boot begleiten. Bei seiner Ankunft in der Stadt war das erste Geschäft Richards, einen Buchladen aufzusuchen; hier wurden einige Personen durch das Auffallende seiner Erscheinung aufmerksam auf ihn, und da sie fanden, daß er Sprachkenntnisse habe, gaben sie ihm einige Geldunterstützung und versahen ihn nachher mit englischen, lateinischen und griechischen Büchern. Allein die Freude über dieses Glück sollte nicht lange währen: auf der Heimfahrt scheiterte das Fahrzeug an der Küste von Carnarvonshire und füllte sich mit Wasser, so daß die Bücher alle theils verloren gingen, theils verderbt wurden. Noch größer war das Mißgeschick, welches ihn daheim erwartete: in gleichem Verhältnisse mit seinem Wissensdurst stieg auch die Härte, mit der ihn sein Vater mißhandelte, so daß einige Schläge mit einem Schüreisen, welche auf seinen Rücken fielen, ihn bewogen, seine kleine Bibliothek zusammenzupacken und das elterliche Haus zu verlassen. Von da an beginnt die zweite Periode seines Lebens.

Richard schlug den Weg nach Carnarvon ein, ohne auch nur einen Penny Reisegeld zu besitzen; er sah sich demnach genöthigt, einen Theil seiner Bücher zu verwerthen, und da sein Bündel je länger je leichter wurde, so langte er endlich am Ziel seiner Wanderung wohlbehalten an. In Carnarvon verkaufte er einige weitere Bücher, so daß ihm nur noch ein lateinisch-griechisches und ein lateinisch-welsches Wörterbuch übrig blieb, von denen er selbst in der äußersten Noth sich nicht zu trennen entschlossen war. Nun wanderte er weiter nach Bangor, wo er das Glück hatte die Aufmerksamkeit des damaligen Bischofs, Dr. W. Cleaver, auf sich zu ziehen. Dieser entdeckte, daß seine Sprachkenntnisse für einen Menschen in seiner Lage ganz ungewöhnlich seyen, verschaffte ihm anständige Kleider, ermunterte ihn zur Fortsetzung seiner Studien, indem er ihm einige werthvolle Bücher zum Geschenk machte, und nahm ihn in seinen Dienst, indem er ihn in Garten und Feld beschäftigte. Ob Richard der Ansicht war, daß diese Arbeiten seinen Studien zu viel abbrechen, oder ob ein anderer Umstand sein Verhaltniß zu dem Bischof störte, weiß die Geschichte nicht zu entscheiden; so viel ist gewiß, daß Richard nach einem zweimonatlichen Aufenthalt der Einladung eines Geistlichen nach Anglesea folgte. Während seines dortigen Aufenthaltes machte er die Bekanntschaft einiger Emigrés, welche ihn mit einer französischen Grammatik versahen; aus dieser lernte er mit Hülfe jener Franzosen so viel, daß er nicht nur Französisch lesen, sondern auch mit einem guten Accent sprechen kann. Später hat er sich gleiche Kenntniß des Italienischen verschafft, und er soll im Stande seyn, in beiden Sprachen mit gleicher Leichtigkeit sich zu unterhalten, indem er die Sprache, in welcher man ihn anredet, nie wechselt, so lange man darin fortspricht.

In Anglesea traf der Bischof von Bangor bei einem Besuch, welchen er jenem Geistlichen abstattete, unsern Richard, und benützte diese Gelegenheit, ihm zu erklären, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe, und bald nach diesem Besuche des Bischofs verließ Richard auch dieses gastliche Haus, und begab sich nach Liverpool, wo dieselben Männer, welche ihm bei seinem ersten Besuch in dieser Stadt beigestanden waren, sich freundlich seiner annahmen. Sie machten zuerst den Versuch, ihn ordentlich zu beschäftigen; da aber dieß mit Holzsägen, was er gelernt zu haben behauptete, nicht gelang, so verschaffte

man ihm eine Lage, in der er freie Muße hatte seine Studien fortzusetzen: man gab ihn einer Person ins Haus, welche zugleich sich verpflichtete, sein Benehmen zu beobachten und ihn an Reinlichkeit zu gewöhnen. Dick hatte jedoch nicht weiter als ein Halbjahr hier zugebracht, als er unruhig und seiner Lage überdrüssig wurde. Da er häufig den Wunsch äußerte, in seine Heimath zurückzukehren, so versah man ihn mit einer kleinen Summe Geldes, und so verließ er Liverpool wieder mit einigen hebräischen und arabischen Büchern, die man ihm geschenkt hatte.

So versehen betrat er wieder das Haus seines Vaters, der (nach Dick's eigenem Ausdruck) „nicht so grimmig gegen ihn war, so lange er für den Unterhalt bezahlt wurde, als zu der Zeit, wo er mit leeren Händen bei ihm studirt hatte." Allein die kleine Casse war bald erschöpft, und Richard mußte wieder helfen Balken sägen zu Fischerbooten, wiewohl sein Vater „sie nachher nicht zu diesem Zweck verwandte, und das Bauholz unvorsichtiger Weise verfaulen ließ." Bald ergaben sich aufs neue Mißverhältnisse zwischen Richard und seinem Vater und die frühere barbarische Behandlung wiederholte sich. Daher verließ er zum zweitenmal das väterliche Haus, begab sich nach Liverpool, und als er dort in die Nothwendigkeit kam sich von seiner hebräischen Bibel zu trennen, beschloß er eine Reise nach London zu machen, um — eine andere hebräische Bibel daselbst zu kaufen, und zugleich Unterricht im Chaldäischen und Syrischen zu suchen. Er verließ im Sommer 1807 Liverpool, einen kleinen Bündel auf dem Rücken, eine lange Stange in der Hand, um welche eine Straßenkarte gerollt war, die wenigen Bücher, die ihm übrig geblieben waren, in den verschiedenen Falten und Taschen seiner Kleidungsstücke angebracht. Da aber in London seine Wünsche nicht in Erfüllung gehen wollten, schlug er den Weg nach Dover ein, wahrscheinlich nicht ohne den Gedanken, auf den Continent überzusetzen. Doch hier wendete sich sein Geschick: er fand unter der Leitung eines wohlwollenden Aufsehers Beschäftigung auf der königlichen Schiffswerfte und verdiente sich einen Taglohn, mit dem er nicht nur seine Bedürfnisse bestreiten, sondern auch den Rabbi Nathan, einen tüchtigen Hebraisten, für den Unterricht und die Bücher, deren er dazu bedurfte, bezahlen konnte. Während seines Aufenthaltes zu Dover hatte Richard wieder einen Traum, dessen Inhalt er nebst einer Zeichnung dem Papier anvertraut hat: „ich sah mich in einem Traum auf einer Ebene, nahe dem Fluß von Babylon, wo ich die Harfen der Gefangenen Israels an den Weiden aufgehängt sah (Ps. 137), und ich sah die Weiden zu einer außerordentlichen Höhe gewachsen und die Harfen waren an denselben aufgehängt bei der Nacht, während es Regenwetter war." — Im Jahre 1810 kehrte Richard von Dover nach London, und von da, mit Unterstützung der Welsh Bardic Society, nach Wales zurück. Er hielt sich bald in Bangor, bald in Chester, bald in Liverpool auf: in letzterer Stadt war es besonders William Stanley Roscoe, der sich seiner annahm: er ließ sich von Richard seine Lebensgeschichte erzählen und gab dieselbe (im J. 1822) zu seinem Besten heraus; er nahm so viel ein, daß er ihm 10 Jahre lang wöchentlich 6—8 Shillinge geben konnte. Das Capital ging auf, und von da an war Dick wieder an die zufällige Wohlthätigkeit des Publicums gewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprachen der Negritos.

Unter dem Namen Negritos versteht man bekanntlich eine Menge verschiedener Stämme, welche in ihrem physischen Charakter sich dem afrikanischen Typus nähern, und sich über eine lange Inselreihe von den Andamans bis zu den Fidschi-Inseln im Osten und von Formosa im Norden bis Vandiemensland im Süden verbreiten. In den Molukken scheinen sie die ursprünglichen Einwohner zu seyn, die vor der herrschenden Malayenrace da waren. Von Neuguinea südlich und östlich sind sie die einzigen Bewohner großer Inseln. Ihre körperliche Gestalt zeigt sehr verschiedene Racen an, aber das Zeugniß der Sprachen ist bis jetzt noch vernachlässigt worden. In der Versammlung der philologischen Gesellschaft am 10 Februar las Hr. Latham eine Abhandlung darüber vor, und theilte, nachdem er die verschiedenen Wohnsitze aufgezählt, eine Anzahl Wörterbücher mit, deren Umfang jedoch noch immer bei weitem nicht hinreicht, um ein Urtheil zu fällen. Am reichlichsten waren die Mittheilungen über den australischen Continent. Im Allgemeinen zog der Verfasser aus seinen Mittheilungen folgende Schlüsse: 1) daß die Sprachen jeder einzelnen Insel, selbst Australiens, radical dieselben seyen; 2) daß die Sprachen von Neuguinea, Neuirland, den Salomonsinseln, den neuen Hebriden und wahrscheinlich auch Neucaledonien radical dieselben seyen; 3) daß zwischen den Sprachen von Vandiemensland und Australien Verwandtschaft bestehe, und 4) daß die Sprachen sämmtlicher Negritostämme, von denen wir Wörterbücher besitzen, in derselben Weise miteinander verwandt seyen, wie die indogermanischen Sprachen. (Athenäum vom 25 Februar.)

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 11 Julius verließ der Verf. Af-Serai und wandte sich nordwestlich zum großen See Tuz-Giöl und an diesem hin bis Kodsch-Hissar. Er bemerkt, daß der durch die Stadt und später in den See fließende Beas-Su wahrscheinlich der Fluß sey, der bei den Alten als südlicher Arm des Halys vorkommt (oder des Kizil-Irmak), und daß dieser Arm, wie er auf allen frühern Karten verzeichnet ist, gar nicht existirt. Die Gegend zwischen dem Gebirgsrücken im Osten und dem großen See hat wieder einen ähnlichen Charakter, wie die Ebenen zwischen Konieh und Kara Bunar. Die Bewohner sind meist Turkomanen, Hirten. Bei Sonnenuntergang, wenn die großen Heerden von Schafen und anderem Vieh heimkommen, die weiten Ebenen nach allen Richtungen in langen Reihen durchziehen, und nun die Mädchen und Kinder aus ihren Zelten kommen und laut rufend umherlaufen, um die ihnen gehörigen Thiere herauszufinden und in die besondern Stallungen zu treiben, während die Frauen vor ihren Zelten und Behausungen

Feuer anzünden, ihren heimkehrenden Herren die Abendmahlzeit zu bereiten, dann bildet dieß geschäftiggrührige Leben und Treiben einen seltsamen Contrast mit der lautlosen Stille des Tages, wo die Lagerplätze fast verödet und verlassen scheinen. Dem Fremden wird indeß die Freude an solchen Abendscenen durch den übeln Geruch der Kochfeuer gestört, da in diesen holzarmen Gegenden nichts gebrannt wird als Kuhdünger mit Lehm gemischt. Und eben darin liegt auch ein großes Hinderniß der bessern Cultur des Landes, weil die Kraft des Düngers auf solche Weise dem Boden entzogen wird. Uebrigens zerfallen die Bewohner dieses Theils von Kleinasien im Ganzen genommen in vier Classen: 1) Türkische Bauern, die in Dörfern wohnen und Land- und Gartenbau treiben. Obgleich viele davon in den Sommermonaten der Hitze wegen in kühlere Gebirgsgegenden wandern, haben sie doch alle feste Wohnungen, und zwar ordentliche Häuser. 2) Turkomanen, jenen in mancher Hinsicht sehr ähnlich, auch den Winter über an bestimmten Plätzen wohnend, die jedoch nur rund, von Zweigen geflochten und mit Decken belegt sind, und fast nie Ackerbau, sondern nur Viehzucht treibend, und den ganzen Sommer mit ihren Heerden von Schafen, Rindvieh und manchmal auch Kamelen umherwandernd. 3) Curuken, eigentliche Nomaden, die, wie man sagt, türkisch sprechen, sonst aber den Kurden weit ähnlicher sind, als Hirten und Kohlenbrenner immer in den Gebirgswäldern leben, und zwar in Zelten von schwarzem Ziegenhaar. 4) Die Kurden, die wildesten von allen, die unter ihren eigenen Stammführern ein ganz unabhängiges Leben führen und außer der allgemeinen Schafzucht auch besonders Pferdezucht treiben. Sie haben ihren Aufenthalt meist in zwei ganz verschiedenen Districten, Sommers in einem, Winters im andern, sind aber, mit Ausnahme der Euphratgegend im Süden des Argäusgebirgs, in Kleinasien nicht zahlreich und in neuerer Zeit etwas zahmer geworden. Das Verbergen und Verhüllen der Weiber vor dem Auge des Fremden ist nur bei den eigentlichen Türken Sitte, nicht bei den andern drei Classen.

Die Turkomanen in dem Bezirke zwischen Ak-Serai und Kodsch-Hissar gehören zu dem großen Stamm der Beroglu-Assirete Turkomanen, die auf 8 bis 10.000 Mann geschätzt werden und deren Chef in Sari-Karaman lebt (wovon später die Rede ist). Er ist ein von der Pforte angestellter Woiwode, gehört aber zu ihrem eigenen Stamm. — Neben der Hirtenwirthschaft ist ihre Hauptbeschäftigung der Transport von Blei und Kupfer aus den Minen des östlichen Kleinasiens nach Konstantinopel; sie erhalten dafür nominell 100 Piaster per Ladung (load), wirklich aber nur 25, indem Dreiviertel als Abgabe zurückgehalten wird. Im Gebirge leben außer ihnen auch Kurden, die im Sommer bis an den Fuß des Hassan-Dagh streifen.

Am 12 Julius ging der Weg nordwestlich durch das sumpfige mit Salzkruste bedeckte Uferland des großen Salzsees Tuz-Gjöl, das fast von aller Vegetation entblößt ist, bis die Vorhöhen des Gebirgs weiterhin ans Ufer herantreten, von wo man die ganze Fläche der Salzkruste und des Wassers dahinter übersieht, so weit das Auge reicht, denn das jenseitige Ufer ist nicht sichtbar. In Kodsch-Hissar, einem großen Turkomanen-Dorf, mußte der Verf. den 13 verweilen, weil keine Kamele zu bekommen waren, und ritt an das Ufer des Sees, um einen Dammweg zu besichtigen, der quer hinüber führt an das hier näher herantretende gegenseitige Ufer und von den ottomanischen Sultanen erbaut seyn soll, jetzt aber ganz zerstört und mit einer dicken Salzkruste überzogen war. Der Salzhandel ist Regierungsmonopol, wofür der Pascha von Koniyeh 26 Beutel bezahlt und 34 einnimmt, also nur 8 Beutel (circa 480 fl.) jährlich gewinnt.

Am 14 ging's mit Kamelen weiter, doch jetzt wieder ostwärts, den Bergen entgegen, wo reiche Lager von Alabaster den Verf. an eine darauf bezügliche Stelle des Strabo erinnerten. Am 15 bemerkte er, unweit Boghaz Kiöi, bei einem Wasser, Namens Ak-Bunar, einen Berg voller Höhlen, in welchen jetzt die Kurden vor den Türken, ehemals wohl die Christen vor ihren heidnischen Verfolgern Schutz suchten. Nachmittags erreichte er Sari-Karaman, und fand dort den obenerwähnten Bey des Turkomanenstammes, einen schönen Mann in glänzender bunter Tracht. Die Turkomanen dieser Gegend sind berühmt wegen ihrer trefflichen Pferdezucht. Die Straße durchläuft hier ein hügeliges Vorland an der Nordostseite desselben Gebirgsrückens, an dessen Südwestseite der große Salzsee liegt, nämlich des Kodschah-Dagh, und wird zuweilen von tiefen Schluchten durchschnitten, die ihre Wasser dem etwa 2 Stunden weiter nördlich (in der Richtung von Südost nach Nordwest) fließenden Kizil-Irmak zuführen (dem Halys, welcher, nach langem Laufe nordwärts, unweit Sinope ins schwarze Meer fällt). Eine dieser Schluchten bei Tatlar ist besonders interessant durch die Basaltformation und die ganze vulcanische Beschaffenheit der anstoßenden Höhen, auf welchen die Ruinen einer alten Festung liegen. Die seltsam romantische Lage des Orts paßt sehr wohl zu den wunderbaren Sagen, die dort im Schwange sind, besonders von einem geheimnißvollen Buche, das, in einer der vielen Höhlen aufbewahrt, Verderben über jeden bringen soll, der es wegzunehmen sich unterfängt, und unfehlbar am nächsten Tage wieder an derselben Stelle liegt. Man erlaubte Hrn. Hamilton, dieses Wunderbuch zu besehen, doch mit vielen ernsten Warnungen, es nicht zu berühren. Zwei alte Männer mit Wachskerzen führten ihn in die Höhlen, die in großer Menge in den Tuffsteinfelsen hineingehauen sind, und deren eine aus drei abgesonderten Gemächern besteht. In dem mittlern Raum sind zwei kleine Altäre und auf einem derselben lag das Buch, ein griechisches Menologion auf Pergament geschrieben, wahrscheinlich aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert, aber stark beschädigt. Die Wände der Höhle waren von Rauch geschwärzt, doch ließen sich bei näherer Besichtigung gemalte Figuren in altbyzantinischem Styl darauf erkennen, und darunter eine im Waffenrock, vermuthlich den h. Georg von Kappadocien darstellend. Auch sind an den Wänden viele, meist neugriechische Inschriften, und obgleich in Tatlar keine Griechen wohnen, wird der Ort noch immer von fernwohnenden Griechen, wie auch von armenischen Pilgern besucht. Unter den übrigen Höhlen war eine offenbar eine griechische Capelle, anscheinend von hohem Alter. Die Reste der Festung auf der Höhe mit ihren runden Thürmen sind dagegen von der neuern Bauart des Mittelalters.

(Fortsetzung folgt.)

Ein tragbarer Apparat zum Ausbrüten der Eier wurde kürzlich von einem Hrn. Todd erfunden. Derselbe hat außer der Tragbarkeit auch noch den Vortheil, daß man nur wenig Acht geben darf auf das ganze Verfahren, und daß die Kosten, um denselben in der gehörigen Temperatur zu erhalten, nur gering sind. Das Ganze ist in einem Gefäß von cylindrischer Form eingeschlossen, besteht aus Eisenblech und hat nur 24 Zoll im Durchmesser und 22 Zoll Höhe. (Athenäum vom 25 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1843.

San Sebastian in Guipuzcoa.

Wenn Barcelona in Ungnade gefallen ist, so genießt dagegen San Sebastian die Gunst der heutigen Regierung von Spanien, welche letzthin die Militärbehörden, deren Sitz immer in Vitoria war, dahin übertragen hat. San Sebastian verdient übrigens eine Auszeichnung wegen des Contrastes, welchen der constitutionelle Geist der Einwohner immer gegen die erpichte Anhänglichkeit der übrigen Vascogner an ihre veralteten Einrichtungen gebildet hat; Einrichtungen, welche zwar an sich etwas populäres haben, aber doch nicht verhinderten, daß die baskischen Provinzen fast ohne Ausnahme servile Deputirte zu den spanischen Nationalversammlungen sandten.

Die Stadt liegt an der Mündung einer kleinen Halbinsel, welche nördlich von dem Berg Urgull beherrscht wird und die Citadelle enthält. Die Halbinsel selbst wird vom Meere und dem Hafen gebildet, an dessen östlicher Seite die Stadt in viereckiger, doch verlängerter Gestalt von Norden gegen Süden sich ausdehnt; östlich von derselben und längs ihrer Mauern fließt der Urumea, welcher sich dort ins Meer ergießt, und da der Sandboden zwischen diesem Flusse und dem Hafen nur einen Flintenschuß breit ist, und bei hohem Meere überschwemmt wird, so kann man San Sebastian beinahe als eine Inselstadt ansehen. Der Urumea kommt von Süden aus dem schönen Thale von Loyola, welches bei Astigarraga beginnt; ganz nahe bei San Sebastian bricht er durch eine Hügelreihe, welche rechts (östlich) mit dem Berg Ulia den Hohlweg nach Passages, links aber die Vorstadt San Martin (etwa 600 Ellen von der Stadt) und den Hafen bis zur Vorstadt Antigua begränzen, und sich zuletzt an die Ausläufer des Berges Igueldo anschließen. Diese Hügelreihe beherrscht völlig die Stadt, und um ihren Besitz kämpften die Carlisten, welche dort ihre Verschanzungen anlegten, und die Christinos, um sich von einer lästigen Blokade zu befreien.

Die Gegend um San Sebastian ist schön, voll abwechselnder Hügel, Baumpflanzungen und schöner Pflanzen, unter deren Grün die gelbe Blume jener dornichten Argoma hervorsticht, welche der cantabrischen Küste von Fontarabia bis zum Cap Finisterre eigenthümlich ist. Das Seegras, die Hecken mit Lorbeeren, wilden Rosen und Lilien, die Maulbeerbäume und Erdbeergesträuche verbreiten angenehme Ansichten und Wohlgeruch; die Wasserfälle, welche dem Urumea von den nahen Bergen ihren Tribut bezahlen, erheben die Scene; die reichliche Jagd auf Eber, Rehe, Hasen, Füchse in den Wäldern und Bergwinkeln, auf Kraniche, Enten, Schwäne und Seemöwen, in den Buchten und Mündungen setzt das Solide an die Seite des Poetischen. Aber in der Stadt selbst fehlt es an Trinkwasser, denn die einzige Wasserleitung, welche von einer guten Quelle herkommt, ist leicht abzuschneiden. Das Klima ist sehr gemäßigt, obgleich der Regen häufig. Der Boden, auf welchem die Stadt gebaut ist, enthält wenig Kreide und verhindert daher bei seiner sandigen Natur die Bildung des Kothes.

Die Stadt ist ganz neu, nach einem 1816 von dem Rathe von Castilien gebilligten Plane gebaut; die Häuser wurden nun in Linie und mit größerer Bequemlichkeit aufgeführt, so daß 120 neue den Grund von 237 alten einnahmen; sie sind von gleicher Größe, ihre Karniesse und Balcone alignirt und durch Pilaster verschönert, welche, je zwischen zwei Häusern angebracht, zugleich nützlich sind, denn sie fangen alles Regenwasser auf und leiten es bis zu einer Oeffnung am Fußboden, so daß man durch keine Dachrinnen belästigt wird. Der Hauptplatz im Mittelpunkt der Stadt enthält auf 53 Schwibbögen die eleganten, drei Stockwerke hohen Häuser, deren Quadersteine und Verzierungen bis zum 2ten Stockwerk mit blauem Kalkstein von Hernani gemischt sind, welches ihnen viele Anmuth verleiht. Ueber den vier Eingängen, welche von eben so vielen Straßen in den Platz einbrechen, sind ebenfalls Erker gebaut, so daß man alle vier Seiten des Platzes umgehen kann, ohne sich dem Regen auszusetzen. Merkwürdig ist die neue Hafenstraße, welche gerade vom Hafen auf den Platz zugeht, zu welchem Ende man mehrere Häusergruppen und einen Sandhügel von 30 Fuß Höhe durchbrechen mußte. Ueber derselben und sie durchkreuzend läuft die Straße del Campanario auf eine elliptische Brücke gestützt; beide sind mit großen und schönen Häusern versehen. Auch die Brücke von Santa Catalina über den Urumea, 510 Fuß lang und 28 breit, erst 1827 beendigt, auf

8 hölzernen Bögen, ist eben so solid als durch anpassende Verzierungen geschmackvoll.

Die Ost- und Westseite haben 1600 und 1700 Ellen, an jener ist die Mauer 11 bis 12 Fuß, an dieser 7 Fuß dick; an ihrem südlichen Ende stehen die Cubos oder großen viereckigen Thürme Torrano und el Ingente, zwischen welchen die 32 Fuß dicke Mauer die Front schließt, und vor dem hier angebrachten Landthor ist ein Tambour oder rundes Vorwerk und der Hauptgraben. Zwischen der westlichen Mauer und dem Hafen bleibt bei der Ebbe nur ein enges Defilé, welches daher keine Formirung zu einem Angriff erlaubt.

Der Hafen enthält in der Mitte seines Eingangs im Norden die Insel Santa Clara. Er ist nur klein, schwer zugänglich, und obgleich er beim Eingang Wasser für Kriegsschiffe hat, so wird er bald seicht und von den Wellen stark bewegt. Die Rhede zwischen dem Schlosse Mont Urgull (oder Santa Cruz) und der Insel Santa Clara hat sieben Klafter (Brazos) Wasser, aber sie ist den Winden von Nordost und den Windstößen von Südost sehr ausgesetzt, und, außer im Sommer, ein schlechter Zufluchtsort. Dessenungeachtet ist San Sebastian eine der ältesten Handelsstädte; dieß beweist die Charte oder der Fuero von San Sebastian, im J. 1150 von Don Sancho, dem weisen König von Navarra ertheilt, in welchem merkwürdige Verfügungen für den Seehandel gegeben, die aus- und eingeführten Waaren ausführlich angezeigt und die besonderen Verhältnisse von San Sebastian mit den damals berühmten Seeplätzen Bayonne und la Rochelle erwähnt werden; die Aufrichtung eines Almirantazgo, vielleicht das älteste in Spanien, bestätigt die Wichtigkeit seines Seeverkehrs. In neuern Zeiten nahmen die philippinische und die Caracas-Compagnie hier ihren Ursprung. San Sebastian versieht die Provinzen Guipuzcoa, Alava, Navarra, Logroño und zum Theil Soria, selbst nach Madrid gelangen von dort einige französische und englische Waaren. Die Ausfuhr besteht in Eisenwaaren und etwas Wolle. In der Stadt sind Fabriken zur Verfertigung von Tauen und Rudern, auch einige Gerbereien.

Die vortheilhafte Lage und das milde Klima, das jugendliche Aussehen von San Sebastian, seine Seebäder, der leutselige, gebildete Geist der Einwohner, deren Zahl sich auf 10,000 belaufen mag, machen San Sebastian zu einem der angenehmsten Aufenthalte in Spanien.

Dick Aberdaron.

(Fortsetzung.)

Das war also der Mensch, dem ich einen Besuch zu machen gedachte. Man führte mich in ein abgelegenes, geringes Gäßchen von Carnarvon, das den großen Namen Waterloostreet führt. In dem Haus, das man mir wies, diente der Raum zu ebener Erde als Wohnzimmer, Küche und Waschhaus zugleich; ich mußte aber die Treppe hinauf, auf der obersten Stufe der kurzen Treppe stand ich bereits unter dem Dach, in einem Raum, welcher, durch zwei kleine Fenster spärlich erhellt, Schlafkammer der Hausleute und Dicks Studirzimmer zugleich war. In der Fensternische zunächst der Treppe war ein Haufen Bücher aufgestapelt, vor dem Fenster stand ein kleines, rundes Tischchen, und ein schmales Kinderbänkchen stand vor dem Studirtisch. Als ich neben diesen Tisch trat, erhob sich von der Bank ein menschliches Wesen, von dessen Aeußerem eine Vorstellung zu geben schwer ist. Der Kopf war anfangs mit einer abgetragenen Pelzmütze bedeckt, welche aber sogleich abgenommen wurde. Nun sah ich vom Gesicht fast gar nichts, indem es theils durch die höchst ungekünstelt herabwallenden Locken des schwarzen, aber stark ergrauenden Haupthaars, theils durch den buschigen Bart bedeckt war, welcher drei Zoll lang herabhing; überdieß waren die Augen mit einer Brille bewaffnet, deren Stangen durch ein den Hinterkopf umzingelndes, schwarzes Band zusammengehalten wurden. Die Kleidung bestand fürs erste aus einem Obergewand, dessen Farbe ehemals braun gewesen seyn mag, von dem aber bestimmt auszumachen, ob es einen Mantel, oder eine Kutte, oder Jacke vorstellen sollte, ich nicht wagen möchte. Unter diesem Oberkleid entdeckte ich etwas, das mit der Gestalt eines Fracks einige Aehnlichkeit hatte; folgen zwei schwarze Westen, eine der andern zur Ergänzung der Lücken dienend. Ein über das ziemlich geschwärzte Hemd unordentlich herabhängendes Halstuch, blaue Hosen und Pantoffeln vollendeten den Anzug.

Ich redete den kleinen Mann, der so cynisch bekleidet vor mir stand, englisch an, und er antwortete, nachdem er einige Worte wälsch gesprochen, englisch. Seine Stimme fand ich außerordentlich hoch und mißtönig; liest er, so ist dieß, besonders bei Poesie, in ganz singendem Tone; er spricht äußerst schnell und lebhaft und lacht dazwischen auf eine Weise, daß ich es oft vom Husten kaum zu unterscheiden wußte.

Dick war mit Briefschreiben beschäftigt, indem er dem wälschen Gelehrten und Dichter John Jones (Tegid) in Oxford, der ihm beim Eisteddfod zu Liverpool im Junius 1840 einige Geldunterstützung hatte zu Theil werden lassen, erzählte, wie ihn irische Diebe in jener Stadt um seine wenigen Shillinge gebracht hatten; in dem Briefe ging Englisch, Griechisch und Hebräisch bunt durch einander. Aus Veranlassung des Hebräischen in diesem Briefe zeigte er mir sein hebräisches Wörterbuch, sein hebräisches Neues Testament, sodann sein griechisches Neues Testament, von dem aus er endlich den Uebergang zu Homer machte. So wie ein Buch erwähnt wurde, suchte er dasselbe sogleich hervor, sey es aus dem Bücherhaufen in der Fensternische, sey es aus den Taschen und Falten seiner Kleider; denn die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Kleidungsstücken sind bei ihm mit Büchern gefüllt, die ihn in successiven Lagen umgeben; jedes Buch nimmt seinen bestimmten Posten ein, je nachdem das Format zu der Gestaltung des Körpers paßt; dabei ist Richard mit dem Platz eines jeden genau bekannt, so daß er es, ohne je fehlzugreifen, hervorholen kann, wenn die Reihe an dasselbe kommt. So, wenn er zu Hause ist; wenn er aber ausgeht, was er möglichst vermeidet, weil er meist der Kinder Spott ist, wodurch er in schwere Verlegenheiten kommt, so packt er mit Hülfe eines Bündels

alle seine literarischen Schätze um und auf sich, so daß er wörtlich eine wandelnde Bibliothek ist.

Als wir im Gespräch auf Homer gekommen waren, hielt ich ihn dabei fest. Weil ich gehört hatte, daß Dick bei all seiner Lectüre für den Inhalt keinen Sinn und kein Interesse habe, daß ihn nur die sprachliche Form beschäftige, so daß er auf die Frage, was er von Andromache wisse, dreimal antwortete: „Andromache heißt der Kampf der Männer," so machte ich die gleiche Frage an ihn, erhielt aber zur Antwort: „sie war Hektors Gemahlin, und wollte ihn bewegen, nicht in die Schlacht zu gehen;" die Geschichte sey sehr merkwürdig, meinte er. Auf der Stelle schlug er mir Hektors Abschied in der Iliad auf, fand augenblicklich den Abschnitt, und fing an mir vorzulesen, in singendem, auf- und abschwebendem Tone, langsam, aber mit ziemlicher Fertigkeit, wenn ich die vielen Abbreviaturen seines griechischen Homer in Anschlag bringe. Ich sagte ihm, daß wir in Deutschland das Griechische fast ganz so lesen, wie er es lese, während die Engländer das Griechische durchaus anders aussprechen, ob er denn nicht einen englischen Lehrer gehabt habe. Da lachte er laut auf und erwiederte: ich habe keinen Lehrer gehabt; das Buch ist mein Lehrer gewesen. Ich fand, daß er einen unbegränzten Respect vor Homer hatte, und nahm daher Anlaß zu fragen, was er denn von seinem Landsmann Shakspeare denke, wenn er ihn gegen Homer halte. Nach einer Pause der Verlegenheit, welche mir bewies daß er mit Vergleichungen und Reflexionen der Art sich nicht viel plage, antwortete er: „Homer ist weit größer als Shakspeare, Homer macht so beredte Vergleichungen, und ich glaube, er wußte auch viel mehr als Shakspeare je in seinem Leben wußte, er war ein großer Alterthumskenner, Homer und Hesiod waren sehr gelehrte Alterthumsforscher; er wußte auch von den Juden, und von Jerusalem, und von den Weisen aus Morgenland, den μαγοι."

Daß Homer von den Juden etwas gewußt habe, bewies mir Dick aus der Odyssee, wo Poseidon, von den Aethiopen zurückkehrend, den Odysseus erschaut von den Bergen der Solymer (Jerusalem). Nun ging's über auf Poseidon, diesen hält unser Autodidakt für den Lucifer; warum? weil Poseidon bei Hesiod und Homer der Erderschütterer heißt, der die ehernen Thore des Tartarus schließt, während Jesaia 14 den Sohn der Morgenröthe, Lucifer, ebenso schildere: „die dich erblicken, schauen dich an; ist denn das der Mann, der die Erde zittern machte und Königreiche beben, der die Welt zur Wüste machte und ihre Stadte zerstörte, und seinen Gefangenen das Haus nicht öffnete." Poseidon hält die Thore der Unterwelt geschlossen und läßt die Gefangenen nicht heraus, „Poseidon," sagte mir Dick unter Kichern, „ist Pluto's Primeminister." Dieß als Probe der mythologischen Forschungen des Mannes.

Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß ich auch in deutscher Sprache eine Frage an den Linguisten stellte, die er mir zwar nicht deutsch, aber doch richtig beantwortete, zum Beweise, daß er unsere Muttersprache denn doch versteht.

(Schluß folgt.)

Ueber die Lagerung der großen vorweltlichen Thiere in Amerika.

In der Londoner geologischen Gesellschaft wurden am 1 Februar zwei diesen Gegenstand betreffende Mittheilungen vorgelesen, eine von Hrn. Hamilton Cooper „über die fossilen Knochen, die man beim Graben des Neubraunschweiger Canals in Georgien fand, und „über die geologischen Lagerungsverhältnisse des Mastodon giganteum und anderer Fossilien in den Vereinigten Staaten und Canada." Letzterer Artikel ist von dem bekannten Geologen Lyell, der ausdrücklich die verschiedenen Localitäten besuchte, um die Lagerungsverhältnisse kennen zu lernen und daraus Schlüsse auf die Periode zu ziehen, bis in welche diese Thiere hereinreichten. Wir übergehen, als nicht hieher gehörig, die geologische Auseinandersetzung und kommen auf die Resultate. Hr. Cooper fand bei einander Ueberreste des Mastodon giganteum, des Mammuth, des Megatherium, des Flußpferdes und des Pferdes in Verbindung mit Muscheln, die jetzt noch an den benachbarten Ufern sich lebend finden. Die Temperatur des Meeres war also wohl damals, wo diese Thiere in dem Sand und dem Thon-Alluvium begraben wurden, dieselbe wie jetzt; auch konnten keine bedeutenden Veränderungen der Erdoberfläche vorgegangen seyn. Ferner fand Lyell, daß die genannten Thiere mit den jetzigen Arten der Mollusken zu gleicher Zeit bestanden hätten, und daß kaltes Klima nicht die Ursache ihres Untergangs gewesen sey. (Athenäum vom 25 Februar.)

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Von hier aus ostwärts erstreckt sich ein großes wüstes Lavafeld; dann folgt wieder ein ähnliches Hügelland bis Remb Scheher, einer vor 120 Jahren erbauten Stadt mit einem starken Fort auf hohem Basaltfelsen, wo der Verf. am 17 Julius eintraf. Die blühende Stadt von etwa 4000 Häusern soll zur Hälfte von Türken und zur Hälfte von Griechen bewohnt seyn, aber nur von 10 bis 12 armenischen Familien. Nach Osten hin erstreckt sich ein wohlbewässertes und angebautes Thal, an dessen anderem Ende eine äußerst merkwürdige Erscheinung sich darbietet, nämlich ein ganzer Wald von einigen Tausend zuckerhutförmigen Bergspitzen, zum Theil von beträchtlicher Höhe (bis 200 Fuß), und voll von Höhlen und Grotten mit künstlich ausgehauenen Porticos in dorischem Styl, auch bunt, besonders roth bemalt und mit griechischen Inschriften umgeben. Im Innern der Höhlen sind auch oft griechische Heilige in Fresco gemalt, in sehr altem Styl, doch gut erhalten. Noch weiter östlich ist eine ähnliche Erscheinung in dem Thal von Urgub, das Texier schon besucht und beschrieben hat, und von hier aus erblickt man schon im Osten ganz deutlich den hohen Erdschisch-Dagh (Argäus). Die Gegend wird hier sehr bevölkert, und besonders auffallend ist die Bauart in einigen Dörfern, zumal in Bak-Tasch, dessen Häuser aus behauenen Steinen in eigenthümlich türkischem Styl hübsch und solid gebaut sind. Bei der Stadt Indsche-Su sind die Bergwände des Thals wieder mit Höhlen und Grotten durcharbeitet. Nicht weit davon sind die Quellen des Kara Su oder des Melas, der nicht südwärts in den Euphrat, sondern nordwärts in den Kizil Irmak fließt; dann folgt

die reich bebaute Ebene von Kaisarieh (Cäsarea), welches der Verf. am 19 Julius erreichte, und wo er sich eine ganze Woche aufhielt, ein paar Excursionen in die Umgegend eingerechnet.

Im Norden der Stadt glaubt er mit Sicherheit die Stelle gefunden zu haben, wo der König Ariarathes den Damm aufwarf, um das Wasser des Melas zu einem See aufzustauen; gewann aber die Ueberzeugung, daß dieser Melas unmöglich, wie in Strabo steht, dem Euphrat zufließen konnte, sondern daß dieß nur eine Verwechslung mit einem andern bei Malatia mündenden Fluß dieses Namens ist. Alle Wasser in der Gegend von Cäsarea fließen nordwärts dem Halys zu. Dann besuchte er mehrere Dörfer und Klöster an den Vorhöhen des mächtigen Argäus, unter andern auch Nirse oder Nissa, wo, wie die Armenier behaupten, ihr h. Gregorius, der Bruder des h. Basilius, geboren ward, und auch die Quelle, in welcher er die Taufe empfing. — Das gegenwärtige Kaisarieh soll 10,000 Häuser enthalten, an engen schmuzigen Straßen. Die Bazars sind groß, und waren auch mit europäischen, namentlich russischen und deutschen, Waaren wohl versehen. Die Hauptgegenstände des Ausfuhrhandels sind: Gelbbeeren, Galläpfel, Tragant und Sultan-Rosinen.

Nachdem der Verf. in dieser Gegend eine bedeutende Anzahl antiker Münzen erhandelt hatte (namentlich von Mopsus, Tyana, Anazarba, Tarsus, Alexandria, Augusta, Samosata, Epiphania, Nicopolis, Comana Pontica, Gaziura und Flaviopolis, eine Tetradrachme von Lebedus, einige schöne Intaglios und eine kleine in Cäsarea aufgegrabene Marmorstatue des Aesculap), verließ er diesen östlichsten Punkt seiner Reise, und begab sich südlich und dann südwestlich auf den Rückweg, zunächst am östlichen Fuß des Argäus vorbei über Everek-Kiöi nach Develi, einem Ort von 550 türkischen Häusern. Von hier aus unternahm er die Besteigung des jetzt nordwärts liegenden Argäus oder Erdschisch-Dagh, dessen Höhe in diesem Lande so außerordentlich ist, daß er von der ganzen Bevölkerung mit einer ängstlichen Ehrfurcht betrachtet wird, und zu einer Menge fabelhafter Erzählungen Anlaß gegeben hat.

Die Ersteigung von der Südseite ist nicht übermäßig beschwerlich, selbst die Pferde konnten bis zu einer bedeutenden Höhe hinan benuzt werden; doch mußten die Wanderer in einer öden, ganz kahlen Gegend übernachten, von nichts als ein paar Felsblöcken gegen Wind und Regen geschützt, obgleich es hier in einer Höhe von 9 bis 10,000 Fuß schon sehr kalt war. Hin und wieder war der Fels mit nach Moschus riechenden kriechenden Pflanzen bedeckt, deren große Blumen den Distelköpfen ähnlich sahen, und die nach Aussage des Führers nur dort gefunden werden. Früh am 30 Julius brachen sie von hier auf und erreichten, über Steingeröll hinankletternd, bald den ersten Gletscher, und noch weiter oben mußten Stufen ins Eis gehauen werden, um weiter vorzudringen. Um 8 Uhr ward der höchste Gipfel gewonnen, von welchem jedoch noch ein ganz unzugänglicher Felsen etwa 25 Fuß aufwärts sich erhob. Leider war bei heiterem Himmel oben die Aussicht nach unten durch Wolkenlager gehemmt. Die höchsten Felsenmassen bestehen aus Trapp, Trachyt und Porphyr, und die Höhe des Gipfels über dem Meere beträgt nach den Messungen des Verfassers circa 13,000 Fuß. — Bergab wählte er einen andern Weg, um die Ruinen von Geramek zu besehen, und stieß zuerst auf eine verfallene Kirche in einfachem streng byzantinischem Styl von nur 40 Fuß Länge; weiter unten bei dem genannten Dorfe aber auf eine ähnliche größere Kirche, und daneben auf ein Gebäude von massiven hellenischen Blöcken, ohne Fenster, wahrscheinlich ein römisches Grabmal. Um 7 Uhr Abends war er wieder in Develi und erhandelte noch einige Münzen von Anazarba und Tarsus.

Am folgenden Tage kam er in südwestlicher Richtung bis Kara-Hissar, und hatte von dort einen herrlichen Anblick des ganzen Gebirgs über die durchwanderte Ebene hinweg, welche in den Wintermonaten ganz überschwemmt zu seyn pflegt, jezt aber, bis auf einen kleinen Landsee, trocken lag. — Zugleich übersah er nach Süden hin die schönen Formen der Gebirgskette Allah-Dagh, einen Zweig des Taurus oder Anti-Taurus. — Von hier aus machte er einen Abstecher nach Soanli-Dere. (In Betreff der äußerst merkwürdigen Höhlen bei diesem Orte verweisen wir auf Nr. 170 des Auslands v. vor. J., und erwähnen hier nur, daß auch einige Baureste aus altgriechischer oder römischer Zeit die Aufmerksamkeit erregten und die Meinung zu begründen scheinen, daß sie der von Strabo erwähnten Stadt Soandus angehörten.)

Am 2 August kam er nach Misli, dessen unabhängige griechische Bewohner freiwillig in den Bleiwerken des Maden-Dagh, eines andern Zweiges des Taurus, arbeiten. — Auf dem Wege von da nach Nigdeh traf er auf die Trümmer einer alten, dem h. Konstantin geweihten Kirche, an einer Stelle, wo ehemals Andavilis lag. — Am 4 ging er über Bor, durch eine von Tschappan Oglu stark verwüstete Gegend, nach Kiz-Hissar, wo er viele, zum Theil schöne Reste antiker Baukunst und Sculptur und auch ein paar alte Inschriften fand. Ein paar kleine Seen in der Nähe bestätigten ihn in seiner Meinung, daß hier Tyana lag; auch fand er die von Ammian und Philostratus erwähnte, dem Jupiter geweihte Quelle von Asmabäus, mit einem zierlich gearbeiteten Altar von Marmor. — Von hier aus führt der Weg nach Eregli, immer südwestlich, großentheils durch eine weite Ebene, im Südosten vom Taurus, im Nordwesten aber vom Karadschah-Dagh begränzt, welches leztere Gebirge der Verf. auf seinem Wege von Kara-Bunar aus rechts liegen ließ. (Wenn der Verf. sagt, der Argäus sey ihm von Kiz-Hissar aus im Nordwesten erschienen, so ist das ein offenbarer Fehler; es muß heißen der Hassan-Dagh, denn der Argäus liegt auch nach seiner eigenen Karte von dort nordöstlich.)

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber den Eucalyptus-Zucker. In den Wäldern von Vandiemensland und Australien herrschen bekanntlich die Eucalyptus-Arten vor, und dieser Baum schwizt einen Zucker oder Manna in Tropfen aus, die man in großer Menge sammeln kann. Wenn man ihn krystallisirt, so erhält er dieselben Bestandtheile, wie Traubenzucker, ist aber hinsichtlich der Hitze und anderer Eigenschaften verschieden, so daß man ihn für eine neue, auch nicht dem Manna gleiche Art von Zucker hält. (Athenäum vom 25 Februar.)

Punische Inschriften. Eine Anzahl punischer Inschriften, zum Theil mit Uebersezungen ins Lateinische, sollen in der Regentschaft Tunis aufgefunden und für das brittische Museum angekauft worden seyn. (Litt. Gaz. vom 25 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1843.

Nachricht über die Ossen.

(Aus Kochs Reise im Kaukasus.)

So oft ich mitten unter den gefürchteten Ossen mich befand und diese interessanten Bewohner des Kaukasus betrachtete, so fühlte ich mich unter dem fremden Volke heimischer, und fand mich zu den biedern Männern, die in den Ebenen als Räuber betrachtet werden, auf eine Art hingezogen, wie es mir sonst nirgends geschehen ist. Dieselben kräftigen und schönen Gestalten, wie ich sie häufig im Thüringer Walde, besonders in der Gegend von Schmiedefeld oder in der Ruhl gesehen, traten mir hier freundlich entgegen und hießen mich eben so herzlich willkommen, wie es dort mir häufig geschehen war. So müssen die alten Deutschen gewesen seyn! und häufig schienen mir die dunkeln Erinnerungen, die mir aus des Tacitus Germania geblieben, jetzt ins Leben getreten zu seyn. Wie ganz anders fand ich das Volk, als es Klaproth und nach ihm Dubois geschildert hat!

Die Ossen bilden einen schönen Menschenschlag und können hinsichtlich ihrer Schönheit den Tscherkessen und Grusiern (Cirkassiern und Georgiern) an die Seite gesetzt werden. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von den letztern und können deßhalb mit diesen eben so wenig wie die Deutschen mit den Italienern verglichen werden. Wie der Thüringer des Gebirges hat der Osse eine kräftige Constitution und einen gedrungenen Gliederbau. Der Körper ist durchaus nicht schlank, aber mehr groß als klein, und besitzt das was man bei uns untersetzt nennt. Aber es sind die starken Muskeln, die ihm eine breite Brust und volle Arme und Schenkel geben, und nicht Fettunterlagen, wie bei der mongolischen Race. Klaproth läßt die Ossen nur 5 Fuß und 2 bis 4 Zoll hoch seyn, ich habe aber nicht selten Frauen gesehen, welche diese Größe besaßen. Das Gesicht hat bei großer Regelmäßigkeit interessante Züge, und wenn auch der Geist der Bildung nicht in ihm thront, so spricht sich doch auf ihm der rege Sinn für alles was vorgeht aus. Blondes oder braunes Haar umwölkt den mehr rundlichen als länglichen Kopf, und erlaubt der nicht großen, aber auch nicht kleinen Stirn deutlich hervorzutreten. Die meist blauen und großen Augen haben bei den Frauen etwas Mildes, bei den Männern hingegen etwas Ruhiges. Der wilde Blick, der sonst den Tscherkessen wie jeden Kaukasier auszeichnet, mangelt den Ossen. Die Nase ist durchaus nicht so klein wie Klaproth sie angibt und eben so wenig eine sogenannte Stumpfnase, sondern erscheint ganz in der Form, wie man sie in Thüringen und fast durch ganz Deutschland findet. Der Mund ist nicht klein, und häufiger fand ich ihn sogar etwas zu groß. Die Hände der Ossinnen sind von einer großen Schönheit, aber die Füße stehen denen der Tscherkessinnen weit nach und sind wenigstens mittelmäßig.

Wie der Charakter aller Bergvölker sich durch Gutartigkeit auszeichnet, so ist auch der Osse ein braver und guter Mensch, wenn er mit seinen Verhältnissen richtig aufgefaßt wird. Was den letztern zukommt, darf ihm nicht zugerechnet werden. Daher kommen die widersprechenden Nachrichten, welche man von den Ossen besitzt. Ein unbenannter russischer Officier gibt ihnen dasselbe Zeugniß, was ich eben aufstellen will. Klaproth und Dubois stützen ihre Aussagen auf fremdes Urtheil, und der Russe Gregoriewitschky hat ebenfalls Unrecht, wenn er die Ossen feig nennt. Gerade er hatte die meiste Gelegenheit ihre Kühnheit und Tapferkeit zu bewundern, und seiner Beschreibung nach sollte man es auch gar nicht von ihnen erwarten.

Der Osse erkennt nur Eine Tugend an, die männliche Kraft, und von ihr gehen alle seine Handlungen aus. Sie beseelt ihn in allem was er thut. Je vollkommener sie bei einem Menschen ist, um so höher wird er geschätzt und um so mehr gibt sie diesem ein Ansehen. Demjenigen, dem sie am meisten inwohnt, gehorchen die übrigen in nöthigen Fällen und folgen ihm willenlos auf allen Raubzügen. Der Zustand der Cultur hat den Begriff von Eigenthum noch nicht so festgesetzt, als es bei unsern bürgerlichen Einrichtungen der Fall ist, und aus dieser Ursache raubt und plündert der Osse ohne zu glauben daß er ein Verbrechen begangen habe. Es steht ja nach seinen Ansichten jedem Beraubten frei, sich zu wehren, und er würde nur sich die Schuld zumessen, wenn er beraubt würde. Was er in der Fremde nicht mit Gewalt er-

langen kann, sucht er durch seine ihm angeborne Schlauheit zu gewinnen. Die Tscherkessen machen immer ihre Raubzüge in großer Anzahl, und bedienen sich dabei mehr der Gewalt als der List; nicht so der Osse, der oft allein oder nur von wenigen begleitet auszieht und kein Mittel scheut um seinen Zweck zu erreichen. So furchtbar und selbst schrecklich er außer dem Bereich seiner Wohnung ist, so freundlich und liebevoll ist er in derselben. Die Familienglieder leben friedlich neben und mit einander, und es stießen mir in der Folge nicht selten dieselben patriarchalischen Scenen auf, wie sie die Bibel uns schildert. Wer zu ihnen kommt, wird bereitwillig aufgenommen und nicht allein gespeiset und getränkt, sondern er erhält auch denselben Schutz, dessen sich jedes Familienmitglied erfreut. Wenn einer seine Mahlzeit hält, so hat jeder andere, der zufällig es sieht, das Recht mit zu essen, und vielleicht selbst hungrig murrt er nicht im geringsten über den Abzug der ihm bedürftigen Speisen. An Ausdauer und Entbehrungen gewöhnt trotzt er allen Stürmen eines rauhen Klima's und allen Unbequemlichkeiten eines unfruchtbaren Vaterlandes. Im Kampfe ist er tapfer und sieht dem Tode keck entgegen. Sieben Ossen trotzten einst in einem Thurme einem ganzen Bataillon.

Dick Aberdaron.

(Schluß.)

Dick hat schon große Bücher geschrieben, namentlich ein hebräisch-griechisch-englisches Wörterbuch, das aber nur als Manuscript existirt; überhaupt ist seine Neigung Sprachen zu lernen von einer gleichen Neigung, die Kenntniß derselben Andern mitzutheilen begleitet, und er hält es für seine Pflicht seine Dienste überall anzubieten, wo er voraussetzt, daß sie erwünscht seyn könnten. Es ist aber seine beständige Klage, daß seine Erwartungen in dieser Hinsicht so häufig getäuscht wurden, und daß er so viel Gleichgültigkeit gegen seine Studien bemerkt; zugleich klagt er aber auch, daß er wegen seiner Bemühungen um Gelehrsamkeit und Wahrheit sogar verachtet und verfolgt werde. „Ich kann nicht erwarten," schrieb er einmal an Roscoe, „daß ich in Carnarvon viel begünstigt werde in meinen Versuchen Griechisch und Hebräisch zu lehren, denn ich bin bereits überzeugt, in dieser Hinsicht hier so sehr verachtet und gehaßt zu seyn, daß man mich als einen Menschen ansieht, der keine Aufmunterung verdient." Ein andermal scheint es Richard nicht für unwahrscheinlich zu halten, daß er seiner religiösen Ansichten halber in Gefahr stehe verfolgt zu werden. „Ich freue mich," sagt er, „daß ich würdig geachtet werde für die gerechte Sache zu leiden, für welche ich bereit bin mein Leben zu opfern, falls mein Leib verbrannt oder zu den grausamsten Qualen verdammt werden sollte." Diese Aeußerungen, welche zugleich die Stärke seines Entschlusses und die Schwäche seiner Urtheilskraft offenbaren, sind mit der Gewandtheit und dem Scharfsinn, den er in der Erlernung von Sprachen an den Tag legt, kaum zu vereinigen. Bei Richards Mangel an aller Lebensart, seinem Cynismus in Person und Kleidung und der unglückseligen Schwäche seines Gesichts ist es nicht zu verwundern, daß er keine Gelegenheit erhält als Lehrer aufzutreten. Ohne Zweifel würde er, falls er Sprachen lehren dürfte, eine eigenthümliche Methode wählen, wenigstens ist er auf die gewöhnliche Schulmethode übel zu sprechen, er meint, man verwirre die Knaben absichtlich, um sie desto länger in der Schule zu behalten. Er wurde einmal gefragt, welche Methode er bei Erlernung einer Sprache wähle. — A. Es kommt darauf an, von welcher Art die Sprache ist.

„Wie würdet Ihr es angreifen eine neuere Sprache zu lernen?"

A. Wenn es z. B. das Spanische wäre, so würde ich ein spanisches Lexikon nehmen und untersuchen, welche Wörter in demselben den Wörtern einer andern mir schon bekannten Sprache, z. B. Latein, Französisch, Italienisch, ähnlich sind. Diese würde ich dann ausstreichen und nur solche Wörter stehen lassen, die jener Sprache ausschließlich angehören, und dann würde ich mit Hülfe einer Grammatik bald im Stande seyn, einige Kenntniß jener Sprache zu erlangen."

Ueber seine religiösen Ansichten ist es nicht leicht ins Reine zu kommen, er läßt sich nicht gern auf Gespräche in dieser Richtung ein. Doch so viel weiß man, daß er eine Zeitlang zu den Juden gehalten und die Synagoge besucht hat; er gab aber durch seine Aeußerungen Anstoß, es erfolgte ein Wortwechsel und die Proselytenschaft hatte ein Ende. Er pflegte übrigens auch später noch, wenn man ihn fragte warum er sich den Bart nicht scheeren lasse, zu antworten, das sey wegen des Messias, der Messias sey noch nicht erschienen; ja man will wissen, daß er nicht alles in der Bibel für wahr halte; „der arme Richard," sagte mir ein Gentleman, welcher mir das anvertraute, „ist zu bedauern, er ist nicht ganz gesunden Verstandes!"

Ich überzeugte mich bei diesem Besuch, daß er sich keineswegs unglücklich fühlt in seiner Lage, und es wurde mir aus der respectvollen Art, mit der er seine Bücher handhabt, klar, daß wenn größere Geldsummen ihm zu Gebot ständen, sie nur auf Anschaffung alter Bücher würden verwendet werden, und daß es sein letztes seyn würde sich mehr Comfort im äußern Leben zu verschaffen. Trotz seiner Dürftigkeit bittet Richard nie selbst um etwas; wird ihm aber irgend ein Geschenk angeboten, so nimmt er es mit einigem Zaudern an, indem er gewöhnlich die Worte braucht: I am not worthy; auch pflegt er, um eine Gefälligkeit zu erwiedern oder sein Wohlwollen zu bezeigen, Bücher, die er hoch schätzt, als Geschenk anzubieten; er hat diesen Charakterzug auf einem der Papierschnitzel, auf die er seine Gedanken niederzuschreiben pflegt, so gezeichnet: „wenn mir irgend eine Gefälligkeit oder Gunst erwiesen wird durch eine Person oder Personen, einen Freund oder Freunde u. s. w., so ist mein Wille und die natürliche Neigung meines Herzens darauf gerichtet ihm dieselbe mit Tugend und guten Werken zu vergelten, nicht mit Bösem; und wenn man mir irgend eine Aufgabe stellte, so würde ich mich bemühen solche Arbeit nach meinen besten Kräften zu thun."

In seiner Lebensart ist er außerordentlich frugal; er kauft sich für eine Kleinigkeit etwas zu essen, sein Getränk ist bloß Wasser oder höchstens Milch, in betrunkenem Zustande hat man ihn niemals gesehen. In der Regel besitzt er etliche Schillinge baar, die er dann mit unendlicher Sorgfalt zusammenhält, indem er dafür besorgt ist, sie nicht vollends auszugeben, selbst wenn er sich genöthigt sehen sollte, einige seiner Bücher zu verkaufen der nothwendigsten Bedürfnisse wegen.

Das ist der arme Autodidakt, die lebendige Polyglotte von Wales. Dieses so außerordentliche und excentrische Exemplar unserer Gattung gibt in psychologischer Hinsicht manches zu denken. Man hat ihn schon als einen thatsächlichen Beweis dafür nehmen wollen, wie wenig Verstand erforderlich sey zum Studiren der Sprachen. Allein, abgesehen von dem schlechten Compliment das hiemit den Sprachforschern gemacht wird, ist wohl zu bedenken, daß aus dem Mangel an Talent und Fähigkeit, selbst an der gewöhnlichsten Fassungskraft für andere Dinge, sich doch gar nicht ergibt, es sey eine so ganz kleine Kraft des Geistes, welche jener Mensch den Sprachen zuwendet, vielmehr hat sich in diesem beschränkten Kreis sein Geist so sehr vertieft, daß er darin gleichsam aufgeht, und daß für andere Dinge nichts von Geist mehr auszugeben ist. Man hat das so ausschießende als intensive Talent Richards bei einigen Gelehrten wiederfinden wollen, aber wie mir scheint, mit zu wenig Rücksicht darauf, daß Dick ein Autodidakt ist, der in niedriger, meist gedrückter Lage zu erstaunlichen Sprachkenntnissen gelangt ist. Daneben ist die Nationalität von Dick Aberdaron nicht aus den Augen zu verlieren, indem das welsche Volk überhaupt durch ungemeine Wißbegierde und Lernlust, durch geistige Rührigkeit und Unternehmungstrieb sich auszeichnet: Barden aus den niedern Volksclassen, Handwerker welche historische Magazine herausgeben, Geographien schreiben u. s. w., sind unter den Kymry keine Seltenheit; Dick stellt diesen nationalen Zug zum Wissen in seiner Anwendung auf Sprachen dar.

Da ist es nun merkwürdig, daß das einzige Beispiel, welches sich diesem Sohne von Wales nach seiner eigenthümlichen Geistesrichtung zur Seite stellen laßt, dem verwandten bretagnischen Boden angehört.

Als Jacques Cambry im Jahre 1794 das Departement Finisterre bereiste, so fand sich unter den Personen, welche ihm Notizen über die Geschichte ihrer Heimath lieferten, ein gewisser Lecleck zu Plougasnou, ein Mensch ohne Vermögen, der ihm die umständlichsten Nachrichten über den Zustand und die alterthümlichen Sitten seines Vaterlandes zu geben vermochte; er war Archivar der Capelle von Plougasnou gewesen und kannte alle Papiere derselben. Cambry schildert ihn als einen äußerst schüchternen, aber sehr gut unterrichteten Menschen, als einen Sonderling, der erst nach vielen Bemühungen offenherzig gegen ihn wurde.

Dieser Lecleck gehört nach Cambry's Urtheil zu denjenigen Bretons, welche ihre celtische Muttersprache am besten kannten; er hatte dieselbe 22 Jahre lang mit größter Beharrlichkeit, fast ohne sich irgend eine Erholung zu gönnen, meist ohne Bücher studirt, und war, ohne fremden Beistand, bloß durch eigenes Nachdenken über seine Muttersprache, dahin gekommen, eine Art Philosophie der Sprache zu erfinden und in einem vollständigen System darzustellen, welchem, so bizarr es auf den ersten Anblick erscheint, wenigstens das Verdienst einer originellen Phantasie nicht abgesprochen werden kann.

Lecleck unterscheidet zwei Zeiträume der Sprache, den paradiesischen und den nachparadiesischen: dem erstern gehört die Bildung der Vocale an, im zweiten kamen die Consonanten hinzu. Es gibt fünf Urworte: das sind die fünf Vocale. Die Worte a, e, i, o, u drückten nichts anderes aus als die Größe, Schönheit und Erhabenheit Gottes; in diese Ausrufungen brach der erste Mensch aus, umgeben wie er war von allen Wundern der Schöpfung und von der Gegenwart Gottes; die Engel im Himmel haben keine andere Sprache.

Vertrieben aus dem Paradies war Adam genöthigt zu arbeiten im Schweiße seines Angesichts, diese Lebensart veranlaßte ihn neue Wörter zu schaffen: er erfand die Consonanten und verband dieselben mit seinen Urworten, welche durch diese Beimischung verändert wurden und ausarteten, so wie der Zustand ursprünglicher Reinheit durch die Sünde verändert worden war. Und indem sich die Sprache vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, veränderte sie sich in den verschiedenen Klimaten durch die Vermischung der Völker, welche von der Urfamilie sich getrennt hatten; allein die Urworte haben in den verschiedenen Zusammensetzungen ihre ursprüngliche Bedeutung behalten.

Auf ein solches System, in welchem die Vocale als eine Sprache für sich angesehen werden, mußte die Eigenthümlichkeit der kymrisch-brittischen Sprache nothwendig führen, denn im Kymraeg und Breton hat jeder Vocal seinen Sinn als selbstständiges Wort, so daß das Walsche einige Strophen aufzuweisen hat, die keinen einzigen Consonanten enthalten.

Während Dick Aberdaron sich auf das Erlernen vieler Sprachen eingelassen und davon möglichst viele sich angeeignet hat, ist Lecleck von Plougasnou bei seinem Breton geblieben und hat dieses gründlich zu durchschauen und zu analysiren sich bestrebt. Der eine hat das extensive, der andere das intensive Sprachstudium erwählt; der eine hat auf den gleichen Gegenstand ein empiristisches, der andere ein speculatives Talent angewendet. Hinsichtlich des Drückenden der äußern Lebenslage, der Stärke innerer Neigung, der Beharrlichkeit in der Richtung, auch wohl der Originalität des Charakters, scheinen beide sich ziemlich zu gleichen. Und am Ende sind sie, obwohl durch Zeit und Raum getrennt, einander ergänzende Brüder innerhalb der Einen celtischen Volksfamilie.

Payerne's Taucherglocke.

Der Moniteur industriel vom 2 März entlehnt aus dem Journal „le Rhone" Nachstehendes aus Payerne's Erfindung. „Die von unserem Landsmann erfundene Taucherglocke wurde zuerst in der Themse probirt. Admiral Codrington schloß sich selbst mit Hrn. Payerne in derselben ein. Auf ein gegebenes Signal verschwand die Glocke und stieg auf

den Grund des Flusses, der hier ein Kiesbett hat, hinab. Hier unten in der tiefsten Einsamkeit besprachen sich die beiden Experimentatoren, lasen die Journale und frühstückten sodann sehr gemächlich. Die Probe dauerte vier Stunden, und sie fühlten nicht die mindeste Ungelegenheit, weder im Athmen, noch sonst. Am Ufer erwartete eine unzählbare Menge Menschen die Rückkehr der Glocke, und als sie endlich erschien und der Admiral mit dem Erfinder ganz heiler Haut heraustrat, wurden sie mit donnerndem Zuruf empfangen. Man behauptet, Payerne's Glocke könne eine furchtbare Maschine in Seeschlachten werden, von der aus die Taucher den Boden der Schiffe einstoßen oder sie in Brand stecken könnten. Die Erhaltung der Luft in der Glocke, die Erneuerung derselben und ihre Bewahrung in dem zum Athmen nöthigen Zustand der Reinheit, dieß war die schwierige Aufgabe, welche Payerne zu lösen hatte, und die er auch auf eine Weise gelöst hat, daß er seine Vorgänger und seine gleichzeitigen Rivalen weit hinter sich ließ. Der Grundsatz seiner Entdeckung läßt verschiedene Anwendungen zu, und Hr. Payerne ist gegenwärtig mit einer Probe in den Minen beschäftigt, indem er überzeugt ist, daß die schlagenden Wetter, die schon so vielen Minenarbeitern das Leben gekostet haben, durch eine nach seinem Verfahren eingerichteten Verdünnung der Luft verhindert werden können. Zu diesem Endzweck hat er kürzlich eine Reise nach St. Etienne gemacht, hat hier die Minen untersucht, und jetzt in Lyon die Apparate bestellt, die er zum Erfolg seiner neuen Unternehmung nöthig hat."

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Bei Eregli besuchte er einige heiße Quellen und erreichte dann den morastigen See Ak-Giöl, dessen Wassermasse im Winter so anschwillt, daß es das ganze niedrige Land bis nach Konieh hin bedecken soll; dennoch hat der See nur einen Abfluß südwärts, der sich unter die Erdoberfläche verliert. Etwas weiter westlich stieß er auf die Ruinen einer alten Akropolis, vielleicht von der Stadt Derbe, die jedoch nach andern Angaben weiter südlich bei Dirle liegen soll. Auch in dem nahen Dorfe Ak-Chescha waren viele Reste alter Marmorarbeiten. Dieser Ort liegt nicht sehr weit im Süden von Kara-Bunar, das der Verfasser, wie oben gemeldet, am 4 Julius, also beinahe fünf Wochen früher, verließ. Der jetzt betretene Rückweg lief von hier aus im Ganzen genommen ziemlich parallel mit dem Heimwege über Konieh, doch weiter im Süden und also dem Taurus näher, bis beide Wege in Ischakli wieder zusammenfließen.

Am 8 August besuchte er von Chorla aus die Ruinen von Bin Bir Kilisseh oder Maden-Scheher (Minenstadt), am Fuß des Kara-Dagh, der mit dem Erdschisch-, Hassan- und Karadscha-Dagh demselben Höhenzug angehört. Er fand hier die Trümmer von zwanzig byzantinischen Kirchen verschiedener Größe, dann eine Mauer mit runden und viereckigen Thürmen, viele alte Gräber u. s. w., und sucht darzuthun, daß hier nicht, wie Colonel Leake meinte, Derbe, sondern Lystra lag. Von hier wandte er sich südwärts und erreichte Abends die Stadt Karaman, die 2 bis 3000 Häuser haben soll. Am 11 ging er wieder westwärts über Illistera nach Cassaba, einer bedeutenden Stadt am Fuß des hohen Allah-Dagh (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gebirgsarm im Süden von Kara-Hissar). Im Nordwesten dieses Berges auf dem Wege nach Elmasun fand er wieder Fragmente antiker Bauten, ohne sie näher bestimmen zu können. Am 12 aber kam er nach Habschilar und entdeckte von hier aus die Ruinen von Isaura. Die Dorfbewohner nämlich erzählten von einem benachbarten Berge mit einer zertrümmerten Stadt, die sie Zengi Bor nennen, folgende Sage: Das Oberhaupt dieses Ortes und seine Angehörigen waren in alter Zeit berüchtigte Räuber, die ihre verheerenden Züge bis nach Kara-Dagh ausdehnten. Eines Tages aber verliebte sich der Beherrscher von Zengi Bor in die Tochter des Königs von Kara-Dagh und begehrte sie zur Gattin; der letztere aber gab ihm wirklich seine Tochter unter der Bedingung, daß er eine gute ebene Straße von seiner Stadt bis nach Kara-Dagh erbaue, damit die Tochter hin und her reisen könne. — Man sieht daraus, daß die Erinnerung an die Raubsucht der alten Isaurer noch im Volk lebt. — Die Ruinen selbst aber fand der Verf. von großem Interesse, und eine der Inschriften setzte die Identität derselben mit dem alten Isaura außer allen Zweifel. Die Gebäude sind sämmtlich zusammengestürzt, doch sind deren Fundamente sehr stark und oft mehrere Stufen hoch über dem Erdboden. Von sehr alter schöner Bauart sind namentlich die starken Mauern der Festung mit vielen Thürmen, aber der Baustyl ist von ganz besonderer Art, nämlich von regelmäßig abwechselnd großen und kleinen Marmorblöcken, so daß die oblonge glatte Außenfläche eines jeden großen Blocks gleichsam in einen Rahmen von etwas vorspringenden kleinern Steinen eingefaßt ist; die Thürme sind alle sechs- oder achteckig. Am besten erhalten ist eines der Thore mit einem schönen gewölbten Bogen von schrägbehauenen Blöcken und zwei kunstreich ausgehauenen Schildern an den Seitenwänden. Auch sonst sind viele der größern Steine verziert mit halb-erhabenen Blumen, Löwenkatzen u. s. w. Weiterhin sieht man die Reste des Forums und dann einen mächtigen Triumphbogen aus gelbem und rothem Marmor, zu Ehren des Kaisers Hadrian erbaut, wie man aus der Inschrift im Architrav ersieht. Am Fuß liegt eine kolossale Marmorkugel, die wahrscheinlich als Bild des von Hadrian beherrschten Erdballs oben auf dem Denkmal lag. Der Verf. erwähnt noch einer Menge interessanter Fragmente, großentheils von vollendet schöner Arbeit, wie auch vieler Grabmonumente, und gibt im Anhang die Copien vieler Inschriften. Die Lage dieser interessanten Ruinen im Norden von Taurus und im Süden von Koniyeh (Iconium) ist 32° 34' O. L. von Gr. und 37° 10' N. B. — Die merkwürdige Gleichförmigkeit des von allen übrigen abweichenden Baustyls an allen Gebäuden dieses Ortes führt auf die Vermuthung, daß die sämmtlichen Bauten zu Einer Zeit und unter der Leitung Eines Meisters aufgeführt wurden, und zwar auf Geheiß Eines mächtigen reichen Fürsten, sonst würden nicht die Festungsmauern und Thore mit derselben Pracht und Eleganz ausgeführt seyn, wie die übrigen Gebäude. Auch hat alles ein verhältnißmäßig frisches Ansehen, als ob alles vor der Vollendung wieder zerstört worden. Nur die Fundamente scheinen zum Theil von ganz hohem Alter. Uebrigens hat Isaura noch manches Jahrhundert nach dem Tode des Amyntas geblüht und im 5ten Jahrhundert Konstantinopel einen Kaiser gegeben, nämlich den Traskalissens, bekannt unter dem Namen Zeno der Isaurier.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Klima und Gesundheit.

Nota mala res optima est.
PLAUTUS.

Sofern ich nur mein liebes Ich im Auge behalte, ist es meine Pflicht zu gestehen: Petersburg könne eine sehr gesunde Lage haben, denn — ein paar leichte Unpäßlichkeiten abgerechnet — genoß ich während meines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst das beste Wohlseyn in körperlicher Hinsicht. Allerdings befolgte ich dort strenger als anderswo gewisse Sanitätsregeln, weil mir von einem aufrichtigen Arzte gesagt wurde: unter dem 59° 55′ 31″ nördlicher Breite bei 47° 59′ 30″ östlicher Länge von Ferro müsse man sich vor Krankheiten eben so zu bewahren suchen, wie vor Berührungen mit Behörden; denn es sey mit beiden nicht zu spaßen! Ich folgte diesem guten Rathe um so gewissenhafter, als ich — unbeschadet des festesten Glaubens an ein besseres Leben jenseits — ein großer Verehrer des leiblichen Diesseits bin. Alles wohlerwogen kann ich durchaus nicht umhin, dem Klima Petersburgs volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem ich zugebe: man könne dort mit wenn und mit aber schon durchkommen.

Wollte ich die Sache nun auf diesen zwei Säulen der Ausreden des berühmten Bürger'schen Abtes beruhen lassen, so würde dieselbe wohl schnell und kurz abgethan seyn; allein ich schmeichle mir, daß es dennoch wohl Leute geben könne, die solche Weise ein allzu alexandrinisches Verfahren nennen möchten. Daher nehme ich alles Bezügliche aus dem ganzen Bereiche meiner Bekanntschaften und Erfahrungen an Andern zusammen, um damit einen Sack zu füllen, der gepreßt werden soll zur Gewinnung einer Quintessenz für meinen freundlichen Leser, der vielleicht einen theuren Angehörigen im Czaarensitze sitzen hat, dem er weise, wohlmeinende Rathschläge zu geben geneigt ist, die jener ruhig ad acta legt, weil sie nicht in den Kram seiner Wünsche und Neigungen passen, wie dieß fast immer mit guten Rathschlägen zu geschehen pflegt.

Es darf angenommen werden, daß alles Auffallende in der Welt seine Vertheidiger finde, und die bei solchen Gelegenheiten aufgestellten Behauptungen erscheinen oft um so origineller, je mehr die Verfasser im Grunde hauptsächlich nur selbst damit aufzufallen beabsichtigen. So ist es eine Erfahrung, die fast ausnahmslos von allen nach Petersburg kommenden Fremden gemacht werden muß, daß nämlich der Genuß des Newawassers anfänglich stark abführende Wirkungen verursache; dennoch las ich da und dort sehr wortreiche Inschutznehmungen der Newa gegen solche Beschwerden. Man behauptet: nicht das Wasser, sondern die veränderte Lebensweise u. s. w. veranlasse die allgemeine Erscheinung und nun wurden Beispiele citirt, wo sich die Wasserwirkung durchaus nicht gezeigt. Mir kömmt dieß gerade vor, als lasse sich die Veranlassung der Seekrankheit abläugnen, weil einzelne Individuen keine Unbequemlichkeiten von der Schiffsbewegung zu erleiden haben.

Mich selbst schützte weder das Vermischen des Wassers mit Wein, noch die möglichste Enthaltsamkeit im Trinken überhaupt; was ich nothwendigerweise von der Newa zu mir nehmen mußte, und wenn es noch so vermischt und versteckt wurde in Speisen oder Getränken, reichte hin, mir nach etwa acht Tagen dreitägige, höchst unangenehme Beschwerden zu bereiten und mich ganz von Kräften zu bringen. Nach der Zeit aber war ich wie gefeit und erlitt keinerlei Anfechtungen mehr. Auch Personen, welche das Wasser nicht hauptsächlich nur zum Waschen geeignet halten, wie dieß bei mir der Fall ist, und die dasselbe vielmehr sogar unvermischt zu den Getränken zählen, versicherten, nach gezahltem Tribut sich ganz wohl mit dem Newawasser zu vertragen. Hieraus erhellet zur Genüge, daß man sich in einer Hinsicht leicht mit dem genannten Element einzurichten vermag; anderweite Berührungen, die unangenehm werden könnten, lassen sich leicht vermeiden, und wenn nicht etwa durch Ueberschwemmung der Wohnungen in den Erdgeschossen ansteckende Krankheiten herbeigeführt werden, so übt der Wasserreichthum in der Nähe Petersburgs nicht sonderlich nachtheilige Folgen auf die Gesundheit und das Leben der Einwohner aus, es sey denn, daß dem Wasser sein gebührender Antheil an Erzeugung schädlicher Ausdünstungen in heißen

Sommern, da wo Sümpfe sich befinden, hier nachgetragen und vorgeworfen werden müsse.

Mit dem Antipoden des Wassers, dem Feuer, sollte man meinen, könne das menschliche Wohlseyn im hohen Norden nur innigste Freundschaftsverbindungen schließen; dennoch ist dieß nicht so ganz und unbedingt der Fall. Abgesehen von den, bei der noch immer übergroßen Menge hölzerner Wohngebäude hier stattfindenden häufigen Feuersgefahren zeigt die Wirkung des Feuers in Petersburg höchst nachtheilige Folgen an Fremden und Einheimischen, sofern man nicht beständig auf der Sanitätshut ist. Unterlassen wir es nämlich, unsern Körper tagtäglich durch Bewegung in der freien Luft abzuhärten, so wird derselbe durch die Stubenwärme dermaßen empfindlich gemacht, daß der geringste Zufall hinreicht, uns fatale Erkältung zuzuziehen. Unsere Nerven werden durch die Stubenwärme reizbar, während wir andrerseits sogar die Kraft verlieren, uns erstarkenden Bewegungen und Luftbädern hinzugeben. Zwar paßt diese Bemerkung nicht allein auf Petersburg, indessen treten dort eine Menge die Sache verschlimmernder Umstände dazu, wie z. B. besonders luxuriöse, unregelmäßige Lebensweise, öftere, schnelle Temperatursprünge von Extrem zu Extrem, fast immer herrschende Zugwinde und dergleichen mehr.

Aber auch der Wärme an Sommertagen ist nicht zu trauen, so groß dieselbe auch oft zu seyn pflegt. Bei 20 Grad Sonnenwärme weht nicht selten eine Luft, die uns ein Frösteln erzeugt, das wir durchaus nicht einheimisch werden lassen dürfen, ohne befürchten zu müssen, zu einer Reise ins Ausland vom Arzte beordert zu werden, um dort den kalten Gast nebst seinem widerwärtigen Gefolge zu vertreiben, was im hiesigen Klima sehr oft nicht gelingen will. Es trifft sich, daß wir bei seltener Windstille und 24 Grad Wärme ausfahren; wer denkt unter solchen Umständen daran, sich obendrein noch mit warmer Kleidung zu versehen? Plötzlich aber erhebt sich ein reiner, steifer Wind, der uns zuerst die feuchten Poren trocknet und angenehm erfrischt, allmählich indessen dermaßen auskühlt, daß wir wohlthun den Wagen zu verlassen, um uns durch Bewegung vor ernstlicher Erkältung mitten im Sommer zu bewahren.

Wir wollen demnach nicht bloß wegen der Wärme unserer Empfindungen in Petersburg auf der Hut seyn, wie uns dieß im Leben überhaupt von der kühlen Weisheit vorgeschrieben wird, auch mit der rein physischen Wärme müssen wir uns, der Umstände halber, wohl in Acht nehmen. Es ist das Land der Kälte, welches wir dort bewohnen; mit ihr haben wir uns in jeder Beziehung zu befreunden, oder es fallen auf uns die Folgen der Thorheit mit eisernen Consequenzen. Dem warmen Gemüth widerfährt über kurz oder lang dasselbe, was den warmen Körper unaufhörlich bedroht; das warme Wort fährt nicht selten in der Gesellschaft wie das glühende Eisen ins kalte Wasser; Erkältungen, Verhärtungen werden stets unausbleiblich seyn.

Das dritte Element, „die Luft," ist schon in Vorstehendem als übel renommirt angedeutet worden, allein sie verdient ganz besonders besprochen zu werden. Ganz abgesehen davon, daß Hofluft überall nicht sonderlich in gutem Rufe steht und Petersburgs politische Luft insbesondere als stark nach der Nagaika, dem beliebigen Kantschuh, schmeckend anerkannt ist, so verdient das nordische Babel schon wegen seiner Luftverhältnisse mit einer Art Warnungstafel versehen zu werden, wenn man die Sache vom rein physischen Standpunkte auffaßt.

Man setzt sich heutzutage in der Welt durch Zahlen in Respect, weil alle Welt sehen will um zu glauben, darum sey hier erwähnt: daß nach fleißigen Beobachtungen irgend eines Menschen, der Zeit und Lust hatte, stets auf den Wind Achtung zu geben, innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren nur an 142 Tagen Windstille zu St. Petersburg geherrscht. Das stillste Jahr war 1831 mit 36 windstillen Tagen; ob darum, weil es damals politisch stürmte und der Beobachter minder genau aufpaßte, mag dahin gestellt seyn. Das Jahr 1827 hatte dagegen nur einen windstillen Tag und Viele wollen wissen, der Beobachter habe eben an diesem Tage nur die Studirstube nicht verlassen, sonst würde selbst in seinem Tagebuche keine Windstille geherrscht haben.

Hauptwind in Petersburg ist der vom Hofe wehende, nach ihm aber der Südwest; er regiert im November, December, Februar und März, und gönnt dem lieblichen Süd- und Nordost nur kurzes Zwischenregiment im December und Januar, während der reine Ostwind das Memento boreale der Monate Julius und August bildet. Der ächte, reine Septentrio schält unser zartes Antlitz im September und October, allein der das Kind im Mutterleibe nicht schonende, einzig-wahre Boreas, der Nordost, befiehlt, daß wir uns im Mai und Junius hübsch die Pelze über die Ohren stülpen sollen. Süd- und Südwestwinde pflegen sich meistens nur im December und Januar einzustellen, und somit hoffe ich die Wahrheit des hyperbolisch klingenden Sprüchwortes dargethan zu haben, welches den Petersburgern räth: „die Pelze vor Johanni nicht abzuthun und sogleich nach diesem Termine wieder anzulegen."

Mag der Wind in Petersburg herwehen aus welcher Himmelsgegend er wolle, immer ist es rathsam gegen ihn auf der Hut zu seyn; er pustet oft so heftig und plötzlich aus einer der langen Straßen, daß Kopfbedeckung und Gesundheit fest sitzen müssen, um nicht derangirt zu werden. Stadtpatrioten behaupten, die Luft sey immer rein in der Residenz, allein wer genauer in Details eindringt, fühlt sich veranlaßt, — abgesehen von so manchen Beispielen gespielter politischer und anderer Umtriebe — anzumerken: daß von dieser Regel manche Höfe und eine ungeheure Anzahl Wohnungen ausgenommen werden müssen; der Ausdünstungen von Canälen ꝛc. nicht zu gedenken. Ich habe die Bemerkung gemacht, es sey nur bedingungsweise rathsam, die Fenster zum Einströmen frischer Luft zu öffnen, und man habe sich vorher genau zu informiren, wie die Nachbarschaft beschaffen ist. Wohnt z. B. in der Nähe ein „Lawotschnik" (Victualienhändler), dann hat man das ganze Jahr hindurch sorgfältigst auf geschlossene Fenster zu halten, widrigenfalls die Zimmer vom Dunste in Gährung übergegangener Victualien, welche der „Mjelotschnaja lafka" (dem Vic-

tualienverkaufsladen) entströmen, angefüllt und durchdrungen werden.

Von der Erde geziemt es dem Erdgebornen nichts Uebles zu sagen, daher will auch ich über sie, nach dem bereits Angedeuteten, ein respectvolles Stillschweigen beobachten, und von den Elementen auf bedingtere Zustände übergehen.

Familienhäupter pflegen in Petersburg sich und ihre Angehörigen, sofern es die Vermögensumstände irgend gestatten, bei einem Arzte in Gesundheitsassecuranz zu begeben, und zahlen, je nach Verhältnissen, größere oder geringere Summen dafür, sanitätlich unter Vormundschaft zu stehen. Renommirte Aerzte nehmen dergleichen Vormundschaften selten unter einer Honorarsumme von 300 Rubeln (90 Thlrn.) an, und anständige Häuser zahlen etwa bis 1200 Rubel (360 Thlr.). Viele russische Großen versprechen noch viel mehr!

Wer solche Summen nicht aufzubringen vermag oder zu zahlen Lust hat, muß sich entweder mit minder berühmten Jüngern Aeskulaps begnügen, oder nur bei wirklich eintretenden Krankheitsfallen Besuche erbitten, wo es denn den Begüterten wohl hin und wieder geschehen mag, daß sie lege artis erst recht krank gemacht werden, ehe man die Morbus vertreibt oder den Mors herbeiführt, um jedenfalls auf das Honorar für zahlreiche Besuche zu kommen. Als Eigenthümlichkeit wohlhabender russischer Kaufleute wurde von mehrern sehr bekannten Aerzten angeführt, daß sie dem Arzt stets für jedes Recept, jeden Besuch sofort Zahlung leisten und sich nicht auf unbestimmte, unverlangte ärztliche Besuche einlassen möchten; überhaupt gebe es bei ihnen durchschnittlich nur wenig zu thun. Man überlasse da noch der Natur zu viel für die Wünsche und Neigungen der etwa Tausend in Petersburg practicirenden Mediciner. Je mehr aber der Russe in der Civilisation fortschreitet, um so unentbehrlicher wird der Arzt; Familien ersten Ranges halten sogar eigene Leibärzte, die namentlich der Dame vom Hause nicht von der Seite weichen dürfen.

Ich gestehe, mich dem plebejischen Benehmen der russischen Kaufmannswelt in Betreff ärztlicher Hülfe von jeher hingegeben zu haben, dennoch brachten mich Verhältnisse in nähere Bekanntschaft mit Petersburger Aerzten, ja einer aus ihrer Zahl gehörte zu meinen intimsten Bekanntschaften. Zufällig besuchte ich diesen Freund mehrmals hintereinander in den Morgenstunden, um mit ihm Rücksprache über kleine Ausfahrten zu besprechen, die wir im Laufe des Tages, wenn er seine Praxis beseitigt, zusammen vornahmen. Lachend kam er mir einst entgegen und sagte:

„Sie waren gestern früh bei mir, ohne mich zu treffen, ich war zeitig zu einem plötzlich sehr gefährlich Erkrankten gerufen worden! Rathen Sie einmal, wie mein Bedienter, der Ihren Namen nicht weiß, Sie mir bezeichnete? Doch wie könnten Sie auf die Albernheit des Menschen verfallen. Derselbe meinte: „„Der lange Herr, welcher die Brille tragt und schon so lange bei Ihnen Morgenpatient ist, war da!“" Sie müssen nämlich wissen, daß ich eine ganz eigene Morgenpraxis im Hause habe, bestehend in jungen Leuten aus guten Familien, die an gewissen galanten Uebeln leiden, von denen natürlich ihre Angehörigen nichts merken sollen. Für einen solchen Hülfsbedürftigen hat Sie der dumme Teufel genommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Nilfahrt.

Das Journal „la Presse“ vom 1 März enthält ein Schreiben aus Alexandrien vom 6 Februar, worin es heißt: „Man beschäftigt sich hier viel mit der dritten Expedition zur Aufsuchung der Nilquellen, und will von einer Armee von 15,000 Mann wissen, die bei dieser Gelegenheit irgend ein unbekanntes Land erobern soll. An allem dem ist aber nichts, als daß der Vicekönig befohlen, die zweimal unfruchtbare Aufsuchung der Nilquellen zum drittenmal zu versuchen. Die Expedition ist mit allem versehen, was ihren glücklichen Ausgang befördern kann. Ein seit langer Zeit in Cairo befindlicher Prinz von Darfur hat Erlaubniß erhalten die Expedition zu begleiten und nimmt einige irreguläre Truppen, etwa 800 Mann mit, wovon die Hälfte Reiterei. Der Grund, weßhalb Truppen zur Verfügung des Prinzen gestellt werden, ist folgender: in Darfur, aus welchem Lande der Prinz gewaltsam vertrieben wurde, herrscht Unordnung. Der gegenwärtige Sultan hat alles mögliche gethan, um die Handelsverbindungen zwischen Innerafrika und Aegypten zu unterbrechen. Die Karawanen wurden von seinen Truppen angegriffen, und kommen jetzt nicht mehr an.“ Nähere Nachrichten über diesen Prinzen von Darfur und die Verhältnisse jener Länder ertheilt Pallme in seiner Schrift: „Kordofan“ (Cotta'sche Buchhandlung, 1843). Er floh vor seinem Bruder, der ihn aus dem Wege räumen wollte, und fand eine Zuflucht in Kordofan und später in Cairo. Diese Aufnahme machte den Sultan von Darfur zum bittern Feinde Mehemed Ali's.

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reisen durch Kleinasien.

Dritter Abschnitt.

(Schluß.)

Etwas weiter westlich in Ola Bunar fand der Verf. auch eine Menge Fragmente, architektonische Verzierungen, Basreliefs u. s. w. aus alter Zeit. Abends erreichte er Tris-Maden, am Flusse gleiches Namens, der die Hauptbeschäftigung der Einwohner anzeigt: es werden hier nämlich aus den Erzen der Berge im Süden jährlich 8 bis 900 Oka Blei geschmolzen. — Auf dem Wege von dort an den See von Soghla copirte er von einem Piedestal aus gelbem Marmor eine lateinische Inschrift; wahrscheinlich sollte eine Statue des Kaisers Claudius darauf stehen. Dann ging's am nordöstlichen Ufer des genannten Sees (auch der See von Seidi-Schehr genannt) über Jalepenk nach Eski-Seraï, wo wieder einige Ruinen untersucht wurden, und dann durch eine sumpfige Wiesengegend, voll von Enten, Schnepfen, Pelikanen u. s. w., nach Kara-Euran. Auch hier fand der Verf. eine große Menge antiker Baureste, und zwar ganz anderer Art, als die von Isaura, sowohl dem Stoff als der Arbeit nach; auch Basreliefs und verschiedene Inschriften. Hier verließ er den See und wandte sich

wieder westlich durch die Ebene nach Seidi-Scheher, gleichfalls reich an antiken Fragmenten, doch ohne sichern Nachweis über deren Ursprung, obgleich nothwendig in der Nähe eine Stadt des Alterthums gelegen haben muß.

Der Verf. wünschte von hier über den Taurus südwärts an die Küste des Mittelmeeres zu gehen; man versicherte ihn aber, daß die Schwierigkeiten zu groß wären, so gab er denn den Plan auf und wandte sich nordwestwärts über Auffchar zu dem großen See von Bey-Scheher, dessen weite klare Wasserfläche noch schöner und reicher und nicht minder romantisch von hohen Gebirgen umgeben ist, als die schönsten Schweizerseen. Er ist 20 englische Meilen lang und auch sehr breit. An der Südostseite liegt die Stadt Bey-Scheher zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses, über welchen eine steinerne Brücke von sieben Bogen führt. Die Stadt ist ein lebhafter Handelsplatz, doch sehr schmutzig und jetzt eben voller Pestkranken, weßhalb der Verf. außerhalb der Mauern am See sein Lager aufschlug.

Der obenerwähnte See Seidi-Scheher oder Soghla ist der Trogitis des Strabo, der Bey-Scheher aber ist der Caralitis, und Cramer irrt nur insofern, als er nicht wußte, daß Bey-Scheher und Kereli an demselben See liegen. Auch ist dieß derselbe See, der bei byzantinischen Schriftstellern unter dem Namen Pusgusa oder Pasgusa vorkommt. Auf dem Wege nach Kereli, am nordöstlichen Ufer des Sees, kam der Verfasser nach Eflatun, wo eine Menge Frischwasserquellen einen kleinen See bilden und dann als ein bedeutender Strom aus diesem in den großen See fließen. Neben diesen Quellen steht ein großes sehr altes Monument, ähnlich denen von Persepolis, von gigantischen Steinblöcken, deren oberster über 22 Fuß lang und 2⅓ Fuß dick ist; die Steine sind sehr gut behauen und an der Südseite mit menschlichen Figuren in Basrelief verziert. Der Verf. sagt, er habe nirgends in Kleinasien ein Monument von gleichem Charakter mit diesem gefunden. In Kereli (dem alten Carallia), am nördlichen Ende des Sees, hatte die Pest so stark gehaust, daß die Stadt wie ausgestorben schien, der Verf. eilte daher weiter, nordwestwärts, nach Kara-Aghatsch, und von da aus demselben Grunde über Akhissar und Yeuller (unweit Yalobatsch, wo er seine zweite Reiseroute vom Sommer 1836 durchkreuzte), an dem nördlichen Ufer des Hoiran-Sees vorbei (dessen südliche Abtheilung den Lesern als See von Egerdir schon bekannt ist), und dann etwas südwestwärts nach Sangerli, dessen Begräbnißplatz viele Alterthümer enthält und wo er mehrere Inschriften copirte. Dann verließ er die Ufer dieses reizenden Sees und eilte in gleicher Richtung weiter nach Olu Borlu, das er am 20 August erreichte, und wo er sofort die Ruinen der Akropolis von Apollonia (38° 4' N. B) besichtigte. Von Denair, das er auch auf seiner frühern Reise schon besuchte, wandte er sich nordwestlich und folgte dem Thal des Mäander bis Ischekli, darauf einige Stunden dem auf der Hinreise gewählten Wege südwestwärts bis gegen Demirdschi-Kiöi, und ging dann westwärts über Göneh und Aineh-Giöl nach Allah-Scheher. Auf diesem ganzen Wege traf er nur im Osten von Göneh einige griechische Ruinen, von den Türken Kepedschik genannt. Von Allah-Scheher oder Philadelphia, das oft von Reisenden beschrieben ward, ging's am 24 über Casulli nach Sardis, und von da am 25 über Cassaba nach Smyrna zurück.

Um schließlich noch den Lesern von der Reichhaltigkeit des Werks, dessen Inhalt wir skizzirt haben, eine Vorstellung zu geben, bemerken wir nur, daß es außer zwölf schönen Stahlstichen und zwei Karten noch in einem Anhang von 126 Seiten folgendes enthält: 1) fünf Notizen über die Bestandtheile verschiedener Mineralquellen u. s. w.; 2) ein Verzeichniß von eilf verschiedenen Reiserouten durch Kleinasien mit Angabe der Entfernungen von Station zu Station; 3) die aufgenommenen Breitengrade von 60 verschiedenen Orten; 4) eine vollständige Angabe der Richtungen des Weges auf der letzten Reise; 5) die Copien von 455 griechischen Inschriften und 6) ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Miscellen.

Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen. Die Anzahl alterthümlicher Gegenstände, welche sich hier anhäuft, nimmt fortwährend mit raschen Schritten zu. Seit die Alterthumsgesellschaft im Jahre 1836 ihren „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde" herausgab, der an vielen Orten eine größere Aufmerksamkeit auf alterthümliche Gegenstände erweckte, haben die Einsendungen von verschiedenen Seiten her eifrig fortgedauert. Sie betrugen im Jahre 1837 512 Nummern, im Jahre 1838 480, im Jahre 1839 415, im Jahre 1840 460, im Jahre 1841 382 und im Jahre 1842 579 Nummern. (Berlingske Tidende vom 5 Februar.)

•

Wolleinfuhr in England. Im Jahre 1840 wurden in England an fremder Wolle eingeführt 137,198 Ballen, im Jahre 1841 118,980 Ballen, im Jahre 1842 96,897 Ballen. Diese Abnahme ersetzt sich durch die gestiegene Einfuhr von Colonialwolle; diese betrug im Jahre 1840 52 752 Ballen, im Jahre 1841 67,936 und im Jahre 1842 70,499. Diese Zufuhr kam von Neusüdwales, Vandiemensland, Cap und Ostindien. (Shipp. and Comm. Gaz. vom 20 Februar.)

•

Ein chinesischer Tempel in England. China scheint in England stark in die Mode zu kommen. In dem Garten des Buckinghampalastes hat man einen kleinen chinesischen Tempel erbaut, welcher der Königin und ihrem Gemahl als Pavillon dienen soll. Nach dem Globe vom 21 Februar ist derselbe bereits meublirt.

•

Englische Schifffahrt. Man hat sich in England schon seit längerer Zeit über die Unwissenheit und Rohheit mancher Schiffscapitäne beklagt, und mehrere Vorschläge sind schon gemacht worden, Capitäne der Handelsmarine, ehe sie ihre erste Fahrt antreten, einem gewissen Examen zu unterwerfen. Dieß wird namentlich in der dießjährigen Parlamentssession von einem Capitän Fitzroy betrieben; inzwischen sind wiederholte Nachrichten eingelaufen, daß man namentlich in Brasilien durchaus keine englischen Schiffe zum Waarentransport miethen will, und statt ihrer Schweden, Oesterreicher, Dänen und Hamburger vorzieht. Die Sache hat, wenn man der Shipp. and Comm. Gaz. vom 25 Februar glauben darf, in England nicht geringen Eindruck gemacht.

•

Wildpretfälle in Frankreich. Die Provincialblätter aus dem Norden schreiben, daß man auf den Märkten der Städte noch nie so viel Wildpret gesehen habe; die große Masse Schnee trieb das Wild den Jägern und Wildschützen in die Hände, und die junge Brut der Hasen soll größtentheils erfroren seyn. Selbst Rebhühner sollen durch den Fall des feinen Schnees, der sich auf ihren Flügeln anhäufte und zu Eis wurde, eine leichte Beute geworden seyn. (Constit. 3 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1843.

Die Holländer auf dem Cap.

Wir haben die Angelegenheit von Port Natal und der ausgewanderten Boeren überhaupt theils im vorigen Jahre wiederholt, theils schon in diesem Jahre (s. Nr. 24) besprochen; die dortigen Ereignisse entwickeln sich aber mit einer unerwarteten Schnelligkeit, und alle Anstalten deuten dahin, daß die Sache wieder auf die Degenspitze gestellt werden soll: nicht nur sind zwei englische Regimenter nach dem Cap beordert, sondern die bereits dort stehenden Truppen haben Marschbefehl erhalten, nach der Gränze aufzubrechen. Bereits zeigt es sich aber, daß die Regierung es nicht mehr bloß mit den ausgewanderten Boeren, sondern auch mit den zurückgebliebenen zu thun hat, indem der Geist des Aufstandes unter ihnen immer reifer wird, und schon viele sich bereit gezeigt haben, ihren Brüdern am Oranjefluß und zu Port Natal zu Hülfe zu ziehen. Wie weit thatsächlicher Aufstand innerhalb der Gränzen der Colonie schon gediehen, darüber läßt sich nichts mit einiger Gewißheit sagen, aber schon die feindselige Stimmung der Bewohner in einem so dünn bevölkerten Lande, wo die freundliche Unterstützung den Truppen so unerläßlich wird, ist ein höchst ungünstiger Umstand für die Engländer. Es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß ein Nationalkampf zwischen Engländern und Holländern am Ausbruch ist, und daß die Bemühungen der Regierung, immer mehr Engländer anzusiedeln, und so allmählich ein factisches Uebergewicht zu erhalten, diesen Ausbruch beschleunigt. Erwägt man, daß die Zahl der ausgewanderten Boeren zum mindesten jetzt 24,000 Menschen beträgt, sie also 4 bis 5000 waffenfähige und in den Waffen geübte Männer aufstellen können, so erscheint die Zahl der englischen Truppen, welche man gegen sie senden kann, als ziemlich unbedeutend, und die Aussicht auf militärische Erfolge um so schwächer, als die Boeren halbe Nomaden sind, welche leicht von der Stelle rücken können, während den englischen Truppen jedes Vordringen tiefer ins Land hinein ungemein schwer werden muß. Ohne Hülfe der einheimischen Stämme ist ein solcher Zug für die Engländer völlig unmöglich, aber die Aufreizung der wilden Stämme gegen die ausgewanderten Boeren hat etwas so gehässiges, daß es sämmtliche holländische Capbewohner aufs tiefste empört. Demnach ist gar keine sonderliche Aussicht zum Erfolg vorhanden: nach den bis jetzt bekannt gewordenen Maaßregeln zu schließen, soll ein englisches Corps von beiläufig 800 Mann nach Philippolis, der Stadt der Griquas (d. h. der sogenannten Bastaarden, Abkömmlinge von Holländern und Eingebornen) marschiren, dort sich festsetzen, und den umwohnenden einheimischen Stämmen als Anhaltspunkt im Kampfe gegen die Boeren dienen. Diese Griquas, früher von den Boeren unterdrückt, stehen denselben feindlich gegenüber; die letztern sollen aber bereits mit den Griquas handgemein geworden seyn und sie geschlagen haben.

Die frühern Nachrichten, welche die englische Regierung über die Expedition des Obersten Cloete bekannt werden ließ, waren augenscheinlich unvollständig, und vermuthlich das Wichtigste, nämlich die bloß bedingte Unterwerfung verschwiegen. Die damals von den Engländern verlangte Auslieferung der vier Hauptanführer wird jetzt von den Boeren verweigert, und diese haben Erklärungen erlassen, welche den bittersten Haß gegen die Engländer athmen und den festen Entschluß aussprechen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Pretorius ist der Feldcommandant südlich vom Drachenberg, d. h. zu Pietermauritzburg in der Nähe von Port Natal, und ein gewisser Cloete (nicht der obenerwähnte Oberstlieutenant) am Oranjefluß. Sie sollen das ganze umliegende Land als ihr Eigenthum und die Kafferhäuptlinge als die Vasallen der holländischen Republik erklärt und gedroht haben, wenn die Engländer sich noch ferner in ihr Verhältniß zu den Eingebornen mischten, so würden sie die Colonie selbst angreifen. Andreas Pretorius hatte eine allgemeine bewaffnete Volksversammlung auf den 24 December nach einem zwischen dem Oranjefluß und Port Natal gelegenen Ort ausgeschrieben, wo die Besitznahme des Landes durch die „südafrikanische Republik" ausgesprochen, und jeder, welcher dem „Volksraad" den Eid der Treue zu schwören sich weigert, gezwungen werden soll das Land zu verlassen.

Diesen Maaßregeln gegenüber spielt die brittische Colonialregierung eine ziemlich einfältige Rolle. Auf die erste Nachricht, daß die Boeren sich unabhängig erklären wollten, begab

sich ein in der Nähe befindlicher, auf einer Rundreise begriffener Richter, Namens Menzies, nach dem Lager der Boeren am Oranje- und Modderfluß, versuchte ihnen den Eid der Treue gegen die englische Regierung abzunehmen, und erklärte, als dieß abgeschlagen wurde, das ganze Land für brittisches Eigenthum. In diesem Benehmen war wenigstens Consequenz, denn ist das Land brittisches Eigenthum, so sind dessen Bewohner brittische Unterthanen. Nun erließ aber der Gouverneur, Sir George Napier, eine Proclamation, worin er den „widerspänstigen und rebellischen Boeren" anzeigte, daß er bestimmte Befehle von seiner Regierung habe, das Land, welches die Boeren jetzt nach dem Eroberungsrecht ansprechen, nicht in Besitz zu nehmen. Ist aber das Land nicht brittisches Gebiet, so haben auch die Engländer keine Anordnungen darin zu treffen und es ist rein lächerlich, die Boeren als ihre Unterthanen zu reclamiren, denn da diese nicht freiwillig zurückkehren wollen, so muß man sie gehen lassen, oder mit Gewalt unterwerfen, also mit gewaffneter Hand in ein Land einrücken, auf das man keine Ansprüche irgend einer Art hat oder macht.

Wir werden demnächst ein Schreiben aus Grahamstown mittheilen, welches die Ursachen des in der Capcolonie herrschenden Mißvergnügens, wenn gleich ziemlich von englischem Standpunkt aus, genügend erklärt.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Klima und Gesundheit.

(Fortsetzung.)

Nun war die Reihe an mir, so gut ich konnte, über das quid pro quo und meine delicate Position zu lachen, den Freund aber bat zu entschuldigen, so etwas nicht auf dem Herzen behalten zu haben. Ich ertheilte um so lieber und leichter Absolution, je entfernter ich davon war, mich getroffen oder berührt fühlen zu dürfen. Einmal im Zuge empfing ich von dem Eingeweihten manche für mich interessante Renseignements über Gesundheitszustände Petersburgs und man gestattete, daß ich kurze Notizen sogleich niederschreiben durfte, von denen ich jetzt folgendes wiedergebe.

„Unter allen Krankheiten, welche fortwährend hier herrschen, muß die Syphilis obenan gestellt werden, weil sie offenbar die meisten Patienten liefert, und so hoch oben im Norden zu den beklagenswerthesten Uebeln der Menschheit gerechnet werden kann, da sie sich so schwer heilen, fast nicht verhindern, und so leicht überall hin verschleppen läßt. Das arme unwissende Volk degenerirt durch sie weit mehr, als durch Branntwein und andere Ursachen. Wenn medicinisch-polizeiliche Controle und Aufsicht das gräßliche Uebel bei dem Volke nicht im Zaum zu halten vermögen, so ist dieß in den höhern Ständen rein unmöglich; daher gerade hier so zahlreiche Ansteckungen! Wohin uns die Folgen führen werden, ist Gott allein bekannt. Wir Aerzte müssen uns rathlos erklären, wollen wir anders wahr seyn! Das Kalinkin'sche Hospital nimmt jährlich wenig unter 2000 Syphiliskranke allein auf, andere Hospitäler ungerechnet; die Privatpraxis aber ist bei weitem bedeutender. Ein bekannter Arzt nahm jährlich im Durchschnitt 12,000 als die Zahl der Syphiliskranken in Petersburg an. — In Einem Wintermonate führte eine von mehreren Aerzten angestellte Ueberschlagsberechnung zur mittleren Summe von 1200, was obige Annahme ungefähr bestätigt.

„Unter der vornehmen Damenwelt ist besonders die Leukorrhöe viel verbreitet, und es entwickeln sich daraus allerhand üble Krankheitsformen, je nachdem diese oder andere Ursache dazu tritt. Man könnte den allzu häufigen Genuß des Thees als eine der Hauptveranlassungen zu dieser Krankheit nennen, so wie derselbe auch unstreitig auf das Verderben der Zähne und die vielen Zahnkrankheiten influirt. Schlechte Zähne sind hier fast erblich geworden, obschon der Skorbut lange nicht mehr so sehr verbreitet ist, als dieß früher der Fall gewesen. Führen wir noch unter Erwachsenen die äußerst häufigen Hämorrhoidalkrankheiten, so wie bei Kindern die Skropheln an, so sind wir bis auf Husten, Schnupfen, Gicht, Rheumatismen und Lungenkrankheiten ziemlich mit den Hauptübeln welche die Menschheit hier plagen, fertig, denn einige Diarrhöen im Herbste wollen nichts sagen, und ansteckende Fieber kommen hier nicht öfter vor als an andern gesund gelegenen Orten. Nur Augenübel zeigen sich häufiger als anderswo, deren Ursachen local genannt werden müssen.

„Ist man geneigt die erscheinenden Krankheiten nach den Jahreszeiten zu ordnen, so gibt dieß etwa folgende Uebersicht:

„Im Frühling zeigen sich Masern, Scharlach, Keuchhusten, und Nervenfieber; die nicht seltene Auszehrung nimmt, gleich der Wassersucht, jetzt leicht bösartigen Charakter an.

„Der Sommer liefert nur wenige Kranke und meist herrschen gallige Zustände.

„Im Herbste kommen meist Rheumatismen, Flüsse, Husten, Schnupfen, Ohren- und Halsschmerzen, Augenentzündung und Diarrhöen.

„Der Winter erzeugt Bluthusten, Schlagflüsse, Seitenstechen, Hals- und Lungenentzündungen, zumal bei Nordwestwinden; auch kommen entzündliche Flußfieber vor, die leicht nervös werden, und die Syphilis ist sehr verbreitet.

„Katarrhalische Krankheiten sind das ganze Jahr hindurch am meisten vorherrschend.

„Untersuchen wir die localen Ursachen der Krankheitszufälle genauer, so finden wir, daß gastrische Fieber sich namentlich häufig nach der Butterwoche zeigen und vom übermäßigen Genusse der vielen fetten Eierspeisen herrühren. Dysenterien erscheinen im Herbste nach dem Genusse unreifen Obstes, welchem sich das gemeine Volk mit unbegreiflicher Gier hinzugeben pflegt. Die während des Winters in gefrorenem Zustande zu Markte gebrachten Fleischwaaren geben nicht selten Veranlassung zu Faulfiebern mit Skorbut und Karfunkeln, denn bei dem häufig eintretenden Thauwetter verdirbt dieses Fleisch natürlich, wenn es nicht ganz gut in Eiskellern verwahrt ist. Beim Anfange der Flüsse im Frühjahr erzeugen sich oft gastrische Fieber durch die zu dieser Zeit gefangenen Fische, deren Genuß höchst unverdaulich und der Gesundheit nachtheilig ist.

„Als Folge der Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche die jedes Jahr nach Petersburg strömenden 20 bis 30,000 Arbeiter aus dem Innern zu erdulden haben, zeigen sich namentlich im Frühling und Sommer sehr häufig Gallen- und Nervenfieber, Skorbut und Diarrhöen; oft reichen die großen Räume der Hospitäler zu dieser Zeit zur Unterbringung der Kranken nicht hin. Unter den Arbeitern in den Stadtcanälen bricht regelmäßig im Frühling und Herbst der Skorbut aus; sonst genießt der niedere Volkshaufe eine sehr gute Gesundheit, wenn sich die Leute erst eingerichtet haben. Die höchst einfache Lebensweise der Russen trägt hiezu gewiß sehr viel bei; Brod, Kohlsuppe, Grütze und Kwas reichen in der Regel hin, die Tafel des gemeinen Mannes vollkommen wohl zu besetzen, ohne Kwas und sauern Kohl ist jedoch keine Existenz denkbar. Unter solchen Umständen bedarf es der Leibherrn *) und des Branntweins, sonst würde das Volk sehr bald im alleinigen Besitze aller Geldmittel seyn.

„Was die Bevölkerung Petersburgs im Allgemeinen betrifft, so liefern diejenigen, welche sich zu Hause beschäftigen und dabei bewegen, die geringste Anzahl von Erkrankungen, und diese sind meist entzündlicher Natur. Bei bloß sitzender Lebensweise finden sich Unterleibsbeschwerden, Wassersucht, Skorbut und Skropheln ein. Der Theil, welcher stets im Winde und Wetter arbeitet, leidet im Frühling und Sommer an nervösen Gallenfiebern, im Winter hingegen an entzündlichen Krankheiten. Unregelmäßigkeit, so wie Unmäßigkeit im Essen und Trinken, deßgleichen schlechte, verdorbene Nahrung sind fast immer die nächsten Veranlassungen zu Erkrankungen."

So weit die Geständnisse meines ärztlichen Freundes, und ich füge diesen noch einige anderweit eingezogene Erfahrungen und Bemerkungen hinzu.

Nichts macht sich uns bemerkbarer, als ein angegriffenes Nervensystem, wenn wir mit der Gesellschaft in Petersburg fortleben, und der größte Theil der Schuld liegt wohl zunächst an der französischen Küche, dem Nacht zu Tag machen und an andern Gesellschaftsunarten; indessen wirkt z. B. auch die fortwährende Helle in den Sommermonaten sehr abspannend auf uns ein. Man schläft unruhig, wozu die Hitze in den Gebäuden auch das ihrige beiträgt; man empfindet erhöhte Eßlust und beschäftigt die Verdauungswerkzeuge auf Unkosten anderer Lebensorgane; endlich wird man aus den Wintergewohnheiten in ganz entgegengesetzte Extreme geworfen und consumirt in kurzer Zeit mehr von Leben, als zu einem kräftigen Wohlbefinden passen will; die allem anhaltenden Wohlseyn so höchst zuträglich mäßige Gleichförmigkeit erleidet allzu empfindliche Störungen. Versetzen wir uns umgekehrt in die ewig langen Nächte des Winters, mit dem vielen künstlichen Lichte, den enormen Temperaturwechseln von einer Stubenwärme von 18 bis 28 Graden zu einer äußern Kälte von 20 Grad und drüber, wobei die Augen und andere Gesichtstheile so wie die Lungen jedenfalls stark angegriffen werden müssen, und rechnen wir dazu noch das Gestöber des schmutzigen, zum feinsten Staube zerfahrenen und zertretenen Schnees, der auf die Augen wie der schärfste Tabak oder Pfeffer wirkt, so bedarf es gar nicht erst der Zugwinde, um Erkältungen oder Krankheitsanfälle aller Art herbeizuführen; die Hautthätigkeit wird zu oft von Extremen gereizt als daß nicht endlich eine Trägheit derselben erfolgen sollte. Das Leben nutzt sich nebenbei auch psychisch durch allzugroße Inanspruchnahme unsrer Körper ab, davon glaube ich fest überzeugt seyn zu können, denn es sprechen zu viele Beispiele dafür. Ich kenne in Petersburg eine große Menge Menschen, denen es nicht im Traume einkömmt, den Geist auf irgend eine Weise anstrengen zu wollen, der ihnen nicht abgesprochen werden kann und die dennoch eben so abgelebt gleichgültig erscheinen, neben momentaner, offenbar nervöser Gereiztheit, als ob sie durch das Mitleben in der Gesellschaft sich in der höchsten, geistigen Aufgeregtheit befänden. Sie werden eben nur körperlich beansprucht und verfallen geistig dennoch, dieß beweisen die häufigen Anfälle von Hypochondrie, welche sich allgemein bemerkbar machen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Nr. 277 ff. Jahrgang 1841 dieser Blätter.

Erziehungswesen in Griechenland.

(Nach Strong.)

Die Griechen konnten während des langen Freiheitskampfes nur geringe Aufmerksamkeit der Erziehung ihrer Kinder widmen. Die neue Generation wuchs daher in völliger Verwahrlosung und ohne allen Unterricht heran, so daß bei Wiederherstellung der Ordnung nur äußerst wenige die gewöhnlichsten Kenntnisse besaßen. Der letzte Präsident Capodistrias hatte in verschiedenen Theilen Griechenlands Primärschulen errichtet, welche sich nach seinem Tode wieder auflösten, und erst die königliche Regierung suchte ein regelmäßiges Erziehungssystem im Lande einzuführen. Zuvörderst mußte man natürlich auf geeignete Lehrer bedacht seyn, zu deren Bildung im Jahre 1834 das königliche Seminarium gegründet wurde. Acht Professoren leiten gegenwärtig darin den vorgeschriebenen Cursus, welcher das alte Testament, den Katechismus, allgemeine Weltgeschichte, Arithmetik, Geometrie, Zeichnen, Schönschreiben, Geographie, die Anfangsgründe der Naturlehre, gymnastische Uebungen, Gesang und Methodik umfaßt, zu deren praktischer Anwendung in der mit dem Seminarium verbundenen Normalschule Gelegenheit geboten wird. Die Zahl der Seminaristen wechselt zwischen 60 und 80, von denen 40 auf Staatskosten unterhalten werden. Bis Ende 1839 wurden bereits 265 als befugte Elementarlehrer entlassen, welche in 225 Schulen, darunter 26 für Mädchen, mit einer Gesammtzahl von 20,506 Schülern beiderlei Geschlechts vertheilt waren. Im Jahre 1840 wurden neuerdings 27 Schulen mit 1500 Schülern errichtet.

Außer diesen öffentlichen Anstalten gibt es in vielen armen Gemeinden unbefugte Schulen mit Lehrern, die kaum selbst die Elemente der Wissenschaften inne haben, aber von der Regierung geduldet werden, um wenigstens die Kinder vor gänzlichem Müßiggang zu wahren. Die Zahl der solche Schulen besuchenden Knaben übersteigt mindestens 10,000. Das Verhältniß sämmtlicher Schüler zur Bevölkerung ist demnach wie 4 zu 100. Am günstigsten stellt sich dasselbe auf den Inseln. Auf Morea, welches allein ungefähr die halbe Bevölkerung des Königreichs enthält, kommt kaum ein Drittel der Gesammtschülerzahl. Einige Provinzen, z. B. Messenien und Lakonien, haben im Ganzen drei oder vier

äußerst spärlich besuchte Schulen. Noch schlimmer ist das Erziehungswesen in Continentalgriechenland beschaffen. Außer der Hauptstadt befindet sich hier kaum der vierte Theil der Schülerzahl im ganzen Königreich.

In sämmtlichen Schulen herrscht eine strenge Gleichförmigkeit des Unterrichts. In den Leseschulen, wo der wechselseitige Unterricht mit gutem Erfolg eingeführt ist, wird Lesen, Schreiben, Rechnen, biblische Geschichte, Religion gelehrt, und in den Provincialhauptschulen noch außerdem Zeichnen, Sprachlehre, griechische Geschichte, Geographie und Naturlehre. Hie und da bilden auch Gesang und Gymnastik einen Zweig des Unterrichts. Die nöthigen Bücher, ausführlich zum Gebrauch der Lehrer und im Auszug für die Schüler, sind auf Kosten der Regierung gedruckt worden und werden zu mäßigen Preisen verkauft.

Es ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß das Schulwesen noch nicht dem Bedürfnisse entspricht; erwägt man aber den frühern Zustand und wie kurze Zeit im Grunde erst verstrichen ist, seit man den Segen der Freiheit, des Friedens, der Ruhe und einer geordneten Regierung zu genießen angefangen hat, so kann man nicht läugnen, daß hier große Schritte vorwärts gethan wurden. Ein Haupthinderniß für die allgemeine Verbreitung des Unterrichts im Königreich ist die außerordentliche Armuth einiger Gemeinden, denen durchaus alle Mittel zur Errichtung von Schulen abgehen. Die Eltern aber wissen, wiewohl selbst ungebildet, den Werth des Unterrichts und der Erziehung allenthalben zu würdigen.

In den bestehenden 28 Mädchenschulen wird außer den gewöhnlichen Elementarkenntnissen Unterricht im Nähen und andern weiblichen Handarbeiten ertheilt. In einigen Gemeinden, besonders auf den Inseln, besuchen Knaben und Mädchen eine und dieselbe Schule.

Von den vorhandenen 252 Primärschulen werden 67 ganz und 25 theilweise auf Staatskosten unterhalten, während 128 Lehrer ausschließlich von den Gemeinden besoldet werden. Für die 7 Primärschulen auf der Insel Tinos sorgt das dortige Kloster, und 25 andere Schulen werden von Privaten unterstützt. Die Regierung vertheilt eine bestimmte Zahl Schulbücher unentgeltlich. Ueberhaupt verwendet sie auf die Primärschulen jährlich 100,797 Drachmen. Für die Zweige des höhern Unterrichts bestand bei Ankunft des Königs Otto nur die von Capodistrias gegründete Centralschule zu Aegina. Im Jahre 1834 ward das Gymnasium zu Nauplia errichtet; im Jahre 1835 wurden gleichzeitig 10 hellenische Schulen eröffnet, denen nach und nach andere folgten, so daß jetzt im ganzen Königreich 4 Gymnasien (zu Athen, Nauplia, Patras und Syra) und 54 hellenische Schulen bestehen, und zwar 20 in der Morea, 15 in Continentalgriechenland und 19 auf den Inseln.

Die Schulhäuser wurden größtentheils auf Kosten der Gemeinden hergestellt; in mehreren Orten gab die Regierung das Local dazu her. Das Gymnasium zu Athen zählt 10, zu Nauplia 5 und zu Syra 4 Professoren. Die Rectoren der hellenischen Schulen in Athen, Syra, Nauplia, Amphissa, Chalcis, Lamia, Tripolitza, Sparta und Thera heißen Scholarchen (σχολαρχος), die aller übrigen aber schlechtweg Lehrer (διδάσκαλος). Selbst bei den Professoren gleichen Ranges findet ein Gehaltunterschied statt, was fortwährend zu Beschwerden Anlaß gibt. Die Gymnasiarchen erhalten 240 bis 350 Dr., die Professoren 200 bis 280 Dr., die Scholarchen 200 Dr., die Lehrer 140 bis 180 Dr. und die Unterlehrer 40 bis 60 Dr. monatlich; zusammen 138,960 Dr. jährlich. Einer königlichen Verordnung gemäß umfaßt der Lehrcursus in den hellenischen Schulen: Alt- und Neugriechisch, Katechismus, biblische und profane Geschichte, Kalligraphie, Geographie, Arithmetik, die Elemente der Naturlehre, Französisch und Lateinisch, welche Gegenstände in erweitertem Maaßstabe in den Gymnasien gelehrt werden. Die Gymnasien zu Athen und Nauplia erhalten alles Zubehör von der Regierung; für die übrigen müssen die betreffenden Gemeinden selbst Sorge tragen. Gewöhnlich werden die Gymnasien mit den nöthigen Büchern aus der öffentlichen Bibliothek versehen. Nur das Gymnasium zu Syra besitzt eine eigene durch freiwillige Beiträge der „Freunde des Vaterlandes und der Literatur" gebildete Bibliothek. Die Schülerzahl in den Gymnasien und hellenischen Schulen beträgt ungefähr 4500. Zur Bevölkerung verhält sich diese wie 5½ zu 1000, oder etwas mehr als ½ Proc. Am vortheilhaftesten stellt sich dieß Verhältniß auf den Inseln, so z. B. sind in Syphnos 5 Schüler auf 100 Einwohner zu rechnen. Sämmtliche höhere Schulen werden von einer Commission überwacht, welche aus dem Gouverneur der Provinz als Präsident, einem Priester, dem Demarchen und zwei von dem Municipalrathe ernannten Bürgern zusammengesetzt ist.

Eine der nützlichsten Anstalten für die griechische Jugend ist die polytechnische Schule zu Athen. Sie besitzt eine reiche Modellsammlung und ein naturhistorisches Museum. Besonders interessant ist das damit verbundene Cabinet, welches Proben von allen Mineralerzeugnissen Griechenlands enthält und die Aufmerksamkeit der Fremden verdient. Es ist täglich bis Mittag dem Publicum geöffnet, und an Sonn- und Feiertagen werden hier Vorlesungen über Zeichen- und Bildhauerkunst, Chemie und Experimentalphysik mit Anwendung auf Industrie und Handel gehalten, und es ist erfreulich zu sehen, wie regelmäßig und mit welcher Vorliebe dieselben besucht werden. Die Zahl der Schüler, welche das polytechnische Institut benutzen, beläuft sich auf ungefähr 700.

Eine französische Dame in Athen, welche sich vielfach um die griechische Jugend verdient gemacht, hat auf ihre Kosten einen tüchtigen Künstler aus Frankreich kommen lassen, um die Zöglinge der polytechnischen Schule in der höhern Malerkunst zu unterrichten. Rühmliche Anerkennung verdienen auch die amerikanischen Schulen in Athen. Sie wurden im Jahre 1831 von Hrn. J. H. Hill gestiftet, und bestehen aus zwei Kleinkinder-, zwei Elementarschulen (eine für Knaben und eine für Mädchen), einer Schule für Mädchen aus dem Mittelstande, einer Arbeitsschule für arme Mädchen und einer höhern Erziehungsanstalt. Sämmtliche Hill'sche Schulen zählen ungefähr 700 Zöglinge. — Ein seit langer Zeit in Griechenland lebender schottischer Edelmann hat neulich in Athen eine Kostschule errichtet, welche von den Söhnen der vornehmsten Familien besucht wird, und das beste Privatinstitut in Griechenland zu werden verspricht. (Schluß folgt.)

Unterrichtsanstalt in Omsk. In dieser Stadt, welche der Sitz des Generalgouverneurs von Westsibirien ist, befindet sich eine Unterrichtsanstalt des sibirischen Linienkosakenheeres, in welcher die Kinder der in Sibirien dienenden Beamten erzogen werden. Aus derselben gehen nicht bloß die Officiere für das sibirische Kosakenheer hervor, sondern auch die nöthigen Dolmetscher für den Verkehr mit den heidnischen Stämmen, namentlich der Kirgisensteppe, und die Topographen für das an der kirgisischen Gränze stehenden Ingenieurcorps. (Nordische Biene vom 3 (15) Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1843.

Neuere Unruhen in Peru.

Vom August bis October vorigen Jahres wurde in Peru eine ziemlich unbedeutende Revolution aufgeführt, die, wie so viele in Südamerika, nur in den Leidenschaften der auftretenden Personen, nicht in den Bedürfnissen und Wünschen großer Parteien und Landestheile ihren Grund hatten. Die ganze Geschichte läßt sich in zwei Zeilen erzählen: ein General Torrico schwang sich durch allerlei Intriguen und Gewaltmittel an die Spitze der Regierung, unterlag aber nach wenigen Monaten am 17 Oct. vorigen Jahrs in einem Treffen bei Pisco, worauf er sich an Bord eines französischen Kriegsschiffs flüchtete — der gewöhnliche Ausgang für derlei Unternehmungen. So augenfällig nun auch ein solcher Vorfall ist, so wenig sind die Ereignisse in Peru überhaupt verständlich. Um einigermaßen Licht in die verwirrten Nachrichten zu bringen, muß man wohl auf Santa Cruz und seine Plane zurückgehen, der Peru und Bolivia, als angeblicher Nachkomme der Incas, unter seine Gewalt zu vereinen wünschte, was aber durch das Einschreiten Chili's, namentlich den weitschauenden Diego Portales *), vereitelt wurde. Santa Cruz steht nicht mehr nominell an der Spitze von Bolivia, scheint aber die Bewegungen dieses Staates noch zu leiten, und der Präsident von Chili sah sich deßhalb in seiner am 18 Sept. 1841 an die Nation erlassenen Erklärung veranlaßt, auf die ehrgeizigen Plane Bolivia's aufmerksam zu machen, und zu verstehen zu geben daß Chili, wenn Bolivia abermals sich eine Herrschaft über Peru anmaßen wolle, nicht gleichgültig bleiben, sondern ohne weiteres einschreiten würde. Damals standen Peruaner und Bolivianer einander in Waffen gegenüber, in kurzer Zeit darauf, am 18 Nov. desselben J. kam es bei Isague zur Schlacht, in welcher der Präsident von Peru, Gamarra, auf dem Platze blieb. Die Bolivianer besetzten Arica und Tacna, um welche Plätze es ihnen hauptsächlich zu thun seyn mußte, verließen sie aber nach kurzer Zeit zum allgemeinen Erstaunen wieder — ein Schritt, der sich nur durch Drohungen von Seite Chili's erklären läßt, wo der Oberst Bulnes als Präsident die Grundsätze seines Schwiegervaters Prieto fortsetzte. Somit war Peru von äußern Feinden trotz seiner Niederlage befreit, und nun begannen die Intriguen im Innern.

Nach Gamarra's Tode war eine provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Menendez eingesetzt worden, die schnell möglichst ein Heer auf die Beine brachte, um sich den Bolivianern zu widersetzen. An die Spitze dieses Heeres wurde General Lafuente gestellt. Inzwischen kam General Torrico, der unter Gamarra wegen seines unruhigen, ehrsüchtigen Charakters verbannt worden war, zurück, gewann einige Mitglieder der Regierung für sich, und ließ Lafuente als Verräther erklären. Dieser aber unterwarf sich nicht, sondern erklärte sich nebst seinem zweiten Befehlshaber Vidal gegen Torrico. Letzterer zog nun gegen ihn, aber während seiner Abwesenheit wählte der Congreß mit großer Mehrheit Lafuente zum Präsidenten.*) Torrico unterlag schnell, wie oben schon erwähnt wurde, sein rascher Fall wurde aber durch einen eigenthümlichen Umstand veranlaßt. Ein Oberst Hercelles, der für einen Anhänger von Santa Cruz gilt, und als solcher in großem Ansehen bei dem niedern Volke steht, gab früher schon der Regierung Ursache zur Besorgniß, so daß er im J. 1835, also bald nach dem Sturz von Santa Cruz, verbannt wurde. Seitdem lebte er in Guayaquil. Im Jahre 1838 oder 1839 machte er einen unglücklichen Versuch, mit Waffengewalt wieder in Peru einzudringen, und als er die Usurpation von Torrico erfuhr, erneuerte er diesen Versuch und erschien in der Provinz Truxillo, fiel aber bald in die Hände einer ihn verfolgenden Abtheilung. Als man ihn gefangen nach der Hauptstadt führen wollte, gelang es ihm zu entkommen; rasch sammelte er 300 Mann, schlug den Obersten Torrico, einen Bruder des usurpatorischen Präsidenten, der ihm mit 800 Mann entgegenzog, aufs Haupt, und nun stieg seine Schaar schnell auf 3000 Mann. Man will wissen, er werde allenthalben mit Enthusiasmus von der Bevölkerung aufgenommen. So hat nun Lafuente nach der Niederlage des Torrico einen neuen Feind gegen sich, der

*) Siehe Chili. Ausland Nr. 312 ff. v. vor. Jahr.

*) Lafuente erhielt 87 Stimmen, Menendez, der vorherige Vicepräsident 9, Torrico selbst nur 2, Orbegoso, früherer Präsident, eine einzige, und es wird als auffallend bemerkt, daß Santa Cruz keine erhalten habe.

als Anhänger von Santa Cruz sich auf das niedere Volk und auf die Indianer stützt, während Lafuente und der Congreß die Partei der spanischen Creolen repräsentiren.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Klima und Gesundheit. (Fortsetzung.)

Wenn ich oben der französischen Küche den Krieg erklärte, so geschieht dieß nicht minder auch den französischen Moden, die mit Inbegriff der Schnürleiber im hiesigen Klima der Gesundheit sich doppelt schädlich erweisen; Aerzte und Geburtshelfer erhalten dadurch nur traurige Beschäftigungen, die ihnen nicht selten das Leben sehr verbittern und den Verdienst sauer werden lassen. Man ist bis zur Tollheit verliebt in sich und seine Fehler, man will nicht von einem einzigen der letztern lassen, mag keinem Genusse entsagen, unterwirft sich nicht der leichtesten Diätvorschrift, verschmäht es eine Arznei weiter zu brauchen, die nicht in der nächsten Stunde schon gute Wirkungen zeigt. Ein Arzt, der noch keine kränkelnde, vornehme Russin behandelte, darf über ärztliche Praxis bei Vornehmen gar nicht mitsprechen; diese Damen verstehen es aus dem Grunde krank zu seyn, wenn es gilt, namentlich den Arzt zu scheeren.

Der gemeine Handwerker lebt in Petersburg in gleichem Grade schlecht und elend, als der Vornehme gut und luxuriös; sein Aussehen ist fahl, blaß, skorbutisch und skrophulös, was bei den engen, feuchten und dumpfigen Wohnungen neben schlechter Nahrung gar nicht zum Verwundern ist. Diese Classe liefert viele, höchst gefährliche Kranke in die Hospitäler. In den Fabriken bricht regelmäßig im März und April das Nervenfieber unter bösartigen Symptomen aus.

Wenden wir unsere Augen auf die Hülfsmittel zur Unterstützung Erkrankter, so fallen uns zunächst eine Menge „dem äußern Scheine nach" brillante Etablissements, die sogenannten Hospitäler, auf. Wer ihre Schwellen überschreitet, muß erstaunen über die Pracht, Ordnung und Reinlichkeit, welche daselbst herrscht. Die Thür öffnet ein uniformirter Portier; man besteigt die Krankensäle auf breiten, mit Oelfarbe bestrichenen Treppen, deren Stufen mit Teppichen belegt sind. Die Wände des ganzen Locals sind glasirt und alles sieht so neu aus, als wäre es von gestern. Die Kranken befinden sich in hohen, geräumigen Gemächern, und die Räume sind niemals überfüllt mit Betten, deren Ueberzüge stets weiß wie Schnee leuchten, da bei dem geringsten Flecken sofort die Wäsche gewechselt wird. Man behütet die Kranken fast ängstlich vor jedem Luftzuge, was den sonst Abgehärteten oft sonderbar vorkommen mag. Die Patienten sind je nach den Krankheiten gesondert; kurz man ist entzückt wie der Domherr Meyer, dessen Petersburg-Enthusiasmus sprüchwörtlich zu werden verdient, und möchte fast beklagen gesund, mithin nicht qualificirt zur Theilnahme solcher Hospitalfreuden zu seyn. Die zu Tage liegende große Sorgfalt begreift sich nur, wenn man erfährt, wie oft der Kaiser Besuche abstattet.

Man hat die übertriebene Eleganz der Petersburger Hospitäler getadelt, allein mit dem größten Unrecht von der Welt, denn wer Rußland und die Russen kennt, der weiß: „daß nur in Extremen dort gehandelt werden kann!" Wollte man der Mittelstraße nachgehen, so läge darin unausbleiblich der Grund, daß die Sache ganz verfällt. Der Russe hält nur Schritt, wenn er bei den Haaren festgehalten wird, an der Hand läßt er sich nicht führen!

Auf dieser Stelle also liegt keine Ursache zu billigem Tadel und es thut mir wahrlich fast leid hier einen Kehrseitenbericht aufstellen zu sollen, wie ich es dennoch der Wahrheit schuldig bin, da mir die wahren Gebrechen russischer Hospitäler bis in die geringsten Details bekannt geworden sind. Leider weiß ich sehr wohl, daß solches Entschleiern zu keiner Besserung führen wird, denn nur Gott allein könnte die Menschen anders machen als sie sind, nur er vermöchte ihre Herzen und Gemüther zu lenken! Indessen ist ja die Kenntniß der Zustände wie sie sich wahrhaft zeigen, schon etwas und muß stets als erste Bewegung zum Bessern angesehen werden.

Die russische Krone, oder der Staat, kennt genau die Russen und nimmt sie wie sie sind, während andere Staatsverwaltungen nur zu geneigt sich zeigen ihre Diener zu nehmen und darzustellen wie sie seyn sollten, weßhalb es oft den Anschein bekömmt, als seyen die Beamten nicht Diener, sondern Herren einer Nation. Der irrt überhaupt gewaltig, welcher die große Klugheit der russischen Staatsverwaltung überall in Zweifel stellt. Um sich vor allzugrobem Betruge zu schützen, erscheint es der russischen Regierung als nothwendig, bei jeder Sache und allenthalben möglichst bestimmte Formen vorzuschreiben. Daher heißt es denn auch in den Hospitälern z. B.: „Wechselfieberpatienten erhalten diese festgesetzte Dosis China; Schleimfieberkranke die bestimmte Quantität Salpeter ıc.," je nach den verschiedenen Krankheitsformen die verschiedenen vorschriftsmäßigen Arzneimittel. Ob der Kranke jung oder alt, groß oder klein, schwächlich oder kräftig sey, thut nichts zur Sache und der Arzt darf nicht von der Vorschrift abweichen. Letzterem ein Individualisiren gestatten, hieße dem Betruge Thür und Thor öffnen; daher verschluckt jeder Patient einer Krankheit dieselbe Quantität von Medicamenten, und stirbt oder wird gesund dabei. Nun trifft es sich aber, daß der Arzt kein sonderlich großer Held im Erkennen, der größte aber im Bestimmen der Krankheiten ist, und daß auf solche Art zusammengesperrt und über einen Leisten tractirt wird, was vielleicht erst im Hospitale in die Krankheit verfällt, welche der Arzt erkannte und behandelte, als der Patient zu ihm gebracht wurde. Aber wie soll man dieß ändern? Dergleichen Pechvögel müssen sich eben auf türkische Weise mit dem Geschick vertragen lernen, wenn sie anders die Cur überstehen. Müssen es sich doch die von den berühmtesten Aerzten Behandelten auch gefallen lassen, daß der Meister im Dunkeln fehlschlägt und den Kranken statt der Krankheit trifft, den Patienten opfert, anstatt den Tod zu verscheuchen! Wie sehr sich die Renommirtesten irren können, dafür nur ein Beispiel.

Im Winter des Jahres 1839 bekam einer der jüngern kaiserlichen Prinzen eine Augenentzündung, welche der kaiserliche Leibarzt, Staatsrath Lerche, renommirt als Augenarzt, mit äußerlichen Mitteln behandelte. Der Knabe aber wurde dabei

nicht besser, vielmehr verlor sich die Sehkraft zuletzt gänzlich. Nun traten die andern Leibärzte Arndt, Mandt, Marcus und was weiß ich welche sonst noch zusammen, um zu consultiren, wobei jedoch Lerche seine Ansicht oben schwimmend zu erhalten wußte. Die Krankheit verschlimmerte sich indessen fortwährend und jetzt wurde Dr. Thielemann, damals eben Oberarzt an einem Petersburger Hospitale geworden, gerufen, den der Großfürst Michael — Bruder des Kaisers — als glücklichen Augenarzt kennen gelernt, als er noch bei dem Militärhospitale zu Oranienbaum angestellt war. In einer abermals angestellten Consultation erklärte Dr. Thielemann Skropheln als Ursache der Erscheinung und rieth zur Anwendung innerer Mittel, ganz gegen die bisherige Verfahrungsweise. Der Kaiser endete den, vermöge der widersprechenden Meinung des Eindringlings natürlich entspringenden, gewaltigen Medicinerstreit durch das kurze Gebot: „man solle den Patienten ganz Dr. Thielemanns Behandlung übergeben!“ Es gelang dem jungen Arzte auch, das Uebel glücklich und schnell zu heben, so daß er jetzt wahrscheinlich schon in die Zahl kaiserlicher Leibärzte eingetreten seyn wird. Als Student wurde Dr. Thielemann auf einer preußischen Universität wegen heftiger Theilnahme an der Burschenschaftsverbindung — die der berühmte Kamph durch seinen classischen Ausspruch „Burschenschaft bleibt Burschenschaft“ verewigt hat — consilirt, und liefert einen abermaligen Beweis, welch brauchbare Staatsbürger, selbst in Rußland, unsere ehemaligen deutschen Demagogen abgeben.

Hinsichtlich der Quantität der Arzeneien in russischen Hospitälern habe ich mich oben ausgesprochen, und es bleibt mir jetzt noch übrig, die Qualitäten zu berühren. Nach dem allgemeinen Grundsatze der Krone, jeden Bedarf auf Lieferung an den Mindestfordernden zu verpachten, wird auch aller Arzneibedarf der Hospitäler auf solche Art verdungen, und die Ablieferung steht hauptsächlich unter Controle der Hospitalinspectoren, bestehend meist aus ehemaligen Officieren, die der Bestechung seitens der Lieferanten fast ausnahmslos nachgeben. Allein selbst der gewissenhafteste Inspector wird den wiederholten Betrugsangriffen der gewandten russischen Lieferanten unterliegen und Gott allein mag — neben diesen Schuften — oft wissen, was die armen Patienten statt der vorgeschriebenen Arzneien zu verschlucken bekommen. Ich hörte von einem Unterrichteten häufig die Versicherung, daß sie nicht selten auf heilloses Gebräu gestoßen, wenn sie gelegentlich solche Arzneien geprüft und gekostet. Es geht bei Lieferung der Medicamente noch toller zu, als bei Herstellung der Lebensmittel, die leichter zu controliren sind, ohne daß dessen ungeachtet auch dabei der himmelschreiendste Unterschleif zu verhindern ist. Der wackere Staatsrath Dr. Ostolig, dem vielleicht noch jetzt die Controle der Arzneivorräthe übertragen ist, hat die ungeheuersten Spitzbübereien schon nachgewiesen und wird wahrscheinlich mit seinem rastlosen Streben nichts erreichen, als daß die Hyder des Betrugs ihr Haupt an Orten doppelt erhebt, denen er eben den Rücken gekehrt. Es ist in Rußland in dieser Hinsicht so wenig durchzuschlagen, als in Preußen bei der allgemeinen Beamtencamaraderie! (Schluß folgt.)

Stand des Unterrichts in Canada.

Von einem Hrn. George Young in Halifax sind einige von ihm daselbst öffentlich gehaltene Vorlesungen über den Stand des Unterrichts und der Literatur in den brittisch-nordamerikanischen Provinzen herausgekommen, und es geht daraus hervor, daß der Unterricht in Canada, wie so ziemlich alles andere, sehr vernachlässigt war, und z. B. mit dem in den Vereinigten Staaten keinen Vergleich aushält. Bis zum Jahre 1841, wo ein Gesetz über das Unterrichtswesen erlassen wurde, waren die alten französischen Seminarien für die höhern Classen der französischen Canadier die Hauptanstalten; für die niedern französischen und englischen Classen war gleich schlecht gesorgt. Auch in Obercanada war das Unterrichtswesen, obgleich etwas besser bestellt als in Untercanada, sehr mangelhaft. Im Jahre 1838 erhielten etwa 24,000 Kinder Unterricht in öffentlichen Schulen, was, wenn man die Bevölkerung zu 450,000 annimmt, einen Schüler auf 18 Seelen gibt, kaum ein Drittel des Durchschnitts in Ländern mit guter Volkserziehung. Indeß ist in Obercanada die Zahl der Privatschulen und Privatseminarien nicht unbedeutend. Nicht besser stand es in Neuschottland und in Neubraunschweig: in beiden ist nahezu die Hälfte der Kinder ohne allen Schulunterricht geblieben. (Col. Gaz. vom 1 März.)

Erziehungswesen in Griechenland.

(Schluß.)

Die Universität wurde am 3 (15) Mai 1837 eröffnet. Sie umfaßt vier Facultäten: Theologie, Medicin, Rechte, Künste und Wissenschaften, einschließend Philosophie, Philologie, Mathematik, Chemie, Physik, Astronomie, Naturgeschichte, Geographie, Statistik und Geschichte mit deren Nebenzweigen. Jeder Facultät steht ein Dechant (σχόλαρχης) vor, welcher gemeinschaftlich mit dem Rector für die innere Anordnung, Disciplin und Studienreglements Sorge trägt. Der Rector hat die ausübende Gewalt. Jeder Student muß bei der Immatriculation den gewöhnlichen Eid leisten, keiner geheimen Gesellschaft anzugehören. Der Lehrcursus dauert fünf Jahre, nämlich drei für die allgemeinen Studien und zwei für den gewählten Beruf. Am Ende des Sommersemesters 1841 betrug die Zahl der Studenten:

	immatriculirt	nicht immatriculirt	zusammen
Mediciner	49	3	52
Theologen	20	—	20
Juristen	53	114	167
Diverse	37	16	53
Zusammen	159	133	292

Von den 159 immatriculirten Studenten waren 90 Inländer und 69 aus der Walachei, Thracien, Macedonien, Thessalien, Kleinasien, andern türkischen Provinzen und den jonischen Inseln. Die Universität zählt 36 Professoren, nämlich 2 für Theologie, 10 für die Rechte, 18 für Medicin und [illegible] für die philosophischen Studien. Die Professoren zerfallen in vier Grade: ordentliche (τακτικός καθηγητης) (20), außerordentliche (ἔκτακτος) (3), Honoräre (ἐπιτιμος) (8) und Privatdocenten (ἰδιωτικος διδάκτωρ) (5), welche gratis lesen. Von den ordentlichen Professoren erhalten acht 350 Dr., zwei 250 Dr., sechs 200 Dr. und drei 100 Dr. monatlich. Die Honorärprofessoren beziehen monatlich 100 Dr. Von den außerordentlichen bekommt nur einer 250, jeder der übrigen 100 Dr. monatlich. Der Gesammtgehalt der Professoren beträgt 80,000 Dr. jährlich.

Der Grundstein zum neuen Universitätsgebäude wurde am 21 Junius (3 Julius) 1839 gelegt, und bereits im Wintersemester 1841 konnten die Vorlesungen darin gehalten werden. Den Riß dazu entwarf der dänische Architekt Hr. M. Hansen, welcher auch den Bau leitete. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge Einheimischer und Fremder zusammengebracht. Dieselben betrugen:

In Griechenland	92,382	Dr. 15	L.
In der Fremde	129,717	— 23	—
Ein Legat aus Calcutta	37,000	—	
Der Porticus, welchen der König aus pentelischem Marmor für seine Rechnung bauen ließ, kostete	41,000	—	
Zusammen	300,099	Dr. 38	L.
Bis zum 23 Jul. (4 Aug.) 1841 waren verausgabt	269,229	— 57	—
Wonach damals zur Vollendung des Gebäudes blieben	30,869	Dr. 81	L.

Die Universitätsbibliothek zählt ungefähr 3000 Werke, zu deren Anschaffung die Regierung 10,000 Dr. hergegeben hatte. Viele wurden der Universität von verschiedenen Freunden Griechenlands geschenkt, unter denen sich besonders der Großherzog von Toscana mit reichen Spenden auszeichnete. Rühmliche Erwähnung in dieser Beziehung verdienen auch Hr. Didot in Paris und die Berliner Akademie der Wissenschaften, welche fortwährend werthvolle Bücher der Universität zukommen läßt. Mit der Universität stehen folgende Institute in Verbindung: 1) das physikalische Cabinet, welches Se. Maj. der König Otto mit 18,000 Dr. zum Ankauf der nöthigen Instrumente bedacht hat; 2) das chemische Laboratorium; 3) das anatomische Cabinet; 4) der botanische Garten. Der König hat sechs Stipendien gegründet: 1 für die Medicin, 1 für die Mathematik, 2 für die Rechte und 2 für die Philosophie.

Die öffentliche Bibliothek, welche sich ebenfalls in der Universität befindet, zählt 15,373 Werke, worunter 86 Manuscripte. Außerdem besitzt die Regierung einige Tausend von verschiedenen Philanthropen geschenkte Bücher, welche zur unentgeltlichen Vertheilung in den Schulen und unter die Studenten bestimmt sind.

Das Waisenhaus wurde von Kapodistrias zu Aegina errichtet, aber in der Folge nach Nauplia verlegt, wo es zur Aufnahme der armen Waisen diente, die er bei seiner Ankunft in Griechenland vorgefunden hatte. Ursprünglich sollten nur Kinder solcher Eltern zugelassen werden, welche ihr Leben im Freiheitskampfe verloren hatten; da diese Bedingung jetzt wegfällt, so sollte künftig keine Ausnahme unter den Waisen gemacht werden. Die Zöglinge erhalten Unterricht im Schreiben und Lesen und verschiedenen Handwerken, um ihnen beim Austritt die Mittel, sich redlich zu ernähren, zu bieten. Der Anstalt steht ein Director vor, welchem ein Rechnungsführer, ein Lehrer und vier Beamte untergeordnet sind, die zusammen einen Gehalt von 20,315 Drachmen beziehen; außerdem bekommt jeder Handwerksmeister 30 Dr. monatlich für den verschiedenen Lehrlingen zu ertheilenden Unterricht.

Die Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts (Ἡ Ἑταιρία Φιλοπαιδευτική) ward am 7 September (28 August) 1836 constituirt und hat allen gehegten Erwartungen in jeder Beziehung entsprochen, ja dieselben übertroffen. Ihre Haupttendenz ist die Heranbildung junger Mädchen zu Lehrerinnen und Erzieherinnen. Zu diesem Behuf werden zehn Mädchen von der Gesellschaft und fünf von der Regierung unterhalten, und in der von jener gegründeten Schule 150 Kinder in den gewöhnlichen Zweigen der weiblichen Erziehung unterrichtet. Die Gesellschaft zählt 696 beitragende Mitglieder in fast allen Ländern Europa's. Die Einnahmen betrugen im Jahre 1840 36,710 Dr. Außerdem besitzt sie ein Grundcapital von 33,330 Dr. und erhält auch häufig Geschenke von auswärtigen Gönnern. Im verflossenen Jahre haben ihr die zwei griechischen Kirchengemeinden zu Wien 1500 Bücher zukommen lassen.

Die naturhistorische Gesellschaft ward im Jahre 1835 gegründet. Sie zählt 56 wirkliche, 25 correspondirende und 10 Ehrenmitglieder, und besitzt bereits ein Museum mit einer reichhaltigen Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Vögeln, Fossilien, Schalthieren, Reptilien, Fischen u. s. w. Hin und wieder werden hier von dem Professor der Naturgeschichte an der Universität Vorlesungen gehalten. Das Museum ist dem Publicum Sonntags und Donnerstags geöffnet, an welchen Tagen auch das wissenschaftliche Journal „die Iris“ von der Gesellschaft ausgegeben wird. Die Einnahmen derselben erwachsen aus den jährlichen Beiträgen der Regierung mit 4600 Dr. und jenen der 56 Mitglieder zu 36 Dr. jährlich.

Die medicinische Gesellschaft, im Jahre 1835 gegründet, besteht gegenwärtig aus 30 wirklichen Mitgliedern, welche jährlich 15 Dr. beitragen. Das von ihr früher veröffentlichte Journal „der Aeskulapius“ mußte wegen Mangel an gehöriger Unterstützung eingehen. Ebenso zählt auch die im Jahre 1838 constituirte pharmaceutische Gesellschaft nur wenig Mitglieder. Eines weit günstigern Resultates erfreut sich die im Jahre 1837 gestiftete archäologische Gesellschaft, die nicht nur in Griechenland, sondern in allen Theilen Europa's und in Amerika kräftige Unterstützung gefunden hat. Sie zählte im Anfange 1838 nur 189 Mitglieder, und im vierten Jahre ihres Entstehens bereits 386, so zwar, daß sie im Jahre 1841 ihre Einnahme von 709 Dr. auf 4208 Dr. 97 L. vermehrt sah.

Die Verwaltung des gesammten Schul- und Erziehungswesens ist dem Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts anvertraut. Das Budget des betreffenden Departements stellte sich für 1841 auf 457,630 Dr., welche sich auf die verschiedenen Dienstzweige folgendermaßen vertheilten:

	Dr.
Gehalt der Professoren und andere Ausgaben für die Universität	80,000
Unterhaltungskosten des Gymnasiums zu Athen	4,500
Zins für zwei Schulhäuser	1,200
Bibliothekar	2,400
Unterbibliothekar	900
Beitrag für die naturhistorische Gesellschaft	4,600
Stipendien in Deutschland und andern Ländern	35,000
Stipendien an die Studirenden in Athen	3,000
— an Gymnasialschüler zu Athen, Nauplia und Syra	18,500
Kostgängerinnen in den Mädchenschulen	13,200
— in der Hill'schen Anstalt	7,200
— in der Schule der Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts . .	3,600
Gehalt der Professoren an den hellenischen Schulen .	136,960
— — Elementarlehrer	96,350
Seminarium	4,447
Waisenhaus	20,000
Ausgrabung der Alterthümer	12,000
Gehalt des Oberaufsehers derselben und dessen Gehülfen	7,082
Außerordentliche Ausgaben	4,735
Zusammen	Dr. 457,630

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

Sey gegrüßt mir, prangende Kalifenstadt,
In der so Großes sich zugetragen hat,
Gelehrte Derwische führten mich in ihr Haus
Und priesen Gott und legten den Koran mir aus.

Sadi.

1. Bagdad.

Bei köstlich erquickender Abendkühle hatten wir das von zahlreichen Dattelbäumen beschattete Ufer des Dialaflusses verlassen, durchzogen eine von schönen Schafheerden belebte Steppe, und erreichten nach vierstündigem Ritt ein von dem Prinzen Mohammed Ali Mirza zu Gunsten der persischen Pilger erbautes Carawanserai, wo wir unsere Leute und Lastthiere einige Stunden ruhen ließen. Wir trafen hier eine beträchtliche Schaar Wallfahrer, welche die Gräber des Ali und Hussein in Andacht zu besuchen gesonnen waren. Morgens um 2 Uhr setzten wir unsere Reise fort, während uns in herrlicher, unvergleichlicher Strahlenpracht Mond und Sterne leuchteten. Die klare Himmelswölbung über der weit ausgebreiteten chaldäischen Ebene, auf welcher wir uns jetzt befanden, ohne irgend einen sichtbaren Gegenstand, der das Auge von der Betrachtung des gestirnten Himmels abgezogen hätte, bot ein so hehres, erhabenes Schauspiel dar, daß Aller Geister und Herzen in Entzücken schwelgten. Der tiefblaue Himmel des Morgenlandes schien uns modernen Reisenden dieselbe göttliche Geschichte zu erzählen, die er einige tausend Jahre früher den ersten Forschern, Sehern und Patriarchen des Menschengeschlechts erzählt hatte.

Als es heller wurde, boten sich wirkliche Gegenstände unsern Augen dar, unter denen uns keiner so angenehm war, als der Horizont, eingefaßt mit der langen, grauen Linie massiver Mauern, welche die große Stadt Bagdad umgaben, nach der sich meine müden Reisegenossen recht herzlich sehnten. Nähert man sich der Stadt aus Nordosten, so ist die Ausbreitung der Gebäude unermeßlich, und am nördlichen Ende bemerkt man reiche Anpflanzungen von Dattelbäumen. Bald nach 7 Uhr des Morgens ritt ich durch die Thore der alten, gepriesenen, weltberühmten Kalifenstadt, indem ich mit meinen türkischen und arabischen Führern vorausgaloppirt war, während der ganze Zug meines Reisegefolges mit größerer Muße sich fortbewegte.

Die Bewohner der persischen Steppen und Gränzlande kleiden sich sehr einfach: eine dunkle Mütze aus Schafsfell bedeckt das Haupt, den Leib ein enganliegendes Gewand aus Baumwollenstoff, im Gürtel steckt ein Messer mit schlichtem Hefte. Hier in der alterthümlichen, mährchenreichen Residenz des Harun Alraschid fand ich die Oberkleider weit und faltig, aus prächtigen Stoffen, den Turban hoch und in malerische Falten geschlagen, und der theure Shawl, welcher den Leib umgibt, trägt den reich verzierten, mit herrlicher Klinge versehenen Dolch. Mit Leuten in aller Mannichfaltigkeit dieser prächtigen Tracht sah ich bei meiner Ankunft die Straßen von Bagdad gefüllt. Turbane von allen Farben, Gewänder von Seide, Atlaß und Tuch von rother, blauer, grüner und gelber Farbe, in allen Abstufungen des Farbenspiels, kleideten die bunten Gruppen, welche man überall sah. Manche von ihnen bewegten sich langsam in den Straßen fort, andere saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, oder hatten sich an der Straße auf Bänke gelagert, schlürften ihren Kaffee und zogen zuweilen den schlaferregenden Dampf aus ihren goldenen Pfeifen, und dieß alles mit einer so feierlichen Miene, wie man sie von dieser tulpenfarbenen Genossenschaft nicht hätte erwarten sollen.

Auf dem Wege nach der Wohnung des brittischen Residenten kamen wir über einen Theil des großen Bazars. Er war mit Menschen angefüllt, und bot alle asiatischen Bedürfnisse und Luxusartikel. Zahllose Kaffeehäuser und Kaufläden waren auf jeder Seite angebracht, und in allen sah man eine Menge schweigsamer und rauchender Gäste, in pittoresken Reihen dasitzend, wie gemalte Automaten. Man vernahm ein eigenes Geräusch von der Bewegung der Pantoffel und der seidenen Gewänder, und ein schwaches, einförmiges Gesumme von die-

sem zahlreichen morgenländischen Bienenstock, nichts aber was den lebendigen und raschen Bewegungen, so wie dem lauten Getöse einer persischen Versammlung dieser Art gleichgekommen wäre. Auf dem Bazar traf man indessen nicht lauter Individuen der schweigsamen Nation, sondern auch Juden, Armenier und Perser.

Das jetzige Paschalik Bagdad umfaßt so ziemlich das alte Babylonien und Assyrien. Die Gegend nordöstlich vom Tigris trägt noch heutzutage die Spuren einer uralten Cultur. Da dieses Paschalik so entfernt von Konstantinopel liegt, so kann die hohe Pforte selten eine ordentliche Controle über den Pascha führen, und wenn die Perser oder Araber ins Land fallen, so bleibt die Vertheidigung desselben dem Pascha und seinen Mitteln überlassen. Dieser letztere Umstand, verbunden mit den übertriebenen Geldforderungen welche die hohe Pforte aufstellt, macht die Regierung dieses Paschaliks ziemlich schwierig und auch gefährlich, zumal wenn sich der Statthalter und Stellvertreter des Sultans seinem oft unbilligen Oberherrn als ganz verantwortlich betrachtet. Der jetzige Pascha, welcher dieses entfernte östliche Gränzland des osmanischen Reiches regiert, war, gleich vielen muselmännischen Fürsten, ursprünglich ein Sklave. Er ist aus Tiflis gebürtig, und wurde in früher Jugend mit mehreren Genossen als Sklave an einen seiner Vorgänger in der Würde verkauft, welche er jetzt selbst bekleidet. Er wurde Mohammedaner und in den mannbaren Jahren ein Mitglied der georgischen Leibwache des Pascha von Bagdad. Dieß war schon eine Stufe zu künftigem Vertrauen und Ehrenstellen, zu welchen ihm seine Talente verhalfen, und als sein Herr endlich sein trauriges Schicksal fand, so wußte sich der talentvolle Georgier so viel Einfluß im Divan zu verschaffen, daß er zum Nachfolger ernannt wurde.

In den frühesten Zeiten zog sich Bagdad lediglich am westlichen Tigrisufer hin; als aber Harun Alraschid, einer der herrlichsten Vertreter des arabischen Propheten, zur Regierung gelangte, erbaute er nicht nur Paläste und andere öffentliche Gebäude auf dieser Seite des Stromes, sondern erweiterte die Stadt auch bis auf das andere Ufer, indem er das neue Quartier mit dem älteren Stadttheil durch eine Schiffbrücke verband. Als ich das ziemlich steile Ufer des Stromes betrat, auf welchem die Altstadt liegt, und mich nun weiter umsah, fand ich die zahlreichen und großen Straßen reichlich ausgestattet mit bunten Kaufladen und Handelsbuden. Eine mit Thürmen und Brustwehren versehene mächtige Mauer schützt diesen Theil der Stadt gegen die Ueberfälle der widerspänstigen Araber. Gegen Hilla und Kazamin hin hat diese Mauer starke Thore. Jenseits dieser neuen Bollwerke findet man auf der Ebene Spuren, daß sich die Stadt noch viel weiter ausgebreitet hat.

Ein mit Palmbäumen und Rosenwäldchen geschmückter Begräbnißplatz hat sich über eine große Strecke Landes ausgedehnt, über ein Terrain, wo sonst belebte, volkreiche Straßen gestanden haben müssen. Hier erblickt man auch das Grabmal der Zobeida, der geliebten Gemahlin Harun Alraschids. Es ist aus gebrannten Backsteinen erbaut, bildet ein Octogon, und hat eine hohe Superstructur, von deren reichverzierter Bedachung man eine weite und erhabene Aussicht genießt. Das Innere dieses imposanten Mausoleums enthält ein gewölbtes, prächtiges Gemach, woselbst die irdischen Ueberreste der schönen und tugendsamen Zobeida in einem einfachen Sarkophag aufbewahrt sind. Auch die Gemahlin des Kalifen Amin, des einzigen Sohnes der Zobeida, liegt auf diesem blühenden Gottesacker begraben. Nicht weit von diesen Gräbern der Liebe erhebt sich eine kleine, zierlich erbaute Moschee, eine dem Andenken des heiligen Scheik Maruf gewidmete Grabcapelle.

Vom November bis zum Februar erfreut sich Bagdad milder und gesunder Lüfte, einen Winter kennt man nicht; was die Europäer so nennen, ist hier die schönste, anmuthigste Jahreszeit. Während der großen Hitze, wo etwa vierzig Tage lang der brennende Samum weht, flüchten sich die Einwohner in die unterirdischen, gewölbten Gemächer, welche tief in den Grundlagen der Häuser einzig für diesen Zweck angebracht sind. Nach ihrer Lage können diese Stuben keine Fenster haben, und empfangen deßhalb nur einigen Lichtschimmer aus den über ihnen befindlichen Gemächern. Statt der Teppiche bedient man sich dünner Matten und vermeidet alles was in diese düstern Zufluchtsorte Wärme bringen könnte. In diesem Theile des Hauses bringt man die heißen Tage zu, und erst nach Sonnenuntergang steigt man auf das Dach des Hauses und verzehrt das Abendbrod unter dem Gewölbe des Himmels. Hier werden auch die Betten ausgebreitet, und dieser höchste Theil des Hauses dient bis zum Ende Octobers als Schlafplatz. Um diese Zeit werden die Tage verhältnißmäßig kühler, und des Nachts erheben sich aus Norden und Südosten plötzliche Windstöße, welche das Schlafen im Freien gefährlich machen. Deßhalb zieht man sich jetzt in die wärmern Theile des Hauses zurück, in die gewöhnlichen, mit Teppichen geschmückten Wohnstuben. Die Nächte sind kühl, aber den Tag über ist die Atmosphäre wahrhaft paradiesisch, und so rein, so balsamisch, so belebend, daß die alten Monarchen Persiens hinlänglich entschuldigt sind, wenn sie um diese Zeit die dürren Landstriche ihres eigenen Königreichs verließen, um in diesen gesunden, von den Wellen des Tigris benetzten Gärten einen temporären Aufenthalt zu machen.

Das östliche Viertel von Bagdad ist mit einer hohen Mauer umgeben; in gewissen Abständen sind runde Thürme angebracht von größerer Höhe und Dicke, als ich sie in irgend einer befestigten Stadt in Persien gesehen habe. Gegen den Tigris hin bemerkt man ein befestigtes Areal von nicht sehr großem Umfange, welchem man den imposanten Namen einer Citadelle gegeben hat. Hier befinden sich auch das Arsenal und eine Caserne für die Leibwache des Pascha. Auf dieser Seite des Flusses hat die Stadt drei Thore. Eines derselben ist jetzt zugemauert, zu Ehren des Sultans Murad, der siegreich durch dasselbe eingezogen, nachdem er Bagdad den Persern abgenommen hatte. Seit dieser Zeit ist es nicht wieder geöffnet worden. Dieser Brauch, eine Passage zu verschließen, welche ganz besonders geehrt worden ist, damit sie nach der Zeit durch keinen andern Fußtritt entweiht werde, scheint im Morgen-

lande sich allgemein verbreitet zu haben. Ein ähnliches Beispiel davon habe ich unter anderm auch in Ispahan gefunden, wo aus einem ähnlichen Grunde das Thor Ali Capi heilig gehalten wird.

Hundertsiebenundzwanzig Thürme erheben sich aus den Festungsmauern; welch' imposanten Anblick so zahlreiche Thürme darbieten, ist leicht zu erachten. Von dem alten Kalifenpalaste ist keine Spur mehr zu entdecken; bei dem furchtbaren Einfalle der Mongolen wurde er total zerstört. Der böse Holaku hat hier übel gehaust mit seinen schlimmen Tataren. Der Umfang der Mauern, welche Bagdad auf beiden Ufern des Tigris umgeben, mag etwa fünf englische Meilen betragen.

Schon viel Unheil hat diese herrliche Stadt betroffen, an die sich so große, so glorreiche historische Erinnerungen knüpfen. Elend und Verwüstung war ihr trauriges Loos nach den grausenerregenden Einfällen zuchtloser Barbaren. Sie erhob sich immer wieder aus dem Staube, und wenn sie auch nicht mehr so groß und glanzvoll dasteht, wie in den blühenden Zeiten des Kalifats, so behauptet sie doch auch jetzt noch in ganz Asien einen Namen und ein gewisses Ansehen, wie etwa in Deutschland Aachen oder Nürnberg, Städte, die auch nicht das mehr sind, was sie früher waren.

Die Frauen der Reichen in Bagdad sind leidenschaftliche Freundinnen von Festivitäten, und ihre geselligen Zusammenkünfte nehmen, wie bei uns, den größten Theil der Nacht in Anspruch; sie pflegen sich gewöhnlich auf eine erhaltene Einladung im Harem einer der Frauen der höchsten Staatsbeamten einzufinden, und hier ist Sorge getragen worden, die besten Tänzerinnen, Sängerinnen und Musikantinnen zu versammeln, die nur in Bagdad zu haben sind. Hier versammeln sich nach Sonnenuntergang die gebetenen Damen, begleitet von ihren Dienerinnen, welche ihnen den lieblich duftenden Narkil nachtragen, eine Art Rauchmaschine, welche selbst die zarteste der Schönen in diesen Landen nicht gut entbehren kann. Wenn alle zum Feste geladenen Frauen sich eingefunden haben, wird die Abendmahlzeit aufgetragen; nachher wird musicirt und getanzt die ganze Nacht. Um zwölf Uhr wird abermals aufgetischt und man labt sich an eingemachten Früchten und Scherbet. Zwischen diesem zweiten Banket und dem ersten bringen sie die wohlriechenden Narkils niemals von ihren rosigen Lippen, außer wenn sie Kaffee schlürfen oder zu einem allgemeinen Ausbruch des Beifalls beitragen, oder über die Tänzerinnen oder über den Inhalt der Lieder der Sängerinnen in herzliches Lachen ausbrechen. Fühlt endlich eine von den Frauen etwas Müdigkeit und Neigung, einige Zeit zu ruhen, so legt sie sich ohne alle Umstände auf dem reichen Teppich nieder, der ihr zum Sitze gedient hat, und bleibt hier so ruhig und gemächlich liegen, als ob der Teppich in ihrem eigenen Zimmer ausgebreitet sey. Andere folgen bald ihrem Beispiel und versinken in einen eben so gesunden Schlaf, trotz des Getöses, den der Gesang und die Instrumente verursachen, trotz des lauten Gelächters und des beständigen Sprechens in allen Tönen. Aber der frohe Tumult der Gesellschaft wird allmählich immer schwächer: zuerst versinkt eine um die andere der holden Frauen in Schlaf, später machen auch die Tänzerinnen und Sängerinnen keine Ausnahme davon, bis endlich der ganze Fußboden mit schlafenden Schönheiten bedeckt ist. Und wenn nun nach Sonnenaufgang die treuen Sklavinnen erwachen, so zupfen sie ihre Gebieterinnen an der Fußzehe oder an der Schulter, um die von der islamitischen Religion gebotenen Morgenabwaschungen zu verrichten. Nun erheben sich alle mechanisch, wie von einem Zauberstabe berührt, und dann beginnt das Plätschern des Wassers und das Murmeln der Gebete, was einen merkwürdigen Contrast darbietet zu der muntern, lebendigen Scene, die vor einigen Stunden im Harem des Hrn. Staatsraths Jussuf oder eines andern bärtigen Collegen statt fand. Nachdem der religiösen Pflicht Genüge gethan ist, wird Kaffee und Confect herumgereicht.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Klima und Gesundheit.

(Schluß.)

Die Lebensmittel werden in den russischen Hospitälern mit eben so gleichförmiger Bestimmtheit den Patienten zugemessen und gereicht, wie die Arzneien, und man fragt nicht darnach, was die Leibesbeschaffenheit der Empfänger erheische. Als Norm darf ohne Gewissensscrupel angenommen werden, daß an der russischen Hospitalkost sich Niemand den Magen durch ein Uebermaaß verderbe, wohl aber zeigten sich sehr oft Rückfällige, welche sich zu schnell nach ihrer Entlassung von den überstandenen Diätfolgen erholen wollten.

Zum Schlusse meiner unerquicklichen Hospitalbemerkungen will ich noch eine Anekdote mittheilen, die zu charakteristisch und schlagend ist, als daß ich sie verschweigen könnte, obschon mich irgend ein Recensent meiner Skizzen der Anekdotenkrämerei beschuldigt, ohne mir jedoch nachzuweisen, daß ich Unzweckmäßiges vorgebracht, oder häufig schon Dagewesenes wiederholt habe. Kurze Beispiele reden oft lauter und deutlicher, als ganze Bände voll Hegel'scher und anderer Phraseologie; was auch die gelehrten Herren Graduirten vom Fache der Schriftstellerei dagegen sagen mögen.

Einst befand ich mich in einer Gesellschaft von Aerzten, und man stritt für oder wider die Homöopathie, was mich langweilte. Ein Freund bemerkte dieß und war gütig genug, mich bei Seite zu nehmen, um mir zu sagen:

„Sie, als Fremder, wird es interessiren zu erfahren, welchen Antheil unsere Staatsverwaltung an der Homöopathie genommen. Als diese hier auftauchte, — ich glaube in der Person des verstorbenen Dr. Herrmann — wollte man sich oben überzeugen, was eigentlich an der Sache sey und gab den Befehl, eine gleiche Anzahl Patienten, die an einer und derselben Krankheit litten, in drei gleiche Theile zu theilen, und einen Theil allopathisch, den andern homöopathisch zu behandeln, den dritten aber, ohne alle Medicin, nur der Heilkraft der Natur zu überlassen. Der Erfolg war bei allen drei Abtheilungen fast gleich, nur daß von denen, welche gar keine Medicin bekom-

men, die meisten gesund wurden. Man lachte uns arg aus, und wir armen Aerzte von beiden Parteien hatten lange und viel deßhalb zu leiden; allein wer genauer unterrichtet war, wie es in unsern Hospitälern herzugehen pflegt, und diese Kenntniß ist nicht sehr verbreitet, vielmehr existirt sie meist nur unter Betheiligten, welche also Ursache haben, damit so heimlich zu thun, wie die Herren Freimaurer mit ihren Siebensachen, wer demnach zu den Eingeweihten oder Sehenden gehörte, denen das Licht gegeben war, der fand bei weitem nicht so viel Lachstoff in der Sache, und sah weniger durch das Experiment bewiesen, als die Mehrzahl damit bewiesen glaubt!"

Nun noch einige Worte über das Klima Petersburgs, welches mit den Einwohnern um den Preis der Unbeständigkeit ringt.

Was hilft es, daß die Petersburger Akademiemitglieder höchst mühsam eine mittlere Temperatur des Jahres mit + 3,35° herauspunktirt und somit unsern trefflichen Humboldt mit 0,27° Plus aus dem Felde geschlagen haben, wenn die Herren Akademiker die wetterwendischen Launen und Sprünge der Dame Temperatur nicht zu zügeln wissen? Wir lesen in irgend einem gelehrten Wegweiser: die größte Hitze sey im Junius, Julius oder August, ohne uns darauf verlassen zu können, daß nebenbei nicht plötzlich eine Kälte eintritt, welche uns die Zähne auf einander klappen macht, oder es fällt uns ein — gestützt auf die Autoritäten, welche behaupten, daß im December, Januar oder Februar die größte Kälte herrschte — einen russischen Winter in Petersburg kennen zu lernen, und finden um diese Zeit nur zu häufig Thau- und abscheuliches Schlackerwetter, von dem man z. B. im Innern gar nichts weiß. Man kann sich in Petersburg auf nichts mit Sicherheit verlassen! so rufen wir zuletzt ärgerlich aus und können nur zum Schweigen gebracht werden, wenn Jemand hinzusetzt: der Schein finde sich in der ganzen Welt nicht in besserer Qualität als hier, und nirgends darf mit so viel Sicherheit auf ihn gezählt werden.

Nach sicheren Berechnungen übersteigt die Zahl der Gestorbenen die Zahl der Geborenen jährlich um Tausend; dieß und vieles, vieles andere liefert den Beweis, daß Gott noch heutzutage kein sonderliches Wohlgefallen an großen Städten habe, und in Petersburg kann man sich namentlich recht lebhaft den einst zu Babylon durch Herbeiführung eines Sprachgewirrs immediat an den Tag gelegten Unwillen des Herrn vergegenwärtigen. Dem genauen, vorurtheilslosen Beobachter drängt sich die Wahrheit hier wie allenthalben mit unabweisbarer Gewalt auf: „daß Residenzen und große Städte wenig oder nichts zur gesunden, glücklichen Bevölkerung eines Landes beitragen; im Gegentheil strömt von da aus zahlloses Weh der Entsittlichung und Degeneration in die Adern der Nationen." Unsere Centralisationsbeförderer verdienen daher keineswegs unter die Wohlthäter der Länder gezählt zu werden, ganz im Widerspruche zu der Anerkennung, welche sie überall allerhöchsten Orts genießen.

Ueber den Zustand des Unterrichts in der Bretagne.

In den Sitzungen der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften am 18 und 25 Februar las Hr. Villermé ein sehr umständliches Memoire über die in neuern Zeiten auch in Romanen so vielfach geschilderten Sitten und Gebräuche der Bretagne, die von allen Provinzen Frankreichs trotz aller seit 50 Jahren über sie ergangenen Schicksale noch immer das eigenthümlichste Gepräge hat, freilich schon in Folge ihrer eigenthümlichen Sprache. Gemäß der Centralisationswuth, die solche Eigenthümlichkeiten vornehm mißachtete, hat man die Verordnungen über den Unterricht, welche für das übrige Frankreich galten, auch hier eingeführt, aber natürlich mehr auf die französische als die celtische Sprache Rücksicht genommen, und hierin liegt wohl der Hauptgrund, weßhalb alle Gesetze über den Primärunterricht, die bis zur Constituante hinaufreichen, so wenig Erfolg gehabt haben. Der Unterricht, namentlich bei dem Landvolk, ist ziemlich stationär geblieben vier Fünftheile der Bevölkerung in den fünf Departements, welche die ehemalige Provinz Bretagne bilden, können weder lesen noch schreiben. Unter der Republik, dem Kaiserreich und der Restauration hat die Zahl der Primärschulen im Departement der Nordküste nie über 15 betragen, und diese standen sämmtlich unter der Leitung der Kirchendiener und Sacristane. Seit dem Gesetz vom Jahre 1833 hat sich die Zahl allerdings vermehrt, doch aber mehr nur zum Schein und auf dem Papier, als in der Wirklichkeit. Daher sind die Bretagner noch so ziemlich dieselben, welche sie vor 50 Jahren waren, unwissend, abergläubisch und arm. — Ueber diese Angaben entspann sich nun eine Discussion, woran die HH. Lucas, Ch. Dupin und Cousin Theil nahmen. Aus ihren Bemerkungen geht hervor, daß die Gründung von Primärschulen in der Bretagne so lange auf große Schwierigkeiten stieß, als man dieselben Laien anvertraute. Die von J. de Lamennais gegründete Congregation hat bis zum Jahre 1835 fast allein einigen Unterricht in der Bretagne verbreitet; zu dieser Zeit aber begannen die von der Regierung und der Normalschule zu Rennes unterstützten Brüder von der christlichen Lehre gegen die Congregation von Lamennais eine um so bedeutendere Concurrenz, als sie einerseits mit den besten Unterrichtsmethoden ausgerüstet waren, andrerseits ihre Sittenreinheit und ihr geistliches Gewand ihr Ansehen in den Augen der Bevölkerung erhöhten. Gegenwärtig sind alle Schulen der größern Dörfer und Flecken von den Brüdern der christlichen Lehre, die kleinern Dorfschulen von der Congregation Lamennais geleitet und der beiderseitige Wetteifer fördert den Unterricht nicht wenig. Der Umstand aber, daß es geistliche Genossenschaften sind, welche den Unterricht verbreiten, scheint den centralistischen Herren der Akademie sehr verdächtig, und nicht undeutlich gaben sie zu verstehen, daß die Regierung und die Universität ein scharfes Auge darauf haben sollten.

Merkwürdiger Münzenfund in der Bretagne. In der Kathedrale von St. Pol de Leon fand man kürzlich eine Sammlung mittelalterlicher Münzen. Einige Arbeiter, welche das Gewölbe der Kirche ausbesserten, entdeckten oben auf einem der Capitäle der Pilaster, wo die Rippen des Gewölbes beginnen, ein irdenes Gefäß mit 30 Münzen aus dem 14ten Jahrhundert. Das Gefäß scheint das letzte Glied des Pilasters gewesen, wo dieser sich gegen die Höhe der Wölbung biegt, und der Inhalt sollte also vermuthlich die Zeit bezeichnen, in der das Dach gebaut wurde. Dieß geschah durch Wilhelm, Bischof von Rochefort, und die Münzen sind aus der Bretagne, aus Flandern, aus England, Schottland und Frankreich. (Litt. Gaz. vom 4 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1843.

Literatur- und Volksleben der Slowaken.

Nachstehende Mittheilung ist aus dem in Agram (Zagreb) erscheinenden „Kolo“ (Jahrg. 1842, Heft 1) entlehnt, von welchem Blatte sie in einige andere slawische Zeitschriften überging. Ihr Verfaßer ist Miloslaw Hurban. Der Artikel gibt ohne Zweifel zu manchen Bemerkungen Anlaß, wir sparen aber solche, da der aufmerksame Leser solche wohl sich selbst macht.

„Das 19te Jahrhundert ist das Jahrhundert der Slawen. Niemals, so lang die Geschichte berichtet, war die slawische Welt so thätig und aufgeregt, und niemals noch arbeiteten die Slawen so einmüthig auf Ein Ziel hin, wie jetzt. Mit Ausnahme der Periode Swatopluks, welcher unter seinem Scepter alle im Herzen Europa's wohnenden Slawen vereinigte, zeigte sich noch niemals eine so günstige, für die Zukunft der Slawen so viel versprechende Epoche, als in der gegenwärtigen Zeit. Doch auch jene herrliche Erscheinung des Slawenthums im neunten Jahrhundert läßt sich mit den Aussichten unsrer Zeit nicht vergleichen, namentlich darum, weil damals der Gedanke einer gegenseitigen Anerkennung nicht aus dem Volke selbst hervorging, sondern nur unter dem Einfluß äußerer Umstände entstand, z. B. des Schreckens, der durch die Vereinigung der Deutschen und die gewaltsamen Maaßregeln der awarischen Macht erzeugt wurde. Damals übte ohne Zweifel der gewaltige Geist des kräftigen Swatopluk die größte Macht über die Slawen aus. Die Gegenseitigkeit *) war eine politische; das Reich Swatopluks stützte sich auf das Schwert; es fiel, als dieß Schwert zerbrochen war, und die glänzende Periode verschwand am slawischen Himmel, wie ein glänzendes Meteor, das bei seinem Erlöschen eine nur um so größere Dunkelheit zurückläßt. Aber die Slawen des 19ten Jahrhunderts bauen ihre Selbstständigkeit nicht auf das blutige Schwert, sie streben nicht nach der Unterdrückung fremder Reiche. Ruhig leben sie unter verschiedenen Regierungen und suchen nur ihre Nationalität zu erhalten, ihre Sprache, ihre Sitten und ihre alten Gewohnheiten. Das ist ein Schatz, ein heiliges Gut, ein angeborenes Recht; zur Vertheidigung derselben und für ihre Freiheit erheben sie ihre Waffen. Waffen des Geistes, der Aufklärung und des Verstandes. Dieser Geist fließt aus dem Volkselement, dringt durch die zartesten Nerven und durchströmt die mächtigsten Adern des slawischen Lebens, er entwickelt und verstärkt die Erkenntniß des allgemeinen Volkslebens aller Slawen.

„Alle jetzigen slawischen Literaturen richten sich und streben nach zwei Zielen, erstens nach der Entwicklung jedes einzelnen Stammes aus sich selbst, und zweitens nach der literarischen Vereinigung jedes Stammes mit den Literaturen der andern Stämme. Eine gleiche Pflicht liegt allen diesen Literaturen ob: die geistige Befreiung von dem fremden Wesen und die Verbindung der Nationalelemente. Im Norden hat der französische Geist die russische und polnische Literatur unterworfen, im Westen der deutsche die böhmische und mährische, im Süden der italienische und lateinische Geist die serbisch-illyrische; wir Slowaken aber haben uns dem Fremdthum ausschließlich zugewandt, und bald lateinisch, bald deutsch, bald magyarisch geschrieben, und wenn auch einmal etwas in der Volkssprache verfaßt wurde, so war es ausschließlich geistlichen Inhalts und nur für das gemeine Volk bestimmt. Aber das Herz eines jeden Slawen muß vor Freude aufgehen, wenn er sieht, wie seine Brüder von allen Seiten zu gleicher Zeit sich von dem fremden Einfluß befreien, und wie die chinesische Mauer, welche alle slawischen Stämme und Literaturen trennte, mehr und mehr zusammenbricht und verschwindet. Alle bessern slawischen Schriftsteller bemühen sich, daß es nicht mehr zehn slawische Sprachen, zehn abgesonderte Literaturen, zehn nach verschiedenen Seiten strömende Flüsse und Bäche des slawischen Lebens gebe, sondern daß die Letter unserer Gedanken, unserer gesprochenen und geschriebenen Sprache, unserer Anstrengungen und unseres Lebens, Einem Ziele sich zuwenden, und daß uns Eine

*) Dieser nicht ganz klare Ausdruck läßt sich nicht leicht mit einem andern vertauschen, weil er in der literarischen Welt der Slawen eine historische Bedeutung hat durch Kollars Schrift über die „Gegenseitigkeit,“ d. h. die Verbindung und Verschmelzung der slawischen Literaturen.

schöne, reiche, klangvolle, harmonische und jugendliche Sprache verbinde. Wir haben ja doch auch jetzt schon nicht mehr als Eine slawische Hauptsprache, und wir haben nur vier Mundarten oder Schriftsprachen, welche durch die Literatur den einzelnen Zweigen die Früchte der Aufklärung, der Wissenschaft, der Kunst mittheilen, und gegenseitig aus einander Kraft und Leben schöpfen.

„Also muß es geschehen; dieser Weg führt uns zu der gewünschten Volksbildung, dieß bildet den unterscheidenden Zug des Slawenthums in unserer Zeit, den unterschidenden Charakterzug des 19ten Jahrhunderts. Russen und Böhmen, Polen, Serben und Serbo-Illyrier übersetzen in ihre Mundarten die Werke anderer slawischen Schriftsteller. Was ist von den lausitzischen Serben zu sagen, von diesen vergessenen Slawen, welche durch die Macht der Zeit in eine ferne Ecke des westlichen Slawenthums verwiesen wurden? Betrachtet man ihre jetzige Thätigkeit, so kann man nicht anders glauben, als daß die Todten aufstehen aus ihren Gräbern auf den Stoß der Trompete des Erzengels. Vor mir liegen der „Morgenstern“*) und die „serbische Zeitung.“ Diese vergessenen Slawen strecken die Hände gegen uns aus, wie Brüder, welche in den Meereswellen untergehen, und uns noch um Rettung anrufen. So viel uns bekannt, haben diese Journale auch bei uns in Ungarn eine ziemliche Anzahl Subscribenten gefunden, und man kann mit Zuversicht sagen, daß ihre Anzahl sich allmählich vermehren werde. Das sind die Früchte der wohlthätigen slawischen Gegenseitigkeit.

„Jetzt wenden wir uns zu dem nationalen und literarischen Leben der Slowaken selbst.

„Die Slowaken sind die bedeutendste Stütze des ungarischen Throns und Reichs. Sie wohnen in den bergigen Comitaten (Shupanien) dieses Reichs und sind außerdem allenthalben im Lande verbreitet, so daß es kaum eine Stadt gibt, wo man nicht Slowaken in größerer oder geringerer Anzahl trifft. Sie sprechen die so wohlklingende, lebhafte und reiche böhmisch-slawische Mundart, die eine besondere Aufmerksamkeit verdient, weil sie so sehr für den Gesang paßt, eine schöne Aussprache hat, und für die Gesetzgebung eben so wie für andere Lebensverhältnisse geeignet ist. Die Slowaken beschäftigen sich gerne mit Handel, Industrie, Künsten und Wissenschaften, selbst die ärmsten unter ihnen lesen gerne Bücher, sind begierig nach Kenntnissen und neuen Erfahrungen, nehmen gern Unterricht von andern an, und lehren auch wieder gern.

„So war es bisher, seit aber der schroffe Magyarismus sich in das ruhige Daseyn und Leben dieses friedlichen sanften Stamms sich eindrängte, seitdem ist sein Volksleben aus der Oeffentlichkeit zurückgetreten und hat sich in dem häuslichen und Freundeskreise verborgen. Wir können von uns sagen, daß wir wirklich als Volk leben, daß wir aber keine Lebenszeichen von uns geben. Die slowakische Sprache ist aus allen öffentlichen Anstalten verdrängt, und nur noch in der Kirche hört man fromme Lieder und begeisterte Predigten in slawischer Sprache. Das Volk lebt ruhig, beschäftigt sich mit Ackerbau, Handel und Gewerben, besonders auch mit Künsten, Wissenschaften und Literatur, und tröstet sich, daß wohl noch die Zeit kommen kann, wo Gott und der christliche Glaube ihm beistehen und es erretten von dem Joch, das falsche Ausleger der Gesetze ihnen auferlegten. Der Slowake wandert in die benachbarten österreichischen Provinzen, wo er stets Landsleute und Brüder findet. Zu Hause bei sich bedient er sich der slowakischen Sprache und vertheidigt sie, wo er nur immer Gelegenheit hat sie zu vertheidigen. Es gibt keine Gesellschaft, keine Zusammenkunft, kein Gastmahl in den höhern und niedern Classen, wo nicht von dem slawischen Volksthum die Rede wird. Auf solche Weise breitet sich die Idee aus, das Volk erwacht, es fängt an zu denken, entwickelt sich und das Volksleben tritt in die Wirklichkeit.

„Das Leben unseres Volkes ist doppelter Art und hat zwei Parteien. Die eine, sehr wenig zahlreich, hat großes Vermögen, Ehrenstellen und Ansehen, die andere zahlreiche Partei ist arm, beschränkt, und zeichnet sich weder durch Ehrenst noch Würden aus. Die höhere Classe, so wie Beamte, einige Kaufleute und Bürger, welche sich zu den Gebildeten rechnen, gehören zur ersten Partei. Unter ihnen trifft man hie und da Leute, die gleich Czaplomic, Plathy und einigen andern ihre Nationalität vertheidigen, und denen das Volk um seiner Ehre willen hoch verpflichtet ist. Die zweite Partei besteht aus der niedern Classe, aus Kaufleuten, Handwerkern, Kleinbürgern und Bauern, so wie aus dem geistlichen Stand evangelischer und katholischer Confession, mit geringen Ausnahmen. Zu dieser Partei gehört auch der größte Theil der gebildeten Jugend. Dieß sind die Vertheidiger der slawischen Nationalität und des slawischen Lebens. Die letztere Partei macht durch die Erweckung der Selbsterkenntniß große Fortschritte. Nationale Spiele und Belustigungen breiten sich unter den Slowaken aus, man gründet Bibliotheken und Lesegesellschaften, die Zahl der Subscribenten auf slawische Werke nimmt zu, das Interesse an den Mittheilungen und Nachrichten aus der Slawenwelt steigt — lauter Dinge, von denen vor zehn Jahren kaum die Rede war.“

(Schluß folgt.)

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

2. Nahar Malka.

Auf den Höhen von Sischara entdeckten wir die Ruinen eines Königspalastes. Hier hat vielleicht Borosippa gelegen, der Ort, in welchen sich Alexander der Große zurückzog, als ihn die chaldäischen Astrologen gewarnt hatten, nicht von Osten her nach Babylon zu dringen. Nach einer Stunde passirten wir das zerrissene und trockene Bette des Nahar Malka, des berühmtesten der Canäle, welche dem Nebukadnezar zugeschrieben werden. Diese grandiose Wasserleitung war ins Werk gesetzt worden, um die Gewässer des Euphrat in den rascher strö-

*) Dieß ist die von Jordan herausgegebene Serbska Jutnicka. Siehe Ausl. Nr. 286 v. vor. J.

menden und tieferen Tigris zu leiten, damit sie nicht die Umgegend von Babylon überschwemmen, und Stadt, Dörfer und Ländereien beschädigen möchten. Der Nahar Malka, der königliche Canal, welchen Namen er wirklich verdiente, mündete gegen Osten bei der Stadt Seleucia in den Tigris. Gleich andern großen öffentlichen Werken der alten orientalischen Monarchen hatte auch er während der Kämpfe um die Oberherrschaft, welche nach Alexanders Tode vorfielen, gelitten, wurde aber von Trajanus, zur Zeit seiner Kriege mit den Parthern, wieder ausgebessert.

Nachdem wir wiederum eine Stunde zurückgelegt hatten, erreichten wir das Karawanserai von Iskanderia, einen großen und bequemen Rastort, der auf Befehl eines persischen Ministers erbaut worden war. Die Materialien, aus welchen das Gebäude errichtet ist, sind an Ort und Stelle gesammelt worden, denn die ganze Gegend ringsum ist mit den gewöhnlichen Spuren früherer Gebäude bedeckt, nämlich mit Ziegeln aus alter babylonischer Fabrik. Wir langten hier um sechs Uhr des Abends an, und beschlossen die Nacht hier zuzubringen. In der Nähe dieses orientalischen Gasthauses liegen die Hütten des Dorfes Iskanderia. Einst stand hier ein ansehnlicher Ort, erbaut zu Ehren des Helden, dessen Namen das Dorf trägt.

Araber von verschiedenen Stämmen hausen in dieser Gegend. Sie lassen ihr Haupthaar lang wachsen und scheeren es nicht, wie es bei Türken und Persern Sitte ist. In ihren Lagern und Dörfern tragen sie den altarabischen Kaffiamantel, der aus einem breitgestreiften Stoffe gefertigt wird; sonst sind sie mit einem braunen Rocke bekleidet, den sie mit einem starken, ledernen Riemen um den Leib festschnallen. Ein kleiner, runder Schild, Säbel und Dolch sind ihre Waffen. Der Kopfputz besteht aus einem gelben und rothen Stück Stoff, welcher wie ein Turban um die Augenbrauen gewunden wird, so daß die Zipfel auf die Brust herabhangen. Manchmal wird ein solcher bunter Zipfel über das Kinn gezogen, so daß er auf die Schulter fällt und den Hals nebst dem ganzen untern Theile des Antlitzes deckt. Von der Stirne herab hängen zwei lange, schwarze Haarzöpfe, welche der verschlagenen Miene dieser Leute einen wilden Anstrich geben. Ihre holden Gattinnen tragen Nasenringe und Schnüre bunter Perlen um den Nacken, unter welchen sich zuweilen eine silberne oder goldene Münze befindet. Die Buben laufen bis zum zwölften Jahre ohne alle Kleidung umher, und werden von der glühenden Sonne ganz braun.

Nachdem wir das von Palmen beschattete Dörfchen Mehowil passirt hatten, erreichten wir das Städtchen Hilla, dessen Kuppeln und Minarets aus einem Dattelhain hervorschimmerten. Ich fand für mich in der Vorstadt am östlichen Ufer des Flusses, nicht weit von der Brücke, ein Haus in Bereitschaft gesetzt, welches mir wegen seiner angenehmen Kühle und interessanten, herrlichen Aussicht höchst angenehm war.

Der Euphrat, an dessen Ufern ich so viele genußreiche Stunden zugebracht hatte, ist majestätischer als der Tigris; er fluthet langsam und prächtig dahin, wie ein Festzug des Pascha in den Straßen von Bagdad, während der Tigris einen raschern Lauf hat. Aus drei Quellen in den armenischen Bergen entspringt der Euphrat. Die entfernteste Quelle liegt einige englische Meilen nördlich von Erzerum, wo sie den Namen Karasu führt; die zweite Quelle entspringt etwa 30 Meilen südlich von Erzerum, die dritte nicht weit von Bajasid. Nachdem sie als drei besondere Flüsse durch manche wilde Schluchten und Thäler ihren Lauf fortgesetzt haben, vereinigen sich alle drei am Fuße der Gebirge, ziemlich der Quelle des Tigris gegenüber, zu einem einzigen Strome, der sich bald nach Süden, bald nach Südwesten wendet, bis endlich Euphrat und Tigris bei Korna sich verbinden und unter dem Namen „Araberstrom" (Schat el Arab), 70 engl. Meilen südlich von Bassora in den persischen Meerbusen sich ergießen. Der Lauf des Euphrats beträgt 1400 engl. Meilen. Wenn er zu Anfang Mai seinen höchsten Wasserstand erreicht hat, so überschwemmt er mit Macht die ganze Umgegend, füllt die zur Aufnahme seiner Fluthen gegrabenen Canäle und erleichtert und fördert dadurch den Feldbau ganz außerordentlich. Die Ruinen Babylons sind alsdann überschwemmt, so daß die meisten Stellen derselben ganz unzugänglich werden. Dann füllt sich auch der alte, praktisch und trefflich angelegte Nahar Malka, ein Werk, das eines großen Fürsten würdig war. Die merkwürdigste Ueberschwemmung kommt bei Felujia vor, 12 Stunden westlich von Bagdad, wo das Wasser die Ufereindeichungen übersteigt und mit solcher Gewalt bis zu den Gestaden des Tigris sich verbreitet, daß man mit flachen Booten und Flößen von einem Strome zum andern schiffen kann.

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise nach dem Ostabhang des Altai und nach den sajanskischen Bergen.

(Russ. Journal für Volksaufklärung. Jan.)

Der russische Finanzminister Graf Cancrin hielt es für nützlich, die in gelehrter Beziehung noch völlig unbekannten Gegenden des östlichen Theils des Altai und der sajanskischen Berge zu erforschen, und legte dem Kaiser einen Plan zu einer Reise dahin vor. In Folge dessen wurde die Erforschung des östlichen Altai und der sajanskischen Berge dem Collegienrath Peter Tschichatschew übertragen, welcher zehn Jahre lang große gelehrte, namentlich geognostische Reisen gemacht hatte, und jetzt in besondern Geschäften des Bergwesens dem Finanzministerium zugetheilt war. Der Hauptzweck der Reise war, die Quellen der Tschuja, des Tschulyschman und Abakan, und in geologischer, geographischer, botanischer und zoologischer Beziehung nicht bloß diejenigen Gegenden, durch welche diese Flüsse strömen, sondern auch die Gränzgewässer China's zu besuchen.

Tschichatschew blieb so lange in Barnaul, bis die Schneelawinen ihn nicht mehr hindern konnten, dem Laufe der Katunja zu folgen; er that dieß bis beinahe zur Einmündung der Tschuja, und setzte dann über die Katunja, ein Uebergang, der hier in dieser Jahreszeit mit vielen Gefahren verknüpft ist, so daß selten ein Jahr vergeht, wo nicht einige kalmückische Barken vom Strome fortgerissen werden. Tschichatschew kam glücklich auf das rechte Ufer hinüber und setzte dann seinen Weg längs

desselben fort. Die steilen Ufer der Katunja sind namentlich in botanischer Beziehung merkwürdig; die Menge und die außerordentliche Entwicklung vieler seltener Pflanzen ist hier ungewöhnlich groß. Hr. Tschichatschew erreichte in 15 Tagen die Jurten der Saisang, Schurmel und Mongol. Diesen beiden Oberhäuptern sind alle Doppelzinsigen*) in den Thälern der Tschuja und des Baschkaus unterworfen. Ihnen zahlen sie den Tribut, von welchem die Saisangen einen Theil der russischen Verwaltung in Biisk, den andern der chinesischen in der Stadt Bujanta übergeben, welche in der Provinz Ulussutai, sechs Tagereisen von der russischen Gränze, liegt. Obgleich dieß Volk bereits gewissermaßen Einen Stamm mit den Chinesen bildet, so spricht er doch denselben ganz verdorbenen türkischen Dialekt, den der größte Theil der Nomadenstämme des Altai und der sajanskischen Berge redet. Die Aehnlichkeit dieser Mundart mit dem Türkischen ist so groß, daß Tschichatschew, welcher während seines Aufenthalts in Konstantinopel und im Verlauf längerer Reisen im Gebiet der ottomanischen Pforte sich mit der türkischen Sprache wohl bekannt machte, sehr häufig nicht nur die hiesige Mundart verstehen, sondern selbst mit den Eingeborenen ohne Dolmetscher reden konnte. Alle diese Völker sind Heiden, aber durchaus keine Fanatiker: man kann bei ihren vielfachen Ceremonien ungehindert anwesend seyn, und ihre Sitten und Gewohnheiten selbst im Innern der Jurten beobachten. Ihr sanfter Charakter wird noch mehr hervorgehoben durch eine außerordentliche Bescheidenheit. Obwohl sie Heiden sind, so gleichen doch ihre ehelichen Verhältnisse mehr denen der Christen als der Moslems, denn es gibt keine Vielweiberei bei ihnen.

Die Hochfläche, auf welcher mitten unter zahlreichen Pferdeheerden die Jurten der beiden Kalmükenfürsten sich fanden, hatte für Hrn. Tschichatschew ein doppeltes Interesse, einmal weil sie die Gränze der zwei größten Reiche der Welt ist, und zweitens weil bis jetzt noch kein Europäer seine Forschungen weiter fortsetzte. Hr. Tschichatschew zog möglichst viele Nachrichten ein, wie er sie nur immer über die hiesigen Gegenden erhalten konnte, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Quellen der Tschuja und des Tschulyschman sich finden mußten, und setzte dann seinen Weg fort nach dem Flusse Baschkaus; begleitet von seinem Topographen, seinem Bedienten, seinem Dolmetscher und einem Kosaken begann er die Untersuchung dieser Gegenden. Hier trafen die Reisenden auch nicht eine menschliche Spur, allenthalben sind Einöden, auf denen man auch nicht einen Baum sieht, was sie nöthigte stets das Holz mit sich zu nehmen. Endlich erreichten sie ungeheure, mit Schnee bedeckte Felsen, zwischen denen eine Menge kleiner Bäche einem großen Fluß das Daseyn geben; alle wurden auf der während der Reise entworfenen Karte genau eingetragen.

Die breite Hochfläche, von welcher die Tschuja herabfließt, gibt auch dem Baschkaus und Tschulyschman seine Entstehung. Die Quelle des letztern war der Gegenstand vieler Hypothesen für die Geographen; das Resultat vieler und schwieriger Forschungen Tschichatschews ist, daß die gerade Entfernung zwischen dem östlichen Zufluß der Tschuja, d. h. dem Baromurysuny und der westlichen Quelle des Tschulyschman, dem Bagajascha, nur 15 Werste beträgt; um indeß diese kleine Entfernung zurückzulegen, brachte unser Geologe zwei Tage zu, weil er an dem einen Orte über Bäche und Schnell-n setzen, am andern mit allen den Mühseligkeiten kämpfen mußte, die der Uebergang über einen Sumpf darbietet, in welchem er mehrmals mit sammt dem Pferde zu versinken in Gefahr war. Im Monat Junius waren nicht nur die Berge, sondern auch sämmtliche Thäler mit Schnee bedeckt, und, was noch weit merkwürdiger ist, an den Quellen des Baschkaus war am 6 Junius der See mit so dickem Eise überzogen, daß Tschichatschew mit allen seinen Gefährten im raschen Trabe darüber hinritt. Nach Entdeckung der Quellen des Tschulyschman bemühten sie sich, so weit als möglich längs dem Flusse hinabzugehen, obgleich die Ufer ausnehmend felsig und steil sind. Das Thal, in welchem der Tschulyschman fließt, ist eben so malerisch als prachtvoll, und bietet im Pflanzenreich eine solche Fülle dar, daß Hr. Tschichatschew gesteht, er habe auf allen seinen Reisen in drei Welttheilen, von der Meerenge von Gibraltar und der Sahara angefangen bis zu dem Euphrat und Nil, nirgends eine schönere, großartigere Gegend gefunden. Der die Expedition begleitende junge Maler, G. E. Meyer, entwarf, während Hr. Tschichatschew diese wunderbare, wilde Natur erforschte, Skizzen der Gegend, und somit wird dem Werke, welches letzterer in kurzem herauszugeben gedenkt, eine merkwürdige Sammlung lithographirter Ansichten beigelegt werden können. Die Nachforschungen, welche Hr. Tschichatschew zur Entdeckung der Quellen des Abakan anstellte, des bedeutendsten Zuflusses des Jenisei, führten ihn weiter, als er anfänglich gedacht hatte. Er ging im Laufe seiner Forschungen zweimal und an zwei verschiedenen Punkten über die sajanskischen Berge, welche wie eine unverrückbare mit ewigem Schnee bedeckte Mauer zwischen dem russischen und chinesischen Reiche stehen. Der Allasch fließt schon auf chinesischem Gebiet, und bildet den Hauptzufluß der Kuntschik, der westlichen Quelle des Jenisei; der Anblick der vom Allasch bewässerten Thäler belohnte für alle Mühseligkeiten, welche bei dem Uebergang über die sajanskischen Berge zu erdulden waren. Einen ganzen Monat lang traf Hr. Tschichatschew nicht eine menschliche Spur, einen ganzen Monat lang mußte er von den Lebensmitteln zehren, die er selbst mit sich führte, und sein einziger Wegweiser war der Compaß. An den Ufern des Allasch, im nördlichen Theil der chinesischen Provinz Ulussutai, beobachtete Hr. Tschichatschew die Sonnenfinsterniß am 26 Junius (8 Julius n. St.), gewiß der einzige Europäer, der sie in diesen Gegenden beobachtete.

Alle topographischen Beobachtungen Tschichatschews sind auf der von ihm verfertigten Karte verzeichnet. Auf dem Rückweg überschritt er die Gränze nicht weit von dem Berge Schabel Dabachan, kam von da wieder an den Fluß Abakan, ging auf demselben hinab bis Minusinsk und dann auf dem Jenisei bis nach Krasnojarsk. Hier nahm er die Goldwäschereien des Gouvernements Tomsk in Augenschein, untersuchte die Steinkohlenformationen von Kusnezk und Salairsk und kehrte dann nach Barnaul zurück, nachdem er 2000 Werste zu Pferde gemacht hatte. — Kurz darauf besuchte er auch die Kirgisensteppe, um die Goldsandlager zu untersuchen, die 60 Werste südlich von Ustkamenogorsk sich finden. Hierauf fuhr er den Irtysch hinab nach Omsk, von wo er mit seinen reichen Sammlungen nach Petersburg zurückkehrte.

Ein Hauptaugenmerk auf seiner Reise waren die Striche, wo Goldsandlager sich finden, und in dieser Beziehung machte er namentlich drei Orte namhaft. So reich auch die jetzigen Goldsandlager sind, so verschwindet dieß doch völlig vor dem, was die Zukunft verspricht; die Entdeckungen, die unabhängig im Stromsystem des Jenisei gemacht werden, lassen vermuthen, daß das ganze weite, menschenleere und kalte Land des nördlichen Sibiriens unermeßliche Schätze in sich schließt.

*) Welche an Rußland und China zugleich Tribut zahlen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1843.

Das Kloster Gelathi in Imerethien.

(Aus Kochs Reise im Kaukasus.)

Mit großer Anstrengung erstieg ich auf einem schroffen Wege das berühmte Kloster von Gelathi, von dem ich schon so viel gehört hatte, und ein freundlicher Mönch, schwarz gekleidet, zeigte mir mit großer Bereitwilligkeit die Merkwürdigkeiten. Der große Hofraum schließt außer den wenigen schlechten Häusern für den Erzbischof und die übrigen Mönche zwei Kirchen und eine Capelle ein. So große Vorstellung ich mir auch von der größern Kirche, die der heiligen Jungfrau gewidmet ist, gemacht hatte, so wenig wurde ich befriedigt. Wenn ich auch gestehen muß, daß ich mit Ausnahme der zerstörten bei Kutais keine zweite Kirche in Grusien gefunden habe, die ihr an Größe vorstände, so bleibt sie doch immer im Vergleich zu unsern großartigen in Europa unbedeutend. An Bildern, Sculpturen ꝛc. steht sie der von Nigor-Zminda weit nach. Die vielen kleinen Räume, welche sie außer der Hauptkirche besitzt, tragen noch dazu bei, den Eindruck des ganzen Gebäudes zu schmälern. Das einzige was ich in ihr großartig und ausgezeichnet fand, war die herrliche Mosaik, welche im Fond des Gewölbes des großen Chors drei grandiose Figuren in Gold eingetragen darstellt. In der Mitte steht die heilige Jungfrau blau gekleidet und hat das Jesuskindlein in ein goldenes Kleid gehüllt auf dem Schooße. Zur Rechten steht ihr der Erzengel Michael, zur Linken hingegen Gabriel, ebenfalls mit vergoldeten Kleidern angethan. Der übrige Raum des Chors ist mit Frescogemälden, Engel und Heilige vorstellend, ausgefüllt. Außerdem interessirte mich die Emaille in verschiedenen Farben, welche sich neben vielen andern Reichthümern in dem Allerheiligsten (Ikonostas) befindet. Dubois glaubt, daß der größte Theil dieser Emaille-Arbeiten, die rein byzantinisch sind, aus dem alten Patriarchensitz zu Pitzunda nach dessen Zerstörung hieher gebracht waren. Alle Gemälde, die sich im Innern der Kirche befinden, sind Fresco und ächt grusisch, d. h. groß, ohne Schatten und richtige Proportionen. Unter ihnen befindet sich das Bildniß Davids II, von dem behauptet wird, daß ihm, nachdem er sein Vaterland von Türken und Persern befreit hatte, ein Engel mit dem Bedeuten erschienen sey, neben der Kirche des heiligen Georg in Gelathi eine zweite zu erbauen und sie der heiligen Jungfrau Maria zu widmen. Wahrscheinlich ist es aber, daß nachdem Abchasien (das Lazien oder die Lasika der Byzantiner) und Grusien unter einem Scepter vereinigt waren, die Herrscher derselben für das Oberhaupt ihrer Kirche einen nähern Sitz als das entfernte und den Ueberfällen der Bergvölker ausgesetzte Pitzunda wünschten und den Erzbischof, bevor er nach Mscheth übersiedelt wurde, hieher versetzten. Für die westlichen Provinzen, besonders seitdem Imerethien wieder ein selbstständiges Königreich wurde, hat der Patriarch in Gelathi ein großes Ansehen.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche mir in der Kirche gezeigt wurden, befand sich auch das berühmte Marienbild von Azchwari (oder Azchur), von dem Dubois in seiner Beschreibung der Kirche gar nichts erwähnt und bei der von Azchur sagt, daß man nicht wisse wohin es gekommen sey. Wie alle wunderthätigen Marienbilder mit der Zeit durch das Ausdrücken von Küssen ihre Normalfarbe verlieren und gegen die herrlichen Steine und das reiche Gold einen nicht freundlichen Eindruck machen, so erschien mir auch dieses in hohem Grade unansehnlich. Seit den ältesten Zeiten wurde es in der Kirche von Azchur in Samsche oder der heutigen Provinz Achalzich aufbewahrt, und als ein Wunder- und Schutzbild geehrt. Im Jahre 1486 kam es in die Hände des ungläubigen Jacob-Khan und erst im J. 1553 wurde es nach verschiedenen Schicksalen wiederum in der Kirche von Azchur aufgestellt. Zu welcher Zeit das Bild nach Gelathi gekommen ist, weiß man nicht und eben so wenig auf welche Weise es geschah. Der Priester, welcher mir es zeigte, behauptete, daß es während der Kämpfe der Atabegs (Herrscher) von Achalzich, mit den Türken, also im 17ten oder 18ten Jahrhundert, von dem Engel Gabriel hieher gebracht sey, um es den Händen der Ungläubigen zu entziehen. Außerdem befindet sich auch ein zweites Bild der heiligen Jungfrau Maria von dem Evangelisten Lukas gemalt hier, und endlich zeigt man noch von der Mutter Gottes Milch, mit der sie den Heiland säugte.

Die Kirche ist der Begräbnißort der Könige Grusiens und

dann Imerethiens, und in ihr liegen die berühmtesten, wie David der Wiederhersteller, Georg III, die Königin Thamar, Stupudan u. s. begraben.

Neben der Hauptkirche befindet sich eine zweite und unscheinbarere, welche dem h. Georg gewidmet ist und der Sage nach weit älter als jene seyn soll. Ihre Bauart ist dieselbe und sie zeichnet sich ebenfalls durch die enormen Sandstein-Quadern aus, welche zum Theil die Mauern bilden. So fand sich ein einziger Eckstein auf der südwestlichen Seite vor, welcher die Länge von 12 bis 14 Fuß besaß und bei der Aufstellung die größten Schwierigkeiten dargeboten haben muß.

Nachdem ich auch diese besichtigt hatte, nahm ich den berühmten eisernen Thorflügel von 13 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite in Augenschein. Die kufische Inschrift auf demselben hat in dem Aufsatze des geistreichen Akademikers Frähn in Petersburg wohl eine Uebersetzung, aber keineswegs eine genügende Erklärung gefunden. Nach einer grusischen Chronik soll dieser Thorflügel von David, dem Wiederhersteller, aus Durubandi, d. i. Darbend geholt und nach der Inschrift vom Emir Schawir ben-el-Fasl (Abul-Siwer, Emir von Tovin, nach den armenischen Chroniken), der in den Jahren 951—1076 über Karabag ziemlich unabhängig herrschte, verfertigt worden seyn. Da aber der Geschichte nach genannter Emir nie in Derbent war, so weiß man nicht, wie der Flügel dahin gekommen ist. Entweder hat deßhalb ein Herrscher von Derbent ihn aus Berdah, der Hauptstadt von Schawirs Reich, nach Derbent gebracht, was aber ebenfalls von der Geschichte nicht bestätigt wird, oder (was das Wahrscheinlichere ist) David hat ihn auf seinen siegreichen Zügen nach Osten bis zum caspischen Meere aus Berdah oder einer andern Stadt nach Gelathi gebracht und die damaligen Geschichtschreiber haben geglaubt, dem Thorflügel einen größern Werth zu ertheilen, wenn sie ihn für das berühmte eiserne Thor Derbents ausgaben.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

3. Susa.

Die Ruinen der einst hochgefeierten Lieblingsstadt des Cyrus gewährten fast denselben Anblick, wie die Ruinen von Babylon. In einem kleinen, mit einer bescheidenen Kuppel geschmückten Häuschen zeigt man forschenden Reisenden das Grab des Propheten Daniel. Ein Derwisch wohnt hier, der mit solcher Ehrfurcht auf das Grab hinweist, und mit so feierlichem Ernst alles demonstrirt, daß man glauben sollte, das Monument sey einem seiner heiligsten Imams gewidmet. Obgleich das Grabmal einen modernen Ueberbau hat, so zweifeln doch weder Juden noch Araber an dem hohen Alter des Grabes selbst, und bei allen findet man dieselbe Tradition (auch bei Kurden, Persern und Türken), daß es die irdischen Ueberreste des berühmten hebräischen Propheten enthalte. Daniels Tod erfolgte zu Susa im vierten Jahre der Herrschaft des Cyrus über die Babylonier. Josephus erwähnt eines von Daniel erbauten Castells, welches noch zu seiner Zeit vorhanden und mit so eminenter, wundervoller Kunstfertigkeit ausgeführt war, daß es selbst noch damals so neu und schön aussah, als ob es eben erst vollendet worden sey. In diesem Gebäude, sagt Josephus, wurden viele persische und parthische Könige beerdigt, und dem Erbauer zu Ehren wurde die Aufsicht des Gebäudes immer einem Manne jüdischer Confession anvertraut. Die Stelle, wo einst Schuschan stand, diese weltberühmte Metropolis der alten Herrscher von Elam, ist jetzt eine Einöde, eine Wildniß, die von Raubthieren bewohnt wird, denen Niemand ihre Herrschaft streitig macht, als der arme, alte Derwisch, welcher Wache hält über dem Grabe des Propheten. Nachts vernimmt man das Geheul der Hyänen und das Brüllen der Löwen, welche die öden Trümmer umschwärmen, die sich zehn englische Meilen weit über die Gegend ausbreiten. Unter den Ruinenbergen zeichnen sich einige wegen ihrer enormen Ausdehnung aus. Sie sind zusammengesetzt aus ungeheuren Massen getrockneter Backsteine.

Susa oder Schuschan war die Winterresidenz der persischen Könige. Schapur und Nuschirwan hielten hier ihre glänzenden Hoflager. Noch sieht man die Façade einer großartigen Palastruine, welche in der Mitte durch einen halbkreisförmigen Bogen getheilt wird. Bogen ähnlicher Art mit nischenartigen Verhältnissen liegen an der ganzen Seite des Gebäudes in unzähligen Reihen über einander. Mauern und Strebepfeiler waren von ungeheurer Stärke. In der Geschichte Persiens von Rozul ul Suffa liest man eine interessante Anekdote von diesem Palast und seinem Erbauer. Ein römischer Gesandter, der mit reichen Geschenken an Nuschirwan gesendet worden war, bewunderte die herrliche, grandiose Aussicht aus einem Fenster des königlichen Palastes, und bemerkte bei dieser Gelegenheit ein wüstes Stück Land. Auf die Frage, warum es nicht mit seiner Umgebung gleichförmig gemacht worden sey, antwortete ihm der Mann, an welchen er sich gewendet hatte: es ist das Eigenthum einer alten Frau, die zwar oft gebeten worden ist, es dem Könige zu verkaufen, sich aber beständig geweigert hat, und unser gerechter König will lieber seine Aussicht sich verderben lassen, als dieselbe durch eine gewaltthätige Handlung verschönern und vervollkommnen. Diese öde, durch Gerechtigkeit geheiligte Stelle, rief der Römer, erscheint mir jetzt schöner, als die ganze sie umgebende blühende Landschaft!

Während ich umherwandelte in den grandiosen Ruinen einer uralten Stadt des Morgenlandes, las ich interessante Bruchstücke von Backsteinen und Bitumen auf; auch fand ich Marmorfragmente und einige dünne, äußerst zerfressene Kupfermünzen. Als ich die Gränzen des Areals überschritten hatte, bemerkte ich ganz in der Nähe einen großen Hügel, welcher unter den übrigen Trümmern nach dieser Richtung hin ganz besonders sich hervorhob. Er war mit Scherben von Töpferwaaren und ganzen Klumpen einer schwarzen, verglasten Substanz bedeckt, die in solchen Quantitäten vorhanden waren, daß hier die Oefen gestanden haben müssen, in welchen Töpferwaaren gebrannt wurden. Daß in alten Zeiten auch eine Sternwarte auf einem der Thürme von Susa, ähnlich der, welche auf dem Belusthurme von Babylon sich befand, ange-

bracht gewesen sey, dafür spricht das Zeugniß des Callisthenes, welcher Alexander den Großen auf seinem Zuge in den Orient begleitet hatte.

Literatur- und Volksleben der Slowaken.
(Schluß.)

„Die Liebe zur slowakischen Sprache steht im engen Verbande mit dem Zwang, die magyarische Sprache zu erlernen. Ja, der Slowake lernt diese, um zu zeigen, daß er diese halbslawische Sprache erlernen kann, dagegen bleibt er Slowake, ein treuer und eifriger Freund seiner vaterländischen Sprache. Der Sieg des Magyarismus hat gemacht, daß die Slowaken Magyarisch lernen, wie früher, aber nicht mehr mit dem Eifer wie früher, und zugleich ist eine innige Liebe zur slawischen Nationalität wach geworden, welche früher gar nicht vorhanden war. In nicht weniger als sechs Städten sind seit dem letzten Jahre nationale Belustigungen, namentlich Schauspiele, in Gang gekommen.

„Das Leben unseres Volks verfließt und entwickelt sich in seinen natürlichen Gränzen, welche von den Gegnern, den Ueberlaufern und Abtrünnigen *) durch ihre Lügen und Phantasien nicht weggeräumt werden können. Das Strombett unsers Volkslebens ist jetzt zwar noch nicht voll, es wird aber ohne Zweifel von neuem sich füllen bis an den Rand. Bald wird unser Volk auf allseitige Weise von neuem sich erkennen, besonders da es dazu hinreichend Talente und Fähigkeiten besitzt; es ist hiebei bloß nöthig, daß ein thätiger Wille in ihm geweckt werde. Der einzige Ort, wo jetzt ein Funkchen von nationalem Leben sich äußert, sind die Kirche und die evangelischen Gesellschaften. Begeisterte Prediger, die überzeugt sind, daß nur derjenige erfolgreich durch das Wort wirkt, der im Volksgeiste zum Volke redet, lehren ihre Zuhörer, wie sie ihre Pflichten gegen den König, das Vaterland und das Volk erfüllen sollen, sie führen ihnen Beispiele aus der Geschichte vor, und stoßen hier wieder auf eine Menge Volkserinnerungen, ein Erbtheil unsrer Väter. In den evangelischen Gesellschaften finden häufig Gespräche und Unterredungen über Nationalität statt, dazu gehören namentlich die von Tyrnau, von Bretislaw (oder Poshun, Preßburg), Neusatz, Ugra, St. Mikolaj u. s. w., welche in den letzten Zeiten errichtet wurden. Viel Tröstliches und Trauriges ließe sich noch über unser Volksleben sagen, allein es ist Zeit uns jetzt mit der Literatur zu beschäftigen.

„Unser literarisches Leben stößt, wie sich von selbst versteht, gleichfalls auf einige Hindernisse. Unsere Bücher und unsere literarischen Erzeugnisse müssen da und dorthin wandern, abwärts und aufwärts, bis sie rechte Geneigtheit finden; dieß fordert Zeit, vermehrt die Kosten und schlägt den Muth der Schriftsteller nieder. Aber außer Stande, ferner ohne Vertheidigung und ohne Antwort die zahllosen Verhöhnungen und andere Beleidigungen der magyarischen Schriftsteller zu ertragen, haben die Slowaken sich sämmtlich an den Vicekönig gewandt, daß er einen besondern Censor für slawische Literatur ernenne, und wir hoffen, daß er, wie allenthalben wo Recht und Billigkeit Schutz verlangen, unsere Bitte gewähre.

„Der Mittelpunkt der slowakischen Literatur ist Bretislaw, (Preßburg) und Pesth. Außerdem kommen aber auch Werke in Neusohl (Bandkia Bystriza), Leutschau (Lewocz), Tyrnau, Waitzen und Skalitz heraus. Unsere Schriftsteller haben bis jetzt nur die wahre Liebe des Volks vor Augen, sie erhalten für ihre Arbeiten weder Bezahlung, noch sonst eine Belohnung. Mit Literatur beschäftigen sich größtentheils Geistliche, Laien nur sehr wenig. Die slawische Literatur stärken und nähren die Pfarrer, die Professoren, die katholischen und evangelischen Candidaten. Verhüte Gott, daß unsere an und für sich schon schwache Kraft nicht von neuem zusammenbreche. Der Schriftsteller Bernolak, verblendet durch die Liebe zu seinem besondern Landstrich, sucht die Tyrnauer Mundart zu einer besondern Schriftsprache zu erheben. Auf diese Art verfallen die literarischen Kräfte, da der größte Theil der Slowaken die tschecho-slawische Sprache, welche so gebildet, so classisch, so reich an Werken der alten und neuen Literatur ist, nicht von sich werfen kann. Die Wortfügung und die Formenlehre der tschecho-slawischen Schriftsprache sind so vollendet, ausgebildet und geglättet, daß man im Ganzen sie nicht weiter ausbilden, und nur einzelne Reformen vornehmen kann. Darum sind auch mehrere von Bernolak geschriebene Werke tschecho-slawisch, mit geringen Ausnahmen, und dennoch hinsichtlich der Sprache voller Mängel. Durch eine solche Spaltung wird aber nichts gewonnen, im Gegentheil viel verloren. Bernolak gab auch ein Wörterbuch seiner Mundart heraus, aber dieses Wörterbuch ist arm, und mit geringer Ausnahme tschecho-slawisch; für unsere Literatur und für alle Forscher der slawischen Sprache wäre ein vollständiges, kritisch abgefaßtes Idiotikon der reinen, ursprünglichen slowakischen Mundart viel nützlicher.

„Die Schriftstellerei bringt, wie ich schon erwähnte, bei uns keine materiellen Vortheile, und deßhalb kann man von unsern Schriftstellern dasselbe sagen, wie Camoens in seiner Lusiade von sich selbst: „„nicht der geringste Sold hat meine Lieder ins Leben gerufen, sondern nur die Liebe und das theure Vaterland."" Und nicht die Autoren allein, sondern auch die Herausgeber, die Kaufleute u. s. w. haben mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dennoch nimmt, Gott sey Dank, unsere Literatur zu, und entfaltet sich mit jedem Tage mehr. Gebe Gott, daß sie auch in Zukunft blühe."

*) Mit diesem Ausdruck ist auf diejenigen adeligen Slowaken angespielt, die von dem magyarischen Adel aufgenommen wurden, und so eifrig wie die Magyaren selbst an der Verbreitung der magyarischen Sprache arbeiten. A. d. U.

Die Mönchsbrüderschaften in Buchara.

(Der nachfolgende Artikel findet sich in den (russisch geschriebenen) vaterländischen Annalen (Februar 1843) und ist aus einer „Beschreibung des bucharischen Chanats" entlehnt, welche von einem Hrn. Chanykoff bereits in Druck gegeben ist und in kurzer Zeit erscheinen soll. Der Verfasser hatte im Laufe der Jahre 1841 und 1842 selbst Gelegenheit, die von ihm beschriebenen Orte zu sehen, und deßhalb beruhen seine Nachrichten nicht auf Gerüchten oder geschriebenen Zeugnissen anderer, sondern sind die Früchte eigener Forschungen. Das Werk soll aus

9 Capiteln bestehen: 1) Gränzen und Umfang des bucharischen Chanats, 2) Orographie und Hydrographie, 3) Klima, 4) Stämme und Bevölkerung, 5) Topographie, 6) Industrie, 7) Verwaltung, 8) Bildung und 9) Geschichte des jetzt regierenden Herrschers Emir Nasr-Ullah Bahadur Chan. Der nachfolgende Artikel, so wie ein zweiter über die Rechtsverwaltung, ist aus dem 7. Capitel entnommen, das die Rechte und Pflichten des Emirs auseinandersetzt, und die verschiedenen Stände und Rangclassen schildert.)

Die Mönche heissen hier Scheicht und leben größtentheils bei einander in besondern Häusern, welche Chanak (auch nach dem Rechtsausdruck Anlia) genannt werden; sie geloben, ohne besonders wichtige Ursachen nichts zu thun, was Färs, Wadschib, Sunnät und Mustahab*) verbieten, so wie alles zu vermeiden, was das muselmännische Gesetz Charam, Makrug und Schubche**) nennt, und endlich nur Gott im Herzen und in Gedanken zu haben. Wer genau alle diese Gelübde erfüllt und außerdem noch einige Talente besitzt, von denen unten weiter die Rede seyn wird, erhält von dem Vorsteher des Chanak ein Zeugniß, daß er ein ächter Ischan ist. Dieß Zeugniß heißt der Brief der Erlaubniß (chati ruchsat oder chati irtat), weil derjenige, der ein solches besitzt, das Recht hat, andere zu lehren, unter dem Beding, alles, was einem Scheich auferlegt wurde, zu beobachten. Sie haben besondere, bei der Annahme neuer Candidaten streng befolgte Regeln. Wenn Jemand in den Chanak geht und dem ältesten Ischan erklärt, daß er in ihren Stand treten will, so erhält er dazu nicht alsbald Erlaubniß, sondern man prüft ihn, ob er die Glaubenslehren wohl kenne; wenn es sich zeigt, daß er diese kennt, so bedeutet ihm der Ischan sich an Gott zu wenden, um zu erfahren, ob es gut sey oder nicht, daß er in den Orden der Schricht übertrete. Diese Antworten sendet ihrer Meinung nach Gott im Traum, aber um deren würdig zu seyn, darf er drei Tage lang erstens sich nicht niederlegen ohne Waschung, zweitens muß er vor dem Schlafen zwei Abtheilungen des Gebets lesen, und drittens stets auf einem völlig reinen Gegenstand, nämlich einem Teppich oder Kissen, von dem er überzeugt ist, daß sie nie mit etwas Unreinem in Verbindung standen, schlafen. Ist dieß alles vollzogen, so wird er ihrer Ansicht nach die Antwort unfehlbar im Traum erfahren. Uebrigens glauben sie, sey die Antwort manchmal figürlich und müsse gehörig aufgefaßt werden; z. B. wenn der Neuaufzunehmende gar nichts oder eine grüne Wiese, Blumen u. dgl. sieht, so bedeutet dieß, daß der Himmel seinen Entschluß gutheiße; sieht er aber einen Wolf, eine Schlange, einen Scorpion oder überhaupt irgend etwas Schädliches, so bedeutet dieß, daß der Himmel in sein Vorhaben nicht willige. In jedem Fall geht er nach Verlauf von drei Tagen zu dem ältesten Ischan, welcher der Greis (pir) genannt wird, und erzählt diesem seine Träume; ist dieser letztere von der guten Vorbedeutung derselben überzeugt, so führt er ihn in eine Abtheilung des Chanaks, welche Tschille-Chane heißt und zu den Bußübungen der Neueintretenden bestimmt ist: hier läßt er ihn in folgender Weise schwören: „Ich entsage allen meinen frühern Sünden und will sie nicht mehr begehen, so wie ich mich verpflichte, alle Vorschriften des Gesetzes zu erfüllen, wenn mich nicht etwas Besonderes hindert."

Nachdem der Pir dieß Bußgelübde ihm abgenommen, läßt er ihn auf irgend etwas Reines, z. B. auf eine ganz neue Matte aus Schilf oder auf einen Teppich sitzen, so daß ihre Knie sich berühren, befiehlt ihm dann die Augen zu schließen, den Blick nach innen auf das Herz zu richten, und sich zu bemühen, daß nichts darin bleibe als das Wort „Allah," und dasselbe so oft wie möglich zu sprechen. Wenn, wie sie sagen, der Neuaufzunehmende tauglich ist die Eingebung zu empfangen, so verfällt er in eine Art Rausch, das Herz schlägt im Tact mit dem Herzen des Ischan, und sie wiederholen miteinander und rasch den Namen „Allah." Auf diese Weise sitzen sie oft eine oder zwei Stunden beisammen, und durch diese Anstrengung der Einbildungskraft, welche nöthig ist um in den eben geschilderten Zustand zu gelangen, verfallen die Neuaufzunehmenden manchmal in eine solche Schwäche, daß man sie vom Boden aufheben muß. Ja es gibt Fälle, wo sie, um besser ihr Herz zu erkennen, dergestalt den Athem anhalten, daß das Blut ihnen in den Kopf schießt, daß sie niederstürzen und ihnen das Blut aus Mund, Nase und Ohren fließt, aber, — setzen diese Fanatiker hinzu, — wer diese Probe aushält, dem wird es ungemein leicht, das Wort „Allah" mit dem Herzen auszusprechen. Es gibt Beispiele, daß die ungewöhnliche Anstrengung der Einbildungskraft Unglückliche, welche sich einer solchen Qual unterwarfen, zum Wahnsinn gebracht hat, und dann trösten sich die Ischans damit, daß Gott selbst den Schuldigen dafür gestraft habe, daß er, ohne durch die Kenntniß des Gesetzes vorbereitet zu seyn, in ihre Gemeinschaft habe treten wollen. Nach dieser Procedur schreibt der Pir dem Neuaufgenommenen vor: 1) nie ohne Waschung zu bleiben; 2) sich so viel möglich fremdartiger Arbeiten zu enthalten, welcher Art diese auch seyn mögen; 3) jedesmal, wenn er allein bleibt, sich zu bemühen in seinen Fragen den Namen „Allah" auszusprechen, und endlich 4) vor Sonnenaufgang zu kommen, und zwischen dem Namas afr (das erste Gebet Nachmittags) und dem Abendgebet in der Gemeinschaft der Ischans zu bleiben. (Schluß f.)

*) Färs bedeutet die Vorschriften des Korans oder der Hadits (Ueberlieferung), an welche der Moslem durchaus glauben muß, wie z. B. an die Prophetenwürde Mohammeds, an die Nothwendigkeit, die fünf Gebete zu lesen u. s. w. Wer nicht an den Färs glaubt, ist ein Kafir und wird mit dem ewigen Feuer bestraft. Wadschib sind Religionsvorschriften, an die man glauben muß, wenn man ein guter Moslem seyn will, z. B. das Abhalten des täglichen Fastens, der Wallfahrt nach Mekka, wenn man die Mittel dazu hat u. s. w.; wer daran nicht glaubt, darf zwar kein Kafir genannt werden, wird aber doch mit dem höllischen Feuer bestraft. Sunnät sind Vorschriften der Religion, welche der Prophet selbst in seinem Leben gewöhnlich, doch ein- oder zweimal nicht vollzog, wie z. B. die vier Verbeugungen beim Morgen-, die sechs Verbeugungen beim Mittagsgebet u. s. w.; wer diese Gebote erfüllt, wird selig, wer sie nicht erfüllt, verliert die Vorsprache Mohammeds am jüngsten Gericht. Mustahab sind solche Vorschriften der islamitischen Religion, welche selbst der Prophet manchmal erfüllte, manchmal auch nicht erfüllte, häufiger aber erfüllte, z. B. bei der Abwaschung mit der rechten Hand und dem linken Fuße anzufangen; wer diese Ceremonien erfüllt, macht sich Gott angenehm, wer sie nicht erfüllt, zieht sich nur am Tage des Gerichts einen Verweis zu, verliert aber nicht die Vorsprache Mohammeds.

**) Charam heißt im moslemitischen Gesetz alles, was unzweifelhaft verboten ist, wie Schweinefleisch zu essen, Wein zu trinken u. s. w., und jeder, der einen dieser verbotenen Punkte erlaubt nennt, ist ein Kafir und wird mit dem ewigen Feuer gestraft. Makrug ist eine Sache oder Handlung, über deren Verbot die Meinungen getheilt sind, z. B. ob man Dachsfleisch essen, Tabak rauchen darf u. s. w.; der Mensch, der dieser Dinge sich enthält, wird selig, wer sie thut, kommt darum nicht in die Hölle, sondern verdient nur einen Tadel am jüngsten Gericht. Schubche ist alles, was man nach der allgemeinen Meinung der Moslems besser nicht thut; aber wer es thut, begeht keine Sünde, und verliert auch keine der Belohnungen, die den Rechtgläubigen versprochen sind; dazu gehört, wenn er sich in einem Wasser wäscht, von dessen völliger Reinheit er nicht überzeugt ist, ob er es gleich rein machen könnte u. dgl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

4. Kurdistan.

Unser Weg führte durch eine herrliche frische Berglandschaft, erglänzend im jungen Strahl der Morgensonne, mit köstlich duftenden aromatischen Kräutern und üppigem Graswuchs, mit hellen, klaren Waldbächen, Menschen und Thieren zur Labung. Nachdem wir über sieben Stunden durch diese Berge gezogen waren, gelangten wir in eine fruchtbare, wohlbewässerte Thalschlucht, in welcher ein Dörfchen seine bescheidenen Dächer ausbreitete. Es war aber jetzt ganz leer und verödet, weil die Bewohner unter ihre luftigen Zeltwohnungen sich begeben hatten. Mein Mihmandar, ein heiterer Gesellschafter, ritt voraus, um, wie er sagte, das ganze Lager, Menschen und Vieh, herbeizubringen, damit sie mich auf kurdische Weise bewillkommnen möchten. Ich folgte bald nach und wurde allerdings auf eine Art begrüßt, welche mehr Aehnlichkeit mit dem Andrang um einen theuern Verwandten hatte, der aus der Fremde angelangt ist, als mit dem Empfang eines Reisenden, der gekommen ist, um die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Während die Häupter der kleinen Gemeinde mich auf diese Weise bewillkommten, thaten andere dasselbe bei meinen Leuten, und eine Schaar emsiger Frauen beeilte sich ein Zelt zu unserer Aufnahme zu bereiten. Nachdem sie mit ihren feinen Matten mehrere Abtheilungen hergestellt hatten, breiteten sie Teppiche aus, und vergaßen nicht das geringste, was für unsere Bequemlichkeit und Erquickung wünschenswerth war. Butter, Brod, Eier, trefflicher Pillau aus Hühnern und Reis wurden uns aufgetragen, und die heitere Laune so wie die freundlichen Blicke aller, welche uns umgaben, würzten das Mahl; ich selbst genoß die Bewirthung auf alle Weise und fand diese Art des Sommeraufenthalts ungemein wohlthuend, behaglich, erquickend und kühl, indem das dichte Gewebe des kurdischen Zeltdaches aus härenem Stoffe die sengende Sonnengluth völlig ausschloß, während die aus Binsen geflochtenen Seitenwände denselben Schutz gewährten. Es war dieß das erstemal, daß ich kurdische Gastfreundschaft unter den Lieblingssommerzelten dieses Volkes genoß. Früher hatte ich die wackern Kurden nur in ihren Winterquartieren besucht, zwischen befestigten Felsen oder hinter den Mauern ihrer Dörfer. Hier in kühlen Sommertagen schienen Menschen und Thiere alle glücklich und mit einander vereint zu leben. Was zu einer jeden Familie und Haushaltung gehörte, versammelte sich unter Einem Dache, genoß denselben Schatten und nahm Theil an derselben Unterhaltung. Kinder, Hunde, Lämmer, Hühner, Gänse spielten und hüpften und schnatterten idyllisch auf den vor den Zelten sich ausbreitenden grünen Triften; geschäftige Mägde eilten herbei, um die Kühe zu melken, und junge Kälber guckten durch die Binsenmatten, hinter welchen sie angebunden waren. Die ringsum sich erhebenden Bergwände waren bedeckt von brüllenden Kühen, von Schaf- und Ziegenheerden, welche die würzigen Kräuter abweideten.

Der Häuptling dieser kleinen Horde wollte nicht zugeben, daß seine Leute den gewöhnlichen Beitrag an Lebensmitteln zur Bewirthung eines Fremden lieferten; sie möchten ihren häuslichen Geschäften obliegen, sagte er, er werde aus seinen Mitteln für unsere Bewirthung sorgen. Bei den Frauen bemerkte ich eine muntere Regsamkeit, und wenn sie die Speisen für ihre Familien bereitet hatten, setzten sie sich, um zu spinnen oder Teppiche zu weben. Die Butter, welche uns aufgetragen wurde, war ungemein süß und markig; sie wird in einem Beutel aus Thierhaut bereitet. Nachdem nämlich die Haut enthaart und dann luftdicht zusammengenäht ist, wird der daraus verfertigte Beutel fast ganz mit Rahm gefüllt und dann an einen horizontalen Balken gehängt, wo ihn zwei Personen vorwärts und rückwärts unablässig bewegen, bis die Butter fertig ist.

Als ich des Morgens im Begriffe war, abzureisen, schlug mein Wirth auf das entschiedenste jede Bezahlung für die reiche Bewirthung aus und ließ sich kaum bewegen, nur ein seidenes Tuch für eine seiner Frauen anzunehmen. Um 5 Uhr brachen wir auf, während der östliche Himmel in rosiger Morgenröthe erglühte, welche von den freien, blühenden Gesichtern die an den Zeltthüren unsrer Abreise harrten, schön reflectirt wurde. Unsere Straße führte in südlicher Richtung das Thal

entlang, und nach etwa einer Stunde erreichten wir den Fuß des hohen und felsigen Berges Kerefto, dessen innere merkwürdige Labyrinthe zu besuchen eigentlich ein Hauptzweck meiner Reise war. Gegen den abgeböschten Gipfel dieses Berges hin erhebt sich ein mächtiges Felshorn, welches meilenweit die Gipfel seiner gigantischen Nachbarn überschaut. Nachdem wir so bergaufwärts unsere Reise fortgesetzt hatten, hielten wir an einem aus sechs Wohnungen bestehenden Bergdörflein, an welchem ein schöner, klarer Bach vorüberfließt. Mein Mihmandar ritt voraus, um den Patriarchen dieser kleinen Gebirgsniederlassung aufzusuchen, der mit seinen Leuten seine wenigen Sommerzelte nicht weit von hier in einer geschützten Thalschlucht aufgeschlagen hatte. Der kräftige, ehrwürdig aussehende alte Kurde kam bald zum Vorschein, und andere folgten ihm, die uns einen reichen Vorrath von Lebensmitteln brachten. Er war mein Führer in diesen an Naturschönheiten so reichen Bergen, während ein Theil meines Gefolges bei den Seinigen blieb, um unser Zelt aufzuschlagen.

Als ich von den Felshöhen hinabschaute, dachte ich an die Höhlen in Galiläa und an die schrecklichen Auftritte in denselben, welche Josephus beschrieben hat. Er schildert in einfacher und kräftiger Sprache die Art und Weise, wie die Räuber in jenen Festungen einen Angriff aushielten, welchen Herodes auf sie machte, und wie sie endlich genöthigt wurden, sich zu ergeben. Die Höhlen des Kerefto haben viel Aehnlichkeit mit denen in Galiläa. Zu welcher Zeit aber dieses Wunder von Kurdistan, dieses gigantische natürliche Labyrinth zuerst von Menschenhänden geöffnet und benutzt worden ist, darüber läßt sich keine begründete Vermuthung aufstellen, denn die Tradition bietet uns keinen rechten Fingerzeig. Daß diese meilenweit hinlaufenden Höhlen in Kriegszeiten als Zufluchtsorte, öfters aber Räubern als eine Art von Festung gedient haben, darüber circuliren seit Jahrhunderten die sonderbarsten Sagen. Die Bauart dieser Höhlen, ihre Lage, ihre herrliche Vollendung, bei der die Kunst mit thätig gewesen ist, die regelmäßig vertheilten, zahllosen Lampennischen scheinen darzuthun, daß die Bestimmung dieser grandiosen Gewölbe eine höhere, ernste, feierliche war, daß nämlich, wie ich dafürhalte, geheimnißvolle Mysterien und uralte religiöse Bräuche und Verrichtungen hier ihren Sitz hatten.

Ich glaube, daß in diesen Höhlen des Kerefto die Mysterien des Zoroaster gefeiert worden sind, obwohl dieser Landestheil nie zu Medien gehört hat; aber er gehörte zum alten Armenien, dessen frühere Bewohner, gleich den Nachbarn, dem Feuerdienst ergeben waren. Spuren von Höhlen, welche diesem Zwecke gewidmet waren, sind nicht allein hier und zu Maraga in Medien, sondern auch in den Gebirgen am Gewansee und in der Umgegend von Artarata, der alten Hauptstadt Armeniens. Nach Porphyrius waren die Höhlen für diesen geheimen Cultus, für diese verborgenen Ceremonien, auf eine ganz eigenthümliche Weise angelegt; sie bildeten ein Labyrinth von Gängen und Gemächern, so construirt, daß dasselbe eine Art von unterirdischem Inbegriff der Welt darstellte. Ein Theil dieser Höhlen war mit Blumen und Büschen bepflanzt, und krystallhelle Bäche nahmen ihren Weg durch dieselben. Andere Theile liefen in Irrgänge aus und führten in Gemächer, die mit Sculptur geschmückt, mit Bildern und Symbolen der Götter und andern Hieroglyphen bemalt waren, in solcher Ordnung dargestellt, daß sie die Elemente der Schöpfung schilderten, und alles, was die Weisen damals von der Naturlehre wußten. Nach und nach wurde der Jünger durch den Meister vom Stuhl und seine Genossen in alle diese mystischen Gänge und Zellen geführt. Jede stellte ihm eine neue Staffel religiöser oder physischer Kenntniß dar, und nach vielen schreckenerregenden Feuer- und Wasserproben, indem sie ihn nämlich durch den blumigen Pfad über schwarze, furchtbare Abgründe führten, gelangte er endlich aus der Dunkelheit in den großen, herrlichen Tempel des Lichtes. Die langen, labyrinthischen Gänge in den Höhlen des Kerefto, die zahlreichen Gemächer von verschiedener Größe, der Bach, den wir antrafen, die Legende vom bodenlosen Teiche mit seinen grasigen Ufern, die Tausende von Lampennischen in den meisten Gängen und Gemächern bestimmen mich zu der Annahme, daß diese merkwürdigen unterirdischen Gewölbe zur Ausübung mystischer Bräuche und eines bedeutsamen geheimen Cultus bestimmt waren. Die Namen der morgenländischen Architekten und Priester, welche hier schufen und walteten, sind vergessen.

Als wir weiter eindrangen in das Herz von Kurdistan, fanden wir zwar die Bergabhänge rauher und wilder, aber dennoch Spuren einer zunehmenden Betriebsamkeit der Bewohner und eines Wohlstandes, welcher davon die Folge war. Die Dörfer wurden zahlreicher, die Häuser drängten sich näher zusammen, wie in den georgischen Dörfern am Kaukasus. Die Häuser sind in der Regel an den Abhang der Berge gebaut, die sich aus dem Schooße reicher Thäler erheben. Lehm oder Steine, je nach den Umständen, bilden die Wände der Häuser, und der Grund derselben ist in das tiefe Thonlager des Berges gebaut. Die Dächer sind platt und jedes mit einer kleinen runden Oeffnung versehen, durch welche Licht einfällt, wenn die Hausthüre verschlossen ist. Jede Hütte hat ihren bequemen Herd, um welchen herum die ganze Familie in der kältern Jahreszeit sich sammelt, um sich zu unterhalten, meistens mit den alterthümlich gehaltenen und vererbten Historien von den tapfern Thaten der alten Kurden, ihrer Vorfahren. Saladin, der Löwe von Kurdistan, spielt eine Hauptrolle in ihren Geschichten, Sagen und Liedern.

Vor diesen kleinen Wohnungen findet man in der Regel eine viereckige Einhegung mit niedrigen Mauern oder einem Zaun aus Flechtwerk umgeben. Diese Umfriedung wird jede Nacht geschlossen, nachdem sie alle vierfüßigen Thiere der Gemeinde aufgenommen hat. Zum Betrieb der Landwirthschaft hat man Ochsen, und zum Fortschaffen der Lasten Esel. Den letztern wird der Packsattel weder am Tage noch des Nachts vom Rücken genommen. In den vielen, äußerst engen und gewundenen Thälern von Kurdistan leisten diese behutsamen Thiere gute Dienste.

Nachdem wir das Dörflein Kunamassi, wo wir uns gleichfalls edler Gastfreundschaft zu erfreuen gehabt, verlassen hatten,

gelangten wir in ein von krystallklaren Waldbächen bewässertes, fruchtbares Thal, das weit hinauf an den Bergwänden mit Weinstöcken bepflanzt war. Aber diese liebliche Landschaft machte bald einer wilden und rauhen Platz, denn unser Weg zog sich plötzlich an der Seite eines fast senkrechten Berges hinauf, der oben furchtbare Felsmassen, unten einen schwarzen, grauenvollen Abgrund darbot, aus dessen Tiefe wir das dumpfe Brausen des kurdischen Bergstromes Karachoran vernahmen. Die Gefahren dieses Abgrundes zur Linken wurden noch vermehrt durch den schmalen Fußpfad, der sich längs der Bergwand hinaufzog. Nur einzeln konnten unsere Thiere auf diesem Pfad emporklimmen, und die Furcht, welche mich unter ähnlichen Umständen am Kaukasus ergriffen hatte, andern Reisenden zu begegnen, ehe der Pfad breiter und sicherer geworden war, befiel mich hier von neuem.

Wir hatten bereits anderthalb englische Meilen auf diesem gefährlichen Wege zurückgelegt, als uns mit einemmal die Aussicht auf ein zauberisch schönes, herrliches Thal zu Theil wurde, so daß ich einen Augenblick die schwindelnde Höhe vergaß, von welcher ich hinabsah. Es war in der That und ohne Ausnahme das schönste, lieblichste Gemälde von romantischer, ländlicher Schönheit, welches ich seit meinem Aufenthalt im Morgenlande genossen hatte. Das ganze Thal schien aus Feld und Garten zu bestehen, war dicht besäet mit schattigen Dörfern und durchschnitten von dem Karachoran und seinen vielen kleinen Nebenflüssen. Dieser üppige Landstrich bildet den kleinen District Mahot und hat seinen Namen von dem Hauptdorfe gleichen Namens empfangen. Im Zickzack führte der steile, felsige und schwierige Weg in dieses Gebirgsparadies hinab, aber die Aussicht auf das, was uns unten erwartete, schien unsere Thiere wie uns selbst einzuladen, und wir schritten mit Lust, obschon sehr vorsichtig, vorwärts. Bald erreichten wir das linke Ufer des Flusses, wo wir anhielten, um unser Vieh zu tränken und eine Weile auszuruhen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben eines Franzosen aus Moka.

(Journal des Débats vom 1 Januar.)

Angelangt am letzten Stapelplatze des rothen Meeres und im Begriff die Landschaft Adel zu bereisen, glaube ich Ihnen einen Ueberblick über den Verkehr am rothen Meere und die politische Stellung, in der sich Arabiens Küsten befinden, geben zu müssen.

Die drei Handelspunkte, die auf der Ostküste des rothen Meeres liegen, sind Dschedda, Hodeida und Moka. Die erstere dieser Städte hat eine Bevölkerung von 15 bis 18,000 Seelen, und sieht — in Folge der Nachbarschaft der heiligen Städte — den größten Theil frommer Pilger, die der Islam jährlich zum Grabe des Propheten ruft, in seinem Hafen landen. Dieser Umstand erhebt Dschedda zum ersten Einfuhrplatz Arabiens. Die indischen Schiffe, auf denen die Pilgrime ankommen, sind mit Rohzucker, Reis, Specereien, gedruckten Baumwollzeugen, weißem Kattun, schweren Seidenstoffen, Messerschmied- und Glaswaaren beladen. Eingezogenen Nachrichten zufolge scheint es, daß in Dschedda jährlich aus Java und dem bengalischen Meerbusen 5 bis 6000 Centner Zucker ankommen. Während meiner Anwesenheit wurden 50 Kilogramme der ersten Sorte für 9½ Talari (den Talaro zu 5 Fr. 20 Cent.), der zweiten Sorte für 7 und der dritten für 5½ verkauft. Außerdem aber kamen noch 12 Proc. für den Zoll hinzu. Herkömmlich rechnet der Käufer von 50 Kilogrammen 10 als Tara weg.

Obgleich der Verbrauch des Reis sich, seit Mehemed Ali seine Truppen aus Arabien zog, sehr verminderte, so kommen doch noch jährlich 100,000 Säcke, jeder beiläufig 150 Kilogramme wiegend, der Sack zu 3 Talari im Werth gerechnet, in Dschedda an. Die Baumwollzeuge, so wie einige Sorten von Seidenwaaren, die aus China über Indien kommen, verwenden die Araber zu ihrer Bekleidung. Dschedda bezieht jährlich für 1 Million Talari (5,200,000 Franken) Baumwollenwaaren, von denen der größere Theil gedruckt ist, schmal oder breit gestreift sind die von den Arabern am meisten gesuchten Dessins. Diese Stoffe werden in Indien gefertigt.

Messerschmied- und Glaswaaren haben den wenigsten Werth, es sind dieß die gröbern Waaren, welche Deutschland über Triest nach dem Orient sendet. Perser, welche die heiligen Orte besuchen, bringen aus ihrem Lande Teppiche nach Dschedda. Ich glaube die Zahl dieser auf die Märkte des wüsten und glücklichen Arabiens kommenden persischen Teppiche auf 300 anschlagen zu dürfen. Sie sind von verschiedener Größe und Qualität. Die größten messen im Allgemeinen 4 Metres in der Länge und 3 in der Breite, die kleinsten 2 in der Länge und 1½ in der Breite. Nach Maaßgabe der Qualität wechselt der Preis von 5 bis 50 Talari (von 26 bis zu 270 Fr.). Sehr irren würde man sich, wenn man die Araber für eine in ihrem Geschmack, ihren Eigenschaften und Gewohnheiten gleichförmige Race halten wollte, wenn man z. B. den Bewohnern aller Gegenden der arabischen Halbinsel die Faulheit, welche den den westlichen Theil bewohnenden Stämmen eigen ist, oder den fanatischen und kriegerischen Sinn der Bevölkerung des Innern beilegen wollte — dieß hieße den Handelsgeist einer bedeutenden Anzahl derselben mißkennen. Jene, welche dem Handel sich hingeben, entwickeln so viele Thätigkeit und Gewandtheit, daß sie sich oft bedeutenden Reichthum erwerben. Der größere Theil dieser Handelsleute gehört nicht der Bevölkerung des Küstenlandes an, sie sind in der Regel Landbesitzer des Binnenlandes, die nur den Zweck haben ihr Vermögen durch Handel zu vergrößern. Bisweilen entsenden sie Karawanen, beladen mit ausländischen Waaren, ins Innere, bisweilen aber, wenn sie geeigneten Orts Landesproducte aufgekauft haben, sammeln sie selbige und lassen sie in die Küstenstädte, die Stapelplätze der Ausfuhr, schaffen.

Es wäre schwer zu sagen, über welche Capitalien sie verfügen können, indem ihre einfache und spärliche Lebensweise ihr Vermögen völlig verschleiert. Die Zahl dieser Handelsleute an der Ostküste des rothen Meeres mag sich auf 6000 belaufen.

In Betreff der Religion sind die arabischen Kaufleute sehr tolerant. Ihr hervorstechendster Fehler, den sie mit allen ihren Landsleuten gemein haben und vor dem man sich besonders bei Geschäften hüten muß, ist ihre Fertigkeit im Lügen. Treu und Glauben ist bei ihnen nicht zu finden, auch machen ihnen die gröbsten Betrügereien nicht den geringsten Gewissensscrupel. Der Handel mit dem Auslande wird in Dschedda, so wie in den andern wichtigen Punkten des rothen Meeres durch indische Handelsleute, bekannt unter dem Namen Banianen, getrieben. In Dschedda,

Oleia, Hodeida und Moka gibt es deren ungefähr 400. Ihre Operationen überschreiten den Kreis der Seehäfen nicht, sie geben sich auch nie mit dem Binnenhandel ab, indem diese Geschäfte ausschließlich den eingebornen Kaufleuten angehören. Dagegen aber sind die Banianen heutzutage Herren des Seehandels am rothen Meere.

(Schluß folgt.)

Die Mönchsbrüderschaften in Buchara.

(Schluß.)

Diese Zusammenkunft besteht darin, daß sie sich im Kreise herumsetzen und in ihrem Innern, bei geschlossenen Augen, möglichst oft das Wort „Allah“ wiederholen. Der Pir sucht zugleich mit seinem innern Auge die Herzen aller Anwesenden zu durchschauen, und die guten unter ihnen wissen es sogleich, wenn sein Auge auf ihrem Herzen haften bleibt, denn es wird dann, wie sie sagen, dem Herzen ungewöhnlich warm und angenehm; die trägen und schlecht vorbereiteten Herzen aber wissen dieß nicht, und dann erscheint ihnen der Pir bei Nacht im Traum; verstehen sie ihn auch dann noch nicht, so ertheilt er ihnen mündlich einen Verweis, aber im Geheimen. In diesen schweigsamen Versammlungen wird nun der Neuaufgenommene erzogen, und diese Erziehung hat fünf Stufen, die er durchlaufen muß, um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen; die erste besteht darin, daß sie das Auge dem Herzen zuwenden und in demselben das Wort „Allah“ hervorbringen; dieß heißt makami kalb;*) die zweite besteht darin, daß sie die Augen schließen und sie auf denjenigen Theil der Brust wenden, der unter der Herzgrube liegt, und dann so oft wie möglich dasselbe Wort wiederholen; dieß heißt makami sayr;*) die dritte ist das innere Anschauen der Leber und die Wiederholung des Wortes „Allah“ durch dieselbe; dieß heißt makami sike;*) die vierte, makami ruch,*) besteht in fortdauerndem Hinblicken, obwohl mit geschlossenen Augen, auf die äußere Fläche der Hirnschale, wobei durch dieselbe wo möglich noch schneller als durch die andern Theile der Name Gottes wiederholt werden muß; die fünfte und schwierigste ist die Wiederholung der Worte: la illahi ill'allah durch alle benannten Körpertheile, von dem Herzen angefangen, welches in diesem Fall bloß das Wort „la“ auszusprechen hat, während das Gehirn mit dem Wort „allah“ schließen muß; je schneller diese Wanderung des Blickes und das Aussprechen der Worte vor sich geht, desto vollkommener ist der Schüler.*) Man darf nicht glauben, daß sie sich schnell daran gewöhnen, aber nach Maaßgabe, als die Fähigkeiten des Neuaufgenommenen sich entwickeln, schreibt der Pir ihm vor: 1) die Gebete tachudschut zu lesen, d. h. das Gebet, welches man im letzten Drittheil der Nacht, bis zum Anfang der Morgenröthe, lesen soll, und dieß besteht aus 12 Abtheilungen. 2) Jedesmal nach dem Lesen der Sure faticha die Sure Jasin**) vierzigmal zu wiederholen. 3) Die Augen zu schließen, ins Herz zu blicken und so oft wie möglich den Namen „Allah“ auszusprechen. 4) Nichts zu spät zu thun, daß sie mit der Morgenröthe im Chanak erscheinen können. 5) Wenn sie um 10 Uhr aus dem Chanak gehen, die Gebete Ischrak zu lesen, welche aus vier Abtheilungen bestehen; nach der ersten aber muß die Sure Schams,*) nach der zweiten die Sure Leil,*) nach der dritten die Sure Sucha,*) nach der vierten die Sure Alalmi Naschrach*) gelesen werden; außerdem aber muß er im Laufe des Tages tausendmal das Lob Muhammeds wiederholen.†) 6) Bis zum mittäglichen Gebet muß er vier Abtheilungen des Gebets Sucha lesen; es ist aber gleichgültig, welches Capitel des Korans er nach der Faticha (ersten Sure) liest. 7) Nach dem Abendgebet muß er vier Abtheilungen des Gebets Ajabin lesen, und endlich 8) nach dem Gebet Chuftan, d. h. dem Gebet vor dem Schlaf, vier Abtheilungen des Gebets Sunnät. Aber auch der, welcher ohne Hungers zu sterben und ohne vom Verstande zu kommen, alle die oben beschriebenen Vorschriften erfüllt, ist dadurch noch nicht der Ehre würdig ein Ischan zu seyn, es bleibt noch eine, aber eine wichtige Probe über, seine nahe Verbindung mit Gott zu zeigen, indem er Jemand durch sein Gebet von Krankheit oder Kinderlosigkeit befreit. Erst wenn er aus dieser letzten Prüfung mit Ehre hervorgeht, erhält er das Diplom eines Ischan.

So weit geht der Fanatismus und die Unwissenheit, und dieß wird in Buchara um so gefährlicher, als hier diese Faullenzer in allgemeiner Achtung stehen, und selbst der jetzige Emir, der sonst nicht sonderlich gern auf fremden Rath hört, zu den angesehensten Ischans sich begibt, um ihren Rath einzuholen. In Buchara war zur Zeit meines Aufenthalts einer besonders angesehen; diesem wurde es um so leichter, die Augen geschlossen zu halten, als er blind war, und er konnte, ohne Athem zu schöpfen, dreitausendmal sein „Allah“ aussprechen, wodurch endlich das Schnauben seiner Naslöcher so heiß wurde, daß ein Mulla mich in allem Ernst versicherte, daß eine Feder, die man an dieß Riechorgan gebracht, sich entzündet habe!

Einen minder schädlichen, dafür aber weit verbreiteteren Stand bilden die Kalenders, dasselbe, was die Derwische in andern moslemitischen Ländern sind; ihnen sind von Seite der Regierung rings um alle Städte des Chanats her Wohnungen angewiesen. In der Stadt Buchara sind ihnen zwei Tage festgesetzt, um Almosen zu sammeln, nämlich der Donnerstag und Sonntag. An diesen Tagen ziehen sie in den Straßen umher, halten die Vorübergehenden an, fordern mit wildem Geschrei Geschenke, singen geistliche Lieder, zeigen aus Holz geschnitzte und bemalte Plane von Mekka und Medina, Abbildungen der Strafen der Sünder in der Hölle u. s. w. Die Hauptregel ihrer Brüderschaft ist, nicht zu heurathen und nicht mehr Geld bei sich zu behalten, als zur Lebensfristung nothwendig ist; indeß versicherte man mich, daß diese frommen Mönche es für keine Sünde halten, die friedlichen Gaben durch gewaltsame Erpressungen vollständig zu machen. Zur Aufsicht über das Haus und die darin wohnenden Kalenders wählt der Emir aus ihrer Mitte den Verständigsten aus und macht ihn zum Haupt der übrigen. Sie tragen keine Turbans, sondern bedecken den Kopf mit spitzigen Kalpaks. Ihre Kleidung ist immer zerrissen; viele von ihnen, und namentlich die Anführer ihrer Banden, bedecken sich des größern Effects wegen mit einem Pantherfell.

---

*) Diese Schilderung eines religiösen Unsinns, der seinesgleichen sucht, ist nicht ganz klar, wir haben sie indeß wörtlich gegeben; für diejenigen, welche die Sache mehr interessirt, als ein bloßes Curiosum, bemerken wir noch, daß kalb das Herz, syr der Wunsch, sikr das Gedächtniß, auch das Hersagen des Korans, und ruch der Geist bedeutet. A. d. U.

**) Die Sure faticha ist das erste Capitel des Koran, das als allgemeines Gebet gilt; die Sure Jasin ist die 36ste in der Reihe, und ist wohl nur darum so beliebt, weil sie mit zwei mystischen, noch nicht erklärten Buchstaben beginnt. A. d. U.

*) Dieß sind, wenn wir nicht irren, die 91 bis 94 Suren. A. d. U.

†) Damit ist wohl die Formel gemeint: sall'allah aleihi we sallama (Gott möge ihn segnen und beglücken), welche in den arabischen Schriften gewöhnlich nur mit vier Buchstaben zur Abkürzung angedeutet ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1843.

Schweden unter Carl XIV Johann

von Fr. Schmidt.

Dieß vor einigen Monaten im Verlag bei Winter in Heidelberg erschienene Werk sollte das 25jährige Regierungsjubiläum Carls XIV Johann verherrlichen, und ist auch von Anfang bis zu Ende ein Panegyrikus, wie ihrer kürzere und längere seit 15 Jahren gar viele in Deutschland erschienen sind. Der Fehler des vorliegenden, wie so vieler ähnlichen Bücher ist, daß sie zu viel beweisen sollen, und eben darum gar nichts beweisen; so hat auch sicherm Vernehmen zufolge das Buch in Schweden selbst einen sichtlich unangenehmen und ungünstigen Eindruck hervorgebracht. Daß Carl XIV Johann seine Verdienste um Schweden hat, das läugnet gewiß kein Billiger, wie ihm auch Niemand wohlwollende Gesinnungen absprechen wird, und daß diese Ansicht in Schweden selbst ziemlich herrschend ist, zeigt sich auch in dem Umstand, daß viele, sehr viele angesehene und einflußreiche Personen die Bestrebungen der Opposition nicht unterstützen, um nicht die letzten Tage des alten Königs zu trüben. Darum aber billigen sie keineswegs durchaus den Geist seiner Regierung, und noch weit weniger sind sie entschiedene Vertheidiger aller in seinem Namen ergriffenen Maaßregeln. Schweden ist nach außen und nach innen in einer höchst schwierigen Lage, und das Gefühl derselben erzeugt eine Heftigkeit der Opposition, die man gar gern anklagt, ohne zu erwägen oder zugestehen zu wollen, in wie vielen Punkten sie Recht hat. Seit 120 Jahren muß Schweden vor dem gewaltigen Rußland immer weiter zurückweichen, und begehrlich streckt letzteres seine Hände nach mehrern Theilen des ihm so wohl gelegenen Landes aus: die Finnmarken mit den großen Fjords sind einer der ersten Gegenstände seiner Wünsche, weil es auf diesem Wege in eine viel regere Verbindung mit dem atlantischen Meere kommt, als ihm bis jetzt offen stand. Was Rußland in dieser Zeit des Friedens nicht durch Waffengewalt erreichen kann, das soll durch geheimen Einfluß erreicht werden, und in Schweden spalten sich die Parteien, abgesehen von den innern Streitgegenständen, in eine russische und antirussische Partei, was freilich nicht geeignet ist, die Gemüther zu versöhnen. Dem Adel wird ganz ungescheut vorgeworfen, er suche sich in seinen Vorrechten durch russische Hülfe zu erhalten, und dieser Vorwurf, in seiner Allgemeinheit durchaus ungerecht, ist eine brennende Wunde im Innern des Staats, der man durch die banalen Klagen über die Zügellosigkeit der Presse keinen Balsam auflegt.

Das fressende Uebel Schwedens ist der zahlreiche Beamtenstand, welcher auf dem armen Lande lastet, ein kostspieliges Heerwesen, das der Verfasser der vorliegenden Schrift doch selbst nicht umhin kann veraltet zu nennen, und eine ebenso kostspielige und in ihrer jetzigen Beschaffenheit ziemlich unnütze Flotte. Diese drei Gegenstände, aufrecht erhalten in ihrem jetzigen Bestande, um einen arm gewordenen Adel zu unterstützen, äußern auch insofern einen schlimmen Einfluß, als man dem Adel nicht mit Unrecht Schuld gibt, er benütze seine politische Stellung als erster Reichsstand, um seine pecuniären Vortheile im Dienste des Staates zu behaupten. Man findet, daß die Verwaltung unglaublich verwickelt ist, daß das kleine stehende Heer einem Nachbar wie Rußland gegenüber nicht ausreicht und doch ungeheure Summen verschlingt, und daß die Linienflotte eben so wenig im Stande ist der russischen Flotte Widerstand zu leisten, während die so nothwendige als nützliche Scheerenflotte über der vornehmen Linienflotte vernachlässigt wird. So kann alles eine günstige Außenseite zeigen, die Verwaltung kann geordnet, das kleine Heer tüchtig und schlagfertig, die Linienflotte sehr brauchbar seyn, aber dennoch erhebt sich die Stimme des aufgeklarteren Theils der Nation lebhaft gegen diese drei Hauptzweige der Staatsverwaltung.

Es läßt sich nicht laugnen, daß in Schweden ein nicht geringer Theil des gütersässigen Adels, namentlich im Süden, stark darauf denkt, seine Sache von der des verarmten, nur vom Staatsdienst lebenden Adels zu trennen, und diesem unläugbaren Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß auf dem letzten Reichstag im Ritterstande der Antrag zur Aufhebung des Selbstrepräsentationsrechts des Adels durchging. Man hat bekanntlich dieß Selbstrepräsentationsrecht des Adels mit dem liberum Veto der polnischen Reichstage verglichen und allerlei ungünstige Betrachtungen angestellt, die darauf hinausliefen,

daß Schweden ein ähnliches Schicksal wie Polen drohen könne, wenn dieß verderbliche Recht länger beibehalten würde. Die Abneigung der Nation gegen die Russen hat diese allerdings hinkende Vergleichung erfunden, aber sie hat in Schweden nichtsdestoweniger auf die öffentliche Meinung eingewirkt, und das bisherige Adelsvorrecht wird sich von dem auf dem letzten Reichstag erlittenen Schlage wohl nicht wieder erholen. *)

Von diesen Zerwürfnissen erfährt man in dem ganzen Buche so gut wie nichts, und es scheint, als ob ein solches Buch, wie Laings Werk über Schweden, gar nie existirt hätte. Es heißt der öffentlichen Leichtgläubigkeit etwas viel zugemuthet, wenn man die vielfachen Aeußerungen des Mißvergnügens, die sich namentlich seit den letzten zehn Jahren kund gaben, ohne weiteres auf Rechnung der Böswilligkeit schreiben will. Ueberhaupt ist nichts leichter, als Einzelnen selbstsüchtige Absichten zuzuschreiben, und dadurch die Sache, welche diese Einzelnen vertheidigen, zu verdächtigen; dieser alte Kunstgriff wurde auch hier in bedeutendem Maaße geübt, und es wäre nichts leichter als denselben zurückzugeben. Man darf nur Laings Werk gelesen haben, um zu wissen, wie der standhafte Vorfechter des Bürgerstandes, Hr. Petré, vom Hofe behandelt wurde; seine spätere Opposition aber verletzter Eitelkeit zuzuschreiben, ist völlig lächerlich, denn er kann mit demselben Recht sagen, daß er seinen früheren Ansichten getreu geblieben sey, und wenn die erlittenen Mißhandlungen, welche nicht nur er, sondern seine Collegen in gleichem Maaße, fühlten, ihrer spätern Opposition eine größere Bitterkeit gaben, so ist dieß nicht mehr als menschlich, und es ist thöricht, auf der einen Seite zu verlangen, daß man alles mit stoischem Gleichmuth hinnehme, während die krankhafte Empfindlichkeit der andern auf jede Weise entschuldigt und als herkömmliches Recht vertheidigt wird.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um die Haltung eines Werks, wie das Obige, zu bezeichnen, und über seinen Werth in historischer Beziehung zu entscheiden. Es kann unsere Absicht nicht seyn, hier dem Verfasser in die Einzelnheiten über Gesetzgebung, Armee, Marine, Finanzen, Ackerbau, Forstwesen, Bergwerke, Manufacturen, Handel und Schifffahrt, was alles in einzelnen Capiteln auf hundert weitschichtig gedruckten Seiten abgehandelt wird, zu folgen, und wir behalten uns nur vor, einen einzelnen Artikel, auf den der Verfasser ein besonderes Gewicht legt, zu behandeln; bevor wir dieß thun, können wir indeß nicht umhin, auf einen besondern Umstand, der dem politischen Takt der schwedischen Regierung, und den historischen Ansichten des Verfassers gleich wenig zur Ehre gereicht, aufmerksam zu machen. In dem Anhange über den Zustand der norwegischen Finanzen ist von der Constitution von Eidsvold die Rede, die der jetzige König von Dänemark, der damalige Kronprinz, im J. 1814 Norwegen gewährte, allerdings nicht ganz mit seinem Willen, sondern gezwungen durch die Norweger selbst, und wohl in der Absicht, seinem Intestaterben eine schlimme Erbschaft zu hinterlassen. In Bezug auf diese Constitution heißt es nun (p. 344): „Erzeugt durch die Gewalt der Umstände hätte sie nur eine ephemere Dauer gehabt ohne die edle Begeisterung des Prinzen, gegen dessen Entwürfe sich die norwegische Insurerction gebildet hatte. In der That hätte er durch seine Verbündeten unterstützt werden können, um die Bedingungen zu dictiren; dennoch nahm er die norwegische Constitution an, belebt von der Hoffnung, durch brüderliche Bande die zwei Völker Skandinaviens zu vereinen. ... Man kann die Folgen nicht berechnen, welche aus diesen Ereignissen hervorgehen werden für Norwegen insbesondere, wie für den ganzen Norden." Was die Unterstützung durch die Verbündeten betrifft, so hatten diese damals andere Dinge zu thun, als Hülfstruppen nach Norwegen zu senden, und über die freiwillige Annahme der Constitution erzählen die Norweger ganz andere Dinge. Allerdings ist die norwegische Constitution ein folgenschweres Ereigniß für ganz Skandinavien, denn sie wirkt als politisches Ferment fort gegen Schwedens und Dänemarks politische Institutionen; was ist aber von Seite Schwedens geschehen, um die Kluft, welche immer noch die beiden Reiche, Schweden und Norwegen, trennt, auszufüllen? Darauf mögen die Verhandlungen des letzten schwedischen Reichstags, so wie so ziemlich alle Storthinge Norwegens Auskunft geben. Während man den veralteten Einrichtungen Schwedens nicht einen Fingerbreit opfern wollte, hat man sich fortwährend bemüht, an der durch die Constitution von Eidsvold gewährten Freiheit zu mäkeln, und dadurch eine gereizte Stimmung diesseits und jenseits Dovrefield erzeugt, die nur nachtheilig auf den Zustand beider Länder, namentlich Schwedens, wirken kann.

(Schluß folgt.)

*) Jene Entscheidung des Ritterstandes, welche das ganze jetzige Repräsentationswesen umstößt, ist hier um so mehr geltend zu machen, als der Verfasser der vorliegenden Schrift (p. 171) die Reform des Staatsgrundgesetzes bloß eine „fixe Idee" der Opposition nennt. Auf dem letzten Reichstag war der Bauerstand und Bürgerstand im Ausschluß einstimmig für eine Veränderung der Verfassung, und eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern des Priester- und Adelstandes war gleichfalls dafür, so daß ein Entwurf zu einer Verfassung, in manchen Zweigen ähnlich der norwegischen, zum Vorschein kam; es heißt doch die Anmaßung etwas weit treiben, wenn man eine solche Uebereinstimmung der angesehensten Männer aller vier Stände des Reichs mit einem vornehmen Achselzucken als eine fixe Idee abmachen zu können meint.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

4. Kurdistan.

(Schluß.)

Diese kurze Rast gab mir Gelegenheit, eine sehr merkwürdige Brücke aus Weidengeflecht, welche hier über den Fluß führte, zu untersuchen. In den obern Theil der Pfeiler waren hölzerne Arme eingefügt, die dem elastischen Pfad über ihnen größere Stärke und Festigkeit verliehen. Die Höhe dieser so merkwürdigen Brücke beträgt, vom Wasserspiegel an gerechnet, dreißig Fuß. Wegen der schwachen Materialien, aus welchen die Superstructur der Brücke besteht, kann sie nur Fußgängern oder sehr leicht beladenen Eseln zum Uebergang dienen,

und wird, so lange man den Fluß durchwaten kann, gar nicht benuht. Ich stieg ab, und passirte die Brücke aus Neugierde, fand aber diesen biegsamen und gebrechlichen Pfad nichts weniger als behaglich. Meine Leute setzten durch den Fluß, und während wir alsdann den schönen wellenförmigen Hügel und das Thal durchzogen, welches wir von der Höhe herab überblickt hatten, bot uns jeder Schritt einige neue und anmuthige Schönheiten in dieser malerischen Landschaft dar. Nach allen Seiten hin war der Boden in Cultur genommen, und hie und da erhoben sich schöne Eichen, von denen einige eine ansehnliche Größe erlangt hatten. Der Weg war gut und ein einstündiger Ritt brachte uns zum Hauptdorfe Mahot. Einige Schritte weiter war das Thal zu Ende und wir hatten eine neue Bergkette zu ersteigen. Dieß geschah in nordöstlicher Richtung und nachdem sich der Weg über eine Stunde lang an den Wänden bis zum Gipfel emporgezogen hatte, senkte er sich wieder. Fast allenthalben bemerkten wir eine reiche, üppige Vegetation. Wir passirten das kleine Dorf Jagera, welches mitten in einem Eichenwalde liegt; aber weiter hinab kamen wir in eine mächtige Schlucht, welche von überhangenden Felsen fast in eine Höhle verwandelt wurde. Wir erreichten endlich ein enges Thal von ovaler Gestalt, das von mehreren riesenhohen und fast senkrechten Bergen gebildet wurde. Derjenige, welcher uns gegenüber lag, als wir aus der düstern Schlucht hervortraten, heißt der Tahile, und unmittelbar über seinem schauerlich hohen Gipfel, aber in einiger Entfernung, sahen wir das bleiche Haupt eines zweiten Berges zwischen dunkeln Wolken hervorragen. Er führt den Namen Daru, und bildet eine Lieblingspartie der verwegenen Kurden. Die schattigen Gebirgszüge der Höhen des Bilbos erstreckten sich weit nach Nordwesten. Ein Fluß, welcher in den nach Osten gelegenen Bergen entspringt, fließt durch dieses ovale Thal, und nachdem er die Gewässer des Karachoran nicht weit vom Fuße des Tahile aufgenommen hat, führt er den Namen dieses Berges, setzt seinen Lauf in westlicher Richtung durch die herrliche, prachtvolle Berglandschaft fort, und bezeichnet endlich die südliche Gränze des persischen Einflusses über Kurdistan. Wo dieser aufhört, ergießt sich dieser schöne Fluß, gleich einer Schildwache, die ihren Posten verlassen kann, in den Zabstrom.

Die Schwierigkeiten des Darupasses lassen sich kaum mit Worten schildern. Wir hatten bereits zwei Stunden das mühsamste Klettern fortgesetzt, bis wir das altkurdische Dorf Baptusch, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten, zu Gesicht bekamen, und als wir es endlich entdeckten, nahm es sich aus wie ein kleines Gibraltar, indem es auf einen hohen Felskamm gebaut war. Ich sandte ohne Verzug meinen kurdischen Mihmandar ab, um dem Statthalter dieses Districts, einem eingebornen Häuptling, meine Ankunft melden zu lassen; und die Nachricht, daß ein Franke eintreffe, ein in solchen entfernten und hohen Regionen ganz fremdes, merkwürdiges Wesen, versammelte bald die ganze Bevölkerung, um das Wunder anzuschauen. Die Bewohner von 500 Häusern, Männer, Weiber und Kinder, standen alle in Reihen auf den Dächern und Mauern, um ihn beim Vorüberziehen zu erblicken. Die hohe Wohnung des Häuptlings glich einem Castell; sie war auf den Rand eines senkrechten Felsens gebaut, welcher die Aussicht über die ganze, in der Tiefe gelegene Landschaft beherrschte.

Mahmud Bey, der wackere Kurdenhäuptling, kam aus seinem Hause um mich zu empfangen, und führte mich hinauf in seine lustige Burg, wo er mich mit Artigkeit willkommen hieß. Er stellte alles in seiner Behausung zu meiner Verfügung, und gab mir noch zwölf düster blickende, aber dienstfertige Kurden in vollständiger Bewaffnung, die meines Winkes gewärtig waren. Ich und mein Gefolge erhielten besondere Zimmer. Den nächsten Morgen erstieg ich in Gesellschaft meines trefflichen Wirthes den erhabenen Darugipfel. Bis an die Gränze des benachbarten Bergdistricts geleitete mich Mahmuds Sohn, ein lieber, munterer, aufgeweckter Junge.

Ueber die Bildung der englischen Sprache.

Das Athenäum vom 25 Februar enthält eine kurze Anzeige und Recension eines Werks, betitelt: a dictionary of derivations, von Sullivan, aus welcher wir über die Bildung der englischen Sprache aus dem Angelsächsischen durch den Einfluß des Normannisch-Französischen Nachstehendes ausheben: „Die Sprachscheide zwischen den französischen Normannen und den eingebornen Sachsen konnte nicht lange dauern, da der häufiger werdende Verkehr das Bedürfniß einer gemeinsamen Sprache allzu fühlbar machte. Man hat behauptet, die englische Sprache sey das Werk von Fremden, die, in ihrem Bestreben das Sächsische zu sprechen, es mit den Worten ihrer eigenen Sprache mischten, und solche durch die Einführung ihrer grammatikalischen Formen umwandelten, mit andern Worten, die Normannen sollen das Sächsische ins Englische umgewandelt haben. Der Hauptbeweis, den man dafür anführt, besteht darin, daß die englische Sprache die alten Beugungen der deutschen allen ließ, und sich nach französischer Weise der Partikeln und Hülfswörter bediente, was nicht aus dem Munde der Sachsen hervorgehen konnte. Das Englische hat allerdings sehr wenige Beugungen beibehalten, aber auch das ungemischte Sächsische des 11ten und 12ten Jahrhunderts hatte bereits Partikeln und Hülfswörter statt der Beugungen in weitem Umfang angenommen, wie denn solche den meisten europäischen Dialekten jener Zeit und keineswegs bloß dem Normannisch-Französischen eigen waren. Auf der andern Seite muß man aber auf den innern Beweis, den die Sprache selbst liefert, am meisten achten: noch jetzt finden wir, daß Gegenstände des tagtäglichen Lebens durch ächt sächsische Worte ausgedrückt werden, während Worte französischen Ursprungs fast sämmtlich abstracte, oder selten vorkommende Gegenstände, oder auch solche bezeichnen, die, wie Krieg und Rechtswesen, die obern oder normannischen Classen vorzugsweise beschäftigten. Zahllos sind die Fälle, wo Worte französischen Ursprungs in sächsischer Form erscheinen, während es nicht leicht seyn möchte ein einziges Beispiel vom Gegentheil anzuführen; so ging das Wort batayl in battle, partye in part, verament in verily über. Auch ergibt sich aus der Geschichte, daß die englische Sprache gebildet war, und das reine, unvermischte Sächsische außer Gebrauch kam, ehe die obern Classen französisch zu sprechen aufhörten; sie haben das Französische nicht corrumpirt, sie haben ganz unterlassen es zu sprechen. Die englischen Schriftsteller vor Chaucer schrieben, mit Ausnahme derjenigen Gegenstände, die durchaus für das gemeine Volk waren,

französisch ganz wie ihre Nachbarn auf dem Continent, während Englisch, — als unterschieden von dem reinen Sächsisch, — ein Jahrhundert vorher gesprochen und verstanden wurde. Die englische Sprache entstand und bildete sich während des 13ten Jahrhunderts, denn wenn wir Layamon von Ernleye, der gegen das Ende der Regierung Heinrichs II († 1189) schrieb, mit Robert Gloucester vergleichen, der unter Edward I († 1307) lebte, so finden wir, daß der erste ein ungemischtes, wenn auch sehr barbarisches Sächsisch, der letztere aber eine Sprache schrieb, die auch der neuere Leser ohne sonderliche Mühe verstehen kann."

Chronik der Reisen.

Schreiben eines Franzosen aus Mokka.

(Schluß.)

Seit Arabien von den Truppen des Mehemed Ali geräumt wurde, gehorcht Dschedda den Befehlen eines Pascha's, Namens Osman, der seine Investitur von der Pforte erhielt. Dieser Pascha ergriff keine Maaßregeln, die geeignet gewesen wären, die Handelsquellen des wüsten Arabiens zu entwickeln; er folgt nur seinen Launen, und wendet die unerlaubtesten Mittel an, um seine Reichthümer zu vermehren.

Hodeida und Mokka sind die zwei Häfen, aus welchen Yemens Producte ihren Ausgang finden. Die wichtigsten dieser Erzeugnisse sind Kaffee, arabisches Gummi, Sennesblätter, Krapp, Soda, Räucherwerk und Ochsenhäute. Die aus Indien in Hodeida und Mokka eingeführten Waaren sind dieselben, welche Dschedda bezieht, nur langen sie in den erstgenannten zwei Häfen in geringerer Menge an. Selten nur gelangt aus Hodeida und Mokka ausgeführter Kaffee direct auf die europäischen Märkte. Er nimmt seinen Weg nach Indien, wo englische Häuser ihn nach Europa spediren. Jährlich kommen auch zwei bis drei amerikanische Schiffe ins rothe Meer, und versehen Nordamerika mit Kaffee aus Yemen.

Im Allgemeinen übersteigt der Werth der Einfuhr in Arabien über das rothe Meer jenen der Ausfuhr beträchtlich. Haben die Banianen ihre Spezereien, ihren Zucker, ihre gedruckten und weißen Baumwollenwaaren, ihre Seidenstoffe, Messerschmied- und Glaswaaren verkauft, so senden sie Arabiens Naturerzeugnisse und große Summen Talari als den Erlös ihrer Waaren in die Heimath.

An und für sich betrachtet, bilden die Banianen am rothen Meere eine der sonderbarsten Handelsgesellschaften, die man sehen kann, man möchte sie eine auf den Handel angewendete religiöse Gemeinde nennen. Ursprünglich legt jeder von ihnen einen Einsatz in den Fonds, der ihn zu einem verhältnißmäßigen Antheil am allgemeinen Gewinn berechtigt; auch leben sie gemeinschaftlich. Die gesellschaftliche Organisation steht unter dem Gesetz der Vertheilung der Arbeit. Jedem Mitglied ist eine besondere Verrichtung, ein eigenes Geschäftsfach zugetheilt. Einige beschäftigen sich mit dem innern Haushalt, der bis zu den niedrigsten Arbeiten im Hauswesen sich erstreckt, wie z. B. die Besorgung der Zimmer und Bereitung der Nahrungsmittel. Von jenen, welchen die Besorgung der Handelsgeschäfte obliegt, leitet ein Theil die größern Operationen, macht Reisen, überwacht die Fischerei der Perlen, wovon sie das Monopol haben; ein anderer Theil, dem der Detailverkauf vertraut ist, setzt die Waaren theils im Bazar, theils in ihren Wohnungen ab, und zuletzt bestimmt eine geregelte Rangordnung die Vertheilung der Geschäfte unter den Mitgliedern. An der Spitze der Verbindung steht der Schatzmeister, hiezu durch die Glieder der Gesellschaft ernannt. In ihren Geschäften entwickeln die Banianen viele Gewandtheit, und ich möchte hinzufügen große Schlauheit, aber ihr sanfter und verträglicher Charakter macht sie bei den Eingebornen beliebt. Sie beobachten streng ihre Religion bis zu den geringsten Uebungen herab. Der Geist des Wohlwollens, welchen dieser Cultus über alles Lebende verbreitet, verträgt sich mit dem Islam aufs beste. Mit Vergnügen sieht der Moslem wie der Baniane die Thiere rücksichtsvoll behandelt, und z. B. Samstags für die Fütterung der zahlreichen herrenlosen Hunde sorgt. Sie scheinen in diesem Punkt günstig auf die Moslems einzuwirken. So konnte ich bemerken, daß die Einwohner Mokka's nie ihre Ochsen schlagen, einzig aus Achtung für die frommen Bedenklichkeiten ihrer indischen Gäste.

Seit meiner ersten Reise (1839) haben sich die Einkünfte der Douane keineswegs vermehrt. Die commercielle Regsamkeit hat sich mit jener der Schifffahrt in gleichem Grade vermindert. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen sind im Jahre 1841 aus Dschedda 18 große Fahrzeuge, aus Hodeida 7, aus Mokka 9 ausgelaufen. Man kann sich übrigens nicht verhehlen, daß die politische Stellung des südlichen Arabiens der Entwicklung des Handels keineswegs günstig ist. Die Cultur des fruchtbaren Boden Yemens wird nie aufblühen, so lange die Stämme, deren Eigenthum sie sind, durch blutige Eifersucht getrennt, der Willkür der kleinen Häuptlinge, deren Ehrgeiz weder Zaum noch Ruhe kennt, überlassen, sich nicht des Schutzes einer starken, Ehrfurcht gebietenden Macht zu erfreuen haben. Wünschenswerth wäre es gewesen, hätte Mehemed Ali seine Eroberungen im Innern Arabiens verfolgen können. Nur er wäre der Mann gewesen, mächtig genug, um etwas Ordnung in die heutzutage stärker als je herrschende Anarchie zu bringen. Der Imam von Sana, der mächtigste unter den Häuptlingen Yemens, wird nicht vermögen, alle die Elemente der Zwietracht, des Kriegs, der Räubereien, welche im südlichen Arabien gähren, zu bewältigen. Der Scherif Hussein, Gouverneur von Oleia, Hodeida und Mokka, ergreift die gewaltthätigsten Mittel, den Kaufleuten, die von ihm abhängen, den letzten Thaler zu rauben. In Mokka und Hodeida läßt er reiche Kaufleute einen um den andern einsperren, von denen sich jeder mit 10 bis 30,000 Talari, je nach seinem Vermögen, ranzioniren muß. Daher kommt es, daß alle reichen Kaufleute jene Städte verließen, so daß man heutzutage in ihren Straßen nur Unglückliche und zerlumpte Beduinen-Soldaten sieht, welche stehlen und jeden Augenblick die Fremden wie die übriggebliebenen Einwohner beleidigen. So bieten nun diese sonst so blühenden Orte jetzt das traurigste Bild menschlichen Elendes dar.

Bin ich so glücklich, gesund und wohl das Land Adel zu durchreisen, so wird mein erster Brief — wahrscheinlich aus Ankobar datirt — dieser Gegend gewidmet seyn. Außer meteorologischen Beobachtungen, die ich im Lande Adel sammeln werde, und die im Gebiete der Wissenschaft das Verdienst haben werden, die ersten aus einem bis jetzt ganz unbekannten Lande zu seyn, habe ich im Sinn genaue Nachrichten über die commerciellen Verbindungen, wie sie nach ihrem jetzigen Stande das afrikanische Binnenland mit dem rothen Meere verknüpfen, einzuziehen. Auch werde ich den See Aussa untersuchen, welcher nur 25 Stunden vom indischen Ocean entfernt ist, und sein Gewässer von einem großen Flusse, Avanache (Hawasch) genannt, erhält. Im Innern des Königreichs Schoa sah ich bereits seine Quellen. Noch hat man keine Angaben über den Lauf dieses Flusses, der — wie ich hoffe — künftig für den Handel eine große, leichte und wohlfeile Wasserstraße abgeben wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1843.

Das alte Yucatan.*)

1. Geschichte.

Seit einigen Jahren richtet sich die Aufmerksamkeit immer mehr auf Guatemala und Yucatan, und verschiedene Künstler und Reisende haben uns Abbildungen und Beschreibungen der dortigen Denkmäler mitgetheilt, Niemand aber hat sich noch mit der alten Geschichte Yucatans beschäftigt, worüber die spanischen Geschichtschreiber aus der Zeit der Conquistadoren zerstreute Einzelnheiten enthalten, und doch ist dieß die einzige Grundlage, auf der sich einige Vermuthungen über die Gründung jener Denkmäler bauen lassen.

Francisco Hernandez von Cordova, der erste Europäer, welcher im Jahre 1517 das Land betrat, gab demselben aus einem, auf verschiedene Weise erklärten Mißverständniß den Namen Yucatan; das Land hatte damals keinen gemeinsamen Namen, sondern die einzelnen Provinzen standen unter unabhängigen Häuptlingen, die sich von der Oberherrschaft eines einzigen Königs losgemacht hatten, unter welchem das Land den Namen Mayapan geführt haben soll. Lopez de Cogolludo, der seine „Historia de Yucathan" nach den im Jahre 1582 verfaßten Denkschriften Gaspar Antonio's, eines Abkömmlings der Könige von Mayapan, geschrieben haben will, berichtet, daß die ersten Einwohner des Landes theils von Osten, theils von Westen kamen, andere Schriftsteller stimmen damit überein, ob aber mit diesen Einwanderungen nicht bloße Herrschergeschlechter gemeint sind, läßt sich nicht mehr entscheiden; jedenfalls spricht gegen die Einwanderung sehr zahlreicher fremder Stämme der Umstand, daß man in der ganzen Halbinsel nur eine, und zwar von dem Aztekischen ganz verschiedene Sprache, die Mayasprache, redete und noch redet. Indeß sagt doch Herrera mit großer Zuversicht, daß das Land durch Leute, welche von Osten her übers Meer kamen, bevölkert worden sey.

Nach den Aussagen der Landeseinwohner beginnt die Geschichte des Landes mit der Regierung von drei Brüdern, welche mit einander zu Chychenytza wohnten; sie waren von Westen gekommen und hatten eine zahlreiche Bevölkerung um sich versammelt, lebten unverheurathet und sehr keusch, bis der eine derselben starb, worauf die andern sich allerlei Ausschweifungen überließen. Dieß erbitterte die Einwohner so, daß sie sich empörten, die Brüder ermordeten und die Stadt verließen. Herrera nennt dieß Volk Ytzaes, und Cogolludo bemerkt, in den Bergen zwischen Guatemala und Yucatan wohne ein Volk dieses Namens, welches in Folge eines Streites zwischen ihrem Cazíken und einem andern Häuptling, dem er seine Frau entrissen hätte, Yucatan habe verlassen müssen. Um diese Zeit kam von Westen her ein mächtiger Häuptling, Namens Cuculcan, welchen Torquemada in seiner Geschichte mit dem göttlichen Reformator Quezalcoatl in Mexico zu einer Person macht. Dieser gründete, acht Leguas von der zerstörten Stadt Chychenytza, die Stadt Mayapan, auf deren Stelle jetzt Merida erbaut ist. Er führte mächtige Gebäude und Tempel auf, regierte lange und friedlich das Land, worauf er endlich nach Mexico (Anahuac), woher er gekommen war, zurückkehrte.

Als nach Cuculcans Abzug alles in Unordnung zu gerathen drohte, boten die Häuptlinge des Landes dem Oberhaupt des mächtigsten Stammes der Cocomes, der auf dem Südabhang der Lacandons wohnte, die Krone an. Einige Zeit später kam aus der Provinz Chiapa der Stamm der Tuturis ins Land, ließ sich 10 Leguas von Mayapan nieder, und wurde endlich von den Bewohnern dieser letztern Stadt eingeladen, sich mit ihnen zu vereinigen, was auch geschah. Nach langen Jahren des Friedens und der Wohlfahrt schloß der König von Mayapan ein Bündniß mit den Gouverneuren, welche der Herrscher von Tenochtitlan (Stadt Mexico) in den benachbarten Provinzen Xicalango und Tabasco unterhielt, ließ mexicanische Truppen nach seiner Hauptstadt kommen, und bediente sich ihrer, um sich zum unumschränkten Herrn zu machen. Der Häuptling der Tuturis widersetzte sich diesem Beginnen, was ihm die allgemeine Achtung erwarb, und als der Nachfolger des Tyrannen den Bund mit den Mexicanern fortsetzte, bildeten die Cazíken unter Anführung des Häuptlings der Tuturis eine Verschwörung, überfielen den König in seinem Palast, hieben ihn nebst allen seinen Söhnen, einen einzigen abwesenden ausgenommen, nieder,

*) Nach den Nouv. Ann. des Voyages etc. Februar 1843.

plünderten sein Besitzthum, und theilten sich in seine Ländereien. Dann verließen sie die Hauptstadt, jeder Cazike lebte in seinem Dorfe unter seinen Unterthanen und baute hier seinen Tempel. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zur Ankunft der Spanier, und diese Zerstörung des Centrums der Civilisation erklärt hinreichend die Rückschritte derselben seit jener Zeit. Eine allgemeine Verwirrung folgte: die Caziken ohne Oberhaupt geriethen bald unter einander selbst in Streit, und gegen Ende des 15ten Jahrhunderts lieferten sie sich eine allgemeine Schlacht, in welcher nicht weniger als 150,000 Menschen umgekommen seyn sollen. So erzählt Herrera, und Gomara in seiner Hist. de la Indias bestätigt es. Jedenfalls geht aus dieser Erzählung so viel hervor, daß Mayapan früher eine mächtige Monarchie war, die nachher in Anarchie und in einen fast ganz rohen Zustand verfiel, denn der Unterschied zwischen der Civilisation, welche die alten Ruinen anzeigen und dem Zustande, worin die Spanier das Land fanden, ist ungemein groß.

Schweden unter Carl XIV Johann

von Fr. Schmidt.

(Schluß.)

Der besondere Gegenstand, über welchen wir noch ein paar Worte beibringen wollen, sind die Finanzen, auf deren Gang, wie der Verfasser p. 242 sagt, „die Regierung beständig, um nicht zu sagen ausschließlich, ihre Aufmerksamkeit gewendet hat." Wer aus des Verfassers Mittheilungen (p. 241—259) sich auch nur halbwegs ein Bild der schwedischen Finanzen machen kann, der ist glücklicher als wir, und das mildeste was sich darüber sagen läßt, besteht darin, daß er die Mittheilungen, die ihm, der Vorrede zufolge, aus Schweden gemacht wurden, nicht einmal verstanden hat, denn es ließe sich aus den gewöhnlich zugänglichen Papieren ein viel deutlicheres, der Regierung weit vortheilhafteres Bild entwerfen. Allein in dem Punkte, daß die Staatsfinanzen einen Ueberschuß abwerfen und der Staat keine eigentliche auswärtige Schuld hat, liegt noch nicht der Inbegriff der Vortrefflichkeit einer Finanzwirthschaft, und die bittern Kämpfe, welche noch alle Reichstage seit dem J. 1823 bezeichnet haben, sprechen laut genug für zahlreiche Uebelstände. Es ist kein Geheimniß mehr, sondern von allen Seiten laut genug anerkannt, daß die Finanzen von 1810 bis 1823 in einer argen Unordnung waren; daß ihr Zustand bei den mannichfachen Ereignissen, welche über Schweden hereinbrachen, und bei den ungewöhnlichen Kriegskosten nicht sehr blühend seyn konnte, läßt sich begreifen und entschuldigen, daß aber Unordnung und Unklarheit in den Finanzen herrschte, ist ein Vorwurf, der sich minder leicht aus dem Wege räumen läßt. Schon im J. 1809 hatten die Reichsstände verlangt, „daß die Regierung von allen Landeshöfdingen Berichte mit den nöthigen Ausweisen hinsichtlich der Regulirung des Steuerwesens und der Veränderung der Grundbücher *) (jordebok) einfordern solle, damit man auf dem nächsten Reichstag darüber beschließen könne," aber erst im J. 1823, als der Staatsausschuß die Frage stellte, wie es denn mit der Sache stehe, wurde eine ungeheure, ganz ungesichtete Sammlung von Berichten vorgelegt, ohne den mindesten Vorschlag, was in der Sache geschehen solle. Auf demselben Reichstag konnte nichts mehr zu Stande gebracht werden und im J. 1828 mußten die Stände neuerdings darauf antragen, daß von Seite der Regierung ein Vorschlag zur Vereinfachung der Grundsteuer und sonstiger auf dem Boden haftender Abgaben gemacht werde. So verzog sich die Sache bis zum Reichstag des Jahres 1834, wo die Regierung endlich mit einem solchen Vorschlag herausrückte, aber den Ständen zumuthete, sie sollten zur Regulirung der Sache den Marktpreis des Getreides für die verschiedenen Landestheile festsetzen. Eine solche Einmischung in die Verwaltung konnten die Stände nicht über sich nehmen, und so blieb die Sache abermals liegen bis zum Reichstage von 1840, wo sie endlich, jedoch nur sehr unvollständig, erledigt wurde. Als letzter Grund dieser Verzögerung einer so tief in alle Verhältnisse des Volkes eingreifenden Sache läßt sich nur die gänzliche Unfähigkeit des in seinem Schreiberwesen erstarrten Beamtenstandes anführen, und vielleicht auch die Furcht, daß bei einer Vereinfachung des Staatshaushalts die Zahl der Beamten und somit für viele die Aussicht auf Fortkommen verkümmert würde; welchen Nachtheil aber diese verwickelten Bodenverhältnisse auf das ganze Land ausüben, kann man unter anderm aus einer Rede entnehmen, welche Hr. Aug. Ankarsvärd am 6 April vor. J. in der königlichen Akademie der Wissenschaften über den jetzigen Zustand des Ackerbaues in Schweden, die Hindernisse seines Fortschrittes und seine Aussichten in die Zukunft hielt; es ist darin unter anderm angeführt, daß nicht weniger als ein Achtel aller Güter (hemman) Schwedens durch alle die Beschränkungen im Besitz, die darauf haftenden Lasten u. dgl. unverkäuflich sey, und durch die verarmten Bewohner auch nicht gehörig benutzt werden könne. Es fehlte nicht an Männern, zum Theil aus dem höchsten Adel, welche diesem Uebel ihre Aufmerksamkeit zuwandten, alles aber scheiterte an der Unbeweglichkeit und dem Widerwillen der im Formenwesen ergrauten Beamten.

Es ist dieß nur ein einzelner Beweis, wie in wichtigen Dingen verfahren wurde, aber systematische Streitigkeiten mit den Ständen hinsichtlich der Verfügung über die Staatsgelder fehlten nicht, und diese Streitigkeiten sind auf dem letzten Reichstag so weit gediehen, daß einige nicht unbedeutende Posten, welche die Regierung willkürlich der Theatercasse zugewiesen hatte, wodurch in andern Zweigen ein Deficit entstand, von den Reichsständen völlig verworfen wurden und von des Königs Privatcasse getragen werden mußten. Diese Streitigkeiten wären viel früher beigelegt worden, und überhaupt nie so weit gediehen, wenn nicht im Verlaufe der letzten dreißig Jahre im innern Zustande Schwedens eine wesentliche und entscheidende Veränderung vorgegangen wäre. In den ersten 15 Jahren ging noch die Opposition in ziemlich factioser Weise von einem unzufriedenen Theile des Adels, zum Theil Anhängern der

*) D. h. der verschiedenartigen auf den einzelnen Gütern haftenden Lasten.

Familie Wasa aus. Aber diese Opposition konnte keinen Bestand haben, da sie mehr Personen als die Sache betraf, und die Anhänger der Wasa's allmählich theils hinstarben, theils durch Alter verhindert wurden, gleich thätigen Antheil an den öffentlichen Verhandlungen zu nehmen. Mehr und mehr neigte sich die Mehrzahl des Adels zur neuen Königsfamilie hin, deren Haupt mit großer Schlauheit anfangs die Einzelnen, dann die Mehrzahl des Standes zu gewinnen wußte. So wurde es bald der Regierung leicht, alle financiellen Unregelmäßigkeiten und zum Theil übertriebenen Forderungen durchzusetzen, da so viele Mitglieder des Adels ein persönliches Interesse hatten, große Summen zur freien Verfügung der Regierung gestellt zu sehen. Auf dem Reichstag von 1828/1830 fingen aber den übrigen Ständen an die Augen aufzugeben: sie bemerkten, daß man bald den Priesterstand wenn es die Besteurung der beiden andern Stände galt, bald den Bürgerstand wenn die Steuer namentlich den Grund und Boden traf, benützte, um alle Geldforderungen der Regierung durchzusetzen. Sobald diese Erkenntniß zu reifen begann, mußte sich auch die Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens der nichtadeligen (ofrelse) Stände ergeben, um der übermäßigen Besteurung des Volks und der um sich greifenden Verarmung entgegen zu arbeiten. Der Reichstag des Jahres 1834 zeigte bereits die Folgen, wie man aus den Eingaben der Reichsstände vom 18 August und 6 October deutlich ersieht, worin sie namentlich darauf dringen, daß die Verwendung der Gelder zu den von den Ständen bezeichneten Gegenständen streng eingehalten, und was allenfalls an dem einen erspart, nicht willkürlich in dem andern verwendet werde. Die Nichtbeachtung dieser Bestimmungen von Seite der Regierung war namentlich Ursache der Bitterkeit des Streites auf dem Reichstage vom J. 1840. Wäre die Opposition der Jahre 1818 und 1823 ähnlicher Art gewesen, wie die im Jahre 1840, so wäre dieses Zerwürfniß vermieden worden, allein die Opposition behielt bloß den Namen, Personen, Stellung, Ansichten, alles war verändert, und der Bauernstand, welcher sich im Jahre 1818 und 1823 noch völlig still verhalten hatte, fing im Jahre 1834 an ernsthaft seine Stimme zu erheben, und im Jahre 1840 gab er, wie einst im Jahre 1789 der Bürgerstand in Frankreich, nicht undeutlich zu verstehen, daß er, der sechs Siebentheile der Landesbevölkerung ausmache, eigentlich die Nation sey. Somit war gegen früher alles verändert, und wenn man in den Jahren 1818 und 1823 noch durch kluge Benutzung der Umstände, durch Gewinnung einzelner Personen so ziemlich erreichen konnte, was man wollte, so langten diese Mittel im Jahre 1840 nicht mehr aus, und wenn sie auch manches verhinderten, was außerdem geschehen wäre, so hat die Nation ein zu gutes Gedächtniß, um nicht ihre Forderungen auf dem nächsten Reichstag mit größerem Nachdruck zu erneuern. Ueber den Verlauf des letzten Reichstags, aus dem man nothwendig diese Schlüsse abstrahiren muß, ist der Verfasser so seicht wie möglich. Er ist auf vier Seiten (S. 174—177) abgehandelt, und zwar auf eine Weise, die man, aufs glimpflichste gesagt, absurd nennen kann.

Ueberhaupt ist uns nicht leicht ein Werk, das auf den Titel eines historischen Anspruch macht, vorgekommen, in welchem die wichtigsten Gegenstände mit solcher Trivialität behandelt oder gar übergangen worden wären. Dieß Urtheil erstreckt sich selbst auf den Anhang, wo ziemlich nichts bedeutende Actenstücke, z. B. eine Abhandlung über die Banken, mitgetheilt werden. Hinderte uns nicht Mangel an Raum, so ließe sich hier leicht aus der Geschichte des Münzwesens und der Bank in Schweden, wie sie seit den letzten 20 Jahren vorliegt, der Beweis führen, daß die Rathgeber des Königs noch bis in die neueste Zeit herab weder eine richtige Ansicht von der Behandlung des Staatsschuldenwesens, das in Schweden mit der Bankverwaltung zusammenfällt, noch eine Consequenz in ihrer Handelsweise zeigten.*) Aber es verlohnt sich kaum der Mühe, bei Gelegenheit eines solchen Buches auf eine umständliche Beurtheilung schwedischer Verhältnisse einzugeben. Der Verfasser hätte dem deutschen Publicum einen nicht geringen Dienst leisten können, wenn er die ihm ohne Zweifel zustehenden schwedischen Materialien benützt, und namentlich aus den seit Jahren bekannt gemachten Berichten des Berg- und Handelscollegiums Mittheilungen gemacht hätte, da solche dem deutschen Publicum nur wenig zu Gebot stehen, und gar viel wissenswerthes enthalten. Davon ist aber nirgends die Rede.

Griechenland im Jahre 1842.

Die Ergebnisse des Jahres 1842 stellten sich im Allgemeinen für Griechenland nicht ungünstig heraus, und entsprachen im Ganzen den Erwartungen seiner unparteiischen Freunde; allein die Fortschritte, die es in dieser Periode machte, berührten mehr das Gebiet der intellectuellen als der materiellen Entwicklung. Die Geldverlegenheit, worin der Staat in der zweiten Jahreshälfte sich befand, das neue Zollgesetz und eine gut gemeinte, aber nicht reiflich überdachte Maaßnahme der Nationalbank wirkten störend ein und verursachten eine Lähmung im commerciellen Verkehr. — Im Verhältnisse zu den financiellen Quellen des Landes ist der Luxus zu sehr gestiegen, der sich nicht nur auf die Hauptstadt beschränkt, sondern sich bis in die fernsten Winkel der Provinzen mehr oder weniger erstreckt, und gewaltig absticht von der ehemaligen sprüchwörtlich gewordenen frugalen Lebensweise. Häusliche Einrichtung, Kleidung, gesellschaftliche Vergnügungen haben eine andere Gestalt genommen und sind mit einem nie dagewesenen Aufwand verknüpft. Der Absatz der sogenannten Modewaaren hat demnach in dem Maaße zugenommen, als der Verbrauch der nöthigsten Gegenstände der Lebensbedürfnisse abgenommen. Diese unverhältnißmäßigen Ausgaben für Luxusartikel und namentlich Frauenputz brachte viele Fallimente zu Wege, denn da die Abnehmerinnen, meist der Mittelclasse angehörend, auf Credit kauften, ohne die Mittel zur Bezahlung ihrer Schulden zu besitzen, so konnten die Verkäufer sich nicht mehr halten und viele mußten ihre Zahlungen einstellen. Andererseits brachten die allgemeine Stockung im Handel und der Abschlag der meisten Artikel eine gleiche Wirkung hervor, und es ist Thatsache, daß die Zahl der Fallimente

*) Im Jahre 1828 wurde vom Reichstag der Werth des Papiers gegen die Münze auf 2 Thlr. 32 Sk. (= 126 nach Hamburger Curs) festgestellt, und dennoch sank der Curs bis auf 113.

im vorigen Jahre jene in allen frühern Perioden überstiegen hat. Die große Geldverlegenheit, in welcher der Staat sich befand, hat, wiewohl temporär, einen düstern Schleier über die Verhältnisse desselben gezogen und diese vielleicht auch verschlimmert. Sie wurde namentlich dadurch verursacht, daß man zum erstenmal die Zehnten für Rechnung des Aerariums einzutreiben suchte, statt sie wie früher öffentlich den Meistbietenden zu überlassen. Dieses letztere System hatte aber freilich zu vielen Mißbräuchen Anlaß gegeben, denn gewöhnlich zogen die Pächter die Zehnten ein, schafften das Geld bei Seite und erklärten sich dann insolvent, so zwar, daß der Staat 16 Millionen Drachmen oder doch den größten Theil verlirrt, wenn mit Strenge ja etwas zu retten seyn sollte. Im vorigen Jahre wurde deßhalb der Zehnt mittelst der Behörden und zwar in Natura erhoben. Nun ist es aber sehr schwierig, die Bodenerzeugnisse, zumal in den Provinzen, wo jeder für seinen Familienbedarf genügend baut, zu verwerthen, und bei dem Mangel an Communicationsmitteln würde sich der Transport auf Pferden und Mauleseln nach den Städten nicht lohnen. Auf diese Weise liegen die Producte im Werthe von 10 Millionen Drachmen in den Magazinen der Regierung als todtes Capital, und lediglich diesem Umstande ist die temporäre Verlegenheit des Staates zuzuschreiben. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sey es mir vergönnt, die Verhältnisse Griechenlands näher zu erörtern.

1. Handel.

Griechenlands Handel hat durch die in andern Ländern während des Jahres 1842 eingetretenen Conjuncturen ebenfalls sehr gelitten und deren Rückwirkungen tief empfunden. Dazu kam noch die vorausgesehene nachtheilige Wirkung des neuen Zollgesetzes, das im letzten Sommer in Wirksamkeit trat, einen panischen Schrecken unter dem Handelsstande verbreitete und eine mehrmonatliche Geschäftsstockung zur Folge hatte. Die Regierung sah bald die Unmöglichkeit einer buchstäblichen Ausführung des Gesetzes ein, und wiewohl dasselbe dem Namen nach noch besteht, halten sich doch weder die Kaufleute noch die Mauthbeamten an dasselbe, sondern richten sich in stillschweigender Uebereinkunft nach den frühern Formalitäten. Die Opposition des Handelsstandes war übrigens nicht grundlos. In einem so jungen Staate wie Griechenland, das bei seiner geographischen Lage von der Natur hauptsächlich auf Handel und Schifffahrt angewiesen ist, erheischt es das Interesse der Regierung, den Verkehr, mit gehöriger Rücksicht auf den Staatsschatz, so viel als möglich zu erleichtern, während demselben durch das neue Gesetz drückende Fesseln aufgelegt wurden. Die Handelskammern der verschiedenen Kreishauptstädte und die Kaufleute aller größern und kleinern Handelsplätze machten daher vereint oder einzeln Vorstellungen dagegen. Viele Etablissements wurden aufgelöst und nach dem Auslande verlegt, und die Furcht bemeisterte sich aller dergestalt, daß die größern Unternehmungen plötzlich aufhörten und der bisher so blühende Handel sich auf den gewöhnlichen Bedarf beschränkte. Der Minister, von dem dieses unheilbringende Gesetz erdacht ward, ist nicht mehr am Ruder, und die Regierung hat eine Commission zur Abhülfe der eingegangenen Beschwerden und zur Modificirung des Gesetzes ernannt. Aber trotz dieser Uebelstände hat sich die große Elasticität des griechischen Handels in ihrem wahren Lichte gezeigt, denn während die Einfuhren im verflossenen Jahre so ziemlich auf dem Standpunkte im Vorjahre geblieben sind, haben die Ausfuhren, welche als der eigentliche Maaßstab zum Wohlstande und dem Fleiße einer Nation betrachtet werden können, auf eine sehr befriedigende Weise zugenommen.

Im Jahre 1842 hat die griechische Regierung einen Handelstractat mit dem Großherzogthum Oldenburg abgeschlossen, und Verträge mit Dänemark, den Niederlanden und den Hansestädten eingeleitet. In der letzten Zeit ist der Plan zur Eröffnung eines Freihafens in Anregung gebracht worden, der großen Anklang findet, aber man kann sich bei den verschiedenen zu berücksichtigenden, aber nicht zu vereinbarenden Interessen über die Localität nicht verständigen. Die meisten Stimmen sind für Pyräeus und Syra. Die Regierung hat hierüber bisher nichts verlauten lassen, und will zuvor die Aeußerungen der verschiedenen Handelskammern abwarten.

2. Schifffahrt.

Im ersten Semester des Jahres 1842 hatte die griechische Schifffahrt eine merkliche Ausdehnung gewonnen; minder günstig waren die Ergebnisse des zweiten Semesters, und zwar in Folge des erwähnten Zollgesetzes. Viele Schiffe liegen daher ohne Beschäftigung in mehrern Häfen des Königreichs, und einige Rheder, die aus Ipsara, Chio und Smyrna eingewandert waren und sich in Syra und andern zu Griechenland gehörenden Inseln niedergelassen hatten, haben das Land wieder verlassen, um unter fremder Flagge ihr Geschäft mit größerem Vortheil treiben zu können; es dürfte demnach ein nicht unbedeutender Ausfall im dießjährigen Stande der Handelsmarine sich ergeben. Ungeachtet der obwaltenden Hindernisse weist die amtliche Uebersicht der im Hafen von Pyräeus im Jahre 1842 angekommenen Schiffe eine Zunahme von 6000 Tonnen unter griechischer Flagge gegen das vorhergehende Jahr, und im Ganzen nur eine Abnahme von 60 Schiffen mit 920 Tonnen oder etwas mehr als 1 Proc. Es sind nämlich im Jahre 1842 5316 Schiffe von 84,615 und im Jahre 1841 5376 Schiffe von 85,535 Tonnengehalt eingelaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Studium der Sprache der Marquesas-Inseln. Hr. Dulaurier, dessen Studien der oceanischen Sprachen wir in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten, hält seit zwei Jahren Vorlesungen über malayische und javanische Sprachen, und jetzt sollen nach dem Echo du Monde Savant vom 9 März auch einige seiner Lectionen dem besondern Idiom der Marquesas-Inseln gewidmet seyn, welche, wie man hofft, mit der Zeit eine der wichtigsten Handelsstationen des Erdballs seyn werden.

Der archäologische Congreß der französischen Gesellschaft für Erhaltung alter Denkmäler soll dieß Jahr zu Poitiers gehalten werden und am 29 Mai beginnen. Man verspricht sich einen zahlreichen Zuspruch aus den benachbarten Departements. (Echo du Monde Savant vom 9 März.)

Der wissenschaftliche Congreß, der im vorigen Jahre zu Straßburg abgehalten wurde, soll dieß Jahr zu Angers (Departement Maine et Loire) stattfinden, und wie bisher am 1 September eröffnet werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

5. Semulgan.

Nach einem ziemlich rauhen Winter, der die Elbruzberge und die daran stoßenden Thäler mit dichten Schneemassen versehen hatte, erschien der persische Frühling in seiner ganzen Schöne. Wir erreichten ein Dorf, als die Sonne eben in voller Pracht unterging, und wurden von dem Ketkoda (Schultheiß oder Vogt) gastfrei aufgenommen. Der Ort heißt Sariman und liegt an dem Ufer eines Flüßchens, ziemlich tief in dem Thale. Die Fläche des angebauten Bodens schien hier, wie an vielen andern Orten, mit der Zahl der Einwohner in gar keinem Verhältniß zu stehen; aber man erzählte mir, daß das Dorf während des letzten Einfalls der königlichen Truppen fast ganz zerstört, ihre Gärten verwüstet und ihre Obstbäume abgehauen worden wären. Darf man sich nun wohl wundern, wenn diese armen Menschen die jetzt herrschende Dynastie der Kadschars hassen und verwünschen.

Während der ganzen Nacht beunruhigte uns ein heftiger Wind, der große Staubwolken in unser Schlafgemach trieb; aber am Morgen war das Wetter heiter und angenehm. Der Frühling trat immer lebendiger und mächtiger hervor; die Weidenbäume trieben Knospen, und ein Strauch, der dem Schwarzdorn sehr ähnlich sah, war mit den schönsten rothen und weißen Blüthen bedeckt; zahllose Blumen von dem Lilien- und Crocusgeschlecht prangten und blüheten zu unsern Füßen. Diese Jahreszeit müssen die Perser meinen, wenn sie, die Schönheit ihres Vaterlandes rühmend, sagen, man könne keinen Schritt thun, ohne auf Blumen zu treten. Dieses Bildes bedienen sich die Perser sehr häufig, wenn sie ihr Vaterland einem Fremden beschreiben wollen. Schaaren von Käfern liefen auf den Wegen, das ganze Heer von Insecten war in Bewegung und die Luft von Myriaden geflügelter Thiere angefüllt, die lustig singend und zwitschernd der Sonnenstrahlen sich erfreuten.

Als wir das Dorf verließen und das Thal hinabzogen, erfreute die große Menge angebauten Landes nach allen Seiten hin unser Auge, und als wir das größere Thal von Semulgan betraten, bemerkten wir eine sehr umfassende, bedeutende Fläche von natürlichen Wiesen, die zum Theil noch dicht mit dem vertrockneten Grase des vorigen Jahres bedeckt waren, aber an den Stellen, wo man es zur Beförderung des Wachsthums verbrannt hatte, im schönsten Grün prangten. Wir sahen mehrere Dörfer, die Zahl der Ruinen der von den Turkomanen zerstörten war aber noch größer. Hier fanden wir zum erstenmal in Persien bedeutende Holzungen auf den Hügeln zur Rechten, die der großen Bergkette von Elbruz angehören.

Gegen 9 Uhr erreichten wir das Fort Kalla, wo wir von Beder Khan, der den Gränzposten zwischen den Kurden und Turkomanen bewacht, gastfreundlich aufgenommen wurden. Er befehligt eine Schaar Reiterei, und stellt auf alle Höhen, welche die Bergpässe beherrschen, Wachtposten aus, um Nachricht zu erhalten, wenn sich eine Schaar der räuberischen Turkomanen nahert. Das Fort liegt auf einem Erdhügel und ist mit einer Mauer und mit Thürmen versehen, hat aber außer den Vortheilen seiner hohen Lage wenig Festigkeit. Darunter liegt das Städtchen Kalla, ebenfalls mit einer Mauer umgeben, denn ohne eine solche Schutzwehr würde Niemand hier sicher wohnen können. Die unaufhörlichen Raubzüge der benachbarten Nomadenstämme heischen die größte Vorsicht und Wachsamkeit.

Beder Khan ist ein Kurde von bedeutendem Ansehen. Er schien mir ein einfacher, derber Kriegsmann zu seyn, sehr freimüthig in seinem Benehmen und von heftigem Haß gegen den König und dessen Familie beseelt. Er gerieth bald auf den Gedanken, daß ich als Kundschafter von England abgesendet sey, und sprach unverhohlen den eifrigen Wunsch aus, daß die Engländer doch bald einen Versuch zur Befreiung Persiens, wie er sagte, unternehmen möchten. Er versicherte mir, daß wenn nur Tausend Mann von irgend einer europäischen Nation erschienen, 20,000 Kurden sich ganz gewiß mit ihnen vereinigen würden. Er erzählte mir, sie hätten sich nach allen Seiten gewendet, um Hülfe gegen das verwünschte Geschlecht der Kadschars zu erhalten, aber ohne Erfolg; sie hätten die Afghanen aufgefordert, aber deren Anführer sey geschlagen und auf der Flucht ermordet worden. Heider Schah von Bukhara sey ein Derwisch und ein Schwärmer, der lieber in den Moscheen predige,

Juden bekehre und Ketzer (Schiahs) hinrichten ließe, als daß er auf Eroberungen dächte; von dem sey also nichts zu hoffen. Mit Mohammed Kasim Chan von Chiwa habe man ebenfalls einen Versuch gemacht, aber dieser Fürst sey ein Tollkopf, der kein Vertrauen verdiene und der, wenn er nur gewöhnlichen Menschenverstand hätte, schon längst Herrscher und Gebieter der persischen Gränzlande seyn müßte. So blieb ihnen dann keine Hoffnung als von Seite der Europäer, die, wie er ganz gewiß glaubte, die Kadschars vernichten und Ruhe und Ordnung im Lande wiederherstellen würden.

So auffallend und übertrieben diese Aeußerungen auch erscheinen mögen, so darf man doch nicht zweifeln, daß der Chan die Gesinnung des größten Theils der Einwohner aussprach. Der Haß, den alle und besonders die höhern Stände gegen die herrschende Dynastie hegen, ist so groß, daß sie alle, ohne an die möglichen Folgen zu denken, mit jedem hereinbrechenden Feinde sich vereinigen würden, wenn dieser ihnen Befreiung von dem jetzigen Druck verspräche; aber jeder würde bloß in der Hoffnung sein eigenes Glück zu machen, mitwirken. Unter allen diesen unzufriedenen Häuptlingen ist nicht einer, der, wenn die Verhältnisse nur die geringste Aussicht auf einen wahrscheinlichen Erfolg gewährten, nicht selbst nach der höchsten Gewalt streben würde, und folglich keiner, der zum Gehorchen geneigt wäre. So bereitwillig sie alle jedem Feind der königlichen Familie anfangs Beistand leisten würden, eben so schnell und noch schneller würden sie von ihm abfallen, wenn sie ihre Hoffnungen auf ungemessene persönliche Vortheile vereitelt sähen, oder wenn sie zu einer größeren Unterwürfigkeit und einem strengeren Gehorsam, als jetzt, gezwungen werden sollten.

6. Die Eberjagd.

Unmittelbar von Kalla aus begann der gefährliche Theil unserer Reise. Es liegt nämlich hier eine mehr als 90 englische Meilen lange, ganz unbewohnte Strecke, durch welche mehrere Wege führen, auf denen die Turkomanen heranziehen wenn sie ihre Raubzüge in die nördlichen Provinzen von Persien unternehmen. Es war deßhalb nothwendig, daß wir von schützenden Personen durch diese gefährliche Gegend geleitet wurden, und aus diesem Grunde hatte mir Beder Chan vorgeschlagen, mit einer Schaar wohlberittener Turkomanen vom Stamme der Goklan zu reisen, die sich ganz zur Beschirmung der Personen eigneten, welche die an der Gränze stehenden Anführer und Inspectoren ihnen übergeben. Ich erfuhr, daß diese Turkomanen das Fort Kalla bald verlassen würden, aber versprochen hatten mich in geringer Entfernung von dem Eingang des Bergpasses zu erwarten, wenn ich mit ihnen ziehen wollte. Da wir aber heute schon 20 Meilen zurückgelegt hatten, so entschloß ich mich die Nacht hier zu bleiben, damit sich Menschen und Thiere für die künftigen Beschwerden stärken könnten, um am Morgen des folgenden Tages den gefährlichen Weg unter dem Schutz einiger Reiter anzutreten, die mir der Chan mitgeben wollte.

Der Morgen war trübe, die Wolken senkten sich bis an den Fuß der Berge herab, alles deutete auf heftigen Regen, und ich war fast gesonnen auch diesen Tag lieber hier noch zuzubringen, als eine so lange und gefahrvolle Reise im schlechtesten Wetter anzutreten; aber Beder Chan war dieser Meinung nicht, er schien es für seine Pflicht zu halten alle Anstalten zu meiner Abreise möglichst zu beschleunigen; es wurde also gegen zehn Uhr Vormittags geladen und wir verließen das Fort. Dicht vor dem Thore überfiel uns ein so heftiger Sturm und Gußregen, daß wir im Augenblick ganz durchnäßt wurden. Dieser schlechte Anfang bewog mich, für die Rückkehr zu stimmen, weil ich fürchtete, das Gepäck würde von dem Regen so schwer werden, daß es die Thiere kaum tragen könnten; aber die mich begleitenden Reiter riefen aus, es würde uns großes Unglück bringen, wenn wir wieder umkehrten, und meine Leute schienen derselben Meinung zu seyn. Da ich mich keineswegs in einen Kampf mit ihrem Aberglauben einlassen wollte, der doch nur zu meinem Nachtheil ausgefallen seyn würde, so zogen wir trotz des Unwetters muthig weiter.

Etwa fünf Meilen weit läuft die Straße in einer fast südwestlichen Richtung die Ebene entlang, bis man zum Fuße des Derkesch gelangt, eines rauhen Engpasses in den Hügeln, welche die große Elbruzkette von den kleinern Bergen und Thälern im Norden trennen. Man findet hier zahlreiche Haine und Gehölze, besonders eine Art Ceder, die immer grün und sehr buschig ist, und deren Blätter, wenn man sie reibt, einen terpenthinartigen Wohlgeruch von sich geben; eine Menge Brombeeren und ähnliche Bergsträucher wachsen auf den Felsen, und mehrere wildromantische Thäler öffneten sich den Blicken der Vorüberziehenden. Die natürliche Wirkung der Landschaft wurde durch die hin- und herwogenden Nebelmassen noch erhöht, so wie durch die unablässig herabstürzenden Regengüsse, hinter denen die hohen, wunderlich gestalteten Felsen uns wie Riesen erschienen.

Die unregelmäßig sich hinwindende Straße führte uns zu einer ziemlich großen, ganz unbewohnten Ebene, welche sich nach Westen hin in eine noch größere herabsenkt. Auf dieser jetzt von Menschen ganz verlassenen Fläche findet man viele Begräbnißplätze, deren zwischen dem hohen, dürren Gras emporragende Grabsteine ein trauriges Zeugniß von dem Daseyn längst verschwundener Menschen geben. Viele dieser Grabsteine lagen auf einem sonderbar erhöhten Mauerwerk. Es durchkreuzen sich hier die beiden Wege, auf denen die räuberischen Turkomanen nach Suzawar, Schahrud und Dschadscherm ziehen. Der Nebel verhinderte uns die Wege selbst zu sehen, aber man bemerkte deutlich stark betretene Stellen auf der ganzen Ebene. Die vom Stamme der Tjukihs, welche so gern auf Plünderung ausziehen, kommen häufig vorbei an diesen öden, schaurigen Flächen und Grabstätten.

Wir erreichten die große Ebene von Armukuli, nachdem wir durch einen hohen Paß gekommen waren, in welchem sich der Nebel auf einen Augenblick verlor, so daß wir die hohen, mit Schnee bedeckten nördlichen Elbruzgipfel sehen konnten. Von hier stiegen wir, uns immer dicht an den Bergen rechter Hand haltend, zu einer Quelle hinab, die ihr Wasser in das

Thal zur Linken sendet; wie alle Wasserplätze in der Wüste, gehört auch sie zu den gefährlichsten Punkten des ganzen Weges, denn wenn die Tjukihturkomanen auf den Raub ausgezogen sind, kann man darauf rechnen, hier welche zu treffen, weil sie hier Fourrage, Wasser und Brennholz im Ueberfluß finden und alle Reisenden bei ihnen vorüberziehen müssen. Wir fanden einen Schädel, der nach der Breite der Backenknochen einem Turkomanen angehört hatte, der in einem Scharmützel geblieben seyn mochte. Die mich begleitenden Reiter erzählten, daß erst im vorigen Jahre 14 Turkomanen von den Leuten des persischen Gränzhüters Jussuf Ali Chan getödtet worden seyen. Wir eilten so rasch als möglich und mit der größten Vorsicht an dieser gefährlichen Stelle vorüber, ließen ein 30 Meilen breites Thal, das sich nach Süden erstreckte, zur Linken, und betraten einen schmalen Streifen, der uns gegen 7 Uhr Abends nach Robat Ayescha, einem verfallenen Karawanserai brachte, welches an dem Abhange der Hügel liegt; es ist ebenfalls ein verrufener und gefährlicher Platz: allein da wir bereits 32 Meilen zurückgelegt hatten, so waren wir froh, hier einige Zeit anhalten zu können und in einem der zerstörten Schwiebbogen einigen Schutz zu finden. Ehe wir anlangten, bemerkten die vorausziehenden Reiter ein Rudel wilder Schweine, die in einer sumpfigen Schlucht zu unsrer Linken lagen; sogleich jagten einige Reiter diese Thiere auf, schnitten ihnen glücklich den Rückzug ab und trieben sie den Abhang herunter nach uns zu; sie wählten dann eines der größten aus und nun begann eine große Jagd, bei der jeder, der ein unbeladenes Thier ritt, auf den Eber lossprengte, nach ihm mit der Lanze stach oder mit dem Schwerte hieb, während das Thier träge forttrabte, um sich mit dem Rudel wieder zu vereinigen, aber dabei mit seinen Hauern an denen sich zu rächen suchte, die sich zu sehr in seine Nähe wagten. Weder die Lanzen noch die Schwerter machten einigen Eindruck auf das dicke Fell des Thieres, und es schien auf dem besten Wege der Rettung zu seyn; da kam es in meine Nähe, ich konnte mich nicht enthalten an der Jagd Theil zu nehmen, zog eine meiner Doppelpistolen, ritt auf den Eber los und feuerte beide Rohre auf einmal ab; mit einer Kugel fehlte ich, die andere aber traf, worauf das Thier durch den Blutverlust zwar sehr geschwächt wurde, aber noch immer seinem Morast zulief, bis endlich ein alter Mann, der einen kräftigen turkomanischen Grauschimmel ritt, darauf zusprengte, sein Pferd rasch herumtummelte, und ihm dabei Gelegenheit gab, mit den Hufen nach dem Eber zu schlagen, was das Pferd auch so gut verstand, daß derselbe, an der Seite des Kopfes getroffen, todt niederfiel. Es ist bei den Kurden und noch mehr bei den Turkomanen gebräuchlich, die Pferde so abzurichten, daß sie nach den Feinden schlagen, hauen und beißen, wodurch sie bei Gefechten ihren Herren sehr nützlich werden.

Als der Eber todt war, stieg ein Kurde ab, nahm sein Schwert und hieb viermal auf das Thier, aber er konnte nicht einmal die Borsten, geschweige denn die Haut durchhauen; man kann sich demnach wenigstens einen Begriff machen, wie fest und zäh die Haut dieses Thieres war, da sie einem scharfen persischen Schwert, welches ein sehr kräftiger Mann führte, widerstand. Ich fragte die Kurden, warum sie sich so viel Mühe gäben, und ihre Pferde, welche sie doch noch für die Reise brauchten, so ermüdeten, um ein Thier zu tödten, das sie ja doch nicht essen dürften. „Ist es nicht ein Feind," entgegneten sie, „und müssen wir nicht jederzeit, wenn wir mit ihnen zusammtreffen sie zu tödten suchen?" Ich vermuthe übrigens wohl nicht ohne Grund, daß sie auf das Fleisch des Thieres Absichten hatten, und daß sie bei ihrer Rückkehr, wo kein Fremder zugegen war, die anlockende, aber verbotene Speise wohl verzehrt haben werden. Einer meiner moslemischen Begleiter, der in dieser Hinsicht keine Vorurtheile hatte und sehr hungrig war, bedauerte gar sehr, daß wir das Thier nicht mitnehmen konnten, und ich will nicht läugnen, daß ich ganz seiner Meinung war.

Wir blieben einige Stunden in dem Robat Ayescha, fütterten unsere Pferde, erwärmten uns an einem aus trockenen Sträuchern gemachten Feuer, erfrischten uns durch etwas Thee und Brod, wobei wir abermals mit schmerzlicher Sehnsucht an das schöne wilde Schwein dachten, welches wir hatten zurücklassen müssen; dann brachen wir wieder auf, denn das Karawanserai war keineswegs ein sicherer Ort, und ritten im raschen Schritt in südwestlicher Richtung vorwärts.

Griechenland im Jahre 1842.

(Fortsetzung.)

3. Geldwesen.

Mit dem Beginn des Jahres 1842 trat die sehnlich erwartete griechische Nationalbank ins Leben. Sie ist als anonyme Gesellschaft constituirt, deren Wirkungskreis sich nur auf zwei Geschäftszweige erstreckt: 1) Anleihen auf Hypotheken und Pfänder und 2) Escomptiren. Außerdem ist sie ermächtigt, Banknoten in einem mit ihrem Capital analogen Betrage in Umlauf zu setzen. Die Bank leiht auf Hypothek zu 10 Proc. jährlich und escomptirt Wechsel mit drei solventen Unterschriften und von höchstens drei Monaten Zahlungsfrist zu 8 Proc. Das Capital der Bank ist als Maximum auf 6 Millionen Drachmen festgesetzt und besteht aus Actien zu 1000 Drachmen, von denen bis jetzt jedoch nur 3,949,000 Dr. gezeichnet sind. Auf diese wurden 50 Proc. ganz, 25 Proc. theilweise eingezahlt und über die Einzahlung der letzten Rate ist noch nichts beschlossen. Die Nationalbank hat den gehegten Erwartungen des Publicums nicht entsprochen; denn wiewohl sie zu dem in Griechenland äußerst niedrigen Zinsfuß Gelder ausleiht, gewährt sie den wohlhabenden, aber geldbenöthigten Gutsbesitzern keine sonderliche Erleichterung. Ueberhaupt ist ihr Wirkungskreis zu beschränkt, um einen Einfluß auf die Verminderung des sehr hohen Zinsfußes zu üben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein zehnmal größeres Capital als das der Bank Abnehmer finden würde: dieß sah die Direction ein und veranlaßte sie, um den Zudrang zu vermeiden, Bedingungen zu stellen, die dem Publicum lästig sind; hiezu ist namentlich der Beschluß zu zählen, daß selbst auf Hypothekargüter von zwanzig- und fünfzigmal größerem Werthe nicht mehr als 5000 Dr. geliehen werden darf. Diese Maaßnahme veranlaßte natürlich Unzufriedenheit, denn mit einer so

geringfügigen Anleihe ist den Gutsbesitzern nicht gedient, sie müssen daher anderweitig ihre Zuflucht nehmen und 15 bis 18 Proc. Zinsen auf die zweite Hypotheke entrichten. — Ungeachtet der großen Vorsicht, womit die Bank zu Werke geht, und der zahlreichen Documente über Eigenthumsrecht, die sie verlangt, geschah es doch in einzelnen Fällen, daß sie auf Güter und Häuser mehr als deren Werth vorgeschossen hat. Im Ganzen lieferte aber das erste Geschäftsjahr ein für die Actionnäre günstiges Resultat. Die erste halbjährige Dividende betrug 3½ Proc. oder 7 Proc. für ein Jahr, und die nächstens zu vertheilende zweite ist beinahe 4 Proc. An Banknoten sind in Summen von 500, 100, 50 und 25 Dr. ungefähr für 300,000 Dr. im Umlauf, und da sie auf königliche Verordnung bei allen königlichen Cassen und Behörden für voll angenommen werden, so befestigt sich ihr Credit immer mehr.

Im Laufe des Jahres 1842 sind beträchtliche Summen baaren Geldes ins Land gekommen, wozu wohl die Anwesenheit der vielen fremden Kriegsschiffe viel beigetragen hat. So z. B. gab das französische Geschwader unter Lasusse, das im verflossenen Sommer vor Pyräus stationirte, täglich 10,000 Franken aus. Gegenwärtig überwintern hier mehrere englische Kriegsschiffe, darunter das vom Contreadmiral befehligte Linienschiff Howe von 120 Kanonen mit 1004 Mann, welches allein jeden Monat 5000 Pfd. St. für Lebensmittel u. s. w. ans Land bringt, ohne hier die kleinern Verdienste zu gedenken, welche den Kaffee- und Wirthshäusern, den Lohnkutschern, Pferdevermiethern u. s. w. zufließen. Hier verdient noch erwähnt zu werden, daß einige griechische Familien aus Oesterreich, Ungarn und den türkischen Provinzen sich im letzten Jahre nach Athen übergesiedelt und ihre Capitale hier gegen Zinsen angelegt haben.

4. Industrie.

Unter den vielen industriellen Unternehmungen, die im verflossenen Jahre ins Leben getreten sind, verdienen zwei einer besondern Erwähnung: die Runkelrübenzucker-Compagnie und eine Glasfabrik. Erstere ist eine von der Regierung privilegirte anonyme Actiengesellschaft, deren Fabrik in Kanouria Choria (Neudorf) in Böotien, an der Seeküste, im Angesicht der Insel Negroponte sich befindet. Sie hat mit einem großen Kostenaufwand die nöthigen Maschinen aus Frankreich kommen und eine bedeutende Strecke Landes (600 Stremmata) mit Runkelrüben zur Versorgung der Fabrik besäen lassen. Die Leitung des Ganzen ist einigen Franzosen anvertraut. Das Unternehmen soll sich günstig stellen, wiewohl die Proben von dem dort fabricirten Zucker, die ich gesehen habe, durchaus nicht zu der Hoffnung berechtigen, daß die Fabrik jemals die Concurrenz mit dem Rohrzucker auszuhalten im Stande seyn werde.

Die kürzlich in Pyräus angelegte Glashütte wird ebenfalls durch Franzosen und zwar für Privatrechnung verwaltet. Dieß Unternehmen läßt die besten Ergebnisse erwarten, denn der Verbrauch der Glaswaaren, besonders des Fensterglases, nimmt in dem Maaße zu, als jährlich immer mehr neue Häuser gebaut werden. Das meiste Glas ward bisher aus Venedig, viel auch aus den böhmischen Fabriken zugeführt. Aus Belgien kamen im verflossenen Jahre einige Kisten zur Probe, die wohlfeil geliefert und mit großem Vortheil verkauft wurden. Da Griechenland die zur Glasfabrication nöthigen Ingredienzen besitzt, so könnte man freilich den Bedarf selbst erzeugen und so eine schöne Summe im Lande behalten, die jetzt alljährlich in das Ausland geht. Die Glaswaareneinfuhr beträgt ungefähr 150,000 Dr. jährlich. — Die Fortschritte, welche die Industriearbeiten in der königlichen Militärstrafanstalt in der Festung Palamides bei Nauplia gemacht haben, übersteigen jede Erwartung. Da man im Lande erzeugte Schaf- und Baumwolle in genügender Menge besitzt, so bedurfte es nur noch geschickter Meister, um die Sträflinge im Spinnen und Weben zu unterrichten. Diese wurden gefunden und angestellt, und das Fabrikwesen wird nun innerhalb der Festungsmauern aufs thätigste betrieben. Dieses glückliche Unternehmen verdankt man dem ehemaligen Kriegsminister General Schmaltz. Die aus dieser Anstalt hervorgehenden Fabricate dienen meist zur Bekleidung der Truppen, aber die Sträflinge dürfen ihre Arbeiten auch Privatpersonen verkaufen, wenn diese ihnen bessere Preise als die Armee-Kleidungscommission zahlen, und so sieht man auch viele hier verfertigte Stoffe in den Bazaren von Athen und Nauplia zum Verkauf ausgeboten.

Es ist sehr zu bedauern, daß in Griechenland, wo so viele wichtige Rohstoffe in reicher Fülle vorhanden sind, so wenig für deren Verarbeitung gethan wird, und was in Betreff des Glases gesagt wurde, gilt auch für andere Gegenstände. Für Seife z. B. gehen jährlich über 400,000 Dr. ins Ausland, während das Oel zu derselben aus Griechenland geholt wird. Bei einem Ueberflusse an Büffel-, Ochsen- und Kuhhäuten, Schaf-, Ziegen-, Lamm- und Hasenfellen und an trefflichem Gerbematerial, als Eichenrinde und Knoppern, zahlt man Jahr aus Jahr ein über eine Million Drachmen für ausländisches Leder. Wie leicht könnten Papierfabriken errichtet werden, und dennoch sendet man mehr als 250,000 Dr. für Papier aus dem Lande. In jeder Provinz, fast auf jeder Insel findet man den besten Töpferthon und an vielen Stellen auch Porcellanerde, dessen ungeachtet wird jährlich für 70,000 Dr. Steingut eingeführt; allein des Griechen Sinn ist für Industrie noch nicht erwacht, oder vielmehr er hat eine andere Richtung genommen: Handel, Schifffahrt und Landbau sind das Ziel seines Strebens, und nur durch sie glaubt er zum Wohlstand gelangen zu können.

(Schluß folgt.)

Die beiden Tschichatschew.

Die Journale haben im verflossenen Sommer den Namen Tschichatschew als Besteiger des Maladetta erwähnt, und in derselben Zeit befand sich ein zweiter Tschichatschew in Sibirien (s. Nr. 77). Beide sind Brüder, der sibirische Reisende heißt Peter, der andere um drei Jahre jüngere Platon. Letzterer diente zuerst im Militär, machte den türkischen und polnischen Feldzug mit und ging dann nach Konstantinopel, von da nach Algier, Sicilien und Spanien, worauf er nach Rußland zurückkehrte und im Jahre 1839 den Feldzug nach Chiwa als Freiwilliger mitmachte. Seine durch diesen Feldzug zerstörte Gesundheit erforderte eine Reise in südlichere Gegenden; er begab sich nach Italien, von da nach Frankreich, und in der Mitte vorigen Jahres bestieg er, wie oben bemerkt, den Maladetta. Peter Tschichatschew begann in der diplomatischen Laufbahn, und besuchte Konstantinopel, Aegypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland. Diese Reise weckte seine Neigung zu den Naturwissenschaften, und er begab sich zuerst nach Freiberg in Sachsen und dann nach Heidelberg. Die letzten acht Jahre brachte er fast unaufhörlich auf Reisen in ganz Europa und Nordafrika, so wie in Amerika zu. Längere Zeit hielt er sich im Königreich Neapel, namentlich in Calabrien auf, dessen geologische Beschaffenheit er zu einem besondern Gegenstande seines Studiums machte. Seine Reise nach dem Altai haben wir berichtet. (Vaterl. Annal. Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Die Brautschau.

„Du aldrig bliver gift, hvis det i dag ei skeer!“
Grete i „Kierlighed uden Strömper,“
af Wessel.

„Heurathen wirst Du nimmer, geschieht es nicht heut!“
Grete in „Liebe ohne Strümpfe.“
Von Wessel.

Zu meinen nähern Bekannten in Petersburg gehörte auch der Hofrath K., ein wunderlicher Heiliger. Man sah ihn in vielen Häusern des verschiedensten Ranges der Gesellschaft, von der Excellenz bis herab zum vornehmen Handwerker, und überall galt er fast als altes, zur Vollständigkeit gehöriges Meuble, so wenig dergleichen Pietät auch im Allgemeinen Sache der Petersburger zu seyn pflegt. Er hatte mehrmals Söhne Hochvornehmer auf Reisen ins Ausland begleitet, daher sprach er gern über alles ab und wurde sehr böse, wenn ihm jemand zu opponiren wagte, denn hatte er nicht allenthalben Alles gesehen? War ihm nicht selbst das Glück widerfahren, Sr. Excellenz Hrn. von Goethe zu Weimar aufwarten zu dürfen? Letzterer Passus bildete einen vorzüglichen Glanzpunkt seines Lebens; wen er mit der Erzählung desselben beglückte, der durfte sich rühmen bei ihm in Gunst zu stehen; es war der Höhepunkt seiner Erkenntlichkeit gegen eine Gesellschaft, wenn er damit als Beitrag zur allgemeinen Unterhaltung herausrückte, und wer sich eines Mangels an Aufmerksamkeit in so großen Momenten schuldig machte, durfte ewiger Ungnade fest versichert seyn. Viele fanden das Männchen wegen seines absprechenden, zum Dominiren geneigten Wesens unausstehlich, langweilig, abgeschmackt, während man ihm doch eigentlich nur das Mitleid nicht versagen durfte.

Gewiß hatte man ihm stets geschmeichelt, wenn er berufen wurde irgend ein hochvornehmes Stück der Gesellschaft auf die Weide der Civilisation unsrer Zeit, d. h. auf Reisen zu führen, damit eine beliebte Politur der Außenseite beigebracht werde, gleichviel wie es um das Innere stand. Sicher riß man sich um den interessanten Hofrath, wenn er von einem solchen Glättungszuge heimkehrend Aussicht versprach einer langweiligen Tischgesellschaft, einem zähen Theezirkel etwas Neues vorzuschwatzen, zumal da wo das neue polirte Stück zu hoch stand, um im Original angezogen werden zu können. Des Hofraths Eintritt in diese und jene einflußreiche Familie, herbeigeführt durch solches Austreiben auf den ausländischen Lebensmarkt, war nicht selten zu diesem oder jenem selbstsüchtigen Zwecke benützt worden, darum war er ja auch jetzt noch da geduldet, wo man ihn früher gesucht und ausgezeichnet, und mich verdroß deßhalb mancher von den zum Dominiren sich befugt haltenden Besuchern eines Hauses an den Tag gelegte Mangel an Toleranz gegen den alten Mentor, der das Unglück gehabt auf keinen einzigen Telemach zu stoßen, dessen Herz und Gemüth so beschaffen war alten Freunden stets den Vorrang vor neuen Bekanntschaften einzuraumen. Unschwer hätte man den wahren Propheten spielen und der selbstsüchtigen Unduldsamkeit unsrer Tage ein noch viel härteres Loos wahrsagen können, als den klugen Hofrath K. betroffen; denn es war mit Bestimmtheit anzunehmen, daß nur Wenige sich so lange wie K. auf dem glatten Boden der Gesellschaften Petersburgs halten, und zuletzt doch wenn auch nur noch geduldet werden würden.

Hofrath K. war Hagestolz und konnte mit wenigem in Petersburg leben, da seine Bekanntschaft in so vielen Häusern für ihn die eigene Menage entbehrlich machte; man sagte sich aber dennoch, er habe nicht wohl daran gethan sein Einkommen so wenig zu sichern, als es der Fal war. Es schien mir selbst, als ob es ihm öfter Kummer machte pecuniär nicht selbstständiger zu seyn; namentlich gab dieß seine Erscheinung nach dem Tode seines Bruders kund, der als wirklicher Staatsrath in einer gewissen Stellung zum Hofe stand. Die Eigenliebe des Hofraths mußte sich gekränkt fühlen bei der Bemerkung, daß seit dieser Zeit die Vernachlässigung seiner selbst in der Gesellschaft stark im Zunehmen begriffen sey; denn er besaß zu viel Menschenkenntniß, um dieß nicht endlich zu gewahren. Mit deutlicher Schrift glaubte ich um diese Zeit die Erkenntniß eines verfehlten Lebenszweckes auf seinem verkümmerten

Gesichte lesen zu können. Freilich quälten ihn nicht Sorgen um die Erhaltung einer vielleicht zahlreichen Familie, allein der Gedanke, daß er nirgend naturrechtliche Ansprüche auf liebevolle, innige Theilnahme an seinem Ergehen zu machen berechtigt sey, war doch wohl zur Ueberzeugung geworden. Mich dauerte der Mann zu jeder Zeit!

Als er noch geselliger war wie zuletzt, saßen wir einst am 13 Mai russischen Styls am Kamin eines der gastfreundlichsten Menschen, die je gelebt haben können. Draußen schlug schneeiger Regen, gepeitscht vom heftigsten Südwestwinde, an die Doppelfenster, und die Wärme des angezündeten Birkenholzfeuers, welches lustig seine Flammen leckend emporschlug, war höchst behaglich. Der Hofrath hatte die Verdauungszeit überstanden, und fing an aus einer stundenlangen Worterstarrung wieder aufzuthauen. Man kennt ja die alte Geschichte vom plenus venter! Es ist mir, als säße er noch jetzt vor mir und ich sähe, wie sich allmählich die alte Sprachlustigkeit in die abgenutzten Gesichtstheile verbreite, und er zum Hausherrn mit seiner heiseren Froschstimme ohne Consistenz und voller Zischlaute sagte:

„Wo sind die Zeiten hin, lieber F., als wir zusammen am 14 Mai auf die russische Brautschau in den Sommergarten *) gingen? Wissen Sie noch, wie eine alte Gelegenheitsmacherin durchaus bei Ihnen Ernst machen und Ihnen eine Frau aufreden wollte? He! He! Ich habe damals nicht wenig innerlich über Ihre Verlegenheit gelacht. Sie gingen eigentlich" —

„Pschah!" fiel ihm F. ins Wort, „wo bleibt Ihre weltberühmte Discretion, lieber Hofrath?"

„Ei was!" rief dieser in bester Laune, „es dreht sich ja um Ihre jetzige liebe Frau, also" —

„Wäre es jedenfalls besser," meinte unser freundlicher Wirth, „wenn Sie meinen Gästen, denen die alten Sitten fremd sind, eine recht umständliche Beschreibung des Verkehrs gäben, wie er sonst an dem genannten Tage im Sommergarten statt fand. Was kümmern sich die Herren darum, wie mich ein altes Weib geplagt!"

Auf diese Weise ward Hofrath K. auf eine Fährte gebracht, die ich gern verfolgt gesehen hätte, darum redete ich bestens zu, und der Geschmeichelte begann schmunzelnd:

„Ja sehen Sie, meine Herren, es war dazumal — vor etwa dreißig Jahren — gar vieles noch ganz anders als heutzutage, wo bald die ganze Welt Eine Uniform angezogen haben wird. Wenn man vorne, vom Michailoff'schen Schlosse herein, die Hauptallee des Sommergartens betrat, war man hinter sich — am 14 Mai — durch eine wahre Wagenburg von der Stadt abgeschnitten; das Gedränge der Equipagen kann jetzt bei keinem großen Feste stärker seyn, wie damals an diesem, für so viele verhängnißvollen Tage. Die Hauptallee veränderte sich seit jener Zeit nur wenig, höchstens sind die Bäume noch stärker und größer geworden; allein das Leben unter ihren Zweigen hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Betrat man damals den großen Gang, so war an ein unbehindertes Fortschreiten nicht mehr zu denken; man wurde, von der Masse einmal erfaßt, mechanisch fortgezogen, gleich der Leinwand auf der Mange. Diese Fülle fand sich selbst unter den ungünstigsten Witterungsumständen zusammen.

„An beiden Seiten der Allee und hart bis an den grünen Rasen gedrängt, stand eine lebendige Doppeleinfassung, deren Vorderseiten in der That manch Sehenswerthes, deren Garde arrière viel Komisches darboten. Es war die „Newjestinosmotr" (Brautschau, Schau mannbarer Mädchen). Die Mütter putzten daheim ihre weiblichen Sprößlinge aufs beste heraus, hingen ihnen alle irgend aufzutreibenden Kostbarkeiten an, pflanzten sich — im Sommergarten angelangt — in Reih und Glied der großen Schaar schon Vorhandener und stellten sich selbst hinter ihnen auf, um erwartende und auffordernde Blicke auf die vorbeiströmende Schaar der Gaffer oder Brautsuchenden zu werfen. Die Töchter der Kupzi und Mjeschtschanini (Kaufleute und Bürger) waren nach der Möglichkeit roth und weiß geschminkt; man erblickte einzelne, ächt orientalische Gesichtsbildungen, fand noch einzelner auch wohl eine hübsche Figur, allein darüber hinaus nur Physik neben vieler Häßlichkeit. Vergebens spähte der Kenner nach Zeichen innern Lebens bei den geputzten Puppen; umsonst suchte man auf jene beredsame der ganzen Welt verständliche Sprache der Blicke zu stoßen; es herrschte allenthalben nur starres Vorsichhinschauen, ähnlich den Wachsfiguren, die mit beweglichen Augen versehen sind. Ich besuchte den Sklavenmarkt in Konstantinopel und sah mich getäuscht in der Erwartung, daselbst Gleichartiges von unserer „Newjestino-smotr" zu finden. Erstens sprach schon mehr südliches Feuer aus den Augen der Morgenländerinnen und sodann konnte man sich auch nebenbei noch solider vom wirklichen Zustande der Physik überzeugen, als im Sommergarten, wo höchstens oberflächliche Conjecturen gemacht werden durften, die oft zu grausamen Täuschungen führen mußten. In andern Ländern hätte eine derartige Verheurathungsgelegenheit dem Beschauer mindestens die Vortheile gebracht, auf hübsche Mütter zu stoßen; allein die russische Lebensweise, vor allem die heißen Bäder, lassen die Russinnen vor der Zeit welken, daher war auch nirgends eine frische Frau hinter den Mädchen zu erblicken; indessen muß zugestanden werden, daß man seitens der Garde arrière, in Betreff der Augensprache, sich vortrefflich Rath wußte. Die von daher streifenden Blicke waren so herausfordernd und einladend, als sie einst Dame Potiphar nur immer auf den höchst tugendsamen Monsieur Joseph geworfen haben konnte.

„Den Raum im Baumgange zwischen der lebenden Einhegung füllten — bis zum Ersticken — in offenbarer Mehrzahl Fremde, denen das Schauspiel neu war; ihnen gesellten sich meist unterrichtete Einwohner zu. Sodann rangirten junge, unverheurathete Russen, von denen selten oder nie die Mädchenreihen durch Anreden attakirt wurden; sie wollten eben auch nur sehen und gesehen werden, und das eigentliche Commercium, den wirklichen Verkehr, stellten zunächst die Swachi

*) Wahrscheinlich Corruption für „Garten des Sommerpalastes."
J. W.

(Freiwerberinnen) her; ihnen pfuschten nur etwa die respectiven gegenseitigen Herren Väter einigermaßen ins Handwerk, indem sie da und dort antraten, den Mädchen bestenfalls ein Da's oder Niet's (Ja oder Nein, Herr!) zu entlocken, und einen Strom von Worten aus dem Munde ihrer Mütter mit bewunderungswerther Ertragungsfähigkeit über sich ergehen zu lassen, und ihnen einen Muth entgegensetzend, der nicht Jedermanns Sache seyn konnte.

„Die bedeutendsten Rollen spielten bei dem ganzen Spaße die Swachi. Muthig mischten sie sich unter die in der Mitte des Ganges stagnirende Männercolonne, und ließen sich nur höchst selten mit Jemand ein, der keinen Bart oder Kaftan trug, weil sie aus Erfahrung wußten, wie selten mit andern ein Geschäft zu Stande zu bringen war. Wohl befanden sich viele unter den Nichtbebarteten und Bekaftanten, die Stein und Bein geschworen hätten, nur der Neugier wegen hieher gekommen zu seyn; allein im Innern klang es oft ganz anders, da stand mit sehr leserlicher Schrift geschrieben: Je nun! wenn die Tochter eines reichen Russen mir ein paarmal 100,000 Rubel zur Mitgift bietet und Urtheilskraft genug besitzt, meine Vorzüge zu erkennen, so lasse ich mich am Ende bereden, einen dummen Streich zu machen, zumal wenn sie hübsch ist. Letzterer Nachsatz stand auf je wankelmüthigeren Füßen, je mehr sich die Mitgiftsbedingung verwirklicht hatte; ja man würde es sogar mit der Urtheilskraft vielfach nicht sehr genau genommen haben.

„Waren demnach die Fremden oder Ausländer und Nichtrussen außerhalb der Speculationslinie der Swachi gelegen, so konnte sich ihr ganzes Talent mit voller, ungetheilter Kraft auf Bekaftante werfen, sie mochten nun im vollen Schmucke des Bartes seyn, oder noch mit den Gänsen im Streite um diese Ehre liegen. Nichts auf Erden kann mit der Beharrlichkeit verglichen werden, die eine solche Swacha an den Tag legte, wo es galt ein Geschäft zu Stande zu bringen, das ihre Taschen zu füllen versprach. Demosthenes und Cicero haben zweifelsohne große Rednergaben besessen, allein was zweckgemäße Ueberredungsgabe anbelangt, hätten sicherlich beide noch bei gar mancher Swacha in die Lehre gehen können. Hauptgewicht bei diesem Handel war auch damals schon „Geld," oder was damit verwandt zu seyn pflegt; darauf folgte etwa „Vornehmheit" der verhandelnden Personen, oder derer, an die sich der an den Mann oder die Frau zu bringende Gegenstand etwa hängen konnte, vermöge Verwandtschaft, Bekanntschaft ꝛc.; endlich kamen bei den Mädchen offene und verborgene Reize zur Sprache und in die Wagschale, während bei den Männern von Geschicklichkeiten aller Art, so wie von sonstiger Vollkommenheit die Rede war. Daß man sich gegenseitig die Hälse auf ganz entsetzliche Weise vollog, obschon jede Partei zum voraus fest überzeugt seyn konnte, die andere werde sich kaum allein mit Schwindeleien und Redensarten fangen lassen, versteht sich bei denen von selbst, die jemals Russen kennen lernten und welche wissen, daß man es nun einmal ohne solche Seifenblasen nicht zu thun vermag!

„Hin und wieder stieß man wohl auch auf einen Swat (Brautwerber); allein dergleichen Leute hatten zu gefährliche Concurrentinnen an den Swachi, um sehr in Aufnahme und Aufschwung kommen zu können. Uebrigens wurden auf dieser Heurathsbörse am 14 Mai die Geschäfte nur eingeleitet und vorläufig besprochen; die eigentlichen „Schlußzettel" fertigte man erst bei Gelegenheit einer zweiten Zusammenkunft aus, die meist acht Tage später veranstaltet wurde. Ich bin öfter zu solchen Partien eingeladen worden und kann versichern, daß die Feilscherei, so wie der ganze übrige Trödel des Hin- und Herredens noch viel toller gespielt wurde als zuvor, weil jeder Theil fürchten mußte, es möchten Rückschritte geschehen, wo es alsdann den Verlust eines Jahres galt. Da man jedoch beiderseits nach größtmöglichen Vortheilen strebte, so läßt es sich denken, welch' schweren Stand namentlich Swacht und sonstige stark bei der Angelegenheit Interessirte hatten. Könnten die Marmorstatuen des Sommergartens reden, es würde manch ergötzlicher Schwank zu Tage kommen, den die Teufels-Swacht ausgeheckt und durchgeführt."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wasserversorgung Triests.

Der im Ausland Nr. 26 v. d. J. enthaltene Artikel hat eine Polemik in dem Triester Osservatore veranlaßt, die wir, als dem Gegenstand zu fremd, nicht weiter zu spinnen gedenken, und wir bemerken hier bloß, daß dieß Blatt vom 22 Febr. einen A. R. unterzeichneten Aufsatz enthält, welcher die verschiedenen Hülfsmittel, um Triest mit Wasser zu versorgen, bespricht, gleichfalls dem Anbohren des Karstes bei Trebich vor allen andern den Vorzug gibt, und die Kosten des Unternehmens auf 450,000 fl. berechnet, eine Summe, die uns nahezu um die Hälfte zu hoch scheint, da der Verfasser die Nothwendigkeit einer unterirdischen Galerie von 2000 Klaftern voraussetzt, nachher aber selbst sagt, daß die Kosten sich wohl bedeutend ermäßigen würden, indem man allen Grund habe zu vermuthen, an einem Punkte, der um 1500 Klafter Triest näher liegt, schon auf das Wasser zu stoßen. Ein zweiter Artikel in einer Beilage zum Osserv. Triestino vom 4 März ist etwas ab irato geschrieben, weil der Aufsatz in Nr. 26 des Auslands die Leitung des Wassers von St. Giovanni her gänzlich verwirft, hauptsächlich weil man dort nur auf schwache Wasseradern stieß, und weil das Mittel, um mehr Wasser herbeizuziehen, nämlich Bepflanzung des Karstes, als gänzlich chimärisch bezeichnet wurde. Ohne uns im geringsten weiter darauf einzulassen, bemerken wir bloß, daß es weder vox populi ist noch seyn kann, das Trinkwasser meilenweit herzuleiten, wo es im Winter einfrieren und im Sommer lauwarm ankommen würde, wenn man nicht die Leitungsröhren hinlänglich tief legt, was am steinigen Karst ungleich mehr kosten würde, als wenn man gleich einem Stollen auf die etliche hundert Klafter weit entfernten reichen Gewässer von Trebich eintreiben läßt.

Griechenland im Jahre 1842.

(Schluß.)

5. Communicationsmittel.

Für die Ausführung der längst projectirten Kunststraßen durchs ganze Land ist im verflossenen Jahre wenig oder nichts geschehen. Eine

ausländische Gesellschaft hat von der Regierung die Concession zur Errichtung einer Eisenbahn auf der eine deutsche Meile langen Strecke zwischen Athen und dem Hafen von Piräeus erhalten; dieses Project dürfte aber wohl schwerlich bald zur Ausführung kommen. Besser ist für die Verbindung zwischen Griechenland und dem Ausland gesorgt. Drei französische, zwei österreichische und zwei englische Dampfboote bieten genügende Gelegenheit zur Correspondenz mit allen andern Ländern.— Die griechische Generalpostverwaltung verdient übrigens allgemeine Anerkennung wegen ihres unermüdlichen Eifers zur Verbesserung des Postwesens, und die diesfälligen Ergebnisse waren im verflossenen Jahre befriedigend. Das Deficit war weit geringer, als man im Budget angeschlagen hatte. Bis jetzt bestehen in Griechenland 67 Poststellen, welche auf 360 vermehrt werden sollen, ohne daß die Ausgaben für die Staatscasse sich dadurch höher stellen würden; da die Gemeinden selbst gehalten seyn sollen, auf ihre eigenen Kosten einen Postenverkehr untereinander zu bewerkstelligen.

6. Gesundheitszustand.

Die seit mehrern Jahren bestehenden Contumazanstalten haben sich auch in der letzten Zeit als vollkommen genügend bewährt, und ungeachtet des täglichen lebhaften Verkehrs zwischen den griechischen Inseln, Syrien, Aegypten und den Barbareskenstaaten ist nie ein verdächtiger Krankheitsfall im Königreich vorgekommen. Die europäischen Mächte gewinnen daher immer mehr Vertrauen zu den griechischen Sanitätsmaaßnahmen. Dieß ist für Griechenland von hoher Wichtigkeit, denn seitdem die Frage gelöst wurde, ob das neue Königreich zum Orient oder zum Occident gezählt, ob es mit in den großen Bund der europäischen Staaten gezogen werden oder in der Kategorie der levantischen und folglich pestverdächtigen Länder bleiben soll, ist sein rastloses Streben dahin gerichtet, als die äußerste Schutzmauer Europa's angesehen zu werden, sich selbst aber in freien Verkehr mit allen andern europäischen Staaten zu setzen. Es ist Griechenland in der That auch gelungen, in verschiedenen Handelsverträgen diesfällige Begünstigungen zu erlangen: Schiffe, die aus griechischen Häfen nach Norwegen, Schweden und den nordamerikanischen Freistaaten gehen, genießen tractatmäßig den Vortheil, daß die Reisezeit als Quarantäne angesehen wird, und sie folglich in freier Praktik daselbst einlaufen. Das aufgeklärte, aber vorsichtige Oesterreich hatte stets ein wachsames Auge auf Griechenlands Sanitätsmaaßregeln, und da es nach langjähriger Prüfung sich von der Zweckmäßigkeit derselben überzeugt hat, so fand es sich in der neuesten Zeit ebenfalls bewogen, die bis dahin beobachteten strengen Gesetze zu Gunsten Griechenlands zu mildern. Für die österreichischen Dampfboote und alle andern aus griechischen Häfen kommenden Schiffe, welche einen Sanitätsguardian an Bord haben, ist die Quarantänezeit auf sieben Tage reducirt, und zwar beginnt sie schon in Corfu, so daß die Segelschiffe in völlig freier Praktik in österreichischen Häfen einlaufen können, die Dampfboote daselbst aber nur einer Beobachtungscontumaz von höchstens 48 Stunden unterworfen sind. Die päpstliche und andere italienische Regierungen sind diesem Beispiel Oesterreichs gefolgt, und die französische Regierung hat erst kürzlich ähnliche Zugeständnisse in Betreff der Provenienzen aus Griechenland ertheilt. Im übrigen war der Gesundheitsstand in Griechenland während des verflossenen Jahres nichts weniger als günstig: es herrschte in fast allen Provinzen eine bösartige epidemische Krankheit, besonders in der Hauptstadt, wo sie leider sehr viele Menschen hinraffte. Sie stellte sich im Julius ein, und ist jetzt, Ende Januar, noch nicht ganz verschwunden. Seit undenklicher Zeit herrscht der Glaube oder vielmehr Aberglaube, daß diese Epidemie periodisch und zwar alle sieben Jahre zurückkehre. Früher hatten sich die vornehmen türkischen Familien immer von Griechenland alle sieben Jahre entfernt und sich nach Konstantinopel oder den Küsten von Anatolien zurückgezogen, bis die Epidemieperiode vorüber war. Die Rückkehr der Krankheit in den Jahren 1835 und 1842 trug nicht wenig dazu bei, dem herrschenden Aberglauben neue Nahrung zu geben. — Die Blatterneinimpfung wird mit der größten Strenge überwacht, und der Erfolg stellte sich im vorigen Jahre überaus befriedigend.

7. Schulwesen.

Die Schulanstalten haben sich auch im verflossenen Jahre im Königreich merklich vermehrt. Die in Athen bestehende Gesellschaft „der Freunde der Erziehung" hat das von dem amerikanischen Missionär Hrn. Hill gegründete Erziehungsinstitut für Gouvernanten und Schullehrerinnen nebst den damit verbundenen Kinderschulen übernommen. Diese Gesellschaft erfreut sich der kräftigsten Unterstützung besonders von Seite der im Auslande wohnenden Griechen. Sie beabsichtigt jetzt ein eigenes großes Schulgebäude auf dem Boulevard in Athen aufführen zu lassen, wozu sie das Grundstück bereits käuflich an sich gebracht hat. Die Schüler in der polytechnischen Anstalt machen sichtbare Fortschritte. Ueberhaupt sieht man ein unverkennbares Streben nach Bildung. Auch dramatische und Tonkunst werden sehr gepflegt. In diesem Winter wurden unter dem besondern Schutze Sr. Maj. des Königs griechische Dramen im Theater zu Athen von Eingeborenen aufgeführt, deren Leistungen viel für die Zukunft versprechen. — Die Zahl der Studenten an der Universität zu Athen für das laufende Wintersemester betrug 51 Mediciner, 14 Theologen, 25 Philologen und 36 Juristen; zusammen 126.

8. Antiquitäten.

Die von Privaten errichtete archäologische Gesellschaft war auch im vorigen Jahre sehr thätig; ihre Arbeiten haben sich meist auf die Herstellung des Parthenons beschränkt. Die in der Mitte des Tempels befindliche türkische Moschee wurde als baufällig und effectstörend im Sommer abgebrochen, dagegen die nördliche Colonnade des Parthenons aufgebaut. Acht Säulen sind auf diese Weise mehr oder minder restaurirt, so daß beinahe die ganze Reihe wieder hergestellt ist. An wirklichen Mitgliedern zählte die Gesellschaft beim vorjährigen Rechnungsabschlusse 391, und die Zahl der Ehrenmitglieder belief sich auf 170. Etat der Gesellschaft im verflossenen Jahre: Einnahmen 4203, Ausgaben 4184 Drachmen.

Miscellen.

Theater zu Paris. Zu Paris finden sich 17 Theater, die zusammen täglich 25,990 Plätze zu verkaufen haben (und auch in der Mehrzahl wirklich verkaufen). Dabei sind die zufälligen Schauspiele, die Theater der Banlieue, die Concerte und die öffentlichen Gärten noch nicht mit einbegriffen. (Monit. industr. vom 5 März.)

Patentirte in Paris. Es kann einen Begriff von der Zunahme der Gewerbthätigkeit in Paris geben, daß die Zahl der Patentirten im Jahre 1832 nur 51,751, im Jahre 1842 dagegen über 80,000 betrug. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1843.

Die Gesellschaft in Athen.

Die nordische Biene vom 22 Febr. (6 März) enthält einen Artikel, welcher neben mehreren, nicht sehr freundlichen Bemerkungen manches Charakteristische mittheilt, und aus dem wir Nachstehendes entheben.

„Am 1 Junius 1831 ergriff König Otto die Zügel der Regierung, und am 22 November stellte er seinen Unterthanen die junge Königin vor. König und Königin mußten nun einen Hof haben, aber wie diesen finden in einem Lande, wo die Rajas vor kurzem erst ihre Selbstständigkeit erlangt hatten. Aber Griechenland ist fruchtbar, und man darf nur mit dem Fuß auf die Erde stampfen und es springt das kriegerische Roß daraus hervor, wie der Oelbaum des Friedens. Alle unentbehrlichen Erfordernisse des geselligen Lebens entwickeln sich hier schnell. Der Hof besteht jetzt aus einem Hofmarschall (aularkis), 6 Adjutanten und drei Officieren du jour, aus einer alten und zwei jungen Staatsdamen. Eine dieser letztern ist eine bevorzugte Deutsche, die zweite ist die stolze, edle Triantaphyllon Bozzari, die Tochter des berühmten Marko Bozzari. Der Hof des Königs ist völlig auf den Kriegsfuß eingerichtet, und unter seinen Adjutanten befindet sich der peloponnesische Oberst Kolokotroni, der Sohn des berühmten *) Kolokotroni, der Albanese Gardikioti Griwas und der Suliote Tzavellas.

„Bei den Hoffesten finden sich Repräsentanten aller Provinzen ein, von denen viele nie Gelegenheit hatten, solche Feste zu sehen, und dennoch erblickt man keine Spur von Zwang und Verlegenheit. Mit der den orientalischen Völkern eigenthümlichen Vorsicht übereilen sich die Griechen nicht in ihrem Reden und Handeln, und vermeiden eben dadurch Verstöße. Die Männer erscheinen in der reichen, schönen Tracht Rumeliens und Morea's; die Frauenkleidung ist nicht angenehm, denn die mit Gold gestickten Röcke der Albaneserinnen verhüllen die Formen. Das Costüm der Hydriotinnen steht nur bejahrten Damen gut, das athenische ist leichter und schöner: Triantaphyllon Bozzari hat ihm etwas Nationales gegeben. Seltsam nimmt sich an den Damen der Fes aus, eine große, rothe Mütze mit blauer Quaste, aber den jungen Mädchen gibt er ein gewisses keckes Ansehen, und ist namentlich auf Bällen reizend. Der freundlichste Kopfputz und das koketteste Costüm ist ohne Widerspruch die goldene Mütze und der kurze Rock der Smyrniotinnen, die man jedoch sehr selten auf den athenischen Bällen sieht, wo vorzugsweise die Pariser Mode herrscht. Man muß indeß gestehen, daß der geschmeidige athenische Körperbau bei den lustigen Geweben sehr gewinnt. Die athenischen Griechen haben einige gute Eigenschaften der Franzosen und viele ihrer Fehler: sie sind klug, thätig, gewandt, unternehmend, stehen aber den Franzosen an Leichtsinn keineswegs nach, und übertreffen sie noch in der Eitelkeit. Die Frauen, noch in die Fesseln der orientalischen Sitte geschlagen, leben fast nur für sich, zeichnen sich doch aber auch schon durch Leidenschaft zu Putz, durch Geschmack, gekünstelte Einfachheit und kluge Vertheilung der Farben in ihrem Costüm aus. Viele haben die Geheimnisse der Mode in Paris studirt, dort sich gebildet, und spielen jetzt die Rolle der Lehrerinnen unter ihren Landsmänninen.

„Die vornehme athenische Gesellschaft sammelt sich im italienischen Theater. In dem einen Theile der Stadt ist eine einzelne Säule, die aus dem Aeskulaptempel sich erhalten haben soll. Im Volke herrscht noch der Glaube an den Gott der Gesundheit: unterhalb der Statue ist eine Nische, wo Kranke und ihre Verwandten angezündete Kerzen aufstellen. Wenn man wissen will, ob ein Kranker bald gesund werden wird, so reißt man ihm ein Haar aus dem Kopfe und klebt es an beiden Enden mit Wachs an die Säule; bleiben beide Ende fest kleben, so ist dieß ein Zeichen einer gefährlichen Krankheit; macht sich aber ein Ende los, so endet das Leiden des Kranken schneller oder langsamer, je nachdem das Ende plötzlich oder allmählich sich losgemacht hat; machen sich aber beide Enden los, so ist die Heilung unfehlbar. In der Nähe dieser Aeskulapsäule nun hat man dem Gott der Musik einen Tempel errichtet. Auf dem Theater gibt man zuweilen griechische Tragödien, z. B. eine griechische Uebersetzung des Aristodemo von Monti, Marko Bozzari und ähnliche Stücke, die gewöhnlichen

*) Vor kurzem verstorbenen. A. d. R.

Vorstellungen aber beschränken sich auf italienische Opern. Das weibliche Publicum besteht ausschließlich aus dem der höchsten Stände.

„Viele sehr mannichfache Elemente, die sich noch nicht verschmolzen haben, bilden die athenische Gesellschaft. Die schönsten Hotels gehören wie natürlich dem diplomatischen Corps, aber auch die bedeutendern griechischen Familien, Argyropule, Karadscha, Suzzo, Rhizo und Maurokordato haben ihre Hotels auf europäischen Fuß eingerichtet, da die Fanarioten schon lange vor der Befreiung Griechenlands die Sitten und Gewohnheiten des Westens angenommen hatten, ihre Kinder die französische Sprache lernten, und die Umstände selbst sie zu fortdauerndem Verkehr mit den Diplomaten nöthigten. Aber jede Familie hat ihren abgesonderten Kreis. Die Fanariotenfamilien nahmen thätigen Antheil an dem Aufstand der Griechen, diese aber nährten trotz alles dessen, was Maurokordato, Suzzo, Ypsilanti und Karadscha vollbracht hatten, Mißtrauen gegen die fremden Sitten und den aristokratischen Geist der Fanarioten. In Athen, wohin sich alle diese Familien begaben, leben sie größtentheils abgesondert, und verheurathen sich nur unter einander; doch sind bereits Spuren einer allmählichen Annäherung an die übrigen Einwohner, welche die occidentalische Civilisation nicht verschmähen, bemerklich. Ein anderer Stand, der die Sitten des Orients mit denen des Westens verbindet, besteht aus den Universitätsprofessoren, Beamten, Advocaten und Aerzten. Sie haben alle auf europäischen Universitäten studirt, und außer der Lebensart und Kleidung auch die Geistesrichtung der Länder, in denen sie Unterricht erhielten, in ihre Heimath zurückgebracht. Die Bankiers und Kaufleute in den Seestädten und auf den Inseln stehen in vielfachem Verkehr mit europäischen Kaufleuten, haben zum Theil auf Comptoiren in den größern Städten Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens gearbeitet, und durch die Art ihrer Beschäftigungen eine kosmopolitische Richtung erhalten.

„Alle Griechen, die zu diesen verschiedenen Classen gehören, sprechen gut französisch und italienisch, kleiden sich europäisch, aber in ihr häusliches Leben ist die europäische Sitte noch nicht ganz eingedrungen. Die Frauen behalten immer noch ein Stück ihrer griechischen Kleidung, gehen selten aus, besuchen wenig Gesellschaft, und erscheinen meist nur auf den Sonntagsspaziergängen und auf den Hofbällen."

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Brautschau.

(Fortsetzung.)

Damit schloß der Hofrath seinen für mich so höchst interessanten Vortrag, und das Gespräch nahm hierauf eine andere Wendung. Was ich gehört, regte meine Neugier in hohem Grade an, und als am folgenden Tage das schönste Wetter den ersten Pfingstfeiertag auszeichnete, litt es mich um die Mittagszeit nicht länger auf dem Zimmer; ich wurde magnetisch vom Sommergarten angezogen, um zu erfahren, was sich in unsern Tagen noch von der frühern Newjestino-Smotr erhalten habe.

Der ganze Garten war mit geputzter Welt angefüllt, namentlich wogte es im Mittelgange, allein im Ganzen war nur wenig Nationales bemerkbar, vielmehr konnte man fast glauben, sich außer Rußland zu befinden. Nirgend auch nur eine Spur des eigenthümlichen Getriebes, welches gestern der Hofrath K. geschildert. Ich begegnete manchen Bekannten, unter ihnen bewanderte Petersburger, bei denen ich mich wegen des Zweckes meines heutigen Besuches dieser Promenade erkundigte; allein nur der Sohn meines Bankiers wußte davon, „daß morgen als am zweiten Pfingstfeiertage noch viel Verkehr von der russischen Bürgerclasse hier statt zu finden pflege."

Nachdem ich wohl ein duzendmal ziemlich schweigsam in Begleitung eines Bekannten die etwas über tausend Schritte der Länge des Gartens zurückgelegt und auch wohl — der Abwechslung halber — einige Querwege eingeschlagen, nachdem ich mich mehr als zur Genüge am veralteten, steif-holländischen Geschmack der Anlagen des sogenannten Gartens gesättigt und aufs neue die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auch in diesem Jahre derjenige seine Rechnung nicht finden würde, welcher auf die in fast allen Wegweisern und Beschreibungen prangenden Blumenzierden dieses Gartens speculirt, begab ich mich in das Boudoir einer schönen Frau, wo ich sicher seyn konnte, angenehme Unterhaltung vor Tisch zu finden, denn es stellten sich in der Regel ein paar höchst geistreiche Männer bei ihr um diese Zeit ein, wovon der eine — ihr Leibarzt — mich aufgefordert hatte, später mit ihm noch eine Ausfahrt auf die Inseln zu machen.

Als ich am folgenden Tage den Sommergarten betrat, war es zwischen ein und zwei Uhr nach Mittag; die Gänge hatten sich bereits bevölkert, indessen bei weitem weder so zahlreich, noch in dem Grade glänzend und vornehm als gestern. Es zeigte sich in der That mehr vom sogenannten Mittelstande der russischen Einwohnerschaft Petersburgs und Männer mit Bärten und in Kaftans, so wie eine Frauenzimmerwelt, die viel Gleichartiges — in ihrer Art sich zu kleiden — mit europäisirten Negressen an den Tag legte, behaupteten heut offenbar die Oberhand in der Mehrzahl der Anwesenden. Nichtsdestoweniger bemerkte ich nur etwa hier und dort einzelne Gruppen, welche an das Bild erinnerten, das Hofrath K. von der einstigen Newjestino-Smotr gegeben. Die Sache langweilte mich, zumal ich auf keinen einzigen Bekannten stieß, und um wenigstens an etwas ein Aergerniß nehmen zu können, besah ich mir die am obern Theile des Gartens, welcher an die große Newa stößt, in den Gängen aufgestellten Statuen, an denen der Marmor verschwendet ist. Mich wundert, daß man diese Gartenunzierde nicht längst beseitigt hat, zumal sie so stark an eine Zeit erinnern, wo man in Petersburg jeden nur oberflächlich nach Kunst schmeckenden Schofel an sich brachte, weil man eben auch schnell kunstliebhabend erscheinen wollte. Die Jahreszeiten, menschliche Temperamente und Leidenschaften, Blumen- oder Waldgötter, und was des Allegorischen mehr seyn

weg, kann man in diesen Statuen fast durchgehends höchst schülerhaft dargestellt sehen. Ich befragte mich umsonst bei einem Stück Menschen, der die Aufsicht über eine Art Pavillon zu haben schien, nach den beiden Statuen „Religion" und „Glauben" von Conradini, welche der geistreiche Storch in seinem Gemälde von St. Petersburg belobend erwähnt. „Nitschewo ni snaju's — s — s!" (Ich weiß im geringsten nichts, Herr!) war alles, was ich aus ihm herauszubringen vermochte. Brummig hierüber zählte ich zur Zerstreuung die Schritte, als ich innerhalb des berühmten Eisengitters die Breite des Sommergartens durchwandelte und kam etwas über das vierte Hundert hinaus, als ich an das Sommerpalais Peters des Großen gelangte; folglich dürfte die Länge des Gitters auf ungefähr 900 Fuß anzunehmen seyn, was auch so ziemlich zusammentrifft, wenn man die Entfernung der polirten grauen Granitsäulen von einander auf doppelt so viel annimmt, als ihre Höhe (zwölf Fuß) beträgt, den Durchmesser dieser, auf Granitsockeln von sechs Kubikfuß Inhalt ruhenden Monolithen zu zwei und einen halben Fuß eingerechnet. Es ist schon viel über dieß Gitterwerk gesagt und geschrieben worden, dennoch drängt es mich hier, meine Meinung darüber auszusprechen.

Würdig-einfach, damit wäre fast genug gesagt; allein ich muß warnend noch hinzufügen, daß der Eindruck keineswegs so großartig ist, als die meisten Berichterstatter behaupten und eben dadurch der Sache schaden. Wer mehr gute Eisenarbeiten dieser Gattung gesehen, wird gestehen müssen, sogar vielfach Schöneres und Geschmackvolleres angetroffen zu haben. Auch an Umfang finden wir da und dort Gleichkommendes. Die Nachbarschaft der Newa mit ihrer beruhigenden, großartigen Einfachheit gibt aber dem Menschenwerk ein eigenes Relief. Vom Eisengitter vorn am Eingange des Gartens sollte durchaus kein Aufhebens gemacht werden; es ist eben nur gewöhnlich, wie man dergleichen überall antrifft, wo Einhegungen von Eisenwerk angebracht sind.

Aus langer Weile betrat ich das heut geöffnete Sommerpalais, welches mich mit seinen goldbemalten, altmodischen Arabesken auf weißem Grunde recht an vergangene Zeiten erinnerte. Stände nicht Peters des Großen Name Schildwacht, man könnte darüber lachen, dieß niedrige, von den Bäumen des Gartens weit überragte, bescheidene Häuschen, dermalen noch immer Palast titulirt zu hören; allein so wenig wie jetzt ein preußischer Bauer sich untersteht zu lachen, wenn er vor dem sogenannten Schlosse des „gnädigen Herrn" vorbeigeht, gegen welches das Wohnhaus seines Bauerngutes gar vieles an Größe und Wohlhabenheit zum voraus hat, eben so wenig fällt es hier Jemanden ein, respectswidrige Gedanken bei solcher Veranlassung bemerkbar werden zu lassen. Man weiß, der Nachkomme Peters I hat eine Gewalt in den Händen, gegen welche kein Disputator aufzukommen vermag und wäre derselbe vollgestopft mit gelehrten Citaten, so wie unterstützt von der Autorität irgend eines berühmten deutschen Naturphilosophen. Uebrigens ist nicht außer Acht zu lassen, daß dieß ehemalige Haus keineswegs das von Peter I 1711 selbst errichtete, vielmehr nur eine Nachahmung desselben ist, welche auf Befehl der Kaiserin Elisabeth Petrowna aufgeführt wurde. Ich durchstrich die eilf Gemächer, deren — mit bemalten Leinwandtapeten überzogene — Wände noch ziemlich wohlerhalten sind und machte — im Stillen natürlich — so meine Betrachtungen über verschiedene vorhandene Holzarbeiten, die vom großen Peter selbst herrühren. Der Mann würde mir als Tischler lieber gewesen seyn, wie als Monarch, denn ich finde nun einmal nicht, daß sein Volk durch seinen gewaltsamen Impuls zur Civilisation und Cultur in gleichem Grade angenehmer geworden wäre, als — das von ihm bearbeitete Holz.

(Schluß folgt.)

Samursachanien und Abchasien.

(Aus Kochs Reise im Kaukasus.)

Bevor ich meine Weiterreise nach Redut-Kaleh beschreibe, wird es nothwendig, einige Worte über Samursachanien und Abchasien zu sagen. Die zuerst genannte Herrschaft erstreckt sich nördlich vom Ingur bis zur Markula, während nordöstlich der Hauptzug des Kaukasus selbst die Gränze setzt. Obgleich zu Mingrelien gehörig, sind die Samursachanier nur sehr schlechte Unterthanen des Dadian, und gern ergriffen die Russen die Gelegenheit, als der Dadian mit dem dortigen Fürsten Antschebadse in Streit lag und jene um Hülfe ansprach, im Jahre 1832, die Veste Altangelo auf dem rechten Ufer des Ingur anzulegen.

Samursachanien ist das Apsilien der Alten, und war von jeher bald in den Händen der Herrscher von Mingrelien (Lazien), bald in denen der von Abchasien (Abasgien). Als beide Länder unter türkischer Oberhoheit standen, wurde Samursachanien von einem ihrer Fürsten aus dem Stamme der Schirwaschidse, der zur mohammedanischen Religion übertrat und den Namen Mursa Chan annahm, beherrscht, und die Grusier nannten den Gau Sa-Mursa-Chano, d. h. Land des Mursa-Chan, auf gleiche Weise wie sie Mingrelien den Namen von Sa-Dadiano, d. h. Land des Dadian und Sameche oder Achalzich den von Sa-Atabago, d. h. das Land des Atabeg, wie die Herrscher daselbst hießen, ertheilten.

Das heutige Abchasien entspricht genau dem Abasgien der Alten, und begreift die ganze Meeresküste von der Markula an bis zur Schlucht von Gagra, also bis an die südliche Gränze von Tscherkessien. Der Hauptzug des Kaukasus trennt die große Abassah von Abchasien. Die Bewohner sind die Nachkommen der alten Heniochen, und nahmen unter diesem Namen in den ältesten Zeiten auch das ganze Rion-Bassin ein, bis sie von den um Trapezunt wohnenden Laziern vertrieben wurden und sich ins Gebirge flüchteten, wo nun die große Abassah entstand. Auch hier blieben sie nicht ruhig, denn die Tscherkessen, besonders die Kabarder, übten alsbald eine Art Oberherrschaft über sie aus, und zwangen sogar sechs Stämme, sich an den Quellen der Kuma und Podkumok niederzulassen. Diese nannten ihr neues Vaterland die kleine Abassah, während sie selbst von den Tataren den Namen Alti-Kessek, d. h. die sechs Stämme, erhielten. Andere Abchasier (oder wie sie eigentlich in Gesammtheit genannt werden müssen, Abassen) vereinigten sich mit den westlichen am Meere wohnenden Tscherkessen und machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache.

Die im Vaterlande zurückgebliebenen Abassen oder die Abchasier waren eine Zeitlang von den lazischen Königen abhängig, wurden aber nach dem Verfall ihres Reichs unter selbstständigen Fürsten im achten Jahrhundert so mächtig, daß sich 783 ihr Fürst Leon König nannte und über ganz Lazien herrschte. Später wurde sein Reich, wie ich schon gesagt habe, mit Grusien vereinigt und kam mit diesem in gleichen Verfall. Die Türken nahmen es in Besitz, und unter den Sultanen Selim II und Amurath III wurden auf der ganzen Küste Festungen angelegt und Paschas eingesetzt. Von den letztern bedrückt, empörten sich im Jahre 1771 die Abchasier unter Anführung der beiden Fürsten Lewan und Surab-Bey, aus der Familie der Eschirwaschidse, und verjagten die Türken. Uneinigkeiten unter den beiden Brüdern und Bestechungen riefen aber die Besitznahme des Landes durch die Türken wieder hervor, und ein gewisser Kelem-Bey (oder nach Neineggs Kelisch-Bey) aus derselben Familie (nach einigen der älteste Sohn Lewans) beherrschte unter türkischer Oberhoheit das Land. Aber auch er schüttelte im Jahre 1779 das Joch ab, und wurde der ganzen östlichen Küste durch seine immerwährenden Raubzüge in hohem Grade gefährlich. Er nahm sogar Anaklea weg und zwang den damaligen Dadian Gregor ihm den Sohn Lewan als Geisel und die Tochter seinem ältesten Sohne als Frau zu geben. Den flüchtigen Teherpascha von Trapezunt nahm er 1806 sogar in Schutz, zog sich aber den Haß der Pforte so sehr zu, daß diese seinen eigenen Sohn Aslan bestach, um den Vater im Jahre 1808 zu ermorden. Aslan mußte aber hierauf nach Tscherkessien fliehen und Sephir-Bey, sein älterer Bruder, nahm den unsichern Thron ein; 1821 folgte ihm sein ältester Sohn Demetrius, der aber auch schon 1823 starb, und nun kam der zweite Sohn Michael-Bey an die Regierung.

Die häufigen Thronwechslungen und die Streitigkeiten unter den Gliedern der herrschenden Familie, von denen Hassan-Bey am wenigsten willens war seinen Neffen anzuerkennen, riefen einen traurigen Zustand hervor, und dieser wurde noch vermehrt, als Aslan von Tscherkessien aus die Fahne der Empörung aufsteckte. Von allen Seiten gedrängt, nahm Michael-Bey seine Zuflucht zu Rußland, und ein russisches Heer rückte unter dem Befehl des Fürsten Gortschakoff in Abchasien ein, um scheinbare Ruhe herzustellen. Die Festungen am Meere wurden besetzt und das schon von den Türken angelegte Suchum-Kaleh*) bildete den Hauptwaffenplatz der russischen Waffen. Seitdem ist ein ganzes Regiment in Abchasien vertheilt. Trotzdem sind aber nur die Küsten unterworfen, und man kann ohne starke Bedeckung nicht wagen, sich nur eine Stunde von der Küste zu entfernen. Der Fürst Constantin Suworoff, dem ich meine Nachrichten über Abchasien besonders verdanke, befand sich, weil er sich zu weit in das Gebirge wagte, mehrmals in großer Gefahr. Nordmann erzählt ebenfalls von den Gefahren, denen er dort entgegen gegangen sey.

Das heutige Abchasien zerfällt in fünf Gaue, deren Bestimmung aber, wie die der Tscherkessien, nicht genau angegeben werden kann. Nördlich, bis zum Flusse Kodor, wohnt der Stamm der Abschuasen, höher im Gebirge, an den Quellen des Kodor, hingegen der Stamm der Zibelder. Nordwestlicher nehmen die eigentlichen Abchasen die Thäler des Kelasur, der Baslata, Gumista und Bsüstra ein. Die schöne Ebene am Meere nördlich von der Bsüstra heißt Luchin oder Lechne und wird von den Flüssen Ballanka, Chüpsta und Mütschisch durchflossen. In den höhern Thälern dieser Flüsse und am ganzen Gsüb wohnen die Bsübbeh.

Die Anzahl der Einwohner Abchasiens mag sich auf 35 bis 40,000 Seelen belaufen, und davon kommen

gegen 9,000	auf den Gau der		Abschuasen,
— 5,000	—	—	Zibelder,
— 7,000	—	—	Abchasen,
— 5,000	auf die Ebene		Luchin,
— 10,000	auf den Gau der		Bsübbeh.

Von der Cultur, die einst hier geherrscht haben muß und die noch von den zahlreichen Ruinen der Kirchen, Klöster und Schlösser bezeugt wird, sieht man jetzt noch eine Menge Spuren. Die Nähe der Tscherkessen, denen die Abchasen an biederem Sinn nachstehen, hat bei ihnen allmählich einen gleichen Sinn für Räubereien hervorgerufen, und Menschenraub gehört noch heutzutage zu den gewöhnlichen Dingen. Ihre Kleidung ist von der der Tscherkessen fast gar nicht verschieden, und auch die Lebensart erscheint als ziemlich dieselbe. Das Christenthum zeigt in Abchasien noch deutlichere Spuren, während der Islam von jeher nur unbedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Russen haben leider noch wenig thun können, um die Abchasier der Barbarei zu entreißen, und sind zunächst darauf bedacht sich zu behaupten. Nur am Meere haben sie vier Vesten, Gagra, Bambora, Suchum-Kaleh und Kelasur, und verhindern daselbst mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften die Sklaverei.

Um den häufigen Einfällen der Zibelder Einhalt zu thun, unternahm der damalige Oberbefehlshaber, Baron von Rosen, im Frühling 1837 einen Zug in die höhern Thäler des Kodor. Mit vieler Mühe langte das Expeditionsheer in der Zibelda an. Ihre Bewohner, in ihren eigenen Schlupfwinkeln angegriffen, versuchten keinen Widerstand und schwuren auf den Koran den Eid der Treue. Der Gau ist nach Augenzeugen keineswegs so unzugänglich als man glaubt, und nur die dichten Wälder legten dem Eindringen große Hindernisse in den Weg. Allenthalben fand man Spuren einer Cultur, wahrscheinlich noch aus der Zeit, wo die große Handelsstraße aus dem nordöstlichen Asien hier durch nach Dioskurias ging. Als später die Koraxier den Weg unsicher machten, erbauten die Einwohner von Dioskurias eine Quermauer, deren Spuren man noch jetzt findet. Eine ähnliche Mauer erbauten die Grusier, wie wir gesehen haben, in Ossien und wahrscheinlich die Perser die im Terekthale. Eine zusammenhängende über den ganzen Kaukasus gehende Mauer hat aber nie existirt. Das μέγαρον τεῖχος des Ptolemäus war eine ähnliche Mauer am Kelasur und schützte Dioskurias gegen Norden.

*) Ich bin geneigt, das Wort Suchum oder Sochum von Sa-Gum, d. i. das Land an der Gum, dem Flusse, woran die Festung liegt und die auch den Namen Gumista führt, abzuleiten.

Canalbau bei Marseille. Die Municipalität von Marseille läßt gegenwärtig auf ihre Kosten einen Canal von 84 Kilometres (21 Lieues) Länge bauen, um Wasser in die Stadt zu führen. Die großen Hindernisse, auf welche das Werk stößt, haben Veranlassung zu eben so bewunderungswerthen als schwierigen Bauten gegeben. Man mußte nicht weniger als 15 Kilometres Souterrains durch Berge graben, und erbaut gegenwärtig zu Roquefavour einen Brückenaquäduct von wahrhaft riesenmäßiger Art, um das Wasser über einen Fluß hinzuleiten. Dieser Aquäduct wird nicht weniger als 80 Metres Höhe haben, um 45 Metres mehr als der höchste Aquäduct des Croton-Canals bei New-York, unter welchem die größten Kauffahrer mit vollen Segeln hindurchgehen. (Moniteur industriel vom 12 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1843.

Der Sprachenstreit in Schleswig.

Wir sind nicht gemeint in diesen Streit viel einzureden, um so weniger, als wir der festen Ueberzeugung sind, daß nicht der Sprachenstreit die Hauptsache ist, sondern andere politische Ursachen den Sprachenstreit, der im Grunde nur eine Frage über bessere Einrichtung des Schul- und Kirchenwesens ist, verbittert haben, und daß man sich über die Sprachangelegenheit sehr leicht verständigen könnte, wenn man über die politischen Streitpunkte einig wäre. Abgesehen von der Wichtigkeit des Sprachenstreits für den Unterricht, hat der in den Journalen geführte Krieg etwas Lächerliches, denn bei zwei einander so nah verwandten Sprachen, wie Dänisch und Deutsch, ist der Streit um den Vorrang so ziemlich ein Streit um des Kaisers Bart. Volkssprache ist ursprünglich das Hochdeutsche in ganz Schleswig nicht gewesen, sondern das Land theilte sich in Dänisch, Friesisch und Plattdeutsch, seit aber das Hochdeutsche in Deutschland selbst mehr und mehr die Umgangssprache aller Gebildeten wurde und durch Literatur und Schule auf die einzelnen Volksdialekte einwirkte und sie modificirte, hat sich das Hochdeutsche wie in allen dem deutschen Reich unterworfenen Ländern, so auch in Schleswig ausgebreitet, und über Friesisch, Plattdeutsch und Dänisch Siege erfochten. Man kann kaum sagen, daß das Plattdeutsche dem Hochdeutschen näher stehe als das Dänische. Das Plattdeutsche ist aber die Sprache einer unendlich größern Menschenzahl, als das Dänische, es ist noch überdieß im Flämischen und Holländischen zur ausgebildeten Schriftsprache geworden, und doch gewinnt das Hochdeutsche durch Schule und Literatur mehr und mehr Boden über das Plattdeutsche, obwohl gewiß ohne es je zu verdrängen. Der einfache Umstand, daß es die Verkehrssprache von wenigstens 40 Millionen Menschen ist, begründet dieß Uebergewicht, und wenn heute die Dänenfreunde es dahin bringen, daß im halben Schleswig, oder um in ihrer Weise zu reden, im halben Südjütland *) das Dänische zur ausschließlichen Kirchen- und Schulsprache gemacht würde, so möchte dieß kaum das Fortrücken der deutschen Sprache aufhalten, wovon Hr. Lorenzen selbst einen komischen Beweis liefert, denn man darf nur seinen dänisch geschriebenen Danksagungsbrief für die ihm wegen seines Dänenthums widerfahrenen Ehrenbezeugungen durchlesen, so findet man, daß Satzform und Ausdrucksweise völlig deutsch, wenn gleich die Worte dänisch sind.

In diesen Sprachwandlungen liegt etwas, welches über alle künstlichen Mittel hinausliegt. Der ganze jetzige friesische District (s. Fädrelandet 22 Febr.) der sich durch die Marsche von Hoyer bis gegen Husum hin erstreckt, ist jetzt so vom Dänischen durchdrungen, daß sämmtliche Männer, an manchen Orten auch die Frauenzimmer, solches reden. Der Grund ist wohl kein anderer, als weil eine Anzahl Dänen aus Jütland in diesen District fortwährend einwandert und der Verkehr mit den dänischredenden Landestheilen am stärksten ist: so hat sich dann der Dialekt nach dem Bedürfniß gebildet, und zwar troß dem, daß das Deutsche in Kirche und Schule herrschende Sprache geblieben ist, wie das genannte Blatt ausdrücklich zugibt und das Friesische dem Plattdeutschen näher steht als dem Dänischen, so daß der Uebergang, wenn nicht die Verkehrsverhältnisse einwirkten, eher ins Plattdeutsche hätte seyn sollen. Die Zahl dieser Friesen mag etwa 27,000 betragen, also ein gutes Sechstheil aller Dänischredenden des Landes. Ist es zu verwundern, wenn an andern Orten, wo die Verkehrsverhältnisse anders sind, ein Verlust der Dänischredenden herauskommt. Zwischen Schleswig und Husum liegen vier Kirchspiele mit etwa 5000 Bewohnern, wo das Dänische, mehr und mehr vom Deutschen umrungen, verschwindet, obgleich man noch, namentlich in der Sprache der Bauern die dänische Redeweise deutlich bemerkt. Man kann aber doch nicht sagen, daß dieser Strich dem Hochdeutschen gewonnen worden sey, sondern vielmehr dem Plattdeutschen, wie denn Nis Hanssen selbst sagt, ihre Sprache bilde den Uebergang zum Plattdeutschen. *)

*) Schleswig zählt ungefähr 324,000 Einwohner, davon rechnet Nis Hanssen in einem durch vier Blätter des Fäderlands (8, 11, 17 u. 22 Febr.) laufenden Aufsatz 158,000 Dänischredende, von denen 46,000 ganz oder zum Theil deutsche Kirchen- und Schulsprache hätten.

*) Ein Gleiches ist bei Ely der Fall, wo in den umliegenden Kirchspielen das Dänische verschwindet, so daß nur noch die

Wenn die Dänen die Eroberung über das Friesische als gute Beute ansehen, so können sie sich über den anderweitigen Verlust, den sie selbst erleiden, nicht mit Fug beklagen. Wir halten die Reden einiger deutschen Enthusiasten, welche meinten, daß die deutsche Sprache ihre siegreiche Fahne auf dem Skager Rak aufpflanzen werde, für eben so thöricht, als den Ausspruch Lehmanns: Dänemark bis zur Eider! wenn damit gesagt seyn soll, daß auch die dänische Sprache sich dahin ausbreiten müsse, und sind ganz einfach der Ansicht, daß man in allen Dörfern diejenige Sprache als Schulsprache anwenden solle, welche am geeignetsten ist, die Fortschritte im Unterricht zu befördern: man wird dann, namentlich in den dänischen Schulen, bald genug finden, daß man nach kurzer Zeit auch mit dem Lesen des Deutschen beginnen kann. Daß der Schulunterricht, wenn gleich in sprachlicher Hinsicht keineswegs gleichgültig, doch auch keineswegs entscheidend ist, kann die Lage der Sache um Flensborg beweisen; Pastor Jensen, der 40 Jahre lang in dieser Gegend Geistlicher war, sagt ausdrücklich, daß südlich von Flensborg das Dänische zwar noch verstanden, aber keineswegs mehr gesprochen werde, namentlich nicht von den Kindern, und daß die Eltern vermeiden, dänisch mit den Kindern zu reden, um nicht dem hochdeutschen Sprachunterricht in den Weg zu treten. Der Grund ist wohl unrichtig, denn nördlich von Flensborg, wo der Schulunterricht gleichfalls deutsch ist, sprechen die Eltern mit ihren Kindern ganz ächt dänisch, und dänisch ist auch in den nördlichen Kirchspielen noch die herrschende Sprache.

Diese Beispiele beweisen hinlänglich, daß von deutscher Seite kein planmäßiges Verfahren obwaltet, und daß, wenn ein solches von dänischer Seite versucht würde, der Erfolg kaum die Erwartungen rechtfertigen dürfte, daß also nichts übrig bleibt, als, wie es in den größern Städten geschiehtt, sich gütlich zu vertragen, denn hier wird ja nach Bedürfniß, bald deutsch, bald dänisch gepredigt. Daß das Unterrichtswesen in einem Lande wie Schleswig seine besondern Schwierigkeiten hat, leidet keinen Zweifel, und es ist nicht mehr als billig, daß man von allen Lehramtscandidaten für diejenigen Landestheile, wo sich die Sprachen kreuzen, verlange daß sie in beiden Sprachen Unterricht ertheilen können — eine Forderung, die bei so nah verwandten Sprachen gewiß nicht schwer zu erfüllen ist.

ältern Personen es reden, während die jüngern Plattdeutsch reden. Hieran ist doch wohl der Unterricht in der hochdeutschen Sprache nicht schuld, der noch überdieß in dieser Gegend keineswegs allgemein ist.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Brautschau.

(Schluß.)

Nachdem ich einem Wächter das gebührende „na wodku" (Trinkgeld) gereicht, ohne welches hier zu Lande nirgendwo gut durchzukommen ist, schlenderte ich an der Graniteinfassung der Fontanka (Canal) hinunter, bis zur recht eleganten Restauration, die ich — wie gewöhnlich — unbesucht fand. Ohne Zweifel genießt der Restaurateur vom Kaiser irgend eine angemessene Unterstützung, sonst wäre nicht zu begreifen, wie derselbe zu bestehen vermöchte. Dem Fremden ist diese Scheu des hiesigen Publicums gegen den Besuch solcher Etablissements unerklärlich, bis man — selbst mehr eingelebt — eben so spröde werden lernt. Meine Tasse Chocolade war bald verzehrt und ich erhob mich eben, um in Ermangelung eines Unterhaltungsstoffes den Staub von meinen Füßen zu schütteln (mit der Schrift zu reden), als ich mich ganz leise am Arm berührt fühlte. Beim Umblicken zeigte sich mir eine Russin im modernsten Anzuge gewöhnlicher Bürgerfrauen, die sich tief vor mir verneigte und mich mit der gewöhnlichen Entschuldigung anredete: „Izwinitje Barin!" (Entschuldigen Sie, gnädiger Herr!) und als ich galant entgegnete: „Entschuldige du selbst, Mütterchen!" zischelte sie mir zu:

„Würde der gnädige Herr wohl die Gnade haben, ein wenig bei Seite zu treten und mir erlauben ein einziges Wörtchen zu Ihnen zu sprechen?"

Es war mir völlig neu, mich in Petersburg auf solche Weise angeredet zu sehen, denn man findet sich hier der Schamlosigkeit in gewisser Hinsicht durchaus nicht im entferntesten ausgesetzt, wie dieß in andern großen Städten zur Betrübniß und zur Demüthigung jedes Nachdenkenden leider nur zu häufig der Fall ist. Begierig auf den weitern Verfolg, trat ich gemächlich in einen Seitengang, und bald war die Alte an meiner Seite, mich folgendermaßen anredend:

„Ihre Schönheit, gnädiger Herr, ist von einem sehr vornehmen, sehr reichen und sehr schönen Mädchen bemerkt worden, denn wer könnte den gnädigen Herrn ansehen, ohne sein Herz zu verlieren?"

Nachdem die Alte mich angeblinzelt, um zu sehen, wie mir ihre Süßigkeiten schmeckten, fuhr sie durch mein Lächeln ermuthigt fort:

„Wir Russinnen lieben die Ausländer zum Närrischwerden, zumal die Deutschen!"

Der Henker! woher wußte die Hexe meine Landsmannschaft? Doch ich sollte noch mehr erstaunen, denn sie sprach ferner:

Der gnädige Herr wohnt auf der Nesöki-Perspektive; sollte dem gnädigen Herrn nicht das große, schöne, das steinerne Haus schräg über aufgefallen seyn? Es gehört dem Vater des einzig schönen Mädchens, dessen Leben oder Tod der gnädige Herr in Händen hat! Wird es mir erlaubt seyn, dem holden Engel Trost zusprechen zu können?"

„Du scherzest mit deinem Diener, Mütterchen;" entgegnete ich laut lachend, „sieh ich bin ein Deutscher, ein Nechrist (Nichtchrist, wie die Russen alle nicht zur griechischen Confession Gehörigen nennen), welche Verbindung kann einem russischen Mädchen mit mir anständig seyn?"

„Nitschegbos-s (Es thut alles nichts, Herr)! Es wird sich alles machen lassen, gnädiger Herr! Man hat viele Fälle, daß Ausländer unsern heiligen Glauben angenommen haben." Dabei schlug sie ihr Kreuz.

„Nein! nein! Mütterchen, daraus wird nichts; ich lerne nimmer das russische Kreuz schlagen!"

„Nitschegbos-s! Man hat viele Beispiele, daß Ausländer bei ihrem Glauben geblieben sind und dennoch schöne, reiche, russische Mädchen geheurathet haben."

Aha! soll es da hinaus! dachte ich und beschloß mir nun noch ein Weilchen den Spaß mit der alten Gelegenheitsmacherin anzusehen; daher antwortete ich ihr:

Denkst du nicht, Mütterchen, daß es besser sey, wenn Mann und Frau einen Glauben haben?"

„Freilich! Freilich! Gott beschütze den gnädigen Herrn! Aber wenn der gnädige Herr das schöne Mädchen nur erst kennen lernen wollte, das Uebrige würde sich alles, alles machen lassen!"

„Nun so sage mir doch, wo ich die Schöne sehen kann? Aber bedenke, daß es geschehen muß, ohne daß es Aufsehen macht!" verclausulirte ich mich demnächst und die Alte sagte:

„Verstehe! Verstehe! Die hübsche Ann Jwann*) in der großen Million ist wohl sehr eifersüchtig?"

Platzt dich der leidige —! wäre mir fast herausgeplatzt, und obschon ich das Sätzchen verschluckte, konnte ich doch den Eindruck nicht verbergen, welchen die Rede der Alten auf mich gemacht; diese schmunzelte schelmisch und sprach ferner:

„Wenn der gnädige Herr in den großen Gang treten will, so wird das schöne Mädchen mit ihrer Mutter am dritten Baume, vorn am Eingange, rechter Hand stehen. Ich werde hier in der Nähe harren."

Richtig stand an der bezeichneten, starken Linde eine Gruppe ziemlich elegant gekleideter Russinnen, und unter ihnen ein Mädchen, dessen Augen die meinigen auffallend suchten. Schön war die Schöne nicht, aber häßlich, und ich wußte jetzt auch im Uebrigen Bescheid. Meine alte Haushälterin hatte mir schon von der Noth ihrer Eltern gesagt, das Töchterchen unter die Haube zu bringen, nachdem etliche Söhne so viel gekostet, daß die Umstände des Vaters als sehr wankelmüthig geschildert wurden. Ich wollte mich daher ruhig entfernen, allein die Alte erwischte mich noch beim Ausgange und setzte mir gewaltig mit Redensarten zu, was mir unbequem wurde, da ich Ursache hatte zu wünschen, nicht in dieser Gesellschaft überrascht zu werden. Daher erfaßte ich das berühmte Schwert Alexanders und bedeutete die Alte:

„Du weißt ohne Zweifel viel, Mutter, allein nicht genug, um dich hin und wieder doch zu verrechnen. Sieh, ich bin längst daheim verheurathet, und du weißt nun den Grund, warum ich bei Ann Jwann in Gnaden stehe. Gott mit dir!"

Damit schob ich mich durch den engen Eingang, bestieg meine harrende Equipage, und amusirte mich den ganzen Tag über das kleine Abenteuerchen.

Was ich am Sommergarten sehr zu loben gefunden habe, ist, daß von seinem Besuche durchaus Niemand ausgeschlossen wird. Man gestattet hier auch dem Plebs Zutritt, nur wollte es mich bedünken, nicht zu jeder Zeit. Wenn z. B. die Saison für die Beaumonde zum Besuch des Gartens ist, d. h. im Frühjahre, bemerkt man nichts Zerlumptes, das sich nur nach dieser Zeit einstellt, ob aus Mangel an Aufsicht und Controle, oder vermöge besonderer Toleranz-Ukase, blieb mir unbekannt.

*) Abkürzung für Anna Iwanowna. (Anna, Tochter des Johann.)

Der Sommergarten bietet dem Publicum auch einen sichern Haltpunkt zum Beschauen der öfteren Manöver, die auf dem daranstoßenden Petersburger Champ de Mars abgehalten werden. Ich konnte kaum in meinen Knabenjahren dergleichen Militärspielen Geschmack abgewinnen; daher führte mich stets nur der Zufall vorbei, wenn Se. Majestät hier Uebungen anstellen ließen oder selbst anstellten, bei denen es an Zuschauern zwar niemals fehlt, ohne daß ich jedoch stets eine gleich große Anzahl davon vorgefunden hätte. Nur an Fest- oder Feiertagen pflegte der Andrang besonders stark zu seyn; man hatte da Zeit, dergleichen Schauspielen nachzugehen.

Besonders bevölkert ist der Sommergarten fast zu allen Zeiten mit Kindern und ihren Wärterinnen und Ammen; man schickt die kleinen Treibhauspflanzen hieher, wie etwa der sorgsame Blumenfreund seine Zöglinge mit Auswahl an die frische Luft bringt, wenn die äußere Temperatur sich dazu geeignet zeigt.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

(Nach den: Doings in China by Lieut. A. Murray.)

1. Abfahrt nach dem Hafen von Amoy. — Vorbereitungen zum Landen. — Einnahme der Stadt. — Chinesische Plünderer.

Am 10 August 1841 kam das Kriegsdampfboot Sesostris nach Hong kong und führte den Bevollmächtigten Sir H. Pottinger und den Admiral Sir W. Parker an Bord. Von diesem Augenblick an wurden in der Flotte alle möglichen Anstrengungen gemacht, um die Abfahrt nach Norden vorzubereiten. Am 21 ging die Flotte auch wirklich unter Segel, und schon am 25 legte sie in dem Hafen von Amoy an, wo wir von mehrern Schüssen, jedoch aus zu großer Entfernung, als daß sie hätten Schaden thun können, begrüßt wurden. Am nächsten Morgen wurden die Signale gegeben, daß die Truppen sich zum Landen rüsten sollten. Wir bestiegen um 12 Uhr die Boote und wurden von dem Dampfboot Nemesis ins Schlepptau genommen, da wir aber an den verschiedenen Schiffen herumfahren mußten um die Mannschaft zu sammeln, wurden wir lange Zeit im Hafen umhergeschleppt, wobei wir die größte Gefahr liefen, umgeworfen zu werden, da die Reihe der Boote sich mit jeder Minute vermehrte, und so die Fahrt durch die Flotte hin immer gefährlicher wurde.

Es war ein sehr schöner Anblick, die Schiffe aufgestellt und die Batterien angreifen zu sehen. Eine Compagnie Grenadiere und Schützen ward unter Major Tomlinson ans Land gesetzt, um die Batterie von der Seite anzugreifen, was auch in kurzer Zeit geschah: wir mußten indeß einer auf des andern Schultern steigen, um die Höhe der Mauer zu erreichen. Die Chinesen waren bisher bei ihren Kanonen geblieben, denn da die Batterie 18 Fuß dick und die Schießscharten den Stückpforten eines Schiffes ähnlich waren, so hatten sie von Kugeln und Bomben fast nichts zu fürchten; als sie uns aber die Mauer ersteigen sahen,

rannten sie in allen Richtungen fort und warfen dabei ihre großen Schilde auf den Rücken. Diese Schilde sind aus Bambus oder aus Ochsenhaut gemacht und innen mit Baumwolle ausgestopft; sie sind sehr leicht, aber fest, kein Säbel könnte sie durchhauen, und auf eine gewisse Entfernung würden sie selbst einer Musketenkugel widerstehen. Ich ging mit einigen Schützen an der Seeseite der Batterie hin und riß eine Flagge herunter, die auf einem Hügel oberhalb der Batterie der Seeseite gegenüber aufgepflanzt war: sie war von schwarzer Seide und weiß eingefaßt. Einige Chinesen sammelten sich noch in einem nahen Aloëgebüsch und schossen auf uns, liefen aber, als wir auf sie losgingen, alsbald davon.

Wir hielten in einem großen Gebäude, bis das ganze Regiment herankam, und marschirten dann eine steile Hügelreihe hinauf, von der aus man die Stadt Amoy übersehen konnte. Hätte der Feind sich hier aufgestellt, so hätte er ohne alle Gefahr für sich uns einen bedeutenden Verlust zufügen können, da der Weg sehr steil und schlüpferig war, und wir also nur langsam vorwärts kamen. In dem Felsen war eine merkwürdige Höhle, wo sich eine große Zahl alter Männer, Weiber und Kinder gesammelt hatte, um gegen die Kugeln gedeckt zu seyn. Sie stießen ein klägliches Geschrei aus, da sie nichts anderes erwarteten, als von den Barbaren massacrirt zu werden, denn die Mandarinen hatten uns in dem abscheulichsten Lichte hingestellt und die abgeschmacktesten Geschichten über unsere Grausamkeit verbreitet. Es war beinahe Nacht, als wir die Höhen erreichten, und somit erhielten wir Befehl hier für die Nacht Halt zu machen, eine schöne Aussicht für ermüdete und hungerige Leute, die nichts zu essen und bei dem bitter kalten Wind nicht das mindeste Obdach hatten; indeß war hier nichts zu thun, als den noch am meisten mit Gras bewachsenen Felsen auszuwählen, ein kleines Feuer anzuzünden und es sich so bequem wie möglich zu machen. Zum Glück hatte ich ein Mackintoshluftkissen in meinem Gepäck, und dieses leistete mir, wie später, so auch in dieser Nacht, vortreffliche Dienste.

Als der Tag anbrach, waren wir schnell auf den Beinen und traten auch alsbald unter die Waffen; ein Theil des Regiments rückte nach einer Anhöhe, auf Kanonenschußweite von der Stadt, und blieb hier, bis Sir Hugh Gough kam, um die Gegend zu recognosciren. In der Stadt herrschte große Bewegung, und man sah, wie Wallflinten nach einem der Thore gebracht wurden. Mit der Vertheidigung indeß war es nichts, denn als einige Officiere und Gemeine die Mauern erklettert und die brittische Fahne aufgepflanzt hatten, stiegen sie herab und öffneten die Thore, die man mit Steinen und Sandsäcken verbarrikadirt hatte. Wir stießen auf keinen Widerstand, und marschirten nach einem großen Gebäude, das dem chinesischen Admiral gehörte. In einigen Zimmern fanden wir eine Anzahl leere Kisten von besonderer Form, die gespaltenen und mit eisernen Bändern zusammengehaltenen Holzblöcken glichen. Wir glaubten anfangs, es seyen Pfeilkisten, erfuhren aber später, daß es Silberkisten waren, leider war aber das Silber alles fort. Mehrere Zimmer im hintern Theil des Gebäudes waren bis an die Decke mit Fässern voll Schwefel, Salpeter und Kohlen angefüllt; die Schiffe versahen sich damit, so viel sie dessen bedurften.

In der Nacht gerieth unsere Wohnung, in Folge eines falschen Lärmes, daß die Chinesen die Stadt wieder angriffen, durch Zufall in Feuer, und dieß verschaffte uns das Vergnügen, abermals eine Nacht auf den harten Steinen und im Staube in der Straße zuzubringen; das Feuer wurde ohne viel Schaden gelöscht. Ungeheure Vorräthe von Bleikugeln und Pulver, so wie Soldatenkleider und Waffen wurden gefunden und zerstört. Die Chinesen hatten augenscheinlich große Vorbereitungen gemacht uns zu empfangen, und wir selbst erwarteten einen heftigen Widerstand, denn die Leute aus Fokien sind eine kräftige Race, gute Matrosen und von den übrigen Chinesen gefürchtet. Um so mehr erstaunten wir über die schlechte Vertheidigung.

Amoy ist ein sehr wichtiger Handelsplatz, ich sah aber nichts Bemerkenswerthes darin. Das Haus des Admirals war das schönste, in welches ich kam, und hatte vorn einen ausgezeichnet zierlichen Garten mit Grotten und Gängen aus künstlichen Felsen, aber so geschickt nachgemacht, daß man dieß erst bemerkte, wenn man ein Stück abschlug. Einige große nahezu vollendete Kriegsdschunken fand man in dem Hafen; sie hatten zwei Verdecke und führten über 20 Kanonen auf Lafetten, gleich denen auf unsern Schiffen. Der Admiral war abgefahren, als er unsern Abgang von Hong kong vernahm, und kreuzte noch immer umher, in der Hoffnung uns zu treffen; wahrscheinlich berichtete er auch an seinen kaiserlichen Herrn, wir seyen vor ihm geflohen und er habe uns vom Meere vertrieben. Der arme Mann wird indeß manches von seinen Siebensachen nicht mehr finden, wenn er nach Amoy zurückkommt, und wird wohl an die Barbaren denken.

Die chinesischen Plünderer selbst thaten sich nicht wenig in der reichen Stadt zu gute, und sind in solcher Arbeit sehr gewandt, denn sie leeren nicht nur ein Haus völlig aus, sondern reißen es auch nieder, und tragen jedes irgend brauchbare Stück Holz oder Stein in unglaublich kurzer Zeit fort. Sie belästigten uns ungemein, da sie sich durch keine Gefahr leicht vom Plündern abhalten lassen, und unsere Schildwachen mußten mehrere niederschießen. Da beschlossen worden war, daß die Insel Ku-lang-su besetzt bleiben sollte, so wurden, wenige Tage, ehe wir die Stadt räumten, acht Compagnien abgesendet, um solche in Besitz zu nehmen.

Miscellen.

Journale in Nordamerika. Man zählt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten 1641 periodische Schriften; auffallend ist, daß die Zahl der Wochenschriften die aller andern übersteigt, denn von den 1641 Journalen sind nicht weniger als 1141 Wochenschriften; nur 148 erscheinen täglich, 125 zwei- oder dreimal die Woche und 257 in größern Zwischenräumen. Die Druckereien beschäftigen 15 bis 16,000 Arbeiter. (Monit. industr. vom 9 März.)

Tabaksregie in Frankreich. Man hat berechnet, daß vom 1 Jul. 1811 bis 31 Dec. 1842, d. h. in 31½ Jahren, der wirkliche Gewinn des Schatzes an der Fabrication und dem Verkaufe des Tabaks 1481,123,634 Fr. betrug, abgesehen von dem Capital der Regie und den Verlusten beim Einfall der fremden Heere. (ibid.)

Institution der Prudhommes in Frankreich. Die Arbeiter von Paris und Nantes haben an die Deputirtenkammer eine Petition gerichtet, daß der Rath der Prudhommes, welcher hauptsächlich über Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen entscheiden soll, gleichmäßig auch aus Meistern und Gesellen zusammengesetzt werde, um die Streitigkeiten auf eine für beide Theile billige Weise zur Entscheidung zu bringen. (ibid. vom 5 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

7. Das Gurganthal.

Es war 3 Uhr Morgens; der Mond war untergegangen, der Weg war sehr rauh und unsere Thiere fingen an müde zu werden, weßhalb wir, nach Erklimmung eines von klaren Waldbächen umströmten Bergpasses, an der ersten mit guter Weide versehenen Stelle abpackten, unsere Thiere abgezäumt umherlaufen ließen, damit sie grasen könnten, und uns, mit Kleidern und Teppichen zum Schutz gegen die kalte Nacht bedeckt, niederlegten. Es war keine leichte Aufgabe hier zu schlafen, denn wir befanden uns noch nicht außer Gefahr. Mit dem ersten Strahl der Morgenröthe, die mich noch immer wachend fand, weckte ich meine Gefährten. Es wurde aber 6 Uhr ehe sich die Leute und die Thiere so weit ermuntert hatten, daß wir aufbrechen und das Thal abwärts ziehen konnten.

Die Umgegend, die einen von allem was wir bisher gesehen hatten, verschiedenen Anblick gewährte, zog bald meine Aufmerksamkeit auf sich. Schon in dem Mondlicht hatte ich die hohen Felsen, die sich rings erhoben, bemerkt und bedauert, daß es nicht Tag war; aber jetzt trat, so wie es heller wurde, jeder Gegenstand mit wundervollem Effect aus dem Dunkel heraus, es erschien verbuttetes Holz, und die Stelle wo wir gelagert hatten, war von einem Dickicht umgeben. Brombeeren und Dornsträucher von mancherlei Art verschlangen ihre Zweige mit dem andern niedrigen Strauchwerk, und ehe wir zwei Meilen weiter gelangt waren, wurde der Weg immer beschwerlicher, weil die Zweige der kleinen an beiden Seiten stehenden Bäume sich mit einander verbanden; die mit einzelnen Bäumen besetzten Felsen erhoben sich in mannichfachen phantastischen Formen; in der nahen Bergschlucht tosten schäumende Waldbäche.

Ein wenig weiter abwärts fanden wir eine große Schaar Turkomanen vom Stamme der Goklan, die hier die Nacht unter dem Schutze einiger überhangenden Felsen zugebracht hatten; ihr eigenthümlich wildes Aussehen, die vielen Kameele, Pferde, Esel, das ganze bunte Nomadenlager entsprach ganz der Oertlichkeit, und wie sie in Gruppen um ein Feuer herumstanden, von dem ein dünner, blauer Rauch in die Luft stieg, und wie sie vortraten um die Reisenden zu betrachten, gewährten sie ein wildromantisches, nicht uninteressantes Schauspiel. Hätten wir übrigens von dieser Nachbarschaft etwas gewußt, so würden wir wohl nicht an der Stelle geblieben seyn, wo wir übernachteten, und hätten sie es gewußt, so würden wir wohl nicht unberaubt geblieben seyn; am Tage hatten wir übrigens nichts zu fürchten, denn sie waren vom Stamme der Goklan, folglich Verbündete, und kannten die Reiter des persischen Gränzbefehlshabers, weßhalb sie uns in Frieden ziehen ließen. Sie zeigten viele Neugierde rücksichtlich unseres Standes und unseres Geschäfts, sprachen lebhaft zusammen und lachten laut und lange, als einer von unsrer Reisegesellschaft bei dem Ueberschreiten eines kleinen Baches stolperte und hineinfiel.

Von hier aus ging die Reise nur langsam vorwärts, weil das immer dichter werdende Gesträuch uns sehr hinderte; aber wie wir abwärts stiegen, wurden die Felsen majestätischer, die Abgründe steiler und die Bäume größer und schöner; besonders prächtig war die Aussicht auf der rechten Seite, wo die Felsen oft 700 Fuß hohe, fast senkrecht aus dem Thal aufsteigende Wände bildeten, deren Gipfel mit allerlei Bäumen besetzt waren und gewaltige Massen im großartigsten Styl darstellten, während einzelne, halb von den Bergen losgerissene Stücke wie die Thürme einer mächtigen Festung aussahen. An Punkten, die des Pinsels würdig waren, fehlte es hier nicht. Aus allen Thalschluchten rauschten uns mächtige Bergwasser entgegen.

Wir zogen auf diese Weise, den Windungen des Thales folgend, mit vielen Beschwerden gegen sieben Stunden lang fort; dann wurde das Thal allmählich weiter, und zwischen den waldigen Ufern des Gurganflusses erschienen schöne Grasplätze, welche mit reicher Weide bedeckt waren; je tiefer wir kamen, desto grüner wurden die Bäume, welche in dem Gebirge kahl und entblättert standen; mit Knospen und Blüthen waren sie bedeckt und die ganze Landschaft war nicht mehr rauh und öde, sondern schön und lieblich. Eine einzige Nacht hatte diese Umwandlung bewirkt, und es schien, als beträten

wir eine andere, mit einem glücklichern Klima gesegnete Welt. Hier herrschte der Frühling in seiner ganzen Macht, das an vielen Orten hohe und prächtige Gehölz bestand aus Eichen, Buchen, Ulmen und Ellern, dazwischen Gebüsche von wilden Kirschbäumen und Dornsträuchern, die mit weißen und rosenrothen Blüthen überschüttet waren; die üppigen Ranken des Weinstocks wanden sich fast an allen Bäumen hinauf und bildeten schöne, natürliche Guirlanden, Blumen aller Art, Veilchen, Lilien, Hyacinthen, Schlüsselblumen und andere zwar unbekannte, aber nicht weniger liebliche bedeckten den Boden in der reichsten Fülle und vermischten ihre Farben mit dem sanften Grün des Grases und der Kräuter. Der Wind, welcher trotz des hellen Sonnenscheins in der Höhe noch fort tobte, konnte hier unten das Dickicht nicht durchdringen, so daß die Luft ganz ruhig war. Mit jedem Schritt vorwärts nahm die Landschaft an Reiz zu; alles, was einen wilden, rauhen Charakter hatte, war auf die Berggipfel verwiesen, welche noch dann und wann mit ihren unfruchtbaren Klippen oder mit einzelnen blattlosen Bäumen besetzt über uns hingen; etwas tiefer war der Abhang reichlich mit Holz bedeckt und dazwischen lagen kleine Wiesen, auf denen man das alte Gras zur Beförderung der neuen Vegetation verbrannt hatte, so daß sich die schönste Abwechslung der Farben dem Auge darbot. An dem Fuße der Berge, auf den schönen Gründen und sanften Abhängen, die den Boden des herrlichen, so reichlich gesegneten Gurganthales bildeten, prangten Blumen und Baume in der ganzen Ueppigkeit eines morgenländischen Frühlings; der Blätter sanftes, glänzendes Grün wurde hie und da durch die dunklere Farbe eines schon weiter gediehenen Baumes oder durch das reine Weiß der wilden Kirschblüthe gehoben; Wälder, Haine, Gebüsche, Baumgruppen, mit natürlichen Wiesen und Rasenplätzen vom schönsten Grün abwechselnd, schmückten die in jeder Hinsicht herrliche Landschaft.

Kurz nach Mittag hielten wir an und ließen unsere Pferde eine halbe Stunde lang auf einer dieser prächtigen Wiesen grasen, dann traten wir unsern Marsch wieder an; das Thal wurde immer breiter und schöner, den Fluß sahen wir immer seltener, je weiter wir vorrückten, aber sein Lauf wurde durch die Bäume und Gebüsche bezeichnet, welche seine Ufer einfaßten und zwischen deren große Laubmassen er zuweilen hindurchblickte; viele kleine Bergthäler ergossen ihre Gewässer in Gießbächen und Wasserfällen, wodurch der Strom immer mächtiger wurde, und jedes gewährte uns Vorüberziehenden einen neuen herrlichen Anblick; die Natur schien unermüdet, überall herrschte eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, aber alles war öde und unbewohnt; mitten in dieser Lieblichkeit und Herrlichkeit der Gegend lag die Einsamkeit drückend auf dem Herzen, das sich vergebens nach dem Anblick menschlicher Wesen sehnte.

Es wurde drei Uhr, ehe wir von der Mündung des Thales aus die große Ebene unter uns erblickten, und der blaue Rauch, welcher aus den dunkelgefärbten Zelten der Turkomanen wirbelnd aufstieg, so wie das auf den Wiesen weidende Vieh waren die ersten Merkmale, daß wir uns menschlichen Wohnungen näherten, aber sie waren noch nicht so nahe, und wenn ich nicht den Leser zu ermüden fürchtete, so würde ich mit großem Vergnügen bei den herrlichen Landschaften verweilen, durch die wir zogen, und welche wirklich so schön und prächtig waren, daß sie uns trotz unserer Abspannung und der Ermüdung unserer Thiere in Entzücken setzten; selbst die rohesten meiner Leute brachen laut in begeisterte Lobeserhebungen aus. Wir empfanden bei jedem Schritt, daß wir die braunen dürren Ebenen Khorasans verlassen und die fruchtbaren grünen Gegenden erreicht hatten, welche das caspische Meer im Süden begränzen, denn hier dehnen sich die Flächen, mannichfach mit Gehölz und Weiden bedeckt, weit aus, bis sie sich in das ferne Blau des Horizontes verlieren.

Gegen Abend erreichten wir das erste Mubuleh oder Lager der Goklan-Turkomanen, und sahen ihre zahlreichen Heerden auf allen umliegenden Wiesen und Hügeln grasen. Auf den ersten Blick schienen ihre Wohnungen aus Schilfrohr erbaut und mit schwarzen Teppichen bedeckt zu seyn; sie bildeten eine Straße, durch welche unser Weg führte, so daß ihre Bewohner hinlängliche Gelegenheit hatten, ihre Neugierde zu befriedigen. Ich würde mich aber vergebens bemühen, das Lager und seine Bewohner zu beschreiben; die völlige Neuheit der Gesichtsbildung und Kleidung, das wilde Aussehen der männlichen und weiblichen Figuren, welche, um uns zu begrüßen, herbeiströmten, zu denen sich eine Menge Thiere gesellten, die nur wenig wilder als die Menschen waren; die Masse Kinder, welche aus jedem Zelt nackend herausstürzten und uns schreiend nachliefen, alles das bildete ein Schauspiel, das sich mit Worten nicht wiedergeben läßt. Der Anblick erinnerte mich unwillkürlich an die Lage der Indier, an Zigeunerhorden, an eine Gruppe Fischerhütten in dem wildesten Norden Schottlands oder Irlands, denn hier fand man von allen diesen etwas, und doch gewährte der Anblick des turkomanischen Lagers ein von allem verschiedenes, höchst interessantes Schauspiel.

(Schluß folgt.)

Ueber die Wasserabnahme im Mälar-See.

Die große Verminderung der Wasserfläche in den schwedischen Ostseebuchten ist eine im Allgemeinen sehr bekannte Thatsache; meilenweit von der jetzigen Meeresküste haben an manchen Stellen in früheren Zeiten Schiffe geankert. — Dennoch scheint das Resultat einer genauern Untersuchung über den Wasserstand im Mälar-See von allgemeinerem Interesse zu seyn, und wir entlehnen daher aus dem Aftonblad vom 4 Febr. folgenden Auszug eines im Anzeiger von Westeraas erschienenen Berichts. Der Landshauptmann von Westmanland, Freiherr Ridderstolpe, sagt darin: „Im Jahre 1350 ward auf Aspö, bei dem Herrenhofe Lagnö, der Wasserstand des Mälar in einem Felsen bezeichnet. Im J. 1747 ward daselbst die Wasserhöhe abermals gemessen, und es ergab sich (nach Zeugniß des Kanzleiraths Dalin), daß sie in den 400 Jahren um 7 Ellen und 12 Zoll gesunken war. Eine andere zuverlässige Marke findet sich auf Engsö bei Stamdahl, und hier sind nun von

1825 an regelmäßige Vermessungen des Wasserstandes vorgenommen und verzeichnet worden. Nach dem Durchschnitt von 52 solcher Messungen bis Ende 1842 ist nun der mittlere Wasserstand wieder circa 1¾ Ellen niedriger als 1752, und Hr. Ridderstolpe bemerkt, daß nach dem niedrigsten Stande von 1834 die Wassermasse des Mälar in 4½ Jahrhunderten 9 Ellen 16 Zoll gesunken war." — Dagegen muß man jedoch bemerken, daß über die beiden ältern Messungen von 1350 und 1752 durchaus nichts Näheres berichtet wird; bei einzelnen Wassermarken spricht aber die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie einen ungewöhnlich hohen Wasserstand andeuten, und da zeigt sich's in dem neuen Verzeichniß seit 1825, daß Einmal, nämlich am 6 Jan. 1842, das Wasser noch um einen Zoll höher stand, als 1752. Daraus läßt sich also in 90 Jahren eine Abnahme des Wassers nicht folgern, und eben so wenig aus dem mittleren Wasserstande der letzten 17 Jahre. Freilich bleibt der ungeheure Unterschied zwischen 1747 und 1350 sehr auffallend; allein erstens ist doch wohl die Richtigkeit der ältesten Angabe nicht über allen Zweifel erhaben, und dann wäre jedenfalls, um Folgerungen darauf zu bauen, eine genaue Untersuchung des Terrains erforderlich, denn bei Ausfüllungen enger Felsschluchten z. B. mit Treibeis kann sich das Wasser leicht zu unglaublicher Höhe aufstauen. Da seit 1825 die Messungen regelmäßig verzeichnet werden, mögen sich in der Folge zuverlässigere Resultate daraus ziehen lassen. Für jetzt scheinen uns die Untersuchungen des Generaladjutanten v. Wetterstedt über die Bestandtheile des Bodens unter und neben dem Mälar von größerer Bedeutsamkeit. Auch diese Untersuchungen werden noch fortgesetzt; so viel ist indeß ausgemacht, daß Seemuscheln einen wesentlichen Bestandtheil des Bodens bilden, und zwar bis auf eine Tiefe von mehreren Ellen. Auch finden sich am Boden noch viele Salzwasserpflanzen, und so erscheint es allerdings wahrscheinlich, daß ehemals auch der Mälar ein Meerbusen war.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

2. Abfahrt nach Tschusan. — Eroberung des Hafens. — Weiterfahrt nach Tinghai und Einnahme dieser Stadt.

Am 14 September zerstreute ein heftiger Windstoß die Flotte, und jedes einzelne Schiff mußte nun, so gut es gehen wollte, seinen Weg nach dem bestimmten Sammelplatz suchen. Einigen wurde dieß sehr schwer, und man fürchtete, daß sie nach Amoy würden zurückkehren müssen, was ein schwerer Verlust gewesen wäre, da die Streitmacht nur gering war. Eine kleine Insel in der Mitte zwischen Tschusan und Tinghai war der Sammelplatz. Die Absicht war, Tinghai zuerst anzugreifen, aber das Wetter war fortdauernd stürmisch, so änderten dann der Admiral und der General ihren Plan, und gingen zuerst nach Tschusan, das man am 29 erreichte. Das Dampfboot Sesostris nahm das Linienschiff Wellesley von 74 Kanonen ins Schlepptau, um es an eine passendere Stelle zu bringen, von wo aus ein befestigtes Dschoß-Haus mit Vortheil beschossen werden konnte. Einige Bomben wurden in die Verschanzungen hineingeworfen, worauf eine Schaar Chinesen auf der Höhe eines Hügels erschien und zum Zeichen ihrer Kampflust eine Musketensalve gab. Zugleich warfen die Briggs Columbine und Cruzier an einer bequemen Stelle Anker, um die Landung der Truppen zu decken. Inzwischen feuerten die Chinesen auf jedes Schiff, das in den Hafen einlief; wenn man erwog, daß sie über eine Landzunge hinüberschießen mußten und von den Schiffen nur die Masten sehen konnten, so muß man gestehen, daß einige ihrer Schüsse recht gut gerichtet waren. Das Schiff, auf welchem ich mich befand, lag in der Schußlinie, doch außer dem Bereich, und so konnten wir dem Feuer, das namentlich aus einer auf die Bank heraufgehobenen Kanone unterhalten wurde, ganz gemüthlich zusehen.

Am Morgen des 1 October kam das Dampfboot Phlegethan, um uns ans Land zu setzen: zwei Regimenter sollten den Hügel mit dem darauf befindlichen Dschoß-Haus, ein drittes Regiment und die Marinetruppen die Strandbatterie nehmen. Sobald die Chinesen uns erblickten, eröffneten sie aus der eben erwähnten Kanone ein eben so rasches als wohlgerichtetes Feuer, denn obwohl keines der Landungsboote wirklich getroffen wurde, schlugen die Kugeln doch links und rechts an denselben fortwährend ein. Die Chinesen benahmen sich sehr gut, traten hervor aus ihren Verschanzungen und schwenkten drohend ihre Waffen; einer namentlich zog durch seine Keckheit unsere Aufmerksamkeit auf sich, schwang eine rothe Fahne über seinem Kopfe, und obwohl das Feuer aus den Schiffen vortrefflich gerichtet war und mehrere Kugeln zu seinen Füßen den Staub aufschlugen, so blieb er doch trotzig stehen, bis eine 32Pfünder Kugel ihn in zwei Stücke zerriß. Ein anderer Mann nahm seine Fahne auf und theilte, glaube ich, sein Schicksal, unsere Aufmerksamkeit war aber jetzt auf das 55ste Regiment gerichtet, das eben den Hügel erstieg.

Es war ein schöner Anblick, wie dieß Corps unter einem heftigen Feuer rasch und fest den Hügel erstieg, und bald die Chinesen hinwegtrieb. Ein Officier, der die Fahne trug, wurde getödtet, 19 Mann verwundet, und Sir Hugh Gough selbst, der sie begleitete, von einer verlorenen Kugel in die Schulter getroffen. Wir selbst hätten dieß Regiment unterstützen sollen, da aber das 49ste noch nicht gelandet hatte, so wurden wir gegen die Strandbatterie geschickt. Auf dem Wege dahin stießen wir auf ein kleines chinesisches Lager unter einigen Bäumen, wo viele niedergeschossen wurden, denn sie wehrten sich tapfer. Ein Mandarin mit einem weißen Knopfe stand hinter einem Baume, und ich war, ohne ihn zu bemerken, vorübergegangen, als ich auf einmal hinter mir ein Getrampel hörte, und beim Umwenden sah, daß der Mandarin einen meiner Leute mit dem Speer in die Brust verwundet hatte und ihn nun hitziger anfiel; ein zweiter stieß mit dem Bajonnett nach dem Mandarin, der jedoch dasselbe abriß, von einem dritten aber niedergeschossen wurde. Einer der Soldaten nahm den Knopf, die man als schöne Trophäen betrachtete, und mit fortnahm, so oft sich Gelegenheit dazu ergab. Jetzt ging's rasch auf die Batterie los, die nach einem kurzen, aber hitzigen Widerstande, wobei noch ein Mandarin von hohem Range fiel, genommen wurde. Die obenerwähnte Kanone, ein langer Sechzehnpfünder, aus Messing und Kupfer gegossen, war noch so heiß, daß man die Hand nicht daran legen konnte. Die Fahne des Regiments wurde nun aufgepflanzt, um den Schiffen unsere Stellung anzuzeigen.

Da ich das Jahr zuvor mich in Tschusan befunden hatte und somit die Gegend kannte, so wurde ich nach den Vorstädten hin beordert, um einer allenfallsigen Bewegung gegen unsere Flanke zuvorzukommen. Ich

glaubte in der That hier jeden Fleck zu kennen, es dauerte aber einige Zeit, bis ich mich zurecht fand an diesem Orte, wo ich früher so manche klägliche kalte Tage und Nächte zugebracht hatte. Das Jahr zuvor stand hier nichts als ein alter wurmstichiger Bau, den man zum Wachthaus eingerichtet hatte, jetzt war ein regelmäßiges starkes Ausfallthor errichtet, das nach einem aus Stein erbauten Kai zum Anlanden der Boote hinausführte. Nicht weniger erstaunte ich über die Veränderung auf dem Pagodenberge, den ich mit einer Abtheilung Schützen nach einem leichten Scharmützel besetzte. Die Chinesen hatten hier unsere eigenen Befestigungen vom vorigen Jahre her wesentlich verbessert, und in der Nähe des Meeres den Boden geebnet, um eine halbmondförmige Batterie aus Mauerwerk aufzuführen, in der zehn metallene Kanonen standen, und die bloß den Fehler hatten, daß die Schießscharten zu schmal waren, so daß man nur geradeaus schießen konnte. Weiter oben hatten die Chinesen statt einer leichten, nur gegen Gewehrfeuer brauchbaren, von uns aufgeführten Backstein- und Lehmmauer eine vortreffliche Granitmauer aufgeführt, beinahe stark genug, um dem groben Geschütz zu widerstehen, und diese Mauer war so weit fortgeführt, daß ein anderer Hügel weiter im Rücken gleichfalls eingeschlossen war, auf welchem sie ein temporäres Fort gegen die Stadt errichtet hatten. Die Idee, die zwei Hügel einzuschließen, war in der That gar nicht schlecht; der Platz war wirklich stark, und sie hätten sich darin halten können, wenn sie nicht durch Bomben daraus vertrieben worden wären.

Sie hatten dabei den Felsen auf der Seite, von der wir kamen, fast perpendiculär abgeschnitten, und, wie es scheint, die Gräber derjenigen, die wir das Jahr zuvor hier begraben hatten, so wenig wie möglich gestört, denn die Chinesen zeichnen sich aus durch ihre Achtung vor den Todten, und am Fuße des Hügels war eine Tafel zwischen zwei Granitpfeilern aufgerichtet worden, mit einer Inschrift, daß die Gräber der Barbaren nicht gestört werden sollten. Viele Gräber waren freilich dennoch der Befestigungsarbeiten wegen weggeräumt worden, und nach der Einnahme von Tinghai fand man den Stein, der über dem Grabe des Generals Oglander aufgestellt worden war, in der Treppe am Eingang in das Haus des ersten Mandarinen eingefügt, weßhalb das Haus denn auch vom Grund aus zerstört wurde. Ich kann indeß die Chinesen kaum tadeln, daß sie sich an unsern Gräbern vergriffen, denn auch wir hatten bei unsern Befestigungen das Jahr zuvor eine große Menge der ihrigen zerstört.

Wir rückten nun gegen die Stadt, ohne auf Widerstand zu stoßen, und ich schlief wiederum in dem Hause, das uns ein Jahr zuvor als Versammlungspunkt zum Essen gedient hatte. Alles war noch wie früher, nur Thüren und Fenster waren fort, auch die Vorstädte waren noch in demselben Zustande, und die von der Mannschaft eingenommenen Häuser waren noch mit den Nummern der Compagnie in Kreide bezeichnet. Alle Gedanken an Ausbesserung waren verschwunden vor der Nothwendigkeit, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Sie hatten wohl erkannt, daß der Friede, der uns veranlaßte den Ort aufzugeben, nicht dauern und daß Tschusan abermals von uns würde heimgesucht werden. Sie hatten in der That in den sieben Monaten Unglaubliches geleistet waren aber zu unserem Glück nicht ganz fertig geworden, und als ich später den Auftrag erhielt, eine Tour um die Insel zu machen, um auf derselben das Vertrauen möglichst herzustellen und sie von umherstreifenden Soldatenbanden zu befreien, begegneten wir einer großen Menge Personen, die zur Arbeit an den Befestigungen gepreßt worden waren, und deren Familien während ihrer Abwesenheit Lebensmittel verabreicht erhielten. Niemand, der früher zu Tschusan gewesen war, konnte erwarten, daß die Chinesen sich irgend gut vertheidigen würden, und ich selbst, bis ich die Festungsarbeiten sah, glaubte, sie würden ohne allen Kampf abziehen. In ihrem Bericht an den Kaiser machten sie sich auch ein großes Verdienst aus ihrer Vertheidigung, behaupteten, sie hätten sich sechs Tage lang mit uns geschlagen, — denn sie zählten jeden Tag von der Recognoscirung an, — sechs Dampfboote und viele große Schiffe versenkt, eine Menge schwarze und rothe Barbaren getödtet, endlich aber hätten wir doch mit Hülfe verrätherischer Eingebornen, die zu uns übergegangen, den Platz besetzt.

Die besten Segler wurden, da der Admiral schlechtes Wetter befürchtete, ausgewählt, und am 9 October segelten wir nach Tinghai ab, vor welchem Orte wir an demselben Abend um 7 Uhr ankamen. Der Angriff wurde, als der General in einem der kleinern Dampfboote seine Recognoscirung vorgenommen hatte, auf den andern Morgen festgesetzt. Wir landeten ohne Widerstand etwa zwei Stunden von der Stellung des Feindes, und während wir dem Ufer entlang marschirten, nahm das Dampfboot Sesostris den Wellesley am Schlepptau, um ihn in eine Stellung zu bringen, von welcher aus das Dschoß-Haus beschossen werden konnte, das auf einem steilen Berge lag, welcher auf der andern Seite des Flusses die Stadt beherrschte. Wir zogen jetzt vom hohen Ufer hinab gegen einen Canal, und das 55ste Regiment sollte noch eine halbe Stunde weiter oben über denselben gehen, um den Chinesen den Rückzug abzuschneiden. Wir kamen endlich an einige Häuser, die zu einer schmalen Brücke führten, etwa 200 Schritte von der Stelle, wo die Chinesen in geschlossener Ordnung auf einem den Paß beherrschenden Berge standen. Kein Theil hatte bis jetzt noch einen Schuß gethan. Die an sich schon schmale Brücke war noch durch einen darüber gebauten Bogen verengert und die Oeffnung durch einen großen Stein gesperrt worden. Dieser ward weggeschoben, und unsere Leute mußten ihre Mäntel ausziehen, um hindurch zu kommen. Auf der andern Seite war ein großes Haus, unter dessen Schutze wir uns wieder formirten und anzogen. Warum die Chinesen den Uebergang über die Brücke nicht vertheidigten, haben wir nie begreifen können, da sie sich vortrefflich decken konnten, und wenige geübte Schützen eine große Verheerung hätten anrichten können. Die einzigen Schüsse, die sie abfeuerten, waren, glaube ich, gegen unsere große Trommel gerichtet, die man nicht durch die Brücke bringen konnte und auf einem Boote hinüber transportiren mußte; vermuthlich hielten sie dieselbe für ein furchtbares Kriegsinstrument, und wir lachten nicht wenig über die Aufmerksamkeit, die sie derselben bezeugten. Trotz der auf sie gerichteten Schüsse kam sie glücklich hinüber.

(Schluß folgt.)

Ein altirisches Heldengedicht. Die Bemühungen, alte Sagen ans Licht zu ziehen, dauern fort, und die irische archäologische Gesellschaft, der man lange Zeit nicht mit Unrecht Schläfrigkeit vorwarf, hat „das Bankett von Dun na n'gedh und die Schlacht von Mag Rath" aus dem Irischen übersetzen lassen. Das Gedicht fällt ganz in den Anfang der englisch-normannischen Einfälle, und ist in einem schwülstigen Styl geschrieben, aber hinsichtlich der Sittenschilderung außerordentlich interessant. (Athenäum vom 11 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, den 11 März.

Man bereitet in Frankreich auf allen Seiten Materialien für einen künftigen Geschichtschreiber der Nation vor, die unermeßliche Sammlung der Documens historiques, die Sammlung der Historiker der Kreuzzüge, welche das Institut herausgibt, die Historiens de France, die Histoire Litteraire de France und andere Sammlungen der Akademie der Inschriften, die Sammlung der Municipalkarten, mit der Thierry beauftragt ist, die Proceßacten der Albigenser, mit denen sich Fauriel beschäftigt, die zahllosen Specialgeschichten von Provinzen und Städten, die seit zwanzig Jahren erschienen sind, gehören dahin. Es ist hier dieselbe Tendenz wie man sie in Deutschland, England und selbst Spanien findet. Der Gesichtspunkt der Geschichte hat sich geändert und erfordert eine neue Classe von Documenten, auf welche die Geschichte, wie man sie im letzten Jahrhundert schrieb, keine Rücksicht nahm. Einen Beitrag dieser Art gibt in diesem Augenblick Floquet, Greffier des Gerichtshofs von Rouen in seiner „Histoire du Parlement de Normandie," Rouen 7 Bde., 8. Das Werk ist ganz aus den Quellen gezogen, welche die Archive des Parlaments geliefert haben. Die Masse der gerichtlichen Papiere, welche in den französischen Archiven liegen, ist unberechenbar, und bei dem gegenwärtigen Eifer für den Druck von nationalen Geschichtsquellen ist man eher in Gefahr damit überschwemmt zu werden, als daß sie unbekannt vermodern. Es ist daher des größten Dankes werth, wenn Männer von eisernem Fleiß wie Floquet, sich die Mühe nehmen, den ungeheuren Wust durchzulesen und nur das Wichtigere auszuheben, das wirklich einen Beitrag zur Geschichte der Ereignisse oder der Sitten geben kann, und das selbst auf diese Art noch eine Ausdehnung hat, die ihm nur wenige Leser verspricht.

Einer der schönsten Beiträge zur Geschichte von Frankreich besteht in den Négociations sur la Succession d'Espagne, welche Mignet für die Sammlung der Documente herausgibt, und die bis jetzt in 4 Banden bis auf den Frieden von Nimwegen gehen. Dieses Werk ist für die politische Geschichte von Frankreich unter Ludwig XIV, was die Memoiren von St. Simon für die Geschichte des Hofs sind. Im Ganzen ist der Eindruck, den dieses Werk über Ludwig XIV macht, vortheilhafter als der den St. Simon gibt, aber ohne daß das unermeßliche Unglück, welches der Ehrgeiz dieses Königs über Europa gebracht hat, dadurch gerechtfertigt würde. Mignet verbindet die Documente, die er gibt, durch eine zusammenhängende Erzählung, deren Zweck ist, ihre Wichtigkeit hervorzuheben und sie in ihr wahres Licht zu stellen, und die Art, wie er diese schwierige Methode angewendet hat, läßt wenig zu wünschen übrig; es werden noch zwei Bände erscheinen, und das Ganze enthält eine der größten Lehren, welche die Geschichte gegeben hat, die aber wohl eben so ungehört an uns vorübergehen wird, als mit Lehren der Geschichte gewöhnlich geschieht.

Die großen französischen Familien öffnen auch den Rest der Archive, den ihnen die Revolution gelassen hat. Der Herzog von Noailles arbeitet seit langer Zeit an einer Geschichte der Frau von Maintenon, die eine Verwandte seines Hauses war; er hat eine Episode derselben herausgegeben, welche die Stiftung von Saint Cyr enthält. Das Buch ist aber nicht in den Buchhandel gekommen und ich habe es nicht zu Gesicht bekommen. Der Titel ist: Saint-Cyr, Histoire de la maison royal de Saint Louis, Paris 1843. 8. Der Marquis von La Grange hat die Mémoires du duc de la Force et de ses fils, les marquis de Montpouilly et de Castelnau in 4 Bänden herausgegeben. Er ist ein Schwiegersohn des gegenwärtigen Herzogs von la Force und hat die Schriften in den Familienpapieren gefunden und mit größter Sorgfalt herausgegeben. Er sagt in der Vorrede, daß er sich keine Art von Aenderung erlaubt habe, und erläutert die Erzählung mit einer Menge ungedruckter Documente, worunter 800 Briefe von Henrich IV und andern. Die Verfasser gehörten zu den hauptsächlichsten Führern der Hugenotten, und hatten ihren reichlichen Theil an dem Schicksal jener gräulichen Zeiten; sie waren bald die Rathgeber und Vertraute der Könige, bald ihre Feinde oder in Verbannung, und ihre Memoiren bilden ein Hauptelement der Geschichte der französischen Hugenotten, einer Partei, welche es jetzt hier Mode ist, herabzusetzen.

Ternaux-Compans hat unter dem Titel la Guiane française ein kleines Buch herausgegeben, welches einen halbpolitischen Zweck hat und in dem Interesse der Gesellschaft geschrieben ist, welche sich vorgesetzt hat, die Colonie zu kaufen und zu colonisiren. Der Plan ist von Jules Lechevalier entworfen und hat Capitalisten gefunden, welche 50 Mill. Fr. zusammenschießen wollen, um alle Pflanzungen der Colonie, mit Häusern und Negern zu kaufen, die Sklaven zu emancipiren, neue, weiße Colonisten einzuführen und Colonialwaaren im Großen mit Hülfe aller neuen Maschinen zu produciren. Die Regierung hat seit einem Jahr eine Commission niedergesetzt, den Plan zu untersuchen, und man sagt, daß sie günstig dafür gestimmt sey. Der Plan lautet phantastisch und man muß sich wundern, daß sich Capitalisten dazu gefunden haben.

Das literarische Ereigniß des Augenblicks sind die Burggrafen, von Victor Hugo, welche wahrscheinlich in einigen Tagen, wenn das eigentliche Publicum zugelassen werden wird, werden ausgezischt werden. Der Fehler des Stücks ist unheilbar, es ist vollkommen langweilig, und das schlechteste, was er noch geschrieben hat. Er muß gar kein Ohr haben, denn die Verse welche er macht, sind unerträglich hart und widrig; das Talent, welches er früher hatte, scheint vollkommen erschöpft zu seyn, wie man an seinem „Rhein“ sehen konnte. Die Zeit des Romantismus ist hier so ziemlich vorbei, er hat das Gute gehabt, daß er den Aberglauben an die alten pedantischen Regeln gebrochen hat, die Hoffnungen, welche man auf ihn setzte, hat er auf keine Art erfüllt, und in kurzer Zeit wird die Erinnerung der Werke, welche er hervorgebracht, und deren Erscheinung mit so großem Enthusiasmus auf der einen Seite und mit so großer Wuth auf der andern aufgenommen wurde, verschwunden seyn. Hätte sich die neue Schule begnügt, den alten Regeln den Krieg zu erklären, so hätte sie einen dauernden Sieg davon tragen können, aber sie hat sich schwer an der Sprache versündigt, und durch bizarre und unfranzösische Ausdrücke sich den Schein einer größeren Tiefe geben wollen, als sie besaß, daher die Reaction. Was kommen wird, ist nicht vorauszusehen; die alte Schule ist todt, die neue am Sterben, und der Weg für eine ganz natürlich und ungekünstelte Literatur wäre offen, die Folge wird zeigen, ob sie sich finden wird. Es wird unglaublich viel gedichtet, oder wenigstens in Versen geschrieben, aber Niemand liest Verse, es fehlt nicht an Talent aber an Tiefe, welche der ehrgeizige und krampfhafte Styl der meisten umsonst zu ersetzen versucht.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

7. Das Gurganthal.

(Schluß.)

Wir zogen durch mehrere pittoreske Haufen dieser morgenländischen Nomaden, die, wenn wir nicht von einer Schutzwache begleitet gewesen wären, gewiß keinen Augenblick angestanden hätten, sich mit Gewalt unserer Personen und Habseligkeiten zu bemächtigen. Nachdem wir nochmals den Gurganfluß überschritten hatten, gelangten wir in die offene Fläche, auf welcher wir nach einem Ritt von einer Meile den Sohn des Kuli Chan trafen, der uns zu dem Zelte seines Vaters, des Beherrschers dieser tapfern Turkomanenhorde, zu geleiten kam. Wir erreichten es bei Sonnenuntergang, nachdem wir seit unserem letzten Ruheplatz, mit Ausnahme der kurzen Rast um Mittag, volle zwölf Stunden zu Pferde gesessen hatten. Von Semulgan bis zu des Gurgan reizenden Ufern oder bis zu der Stelle, wo das Zelt des Kuli Chan aufgeschlagen war, hatten wir circa 90 englische Meilen zurückgelegt.

Der Chan empfing uns mit sehr wenig Umständen, die bei den Turkomanen überhaupt nicht gebräuchlich sind, und nach einem kurzen Gespräch unter freiem Himmel zeigte er uns das Zelt oder Haus, welches für die Gäste bestimmt ist, wo wir uns niedersetzten und sogleich sehr zahlreichen Besuch erhielten, denn es strömten eine Menge Turkomanen herbei, um durch Angaffen der Fremden ihre Neugierde zu befriedigen. Durch das Innere des Zeltes wurden wir angenehm überrascht, denn es war geräumig und gut eingerichtet. Als wir eintraten, waren auf der einen Seite einige Frauen an Webstühlen beschäftigt, aber sie verließen das Zelt bald, doch geschah dieß nicht, um sich zu verbergen, denn es ist den Turkomaninen unverwehrt, sich sehen zu lassen, und die Mutter des Chan, eine sehr alte Frau mit langen silbergrauen Haaren, einer gelben Todtenfarbe und Glasaugen kam zu mir, legte ihre Hände auf mich und bewillkommte mich im Namen ihres Sohnes.

Bald nach unsrer Ankunft brachte man das Essen, und der älteste Sohn des Häuptlings kam, um es mit uns zu verzehren; die Speisen waren sowohl an sich als hinsichtlich der Zubereitung sehr einfach, das vor uns aufgelegte Tischtuch war aus grober Wolle und trug deutliche Merkmale, daß es schon oft seine Dienste gethan hatte; die Nomaden und selbst die Bewohner der Dörfer und Städte Persiens hegen einen sonderbaren Aberglauben gegen das Waschen des Tuchs, auf welches die Gerichte aufgesetzt werden; man hält es für unheilbringend und da bei dem Abtragen der Schüsseln von jedem Gericht Ueberbleibsel zurückbleiben, die zufälligen Flecken ungerechnet, so kann man sich denken, wie fettig und beschmutzt ein solches Tuch in einem gastfreien Zelte werden muß. Ein Pillau von Reis bildete unser Abendessen, mit Salz gewürzte Buttermilch war unser Getränke; für Perser, Turkomanen und Juden ist Reis mit gebratenem Fleisch ein Festgericht.

Nach dieser Mahlzeit hätten wir uns gern zur Ruhe begeben, aber so gut sollte es uns noch nicht werden; das Zelt war von Menschen überfüllt, unter denen man auf Stand und Rang keine Rücksicht zu nehmen schien, jeder kam herein und setzte sich nieder wo er Platz fand, ohne im mindesten die andern zu stören, und selbst als der Chan erschien, geschah es mit so wenig Geräusch daß ich seine Gegenwart nicht eher bemerkte, als bis ich ihn dicht neben mir sitzen sah; Niemand erhob sich um ihn zu begrüßen, und es entstand nicht die geringste Unruhe, was in Persien immer der Fall ist, wenn ein vornehmer Mann in einer Gesellschaft erscheint. Selbst der Sohn des

Chan schien seinem Vater wenig Aufmerksamkeit zu widmen, obgleich die patriarchalische Autorität unter allen Nomadenstämmen Asiens noch am meisten gilt. Die einzige Höflichkeit, die er gegen seinen Vater beobachtete, bestand darin, daß er eine ihm bestimmte Tasse Thee jenem überreichte. Die Turkomanen lassen sich von ihren Chefs und Stammesobern, denen sie niemals eine überflüssige Unterwürfigkeit oder unterthänigste Huldigung erweisen, nur im Geiste demokratischer Grundsätze regieren.

Einige Zeit verging unter Gesprächen, die vorzüglich in der Sprache von Kurdistan, die ein Gemisch der persischen, kurdischen und Turkisprache ist, gehalten wurden. Dann fragte mich der Chan, ob ich nicht etwas Musik hören wollte, worauf sogleich zwei Männer, jeder mit einem musikalischen Instrument hereintraten; eines derselben bestand aus zwei mit Leder überzogenen Halbkugeln, aus Kürbissen oder ausgehöhltem Holz, und war durch einen hölzernen Stab verbunden, an welchem eine Saite von einem bis zum andern Ende lief, so daß die Halbkugel als Resonanzboden diente; der Spieler, der zugleich auch sang, gebrauchte es wie ein Tambourin um den Tact darauf zu schlagen; das andere war ein Saiteninstrument, das einen nicht unangenehmen Ton hatte.

Sie sangen verschiedene Lieder, die jedoch nur aus wenigen Worten und einfachen Noten bestanden, und der Tact schloß sich jederzeit mit einem einzigen Ton, der sich in eine sehr angenehme, eigenthümliche Cadenz verlor, die weit lieblicher klang, als jede Musik, welche ich je in Persien gehört hatte, denn der Sänger strengte seine Stimme nicht so übermäßig an, als es in jenem Lande gewöhnlich geschieht, sondern er wußte sie sehr geschickt den Tönen des Instrumentes anzupassen, indem er den Klang und die Schwingungen der Saite so nachahmte, daß es fast dem leisen Geflüster der Aeolsharfe glich, und dieß hielt er eine außerordentliche Zeit aus, ohne dazwischen Athem zu schöpfen. Wenn er nicht wie die Perser schrie, so verdrehte er, zum Ersatz dafür, seinen Körper auf die gewaltsamste Weise, nahm die auffallendsten Stellungen an, schüttelte seinen Kopf heftig und warf sich auf seinem Platz herum, so daß er mit den Seiten fast den Boden berührte. Diese auffallenden Bewegungen schienen in einer von der Musik erzeugten Begeisterung ihren Grund zu haben, und alle Anwesenden wurden mehr oder weniger von demselben Gefühl ergriffen, denn bei dem Ende eines jeden Gesanges drückten immer mehrere ihre Freude auf eine sehr deutliche Weise aus; über den Inhalt der Lieder, welche diese große Bewegung hervorbrachten, konnte ich keine genügende Auskunft erhalten.

Dieses Concert dauerte bis nach zwölf Uhr in der Nacht, wo ich endlich, da Niemand Anstalten zum Aufbruch machte, gegen einen Perser, der in meiner Nähe saß, äußerte, daß Reisende nach einem so beschwerlichen Marsche wohl der Ruhe bedürften, worauf die Musik entlassen wurde; aber die andern schienen keineswegs geneigt, sich zu entfernen, denn ihre Neugierde war unersättlich und alle gafften uns an, machten ihre Bemerkungen und stritten sich über uns betreffende Dinge ohne alle Rücksicht vor unseren Augen. Als sich endlich der größte Theil der Gesellschaft entfernte, fand ich, daß wir keineswegs die einzigen Gäste waren, oder das Zelt allein inne hatten, sondern wir mußten es mit fünf bis sechs andern theilen, unter welchen ein Turkomane vom Yamutstamme war, den man bei einem Versuch, die Horde zu bestehlen, gefangen hatte, und der hier gebunden und gefesselt verhaftet blieb, bis von seinem Stamme sein Schicksal entschieden worden war; wenn sie nämlich das verlangte Lösegeld nicht einsendeten, so war sein Tod unvermeidlich. Das war nun freilich keine angenehme Gesellschaft für die Nacht, da es sich aber nicht ändern ließ, so breiteten wir unsere Teppiche aus und legten uns nieder.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

2. Abfahrt nach Tschusan. — Eroberung des Hafens. — Weiterfahrt nach Tinghai und Einnahme dieser Stadt.

(Schluß.)

Nach einem Halt von wenigen Minuten begannen wir den Angriff, wobei wir eine tiefe Schlucht zu passiren hatten. Als wir dem Feinde nahe kamen, eröffnete dieser ein heftiges Feuer auf uns aus zwei metallenen Karonaden, Wallflinten und Luntengewehren, glücklicherweise war dieß aber so schlecht gerichtet, daß wir nur wenige Leute verloren. Ehe sie wieder laden konnten, waren wir unter ihnen, und nun begann eine allgemeine Flucht, wobei wir sie durch ihr Zeltlager eine gute halbe Stunde bis gegen den Fluß trieben, was uns rechts entschlüpfte, mußte dem 55sten, was links entfloh, dem 49sten Regiment in die Hände fallen. So hatten die armen Teufel keine andere Wahl, als erschossen zu werden, zu ertrinken oder sich zu ergeben; letzteres wollten sie nicht thun, obgleich man ihnen Zeichen machte, daß das Feuer eingestellt werden würde, wenn sie die Waffen niederlegten.

Hr. Thom, einer der Dolmetscher, hatte einige weiße Flaggen mit aufgedrückten chinesischen Charakteren aufgepflanzt, wodurch ihnen gerathen wurde, sich zu ergeben, und den Widerstand nicht nutzlos fortzusetzen. Viele wurden niedergeschossen, eine große Anzahl ertränkte sich selbst, und um ihre Lage noch entsetzlicher zu machen, schossen ihre Batterien auf dem gegenüberliegenden Ufer durch sie hindurch auf uns. Die Chinesen sind ein wunderliches Volk, obwohl einige sehr wenig Vertrauen auf unsere Menschlichkeit und keine rechte Ansicht von Kriegsgebrauch hatten, trauten uns doch andere unbedingt: ich sah einen Schwerverwundeten den Hügel herabkriechen, und während das Feuer noch anhielt unsere Leute um Wasser bitten. Ich ging auf einige andere zu, sie baten alsbald um Gnade, und schienen verwundert, daß ich ihnen Wasser reichte, statt ihnen den Garaus zu machen.

Auf unserer Seite war die Arbeit gethan, und wir sahen uns jetzt um, was auf dem andern Ufer vorgehe: die Seesoldaten und Matrosen hatten das Dschoß-Haus erstürmt und gingen nun auf die tiefer unten liegenden Batterien los, die immer noch hie und da feuerten. Plötzlich flog das Pulvermagazin in die Luft, man weiß nicht, ob durch die Chinesen oder durch unsere Bomben und Raketen angezündet. Die Marinetruppen hatten vom Glück zu sagen, daß sie nicht um einige Minuten früher kamen; so verloren sie nur einen Trommler.

Kurz darauf kamen einige Boote der Kriegsschiffe nebst einigen

kleinen Dampfbooten den Fluß herauf, dessen Einfahrt durch mit Stein gefüllte und versenkten Dschunken, so wie durch eingeschlagene starke Pfähle nahezu gesperrt war. Dschunken von jeder Art und Größe flohen im größten Schrecken den Fluß herauf, denn Niemand hatte an einen so raschen und glücklichen Angriff gedacht. Eines der kleinen Dampfboote setzte uns hinüber nach der Stadt Tinghai, es war aber schon spät, und so nahmen wir unser Nachtquartier in einem Dschoß-Haus neben einem der Thore. Ein Boot, das der unglücklichen Brigg Kite*) gehört hatte, und zwei ihrer Karonaden fanden sich hier. Sie hatten den Chinesen als Modelle gedient, denn ihre Karonaden waren genau von derselben Größe. Es fand sich eine gute Kanonengießerei in der Stadt, und eine große Anzahl Karonaden und Kanonen von Metall und Eisen, die noch nicht ganz vollendet waren. Eine Kanone war noch in der Form und mußte kurz vor dem Angriff gegossen worden seyn, denn das Metall war noch so heiß, daß man es nicht berühren konnte. Einige ihrer eisernen Kanonen waren von ungeheurer Größe und Schwere, und doch von kleinem Kaliber, keine über 32 Pfund. Sie hatten Formen, um Kugeln und Kartätschen zu gießen, die aber selten genau in die Kanonen paßten, welche überdieß mit großen und kleinen Kartätschen bis zur Mündung vollgestopft wurden. Die Formen zum Gießen der Kanonen waren aus feinem Thon gemacht und mit eisernen Klammern gebunden, aber die Kanone wurde nicht in Einem Stück gegossen, sondern in mehrern Stücken, die aufeinander paßten.

In einem Dschoß-Haus hinter unserem Quartier hatten die Chinesen eine Werkstätte für Laffetten eingerichtet, die ebenfalls von den unserigen copirt, aber solider waren; ich fand sie besser und schöner ausgearbeitet, als ich je welche gesehen. Alle diese Verbesserungen mußten im letzten Jahre begonnen worden seyn, denn die Kanonen, welche wir bei unserem ersten Besuch zu Tschusan und auch zu Canton fanden, waren alter Lumpenkram mit Zündlöchern, wo man zwei Finger hätte hineinstecken können. Es gehörte Muth dazu sie abzufeuern, und doch wußten die Chinesen sie gut zu benützen, vielleicht besser, als wir es hätten thun können.

Ich fand in dem Hause zwei Bücher über Mathematik, Astronomie, Mechanik und Artillerie, die sie augenscheinlich von den Jesuiten erhalten hatten, denn die Platten waren zu gut, als daß sie von ihnen selbst hätten herrühren können, obgleich sie versucht hatten, dieß so erscheinen zu lassen, indem sie chinesische Charaktere darauf setzten; auch der Fuß, auf dem die Globen ruhten, war mit dem kaiserlichen Drachen geziert.

Hier sowohl als zu Tschusan waren die Mauern und Batterien mit großen hölzernen Kreuzen bedeckt, was wir uns nicht erklären konnten, endlich aber hörten wir, da sie unsere Verehrung für das Kreuz kannten, so hätten sie geglaubt, wir würden nicht darauf schießen. Ich erwähnte dieses Umstandes gegen einige Officiere der französischen Corvette Danaide, die sich damals zu Tinghai befanden, und der Einfall schien sie nicht wenig zu belustigen. Ich begab mich auch nach dem Dschoß-Haus auf dem Berge, um zu sehen, was das Feuer des Wellesley hier ausgerichtet habe; dasselbe war von Kugeln und Bomben ganz durchlöchert, so daß Niemand länger darin hätte ausdauern können; schon die Holz- und Steinsplitter hätten dieß unmöglich gemacht. Etwas tiefer unten am Berge, der See gegenüber, war noch eine Batterie; hier befanden sich einige lange Metallkanonen von portugiesischer Arbeit, und ein eiserner 84Pfünder. Das Pulvermagazin außerhalb des Dschoß-Hauses war in die Luft geflogen; ein Schuß hatte das Thor des Platzes eröffnet und sechs Mann im gewölbten Wege getödtet. Einige Mandarinen waren gefangen genommen und mehrere tödteten sich selbst. Der große Heerführer und Gouverneur der Stadt Yukien, der gelobt hatte, uns alle zu vernichten und in unsern Häuten zu schlafen, war geflohen, später aber vernahmen wir, daß er Hand an sich selbst gelegt.

Von der Zahl der Feinde, die uns bei Tschusan und Tinghai gegenüber standen, können wir uns nur aus den eigenen Angaben des Feindes einen Begriff machen, und ich gebe hier einen Auszug aus einer Proclamation des kaiserlichen Commissärs. Nachdem die erste Einnahme und die zweite Uebergabe von Tschusan erwähnt sind, fährt die Proclamation fort: „jetzt aber ist der District Tinghai in völligen Vertheidigungsstand gesetzt worden. Ich habe tapfere, auf dem Schlachtfelde gebildete Generale hingesendet, die nöthigenfalls 5000 jetzt dort liegende Veterantruppen befehligen werden. Und längs den verschiedenen Armen der See sind Kriegsschiffe mit tapfern Matrosen im Hinterhalt aufgestellt, und ich, der kaiserliche Commissär, in Verbindung mit Yu, dem General der Landtruppen von Tschekiang, und Liu, dem Untergouverneur derselben Provinz, habe 10,000 muthige Soldaten nach Tinghai verlegt, und längs den Ufern unserer Meere befinden sie sich an jedem Orte, nahe bei einander, mit dem strengsten Befehl gute Wache zu halten. Wenn also die Rebellen, nachdem sie bei Canton geschlagen wurden, abermals wagen sollten sich unsern Ufern zu nähern, so werden sie seyn wie Motten, die nach dem Licht fliegen, oder wie Fische, die ins Netz springen, denn ich will sie alle Mann für Mann niedermachen und keinen von ihnen lebend entkommen lassen." Unser Verlust war in Vergleich mit der Stärke der weggenommenen Stellung unbedeutend; die Chinesen aber müssen stark gelitten haben. Der Angriffsplan war eben so gut ausgeführt als entworfen.

Die Stadt Tinghai hat über eine Stunde im Umkreis und ihre Vorstädte sind ausgedehnt, sie enthält aber nichts Besonderes. Die Ufereinfassung, um die Mauer auf der Seeseite zu schützen, ist vortrefflich ausgeführt; sie ist mit fest aneinander liegendem Granit verkleidet, und erstreckt sich längs der ganzen Seeufer.

*) Sie war in der Nähe von Tinghai gescheitert, und die Mannschaft, worunter sich auch die Frau eines Capitäns befand, von den Chinesen arg mißhandelt und in Käfige eingesperrt worden.

Miscellen.

Die literarische Unterstützungs-Gesellschaft. Wir haben dieser Literary Fund Society zur Unterstützung verarmter Schriftsteller und ihrer Familien schon in Nr. 61 gedacht, und entnehmen jetzt aus dem Rechenschaftsbericht, welcher der Gesellschaft am 7 d. M. vorgelegt wurde (s. Athenäum vom 11 März), die Bemerkung, daß endlich nach fünfzigjährigem Bestehen das Publicum einen bedeutendern Antheil an dieser Institution zu nehmen beginnt. Die Subscriptionen und Geschenke, welche im J. 1838 973 Pfd. St. betrugen, haben sich im verflossenen Jahre auf 1452 Pfd. belaufen. Auch die Größe der gewährten Unterstützungen steigt; während sie früher durchschnittlich nicht viel über 19 Pfd. betrugen, beliefen sie sich im verflossenen Jahre (1255 Pfd. in 46 Unterstützungen) durchschnittlich auf 27 Pfd.

Anwendung der Lichtbilder auf Gemäldecopien. Der italienische Maler Lecchi, welcher die Kunst, Lichtbilder zu coloriren, erfunden haben soll, ist kürzlich in Brüssel eingetroffen, in der Absicht, die Gemälde von Rubens, Vandyck u. zu copiren. (Athen. 11 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1843.

Gegenseitige Stellung der Engländer und Chinesen.

Die Thaten der Waffengewalt sind vorüber, China hat sich vor europäischem Muth und europäischer Kriegskunst gebeugt, jetzt aber folgt das ohne Vergleich schwierigere Geschäft, den allgemeinen Grundsatz, der den Verhandlungen zu Grunde lag, nämlich die Abschaffung des bisherigen Ausschließungssystems der Chinesen, ins Leben einzuführen. Hier stoßen die Engländer gleich auf eine Hauptschwierigkeit. Eine der bedeutendsten Ursachen, welche den Krieg herbeiführten, war die Handelslage China's, das jährlich mehrere Millionen seines eigenen baaren Geldes an die Engländer für die eingeführten Waaren, namentlich das Opium, zahlte, so daß man im Innern des Reichs eine nicht unbedeutende Abnahme des baaren Geldes verspürte. Diese Entdeckung, welche die Chinesen zeitig genug machten, führte, abgesehen von den lobenswerthen moralischen Gründen gegen den Opiumverbrauch, vorzugsweise zu den heftigen Maaßregeln gegen den Opiumhandel, welche die unmittelbare Veranlassung des Krieges wurden. Man schätzt die Ausfuhr des baaren Geldes auf 9 Millionen Piaster jährlich, wovon die Amerikaner etwa sechs liefern, den Rest müssen die Chinesen selbst bezahlen. Daher sagt auch die Shipping and Mercantile Gazette vom 25 Jan. d. J.: „seit vielen Jahren bestand die Schwierigkeit, die englische Ausfuhr nach China zu vermehren, darin, einen mit unserer dortigen Einfuhr in Verhältniß stehenden Betrag chinesischer Producte auszuführen. Es ist eine notorische Thatsache, daß fast ein Viertheil unserer Ausfuhr nach China in baarem Gelde bezahlt wurde, und es ist unumgänglich nothwendig, daß die (englische) Regierung Maaßregeln ergreife, um unseren Verbrauch chinesischer Producte zu vermehren, sonst wird die Eröffnung der Häfen des himmlischen Reichs uns wenig helfen. Die Chinesen können nicht viel mehr baares Geld für unsere Manufacturwaaren liefern, und wenn sie es thun, so werden sie bald einen größern Vortheil finden, mit andern industriellen Nationen auf einer liberaleren Grundlage in Handelsverkehr zu stehen, wo sie die empfangenen Manufacturwaaren mit ihren Natur- (oder Kunst-) Producten bezahlen." Diese, wie man sieht, von den Engländern klar erkannte Lage der Dinge ist auch den Chinesen durchaus kein Geheimniß, deßwegen rücken die Unterhandlungen über die Handels- und Zollangelegenheiten nicht vorwärts, und die neueste Post kündigt an, daß die Chinesen hinsichtlich der Herabsetzung der Zölle auf chinesische Waaren in England Forderungen stellen würden, welche die Finanzen Englands kaum gestatten möchten; man kann deßhalb mit Recht erwarten, daß China den fremden Völkern ähnliche Vorrechte, wie den Engländern, nicht ungern einräumen werde, um durch größere Concurrenz die Engländer, welche für ihre Waaren zu viel baares Geld verlangen, aus dem Felde zu schlagen. Dieß muß einen allgemeinen Verkehr mit allen seefahrenden Völkern nach sich ziehen, der für China noch von größerer Bedeutung seyn muß, als für die übrige Welt.

Es wäre somit gar nicht unmöglich, daß die Engländer die Kosten und die Mühe der Eröffnung des Handels mit China auf sich genommen hätten, ohne ausschließlich oder auch nur in bevorzugter Weise die Vortheile davon zu ernten. Bereits ergeben sich für die Engländer unerwartete Schwierigkeiten. Daß in Canton eine hitzige Schlägerei zwischen den anglo-indischen Matrosen und dem dortigen Pöbel stattgefunden, in Folge deren die englischen Factoreien zerstört und verbrannt wurden, ist bekannt, weniger aber die nähern Umstände und die geheimen Ursachen dieser Vorfälle, wie sie aus einer etwas herben Correspondenz zwischen den englischen Kaufleuten und dem Regierungscommissär, Sir Henry Pottinger, hervorgehen. Da diese Correspondenz nur der Anfang zu weitern wichtigen Verhandlungen ist, so gehen wir vorerst auf das Nähere nicht ein, und halten uns nur an das allgemeine Resultat, „daß die Unruhen, wenn auch durch das übermüthige Benehmen der angloindischen Matrosen zum Theil hervorgerufen, doch nur das äußere Symptom eines in Canton tief wurzelnden Hasses gegen die Engländer sind, und vermuthlich von sehr bedeutenden und einflußreichen Männern geleitet waren." Canton dankt seine Wichtigkeit und seinen Reichthum dem anderthalb Jahrhunderte lang genossenen Monopol des äußern Handels; die Engländer haben dieß Monopol gebrochen, dürfen also in Canton selbst nur auf Haß zählen. Die chinesische Nation hat im

Ganzen genommen vielleicht weniger moralische Haltung und Ehrenhaftigkeit als die Europäer, aber gewiß eben so viel Klugheit und vielleicht noch etwas mehr Schlauheit: man versteht dort so gut wie irgendwo Pöbelaufstände zu veranlassen, zu leiten, zu benützen, und die dortigen englischen Kaufleute, welche Mittel genug in Händen haben, der Sache auf den Grund zu kommen, fürchten bereits, man möchte durch solche Pöbelaufstände ihnen den Aufenthalt in Canton unmöglich machen, und der Handel somit den Amerikanern und andern Nationen in die Hände gespielt werden. Die chinesischen Behörden, aufgebracht durch das Benehmen einiger englischen Kaufleute, welche den Schmuggel des Opiums und anderer Waaren auf eine unverschämte Weise fortsetzen, sind, wie die letzten Vorfälle deutlich gezeigt, eben nicht geneigt den Pöbelaufständen gegen die Engländer schnell und kräftig ein Ziel zu setzen, und wenn der englische Regierungsbevollmächtigte nicht Ernst gegen die Chinesen zeigt — was er vorerst nicht beabsichtigt — so werden die Verationen, an denen freilich das Benehmen der englischen Kaufleute viel Schuld trägt, nicht aufhören, und man wird bald wieder in einem Zustande seyn, der nicht Frieden, nicht Krieg ist, die Handelsinteressen der Engländer aber wesentlich benachtheiligt.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

8. Turkomanisches Lager.

Große Ermüdung verbürgt nicht allezeit guten Schlaf, das erfuhr ich diese Nacht; die Aufregung, der ich während des ganzen vorigen Tages ausgesetzt gewesen war, die Neuheit meiner Lage und selbst die Verspätung am Abend, wo die zudringliche Neugierde unserer Wirthe uns keine Ruhe gönnte; das Heulen der Hunde, das Blöcken der Schafe und das Brüllen der Thiere in den benachbarten Umzäunungen hinderte mich fast die ganze Nacht hindurch am Schlafe. Ich würde gern das Zelt verlassen und in der frischen Nachtluft einen einsamen Spaziergang gemacht haben, aber ich fand, daß der Ausgang wie der Eingang von den großen bösen Hunden verwahrt wurde, welche die Wache im Lager hatten, und die mich wirklich nicht einen Schritt aus dem Zelte thun ließen; so wie sich nur etwas regte, gaben sie warnende Töne von sich, und jeder Versuch sich aus dem Lager oder auch nur aus einem Zelte zu entfernen, würde gewiß von diesen treuen, aber wilden Wächtern verhindert worden seyn. Sogar nach Anbruch des Tages versahen sie noch ihren Dienst, denn als ich am Morgen mich ein wenig erging, und den das Lager umgebenden und begränzenden Graben überschreiten wollte, stürzten fünf bis sechs dieser kräftigen Thiere mit offenem Rachen auf mich los, und es würde mir schlimm genug ergangen seyn, wenn sich nicht eine alte Turkomanin hinter einem Erdhaufen, wo sie zu meinem Glück eben ihre paar grauen Haare ordnete, emporgehoben und durch ihr mächtiges Gebot meine Feinde zurückgewiesen hätte, die sich unwillig knurrend entfernten.

Als wir am Morgen aus unserem Zelte heraustraten, erwartete uns ein merkwürdiges Schauspiel: das im Viereck erbaute Lager, in dessen südlicher Seite unser Zelt die Mitte einnahm, umgab einen freien Platz von 150 Schritt Länge und 100 Schritt Breite, und dieser ganze Raum war angefüllt mit Pferden, die vor der Thür ihrer Eigenthümer hielten, mit Kamelen, welche im Kreis um ihr Futter herumknieten oder standen, mit grotesken Figuren in turkomanischer Tracht, die alle hin und her liefen und sich zum Abmarsch bereiteten; vor den Zeltthüren befanden sich die Frauen mit ihrem malerischen Kopfputz, umgeben von ihren fast ganz nackten Kindern, beschäftigt mit allerlei häuslichen Arbeiten, mit der Ordnung ihres Anzugs oder Wasser aus dem Flusse holend; Schafe und anderes Vieh aller Arten strömte heraus aus den Umzäunungen und lief nach den Wiesen zu, begleitet von einer Menge laut schreiender Hirten und bellender Hunde. Wenn dieses Schauspiel sich gleich nicht durch Glanz und Pracht auszeichnete, so gefiel es doch durch seine Lebendigkeit und zog durch noch nie erblickte Eigenthümlichkeit an; die Neugier des Völkchens und die Furcht Verdacht zu erregen, hielt mich ab das Lager mit seinen Bewohnern abzuzeichnen. Sie hätten dann gewiß geglaubt, ich sey ein von einem feindlichen Stamm ausgesandter Kundschafter.

Ich fand bald, daß, so gern ich auch noch einige Tage hier geblieben wäre, um das Leben in einem turkomanischen Lager unter so günstigen Umständen genauer kennen zu lernen, selbst wenn ich mich großen Unannehmlichkeiten hätte unterwerfen müssen, ich diesen Wunsch wohl würde aufgeben müssen. Die Zahl meiner Begleiter war nicht gering, und da wir von den Turkomanen als Gäste behandelt wurden, und ich nicht einmal für meine Leute und Thiere bezahlen durfte, so wäre es sehr unartig gewesen, wenn ich meinen gastfreien Wirthen nur einen Augenblick länger zur Last hätte liegen wollen, als nothwendig war. Ueberdieß ergab sich auch deutlich aus den geringen Anstalten von ihrer Seite, daß alles nur auf ein einziges Nachtlager berechnet war, denn für meine Thiere fand sich gar kein Unterkommen, sondern sie standen während der Nacht zusammengekoppelt vor der Thür unseres Zeltes, und hatten nicht einmal eine Streu. Wir bemerkten ferner, daß man noch heute das Lager an eine andere Stelle verlegen wollte, weil es in der Nähe an Futter für das Vieh zu mangeln anfing; aus allem ergab sich die Nothwendigkeit ohne Verzug aufzubrechen und wenigstens bis nach dem 12 Meilen entfernten Dorfe Pisseruk zu ziehen.

Ich erlebte an diesem Morgen einen Beweis von der Leidenschaft der Turkomanen für schöne Waffen. Als der Chan meine Flinten, Pistolen und sonstigen Armaturen betrachtete, zog mein Säbel seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich; es war eine schöngewässerte Klinge aus Delhi, die mich ursprünglich nicht mehr als 20 Rupien gekostet hatte; er besah sie von allen Seiten, bog sie hin und her, hieb damit und fragte endlich, ob ich das Schwert nicht gegen ein sehr hübsches Pferd vertauschen wollte, welches ich kurz vorher bewundert hatte. Er drang sehr eifrig auf diesen Handel, aber sein Bruder schien Einwendungen dagegen zu machen, denn sie sprachen lange

heimlich mit einander, und endlich kamen sie dahin überein, daß ich für das Schwert und hundert Rupien das Pferd mit Sattel und Zeug erhalten sollte. Ich wußte aus einem früheren Gespräche, daß man das Pferd in dem Lager zu 350 Rupien schätzte, folglich würde der Chan bei diesem Handel 230 Rupien verloren haben; ich nahm aber dennoch sein Anerbieten nicht an, weil ich schon mehr Pferde hatte, als ich brauchte und ihre Unterhaltung nicht nur kostspielig, sondern auch sehr zu bezweifeln war, ob ich meine Pferde glücklich durch ein so feuchtes und sumpfiges Land bringen würde, als die Provinz Mazanderan, welche von tiefen, reißenden Flüssen durchströmt wird, und in der man weder Brücken noch Boote zum Uebersetzen findet, und dann war mir mein Schwert sehr lieb; auch lag mir dringend die Verpflichtung ob, mit meinem Gelde sparsam zu seyn, denn man konnte nicht wissen, welche andere nöthige Ausgaben zu bestreiten seyn würden. Der Chan war übrigens sehr verdrießlich über meine Weigerung und ich glaube, wenn es sein Bruder zugegeben hätte, würde er das Schwert um jeden Preis erkauft haben.

Zu derselben Zeit hätte ich dennoch gern einen Pferdehandel abgeschlossen. Einer von den Reitern, die mich von Semulgan hieher begleitet hatten, ein alter Mann mit einem weißen Bart, aber mit blitzenden Augen und von kräftigem Körperbau, ritt ein kastanienbraunes Pferd, das zwar klein, aber kräftiger, schöner und lebhafter war als viele große Pferde, und welches dabei so gut zugeritten und fromm war, daß man sich in jedem Nothfall auf dieses seltene Thier verlassen konnte. Dieses Pferd gefiel mir so wohl, daß ich mich endlich entschloß ihn zu fragen, zu welchem Preis er es mir verkaufen wollte. Zuerst weigerte er sich es zu verkaufen, ohne jedoch einen Grund anzugeben, da ich aber in ihn drang, so sagte er, vor wenig Monaten sey sein Sohn auf einem Zuge, welchen der Chan gegen einen in der Steppe hausenden sehr räuberischen Stamm unternommen habe, auf diesem Pferde von einer feindlichen Lanze durchbohrt worden; das Pferd hatte ihn dennoch in seine Heimath getragen, wo er aber sogleich gestorben war, und der Vater schwur jetzt, er werde das Pferd nie von sich lassen. Gegen einen solchen Grund hatte ich natürlich kein Wort einzuwenden.

Unser Frühstück bestand aus Brod und Sauermilch, wozu auf meine Bitten noch etwas frische Butter und süße Milch kam. Es ist auffallend, daß diese Menschen, in deren Lagern alle Erzeugnisse der Viehzucht in großem Ueberflusse vorhanden sind, so selten etwas davon genießen, außer Buttermilch, welche sie mit Wasser vermischen; die viele schöne Butter, welche sie bereiten, verkaufen sie fast sämmtlich an die Bewohner der umliegenden Dörfer, für sich selbst verbrauchen sie aber nur dann und wann ein wenig zu einem Pillau.

Taman.

(Bruchstück aus dem Roman Lermontows: der Held unsres Jahrhunderts.)

Taman ist ein kleines Städtchen an der See in Rußland. Nicht genug, daß ich dort beinahe Hungers gestorben wäre, so wäre ich auch nahezu noch ertrunken. Ich kam spät in der Nacht dahin, ermattet durch eine mehrtägige Reise. Mein Kutscher hielt mein zermartertes Dreigespann vor einem der gemauerten Häuser am Eingang in das Städtchen an. Die Schildwache, ein tschernomorischer Kosak, schrie, als er eine Glocke hörte, kaum halb wachen Sinnes: „wer da?" Ein Unterofficier und ein Corporal traten heraus, ich benachrichtigte sie von dem Zweck meiner Reise, daß ich Officier sey, der im Auftrag der Regierung mit Depeschen zu der activen Armee gehe, und forderte ein Quartier. Der Corporal begleitete mich durch das ganze Städtchen, allein allenthalben waren die Quartiere besetzt. Die Kälte drang mir durch alle Knochen, ich hatte drei Nächte schlaflos zugebracht, und keine Lust, die vierte unter freiem Himmel zuzubringen. So fing ich an zornig zu werden, und rief: „führe mich, wohin du willst, Spitzbube, aber ich muß ein Quartier finden, und wäre es beim Teufel." — „Es ist noch ein Quartier übrig," entgegnete der Corporal, sich am Kopfe kratzend, „aber das schickt sich nicht für den Herrn, denn es ist verdächtig." Ohne den eigentlichen Sinn dieses letzten Ausdrucks zu verstehen, hieß ich ihn weiter gehen, und nach langem Umherirren in schmutzigen Gassen, wo ich nichts als Zäune sah, kamen wir zu einem kleinen, am Ufer des Meeres gelegenen Häuschen. Der Mond beleuchtete das mit Schilf gedeckte Dach und die weißen Mauern meiner neuen Wohnung; in dem mit einer elenden Mauer umgebenen Hofe stand noch ein kleineres, stärker beschädigtes Häuschen.

Die Seitenwände waren gegen das Meer gerichtet, und unten hart an der Mauer schlugen geräuschvoll die dunkelblauen Wogen an. Der Mond blickte ruhig auf das stürmische Element herab, und ich konnte bei seinem Licht in der Ferne zwei Schiffe unterscheiden, deren schwarze Taue wie ein Spinnengewebe über der Fläche des Meeres tanzten. Es sind Schiffe im Hafen, dachte ich, ich kann morgen weiter nach Gelendschik gehen. Ein Linienkosak befand sich als Ordonnanz bei mir; ich befahl ihm, mein Felleisen herauszunehmen, den Kutscher wegzuschicken und fing an nach dem Hausherrn zu rufen. Niemand antwortet, — ich poche, — umsonst. Was soll das bedeuten? — Endlich kam ein vierzehnjähriger Junge aus dem Hause herausgelaufen. „Wo ist der Hausherr?" — „Es ist keiner da." — „Wie, gar keiner da?" — Nein." — „Und die Hausfrau?" — „Die ist in die Vorstadt gegangen." — „Wer wird mir dann die Thüre öffnen," sagte ich, und stieß mit dem Fuße daran. Die Thüre öffnete sich und ein feuchter Geruch drang aus dem Hause hervor. Ich zündete ein Schwefelhölzchen an, blickte dem Burschen in die Augen und bemerkte, daß er von der Geburt her blind seyn müsse. Er stand unbeweglich vor mir, und ich begann seine Gesichtszüge zu betrachten. Ich gestehe, daß ich eine Abneigung gegen alle Blinden, Tauben, Stummen, Hinkenden, Bucklichen u. s. w. habe, und meine, es müsse immer eine Verwandtschaft zwischen der körperlichen Beschaffenheit und der Seele seyn, als ob die Seele mit dem Verlust eines Sinnes auch irgend eine Gefühlskraft verloren habe.

Ich betrachtete immer noch das Gesicht des Blinden, aber was läßt sich in einem Gesicht ohne Augen lesen? Unwillkürlich regte sich das Mitleid in mir, als mit einemmal ein Lächeln über das Gesicht des Blinden hinzog, das, ich weiß nicht warum, einen unangenehmen Eindruck auf mich machte. In mir stieg der Verdacht auf, er sey nicht blind, wie er zu seyn scheinen wolle, und vergebens suchte ich mich zu überzeugen, daß ein weißes Augenfell nicht Verstellung seyn kann. Weßhalb? — ich bin immer zum Verdacht geneigt!

„Bist du der Sohn des Hausherrn?“ fragte ich nach einigem Schweigen. — „Nein.“ — „Wer bist du denn?“ — „Ein armer Waise.“ — „Hat die Hausfrau Kinder?“ — „Nein, sie hatte eine Tochter, aber diese ist mit einem Tataren davon gelaufen.“ — „Mit was für einem Tataren?“ — „Der Böse mag's wissen! Ein Tatar aus der Krim, aus Kertsch.“ Ich trat in die Stube, wo zwei Bänke und ein Tisch, so wie ein ungeheurer Koffer das ganze Ameublement ausmachten. An den Wänden war kein Heiligenbild, — ein böses Wahrzeichen. Durch eine zerbrochene Scheibe pfiff der Seewind herein. Ich nahm aus meinem Felleisen ein Stück Wachskerze, zündete es an und begann meine Sachen abzulegen; mein Gewehr und Säbel stellte ich in die Ecke, die Pistolen legte ich auf den Tisch, breitete meinen Mantel auf einer Bank aus, auf die andere legte sich der Kosak, der in zehn Minuten schon fest schlief, während ich kein Auge schließen konnte. Vor mir drehte sich unaufhörlich der Bursche mit den weißen Augen herum. So lag ich wohl eine Stunde. Der Mond schien durch das Fenster, und seine Strahlen warfen einen Schimmer auf den Boden. Plötzlich erblickte ich einen Schatten. Ich stand auf und sah durchs Fenster: irgend Jemand ging wiederholt vorüber und verbarg sich, der Himmel weiß wo.

Ich konnte nicht annehmen, daß irgend ein menschliches Wesen senkrecht an dem abschüssigen Ufer hinabgehe, und doch konnte es nirgends anderswo stecken. Ich stand auf, nahm meinen Mantel um, steckte den Dolch in den Gürtel, schritt leise zum Hause hinaus, und mir gegenüber erblickte ich den Blinden. Ich stellte mich an dem Zaune auf die Lauer, und er ging mit sicherem, aber vorsichtigem Schritt an mir vorüber. Er trug unter dem Arme ein Bündelchen, und als er ans Ufer gekommen war, begann er einen vielfach sich krümmenden Pfad hinabzusteigen. An diesem Tage singen die Stummen und die Blinden sehen, dachte ich, und ging ihm in einer Entfernung, daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren konnte, nach. Jetzt trat der Mond hinter Wolken, und über dem Meere breitete sich ein Nebel aus, durch den man kaum die Laterne sehen konnte, die das in geringer Entfernung stehende Schiff erleuchtete; am Ufer zerschlug sich der Schaum der Wellen, die jeden Augenblick mich zu ersäufen drohten. Mit Mühe stieg ich am Abhang hinab auf dem gewundenen Pfade; plötzlich hielt der Blinde an, wandte sich rechts und ging so nahe am Wasser hin, daß es schien, die Wellen müßten ihn ergreifen und fortreißen, daß aber dieß gewiß nicht sein erster Gang war, schloß ich aus der Sicherheit, mit der er von einem Stein auf den andern trat und die tiefern Furchen vermied. Endlich hielt er an, als horche er auf etwas, setzte sich auf den Boden und legte das Bündel neben sich. Ich beobachtete alle seine Bewegungen und verbarg mich hinter einem am Ufer vorspringenden Felsen. Nach einigen Minuten erschien von der entgegengesetzten Seite eine Gestalt, trat zu dem Blinden und setzte sich neben ihn nieder. Ein günstiger Wind ließ mich zu Zeiten ihr Gespräch vernehmen.

„Wie, Blinder!“ ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen; „der Sturm nimmt überhand und Janko läßt sich nicht sehen!“ — „Janko fürchtet den Sturm nicht,“ erwiederte der Gefragte. — „Der Nebel wird stärker,“ sprach von neuem die Frauenstimme mit traurigem Ton.

„Beim Nebel kann man sich leichter an den Wachtschiffen vorbeischleichen.“ — „Und wenn er ertrinkt?“ — „Nun, was ist's dann? so gehst du am Sonntag ohne ein neues Band in die Kirche.“ — Nun folgte Stille; mir fiel der Umstand auf, daß der Blinde mit mir in kleinrussischem Dialekt geredet hatte, jetzt aber sich rein russisch ausdrückte.

„Siehst du, daß ich mich nicht irre,“ sagte aufs neue der Blinde und klatschte in die Hände. „Janko fürchtet weder das Meer, noch den Sturm, weder den Nebel, noch die Uferwächter; horch, das ist nicht das Geplätscher des Regens, das ist sein langes Ruder.“ Die Frau sprang auf und schaute mit dem Ausdruck der Unruhe hinaus auf die unermeßliche Meeresfläche. „Du irrst dich, Blinder,“ sagte sie, „es ist nichts zu sehen.“ Ich gestehe, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit auf das Meer lenkte, ob nicht in der Ferne irgend etwas wie ein Nachen daher schwimme, allein ich konnte nichts entdecken. So verflossen mehrere Minuten, als ich zwischen den sich aufthürmenden Wellen einen schwarzen Punkt entdeckte, der bald sich vergrößerte, bald wieder kleiner wurde.

Vorsichtig bahnte sich ein Kahn seinen Weg durch die Wellen und näherte sich dem Ufer; es mußte ein geprüfter Seemann seyn, der in solcher Nacht sich hinauswagte, einen 20 Werste breiten Meeresarm zu durchschiffen, und der Grund, welcher ihn dazu bewog, mußte gleichfalls wichtig seyn. Unter solchen Gedanken blickte ich, während mir unwillkürlich das Herz schlug, auf das schwache Fahrzeug, das sich wie eine Ente ins Wasser tauchte und dann das Steuer, wie einen Flügel schüttelnd, wieder aus der Tiefe emporhob, und als ich glaubte, es müsse am Ufer anstoßen und in Stücke zerschellen, wandte es sich geschickt nach der Seite und schwamm völlig unbeschädigt in eine kleine Bucht hinein. Aus dem Nachen trat ein Mann von mittlerem Wuchse in einer tatarischen Hammelfellmütze, winkte mit der Hand und alle drei begannen etwas aus dem Nachen zu werfen; die Ladung war sichtlich groß, und ich begreife nicht, wie der Nachen nicht untersank. Alle drei nahmen ein Bündel auf die Schulter, stiegen in eine Vertiefung hinab und bald verlor ich sie aus den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Medicinisch-literarische Gesellschaft in England. Die Parker-, die Camden-, die Shakspeare-Gesellschaft haben sich alle das Ziel gesetzt, literarische Zwecke zu verfolgen, die der einzelne nicht allein ausführen kann. Zu einem ähnlichen Zweck sind jetzt die Aerzte in London zusammengetreten, „um einigen anerkannten Mängeln in der Verbreitung medicinischer Literatur abzuhelfen.“ Die Absicht ist, erprobte englisch-medicinische Werke, die sehr selten und theuer sind, Miscellaneen aus ältern englischen und andern Werken, Uebersetzungen griechischer und römischer Aerzte u. s. w. wieder abdrucken zu lassen oder zu veranstalten, endlich Originalwerke, die zum Nachschlagen höchst nützlich seyn könnten, aber keinen Verleger finden, zum Druck zu befördern. (Athenäum vom 11 März.)

Nachricht von dem Oriental Translation Fund. Am 8 März hielt diese Gesellschaft eine Sitzung, in welcher Blätter von Ibn Challikans biographischem Wörterbuch, der mohammedanischen Dynastien von Gayangos, von Troyers Uebersetzung des Dabistan und der Chronik des Tabari vorgelegt wurden, mit der Bemerkung, daß das Dabistan im Laufe des Jahres vollendet werden würde. Eine Uebersetzung eines Sanskritwerkes über Arzneikunde mit Bemerkungen eines englischen Arztes und Physiologen wurde dem Ausschuß der Gesellschaft angeboten. Sir Gore Ouseley bot die Lebensbeschreibungen der besten persischen Dichter mit Proben ihrer Werke (wahrscheinlich nach dem Teskoret esschoara von Dewletschah) an, was mit großem Dank angenommen wurde. (Athenäum vom 11 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1843.

Die Eingebornen aus Nias in den holländischen Besitzungen auf der Westküste Sumatra's.

(Von Julius Kögel.)

Der große Mangel an Leuten, welche in den während der leztverflossenen zehn Jahre erst erworbenen holländischen Besitzungen auf Sumatra mit schwerer Arbeit sich ernähren wollen, verbunden mit dem Ekel, welchen die dasigen malayischen Frauen vor den im niederländischen Indien üblichen Winkelehen mit ausländischen Männern zeigen, hat die in jene Gegenden eingewanderten Chinesen veranlaßt, diesen Uebeln bald möglichst abzuhelfen und zu dem Ende eine große Anzahl Eingeborne beiderlei Geschlechts von der Insel Nias in die holländischen Besitzungen auf Westsumatra auszuführen. Die verschiedenen Verhältnisse der Niaser zu ihren Obern begünstigen diese Auswanderungen nach Sumatra gar sehr; denn es steht auf ersterer Insel in der Macht der Häuptlinge, Herren, Eltern und Vormünder, ihre resp. Unterthanen, Dienstboten, Kinder und Mündel an die Ausländer zu sehr billigen Preisen zu verkaufen. In Folge dessen sind denn auch seit ein paar Jahren viele hundert Niaser an Chinesen und andere niederländische Unterthanen auf Sumatra verkauft und eben daselbst eingeführt worden.

Da noch immer Kulies (Träger) und sogenannte Heite (Mädchen, die Europäern als Haushälterinnen, Concubinen und Dienstmädchen dienen) fehlen, und dieser Mangel sich in dem Maaße nur noch vergrößern muß, in welchem die Anzahl der europäischen Herren, der chinesischen Kaufleute und der holländischen Kriegsheere daselbst vermehrt wird, unterliegt es auch keinem Zweifel, daß der Menschenhandel mit Eingebornen aus Nias von Jahr zu Jahr in größerem Maaße betrieben werde. Was den Ankauf von Niasern gar sehr empfiehlt, ist, daß diese Menschen ein recht gutmüthiges und treuherziges Völkchen, und die niasischen Frauen die schönsten aller malayischen Frauen sind; denn abgesehen davon, daß die niasischen Damen eine mehr kaukasische als malayische Gesichtsbildung, weiße Zähne und eine den civilisirten Nordeuropäern ähnliche Hautfarbe, ja selbst etwas rothe Wangen haben, sind dieselben für europäische Civilisation auch weit empfänglicher als die Frauen und Jungfrauen irgend eines andern malayischen Volksstammes, ja selbst dafür empfänglicher wie viele der auf Java lebenden Lipplappen (europäisch-malayische Mischlinge).

Das Schamhafte der niasischen Mädchen ist besonders rühmlich zu erwähnen, da andere malayische Völker die Scham wohl dem Namen nach, aber keineswegs als Gefühl kennen. Man muß es selbst mit angesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können, wie sehr sich die niasischen Jungfrauen schämen und wie blöde sie sind, wenn sie zu Padang, erst so eben angekommen, an junge Europäer verkauft werden: weßhalb dieselben in dieser Hinsicht auch eher für Europäerinnen als für Asiatinnen zu halten seyn dürften.

Alle sogenannten weiblichen Arbeiten, sich europäisch zu kleiden, deutsche und französische Gesange und überhaupt alles, was dem Geschmacke ihrer europäischen Herren entspricht, ist den erkauften Niaserinnen genehm und wird sehr bald von ihnen erlernt. Daß unter solchen Umständen manchem früher sehr armen Mädchen in sehr kurzer Zeit ein recht glückliches Loos durch die Herzensgüte ihres Herrn zu Theil wird, ist ganz natürlich, und es muß nur befremden, daß niasische Jungfrauen noch nicht in Java, Borneo, den Molukken und andern holländischen Besitzungen eingeführt wurden und daß der Preis für eine Niaserin zu Padang noch immer sehr gering ist. Man bezahlt gegenwärtig im Gouvernement Padang *) nur 140 bis 150 Gulden Kupfer (70 bis 75 Thaler) für eine erst kürzlich aus ihrer Heimath nach Sumatra gekommene Niaserin. Höchst merkwürdig ist, daß das niasische schöne Geschlecht auch durch Körpergröße und Corpulenz vor andern malayischen Frauen und Mädchen sich auszeichnet und daher wieder auch in dieser Hinsicht der kaukasischen Race sehr ähnlich ist, was dem Geschmacke der Europäer meistens entspricht.

Wenn nun aber die niasischen Frauen groß an Körper

*) Unter Gouvernement Padang begreift man im niederländischen Indien alle holländischen Besitzungen auf der Westküste Sumatra's mit Ausnahme der vormals brittischen Besitzung Benkoolen.

sind, und die meisten derselben eine über 5 Fuß 3 Zoll (rhein. Maaß) betragende Länge haben, so ist es gewiß höchst merkwürdig, daß die niasischen Männer durchgängig sehr schwächlich und höchstens nur 4⅚ Fuß lang sind, übrigens aber mit den niasischen Frauen gleiche Gesichtsbildung und gleiche Hautfarbe haben. Wie wenige Körperkräfte die Niaser haben müssen, beweist ein seit kurzem auf Sumatra publicirtes Gesetz, nach welchem jeder dort eingeführte Niaser nur mit einer 40 Pfund schweren Last beladen werden darf. Man würde sich dieser Leute gewiß auch nur selten zu schweren Arbeiten bedienen, wenn rüstigere, zum Arbeiten geneigte Eingeborne auf Sumatra zu bekommen wären; allein da dieß nicht der Fall ist und man auf die Treue und Unverdrossenheit der Niaser mit Zuverlässigkeit bauen kann, so muß man zum bösen Spiele gute Miene machen, und die kleinen schwächlichen Niaser Lasten tragen und andere schwere Arbeiten dort verrichten lassen.

Bis jetzt sind die meisten auf Sumatra eingeführten Niaser noch von der Regierung aufgekauft und von ihr zu dem angegebenen Zwecke benutzt worden.

Alle aus Nias eingeführten Eingebornen — gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts — sind nach den bestehenden Gesetzen ihrer Herrschaft nur eine zehnjährige Servitute schuldig, und müssen deßhalb auf ihr Verlangen nach dem beregten Decennium von der Herrschaft frei gegeben werden.

Als Ursache, daß neuerlich auf der Insel Nias der Menschenhandel bekannt und üblich geworden, ja sich sogar zu vergrößern verspricht, muß angenommen werden, daß diese Insel ungemein stark bevölkert ist, daß unter den Bewohnern eine große Auswanderungslust herrscht, daß die dortigen Frauen eine besondere Vorliebe für europäische Männer haben, daß die Häuptlinge arm an Geld und europäischen Bedürfnissen sind, und daß die Unterthanen auf die Rechtlichkeit der chinesischen Kaufleute ein allzu großes Vertrauen setzen und den schönen Worten dieser intriganten Sklavenhändler Glauben beimessen.

Die Eingebornen auf Nias sind jetzt noch Heiden, und es wäre sehr wünschenswerth, daß dem annoch unverdorbenen Volke recht bald das Christenthum gepredigt würde. Nach allem dem zu urtheilen, was Referent über die Niaser gehört und von denselben selbst mit angesehen hat, dürfte es gewiß nur eine sehr leichte Aufgabe seyn, dieselben in ein christliches Volk umzuschaffen.

Bisher haben Missionärs sich nur wenig beeifert die Niaser zu bekehren und zu taufen, was seinen Grund wohl darin haben mag, daß Nias ein sehr armes Land ist, Reichthümer deßhalb dort nicht leicht zu erwerben sind und daß die atchinesischen Seeräuber die Schifffahrt in der Nähe von Nias früher sehr bedenklich machten.

Batavia, den 23 Oct. 1842.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

9. Neugierige Dorfleute.

Nach dem Frühmahle bestiegen wir unsere Pferde und verließen das Lager, von einem Sohn unseres Wirthes begleitet, der uns bis zur nächsten Station als Führer dienen sollte, weil wir in einer so unwegsamen Gegend uns sonst nicht zurecht gefunden haben würden. Der Weg führte durch Felder und über die schönsten, üppigsten Wiesen, von hellen Bächen durchflossen, von aromatischen Kräutern und Blumen durchduftet; es war eine entzückende Landschaft: durch Haine von Eichen kamen wir, deren junge Frühlingsblätter in den zartesten Farben prangten. Zu unserer Linken lagen Berge, die mit Waldungen bedeckt waren, oder durch abwechselnde Schluchten, Felsen, Thäler und grüne sonnige, mit einzelnen Bäumen besetzte Abhänge das Auge ergötzten; zu unserer Rechten erstreckten sich endlose Ebenen nach Nord und Nordwest, lauter herrliche Weiden, die mit turkomanischen Lagern bedeckt waren, deren Rauch in der Mittagssonne emporstieg und deren Heerden auf allen umliegenden Wiesen bis in die weiteste Ferne zu erblicken waren. Ein friedlicheres und köstlicheres Bild des Hirtenlebens kann man sich wohl nicht denken, und der Gedanke war sehr traurig, daß dieser Landstrich, der schönste im persischen Reiche, statt wohlhabenden glücklichen Landleuten anzugehören, in den Händen wilder Räuberhorden sich befindet, die nicht einmal im Stande sind den Werth dieser köstlichen Gegend, deren sie sich gewaltsam bemächtigt haben, zu erkennen, aber doch jeden andern verhindern sie besser zu benützen, gegen ihre Nachbarn Räubereien aller Art begehen und mit den geraubten Gütern und Menschen einen förmlichen Handel treiben.

Zwischen den Turkomanenstämmen und den Bewohnern der zunächst gelegenen Dörfer findet ein gewisser vertragsmäßiger Verkehr statt, der ohne Zweifel eine Folge des gegenseitigen Bedürfnisses war, vermöge dessen die Turkomanen bei den Bauern Absatz für ihre Erzeugnisse finden und zugleich die Bauern mit mancherlei Dingen versehen, deren sie bedürfen, als Butter, Käse, Teppiche, Decken, Pferde, Kamele und Vieh aller Arten, wogegen sie die wenigen Waaren, die sie brauchen, eintauschen; aber der ganze Handel ist unbedeutend und gewährt keinen Ersatz für den möglichen Ertrag des herrlichen Landes, das die Turkomanen inne haben.

In einiger Entfernung von dem Lager zogen wir bei den Ruinen einiger Hütten vorbei, nach der Angabe unsrer Führer die Trümmer einer Niederlassung der Goklan-Turkomanen, Namens Heiderabad, welche von einer wilden, verwegenen Schaar vom Tjukthstamme zerstört worden war. Etwas über den halben Weg, als wir durch ein Eichengehölz zogen, fanden wir eine große viereckige Ruine, an der man jetzt noch die verfallene Mauer und den Graben sah, und die früher der Hauptsitz einer berüchtigten Nomadenhorde gewesen war, bevor der König von Persien diese die ganze Gegend unsicher machenden Plünderer vertrieb, was erst vor wenig Jahren geschah; wir bemerkten noch die Spuren eines Bazars und einiger massiven Gebäude, die aber alle zerstört worden waren. Auf allen Seiten sah man kleine Erhöhungen, welche die Stelle ehemaliger Dörfer bezeichneten, die in einer schönern Zeit diese herrliche Gegend belebt hatten; oft zogen wir durch verwüstete Gärten, die zu jenen Dörfern gehört hatten, und in denen jetzt die Weinstöcke und Orangenbäume vergebens gegen das Gras und

Unkraut ankämpften, das sich des Bodens bemächtigt hatte. Als wir uns dem Dorfe näherten, hielt ich einige Zeit an, um die schöne, mit so mannichfaltigen Reizen geschmückte Landschaft abzuzeichnen, und bei der Ankunft fand ich, daß man uns in dem Hause des Ismael Chan, des Hakim dieses Bezirkes, der jetzt in Pisseruc wohnt, ein sehr anständiges Quartier besorgt hatte. Wir waren nunmehr glücklich im ersten Dorfe diesseits der Berge angelangt.

Die Häuser von Pisseruc so wie die der benachbarten Ansiedlungen, Flecken und Dörfer sind von schönen grünen Gewächsen umzogen und beschattet. Die Häuser bestehen aus in die Erde getriebenen Pfosten, die durch ein Holzgeflecht mit einander verbunden und mit Lehm überzogen sind, oder aus zusammengefügten Brettern, die entweder auf dieselbe Art oder von außen mit Baumschwarten, von innen mit Lehm überzogen sind. Auf den Dachsparren liegen Schilfmatten und hie und da bemerkt man auf hohen Pfosten stehende, mit Reisstroh gedeckte Schoppen, in denen man das Getreide oder die Baumwolle gegen die Angriffe der schädlichen Insecten verwahrt. Statt der Mauern, die an andern Orten Persiens die Dörfer umziehen, findet man hier einen tiefen Graben, dessen Ufer mit Brombeeren bewachsen sind und in welchen man einen Strom fließendes Wasser geleitet hat, während an der innern Seite eine aus Schilf geflochtene und mit Dornen verbundene Hecke die Sicherheit des Orts so erhöht, daß keine Reiterei im Stande ist durchzudringen. Fast jedes Haus ist mit einer Schutzwehr der Art umgeben, und statt in enge schmutzige Gassen zusammengedrängt zu seyn, erbaut man sie in einiger Entfernung von einander, so daß jedes mit seinem eigenen Feld umgeben und von schönen, hohen Bäumen beschattet ist. Das Hausgeräthe, das an andern Orten aus Thon oder Metall verfertigt wird, besteht in den Dörfern dieser heitern, idyllischen Gegend aus Holz. Wir fanden Schüsseln, Teller, Tassen, Krüge und Pfeifen von Holz; auf dem Herde brannten große Klötze, und alles bewies, daß wir uns in einem Land der Wälder und Gewässer befanden. Daß das letztere der Fall war, hatten wir leider schon zur Genüge erfahren; mehrere Flüsse, die den Gurganstrom bilden helfen, hatten uns aufgehalten und unsere Thiere in Gefahr gebracht.

Die Bewohner des Dorfes fand ich eben so neugierig als die Turkomanen, sie standen zu Hunderten um das offene Gemach herum, in welchem ich saß, und wenn ich etwas abzeichnen wollte, so traten sie mir von allen Seiten so nahe auf den Leib, daß ich mich fast nicht bewegen konnte. Aber ihre Neugierde und ihr Begaffen war wenigstens nicht von Frechheit begleitet, und obgleich sie weit roher und ungebildeter zu seyn schienen als die Bewohner der Provinz Chorassan, so waren sie doch lange nicht so feindlich gesinnt und bösartig; sie drangen zwar ohne alle Umstände in mein Zimmer, das sie fast beständig anfüllten, setzten sich in geringer Entfernung mit untergeschlagenen Füßen nieder, starrten mich wild an und lachten oft mit einander; aber wenn ich ihnen andeutete, sie möchten sich entfernen, so gehorchten sie auf der Stelle, kehrten aber freilich, sobald sie es wagen zu dürfen glaubten, wieder zurück. Ein alter Mann, dessen Worte unter ihnen wie Orakelsprüche zu gelten schienen, betrachtete meine Zeichnungen, und sagte dann, indem er sich zu seinen Landsleuten wendete, daß ich durch diese Abbildungen von allem, was mir gefiele, eigentlich von der ganzen Gegend Besitz ergriffe; aber diese Erklärung schien ihnen weder unangenehm, noch beunruhigend, sondern der alte Mann erklärte, er wollte, wenn ich es wünschte, sogleich aus dem Dienste des Chan treten und überall mit mir hingehen; ja er gewann mich so lieb, daß er mich um Erlaubniß bat neben meinem Bette schlafen zu dürfen.

Den Chan selbst sah ich nicht eher als zur Zeit des Mittagsmahls, wo ich ihn mit einigen andern Personen in seinem Gesellschaftszimmer sitzend fand. Er empfing mich sehr höflich und schien ein gutmüthiger Mann, aber ohne alle Weltkenntniß, und dabei sehr geneigt sich ein vornehmes Ansehen zu geben. An dem guten Mittagessen nahmen zwanzig Personen Theil; an meinem Platze fand ich eine kupferne Schüssel mit Pillau, ein geschmortes Stück Fleisch, eine Schüssel mit Gemüse und Trüffeln, in Milch gekocht, nebst einem Krug Sorbet, der Chan und mein persischer Begleiter waren mit einem ähnlichen Kruge versehen, vor den andern Gästen stand Reis, Fleisch und statt des Sorbets ein Krug Buttermilch und Wasser; alle Gäste schienen sehr geneigt, dem Gastmahl des Chans alle mögliche Ehre zu machen, und fielen, sobald das Tischgebet, welches bei den Persern wie bei allen Mohammedanern nie vergessen wird, beendigt war, über die köstlichen Festspeisen begierig her. Mein persischer Reisegenosse würzte das Mahl durch diverse erheiternde Histörchen und Anekdoten.

Die Silphionpflanze der Alten und das Bu-Nefa der Araber.

Römer und Griechen legten auf die medicinischen Eigenschaften einer Pflanze, die sie Silphion nannten, einen sehr hohen Werth; die Pflanze kam hauptsächlich aus Afrika, und man nannte sie deßhalb den „Schatz Afrika's." In Rom wog man den Saft, wie Plinius meldet, mit Silber auf, und Vorräthe davon wurden im öffentlichen Schatz niedergelegt, wie baares Geld. Die Pflanze wuchs hauptsächlich in Cyrenaika, und findet sich auf cyrenaischen Münzen vielfach abgebildet. Nach Dr. Guyon, dessen naturhistorische Forschungen über Nordafrika wir schon mehrmals erwähnt haben, gehört, diesen Abbildungen zufolge, die Pflanze dem Doldengeschlecht an. Der bekannte Reisende Della Cella hatte sie im Jahre 1817 aus Cyrenaika zurückgebracht. Viviani erkannte sie nach Dr. Guyons Angabe als eine Thapsia, und benannte sie deßhalb Thapsia Silphium. Die Alten aßen den Stängel, nachdem die Blätter abgefallen waren, gekocht, und der Gebrauch wurde 40 Tage fortgesetzt, während deren der Körper von allen schädlichen Säften gereinigt wurde. Auch das Vieh liebte die Pflanze sehr, da sie gelinde abführte und dann fett machte. Wahrscheinlich ist diese Pflanze dieselbe, welche die Araber Nordafrika's unter dem Namen Bu-Nefa (d. h. der Vater des Nutzens, das vorzugsweise Nützliche) kennen, und namentlich die Frauen, vielfach gebrauchen, da die Pflanze nach der Ansicht der Araber fett, die Haut weiß macht und zugleich ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit ist. (Echo du Monde Savant. 11 März.)

Taman.

(Fortsetzung.)

Ich mußte nun nach Hause zurückkehren, gestehe aber, daß alle diese seltsamen Vorfälle mich etwas unruhig machten, und daß ich kaum den Morgen erwarten konnte. Mein Kosak wunderte sich nicht wenig, als er beim Erwachen sah, daß ich schon ganz angekleidet sey, ich entdeckte ihm aber die Ursache nicht. Nachdem ich eine Zeitlang den blauen, mit zahlreichen Wölkchen besäeten Himmel und das ferne Ufer der Krim betrachtet hatte, das sich wie ein violettes Band hinzog und mit einem gewaltigen Fels endete, auf dessen Gipfel sich ein weißer Thurm erhebt, begab ich mich nach dem Fort Fanagoria, um mich mit dem Commandanten über die Zeit meiner Abfahrt nach Gelendschik zu besprechen. Leider aber konnte mir der Commandant nichts Bestimmtes sagen. Die im Hafen befindlichen Schiffe waren entweder Wachtschiffe oder Kauffahrer, welche noch nicht sobald abgehen wollten. „Vielleicht daß in drei oder vier Tagen das Postschiff ankommt," sagte der Commandant, „dann wollen wir sehen." Ich kehrte verdrießlich und aufgebracht nach Hause zurück.

An der Thüre traf ich meinen Kosaken mit verstörtem Gesicht. „Hier ist nicht gut seyn," sagte er zu mir. — „Und überdieß mein Freund, weiß Gott, wann wir von hier fortkommen." Bei diesen Worten wurde sein Gesicht noch finsterer, er neigte sich zu mir hin und sagte leise: „Hier steht es schlecht aus. Ich traf heute einen Unterofficier der Kosaken vom schwarzen Meere, den ich gut kannte, denn er war im vorigen Jahre in unserem Corps. Als ich ihm erzählte, wo wir Quartier bekommen hätten, sagte er mir: mein Freund, dort herrscht ein böser Geist, die Leute sind schlimm. Und in der That, was ist das für ein Blinder? er geht allenthalben selbst hin, auf den Markt, kauft Brod, holt Wasser, — und Niemand findet das Ding seltsam." — „Ist die Hausfrau jetzt zum Vorschein gekommen?" — „Heute kam die Alte und mit ihr ihre Tochter." — „Welche Tochter! sie hat ja keine Tochter." — „Wenn sie nicht ihre Tochter ist, so mag Gott wissen, wer sie ist; die Alte sitzt jetzt in ihrer Stube."

Ich ging nach dem Hause. Im Ofen war jetzt ein gutes Feuer angemacht, und in demselben kochte ein für so arme Leute ziemlich reichliches Mahl. Die Alte antwortete auf alle meine Fragen, sie sey taub. Was war mit ihr zu machen? ich wandte mich an den Blinden, der am Ofen saß und Reisig ins Feuer schob. „Was ist das, du kleiner blinder Teufel," sagte ich und faßte ihn am Ohr, „sprich, wohin bist du heute Nacht mit dem Bündel geschlichen, he?" Bei diesen Worten fing der Blinde an zu weinen, schrie und jammerte: „Wohin ich gegangen bin? ich bin nirgends hin gegangen, ... mit einem Bündel? mit was für einem Bündel?" — Dießmal hörte die Alte und begann zu murmeln: „Was bürdet man dem Armen auf! wofür? was hat er dem Herrn gethan?" Alles dieß wurde mir lästig, und ich ging hinaus mit dem Entschluß, den Grund dieses Geheimnisses zu entdecken. Ich hüllte mich in meinen Mantel, setzte mich auf einen Stein und blickte hinaus ins Weite: vor mir dehnte sich das wogende Meer und ein gleichförmiges Gesumme, ähnlich dem Lärmen einer allmählich in Schlaf sinkenden Stadt, mahnte mich an längst verflossene Jahre und versetzte meine Gedanken nach Norden in unsere Hauptstadt. In diese Erinnerungen versunken vergaß ich den gegenwärtigen Augenblick, und so verfloß nahezu eine Stunde, vielleicht mehr. Inzwischen schlug etwas wie Gesang an meine Ohren, — es war eine Frauenstimme, aber woher kam sie? Ich horche: die Melodie ist angenehm, bald gedehnt und traurig, bald rasch und lebendig. Ich blicke auf, kann aber ringsumher Niemand erblicken; ich horche abermals, die Töne schienen wie aus dem Himmel zu kommen. Ich blicke aufwärts, — auf dem Dache meines Hauses stand ein Mädchen, in Rock und Gürtel, mit aufgelösten Haaren, eine wahre Waldnymphe. Sie schützte die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen, schaute aufmerksam hinaus auf das unermeßliche Meer, dann lächelte sie und sprach mit sich selbst, dann begann sie von neuem ihr Lied.

Unwillkürlich fiel mir ein, daß ich in der Nacht dieselbe Stimme gehört hatte; ich sann eine Weile nach, und als ich abermals nach dem Dach emporblickte, war das Mädchen verschwunden. In kurzem lief sie an mir vorüber, wobei sie ein anderes Lied sang und mit den Fingern schnalzte, und ging zur Alten; bald begann unter ihnen ein Streit. Plötzlich sah ich, daß meine Undine wieder eilfertig fortgehe; als sie in meine Nähe kam, hielt sie inne, sah mir aufmerksam in die Augen, als staunte sie über meine Anwesenheit, dann wandte sie sich nachlässig um und ging ruhig nach dem Ankerplatz.

Damit war aber die Sache nicht zu Ende: den ganzen Tag drehte und wendete sie sich um mein Quartier, und Gesänge und Tänze hörten beinahe nicht auf. Seltsames Wesen! Auf ihrem Gesicht waren durchaus keine Spuren von Irrseyn, im Gegentheil ihre Augen hafteten sehr durchdringend auf mir, wie mit einer magnetischen Gewalt ausgerüstet, und schienen jedesmal eine Frage zu erwarten. Sobald ich aber zu sprechen anfangen wollte, entwich sie mit einem boshaften Lächeln. Ich hatte in Wahrheit nie ein solches Mädchen gesehen. Sie war nicht gerade besonders schön, und gegen Schönheit habe ich meine Vorurtheile, aber sie war von guter Race, und die Race ist bei den Frauen, wie bei den Pferden, eine wichtige Sache; diese Entdeckung gehört dem jungen Frankreich. Die Race zeigt sich am meisten im Gang, an Händen und Füßen, und namentlich ist die Nase von großer Bedeutung. Eine schöne Nase ist in Rußland seltener als ein kleiner Fuß. Meine Sängerin schien nicht mehr als 18 Jahre zu haben. Die außerordentliche Gewandtheit ihrer Bewegungen, das nur ihr eigenthümliche Neigen des Kopfs, die langen hellen Haare, ihre am Hals und an den Schultern etwas verbrannte Haut, und namentlich die wohlgebildete Nase, — alles das hatte etwas Reizendes für mich. Obgleich ich in ihren Seitenblicken etwas Wildes und Verdächtiges bemerkte, obgleich in ihrem Lächeln etwas Unerklärliches lag, was bedeuteten am Ende diese Vermuthungen? Ihre schöne Nase nahm mir den Verstand, ich stellte mir vor, ich hätte Goethe's Mignon gefunden, diese wunderbare Schöpfung einer deutschen Phantasie, und in der That, zwischen jener und der meinigen war viele Aehnlichkeit, dieselben Uebergänge von heftiger Unruhe zu gänzlicher Unbeweglichkeit, dieselben räthselhaften Reden, dieselben Sprünge und wilden Lieder. Abends, als ich mich an der Thüre aufhielt, ließ ich mich mit ihr in nachstehendes Gespräch ein.

(Schluß folgt.)

Der indische Hanf. In der medicinisch-botanischen Gesellschaft zu London wurde von einem Hrn. Ley eine Abhandlung über den indischen Hanf vorgelesen, der als narkotisches und antispasmodisches Mittel außerordentliche Kräfte besitzen soll. Als Berauschungsmittel ist der harzige Saft von Indien bis nach Algier in mannichfachem Gebrauch. (Athenäum vom 11 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1843.

Das alte Yucatan. *)

2. Religionsverhältnisse.

Cogolludo berichtet, daß die in Yucatan bei der Entdeckung aufgefundenen Gebäude, namentlich die zu Uxmal und Chychenyha, ein Gegenstand der Bewunderung der Spanier waren. Nicht weit von den Tempeln standen Gebäude für Jungfrauen, deren Vorsteherin den Namen Jxnacan-Calun führt. Sie konnten das Haus verlassen und sich verheurathen; wenn sie aber das Gelübde der Keuschheit verletzten, so lange sie sich darin befanden, so wurden sie mit Pfeilschüssen getödtet; sie mußten im Tempel ein immerwährendes Feuer unterhalten. Zu Uxmal sind noch die Ruinen eines prächtigen Baues, der ihnen als Wohnung diente; die Mauern sind bedeckt mit Basreliefs, und eine ungeheure, in den Stein gehauene Schlange von 400 Fuß Länge schlingt sich um das ganze Gebäude und legt endlich den Schweif unter den Kopf. Pater Lorenzo de Bienvenida schreibt in einem Briefe aus Yucatan vom 15 Februar 1548, daß sich in Merida, welches seinen Namen von den dortigen Ruinen **) erhalten habe, ein Gebäude von fünf Klaftern Höhe mit vier Stockwerken von Cellen, ähnlich denen der Nonnen, finde. Seiner Ansicht nach sey aber der Bau sehr alt, und er reiche über die Zeit der Geburt Christi hinauf, denn das Buschwerk, welches auf den Ruinen stehe, sey ungemein dicht und die Bäume so hoch wie in dem übrigen Wald. Nicht nur sind ähnliche Gebäude über ganz Yucatan verbreitet, sondern man brachte auch die ähnlichen Ruinen von Copan in der Provinz Honduras in Verbindung, und vermuthete, daß die Könige von Yucatan ihre Eroberungen in der glänzendsten Zeit ihrer Regierung bis dahin ausgedehnt haben müßten. Ehe man dieß annimmt, ist wohl eine nähere Untersuchung nöthig. So viel scheint indeß gewiß, daß im Lande selbst zur Zeit der Eroberung die Ansicht herrschte, alle Länder bis Honduras hinab seyen einst von den Königen von Yucatan erobert gewesen. Es wird überhaupt eine sehr schwierige Aufgabe werden, die Denkmäler nach ihren verschiedenen Epochen zu unterscheiden, denn es ist wohl kein Zweifel, daß in Yucatan sich auch Reste mexicanischer Tempel finden wie tiefer südlich hinab Reste yucatekischer, die sich von den mexicanischen stark unterscheiden. Das erste muß wohl seyn, die alten Sprachen zu studiren, ohne welche man keinen Schritt thun kann. Cogolludo berichtet uns eine ganze Theogonie der Yucateken: der oberste Gott hieß Hunab-Con. *) Sein Sohn hieß Hun-Yhamma oder Yaxcohcomut; einen bösen Gott nannten sie Xibilba. Andere nennen den Hauptgott Kinchaban, und seine Gattin Yx-acal-Woh soll die Kunst, Baumwolle zu weben, erfunden haben. Ihr Sohn Yhamma ist der Erfinder der Schrift. Eine Göttin Jxkauleox ist die Mutter der Götter u. s. w. Unter den vergötterten Helden ist auch der in Nr. 81 als eine historische Person erwähnte Cuculcan. Die ganze Götterlehre, wie sie noch in den spanischen Schriftstellern enthalten ist, hat freilich sehr geringen Werth, denn sie hat für uns bis jetzt noch keinen Sinn.

Interessant ist es, daß sie das jungfräuliche Feuer unter dem Namen einer Göttin, Zuycak, verehrten, **) und daß man wie in Mexico Menschen opferte. Indeß scheinen die Menschenopfer doch anderer Art gewesen zu seyn, Kriegsgefangene z. B. wurden nicht geschlachtet; wenn es an Regen fehlte, opferte man ein oder mehrere junge Mädchen, indem man sie in einen heiligen Teich warf, und erst wenn sie erstickt waren, wieder herauszog: sie müssen sich aber mehr oder minder freiwillig dazu erboten haben, denn Lopez Medel erzählt eine Geschichte, daß ein Mädchen, das geopfert werden sollte, den Priestern erklärte, sie würde nicht, dem Herkommen gemäß, für sie beten, sondern die Götter auffordern, ihnen so viel Uebels wie möglich zu thun. Dieß habe die Priester so in Verlegenheit gesetzt,

*) S. Nr. 81.

**) Merida in Spanien ist gleichfalls auf den Ruinen des alten Emerita gebaut.

*) Tou bedeutet Gott.

**) An einem besondern Feste zu Ehren des Feuers wurde ein großer Holzstoß angezündet, und wenn er in voller Gluth stand, mußte ein Priester singend und tanzend darüber hingehen; man öffnete ihm zwar zu dem Ende einen Weg, der Durchgang war indeß doch sehr gefährlich.

daß sie das Mädchen wieder frei ließen. Die Insel Cozumel oder Acozumel (Insel der Schwalben) war das Samothrake der Yucateken, der Hauptsitz ihrer Religion und der Mysterien, der Hohepriester daselbst stand in hohem Ansehen und man pilgerte von allen Seiten zu ihm hin.

Eine auffallende Ceremonie war eine Art Taufe, die nicht allgemein war, sondern die man nur als ein Zeichen besonderer Heiligkeit betrachtete. Man schrieb denen, die durch ihre Eltern von der Geburt an dazu bestimmt waren, einen besondern Namen auf den Kopf, um sie von andern zu unterscheiden; wenn die Kinder sechs Jahr alt geworden waren, schmückten die Eltern die Hand des Priesters mit Zweigen, und man versammelte alle Kinder des Dorfs, die eine Procession bildeten. Vor den Knaben schritt ein alter Mann, vor den Mädchen eine alte Frau her. Unter mancherlei Ceremonien nahm man nun dem Kinde das unterscheidende Merkmal weg, wusch ihm den Kopf mit Wasser, und dadurch galt er sein ganzes Leben durch für geheiligt.

Die Jahresrechnung glich ungemein der der Mexicaner: sie theilten die Zeit in Cyclen von 20 Jahren, das Jahr hatte 18 Monate von 20 Tagen mit fünf Einschiebtagen, die vom 12 auf den 17 Julius fielen. Man nannte diese Tage Utuzkin oder Ulubolkin, d. h. lügenhafte oder unglückliche Zeit. An diesen Tagen wagten sie nicht aus ihren Häusern zu gehen und erneuerten ihre Gebete zu den Göttern.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

10. Der Vexirthurm.

Von dem gastfreundlichen Dörflein Pisserue aus erblickt man einen hohen, historisch merkwürdigen Thurm, der mächtig emporragt über die Bäume, welche ihn umgeben. Die Ruinen der alten Stadt Dschordschan befinden sich nicht weit davon; sie und den Thurm zu besehen, machte ich einen Spazierritt dahin. Der Weg führte mich und meine Begleiter während der ersten Meilen durch üppig grünende Wiesen, die mit Gruppen von schönen Eichen besetzt waren, und die Landschaft glich ganz einem großen englischen Park; nach allen Richtungen hin bemerkte man die Lager der Turkomanen mit ihren zahlreichen Viehheerden, und wir mußten unsere hungrigen Pferde beständig antreiben, damit sie nicht in dem hohen grünen Grase, das ihnen oft bis an den Sattelgurt reichte, stehen bleiben sollten. Der übrige Theil des Weges ging über die offene Ebene, welche ebenfalls mit schönem Grase bedeckt war; aber die bedeutende Höhe des Thurmes täuschte das Auge so sehr, daß wir über drei Stunden zubrachten, obgleich wir die Entfernung nur auf zwei bis drei (engl.) Meilen geschätzt hatten; doch entschädigte uns der Anblick dieses merkwürdigen Gebäudes für den weiten Weg hinlänglich.

Es ist ein runder hohler Thurm, der auf einem kleinen Erdhügel steht und zu einer Höhe von wenigstens 150 Fuß sich erhebt. An der äußern Seite hat er zehn vorspringende und zurücktretende Ecken, wie die Moschee zu Bostam, mit welcher der Thurm viele Aehnlichkeit hat; die Spitze bildet einen hohen, zugespitzten Kegel. Im Innern gewährt der Thurm einen eigenen Anblick, denn man sieht deutlich, daß er niemals weder eine Treppe noch eine ander Eintheilung gehabt hat, so daß die runden, ungemein starken Mauern ganz glatt und ohne Unterbrechung bis zu der Spitze des Kegels aufsteigen, in welchem ein einziges Fenster angebracht ist, wodurch der ganze Thurm erleuchtet wird. Er ist aus den schönsten gebrannten Backsteinen erbaut, die groß, viereckig und drei Zoll dick sind und mit denen man auch das Dach bedeckt hat; sie haben sich so gut gehalten, daß kaum einer oder zwei von ihrem Platze gewichen sind. Die Steine sind durch Kalk verbunden und vortrefflich gemauert, weßhalb auch der ganze Thurm jetzt noch eben so schön erhalten ist als in frühern Tagen; nur 12 Fuß hoch vom Boden sind die Backsteine bis zu einer bedeutenden Tiefe mit Gewalt herausgebrochen, als wenn man die Absicht gehabt hätte den Thurm zu unterminiren, aber noch steht er fest und scheint dem Zahn der Zeit und der Witterung Trotz zu bieten.

Rücksichtlich dieser theilweisen Zerstörung erzählt man in der Umgegend folgende Sage. Ein gewisser König, der mit seinem Heere durch diese Ebene zog, wurde von seinen Officieren befragt, an welcher Stelle das Nachtlager aufgeschlagen werden sollte; der König, welcher den noch weit entfernten Thurm für näher hielt, erklärte, daß sich das Heer am Fuße desselben lagern sollte. Er hatte sich aber hinsichtlich der Entfernung so sehr getäuscht, daß der Tag während des beschwerlichen Marsches fast ganz verfloß, und er schwur deßhalb im Zorn, dieser Thurm solle nie wieder einen Reisenden täuschen. Er befahl seinen Leuten den Thurm zu zerstören, aber während der Zeit, die zu der noch jetzt sichtbaren Beschädigung erforderlich war, hatten sich die Truppen rund um den Thurm gelagert, und als die Ingenieurs den König fragten, nach welcher Seite sie den Thurm hinstürzen lassen sollten, war die ganze Gegend von den Soldaten, ihren Zelten und Thieren so bedeckt, daß die Zerstörung des Thurmes den Tod vieler nach sich gezogen haben würde, weßhalb denn der Monarch sich anders besann und den Thurm aus Rücksicht auf seine Truppen stehen ließ.

Die Bauart dieses Thurmes stimmt genau mit dem Styl überein, nach welchem die Monumente zu Samnun, Damgan, Bostam erbaut sind und scheint eben so wie diese arabischen Ursprungs zu seyn; etwa 30 Fuß hoch vom Boden ist er von einem Streifen arabischer Schriftzüge umgeben und ein zweiter ähnlicher ist dicht unter dem Dache zu bemerken; aber die Buchstaben sind so sehr verblichen oder so schwer zu lesen, daß mein persischer Begleiter, der in der arabischen Sprache sehr bewandert war, nichts herausbringen konnte; er glaubte zwar einige Zahlzeichen zu unterscheiden, aber sie waren zu undeutlich und unvollkommen, als daß sich eine uns Aufklärung verheißende Zahl daraus hätte zusammensetzen lassen.

Der Hügel, auf welchem dieser „Thurm der Täuschung" oder „Vexirthurm," wie ihn die Perser nennen, steht, scheint früher von einem breiten Wassergraben umgeben gewesen zu

seyn, und in seiner Nähe bemerkt man mehrere ähnliche Hügel, die aber so sehr von Gras und Krautern bewachsen waren, daß sich durchaus nicht erkennen ließ, wozu sie früher gedient haben mochten, wahrscheinlich gehörte das Ganze zu der alten Stadt Dschordschan, in der auch der Thurm soll gestanden haben. Eine tiefe, dicht dabei liegende Schlucht mag ein früheres Bett des Gurganflusses gewesen seyn, der jetzt in einiger Entfernung vorbeiströmt und an dessen Ufern der Sage nach der Thurm sich erhob. Um die Hügel herum sieht man nur regelmäßige Erhöhungen und Vertiefungen, die man als die Ruinen von Dschordschan bezeichnet; sie bestehen übrigens nach allem, was ich sah und hörte, aus wenig mehr als aus Erde mit zerbrochenen Ziegeln, Backsteinen und irdenen Gefäßen vermengt, wie die Ruinen aller alten Städte des Orients. Es war übrigens unmöglich, eine Ansicht aller dieser Erhöhungen und andere Spuren der alten Stadt aufzunehmen, geschweige denn dieselbe mit einiger Genauigkeit zu untersuchen, wenn ich mich nicht entschloß mehrere Tage darauf zu verwenden, und das war wegen des unsichern Zustandes der Gegend unthunlich, denn die Raubzüge der Turkomanen vom Yamut- und Tjukidstamme pflegen diese Ruinen zu berühren, und man hatte mir schon diese kleine Reise hieher gar sehr widerrathen, so daß ich mich genöthigt sah mich mit den Nachrichten zu begnügen, die ich von den Bewohnern der Umgegend über diese merkwürdigen Reste der Vorzeit erhalten konnte. Daß hier die Spuren und Ueberbleibsel einer großen Stadt zu finden sind, ist gewiß, auch daß sie im Herbst, wenn das Gras das sie jetzt bedeckt, vertrocknet oder abgefressen ist, sich besser untersuchen lassen mögen. Der Thurm der Tauschung beherrscht übrigens die ganze Ebene, und es wäre hier unstreitig der passendste Ort zur Anlegung einer Festung gegen die zahlreichen Feinde des Landes.

Während unseres heutigen Ritts hatten wir häufig Gelegenheit uns zu überzeugen, daß diese Gegend früher stark bevölkert gewesen ist, denn wir sahen die jetzt öden Ueberreste vieler Dörfer und eine Menge Gärten, die alle von Gras überwachsen waren, und ich erfuhr, daß die ganze Landschaft noch unter Nadirs Regierung gut bevölkert und reich mit Städten und Dörfern versehen gewesen war; aber die Turkomanen hatten durch ihre beständigen Einfälle und Streifzüge alles verheert. Nicht weit von Dschordschan zeigte man mir ein zerstörtes, viereckiges, mit vielen Thürmen und Bastionen versehenes Gebäude als den ehemaligen Wohnsitz der Hadschikars, eines mächtigen Stammes, der früher diese Gegend inne gehabt, aber sich zufolge der beständigen räuberischen Anfälle der feindlichen Turkomanen nach Pisserne begeben hatte. Wir bemerkten noch mehrere Spuren von Menschenhänden auf dem heutigen Ritte; so führte uns unter anderm der Weg mehrere Meilen weit an einer Erhöhung hin, die vielleicht eine Mauer, vielleicht aber auch der Damm eines Canals gewesen war, und an andern Punkten der Ebene fanden wir ähnliche Ueberreste. Man erzählt, daß dieser fruchtbare Landstrich früher durch eine sehr starke Mauer, die sich von dem Gebirge bis zur See erstreckte, von der daran stoßenden Wüste geschieden und zugleich vor den Einfällen der tatarischen Stämme geschützt gewesen seyn soll. Einer der alten fabelhaften Könige soll dieses Riesenwerk erbaut haben.

Auf unserem Rückwege trafen wir einen turkomanischen Jäger, welcher zwei schöne Fasanen als Beute von der Jagd mitbrachte. Er jagte mit Hunden, welche die Fasanen aufspüren, stellen und wo möglich fangen, wo nicht, so schießt der Jäger nach ihnen, trifft sie aber nur selten, wenn sie sich einmal von der Erde erhoben haben. Während unseres heutigen Rittes hörten und sahen wir eine große Menge dieser Vögel, die von den Eingebornen Karagul genannt werden.

Taman.

(Schluß.)

„Sage mir, meine Schöne," fragte ich, „was machtest du denn heute auf dem Dache?" — „Ich schaute, woher der Wind wehe." — „Weßhalb?" — „Woher der Wind kommt, daher kommt auch das Glück." — „Wie denn? hast du mit deinem Gesang das Glück gerufen?" — „Wie man singt, wird man auch glücklich." — „Wer hat dich die Lieder gelehrt?" — „Niemand; ich singe, wie es mir gefällt, wer mich hören soll, der hört mich auch, und wer mich nicht hören soll, der versteht sie nicht." — „Und wie heißt du denn, meine Sängerin?" — „Wer mich getauft hat, der weiß es." — „Wie versteckt! Und doch weiß ich genug von dir." (Ihr Gesicht nahm keinen andern Ausdruck an, und sie verzog nicht einmal den Mund, als ob von ihr nicht die Rede wäre.) Ich sagte ihr, daß sie gestern Abend nach dem Meeresufer gegangen sey; ich erzählte ihr alles, was ich gesehen hatte, ziemlich umständlich, und meinte, sie müsse wenigstens in Bestürzung gerathen, — keineswegs. Sie lachte aus vollem Halse. „Du hast viel gesehen, Herr, aber weißt wenig, und was du weißt, das behalte unter Verschluß." — „Und wenn ich nun die Sache dem Commandanten berichten wollte?" Dabei machte ich eine sehr bedeutsame und sogar strenge Miene. Sie sprang auf, fing an zu singen und versteckte sich, wie ein aus seinem Busche aufgescheuchter Vogel. Meine letzten Ausdrücke waren durchaus nicht an ihrem Platze; damals konnte ich ihre Bedeutung durchaus nicht vorhersehen, später aber hatte ich Ursache dieß zu bedauern.

Sobald es Abend wurde, befahl ich meinem Kosaken Thee zu machen, zündete ein Licht an, setzte mich an den Tisch und rauchte eine Pfeife. Gerade war ich mit der zweiten Tasse fertig, als die Thüre knarrte, das leichte Rauschen eines Kleides und Schritte sich hören ließen, ich zitterte und wandte mich um, — es war meine Undine. Sie setzte sich ruhig mir gegenüber und heftete schweigend ihre Blicke auf mich; ich weiß nicht warum, aber dieser Blick schien mir sehr zärtlich. Ich gedachte an einen jener Blicke, die in früherer Zeit so willkürlich über mein ganzes Seyn geboten. Wie es schien erwartete sie eine Frage, ich schwieg aber aus einer mir unbekannten Verwirrung. Ihr Gesicht war von einer Blässe überzogen, die auch auf ihrer Seite eine innere Verwirrung ausdrückte; ihre Hand rückte absichtslos auf dem Tische hin und her, und ich gewahrte an derselben ein leises Zittern; ihre Brust hob sich bald in die Höhe, dann schien sie wieder den Athem an sich zu halten. Diese empfindsame Komödie fing jedoch an mich zu langweilen, und schon war ich im Begriff, das Stillschweigen auf eine höchst prosaische Weise zu unterbrechen, indem ich ihr eine Tasse Thee anbot, als sie plötzlich aufsprang, die Hände um meinen Nacken schlug

und einen brennenden, feurigen Kuß auf meine Lippen drückte. Mir dunkelte es vor den Augen, mir kreiste es im Kopfe, ich umschlang sie mit der ganzen Kraft jugendlicher Leidenschaft, sie aber entschlüpfte wie eine Schlange meinen Händen und flüsterte mir ins Ohr: „Heute Nacht, wenn alles schläft, gehe hinaus an das Ufer.“ Damit verschwand sie aus dem Zimmer. In dem Vorzimmer warf sie die Theekanne und das auf dem Boden stehende Licht um. „Das ist ein Teufel und kein Mädchen!“ schrie der Kosak, der sich aufs Stroh hinlegte, und schon davon träumte, sich mit dem Rest des Thees zu erwärmen. Jetzt kam ich erst zu mir.

Nach zwei Stunden, als an dem Landungsplatz alles still war, weckte ich meinen Kosaken. „Wenn ich meine Pistole abfeure,“ sagte ich zu ihm, „so laufe nach dem Ufer.“ Er machte große Augen und antwortete ganz maschinenmäßig: „Ich gehorche, Herr.“ Ich steckte ein Pistol in den Gürtel und ging hinaus. Sie wartete bereits auf mich an dem steil abfallenden Ufer; ihre Kleidung war sehr leicht, ein kleines Halstuch deckte ihre bewegliche Gestalt. „Folge mir,“ sagte sie, nahm mich bei der Hand und wir stiegen hinab. Ich begreife heute noch nicht, wie ich nicht den Hals brach; unten wandten wir uns rechts und gingen denselben Weg, auf welchem ich die Nacht zuvor dem Blinden gefolgt war. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und nur zwei Sternchen, wie zwei heilige Wegweiser, glänzten an dem dunkelblauen Horizont. „Wir wollen uns setzen,“ sagte meine Gefährtin. Ich zögerte, da ich kein Freund von sentimentalen Meerfahrten war, aber zum Hin- und Herreden war jetzt keine Zeit. Sie sprang in den Nachen, ich ihr nach, und ehe ich noch zu mir selbst gekommen war, bemerkte ich, daß der Nachen fortschwamm. „Was bedeutet das?“ sagte ich zornig. „Das bedeutet,“ erwiederte sie, indem sie mich auf eine Bank niederzog und mit beiden Händen faßte, „das bedeutet, daß ich dich liebe,“ ihre Lippen hefteten sich auf die meinigen und ich fühlte in meinem Gesicht ihren glühenden Athem. Inzwischen fiel etwas ins Meer, — ich greife nach meinem Gürtel, das Pistol ist fort. Jetzt kam mir ein furchtbarer Verdacht und das Blut stieg mir in den Kopf; ich sehe mich um, wir sind fünfzig Klafter vom Ufer und ich kann nicht schwimmen. Ich will sie von mir stoßen, aber sie hängt sich wie eine Katze an meinen Rock, und bei dem kräftigen Versuch, mich loszumachen, wäre ich beinahe ins Meer gefallen. Der Kahn neigt sich auf die Seite, ich bringe ihn wieder ins Gleichgewicht und es beginnt nun zwischen uns ein heftiger Kampf. Der Zorn gab mir Kraft, aber bald erkannte ich, daß ich meinem Gegner an Gewandtheit nachstand ... „Was willst du?“ schrie ich, und preßte heftig die kleinen Hände zusammen, ihre Finger knackten, dennoch schrie sie nicht; ihre Natur hielt die Probe aus. — „Du hast es gesehen,“ sagte sie, „du wirst es verrathen,“ und heftig drückte sie mich an den Rand des Fahrzeugs, beide neigten wir uns bis zum Gürtel darüber hinaus, ihre Haare berührten das Wasser; dieser Augenblick war entscheidend. Ich stützte mich mit dem Knie auf den Boden, faßte sie mit der einen Hand am Haar, mit der andern an der Kehle, sie ließ mein Kleid los, und in einem Augenblick stürzte ich sie in die Wellen. — Es war ziemlich dunkel, zweimal erschien ihr Kopf zwischen dem Schaum des Meeres, dann sah ich nichts mehr. Auf dem Boden des Fahrzeugs fand ich die Hälfte eines alten Ruders, und nach langer Anstrengung gelang es mir das Ufer zu erreichen.

Als ich am Ufer dem Häuschen zuging, blickte ich unwillkürlich nach der Stelle, wo die Nacht zuvor der Blinde seinen nächtlichen Gefährten erwartet hatte. Der Mond war inzwischen vorgetreten, und ich sah etwas weißes am Ufer sitzen. Von Neugierde gespannt, legte ich mich am Ufer ins Gras nieder, um zu lauern; wenn ich den Kopf etwas vorstreckte, konnte ich vom Felsen aus alles gut sehen, was unten vorging, staunte aber nicht wenig und war zugleich erfreut, als ich meine Wassernymphe erkannte; sie drückte den Meeresschaum aus ihren langen Haaren; das feuchte Hemd umschloß ihre schlanke Gestalt und ihre hohe Brust. — Bald zeigte sich in der Ferne ein Kahn, näherte sich rasch und aus demselben stieg, wie in der verflossenen Nacht, ein Mann mit tatarischer Mütze, aber die Haare nach Kosakenart geschoren; an seinem ledernen Gürtel hing ein großes Messer. „Janko,“ sagte sie, „alles ist verloren.“ Ihr Gespräch dauerte noch einige Zeit fort, aber so still, daß ich nichts davon verstehen konnte. „Wo ist der Blinde?“ fragte endlich Janko mit erhöhter Stimme. — „Ich habe nach ihm geschickt,“ war die Antwort. Nach einigen Minuten erschien der Blinde mit einem kleinen Sack auf der Schulter, den er in den Kahn legte.

„Höre, Blinder,“ sagte Janko, „gib auf diese Stelle Acht; weißt du? hier sind kostbare Waaren .... sage .... (ich verstand den Namen nicht), daß ich ihm nicht mehr dienen will, die Sachen gehen schlecht, er sieht mich nicht wieder; jetzt ist es nicht sicher; ich will mir anderswo Arbeit suchen, er aber findet keinen solchen Waghals mehr. Setze aber hinzu: wenn er besser für seine Arbeit bezahlt hätte, so hätte ihn auch Janko nicht verlassen; ich finde allenthalben einen Platz, wo der Wind weht und das Meer braust.“ Nach einigem Schweigen fuhr er fort: „Sie geht mit mir, sie kann nicht hier bleiben, aber der Alten sage, daß es Zeit sey zu sterben, sie hat lange genug gelebt, und sieht uns nicht wieder.“

„Ich aber, ... „begann der Blinde mit trauriger Stimme. „Was habe ich mit dir zu schaffen,“ war die Antwort. Jetzt sprang meine Undine in den Kahn, winkte ihrem Gefährten, der dem Blinden etwas in die Hand drückte und sagte: „Da, kaufe dir Pfefferkuchen.“ — „Nicht mehr?“ bemerkte der Blinde. — „Da, ich will dir etwas mehr geben,“ und ein hingeworfenes Geldstück klimperte auf dem Felsen. Der Blinde hob es nicht auf. Janko setzte sich in den Nachen, der Wind blies vom Ufer her, blähte das kleine Segel auf und rasch fuhren sie von dannen. Lange blinkte noch beim Mondenschein das weiße Segel zwischen den dunkeln Wellen. Der Blinde saß noch immer am Ufer und ich hörte ihn lange weinen. Das that mir sehr leid. Warum warf mich das Schicksal in den ruhigen Kreis ehrlicher Schmuggler? Wie ein Stein, den man ins stille Bett eines Baches wirft, störte ich ihre Ruhe, und beinahe wäre ich auch wie ein Stein auf den Grund gesunken! Ich kehrte nach Hause zurück. In dem Vorzimmer zitterte auf einem hölzernen Teller ein Oellicht, und mein Kosak, der mein Rufen nicht hörte, schlief, die Waffe in beiden Händen haltend, einen tiefen Schlaf. Ich ließ ihn in Ruhe, nahm das Licht und ging ins Zimmer hinein. Meine Schatulle, ein Säbel mit silberner Scheide, ein daghestanischer Dolch, das Geschenk eines Freundes, — alles war verschwunden. Jetzt errieth ich, was der verfluchte Blinde in dem Sack getragen hatte. Ich weckte meinen Kosaken mit einem sehr unfreundlichen Stoß, schalt ihn aus, wurde zornig, aber was war zu machen? Wäre es nicht lächerlich gewesen, mich bei den Vorgesetzten zu beklagen, daß ein blinder Junge mich bestohlen und ein achtzehnjähriges Mädchen beinahe ersäuft hätte. Glücklicherweise ergab sich am andern Morgen Gelegenheit abzureisen, und ich verließ sofort Taman.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 3 und Umschlag zum Monat März.)

№ 3.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Freitag, 31 März 1843.

[33] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter im Preis von 1 Rthlr. vierteljährlich, 2 Rthlr. halbjährlich und 4 Rthlr. jährlich bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Inhalt. Nr. 12. Neuestes in Betreff der Aussichten Deutschlands auf Absatz von Getreide und Wolle nach England. — Die Finanzlage Niederlands. — Die Landstraßen und das Frachtfuhrwerk in Frankreich. — Die Schifffahrt von Lübeck.

Inhalt. Nr. 13. Bemerkungen über die neuesten Handels-Uebersichten von England, Frankreich und Deutschland. — Handelsbewegung von Großbritannien im Jahr 1842. — Frankreichs Handelssystem und sein Handel im Jahr 1841. — Die Finanzlage Niederlands.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[34] Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinp. 5 Thlr.

Hiervon sind im Jahre 1842 neu erschienen:

Erste Section (A — G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 36ster und 37ster Theil.

Zweite Section (H — N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 20ster und 21ster Theil.

Dritte Section (O — Z). Herausgegeben von M. H. C. Meier. 16ter und 17ter Theil.

Bei dem Ankaufe des ganzen Werkes oder einer bedeutenden Anzahl einzelner älterer Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im Februar 1843. **F. A. Brockhaus.**

---

(35) Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutschlands Fauna: Die Vögel

mit siebenhundert und dreißig Abbildungen auf sieben und fünfzig Kupfertafeln

von

H. G. Ludwig Reichenbach,

königl. sächs. Hofrath, Ritter des königl. sächs. Civil-Verdienst-Ordens.

Mit Erläuterung. Lexikonformat elegant cartonnirt schwarz 5 Rthlr. oder 8 fl. 45 kr. rhein.; illuminirt 10 Rthlr. oder 17 fl. 30 kr. rhein. Der Text für sich allein complet als Handbuch 3 Rthlr. oder 5 fl. 15 kr. rhein.

Dieses für jeden Freund der vaterländischen Natur, insbesondere für Lehrer und Erzieher, für Forst- und Landwirthe so wie für Naturaliensammler unentbehrliche Werk ist vollendet! Die Schönheit und Treue seiner Abbildungen, die Genauigkeit seiner systematischen Beschreibungen und die Sorgfalt in seinen Schilderungen der Lebensweise der Vögel ist bereits allgemein anerkannt worden.

Leipzig, im December 1842. **Wagner'sche Buchhandlung.**

---

[36] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Anleitung

zum Waldwegbau

von

H. Karl,

Fürstlich Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinp. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 Gr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, so wie auf Erhöhung des Gelderträgs der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Compendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommener Beitrag zu nennen seyn und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Litteratur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau v. Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Litteratur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind, so werden die Briefe von Frau v. Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Recht in den Kreis der **deutschen** Litteratur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölnische Zeitung vom 11 März d. J. äußert sich über diese Schrift wie fo t: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief.“

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[41] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands Vertheidigung

gegen den äußeren Feind und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Officier.

8. Velinp. Br. Preis 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

(42) In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Magnetismus

im Verhältniß zur Natur und Religion.

Von

Dr. Joseph Ennemoser.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man in unserm Jahrhundert so schwer und langsam dazu kommen konnte, die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie sie sich durch alle Zeiten hindurchziehen, als einen Theil der Naturgeschichte des Menschen, als den in der Erscheinung unendlich mannichfaltigen, dem Kern nach einfachen Ausfluß der ihm eingebornen Anlage zu fassen. Man gewöhnt sich nach und nach daran; aber noch immer wird der Magnetismus, und was in der Geschichte mit ihm zusammenhängt, von den einen mit skeptischem Widerwillen betrachtet, während er andere zu grundlosesten Schwärmerei hinreißt. Dem kann nicht anders seyn, so lange in den Wissenschaften, welche von diesen merkwürdigen Aeußerungen des menschlichen Wesens zunächst berührt werden, in Philosophie, Medicin, Theologie, die entgegengesetzten Richtungen sich geltend machen. So lange aber der Magnetismus nicht überall als allgemeine Naturkraft anerkannt und als solche beobachtet wird, bleibt er auch als Heilmittel der rohen Empirie und dem Mysticismus preisgegeben. Die hier angekündigte Schrift verspricht nicht nur der Wissenschaft in der angegebenen Richtung Förderung, sondern ist auch geeignet, ein größeres Publicum über Gegenstände zu belehren, welche mit den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen so nahe zusammenhängen. Es zerfällt solche in folgende Hauptabschnitte: Einleitung. I. Von den Erscheinungen des thierischen Magnetismus. a) Physische Erscheinungen. b) Psychische Erscheinungen. 1) Das Schlafwachen. 2) Das Wachschlafen. II. Geschichte und Analogien von Erscheinungen, welche mit den magnetischen Aehnlichkeit haben. III. Kritische Untersuchungen über die Wahrheit der magnetischen Erscheinungen, über den Werth und die Arten des Schlafwachens und Hellsehens. IV. Naturkundige Erklärungen der magnetischen Erscheinungen. a) Physiologische Erklärung. b) Psychologische Erklärung. V. Ueber die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel. a) Von der magnetischen Behandlung im Allgemeinen. b) Von der Behandlung des Schlafwachens und Hellsehens. VI. Das wahre Verhältniß des Magnetismus zur Medicin. VII. Aufklärungen über das geistige Leben, und über mancherlei gegen den Magnetismus bestehende Vorurtheile. VIII. Ueber das rechte Verhältniß des Magnetismus Religion.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[43]

Jetzt complet!

In der litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Wirkungen der Arzneimittel und Gifte

im gesunden thierischen Körper,

nach fremden und eigenen Beobachtungen bearbeitet, und in alphabetischer Ordnung zusammengestellt

von **Dr. Karl Wibmer,**

k. bayer. Medicinal-Assessor, Ritter des k. griech. Erlöser-Ordens und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Complet 5 Bände. Gr. 8. Preis 10 Rthlr. od. 15 fl. rhn.

Die Beendigung des obigen Werkes wurde durch eine längere Abwesenheit des Hrn. Verfassers vom Vaterlande, zu welcher ihm der Ruf, Sr. Maj. den König Otto als Leibarzt nach Griechenland zu begleiten, eine ehrenvolle Veranlassung wurde, bis jetzt verzögert. Eine ausgedehnte praktische Wirksamkeit, die für den Verfasser mit seiner Stellung verbunden war, mußte zunächst ein Hinderniß für die schnelle Förderung eines Werkes werden, das, auf einer breiten, wissenschaftlichen Basis angelegt, neben den eigenen Beobachtungen des Verfassers alle in die Litteratur übergegangenen, einschlägigen Resultate der Wissenschaft enthalten sollte. Unermüdliche Ausdauer überwand jedoch alle diese Hindernisse, und wir freuen uns jetzt dem medicinischen Publicum ein Werk vollständig bieten zu können, das als das erste umfassende seiner Art in der medicinischen Litteratur erscheint.

Es ist dasselbe namentlich für die vorherrschende Richtung der heutigen Medicin — für die physiologische, deren Bedeutung auch für die Arzneimittellehre immer mehr wächst — von der größten Dienlichkeit und von einer Reichhaltigkeit, wie sie noch kein Werk dieses Gegenstandes in einer andern Sprache bietet. Es ist ein vollständiges alphabetisches Repertorium von mehr als 10,000 Beobachtungen, theils fremder, theils eigner des Hrn. Verfassers; unter den letztern erwähnen wir namentlich diejenigen über Blei, Kupfer (der Hr. Verfasser war der erste, welcher Blei und Kupfer in den Organen der damit vergifteten Thiere fand), Zink, Hanf, Paris quadrifol., Copaiv-Balsam, Borax, Ammonium etc. etc. — Reichhaltigkeit und Uebersichtlichkeit so wie strenge Sorgfalt, die dem Verfasser nur wirkliche Thatsachen zu geben erlaubten und alles hypothetische Raisonnement auszuschließen, machen das Werk zu einem nothwendigen Handbuch für den wissenschaftlichen wie für den praktischen Mediciner, dem dadurch eintheils die zerstreute Litteratur der physiologischen Wirkung der Arzneimittel durch die hier gegebene geordnete Zusammenstellung ihrer Resultate entbehrlich gemacht, dem aber auch anderntheils das ganze Gebiet dieser Litteratur durch Aufführung der einschlägigen Werke (es sind deren über 2000 erwähnt) darin zugeführt wird.

---

[44] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atellanen.

Dramatische Arbeiten

von

Rapp-Jovialis.

Zweite Sammlung.

brosch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. Gustav Adolph. Trauerspiel in fünf Acten. II. Des Kaisers Zorn, Lustspiel. III. Graf Egmond. Nach Goethe's Schauspiel und Beethovens Musik neu bearbeitet.

Die früher erschienene erste Sammlung, Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr., enthält:

I. Einleitung. II. Wolkenzug. Komödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Uebersetzung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniſs des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, daſs ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich gebornen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Mutterzunge zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Cultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, daſs unsere Volkszunge, auch neben dem anerkannt classischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer sel. freilich längst und besser beweisen konnte.

Stuttgart und *Tübingen*.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[45] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ackerverfassung,

die

Zwergwirthschaft

und

die Auswanderung

von

Dr. Friedrich List.

Mit einer Karte über die Güter-Arrondirungen in den Gemeinden des ehemal. Illerkreises im Königreich Bayern.

8. Velinpapier. broschirt. Preis 36 kr. oder 9 Gr.

Stuttgart und Tübingen im December 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[46] In der litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Karte des westlichen Hochlandes

von Mittel-Asien,

oder die Staaten von

IRAN und TURAN

enthaltend: **Persien, Afghanistan, Belutschistan, Turkestan,** sammt den angränzenden Gebieten der Nachbarländer, besonders dem nordwestlichen Theile

von Vorder-Indien,

mit Begränzung der einzelnen Staaten und Provinzen.

Vorzüglich nach der Karte von Arrowsmith, Burnes' Reiseberichten und andern Hülfsmitteln bearbeitet

von **J. B. Roost.**

Preis: colorirt 1 fl. 12 kr. rhn. oder 18 gr.

Dieses mit großer Sorgfalt und vielem Kostenaufwand hergestellte Blatt enthält das ganze Gebiet derjenigen asiatischen Ländertheile, deren Schicksale durch die wachsende Macht zweier großer europäischen Staaten scheinen entschieden werden zu sollen. Die Karte gewährt einen leichten Ueberblick über sämmtliche auf dem Titel genannte Länder und ihre geographischen Verhältnisse zu Rußland und den englischen Besitzungen in Indien. Es wurde dabei besonders beachtet, wie sehr die natürlichen Zustände dieses großen Continents seine politischen Verhältnisse bedingen, und daher nicht nur eine deutliche Uebersicht seiner politischen Abgränzungen, sondern auch in möglichst klaren Umrissen ein Bild seiner physischen Lage zu geben gesucht.

Karte von China

mit dessen Eintheilung in 18 Provinzen,

nach den neuesten und zuverlässigsten Materialien bearbeitet

von **J. B. Roost.**

Preis 48 kr. rhn. oder 12 gr.

---

[47] In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch

einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Vier Bände.

Gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlandes bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, so wie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unserer Schriftsprache dem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1831.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

April.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Hauptерforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Auslande die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagespolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1843.

Die Uskoken von Schumbor.

(Mitgetheilt von Srebniewski in der Warschauer „Dennitza." Februar.)

Zwischen der Kulpa und Save an der Gränze von Krain und Croatien zieht sich über fünf Meilen lang in südöstlicher Richtung ein hoher Berggürtel hin, der von zahlreichen tiefen, felsbekränzten Schluchten durchfurcht, und dessen Höhen mit undurchdringlichem Walddickicht bedeckt sind; einige Bergwasser haben sich einen Weg durch die Felsen gebahnt, und strömen zum Theil nach Süden in die Kuptschina, welche in die Korona fällt, zum Theil nach Norden und Osten nach der in die Save fallenden Bregana; einige der Felsenabhänge haben sich mit verschiedenen Pflanzenarten und Gras bedeckt, andere erheben sich Mauern gleich; da und dort haben sich in den Schluchten feuchte Stellen gebildet, verschlungene Pfade winden sich von einer Höhe zur andern, und führen den Wanderer nach dem Gipfel der h. Geera,*) von wo man dieß ganze Bergland wie auf einer Karte überblickt; jenseits desselben übersieht man fast ganz Steyermark, auf der andern Seite das östliche Krain bis Wyschnabor (Weichselburg), gegen Südosten endlich die türkische Ukraine und Pleschowice. Das ist die Schumborschtina, wie die Landesbewohner das Land nennen. Noch vor nicht sehr langer Zeit, nämlich im 16ten Jahrhundert war es eine fast unbewohnte Einöde; bis dahin hatte kaum irgend ein Krainer oder Croate von den Schrecken gehört, die dort so zu sagen auf den Wanderer lauern; keiner dachte daran seinen Weg durch diesen Landstrich zu nehmen, und jeder umging den wilden Erdwinkel längs dem Ufer der Save oder der Kulpa. Nur das Schloß Schumbor (Xumberg, Sichelberg) erhob sich hier, wie ein Schwalbennest, verdeckt durch eine Reihe von umliegenden Bergen, erbaut, der Himmel weiß wann und von wem, und später zerstört. Die Schumborschtina wurde vom 15ten bis 16ten Jahrhundert allmählich bevölkert: bosnische Serben flüchteten vor den Einfällen der Türken mit ihren Familien hieher; sobald einmal einige Familien hier Schutz gefunden hatten, zeigten sie andern den Weg. So wurde die Schumborschtina allmählich durch „Uskoken" (Ausgesprungene) aus Bosnien bevölkert, und erhielt den Namen des uskokischen Berglandes (uskotschka planina). Den Nachkommen dieser Uskoken gehört die Schumborschtina, die ihr wildes Aussehen nicht verändert hat, noch jetzt; auch die Bewohner haben ihre alten Sitten so wenig als ihren Namen geändert und nennen sich zum Theil noch jetzt Walachen (Wlachen) *).

Wenn ein Reisender sie betrachtet, und mit ihren westlichen und östlichen Nachbarn vergleicht, so muß er bald bemerken, daß sie fremdartige Ansiedler, wenn nicht gar Reste einer viel ältern Bevölkerung sind. Sie haben einen ganz besondern Gesichtsschnitt, und gleichen weder den Croaten noch den Krainern. Man findet unter ihnen keine hellen Haare, keine glatten, zarten Gesichter, keinen Jüngling ohne Bart, kein Mädchen, das den Sonnenbrand scheut, keine Unterwürfigkeit in den Blicken der Männer, kein gutmüthiges Lächeln der Weiber; hier trifft man nur schwarze Augen mit dem Ausdruck der Zuversicht auf sich selbst und des Mißtrauens gegen andere; heftige Gefühle des Hasses und der Freude, jedoch immer unter dem Schein der Gleichgültigkeit; einen bemessenen Ernst in der Haltung der Männer; Schamhaftigkeit, aber keine scheue Furcht im Benehmen der Weiber, Gewohnheit und Stärke, Leiden zu dulden bei allen, Gewohnheit ihre Kräfte zu prüfen, Vorsicht, doch stets vom Muth überwältigt; Gewandtheit siegt über die Natur und eine gewisse Halsstarrigkeit über die Gefahren des Lebens. Der Uskoke ist nur vor demjenigen nicht schweigsam, den er für einen Freund hält; er kann nicht gegen den einen so, gegen den andern anders sich zeigen, aber niemals vergißt er sich, niemals ist er kleinmüthig. Er ist offenherzig, und nimmt niemals zu Ausflüchten und Schmeicheleien seine Zuflucht, wenn er nicht geradezu handeln kann. Er ist von Natur nicht boshaft, aber eine Beleidigung verzeiht er nicht leicht, und wenn er sich rächt, vergißt er manchmal jede Achtung seiner selbst. Einen andern spotten kann er nicht, vermag aber auch nicht seine Verachtung gegen denjenigen zu verbergen, der sich von einem andern verspotten läßt. Er ist seinem Worte treu, und verräth es auch nicht

*) Gerstrabe, so viel wie Valescha.

*) Wie die Morlaken, was bekanntlich nichts als Mor-walachen (Wlachen, die an der See wohnen) bedeutet. A. d. U.

auf der Tortur. Um Geld verkauft er sich nicht, und traut aber auch demjenigen nicht, den er um Geld gemiethet hat. Ein Dieb will er nicht seyn, verschmäht aber auch nicht sich zuzueignen, was einem andern als einem Uskoken gehört.

Ihre ganze Anzahl beträgt gegen 7000. Schon im 16ten Jahrhundert wurden sie dem Kriegsdienst an der Gränze unterworfen, sind bis jetzt Gränzer geblieben, und gehören zum Steierer Regiment, in welchem sie zwei Compagnien ausmachen. Jede derselben ist in Genossenschaften (Obschine) oder Districte getheilt, die unter einem Aeltesten (Stareschina) oder wie man ihn früher nannte, einem Fürsten (Knes) stehen, und einen Hauptmann zum Befehlshaber haben. Obgleich die Verordnungen, in denen ihre Rechte und Pflichten vorgezeichnet sind, vortheilhaft zu seyn scheinen, so kann man doch nicht umhin zu bemerken, daß sie in der Ausführung etwas ganz anderes als auf dem Papiere sind: die Lasten eines Militärcolonisten würden die Geduld eines jeden erschöpfen, der nicht dulden gelernt hat wie der Serbe, und diese Lasten sind um so härter, als sie nicht gleich, sondern nach der Willkür der Befehlshaber vertheilt sind. Wohin ein Uskoke auch geht, sey es im Dienst, sey es nach dem Sammelplatz seiner Abtheilung oder nach dem Cordon, er muß sich stets mit Lebensmitteln versehen, nicht bloß für acht Tage, sondern für einen Monat; er trägt auf seinem Rücken so viele Kartoffeln, als er nur zu tragen vermag, kann aber nicht so viel tragen als er bedarf, und muß sie dann oft dreimal theurer als ihr wirklicher Werth ist, bezahlen. Oft trifft es sich, daß er auf achttägige Arbeit irgend wohin geschickt wird, wohin er drei bis vier Tage zu gehen hat, er braucht also fünfzehn bis sechzehn Tage, man rechnet ihm aber nur acht Tage an; manchmal erfährt der Versendete erst ziemlich spät, daß dieß nicht kaiserlicher Dienst war, sondern irgend einem Officier zu Nutzen kam, der willkürlich über seine Soldaten wie über seine Knechte verfügt; ja es trifft sich, daß man ihnen Steuern auferlegt, von denen die Regierung nie etwas wußte, und der Uskoke, welcher den Willen des Kaisers heilig hält, bezahlt, ohne zu wissen, daß damit bloß die Schulden eines verschwenderischen Officiers bezahlt werden. Wenn zwei oder drei erfahrene Uskoken zusammenkommen, so dreht sich ihr Gespräch gewiß um die Mißbräuche des Dienstes; hier hört man Dinge, die man nur schwer glauben kann, welche unmöglich scheinen, und die doch der Uskoke so wie jeder Gränzer zu ertragen weiß.

Obwohl die Ansiedlungen der Uskoken in Dörfer (im Ganzen 71) getheilt sind, so sucht der Reisende doch vergebens bei ihnen Dörfer, wie man sie in der Nachbarschaft ihrer Gebirge findet. Theils ist es alte Gewohnheit, theils gestattet es die örtliche Lage nicht, daß viele Häuser zusammen in Straßen gebaut werden. Jede Familie wählt sich ihr Plätzchen, und die meisten Dörfer sind so zerstreut, daß man unmöglich von irgend einem Ort aus alle dazu gehörigen Gebäude sehen kann. Selbst die Kirchen stehen größtentheils abgesondert auf Anhöhen, und die Häuser liegen theils im Thale, theils auf der Höhe, das eine im dichten Walde, das andere neben einem herabstürzenden Bergwasser. Es gibt Dörfer von drei oder vier Höfen, und im Allgemeinen kommen etwa hundert Seelen auf ein Dorf; eine Ordnung aber läßt sich bei so zerstreuten Ansiedlungen nicht erwarten, auch wenn sie größer wären.

Die kleinen Häuschen der Uskoken sind aus Holz aufgeführt, manchmal auf einer steinernen Grundlage, und mit Stroh gedeckt. Einfriedungen und Zäune gibt es nicht, es ist aber auch nicht nöthig irgend einen Theil des Hauses oder des Bodens von dem Nachbar abzuscheiden. Wenn irgendwo zwei oder drei Häuschen neben einander stehen, so gehören sie sicherlich Einer Familie an. Vor dem Häuschen stehen einige Bäume, rings umher, etwas weiter entfernt jedoch, ist ein Wiesenfleck, der Stall für das Vieh, die Hürde für die Schafe, dann kommt der Acker und endlich der Vorrath von Holz, das man von den Bergen heruntergelassen hat. Der Mensch hat sich in diesem Lande geholfen so gut es ging, und lernte seine Lebensbedürfnisse ohne Ueppigkeit zu befriedigen.

Die Uskoken wohnen in zahlreichen Familien zusammen, so daß man oft in Einer Familie mehrere verheurathete Brüder und Schwestern sieht. In den beiden Militäransiedlungen zählt man nahe an 600 Familien, und somit kommen auf jede Familie im Durchschnitt ungefähr 11 Personen. Jede Familie hat ihren besondern Aeltesten, so wie ihre besondern Schutzheiligen. Wenn in einer Familie mehrere Frauen sind, welche die Pflichten einer Hausfrau erfüllen können, so wird dieß Amt gewöhnlich der ältesten und erfahrensten übertragen, und diese besorgt nun alle weiblichen Geschäfte.

Die Felder sind schlecht, steinig, oft nur zu Kartoffeln tauglich, und im Allgemeinen sind ihrer so wenig, daß auf die Familie nur etwa 7 Deßjätinen (eben so viele französische Hektaren) Feld und Garten kommen. Uebrigens ist der Uskoke mit Kartoffeln zufrieden, wenn es an Brod fehlt, und kümmert sich weniger um seine Felder als um seine Schafheerde, für deren Unterhalt im Winter er während des Sommers und Herbstes thätig ist; gleich im Anfang des Frühjahrs treibt er sie auf die Felsenberge hinaus, wandert selbst mit ihnen Monate lang umher, ohne selbst um Brod zu holen nach Hause zurückzukehren, nährt sich von Käse, Milch, Wildpret und Schwämmen, und erträgt geduldig Unwetter und Hitze. Die Schafe sind der Hauptreichthum des Uskoken, sie nähren ihn, ihre Wolle und ihr Fell sind seine Kleidung, er vertauscht sie gegen Getreide oder auch gegen Geld, das er für die Zeit der Noth aufspart. Er bemüht sich nicht, die Race seiner Schafe zu verbessern, sondern sucht nur ihre Zahl zu vermehren; einige Familien haben Heerden von 200 und noch mehr Stück. Den Unterhalt der Schafe erleichtern zahlreiche Wiesen und Weiden. Wenn die Uskoken vom Dienst frei sind, beschäftigen sie sich meistens mit der Hut der Schafe, zum Theil auch, wenn die Behörden es gestatten, mit der Jagd in den ausgedehnten Wäldern; an einigen Stellen, wo die Natur es gestattet, beschäftigen sie sich auch mit dem Weinbau. Inzwischen weben die Frauen zu Hause Leinwand, Tuch und verschiedene halbwollene Stoffe, und können sich, wenn auch nicht einer zierlichen, doch einer dauerhaften und reinlichen Arbeit, so wie schöner Muster rühmen. Sie lieben helle und bunte

Farben, sie bemühen sich denselben Frische zu geben, und haben es auch in der Färbekunst zu großer Vollkommenheit gebracht, da sie dazu alle Blumen und Kräuter benützen, welche sich nur in ihrem armen Lande finden. Das Ueberkleid des Uskoken ist ein kurzer, blauer Mantel (Kepeck) von Tuch ohne Aermel, darunter enge bulgarische, oder, wie man gewöhnlich sagt, ungarische Beinkleider (Latsche), welche durch einen breiten ledernen Riemen um die Lenden festgehalten werden, und deren Schlitzen vorn ausgenäht sind; unmittelbar darüber trägt er einen kurzen Tuchrock (Dolman) mit einer Menge Knöpfe (Putze) aber ohne Aermel. Das Hemd mit weiten Aermeln ist bei den einen mit blauem und rothem Faden ausgenäht, andere aber überlassen diesen Schmuck den Freiern allein. An den Füßen trägt der Uskoke eine Art Pantoffeln (Mestje) oder lederne Opanken, auf dem Kopfe einen Hut mit breitem Rand, oder auch eine runde rothe Kappe. Im Winter tragen manche noch rothe Mäntel, oder lange, weite Kaftans (Chalja); Schnurrbärte sind die unerläßlichen Zierden des Uskoken, einige lassen sich sogar den Zopf wachsen, auch wohl, jedoch immer seltener und meist nur die Väter verheuratheter Söhne, den Bart am Kinn, der früher die gewöhnliche Zierde jedes verheuratheten Uskoken war.

Die Hauptkleidung der Frauen und Mädchen ist das weiße, lange, am Kragen, an der Brust, den Aermeln und am Saum mit allerlei Mustern roth und blau ausgenähte Hemd; eben so nothwendig zur Kleidung gehören die Korallenhalsbänder (Kolarde), bunte oder rothe Strümpfe (Latschize) und darüber Schuhe oder Opanken. Die Mädchen tragen außerdem nichts, nur bei Unwetter ziehen sie eine Art Mantel an, und binden das Hemd in der Mitte des Leibes mit einem rothen, gewobenen Gürtel zusammen, in welchen sie ein zusammengelegtes Messer stecken; andere nehmen auch eine Schürze (Preprt) vor, oder auch zwei, wovon die eine hinten hinab hängt. Die Haare flechten sie in Einen Zopf, hängen aber zwei kleinere Zöpfe daran, die an den Schläfen herabfallen. Das Ende des großen Zopfes wird mit Bändern und verschiedenen Gegenständen aus Metall, ja selbst mit Porcellanfiguren ausgeschmückt; auch binden sie ein carmoisinrothes Band um den Kopf und stecken Blumen hinein. Am häufigsten tragen sie eine carmoisinrothe Mütze, die mit Silber und Goldflittern ausgenäht, oder mit Borten und Münzen besetzt ist. Verheurathete Frauen binden um den Kopf ein großes, weißes, mit Spitzen besetztes Tuch, das sie wohl auch unter dem Kinn durchziehen, und flechten die Haare in zwei Zöpfe, welche mit gewirkten Bändern durchzogen sind, und vorn über die Schultern und die Brust herabhängen. Eine bunte, wollene, unten mit breiten Franzen besetzte Schürze geht hoch herauf, und bildet eine Art Halbcorsett, das farbige Tuchränder hat und mit einem breiten Gürtel gebunden ist. Darüber tragen sie, namentlich beim Kirchgehen, einen langen Mantel (Subunaz) von grünem Tuch und mit grauen oder rothen Schnüren besetzt und künstlich ausgenäht, aber ohne Aermel.

(Schluß folgt.)

Ausdehnung der Polizei zur Vorsorge für die Armen.

Der „Moniteur industriel" vom 9 März macht zwei Vorschläge, die gewiß mannichfache Beherzigung verdienen, indem sie eine Vorsorge für die arbeitenden Classen beantragen, welche an manchen Orten dringend nöthig ist. Der erste betrifft die Errichtung von Bureaux, um unbeschäftigte Personen zu beschäftigen, das zweite eine Anordnung, um die Fälschung der Nahrungsmittel, namentlich des Mehls, der Milch,*) des Salzes u. dgl., die gegenwärtig in mehreren Städten Frankreichs sehr stark getrieben wird, zu verhindern. Wir haben es hier nur mit dem erstern Vorschlag zu thun, welcher durch die bisherigen Betrügereien der Commissionsbureaux veranlaßt wurde. Die Ankündigungen derselben in Journalen sind in der Regel nur gemacht, um arglose Leute anzulocken, ihnen einen guten Platz zu versprechen, und den Unglücklichen ihr letztes Geld aus der Tasche zu locken. Die Sache ist häufig so weit getrieben worden, daß die Gerichte wegen Prellerei von Amtswegen einschreiten mußten, aber natürlicherweise ist die Zahl derjenigen Fälle, welche zur öffentlichen Kenntniß gelangen, unbedeutend in Vergleich mit den täglich vorfallenden Prellereien. Der Verfasser meint, ein amtliches Bureau in den großen Städten würde diesem Uebelstande wesentlich abhelfen. Das nächste Interesse an solchen Bureaux hätten namentlich die städtischen Magistrate selbst, und diese Polizeivorsorge würde sich in Ersparung anderer Ausgaben sehr reichlich lohnen.

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien. Von A. d'Abbadie.

Da Abyssinien mehr und mehr die Blicke auf sich zieht und neuerdings wieder Franzosen den Weg in jenes Land suchen, über die englische, jetzt zurückgekehrte Mission unter Capitän Harris aber noch immer ein strenges Stillschweigen beobachtet wird, so sehen wir uns veranlaßt ein etwas älteres Schreiben d'Abbadie's hier mitzutheilen, welches von dem Journal des Débats (29 Oct. vor. J.) in folgender Weise bevorwortet wird.

„Seit der Entdeckung einer neuen Straße zwischen Indien und Europa, seit die Engländer Aden besetzten, hat sich die europäische Thätigkeit natürlich nach dem rothen Meere und den geographisch davon abhängigen Ländern gerichtet, in welche seit Jahrhunderten nur wenig Reisende und einige Missionäre eindrangen, die, mit ihren frommen Arbeiten ausschließlich beschäftigt, kaum daran dachten, der Welt die Frucht ihrer gefährlichen Forschungen mitzutheilen. Aber seit 7 oder 8 Jahren hat eine große Anzahl Reisender den Weg dahin eingeschlagen, mit dem ausgesprochenen Zweck, Nachrichten für die Wissenschaft, die Politik oder den Handel zu sammeln. Bei dieser Bewegung scheint

*) Die Verfälschungen der Milch sollen namentlich ins Unglaubliche gehen. Nach dem Echo du Monde Savant werden oft Schafshirne u. dgl., nachdem man die Flechsen und Blutgefäße entfernt, im Mörser zerstoßen, mit Wasser gemischt, dann filtrirt und mit abgerahmter Milch gemischt, die dadurch ihre Dichtigkeit behält und einen reichlichen, aber nicht sehr gesunden Rahm gibt.

Abyssinien mehr als jedes andere Land die Reisenden, namentlich die Franzosen, angezogen zu haben; zuerst kamen Combes und Tamisier, dann Rochet de Héricourt; nach ihm eine Gesellschaft von Officieren und Naturforschern, unter denen wir den Arzt Henry Petit erwähnen, dann die Brüder Abbadie und endlich die HH. Combes und Rochet de Héricourt, die in den Jahren 1839 und 1841 abreisten und noch nicht von dieser ihrer großen Reise zurückgekommen sind. *)

„Die Wissenschaft hat von allen diesen Bestrebungen schon bedeutende Vortheile geerntet, es ist aber nicht unmöglich, daß Handel und Politik in kurzem gleichfalls den ihrigen finden. An der Mündung der Straße Bab el Mandeb gelegen, auf dem Handelswege zwischen Europa und Asien, von einer zahlreichen, verständigen, tapfern, ziemlich fleißigen Bevölkerung bewohnt, die keine Vorurtheile gegen Fremde zu haben scheint, und reich an Producten eines wunderbar reichen Bodens, scheint Abyssinien in einer vielleicht nicht allzu fernen Zukunft zu einer hohen politischen und commerciellen Wichtigkeit berufen. Das einzige natürliche, allerdings sehr bedeutende Hinderniß, das sich diesen Fortschritten entgegenstellt, ist die Schwierigkeit nach diesem Plateau vorzudringen, das auf allen Seiten, namentlich gegen das Meer hin, woher allein die Europäer sich in Verbindung mit dem Lande setzen können, von Sandwüsten umgeben ist, wo die Heerden einiger Araberstämme weiden, die, wie allenthalben, den Handel und die Reisenden bekriegen. Indeß ist das Hinderniß nicht unüberwindlich, und es ist kein Zweifel, daß wenn man einerseits die Fürsten von Abyssinien für den Verkehr mit Europa interessiren kann, andrerseits aber die Europäer sich anstrengen, einen Weg nach dem Innern dieses reichen Landes sich zu öffnen, ohne allzu große Mühe der Verkehr sich leicht und sicher herstellen läßt. Um diesen Zweck zu erreichen, hat die englisch-ostindische Compagnie im Jahre 1841 eine aus etwa 30 Menschen bestehende Mission unter Capitän Harris hingeschickt, von der bis jetzt sehr wenig verlautet hat, die aber, wie mehrere Umstände glauben lassen, mißglückt ist.

„Bis jetzt scheint es nur zwei Straßen zu geben, auf denen man ins Innere eindringen kann, die eine im Norden über Massawwa, innerhalb des rothen Meeres, nach dem Königreich Tigre, die andere von dem Aden gegenüberliegenden Tuschurrah aus, und diese führt nach Schoa. Die erste Straße gehört Mehemed Ali, welcher eine Zollstation zu Massawwa hat, und England sucht gegenwärtig sich der zweiten zu bemächtigen, indem es nach seiner Gewohnheit von den arabischen Stämmen die Souveränetätsrechte erkauft, ohne sich sonderlich darum zu kümmern, ob die Verkäufer auch die Bedingungen des eingegangenen Handels recht verstehen, oder ob sie auch nur das Recht haben, das zu verkaufen, was man ihnen abkauft. Jedenfalls behauptet England gegenwärtig, Souveränetätsrechte über Tuschurrah zu haben.

„Diese Angelegenheit, so wie die Beschreibung Tuschurrahs, und der Stämme, welche in der Wüste zwischen dem Meere und Abyssinien wohnen, bilden den Gegenstand des untenstehenden Briefes von dem ausgezeichneten Naturforscher A. d'Abbadie, der mit seinem Bruder sich lange in Abyssinien aufhielt, und noch nicht von seiner Reise zurückgekehrt ist."

Omokullu bei Massawwa, den 27 Dec. 1841.

Tuschurrah, das die Engländer im August 1840 kauften, liegt an der Küste Afrika's südwestlich von der Straße Bab el Mandeb unter 11° 46' N. B. Die Einfahrt in den sehr tiefen Golf von Tuschurrah, dessen die neuern Karten nicht erwähnen, ist durch die kleine wüste Insel Mescha bezeichnet, wo die Engländer ihre Fahne aufgepflanzt haben. Der Boden der benachbarten Küste gehört größtentheils plutonischen Bildungen der ältern Zeit an, aber in der Umgegend ist kein thätiger Vulcan. Da und dort ist das Ufer bekränzt von Sandfelsen sehr neuer Formation, welche die Monsoons aufhalten und zur Bildung kleiner Alluvialebenen beitragen, deren tiefere Schichten das Regenwasser aufbewahren, und dadurch den Bewohnern dieser Gegenden das größte Geschenk des Himmels gewähren. Tuschurrah ist auf einer dieser kleinen Ebenen erbaut, und erstreckt sich in einer Länge von 340 Metres längs dem Ufer hin; seine Breite beträgt 90 bis 100 Metres. Gegen Osten und Norden stößt das Dorf an niedere Hügel, westlich sieht man das Bett eines Waldbaches, einen nicht sehr tiefen Brunnen, dessen Wasser schwefelig ist, endlich einige Palmen, welche dem Lande einen so poetischen Reiz verleihen. Es sind fünf Moscheen hier und 180 bis 200 Hütten mit etwa 1000 Einwohnern, welche die Ankunft einer großen Karawane oft um ein Drittheil steigert. Diese mit einem dünnen Strohdach bedeckten und auf sehr nahe aneinander eingeschlagenen Pfosten aufgeführten Häuschen haben ein solides Aussehen, da man aber nur todtes Holz dazu nimmt, das in der Erde verfault, so ist es nicht selten, daß sich die Häuschen durch herrschende Winde auf die Seite neigen oder gar umgestürzt werden. Diese Winde wehen fast immer in der Richtung des Golfs. Im Winter kommen sie von Osten, und bringen nach Tuschurrah die angenehme Frische des indischen Oceans; im Sommer dagegen artet der Wind oft in einen furchtbaren Samum aus. Der Hafen, oder besser gesagt die Rhede, bietet großen Schiffen wenig Sicherheit, denn die Küste ist sehr steil und die Anker reißen leicht los. Endlich schließen auch Felsenbänke den haltbaren Grund so sehr ein, daß, wie man mich versicherte, nicht mehr als fünf oder sechs Briggs zu gleicher Zeit vor Tuschurrah ankern können.

Dieß Dorf lebt allein von dem Handel mit Abyssinien, namentlich von dem Sklavenhandel. Vom 27 Januar bis 30 März sah ich nahe an 600 Kinder, meistens junge Mädchen, durchpassiren. Dieß setzt, wenn dieß Verhältniß das ganze Jahr andauert, einen Transit von etwa 2500 Köpfen des Jahres voraus, um mich des malerischen Ausdrucks der Menschenhändler zu bedienen. Mehrere dieser Sklaven kamen aus Wollo, die Mehrzahl ist aber in Schawa oder Schoa, einem christlichen Lande, wo die Gewinnsucht zu diesem verhaßten Handel antreibt, gekauft oder gestohlen. Ich habe häufig mit den unglücklichen Kindern, welche die Ungewißheit ihres Schicksals sehr traurig machte, gesprochen: sie waren theils von den so verständigen und gelehrigen Gallas, theils Gurasch (Gouraget), die man den prächtigen Augen und dem hellen Teint nach für Andalusierinnen hätte halten können, theils abyssinische Christen, die wegen ihrer Ungelehrigkeit und ihrer Neigung zum Heimweh meist um sehr niedern Preis verkauft werden. Im Durchschnitt kostet ein Kind von 11 bis 13 Jahren 100 bis 120 Franken in Schoa, 200 in Tuschurrah, 250 zu Barberah oder Moka, 370 zu Sur oder Maskat und über 400 Franken zu Bassora. Die Waaren, welche man in Tuschurrah dagegen in Tausch gibt, sind weiße Baumwollenstoffe, Zinn und Zink, woraus die Aethiopier Zierrathen für ihre Frauen machen, und endlich Salz, das die Karawanen einige Tagereisen vom Meere sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) Combes ist in der Zwischenzeit, seit dieß geschrieben wurde, allerdings zurückgekommen, aber der zweite noch nicht. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

II. Finderisk.

Wir hatten heute früh mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe wir Führer bekamen, ohne welche Niemand wagen darf, durch diese Gegend zu reisen. Der erste Theil unseres Weges, welcher durch eine ununterbrochene Reihe von schönen Wiesen und Wäldern führte, war ganz herrlich; von allen Seiten ließ sich der Kukuk und die Turteltauben hören, welche, wie wir, der köstlichen Frische der ruhigen, reinen Morgenluft sich erfreuten. Die feierliche Schönheit des einen Thales nahm meine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch; das herrliche Laub der die schönen Hügel bedeckenden Bäume, die üppigen Wiesen am Fuße derselben, der klare, spiegelhelle Bach, welcher sich hindurchwand, die blöckenden Schafe, die brüllenden Kühe, der hie und da aufsteigende dünne blaue Rauch, alles das erinnerte mich lebhaft an die lieblichen Thäler meines schönen Vaterlandes und ich hätte mir gern vorgespiegelt, daß die Bewohner eben so glücklich wären, als ihr Land schön ist; aber diese Täuschung war nicht möglich, denn das Gegentheil zeigte sich auf allen Seiten und die vielen verlassenen Felder und zerstörten Gärten, in welchen die Obstbäume und Weinstöcke vergebens mit dem Unkraut kämpften, sprachen nur zu deutlich das Elend und die Verwüstung aus, der das schöne Land so oft unterliegen mußte.

Nach einiger Zeit betraten wir die dichten Wälder, wo wir einen beschwerlichen Weg fanden, denn das Gesträuch war so dicht und so in einander verschlungen, daß die Lastthiere kaum hindurch konnten, und der Boden war so feucht und an manchen Stellen so sumpfig, daß unsere Pferde bis an den Sattelgurt einsanken und die beladenen Thiere fast stecken blieben. Zufolge des schönen Wetters der letzten Tage waren die Wege fast überall leidlich; aber in diesen Sümpfen und dichten Wäldern, wo die Sonne nicht eindringen kann und wo die Feuchtigkeit nie vertrocknet, bleibt der Boden immer feucht und morastig und ist bei Regenwetter gar nicht zu passiren. Wie ich hörte, gibt es noch einen andern Weg, der nicht nur besser sondern auch viel näher seyn sollte, aber er soll wegen der Nähe der Nomadenstämme sehr gefährlich seyn und darum hatte der Chan unseren Führern befohlen, die beschwerlichere aber sichere Straße durch den Wald einzuschlagen. Die Wege um und bei dem Dorfe Finderisk, das wir durchaus nicht umgehen konnten, waren schlechter als an irgend einem andern Ort, und die Thiere sanken so tief und strauchelten während der letzten Meilen in dem tiefen, verhärteten Schlamme so oft, daß ich mehrmals fürchtete sie würden zu Grunde gehen; das war ein schönes Vorspiel der Reise durch Mazanderan!

Das Dorf Finderisk kann sich mehr seines Alterthums als seiner Größe rühmen, und es ist als der Geburtsort des weisen Mullah Abul Cassim bekannt, welcher zur Zeit des großen Abbas lebte. Es ist der Hauptort des Bezirks, in welchem Pisseruc, unsere letzte Station, liegt; kein Ort dieses Bezirks bezahlt dem König eine Abgabe oder Steuer, sie müssen dafür eine bestimmte Zahl Reiter gegen die Turkomanen unterhalten, von deren Raubzügen dieser Bezirk wie die ganze Umgegend viel gelitten hat. Der Statthalter Ismael Chan erpreßt aber dennoch von diesen armen Menschen eine bedeutende Summe Geldes und viele Naturalien. Reis ist das Hauptproduct; man baut aber auch etwas Weizen und Gerste.

Wir verließen Finderisk und kamen durch einige mit Schilf bewachsene sumpfige Strecken, wobei uns sehr auffiel, daß die Bauern um ihres eigenen Vortheils willen den Weg nicht etwas bessern. Wir legten heute nur zwölf Meilen zurück und gelangten durch eine von der gestrigen wenig verschiedene Gegend nach Pillchuk Muhuleh, einem großen Dorf und Hauptort eines Bezirks, der von Rukud Ali Chan verwaltet wird, dessen Bruder uns empfing und sehr freundlich für uns sorgte. Leider wurden wir hier ebenfalls durch die Zudringlichkeit der Einwohner belästigt, welche, ohne auf etwas anderes als auf die Befriedigung ihrer Neugier Rücksicht zu nehmen, mich beständig umlagerten und mir erst sehr spät Abends die erwünschte Ruhe gönnten.

Die Bewohner dieses Bezirks glichen unter allen Persern, welche ich bis jetzt gesehen hatte, am meisten einer wilden Völkerschaft. Sie schienen nicht den geringsten Begriff von der Achtung gegen höhere Personen zu haben, die in Persien

so allgemein beobachtet wird, und da nur wenige von ihnen ihren Geburtsort verlassen hatten, so kannten auch die meisten von der Welt gar nichts; selbst Mirza Saduk, der Bruder des Statthalters, war ausserordentlich unwissend, er hatte niemals ein Astrolabium gesehen, obgleich dieses Instrument in Persien ziemlich häufig angewendet wird; er und seine Gefährten gafften die zu meinen astronomischen Beobachtungen nöthigen Instrumente mit offenem Munde an, und waren höchst betroffen, als sie das, was ich niederschrieb, nicht verstanden.

Die Uskoken von Schumbor.

(Schluß.)

Die Uskoken theilen sich hinsichtlich der Religion in Unirte, „Altgläubige," wie man hier alle Bekenner der orientalischen Kirche nennt, und in Katholiken; letztere sind etwas über 1800, die ersten nahe an 5200. Unirte Kirchspiele gibt es acht, römische drei. Vor 1678 waren alle rein griechischer Religion, damals aber mußte der Bischof Paul Sortschitsch zur Union übertreten; später wurden viele Uskoken genöthigt, dem Glauben ihrer Väter ganz zu entsagen und das römische Glaubensbekenntniß anzunehmen. Jetzt stehen die Unirten unter der Leitung des Bischofs von Krischewaz (Kreutz), die Katholiken aber unter dem Bischof von Zagreb (Agram). Uebrigens leben beide friedlich neben einander und besuchen sogar die Kirchen ohne Unterschied; aber nie verheurathet sich ein Bunjewiez (der Spitzname der Katholiken) mit einer Wlachin (Spitzname der Unirten) oder umgekehrt. Die römisch-katholischen Geistlichen bemühen sich, ihrer Heerde Mißtrauen gegen die Unirten einzupflanzen,*) aber dieß gelingt ihnen nicht. Die Unirten brauchen bei ihrem Gottesdienst die Kirchenbücher des orientalischen Ritus, und nennen ihre Kirchenschrift die glagolitische, während sie unter der cyrillischen die russische weltliche Schrift verstehen.

Unter die christlichen Ceremonien mischen die Uskoken auch andere aus der heidnischen Zeit. Im Anfang des Frühjahrs feiern sie vor allen den Ostertag (Wasam), und bringen an diesem Tage gemalte Eier in die Kirche, um sie weihen zu lassen. Hierauf kommt der St. Georgstag, dessen Feier zu einer Art Kinderspiel geworden ist. Die Kinder bekleiden eines von ihnen mit grünen Zweigen, so daß man weder das Gesicht, noch auch nur die Augen sieht; dann umwickeln sie ihm den Kopf mit einer Menge vielfarbiger seidener Bänder, und hängen hinten ein rothes Tuch daran, das den Rücken hinabfällt. Dieß so geschmückte Kind führen zwei andere, das eine mit einem Korbe, das andere mit einer anderthalb Klafter langen, manchmal mit einem Büschel Gras und Bändern geschmückten Stange versehen, und ihnen laufen die übrigen Kinder nach. Vor jedem Hause bleibt der Haufen stehen, wünscht dem Hause, dem Hausherrn und der Hausfrau Glück, und erwartet eine Belohnung. Gewöhnlich bringt man den Kindern einige Speisen heraus. Dieser kindische Umzug findet schon ganz früh statt. Später bewirthen die Kinder einander mit dem was sie gesammelt haben, und gehen damit gewöhnlich an einen einsamen Platz, weit entfernt von den Wohnungen. — Mit dem Pfingstmontag beginnt die Koledwanje*) und dauert jeden Abend fort bis zum Johannistag: die Jugend sammelt sich vor Sonnenuntergang auf irgend einem Berg oder Felsen, stets an einem offenen Orte, stellt sich in einen Kreis, singt alterthümliche Lieder, tanzt, spielt und beginnt dann wieder zu singen; die Alten hören bloß zu. In der Nacht vor dem h. Johannistage wird das Fest des Gottes der Früchte gefeiert. Schon einen Monat zuvor richten die jungen Leute eine Birkenstange her, welche zwei Fuß Länge hat und recht glatt ist; man nennt sie die Fackel. Am Abend sammeln sie sich an einem vorher bestimmten Orte mit ihren Fackeln, zünden den obern Theil an, und gehen damit um die Felder herum. Inzwischen sammeln sich andere an dem Orte, wo das Feuer (Watra) angezündet werden soll, gewöhnlich auf einem Berge; wenn das Feuer angezündet ist, gehen sie den Fackelträgern entgegen, und dann fangen sie an zu singen, zu schießen, zu tanzen, die ganze Nacht hindurch; die Mädchen singen und tanzen, die Jünglinge singen und schießen. Erst vor Sonnenaufgang gehen sie auseinander, und stimmen, sobald sie den ersten Schimmer der Röthe sehen, einen Gesang an, in welchem eine Lada erwähnt ist. — Vor dem Winter ist das Hirtenfest. Die Hirten treiben die Heerden nach Hause, alle sind bestmöglich geschmückt, mit Gewehren und Pistolen versehen, die Unverheurratheten aber auch noch mit Bändern von Stroh und gelben Blättern, so wie mit einem Fichtenreis auf dem Hut. Beim Herabsteigen an einem Berge halten sie an, singen, schießen, und horchen, ob sie nicht eine Stimme des Mitleids von der Wila (Nymphe) hören, mit denen ihre Einbildungskraft die Berge und Wälder bevölkert, und schießen dann aufs neue. Wenn sie zu Hause angelangt sind, finden sie ein Abendessen bereitet, und nun wird die Freude allgemein. Am Weihnachtstage wird ein Loblied (Slawa) auf die Gottheit gesungen, und am Neujahrstage küssen sich alle Uskoken gegenseitig und danken einander für die Freuden des verflossenen Jahres.

Auch bei den Hochzeitsgebräuchen hat sich manches aus alter Zeit erhalten. Vor dem Gottesdienst zieht der Bräutigam mit dem Ehrenvater (Debeli kum), zwei Schwägern und zahlreichen Brautführern, alle mit Gewehren versehen zu Pferde nach der Wohnung der Braut, und führen ein Pferd für diese letztere mit sich. Die Braut verhüllt sich das Gesicht vollständig mit Tüchern, besteigt das Pferd, und zwei Brautjungfern so wie zwei Ehrenfrauen gehen zu Fuß ihr nach in die Kirche. Aus der Kirche begibt sich die Schaar wiederum ins Haus der Braut, hier muß diese sich verbergen, die Schwäger aber suchen sie, man trinkt dann, man ißt, aber es wird weder gesungen noch getanzt. Endlich setzt man sauren Kohl auf den Tisch, alle stehen auf, die Eltern segnen die Braut, oft mit Thränen und Schluchzen, und geleiten sie bis zur Schwelle. Das Wei-

*) Man darf nicht vergessen, daß die Schilderung von einem Russen herrührt. A. d. U.

*) Von Kolo, der Kreis, wonach auch der bekannte Tanz benannt ist. A. d. U.

nen wird, aber bald durch den Lärm der Schüsse übertäubt. Wenn man am Hause des Bräutigams anlangt, erneuert sich das Schießen, und nun beginnen auch die Musik, die Lieder und das Tanzen. Endlich kommt noch die Mutter der Braut oder eine ihre Stelle vertretende Frau; auch sie muß an der Heiterkeit Theil nehmen. Leiter des Festes ist gewöhnlich der Ehrenvater, welchem Alle, und namentlich auch der Bräutigam, gehorchen. Das Schießen und das Singen dauert die ganze Nacht hindurch. Unter die bedeutenden Ceremonien dieser Nacht gehört auch das Anrufen: die Braut mit ihren Freundinnen und andern Mädchen laufen hinaus auf eine vom Hause entfernte Wiese und rufen die Wila an; wenn diese aus dem Wald oder vom Felsen herablacht, so ist dieß eine schlimme Vorbedeutung für die Braut, so sehr, daß wenn das Lachen sich noch einmal wiederholt, die Mutter sie, als wäre sie nicht getraut, nach Hause führt, und dann ist das Hochzeitsfest in Trauer verwandelt: man bedeckt die Braut mit einem weiten, langen, weißen Schleier, und geleitet sie unter Schluchzen fort; sechs Wochen darf sie außer ihren Hausgenossen Niemand sehen. Aber alles dieß kann noch glücklich enden; die Schwäger gehen zu der Mutter der Braut, und geben ihr den Bluteid, daß sie „mit Gott Brüder seyn wollen ihrer Tochter, sie schützen und gegen alles Unglück verwahren." Zugleich mit den Schwägern können diesen Eid auch alle unverheuratheten Brautführer leisten. Die Heurathen finden meist im October statt.

Die Ceremonie der Taufe geschieht nach den kirchlichen Gebräuchen, und man gibt dem Täufling den Namen nach dem Kalender. Zur Zeit Maria Theresiens taufte man noch die Erwachsenen, aber diese Sitte ist jetzt abgestellt.

Beim Begräbniß kommen wenig besondere Gebräuche vor: Klageweiber bejammern den Verstorbenen. Ueber das Grab eines Mädchens müssen alle Jünglinge gehen, die sie kannten; über das Grab eines Jünglings alle Mädchen. Die Erinnerungsfeier findet am neunten und vierzigsten Tage, so wie nach einem Jahre statt; man gedenkt dabei der guten Thaten des Verstorbenen, namentlich wenn derselbe sich durch Muth im Kriege auszeichnete. Trauerkleider trägt man nicht, nur die Mutter, welche einen Sohn verloren hat, versteckt ihren Zopf, und nimmt das Korallenband vom Halse.

Ich habe schon oben bemerkt, daß jede Familie ihren Heiligen hat, und der Tag desselben wird mit besondern Ceremonien begangen. Die Stube wird mit Thymian geräuchert, und auf den Tisch stellt man eine angezündete Wachskerze. Alle sitzen um den Tisch, trinken und singen Loblieder auf den Heiligen.

Außerdem muß noch eines Gebrauchs gedacht werden, nämlich der Geleitung eines Kriegers, der einen weiten Zug unternimmt: die jungen Leute, die zu Hause bleiben, geben ihm mit Singen und Gewehrschüssen, die Mädchen und Frauen mit Weinen das Geleit. Nur die Mutter muß sich bei der Trennung von ihrem Sohne freuen.

Die Uskoken haben sich die Liebe zu ihren Liedern vollkommen bewahrt: alte Männer und Frauen schämen sich dieser Lieder so wenig, wie Kinder von 8 bis 9 Jahren, welche höchstens ein Dutzend derselben kennen. Außer den Liedern bei besondern Feierlichkeiten und den Liebesliedern haben sie noch eine Menge alter Gesänge, in denen die Thaten des Königssohns Marko, Reli's, Wilk Brankowitschs, Iwo Sanjanins, Janko Sibinjanins u. dgl. verherrlicht werden. Diese Lieder werden gewöhnlich von Paaren gesungen, so daß ein Paar den einen, ein anderes den zweiten Vers singt und so fort. Bemerkenswerth ist, daß diese alterthümlichen Lieder auch statt der ceremoniellen Gesänge bei allen feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, beim Fest des Gottes der Früchte rc. gesungen werden.

Der Dudelsack, der sonst gewöhnlich war, kommt jetzt außer Gebrauch, von alten Musikinstrumenten ist nur die Pischtjalka, eine Art kleinen Clarinetts, geblieben. Der, welcher es spielt, heißt Pischtaz, und nimmt bei allen feierlichen Aufzügen die erste Stelle ein. — Der gewöhnliche Tanz ist jetzt der Kolo, eine Art russischer Reigentanz, bei welchem gewöhnlich die Lieder der Vorzeit gesungen werden.

Aufzeichnungen aus den Finnmarken,

ein Beitrag zur Statistik der Finnmark von Friedrich Rode.

Unter diesem Titel ist zu Elien ein Werk erschienen, worüber der Christiania-Constitutionellen vom 19 Dec. vor. J. folgendermaßen sich äußert: „Daß die Finnmark ein Land ist hoch oben gegen den Pol hin, war, abgesehen von einigen unvollständigen und nicht selten abenteuerlichen Nachrichten über das dortige Volksleben, lange Zeit fast die einzige Kenntniß über diesen abgelegenen Theil unseres Vaterlandes. Wohl haben in neuerer Zeit von Buchs und Keilhaus Reisen vollständigere und richtigere Kenntnisse darüber verbreitet, namentlich hat Keilhaus scharfe Auffassungsgabe der Natur ein klares Licht über die physische Beschaffenheit der Finnmark verbreitet, allein natürlich fehlt doch noch manches zu einer gehörigen Kenntniß und Beachtung dieses fernen Strichs. Namentlich hat die Finnmark ein Volksleben, das in hohem Grade Aufmerksamkeit hinsichtlich der Bildungsstufe und der eigenthümlichen Formen verdient, unter denen es vortritt. Das Volk ist gänzlich verschieden von den Normannen, und ein fremdes Element in der neuern Zeitgeschichte. Es gehört einem längst verschwundenen Zeitalter an, von dem es ein schwacher, aber merkwürdiger Nachklang ist. Um einen Begriff davon zu geben, wollen wir eine einzige Seite davon herausheben. Jeder, der auch nur eine geringe Kenntniß von dem Innern der Finnmark hat, weiß, daß sie aus nackten Gebirgsstrichen mit ausgedehnten sumpfigen Thälern dazwischen besteht. Birkenwälder und grünende Striche finden sich nur an den Flüssen und Berghalden, und sind überhaupt Seltenheiten, machen aber vielleicht eben darum und wegen der unmittelbaren Nähe einer rohen Natur einen hinreißenden Eindruck. Auf den Bergstrichen sieht man, so weit das Auge reicht, nur Steintrümmer und weitläufige Strecken von abgebleichtem Rennthiermoos. Kein Baum unterbricht die Einsamkeit, keine muntere Vogelstimme die Todesstille der Gebirgswüste, nur das wilde Rennthier zieht lautlos umher über die Schneefelder oder badet sich vielleicht ausgestreckt auf dem Schnee in den Sonnenstrahlen. Auf diesen öden Strichen lebt ein nomadisches Volk mit phantastischer Tracht und mongolischer Physiognomie. Es sind Bergbewohner im strengsten Sinn, und werden deßhalb auch in

Finnmark Bergfinnen genannt. Die Gebirge sind ihre Welt und ihr Tummelplatz, die Abhänge oder die sumpfigen Thalstriche ihre Wohnung. Hier schlagen sie Abends, wenn es dämmert, ihre Zelte auf und zünden ein Feuer an, um ihr Abendessen zu kochen. Wenn dieß fertig ist, setzt man den Topf auf den Moosboden, und rund umher lagert sich die ganze lustige Schaar, jedes nach seiner Bequemlichkeit, die Frauen meist kauernd, die Männer mit kreuzweis unterschlagenen Beinen. Eine Anzahl Hunde fehlt nie als Zuschauer bei dieser Scene, auf welche die Flamme oft eine seltsame Beleuchtung wirft."

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Obwohl diese Karawanen gewöhnlich einmal im Monat kommen und ihre Ankunft niemals voraus bestimmt ist, so findet sich doch zu Tuschurrah nicht das geschäftige Umhergehen und das lebhafte Gespräch, die sonst einem Hafen so viel Bewegung geben. Die Physiognomie des Dorfes ist immer trübselig, und die Männer bringen den größten Theil ihrer Zeit mit den kleinlichsten Religionsübungen zu. Nirgends im Laufe meiner langen Reise habe ich so fanatische Moslems gesehen; selbst die Frauen lernen den Koran singen. Eine ungesunde, ziemlich einförmige Nahrung macht vielleicht den Charakter der Einwohner noch düsterer. Sie halten das Fleisch für ungesund, essen wenig davon, und leben von Durrah und rothem Reis; Hülsenfrüchte und ähnliche Gemüse sind fast ganz unbekannt, und das Leben wäre unerträglich, wenn man nicht immer Milch haben könnte, die wir stets vortrefflich fanden. Um ihre geschmacklose Nahrung zu würzen, essen fast alle Frauen und selbst mehrere Männer Barda, eine weißliche salbenartige Erde, obwohl sie recht gut wissen, daß diese Nahrung die gesündeste Constitution untergräbt. Diese seltsame Sitte kommt übrigens nicht allein in Tuschurrah vor, sie findet sich auch im südlichen Arabien, in Godscham, in Abyssinien und unter den Negern der Guineaküste. Eine andere, für unsere Physiologen vielleicht noch merkwürdigere Sitte ist die, weißen Durrah ganz roh zu essen. Man glaubt, daß diese Nahrung die Kinder fett mache. Ich mag die traurige Liste der Krankheiten, welche aus einer solchen Lebensweise entspringen, nicht aufzählen, bemerkenswerth ist aber, daß trotz der Hitze des Klima's und des gewöhnlichen Gebrauchs der Milch die Lungenschwindsucht auf dieser ganzen Küste sehr gewöhnlich ist.

Wenn ein Europäer in fremdem Lande reist, so will er mit aller Gewalt den Ackerbau und die Manufacturen zum Gegenstand seiner Forschungen machen: ich erwähne deßhalb, um mich dieser Pflicht zu entledigen, bloß, daß mehrere Töpfereien in Tuschurrah sind, daß der einzige Weber das Dorf verließ, weil es ihm an Arbeit fehlte, und endlich, daß drei oder vier Schmiede hier sind, welche Dolche und Lanzenspitzen aus weichem Eisen fabriciren, daß man aber diese Leute aus einem Aberglauben, der in ganz Aethiopien und auch im südlichen Arabien herrscht, als Zauberer ansieht, mit denen man keine Verbindung eingehen darf. Was den Anbau des Bodens betrifft, so existirt dieser weder in der Nähe des Meeres, noch im Innern, sondern fängt erst im Gebiet von Awsa, sechs Tagereisen weit von der Küste, an; letztere Stadt ist noch von keinem Europäer besucht worden. Hier vertheilt sich der durch Ausdünstung und Einsickerung erschöpfte Hawasch zuerst in acht Arme und ergießt sich dann auf einem Boden, den seine Alluvionen beinahe zur ebenen Fläche gemacht haben, in einen großen See. Seine Ufer, welche, wie die des Nil, alle Jahre durch ein schlammiges Wasser befruchtet werden, sind zu jeder Art von Anbau geeignet. Das Landmaaß ist hier ein Viereck von 90 Metres Länge und Breite, etwas weniger als unser Hektare. Zwei von einem gewandten Mann geführte Ochsen können zwei dieser Vierecke in einem Tage bearbeiten, freilich kann die Bepflügung weder sehr tief, noch sehr regelmäßig seyn. Der hölzerne Pflug ohne Pflugschaar, wie der ägyptische, wirft die Erde bloß nach beiden Seiten und ritzt im Grunde nur die Oberfläche. Der Hektare anbaufähiges Land gilt einen männlichen Sklaven, oder ein Kamel, oder fünf Kühe, oder 192 Ellen (dera) gewöhnlichen Zeug, oder endlich in Geld 12 Maria-Theresiathaler (63 Fr.). Sitzt ein Pächter auf dem Lande, so werden die Arbeitsthiere von dem Eigenthümer geliefert und ein Drittheil des gewonnenen Korns zu deren Nahrung verwendet, die zwei andern Drittheile werden zwischen dem Eigenthümer und Pächter getheilt. Die Felder sind durch eine dünne Hecke perennirender Rosenbüsche geschieden, welche die Trockenheit nicht scheuen und wenig Raum einnehmen. Man baut nur Durrah (sorghum vulgare), Bohnen und einen sehr angenehmen Tabak. Das Korn ist weiß, man säet es vor der Regenzeit, welche mit unsern Sommermonaten zusammenfällt. Die Landbauern, die nicht Sklaven sind, werden in Korn bezahlt, und in Korn wird auch die Theilung nach einem Sterbefall ausgeglichen, wenn die Erbschaft zu klein ist, um getheilt zu werden. Wie bei den meisten Moslems, haben die Töchter die Hälfte eines Sohnestheils, und der älteste Sohn hat keinen Vorzug. Die Felder von Awsa gehören den Nema und Mudaitu, und werden dennoch von den nomadischen Mitgliedern dieser Stämme häufig geplündert.

Die jungen Leute von Tuschurrah versammeln sich manchmal beim Mondenlicht, um sich im Dag zu üben; dieß ist eine Art Kampf, wobei man erst dann besiegt ist, wenn man sich den obern Theil der Brust hat berühren lassen. Die ganze Kraft bewahrt man indeß für das Ballspiel auf, das dem unsrigen in keiner Weise gleicht und sehr viel Anstrengung erfordert. Der Spielgewinn ist eine Ziege oder ein Schaf, seltener ein Maulthier. Bei einer Heurath theilen sich die Spieler in zwei Lager, das des Mannes und das der Frau. Der verlierende Mann muß den Spielern eine gewisse Menge Milch geben. Kein Baske oder Navarrese, der den Vorkämpfer seines Dorfes macht, kann einen so wahnsinnigen Eifer entfalten, als die Kämpfer von Tuschurrah, welche schreien, aufspringen, übereinander hinstürzen, Arme und Beine brechen und selbst ihren Gegner tödten, um ihm den Ball zu entreißen. Herkommen ist aber, daß man wegen des in diesem Spiele vergossenen Blutes keine Klage anstellen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hr. Fellowes geht demnächst mit 60 Mann nach dem Thal des Xanthus ab, um Alterthümer von dort zu holen; man hofft, abgesehen von neuen Entdeckungen, daß das sogenannte Pferdegrab nach England werde gebracht werden. (Litt. Gaz. vom 11 März.)

Die ethnologische Gesellschaft in London hat am 28 Febr. ihre regelmäßigen Sitzungen eröffnet mit einer Abhandlung über die Verbreitung der Eskimos, die aber nicht viel neues zu enthalten scheint; auch wurden ethnographische Karten von Kombst und Obermüller vorgelegt. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1843.

Ueber die neuseeländische Sprache.

(Aus Ernst Dieffenbachs Werk über Neuseeland.)

Die Sprachen der eigentlichen Polynesier haben eine größere Aehnlichkeit mit einander als die sogenannten malayischen Sprachen im indischen Archipel, und diese engere Verwandtschaft beweist, daß die Völker Eine große Unterabtheilung der oceanischen Race sind. Dieß ist namentlich der Fall mit den Sprachen von Taheiti, den Sandwichinseln und Neuseeland, mit denen wir bis jetzt am meisten bekannt sind. Obgleich diese Länder in so ungeheuren Entfernungen von einander liegen, ist die Verschiedenheit der Sprache doch kaum so groß, als zwischen Holländisch und Deutsch. Die Sprache der Freundschaftsinseln, von denen Marnier so genaue Nachricht gegeben hat, besitzt mehr fremde Elemente, eben so wie das Volk selbst. Fast die einzige Verschiedenheit zwischen den Dialekten von Taheiti und Neuseeland besteht in den weichern und härtern Consonanten; statt k im Neuseeländischen sagt der Taheitier ein t, statt r ein l. Auf den Sandwich-Inseln werden die Consonanten am Anfang der Wörter häufig ausgeworfen, z. B. o l e l o, sprechen, statt K o r e r o im Neuseeländischen ꝛc. Ein Taheitier, der sich bei mir befand, verstand die Neuseeländer gleich bei seiner Ankunft. Da die Verschiedenheit nur aus dem Einfluß physischer Umstände entsprungen ist, ohne alle Beimischung von außen, so hat die Veränderung Schritt gehalten mit dem Wechsel, welchen Klima und geographische Gestaltung beider Länder in den Völkern selbst hervorbrachte.

Die polynesische Sprache ist in ihrer ganzen Formation und in ihrem Bau viel einfacher als das Malayische und die übrigen javanisch-tagalischen Sprachen. Ihre ganze Anlage ist alterthümlich; die Wurzeln sind einsylbig, wie bei den indogermanischen Sprachen, und die Worte häufig eine Nachahmung des natürlichen Tons, namentlich bei belebten Gegenständen. Die vielsylbigen Worte sind oft gebildet, wie Kinder Worte bilden, durch die Verdoppelung der Wurzel, und die Wiederholung verstärkt oft die Wurzel, wie im Italienischen, und bildet einen Superlativ. Die Wurzel ist eine Art Infinitiv, der ohne Unterschied als Hauptwort, Beiwort, Nebenwort und Zeitwort gebraucht werden kann. Die Beugung geschieht durch vorn oder hinten angehängte Sylben. Auch Zusammensetzungen von Worten finden statt, und viele scheinen erst aus ganz neuer Zeit zu seyn, als die Neuseeländer bereits mit Europaern, namentlich mit Missionären bekannt geworden waren. Diese Zusammensetzung macht indeß die Sprache sehr fügsam, und kann ihren künftigen Reichthum begründen, da sie ihren Wortvorrath vermehren kann, ohne von andern zu entlehnen. Wenn der Neuseeländer eine Wurzel aus einer fremden Sprache annimmt, so nimmt er darum die abgeleiteten Worte nicht auch an, sondern bildet die letztern nach dem Genius seiner eigenen Sprache. Diese ist demnach einer weiteren Fortbildung sehr fähig und in Wahrheit bereits eine reiche Sprache, die man nicht durch eine andere zu ersetzen braucht. Wenn man erwägt, über welchen ungeheuren Raum die nur dialektisch verschiedene Sprache verbreitet ist, und welches unermeßlich reiche Feld unter den verschiedenen Völkern für europaischen Verkehr eröffnet ist, so sollte man doch eher suchen, Eine polynesische Sprache zu erschaffen, als eine andere in ihren Wurzeln ganz verschiedene einzuführen.— Von allen Sprachen ist vielleicht das Englische diejenige, welche die Polynesier am wenigsten lernen werden, und zwar aus dem einfachen Grund, daß sie in ihrer Sprache nicht hinreichend Töne haben, um die englischen Worte auszusprechen; auch fehlen ihnen einige Consonanten. Meine eigene Erfahrung hat mich überzeugt, daß alle Versuche, die Eingebornen in der englischen Sprache zu unterrichten, nur damit enden können, ihnen einen unverständlichen Jargon beizubringen.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

12. Astrabad.

Da die Turkomanen vom Yamutstamme, deren Gebiet wir uns jetzt naherten, wenigstens dem Namen nach der persischen Regierung unterworfen sind und es deßhalb nicht wahrscheinlich war, daß sie gegen Personen, die unter persischem Schutz reisten, sich eine offene Gewaltthat erlauben würden,

so beschlossen wir, die obere durch Schilf, Dörfer und Schlamm führende Straße zu verlassen und den Weg einzuschlagen, der durch die Ebene führte, auf welchem wir einige Lagerplätze der Yamuts berührten und so Gelegenheit hatten dieses merkwürdige Volk genauer kennen zu lernen. Wir wollten ferner unter der Leitung und dem Schutze eines Mannes, der in jene Gegend reiste, das Lager des Nadir Chan besuchen, eines ihrer Anführer, für dessen Freund sich unser Führer ausgab und dessen Lager nur 10 bis 12 Meilen von Astrabad entfernt war. Ich schickte deßhalb mein Gepäck auf dem obern Wege direct nach Astrabad und gab meinen Leuten einen Brief an den Naib des Prinzen, Mustapha Chan, in welchem ich ihn bat, er möchte eine passende Wohnung für mich und meine Leute besorgen lassen.

Unser Weg führte uns durch eine Gegend, die vollkommen derjenigen glich, durch welche wir seit mehrern Tagen gezogen waren, bis wir die waldigen Landstriche verließen und die endlosen Wiesen, welche die große Ebene bedecken, erreichten. Die Schönheit und Pracht dieser Weiden, die alle weich wie Sammet waren und nur durch die Höhe des Grases, aber nicht durch die Höhe des Bodens sich von einander unterscheiden, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Nach allen Richtungen erblickte man zahlreiche Lager der Turkomanen, die mit ihren schwarzen Zelten, 50, 60 bis 100 zusammen, die Ebene bedeckten. Bei einigen dieser Lager hielten wir an und erfrischten uns mit Buttermilch und Brod; in dem einen, wo unser Führer Geschäfte hatte, hielten wir uns fast zwei Stunden auf, und ich benutzte diese Gelegenheit, um die Männer und Frauen in ihren eigenthümlichen Costümen, ihre Zelte und mehrere andere Gegenstände abzuzeichnen. Die Frauen entfernten sich während unsrer Anwesenheit nicht, sondern beschäftigten sich ruhig mit verschiedenen Arbeiten und warfen sogar dann und wann einen neugierigen Blick nach den Fremden, ja einige der ältern kamen näher und untersuchten uns ziemlich genau. Am meisten zogen unsere Waffen ihre Aufmerksamkeit auf sich, mein Säbel, meine Flinte und meine Pistolen wurden so oft und eifrig betrachtet, daß ich endlich in Furcht gerieth, sie möchten sich zu einer Uebertretung eines der zehn Gebote verlocken lassen.

Als unser Führer sein Geschäft beendigt hatte, trieb ich ihn an, uns nun in das Lager des Nadir Chan zu bringen, aber er hatte nur die Gelegenheit benutzt, um in unserer Gesellschaft zu reisen, und nie daran gedacht, uns in das Zelt jenes Anführers zu bringen; er gestand uns jetzt ganz offen, daß er sich dorthin nicht wagen dürfe, weil er einige aus jenem Lager gestohlene Kühe gekauft habe und fürchten müsse, daß sie sein Pferd mit Sattel und Zeug, ja vielleicht ihn selbst festhalten würden, bis ihr Schaden ihnen wieder ersetzt worden. Er verstand sich endlich dazu, uns noch eine Strecke weit zu führen und wir kamen bis nach Ak Kallah oder der weißen Festung, einem zerstörten Fort, in dessen Nähe Nadir Chan seine Zelte aufgeschlagen hatte; aber während des Weges hatte ich mancherlei erfahren, woraus sich ergab, daß es höchst unvorsichtig gewesen seyn würde, wenn ich ohne Empfehlung und ohne Schutz mich und meine Begleiter der sehr ungewissen Gastfreiheit eines Häuptlings der Turkomanen hätte anvertrauen wollen, weßhalb ich denn beschloß geraden Weges nach Astrabad zu ziehen.

Um Ak Kallah herum liegen eine Menge kleiner Hügel, ohne Zweifel die Ueberreste ehemaliger Dörfer und Forts; aber die üppige Vegetation hatte sich dieser früher vielleicht volkreichen Platze ganz bemächtigt. Ak Kallah scheint eine weitläufige viereckige Festung von Bedeutung gewesen zu seyn, die Walle und Bastionen erkannte man noch deutlich an den Erd- und Backsteinhaufen, aber es war auch nicht ein Bruchstück mehr vorhanden, dessen Untersuchung zu irgend einem Resultat hätte führen können; auch hörte ich nicht, daß bedeutende Ruinen in der Nähe vorhanden wären.

Von hier aus zogen wir durch eine große sumpfige Niederung, die ohne einen Führer nur mit Gefahr zu passiren ist; wir selbst kamen mehrmals von dem Wege ab, fanden ihn nur mit großer Mühe und Gefahr wieder, und mußten bis an den Gürtel durch das Wasser waten. Als wir die Ebene verließen, wurde die Gegend weniger schön, es erschien mehr Schilf, die Weiden wurden magerer und schlechter, und ein dichtes Gebüsch von wilden Granatbäumen, Brombeeren und anderen dornigen Gewächsen bedeckten den Boden, bis dicht an die Mauern von Astrabad, welchen bedeutenden Ort wir kurz nach Sonnenuntergang ermüdet und hungrig erreichten, nachdem wir einen Landstrich durchzogen hatten, dem an Schönheit und Fruchtbarkeit wohl nur wenige gleichkommen. Von der Fruchtbarkeit kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Nomaden nach der Aussage aller Bewohner dieser Gegend, mit denen ich darüber sprach, trotz ihrer gewiß nicht ausgezeichneten Cultur doch beständig das Fünfzigfache des Samens ernten. Freilich steht diesen die ganze Ebene zur Auswahl offen, die Landleute aber sind auf weit engere Gränzen verwiesen, weil sie in keiner Richtung von dem Dorfe sich entfernen und folglich auch keine Felder in der Ebene anbauen dürfen.

Wo findet man aber ein vollkommenes Paradies? Diese herrliche Gegend schmachtet unter der Plage der beständigen Unsicherheit und ist gefährlichen Krankheiten ausgesetzt. Furchtbar ist die Regenmasse, welche zu manchen Jahreszeiten herabströmt, in den tiefen Wäldern stehen bleibt und diese oft in undurchdringliche Sümpfe verwandelt, in denen eine Menge Pflanzentheile verfaulen und die während der heißen Tage des Sommers und des Herbstes pestilenzialische Dämpfe verbreiten. Um der Wirkung dieser höchst schädlichen Ausdünstungen zu entfliehen, begeben sich die Nomadenstämme jenseits des Gurgan oder des Attrek, wo sie lieber auf dem glühenden Sand ihre Zelte aufschlagen und das zu dem täglichen Bedarf nöthige Wasser lieber mit Mühe von dem entfernten Flusse holen, als daß sie sich der Gefahr der Ansteckung aussetzten. Aber die Bewohner der Dörfer können diesen Ausweg nicht einschlagen; zwar die Reicheren ziehen sich während der größten Hitze des Sommers in ihre in den Gebirgen gelegenen kühlen Sommerwohnungen (Jailaks) zurück; aber die Mehrzahl ist gezwungen, in der ungesunden Gegend zurückzubleiben, weßhalb auch viele

erkranken und sterben. Wechselfieber, Wassersucht und böse Augen findet man in dieser Gegend sehr häufig. Wenn man übrigens nach dem äußern Ansehen der Leute urtheilen wollte, so könnte man sie eben nicht für ungesund erklären; sie haben zwar nicht die kräftige braune Farbe der Kurden und Chorasaner, aber sie waren größtentheils stark und athletisch gebaut, und viele hatten eine sehr dunkel gefärbte Haut.

Die schwerste aber unter allen ihren Plagen ist die Nachbarschaft der wilden Stämme, welche die Fruchtbarkeit des Landes hieher gelockt hat und die es zum Lohne dafür in Armuth und Elend gestürzt haben; die Gränze war zu allen Zeiten den Einfällen dieser grausamen Feinde unterworfen und es ist seit vielen Jahren der Schauplatz eines ununterbrochenen Räuberkrieges gewesen, in welchem alle die, die eine feste Wohnung und ein Grundeigenthum besaßen, am meisten gelitten haben. An dem Saume der Hügel liegt nicht ein Dorf, das nicht mehrmals überfallen und ausgeplündert worden; von den Bewohnern der Dörfer Pisseruk, Finderisk, Pitschuk, Muhuleh und anderer in dieser Gegend gelegenen sind mehr als Tausend ermordet, mehr als 2000 als Gefangene weggeführt worden; alle den Angriffen dieser Feinde zunächst ausgesetzten Ortschaften sind allmählich verlassen worden, und die wenigen noch übrig gebliebenen Einwohner haben sich in die Berge zurückgezogen. Selbst Finderisk, das in bedeutender Entfernung von der Ebene liegt und gegen jeden Ueberfall ziemlich gesichert scheint, wurde von den öftern Angriffen des berühmten „Propheten von Kaschgar“ (Kadscheh Kaschgari) und seiner turkomanischen Banden so sehr beunruhigt, daß sich die Einwohner um ihrer Sicherheit willen den Ort zu verlassen und in die Berge sich zu flüchten genöthigt sahen, und erst seit kurzem, seit dem Tode jenes muthigen Häuptlings und seit der daraus folgenden Abnahme dieser gefürchteten Angriffe wird das alte Perserdorf Finderisk wieder bewohnt.

Wenn Persien vor äußern und innern Kämpfen geschützt seyn soll, so muß ein entschlossener, kriegerischer Herrscher auf dem Throne sitzen, der beständig das Schwert zum Schutz oder zur Strafe in der Hand hat. Ein schwacher oder friedlicher König hat jederzeit auch mit den besten Absichten Noth und Unheil über das Land gebracht. Die unersättliche Eroberungssucht und fürchterliche Grausamkeit des Nadir Schah oder die eifersüchtige Thätigkeit und Habsucht des Aga Mohammed Chan hat dem Staate wie dem Einzelnen weniger Unheil gebracht, als die träge Demuth des schwachen, aber gutmüthigen Schah Hussein, und daß Persien unter seinem vorigen geizigen und kraftlosen Beherrscher noch nicht so sehr viel gelitten hat, muß man mehr den politischen Verhältnissen oder der Schwäche seiner Nachbarn zuschreiben, als der Weisheit seiner Rathe oder der Entschlossenheit seines Charakters.

Nachricht von der preußischen Mission in Aegypten.

Die Lit. Gaz. vom 18 März enthält ein Schreiben aus Sakkara vom 13 Februar, in welchem es heißt: „Die preußische Mission ist aus der Nachbarschaft der Sphinx, wo sie drei Monate zugebracht hatte, am Sonnabend (11 Februar) hieher gezogen, und wir befinden uns hier weit angenehmer, da die Zelte neben einem Felsenabhang stehen, in welchem ungeheure Aushöhlungen sich befinden, — Gräber, die früher mit bezeichnenden Zierrathen ausgeschmückt waren, jetzt aber meist nur mißgestaltete Höhlen sind, da der Fels hier ausnehmend bröcklich und blätterig ist. Eine dieser Höhlen dient uns als Stall, eine andere als Küche und der ganze Felsenabhang schützt uns, da die Felsen sich ganz nahe an unsern Zelten mauergleich erheben. Oestlich von uns liegt das Nilthal, über das wir bis zu den Bergen auf der arabischen Seite einen herrlichen Ueberblick haben; der ganze Raum ist mit Grün von den mannichfachsten Schattirungen bedeckt, und von hier aus der Strom selbst durch Dattelwäldchen, welche auf den zerbrochenen Backsteinmauern des alten Memphis wachsen, bedeckt. In den gegenüberliegenden Bergen, welche man von dieser Seite des Thals deutlich sieht, befanden sich die Steinbrüche, aus denen man das Material zur äußern Verkleidung der großen Pyramiden von Dschizeh und andern bedeutenden Bauten Aegyptens brach, wie man aus gewissen darin gefundenen Inschriften entnehmen kann. Unmittelbar über und hinter uns, d. h. gegen Westen, ist das Campo Santo von Memphis, das sich mehrere Meilen nördlich und südlich ausdehnt und viele Pyramiden umfaßt, die zum Theil ganz in Trümmerhaufen verwandelt und von denen keine einzige so gut erhalten ist, wie die von Dschizeh. Hier sind die Gräber nicht denen im Westen der großen Pyramide von Dschizeh gleich; die meisten sind tiefe Schachte, die zu Kammern führen, in denen die Sarkophage niedergelegt sind. Der ganze Boden scheint hier umgekehrt worden zu seyn, wie man aus den Sandhügeln, welche sich in einigen Richtungen ausdehnen, so weit das Auge reicht, abnehmen kann, so wie aus der Masse von zerbrochenen Geschirren, Alabastervasen, Knochen und Mumientüchern, die allenthalben zerstreut sind. Das Linnentuch findet sich auf dieser Ebene in solcher Menge, daß man dem Vicekönig vor einigen Jahren vorschlug hier eine Papiermühle zu errichten. Ich werde vermuthlich von hier aus noch öfter schreiben, sobald ich mehr Nachrichten geben kann, denn bis jetzt bin ich bloß in einige Gräber hineingekrochen, die der Sand noch nicht vollständig angefüllt hat.“

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Nach den Spielen nehmen natürlich die Hochzeitsgebräuche die Aufmerksamkeit des Fremden am meisten in Anspruch, denn es haben sich hier trotz der Herrschaft des Islam einige alte Gebräuche erhalten. Man macht nicht dem jungen Mädchen den Hof, sondern unterhandelt mit den Eltern, und diese Unterhandlungen dauern oft Jahre lang. Ist man einig, so gibt der Bräutigam dem Schwiegervater ein männliches und ein weibliches Kamel; die Schwiegermutter erhält zwei Körbe mit Reis, einen mit Getreide, ein rothes Halstuch, ein Stück blauen Zeug aus Surat und einige andere Kleinigkeiten. Gehören Braut und Bräutigam verschiedenen Stämmen an, so versammelt sich der des jungen Mädchens, um sie dem Stamm des Mannes feierlich zu übergeben. Diese Versammlung gibt Gelegenheit zu einem Feste, bei welchem Ziegenfleisch und Datteln reichlich gespeist werden. Nach diesen Präliminarien begibt man sich zum Kadi, dann geht das Paar rund um

das Dorf, gefolgt von seinen Altersgenossen, welche, wie in ganz Aethiopien, sehr rohe Tänze aufführen, wobei jedoch der auf einer kleinen Trommel geschlagene Tact auf eine merkwürdige Weise eingehalten wird. Die besonders erbaute Hochzeitshütte liegt außerhalb des Dorfes. Die Frau tritt zuerst ein, und der Mann, der ihr folgt, schreitet über eine schwarze Ziege hin, welche in demselben Augenblick getödtet wird. Die merkwürdigste Episode dieser Ceremonie ist aber eine Peitsche, welche der Gemahl ganz ernsthaft auf der linken Schulter trägt: diese Peitsche hat an dem einen Ende einen mit Henna gefärbten Fliegenwedel und eine Zahnbürste, am andern aber einen gewaltigen Lederriemen, dessen sich der Gemahl in den ersten Nächten sehr freigebig bedient, um, wie man sagt, der Frau einzuprägen, daß Gehorsam ihre erste Pflicht sey. Während der nächsten 40 Tage kann der Mann nicht ausgehen, ohne mit dieser ehelichen Peitsche ausgerüstet zu seyn. Außer den rechtmäßigen Kindern hat man auch manchmal Adoptivkinder, welche man Kniekinder nennt, wegen der Art, wie die Adoption vorgenommen wird. Derjenige, welcher sich einen Vater geben will, kündigt seine Absicht dadurch an, daß er das Knie berührt, und diese einfache Handlung, auch wenn sie ganz unerwartet ausgeführt wird, macht nothwendig den Vertrag beiderseitig gültig. Es genügt schon irgend einen Theil zwischen der Zehe und dem Knie, oder zwischen dem Ellenbogen und der Spitze der Hand zu berühren und dabei das Wort: mein Vater! auszusprechen, um alle Rechte des Sohnes zu genießen. Hier, wie in Abyssinien und bei den Gallas, wo man an der Brustwarze oder dem kleinen Finger eines Mannes saugt, um dessen Kind zu werden, kann der Adoptivsohn weder die Tochter, noch die Wittwe des erwählten Vaters heurathen, und bei der Theilung nach dem Tode theilt er die Rechte der legitimen Kinder.

Fragt man nach der Regierungsform dieser schlecht gekleideten und halb barbarischen Stämme, so ist unsere hochmüthige Civilisation nur allzu schnell mit der Antwort bereit, daß dieß ein roher Despotismus oder vielleicht eine Art allgemeinen Stimmrechts seyn müsse, wo die Mehrzahl durch die Waffen entscheidet. Keineswegs, die Gewalten, welche Tuschurrah regieren, machen vielmehr ein sehr complicirtes Ganzes aus, das auf ein hohes Alterthum hinweist, und vermuthen läßt, daß die Vorfahren dieser Stämme der jetzigen Generation in Cultur sehr überlegen waren. Ihre Sagen stimmen mit dem Bericht von Moses überein, der die Welt von Arabien aus bevölkern läßt. Diese frühesten Auswanderer kamen aus Yemen und ließen sich im District von Bure nieder, der sich von Harena bis zur Bay von Adulis erstreckt. Sie führten den Namen Afar, was in ihrer Sprache Nomaden bedeutet, wie Bedewi im Arabischen. Kurz darauf trennte ein Held, dessen Name mir entfallen, den man aber den Hercules der Afar nennen könnte, die Berge des Bab el Mandeb, ließ das bittere Wasser des Meeres herein und trennte für immer die Auswanderer von ihren Brüdern in Arabien. Erstere dachten jetzt nur noch daran, sich in dem neuen Lande auszubreiten, und besetzten bald den ganzen Landstrich zwischen der Bay von Adulis, den Hochebenen von Abyssinien und dem Golf von Tuschurrah. In der Nähe dieses letztern Orts fand man eines Morgens einen Mann auf einem Baume sitzen, und da er hartnäckig sich weigerte, seinen Namen anzugeben, so nannte man ihn Hadal Maheys, d. h. der eine Nacht auf dem Baume zugebracht hat. Sein Sohn Aly erhielt den Zunamen Ada, wegen seines zänkischen Charakters, und vererbte seinen Namen Ada'ly nicht nur dem Stamme, dessen Vater er ist und der noch besteht, sondern später auch einem mächtigen Reiche, das im 16ten Jahrhundert von Magadotscho am indischen Ocean bis nach Sennaar sich erstreckte. Ada'ly legte die erbliche Regierungsgewalt in die Hände zweier Familien, und das Oberhaupt heißt Ada'lum oder der Mann von Ada'ly, obgleich er gegen die Fremden abwechselnd den stolzen Namen Sultan annimmt. Diese Theilung der ausübenden Gewalt, welche dem Institut der römischen Consuln gleicht, die Einrichtung der Kiliamu oder erblichen Freunde, welche von den lateinischen Clienten nicht sehr verschieden ist, ferner der Name Afar, der dem lateinischen afer so nahe steht, endlich einige lateinische Worte, die sich unverändert in der Sprache Afar erhalten haben, weckten in mir allerlei Gedanken über den gemeinsamen Ursprung der Völker, und mahnten mich lebhaft an die historischen Entdeckungen Niebuhrs. So seltsam die Sache auch erscheinen mag, ich fand am Ufer des rothen Meeres den Tribus und die Curien des alten Roms wieder.

Die Afar haben nicht den genealogischen Fanatismus der Szoimal (Somalis) und Araber, auch findet sich bei ihnen nicht der Pariastamm der Rami oder Hutaymi, die so verachtet sind, daß nicht einmal die Schmiede bei den Somalis sich mit ihnen verbinden wollen. Die Afar dagegen gestatten, daß ein Fremder, selbst ein freigelassener Sklave, welcher Familienvater bei ihnen wird, der Vater seines Stammes (tribus) werde. Dieser freie Grundsatz hat natürlich die Zahl der Stämme sehr vermehrt, ich habe deren über hundert aufgeschrieben, und dennoch ist die Liste noch nicht vollständig. Der einzige Beamte des Stammes ist der Idaltu (Aelteste), ein Wort, das dem arabischen Scheich vollkommen entspricht. Der Idaltu hat, wie der Scheich bei den Arabern, nur in Friedenszeit Gewalt, das Heer steht unter einem von dem Idaltu unabhängigen Befehlshaber, dessen Amt erblich ist, wie das aller andern Würdenträger. Um den Stamm zu versammeln, muß sich der Idaltu an den Ada'lum wenden, und eine solche Versammlung findet nur in wichtigen Fällen, z. B. bei dem Mord eines Menschen, bei einem Kriegsfall &c., statt. Von Rechtswegen und nach der Ansicht einiger Richter zu Hausalah und Tuschurrah hätte der mit dem Ada'lum des letztern Orts geschlossene Vertrag der Engländer der Versammlung des ganzen Stammes vorgelegt werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die antarktische Expedition, welche am 13 Nov. vor. J. nach den Falklands-Inseln zurückkehrte und am 1 Dec. sich noch dort befand, sollte am 6 wieder nach den antarktischen Meeren abgehen, also nicht, wie früher gemeldet wurde (s. Nr. 65), zurückkehren. So will wenigstens das Athenäum vom 18 März wissen, das auch die Nachricht mittheilt, daß Capitän Roß bei seiner Rückkehr nach den Falklands-Inseln erfahren habe, daß er von der geographischen Gesellschaft mit der großen goldenen Medaille beehrt worden sey.

Steigen des Themsebettes. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 13 März las ein Hr. Higgs eine Schrift vor „über das allmähliche Steigen des Themseflusses;“ er bewies dieß durch die Nothwendigkeit, die Einfassungsmauern fortwährend zu erhöhen, so wie durch den Umstand, daß man alte gepflasterte Uferwege unter dem jetzigen Fahrwasserniveau fand. (Litt. Gaz. vom 18 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1843.

Das Astorhaus in New-York.

(Von F. G. Grund.)

Die meisten amerikanischen Wirthshäuser, wie die Reisebeschreiber gewöhnlich erzählen, gleichen Casernen, worin man zwar gut genährt, aber schlecht verpflegt wird. Das Astorhaus in New-York, obgleich nicht mehr das größte (der große Gasthof von St. Louis enthält ein paar Duzend Zimmer mehr), ist doch noch immer ein stattliches, prächtiges Gebäude aus Granit, in welchem drei bis vierhundert Personen ganz bequem untergebracht werden können. Sechs oder acht Häuser wurden niedergerissen um Raum zu gewinnen, und das Haus steht jetzt von allen Seiten frei da, obgleich es eigentlich nur drei Façaden hat, denn die vierte, worin die sehr zahlreiche Dienerschaft wohnt, bildet eine Art Nebengebäude, das gerade nicht sehr freundlich aussieht, und dessen Erdgeschoß das ungeheure Laboratorium bildet, das man schlechtweg die „Küche" nennt. Die Hausflur ist verhältnißmäßig klein, und ist Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein mit nasser Wäsche bedeckt, denn es wird im Hause beständig gewaschen, getrocknet und gebügelt, so daß diejenigen Herren und Damen, deren Zimmerfenster auf die Flur gehen, von Morgens früh bis spät Abends nichts als Leintücher und Hemden sehen, welche namentlich bei Mondlicht wie Gespenster im Winde hin- und herschwanken. Die sonst sehr sittlichen Amerikaner, welche das Wort „Frauenhemd" kaum ohne Erröthen herauszustammeln vermögen, und die zarten Frauen, welchen jedes Hemd ein Gräuel ist, so daß das bloße Wort schon die Röthe in ihre Wangen treibt, sehen diesem Spiel mit ruhiger Gelassenheit zu; nur wenn der Wind stark weht und die Hemden und Röcke aufbläst, wandelt sie ein kleiner Schauer an, wie etwa unsere Gespenstergläubigen in der Walpurgisnacht.

Garten hat das Haus natürlich keinen, denn wer würde in New-York und noch dazu in der belebtesten Straße „Broadway" so viel Platz als zur Pflanzung eines Baumes gehört, unbenützt lassen. Eben so wenig Stallungen, denn nach New-York kommt Niemand mit eigenen Pferden oder mit Extrapost angefahren. Alle Straßen, welche von dieser Metropole ausgehen, sind Handelsstraßen, wie die Flüsse North River und East River, zwischen welchen die Stadt gebaut ist, und der Ocean, den man sammt dem Leuchtthurm am Eingang des Hafens von den obern Fenstern des Astorhauses sehen kann, oder Eisenbahnen, welche von hier nach Boston, Philadelphia, Albany, Utica u. s. w. führen. Für die wenigen Südländer, welche mit eigenen Pferden nach New-York kommen, gibt es überall Livery Stables, eine Art Kosthäuser für Pferde, und öffentliche Wagenremisen, bei welchen verläßliche Leute angestellt sind, die für alles haften und wo alles seinen bestimmten Preis hat, eine Einrichtung, welche eben so bequem ist als die Versorgung von dergleichen Gegenständen von unsern Hausknechten. Indessen hat das Astorhaus seine eigenen Kutschen, welche überall bereit stehen wo ein Bahnhof ist, oder ein Dampfboot anzuhalten pflegt, um sowohl Reisende als ihr Gepäck ohne den geringsten Zeitverlust sogleich unter Dach und Fach zu bringen. Dieß gilt sogar in Bezug auf die europäischen Packetschiffe, die, selbst wenn sie des Nachts spät ankommen, immer Wagen und Pferde bereit finden, um die Passagiere, gleich nachdem sie ans Land steigen, unterzubringen.

Als ich vor ungefähr zwei Monaten im Great Western (Dampfer) hier ankam, freute ich mich nicht wenig, die große, freundliche Astorhauskutsche mit den goldenen Buchstaben auf uns warten zu sehen. Wir waren sechs Stunden, ehe wir die Stadt erblickten, telegraphirt gewesen, und um die Zeit unserer Ankunft waren wenigstens hundert Miethwägen, Cabriolets, Schiebkarren u. dgl. bereit, uns ihre Dienste anzubieten. Die Zimmer des Gasthofes sind eigentlich nur zum Schlafen eingerichtet, denn außer einem Bette, einem Waschtisch, einem oder höchstens zwei Sessel, einem Kleiderschrank und einem ungeheuren Spucknapf befindet sich darin kein anderes Meubel. Wer jedoch ein sogenanntes „Sitting" vorn haben will, und dafür täglich vier Dollars bezahlt, der erhält einen kleinen Salon mit Teppichen, Sopha, sechs Stühlen, einen sogenannten Rocking Chair (eine Art Wiegensessel) und einen Seitentisch, und befindet sich dabei so bequem als in irgend einem Hotel von London oder Paris. Der Mangel an bequemer Einrichtung in den Schlafzimmern wird jedoch auf

eine sehr angenehme Weise und ganz nach republicanisch öffentlichen Principien, durch mehrere sogenannte Parlours oder Sprachzimmer ersetzt, wovon zwei größere, eines für die Damen und das andere für die Herren bestimmt ist. Diese heißen „The Ladies and Gentlemens parlours.“ In das Gentlemens Parlour gehen alle Herren ohne Unterschied, in das Ladies Parlour aber nur Damen und solche Herren, welche gerne den Damen Dienste erweisen, und dieß entweder als Ehemänner oder unter der gefälligeren Rolle von Liebhabern thun. Der Speisesaal ist ebenfalls nur für Männer, die Damen essen in Begleitung der ihnen ergebenen Männer in einem eigenen kleineren, aber in besserem Geschmack eingerichteten Salon. Neben den Eß- und Wohnzimmern, welche nie mit einander verwechselt werden, ist ein Rauchzimmer für die Herren, ein Lesezimmer mit den vorzüglichsten Zeitungen und ein Schreibzimmer für solche, welche Geschäfte abzumachen wünschen. Alle diese Zimmer sind den Winter über Tag und Nacht geheizt, so daß die Reisenden wenigstens sogleich bei ihrem Eintritt in den Gasthof eine oder mehrere warme Stuben finden. Um den Gang der Geschäfte nicht zu unterbrechen befindet sich auch eine eigene Gaststube im Hause, wo man Grog trinkt, Cigarren verkauft und raucht, und zugleich Hüte, Stöcke, Mäntel u. dergl. für die Gäste des Hauses in Empfang nimmt. Dieß ist das große Rendezvous der Fremden, und man kann wirklich sagen, das Astor House und jenes Zimmer im Astor House sind das Palais Royal von New York. Sogleich nach meiner Ankunft in New-York begab ich mich dahin, und in weniger als einer Stunde hatte ich alle meine alten Bekannten bei der Hand geschüttelt, und war mit der Tagspolitik eben so vertraut, als ob ich Amerika nie verlassen hätte. Im unteren Stockwerk dieses Gebäudes befinden sich Schneider, Schuster, Barbier, Haarkräusler, Apotheker, Regenschirmfabricanten, kurz Verkäufer aller jener Waaren, die ein Reisender nöthig hat, und nebenher auch ein Austernkeller, der erst gegen vier Uhr Morgens geschlossen wird.

Der Glanzpunkt des Astor Hauses so wie aller neueren amerikanischen Hotels ist unstreitig die Küche. Es sind dort drei Köche angestellt: ein Franzose für die Entremets, ein Engländer für die Braten und ein Italiener für die Mehlspeisen. Diese Vertheilung der Arbeit in einem Lande, das diese Art Verfeinerung nirgend anderswo in Ausübung bringt, ist um so merkwürdiger, als dadurch der amerikanische Tisch Vortheile erlangt, von welchen selbst Brillat Savarin in seinem unsterblichen Werke über die Physiologie des Geschmacks nichts geträumt hatte. Um Ihnen einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Gerichte zu geben, will ich hier eine gedruckte Speisekarte, wie sie jeder Gast bei der Mittagstafel neben sich liegen hat, zum Besten geben. Man speist nämlich, mit wenigen Ausnahmen, in allen amerikanischen Gasthäusern nur an Table d'hote. Wer da in seinem eigenen Zimmer essen will, der erhält eine Mahlzeit, die er gewöhnlich doppelt so theuer bezahlt als die Table d'hote; aber auf die Zubereitung einzelner bestellter Speisen und auf das Anrichten derselben zu jeder beliebigen Stunde läßt sich kein Wirth ein, der es auf sich nimmt, Fremde zu beherbergen. In einem Hause, wo täglich fünfzig bis hundert Personen ab- und zugehen, wäre eine dergleichen Detailwirthschaft geradezu unmöglich, und zudem widerspricht diese Art Geschäfte zu betreiben den amerikanischen Begriffen von Anstand. Es gibt hier nichts pöbelhafteres als den Kleinverkäufer, und ein Mann, welcher Speisen und Getränke einzeln verabreichen würde, könnte kaum auf einen höheren Rang in der Gesellschaft Anspruch machen, als ein Schuh- oder Kesselflicker.

(Schluß folgt.)

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

13. Y e z d.

Diese Stadt und deren Bezirk nehmen die südwestliche Spitze der Provinz Chorasan ein. Von allen Seiten ist dieser Distrikt von der Salzwüste umgeben, die ihn im Süden von Kerman und Fars, im Westen von Jspahan und Irak trennt; der Boden ist trocken und sandig, hat keine Bäche oder Flüsse und alles zum Feldbau nöthige Wasser liefern die unterirdischen Brunnen und Aquaducte; aber dennoch sind manche Grundstücke so fruchtbar und die Lage der Stadt ist dem Handel so günstig, daß sie sich zu allen Zeiten in gutem, fast blühendem Zustande befunden hat.

Yezd ist auf einer großen, sandigen Ebene erbaut, die fast auf allen Seiten von Hügeln umgeben ist. In der Richtung nach Jspahan ist die Gegend gut bevölkert und bis nach Akdeh findet man an der Straße Städte und Dörfer; nur zwischen diesem Dorfe und Maibud liegt ein etwa 12 Meilen langer wüster Landstrich. Akdeh ist ein Balluk oder Bezirk von zwanzig Dörfern, der zu Yezd gehört und wegen seiner schönen Feigen und Granatäpfel berühmt ist; nach andern Richtungen hin ist die Ebene von Yezd fast bloß von Sandflächen umgeben, allein trotz des Wassermangels an welchem sie leidet, erzeugt sie doch sehr wohlschmeckendes Obst und ziemlich viel Seide nebst etwas Getreide; von dem letztern wird jedoch nicht mehr gebaut als zum Unterhalt der Stadt auf vierzig Tage genügt, der fernere Bedarf wird von Jspahan eingeführt.

Die Stadt selbst ist von bedeutender Größe und besteht aus zwei Theilen; der erste oder die alte Stadt ist mit einer Mauer und einem Graben umgeben und hat vier Thore. In diesem Theil der Stadt befindet sich der Statthalter mit der Besatzung; 6000 Häuser mögen hier stehen und die Bazars sind schön und mit reichen Waarenvorräthen versehen. Um diese Altstadt herum hat sich eine andere aus einzelnen Häusern bestehende Stadt gebildet, die keine Mauern hat. Nicht weit davon befindet sich ein altes Fort, welches Mirza Mussa, als er Statthalter von Yezd war, herstellte und bewohnte, und das jetzt einige Einwohner beherbergt. Im Ganzen mag die Bevölkerung von Yezd gegen 60,000 Seelen betragen.

In dieser Stadt und ihrem Gebiet leben mehr Guebern oder Feueranbeter, als an irgend einem andern Orte, ja mehr als in dem ganzen übrigen Persien; in Yezd selbst wohnen dreitau-

send Familien in einem besonderen Stadtviertel, abgeschieden von den andern Bewohnern, nahe bei dem nach Kerman führenden Stadtthor; außerdem enthalten die umliegenden Dörfer ebenfalls eine große Menge dieser Bekenner des alten Feuerdienstes. Sie sind einer sehr drückenden Abgabe unterworfen, deren Betrag ich jedoch nicht genau habe erfahren können, sollen aber ein betriebsames, geduldiges Volk seyn und sich vorzüglich mit dem Handel und dem Feldbau beschäftigen. Während meines Aufenthalts in dieser Gegend war der Mullah Mazkani ihr Oberhaupt zu Yezd, ein Mann, welcher nicht allein bei seinen Glaubensgenossen, sondern bei sämmtlichen Bewohnern der Stadt in so bedeutendem Ansehen stand, daß er einst durch seinen Einfluß die Absetzung eines Statthalters bewirken konnte.

Die Kleidung dieser Guebern besteht gewöhnlich aus einer kurzen Dschuma oder einem Rock, welcher bis unter die Knie reicht, einem Turban und einem Gürtel aus verschiedenfarbigen Shawls. Die Frauen tragen ein langes weites Hemd, und leben nicht so in den Häusern verborgen, wie die Frauen der Mohammedaner; übrigens gleichen ihre Sitten und Gebräuche ganz denen der Perser zu Bombay.

Yezd verdankt seinen Wohlstand vorzüglich seiner vortheilhaften Lage, vermöge welcher es sich zu einem guten Stapelplatz für den Handel und die Producte der umliegenden Gegenden eignet. Am Rande der Wüste gelegen bildet es einen passenden Ruhepunkt für die Karawanen von Kerman, Herat, Mesched, Tubbus, die hieher eine Menge Waaren aus Indien, Cabul, Kaschmir, Bukhara bringen, und hier Kaufleute von Ispahan, Schiras, Kaschan, Teheran und andern persischen Städten treffen, und die Vortheile, welche dem Staate von einem solchen wichtigen Handelsplatze zu Theil werden, scheinen von der persischen Regierung wohl erkannt worden zu seyn, denn zu Yezd hat man stets einen weit höhern Grad von Sicherheit und Freiheit genossen, als in den meisten andern persischen Städten, und dieser Schutz hat natürlich eine weit größere Zahl von Kaufleuten hieher gezogen, als sonst der Fall gewesen seyn würde.

Die Manufacturen von Yezd, besonders die in welchen Seidenzeuge verfertigt werden, sind sehr berühmt; die Allidschahs, Cassubs, Derais, Taftes, Mukheyes, Halstücher und andere zum Putz der Frauen gehörige Artikel sind hier weit vorzüglicher, als an irgend einem andern Orte Persiens; ein kleiner Theil der zu diesen Waaren nöthigen Seide wird in der Gegend gezogen, bei weitem der größte aber aus Ghilan eingeführt. Auch Baumwollenzeug, Candiszucker und vortreffliche Confituren werden hier verfertigt. In der Umgegend macht man auch Numuds und die aus dem Dorfe Tust sollen von den feinsten Fabricaten von Bhirdschan und Kayn oder Kerman nicht übertroffen werden.

Sehr theuer bezahlt man hier eine gewisse Art Esel, die von Lachsa in Arabien kommen, die ziemlich selten und ausgezeichnet schön und groß sind; man versichert, daß ein Reiter mit einem Esel dieser Art in einer Stunde 8 (engl.) M. zurücklegen kann, und ein solches Thier kostet allerdings 40 bis 50 persische Thaler. Eben so viel und oft noch mehr bezahlt man für ein schönes, sanft und sicher gehendes Maulthier.

In der Nähe von Yezd sind einige Bergwerke, besonders eine sehr reichhaltige Bleigrube, an der Straße nach Kerman, die den größten Theil von Persien mit diesem Metall versieht. Nicht sehr weit von der Stadt entfernt findet sich ein Steinbruch, wo man grünlichen Marmor bricht, außerdem findet man einige schöne Steinsalzminen, welche die Umgegend mit Salz versorgen; beträchtliche Quantitäten davon laden zuweilen auch die nach Yezd kommenden Karawanen von Cabul und Kaschmir.

Der tibetanische Bär.

Ein Capitän Alexander übergab kürzlich dem zoologischen Garten von Surrey ein Thier dieser Art, das er auf dem Zuge durch den Kaiberpaß schon im Jahre 1841 noch als ganz jung gefangen hatte. Es ist dieß die seltenste Bärenart, und unterscheidet sich in manchen wesentlichen Theilen von seinen Verwandten, da das Thier einen auffallend dicken Hals, flachen Kopf und große Ohren hat. Die Klauen sind sehr schwach, und nur halb so lang, als die der beiden andern in Indien bekannten Bärenarten. Der Körper ist von sehr plumper Art, mit einem sehr dicken festgeschlossenen Pelz bedeckt, der allenthalben glänzend schwarz ist, einen eigenthümlichen Fleck unter der Kehle ausgenommen, welcher genau dem Buchstaben Y glich. In Indien hält man das Thier für sehr wild, dieß stimmt aber nicht mit dem Aussehen des jetzt in England befindlichen Thieres zusammen, das an Bord des Schiffes ganz frei war, Niemand etwas zu Leide that und nach seiner plumpen Art gern spielte. Er nährt sich von Brod und Früchten, und will durchaus kein Fleisch, weder gekocht, noch roh, verzehren. (Times vom 18 März.)

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Für die laufenden Angelegenheiten, für Eigenthumsstreitigkeiten, für Händel, bei denen Blut geflossen, aber Niemand erschlagen wurde, versammelt man die Fe'ma. Dieser Ausdruck bezeichnet eine Versammlung aller Einwohner von ziemlich demselben Alter, ohne Rücksicht auf den Stamm und selbst auf die Eigenschaft als Fremde oder Einheimische. Bei den Gallas, wo die Fe'ma gleichfalls üblich ist, bezeichnet man sie durch ein Wort, welches „Freund" bedeutet, denn alle Mitglieder müssen sich gegenseitig Beistand leisten. Ein alter Dankali sagte mir hierüber: „die Fe'ma ist eine menschliche Einrichtung, die ein Araber eingeführt hat, um die Nachtheile der Zerstreuung der Stämme zu vermeiden. Wir haben z. B. zu Hanfalah Dankali's, Ankala's, Herto's, Amole's und Söhne noch mehrerer anderer Stämme, deren Idaltus am Hauptsitz ihres Stammes, meistens sehr entfernt von da, wohnen. Die Fe'ma verbindet die Leute, welche miteinander gespielt haben, erwachsen sind und nebeneinander leben; sie nimmt selbst die Zauberer auf, welche das Eisen verarbeiten, unter der einzigen Bedingung, daß sie in der Fe'ma die niedern Dienste, als Fleischer, Köche &c., versehen."

Die Beamten der Fe'ma sind: 1) der Obo, welcher die vollziehende Macht darstellt, und allein die Gewalt hat, die Fe'ma zu berufen und sie zur Ergreifung der Waffen aufzufordern, wenn der Verurtheilte Gewalt brauchen will. 2) Der Abarar, oder Priester, ist seit der Einführung des Islams eine ziemlich überflüssige Person geworden, hat aber immer noch eines der schönsten Vorrechte der Priester, das, zwei Feinde zu versöhnen. Der Abarar bestätigt auch als Diener der Eintracht die Friedensverträge zwischen zwei feindlichen Fe'mas; auch führt er an den Gesammtmahlzeiten der Fe'ma, — ein Hauptbindungsmittel dieser merkwürdigen Institution, — den Vorsitz. 3) Der Makabantu, oder Richter, in der nördlichen Eidgenossenschaft Durabeaitu genannt. Der wichtigste Beamte aber ist 4) der Hais, oder Rechtsgelehrte, welcher die traditionellen Gesetze dieser Institution aufbewahrt. Er ist es, welcher, wenn wenigstens 15 bis 20 junge Leute das Alter der Mannbarkeit erlangt haben, die Bildung und Benennung einer neuen Fe'ma vorschlägt, sich aber in Acht nimmt, nicht den Namen einer Fe'ma ihrer Vorfahren wieder aufzubringen. Nach dem Ausdruck eines Afar ist der Richter der Kopf, der Obo der Arm, der Rechtskundige die Seele der Fe'ma. Da unmöglich alle Afar gleichen Alters in einer Fe'ma vereinigt seyn können, so haben sich diese Völker in drei große Eidgenossenschaften getheilt. Die erste erstreckt sich von der Bay von Adulis bis jenseits Ayd, die zweite bis Aman, südwestlich vom Cap Bailul, die dritte endigt am Golf von Tuschurrah. Wenn ein Afar oder ein bei ihnen ansässiger Fremder in eine andere Conföderation übergeht, so forscht der Hais nach, welche Fe'ma der des Neuangekommenen entspricht, denn Jedermann muß zu einer Fe'ma gehören. Die richterliche Gewalt einer solchen trifft namentlich deren eigene Mitglieder, wenn aber ein Streit zwischen Leuten von verschiedenen Fe'mas entsteht, so ist der älteste Makabantu der einzige Richter. Wenn ein Mann, dessen Vermögen durch gerichtliche Strafen erschöpft ist, fortwährend sich schlecht beträgt, so wird er endlich aus seiner Fe'ma vertrieben, ohne daß er in eine andere eintreten kann. Dann, sagen die Afar, zieht er sich in seinen Stamm zurück, aus dem er nicht vertrieben werden kann, denn der Stamm ist eine göttliche Einrichtung. Alle diese Aemter sind erblich, d. h. der Sohn eines Obo wird Obo der Fe'ma, in welche er bei seiner Volljährigkeit tritt. Wenn ein Beamter bei seinem Tode einen unerwachsenen Sohn hinterläßt, so führt sein nächster Verwandter das Amt, bis der Obo volljährig ist, und in diesem Fall allein tritt der Sohn von Rechtswegen in die Fe'ma seines Vaters.*) Erwachsene unverheurathete Frauenspersonen bilden eine abgesonderte Fe'ma, über welche besondere Art ich jedoch keine nähern Nachrichten erhalten konnte; doch haben die Frauen auch ihre Richter, ihre Priester und ihre Rechtsgelehrten. Die verheurathete Frau tritt feierlich in die Fe'ma ihres Mannes, wohnt aber keiner Versammlung mehr bei. Diese Feierlichkeit, welche einen Theil der Hochzeitsgebräuche ausmacht, hat sich auch bei den Abyssiniern erhalten, wo die Institution der Mize ein deutlicher Rest der Fe'ma bei den Afar ist.

Wir übergehen mehrere andere Einrichtungen der Afar, um noch von ihrer Kriegsmethode zu sprechen. Das Heer ordnet sich nach den Fe'mas, von denen die ältesten den Vortrab bilden; die jüngste Fe'ma bildet den Nachtrab, wo am wenigsten Gefahr ist. Wenn sie auf dem Schlachtfelde angelangt sind, ordnen die Tapfersten die Krieger in Reih und Glied, vermittelst eines Bündels dorniger Stäbe, womit sie die Widerspänstigen schlagen, eine Sitte, welche an die Rhabdophori der alten Perser erinnert. Die Leute des ersten Glieds werfen einen großen Stein gegen den Feind, womit der Krieg erklärt ist und der Kampf beginnt. Ist ein Krieger des Gemetzels müde, so läßt er sich von einem Feinde, der sich ergeben hat, an dem Gürtel fassen, und führt nach dem Gefecht seinen Gefangenen vor die Seinigen, um ihm das Leben zu sichern, indem er ihn vorstellt. Später kleidet und bewaffnet er ihn und schickt ihn ehrenvoll zu den Seinigen zurück, denn der Kriegsgefangene wird nie als Sklave behandelt. Trifft in einem andern Kriege der gewesene Gefangene den, welcher ihn gefangen genommen und wieder befreit hat, so meidet er ihn sorgfältig, und diese Verpflichtung wird sogar erblich zwischen beiden Theilen.

*) Dieß ist mit dem übrigen Theil der beschriebenen Einrichtung so im Widerspruch, daß man wohl ein Mißverständniß voraussetzen muß.
A. d. R.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Curiose Einladung zum Hochzeitsschmause. Ein französisches Blatt (f. Voleur vom 20 März) erzählt Folgendes: Im Bagno von Brest kommen sehr häufig Entweichungen vor, so daß die Regierung sich veranlaßt sah, auf das Einfangen eines Galeerensträflings 25 Fr. zu setzen, wenn er noch im Hafen, 50 Fr., wenn er noch innerhalb der Stadt und 100 Fr., wenn er schon außerhalb der Stadt und der Mauern des Hafens war. Sobald man eine Entweichung bemerkt, werden auf den Wällen drei Kanonen gelöst, welche nicht nur die Häscher auf die Beine bringen, sondern gewöhnlich auch die Aufmerksamkeit der Landleute der Umgegend erwecken. Vor kurzem entfloh ein Sträfling, verirrte sich aber in den Seitenwegen und Feldern und stieß auf einen Pachthof, wo einige hundert Bauern versammelt waren, um eine Hochzeit zu feiern. Einige Gäste, welche bemerkten, daß sich ein Fremder bei ihrer Annäherung in ein Gebüsch versteckte, eilten dem Flüchtling nach und holten ihn bald ein. Aber die zur Hochzeit geladenen Leute wollten weder die Gelegenheit, ein gutes Mahl einzunehmen, noch auch die Belohnung für den Fang verlieren, und entschlossen sich den Gefangenen an die festliche Tafel mit sitzen zu lassen, wobei sie natürlich sorgfältig auf ihn Acht gaben. Am andern Morgen nach manchem guten Schluck begaben sie sich mit ihrem Gefangenen nach Brest, um sich den Preis für das Einfangen auszahlen zu lassen. Dieß geschah, die gute Aufführung des Gefangenen bei der Hochzeit hatte sie aber dermaßen für ihn gestimmt, daß sie mit Erlaubniß des Aufsehers ihm einen Theil der erhaltenen Summe zu Gute kommen ließen.

Stevensons Ansicht über die Dschains in Indien. In der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 11 März las der Secretär eine Abhandlung Hrn. Stevensons über die buddhistische und Dschain-Literatur Indiens vor. Was über die erstere mitgetheilt wird, sind im Grunde lauter bekannte Dinge; die Dschain-Literatur aber, von der bisher kaum die Rede war, besteht nach Hrn. Stevenson hauptsächlich nur aus liturgischen Schriften. Die Dschains waren ursprünglich gewiß Buddhisten, haben sich aber, als die große Verfolgung der letztern durch ganz Indien begann, äußerlich mehr den Braminen angeschlossen, und namentlich das den buddhistischen Grundsätzen widersprechende Princip des Kastenunterschieds angenommen; dieß rettete sie von dem Untergang, der über dem Buddhismus hereinbrach. (Litt. Gaz. vom 18 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

14. Herat.

Ich hatte mich einer von Candahar kommenden Karawane, die nach Herat zog, mit meinem Gefolge angeschlossen. Wir kamen bei Duschak vorbei und bei Furrah, einer beträchtlichen, mit Mauern und Thürmen versehenen Stadt, die in einem fruchtbaren Thale liegt und von großen Gärten umgeben ist, welche von den klaren Gebirgsbächen bewässert werden. Der Furrahfluß ist nicht sehr tief; wir passirten denselben ohne eine Schwierigkeit mit Pferden und Kamelen.

In einem fruchtbaren, wohlbewässerten Thale liegt Herat, die alte, glänzende Fürstenstadt, umgeben von einem Graben und einer hohen mit vielen Thürmen versehenen Mauer. Welche herrliche Prachtgebäude, Moscheen, Karawanserais, moslemische Seminarien, Bäder und sonstige öffentliche Anstalten zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts diese große Stadt zierten, erzählt sehr ausführlich Khondemir in seinem berühmten historischen Werke Kholasat ul Akbar. Damals residirte zu Herat Sultan Hussein Baikar, ein Urenkel des Eroberers Timur. Von der Bevölkerung und den Einkünften des Reiches, dessen Hauptstadt Herat war, erfahren wir gleichfalls Näheres durch besagten orientalischen Historiographen, der aus Herat stammte und bei dem Sultan Hussein und dessen erstem Minister in großer Gunst stand. Es läßt sich vermuthen, daß Khondemir bei der Beschreibung seiner Vaterstadt der glänzendsten Farben sich bedient hat. Gewiß ist es, daß Herat, so blühend und prächtig es auch in jenen Tagen gewesen seyn mag, diesen Glanz jetzt völlig eingebüßt und verloren hat; wenigstens finden wir dermalen wenig mehr von den zahlreichen Prachtgebäuden, die in jenem Werke beschrieben werden, und von den meisten sind nicht einmal Ruinen vorhanden. Uebrigens erfreut sich die alte Stadt der Sultane noch immer eines gewissen industriellen Wohlstandes.

Zu dem großen Marktplatz in der Mitte der Stadt führen vier Bazars, von jedem Thor einer; der bedeutendste ist von einem gewölbten Dache bedeckt. An Markttagen sind diese Bazars so von Menschen angefüllt, daß man kaum hindurch kann. An beiden Seiten liegen geräumige Karawanserais, in welchen die Kaufleute ihre Comptoirs haben, und in jedem dieser Gebäude findet man eine Cisterne und außerdem sind zu beiden Seiten der Bazars öffentliche Wasserbehälter angebracht.

Von der mit Kuppeln, Minarets und lakirten Ziegeln geschmückten Hauptmoschee gibt Khondemir eine ausführliche prächtige Beschreibung. Dieser im schönsten orientalischen Styl und mit ungeheurem Aufwand erbaute moslemitische Tempel wurde von Khondemir's Gönner, dem Minister Mir Ali, bedeutend erweitert und verschönert; 408 Kuppeln zierten dieses grandiose Gotteshaus und diese Kuppeln wurden von 450 Säulen getragen. Es hatte sechs prächtige Eingänge und die ganze Moschee war mit Bildhauerarbeit, mit Mosaik, Gold, Azur und bunten Steinen so wie mit Malereien so herrlich ausgeschmückt, daß es, wie Khondemir sich ausdrückt, die Bewunderung aller Völker im Orient und vom Abendlande erweckte. Die berühmtesten Baukünstler des Morgenlandes waren von dem Sultan Hussein und seinem Minister berufen worden, um bei der Erweiterung und Verschönerung der Moschee mitzuwirken. Sie nahm mit Inbegriff der Höfe und Wasserbehälter einen ungeheuren Raum ein, ist aber jetzt sehr verfallen. Bei den Privathäusern in Herat findet übrigens ein anderes Verhältniß statt, denn an keinem andern Orte Persiens ist der Raum besser benutzt und keine morgenländische Stadt kann sich im Verhältniß zu ihrem Umfang einer so großen Bevölkerung rühmen. Man schätzt die Zahl der Einwohner auf 100,000, unter welchen 10,000 Afghanen, 800 Hindus und einige hundert Bekenner des mosaischen Glaubens. Die Hindus sind sehr geachtet und viele von ihnen gebieten über beträchtliche Reichthümer. Auch halten sich des bedeutenden Handels wegen viele Tataren hier auf.

Die Gärten von Herat erstrecken sich weithin; der auf Befehl des Timur Schah Abdalla angelegte Bag Schahi und der Urdu Schahi werden als öffentliche Lustgärten noch jetzt sehr stark besucht, und man erhält sie auch um ihrer trefflichen Erzeugnisse willen, die in dem großen Bazar verkauft werden. Eine Allee von Tannenbäumen, die über eine Meile lang ist,

führt zu dem ersteren, an welchen vier Minarets von einer Moschee stoßen, die, wie man sagt, zum Grabmal des Imam Reza bestimmt war, der nun in Meschet begraben liegt.

Herat verdankt seinen Wohlstand dem bedeutenden Handel; es ist nämlich der einzige Verbindungspunkt zwischen Ost- und Westasien; alle Waaren und Producte von Cabul, Kaschmir und Indien einerseits und von Buchara, Persien, Arabien, der Türkei andererseits gehen durch diese Stadt; die künstlichsten Erzeugnisse aller dieser Länder treffen hier zusammen und werden in den Bazars gegen einander vertauscht. Die Ausfuhr besteht in Seide, Safran, Pistazien, Mandeln und getrockneten Früchten; man verfertigt hier viele Seidenzeuge verschiedener Art, von denen einige sehr geschätzt werden, Teppiche aus Seide und Wolle, die im ganzen Orient wegen ihrer schönen Muster und glänzenden Farben berühmt sind und sehr gesucht werden; ferner werden in Herat Messer und Säbelklingen verfertigt, die man denen von Meschet gleichschätzt und die ihre Güte derselben Ursache verdanken, denn auch hieher hat Timur eine Colonie Schwertfeger aus Damaskus versetzt.

Man findet hier die schönsten Obstbäume im Ueberfluß; besonders enthalten die Gärten von Herat sehr viel Maulbeerbäume, der Seidenwürmer wegen; man kauft viel Weizen und Gerste, in den Bergen findet man die üppigsten Weiden für Schafe und andere Hausthiere; alle Lebensbedürfnisse sind hier reichlich und billig zu haben. Die Asafötida wächst auf den die Stadt umgebenden Ebenen und Hügeln in großer Menge.

Die Stadt Herat ist sehr berühmt und alt; schon die frühesten Schriftsteller gedenken ihrer und mehr als einmal war sie der Wohnsitz der größten Eroberer des Orients und die Hauptstadt ihres Reiches. Als Dschingischan mit seinen räuberischen Horden den größten Theil Asiens verwüstete, theilte auch Herat das Schicksal so vieler schönen Städte des Orients; zuerst verschonte zwar sein Sohn Kuli Chan diese Stadt; als aber einige ihrer Bewohner einen Aufstand erregten und die Besatzung ermordeten, wurde sie belagert, eingenommen und gänzlich zerstört. Das Blutbad war so allgemein, daß, der Sage nach, über eine Million Menschen erschlagen wurden, und nur vierzig entkamen, welche sich unter den Ruinen verbargen, bis ihre wüthenden Feinde abgezogen waren. Die Stadt wurde von Octai Chan, dem Sohn ihres Zerstörers, wieder erbaut. In späterer Zeit ergab sie sich nach einer tapfern Gegenwehr an Timur, dessen weiser und tugendhafter Sohn sie zu seiner Hauptstadt erwählte. Schah Ismael, der erste Herrscher von dem Sufistamme, entriß die Stadt und ihr Gebiet den Abkömmlingen des großen Timur (1509) und sie blieb bei dem persischen Reiche bis zu dem berühmten Einfall der Afghanen, die jenem Herrschergeschlecht ein Ende machten und Herat einnahmen. Nadir Schah eroberte sie, aber Achmed Abdalla nahm sie wieder und sie blieb seitdem in den Händen der afghanischen Fürsten. Zu Herat und Meschet leben noch einige Abkömmlinge des Schah Timur, weßhalb die Perser besagte Stadte mit ihrer gewöhnlichen Ruhmredigkeit „das Asyl der Prinzen" nennen.

Von jeder in Herat verkauften Waare hat der Verkäufer eine Abgabe an die Regierung zu entrichten; von jeder Kameelslast, die aus der Stadt geschafft wird, werden 2 Rupien abgegeben, und auf alle Karawanserais, Läden und Gärten sind gewisse Steuern gelegt. Die Einkünfte von Herat und seinem sehr beträchtlichen Gebiete mögen eine Million persische Rupien betragen.

Das Astorhaus in New-York.

(Schluß.)

Um aber auf besagten Speisezettel zurückzukommen, so dient derselbe einzig und allein zur gefälligen Uebersicht und zur Auswahl, weil in Amerika wie in England eine ganze Menge Speisen auf Einmal auf den Tisch gestellt werden und es rein unmöglich ist, bei einer Tafel von 400 Gedecken alles zu prüfen und das Wichtigste zu behalten. Der Speisezettel also ist gedruckt, mit dem Datum versehen und überschrieben; Gentlemen's ordinary.

Suppe: Reissuppe.

Fisch: Seebarsch (Sander) mit Genueser Sauce.

Gekochtes: geräuchertes Ochsenfleisch; Zungen; Schinken; Schinken mit Eiersauce; Hammelskeule; gesalzenes Ochsenfleisch; Schweinskopf und Kraut.

Austernpastete.

Entrées:

Côtelettes de mouton sautées à la purée de pommes de terre; Fricandeau de veau, sauce tomate; Carbonnade de poitrine d'agneau au celerie à l'allemande; Côtelettes d'agneau en papillottes; Lapin sauté aux fines herbes; Poitrine de veau panée au jus; Poulet sauté à la marengo; Tête de veau, sauce cervelle; Canards aux navets à l'espagnole; Rognons sautés au vin de madère; Ragout de mouton aux pommes de terre; Epaule d'agneau aux ognons glacés.

Braten: Hühner; Hammelfleisch; Beef; Pork (Schweinefleisch) mit Apfelsauce; Gänse.

Zweite Auflage (second Course): Breitschnäbel; Schnepfen.

Backwerk: Quincepasteten; Eierpasteten; Reispudding; Genueser Glacée.

Nachtisch: Haselnüsse, Rosinen, Madeiranüsse, Mandeln, Aepfel; Hickorynüsse; Kastanien.

Jeder Gast kann sich unter diesen Speisen wählen, welche er will, und will er von allen essen, so braucht er nur recht flink zu seyn; aber seit Mrs. Trollop das Hinunterwürgen der Speisen der Amerikaner so lächerlich gemacht hat, ahmen wir die Engländer und Franzosen nach, und essen nicht mehr nach der Uhr. Um bei der großen Zahl von Gästen keine Verwirrung unter den Aufwärtern anzurichten, ist ein Kellner für je sechs Personen angestellt, mit dem Auftrag, unter keinerlei Vorwand seinen Posten zu verlassen. Hiedurch geht alles mit derselben Regelmäßigkeit her, als die Manöver am Bord einer Fregatte. Die Gerichte werden zuerst auf den Tisch gestellt, und sodann von dem Tisch auf den Seitentisch, wo die Herren

Principale, Compagnons und Großwürdenträger in feinster, weißer, leinener Uniform mit ungeheuren Transchirmessern und Gabeln bereit stehen, das ganze Heer von Braten zu zerschneiden und zu zertheilen. Diese verlassen ebenfalls ihren Posten unter keinerlei Vorwand. Sie laden bloß die Teller, welche von den Aufwärtern ab- und zugetragen werden, und sehen in den Pausen mit gravitätischem Ernst auf den Erfolg ihrer Arbeit und die sich thurmhoch aufbäufenden Rudera's. Von Tafelmusik ist in Amerika keine Rede.

Daß die Amerikaner gute Weine trinken, ist bekannt. Die Weinkarte des Astorhauses bietet eine ganz vorzügliche Auswahl dar, wie sie wohl kein europäisches Wirthshaus, nicht einmal in England, aufzuweisen hat. Auf der vor mir liegenden Weinkarte sind zweierlei Moselweine, dreierlei Sauterne, zwölferlei Rheinweine, worunter Schloß Johannisberg, Fürst Metternich 22er, fünferlei Champagner, vierzehnerlei Bordeaux, achterlei Burgunder, dreierlei Port, dreizehnerlei Xeres und vierzigerlei Madeira verzeichnet, worunter Flaschen zu 12 Dollars oder 60 Franken angegeben sind. Die Weine sind insgesammt theuer, aber gut, und sind der einzige Gegenstand, womit der Wirth etwas gewinnt; bei der Tafel setzt er jedenfalls zu.

Nicht bloß das Mittagessen, sondern auch das Frühstück, der Thee und das Abendessen sind Table d'hote. Das Frühstück wird früh acht Uhr aufgetragen, doch kann man bis eilf Uhr zu jeder beliebigen Zeit frühstücken, ohne dafür besonders bezahlen zu müssen. Das Frühstück besteht aus Kaffee und Thee, Brod, Butter, Schinken, Cotelettes, Fischen, Beefsteaks, Eierspeisen, kurz aus einer Mahlzeit, welche in jeder Beziehung eben so vollständig ist als das Mittagessen. Der Thee wird ungefähr eine Stunde nach dem Mittagessen aufgetragen, und das Abendessen um 9 Uhr, bestehend aus einer sehr nahrhaften kalten Küche, die bis Nachts 12 Uhr auf dem Tisch bleibt. Für alles dieß bezahlt man täglich mit Einschluß des Zimmers und der Aufwartung 2 Dollars oder ungefähr 10 Franken, was gewiß wohlfeiler ist, als die Verköstigung in irgend einem der besseren Gasthöfe Deutschlands.

Wer an der Damen-Table d'hote ißt und trinkt, zahlt täglich einen halben Dollar mehr, hat aber dafür auch bessere Gesellschaft. Der Theil des Hauses, in welchem die Damen ihren Sitz aufgeschlagen haben, hat einen besonderen Eingang. Warme und kalte Bäder sind das ganze Jahr über zu jeder Stunde des Tages bereit, auch ist ein Post office im Wirthshause und Eintrittskarten zu allen Theatern, Kunstreiteranstalten, Concerten, Feuerwerken u. s. w.

Zur Unterhaltung der Damen geben die Wirthe fast jede Woche einen Ball, wozu bloß die im Hause wohnenden Herren und Damen eingeladen sind, und der gewöhnlich mit einem sehr glanzvollen Souper endigt.

Man sagt, daß die großen Wirthshäuser in Amerika mehr Heurathen stiften, als alle Privatgesellschaften zusammengenommen, und schon deßwegen sind dergleichen Institute in einem jungen, aufstrebenden Lande sehr zu berücksichtigen.

Fossiler Wald in Australien.

An der Einfahrt von Awaaba, an der Ostküste Australiens, entdeckte ein Hr. Clarke einen fossilen Fichtenwald, und stattete darüber Bericht an die geologische Gesellschaft zu London in der Sitzung am 8 März ab. Er steht auf einem flachen Sandsteinstrich, und die Stumpen sehen aus dem Boden heraus, als wären die Bäume eines lebendigen Waldes alle in einer bestimmten Höhe niedergeschlagen worden. Auch in einem benachbarten See sieht man ähnliche Stumpen, 80 bis 200 Fuß vom Ufer, wie ein Felsenriff aus dem Wasser hervorragen. Die meisten Stämme stehen vertical, und viele haben noch Reste ihrer Wurzeln im Sandstein. Einige derselben haben vier, einer sogar fünf bis sechs Fuß im Durchmesser. Man kann noch die Jahresringe ganz deutlich unterscheiden; in einzelnen derselben zählt man an 60 bis 120 Ringe. An einigen findet sich noch die Rinde, und an einem besonders großen Baum soll dieselbe 3 Zoll dick seyn. Hr. Clarke zählte noch mehrere Stellen in Australien auf, wo sich gleichfalls solche fossile Wälder finden, woraus er den Schluß zieht, daß das Land, wo sie stehen, zu wiederholtenmalen unter das Meeresniveau sich gesenkt und wieder gehoben haben müsse. (Athenäum vom 18 März.)

Chronik der Reisen.

Reise in Abyssinien.

(Schluß.)

Ehe ich schließe, will ich zwei Vorfälle erwähnen, deren Zeuge ich war, und die einen Beweis liefern, wie die Rechtsverwaltung der Fe'ma und der Stämme ausgeübt wird.

Mehrere Sklavenhändler waren zu Hodeida in Arabien angekommen. Sie gehörten alle dem Fe'ma Dinakala an. In dem Hause Burhans, des Priesters der Fe'ma, brach zwischen zweien ein Streit aus: der eine, David, warf seine Sandale nach einem andern, Namens Harnad, fehlte ihn aber. Jetzt nahm Burhan das Wort: „Ich bin der einzige Beamte unserer Fe'ma hier. Wenn ich nicht verlangen kann, daß ihr mich als Richter annehmt, so habe ich doch das Recht, euch als Schiedsrichter zu hören. Du, David, hast, indem du zu Thätlichkeiten schrittest, meinen gesunden Verstand und meine Rechtlichkeit verachtet; du zahlst als Strafe zwei Talari." David zahlte den folgenden Tag, bemerkte aber, daß er den an Harnad schuldigen Schadenersatz mit darin einbegriffen halte. Burhan entgegnete, in seiner Eigenschaft als Schiedsrichter könne er kein Urtheil über Schadenersatz fällen; diese Frage komme von Rechtswegen dem Makabantu zu, der nach der Rückkehr ins Land Afar darüber entscheiden werde. Harnad, der diese letztere Bemerkung nicht gehört hatte, nahm seine Sandale und schlug David. Burhan trennte die Streitenden und wandte sich dann an Harnad mit den Worten: „Du hast gehandelt, wie ein Kind, indem du dir selbst Recht zu verschaffen suchtest und uns mißtrautest; jetzt gibst du mir zwei Talari, um deine Achtung gegen den Schiedsrichter deiner Fe'ma zu bezeugen." Man bestimmte die vier Talari zu einem Mahl, der Abarar Burhan führte dabei von Rechtswegen den Vorsitz und aller Streit wurde während des Mahls ausgeglichen.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Versammlung der Stämme sehr selten stattfindet, aber die außerordentlichen Umstände, welche unsern Aufenthalt zu Tuschurrah begleiteten, machten eine Berufung derselben nothwendig. Die im Monat März aus Wollo angekommene Karawane führte die Häupter der beiden regierenden Familien herbei,

Isaak, den Bruder des Ada'lum, und Kassim, Oheim des Wesirs, der nach dem Tode des Ada'lum seinen Platz einnehmen wird, um ihn seinerseits dem Sohne des jetzigen Ada'lum abzutreten. Der Wesir als Thronerbe hatte einiges Recht an dem englischen Gelde Antheil zu erhalten; er verlangte die Hälfte der für Tuschurrah bezahlten 1500 Talari, man hatte ihm aber nur 80 gegeben. Kassim versuchte nach seiner Ankunft umsonst, noch mehr zu erhalten, klagte deßhalb laut den Ada'lum an, das Land verkauft zu haben, und forderte die Idaltus auf, die Zusammenberufung der Stämme zu verlangen. Der Ada'lum zog die Sache in die Länge, um die einflußreichsten Mitglieder zu sondiren und wo möglich für sich zu gewinnen. Endlich willigte er ein, und am anberaumten Tage ließ sich jeder Stamm unter Vorsitz seines Idaltu unter den Palmen von Tuschurrah nieder. Der Stamm der Ada'ly war der zahlreichste, aber es waren auch Abaly, Audento, Kema, Seka und einige andere minder wichtige Stämme da. Kassim ergriff das Wort und erzählte den ganzen Vorfall, wie vor acht Monaten ein den Ungläubigen, die sich Inglis nennen, gehöriges Kriegsschiff gekommen sey und in der Rhede Anker geworfen habe; wie Abderasu, Consularagent von Frankreich und England zu Moka, begleitet von Schermarka, dem Sohne des Sklaven, aber von Aden bezahlt, um die Angelegenheiten der Szomali auszuspüren, sich beim Mondenlicht neben der großen Moschee niedergesetzt hätten. Der Ada'lum war da, begleitet von seinen Vertrauten Hamad und Saber; aus Habsucht lieh er dem ehrlosen Vorschlag sein Ohr, das Land und die Häuser der Afar zu verkaufen. Der elende Kaufmann von Moka und der Sohn des Sklaven erhielten von den Ungläubigen 3000 Talari für Tuschurrah, behielten die Hälfte und gaben das übrige dem Ada'lum, der ein großes arabisches Papier, welches Niemand versteht und das den Beweis der Schande der Afar enthält, empfing und unterzeichnete. Nicht nur habe der Ada'lum die Stämme wegen einer Handlung von solcher Wichtigkeit nicht berufen, sondern nicht einmal die Versammlung seiner Je'ma verlangt. Fragt den Ebo, der sie berufen sollte; fragt den Makabantu, welcher der Richter über einen so ungewöhnlichen Vorschlag ist; fragt den Abarar, der die Uebereinkunft gutheißen sollte, ob es, wie der Ada'lum behauptete, ein bloßer Friedens- und Freundschaftsvertrag war, den die Ungläubigen mit einem großen Geschenk unterstützten. Sie werden euch alle sagen, daß man im Dunkeln gehandelt hat, daß sie nichts gehört, nichts erfahren haben, als durch das öffentliche Gerücht. Geister von Hadal Maheys und Ada'ly, die ihr oben über eure Kinder wacht, was würdet ihr sagen, wenn ihr, auf diese Welt zurückgekehrt, einen ärmlichen Ada'lum sähet, der eure schönen Einrichtungen mit Füßen tritt und uns in Masse wie elende Sklaven an dieselben Ungläubigen verkauft, die Aden geraubt haben.

Die Rede Kassims dauerte über zwei Stunden und machte einen tiefen Eindruck, namentlich auf die nomadischen Afar, welche die Mehrzahl der Versammlung bildeten. Er hatte aber kaum geendet, als man die Ankunft zweier Engländer in einer kleinen Barke meldete. „Wenn wir noch frei sind," sagte Kassim zu dem Ada'lum, „so schicke die Ungläubigen zurück." Isaak antwortete statt seines Bruders, daß er sie vertreiben werde. Er setzte sich sodann an unserer Thüre nieder, ließ den Schiffspatron kommen und sagte ihm in Somali-Sprache, daß der Ada'lum, von einer feindseligen Partei überwältigt, seine Freunde, die Engländer, nicht empfangen könne, und daß er eines Kriegsschiffes bedürfe, um seinen Einfluß wieder zu erlangen. Am folgenden Tage hatte Isaak in der Versammlung leichtes Spiel, denn Hamad und Saber waren erbötig auf den Koran zu schwören, daß Kassims Bericht eine Verleumdung sey, und die Zurücksendung der Ungläubigen am Tage zuvor der einleuchtende Beweis davon sey, während Kassim weder Beweise noch Zeugen beibringen könne. Kassim nahm nun seinerseits das Wort: „Ich sehe wohl, daß Meineidige das größte Verbrechen, welches je begangen worden, gutheißen wollen; wenn aber ihr Mund die Lüge verbirgt, so werden unsere Arme die Wahrheit vertheidigen; jeder Afar, der frei leben und sterben will, folge den Schritten Kassims!" Er verließ die Versammlung mit gezogenem Dolche, und wie der römische Tribun die Toga zum Kampfe zurückgeschlagen. Eine zahlreiche Schaar seiner Anhänger folgte ihm, während Isaak mit den ihm Treugebliebenen auf einen nahen Hügel sich zurückzog. In Tuschurrah war jetzt alles voll Verwirrung, und der Marah, der Anführer in Kriegszeit, beeilte sich, von dem Hause des Ada'lum die beiden Trommeln, die Zeichen der Gewalt, abnehmen zu lassen, denn, wie oben schon erwähnt, hat das bürgerliche Haupt keine Gewalt mehr, sobald der Krieg erklärt ist. Die ältern Leute gingen indessen zwischen den beiden Parteien hin und her und brachten einen Waffenstillstand zuwege. Am folgenden Tage sprach die Versammlung den Ada'lum von aller Schuld frei und verurtheilte, wie im alten Griechenland, den Kläger zu einer Geldstrafe. Kassim mußte 50 Talari bezahlen.

Einige Zeit später kam das von Isaak verlangte englische Kriegsschiff. Kassim forderte den Ada'lum auf solches zurückzuschicken, und als dieser sich weigerte, ging er selbst zu den Engländern, um sich zu erkundigen, ob es mit dem Verkauf seine Richtigkeit habe. Dann verlangte er von den Je'mas die Rückgabe der Geldstrafe, die man ihm gewährte. Hierauf schlugen sich die Priester ins Mittel, um Frieden zu stiften, was auf folgende Art geschah: Kassim und seine Anhänger setzten sich im Hause des Ada'lum auf den Boden. Isaak näherte sich ihm, faßte Kassim an beiden Ellenbogen, so daß er zugleich seine beiden Hände berührte, und sagte zu ihm: „Yhadaz" (verzeihe); Kassim erwiederte: „Habe" (ich habe verziehen). Isaak wiederholte die Ceremonie mit jedem seiner Gegner. Nach Isaak thaten alle seine Anhänger dasselbe, und als sie fertig waren, setzten sie sich nieder, um nun ihrerseits auch Kassim und den Seinigen zu verzeihen; denn bei den Afar, wie in Abyssinien, ist man der Ansicht, daß das Unrecht stets gegenseitig ist, und daß somit auch die Verzeihung es seyn muß. Diese Versöhnungsceremonie war einfach, feierlich und rührend. — Dieß war der Ausgang des großen Processes, der in den Annalen der Afar Epoche machen wird.

Miscellen.

Baumwolle in Algier. Der Moniteur vom 10 März theilt einige Specialitäten über Baumwollenproben mit, welche man aus Algier nach Frankreich gesendet hatte. Sie waren im Garten der Regierung gezogen worden, und man schickte sie nach Rouen an einige Fabricanten. Diese erklärten einstimmig, daß sie vortrefflich sey, und daß sie viele Aehnlichkeit mit der Baumwolle von Pernambuco, Bahia und Maranham habe.

•

Eine ungeheure Eisenstange. In den Eisenwerken von Cyfarthfa in der Nähe von Merthyr Tydvil in Wales wurde kürzlich eine Eisenstange gerollt, die 21 Fuß lang, 6 Zoll dick ist und 2400 Pfd. wiegt. Es ist ein Tanbolzen und für ein holländisches Haus bestimmt. Die Eisenmasse, aus der man die Stange rollte, war 7 Fuß lang, 12 Quadratzoll dick und wog 2600 Pfd. (Athenäum vom 18 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1843.

Zweikämpfe und Familienrache bei den Montenegrinern.

(Aus Kowalewski's Werk: Vier Monate in Montenegro.)

Einen eigenthümlichen Eindruck auf mich machte immer ein noch ziemlich frisch aussehender, aber ärmlich gekleideter Greis ohne Hemd, und bloß mit einem groben Mantel bedeckt; seine Gestalt flößte eine gewisse Achtung ein, er war stolz, und fand allenthalben bereitwillige Aufnahme. In Montenegro, wie im übrigen Europa, gilt die Armuth nicht bloß für einen Fehler, sondern für etwas noch schlimmeres; ich wußte dieß, und darum eben weckte dieser Mensch, so lange ich nicht die nähern Umstände seines Lebens kannte, noch mehr meine Verwunderung. „Janko — dieß war der Name des Greises — ist ein gewaltiger Held (junak)," sagte mir einer meiner Bekannten: „er hat 12 Türkenköpfe abgeschlagen;" und bei der einmal gebotenen Gelegenheit erzählte man mir die Geschichte eines Zweikampfes Janko's mit einem andern Montenegriner. Voranschicken muß ich dabei, daß Zweikämpfe hier weit häufiger vorkommen, als sonst irgendwo. Obgleich der jetzige Wladika mit aller Strenge des Gesetzes sie zu unterdrücken sucht, obgleich derjenige, welcher einen andern im Zweikampf erlegt, mit dem Tode gestraft wird, so besteht doch die alte Gewohnheit, welche tiefe Wurzeln geschlagen hat, noch in ihrer ganzen Stärke. Hier kochen die Leidenschaften mehr wie irgendwo, und wenn sie die Brust erfüllen, streben sie nach außen durchzubrechen. Der Montenegriner wartet nicht bis der competente Richter den Streithandel untersucht, die Schranke, welche die Justiz in dieser Beziehung aufstellt, ist ihm unbekannt und hemmt nirgends die Rache. Kämpfe finden statt von einem gegen einen, oder von Familie gegen Familie, und werden mit oder ohne Zeugen abgemacht. Veranlassung des Streits sind wie überall meist Frauen und beleidigte Eigenliebe, manchmal auch der Diebstahl einer Kuh oder einer Ziege. Letzterer Umstand wurde die Ursache des Zweikampfs unseres Janko mit einem andern Helden, Namens Tripo, und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß der Streit der, wie unter Helden gewöhnlich, auf Tod und Leben ging, ohne Zeugen statt fand; das Gewissen eines jeden war der Richter, und, wie wir sehen werden, ein allzustrenger. Ein wegen der Personen die er betraf so ungewöhnlicher Zweikampf konnte kein Geheimniß bleiben, und eine Menge stets nach solchen Schauspielen begieriger Menschen sammelte sich in der Nähe des bestimmten Ortes und verbarg sich hinter einer Anhöhe. Die Gegner kamen, trafen mit einander zusammen, sprachen eine Weile, scherzten, tranken Arrak, luden ihre Gewehre und trennten sich dann; ihre Kaltblütigkeit, die Folge gänzlicher Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod, war übernatürlich; es ist dieß ein Zug, welcher die montenegrinischen Duelle von den unseren unterscheidet; ihr Gesicht zog sich nicht drei Ellen in die Länge, und der Reiz irdischer Genüsse brachte sie nicht von ihrem Ziele ab. Die Kämpfenden stellten sich in die verabredete Entfernung, nach einer Weile ließ sich ein Schuß vernehmen, aber nur einer, Tripo's Gewehr hatte versagt. Die Kugel schlug ihm durch den Ellenbogen des Arms, der das Gewehr stützte, und drang ihm in die linke Seite: er fiel ohne Lebenszeichen nieder, nachdem er das Gewehr weit weggeworfen, aber die Bemühungen seines Gegners riefen ihn noch auf eine Zeitlang ins Leben. Ohne darauf zu achten, daß nach dem bei den Montenegrinern geltenden Gesetz über den Zweikampf das Anschlagen des Hahnen, ohne daß das Pulver aufbrennt, als ein gerechter Gottesausspruch betrachtet wird, benützte Janko die wenigen Augenblicke, welche Tripo noch zu leben übrig blieben, denselben zu nöthigen daß er auf ihn schieße. „Ich kann das Gewehr nicht spannen, ich kann es nicht halten," sagte Tripo mit sterbender Stimme. Janko gab ihm das Gewehr in die Hand und setzte ihn auf den Boden, aber Tripo's Hände waren schon kraftlos, er sank mit dem ganzen Körper zurück. Janko richtete ihn wieder auf, bog ihm den rechten Fuß, stützte das Gewehr auf das Knie, legte den Kopf Tripo's an den Kolben und rief: „ich kann nicht dulden, daß ein solcher Held ungerächt in jene Welt gehe, und wer soll dich rächen, da du weder Bruder noch sonstige Verwandte hast und eine Waise bist!" Er stellte sich sodann zwei Schritte vor den Gewehrlauf. Es blitzte, das Gewehr knallte, und der edle Gegner, welcher kräftig sich mit der einen Hand auf einen Stein, mit der andern auf sein Gewehr

stützte, vermochte nur mit Mühe sich auf den Füßen zu halten, denn es würde ihm zur Schmach gereicht haben, wenn er gestürzt wäre. In dieser für den Helden so bezeichnenden Stellung wollte er, wie es schien, den Tod abwarten; kein Seufzer, keine Bewegung deutete die Schmerzen an welche er erduldete. Endlich kamen die Leute, welche sich verborgen gehalten, herbei, und fanden Tripo bereits todt. Janko gab kein Lebenszeichen von sich, aber die Kunst der einheimischen Aerzte heilte die Wunde trotz ihrer Gefährlichkeit; es war die einundzwanzigste. Diesen Vorfall bezeugten mir eine Menge Augenzeugen, und derselbe kann nicht wohl einem vernünftigen Zweifel unterliegen.

Da ich einmal von Zweikämpfen zu sprechen anfing, so will ich noch einen andern Kampf zweier Familien gegen einander beschreiben. Eine gewisse Frau wurde an einen Mann aus einem andern Stamm verheurathet; das schlechte Benehmen ihres Mannes aber erregte ihren Widerwillen, sie verließ ihn und begab sich zu ihren Brüdern; sie erzählte ihnen mit allen Einzelnheiten ihr trauriges Leben und erklärte ihren Entschluß, nicht mehr zu ihrem Mann zurückzukehren, zugleich aber beschwor sie ihre Brüder, keine Rache an demselben zu üben; umsonst, die Brüder dachten nur daran, welcher von ihnen sie vollziehen solle, jeder strebte nach der Ehre, und die Folge war, daß alle drei sich zum Kampfe rüsteten; Verwandte und Freunde wollten die Brüder nicht allein ziehen lassen, an diese schlossen sich wieder andere an, um Rache zu nehmen oder Frieden zu stiften, je nachdem der Fall sich ergeben sollte, und so stand eine ganze Familie wider die andere auf. Von Frieden ist mit einem Montenegriner nicht zu reden so lange er Pistolen und Gewehre geladen hat: es hieße dieß so viel als einem Hungrigen von Enthaltsamkeit reden, wenn ein gutes Mahl vor ihn hingestellt ist. Bald vernahm man Schüsse, anfangs nur wenige, dann häufiger, bald näherten, bald entfernten sie sich, und deuteten so die Bewegungen des Haufens an. Das Geschrei übertönte manchmal das Knallen der Gewehre. Man schlug sich größtentheils zerstreut, rückte bald an, bald floh man, suchte die Muthigsten in die Mitte zu locken und von den übrigen abzuschneiden; bald deckten sie sich hinter Felsen, bald erstiegen sie unerwartet eine Anhöhe, kurz man brauchte jede mögliche Kriegslist, bis der ärgste Grimm bei allen verraucht war; dann bildeten sie Eine Masse, nun war es aber nicht mehr Zeit an das Laden von Gewehren und Pistolen zu denken, sondern man griff zu den Yatagans. Da traten jedoch die Stammeshäupter dazwischen, bemerkten, es sey schon zu viel Blut für eine Frau geflossen, und von beiden Seiten steckte man Mützen auf die langen Gewehrläufe — ein Zeichen des Waffenstillstandes; der Sturm legte sich, die Feinde zogen sich zurück und blieben in einiger Entfernung von einander stehen.

Indeß war dieß nur ein Anfang. Nun kam es zur Erklärung der Ursache, weßhalb die streitenden Theile sich versammelt hatten: man mußte beurtheilen, wer Recht habe, der Mann oder die Frau? und im ersten Fall den Mann zwingen, daß er seine Frau zurücknehme und mit ihr „gebührlich“ sich benehme; es begannen gegenseitige Vorwürfe und Beibringung von Beweisen. Das Geschrei wurde noch stärker als beim Gefechte selbst; die Jugend erhitzte sich, die Oberhäupter beider Familien hörten ruhig die Angabe eines jeden an, und strichen sich zugleich manchmal den hintern Theil des Kopfes, als wäre dort der Sitz der größten Masse ihres Verstandes; der Richter des Stammes, zu dem die Frau, die Ursache des ganzen Mißverständnisses, gehörte, wollte bereits das Urtheil sprechen, als von der andern Seite das Wort „Lüge“ ausgesprochen wurde. Der elendeste Bettler in Montenegro duldet diese Schmach nicht, und das Wort „Lüge“ war in diesem Fall so viel wie ein Gewehrschuß. Der Kampf begann mit größerer Erbitterung wie früher; die Kühnsten fochten im Gedränge, stießen und drängten sich, schlugen sich mit Steinen, mit allem was sie erwischen konnten. Auf das Geschrei und das Knallen der Gewehre kamen Leute von andern Familien herbei, und da es nicht gelang die Streitenden zu versöhnen, so verbanden sie sich mit ihnen, indem sie bald die schwächere Seite verstärkten, bald mit ihr vor der Ueberzahl zurückwichen. Der Aelteste des Stammes schaute dem Kampf eine Zeitlang zu, und als beide Theile schon ermattet und auch in verminderter Zahl mit geringerer Heftigkeit sich angriffen, gelang es ihm durch Geschrei und Ausstecken von Mützen endlich weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun; auf Seite der Frau lagen vier, auf Seite des Mannes zehn todt am Boden, die Verwundeten ganz ungerechnet. Die erstern kündigten durch einige Schüsse in die Luft ihren Sieg an, der Besiegte ward, nach herkömmlicher Gewohnheit, als schuldig anerkannt, mußte seine Frau zurücknehmen, und sich durch einen Eid verpflichten mit ihr in Ruhe und Freundschaft zu leben. Allgemeiner Friede ward jetzt hergestellt, und alle kehrten nach Hause zurück.

Noch ein Beispiel von Rache, das ganz außer dem Kreise unserer Vorstellungen liegt: der Vorfall ereignete sich in einem der an die Montenegriner stoßenden Stämme. Zwei Nebenbuhler, während zwanzig Jahre durch einen Zusammenfluß von Umständen getrennt, trafen endlich doch auf einander; jeder sammelte 25 Leute und sie stellten sich in einer Entfernung von 25 Gewehrlängen von einander auf. Nach einiger Zeit krachten 50 Schüsse. Obgleich diese Leute sämmtlich auf solche Entfernung zu schießen gewöhnt sind, so zeigte es sich doch, daß mehr als einem die Hand zitterte; denn beide Gegner waren nur verwundet, lebten aber noch; der Yatagan that das Uebrige.

Hier ist auch der Ort, eine furchtbare Familienrache zu erzählen, die zwar nicht in Montenegro selbst, wohl aber an der Gränze, und in einem mit dem Charakter der Montenegriner ganz zusammentreffenden Geiste ausgeübt wurde. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß einer der zahlreichsten und wildesten Stämme in der Türkei, die Mirditen, die weiten Striche in Oberalbanien bewohnen und gegen 10,000 waffenfähige Männer stellen können; Abgründe und Felsen bilden das große Vertheidigungsmittel ihrer Gränzen, und ihre vortrefflichen Waffen so wie die Liebe zur Unabhängigkeit haben allen Anstrengungen der Paschas einen erfolgreichen Wider-

stand entgegengesetzt; der Stamm gränzt hart an die Montenegriner, mit denen er in Folge dessen in stetem Hader lebt, welcher sich durch keine Rache sättigen läßt — ein Hader, der noch überdieß in der Ansicht dieser Leute durch die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses hinlänglich gerechtfertigt ist. Die Mirditen neigen sich nämlich auf die Seite der Katholiken.

Dido, das Oberhaupt dieses Stammes, starb, und hinterließ seinen einzigen Sohn als seinen Nachfolger; der leibliche Bruder Dido's ermordete denselben, um an seiner Stelle zur Herrschaft zu gelangen; die Mutter des Ermordeten rächte ihren Sohn, indem sie mit eigenen Händen den abscheulichen Oheim erschlug; der Sohn des letztern konnte die Mordthat nicht rächen, weil die Landessitte, welche stärker ist, als alles Recht, Rache an Weibern zu nehmen verbietet; er mußte sich also damit begnügen, ihren Bruder, Namens Wiko, zu ermorden; Wiko's Sohn erschoß den Mörder an der noch nicht ganz erkalteten Leiche des Vaters, dessen Gesicht noch den Ausdruck der Wuth und Rache zeigte, des letzten und vielleicht einzigen Gefühls, mit dem er die Erde verlassen, aber er selbst fiel gleichfalls von der Hand der Verwandten des erstern. Noch war die Rache nicht vollendet: Dido's Frau erschien aufs neue, und der Mörder fiel unter ihren Streichen, — bereits das zweite Opfer, welches sie der Rache ihrer Blutsverwandten brachte.

Von der ganzen Familie waren jetzt nur noch ein zweijähriges Kind und jene furchtbare Frau am Leben, welche nach vollbrachtem doppeltem Verbrechen nach Scutari ging, nicht um sich zu entschuldigen, was die türkische Regierung mit Ungeduld erwartete, da sie gern in die Streitigkeiten der Mirditen sich gemischt hätte, sondern, wie es schien, um zu prahlen. Diese Frau war 45 Jahre alt, nicht sehr hohen Wuchses, ihre Gesichtszüge stolz, die Augen trugen einen Ausdruck von Wildheit, und um den gewiß einst sehr schönen Mund schwebte ein argwöhnisches Lächeln. Alle ihre Bewegungen waren rasch, fast convulsivisch, und ihre Rede wie ihr Gang gaben ein kräftiges Nervensystem und ein leidenschaftliches Blut zu erkennen.

Das Land der Mosquitos. *)

Das Land der Mosquitos erstreckt sich von 11° bis 15° N. B., und wird von dem Meerbusen von Honduras bespült, in welchem sich unter 84° W. L. v. Gr. der schwarze Fluß ergießt. An diesem Flusse erhebt sich die Stadt Poyais, Hauptstadt des Districts gleichen Namens, wovon der Schotte Macgregor in Europa eine so prächtige Beschreibung verbreitet hat. Die kecken Flibustier haben ihrer Zeit diese Küsten häufig besucht, und die Mosquito-Indianer, welche Young als tapfere, zuverlässige Leute schildert, waren für sie sehr nützliche Verbündete gegen die Spanier. Seit jener Zeit haben die Engländer trotz der von Spanien angesprochenen Souveränetät das Recht verlangt, in diesem Lande Acajou- und Campecheholz zu schlagen. Später als der Friede dem Unabhängigkeitskriege ein Ende machte, wurde die Niederlassung der Engländer am schwarzen Flusse aufgegeben, und man versetzte alle Colonisten, die es wünschten, nach Balize. Gegenwärtig bildet das Gebiet dieses Ortes das Honduras der Engländer. Ein König der Mosquito-Indianer herrscht über diesen Theil des Landes, das man mit Recht oder Unrecht als der Krone England gehörig betrachtet, und welches der Regierung von Centralamerika entrissen wurde. Wenn indeß Engländer oder andere Colonisten in diesem Lande sich niederlassen, so ist die Frage, von welcher Macht sie künftig abhängen werden, noch keineswegs entschieden, und sie setzen ihre Nationalität so gut wie ihre Gesundheit und ihr Vermögen aufs Spiel.

Die englische Compagnie von Centralamerika hatte Hrn. Young als Oberaufseher einer am schwarzen Flusse zu gründenden Niederlassung abgesendet, und er stellte sich dahin im Jahre 1839 ein. Er blieb zwei Jahre dort, und machte in dieser Zeit verschiedene Ausflüge nach dem Cap Gracias a Dios, den schwarzen Fluß aufwärts, nach dem Hafen von Truxillo, ins Innere hinein, und nach mehreren Inseln, die längs dem Continent hin zerstreut sind; er gibt über dieß Land die neuesten und bis jetzt vollständigsten Aufschlüsse, malt etwas ins Schöne, und dennoch ist das Bild, welches er vom Lande der Mosquitos entwirft, nichts weniger als sehr reizend.

Die Küsten dieses Landes sind nieder und sumpfig, die stehenden Wasser verfaulen daselbst, und hauchen die bösartigen Dünste aus, welche das Land so ungesund machen. Die Vegetation ist tropisch: dieselbe Kraft, dieselbe Fülle. Im Innern sind Hügel- und Bergketten; aber die Lagunen und Sümpfe erzeugen Legionen von Insecten und Reptilien. Namentlich die eigentlichen Mosquitos, von denen auch das Land den Namen trägt, sind von der schlimmsten Art; „der Colonist," sagt Young an einer Stelle, „mag nur auf sein Pferd Acht geben, sonst fressen die Myriaden dieser Insecten dem armen Thiere die halben Ohren ab, und hat das Pferd einmal am Rücken eine Wunde, so ist es um dasselbe geschehen; selten gelingt es dasselbe zu heilen, und wenn man es unglücklicher Weise in die Savannen schickt, so fallen die Fliegen dermaßen darüber her, daß es ihre Beute und lebendig aufgezehrt wird." Wären diese Insecten nicht, so könnten diese Savannen zahlreiche Heerden nähren, aber diese scheinen in dem sonst vom Himmel so gesegneten Lande alles zu verderben. Die Luft ist hier von Wohlgerüchen erfüllt, eine Menge prachtvoller Pflanzen bedeckt den Boden, Fruchtbäume wachsen von selbst mitten in den Wäldern, und eine reiche Nahrungsquelle findet man in den Schildkröten, die zu vielen Tausenden ihre Eier in den Sand des Ufers legen. An Fischen und Austern sind die Ufer sehr reich, und der Fischfang wird namentlich während der Nacht bei Fackelschein getrieben, *) denn die Flamme lockt die Fische an, und die größern werden dann mit der Lanze getödtet. Wenn die Bay mit Kähnen und Fackeln angefüllt ist, bietet sie einen wirklich zauberhaften Anblick dar.

*) Nach der Revue brittanique, Januar, welche Youngs Werk, aus welchem wir schon früher (s. Nr. 302 vom vorigen Jahre) Auszüge gaben, bearbeitete.

*) Wie in der Bay von Neapel.

Einen merkwürdigen Umstand, der die Hitze dieser Länder beweist, erzählt Young im Verlaufe seiner Wanderungen. Man muß in der Wahl der Fische, die man essen will, äußerst vorsichtig seyn, denn sie verderben sehr schnell, namentlich beim Vollmonde. Dieser Umstand könnte unbedeutend scheinen, ist aber sehr wichtig, denn Hr. Young bemerkt ausdrücklich: „mehreremal kamen Indianer um Mitternacht zu mir, und brachten mir Fische, die sie eben aus dem Wasser gezogen hatten. Ich ließ sie vor meinen Augen ausweiden, reinigen und salzen, und an einer Stelle aufhängen, wo sie gegen die Strahlen des Vollmonds gesichert waren. Troß aller dieser Vorsichtsmaaßregeln aber fand ich sie am andern Morgen gänzlich verdorben. Man kann dieß wohl keinem andern Umstand zuschreiben, als daß die Mondsstrahlen unter den Tropen mehr Gewalt haben als in unsern Gegenden. Dasselbe war mit dem Schweinefleisch der Fall, welches jedesmal schnell verdarb wenn das Thier während des Vollmondes getödtet wurde. Auch das Acajouholz soll [illegible] spalten, wenn es um diese Monatszeit geschlagen wird.

Ueber die Reise zu den Nilquellen.

Cairo, den 2 März 1843.

Der in Europa so berühmte Schnellläufer Ernst Mensen starb in Assuan Mitte Januars an der Dysenterie. Er war im Begriff auf der höchst interessanten Reise nach den Quellen des weißen Nils. Es ist wohl nicht denkbar, daß eine zweite Person so eine Reise antreten wird, nämlich über Sennaar längs dem Flusse hinauf, oder auch, um den Schelluk-Negern auszuweichen, auf dem blauen Nil bis in die Gegend von Fassokel, um rechts durchschneidend wieder an die Ufer des Bahr-Abiad oder weißen Nils zu gelangen. Vier Expeditionen wurden schon von Mehemed Ali ausgerüstet in den Jahren 1838 bis 1842, welche die meiste Garantie des Gelingens darboten, wenn man mehr Muth dazu gehabt hätte. Die letzte gelang nur so weit, als man den Fluß schiffbar fand, dann kehrte man wieder um; troß dem hat sie ein sehr befriedigendes Resultat geliefert, da sie die bis jetzt von so vielen falsch angegebene Richtung dieses geheimnißvollen Flusses vollkommen berichtigte und so viel wie möglich genaue Erkundigungen über den obern Lauf desselben einzog. Der Ort, wo die Expedition wieder umkehrte, soll nach ihrer Berechnung unter 4° N. B. und 29° O. L. von Paris liegen und Berr heißen. Nach den Erzählungen der Eingebornen liegt in südöstlicher Richtung und in einer Entfernung von 25 Tagereisen am selben Flusse eine bedeutende Handelsstadt, Berry genannt, welche mit andern östlich gelegenen Handelsplätzen in Verbindung steht. Bei Berry soll der Nil sehr unbedeutend, folglich seine Quellen nahe seyn. Da seit Jahrtausenden das Augenmerk auf diesen Fluß gerichtet ist und in unserem Jahrhundert Mehemed Ali den Europäern mit seinem guten Willen voranging, so sollte doch in Europa ein Staat, oder eine Gesellschaft, oder auch ein Privatmann den Entschluß fassen, den hier mitgetheilten Plan in Ausführung zu bringen. Die Reise längs des Flusses wäre mit zu vielen Kosten verbunden, weil eine bedeutende bewaffnete Begleitung der Expedition folgen müßte, da die frühern Expeditionen nur Feindschaft bei den Schelluks und Denky's durch ihr schlechtes Betragen gestiftet haben, daher es jetzt nicht mehr rathsam ist, ohne einige hundert Mann die Expedition zu unternehmen. Um diese großen Auslagen zu ersparen, wie auch den Gefahren auszuweichen, wäre wohl das Zweckmäßigste, von der Ostküste aus die Reise zu unternehmen, welche auch von zwei Personen sehr leicht könnte unternommen werden, damit wenigstens einer wieder zurückkäme, weil gewöhnlich die Hälfte der afrikanischen Reisenden ihr Grab findet. Da nun Berr 25 Tagereisen von der Handelsstadt Berry, letztere aber südöstlich liegt, und man im Durchschnitt eine Tagereise zu 3 geographischen Meilen annimmt, so läge Berry ungefähr unter 2° N. B. und 33° O. L. von Paris. Der geeignetste Ort wäre Melinda unter 3° N. B. und 39° O. L. von Paris an der Küste von Zanzibar am Flusse Quilimance, weil es hier der kürzeste Weg wäre, zu den Quellen des weißen Nils zu gelangen. Melinda ist eine Handelsstadt, die durch den Fluß mit dem Innern verkehrt, und auch in Handelsverbindung mit Berry steht. Gegenwärtig steht Melinda unter der Herrschaft des Imams von Maskat, wo jeder Europäer Schutz findet. Früher, als Melinda unter den Portugiesen stand, erlaubten sie keinem Fremden in das Innere vorzudringen. Die Neger von jener Seite sollen ein sehr gutmüthiges Volk und daher keine Gefahren wie bei den Schelluks zu besorgen seyn. Die Reise könnte über Cairo, Suez nach Mola oder Aden geschehen; letzterer Ort steht in Verbindung mit der Insel Zanzibar, wo sich der Imam von Maskat des Jahres hindurch 6 Monate aufhält; auch befinden sich Consulate daselbst, und man gelangt mit Küstenfahrzeugen nach Melinda.

Ignaz Pallme.

Vorjährige Auswanderung aus England.

Officiellen Angaben zufolge wanderten im vorigen Jahre aus dem Vereinigten Königreich 128,344 Menschen aus, und davon gingen nicht weniger als 63,852 nach den Vereinigten Staaten. Aus dem Hafen von London gingen 10,078 Personen ab, davon 2495 nach den Vereinigten Staaten, 1340 nach den nordamerikanischen Colonien, 542 nach dem Cap, 3451 nach den australischen Colonien und 1925 nach Neuseeland. Ueber Liverpool wanderten 55,535 Personen aus, wovon 47,890 nach den Vereinigten Staaten, nur 6763 nach den nordamerikanischen Colonien und 339 nach Australien gingen. Ferner geht aus denselben Papieren hervor, daß die stärkste Zahl der Auswanderer aus England kam, die nächst größte Zahl aus Irland und die geringste aus Schottland: aus England gingen 74,683, aus Irland 40,553, aus Schottland 13,108 Personen fort; rechnet man aber die irischen Auswanderer, die von England aus fortgingen, so wird sich im Ganzen herausstellen, daß die Mehrzahl der Auswanderer doch auch im Jahre 1842, wie früher, Irländer waren. Einige andere mit der Auswanderung verknüpfte Umstände werden nicht ohne Interesse seyn. Von der Gesammtzahl der Auswanderer wurden nur 1058 aus der Armentaxe unterstützt, 2341 erhielten Geldbeiträge von den Commissären der Colonialländereien und 982 sollten erst nach ihrer Ankunft in der Colonie eine gewisse Unterstützungssumme erhalten; im Ganzen waren es also von 128,344 nur 4381, welche nicht ihre Auswanderung aus eigenen Mitteln bestritten. Wenn dieß auf der einen Seite tröstlich ist, so ist es auf der andern höchst unerfreulich, daß eine so große Zahl von Auswanderern nicht den Weg nach den eigenen englischen Colonien genommen hat, sondern die Hülfsquellen einer fremden Nation vermehrt. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 22 März, welcher diese Angaben entlehnt sind, beklagt sich bitter über diesen Punkt, daß die Regierung nicht mehr dafür thut, die Auswanderung nach den englischen Colonien zu lenken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1843.

Gang der Dinge in England.

Man ist im vorigen Jahre mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang der Dinge im Parlament gefolgt, Sir R. Peels Sprache berechtigte zu der Ansicht, daß eine gründliche Umformung der innern Verhältnisse des Landes bevorstehe, die extraparlamentarische Bewegung stockte, Aller Augen waren auf das Parlament selbst gerichtet, in welchem die den Staatskörper so tief anregenden Fragen entschieden werden sollten; heuer aber ist alles anders, man achtet kaum auf die Parlamentsreden, und selbst wenn ein Mann wie Palmerston mit seiner Geschäftskenntniß und Parteitaktik auftritt, um einen so wichtigen Vertrag, wie den mit Amerika, zur Sprache zu bringen, so zuckt man gleichgültig die Achseln über das „nutzlose Paradegefecht," und die Debatte erstirbt, zufällig aber charakteristisch genug, an Langeweile, obwohl die gehaltenen Reden, namentlich die Palmerstons selbst, zu den besten diesjährigen Parlamentsreden gehören. Was sollte auch mit der ganzen Verhandlung erreicht werden? Die Regierung hatte mit Amerika eine Abkunft gesucht, weil sie schon im Orient zwei Kriege zu tragen hatte, und sich nicht ohne Noth in einen dritten, viel bedeutendern stürzen wollte. Das wußten alle Vernünftigen in England, und da die Majorität des Ministeriums feststeht, also ein Ministerwechsel keineswegs zu erwarten war, so kümmerte sich im Grunde Niemand ernstlich um den Parteizank. Im ganzen Laufe der bisherigen Parlamentssession kam eigentlich nur Ein charakteristischer Zug vor, und das war Peels krankhafte Empfindlichkeit, als Cobden, das bekannte Mitglied der Anti-Cornlaw-League, Peel selbst für die Leiden des Volkes verantwortlich erklärte. Derlei Reden, wenn gleich etwas unparlamentarisch, waren in frühern Zeiten schon oft vorgekommen, ohne eine so gereizte Antwort hervorzurufen, als Peel sie trotz seiner sonstigen Ruhe und Besonnenheit in diesem Falle gab. Aber je näher man die Sache betrachtet, desto mehr fühlt man, daß über dem ganzen jetzigen Zustand ein Etwas schwebt, das über die bisherigen parlamentarischen Händel hinausliegt.

Peels im vorigen Jahre so pomphaft angekündigte Maaßregeln sind fürs erste wenigstens gänzlich mißglückt. Im vorigen Jahre hatte Peel erklärt, der verbesserte Tarif werde dem Handel des Landes unmittelbar aufhelfen, dieß Jahr aber sprach er (am 17 Febr.) sich dahin aus, „daß das Land sich von den Wirkungen des vorjährigen Tarifs noch nicht erholt habe." Peel hatte in der vorjährigen Anpreisung seines Tarifs bemerkt, die durch denselben sehr verminderten Preise würden für die Last der Einkommensteuer entschädigen, aber in der bekannten Debatte über Lord Howicks Motion (den Zustand des Landes zu untersuchen) machte Sir R. Peel die Bemerkung: „ein großes Uebel war die allmähliche Verminderung der Preise. Wenn eine Tendenz zum Steigen der Preise vorhanden ist, so weist dieß auf große Wohlfahrt des Handels hin." Nun sinken aber die Preise immer mehr, in der Bank und bei den Privaten häuft sich das baare Geld an, ohne Beschäftigung zu finden, und dennoch sind die Angriffe auf das Ministerium, welches seine Versprechungen so schlecht gelöst hat, entsetzlich matt. Die Ultratory-Partei, welche unbedingte Aufrechterhaltung des alten Korngesetzes, Schutz der Staatskirche gegen Dissenters und Katholiken erwartet und gefordert hatte, sieht sich kläglich getäuscht, stimmt aber doch für Sir R. Peel, augenscheinlich um nicht vom Regen in die Traufe zu kommen. Man kann, ohne ein Prophet seyn zu wollen, mit Zuversicht vorhersagen, daß die Ultratory-Partei in kurzem allen Einfluß verlieren, und die Whigs zu gänzlicher Unbedeutenheit herabsinken werden; die erstern, weil sie blind gegen alle Fortschritte sich erklären, die letztern, weil sie das einzig lebendige Princip der Opposition, die wahren Bedürfnisse des Volks, nur matt und unzureichend vertreten; so wenig sie als Minister mit entscheidenden Maaßregeln aufgetreten sind, so wenig thun sie es in der Opposition, und somit werden sie bald allein und in immer schwächerer Zahl dastehen. Die jetzige wahre Opposition ist nur in sehr geringer Zahl im Parlament, sie ist wesentlich extraparlamentarisch, sie beruht auf den Bedürfnissen und der Richtung der großen demokratischen Massen, und nur als ihre Vorsprecher haben die Leute noch etwas zu bedeuten. Peel erkennt augenscheinlich das Herannahen der Zeit, wo alle die bisherige Parteitaktik nichts mehr ist als

ein leerer Fechterstreich, und wo es sich nur noch davon handeln wird die Bedürfnisse und Forderungen der großen Massen in einer Weise zu befriedigen, welche das bisherige Staatsgebäude nicht ganz aus den Fugen treibt.

Bisher regierte die Aristokratie im Lande und nahm alle emportauchenden großen Talente und großen Reichthümer mehr oder minder in ihren Kreis auf, der, wenn auch in sich gespalten, doch den regierenden Theil der Nation bildete. Aber dieser regierende Theil konnte sich vor der Selbstsucht nicht bewahren, und wälzte die Lasten des Staats größtentheils auf das niedere Volk, das durch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse immer mehr nichts als das nackte Leben durch seine Arbeit herausschlug, und eben dadurch die Regierung nöthigte, dem Fabriksystem eine immer größere Ausdehnung zu geben, und alle ihre Kräfte anzustrengen um den Erzeugnissen Absatz zu verschaffen. Die verführerische Leichtigkeit, mit der man indirecte Steuern, einmal aufgelegt, erhöhen kann, hat ein Uebermaaß herbeigeführt, und die Finanzgeschichte Englands ist das lebendige Beispiel der verderblichen Wirkung dieses Systems auf der einen, und der absoluten Nothwendigkeit davon zurückzukommen, auf der andern Seite. Diese Nothwendigkeit hat sich nicht erst seit den letzten Jahren, sondern schon seit mehr als 20 Jahren der Regierung aufgedrungen: im Jahre 1820 betrug die Accise in England noch jährlich eine Summe von 24 Millionen Pfund Sterling, im Laufe dieser Zeit hat man sie durch Steuernachlässe auf die Hälfte herabgebracht, und noch ist den Anforderungen der Nothwendigkeit kein Genüge geschehen. Peel hat erklärt, daß das Maaß der indirecten Steuern für allgemeine Verbrauchsgegenstände voll sey, und die in neuester Zeit dem Parlament vorgelegten Papiere, welche den Commentar über die Finanzrechnung des vorigen Jahres bilden, zeigen in fast allen der Accise unterworfenen Gegenständen einen bedeutenden Ausfall: einer der bezeichnendsten möchte seyn, daß der Malzverbrauch, welcher im Jahre 1840 noch $42\frac{1}{2}$ Mill. Bushels war, bis auf nicht ganz 36 Mill. Bushels, also um ein volles Siebentel heruntersank. Man erwartet, daß die in wenigen Tagen erscheinende Finanzrechnung des ersten Vierteljahres 1843 ebenfalls in der Accise, d. h. in den wichtigsten Verbrauchsgegenständen des Volks, einen bedeutenden Ausfall zeigen werde.

Hieraus ergibt sich ganz einfach: man muß entweder den Absatz der englischen Manufacturerzeugnisse fort und fort vermehren, oder es droht die Arbeit im Innern zu stocken, mit der Arbeit der Verdienst und die Consumtion, somit auch die Steuer, insoweit sie Accise und Zoll ist. Auf diese Weise ist namentlich die Accise der Commentar geworden für den Umfang der Beschäftigung des Volks, und die Whigs konnten in den Jahren 1834—1836 bei der stets zunehmenden Beschäftigung des Volks*) mehrere Acciseauflagen abschaffen, die jetzige Regierung wird es thun müssen, weil das Volk die Auflagen nicht mehr zahlen kann, indem es zu arm ist zum Verbrauch, da der Absatz nach außen und somit der Verdienst ins Stocken gerathen ist. Die eben erwähnten Papiere geben in dieser Beziehung einen merkwürdigen Beweis an die Hand. Der Verbrauch an Zucker ist im Jahre 1842 um 5 Proc. geringer gewesen als im Jahre 1841, und noch ziemlich eben so hoch als vor 10 Jahren, wo die Bevölkerung um 3 Mill. geringer war; Kaffee ist stationär geblieben, obgleich im vorigen Jahre der Zoll sehr bedeutend ermäßigt wurde. Die Abnahme des Verbrauchs an Malz haben wir oben schon erwähnt. Auffallend ist namentlich auch die Abnahme im Verbrauch geistiger Getränke — eine Abnahme, die man keineswegs den Mäßigkeitsgesellschaften zuschreiben kann: sie betrug an fremden und einheimischen nicht weniger als $3\frac{1}{2}$ Mill. Gallonen, bei einem Generalconsum von $25\frac{1}{2}$ Mill. Bei geringern Artikeln, wie Seife, Talg, Butter, Käse — lauter Dinge, die in den Verbrauch der großen Masse einschlagen — ist allenthalben eine sehr bedeutende Abnahme zu bemerken. Der Schluß ist also ganz natürlich: man muß die Arbeit vermehren, damit das Volk wieder zu größerem Verdienst komme, die größere Consumtion und somit die vermehrten Staatseinnahmen werden sich dann schon von selbst wieder finden.

*) Bei dem damaligen ungeheuren Absatz nach Nordamerika.

Daher denn die fast krampfhaften Anstrengungen den auswärtigen Handel zu beleben: kaum ist der Krieg mit China zu Ende, so strömt eine Fluth von Waaren dahin, aber die Möglichkeit einer großen Ausdehnung der englischen Ausfuhr nach China ist nicht vorhanden, denn Englands Handel saugt die Länder an baarem Geld aus, und das kann in die Länge nicht dauern (s. gegenseitige Stellung der Engländer und Chinesen Nr. 88). Was China selbst durch einen Krieg von sich abwehren wollte, nämlich die Entblößung von baarem Gelde und die darauf folgende Verarmung der Massen, das hat Indien seit 60 Jahren bereits erfahren, und ist unfähig größere Quantitäten englischer Waaren in sich aufzunehmen. Brasilien ist das dritte Land, wohin bedeutende Massen gingen, aber auch dieses ist des Handelsdrucks dermaßen müde, daß man die strittige Fortdauer des bisherigen Handelsvertrags ihm mit Kriegsandrohung abnöthigen mußte. Aber Nordamerika, das vierte auswärtige Land, das für England fast unerläßlich ist, und, wenigstens vor drei und vier Jahren noch, fast so viel Waaren nahm, als China, Indien und Brasilien zusammen, ist mit einer Kriegsdrohung nicht zu schrecken, und beharrt auf seinem System, die englischen Waaren, so weit dieß auf indirectem Wege möglich ist, fern zu halten.

Die Aussichten in Asien und Amerika sind also im Allgemeinen genommen keineswegs sehr günstig, und in Europa führt der Drang der Umstände, wenn gleich an manchen Orten noch Einsicht und Wille fehlen, auf dasselbe Resultat hin. Zum Beweise dafür darf man nur erwähnen, daß im vorigen Jahre sämmtliche Ausfuhrartikel Englands eine Abnahme erfuhren, mit Ausnahme von Baumwollen-, Wollen- und Linnengarn, so wie von Metallen in Stangen und Gänsen, also in Dingen, die kaum mehr als Eine Stufe über dem Rohstoff stehen. Was in Portugal und Spanien vorgeht, die geheimen Unterhandlungen dieser beiden Staaten, welche, allen Umständen nach zu schließen, auf eine allmähliche gemeinsame Abschüttelung des englischen Handelsjochs hinzielen, ferner die öffent-

liche Stimmung in Deutschland, wo man bereits die im vorigen Jahre begangenen Irrthümer schmerzlich zu fühlen beginnt, alles dieß deutet darauf hin, daß die industrielle Uebermacht Englands in engere Gränzen eingeschlossen werden soll.

Man verschließt in England dieser Lage der Dinge und ihren Folgen die Augen keineswegs. Zum Beweise führen wir hier nur eine kleine Schrift an, welche der bekannte Oberst Torrens in Briefform an Sir R. Peel „über die jetzige Lage Englands und die Mittel sie zu verbessern" herausgab. Er behandelt die Frage, ob die Sonne der industriellen Ueberlegenheit Englands bloß augenblicklich verfinstert sey, oder wirklich untergehe, und entscheidet sich für die letztere Ansicht. Er hält die Zeit für nahe, wo England nicht mehr im Stande ist, für fremde Märkte zu arbeiten, außer wenn der Lohn seiner Arbeiter auf denselben niedern Stand wie auf dem Continent herabsinkt. Der Continent nähert sich mit raschen Schritten derselben mechanischen Fertigkeit, wie sie England besitzt, und bald werden die Wohlfeilheit des Brennmaterials und Anhäufung der Capitalien die einzigen und in vielen Fällen nicht ausreichenden Vortheile der englischen Industrie seyn. „Wir können," sagt Torrens, „nicht langer erwarten, den größern Theil unsers auswärtigen Handels zu behaupten, und zugleich einen höhern Taglohn als auf dem Continent aufrecht zu erhalten." Es war eine Zeit, die Zeit der großen Kriege, wo England die Welt mit seinen Waaren versorgte, und alle fremden Welttheile ihm allein offen standen. Diese Zeit ist nicht mehr, der Frieden hat schon an und für sich die Concurrenz zugelassen, und in Folge dessen hat sich auf dem Continent die Thätigkeit, die früher in Fesseln war, gleichfalls gerührt. Bei diesem Wettstreit muß nothwendig der Arbeiter leiden, bei weitem mehr als das Capital; letzteres ist zu kosmopolitisch: sobald in einem Lande der gesicherte Capitalgewinn auffallend gegen den in einem andern Lande steigt, so wird das Capital dahin strömen und das Gleichgewicht wieder herstellen; mit der Arbeit ist dieß nicht in gleichem Grade möglich, der Arbeiter ist durch tausend Bande an sein Land gebunden, und tritt die Concurrenz ein, so muß sein Lohn sich verringern. So wie dieß in ausgedehntem Maaße der Fall ist, so kann die Rückwirkung auf die allgemeinen Staatsverhältnisse nicht ausbleiben, und wir müssen den Grund der Aufhebung so vieler Accisеabgaben, welche seit 20 Jahren erfolgt ist, hauptsächlich in der erwachten Concurrenz gegen brittische Industrie suchen, welche den Arbeitslohn in England drückte, und den Arbeiter unfähiger machte, hochbesteuerte Artikel zu bezahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara, 3° 34′ N. B., und den Quellen Takutu, 1° 49′ N. B.

Erster Abschnitt.

Pirara, im Junius 1842.

Eine längere Zeit liegt wieder zwischen meinen ersten Mittheilungen und dem jetzigen Berichte, eine Zeit, die in ihrem raschen Wechsel, gleich den Zauberbildern der laterna magica, eine lange Reihe neuer und frischer Scenen an meinem innern und äußern Auge vorübergeführt hat, und da der dunkle, graue Schleier, der jetzt die ganze Außenwelt umhüllt, diese vor mir verbirgt, will ich auch der mahnenden Stimme des Gewissens folgen, und die vergangene Zeit nochmals am Spiegel der Erinnerung vorübergehen lassen, um das Versprechen zu erfüllen, das ich Euch gegeben. Draußen an meiner Hütte übt der tropische Winter alle seine Tücken; der Regen stürzt in Strömen herab, und droht, die gebrechliche Wohnung mit sich fortzuführen, während die dumpfen und in den fernen Gebirgen widerhallenden Donnerschläge als obligate Begleitung das einförmige Rauschen und Plätschern des herabfallenden Wassers unterbrechen, und von neuem die Sehnsucht nach meinen freundlichen Wintertagen der Heimath mit dem hellen, blauen Himmelsdome über Euch und der reinen, weißen Decke, die in tausend und abertausend Diamanten erglänzt, in mir hervorrufen. O, es ist ein einförmig langweiliges Ding ein solcher tropischer Winter, in dem sich selbst der erfinderischste Geist bankerott erklären muß, wenn er Abwechslung in das Leben bringen will; der uns aber noch langweiliger und einförmiger geworden seyn würde, wenn wir nicht in den englischen Officieren treue Helfer gehabt hätten, unsere uns von der Natur auferlegte Gefangenschaft zu mildern und den Fasching der Heimath en miniature mitten in die Savannen des Rupununi zu versetzen. Was die Wirklichkeit uns karg entzieht, muß die Neuheit des Lebens uns ersetzen. Auch wir haben unsere ästhetischen Thees, unsere Spielpartien, nur mit papiernen Karten, da die Langweile uns endlich auf dieses Surrogat der Unterhaltung fallen ließ, und die bunten Bilder mit schwarzer Tinte auf das weiße Schreibpapier malen hieß — unsere Soireen und Fastnachtsbälle im Junius. Das Menschenherz schlägt unter der schwarzen, braunen und weißen Haut in gleich raschen Schlägen dem Vergnügen und der Zaubermacht der Töne entgegen, wären diese auch bloß dem Kalbfell und der einfachen Röhre der Pickelflöte entlockt, die dunkeln Augen der Naturkinder erglühen bei ihrem Hören in gleichem Feuer, wie die blauen, sanften Augensterne der Töchter der Heimath unter ihnen höher erglänzen, und die Freude, die Lust am raschen Wirbeltanz, färbt die braune Wange mit gleichem Roth, wie das zarte, durchsichtige Colorit der sanftern Balldame des Vaterlandes; das Rule Britania und God save the Queen, von Trommel und Pfeife vorgetragen, übte gleiche Macht hier, wie dort irgend welcher Lanner'sche Walzer vom besetztesten Orchester ausgeführt, — und nie werde ich die Tage vergessen, die wir hier in Folge des Einfalls eines der jungen englischen Officiere, der dadurch der Schöpfer unserer Winterunterhaltungen wurde, verlebte. Dech jetzt zurück aus der Gegenwart in die Vergangenheit! Mein letzter Bericht schloß mit unserer Rückkehr von der Mündung des Orinoco nach Georgetown, und mit dem trüben Wechsel, der während unserer damaligen Abwesenheit, in Folge des Ausbruchs des gelben Fiebers, dort stattgefunden. Unser Aufenthalt zog sich wegen des Wechsels des englischen Ministeriums, da mein Bruder erst neue Instructionen von London erwarten mußte, länger hinaus, als wir erwartet und gewünscht hatten, ein Aufenthalt, in dem beinahe alle meine Plane, meine Hoffnungen für die Zukunft ein schnelles Ziel gefunden hätten.

Die erste Zeit nach unserer Rückkehr brachte ich mit dem Verpacken und Ordnen meiner Sammlungen hin, worauf ich der freundlichen Einladung eines Landsmannes, Hrn. Bach, einige Zeit auf seiner Plantage zu verleben, da mir die Umgebungen dieser reichere Gelegenheit darböten,

meinem Zweck zu genügen, als die Hauptstadt, gern Folge leistete. Ich siedelte mich daher dahin über, zog mir aber durch eigene Unvorsichtigkeit ein solch hitziges Fieber zu, daß ich abermals am Rande des Grabes schwebte. Die brennenden Sonnenstrahlen, denen ich mich so vielfach aussetzte, die tropischen Regenschauer, die mich so oft durchweicht, mochten jene Krankheit in mir vorbereitet haben, die bald durch einen gleich leichtsinnigen Eifer zum Ausbruch kam. In der Absicht, einen kleinen Spaziergang zu unternehmen, warf ich die Flinte auf die Schulter und betrat den nahe liegenden Wald, wo bald eine Heerde Affen meinen Jagdeifer in volles Feuer setzte, der mich immer tiefer waldeinwärts lockte, ohne mich zum Schuß kommen zu lassen, bis mir dieß endlich doch gelang, ich aber zugleich auch gewahr wurde, daß ich in meiner Jagdwuth Weg und Richtung gänzlich verloren hatte. Die Vorsicht, einen Compaß einzustecken oder wenigstens hie und da einen Zweig umzuknicken, hatte ich ganz außer Acht gelassen, weßwegen ich nun auch auf gut Glück versuchen mußte, den Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden. Anfänglich stieg nicht der mindeste Zweifel an einem glücklichen Erfolge in mir empor. Rasch und rüstig wand ich mich durch dichte Gebüsche, ja dieses Vertrauen ließ mir in jedem niedergedrückten Blatte die Spur meines Fußes sehen, ohne zu ahnen, daß ich mich immer weiter von meinem Ziele entfernte; — bis am Nachmittag, wo plötzlich ein fürchterliches Gewitter über mich hereinbrach, mit den sinkenden Kräften auch meine Hoffnung, und endlich meine Sinne schwanden. Wie lange ich in diesem Zustande gelegen, wußte ich nicht, doch die Besinnung mußte mir lange geschwunden gewesen seyn, denn als ich wieder eines Gedankens fähig, aber meiner Glieder noch nicht wieder mächtig war, sah ich, daß bereits die Nacht hereingebrochen, mit der ich auch alle fernere Hoffnung, vor Tagesanbruch den Ausweg zu finden, aufgab, und mir es unter dem Baume, unter dem ich zusammengesunken, so bequem als möglich machte; leider aber verwandelten Tausende von Moskitos mein Lager zum Laurentius-Bett, und verscheuchten jeden Augenblick der Ruhe, welche die ermatteten Glieder so herrisch forderten. Es waren schauerliche Stunden, die mir die Phantasie, aufgeregt durch Fieberschauer, die ich schon in meinen Gliedern fühlte, mit ihren Zerrbildern nur noch schauerlicher machte, und die nur dann und wann durch die Hoffnung verscheucht wurden, daß Hr. Bach, dem ich meine Absicht mitgetheilt, durch mein Außenbleiben beunruhigt, Leute nach mir ausgesendet haben würde. Diese Hoffnung täuschte mich nicht, denn es mochte Mitternacht vorüber seyn, als ich die fernen Töne eines Hornes und dann und wann den Schall eines abgeschossenen Gewehres hörte; ich griff daher zu meiner Flinte, um diese Signale zu erwiedern, — doch vergebens schlug ich an, vergebens rannen die Thränen des Ingrimms aus meinen Augen, die Flinte versagte wieder und wieder. Als ich besinnungslos niedergesunken, war diese neben mir hingefallen, der Regen hatte den Schuß und meinen Pulverbeutel durchnäßt! — Ich raffte meine letzten Kräfte zusammen und kroch gegen die Gegend hin, aus der mir die Signale entgegentönten, mußte jedoch nur zu bald das eitle Beginnen aufgeben, da das Fieber, welches jetzt zum vollen Ausbruch kam, mir Glieder und Besinnung lähmte. Bei Tagesanbruch hatten die Leute den erlegten Affen, den ich früher schon hatte fallen lassen, damit meine Spur und endlich mich selbst gefunden. Von da folgte eine lange und trübe Nacht; viele, viele Wochen lag ich in voller Fieberraserei, bis endlich meine feste Natur über dieses siegte und mich dem Leben wiedergab.

Noch waren aber die Instructionen von London nicht eingetroffen, und die Ungewißheit um so drückender, als wir uns alle aus den ungesunden Umgebungen Georgetowns hinwegsehnten, indem das gelbe Fieber und die Pocken immer noch mit gleicher Stärke wütheten. Diese Spannung wurde noch durch die Gewißheit erhöht, daß unsere jetzige Expedition ihren friedlichen Charakter verloren hätte, und wir außer den Gefahren, welche die Natur uns entgegenstellte, auch denen entgegengingen, die uns Menschen bereiten würden. Die ebenfalls gegen Brasilien hin ungewisse Gränzlinie hatte schon im Jahre 1839 eine gewisse Spannung zwischen England und Brasilien hervorgerufen. Durch Vermittlung und auf Anregung meines Bruders war an unserem jetzigen Aufenthaltsorte, Pirara, eine protestantische Missionsstation errichtet worden, der ein Hr. Youd vorstand, und die unter seiner Pflege die herrlichsten Früchte trug. Das sonst kleine Macusi-Dorf nahm mit jedem Tage an Häuserzahl und Bevölkerung zu, die bald, da Hr. Youd vom wahren, nicht aber vom blinden Missionseifer getrieben wurde, zu mehreren Hunderten angewachsen war. Nur zu schnell erregte dieser glückliche Erfolg die Eifersucht der benachbarten katholischen Geistlichkeit, und unter dem Vorwande, daß Pirara noch zum brasilianischen Gebiete gehöre, daß hier Youd die Indianer der brasilianischen Regierung entfremde, sie in der englischen Sprache und in einer falschen Religion unterrichte, sandte das Gouvernement des obern und untern Amazonenstroms ein Detaschement Soldaten und den katholischen Missionär José dos Santos Innocentos dahin, ließ Hrn. Youd und seine Schüler vertreiben und den Ort durch diese besetzen. Schon im Februar 1840 war der Polizei-Inspector und zwei Lieutenants von Georgetown mit Depeschen nach Pirara gesendet worden, um der Besatzung zu verkünden, dasselbe zu räumen, widrigenfalls Gewalt angewendet werden würde. Es wurde der Weisung keine Folge geleistet, und mit den Instructionen erwartete man zugleich auch die Bestimmung der Regierung, welche Schritte ferner in dieser Sache gethan werden sollten.

Endlich trafen die ersehnten Depeschen ein, und mit ihnen zugleich der Befehl an das erste Betaillon des ersten westindischen Regiments, dem zwei Geschütze, Aerzte, Commissäre und das nöthige Material beigegeben wurden, um Pirara zu befestigen, die Expedition bis dahin zu begleiten und die Brasilianer mit Gewalt zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdige Münzmaschine. Ein Hr. Cotton, Gouverneur der Bank von England, hat eine Maschine erfunden, welche Goldstücke einzeln wägt, und die leichten aussondert von denen, welche das volle Gewicht haben. Eine Münze nach der andern rollt auf eine Platte, und wird, wenn sie vollwichtig ist, alsbald wieder durch eine vortretende Zunge weggeschoben; ist sie zu leicht, so senkt sich die Platte und das Goldstück wird in ein anderes Behältniß geschoben. Die Maschine ist so fein, daß sie $^{1}/_{114}$ eines Souveränd'or unterscheidet, und macht ihr Geschäft so schnell ab, daß in 6 Stunden 10,000 Stücke ausgelesen werden. (Litt. Gaz. vom 25 März.)

Sonderbare Lufterscheinung. Die Madrider Journale erwähnen, daß man zu Valencia am 1 März während eines kurzen, aber heftigen Sturmes eine ungeheure rothe Masse am Horizont sich erheben sah, die allmählich vorrückte und endlich den ganzen Himmel über der Stadt bedeckte. Sie verschwand dann langsam, ließ aber in den Straßen einen feinen röthlichen Staub zurück. (Athenäum vom 18 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Zweites Büchergesuch von T. O. Weigel, Buchhändler in Leipzig.)

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

15. Gunabad.

Gurian ist der Name eines Bezirks und einer bedeutenden Stadt nordwestlich von Herat, vierzig englische Meilen von dieser Stadt entfernt, an der Straße nach Mesched. Gurian liegt in einer fruchtbaren Landschaft und der Betrag der Abgaben, die dieser Bezirk nach Herat liefert, kann zu 50,000 persischen Thalern angeschlagen werden. Die Hauptstadt dieses Districtes war früher Ahenscheran, eine feste Stadt, deren erbliche Statthalter bis zu der Zeit des Behram Schah von Ghizni Nachkommen des in der altpersischen Geschichte so berühmten Zohak gewesen seyn sollen; in die Hände der Khorasan erobernden Araber soll Gurian niemals gefallen seyn, und in ihrem Gebiete liegt ein Fort, Namens Tschouar, welches, der Sage nach, so fest ist, daß es nur einmal und zwar von Salomo, dem Sohne Davids, eingenommen wurde.

Tun ist eine große, verfallene Stadt, die früher bedeutender war und südwestlich von Mesched liegt. Von Tun nach Gunabad führt der Weg fast nur durch öde Gegenden, mit Ausnahme der letzten zwanzig Meilen von dieser Stadt, die von vielen Obstgärten umgeben ist, welche wegen der Güte ihrer Granatäpfel berühmt sind. Die Bevölkerung von Gunabad und der zu dem Stadtgebiete gehörigen Dörfer mag 40,000 Seelen betragen. Es werden in dieser Gegend viele Ziegel, Teller, Schüsseln, Krüge nicht nur verfertigt, sondern auch sehr schön glasirt und gemalt, weßhalb die Töpferwaare von Gunabad sehr geschätzt ist.

Die Städte Tubbus und Turschiz waren in früherer Zeit bedeutender als jetzt, wo sie nur wenig Einwohner zählen. Die Gärten liefern Datteln und Orangen, und der Tabak von Tubbus gilt fast für den besten in Persien. Turschiz besteht aus zwei Theilen, aus der alten, Sultanabad genannten, und aus einer neuen Stadt, die Obeidullah, einer der herrschenden Häuptlinge des vorigen Jahrhunderts, erbaut hat. Jetzt hat der König von Persien einem geliebten Cousin diese Stadt zur Wohnung und zum Unterhalt angewiesen; aber die Gegenwart dieses Prinzen hat die gewöhnliche traurige Wirkung gehabt, die wir an allen Orten bemerken, wo ein Mitglied der königlichen Familie residirt: er erpreßt mehr als irgend ein anderer Statthalter, und diese willkürlichen Bedrückungen verhindern jeden Wohlstand. Der Haupthandel von Turschiz besteht in einem Transitgeschäft zwischen Herat, Mazanderan und den nordwestlichen Provinzen von Persien.

Serruk, die Ruine einer sehr alten Stadt, liegt an dem nördlichen Abhang der Hügel, von Mesched nordöstlich, und der Weg dahin führt durch eine bloß von wandernden Nomaden bewohnte Gegend. Es ist der Hauptaufenthalt des Hakim Chan, des Häuptlings des Sullurstammes, dessen Glieder ihre Zelte um die wenigen noch übrigen bewohnten Häuser aufgeschlagen haben. Einige Usbeken und Kaufleute aus benachbarten Landen haben sich hier angesiedelt und versehen die Hirtenstämme mit allen ihnen nöthigen Waaren, wogegen sie ihnen den Ertrag ihrer Heerden und ihrer Weberei abkaufen.

Da Serruk an der Hauptstraße von Mesched nach Buchara und Balkh liegt, so ziehen die Karawanen von allen diesen Orten gewöhnlich hier durch und selbst die von Chiwa, wenn sie ihren Weg nach Merw nehmen, machen oft einen Winkel und gehen über Serruk. Es werden hier große Kamel- und Pferdemärkte gehalten, und zu bestimmten Perioden hat man hier die Wahl unter den schönsten Thieren, die in der Wüste gezogen und zum Verkauf hieher gebracht werden.

Hakim Chan und sein Stamm sind den persischen Behörden zu Mesched dem Namen nach unterworfen; übrigens übt er nur einen geringen Einfluß auf seine Stammgenossen aus, und die beste Sicherheit für ihr Betragen gewähren die als Geiseln dienenden Glieder ihrer vornehmsten Familien, die in Mesched und Teheran leben; dennoch erlauben sie sich oft Raubzüge mit andern Nomaden, und es würde schwer seyn, sie von ihrem Verbrechen zu überführen, während es sehr unklug wäre, wenn man sie durch Bestrafung der Geiseln zum offenen Aufruhr treiben wollte.

Die Straße von Serruk nach Balai Murgab führt über 120 (engl.) Meilen lang durch eine gebirgige, wüste Gegend, die nur von den wildesten Horden bewohnt wird; in dem obern oder südlichen Theil dieses großen Bezirkes hat der

Murgabfluß seine Quelle, in den Bergen der Hazara. Er wird durch einige Flüsse verstärkt und verliert sich zuletzt in der Sandwüste. Der Herirud oder Fluß von Herat, welcher im Süden dieser Stadt entspringt, fließt in nördlicher Richtung, bis er unweit von Serruk mit dem Tedschen sich vereinigt; beide Flüsse nehmen die Gewässer aus der Ebene von Meschhed auf, und fließen immer nördlich durch die Wüste, bis sie sich mit dem Murgab vereinigen. Durch Schilf und Röhricht windet sich der Tedschen in der Steppe hin, und nur im Frühjahr, wenn der Schnee auf den Höhen schmilzt, wächst er zu einer bedeutenden Größe an.

Gang der Dinge in England.

(Fortsetzung.)

Die Folgerung aus dem Obigen kann sich jeder ziemlich selbst machen: wenn der Taglohn bleibend sinkt, so muß man dem Volke wohlfeiles Brod verschaffen und muß ihm die Lasten, welche es nicht mehr tragen kann, abnehmen, also: Abschaffung der Korngesetze, Verminderung der Accise auf Lebensbedürfnisse, welche den Armen zu gleicher Zahlung wie den Reichen heranzieht und eben darum eine Ungerechtigkeit begeht. Indem man aber die Zölle auf alle Einfuhr von Lebensmitteln aufhebt, und Englands Ackerbau der Concurrenz von Ländern wie Polen und Amerika öffnet, muß der Preis des Korns dauernd sinken, und eben damit der Werth des Geldes steigen; indem aber der Werth des Geldes steigt, die Bezahlung aller Schulden somit viel lästiger wird, gehen nicht nur Tausende von verschuldeten Gutsbesitzern zu Grunde, sondern auch die Nationalschuld wird eine Last, welche mit jedem Tage schwerer auf die Nation drückt. Diese Reihe von Folgerungen steht da wie ein Schreckgespenst. Ein Drittheil, wenn nicht die Hälfte des Adels ruinirt, das Erstgeburtsrecht in seiner Tiefe erschüttert, das wachsende Deficit nur durch furchtbare, auf den Grundbesitz gelegte directe Steuern gedeckt, das ist die Aussicht, vor der so viele zurückschrecken, während die entschlossenern Radicalen geradezu erklären: „was kümmern uns hunderttausend Adelige und Reiche? was kümmert uns alle das leere Geschwätz im Parlament? das Volk will leben!" Im Jahre 1828 schlug Hr. Hume, der radicale Hr. Hume, vor, man solle einen festen Kornzoll von fünfzehn Schilling annehmen, solchen jährlich um einen Schilling vermindern, bis er auf zehn Schilling gesunken sey, und ihn dann belassen; vor zwei Jahren hatte man noch Lord J. Russells fixen Kornzoll von acht Schilling mit Dank als eine für Belebung des Handels sehr wohlthätige Gabe aufgenommen, und jetzt verlangt man mit immer größerer Entschiedenheit gänzliche Aufhebung aller Kornzölle. Ist dieß nicht die alte Geschichte von der Sibylle? sie verlangt immer denselben Preis, und bietet immer weniger dagegen. Lord John Russell sagte in der Debatte über Lord Howicks Motion: „die Herren gegenüber sehen es als einen Triumph über mich an, wenn ich zugebe, daß ein Zoll von acht Schilling die Frage über die Korngesetze jetzt nicht mehr beilegen würde. Ich habe aber schon im vorigen Jahre meine Meinung ausgesprochen, und theile sie noch, daß ein Zoll von acht Schilling im Jahre 1841 die Frage auf viele Jahre hinaus beigelegt hätte. Der augenblickliche Triumph aber, daß mein Vorschlag eines Zolles von acht Schilling im Jahre 1841 verworfen wurde, wird am Ende eine weit umfassendere Maaßregel, als damals das Land befriedigt hätte, nicht verhindern." Ein Hauptgrund, weßhalb man die Korngesetze jetzt ganz abschaffen will, liegt in den Pächtern; diese drohen, sich auf die Seite der gänzlichen Abschaffung der Korngesetze zu stellen, weil eine allmähliche Abschaffung die jetzigen Pachtschillinge belassen würde, während eine gänzliche, mit einem Sprung geschehende Aufhebung die Gutsherren nöthigen würde, neue Pachtverträge einzugehen.

Man kann schon aus dem Obigen abnehmen, wie groß die Verlegenheiten der Regierung sind, allein sie werden durch persönliche Umstände noch erhöht: Sir R. Peel ist mit dem ausdrücklichen Versprechen, die gleitende Scala zu erhalten, ins Ministerium getreten, er hat sie im Anfange der vorigen Parlamentssession abermals feierlich sanctionirt, und noch in demselben Jahre sind eine Menge Kaufleute der gänzlich verfehlten Maaßregel als Opfer gefallen, so daß die ganze Handelswelt ein entschiedener Gegner der gleitenden Scala geworden ist. Soll er, wie die Orientalen sich ausdrücken, seine eigenen Worte essen und seinen Irrthum vor aller Welt bekennen? Dazu konnte er sich nicht entschließen, und so verfiel man auf das seltsame Auskunftsmittel, die gleitende Scala auf der einen Seite bestehen zu lassen, auf der andern abzuschaffen, Canada wird als ein integrirender Theil des Reichs erklärt, canadisches Getreide soll zollfrei, und amerikanisches über Canada zu drei Schilling per Quarter eingeführt werden. Die Gründe für diese Maaßregel und die Hoffnungslosigkeit des Erfolgs in mercantilischer Beziehung haben wir schon früher auseinandergesetzt (s. Nr. 61), eine andere Berücksichtigung ist aber noch ernsterer Art: mit welchem Rechte ertheilt England den Vereinigten Staaten ein Vorrecht, dessen Deutschland, Rußland, Ungarn und Italien, die bedeutendsten Getreideländer Europa's, nicht gleichmäßig genießen können. England ist durch Verträge verpflichtet, deutsches, polnisches, russisches Getreide unter denselben Bedingungen, wie die jedes andern Landes zuzulassen, und bricht diese Verträge, sobald der oben erwähnte Plan ins Leben tritt, welchen, beiläufig bemerkt, Lord Stanley bereits im Parlament angekündigt hat. Welche Früchte wird es tragen, wenn England mit solchem Beispiele vorangeht? Das schwache Brasilien kann es zwingen, eine zweifelhafte Vertragsbestimmung anzuerkennen, mit welcher Stirn aber wird es in Europa die Erfüllung von Verträgen fordern, wenn es selbst durch Parlamentsbeschlüsse sich über Verträge hinwegsetzt. In Deutschland freilich dürfte jedem, der nicht ganz blind ist, die Lust vergehen, sich ferner auf Handels- und Schifffahrtsverträge mit England einzulassen, und die Kaufleute von Hamburg, Stettin und Danzig werden nicht ermangeln, ihre Stimme gegen ein solches Verfahren zu erheben, und sich nicht mit eitlen Klagen zu begnügen.

Diese Angelegenheit ist von sehr großer Bedeutung, wir wollen sie aber hier nicht weiter verfolgen, können jedoch nicht umhin, unser Urtheil im Allgemeinen darüber abzugeben. Die beabsichtigte Maaßregel ist ein schreiendes Unrecht gegen andere Staaten, namentlich gegen Deutschland, und sie wird hinsichtlich Nordamerika's ihren Zweck verfehlen; von Seite Deutschlands kann sie, wenn man sich dazu ermannt, nur Repressalien, und zwar sehr empfindlicher Art zur Folge haben, und nach Nordamerika wird die Ausfuhr von Manufacten nur wenig besser gehen, während in England selbst das Ungenügende der Maaßregel nur die Unzufriedenheit steigern kann, denn wenn auf diesem Wege das Brod auch noch wohlfeiler wird, als es jetzt schon ist, so kann dieß nur Pächter und Grundherren erbittern, während für die arbeitende Classe der Manufacturisten wenig oder nichts gewonnen, ja möglicherweise noch verloren wird. Diese Maaßregel kann je nach Umständen die nahe oder ferne Veranlassung zum Sturze des jetzigen Ministeriums seyn, dessen Erbschaft zu übernehmen wenige den Muth haben werden, denn sie vermehrt die Schwierigkeiten der Lage um ein bedeutendes; nicht genug, daß man auf andern Seiten nichts gewinnen, vielmehr verlieren muß, wird dadurch auch in Canada ein neues Monopol erschaffen, dessen Wiederaufhebung sehr schlimme Folgen haben kann. Aus dem Monopol im eigenen Lande hat man also sichtlich keine Lehre gezogen.

Je mehr man diese Verhältnisse in ihren Einzelnheiten betrachtet, desto mehr wird man auf die Ansicht geführt, daß es der englischen Regierung mit all ihrer unläugbaren Einsicht nicht besser geht, als andern: sie scheut sich vorwärts zu gehen, und kann nicht mehr zurück, sie hat das Princip der Handelsfreiheit laut verkündet, aber immer wieder eine hindernde Bedingung daran geknüpft; sie hat es in manchen kleinen Gegenständen ziemlich frei walten lassen, nur aber in den größeren Gegenständen, in Zucker und Getreide, d. h. gegen die aristokratische Classe, welche in Westindien und England im Besitz des Bodens ist, hat man nicht für gut befunden, das Princip gelten zu lassen, und doch wird mit jedem Jahre, welches man ungenützt verstreichen läßt, die Wunde im innern Staatsleben klaffender, die Spaltungen zwischen den Reichen und Armen, den Bevorrechteten und den Bedrückten größer; was im Jahre 1828 vergleichungsweise noch ein Spiel gewesen wäre, was im Jahre 1841 auf mehrere Jahre hinaus das Land befriedigt hätte, das genügt jetzt nicht mehr, und der Einschnitt, welcher in das hergebrachte und verbriefte Monopol doch gemacht werden muß, wird nur immer tiefer, schmerzlicher und gefährlicher werden. Die Tories haben sich über die Erbschaft der Whigs beklagt, die Erben der Tories werden noch eine viel ernstere Klage erheben.

(Schluß folgt.)

Stephens' Werk über Yucatan

ist jetzt unter dem gewöhnlichen Titel des Verfassers: „Incidents of Travels," bei Murray in London erschienen, und zwar wie sein Werk über Centroamerika mit einer großen Anzahl Abbildungen, nicht weniger als 120. Normans Mittheilungen über Yucatan (s. Nr. 44 ff.) erhalten dadurch eine große Vervollständigung, denn Stephens war wiederum von dem Maler Catherwood wie auf seiner ersten Reise begleitet. Da wir demnächst das Werk erwarten, um vollständigere Auszüge aus demselben zu geben, so heben wir vorerst aus den ziemlich unbedeutenden Mittheilungen des Athenäums (vom 25 März) nichts aus; da wir indeß vor kurzem (s. Nr. 81 und 90) einige Nachrichten über das alte Yucatan nach spanischen Schriftstellern gegeben und auf die frühere Civilisation der dortigen Völker aufmerksam gemacht haben, so können wir nicht umhin zu erwähnen, daß die Reisenden auf mehrere ungeheure Cenotes oder unterirdische Wasserbehälter stießen. Ohne künstliche Bewässerung ist in Yucatan kein Anbau des Landes im Großen möglich, und da die armen Indianer die Kosten einer solchen Bewässerung nicht bestreiten können, so sind sie den großen spanischen Gutsbesitzern zu halber Leibeigenschaft verfallen. In alter Zeit aber scheint die indianische Regierung große Wasserwerke angelegt zu haben, was gewiß einen nicht wenig fortgeschrittenen Gesellschaftszustand beweist.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Diese Nachricht verbreitete schnell neues Leben, neue Thätigkeit unter uns, und da wir vielleicht auf mehrere Jahre vom civilisirten Leben Abschied nehmen sollten, so waren natürlich die Vorbereitungen auch nicht so schnell beendet, bis der 25 December 1841 heranrückte, an dem wir Georgetown verließen, nachdem wir noch am Abend zuvor einem der glänzendsten Bälle bei dem Gouverneur Sir Th. Light beigewohnt, den dieser zu Ehren meines Bruders veranstaltet hatte, um so die Eindrücke, die das civilisirte Leben auf uns zurückgelassen, frisch und neu in die von diesem noch unberührten Urwälder mit hinüber zu nehmen.

Im raschen Fluge fuhren wir auf einem Dampfboote an der Küste zwischen dem Demerara und Essequibo hin, — das Militär folgte uns erst nach drei Tagen, — und in die Mündung des Essequibo ein, bis wir die Station Ampa am östlichen Ufer des Flusses erreicht, wo wir das Boot verließen und unsere fernern Vorbereitungen, wie auch die Completirung unserer Bootsmannschaft noch unter den Indianern und Halbindianern des Essequibo und Mazaruni bewerkstelligten. Das freundliche Culturbild, das der Essequibo bis hieher bietet, habe ich schon in meinem frühern Berichte zu entfalten gesucht, ich übergehe es daher, und will nur versuchen im raschen Wechsel die neuen Scenen, die jeder Tag vor meinem staunenden Blick aufrollte und entfaltete, an Euch vorüberzuführen.

Nachdem wir unsern Zweck erreicht, verließen wir am vierten Tage nach unserer Ankunft zu Ampa die Station in fünf Corials und fuhren den Essequibo aufwärts, der einige Tage hindurch unserem raschen Vordringen in seiner spiegelglatten Fläche kein Hinderniß entgegensetzte, bis uns am Nachmittag des dritten Tages das veränderte Aeußere desselben die Nähe eines solchen verrieth. Es waren dieß die Aritaka-Fälle, die sich gegen sechs geographische Meilen stromaufwärts ausdehnen, und durch eine 200' hohe Bergkette, durch welche sich der Fluß seinen Weg

gebahnt; hervorgerufen werden. Unzählige Klippen, riesige Granitblöcke durchschneiden gleich einer Schutzmauer den Spiegel des sich bis dahin ruhig fortwälzenden Stromes, durch deren Spalten, die oft nur einige Fuß, oft aber 40 bis 60 Fuß breit sind, sich das Wasser mit sinnbetäubendem Getöse den Weg bahnt. Der gefährlichste unter diesen Fällen ist der von Itaballi; denn je höher der Sturz, je mehr Felsenblöcke sich dem ruhigen Lauf des Stromes entgegensetzen, um so mehr steigern sich für den Reisenden auch die Gefahren. Entweder müssen dann die Corials ausgeladen und längs dem Ufer hingetragen, oder, wo die Höhe nicht so bedeutend ist, an Seilen über den Fall gezogen werden. Gewöhnlich bildet die riesige Wassermasse an der Basis solcher Blöcke und Klippen mächtige Strudel und Wirbel, in denen das Wasser in wilden Wogen aufbraust und alles, was es erfassen kann, in sich begräbt. Ein breiter Saum weißen Schaumes bezeichnet die Gränze des entfesselten Elements. Nachdem ein langes Seil an den Schnabel des Corials befestigt und die besten Schwimmer es versucht, mit dem andern Ende desselben die nächste Klippe zu erreichen, wird die Spitze des Fahrzeugs in den Strudel gerichtet und dieses mit vereinter Kraft von der Klippe aus gegen den Scheitel des Falles angezogen, wobei der glückliche Erfolg des Unternehmens einzig von der Gewandtheit des Steuermanns abhängt, der in ihm sitzen bleibt, um dasselbe in gerader Richtung zu erhalten. Erreicht das Boot glücklich den Scheitel, so lenkt er es aus dem Strom und legt es gegen die Klippe an, auf der die Schwimmer Posto gefaßt, und zwar so, daß der Kopf gegen den Strom gerichtet bleibt. Jetzt springen die kühnen Schwimmer mit Gedankenschnelle in das Boot, setzen mit aller Kraft die Ruder ein und versuchen den Strom des mit Macht sich hinwälzenden Wassers zu durchkreuzen; gelingt dieß, so ist das Fahrzeug gerettet, war aber ihre Kraft oder die Geschicklichkeit des Steuermanns nicht groß genug, so dreht sich der Schnabel desselben; rettungslos fährt es der Breite nach den Fall hinab und kommt gewöhnlich in Trümmern an jenem Saume von Schaum wieder zum Vorschein.

Als wir nach langem Aufenthalt endlich die Schwierigkeiten der Aritaka-Fälle überwunden, gewann der Fluß ein anderes Aeußere. Zahllose Sandbänke unterbrachen die spiegelglatte Oberfläche, welche von zwei Species Schildkröten und der Lacerta Iguana belebt wurden, die ihre Eier in den Sand der Bänke gelegt. Es war dieß ein willkommener Fund für uns und unsere Indianer, die eine ungemeine Geschicklichkeit in ihrem Auffinden besaßen, da diese Eier frisch eine besondere Delicatesse sind. Während der Legezeit unternehmen die benachbarten Stämme große Expeditionen hieher, um diese Eier zu sammeln und zu räuchern, wo sie sich lange Zeit halten.

Nachdem wir an der Insel Aramisari-Irupacu angekommen, passirten wir an ihrer südlichen Spitze die Mündung des Tipuri, des beträchtlichsten Flusses, auf den wir seit der Mündung des Cupuni gestoßen und der sich von Südwesten her mit dem Essequibo verbindet. Die Ufer des letztern sind hier 10 bis 12 Fuß hoch und bestehen fast durchgehends aus Lehm und Sand. Bei der Insel Ho-Obocuru beträgt die Breite des Stromes 1520 Ellen, wobei sich in Südost die etwa 640 Fuß hohen Arrisaro-Hügel erheben. Die Umsäumungen der Ufer wurden immer malerischer und überraschender. Hügel reihten sich an Hügel, bedeckt mit der ganzen Ueppigkeit einer tropischen Vegetation, unter der sich besonders die Mora excelsa, der Riesenbaum der Tropen, mit ihren schönen dunkelgrün belaubten Zweigen auszeichnete. Zahlreiche Species Bignonien mit ihren rosa und gelben, eine Menge Passifloren mit scharlachrothen und weißen Blüthen, das Combretum racemorum und die Norantea guianensis schlangen sich in zauberhaften Festons, überfäet mit dem üppigsten Blüthenschmuck von Zweig zu Zweig, und bildeten mit den großen, dunkelgelben Blüthen der Martia und den blauen der Jacaranda den freundlichsten Contrast in dem dunkeln Colorit der riesigen Laubbäume, während ein wie von Feenhänden gestickter Teppich niederer Blumen den ganzen Boden bedeckte.

Gewöhnlich wurde irgend eine größere Sandbank zu unserem Nachtlager ausgewählt, da unsere Versuche im Fischen an solchen Stellen immer erfolgreicher als an den buschigen Ufern des Flusses waren. Brach der Abend herein, war eine solche Bank zum Nachtquartier ausersehen, war gelandet, dann kannte auch jeder der Bootsleute seine Beschäftigung. Die einen eilten an das Ufer, um Pfähle für die Zelte zu hauen, andere zündeten die Feuer an; die Jäger nahmen ihr Gewehr und gingen in den Wald, während sich die Fischer beeilten, ihr Fischzeug in Ordnung zu bringen, die Angeln auszuwerfen, und andere wieder strichen mit Bogen und Pfeilen die Ufer entlang, um Fische zu schießen. In kurzer Zeit war unser Lager in vollkommener Ordnung, und das dringende Verlangen unserer hungerigen Magen beschwichtigt.

Eine eigenthümliche Erscheinung unter den Indianern ist es, daß, wenn sich Individuen aus verschiedenen Stämmen vereint auf der Reise befinden, sie dann niemals zusammen aus einem Topfe essen, ja nicht einmal nahe bei einander schlafen; — jeder Stamm bildet sein eigenes Lager, und da unsere Begleitung aus Warraus, Akawais, Macusis und Paramanas bestand, so bildete unser Lager immer eine kleine Zeltstadt, die schon durch diese in vier verschiedene Abtheilungen zerfiel. Die Feuer zur Bereitung des Abendessens breiteten sich daher nach allen Richtungen aus, über denen der irdene Topf entweder mit einer Iguana, einem Fisch oder einem Affen hing. War das Wetter gut, so begnügten sie sich ihre Hängematte zwischen zwei Bäumen oder Pfählen aufzuhängen, war aber Regen vorauszusehen, so waren im Nu eine Menge kleiner Hütten errichtet, die mit den Blättern einer Musacee bedeckt wurden. Es würde schwer seyn, sich ein malerischeres Bild zu entwerfen, als sich gewöhnlich bei einer solchen Gelegenheit entfaltet, besonders wenn der Mond mit seinem sanften Lichte die dunkeln Wolken durchbrach, und die majestätischen Wellen des Stromes mit silbernen Säumen umgürtete und die dicht bewaldeten Inseln scharf begränzte, während die hohen Ufer sich düster über den sanften Wellen erhoben und ihre dunkeln Schatten in das Silbermeer hineinwarfen, zu denen die grellen Lichter der zahlreichen Feuer auf der Bank mit den auftauchenden und wieder verschwindenden Indianergestalten den grellsten Contrast bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Delvigne's neuer Carabiner. Delvigne, bereits bekannt durch wichtige Verbesserungen an den Feuerwaffen, hat kürzlich einen Carabiner erfunden, der mit einem sehr kurzen Laufe (etwa 14 Zoll) und einer schwachen Pulverladung (3½ Grammes auf eine Lothkugel) auf große Entfernung mit Sicherheit trifft. Die Form der Kugel, wenn man sie noch so nennen darf, ist konisch-cylindrisch. Bei Versuchen, die zu Versailles angestellt wurden, traf die Kugel die Scheibe in einer Entfernung von 400 Metres (1200 Fuß) mit aller Kraft und fiel abgeplattet zu Boden. Das Princip dieser Gewehre scheint darin zu liegen, daß die Kugel nicht auf dem Pulver aufsitzt, so daß letzteres sich schneller und gleichmäßiger entzünden und die Kugel mit größerer Kraft hinausschleudern kann. (Nav. and Mil. Gaz. vom 4 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1843.

Notizen über die Tajaks auf Borneo.

(Von Julius Kögel.)

Die vielen theils größern, theils kleinern Völkerstämme, welche das Innere der großen Insel Borneo bewohnen, theilt man jetzt nach der Farbe und Verschiedenheit ihrer Haut in drei verschiedene Racen, nämlich die braunen, schuppigen und weißen Tajaks ein. Der Körperbau, die Gesichtsbildung und die Hautfarbe der sogenannten braunen Tajaks gleicht fast ganz der der borneoischen Malayen, und nur zuweilen zeichnen sie sich vor diesen durch einen schlankern Wuchs aus; dahingegen stehen sie den letztern an Muth und Civilisation bedeutend nach. Ihre Kampongs (Ortschaften) bestehen aus sehr kleinen, etwa 4 Fuß hohen und 8 Fuß langen, aus Schilf oder Kokoszweigen gefertigten Hütten, wovon nur wenige auf der Erde und bei weitem die Mehrzahl auf die Bäume gebaut sind. Die Kleidung der Tajaks ist höchst einfach, und besteht bei den Männern nur aus dem Kulet Kalju (einem 1½ Fuß breiten Stück Bast), welches man um die Hüften bindet, und bei den Frauen gar nur aus Blättern verschiedener Bäume, womit sie ihre Geschlechtstheile bedecken. Die Waffen der Tajaks sind die bei verschiedenen malayischen Völkern so beliebten Klewangs (3—4 Fuß lange, am Griffe etwa 4, am andern Ende aber 6 bis 7 Zoll breite Schwerter), welche durch Buginesen oder Chinesen an die Tajaks verhandelt werden; ferner Tamies (aus spanischem Rohr sehr künstlich geflochtene Schilder, an welchen selbst eine Flintenkugel abprallt), und Bogen und Pfeile. Damit nun die Schwerterhiebe der Feinde die Köpfe der tajak'schen Krieger nicht von deren Rumpfe trennen können, trägt jeder der Tajaks einige von Chinesen verschacherte kupferne Ketten, die in 6 bis 8 in jedem Ohre angebrachte Löcher festgemacht sind, und von da bis unter die Schultern herabhängen.

Die schuppigen Tajaks, welche bei weitem nicht so zahlreich wie ihre braunen Landsleute sind, jedoch an Menge die weißen Tajaks übertreffen, leben vereint mit den braunen Brüdern in denselben Ortschaften; sie vermischen sich jedoch nur selten mit einander. Die in solchen gemischten Ehen gezeugten Kinder erhalten zum Theil eine braune, zum Theil schuppige Haut. Die Haut der sogenannten schuppigen Tajaks sieht den Schuppen europäischer Karpfen ähnlich, und wenn man mit der Hand darüber hinstreicht, fallen sehr oft solche Hautschuppen, namentlich im Gesicht ab. Hinsichtlich ihrer Geistes- und Körperbildung stehen die schuppigen mit den braunen Tajaks auf gleicher Stufe; eben so wie auch ihre Kleidung und ihre Waffen gleich denen der braunen Brüder sind. Unter diesen schuppigen Tajaks findet man auch sehr viele, welche 5 bis 7 Zoll lange Schwänze haben. *) Die Schwänze solcher Menschen, die hier nicht (wie dieß manchmal bei den Eingebornen auf Java geschieht) abgeschnitten, sondern mit dem Kulet Kalju oder mit Blättern bedeckt werden, sind nicht mit Haaren bewachsen, gleichen übrigens den Schwänzen der Schweine gar sehr.

Die weißen Tajaks bewohnen die Hochgebirge des Innern von Borneo. Von den braunen und schuppigen Tajaks sehr gefürchtet und oft mit diesen im Kriege lebend, vermischen sie sich fast niemals mit denselben. Uns Europäern ist ihre Lebensweise und ihre Staatsverfassung noch sehr wenig bekannt, denn nur dann und wann werden einer oder einige derselben nach den holländischen Besitzungen auf Borneo oder Celebes gebracht. Die Hautfarbe dieser weißen Tajaks, die von ihren braunen Landsleuten, von Malayen und Chinesen als besonders roh und wild geschildert werden, ist theils kalkweiß, theils Paille, und nur bei wenigen isabell; sie sind etwas kleiner wie ihre dunkelfarbigern Brüder und haben eben so wie die Malayen und die andern Tajaks starke schwarze Haare und schwarze Augen. Kleidung, Waffen und Wohnungen sind höchst wahrscheinlich dieselben, wie die der schuppigen und braunen Tajaks, nur bewohnen die letztern meist die Thäler und die undurch-

*) Schon im Jahre 1841 hatte ich die Mittheilung gemacht, daß es geschwänzte Menschen, jedoch nur derartige Kinder, im javanischen Hochlande gäbe. Wie sehr dieß von Vielen auch bezweifelt worden ist, so kann ich jetzt nur wiederholt die Versicherung geben, daß außer den geschwänzten Menschen auf Java auch dergleichen Erwachsene unter den schuppigen Tajaks recht häufig anzutreffen sind, denn allein in Scharabat, 10 bis 15 Meilen von Pontianak befinden sich gegenwärtig an 20 geschwänzte Tajaks beiderlei Geschlechts.

dringlichen Waldungen, während die weißen Tajaks *) meist nur die unwegsamen Hochgebirge bewohnen, und deßhalb auch wohl nur in sehr kleinen Völkerschaften beisammen leben können.

Die borneo'schen Chinesen kennen ein Verschönerungsmittel, wodurch dann und wann einem der schuppigen Tajakrace angehörigen Mädchen eine weiße, oder richtiger, chinesisch-gelbe Haut zu Theil wird. Da es an chinesischen Frauen auf Borneo gar sehr mangelt, so vermählen sich die dortigen Chinesen häufig mit dortigen eingebornen Frauen. Zu diesem Behufe kaufen sie denn aber auch öfters schuppige Tajakmädchen, deren Haut natürlich sehr garstig aussieht. Diesem Uebel abzuhelfen, werden jene Mädchen mit einer von den Chinesen bereiteten Salbe bestrichen und alsdann in eine Höhle oder Grube gebracht, in welche weder ein Lichtstrahl noch ein frischer Luftzug eindringen kann. Die eingesalbten Mädchen müssen nun neun Tage lang in diesem Käfig bleiben, und erhalten während dieser Zeit nur Reis oder andere leicht verdauliche Speisen, in welchen sich durchaus kein Salz befinden darf. Nachdem diese Plagezeit vorüber ist, werden die eingesalbten Tajakfräuleins gebadet, und die nunmehr sehr leicht sich ablösende, schuppige Haut von dem ganzen Körper derselben abgeschält. Eine sehr zarte, weiße oder gelbliche Haut tritt nun an die Stelle des garstigen blauen und schuppigen Fells. Aus manchem früher häßlichen Tajakfräulein ist nach der eben erwähnten Cur ein recht hübsches chinesisches Weibchen geworden.

Sämmtliche Tajaks sind in unzählige Völkerschaften auf Borneo getheilt; theilweise sind sie selbst den malayischen Sultanen unterworfen. Vor allem herrscht der Sultan von Sambas, ein Vasall der Holländer, auch über eine große Anzahl brauner und schuppiger Tajaks. Ein ziemlich großes Tajaksreich hat sich in neuerer Zeit an der Westküste Borneo's gebildet, welches Scharabas zu seinem Hauptorte und daselbst einen Tajak als König hat. Dieß Reich scheint neuerlich auch den Europäern sehr gefährlich werden zu wollen, denn durch die von jenem König gegebenen Gesetze sind dessen Unterthanen zum Menschenmorden, namentlich zu dem der Europäer, so zu sagen gezwungen worden. Im Reiche der Scharabas besteht nämlich das Gesetz, daß kein Tajak sich daselbst unter den üblichen Ceremonien verehelichen **) darf, wenn derselbe nicht vorher erst sieben Tajaks- oder Malayenköpfe seinem König überliefert hat; das Haupt eines Europäers oder zwei Chinesenköpfe werden von dem Tajakkönige auch für sieben Malayen- oder Tajaksköpfe angenommen. Die abgelieferten Menschenköpfe werden alsdann geräuchert und zur Zierde vor des Königs Hause aufgehangen. Derjenige Tajak nun, welcher dem beregten Gesetze genügt und die bestimmte Anzahl Menschenköpfe dem Könige abgeliefert hat, wird alsdann zum Pankilihma (Officier oder Vorfechter) erhoben, erhält das Recht unter den üblichen Ceremonien sich vermählen und auch noch eine rothe Weste tragen zu dürfen, während denjenigen, welche noch nicht zum Pankilihma befördert worden sind, keine andere als die oben erwähnte Kleidung zu tragen gestattet ist.

Nicht weniger grausam wie die Heurathsgesetze der Scharabaser sind die den Göttern dieser Tajaks dargebrachten Menschenopfer. Kriegsgefangene werden nämlich von Zeit zu Zeit von den Tajaks geopfert. Unter gewissen, von ihnen angebeteten Bäumen werden die unglücklichen, zu Opfern bestimmten Menschen erst geschlachtet und in mehrere Stücke zertheilt, alsdann unter kriegerischen Gesängen und Tänzen gebraten und aufgefressen.

Geld ist den Tajaks noch wenig werth, denn für Salz, Waffen, Spiegel, Knöpfe ꝛc. kann man von ihnen weit mehr Goldstaub, Edelsteine und andere werthvolle Sachen als für baares Geld erhalten; daher kommt es denn auch, daß sie bei ihren Seeraubzügen — wobei sie sich stets buginesischer Steuerleute bedienen — nur Menschen, Salz, Waffen u. dgl. mehr zu rauben suchen und die übrige etwa gemachte Beute ihren ausländischen Nautikern überlassen.

Ein besonderer Schmuck der Tajaks sind Halsketten, die aus mehrern an eine Schnur gereihten Zähnen wilder Thiere bestehen. Die Frauen haben als Schmuck ein aus Rottan (spanisches Rohr) gefertigtes Körbchen auf dem Kopf und einige aus Horn gefertigte Ringe um die Arme, in den Ohren und in der Nase hängen.

Alle Hausgeräthschaften der Tajaks sind aus Cokosnußschalen oder aus Bambus gefertigt, und ein Stück Bambuspfahl muß sogar als Kochtopf oder als Bratpfanne dienen, weßhalb diese Bambusgefäße denn auch nur ein einzigesmal gebraucht werden können.

*) Die weißen Tajaks sind indeß mit den sogenannten Kackerlacken — welche von malayischen Eltern auf den sundischen und molukkischen Inseln gezeugt werden — die zwar auch weiße Hautfarbe, jedoch weiße Haare, sehr oft rothe Augen haben und bei der Nacht besser als am Tage sehen können, nicht zu verwechseln.

**) Concubinat ist jedem Tajak gestattet.

Gang der Dinge in England.

(Schluß.)

Vergebens sieht man sich unter diesen Umständen nach einem Rettungsmittel um; wir können jedoch eines nicht mit Stillschweigen übergehen, da es nicht nur jetzt bereits im Parlamente zur Sprache gebracht ist, sondern auch das ganze Benehmen der Minister darauf hindeutet, daß es der Rettungsanker Englands werden soll. Es ist die schon von mehreren, zuerst von Hrn. Wakefield angeregte Idee, die Auswanderung nach den englischen Colonien auf alle Weise und zwar ganz systematisch zu befördern, damit die angewachsene Zahl neuer Consumenten der Industrie Englands einen stets steigenden Absatz sichere. Ch. Buller, der bekannte Secretär Lord Durhams, und wohl dereinstiger Colonialminister, wird den Gegenstand demnächst im Parlamente vorbringen, und das schon im vorigen Jahre dem Tarif zu Grunde gelegte Princip, sämmtliche Colonialerzeugnisse vor denen anderer Länder in der Einfuhr zu begünstigen (s. Nr. 136 ff. vom vor. J.), ist ein vorbereitender Schritt zu diesem Plane. Daß mit der Zeit dar-

aus für England eine große Quelle des Handels und des Reichthums erwachsen kann, ist wohl nicht zu bezweifeln; es fragt sich aber, ob der Plan schnell genug reift, ehe die dringende Lage des Landes umfassende Aenderungen im Handelssystem und in der innern Organisation herbeiführt. Die Wahrscheinlichkeit spricht für letzteres, um so mehr, als bereits starke Stimmen auftauchen, daß der Plan einer systematischen Auswanderung keinen allgemeinen Anklang im Lande finden werde, so lange die Korngesetze bestehen, da man den Auswanderungsplan nur als einen Kunstgriff ansehen könne, um das „Kornmonopol" aufrecht zu erhalten.

Man kehrt also immer wieder zurück auf die Korngesetze, die wahre origo mali, deren schlimme Folgen auch neuerlich wieder (am 14 März) Lord Mounteagle (der ehemalige whiggische Finanzminister Spring Rice) auf eine eben so klare als unwiderlegliche Weise dargethan hat. Kein Anwesender erhob eine ernste Einsprache dagegen, und Lord Ashburton, derselbe, welcher den Vertrag vom 9 August mit Nordamerika abschloß, bestätigte die Ansicht Lord Mounteagle's, statt sie zu widerlegen, indem er sagte, die hauptsächlichste Ursache des Elendes im Lande seyen nicht die Korngesetze, sondern der fast gänzliche Ausfall des amerikanischen Marktes. Die Sprecher der Anti-Cornlaw-Ligue haben aber bis zum Ueberdruß bewiesen, daß gerade die Korngesetze der Hauptgrund seyen, weßhalb der amerikanische Markt den Manufacten Englands beinahe verschlossen sey. Zwar sprechen noch einige edle Lords davon, man könne den hart besteuerten Grundbesitzer nicht ohne Schutz lassen, aber Lord Mounteagle entgegnete treffend, daß man eben von Seite der Grundbesitzer jeder gründlichen Untersuchung der besondern, auf dem Grundbesitz haftenden Lasten widerstrebe, und dieß fand seine Bestätigung an demselben Tage im Unterhause, wo ein Hr. Ward die Forderung stellte, daß eine Committee niedergesetzt werde, welche die auf dem Grundbesitz haftenden Lasten genau untersuche. Sir R. Peel widersetzte sich, um nicht allzuoffen vor der Welt darzulegen, was schon oft von einzelnen bewiesen wurde, daß der Landbesitz in England schwächer, als im ganzen übrigen Europa, belastet sey. Wie lange man indeß mit der trockenen Weigerung der Abhülfe ohne allen Beweis für das Gegentheil ausreichen wird, in einem Lande wie England, wo alle öffentlichen Interessen so genau gekannt sind und so offen besprochen werden, das läßt sich freilich nicht mit Sicherheit angeben, wohl aber vermuthen, daß diese Zeit nicht sehr lange dauern werde. Zu einer Art von Entscheidung kommt es vielleicht bei der Verhandlung über die Einfuhr von canadischem und nordamerikanischem, über Canada eingeführtem Korn. Soll die Maaßregel in der bis jetzt angekündigten Art zur Ausführung kommen, so ist ein bedeutendes Sinken der Kornpreise in England vorauszusehen. Der Quarter Weizen kostet in New-York gewöhnlich 24 Shill., jetzt wohl noch weniger, und im Westen, in dem an die Seen stoßenden fruchtbaren Lande, darf man ihn, namentlich bei der jetzigen dort herrschenden Armuth an baarem Gelde, kaum auf 16 bis 18 Shilling anschlagen. Nimmt man aber auch 24 Sh. als Durchschnittspreis an, und schlägt für Zoll, Fracht und Umladekosten in Canada 16 Shill. an, — gewiß ebenfalls zu viel — so kommt der Quarter in England auf 40 Shill., und Canada in Verband mit Nordamerika kann so viel Getreide nach England liefern, daß der Mittelpreis von 56 Shill., welchen Peel im vorigen Jahre annahm, auf 40 bis 44 Shill. sinken muß, vielleicht auf 36. Dann ist es den Pächtern nicht mehr möglich, die jetzigen Pachtschillinge zu zahlen, und die Hochtories müssen sich so gut wie die Whigs und die Verfechter der gänzlichen Abschaffung der Korngesetze gegen den Plan erklären. Mit diesem Mittel richtet also das Ministerium nichts aus, und es ist, wie schon erwähnt, nur geeignet, die Schwierigkeiten zu vermehren.

Uebersieht man den ganzen Verlauf der Verhandlungen über die Korngesetze und den Zustand des Handels, wie sie seit 20 Jahren geführt wurden, so muß man erkennen, daß jetzt nichts übrig bleibt, als die untere Classe zu erleichtern und die Last auf die Schultern der Reichen zu wälzen; Peel hat mit der Einkommensteuer den Anfang gemacht, und wird fortfahren müssen, der Arbeit die Last abzunehmen und sie auf den Absatz zu legen. Man wird einwenden, dieß sey eine zu demokratische Maaßregel, aber die ganze Grundlage unsrer neuern Staaten ist demokratisch und wird es immer mehr. Bald wird es eine durch keine Scheingründe mehr umzustoßende Wahrheit seyn, daß derjenige Staat der stärkste und der glücklichste ist, welcher die Arbeit und die nothwendigen Lebensbedürfnisse am wenigsten, den Besitz und den Luxus am meisten besteuert. Man wird freiwillig oder gezwungen zu der Einsicht gelangen, daß derjenige, welcher nichts besitzt als seine beiden Arme um zu arbeiten, auch nichts zahlen soll von seinem sauern Erwerb, weder direct noch indirect. Die innere Geschichte Englands ist höchst lehrreich in dieser Beziehung, denn nirgends hat man noch die Ungerechtigkeit, der Arbeit die größten Lasten aufzubürden, weiter getrieben.

Urtheil über die Boeren vom Cap.

Im jetzigen Augenblick, wo englische Truppen gegen die ausgewanderten Boeren ziehen, und man von verschiedenen Seiten diese Leute als eine rohe, verwilderte Race zu schildern sucht, ist es nicht ohne Interesse, aus einem englischen Werke: Notes and Reflections during a Ramble in the East. By C. R. Baynes, eine Charakteristik derselben zu entlehnen: „Das Benehmen dieser gastfreien und einfachen Leute ist instinctartig höflich; sie machen weniger Betheuerungen als die Franzosen, zeigen aber mehr Wärme als die Engländer, und nie hat eine Menschenclasse auf mich einen günstigern Eindruck gemacht, als die holländischen Boeren auf dem Cap. So weit ich immer Gelegenheit hatte sie zu beurtheilen, habe ich eine sehr hohe Meinung von ihrer Moralität gefaßt: besser geordnete Familien kann man nicht finden, einen unanständigen, irreligiösen Ausdruck habe ich nie vernommen, einen Betrunkenen nie gesehen, Achtung gegen die Eltern besteht in einem Grade, wie er jetzt in England selbst nicht gewöhnlich ist, und dem Gottesdienste wohnen sie trotz mancher Schwierigkeiten regelmäßig bei. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Familie in ihrem Wagen 4 bis

5 Stunden weit in die Kirche fährt, und um das Abendmahl zu empfangen, machen sie manchmal eine Reise von einer Woche zu großem zeitlichem Nachtheil und Verlust."

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Während der Nacht beeilten sich gewöhnlich die Fischer, die Angeln nach dem Lau Lau auszuwerfen, der nach dem Sadis Gigas der größte Süßwasserfisch Guiana's ist, oft eine Länge von 10 bis 12 Fuß und dabei eine Schwere von 200 Pfund erreicht. Sie schwimmen ungemein schnell und besitzen eine merkwürdige Muskelkraft; hievon nur ein Beispiel. Als wir den Parima aufwärts fuhren, hatten wir unser Lager an dem Scheitel eines der großen Fälle aufgeschlagen. Spät am Abend fuhr noch einer unserer indianischen Begleiter mit dem Boot aus, um Fische an der Angel zu fangen, während wir übrigen schon längst im tiefen Schlafe lagen. Plötzlich wurden wir durch ängstliches Hülfegeschrei aus diesem aufgeschreckt, und sahen bald den unglücklichen Fischer, der einen Lau Lau an seiner Angel, die Leine aber am Boote befestigt hatte, ohne ein Messer oder ein anderes Instrument bei der Hand zu haben, diese durchzuschneiden, in augenscheinlicher Gefahr, da der Fisch das Boot rasch dem Scheitel des Falls entgegenzog. Glücklicherweise kamen wir noch zeitig genug, mit Jagdmessern bewaffnet, um das Boot vor dem gefährlichen Sprunge zu bewahren.

Einige Tage später kamen wir in die Nähe des Arisaro-Gebirges, das sich von Ost nach West hinzieht. Seine mittlere Höhe beträgt 600'. Sechzehn Meilen weiter südlich zwingt die gegen 200' hohe Hügelkette des Yaga, die sich längs des östlichen Ufers hinzieht, den Fluß, der von Westen kommt, seinen Lauf gegen Norden einzuschlagen, und fünf Meilen weiter aufwärts erreichten wir am linken Ufer die gegen 200' hohe Oumai-Kette, die den Fluß wieder mehr nach Osten drängt, so daß er hier den größten Winkel während seines ganzen Laufes bildet. Die Freude, die wir an dem ruhigen und glatten Spiegel des Flusses mit seinen romantischen und üppigen Ufern gehabt, sollte bald wieder gestört werden, da uns die Fälle von Cumaca und Atramalalli neue Hindernisse in den Weg legten, an denen wir sogar unsere Boote ausladen mußten. Den folgenden Tag wiederholte sich dieselbe Arbeit an einem neuen Granitwall, der den Strom von Nordost nach Südwest durchkreuzte. Diese Felsendämme bildeten die Verbindungslinie zwischen den beiden Armen des Curamucu-Gebirges, das von dem Flusse durchschnitten wird und sich gegen 1200' erhebt. Kaum hatten wir neuen Athem geschöpft, als das ferne Brausen, die einzelnen Schaumflocken, die ruhig auf uns zutrieben, neuen Schweiß und neue Gefahren verkündeten. Bald sahen wir auch die Fälle von Wenhuri-Bumoco vor uns, die wir aber ebenfalls glücklich überschritten; der längste Aufenthalt wartete unser jedoch noch: die Fälle von Waraputa, die gefährlichsten der ganzen Reise, waren noch zu übersteigen. Ungeheure Granitblöcke und riesige Felsenstücke, die in wilder Verwirrung aufeinander gethürmt sind, bilden eine zahllose Masse Canäle, durch welche sich das Wasser mit wüstem Getöse hindurchstürzt.

Nach der anhaltendsten und mühsamsten Arbeit, unter welcher oft das Leben der Bootsleute und unsere Fahrzeuge in der augenscheinlichsten Gefahr schwebten, gelang es uns endlich, auch diesen Felsenwall zu überwinden, worauf wir bald auf dem westlichen Ufer an dem protestantischen Missionsdorfe Waraputa landeten, das der Missionär Hr. Youd gegründet, nachdem er durch die Brasilianer aus Pirara vertrieben war. Das Dorf liegt an einer der romantischsten Stellen des Stromes, zählt bereits 30 Häuser und eine kleine Kirche, in welcher Hr. Youd in der Macusi-Sprache predigt, und wird von Macusis, Cariben und Parawanos bewohnt. Das freundliche Aeußere der Häuser, die Ordnung und Sauberkeit des Orts, die zufriedenen und fröhlichen Gesichter der Bewohner, die zugleich die ganzen Umgebungen in Ackerland verwandelt hatten, übten den angenehmsten Eindruck auf uns, und sprachen laut und deutlich von der Liebe und dem Segen, mit welchem Youd hier gewirkt hatte. Da wir uns hier gern mit unserem bewaffneten Nachtrab vereinigt hätten, so warteten wir mehrere Tage, und setzten, als dieser fortwährend ausblieb, unsere Reise weiter fort, wobei die Gesellschaft durch Hrn. Youd vermehrt wurde, indem bei der Aussicht, die sich durch unsere Mittheilungen über den Stand der Dinge eröffnet hatte, die alte Liebe zu seinem frühern Wirkungskreise wieder erwacht war. Nordöstlich vom Dorfe befindet sich der wichtigste der Waraputa-Fälle, der noch durch die Menge in den Felsen eingehauener Hieroglyphen bedeutend an Interesse gewinnt, die offenbar von einer frühern, höhern Culturstufe der Eingeborenen zeugen. Die Figuren sind von 1 bis 2' Höhe und ½" Tiefe eingehauen und stellen die sonderbarsten Charaktere vor, unter denen ich deutlich Menschengestalten, Copien von Schiffen und Thieren u. s. w. unterscheiden konnte. Fragt man die Indianer, wer dieß gethan? so antworten sie gewöhnlich: dieß sey von ihren Voreltern vor langer, langer Zeit geschehen, als die großen Wasser noch ihre Heimath bedeckt und der gute Geist noch unter ihren Voreltern gewohnt, der böse aber noch nicht die Macht besessen, die er jetzt ausüben dürfe. Bald nachdem wir Waraputa verlassen, stießen wir am nördlichen Ufer auf zwei große Steinblöcke, von denen der eine 95', der kleinere 65' im Umfange hatte. Es scheint, daß sie einst Ein Stück gebildet, das durch irgend einen Zufall geborsten ist. Auf der Oberfläche befindet sich der täuschende Abdruck eines menschlichen Fußes, in einer Stellung, als sey ein Mensch von dem einen Stein zum andern geschritten. Die Indianer erzählen, es seyen dieß die Spuren, die der gute Geist zurückgelassen, als er bei seinem Wohnen unter ihren Voreltern durch diese Gegend gekommen.

Fälle folgten jetzt auf Fälle, der eine immer bedeutender und gefährlicher als der andere, wie sie zugleich der Lieblingsaufenthalt des wohlschmeckenden Myletes Pacacu waren, der sonst nie in den untern Theilen der Flüsse vorkommt, weßwegen auch die Halbindianer große Fischzüge nach der ersten und zweite Reihe der Fälle im Essequibo und Mazaruni unternehmen, um den Pacacu zu schießen und zu fangen, der theils gesalzen, theils getrocknet einen ansehnlichen Handelsartikel in der Colonie bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsthätigkeit in England für China. In der letzten Monatsversammlung der Gesellschaft für Beförderung christlicher Erkenntniß wurde angezeigt, daß chinesische Typen in gehöriger Menge angeschafft worden seyen, um jede verlangte Anzahl von Büchern in chinesischer Sprache zu drucken, sobald Gelegenheit gegeben sey, solche mit Nutzen nach jenem Reiche zu senden. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 24 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1843.

Helgolands Rettung.

Nur wenn bald Hand ans Werk gelegt wird, ist noch Rettung möglich, denn dieses Eiland schwindet rasch dahin, es wird von Jahr zu Jahr schmäler, und in einigen Menschenaltern wird Wogendrang das dann noch übrige Rückgrat brechen; der Anfang dazu ist schon gemacht, denn im nördlichen Theile der Insel geht eine an der Felswand deutlich sichtbare Kluft quer durch das hier schmale Eiland, und ist von der Westseite schon den Wellen zugänglich.

Ohne der ältesten Sage*) von der einstigen Größe dieser Insel, welche überdieß ganz fabelhaft ist, Glauben zu schenken, kann man sich, wenn man bei günstiger Ebbe die Insel im Boote umfährt, oder von oben herab auf das an der West- und Südseite aus den Fluthen wie ein Sturzacker hervortretende, und am äußern Umfange schwarz durch das Wasser scheinende Klippengestade blickt, bald überzeugen, wie viel diese Insel seit wenigen Jahrhunderten verlor, und kann von greisen Lootsen hören, wie viel die Wellen, seit sie gedenken, wegrissen. So war Helgoland noch im vorigen Jahrhundert mit den östlich etwas über eine halbe englische Seemeile entfernten „Withe Klippen" (hohe, steile Kreidefelsen, da wo jetzt die Düne ist) verbunden; eine ungewöhnlich starke Sturmfluth riß sie bis zur Ebbelinie weg, und bildete zwischen ihren Resten und der Insel einen einige Klafter tiefen Canal, in welchem jetzt die Dampfschiffe ankern. Auch der südliche, breite Theil der Insel hat sich rasch und sehr bedeutend vermindert, und obgleich sich hier durch das noch vorspringende Südhorn (die südlichste Spitze der Insel) eine Einbuchtung gebildet hat, die so hoch mit Geröllen angespült worden ist, daß sie auch bei starken Fluthen nicht überschwemmt wird, daher auf diesem sogenannten Unterland eine Menge großer Gebäude erbaut worden sind, so ist es doch ersichtlich, daß wenn in der Folge das Südhorn und endlich der hohe Falm (die steile Felsenwand der Südseite, an welcher man auf einer gußeisernen Treppe aufs Oberland gelangt) der Gewalt der Wellen hat weichen müssen, hier Niemand mehr wird wohnen können, denn dann wird die nächste Sturmfluth die Häuser wegreißen. Das wissen die Helgoländer wohl, aber sie hegen die Hoffnung, daß ihren Nachkommen dereinst die Sanddüne zum Asyl dienen werde. Sie haben daher vor mehreren Jahren angefangen die Nordseite derselben mit Pallisaden und Flechtwerk zu befestigen, aber es war nicht zweckmäßig angelegt und hat daher nichts geholfen; auch wird die Düne jeden Winter bei starken Stürmen überfluthet, denn nichts bricht bis jetzt noch die Gewalt der Wellen.

Die am meisten zur Zerstörung dieser Felseninsel wirkende Ursache ist der Frost. Die Risse des von Natur schon, besonders oberhalb, in kleine Stücke zerklüfteten und dünn geschichteten rothen Thongesteins füllen sich mit Feuchtigkeit, sey es durch den im Spätherbst reichlich eingedrungenen Regen, oder durch die im Winter an der Westseite oft bis auf die Oberfläche der Insel spritzende Brandung; das Wasser gefriert in den Rissen und die bekannte Gewalt des krystallisirenden Eises treibt sie auseinander, milde Witterung tritt ein, es thaut wieder auf, und so geht es in Einem Winter mehr wie einmal. Die äußere Umgebung der Insel, besonders der obern Hälfte, vorzugsweise der West- und Nordseite, ist hierdurch oft bis auf einige Fuß weit aufgelockert; es bilden sich lange Spalten an den Rändern, lange Streifen Erdreich und Felsen trennen, senken sich, und stürzen von selbst herab, wenn sie die Wellen nicht schon wegrissen.

Die zweite Hauptursache der Zerstörung ist der besonders an der West- und Nordseite, und hauptsächlich im Winter furchtbar gewaltige Wellenschlag; er reißt Felsenstücke los, wirft Klippen, die vom Ganzen getrennt wurden, um, und spült alles Lockere an der Außenfläche der Felsenwände bis oben herauf ab, denn er schleudert Büschel von Seetang und Conchylien über das oft mehr als 180 Fuß hohe, senkrechte Felsengestade, auf die grüne Oberfläche der Insel. Das Unterwühlen der untern, stärkern Bänke durch die Wellen geht langsamer, aber bei dem weichen Gestein leider rasch genug.

Daß auch im Sommer Luft, Regen und selbst milder Sonnenschein das Ihrige bei dem weichen, zerklüfteten Gestein

*) Siehe Wax der Decken: Untersuchung über die Insel Helgoland. 1826.

zu dessen Auflockerung beitragen, bedarf keiner weitern Erörterung, sie bereiten meist nur vor, und ihre Wirkung schreitet langsam, aber sicher fort.

So nagt jeden Tag Vernichtung an dem armen, und doch so wichtigen Eilande.

Das erste Mittel diese Insel zu erhalten, was man auch für das beste und einzig mögliche halten könnte, ist, sie mit einem tüchtigen Molo zu umgeben, allein die Unkosten werden enorm seyn und er daher nicht zur Ausführung kommen; es gibt aber noch ein viel wohlfeileres Mittel, wovon sogleich die Rede seyn wird, nachdem zuvor ein vor kurzem gemachter Vorschlag beleuchtet worden ist, nämlich diese Insel mit einer aus ihrem obern Rande gebildeten Böschung zu umgeben. Wenn man dabei an die Böschung eines Walles, an die von manchen Hügeln und Bergen denkt, wie sie, wenn gleich nur von Erde und oft ohne vegetabilischen Ueberzug Jahrtausende der Einwirkung der Atmosphärilien, ohne wesentliche Veränderungen zu erleiden, widerstanden und noch widerstehen werden, so kann dieser Vorschlag wohl Beifall finden, aber es ergibt sich sogleich seine Unhaltbarkeit, wenn man betrachtet, daß die erwähnten Böschungen einen festen Fuß haben und behalten, der ihre Haltbarkeit bedingt. Bei Helgoland hieße es aber den Wellen vorarbeiten und die Insel ringsum in ein paar Wintern bedeutend und muthwillig verkleinern. Denn selbst, wenn man als Fuß der Böschung die stärksten Blöcke des dortigen Gesteins hinbringen wollte, so werden diese dennoch bald von den Wellen unterwaschen werden, gleich wie die vor wenig Jahren noch stehenden Klippen, der Mönch, der Markstein u. s. w.; aber diese Blöcke werden von den in den Wogen spielenden Nixen herabgezogen nach der Tiefe, die ganze Böschung wird dann ein lustiges Spiel der Wellen, und in ein paar Jahren wird die Insel wieder dastehen wie sie war, mit ihren senkrechten Felsenwänden, und der alte Proceß der Zerstörung wird wieder beginnen.

Man könnte mit besserm Grunde vorschlagen, große Felsblöcke von Granit, Porphyr, Basalt, dichtem Kalkstein u. s. w., wie sie am tauglichsten in möglichster Nähe zu erhalten wären, herbeizuholen, und aus ihnen zuerst einen Riesendamm und dahinter die erwähnte Böschung zu bilden. So würden die Unkosten eines regulären Molo größtentheils erspart und man hätte nur die Kosten für Einschiffen, Transport und Hinschaffen an Ort und Stelle zu tragen. Aber diese Art Helgoland zu schützen, würde nicht nur fast eben so viel Kosten, als das gleich vorzuschlagende Mittel verursachen, sondern auch seinen Zweck nicht erreichen, wie sich aus dem Frühern und dem Folgenden selbst erklärt.

Um meinen Vorschlag, Helgoland zu befestigen, ohne unterbrechende Erklärungen vortragen zu können, ist es nöthig, eine Erfahrung, auf welche er gegründet ist, vorauszuschicken.

Ueberall, wo metallisches Eisen im Wasser zwischen kleines Gerölle zu liegen kommt, wird das zunächst liegende Gerölle und der grobe Sand durch das sich in Eisenoxyd und Eisenoxydhydrat umändernde Eisen so stark unter einander und an den Kern des umgeänderten Eisens gekittet, daß sie feste Klumpen bilden, welche den Wellen viel länger widerstehen als das einzelne Gerölle, und man könnte sagen, unverwüstlich sind. Ein paar Beispiele werden dieß noch deutlicher darstellen.

Während der mir übertragenen Gebirgsuntersuchung Griechenlands fand ich an den dortigen Küsten solche zusammengerostete Conglomerate, z. B. bei Kéneta, einem kleinen Dorfe von wenigen Häusern am Meerbusen von Aegina, unweit des Isthmus von Korinth. Als wir Mittags rasteten, hatten einige Mann des mir zugetheilten Pionnierdetaschements sich die Erlaubniß ausgebeten baden zu gehen; als sie zurückkamen, brachte der Unterofficier mir einen faustgroßen Geröllklumpen, welcher ihm unter den kleinen Geröllen des Strandes besonders deßhalb aufgefallen war, weil er eisenrostig aussah. Er meinte einen Eisenstein gefunden zu haben; um ihm zu beweisen, daß solche nur eisenrostige Stücke nicht brauchbar seyen, schlug ich ihn mit einem Hammer entzwei, aber mit Verwundern sahen wir, daß ein drei Zoll langes Zusammenschlagmesser darin lag, was trotz seiner hölzernen Schale und daher wenigem Eisen, die nächsten Gerölle so verkittet hatte, daß in dem festen, wohl abgeschlossenen Klumpen die hölzerne Schale trocken war.

Aber auch bei Helgoland fand ich das Mittel, diese Insel zu erhalten, denn an den Felsenriffen nördlich an der Düne lagen ein paar große Geröllconglomerate, welche durch den Rost einer Partie langer Schiffsnägel von gestrandeten Fahrzeugen Gerölle um sich herum auf das festeste zusammengekittet hatten. Ganz ähnliche Stücke bewahrt der kenntnißvolle Hr. Pastor Müller zu St. Catharina in Hamburg in seiner interessanten Sammlung.

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, diese gewiß häufig an den Küsten vorkommende Erscheinung zur Sprache zu bringen, und überhaupt bei Wasserbauten zur Anwendung vorzuschlagen, da mir nicht bekannt ist, daß irgendwo bis jetzt davon Gebrauch gemacht worden wäre, und gewiß die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit dieses Mittels anerkannt werden wird. Nun zur Hauptsache.

Zuerst rathe ich, nur auf ein paar Lachter tief auf dem Felsenriff vor der Westseite einen einfachen, wenig Kosten verursachenden Bohrversuch zu machen, ob vielleicht in geringer Tiefe der Porphyr liegt, welcher wahrscheinlich die isolirte Hebung des Eilandes bewirkte. Es soll ja ein einige Seemeilen von Helgoland nördlich befindliches Riff aus Granit bestehen, wahrscheinlich derselbe Porphyr, von welchem man am westlichen Strande der Düne nicht selten Gerölle findet; ist jenes Riff wirklich da, so liegt dieß feste Gestein vielleicht nahe unter der Ebbelinie der Riffe, die sonst Helgoland waren; ist ein solcher fester Felsengrund nicht über zwei Lachter wirklich vorhanden, so muß ein Graben (Rösche) bis auf ihn niedergehauen werden, wenn man radical helfen will; ist er nicht vorhanden, so muß man südwestlich von dem Südhorn in angemessener Entfernung vom Felsgestade, damit einstürzende Felsmassen die Arbeit nicht stören, und doch so nahe an der Insel als es rathsam ist, in dem bei der Ebbezeit hervortretenden Felsenriffe einen sechs Fuß tiefen und wenigstens eben so breiten Graben aushauen. Die Arbeit wird mit Keil und Spitzhaue,

auch mit Schlegel und Eisen während der günstigsten Monate durch geübte Leute rasch zu betreiben seyn. Mit Sprengen läßt sich einestheils in dem milden Thongestein nichts ausrichten, und dann dürfen, um der Zukunft willen, durch die Gewalt des Pulvers keine Klüfte offen gemacht werden. Von der wenigen Zeit, welche das Meer zu dieser Arbeit erlaubt, wird viel Zeit verloren gehen, um das nach jeder Fluth in den Gräben stehende Wasser, und das was an Gerölle, Tang u. s. w. hereingespült worden ist, auszuleeren; es dürfen daher nur Grabenlängen von einigen Klaftern ausgehauen, und zwischen der daran stoßenden Verlängerung des Grabens durch möglichst dünne, stehen gelassene Scheidewände des Gesteins getrennt bleiben, damit keine Part auf die andere warten muß, um ihre Arbeit fortzusetzen; diese beginnt bei jeder Distanz in ihrer Mitte, damit die Arbeiter auf den beiden entgegengesetzten Seiten zu gleicher Zeit arbeiten können. Man treibe die Arbeit in drei Straßen, jede zwei Fuß hoch und weit genug von einander, damit die Arbeiter sich nicht hindern, so können in jedem Graben bis zu zwölf Mann auf einmal arbeiten. Das ausgehauene Gestein muß über das Riff hinaus nach der Tiefe gefördert werden, damit es die Fluth nicht in die Arbeit spült und man täglich noch mehr auszuräumen hat, als was die Fluth so schon hineinbringen wird. Alle nöthigen Geräthschaften, als Schöpfeimer, kleine Druck- und Kritschel-Sackpumpen, von denen man mehrere auf einmal in den Graben stellen kann, Gezäh u. s. w. muß in gutem Stande und stets mehr als nöthig ist, vorhanden seyn. Die Boote, auf welchen die Mannschaften jeder mit seinem Arbeitszeug noch vor der Ebbe hingefahren werden, müssen, wie sich von selbst versteht, mit guten Schiffern besetzt seyn, die bei jeder drohenden Witterungsveränderung die Mannschaften aufs schnellste an Bord nehmen. Man muß mit dem Grabenaushauen stets um ein Jahr voraus seyn, damit die Maurung in dem vom vorigen Jahre fertigen Graben in der günstigsten Zeit eingesetzt werden und gehörig erhärten kann, damit sie dem stürmischen Winter gehörig widerstehen und die Ausfüllung bewahren könne, denn diese wird nicht im ersten Jahre fest. Sobald man weiß, wie viel jährlich Graben auszuhauen Geldmittel und Mannschaft erlauben, müssen in Holland, außen mit Sand bestreute, scharf gebrannte Klinkerziegel von 15 Zoll Länge, 8 Zoll Breite und 6 Zoll Dicke (Leipziger Maaß) bestellt, und mehr als der Jahresbedarf ins Unterland gebracht werden. Diese Ziegel müssen oben und unten, also auf den breiten Seiten, bei dem Formen eine einen halben Zoll breite und drei Achtel Zoll tiefe Kerbe bekommen, welche rechtwinkelig über der Mitte der Länge quer herübergeht, so daß beim Uebereinanderlegen dieser Ziegel die Vertiefungen genau auf einander passen.

Es müssen ferner die Materialien zu einem guten Wassermörtel vorräthig seyn.

Ferner muß man einen hinreichenden Vorrath altes Eisen, auch Hammerschlag und reine Eisenfeile gesammelt, und sich des jährlichen Bedarfs in Hamburg, Bremen, London rc. schon zum voraus versichert haben. Für den jetzigen Zweck taugen am besten drei bis zehn Zoll lange, einen Viertel bis einen halben Zoll dicke Eisenstäbe, Nägel, dicker Drath, Gitter u. s. w., ferner flache Eisenstücke von der angegebenen Länge und mindestens einen Achtelzoll dick als: altes Bandeisen, Thür- und Fensterbänder u. s. w.

Es muß auf der Düne am südlichen oder westlichen Strande ein guter Vorrath durch grobe Wurfgitter geworfenes Gerölle vom groben Sand an bis etwa zu zwei Zoll im größten Durchmesser nur zum Abholen bereit liegen.

Ist nun der Graben (Rösche) auf die erforderliche Tiefe und Breite ausgehauen (die beiden langen Seiten senkrecht und eben, nach der Schnur und parallel, die Sohle besonders an dieser Seite horizontal, in gleichem Niveau und eben), so setzt man bei recht stiller Ebbezeit auf eine Länge, mit der man bis zum Eintritt der Fluth fertig werden kann, mit gut bindendem, schnell erhärtendem Wassermörtel, der mit reiner, durchgesiebter Eisenfeile gemengt ist, an beiden langen Seiten eine Scheidenmauer von den beschriebenen Klinkerziegeln ein. Der Raum zwischen diesen beiden Seitenmauern wird, nachdem eine bestimmte Länge Graben ausgeleert und gereinigt worden ist, auf der Sohle mit altem Eisen bestreut, so daß sie damit bedeckt ist, sodann werden die erwähnten Gerölle von der Düne sorgfältig und gleichförmig mit den früher erwähnten alten Eisenstücken vermengt bis zur Oberfläche der Mauer und des Felsenriffes nach und nach eingefüllt. Von Lage zu Lage streut man eine hinreichende Menge Glühspan, Hammerschlag oder reine Eisenfeile gleichförmig zwischen die Gerölle, damit sich die kleinen Zwischenräume bald verkitten. Die Stelle, bis wie weit man dieß Gemenge auffüllen kann, wird natürlich durch eine eingesetzte starke Bretterwand begränzt; dieser Raum muß aber auch mit einemmale richtig ausgefüllt werden; beim nächsten Ausfüllen wird die Bretterwand natürlich weggenommen und die neue Ausfüllung als ein fortlaufendes Ganzes weiter geführt werden.

(Schluß folgt.)

Eisenbahnunfälle in England.

Der kürzlich bekannt gemachte officielle Bericht zeigt eine bedeutende Verminderung in der Zahl der Unfälle. Der letzte Bericht enthält eine Auseinandersetzung der Unfälle vom 12 August 1840, Datum der Einführung der Acte über die Regulirung der Eisenbahnen, bis zum 1 Jan. 1842, woraus hervorgeht, daß die Zahl der Eisenbahnunfälle in den letzten fünf Monaten des Jahres 1840 28 betrugen, welche 22 Todesfälle und 131 schwere Verletzungen zur Folge hatten; in den zwölf Monaten des Jahres 1841 betrug die Zahl der Unfälle nur 29, welche 24 Todesfälle und 71 schwere Verletzungen zur Folge hatten. Im verflossenen Jahre 1842 war die Zahl der Unfälle nur 10, der Todesfälle 5, und darunter 4 durch große Unbesonnenheit veranlaßt; die Zahl der schweren Verletzungen war nur 14. Es ist jedoch zu bemerken, daß hier nur Unfälle aufgezählt sind, welche Reisenden während der Fahrt zustießen. Da die Zahl dieser Reisenden in der genannten Zeit über 18 Millionen betrug, so scheint es, daß die Wissenschaft, was die Führung der Locomotiven betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hat. (Athenäum vom 25 März.)

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Den 18 Januar erreichten wir das Twasinki-Gebirge, das sich gegen 1100′ über den Spiegel des Flusses erhebt, und einige Meilen weiter kamen wir an den Ausläufer des 900′ hohen Akaiwanna-Gebirges, das auf dem östlichen Ufer gegen Nordosten verläuft. Dieses und das Taquiari- oder Comuti-Gebirge von gleicher Höhe, auf das wir nach wenigen Meilen stießen, zwangen den Fluß, ein förmliches S zu bilden. Zwei mächtige Granitblöcke, die weit über die sie umgebenden Bäume hervorragten und ganz das Aussehen zweier alten Warten hatten, verliehen diesem Gebirge ein ganz besonderes Interesse. Zittern und Zagen ergriff unsere indianische Bootsmannschaft, als wir in die Nähe dieser Granitzinnen kamen, denn sie waren der Aufenthalt eines der bösesten Geister unter der Legion, die sie zu fürchten hatten. Mit höhnischem Grinzen sitzt der Unhold auf der äußersten Spitze und schaut nach Beute aus, um den sorglos Nahenden, wie einst unsere Raubritter, zu überfallen und zu verderben. Um einem solchen Schicksal vorzubeugen, lassen sich die von den Indianern, welche zum erstenmal die Stelle passiren, Tabaksaft in die Augen spritzen, gegen den jeglicher böse Kobold eine solche Abneigung hat, daß er sich seinem Opfer nicht zu nahen wagt. Als ich mich daher dieser Versichtsmaaßregel nicht unterwerfen wollte, erwarteten sie auch nichts anders, als einen augenblicklichen Untergang.

Nachdem wir die Mündung des Siparuni, unter 4° 46⅓′ N. B., und die Fälle von Ouropocari hinter uns hatten, erhoben sich in Südost die Maccari-Berge, und der Fluß erhielt wieder seinen frühern glatten Spiegel, wie er zugleich vollkommen frei von Inseln und gegen 1400 Ellen breit war. Doch diese Freude sollte nicht lange währen, bald sahen wir in der Ferne die Achra Mucra, einen Damm riesiger Granitblöcke, die oft eine Höhe von 50 und 60 Fuß erreichen, sich mehrere englische Meilen den Lauf des Flusses aufwärts fortsetzen und dann denselben durchziehen. Cactus und Orchideen hatten sich die Blöcke zum Standort erwählt. Glücklich überwanden wir auch dieses Hinderniß, bis die Fälle von Rappu, auf die wir vier Meilen später stießen, die Befürchtungen wahr machten, die jede neue Stromschnelle in mir hervorrief. Als wir um den letzten Block herumbogen, wurde durch die Unachtsamkeit meines Steuermanns mein Corial von dem Strome umgeworfen, und Menschen, Vögel und Thierhäute, Skelette u. s. w. kämpften mit den Wellen. Glücklicherweise war die Stelle nicht allzu tief, so daß kein Menschenleben verloren ging.

Nach einer dreitägigen Fahrt, wobei der Fluß fortwährend frei von Inseln und Fällen blieb, erreichten wir endlich die Mündung des Rupununi, des größten Nebenflusses, der sich mit dem Essequibo von Südwesten her vereinigt. Das Wasser des Essequibo ist schwärzlich, das des Rupununi schmutzig gelb, weßhalb auch die Gränzlinie zwischen beiden noch eine beträchtliche Länge sichtbar ist. Die Vegetation des Rupununi, der bei seiner Vereinigung rein aus Westen kommt und etwa 200 Ellen breit seyn mag, steht weit unter der des Essequibo. Ein Strauch aus der Familie der Myrtaceen mit weißen Blüthen und einige Gruppen der Sawarai-Palme bedeckten die 10 bis 12′ hohen Ufer, und verkünden zugleich deutlich genug die Armuth des Bodens. Der Rupununi zeichnet sich besonders durch die Menge seiner Buchten aus, die wahrscheinlich in Folge eines veränderten Laufes entstanden. Diese Buchten sind gewöhnlich an der Mündung eng und erweitern sich später zu ansehnlichen Wasserflächen, der Tummelplatz zahlreicher Fische, Kaimans und noch zahlreicherer Heerden Wasservögel, die in dichten Schwärmen diese Sumpfstellen umkreisen, unter denen sich besonders die Myrtenia americana, Ciconia Maguari, Ardea cocoi, Platalea Ayaya, Cancroma cochlearia, Corbo brasiliensis und Plotus americanus auszeichneten; von letztern unterschied ich allein drei Species.

Unsere Freude an diesem lebendigen Bilde, das durch die nimmerruhende Eile der befiederten Bewohner jeden Augenblick neue Abwechslung darbot, wurde vielfach durch eine Species kleiner Sandfliegen gedämpft, welche die Indianer Mapire nannten, und die in wahrer Unzahl über den Fluß verbreitet waren. Wie die Harpyen fielen sie über uns her und zerstachen uns Gesicht und Hände. Der Stich ist gewöhnlich noch Wochen lang sichtbar, und die armen Indianer boten bei ihrem Sansculottenanzug, wo diese Peiniger überall Raum fanden ihre Blutgier zu stillen, mit den zerstochenen und geschwollenen Körpern einen wahrhaft traurigen Anblick dar. Die Pirais (Serrasalmo niger) sind in Rupununi eben so häufig als im Essequibo, wie er zugleich einer der gierigsten Raubfische ist. Sie greifen selbst Fische, die zehnmal größer sind als sie, an, und verschlingen außer dem Kopfe die ganze Beute; diese ergreifen sie meist an der Schwanzflosse, wodurch der attakirte Fisch des Hauptorgans seiner Bewegung beraubt wird, und so seinem Feinde als leichter Raub unterliegt. Selbst die Füße der Wasservögel und die Zehen der Kaimans verschonen sie nicht. Die Indianer fangen sie durchgehends an der Angel, an die sie das Fleisch von Fischen, Vögeln, ja sogar des Pirai selbst befestigen.

Fische überhaupt bilden den Hauptbestandtheil der Nahrung der Indianer, die ihnen auf die verschiedenartigste Weise nachzustellen wissen. Oftmals habe ich mit stiller Bewunderung ihrer Kunstfertigkeit darin zugesehen. Vorzüglich war dieß bei dem Schießen mit Pfeilen der Fall, da, obschon Entfernung, falscher Widerschein, wie auch der Widerstand, der dem abgeschnellten Pfeile in dem Wasser entgegentritt, zugleich in Anschlag gebracht werden muß, der kundige Schütze doch nur äußerst selten sein Ziel verfehlt. Die Augen eines Europäers würden den Fisch vergebens suchen, den der Indianer nicht nur deutlich sieht, sondern ihm auch in seinen schnellsten Bewegungen zu folgen weiß. Ist der Pfeil von der Sehne abgeschnellt, so ragt er gewöhnlich einige Augenblicke in zitternder Bewegung perpendiculär über der Oberfläche des Wassers hervor, verschwindet dann, ein Zeichen, daß der Fisch von ziemlicher Größe ist, bald aber taucht er wieder über dem Spiegel auf, und ein zweiter und dritter Pfeil wird auf die Beute abgeschossen, bis diese, durch den Blutverlust ermattet, in die Hände des Jägers fällt. Eine andere Art des Fischens besteht darin, daß das Wasser mit Haiari (der Wurzel einer holzigen Schlingpflanze, Longocarpus spec ?) vergiftet wird. Die Wurzel dieser Pflanze, die eine dicke Milch von beißendem Geschmack enthält, wird gequetscht und dann in ein Boot, das mit Wasser gefüllt ist, geschüttet, und dieses so lange umgerührt, bis sich die Milch vollkommen damit gemischt. Ehe dieß geschieht, hat man schon eine Einbuchtung des Flusses mit Pfählen und Steinen abgeschlossen, damit die darin enthaltenen Fische sich nicht der todbringenden Medicin durch die Flucht entziehen können. Der Inhalt des Kahns wird nun an verschiedenen Stellen in der Bucht ausgeschüttet, und schon nach 10 bis 15 Minuten zeigen sich die Wirkungen. Die Fische erscheinen an der Oberfläche des Wassers und versuchen über die Einzäunung hinwegzuschnellen, schnappen nach Luft, drehen den Leib aufwärts und sterben bald darauf.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1843.

Die Herraderos,

oder das Bezeichnen der Stiere zu Santiago.

(Life in Mexico. By Mdme C. de la Barca.)

Wir begaben uns frühzeitig nach der Plaza de Toros, wo die Bevölkerung von mehreren Dörfern in der Runde bereits versammelt, und die Bäume bis an den Gipfel mit Indiern besetzt waren, die sich auf den Aesten so bequem zu finden scheinen, als die Zuschauer im Paradiese unserer Theater. Ein dem unsrigen gegenüberliegendes Gerüste trug die Frauen und Töchter der Pächter, die kleinen, in weiße, sehr kurze Röcke gekleideten Rancheras, und ein ganz passables Orchester nahm eine natürliche Erhöhung ein. Siebenhundert wilde Stiere sollten an diesem Tage gezeichnet werden: man hatte sie sehr gegen ihren Willen aus den Ebenen hergetrieben, und in einem engen Raum eingesperrt, worüber sie ihren Verdruß durch betäubendes Gebrüll zu erkennen gaben. Die Vorliebe der Mexicaner für Herraderosfeste geht bis zur rasendsten Wuth. Alles was sie gewinnen oder besitzen, wird sorgsam bei Seite gelegt, um sich für ein solches Fest neue Kleidungsstücke, Silberborten auf die Hüte, hirschlederne Hosen, gestickte Westen mit Silberknöpfen u. dgl. kaufen zu können. Die zahlreichen Unfälle welche vorkommen, scheinen ihre Hitze keineswegs zu dämpfen, sondern vielmehr anzuspornen, und das Staunenswertheste, namentlich für einen Europäer, ist immer ihre merkwürdige Geschicklichkeit mit dem Lasso.

Man hatte die Stiere vorläufig in eine Umzäunung neben den Schauplatz eingesperrt, und ließ sie nun bald einzeln, bald zwei oder drei zu gleicher Zeit heraus. Die, welche muthig und wild schienen, wurden mit Bravos und Beifallklatschen empfangen, während die feigen, deren es mehrere waren, sobald sie Miene zur Flucht machten, mit höhnischem Geschrei und Pfeifen begrüßt wurden.

Drei Stiere wurden eingeführt: während einiger Secunden blieben sie unbeweglich und blickten stolz umher, um ihre Gegner zu messen. Die Reiter kommen im Galopp heran, bloß mit dem Lasso ausgerüstet, und fordern die Stiere mit dem Ruf: ah, toro! ah, toro! zum Kampfe. Die Stiere senken den Kopf und stürzen mit Wuth auf die Pferde los, welche sie häufig beim ersten Anlauf verwunden. Unter dem Zuruf der Versammlung rennen Stiere und Reiter wie im Sturmwind dahin. Der Reiter wirft seinen Lasso, der Stier macht sich durch heftiges Kopfschütteln von der Schlinge los, und setzt seinen Galopp mit gesenktem Haupte fort. Aber sein Schicksal ist unvermeidlich: der lange Riemen wickelt sich, zischend wie eine Schlange, um seinen Hals, er stürzt nieder, schlägt wüthend um sich, und stößt in seiner Verzweiflung heftig mit dem Kopf gegen den Boden. Dann bindet man ihm die Füße, und der Mann mit dem glühenden Eisen drückt ihm auf die Seite den Anfangsbuchstaben des Namens seines Herrn. Manche Stiere ertragen dieß mit bewunderungswerthem Muthe, aber die meisten stoßen ein furchtbares Geheul aus, das auf eine weite Entfernung vernommen werden kann. Ist das Thier gezeichnet, so befreit man es von dem Lasso, läßt es wieder auf seine Weide gehen und holt andere heraus. So geht es fort, und das Ganze ist im Grunde eine abscheuliche Mischung von Menschengeschrei, Klatschen, Pfeifen, Stiergebrüll und Stinken von verbranntem Fleisch, alles das gemengt mit sehr dramatischen und oft blutigen Episoden.

Nachdem man eine gute Anzahl Stiere niedergeworfen und gezeichnet hatte, wobei ein Herrador einen Finger und mehrere Pferde das Leben verloren, verließen wir den Platz, um zu frühstücken. Man hatte uns ein Zelt oder vielmehr eine Art Hütte bereitet, die mit Guirlanden von dem weißen Moose, wie es auf den Bäumen von Chapultepec wächst, geschmückt war; unsere Sitze waren von demselben Moose und so weich wie das feinste Kissen. Um uns her im Schatten jedes Baumes lagen Gruppen von Neugierigen, die sich Hühner und Eier nach Zigeunerart in großen Kesseln kochten, und von Zeit zu Zeit unterbrach das Orchester unser ländliches Mahl, um uns mit neuer Melodie zu erfreuen. Nach dem Mahle besuchten wir einen improvisirten Markt, wo die Indier alle möglichen Früchte ausgestellt hatten. Bald darauf begaben wir uns wieder nach dem Schauplatz, um einem Stiergefechte mit beizuwohnen, nach dessen Beendigung die Herraderos wieder

ihre Arbeit begannen. Abends fand ein Ball für alle Liebhaber in einem ungeheuren Saale statt. Um 11 Uhr fühlte ich mich vollkommen erschöpft, und gab Befehl zum Rückzug, mein Beispiel aber war nicht ansteckend, denn um 2 Uhr Morgens tanzten die meisten Zuschauer des Festes noch die nationale Jarabe, troß dem, daß sie einen langen Tag auf den Beinen und einer unbarmherzigen Sonne ausgesetzt zugebracht hatten.

Helgolands Rettung.

(Schluß.)

Den nächsten günstigen Tag führt man die bis zur Oberfläche des Riffes fertigen Mauern auf beiden Seiten auf die beschriebene Weise 6 Fuß hoch über die Oberfläche in die Höhe, nachdem man sie mit der untern auf das sorgfältigste verbunden hat. Alle 6 bis 8 Fuß weit von einander werden im Quincunx zwei Reihen eiserne Anker durch die Mauerung quer durchzulegen seyn. Es müssen dazu Klinker angefertigt seyn, welche an einer langen Seite einen Falz haben, in welchen man den Ankerstab legt, so daß die übrigen Ziegel in ihrer dichten Lage an einander nicht durch die eingelegten Ankerstäbe gestört werden. Während man auf beiden Seiten die Mauern, wie beschrieben, aufführt, wird zu gleicher Zeit immer mit Eisenstücken, Hammerschlag und Geröllen ausgefüllt, das bis zur Fluthzeit fertige Stück mit einer eingesetzten Bretterwand verschlossen, und die nächste fortlaufende Mauerung mit der Tags zuvor beendigten, so wie mit der Ausfüllung auf das sorgfältigste verbunden. Die Enden der jährlich beendigten Mauer sind mit gewöhnlichen Ziegeln zu verschließen, sie werden das nächste Jahr ausgehauen und mit der vorjährigen Mauerung und Ausfüllung auf das sorgfältigste verbunden, damit ein fest zusammenhangendes Ganzes gebildet werde, denn darauf kommt alles an.

Die jährliche Mauerung und Ausfüllung muß noch in der ruhigen Zeit fertig werden, damit sie einige Zeit erhärten können. Hat sie den ersten Winter ausgehalten, so wird sie den nächsten Winter noch besser [illegible], und dann von Jahr zu Jahr als ein wahrer Eisengürtel fester und fester werden.

Man könnte auch vorschlagen, den Raum zwischen den beiden Scheibenmauern mit Gerölle und gutem Wassermörtel auszufüllen, aber sey er auch noch so gut, er wird für die Dauer nie eine so feste Masse wie durch Eisen verkittetes Gerölle geben, die Jahrhunderten fast unversehrt trotzen können.

Der Umfang der eben beschriebenen Befestigungsarbeiten muß wie bereits gesagt, südwestlich vom Südhorn, so nahe als rathsam am Felsgestade begonnen werden, sich nördlich bis an jene die Insel quer durchsetzende Kluft ziehen, ob in gerader Linie oder mit vorspringenden Ecken, das ist Sache der Wasserbaukundigen. Bei dieser Kluft wird sich die Arbeit noch einige Klafter weit nördlich über dieselbe hinaus ziehen und da an die Felsenwand schließen, denn den von dieser Kluft nördlichen schmalen Theil der Insel muß man aufgeben, er ist weniger werth als er Unkosten machen würde, ihn mit jener Befestigung zu umgeben. Ist er einst weggerissen, dann wird dieselbe Mauer mit Ausfüllung quer vor bis zur Ostseite zu ziehen dringend nöthig seyn. Wenn daher die Westseite bis über jene Kluft befestigt ist, so muß vor allem die Südseite auf die angegebene Weise geschützt werden. Zuletzt kann dann die Ostseite befestigt werden, sie ist die weniger bedrohte, denn die Oststürme sind nicht so heftig als die West- und Nordstürme, weil die Gewalt der Wellen durch die östlich vorliegenden Felsenriffe, welche sich nördlich viel weiter erstrecken, als Helgoland, gebrochen ist.

Nun noch ein Blick auf die Befestigungsarbeiten. Wenn also die Westseite geschützt, und die zwölf Fuß hohe Ausfüllungsmasse eisenfest geworden, so wird sich hinter derselben durch Abstürzen des Gesteins eine natürliche Böschung bilden, deren Fuß aber fest ist; die Insel wird sich also nach dieser Befestigung nur um weniges vermindern, und der größte Theil der Insel wird unverletzt Jahrhunderte stehen bleiben, bis dereinst das aus der Tiefe aufwühlende Meer die Grundklippen bis unter den Eisengürtel unterwaschen und ihn gebrochen haben wird; doch das geht langsam, denn hier schützt die Natur selbst, indem sich die Riffe, welche unter Wasser bleiben, am meisten mit Algen und Tangarten bedecken, welche die Wuth der Wellen abgleiten machen. Und ist der Eisengürtel auch einst in die Tiefe gesunken, so können die Nachkommen mit demselben Mittel das Bestehen von Helgoland abermals um Jahrhunderte verlängern.

Die genannten Arbeiten müssen rasch und doch richtig gemacht werden, denn die Zeit dazu ist stets gering; würden sie daher nur hastig ausgeführt, damit es fertig und der Lohn ausgezahlt werde, so wird die mögliche Festigkeit nicht erreicht. Diese Art der Befestigung würde in Mißcredit kommen, aufgegeben werden, und Helgoland seiner sichern Zerstörung aufs neue preisgegeben werden; es müssen daher stets ein paar ehrenfeste Helgolander die Materialien und die Arbeiten genau beaufsichtigen, damit alles vom Besten angeschafft und auf das sorgfältigste gemacht werde, denn davon, daß es halte und fest werde, hängt das Bestehen ihres lieben Vaterlandes ab.

Nun noch einiges über die Düne. Den flachen Strand rings um die Düne mit einem eisenfesten Gürtel zu umgeben, halte ich für jetzt noch nicht so nöthig, da sich dieser Strand eher vermehrt als vermindert. Man würde mit nicht unbedeutenden Unkosten das Ufer um Ein Klafter erhöhen, damit ist aber der Düne jetzt noch nichts geholfen, bei ihr muß das erste seyn, ihr Festigkeit zu geben, also den Sand der Abhänge zu binden, die Oberfläche der Hügel in ein allgemeines Niveau zu bringen, und dann nach und nach zu erhöhen, denn so hoch wie die Düne jetzt ist, schlagen die schäumenden Wogen bei heftiger Springfluth über sie hinweg.

Die Befestigung der Abhänge wird durch Gewächse der Sandcultur, Weiden und bindende Grasarten am leichtesten und wohlfeilsten geschehen. Dieß sollte aber auch so bald als möglich ins Werk gesetzt werden, damit die für das trefflichste der Nordseebäder so unentbehrliche Düne erhalten werde. Diese Art der Befestigung ist am zweckmäßigsten von den holländi-

schen Küsten zu lernen und zu holen. Der kleine dazu nöthige Fonds wird gewiß leicht nur durch freiwillige Beiträge bald zusammen kommen (und wenn jeder nur Eine Flasche Wein weniger verbrauchte), denn nur wenige verlassen dieß künstliche Seebad, die öde, eintönige und doch so liebe Düne, wo man die köstlichste Luft athmet, sich im Wellenschlag ergötzt, weiten Horizont um sich, und das roth und grüne Eiland mit seinen originellen, noch immer biedern Einwohnern erblickt, ohne körperlich und geistig gestärkt, also auch dankbar zu seyn.

Sind nun vor allem die aus losem Sand bestehenden Abhänge der Hügel befestigt, so werden die äußern Einbuchtungen derselben mit lebendigem Flechtwerk und Faschinen so zu erhöhen seyn, daß man diese und die oberhalb zwischen den Hügeln befindlichen Einbuchtungen mit Gerölle bis zu einem allgemeinen Niveau ausfüllt. Sind endlich die Böschung der Sandhügel und ihre Oberfläche gebunden, so kann man darauf denken, die Düne mit einer tief genug in den Sand greifenden Mauer und Ausfüllung, oder mit einer dicht aneinander gefugten doppelten Reihe Pallisadenpfähle mit Eisen und Geröll ausgefüllt zu umgeben. Hier ist die Befestigung leichter zu machen; man wird dabei so weit als man kann auf dem Strande herausrücken, um mehr Terrain zu gewinnen, denn wenn der erste Eisengürtel, den man nur eine halbe Klafter hoch machen sollte, gehalten hat, so muß dann gleich dahinter ein zweiter höherer erbaut werden. Das Seebad geht dadurch nicht verloren, denn man wird dann auf Treppen über die niedrige Befestigung steigen, oder an derselben einen Port für die Badekarren bilden.

Wenn aber nicht bald alle Kräfte und Mittel zur Befestigung Helgolands aufgeboten und benutzt werden, und es unaufgehalten dereinst verschwunden seyn wird, dann wird mit großen Unkosten ein Leuchtthurm auf dem Felsenriffe erbaut werden müssen, der doch nur eine kurze Frist gewahren und bald unterwaschen zusammenstürzen wird; dann werden die Schiffe kein warnend Zeichen mehr haben, und jährlich Hunderte von Menschenleben und Hunderttausende von Gütern an den schwarzen Riffen der sonst warnend leuchtenden Insel und nicht mehr geführt durch seine kundigen, kühnen, rettenden Lootsen zu Grunde gehen.

Helgolands Wichtigkeit für die Schifffahrt, für den Eingang zur Elbe, in die alte, neu erstehende Hansestadt, zeigt ein Blick auf die Karte und bedarf keiner Auseinandersetzung; sie ist zu groß, als daß nicht so bald als möglich Hand ans Werk gelegt werden sollte, die Insel zu retten; sie wird es hundertfach vergelten.

So sehr mein Vorschlag fast nur als ein frommer Wunsch erscheint, so konnte ich ihn doch nicht unterdrücken, und wollte wenigstens die Idee aussprechen, auf daß sie doch wohl wenn die Gefahr noch dringender wird, wenigstens in der nächsten Generation zur Ausführung komme. Die armen Bewohner dieser Insel mit ihrem kargen Verdienst durch Lootsen, Schellfisch und Hummer, sind zu arm, ein solches Unternehmen ausführen zu können. Wer aber hatte wohl die erste Pflicht zu helfen anders als das mächtige, meergebietende Albion; warum nahm es diese Felseninsel unter seinen Schutz, was hilft ihm dieser vorgeschobene Posten, dieser Wächter der Elbe, wenn es ohne rettend zu helfen Helgoland der Vernichtung preisgibt. Großbritannien hat freilich andere ihm wichtigere Punkte, welche seine Finanzen mehr in Anspruch nehmen. Zudem gehört Helgoland von Gott und Rechtswegen zu Deutschland, man stelle ihm diese arme Felseninsel zu. Deutschland wird dann nicht säumen, den Eisengürtel um das Eiland zu bilden; es erfordert weniger Unkosten als die Riesenbauten des Doms, der Walhalla, der Eisenbahnen u. s. w., die schon beendigt sind oder rasch ihrer Vollendung entgegenschreiten. Darum Dir Helgoland Glück auf!

Dresden, im März 1843.

Dr. Karl Gustav Fiedler,
königl. sächsischer Bergcommissar ꝛc.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Waren uns die Kaimans und Alligatoren im Essequibo nur hie und da aufgestoßen, so trafen wir sie im Rupununi in förmlicher Unzahl. Meist ragen sie mit ihrem Kopfe und einem Theil des Rückens über der Wasserfläche empor, ohne sich zu rühren, so daß ich sie zehnmal aus der Ferne für einen alten Baumstamm hielt, den der Strom mit sich herabgeführt. Ungeachtet der vielen Versuche wollte es uns doch nicht gelingen, einen derselben zu tödten, da die Kugeln meist von ihrem festen Panzer wirkungslos abprallten, und es dann der träge Feind nicht einmal der Mühe werth hielt, seine Stellung und Lage zu verändern, oder wenigstens nur langsam weiter schwamm.

Wurde an einzelnen Stellen die Belaubung der Ufer dichter, so war diese dann auch von zahllosen Affenheerden belebt, vorzüglich von Midas Oedipus, die in ewiger Unruhe von Baum zu Baum sprangen. Aus einer solch lärmenden Gesellschaft Capuzineraffen (Pithecia chiropodes), die mit ihrem großen fuchsähnlichen Schwanze und dem üppigwuchernden Backenbarte ein wirklich lächerliches Aeußere haben, besonders wenn sie neugierig über uns unberufene Eindringlinge aus der dichten Belaubung hervorsahen und uns die Reihe ihrer Zähne zeigten, gelang es mir, ein Männchen und Weibchen zu schießen, wobei mir aber das Jammergeschrei des letztern, das ich nur verwundet hatte und das ganz dem Wehklagen eines Menschen glich, das Blut zum Herzen trieb und mich meinen Schuß für eine lange Zeit bereuen ließ. Die großen Heerden der Brüllaffen begannen ihr sinnbetäubendes Concert gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang und endeten dasselbe erst lange nach Sonnenuntergang. Nichts kann schrecklicher klingen, als dieses Heulen, wonach man nicht anders glaubt, als daß alle wilden Thiere des Waldes miteinander im tödtlichen Kampfe lägen. Sie wählen gewöhnlich die höchsten Bäume zu ihrem Sitze, und schicken von da an ihre schreckenerregende Stentorstimme nach allen Windvierungen. Ihr Fleisch ist ziemlich wohlschmeckend; hat ihnen aber der Indianer das Fell über den Kopf gezogen und sie in den Topf gesteckt oder an eine Stange gespießt, so werden alle Antipathien in dem, der sie in diesem Zustande zum erstenmal

steht, rege, denn er glaubt nicht anders, als er soll an einem Cannibalenmahl Antheil nehmen, da das Thier so ganz das Ansehen eines kleinen Kindes hat, und es gehört wahrlich anfangs für einen delicaten Magen, und der meinige war doch bereits abgehärtet genug, eine gewaltige Willenskraft dazu, Gabel und Messer nach einem solchen Braten auszustrecken.

Nach einigen Tagen erreichten wir die Mündung des Taraqua, eines kleinen Nebenflusses des Rupununi, worauf die Umsäumung der Ufer immer lichter und lichter wurde, bis sich endlich am nördlichen Ufer des Rupununi eine weite, weite Savanne vor unsern Augen entfaltete. Kleine Gruppen Bäume und Gebüsche unterbrachen hie und da die einförmige, gelbe Grasfläche, wie freundliche Inseln im weiten Ocean, während das fernhinschweifende Auge am fernen Horizont durch die sich gegen 4000 Fuß hohen Makarapan-Gebirge aufgehalten wurde. Im Laufe des Tages stießen wir auf das Lager einer Gesellschaft Macusis, die eben im Begriff war dieses abzubrechen und ihre Reise in drei Corials den Fluß abwärts fortzusetzen. Es war eine bunte Karawane, deren rege Geschäftigkeit und so heterogene Zusammensetzung das treueste Bild einer Zigeunerhorde wiedergab, wie sie sich nur irgend unsere Phantasie malen kann. Hängematten, Papagaien von allen Farben, Affen von allen Größen, Hunde, große Ballen Baumwolle, kleine Knaben, die einen widerspänstigen Affen an einer Leine von Seidengras nach den Corials zogen, Mädchen mit Papagaien, Männer mit Baumwollenballen, Weiber mit Säuglingen und Packen Hängematten — alles durcheinander, jedes bemüht sein Theil zu thun, — und verwundert sah ich von der Spitze meines Corials diesem Treiben zu, das jedoch augenblicklich zur Ruhe kam, als die Gesellschaft unserer ansichtig wurde. Bald sollte das Staunen an mich kommen, als ich in einer kleinen Bucht die erste Victoria regia mit ihrem 5 bis 6 Fuß im Durchmesser breiten, runden Blatte und ihrer oft 54" im Umfang haltenden Blüthe auf dem ruhigen Spiegel der Bucht schwimmen sah. Nichts bekundet wohl die Ueppigkeit der tropischen Vegetation mehr, als diese schöne und wahrhaft riesige Wasserpflanze. Da sie schon hinlänglich von meinem Bruder beschrieben, so enthalte ich mich aller nähern Details.

In dem Macusi-Dorfe Hoiwa, das wir nach wenigen Tagen am südlichen Ufer erreichten, verweilten wir einige Tage, um neuen Proviant einzutauschen, da der unserige bereits seit dem vorhergehenden Morgen aufgezehrt war. Das Dorf zählte 12 Häuser und ungefähr 50 Einwohner. Die Hütten der Macusi unterscheiden sich in ihrer Bauart durchaus von denen der Warraus, Akawais und Arowaks, wie ich diese in meinem frühern Berichte angab, und sind meist rund, selten viereckig. Soll eine solche Hütte errichtet werden, so schlägt der Indianer, der Baumeister und Bauherr zugleich ist, starke Pfähle von 6 bis 8' Höhe in die Erde, durchflicht diese mit dünnen Stäben, füllt die Zwischenräume mit nassem Lehm aus und bekleidet das Sparrwerk des Daches mit Palmblättern. Besonders die viereckigen Hütten erinnerten mich vielfach an unsere kleinen mit Stroh gedeckten Bauernhäuser. Sie besitzen gewöhnlich nur eine Oeffnung, die Thüre, Schornstein und Fenster zugleich ist. Auch die Wände der runden Hütten sind aus Lehm aufgeführt, das Dach aber ist spitz, wie das eines Thurmes. Die Macusis sind ein friedlicher, gefälliger, gastfreundlicher Stamm, dabei zugleich betriebsamer als alle übrigen Stämme Guiana's, wie man auch nur selten Polygamie unter ihnen heimisch findet. Auch bei ihnen müssen die Weiber die schwerere Arbeit verrichten, werden dafür aber auch mit mehr Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Liebe von ihren Männern behandelt, als ich dieß bisher unter den verschiedenen Stämmen zu bemerken Gelegenheit hatte, ja — Wunder über Wunder, ich kann mich noch nicht entsinnen, Zeuge eines Streites zwischen Mann und Frau gewesen zu seyn! Freilich fallen bei diesen Naturkindern fast alle jene kleinlichen Veranlassungen weg, die nur zu oft im civilisirten Europa die eigentlichen Störer des häuslichen Friedens sind. Ob diese mit der Cultur auch hier einziehen werden, muß die Zukunft lehren.

Die Macusi zeichnen sich besonders durch ihre Kunstfertigkeit in Flechtenarbeit aus, wie die Weiber zugleich die Baumwolle zu ihren gesuchten Hängematten selbst spinnen. Dabei sind sie ungemein reinlich, eine Eigenschaft, die man nur noch wenigen Stämmen beilegen kann. Gesicht und Körper bemalen sie sich mit einer rothen Farbe, die sie aus den Blättern der Bignonia chica bereiten, der sie ein wohlriechendes Harz beifügen, das sie Hayawa nennen. Aus der Frucht der Genipa americana bereiten sie eine blaue Farbe, die zu gleichen Zwecken benutzt wird. Die Männer tragen das schwarze Haar gewöhnlich kurz, während es bei den Frauen entweder lang über die Schultern herabhängt oder aufgeflochten wird. Krankheiten sind unter ihnen höchst selten, und Alter oder Wassersucht ist die gewöhnliche Ursache des Todes; Mißgestaltete und Krüppel hatte ich bisher noch nicht Gelegenheit zu sehen. Auch ihre Religion besteht in der Verehrung zweier höhern Wesen, eines guten und eines bösen, womit jedoch ebenfalls keine Ceremonien verbunden sind. Sie beten zu dem letztern, daß es ihnen nicht schade, und hegen die feste Ueberzeugung, daß ersteres zu gut sey, als daß es ihnen schaden könne, weßhalb sie auch das Gebet an dasselbe für unnöthig halten. Die einzige geistliche Person, wenn man diese so nennen darf, ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Stämmen, der Piei-i-mann oder Zauberer. Sein Hauptgeschäft besteht darin, Gebete zu dem bösen Geiste zu murmeln, wenn einen der Indianer eine Krankheit befallen. Herrscht ein Fieber oder irgend eine andere Krankheit im Dorfe, so muß derselbe des Nachts heulend und schreiend um dasselbe herumgehen, wobei er das Gelärme mit einer Art Trommel vermehrt, und in bestimmten Intervallen den bösen Geist bittet, das Dorf nicht ferner mit seinem Zorne heimzusuchen. Sind seine Beschwörungen fruchtlos, so wird das Dorf niedergebrannt und verlassen; dasselbe geschieht auch, wenn der Häuptling stirbt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Grundeigenthum in Frankreich. Nach den officiellen von der Generaladministration des Enregistrements und der Domänen herausgegebenen Papieren ist die Stellung des Grundeigenthums hinsichtlich des Capitals, das dadurch repräsentirt wird, des Einkommens und der Hypothekarschulden, die darauf haften, wie folgt: Capitalwerth des Grundeigenthums (das Einkommen mit 15 multiplicirt) beträgt über 40,000 Mill. Fr., das Einkommen nach den Berechnungen des Jahres 1830 1,580,597,000 Fr. Es haften darauf 5,100,000 Fr. Hypothekarschulden, die ein Capital von 11,749 Mill. Fr. repräsentiren und ein Interesse von 586,234,010 Fr., also mehr als ein Drittheil des Einkommens, abwerfen. (Moniteur industriel vom 30 März.)

•

Reiche Kupfer- und Bleiglanzadern sollen sich nach neuern Untersuchungen im Gebiet von Algier finden. (ibid. vom 26 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1843.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

16. Merw.

Mitten in der Wüste, die sich von dem Fuße der Elbruzkette bis zu den Ufern des Oxus erstreckt, so ziemlich in der Mitte zwischen Mesched und Buchara, liegt Merw. Der Fluß Murgab fließt an den Mauern dieser merkwürdigen Stadt vorüber, und ein schmaler Streifen Land an seinen Ufern ist zum Feldbau tauglich; aber außer dieser isolirten und sehr kleinen Stelle findet man in einem weiten Umkreis keinen Punkt, der sich zur Wohnung für Menschen eignet. Merw soll 66 Farsangs oder 240 (engl.) Meilen von jedem gut bewohnten District, namentlich von fünf Hauptstädten, nämlich von Chiwa, Buchara, Balkh, Herat und Mesched entfernt seyn, und von allen diesen Orten führt der Weg nach Merw durch eine ganz öde Wüste; wahrscheinlich sind die eben angeführten Entfernungen nicht gerade wörtlich zu nehmen, aber gewiß ist es, daß Merw, eine ehemals so glänzende, üppige und mächtige Stadt, nach allen Seiten von einer beträchtlich breiten Wüste umgeben ist.

Es läßt sich nicht wohl begreifen, was einen mächtigen Fürsten bewegen konnte, seinen Wohnsitz in einer so ungünstig gelegenen Stadt zu nehmen; aber schon die seldschukischen Fürsten haben hier residirt, und zu der Zeit der Kalifen war Merw eine ihrer östlichen Hauptstädte. Der Boden in der unmittelbaren Umgegend ist fruchtbar, und lohnt, so lange er bewässert werden kann, die Mühe reichlich; das Obst von Merw ist trefflich und weit und breit gesucht; aber diese Fruchtbarkeit ist auf einen kleinen Umkreis beschränkt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß man jemals mehr Land hat anbauen können, so daß Merw selbst in seiner größten Blüthe nichts als eine Oase in der Wüste gewesen ist. Marmorpaläste, Bäder, Karawanserais zierten diese wundervolle Stadt der Wüste in den Tagen ihres Glanzes. Die merkwürdigsten Ueberreste sind die Trümmer einer schönen, großen Moschee, die Timur erbaut hat; das Grabmal des Sultans Sandschar und das große Zeughaus sind zum Theil den Verheerungen der Zeit und der Zerstörer entgangen. Man findet ferner die Ruinen eines schönen, überwölbten Bazars und das Grabmal eines berühmten Pehlewan, der eine Last von 300 Pfund 12 Farsangs weit getragen haben soll. „Ihr, die ihr gesehen habt, wie der Ruhm des Alp Arslan bis zum Himmel erhoben worden ist, kommt nach Merw und seht, wie er in Staub verwandelt worden!" Diese bedeutsame, ächt orientalische Inschrift ist auf den Grabstein dieses großen Eroberers eingegraben.

Merw hatte zur Zeit als Dschingis-Chan diese Provinzen mit seinen Horden überschwemmte, das Schicksal der meisten andern Städte: die Einwohner wurden ermordet und verjagt und ihre Häuser dem Boden gleich gemacht, so daß keine Spur von der Stadt übrig geblieben seyn soll. Wenn man die ungeheuren Zahlen der bei dieser und andern Gelegenheiten niedergemetzelten Einwohner hört oder liest, so erheben sich unwillkürlich allerlei Zweifel gegen die Wahrhaftigkeit der Schriftsteller, die uns jene Nachrichten mittheilen. Wenn wirklich eine solche Anzahl von Menschen niedergehauen worden seyn soll, so müßte die ganze Gegend damals weit bevölkerter gewesen seyn, als sie jetzt ist. Allein in den drei großen Städten Herat, Nischapur und Merw, die doch nicht sehr weit von einander liegen, sollen in jener Schreckenszeit fast fünf Millionen Menschen niedergemetzelt worden seyn; aller Wahrscheinlichkeit nach ist das mehr als die ganze Bevölkerung des heutigen Persiens. Merw übrigens blieb eine königliche Residenz und erfreute sich des Schutzes der Fürsten bis zum Untergang der Timuriden, worauf die alte, prachtvolle Wüstenstadt allmählich gesunken und verfallen ist.

17. Schiras.

Nachdem die brittische Gesandtschaft, der ich attaschirt war, das Gebiet von Schiras erreicht hatte, kam uns nach einigen diplomatischen Unterhandlungen der Wesir des Fürsten Statthalter von Schiras entgegen. In seinem Gefolge waren die Vornehmsten der Stadt, und der Zulauf der Menge war ungemessen. Der Minister war auf der einen Seite des Gesandten, der Mihmandar auf der andern. Nachdem die gewöhnlichen ersten Höflichkeiten überstanden und hinlänglich wiederholt waren, sprach der Mihmandar zum Minister: Wie

schön der Herr Gesandte Persisch spricht! Ja, sagte der Minister, er spricht es bewunderungswürdig, er kann es mit jedem Mollah aufnehmen. Wir haben noch keinen solchen Gesandten gesehen, keinen so feinen und liebenswürdigen (Sahib Kemal), so verständigen, gelehrten und besonnenen Mann. Dazu ringsum der persische Chorus: Wahrlich es ist so, wahrlich es ist so, belli, belli, belli! Hierauf wendete sich der Wesir zu einem an der andern Seite und sprach so laut und vernehmlich, daß der Gesandte es hören konnte: Saht ihr je einen so angenehmen, trefflichen Botschafter? Ist er nicht besser als alle die früheren Eltschis (Gesandte)? Der Gesandte pries die Gegend von Schiras und sagte: sie ist so schön, daß ich geglaubt hätte, hier sterbe Niemand, wenn ich nicht jene Grabsteine gesehen hätte, wobei er auf einige, an denen wir eben vorübergezogen waren, zeigte. Barek Allah, herrlich, köstlich, treffend gesprochen! rief der Mihmandar. Hörtet Ihr das? schrie er dem Wesir zu; wie witzig, wie geistreich ist der Herr Gesandte. Nun wiederholte er den Einfall dem Minister, der wieder schrie: herrlich! köstlich! und die übrigen alle thaten deßgleichen.

Unter solchen Gesprächen, orientalischen Hyperbeln und Höflichkeiten erreichten wir unsern Lagerplatz am Bag Dschehan, dicht an der Stadtmauer. Wie mißständig und mißtönend uns auch dergleichen schamlose Schmeichelei vorkam, sie würden es für Mangel an guter Lebensart halten, sie zu versäumen. Ich war einst gegenwärtig, als der erste Minister einem, der einen russischen Beamten bei seiner Ankunft begrüßen sollte, Unterweisung gab; sein Hauptgebot war: „Sorget auch, daß ihm Schmeichelei die Hülle und Fülle werde!" Gleichwohl kennen diese verschmitzten, abgefeimten, durchtriebenen Perser den wahren Werth derselben sehr gut, so gut als wir; denn sogleich wandte sich der Herr Minister zu mir und sagte: Ihr wißt, es ist nöthig, ihm Honig in den Bart zu streichen! Auch unter sich hintergehen sie sich eben so und wiewohl sie das erhaltene Lob zu würdigen wissen, schmeichelt es doch ihrer Eitelkeit, welche bis auf Herodotus' Zeiten hinauf eine volksthümliche Schwachheit zu seyn scheint, denn es sagt dieser würdige Historiker: „sie halten sich für die vortrefflichsten Menschen." Ich war einmal gerade anwesend, als ein Perser bei einem andern eingeführt ward — der erste Mirza der Gesandtschaft bei des Königs erstem Juwelier. Wie? rief der pfiffige Juwelier aus, ist das der berühmte Aga Mihr, der gelehrte, der geistreiche, der gefeierte Schriftsteller? und so zählte er schnell eine solche Menge Tugenden, Eigenschaften, persönliche Vorzüge und Familienauszeichnungen auf, daß der Mirza anfangs ganz übermannt schien; allmählich aber erholte er sich und erwiederte die ihm in den Bart gestrichenen Höflichkeiten dermaßen, daß er den außerordentlich höflichen Juwelier des Königs fast überbot.

Das erste, was die Perser nach einer Reise thun, ist, daß sie ein heißes Bad nehmen, und für Reisende, die selten oder niemals die Wäsche wechseln, ja ihre Kleider erst am Ende der Reise ablegen, muß es ein wahrer Genuß seyn und spricht für die Sehnsucht, für das Verlangen, welches sie danach haben. Ich habe immer bemerkt, wenn einer unserer persischen Diener ohne Erlaubniß sich entfernt hatte, führte er stets das Bad zur Entschuldigung an.

Da wir viel von den trefflichen Bädern in Schiras gehört hatten, so wollten wir eines besuchen und bestellten das beste in der Stadt. Da wir als tüchtig zahlend bekannt waren, so nahmen uns die Herren Schirasser mit Freuden auf, wiewohl man in strengeren, orthodoxeren Städten uns nicht annahm, aus dem religiösen Vorurtheil, daß Ungläubige und Unreine (Nedschec) das Wasser besudeln und profaniren möchten. Unsere Gesellschaft bestand aus fast allen Herren der Gesandtschaft, die meistens asiatischer Bräuche unkundig waren, und niemals öffentliche morgenländische Bäder besucht hatten. Man konnte leicht bemerken, wie sehr die Inländer vor der sorglosen Entkleidung einiger sich entsetzten, was um so merkwürdiger ist, da man doch glauben sollte, bei so häufigem Baden müßte man über Anstand ziemlich gleichgültig seyn. Aber völlige Nacktheit ist ihnen ein Gräuel, und wiewohl man von den abscheulichen Auftritten in diesen Bädern viel gesprochen hat, so habe ich doch in den vielen, welche ich sowohl in Persien als in der Türkei besucht habe, stets die große Schicklichkeit und Anständigkeit bewundert, welche die Mohammedaner beobachten und wie geschickt sie ihr Badekleid anlegen, um nicht unanständig sich zu entblößen. Dieses Gefühl scheint auch in einigen Stellen der heiligen Schrift empfohlen zu werden, wo eine gezwungene Entblößung als äußerster Schimpf, freiwillige als höchste Schändlichkeit dargestellt wird. Auch Herodot erwähnt der Scham, welche die Lydier empfanden, wenn sie nackt gesehen wurden.

Der Besuch der Gemahlin unseres Gesandten bei einer der Gemahlinnen des Königs von Persien *) war merkwürdig. Diese orientalische Dame ist Mutter von Lieblingssöhnen des Königs, von denen einer Statthalter von Fars, der andere Gouverneur von Tehran ist. Sie hat dermalen in Schiras ihr Hoflager und viel Einfluß auf ihre Söhne und den König; sie mischt sich emsig in die Verwaltung und gewinnt viel Geld durch Handel und Monopole. Von Zeit zu Zeit unterhandelt sie um einen Besuch in der Hauptstadt, wo sie jederzeit dem König ein bedeutendes Geschenk machen muß, der ihr dann zu kommen und als Gemahlin einige Zeit bei ihm zu weilen gestattet. Die Frau Gesandtin ließ sich in einer Sänfte bis an das Thor des Harems tragen; dort ward der Traghimmel von Frauen aufgenommen, welche sie dicht vor dem Gemach, in welchem die Fürstin sich befand, niedersetzten. Frauen und Männer sitzen sonst auf Teppichen auf der Erde; doch dießmal waren aus Höflichkeit Stühle besorgt. Bei der Königin war ihre Tochter, ein sechzehnjähriges Mädchen, welche Lady Ouseley als schön schildert. Dieses Mädchen ist im ganzen Lande seiner Anmuth und Lieblichkeit wegen berühmt, und darf man vom Gesicht ihres Bruders, eines der schönsten Männer die ich je sah, auf das ihrige schließen, so glaube ich gern alles Schöne, was man von ihr sagt. Man erzählte uns, sie sey

*) Die Reise wurde noch zu Lebzeiten Feth Ali Schahs gemacht. A. d. R.

mit einem Kadschar verlobt, mit einem Verwandten der königlichen Familie.

Das Gemach, in welchem der Besuch angenommen wurde, ruhte auf zwei Säulen und ging auf einen viereckigen, von Mauern umgebenen, mit Blumenbetten, Fontänen und Baumreihen verzierten Hof. Das Kleid der Königin war durch die Menge eingestickter Juwelen so schwer, daß sie sich unter der Last kaum bewegen konnte. Ihre Beinkleider besonders waren so mit Perlen gespickt, daß sie eher einem Stück Mosaik als einem Kleidungsstück glichen; inwendig wattirt, außen von Goldstoff steif, ließen sie keinen Umriß der Lenden bemerklich werden, sondern umgaben sie wie ein Säulengehäuse. Zuckerwerk, Früchte und Scherbet wurden in goldenen Gefäßen aufgetragen; der Hauptüppigkeitsartikel aber, das Kalian, wurde aus Achtung gegen die Gesandtin, welche, wie man ihnen berichtet hatte, Rauch nicht vertragen konnte, nicht hereingebracht. Im Ganzen scheint der Auftritt prachtvoll gewesen zu seyn; die Neugier der persischen Frauen, eine europäische Dame zu sehen, war unbegränzt. Am Tage nach der Aufwartung sandte die Königin der Frau Gesandtin, ihrer Tochter und den beiden Kammerfrauen Festkleider, worunter das Merkwürdigste Brokathosen waren, die so steif waren, daß sie in der Mitte des Zimmers frei stehen blieben.

Zwei Meilen nordöstlich von Schiras, in den kahlen, öden Bergen, ist das Grab desjenigen, dessen Genius noch jetzt ganz Asien entzückt, das Grab Sadi's. Es befindet sich in der Ecke eines angeblich von Kerim Chan aufgeführten Gebäudes. Der länglich viereckige Grabstein ist mit Inschriften und einigen Verzierungen in persischem Geschmack versehen. Ein armer, einsiedlerischer Derwisch hat jetzt das Gebäude inne, wo außer dem Grabe auch noch ein Exemplar der Werke des Dichters vorhanden ist, für deren Aufzeigung der Derwisch nimmt, was die Besuchenden ihm geben wollen. Der unter den Persern so gewöhnliche Geschmack an Dichtkunst gibt sich in den vielen, auf die weißen, glatten Wände des Raumes, welcher das Grab einschließt, gekritzelten Zeilen kund; dieser Hang verräth sich überall, wo Müßiggänger und Neugierige sich einfinden. Sadi's Brunnen ist noch zu sehen, von dem geweihten Fisch aber nichts. Von dem Grabmal aus erstiegen wir einen weißen Felsen, Sadi's Höhe genannt, dessen Gipfel mit einem alterthümlichen Thurme prangt, der gleichfalls nach dem gefeierten Poeten benannt ist. Am Fuße des Felsen ist der „herzerheiternde" Garten mit einem Sommerhause und Springbrunnen, ein Werk Kerim Chans. Jetzt paßt der Name nicht mehr dafür, da er in Verfall und Trümmern liegt und das Schicksal der meisten Bauten dieses Ausführers theilt. Dieser und andere der Regierung gehörende Gärten sind vom König an die Gärtner von Schiras verpachtet, welche Früchte, Blumen und Gemüse für die Stadt dort ziehen.

Bei der Moschee des Schah Mirza Hamza, außerhalb der Stadt, sind die Ueberbleibsel der von Hafiz und Sir William Jones gefeierten Mosallalaube, eines verfallenen Ziegelgebäudes, das vermuthlich zur Zeit des persischen Dichters im Mittelpunkte eines Gartens stand.

Mittheilungen aus Italien.

(Von J. Löwenthal.)

Schulwesen. Die neun Provinzen des lombardischen Gouvernements zählten im Schuljahre 1840/41 in 2227 Gemeinden und 2370 Parochien 172,300 schulpflichtige Kinder von 6 bis 12 Jahren männlichen und 168,909 weiblichen, zusammen 341,209 beiderlei Geschlechts. Wiewohl nach einer kaiserlichen Verordnung in jeder Ortschaft, wo ein Taufbuch gehalten wird, eine Elementarschule für Knaben und eine für Mädchen errichtet werden soll, gibt es in der Lombardie doch noch 50 Gemeinden, die gar keine Schule und 821, die keine Mädchenschule haben. Die Gesammtschülerzahl in den Unterrichtsanstalten der Lombardie zeigt folgende Uebersicht:

Knabenschulen

in den	9	k. k. Hauptschulen mit vier Classen	4,043	Schüler
—	59	Gemeindehauptschulen mit drei Classen	9,475	—
—	2,308	Gemeindeschulen mit zwei Classen	99,926	—
—	61	Erziehungsanstalten	2,430	—
—	208	Privatelementarschulen	5,457	—
—	230	Sonntags- und Repetitionsschulen	3,916	—
		Bei Privatlehrern	419	—
		Zusammen	125,666	—

Mädchenschulen

in den	11	k. k. Hauptschulen mit drei Classen	2,291	Schülerinnen
—	3	Gemeindehauptschulen in Mailand, Bergamo und Bremara . . .	836	—
—	1586	Gemeindeschulen mit zwei Classen	72,199	—
—	100	Erziehungsanstalten	4,240	—
—	429	Privatelementarschulen	9,981	—
		Sonntags- und Repetitionsschulen	1,144	—
		Zusammen	90,691	—

Es befanden sich demnach im Schuljahre 1840/41 in der Lombardie 46,634 Knaben und 78,318 Mädchen, zusammen 124,952 schulpflichtige Kinder, ohne allen Unterricht. Die Gasetta di Milano, der wir obige Angaben entlehnen, macht die Bemerkung, daß dieses Mißverhältniß nur auf dem Lande statthabe, in den Städten und Dörfern aber es wenige Kinder geben dürfte, die nicht irgend eines Unterrichts theilhaftig wären.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

In besonderem Rufe stehen die Macusis auch wegen der Geschicklichkeit im Gebrauch jener merkwürdigen Waffe, des Blaserohrs, wie sie zugleich auch in Beziehung der Bereitung jenes schrecklichen Pflanzengiftes, des Murali, unter allen südamerikanischen Stämmen, zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco bis zum Essequibo, den größten Ruf genießen. Geht der Macusi auf die Jagd von Geflügel, so benutzt er fast nie Bogen und Pfeile, sondern durchgehends das Blaserohr. Die Pflanze, welche den Hauptbestandtheil zu dieser Waffe liefert, wächst nur in dem Lande der Guinaus und Maiongkongs, nahe den Quellen des Orinoco, und wird von den Indianern Curata genannt. Sie gehört

in die Familie der Bambuseen, und wurde nach meinem Bruder, der sie zuerst entdeckte und beschrieb, Arundinaria Schomburgkia genannt. Der Stamm derselben erhebt sich von dem Rhizoma ohne irgend einen Knoten in gleicher Stärke gewöhnlich zu einer Höhe von 15′, von wo die ersten Aestchen sich auszweigen, und sich dann die Knoten in regelmäßigen Zwischenräumen von 15 bis 18 Zoll in einer weitern Höhe von 40 bis 50′ fortsetzen. Der ausgewachsene Stamm ist an seiner Basis 1½ Zoll stark und ½ Zoll im Durchmesser, von glänzend grüner Farbe, glatt und inwendig hohl. Der Indianer wählt nur den jungen Stängel zu seiner Waffe. Nachdem er einen solchen in der erforderlichen Länge geschnitten, hält er ihn über ein mäßiges Feuer und dreht ihn dabei beständig um seine eigene Achse, wodurch er das Verziehen verhindert; ist dieß geschehen, so setzt er ihn so lange der Sonne aus, bis er eine gelbe Farbe erhalten, die den Beweis liefert, daß das Rohr keine Feuchtigkeit mehr enthält. Da das Rohr für den Indianer denselben Werth hat, wie für uns die beste Flinte, und es bei ihren Jagdstreifereien im Walde zugleich vielfach der Zerstörung ausgesetzt ist, so verfertigen sie aus dem dünnen, schlanken Stamm einer Palme, aus der Familie der Arecineen (wahrscheinlich Kunthia oder Genoma) eine Art Futteral, in das sie das Rohr einschließen; das Futteral nennen sie Gurura-curapong, und dadurch ist das Rohr, in Folge der äußern harten Holzschicht der Palme, vor jeder Zerstörung geschützt.

Die Guinaus und Malongkongs treiben einen ausgebreiteten Tauschhandel mit diesem Rohre oder schon verfertigten Blaseröhren, und erhalten dafür von den Macusis das geschätzte Uraligift. Das Ende des Blaserohrs, das in den Mund genommen wird, wie überhaupt das ganze Rohr, um sein Spalten in der Sonnenhitze zu verhindern, wird mit einer dünnen Schnur Seidengras (die Fasern der Bromelia Karata) umwunden, während an die untere Oeffnung, um das Verstopfen mit Erde, wenn man zufällig den Grund damit berühren sollte, zu vermeiden, eine Art Schutzhut aus der halben Frucht einer Palme angeschraubt ist. Die Pfeile, welche aus der Waffe geschossen werden, sind 9 bis 10 Zoll lang und aus der Wedelrippe der Coucurit-Palme (Maximiliana spec.?) verfertigt. Ihre nadelgleiche Spitze wird einen Zoll lang mit Gift bestrichen, während um das andere Ende ebenfalls ein Zoll lang Baumwolle gewickelt ist, die gerade die Höhlung des Rohrs ausfüllt. Der Jagdköcher, der die Pfeile faßt, die an einer Schnur gereiht sind, enthält gewöhnlich 4 bis 500 Stück, und besteht aus Flechtwerk, das dicht mit Wachs bestrichen ist und mit einem Deckel aus der Schwarte des Maipuri (Tapir americanus) versehen ist; an diesem Köcher hängt zugleich ein Bündelchen Seidengras, der halbe Kinnbacken des Pirai, an dessen Zähnen die Pfeile im Nothfall gespitzt werden, und ein kleines Körbchen mit Baumwolle.

So bewaffnet eilt der Indianer in den Wald, um den Powis (Crax alector), den Marudi, die Penelope und anderes Geflügel aufzusuchen. Diese sitzen gewöhnlich in hohen, dichtbelaubten Bäumen, doch nicht außer dem Bereiche seines Blaserohrs, dessen Pfeil er gegen 100′ hoch senden kann. Leise und behutsam, so daß sich die gefallenen Blätter nicht unter seinen Füßen zu bewegen scheinen, daß das Ohr des Europäers vergebens auf das Geräusch seiner Schritte lauschen würde, nähert er sich dem Baume, auf dem er Beute hofft. Seine Ohren sind für den leisesten Ton geöffnet, während sein Auge das Geflügel im dicksten Laube aufzufinden weiß. Ist sein Suchen und Spähen längere Zeit ohne Erfolg, so ahmt er das Geschrei des Vogels, den er wünscht, auf das täuschendste nach, und lockt ihn so von Baum zu Baum, bis er im Bereich seines Rohrs ist. Gedankenschnell fliegt der Pfeil aus der Oeffnung, und verfehlt fast nie das Ziel, gegen das er gerichtet war. Oft bleibt der nur verwundete Vogel in den Zweigen sitzen, fällt aber in Folge des Giftes schon nach 3 bis 4 Minuten todt zu des Indianers Füßen. Sollte er noch davon fliegen können, so ist seine Flucht nur von kurzer Dauer, und der Jäger folgt langsam der Richtung des Fluges, da er weiß, daß er die Beute bald todt am Boden finden wird. Schickt sich der Macusi zur Jagd auf Rehe, Tapire u. dgl. an, so nimmt er Bogen und Pfeile zur Hand, ersterer ist gewöhnlich 6 bis 7′ lang und die Sehne aus Seidengras gedreht, die Pfeile dagegen haben eine Länge von 4 bis 5′ und werden aus dem Gynerium saccharinum verfertigt. Ein Stück hartes Holz von einem halben Fuß Länge ist an dem Ende des Rohrs gut befestigt, das oben ein 1″ tiefes viereckiges Loch hat. In dieses Loch wird ein vergiftetes spitziges Holz gesteckt, das wieder herausgenommen werden kann. Gebraucht der Indianer den Pfeil nicht, so wird ein Stück Bambusrohr über die Spitze gesteckt, um Unglücksfälle zu verhüten, und den etwaigen Regen zu verhindern, das Gift abzuwaschen. An der Seite trägt der Jäger ein Stück ausgehöhlten Bambus mit einem Deckel, das die vergifteten Spitzen enthält; diese sind an einzelnen Stellen halb durchschnitten, damit, wenn ein Thier angeschossen, der Pfeilschaft durch seine eigene Schwere abbricht, und das angeschossene Wild nur mit der Spitze die kurze Strecke, die es noch zu laufen hat, durch den Wald springt. Findet der Jäger die Spur eines Wildes, nach der das Auge des Europäers vergebens suchen würde, so verfolgt er dieselbe mit der bewunderungswürdigsten Beharrlichkeit nach allen ihren Windungen, und meist krönt der günstigste Erfolg seine Mühen. Ist das Thier verwundet, so läuft es selten noch 4 bis 600 Schritte, wo es dann ebenfalls in Folge der Wirkung des Giftes todt zusammenstürzt.

Von Holwa genießt man eine der herrlichsten Aussichten über die weite Savanne, aus der die Makarapan-, Anai-, Monoschuballi- und Pacaraima-Gebirge in kühnen Umrissen aufsteigen. Den ersten Abend wartete unser eine wahrhaft schauerlich schöne Scene: die Schilderung eines Prairienbrandes, die ich früher so oft mit innerem Entzücken gelesen, wurde mir aus einem Bilde der Phantasie zum Bilde der Wirklichkeit. Die Indianer hatten die endlose Savanne in Brand gesetzt. So weit das Auge reichte, sah man nur eine große Feuercolonne, die grell auf dem dunkeln Hintergrunde des bewölkten Himmels abstach und den Saum der einzelnen großen Wolkenmassen mit ihrem Widerschein umzog. Mit Gedankenschnelle und gleich den Wogen eines gleichmäßig bewegten Oceans wälzte sich die ungeheure Feuermasse vor dem Winde her, und das Brausen des Feuers, das Getöse der in der Hitze zerplatzenden Stängel der Riesengräser und Blätter der Bäume war wahrhaft betäubend, so daß man sich unwillkürlich in das wilde Gewühl der entfesselten Schlacht versetzt glaubte, durch das Gestöhne der dem wilden Element verfallenen Thiere, das wie das Gestöhne und Geröchel der der Schlacht als Opfer Gefallenen uns entgegentönte. Oede und traurig war am folgenden Morgen die Aussicht über die Savanne hin. Bäume und Sträucher waren ihres Laubschmuckes beraubt, und düster starrten die schwarzen Aeste in die heiße Luft; doch schon nach wenigen Tagen verwandelte sich das dunkle Trauerkleid in die frischen Farben jungen Lebens. Bäume, Sträucher, Gras beginnen von neuem zu treiben und zu knospen, und in kurzem ist jede Spur der Verwüstung verschwunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1843.

Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im Jahre 1842.

Unter diesem Titel ist im Auftrag des Missionsausschusses zu Basel von dem Inspector der dortigen Missionsanstalt eine kleine, nur 124 Seiten grosse Schrift erschienen, die in mannichfacher Hinsicht von besonderem Interesse ist. Wir haben früher öfters ausgesprochen, daß wir zwar der Gesinnung und der Aufopferung der Missionäre alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, das angewendete Verfahren aber keineswegs immer passend finden, namentlich so weit es ganz uncultivirte Völker, wie die Insulaner der Südsee, betrifft. Daß dort das Missionswesen neben unläugbarem Verdienst auch manche sehr schädliche Seite hatte, wird wohl jetzt kein Unbefangener mehr läugnen, nachdem man selbst in Amerika anerkannt hat, daß die puritanische Lebensansicht, wie sie z. B. von den amerikanischen Missionären auf den Sandwichinseln in Ausübung gebracht wird, an der allmählichen Entvölkerung dieser Inseln nicht unbedeutend Mitschuld trägt. Hier indeß kommt es nicht auf diese oder jene Methode an, und auf den Südseeinseln sind im Ganzen genommen wenig deutsche Missionäre thätig, sondern ihre Hauptfelder sind die kaukasischen Länder (bis zum Jahre 1835), die afrikanische Westküste und Ostindien, wo sich von 121 thätigen Missionären allein nicht weniger als 40 befinden; in Westafrika sind 12, in Kaukasien, der Krim und an der Wolga 19, in Nordamerika unter Indianern und Eskimos 8, so daß die übrigen deutschen Missionäre, welche aus der Baseler Missionsschule hervorgingen, sehr dünn gesäet sind.

Seit dem Jahre 1816 haben 175 Zöglinge die Anstalt verlassen, von denen aber bereits 42 gestorben sind, davon allein in Westafrika 12; von den übrigen 133 sind 12 theils wegen Krankheit, theils wegen sonstiger Ursachen nicht im Missionswesen beschäftigt, so daß nur 121 als wirkliche Missionäre fungiren. Außer den obigen 175 bereits aus der Missionsanstalt getretenen befinden sich 28 noch daselbst, so daß die Gesammtzahl 203 ist; davon kamen aus Würtemberg allein 103, aus den übrigen deutschen Staaten 58, aus der Schweiz 30, aus Dänemark, Rußland, Schweden, Elsaß u. dgl. 12. Von den thätigen Missionären stehen im Dienste englischer Missionsgesellschaften überhaupt 59, und speciell im Dienste der englisch-bischöflichen Gesellschaft 52. Eben diese Gesellschaft ersetzt der Baseler Missionsschule die Ausgaben für die Bildung von je zwei bis vier Zöglingen jährlich. Die Basel'sche Missionsgesellschaft glaubt sich wegen der Verbindung mit der englisch-bischöflichen Gesellschaft rechtfertigen zu müssen, führt aber zu ihrer Entschuldigung den allergültigsten Grund an, indem sie sagt, daß die Frage, ob eine Kirche durch Bischöfe oder ein Consistorium, oder synodalisch verwaltet werden solle, in Europa allerdings wichtig, in der Heidenwelt aber ganz unerheblich sey, da die einzig mögliche Kirchenleitung dort noch auf lange Zeit in der patriarchalischen Führung der Gemeinden durch die Missionäre bestehe. — Im unmittelbaren Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel stehen 29 Missionäre (mit Gestorbenen und Ausgetretenen 60), im Dienste der evangelisch-russischen Kirche 21. Die Verbindung mit Rußland schreibt sich seit der Zeit her, wo die Missionsschule zu Basel ihre Blicke hauptsächlich auf die Kaukasusländer gerichtet hatte, und dort, sowohl nördlich als südlich von dem Gebirge, einen starken Grund zur Ausbreitung des Christenthums unter den dortigen mohammedanischen und heidnischen Völkern legte. Auch verfiel die Basel'sche Missionsanstalt zuerst auf die Idee, die orientalische Kirche aus sich heraus zu beleben — ein Unternehmen, das jetzt von den amerikanischen Missionären zu Urumia in Bezug auf die Nestorianer Kurdistans mit Erfolg weiter geführt wird.

Die Schilderung der Thätigkeit der Missionsanstalt zerfällt in drei Hauptgegenden, die Kaukasusländer, Westafrika und Ostindien. Seit dem Jahre 1821 sendete sie Missionäre nach Kaukasien, sowohl zu den Tscherkessen und Tataren im Norden des Kaukasus, als auch zu den Persern und Armeniern im Süden desselben. Eine schottische Missionscolonie zu Karaß im Norden hatte ihnen einigermaßen vorgearbeitet, zu Schuschi im Süden, in Karabag, wurde eine Missionsniederlassung, eine Druckerei und eine Schule gegründet, ebenso wurde in Gandscha eine armenische Schule gestiftet, und armenische Priester fanden sich ein, um die biblischen Grundsprachen zu lernen. Nach jahrelanger Arbeit fanden ihre Bemühungen

allmählich unter Mohammedanern so wie unter den armenischen Christen Eingang, als ein Ukas vom 23 August 1835 auf Einmal die Fortsetzung der Missionsarbeiten untersagte. Unwirksamkeit der Mission unter den Moslems und die Klagen der armenischen Geistlichkeit wurden in dem genannten Ukas als Gründe angegeben, in dem Bericht der Missionsgesellschaft aber heißt es: „da der eigentliche Grund dieses Verbots nicht der angegebene, sondern die willkürliche Ausdehnung des ausschließlichen Missionsrechts der griechischen Kirche auch über die neuen Provinzen war, da derselbe sogar mit einem politisch und kirchlich tiefer begründeten System zusammenhing, so konnten die klaren und einfachen Gegenvorstellungen von keinem Erfolg seyn." Wir wollen dieß gelten lassen, können aber doch nicht umhin zu erwähnen, daß die Bemühungen der Baseler Missionäre in die erstarrte armenische Kirche ein Reformationselement werfen müßten, das der höhern Geistlichkeit nur unangenehm seyn, und vielleicht der Regierung politische Verlegenheiten bereiten konnte. Bis jetzt haben die orientalische Kirche, die griechische ebenso wie die armenische, den Reformationsversuchen einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt; man erinnere sich nur an Eugenius Bulgari und an Kairis, der von außen hereingebrachten Versuche ganz zu geschweigen. Von den Bestrebungen der Baseler Missionäre in Kaukasien ist nichts übrig geblieben, als die Versorgung einiger deutschen Gemeinden mit Predigern.

Der zweite Hauptpunkt ist Westafrika, wo aber, wie wir schon eben meldeten, nicht weniger als 12 Missionäre ihren Tod fanden. Dort werden die Amerikaner durch Liberia und die Engländer mit Hülfe westindischer Neger besser wirken können, als die Baseler Mission. Letztere hat sich übrigens mit den evangelischen Brüdergemeinden in Westindien zu gleichem Endzweck in Verbindung gesetzt.

Die Erfolge in Ostindien sind, wenn man die Ausdehnung des Landes betrachtet, sehr gering, groß aber, wenn man erwägt, welche Schwierigkeiten der Kastengeist, die einander durchkreuzenden Sprachen und die Verschiedenheit der Religionen ihnen entgegensetzen. Für den, welchen die Einzelnheiten der Sache interessiren, verlohnt es sich wohl den Bericht selbst nachzulesen; er ist ohne Vergleich besser geschrieben, als eine Menge englischer, die, namentlich im Missionary Register, ganz ungenießbar sind. Der Grund hievon dürfte nicht sehr weit zu suchen seyn, und liegt wahrscheinlich ganz allein darin, daß die englischen Missionäre in der Mehrzahl auf einer viel tiefern Stufe allgemeiner Bildung stehen, wie die deutschen. Ob der Erfolg in Indien dauernd seyn wird, steht dahin, wenn gleich die Befürchtung, daß die englische Herrschaft in Indien ihrem Ende sich nahe, vorerst noch grundlos seyn möchte. Da indeß die große Zahl, die Bildung und die Localkenntnisse der dortigen deutschen Missionäre ihren Ansichten ein gewisses Gewicht geben, und der Bericht wohl nur auf den Angaben der Missionäre beruht, so können wir nicht umhin, die betreffende Stelle (pag. 17) mitzutheilen: „Es sind in Indien noch 150 Millionen Heiden und Mohammedaner zu Christo zu sammeln. Uebrigens möchte die Zeit kurz seyn, um das Werk zu vollbringen. Manche Anzeichen lassen befürchten, daß die Stunde nicht mehr fern sey, die Indien von der Herrschaft der Engländer sich losreißt." Die Missionäre hatten wohl genug Gelegenheit, die Symptome von Haß gegen die englische Herrschaft, die sich während der Unfälle der Engländer in Afghanistan kund gaben zu beobachten; der Haß war aber auch vorher schon da, er wagte nur nicht sich zu äußern und wird wohl auch jetzt wieder verstummt seyn.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

18. Das Ehrenkleid.

Zum Beweis großer Auszeichnung war unmittelbar vom Könige selbst Mirza Zeki gesendet worden, um unser Mihmandar zu seyn. Mirza Zeki ist Geheimschreiber oder Cabinetssecretär des Königs, und steht im Rufe, der eitelste aber auch der anhänglichste Höfling zu seyn. Seine Rede an den Gesandten war höchst charakteristisch, denn als er vom Könige sprach, rief er aus: Warte, warte, Elchi, bis du das Licht der Welt erblickt! Dann wirst du einen König sehen! Er ist ein Paradies in sich; er ist voll Herablassung gegen dich; dieß zum Beweis hat er mich zu dir gesendet, einen Mann von höherem Range, als je einer an einen frühern Botschafter gesendet worden, um dich vor ihn zu geleiten.

Auch dem Mohammed Chan stattete der Gesandte einen Besuch ab, denn er wollte ihm gern zeigen, wie zufrieden er sey mit seinem artigen Benehmen gegen uns. Als wir in die Nähe seines Hauses kamen, fanden wir die Straße gewässert und gefegt. Als der Gesandte vom Pferde stieg, empfing ihn der Neffe des Chan, und an der Thüre der Chan selbst. Der Hof, durch den wir gingen, war mit seiner Dienerschaft eingefaßt, und das Wasserbecken war mit Rosen, Königskerzen und Lilien verziert. Der Gesandte mußte sich auf den Ehrenplatz setzen und der Chan setzte sich, troß allem Ersuchen, ungefähr drei Ellen von Sr. Excellenz auf den Teppich, welches unter den Persern für ein Zeichen großer Ehrerbietung und Hochachtung gehalten wird. Auch konnte man in der That nicht anmuthiger und sittiger seyn als unser Wirth, dessen gute Laune nicht ausging. Wiewohl er zum Mirza, d. h. zum Gelehrten und Schriftsteller erzogen war, scherzte er doch sehr anmuthig über seine Unkunde in der Literatur, gestand sein größtes Vergnügen seyen Pferde und Jagd, und nichts gehe ihm über die Freude ein Rebhuhn zu beizen oder eine Antilope zu erlegen. Er räumte ein, daß es unter einer Regierung, wie die dermalige persische, gefährlich sey, Reichthümer zu sammeln, und daß sein Glückseligkeitssystem, seine Lebensphilosophie darin bestehe, nicht über die gegenwärtige Stunde hinaus zu denken und nie so viel zu besitzen, daß es die Begier des Königs oder seiner Statthalter reize. Ein gutes Pferd, ein gutes Schwert und ein Kreppgurt waren der Inbegriff seiner Wünsche.

Er setzte uns die besten Früchte, Confituren, Eis und Scherbet vor. Die Früchte der Jahreszeit waren kleine Apri-

kosen, weiße Maulbeeren und eine Pflaumenart, in Persien Gourdschi genannt, welche Piecen kaum zeitig waren; aber die Perser, welche auf unreife Früchte ganz versessen sind, pflücken sie ab, ehe sie zur Reife kommen. Für ihre Früchte sind sie sehr eingenommen, und würden uns nicht einräumen, daß wir nur eine in unserm Lande hätten, die den Vergleich mit den ihrigen aushielte. In England behielt der persische Gesandte seine volksthümliche Vorliebe für persische Früchte, und wenn etwa beide Länder verglichen wurden, rief er aus: Wahr ist es, so schöne, mit Spiegeln verzierte Häuser, solche elegante Wagen und Prachtchaisen haben wir nicht; aber bessere Früchte haben wir und die Sonne sehen wir immer.

Unser neuer Mihmandar, der etwas eifersüchtig auf unser Behagen an seinem Vorgänger schien, besorgte sehr, daß der Gesandte vielleicht eine Einladung von ihm annähme, lud uns also zu einem Dejeuner, wobei er jenen an artiger Aufmerksamkeit zu überbieten strebte. Er unterhielt uns mit einem Concert von vier Personen: eine spielte den Kannuntscheh, eine zweite sang und fächelte sich den Mund mit einem Stück Papier, um die Schwingungen ihrer Stimme zu unterstützen, die dritte schlug die Handpauke und die letzte zwei kleine vor ihr auf der Erde stehende Trommeln. Es waren die besten Musiker von Schiras, und wiewohl ihre Musik uns zu geräuschvoll war, als daß sie uns ergötzt hätte, so entzückte sie doch die Perser über alle Maaßen; ich bin ganz hingerissen von diesen lieblichen Tönen, rief einer aus, und in der That, das Entzücken spiegelte sich in ihren Gesichtern.

Einige Tage darauf kam der Prinz Statthalter von Schiras in seinem größten Staate nach Kalat Puschan, um dort das Ehrenkleid anzuziehen, welches ihm der König zum Neujahrsfeste übersandte. Wiewohl dieser Festtag selbst schon lange verflossen war, hatte doch die Festlichkeit erst jetzt statt, indem die Sterndeuter keinen hinlänglich glücklichen Tag zur Vollziehung einer so bedeutsamen Feier, als diese unter den Persern ist, ausfindig gemacht hatten. Kalat Puschan liegt drei Meilen von Schiras; es ist ein durch einige Weidenbäume bezeichneter Platz, welcher besagten Namen deßhalb führt, weil der Prinz Statthalter dahin geht, und sich mit den Kalats oder Ehrengewändern bekleiden läßt, welche ihm der König von Zeit zu Zeit, besonders an hohen Festtagen, sendet. Da alle mit dem Empfang des Kalat verbundenen Umstände die großen Kennzeichen sind, nach welchen das Volk den Einfluß des Empfängers bei Hofe beurtheilt, so werden bei Bereitung des Kalat alle Ränke ersonnen, die königliche Gunst so viel als möglich anzudeuten. Die Person, welche es überbringt, die Ausdrücke des Firmans, welcher dieses Ehrengeschenk verkündet, die Art des Kalat selbst, dieß alles sind Umstände, die von den Personen untersucht und erörtert werden. Ein gewöhnlicher Kalat besteht aus einer Kaba, einem Gürtel und einem Kopfshawl; soll er ausgezeichneter seyn, so wird ein Säbel oder ein Dolch dazu gelegt. Personen von Distinction bekommen reiche Pelze; ist aber der Kalat vollständig, so besteht er gerade aus denselben Artikeln, welche Cyrus dem Syennesis zum Geschenk machte, nämlich einem goldgezügelten Pferde, einer goldenen Kette, einem goldenen Säbel und einem vollständigen persischen Anzug. So oder beinahe so war der Kalat, welchen der Prinz Statthalter von Schiras abzuholen ging; mithin geschah dieß auch mit aller möglichen Oeffentlichkeit. Der Festtag ward mit Kanonenschüssen, mit Trommeln und Trompeten angekündigt. Um zu dem von den Sterndeutern angegebenen Augenblicke auf dem Flecke zu seyn und sein Kleid anzulegen, zog der Prinz bei Zeiten aus der Stadt, von allen seinen Officieren umgeben; vor ihm her wurden eine Menge Pferde geführt; hinterdrein folgten ziemlich alle Ortsbewohner. Der Prinz selbst war schon in der Ferne kenntlich an einem Sonnenschirm über seinem Haupte, welches heutzutage ein königliches Vorrecht ist, wie auch auf den Bildwerken von Persepolis die Hauptperson immer einen Sonnenschirm über sich hat. Wir hörten, daß der ganze Weg, den er bis Kalat Puschan zurückgelegt hatte, drei Meilen weit mit Rosen bestreut und mit Wasser besprengt worden war, welches eine Ehre ist, die man nur höchsten Personen erweiset; einigemale wurden auch mit Zucker gefüllte Glasgeschirre unter seines Rosses Hufen zerbrochen, denn „auf Zucker treten" ist bei ihnen ein Symbol von Wohlergehen; Blumen wurden auch Alexander dem Großen bei seinem Einzuge in Babylon gestreut, wie die Juden dem Erlöser Palmzweige auf den Weg streuten.

Der Ueberbringer des Kalat war Mohamed Rakim Chan, ein Jüngling von sechzehn Jahren, Sohn des Wesirs von Fars. Man erzählt von ihm, daß, als er zum erstenmale vor dem König erschien, er so geschämig war, daß er kaum vorwärts gehen konnte. Dieß war aber bloß ein absichtlich einstudirter Kunstgriff — so früh werden sie schon zu Höflingen abgerichtet — denn als der König zu ihm sagte: „Komm, fasse Muth! Nur näher!" sagte der Knabe stammelnd: Ich flehe zu Ew. Majestät, befehlen Sie nicht, daß ich weiter gehe — ich bin überwältigt!

Scenen aus dem chinesischen Kriege.*)

3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jin-jan (yew-yow) und Tsi-ki.

Am 13 Oct. (1841) schifften wir uns zu Tinghai ein nach Ningpo, einer Stadt, die etwa 14 (engl.) Meilen weiter oben am Flusse liegt, der für Schiffe von 6 bis 700 Tonnen fahrbar ist. Als wir die Stadt erblickten, sahen wir nicht nur keine Soldaten auf den Mauern, sondern auch überhaupt keine Vertheidigungsanstalten, und Tausende von Chinesen sammelten sich am Ufer, um uns anzustarren. Unsere Dampfboote fuhren aufwärts, bis wir eine Schiffbrücke erreichten, welche den Verkehr zwischen den Vorstädten und der Stadt herstellt und zu einem der Thore führte. Die Brücke bestand aus großen, ausdrücklich zu diesem Zweck erbauten und überbrückten Dschunken, die man durch Ketten an den beiden Ufern festgemacht hatte; nur zwei oder drei Dschunken auf jeder Seite waren durch Anker befestigt. Der mittlere Theil der Brücke ließ sich leicht wegnehmen und unsere Dampfboote fuhren ungehindert

*) Siehe Nr. 85 — 87.

hindurch. Die Thore der Stadt waren geschlossen, aber augenscheinlich wollte sich Niemand widersetzen; man brachte Leitern, einige Leute stiegen hinüber und öffneten die Thore. Wir marschirten ungehindert hinein, zogen uns an den Mauern hin und setzten Wachen an die Thore. Es regnete die ganze Zeit über, und war fast dunkel, als wir an unserem Quartier, einem ungeheuren öffentlichen Gebäude, ankamen, das indeß gar nicht meublirt war. Wir zündeten Feuer an, denn die Nächte begannen sehr kühl zu werden; in den von uns eingenommenen Zimmern waren mehrere Bambusschränke mit Büchern und Acten; wir warfen die Schränke hinaus und nahmen das Papier zu unsern Lagerstätten.

Der General und das 49ste Regiment nahmen ein anderes Gebäude in der Nähe ein, das wenig besser war als das unserige. Die Artillerie unter Capitän Anstruther war eben daselbst einquartiert, zufällig dasselbe Gebäude, wo man ihn und Mistreß Noble früher in Käfigen gefangen gehalten hatte nach ihrem unglücklichen Schiffbruch. Er fand die beiden Käfige und die Fesseln, die er getragen hatte, noch. Als die Artillerie dieß Quartier später räumte, ließ man keinen Stein auf dem andern, als Repressalie für die Behandlung Anstruthers und der Mistreß Noble. In einem Theil des Gebäudes fand man 23,000 Pfd. St. in Sycee-Silber, aber weit mehr mußte in der Nacht zuvor vom Volke gestohlen worden seyn, denn in der Mauer war ein Loch gemacht, mehrere Kisten ausgeleert und andere ganz fortgeschleppt worden.

Die Stadt Ningpo liegt in einer ausgedehnten Ebene, ihre Mauern haben 4⅘ Meilen im Umfang, im Durchschnitt 27 Fuß Höhe und 20 Fuß Breite. Sie hat sechs wohlerhaltene Thore, über deren jedem ein bequemes Wachthaus erbaut ist. Die Vorstädte sind sehr ausgedehnt und dicht bevölkert; auch herrscht darin eine große Betriebsamkeit. Ningpo ist gewiß die bestgebaute Stadt in China, die wir noch gesehen. Zwei Hauptstraßen durchschneiden sie von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Viele Straßen waren mit Triumphbogen geziert, oder richtiger gesagt mit Monumenten zum Andenken bedeutender Personen. Sie waren aus Granit aufgeführt, und mit phantastischen sehr gut ausgehauenen und in keckem Relief vorspringenden Figuren geziert. Es bedurfte einer genauen Untersuchung, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich von Stein und nicht von einer Composition waren. Einige dieser Denkmäler fielen allmählich in Trümmer, da sie bis ins 13te Jahrhundert hinaufreichten; das neueste, was auch völlig erhalten war, wurde im 15ten Jahrhundert gebaut. Eine der schönsten Figuren hätte man leicht herunternehmen können, denn sie waren alle in einzelnen Stücken und nur mit Mörtel aneinander befestigt; hätte man dasselbe nach England gesendet und in einem der Parks aufgestellt, es würde gewiß viele Bewunderung erweckt haben. — Alle öffentlichen Gebäude waren mit zwei grotesken, an jeder Seite des Thorwegs aufgestellten Löwen geziert, die eine Tatze auf den Kopf eines jungen Löwens legen und eine ausgehauene Steinkugel im Munde haben.

Zwischen dem West- und Südthor stand eine merkwürdige und augenscheinlich sehr alte, nicht gut erhaltene, etwa 140 Fuß hohe achtstöckige Pagode, die man von innen vermittelst einer hölzernen Treppe ersteigen konnte. Immer nach 20 Stufen war ein Austritt in einen Stock hinein mit acht Oeffnungen statt der Fenster. Laternen waren an jedem Fenster, und wenn man sie bei Nacht anzündete, muß der Effect eigenthümlich genug gewesen seyn. Während wir zu Ningpo waren, wurden sie indeß nie angezündet. Die Spitze der Pagode war mit einer aus Stein gehauenen Zierrath ähnlich einer schottischen Distel geschmückt. Die Aussicht vom Gipfel aus war sehr schön: an einem klaren Tage konnte man das ganze Land weit umher und die Windungen des Flusses bis Tinghai sehen. Einige arme, in einem benachbarten Dschoßhause wohnende Priester hatten die Aufsicht über das Gebäude. Einige von den Tempeln der Stadt waren schön, keiner aber kam denen zu Tschusan gleich.

Wir blieben fast drei Wochen in unserem ersten, und sehr unbequemen Quartier, wo wir in vier kleine Zimmer zusammengedrängt waren. Es regnete fast unaufhörlich und keines der Zimmer war wasserdicht. Wir speisten in der offenen Luft unter einer kleinen Verandah, und hatten nur die Wahl, halb vor Kälte umzukommen, oder vor Staub und Rauch vom Feuer blind zu werden. Es war noch nicht ausgemacht, ob wir in Ningpo überwintern oder nach Tinghai und Tschusan zurückkehren sollten. Im Anfang Novembers wechselten wir unser Quartier und wurden in einen großen Tempel Confutse's gebracht, der für die Mannschaft als Caserne eingerichtet worden war. Die Zimmer waren groß und hoch, und die offenen Theile mit Brettern und Matten verhängt. Das ganze 18te Regiment und eine Compagnie des 55sten hatte darin Platz. Der mittlere Theil des Gebäudes mußte aber auf Befehl des Generals frei bleiben, damit er nicht verdorben werde. Er bildete eine einzige große, schön gemalte und vergoldete Halle, die auf ungeheuren Holzpfeilern ruhte, und von den Chinesen als öffentlicher Saal zur Prüfung der Studirenden benutzt wurde. Die Tempel des Confutse hatten nicht die abgeschmackten Götterfiguren, wie die andern Dschoßhäuser. Derjenige, den wir bewohnten, nahm einen bedeutenden Raum ein, und war von einer etwa 7 Fuß hohen Mauer umgeben.

Die Quartiere für die Officiere waren elende Löcher, die man nur mit vieler Mühe wohnlich machen konnte. Alle Oeffnungen wurden mit Stroh und Papier ausgestopft und Matten darüber genagelt. Wir verschafften uns etwas Glas, jedoch von sehr schlechter Beschaffenheit, in der Stadt und ließen Fensterrahmen machen. Die Chinesen brauchen selten Glas, sondern nehmen statt desselben ein dünnes durchsichtiges Papier, das nur ein ärmliches Licht hereinfallen läßt und leicht durch jeden Regen oder Wind zerrissen wird.

Die ganze brittische Truppenmacht war in Einem Theil der Stadt concentrirt, Wachen zogen täglich an sechs verschiedenen Thoren auf, und Pikete durchzogen die Stadt Tag und Nacht zu verschiedenen Stunden. Ein Capitän und ein Stabsofficier theilten sich in die Runden auf den Mauern.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige vorweltliche Thierknochen der Auvergne. In einer der letzten Sitzungen der geologischen Gesellschaft von Frankreich las ein Hr. Pomel eine Abhandlung „über die reißenden Thiere mit zusammengedrückten und schneidenden Hundezähnen, die man in den Alluvionen des Arnothals und der Auvergne findet." Man hatte die daselbst aufgefundenen Knochen früher (nach Cuvier und Buckland) einer Bärenart zugeschrieben, die man ursus cultridens nannte, Hr. Pomel aber suchte in Verbindung mit einem Hrn. Bravard nachzuweisen, daß diese Knochen einer Katzenart angehörten, von denen die eine größer als der Panther und nur um ein Fünftel kleiner als der Königstiger, die andere aber so dick wie der Löwe und viel höher gewesen sey. (Echo du Monde Savant vom 2 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1843.

Alte Opferaltäre in Rußland.

Die Nordische Biene vom 11 und 12 März enthält Auszüge aus einer ungedruckten Reise durch Rußland, wo unter anderem einige merkwürdige Erdaufwürfe, der eine bei dem Dorfe Nowospaßkoje im Kreise Jelnin an der Desna, der andere 17 Werste unterhalb Smolensk auf dem rechten Dnieprufer gelegen, geschildert sind. Der erstere hat an der Grundlage 95 Klafter, oben aber 70 Klafter 2 Arschinen im Umfange, während die Höhe wohl durch den Einfluß der Witterung und des Pfluges, der seit längerer Zeit darüber hingeht, ziemlich uneben ist, und zwischen zwei und drei Klafter vom Boden an wechselt. Die Größe des zweiten ist nicht genau angegeben, sondern nur bemerkt, daß derselbe noch größer sey, als der erstere. Bemerkenswerth ist, daß der zweite von alter Zeit her als Begräbnißplatz dient. Daß die beiden Erhöhungen, welche überdieß zum Theil mit Gräben umgeben sind, nicht zufällig, sondern künstlicher Art sind, lehrt nicht nur der Augenschein, sondern noch mehr die Untersuchung des Materials, aus dem sie aufgeführt sind. Bei beiden besteht der zunächst umliegende Boden aus sandigem Thon, während die Aufwürfe aus Dammerde bestehen. Da nun der sandige Thon zu solchen Aufwürfen ein um so passenderes Material gewesen wäre, als man denselben ganz in der Nähe haben konnte, wogegen man die Dammerde mit großer Anstrengung aus bedeutender Entfernung und einem sumpfigen Terrain herbeischleppen mußte, so läßt sich darin eine Absichtlichkeit gleichfalls nicht verkennen. Man kann deßhalb kaum anders annehmen, als daß diese Erdaufwürfe als eine Art Altar für den Gott der Früchte, also der Ernte, dienen sollten, und daß deßhalb die fruchtbare Dammerde dazu ausgewählt wurde. An eine kriegerische Bestimmung läßt sich, namentlich bei dem ersten Aufwurf, gar nicht denken, denn er ist in zu großer Nähe von natürlichen Anhöhen überragt; man muß somit wohl mit dem bekannten slawischen Alterthumsforscher Chodakowsky*) annehmen, daß es allgemeine, für eine ganze Völkerschaft bestimmte Opferstellen waren. Aehnliche Aufwürfe finden sich in nicht sehr großer Ferne, z. B. im Kreise von Duchow, von Dorosbush u. s. w., und man kann wohl nicht mit Unrecht annehmen, daß in der Nähe Hauptsammelplätze der alten heidnischen Völker waren, denn in der Nähe aller dieser Aufwürfe, welche die vereinte Arbeit von vielen Hunderten erforderten, finden sich eine Menge Kurgane (Grabhügel).

*) Sorian Dolenga Chodakowsky durchreiste alle von Slawen bewohnten Länder vom adriatischen Meere bis zur Wolga, und suchte allenthalben die alten Erdaufwürfe, Befestigungen, Wälle u. dgl. auf, die man in Rußland gewöhnlich mit dem Namen „gorodok“ (Diminutiv von gorod, Stadt) bezeichnet.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

19. Die Kornwucherer.

Während unseres Aufenthaltes in Schiras lernten wir mehrere Eingeborne kennen, die uns häufig in unseren Zelten besuchten; manche ergötzten mich sehr, besonders durch ihre Bemerkungen über unsere Lebensweise. Unter anderen wurde ein äthiopischer Eunuch ganz vertraut mit uns und fehlte fast keinen Tag. Er war sehr jung als Sklave hieher gebracht und als Frauenwächter im Harem des Prinzen angestellt worden. Alle seine Begriffe stimmten mit seinem Beruf und seinem steten Verkehr mit Frauen überein. Höchst ungläubig hörte er alles an, was wir ihm über die Freiheit unserer Frauen sagten, besonders schauderhaft war es ihm, daß sie unverschleiert ausgingen und ungestraft auch mit andern Männern, als ihrem Gatten, sprächen. Ich zeigte ihm einmal ein Miniaturgemälde meiner Mutter, als er es einige Zeit betrachtet hatte, rief er aus: dein Vater ist also vermuthlich ein Maler, und als ich Nein antwortete, sagte er sehr verwundert: Nun, wer kann denn dieß gemalt haben? Er konnte mir mit weniger Worten nicht mehr Aufschluß über seine Ansicht dieser Verhältnisse geben.

Um diese Zeit ward in Schiras wegen gestiegener Brodpreise großer Unmuth laut, und es waren alle Anzeichen eines bevorstehenden Aufstandes unter dem Volke vorhanden. Man gab diese Noth vornehmlich dem Mirza Ahadi, dem Gesellen

des Nebi Chan, Schuld, der, aus dem Gefängnisse zu Tehran befreit, nach Fars zurückzukehren Erlaubniß bekam, um daselbst vom Volke so viel zu erheben und zu erpressen, als er brauchte, um die vom König geforderte Summe zu decken.

Mirza Ahadi sollte in Verbindung mit des Prinzen Mutter alles Korn der Gegend aufgekauft haben, und kaum hatte er Schiras erreicht, so steigerte er den Preis, was natürlich auch den Brodpreis erhöhte. Das Volk wurde aufgebracht. Wie es im Morgenlande bei jeder gemeinsamen Noth zu geschehen pflegt, fingen sie damit an, daß sie ihre Läden auf dem Bazar schlossen. Dann zogen sie nach dem Hause des Scheik el Islam, des Oberrichters, und verlangten einen Fetwa, wodurch Mirza Ahadi's und eines oder des andern, die als Helfershelfer bekannt und nunmehr öffentlich genannt wurden, exemplarische Strafe oder gar Ermordung rechtmäßig, durch das Gesetz geheiligt würde. Hierauf erschienen sie in Masse vor dem Palaste des Prinzen, sprachen aufrührerisch ihre Noth aus und verlangten Mirza Ahadi's Auslieferung. Mohammed Zeki Chan, unser voriger Mihmandar, wurde vom Prinzen sie zu besänftigen gesendet, mit ihm Mirza Baki, der erste Bäcker der Stadt, einer von denen, deren Leben man gefordert hatte. Sobald letzterer erschien, ward er mit Schmähungen und Vorwürfen überhäuft, aber er suchte sie zu begütigen und sprach: Was habe ich denn verbrochen? Mirza Ahadi ist es, den ihr schmähen müßt. Verkauft er uns das Korn zu übermäßigen Preisen, so muß natürlich auch der Brodpreis steigen! Unterdessen hatte sich Mirza Ahadi heimlich der Wuth des Pöbels entzogen; als ihm aber die Mutter des Prinzen und der Prinz selbst zusprach, ließ er den Sturm wüthen und tröstete sich mit neuen Erpressungsentwürfen. Ein paar Tage wurde das Brod etwas billiger abgegeben, bis die unruhige Stimmung sich legte, und da das Volk doch einige Satisfaction erhalten mußte, so wurden alle Bäcker der Stadt zusammenberufen und öffentlich auf die Fußsohlen geschlagen. Man begreift leicht, daß diese Bestrafung der Unschuldigen statt der Schuldigen den Haß gegen den Prinzen und seine Minister nur noch mehr schürte.

20. Die Wöchnerin.

Die Gemahlin des Gesandten ward von einer Tochter entbunden, trotz dem, daß der Derwisch Sofer, ein weiser Mann, dem Gesandten versichert hatte, er werde einen Sohn bekommen und kurz vor der Niederkunft ein Geschenk für seine Prophezeiung erhalten hatte. Die Perser hören derlei Vorhersagungen sehr gern, denn sie halten einen Sohn für einen Segen und seine Geburt wird dem Vater mit großer Feierlichkeit verkündigt. Gewöhnlich ist ein vertrauter Sklave im Harem der erste, welcher die Kunde bringt, eilig zum Herrn läuft und sagt: Muideh (gute, glückliche Botschaft), womit er sich eine Gabe sichert, die gewöhnlich auf das „Muideh“ folgt. Unter dem gemeinen Volke ergreift der, welcher das Muideh bringt, häufig die Mütze oder den Shawl oder sonst etwas, das dem Vater gehört, als Unterpfand des Geschenks, wozu er sich berechtigt glaubt. Darauf deutet auch Jeremias XX, 15.

Kaum war die Geburt in Schiras verlautet, so kamen von allen Enden her Glückwünsche, Früchte, Confituren und Stoffe zu Gewändern. Vorzüglich aufmerksam war des Prinzen Mutter. Sie konnte der schönen Worte gar nicht genug sagen und beschenkte den, der ihr die Nachricht brachte, mit einem Festkleid. Am Morgen darauf sandte sie Aga Beschir, ihren ersten Eunuchen mit zahlreichem Gefolge aus dem Harem, um ihren förmlichen Glückswunsch abzustatten und dem Kindlein das Ehrengeschenk zu überbringen, welches in einem kleinen Dannenbette mit Goldüberzug, einer Decke von Kaschmirshawl, einem Mützchen, einem Paar Brokathöschen, steif wie Blech, einem Oberkleid und einem Paar Shawlstrümpfen bestand.

Wer nur im mindesten etwas ersinnen konnte, um dem Gesandten ein Geschenk abzunehmen, fehlte dießmal nicht. Unter andern kamen auch die Lutis oder Lustigmacher mit ihrem Anführer an der Spitze; sie sind einigermaßen unsern Marktschreiern, Charlatanen und Harlekinen zu vergleichen, stellen sich bei Lustbarkeiten und Volksfesten ein, und setzen durch Styl und Art ihres Witzes alles Feingefühl bei Seite. Der König, die Prinzen, die Statthalter und andere Große haben eine Bande solcher Kerle im Solde, und sie gehören mit zu einem persischen Hofstaat. Es sind die verworfensten Kerle, die nur durch ausgezeichnete Schurkerei in ihrem Gewerbe emporkommen können; manche haben viel natürlichen Witz, wie z. B. der Luti Baschi oder Lutihäuptling, der dem Gesandten bei dieser Gelegenheit aufwartete. Denn er soll vor einiger Zeit mit dem Exlutihäuptling vor dem Prinzen in die Schranken getreten seyn, und ihn an Laune, Witz und natürlichem Verstand so überboten haben, daß er sofort in seine jetzige Stelle rückte. Sein Aufputz, als er vor den Gesandten kam, war ein Filzhut, dessen Krone wie die der unsern war, aber vorn und hinten ragten zwei lange Ohren hervor. Andere von der Bande waren ebenso ausstaffirt, alle sahen grotesk aus, und ich glaubte mir kein besseres Bild von Satyren und Bacchantinnen denken zu können, zumal da ihnen ein Haufen Meerkatzen, von einem großen Affen angeführt, folgte, welche zu allerlei Possen und Kurzweil abgerichtet waren. Sie hatten kupferne Pauken unter den Armen befestigt, die sie mit den Fingern und Handflächen schlugen; einige schnalzten mit den Fingern wie mit Klappern, andere schlugen Handpauken, und wenn dieß alles in Bewegung war und Chorus dazu gebrüllt wurde, war der Auftritt einzig.

Die Perser äußerten ihr Befremden darüber, daß man bei der Geburt eines europäischen Kindes so wenig Umstände mache, denn bei ihnen ruft ein Weib, wenn sie die Wehen fühlt, nicht nur die Mamatsche oder Wehmutter, sondern auch alle ihre Freunde und Verwandte, die sich bis zur Entbindung um das Bett sammeln. Dann waschen, kleiden und wickeln sie das Kindlein in eine lange Binde, Kundak genannt, welche es vom Hals bis zu den Zehen umgibt, so daß es weder Hand noch Fuß regen kann. Dann bringen sie es unter dieselbe Bettdecke mit der Mutter. Die Hebamme spricht dann das Kelemah Islam (das muselmännische Glaubensbekenntniß) in das Ohr des Kindes. Was die Schiahs aussprechen ist:

„Gott ist Gott, es ist nur Ein Gott, Mohammed ist Gottes Prophet und Ali Gottes Stellvertreter!“ Kraft dieses Spruches wird das Kind unter die wahren Gläubigen aufgenommen.

Am Tage der Beschränkung auf ihr Zimmer wird der Wöchnerin eine gewisse Nahrung bereitet, wovon sowohl die bei der Geburt Gegenwärtigen, als alle ihre übrigen Freunde etwas bekommen. Am dritten Tage nach der Geburt wird sie gebadet, wo sie dann die im mohammedanischen Gesetz vorgeschriebenen Abwaschungen vornimmt.

Mit vieler Mühe war eine Amme für das Kind des Gesandten aufzubringen, man hatte beiderseits allerlei Einwände. Erstlich wurde die Milch der meisten, welche sich erboten, für zu alt erachtet; eine säugte einen dreijährigen Knaben. Die Perser und die Asiaten überhaupt säugen ihre Kinder weit länger als die Europäer, ein Umstand, woraus Mirza Abul Hassan schloß, daß unsere Kinder in England geistig um so viel mehr gefördert wären, als die in seinem Lande. Die Perser unterscheiden hiebei zwischen Knaben und Mädchen. Einem Knaben geben sie die Brust zwei Jahre und zwei Monate, einem Mädchen nur zwei volle Jahre. Am Tage, wo sie das Kind entwöhnen, führen sie es in die Moschee, vielleicht wie Hanna ihren Samuel in das Haus des Herrn brachte, als sie ihn entwöhnt hatte, und nachdem sie gewisse andächtige Bräuche verrichtet, gehen sie wieder nach Hause, versammeln hier ihre Freunde und Verwandten, und geben ein Fest, woran auch das Kind Theil nimmt. Dieß kommt ganz mit der Schrift überein, 1 Mos. XXI. 8. Andererseits empfanden viele Perserinnen eine Abneigung ein Christenkind zu säugen. Eine kam, blieb eine Nacht und war nicht länger zu halten, trotz allem Gelde, das man ihr bot, weil ihre Freunde sie überredet hatten, wenn sie ein Christenkind säugte, so würde alles Unglück sie treffen. Es ist kein Wunder, daß solche Vorurtheile unter ihnen herrschen, wenn man den Geist des Hasses erwägt, der durch den ganzen Koran weht.

Die persischen Ammen waren ganz erstaunt über die Art, wie wir unsere Kinder behandelten, besonders daß wir sie täglich über und über mit kaltem Wasser wuschen. Sie nehmen den ihrigen kaum die Binde ab. Sehr besorgt aber waren sie dafür, das Surmeh auf des Kindes Augen zu legen, wie sie bei den ihrigen zu thun pflegen; auch färben sie ihnen Haar und Hände mit Henna. Wogegen sie ihre Kindlein besonders zu verwahren pflegen, ist das Scheelauge, welches in Persien mehr als in andern Theilen Asiens gefürchtet wird. Sie hängen um des Kindes Nacken oder nähen auch an seine Mütze einen Klöpfel von Türkisfarbe, welches sie für das beste Gegenmittel halten, das dem verhaßten, unheilbringenden Strahl eines Scheelauges wehrt. Auch thun sie Paragraphen des Koran in Beutelchen, welche sie an des Kindes Mütze oder an seine Aermel nähen; dieß sollen starke Verwahrungsmittel gegen Krankheit seyn. Lobt ein Besuchender das Aussehen eines Kindes und es wird nachher krank, so kommt er gleich in den Ruf eines scheelsichtigen Beschreienden und dagegen braucht man ein Kleidungsstück von ihm, welches man mit Kressensaamen in einer Kohlenpfanne verbrennt und dabei um das Kind herumgeht. Wer in solchem Rufe steht, den hält man fern.

Noch eine andere Ceremonie haben sie, welche den Zweck hat dem Kinde einen Namen zu geben. Ist der Vater eines Kindes in guten Umständen, so bittet er seine Freunde zusammen und gibt ein Fest. Auch müssen einige Mollahs dabei seyn, und ist nun die Gesellschaft vollständig, so wird Zuckerwerk hereingebracht und gegessen. Auch das Kind wird in die Gesellschaft gebracht und neben einen der Mollahs gesetzt. Dann gibt der Vater des Kindes fünf Namen an, wovon jeder besonders auf ein Stückchen Papier geschrieben wird. Diese Papierstreifen werden entweder in den Koran oder unter die Ecke des Fußteppichs gelegt. Das Fatah, welches das erste Capitel im Koran ist, wird gelesen; nun wird ein Papierstückchen vom Vater herausgerissen, wie es eben trifft, und das Kind bekommt den Namen, der darauf steht. Ein Mollah nimmt das Kind auf, spricht ihm den Namen ins Ohr und legt das Papier auf seine Windeln. Nun spenden die Verwandten des Kindes Geld und andere Geschenke, und diesen uralten Brauch nennen sie Nunema. Häufig auch schlachtet der Vater des Kindes ein Schaf, von dessen Braten den Armen etliche Portionen verabreicht werden. Wenn des Kindes Haupt geschoren wird, haben sie gleichfalls einige religiöse Gebräuche.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jin-jau (yew-yow) und Tsi-ki.

(Fortsetzung.)

Jeden Mittwoch war große Parade auf einem weiten Platze, den wir den Glockenpagodenplatz nannten, von einer ungeheuren Glocke, die man aus einer Pagode in der Nähe der in Casernen umgewandelten öffentlichen Gebäude genommen hatte; die Glocke schickte man als gute Beute nach Calcutta, die Häuser wurden geschont und nicht niedergerissen. Der General kam stets in voller Uniform, und die Officiere mußten, wenn auch nicht in Gala, sämmtlich anwesend seyn. Schaaren von Chinesen sammelten sich als Zuschauer, und bei schönem Wetter wurde der Platz auch zum Exerciren benützt; das einzige Manöuvre aber, das den Chinesen zu gefallen und sie in Erstaunen zu setzen schien, war die Formirung eines Carré's; sie lachten stets darüber, und konnten nicht begreifen, was diese Bewegung bedeuten solle.

Das Zutrauen war jetzt völlig hergestellt, der Markt besserte sich täglich und wir konnten uns alle möglichen Lebensmittel verschaffen. Milch war ein Luxusartikel, den wir uns das Jahr zuvor in Tschusan nie hatten verschaffen können und auch jetzt nur mit Mühe verschafften, denn sobald die Spitzbuben merkten, daß wir einen ziemlichen Werth darauf setzten, verfälschten sie die Milch auf alle mögliche Weise und ließen sie sich sehr theuer bezahlen. Geflügel dagegen war wohlfeil und gut, vier bis fünf Stück für einen spanischen Thaler. Schaffleisch, oder wohl richtiger gemästetes Ziegenfleisch, war wohlfeil, Fische, gesalzene und frische, gab es in Menge. Frisches Rindfleisch wurde täglich den Truppen ausgetheilt; jedes Regiment erhielt, je nach der Größe, zwei oder drei Ochsen; das Rindfleisch war nicht sehr gut, gab aber wenigstens

vortreffliche Suppen. Ochsen waren selten und nicht sehr fett. In Ningpo mußten wir häufig einige der angesehenen Einwohner bei uns als Geisel behalten, bis man uns wieder Ochsen lieferte. Dieß Verfahren zeigte sich viel passender, als das Aussenden von Fouragepartien, denn vor diesen wurde alles Vieh weggetrieben und selbst das Geflügel versteckt.

Glücklicherweise mußten wir zu diesem Auskunftsmittel nur selten Zuflucht nehmen, und sobald die Chinesen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, brachten sie gewöhnlich von freien Stücken Lebensmittel auf den Markt. Hühnereier waren selten, dagegen konnte man sich Enteneier reichlich verschaffen, und unsere Leute zogen sie auch den erstern vor. Statt den Soldaten schlechten Zwieback zu geben, zahlte man ihnen den Werth in Geld, acht Pence jedem, was völlig hinreichte, chinesisches Brod und Gemüse zu kaufen. Das Brod der Chinesen ist sehr gut, wird aber auf eine von der unserigen sehr verschiedene Art gemacht, denn wenn es zu einer hinreichenden Festigkeit geknetet ist, wird es gedampft, nicht gebacken. Man gießt Wasser in einen offenen eisernen Kessel und stellt Haarsiebe darauf, die mit einer besondern Art Blätter ausgelegt sind, und worin das Brod fünf oder sechs Lagen übereinander aufgeschichtet ist, die der Dampf nach und nach alle durchdringt. Das Brod wird indeß sehr verbessert, wenn man es nachher röstet.

Viele Läden waren in den Hauptstraßen geöffnet, aber wenig zum Verkauf ausgeboten, außer leinene Sachen, chinesische Münzen, Gemälde und Spielzeug. Einige der Malereien waren merkwürdig, die Farben schön, aber keine Idee von Perspective. Ich bemerkte ein großes Waarenlager von Porcellan, sah aber kein so gutes, als das Jahr zuvor in Tschusan, obgleich man uns dort sagte, daß alles aus Ningpo komme. Eine Straße war ganz von Meubelhändlern bewohnt, und einige Häuser enthielten sehr schöne Bettstellen, Tische und Stühle von merkwürdigen Formen, schön gefirnißt und mit Figuren von Elfenbein und verschiedenen Holzarten ausgelegt. Sie hatten diese Sachen vor unserer Ankunft nicht fortschaffen können. Ihre eisernen Instrumente, wie Meißel, Aexte u. dgl., sind, obgleich ihre Eisenfabrication nicht gut ist, vortrefflich, und man erhält sie auch sehr scharf. Statt einer Handsäge gebrauchen sie eine Art runder Säge, und eine besondere für ganz feine Arbeit, die ich für mit dem Meißel gearbeitet gehalten haben würde, wenn ich nicht die Anwendung der Säge gesehen hätte. Die Klinge besteht bloß aus einem Stück Messingdrath, der vermittelst eines scharfen Instruments zackig gemacht wird. Soll irgend etwas in Holz ausgeschnitten werden, so zeichnet man das Muster auf, bohrt ein Loch in das Holz, zieht den Metalldrath hindurch und befestigt ihn an der Handhabe, und die Zeichnung wird dann mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt ausgeschnitten. Für alle gröbere Arbeit brauchen sie eine kleine, am einen Ende abgerundete Axt, die ihnen als Krummhaue dient. In friedlichen Zeiten müssen die Straßen einer chinesischen Stadt einen sehr schönen Anblick darbieten durch die Art, wie die Schilder bemalt und vergoldet sind. Das Innere der Läden ist durch Schirme, die sich quer über die Straße erstrecken und vom Hausdach aus gehalten sind, gegen die Sonne geschützt. Diese Schirme bestehen aus Matten, oder, um Licht einzulassen, aus fein geschabten Austerschalen, die wie Fensterglas in Rahmen gesetzt sind.

Wir ließen eine Menge Schneider für uns arbeiten, die, wenn sie ein gutes Muster vor sich hatten, ihre Sachen recht gut machten; die Muster durften aber keine Fehler oder Fleck eingesetzt haben, denn sie ahmten dasselbe genau nach. Unsere Handschuhe setzten sie am meisten in Verlegenheit; ihre ersten Versuche, dieselben nachzuahmen, lieferten allerdings grotesk aussehende Dinge, da wir aber uns um einen modischen Aufzug nicht sonderlich kümmerten, und sie dem Zweck, uns die Hände warm zu halten, entsprachen, indem sie mit Pelz ausgefüttert waren, so nahmen wir sie mit Vergnügen. Nur einer brachte ein Paar zu Stande, das englischen Handschuhen vollkommen glich. Diese Schneider waren fast die einzigen Gewerbsleute, welche die Stadt nicht verließen, und sie hatten immer vollauf zu thun.

Eines der öffentlichen Gebäude war ein ungeheures Kornmagazin, dessen Inhalt an die Chinesen sehr unter dem Marktpreis verkauft wurde. Man ließ einige wenige miteinander hinein und einen Sack, so groß sie wollten, füllen, und wenn sie herauskamen, mußten sie einen spanischen Thaler zahlen. Anfangs suchten sie alle schlechtes Geld herzugeben, wenn man es aber entdeckte, so lachten sie nur und zogen gutes Geld heraus, das sie für den Fall der Entdeckung mit sich führten. Ihr Eifer, hineinzukommen, und die große Anzahl, welche stets die Thüre umlagerte, führte einige komische Scenen herbei. Es war ein Drängen und Stoßen, wie an einem Markttag: sie schlugen mit großen Bambusstöcken aufeinander zu und der Stärkere warf den Schwächern zur Seite. Dabei gab es, wie natürlich, blutige Köpfe, und unsere Soldaten konnten nur mit der größten Mühe das Hereindringen einer großen Anzahl abhalten, in welchem Fall wir uns dann umsonst nach Zahlung umgesehen hätten. Das Schauspiel war für uns höchst belustigend; die ungeheure Last Getreide, die ein Mann allein auf seinen Schultern hinaustrug, war wirklich außerordentlich. Gleich außerhalb hatte er eine Menge Helfer, stand aber auch in Gefahr, von denen, die kein Geld hatten oder nicht hineinkommen konnten, beraubt zu werden.

Zu dieser Zeit waren eine Menge schlechte Thaler in Umlauf, und es erforderte große Uebung diese zu entdecken, denn die Chinesen verstehen das Fälschen aus dem Grunde. Einige dieser Thaler waren von Kupfer und bloß mit Silber ausgekocht, andere waren gespalten, das Silber herausgenommen, durch Blei und Kupfer ersetzt und wieder so gut aneinander gelöthet, daß man nichts bemerken konnte. Anfangs wollten die Chinesen von uns nichts als gezeichnete Thaler nehmen, welche ächt spanisch sind, da aber jeder, der sie empfängt, sein Tschop oder Zeichen darauf setzt, so sehen sie mit der Zeit ganz zerstückt aus. Die Chinesen fanden indeß bald, daß mexicanische und peruanische Thaler eben so schwer waren als andere. Rupien wollten sie anfangs nicht, da sie ihren Werth nicht kannten, nahmen sie aber bald eben so gut als Thaler. Die Kaufleute und die Opiumschiffe stellen stets einen Wechsler an, der alles eingezahlte Geld untersuchen muß. Diese sind im Zählen und Erproben der Münzen sehr gewandt, lassen sie rasch durch die Finger laufen und finden das schlechte Geld selbst im Finstern durch den Klang heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Knochen fossiler Thiere im südlichen Rußland. In Nr. 13 und 14 des Bulletin de la classe physico-mathematique de l'acad. imp. des sciences zu Petersburg finden sich von Prof. Nordmann zahlreiche Ortsangaben über die Auffindung fossiler Knochen von Elephanten, Rhinocerossen, von einem Cetotherium (verschieden von den Wallfischen) u. dgl. Die Mehrzahl derselben ist gesammelt in einem besondern Local der Börsenhalle zu Odessa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1843.

Der neue Negerhandel.

Ueber diese wichtige Angelegenheit sind neue Documente zur öffentlichen Kenntniß gekommen, welche für die fernere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Afrika und Amerika von hohem Interesse sind. Das erste ist eine Depesche des englischen Colonialministers, Lord Stanley, an den Gouverneur von Sierra Leone, Macdonald, vom 6 Febr. d. J., worin er ihm die nöthigen Instructionen ertheilt, wie es mit der Ueberschiffung afrikanischer Arbeiter nach Westindien gehalten werden solle. Vorsorge ist durch die Aufsicht der Regierung getroffen, daß nur gesunde Leute übergeschifft, daß ein gehöriges Verhältniß zwischen den Geschlechtern beobachtet, und daß nur freiwillige Auswanderer angenommen werden sollen. Wie es mit dieser Freiwilligkeit steht, darüber haben wir uns früher schon ausgesprochen; wer einen Begriff von der Stupidität und Willenlosigkeit der Mehrzahl eingeborner afrikanischer Neger hat, der kann über diese vorgebliche Freiwilligkeit nur die Achseln zucken, wären auch nicht die afrikanischen Häuptlinge da, welche, wenn sie auch nicht fremde Neger mit Gewalt zusammentreiben, doch wenigstens durch Geschenke bewogen werden müssen, ihre eigenen Unterthanen auswandern zu lassen. In Bezug auf Afrika besteht also der Sklavenhandel nach wie vor, aber die ausgeführten Neger werden auf der Ueberfahrt besser behandelt und versorgt werden, und werden sich in Westindien wohl wahrscheinlich auch besser befinden, als in ihrer alten Heimath.

Lord Stanley legt seiner Depesche eine Note des spanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vom 20 December 1841 *) bei, worin sich dieser über die Heuchelei und den Vertragsbruch der Engländer, welche einen neuen Sklavenhandel begonnen hätten, beklagt; ferner ein von ihm selbst verfaßtes Schreiben an Lord Aberdeen vom 2 Febr. 1842, worin die Ausführungen des spanischen Ministers widerlegt werden. Wir heben von diesen Ausführungen nur eine einzige aus, weil sie die westindische Seite der Frage ins Auge faßte. Es ist nämlich in dieser Note behauptet, die übergeführten Neger würden 14 oder 15 Jahre lang gezwungene Arbeiter in Westindien seyn. Dieß stellt Lord Stanley durchaus in Abrede, und der Wortlaut des Gesetzes mag auch für ihn sprechen; wie kommt es aber, daß die aus Sklavenschiffen weggeführten Neger notorisch auf 7 Jahre an Plantagenbesitzer vermiethet wurden? wenn dieß geschah, so wurden sie auch zur Arbeit gezwungen. Wir lassen indeß diesen Punkt als noch unentschieden stehen, und wenden uns zur dritten Seite der Frage, nämlich zu der Einwirkung, welche der neue Sklavenhandel auf Brasilien haben muß.

Die Engländer werden nie den Vorwurf von sich abwälzen können, daß sie hinsichtlich der Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels eigennützige Absichten verfolgt haben. Denn wenn sie bloß aus Menschenliebe handelten, so durften sie nur das Beispiel Dänemarks und Nordamerika's nachahmen, und den Sklavenhandel bloß für sich abschaffen, ohne sich um das Thun der andern zu kümmern; damit aber wäre ihnen nicht gedient gewesen. Ihre Uneigennützigkeit wird nun abermals auf die Probe gestellt. Wir haben früher (s. Nr. 340 vom vor. J.) angeführt, daß Brasilien nicht mehr in seiner jetzigen Lage bleiben kann, daß es nothwendig Arbeiter haben muß, und daß es früher schon darauf drang, eben so wie England freie Schwarze aus Afrika nach Brasilien zu führen. Dazu ist nun im Hause der Repräsentanten zu Rio Janeiro von Ant. Per. Riboncas der officielle Antrag am 7 Januar d. J. gestellt worden. Daß derselbe im Hause der Repräsentanten durchgehen wird, leidet kaum einen Zweifel, denn das Bedürfniß an Arbeitern ist zu groß; aber wird England es dulden? Die Frage wird wohl davon abhängen, welche Bedingungen der künftige Handelsvertrag mit England enthalten soll; ist derselbe günstig für England, dann wird dieß hinsichtlich der Bedingungen, unter welchen es eine Emancipation von Sklaven als gültig annimmt, und in Folge dessen die Uebersiedlung der Schwarzen gestattet, sich auch sehr gelinde erweisen. England hat also das Mittel in Händen Brasilien zu zwingen, in seine Forde-

*) Das Datum dieser Note trifft wunderlich genug mit dem Datum des Abschlusses des berühmten Fünfmächtevertrags gegen den Sklavenhandel zusammen, welchen später Frankreich nicht ratificirte.

rungen hinsichtlich des Handelsvertrags einzugehen, widrigenfalls ihm die Mittel zur weitern Blüthe fortwährend abgeschnitten werden. Es fragt sich nur, wie lange dieser Zustand des Zwanges, den England ausübt, noch dauern kann, und ob sich Brasilien nicht am Ende den Franzosen und Nordamerikanern in die Arme werfen muß.

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

21. Morgab und Eklid.

Als wir Schiras verließen, war die Hitze so groß, daß am Tage zu reisen unmöglich gewesen wäre, denn die persische Juliussonne entsandte die glühendsten Strahlen. Mücken und Taranteln stachen und schreckten uns sehr. Als wir Persepolis erreicht hatten, wurde beschlossen, einen Rasttag allda zu halten, obwohl wir früher schon die weltberühmten Ruinen der alten Perserstadt besucht hatten. Den sehr engen Eingang in das erste, von Chardin beschriebene Grabmal ließen wir durch unsere Schanzgräber räumen, krochen auf dem Bauch hinein, und fanden die von ihm erwähnten Sarkophage. Freund Gordon ließ einige Landleute vorn an der Treppe, welche ich vorher hatte räumen lassen, graben, und brachte einige Bruchstücke zu Tage. Unter anderen fand er einen Stein, worauf ein zweispänniger Wagen von einem aufrecht stehenden Mann gefahren wird; ein anderer von einem aufgezäumten Pferde; beide so sauber gehalten, daß alles einzelne am Geschirr genau gezeichnet werden konnte.

Von hier ging es zunächst nach Sewun. Wir lagerten uns dicht am Ufer des Sewunflusses, der sich durch ein enges Thal in die Ebene Merdascht windet und oberhalb Fatabad in den Bendemir fließt. Das Thal, wo wir anhielten, ist mit wildgestalteten Bergen umgeben und mit der Süßholzpflanze bedeckt, welche die Perser Sus nennen, die Khorschuten und andere Nachbarstämme aber Kameldorn, weil diese Thiere sie vor allen andern Pflanzen gern benagen. Das Kauen desselben bewirkt einen leichten, schaumigen Speichel im Munde, der dem Thiere sehr zu behagen scheint. Das Dorf selbst lag unfern von unserm Lagerplatze auf einer Anhöhe, war aber ganz menschenleer, denn alle Bewohner lebten dermalen in Zelten, manche einstweilen auch in Hütten aus rohen, in die Erde geschlagenen, mit Baumzweigen und Geniste überdeckten Pfählen. Dieß thun sie, um dem Flusse näher und kühler zu wohnen, als im Dorfe. Sewun gehört zu dem Boluk oder dem Amte von Hafrek, welches 21 Dörfer umfaßt und unter der Gerichtsbarkeit des Mirza Mohammed Ali steht, desselben, der in Merdascht Landpfleger ist. Der Sohn dieses Mannes kam dem Gesandten entgegen und entschuldigte seinen Vater, der noch ausruhe von einer langen, mühseligen Reise. Wirklich sahen wir ihn auch, als wir an das Dorf kamen, unter einem Schoppen fest schlafend auf dem Boden, einen Speer ihm zu Häupten, welches noch jetzt, wie zu Sauls Zeiten, die Stätte bezeichnet, wo ein Mann von Bedeutung ruht. 1 Sam. XXVI. 7.

Auf der Ebene von Kemin bemerkten wir Trümmer, welche die Perser für Ueberbleibsel von einem Schlosse Bahrams halten. Wir kamen auch an einem Lagerplatz von Iliats vorüber, deren Zelte ganz in regelrechter Reihe aufgeschlagen waren und wie Meßbuden aussahen. Alles Volk kam heraus uns anzugaffen. Von Kemin gelangten wir nach Morgab und machten einen Abstecher links, um die Mesched Suleiman zu sehen. Auf der Seite, dem Kibleh gegenüber (dem Punkte, wohin sich die Mohammedaner beim Gebete wenden) ist die Mauer mit Bildwerken und einer arabischen Inschrift versehen, und in einer Ecke fanden wir eine Sammlung staubiger Handschriften, meist Abschriften aus dem Koran, außer einer Menge kleiner Weihgeschenke, zinnerne Lampen und andere Gefäße, welche gewöhnlich an heiligen Plätzen der Muselmänner zu finden sind. Der Körper des Heiligen soll, wie man uns versicherte, im Dache des Gebäudes sich befinden.

Die Ueberbleibsel zu Morgab insgesammt, nämlich das Grabmal, die Säulen und Pfeiler, das Bildwerk, die Pfeilinschriften, der Feuertempel und die Mauer auf dem Berge sind Denkmäler, welche beweisen, daß hier eine bedeutende Stadt gestanden haben muß. Die Berge umher sind mit Weinstöcken bepflanzt und die Stadt selbst hat viele neue Wohnhäuser erhalten, was vortheilhaft und überraschend absticht gegen das Trümmerhafte und Verfallene so vieler andern persischen Städte und Ortschaften. Dieser Bezirk ist seit fast sechshundert Jahren in den Händen einer Familie arabischen Ursprungs, deren jetziger Häuptling Aga Chan ist. Dieser Umstand erklärt einigermaßen das verhältnißmäßig blühende Ansehen, denn wo nur ein Araber ist, scheint er auch seine patriarchalischen Tugenden nicht zu vergessen.

Ganz Persien — und dasselbe gilt von allen Ländern wo Nomaden sind — ist, nach der Erfahrung der Zeitalter, in heiße und kalte Gegenden eingetheilt worden. In den südlichen Landschaften Persiens werden sie mit den zwei altpersischen Worten bezeichnet, die heißen „Dschermesir," die kalten „Serdesir." Im Norden, wo die tatarischen Kriegseinbrüche einen bleibenderen Eindruck hinterlassen haben, braucht man die tatarische Bezeichnung „Kischlak" für heiße, und „Jailak" für kalte Gegend. Ein schönes Jailak, welches gute Weiden und Wasser in Fülle hat, wird von den Iliats besonders hoch gehalten, und sie treiben ihre Heerden auf die höchsten Berge, wo dieser reiche Segen ausgeschüttet ist.

Am folgenden Tage kamen wir nach Deln Nezar, einem noch in der kühlen oder kalten Gegend gelegenen Dorfe. Wir können das beweisen, denn wir sahen uns genöthigt, der Morgenfrische wegen unsere Oberröcke anzuziehen. Um Mittag ging ein starker Wind aus Nordost. Wir sahen manche seltene Vögel, besonders einen, der in allen nördlichen Landschaften häufig ist; er hat eine warzige Haut um das Auge, einen gewölbten Krummschnabel und die Nüster unter den Federn. Männchen und Weibchen haben einen kleinen Sporn am Fuße. Sie haben einen sanften Gesang im Fluge und nisten in den Bäumen und Büschen der Ebene. Die Perser nennen diesen Vogel Sin Sineh, die Türken Bokara; sein Fleisch soll sehr wohlschmeckend seyn und ist ein persisches Festgericht.

Die Lage der Stadt Eklid zeichnet sich durch einen Wald

großer Bäume aus, welcher eine grüne Strecke bildet, wie man sie in diesen Districten Persiens nicht häufig sieht. Als wir diesen Fleck betraten, wurden wir überrascht und erfreut von den großen, herrlichen Bäumen und dem schönen Baumschlag. Alles sah hier blühender und gedeihlicher aus als in den bisherigen Dorfschaften. Die schönsten Bäume in der Eklider Gemarkung sind der Wallnußbaum, wovon wir die herrlichsten Arten sahen, der Maßholder mit weit ausgehenden Aesten, die Weide, die Pappel, die Fichte und vielerlei Obstbäume. Aus einem solchen Baumdickicht erhoben sich in malerischen Formen die Thürme von Eklid. Der Hauptfluß, der diesen fruchtbaren Fleck wässert, entspringt eine Meile südwestlich von den unbewohnten Theilen des Waldes und strömt bedeutend stark unter einem von Bäumen beschatteten Felsen hervor. Er ist fischreich und soll ein Wunderwerk des Propheten seyn, und wiewohl dieser Prophet nie in Eklid, überhaupt nicht in Persien war, so zeigten unsere Führer uns doch eine von ihm im Felsen abgedrückte Hand und zürnten, wenn wir über ihre Leichtgläubigkeit lächelten. Der ganze Fleck, mit Fischen und allem, wird als heilig angesehen; freilich wäre Eklid ohne ihn eine Wüste.

Die Heuschrecken in Südrußland.

(Aus: Life of a travelling physician.)

Es war etwa 3 Uhr Nachmittags und in der Ferne erhob sich ein Hügel, der erste den wir seit Lemberg gesehen hatten; ich saß außen in der Kalesche und bemerkte bald eine große, schwarze Wolke. Anfangs hielt ich es für eine Gewitterwolke, nur setzte mich der Umstand in Verwunderung, daß diese Wolke sich bald verlängerte, bald zusammenzog. Auf einmal hielt der Wagen, und Graf . . . der im Fond saß, rief mir zu: „sehen Sie die schwarze Wolke dort, Doctor? Das sind Heuschrecken. Wir werden bald hören, was sie für Verheerungen anrichteten, ehe wir nach Odessa kommen. Wehe dem, auf dessen Feldern sie sich niederlassen, kein grünes Blatt wird übrig bleiben.“ Bald verloren wir die Heuschrecken aus dem Gesicht, als wir aber Sewerinowka erreichten, wo der Oheim des Grafen . . . . wohnte, hatten sie sich dort bereits eingefunden; der alte Graf, ein hagerer, schwacher alter Mann, aber von sehr geschliffenen Sitten, kam uns entgegen und sagte: „Sie kommen, um mich für dieß Jahr ruinirt zu sehen; die Heuschrecken sind in meinem Garten und auf meinen Feldern, und meine armen Bauern werden keine Kornähre einzuheimsen haben. Sie sind alle ausgezogen, um mit Klappern den Feind zu verjagen, es ist aber alles umsonst; wir haben nicht genug Hände, um eine solche Armee zu schlagen; kommen Sie in den Garten, und sehen Sie, wie dicht dieselben den Boden und die Bäume bedecken.“ Für jeden, der nicht Augenzeuge war, ist der Anblick, den der Garten bot, unglaublich. Der ganze Boden war knöcheltief mit diesen Insecten bedeckt, die über einander hinkletterten, aber alle in derselben Richtung fortschritten. Sie ließen nicht auf sich treten, sondern flogen mit einem zischenden Geräusch auf, über die Hauptmasse hin, und ließen sich im Vortrab nieder. Dieß ist auch die Art, wie sich der ganze Zug niederläßt: die ersten senken sich zu Boden, die nächsten gehen über sie hinaus und so fort, bis die letzten im Fluge die vordersten auf dem Boden geworden sind. Der Anblick der Bäume ist höchst merkwürdig; die italienischen Pappeln sahen aus wie Trauerweiden, da die leichten Zweige durch das Gewicht der Heuschrecken niedergebogen waren. Mehrere Bäume waren bereits völlig kahl, denn die Heuschrecke zerstört mehr als sie frißt, indem sie die Stiele der Blätter abnagt, so daß die Blätter auf den Boden fallen. Ihre Zerstörungswerkzeuge müssen überdieß sehr kräftig seyn, denn der Stängel einer Sonnenblume ist bald durchgenagt.

Das Insect ist zu wohl bekannt, als daß man es beschreiben dürfte; es gibt mehrere Arten, aber die kleine mit blaßrothen Flügeln ist die gefräßigste. Ihre Beine sind lang, aber doch nicht zum Springen gemacht, wie bei unsern Heuschrecken, vielmehr gehen sie sehr langsam und wie es scheint unter Befehl eines Anführers. Beim Fliegen erheben sie sich nicht gerade sehr hoch in die Luft, doch vermeiden sie mit Menschen in Berührung zu kommen; auch bewegen sie sich bald aufwärts, bald abwärts. Jedes Weibchen legt 80—100 Eier, welche nur etwa ein sehr milder, nasser Winter in der Entwicklung stört. Was die gute Absicht derjenigen, die sie in ihrem Larvenzustande zu vernichten suchen, hindert, ist der Wandergeist dieser Insecten; sie kommen von ferne her aus unbewohnten Ländern, und es ist ein seltsamer, aber wenigstens in Odessa durch die Erfahrung bewährter Umstand, daß sie nur in Perioden von 7 Jahren kommen; sie erscheinen am Ende des siebenten Jahres, bleiben dann 7 Jahre im Lande, gehen wieder, und nun sieht man sieben Jahre lang nichts von ihnen. Ich habe dieselbe Bemerkung in einem Werk über Syrien gefunden, und es wäre merkwürdig, Nachforschungen anzustellen, ob die Ankunft und der Abgang in diesen Ländern zusammentrifft. Man behauptet, daß wenn sie alles Grüne abgefressen haben, sie aus Hunger einander selbst anpacken, und die Schwachen und Verwundeten die Beute der Stärkern werden.

Processe in brittisch Indien.

In einer Sitzung der statistischen Gesellschaft in London las Obrist Sykes einen Auszug aus officiellen Actenstücken der ostindischen Compagnie über Processe und Verbrechen in Indien. Dort haben alle Gerichtsbeamten, europäische und einheimische, ihre Besoldung, und die Regierung erhebt nur eine Abgabe durch Stempelpapier, wovon der Bogen von 1 Anna (4½ kr.) bis auf 2000 Rupien (2400 fl.) steigt. In den nordwestlichen Provinzen mit einer Bevölkerung von 32 Millionen ist die Zahl der Processe 50,000 jährlich, also einer auf 640 Seelen; die mittlere Dauer eines Processes ist 4 Monate 10 Tage. Von diesen Processen betrafen 10,257 Streitigkeiten über Landbesitz, 44,067 Schuldsachen, 110 Religions- und Kastenverhältnisse 2c. Bengalen mit einer Bevölkerung von 40 Millionen hatte jährlich 105,000 Processe, also kam einer auf 381 Personen. In der Präsidentschaft Madras kamen vom

1 Julius 1839 bis 30 Junius 1840 bei einer Bevölkerung von 13,046,484 Seelen 42,032 Criminalprocesse vor, also einer auf 621 Seelen. Hinrichtungen hatten 52 statt. In Bengalen kam nur eine Verurtheilung auf 935 Seelen und die Zahl der Hinrichtungen betrug 25, während in England in demselben Jahre bei einer viel geringern Bevölkerung 77 Menschen hingerichtet wurden.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

3. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jiu-jau (yew-yow) und Tsi-ki.

(Fortsetzung.)

Wir waren alle in großer Noth wegen Mangels an indischen Bedienten; viele Officiere nahmen Chinesen an, wurden aber unwandelbar bestohlen. In den letzten drei Monaten, daß wir uns in Ningpo aufhielten, hatte ich einen solchen, einen häßlichen, verworfenen Burschen, der mich jedoch nie bestahl, was ich nicht von ihm erwartet hätte. Ich taufte ihn Monf. Lafitte, er verstand sich dazu mich zu begleiten, wenn wir Ningpo verlassen würden, als aber die Zeit herankam, reute es ihn dennoch. Die Soldaten hatten eine Menge Knaben, die stets um die Caserne her sich aufhielten, und ihnen beim Kochen und Speisetragen behülflich waren. Diese Kinder sind sehr klug und faßten das Englische rasch auf; fast alle die jungen Schelme konnten vortrefflich englisch fluchen.

Eine Anzahl kleiner Pferde war in der Stadt weggenommen worden, da die Eigenthümer, die chinesische Cavallerie, sie zurückgelassen hatten; die Artillerie wählte die besten davon aus, um sie zum Fortschaffen der Kanonen zu benützen. Man machte Deichseln für sie, spannte sie ein und sie gewöhnten sich bald ans Ziehen. Diese Pferde sind kräftige kleine Thiere und gehen auf rauhen schwierigen Pfaden ungemein sicher. Statt ihnen den Zügel straff zu halten, muß man sie ruhig gehen lassen, sie werden nie einen falschen Schritt thun. Sie sind gewohnt Treppen hinauf- und hinabzugehen. Die Chinesen beschlagen sie nie, denn bei dem eigenthümlichen Bau der Wege und dem Pflastern derselben mit großen Steinen würde nur die Sicherheit ihres Fußtrittes leiden.

Am 22 December wurden drei Grenadiercompagnien und etwas Artillerie auf dem Dampfboote eingeschifft, und einige Seesoldaten folgten in den von den Dampfschiffen ans Schlepptau genommenen Booten. Wir fuhren den nördlichen Arm des Ningpoflusses hinauf nach einer Stadt Jiu-jau, wo die Chinesen bereits 3000 Mann Truppen gesammelt und große Vorräthe von Korn zusammengebracht hatten. Auch hatten sie Pallisaden in dem Flusse eingerammt, um uns zu hindern sie zu Wasser anzugreifen; 45 englische Meilen oberhalb Ningpo fanden wir die erste Pallisadenreihe, die in der Nähe aufgestellten chinesischen Soldaten flohen bei den ersten Kanonenschüssen und am 27 December Abends kamen wir zu Jiu-jau an, wo wir in einigen Häusern am Flußufer einquartiert wurden, da es zu spät war, an diesem Abend noch etwas zu unternehmen, und wir nicht wußten, ob der Platz vertheidigt werden würde oder nicht.

Am Morgen strömte das Volk aus den Thoren und sagte, die Soldaten seyen vor drei Tagen abgezogen. Wir stießen auf keinen Widerstand, aber auf eine Abtheilung, die um die Mauern hinzog, wurde plötzlich von chinesischen Soldaten gefeuert, die, wie es schien, sich nur aus der Stadt gezogen hatten. Alles verfolgte sie, denn sie liefen schon nach einigen Salven davon, und die Verfolgung ging etwa 7 (engl.) Meilen weit über den Schnee hin, der an manchen Orten drei bis vier Fuß tief lag. Diese Jagd bot ein seltsames Bild dar wegen des Contrastes der englischen und chinesischen Uniformen und des Taumelns der Leute, die auf dem unsichern Grunde keinen festen Fuß fassen konnten. Wir vermochten die Chinesen nicht einzuholen, da sie das Land zu genau kannten, und wenn wir ihnen zu nahe auf den Leib kamen, Waffen und Kleidung wegwarfen. Das Wetter war ausnehmend kalt, da der Thermometer bedeutend unter dem Gefrierpunkt stand, man fühlte aber nichtsdestoweniger, namentlich bei starker körperlicher Anstrengung, die Kraft der Sonne, und um so empfindlicher war uns die Rückkehr in unser voriges, ziemlich luftiges Quartier, da der Thermometer in der Nacht auf 15° F. (— 7½° R.) fiel und wir mit warmer Kleidung schlecht versehen waren.

Wir zerstörten die Arsenale, öffneten die Kornmagazine dem Volk, um auf dem Rückwege eine andere Stadt, Tsi-ki, anzugreifen. Auf dem Wege dahin stießen unsere Boote auf das chinesische Postfelleisen, das ganz in derselben Weise wie die europäischen eingerichtet war und Briefe für die verschiedenen Städte in der Nachbarschaft enthielt. Hr. Gützlaff nahm es zu sich, um zu sehen, ob sich Nachrichten darin fänden, es enthielt aber nur Bündel der Pekinger Zeitung und Edicte des Kaisers, und nichts von besonderer Wichtigkeit. — Wir erreichten Tsi-ki bei Nacht, landeten aber erst am folgenden Tage, da Niemand genau die Lage der Stadt kannte, welche vier Meilen vom Flusse entfernt und mit Mauern umgeben war, deren Thore offen standen. Da wir keine Soldaten fanden, öffneten wir die Kornhäuser dem Volke, kehrten dann nach unsern Dampfbooten zurück und langten am 31 December Abends wieder in Ningpo an, froh wieder in unser warmes, bequemes Quartier zu kommen, denn Kriegsmärsche bei 16° F. (— 7° R.) sind eine ziemlich beschwerliche Sache.

Wenn wir nicht im Dienste waren, gingen wir häufig hinaus auf die Jagd und schossen Fasanen, Schnepfen und wilde Enten, die es in Menge gab. Wir stießen nie auf einen chinesischen Jäger, obwohl sie gleichfalls auf die Jagd gehen müssen, da man Fasanen und Rehe auf den Märkten findet; wie sie es freilich mit ihren Luntenflinten machen, ist nicht leicht zu sagen. Eines Tages stieß ich zu meinem nicht geringen Vergnügen auf zum Fischen abgerichtete Vögel. Es waren ihrer 45 in 7 kleinen Kähnen, und es war äußerst interessant sie untertauchen und den Fisch heraufbringen zu sehen. Sie haben einen locker befestigten Ring um den Hals, um zu verhindern, daß sie nicht verschlingen, was sie fangen. Eine Schnur läuft vom Ring an den Fuß, und wenn ein Vogel den gefangenen Fisch nicht sogleich bringt, so wird er an dieser Schnur gezogen und mit einem langen, oben gebogenen Bambus ins Boot hereingehoben. Sind die Vögel müßig, so gibt man ihnen einen Schlag mit dem Bambusstab, und alle gehen sogleich ins Wasser. Wenn sie müde sind, springen sie auf die Seitenwand des Bootes und ruhen aus, hüten sich aber wohl, nicht alle auf eine Seite zu sitzen, damit der Nachen in gehöriger wagerechter Lage bleibt. Sie gehören zu derselben Art, wie unser Wasserrabe (pelecanus carbo).

(Fortsetzung folgt.)

Der Zusammentritt der brittischen Naturforschergesellschaft zu Cork ist auf den 17 Aug. anberaumt. (Litt. Gaz. 1 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1843.

Die Maragaten.

(Aus Borrows: Bible in Spain.)

Dieß ist vielleicht die eigenthümlichste Kaste in der buntscheckigen Bevölkerung Spaniens; sie haben ihre eigenen Sitten und eigene Kleidung, und verheurathen sich nie mit den Spaniern. Ihr Name deutet ihren Ursprung an, denn er bedeutet „Maurische Gothen" und noch heutiges Tags unterscheidet sich ihre Kleidung wenig von der der Mauren in der Berberei, denn sie besteht aus einer langen, enganliegenden, an den Lenden durch einen breiten Gürtel gehaltenen Jacke, weiten, kurzen Hosen, die am Knie enden, Stiefeln und Gamaschen. Sie scheeren ihr Haupt, so daß nur ein schmaler Kranz von Haaren unten stehen bleibt. Wenn sie den Turban trügen, könnte man sie kaum von den Mauren unterscheiden, so aber tragen sie den Sombrero oder breiten Schlapphut Spaniens. Es ist kaum zu zweifeln, daß sie ein Ueberrest jener Gothen sind, welche sich auf die Seite der Mauren schlugen, deren Religion, Sitten und Kleidung annahmen, und mit Ausnahme der erstern auch in bedeutendem Grade bis jetzt behalten haben. Es ist indeß augenscheinlich, daß ihr Blut sich nie mit dem der wilden Kinder der Wüste vermengt hat, denn kaum findet man in den Gebirgen Norwegens mehr wahrhaft gothische Gesichter und Gestalten, als die der Maragaten. Es sind starke, athletische Leute, aber plump, und ihre meist wohlgebildeten Gesichter ausdrucklos. Sie sprechen langsam und ungeschminkt, und die beredten Ausbrüche der Einbildungskraft, die im Gespräch mit andern Spaniern so gewöhnlich sind, hört man bei ihnen selten oder nie; auch haben sie eine rauhe, unbehülfliche Aussprache, gerade als wenn ein deutscher oder englischer Bauer versuchen wollte, sich in der Sprache der Halbinsel auszudrücken. Sie sind von Natur phlegmatisch, und man bringt sie nicht leicht in Zorn; sind sie aber einmal gereizt, dann sind sie auch gefährlich, und ein Mann, der sie wohl kannte, sagte mir, er wolle lieber zehn Valencianern, Leuten die wegen ihrer Wildheit und ihres Blutdurstes berüchtigt sind, als einem einzigen zornigen Maragato gegenüber stehen, so stumpf und langsam er bei andern Gelegenheiten ist.

Die Männer geben sich kaum mit dem Feldbau ab und überlassen diesen den Weibern, welche die steinigen Felder pflügen und die spärliche Ernte einsammeln. Ihre Ehemänner und Söhne sind ganz anders beschäftigt, denn sie sind ein Volk von Arrieros, und sehen eine andere Beschäftigung fast als einen Schimpf an. Auf jeder Straße Spaniens, namentlich auf denen nördlich von den Gebirgen, welche die beiden Castilien trennen, sieht man sie zu fünf oder sechs unter der brennenden Sonne dahin wandern, oder auf ihren riesenhaften und schwer beladenen Maulthieren schlafen. Fast der ganze Handel der einen Hälfte Spaniens geht durch die Hände der Maragaten, denen man unbedenklich die größten Schätze anvertrauen kann; wenigstens wäre es nicht ihr Fehler, wenn das Geringste verloren ginge, und keck müßten die Räuber seyn, welche den gefürchteten Maragaten etwas entreißen wollten. Indeß sind sie keineswegs uninteressirt, und wenn sie die zuverlässigsten aller Arrieros in Spanien sind, so verlangen sie meist auch das Doppelte von dem, was andere als einen angemessenen Lohn ansehen würden. So sammeln sie denn große Geldsummen, obgleich sie sehr im Widerspruch mit dem sparsamen Spanier, als ächte Männer des Nordens, gerne gut essen und trinken, was sehr dazu beiträgt, ihren hohen, kräftigen Gestalten Fülle zu geben. Viele sterben im Besitze bedeutender Reichthümer, von denen sie häufig einen Theil zur Errichtung oder Verschönerung von Kirchen vermachen. Am Ostende der Kathedrale von Astorga, welche sich über einer hohen, schroffen Felsenmauer erhebt, sieht man auf dem Dache eine kolossale Figur von Blei. Es ist die Statue eines Maragato, welcher der Kathedrale eine bedeutende Summe vermachte. Er ist in seiner Nationalkleidung, aber sein Kopf abgewendet von dem Lande seiner Väter, und während er in der Hand eine Art Flagge schwingt, scheint er seinen Stamm aus seiner unfruchtbaren Heimath nach andern Gegenden hinzuweisen, wo sich ein reicheres Feld für ihre Industrie und ihren Unternehmungsgeist eröffne. Ich sprach mit mehrern über den Punkt der Religion, fand aber „ihre Herzen hart, ihre Ohren taub und ihre Augen geschlossen".

Lebens- und Landschaftsbilder aus dem Orient.

29. Die Bachtiari.

Als wir Abadeh erreichten, kehrten wir wieder auf die alte Landstraße zurück. Unerwähnt aber darf ich nicht lassen, was unser Mihmandar sagte, indem er den Perser und die Regierung seines Landes wahrhaft schildert. Als wir nämlich die Volksleere und den Verfall von Abadeh beklagten, dessen Trümmer doch seinen vormaligen großen Umfang bewiesen, sagte er: Ihr habt ganz Recht. Erführe der König, wie es mit diesem Theil des Landes steht, er käme hieher und hiebe jeden Schurken nieder.

Zu Schulschistan trafen wir einen Tatar mit Briefen aus Konstantinopel, und nie war ein Bote willkommener, da er uns lang erwartete Nachricht von unserm Lande und unsern Familien brachte. Wir sahen an dem Lächeln, das sich über sein feierlich ernstes Gesicht ergoß, wie froh er war uns zu treffen. Als wir ihn fragten, wie ihm die Perser gefielen, faßte er seinen Mantelkragen, schüttelte ihn und rief: Gott bereite ihnen Unglück! Lügner, Diebe, Schurken! Um meinen Pfeifenkopf bin ich gekommen, meine Pistolen haben sie mir gestohlen! Dem Himmel sey Dank, daß ich Euch endlich treffe!

Am andern Tage begruben wir einen unsrer Schanzgräber, ein Opfer des Klima's; wir machten sein Grab 400 Ellen von unserm Lagerplatze und verbargen es so viel als möglich den Persern, weil wir fürchteten, sie möchten es aus Neugier und Habsucht nach unserer Abreise öffnen. Uebrigens hielt uns unser Herr Mihmandar in steter Spannung; er habe ganz sichere Nachricht, sagte er, daß eine Räuberbande vom Bachtiaristamm alle Anstalten getroffen habe, uns auf dem Zuge anzugreifen und unser Gepäck zu plündern. Zu Abadeh hatten wir Mohammed Bey, einen thätigen, vom Statthalter von Ispahan uns zugesendeten Mann getroffen, der uns mit einigen bewaffneten Männern auf diesem Wege geleiten sollte. Allein die gegen den erwarteten Anfall getroffenen Vorkehrungen beruhigten uns so wenig, daß wir vielmehr überzeugt waren, wenn eine gewandte Räuberbande uns zu berauben wirklich vorgehabt hätte, es ihr hätte gelingen müssen. Da wir bei Nacht zogen, so war die Verwirrung in unserer zahlreichen Gesellschaft wegen der Vertheilung unsrer Streitkräfte unbeschreiblich. Jedermann schien zugleich das Recht des Sprechers zu haben, und hundert verschiedene Stimmen erhoben sich auf einmal in hundert verschiedenen Sprachen, was nun noch mit dem Pferdegewieher, Eselsgebrüll, Maulthier- und Kamelgeläute die Verwirrung aufs Höchste steigerte. Zum Glück ließen sich keine Bachtiari sehen, und der ganze Gewinn, den wir von unserm persischen Geleite hatten, waren ihre Versicherungen, wie tapfer sie sich hätten halten wollen wenn wir angegriffen worden wären.

Die Bachtiari sind ein tapferes, kühnes Bergvolk, bewohnen besonders die Hochlande von Luristan, finden sich aber auch in den Jailaks und Kischlaks, die sich von Kerman bis Kazerun und von Kom bis Schuster erstrecken. Ueber ihren Ursprung haben sie abweichende und entgegengesetzte Ueberlieferungen; ihre Sprache hat viele altpersische Worte und ist der Zendsprache sehr verwandt; aber etliche Bräuche haben sie, welche sie von den neuern Persern unterscheiden. Ihr volksthümlicher Tanz, besonders der Tschuppi, gleicht ganz der Arnautika der neuern Griechen. Bei Beerdigungen freuen sie sich, anstatt zu trauern, denn singend und tanzend umkreisen sie das Grab. Ist der Todte in der Schlacht geblieben, so freuen sie sich um so mehr, weil sie seinen Tod als der Gottheit wohlgefällig ansehen. In Luristan bewohnen sie Dörfer von 20 bis 30 Häusern auf schwer zugänglichen Bergrücken, wo sie Wasser haben und Weide für ihre Heerden; einige leben auch in Höhlen. Diejenigen welche ich sprach, behaupteten, sie übten alle Gastlichkeit wandernder Stämme und führten dafür an, daß unter ihnen ein altes Weib sich lieber selbst verkaufe, als ihren Gast Noth leiden lasse.

Sie stellen ein bestimmtes Contingent Reiterei zu den persischen Heeren, freilich sehr ungern. Sie haben starke Familienbande, sind ihren Chans außerordentlich zugethan und stehen zu ihnen, wenn sie aufgeboten werden; in ihren häuslichen Kreisen sollen Zwiespalt und blutige Händel nicht selten vorkommen. Der Bachtiari, welchem ich diese Nachrichten verdanke, hatte bei einer Fehde mit seinen Verwandten fünfzehn Wunden empfangen. Hätten sie Gelegenheit und Beistand, so würden sie, allem Vermuthen nach, ihrer Lehenspflicht gegen Persien sich entschlagen, und dieß weiß der König so gut, daß er einige angesehene Familien von ihnen in besonderen Dörfern um Teheran als Geiseln für die gute Aufführung der übrigen aufbewahrt. Assad Chan, einer ihrer tapfersten Häuptlinge, bedrohte schon einigemale mit seinen verwegenen, wohlbewaffneten, ihm treu ergebenen Schaaren Ispahan und seine Umgebungen.

Ehe wir unsere Zelte in Komeischa erreichten, trafen wir unseren alten Freund Mirza Abul Hassan, den ehemaligen persischen Gesandten in England, der bis hieher von Ispahan uns entgegen gekommen war. Er hatte uns in Schiras verlassen, weil er vom Könige nach Teheran beschieden worden war und nachher von Sr. Majestät die Erlaubniß erhalten hatte, einige Zeit mit seiner Familie in Ispahan zuzubringen. Er freute sich sehr uns wieder zu sehen und grüßte uns auf persische Weise, welche unter vertrauten Freunden darin besteht, daß man wechselseitig über des andern Nacken sich beugt, und dann Wange an Wange legt; vermuthlich das „an den Hals fallen und küssen" im alten und neuen Testamente. 1 Mos. XXXIII. 4. XLV. 14. Luk. XV. 20.

In Komeischa entstand ein Streit über den Vorrang zwischen dem königlichen Mihmandar und den von dem Statthalter zu Ispahan dem Gesandten entgegen geschickten Personen, dessen Folgen beinahe für einige tödtlich geworden wären. Das Thal Yezdika bildet die Gränze der Landschaften Fars und Irak; nun waren wir jetzt auf dem Gebiete des Statthalters und folglich machte er auf die Ehre Anspruch, den Gesandten als seinen Gast zu behandeln, und seine Leute waren geschäftig, uns Mundvorrath in unser Lager zu bringen. Mirza Zeki dagegen bestritt das Recht des Statthalters, ihm die Ge-

leitschaft zu entreißen, und gab demgemäß seine Befehle. Dieß veranlaßte ein ernstes Gefecht auf den Straßen von Komeischa zwischen den Städtern und einigen von unseren Leuten, welche ihr gewöhnliches Mundtheil geholt hatten und schwer verwundet ins Lager zurückkamen. Sie traten ganz blutig vor den Gesandten, einige mit zerschlagenem Haupte, andere mit Armwunden, und behaupteten, die Sache aufs ärgste ausmalend, daß sie auf Anstiften des Gemeinderaths von Komeischa so behandelt und zugerichtet worden wären. Auf Ansuchen des Gesandten wurden die Beleidiger sofort ausgeliefert und einer von ihnen beim Barte herbeigezogen, was ihnen ein so heiliger Theil ist, als uns die Nase. Sie wurden ohne weiteres zu Boden geworfen; einer setzte sich auf den Kopf, ein zweiter auf die Füße des Verbrechers, und die übrigen Theile wurden unbarmherzig mit einem Prügel durchgegerbt. Hierauf kamen die Häupter der Stadt, um sich zu entschuldigen; ihre Strafe war, daß sie sich nicht setzen durften.

Bei Komeischa besuchten wir das Grab des Schah Reza, ein mit einer Kuppel gekröntes und von einem dichten Hain umschattetes Gebäude. In seinem Umkreise sind zwei Wasserbecken, in beiden viel zahme Fische, welche die Perser für heilig ansehen und nicht fangen lassen. Xenophon bemerkt, daß die Syrer die zahmen Fische im Chalusflusse als geweiht ansehen, und ihnen nichts zu Leide thun ließen.

Ehe wir Majar erreichten, trafen wir Mirza Abdul Kassim, einen vertrauten Beamten des Statthalters von Ispahan, einen Hakim oder Doctor, einen Gelehrten der Stadt und einige andere angesehene Männer. Dergleichen Abgeordnete heißen „Wegeröffner," und gehören mit zu den vorzüglichsten persischen Ehrenbezeugungen gegen Gäste. Je ausgezeichneter die Entsendeten sind und je weiter sie gehen, desto größer ist die Ehre.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

8. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jiu-jau (yew-jow) und Tsi-ki.

(Fortsetzung.)

Im Januar machten wir eine andere Expedition auf dem südwestlichen Arm des Flusses nach einer Stadt Namens Fung-Woa, etwa 26 Meilen flußauf- und 14 Meilen landeinwärts. Wir marschirten durch ein schönes Land nach der Stadt, stießen aber auf keine Truppen, schliefen hier eine Nacht und kehrten dann wieder zurück nach Ningpo, wo wir bis zum März ungestört blieben, da die Chinesen sich noch von ihrer letzten Niederlage nicht erholt hatten; um diese Zeit aber hörten wir täglich Gerüchte, daß Truppen sich sammelten und Befehle zu unserer gänzlichen Vernichtung gegeben seyen. Man legte wenig Gewicht darauf, denn keiner glaubte, daß die Chinesen den Muth dazu hätten, obgleich die große Ausdehnung der Mauern die Sache sehr ausführbar machte. Am Abend des 10 März versicherte auch Hr. Gützlaff mit Bestimmtheit, wir würden noch in der Nacht angegriffen werden, und dennoch wurden die Wachen nicht verstärkt und keine Vorbereitungen getroffen; nur die Patrouillen erhielten Befehl auf ihrer Hut zu seyn.

Ich stand an diesem Tage auf Piket und ging um 4 Uhr Abends in die westlichen Vorstädte hinein, sah aber nichts, das mich auf einen Angriff schließen ließ; das Volk jedoch verließ die Stadt im sichern Glauben, daß wir verjagt werden würden. Die Läden waren alle geschlossen, die Marktleute sagten uns, sie würden am nächsten Tage nicht zurückkommen, und fuhren dabei mit der Hand quer über die Kehle, um uns zu verstehen zu geben, daß wir ermordet werden würden. Die Bettler, und was sonst um die Casernen herumschweifte, zogen gleichfalls ab, mit der Aeußerung, sie würden wiederkommen, wenn alles vorüber sey. Es war indeß so oft von einem Angriff die Rede gewesen, daß wir auch jetzt glaubten, es sey alles nur ein leerer Schrecken.

Um 9 Uhr Abends machte ich abermals eine Runde und alles war noch ganz still. Um 12 Uhr hörte ich in der Richtung eines der Schiffe eine Kanone abfeuern, und rüstete mich nun zum alsbaldigen Aufbruch, denn ein Angriff wurde jetzt höchst wahrscheinlich. Um 2 Uhr wurden wir durch ein heftiges Feuer und einige Explosionen aufgeschreckt. In wenigen Minuten stand alles in Reihe und Glied; ich rückte mit meiner Patrouille von 21 Mann in die Linie ein, erhielt aber alsbald den Befehl die Runde zu machen, da wir hörten, es sey nur ein Angriff auf die Schiffe durch Feuerflöße. Ich marschirte nach dem nächsten Thore, wo die Kanonen der Artillerie unter einer Bedeckung standen. Hier traf ich den Officier des Südthores, der mir sagte, er sey von außen und von innen angegriffen worden und hätte sich zurückziehen müssen. Dieß lautete sehr beunruhigend, und kurz darauf erfuhr ich sogar, daß eine Schaar Chinesen bis auf den Marktplatz vorgedrungen, hier aber mit großem Verlust zurückgewiesen worden sey. An mehreren Orten schlug man sich in den Straßen, doch wurden bald die Thore wieder genommen und der Feind durch die Vorstädte hinaus verfolgt.

Diese Verfolgung ging mehrere Meilen weit und viele Chinesen wurden getödtet. Sie warteten nie einen Angriff ab, hielten nur, um einige Dschinschals abzufeuern, und setzten dann wieder ihre Flucht fort. Zum Glück für uns kannten sie unsere geringe Anzahl nicht, denn wenn sie sich gegen uns gewendet hätten, so war unsere Aussicht zur Rettung gering. Das Seltsamste an dem ganzen Schauspiel war die kühle Haltung des Landvolks, das die Brücken und jede Stelle, von der aus sie dem Gefecht zusehen konnten, in erstaunlicher Zahl besetzte, so daß wir ihnen zurufen und ihnen Signale machen mußten, sie möchten aus der Feuerlinie gehen, damit sie nicht getroffen würden. Alles zeigte ihr Vertrauen, daß wir ihnen nichts zu Leide thun würden, aber der geringe Antheil, den sie an ihren Landsleuten nahmen, hob sie eben nicht in meiner Achtung. Sie schienen sich eher über deren Niederlage zu freuen und sahen den Vorfall als eine lustige Unterhaltung an, obwohl das Gemetzel in der Straße sie in Erstaunen setzte.

Wir verfolgten den Feind, so weit die Klugheit es gestattete, und wären wir gehörig verstärkt worden, so würden wir eine viel größere Zahl abgeschnitten haben; da aber kein Regiment von seinem Quartier sich weit entfernen durfte, so blieben wir uns selbst überlassen. Man hielt es für hinreichend die Casernen zu schützen, und so ging eine gute Gelegenheit, dem Feind eine tüchtige Lehre zu geben, verloren; die Schaar, die uns anfiel, bestand aus erlesener Mannschaft, und war aus Stämmen ausgewählt, die nie vorher uns gegenüber gestanden hatten. Man hatte sie durch Auszahlung eines höhern Soldes dazu bewogen, — denn jeder Mann hatte 6 bis 15 Thaler bei sich, — und noch dazu hatte man sie versichert, wir seyen leicht zu überwältigen. Ungefähr

20 Verwundete wurden in unser Spital aufgenommen, wo man ihre Wunden verband, aber mehrere starben in Folge der ungeheuren Menge Opium, die sie zu sich genommen hatten, um ihren Muth zu steigern. Die Mehrzahl der Angreifenden war bis zur Tollheit aufgereizt, wahrscheinlich durch dieß abscheuliche Hülfsmittel. Der Verlust der Chinesen betrug 4 bis 500 Mann.

Die Feuerflöße, welche gegen die Schiffe den Fluß herabkamen, thaten keinen Schaden, indem die Boote sie ohne weiteres fortstießen. Die Kleidung der Leute, welche die Feuerflöße führten, war beinahe feuerfest, denn sie bestand aus mehrern Lagen von rohen Häuten und war steif wie eine Rüstung. Eines der Schiffe feuerte eine Lage in die zunächst gelegene Vorstadt ab, und machte eine Kanone unbrauchbar, welche auf dasselbe gefeuert hatte. Die Kanone, die man um Mitternacht gehört hatte, war von den Chinesen gleichfalls nach einem Schiffe abgefeuert worden, sie liefen aber weg, ohne wieder zu laden; wahrscheinlich war es nur ein Signal.

Einige der Chinesen trugen Tigerfelle und eine Mütze von demselben Pelz, wobei der Schweif des Thieres hinten hinabhing und die Klauen vorne waren. Andere, und zwar die entschlossensten, Leute aus Schan-tung, die man besonders zu dem Angriff auserlesen, hatten eine rothe Schärpe um den Kopf gewunden. Der Menschenverlust fiel namentlich auf die letztern, weil sie die kecksten waren. Siebzehn davon, welche bis auf den Marktplatz vorgedrungen waren, wurden in der Stadt niedergeschossen. Das Stadtvolk sah uns, als wir zurückkamen, mit unendlich mehr Furcht und Achtung an, wie zuvor, denn das Gefecht in der Nacht hatte ihnen den Beweis unserer Ueberlegenheit gegeben. Tinghai war in derselben Nacht, aber gleichfalls vergebens, angegriffen worden.

Am Nachmittag, als alles ruhig war und eine Abtheilung nach der Vertheilung der Lebensmittel an die Thorwachen zurückkehrte, wurde aus einem Hause in der Hauptstraße geschossen und ein Corporal schwer ins Bein verletzt; das Haus wurde augenblicklich durchsucht, aber Niemand darin gefunden. Durch ein seltsames Zusammentreffen brach in demselben Hause, aus dem der Schuß gefallen war, Abends 8 Uhr Feuer aus, und etwa ein Duzend andere Häuser verbrannten. Solche Feuersbrünste sind häufig in den chinesischen Städten, breiten sich aber nie weit aus, da alle 100 bis 150 Schritte eine hohe Feuermauer aufgeführt ist.

Ein Dampfboot wurde in Folge der Versuche, die Schiffe zu verbrennen, den Fluß aufwärts geschickt, zerstörte auch wirklich mehrere dort noch vorräthige Feuerflöße und andere Brennmaterialien, welche den Fluß herabkommen sollten, berichtete aber auch von einem starken Lager, das man auf den Hügeln oberhalb der Stadt Tsi-ki gesehen habe. Am 15 wurden deßhalb 1200 Mann mit etwas Artillerie eingeschifft, um jene Stadt anzugreifen. Wir erreichten sie um 1 Uhr Mittags, und sahen die Höhen hinter der Stadt mit Zelten und Soldaten bedeckt, landeten und marschirten nach der Stadt, die nach geringem Widerstande in unsere Hände fiel. Nur jenseits derselben vertheidigte sich eine Anzahl Chinesen hartnäckig, mußten aber dennoch endlich mit großem Verluste weichen, und viele ertranken noch in den Canälen. Es waren lauter auserlesene Leute, ihre Waffen, Kleidung, Rüstung von besserer Art als gewöhnlich. Einige, die zu der Leibwache des kaiserlichen Commissärs gehörten, waren in ein Tuch von dunkler Purpurfarbe mit schwarzem Sammt ausgeschlagen gekleidet, und trugen Mützen von derselben Farbe und gleichfalls mit Sammt besetzt. Wir schlugen für die Nacht unser Quartier in ihren Zelten auf, und am nächsten Morgen wurden Soldaten ausgesendet, um die zerstreuten Waffen zu sammeln und zu zerstören.

Einige Kanonen wurden hier genommen, die genau den unserigen nachgeahmt waren, und auch hinten ein drittes Rad hatten, um sie zu leiten, was beweist, daß sie Spione in Ningpo gehabt haben mußten, um unsere Waffen und Ausrüstung zu beobachten und Zeichnungen davon zu nehmen. Sie hängen keineswegs hartnäckig an ihren alten Gebräuchen und Verfahrungsarten, und wir haben einen großen Fortschritt in vielen ihrer Waffen seit dem Anfang des Kriegs bemerkt. Sie haben Bogen und Pfeile ganz aufgegeben, und ihre Lunten- und Wallflinten sehr verbessert. Sie sind ein viel zu kluges Volk, um nicht zu fühlen, wie sehr sie in der Kriegskunst hinter uns zurück sind. Auch die chinesischen Raketen waren besser als gewöhnlich, und reichten 5 bis 600 Schritte weit mit großer Kraft. Sie hatten Büchsen gemacht, die etwa fünfzehn derselben enthielten und mit Einemmal abgefeuert werden konnten.

In der Nähe der Zelte fanden wir drei Leichen mit abgeschlagenen Köpfen, wahrscheinlich von Leuten, die versucht hatten hinwegzulaufen. Sie sammelten alle Zelte und Waffen zu einem Haufen und verbrannten sie. Unsere Leute hatten in den Zelten eine Menge Geld, so wohl gemünzt als in Sycee, gefunden. Die Höhe, auf der das Gefecht stattfand, hieß Segoan. Einige der öffentlichen Kornmagazine und Gebäude wurden dem Volke geöffnet und preisgegeben, später verbrannt.

Wir marschirten nun nach einem andern, acht Meilen entlegenen Orte, wohin die Chinesen sich zurückgezogen hatten; als wir uns aber näherten fanden wir Niemand, obwohl die Stellung sehr leicht zu vertheidigen gewesen wäre; hier zerstörten wir ein großes Gebäude voll von Vorräthen aller Art, und aßen von des Kaisers Brod, wovon eine Menge für die Truppen aufgehäuft war; es war sehr zäh, aber wir aßen es doch mit Begierde, da wir lange nichts über den Mund gebracht hatten. Auf dem Marsche führen die Chinesen ihr Brod an der Seite mit, indem sie die Kuchen an einer Schnur auffassen. Auch führten sie, um überall ihre Kessel aufstellen zu können, einen Dreifuß mit, bestehend aus drei eisernen Haken einen Fuß lang, die durch eine Kette untereinander verbunden waren; man steckte sie nur ein wenig in die Erde und stellte dann den Kessel auf die Ketten. Ueberhaupt war alles Lagergeräthe gut, aus Kupfer gefertigt und sehr tragbar.

Am Abend zogen wir nach Tsi-ki zurück, wo wir in den Vorstädten übernachteten, bestiegen am andern Morgen die Dampfschiffe und erreichten Ningpo am Abend. — Von dieser Zeit an wurden wir nicht mehr belästigt, außer daß man hie und da einen Soldaten oder Matrosen, der außerhalb der Stadt herumstrich, wegschleppte. Gewöhnlich brauchte man Weiber, um sie zu verlocken.

(Schluß folgt.)

Francogallische Alterthümer. Bei den Ausgrabungen für die Eisenbahn von Paris nach Rouen stieß man in der Nähe von Sotteville auf zwei Steinsärge in einer Tiefe von 10 Fuß. Das eine Skelett wurde durch die Arbeiter zerstört, das andere aber, ein weibliches, fiel in die Hände des Directors des Museums der Alterthümer in Rouen. Die Füße waren gegen Westen gerichtet. Zierrathen fanden sich keine, außer zwei kleinen Kupferringen zwischen den Schenkelknochen des weiblichen Skeletts und zwei kleine römische Kupfermünzen aus der Zeit Constantins des Großen. Zu den Füßen stand eine kleine Vase in rother Terra Cotta und fünf andere von gewöhnlicher Töpferarbeit. (Constit. 26 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1843.

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

Immer mehr liefern die Slawen selbst genaue Schilderungen der von ihnen bewohnten Länder und ihrer Stammgenossen; Schaffariks slawische Alterthümer schienen hiezu einen kräftigen Anstoß geliefert, und zugleich auch die Grundlage für die historischen Andeutungen gegeben zu haben. *) Eine solche Schilderung ist nun auch die der Rusinen in der Zeitschrift des böhmischen Museums (1843, 1tes Heft), die namentlich darum von besonderem Interesse ist, weil gegenwärtig zwischen Westslawen und Russen ein stiller, aber darum doch ziemlich heftiger Kampf obschwebt, welche von beiden großen Abtheilungen der Slawenwelt die geistige Eroberung dieses Theils der Slawenländer machen soll. Man braucht hierüber nur Srezniewski's Bericht über seine Reise im Rusinenland an den russischen Minister des öffentlichen Unterrichts zu lesen (s. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, Febr. 1843), wo es nach Aufzählung der Sitze der Rusinen diesseits und jenseits der Karpathen unter anderm heißt: „dieß ganze Volk spricht mit geringen örtlichen Verschiedenheiten nur Eine Sprache; der Bewohner von Charkow kann mit dem Bewohner von Uschgorod (Unghvar) so gut sich unterreden, wie der Moskauer mit einem Bewohner von Kolomna, und der Russe vom Baikalsee versteht den Russen in den Beskiden so leicht, wie der Böhme den Slowaken. Aber von ihren Stammgenossen getrennt und wie gemeiner Pöbel in moralischer Beziehung sich selbst überlassen, können sie die Aufmerksamkeit des Reisenden nur in philologischer und ethnographisch-historischer Hinsicht auf sich ziehen.“ Der Verlauf des Berichts macht uns mit den Versuchen bekannt, das dortige Kleinrussische allmählich mehr von dem Polnischen, mit dem es literarisch verschmolzen war, loszureißen, während die Polen einer solchen Losreißung kräftig widerstreben. Diese Stellung des Volkes macht dasselbe von Bedeutung, um so mehr, als der Kampf zwischen West- und Ostslawen, den man seit neuerer Zeit so gern in einem Panslawismus untergehen lassen möchte, seinem Ende so gar nahe noch nicht zu seyn scheint.

*) Von Schaffariks slawischen Alterthümern ist endlich, nachdem sie schon seit fünf Jahren erschienen sind, eine deutsche Uebersetzung — wir können nicht recht sagen, ob von Mosig von Aehrenfeld oder von Muttke, denn auf dem Titel sind beide genannt — erschienen. Bei der sonstigen Uebersetzungsfertigkeit in Deutschland ist dieß etwas lang, und zeigt nur, daß einerseits slawische Schriften, andererseits gelehrt-historische keinen sonderlichen Anklang bei der Mehrzahl des Publicums finden. Von der Uebersetzung liegt uns bis jetzt die erste Hälfte vor; wir haben aber leider bemerkt, daß der oder die Uebersetzer sich mehrere unbefugte Abkürzungen erlaubt haben, obgleich der Sinn allerdings, so weit wir gelesen, nicht gerade gelitten hat.

Historische Uebersicht.

Das an die Karpathen stoßende Land ist in der Geschichte von großer Bedeutung. Im grauesten Alterthum war dieß ein Weg, auf dem viele Völker heranzogen und Europa überschwemmten. An diesem Gebirgshalbmond brachen sich wie an Meeresklippen die Wogen der wilden Horden, welche zur Zeit der Völkerwanderung von Norden und Osten herdrangten. Folgend dem Lauf der Ströme, diesem natürlichen Leiter bei der plötzlichen Ausbreitung der Völker in alten Zeiten, kamen die einen, nachdem sie von Osten her den südlichen Dniester und Pruth erreicht hatten, südwärts zur Donau an die Gränze des Römerreichs, die andern setzten ihren Weg am Dniester aufwärts fort, oder kamen von Norden den Bug, Styr oder Horyn herauf, erreichten die Wasserscheide, überstiegen ein unbedeutendes Hochland, und entdeckten andere Flußgebiete, z. B. den San, endlich die Weichsel, welche sie gegen Westen führte. Einige überstiegen auf ihrem Zuge das Quellgebiet der größeren Flüsse, z. B. des Stry durch enge Schluchten und Pässe, und kamen über die höchsten Gebirgsrücken ins südliche Land, doch scheint dieß wegen der Schwierigkeit des Weges nur selten geschehen zu seyn. Die Uebergänge nach der Jenseite der Karpathen geschahen meist nur an den Orten, wo die Beskiden am bedeutendsten sich senken, z. B. an den Quellen des Wislok und der Wisloka. — Um so häufiger wurden die Bewohner der Ebene durch den Angriff der wandernden Völker gedrängt, und suchten Sicherheit und Zuflucht in den Schluchten und Hochthälern der Berge, da sie nicht im Stande waren der Macht der fremden An-

kömmlinge zu widerstehen. Hier mußten sie den Pflug und die Sense bei Seite legen, und sich an ein wanderndes Hirtenleben gewöhnen, sobald aber ihre Zahl zunahm, mußten sie entweder mit den Eindringlingen in Kampf gerathen und ihr altes Erbtheil wieder erstreben, oder sie zogen unter der Anführung irgend eines unternehmenden Wagehalses aus, um andere fruchtbarere Länder zu erobern.

Von welchem Volke die karpathischen Länder ursprünglich bewohnt waren, ist uns unbekannt, die Ansiedlung der Slawen in denselben ist aber so alt, daß man sie ohne Bedenken als Ureinwohner ansehen kann. Die Geschichte thut keine Erwähnung von einer Ankunft und einer Niederlassung der Slawen in diesen Gegenden, und die ältesten byzantinischen Schriftsteller kannten hier schon Slawo-Chorwaten (Nachkommen der alten Karpen oder Karpianen). In den transkarpathischen Norden setzen die Byzantiner ein Groß-Chorwatien und ein Groß-Serbien, von wo die Chorwaten und Serben, die Gründer der neuen slawischen Staaten im Süden, wahrscheinlich die Tschechen und vielleicht auch die Dudleben*) und illyrischen Krainer auszogen (man vergleiche den Namen Krajina im Lande Sambor und in der Zempliner Gespannschaft, wovon später). Ein Volk, von dem Niemand weiß, wann es hieher gekommen, oder in diesem seinem neuen Vaterlande sich ansiedelte, das zahlreiche Stämme ausschickte, um neue, entlegene, weite Landstriche anzubauen, ein solches muß auf diesem seinem alten Sitze herangewachsen seyn, um so mehr, als es auch in Strichen wohnt die dem Lebensunterhalt nicht günstig sind, in wilden unfruchtbaren Bergen.

Als die Zeit der großen Wanderungen und Züge der Völker vorüber war, als die fortgetriebenen Horden sich nach Westen und Süden ergossen und zum Theil in unaufhörlichem Kampfe aufgerieben hatten, erhoben sich im östlichen Europa mächtige Reiche von Slawen, als den ursprünglichen Bewohnern dieser Länder, die durch das Anwogen der wandernden Völker nicht ganz weggeschwemmt, aber doch auf eine Zeitlang erdrückt waren. Damals erhoben sich fast gleichzeitig die slawischen Reiche: Ruriks in Nowogrod und später in Kiew, das der Lechen in Gnesen und Rostislaws im alten Pannonien. Diese Reiche wuchsen und breiteten sich aus auf Kosten der benachbarten slawischen Stämme; es scheint aber, daß sie bei der nahen Verwandtschaft der Sprache und Sitten bald zu einem festen streitbaren Gemeinwesen sich vereinigten. Durch diese Vereinigung verwischte sich nach und nach ihre Stammeseigenthümlichkeit, und sie wuchsen allgemach aus Familien und Stämmen zu Einer Nation zusammen. Diese Ereignisse mußten einen großen Einfluß auf die karpathischen Slawen (Chorwaten u. s. w.) haben, welche in patriarchalischer Weise unter ihren eigenen Oten**) oder Knesen lebten, sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigten, ohne Zweifel auch mit Bergbau und Handel, namentlich in Salz auf den in ihrem Lande entspringenden Flüssen, die ihnen den Weg nach dem schwarzen Meere, nach Griechenland und ins Warager (baltische) Meer zeigten; bei dieser Bekanntschaft mit dem gebildeten Griechenland konnten sie wohl nicht ohne gemeinsame Volkseinrichtungen bleiben, wie sie denn auch bereits Städte hatten.

Oleg war der erste der russischen Fürsten, welcher auf seinem Zuge gegen Griechenland (906) auch Chorwaten in seinem Heere hatte, sey es nun als Unterthanen, sey es als freiwillige Verbündete. Vielleicht zog sein Nachfolger Igor, wenn er nach damaliger Gewohnheit von den Drewlänen Tribut erhob, auch bis in die Lande der benachbarten Chorwaten,*) aber erst Wladimir der Große verband diese Länder fest mit seinem Reiche. Er entriß (981) Czerwen, Przemysl und andere Städte den Händen der Lechen, und führte später (993) gegen die ihre Unabhängigkeit vertheidigenden Chorwaten Krieg. Wladimirs Sohn, Jaroslaw, nahm wiederum die rothrussischen Städte,**) seine Nachkommen befestigten und breiteten sich im chorwatischen Lande aus, und von jener Zeit an, als Ruriks Geschlecht im Lande zu regieren anfing, erhielt das Volk den ihm späterhin gebliebenen Namen Ruß statt des alten Namens Chorwaten.

Noch schneller bildete sich im Süden der Karpathen das großmährische Reich. Rostislaw unterwarf sich die Stämme der Mähren, Slowaken und Bulgaren, und dehnte sein Reich ohne Zweifel bis an die Karpathen aus, in denen damals mehrere slawische Stämme, Vorfahren der heutigen ungarischen Rusinen, hausten. In diese Länder wurden durch die Fürsten Rostislaw, Swatopluk und Kozel die Slavenapostel Cyrill und Methodius berufen, predigten das Evangelium und tauften die verschiedenen dem Scepter derselben unterworfenen Stämme. Aber dieß noch unbefestigte Reich ging gleich nach seinem Beginn in Trümmer durch den machtvollen Andrang der Magyaren (907). Dieß nomadische Volk, das sich damals in den Steppen an der Mündung des Pruths und der Donau herumtrieb, wurde von den Deutschen gegen Swatopluk Swatoplukowitsch zu Hülfe gerufen,***) gründete ein neues Reich, und

*) Hier sind wohl die in Pannonien gemeint. Schaff. p. 829. A. d. U.

**) Das kleinrussische Wort wit oder ot (woher das Diminutiv otez, Vater) ist so allgemein, daß es bei den polnischen und böhmischen Slawen im Alterthum das Familienhaupt bedeutet. Jetzt nennen die Rusinen den Dorfrichter Wit, die Polen Woit (deutsch: Voigt?)

*) Dieß wird wahrscheinlich aus dem Namen des Städtchens Warjasche (poln. Wareush, Waräg) im Belzer Lande im jetzigen Kreise von Zolkiew in Galizien an der Gränze, und aus dem nicht weit davon entfernten Dorfe Rusin. Diese Orte müssen aus jener Epoche stammen, denn unter Jaroslaw (1020) war der Name Waräger schon vergessen.

**) Die Stadt Jaroslaw am San, 5 Meilen von Przemysl gegen Norden, scheint von diesem Jaroslaw den Namen zu haben, wie Wladimir Wolynsky (wovon der jetzige österreichische Name Lodomerien kommt), von seinem Gründer Wladimir dem Großen.

***) Nach dieser Darstellung möchte es scheinen, als ob die Deutschen auf einmal durch Swatopluks Macht in Noth gebracht, sich nach Bundesgenossen bis an der untern Donau umgesehen hätten, und der Verfasser citirt zu dem Ende Schaffariks Alterthümer p. 807. Dort steht aber etwas ganz anderes, nämlich die Geschichte eines Kampfes, den Arnulf, in seiner Eigenschaft als Gränzherzog, mit dem großmährischen Reich über 20 Jahre lang führte; im Jahre 907 war das großmährische Reich gebrochen, aber nicht bloß durch Arnulf und die Magyaren, sondern unter

in dem durch den Schweiß und das Blut der Slawen gedüngten, von dem Geist Constantins und Methods erleuchteten Lande errichtete uralische Barbarei ihren mächtigen Thron. Die wohlthätigen Bemühungen der heiligen Slawenapostel gingen verloren, die zerstreuten Ueberreste des Volkes, welche dem Schwert und der Gefangenschaft der wilden Barbaren entgingen, suchten Schutz in den Bergen, und zogen in Menge nach der andern Seite der Karpathen zu ihren Stammgenossen. Ohne Zweifel brachten sie dahin auch ihre neuen Ansichten, und verbreiteten das Christenthum in Chorwatien, welches bei der nahen Verbindung mit Griechenland, so wie mit den bereits getauften Bulgaren und Mähren sicherlich früher schon bekannt seyn mußte, ehe Wladimir nach dem Ausspruch der Chroniken das Rusinenland zum Christenthum bekehrte. Die entflohenen Reste der Slowaken und Bulgaren vermischten sich also mit den einheimischen Chorwaten, bildeten nach und nach nur Ein Volk mit ihnen, und nahmen von ihren Herrschern den Namen Rusinen an, der ihnen auch bis auf die jetzige Zeit geblieben ist. Es ist freilich seltsam, daß dieser Name „Ruß" sich so weit ausbreitete, in so weit von einander entlegenen Stämmen festsetzte, und nach so vielen Jahrhunderten und in Ländern, die lange unter fremder Herrschaft standen, sich erhielt. Noch seltsamer ist aber, daß auch das benachbarte transkarpathische Volk in Ungarn, das niemals zum russischen Reich gehörte, sich gleichfalls diesen Namen aneignete, und zwar wegen des griechischen (russischen) Glaubensbekenntnisses. Fragt man noch jetzt irgend einen gemeinen Mann dieses Bekenntnisses, am Dniestr oder am San, am Poprad, an der obern Theiß, der Latoriza oder dem Wuh (Ungh), am schwarzen Berg (in Pokutien) oder an der Lomnitzer Höhe in der Zipser Gespannschaft: was bist du für ein Landsmann? so wird er gewiß antworten: „ein Rusine (in Ungarn: ein Rusniak)" — welches Glaubens? — russischen Glaubens. Und selbst solche, die ihre eigene Sprache schon vergessen haben, nennen sich im gewöhnlichen Gespräch „Oros emberek" (russisches Volk). Dieß gilt auch von den Magyaren griechischen Glaubens und kann als Beweis dienen, wie stark der Glaube auf die Ansichten des Menschen einwirkt.

(Fortsetzung folgt.)

Mitwirkung mehrerer slawischen Stämme. Uebrigens war das Bündniß zwischen Arnulf und den Magyaren ganz natürlich, und Arnulf hatte diesen bereits im Jahre 889 oder 890 aus einer Bedrängniß geholfen, in die sie durch Swatopluk gebracht worden waren. L. v. U.

Bestrafung zweier indischer Sipahis.

Ein englischer Offizier erzählt nachfolgende zwei Beispiele von Bestrafungen, welche den indischen Sipahi charakterisiren. „Als ich zu meinem Regiment in Behrampur gestoßen, mußte ich, als überzähliger Offizier, in mehreren kriegsrechtlichen Fällen mit zu Gericht sitzen, unter anderm über einen Soldaten vom 17ten Infanterieregiment, der seinen Corporal erdolcht und auf seinen Hauptmann geschossen hatte. Diese Verbrechen waren bedeutend genug, um eine exemplarische Strafe zu fordern. Der Schuldige war auch etwa ein Jahr zuvor den bürgerlichen Behörden übergeben worden, die ihn inzwischen gefangen gehalten, endlich aber sich incompetent erklärt und ihn an sein Regiment zurückgeschickt hatten, um hier vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Jedermann erwartete, daß die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen werden würde, aber wegen seiner langen Gefangenschaft wurde er nur zu 999 Hieben verurtheilt, und sollte nach seiner Herstellung in eine Festung geschickt werden, um fünf Jahre lang in einer Disciplinar-Compagnie zu arbeiten. Dieser Spruch erschreckte ihn keineswegs, vielmehr antwortete er durch ein unverschämtes Lächeln, und verließ den Saal, indem er seinen Richtern ironisch für die Nachsicht dankte. Ich wohnte der Execution bei, und sah, wie der Verurtheilte 900 Streiche erhielt, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Jetzt befahl der Arzt ihn fortzuschaffen, denn er hatte beinahe die Besinnung verloren und sein Rücken war nur noch eine Masse geronnenen Blutes. Das Schnupftuch, das er zwischen den Zähnen hatte, war völlig durchgebissen, und dennoch war nicht Ein Schrei über seine Lippen gekommen. Man gab ihm ein Glas Wasser, das ihn sichtlich erfrischte, er hob den Kopf auf und sah seinen Hauptmann starr an, der nur mit Widerwillen der Execution beigewohnt hatte. Nicht ohne schmerzliche Anstrengung schob er die Soldaten, die ihn hielten, bei Seite, zeigte dem Offizier die Faust und entfernte sich langsam, indem er schwor sich zu rächen und seine Vorgesetzten verfluchte. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden, denn ich verließ kurz darauf Indien.

„Einige Tage später wohnte ich der Aburtheilung eines unglücklichen Sipahi bei, der, während er im Dienste war, im Spital die Kleider eines Kranken gestohlen hatte. Das Verbrechen war von Bedeutung, und in der einheimischen Armee so selten, daß die Sache in der ganzen Garnison ein lebhaftes Interesse erregte. Die einheimischen Zeugen leisteten den Eid, indem sie in der rechten Hand ein kleines mit Gangeswasser gefülltes Gefäß hielten; ihre Aussagen waren einstimmig, der Angeklagte gestand sein Verbrechen selbst, und da dieß entehrender Art war, so sollte eine strenge Strafe ausgesprochen werden. Am folgenden Morgen, als dieß vor der Fronte des Regiments geschah, war ich nicht wenig erstaunt, daß er bloß schimpflich aus dem Dienste gestoßen werden sollte. Man riß ihm die Zeichen herunter und stieß ihn unter dem Wirbeln der Trommeln aus den Reihen hinaus. Ich begriff diese scheinbare Nachsicht nicht, und fragte die ältern Offiziere meines Regiments, die mir aber erwiederten, daß diese Strafe fast der Todesstrafe gleichkomme. Der Sipahi war aus der Kriegerkaste, und mußte somit als Soldat leben und sterben. So aus dem Dienste gejagt, mußte er von Frau und Kind, von Verwandten und Freunden gemieden werden, und konnte auf keine Hülfe, auf kein Mitleiden mehr rechnen. Moslems und Hindus mußten sich von ihm wie vor einem Paria, einem Angesteckten, entfernen; er hatte keine Familie mehr, war außer dem Gesetz, verurtheilt allein in der Welt umherzuirren, er hatte seine Kaste verloren. Ich glaubte anfangs, dieß sey sehr übertrieben, einige Wochen später aber konnte ich nur allzu sehr mich überzeugen, daß man mir die volle Wahrheit gesagt hatte. Die Leiche des gewesenen Sipahi wurde in einem Dickicht in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung gefunden. Er hatte sich dahin geschleppt, um sich zu verbergen, und war in der Nähe seiner Frau und seiner Kinder vor Hunger und Verzweiflung umgekommen.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

9. Eroberung von Ningpo und Aufenthalt daselbst. — Expeditionen nach Jin-jau (yew-jow) und Tsi-ki.

(Schluß.)

Der kaiserliche Commissär Yukien erließ eine Proclamation, worin er nicht nur die Chinesen jedes Standes und Ranges aufforderte, sich der Engländer, wo und wie sie irgend könnten, zu bemächtigen, wogegen ihnen bedeutende Belohnungen an Geld und Ehrenstellen versprochen wurden, sondern auch denen, welche sich auf die Seite der Engländer schlagen würden, alle möglichen Strafen drohte; so wurde nicht nur unsere eigene Mannschaft gelegentlich fortgeschleppt, sondern auch Chinesen, die uns beistanden, getödtet. Der Hauptmann unserer chinesischen Polizei wurde ergriffen und seine Frau getödtet, obgleich er ganz in der Nähe unserer Casernen wohnte. Eine einheimische Polizei war nämlich errichtet worden, um die Stadt gegen Diebe zu schützen. Ihr Wachtsystem ist für jeden, der nicht sehr fest schläft, äußerst verdrießlich; um zu zeigen, daß sie auf den Beinen sind, machen sie die ganze Nacht einen Lärm mit Klappern und Aneinanderschlagen von Bambusstäben, was einen lauten hohlen Klang gibt. Außer den Dieben gehen wenige Chinesen jemals nach Sonnenuntergang aus ihren Häusern, und ich traf bei Nacht selten einen Chinesen auf der Straße, gehen sie aber aus, so müssen sie eine Laterne mit sich führen, wodurch man sie schon in großer Entfernung bemerkt.

Ein Chinese, bei welchem ein Capitän Balfour von der Marine-Artillerie Unterricht im Chinesischen nahm, wäre beinahe fortgeschleppt worden. Die Schildwache auf einer der Brücken sah ein Boot aus der Stadt kommen, worin anscheinend nur Ein Mann saß; es schien ihr indeß, als hörte sie eine Stimme aus dem Boot „Gollik" rufen, ein Wort, womit man in Ningpo Hrn. Gützlaff bezeichnete und was einen Prediger bedeuten soll. Die Schildwache rief dem Mann zu, er solle halten, worauf er aus dem Boote sprang und zu entkommen suchte, aber von einem Mann der Wache mit einem Backstein niedergeschlagen wurde. Als man das Boot durchsuchte, fand man den Unglücklichen unter die Sitze hineingeschoben, mit einem Knebel im Munde und die Hände auf den Rücken gebunden. Es war ihm gelungen, den Knebel zum Theil aus dem Munde zu bringen, und als das Boot gegen eine Seite eines Brückenbogens anstieß, merkte er, daß man ihn aus der Stadt führen wolle, und schrie, in der Hoffnung, daß man ihn noch hören werde. Er war so erschreckt, daß er, als man ihn schon nach den Casernen gebracht hatte, kaum an seine Rettung glauben wollte.

Ein Gemeiner des 49sten Regiments wurde von den Chinesen ergriffen, sein Körper aber aufgefunden, ehe man denselben aus der Stadt schaffen konnte. Er war in einem Korbe, die Hände rückwärts an die Beine gebunden, die man hinten hinaufgeschlagen hatte. Er war noch an drei oder vier andern Stellen gebunden, und eine große mit Haar umwickelte welsche Nuß war in seinen Mund hineingezwängt worden, den man zu dem Ende an beiden Seiten aufgeschlitzt hatte. Er war völlig todt. Ein Mann und eine Frau wurden in demselben Zimmer, in welchem man die Leiche fand, gefangen genommen. Der Mann gestand, daß er zu den Leuten gehöre, welche die chinesische Regierung verwendete, um unsere Mannschaft wegzufangen, dennoch wurde der Schurke nicht aufgeknüpft, sondern nach Hong-kong geschickt, um dort in Ketten zu arbeiten. Das Haus, in welchem der Mord begangen worden war, wurde niedergebrannt.

Selbst nach diesem Ereigniß noch suchten die Chinesen einen Matrosen der Columbine wegzuführen; er war mit einer Abtheilung ausgegangen, um Gemüse zu kaufen, und als er einen Augenblick bei Seite ging, wurde er ergriffen, gebunden und geknebelt, sein Kopf auf den Boden gelegt und mit einem Messer leicht über seine Kehle hingefahren, um ihm zu zeigen, daß er verloren sey, wenn er Widerstand leiste. Als man ihn aber wegschleppte, gelang es ihm sein Schnappmesser zu ziehen, mit dem er den Mann, der ihn festhielt, durch die Finger schnitt, einen zweiten schlug er mit einem Stein nieder und der Rest nahm die Flucht; der Matrose rannte nach seinem in der Nähe liegenden Schiffe zurück. Eine der Vorstädte wurde zur Vergeltung dafür niedergebrannt. Niemals versuchten die Chinesen einen unserer Officiere wegzuschleppen, denn sie glaubten, wir führten alle Sackpistolen bei uns, die sie sehr fürchteten, da sie nicht wußten, wie oft man damit schießen könne, ohne wieder zu laden; einige von uns führten auch in der That siebenläufige Terzerole. — Das Stadtvolk kam, seit dem großen Angriff, nie mehr in stärkerer Zahl zurück, alles aber zog sich in die Vorstädte, die namentlich gegen Osten und Westen sehr ausgedehnt sind.

Am 7 Mai wurde Ningpo geräumt, nachdem es sieben Monate in unserem Besitz gewesen war. Die Stadt Tinghai wurde gleichfalls aufgegeben, die Citadelle aber von zwei Compagnien besetzt gehalten. Wir segelten sodann ab nach einer kleinen Insel, wo die Flotte sich zu weitern Operationen versammeln sollte.

Während wir zu Ningpo waren, befand sich mein Regiment in einem sehr guten Gesundheitszustande, indem während der sieben Monate nur Ein Mann an Krankheit starb. Dieß war wohl mehr der guten und gesunden Nahrung, als dem Klima zuzuschreiben, denn das Jahr zuvor waren wir in Tschusan nicht so glücklich gewesen, indem die Nahrungsmittel, die aus Indien kamen, gesalzenes Fleisch und Zwieback, schnell verdarben; fast die einzigen guten Lebensmittel, die wir hatten, kamen in den englischen Transportschiffen an. Mehrere Leute sagten mir, sie seyen während der zwei oder drei ersten Monate des Aufenthalts zu Tschusan nicht im Stande gewesen, ihr gesalzenes Fleisch zu essen, und sie hätten sich fast ganz von Enteneiern genährt.

Stimmung in Cuba. Das Jamaica Morning Journal vom 5 Januar enthält aus Cuba Nachrichten, die für die Zukunft dieser Insel von hohem Interesse sind. Die Schwäche der spanischen Regierung und die Aufreizungen der Abolitionisten in England soll unter Pflanzern und Kaufleuten den tiefsten Eindruck gemacht, und die Furcht, Spanien möchte von England dahin gebracht werden Cuba abzutreten, eine Stimmung hervorgerufen haben, wie sie nur je in andern spanisch-amerikanischen Staaten herrschte. Plane zu einer gänzlichen Umwälzung und endlichen Trennung von Spanien reifen mehr und mehr heran. Cuba ist eine der fruchtbarsten, gesündesten, schönsten und reichsten Inseln der Erde, mit einer Bevölkerung von 1 Million und darüber, könnte aber eben so gut 10 Millionen ernähren. Ihr Reichthum hängt indeß von der Sklavenarbeit ab, und würde diese aufhören, so würde die Cultur des Bodens wieder bedeutend abnehmen. Darum blickt alles mehr und mehr auf Nordamerika, und man hofft, daß dieß um so mehr eine Unabhängigkeitserklärung begünstigen werde, als die Stadt Havana die stärkste Festung in ganz Amerika ist, und in den Händen der Engländer die furchtbarste Waffe gegen die der südlichen Staaten der amerikanischen Union werden würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1843.

Die Höhle von Cacahuamilpa in Mexico.

(Life in Mexico. By Mdme C. de la Barca.)

Nach einem sehr beschwerlichen Aufsteigen über Felsen kamen wir an den Eingang dieser Höhle, eines bewunderns-werthen Portals von mindestens 70 Fuß Höhe und 150 Fuß Breite. Die Felsen, welche den großen Bogen bilden, liegen mit so viel Symmetrie über einander, daß ich mich einen Augenblick vor einem menschlichen Bau wähnte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und übergoß mit ihrem Lichte die umliegende wilde Landschaft, so daß ich, noch geblendet von der Sonne, mit einem Gefühl des Schreckens mich der gähnenden Oeffnung näherte und nur mit Mühe einen steilen Abhang unterscheiden konnte, der zu einem ungeheuer gewölbten Saal führte. Vorsichtig suchten wir unsern Weg zwischen Felsenblöcken und Steinen, und am Eingang des unterirdischen Palastes hielten wir an, ergriffen von Staunen und Bewunderung über die bizarren Formen und die Riesenlaunen dieses Naturbaues; 24 Fichtenfackeln wurden jetzt angezündet, K . . . und ich erhielten Wachskerzen, und so setzten wir uns in Marsch durch eine Unzahl von Gängen und Sälen; leider ist es unmöglich die Wunder dieses Labyrinths zu beschreiben, das gleich den Wolken jeden Augenblick andere Formen annahm. Der erste Saal hat 200' Länge, 170' Breite und 150' Höhe, was gewiß ein sehr prachtvolles Gemach ist. Die Mauern erglänzen in allen Schattirungen von Grün und Orange, große Stalaktitendraperien hängen von der Decke herab; Palmen, Säulen, Pyramiden, Porticos, Altäre und Tausend andere Phantasmagorien umgaben uns von allen Seiten. Eine Figur, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt, ist ein Bock mit langen Haaren, ein Abbild des Teufels in einer seiner Incarnationen. Manche wollten behaupten, es gebe kein lebendes Thier in der Höhle, ich kann aber versichern, daß sie von Fledermäusen bevölkert ist, und neuerlich noch erhielten einige Reisende, welche eine Nacht in der Höhle zubrachten, den Besuch eines Leoparden, dessen Geheul wie unterirdischer Donner tönte.

Beim Austritt aus dem ersten Saal betritt man einen wahren ägyptischen Tempel, und ich erkannte ihre monströsen Götterbilder, ihre zusammengesetzten Thiergestalten, so daß ich glaube, die ägyptischen Architekten haben aus irgend einer ähnlichen Höhle ihre Inspirationen geholt. Ein wenig weiter hin befanden wir uns auf einem versteinerten Feld; man glaubte Bäume mit eingefrorenem Wasser, moosbedeckte Steinbäume, und Säulen, beschattet von riesenhaften Acanthusblättern zu sehen. Dieser neue Saal konnte 400' Länge haben. Von da kamen wir in eine doppelte Galerie, die durch eine Reihe Stalagmitenpfeiler in zwei fast gleiche Theile getheilt war. In einem spätern Saale befand sich unter andern Merkwürdigkeiten ein ungeheures Amphitheater mit regelmäßigen Stufen und oben mit einer Orgel versehen, von der einige Röhren einen hohlen Ton von sich geben können. Ich war versucht mich in dem versteinerten Bau eines geheimnißvollen Geschlechts zu glauben, mitten unter den Meisterwerken eines Riesenkünstlers, und wenn ich das Wasser, welches alle diese kolossalen Figuren gebildet hatte, Tropfen um Tropfen fallen sah, so verlor sich mein Geist ins Unendliche, indem ich an die Zahl der Jahre und Jahrhunderte dachte, welche nöthig waren, um dieß wundervolle Werk zu vollenden.

Die Höhle soll bis auf vier Leguas weit untersucht worden seyn, ohne daß man ein Ende oder einen Ausgang gefunden hätte. Nach der Aussage unserer Führer hatten wir nicht einmal Eine Legua zurückgelegt, aber Steine welche sich von der Decke lösten und unsern Weg beschwerlich machten, nöthigten uns zur Umkehr. Während dieser merkte ich auf die Windungen der Höhle etwas genauer, und ich begriff, daß wir wohl nicht leicht das Tageslicht wieder gesehen, wenn nicht unsere Führer die Vorsicht gehabt hätten, von Strecke zu Strecke Fackeln zu befestigen, nach deren Schein wir uns bei der Umkehr richteten. Diese Fichtenfackeln, welche man als Signale befestigt hatte, blieben auf die Bitte unserer Indier brennend stecken, für die armen Seelen im Fegfeuer, wie sie sagten. Als ich mich dem Ausgange der Höhle näherte und das Meer von Licht auf uns eindrang, dachte ich in der That an Dante's Hölle: Voi ch' entrate lasciate omai ogni speranza.

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Galizische Fürstenthümer.

Als das Reich von Kiew in mehrere Theile sich auflöste, bestanden an den Beskiden drei Staaten, und die rusinischen Fürstenthümer bedurften nur kräftiger Herrscher und Heerführer, um sich gegen die Macht der benachbarten Lechen und Ungarn zu behaupten und sich von dieser Gränzmark nicht verdrängen zu lassen. Die Fürstenthümer Galitsch*) und Przemysl waren bald vereinigt, bald getrennt, dennoch gelang es ihnen, wenn auch unter fortdauernden Kämpfen drei Jahrhunderte lang sich unabhängig zu behaupten. Anfangs waren Przemysl und Terebowl die Hauptstädte, später im J. 1140 verlegte Wladimirko seine Residenz nach Galitsch ins Herz des alten Chrowatiens. Er regierte allein, ebenso sein Sohn Jaroslaw (1153 bis 1187), unter welchem dieser Staat sich vom San und den Karpathen bis zur Donau und dem schwarzen Meere ausbreitete. Aber unter seinem schwachen Enkel begann die Reaction und alle Nachbarn suchten von dem durch die Natur mit so reichen Gaben beschenkten Lande etwas an sich zu reißen, bis Fürst Roman von Wolhynien die Fremden wieder aus dem Lande verjagte; es ist nicht uninteressant, daß dieser Roman in den Chroniken den Titel „Selbstherrscher von ganz Rußland“ führt. Mit Romans Tode, der in einer Schlacht gegen die Polen (1205) fiel, trat abermals eine Unglücksperiode ein, aber sein Sohn Daniel (1212 bis 1266) hob noch einmal den Ruhm des Landes, behauptete sich gegen die unter seiner Regierung einbrechenden Mongolen in halber Unabhängigkeit, und that alles Mögliche, um Handel und Gewerbe emporzubringen; er war es, der Karaiten und deutsche Kaufleute, wahrscheinlich auch Armenier und Serben berief, mit deren König, Stephan Duschan, er in freundlichem Verkehr stand. Unter seinem Sohn behauptete sich das Land noch, aber mit seinem Enkel starb die Familie aus, und nun fiel das Land zuerst (1326) an Boleslaw von Masowien, der die griechisch-russische Kirche zu verdrängen suchte, und dafür mit Gift aus dem Wege geräumt wurde. Dann aber kam Boleslaws Schwager, Kasimir, König von Polen, selbst, der im J. 1340 das Schloß von Lemberg einnahm und die Reichskleinodien fortführte. Von da an kam Galizien unter Polen.

Geschichte der ungarischen Rusinen.

Inzwischen entwickelte sich im Süden der Karpathen an der Donau und Theiß, nach Annahme des christlichen Glaubens durch König Stephan, das ungarische Reich, und eignete sich durch seinen Verkehr mit Rom und seine Verbindung mit dem Westen einen gewissen Grad westeuropäischer Bildung an. Glückliche Kriege mit den Nachbarreichen befestigten die Herrschaft der Magyaren noch mehr. Der Südabhang der Karpathen war immer noch mit Slawen bevölkert, und schon zur Zeit des Einfalls der Magyaren nennt man die Vesten Wuh (Ungh) und Zemne (Zemplin). Das Christenthum war schon bis in die höchsten Berge hinaufgedrungen, und als König Stephan in den südlichen und westlichen Gegenden Ungarns Bischofssitze errichtete, bleibt der Norden und Osten ungenannt, weil hier schon eine Hierarchie bestand, und zwar seit der Zeit des Methodiuch nach griechischem Ritus. Von Niemand belästigt blieben die christlichen Slawen ihrem Ritus getreu bis auf den heutigen Tag. Obwohl aber die ungarischen Könige sämmtliche auf der Südseite der Karpathen wohnende Slawen und darunter auch die Vorfahren der jetzigen ungarischen Rusinen unterwarfen, so berichtet doch die Geschichte keine Thaten und Erinnerungen aus diesen vergessenen Ländern. Niemand kümmerte sich um das arme Rusinenland, denn die Gleichgültigkeit, der Haß und der Hochmuth gestattete den magyarischen lateinischen Chronisten nicht, ihre Landgenossen vom orientalischen Glaubensbekenntniß einer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen. Es ist darum auch in der älteren ungarischen Geschichte kaum von diesem Landstrich die Rede, und für die Herrschaft des griechischen Glaubens zeugt bloß der Umstand, daß der von dem litthauischen Großfürsten Olgerd verjagte podolische Fürst Theodor Korjatowitsch, von dem ungarischen König Karl Robert aufgenommen und mit Munkacz (Mukatschowo) und Unghvar belehnt, griechische Kirchen und Klöster gründete.

Bald nach dem Fall des Fürstenthums Galizien, gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, wanderten die Walachen aus, die bis in die jetzige Gespannschaft Marmarosch ihre Siege ausgedehnt hatten.*) Sie zogen sich unter der Anführung Draschkos oder Bogdans aus dieser nordöstlichen Ecke Ungarns über die Berge nach dem Flußgebiet der Moldau und des Sereth, und verdrängten von dort die Horden der Tataren. Nach diesem Abzug der Walachen breiteten die Rusinen ihre Siege weiter gegen Osten aus, und selbst galizische Rusinen überschritten die Berge und ließen sich in den verödeten Gegenden zwischen den Karpathen und der obern Theiß nieder. In dieser Lage bewahrten die ungarischen Rusinen ihren slawischen Gottesdienst, ihre Volksgewohnheiten, kümmerten sich wenig um die magyarischen Kriege, von denen nur der Adel Kenntniß nahm, und weideten, geschützt von schwer zugänglichen Bergen und dichten Wäldern, ruhig ihre Heerden.

Im 16ten Jahrhundert traten in Ungarn und Siebenbürgen die Anhänger Luthers und Calvins kraftvoll auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens. Zu gleicher Zeit begannen auch die blutigen Kämpfe zwischen den deutschen Kaisern und den Familien Zapolya, Wesselenyi und Tököly, und dauerten fast zwei Jahrhunderte hindurch. Unter türkischem Schutze wollten diese stolzen Magnaten ihre Herrschaft über Ungarn behaupten, und brachten es dahin, daß die rusinischen Gespannschaften

---

*) Galitsch ist die östliche, Halitsch die westliche; ebenso Peremyschl die russische, Przemysl die polnische Aussprache.

*) Einige Orte in der Marmarosch, wo jetzt Rusinen wohnen, führen noch Namen, die sich nur aus dem Walachischen erklären lassen. Auch in Galizien selbst scheinen sie einige Orte, wie Fereskule, Akrysory, Ruugury, Brusury u. s. w. inne gehabt zu haben.

Marmarosch, Bereg, Szerpas, Uhwar und Zemplin von Ungarn losgetrennt, Siebenbürgen einverleibt wurden, und so mit dem ganzen südlichen Ungarn unter türkische Herrschaft kamen. Aber diese Intriguen der Zapolya, Bocskai und Bethlen hatten im Wesentlichen nur eine geringe Wirkung auf die ruhigen Rusinen, obgleich die Ufer der Theiß und die Umgebungen der Besten von Munkatsch, Hustzth, Szathmar u. s. w. der Schauplatz des Krieges wurden. Schaaren von bewaffnetem türkischem Volk, das diese Usurpatoren unterstützte, schwärmten an den wilden Ufern der Theiß und in den rusinischen Landstrichen zwischen den Bergen umher, aber die Rusinen schauten gleichgültig zu, auch erschienen solche nur selten in den unwegsamen Gegenden. Noch weniger wirkte auf die Rusinen die Reformation, welche doch in Ungarn und Siebenbürgen mit großem Erfolge sich ausbreitete. Die Anhänger Luthers und Calvins waren eifrigst bemüht, dieß neue Glaubensbekenntniß auszubreiten, und eine Menge Magyaren, Slowaken und Deutsche folgten der neuen Lehre, nur die Rusinen und Walachen bewahrten unverwandt den Glauben ihrer Väter, blieben ihrer rechtgläubigen *) Kirche getreu, und betrachteten sorglos alle diese verwirrten Ereignisse. Sie nahmen keinen Theil an den Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, eben so wenig an den Religionskriegen unter den Fanatikern beider Theile; sie drückte nicht die Schuld der furchtbaren Grausamkeiten, von denen die Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts voll ist, und mit denen die Urheber dieser Religionskriege sich belasteten. Unter der Leitung ihrer russischen Bischöfe, welche sich „Bischöfe von Mukatschowo, Uhwar, Presow, Makowez und des ganzen ungarischen Rusinenlandes" schrieben, wollten sie nichts hören von den neuen Religionsansichten und blieben allenthalben nur stumme Zuschauer der damaligen Zeitereignisse.

Der traurigste Vorfall für das ungarische Rusinenland war die Annahme der römischen Union im 17ten Jahrhundert. Athanas Krupecky, ein Unirter, schon im J. 1610 noch zu Lebzeiten des nichtunirten Bischofs von Przemysl Mich. Koppstensky († 1612) zum Bischof von Przemysl ernannt, aber von den Gegnern der römischen Union nicht angenommen, verwaltete später die Diöcese von Munkatsch, und versuchte zuerst dieselbe dem Papst zu unterwerfen, was ihm aber nicht gelang. Nach Verlauf einiger Jahrzehnte zeigte Basil Tarasowitsch, Bischof von Munkatsch, gleichfalls Lust zu einer Union mit Rom, und hatte bereits den Papst als Haupt seiner Kirche anerkannt; da er aber bei den rusinischen Knesen keine Sympathie fand, und von Jurji Rakozy, dem protestantischen Woiwoden von Siebenbürgen verfolgt wurde, wandte er sich wieder zur orientalischen Kirche. Später jedoch, als Kaiser Ferdinand III ihn mit dem Titel eines Patriarchen von Munkatsch beehrte, fiel er wieder von derselben ab, unterwarf sich dem Papst, und zog 63 Knesen an sich, die seinem Beispiel folgten. Aber alle diese Bemühungen konnten die Vereinigung mit Rom noch nicht befestigen und die Union stand noch immer auf schwachen Füßen. Erst im J. 1690 kam es zu einer festen Einrichtung auf der Kirchenversammlung zu Sborow, und zwar durch Beihülfe von Jesaias, Archimandriten von Trapezunt, und Jos. Camillis, Bischof von Sebastopolis (in partibus), die zu dem Ende vom Papste gesendet waren. Jos. Camillis wurde auf den Bischofsstuhl von Munkatsch erhoben, und Geistlichkeit und Volk gehorchten seinem Willen, da sie sahen, daß sämmtliche Kirchengebräuche und die slawische Sprache im Gottesdienst unangetastet blieben.

*) Prawoslawny: daß man in Rußland diesen Ausdruck für die orientalische Kirche gebraucht, ist wohl natürlich, in einer böhmischen Zeitung klingt er aber doch etwas sonderbar. A. d. U.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

Nachdem wir einen ziemlichen Vorrath an Lebensmitteln von den freundlichen Bewohnern Hoiawa's gegen Messer, Perlen u. s. w. eingetauscht, verließen wir das Dorf und erreichten, ohne von unserer bewaffneten Macht eingeholt worden zu seyn, das Flüßchen Anai, das von den nördlichen Hügeln herabkommt, und sich mit dem Rupununi an der Stelle verbindet, wo dieser eine scharfe Krümmung gegen Süden bildet und sich dann längs des südöstlichen Ausläufers des Pacaraima-Gebirges hinwindet. Die Vegetation blieb in ihrem Aeußern fortwährend dieselbe. Eine ungefähr 100′ breite Umsäumung von Bäumen und Sträuchern, unter denen ich besonders die schöne Gustavia häufig fand, begleitet die Ufer des Flusses, hinter der sich dann die weite Savanne in monotoner Einförmigkeit bis an den Fuß der Gebirge ausbreitet. Wie der Essequibo war der Fluß von jetzt an voller Sandbänke, an denen sich gewöhnlich die kleine, schöne Ente, die Dendrocygna viduata, in ganzen Heerden aufhielt, und unsere Flinten, Bogen und Blaseröhre in beständiger Thätigkeit erhielt; auch der schmackhafte Pimeladus maculatus war im Rupununi häufiger als im Essequibo.

Der Rupununi kommt in ansehnlichen Krümmungen aus Süden. In diesen Krümmungen lagen aber leider zu unserem großen Verdruß mächtige Riesenbäume, die der Strom ausgespült und übereinander geschichtet, wobei sie als Warnungszeichen mit ihren nackten Aesten über den Wasserspiegel hervorragten, so daß wir denn auch jeden Ruderschlag vorwärts mit der Axt erkämpfen mußten. Nachdem wir endlich an dem Sawacturalli-Gebirge, das den Fluß sich gegen Osten zu wenden zwingt, vorüber waren, passirten wir den Berg Apayoba Oplayo, der mit seiner Basis bis dicht an den Wassersaum des Flusses herantritt und sich bis zu einer Höhe von 1500′ über denselben erhebt. Jenseits der Mündungen der Flüßchen Vononi und Simoni erregten eine lange Reihe kleiner Felsenzinnen von 10 bis 12′ Höhe, die sich nach Ostnordost erstreckte und die die Indianer Karinampo nannten, meine ganze Aufmerksamkeit. Die Macussis erzählten mir: vor langer, langer Zeit, als noch der gute Geist unter ihnen gewohnt, hätten die Cariben ihre Voreltern mit blutigem Krieg überziehen und diese gänzlich vertilgen wollen, denn bei diesen sey von jeher der böse Geist, der Stifter alles Unheils und alles Streites unter den Stämmen, einheimisch gewesen. Als nun die Cariben in solch blutiger Absicht bis an diese Stelle gekommen, da habe sich der gute Geist ihrer beängstigten Voreltern erbarmt und die

blutdürstigen Cariben in jene Steine verwandelt, und in der That, die Felsen haben auch aus der Ferne ganz das Ansehen einer Reihe Männer.

Nach einigen Tagen langten wir endlich an dem einstweiligen Ziel unserer Flußreise, der Bucht Wai-ipukari, an, wo wir unsere Sachen landeten, ein temporäres Lager aufschlugen und unsere Hülfstruppen erwarteten, die nach Verlauf von sechs Tagen ebenfalls glücklich, aber erschöpft eintrafen. Vereint brachen wir jetzt unter Scherz und Laune, begierig auf das Zusammentreffen mit den Brasilianern, nach Pirara auf, das wir in zwei Tagen glücklich erreichten. Da ich in meinem frühern kurzen Berichte über meinen Ausflug nach dem Canuen-Gebirge, den ich einige Wochen nach unserer Ankunft unternahm, alles, was das Dorf, seine Umgebungen und sein historisches Interesse anbetrifft, angeführt, so übergehe ich dieses hier, und fahre in meinen Mittheilungen bei der Rückkehr vom Canuen-Gebirge fort.

Einige Tage nach meiner Rückkehr verließen wir Pirara und unsere englischen Freunde, die eben mit dem Aufwerfen von Schanzen u. dgl. beschäftigt waren, um den Lauf des Takutu, der als Gränzfluß gegen Brasilien hin angenommen wird, zu zeichnen und ihn bis zu seinem Quellpunkt zu verfolgen. Unsere Gesellschaft bestand wieder aus meinem Bruder, seinem Maler, Secretär, mir und 31 Indianern, die das Gepäck trugen, und da die Indianerpfade nie mehr als eine Person fassen können, so konnte ich die sogenannte indianische Reihe hier in ihrer ganzen Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit vor mir sehen.

Der Weg führte uns anfänglich gegen Westen, wobei wir den Hauptarm des Pirara zu durchschneiden hatten, der aber wegen der trockenen Jahreszeit ziemlich ohne Wasser war. Eine Reise über die Savannen ist immer einförmig, da diese durchgängig in ihrem Hauptcharakter miteinander übereinstimmen. **Curatella americana**, verschiedene **Malpighiæ**, als **Altissima**, **Crassifolia**, **Moureila** und **Verbascifolia**, eine Menge Gramineen und Cyperaceen, hie und da einige **Compositæ** und Myrtaceen sind die Hauptgegenstände ihrer Vegetation. Die sumpfigen Stellen und Ufer der Savannenflüsse nimmt gewöhnlich die schöne **Mauritia flexuosa**, wie auch mehrere Melastomaceen ein, während die Wasserflächen meist mit zwei Species **Pontedera** bedeckt sind. Diese Sumpfstellen sind der Lieblingsaufenthalt des Jabiru (**Mycteria americana**), des größten, aber auch scheuesten Vogels Guiana's; ist der Vogel noch jung, so hat er ein ziemlich schmackhaftes Fleisch, das ganz dem Rindfleisch ähnelt. Einer, den ich im Laufe des Tages schoß, maß mit ausgebreiteten Flügeln 7' 2''. Zu diesen gesellen sich gewöhnlich noch der südamerikanische Storch, **Ciconia Maguari**, der weiße Reiher, **Ardea Leuce**, die großen Heerden der so schön befiederten **Dendrocygna viduata** und der großen Bisamente, **Anas moschata**. Auch die Caracara Adler (**Polyborus brasiliensis** und **ochrocephalus**) fand ich an diesen Sümpfen in großer Anzahl. Die Hitze erreichte gegen Mittag einen fast unerträglichen Höhengrad, und da uns die offene Savanne keinen Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen von 130° F. bot, so entflog freilich der ausgetrockneten Brust mancher Stoßseufzer. Am Abend erreichten wir erschöpft und fast gebraten die Mündung des Pirara, der sich hier mit dem Mahu, welcher von Norden kommt, vereinigt.

Es war merkwürdig, welche Einwirkungen die Sonnenstrahlen auf die ganze Gesellschaft äußerten. Unter Gesang, Scherz und Laune waren wir ausgegangen; in gleichem Maaße, wie die Sonne stieg, verstummten auch nach und nach die lärmenden Stimmen, bis eben endlich nur noch ein Seufzer aus europäischer Brust Leben in der ganzen sich fortbewegenden Colonne verrieth. — Der Indianer wird sich nie eine solche Schwäche zu Schulden kommen lassen.

Bald entdeckten wir unter der dichten Belaubung der Ufer zwei kleine Boote, auf denen wir anfänglich unsere Reise fortsetzen zu können hofften, bis wir sie bei näherer Untersuchung in einem solch erbärmlichen Zustande fanden, daß wir ihnen nur einen Theil unseres Gepäcks anzuvertrauen wagten.

Leider nöthigte uns ein unglücklicher Zufall hier länger zu verweilen, als es eigentlich in unserem Plane lag. Zwei unserer Leute gingen am folgenden Morgen aus, um für unsere Mittagssuppe indianische Raben zu schießen, die sich als zu diesem Zweck ganz vorzüglich geeignet herausgestellt hatten. Kurz nach ihrem Weggange hörten wir auch einen Schuß, bald darauf aber einen markdurchdringenden Hülferuf, und fanden, als wir demselben zueilten, einen unserer Leute sich im Blute wälzen. Der Unglückliche hatte das Gewehr, als er durch das Gesträuch kroch, hinter sich her gezogen, der Drücker mochte im Gesträuche hängen geblieben seyn und sich so das Gewehr entladen haben. Der Schuß war in den Rücken nahe dem Schulterblatt eingedrungen. Dieser Unglücksfall nöthigte uns, acht Tage hier zu verweilen, wo der Patient so weit hergestellt war, daß er von acht Indianern nach Pirara zurückgetragen werden konnte. Es war dieß aber nicht der einzige Unfall, bald sollten wir einen zweiten Kranken haben. Einer der Indianerknaben, der uns gefolgt war, ein Liebling von mir, badete sich im Pirara, wobei ihm von einem Piraï ein großes Stück Fleisch aus dem Fuße gerissen wurde — eine Warnung, die uns übrige von da an ziemlich vorsichtig in unsern täglichen Ablutionen machte.

Endlich, nach einem achttägigen Aufenthalt, setzten wir unsere Reise fort, überschritten den Pirara und wandten uns gegen Süden über eine weite Savanne. Als wir diese betraten, fanden wir den größten Theil derselben im vollen Brande, weßwegen wir auch unsere Schritte mit aller Macht verdoppeln mußten, um dem Feuermeere und Feuertode zu entfliehen, da sich das erstere, von dem Winde getrieben, mit aller Macht und der äußersten Schnelle gegen uns heranwälzte. Der helle Tag hatte der Scene viel von jenem schauerlich Schönen des nächtlichen Brandes genommen. Nur die dichten Rauchwolken, die sich vor ihm herwälzten, und das betäubende Getöse waren ihr geblieben. Tausende von Raubvögeln umschwärmten die Feuersäule, um Jagd auf die dem entfesselten Elemente entfliehenden Schlangen und Eidechsen zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Chinarinde gegen das Sumpffieber in tropischen Klimaten. Fast die ganze Küste des tropischen Afrika's ist von einem niedrigen Gürtel eingeschlossen, wo in gewissen Zeiten des Jahres Sumpffieber herrschen, die schon Tausende von Europäern ins Grab gestreckt haben. Der englische Schiffsarzt Cunningham, der sich fast in allen Theilen der Welt umhergetrieben hat, schlägt nach dem Vorgange der Holländer zu Batavia, wo auch sehr tödtliche miasmatische Fieber herrschen, Chinarinde als Vorbeugungsmittel vor, die zu einer Drachme in einem Gläschen Wein allen denjenigen, welche an den ungesunden Ufern mit irgend einer Arbeit beschäftigt sind, jeden Morgen und Abend gegeben werden sollen. So wie der Magen die Chinarinde nicht mehr verträgt, so soll Chinin dieselben Dienste thun. Man will in Westindien und im Mittelmeere bereits zahlreiche entsprechende Erfahrungen gemacht haben. (Col. Gaz. vom 22 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1843.

Bericht über einige Alterthümer bei Nanking.

Ein englischer Major Namens Pears berichtete in einem Privatschreiben, das im Oxford Herald (und nach diesem in der Litterary Gazette vom 1 April) enthalten ist, über seinen Ausflug zu dem berühmten Porcellanthurm folgendes:

Dieser Thurm liegt in einer Vorstadt gegen Süden außerhalb der alten Stadtmauer. Da wir die Stadt nicht betreten durften, so mußten wir den Weg um die Stadt nehmen, eine Entfernung von 11 Meilen. Wir schliefen halbwegs in einem Tempel Confutse's, eine gute halbe Stunde von den Stadtmauern, in einer großen offenen Ebene, die einst ein Begräbnißplatz gewesen zu seyn scheint. Der Tempel hatte keine Idole, sondern nur in einem enggeschlossenen Gestell in der Mitte zwei beschriebene Tafeln. Ein noch merkwürdigeres Gebäude ist am Fuße der Höhe und mit dem Tempel durch parallele Mauern verbunden. Es gleicht den ägyptischen Bauten, und ist anscheinend eine solide Masse von Mauerwerk oder Erde, 100 Fuß breit, 50 bis 60 hoch und 100 tief. Ein alter gewölbter Gang führt hindurch und einen kleinen conischen Hügel hinauf, der mit einer hohen Steinmauer eingeschlossen ist, über welche Parapets hervorragen. Es ist dieß wahrscheinlich der alte Begräbnißplatz der chinesischen Könige. Etwa eine halbe Stunde von dem ersten Thore des Tempels auf der oben erwähnten Höhe sind zwei einfache, viereckige Gebäude mit hoher, gewölbter Thür in jeder Mauer. In der Mitte ist eine ungeheure, achteckige Tafel von schwarzem Marmor, die auf dem Rücken einer riesenhaften aus demselben Material gehauenen Schildkröte ruht. Von diesem Punkt nach dem Tempel und um einen sanft ansteigenden grünen Hügel herum führt eine regelmäßige Allee kolossaler Figuren, die nur wenige Schritte von einander aufgestellt sind. Sie sind alle von Marmor, als Kunstwerke unbedeutend, aber vermuthlich von hohem Alterthum. Jede Figur ist viermal wiederholt, zweimal stehend, zweimal knieend, z. B. ein Paar Elephanten knieend, dann ein Paar stehend, eben so folgen sich Kamele, Pferde, Schafe xc., dann kommen mehrere Menschenpaare, einige Krieger, einige Priester, alle kolossal und die Hände über der Brust gefaltet. Der Platz scheint vernachlässigt, ist mit Unkraut überwachsen, sonst aber nicht schlecht erhalten. Der Porcellanthurm steht zwei bis drei Stunden von dieser Stelle neben einem großen buddhistischen Tempel, ist 250′ hoch, achteckig, und hat das Ansehen eines wohlproportionirten Obelisken.

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Galizien unter polnischer Herrschaft. (Die rusinische Woiwodschaft.)

Wenden wir uns jetzt nach dem Norden der Karpathen. Lange noch, nachdem Kasimir von Polen Besitz von Halitsch genommen, stritten sich die benachbarten Mächte um das fruchtbare Land. Kasimir vertheidigte seine Beute gegen die Tataren und gegen Lubart von Litthauen mit dem Schwert, mit Zemowit von Masowien und Ludwig von Ungarn zankte er sich diplomatisch herum, bis er endlich das Land sich völlig zueignete, indem er den Ungarn 100,000 Goldgulden versprach; alle Anstrengungen der Litthauer, welche dieß russische Land für sich behalten wollten, wußte er zu vereiteln. Es ist bekannt, daß die galizischen Rusinen Kasimirn nur unter der Bedingung gehorsam zu seyn versprachen, wenn der Glaube ihrer Väter und ihre alten Rechte unangetastet blieben. Kasimir gedachte dessen, ließ ihnen ihren slawischen Gottesdienst und ihr einheimisches Recht, namentlich als er sah, daß starke Parteien unter Daschko, Starosten von Przemysl, und Daniel von Ostrog das dem Lande auferlegte Joch, wenn gleich vergebens, abzuwerfen suchten. Um sich diese Landstriche für die Zukunft zu sichern, besetzte der vorsichtige König die Burgen mit deutschen Truppen, und begünstigte Deutsche und Juden bei der Ansässigmachung in den Städten. Namentlich den letzteren bestätigte er alte und ertheilte er verschiedene neue Vorrechte und Freiheiten, wodurch die Juden im Lande ein unmäßiges Uebergewicht erhielten und aller Handel und Verkehr von den rusinischen Bürgern in ihre Hände überging.

Nach dem Tode Kasimirs vereinigte Ludwig (1369) die polnische Krone mit der ungarischen, legte aber ungarische Besatzungen in die galizischen Städte, und setzte in denselben seine

eigenen Staroste (Bane) ein; im Uebrigen jedoch kümmerte er sich wenig um sein polnisches Königreich, und noch weniger um das galizische Rusinenland, das er in die Verwaltung Wladislaws, Fürsten von Oppeln gab, der sich einen „Fürsten des Rusinenlandes“ nannte und dasselbe bald sehr willkürlich regierte. Unter Ludwig wurde ein römisch-katholisches Erzbisthum in Lemberg und ein Bisthum in Przemysl gegründet neben den seit uralter Zeit dort bestehenden russisch-slawischen Bisthümern. Die Regierung dieses Königs wurde noch dadurch bemerkenswerth, daß er dem Adel große Freiheiten und Vorrechte ertheilte, wodurch die erste Veranlaßung zu der traurigen, zügellosen Ausgelassenheit dieses Standes in den spätern Zeiten gegeben wurde. Gleich in diesem Anfang der polnischen Herrschaft und der Festsetzung der römischen Kirche im Rusinenland drang auch die lateinische Sprache als herrschende und gleichsam als allein gebildete Sprache ein, vor der die Volkssprache allmählich weichen mußte, was dann auch die Nationalität in ihrer weitern Entwicklung zurückhielt. Die Städte, die unter der Verwaltung von Fremden standen, welche vor allem ihre Landsleute begünstigten, entfremdeten sich den rusinischen Sitten und verloren allmählich auch ihre rusinischen Einwohner.

Noch größern Einbruch und Schaden erlitt die Religion und der rusinische Gottesdienst unter Wladislaw Jagello. Dieser neugetaufte König suchte auf alle Weise seinen Eifer für die römische Kirche zu zeigen. Er konnte in Litthauen und den mit demselben verbundenen Ländern, die nach eigenen alten Rechten und Gewohnheiten verwaltet wurden, nichts ändern, um so mehr wandte er seine Bemühungen gegen das geschwächte galizische Rusinenland, das eine polnische Woiwodschaft geworden und polnischen Gesetzen unterworfen war, um dessen Rechte zu kränken und die Volksgewohnheiten einzuschränken. Der größte Theil der lateinischen Kirchen, die noch jetzt in Ostgalizien sich finden, wurde unter seiner Regierung erbaut. Er zuerst verbot Ehebündnisse zwischen Rusinen und katholischen Frauen, und auf dem Reichstage zu Grodek verordnete er, daß Würden und Aemter nur dem römisch-katholischen Adel ertheilt und der rusinische davon für immer ausgeschlossen werden solle. In Folge dessen wurden die russischen Kirchen in lateinische umgewandelt, und bei dieser Gelegenheit die Leichen der in den Grüften ruhenden Rusinen herausgeworfen. Polnische Geistliche, welche die Rusinen nicht einmal für Christen ansahen, tauften diejenigen, welche den lateinischen Ritus annehmen wollten, aufs neue. Die Könige nahmen den rusinischen Bischöfen ihre Güter und gaben sie den lateinischen. Dasselbe thaten sie mit den Besitzungen vieler rusinischen Gutsherren. Der Adel bekam unter den Herrschern aus dem Hause Jagello immer mehr Macht, errang immer mehr Vorrechte und Freiheiten, und das Schicksal der Städtebürger und Landleute wurde dagegen immer härter. Aus diesem Grunde verließ das gemeine Volk seine Heimath und floh haufenweise nach der Ukraine. Dieß willkürliche und gewaltthätige Verfahren, die unumschränkte Herrschaft des Adels auf seinen Gütern, die Bedrückung der Städtebürger, die häufigen Einfälle tatarischer Räuber und die unaufhörlichen Kriege mit Türken und Tataren verwüsteten und verödeten die rusinischen Länder, und die schwachen Könige blickten gleichgültig auf alle diese Unordnung und das allgemeine Unglück. Niemand schützte die von allen Seiten offenen, zugänglichen rusinischen Länder gegen die Angriffe der asiatischen Barbaren: Tausende tapferer rusinischer Krieger fielen in den Kämpfen für ihr Vaterland unter dem Schwerte der zahllosen Moslems; der größte Theil des rusinischen Adels ging auf diese Weise zu Grunde, Tausende rusinischer Landesbewohner wurden fortgeschleppt und seufzten unter schweren Banden in heidnischen Ländern; während der König und sein polnischer Adel auf die Jagd ritten und sich gefahrlos auf Kosten der Rusinen belustigten, floß fortwährend rusinisches Blut für sie und für ganz Europa. Nur unter der Regierung der beiden Sigmunde (1506 — 1572) erfuhr das Land ein etwas glücklicheres Loos. Unter der Regierung des zweiten Sigmund wurden die Gränzen des Reichs durch die vollständige Vereinigung des Großfürstenthums Litthauen mit dem Königreiche Polen (1569) bedeutend erweitert. Der polnische Adel lag schon lange den Königen an, Litthauen (wie im Jahre 1462 die Woiwodschaft Belz) enger mit Polen zu verbinden, aber der litthauisch-russische Adel kämpfte lange dagegen, da er mit Recht eine Verkümmerung seines Glaubens und seiner Nationalität fürchtete, und mehr als einmal Litthauen ganz von Polen loszureißen strebte. Dieser Widerstand aber wurde mit der Zeit schwächer, viele angesehene litthauisch-russische Familien neigten sich zum Uebertritt zur katholischen Kirche, und endlich kam es unter dem oben erwähnten König zu der Anordnung, daß Litthauen nebst den russischen Ländern (Weißrußland, Wolhynien, Podlesien, Podolien und Ukraine) mit Polen verbunden, aber nicht ganz demselben einverleibt wurde, beide jedoch völlig gleiche Rechte haben sollten. So verbanden sich zwei slawische Völker zu einem politischen Körper, der polnische mit dem russischen;*) aber die Verbindung hatte nicht die Folgen, welche man davon erwartete. Die Regierung Sigmund Augusts ist berühmt in der Geschichte durch seine Nachsicht gegen alle christlichen Glaubensbekenntnisse. Damals genossen auch die am slawischen Ritus festhaltenden Rusinen, deren Zahl in dem damaligen polnischen Reiche fast drei Viertheile der ganzen Bevölkerung betrug, vollständige Religionsfreiheit. Obwohl aber die Rechte und Freiheiten der Bekenner des griechisch-slawischen Ritus durch Gesetze gesichert waren, blieb ihnen doch jede Verbindung mit dem Patriarchen zu Konstantinopel bei Todesstrafe und Güterconfiscation verboten.

*) Ich sage mit dem russischen, denn in dem damaligen Großfürstenthum Litthauen bestand nicht der zehnte Theil der Einwohnerschaft aus ächten Litthauern, denn die Fürsten und sogenannten Magnaten hatten bereits größtentheils den slawischen Ritus und russische Nationalität angenommen. Die russische Sprache, d. h. kleinrussisch, rusinisch, war seit den Zeiten Gedymins Hofsprache, die Gesetze waren in derselben Sprache geschrieben, und in dieser wurde auch Gericht gehalten, nicht nur in Litthauen, sondern in allen mit demselben verbundenen Ländern, auch in Rothrußland bis zum 17ten Jahrhundert.

Ein viel traurigerer Zustand bereitete sich für die Russinen unter der Herrschaft Stephan Bathory's, namentlich seit der Einführung und Ausbreitung der Jesuiten in Polen: das Land verlor in seinen litthauisch-russischen Fürsten und Magnaten, die theils zum Calvinismus oder Socinianismus, theils zum römisch-katholischen Bekenntniß übertraten, die großen Vertheidiger der slawisch-russischen Kirche, auf der andern Seite fand es sie jedoch wieder (namentlich Rothrußland) in den benachbarten moldauischen Hospodaren. Alexander VI, Barnawschti, Mohylowe u. a. blieben stets ihrem väterlichen Glaubensbekenntniß zugethan, und bemühten sich kräftig, es auch unter ihren rusinischen Nachbarn zu erhalten, mit denen sie Glauben, Sprache und historische Erinnerungen gemein hatten. *)

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts begann man stark wegen Vereinigung der griechischen Kirche mit Rom zu unterhandeln. Kräftigen Widerstand aber fanden diese Bemühungen in vielen Familien des rusinischen Adels, welcher darin Gefahr für seine Nationalität zu sehen sich gewöhnte. Aber all dieser Widerstand wandte die einmal begonnene Veränderung nicht ab. Vergebens wirkte Fürst Konstantin Ostroshsky mit Wort und Schrift dagegen, vergebens widersetzte er sich auf dem Reichstage und stellte die Folgen dieses verderblichen Schrittes vor, vergebens suchte er durch Aufklärung und Verbreitung von Kenntnissen die rusinische Nationalität zu stärken und zu stützen, vergebens sandte der Patriarch von Konstantinopel seinen Stellvertreter, um die Wankelmüthigen im Glauben zu befestigen, vergebens bemühten sich die beiden Hauptklöster **) (zu Lemberg und Wilna) und die kirchlichen Bruderschaften, deren Pflicht es war, eine Priesterschule und ein Spital zu halten, so wie über Ordnung in der Kirche und Sittlichkeit der Pfarrkinder zu wachen, den begonnenen Weg zur Veränderung zu sperren; durch die in Rom und Warschau geschmiedeten Pläne war die Bahn zu dem beabsichtigten Ziele bereits gebrochen. Unter Sigmund III wurde jene merkwürdige Kirchenversammlung zu Brzesc in Litthauen (1595) gehalten, auf welcher die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche gesetzlich gemacht wurde. ***) Nur durch die Schwäche des Königs, der Einer Partei in allem sich fügte, geschah es, daß man gleich damals und schon im Anfang weiter ging, als vielleicht klug und rathsam war. Statt der Bekehrung durch Lehre trat Gewaltthat ein, Verfolgung alles dessen, was nicht lateinisch war. Man nannte die russischen Kirchen Synagogen, und ohne besondere königliche Erlaubniß durfte keine alte Kirche wieder ausgebessert und keine neue erbaut werden. Theologische Streitigkeiten, innere Unruhen, Verfolgungen und Bedrückungen erreichten den höchsten Grad, und ein religiöser Bürgerkrieg war von allen diesen Uebeln die traurige Folge. Die tapfern Kosaken, welche so oft zur Vertheidigung der polnischen Gränzen mit großem Vortheil verwendet worden waren, wandten jetzt ihre Waffen gegen die Polen selbst. Das rusinische Volk entwickelte im Kosakenthum seine Kraft, und Zbaraz, Lemberg und Zamosc sahen schon nach kurzer Zeit die tapfern Schaaren Bogdan Chmielnizkis rächend vor ihren Thoren. Dieß erschütterte Polen zu einer Zeit, wo seine Macht am besten entwickelt war, seine Grundpfeiler wankten, sein Fall begann und dauerte zwei Jahrhunderte lang; Sobieski's ritterliches Schwert hielt ihn nicht auf. Die kaum verharrschten, der rusinischen Nationalität geschlagenen Wunden wurden unter den folgenden Königen aufs neue aufgerissen. Die überspannten Andächtler, die keinen Schismatiker mehr zu bekehren hatten, verfolgten jetzt die Unirten, und es handelte sich bald um die gänzliche Ausrottung des rusinischen Namens; ehe aber dieß Ziel vollständig erreicht war, fiel Polen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich war ursprünglich die Moldau (Moltany) von russinischen Slawen bevölkert. Wir haben oben erwähnt, daß erst im 14ten Jahrhundert Walachen das Land besetzten, und neue Herrschaften daselbst gründeten, aber das Kirchenslawische und Rusinische blieb Städte- und Regierungssprache bis ins 17te Jahrhundert. Wir möchten wohl wissen, was Veranlassung zur Vertauschung der slawischen Sprache mit der walachischen gab? Vielleicht liegt es in dem Umstand, daß damals die walachischen Hospodaren kräftig und muthvoll auf den Schauplatz der Geschichte zu treten anfingen, und diese Veränderung in der Kirche und unter dem Adel begünstigten, welcher noch bis auf unsere Zeit sich mit dem slawischen Worte Bojeren oder Bojaren nennt. In der Moldau sollen auch noch jetzt Dörfer seyn, in denen nur rusinisch gesprochen wird.

**) Stauropigia; dieß sind solche Klöster, die unmittelbar unter dem Patriarchen, nicht unter dem Bischof stehen. A. d. U.

***) Der griechische Erzbischof von Lemberg und der Bischof von Przemysl waren die letzten, welche die Union annahmen, und den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannten, nämlich erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Einige Klöster aber, z. B. Krechowsky, 3 Meilen von Lemberg, blieben noch lange bei dem schismatischen Ritus; das letzte war das jetzt in Trümmern liegende Kloster Skyt im Kreise Stanislawow, dessen Mönche erst ums Jahr 1782 nach andern schismatischen Klöstern in der Bukowina sich begaben.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir im Laufe des Tages einige morastige Stellen durchwatet, erreichten wir endlich die Vereinigung des Mahu mit dem Takutu unter 3° 35′ 8″ N. B. und vierundzwanzig Meilen westlich von Pirara. Da ersterer schwarzes, letzterer grünlich blaues Wasser hat, das mich lebhaft an die freundlichen Wellen des vaterländischen Rheins erinnerte, nur daß das Auge vergebens nach den rebengeschmückten Höhen und den stolzen Zinnen alter Burgen suchte, so ist, wie bei dem Essequibo und Rupununi, die Gränzlinie beider Ströme noch eine beträchtliche Strecke sichtbar. Einige Stunden später kamen auch unsere beiden Boote an, und bald war unser Lager aufgeschlagen, da wir wegen der Aufnahme mehrerer astronomischen Beobachtungen hier mehrere Tage verweilen wollten.

Meiner Jagdlust war an dieser Stelle Thüre und Thor geöffnet, da sich die dichten Gruppen der Toucourit-Palmen unzählige Heerden indianischer Raben, die schönen Kessi-Kessi oder Sonnenpapageyen, wie

sie die Portugiesen nennen, und der Psittacus Tirica zum Aufenthaltsort gewählt hatten. Eine Species Xanthornus, deren Gesang äußerst lieblich und angenehm war, versammelte sich an diesen schattigen und sumpfigen Stellen ebenfalls in Menge. Ich sah diesen Vogel zum erstenmal. Die Indianer nannten ihn Murumuruta, die Portugiesen aber die Nachtigall Guiana's. Er ist etwas größer als der Xanthornus communis, und sein Gefieder orangegelb. — Die saftigen und angenehm säuerlichen Früchte einer Eugenia, die ungemein häufig an dem buschigen Ufer wuchs, waren uns bei der heißen und schwülen Atmosphäre ein willkommener Fund. Die Indianer quetschen dieselben aus und bereiten ein ungemein kühlendes Getränk daraus. Die spähenden Augen eines unserer Indianer hatten im Laufe der folgenden Tage ein drittes Boot, versteckt im dicken Gebüsche des Wassersaumes, gefunden, und da unser Gewissen über die Begriffe des Mein und Dein etwas weiter geworden war, so setzten wir auch nach drei Tagen in diesen drei Barken, die unser Gepäck, meinen Bruder, den Maler und mich faßten, unsere Reise den Takutu aufwärts fort, während der Rest der Gesellschaft den Weg längs der Ufer zu Fuß antrat.

Der Takutu kommt hier rein aus Süden, und ist an seiner Vereinigung mit dem Mahu 180 bis 190, der Mahu aber 260 Ellen breit. Da unsere Reise mitten in die trockene Jahreszeit fiel, so fanden wir den Takutu auch ungemein seicht und voller Sandbänke, weßwegen wir auch nur zu oft genöthigt wurden, unsere Boote zu verlassen und sie über diese hinwegzuziehen. Die Ufer sind, wie die aller Savannenflüsse, mit einem an einzelnen Stellen 30 bis 60, an andern wieder 2 bis 300' breiten Waldsaume und der üppigsten Vegetation eingefaßt, wobei die unmittelbare Nähe des Wassers von der schönen Ita-Palme eingenommen wird. Es war ein reizendes Bild, das uns in seiner Frische und ewigen Abwechslung alle die Mühen versüßte, welche uns der seichte Strom mit jedem Schritte vorwärts entgegenstellte. Der größte Theil der Bäume stand in voller Blüthe, unter denen sich vorzüglich eine baumartige Bignonie, wahrscheinlich Tecoma, mit ihren langen, schwefelgelben Blüthenbüscheln auszeichnete; Mimosen, Melastomaceen und eine Cuphea nahmen die Sandbänke ein.

Der Takutu näherte sich bei der Fortsetzung unserer Reise den Ausläufern des Canucu-Gebirges mehr als wir erwartet hatten. Um neue Provision von den an dem Canucu wohnenden Indianern einzutauschen, verweilten wir einige Tage an dem östlichen Ufer des Flusses. Da uns bereits im Laufe des folgenden Tages eine Menge Provision gebracht wurde, so konnten wir auch schon am zweiten Tage unsere Reise fortsetzen. Je mehr wir uns aber dem Canucu-Gebirge näherten, um so beschwerlicher wurde auch unsere Fahrt. Unzählige Granitfelsen durchsetzten das Strombett, die bei hohem Wasserstande äußerst gefährliche Fälle bilden müssen, jetzt uns zwar keine Gefahren entgegensetzten, dafür aber jeden Schritt vorwärts streitig machten. Oft mußten wir die Boote des Tages mehrmals ausladen, und hatten selbst dann noch die größte Mühe, die kleinen Fahrzeuge über diese Felsendämme zu ziehen, da die Spalten, durch die sich das wenige Wasser hindurchdrängte, gewöhnlich nur 2 bis 3' breit waren. Das Bett des Takutu ist ungemein reich an Achatstücken, die wir in Menge und in den schönsten Farben und Formen zwischen den Kieseln fanden. An einzelnen Stellen stießen wir auch auf ansehnliche Schiefer- und Quarzadern, die sich quer über das Bette gelagert und in deren Spalten sich eine eigenthümliche rothe Farbe abgesetzt hatte. Unter den zahlreichen Wasser- und Sumpfvögeln, die den Fluß umschwärmten, zeichnete sich besonders die schöne Orinoco-Gans (wahrscheinlich Anser jubatus) aus. Die dichtbelaubtesten Bäume und Sträucher hatten sich große Heerden Stinkvögel (Opisthocomus cristatus) zum Aufenthalt erwählt. Kein Vogel verdient seinen Namen so mit Recht, als dieser; denn ohne sie zu sehen, fühlt man doch ihre Gegenwart schon in ziemlicher Entfernung, und nicht gerade auf die angenehmste Art. Eben so häufig begegneten wir auch dem Tapir americanus, dessen Fleisch äußerst wohlschmeckend ist, noch häufiger aber dem größten unter den Nagern, dem Flußschwein, Hydrochoerus capybara, von denen es uns aber nicht gelingen wollte, eines zu erlegen, da wir sie durchgehends nur verwundeten, und sie dann jedesmal mit der äußersten Schnelligkeit in das Wasser sprangen, untertauchten und nicht wieder zum Vorschein kamen. Wir fanden sie gewöhnlich zu 10 bis 12 Stück beisammen, die immer eine Reihe bildeten, in der sich hinter der Mutter stets ein junges befand. Dasselbe Mißgeschick hatte ich mit den Ottern, von denen ich zwei Species unterscheiden konnte. Sie sind die eigentlichen Erbfeinde der Fische und ausgezeichnete Taucher, da sie oft 10 bis 12 Minuten unter dem Wasser bleiben, dann jeden Fisch, der über sie hinschwimmt, am Bauche ergreifen und an das Ufer schleppen. Die Indianer benutzen dieß gewöhnlich zu ihrem Vortheil. Sie schleichen sich auf das behutsamste in die Nähe einer solchen Gesellschaft, warten ruhig ab, bis die Ottern mit ihrer Beute an das Ufer kommen und nehmen sie ihnen dann ab. Auch die Wasserhunde (Lutra paragayensis) umzingelten oft genug unsere Kähne und bellten uns mit ihrer heisern Stimme unwillig über die Störung an. Doch auch sie übten dasselbe Manöver, wie das Flußschwein aus, und tauchten, so wie sie verwundet waren, unter, ohne wieder zum Vorschein zu kommen.

Eben so reich ist der Takutu auch an Fischen, unter denen sich besonders der Riesensüßwasserfisch, der Sudis gigas, der wohlschmeckende Arowana (Osteoglossum Arowana) auszeichneten. Ein sehr gewöhnlicher, dabei aber auch zugleich sehr gefährlicher Bewohner des Flusses ist der Styngri (Raja spec.?), von denen zwei unserer Indianer im Verlaufe einer Stunde in den Fuß gestochen wurden; der eine von ihnen war wieder jener arme Knabe, der schon im Pirara von dem Pirai gebissen wurde, und heute erhielt er diese neue Wunde ganz in der Nähe der alten, die noch nicht einmal geheilt war. Der Schmerz mußte unbeschreiblich seyn, denn die Verwundeten vergossen Thränen, was ich noch von keinem Indianer in Folge des Schmerzes gesehen, und wühlten sich mit den Nägeln förmlich in die Sandbank ein. Ihr ganzes Nervensystem schien erschüttert zu seyn, wobei sich die Krämpfe, in die sie verfielen, am heftigsten an Armen, Schultern und der Herzgegend zeigten. Es vergingen mehrere Tage, bevor sie wieder Gebrauch von ihren Füßen machen konnten. An der Küste, auf der Plantage Zelandia, auf der Insel Wakenam, starb ein Neger an einer solchen Wunde, die ihm ein Styngri beigebracht, unter den fürchterlichsten Krämpfen. Die Indianer benutzen die sägeartigen Stacheln zu Pfeilspitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ertheilung der Wollaston-Medaille an die HH. Elie de Beaumont und Dufresnoy. Der Engländer Wollaston hat bekanntlich eine Medaille gestiftet, welche jährlich denjenigen ertheilt werden soll, welche die ausgezeichnetste geologische Schrift geliefert oder eine derartige wichtige Entdeckung gemacht haben. Dießmal wurde sie den obengenannten Herren für die von ihnen ausgeführte merkwürdige geologische Karte Frankreichs ertheilt. (Litt. Gaz. vom 1 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1843.

Das österreichische Küstenland um Triest.

(Von J. Löwenthal.)

Je mehr Triest in seiner Entwicklung vorschreitet, desto fühlbarer wird das Bedürfniß einer Monographie dieser in jedem Betracht interessanten Stadt. Die bisherigen Versuche, ein entsprechendes Gesammtbild derselben aufzustellen, sind aber immer an den vielfachen Schwierigkeiten gescheitert, die den Unternehmern dabei aufstießen. Was im Auslande von ihr bekannt wurde, beschränkt sich meist auf flüchtige Bemerkungen in Reisewerken und Journalen, die dann in den sogenannten Handbüchern zusammengetragen wurden, aber häufig von Unrichtigkeiten wimmeln, bei deren Anblick der Kundige sich eines Lächelns nicht erwehren kann. Diesem Bedürfnisse wollte die Buchdruckerei des österreichischen Lloyd durch einen Anhang zu dem jährlich erscheinenden Schematismus abhelfen; allein die kurze Frist, welche zur Veröffentlichung dieses letzteren gesetzt ist, gestattete nicht das Vorhaben schon dießmal auszuführen, und man mußte sich für jetzt auf ein bloßes Namensverzeichniß sämmtlicher in Triest befindlichen Anstalten jeder Art und den mit denselben in Verbindung stehenden Personen beschränken, die Herausgabe einer vollständigen Topographie aber auf das künftige Jahr verschieben. Wiewohl nur Nomenclatur, bietet dieser Anhang doch einen interessanten Ueberblick, und er beurkundet weit mehr als jedes weitschweifige Raisonnement die Bedeutsamkeit der Stadt Triest. Ein Auszug dürfte zur Berichtigung und Ergänzung mancher bisher bekannten Angaben beitragen; wir können aber in diese trockenen Details hier nicht eingehen und entlehnen bloß aus dem vorangehenden Scematismo del Litorale austro-illirico einige Notizen, in so weit sie die Geographie des österreichischen Küstenlandes betreffen und daher allgemeineres Interesse haben können.

Eintheilung.

Das Küstenland des Königreichs Illyrien umfaßt die Stadt und das Gebiet von Triest und die beiden Kreise Istrien und Görz. — Die Halbinsel Istrien oder der Istrianer Kreis zerfällt in die siebzehn Bezirkscommissariate: Albano, Bellaj, Buje, Capo d'Istria, Castelnuovo, Cherso, Dignano, Lussin piccolo, Montona, Parenzo, Pinguente, Pirano, Pisino, Pola, Rovigno, Veglia und Volosca, welche dem Kreisamte Pisino untergeordnet und mit Ausnahme Bellaj's landesfürstlich sind. Der Görzer Kreis begreift die dreizehn Bezirkscommissariate Canale, Cervignano, Cormons, St. Daniele, Duino, Flitsch, Görz, Gradisca, Monfalcone, Guisca, Reiffenberg, Sessana und Tolmino, welche dem Kreisamte Görz untergeordnet sind. — Die beiden Kreisämter Görz und Pisino stehen als erste politische Behörden der betreffenden Kreise unmittelbar unter dem k. k. Küstengubernium in Triest. — Die genannten Bezirke werden je nach der Einwohnerzahl in drei Classen getheilt. Zur ersten Classe gehören in Istrien: Capo d'Istria, Castel nuovo, Pisino und Volosca, und im Görzer Kreise: Cervignano und Görz; zur zweiten Classe in Istrien: Buje, Dignano, Montona, Pirano, Rovigno und Veglia, und im Görzer Kreise: Cormons, Flitsch und Gradisca; zur dritten Classe in Istrien: Albona, Cherso, Lussin piccolo, Parenza, Pinguente und Pola, und im Görzer Kreise: Canale, St. Daniele, Duino, Monfalcone, Guisca, Reiffenberg, Sessano und Tolmino. — Die Bezirkscommissariate erster Classe haben einen Bezirkscommissär, einen Bezirksrichter und zwei Actuare, welche alle Jus absolvirt und politische Prüfungen bestanden haben müssen; die Bezirkscommissariate zweiter und dritter Classe haben dasselbe Amtspersonal bis auf den Bezirksrichter, dessen Function dem Commissär übertragen ist.

Flächeninhalt.

Der Flächeninhalt der Halbinsel Istrien oder des Istrianer Kreises beträgt $86\,{}^{4}/_{10}$ Quadratmeilen. Diese vertheilen sich auf die siebzehn Bezirke folgendermaßen: Capo d'Istria $5\,{}^{3}/_{10}$, Albona $4\,{}^{5}/_{10}$, Bellaj $4\,{}^{3}/_{10}$, Buje $4\,{}^{6}/_{10}$, Castel nuova $9\,{}^{6}/_{10}$. Cherso $7\,{}^{9}/_{10}$, Dignano $6\,{}^{5}/_{10}$, Lussin piccolo 1, Montona $5\,{}^{6}/_{10}$, Parenzo $3\,{}^{8}/_{10}$, Pinguente $5\,{}^{9}/_{10}$, Pirano $1\,{}^{9}/_{10}$, Pisino $7\,{}^{2}/_{10}$, Pola $3\,{}^{9}/_{10}$, Rovigno $2\,{}^{8}/_{10}$, Veglia $7\,{}^{6}/_{10}$, Volosca $3\,{}^{9}/_{10}$ Quadratmeilen. — Der Flächeninhalt des Görzer Kreises umfaßt $50\,{}^{9}/_{10}$ Quadratmeilen, und zwar Canale $3\,{}^{9}/_{10}$, Cervignano $5\,{}^{5}/_{10}$, Cor-

mons $1^{5}/_{10}$, St. Daniele $1^{9}/_{10}$, Duino $3^{3}/_{10}$, Flitsch 9, Görz, Kreis, $6^{7}/_{10}$, Görz, Stadt, $^{3}/_{10}$, Gradisca 1, Monfalcone $1^{7}/_{10}$, Quisca $1^{9}/_{10}$, Reiffenberg $1^{6}/_{10}$, Sessana $3^{6}/_{10}$, Talmino 9 Quadratmeilen. Der Flächenraum der Stadt Triest nebst dem dazu gehörigen Gebiete beträgt $1^{6}/_{10}$ Quadratmeile.

Bevölkerung.

Die Bevölkerung des Istrianer Kreises beläuft sich auf 218,472 Seelen. Diese vertheilen sich auf die siebzehn Bezirke folgendermaßen: Albona 8213, Bellaj 8188, Buje 13,376, Capo d'Istria 26,895, Castelnuovo 17,484, Cherso 7830; Dignano 12,891, Lussinpiccolo 8078, Montona 13,984, Parenzo 7633, Pinguente 12,518, Pirano 13,703, Pisino 19,033, Pola 5429, Rovigno 12,023, Veglia 13,342, Volosca 17,852 Seelen. — Der Görzer Kreis zählt 182,651 Einwohner, und zwar nach den Bezirken: Canale 13,011, Cerwiojuomo 20,632, Cormons 10,728, St. Daniele 7145; Duino 8070; Flitsch 14,569; Görz, Bezirk 27,606; Görz, Stadt 9532; Gradisca 8307; Monfalcone 9423; Quisca 10,550; Reiffenberg 7018; Sessana 10,902; Tolmino 15,158.

Die Bevölkerung der Stadt Triest und des dazu gehörigen Gebietes beträgt 76,536 Seelen, von diesen wohnen in der Stadt 54,529, nämlich 49,608 Katholiken, 161 Lutheraner, 242 Reformirte, 147 Anglicaner, 1516 Griechen und 2555 Israeliten.

Recapitulation.

	Flächenraum.	Einwohner.
Istrianer Kreis . .	$86^{4}/_{10}$ Q. M.	218,470
Görzer Kreis . .	$50^{6}/_{10}$ — —	173,119
Stadt und Gebiet von Triest	$1^{6}/_{10}$ — —	76,586
Stadt Görz . . .	$^{3}/_{10}$ — —	9532
Das österreichische Küstenland umfaßt demnach . .	$138^{6}/_{10}$ — —	477,709

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Galizisch-rusinische Alterthümer.

Da das galizische Rusinenland so vielen Herren unterworfen war, so mußte seine politische Eintheilung unvermeidlich auch zahlreiche Wechsel erfahren. Wir wissen nur unvollkommen, wie das alte Chorwatien eingetheilt war. Es wohnten darin außer den Chorwaten auch zum Theil die benachbarten Bushanen, Duliben, Ulitschen und Tweritschen, und es ist der Städte Czerwenst und Przemysl gedacht. So viel bekannt, bildeten sich in dem alten Chorwatien die Fürstenthümer von Przemysl, Zwenihorod (Dzwinogrod) Terebowl, später Halitsch, sodann Belz und Busk. Aus jenen Zeiten bestehen noch auf den heutigen Tag eine Anzahl in den Chroniken erwähnter Städte, Städtchen und Dörfer, von denen später einige werden genannt werden. An der Stelle der Stadt Plesnisk sind jetzt Verschanzungen und große, mit Buchenwald bewachsene Grabhügel zwischen Brody und Zloczow. Den Namen Zwenihorod führen drei Dörfer, zwei im District Czortkow am Dniestr und der Strypa, ein drittes im District Brzezan nicht weit von der Bobrka, und endlich führt auch noch ein Pachthof in den Wäldern am Zbrucz diesen Namen. Alle diese Orte haben noch Reste von Schutthaufen oder alten Umwallungen, und von allen erzählt man, daß hier einst der Sitz besonderer Fürsten gewesen. Der neugierige Leser wünscht vielleicht zu wissen, in welchem Zustand sich die etlich' und zwanzig alten Städte Rothrußlands jetzt befinden? Mit geringen Ausnahmen sind es von faulen, schmutzigen Juden bewohnte, aus hölzernen Häusern bestehende Städtchen, denen aus dem Alterthum nichts geblieben ist, als daß sie den Städtenamen führen und einst frei waren; die Bürger streiten sich mit ihren Behörden um ihre alten Rechte, oder sie haben ihren Adel ganz verloren, und schleppen dieselben Lasten von Steuern und Frohnarbeiten, wie die gemeinen Landbauer. Dagegen sind diejenigen Städte, welche jetzt noch königliche heißen und eigene Magistrate haben, oder in denen eine Kreisregierung ihren Sitz hat, in einem etwas besseren Zustande. Es zeigt sich in ihnen eine westeuropäische Bewegung; deutsche Reinlichkeit und europäische Bildung haben sie einigermaßen wohnlicher gemacht, ihr Aussehen verbessert, Ordnung hineingebracht, und bequemere Häuser sind aufgeführt. Aber vergebens möchte man darin nach irgend einem rusinischen Alterthume sich umsehen, vergebens würde man in den Ruinen der Schlösser von Lemberg, Halitsch und Przemysl das geringste Ueberbleibsel aus den Zeiten der rusinischen Fürsten suchen. Alles was man sieht ist aus den neuesten Zeiten, höchstens aus den Zeiten der polnischen Herrschaft. In Przemysl zeigt man einem die Stelle, wo einst das Schloß der Wolodare stand, vergebens aber fragt man auch nur nach einer Kirche aus jener Zeit, nicht eine Spur ist mehr an der Stelle wo einst die Kirche des heiligen Johannes, des Predigers, stand, in welcher die sterblichen Ueberreste der rusinischen Fürsten aufbewahrt wurden; erst im vorigen Jahrhunderte rissen die Polen dieß letzte heilige Andenken des rusinischen Alterthums nieder, diese steinerne (nach den Volkssagen aus Einem Stein ausgehauene) Kirche, und führten an ihrer Stelle die jetzige lateinische bischöfliche Kirche auf. In dem Dorfe Sinewodzko (das schon in den ältesten Chroniken erwähnt ist) am Stry zeigt einem jeder Bauer das kleine hölzerne Klosterkirchlein, in welchem Fürst Daniel auf seiner Rückreise aus Ungarn nach Galizien anhielt und gebetet habe, aber es ist nicht mehr dasselbe. Nur eine einzige Kirche aus den rusinischen Zeiten hat den allgemeinen Wechsel überdauert, die Kirche in Halitsch am Dniestr. Mutter aller Kirchen im Lande, überlebte sie alle Zerstörungen, alle verderblichen Empörungen, Feuersbrünste und andere Unfälle, welche ein unglückliches Schicksal über diesen Ort brachte. Ich glaube aber, daß außer dem Mauerwerk nichts Altes mehr an derselben ist. Der Diak (Cantor) zeigt einen runden Stein, welcher vor dem königlichen Thor *) in der Mitte der Kirche steht, auf den der Priester sich stellte, um dem Volke zu predigen, wie es noch jetzt der Fall ist, wo sich keine besondere Kanzel findet; auf diesem Stein steht man

*) So heißt die Thüre ins Allerheiligste.

ein Wappen, das ein Hufeisen darstellt, und um dasselbe die Buchstaben *B Г a. B.* Der Diak wird das lesen: „im Jahr (vv godu) 1002" *) wurde diese Kirche gegründet. Man möchte dieser Lesung des Diaks gerne Glauben schenken, wenn er nur bessere Beweise beibrächte. Die armen Halitschaner werden auch mit Stolz herzählen, wie Halitsch älter und berühmter ist, als Lemberg (Lwow), sie werden von der Zeit sprechen, wo Halitsch die Hauptstadt des Landes war, von seinen Reichthümern, von seiner ehemaligen Größe von fünf Meilen im Umfang; sie werden berichten von der Veste von Halitsch, wie Bonak, der Chan der Polowzen, auf keine Weise sie gewinnen konnte, als bis ihm die List gelang, daß er von jedem Haus und Hof ein Paar Tauben als Lösegeld sich geben ließ, dann etwas zurückwich, den Tauben brennende Kerzen an die Füße binden und sie fliegen ließ, wie diese Tauben dann in ihre Nester zurückkehrten, die Häuser anzündeten und die Stadt zur Uebergabe nöthigten. Diese bekannte Erzählung, die freilich älter ist, als Bonaks Namen, ist im Gedächtniß des Volks geblieben, gewiß ist aber, daß die guten Halitschaner sie nicht aus Nestors Annalen haben, denn wenn sie auch russische A b c bücher lesen, und selbst ein wenig in die polnische Grammatik hineinsehen, so wissen sie doch ohne Zweifel nicht, daß es je einen Nestor gab.

Solche Erzählungen tischt man Euch auf, wenn ihr Halitsch besucht; ich habe sie selbst an Ort und Stelle gehört, als ich zum erstenmal jene merkwürdige Stadt betrat. Ich kam an den Dniestr, überschritt den Fluß, betrat ehrfurchtsvoll das geheiligte Ufer sodann den Marktplatz und betrachtete die fast neuen Gebäude. Zwei- und einstöckige Judenhäuser sind auf dem Markt, hölzerne mit Stroh gedeckte Hütten russischer Kleinbürger in den Vorstädten zerstreut und in den Gärten verborgen. Selten sieht man einen Bürger im blauen Oberrock, eher noch einen Juden, Talmudisten oder Karaiten. Das ist die ehemalige Hauptstadt von Galizien! Ich ging hinaus und die steilen Felsenberge hinauf, um die traurigen Ruinen des Schlosses zu betrachten. Steinerne Trümmer von Backsteingebäuden haben sich noch erhalten, Disteln und Brenn-Nesseln wachsen darauf, und die Kühe eines Bürgers suchen zwischen denselben ihre magere Nahrung. Hier ist die Oeffnung zu irgend einem Gewölbe, aber wer möchte es wagen, in dieß Nest von Schlangen und Eidechsen hineinzukriechen? Noch erhebt sich ein Thurm ohne Dach, ein verfaulter Balken schaut noch heraus aus einer Ecke. Ich blickte auf das umliegende Land — ein schönes Bild. Die ganze Lage des ehemaligen Halitsch erinnert an die einer andern slawischen Hauptstadt, an die Stadt Libussas an der Moldau. Halitsch lehnt sich, wie die „kleine Seite" an den Fuß einer Höhe, und diese Höhe zieht sich im Halbkreise an dem rechten Dniestrufer hin; auf der andern Seite hat man eine von fernen Hügeln gekrönte Ebene; dort gegen Süden heben sich die dunkeln Gipfel der Karpathen, aber unmittelbar vor dem entzückten Auge breiten sich üppige Felder, blühende Wiesen aus. In der Tiefe strömt der große, bedeutende Dniestr, im Süden führt die Lukwa, im Norden die Lipa ihm ihre Gewässer zu, stille gehen auf der tiefblauen Fläche die langen Flöße dahin, an den Ufern sind niedrige Häuschen zerstreut, ringsumher blühende Gärten, aber alles still, alles traurig. Der goldene Thron Wladimirko's ist nicht mehr hier, man sieht keine freie Volksversammlung mehr, keine tapfern fürstlichen Krieger. Alles ist dahin, untergegangen, vernichtet. Als ich dessen gedachte, fielen Thränen mir aus den Augen und benetzten den kalten Stein.

(Fortsetzung folgt.)

*) b lautet im russischen vv und heißt „in" *Г.* (g) soll die Abkürzung von godu (Jahr) seyn, das *a*, welches die kirchenslawische Form hat, soll 1000, und das *B* als der zweite Buchstabe des griechischen Alphabets, „zwei" bedeuten. Nur sieht man nicht ein, weßhalb gerade die Tausendzahl klein bezeichnet seyn soll.
A. d. U.

Monographien italienischer Städte.

Bei Gelegenheit der im vorigen Jahre stattgehabten vierten Gelehrtenversammlung in Padua hat die dortige Municipalität eine Guida di Padova è della sua Provincia (Wegweiser in Padua und der Provinz) veröffentlicht, die schätzbare statistische und historische Notizen über diese altehrwürdige Stadt enthält. Turlanetto und Menin erzählen Padua's Geschichte vom Ursprunge bis auf unsere Zeit; Selvatico beschreibt die denkwürdigsten Gebäude, Vissani spricht über den öffentlichen Unterricht, Zigno von den Wohlthätigkeits- und Kunstanstalten, Rio über den Zustand der Agricultur, des Handels, der Industrie ꝛc. Die beiden Citadella endlich beschreiben die euganeischen Hügel und die bedeutendsten Orte der Provinz. Vom Verein solcher Kräfte ist nur Treffliches zu erwarten, und in der That ist diese Guida, der noch eine Karte und 20 Steindrücke beigegeben sind, eine der gediegensten Monographien. Eine ähnliche hat der König von Sardinien vor drei Jahren in Turin und der Großherzog von Toscana vor zwei Jahren in Florenz den Gelehrten als Andenken gegeben, und wie wir hören, wird in diesem Jahre auch eine in Lucca vorbereitet, wo der fünfte Congreß abgehalten werden wird.

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Da mir das zeitraubende Hinüberschaffen der Boote über die Felsendämme und Sandbänke oft zu langweilig wurde, war ich eines Tages den Booten entlang vorausgeeilt, um Enten für das Abendessen zu schießen. Die schnellen und belustigenden Manövres zweier Fische hatten meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so daß ich alles um mich und neben mir vergaß, bis ich plötzlich durch ein höchst fatales Knurren aus meinen Träumereien aufgeschreckt wurde. Als ich bestürzt und wahrscheinlich auch ziemlich blaß aufblickte, traf mein Auge etwa 12 Schritte vor mir die sprühenden und rollenden Augensterne eines Jaguars von ungeheurer Größe, der so eben zur Tränke aus dem Gebüsche getreten seyn mußte. Offenbar war er weniger über meine Gegenwart erschrocken, als ich über die seinige. Den ersten Augenblick war ich über dieses unangenehme Zusammentreffen so bestürzt, daß ich seinen starren und feurigen Blicken wahrscheinlich gleich starre entgegen-

gesetzt haben mag. Unglücklicherweise war nur ein Lauf meiner Doppelflinte und auch dieser nur mit Entenschrot geladen, weßwegen ich es, als die Besinnung zurückkehrte, für gerathener hielt, mich hinterrücks, den Feind immer scharf im Auge, nach den Booten zurückzuziehen. Der Bursche blieb, so lange ich ihn noch sehen konnte, ruhig in seiner Stellung, hatte sich aber, als wir zurückkehrten, in das Gebüsch verloren.

Die Kaimans sind hier eben so häufig, wie im Rupununi, noch häufiger aber eine kleinere Species von 3 bis 4 Fuß Länge, welche die Indianer Kaikuti nannten, und deren Fleisch sie nächst der Iguana für die größte Delicatesse hielten. Gekocht ist dasselbe schneeweiß und hat viel Aehnlichkeit mit Fisch.

Am Abend hatten wir ein ganz eigenthümliches Schauspiel, das unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ein Kaiman von 6 bis 8 Fuß Länge ergriff mit einem gewaltigen Sprunge einen solchen Kaikuti mitten am Leibe. Der Kampf war ungemein hart, aber die Anstrengungen des letztern, seinem Feinde zu entfliehen, blieben fruchtlos. Oft verschwanden beide unter der Wasserfläche, von wo sie erst nach mehreren Minuten wieder auftauchten, während der aufgeregte Flußspiegel das tödtliche Ringen der Kämpfenden nur zu deutlich verrieth, bis endlich die Kräfte des Kaikuti geschwächt waren und er von seinem Feinde an das Ufer geschleppt und verzehrt wurde.

Als wir in die Nähe des Ursato-Gebirges kamen, nahmen auch die Krümmungen und Windungen des Flusses immer mehr zu, wobei sein Lauf zugleich ansehnlich gegen Südost abwich. Die Granitfelsen, die gleich Dämmen das Bett durchsetzten, wurden immer häufiger, so daß sie die Schwierigkeiten der Fahrt in gleichem Verhältniß steigerten, wobei wir zugleich vom Sonnenauf- bis Sonnenuntergang von zahllosen Schwärmen Sandfliegen auf das jämmerlichste gepeinigt wurden; was uns endlich zu dem Entschluß brachte, den Fluß zu verlassen und die Reise zu Fuß fortzusetzen; weßhalb wir auch das Gepäck ausluden und es nach dem ungefähr eine Stunde vom Ufer entfernten Wapisiana-Dorf Tenetta, nahe dem Ursato-Gebirge, brachten, das unsere übrigen Begleiter schon einige Tage früher erreicht hatten.

Die Niederlassung lag unter 2° 49' 40" N. B., ungefähr 29 geogr. Meilen westlich von Pirara, und zählte sieben Häuser und etwa vierzig Bewohner. Die Wapisianas sind schöne, schlanke Leute, wahre plastische Gestalten, mit regelmäßigen, edlen Gesichtszügen und großen Nasen, die sich durchaus von der Malayen-Nase der Warraus und Arowaks, wie der übrigen Stämme unterscheidet. Alle diese Eigenschaften besitzen die Weiber in noch höherem Grade als die Männer; sie tragen ihr schönes, schwarzes Haar, um das sie von mancher vaterländischen Schönheit beneidet werden würden, lang über die Schultern herabhängend, aber dabei sauber geordnet. Die Männer tragen glattgeschliffene Glasstücke in der Nase. In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich in nichts von den übrigen Eingeborenen, desto abweichender aber ist ihre Sprache, die nur von wenigen Stämmen verstanden wird; eben so verschieden ist auch die Form ihrer Häuser. Diese sind kreisrund, wobei das Innere eine Kuppel bildet. Die Hütte ist zugleich Waffensaal, indem alle Jagd- und Fischgeräthe, Trophäen des Muthes der Bewohner und das Geräthe der Wirthschaft aufgehängt sind. Die Wapisianas sind die stärksten Raucher der gesammten Stämme Guiana's. Sie rollen den Tabak in Form einer Cigarre in die innerste Rindenschichte des Karakalli-Baumes (Lecythis Ollaria), wodurch der Rauch sowohl einen angenehmen Geschmack, als gleich lieblichen Geruch erhält. Den Rauch blasen sie nur durch die Nase. In der Savanne sammeln sie ein Salz, das dem unserigen an Farbe und Schärfe wenig nachgibt. Leider überfiel mich hier ein ungemein heftiges Wechselfieber, und der Piei-i-mann des Dorfes, ein bejahrter Greis, versuchte vergebens seine Kunst auch an mir ungläubigem Subject. Zu diesem Zweck stellte er sich an meine Hängematte, blies mir in das Gesicht, was er nach längern Pausen, in denen er Gebete murmelte, mehrmals wiederholte, und schnitt dabei die gräßlichsten Grimassen, die endlich meine Lachlust in solchem Grade erregten, daß ich ihr nicht länger widerstehen konnte. Den andern Tag stellte sich das Fieber noch heftiger ein, wofür der Zauberer natürlich mein Lachen während der Entzauberung als Grund angab.

Während ich so an meine Hängematte befestigt war, machten mir die lächerlichen und possierlichen Capriolen eines jungen Ameisenbärs, den ein Indianer in der Savanne gefangen, viel Spaß, und vertrieben mir die Langweile, die sich außerdem gewiß an meinem Lager würde eingefunden haben; seine Stimme glich ganz dem Knurren eines jungen Hundes. Sobald sich ihm ein Hund der Niederlassung näherte, setzte er sich auf die Hinterfüße und vertheidigte sich auf das tapferste mit den langen Krallen der Vorderfüße; ließ sich der Hund von ihm ergreifen, so konnten wir diesen nur dadurch von der tödtlichen Umarmung retten, daß wir ihm zu Hülfe sprangen. Selbst aus dem Kampfe mit dem Jaguar sollen die Alten oft siegreich hervorgehen, indem sie den letztern förmlich erdrücken.

Nachdem meine Fieberanfälle etwas nachgelassen, setzten wir unsere Reise in Begleitung einiger Wapisianas, die uns als Führer dienten, in mehr südwestlicher Richtung fort, wo wir nach einiger Zeit wieder auf den Takutu stießen, diesen überschritten und uns nun mehr südlich wandten. Der Weg führte uns fortwährend über Savannen und durch kleine Wälder, bis wir an das Bett eines kleinen Flusses kamen, den wir ebenfalls durchkreuzten, wo mich ein neuer Fieberanfall übertrumpelte und weidlich durchschüttelte. Am Nachmittag betraten wir, erschöpft und von heftigen Regengüssen durchweicht, einen freundlichen Wald, in dessen Mitte sich ein großes Kassavafeld ausbreitete, das wir als Verkünder einer nahen Niederlassung herzlich willkommen hießen. Nachdem wir den Wald durchschritten, trafen wir auch auf eine zerstörte Wapisiana-Niederlassung, die von einem brasilianischen Destrimento heimgesucht, des Nachts überfallen, in Brand gesteckt und deren arme Bewohner, Männer und Weiber, Greise und Kinder, in die Sklaverei geführt worden waren. Die Ansiedlung hatte fünf Häuser gezählt, von denen noch eines stand. Zerbrochenes Kochgeschirr, Waffen, Feuerbrände lagen nach allen Richtungen zerstreut umher. Nachdem wir einige Stunden auf diesem sprechenden Zeugen der Grausamkeit und der Zerstörung verweilt, setzten wir unsere Reise noch spät am Abend fort, da sich nach der Aussage unserer Führer einige Stunden weiter noch eine Niederlassung befinden sollte. Der Weg führte uns zwischen zwei Bergen hin, von denen der erstere ganz kahl war und den die Indianer Kuipaili nannten, während sich zur Linken der dichtbewaldete Au-arupacu erhob, an dessen Fuße wir die erwünschte Niederlage erreichten. Sie bestand aus einem einzelnen Hause mit zehn Bewohnern, größtentheils alten Leuten, unter denen mir besonders eine reichbejahrte Frau mit schneeweißem Haar auffiel, da ich bisher dieses ehrwürdige Zeichen des Alters, selbst bei den ältesten Indianern, noch nicht bemerkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1843.

Ein Zusammentreffen mit Hrn. Borrow.

Hr. Borrow ist der bekannte Verfasser der „Zigeuner in Spanien," eines inhaltreichen, aber ziemlich schlecht geschriebenen Buches, und eines zweiten, des „Bible in Spain," aus welchem wir gleichfalls schon mehrere Auszüge gegeben. Seine genaue Kenntniß Spaniens hat in England, wo so viele Personen Spanien aus eigener Beschauung kennen, nicht wenig Staunen erregt. Der bekannte Oberst Napier, Verfasser des Peninsularkrieges, traf ihn in Sevilla in einem Gasthof daselbst, seine Schilderung dieses Zusammentreffens *) geht fast ins Komische und zeichnet den Mann, von dem sie handelt.

„An einem regnerischen Tage wanderte ich nach dem Frühstück in den Galerien herum, und schaute nach dem Patio hinab. Auf einmal bemerkte ich mir gegenüber einen schlanken Mann von gutem Aussehen in einer Zamarra (spanischen Pelzjacke), mit heller Gesichtsfarbe, aber schwarzen Augen. Sein Anstand hatte etwas gebieterisches, um so mehr, als er, obwohl in der Blüthe der Mannesjahre, doch schneeweiße Haare hatte. Ich konnte nicht errathen, welcher Nation er wohl angehören könne, und war in Verlegenheit, in welcher Sprache ich ihn anreden sollte. Endlich begann ich mit einem „Bonjour, Monsieur, — quel triste temps!" — „Ja, mein Herr," entgegnete er im reinsten Pariser Accent, „und ein sehr ungewöhnliches Wetter in dieser Jahreszeit hier." Wir waren bald auf gutem Fuß und seine mannichfachen Kenntnisse erregten eben so sehr mein Erstaunen als meine Neugier. Immer noch war ich über seine Nationalität im Dunkeln: er sprach Englisch so fließend wie Französisch, ich brachte ihn aufs Italienische, er war auch da zu Hause. Einem griechischen Bedienten, den er bei sich hatte, gab er seine Befehle in neugriechischer Sprache, mit dem Wirth sprach er ein gutes Castilianisch, mit einem österreichischen Baron, der eben damals auch im Gasthof wohnte, wechselte er einige deutsche Begrüßungen, und als ich eines Morgenbesuchs bei Tirana und den Zigeunern erwähnte, sagte er, sie stammten aus Multan, und hätten noch bis auf diesen Tag viele Multani- und Hindustaniworte in ihrer Sprache. Er war ziemlich erstaunt, als ich in Hindi *) antwortete, ging aber offen und gründlich auf die Angelegenheiten des Orients ein, von dem er viele Theile selbst besucht hatte. Ich war so unwissend wie je, wer er seyn möge, und fragte seinen Bedienten Antonio, dessen Antwort meine Neugierde nur steigerte, denn dieser sagte, Niemand wisse, welcher Nation der geheimnißvolle Fremde angehöre und was die Zwecke seiner Reisen seyen. In seinem Passe war er mit dem Namen .... und als brittischer Unterthan aufgeführt, da man ihn aber im Verdacht hatte, er sey ein russischer Spion, so hatte die Polizei ein wachsames Auge auf ihn."

Am folgenden Tage ritt Oberst Napier mit dem Unbekannten nach Italica, um das Amphitheater und die römischen Ruinen zu besehen, fand aber auch auf diesem Wege nicht wenig Anlaß zum Erstaunen. „Ein Zigeunermädchen näherte sich, um ein Almosen zu begehren. Halt, sagte der Unbekannte, erinnern Sie sich, was ich Ihnen gestern über den orientalischen Ursprung dieses Stammes sagte? Sie sollen sehen, daß ich Recht hatte. — Komm her, mein artiges Kind, begann er in Multani-Sprache, und sage mir, wo der übrige Theil deiner Familie ist. — Das Mädchen war erstaunt, antwortete in derselben Sprache, aber nur gebrochen und führte uns zu ihrer Familie, die, wie gewöhnlich einen Theil des Jahres hindurch, in den Ruinen von Italica ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Die Männer fuhren rasch nach dem Gürtel, wo ihre tödtlichen, spanischen Messer steckten, und der Empfang schien sehr unfreundlich zu werden. Das Mädchen flüsterte einer alten Frau etwas ins Ohr, und der „Unbekannte" sprach nur ein einziges Wort, aber dieß Wort that eine magische Wirkung. Die alte Frau stürzte zu seinen Füßen, und in einem Augenblick war er aus einem Gegenstand des Verdachts ein Gegenstand der Verehrung für die ganze Familie geworden, der er beim Abschied ein schönes Geschenk machte. Ich selbst war über den Auftritt verblüfft, und unser spanischer Führer erschrocken. Meine Neugier war jetzt unbezähmbar geworden, und sobald wir die Pferde bestiegen hatten, rief ich aus: „„Aber ums

*) In den Letters from the Shores of the Mediterranean.

*) So heißt einer der auf Sanskrit basirten aber mit Persisch gemischten Dialekte.

Himmels willen, wie sind Sie denn mit diesen Leuten und ihrer Sprache bekannt worden?"" — Vor einigen Jahren in Multan, erwiederte er. — „„Und auf welche Weise vermögen Sie denn einen so augenscheinlichen Einfluß auf diese Leute auszuüben?"" Aber der Unbekannte hatte bereits mehr gesagt, als er zu sagen wünschte, und erwiederte in einem Tone, der alle weitern Fragen ausschloß, er habe mehr als einmal Zigeunern sein Leben zu danken gehabt, und kenne sie darum wohl. Der Gegenstand wurde nicht mehr berührt, und wir kehrten schweigend in den Gasthof zurück."

Daß Borrow die Zigeuner Spaniens aus dem Grunde kennt und ihre Sprache gleichfalls genau studirt hat, weiß man aus seinem Buche über die spanischen Zigeuner. Warum er sich in ein gewisses Geheimniß hüllt, läßt sich nicht leicht angeben, daß er aber keine schlimmen Absichten dabei hat, dafür bürgt der Zweck, den er freilich auf eine etwas abenteuerliche Weise verfolgt. Er hat einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht, war Zuschauer, wo nicht Mithandelnder in der Juliusrevolution von Paris, in Spanien war er Zeuge der Revolution von La Granja, in Rußland von der Verschwörung gegen den Kaiser (im Jahre 1825?). Seine Geschichte ist nicht minder reich an tragischen und komischen Vorfällen, als die von Gil Blas, und wenn er eine Selbstbiographie schreiben wollte, würde er alle Romanschreiber hinter sich lassen. Inzwischen hat er nichts geschrieben als einige seiner Reisen und von seinem Privatleben wissen wir bloß folgendes. Er scheint zu Norfolk geboren, wo seine Aufmerksamkeit frühzeitig durch einige Zigeuner geweckt wurde, deren Vertrauen er so sehr gewann, daß sie ihn in ihren Dialekt und in mehrere ihrer Geheimnisse, namentlich hinsichtlich der Pferdezucht einweihten. Von Norfolk ging er, um einen medicinischen Curs zu hören, nach Edinburgh, wo er aber auch Latein, Griechisch und Hebräisch studirte. Die Nähe der Hochlande zog ihn an, und auf einem Ausfluge lernte er die gälische Sprache. Von dem Reiseteufel besessen, schloß er sich an die biblische Gesellschaft, und während er in Geschäften derselben reiste, lernte er nach und nach Sanskrit, Persisch, Arabisch, Türkisch, sämmtliche Barbaresken-Dialekte, Deutsch, Holländisch, Polnisch, Russisch, die skandinavischen Sprachen, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch u. s. w. Er spricht alle diese Sprachen, schreibt sie auch mit großer Leichtigkeit, wie mehrere seiner Werke bezeugen, namentlich „Targum oder metrische Uebersetzungen aus 30 Sprachen und Dialekten, von J. G. Borrow. Petersburg 1835." Dieß Werk hat das Motto aus einem persischen Gedichte: „Der Rabe ist ins Nest der Nachtigall gestiegen."

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Beschreibung der Landstriche, der Sitze und Namen des Volks.

Unter der polnischen Herrschaft nannte man das jetzige Ostgalizien die rusinische Woiwodschaft oder Rothrußland, mit Ausnahme von Belz. In der rusinischen Woiwodschaft unterschied man die Landschaften von Przemysl, Sanok, Lemberg, Halitsch, Zydaczew, Pokutien und die Oekonomie Sambor; diese Landschaften zerfielen wieder in Starosteien und Districte. Außerdem gehören zu dem jetzigen Galizien der westliche Theil der Woiwodschaft Podolien. Rusinen aber wohnten auch jenseits der Gränze der rusinischen Woiwodschaft in dem damaligen Bezirk Biecz. Die österreichische Regierung theilte das ganze Königreich Galizien nebst der Bukowina in 19 Aemter. Ungarn ist schon seit den Zeiten des heiligen Stephan in Gespannschaften (lat. Comitatus, slaw. stoliza, magy. Varmegye) und diese wieder in Districte getheilt. Uebrigens gibt es diesseits wie jenseits der Karpathen einzelne Landstriche und Stämme, die namentlich im gewöhnlichen Volksleben besondere Localnamen haben, deren Ursprung wahrscheinlich bis in die ältesten Zeiten zurückgeht.

Jeder der in Galizien griechischen Glaubens ist, nennt sich einen Rusinen und sein Land „Ruß;" der Name Galizien ist gegenwärtig im Volk unbekannt. Die Rusinen der Bukowina nennen das Land Polen, oder auch Ljaschina (von den Lechen). Dagegen rechnen die Galizier die Bukowina bereits zur Walachei und nennen die Einwohner Wolochen. Der polnische Adel in Galizien nennt die Rusinen (man sieht freilich nicht ein, warum) Ljachen, und bezeichnet die polnischen Bauern mit dem Namen Masuren. Die ungarischen Rusinen nennen die Niederungen an der Theiß in der Gespannschaft Marmarosch „Polen," ohne Zweifel von den niedern Feldern (pole), das wirkliche Polen aber nennen sie Lachy. *) Aehnliche Bezeichnungen finden sich auch unter dem Volk in Galizien, wo die bewaldeten und unbewaldeten Landstriche eigene Namen haben, die auch auf die Bewohner selbst übergehen, und selbst die Wasserscheiden (dil, Theilung) sind Veranlassung zu mehrfachen Benennungen geworden. **) Auffallend ist der Name des Bergvolkes der Huzzulen, welches Wort im Walachischen einen Räuber bedeutet, ein Fingerzeig, wie sie entstanden, wobei indeß zu bemerken, daß hier wie anderswo in älterer Zeit das Räuberhandwerk nichts unehrenhaftes hatte. Man konnte sie mit Klephten, Heiduken und Haidamaken vergleichen, jetzt aber sind sie größtentheils ein sehr friedliches und ehrliches Hirtenvolk. Die alten Namen der Chorwaten, Busanen und Duliben sind ganz verschwunden und vergessen, doch haben sich die zwei letzten noch in einigen Ortsnamen erhalten, wobei wir nicht unbemerkt lassen können, daß auch der Name der Petschenegen und der litthauischen Jatwäger sich in zwei Ortsnamen erhalten hat.

Die Gränze der Rusinen gegen Westen ist ziemlich gebrochen, doch ist im Allgemeinen der Poprad, die Mieczka, der Wislok und San als solche zu betrachten. In der Bukowina sind Ru-

*) Jetzt lassen sich alle diese Namen, so verwirrt sie sind, noch erklären, allein man darf nur eine solche Erklärung durchlesen, um eine Nutzanwendung auf manche Namensanführungen in griechischen und römischen Schriftstellern, und vollends in den Byzantinern zu machen. A. d. U.

**) Ohne in slawische Etymologien einzugehen, lassen sich hier die Einzelnheiten nicht ausführen. A. d. U.

finen und Walachen auf eine wunderliche Weise durch einander gemischt, so daß man nicht leicht eine Gränze angeben kann. Die Flußgebiete der Czeremos und des Pruth sind ausschließlich von Rusinen bewohnt. Noch schwerer ist es in Ungarn eine Gränze anzugeben, denn in einigen Strichen sind die Rusinen stark mit Walachen, Magyaren und Slowaken gemischt. Czaplowics Gemälde von Ungarn enthält darüber noch immer die besten Angaben.*) Es ist indeß zu bemerken, daß eine Anzahl Rusinen in den Gespannschaften Borsod, Sabolcs, Gömör und im südlichen Theile von Aba-Ujvar magyarisch spricht, jedoch seine slawische Liturgie beibehalten hat, während in andern, z. B. in Zips, Szaros und Zemplin die Sprache sich der slowakischen nähert. Rusinisches Volk und rusinische Sprache herrscht beinahe ausschließlich nur in den vier östlichen Gespannschaften Marmarosch, Beregh, Ugocs und Ujvar; von Zemplin und Saros ist nur der nördliche Theil rusinisch. Gewiß ist es indeß, und aus den Namen zu entnehmen, daß die Spuren ehemaliger Wohnsitze der Rusinen sich tief ins eigentliche Magyarenland und nach Siebenbürgen hinein finden.

Ganz Galizien hat nach officiellen Angaben 1548 Quadratmeilen, 4,764,523 Seelen in 95 Städten, 76 Städtchen, 196 Marktflecken und 6047 Dörfern. Das ganze Land ist in 19 Kreise getheilt. Von der obigen Einwohnerzahl sind der Nationalität nach 2,216,233 Rusinen. Den Religionen nach zerfällt die Einwohnerschaft folgendermaßen: Römisch-Katholische 2,094,443, unirte Griechen 2,077,995, nichtunirte 269,327 (sämmtlich in der Bukowina), 5793 Armenier, 30,246 Protestanten, 254 karaitische und 283,345 talmudistische Juden. Da die Zahl der Geistlichen 4783, die des Adels zwischen 64 und 65,000 ist, so kommt auf je 909 Einwohner ein Geistlicher, auf je 70 ein Adeliger, auf 16 Christen ein Jude. Es gibt also in Galizien mehr Juden, als in jedem andern österreichischen Lande. In Böhmen zählt man ihrer nur 69,500, in dem viel größeren Ungarn nur 246,000. In den galizischen Ländern unter einander sind wiederum mehr in den östlichen rusinischen Districten, als in den westlichen, mehr von Polen bewohnten; die größte Anzahl Juden findet sich in den Kreisen von Lemberg und Zloczow. Aus den genauen Angaben der Bevölkerung in den einzelnen Kreisen ersieht man auch, daß die westlichen weit bevölkerter sind als die östlichen. Die masurischen (polnischen) Districte in Bochnia, Wadowicz, Jaslo haben zwischen 5 bis 6000 auf der Quadratmeile, während die Bukowina nur etwas über 1800, der District von Stry wenig über 2000 hat; die Bevölkerung nimmt, mit Ausnahme des Lemberger Kreises, wo gleichfalls über 5000 Menschen auf die Quadratmeile kommen, von Westen nach Osten zu fast regelmäßig ab.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine umständlichere ist in dem hier ausgezogenen Artikel für das Land im Norden und Süden der Karpathen angegeben, allein ohne genaue Karte kaum zu verfolgen. A. d. U.

Erratische Blöcke in Nordamerika.

Hr. Elie de Beaumont hat in der geologischen Gesellschaft über ein Memoire des Grafen von Castelnau in Betreff mehrerer geologischen Beobachtungen berichtet. Wir entheben daraus „über das große aus dem Norden gekommene erratische Phänomen“ Folgendes. Man findet ungeheure Blöcke z. B. bald Ur-, bald Uebergangsgestein in fast allen Theilen dieses Continents. Graf Castelnau hat sie am obern See bemerkt und Dr. Bigsby selbst auf den Manitulin-Inseln. Die Hauptrichtung dieser Blöcke geht von Norden nach Süden; die glatt geriebenen und mit Striemen gezeichneten Oberflächen finden sich im ganzen Norden der Vereinigten Staaten, so wie in Canada. Graf Castelnau hat die Sache namentlich im Westen, im Mississippithal, beobachtet. Die Größe der Blöcke nimmt von Norden nach Süden fortwährend ab, man trifft sie aber bis nach Alabama hinein, wo sie nicht mehr sehr groß, aber noch immer leicht zu erkennen sind. In Alabama scheint indeß ihre südliche Gränze zu seyn, denn im Innern von Florida findet man keine Spur mehr, und man kann Tage und Wochen reisen, ohne einen Kieselstein zu finden. (Echo du Monde Savant vom 9 April.)

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nach der Aussage der Leute sollten wir erst nach vier Tage wieder eine Niederlassung antreffen. Wir verweilten daher den folgenden Tag hier, um uns auf diese Zeit mit Kassadabrod zu versehen. Gegen Abend brachten unsere Jäger sieben Rehe ein, die in großer Anzahl in der Savanne geweidet hatten. Es ist ungemein interessant, den Indianer bei dieser Jagd in der offenen Savanne zu beobachten. Sieht der Jäger ein Rudel Wild aus der Ferne, so nähert er sich diesem so viel als möglich, kauert sich dann in das hohe Gras und beginnt die Stimme des Rehes nachzuahmen. Dieses dadurch angelockt, nähert sich dem Jäger in immer engern und engern Kreisen bis etwa auf 8 bis 10 Schritte, wo es dann die sichere Beute des Schützen wird. Auch am nächsten Morgen behielten wir die bisher verfolgte südliche Richtung über weite Savannen bei, wo sich unsere Führer nach den fernen Bergen und dergleichen richteten, da jeder Pfad fehlte. Die Savanne gewann ein immer freundlicheres Aeußere; nach allen Richtungen tauchten lichtbewaldete Bergkuppen auf, bis wir im Laufe des Tages ein zweites zerstörtes Dorf erreichten, von welchem aus wir eine Menge Sümpfe zu durchwaten hatten, in denen uns das Wasser und der Schlamm oft bis an den Gürtel reichte. Gewöhnlich erheben sich in diesen Morästen, ich weiß nicht, durch welche Ursache, eine Menge kleiner Hügel, wo man immer von dem einen zum andern zu springen versuchen muß. Wehe aber dem Aermsten, der zu kurz sprang, ein Schlammbad bis unter die Arme ist die unausbleibliche Folge. Die Mauritia-Palme bildet in solchen Morästen förmliche Wälder, die von großen Heerden indianischer Raben bevölkert werden. Es hat etwas ungemein Reizendes, Hunderte dieser prächtigen Vögel in geringer Höhe paarweise über sich hinfliegen zu sehen. Als wir etwas weiter vorgedrungen, fanden wir eine Anzahl Aasgeyer (Vultur aura) um die Ueberreste eines Rehes versammelt, die wahrscheinlich ein Tiger zurückgelassen. Den Geyerkönig (Vultur papa), der an der Küste so häufig ist, habe ich in der Savanne

nie bemerkt. Es ist dieses sicherlich der einzige Vogel, der wirklich von seinem Geschlechte königliche Rechte fordert. Haben sich auch Hunderte von Aasgeyern um ein Aas versammelt, so verlassen sie dasselbe augenblicklich, so wie sich der Geyerkönig naht. Hat derselbe seinen Hunger gestillt, so fliegt er gewöhnlich bis zum nächsten Baume, und die übrigen minoris gentis, die während dieser Zeit die nächsten Bäume einnehmen und mit gierigen Blicken und ungeduldig auf den Augenblick warten, wo derselbe gesättigt, kehren in Schwärmen zurück, um sich über die ihnen gelassenen Reste die Federn auszuraufen.

Nachdem wir einen Hügel von ungefähr 100′ Höhe erstiegen, der mit großen Quarz- und Granitblöcken bedeckt war, schritten wir in ein waldreiches Thal hinab, zu dessen beiden Seiten sich zwei hohe, pyramidenähnliche Berge emporthürmten; der höchste derselben mochte ungefähr eine Höhe von 900′ haben. Die Indianer nannten ihn Aruatiatien. An seinem Fuße schlugen wir unser Nachtlager auf, fanden aber kaum so viel schmutziges Wasser, um unsern Durst stillen zu können.

Am folgenden Morgen wurde die Savanne immer steiniger, wobei ungeheure Quarz- und Granitblöcke nach allen Seiten hin zerstreut herumlagen, die an Höhe und Umfang immer mehr zunahmen, und endlich zu förmlichen Felsen anwuchsen, die sich nach allen Richtungen hin durchkreuzten. Den merkwürdigsten und zugleich größten dieser Felsen nannten die Indianer Kuipaiti. Er war nur von einer Seite besteigbar, da die übrigen perpendiculär abfielen, und mochte etwa 500 hoch seyn. Seine Oberfläche war von dem reichsten Blüthenteppich bekleidet, in dem besonders eine wunderschöne Helicteridmo hervorleuchtete, während die Abhänge mit einer unzählbaren Masse Cactus, Melocactus, Agaven und Tillandsien bedeckt wurden. Die schönen, blauen Blüthen der Xyris americana, die zu Tausenden in dieser Savanne blühten, verliehen dieser ein ungemein freundliches Aeußere, besonders da sich unter ihnen hie und da eine Species mit weißen Blüthen befand. Oft waren ganze Strecken der Savanne mit großen Granitplatten gleichsam gepflastert, die sich dann auf 100 bis 200′ Breite ausdehnten und auf das regelmäßigste aneinander lagen. Auch diese Platten waren mit zahllosen Cactus, Agaven und Melocactus bewachsen. Der heutige Tag gehörte mit zu einem der ermüdendsten, da wir eine Menge Sümpfe zu durchwaten hatten. An solchen Sumpfstellen mußten wir oft die abgehärtete Natur der Indianer bewundern; denn trieften sie auch förmlich von Schweiß, so stürzten sie sich doch augenblicklich in das Wasser, so wie sie dasselbe erreicht.

Gegen Abend erblickten wir auf einem hohen Felsenblock mehrere Hunde, ein Zeichen, daß Indianer in der Nähe waren; vergebens aber sahen wir uns nach ihnen um, als wir an dem Felsen angekommen, bis wir endlich einen alten Mann in dem Gesträuche verborgen fanden. Er theilte unsern Wapisianas mit, daß er und seine Begleiter, als sie uns in der Ferne gesehen, geglaubt, wir wären Brasilianer, eine Befürchtung, die unsere brasilianischen Strohhüte hervorgerufen, weßhalb sie auch die Flucht ergriffen, um nicht als Sklaven fortgeführt zu werden. Sobald sich der Greis von seinem Irrthum überzeugt, rief er auch seine Begleiter zurück, die in einem jungen Mann, dessen Weib und zwei Knaben bestanden, und die eben eine Jagdpartie unternommen gehabt hatten. Da sie zu derselben Niederlassung gehörten, die wir am nächsten Tage zu erreichen hofften, so übernachteten sie mit uns an dem Felsen. Während der Nacht hatten wir ein fürchterliches Gewitter und einen wahren tropischen Sturm zu überstehen. Der Regen stürzte in Strömen herab, weßwegen wir auch am Morgen einen großen Theil der niedern Savanne überschwemmt fanden und bis an die Knie durch dasselbe hindurch waden mußten. Bald darauf nahm uns das waldreiche Gebirge des Tuarula auf; der Pfad wurde nun immer steiler, felsiger und unwegsamer, so daß wir auch an vielen Stellen Hände und Füße zu Hülfe nehmen mußten, um über die großen Granitblöcke hinwegzukommen. Oft wechselte der Wald mit großen Strecken steiniger Savanne, auf denen ich eine ungeheure Menge großer Glimmertafeln fand. Der Wald war so dicht und die Gipfel der Bäume so mit Lianen in- und durcheinander verwachsen, daß selbst die Strahlen der brennenden Sonne ihren Weg nicht durch sie finden konnten. Die Wurzeln, die den Pfad überzogen, die zahllosen umgestürzten Bäume, die denselben versperrten, so daß wir nur zu oft das Jagdmesser zu Hülfe nehmen mußten, und die ungeheuren Schichten trockener Wedel der Stechpalme, die oft genug die Schuhe durchdrangen, machten den Weg gerade nicht zu den angenehmsten. Eine Unzahl rastloser und industriöser Ameisen belebten den Boden und die Bäume. Einige Arten hatten ihre Nester zwischen den Zweigen der Bäume, zu denen ein verdeckter Gang den Stamm emporführte. Tausende gingen auf dieser Straße auf und nieder, jede aufwärtssteigende mit einem Blatt, einem Grashalm u. dgl. beladen. Zerstörten wir den Gang an einer Stelle, im Augenblick begannen Hunderte den Schaden auszubessern. Eine andere Species, die ihr Lager in der Erde hatte, lief geschäftig auf ¼′ breiten, offenen Wegen, die wie Radien von dem Hauptlager ausliefen, hin und her. Diese Straßen führen oft Stunden weit, und sind mit den ewig thätigen, nie ruhenden und rastenden Bewohnern bedeckt, von denen wieder jede irgend einen Gegenstand, ein Stück Holz oder ein Blatt in der Form und Größe eines Sechspfennigstücks, trägt. Mit Erstaunen sieht man, mit welcher Ordnung alles in diesem regen Leben auf solchen Straßen ausgeführt wird, mit welcher Mühe und Beharrlichkeit sie jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, wie die eine die andere unterstützt, oder ihr wieder zu ihrer Bürde verhilft, die sie durch irgend einen Zufall verloren.

Obschon wir im Laufe des Tages auf die Betten von zahlreichen Gießbächen stießen, so waren sie doch alle vertrocknet, und wir daher auch genöthigt, unsern Durst aus den schmutzigen Wasserlachen zu stillen. Endlich erreichten wir, zum Tode ermüdet, die Niederlassung, die auf einem offenen Hügel unter 2° 37′ 30″ N. B. und 25 geogr. Meilen westlich von Pirara lag.

Einige unserer Leute, Schwarze aus der Colonie, trafen gewöhnlich, da sie schlechte Fußgänger waren, einige Stunden später im Lager ein; — dieß war auch heute der Fall gewesen, denn am folgenden Morgen fand es sich, daß unser Koch noch nicht angekommen. Wir sandten augenblicklich einen unserer Leute mit acht Indianern zurück, um ihn aufzusuchen, die aber fruchtlos am Nachmittag zurückkehrten. Während der Nacht zündeten wir ein großes Feuer an, welches der Verlassene, wenn er noch am Leben war, sicherlich sehen mußte, da das Dorf auf einem ganz ansehnlichen Hügel lag. Die Nacht verging, der Morgen kam, der Vermißte aber war noch nicht zurückgekehrt. Da boten wir alle Indianer der zwei benachbarten Niederlassungen auf, um uns im Aufsuchen des Verlorenen behülflich zu seyn. Diese wurden nun in drei Partien getheilt, von denen die eine mein Bruder anführte, und mit ihr den Weg zurückging, den wir gekommen, die andere, von dem Maler Hrn. Goodall geleitet, wandte sich mehr nördlich, während ich mit der dritten gegen Süden vorschritt, wobei wir fortwährend in kurzen Zwischenräumen unsere Gewehre abfeuerten. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1843.

Bemerkungen über englische Eisenbahnen.

Von einem Hrn. Wishaw ist vor kurzem ein Werk unter dem Titel „Examples of Railway Making" erschienen, das auf die Erbsünde englischer Unternehmungen, nämlich Kostspieligkeit der Anlage, ein starkes Licht wirft. Wir haben schon im Jahre 1841 (s. Nr. 8 des genannten Jahres) diesen Gegenstand berührt, und er tritt immer wieder hervor; die Amerikaner sind Meister im wohlfeilen Bau, ohne deßhalb die Solidität bei Seite zu setzen, sie verschmähen outward show, prächtiges Aussehen, indem sie offen gestehen, dazu seyen sie noch nicht reich genug. Sie bauen ohne weiteres eine hölzerne Brücke über einen Fluß oder eine Schlucht, während der Engländer glaubt, er müsse nothwendig einen steinernen Prachtbau aufführen, der Jahrhunderte überdauert. Die natürliche Folge ist, daß sich die englischen Eisenbahnen in der Mehrzahl schlecht rentiren, wie sich jeder überzeugen kann, der eine Cursliste in einem öffentlichen Blatt nachlesen will, wo der jetzige Stand der Fonds, der Nominalbetrag der Actien, und das wirklich eingezahlte Geld neben einander verzeichnet sind. Einige stehen ausgezeichnet gut, z. B. die Grand Junction, London and Birmingham u. s. w., welche jetzt das Doppelte des Einzahlungscapitals werth sind. Dagegen sind andere auf ein Drittheil, ja sogar auf ein Viertheil des ursprünglichen Werthes gesunken, augenscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil man den kostspieligen Bau, der sich allenfalls bei solchen Straßen wie zwischen London und Birmingham verlohnt, auch auf die Nebenbahnen ausdehnte. England hat jetzt 58 größere und kleinere Eisenbahnen von 2 bis 117 Meilen Länge, die zusammen etwa 1500 Meilen ausmachen. Diese haben aber über 40 Mill. Pfd. Sterl., sage gegen 500 Mill. Gulden gekostet, und somit kommt im Durchschnitt die englische Meile auf etwa 27,000 Pfd. St. oder auf mehr als 300,000 fl. Einige darunter haben nicht dritthalb tausend Pfd. St. per Meile, andere aber 70,000 gekostet, und jedenfalls ist die Durchschnittssumme sehr bedeutend.

Hr. Wishaw vergleicht die Ausgaben Englands mit denen von Belgien und Amerika. Belgien hat 350 englische Meilen mit einem Aufwand von 5 Mill. Pfd. St. gebaut, also kommen auf die Meile nicht mehr als 14,000 Pfd., oder kaum etwas über die Hälfte des englischen Durchschnittspreises, wobei noch in Anschlag zu bringen, daß in England Eisen und Maschinerie wohlfeiler ist als in Belgien. Letzteres bezieht bekanntlich aus seinen Bahnen eine Rente von 4 bis 5 Proc. Noch wohlfeiler haben die Amerikaner gebaut (und dazu größtentheils mit englischem Gelde), nämlich 6000 Meilen Eisenbahnen mit einem Aufwand von 27 Mill. Pfd. St., also zu 4500 Pfd. per engl. Meile. Allerdings ist der Boden in Amerika ohne Vergleich wohlfeiler als in England, aber man wird den Ankauf des Bodens in England kaum auf mehr als 10 bis 15 Proc. der Gesammtausgabe anschlagen können. Zudem wird dieser Nachtheil, in welchem England steht, auf der andern Seite wieder durch die dichte Bevölkerung ersetzt. Amerika ist ein sehr dünn bevölkertes Land, die Entfernungen ungeheuer, und dennoch haben im Jahre 1839 sämmtliche Eisenbahnen, gute, schlechte und mittelmäßige durch einander, sechsthalb Proc. Ertrag abgeworfen. Hiebei hebt der Verfasser noch einen besondern Umstand hervor, nämlich die kluge Anordnung der Amerikaner in der Wahl der Linien; nicht nur geht die Anlage im Großen dahin, sämmtliche Staaten z. B. im Westen der Alleghannies durch eine möglichst zusammenhängende Linie zu verbinden, sondern auch jeder einzelne Staat der Union hat nur eine Hauptlinie gebaut, aber Sorge dafür getragen, daß ein möglichst großer Theil des Landes durch Seiten- und Nebenlinien mit der Hauptlinie in Verbindung gebracht werde. Auch dieß ist in England verabsäumt, und es bestehen eine Menge einzelner Linien, die aber keineswegs alle gehörig mit einander verbunden sind, so daß nicht nur ein großer Theil des Landes von der so nothwendig gewordenen Wohlthat der Eisenbahnverbindung ausgeschlossen ist, sondern auch die Rentabilität der einzelnen Linien wesentlich darunter leidet. Auf die Einzelnheiten und die technischen Auseinandersetzungen können wir hier nicht eingehen, und wir begnügen uns mit diesen abgerissenen Bemerkungen aus einem in vieler Hinsicht interessantem Buche.

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

(Fortsetzung.)

Was die Nationalität und Abstammung betrifft, so nehmen die Rusinen vorzugsweise die zwölf östlichen Districte ein, und man kann diese auch der Sprache wegen die rusinischen nennen. Rusinen sind darin die ursprünglichen Einwohner, und bilden noch immer den Kern der Bevölkerung, während die spätern Ankömmlinge nur in einzelnen Dörfern und Colonien, oder in den Städten im Dienst der Regierung oder Privaten u. s. w. wohnen. So sind unter den 2,808,144 Seelen der zwölf östlichen Districte 1,979,409 Rusinen, 203,095 Juden, 253 Karaiten, 2068 Armenier, 400,000 Polen (lauter Katholiken) und 150,000 Deutsche, Böhmen, Walachen, Franzosen, Zigeuner rc. In den drei Districten von Rzeszow, Jasiol und Sandec herrscht die rusinische Bevölkerung nur in gewissen Strichen vor, in andern, namentlich den westlichen Theilen, wohnt durchaus polnisches Volk. Ueber die Bukowina ist zu bemerken, daß außer einigen Tausend Unirten, auch die Hälfte der Nichtunirten zu den Rusinen gehört, wie denn auch nicht nur bei vielen Bauern und Städtebürgern, sondern auch bei vielen Adeligen oder Bojaren das Rusinische Muttersprache ist, während viele rusinisch wie walachisch sprechen.

Bei der Aufzählung der Polen haben wir mehr Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß, als auf die Abstammung und Nationalität genommen, denn in Galizien herrscht die Gewohnheit, daß nur derjenige sich einen Rusinen nennt, welcher griechischen Glaubens ist; sobald einer zum lateinischen Glauben übertritt, was noch überall häufig geschieht, so ist er kein Rusine mehr, sondern nennt sich einen Polen. Wollte man die Zahl der Polen nach der Abstammung und Nationalität berechnen, so müßte man sie um ein Drittheil vermindern, denn die Zahl der polnischen Ansiedlungen in der alten rusinischen Woiwodschaft war unbedeutend, und der jetzige polnische Adel stammt größtentheils von dem ehemaligen rusinischen ab, der auf eine in der Geschichte hinreichend bekannte Weise in polnischen Adel umgewandelt wurde. Von den polnischen Niederlassungen ist noch zu bemerken, daß etwa 30,000 je zu verschiedenen Zeiten in besondern Dörfern in den Kreisen Sambor, Zolkiew, Przemysl und Lemberg angesiedelt wurden, und mitten unter den Rusinen ihre Nationalität und Sprache bewahrten. Gewöhnlich aber haben die von den Rusinen Masuren genannten und unter rusinischem Landvolke wohnenden Leute nur das Glaubensbekenntniß mit den Polen gemein, sprechen aber rusinisch und unterscheiden sich auch in Kleidung und Gewohnheiten nicht von den Rusinen. Solche Masuren sind am zahlreichsten in Städten und Städtchen, wie sich denn auch in diesen hauptsächlich die römisch-katholischen Kirchen und die in Vergleich mit den russischen reich begabten Pfarreien befinden. Zum polnischen Volke rechnen sich im Allgemeinen auch alle Gutsbesitzer, ihre Beamten und Diener, ebenso ein nicht unbedeutender Theil der kaiserlichen Beamten, die Honoratioren, Handwerker, Künstler u. s. w. Obwohl aber in Galizien noch eine nicht unbedeutende Zahl griechisch-russischen Adels ist (vielleicht die Hälfte der oben angegebenen Zahl), abgesehen von den freien Bauern, den sogenannten Knasen, Bojaren, Soltysen u. s. w., welche man den böhmischen Freisassen gleich stellen kann, so finden sich doch keine größeren Gutsbesitzer mehr unter ihnen, denn diese sind alle polonisirt. Viele der vornehmsten Adelsgeschlechter haben erst in diesem Jahrhundert durch einen Religionswechsel von ihrer rusinischen Nationalität sich losgesagt.*) — Deutsche und Böhmen sind größtentheils Regierungsbeamte, so wie Kaufleute, Handwerker, Künstler u. dgl., und überdieß findet sich in jedem Kreise eine mehr oder minder große Anzahl Colonien derselben.

In geistlicher Hinsicht ist das Land in zwei Diöcesen getheilt, in die Metropolitandiöcese von Lemberg und in die bischöfliche von Przemysl. Die Klostergeistlichkeit ist sehr wenig zahlreich, und betrug nach dem Consistorialkatalog der unirten Eparchien von 1841 noch keine hundert Personen. Früher war sie stärker, aber nach gänzlicher Vollziehung der Union hob Papst Benedict XIV im J. 1745 eine nicht unbedeutende Zahl derselben auf, und bei der Vereinigung Galiziens mit dem österreichischen Kaiserstaate, schaffte Joseph II noch 17 unirte, so wie auch das letzte nicht-unirte Kloster in Skyt ab. Für den Unterricht des Volkes sind verschiedene Anstalten und Schulen errichtet worden. Eigentliche rusinische Schulen gibt es jedoch nicht, mit Ausnahme der Pfarrschulen, deren im J. 1841 in der Erzdiöcese Lemberg 700, in der bischöflichen Diöcese von Przemysl 600 bestanden, und worin die Dorfjugend im Rusinischen und Polnischen unterrichtet wurde. Diese Schulen sind jedoch in einem sehr ärmlichen Zustand, da die Küster die einzigen Lehrer sind, sehr häufig selbst sehr wenig verstehen, keinen wahren Beruf haben, und der nöthigen Unterstützung ermangeln. In besserem Zustande und des Namens einer Schule würdiger sind die sogenannten rusinischen Volks- (Trivial-) Schulen mit zwei Classen in einigen Städtchen und Dörfern. In der Erzdiöcese Lemberg sind ihrer 20, in der Diöcese Przemysl durch die Bemühungen des jetzigen verdienten Bischofs 60; sie stehen unter beiden Consistorien, und haben ihre besondern zu diesem Zweck vorgebildeten Lehrer mit einem bestimmten Einkommen. Obgleich aber diese Schulen allein und ausdrücklich für die rusinische Jugend errichtet sind, so wird dennoch darin nicht rusinisch gelehrt, sondern nach allgemeinen Vorschriften sind der polnische Katechismus, polnisch und deutsch Lesen und Sprechen, polnisch und deutsch Schreiben und Rechnen die vorgeschriebenen Gegenstände. Hiezu kommt noch, aber nicht allenthalben, das cyrillische Alphabet. Die nicht-unirten Bukowiner haben 24 Volks- oder Trivialschulen, in welchen die Jugend im Walachischen und Deutschen unterrichtet wird. Rusinische Mädchenschulen gibt es in Galizien nur Eine, nämlich zu Slowit im Kloster der Basilianerinnen. Für die Bildung und den Unterricht der Küster (Cantoren) und künftigen Pfarrschullehrer besteht schon seit alten Zeiten eine

*) Hier ist jedoch zu bemerken, daß sich seitdem in jedem Stande, unter Beamten, Professoren, Künstlern und Handwerkern eine verhältnißmäßige Anzahl geborner Rusinen findet.

rusinische Schule (Bursa Stauropigianska) in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä in Lemberg, und eine zweite im J. 1818 gegründete zu Przemysl. In diesen Anstalten wird altslawische Kirchensprache, Rechtschreibung, Arithmetik, Geographie, Kirchengesang und Kirchenritual gelehrt. Die Schüler erhalten Kost und Wohnung in der Anstalt unentgeltlich.

Die Jugend, welche sich für den Staatsdienst oder den geistlichen Stand ausbilden will, erhält den Unterricht auf den Normal- oder deutschen Schulen, auf Gymnasien, Lyceen und endlich auf der Universität Lemberg. Ein besonderes Seminar für die Theologen des unirten Ritus ist in Lemberg, ein anderes für die nicht unirte griechische Geistlichkeit der Bukowina in Tschernowitz. In ganz Galizien finden sich außer den jüdischen nur neun Druckereien, darunter zwei rusinisch-slawische, eine schon lang bestehende in Lemberg, die zweite von dem Bischof von Przemysl daselbst 1829 gegründet; diese beiden drucken fast nur liturgische Schriften, und ihre neuesten cyrillischen Drucke zeichnen sich durch Reinheit und Zierlichkeit aus. Außer der Universitätsbibliothek zu Lemberg und der von dem Grafen Ossolinsky zum öffentlichen Nutzen gestifteten in derselben Stadt, welche beide über 40,000 Bücher zählen, und viele für die vaterländische Geschichte wichtige Werke enthalten, erwähne ich hier die rusinische Diöcesan-Bibliothek von Przemysl, welche der jetzige Bischof Jan Snihursky auf eigene Kosten bedeutend vermehrt. Er war es auch, der die oben erwähnte slawische Druckerei zu Stande brachte, und im J. 1839 einen Lehrstuhl der altslawischen Sprache im Lyceum begründete. Obige Diöcesan-Bibliothek vermehrte der Kanonikus Jan Lawrowsky durch seine an wichtigen Handschriften und alten Ausgaben reiche Sammlung von 30,000 Bänden.

(Schluß folgt.)

Korallenbäume in hohen Breiten.

Der bekannte Capitän Berchey gab kürzlich (wie es scheint, auf Befehl der englischen Admiralität) eine Geschichte der Entdeckungsreise Capitän Buchans ins nördliche Eismeer heraus, welche Reise schon im Jahre 1818 unternommen wurde, ihr Interesse jetzt also größtentheils verloren hat. In diesem Werke ist unter anderm erzählt: „Wir warfen unter 10° N. B. ein Netz aus und brachten mehrere Arten lebender Zoophyten, einen Sternfisch, einen Hummer, ein Stück Schwamm und einen todten Korallenzweig herauf. Daß eine solche Koralle, deren Wachsthum auf die wärmern Klimate beschränkt ist, unter einer Breite von 80° aus einer großen Tiefe heraufgeholt wird, muß für die Naturforscher ein Gegenstand mannichfachen Nachdenkens seyn. Nur der Golfstrom in seiner stärksten Strömung könnte allenfalls einen solchen Stein so weit fortgeführt haben, es ist dieß aber bei der zarten Verästelung der vollkommen erhaltenen Zweige nicht wohl denkbar; man muß annehmen, daß der Korallenzweig da wuchs, wo er gefunden wurde, und daß somit entweder dieser Zoophyt eine weit größere Kälte ertragen kann und einen weit größern Wohnkreis hat, als man bis jetzt allgemein annahm, oder aber, daß die Temperatur der Polarregion eine sehr bedeutende Veränderung erfahren habe."

Chronik der Reisen.

Richard Schomburgks Reise von Georgetown nach Pirara und den Quellen Takutu.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder der mir schon früher aufgefallene Haß, den die Indianer durchgängig gegen die Neger hegen; denn nach einiger Zeit weigerte sich nicht nur meine Abtheilung weiter vorwärts zu dringen, sondern auch die übrigen hatten dasselbe gethan, und gemeint, die Tiger hätten den Schwarzen schon längst gefressen, weßhalb auch all unser Suchen und unsere Mühe fruchtlos sey, so daß ich meine ganze Energie, meine ganze Ueberredungskunst anwenden mußte, um sie vom Umkehren abzuhalten. Nachdem wir durch Sumpf und Gebüsch gekrochen, bergauf und bergab gestiegen, nichts versäumt hatten, was den Verlassenen auf unser Bestreben hätte aufmerksam machen können, kehrten wir lange nach Sonnenuntergang zum Dorfe zurück, wo Hr. Goodall auch eben, gleich erfolglos, angekommen war. Mein Bruder, der erst mitten in der Nacht eintraf, hatte den Unglücklichen, ungefähr 6 Meilen rückwärts, in einem kläglichen und traurigen Zustande, dem Hungertode und Verdursten nahe gefunden. Der arme Bursche war schon so schwach, daß sie ihn nach dem Dorfe zurücktragen mußten. — Eine Wildbahn der Tapirs, die bei ihrem Wechsel durch das Gebüsch solche Pfade bilden und die nur ein kundiges Auge von den Indianerpfaden zu unterscheiden weiß, hatte ihn vom rechten Pfade abgeleitet, bis er diesen endlich ganz und gar verloren. Den peinigenden Hunger hatte er den ersten Tag durch Pilze und eine Schildkröte gestillt, die er glücklicherweise gefunden.

Am folgenden Morgen wurde uns die Ehre zu Theil, einen Besuch von dem Häuptling einer entfernten Niederlassung zu erhalten, der von unserer Ankunft gehört hatte, und der nun in Begleitung seiner Untergebenen erschien, um die weißen Leute zu sehen. Sein Haar war aufwärts gestrichen und mit rother Farbe bemalt, zu welchem merkwürdigen Toupé die großen Federn des Parori einen auffallenden Contrast bildeten. Um den Körper hatte er ein Stück Kattun geschlungen, während unmittelbar hinter ihm ein anderer Indianer, minder aufgestutzt, folgte, der eine Art Sessel trug. Als sich der Zug unserer Hütte genähert, trat der hohe Sesselträger vor und setzte den Thron nieder, auf den sich nun der Häuptling gravitätisch und mit Würde niederließ. Es war das erstemal, daß sie Europäer sahen, weßhalb sie nicht allein unsere Wenigkeit, sondern auch unsere Sachen mit der größten Neugier und unter stetem spöttischem Lachen betrachteten. Am Nachmittag erhielten wir einen zweiten Besuch von einem Indianer der Halbrace, der auf einer nahen Niederlassung lebte. Er war ein schöner schlanker Mann, mit dem wolligen Haar der Neger, während Nase und Mund von denen der letztern abwich, und seine Farbe aus dem Braun in das Schwärzliche überging.

Angst, Hunger und Durst hatten unsern Koch so geschwächt, daß er am folgenden Morgen, als wir gegen die Quelle des Takutu aufbrachen, uns auch noch nicht folgen konnte, weßhalb wir ihn im Dorfe bis zu unserer Rückkehr zurückließen. Auch heute wechselte Wald mit kurzen Strecken Savanne fortwährend ab, die gewöhnlich von gewaltigen Quarzadern durchsetzt wurden.

Die Musaceen blieben die vorherrschende Familie der Wälder, die nur hie und da von einigen Melicocca-Bäumen, beladen mit saftigen

Früchten, an denen wir unsern brennenden Durst löschen konnten, durchstreut waren; auch die schöne Bertholletia excelsa fanden wir mehrmals. Eine Menge ihrer schmackhaften Nüsse lagen auf dem Boden umher, von denen aber der größte Theil von Affen und dem Buschschwein (Dicotyles labiatus) geöffnet war. Die Frucht ist fast von der Größe der Kokosnuß und hat 16 bis 18 Zoll im Umfang, die dann 15 bis 18 kleinere Nüsse enthält. Der Stamm erhebt sich gewöhnlich 70 bis 80', bevor die Aeste beginnen.

Von den befiederten Bewohnern hörten wir nur die Stimme des Powis und des einsamen Hutu (Rhamphastos Momot).

Am zweiten Tage unserer Reise trafen wir wieder auf eine verlassene Niederlassung, von der wir eine herrliche Aussicht über das sich nach allen Richtungen hin verlaufende Gebirge hatten, dessen wechselnde Formen das Malerische der Berglandschaft ungemein erhöhten, bis wir am Abend eine Niederlassung der Macusis erreichten. Kaum waren wir einige Stunden hier angekommen, als auch mein Fieber in seiner ganzen Stärke wieder ausbrach, was mich auch nöthigte im Dorfe zurückzubleiben.

Nach der Aussage der Indianer sollte sich die Quelle des Takutu ungefähr anderthalb Tagereisen vor dem Dorfe in einem dichten Walde befinden; mein Bruder brach daher allein dahin auf, und kehrte am vierten Tage wieder nach dem Dorfe zurück, nachdem er die Quelle nach einem mühseligen Wege, auf dem er sich jeden Schritt vorwärts mit der Axt hatte bahnen müssen, unter 1° 49' N. B. gefunden.

Schon am nächsten Morgen traten wir unsere Rückreise an, wo wir am folgenden Tuaruta erreichten, uns mit neuem Proviant versahen und nun den Rückweg am östlichen Ufer des Takutu fortsetzten, bis mich meine Fieberanfälle, die sich täglich mit gleicher Heftigkeit wiederholten, zwangen, den alten Weg, als den kürzern, wieder einzuschlagen und die übrigen in Tenette zu erwarten. Am Abend des zweiten Tages erreichte ich mit meinen Leuten, halb verdurstet und völlig erschöpft, unser altes Nachtquartier an dem Berge Annatintiku, wo wir noch so viel Wasser zu finden hofften, um wenigstens unsern brennenden Durst löschen zu können, der durch die Fieberhitze bei mir zur wahren Tortur gesteigert war; doch auch die letzten Tropfen waren zu unserem bittern Schmerz versiegt. Alle meine Begleiter machten sich auf, um den Labetrunk aufzusuchen, kehrten aber nach einigen Stunden vergeblicher Mühe zurück. Da erst kam ich auf den Gedanken, an der sumpfigen Stelle, wo früher das Wasser gestanden, einige Löcher graben zu lassen, in denen sich auch nach einer Stunde so viel schmutziges und morastiges Wasser gesammelt, daß wir wenigstens den brennendsten Durst stillen konnten.

Als wir am folgenden Morgen eben ein kleines Wäldchen durchschritten, hörte ich schon aus der Ferne ein wüstes Getöse, das immer näher kam, bis wir einer ungeheuren Heerde von wenigstens 200 Stück Kairunis (Dicotyles labiatus) begegneten, die, als sie uns bemerkte, einige Minuten still stand, wild mit ihren Zähnen knirschte und sich dann zur Flucht anschickte. Schon hatte ich angelegt, um unter sie zu feuern, als mir einer der Indianer die Flinte wegzog, was mich in nicht geringes Erstaunen versetzte; — bald aber sollte sich mir das Räthsel lösen. Als die Heerde an uns vorüber rann und sich uns eben die letzten Thiere genähert, feuerten alle meine Begleiter, und ich mit ihnen, bei welcher Kanonade wir vier Stück erlegten. Sie erzählten mir jetzt, daß es äußerst gefährlich sey, in die Mitte einer größern Heerde zu schießen. Gewöhnlich zerstreute sich dann die ganze Gesellschaft nach allen Richtungen, auf welcher Flucht sie jeden Gegenstand, der ihnen in den Weg käme, mit ihren gewaltigen Hauern niederrissen und vernichteten. — Der Vater eines meiner Begleiter war so auf eine fürchterliche Weise ums Leben gekommen. Im Laufe des Tages gelang es uns auch einen Dicotyles torquatus zu schießen; diese leben nie in Heerden, sondern immer einzeln in den Wäldern. Das Fleisch beider war zähe, ohne alles Fett, und ähnelte nicht im geringsten unserem wilden Schweinsfleisch.

Tenette erreichte ich einige Tage früher als mein Bruder, und fand unser zurückgelassenes Gepäck unberührt von den Bewohnern. Heftige Gewitterstürme und starke Regengüsse waren schon seit vorigem Morgen eingetreten, wobei zugleich ganze Schwärme geflügelter Ameisen beinahe die Luft verfinsterten. Die Indianer waren auf das eifrigste bemüht, die zwei größten Arten dieser Ameisen zu sammeln, zu welchem Zweck sie auch Abends große Feuer anzündeten, in welche die Insekten flogen. Geröstet hielten sie dieselben für die größte Delicatesse.

Das Eintreten der Gewitterstürme und das Erscheinen dieser Ameisen ist für die Indianer der sicherste Beweis, daß die Regenzeit begonnen. Da aber nach ihrer Aussage der Takutu noch nicht geschwollen, beschlossen wir, die Reise nach Pirara zu Fuße fortzusetzen, wandten uns dabei aber mehr nördlich, bis wir nach einem zweitägigen Marsch auf einen kleinen Berg stießen, der förmlich mit Granitblöcken übersäet war, zwischen denen Hunderte von Agave americana in üppiger Blüthe standen. Die Blüthenstängel vieler erhoben sich 40 bis 50', wobei sie an der Basis oft gegen 2' Umfang hatten. Die meisten ragten weit über die sie umgebenden Bäume und Sträucher gleich riesigen Candelabern hervor.

Glücklich erreichten wir den Ilamikipang, wo ich in meiner alten Wohnung übernachtete. Die Bewohner befanden sich in der größten Aufregung, da eben vor einigen Tagen die Brasilianer hieher eine Sklavenjagd unternommen und zwei benachbarte Niederlassungen dem Boden gleichgemacht hatten. Meinen alten Begleiter auf den Ilamikipang fand ich nicht mehr am Leben.

Nach einer Abwesenheit von zwei Monaten trafen wir wieder in Pirara ein, wo unsere glückliche Rückkehr allgemeine Freude und Jubel erregte, und wir von Officieren, Soldaten und Indianern, die sich auf die Nachricht, daß Hr. Youd zurückgekehrt sey, wieder auf das zahlreichste eingefunden, so daß ich das Dorf kaum noch kannte, auf das herzlichste willkommen geheißen wurden.

Wir hatten während dieser zwei Monate über 500 engl. Meilen zurückgelegt. Der höchste Stand des Thermometers betrug 135° F., der niedrigste 72°.

Unmittelbar beim Beginn der trockenen Jahreszeit werden wir von neuem unsere Reise antreten, um gegen das Roraima-Gebirge und die Quellen des Cuyuni vorzudringen, von welcher Expedition wir am Ende des Aprils wieder in Pirara einzutreffen gedenken.

Pirara, September 1842.

Richard Schomburgk.

Erdbeben. Man fängt an die zahlreichen Erdbeben der letzten Epoche zusammenzustellen: von December bis zur Mitte März waren Calabrien und die neapolitanischen Küsten von fast unaufhörlichen Erdbeben heimgesucht, und die vom 13 März gehörten mit zu den bedeutendsten. England, Holland, Westindien wurden schwächer oder stärker heimgesucht, so daß man fürchtet, die Reihe der Unfälle sey noch nicht zu Ende.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1843.

Monembasia.

(Nach Buchons Mittheilungen in der Revue de Paris, 12 März.)

Der Wind wurde endlich günstig und wir konnten unsere Fahrt nach Monembasia fortsetzen. Wir fuhren an den felsigen Küsten Tschakoniens hin bis zu den Ruinen des alten Zarex, heutzutage Hieraka; als wir das Cap dieses Namens umfahren hatten, erblickten wir in der Ferne die Felsen des Caps Malea, und waren somit nur noch in geringer Entfernung von dem Berge, auf dem das Fort von Monembasia sich erhebt, und den wir umfahren mußten, um auf die Südseite zu gelangen, die einzige, die nicht vollkommen schroff ist. Wir ließen die Ruinen des alten Epidaurus Limeri zur Rechten, umfuhren den Berg, und warfen in dem Hafen von Monembasia (verdorben: Malvasia) Anker. Da der edle Malvasier von diesem Orte den Namen hat, so hatte ich erwartet, um Monembasia her fruchtbare Felder und reiche Weingärten zu sehen, aber Monembasia ist nichts als ein nackter, unfruchtbarer Fels, und das umliegende Land dürr und von aller Vegetation entblößt. Der Berg, auf dem die Stadt stockwerkartig zwischen zwei Mauern, die nach oben sich immer mehr einander nähern, erbaut ist, bildet eine Insel, die nur durch eine 500 Fuß lange und am Anfang mittelst eines viereckigen, venetianischen Thurmes vertheidigte Steinbrücke mit dem festen Lande verbunden ist. Die Venetianer, welche sich beim Einbruch der Türken in den Peloponnes im Jahre 1464 dieser Stadt bemächtigten, betrachteten Monembasia als ein zweites Gibraltar, und sein Besitz war ihnen sehr nützlich, ohne besonders lästig zu seyn. Allerdings ist kein Hafen da, um auch nur eine Barke zu schützen, und man hat keinen Zufluchtsort, als die Bay von Vatica und die Insel Elaphonisi, aber es war doch ein Mittel, den Türken stets zu drohen, ohne Repressalien zu fürchten. Im J. 1538 mußten sie indeß Monembasia an dieselben abtreten, und die Türken behaupteten sich nun bis zum Jahre 1689 daselbst, wo Franc. Morosini sich zum Meister des Peloponneses machte und auch Monembasia zur Capitulation zwang; aber im Julius 1714 mußte man sie wieder den Türken abtreten. Seit dieser Zeit blieb es in den Händen der letztern bis zur griechischen Revolution, aber seine Wichtigkeit nahm fortdauernd ab. Nach dem russischen Einfall im Jahre 1770 flohen 150 griechische Familien, welche in Monembasia gewohnt hatten, vor den undisciplinirten albanesischen Truppen, und begaben sich nach Hydra, Spezzia und Smyrna, ohne nach Beendigung der Unruhen zurückzukehren. Beim Ausbruche der griechischen Revolution waren nur noch 300 türkische Familien in der Stadt und 50 in der Festung. Nach einem langen Widerstande mußte sie endlich (August 1822) capituliren, und von diesem Augenblick an theilte Monembasia das Schicksal des übrigen griechischen Staates.

Als ich daselbst ankam, war Monembasia eine fast verlassene Stadt, die auch nicht so bald sich wieder zu erheben versprach. Es wohnen nur noch 40 Familien alter Einwohner darin, und ungefähr eben so viel cretische Auswanderer, aber das Schloß oder die obere Stadt hat nur 60 Invaliden unter einem Phrurarchen (Commandanten) zur Besatzung. Der Augenblick, wo man die Stadt fast gänzlich verlassen wird, scheint mir nicht sehr entfernt, denn die benachbarten Felder sind unfruchtbar, die Einwohner müssen bis Vilia gehen, um das Land mit Vortheil anzubauen, und überdieß ist der Hafen sehr wenig sicher. Ich stieg hinauf in die Stadt mitten unter Trümmern, denn Monembasia ist nichts als ein Trümmerhaufen. Die größte Kirche der untern Stadt ist von fränkischer Bauart. Der äußere Porticus ist ein nach der alten griechischen Form gebrochenes Bogengewölbe, und auf den Thürsturz, der den Architrav hält, sind auf beiden Seiten die Wappen Villehardouins, das Ankerkreuz der Champagne, ausgehauen. Die Kirche besteht aus einem Schiff, auf drei Viertheilen ihrer Tiefe aus zwei Reihen Arcaden und einer Kuppel. Im innern Theile sind zwei alte Säulen, die eine glatt aus schwarzem Marmor, die andere weiß und cannelirt. Auf beiden Seiten des Schiffs längs der Arcaden bemerkt man die leeren Plätze der weggenommenen Grabsteine. Die byzantinischen Gemälde der Wölbung sind von den Türken übertüncht worden, und man konnte, als man sie neuerlich wusch, nur einige unvollständige Stücke wieder auffinden. Auf der Rückwand der Kirche sind drei ziemlich gute Gemälde, eine Jung-

frau, ein Christus und ein St. Johann der Täufer auf Goldgrund und in byzantinischem Styl, aber wahrscheinlich von einem venetianischen Maler ausgeführt. — In einiger Entfernung ist eine andere Kirche, die viel kleiner aber sehr zierlich ist. Auf der Vorderseite ist eine griechische Inschrift, welche besagt, daß die Kirche im Jahre 1703, also unter venetianischer Herrschaft, durch Andreas Licinios, Patricier von Monembasia erbaut worden sey. Derselbe Name mit dem Datum des 9 Julius steht über der Thüre eines ganz nahen Hauses, das wie alle Gebäude von Monembasia in Ruinen fällt.

Von der Stadt stieg ich hinauf nach der Citadelle, in deren Innerem sich ein großes, von Kaiser Andronikus erbautes Kloster befand. Die Dimarchie (Bürgermeisteramt) besaß früher in ihren Archiven einige Freibriefe dieses Kaisers, und darunter die goldene Bulle von 1292, deren Phrantzes erwähnt. Diese Urkunde ist mit andern nach Athen geschickt worden, wo ich sie copirte; sie ist für die bürgerliche wie für die kirchliche Geschichte jener Zeit sehr interessant. Das genannte Kloster ist gegenwärtig ohne Mönche. Eine kleine Seitencapelle ist in den Felsen gehauen. Die Klosterkirche ist gut gebaut, von den Türken aber stark beschädigt worden, so daß das ganze Gebäude wohl bald einstürzen wird. Der Phrurarch hat alles gethan, um sie wo möglich zu erhalten; jetzt, wo auf seinen Befehl viel Schutt weggeräumt ist, unterscheidet man vollkommen die Stelle, wo der Palast des kaiserlichen Gouverneurs endete, und wo die Kirche errichtet wurde. Als man unter den Arcaden des Klosters zwei oder drei Fuß Erde, die das Pflaster bedeckte, wegnahm, entdeckte man einen merkwürdigen Grabstein: in der Mitte ist in Basrelief ein römisches Schwert ausgehauen, das auf der abgerundeten Spitze ruht; unten sind zwei liegende Löwen in verkehrter Richtung, welche den Kopf nach dem Rande des Steins zu erheben; aus dem Körper jedes Löwen geht eine Cypresse heraus, und auf diesen beiden Cypressen sind zwei Pfauen, welche den Kopf nach dem Gefäße des Degens wenden. Ich muß scharfsinnigeren Leuten als ich die Erklärung dieses Basreliefs überlassen, das in die römische Epoche hinaufreicht. Die Türken hatten auch das Innere dieser Kirche übertüncht, und als man die Tünche wegwaschen ließ, entdeckte man Bruchstücke alter byzantinischen Zeichnungen. Die Köpfe sind schöner und ausdrucksvoller, als man sie sonst in griechischen Kirchen trifft, aber der Styl ist weit unter dem der oben erwähnten Gemälde.

Die Festung besteht aus zwei ganz verschiedenen Theilen: die untere, welche nach der Stadt zu und gegen Süden liegt, ist venetianisch, und der obere Theil, nach der Brücke und dem festen Lande von Morea zu, scheint mir in die Zeit Villehardouins hinaufzureichen. Die Umwallungsmauer ist in bald größerer, bald geringerer Höhe fast ganz erhalten.

Die Hitze des Tages war außerordentlich. Ich hatte von der Stadt und ihren Merkwürdigkeiten genug gesehen und hoffte an Bord meines Fahrzeugs mehr Bequemlichkeit und Frische zu finden. Ich schiffte mich wieder ein, aber ein Windstoß nöthigte mich, Schutz in Epidauros-Limeri zu suchen. Wenn man vom Hafen aus aufwärts geht, so stößt man mitten in den Felsen auf eine Art Teich, den Pausanias den Teich der Ino nennt. Mein Führer aus Monembasia sagte mir, nach der Meinung der Eingebornen sey der Teich grundlos. Die alte Stadt, die in Form eines Amphitheaters darüber liegt, ist unter dem Namen des alten Monembasia bekannt. Die Lage war gewiß besser gewählt, als die des neuen; es hatte den Seewind, und war nicht schutzlos der ganzen Gluth der südlichen Sonne ausgesetzt; auch ist der Hafen vollkommen geschützt, wie ich mich aus eigener Erfahrung überzeugen konnte. Die Einschließungsmauern der alten Stadt bestehen wie die von Tiryntb aus unregelmäßigen Steinblöcken, die aber doch in ziemlich regelmäßigen Lagen über einander geschichtet sind.

Die Rusinen in Galizien und Ungarn.

(Schluß.)

Von den ungarischen Rusinen lassen sich keine so genauen Nachweisungen und Zahlen geben, weil im Königreich Ungarn kein solcher Census der Bevölkerung aufgenommen wird, wie in den andern österreichischen Provinzen; deßhalb müssen wir uns auf die Angaben in den Consistorialschematismen der einzelnen Gespannschaften beschränken. Nach diesen haben folgende sieben nordöstliche Gespannschaften: Marmarosch, Beregh, Ujvar, Szathmar, Ugocs, Zemplin und Saros 594 Quadratmeilen, 1,031,271 Einwohner, darunter 411,500 Rusinen; die Zahl der Griechisch-Unirten ist aber bedeutend größer, nämlich 574,631. In sieben andern benachbarten Gespannschaften sind aber noch über eine halbe Million Griechisch-Unirte, darunter jedoch nur 60,000 Rusinen, die übrigen sind Walachen oder Magyaren. Orlay rechnet in seiner Abhandlung „über das südwestliche Rusinenland" 800,000 Rusinen in Ungarn, so viel beträgt aber kaum die Zahl der Griechisch-Unirten überhaupt. Czaplowitz schlägt in seinem Gemälde von Ungarn die Zahl der letztern auf 625,300 an, darunter nur 358,913 eigentliche Rusinen. Der Priester Luckaj rechnet eine halbe Million Rusinen.*) Die unirte Kirche hat drei Bisthümer: Munkatsch, dessen Bischof aber zu Ujvar residirt, Preszow und Großwardein, in dem letzten wohnen aber nur Walachen. Zur Bildung der jungen Geistlichkeit sind an den Bischofssitzen theologische Lehranstalten und Seminarien gegründet, doch schickt jede Eparchie auch einige Geistliche an das Centralseminar in Pesth, an das erzbischöfliche in Torna und an das Convict in Wien. Der Unterricht an den Seminarien zu Ujvar und Preszow, welcher hauptsächlich praktische Gegenstände, nämlich Pastoraltheologie und Katechetik zum Gegenstand hat, wird in rusinischer Sprache, in Großwardein in walachischer ertheilt.

*) Diese Angaben beweisen, wie wenig Genaues man über die Bevölkerungsverhältnisse in Ungarn weiß. Die neusten Nachforschungen des Statistikers Fenyes scheinen gleichfalls keineswegs vollständig, und es hat allen Anschein, als wolle man in Ungarn die genauen Angaben der Bevölkerungsverhältnisse nicht bekannt machen, damit nicht die geringe Zahl der eigentlichen Magyaren im Vergleich mit den übrigen Bewohnern Ungarns allzuschroff hervortrete. A. d. U.

In den nordöstlichen Gegenden Ungarns finden sich an Unterrichtsanstalten für die Jugend die Akademie in Kosiß, die bischöflichen Lyceen in Ujvar, Szathmar u. s. w. und zahlreiche Gymnasien. Alle Gegenstände auf diesen Unterrichtsanstalten werden aber in magyarischer oder noch in lateinischer Sprache vorgetragen. Die slawische Volkssprache ist nur in den Volksschulen auf den Pfarrdörfern gebräuchlich. Die Schulbücher werden in Ofen auf der Universitätsdruckerei gedruckt, aus der sich die Rusinen überhaupt mit allen theologischen und religiösen Schriften versehen, denn in den Gespannschaften von Marmarosch, Beregh, Ugocs, Ujvar, Szathmar, Zemplin und Saros ist weder eine Buchdruckerei noch auch nur eine Buchhandlung. Daraus kann man abnehmen, auf welcher Stufe der Bildung die hiesigen Einwohner stehen, da sie das Bedürfniß dieser unentbehrlichen Hülfsmittel der Literatur, der Kenntnisse und Bildung überhaupt noch nicht fühlen; alle Stände, auf ihre wenigen Schulkenntnisse beschränkt, sprechen ein kaum verständliches Latein, greifen mit Eifer nach den neuen Schriften der magyarischen Literatur, und lesen mit Heißhunger, wenn sie auf ein magyarisches Journal oder einen Roman stoßen — das ist alles, womit ihre geistige Thätigkeit genährt wird. Es sind allerdings Männer aufgestanden, welche an eine wahre Volksbildung zu denken sich erkühnten, aber ihre Stimme verhallte, wie die des Predigers in der Wüste, denn sie wird schnell wieder erdrückt durch den heftigen, rohen Geist der Magyaromanie, welche in unserm Jahrhundert wie ein unglückliches Verhängniß auf dem slawischen Volk in Ungarn lastet.

*

Wir hängen diesen Mittheilungen noch einige Bemerkungen aus Sreöniewski's Bericht an den russischen Minister des öffentlichen Unterrichts an, dessen wir im Eingang gedachten; sie sind vorzugsweise literarischen Inhalts. Das Auffallendste ist der Streit, ob man das Rusinische mit cyrillischen Lettern, oder nach dem Vorgang des Polnischen mit lateinischen schreiben soll. Ueber die Frage, welche Schreibart für die Sprache die passendere sey, wollen wir hier nicht entscheiden; in dem Lande, auf dessen Sprache Cyrill sein Alphabet namentlich baute, möchte die Beantwortung am ehesten für das cyrillische Alphabet ausfallen. Das ist aber nicht der eigentliche Grund des Streits, sondern in diesem wird die Frage verhandelt, ob das Rusinenland mit seiner neuerstehenden Literatur dem westlichen Europa näher treten oder mit dem östlichen verbunden werden soll. Hinsichtlich des Historischen des Streites fügen wir bei, daß ein gewisser Lozinski im Jahre 1835 durch Herausgabe einer kleinen im rusinischen Dialekt geschriebenen Schrift die Frage in Anregung brachte und vorschlug, die polnisch-lateinische Schreibart einzuführen; früher bestand nämlich gar keine weltliche rusinische Literatur, sondern nur eine geistliche, hauptsächlich liturgische, und diese bediente sich der cyrillischen Schrift, aus welcher bekanntlich auch die russische abgeleitet ist. Vorerst scheint sich praktisch der Streit für die lateinische Schrift zu entscheiden, denn zwei der wichtigsten Schriften, die Sammlungen der rusinischen Volkslieder von Waclaw von Olesko im J. 1833 zu Lemberg, und die von Zegota Pauli im J. 1839/40 eben daselbst erschienene sind in lateinischer Schrift, welche in weltlicher Literatur durchaus überwiegt. Die „Rusalka dnestrowaja"*) (wir wissen nicht ob in cyrillischer Schrift gedruckt) kämpft mit aller Kraft gegen die lateinische Schrift an, und sagt an einer Stelle, „das Alphabet des heiligen Cyrill soll und die himmlische und unüberwindliche Veste gegen gänzliches Verschlungenwerden (durch polnischen und westeuropäischen Einfluß) seyn." Das cyrillische Alphabet, wie es die Walachen haben, würde indeß jedenfalls nur der Uebergang zu dem neurussischen Alphabet seyn, und so hat sich denn der Kampf zwischen West- und Ostslawen im Rusinenland zum Theil auf den ziemlich futilen Streit über die Anwendung des cyrillischen oder lateinischen Alphabets geworfen, ein Streit, der indeß auch im Illyrischen nicht ohne Bedeutung ist, da sich bekanntlich hier die katholischen Illyrier des lateinischen, die griechischen Illyrier des schon fast ganz russischen cyrillischen Alphabets bedienen.

Daß unter den Rusinen das Gefühl ihrer eigenen Nationalität wach geworden ist, und sich in literarischen Bestrebungen äußert, leidet keinen Zweifel. Außer den oben erwähnten Werken arbeitet Lewicki an einer zweiten Ausgabe seiner deutsch geschriebenen Grammatik der ruthenischen oder kleinrussischen Sprache; ein gewisser Slomorowski bearbeitet ein Wörterbuch, einige junge Leute sammeln Idiotismen der rusinischen Sprache, und andere beschäftigen sich mit allgemeinen literarischen Gegenständen, um die Sprache auszubilden und den Sinn für Nationalliteratur zu verbreiten. Da in Galizien die Gebildeten neben dem rusinischen Volksdialekt alle auch polnisch verstehen, so ist ihnen das Verständniß für die zwei Hauptzweige der slawischen Sprache geöffnet, und Sreöniewski berichtet, daß unter den galizischen Literatoren sich viele befinden, welche alle slawischen Hauptdialekte verstehen, und mehrere derselben eben so gut schreiben als sprechen. Insofern ist das Rusinenland ein sehr wichtiges Bindungsglied zwischen der östlichen und westlichen Slawenwelt.

Chronik der Reisen.

Allens Fahrt auf dem Cameroonfluß.

Die Engländer fahren fort, das Nigerdelta möglichst genau zu untersuchen, und die Nigerexpedition, wenn gleich vorerst in ihrem Hauptzweck mißglückt, wird dennoch nicht ohne Früchte bleiben. Capitän Allen, bekannt durch seine Theilnahme an der frühern und letzten Nigerfahrt, ergriff in den Monaten Mai und Junius des vorigen Jahres eine sich ihm darbietende Gelegenheit den Cameroonfluß näher zu untersuchen. Durch anhaltende genaue Untersuchung mit dem Senkblei gelang es ihm, das Dampfboot, den Wilberforce, bis zu dem Punkte hinaufzubringen, wo gewöhnlich die Palmöl ladenden Schiffe landen. Hier fand er eine bedeutende Gemeinde unter zwei Häuptlingen, König Bell und König Aqua. Die Häuser waren gut gebaut, die Felder mit Mais, Pisang u. s. w. bebaut. Einige Versuche, den sogenannten Jibareh-Creek

*) Das heißt „die Nymphe am Dniesterstrome."

hinaufzufahren, mißlangen wegen geringer Tiefe des Wassers. Er beschloß deßhalb in einem großen Boote weiter zu gehen, das mit neun Schwarzen bemannt und außer ihm selbst mit vier Europäern besetzt war. Sie waren immer mit dem Senkblei bei der Hand und nicht ohne Grund, denn bald kamen sie in seichtes Wasser zwischen Schlammbänken und Mangrove-Bäumen, deren schmierige Wurzeln nebst den verfaulten vegetabilischen Stoffen einen höchst widerlichen Geruch verbreiteten. Als sie über diese Stelle hinaus waren, kamen sie in offenes, etwa 1200 Schritte breites Wasser, worauf abermals ein enger Canal folgte, wo die Mangrove-Bäume zugleich mit dem Meerwasser aufhörten. Der ungetheilte Strom war jetzt etwa 500 Yards breit, die Ufer nieder, aber fest und mit hohem Gras bedeckt, hinter welchem Farrnkräuter, Pisang und eine endlose Mannichfaltigkeit von verschiedenartigem Buschwerk folgte. Der Abend war schön, die Temperatur der Luft 84° F., die des Wassers 83°. Die Dörfer wurden zahlreicher, reinlicher und netter, und die angebauten Felder umher zeugten von Ueberfluß. Drei Meilen oberhalb der Spitze des Delta kam der Fluß Yabiang aus Westen; er sollte bis zu einem Orte Namens Abo schiffbar seyn und dieser bis Sonnenuntergang erreicht werden können. Drei Meilen weiter hinauf wurde der Fluß ausnehmend seicht, aber unser Negerpilot behauptete, in der Fluthzeit steige der Strom so, daß Kähne leicht über das 15 Fuß hohe Ufergras hinfahren könnten. Der Strom verengerte sich wieder auf 360 Yards mit einer Tiefe von 18 bis 20 Fuß und wurde dann durch die Wuri-Insel in zwei Arme getheilt. Das Land war im Allgemeinen eben, mit nur geringen Anhöhen, die aus einem zerreiblichen Sandstein bestanden, und wohin die Eingeborenen sich während der Fluth begeben. Wir fuhren in den westlichen Arm und kamen nach Bona Pia, dem Landungsplatz des Dorfes Andamaka. Von da fuhren wir gegen den Wunsch des Königs Bell, der uns begleitete, und des Häuptlings von Andamaka nach dem Dorfe Wana-Makemby, etwas oberhalb der Wuri-Insel, aber der Häuptling war abwesend und der Ort nicht sehr einladend, so daß sie nach Bona Pia zurückkehrten und sich von da nach Andamaka begaben, wo sie die Nacht zubrachten. Als das Fest ihrer Aufnahme vorüber war, begann ein langes Palawer über die weitere Hinauffahrt auf dem Strome, und dieß endete damit, daß man den Fetisch befragte; der Fetisch erklärte sich dagegen, Capitän Allen beschloß aber nichtsdestoweniger, bis zur äußersten Spitze der Wuri-Insel hinaufzufahren. Alle möglichen Mittel wurden am Morgen angewendet, um ihn daran zu hindern, man behauptete, er würde auf eine sehr boshafte Race stoßen, und wenn er sich durch den Rath seiner besten und wärmsten Freunde nicht abhalten ließe, so würden diese sich in der unangenehmen Nothwendigkeit befinden, selbst auf ihn zu schießen, um den Schimpf, daß er durch Waldmenschen getödtet wurde, nicht auf sich kommen zu lassen. Allen verstand diese Sprache wohl, ließ sich aber dennoch nicht abhalten, umfuhr die Wuri-Insel, ging dann den Yabiang bis Kokki hinauf und kam an einer niedern waldigen Insel vorbei, wo der Geruch von verfaulten Vegetabilien höchst widerlich wurde. Er brachte die Nacht zu Kokki zu und wollte am nächsten Morgen nach Abo hinauffahren, aber der Fluß wurde so eng und die Dünste so unerträglich, daß er sich beeilte zu dem Dampfboote zurückzukehren. Abo soll vier Stunden höher hinauf liegen an einigen Felsen, über welche der Yabiang 30 Fuß hoch herabfalle. Um 10 Uhr Morgens erreichten sie das Dampfboot. Sie hatten auf dieser Fahrt den Fluß 40 Meilen von der See aus befahren; er soll während der Fluth Wasser genug für Schiffe von jeder Trächtigkeit haben, 90 Meilen von der See aber soll die Fahrt durch Felsen gesperrt werden. Capitän Allen war verhindert, den Quaqua-Fluß zu erforschen, aber er nahm den Cameroons oder Qualla von Bells Stadt an in seine Karte auf. Leichte Fiebersymptome veranlaßten ihn seine Rückkehr nach der Bay von Ambas zu beschleunigen. Diese Bay liegt am Fuße eines 13,000 Fuß hohen Berges. Sie hat drei kleine, aber bewohnte Inseln, von denen eine, Namens Bobia, deren Bewohner übel berüchtigt sind, aber sich sehr höflich zeigten, eine uneinnehmbare Stellung bietet. Die Bewohner sind alle Fischer, die ihren Fang gegen Pisang und Yams im Innern absetzen. Capitän Allen sagt darüber: „nach der besondern Lage und localen Umständen zu schließen, glaube ich, daß die Bay von Ambas der gesündeste Ort an diesem Küstenstrich Afrika's ist. Obgleich meine Besuche in die Regenzeit fielen, so hatten wir doch selten mehr als Einen Regensturz oder Einen Tornado im Tag; der übrige Theil des Tages war schön, und einige Tage waren wir ganz ohne Regen; die reine Luft vom atlantischen Meere her und die über die Gebirge her wehenden Landwinde sind sehr erfrischend. Mangrove-Bäume und Sümpfe finden sich kaum, das Wasser ist vortrefflich, und Lebensmittel nicht nur in Fülle vorhanden, sondern auch wohlfeiler als zu Fernando Po."

Miscellen.

Die Gesellschaft der Alterthumsforscher Moriniens, welche ihren Sitz zu St. Omer hat, wird eine goldene Medaille von 500 Fr. an Werth dem Verfasser des besten Memoires über die Frage zuerkennen: „Welches ist der Unterschied der Gemeindeverfassungen Flanderns im Mittelalter und derselben Institutionen in Frankreich in der gleichen Epoche sowohl hinsichtlich ihres Ursprungs, als auch der Gesetze und Gewohnheiten, welche bis zum Zeitalter Ludwigs XIV herrschten?" Dieselbe Gesellschaft schlägt eine gleiche Medaille für 1844 für ein Memoire über einen wichtigen Gegenstand der Geschichte, der Geographie und der Archäologie Moriniens während des Mittelalters (500 bis 1500) vor. Sie wünscht namentlich, daß man sich mit der Geographie Moriniens unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern bis auf Karl den Kahlen beschäftige. (Echo du Monde Savant vom 23 März.)

•

Narren in England. In den letzten 20 Jahren soll sich die Zahl der Narren in England mehr als verdreifacht haben. Die Gesammtzahl der Geisteskranken in England allein beträgt 12,547, darunter eigentliche Narren 6806, Stumpfsinnige 5741. Das Verhältniß zur Bevölkerung ist wie 1:1000. In Wales sind Narren 133, Stumpfsinnige 763, Gesammtzahl 896. Verhältniß zur Bevölkerung 1:800. In Schottland beträgt die Zahl der Narren 3652, ungefähr 1 von 700. In Irland sind es etwa 8000, also auch wieder ein Verhältniß wie 1:8000. (ibid.)

•

Schrift über Alt-Polen. Wie sehr gegenwärtig unter den Slawen und namentlich auch unter den Polen das Studium des Alterthums betrieben wird, davon liefert unter anderm das Werk W. A. Maciejowski's einen Beweis, welches in 4 Bänden die Sitten und Gewohnheiten Alt-Polens beschreibt unter dem Titel: „Polen bis in die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Bezug auf Sitten und Gewohnheiten. (Casop. cesk. Mus. 4 Heft. 1842.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1843.

Die neuesten Nachrichten aus Indien.

1. Der Schlag in Sind und das Pendschab.

Es sind jetzt gerade dreizehn Jahre her, seit Burnes zum erstenmal von Bombay aus durch die Mündungen des Indus drang, den Strom aufwärts fuhr, und den Amirs die Geschenke und guten Wünsche der englischen Regierung überbrachte. Man nahm ihn, wie aus seiner Schilderung umständlich zu ersehen, mit unverhehltem Mißtrauen auf, und sah seine Ankunft nur als den Vorläufer englischer Truppen und einer Besitznahme des Landes an. Daß diese Ahnung die Amirs nicht täuschte, hat sich jetzt gezeigt: sie haben sich nach ihrer am 17 Febr. d. J. erlittenen Niederlage sämmtlich als Gefangene den Engländern übergeben. Die englischen Blätter lassen sich auf eine fast burleske Weise in tugendhaften Tiraden über das Unrechtmäßige des Verfahrens gegen die Amirs aus, lassen sich aber das Resultat als gute Prise gefallen. So sagen die Indian News vom 8 April: „Wir wiederholen es, wir hatten durchaus kein moralisches Recht, die Amirs zu zwingen, ja wir gestehen zu, daß wir, moralisch betrachtet, bei dem ganzen Verfahren uns des Raubes und Mordes schuldig gemacht haben, aber was ist denn die Laufbahn jeder erobernden Nation anders? Hätten wir dieß eine Verbrechen mehr unterlassen, so zerstörten wir die guten Wirkungen von tausend früheren Verbrechen. Das Reich, welches uns so viel Blut kostete, ist jetzt bis zu einem gewissen Grade consolidirt; der chronische Haß der Amirs ist mit Gewalt niedergeschlagen, und das Schicksal, daß jede schwächere Nation, die auf dem Pfade einer stärkeren liegt, sich unterwerfen muß, ist wieder einmal hell geworden, und wir haben jetzt nur daran zu arbeiten, daß wir die Welt für ihre Leiden entschädigen." Diese salbungsvolle Sprache könnte leicht durch ähnliche Sprüche aus andern Blättern noch bedeutend sich anschwellen lassen, allein es geht immer nur daraus hervor, daß gegen politische Nothwendigkeit die besten Entschlüsse, auch wenn sie wirklich bestanden, nichts ausrichten können.

Die Lage der Sachen ist einfach die: schon im Jahre 1806 haben die Engländer vom Gangesthal aufwärts das Land bis an den Setledsch in Besitz genommen, aber der untere Lauf dieses Flusses, und noch mehr der Lauf des Indus war ihnen durch die anwohnenden Völker und deren Fürsten gesperrt, und somit konnten die obern Provinzen, deren Haupthandelsweg den Setledsch und Indus hinabging, nie recht gedeihen, abgesehen davon, daß unruhige Köpfe aus den unmittelbar und mittelbar unter englischer Herrschaft stehenden Ländern leicht in den Indusgegenden Schutz und Unterkunft fanden. Darum ging gleich nach Besiegung der Pindarris und dem zweiten Mahrattenkriege das Bestreben der Engländer auf Eröffnung der Indusschifffahrt hin, die Amirs aber, gewarnt durch zahlreiche Beispiele, die ihnen ihr Schicksal voraus verkündigten, lehnten hartnäckig alle Eröffnungen ab. Als jedoch der Krieg nach Afghanistan beschlossen war, mußte der untere Induslauf trotz des Widerstandes der Amirs besetzt werden, und dieß geschah auch im Winter des Jahres 1838/39. Seit dieser Zeit konnte es natürlich bei dem fortwährenden Aufenthalt englischer Truppen im Lande an Reibungen nicht fehlen, als aber die Engländer aus Afghanistan hatten abziehen müssen, hofften die Amirs wohl, der lästigen Gäste gleichfalls los zu werden. Diese aber setzten sich jetzt nur um so fester, und behielten die Festungen Sakkar, Bakkar und Rori, welche den Uebergang über den Indus unterhalb der Vereinigung der Pendschabströme beherrschen, theils um möglichen Angriffen der Afghanen von dieser Seite sogleich begegnen zu können, theils um den Handel und die Schifffahrt auf dem Indus zu beschützen. Wenn schon dieser Schritt den Aerger der Amirs lebhaft erregen mußte, so war dieß noch viel mehr der Fall, als die Engländer einen schmalen Streif Landes längs dem Strome als Eigenthum von den Amirs begehrten. Die Absicht dabei scheint allerdings nur gewesen zu seyn, einen Leinpfad längs dem Flusse herzurichten und zu unterhalten; da aber das fruchtbare Land überhaupt nur längs dem Flusse liegt, und nirgends sehr breit ist, so mochten die Amirs wohl fürchten, daß dieß nur der Anfang sey um ihnen alles abzuverlangen. So ermannten sie sich endlich zur Ergreifung der Waffen, und, wie zu erwarten, erlagen sie vor der europäischen Kriegskunst nach einem mehrstündigen, erbitterten Kampfe.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß der für die Engländer unglückliche Ausgang des afghanischen Feldzugs den Amirs und ihren Belutschen-Vasallen gleichfalls den Muth gab, die Fahne des Islam gegen dessen Unterdrücker zu erheben; daß Akbar Chan nach dem Abzug der Engländer siegreich in Cabul wieder eingezogen, daß er seine Widersacher, mit denen sich die Kisilbasch in Cabul vereinigt, besiegt hatte, und nun verkündigte, er werde die Fahne des Propheten aufpflanzen um den ungläubigen Sikhs die Provinz Peschawer wieder abzunehmen, war am ganzen Induslauf schon im Anfang Januars bekannt, und blieb also wohl nicht ohne Einfluß auf die Entschlüsse der Amirs. Auch herrschte am Hofe des Maharadscha Schir Singh zu Lahor darüber sichtlich Besorgniß, wie aus wiederholten Befehlen an die Commandanten zu Peschawer und Dschellalabad hervorgeht, nach allen Richtungen Kundschafter auszuschicken, um sich von den Absichten und Planen der Afghanen Kenntniß zu verschaffen. Die Provinz Peschawer, welche zwischen dem Indusstrom und zwei Ausläufern des Gebirgs liegt, ist erst seit 20 Jahren in der Gewalt der Sikhs, aber fast gänzlich von afghanischen Stämmen bewohnt, die von Randschit Singh nur mit Mühe im Zaum gehalten wurden. Von Peschawer am rechten Indusufer abwärts waren noch vor 15 Jahren lauter kleine afghanische Fürsten, welche das zum Theil von Hindus bewohnte Land beherrschten, und ihre militärische Macht stets aus den nahen, afghanischen Bergen recrutirten. Diese Fürsten sind von Randschit Singh theils sehr gedemüthigt, theils ganz verjagt und durch Sikh-Gouverneure ersetzt worden, welche den Raubzügen der Afghanen in die Ebene möglichst Einhalt thaten. Der Abzug der Engländer aus Afghanistan, welcher natürlicher Weise als ein glänzender Sieg des Islam über die Ungläubigen ausposaunt wird, muß längs dem ganzen Stromlauf von Peschawer hinab bis Schikarpur die Raublust der Afghanen wieder aufregen, und den Kampf um die Besitzungen in der Niederung *) erneuern. Dieser Kampf ist von um so größerer Bedeutung, als im Pendschab selbst auf der linken Seite des Stroms noch gegen eine Million Mohammedaner wohnen, welche das Joch der ungläubigen Sikhs nur mit bitterm Unmuth tragen. Es fragt sich also ganz einfach: kann Schir Singh diese ausgedehnte Gränze mit derselben Kraft unter seiner Herrschaft erhalten, wie Randschit Singh selbst? Sein geheimer Vertrag mit den Engländern, wonach er sich ganz in den Schutz derselben begeben, spricht für die Ansicht, daß er sich selbst diese Kraft nicht zutraut, aber bis jetzt noch widerstreben seine Großen der Aufnahme englischer, d. h. von Engländern commandirter indischer Regimenter in den Dienst und Sold des Maharadscha.

Der arme Lord Ellenborough ist wegen seiner thörichten Sandelholzthorproclamation jetzt der Sündenbock geworden, dem man nicht undeutlich die Schuld des erneuerten Kampfes in Sind auflädet, und bereits wird darauf präludirt, „daß ein so selten von den Regeln gemeiner Klugheit geleiteter Mann, wie er, im Fall eines Angriffs der Afghanen auf Peschawer noch einmal brittische Truppen über den Indus schicken und in nicht sehr ferner Zeit England abermals in die Raufereien der Mächte Centralasiens verwickeln werde." Es ist jetzt nach dem unglücklichen Ausgang der Expedition nach Afghanistan Mode geworden, sich in salbungsvollen Tiraden über das Unrechtmäßige und Räuberische jenes Kriegszuges zu ergießen, und die Politik, welche denselben anrieth, ganz in den Hintergrund zu stellen. Man wollte durch jenen Zug einem vielleicht fernen Uebel begegnen und demselben zuvorkommen, jetzt aber ist dieß Uebel durch die unglücklichen Folgen des angewandten Heilmittels nur immer drohender geworden; manche Andeutungen gehen dahin, daß geheime Aufreizungen unter den Moslems Indiens mit erneuerter Stärke begonnen haben, und in dem durch die Verheerung seines Landes aufgereizten und erbitterten Afghanenvolke wird jetzt der heilige Krieg gegen die Ungläubigen mit erneutem Eifer gepredigt. Die große Frage ist, wie oben schon bemerkt, jetzt einfach die, ob der Sikhstaat nach Randschit Singhs Tode noch mächtig genug ist, die fanatischen Moslems abzuwehren. Ist er dieß nicht, so muß England einschreiten, und die ganze Indusgränze, nicht nur, wie schon geschehen, in Sind, sondern von Schikarpur bis hinauf nach Peschawer besetzen. Dann sind die Millionen Moslems in Indien ein schlimmer Feind im eigenen Lager. Man erinnere sich nur, wie lange die indischen Moslems den fanatischen Seied Ahmed Schah, welcher jahrelang an der Spitze der Jusufzeis den Religionskampf gegen die Sikhs in Peschawer fortsetzte, mit Geld und zum Theil selbst mit Mannschaft unterstützten. Randschit Singh mit seinen Sikhs hielt die Einbrüche der Afghanen in Indien auf, und sobald die Sikhs dieß nicht mehr zu thun vermögen, müssen die Engländer selbst die Rolle übernehmen.

7. Bundelkund.

Es ist eine schlimme Sache für die Engländer, daß der Rückzug aus Afghanistan und die Concentrirung ihrer Macht in Oberindien dem Kampfe in Bundelkund kein Ende machte. Bundelkund ist ein eigenthümliches Land: einst ein mächtiges Reich, in späteren Zeiten in eine Menge kleinerer Staaten getheilt, ist es doch nie, weder von den Moguls, noch den Mahratten ganz bezwungen worden. Die Race ist etwas vierschrötig und unschön, gilt für verrätherisch, ist aber tapfer und abgehärtet in Kämpfen, die selbst unter englischer Herrschaft nie ganz aufhörten.*) Das Land ist ziemlich gebirgig und zeigt ein sehr merkwürdiges Phänomen in seiner Structur, nämlich einzelne, schroff nach allen Seiten abfallende Erhebungen des Bodens, die in der Geschichte des Landes als Festungen eine große Rolle spielen. Der Gesellschaftszustand ist noch sehr mittelalterlicher Art, und auf einer Menge Anhöhen sieht man theils verfallene, theils noch wohl erhaltene und bewohnte Burgen. Ein intelligenter Beobachter, welcher das Land mehrfach durchreiste, **) bemerkt darüber: „In Folge der eigenthüm-

*) Wir haben im vorigen Jahre die Verhältnisse dieses Landes geschildert. S. Nr. 287, 288.

*) Die englischen Zeitungen von den Jahren 1833 bis 1838 berichten fast unaufhörlich von Kämpfen einzelner Radschahs unter einander.

**) Asiatic Journal, Nov. 1837, S. 228.

lichen Gestaltung des Bodens und der Unerschrockenheit seiner Einwohner konnte es nie ganz unterjocht werden. Wären die Häuptlinge einiger gewesen, und hätten sie ein besseres Kriegssystem gehabt, das Land hätte seine Unabhängigkeit behaupten können bis auf diesen Tag. In ganz Bundelkund ist kaum ein Flecken, der nicht der Schauplatz irgend eines verzweifelten Kampfes war, worin die Hindus, Gelb gekleidet,*) mit dem Entschluß fochten, lieber zu sterben, als ihren Gegnern zu weichen.“ Ein solches Land muß einer disciplinirten Kriegsmacht immer arge Schwierigkeiten entgegensetzen.

Bundelkund ist der Schauplatz von Unruhen, welche die Einmischung der englischen Macht erforderten, seit dem J. 1838. Gegen Ende dieses Jahres fand ein Erbstreit in dem Fürstenthum Djansi (nach Berghaus Karte, nach englischer Schreibart Jhansi) statt; die Engländer glaubten sich berufen, einzuschreiten, allein ihre früher geschehene Besitznahme zweier zu Bundelkund gehörigen Districte, Djaloun und Moti, hatte alles gegen die Engländer so sehr eingenommen, daß die beiden streitenden Parteien sich gegen die sich einmengenden Engländer verbanden. Dieß half indeß nichts, denn am 5 Januar 1839 wurde die Veste Djansi genommen und eine Commission niedergesetzt, um Ruhe in das zerrüttete Land zurückzuführen. Bald zeigten sich Räuberschaaren, die aber ohne Mühe auseinander gesprengt wurden, und die man für die Reste der zu Djansi und einer andern Veste, Kassery, zersprengten Truppen hielt. Dieß dauerte das Jahr 1839 und 1840 hindurch; aber nun standen mächtigere Häuptlinge auf, namentlich der von Tschizneh und Tschirgong. Der letzte war der bedeutendere, man schickte nach der Einnahme von Dschizneh Truppen gegen seine von wenigstens 4000 Mann vertheidigte Veste, die nach einem hitzigen Kampf in die Hände der angloindischen Truppen fiel und einer dreistündigen Plünderung preisgegeben wurde. Der Häuptling (Thakor) entkam und floh zu einem Verbündeten, dem Thakor von Kairwa. Man hatte indeß zu Tschirgong Entdeckungen gemacht, die auf diese scheinbar unbedeutenden Ruhestörungen ein unangenehmes Licht warfen, denn man fand den Beweis, daß die mächtigsten Fürsten des Landes, die von Urtscha, Ditteah und Lumtiah, den Thakor von Tschirgong mit Geld und Waffen unterstützt hatten.

Auf diese Entdeckung wurden vier Regimenter Infanterie mit einer entsprechenden Masse Artillerie zusammengezogen, und man sah die Sache für bedeutend genug an, den General Pollock selbst mit der Unterwerfung Bundelkunds zu beauftragen, als der Aufstand Afghanistans diesen fähigen Mann auf einen größern Schauplatz berief. Auch scheinen die Fürsten vorerst den Sturm durch Unterwürfigkeit abgewendet zu haben, um so mehr, als der alte Radscha von Urtscha um die Mitte des Jahres 1841 starb. Dagegen erschienen im Frühjahr 1842 in den südlichen, ziemlich unzugänglichen Districten des Landes Freibeuterhaufen, und die Engländer, welche alle irgend verfügbaren Truppen nach Afghanistan beordert hatten, konnten nur die Vesten besetzt halten, und wagten nicht eine stärkere Truppenzahl gegen die Insurgenten zu schicken, unter denen sich der oben erwähnte Thakor von Tschirgong befand. Inzwischen sammelten sich nicht weit von der Gegend, wo die Freibeuterhaufen herumstreiften, 15,000 Mann unter mehreren Thakors, welche zwar dem englischen Residenten erklärten, sie hätten keine schlimmen Absichten gegen England, und bezweckten bloß mehrere Verbesserungen in der Verwaltung des Landes, aber man traute ihnen nicht, hatte jedoch auch im Augenblick kein Mittel, eine solche Macht aus einanderzutreiben, denn es war im Anfang des Mai vorigen Jahrs, zu einer Zeit, wo man wegen Afghanistans in der größten Besorgniß war. Scindiahs Contingent, das man requirirte, war weder bedeutend noch verläßlich genug, um einen entscheidenden Streich zu wagen.

Diese Unthätigkeit ermuthigte die Insurgenten: sie griffen einige Städte an und plünderten sie, lieferten den Engländern mehrere hitzige Gefechte, die ohne Entscheidung blieben, und wahrscheinlich hätten die Unruhen sich gleich damals weiter ausgedehnt, wenn nicht der Thakor von Tschirgong in einem der Gefechte gefallen wäre. Dadurch verlor der Aufstand vorerst seine bestimmte Richtung, aber die Ansicht herrschte allenthalben, es fehle den Engländern an Truppen, um den Aufstand zu unterdrücken, und so breitete sich derselbe schnell bis über den Nerbudda südwärts aus, wohin die Verfolgung der einzelnen Schaaren äußerst schwierig war und doch keine sonderlichen Resultate liefern konnte, da die Bundelas mit den Goands im Gebiete der Präsidentschaft Madras in Verbindung getreten waren, so daß Madras-Truppen mit den bengalischen zur Dämpfung der Unruhen zusammenwirken mußten. Was man aus den neueren Zeiten des Kampfes weiß, ist, daß die Engländer 14,000 Mann ins Land gesendet haben, daß eine Postenkette nach mehreren Richtungen dasselbe durchziehen und mehrere Districte zum englischen Gebiet geschlagen werden sollen, um desto unumschränkter in denselben verfügen zu können. Indeß berichtet auch die neueste Post keine Abnahme, vielmehr eine Zunahme des Aufstandes, und der Umstand, daß dieß ganze Gebiet, von welchem aus die Flüsse nach Osten und Westen fließen, zu den schwierigsten in ganz Indien gehört, weissagt den Engländern mehrjährige ruhmlose und beschwerdenvolle Feldzüge, in denen an entsprechende Vortheile nicht zu denken ist.

*) Die Farbe des Todtenopfers.

Das Grab des heiligen Adalbert zu Gnesen.

In dem Dom zu Gnesen befindet sich das Grab des heil. Adalbert, wo die Gebeine dieses von allen frommen Polen so tief verehrten Märtyrers aufbewahrt werden. Seine Lebensgeschichte ist daselbst in großen Buchstaben von Silberblech zu lesen. Zu diesem Grabe unternahm schon der deutsche Kaiser Otto III, aus dem Hause der Sachsen, der bekanntlich von 983 bis 1002 regierte, eine Wallfahrt mit großem und glänzendem Gefolge, weil er in Gnesen ein Gelübde zu erfüllen hatte. Das Jahr dieser Wallfahrt habe ich nicht genau ermitteln können. Eben dahin kam im Jahre 1130 Boleslaw, nachdem erst 3 Jahre vorher die Ueberreste dieses Heiligen durch den Erzbischof Jakob von Znin aus dem verborgenen, bloß dem Erzbischof und wenigen Prälaten bekannten Orte,

wo man sie bis dahin sorgfältig aufbewahrt hatte, um nicht von den Böhmen oder andern Nationen hinweggeführt zu werden, wieder ans Licht gebracht waren. Der fromme König schenkte zur Anschaffung einer Urne für die Ueberreste des Heiligen 80 Pfund Gold und außerdem eine Menge Edelsteine, doch ist von dem allem nichts auf spätere Zeiten gekommen. Im Jahre 1494 wallfahrtete der König Johann Albert zum Grabe des heil. Adalbert, und 1621 schenkte der Thronerbe von Polen, Wladislaw IV, der Kathedrale zu Gnesen eine große aus Moskau weggeführte Glocke, welche jedoch leider späterhin umgegossen werden mußte, da sie bei einem Brande stark vom Feuer beschädigt worden war. Etwa um dieselbe Zeit schickte Sigismund III, der zugleich König von Schweden war, nach Besiegung der Moldauer 54 erbeutete feindliche Fahnen zur Ehre des heil. Adalbert nach Gnesen; auch beschenkte er 1626 die Kirche wiederum mit einer silbernen Urne von großem Gewichte, um darin die Ueberreste des Heiligen aufzubewahren, bei welcher Gelegenheit er einen Brief an das Domcapitel schrieb, worin er eingesteht, daß die Stadt Gnesen, als der älteste Sitz der Könige und der christlichen Religion in Polen, sein Herz vorzugsweise mit Ehrfurcht erfülle. Nachdem aber auch dieses Denkmal bei den feindlichen Invasionen geraubt worden, errichtete der Bischof Adalbert Pilchowicz im Jahre 1662 ein neues, und zwar dasjenige, worin die Gebeine des Heiligen noch jetzt aufbewahrt werden. Dieses Grabmal ist durch die Freigebigkeit mehrerer Könige und anderer frommen Personen aufs reichste beschenkt worden. So erblickt man auf demselben die lebensgroße, liegende Gestalt des Märtyrers in vollem Ornate von gediegenem Silber und darunter eine lateinische Inschrift folgenden Inhalts: Um der Verdienste des heil. Adalberts willen erhöre uns Christus! Noch mehrere daselbst angebrachte Inschriften beziehen sich sämmtlich auf die Geschichte und den Märtyrertod dieses großen Heiligen. Die übrigen vielen und zum Theil wirklich merkwürdigen Denkmäler älterer und neuerer Zeit in dieser prächtigen Kathedrale selbst, so wie in den vierzehn sie umgebenden Capellen näher zu beschreiben, würde zu weit führen; ohnehin gewinnt man von ihnen nur durch eigene Anschauung ein deutliches Bild.

Die Literatur der lebenden Sprachen Indiens.

Wir haben schon wiederholt einer Abhandlung, welche Dr. Stephenson in der asiatischen Gesellschaft Englands über die indische Literatur verlas, erwähnt. In der Sitzung des 25 März kam solche zu Ende, und hier ist nun namentlich von den Literaturen der Töchtersprachen des Sanskrit und einer andern Sprache, die vor Ankunft des Braminenstammes in Indien geherrscht haben muß, die Rede. Stephenson bekämpft namentlich die herrschende Ansicht, als seyen die Hindus in Literatur und Religion stets auf einerlei Stufe stehen geblieben. Man glaubt gewöhnlich, alles, was von indischer Literatur werthvolles vorhanden sey, finde sich in Sanskrit- oder persischen Schriften. Es besteht indeß eine sehr umfassende Literatur in den gesprochenen Sprachen Indiens,*) und diese Literatur übt ihren Einfluß auf alle Stände, vom Fürsten bis zum Bauer herab; selbst Braminen haben sich herabgelassen daran Theil zu nehmen; obgleich die meisten Schriftsteller dieser gesprochenen Sprachen Sudras sind. Von der Zeit des vollen Siegs des Bramanismus, im 8ten oder 9ten Jahrhundert, an ward jede andere Glaubensform verfolgt, und keine Schriften gestattet als die, welche der herrschenden Religion huldigten. Aber die Eroberung der Mohammedaner, welche mit gleicher Schwere auf allen lastete, führte einen höhern Grad von religiöser Freiheit herbei, und die verfolgten Dschains, minder eifrige Götzendiener als die Verehrer von Wischnu und Siwa, fanden einigermaßen Gnade in den Augen ihrer Sieger. Wir finden deßhalb bald nach dieser Zeit religiöse Reformatoren, die ihre Ansichten schriftlich niederlegten und Secten bildeten, die vom alten Hinduismus abwichen und bis auf diesen Tag noch bestehen. Im 15ten Jahrhundert stellte Kabir fast einen reinen Theismus auf, und machte die Götzendienerei der Braminen und die Gebräuche der Moslems gleichmäßig lächerlich; viele tausend Hindus sehen sich noch bis auf den heutigen Tag als seine Schüler an. Die Werke dieser Reformatoren existiren noch und werden von ihren Schülern vielfach gelesen. Die tamulische Dichterin Avyar hinterließ eine Sammlung moralischer Sprüche von derselben reformirenden Tendenz, obgleich sie zu keiner besondern Secte gehörte. Im Anfang des 14ten Jahrhunderts erhob sich im Mahrattalande eine Reihe Schriftsteller, deren Werke ein reineres Religionssystem als das bisher herrschende zum Gegenstand hatten. Alle diese Schriftsteller bedienten sich der Volkssprache der Provinzen, in denen sie wohnten, und wurden von dem ungelehrten Volke gelesen. Die Poesie wurde um dieselbe Zeit gepflegt, und auch Geschichte begann die Aufmerksamkeit der Hindus auf sich zu ziehen; es finden sich zahlreiche Ereignisse von Leuten beschrieben, die selbst dabei als handelnde Personen auftraten. Dr. Stephenson ist vollkommen überzeugt, daß die gelehrten Hindus der nächsten Zeit die Werke ihrer Vorfahren studiren, und sie mehr und mehr mit dem Wissen des Westens verschmelzen werden. (Athenäum vom 8 April.)

*) Persisch wird eigentlich nicht mehr in Indien gesprochen, sondern Hindustani, ein verdorbenes, stark mit Sanskritworten gemischtes Persisch ist an dessen Stelle getreten, und persische Schriften werden deßhalb nur noch von einem geringen Theil der höhern Classen studirt.

Miscellen.

Zinnminen in Tenasserim. Prof. Forbes Royle berichtete in der geologischen Gesellschaft zu London am 22 März über Zinnminen, welche schon der bekannte Dr. Helfer in den Tenasserimprovinzen aufgefunden hatte. Der zinnhaltende District scheint sehr ausgedehnt und so reich zu seyn, daß Capitän Tremenheere nach angestellten Versuchen erklärte, zwei Leute könnten, wenn sie nur das Kies auswüschen, in einem Tage 5 Pfund 2 Unzen 464 Gran Zinn gewinnen bei einem Aufwande von nur 12 Annas (54 kr.), die Kosten des äußerst einfachen Ausschmelzens mit eingerechnet. Das Zinnerz soll dem von Banca gleichkommen. (Athenäum vom 8 April.)

•

Der Heuschreckenvogel. In der Schrift: Leben eines reisenden Arztes, ist bei Gelegenheit, daß die Heuschreckenschwärme in Südrußland erwähnt werden, auch von dem Heuschreckenvogel die Rede, von dem schon Volney bemerkt, daß ein Vogel in der Größe einer Drossel die Heuschreckenschwärme begleite. Vielleicht sind diese Vögel zahlreicher in Syrien als in Südrußland, hier aber bemerkte der Verfasser nie mehr, als etwa zwanzig zu gleicher Zeit, und diese konnten unter den Millionen Heuschrecken unmöglich eine große Verheerung anrichten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, 8 April.

Als die französische Regierung im Jahre 1840 eine Gesandtschaft nach Persien schickte, gab sie ihr zwei Künstler mit, den Architekten Coste, durch sein Werk über die Baudenkmale von Cairo berühmt, und den Maler Flandin. Sie wurden mit Instructionen von der Akademie der schönen Künste versehen, und das Aufsuchen und genaue Zeichnen aller alten Denkmale und Inschriften vor allem zum Zweck gemacht. Die Gesandtschaft reiste nach einigen Monaten unverrichteter Dinge wieder ab, die Künstler blieben, obgleich fast ohne Hülfsmittel, besuchten Ispahan, Kirmanschah, Hamadan, Persepolis, Darabgird, Bagdad und Aleppo, und brachten ein reiches Portefeuille vortrefflicher Studien mit. Sie haben nicht nur die schon bekannten altpersischen Monumente von Nakschi Rustem und Persepolis aufs neue mit größerer Genauigkeit als je gezeichnet und gemessen, sondern eine Anzahl von bisher unbekannten entdeckt, und alle Inschriften in Keilschrift und in Pehlwi mit äußerster Genauigkeit abgezeichnet. Die Resultate wurden der Akademie zum Bericht vorgelegt, und es wurde beschlossen, die Reise auf Staatskosten herauszugeben. Sie soll in drei Abschnitte zerfallen: Inschriften, alte Monumente und pittoreske Bilder, von denen jede ein abgesondertes Werk bilden und mit einem Text begleitet werden soll. Die Sculpturen sind alle in dem gleichförmigen Maaßstab von ein Zwanzigstel der natürlichen Größe gezeichnet und werden so gestochen werden. Das ganze Werk soll 360 Kupfer enthalten, und der Anfang des Stechens ist schon gemacht. Die neuen Inschriften, welche es enthält, sind zahlreich, und die neuen Monumente verdankt man zum Theil den Ausgrabungen, welche die zwei Künstler veranstalteten, und wobei bei schon früher bekannten Monumenten, wie z. B. bei der großen Treppe in Persepolis, neue Reihen von Figuren zu Tage kommen, welche um so interessanter sind, als die Köpfe der Figuren nicht verstümmelt sind, was zu beweisen scheint, daß sie schon vor dem ersten Einfall der bilderstürmenden Araber von Schutt bedeckt waren. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Werk eines der interessantesten seiner Art werden wird, aber man muß befürchten, daß die Weise, wie die französische Regierung große Werke unterstützt, dazu führen werde, daß der Preis sogar für viele öffentliche Bibliotheken unerschwinglich wird. Sie nimmt nämlich eine gewisse Anzahl Exemplare, meistens Hundert, deren Preis so berechnet wird, daß er die Kosten des Ganzen etwa deckt, der übrige Verkauf ist die Belohnung der Verfasser. Es wäre an dieser Art von Unterstützung nichts auszusetzen, wenn die Minister die Zahl der für die Summe im Ganzen zu liefernden Exemplare so hoch als möglich und ihren Preis daher so niedrig als möglich stellten, wobei die Verfasser ebenfalls entschädigt und zugleich gezwungen würden, das Werk dem Publicum ebenfalls um einen mäßigen Preis zu verkaufen.

Die Basreliefs des Tempels von Magnesia, welche Texier auf Rechnung der französischen Regierung aus den Sümpfen, in denen sie lagen, hob und einschiffte, liegen jetzt in Havre und werden nächstens hier erwartet. Sie sind älter als die Basreliefs des Parthenon; ihre Masse ist sehr bedeutend und sie bilden eine fortlaufende Länge von etwa 150 Fuß. Sie sind mit den Marmoren aus Xanthus, welche Fellows nach London geschafft hat, die schönsten antiquarischen Entdeckungen der letzten zwanzig Jahre. Kleinasien verspricht noch viele Schätze dieser Art zu liefern; die überraschende Menge von Alterthümern, welche Hamilton, Fellows und Texier seit vier Jahren dort entdeckt haben, bildet offenbar nur einen Theil dessen, was eine sorgfältigere Durchforschung der von großen griechischen Städten nicht bedeckten Südküste von Kleinasien noch enthält. Man sagt, daß Fellows an der Spitze einer zahlreichen Expedition wieder dahin abgegangen sey, und es wundert mich, daß keiner der größeren deutschen Staaten dem Beispiel von England und Frankreich gefolgt ist, um seine Museen mit unschätzbaren Resten des Alterthums zu bereichern, und zwar auf eine Art, der man keinen Vorwurf von Barbarei machen kann, denn es handelt sich nicht davon, stehende Tempel zu verwüsten, wie man in Aegypten und sonst gethan hat, ein Verfahren, das jeder civilisirte Staat ehedem hatte, sondern umgestürzte Reste aus den Haufen von Ruinen, wo sie dem Muthwillen müßiger Hirten und der Zerstörung durch

die Kalköfen ausgesetzt sind, zu ziehen und zu retten. Es gibt noch eine Menge Stellen, welche voll Ruinen sind, die noch die neuesten Reisenden nicht besucht haben, und wo sich Sarkophage und Basreliefs in Menge finden würden, und zwar in der Nähe des Ufers, wo die Einschiffung ohne große Mühe und Kosten geschehen könnte.

So scheint z. B. keiner der neuen Reisenden den Golf von Satalia besucht zu haben, dessen Ufer überall mit griechischen Ruinen bedeckt sind. Der französische Consul Corancez macht in seinem anonymen Itinéraire d'une partie inconnue de l'Asie mineure (Paris 1816) eine kurze Beschreibung der dortigen Ruinen. Er sagt von den Ruinen, die er westlich von Alaia fand, und die er für die von Side hält: „Die Ruinen des Hafens geben jedoch keinen Begriff von der Pracht der Reste der Stadt selbst. Wenn man die Ringmauer übersteigt, so wird man auf jedem Schritt durch die Größe und Schönheit der Ruinen welche den Boden bedecken, aufgehalten; es ist schwer, sich von einer zu der andern einen Weg zu bahnen, einige Gebäude bieten nichts mehr dar als Haufen von gehauenen Blöcken, deren ungeheure Größe auffällt, andere stehen noch ganz. Der Theil der Stadt, welcher am reichsten ist an Säulen und an Porphyr, Jaspis und Granit, ist der, welcher sich gegen Süden an dem Ufer hin ausdehnt. Wenn man die Mauer, welche die Stadt auf der Seite des Hafens vertheidigte, überschritten hat, so stößt man zuerst auf 25 schöne Säulen von grauem Marmor, die Stelle des Gebäudes, dem sie angehörten, ist an Marmorplatten bemerkbar, welche jetzt halb mit Sand bedeckt sind. Von da an folgt man dem Ufer gegen Morgen durch eine Masse von Gebäuden, welche meistens noch stehen und die keine öffentlichen Monumente gewesen zu seyn scheinen; 200 Schritt weiter findet man die Reste eines prachtvollen Tempels mit Säulen von weißem, parischem Marmor von ungeheurer Größe, ich habe ihrer mehr als 30 gezählt. Die Erde ist von ihren Capitälen, die von vortrefflicher Arbeit sind, bedeckt, von Stücken vom Fries mit Sculpturen, von Marmorplatten mit Basreliefs, alles im schönsten parischen Marmor. Die Zeit hat seine Politur angegriffen, aber er behält den halbdurchsichtigen Glanz, der diesen schönen Stein auszeichnet. Die Ruinen der Stadt füllen einen Raum von 5—600 Toisen in der Breite und 16—1800 in der Länge. Die Stadt ist heutzutage eine vollkommene Einöde, denn die Leute der Umgegend meiden sie, weil sie glauben, daß sie von Geistern bewohnt sey. Nördlich von der Stadt liegt ein kleines Dorf, das Sataliadan heißt, und den Ruinen ihren jetzigen Namen gibt. Gegen Westen ist die Küste von andern antiken Resten bedeckt, die sich in geringen Entfernungen am Ufer folgen und einen Raum von 60 (italienischen) Meilen einnehmen; man bemerkt unter ihnen hauptsächlich zwei große Anhäufungen von Ruinen, welche den alten Städten von Magydis und Atalia anzugehören scheinen u. s. w."

Diese Localitäten sind in Caramanien, einer bis jetzt sehr wenig besuchten Provinz, während Lycien in diesem Augenblick das Augenmerk der englischen und französischen Alterthumsforscher ist. Es wäre zu wünschen, daß man zwei oder drei junge Gelehrte nach dieser Küste schickte; sobald sie Bildwerke gefunden hätten, welche ein Museum bereichern könnten, müßte einer von ihnen nach Konstantinopel gehen, um einen Ferman von der Pforte für ihre Wegnahme zu erhalten, was durch Vermittlung einer Gesandtschaft ohne große Schwierigkeit geschieht, obgleich zur Abkürzung des Geschäfts in den türkischen Bureaux ein goldener Schlüssel nöthig ist, wie Fellows erfahren hat; dann würde man ein Schiff miethen und mit Hülfe der Mannschaft und einiger Werkleute die Marmor einschiffen. Die türkische Bevölkerung der Küste, welche früher sehr verschrien war, hat man bei näherer Bekanntschaft sehr gutartig gefunden, und die einzige Gefahr bei der Expedition liegt in den Fiebern der sumpfigen Orte, welche der Corvette, die man Texier gegeben hatte, acht Mann kosteten; freilich lagen die Marmor von Magnesia in einem förmlichen Sumpfe. Die deutschen Sammlungen sind zu arm an antiken Bildwerken, als daß man eine Gelegenheit sie zu bereichern vorbeilassen sollte.

Neuere spanische Poesie.

(Nach einem Artikel des Journals, la Presse, vom 10 April.)

Heute noch, wie ehemals, ist die Poesie der reichste Theil der spanischen Literatur; sie treibt auf dem Boden Cids immer noch neue Blüthen, junge Dichter studiren noch immer jene alten Balladen, und suchen, im Hinblick auf die Werke des goldenen Zeitalters, der Dichtkunst ihre Originalität und ihre eigenthümliche Kraft wieder zu geben. Der berühmte Melendez Valdez hat vor einem halben Jahrhundert zuerst diese Bahn betreten, um die engen Regeln der poetischen Kunst, wie sie Luzan und die Akademie aufgestellt hat, abzuschütteln, und Quintana, Arriaza, Lista u. a. sind ihm auf dieser Bahn mit Glück gefolgt. Einer der ersten jetzt lebenden Dichter der Halbinsel ist ohne Widerspruch Don Angel Saavedra, Herzog von Rivas, einst verbannt unter Ferdinand VII, unter Isturiz Minister des Innern, aber mit diesem durch die Ereignisse von La Granja gefallen. In seiner Verbannung hat er sein wichtigstes Werk geschrieben: der maurische Bastard (el moro exposito), ein leider zu wenig gekanntes Buch. Der Held des Gedichts ist der kühne Mudarra, Bruder des Infanten von Lara, dessen Geschichte eine der schrecklichsten Sagen des spanischen Mittelalters ist. Das Gedicht ist in „Romances" abgetheilt, während ein anderes, freilich nur fragmentarisches Gedicht „der Graf von Villa Mediana" mehr in der Art der alten castilianischen Balladen ist, und darum bei vielen Spaniern mehr Beifall fand. Neben ihn stellen sich andere Dichter, so Salvador Bermudez de Castro, von welchem man sehr schöne lyrische Versuche kennt, welche den Stempel bitterer Trauer tragen, wie die moderne Poesie fast aller Länder. Der Zweifel hat auch in den starken Seelen Spaniens Platz gegriffen, und jedes Werk, in Spanien wie anderswo, trägt diesen Stempel des kreisenden Jahrhunderts. Unter diesen Versuchen erwähnen wir namentlich den „Maestre de Santiago," welches Gedicht eben so wie die Werke des Herzogs von Rivas die Tendenz

der spanischen Dichter zeigt, zu der alten und doch immer neuen Form der Romanze zurückzukehren. — Campoamor hat sich neulich durch eine Sammlung von Gedichten voller Zartheit und Empfindung ausgezeichnet, aber der Verfasser des Romans „Sancho Saldana“ und eines Gedichts über Pelayo, der berühmte Espronceda, ist leider im vorigen Jahre noch in jugendlichem Alter gestorben.

Vor Espronceda hatte Larra sich ausgezeichnet, aber leider aus Liebesverzweiflung sich das Leben genommen. Seine Gedichte athmen eine herbe, unerbittliche Ironie, aber wie bei Byron ahnt man unter seinem Lachen eine leidende Seele, die sich, von Zweifeln zerrissen, nach der Festigkeit des Glaubens sehnt. Außer zahlreichen Journalartikeln, unter denen sich die „Briefe eines alten Castilianers“ auszeichnen, hinterließ Larra auch ein Drama, Macias, dessen Held der (auch von Uhland verherrlichte) Macias el Enamorado ist, jener galizische Dichter, den der Mann der von ihm angebeteten Frau tödtete. Die Spöttereien Segovia's und Mesonero's sind ruhiger als die Larra's, und verrathen eine glücklichere Seelenstimmung; der erstere ist unter dem Pseudonym el estudiante bekannt, und Mesonero hat die Sitten Madrids unter dem Namen El curioso parlante gezeichnet.

Um das Theater aus seinem tiefen Verfall zu erheben, hat sich in Madrid ein Kranz von beachtenswerthen Schriftstellern erhoben, und das spanische Theater ist der fremden Nachahmung nicht mehr so verfallen, als man oft glaubt, obgleich noch viele, nur allzu viele werthlose französische Erzeugnisse übersetzt werden. Die wahren Repräsentanten der neuern dramatischen Kunst sind Hartzembusch und Zorrilla, Breton de los Herreros, Gil y Zarate, Garcia Gutierrez, Castro y Orosco. In ihren Theaterstücken findet man wieder Spuren des alten spanischen Geistes, sie sind zurückgekehrt zu den alten Vorbildern ihres Landes, und mehrere von ihnen mischen, wie diese, gerne Prosa und Verse durch einander. Breton ist bekannt durch seine unglaubliche Fruchtbarkeit, aber seine zahllosen Comödien sind nichts destoweniger in einer lebendigen, correcten, rein castilianischen Sprache geschrieben. Zarate's beste Stücke sind Rosamunde und Carl II. Castro y Orosco ist am meisten bekannt durch sein Drama „Luis de Leon oder Kloster und Welt.“ Zorrilla, der durch seine reichen, lyrischen Ergüsse an Calderon mahnt, hat den „Schuhflicker und König“ (el Zapatero y el Rey) und „die Nacht von Montiel“ (gleichsam der zweite Theil des vorhergehenden Drama's) geschrieben; mehrere andere Werke von ihm sind angekündigt. Hartzembusch glänzt namentlich durch das Studium seiner Charaktere, durch die allmähliche Entwicklung der Leidenschaften und durch die Reinheit seines Styls; die Liebenden von Teruel und Donna Mencia gelten für seine schönsten Dramen. Zorrilla ist kraftvoller, heißblütiger, erfindungsreicher, Hartzembusch gemessener und tiefer. Der Trovador von Garcia Gutierrez mahnte, als er vor einigen Jahren aufs Theater kam, laut an Calderon, seine späteren Stücke haben aber weniger Anklang gefunden. Bekanntlich ist in neuerer Zeit auch Martinez de la Rosa mit einem Drama: „der Spanier in Venedig,“ wieder auf dem Kampfplatz erschienen.

Um allen diesen Schriftstellern den verdienten Ruhm angedeihen zu lassen, bedarf es nichts, als mehr Ruhe und Sicherheit im Innern und mehr Anerkenntniß im Auslande, das seit langen Jahren sich gewöhnt hat, von spanischen Schriftstellern wenig Notiz zu nehmen.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Aus der Revue des deux Mondes.)

Es war im Herbst 1835, als ich mich auf den Weg machte, um das Königreich Meisur in seinem ganzen Umfange von Ost nach West zu bereisen. Achtzehn Tage, mit Inbegriff öftern Aufenthalts in den vorzüglichern Städten, reichten hin, um von der Küste von Coromandel zu der von Malabar zu gelangen.

In diesen Gegenden, wo nur hie und da ein schützendes Obdach zu treffen ist, erfordert die Bequemlichkeit sich mit Zelten zu versehen und sich von wenigstens sieben bis acht mit Ochsen bespannten Wagen, beladen mit dem Gepäck, den Küchenbedürfnissen, Tischgeschirr, Silberzeug, Flaschenkeller für Bier und Wein, Feldbetten, Tischen, Stühlen ꝛc. begleiten zu lassen, endlich, um nichts zu vergessen, was die Reise angenehm machen kann, besteige man wechselsweise arabische Pferde, mache aber mit ihnen täglich nur ungefähr 10 Lieues, sey es um sie nicht zu ermüden, oder dem Zuge Zeit zur Nachfolge zu lassen. So reisen die Engländer im Innern Indiens, zwar nur die weniger Begüterten, deren Stellung ihnen keinen großen Aufwand erlaubt, besonders junge Lieutenants und Hauptleute, gute, angenehme Gesellschafter, lustig auf der Reise, wie in ihrer Cantonirung. Hat man aber nur halbwegs Veranlassung sich wichtig zu machen, so ist eine ganze Armee als Gefolge nöthig, selbst der Elephant als Lastthier und das Kamel sind zuweilen darunter. Ist aber eure Reise-Equipage bescheidener als die des Reisegefährten eingerichtet, so rathe ich, ja nicht denselben Ort zum Anhalten mit jenem zu wählen, denn der Lärm und die Aufregung um ihn her lassen keine Hoffnung etwas von den Landbewohnern zu erhalten, alle, auch die geringsten Bedürfnisse sind zur Verfügung von jenem gestellt. Ich erinnere mich des Unsterns, mit einem solchen Potentaten, einem Obrist, wie ich glaube, der vor mir in einem Bungalow sich eingerichtet hatte, zusammengetroffen zu seyn. Er hatte sich so schrecklich festgesetzt, daß mir jeder Antheil am Nachtlager verweigert war, und ich mich gezwungen sah, während meines Aufenthalts in Sattarah mich unter freiem Himmel einzuquartieren, denn unbesucht wollte ich diese alte Hauptstadt der Mahratten nicht verlassen. Beabsichtigt man nicht eine Erforschungsreise zu machen, so gibt es noch eine andere Reiseart in Indien, deren man sich als der mehr fördernden allgemein bedient. Man benachrichtigt nämlich mehrere Tage zuvor die Postdirection, genau vom Augenblick der Abreise und der Kotal (Vorgesetzter der Träger) besorgt, daß man auf jeder Hauptstation die Mittel zur Fortsetzung seiner Reise unverzüglich antrifft. Allein außer der Kostspieligkeit einer solchen Reiseart darf man sich auch nirgends aufhalten.

Mir behagte keine dieser Reisemethoden. Schneller als die einen zu reisen und doch gemächlicher als die andern — mit dem Vorbehalt

alles zu beschauen — war mein Plan. Nach Landesgebrauch bildete ein bescheidener Palankin und einige leichte Koffer, genau so gefertigt, um vor mir hergetragen zu werden, meine Bagage. So, nur aufs Nöthige beschränkt, begleitet von fünfundzwanzig täglich zu meinem Dienst verwendeten Leuten, durchstreifte ich einen großen Theil des südlichen Indiens. Weit leichter sind die zahllosen Schwierigkeiten der Reise, als die natürliche Trägheit der Indier zu besiegen. Die brennende Sonnengluth des Tages, die Folgen der kühlen Nächte, vor welcher sich zu bewahren zuweilen schlechterdings unmöglich ist, die schrecklichen Fieber, die sich über weite Landstrecken verbreiten, und von deren Ansteckung oft schneller Tod die Folge ist, alle diese Beschwerden der Reise sind leichter zu bestehen, als der stete Kampf mit der indischen Trägheit. Ich bin ganz überzeugt, daß diese Trägheit der Eingeborenen in Bezug auf die Europäer berechnet ist. Dieß ist ihre Rache, und sie wird wunderbar unterstützt von einem verschlagenen, listigen, an Ausflüchten reichen Geiste. Jeder Tag gebiert neue Ausflüchte. Wie oft überraschte ich meine ungezogenen Hammals (Träger) in Berathschlagung über die Mittel meine Reise zu hindern. Mit dem Anschein der größten Ehrlichkeit nahten sie sich mir, um mir die Unmöglichkeit, weiter zu gehen, anzukündigen. Sie wetteiferten untereinander, triftige Gründe dafür anzugeben, und ich muß der dabei entwickelten Erfindungsgabe und der lebhaften Einbildungskraft Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von der Schmeichelei bis zur niedrigsten Unterwürfigkeit, und endlich zur lärmendsten Unverschämtheit schlugen sie nach und nach alle Töne an, gesticulirend und auf mich zusammen einschreiend versuchten sie sich in einen Muth zu versetzen, der ihnen gänzlich gebrach. Nichts anders bleibt übrig, als daß während des Aufstandes die Ermahnungen durch einige tüchtige mit aller Würde und allem Ernst eines Befehlshabers ertheilte Schläge auf die Wangen der Widerspänstigsten, besonders auf jene ihres Anführers, — denn immer übernimmt einer die Stelle eines solchen, — begleitet werden. Man glaube übrigens nicht, daß Mißhandlungen das richtige Mittel sey, sie zu leiten, es wäre unter allen das schlimmste, sie würden nicht säumen davon zu laufen, und vielleicht mitten in Wäldern, fern von jeder Wohnung, würde man sich verlassen sehen, hülflos und ohne Hoffnung sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.

Nur der Einfluß, den die moralische Ueberlegenheit erzeugt, ist mit Ausnahme jener leichten Züchtigungen, von denen ich eben sprach, das Mittel sie in Unterwürfigkeit zu halten, und er ist es auf den wir uns verlassen müssen, um sie im Gehorsam zu halten. Diese Züchtigung, bei uns mit unauslöschlicher Schande verbunden, gilt ihnen fast als Zeichen der Gunst ihrer Gebieter. Zum Beweis dieses Satzes möge folgende Anekdote dienen. Ein bei einem General als Kammerdiener angestellter Indier hatte sich etwas verfehlt und erhielt von einem Officier des Generals einen strengen, mit einigen Maulschellen begleiteten Verweis; nicht über die Züchtigung selbst, nur darüber beschwerte der Indier sich, daß sein Herr sich nicht selbst habe bemühen mögen, ihn zu strafen. Nur indem man an die von den unsern so sehr abweichenden Sitten sich bindet und bei einem so furchtsamen Volke jede unnütze Brutalität vermeidet, ohne übrigens der Energie zu ermangeln, gelangt man dahin sich Gehorsam zu verschaffen, und sich so bedient zu sehen, als man ungefähr wünscht.

Zur Unzahl der empfindlichen Widerwärtigkeiten, die auf den Reisenden lauern, gehören Indiens schreckliche Regengüsse, denen kaum auszuweichen ist. Unversehens wird man, fern von einem Obdach, von ihnen überrascht, und stundenlang stürzt der Regen mit unglaublicher Gewalt hernieder, begleitet von Donnerschlägen, wie ich sie nie hörte. Diese Regen hindern die Reise fortzusetzen, machen den Boden unwegsam und demoralisiren die kleine Escorte durchaus. Die Glieder der unglücklichen Indier werden starr und steif und bleiben völlig unbeweglich, als wäre der letzte Lebenshauch von ihnen gewichen. Einst von einem solchen heftigen Ungewitter überfallen, gelang es mir mich in eine abscheuliche Hütte zu flüchten. Während meine Escorte triefte, las ich Holz zusammen und machte ein Feuer mich zu trocknen, wild und zügellos stürzte sich eine ganze Schaar um den Herd, zwei Reihen bildend, wie Affen zusammengekauert und mit einer erstaunlichen Unempfindlichkeit ihre Arme über das Feuer haltend. Die hintere Reihe drängte sich an ihre Gefährten, ohne jedoch Platz zu finden. Ein Grad von Stumpfsinn, den zu beschreiben mir unmöglich ist, war auf ihren Gesichtern zu lesen. Vergebens suchte ich den am schlechtesten Postirten begreiflich zu machen, meinem Beispiel zu folgen und einige Holzäste zu suchen, damit sie anderswo Feuer zu ihrer größern Bequemlichkeit anmachen könnten; ohne mich zu verstehen, starrten sie mich an, blieben in ihrer Lage, ohne Kraft zu haben, eine bessere sich zu verschaffen.

Freilich muß der elende Anzug dieser armen Leute jene viehische Dummheit, in welche Kälte und Nässe in wenigen Augenblicken sie versetzen, vermehren. Zu ihrer Bedeckung dient ihnen nichts als ein weißbaumwollener, bis zur Ferse herabfallender Mantel, in den sie sich beim Schlafengehen hüllen und unter dieser leichten Decke sich auf den Boden lagern. Im Gehen hingegen heben sie die äußern Enden dieses langen Talars auf, wickeln ihn künstlich um ihre Beine und bilden daraus eine Art kurzen Beinkleides. Zwei meist blaue oder rothe Streifen groben Mussellns dienen ihnen der eine zum Gürtel, der andere als Turban und vollenden ihren Anzug. Leicht begreiflich ist es daher, daß der leiseste Regen ihnen bis auf die Knochen dringt. Eben so schädlich wirkt auch die Kälte der Nacht auf sie ein. Sie waren gewohnt sich um den Palankin, in den ich mich zurückzog, oft unter der einfachen Laubdecke eines Baumes, platt auf den Boden hinzulegen. Wollte ich nun vor Tagesanbruch aufbrechen, so sah ich mich gezwungen einen um den andern aufs heftigste zu rütteln, um sie zu erwecken. Regelmäßig ging eine starke halbe Stunde durch eine solche vorbereitende Operation verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Sklavenhandel in Cuba. Der Antislaveryreporter berichtet, daß der Sklavenhandel auf Cuba gegenwärtig mit derselben Lebhaftigkeit fortdauere, wie in den letzten fünf Jahren, nur mit dem Unterschiede, daß man den Vertrag zur Abschaffung des Handels nicht so offen verletze, wie bisher. Die Schiffe kommen, diesem Blatt zufolge, meist unter portugiesischer Flagge an, und Garcia Oña, der Gouverneur von Matanzas, wird beschuldigt, den Sklavenhandel so sehr wie je zu beschützen. (Col. Gaz. vom 5 April.)

•

Eine wissenschaftliche Gesellschaft zu Pau hat kürzlich die Preisaufgabe gestellt: welches waren die Rechtsverhältnisse der Personen in Béarn während des Mittelalters, d. h. vom 5ten bis 15ten Jahrhundert. Der Preis ist eine goldene Medaille von 100 Fr. (Echo du Monde Savant vom 23 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Die Osterzeit in St. Petersburg.

Amis, voici la riante semaine etc.

Béranger.

Was hatte ich nicht schon Alles über die russischen Ostern mit ihrer Butterwoche und Zubehör gelesen und was mir davon sagen lassen? Die Zeit bis dahin, wo ich mit eigenen Augen schauen, mit eigenen Sinnen erleben sollte, wurde mir entsetzlich lang. — Haltet ein, ihr die ihr bereit seyd, Steine deßhalb auf mich zu werfen und höret zuvor meine Gründe; ihr werdet, was ich sage, ganz naturgemäß finden! Ich kam im Sommer, also kurz nach Ostern, nach Petersburg, trieb mich zwar lange Zeit ganz ohne Bekanntschaften in der Riesenstadt umher, allein zu Anfange des Winters begann ich meinen Eintritt in vielerlei Kreise zu machen. Unter andern führte mich ein Freund auf meinen Wunsch auch in die Familie eines angesehenen Bürgers deutscher Abkunft ein, wo mehrere bildhübsche Töchter stets mit magnetischer Gewalt auf alle männlichen Besucher des Hauses einwirkten. Bald sah ich mich auf freundschaftlichen Fuß gestellt und genoß allerlei kleine Vorzüge, die junge Damen ohne alberne Prüderie, zur Erhöhung ihres reizvollen Umganges, unverheuratheten und jungen Männern selten, oder wenigstens nur unter dem Schirm der Familienbande zu gewähren pflegen. Ich meine jene angenehme Vertraulichkeit, die sogar und höchstens ein Küßchen in Ehren zuläßt. Die allerliebsten Töchter des erwähnten Hauses behandelten mich beinahe wie man im lieben Deutschland den Hrn. Vetter zu nehmen pflegt, der nicht mehr im allergefährlichsten Alter steht und vor allen Dingen — verheurathet seyn muß. Meine weisen Reden und Rathschläge hatten mir schon das Prädicat „Grosspapinka" (Großväterchen) erworben, allein bis zum Küßchen in Ehren war nicht zu kommen, vom Kusse zu geschweigen. Vergebens berief ich mich auf die Landessitte, welche den Damen das Küssen der Gäste auf die Wangen sogar zur Vorschrift macht; man wollte nur für deutsch genommen seyn. Umsonst war alle List und Verschlagenheit, denn jeder gelegte, noch so erfolgreich scheinende Fallstrick bei Gelegenheit proponirter Wetten und dergleichen scheiterte an der Mädchenschlauheit. Ich war in Verzweiflung und man wird mir jetzt glauben, wenn ich versichere, daß die Zeit bis zum Osterfeste für mich in Kanonen ging, wie wir Hallenser einst zu sagen pflegten, und noch dazu den Schneckenschritt hielt, zumal da ich hinzufügen kann: man habe alle meine Beschwerden über Grausamkeit, Mißgunst u. s. w. auf diesen allgemeinen Landeszahlungstermin verwiesen.

Hätten nicht physiognomische, auf Lavaters Principien gegründete, also untrügliche und ganz allerliebste Beweise vorgelegen, daß meine Schönen von väterlicher Seite ächt Frankfurt-Hanauischer und von mütterlicher Seite ächt Rigenser Abkunft waren, so würde ich leicht dem Verdachte haben Raum geben können, es liege da in directer Erbfolge unverfälschter, preußischer Beamtentick zum Grunde, der weltbekannt zu werden verdient; denn es ist nicht möglich, daß ein königl. preußischer wirklicher Beamter strenger auf den einmal gesetzten Termin zur Verhandlung halten kann, als dieß bei den jungen Damen der Fall war. Jede noch so dringende Vorstellung wegen Abkürzung der Frist wurde unfehlbar von der Hand gewiesen, wie man in Preußen versichert seyn kann, mit Beantragungen um Beschleunigung des Geschäftsganges ab und zur Ruhe verwiesen zu werden, indem unter anderem auch auf den berühmten, vielgepriesenen Instanzenzug verwiesen wird, der als vortreffliches Geduldprüfungsmittel anempfohlen werden muß.

Meiner ungeduldigen Erwartung trat zum Ueberflusse noch der Julianische Kalender in den Weg, welcher bekanntlich die ganze Welt für zwölf vollständige Tage später erschaffen erklärt, oder vielmehr behauptet, es walte diese gewaltige Differenz bei den Gregorianern ob! wahrscheinlich um darzuthun, wie entsetzlich sich diese in der Zeit verrechnet; mit welch sündhaftem Fürwitz sie derselben zuvorgeeilt! — Welchen Trost konnte es mir gewähren, der vorwärts strebenden Partei durch königlich preußische Unterthanenpflichten anzugehören, und des Rechtes „die Kokarde tragen zu dürfen," bis dato noch nicht verlustig erklärt worden zu seyn, was doch den besten Patrioten

widerfahren kann? Die fatalen zwölf Differenztage ließen sich die Russen nicht abdisputiren! Als Vorsichtscommissarius und um nicht etwa gar zwischen die zwölf fatalen Tage mitten hinein gestellt zu werden, in der Qualität eines Denkmals arger Mädchenlist, versäumte ich nicht mich zu vergewissern, daß meine Dämchen in diesem Punkte Russinnen zu seyn feierlichst beanspruchten. Wunderlicher Zwiespalt in den Petersburgerinnen; bald wollen sie deutsch, bald russisch handeln, und scheinen sich bei diesen willkürlichen Anmaßungen äußerst wohl zu befinden. Als ob ihnen nicht leider außerdem schon höchst beklagenswerthe Prärogative vor dem Männergeschlecht zuständen! Wir haben da einen unwiderlegbaren Beweis gegen die Behauptung, daß slawische und germanische Elemente sich nicht wohl zusammen einigten.

Meine friedliebende Natur lehnt sich dagegen auf, den Satz verfechten zu wollen, es vermöge eigentlich Niemand die russischen Festtage zu zählen, und dieß könne weit eher mit den Arbeitstagen gelingen! Daher begnüge ich mich mit der Erklärung, daß es mir wenigstens innerhalb mehrerer Jahre, die ich in Rußland zubrachte, nicht gelungen ist in dieser Hinsicht zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Oft wenn ich recht sicher seyn zu können glaubte, weil eben kein Kronsfeiertag im Kalender stand, hieß es dennoch und zwar, wie ich bemerken muß, zum Ueberfluß bei den Russen: „seghodni prasdnik!“ (Heut' ist Feiertag), denn ein jeder Nüchterne hätte ohnedieß ersehen müssen, daß man sich heute mit der Branntweinconsumtion beschäftige, damit die Kronspächter nicht etwa mit ihren Pachtsummen bei Sr. Erlaucht dem Grafen Cancrin in Reste gerathen möchten, die der Tantieme, welche der Hr. Finanzminister vom Kronspacht des Branntweins bezieht, eine Schlappe beibringen könnte.

Es ist aus erwähnten Gründen unmöglich anzugeben, in welchem Verhältniß die zur vollständigen Osterfestlichkeit gehörenden Prasdniki (Festtage) zu denen des ganzen übrigen Jahres stehen; nur so viel scheint ausgemacht, daß sie einen ansehnlichen Theil der ganzen großen Festtagssumme consumiren. Eine so dicht auf einander folgende, lange Reihe von Feiertagen, die von einer ganzen Nation gehalten werden, setzt entweder eine Zähigkeit in Ertragung der Langeweile voraus, welche an die Natur des Ai erinnert, dieses Sinnbildes unserer äußersten Rechten, unsrer haute volée; oder sie bedingen große Genialität, wie sie nur höchst selten unter Menschen angetroffen wird, um befriedigende Zerstreuung in so langes Nichtsthun zu bringen.

Hinsichtlich der vornehmen Welt Petersburgs, so ist mein Bericht leicht gefertigt, denn in ihr legt sich die Ai-Natur zu offen und deutlich an den Tag, als daß sie geläugnet oder verkannt werden könnte. Mit wahrhaft bewundernswerther Halsstarrigkeit wird der gräßlichsten Langeweile Trotz geboten und Niemand stirbt daran! Was wollen all die sich zu Anfange des Februars den beginnenden großen Fasten entgegenstemmenden Bälle, Fêten, Assembléen und sogenannten Carnevalsbelustigungen anders sagen, als, der jedesmalige Festgeber bestrebe sich die ihm von andern verursachte Langeweile mit Wucherzinsen zurückzugeben? Ist nicht ein jeder bemüht sein Local noch voller zu stopfen als der Vorgänger, indem er weit mehr Einladungen ergehen läßt, als er Gäste aufzunehmen im Stande? Bestrebt sich wohl jemand aus den Zusammenkünften etwas mehr zu machen als ein Drücken und Drängen, ein zur Schau Tragen und Ruiniren kostbarer Kleider? Es denkt Niemand daran! Und kehrte auch Nash, der einstige König von Bath, aus dem Grabe wieder, dem es gelang die nichtsthuenden, vornehmen Lazzaroni Englands für einigermaßen vernunftgemäßen Gebrauch oder Verbrauch der Zeit zu bilden; käme selbst ein Nash nach Petersburg, er würde binnen kurzem zum zweitenmale sterben an der Zähigkeit der Petersburger vornehmen Welt, die dem Wollsacke gleicht, dem selbst die stärksten Schläge keine Eindrücke beizubringen im Stande sind.

Wir wenden uns nun zum Volke, und finden, daß dieses zum wenigsten allerlei Variationen sogenannter Lustbarkeiten begehrt. Vierzehn Tage vor der Fastnacht bemerkt man auf dem Admiralitätsplatze allerhand sonderbare Veranstaltungen, und man frägt: Beabsichtigt der Kaiser etwa einen Riesenbau, welcher bestimmt ist den ganzen Raum zwischen der Admiralität und dem Admiralitätsviertel auszufüllen? Fast hat es den Anschein dazu, denn große Lasten von Baumstämmen und Brettern werden herbeigeführt, während da und dort große Feuer brennen, den hart und tief gefrorenen Erdboden aufzuthauen, damit Löcher gegraben werden können, in die man starke Balken einsetzt und befestigt, damit sie Träger mächtiger Gerüste werden, welche man endlich schnell die Form großer Bretterbuden annehmen sieht. Nebenbei führen Lamowois *) gewaltige Eisquadrate von der Newa herbei, um sie in zwei Parallellinien, mit wenig Zwischenraum neben einander abzuladen. Arbeiter machen sich sofort darüber her, die Eisstücke dicht neben einander auf den Boden zu legen, und bald bringt man Wasser herbei, um dasselbe auf das ganze, lange Eislager zu gießen, wodurch sich die Stücke dermaßen verbinden, daß eine spiegelglatte Bahn entsteht. Am andern Tage erheben sich zu beiden Seiten der Bahn thurmähnliche Brettergerüste, oben mit einer Art Kiosk versehen; es wird eine Holztreppe zur Seite angelegt und ein abschüssiges, mit der Eisbahn zusammentreffendes Holzgeleit errichtet, welches gleich nach der Vollendung — von oben herunter — fleißig mit Wasser begossen wird, das schnell gefrierend die Rutschbahn fertig macht.

Bis zum Sonnabend vor der Woche, die dem Fastnachtsdienstage vorangeht, ist alles auf dem Platze hergestellt, was für nöthig erachtet wird, den Freuden der Maslijenitza (Butterwoche) die Krone aufzusetzen. Man sieht da wilde Thiere eine

---

*) Lamowoi ist ein russischer Spitzname für Fuhrleute, die sich mit Sachentransport beschäftigen, zum Unterschiede der Iswoschtschiks, welche Personen transportiren. Eigentlich fehlt der russischen Sprache das Wort „Fuhrmann,“ daher dessen Adoption in der Pluralform Furleit. Ich kenne selbst amtliche gedruckte Berichte, wo das Wort Furleit im Singular für eine Person, also „ein Fuhrleut“ gebraucht ist. Dieß macht sich sonderbar genug.
L. M.

große Bude beziehen, dort Kisten und Kasten, gefüllt mit Garderobe und Decorationen eines ambulanten Theaters vor einem riesigen Brettergebäude abladen, während hier der Mechanismus einer errichteten Schaukel, eines Carroussels probirt wird und dort ein Schlitten die Erstlingsfahrt auf der Rutschbahn macht. Zuschauer finden sich erst am Sonntage ein, wo bereits aufgepflanzte Fahnen flattern, bemalte Schilder zu betrachten sind und andere Herrlichkeiten, die da kommen sollen, mit mehr Zuversicht geahnet werden können.

Was wäre die Welt dem Deutschen ohne Sonntag? zwar fangen wir auch schon an, unsern Sonntagsrock nicht bloß des Sonntags zu tragen; zwar haben allerlei von den Staatsökonomen für unentbehrlich gehaltene Maschinerien unsern alten Fleiß, unsere Einfachheit untergraben und uns dem goldenen Zeitalter näher gebracht, wo nicht bloß Neapel die Residenz des dolce far niente und der Lazzaroni seyn, sondern die Zauberruthe auch bis zu uns heranreichen wird; allein es gibt dermalen doch noch Personen, von denen sich voraussehen läßt, daß sie mit Theilnahme vernehmen werden, wie im Hause meines deutschen Gastfreundes dessen liebenswürdige Töchter mich die Ostern schnell herbeiwünschen machten, der Sonntag noch seine vollen Rechte genoß. Wer sich da am Tische einfand, der war ganz besonders willkommen, denn man hatte sich auf Gäste eingerichtet und ich war daher gern oft Gast. Als ich am Sonntage vor dem Anfange der Butterwoche kaum bei Hrn. X. eingetreten war, wurde ich auch schon mit einer freundlichen Ueberraschung erfreut, welche der deutschen Gemüthlichkeit abgelauscht war. Die älteste Tochter des Hauses, Sophie, präsentirte mir „Blinni" mit den Worten:

„Sie haben zu versuchen gewünscht, wie eine unserer beliebtesten Nationalfastenspeisen schmeckt; bitte schön, langen Sie jetzt zu; ich wünsche den besten Appetit!"

Auf einem großen warmen Teller lagen eine Anzahl dünner Kuchen, etwa von der Größe eines Desserttellerchens, die an den guten deutschen Eierkuchen erinnerten, daneben war frischer Kaviar aufgestellt und man rieth mir, mich dessen auf Butterweise zu bedienen.

Wenn ich sagen wollte, bei dieser oder späterer Gelegenheit den Blinni Wohlgeschmack abgewonnen zu haben, müßte ich es phantasiren; es ist für meinen Gaumen dabei zu sehr auf geschmolzene Butter speculirt und meinetwegen braucht der deutsche Küchenzettel nicht um diese Speise vermehrt zu werden. Der Kaviar schmeckte mir, mit bloßer Semmel genossen, bei weitem besser; allein über Gaumenangelegenheiten soll man andern die Meinung lassen und sie wie Glaubensartikel behandeln. Daher will ich nicht versuchen, den Russen eine Hauptvariation in ihren Osterfestlichkeiten zu verleiden, sondern nur als Richtschnur für Fremde, die mit Russen verkehren wollen, bemerken: daß wer Blinni in der Butterwoche verschmäht, weniger als ein „Nechrist" (Nichtchrist) seyn muß, denn verspeiset sie nicht männiglich mit größtem Wohlbehagen? Wer anders ist als Andere und die Menge, durfte von jeher sicher seyn, daß über ihn das bekannte: „ans Kreuz! ans Kreuz mit dem Sünder!" ausgerufen werde; nun und was mich betrifft, so bekenne ich mich zur Partei, die lieber Blinni ißt, als sich kreuzigen läßt! (Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Fortsetzung.)

Fehlt ihnen gewöhnlich Kraft, so zeigt sich dagegen bei ihnen neben einem geschmeidigen Charakter ein natürlicher Hang zur Fröhlichkeit. Heiterer Sonnenschein belebt ihre Phantasie, und man kann sie während der langen Mittagsruhe spielen und scherzen sehen, statt zu rasten; an jedem Ruheplatz findet sich gewöhnlich eine Lache, hier nehmen sie ihre Waschungen vor, die leichte Kleidung wird abgelegt und im Teich gewaschen, sodann nach allen Seiten hin ausgebreitet. Lärmend ist dann ihre Freude, und wie Kinder spielen und scherzen sie. Auch trägt sich's manchmal zu, daß eine Art Schöngeist unter ihnen ihre Aufmerksamkeit durch Erzählung von Mährchen — die sie außerordentlich lieben — fesselt und sie dadurch zum Schweigen bringt. Allein oft ändert auf dem Marsch sich die Scene, ein lebhafter, lärmender, mit entsetzlicher Geschwätzigkeit geführter Streit entsteht, und schon glaubt man, es gehe ans Halsbrechen, als plötzliche Ruhe eintritt, denn in Zwischenräumen läßt sich eine Stimme in Spöttereien vernehmen, und in lautes Lachen lösen sich die Ausbrüche des Zorns auf.

Solche Auftritte erneuern sich mit jedem Tage. Unter den Sonderbarkeiten der Sitten und Gebräuche dieser Völker zeichnen sich die Vorurtheile der Kasten aus. Die mich bedienenden 25 Indier gehörten drei bis vier verschiedenen Kasten an, und ungeachtet des natürlichen Bedürfnisses, durch wechselweise Hülfleistungen, allgemeine Entbehrungen sich zu lindern, würden sie doch nie zusammengespeist haben. Zur Essenszeit vertheilten sie sich gruppenweise und jede Kaste bildete ihre besondere Menage; ihre Feuer und Kochstellen, wie nach Corporalschaften vertheilt, erinnerten an ein kleines Lager. Ich hatte einen Danbaschi von hoher Kaste bei mir, der auf der ganzen Reise nur mit den Braminen essen durfte, so daß er zuweilen auf einem Seitenwege von zwei Stunden seine Kost in der nächsten Pagode suchen mußte. Ein anderer, ein Moslem, Neffe eines Sipahi-Capitäns, weigerte sich nicht mir zu kochen, durfte aber die von ihm selbst bereiteten Speisen nicht mehr berühren: sein eigener Bediente mußte unterwegs für seine Nahrung sorgen. Dieser Bursche erkrankte und starb; mein Moslem, seines Küchenjungens beraubt, unterwarf sich häufigen Fasten, so oft wir nämlich Orte berührten, in denen er, dem Ritus seiner Kaste gemäß, seine Mahlzeit nicht einnehmen durfte. Sollten religiöse Vorurtheile ihnen solch lästige Verpflichtungen auferlegen? Unfähig dergleichen theologische Spitzfindigkeiten zu ergründen, glaube ich, daß der Kastenstolz das meiste hiezu beiträgt. Auf mein Befragen deßhalb berichteten sie mich, daß wegen einer Vernachlässigung ihrer täglichen Obliegenheit sie durch ihre Brüder aus der Familie in die Kaste der Parias verstoßen würden, denen nichts Besseres zu Theil werde, als an unreinen Orten todte, ja sogar crepirte Thiere, um welche die Raben sich streiten, abzunagen, ja selbst die bloße Berührung eines Paria sey eine Verunreinigung, welche nur durch unmittelbar darauf vorgenommene häufige Waschungen vertilgt werden könnte.

Vor Ersteigung des Plateau's von Meisur zog ich eine Zeitlang am Fuße der Ghats hin. Um eine mineralogische Merkwürdigkeit in Augen-

schein zu nehmen, von der ich bereits viel erzählen hörte, hielt ich in einem kleinen Orte, Trivocaret genannt, an, in dessen Nähe man auf dem Grunde einer cirkelrunden Schlucht mehrere durchaus versteinerte, 6 bis 8 Schuh im Umfang haltende Bäume findet. Diese, so wie eine Menge Trümmer von verschiedenem Umfang, liefern einen schönen gelb geaderten Marmor und sind zur Hälfte vom Sand verschüttet. Häufige Ausgrabungen wurden von den Engländern auf diesen Stellen veranstaltet. In keinem Walde finden sich Bäume derselben Art, und diese Petrefacten reichen deßhalb in ein ungemein hohes Alter hinauf.

Meine erste Station, die Erwähnung verdient, war das Fort Vellore, zur geringen Anzahl jener gehörend, welche die Politik der Compagnie in Vertheidigungsstand zu setzen für gut fand, es ist der Schlüssel zu jenem weiten Gebiete, das sie jenseits der Ghats in Besitz nahm, und war stets militärisch besetzt. In diesem Vellore war es, wo anfänglich Tippu's junge Söhne eingesperrt waren; eine zu ihren Gunsten unter den Sipahi-Regimentern ausgebrochene Empörung wäre beinahe gelungen, wurde indessen noch durch die Geistesgegenwart eines Obristen unterdrückt, der die Prinzen mit Gewalt weg- und sie den Händen ihrer Befreier entführte. Einer davon soll sich nach der Hand in England aufgehalten haben, wo man aus ihm eine Art von Fashionable machte. Jetzt ist ihr ehemaliges Gefängniß von einer Wittwe Tippu's bewohnt, sie ist sehr alt und lebt so zurückgezogen, daß sie nie die Schwelle ihres Palastes überschreitet.

Das gegenwärtige Arsenal war einst eine verehrte Pagode, die durch ihre höchst vollendeten Sculpturen Aufmerksamkeit und den Gedanken erregte, sie dem König von England zu senden, allein an den Transportkosten scheiterte die Ausführung des Vorhabens. Die Thore des Forts sind ausnehmend fest und mit ungeheuren zugespitzten Nägeln bespickt, um eine Bresche durch die Elephanten zu verhindern.

Im Ganzen schien mir die Citadelle ein sehr guter Vertheidigungsplatz für das Land zu seyn. Aus ihren schwarzen mit Schießscharten versehenen Mauern drohen Feuerschlünde von schwerem Kaliber, sie hat aus schönem hartem Stein fest aufgemauerte Scarpen und Contrescarpen, die Mauern des Forts sind durch breite Wassergräben vom Glacis getrennt, und große Kaimans schwimmen darin umher. Diese Ungeheuer sind von den Indiern sehr gefürchtet, welche nie ermangeln auf ihre Gegenwart aufmerksam zu machen.

Hat man Vellore verlassen und wendet sich westwärts, so tritt man fast unmittelbar in die Gebirgsschluchten. Nachdem ich eine Zeitlang dem Laufe des Palaus, eines breiten, sehr häufig große Ueberschwemmungen verursachenden und oft in frühern Kriegen Carnatics als militärische Position geltenden Stromes gefolgt war, gelangte ich zum Dorf Lautpett am Fuß der Ghats, des Engpasses Pedunaig-Drug. Dieses Dorf, in einer freundlichen Gegend, hat eine schöne Moschee und ist, wenn man der Sage der Einwohner Glauben schenken darf, durch den Tod Hyder Ali's bemerkenswerth. Nach blutigen Kämpfen mit den Engländern gezwungen sich in die Gebirge zu werfen, unterlag er in kurzer Zeit einem alten Uebel, das Kummer und Entmuthigung noch erschwerten. Eine flechtenartige Krankheit, Aussatz oder Krätze, verursachte, wie man angibt, einer Ablagerung hinter dem Schulterblatt, und raffte ihn so schnell weg, daß sein Tod sogar seinem Generalstab Geheimniß blieb. Ein Courier wurde an Tippu abgesendet, der Zeit gewann, aus den fernen östlichen Provinzen heranzukommen, und in eigener Person den Truppen eine Nachricht zu geben, deren traurige Eindrücke nur seine Persönlichkeit zu mindern vermochte. Nach einigen Stunden öffnet sich der Engpaß Pedunaig-Drug. Oben angekommen, lag ein weites Plateau vor mir, auf dem mich ein heftiger, kalter, mir sehr schmerzhafter Wind empfing, so daß ich mich eines eisigen Frostes nicht erwehren konnte, wie ich ihn inmitten der schneeigen Alpen Europa's und der Pyrenäen nie so heftig empfand. Freilich war der Wechsel der Witterung gar zu auffallend, und ich noch erschöpft von der Hitze des vorigen Tages in diesem brennenden Klima, — denn ich kam von der Küste Coromandel, wo die an Sandflächen abprallenden Sonnenstrahlen eine so erstickende Hitze verursachen, daß sie, gegen den Kopf steigend, öfters todbringende Congestionen gegen das Hirn erzeugt, Zufälle, die häufig zur Zeit der Landwinde in den Monaten Mai, Junius und Julius vorkommen. In Pondichery hatte ich Gelegenheit, die sonderbaren Wirkungen dieser nördlichen Winde zu beobachten. Beim Wehen derselben scheint jeder berührte Gegenstand zu glühen, und verursacht einen brennenden Schmerz; selbst der Sessel von Bambusrohr, auf dem man Ruhe sucht, das an die Lippen gebrachte Glas erzeugen heftigen Schmerz. Aber in bizarrem Widerspruch bleibt das Wasser frisch. Erhebt sich im Gegentheil der Seewind, um in der Atmosphäre die gewöhnliche Temperatur wieder herzustellen, so nimmt das Wasser — das einzige erfrischende Mittel, das man sich vor wenigen Minuten noch verschaffen konnte, — eine unangenehme Lauheit an. (Fortsetzung folgt.)

Slawische Nachrichten.

Die in Warschau erscheinende Dennica (März 1843) enthält eine slawische Bearbeitung des bekannten deutschen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ auf die slawischen Verhältnisse angewendet. Verfasser ist der Illyrier Jan Kukuljevic Sakcinski.

•

Dasselbe Journal entlehnt aus einem Leipziger Blatt (wahrscheinlich einem Heft der slawischen Jahrbücher) den spöttischen Vorschlag an die Magyaren, einen Panfinnismus dem Panslawismus entgegenzusetzen, und im Rücken Rußlands einen Bund der Syrjänen, Ostjaken, Wogulen und andern Finnen zu Stande zu bringen.

•

Diese Dennica wird bald eine wahre Musterkarte (in gutem Sinn) aller slawischen Dialekte werden: ursprünglich sollte sie nur russisch und polnisch erscheinen, und aus den übrigen slawischen Literaturen bloß Notizen mitgetheilt werden. Allmählich aber dehnt sie ihr Gebiet aus. Das Märzheft enthält nicht bloß das oben schon erwähnte illyrische Lied, sondern auch ein bosniakisches. Letzteres ist indeß noch polnisch und russisch übersetzt. Dagegen findet sich auch eine (noch nicht vollendete) Abhandlung über das Schicksal der rusinischen Sprache*) in solcher geschrieben, ohne Uebersetzung und in russischer Schrift. Wir sind nicht im Stande anzugeben, in wie weit die Sprache dieses Aufsatzes dem eigentlichen rusinischen Dialekt entspricht; uns erscheint sie ziemlich stark russificirt, etwa wie gewöhnlich das Neugriechische hellenisirt wird. Nach Vollendung des Aufsatzes wird er wohl zu einer, wenn auch kurzen Mittheilung in unserem Journal Veranlassung geben, derselbe eine ziemlich vollständige Uebersicht auch der neuern rusinischen Literatur zu geben scheint.

•

Das erste Heft des „Journals des böhmischen Museums“ von diesem Jahre enthält von Winaricky Proben einer Uebersetzung Homers in böhmischen Hexametern und einer zweiten in einer Art Jamben.

*) Hinsichtlich dieses Gegenstandes müssen wir auf den Artikel „Rusinen“ (s. Nr. 107 bis 113) verweisen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1843.

Der Opiumhandel.

Die Tugendhaftigkeit mancher Engländer fängt an für die englische Regierung zur wahren Landplage zu werden, bei andern in Mißcredit zu kommen und dem Spott zu verfallen. Das hat sich neuerdings wieder bei dem Streit über das Opium gezeigt. Die Missionäre haben ein solches Geschrei über den Gebrauch des Opiums erhoben, und so viele Nachbeter in England und auf dem Continent gefunden; es war so bequem, den Engländern vorzuwerfen, daß sie den Chinesen das Opium aufdrängen, um sie zu vergiften, daß man darüber den wahren Stand der Sache völlig aus den Augen verlor. Opium ist und war seit undenklichen Zeiten in Asien ein gewöhnliches Aufregungsmittel, und scheint südlichen Klimaten gerade so zu entsprechen, wie der Branntwein den nördlichen. Es ist gar nichts dagegen zu sagen, wenn man gegen den Opiumgebrauch predigt, wie gegen die Branntweinpest, aber es ist lächerlich, wenn man sich wie Lord Ashley in einen Tugendeifer hineinschwatzt gegen das Opium, und über die nicht minder verderbliche Branntweinpest höchstens einen christlichen Seufzer ausstößt. Wenn die Chinesen Lust hätten sich in Branntwein statt in Opium zu berauschen, so würde man sich wohl kaum, da man ja in Europa von Spirituosen ganz gemächlich etliche Millionen Pfd. Sterl. an Abgaben einstreicht, dermaßen ereifern. Auch unter den Chinesen gibt es Leute genug, die einsehen, wie verderblich der Opiumgenuß ist, und es sind Bilderreihen erschienen, welche den Opiumraucher vom Anfang des Genusses an bis zum Ende, wo er verarmt und ausgemergelt dem Grabe entgegenwankt, darstellen, Bilder, die Hogarths Zeichnungen von dem Lebenslauf des Branntweinsäufers wenig nachgeben. Was man der ostindischen Compagnie, die das Monopol des Opiums in Indien hat, in der That vorwerfen kann, ist, daß sie in den letzten zwanzig Jahren durch Prämien und gezwungenen Anbau des Mohns die Opiumerzeugung und den Opiumhandel unglaublich steigerte, aber sie handelte darin nur nach dem so oft befolgten Grundsatz: Lucri bonus odor ex re qualibet, und sucht andern Mitbewerbern den Vorsprung abzugewinnen.

Die financielle Sachlage ist die: die Opiumausfuhr aus Indien nach China ist in den letzten Jahren auf 25—27,000 Kisten gestiegen. Davon kommen etwa 16,000 auf das Gebiet der Compagnie, der Rest namentlich auf Malwa; letzterer zahlt der Compagnie bei der Ausfuhr durch ihr Gebiet einen Zoll, der etwa 200 Rupien für die Kiste betragen mag. In dem unmittelbaren Compagniegebiet ist der Opiumhandel Monopol, und die Kiste kommt der Compagnie auf 350 Rupien zu stehen. Sie verkauft solche in öffentlichen Auctionen und lösete vor dem chinesischen Kriege 15—1600 Rupien für die Kiste, so daß eine solche, alle Nebenkosten mit eingerechnet, in China auf etwa 2000 Rupien oder 1000 Dollars zu stehen kommen mochte. Die zerstörten 20,000 Kisten waren also 20 Mill. Dollars werth. Während des Kriegs sank der Preis durch die Schwierigkeit die Waare abzusetzen auf die Hälfte. Gegenwärtig aber gilt die Kiste im Durchschnitt mehr als 1300 Rupien, ergibt also einen Gewinn von 950 bis 1000 Rupien, was bei einer Gesammtzahl von etwa 16,000 Kisten ein Einkommen von 16 Mill. Rupien ausmacht, *) ein Item in den ostindischen Finanzen, das man um einer unverdauten philanthropischen Idee willen nicht so leicht aufopfert.

Wir nennen es eine unverdaute philanthropische Idee, denn wenn heute die Compagnie aus reiner Gewissenhaftigkeit das Opiummonopol — das gelegentlich bemerkt in Indien besser wirkt als eine gänzliche Freigebung des Anbaues und Handels — aufgeben wollte, so würden die Holländer auf Java und die Spanier auf Luçon sich bald dieses Industriezweiges bemächtigen, und sich gewiß durch keine Gewissensscrupel abhalten lassen. Bereits haben die Spanier auf Luçon begonnen, und es sollte uns sehr wundern, wenn die Holländer bei dem großen Gewinn, den dieser Handel abwirft, nicht bald die-

*) Dazu kommt noch der Zoll von dem Malwa-Opium mit wenigstens 2 Mill. Rupien, was also 18 Mill. ausmacht, und gewöhnlich schlägt man das Einkommen vom Opium im Ganzen zu 20 Mill. Rupien oder 2 Mill. Pfd. St. an. Hiezu kommt ferner noch die Abgabe von dem Opium, das in Indien selbst verbraucht wird, indem die Compagnie die Opiumverkäufer mit dem nöthigen Quantum aus ihren Magazinen versorgt.

sem Beispiele folgen sollten, um so mehr als dieser Handel geeignet wäre, größere Massen Silbergeld nach Java zu werfen, woran dieses Land ohnehin einen großen Mangel leidet.

Man hat auch gegen die Schmuggelthätigkeit der englischen Kaufleute geeifert, und allerdings ist es von einer Körperschaft wie die ostindische Compagnie eben nicht sehr ehrenvoll, daß sie die Mittel liefert, einen so ungesetzlichen Handel in solcher Ausdehnung zu treiben; aber bis vor etwa vier Jahren noch war der Opiumhandel, wenn auch nicht gesetzlich, doch tolerirt von den chinesischen Behörden und größtentheils frei von den Uebeln, welche einen Schmuggelhandel in Europa begleiten. Diese Uebel sind erst in neuerer Zeit bei der schärferen Aufsicht der Chinesen eingetreten. Die chinesische Regierung ist notorisch außer Stand, ihre 4—500 geographische Meilen Küste gegen den Schmuggel zu schützen, und die mehrmals angeregte Idee, daß England die chinesische Regierung unterstützen solle, damit der Schmuggelhandel unterdrückt werde, läuft auf eine Absurdität hinaus; denn mit demselben Rechte könnte eine europäische Regierung von der englischen fordern, daß sie die Einschmuggelung englischer Waaren in ihr Land verhindern solle. Der einzige, auch im Parlament bezeichnete Ausweg ist die Legalisirung des Opiumhandels, und mit Erreichung dieses Zieles scheint auch die englische Regierung aufs eifrigste beschäftigt.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

In diesen Bliunigeständnissen findet der geneigte Leser meine captatio benevolentiae, und wird gütige Nachsicht mit mir haben, wenn mein Bericht über die „fette Woche" trocken und mager ausfällt. Ich bin fest überzeugt, nur ein Russe vermag das Wort „Masljenitza" recht zu fassen, zu fühlen, sich daran zu erlaben, denn er weiß, was es heißt: eine lange Zeit nur mit Oel zubereitete Speisen genossen zu haben; er vermag den Unterschied zu würdigen, der zwischen Maslo und Maslo ist, während der Ausländer, verleitet durch die russische Sprache, welche für zwei so verschiedene Dinge nur Ein Wort hat, auf den argen Holzweg geführt wird, zu vermeinen, dem Russen sey alles Fett gleich, wenn es nur eben Fett sey!

Mit der Zeit, und wenn die Literatur mehr Fortschritte in Rußland gemacht haben wird, steht sicher auch noch ein Russe auf, der uns die verschiedenartigen Gefühle näher beschreibt, welche im Innern seiner Landsleute bei dieser Synonyme rege werden. Erst alsdann dürften wir zu dem richtigen Begriff gelangen, welch ein Unterschied noch immer zwischen dem gewöhnlichen russischen Speiseöl und der Butter, selbst von letzter Qualität, liege. Wir werden dann einsehen lernen, welch leckeres Entzücken der Name Masljenitza zu erwecken vermag, denn da ist kein Mißverständniß möglich, es dreht sich, kann sich nur um Maslo als Butter drehen, denn das Maslo als Oel genommen, ist um diese Zeit völlig suspendirt.

Die Russen berauschen sich förmlich in Butter während ihrer Masljenitza, eingedenk der kommenden sieben Fastenwochen, wo es höchstens nur Oel setzt. Man begegnet in der Butterwoche nur fettglänzenden Gesichtern nebst dito Bärten, Händen u. s. w., allein fern sey es von mir behaupten zu wollen, daß es stets bei reiner, bloßer Butter verbleibe und daß nicht „Wodki" (Schnäpse), „Naliski" (Beerenliqueure), „Nastoiki" (Aufgüsse, Tincturen) u. s. w. einiges zur Hervorbringung der glänzenden Zustände, zur Erzeugung sehr häufig vorkommender Räuschchen und resp. Räusche beitragen; dieß hieße den Russen als Verächter von andern schönen Gottesgabe hinstellen, und ihn der Verleumdung Preis geben. Bewahre mich der Himmel vor solcher Bosheit!

„Masljenitza" und „Katscheli" (Schaukeln) sind Worte, deren Sinnverwandtschaft außer allem Zweifel liegen, so unähnlich Buchstaben und Laute auch seyn mögen; nur bedingt erstere die letzteren, ohne daß eine umgedrehte Gegenseitigkeit statt findet, denn man schaukelt sich in Rußland gern allezeit, ohne — wie schon erwähnt — eben stets Butterwochen zu haben. Hört ihr den Russen noch ganz in der Ferne singen, so werdet ihr seine Neigung zum Schaukeln auf Extremen deutlich gewahr in seinen kühnen Sprüngen aus Moll in Dur; kömmt er euch näher, so küßt er euch, ist euer Seelenfreund, dem kein Opfer für euch zu schwer fällt, oder — er fällt über euch her mit der Wuth eines wilden Thieres, feindet euch an, wie er immer weiß und kann und betrügt euch mit merkwürdigster Schamlosigkeit, daß euch die Augen übergehen! So schwenkt er sich auch gern in die Lüfte, oder — wälzt sich am Boden.

Betreten wir in der Butterwoche den Admiralitätsplatz von der Newaseite her, so scheint es fast, als ob die Katscheli den Grundton der Vergnügenssymphonie anzugeben bestimmt wären, durch die Mehrzahl der Stimmen; denn es schwingt und dreht sich alles an einem Horizonte, dessen Hintergrund starre Bretterdächer bilden. Erst in der Nähe gewahren wir das ganze Arrangement des Orchesters, dessen Vordergrund die doppelte sich gegenseitig ergänzende Rutschbahn bildet. Namentlich zu Ende der Woche, wo ein jeder es besonders nothwendig hat, noch einen tüchtigen Zug aus dem Freudenbecher zu thun, bemerkt man eine fortwährende Reihe von Personen, die den Eisschlitten auf dem Ende der herführenden Bahn entsteigen, um — ihre Conducteurs, mit dem Fahrzeuge auf dem eingepelzten Rücken, hinter sich — sofort die Treppe des entgegengesetzten Thurmes zu erklimmen, von da den Eisweg wieder zurückzumachen und dieß Spiel so lange zu wiederholen, als die Kopeken hinreichen. Beide Bahnen sind oft mit einer Doppelreihe von Zuschauern besetzt, welche schweigend dem unvergleichlichen Spaße beiwohnen. Sorgten nicht die verschiedenen Musikbanden in und vor den Buden für einen ohrenzerreißenden Höllenlärm, man würde nichts als das Getrampel vorbeipassirender Menschen und Pferde, nächst dem Gezisch der fahrenden Schlitten vernehmen; bis etwa da oder dort ein unschuldiges Malheurchen durch das Umschlagen eines Eisschlittens passirt, auf dem sich ein Individuum des

schönen Geschlechts befindet. Je vollständiger da die Kleidung in Confusion geräth, um so gediegener und nachhaltiger pflegt das unausbleiblich erfolgende Jubelgeschrei zu seyn. Solche Momente sind es, in denen allein, besonders laute, Ausdrücke der Freude bemerkbar werden, sonst könnte man leicht den Verdacht schöpfen, alles gehe nur in Folge eines Polizeibefehls vor sich.*)

Der Platz, worauf sich Rutschberge, Schaukeln, Buden und Zubehör befinden, ist durch Holzbarrieren abgesperrt; vor demselben hat man einen Raum für wandelnde Fußgänger gelassen, und wer hier stehen bleiben will, um etwa die vorbeikommenden Schlitten oder Wagen zu betrachten, muß den vornehmen Classen angehören, in welchem Falle die wachsame, zahlreiche Polizei und Gendarmerie ein Auge zudrückt; armen, dummen oder frechen Teufeln in nicht vornehmen Kleidern habe ich oft auf höchst handgreifliche Weise zu verstehen geben sehen, daß ihnen nur innerhalb der Barrieren das Stillstehen gestattet ist. Aber es lohnt sich auch der Mühe, diese polizeiliche Anordnung zu übertreten! Ich gestehe dieß auf die Gefahr hin, mir dadurch das Mißvergnügen Sr. Excellenz des Hrn. Oberpolizeiministers von St. Petersburg zuzuziehen; ja ich füge sogar hinzu, daß ich solches Unterfangen höchlichst zu entschuldigen finde. Man denke sich meist drei, vier auch fünf Reihen der verschiedenartigsten Equipagen neben einander fahrend, besetzt oft mit so reizenden Erscheinungen, natürlich *generis feminini*, daß einem der Theil des Verstandes, welcher in Rußland nur wenig von der Censur überwacht wird, stockstill stehen bleibt. Je mehr man nun so glücklich ist, noch thöricht genug seyn zu können, um sich einzubilden, man werde durch sein geliebtes „Ich“ Eroberungen machen, um so größer wird die Versuchung, um so verzeihlicher eine Polizeicontravention durch Fixirung unserer Gestalt und Hemmung der Gehwerkzeuge. Zu meiner Schande gestehe ich, öfter durch ein wundervolles Gespann verleitet worden zu seyn, ein Stillstands-Faux-pas zu machen, als durch schöne Damengesichter und Zubehör; aber es gibt auch wahrlich einzelne Pferde zum Küssen, und das Beste bei der Sache ist, daß die Vierfüßler nicht — gleich den Damen — sammt und sonders Ansprüche darauf machen, küssenswürdig gefunden zu werden. Der Hochmuth, die Geringschätzung anderer, welche man unter sich gestellt glaubt; die Hinneigung zu einem ungezügelten, gränzenlosen Luxus, die Leichtigkeit, mit der man die innigsten Herzensbande löset und verändert; dieß und noch manches andere finde ich nicht geeignet, die Petersburger Damen küssenswerth zu machen, und glichen sie dem Aeußern nach leibhaftigen Engeln. Ich muß gewärtigen und mir gefallen lassen, daß gar Manche dieser Meinung halber mitleidig die Achseln über mich zucken werden!

Auch der freundliche Leser lacht mich aus wegen dieser Philippika? Gut! ich merke den Stich und schweige, indem wir die Gulanie (Spaziergang oder Fahrt) verlassen, um uns in das Gedränge hinter der Umzäumung zurückzuziehen, keineswegs aber, um auf einer der vielen Drehmaschinen Platz zu nehmen, sie sind ohnehin besetzt genug. Wie stattlich sitzt nicht der Graubart dort auf seinem Carrousselpferdchen; sein nächster Nachfolger ist ein Bübchen von etwa sechs Jahren! Ach, der Mensch endet wo er es angefangen und glücklich, wenn er den Sinn sich so frisch erhält für einfache Freuden, wie jener Alte. — Der gemeine Russe weiß auch recht wohl, daß wir zu vornehm, d. h. zu abgelebt und überfüttert sind für seine einfachen Freuden; denn während er alle Welt, jung und alt beiderlei Geschlechts, hier einladet: „gefälligst auf dem Carroussel Platz zu nehmen, da nur noch ein einziges Persönchen fehle, um es losgehen zu machen;“ während er dort auf gleiche Weise bittet, in den eben leer gewordenen, an den Windmühlenflügeln sich drehenden und schwenkenden Lehnstühlen Platz zu nehmen, sieht man es uns schon an den Nasen an, daß wir bloß zuschauen wollen, um unsere bissigen Anmerkungen zu machen; daher übergeht man uns hier sowohl als bei den Theetischen, vor den Nußkörben und an Etablissements für Verkauf von Honigkuchen oder sonstigen Zuckernäschereien. Die vielen einladenden Redensarten der Verkäufer gelten nur dem Russen, der so etwas zu schätzen weiß; wir werden angesehen wie Kirchengänger, die beständig vor dem wandernden Klingelbeutel mit dem Kopfe nicken und niemals beitragen zur allgemeinen Sammlung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Personen aus den höheren Classen sah ich niemals auf diesen öffentlichen Rutschbergen fahren. T. W.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Fortsetzung.)

Traurig und einer Wüste ähnlich kam mir dieß weite von allen Winden bestrichene Plateau vor: inmitten dieser unermeßlichen nur mit Dschungeln bewachsenen Ebenen suchte mein Auge vergebens eine Abwechslung, die einzige Unterbrechung dieses langweiligen Einerlei waren hie und da einige Antilopen, die bei meiner Annäherung entflohen. Doch traf ich in weitern Fernen schöne Oasen, kleine Teiche, an deren Ufern sich die Cultur geflüchtet zu haben scheint. Die Dörfer, von einem sonderbaren Ansehen, umgeben mit Befestigungen, welche an frühere kriegerische Epochen erinnern und von dem unruhigen Geiste der Bewohner zeugen, sind stets an Seen erbaut, welche statt der Flüsse in jenem Landstrich dienen. In Nursapurs Nähe mußte ich durchaus einen der schönsten Bäume Indiens bewundern. Sein Ruhm bestimmte mich, eine Meile weit von meiner Reisebahn abzuweichen, um eine Wanderung zu diesem alten Naturkönig anzutreten, dem Gegenstand eines geheiligten Cultus, dessen Geschichte sich im Dunkel der Zeiten verliert. Auf meine Frage nach seinem Alter wagte es Niemand dieß genau anzugeben. Nach orientalischer Sitte sprach man mir von Tausenden von Jahren. Sie lieben bei Fragen nach Jahren die Zahl 40 ganz besonders und setzen solche gewöhnlich den Tausenden voran. Wie dem sey, dieser Baum hat einen ungeheuren Umfang am Stamm. Er gehört jener Art Feigenbäume an, der den Naturforschern unter dem Namen indischer Feigenbaum bekannt ist,*) und wegen den unter ihm sich stets verviel-

*) Es ist aber nicht Ficus indica, sondern Ficus bengalensis, foliis ovatis, integerrimis, obtusis, caule inferne radiante. Lin.

fältigenden Säulen außer seinem Hauptstamm von ungeheurem Umfang; in vielfach verbreiteten Wurzeln breiten sich seine Aeste nach allen Richtungen wie ungeheure Arme horizontal aus, senken sich an den Spitzen bis zur Erde hernieder, und aufs neue Wurzeln fassend, werden sie zu neuen Säulen, bestimmt, sein weites Dach zu stützen. In der That ist dieser Baum der Vater von zwanzig andern, die mit ihrem Schatten eine große Anzahl von Gemächern und Sälen bedecken, in denen ohne Uebertreibung mehr als ein Bataillon bequem bivouakiren könnte. Er umschließt auch eine kleine indische Capelle, die ihm geweiht und von besondern Braminen bedient ist.

Unter den Orten, bei denen ich anhielt, wird mir die Stadt Colar stets merkwürdig seyn: sie ist groß, volkreich und bietet die Bequemlichkeiten eines wohlversehenen Bazars. Am Ende des Teichs, an dessen Ufern sie erbaut ist, erhebt sich der sehr beträchtliche Wall eines alten Forts, bloß aus Lehm erbaut und geräumig genug zur Aufnahme einer Garnison von 2 bis 3000 Mann. Obschon verlassen, konnte doch der Zahn der Zeit ihr nichts anhaben. In den Umgebungen der Stadt besuchte ich Hyder Ali's Familienbegräbniß. Eine ziemlich kleine, ganz einfache, aber mit Blumen und Sträuchern umgebene Moschee diente zum letzten Asyl dieser Familie; in einem nahen Orangegarten befindet sich ein Bassin mit klarem Wasser für die Waschungen, zu dem man auf amphitheatralisch eingehauenen Stufen hinabsteigt. Das Ganze flößt Achtung ein, und zeigt die im Herzen eines an sich zwar trägen und darum sogar schwelgerischen Genüssen abgeneigten Volkes wohnenden religiösen Gefühle. Ich betrat diese Königsgruft und bemerkte etwa fünfzehn schmucklose Leichensteine von verschiedener Größe von der Form, wie man sie in den Begräbnißplätzen der indischen Moslems gewöhnlich findet. Sie gewährten wenig Interesse, und umschlossen die Leichen von Kindern, Verwandten und Frauen Hyder Ali's. Auch er selbst war hier eine Zeitlang beigesetzt, nachdem er von Laupletl hergebracht war, und bis zu der Zeit, wo das ihm von seinem Sohne zu Seringapatam errichtete Mausoleum zu seiner Aufnahme vollendet war.

Wenige Tage nachdem ich Colar verlassen hatte, kam ich nach Bangalore, heutzutage der bedeutendsten Stadt in Meisur, in der mich der commandirende General sehr freundlich empfing. Sie ist die beträchtlichste der ständigen Cantonnirungen der Engländer im Innern der Halbinsel. Wirklich prachtvoll sind die in einer einzigen Linie vor einem trefflichen Exercierplatze gelegenen Casernen, die derselben gegenüberliegende Seite ist durch eine englische Kirche eingenommen, so wie von Wohnungen für höhere Behörden und Officiere. Aus einem eben daselbst befindlichen Concertsaal ertönt für den Lustwandelnden zur bestimmten Stunde Militärmusik. Das eine Ende dieses eine französische Meile langen Marsfeldes ist für die so häufig abgehaltenen Pferderennen bestimmt. Vom andern Ende dieses Platzes aus gelangt man an die schwarze Stadt, das heißt die rein von Indiern bewohnte (Pettah in der Landessprache genannt). Ihre zahlreiche Bevölkerung mit ihren Bazars ist eine eigene, in jeder Beziehung von der europäischen Colonie abgeschlossene Welt. Der von den Engländern festgehaltene Gebrauch ist, sich über das Land zu verbreiten und neben einer inländischen Stadt das Bild eines weiten Lagers darzustellen. Jenseits der Pettah, etwa vier Meilen vom Cantonnement, liegt das Fort, dessen Steinwälle nur von mittelmäßiger Stärke sind. Leicht aber möchte es seyn, die breiten die schwarze Stadt umgebenden Gräben, über welche einige schmale durch Umwege zu den verschiedenen Thoren führende Straßen angelegt sind, zur Vertheidigung zu benützen. Bambus, Cactus und eine Menge undurchdringliche Rohrpflanzen füllen diese Gräben aus, und erheben sich zu einer Höhe, welche Pettah maskirt. Jede Art von Wurfgeschütz würde in diesem Gestrüpp stecken bleiben, und es ist bei einer so kräftigen Vegetation zweifelhaft, ob Feuer inmitten einer solchen Vegetation um sich zu greifen vermöchte. Diese natürlichen Außenwerke, die ich mit Erstaunen betrachtete, sieht man bei vielen alten Städten der Umgegend. Sehr oft verfolgte ich kleine gekrümmte, mit Cactus begränzte Wege, deren grüne Mauern von beiden Seiten 7 bis 8 Schuh Höhe erreichten, und als Engpässe zum Eingang in die Dörfer führten.

Während meiner Anwesenheit bestand die Garnison aus zwei europäischen, vier Sipahi-Infanterieregimentern, drei Compagnien Artillerie, theils mit Pferden, theils mit Ochsen bespannt, einem königlichen und einem aus Eingeborenen bestehenden Dragonerregiment. Alle diese Regimenter sind vortrefflich montirt, und die Cavallerie so ausgezeichnet beritten, daß der größte Theil ihrer Pferde in Frankreich mit 1000 Fr. bezahlt würde. Diese Thiere sind, das Wetter mag seyn wie es will und zu jeder Jahreszeit, im Freien gelagert, nach Landesgebrauch an den hintern Füßen durch lange vom Boden ausgehende Seile gefesselt, denn die Engländer behaupten, daß, nachdem sie die Vorzüge dieses Verfahrens erkannt hätten, weniger Pferde als in unsern europäischen Stallungen zu Grunde gingen.

Nur wenig Bemerkenswerthes bietet die Reise von Bangalore nach Seringapatam dar, und ich entschloß mich, für diese Entfernung meine Reiseart zu ändern. Mein Aufenthalt in Bangalore, besonders aber die Artigkeit der Engländer, setzten mich in Stand, meine Reise abzukürzen, und 20 Stunden, in denen ich einen Weg von 80 Meilen (mehr als 25 französische) zurückgelegt hatte, brachten mich schneller und angenehmer von einer Stadt zur andern. In meinem Palankin, von kräftigen Meisureru getragen, hatte ich die Landpost, Tappal genannt, angewendet. Ein sonderbarer Dienst ist diese Malle-Post, wenn man bedenkt, daß auf jeder Station von 10 Meilen menschliche Relais, schon im voraus zum Lauf gerüstet und gekleidet, die Stunde unserer Ankunft erwarteten und den Palankin in demselben Augenblick aufhoben, in dem ihre Cameraden nach vollendeter Bahn keuchend und in Schweiß gebadet ihn niedersetzten.

Es war am Abend eines Novembertages, als ich bei sinkendem Tag in Seringapatam ankam. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Sonderbare Preisvertheilung. In einer Gemeinde in Ostflandern, zu Meldert, soll vor kurzem öffentlich angeschlagen gewesen seyn: In der Wohnung des Gastwirths Van der Bosche zu Melderl sind Preise ausgesetzt für diejenigen, welche die seltsamsten Fratzen schneiden können. Alle Liebhaber dieser Kunst sind eingeladen. Die zwei ersten Preise sind silberne Pfeifen, der dritte eine Pfeife von Buchs, der vierte eine vergoldete Pfeife. Eine Jury wird den Ausspruch thun, wer die ärgsten Fratzen geschnitten hat. (Voleur vom 15 April.)

•

Erdbeben in den Pyrenäen. Die Reihe der rasch aufeinander folgenden Erdbeben scheint noch nicht zu Ende. Französische Blätter (Voleur vom 15 April) berichten, daß man zu Bagnères in den Pyrenäen einen Erdstoß am 31 März um 8 Uhr Abends gefühlt habe. An demselben Tage wurde die ganze Linie der Pyrenäen durch einen furchtbaren Sturm heimgesucht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1843.

Die Bewohner Polynesiens.

So viel ist schon über diesen Gegenstand geschrieben worden, und noch immer ist das Interesse daran keineswegs erschöpft; wir theilen hier aus Dieffenbach's „Neuseeland“ eine Uebersicht dieser Bevölkerung mit, die, wenn gleich im Allgemeinen dem Bekannten entsprechend, doch einige Besonderheiten enthält, welche Beachtung verdienen.

„Zwei große Abtheilungen des Menschengeschlechts bewohnen Polynesien: die eine, welche sich dem Neger nähert, und darum den Namen Australneger erhielt, hat sehr dunkle Farbe, manchmal wolliges, gekräuseltes oder verfilztes Haar, ihre Schädel zeigen schlechte Verhältnisse, der Gesellschaftszustand ist sehr unordentlich, und im Allgemeinen nehmen sie eine tiefe Stufe in der menschlichen Familie ein. Sie bewohnen die Inseln: Vandiemensland, Neuholland, Neuguinea, Louisiade, Neubritannien, Neuirland, die Salomons-Inseln, Santa-Cruz (oder Nitendi), die Neuhebriden, die Loyalty-Insel, Neucaledonien und den Fidschi-Archipel. Auf mehreren andern Inseln waren sie die ursprünglichen Besitzer, wurden aber theils vernichtet, theils ins Innere getrieben, und verschmolzen mit der nach ihnen kommenden Race, so auf der malayischen Halbinsel, auf den Andaman-Inseln, auf Pinang und den Philippinen. Theilt man Polynesien einerseits durch den Aequator, andererseits durch den 164° O. L., so fallen die meisten zu den Australnegern gehörigen Völker in den südwestlichen Theil; in den drei andern haben die später gekommenen Racen das Uebergewicht. Der Name Australneger ist indeß ungemein vag. Die Papuas, Alforas und Haraforas werden mit dazu gerechnet, dann aber werden die ersten als eine gemischte Race zwischen den ächten Australnegern und den Haraforas, die letzteren aber als eine von den Australnegern ganz verschiedene Race angesehen. Es besteht eine große Mannichfaltigkeit unter ihnen: ein Eingeborner von Neusüdwales z. B. hat bei seinem glatten, straffen Haar keine Aehnlichkeit mit vielen andern Australnegern, und der Neger der neuen Hebriden, wo die Race sehr rein zu seyn scheint, steht dem afrikanischen Neger sehr fern; ganz abgesondert stehen die Witi- oder Fidschi-Insulaner durch ihren ganz besondern Dialekt, durch ihren trotz des Cannibalismus wohlgeordneten Gesellschaftszustand, die Keuschheit ihrer Frauen und den ausschließlichen Gebrauch von Töpfergeschirren. Der Name Australneger (oder Negrito) dient also bloß zur Unterscheidung von der andern großen Familie.

Diese umfaßt die Völker von hellerer Haut mit dunkeln, glänzenden Haaren und oft sehr regelmäßigen Zügen. Ihre Sprachen haben trotz aller anscheinenden Verschiedenheit eine große innere Uebereinstimmung, und man nennt sie wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Malayischen die malayischen Sprachen, obgleich Malayisch nur eine Unterabtheilung bildet. Im Allgemeinen hat diese Race eine gewisse Entwicklung der Gesellschaftsformen erreicht, die manchmal bis zu einem sehr künstlichen Zustand gediehen ist. Man kann diese Familie in drei Gruppen theilen; 1) die ächten Polynesier, die sich durch den Mythus von Maui oder Mawi, die religiöse Sitte des „Tabu,“ zum Theil auch durch das Kawatrinken, am meisten aber durch eine sehr nahe Verwandtschaft ihrer Dialekte auszeichnen. In ihren Zügen nähern sie sich der kaukasischen Race, sind gewöhnlich schön und von hellbrauner Farbe. Sie wohnen östlich von den Australnegern und im Allgemeinen auf folgenden Inseln: Hawaii (Sandwichinseln), Nukahiwa (Marquesas), Pomotu (gefährlichen Inseln), Tahiti (Gesellschafts-Insel), Hamoa (Schifffahrtsinseln), Tonga (Freundschaftsinseln), Fanning-, Roggewyn-, Mangia-, Wilde-Insel, den Chatam-Inseln; Waihu oder Osterinsel ist die Ostgränze, Rotu-ma die Westgränze, Neuseeland die Südgränze. 2) Eine zweite Gruppe bewohnt die Inseln nordwärts und westwärts von diesen; die ihr angehörigen Völker sind meist von dunklerer Farbe, der Gebrauch des Kawa ist ihnen unbekannt, und an dessen Stelle treten Betel und Arecanüsse. Sie sind kühnere Seefahrer als die eigentlichen Polynesier, und haben ganz andere Traditionen. Ihre Sprachen, obgleich sie in manchen allgemeinen Punkten ihre Verwandtschaft nicht verläugnen, bilden doch sehr verschiedene Dialekte, z. B. die Tagalo-, Bisayo- und Kawi-Sprache.*) Die von ihnen bewohnten Inseln sind folgende; Kingsmill-

*) Erstere auf den Philippinen, letztere auf Java.

Gruppe, Gilberts-Inseln, Radak oder Ralik-Insel, Carolinen, Marianen, Pellew-Inseln, sämmtliche Inseln zwischen Japan und Hawaii, Ansons- und Magellans-Archipel, die Philippinen und Java. Chamisso hat bekanntlich viele dieser Völker auf eine sehr geistreiche Weise geschildert. 3) Eine dritte Gruppe umfaßt die ächten Malayen mit einem flachern und breitern Gesicht auf der Halbinsel Malacca, dem indischen Archipel, den Sunda-Inseln, den Molukken, den Küsten von Borneo, Celebes, Gilolo und Sumatra.

Es wäre nicht nur von hohem Interesse, sondern auch hohe Zeit, die Sprachen dieser verschiedenen Völker genau zu studiren. Die Missionäre sind meist höchst mittelmäßige Linguisten, und waren daher nie der Aufgabe gewachsen. Wenn man die polynesischen Dialekte von Insel zu Insel, und die alten in ihren Liedern und den mystischen Anrufungen der Priester enthaltenen Traditionen verfolgen wollte, so würden wir bald eine vollständigere Kenntniß der Verbindung dieser Sprachen und der Wanderungen der Völker selbst erhalten. Aber die Dialekte wechseln jetzt schnell in Folge des häufigen Verkehrs mit fremden Nationen, und an einigen Orten, wie in Taheiti, Hawaii und Neuseeland, sind die alten Traditionen größtentheils schon vergessen.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Ei der Tausend! da hört man ja wieder einmal Gesang. Es sind gemeine Frauenzimmer, die jene Windmühlenschaukel besetzt haben und laut vor Vergnügen gröhlen, oder vielleicht zur Vervollständigung des Volksfestes bestellt sind, weil die Polizei niederdrückend auf die Volksstimmung einwirkt. Zuzutrauen ist es wenigstens denen, die russische Volksfeste arrangiren, daß sie gewisse Anstalten treffen, um auch sogar festlich anders zu erscheinen, als es in der Wirklichkeit ist; man denke nur an die Wunder, welche einst der Tyrann Katharinens II dieser seiner von ihm beherrschten Herrscherin in Taurien vorgaukeln ließ! Staunen ergreift uns bei solchen Berichten, und wir halten in unsern Zeiten selbst die entferntesten, ähnlichen Wiederholungen für unglaublich, weil wir — aus Eingenommenheit für uns und unser Zeitalter — vergessen, daß Schwachheiten unter Menschen sich stets gezeigt und immer nur in veränderterm, zeitgemäß zugestutztem Gewande wieder aufgetreten sind.

In den Buden, — je nun da geht es gerade zu, wie in den Buden auf Leipziger Messen, wie im Thiergarten bei Kopenhagen und an andern Orten mehr, wo derlei Budenbelustigungen zu finden sind, nur mit dem Unterschiede, daß hier durchaus Etablissements fehlen, wo Spirituosa gereicht werden. Letztgenannte sind — was auch der Hr. Finanzminister wegen seiner Tantieme an der Kronsbranntweinpacht etwa dagegen vorbringen mag — streng vom Platze verwiesen, und hier hat einmal die Polizei einen Sieg über die Finanzmänner davon getragen, weil man fürchtet, der Trödel könne zu weit führen, oder — weil man dem Geist einmal auf andere Weise geistig beikommen will; daher Löwen, Tiger, Affen, Bären, Schlangen, Albinos, Kopfabschneider, Taschenspieler, Seiltänzer, recitirende wie auch stumme Schauspieler, und was der Herrlichkeiten mehr seyn können. Hanswurst spielt überall eine bedeutende Rolle; von ihm werden auf besonders an den Buden angebrachten Vorsprüngen ganze Komödien mit Zuziehung einiges Personals aus dem Departement des geheimnißvollen Innern aufgeführt, gleichsam als einladender Vorgeschmack der Freuden, die da zu gewärtigen, wo die eigentliche Vorstellung statt findet. Man muß indessen sehr bewandert im Russischen seyn, und oft noch etwas Finnisch, Schwedisch und Deutsch verstehen, um die feinen Pointen der hanswurstlichen Späße aufzufassen, denn nicht selten steckt in der Bajazzojacke ein Ausländer, der allerhand fremde Brocken als Zulage gibt. Ich machte die Bemerkung, daß gerade das Kauderwelsch am meisten Zuschauer anlockt, und schloß daraus auf Verwandtschaftsverhältnisse der Russen und Deutschen, denn auch wir zollen denen Reden stets die meiste Bewunderung, die wir nicht verstehen, man denke nur an Hegel und andere Heroen der Literatur mehr!

Die rein russischen Bajazzi sollen, nach Versicherung von Russen, oft höchst originell und witzig seyn, indessen bin ich außer Stande Belege dafür beizubringen, denn ich fand meist höchst einfache Travestien hiesiger Zustände, und bei dem langen Stehen vor den Buden fror mich an die Füße. In den Vorstellungen selbst gewahrte ich viele Läppschereien, allein um die Lazzi der Italiener zu erreichen fehlte noch gewaltig viel, oder es mangelte mir die richtige Auffassungskraft.

Mir fehlte Gelegenheit, genauere Kenntniß in Betreff der Existenzmittel einzuziehen, und ich bilde mir steif und fest ein, ohne Unterstützung Seitens des Staates könne es unmöglich abgehen! Wer da weiß, wie die meisten solcher Truppen in Deutschland, wo die Dörfer mehr Möglichkeiten klingende Ausbeute zu finden darbieten, als in Rußland die Städte, sich in beständigem Bankerottzustande befinden, obschon selten eine halbe Tagreise bis zu einem andern Städtchen, keine ganze bis zur nächsten Stadt gemacht zu werden braucht; wer bedenkt, welche Strecken in Rußland zwischen den Dörfern zurückgelegt, welche Touren von einem ärmlichen, sogenannten Städtchen zum andern gemacht werden müssen; daß ferner nur zwei eigentliche Großstädte im ganzen weiten Reiche erwähnenswerth sind, und daß noch dazu besondere Zeiten abgepaßt werden müssen, um nur auftreten zu dürfen; wem die Geldarmuth der niedern Volksclassen nicht unbekannt ist, dem wird gleich mir das Bestehen solcher Banden fabelhaft vorkommen; und welch ein Leben müssen solche Herumzügler führen?

Wäre ich nicht immer zu vielfach in Anspruch genommen gewesen während meines Aufenthaltes in Rußland, ich hätte einmal Gelegenheit gesucht, mich näher über diesen interessanten Gegenstand zu unterrichten; in jüngern Jahren würde ich sogar einen Streifzug durchs ganze Reich in solcher Begleitung zu machen gewagt haben. Für einen Mann, der mit

Sprachkenntnissen ausgestattet wäre, dürfte dieß eine herrliche Gelegenheit seyn, Studien russischer Sitten und Zustände zu machen; es würde dabei auf mehr Ausbeute zu rechnen seyn, als wir in den pretentiösen Werken unserer Touristen finden, die mit Extrapost, Eilwagen oder Eisenbahnen reisen, rasch die Gegenden durchfliegen und daheim angelangt — mit Hülfe des bereits gedruckt vorhandenen Materials — uns weitschweifig über Dinge belehren, die wir schon gelesen und kennen gelernt. Bewunderung des suffisanten Belehrungstons ist fast das einzige Neue, was resultiren kann und oft nur resultirt; denn die eingestreuten, individuellen Erlebnisse beweisen eben nur des Verfassers hohe Meinung von sich selbst, wonach derselbe annimmt: der Leser müsse über ganz Gewöhnliches außer sich vor Wonne gerathen, weil es eben der berühmte Tourist erlebte.

Unter solchen Betrachtungen sind wir durch das längliche Viereck der Buden, Katscheli u. s. w. gedrungen, und wollen nun eben in die Neßki Perspective treten, als ein Volksknäuel sich versperrend uns in den Weg stellt. Um uns Platz zu verschaffen ziehen wir unsere Hände aus den Rocktaschen, wo wir sie bislang zum Schutze gegen die Kälte sowohl, als zur Bewahrung des Schnupftuches u. s. w. gehabt. Es gelingt uns durchzukommen, und indem wir die Hände wieder einstecken, fühlen wir unsere Taschen durch die Geschicklichkeit Petersburger Taschendiebe rein geleert. Nun dieß passirte mir übrigens nicht öfter als einmal, denn ich steckte nichts mehr ein und verwahrte Schnupftuch wie sonst Nothwendiges stets in Brusttaschen, die innerhalb des zugeknöpften Rockes angebracht waren, wo sie ziemlich sicher stecken, obschon Fälle vorgekommen sind, daß russischer Kunstfleiß auch diese Vorsicht zu Schanden gemacht.

Mehrjährige Beobachtungen drängten mir die Bemerkung auf, daß der Besuch auf dem Admiralitätsplatze in der Butterwoche in den Buden u. s. w. immer minder zahlreich werde. Ich fand endlich nur während den letzten Butterwochentagen Gewühl vor; außerdem gab es Zeiten, wo eine Leere statt fand, über die ich mich fast wundern mußte. Besonders zahlreich ist der Besuch an denen Tagen und zu der Zeit, wo die Fräuleins aus dem Smolnoi-Kloster, es sind 200 vierzehn- bis sechzehnjährige Knospen, in kaiserlichen Equipagen auf der Gulanie erscheinen. Weßhalb man sich drängt um zu sehen? Je nun! man sieht sie sonst nie öffentlich, die Menge sechsspänniger Equipagen imponirt, junge Dandies sind neugierig zu erspähen, ob ihnen ein Subjectum vorkommen könne, das für würdig zu erachten, ihm einen Blick zuzuwerfen, wodurch das Schicksal seines Lebens entschieden wird und der es endlich dahin bringt, daß der Dandy sich lieben läßt; die Damenwelt aber erscheint natürlich nur, um vor Neid zu sterben, wenn ein solcher Fall eintreten sollte!

Von der Straße begaben wir uns zu einem déjeûner dansant, denn es ist eben Mittag; da wir aber nicht tanzen, so langweilen wir uns um so mehr, als selbst die Gesichter der Tanzenden — besonders die der Herren — höchst gähnerlich erscheinen, und es thut uns leid, nicht lieber die Frühvorstellung in einem Theater besucht zu haben. Der Ball am gestrigen Abend war nicht minder zahlreich und in gleicher Art unvergnüglich; wir besuchen also ein paar russische Familien niedrigen Ranges, wo wir natürlich auch eben nur tanzen oder essen, trinken und spielen sehen; allein man ist da noch genußfähiger, daher genußgewährender.

Auch im Hause unsers deutschen Bürgers wird am Sonntage ein Tänzchen veranstaltet, woran wir am Ende gar selbst Theil nahmen, weil man zu einladend fröhlich ist und — Ländler tanzt; andere Bürgerfamilien bekommen sogar an den Wochentagen des Abends Besuche, deren jüngerer Theil es ohne Hüpfen und Springen nicht zu thun vermag. Kurz allenthalben Genuß über Genuß von früh bis spät und umgedreht! Dieß ist die Maslijenitza, welche mit der Maskerade im großen Theater endet, von der ich schon früher erzählte.

Ich hoffe, mein geneigter Leser wird sich hienach keine so grundfalsche Vorstellung vom Leben in St. Petersburg während der Butterwoche machen, als es bei mir der Fall war, nachdem ich die darüber veröffentlichten Berichte gelesen, und wonach es den Anschein hatte, als hallten alle Straßen und Gebäude der großen Residenz wieder vom lauten Jubel der Bevölkerung. Wer dem Admiralitätsviertel weder nahe wohnt, noch zu nahe kommt, der kann möglicherweise lebenslang in Petersburg sich aufhalten und überall umherstreifen, ohne eine große Veränderung des Zustandes der Dinge wahrzunehmen; höchstens etwas mehr Leben auf den todten Straßen, allein keine Spur lebhafter Freude, wie solche sich jeder mehr südlich Wohnende als von einem beliebten Volksfeste, von dem so viel gesprochen wird, unzertrennlich denken muß. Res non verba et clamor! kann mit doppelzüngiger Wahrheit von den Völkern des Nordens wohl behauptet werden, allein der irrt wiederum, welcher die res sehr ideal zu nehmen geneigt ist.

Sieben lange Wochen lagen nun noch zwischen mir und dem ersehnten Osterküssen, von schönen Lippen zu empfangen und entgegen zu nehmen, denn so lange dauern die russischen Fasten, welche zwischen der Butterwoche und Ostern liegen. — Vergebens machte ich Propositionen, wie sie nur immer ein Actienunternehmer auf Eisenbahnen und dergleichen vorzubringen vermag, um von meinen allerliebsten Dämchen eine Pränumeration auf das „Christos wosskreß!“ (Christ ist erstanden) zu erlangen; man war und blieb unerbittlich streng. Dasselbe läßt sich nicht von den Russen in Betreff ihrer Fasten sagen; man trinkt und betrinkt sich trotz des Verbotes, und braucht eben nur die Vorsicht, den wodka (Schnaps), wodá (Wasser) zu nennen. Ohne viele Umstände dispensirt man sich selbst von den Fastenspeisen, indem man unwohl zu seyn vorgibt, um ein recipe nach Fleischspeisen in die Küche zu senden. So sieht es durchschnittlich aus, während nur hie und da einzelne, wie etwa Sectirer, als z. B. Starowierzi (Altgläubige) u. s. w., wirklich streng nach den Vorschriften leben und sogar so weit gehen, die letzten drei Tage der Fasten gar nichts zu sich zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Fortsetzung.)

Ich durchreiste Gegenden, wie ich sie bisher nie besser bewirthschaftet, nie mannichfaltiger, nie lachender angetroffen hatte. In den Feldern macht der Dattelbaum sich überall hin bemerklich; der Caveri, in zahlreiche Arme sich theilend, hielt mich durch verschiedene Krümmungen auf, bis in der Ferne sich Seringapatam, von der Sonne letzten Strahlen beleuchtet, in einem eigenthümlichen Anschein von Größe meinem Blick darstellte. Seine reizende Lage an einem Hügel an dem untern Ausgang eines Thals hebt seine Ruinenmassen, Reste großartiger Befestigungen, heraus, und ergreift die Phantasie des Wanderers, der schon Hyder Ali's und Tippu's Namen allenthalben vernommen.

Ungefähr auf Flintenschußweite von den Vorwerken entfernt quartierte ich mich außerhalb der Stadt in eine recht hübsche Wohnung ein, freilich nur mehr Trümmer der Pracht des Sultans Tippu Sahib, die jetzt bloß den reisenden Europäern zum Bungalow dienen muß. Der Sultan erbaute sie als Lustschloß und ruhte gern in demselben aus. Der Palast bildet einen schönen Pavillon im Viereck, an dessen vier Seiten eine weite Galerie und ein Säulengang mit mehreren Stufen vortritt; die Pfeiler der Galerie, die Fenster und innern Thüren sind in einem sehr zierlichen maurischen Styl. Im ersten Stock ist ein bewundernswerther Empfangssaal, der in Verbindung mit den Eckzimmern des Gebäudes steht, und von dem aus man zu einer großen Terrasse niedersteigt. Prächtig ist die Umgebung: dichtbelaubte Bäume, mit Cement ausgeschlagen, sonst zur Aufnahme von Wasser bestimmte Behälter, und zwei kleine niedliche Tempel sind die Zierde der Gärten. Es wurde mir erzählt, daß dieser reizende Aufenthalt nach der Plünderung Seringapatams eine Zeitlang dem Obristen des 33sten Regiments, dem nunmehrigen Herzog von Wellington, damaligen commandirenden Gouvernent von Meisur, zum Hauptquartier gedient habe.

Der Caveri, der von Norden gegen Süden durch das Thal sich schlängelt, vereinigt all sein Wasser, um sich vor der Stadt zu zeigen, und theilt sich am Fuße ihrer Mauern aufs neue in zwei Arme, wodurch er eine lange und schmale Insel einschließt. An jedem Ende erheben sich zwei Hügel, deren einen die Stadt Seringapatam einnimmt. Dreiviertelstunden davon, jenseits des südlichen Abhangs, zeigt sich eine offene durchaus indische, von den Bewohnern Gandscham genannte Stadt, blühend ehedem, treibt sie noch jetzt einigen Handel. Die Engländer haben ein Invalidendepot und große Magazine dort angelegt. Breite und schöne Straßen durchziehen das Eiland, und ich betrat diese, als ich nach dem Südende ging, um den Hall-Bag (schönen Garten) zu besuchen.

Würdig bezeichnet ein Triumphbogen den Eingang. Eine weite Allee führt auf einem sanften kaum merklichen Abhang zu Hyder Ali's und Tippus Mausoleum. Der runde Tempel wird überragt von der Kuppel und steht abgesondert auf einer Plattform, die ihn von andern Gebäuden trennt. Drei schöne aus Bronze gearbeitete und mit Sculpturen geschmückte Thore öffnen sich zum Eintritt ins Innere des Mausoleums, und die herrlich verzierte Rotunde umschließt drei mit rothem Sammt verhüllte Grüfte, zwischen seiner Gemahlin und seinem Sohne ruht hier Hyder Ali, inmitten und symmetrisch geordnet hängen an seidenen Schnüren große Straußeneier über dieselben herab. Die das Monument umgebenden Gärten sind groß und gut unterhalten. Am Eingang zur Mitte eines kleinen Platzes erhebt sich ein nicht sehr zierlicher Obelisk, der, ganz kürzlich erst durch indische Hände bearbeitet, nicht die mindeste Beachtung verdient. Hinter diesem Obelisk befindet sich eine Art Porticus oder Gedächtnißcapelle, die Inschrift auf einer Tafel von schwarzem Marmor erinnert an einen — wie ich glaube — in den Gefängnissen des Sultans verstorbenen englischen Obristen.

Auf demselben Wege zurück, wendete ich mich gegen des Eilandes anderes Ende, und betrat Seringapatam. Ein Grabesschweigen herrscht nun in seinem verwüsteten Umkreis. Mit Muße betrachtete ich die Festungswerke, welche die Stadt zu retten nicht vermochten, ihre dreifache Umwallung, getrennt von einander durch in Felsen gehauene Gräben, und ein fest aufgemauerter Wall, hinter und in den Winkeln dessen Cavaliere von so ungewöhnlicher Höhe sich zeigen, daß von ihnen herab die Belagerten alles bemerken konnten, was außen vorging. Durch seine dreifachen Wälle ist der Platz nur von der Landseite her gedeckt, an den Ufern des Caveri hingegen ist die Mauer, vom Wasser bespült, bloß ein einfacher Mantel, der keinen Widerstand bietet. Diesen Punkt, den man durch seine natürliche Lage stark genug glaubte, verabsäumte man zu befestigen, daher fand auch an dem westlichen Arm des Flusses, nahe an der Spitze des Eilandes, der Sturm statt, und die Einnahme erfolgte am 4 Mai 1799. Eine nächtliche Recognoscirung, um die Furten zu erforschen, enthüllte die schwache Seite des Platzes. Der Fluß wurde außerordentlich seicht befunden, und eine an die Mauer gelegte Bresche ließ diese leicht übersteigen. Am hohen Mittag geschah der Sturm. Drei Tage später und eine sehr starke Ueberschwemmung des Caveri, die unerwartet eintrat, hätte die Stürmenden von den Belagerten getrennt, und so auf lange Zeit den Ausgang der kriegerischen Operationen gehemmt.

Die dermalige Stadt Seringapatam ist so verlassen, daß ihre im Mittelpunkt um einen elenden Bazar zusammengedrängte Bevölkerung nicht die Zahl von 800 Einwohnern übersteigt: alle übrigen Quartiere, die eine Bevölkerung von 40,000 Seelen fassen könnten, sind gänzlich zerstört: mit jedem Schritte trifft man auf Trümmer zusammengestürzter Mauern. Der Palast des Sultans befindet sich im erbärmlichsten Zustande; da ich ihn nach allen Richtungen durchstrich, konnte ich doch noch einen großen niedrigen Saal mit einer breiten Tribune erkennen, in dem Tippu bei feierlichen Gelegenheiten Audienz gab, und sich mit allem Pomp asiatischer Pracht umgab. Auch erkannte ich wieder die Abtheilung seiner innern Gemächer, die Zimmer seiner Frauen, die Säle für seine Wachen, ich konnte noch in einem seiner Cabinets einige von europäischen Händen schlecht gezeichnete Frescomalereien wahrnehmen, sie sollten die Schlachten des Sultans, so wie seine Zusammenkunft mit Lord Cornwallis vorstellen. Die Höfe waren mit langen Reihen eiserner Kanonen von jedem Kaliber, welche sonst auf den Wällen standen, besetzt.

Als ich diese Ruinen verließ, hatte ich einen Begriff erhalten von der Größe des Unglücks dieses Königsgeschlechts, und der Achtung, die sich selbiges beim Volk im Andenken an jene Größe erhalten hatte. Nach zweistündigem schnellem Marsche betrat ich Meisurs dermalige Hauptstadt, in der die alte Dynastie, wieder auf den Thron erhoben, scheinbar regiert, während die wirkliche Staatsverwaltung in der Hand eines Obristen liegt, der zu Bangalore residirt. Noch gibt es in Meisur einen andern Obristen, der den Titel eines politischen Residenten führt, dessen Bestimmung aber ist, die Person des Hindukönigs zu überwachen, so daß der Fürst unter dieser doppelten Bevormundung sich von einem Familienrath umgeben sieht, der alle seine Angelegenheiten leitet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1843.

Der Tempel zu Mzchet in Georgien.

(Journal des russischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts. November 1842.)

Zahllose Erinnerungen erweckt in der Seele der Landeseingebornen der Tempel zu Mzchet, der Zeuge des Ruhms und der Unfälle, welche das georgische Volk während des 1500jährigen Bestandes des Christenthums erfahren hat. Mzchet ist von Bergen umgeben, auf denen Trümmer von Thürmen und Kirchen einem gleichsam über das Haupt hereinhängen; durch das Thal tosen zwei reißende Flüsse, rings umher sind elende Hütten und Erdhäuschen, in denen Armuth und Rohheit wohnt, und mitten unter allem, mitten in der Einöde von Mzchet, welche die Seele mit Trauer erfüllt, erhebt sich die Kirche, ein ungeheurer Koloß, ein mächtiger und beredter Zeuge des alten Ruhms, so wie der Fortschritte dieses Volks in Kunst und Wissenschaft. An diesem Tempel zerschellten mehr als einmal die Anstrengungen der Feinde des christlichen Namens, von denen Georgien noch immer umgeben ist. Aus diesem Tempel gingen die Schaaren der Glaubensheiden hervor, und er diente lange als Glaubensstütze in den Gefahren, welche unaufhörlich von Persien, der Türkei und den Götzendienern drohten. Eine kurze Beschreibung dieses Tempels verdient Aufmerksamkeit.

Der Tempel zu Mzchet wurde nach den Chroniken im Jahre 318 von Mirian, dem ersten christlichen Herrscher aus dem Stamm der Chosroen, erbaut. Die heilige Nina soll dem König die Stelle bezeichnet haben. Die erste Kirche war nur aus Holz, wurde aber von dem Patriarchen von Antiochia, Eustaphius, eingeweiht, welchen Kaiser Constantin der Große in dieß Land sandte. Im J. 378 erbaute König Mirdat an der Stelle der hölzernen eine steinerne Kirche. Als auch diese mit der Zeit zerstört wurde, baute Wachtang Gorgasian (Wolflöwe), der vom 446—499 regierte, die Kirche abermals auf, und bestimmte sie zum Krönungsorte. Die iberische Kirche, welche bisher dem Patriarchen von Antiochien untergeordnet gewesen war, wurde um diese Zeit in Folge trauriger Umstände *) unabhängig, und der Erzbischof Peter erhielt deßhalb den Titel Autokephalos (Selbsthaupt). Die Kirche zu Mzchet wurde die Metropolitankirche Iberiens, und der Katholikos hatte dort fortwährend seine Residenz. König Georg erbaute die durch ein Erdbeben zertrümmerte Kirche (1318) abermals, aber der wilde Timur zerstörte sie aufs neue, worauf sie in der Gestalt, wie sie jetzt zu sehen ist, von dem König Alexander I aufgeführt wurde. Ein späteres Erdbeben zerstörte nur die Kuppel, die in der Mitte des 17ten Jahrhunderts von der Königin Maria, der Gemahlin des zum Mohammedaner gewordenen Königs von Georgien, Rustum, wieder hergestellt wurde.

Nach der durch die georgische Kirche bestätigten Sage quoll an der Stelle, wo bei Gründung der ersten Kirche die siebente Säule zur Unterstützung des Gewölbes eingesetzt wurde, das heilige Oel hervor, und dieß Wunder wird noch in den Kirchenliedern verherrlicht. Wann die wohlthätige Quelle versiegte, ist nicht gesagt. Diese wunderthätige Säule, welche von der Kirche den Namen der „ölfließenden" erhielt, steht jetzt nach der Erweiterung und dem Umbau der Kirche zwischen den zwei mittleren Säulen gegen Süden. Eine hier errichtete viereckige, eine Klafter breite Säule, die aber das Gewölbe der Kirche nicht erreicht, verschließt die Oeffnung, aus der einst das heilige Oel quoll. Fromme Christen strömen dahin, und verrichten hier ihre Gebete. Als unter der Regierung des ersten christlichen Königs, Mirian, beim Bau der Kirche die Arbeit dem Ende zuging, mühte man sich sehr, die Hauptsäule aufzurichten. Da kamen im Angesicht des ganzen Volks, des Königs, der Königin und der heiligen Nina die Engel herab, hoben die Säule empor, und setzten sie an ihre Stelle. So schreibt der gleichzeitige Geschichtschreiber Rufin, welcher diese, so wie viele andere Begebenheiten aus der Geschichte der iberischen Kirche aus dem Munde des Königssohnes Wakuri hörte, als dieser letztere den ihm befreundeten Rufin in Jerusalem traf.

*) Wegen Dogmenstreitigkeiten, die auch die armenische Kirche von der griechischen losrissen. A. d. U.

In den unglücklichen Zeiten Georgiens erfuhr der Tempel zu Mzchet häufig die Schrecken der Verheerung. Die Feinde der Kirche warfen vor allem gierige Blicke auf diesen Gegenstand der größten Ehrfurcht der Georgier und der Großen, und suchten die Schätze auf, welche der Eifer und die Frömmigkeit der Könige hier seit Jahrhunderten aufgehäuft. Die Diener der Kirche verbargen in den Zeiten der Noth die Schätze im Schooße der Erde, wo sie im Fall derjenige, welcher die Vergrabung vorgenommen hatte, zufällig umkam, oft Jahrhunderte lang verborgen blieben, oder man brachte sie in die Gebirge, wo sie wohl vor äußern, aber nicht ganz vor innern Feinden gesichert waren. In Letschgum zeigt man noch eine Kirche mit einer Kuppel auf einer Berghöhe, welche noch jetzt den Namen Mzchet führt, und wo die Schätze der eigentlichen Kirche von Mzchet aufbewahrt wurden. Nicht weit von diesem Ort zeigt man auch eine Höhle in der Mitte eines Felsenberges, Namens Chomli,*) wo nach der Volkssage die Kostbarkeiten der Kirche noch jetzt in schweigender Verwahrung sich befinden. Allerdings befindet sich in dem schroff zu einer außerordentlichen Höhe sich erhebenden Berge eine Höhle von vier Klafter Länge und einer Klafter Höhe, die mit Kalk aus Backsteinen und Steinen aufgemauert ist. Der Eingang von oben herab, wenn man sich auch mit Stricken hinablassen könnte, ist unzugänglich, weil der obere Theil des Berges bedeutend über die Höhle hinaus steht, um aber von unten aus hineinkommen, wären sehr kostspielige Vorrichtungen nöthig, denn man müßte aus starken Balken ein Gerüste von nicht wenig r als 90 Klafter Höhe aufführen. Aehnliche Zufluchtsörter für Verfolgte sind im Gebiet von Letschgum und Radscha (in Imeretien) mehrere, und sie bieten neugierigen Alterthumsforschern ein weites und nicht unfruchtbares Feld dar.

(Schluß folgt.)

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Während man mit einigen wenigen, aber unerbittlich streng durchgeführten Fastengesetzen, die dem Klima und den Sitten angemessen wären, unstreitig sehr viel Gutes zu stiften im Stande seyn würde, erreicht man dermalen bei übertriebenen Anforderungen eigentlich wenig oder nichts, denn eine willkürliche Diät kann nur lächerlich erscheinen! — Man will indessen am alten Kirchengebäude nicht einmal an Reparaturen gehen und begnügt sich, täuschende Tapeten da vorzuhängen, wo sich Risse in den Mauern zeigen. Doch dieser Vergleich ist zu wenig erschöpfend, hinkt mehr als zulässig; weit bezeichnender erscheint mein altes Luftkissen, das so lange in vortrefflichem Zustande zu seyn scheint, als sich Niemand darauf setzt, in welchem Falle die Luft überall entflieht und nichts als die leere Hülle übrig bleibt.

Die Fasten bedingen eigentlich nicht sowohl Enthaltsamkeit körperlicher Genüsse, sondern greifen auch stark ins Geistige über, indem diese Zeit der religiösen Sammlung gewidmet seyn soll. Es läßt sich denken, wie sehr dieß gegen die Genußsucht einer luxuriösen Hauptstadt läuft und Niemand wird sich wundern, wenn die Erfahrung lehrt: daß Umgehungen der Gesetze auch in geistiger Hinsicht an der Tagesordnung sind. An die Stelle der Bälle und Ballette, der Opern und recitirenden Schauspiele werden Concerte aller Art, Declamationen, Tableaux u. s. w. geschoben, nur um das Publicum vor der Selbstbeschauung, vor dem Nachdenken über das geführte Leben, kurz vor der eigenen Geistesthätigkeit zu bewahren. Das Unwillkommenste scheint der Menschheit, mit wenig Ausnahmen, das Alleinseyn mit dem eigenen, sonst so geliebten Ich zu seyn. Wir stürzen uns in den Strom der Gesellschaft, die wir für das Langweiligste auf Erden erkennen und erklären, nur um diesem fatalen tête à tête zu entgehen. Aber es lebt in uns ein Funke der Gottheit, welcher härter mit uns verfährt, als selbst die strengsten Gesetze und solche Gesellschaft — fi donc! Man sollte sie unter Censurscheere stellen. — Der langweiligste Sittenprediger ist ein Muster von Vergnüglichkeit dagegen; denn man kann ihn bespötteln, sich über ihn lustig machen, während der fatale Funke uns sogleich dermaßen ins Gesicht schlägt, daß Lachen und Spott wohl vergehen. Das russische Gouvernement ist viel zu mild, manche sagen zu klug, um dem Publicum — zumal in der Hauptstadt — nicht ein wenig zur Hand zu gehen bei Vertreibung eines so unwillkommenen Gastes; vielleicht bedenkt man auch oben, woran die Menschen alles denken könnten, kehrte der gedankenschwangere Gast in den langen Fastenwochen tagtäglich ein!

Sechs Wochen sind bei allem dem keine Ewigkeit; sie reiheten sich auch bei mir allmählich auf die Schnur derer, die ich bereits in gegenwärtiger Körperverpuppung verlebte, und so erschien eines Morgens der Sonntag palmarum mit einer Klarheit und einem Sonnenschein, die den Bäumen wohl das „Erwachet!“ zurufen konnten, worauf sie ihre Knospen schwellen ließen, um Palmen dem heutigen Markte von Gostinnoi Dwor zu liefern. Man gibt nämlich hauptsächlich denen Weidenarten den Namen „Palmen,“ welche frühzeitig ihre bunten Blüthenköpfchen — in Deutschland zumeist Miezchen genannt — neugierig in das abschiednehmende Winterwetter stecken. Solche Blüthenzweige werden in kleinere und größere Ruthen

*) Das Wort „Chomli“ bedeutet in georgischer Sprache einen Kronleuchter. Die Spitze dieses Berges, welcher über alle umliegenden hervorragt, sieht man überall von ganz Imeretien und Mingrelien aus, und sie dient deßhalb den Wanderern als Wegweiser. Auf diesem mit Wald bekleideten und mit Quellwasser versehenen Berge wurde im 5ten Jahrhundert zu Ehren des Märtyrers Georg ein Kloster erbaut, welches jetzt verödet ist. Das Bild der dortigen Kirche ist jetzt in der Kirche des Dorfes Okureschi, in der Nähe des Chomli. Ich fand darauf eine Inschrift, die, nach der alten Kirchenschrift zu schließen, unter König Bagrat im zehnten Jahrhundert verfaßt seyn muß. Aus der Inschrift ersieht man, daß dieß mit Gold und kostbaren Steinen besetzte Bild schon von den älteren Königen (von wem und wann sagt Bagrat nicht) gestohlen und seiner Kostbarkeiten beraubt worden war, daß er es neu verziert und in dem Kloster Chomli wieder aufgestellt habe. Das Bild hat eine Höhe von nahe an 4 Fuß und etwas über 2 Fuß Breite; es besteht ganz aus Mosaikarbeit. A. d. V.

zusammengebunden und zum Verkauf ausgeboten; sie gefielen mir stets besser als die künstlichen Palmen mit ihren bunten Papierblumen und Flittergold, mehr oder minder plumpen Ansehens.

Ich war Hausfreund in einer Familie, wo es von lieben, kleinen Kinderchen wimmelte, denen meine Taschen stets ergiebige Fundgruben unschädlicher Spielwerke oder Näschereien gewesen, und der deutsche Onkel mußte daher heut ex officio vor Tische einen Spaziergang mit der kleinen Freundesschaar auf den Palmenmarkt machen, um sich später mit den selbstgekauften Ruthen schlagen und durch alle Zimmer der geräumigen Wohnung von den kleinen Wilderern jagen zu lassen. Nun solch ein Hauptspaß war mit ein paar Silberrubeln nicht zu theuer erkauft; diese gingen nämlich darauf, um — nächst den Palmen — noch allerlei Spielwerk von Holz und dergleichen, das den jubelnden kleinen Begleitern zu sehr in die Aeuglein stach, zu kaufen.

Der Palmsonntag ist eigentlich das russische Weihnachten für die Kinder der Russen, obschon diese — namentlich wo sie mit Deutschen gemischt wohnen — die Weihnachtsbescheerung auch adoptirt haben. Das von Russen selbst gefertigte Kinderspielzeug übertrifft — bis auf sehr wenige Ausnahmen — bei weitem noch an Unzierlichkeit unsere schlechtesten Nürnbergereien; man begnügt sich dabei noch mehr als es sonst der Fall ist, mit dem beliebten kak ni budy (wie es eben ausfalle). Mit Bestimmtheit kann ich versichern: daß z. B. alles für die kaiserlichen Kinder bestimmte Spielzeug vom Auslande bezogen wurde, weil natürlich nur ganz besonders sauberes gewünscht ward. Einige in Petersburg etablirte deutsche Papparbeiter, die recht nette Sachen liefern, sind schnell zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt; dennoch sieht man keine Nachahmung unter den Russen entstehen, weil es sich da um Erfindungsgeist dreht, der dieser Nation eben so abgeht, als selbst die mit Genauigkeit und anhaltendem Fleiße verbundene Nachahmung. Schmeichler schreiben diese Erscheinung auf Rechnung einer Jugendlichkeit des Volkes; ich dagegen behaupte, daß es nur Symptome des Alters genannt werden dürfen.

Nachdem ich eine tüchtige Tracht Schläge von den Händen meiner kleinen Freunde in Empfang genommen, widerstand ich tapfer ihren Bitten, zur Mittagstafel zu bleiben, und begab mich consequent an meinen deutsch-bürgerlichen Sonntagstisch. Hier erlitt ich noch vor dem Essen eine gewaltige Niederlage, denn etliche so rosige als schalkhafte Mädchen fielen über mich her mit gewaltigen Werben (vom Russischen, werba, die Ruthe, germanisirt), um, wie sie behaupteten, meine allzu große Sündhaftigkeit auszutreiben. Ich wehrte mich natürlich herzhaft und suchte namentlich Gefangene zu machen, denn in der Hitze des Gefechtes hätte ich mir doch wohl ein Küßchen pränumerando erhascht; allein die Gewandten wußten das Terrain trefflich zu benutzen, und mir wäre beinahe das Unglück widerfahren, ein paar große Blumengefäße, um welche sich das Haschen drehte, zu zertrümmern, als einziges Resultat meiner Widersetzlichkeit gegen die, wie fest versichert wurde, durch lose Reden wohlverdiente Züchtigung.

Wer sich selbst die Charwoche in Petersburg auffallend stiller als andere Zeiten denkt, ist einer Täuschung unterworfen, denn Jedermann will auch da leben, und weil man durchschnittlich nur immer für den Tag lebt, so gibt es Geschäfte abzuthun, Besuche zu machen, in die Kirche zu gehen oder zu fahren und dergleichen mehr, daher kein so gewaltiger Unterschied nach außen bemerkbar wird. Daß alle Dikasterien während dieser Woche geschlossen sind und die Russen ihre Verkaufslocale nur ausnahmsweise offen halten, entvölkert namentlich die Hauptstraßen nicht, wo Ausländer ihre Magazine offen halten und ihre Geschäfte ununterbrochen fortbetreiben. Der durch seinen Posten sonst gefesselte Beamte benützt wohl gerade diese Zeit, um einmal Gänge abzumachen, zu denen er sonst nicht kommen konnte. Wohl gibt der Hof auch in kirchlicher Hinsicht das beste Beispiel, indem derselbe sich den herkömmlichen Formen unterwirft; allein der Kaiser müßte göttliche Gewalt besitzen, sollte ein religiöser Geist tiefere Wurzeln schlagen; deßhalb begnügt er sich auch und muß es wohl, wenn eben die äußere Form beobachtet wird, wie auch der Mohammedaner sich da beruhigt, wo er die Worte seines Glaubensbekenntnisses: „La ila ill' Allah, Mohamed rasul Allah!" (Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet) hört.

Ich kenne Monarchen, welche tiefe Eingriffe in die Glaubensmeinungen gemacht, Specielleres erstrebt, ohne daß etwas damit bewiesen wurde oder wird, denn die Menschen bessert wirklich kaum die größte Noth! Gesetze und Ueberwachungen durch Beamte erzeugen beide nur Heuchelei und Spitzbübereien anderer Art. Nicht einmal Cultur und Civilisation lassen sich anbefehlen, wie Rußland nur allzu klar darthut. Es ist lediglich der liebevollen Ueberredung und der fortgesetzten Aufopferung wahrhaft Guter vorbehalten, nachhaltige Erfolge zu erringen, und da unsere Zeit namentlich ganz offen die Selbstsucht in gesetzlichen Schutz nimmt, so darf man sich nicht wundern, allenthalben nur auf Resultate zu stoßen, die Materielles, den äußern Menschen Betreffendes beweisen.

(Schluß folgt.)

Seltsames Phänomen.

Ein englisches Kauffahrteischiff, Namens Anna Bridson, welches im Anfang Aprils nach einer sehr raschen Fahrt von 84 Tagen aus Valparaiso in Liverpool ankam, erfuhr im La Plata-Strom einen ganz eigenthümlichen Unfall. Die ganze Mannschaft, den Capitän nicht ausgenommen, hatte auf einmal große Ungemächlichkeiten durch den Zustand der Atmosphäre zu erdulden, die zwei Tage lang so stinkend und drückend war, daß man sie kaum einathmen konnte. Die Folgen hievon hörten nicht auf, selbst als die Atmosphäre rein geworden war, sondern wurden den ganzen Rest der Reise hindurch gefühlt, indem ein großer Theil der Mannschaft von jener Zeit an bis zur Ankunft im Hafen von Liverpool krank wurde. Der Capitän sah und hörte nichts, was irgend diesen Zustand der Luft erklären konnte. (Athenäum vom 15 April.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Fortsetzung.)

Erst nach tausend Schwierigkeiten von Seite der Leute, die mich an die Küste von Malabar bringen sollten, gelang es mir die Stadt Meisur zu verlassen. Durch den gütigen Schutz des Residenten war es mir gelungen meine Leute bei mir zu behalten, doch ehe sie einwilligten sich auf den Weg zu machen, betrogen sie mich mehrmals. So wie ich in einem Punkt nachgab, erhoben sie neue Hindernisse, und gewarnt durch den Rath meines Wirthes, sah ich mich gezwungen, ihrer Zuchtlosigkeit nachzugeben, und durchaus alles zu gestatten, was sie wollten, ohne den Trost zu haben, ein günstiges und alsbaldiges Resultat zu erlangen. Die ehemalige Hauptstadt bildet nach dem von den Engländern angenommenen politischen System eine Art Sack ohne Ausgang, und es findet fast gar keine Communication zwischen diesem entlegenen Königreich und dem arabischen Meere statt. Hier konnte ich keine englische Polizei mehr anrufen, und sah mich gezwungen mich allen Ungemächlichkeiten des Landes zu unterwerfen.

Während einer siebentägigen Reise, um aus dem Königreich Meisur herauszukommen, sah ich mich genöthigt, an den feuchtesten, düstersten und die meisten Fieber erzeugenden Orten zu campiren. Hier kann nirgends die Luft circuliren, und somit diese sich nur verschlechtern. Stille stehendes Gewässer, überdieß versperrt durch todte Aeste, welche die Stürme der schädlichen Moussons alljährlich hereintreiben, hauchten überall einen verpestenden Geruch aus, so wie das Faulen der abgefallenen Blätter einen mephitischen Gestank in der durchaus waldigen Gegend verbreitete. Der Bambus, in dicken Garben zu unglaublicher Höhe emporsteigend, die Tekbäume (Theka grandis), welche unsere Eichen ersetzen und ihnen an Schönheit gleichen, füllen die weiten Urwälder, in denen eine überschwängliche Vegetation im undurchdringlichen Dickicht erstickt. So sah ich öfters große durch ihr hohes Alter vollkommen gebleichte Tekbäume, entwurzelt und theilweise durch andere Bäume vor dem Fallen gestützt, zum Beweise, daß noch nie eine Axt in diese wilde Gegenden gedrungen ist, und kaum war mein oft in die Aeste verwickelter Palankin in den Engpässen des Weges weiter zu bringen.

Der tiefe Eindruck, den die Fährten der zum Transport bei den Karawanen verwendeten Elephanten und Ochsen machen, dient dazu, sich eine Bahn zu brechen, während dem der reißende Cabulay den Wanderer durch die Schluchten leitet, die er quer durch die Ghats hin aushöhlt. Der Boden war in einigen Vertiefungen so durchnäßt und schlammig, daß meine Indier bis an die Knie einsanken. Wir hatten die größten Schwierigkeiten zu bekämpfen, um uns in diesen finstern überwölbten Regionen Bahn zu brechen. In den wenigen und kurzen Thälern war uns bloß hie und da in kurzen Zwischenräumen gestattet die durch das dichte Laubwerk der Wälder verhüllte Sonne wieder zu erblicken. Immer waren die kleinen Thäler mit Hütten besetzt, die ringsumher auf Bäumen errichtet und von armen ganz nackten Indiern bewohnt waren, welche, die Nächte auf den Feldern campirend, genöthigt waren den Tam-Tam zu schlagen, um dadurch die wilden Thiere abzuhalten, daß sie nicht in Zeit von wenigen Stunden die Arbeiten eines ganzen Jahres verwüsten.

Bis jetzt hatte ich auf meiner ganzen Reise keine andere Sicherheitsmaaßregel zu nehmen gehabt, als gegen Räuber, die, wenn sie den Reisenden vertheidigungslos, besonders ohne Feuerwaffen überraschen können, ihn häufig ermorden. In Dörfern, die nicht geheuer aussehen, muß man, wenn man sie bei Nacht passirt, gewöhnlich ein- oder zweimal Feuer geben, um ihnen zu zeigen, daß man auf seiner Hut sey. Wenn irgend regelmäßige Behörden im Dorfe sind, muß ein Untergeordneter der Polizei von Stunde zu Stunde den Tam-Tam schlagen, um zu zeigen, daß man wache.

Hier wurden der Feinde, denen ich zu begegnen hatte, zahlreicher und ernstlicherer Art, nämlich fast alle Bewohner der Wälder, und zwar die Elephanten in erster Linie. Es wird behauptet, sie seyen, wenn in Heerden vereinigt und paarweise, friedlich, ohne Jemanden zu beschädigen, wenn man ihnen aus dem Wege gehe. Ist aber ein solches Thier allein und seines Weibchens beraubt, also aus seiner Kaste gleich einem Paria verstoßen (die Engländer nennen einen solchen den ausgestoßenen Elephanten), so erbittert ihn diese Erniedrigung und dann ist er fürchterlich, zerbricht und zertritt mit den Füßen, was ihm in den Weg kommt, und sucht überall seine Wuth auszulassen. In diesem Fall ist er sehr gefährlich, denn so schwerfällig er aussieht, so ist sein Lauf doch sehr schnell, selbst im Vergleich mit der Geschwindigkeit eines Pferdes. Ich kam einst durch einen kleinen Flecken, Ampapur genannt, und traf da einen Indier noch krank von einem fünf Tage zuvor ausgestandenen Schrecken, weil er von einem Elephanten in der Nähe seiner Wohnung überrascht, kaum so viel Zeit hatte auf einen hohen Baum zu klettern, von dem aus er die Trümmer seiner in einem Augenblick zerstörten Hütte betrachten konnte.

Der viel häufiger als der Elephant vorkommende Tiger ist zum Glück viel weniger furchtbar. Oft, wenn ich während meiner Reisen jagen und hiezu einen Indier als Begleiter haben wollte, ließ sich hiezu keiner herbei, aus Furcht auf einen im Gebüsche versteckten oder schlafenden Tiger zu stoßen. Dieß Thier nämlich fällt seinen Feind, wenn es nicht durch Wunden gereizt oder seiner Beute gewiß zu seyn glaubt, nie von vorn an. Vortrefflich läßt ihn sein Geruch den Indier vom Europäer unterscheiden, und er greift vorzugsweise den erstern an.

Im höchsten und dichtesten Walde traf sich's, daß ich auf einen schönen Tiger stieß. Es war Nachmittag, als ich vom steten Schaukeln meines Palankins eingeschläfert, durch eine heftige Erschütterung plötzlich geweckt wurde. Um den Grund davon zu kennen, sah ich aus dem Schlag, mein Palankin stand auf dem Boden und hinter ihm meine Indier sämmtlich versteckt, die mir einen vor uns lauernden Tiger zeigten. Sorgfältig hatte ich zuvor schon die Läufe meiner Flinte mit Kugeln geladen, und erwartete ihn so stehenden Fußes, weil ich wußte, wie gefährlich es sey, aus weiter Ferne zu schießen und das Thier bloß zu verwunden, welches dann immer in Wuth geräth. Allein der Tiger begnügte sich uns zu betrachten, gleichsam uns einige Minuten lang überzählend, und zog dann seines Weges weiter, weil er wahrscheinlich uns hinlänglich stark genug fand.

(Schluß folgt.)

Payne's Patentholz. Ein neues Mittel, alle Arten von Holz gegen Fäulniß, gegen die Angriffe von Insecten und selbst gegen das Feuer zu bewahren, ist von einem Hrn. Payne erfunden worden. Sein Hauptmittel soll eine Auflösung von Eisenvitriol seyn, welche das Holz bedeutend schwerer mache. (Litt. Gaz. vom 15 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Die Osterzeit in St. Petersburg.

(Schluß.)

Was wiegt wohl die Beschränktheit der Niedern, welche, die brennende Wachskerze in den Händen, den kirchlichen Ceremonien Tage lang beiwohnen, schwerer auf der Wagschale in der Hand des Ewigen, als die Verbeugungen, Küsse und Bekreuzigungen der Vornehmen, die nur aus einer Kirche in die andere fahren, um das Spiel so oft zu wiederholen, bis Ueberdruß eintritt und man dem Kutscher befiehlt nach Hause zu fahren? Das Innere des einen wie des andern wird gleich wenig berührt durch Abmachung dieser Angelegenheiten, und der erste Schnaps, die erste Flasche Champagner spühlt selbst die Erinnerungen an das Vorgenommene hinweg! Man sage mir was man wolle, so lange unsere Geistlichkeit selbst nur auf der Oberfläche schwimmt, werden wir nicht zu Fischen gemacht, die den Grund suchen! gar Viele sind berufen, aber leider nur sehr Wenige auserwählt, das göttliche Samenkorn des herrlichen Sittenpredigers, der seine Wahrheiten mit seinem Blute besiegeln mußte, in sich gebührend aufzunehmen damit es Früchte bringe!

Es gibt Leute, die höchst schmeichelhafte Betrachtungen beim Anblicke der sich die Brust durch Bekreuzigungen zerschlagenden, niederfallenden und den Boden küssenden Menge, über die schwermüthigen Gesichter derselben angestellt haben wollen; allein sie hätten nur, gleich mir, zum öftern solche Tiefbetrübte etwas naher aushorchen sollen, um sich zu überzeugen, daß eben nur auf der Außenseite haftendes Angelernte und Nachgeahmte unterlag. Es ist dort mit dem Volke nicht um ein Haar anders bestellt als bei uns, wo die Rede eines Herrn Pastor's, darein viel von Tod, Sterben und dergleichen verwebt wurde, zuerst ein paar alten, harthörigen und noch schwerer Hochdeutsch verstehenden Weibern Thränen entlockt, wodurch endlich, vermöge der Contagiosität solcher Sachen, die ganze Gemeinde gerührt wird und laut mitjammert. Auf dem Kirchwege heißt es da: „die Predigt ging einmal durch Mark und Bein!" und wenn man näher nach dem Inhalte forscht, weiß sich Niemand eben auf mehr als die Worte: Tod, Sterben u. s. w. zu besinnen. Eine halbe Stunde später sitzen die Weiner lachend mit den dampfenden Pfeifchen beim Schnapsglase, am Kartentische, stehen, dem lieben Nächsten Ehr' und Reputation abschneidend, an den Thüren, peinigen Angehörige bis aufs Blut, leihen Geld auf Wucherzinsen aus, besuchen den Rechtsanwalt, um ihm Auftrag zu geben, einem armen Bruder Schulden halber das letzte Bett pfänden zu lassen rc. Unsere Zeit hat starke Rostflecken, die man vergebens mit glatten Worten zu verdecken sucht!

Drängt es den Fremden, sich in Petersburg die Ueberzeugung zu verschaffen, daß es mit den Charwochenthränen nicht so ganz bös gemeint sey, dann darf derselbe nur in der Osternacht den Glockenschlag „Zwölf" bei einer Kirche abwarten; der alsdann ausbrechende tolle Jubel documentirt, wie wenig tief und nachhaltig die vorhergegangenen Eindrücke gewesen seyn können. Es war alles nichts als das Anlegen und Tragen eines andern Gewandes, der alte Adam in demselben blieb bis auf ein Haar ganz derselbe; er ruft jetzt jubelnd eben so mechanisch: „Christos woskress!" (Christ ist erstanden) und antwortet: „wo istinnu woskress!" (In Wahrheit, er ist erstanden), sowie er vorher unter Thränen vielleicht sein „Gospodin pomilui!" (Herr erbarme dich) und andere Ausbrüche des Schmerzes von sich gegeben, gerade so wie er in seinen Nationalmelodien vom melancholischen Moll zum grellsten Dur überspringt, ohne sich eben viel dabei zu denken. Mit dem Gefühl mag es zuweilen wohl etwas besser stehen, allein ich behaupte, auch dieses dringe nicht tiefer ein, sondern hafte wie bei Kindern oder Greisen nur auf der Oberfläche, sey meist Sache der Nachahmung oder Ansteckung.

Den ersten officiellen Hauptlärm nach der stillen Fastenzeit machen diejenigen, welche sich's etwas kosten ließen, um auf den Kirchenglocken hämmern zu können. Das Geklopfe dauert fort bis zum hellen Morgen, und ist einer müde, so lauern schon zehn andere, seinen erhabenen Posten einzunehmen, denn man wird Gott besonders wohlgefällig durch dieses Trommeln und erlangt damit zum mindesten auf das kommende Jahr die Vergebung aller Sünden; dieß lohnt

mithin schon der Mühe. — Ich habe nicht bestimmt ermitteln können, ob der liebe Herrgott diese Offenbarung der Geistlichkeit oder bloß den Glöcknern gemacht; so viel aber ist gewiß, man glaubt um so eifriger daran, als man bei einer solchen Pränumeration auf Sündenvergebung Ursache zu haben glaubt, interessirt seyn zu müssen. Welche Sätze die russische taxa stolae in Betreff dieses Gehämmers hat, vermag ich gleichfalls nicht anzugeben; allein es läßt sich wohl vermuthen, daß man sich dabei nach örtlichen Observanzen richten werde. Etwaige Interessenten müssen es also auf den Versuch ankommen lassen.

Das Nachtleben, wozu man durch das Petersburger Treiben durchaus verführt wird, wenn man eben mit dem Strome schwimmen will oder muß, bringt Langschläferei am Morgen mit sich! Es war in der zehnten Stunde am Ostersonntage, als ich einen Traum abschüttelte, in welchem es allenthalben von Lichtern geflammt, gerade wie nach zwölf Uhr in der russischen Kirche der Mutter Gottes von Kasan gewidmet. Licht im Traume sehen, bedeutet nach dem berühmten Traumbuch und Schicksalsorakel der Mutter Brigitte lauter Freude und Glück, daher war meine Stimmung die heiterste, da mein Bedienter, ein junger Tatar, mir — den Thee servirend — sein „Christos woskreß!" als erster Ostergratulant sagte und dazu ein paar buntbemalte Eier präsentirte, die ich in einem Gegengeschenk, aus klingender Münze bestehend, über den Spaß bezahlte, gerade wie die Zahnstocher an unserer Bedienung der Wirthstafeln.

Ich machte mir den Spaß zu fragen:

„Aber Jurghi" (Georg), so nannte ich den Burschen, dessen tatarischen Namen ich nicht zu behalten im Stande war, „sage mir nur, wie du dazu kömmst, dich um Christus zu bekümmern, der du doch ein „Nechrist" (Nichtchrist), ein „Tjurok" (Mohammedaner) bist?"

Der Schelm lächelte verschmitzt, und entgegnete ziemlich rasch!

„Izwinitjes!" (Entschuldigen der Herr!) „Wir verehren in unserem Lande alle Wohlthäter und der Iman befiehlt, den Propheten Jesus neben Allah und Mohammed zu stellen."

Für seine flinke und gute Ausrede empfing das Menschenkind von mir noch einen Achtziger (80 Kopekenstück); darauf kamen auch die „Dworniki" (Thürhüter) und mehrere andere Nationale, mit denen ich — wenn auch noch so entfernt — in einiger Berührung stand, so daß ich endlich auf Unkosten meiner Börse eine ganz erkleckliche Eiersammlung zusammenbrachte.

Die Eierconsumtion zu Ostern muß in Petersburg ungeheuer seyn, allein ich wollte mit Freuden die gewiß große Lieferung übernehmen, wollte man mir nur die Hälfte der durch das Verschenken herbeigeführten Einnahmen garantiren, und bin sicher, daß damit ein höchst brillantes Geschäft zu machen wäre. Es ist die größte Wurstwerferei nach Speckseiten, welche jemals existiren kann!

Darf ich noch erwähnen, daß von mir gleichfalls Eiereinkäufe gemacht worden waren? Nur konnte ich es nicht machen, wie vielleicht manche andere Speculanten, die ihre empfangenen Geschenke sofort wieder wandern ließen; ich mußte für meine jungen Damen schon elegante, künstliche Eier mit feinen Malereien aus der Porcellanfabrik von Alexandrofski besorgen, um mich so angenehm wie möglich zu machen.

Kein mit der Sache näher Bekannter wird eine Uebertreibung darin finden, wenn ich sage, daß in Petersburg am ersten Osterfeiertage eine große, allgemeine Völkerwanderung statt finde, die eben so geregelt ist, als es nur immer eine künstliche Nachahmung unseres Planetensystems seyn kann. Hoch oben strahlt die Sonne, der Kaiser, um die sich eigentlich alles dreht, welcher jedoch natürlich nur eine verhältnißmäßige Anzahl Trabanten nahen können, um das Gedränge nicht allzu gräßlich werden zu lassen. Sobald die Devoirs bei Hofe gemacht sind, begeben sich die Planeten auf feste Standpunkte und lassen sich von ihren Monden umkreisen, worauf wiederum sich diese fixiren, um ihren resp. Atmosphären Audienz zu geben. Die Fremden gleiten in diesen verschiedenen Ringeltänzen — Kometen gleich — zwischen allen Parteien umher. Wo man vorspricht, stehen die Osternfrühstücke auf den Tafeln, von denen jeder beliebig nascht, nachdem gebückt, umarmt, geküßt und „Christos woskreß!" gesagt ist.

Die Frau von guten Häusern ist nur für besonders Begünstigte sichtbar; man überschüttet sie mit Glückwünschen, bringt sein elegantes Ei dar, wenn dieß zulässig ist, ergreift die dargebotene schöne, ambraduftende Hand, neigt sich zum Kusse derselben und empfängt dagegen eine sublime Berührung der reizenden Lippen auf die Wange. Je niedriger der Rang, um so solider in der Regel dieser sogenannte Kuß. Von einem allgemeinen Küssetaumel, wie ihn manche Beschreiber haben, nirgends eine Spur, nicht einmal unter dem Plebs. Wohl sieht man da und dort auf den Straßen und Plätzen sich Begegnende küssen, allein dieß kommt doch nur einzeln und unter den niedern Classen vor; auch wird die Scene mit ziemlicher Förmlichkeit in der Regel abgemacht, es sey denn, daß Illuminirte auf einander stießen, die sich noch erkennen. In solchen Fällen freilich ist die Zärtlichkeit groß.

Niemand wird groß neugierig seyn, wie es mir in meiner deutschen Bürgerfamilie mit den lang ersehnten Osterküssen ergangen; dennoch drängt es mich der Wahrheit die Ehre zu geben, indem ich gestehe, daß man den herzlichen deutschen Ehrenkuß, diesen Juwel im Reiche der Küsse, nicht nur zu empfangen und zu gewähren verstand, sondern auch gegen mich auf ehrliche deutsche Weise Wort hielt. Wenn aber die Epistola ad Chytræum sagt: „Hospites osculo blandissimo excipiunt et quemque ut dignior est ad mensam collocant,"*) so können darunter jetzt nur ganz russische Häuser, nicht zu vornehmen Ranges, verstanden werden.

Es läßt sich denken, daß der ganze Commerz der Butterwoche auf dem Admiralitätsplatze mit Katscheli, Buden u. s. w. zur Osterfeier aufs neue statt findet, und zwar in vermehrter und verbesserter Auflage; denn zwei neue Genußingredienzien,

*) Die Wirthe empfangen mit den liebkosendsten Küssen und reihen einen Jeden seiner Würde nach an den Tisch.

„Apfelsinen und Eis,“ erscheinen auf dem Tummelplatze der Freuden des Tages.

Man kann mit Zuversicht behaupten, daß nirgend in der Welt die Fasten gründlicher vertrieben werden, als in Rußland und von den Russen; hätte sich — in Folge der Mäßigkeit — wirklich ein guter Vorsatz eingefunden oder sogar eingenistet, die Osterwoche verjagt ihn sicherlich! Der geniale Bösewicht Casanova de Seingalt sagt irgendwo, wenn ich nicht irre: „wenige Menschen gelangten in ihrem Leben zur Besinnung über sich, und den meisten unter diesen wenigen mangele das Geschick, den rechten Gebrauch von solchen Momenten zu machen.“ Je nun, mein geneigter Leser und ich, wir können uns diesen harten Ausspruch schon gefallen lassen, denn wir gehören natürlich zur Elite der Wenigen.

Der Tempel zu Mzchet in Georgien.

(Schluß.)

Es ist nicht genau bekannt, wann die Kirche zu Mzchet eine Metropolitankirche wurde, auch kennt man die Reihe der Katholikos als unabhängiger Häupter dieser Kirche nicht. Die Acten und Urkunden, welche man von der Kirche zu Mzchet in den Sammlungen besitzt, reichen nicht über die Regierungszeit Alexanders I (1414—1442) hinauf, weisen jedoch auf die früher vorhandenen und wahrscheinlich verloren gegangenen hin. Zum mindesten aber fand ich keine solchen, obwohl ich mit allen möglichen Empfehlungen ausgerüstet war, um diese für die Geschichte noch nicht benutzten und doch für Kirchen- und Volksgeschichte einzigen Schätze zu erforschen. Ich vermuthe, daß in der Epoche der Alleinherrschaft in Iberien, als die besten Theile des Landes Imeretien, Mingrelien, Achalzyk, Swanetien und Abchasien unter Einer Herrschaft standen und die Residenz der Könige in Abchasien war, der erste christliche Tempel des Landes in Bitschwint (Pizund?) war, und der Katholikos dort seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Einige Winke byzantinischer und selbst arabischer Schriftsteller hierüber liefern einen, wenn auch nicht ganz entscheidenden Beweis für diese Annahme. Die Geschichtschreiber Georgiens, oder wie man sie nennt, die Chronisten, klären die Sache nicht auf, denn sie sind nichts als eine Sammlung von Nachrichten, die im Anfange des 18ten Jahrhunderts an einander gereiht wurden. Ein anderes Geschichtswerk hat Georgien nicht.

Das Gründungsfest der Kirche von Mzchet wird am 1 October gefeiert; die Könige zogen an diesem Tage immer nach Mzchet, und brachten der Kirche Geschenke dar. Das Zusammenströmen des Volks aus dem ganzen Lande war dabei ungeheuer. Aber unter den traurigen Umständen, in welche das Land durch Perser, Türken und Lesghier versetzt wurde, während zugleich innere Empörungen und Bürgerkriege die Verwirrung noch vermehrten, kam die fromme Sitte in Abnahme. Der unterscheidende Charakterzug des heiligen Festes bestand und besteht noch in der Versammlung des Volks am Abend vor dem Feste. Das Fest selbst beginnt und endet mit Gesängen, die einst nicht sehr empfehlungswerth waren. Die Könige, von innen und außen beunruhigt, und die Hirten der Kirche hatten in diesem Falle Nachsicht mit den Schwächen des ungebildeten Volkes, und ließen Ungebührlichkeiten zu in Erwartung besserer Tage für das Reich und die Kirche. Das Darbringen von Thieren und das Schlachten derselben zu Ehren des Festes ist augenscheinlich eine Sitte, die den Opfern der alttestamentlichen Kirche entspricht. Indeß legt die georgische Kirche diesen Opfern nicht die Bedeutung bei, wie die jüdische Priesterschaft. Das zum Feste zusammenströmende Volk, das in einem so kleinen Orte wie Mzchet (etwa 200 Häuser) *), keine Lämmer, Vögel und andere zur Speise brauchbare Thiere fand, mußte solche zu seinem eigenen Unterhalte mitbringen. Um aber einigermaßen auch ihre Speise, so wie alles was sie mit sich brachten, zu heiligen, so gaben die frommen Georgier nach einer allgemeinen christlichen Sitte einen Theil davon nicht der Kirche, sondern den Dienern derselben, und überließen ihnen auch die Häute der geschlachteten Thiere. Dasselbe geschah mit Wein, Brod und andern Gegenständen. Diese freiwillige Gabe ist allmählich fest und gesetzlich geworden, und wird von Seite des Volks wie der Priester so angesehen. In vielen entferntern Gegenden Georgiens hat man jetzt noch unter den Bauern erbliche Aelteste, welche den Titel Decane führen, deren Schuldigkeit darin besteht, die reichen alten Bilder und sonstige Zugehör der Kirche aufzubewahren, die neuen Gaben zu sammeln und sie zu theilen (unter dem Geistlichen, ihnen selbst und der Kirche), die zur Speise herbeigebrachten Thiere zu schlachten, das Volk mit dem heiligen Kreuz zu segnen, und auf jeden im Namen des Festes irdische und himmlische Güter herabzurufen. In Mzchet, als der Kathedrale des Patriarchen-Katholikos, findet letztere Sitte nicht statt.

Viele Könige, Königinnen, Bischöfe und Große sind hier beerdigt, aber nur von wenigen die Grabsteine, und auf einer noch geringeren Zahl die Inschriften erhalten.

Das ganze Gebäude hat eine Höhe von 30 Klaftern, 15 Klaftern Breite und 28 Klaftern Länge und ist aus behauenen Steinen aufgeführt. Die Malerei im Innern ist größtentheils vom Ende des 16ten Jahrhunderts, und das Erzeugniß von Malern, welche Boris Godunow nach Georgien sandte, wie sich aus den altrussischen Inschriften ergibt.

Außen waren einige Capellen angebaut, diese sind aber alle zerstört, eben so wie die Paläste der Könige in Trümmer

---

*) Die Trümmer der Kirchen, Häuser, der königlichen und bischöflichen Paläste an den Ufern der beiden Flüsse Kur und Aragwa, die sich bei Mzchet vereinigen, und auf den Hügeln gegen Westen beweisen, daß die Stadt Mzchet sehr bevölkert war. Sie nimmt hinsichtlich des Klima's und der Schönheit der Lage einen der besten Punkte ein, und konnte ohne Zweifel auch in militärischer Hinsicht als fester Punkt dienen. Mzchet sicherte Kartalinien und alle an der Aragwa liegenden Gebiete, und da es von Westen, Süden und Osten durch zwei Flüsse umströmt war, so konnte es zu einer Zeit, wo man das Feuergewehr noch nicht kannte, vor einem Anfalle der Perser sicher seyn. Inzwischen ist zu bemerken, daß seit der Ausbreitung von Tiflis und dem Fall von Mzchet, das bald und schnell verödete, die Perser häufiger in Georgien einfielen, und ihm zeitenweise ihr schweres Joch auflegten.

gefallen sind. Die Kirche hat Besitzungen an Bauern, Ländereien, Weingärten u. s. w., die ihr von georgischen Königen vermacht wurden, und in derselben befindet sich auch eine Bibliothek, deren Manuscripte noch nicht für die Wissenschaft benützt sind.

Ueber die Eingeborenen von Neuseeland.

In der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft zu London am 28 März las ein Dr. Pinco eine Abhandlung über diese seit Cooks erstem Besuch bedeutend verminderte Bevölkerung vor. Besonders groß soll die Abnahme in den letzten 30 Jahren gewesen seyn, und er schreibt dieselbe namentlich vier Hauptursachen zu: den fortdauernden erbitterten Kriegen unter den Stämmen, dem Kindermord, den Skrofeln und dem Gebrauch geistiger Getränke. Ist ein Krieg mit Sieg gekrönt, so folgt die Menschenfresserei im Großen. Kindermord ist hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht beschränkt, und trifft unter den Knaben nur die mißgestalteten. Die Skrofeln sind eine außerordentlich gefährliche Krankheit unter den Neuseeländern, leider auch sehr gewöhnlich, und was das Merkwürdigste ist, kräftige, sehr gesunde Naturen werden am meisten ergriffen. In einem Dorfe von 100 Seelen starben im Laufe von drei Jahren nicht weniger als 30 davon. Die Verstandesanlagen der Neuseeländer schilderte Dr. Pinco als vorzüglich, und eben so sehr lobte er ihr anständiges und bescheidenes Benehmen. Drollig genug war einer der aufmerksamsten Zuhörer ein geborener Neuseeländer, der eine Engländerin geheurathet hat und sich seit 9 Jahren im Dienste eines Engländers befindet. (Litt. Gaz. vom 15 April.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Meisur.

(Schluß.)

Bei jedem Schritte traf ich auf Damhirsche, Pfauen, wilde Hühner, Moosschnepfen rc., aber nur selten bot sich mir jedoch Gelegenheit sie zu schießen, ich hätte denn darauf anstehen müssen. Ich muß bemerken, daß meine Indier sich ganz leicht dem Wild nähern konnten, während meine europäische Tracht sie in die Flucht trieb. Die über ganz Indien verbreiteten Affen stießen mir häufig auf der Reise auf. Gewöhnlich waren sie sehr wild, und mit einer vogelschnellen Behendigkeit sprangen sie von einem Baum auf den andern. Indessen erinnere ich mich doch, daß — während ich einst auf der Küste von Canara rastete — eine zutraulichere Truppe dieser Thiere in den Zweigen der Bäume, unter denen ich mein Mahl hielt und mich vor der Sonnengluth barg, über meinem Haupte sich aufhielt. Nach Verfluß einiger Augenblicke sah ich etwa zwanzig dieser possierlichen Thiere unaufhörlich mich umgaukeln, ich nahm einen davon aufs Korn und schoß nach ihm, verwundete ihn auch schwer, so daß er vom Gipfel des Baumes, auf dem er saß, herabpurzelte, doch gelang es ihm ein völliges Herabfallen dadurch zu verhindern, daß er sich in den untersten Zweigen festhielt. Er war nur 6 Schuh vom Boden entfernt, und es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihn mit den Händen zu greifen, hätte ich nicht einen blutigen Biß befürchten müssen. Ich entfernte mich, um ihm wo möglich durch einen zweiten Schuß den Rest zu geben, als ein noch größeres und stärkeres Thier unter seinen Cameraden zu seiner Hülfe herbeieilte und ihn auf den Armen forttrug. Die übrigen entflohen nach allen Seiten hin, die Weibchen ihre Jungen an den Seiten haltend oder unter dem Bauch versteckend. Dessen ungeachtet verbargen sie sich nicht ganz und gar, und ich sah sie noch lange in der Umgegend herumschleichen. Einige ihrer Vorposten wagten sich selbst bis auf die Dächer des Dorfes, in dessen Nähe ich mich gelagert hatte, um mich desto besser zu belauern.

Nach Verlauf einiger Tage häuften sich mir die Schwierigkeiten. Meine Hammals wollten um keinen Preis am Morgen früher aufbrechen, als bis die Sonne ganz aufgegangen war, denn sie könnten, wie sie sagten, dem Elephanten begegnen, der seine nächtlichen Spaziergänge beendete. So mußten wir auch Mittags anhalten, denn dieß war die Stunde, in welcher der Elephant zum Trinken ging. Endlich mußten wir vor Nachts am Ruheplatz angelangt seyn. Lieber, glaube ich, hätten sie sich — wie sie mir auch jeden Augenblick zuriefen — den Hals abschneiden lassen, ehe sie die durch Furcht, wie durch Erfahrung geheiligten Gewohnheiten übertreten hätten. Mit jeder möglichen Vorsicht drangen wir vor, es mußten Patrouillen, bewaffnet mit langen abscheulichen Luntenflinten, vorgeschoben werden. Auch hielten wir stets Fackeln bereit, um den kühnen Elephanten, wenn er sich zeigen sollte, zu verscheuchen. Traf sich's nun unglücklicherweise, daß wir Karawanen von Cananore oder Mangalore kommend begegneten, so entspannen sich sogleich unendliche Unterhaltungen zwischen den Führern derselben und unsern Hammals, tausendmal wurden die Fragen wiederholt, um zu erfahren, ob man keinen Elephanten oder Tiger gesehen, und man trennte sich endlich etwas ermuthigter als zuvor.

Erst bei Manantodely, einem offenen Orte auf der Höhe der Ghats, wurde ich von diesen vielen Verlegenheiten befreit. Von diesem hohen Punkte an stieg ich auf einem sanften Abhange abwärts zur malabarischen Küste. Plötzlich hatte hier das Landschaftsbild den Charakter geändert, ich sah ein wunderschönes Grün, Bäche klaren Wassers, niedliche indische Wohnungen, eine Landschaft voll der größten Mannichfaltigkeit, beleuchtet von einem heitern schönen Himmel, und bei den letzten Krümmungen des Engpasses von Peria lag endlich das Meer Arabiens zu meinen Füßen, jenes Meer, das ich später auf einer Reise nach Afrika zu durchschiffen hatte. Nach Westen wandten sich meine Blicke und mein Herz flog zur Heimath hin.

Wilde Heerden in Australien. Wie in Amerika die Einführung der Pferde und des Rindviehs die Lebensweise ganzer Völker völlig umgewandelt hat, indem mehrere Völker in Nordamerika, wie in Südamerika, — in Afrika neuerer Zeit auch die Kaffern, — zu Reitervölkern geworden sind, so scheint auch etwas ähnliches in Australien vorzugehen. Die Col. Gaz. vom 15 April enthält eine Mittheilung, wie man die wilden Heerden nutzbringender machen könne. Man ersieht daraus, daß diese Heerden schon ziemlich bedeutend geworden sind, und so wie ein zahmes Stück Vieh unter sie geräth, so wird es in kurzer Zeit ganz wild und kehrt nicht mehr zurück. Es wird vorgeschlagen, den Lasso und die Bolas, wie sie in Südamerika gebräuchlich sind, auch in Australien einzuführen, was nicht verfehlen kann, die Bewohner, selbst die Europäer, gleichfalls etwas zu verwildern. Interessant wäre es zu wissen, ob sich die wilden Heerden schon tief hinein ins Innere ausgedehnt haben, aber die Engländer sind über die Südostecke des Landes selbst noch nicht viel hinausgekommen, und können darum auch nicht angeben, ob nicht vielleicht die gegen Norden zahlreicher werdenden Eingeborenen bereits sich der wilden Pferde und des Rindviehs bedienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 4 und Umschlag zum Monat April.)

№ 4.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Sonntag, 30 April 1843.

[48] Königlich sächsisch-confirmirte

LEBENS-VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT

zu

LEIPZIG

auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründet im Jahre 1831.

Verwaltung.

DIRECTOREN:

Hr. Dr. *J. L. W. Beck*, k. sächs. Appellationsgerichts-Präsident, Ritter des Civil-Verdienst Ordens.
„ *J. C. Dürbig*, Handlungs-Deputirter, Firma: *Merck, Dürbig* u. *Comp.*
„ Adv. *W. Einert*, Handels-Consulent.
„ *C. G. Frege*, auf Abtnaundorf, k. sächs. Kammerrath, Ritter mehrerer Orden, Firma: *Frege* u. *Comp.*
Hr. *L. C. W. Gelbke*, auf Güntheritz und Podelwitz.
„ *G. Harkort*, Handelsgerichts-Beisitzer und Handlungs-Deputirter, Ritter des Civil-Verdienst-Ordens, Firma: *C. et G. Harkort.*

Hr. *A. Olearius*, fungirender Director.

AERZTE:

Hr. Prof. Dr. *F. P. L. Cerutti.* Hr. Prof. Dr. *A. Braune.*

Controle der Verwaltung.

Der *Magistrat* zu *Leipzig*, durch den derzeitigen Deputirten Hrn. Stadtrath *Söhlmann.*
Der *Gesellschafts-Ausschufs* von sieben Versicherten und deren Stellvertretern.
Der *vereidete*, vom Magistrat und Ausschufs bestellte *Revisor*, Hr. *C. F. Sorge*, Raths Schofs-Schreiber.

Ende Februar 1843.

In Kraft befindliche Versicherungen 3379 Personen mit 4,177,500 Thaler.
Für 367 verstorbene Mitglieder wurden ausgezahlt 492,300 Thaler.
Durch Dividende empfingen seit dem Jahre 1836 die auf Lebenszeit versicherten Mitglieder 72,450 Thaler.

Auszug aus den Tabellen der jährlichen Beiträge

für 100 Thaler Versicherungssumme.

Nach dem 14 *Thaler-Fufse, den Thaler zu* 30 *Neugroschen à* 10 *Pfenninge.*
(1 Thaler gleich 1 Fl. 45 kr. im $24\frac{1}{2}$ Fl.-Fufse.)

Alter.	Auf 1 Jahr.			Auf 5 Jahre.			Auf Lebenszeit.			Die Dividende verminderte bisher den jährlichen Beitrag für eine Versicherung auf Lebenszeit von 1000 Thlr. durchschnittlich von			auf		
Jahre.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.
15	—	24	3	—	25	9	1	25	5	18	15	—	14	15	8
20	—	28	4	1	—	8	2	2	9	20	29	—	16	12	7
25	1	5	3	1	8	—	2	10	6	23	16	—	18	13	—
30	1	11	—	1	13	4	2	19	—	26	10	—	20	18	8
35	1	17	5	1	19	2	2	29	1	29	21	—	23	8	—
40	1	20	6	1	21	5	3	11	6	33	26	—	26	15	9
45	1	24	4	2	—	6	3	28	9	39	19	—	31	1	4
50	2	11	8	2	18	6	4	22	—	47	10	—	37	2	3
55	3	1	—	3	10	6	5	23	3	57	13	—	44	29	7
60	3	25	3	4	9	5	7	4	8	71	18	—	56	2	6

[49] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. **Nr. 14.** Die deutsche Handels- und Gewerbsstatistik. — Der Rhein-Marne-Canal und die Rhein-Verbacher Eisenbahn. I. — Die canadische Weizenmaaßregel. — Handels- und Schifffahrts-Verhältnisse zwischen Deutschland und dem Königreich beider Sicilien. — Correspondenz aus London. Liebigs System der Agricultur-Chemie — seine Fortschritte und seine Wirkungen — die Cornlaw-League.

Nr. 15. Oesterreich und der Zollverein. — Die Seemacht von Frankreich und England. Ausfuhrverein der deutschen Fabricanten. Muster-Landwirthschaften. Französischer Canaltarif. Allotmentsystem in England. Der Handelsvertrag zwischen Portugal und England. Rußland und der Zollverein. Neue Aussichten auf Wollzufuhr aus Australien. Finanzwirthschaft in China.

Nr. 16. Oesterreich und der Zollverein. — Das deutsche Schutzsystem, das deutsche Eisenbahnsystem und die Emancipation Deutschlands von der französischen Modetyrannei durch die commercielle Verbindung der deutschen Hauptstädte. — Stimme aus Oesterreich über die Gewerbsausstellung in Mainz. — Ueber eine württembergische Gewerbsbank. — Die Sparcassen von Paris. — Die Goldproduction in Rußland. — Das sächsische Prohibitivsystem. — Der Handel zwischen England und Brasilien. — Gesetzliche Reglung der Fabrikarbeit von Kindern in England. — Gleichstellung von ostindischen Producten mit denen von andern Colonien. — Baumwollfeinspinnerei. — Die Eisenbahnen in Belgien. — Die Aufhebung des Einfuhrzolles auf Wolle in England. Beilage: Ueber die Unpopularität des Zollvereins in den Hansestädten. — Die französische Opposition gegen einen Handelsvertrag zwischen Frankreich und England. — Die Eisenproduction.

Nr. 17. Die Hansestädte und der Zollverein. — Correspondenz aus London. Die canadische Weizenmaaßregel — die Fleischproduction von Nordamerika — das Allotmentsystem — die Flachsproduction in England — die Handelsverträge — die letzte Baumwollernte — die Postreform — eine neue Art Papiergeld. — Ausfuhrliste von peruanischen und bolivianischen Producten rc. 1841. — Ungarn und der Zucker aus Mais. — Aussichten auf Leinwandausfuhr nach China. — Die russische Industrie.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für der Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[50]

Vierteljahrsschrift 1843, zweites Heft.

In Unterzeichnetem hat die Presse verlassen und wurde sofort an die verehrlichen Subscribenten versandt:

Das zweite Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift

für **1843.**

April bis Junius.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Inhalt. Der Streit des Diesseits und des Jenseits in der deutschen Philosophie oder vom absoluten Wissen. — Ueber den Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes für Preußen. — Das deutsche Theater. — Das Decimal-Münzwesen in Deutschland. — Geschichte des Nibelungen-Liedes. — Der Flurzwang in seinen Folgen und die Mittel zu dessen Beseitigung. (Mit 2 Karten.) — Popu-

läre und satyrische Zeichnung in Deutschland. — China und Deutschland. — Ueber das gegenseitige Verhältniß der deutschen Staaten hinsichtlich der Verbindungsmittel. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, April 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[51] Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschien so eben und ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen:

Archiv
für sächsische Geschichte und Alterthumskunde

herausgegeben

von K. Gautsch. 1. Heft gr. 8. brosch. Der Jahrgang besteht aus 6 Heften à 4 bis 5 Bogen mit den nöthigen Abbildungen und kostet 2 Rthlr.

---

(52) Im Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden

JAHRBUCH
für 1843.

Herausgegeben
von **H. C. Schumacher,**
mit Beiträgen von
Bessel, Hansteen, Lehmann, Mädler und *Olbers.*

8. cartonirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Astronomische Ephemeride für 1843. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von I. Oltmans. Dänische und preufsische Fufse. Toisen. Pariser Fufs. Meter. Englische Fufs. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Ueber den Magnetismus der Erde von E. W. Bessel. Ueber den Erfinder der Fernröhre von Olbers. Ueber Berichtigung der Thermometer von Hansteen. Ueber den Gang der Temperatur im Laufe des Jahres von Mädler. Ueber Störungen von Mädler. Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung von Dr. Jac. Wilh. Heinr. Lehmann. Beobachtung der totalen Sonnenfinsternifs am 8 Julius 1842 in Wien, von H. C. Schumacher.

Die Erscheinung des Jahrbuchs für 1842 ward durch unvorhergesehene Umstände verhindert. Es wird künftig frühzeitiger als sonst, und immer vor dem Anfange des Jahres, für das es bestimmt ist, ausgegeben werden.

Stuttgart und *Tübingen.*
J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[53] Schriften von Karl von Raumer.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Beiträge zur biblischen Geographie.

Nebst einem Höhendurchschnitte.
Beilage zu des Verfassers „Palästina".
Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Palästina. Zweite vermehrte Aufl. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Rthlr. 20 Ngr.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Canaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr.
Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite Aufl. Mit 6 Kupfert. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verb. Aufl. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

---

[54] So eben wurde vollendet:

F. W. Bartold, Professor in Greifswald,

Geschichte des großen Deutschen (30jähr.) Krieges
vom Tode Gustav Adolphs ab
mit besonderer Rücksicht auf Frankreich.

Zwei Bände. 68 Bogen in Royaloctav. Feines Velin. 9 fl. 30 kr. od. 5½ Thlr.

Welche ehrenvolle Stelle diesem neuen Erzeugnisse des hochgeachteten Verf. der „Geschichte Pommerns" — des „Georg von Frundsberg" u. a. m. unter den bedeutenden Geschichtswerken der neuern Zeit gebühre, hat die öffentliche Stimme vielfach festgestellt. In seiner Richtung durchaus national und von aller confessionellen Befangenheit frei, weist der Verfasser mit rückhaltlosem Freimuthe die wahren Ursachen der damaligen Zerrüttung unseres Vaterlandes nach und gibt über die gesammte auf dem Titel bezeichnete Periode die wichtigsten Aufschlüsse, reich an Lehren für die Gegenwart, sofern sein Werk zugleich als die erste wissenschaftliche Darstellung

des frühesten planmäßigen Eingreifens von Frankreich in die deutschen Verhältnisse

zu betrachten ist. Wir empfehlen es aufs angelegentlichste jedem Geschichtsfreunde, namentlich allen Vorstehern von Bibliotheken und höhern Unterrichtsanstalten — vorzugsweise militärischen — als eine fruchtbare Lectüre für Jünglinge.

Stuttgart, März 1843. S. G. Liesching.

---

(55) Im Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:
Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.
Von **Dr. Mager.**

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Partie-Preis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den untern Classen beginnen lassen und in den obern einen Cursus der französischen Litteratur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen" zu dem „Tableau anthologique de la littérature française" den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittlern Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die obern Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 55½ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigern Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[56] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. M. Klingers ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,
mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klingers und dessen Bildnisse in Stahlstich.
Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing rc.
Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gr.

Inhalt:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas. — V. Bd. Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd. Reisen vor der Sündfluth. — VII. Bd. Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd. Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 1r Theil. — XII. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 2r Theil. — Lebensskizze F. M. Klingers.

Stuttgart und Tübingen, April 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

In **Wien** durch **Karl Gerold.**
In **Pesth** durch **C. A. Hartleben.**

---

[57] In der litterar.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch für Reisende in Italien

von

Dr. Ernst Förster.

Zweite Auflage.

Mit 10 in Kupfer und Stein gravirten Planen.

8. in dauerhaftem engl. Einbande. Preis 5 fl. 24 kr. rhn. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Wir übergeben hiemit dem Publicum ein Handbuch über Italien, daß, wie wir mit Zuversicht ankündigen dürfen, mehr als irgend ein vorhandenes den Ansprüchen von Reisenden jeden Standes genügen wird. Fünf Reisen nach Italien, welche der Hr. Verf. unter begünstigenden Umständen, zum Theil in höherm Auftrag unternommen, und auf denen er in den größern Städten einen längern Aufenthalt gemacht und das Land nach allen Richtungen durchforscht hat, setzten ihn in den Stand, umfassende Kenntnisse desselben und seiner Bewohner, so wie auch der Wünsche und Bedürfnisse zu sammeln, nach deren Befriedigung man in den Reisehandbüchern, und freilich gewöhnlich vergeblich, sucht. Die bloße Angabe des Inhalts wird hinreichen, die Umsicht des Hrn. Verf., so wie den Umfang seines Werkes zu bezeichnen, dessen Vervollständigung in der zweiten Auflage mit allen dem Hrn. Verfasser und der Verlagshandlung zu Gebote stehenden Mitteln erstrebt wurde.

---

[58] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Eidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardeviaz. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[59] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kaiser Barbarossa.

Dichtergabe

zum Kölner Dombau

von Ludwig Bauer.

8. Velinpapier brosch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Ein großer Gedanke hat im Laufe des letzten Jahrs Deutschland ergriffen — der Ausbau des Kölner Domes; und vaterländische Herzen haben damit manche Hoffnung auf eine Wiederkehr deutscher Einigkeit und Größe verbunden. Von den ausgestreuten Samenkörnern ist hier eins in einem Dichterherzen aufgegangen: die oben angekündigte Schrift knüpft eine Erinnerung, die jedem deutschen Herzen theuer seyn muß, die um manche heilige Stätte vernehmlicher spricht, sie knüpft den Ruhm der Hohenstaufen an jenen hochfliegenden Wunsch nach Vollendung des deutschen Domes, und verheißt ihm, das Große mit Großem vermählend, reicheren Segen. Im Spiegel einer strahlenden Vorzeit betrachten wir die Gegenwart mit ihrem Hoffen und Fürchten, ihrem Haß und ihrer Liebe, denn nach dem uralten Rechte der Poesie ist auch dieses Gedicht nur äußerlich objectiv oder geschichtlich, sein Inneres ist ein treuer Abdruck vom Geiste des lebenden Geschlechts: der gefesselte Rhein, der Deutschen stäte Vereinzelungssucht, der alte Kampf von Staat und Kirche, der in unsern Tagen unter neuer Form Deutschlands Ruhm und Kraft zu gefährden droht, dieses und noch manche schwere Frage findet in dieser Dichtung seine Stelle, nicht minder als die entgegengesetzten Bilder von hoher Begeisterung, aufopfernder Vaterlandsliebe, schöner Eintracht, die sich die Hände reicht zum fruchtbaren Gedeihen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Unterzeichnete erlaubt [illegible] die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

[illegible] dieser Sammlung, welche [illegible] fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes“ [illegible] erscheinen jährlich [illegible] je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und [illegible] Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** [illegible] 1 fl. oder 16 [illegible]

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 [illegible]

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath.“ Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath &c.“ Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20te — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21te — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich [illegible]. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22te — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23te — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

[illegible] und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.

—

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 4 3.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1843.

Völker- und Handelsbewegung im indischen Archipel.

Seltsam gährt es in diesem Welttheil durch einander, und das dereinstige Resultat läßt sich in keiner Weise absehen. Auf der einen Seite die Eingebornen, roh, manchmal bis zum Cannibalismus, auf der andern Seite die schlauen, gewinnsüchtigen Chinesen, zum Theil der Auswurf ihrer eigenen Nation, dann die berechnenden Holländer mit ihrem, im Gefühl ihrer Schwäche und aus Noth angenommenen Handelssystem und der gezwungenen Arbeit, endlich die Engländer, die allen Verträgen zum Troz auf dieser Inselwelt sich immer stärker einzunisten suchen, und von Singapur und Port Essington in Nordaustralien aus immer tiefer in die verschlungenen Archipele eindringen, während sie zugleich immer begehrlichere Blicke nach dem reichen Borneo richten; zwischen allen diesen hindurch die klugen und kräftigen Bugis, die allem aufbieten die Europäer insgesammt von diesem reichen Handel, der ihnen bei jeder Fahrt gewöhnlich 200 Proc. einträgt, auszuschließen. Alles dieß gibt im Verein mit den höchst mannichfaltigen Stämmen ein seltsames Bild, in welchem man sich nicht so leicht zurecht findet. Alle diese Länder liegen zwischen den Wendekreisen und sind an Naturproducten die reichsten der Welt; die Schätze im Boden der Erde wollen einige Nachrichten über die von Peru setzen, man kann sich also denken, mit welcher Begierde die verschiedenen colonisirenden Völker sich auf diese Beute hinwarfen. Im 16ten und 17ten Jahrhunderte war sie die Quelle zahlreicher Kämpfe, namentlich zwischen Portugiesen, Holländern und Spaniern, doch hatten auch die Engländer Antheil. Später zog Amerika fast alles Interesse auf sich, Spanien blieb im Besiz der Philippinen, Portugal behauptete nur einen Theil von Timor, während Holland seine Macht hier fester als irgendwo begründete, nicht bloß durch Gewalt, wie man jezt vielfach behaupten will, sondern auch durch wahre Wohlthaten, die es jenen Völkern erzeigte, unter welchen sich die Zuneigung zu Holland während eines langen Zeitraums hindurch erhielt, wo lezteres gar keine Macht mehr ausüben konnte. Zeuge davon ist die Verbreitung des Christenthums über einen großen Theil jener Länder — ein Ferment, das immer noch günstig fortwirkt, obgleich in der Zeit, wo Hollands Herrschaft allmählich erschlaffte und endlich ganz aufhörte, sich der Islam bemerklich machte und jezt in einen Missionskampf mit dem Christenthum getreten ist. Auf Java selbst haben sich unter den Mohammedanern Missionsvereine gebildet, und in Ceram unter dem dortigen thätigen Handelsvolke ist gleichfalls der Missionsgeist thätig, wenigstens berichtet Hr. Earl,*) daß auf den Ki-Inseln sich mohammedanische Priester aus Ceram befinden. So streiten unter den Handelsinteressen auch die Religionen mit einander, und augenscheinlich soll eins dem andern die Hand reichen. Das thätigste und unternehmendste Volk sind die oben erwähnten Bugis, deren Hauptsitze in dem südlichen Arme der Insel Celebes sich befinden; sie scheinen sich trefflich auf das Colonisiren zu verstehen, die Mündungen aller großen Flüsse auf der Ostküste Borneo's und mehrere auf der Südküste sind in ihren Händen; ebenso haben sie Colonien auf Sumbawa und Flores, und kaum findet sich im Archipel ein Hafen, wo Handelsfreiheit ist, in welchem nicht einige Bugis wohnen, die zum Theil große Reichthümer erwerben. Gewöhnlich stellt sich ein Bruder oder jüngerer Sohn eines Radscha an die Spitze eines Zuges, eine Anzahl ihnen zugeschiedener Familien folgt ihnen aus Gehorsam, eine andere Zahl schließt sich abenteuernd an sie an, und meist wird, um den Handel desto sicherer mit dem Ackerbau zu verbinden, die Mündung eines Flusses ausgewählt, der den Weg ins Innere eines Landes und zum Handel mit den Eingebornen öffnet. Die neue Colonie erkennt keine Herrschaft des Mutterlandes an, sondern ist völlig unabhängig, bleibt aber gewöhnlich im freundlichsten Verkehr mit demselben. Fast die ganze männliche Bevölkerung der Bugis ist mit dem Handel beschäftigt und der Ackerbau wird nur nachlässig betrieben.

Das Klima gestattet nicht, daß die Europäer ackerbauende Colonien anlegen, wenn gleich einzelne Striche, namentlich in den Hochlanden, zur Aufnahme europäischer Colonisten nicht

*) In seinen neuerdings vom Parlament bekannt gemachten Handelsberichten aus Port Essington, die wahrscheinlich in kurzem durch Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu London werden vervollständigt werden.

ungeeignet wären, aber, wie natürlich, hielten sich die Europäer bis jetzt an den niedern und darum heißern Küsten; dagegen finden sich viele Halbblütige, die meist von ihren Vätern europäische Energie geerbt haben. Wie die Bevölkerung gemischt ist, davon mag Amboina, der Hauptplatz in den Molukken, ein Beispiel geben; man theilt sie in vier Classen: die Burghers, die Orang Negri, die Araforas und die Sklaven. Die erstern sind theils europäischer Abkunft, und ihr Name beweist, daß sie als völlig frei anzusehen sind,*) zum Theil stammen sie auch von Eingebornen ab, welche in der Armee oder im Civil gedient haben; sie sind sehr intelligent, haben aber wenig Beschäftigung, so daß sie oft als Schulmeister nach den Arru- und Serwatty-Inseln mit einem ganz unbedeutenden Gehalt gehen; allerdings spielen sie dort eine gewisse Rolle und haben zum Theil auch Gelegenheit sich Geld zu verdienen. Die Orang Negri oder Dorfleute sind Eingeborne, längst zum Christenthum bekehrt, und fast alle können lesen und schreiben; da sie nach dem holländischen System eine gewisse Anzahl Tage arbeiten müssen, so sind sie zum Theil an den Boden gefesselt. Die Araforas sind uncivilisirte Einwohner, die im Innern Handel treiben; ihre Zahl ist indeß gering. Hier und noch mehr in Banda, finden sich Leute aus Timor-Laut, die sehr gerne auswandern, um Geld zu verdienen und dann mit Bequemlichkeit daheim leben zu können; die Kenntnisse, die sie während ihrer Abwesenheit erlangen, sichern ihnen zugleich eine hohe Stellung unter ihren Landsleuten und verbreiten europäische Cultur nach allen Richtungen hin. Sie sind für die Molukken, was die Gallegos für Spanien und Portugal sind, nur mit dem Unterschied, daß der beste Gewinn, den sie machen, in der Erwerbung von Kenntnissen besteht.

Es ist unter diesen Völkern ein Wandergeist und eine Verbindung, welche wirklich ins Erstaunliche geht, und die uralte Verbreitung der gelben Race erklärt. So leben an den Küsten von Celebes in großer Anzahl die Badju Laut gar nicht auf dem Lande, sondern stets in ihren Praus; sobald der Südwestmonsun eintritt, machen sie sich auf die Fahrt und verbreiten sich über einen großen Theil des Archipels bis nach der Nordküste von Australien, um Tripang zu fischen und Schildkröten zu suchen. Ein Hauptmarkt ist, man sieht nicht wohl ein weßhalb, Dobbe auf einer der Arru-Inseln, in der Nähe der Westküste von Neuguinea. Außer mehrern holländischen, macassarischen und ceramesischen Schiffen fanden sich z. B. im April 1841 zu Dobbe, einem Städtchen von etwa 30 Häusern, gegen 50 Praus von Bugis ein mit einer Gesammtmannschaft von 5000 Seelen. Diese Bugis holen englische Waaren in Singapur, bringen sie nach den Arru-Inseln, und sammeln dort die Naturproducte theils dieser Inseln, theils von Neuguinea ein, woher gleichfalls eine Anzahl Schiffe, meist mit Muskatnüssen, Schildpatt, Perlmutter, Paradiesvögeln u. dgl. beladen sich einfinden. Dieser Markt scheint sich erst seit einigen Jahren gebildet zu haben, vielleicht um in stärkeren Verkehr mit den Papuas auf Neuguinea zu treten. Ein anderes Beispiel, das zugleich zeigt, wie aus dem einen Ort die einheimische Bevölkerung verschwinden kann, ist Banda, gleichfalls in den Molukken; es sind nur etwa 6000 Einwohner, darunter 3 bis 4000 Verbrecher, welche die holländische Regierung hersandte, etwa 1500 Burghers, gegen 700 Leute aus Timor-Laut, die als Arbeiter verschiedener Art dienen, 250 Soldaten, meist aus Amboina und Celebes, mit einem kleinen Zusatz von Europäern, und — gar keine alte Ureinwohner mehr; sie haben sich nach und nach ganz weggezogen.

*) Auch auf dem Cap nennen sich die Holländer, selbst die Boeren „Burghers," ganz im Sinne des „Civis" bei den Römern.

Wir theilen jetzt nach den neuesten Berichten einiges Nähere über die kleinen Sunda-Inseln, so wie über Celebes und Borneo mit, da die Angaben sich noch durchaus nicht in ein Ganzes verweben wollen, vielleicht auch bei der gründlichsten Kenntniß sich nicht zu einer übersichtlichen Darstellung verbinden lassen. Beginnt man mit der Nordspitze von Sumatra, so ist es einleuchtend, daß die Inselreihe Sumatra, Java, Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Sandelholz-Insel und Timor nur Ein fortlaufendes Gebirg sind, das hie und da durch Meeresarme unterbrochen ist. Ueber Java haben wir hier nichts zu sagen, da die Verkehrsverhältnisse dieses Landes als bekannt vorauszusetzen sind, und wir bemerken bloß, daß das jetzige holländische System, wonach der bei weitem größte Theil der Erzeugnisse nach Europa abgeführt, und sonach die Insel gleichsam aus dem Verband des indischen Archipels herausgerissen wird, in wenigen Jahren wesentliche Aenderungen erfahren muß. Sumatra nähert sich mehr und mehr dem Zeitpunkt, wo es völlig unter holländische Herrschaft kommt, denn der Widerstand des heruntergekommenen Reiches Atschin im Norden der Insel wird sichtlich schwächer, und die Unterwerfungen unter die Oberhoheit der Holländer auf dem Nordostabhang der Insel werden mit jedem Jahre zahlreicher. Die Engländer sehen diesen Gang der Dinge mit Verdruß, können aber ohne Gewaltmaßregeln nichts an der Sache ändern. Sie selbst haben den Vertrag des Jahres 1824 zu vielfach verletzt, als daß sie eine strenge Befolgung desselben von den Holländern zu fordern berechtigt wären, und greifen durch eine spitzfindige Auslegung desselben Vertrags täglich mehr in die durch denselben den Holländern verbürgten Rechte ein.*) So ist es nicht zu verwundern, wenn die Holländer, ohnehin in Handelssachen als gehörig zäh bekannt, die Worte des Vertrags pressen, um ihnen einen für sie möglichst günstigen Sinn abzulocken. Darum rathen auch die englischen Blätter ihrer Regierung geradezu, gegen die

*) Im Vertrag von 1824 heißt es, daß die Engländer sich auf das feste Land von Malakka und die unmittelbar daran stoßenden Inseln beschränken sollten, wogegen die Holländer ihre Ansprüche auf die Halbinsel Malakka aufgeben. Der Zweck war augenscheinlich eine Gränzscheide auf dem Meere zu ziehen, und die Länder südlich von dieser Linie den Holländern, die nördlichen den Engländern zu überlassen. Noch besonders war bemerkt, daß die Engländer auf keiner Insel südlich von Singapur eine Niederlassung errichten sollten. Da nun Borneo nicht bloß südlich sondern auch östlich und nordöstlich von Singapur liegt, so wird daraus gefolgert, daß sich also die Engländer wenigstens auf dem nördlichen Theil der Insel niederlassen dürften, und eine alte Abtretung vom Jahre 1764 wird aus dem Staube hervorgezogen, um das Recht des Besitzes nachzuweisen.

Holländer Gewalt zu brauchen, was indessen England vorerst wohl unterlassen wird, denn noch hat es Holland in seiner Macht, den englischen Handel auf Java empfindlich zu treffen. Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu den kleinen Sundainseln über, welche gegenwärtig für beide Theile ein besonderes Interesse haben, da die Engländer sich auf das äußerste mühen, der Niederlassung von Port Essington durch Herbeiziehung des Handels, der in jenen Meeren getrieben wird, eine größere Ausdehnung und Bedeutung zu geben. Solche wandernde Handelsstämme aber, wie die Bugis, bedürfen solcher Handelsemporien nicht, und es scheint, wie wir oben bei Gelegenheit der Arru-Inseln bemerkt haben, auch gar nicht in ihrem Interesse zu liegen, bestimmte Stationen auszuwählen. Sicherheit brauchen die Bugis keine von den Engländern, denn sie wissen sich solche selbst zu verschaffen, und bei der Unbeständigkeit der Verhältnisse, welche in manchen Theilen dieses von der Natur so überreich gesegneten Archipels statt finden, wechseln natürlich auch die Handelsstationen, und da keine kostspielige, diesen Naturalisten der Seefahrt und des Handels überflüssige Hafenbauten, Docks und Magazine den Handel in den gewohnten Stätten festhalten, so möchte der Versuch, diesen Völkern ein bleibendes Emporium, ähnlich dem von Singapur, an den Nordküsten Australiens zu bieten, vor der Hand von keinem sonderlichen Erfolg seyn. Wenn wir nach manchen Aeußerungen der Engländer schließen dürfen, so ist der Handel der Nordamerikaner in diesen Meeren bedeutender, als der englische,*) denn die nordamerikanischen Fahrzeuge verfolgen so weit sie können denselben Plan, wie die bugineßischen: sie vertrödeln ihre Waaren an den verschiedenen Punkten, und nehmen bald da, bald dort eine große Menge von Naturproducten an Bord, so daß sie vielleicht Monate brauchen, bis sie ihre hergebrachte Ladung abgesetzt und einheimische eingehandelt haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Indian News vom 8 April enthalten darüber nachstehendes: „die Amerikaner ruhen nie; ohne einen Fuß Land im Archipel und ohne eigene Manufacte zum Austausch, sind sie doch die geschäftigsten Händler in diesen Meeren; ein accreditirter Agent der Vereinigten Staaten reist überall herum, und eine Yankeefregatte ist nie weit weg, wenn ihre Flagge Schutz bedarf."

Sklaven bei den Ameisen.

Newman erzählt in seiner „Geschichte der Insecten" nachfolgendes als einen der merkwürdigsten Züge in der Geschichte der Ameisen. „Es gibt eine Art Ameisen, welche die Gewohnheit hat, der Arbeiterinnen einer andern Art sich zu bemächtigen, sie zu zwingen für ihre Gemeinde zu arbeiten, kurz sie völlig wie Sklavinnen zu behandeln. Die räuberischen Ameisen sind nach den Beobachtungen, welche ich bisher machte, von rother oder blasser Farbe, aber die Sklaven sind sehr schwarz. Die Zeit, welche die Räuberameisen gewöhnlich zum Fange der Sklaven verwenden, dauert sechs Wochen, beginnt aber nie, als bis die männlichen und weiblichen Ameisen auf dem Punkt stehen, aus dem Puppenzustand hervorzugehen; auf diese Weise hindern die Räuber nie die Fortpflanzung der Gattung, und diese Vorsicht scheint ihnen vom Instinct eingegeben. Wenn die rothen Ameisen sich auf einen Raubzug vorbereiten, so schicken sie Spione aus, um die Orte zu entdecken, wo ein schwarzer Stamm wohnt. Sobald die Spione einen aufgefunden haben, so kehren sie zurück, um Nachricht davon zu geben, und kurz darauf setzt die Armee der rothen Ameisen sich in Marsch mit einem Vortrab, welcher häufig abgelöst wird. Die Ameisen, welche den Vortrab bilden, gehen nur auf eine kurze Strecke voraus, halten sodann an, lassen das Hauptcorps vorüber, und begeben sich zum Nachtrab, während andere ihren Platz einnehmen. Der Vortrab besteht in der Regel nur aus acht oder zehn Ameisen.

„Sobald die rothen Ameisen in der Nähe der Colonie der schwarzen angelangt sind, zerstreuen sie sich und laufen durch Gras und Gestrüpp. Haben sie endlich die Colonie erreicht, so beginnen sie lebhaft den Angriff; die Schildwachen der Schwarzen vertheidigen sich, und ein Kampf beginnt, in welchem die Angreifer oft getödtet werden. Die Nachricht von dem Angriff gelangt schnell in den innern Bau, und Tausende von schwarzen Ameisen kommen alsbald hervor. Die rothen Ameisen ziehen sich zusammen und eine allgemeine Schlacht wird geliefert, welche gewöhnlich mit der Niederlage der schwarzen Ameisen endet, die sich in die innersten Winkel ihres Verstecks zurückziehen. Nun beginnt alsbald die Plünderung. Mit ihrem starken Gebiß reißen die rothen Ameisen die Wandungen der Sandhügel ein, mit denen die schwarzen Ameisen ihre Wohnungen zu decken suchen, und dringen dann ins Innere der Citadelle. Nach einigen Minuten kommt jeder Räuber hervor, beladen mit einer Puppe eines schwarzen Arbeiters, deren er sich bemächtigt hat. So mit ihrer lebendigen Beute beladen, ziehen die rothen Ameisen sich in bester Ordnung zurück nach ihren Wohnsitzen, wo sie allem Anschein nach die Puppen wie ihre eigene Nachkommenschaft behandeln, und wo die gefangenen Arbeiter, nachdem sie sich entwickelt haben, der Gemeinde mit Eifer und gutem Willen dienen. Sie reinigen die Wohnungen, holen Nahrung, pflegen und nähren die Larven, tragen die Puppen an die Sonne, kurz sie thun alles, was das Wohl der Colonie erfordert.

Moskau in statistischer und commercieller Hinsicht.

(Aus den St. Petersburger Nachrichten Nr. 179, 181 — 183 v. vor. J.)

Moskau erscheint schon im 14ten Jahrhundert als eine bedeutende Handelsstadt, als die Hauptniederlage der innern Erzeugnisse, wie der fremden Waaren. Damals stand es in thätigem Verkehr mit Nowgorod, wo die Hansa noch blühte, trieb Handel mit Polen und Litthauen, mit Konstantinopel und Asow, und durch die Kaufleute der goldenen Horde mit Asien. Nach der Befreiung Rußlands vom tatarischen Joche erhob es sich über alle andern Städte, zog die Industrie an sich und blieb Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Die Unterwerfung von Kasan und Astrachan förderte die Ausbreitung seiner Handelsverbindungen mit Asien, und zu gleicher Zeit eröffneten sich neue Verkehrswege mit dem westlichen Europa: über Narwa und Liefland ging der Handel mit der Hansa, nachdem er von Nowgorod sich weggezogen, und über Archangel

trat Moskau in unmittelbaren Verkehr mit den Engländern und andern Fremden. Dieser thätige Handel zwischen Moskau und Archangel dauerte bis zur Gründung Petersburgs, das, durch die Privilegien Peters begünstigt, den größten Theil desselben an sich zog, und die Errichtung einer Wassercommunication zwischen der Newa und Wolga, welche die Zufuhr aus den entlegensten Gegenden des Innern nach Petersburg erleichterte, sicherte das Aufblühen dieses Handels und machte Petersburg zum ersten Hafen Rußlands. Moskau mußte, sowohl um fremde Waaren zu beziehen, als um die einheimischen abzusetzen, gleichfalls nach Petersburg sich wenden, aber die bedeutendsten Waarenmassen, welche früher aus dem Innern über Moskau nach Archangel gingen, schlugen jetzt die Wasserstraße von der Wolga direct nach Petersburg ein. Diese ungünstigen Verhältnisse konnten indeß Moskau seine commercielle Bedeutung nicht nehmen: in der Mitte des bevölkertsten und gewerbreichsten Theils von Rußland gelegen, bewahrte es seine Wichtigkeit im innern Handel, und die fremden Waaren gingen zum großen Theil noch von Moskau aus auf die innern Jahrmärkte und nach Asien; europäische Manufacturwaaren bezog es zum Theil aus Leipzig, und vermittelte einen bedeutenden Handel mit Persien, der Türkei, Buchara und Chiwa, Sibirien und China, mit dem westlichen und südlichen Europa.

Dieser ausgebreitete Handel hinderte den Verfall der alten Hauptstadt von der Zeit an, wo die Herrscher ihren bleibenden Wohnsitz in Petersburg aufschlugen, beförderte den Umlauf der Capitalien und die Entwicklung der Industrie in den umliegenden Distrikten. Moskau wurde die Wiege der in Rußland beginnenden Fabriken und Gewerbe, die, wie Zweige aus den Wurzeln, sich auf die benachbarten Kreise verbreiteten. Am Ende des 17ten und im Anfang des 18ten Jahrhunderts wurden in Moskau und der Umgegend die ersten Tuch-, Leinwand-, Seide-, Baumwollen-, Glas-, Fayence- und Porcellanfabriken errichtet. Die Entwicklung der Manufacturen und Gewerbe aber erhielt erst in neuerer Zeit eine feste Begründung, als die Regierung im Jahre 1822 ein entschiedenes Schutzsystem annahm. Von dieser Zeit vermehrten sich die Fabriken und Manufacturen namentlich in Moskau und den benachbarten Gouvernements, weil der undankbare Boden und der Mangel an Land bei der zahlreichen Bevölkerung die Bewohner dieses Landstrichs nöthigte, vortheilhaftere Beschäftigungen in dem Betriebe verschiedener Gewerbe zu suchen. Moskau wurde der Mittelpunkt der Manufacturthätigkeit, welche durch die Aufmunterung und Mithülfe der Regierung rasch emporblühte. Im Laufe der letzten 20 Jahre war die Entwicklung der Manufacturthätigkeit in der Stadt und dem Gouvernement Moskau so bedeutend, daß man jetzt außer einer Menge kleiner Gewerbsbetriebe über 1000 Fabriken zählt, und den Nachweisungen der Fabricanten zufolge betrugen die Erzeugnisse derselben über 40 Mill. Rubel Silber. In Moskau selbst arbeiten in Fabriken und Manufacturen gegen 40,000 Menschen, und das Erzeugniß ist wenigstens 20 Mill. R. S., außerdem sind 30,000 Menschen in den kleinern Gewerbsanstalten beschäftigt, deren Erzeugnisse die Gesammtmasse der jährlich von Moskau gelieferten Waaren bedeutend vermehren. Diese Fortschritte haben den Handel Moskau's mit russischen sowohl als mit fremden Rohstoffen bedeutend gesteigert, und zugleich hat der Absatz an Fabrikwaaren unter dem Schutze des Tarifs so zugenommen, daß die einheimischen Waaren die fremden im innern Handel sehr beschränkt und im Handel mit Asien ganz verdrängt haben. Dadurch ist der allgemeine Reichthum so sehr gestiegen, daß die Spuren des im Jahre 1812 erlittenen Unglücks gänzlich verwischt sind, und das erneuerte Moskau, das seine historischen Denkmäler als Zeugen seiner ehemaligen Größe erhalten hat und seine Bedeutung als alte Hauptstadt behauptet, in neuerer Zeit mehr und mehr einer volkreichen Manufactur- und Handelsstadt ähnlich wird durch die außerordentliche Vermehrung des Mittelstandes und des arbeitenden Volks, das von allen Seiten dahin strömt.

Die Zahl der Bewohner Moskau's beläuft sich auf 350,000 Menschen, von denen etwa ein Viertheil zum Mittelstande gehört, wozu die in Gilden eingeschriebenen Kaufleute, so wie die zünftigen und andern Handwerker zu rechnen sind; die untere Classe bildet etwa die Hälfte der Einwohnerzahl. Diese große Bevölkerung Moskau's erfordert auch eine starke Zufuhr an Lebensmitteln jeder Art, und diese Zufuhr von Nothwendigkeiten und Luxusgegenständen beschäftigt an und für sich schon wieder einen bedeutenden Handel. Das Gouvernement Moskau allein ist nicht im Stande die Stadt Moskau zu ernähren, und die bedeutendste Zufuhr kommt deßhalb aus Gouvernements, die ostwärts davon liegen. Selbst die Dörfer um Moskau müssen auf diese Weise ernährt werden, da die Bauern hier weit mehr in Fabriken und sonstigen Gewerben, als mit dem Ackerbau beschäftigt sind.

Die Masse der Baumwollengewebe, die in Moskau und der Umgegend gefertigt werden, macht etwa 40 Millionen Arschinen (etwas über 31 Mill. englische Yards) aus, die nach den Berechnungen der Fabricanten ungefähr 7½ Mill. R. S. (nicht ganz 14 Mill. Gulden rh.) werth sind. In Moskau selbst und im Gouvernement zählt man zwanzig Baumwollspinnereien, die etwa 150,000 Pud (60,000 Ctr.) Twist spinnen, wozu noch etwa das Doppelte aus England bezogen wird. — Die ganze Seidenfabrication Rußlands ist gleichfalls in Moskau und der Umgegend, besonders Kolomna, vereinigt. — Die Tuchfabrication ist über das ganze Gouvernement verbreitet; in Moskau selbst zählt man 57 Fabriken mit 2500 Stühlen und 7000 Arbeitern, außerhalb Moskau 45 Fabriken mit 2600 Stühlen.

Der Haupthandel der russischen Kaufleute und Fabricanten findet mit Petersburg, auf den Jahrmärkten von Nischneinowgorod, Irbit und in der Ukraine, so wie zu Kjachta statt. Moskau ist namentlich auch die Hauptniederlage der Pelzwaaren, die von da erst in die Gouvernements und über die Gränze nach der Moldau, Polen, Leipzig und Lübeck gehen.

Miscellen.

Merkwürdige Fossilien. Das Athenäum vom 15 April entlehnt aus zwei Provincialjournalen, dem Derby Reporter und Manchester Journal, die Angaben, daß man in der Nähe von Derby in den Lias-Formationen zu Barrow-upon-Soar einen 14 Fuß langen Plesiosaurus macrocephalus und in der Nähe von Manchester in dem sogenannten Iguanodon-Steinbruch die Reste einer Seeschildkröte von nahe an 7 Fuß im Umfang gefunden habe; Reste des Schildes und einige Rippen sind noch ganz deutlich. Man hofft die fehlenden Knochen noch zu finden.

Künstliche Fußspuren. Man hat so viel von natürlichen Fußspuren im Sandstein gesagt, jetzt berichtet Sillimans Journal of Science (Nr. 89. S. 200 f) von menschlichen und Truthühnerfußspuren, die mit dem Meißel, wahrscheinlich vor uralter Zeit, von Indianern eingegraben wurden bei Zanesville am Muskingum.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1843.

Die Eisbank zwischen Nowa Semlja und Grönland.

Bis jetzt sind alle Seefahrer im Norden durch eine Eisschranke aufgehalten worden, welche sich allem Anschein nach von Nowa Semlja bis Grönland ausdehnt. Diese Schranke ist indeß keineswegs immer dieselbe, vielmehr verändert sie sich wie es scheint mit jedem Jahr, und man fährt das einemal auf offener See, wo man ein andermal nicht einen Schritt vorwärts bringen kann. Dampf und die archimedische Schraube, welche in einem solchen Meere vor den Schaufelrädern einen großen Vorzug hat, können indeß mit der Zeit bei günstiger Gelegenheit einmal den Weg öffnen in jene bisher nie, oder wenigstens nicht von wissenschaftlich gebildeten Seemännern befahrenen Striche. Wichtige Gegenstände bieten sich dort dem Forscher dar, namentlich könnte die Frage, wie bedeutend das Zusammendrücken der Erde an den Polen sey, durch die Messung eines bedeutenden Meridianbogens auf Spitzbergen in ihrer Lösung große Fortschritte machen. Hieran knüpfen sich nicht minder wichtige Fragen über Erdmagnetismus und die Lage der magnetischen Pole, die jetzige Inclination und magnetische Intensität in Vergleich mit früherer Zeit, z. B. vor 20 Jahren, wo diese Meere mehrfach durch Parry und Buchan zu wissenschaftlichen Zwecken befahren wurden, denn seit dieser Zeit fing die Nadel an zurückzuweichen. Unter andern Naturphänomenen sind auch die staunenswerthen Eisformationen, die in neuerer Zeit so viel Aufmerksamkeit erregt haben, einer besondern Untersuchung werth, ob sie wirklich eine fortschreitende Bewegung haben, oder seit uralter Zeit unbeweglich blieben. Alle diese Fragen geben einer Fahrt in jene Seestriche ein besonderes Interesse, und wir theilen deßhalb aus Buchans schon im J. 1818 unternommener, jetzt aber erst erschienener Reise eine kurze Schilderung der Eisschranke, welche seit so langer Zeit allen Anstrengungen Trotz bot, mit.

„Alle Theile derselben schienen gleich undurchdringlich zu seyn, und nur Eine ununterbrochene Linie wüthender Brandung zu bieten, in welcher ungeheure Eisstücke mit den Wellen sich hoben und senkten, mit furchtbarer Gewalt zusammenschlugen, und ein so entsetzliches Getöse verursachten, daß man nur mit der größten Mühe sich verständlich machen konnte. Wir hatten Gelegenheit die Scene um uns her genauer ins Auge zu fassen, und ich wünschte dem Leser einen richtigen Begriff davon beibringen zu können, suche aber umsonst nach Worten, um diese Schilderung auf entsprechende Weise mitzutheilen. Keine Sprache kann einen richtigen Begriff von der furchtbaren Großartigkeit des Anblicks geben, den das Zusammenstoßen des Eises mit der bewegten See verursacht. Das Meer, wenn es heftig aufgeregt ist, und seine berghohen Wellen gegen einen fest widerstehenden Körper hinrollt, ist zu allen Zeiten ein großartiger Anblick, wenn es aber auch noch ungeheure Massen mit einer seiner eigenen Gewalt entsprechenden Geschwindigkeit in Bewegung setzt, so steigert sich die Wirkung ins Wunderbare. Jetzt stürzen sich die Wellen auf diese Eisklumpen und begraben sie unter sich, und im nächsten Augenblick, wenn die niedergedrückte Masse wieder aufwärts schnellt, strömt das Wasser in schäumenden Katarakten über die Eisschichten herab, und nicht genug daß die einzelne Masse in ihrem Kreise dieser gewaltsamen Bewegung unterliegt, so reibt und stößt sie sich auch noch an ihren Nachbarn, bis der eine Theil durch den Stoß entweder gespalten oder auf die Oberfläche des andern hinauf gehoben ist. Und dieß Aneinanderstoßen ist nicht auf einen Punkt beschränkt, sondern geht so weit immer das Auge reicht. Wenn nun von dieser convulsivischen Scene unten das Auge sich zum Himmel emporrichtet, wo eine ruhige, silberglänzende Atmosphäre in unnatürlicher Klarheit sich darbietet, und nur durch eine dunkle harte Linie von Sturmwolken begränzt wird, gleichsam um die Gränzen zu bezeichnen, in denen alle Anstrengungen der Menschen von keinem Nutzen mehr sind, so kann man sich einen Begriff von dem Schauder machen, der den großartigen Eindruck begleitet.

„Diese Eisbank, welche sich quer durch die nördlichen Meere von Nowa Semlja bis nach Grönland erstreckt, hat alle Seefahrer aufgehalten, indeß sind die Veränderungen, welche in derselben vorgehen, so groß, daß die Möglichkeit noch immer vorhanden ist endlich doch durchzudringen, namentlich da man vermittelst des Dampfes den Winden und Strömungen Trotz

bieten kann. Es ist nachgewiesen, daß die Westufer von Nowa Semlja und Spitzbergen bis zur nördlichen Spitze beschiffbar sind, während die Ostseiten, wie dieß auch mit Grönland der Fall ist, mit sehr wenigen Ausnahmen so durch Eis gesperrt sind, daß alle Versuche einer nähern Erforschung scheiterten. Spitzbergen ist allerdings von den Holländern umschifft worden, auch die Ostseite von Grönland wurde zwei- oder dreimal besucht, aber bis auf diesen Tag waren die abgehärteten Russen nicht im Stande, die Ostseite von Nowa Semlja aufzunehmen, und die Schiffe, welche durch die Waigatz-Straße fuhren, konnten wegen der Menge Eis, welche in die See von Kara getrieben wurde, nie weit vordringen. Dieser eigenthümliche Umstand weist auf eine westliche Strömung hin, die das Eis mit sich fortreißt, es an den Inseln und Vorgebirgen aufhäuft und das freie Meer offen läßt. Es ist auffallend, daß in dem Meere, welches Asien und Amerika scheidet, dieselbe Erscheinung bemerkt wurde, als ob die ganze Eismasse eine Kreisbewegung von Ost nach West machte."

Der Umstand, daß die englische Admiralität Buchans Papiere jetzt veröffentlichen läßt, wo Capitän Roß von seiner Reise nach den antarktischen Meeren zurückkehrt, läßt vermuthen, daß eine abermalige Nordpolexpedition im Werke ist, um die wichtigsten der noch obschwebenden Fragen, namentlich in Betreff des Erdmagnetismus, einer Lösung näher zu bringen.

Völker- und Handelsbewegung im indischen Archipel.

(Fortsetzung.)

Während Java ganz unter holländischer Hoheit ist, erkennt das nur durch einen anderthalb Stunden breiten Canal getrennte Bali dessen Herrschaft gar nicht an, eben so wenig das benachbarte Lombok; auf Sumbawa ist eine einzige kleine holländische Niederlassung, und Flores wiederum ist ganz frei, wenigstens von den Holländern, dagegen hat Timor portugiesische und holländische Niederlassungen, die aber kaum mehr zu bedeuten haben, als ähnliche europäische Niederlassungen an der Westküste Afrika's. Von einer Handelsherrschaft der Holländer kann daher hier nicht die Rede seyn, vielmehr stehen dieselben an einzelnen Orten gegen die Engländer, hauptsächlich aber gegen die Bugis zurück, mit denen sich auf Sumbawa auch einige Abkömmlinge von Arabern verbunden haben, die überhaupt im ganzen Archipel eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Bali und Lombok sind besonders wichtig wegen ihrer Reisausfuhr, denn diese ist zusammengenommen beinahe so stark, als die des ohne Vergleich größern Java's, und merkwürdig genug sind es diese drei Inseln allein, welche mit diesem nothwendigen Artikel einen großen Theil des Archipels versorgen.*) Wahrscheinlich rührt dieß zum Theil daher, daß in diesen beiden Inseln die Gebirge sich in der Nähe der Nord- und Südküste hinziehen, und beide Arme meist sehr gut bewässerte Hochebenen in ihrer Mitte einschließen, die hauptsächlich zum Reisbau, zum Theil auch zum Tabaksbau verwendet werden, denn Tabak ist ein zweites Haupterzeugniß dieser Länder. Ein großer Theil des Handels von Bali kommt den Engländern zu gut, wenn sie ihn gleich nur zum geringen Theil mit eigenen Schiffen treiben; die thätigsten Händler hier, wie an so vielen Orten, sind die Bugis, welche allenthalben an den Küsten herumschwärmen, die Producte im Einzelnen einhandeln und bis nach Singapur führen, wo sie englische Waaren dagegen eintauschen, die sie wieder über den Archipel verbreiten. Das holländische Handelssystem scheint den Verkehr zwischen Java und dem so nahen Bali sehr zu benachtheiligen, doch soll ein starker Schmuggelhandel mit Kaffee statt finden, der auf Java zu einem bestimmten Preis an die Regierung abgegeben werden soll, und deßhalb oft einen bessern Markt durch heimliche Ausfuhr sucht.

Auf Lombok, das von vielen Schiffen besucht wird, welche aus den englischen Colonien in Australien kommen, hat sich ein Engländer festgesetzt, der den Handel zum fast gänzlichen Ausschluß der Chinesen und Bugis an sich gerissen hat durch Vorrechte, die ihm der Radscha ertheilte, zum Dank für eine kräftige Unterstützung in dem Kriege, worin derselbe die ganze Insel sich unterwürfig machte. Die Engländer, welche von Lombok unter anderem auch eine Menge Reis für ihre australischen Colonien beziehen, werden wohl versuchen sich diese Verbindung und ihre Vorrechte zu wahren durch fortdauernde Unterstützung, die sie dem Radscha gewähren, um ihn einerseits gegen die Holländer, andrerseits gegen die über ihre Benachtheiligung erbitterten Bugis zu schützen, welche nahe genug zur Hand sind, indem der Handel von Sumbawa fast ganz in ihren Händen ist, und in Flores*) ihre Colonien sehr zahlreich sind, namentlich auf der Nordseite, während sie auf der Südseite einen der besten Häfen des gesammten Archipels im Besitze haben und von hier aus auch die Sandelholzinsel ausbeuten. Zum großen Verdrusse der Holländer führten sie ehemals ihre Waaren nach Coepang, einer holländischen Niederlassung auf Timor, jetzt aber nach Singapur, wahrscheinlich weil sie dort die englischen Waaren wohlfeiler einkaufen, als wenn sie solche durch die zwischenhandelnden Holländer erhalten.

Die wichtigste Insel in diesem Striche ist Timor, wo, wie schon erwähnt, Portugiesen und Holländer ihren Sitz aufgeschlagen haben und alle Städte am Ufer der sehr stark bevölkerten Insel theils die holländische, theils die portugiesische Fahne aufpflanzen. In den Handel scheinen sich aber die Holländer und Bugis zu theilen. Früher wurde hier ein starker Sklavenhandel getrieben, da aber die Holländer demselben allmählich entgegenwirkten, und so weit ihre Herrschaft reicht keiner ausgeführt werden kann, so führen nur noch die Bugis jährlich eine Anzahl von 600 bis 800 fort, die auf Celebes, Borneo und, wie man sagt, bis nach Siam verkauft werden. Auffallend ist es, daß die holländischen Halbblütigen auf Timor sich eben so sehr durch ihre Indolenz auszeichnen, als

*) Lombok führt etwa 14,000, Bali 7000, Java nach einem zehnjährigen Durchschnitt 24,000 Tonnen Reis aus.

*) Hier beginnt eine ganz schwärzliche, wollhaarige Race, die man Timuri nennt, die also wohl auch von Timor herüberkam, und sämmtliche kleine zwischenliegende Inseln einnimmt.

dieselben anderswo, z. B. auf Banda, höchst intelligent und unternehmend sind. Allerdings sind die Timoresen selbst nicht sehr thätig, während die Bewohner der benachbarten kleinen Rotti-Insel, welche nur 20,000 Seelen zählt, die aber einer andern Race anzugehören scheinen, wiederum weit mehr Energie und Unternehmungsgeist zeigen.

Wir wenden uns nun zu Celebes, welche Insel durch ihre Gestaltung auf den Handel angewiesen scheint, denn sie besteht eigentlich nur aus vier schmalen Armen ohne Körper. Die ganze Insel hat etwas über 2000 □Meilen Oberfläche und dennoch eine Ausdehnung von 5 bis 600 Meilen Küste, so daß kein Ort der Insel über 8 bis 10 Meilen von der See entfernt seyn soll. Die Holländer haben zwei Ansiedlungen darauf, Macassar im Südwesten und Menado im Nordosten, aber ihr Gebiet ist sehr unbedeutend, da die Eingebornen den wiederholten Versuchen derselben, ihre Herrschaft auszudehnen, bisher kräftig widerstanden haben. Die im Süden ansässigen Bugis sind so sehr dem Handel ergeben, daß fast die ganze männliche Bevölkerung auszieht, während die Frauen in der Abwesenheit der Männer sich mit dem Weben von Zeugen und Matten, die im ganzen Archipel hochgeschätzt sind, abgeben. Diese Bugis sammeln, wie schon bemerkt, auf den einzelnen Inseln die Naturerzeugnisse ein, führen sie nach Singapur und holen dort englische Waaren. Hierin können die nördlichen Bewohner es ihnen nicht gleichthun, weil die Südküste der Insel zur Verbindung mit Singapur besser gelegen ist. *) Darum beschäftigen sich die Bewohner des nördlichen Celebes mehr mit dem Anbau des Bodens, die Holländer haben hier Gelegenheit, ihr Uebergewicht im Handel zu entwickeln, und namentlich kaufen sie eine Menge Kaffee auf, der aber wie es scheint unter dem Titel Java-Kaffee auf die europäischen Märkte kommt. Früher sammelten kleine holländische Fahrzeuge aus den Molukken die Naturerzeugnisse ein, und führten solche nach Batavia, von wo sie erst nach Europa verschifft wurden, in neuerer Zeit werden aber auch europäische Schiffe zugelassen, und es erscheinen Kauffahrer von 800 Tonnen, die dann geradenwegs nach Europa zurückkehren. Im Süden dagegen müssen die Holländer, wie schon bemerkt, vor den Bugis die Flagge streichen, denn in ihrer Niederlassung Macassar sind schwere Zölle auf alle Einfuhren gelegt, und die Engländer wollen wissen, daß die Holländer den Handel mit Singapur auf indirecte Weise möglichst zu hindern suchen, was freilich dem von Macassar nicht förderlich seyn kann.

(Schluß folgt.)

*) Von Süden aus fährt man durch die Sunda-See direct nach Singapur; von Norden aus muß man durch den gefährlichen Sulu-Archipel und um die Nordspitze von Borneo herum, was auch durch die dort herrschenden Winde schwierig wird.

Briefe eines Pommern aus Curland.

Erster Brief.

Curland habe ich mir größer, aber nicht so volkreich gedacht, obgleich es gegen andere Erdtheile immer noch volkleer ist. Man zählt jetzt auf 22,000 Quadratwerst *) etwas über eine halbe Million Menschen. — Sowohl in seiner langgestreckten Küstenlage an der Ostsee, als in der Beschaffenheit des Klima's und Bodens, so wie in der plastischen Gestalt desselben hat es Aehnlichkeiten mit meiner Heimath Pommern, wenigstens möchte ich selten ein Land finden, wo ich bei so entfernter Versetzung aus der Heimath so viel Aehnlichkeiten anträfe, die das Heimweh erleichtern oder mildern. — Die Abweichungen in Gesetzen, Verfassung und andern Landeseinrichtungen empfinde ich in meinem Verhältnisse weniger.

Seit beinahe 50 Jahren ist diese Provinz als Gouvernement Curland ein integrirender Theil des russischen Reichs, und gehört mit den andern beiden zum Generalgouvernement der deutsch-russischen Ostseeprovinzen, das in Riga seinen Centralpunkt hat. Von diesen dreien ist Esthland die kleinste, Liefland die größte Provinz. Die Curen gaben der Provinz Curland ihren Namen. Sie sind ein ehemaliger lettischer Stamm im Westen und Süden des Landes, wo noch mehrere Namen, wie das curische Haff, an dieselben erinnern. — Die Letten nennen ihr Land Kursemen (Semen heißt Land). — Das jetzige Gouvernement Curland besteht aus dem ehemaligen eigentlichen Curland, aus Semgallen (d. i. der östliche Theil), dem ehemaligen Stift Pilten (der westliche Theil) und Szamaiten (ein kleiner Küstenstrich zunächst der preußischen Gränze), der vormals zu preußisch Litthauen gehörte.

Die Justizverwaltung theilt das Gouvernement Curland in fünf Oberhauptmannschaften, die man auch Kreise nennt. Jeder Kreis hat außer den Städten zwei Landpolizeibezirke, die den Namen Hauptmannschaften führen. Der Oberhauptmann ist die oberste gerichtliche Behörde im Kreise. Die Hauptmannschaften werden wieder in Landtagskirchspiele eingetheilt, deren es 34 gibt. Letztere Eintheilung ist mehr eine politische, da es der wirklichen Kirchspiele nach unsern Begriffen weit mehr gibt.

Mit dem Klima habe ich mich hier bald verständigt, da es meinem heimathlichen ziemlich gleicht, nur wo möglich noch unbeständiger ist. — Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß die Uebergänge aus der kalten in die warme Jahreszeit und umgekehrt etwas schneller sind als in Pommern, und überhaupt in Norddeutschland, was mit der allgemeinen Beobachtung übereinstimmt, daß die Frühjahre und Herbste, je weiter nach Norden, immer kürzer werden, jedoch so, daß dadurch der Winter länger wird, indem jene beiden Jahreszeiten ihre entsprechenden Antheile an ihn abgeben. Man tröstet sich dafür mit den längern Sommertagen, und die curische Natur zeigt in ihren Feld- und Gartenproducten, daß diese Art von Ausgleichung kein ganz leerer Trost ist, wenn man die Vergleichung mit dem Süden Europa's nicht zu weit über Pommern hinausdehnt. Die längsten Sommertage zählen hier 17¾ Stunden, daher auch schon die Dämmerung einige Minuten länger ist. Man muß alles in Anschlag bringen, da ja außer Wärme auch das Licht aufs Pflanzenleben influirt. — Die Winterkälte ist häufig streng, und da im allgemeinen die Wege schlecht und der aufgeweichte Boden zuletzt stellenweise unfahrbar wird, so erkennt man in dem rascheren Uebergang aus dem Sommer in einen schneereichen Winter um so mehr eine Begünstigung, sogar einen klimatischen Vorzug vor uns, als dem Nordländer überhaupt unsere deutschen Schmutzwinter und unsere naßkalten langen Herbste und Frühjahre, in denen die Natur, doch im Schlaf liegend, nichts hervorbringt, zuwider sind. So wie die Ernte vorbei und die

*) Wovon circa 50 auf die Quadratmeile gehen.

Wintersaat bestellt ist, muß der Schlitten gehen. So will's der Curländer.

Die plastische Gestalt des Landes vergleiche ich am liebsten mit Pommern, weil es die meiste Aehnlichkeit damit hat. Es ist ein großes Flachland mit wellenförmigen Höhenzügen, in denen jedoch keine größere Erhebung als die unseres Gollenberges bei Köslin — also kaum 400 Fuß überm Meere — vorkommt. Diese Höhenzüge sind durch zwei Flüsse geschieden: das westliche Hochland (die Oberhauptmannschaft Hasenpot), das mittlere (die Oberhauptmannschaft Tuckum) und das östliche (die Oberhauptmannschaft Selburg). Die beiden erstern trennt die Windau, ein Flüßchen, das ich mit unserer Persante vergleiche. Die beiden letztern verbindet eine große Ebene, durch welche die Aa fließt.

Curland ist durchgängig ziemlich fruchtbar, wenigstens gibt's keine so ausgedehnten Sandstriche als in Hinterpommern und überhaupt in Norddeutschland. — Die Windau ist ein ächt curischer Fluß, aber alle Versuche, ihn schiffbar zu machen, scheiterten an seinem reißenden Lauf, welcher Steinblöcke mit sich führt, groß genug, um die Schifffahrt zu hemmen. Man hat deßhalb angefangen einen Canal zu graben, der aber für jetzt nicht fortgesetzt wird. — So bleiben also nur die Aa und die Düna an der Nordgränze als die beiden einzigen schiffbaren Flüsse. — Viele meist reißende Bäche durchschneiden das Land. Sie sind im Frühjahr und Herbst sehr geschwollen und führen dann große Steine mit sich. Im Sommer sind sie seicht. — Seen und Teiche finde ich hier weder in der Menge, noch in der Größe wie in Pommern. Die Teiche haben einen ackerbaulichen Zweck. Sie sind an ihrer Abflußseite mit einem Erdwall umgeben, auf dem ein Fahrweg entlang geht und in dessen Mitte eine Schleuße angebracht ist, um das Wasser nach Umständen anzuhalten und wieder abzulassen, sobald der vom gestauten Wasser gedüngte Grund besäet werden soll. — Solche Säeteiche läßt man, nachdem sie einige Jahre beackert sind, wieder ein Jahr ruhen und den befruchtenden Niederschlag aufnehmen.

Moräste hat Curland in großer Zahl, ebenso ist es ein quellenreiches Land, darunter mehrere Mineralquellen, die als Heilwasser benutzt werden, und zwar mit Erfolg, wie es scheint. Einer der besuchtesten Gesundbrunnen, Kämmern, liegt jedoch schon in Liefland, zwei Meilen von Tuckum, aber an der Gränze Curlands. — Die hiesigen Bäder werden nicht bloß von Curländern besucht, man kommt auch aus entferntern Gegenden des großen Reichs hieher. Die zahlreichsten Gäste sind aus dem Adelstande, Prediger und einige Literaten. Die Curländer sind übrigens von ihren Bädern so eingenommen, daß sie unter anderm behaupten, man könne in den ausländischen Bädern nicht so viel Vergnügen und Unterhaltung finden. Es gehört dieß zu den mancherlei Imaginationen, die bei genauern Vergleichungen ein unschuldiges Glücklichseyn zerstören würden. Seebäder gibt es längs der ganzen Küste. Die besuchtesten sind Windau und Plönen am rigaischen Busen.

Außer allen in Norddeutschland cultivirten Getreidearten, darunter Weizen in beträchtlicher Menge, baut man hier auch noch besonders die schon in Ostpreußen übliche graue Erbse. Es scheint, daß sie auch hier nur die ihr zusagende eigenthümliche Bodenbeschaffenheit findet, sonst würde man es nicht verschmähen sie auch in Deutschland schon wegen ihres hohen Futter- und Mastwerthes anzubauen. — Hier ist sie, wie in Ostpreußen, eine sehr beliebte Volksspeise, was ich als eine wohlthätige Naturgabe ansehe, da man die Kartoffel, vielleicht aus triftigen Gründen, nicht in dem Maaße anbaut, auch nicht in der Menge auf den Tafeln der Bauern und Bürger sieht, als in meiner Heimath Pommern, dem wahren Kartoffellande, woselbst die meisten Bauernwirthschaften, besonders aber alle kleinen Haushaltungen, nur in der Kartoffel ihren Unterhalt finden, und ohne dieselbe aufhören müßten zu existiren. Ich vermuthe, daß ihr Anbau in Curland durch Naturverhältnisse weniger begünstigt wird, als bei uns, oder daß man sie noch nicht der Würdigung werth hält, die sie verdient. Letzteres ist wohl sicherer anzunehmen. — Die graue Erbse ist beinahe so groß, als drei gewöhnliche Erbsen zusammengenommen. In einer Schotenhülse habe ich oft nur eine, höchstens viere beisammengefunden. — Uebrigens ist diese Frucht für gewöhnlich keine Marktwaare, wie das übrige Korn. Man zieht sie meist nur für den eigenen Hausbedarf.

Die Wälder sind in Curland auffallend ungleich vertheilt. Es gibt Gegenden, wo Mangel an Holz ist, während andere im Ueberfluß schwelgen. Die Unvollkommenheit der innern Communicationen erschwert auch hier, wie überall, die wohlthätige Ausgleichung. Man verläßt sich auf die Fahrbahnen, welche zeitiger Schnee und Frost machen. — Unsere schönen Buchen suchte ich in Curland vergebens. Es ist meist Nadelholz: Tannen, Fichten, Wachholder, aber auch Birken, Erlen und Eichen. Außerdem zeigen sich hie und da Rüstern, Ahorn, Linden besonders aber schöne Weidenarten. Die Pappel gehört zu den seltenen Bäumen. — In günstigen Jahren reift auch die Weintraube. An Futtergräsern und Weiden scheint kein Mangel zu seyn. — Unter den drei deutsch-russischen Ostseeprovinzen hat Curland in der Obstproduction fast aller Arten, die wir in Norddeutschland kennen, einen sichtbaren Vorzug. In Liefland gehört das Obst zu den Seltenheiten.

Rindvieh sieht man überall in großer Zahl, doch scheinen nirgends Veredlungen durch Einführung fremder Racen stattgefunden zu haben. Das Ansehen desselben ist nicht besonders. Es kommt schlecht, fast ausgehungert und entkräftet aus dem langen Winter, für den man vielleicht doch nicht mit hinreichend guten Futtermitteln versehen ist. — Die Pferde haben sich eben so wenig einer Veredlung zu erfreuen gehabt. Sie sind klein, aber ausdauernd. — Die Bauern (Letten) halten noch viel schwarze Schafe; die der Gutsherren sind meist veredelt. Die Ritterschaft hat auf einem ihrer Güter, unsern Neuenburg, eine Merinostammschäferei. — Wild gibt es viel, unter andern das Elen. Hirsche fehlen. Man sieht sie höchstens in einigen Parks der Reichen unterhalten. Die Elenthiere sind hier jedoch groß, das Fleisch aber ist zähe. Vor kurzem wurde eines von 40 Braten geschossen. An auserlesenem Vogelwild: Auerhähne, Birkhühner, Schneehühner, ist kein Mangel. Auch Bienenzucht wird eifrig betrieben. — Unter den Fischen, die man zu Markte bringt, sehe ich selten unsere Plötze und Barsche. In den Teichen fängt man hauptsächlich Hechte, Karauschen, Schleie, auch Karpfen. (Schluß folgt.)

Wissenschaftliche Unterstützungen in Norwegen. Der sonst so sparsame Storthing hat sechs Studirenden Stipendien zur Fortsetzung besonderer Studien ertheilt, jedoch von ihnen verlangt, daß sie auch Proben ihrer Fortschritte ablegen; in Folge dessen haben drei öffentliche Vorlesungen in Christiania, der eine über die Wärmelehre und die Theorie des Dampfes, der andere über die Verbindung der Philosophie mit der Theologie, der dritte über den Bau und die Lebensfunctionen der Pflanzen gehalten, die übrigen haben Abhandlungen eingesendet, sie werden aber nach ihrer Rückkehr wohl gleichfalls Vorlesungen halten. (Christ. Constitut. 5 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1843.

Einige Nachrichten über böhmische Literatur.

(Dennija März 1843. Nach einem Schreiben aus Lemberg.)

Am Ende des vorigen Jahrs erschien der erste Band der Gedichte von Jaromir Pick in Prag. In seinen Liedern zeigt sich der Charakter, die Gewandtheit im Ausdruck, und die Zartheit, welche diesem beliebten böhmischen Dichter eigen sind. Welches Wohlklangs die böhmische Sprache fähig ist, beweisen diese Lieder in hohem Grade. Eine bemerkenswerthe Erscheinung im böhmischen Volksleben, und zugleich ein tröstlicher Beweis der Fortschritte desselben ist nachfolgender Umstand: zwei ausgezeichnete Dichter, Friedrich Bach und Fr. Zwerina, aus Ruchwald, welche bisher der deutschen Muse dienten, und unter den Deutschen nicht den lezten Plaz einnahmen, haben sich dem Dienst der slawischen Muse gewidmet, und einige in Journalen abgedruckte Gedichte erwecken schöne Hoffnungen. — Was unsere Prosa anbetrifft, so ist dieß der Stein des Anstoßes in der böhmischen Literatur. Im Laufe eines halben Jahrs erschien nicht Eine Novelle. — Die Gesellschaft zur Herausgabe der Classiker aller Zeiten und Völker in böhmischen Uebersezungen hat zwei Werke herausgegeben, die Jahreszeiten von Thomson, getreu und schön übersezt von dem Geistlichen Daucha in Herametern, und Shakspeare's Othello, übersezt von J. Budislaw Maly. Man kann die Wahl nur loben, daß man mit englischen Classikern, namentlich mit Shakspeare anfing, dessen Werke in getreuer böhmischer Uebersezung gegenwärtig vielen Nuzen stiften können. — Die Philosophie war in der böhmischen Literatur bisher fast gar nicht bearbeitet: die unsichern Grundsäze und die Extreme, auf denen die deutsche speculative Philosophie beruht, hielten in Böhmen jeden ab, diese Bahn zu betreten, und man scheute die deutsche Philosophie als eine schädliche und unnüze Pflanze; selbst tiefere Geister sagten sich von ihr los, und in Folge dessen fing man an, das Bedürfniß einer eigenen Nationalphilosophie zu fühlen. Allein dieß ist der Stein der Weisen, den wir noch nicht gefunden haben, zu dessen Auffindung jedoch große Hoffnung vorhanden ist. Die hinsichtlich der Ideen neuen und tief gedachten Artikel Klacels im böhmischen Museum *) erwecken die Erwartung, daß wir an ihm einen wahrhaft slawischen selbständigen Philosophen haben werden. Klacel nähert sich allmählich seinem Ziele, wie sich deutlich aus seinem neuen Werke zeigt: „Die Brücke, oder Sammlung kurzer Gedanken über das, was jedem unerläßlich ist. (Ollmüz, 1842.)" Dieß ist gleichsam der Eintritt in das Heiligthum der „Wissenschaft der Wissenschaften." Der Verfasser hat die wichtigsten Ausdrücke und Worte, deren Kenntniß für die sich zur Philosophie vorbereitende Jugend unerläßlich ist, gründlich und mit Glück systematisch dargelegt. Mit Ungeduld erwartet man sein neues, bereits vollendetes Werk über die Philosophie der Sprache. — Auf dem historischen Feld erschien der zweite Theil der „kleinen Encyklopädie der Wissenschaften," die böhmische Geschichte enthaltend, mit drei Karten des Landes, welche dessen Eintheilung in dem Jahre 990 und vor dem 15ten Jahrhundert in Shupen und Dekanate, und die Ausdehnung des Reichs unter Karl IV (1378) bezeichnen. — Szumawski hat ein gutes deutsch-böhmisches Lexikon geliefert, das nach Jungmanns vortrefflichem böhmisch-deutschen Wörterbuch ein Bedürfniß war. — Das Journal des böhmischen Museums bessert sich mit jedem Jahr, und ein neues Journal „Wlastimil" (der Vaterlandsfreund) erscheint, dem man nur sein unregelmäßiges Erscheinen, so wie seine allzustreng wissenschaftlichen Aufsäze vorwerfen kann. Die „Blüthen," das verbreitetste böhmische Journal, denn es zählt 1500 Abonnenten, wird in diesem Jahre ganz mit lateinischen Lettern gedruckt. Dieß kann unbedeutend scheinen, in Böhmen aber gilt es für einen bedeutenden Fortschritt, — und warum? Wer mit unsern Verhältnissen bekannt ist, weiß dieß wohl. **)

---

*) Für die Freunde der philosophischen Literatur zeigen wir diese Aufsäze hier an: Entwicklung des Wissens, Jahrg. 1841, 2tes Heft. Ueber Zwang, Instinct, Freiheit und Frömmigkeit, 1842, 3tes Heft. Ueber Gefühl und Verstand 1843, 1stes Heft.

**) Früher wurde das Böhmische bekanntlich nur mit deutschen Lettern gedruckt, allmählich führte man auch die lateinische Schrift ein, und jezt ist die deutsche fast ganz verdrängt. A. d. U.

Völker- und Handelsbewegung im indischen Archipel.

(Schluß.)

Die Bemühungen der Holländer, sich auf Neuguinea niederzulassen, sind bis jetzt fehlgeschlagen, das Fort Dubus mußte, nachdem es mehrere Jahre mit großem Verlust an Menschenleben behauptet worden war, (1838) wieder aufgegeben werden; um aber die Frucht so vieler Anstrengungen doch nicht ganz einzubüßen, wurde gleich nachdem das Fort Dubus verlassen worden war, Wahdi auf Ceram besetzt, einerseits um dem nördlichen Theile Neuguinea's nahe zu seyn, andrerseits wohl um durch die thätigen Ceramesen mittelbar sich in den Besitz der Naturproducte Neuguinea's zu setzen. Es scheint überhaupt die Absicht der Holländer, im westlichen Theil des Archipels sich mehr und mehr des directen Handels mit den einzelnen Inseln zu bemächtigen, im östlichen und nordöstlichen Theil jedoch sich hauptsächlich der Bugis als Zwischenleute zu bedienen. Wenn aber dieser Plan gelingen soll, müssen sie die Manufacte besser und wohlfeiler als die Engländer zu Singapur liefern, oder wenigstens den Unterschied durch andere indirecte Vortheile ausgleichen. Sie scheinen auf dem Wege solche Anordnungen zu treffen, und werden sich mehr und mehr genöthigt sehen, dieß zu thun, je weitere Fortschritte die Engländer im Archipel machen. Diese haben es vorzugsweise auf Borneo abgesehen, wo die Holländer nur schwache Niederlassungen haben, namentlich Pontianak an der West-, und Banjermassing an der Südküste. Die ganze Insel, größer als Deutschland, zerfällt in eine Menge kleiner Staaten. An der Ostküste haben sich fast an allen Flußmündungen die thätigen Bugis festgesetzt, mit denen die nördlichen Dajaks oder Tajaks sich verbunden zu haben scheinen. Letztere gehören, wenigstens nach Rienzi, zur dritten oceanischen Race, zu den Araforas, und stehen meist auf einer sehr tiefen Stufe, sind aber tapfer und unternehmend, so daß nicht zu zweifeln ist, daß sie mehr und mehr eine wichtige Rolle spielen werden.

Die Berichte der Engländer *) überfließen von Schilderungen des natürlichen Reichthums dieser Insel. In der Nähe von Sambas, wo jedoch ein holländisches Fort ist, sollen größere und reichere Goldminen sich finden, als irgendwo in der Welt. Gegenwärtig mögen ihrer dreißig bearbeitet seyn von etwa 30,000 Chinesen. Nachdem noch mehrere andere Minen, auch in dem von dem Sultan der Sulu-Inseln an England abgetretenen Theile aufgezählt sind, heißt es in der citirten Schrift weiter: „nach einer mäßigen Berechnung ist der jetzige Ertrag an Gold über eine Million Pf. St., etwas mehr als ein Fünftheil der gesammten jährlich in der ganzen Welt gewonnenen Masse; das meiste davon geht nach China, so lange schon das Bassin, in welches das Geld aus der ganzen Welt hinfließt. Da die goldführenden Schichten an verschiedenen Orten in unerschöpflicher Menge sich finden, so läßt sich gar nicht berechnen, welche Reichthümer durch Anwendung brittischer Maschinen, brittischen Capitals und brittischer Geschicklichkeit gewonnen werden könnten. Silber findet sich nie abgesondert, sondern stets als eine Beimischung des Goldes, letzteres überwiegt aber so sehr, daß der relative Werth des Goldes zum Silber wie 12 : 1 ist." Damit nicht genug, sollen auch reiche Diamantgruben und die schönsten Perlenbänke, namentlich in nordöstlicher Richtung nach den Sulu-Inseln hin sich finden. Die ersten werden nur von den eingebornen Dajaks, die letztern so gut wie gar nicht bearbeitet. Neben diesen Reichthümern der Erde und des Meeres hat die Insel noch einen unglaublich fruchtbaren Boden und soll namentlich Kampher in unbegränzter Menge erzeugen. Kein Wunder, daß die Engländer lüsterne Augen auf die Insel werfen, und daß Hr. Brooke seit Jahren dort in seiner Yacht, anfangs nur als Privatmann, umherstreift; jetzt soll er beauftragt seyn, auf der Westküste den Platz zu einer im großen Maaßstabe anzulegenden Niederlassung auszusuchen.

Wahrscheinlich haben indeß die Engländer doch noch manche Schwierigkeiten in der Sache zu überwinden, namentlich möchten die in jener Seegegend, hauptsächlich nordwärts von Borneo, umherschwärmenden Seeräuber, theils Malayen, theils Dajaks, und wohl auch Bugis, fürs erste eine nicht geringe Plage seyn. Allerdings haben die Engländer hier einen großen Vortheil durch den starken Verkehr, welcher zwischen Indien, China und ihren australischen Colonien besteht. Wie sie sich mit den Holländern vertragen werden, muß die Zukunft lehren, auch berührt uns dieß hier weit weniger, als das Schicksal der Eingebornen. Von einer Verdrängung dieser letztern durch Europäer oder auch nur durch Mischlingsracen kann in diesem Klima keine Rede seyn. Die Europäer können an einzelnen Orten die Herrscher seyn, werden aber stets Fremdlinge bleiben, und nie können sie auf die Dauer durch Zahl imponiren. Um so mächtiger wird ihr moralischer Einfluß seyn: europäische Gewinnsucht und europäischer Unternehmungsgeist werden diese großentheils ganz jugendlichen Völker — wenigstens kann man den zahlreichen Dajaks durchaus diesen Namen geben — fortreißen, ihnen europäische Kenntnisse, freilich auch europäische Laster *) beibringen, jedenfalls aber eine erhöhte Thätigkeit hervorrufen. An eine sklavische Unterwerfung ist übrigens an den wenigsten Orten zu denken, und wenn man Java als Beispiel anführen will, so darf man nicht vergessen, daß das holländische System gezwungener Arbeit theilweise hier seit Jahrhunderten eingeführt ist, und andererseits neben manchen unläugbaren Nachtheilen, die weniger im System der gezwungenen Arbeit als in dem verkehrten Handelssystem ihren Grund haben, dem Volke auch manche Vortheile gebracht hat. Dagegen haben Bugis, Dajaks, Ceramesen ꝛc. eine ganz andere Gesellschaftsverfassung, und sind jetzt schon zu unternehmend, um sich in ein solches Joch beugen zu lassen.

Dabei ergibt sich aus den Unternehmungen der Bugis sehr deutlich, daß die Bewegung des malayischen Stammes und

*) Siehe in Fishers Colon. Mag. March. den Artikel Proposed british settlement on Borneo.

*) Das fatale Arraktrinken hat schon an manchen Orten sehr stark um sich gegriffen.

zum Theil auch der Araforas gegen die negerartigen Stämme, wie seit Jahrhunderten in ganz Oceanien, so auch jetzt noch fortdauert, und durch keine Einmischung der Europäer wesentlich gehemmt werden wird. Man vermuthet, weiß aber nicht genau, ob die Bugis auch schon auf Neuguinea Colonien angelegt haben; wenn es noch nicht geschehen ist, so wird es zweifelsohne in kurzem erfolgen, denn durch den Einfluß und die Macht der Holländer vom Westen mehr zurückgewiesen, müssen sich die Bugis gegen Osten wenden, und ihren Handel kann zwar die wachsende Macht der Europäer von der einen Stelle vertreiben, ihn aber nicht lähmen, denn bei der Art, wie sie ihn treiben, bei dem mühseligen Umherfahren an den einzelnen Inseln und Buchten, ist keine durchgreifende Concurrenz von Europäern möglich, und die Vortheile können ihnen wohl geschmälert, aber nicht ganz entzogen werden. Auf Celebes haben, wie schon erwähnt, die Eingebornen bis jetzt allen Versuchen der Holländer, ihre Herrschaft weiter auszubreiten, widerstanden, und ähnliches wird den Engländern wohl auch auf Borneo begegnen.

Ein merkwürdiger Beweis, wie alt die Verbindungen dieser ganzen Inselwelt unter einander seyn müssen, ist die Existenz des nur auf einem sehr geringen Raum als einheimische Sprache gesprochenen Malayischen als Lingua-Franca, die über das ganze Gebiet verbreitet ist, und fast überall, wenigstens von einzelnen, verstanden wird; doch ergibt sich aus neuern Schilderungen mit ziemlicher Sicherheit, daß diese Lingua Franca, die so abgerieben und formlos ist wie kaum irgend eine Sprache der Erde, in dem östlichen, namentlich südöstlichen Theil des Archipels, erst seit vergleichungsweise kurzer Zeit eingedrungen seyn kann, sich aber auch noch jetzt mehr und mehr ausbreitet, und an einigen Punkten schon Neuguinea und Nordaustralien erreicht haben soll, wenn gleich nicht nur die Sprachen Neuguinea's und Australiens, sondern auch, wie man behauptet, die der Araforas, welche durch so viele Inseln verbreitet sind, von dem Malayischen, d. h. von der Sprache der gelben Race, gänzlich verschieden sind.

Briefe eines Pommern aus Curland.

Erster Brief.

(Schluß.)

Curlands Bevölkerung ist aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt. Die Letten ($^2/_3$ aller Einwohner), Deutsche (als die nächst zahlreichste Classe), Juden (hier mehr als in Pommern), Russen, Liven, Polen, Zigeuner, Litthauer. Der vier letztern gibt's am wenigsten. — Bevor die lettischen Stämme aus Litthauen und Preußen einwanderten, waren die Liven die Urbewohner Curlands und Lieflands. Jetzt wohnen sie nur noch am Strande, und zwar nicht wie die Letten in Gesinden (d. i. einzelnen Höfen), sondern in geschlossenen Dörfern. Obgleich ihnen lettisch gepredigt wird, sollen sie unter sich noch ihr ursprüngliches Idiom bewahren. — Juden und Zigeuner sind durchs ganze Land verstreut. Manche Städte und Flecken werden fast nur von ihnen bewohnt, daher es kommt, daß man zuweilen ganzen Bettelfamilien beider Nationen begegnet. Den Zigeunerhäuptlingen läßt man hie und da einiges Ansehen, um sie für Diebstähle verantwortlich zu machen. — In Liefland ist den Juden der Aufenthalt untersagt. — Polen, Litthauer und Russen finden sich am zahlreichsten in der Selburg'schen Oberhauptmannschaft. Doch sind auch in den Städten schon überall Russen. Sie werden immer zahlreicher als Beamte, Gärtner u. s. w. Im Bauernstande finden sich außer den Letten auch Liefen, einige Litthauer und Weißrussen. Man zählt jetzt in Curland etwa 200,000 männliche und 130,000 weibliche Seelen. — Freibauern gibt's nur in fünf Dörfern, die im Kreis Hasenpot beisammenliegen. Man zählt deren zusammen 83 Bauerngesinde in drei Buschwächtereien. Unter letztern versteht man die kleinern Bauernhöfe. Es sind dieß die sogenannten curischen Könige (koniki). Sie waren von jeher frei und haben neben dem unabhängigen erblichen Besitz ihrer Grundstücke sogar adelige Privilegien, z. B. das Recht der freien Jagd, welches für die höhern Stände durch ganz Curland besteht und nur in den Kronwäldern etwas eingeschränkt ist. — Da jene schon seit 1320 in diesen bevorzugten Verhältnissen leben, so ist anzunehmen, daß ihre Voreltern diese Vorrechte durch besondere dem deutschen Ritterorden geleistete Dienste erworben haben. Sie sollen von jeher mit den übrigen Letten selten Heurathen eingegangen seyn, wenn sie sich auch von ihnen durch weiter nichts unterscheiden, als durch höhern Wuchs, breitere Schultern und durchgängig blondes Haar.

Deutsche wohnen jetzt etwa 38,000 in Curland und männliche Juden circa 11,000. Von deutschen Handwerkern leben hier viele Familien als fremde Unterthanen. — Curland ist gar nicht so schlecht bevölkert, als man sich denkt. Auf die Quadratwerst kommen durchschnittlich 21, also auf die deutsche Quadratmeile 1050 Menschen.

Fast der gesammte Adel besteht aus Deutschen. Nur wenige polnische und einige schwedische Familien, welch letztere sich aber germanisirt haben, sind unter ihnen. Die übrigen sind großentheils Nachkommen des deutschen Ritterordens. Lehrer, Prediger, Kaufleute und Handwerker sind meist Deutsche.

Die Letten bilden einen eigenen Volksstamm. Es ist die ackerbauende Classe des Landes, früher Leibeigene des deutschen Adels. Man findet sie auch im Süden Lieflands. Die Litthauer sind ihre Sprach- und Stammverwandten. Sie sind von mittlerer Statur, schlank und nicht so schwerfällig als die Deutschen, außerdem meist blond und von angenehmer Gesichtsbildung. Im Winter tragen sie einen dunkeln Pelz mit einem Gurt, Tuch oder Shawl um den Leib. Ihre Fußbekleidung ist eine Art Sandalen, die sie aus Baumwurzeln oder starken Häuten machen und mit Bändern über hohe dunkle Strümpfe festschnüren. Die Strümpfe sind auf den kurzen Hosen festgebunden. — Im Sommer tragen sie statt des Pelzes eine Jacke, Sonntags einen Rock. — Frauen und Mädchen tragen auch selten Schuhe, sondern meist Sandalen und dunkle Strümpfe. — In einigen Gegenden besteht ihre Kopfbedeckung aus einer Art Turban, wenn man das aus Tüchern gewundene Kopfgestell so nennen will, darin besonders die Judenfrauen durch schreiende Farben excelliren. Die männlichen Juden tragen jung und alt eine schwarze, schmutzige, enganschließende Kappe.

Die Lettensprache soll mit der Sanskritsprache Ostindiens verwandt seyn. Sie hat mehrere eigenthümliche Laute, als: lang a (ah) und kurz a (a), au (au), ai (ai), kurz ä (e), lang e (eh), eä (ee), ein eigenthümlicher Laut, der so ausgesprochen wird, daß erst e hörbar ist, und dieser Laut dann schnell in a übergeht, ähnlich wie im Platt-

deutschen in klein, klee. Dieser Laut kommt in vielen Ortsnamen vor, z. B. Plawneeken, so auch in deews (deas) Gott, lang i (ih) u. s. w. Als Schreibschrift bedient man sich im Lettischen der lateinischen Cursivschrift, als Druckschrift der deutschen Fracturbuchstaben. — Die Letten betonen immer die ersten Sylben der Worte, weßhalb die Sprache ziemlich schnell geht, sich dabei rollend und zischend, aber nicht übel anhört. Am reinsten wird sie in der Oberhauptmannschaft Doblehn gesprochen, am verdorbensten in der Oberhauptmannschaft Selburg wegen dortiger Mischung der Letten mit vielen Völkerstämmen.

Die Curländer, hiesige eingeborene Deutsche, lernen als Kinder zuerst lettisch von Ammen und Kindermädchen, dann deutsch von den Eltern, was dann ihre Hauptsprache bleibt, ferner noch französisch von einer Bonne und endlich russisch. Schwachköpfige Kinder gerathen dabei in solche Verwirrung, daß sie in einem Alter von drei Jahren und mehr noch kein Wort sprechen können, wenn sie das Unglück haben einige dieser Sprachen zugleich zu hören, und dieß ist nicht selten. Ein rigaischer Kaufmann muß in seinem Beruf mehrere Sprachen, wenn auch nicht geläufig sprechen, doch verstehen, nämlich: lettisch, deutsch, russisch, englisch, schwedisch, esthnisch, französisch. Die Letten lernen das Deutsche sehr leicht. Es wird hier nur hochdeutsch gesprochen, nur daß man das lange o nicht mit spitzem, sondern breitem Munde ausspricht. — Auch gibt es viel individuelle Wörter, die gerade hier nur Brauch sind, z. B. Burkahnen für Mohrrüben.

Ich habe Curland unter den alten Herzogen für ein wahres Elysium preisen hören. Man kannte keine Abgaben, keinen Zoll, keine Soldatenpflichten und Beamtenlast, da man deren nicht bedurfte. Für den Herzog waren eigene Güter bestimmt. Noch jetzt haben die curischen Beamten, hohe wie niedere, eigene Widewa (das sind Güter aus deren Ertrag sie ihren Unterhalt bestreiten). So sind Oberhauptmänner, Hauptmänner, Prediger, Organisten, Küster, Förster zugleich Landwirthe. Dabei sind sie nicht schlecht gestellt. Nirgends in Rußland sollen die Beamten so gut salarirt seyn. Seitdem Curland russisch ist, ist es weder abgaben-, noch zoll-, noch militärfrei, sondern wird den andern Gouvernements gleichgestellt. Die besondern Adelsrechte, die Civil- und Criminalgesetze, überhaupt die Gerichtsverfassung, so wie besondere Formen, die vor 1795 galten, werden vom Kaiser aufrecht erhalten, so lange sie nicht den allgemeinen Reichsgesetzen zuwiderlaufen.

Die vormaligen herzoglichen und Rentgüter kamen 1795 großentheils an die Krone Rußland, theils (und zwar fünf an der Zahl) an den gesammten curischen Indigenatsadel, je nachdem sie entweder herzogliche Privatgüter oder der Ritterschaft zur Bestreitung nothwendiger Staatsausgaben überwiesen gewesen waren. Letztere werden nun für Rechnung der gesammten Ritterschaft verwaltet. Auf einem derselben ward, wie oben erwähnt, eine Stammschäferei, auf einem andern ein Seminar zur Bildung lettischer Volkslehrer errichtet. — Die ritterschaftlichen Güter liegen in der Oberhauptmannschaft Tuckum. Dort sind auch die meisten adeligen Majoratsgüter, hingegen die meisten Krongüter in der Mitau'schen Oberhauptmannschaft.

Durch Kriegsübel hat Curland 1812 nicht viel gelitten. Seit 1817 ist auch hier die Leibeigenschaft aufgehoben. Dessen ungeachtet bemerkt man noch immer eine gewisse Unterthänigkeit der Letten zum Adel. Ich glaube nicht, daß viele aus dem frühern Verhältniß gebessert herausgetreten sind.

Ueber die besondere Lebensweise der Letten werde ich später berichten. In ihren Gesinden sieht es eben so aus wie in einem pommer'schen Bauernhause. Der kurze Sommer überladet sie mit nothwendigen Feldarbeiten. Im Winter verfahren sie die erübrigten Producte oder fertigen sich Bekleidungsgegenstände und anderes Geräthe. Zuweilen geben sie sich auch mit dem Unterricht ihrer Kinder ab.

Zum Verfahren der Producte haben sie leichte niedrige Schlitten. Der Winter muß viel Schnee haben, wenn er ihnen conveniren soll, ja der Lette hat solche Vorliebe für den Schlitten, daß er ihn alsbald hervorsucht, wenn die Erde nur etwas weiß aussieht. Bei so plötzlichen Temperaturwechseln, wie wir sie die vergangenen Winter erlebten, kommen die armen Pferde am schlimmsten weg, indem sie beladene Schlitten auf ihrer Reise nach größern Städten oft in tiefem Morast fortschaffen müssen. Die Vorliebe für den Schlitten erstreckt sich so weit, daß man selbst zur Erntezeit das Korn auf eigens construirten Schlitten, sogenannten Schleifen, einführt, auf die sich die Garben leichter auflegen lassen. Man spannt auch da immer nur ein Pferd vor. In dieser Zeit zeigt sich die Ausdauer der curischen Bauernpferde am größten, indem sie bei Tage einfahren und Nachts dreschen*) müssen. — Dieß Dreschen geschieht in sogenannten Rigen, von denen, hier nebenbei erwähnt, Riga seinen Namen hat. — Es sind sehr lange, oder auch im einem großen Kreuz gebaute Scheunen, woselbst in einem besondern, mit einer einzigen Luke versehenen Raum, welcher dicht verschlossen werden kann, ein Ofen zum Trocknen des Getreides steht. — Diese Rigen werden jedem Fremden beim ersten Anblick auffallen, und so mögen denn auch die ersten Deutschen, welche in diese Gegend kamen, darin Veranlassung gefunden haben, die von ihnen an der Düna erbaute Stadt Riga, d. i. Scheune, zu nennen. An Größe übertreffen diese Scheunen alles der Art bei uns.

Diejenigen Bauern, welche ein Gesinde bewirthschaften, heißen Wirthe, die aber, welche an den Gränzen der Güter kleinere Flächen (sogenannte Buschwächtereien) übernommen haben, Buschwächter. Beihof ist die in Curland gebräuchliche Benennung eines Vorwerks. Diese Beihöfe werden von einer sogenannten Hofmutter und einem Aeltesten bewirthschaftet.

Grützmacher.

Merkwürdiges Meteor. Zu Umea, so wie auch zu Wasa in Finnland bemerkte man am 10 Febr. um 8 Uhr 40 Minuten Abends abermals eine Feuerkugel, größer als diejenige, welche man am 18 Jan. gesehen, auch höher oben in der Atmosphäre; übrigens ging die Richtung gleichfalls, wie die der frühern, von Südost nach Nordwest. Das Meteor hatte ein starkes Licht mit einem röthlichen Schein von solcher Intensität, daß dasselbe bei seinem Hinschießen während 20 bis 30 Minuten alle Gegenstände mit einer blendenden Helle beleuchtete, bis es sich in eine Menge kleiner, gerade ausgehender Sterne von demselben röthlichen Schimmer auflösete. Einige Zuschauer wollen ein eigenes Brausen in der Luft gehört haben. Der Himmel war wolkenfrei, der Mond schien hell und das Wetter war ruhig. Der Barometer zeigte 28' 7'', der Thermometer — 8½° C., am folgenden Tage aber fand ein Sturm aus Nordwesten statt, der Thermometer war binnen 24 Stunden auf + 4° C. gestiegen und der Barometer um 7 Linien gefallen. Zufolge eingelaufener Nachrichten hatte man das Meteor auf einem Umkreise von 20 Meilen beobachtet. (Berlingske Tidende vom 26 März.)

*) Das Korn austreten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1843.

Scenen aus Cairo.

(Nach Mdme Postans: Asiatic Journal. März 1843.)

Der Reisende, welcher Cairo besucht, erblickt ein Schauspiel, das in allen seinen Zügen neu ist; es hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer andern europäischen oder asiatischen Stadt, und keine Beschreibung kann es der Einbildungskraft vollkommen vorführen. Mit so großer Treue und Genauigkeit auch Lane *) mit Bild und Schrift die Gegenstände geschildert hat, immerhin muß man das „mächtige Misr" **) sehen, seine Straßen durchwandern, die Bewohner betrachten, ehe man sich eine zusammenhängende klare Vorstellung von dieser seltsamen, aus so mannichfachen Elementen zusammengesetzten Stadt machen kann, die indeß bald langweilig wird, sobald die Neuheit der Scene vorüber ist. Das Eselreiten, die dunkeln, engen, überfüllten, ungepflasterten Straßen, die hagern Minarets, die reich skulpirten Moscheen, die Kleiderbazars, die Kaffeeschenken unterhalten eine Zeitlang, sobald aber das Auge und der Sinn daran gewöhnt ist, so fühlt man in der Stadt des Pascha nicht selten und nicht geringe Langeweile. Straßen voll schlechten Geruchs durch den mit Wasser gesättigten Schlamm aus dem Canal, der die Stadt durchfließt; dunkle Häuser, deren Fenster gefängnißmäßig auf kleine, viereckige Höfe hinabsehen, eine verstümmelte, mit Augenkrankheiten behaftete Bevölkerung, die einem bei jedem Schritte aufstößt, die Wasserschläuche, die ihren Inhalt unaufhörlich auf den Vorübergehenden ausleeren — das sind einige wenige von den Unannehmlichkeiten Cairo's, und dann — die Moskitos und die Fliegen. Die letztern verdienen ein eigenes Capitel mit einer besondern Zueignung an Baal-Zebub, ihren Herrn.

Cairo muß man, wie gesagt, sehen, um es zu kennen, und gewiß findet sich auf seinen Bazars genug Anlaß, sich zu verwundern, denn von vierzig Vorübergehenden gehören gewiß zwanzig verschiedenen Nationen an, und tragen verschiedene Kleidung. Eine bunte Bevölkerung sieht man auch in Konstantinopel, Calcutta, Paris, Wien, Petersburg, London oder jeder andern großen Hauptstadt, die zugleich ein Handelsplatz ist, aber solche Gruppen, wie sie in Cairo sich zusammenfinden, bieten sich in keiner Stadt dem Auge eines Reisenden dar, da der politische Charakter, die geographische Lage und die mannichfaltigen Interessen der benachbarten Länder wirklich einzig in ihrer Art sind. In den Städten der Türkei und Indiens sieht man beturbante Moslems in Menge und sehr verschiedener Art, rothe und schwarze Bärte, Imams und Moscheen, Gebetsteppiche und verschleierte Frauen, aber nur in Cairo sieht man den Beduinen der Wüste, den Copten aus Alexandrien, den Araber aus der Thebais, den Türken, den Griechen, den Albanesen, den Neger in ihren verschiedenen Farben und Costümen durch einander gemischt. Von allen diesen ist der Beduine, oder Bedewi, wie er sich nennt, in seinem Mantel von Ziegenhaaren, mit seinem bunten, seidenen, mit Franzen besetzten und vermittelst eines Stricks um den Kopf gebundenen Halstuch, auf dem ersten Dromedar einer langen Linie solcher Gefährten der Wüste reitend, bei weitem der interessanteste wegen der Vorstellungen, die wir uns von ihm machen, von seinem nomadischen Leben, seiner Freiheit, seiner Gastfreundschaft, seinem Muth in Gefahren, seinem Haß der Städte und ihrer Bewohner. Unaufmerksam auf alles, was um ihn her glänzt, zieht der Beduine durch die großen Bazars von Cairo, als kenne er die Schätze derselben nicht. Kein Priester und kein König thut es ihm gleich in würdevoller Haltung, und wenn wir auf seine ruhigen Züge blicken, so stellen wir uns vor, er werde alsbald außerhalb der Thore, wenn der Wind der Wüste seine Wangen wieder fächelt, seinen schnellsten Dromedar besteigen, nach seinen Zelten eilen, und zum Zeichen der Verachtung gegen das civilisirte Leben den Staub von seinen Füßen schütteln.

Der prachtliebende Türke auf seinem herrlichen syrischen Roß mit dem reichen Mamelukengeschirr und den zahlreichen Dienern, welche ihrem Herrn die stolze Miene nachmachen, stellt genau das Gegenstück zu dem würdevollen Beduinen dar,

*) In seinem „Modern Egypt," woraus wir seiner Zeit umfassende Auszüge gegeben. A. d. R.

**) Bekanntlich der arabische Name für Aegypten, der jetzt gewöhnlich auf Cairo übergetragen wird. A. d. R.

und erinnert an die furchtbaren Kämpfe der Reiche unter einander, an den Fanatismus des Islam und an all die künstlichen Bedürfnisse, den glänzenden Luxus und die Verschwendung dieser grausamen Unterdrücker des Orients. Dem Türken folgt wahrscheinlich der Ulema, in Scharlach und feine Linnen gekleidet, dem man jedoch nichts als eine kalte Verehrung beweist, denn der Pascha hat den Soldaten über den Priester gestellt. Nicht zu vergessen sind die Frauen: allenthalben interessant, sind sie es doppelt da, wo die Sitte sie dem öffentlichen Blicke entzieht. Aber so zierlich der Sari einer Hindufrau ist, so reizend die Mantilla der spanischen Damen gefunden wird, so mysteriös die Verhüllungen der dunkeläugigen, jüdischen Mädchen aussehen, von dem Mantel und Schleier der Cairodamen läßt sich gar nichts sagen, als daß sie von exemplarischer Häßlichkeit sind, und die Rüsselform, die über das Gesicht fällt, mit den breiten Streifen schwarzer Seide, die den Mantel bilden und die reiche Unterkleidung decken, geben ihnen, wenn sie auf der Straße sind, mehr das Ansehen von Scarabäen, als von zierlichen Haremsbewohnerinnen, denn außer der formlosen Masse sieht man nichts als die gelb und rothen Pantoffeln nebst einem Paar dunkler Augen, die keck und furchtlos umherschauen. Indeß kann man sich doch eines Antheils an diesen verhüllten Gestalten, wie sie auf ihren schmucken, wohlgenährten Maulthieren, geziert mit Gebetsteppichen und klingelndem Zaumwerk dahin reiten, nicht erwehren, unsre Phantasie folgt den geheimnißvollen Damen in ihre Gemächer, zu ihren täglichen Beschäftigungen, ihren Sorgen und Freuden, und wir fühlen, daß in ihrem Incognito doch etwas angenehmes liegt, denn selbst ein Ehemann könnte seine so verhüllte Frau nicht erkennen.

Aber Beduinen, Türken, Priester und Frauen machen keineswegs allein die Menschenmenge aus, die sich auf den Plätzen von Cairo drängt, denn der Araber, der Kopte, der Albanese, der Grieche, der Jude, alle nehmen ihren Antheil an der Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch, eben so der naturalisirte Fremde und der europäische Abenteurer, der wirkliche Gelehrte, der wissenschaftliche Enthusiast und der anspruchsvolle Vielwisser. Nicht zu übersehen ist ferner der watschelnde Eunuch, und die schwarzen Sklaven aus Sennaar, die ihr Wollenhaar mit einem bunten Tuch umwinden und ihren Nacken mit farbigen Perlen und Halsschnüren aus Münzen schmücken. Dieß sind einige, in Wahrheit nur einige Tropfen aus dem Meere von Leben, das wie ein ewiger Strom durch die Hauptstraßen von Cairo sich ergießt, aber doch nur durch die Hauptstraßen, denn die Nebenstraßen sind öde und leer, als wären die Bewohner vor der Pest geflüchtet.

Unter den Ausflügen kann nichts so widerwärtiges seyn, als ein Ritt durch die Straßen von Cairo, wo außer in den Kleider-Bazars nichts zu sehen ist, als Buden mit Granaten, Melonen, Liebesäpfeln, oder mit Datteln, Plattfischen und türkischem Käse, die man vor Mücken gar nicht sehen kann; bequeme Plätze zum Lustwandeln gibt es nicht, außer dem großen Platz Esbequieh mit seinen Cisternen, seinen Acacienalleen und wandernden Kaffeeschenken; am besten reitet man noch auf der Straße nach Schubrah, die aus einer Allee von Sycomoren und Acacien besteht, deren Zweige gleich gothischen Bogen sich über dem Haupte in einander schlingen, während man hie und da aufgrüne, fruchtbare Felder hinaussieht. Mit einem Wort der Fremde, welcher Cairo besucht, muß nach kurzer Zeit zu Hause bleiben, und durch ein Arabeskenfenster auf einen kleinen, viereckigen, feuchten Erdplatz sehen, möglicherweise auf eine Landschaft mit ein paar elenden Bäumen, oder er muß zu seiner Selbstvertheidigung Kaffee trinken und den Tschibuk rauchen, denn außer den zufälligen Reisenden in den Hotels ist nichts von dem zu finden, womit man sich in Europa die Zeit vertreibt.

Einer der angenehmsten Orte in Cairo ist die Bibliothek der ägyptischen Gesellschaft, denn abgesehen von dem wissenschaftlichen Reichthum, der hier in den Kästen steckt, steht das Haus in einem angenehmen Garten, dem einzigen Ort in Cairo glaube ich, in den die Sonnenstrahlen je eindringen, und der entfernt ist von dem Lärm arabischen Geschwatzes, dem Geschrei der Eseljungen und dem unaufhörlichen Rufen der Wasserträger und Scherbetverkäufer; hat man sich satt gelesen an den Werken der Gelehrten, der Enthusiasten, der Frommen, die das ägyptische Land anlockte, und deren Zweck war, die verlassenen Städte, die Trümmer der wunderbaren Kunst der Alten zu besuchen, dann ergeht man sich unter dem schattigen Laubdache, und gelangt nach wenigen Schritten zu der Wohnung Clot Bey's und seiner Menagerie von Giraffen und merkwürdigen Vögeln.

Oeffentliche Vergnügungen gibt es keine zu Cairo, außer ein französisches und italienisches Liebhabertheater, die vortrefflich sind und mit großem Eifer unterhalten werden; aber das Theater ist nur am Donnerstag Abend offen. Die Fremden in den Hotels von Hill und Dumerz kommen gewöhnlich nach dem Essen zusammen, und sprechen von den Kosten eines Boots nach Theben oder der Kamele nach Jerusalem, von den Betrügereien der Dragomans und den Preisen der türkischen Kleider; alles dieß ist aber höchst langweilig, wie alles der Art in Aegypten. Das einzige Museum gehört einem Privaten, Doctor Abbot, einem englischen Hakim (Arzt); es enthält viele seltene und werthvolle Antiken, unter anderen das Siegel und die Halskette des Menes, nebst einigen prächtigen Scarabäen und kleinen Figuren, welche so ausgezeichnet geschnitten sind, daß jeder, wenn er auch nie die schönen Sculpturen von Theben gesehen hat, die Ansicht aufgibt, als seyen die Aegyptier mit den wahren Verhältnissen und der eigentlichen Symmetrie des menschlichen Körpers nicht bekannt gewesen.

Während meines Aufenthalts in Cairo hatte ich Massen von Männern aller Nationen und in allen Costümen gesehen, wie sie auf den Straßen sich drängten, oder ihre verführerischen Waaren in reichen Buden auslegten, aber nicht eine einzige Frau, meine häßliche, alte Kammerzofe abgerechnet, die ihre verschrumpfte Haut und tättowirtes Kinn beim Ausgehen so sorgfältig, wie die Schönste der Schönen verhüllte; alle andern Frauen hatte ich nur mit dem abscheulichen, schwarzseidenen Hab'arah gesehen, und es war nicht zu vermuthen, daß ich sie

in anderer Gestalt sehen würde, denn jedesmal, wo ich in ein türkisches Harem eingeführt zu werden versuchte, sagte man mir alsbald gerade heraus, die Sache sey unmöglich. Des Vicekönigs Familie nahm Niemand an, und von Ibrahim Pascha's Harem erzählte man, daß vor kurzem einige Damen dasselbe besucht, und seinen Frauen die Köpfe so sehr mit Ideen von Freiheit und Gleichheit angefüllt hatten, daß Frauen und Sklavinnen bei seinem nächsten Eintritt ihm entgegenflogen, und ihren nicht wenig erstaunten Herrn fragten, wie er es wagen könne, ihnen dieselben Freiheiten, wie englische Frauen sie hätten, zu verweigern. Der Pascha soll genug zu thun gehabt haben, um die schönen Empörerinnen zu beschwichtigen, und da die eingeschmuggelten Ideen für ein türkisches Harem nicht taugten, so wurde dieß alsbald gegen künftige Eindringlinge geschlossen. Den Besuch eines syrischen Harems hatte ich durch Empfehlungen, die mir zu Gebot standen, leicht bewirken können, allein bei diesen, die sich nach der Sitte des Volkes, unter dem sie leben, gleichfalls abschließen, ist, da sie Christen sind, nichts besonderes zu sehen, ausgenommen das reiche und zierliche Costüm der Levantinerinnen, das ich schon oft gesehen hatte. Aber alle Schwierigkeiten, auf die ich stieß, spornten mich nur um so mehr, sie zu überwinden, und ich befragte Engländer und Franzosen, Araber und Türken darüber. Endlich sagte man mir ganz unter dem Siegel des Geheimnisses, daß eine Französin, welche wegen des Verkaufs von Bijouterien u. dgl. Eingang in Harems habe, gegen eine Erkenntlichkeit anfragen wolle, ob die Damen eines gewissen Harems mich empfangen würden. Die Präliminarien waren bald abgemacht, und die Antwort fiel zu meinen Gunsten aus; die Familie Sami Pascha's wollte mich am folgenden Tage, dem ersten des Beiramfestes, empfangen. Die drei Tage dieses großen Carnevals verlaufen in ununterbrochenen Lustbarkeiten unter Gelagen, Tänzen und Vergnügungen aller Art, die mit dem gewöhnlich feierlichen Benehmen der Bekenner des Islam seltsam genug contrastiren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Marktplatz von Capo d'Istria.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler von J. Löwenthal.)

Die Venetianer neuerer Zeit haben in ihrer Staatseinrichtung und ihrem Städtewesen dem Vorbilde ihrer frühesten Vorfahren, wie diese den Römern, nachzustreben gesucht. Einen wesentlichen Theil der römischen Städte bildete das Forum als Sammelplatz in öffentlichen und Privatangelegenheiten der höhern Stände. Es umfaßte einen Tempel der verehrtesten Gottheit, die Curie, den Hörsaal, das Aerarium und ward mit Denkmalen geziert, den Männern geweiht, welche durch Verdienste um den Staat, durch Kriegsruhm oder wissenschaftliches Streben hervorragten. Capo d'Istria, eigentlich Giustinopoli, bewahrt noch in seinem Platze die ehemalige Eintheilung, die entweder von den Venetianern oder aus weit ältern Zeiten herrührt. In seinem Platze ist seine ganze Geschichte angedeutet; dort sind der größere Tempel, der herrliche Dom, der öffentliche Palast, das Aerarium, das Pfandhaus, die Loge, wo die Patricier und Dekurionen zur Erholung sich versammelten.

Der Dom „Alla beata vergine," auch „San Nazario" genannt, trägt das Gepräge mehrerer Zeitalter; sein Grundbau ist gothischen Styls, jedoch in jenen Formen gehalten, welche die Venetianer den Arabern entlehnt hatten. Der obere Theil nähert sich schon der edleren italienischen Architektur, welche den Uebergang zur späteren reineren Kunstform bildete; jener ist aus dem 15ten, dieser aus einem späteren Jahrhundert, beide aber stehen nicht im Einklang mit der inneren, völlig dorischen Ordnung. Die Thürpfosten sind mit eingeschnittenen Arabesken verziert, welche den Fortschritt der Künste bekunden.

Der öffentliche Palast gleicht einer bethürmten Burg. Diese Gestalt ist freilich einem Municipalgebäude nicht angemessen, allein die Geschichte lehrt, daß auch die Municipien des Mittelalters bei den vorherrschenden Parteiumtrieben Feudalformen annahmen, so wie nach dem Aufhören der Bürgerfehden und mit den milderen Sitten die Adeligen wieder ihre Burgen in Paläste verwandelten. War doch auch der Dogenpalast in Venedig vor dessen Brande gleich der Burg der Visconti in Padua mit vier Eckthürmen bewehrt!

Im Palaste reihten sich an den großen Rathssaal, zu dem außen eine Treppe führte, die Räume für die Aemter und an die Vorhalle die Gefängnisse. Noch sieht man die Glocken, welche das Volk an die Schranken riefen. Die seitwärts zugespitzte Zinne soll auf die Bürgertreue oder den Gemeingeist, nach andern auf das Patriarchat, figürlich auf die Guelfen und Ghibellinen hindeuten.

An der andern Seite des Platzes stand das Wohnhaus des Gouverneurs, des Podesta und des Capitano, wie das Oberhaupt des Triumviralmagistrats genannt wurde, welchem die Rectoren der Halbinsel, wie jene von Albona und Cherso, untergeordnet waren. Hier befanden sich auch das Zeughaus, das Aerar und das Pfandhaus. Zwischen den Zinnen in der Mitte des Palastes ist ein unbezweifelt römisches Standbild der Minerva, welches in eine Themis umgeschaffen ward. Eine Inschrift aus dem 16ten Jahrhundert erinnert an den Ursprung der Stadt, an deren Wiederherstellung durch Kaiser Justinian und ihre Ueberlieferung an den Dogen von Venedig. Auf der Loge ist in Backstein die Büste des „Costantino Copronimo." An der Außenseite des Palastes sieht man die Brustbilder berühmter Rectoren, darunter in Erz Pietro Gradegno, welcher von dieser Würde in Capo d'Istria zum Dogenthron berufen und der Urheber einer großen Umgestaltung der venetianischen Verfassung ward. Hier sind auch die Gnadenacte zu lesen, durch welche die Stadt ihre berühmten Männer belohnte. An der Façade des Doms ist eine neuere Inschrift dem Andenken des Arztes und Professors Santorio aus Capo d'Istria gewidmet.

Chronik der Reisen.

Narrative of a voyage round the world in H. M. S. Sulphur 1836 — 42. By Capt. Sir E. Belcher. 2 Vol. 8.

(United Service Magazine. April 1843.)

Vor 70 Jahren war unsere Kenntniß von den Einzelnheiten des Erdkreises noch sehr beschränkt, und viele Theile der Karte waren mit mächtigen Fischen statt der Inseln verziert, während unbesuchte Küsten mit willkürlichen Linien bezeichnet waren. Endlich führte Cook, dessen Reisen eine glänzende Epoche bilden, eine größere Genauigkeit in den Aufnahmen ein, während seine Wahrheitsliebe und die Sorgfalt in seinen Angaben die Nacheiferung späterer Seefahrer erweckten, und die Interessen des Handels und der Schifffahrt bedeutend erweiterten. Man wird sich erinnern, daß Cook drei Hauptzwecke erreichte. 1) Seine Fahrt nach dem Südpol zerstreute die Illusionen über einen eingebildeten südlichen Continent, den manche für nothwendig hielten, um das Gleichgewicht der Erdkugel herzustellen; 2) durch seine Bemühungen, einen Weg durch Nordamerika nach Indien aufzufinden, stellte sich heraus, daß die nordwestliche Durchfahrt ein Traum und die nordöstliche durch ewiges Eis gehemmt sey; 3) die Entdeckung vieler wichtigen Inseln im stillen Ocean, und die Bestimmung ihrer Lage und Größe, bei welcher Gelegenheit man mit allen Abstufungen des wilden Lebens, von dem Elend und dem Schmutz der Eingeborenen Australiens bis zu der heitern Entwicklung der Otaheitier bekannt wurde, bei denen Unwissenheit, Unschuld und Laster seltsam gepaart waren. Auf diesen Reisen wurde der ungeheure stille Ocean einer genauern Erforschung unterworfen, als bisher, die Trennung Asiens von Amerika durch eine schmale Straße neu entdeckt, und man erlangte außer manchen andern neuen Entdeckungen eine Kenntniß der Gestalt und Ausdehnung Neuhollands.

Die außerordentliche Freude, welche die Herausgabe von Cooks Reisen dem lesenden Publicum verschaffte, ist noch nicht vergessen, und sein Styl, die Art, wie er seine Gegenstände behandelte, so wie die Auswahl dieser letztern hoben diesen Zweig der Literatur ngemein. Daher das wachsende Interesse an den Weltumschiffungen durch Vancouver, Bligh, La Peyrouse, Krusenstern und ihren Nachfolgern bis auf Fitzroy herunter, deren Reisen eine höchst interessante Bibliothek bilden, an welche sich die vorliegende würdig anreiht.

Im September 1835 wurde die Brigg Sulphur von 375 Tonnen, 8 Kanonen und 109 Mann unter Capitän Beechey ausgesendet, um die Aufnahme der Westküste Amerika's von Chili an, wo Capitän Fitzroy solche eingestellt hatte, fortzusetzen; der Schooner Starling wurde ihm beigegeben. Die Schiffe erreichten Valparaiso, bei welchem Hafen sie ihre Aufnahme beginnen sollten, im Julius 1836, aber Capt. Beechey's Gesundheit war durch frühere Anstrengung so angegriffen, daß er nach England zurückkehren mußte. An seine Stelle sollte Capitän Belcher treten, der von Westindien aus über den Isthmus von Darien, d. h. von Chagres nach Panama, ging, das er in einem furchtbaren Zerfall fand. Ein Jahrhundert früher war diese Stadt im Zenith ihres Reichthums, die Gebäude geben noch Zeugniß davon, aber sie zerfallen, wie die prächtigen Festungswerke, mehr und mehr in Trümmer. Die Bevölkerung ist eine gemischte Race, und es finden sich nur noch wenige Spanier. Ueberhaupt bemerkt man an dieser ganzen Küste noch die Folgen der Revolution und des darauf folgenden Parteienkampfes; auch Acapulco ist theils durch Erdbeben, theils durch unmäßige Zölle ruinirt.

Capt. Belcher hatte früher mehrere der Orte besucht, nach denen ihn jetzt wieder seine Fahrt führte, so namentlich auch die Sandwich- und Gesellschaftsinseln, und er konnte Vergleichungen anstellen zwischen ihrem frühern Zustande und demjenigen, worin er sie bei seinem abermaligen Besuche traf. Im Allgemeinen hat der Verkehr mit den Missionären und den Weißen überhaupt ihre Wohlfahrt nicht gemehrt; Belchers Besuch zu Oahu im Julius 1837 bildet einen sehr interessanten Abschnitt des Buchs. Seine Aufnahme, hauptsächlich von Seite des englischen und amerikanischen Consuls, war äußerst freundlich, hauptsächlich weil er zu einer sehr kritischen Periode anlangte. Seit dem 20 Mai hatte die Regierung sich auf eine Art benommen, daß man nicht das mindeste Vertrauen in sie setzen konnte, und der Handel stockte deßhalb gänzlich. Der Grund lag in einem Mißbrauch der Gewalt von Seite der Regierung, die von einem gewissen Bingham, einem der Missionäre, aufgereizt, zwei französische Missionäre, gegen welche der König Kamanahu im Jahre 1831 ein Verbannungsdecret erlassen hatte, die aber zurückgekehrt waren, ein brittisches Schiff zu besteigen zwang. Während Capitän Belcher noch die Sache untersuchte, kam die französische Fregatte Venus von 60 Kanonen an, und die Sache wurde gütlich beigelegt.

Capitän Belchers Ansicht von dem gesellschaftlichen Zustande dieser Inseln mag nur mit Einschränkungen angenommen werden, aber es ist nur zu viel Grund vorhanden, die Missionäre für eine engherzige, querköpfige, eigennützige und halbgebildete Rotte (a narrow minded, cross grained, selfinterested, half educated squad) zu erklären. Diese Religionslehrer haben aller Arbeit, die nicht für sie selber ist, Einhalt gethan; sie üben eine tyrannische Herrschaft über die königliche Puppe aus, ohne ihren Einfluß zu Besserung seines Charakters anzuwenden; sie mischen sich in Hafenzölle und andere Gegenstände, die ganz außer ihrem Gesichtskreise liegen, und haben den beginnenden Handel vernichtet. Capitän Belcher wundert sich, wie man die Eingeborenen ohne Empörung mit solcher eisernen Hand regieren könne, denn keine Sklaverei unter der Sonne verdiene eine so strenge Beurtheilung, als die auf den Sandwichinseln. *) Seine Ansichten sind namentlich in der nachfolgenden Stelle enthalten: „Welchen Begriff können sich die Häuptlinge von der Verbesserung machen, die sie durch eine Religionsänderung erlangen sollten? Wie können diese Inseln an Wohlstand und Bedeutung zunehmen, wenn das herrliche Klima und die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens nicht benutzt werden? Was haben die Missionäre für sie gethan? Das zu beantworten bin ich nicht im Stande, aber ich kann mit Zuversicht behaupten, daß im Jahre 1826/27 über 80 Wallfischfänger und andere Kauffahrer in den Hafen von Honolulu einliefen, und daß einmal diese Zahl zu Einer Zeit anwesend war. Gegenwärtig ist der Hafen beinahe verlassen, und statt der blühenden Pflanzungen, die damals schöne Früchte versprachen, haben sich jetzt die Branntweinschenken bedeutend vermehrt. Früher waren die Straßen rein und ruhig, selten nur traf man einen betrunkenen Eingeborenen. Sie hatten eine Freude an körperlichen Uebungen, namentlich am Schwimmen, und waren allem Anschein nach glücklich und zufrieden. Ihr jetziges Aussehen bildet dagegen einen kläglichen Contrast; ihre Freudigkeit ist dahin und sie fühlen sich unglücklich.“

(Schluß folgt.)

*) Wir erinnern in dieser Beziehung an unsere Auszüge aus Ruschenbergers Reise, die in milderem Ausdruck, weil Ruschenberger die amerikanischen Missionäre und amerikanischen Plane mehr zu schonen hat, im Grunde doch auf dasselbe hinauslaufen. S. Nr. 316. 328 ff. v. vor. J.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1843.

Die peruanische Provinz Tarapaca.

(American Journal of Science. Januar 1843.)

Tarapaca, die südlichste Provinz von Peru, liegt zwischen 19° u. 21° 30′ S. B. zwischen den Anden im Osten, die sie von Bolivia scheiden, und dem stillen Meere im Westen. Diese Provinz bietet dem Naturforscher viel Interessantes dar, denn sie bildet einen Theil der großen Wüste Atacama, obwohl aber von Vegetation mit Ausnahme einiger durch den geschmolzenen Schnee der Anden bewässerten Striche gänzlich entblößt, ist sie doch weit minder öd und leblos, als der südlichere Theil, welcher den Westen Bolivia's und den Norden Chili's bildet, wo die Oasen viel weiter von einander entfernt sind und auf weiten Strecken nichts Lebendes zu finden ist. Zwei Bergreihen und eine fast flache Ebene erstrecken sich in nordsüdlicher Richtung durch die Provinz, und zwischen den Anden und der östlichen Bergkette liegt eine zweite, gegen Westen geneigte Ebene. Die Oberfläche dieser letztern ist von zahlreichen, von den Cordilleren herabströmenden Bächen durchschnitten, und von großen, eckigen Massen von Feldspath und Trachyt, so wie von zahlreichen Bimssteinstücken und Schwefelkörnern bedeckt. Unter den benachbarten Bergen sind sieben oder acht Vulkane, von denen einige manchmal einen Schwefeldampf ausstoßen. Theile der Ebene erzeugen ein rauhes Gras und Buschwerk, und üppig wächst eine Cactusart, die 18—20 Fuß hoch und oft über einen Fuß dick ist. Die Einwohner sammeln und spalten diese, um sie als Thüren und Sparren an ihren Häusern zu benützen.

Die Bergkette, welche diese geneigte Ebene in Westen begränzt, und sie von der großen Pampa, oder Ebene, von Tamarugal trennt, besteht aus Sandstein mit Gypslagerungen, und ist von tiefen, schroffen Schluchten durchschnitten, von denen einige bis an die See sich erstrecken, die andern an dem westlichen, aus Feldspath und Porphyr bestehenden, und auf Granit aufliegenden Bergrücken enden, dessen Fuß an vielen Orten von dem stillen Meer bespült wird; an einigen Stellen aber, z. B. zu Iquique, kommt eine Ebene von mehreren Quadratleguas dazwischen, die aus zusammengebackenen Muscheln besteht, wie sie sich noch in großer Zahl am Ufer finden; diese Muscheln lassen sich meist sehr leicht zerbröckeln, andere aber sind sehr gut erhalten. Gegen das Gebirge hin bilden sie eine compacte Lagerung, in der aber kaum die einzelnen Muscheln zu erkennen sind, während die Formen gegen das Meer zu immer deutlicher werden, bis man am Ufer die lebenden Muscheln trifft. In der Nähe der Berge ist die Ebene mit einem feinen, kieselhaltigen Sand bedeckt, den der Wind unaufhörlich bald zu hohen Hügeln auftreibt, bald in Flächen ausbreitet, wobei seltsame Curven sich bilden.

Die Pampa von Tamarugal liegt 3000 bis 3500 Fuß über dem Meere. Im Norden stößt eine noch höher gelegene Ebene daran und im Süden eine tiefe und breite Quebrada, in der ein unbedeutender Fluß, die Loa, fließt. Die Oberfläche besteht aus Thon, Sand, Gyps und gewöhnlichem Salz, gemischt mit salpeter- und schwefelsaurem Natron. Die drei ersten Stoffe decken weite Strecken, eben so die letzten, und zwar sind diese ziemlich frei von erdigen Theilen. In einigen Theilen der Pampa, namentlich im Süden und Osten, erstrecken sich vollkommen flache Thonebenen meilenweit, und sind so hart, daß die Hufe der Maulthiere keinen Eindruck darauf zurücklassen. Weiter nordwärts ist im Osten die Oberfläche sandig und mit zahlreichen Bruchstücken von Bimsstein, Basalt, Chalcedonen, Carneolen und Agaten überstreut. Zwischen Matilla und dem Berge von Chalacollo ist der Boden auf dem Umfang eines Acres und drüber mit Kalktuff bedeckt, die Stauden stehen hier noch ganz in derselben Stellung, wie sie wuchsen, selbst die kleinsten Zweige sind erhalten, und bieten das seltsame Schauspiel eines einst üppigen, jetzt aber völlig in Stein verwandelten Buschwerks dar. Gyps, mehr oder minder gemischt, bildet im Norden einen großen Theil der Oberfläche, und bietet im nördlichsten Theil eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, da er sich in flachen, runden, oben etwas concaven Massen zeigt, die 5′ bis 15″ im Durchmesser und 1′ bis 2″ in der Dicke haben. Sie sind compact und hart, und enthalten ganz kleine Bruchstücke Basalt. Dieselbe Form kommt in den Salzlagerungen vor, aber in viel größern und minder regelmäßigen Massen; es ist, aber in sehr großem Maaßstabe, dieselbe Er-

scheinung wie bei Verdampfung von Salzauflösungen, wo Häutchen sich bilden und zu Boden sinken. Diese Salzkuchen, von denen viele 5—6′ im Durchmesser haben und einen Fuß dick sind, enthalten wenig auflösliche Stoffe, sie liegen mehrere Fuß tief über einander gehäuft, und zeigen eine rauhe, weiße, glänzende Oberfläche, über die der Reisende den ganzen Tag hinreiten kann, ohne daß der Huf des Rosses einmal die Erde berührte. Diese ungemischten Salzlagerungen finden sich am häufigsten im Norden. — Im westlichen Theile der Pampa unter 19° 50′ S. B., bei einer Höhe von 3500′ über dem Meere ist ein mit Muscheln gemischter Kalk, über einem Bett von Kieseln und Muscheln, die durch Salze mit einander verbunden sind. Ein Theil der Muscheln ist zerstört, doch aber auch viele erhalten, und diese gleichen denen, welche sich in den Seebuchten noch lebend an den Felsen finden. Derselbe Kalkstein findet sich auf der entgegengesetzten Seite der Berge, bei Molle, und ist gleich dem Feldspathporphyr der benachbarten Höhen von Adern derselben Salze, wie sie die Muscheln und Kieseln der Ebene verbinden, durchzogen. Unter den Sandsteinbergen der entgegengesetzten Seite der Pampa kommen ähnliche Adern von wasserfreiem schwefelsaurem Natron vor, die zum Theil einen Fuß breit, außerordentlich rein sind, und sich mehrere hundert Schritte weit verfolgen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Cairo.

(Fortsetzung.)

Meine Belustigung am Morgen von Sonnenaufgang an war, mich unter die zu den großen Festlichkeiten eilenden Gruppen zu mischen, und das eigenthümliche Benehmen dieses auf Lustbarkeiten erpichten Volkes zu beobachten. Der Pöbel, allzuglücklich einen Feiertag zu haben, war halb närrisch im Vorgefühl seiner Freude, und durch reichen Anzug und neuen Kopfputz so entstellt, daß ich unsere eigenen Diener nicht gut wieder erkannte, während die Gesichter der wohlhabendern Classen einen ganz besonders behaglichen Ausdruck hatten. Als ich von den zu den Festlichkeiten bestimmten Plätzen zurückkehrte, und noch mit Vergnügen der dort gesehenen Scenen gedachte, fand ich eine Sennaar-Sklavin auf mich warten, die mich zu der Französin brachte, unter deren Schutz ich meinen Eintritt in ein türkisches Harem halten sollte. Als ich in ihrem Hause anlangte, sagte sie mir, daß die Harems Sami Pascha's und Habbi Effendi's (des ehemaligen Gouverneurs der Citadelle) die einzigen seyen, in welche ich möglicher Weise eingeführt werden könne; da aber die Frauen des letztern alt und das ganze Wesen „triste“ sey, so habe sie mich der Familie des andern vorgeschlagen. Nach einiger Zeit erschien eine junge Französin, die mich geleiten sollte, türkisch gekleidet, und zwar als unverheurathete Person in einem weißen Schleier mit dem schwarzen Mantel. Ihr Anzug überzeugte mich von einer Sache, die ich früher bezweifelt hatte, nämlich daß der häßliche Schleier, trotz dem daß die Augen nebst einem Theil der Wangen und der Stirne frei waren, wirklich gänzlich verhülle, denn als meine Führerin erschien, konnte ich durchaus nicht errathen, ob sie jung oder alt, ob sie eine Araberin, eine Türkin oder eine Europäerin sey. Die Stimme würde natürlich dieß Incognito unnütz machen, aber nach der Sitte von Cairo ist es schimpflich für einen Mann, eine Frau auf der Straße anzureden, und wenn auch ein türkischer Ehemann argwohnt, daß unter den Falten einer Habarah irgend eine muntere Bewohnerin seines Harems versteckt seyn möge, so wagt er doch nicht, die Sache durch dieß einzig mögliche Mittel ans Licht zu bringen.

Ein halbstündiger Ritt brachte uns in das türkische Quartier der Stadt, dem offensten und schönsten in Cairo, denn hier sind die Höfe weit, und einige davon hatten sogar Bäume, in deren hohen Zweigen die Sonnenstrahlen schimmerten. An einem der größten dieser Höfe hielten wir an, stiegen von unsern Eseln, und schritten vorwärts durch einen langen Thorweg, der durch einen schweren, mit reicher Stickerei bedeckten Vorhang von grünem Tuche beschattet war. Dieser wurde bei unserem Eintritt von einer reich gekleideten Sklavin und von einem Eunuchen aufgehoben, der Messer und Pistolen genug an sich hatte, um drei tüchtige europäische Grenadiere mit Waffen zu versehen; wir befanden uns nun am Fuße einer schönen, mit feinen Matten belegten Marmortreppe, die mit zahlreichen kleinen von rothem und gelbem Maroccoleder gefertigten Pantoffeln verziert waren, deren Sohlen aus so reichem Stoff als das Oberleder bestanden. Hier entledigte sich meine Führerin ihrer, nur für die Straße bestimmten Verhüllung, und wir betraten einen geräumigen, gleichfalls mit Matten belegten und mit schönen Leuchtern behängten Saal. Hier stand eine Anzahl junger Sklavinnen, lauter Abyssinierinnen, aber bunt und schön gekleidet, und mit einer Unzahl Schmuck von Gold, Silber und farbigen Steinen behängt. Von diesem Vorzimmer wurden wir in ein prächtiges Gemach gewiesen, dessen Boden mit gewürfeltem Marmor belegt, und dessen Fensterrahmen mit Arabesken verziert waren, deren Schönheit das reichbemalte Glaswerk noch mehr erhob. Die Wände waren in französischem Geschmack schön bemalt, und ein Diwan von blaßblauer Seide, reich mit Goldblumen gestickt, lief an den Wänden des Zimmers umher. Außerdem waren kleine Kissen und Rollen von verschiedener Farbe, theils blaßgrün, theils blau und rosenfarb, aber in gleicher Weise gestickt, am obern Ende des Zimmers aufgestellt.

Ich bewunderte den guten Geschmack und den Glanz dieses türkischen Zimmers, war aber etwas erstaunt, außer den eigentlichen Meubeln, den Leuchtern und Diwans nichts von fremdem Zierwerk oder Bijouterie irgend einer Art, die man doch von französischer Zimmerdecoration, türkischer Verschwendung und Langerweile erwarten sollte, zu sehen. Bald darauf erschienen die drei jungen Frauen Sami Pascha's, zwei davon, die erste und die letzte, Hand in Hand, die zweite ging allein etwas hinter den übrigen; sie mochte denken, daß die neueste Konstantinopolitaner Schöne*) ihr Interesse und ihren Ein-

*) Sami Pascha hat vor etwa zwei Jahren eine Schwester des jetzigen Sultans geheurathet.

fluß mehr benachtheilige, als die der frühern Frau. Sie grüßten mich höflich; alle setzten sich auf den Diwan nieder, und ich hatte nun Gelegenheit, sie nach Gefallen zu bewundern. Sie schienen alle ziemlich eines Alters, nämlich etwa 15 Jahre; ihre Gesichter waren rund, dick und ausgezeichnet schön, zwei aber ohne allen Ausdruck, während die dritte und jüngste Frau einen schlauen Blick hatte, der für den Frieden einer vierten, falls es dem Pascha gefallen sollte seinen Ehestand zu vervollständigen, *) eben nichts gutes weissagte. Kleidung und Schmuck der Damen waren nur in den Farben verschieden, dagegen an Reichthum der Stoffe u. s. w. vollkommen gleich, und seltsam und grotesk genug sahen sie aus, wie man aus dem nachstehenden entnehmen wird. Ihre von Natur schönen Gesichter waren in der That lächerlich durch das Bestreben, sie noch schöner zu machen; die schönen dunkeln Augenbrauen waren mit einem breiten Bogen von lichtem Henna gefärbt, welcher sich von dem Schlafe bis an die Mitte der Nase erstreckte; ein großer Kreis, wie eine schwarze Oblate, war auf den untern Theil der Stirne hingekleckst, und auf den Wangen war so stark Roth aufgetragen, daß sie vollkommen den innern Blättern einer voll aufgegangenen Rose glichen. Das Roth war nicht grell, aber die zarte Farbe bis zu ihrer vollsten Gewalt benutzt. Diese Verbindung von Blaßroth, Schwarz und Weiß gab den Gesichtern meiner artigen Freundinnen ein ganz verwunderliches Ansehen, und dieß wurde durch den Kopfputz noch eher vermehrt als vermindert. Dieser bestand aus einem kleinen Tarbusch oder rothen Kappe mit herabhängender purpurner Troddel und umwunden mit einem reichen Tuch; das Ganze saß sehr weit hinten, und Haarzöpfe waren darüber gefaltet. An dem Tuch waren auf dem Schlaf prächtige Diamantagraffen von außerordentlichem Glanz und ungeheurem Werth, nach englischer Weise geschnitten und gefaßt, angebracht, aber die Wirkung davon wurde durch den Schmuck in der Mitte verdorben, welcher aus einem Büschel aufwärts gerollten Haars bestand, worein gewöhnliche künstliche Papierblumen befestigt waren, die von der Mitte der Stirne gerade aufrecht standen. Das Costüm bestand aus einem Leibchen von geblümter Seide mit Pumphosen und einer Art Pelz darüber, der in einem Schlepp endete, welchen, wenn die Damen gingen, kleine Sklavenknaben trugen; ein schöner Kashmirshawl, fest um die Hüfte gewunden, vollendete den Anzug. Die Stoffe zu diesem Anzug waren von der reichsten Art: französische, mit Gold und Silber figurirte Seidenzeuge oder Brocate von den schönsten Farben und Zeichnungen; darunter erkannte ich manche prächtige Waare, die ich in dem türkischen Bazar El Khalili bemerkt hatte, namentlich konstantinopolitanische Stickereien von farbiger Seide auf feinem, weißem Muslin, und die mit Gold durchwirkten und befranzten Hand- und Tischtücher. Im ganzen Anzug dieser türkischen Damen war durchaus nichts barbarisches, die Stoffe und Juwelen waren alle nach europäischer Mode und sehr schön; alles was ein Kritiker aussetzen konnte, war ein übermäßiger Gebrauch entstellender Schönheitsmittel, und bei einigen der in Folge der Jahreszeit geschehene Ueberwurf einer schön gestickten Tuchjacke, die über das Levantiner Leibchen getragen wurde, und gerade aussah, als sey sie aus der Garderobe des Pascha entlehnt worden.

*) Der Moslem kann bekanntlich vier rechtmäßige Frauen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Stadt Cherson.

(Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Nov. 1842.)

Als einen Beweis, wie manche Städte in Südrußland aufblühen, führen wir aus dem obengenannten Journal nachstehende Mittheilungen an, die, gelegentlich bemerkt, auch beweisen können, daß, wenn Potemkins Mittel, um die Provinz Tauris in blühendem Zustande erscheinen zu lassen, damals auch noch so trügerisch waren, die Ansicht dennoch richtig war, daß in diese Länder unter begünstigenden Umständen die alte Blüthe zurückkehren könne. „In den letzten fünf Jahren würden viele bessere Häuser gebaut, die Straßen verbessert, sumpfige Stellen wurden ausgetrocknet, das Ufer des malerischen Dniepers mit einer Steinmauer eingefaßt, auf dem Kai Buden zur Aufnahme der zu Schiff angebrachten Waaren erbaut, und auf einem der Plätze dem Fürsten von Tauris ein Denkmal errichtet. Die Bewohner von Cherson lieben den Gartenbau, und in Folge dessen ist die Stadt trotz des eben nicht günstigen Bodens mit Gärten umgeben, die sich nach der einen Seite hin auf 130 Werste erstrecken und mit Landhäusern versehen sind. Der auf der großen einförmigen chersonischen Steppe ermüdete Blick des Wanderers ruht hier auf dem frischen und hellen Grün der Gärten aus. Von Nikolajew her hat die Stadt kein Ansehen, desto mehr, wenn man von Osten kommt; die Stadt, am schroffen Uferabhang gelegen, stellt sich malerisch dar: die bedeutenden Festungsgebäude, die Admiralität, die Regierungsgebäude, die neun Kirchen der Stadt, die in einer Weise liegen, daß keine die andere verdeckt, und eine Menge schöner Privathäuser erstrecken sich auf einem Raume von 4 Werst am Ufer hin, auf mehreren Hügeln und untermischt mit Gärten; am Fuße der Stadt strömt der Dniepr, der hier in mehrere Arme sich zu theilen anfängt und mit Wald und Gebüsch bewachsene Inseln umschließt. Der Hafen selbst ist voll von Schiffen, und allenthalben auf dem Flusse sieht man die Segel ziehen, kurz es zeigt sich eine Thätigkeit, von der man noch vor zehn Jahren weit entfernt war."

Chronik der Reisen.

Narrative of a voyage round the world in H. M. S. Sulphur 1836 — 42. By Capt. Sir E. Belcher. 2 Vol. 8.

(Schluß.)

Capitän Belcher ist, wie man sieht, mit dem Verfahren der Missionäre keineswegs einverstanden, und sagt in Bezug auf die Härte, die sie manchmal auf den Südseeinseln ausüben, daß man wilde Menschen nicht zähme wie ein wildes Roß. Aber der Versuch wurde gemacht von fanatischen, ziemlich ungebildeten Menschen, und daher die innern Kriege auf der Tonga-Gruppe, die aus einem Aufstande der heidnischen Bevölkerung gegen das Christenthum entsprangen. Beim Angriff auf ein solches heidnisches Fort verlor vor kurzem Capitän Craker, der den Missionären beistehen wollte, das Leben. Hierüber sagt Capitän Belcher:

„Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß der Religionskrieg in Tonga, oder Tonga-tabu, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, aus der Gewaltthätigkeit entsprang, mit der man sie zu Christen machen wollte, statt sie allmählich durch Ueberredung dahin zu bringen. Die Strafen für Vergehen gegen eine aufgezwungene Religion bei einem noch nicht lang bekehrten Volke waren allzu mitleidslos, ja in der That so streng, daß einige Frauen darunter starben, *) und daß der Befehlshaber eines unserer Kriegsschiffe nur mit Mühe sie dahin brachte, mildere Strafen zu verfügen. Man hat mehrfach versichert, daß Stricke von drei und ein halb Zoll Dicke genommen wurden, um die Frauen zu züchtigen."

Der Sulphur besuchte auch die Marquesas-Inseln, die in neuerer Zeit von den Franzosen besetzt wurden; ein zweiter „heiliger Krieg" war damals auf Nukahiva im Gange. Von diesen Inseln hat man neulich in französischen und englischen Blättern viel gelesen, Capitän Belcher aber weiß nichts von dem Baume, der 110 Fuß im Durchmesser haben soll, auch nichts von der Quelle, welche angeblich eine berauschende Eigenschaft hat. Von den Marquesas fuhr der Sulphur gegen Süden, und machte auf der Bow-Insel das geologische Experiment, durch die Korallenformation zu bohren, wozu man ihm in England ausdrücklich die Instrumente geliefert hatte. Diese Operation war für die geologische Gesellschaft von hohem Interesse, und sie hatte auch die Ausführung derselben lebhaft empfohlen. Das Bohren wurde, troz aller Schwierigkeit, mit großer Ausdauer fortgesetzt bis zu einer Tiefe von 45 Fuß, nun aber brach nach 35tägiger Arbeit die einen Zoll ins Gevierte haltende Hauptstange, so daß die Arbeit eingestellt werden mußte. Das Resultat indeß bestätigte die Theorie, daß die Korallenformationen an und für sich nicht tief seyen, und den Rand des Wassers nur dadurch erreichten, daß sie auf hohen Bergen wüchsen. **)

Die Fidschi-Inseln, wohin der Sulphur später kam, liefern auch einen Beitrag zu den Liebenswürdigkeiten des wilden Lebens, von denen die Sentimentalen so voll sind. In einem Bürgerkriege waren die Empörer in ihren Bergen vortheilhafter postirt, als die Häuptlinge meinten, und die Vorfälle werden nun folgendermaßen erzählt. „Da man sich nicht stark genug fand, so wurden Verstärkungen begehrt, die auch unter dem Befehl Garnigaria's erschienen, und die von ihm unter der Bedingung ausgehoben wurden, daß er die Rebellen vertilgen dürfe. Sein Bruder Thokanauto, oder Philipps, der als des weißen Mannes Freund gilt (aber nur so lange, als er etwas von ihm erlangen kann), war der erste im Vernichten der Feinde durch Feuer und auf andere eben so brutale Weise. Die Expedition endete mit dem Siege der Belagerer, dem Tod der bedeutendsten Häuptlinge und mehrerer Hunderte aus dem Volke. Der Sohn des Häuptlings wurde geschont, um unter den gewöhnlichen Unterwerfungsbedingungen den District ferner zu regieren. Das Folgende wird kaum Glauben finden, und doch ist es außer allem Zweifel: Cannibalismus herrscht noch bis zu einem furchtbaren Grade unter diesem Volke, und ist, wie es scheint, einer ihrer höchsten Genüsse. Die Opfer des furchtbaren Gemetzel wurden regelmäßig zerschnitten, eingepackt und an die verschiedenen Städte, welche Krieger gestellt hatten, je nach den Leistungen dieser leztern, vertheilt, und ein Gastmahl dann mit einer aus Unglaubliche gränzenden Barbarei gehalten. Sie glauben nämlich, daß sie durch das Verzehren tapferer Feinde an Muth wüchsen. Garnigaria ist ein bekannter Cannibale, und man behauptet sogar, er habe eine seiner Frauen getödtet und gegessen. Er längnete dieß und erklärte ihren Tod (der auf seinen Befehl in gewaltsamer Weise stattfand) auf andere Weise. Als ihn Europäer darum befragten, längnete er seine Thaten nicht; eben so wenig Philipps. Diese Vorfälle sind von ganz neuer Zeit. Man erzählte mir, daß sie mehrere Köpfe, die sie nicht essen, in des Missionärs Hof warfen. Die Nation der Fidschis ist sehr hoch gewachsen, weit größer, als ich irgend ein anderes Volk je gesehen habe. Von fünf Männern, die in meinem Zelte sich befanden, maß keiner unter 6' 2''. Es war ein seltsames Ding, Garnigaria seinen Cannibalismus in seinem eigenen Hause, und nur begleitet von dem Dolmetscher, einem seiner Untergebenen, vorzuwerfen; er nahm es aber sehr ruhig hin, und bemerkte, es liege ihm nichts an Menschenfleisch, wenn es nicht das eines im Kampfe gefangen genommenen Feindes sey. Als er diesen Ausdruck gebrauchte, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß seine Lippen ganz sympathetisch in Bewegung, und daß es besser sey, mich ihm nicht allzu feindselig darzustellen. Ich wünschte ihm deßhalb guten Abend."

Die Expedition schloß damit, daß der Sulphur zu dem Erfolge des Kriegs in China beitrug. Während einer Reise, die sieben Jahre dauerte, wurden die Ufer von Centroamerika, Mexico, Californien, Nutka und die russische Küste von Neuarchangel aufgenommen, der Fluß von Canton untersucht und dann der Heimweg über Ceylon, die Seychellen, den Mozambique-Canal und über das Cap der guten Hoffnung angetreten. Dieß war ein ungeheures Feld für Beobachtungen, leider aber war der Verfasser der Ansicht, die wissenschaftlichen Gegenstände seyen zu trocken oder zu technisch für die Mehrzahl der Leser, und um die Sache dennoch zum Verständniß zu bringen und mitzutheilen, suchte er sie möglichst populär zu machen, es ist ihm aber nur gelungen, die wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit zu verbannen. Man hätte bei einem Werke, das die Worte „auf Veranlassung der Lordcommissär der Admiralität" an der Stirne trägt, etwas anderes erwarten sollen. — Das Werk schließt mit einem Beitrag des Arztes, Hrn. Ch. B. Hinds, unter dem Titel: „die Vegetationsstriche, eine Uebersicht der Vertheilung der Pflanzenformen über die Erde, in Verhältniß zu Klima und physischen Einflüssen." Der interessante Gegenstand ist mit Geschicklichkeit, aber nicht vollständig behandelt. Indeß ist ein Wink hingeworfen, daß noch etwas mehr in Aussicht steht.

Die aufgefundenen Gräber bei Rouen. Wir haben der daselbst aufgefundenen Steinsärge, die merkwürdig genug nicht die mindeste Inschrift oder sonstiges Zeichen hatten, in Nr. 26 erwähnt, daselbst aber sie als francogallische Alterthümer bezeichnet. Eine Mittheilung des Directors der Alterthümer zu Rouen aber im Echo du Monde Savant vom 23 April weist nach, daß diese Steinsärge aus dem vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung seyn müssen und Heiden, nicht Christen, angehört haben, indem die Köpfe gegen Osten gerichtet waren, während die Christen die Füße dahin richteten. Gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts war die Sitte, die Todten zu verbrennen, bereits abgekommen, und man fing an die Todten ganz einfach zu begraben. Aufmerksamkeit verdient dieser Fund namentlich darum, weil er zu beweisen scheint, daß zur Zeit der römischen Herrschaft auf dem Westufer der untern Seine eine bedeutende Bevölkerung sich gesammelt hatte, wovon man bis jetzt nichts wußte.

*) Wir werden aus französischen Berichten ähnliche Beispiele noch anhängen. A. d. R.

**) S. über Korallenformationen Nr. 48 v. d. J.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1843.

Die französischen Interessen in Oceanien.

Unter diesem Titel theilt das „Univers" vom 22 und 23 April d. J. einen Artikel eines Hrn. de Carné — wir wissen nicht ob des gleichnamigen Deputirten — mit. Es ist darin die Geschichte der Ausweisung der katholischen Missionäre aus den Sandwich- und den Gesellschaftsinseln in einem sehr bittern Tone erzählt, und sein allgemeines Urtheil über die protestantischen Missionäre lautet sehr ungünstig. Wir theilen solches mit, weil dasselbe, wie wir pag. 496 gesehen, selbst von Protestanten wie Belcher getheilt, und sogar von Amerikanern, wie Ruschenberger, nicht in Abrede gestellt wird. „Die protestantischen Missionäre haben seit dem Anfang dieses Jahrhunderts diesen unglücklichen Bevölkerungen Dienste geleistet, die wir durchaus nicht mißkennen wollen; sie haben sie dem Cannibalismus, so wie der Sittenlosigkeit entrissen, welche das Ende der Barbarei, wie der Civilisation bezeichnet; sie haben den Glauben, die Bedürfnisse, die Gesetze Englands in einigen Archipelen dieser Meere eingeführt, aber alle Reisenden erkennen an, daß der Uebergang nicht gut berechnet war, daß diese jungen Bevölkerungen, die plötzlich unter die absolute Herrschaft eines starren Methodismus und eines poesielosen Glaubens fielen, an den Quellen ihres Lebens angegriffen wurden, und mit jedem Tage zeigt sich mehr eine tiefe Unverträglichkeit zwischen dem Geist dieser kindlichen Völker und der Starrheit ihrer religiösen und politischen Lehrmeister."

Wir sind im Wesentlichen vollkommen mit dieser Ansicht einverstanden, und halten es für die unglücklichste Idee, den Puritanismus, der nur unter nordischen Völkern und unter dem Einfluß ganz besonderer Umstände seine welthistorische Bedeutung erlangen konnte, unter die heitern Kinder der Südsee zu verpflanzen; wenn aber der Verfasser nachher der religiösen Duldung eine pomphafte Lobrede hält, und den methodistischen Lehrern bitter das Abweichen von ihrer eigenen Lehre vorwirft, so verfällt er ganz in denselben Fehler, den er bekämpft. Die religiöse Duldung, welche in dem alten Europa noch so unvollständig sich begründet hat, ist eine Pflanze, die in Oceanien so wenig festen Fuß fassen kann, als der Methodismus; wenn man Katholicismus und Protestantismus dort einander gegenüberstellt, so führt der Antagonismus zum Kriege, und gewonnen ist gar nichts, als daß bei einem künftigen Kriege zwischen Frankreich und England die Katholiken sich auf Seite des erstern, die Protestanten sich auf Seite des letztern stellen, und unter einander sich morden in majorem Dei gloriam. Die Sache der Menschheit möchte dabei nur sehr wenig und sehr indirect gewinnen.

Die peruanische Provinz Tarapaca.

(Fortsetzung.)

In dem nördlichen und östlichen Theile der Provinz sind zahlreiche Quebradas oder tiefe Schluchten, die am Fuße der Cordilleren beginnen und gegen Westen streichen; einige derselben durchschneiden die Pampa und beide Bergketten, andere enden am Ostrande der Pampa und spalten nur die östliche Kette. Zahlreiche ähnliche Schluchten durchschneiden das Land zwischen den Cordilleren und der See im Norden und Süden der Provinz, und bei Vergleichung der Seitenwände derselben zeigt sich sehr häufig, daß das eine Ufer sich gehoben, oder das andere sich gesenkt hat. Die Tiefe dieser Quebradas wechselt von einigen hundert bis auf 3000 Fuß, und ihre Breite von 300 bis auf 1800 F. Der Boden derselben ist mit Sand und Kies, mit Rollsteinen von Porphyr, Feldspath und Granit, und mit eckigen Stücken von Trachyt, Sandstein und Gyps angefüllt. In verschiedenen Theilen der Schluchten, wo der Fels zu Tage ansteht, sind tiefe Striemen, die in der Richtung der Schluchten laufen. In denjenigen Quebradas, welche am Ostrande der Pampa endigen, sind Wasserlinien deutlich zu unterscheiden, und die Felsenspalten sind, in einer Höhe von mehreren hundert Fuß über der Ebene, mit derselben Thonart ausgefüllt, welche meilenweit diesen Theil der Pampa deckt. Die Quebradas sind meist unfruchtbar, an einigen Stellen wird jedoch Klee (alfalfa) in bedeutender Menge gebaut. In den östlichen Theilen der Quebradas von Camarones, Chisa, Pisagua und Tiltroiche sind kleine Bäche, die in den Anden ent-

springen, aber sich verlieren oder verdunsten, ehe sie das Meer erreichen.

Unter der Oberfläche eines Theils der Pampa liegt ein ausgedehnter Wald von starken Bäumen, die alle mehr oder minder gegen Südosten geneigt sind. Sie sind meistens von der Art Algarobo (Johannisbrodbaum, Ceratonia siliqua). Das Holz ist dunkelbraun, ins Rothe streifend, und sehr brüchig; es brennt leicht und ohne viel Rauch, obgleich es ziemlich viel Harz enthält. Ein Theil dieser Bäume hat ein verkohltes Aussehen. Vom 20° S. B. habe ich diesen Wald fast 60 (engl.) Meilen weit in südöstlicher Richtung verfolgt. Ungefähr 30 Meilen weiter nördlich hat man gleichfalls Bäume entdeckt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese ganze jetzt unfruchtbare Ebene einst ein fruchtbares, dicht bewaldetes Thal war. An einigen Stellen sind die Zweige der Oberfläche ganz nahe, an andern sind sie viel tiefer vergraben, was eine ehemalige unebene Oberfläche anzudeuten scheint. — Man hat Brunnen durch den salzigen Boden der Pampa gegraben, und an einigen Orten in der Tiefe von 10 bis 12 Fuß Wasser gefunden, während man anderswo acht- bis zehnmal so tief gegraben hat, ohne welches zu finden. Gewöhnlich gräbt man einige Ellen tief durch Mergel, und stößt dann auf eine Schichte von grobem Sand. An der Westgränze der Pampa hat man mehrere Brunnen durch Trachyt gegraben, und in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß brackisches Wasser gefunden. In der Nähe von Almonte grub man 150 Fuß, ohne Wasser zu finden. Dieser Brunnen ging 50 Fuß tief durch Mergel und Thon, 2 Fuß tief durch groben Sand, 80 Fuß durch Thon, 10 Fuß durch feinen Kies, und endete dann in einem Bette von grobem Kies, untermischt mit großen, vom Wasser abgeriebenen Steinen.

In der Nähe von Pica sind zwei heiße Quellen, von denen die eine 92° F. (26⅔° R.), die andere 98° F. (29½° R.) hat. — Zwischen den Bergen, welche die Küste begränzen, und an ihrem Fuße auf der Westseite der Pampa sind Lagerungen von salpetersaurem Natron (Natronsalpeter), die einen Landstrich von nicht weniger als 150 Meilen decken. Sie sind unbedeutend über das Niveau der Ebene erhoben und mit einem leichten trockenen sandigen Mergel, untermischt mit kleinen Muschelfragmenten, bedeckt. Diese Decke weicht mit einem knisterndem Geräusch unter den Füßen, wenn man darüber hingeht, zeigt so die Anwesenheit des salpetersauren Natrons an und wird dadurch für diejenigen, welche letzteres aufsuchen, zum sichern Führer. Unter dieser Decke, und nur wenige Zoll unter der der Oberfläche ist gewöhnlich eine fußdicke Schicht von gewöhnlichem Salz, das eine grobe, faserige Structur hat. Unter dem Salz liegt das salpetersaure Natron, das auf einem mit Salzstoffen geschwängerten und mit Muschelfragmenten gemischten Mergel aufliegt. Dieß Salz, gewöhnlich Caliche genannt, liefert abwechselnd 20 bis 75% salpetersaures Natron. Einige der Lagerungen sind außerordentlich fest und müssen mit Pulver gesprengt werden, während andere sich leicht mit der Spitzhaue und Schaufel losmachen lassen. Hie und da sind Höhlungen mit regelmäßigen und fast reinen Krystallen ausgefüllt. Die Farbe wechselt nicht nur in den verschiedenen Lagerungen, sondern auch in den verschiedenen Theilen derselben Lagerung: einiges ist so weiß wie raffinirter Zucker, anderes röthlich braun, citronengelb und grau. Oft finden sich alle Varietäten in Einer Lagerung.*)

In verschiedenen Theilen der Westküste Südamerika's zwischen 18 und 23° S. B. ist der Boden mit salpetersaurem Natron so wie mit anderen Salzen geschwängert, und bildet eine dünne Kruste auf der Oberfläche; nirgends aber finden sich so ausgedehnte Lagerungen, wie in der Provinz Tarapaca zwischen 19° 30′ und 20° 45′ S. B. und 69° 50′ und 70° 5′ W. L. v. Gr. Die Reisenden geben es zwar häufig an, es ist aber nur ein Mißverstand wegen des allgemein gebrauchten Ausdrucks Sallitre, der von Salpeter und anderen Salzen gebraucht wird. Das hier gelagerte salpetersaure Natron gibt einem großen Theil der Einwohner der Provinz Beschäftigung. Im Jahre 1837 wurden nicht weniger als 150,000 Cntr. zu zwei Drittheilen nach England und fast zu einem Drittheil nach Frankreich verschifft. Die neuerliche Benützung als Düngungsmittel wird wahrscheinlich den Begehr in fremden Ländern noch vermehren. Der Proceß des Raffinirens, den das Salz vor dem Verschiffen durchmachen muß, ist sehr einfach und roh. Er wird gewöhnlich von Indianern unter Aufsicht eines spanischen Majordomo vorgenommen. Jede Officina oder Werkstätte besteht aus einigen Hütten, deren Mauern aus Salzkuchen aufgeführt und durch den mit Salz gemischten Mergel, welchen man aus den zum Raffiniren gebrauchten Kesseln erhält, mit einander verbunden sind; die Dächer sind aus Matten gefertigt, und diese auf Sparren aus Cactus gestützt. Die ganze Arbeit der Raffinirung geschieht in der freien Luft. Der Apparat besteht aus einigen kupfernen Kesseln, von denen jeder 50 Gallonen hält, und zwischen Mauern von Salzkuchen eingesetzt ist, ferner aus seichten, länglichen, Gefäßen zum Krystallisiren. Das aus der ganz nahen Lagerung mit Pulver gesprengte Salz wird auf dem Rücken der Arbeiter nach der Officina getragen, wo Frauen und Kinder es in Stücke von der Größe eines Hühnereies zerschlagen. Wenn etwa zwei Drittheile des Kessels mit dem zerbrochenen Salz gefüllt sind und Wasser hinzugegossen ist, wird ein starkes Feuer unterhalten, bis das Wasser gesättigt ist, sodann läßt man es in Fässer laufen, damit es sich absetze, worauf es noch heiß in die Krystallisirgefäße gebracht wird. Der übrig bleibende unaufgelöste Theil, welcher meist aus Kochsalz und Erde besteht, wird als werthlos bei Seite geworfen, obgleich oft nicht die Hälfte des Salpeters ausgezogen ist.

*) Im Durchschnitt ist die Zusammensetzung folgende:

Salpetersaures Natron . . .	64,98
Schwefelsaures Natron . .	3,00
Kochsalz (chloride of sodium) . . .	28,69
Jodsalze	0,64
Muscheln und Mergel . . .	2,60
	99,90

Auch findet sich hydriodsaures Natron und hydriodsaure und salzsaure Bittererde beigemischt.

Abgesehen von dieser Verschwendung ist die ganze Arbeit sehr gut geleitet. Jeder Zweig des Geschäfts vom Ausbrechen des Salzes aus der Lagerung bis es an Bord der Schiffe zur Ausfuhr gebracht wird, wird von einer verschiedenen Arbeiterclasse übernommen, die dafür von jedem Centner raffinirten Salzes eine bestimmte Summe erhält. Die Kosten der Raffineurs von je 102 Pfd. betragen an Arbeit 5 Realen, an Brennmaterial $2^1/_2$ bis 3 Realen, Pulver und Werkzeuge etwa 1 Real, Fortschaffung nach dem Hafen 5 bis 6 Realen, also zusammen 13 bis 15 Realen (8 Realen = 1 Piaster), wozu noch die Säcke zum Packen, die Unterhaltung der Wege und die Aufsicht über das ganze Geschäft kommen.

(Schluß folgt.)

Scenen aus Cairo.

(Schluß.)

Nach einiger Zeit trat eine vierte ähnlich angezogene, aber bedeutend ältere Dame ein; sie war indeß noch schön, und das Roth, welches die jugendlichen Gesichter entstellte, machte sie hübscher. Diese Dame war von einer Anzahl tscherkessischer Sklavinnen gefolgt, und bei ihrem Eintritt standen die jungen Frauen des Pascha's auf und küßten den Saum ihrer Kleider. Meine Führerin flüsterte mir zu, dieß sey die Mutter des Pascha's und darum das Oberhaupt des Harems. Mir schien etwas besonders gefälliges in dem Benehmen dieser Dame zu liegen, und ich stellte mir vor, wenn der Pascha ihr gliche, so möchten wohl seine jungen Frauen etwas eifersüchtig auf seine Zuneigung seyn; glücklicherweise aber sind solche Dinge unter moslemitischen Damen unbekannt, und wenn irgend eine Sklavin, die vielleicht besonders begünstigt scheint, den Frauen mißfällt, so ist der Ehemann gefällig genug, sie aus dem Harem zu entfernen; aber Vorfälle dieser Art sollen sehr selten seyn. Im Gegentheil begreifen die Damen und ihre Dienerinnen im Allgemeinen ihre Stellung recht gut, und sollte der Ehemann sich ungebührlich einmischen oder versuchen die Ausgaben zu beschränken, oder die Regeln der Höflichkeit und Sitte verletzen, so macht das ganze Harem gemeinschaftliche Sache gegen ihn, und so ernst und stolz der Türke sich außerhalb des Hauses zeigt, so unterwürfig soll er unter dem Angriff weiblicher Zungen seyn, die manchmal den Mann im häuslichen Leben begrüßen. Man stelle sich nur vier Frauen und fünfzig Sklavinnen vor, die ihr Geschrei gegen eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung erheben, und frage dann, ob der Türke mit allen seinen Pfeifen, seinem Kaffee und den in Aussicht gestellten Houris glücklicher ist, als derjenige, welcher nur die einzelnen Vorwürfe einer Zankerin, die ein böses Geschick ihm zur Seite gestellt, zu befahren hat?

Nachdem wir eine Zeitlang mit Hülfe meiner Führerin, die fließend türkisch sprach, geschwatzt hatten, traten drei tscherkessische Mädchen ein, eben so gekleidet wie ihre Gebieterinnen, und mit Ausnahme der Juwelen, in gleich reiche Stoffe. Beim Eintritt in dieß Gemach stellten sie sich mit gekreuzten Armen ein wenig auf die eine Seite; ihnen folgten drei schwarze Sklavinnen, von denen zwei silberne Präsentirteller mit übergebreiteten, goldgestickten Servietten, und die dritte ein mit Juwelen besetztes Rauchfaß trug, aus dem sich kostbare Gerüche im Zimmer verbreiteten. Auf ein Zeichen von der ältern Dame brachten die Sklavinnen die Präsentirteller zu mir, und hoben die Servietten ab: auf dem einen standen prächtig geschliffene Gläser, gefüllt mit künstlich gekühltem Wasser von der vollkommensten Klarheit, im andern standen Gefäße mit Confituren nebst goldenen Löffelchen. Nach diesen Erfrischungen nahmen die Sklavinnen abermals ihre Plätze auf beiden Seiten der Thüre ein, und zwei andere kamen und präsentirten Kaffee auf dieselbe Weise, wobei die kleinen chinesischen Tassen in Silbergefäßen von Filigranarbeit eingeschlossen waren. Gleich nach dem Kaffee brachten tscherkessische Sklavinnen jeder Dame einen Tschibuk, dessen Rohr mit Gold und Silber umwunden, der Kopf aus Silber und das Mundstück aus feinem Bernstein gefertigt war. Sie rauchten in zierlicher Nachlässigkeit auf die Kissen zurückgelehnt, während die Sklavinnen mit ernstem Gesicht und gekreuzten Armen achtungsvoll vor ihnen standen. Diese Tscherkessinnen hatten etwas besonders unangenehmes für mich; sie waren schlank, viel schlanker als die türkischen Damen, ihre Gesichter waren schön, von blendender Weiße, auf den Wangen lebhaft geröthet, Augen und Haare völlig schwarz, schön also, sehr schön, und doch war es eine Schönheit, welche mehr Furcht als Bewunderung einflößte; in den Blicken dieser schönen Odalisken war keine Milde, kein Gefühl, sondern ein wilder, entschlossener Ausdruck, der die Fähigkeit zu gewaltsamen Handlungen kund gab. Als ich von den runden, sanften, kinderartigen Gesichtern der türkischen Damen auf die stolzen, gebieterischen Züge dieser tscherkessischen Sklavinnen blickte, und sie mir als Späherinnen über die Frauen und Nebenfrauen ihres Herrn dachte, bedauerte ich die armen Dinger mehr wegen dieser Gesellschaft, als wegen alles dessen, was türkischer Despotismus über sie verhängen konnte; es schien mir die Verbindung des Sperlings mit dem Sperber, und ich bin ganz überzeugt, daß die Gebieterin eines türkischen Harems oft über die Macht ihrer Sklavin zittert.

Alles was ich sah, erweckte in mir die Neugierde den Herrn dieses glänzenden Hauses zu sehen, und ich wagte einige Fragen, die damit beantwortet wurden, daß eine der jungen Frauen mir Sami Pascha's Portrat brachte, das ein Künstler zu Konstantinopel gemalt hatte. Das Portrat, welches in Oelfarbe gemalt, schön eingefaßt, und über dem Glas noch mit einem Schleier von gesticktem Musselin bedeckt war, stellte einen blühenden, ziemlich gut aussehenden Mann von etwa 24 Jahren dar, im Tarbusch, mit einem blauen Frack nach englischer Mode, und, seltsam genug, auf einem rothsammetnen Sopha knieend. Die Damen erklärten, es sey vollkommen ähnlich, jede berührte dasselbe zum Zeichen ihrer Achtung mit der Stirne, und die letzte übergab es dann der Mutter, welche dieselbe Ceremonie beobachtete. Ich hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, wenn der Pascha selbst eingetreten wäre,

um zu sehen, ob zwischen dem Porträt und dem Original in den allgemeinen Zügen ein grosser Unterschied sey. Der Pascha war jedoch abwesend, und man erwartete seine Rückkehr erst in einem Monat; wäre er zu Hause gewesen, so wäre mein Besuch im Harem vielleicht auf grössere Schwierigkeiten gestoßen.

Die Mutter des Pascha entschuldigte sich, daß sie mich nicht mit Musik und Tanz unterhalte, was eine der gewöhnlichsten Vergnügungen ist; da aber eben das Beiramsfest war, und im Hause einer Freundin eine Hochzeit gefeiert wurde, so hatten die Sklavinnen, die sonst gespielt hatten, Erlaubniß erhalten, dem Feste beizuwohnen. Die tanzende Alme, die in den Straßen Cairo's nicht mehr gewöhnlich ist, blieb immer noch die Lieblingsunterhaltung der Haremsdamen, und jedes besser eingerichtete Harem hat einige der Art nebst der Gawazeh, oder dem gewöhnlichern, zum Tanz verwendeten Mädchen. Die jungen Damen zeigten mir statt dessen eine Menge konstantinopolitanischer Stickereien, alle sehr schön in Zeichnung und Ausführung, meist mit Floß-Seide und Gold auf feinem weißem Musselingrund; da aber diese Stickereien nicht wie die indischen waschbar sind, so müssen solche Kleider ungeheure Summen kosten. Türkische Damen sticken gewöhnlich sehr schön, Sami Pascha's Frauen thaten aber durchaus nichts, als daß sie von einem Zimmer ins andere schlenderten, Kaffee schlürften, ihre Tschibuks rauchten und sich drei- oder viermal des Tages ankleideten. Sie waren so artig, mir ihre Zimmer zeigen zu wollen, und die ganze Schaar setzte sich in Bewegung. Die Damen schoben sich nur langsam fort, da die weiten Beinkleider, die Pantoffeln ohne Sohlen und die von kleinen Eunuchen getragenen Schleppen sie hinderten; die tscherkessischen Sklavinnen folgten mit den Pfeifen, und die Negerin mit dem Rauchfaß schloß den Zug.

Die Zimmer waren alle geräumig und in ähnlicher Art meublirt wie das, in welchem ich empfangen worden war; in einigen jedoch waren Alabasterbrunnen, um im Sommer Kühlung zu gewähren, in andern Reihen kleiner Spiegel in die Mauern eingesetzt. Die Badezimmer waren alle mit Alabaster ausgelegt und hatten Brunnen mit heißem und kaltem Wasser, aber seltsam genug sind die Bäder nicht gemacht, um sich darin rückwärts zu lehnen, sondern sie sind viereckig und klein, wahrscheinlich etwa 5 Fuß tief, ohne Stufen, und dagegen mit einem rothen, von der Decke herabgehenden Strick versehen, an welchem der Badende sich in das Bad hineinschwingt. Ich sah hier den von den Cairo-Damen gewöhnlich angewandten Meccastein, und die Fibern der syrischen Palme, welche zur Badetoilette der türkischen Damen nothwendig sind, denn das Bad dauert in Aegypten lange und ist anstrengend, so daß die nachherige Ruhe auf dem Diwan im Ankleidezimmer nebst Pfeife und Kaffee nicht überflüssig sind.

Vom Hause aus schlenderten wir nach dem Garten, der nur eine mäßige Ausdehnung, aber eine Mauer von hoffnungsloser Höhe hat. Die gefangenen Vögel sind hier also sehr sicher, und Frauen vom Range der Gemahlinnen des Pascha's verlassen ihre Wohnungen selten, außer um bei feierlichen Gelegenheiten eine Freundin zu besuchen, wo sie dann streng bewacht sind. Der Garten enthielt eine Anzahl orientalischer und europäischer Pflanzen, namentlich die Hennapflanze, von der die türkischen Damen, wie die asiatischen, einen so reichlichen Gebrauch machen. Weder im Garten noch im Hause konnte ich einen einzigen Gegenstand entdecken, der geeignet gewesen wäre, meinen neuen Freundinnen Unterhaltung zu verschaffen. Kein Vogel, kein Reh, keine zahmen Fische, mit denen man hätte spielen, keine Gemälde, die man hätte betrachten, keine Kinder, welche man hätte liebkosen können; das ganze Leben schien in apathischer Trägheit zu verlaufen.

Als ich Abschied nahm, drangen alle artig und freundlich in mich, meinen Besuch zu wiederholen, allein einestheils hatte ich mich ihnen nur aus Neugierde aufgedrängt, andrerseits fühlte ich mich nicht hinreichend angezogen, um diese Bekanntschaft fortzusetzen, denn so höflich und artig diese Damen waren, so fand ich doch weder den scharfen Verstand, welchen ich oft unter meinen mohammedanischen Freundinnen in Indien getroffen, noch die feinen Sitten und das einnehmende Wesen der noch ungebildeteren und einfacheren Frauen der Hindus von hoher Kaste.

Sucht nach Bildung, die allgemeine Epidemie der neuern Zeit, grassirt auch in Cairo, hat Copten, Juden und Araber ergriffen, und fängt an auch in die Harems der Türken einzudringen. Niemand kann aufrichtiger als ich wünschen, daß Kenntnisse sich allenthalben verbreiten, daß Vorurtheile und Irrthum schwinden möchten vor dem Licht der Wahrheit, und daß die Frauen jedes Landes in den Stand gesetzt würden, sich selbst in denjenigen Stunden, welche man zu Hause zubringt, angemessen und angenehm zu beschäftigen; ich bin aber überzeugt, daß alle allgemeinen Systeme, d. h. solche, die nicht auf die besondern Lagen, Charaktere, Geschmack und Verhältnisse angepaßt sind, nothwendig mißlingen müssen. Ehe eine bedeutende Veränderung im weiblichen Unterricht stattfinden kann, muß das ganze Haremssystem eine Veränderung erfahren, und die Türken müssen selbst hinreichend unterrichtet werden, um eine verständige Lebensgefährtin einer wandelnden Zierpuppe vorzuziehen. *) Sultan Abdul Medschid zu Konstantinopel hat an fränkischen Costümen und englischen Sätteln eine solche Freude, und Mehemed Ali will vermittelst seiner Schulen so sehr für einen gebildeten Fürsten gelten, er ist zugleich in religiöser Beziehung so lax, und sucht so entschieden das Militär über die Priester zu erheben, daß ich nicht einsehe, weßhalb unter diesen beiden Fürsten die Neuerung nicht noch viel weiter gehen soll; bis jetzt aber sind die schönen Unterthaninnen der hohen Pforte nur wenig verschieden von den reizenden Fatimas, wie sie Lady Wortley Montague in ihrem angenehmen Buch beschrieb, das noch immer am treuesten die mohammedanischen Sitten schildert.

*) Die wandernden Engländer und Engländerinnen haben doch immer etwas von dem Missionär, der in aller Welt den Heiden das Evangelium predigen will, nur nicht den Heiden daheim, was freilich um ein gutes Theil schwerer ist und etwas mehr Kopfbrechens erfordert, als das gewöhnliche landläufige Missionswesen. A. d. R.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1843.

Nil und Indus.

Schon Burnes hat eine Vergleichung zwischen diesen beiden merkwürdigen Strömen angestellt, sie ist aber nicht sehr genau, da Burnes den Nil nicht selbst bereist hatte, und wir halten es deßhalb nicht überflüssig, eine von Capitan Postans — wie es scheint, dem Gatten der Mistreß. Postans, von welcher die „Scenen aus Cairo" herrühren — in der Asiatischen Gesellschaft zu London am 8 April mitgetheilte Vergleichung hier einzuschalten.

Der Nil entspringt unter dem Aequator, der Indus in den Regionen des ewigen Schnees, aber beide durchlaufen zum Theil dieselben Breitegrade, und in dem Klima, so wie in den Erzeugnissen der von ihnen durchströmten Lander finden sich manche merkwürdige Uebereinstimmungen. Strömung und Wassermasse sind sehr verschieden: der Nil strömt gleichmäßig in einer Schnelligkeit von 2½ bis 3 (engl.) Meilen in der Stunde, ist immer tief genug für die Schifffahrt, und gewöhnlich von Felsenufern eingeschlossen, welche jede ausgedehnte Ueberschwemmung verhindern. Der Indus hat eine größere Wassermasse, seine Strömung ist zwei- oder dreimal so stark, er ist nur bei der höchsten Anschwellung schiffbar, dann aber auch manchmal so reißend, daß nichts ihm widerstehen kann. Capitän Postans sah ihn einmal von mäßiger Wassermasse plötzlich zu einer solchen Höhe und Stärke anschwellen, daß er ein Dampfboot von 60 Pferdekraft hülflos ans Ufer warf; wenige Minuten später war er wieder auf seinen vorigen Stand gesunken. Die Farbe der beiden Ströme ist sehr verschieden: der Nil ist gewöhnlich blau, wird aber während der Ueberschwemmung dunkel-ziegelroth; der Indus hat stets eine schlammige Steinfarbe, und obgleich sich das Wasser durch Filtration leicht reinigen läßt, so ist es doch zum Trinken nicht so gesund wie das Nilwasser, das alle ihm gespendeten Lobsprüche verdient. Die auf beiden Flüssen angewendeten Boote sind von ganz entgegengesetzter Bauart: Capitän Postans sah mit Erstaunen, daß auf dem Nil, wo die Schifffahrt ganz gefahrlos ist, die Schiffe groß und stark gebaut waren, mit einem Kiel, der sie zur Fahrt auf stürmischer See geeignet gemacht hatte, während die auf dem Indus klein, flachbodig und schwach sind, so daß sie bei dem geringsten Stoß in Trümmer gehen, und wenn sie auf einer Sandbank einem starken Wind ausgesetzt sind, auch wirklich in wenigen Minuten zerstört sind. Dieß läßt sich wohl aus der Nothwendigkeit erklären, sehr seichtgehende Schiffe auf einem Strom anzuwenden, der oft nicht über drei bis vier Fuß Tiefe hat. Die Zahl der Bevölkerung in den Ländern, welche die Ströme durchziehen, ist sehr verschieden: Aegypten mit einem schmalen Streifen anbaufähigen Landes an seinen Ufern nährt jetzt noch drittbalb Millionen, und könnte unter einer bessern Regierung das Dreifache ernähren, während in Sind an den Ufern des Indus, wo die Ausdehnung des Bodens unbegranzt ist, und nur die Industrie fehlt, die Bevölkerung nicht einmal auf eine Million Einwohner sich belauft.*) In Aegypten ist nicht ein Zoll breit Boden unbebaut, in Sind ist der Anbau fast unbekannt, und die elenden Einwohner nähren sich hauptsachlich von Fischen, welche der Strom liefert. Die Erzeugnisse der beiden Länder sind ziemlich dieselben: die Haupternten in beiden sind Weizen und Sorgohirse (holcus sorghum), in Aegypten Durra, in Indien Dscharwari genannt. Fast alle andern Erzeugnisse sind gleichfalls dieselben: Baumwolle, Indigo, Sesam und Tabak sind von derselben Art, und unter den Bäumen ist der Dattelbaum vorherrschend. Die Ufer des Nils und des Indus sind gleich reich an Büffeln, Kamelen, Maulthieren und Eseln, und Federvieh ist in den Hütten beider Uferanwohner in Ueberfluß vorhanden. Letztere sind hier wie dort aus Lehm und Rohr gleichförmig aufgeführt; gleicher Schmutz und Elend herrschen in beiden, aber die Gemüthsart der Einwohner ist ganz verschieden: der kräftige, abgehärtete Sindier ist entweder störrisch oder melancholisch, und seine Arbeit wird stets schweigend vollbracht, wahrend der schmächtige Aegyptier immer singt oder

*) Sie muß in ältern Zeiten, so wie im Mittelalter ohne allen Vergleich viel bedeutender gewesen seyn. Sind ist den verheerenden Angriffen der Belutschen weit mehr ausgesetzt, als Aegypten denen der Araber; auch sind die Ueberschwemmungen des Stroms keineswegs so regelmäßig, wie bei dem Nil.

A. d. R.

lacht; Töne des Scherzes und der Lust hört man von einem Ende des Landes zum andern, obgleich der Aegyptier vielleicht noch mehr als der Sindier ausgesogen wird.

Die peruanische Provinz Tarapaca.

(Schluß.)

Silbererze, Antimonium und Kupfer finden sich in den porphyritischen Hügeln an der Küste; Kupfer kommt auch in den südlichen und östlichen Theilen der Provinz in Adern vor, die den Feldspath durchsetzen. Die Silberminen von Guantajay und Santa Rosa in der Nähe von Iquique wurden früher in ausgedehntem Maaße bearbeitet, und lieferten einen bedeutenden Ertrag, in den letztern Jahren aber sind die Kosten der Bearbeitung gestiegen, das Erz ist ärmer geworden, und somit wurden die meisten dieser Minen aufgegeben. Als ich dieselben besuchte, gab das gewonnene Erz nicht mehr als 0,31 Proc. Silber, früher aber war es sehr reich, auch fand man hier einige der größten und reinsten Massen gediegenen Silbers, die je gefunden wurden: im Jahre 1758 eine von 800, und im Jahre 1789 eine von 200 Pf. — Da es in dem Theile des Landes, wo diese Minen liegen, weder Wasser noch Brennmaterial gibt, so wird das Erz auf Maulthieren nach Tirana gebracht. Das hier beim Ausschmelzen befolgte Verfahren hat mehrere Besonderheiten, das gewonnene Silber ist sehr porös und heißt in diesem Zustand Plata penia. Die Käufer schmelzen es gewöhnlich um und formen es in Barren.

In den Städten Tarapaca, Camina, Pica, Matilla und Tirana wird der Boden angebaut, aber in den andern Städten Iquique, Pisague, Mexellones an der Seeküste und in den Minenniederlassungen Guantajay und Santa Rosa ist der Boden unfruchtbar, und die Einwohner müssen frisches Wasser und Lebensmittel aus der Ferne her beziehen. Das frische Wasser wird häufig aus Chili hergeführt und kostet 6 Cents (etwa 9 kr.) die Gallone. Wo man den Boden bewässern kann, ist derselbe, obgleich von organischen Stoffen fast entblößt, sehr fruchtbar, und gibt die verschiedenen, den tropischen Klimaten gewöhnlichen Früchte. In der Stadt Pisa hat man Reben, welche einen eigenthümlichen Wein von vortrefflicher Qualität liefern. Die Küste liefert Guano, das einzige Düngungsmittel, welches man in Peru anwendet, in Menge. Früher erhielt man es nur aus einer kleinen, Iquique gegenüberliegenden Insel, aber diese ist jetzt ziemlich erschöpft, und an der Küste, einige Leguas gegen Westen, findet es sich in großer Menge; eine Anzahl kleiner Fahrzeuge ist stets damit beschäftigt, solches zu holen, und man rechnet den Verbrauch davon in Peru auf jährlich 100,000 Cntr. Die Peruaner kannten den Werth des Guano als Düngungsmittel schon vor der Eroberung der Spanier, und man hatte es Hunderte von Meilen weit transportirt, um den Boden ferner Orte zu befruchten; noch jetzt führt man es auf Maulthieren über rauhe Bergpfade viele Meilen landeinwärts mit großen Kosten nach den Ackerbaudistricten von Peru und Bolivia.

Die meisten Bewohner der Häfen von Tarapaca, von denen Iquique mit 1200 Seelen der bedeutendste ist, sind mit dem Salpeterhandel beschäftigt, während die Binnenstädte auf Acker- und Bergbau angewiesen sind.

Das Klima ist außerordentlich gesund und viele Einwohner erreichen ein hohes Alter. Der Himmel, gewöhnlich tiefblau, ist nur manchmal mit einigen leichten Wolken, sogenannten Schäfchen bedeckt, aber es regnet nie. Die Luft ist klar und trocken, und die Hitze der Sonnenstrahlen sehr groß, aber bei der außerordentlichen Trockenheit der Luft und der daraus entspringenden schnellen Verdampfung hat man von der Hitze wenig zu leiden, wenn man sich nicht direct den Sonnenstrahlen aussetzt. Als ich die Kugel eines Thermometers im Schatten mit Wasser wusch, fiel das Quecksilber um 18° F. (8° R.). Todte Körper vertrocknen, ohne zu verwesen, und in allen Theilen der Provinz, wo viel gereist wird, sieht man Haufen von todten Maulthieren und Pferden, die man oft als Wegweiser für die Reisenden in Haufen zusammenwirft. Auf dem Kirchhof von Iquique blieben zwei Leichen liegen, weil die Verwandten das Geld für die Beerdigung im geweihten Boden nicht zahlen konnten oder wollten. Sechs Wochen später sah ich sie noch an derselben Stelle; sie waren trocken und verrunzelt, gaben aber keinen unangenehmen Geruch von sich.

In den südlichen Theilen der Provinz bemerkt man oft die Luftspiegelung. Man erblickt schöne Seen, manchmal mit Inseln besäet und mit Buschwerk eingefaßt, und so vollständig ist die Täuschung, daß ich mehr als einmal meilenweit diese trügerischen Erscheinungen verfolgte, in der Hoffnung, sie möchten sich doch noch als richtig bewähren. Manchmal erscheinen die Gegenstände ungeheuer groß, und bei gewohnten Dingen erweckt dieß eine eigenthümliche Empfindung, z. B. wenn man einen Reiter in nicht bedeutender Ferne deutlich, aber in riesenhafter Größe sieht.

Ein See- und Landwind wechseln täglich und die von den Bergen herab über die Pampa strömende Luft erzeugt oft Wirbelwinde, welche Sandsäulen von 80 bis 100 Fuß Höhe emportreiben. Während der Nacht fühlt man oft dünne, von den Bergen herabkommende Luftschichten, welche viel kälter als die umgebende Atmosphäre sind; sie bringen im Gesicht oder an den Händen eine Empfindung hervor, nicht unähnlich der, wenn man mit einer kalten Eisenstange in Berührung kommt. Eine sehr schmerzliche Zusammenziehung der Muskeln ist manchmal die Folge davon, wenn man sich derselben aussetzt, und die Indier, welche sie „Mal-apres" nennen, vermeiden sie sorgsam, indem sie sich Nachts, wenn sie in freier Luft schlafen, mit ihren Ponchos zudecken.

An Ueberresten des Alterthums ist die Provinz Tarapaca nicht reich, doch finden sich in mehreren Theilen der Ebene interessante Spuren. Auf dem Gipfel eines sehr regelmäßig geformten Hügels bei Tanna sind zwei concentrische, aus großen Steinblöcken gebildete Kreise, zu denen man die Steine aus einem entlegenen Theil des Thals, und, wenn ohne Maschinerie, mit einem ungeheuren Aufwand von Arbeit herbeischaffen mußte. Aehnliche Steincirkel, gleich denen der alten Celten,

sind in Peru und Bolivia nicht ungewöhnlich. Am Fuße des Hügels sind die Ueberreste einiger Steingebäude, deren Mauern eingefallen und beinahe begraben sind. Als man aus dem einen den Sand hinwegschaffte, fand man den aus einem glatten und harten Cement bestehenden Fußboden. Auch einige irdene Gefäße und mehrere, oben flache, unten aber gerundete Steine, die vermuthlich zum Kornmahlen gedient hatten, wurden entdeckt. Eine kleine Stunde von da ist ein alter Begräbnißplatz, wo eine Menge Leichen liegen, die aber, unähnlich denen in der Nähe von Arica und vielen andern Theilen Peru's, größtentheils in Staub zerfallen sind. Sie sind in sitzender Stellung begraben mit über die Brust gekreuzten Armen und eingehüllt in wollene Tücher, die zum Theil sehr schön und prächtig gefärbt sind. Wie in dem Begräbnißplatze von Arica sind viele der hier gefundenen Schädel verlängert, so daß zwei Drittheile der Hirnmasse hinter der Oeffnung des Hinterhauptes sich befinden.

Am Südende der Pampa wurde ein einzelnes Grab, fern von allen Ueberresten der Ureinwohner, entdeckt; der Körper war in einer horizontalen Lage und in zierlich zusammengenähte Fettgansfelle gekleidet. An seiner Seite lag ein Bogen und ein Köcher mit Pfeilen, deren Spitzen aus Carneol bestanden. In mehreren Theilen der Pampa sieht man 20 bis 30 Fuß hohe Figuren in dem sandigen Mergel der Ebene abgebildet; die Linien sind 12 bis 18 Zoll breit und 6 oder 8 Zoll tief. Ursprung und Bedeutung dieser mächtigen Hieroglyphen sind unbekannt.

Das nützlichste und größte Werk der alten Einwohner, das noch übrig ist, sieht man in der Stadt Pica: es besteht aus Tunneln, die durch den Sandstein der geneigten Ebene am Fuße der Berge gegraben sind, um Wasser zur Bewässerung des Bodens zu erhalten, wozu sie auch noch jetzt von den Spaniern benutzt werden. Diese Tunnels sind sehr lang, und wenn man erwägt, daß sie ohne die Beihülfe eiserner Werkzeuge ausgegraben wurden, so kann man nicht umhin, die Geschicklichkeit, die Ausdauer und den Muth dieses Volkes zu bewundern.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

Am Morgen des 15 Mai 1841 entdeckten wir nach einer langen und mühseligen Fahrt von den Nicobar-Inseln her die hohen Berge von Pulo Pinang oder der Prinz-Wales-Insel, und Abends langten wir auf der Rhede an, die durch eine schmale, Pulo Pinang von dem Ufer der Halbinsel Malacca scheidenden Meerenge gebildet ist. Der Anblick bei der Einfahrt in die Rhede ist reizend: rechter Hand ist die hohe Insel, die mit Bergen von 2000 bis 2200 Fuß Höhe bedeckt ist, die von oben bis unten mit dichtem Wald bewachsen sind; links ist das niedrige, mit Kokospalmen und Mangrove-Bäumen bedeckte Ufer von Malacca, und in blauer Ferne erblickt man die 6 bis 8000 Fuß hohen Spitzen des Gebirgs, das die Halbinsel durchzieht.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir an die Einfahrt in den Hafen. Als es dunkelte, befanden wir uns dem Fort Cornwallis gegenüber, einer kleinen, unbedeutenden Veste, die auf einem Vorgebirge desselben Namens aufgeführt ist. Zugleich näherte sich uns eine große, mit sechs Ruderern bemannte Barke oder Prau mit einem Lootsen, einem Mauren aus Madras, in weißem Turban und Oberkleid. Auf meine Frage, wie er heiße, erwiederte er, sein Name sey Ibram,*) er sey Lootse und Dubasch, d. h. Lieferant von Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen an fremde Schiffe. Ich durchblätterte sein Buch mit den Attesten, die ihm von mehreren Kriegs- und Kauffahrteischiffen ertheilt waren, war aber verwundert, daß ich nirgends seinen Namen fand, und bemerkte, daß er wahrscheinlich aus Versehen mir nicht das rechte Buch gegeben habe. Er versicherte mich des Gegentheils, und als ich fragte, weßhalb ich denn hier seinen Namen nicht fände, erwiederte er: „Sie finden ja den Namen John Brown.“ — „Du heißt ja aber Ibram?“ — „Ja, aber den Engländern schien dieser Name unbequem, und sie nannten mich John Brown.“

Die Nacht war mondhell, wir fuhren an der Festung vorüber und lagen bald in der Nähe von Georgetown vor Anker. Auf der Rhede befanden sich eine Menge europäische Kauffahrer und chinesische Dschonken, malayische Praus u. s. w. Gegen 10 Uhr hüllte sich der Himmel in drohende Wolken und bald blies ein sehr steifer Wind. Die ganze Wasserfläche erglänzte von einem grünlichen phosphorischen Licht, und die Wellenspitzen erglühten von hellen, beweglichen Streifen eines weißen Feuers. Diese zauberhafte Beleuchtung zeigte sich um so stärker, als der Himmel ganz finster war, und die Schiffe stachen von dem hellen Grund wie große dunkle Flecken ab. Einige Minuten lang ergoß sich ein heftiger Regen, dann legten sich die Wellen und die Rhede bot nur Eine sanft wogende Masse phosphorischen Lichtes dar. Nach vier Stunden aber war auch nicht eine Spur von dem wunderbaren Bilde mehr zu sehen, der scharfe Wind ging vorüber, der Himmel hellte sich auf und wiederum begann die zauberhafte Ruhe einer tropischen Nacht. Nirgends sah ich ein so starkes Phosphorescciren des Wassers, wie hier. Schaluppen, die in verschiedenen Richtungen die Rhede durchfurchten, ließen eine feurige Spur hinter sich, vor dem Bug und von den Rudern flogen die Feuerfunken auf, und selbst die Fische, welche sich näher der Oberfläche halten, lassen helle, schimmernde Streifen zurück.

Am folgenden Morgen kam der Dubasch mit frischen Provisionen, Gemüse und Früchten, Chinesen brachten einen Haufen fertiger Kleider, Pantoffeln u. s. w., und Hindus in weißen Käppchen, mit Haaren, die bis auf die Schultern herabfielen, boten sich an unser Weißzeug zu waschen. Hindus und Mauren sind ohne Zweifel einer der schönsten Stämme der Erde. Ihr Wuchs ist etwas über Mittelgröße, sie sind ziemlich hager, aber außerordentlich regelmäßig gebaut; alle Bewegungen geschehen mit außerordentlicher Ruhe. Das einfache, aber malerische Costüm erhebt noch mehr den Adel ihrer Gestalt und ihrer Haltung. Ihre Kleidung besteht meistens aus einem um die Hüften geschlagenen weißen oder bunten Stück Baumwollenzeug, dessen wirklich classische Drapirung bis an die Knie reicht, und nicht im mindesten ihre Bewegungen hemmt. Auf dem Kopf tragen sie meist weiße Turbane, und die Moslems unterscheiden sich von den Hindus nur dadurch, daß die erstern ihre Haare scheren, die letztern sie fliegen lassen. Die Kaste der Wäscher trägt eine weiße Kappe von Nesseltuch, die andern Kasten binden

*) Verkehrt von Ibrahim.

entweder ihre Haare unter dem Turban zusammen oder lassen sie auf die Schultern herabfliegen; die Dandys schmieren sie mit Oel ein, kämmen, stutzen und flechten sie sorgfältig. Die Chinesen scheren sich, wie bekannt, die vordere Hälfte des Kopfes ganz, und binden die hintern Haare in einen Zopf, in welchen, um ihn noch länger zu machen, schwarze, seidene oder baumwollene Schnüre hineingeflochten werden. Der Kaufmann, welcher zu uns kam, trug weite blaue Nankinghosen, über die er ein weißes Hemd ohne Kragen, aber mit weiten Aermeln angezogen hatte; an den Füßen trug er Pantoffeln mit zolldicken Korksohlen. Den Anzug vollendete ein Strohhut mit aufwärts gebogenen Krämpen. Das flache, gelbe Gesicht mit den kleinen, Schlauheit verrathenden und ziemlich lebhaften Augen mahnt unwillkürlich an Vorsicht, und in der That muß man sehr energisch mit ihnen verfahren. Die Hindus aller Kasten, so wie Mauren und Malayen fühlen gegen die Chinesen die tiefste Verachtung, die sie auch gar nicht vor denselben verbergen. Allerdings unterliegt die strenge Ehrlichkeit der Hindus, namentlich gegen Fremde, gleichfalls starken Zweifeln, aber wo sind Fremde nicht das Opfer der Uebervortheilung! Doch liegt wenigstens im Aeußern und im Benehmen der Hindus etwas, das alle Gedanken an Betrug entfernt.

Aber trotz der Körperschönheit und Größe der Hindus ist ihre Feigheit, namentlich die der Bengalesen, unter den Bewohnern der Meerenge von Malacca sprüchwörtlich geworden. Die finstern Malayen haben weit mehr edle Eigenschaften, sie sind ehrenhafter und zuverlässiger als die Hindus, obwohl ihre Raub- und Rachsucht sie zu furchtbaren Unthaten hinreißt. Die Malayen höhern Ranges sind außerordentlich empfindlich gegen die leichtesten und selbst eingebildeten Beleidigungen, und die Folge davon ist häufig blutige Wiedervergeltung. In moralischer Hinsicht stehen die Chinesen weit unter Hindus und Malayen: Geld ist ihr Idol, und sie scheuen sich vor keiner Betrügerei, um es zu erlangen. Dagegen sind die Chinesen der friedlichste und arbeitsamste Stamm unter allen Bewohnern der englischen Colonien. Nach der Aufhebung der Sklaverei und bei dem Mangel an Händen zum Anbau der Plantagen wurden die Chinesen den Engländern fast unentbehrlich. Mit uns lagen bei Pulo Pinang zwei große Dreimaster, welche mehrere hundert Chinesen nach Mauritius überführen sollten.

Die hiesigen Früchte sind vortrefflich, und Pulo Pinang heißt nicht umsonst der Garten Indiens, für den, wie für ein verzogenes Kind, die Mutter Natur ihre üppigsten Gaben nicht sparte. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs setzen die Naturforscher in Entzücken. Die erste Stelle unter den Früchten nimmt der Mangustan ein: in einer ziemlich zarten, dunkelvioletten Hülse ist eine saftige, zarte, in dem heißen Klima außerordentlich kühlende Frucht von vortrefflichem Geschmack. Ohne die Hülse gleicht sie einer kleinen geschälten Apfelsine mit zarten, rosenfarbenen Adern. Die Mango hat gleichfalls einen sehr angenehmen und etwas scharfen Geschmack, der ungemein den Durst löscht. Der Form nach gleicht sie einer Gurke von mittlerer Größe, unter der hellen gelben Haut liegt das orangefarbene Fleisch an einer flachen, durch die ganze Länge der Frucht laufenden Rippe. Die Ananas setzten mich durch ihre Größe in Verwunderung, denn ich habe mehrere von 9 bis 10 Zoll Länge gesehen, und welcher Unterschied in Geschmack, Geruch und Farbe zwischen dieser saftigen goldenen Frucht und unsern bleichen, kleinen, in Glashäusern gezogenen Dingern! Der Preis ist ungemein wohlfeil, aber man muß sich vor einem unmäßigen Genusse hüten. Hier schätzt sie Niemand sonderlich, man hält sie nur gut genug für Chinesen und hieher kommende Europäer. Reiche Chinesen füttern die Schweine mit Ananas und Kokosnüssen. Durion ist eine Frucht, von der nicht jeder zu kosten sich entschließt wegen des widerlichen Geruchs, den sie von sich gibt. Eine grüne, ungleiche, gespaltene, dicke, aber zarte Schale schließt zwei oder drei Kerne von der Größe einer Kastanie in sich, und diese Kerne sind mit einem fetten Fleisch bedeckt, das gleichfalls zur Nahrung verwendet wird. Malayen und Chinesen essen die Frucht sehr gern, und manche Europäer, welche den unangenehmen Eindruck des Geruchs überwanden und sich zum Essen entschlossen, gewannen eine so leidenschaftliche Vorliebe dafür, daß sie Durion den leckersten Früchten Indiens vorzogen. Bananen gibt es hier acht verschiedene Sorten, von denen einige vortrefflich sind. Doch eine Aufzählung aller dieser Früchte würde hier zu weit führen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zucker zum Branntweindistilliren und Bierbrauen. Die durch die Herrschaft der Grundeigenthümer in England hervorgerufenen drückenden Gesetze, wozu auch das gehört, daß zum Branntweinbrennen nur Korn und kein Zucker verwendet werden darf, werden eines nach dem andern angegriffen und zwar auf eine Weise, wie sie dem Engländer am verständlichsten ist. So berechnet der Spectator (woraus die Col. Gaz. vom 19 April einen Auszug gibt), daß die Million Quarter Korn, welche gegenwärtig auf das Branntweinbrennen verwendet wird, wohl erspart werden könnte, um eine weitere Million Menschen jährlich zu nähren, wenn man statt Korn Zucker in den Distillerien verwende. Statt der Million Quarter Korn würde man 83,000 Tonnen Zucker brauchen, und bei dem wohlfeilen Preis des Zuckers nicht nur eine allgemeine Ersparniß herauskommen, sondern auch noch der Handel des Landes gewinnen, wenn man nahe an 100,000 Tonnen Zucker mehr verbrauchte, die allmählich doch mit englischen Fabricaten bezahlt werden würden. — Ein Vorschlag von zweifelhafterem Werth betrifft die Verwendung von Zucker zum Bierbrauen; bemerkenswerth ist aber einer der Gründe, wodurch dasselbe empfohlen wird, nämlich, daß das Brauen aus Zucker bei weitem weniger große Anstalten erfordere, und Leute mit sehr mäßigem Capital Brauereien unternehmen könnten, während jetzt sechs Brauer in London die ungeheure Versorgung dieser Stadt und eines Theils des Landes allein leisten.

•

Ueber den französischen Emancipationsvorschlag bemerkt die Col. Gaz. vom 19 April: „Der Vorschlag geht dahin, die Abschaffung der Sklaverei auf 15 Jahre hinauszuschieben; während der ersten 10 Jahre soll eine modificirte Sklaverei aufrecht erhalten, für die fünf letzten Jahre eine Art „Lehrlingsschaft“ eingeführt werden. Alle seit 1838 gebornen Kinder sollen völlig frei seyn. Die ganze Absicht geht dahin, durch eine complicirte Anordnung die Uebel zu vermeiden, die aus der übereilten Emancipation in englisch Westindien entsprangen; es ist aber zu bezweifeln, ob nicht eben dieß complicirte Wesen seinen Zweck verfehlt, und ob die Verbesserungen, welche auf dem Papier so vielversprechend aussehen, sich auch in Praxi bewähren. Lange, ehe die französische Maaßregel große Fortschritte gemacht haben kann, wird England durch die freie afrikanische Auswanderung eine neue Lehre ertheilt haben, und indem es das wahre Mittel gegen die Folgen der vollständigen Emancipation anwendet, wird die von England geleitete Auswanderung Frankreich veranlassen, die unbequeme Masse specieller Verordnungen über Bord zu werfen, da dieselben auch für Franzosen, obgleich diese an vielfache Einmischung der Regierung mehr gewöhnt sind, zu lästig werden müssen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Strelna.

The proper study of mankind is man.
Pope.

„Wissen Sie etwas ganz Neues? Väterchen hat am Peterhoffschen Wege, auf der elften Werst, für diesen Sommer gemiethet! Es ist nun bestimmt abgemacht! oh comme c'est joli!“

So flüsterte mir die kleine, niedliche Cäcilie N—off zu, während sie die schöne Introduction eines Liedes von Franz Schubert auf dem Pianoforte, vor dem wir beide saßen, anschlug. Ich muß gestehen, daß mich diese Nachricht einigermaßen aus dem Takte brachte, und daß mein Vortrag der reizenden Composition die neckende Rüge der Frau Staatsräthin, Cäciliens Mutter, gewiß zur vollen Genüge verdiente. Höchst willkommen war mir übrigens die im Zimmer herrschende angenehme Dämmerung, der ich noch obendrein halb den Rücken kehrte, denn die kluge Frau hätte zweifelsohne meine Verlegenheit bemerkt und Gott weiß welch wohl begründeten Verdacht geschöpft, da ihr Cäciliens harmloses Flüstern nicht entgangen zu seyn schien. Gesegnet seyen die langen Tage des hohen Nordens, vermöge welcher es dort möglich wird, noch Abends in der zehnten Stunde ohne künstliche Beleuchtung nach Noten zu singen! Ohne sie hätte man mich sicher auf einer sehr verzeihlichen Schwäche ertappt, nämlich der, meiner schönen Begleiterin am Pianoforte etwas tiefer als rathsam in die verführerischen Augen geblickt zu haben. In Deutschland wird es mit einer Huldigung der Schönheit, die nicht wohl eine Mariage in Perspective stellen kann, dermalen nirgendwo mehr so genau genommen; man traut sich und andern Geschick zu, eine glatte Bahn zu behaupten. Petersburgs Sitten sind jetzt weit difficiler, schon aus dem Grunde, weil junge Mädchen ohnehin eine schwer an den Mann zu bringende Waare am Orte sind, und man Ursache zu haben glaubt, der erstaunenswerthesten Medisance auf dieser Welt das noli me tangere, im strengsten Sinne genommen, entgegenzusetzen. Was war es auch, das mich bei der unverhofften Nachricht roth werden ließ? Nichts als die Freude auf dem Lande ein paar kurze Monate mit weniger Zwang und mehr Natürlichkeit im Kreise einer liebenswürdigen Familie hinbringen zu können. Höchstens durfte ich hoffen — in Begleitung der Familie natürlich — die schöne Cäcilie dann und wann am Arme im Parke zu Strelna spazieren führen und dabei etwas ungenirter und unbekrittelter mit ihr über die herrliche Musika phantasiren zu können; und dieß Vergnügen war doch sicher anspruchslos genug, dennoch aber konnte es für die Petersburger Verhältnisse als etwas Bedeutendes gelten. Man versteht sich dort so wenig darauf, Vermittelndes in die herrschenden, ungeselligen Extreme zu bringen, worin doch in der That der höchste Reiz der Gesellschaft liegt! Ich will den sehen, der im Stande ist, sich mit Wärme und Feuer über einen Kunstgegenstand, etwa in einer Soirée auszusprechen, wie sie die vornehmere Gesellschaft zusammenstellt, ohne mit vollem Rechte befürchten zu müssen, daß die Moquerie sich über ihn lustig mache. Man muß sehr Neuling seyn, um nicht zu wissen, daß dergleichen Natürlichkeit auffällt, und daß es nichts Verpönteres in den Cirkeln von gutem Ton gibt, als eben alles was Natur heißt.

Ohne Zweifel war es sehr angenehm, an der Seite der schönen Pianofortevirtuosin im blumendecorirten Salon zu sitzen, dessen exotische Gewächse uns an den Ganges zaubern konnten, hätte nicht die elegante Damengesellschaft, nur mit wenigen Fracks durchwirkt, in steif-nachlässiger, moderner Anständigkeit umher gruppirt gesessen oder gestanden als Repräsentanten des hohen Nordens, hätte nicht ein Blick in das nächste, erleuchtete Nebenzimmer uns eine Anzahl besetzter Boston- und Whisttische gezeigt.

Die Familie N—off hielt unausgesetzt, Winter und Sommer hindurch auf ihren bestimmten Gesellschaftstag in der Woche; ich war ohne Schwierigkeit eingeführt worden, und hatte mich wohl so viel als möglich an die schöne Kunstenthusiastin Cäcilie gehalten, weil sie viel aufrichtige Neigung zur Musik im höhern Sinne blicken ließ; indessen stets umlagert von andern Damen oder einigen frostigen Complimen-

tisten in Männerkleidung mußte mir in der Aussicht auf eine Saison außerhalb der Stadt viel intimere Mittheilungsgelegenheit winken, da ich wohl wußte, wie sehr sich die Besucherzahl eines Hauses zu vermindern pflegt, sobald man nur in einige Entfernung zieht, wo zu Besuchen durchaus eigene oder bestellte Equipagen erforderlich werden, welche weit kostspieliger sind als die gewöhnlichen, stets und überall in der Stadt bereitstehenden Miethfuhrwerke. Man ersieht aus letzterer Bemerkung, daß die Familie N—off nicht zur eigentlichen haute volée gehörte, bei deren Connaissancen die eigene Equipage durchgängig als sich von selbst verstehend angenommen werden muß.

Einem musikalischen Steckenpferdsreiter wird man sicher aufs Wort glauben, wenn er gesteht, den sogenannten Peterhof'schen Weg bis zur eilften Werst unzählig oft zurückgelegt zu haben, allein ich fürchte, man wird einen solchen als Cicerone nicht für vollgültig anerkennen mögen, denn es ist nur zu bekannt, wie dergleichen Leute viel zu sehr mit sich und ihrer Puppe beschäftigt zu seyn pflegen. Obgleich ich nun gestehen muß, will ich anders gerecht seyn und anerkennend in den Busen greifen, daß es mir oft, ja meist passirte, auf der freundlichen Datsche (Landhaus), welche N—offs bewohnten, anzukommen, um aus einer fortlaufenden Reihe von Träumen durch das Stillstehen des Wagens geweckt zu werden; obgleich ich immer nur höchstens einzeln zerstreute Blicke auf die Umgebungen des Weges und auf diesen selbst zu werfen fast gewöhnt war, so darf ich dennoch behaupten, alle feststehenden Gegenstände seyen mir endlich dermaßen bekannt und vertraut geworden, um in der dunkelsten Nacht stets im Stande zu seyn, genaue und richtige Beschreibung jeder Stelle liefern zu können. N—offs blieben dieß Jahr bis spät in den Herbst hinein auf dem Lande, das sie erst spät aufgesucht, und oft spielte meine Phantasie in den dunkeln Nächten während der Nachhausefahrt, indem sie mir alle Gegenstände am Wege, welche die Dunkelheit dicht umschleierte, in hellster Sonnenbeleuchtung vormalte, mit einer Präcision, die ich ihr selbst nicht zugetraut hätte. Der freundliche Leser wolle daher immerhin sich von mir eine kleine Beschreibung gefallen lassen, die ich aus der Erinnerung und in einer Entfernung mehrerer tausend Werste von in Rede stehendem Gegenstande liefern will.

Nehmen wir an, mein Leser besuchte mich als Fremder in Petersburg und ich hätte versprochen, ihn der gastfreien Familie des Staatsraths N—off vorzustellen, welche noch dieselbe Datsche auf der eilften Werst bewohnt. Mein Wagen hält vor dem „Hôtel restaurant" der Wittwe Heyde auf Wasili Ostroff in der ersten Linie; denn der im Literaturfache bewanderte Leser kannte den Bellizard'schen guide du voyageur à St. Pétersbourg als eine vortreffliche Arbeit; wußte, daß dieß das einzige Gasthaus in der großen Residenz des nordischen Kaiseradlers ist, wo man sich tout à l'allemande befindet; er hatte durch erwähnten Guide erfahren, es sey tenue avec beaucoup d'ordre et de propreté, und wußte natürlich nicht, wie viel von diesem Lobe auf Rechnung eines speculativen, loblustigen Autors zu setzen sey, oder was dem einsichtigen Verleger in die Schuhe geschoben werden muß. — Genug, wir übergeben unsern Stubenschlüssel in der dunkeln, durch nichts einladenden, unwirthlichen Wirthsstube den Händen einer verdrüßlich blickenden Person, steigen die dunkeln unbequemen Treppen herab, um uns in den Wagen zu setzen, der uns von Zeit zu Zeit an die Unvollkommenheit menschlicher Dinge auf recht fühlbare Weise erinnert, indem er die Stöße des erbärmlichsten Straßenpflasters der Welt repetirt, während wir in der langen ersten und zweiten Linie *) an den hohen, uniform angestrichenen Häusern vorbeirollen, zuerst den baumbepflanzten und mit Gärten umgebenen „Srednji prospect" (mittlere Perspective [Straße]) und später den ähnlichen „Bolschoi (großen) Prospect" passiren, wo das ungeheure, ein ganzes Stadtviertel einnehmende Seecadetteninstitut beginnt. Darauf fahren wir im Fluge über die lange Isaaksbrücke, um uns in das Innere der Riesenstadt zu begeben. Wir überschreiten zuerst die Moika (Canal), sodann einen die Stadt, der Breite nach, von der Fontanka (Canal) bis zur großen Newa durchschneidenden kleinen Nebencanal, bis wir — den Katharinencanal zur Seite — den größten der Newacanäle, die Fontanka, passiren. Bis hieher bleibt Petersburg großstädtisch, die Häuserreihen der Straßen sind nur selten durch Gärten unterbrochen, hölzerne Gebäude spielen noch eine sehr secundäre Rolle, und was der Anzeichen noch mehr sind. Jenseits der Fontanka eine ganz andere Welt! Selten ein backsteinernes Gebäude, kein Haus mehr dicht am andern; dagegen die Straßen mit eng zusammengefügten Bretterumzäunungen eingefaßt, wodurch eine unangenehme Monotonie entsteht. Die Bäume hinter solchen Einfassungen blicken uns wie Gefangene an, von denen wir nur die ängstlich durch die Luftfenster gestreckten Häupter, ihre empor gehobenen Arme zu sehen bekommen; der Erdboden schämt sich gewissermaßen von uns erblickt zu werden. Als ich das erstemal diese Stadtgegend durchfuhr, konnte ich Petersburg in Petersburg nicht finden.

So gelangten wir an das Rigaische Thor, jetzt ein von Säulen getragener Prachtbau und noch vor kurzem nur Pforte von den Deutschen genannt, während die Russen und Russificirten gern Sastawa (Schlagbaum) brauchten. Das Volk sagt noch jetzt nicht Jekataringofskaja worota (Katharinhofsche Pforte). **) Man passirt hier auch den die in der Newakrümmung liegende Stadt abschneidenden Sagorodnoi (Umschließungs-) Canal und befindet sich jetzt erst außerhalb der Stadtgränze, aber immer noch auf der bis ins Innere führenden Peterhofschen Perspective. Wir legten aus einem ungefähren Mittelpunkte der Stadt bis hieher fast eine deutsche Meile zurück.

Etwa 1500 Schritte hinter dem Thore, dicht vor dem „Tarakanoffka rietschka" (Tarakanenflüßchen) zeigt sich uns plötzlich

*) Zwei Linien (Häuserreihen) bilden immer Eine Straße, so daß man stets weiß, auf welcher Seite ein Haus zu suchen, sobald man erst die Linie erfahren, in der dasselbe steht; eine Anordnung, die empfohlen zu werden verdient. Tr. W.

**) Auch Narskie worota (Narwaische Pforte) ist noch gebräuchlich. Tr. W.

die prachtvolle Triumphpforte Alexanders. Man frage mich nicht, wen alle diese Menge kleiner Figuren von Bronce in Sepacatnischen vorstellen sollen, ich weiß es nicht; denn man sagte mir, es seyen berühmte russische Kriegshelden, und daran hatte ich genug! Wem nach Specialitäten gelüstet, der studire Ustrialoffs russische Geschichte mit ihren ergötzlichen Massakern und belebe in seiner Phantasie die Leutchen, welche jetzt so ruhig in ihren diversen Schilderhäuschen hier Thorwache stehen, nachdem sie so viel Blut auf Erden vergossen, so zahlreiche Thränen erzeugt, so viel Lärmen verursacht; meinerseits gönne ich ihnen ihre dermalige Muße von ganzer Seele. Guarenghi entwarf die Zeichnung und Alexander zog 1815 an der Spitze seiner aus Frankreich heimkehrenden Garden durch das Modell von Holz und Gyps. Die brüderliche Pietät des jetzigen Kaisers Nicolaus brachte die Ausführung aus Backsteinen mit Verkleidung von Bronce 1833 zu Stande. Es lautet die Ueberschrift zwar „Triumphalnaja worota," allein das Volk weiß im allgemeinen den Zusammenhang der Dinge besser, und spricht insgemein „Trugolnaja worota" (dreiwinkelige Pforte). Um die ungeheure Menge der angebrachten Inschriften zu lesen, dazu bedürfte es mehr Zeit, als wir jetzt haben, auch sind wir ja nicht so speciell im Interesse, darnach geizen zu sollen; hat doch selbst noch nicht Einer von den bisherigen Beschreibern Petersburgs meines Wissens die Lecture vorgenommen. Wir begnügen uns also damit, die Verhältnisse des Ganzen wahrhaft schön zu finden, lassen nebenbei der Fabrik zu Alexandrofski, aus welcher die Broncen hervorgingen, alle Gerechtigkeit widerfahren, und gestehen sogar den russischen Künstlern, Malinofski an der Spitze, Geschmack und Geschick bei Ausführung der Standbilder, Gruppen und Verzierungen zu, indem wir unter den Füßen der oben in der Quadriga stehenden Siegesgöttin, welche ihren Kranz nicht loswerden kann, hindurchfahren. (Fortsetzung folgt.)

Peruanische Gräber.

Im Museum zu Boston befindet sich gegenwärtig eine interessante Sammlung von Mumien, die ein Hr. Blake in einem alten Begräbnißplatze in Peru ausgegraben hat. Dieser Begräbnißplatz liegt am Ufer der Bay von Chacota in der Nähe von Arica unter 18° 20' S. B. und nimmt einen sehr bedeutenden Raum ein. Die Gräber sind alle von runder Form, haben 2 bis 4 Fuß im Durchmesser und 4 bis 5 Fuß Tiefe. In einem derselben fand Hr. Blake die Mumien eines Mannes, einer Frau, eines 12- oder 14jährigen Knaben und eines kleinen Kindes. Sie waren alle eng in wollene Kleider von verschiedener Farbe und Feinheit gehüllt und diese durch Nadeln von Dorn zusammengeheftet. Die Skelette waren sämmtlich mit einem bituminösen Stoff gesättigt und ausgezeichnet gut erhalten, so wie auch die wollenen Kleider, was ohne Zweifel von der großen Trockenheit der Atmosphäre und des Bodens in diesem Theil von Peru herkommt. Hr. Blake besuchte viele andere Begräbnißplätze zwischen den Anden und dem stillen Meere bis hinab nach Chili, und alle entsprachen denen in den hohen Thälern der peruanischen Anden. Von diesen Begräbnißplätzen ist auch nicht eine Sage übrig, aber wollene Tücher, ähnlich denen in den Gräbern, werden von den Indiern Peru's noch heutzutage gewoben, und im westlichen Theil Bolivia's, südlich von dem Orte, wo diese Mumien entdeckt wurden, im unfruchtbarsten Theil der Wüste von Atacama, fand Hr. Blake einige Indianer, die wahrscheinlich wegen der Unzugänglichkeit ihrer Wohnungen weniger von den Spaniern annahmen und mehr bei ihren alten Sitten blieben; die Kleidung derselben gleicht heute noch denen der erwähnten Mumien in Gewebe und Form. Nach Dr. Morton *) haben diese Mumien denselben eigenthümlichen Schädelbau, dieselben zarten Knochen und die merkwürdig kleinen Hände und Füße, wie die, welche man in dem Begräbnißplatz von San Francisco (im nördlichen Mexico) traf. Er bemerkt, daß nach einer Untersuchung von fast 400 Schädeln von Individuen, die zu den ältern Nationen von Mexico und Peru gehörten, so wie von solchen, die man aus Grabhügeln im westlichen Nordamerika ausgrub, alle nach Einem Modell gebildet scheinen und auf eine merkwürdige Weise mit denen aus San Francisco übereinstimmen, daß dieselbe Schädelbildung mit einer staunenswerthen Gleichförmigkeit sich über alle Stämme von Canada bis Patagonien und vom atlantischen bis zum stillen Meere erstreckt, was die Ansicht verstärkt, daß trotz der leichten Abweichung in der physischen Gestaltung und der noch viel bedeutendern in der intellectuellen Entwicklung alle Ureinwohner Amerika's aus allen bekannten Epochen einer großen besondern Race angehören. (Stephens Incidents of Travels in Yucatan.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach unserer Ankunft stieg ich ans Ufer, nahm einen der Barkenbesitzer, den Mauren Hadschimid, als Führer an, und ging zuerst in das Magazin eines reichen chinesischen Kaufmannes, in welches eben aus einer malayischen Prau Reis geladen wurde. Nachdem ich meine Begrüßung angebracht, lud mich Tschin-tschin, der dicke Chinese, zum Essen ein, und bewirthete mich nach chinesischer Weise mit Thee. Von hier aus begann ich in der Stadt herum zu schlendern. Georgetown, auf malayisch Tandschong-Panaik, ist auf einem niedern Landvorsprung auf der Ostseite der Insel erbaut. Trotz der englischen Benennung hat das Aeußere doch gar nichts Europäisches, sondern es ist eine ganz asiatische Stadt. Man zählt etwa 20,000 Einwohner, Engländer, Chinesen, Malayen, Hindus u. s. w., Engländer aber im Ganzen sehr wenige, denn sie leben meist auf ihren Plantagen. Auf den Straßen trifft man kein einziges europäisches Gesicht, was mich nicht wenig in Verwunderung setzte. Chinesen, Malayen und Hindus wohnen in besondern, ebenen und geraden, nach rechten Winkeln gezogenen Straßen. In dem von Chinesen bewohnten Theil herrscht die größte Thätigkeit. In kleinen hölzernen, nach der Straße offenen Schuppen werden alle möglichen Handwerke getrieben. Chinesische Cyklopen, den Zopf um den Kopf geschlungen und in Schweiß gebadet, schmieden Ackerwerkzeuge und Wirthschaftsgeräthe, allerlei Schiffsbedürfnisse u. s. w.; Wagenmacher, Tischler, Drechsler, Schneider — alles arbeitet eifrig trotz der unerträglichen Mittagshitze. In den Barbierstuben sieht man, wie die Dandys sich die Köpfe scheren, die Zöpfe flechten und mit besondern Zängelchen die Haare aus Nase und Ohren ausreißen lassen. Zwischen den Hand-

*) Von welchem ein besonderes, auch im Ausland erwähntes Werk „Crania americana" verfaßt wurde.

werkerbaden sind welche mit Früchten, Gemüse und Fleisch; in den steinernen Häusern sind die Buden etwas reicher, und hier kann man chinesische Zeuge, Gefäße u. dgl. finden. Ueber dem Eingang in die Häuser und an den Mauern sind innen und außen chinesische Inschriften auf rothem oder blauem Papier, manchmal mit goldenen Buchstaben. Innen sieht man nicht schlecht gemalte, aber mißgestaltete Bilder der chinesischen Götter, vor denen immer Wachskerzen oder Räucherwerk brennen. Auf den Straßen gehen in leichtem Trabe halbnackte Träger, welche an Bambusstangen Körbe mit verschiedenen Gegenständen oder in Kokosblätter eingewickelt die wohlgemästetsten Schweine tragen. An verschiedenen Orten sieht man mit bunten Inschriften bemalte chinesische Capellen, wo vor kleinen Idolen Opfergaben an Candiszucker und Früchten auf Tischen stehen und Wachskerzen brennen, und auf einem der Hauptplätze erhebt sich ein chinesischer Tempel von seltsamen Umrissen. Das Dach ist mit ausgehauenen Drachen und allerlei wunderlichem Schnitzwerk geziert; unter der Decke hängt eine zahllose Menge großer, aber sehr leichter Laternen, und die Vorhalle ist durch ein eisernes Gitter gesperrt. Dem Tempel gegenüber ist auf leichten Säulen ein mit Metallplatten und verschiedenartigem Schnitzwerk verziertes Theater errichtet, welches von einigen reichen Kaufleuten unterhalten und in dem jeden Abend unentgeltliche Vorstellungen gegeben werden, wobei die Zuschauer unten auf dem Platze stehen. Mit Einem Wort, alles ist hier so neu und unterscheidet sich von allem Europäischen so schroff, daß selbst die einfachsten Gegenstände unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die übrigen Theile der Stadt haben einen ganz verschiedenen Charakter. Auf breiten Straßen zwischen kleinen, von Palmbäumen beschatteten Häuschen schreiten in mäßigem Schritt ernste Hindus; neben den Brunnen nehmen Rechtgläubige ihre Waschungen vor; in den Reihen von Buden, die mit englischen Baumwollenzeugen oder indischen Waaren angefüllt sind, liegen der Länge nach ausgestreckt die Verkäufer und leiern Verse aus dem Koran, oder rauchen schweigend aus der Hukah den wohlriechenden Huraku.*) Zwischen den kleinen Häuschen sieht man hie und da Moscheen mit gemalten Thürmchen und Hindutempel. Unter dem Volke fallen namentlich die Polizeisoldaten oder Peons auf, in Turbanen, kurzen Ueberröcken und weiten Hosen, das Seitengewehr an einem breiten, mit Kupferplatten verzierten Riemen an der Seite hängend. Diese Peons recrutiren sich meistens aus Indiern, doch sind auch Malayen darunter, aber in bedeutend geringerer Zahl, weil sie den verschmitzten Chinesen gegenüber nicht schlau genug sind.

Ich miethete nun mit meinem Begleiter einen Palankin, oder richtiger einen Palki, d. h. einen kleinen zweiräderigen Wagen, in welchem die Passagiere einander gegenüber sitzen. Ein kleines malayisches Pferdchen führte mich im raschen Trabe fort, und neben demselben lief ein halbnackter Sais oder Kutscher, und so ging's fort nach dem Wasserfall, einer der ersten Merkwürdigkeiten der Insel, die alle Fremden zu besuchen für Pflicht halten. Die malayischen, auf leichten Pfählen erbauten Häuschen beginnen erst in den vom Mittelpunkt der Stadt entlegenen Theilen und zeichnen sich durch ihre Unreinlichkeit aus. Der größte Theil der Malayen, die den Grundstock der Bevölkerung von Pulo Pinang bilden, lebt in kleinen Dörfern im Innern der Insel oder am Meeresufer, und beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Fischfang. Die Malayen sind bei weitem nicht so schön wie die Indier und in ihren finstern unfreundlichen Blicken liest der Europäer kein freundliches Entgegenkommen: die Malayen hassen die Europäer, freilich nicht ohne Grund, und sie verbergen auch diesen Haß keineswegs. Jetzt namentlich hat für sie eine schlimme Zeit begonnen: ein ruhiges Leben und Betrieb des Ackerbaues, wozu die Engländer sie bewegen wollen, liegt nicht in ihrem Geist und ihren Sitten, und der Seeraub, die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der Malayen, von den Söhnen der Radschas und andern angesehenen Personen angefangen bis zum letzten Bettler herab, ist jetzt ausnehmend gefährlich, ja fast unmöglich geworden. Die englischen Kreuzer haben in der Meerenge von Malacca eine Menge Seeräuberpraus zerstört, aber die Kreuzer sind bei den in der Meerenge herrschenden Windstillen den leichten Praus, welche vortreffliche Ruderfahrzeuge sind, bei weitem nicht so gefährlich als das Kriegsdampfboot, das von der Regierung ausdrücklich zu dem Zweck, der Verhinderung des Seeraubes und der Vernichtung der Räuber, unterhalten wird. So fahren jetzt die Kauffahrteischiffe sicher in der Meerenge von Malacca. Es ist außer allem Zweifel, daß England durch die Sicherung des Handels der Menschheit und, wie sich von selbst versteht, ihren eigenen Kaufleuten zuerst einen großen Dienst erweisen; aber es ist darum nicht minder wahr, daß der Seeraub die Lieblingsbeschäftigung der Malayen von jeher war, und daß die Unmöglichkeit, ihn fortzusetzen und auf ihre Weise glücklich zu seyn, sie zum bittern Hasse gegen die Engländer reizt, welche noch überdieß sich ihres Landes bemächtigt haben, und sie nicht nach den herkömmlichen Gesetzen und Gewohnheiten regieren. Zudem sind die Europäer in den Augen der Malayen und der Indier nichts anderes als unreine Thiere; der Verbrecher, der wegen irgend einer blutigen Unthat zum Tode verurtheilt wird, ist niemals von der Gerechtigkeit des Urtheilsspruchs überzeugt, er hält ihn für einen unabwendbaren Schlag des Geschicks, und geht mit Fühllosigkeit und kaltem Blute zum Richtplatz, ohne die mindeste Reue zu zeigen.

Die Straßen in Pulo Pinang sind, wie in fast allen englischen Colonien, vortrefflich. Auf beiden Seiten einer breiten ebenen Chaussée wachsen Tekbäume, ungeheure Bambus- und Bananengebüsche, der Eisenholzbaum, die Kokos- und Areka-Palme u. s. w. Die langen Zweige der Bäume und das dichte Grün der Blätter schützen die Straße fast vollkommen gegen die Sonnenstrahlen. Neben den Bambusgebüschen, welche hier die Stelle der Zäune und Einfriedungen bei den Plantagen versehen, wachsen Ananas, um die kein Mensch sich kümmert und die jedem Vorübergehenden gehören, der sich erfrischen will. Die niedrigen und sumpfigen Gegenden, namentlich am Meeresufer, wo der Boden aus aufgeschwemmter Erde besteht, sind mit Reis besäet, welcher die Arbeiten des Anbaues mit reichlichen Ernten belohnt und die Hauptnahrung der asiatischen Bewohner der Insel bildet. Die Abhänge der Hügel sind mit Muscatpflanzungen bedeckt, von denen die reichsten einem Engländer, Namens Brown, gehören. Diese Plantagen liegen anderthalb Stunden von der Stadt und werfen jährlich etwa 200,000 Piaster Einkommen ab. Der Vater des jetzigen Besitzers fing an, Muscatpflanzungen anzulegen im Jahre 1810, als noch Niemand auf einen glücklichen Erfolg hoffte, und seine Freunde sagten deßhalb, er suche ein neues Eldorado. Jetzt wachsen auf seinen Ländereien über 100,000 Muscatbäume, welche jährlich nicht weniger als 150,000 Pfund guter Nüsse geben. Ein einziger Baum trägt etwa 200 Piaster ein und zwei andere gegen 80. Es ist zu bemerken, daß vor 1798 auf der ganzen Insel nicht Ein guter Muscatnußbaum war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist ein Gemisch aus Tabak, Bananen und Zuckerrohrsaft, das die Indier aus der Hukah rauchen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1843.

Klima von Buenos Ayres.

(Letters on South America by J. C. and W. P. Robertson.)

So wechselvoll auch das Klima von Buenos Ayres ist, indem die Hitze bald auf 90° F. (25⅓° R.) im Schatten steigt, und dann auf 35 bis 40° F. (1⅓° bis 3⅗° R.) fällt, so ist es doch, wie schon der Name Buenos Ayres, gute Luft, anzeigt, äußerst gesund. Wie in vielen andern Theilen Südamerika's ist die Witterung mehr durch locale Ursachen, als den Stand der Sonne bedingt. Diese localen Ursachen sind in Buenos Ayres die Winde. Wenn der Südwestwind mitten in der Sommerhitze heftig weht, so wandelt er die Sommerhitze in eine Winterkälte um, und weder Winterszeit noch die Schatten der Nacht können die Hitze erträglich machen während der pestilentialischen Herrschaft des Nordwindes mit der Feuchtigkeit auf seinen Flügeln. Der Südwind trocknet alles aus, der Nordwind deckt alles mit Schimmel und Rost. Im Sommer bringt er Mattigkeit und Krankheit, erschwert das Athmen, führt Myriaden von Mosquitos und andere Insecten in seinem Gefolge mit, und bringt Fäulniß in Fleisch und Gemüse; Fische kann man nicht über zwei bis drei Stunden auf dem Marktplatz halten, die Früchte werden matt und die Blumen welken. Sobald aber der Nord solchergestalt seine Macht zu mißbrauchen anfängt, so kommt alsbald wie ein Blitzstrahl der Pampero oder Südwind über ihn, rückt heran mit drohenden Wolken und rollendem Donner, und beginnt den Kampf mit Regenstürzen, manchmal mit Hagel, dann kommt er brausend daher durch die Straßen und hüllt die Atmosphäre und die Einwohner in Dunkelheit durch die aufgewirbelten Staubwolken. Thüren und Fenster schlagen krachend auf und zu, und alles ist mit Staub bedeckt, von dem mancher wider Willen ein volles Maaß schlucken muß, während er jene schließt. Aber dieß dauert selten länger als eine Viertelstunde, dann öffnet der Pampero die Schleußen des Himmels, legt den Staub nieder, fegt alle pestilentialischen Niederschläge weg, und man erwacht am Morgen nach einer köstlichen Nachtruhe zum Genuß nicht bloß einer gekühlten, sondern auch gereinigten Atmosphäre und eines glänzend blauen Himmels, an dem nur hie und da ein Silberstreifen von Wolke zu ersehen ist.

Dennoch ist Winter und Sommer völlig geschieden: ersterer beginnt im April und endet im September; dann kann man die Wärme und Annehmlichkeit eines Kamins recht wohl ertragen, und solche sind auch in dem Lande allgemein im Gebrauch, und wenn man auf dem Lande keine Kohlen bekommen kann, so gewährt der Pfirsichbaum ein ganz angenehmes Surrogat, besonders wenn man in alte Wälder kommen und alte Wurzeln herausgraben kann. Der Sommer beginnt im October und endet Ende März; dann ist freilich kein Feuer nöthig, man nimmt Bäder, kehrt um eilf Uhr Mittags nach Hause zurück, macht alles so finster wie möglich, ißt zeitig zu Mittag, trinkt etwas rothen Wein, macht eine Siesta, reitet Abends aus, oder geht in der Alameda mit den Damen spazieren, raucht seine Cigarre auf der Azotea (Dach) oder im Pateo (Hofraum), nimmt leichten Branntwein mit Wasser, und geht endlich zu Bett unter einer sehr leichten Decke und einem Moskitonetz bei offenen Thüren und Fenstern.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Strelna.

(Fortsetzung.)

Beliebiger Kürze halber sagen wir der Schildwacht, welche vor Erhebung des hinter der Triumphpforte angebrachten Schlagbaumes nach unserem Stand und Namen frägt: Kupzi iz gorodu (Kaufleute aus der Stadt). Unter solchen Formen sind wir sicher ohne weiteres Inquiriren wegzukommen; Kaufleute gehören zu den indifferenten Nützlichkeitsthieren, die von der Krone fast gehegt und gepflegt werden, dieweil man sie als Schröpfköpfe der Nation betrachtet, in Fällen, wo dieser auf keiner andern Weise beizukommen ist. Man weiß, der Kaufmann mischt sich nur in Politik, sofern solche zu seinem Schacher gehört; er conspirirt also nicht, ist mithin ohne eigentliche politische Bedeutung, daher mag er sich doch anfangen, bis

gelegentlich für gut befunden wird ihn auszuleeren. Wo demnach die wachsame Polizei stets offene Augen hat, nimmer rastet und vortrefflich aufpaßt, auf daß nicht etwa räudige Schafe aus- und einschleichen, da drückt sie mit Gleichgültigkeit das linke Gehorgan zu, wenn sich der Name Kupez (Kaufmann) am Thore hören läßt. Zu trauen ist ihr aber noch immer nicht ganz, denn das erste Auge schielt uns so lauernd nach, daß unser Gewissen sich erst vollkommen beruhigt, wenn wir den Schlagbaum sich wirklich heben sehen und nun unter demselben hinwegrollen auf der schönsten Straße der Welt. Ach hätte doch Petersburg sich so fester Straßen zu erfreuen! ist der erste Wunsch, den wir jetzt ausstoßen.

Bei 24 Ellen Breite ist der herrliche Weg zu beiden Seiten mit Gräben eingefaßt, die durch Steine ausgesetzt sind, auch laufen parallel nebenbei erhöhete Fußwege, zu denen von Zeit zu Zeit überwölbte Quergräben die Zugänge bilden. Dauerhaft gewölbte Brücken leiten über einige Bäche, und nur an etlichen Stellen ließe sich mehr Sorgfalt auf die Instandhaltung dieser Musterstraße wünschen. Und wer schuf bei so schwierigem, versumpftem Terrain diese große Bequemlichkeit? Wer anders als ein Deutscher, dürfte man versucht seyn zu antworten, nachdem überall deutsche Namen erklingen, wo etwas Tüchtiges, Gemeinnütziges in Rußland sich zeigte. Aus dem Munde eines Augenzeugen, des Geheimraths B. habe ich gehört, welch fürchterliches Unternehmen es früher war, auf diesem Wege nach Petersburg zu gelangen, zumal im Frühjahre oder Herbst; acht Pferde waren oft kaum im Stande den leichtesten Wagen von der Stelle zu bringen. Alle Besserungsversuche scheiterten an der Bodenbeschaffenheit, bis General Bauer (unter Katharina II.) die Sache gründlich erfaßte, indem er der Straße zuerst eine Grundlage von Kies gab, worauf Granitstücke kamen, die man mit Ziegelsteinen überdeckte, darüber kam abermals eine Lage Kies und endlich ein Pflaster von Feldsteinen, das die gewöhnliche Aufschüttung von Kies und kleinen Steinen trug. Die Werst kostete ohne Brücken 25,000 Silberrubel; diese Solidität widerstand endlich sowohl dem Terrain als auch dem Klima bis auf heutige Zeiten.

Den ganzen schönen Weg finden wir zu beiden Seiten besetzt mit Datschen, die in größerem oder geringerem Abstande inmitten kostspieliger Gartenanlagen stehen; in Zwischenräumen zeigen sich noch kleinere und größere Partien der ursprünglichen Baumvegetation, Birken und Nadelholz.

Unter Alexander war der Peterhof'sche Weg à la mode, weil hier die schöne Gräfin Narischkin auf ihrer Datsche wohnte, die einem Feensitze durch alle erdenklichen Künste ähnlich gemacht wurde. Natürlich fanden sich die Mitglieder der haute volée ebenfalls hier ein, daher noch heute Graf Scheremetieff und andere Große zwar diese Besitzungen noch haben, ohne jedoch häufig und lange sie zu bewohnen, vielmehr miethet nicht selten ein reicher Petersburger Kaufmann oder sogar ein vornehmer Handwerker solch ein in aller Hast entstandenes und mit unermeßlichen Kosten hergestelltes Gartenkunststück der hochvornehmen Familie ab, die am Ende froh ist Jemand zu finden, der ihr die Sorge für Instandhaltung der Holzgebäude und Anlagen auf einige Zeit abnimmt. Die Launen, vielleicht auch nebenbei seine Absicht und Berechnung der Beherrscher Rußlands haben dadurch, daß man sich bald auf diese bald auf jene Seite aufs Land in der Nähe der Residenz begab, um daselbst den Sommer zuzubringen, die Umgegend Petersburgs sehr verschönert. Wo ursprünglich nichts als Morast oder Sand und magere Kiefern oder Birken den Boden bedeckten, erhob sich eine, die klimatischen Zustände zeitweise versteckende, südlichere Vegetation. Was könnte Petersburg mit seinen benachbarten Gegenden seyn, wenn Peter der Große größer als eigensinnig und halsstarrig gewesen wäre, und seinen Sitz in südlichere, gesegnetere Gegenden seines großen Reiches aufgeschlagen hätte, wie ihm auch angerathen wurde. Ungeheure Menschenkräfte, verkürzte Menschenleben und unberechenbare Geldmittel vermögen hier doch nur höchst Ephemeres und Erkünsteltes zu leisten.

Erfreuen wir uns indessen an den Dingen wie sie sind, und sehen, daß Sträuche und Bäume, die hier auf fremdem Boden stehen, einem fremden, strengen Klima ausgesetzt, doch so ziemlich gedeihen, sobald sie erst etwas herangewachsen sind und durch sich selbst Schutz vor den Winden gewonnen haben. Sie zieren die Gegend ungemein und gewähren dem Auge die erquickendsten Abwechselungen der Formen und des Grünen, während anderswo immer nur Kiefern und Birken mit Birken und Kiefern abwechseln.

Höchst anmuthig sind hier und da die Einblicke auf die Wasser des finnischen Meerbusens mit seinem Hintergrunde Kronstadt und seinen gelegentlichen Staffagen an Fahrzeugen aller Art. Unser Weg zieht sich offenbar am Rande eines vorzeitigen Seeufers hin, denn fast überall liegen — nimmt man die allernächste Nachbarschaft der Hauptstadt etwa aus, welche nur ganz flach ist — die Datschen links am Wege, auf kleinen dünenartigen Erdhöhungen. Das Zurückziehen der Gewässer, oder die Verringerung ihrer Masse, ist somit auch hier ganz außer allen Zweifel gestellt, durch fast handgreifliche und schlagende Beweise.

Die bei aller durch erwähnte Gartenanlagen herbeigeführter Abwechselung dennoch herrschende Gleichförmigkeit der Gegend gibt dem minder genau Beobachtenden wenig oder keine besondere, durch natürliche Beschaffenheit herbeigeführte Bezeichnungen, daher die schönen obeliskenförmigen Werststeine dieselben bilden müssen.

Unterwegs begegnen wir auch, links am Wege liegend, dem „Pflegehaus aller Bekümmerten.“ So nennt der Russe nämlich sein Irrenhaus; ihm ist die Ideenverbindung irre, toll, närrisch für das zu Bezeichnende gänzlich fremd und außer dem Begriffe liegend. Ach! die Russen sind in gar vielen Dingen so übel nicht, dafern sie eben nur ihrer Natürlichkeit überlassen bleiben und nicht par force cultivirt werden. Im Oberarzt und Director der trefflich geleiteten Anstalt, Dr. Herzog, finden wir abermals einen sehr wackern Deutschen aus Thüringen, und sein erster Gehülfe ist auch ein Deutscher.

Ich möchte wissen, ob es wahr ist, was so allgemein behauptet wird, daß nämlich die Zahl der Irren mit der gestei-

gerten Verstandescultur und Civilisation wachse? Es wird mir schwer, an diese Demüthigung des menschlichen Wesens zu glauben.

Die Landhäuser fangen an, und alle zur linken Seite zu liegen; wir sind mithin schon über die siebente Werst hinaus. Ob es schon spät ist? Wir fuhren bisher äußerst langsam! Sieh da! schon stark in der fünften Stunde, da müssen wir eilen, nicht zu spät bei Tische zu erscheinen. „Stupai!“ (Vorwärts!) „Michail! Skorjeje!“ (Schneller!) So, nun fliegen wir ja förmlich an den Gegenständen vorüber. Wie hübsch dort der kleine Teich, mit dem Kaninchengehege im Parke! Welch reizende Baumgruppirungen vor jener Datsche! Ah! Dort zeigt sich ja schon N—offs Datsche! „Na lewu!“ (Links!) „Michail! Tut na dwor!“ (Dort in den Hof!)

Ei! man ist schon bei der Suppe; allein wir verursachen wenig Umstände. Während ich die kurze Vorstellung meines stockfremden Begleiters abmache, sind auch bereits ein paar Couverts für uns aufgelegt und wir nehmen Platz in der Nachbarschaft des Hausherrn. Nach uns erschienen noch ein halbes Duzend Besucher; thut nichts! es wird ein Tisch an die Speisetafel gerückt, der sich wie durch Zauber vollständig convertirt, und alles geht wie am Schnürchen, ohne daß man einen Mangel an irgend etwas zu entdecken vermöchte. Kaum daß bei solchen gelegentlichen Ueberraschungen einer größern Anzahl von Gästen als man erwartete, die Hausfrau später gegen eng Befreundete äußert, daß sie ein wenig befürchtet, diese oder jene Speise möchte nicht hinreichen. Es ist diese Art sich zu arrangiren um so bewundernswerther, als in einer solchen Entfernung von der Stadt an keinen schnellen Ersatz des Fehlenden gedacht werden kann.

Die Unterhaltung bei Tische finden wir auf dem Lande schon ein wenig belebter als in der Stadt, wozu die hier veranstaltete bunte Reihe der Damen und Herren wohl etwas beitragen mag, denn zu den Gegenständen gewöhnlicher Männerunterhaltung vom Wetter, vom Kaiser und der letzten Whistpartie treten noch allerlei Turns, wie die Engländer sagen, und wofür wir bloß die Uebersetzungen, Wendung, Krümmung, Abwechselung, Zufälligkeiten und noch eine Schaar anderer Worte haben, von denen aber keines so recht bezeichnend ist, als eben das vieldeutige englische. Unsere Sprache ist zu reich für das Wiedergeben dieser hübschen Armuth.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Fortsetzung.)

In einiger Entfernung von der Stadt befindet sich Bambus-Square, das aus unreinlichen Buden besteht und von Chinesen, Malayen und Indiern der niedersten Classe bewohnt ist: hier finden sich Schenken, wo man elenden Arak und giftigen Samtschu verkauft, ein starkes Getränke, das mit Opiumdämpfen geschwängert ist; hier wohnen auch die Freudenmädchen. Als ich etwas über eine Stunde weit gefahren war, stieg ich aus dem Palankin, und war nicht wenig betroffen durch ein seltsames Gepolter, das von einem großen benachbarten Gebäude hertönte; mein Begleiter sagte mir, das sey eine chinesische Mühle, und wir traten in das große mit einer Menge Inschriften versehene Thor. In einem weiten Raume wurden hier acht Paar Mühlsteine durch Büffel in Bewegung gesetzt; die untern Mühlsteine waren in die Erde gegraben und in den obern waren Stangen angebracht, die durch Stricke an die Hörner der Büffel befestigt waren. Man kann sich vorstellen, wie langsam die Arbeit bei einer solchen Einrichtung ging. Zum Durchsieben des Mehls sind kleine Buden errichtet; unten ist eine Kiste, in die das durchgesiebte Mehl hineinfällt, und darüber ist ein viereckiges Netz, zwischen dessen langen Seiten und den Wänden der Bude nur 4" Raum übrig gelassen ist. Das Netz ist der Länge nach an zwei schmalen Balken befestigt, an denen es von einem außenstehenden Chinesen mit Stricken hin- und hergeschüttelt wird. Diese Mühle besteht seit der ersten Colonisation der Insel durch Chinesen und ist die einzige in ganz Pulo Pinang. Trotz der langsamen Arbeit ist die Mühle doch hinreichend für die Bedürfnisse der Bewohner, weil nur Europäer und Chinesen Brod essen, ja sogar kann man noch an die ankommenden Schiffe verkaufen. In einer andern Abtheilung des Gebäudes ist eine Bäckerei, wo eine Art Nudeln (vermicell) gebacken und auch im Hofe gleich getrocknet werden; die Chinesen essen solche sehr gern, und sie sind auch wirklich gut. Der Eigenthümer war ungemein freundlich und zuvorkommend, weihte mich in die Geheimnisse seines Geschäftes ein und bewirthete mich mit Brod und Nudeln.

Von der Mühle bis zum Wasserfall ist es noch gegen eine Stunde. Nach einiger Zeit gelangten wir in ein mit Zuckerplantagen bedecktes Thal, zwischen Bergen, von denen einige Abhänge mit Muscatbäumen, andere, und zwar die höchsten, mit dichtem Urwald bewachsen sind, an den noch keine menschliche Hand rührte. Zwischen dem dichten Grün der Bäume sieht man einen kleinen Wasserfall, der aus einer Höhe von 1000 Fuß in mehreren Abstufungen von 50 bis 80 Fuß herunterfällt. Der Wasserfall ist nicht durch die Wassermasse, noch auch durch die Höhe des Falles bemerkenswerth, gibt aber der ohnehin entzückenden Landschaft einen neuen Reiz. Der weiße Schaum sticht lieblich ab von dem hellen Grün der Umgebung, und das eintönige Geräusch stimmt zu eigenthümlichen Gefühlen; über die Gegend und den Wasserfall selbst laufen abergläubische Sagen unter dem Volke um: mein Begleiter, ein Moslem, erzählte mir, daß vor langen, langen Zeiten ein frommer Molla hieher gekommen, aber nicht mehr zurückgekehrt sey, und daß Niemand von seinem Schicksal etwas wisse. Seit dieser Zeit sind die wahren Gläubigen der Ansicht, daß Allah die eitle Neugierde der Menschen, welche zu wissen suchen, was ihnen nicht gebührt, ungnädig ansehe, und sie halten es darum für Sünde an verbotene Orte vorzudringen, die nach Allahs Willen mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt bleiben sollen.

Nachdem ich mich in den „kalten Fluthen des Wasserfalls“ gebadet, kehrte ich nach der Stadt zurück, stillte hier zuerst meinen Hunger durch eine Tasse chinesische, recht schmackhafte Suppe, die ich mir in einer tragbaren Küche zubereiten ließ, und dann speiste ich in einer Tratterie, die ein Creole in englischem Styl hielt, der mir aber für ein déjeuner à la fourchette eine gottlose Rechnung machte. Um 4 Uhr Nachmittags ritt ich nach der Kafferplantage eines aus Ceylon eingewanderten Mannes;

unser Arzt fuhr mit meinem moslemitischen Führer in einem Palankin dahin. An der Thüre seines, eine kleine Stunde von der Stadt, in entgegengesetzter Richtung von dem Wasserfall, entlegenen Hauses empfing uns ein ehrwürdiger graubärtiger Greis von hohem Wuchse und zeigte uns seine Kaffeestauden, seine Muscat- und Mangustan-Bäume u. dgl. Leider hatte ich mich in meinen Erwartungen getäuscht: statt einer weitläufigen Kaffeeplantage fand ich nur einige Kaffeebüsche mit unreifen Früchten. Das Haus des alten Mannes war auf Pfählen gebaut und die Mauern bestanden aus Kokosblättern, die zu Matten verflochten waren; aus den Fenstern schauten die bräunlichen Köpfe seiner Kinder hervor, unter andern auch der eines 13jährigen äußerst reizenden Mädchens. Wir trennten uns von dem Greise eine Stunde vor Sonnenuntergang, kamen an den Casernen der Sipahis vorüber, hielten einen Augenblick am Gefängnisse an und kehrten dann nach der Stadt zurück. Mitten auf einem Wiesenfleck, nicht weit von dem Gefängnisse, kniete auf einem auf der Erde ausgebreiteten Teppich ein Moslem, der sich durch die Anwesenheit der Ungläubigen in seinen frommen Betrachtungen nicht stören ließ.

In dem Gefängniß erwarteten die Theilnehmer eines blutigen Vorfalls, der sich kurze Zeit vor unserer Ankunft zu Pulo Pinang ereignete, ihr Todesurtheil. Die Regierung der ostindischen Compagnie hat die Gewohnheit, die zur Galeerenarbeit verurtheilten Verbrecher an entlegene Orte zu schicken, wahrscheinlich um alle Versuche zu einer Befreiung von Seite ihrer Verwandten oder Helfershelfer vorweg abzuschneiden. Solchergestalt sendet sie Verbrecher, die in Madras oder Calcutta verurtheilt werden, nach Singapur, Pulo Pinang, Malacca u. s. w. Eine englische Handelsbrigg mit 25 gebührend gefesselten Hindus ging von Calcutta nach Singapur unter Segel. Die Schwäche des beigegebenen Commando's gestattete nicht über die Verbrecher hinreichende Aufsicht zu halten, und als sie im Angesicht von Atschin*) angekommen waren, führten sie ihren wahrscheinlich schon früher verabredeten blutigen Plan aus, streiften in einer Nacht ihre Ketten ab, überfielen den schlafenden Capitän und sein Commando, ermordeten alle, mit Ausnahme des Kochs, eines Laskars, und liefen dann im Hafen von Atschin ein. Hier gingen sie jeden Tag ans Ufer, um die auf dem Schiffe vorgefundene Ladung abzusetzen, und ließen nur den Koch zurück, nahmen aber alle Nachen mit sich, damit derselbe nicht ans Ufer gelangen könne, in der sichern Ueberzeugung, daß, wenn er sich einfallen lassen sollte ans Ufer zu schwimmen, die Haifische ihm schon sein Recht angedeihen lassen würden. Trotz aller dieser Vorsichtsmaaßregeln gelang es dem Koch in einer vorüberfahrenden Fischerbarke ans Ufer zu gelangen, und er fand auch Mittel zu dem Sultan von Atschin durchzudringen und ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Der Sultan, froh eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich die Engländer, in deren Händen er gänzlich ist, zu verbinden, schickte einen eigenen Boten nach Pulo Pinang, und hielt indeß die Mörder gefangen. Aus Pulo Pinang wurde alsbald ein Schiff abgesendet, um die Verbrecher aus Atschin nach Pulo Pinang überzuführen, wo unverzüglich ein Geschwornengericht niedergesetzt wurde, um sie zu richten. Vor einigen Jahren noch hatte Pulo Pinang nicht das Recht, Criminalfälle zu entscheiden, und die Verbrecher mußten nach Calcutta geschickt werden, was die Aburtheilung derselben sehr verzögerte, während der Seeraub und die Blutrache der Malayen keinen langen Aufschub gestattet. Die Malayen werden trotz aller Bemühungen der Engländer doch noch lange glauben, daß ein guter Stoß mit dem Kris die beste Rache für eine erfahrene Beleidigung ist. Unter Indiern und Malayen kommen Beispiele einer eigenthümlichen höchst originellen Art von Rache vor. Beide sind fest überzeugt, daß Meineid früher oder später der verdienten Strafe nicht entgeht. Es sind Fälle vorgekommen, daß der Kläger vor Gericht erklärte, er halte sich für beleidigt, wenn der Gegner seine Unschuld beschwöre, nicht als ob er an die Wahrheit seiner Aussage geglaubt hätte, sondern bloß in der Absicht, seinen Feind zu einem falschen Eid zu vermögen, und sich durch die Strafe zu rächen, welche dieß Vergehen nach sich ziehen müsse. Cap. James Low erzählt in seiner Beschreibung von Pulo Pinang einen Fall, von dem er selbst Zeuge war. „Zwei Soldaten, geborene Bengalesen und innige Freunde, geriethen wegen einer unbedeutenden Sache in Streit; einer derselben, welcher sich für beleidigt hielt, schoß sich kaltblütig durch die Brust. Ich stand in diesem Augenblick nicht weit von ihm, lief zu dem Unglücklichen hin und fragte ihn, was ihn zu dieser furchtbaren That bewogen habe? — Möge mein Blut auf denjenigen fallen, der mich beleidigt hat, antwortete er kaltblütig, und gab nach einigen Secunden den Geist auf. Ueberhaupt sind unter Hindus die Beispiele von Selbstmord aus Rache nicht sehr selten. Ein abergläubischer Schrecken läßt dem schuldigen Gewissen derjenigen, auf deren Haupt das Blut der Selbstmörder mit einem ewigen Fluch fallen soll, keine Ruhe.“ Und dieser Fluch geht häufig in Erfüllung, weil derjenige, den er trifft, bald genug die ganze Schwere der ihn erwartenden Strafe fühlt: die erschreckte Einbildungskraft verfolgt ihn mit ihren Schreckbildern; er weiß nicht, was er anfangen soll, er verläßt seine Familie, sein Besitzthum, er schwindet dahin, und nimmt sich endlich selbst das Leben oder verliert den Verstand.

(Schluß folgt.)

*) An der Nordspitze von Sumatra.

Miscellen.

Die Xanthischen Marmortafeln. In der k. literarischen Gesellschaft zu London las der bekannte Alterthumsforscher Leake eine Abhandlung über den griechischen Theil der Xanthischen Inschriften vor. Es ist eine Dedication an die zwölf Götter in zwölf Versen, die aber mehrere Unregelmäßigkeiten darbieten. Obrist Leake setzt das Alter der Inschriften zwischen 541 v. Chr., wo Xanthus von Harpagus, dem Feldherrn des Cyrus, eingenommen wurde, und 333 v. Chr., wo Lycien unter Alexander dem Großen kam. Der Harpagus, der in der Inschrift genannt ist, war vermuthlich ein Nachkomme des obenerwähnten. Das Xanthische Denkmal, welches früher bereits im Besitz des brittischen Museums war und die Einnahme der Stadt durch Harpagus darstellen soll, gehört ans Ende des fünften oder in den Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. (Litt. Gaz. vom 22 April.)

•

Zunehmende Kaffeeconsumtion in Norwegen. Wohlhabenheit, Handelsverbindungen und Genußsucht sind in Norwegen so gestiegen, daß z. B. die Kaffeeconsumtion allein vom Jahre 1825 bis 1842, also in 17 Jahren, von 1 auf 4 Millionen Pfd. anwuchs. (Berlingske Tidende vom 16 März.)

•

Das französische Budget. Ein müßiger Kopf hat berechnet, daß, wenn man seit der Gründung Roms bis zum Jahre 1843 alle Minuten ein Frankenstück bezahlt hätte, das französische Budget von 1844 mit 1401 Millionen noch nicht beisammen wäre. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1843.

Skizzen aus Peking. *)

Das chinesische Heer und die chinesischen Kriegsübungen.

Die chinesische Regierung unterhält sowohl zum Schutze gegen äußere Feinde als zur Behauptung der Ruhe im Innern ein ungeheures Heer, und verwendet auf den Sold und den Proviant, der in Reis besteht, bedeutende Summen; sie gibt sich alle mögliche Mühe, das Heer in einen möglichst guten Stand zu setzen, befördert den Unterricht, hält häufig Revue, und nimmt die Beförderungen zu Officieren und selbst zu den niedern Chargen nur nach erstandenem Examen vor. Troß allem dem aber befindet sich sowohl die äußere Einrichtung der Armee als auch der Geist der Truppen des himmlischen Reichs in einem sehr kläglichen Zustande. Die Ursachen hievon liegen theils in der Feigheit der Chinesen, theils in dem schlechten Organismus der Armee, und am meisten wohl in der geistigen Erstarrung der Nation überhaupt.

Das Landheer in China zerfällt, wie bei uns, in Infanterie (bu-zsiun), Reiterei (ma-bin) und Artillerie (cho-zi-in). Die Soldaten bilden in China einen besondern Stand, so daß die Söhne der Soldaten durchaus wieder in den niedern Stand ihrer Väter eintreten, wozu sie nicht nur das Staatsgesetz, sondern auch ihr eigener Vortheil nöthigt. Recrutenaushebungen finden in China nicht statt, weil hier die Eltern, wenn ein Sohn kaum das fünfzehnte oder sechzehnte Jahr erreicht hat, sich alsbald bemühen ihn zu verheurathen, so daß fast jeder Soldat Nachkommen hat, die bereit sind seine Stelle einzunehmen, und nicht selten lange warten müssen, bis sie in die Reihen des Heeres aufgenommen werden. Das chinesische Heer zerfällt, seinem Solde nach, in zwei Classen: Pa-zi und Ljui-zi, die ersten bestehen aus Mandschuren, Mongolen und solchen Chinesen, welche den Mandschuren zur Vernichtung der Dynastie Ming beistanden; sie erhalten den doppelten Sold der zweiten Classe des Heeres, in welcher nur Chinesen dienen. Der Sold der ersten beträgt etwa 6 Thlr. monatlich und einen Sack Reis. Der Schnitt der Kleidung ist bei der Infanterie und Cavallerie beinahe gleich, und sie sind mit Bogen, Pfeilen, Seitengewehr, aber nur zum Theil mit Flinten versehen. Wenn man für die offenen Soldatenstellen Candidaten auswählt, so prüft man sie namentlich im Bogenschießen; der Infanterist schießt nach einem Ring, welcher etwa 8 Zoll im Durchmesser hat, auf eine Entfernung von 40 Schritten, und wenn von 3 Pfeilen einer trifft, so gilt seine Geschicklichkeit für genügend. Tritt einer in die Reiterei, so muß er vom Pferde aus schießen. Zu dieser Prüfung wird ein besonderer Graben gezogen von anderthalb hundert Klafter Länge, 4 bis 5 Schuh Breite und gegen 3 Schuh Tiefe. Der Reiter, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, reitet in den Graben und setzt hier sein Pferd in vollen Lauf. Auf der linken Seite des Grabens hart am Rande sind drei mit Leder überzogene Ringe aufgestellt, und der dahersprengende Reiter muß, wenn er in gleicher Richtung mit einem Ringe gekommen ist, einen Pfeil so abschießen, daß er durch den Ring trifft. Wenn er dieser Anforderung Genüge leistet, so gilt er für einen guten Reiter und gewandten Schützen, und er wird in den Dienst aufgenommen. Aber es gibt auch Reiter die geschickt genug sind mit dem Gewehre schießen zu können; die Probe in der letztern Kunst wird fast in derselben Weise angestellt, erfordert aber eine andere Art von Gewandtheit. Der Reiter reitet in den Graben mit dem Gewehr in der Hand, das Pferd wird in den Galopp gesetzt, und die Aufgabe besteht darin, bis man an den Ring gekommen ist, das Gewehr zu laden und abzufeuern. Uebrigens ist dieß nicht so schwierig, als es auf den ersten Anblick scheint. Dem Reiter hängen drei Patronen auf der Brust, er braucht die Ladung nicht mit einem Pfropfen festzustampfen, und somit kommt es nur darauf an, das Pulver in den Lauf zu schütten und die brennende Lunte anzulegen, welche gewöhnlich um den Schaft des Gewehres gewunden und in der Art festgemacht ist, daß man sie nur drücken darf, um sie auf das Zündloch fallen zu lassen. Zu zielen ist nicht nöthig; die Chinesen sind schon zufrieden, wenn sie jedesmal ihr Gewehr losgehen sehen.

*) Aus den Mittheilungen eines gewesenen Mitgliedes der russischen Mission in Peking. Vaterländische Memoiren, Aprilheft.

Man darf indeß nicht glauben, daß damit die ganze Kunst der chinesischen Krieger erschöpft sey: einige zeichnen sich durch besondere gymnastische Künste aus, sie heben schwere Steine frei empor, handhaben ungeheure Pallasche mit großer Geschicklichkeit, und wissen die stärksten Menschen im Ringkampf mit ungewöhnlicher Fertigkeit niederzuwerfen. In der letztern Kunst zeichnen sich die Mandschuren aus, namentlich diejenigen, welche am Hofe zu Peking unterhalten werden und jährlich im Winter dem Kaiser eine Probe ihrer Gewandtheit im Vergleich mit den mongolischen Ringern geben, welche man zu diesem Ende besonders nach Peking kommen läßt. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß auch hier eine kleine, sehr unschuldige List von Seiten der Chinesen mit unterläuft. Man versammelt die Ringer gewöhnlich im Palast, einige Stunden ehe der Kaiser kommt, und vertheilt sie in besondere Zimmer, wobei es sich dann immer trifft, daß die Mandschuren den Kampf in gut geheizten Zimmern abwarten, die Mongolen aber in so kalten, daß sie bei ihrer leichten Kleidung fast erstarrt zum Kampfe kommen; die Mandschuren werden gut genährt und ihnen sogar gewärmter Branntwein gereicht, während die Mongolen nüchtern kämpfen müssen. Diese Kraftmenschen, welche bei Mandschuren wie bei Mongolen sich auch durch Gewandtheit auszeichnen, führen den Namen **Batoru**. Wenn irgendwo ein Aufstand ausbricht und der Localbefehlshaber mit seinen Truppen dessen nicht Meister wird, sondern um Hülfe bitten muß, so schickt der Kaiser einen seiner Großen mit einer Heeresabtheilung, und gibt ihm gewöhnlich 20 oder 30 Batorus mit, auf deren Stärke und Tapferkeit er eine besondere Hoffnung setzt. — Noch muß ich einer eigenen Truppenart erwähnen, die, wie es scheint, nur in China existirt; ihre Bestimmung besteht darin, die feindliche Reiterei zu erschrecken. Diese Krieger sind vom Kopf bis zu den Füßen in Tiger- und Pantherfelle gekleidet und führen Knallkugeln mit sich; bei dem Zusammentreffen mit dem Feinde werfen sie sich den Reiterabtheilungen entgegen, und suchen durch allerlei Sprünge und furchtbaren Lärmen die feindlichen Pferde zu erschrecken.

(Schluß folgt.)

Neue Skizzen aus Petersburg.

Strelna.

(Fortsetzung.)

Nach Tische nehmen wir eine Tasse Kaffee im Garten, wo man eine allgemeine Fahrt nach Strelna bespricht, an die wir uns natürlich mit Vergnügen anschließen, und gegen sieben Uhr haben wir die Station mit ihrem recht anständig erscheinenden Restaurationsgebäude erreicht, wohin jedoch nur unsere Equipagen gesandt werden, da es nicht comme il faut für Damen ist, dergleichen Locale ohne dringende Noth zu betreten. Wir stiegen daher vor dem Eingange in den kaiserlichen Park ab, und betraten einen wundervoll duftenden, schattenreichen Laubgang, gebildet von alten, hohen Lindenbäumen, die in voller Blüthe stehen. Ha! welch reizende Kühle, welche Erholung nach überstandener staubiger Straße!

Warum ich so solo dahin schlendere, die Hände, recht unanständig mich gehen lassend, auf den Rücken gelegt? Warum ich mir nicht Cäciliens Arm erbeten? Ach! lieber Leser, hast du nicht jenen Blondin bemerkt, der über Tische neben der Schönen saß? Ja, ja, er war schon damals zugegen, als Cäcilie mir am Pianoforte die Neuigkeit wegen des Sommerquartiers zuflüsterte. Er war eben neu im Hause eingeführt und ich, — je nun, ich diente Cäcilien, als alter Bekannter, zum Lockvogel, mit dem man vertraut thut, um anderen, die man zu fangen gedenkt, zu zeigen: seht, so gut und wohl noch besser könnt ihr auch behandelt werden, wenn ihr euch fangen laßt. Die Mädchenwelt verfolgt oft eine so einfache und natürliche, dennoch aber so sichere und schlaue Politik, gegründet auf physisch-psychische Leimruthen. Wir sind jung, reich, und vor allem unvermählt, mithin Speculationsgegenstand; wie willkommen ist da den jungen Damen z. B. ein Knabe zur Hand! Wie wird der geliebkoset, geherzt, geküßt! Nun ich dächte, euch müßte der Mund wässern, oder ihr habt Fischnaturen. Um sich möglichst glücklich in der Welt zu fühlen, muß man vor eigenem Egoismus das egoistische Getriebe anderer nicht bemerken!

Es befinden sich in unserer heutigen Gesellschaft mehrere Fremde, denen das vom Kaiser Alexander restaurirte Schloß, dessen von Peter dem Großen herrührende Baulichkeiten fast zu Ruinen geworden, unbekannt war; daher bewegte sich unser ganzer bunter Zug dem stattlichen Gebäude zu. Eine Art Aufseher, schon vorher durch den Hrn. Staatsrath von unserm Kommen unterrichtet, öffnete uns die Gemächer, welche zwar vollständig meublirt sind, denen man es indessen doch deutlich ansieht, es wohne selten Jemand von den hohen Herrschaften hier. An den Wänden hängen eine ziemliche Anzahl Oelbilder, meistens Niederländer, oder aus der italienischen Schule, darunter ohne Zweifel manch werthvolles Stück; allein auch wir gehen nur flüchtig daran vorüber, um doch wenigstens ehe nso verdreht vom Sehen zu reden, als die andern. Jede Gemäldesammlung von nur einigem Werthe will entweder studirt oder gar nicht erst betrachtet seyn, um dem Beschauer aufrichtigen, wahren Genuß zu gewähren; das gebräuchliche Begucken ist eine Beleidigung der Kunst. Unstreitig das schönste Bild in Strelna befindet sich oben auf der Plattform des Schlosses. Es ist die reiche Umsicht, welche man von da hinunter bis Petersburg, hinüber bis zum mastenreichen Kronstadt, hinauf bis an die Landspitze hinter Oranienbaum und umgedreht über ein gutes Stück ins Land mit seiner bunten Scenerie, gebildet aus einzelnen Häusern und Gehöften, aus Ortschaften, Waldgruppen, Feldern, Wiesenflächen, Landstraßen, kleinen Hügeln u. s. w. Nur allein Herr von Südost macht einige Einwendungen gegen langes Verweilen auf dem hohen Standpunkt, und da wegen allzu leichter Erkaltungen männiglich besorgt ist, so heißt es bald: In den Park! In den Park! Dieser bis hinunter an die See reichend ist nicht in allen Theilen so wohl erhalten, als vorn am Eingange und in den Hauptpartien, — ein Beweis, daß die kaiserliche Familie nicht hier weilt. Man kann mit Sicherheit in Rußland überall

voraussetzen, daß da wo nicht befürchtet werden muß, das Auge des Kaisers könne darauf fallen, sich Vernachlässigung jeder Art zeigen wird. Es scheint sich noch immer der Geist zu erhalten, welcher in Potemkin besonders sichtbar und weltbekannt wurde, als er seiner Kaiserin förmlich gemalte Decorationen für Wirklichkeiten vor die hohen Augen brachte. Man berechnet noch jetzt mit Aengstlichkeit, wie weit des strengen Kaisers Blicke reichen könnten, und hält bis dahin ein Uebermaaß von äußerem Schein zum wenigsten, oft aber auch von wirklicher Ordnung aufrecht, während hinter dieser Linie wieder alles tout à la russe ist. So verhält es sich nicht nur in Betreff der Aeußerlichkeiten, derselbe Geist zeigt sich auch genau in allen mehr spirituellen Angelegenheiten, und der Bewanderte muß zugestehen, daß über den äußern Anstrich hinaus durchweg noch gar wenig in Rußland erreicht wurde. Die Civilisation und Cultur vermag nicht tiefer einzudringen, indem ein ganz eigenes, nationales Wesen im Russen sich dagegen stemmt. Einer meiner Freunde meinte, „es gehe der Cultur in Rußland wie der Kälte; die Menschen brauchten fortwährend Gegenmittel zur Wiedervertilgung des Eingesogenen!"

Wir befinden uns in der Mitte des Julius, folglich nehmen die Tage schon wieder ab, und der prachtvolle Sonnenuntergang, welcher den schönen, vor unsern Blicken liegenden Golf von Petersburg zauberhaft vergoldet, erinnert daran, daß es gegen neun Uhr ist. Der Wind hat sich völlig gelegt, die See jedoch, noch leicht bewegt, prangt in entzückender Beleuchtung durch das scheidende Tagesgestirn und nur eine leise Bewegung der Luft umfluthet uns mit Wohlgerüchen, gespendet von den nahen Linden des gegen den stärkern Luftstrom schützenden Parkes. Unter fortwährendem Geplauder promeniren wir wohl noch ein Stündchen, bis die anbrechende, unbeschreiblich reizende Dämmerung, welche bis zum Aufgang der Sonne — gegen 3 Uhr — dauert, so wie das Einwickeln unserer Damen in ihre Umschlagetücher, uns an den Aufbruch mahnen.

Wir hatten von unseren Gebieterinnen Erlaubniß bekommen, die Cigarren in Brand zu stecken, um den wahrhaft unverschämten Mückenzudringlichkeiten Trotz zu bieten, und dieß half die Promenade den Rauchern besonders behaglich machen.

Die Equipagen harren unserer schon am Eingange des Parkes und bringen uns pfeilschnell zurück nach der eilften Werst, wo wir denn Thee einnehmen, Mlle. Cäcilie eine Chopin'sche Etude vortragen hören, und sodann uns gegen Mitternacht auf den Heimweg nach der Stadt begeben.

Wie köstlich ist doch die Nacht, zumal uns ihre Frische nicht gefährdet, da wir wohlweislich in wärmende Mäntel gehüllt sind. Welch angenehmer Mittelzustand zwischen dem geräuschvollen Tageslicht und dem tiefen Todesschweigen einer windstillen, dunkeln Nacht! Der Golf bildet eine dunkle, gerade Linie, nur hin und wieder durch einen festen, tiefschwarzen Punkt unterbrochen; es sind einzelne Fischerboote oder die Baggerfahrzeuge, welche in dem ewig verschlammten Hafen ein schmales Fahrwasser frei erhalten. Kronstadt verschwimmt fast mit dem Horizont, und den jenseitigen Strand verräth nur sein abstechendes tieferes Dunkel so wie die gleichen Umrisse des Ufers, hinter welchem sich am Himmel eine leichte Abend- oder Morgenröthe, man weiß nicht zu sagen welches von beiden, zeigt. Aufgang und Untergang der Sonne liegen so nahe bei einander, daß der Zwischenraum nur bei aufmerksamer Beobachtung bemerkbar wird. Sieh! dort steigt eine Rakete, ihr folgen mehrere Leuchtkugeln; gewiß vergnügt sich auf der Insel Petrofski irgend eine heitere Gesellschaft schon am Lichtspiele eines Feuerwerks, obschon die Zeit, wo alle Welt platzen und flimmern läßt, erst kommenden Monat erscheint, wenn die Nächte bereits länger und dunkler zu werden beginnen. Viel zu schnell halten wir wieder am Schlagbaum vor der Triumphpforte. Die Schildwache frägt „Kto tam?" (Wer da?) und „Otkuda?" (Woher?) Wir kennen das abgekürzte Verfahren und entgegnen bloß: „Kupzi is deremni!" (Kaufleute vom Lande!), oder noch kürzer bloß „Sdatschi!" (von den Landhäusern!), worauf sich der Schlagbaum geräuschlos emporhebt, und wir in die Stadt einrollen. Zu bemerken ist, daß man desto ungehinderter passirt, je lakonischer man der Thorwacht auf Fragen antwortet; dieser ist das Gehorchen mechanisch so sehr eingeprägt, daß kurzen, befehlshaberisch klingenden Worten, oder demgemäßen Handlungen, zu opponiren ihnen in der Regel gar nicht beikömmt. Je mehr man von diesem Verfahren abweicht, um so sicherer darf man seyn, gehudelt zu werden, denn der Russe hudelt selbst gar zu gern, so wie er bemerkt, daß er nicht domtnirt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Fortsetzung.)

Als wir nach der Stadt zurückgekehrt waren, hatten wir Gelegenheit eine Probe indischer geistlicher Musik zu hören, wenn man das wilde, unharmonische Gelärm, das einen Todten erwecken könnte, Musik nennen kann. In einem kleinen buddhistischen Tempel, der aus dünnen Säulen aufgeführt und mit Flechtwerk gedeckt war, saßen und standen fünf Indier und bliesen mit Entzücken, um nicht zu sagen mit Wuth, aus allen Kräften in zwei Clarinetten und eine Trompete, schlugen eine Trommel und kupferne Teller, — wozu! das möchte wohl der große Buddha selbst nicht wissen. Ein rasender Fanatismus glühte in ihren Augen, der Schaum stand ihnen vor dem Munde und der Schweiß floß in Strömen über ihre glänzende, dunkelolivenfarbige Haut. Die Hindus üben in Pulo Pinang alle ihre wundersamen Gebräuche außer dem Verbrennen der Wittwen und der Wagenprocession. Das in Indien gebräuchliche Schwingen an Haken, die an den Rippen befestigt sind, wird auch hier getrieben, und das Volk sieht häufig dieß widerliche Schauspiel des religiösen Fanatismus. Mir ward indeß das Schauspiel nicht zu Theil, was ich als ächter Reisender bedauern muß.

Wir warteten das Ende der geistlichen Musik nicht ab, sondern gingen weiter und blieben dem chinesischen Theater gegenüber stehen, um das sich eine zahlreiche Schaar von Menschen aller Farben und jeden

Alters versammelt hatte und die Vorstellung betrachtete, deren Sinn keiner, der nicht in die mannichfachen herkömmlichen Zeichen und Abkürzungen der chinesischen Schauspielkunst eingeweiht ist, verstehen kann. Die Decorationen bleiben stets dieselben, an welchem Ort auch die Handlung vor sich gehen mag; Schläge auf den Gong und ein verstärktes Spiel der Musikanten, die zu beiden Seiten der Scene aufgestellt waren, begleiten die Erklärung, daß die Scene der Handlung aus einem Palast in einen Wald, Garten, Haus u. dgl. verlegt werde. Zwei Krieger in voller altchinesischer Rüstung mit bemalten Gesichtern schritten auf der Schaubühne auf und nieder, fochten mit den Händen und declamirten etwas eifrigst in einem Recitativ. Augenscheinlich handelte es sich von einer Schönen, welche steif wie eine Puppe von ihrem Sitze aufstand, sich bald an diesen, bald an jenen Helden wandte und mit einer Fistelstimme sie um etwas bat. *) Neben ihr saß auf einem Stuhle mit auf den Rücken gebundenen Händen ihr Ehemann, wie mir mein Führer erklärte, und erwartete mit der unbeweglichsten Kaltblütigkeit sein Schicksal. Keine der handelnden Personen schenkte ihm eine Aufmerksamkeit, und darum glaube ich, daß die von ihm eingenommene Ecke der Bühne ein Gefängniß vorstellen sollte. Die Krieger stießen nun sehr heftig zusammen und trennten sich dann wieder, hieben in die Luft und fielen nacheinander nieder, woraus ich schloß, daß sie miteinander fochten. Die Sache endigte damit, daß nach einem sehr durchdringenden Schrei der Schönen einer der Helden um ein vielfarbiges Gitter herumlief, das die Scheidewand der Schaubühne bildete, die Bande des Mannes zerschnitt, worauf laute Schläge auf den Gong, sowohl auf der Bühne als im Tempel, das Ende des Spectakels ankündigten. Bei dieser Gelegenheit verbrannte man auf einer Art Altar, der vor dem Tempel aufgestellt war, eine Menge verschiedenfarbigen Papiers.

In Erwartung, daß die Nacht bald völlig einbrechen würde, gingen wir in das Haus zu Ibram und meinem Führer, und waren hier in einem Augenblick von einer Schaar Indier und Mauren umgeben, welche mich zum Sitz auf einem Schämel einluden, mir eine Huka reichten und dann um die Wette Muscheln, Krise, Bambusstöcke u. dgl. zum Kauf anboten. Obgleich sie auf eine gottlose Weise unsere Piaster in Anspruch nahmen, betrachtete ich doch den lebendigen schönen Haufen mit Vergnügen, sog den aromatischen Duft des Huraku ein und erfrischte mich mit Kokosmilch. Als es völlig dunkel geworden war, schlenderten wir abermals in der Stadt umher, denn Abends beim Mondschein ist sie besonders schön. Alles, was bei Tage durch seine Unreinlichkeit einen unangenehmen Eindruck gemacht hatte, war durch die Dunkelheit verdeckt. Im chinesischen Theil war die Thätigkeit noch nicht zu Ende; in den von Lampen erhellten Buden schneiderten, schusterten, hobelten und schmiedeten die arbeitsamen Söhne des himmlischen Reichs wie bei Tage; vor den Götterbildern brannten mit Papier verzierte Wachskerzen, in den Capellen waren leichte, mit durchsichtigem Papier überzogene und mit Drachenbildern bemalte Laternen angezündet, und in den Fruchtläden brannten Laternen, die aus ausgehöhlten Ananas gefertigt waren. Weiterhin in den Straßen der Moslems und Hindus wandelten die wohlgebauten Gestalten in weißen Turbanen hin und her, oder sammelten sich um die mit einer Menge kleiner Lampen erleuchteten Moscheen und Tempel. Wir blieben am Eingang in einer Moschee stehen; die mit uns bekannten Mollas kamen uns entgegen, brachten Blumen, und schlugen uns dann vor, in das Innere der Moschee einzutreten, unter dem Beding, unsere Fußbekleidung auszuziehen. Wir ließen uns natürlich nicht lange bitten, zogen die Stiefel aus und traten ein. Nachdem wir vor dem moslemitischen Heiligthum das gewöhnliche Salam gemacht, legten wir in das Kästchen mit einer Oeffnung, worein die milden Gaben kommen, einen Piaster. Das Innere der Moschee bot nichts Besonderes dar: die Mauern waren nackt und weiß, und rechts stand das Modell einer Fregatte, wobei mein Führer mir die Erklärung gab, daß sie einmal im Jahre völlig ausgerüstet und zur Zeit des Festes zu Ehren Hassans und Husseins im Triumph in der Stadt herumgetragen werde. Als wir uns einige Minuten umgesehen, traten wir hinaus, und die Mollas, deren Achtung für uns ungemein gestiegen war, luden uns ein, in einem Vorplatz auf einen Schämel uns niederzusetzen. Eine ungeheure Menschenmenge sammelte sich auf der Straße und am Eingang und blickte uns mit Neugierde an. Inzwischen bewirthete uns der oberste Molla, Scheich Abdul Chadyr, ein Greis von höchst ehrwürdigem und wohlgefälligem Aeußern, der von den Rechtgläubigen in Pulo Pinang wie ein Heiliger verehrt wird, mit Scherbet, und stellte eine halbnackte Mißgeburt mit einem ungeheuren Fächer oder Punka vor uns, der dann auch im Schweiße seines Angesichts aus allen Kräften uns befächelte. Nachdem wir uns noch einige Minuten unterredet hatten, erhoben wir uns und gingen weiter. Der Theaterplatz war angefüllt mit Volk, das chinesische Abendschauspiel in vollem Zuge, der Platz, das Theater, die auf der Schaubühne sich bewegenden und Fratzen schneidenden seltsamen Figuren in den buntscheckigen Costümen und mit bemalten Gesichtern, die zahllosen Haufen verschiedenfarbiger und verschiedenartiger Zuschauer, — alles dieß beleuchtet von dem fahlen rothen Licht der Lampen und Fackeln, hatte etwas Phantastisches, Zauberhaftes. Der Rauch der Lampen stieg in Säulen empor, die Musikanten spielten aus allen Kräften, häufige Schläge auf den Gong erschütterten die Luft, und das Ohr eines Mozart oder Rossini wäre auf das unbarmherzigste zerrissen worden, für mich aber, einen Fremdling aus dem fernen Norden, der auf einmal in diese seltsame, für mich völlig neue Welt unter den prachtvollen tropischen Himmel versetzt war, für mich war alles dieß reizend und alles fesselte die Einbildungskraft durch die Seltsamkeit und Neuheit der Scene. Nachdem wir uns satt daran gesehen, kehrten wir auf unser Fahrzeug zurück. Am andern Morgen um 8 Uhr kamen die Mollas, um uns zu besuchen, und brachten eine Menge Früchte und Blumen mit. Ich beschenkte sie, händigte ihnen eine gute Anzahl Piaster für die Armen ein, und wir schieden als die besten Freunde. Um 10 Uhr lichteten wir die Anker und mit Bedauern blickten wir zurück auf das gesegnete Land. (Schluß folgt.)

*) Die Rolle der Frau spielte ein junger Chinese.

Gold und Silber in Frankreich und England. In der Sitzung der moralischen und politischen Wissenschaften der französischen Akademie vom 22 April las Hr. Leon Fauché eine Abhandlung über das Münzsystem in Frankreich vor, und sprach sich darin für das Gold als einen bessern Werthmesser wie das Silber aus. Bekanntlich strömt in Folge der verschiedenen Münzsysteme das Gold nach England, das Silber nach Frankreich. Vom Jahre 1816 bis 41 hat sich der Vorrath an Goldbarren in Frankreich um 440 Mill. vermindert, aber um zwei Milliarden an Silber vermehrt. Entgegengesetzt, aber in gleichem Verhältniß, war die Zunahme des Goldes in England groß, und ebenso die Abnahme des Silbers. Hr. Fauché glaubt der Ueberfluß an Silber und der Mangel an Gold könne Frankreich große Verlegenheiten bereiten. (Echo du Monde Savant vom 30 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1843.

Aberglaube der Walachen.

Zweiter Artikel.*)

Der Murony.

Die grauenvolle Sage von den Vampyren ist, wie überhaupt im östlichen Europa, so auch bei den Walachen allgemein verbreitet.

Der Vampyr — oder wie ihn die walachische Sprache nennt, der Murony — geht aus der Verbindung zweier unehelich gebornen Wesen hervor; aber auch ein anderer, den ein Murony getödtet hat, kann wieder ein solcher werden, daher holt man zu jeder walachischen Leiche, gleichviel welches Alters und Geschlechts der Verstorbene gewesen sey, sobald sie gewaschen und angekleidet ist, ein altes Mütterlein, das sie weiht und mit einer geheimnißvollen Mischung salbt. Auch ein anderes Mittel wendet man häufig an, um den furchtbaren Lebenskeim zu ertödten, womit der Biß des Murony seine Beute vergiftet: man schlägt dem Hingeschiedenen einen Nagel durchs Herz.

Maaßregeln dieser Art werden insbesondere dann für nothwendig gehalten, wenn ein sonst gesunder Mensch plötzlich hingestorben ist. Ob eine Spur vom Bisse des Murony wahrzunehmen sey, thut eigentlich nichts zur Sache, da dieses räthselhafte Wesen zwar für gewöhnlich einem Menschen gleicht, aber nach Belieben sich in jedes, auch das kleinste Thier verwandeln kann. Es wählt hiezu vornehmlich die Gestalt von solchen Thieren, die allgemein als höllisch gelten, wie Hunde, Katzen, Eulen, Spinnen, Flöhe, Läuse u. dgl.

Priculics. Priculicsone.

Der Priculics, welcher auch als weibliches Ungethüm, als Priculicsone gedacht wird, ist eine Abart des Murony, und scheint im Aberglauben der Walachen fast eine noch wichtigere Rolle zu spielen als dieser. Er durchschweift bei Nacht Weiden und Triften, tödtet alle Thiere, welche ihm begegnen, wie Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, und saugt ihnen die guten Säfte aus, weßhalb er immer, so alt er auch wird, ein gesundes, blühendes Aussehen hat.

Wie der Murony trägt er menschliche Gestalt, und ein vollsaftiger, gut aussehender Mensch kann leicht in den Verdacht kommen, daß er bei nächtlicher Weile das Gewerbe des Priculics treibe. Als untrügliches Zeichen hievon nimmt der Walache den Hundsschweif an, in dem sich der Rückgrat eines solchen Wesens fortsetzt. Erst vor fünf Jahren haben die Einwohner eines Dorfes in meiner Nähe mit Gewalt durchgesetzt, daß einer von ihren Mitbürgern sich untersuchen lassen mußte, ob sein Körper nicht jenen verrätherischen Auswuchs zeige. Die Sache machte großes Aufsehen, und am Ende waren sogar das Comitat und der Bischof genöthigt, sich darein zu legen. Nur die Wachsamkeit der Ortsvorstände und der Eifer der Geistlichen sind im Stande zu verhüten, daß nicht zuweilen ein Unglücklicher diesem furchtbaren Wahne zum Opfer falle.

Jam bei Weißkirchen, im Banat.

Arthur Schott.

*) Vergl. das Ausland vom Jahre 1842, Nr. 290.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Strelna.

(Fortsetzung.)

Man hatte mir schon viel von den Orgien russischer Officiere erzählt; namentlich waren die Garderegimenter wegen der Ausschweifungen ihrer mit dem Porte-epée Versehenen bekannt und genannt.

Unter der Zahl meiner Petersburger Bekanntschaften befanden sich wohl mehrere Gardeofficiere, namentlich von den höher Graduirten, indessen stand ich ihnen gesellschaftlich immer nur fern, so daß mir keinerlei Urtheil in Bezug auf die angedeuteten Beschuldigungen zustand. Ich spiele ungern Karten, liebe die Würfel nicht im entferntesten, weiche Trinkgelagen in der Regel aus und habe niemals besonders gern Quadrillen vollzählig machen helfen; wie hätte ich näher mit russischen Gardeofficieren zusammen kommen sollen? Ich sollte Petersburg jedoch nicht verlassen ohne daß mir der Zufall Gelegenheit

gegeben, wenigstens eine Erfahrung auch in dieser Beziehung zu machen.

An einem schönen Februartage des Jahres 183*, wo die Sonne so hell und warm schien, als müsse der Winter gezwungen werden, sein weißes, eisiges Kleid abzuwerfen, während er kaum Anstalten machte, auf den Metalldächern der Petersburger Häuser einige Schmelzversuche anzustellen — denn was die Sonne etwa gut machte, verdarb die Luft aus Sibiriens Gefilden, berüchtigten Andenkens — an einem jener herrlichen Nordlandstage trat der junge, liebenswürdige Diplomat, Baron S. bei mir ein und fragte: „ob ich für heute dringend engagirt sey?" Auf mein Verneinen hieß es dann: „er bitte mich in seinem und seines Bruders Namen eine kleine Abschiedsfête, die letzterer beim Traiteur in Strelna seinen Freunden gebe, mit meiner erheiternden Gegenwart zu beehren." Die Partie war etwas entfernt und frostig, daher suchte ich mich zu entschuldigen, allein man war so liebenswürdig zu behaupten, der Bruder — welcher als Capitän der *schen Garde eben den Abschied genommen und nun im Begriff stehe, Petersburg wo nicht für immer, so doch auf sehr lange zu verlassen, da er sich auf die Güter in Kurland begeben wolle, um von dort aus ins Ausland zu reisen — habe ganz besonders gewünscht, mit mir noch einen Abend froh hinzubringen. Der deutsch-russische Adel besitzt unwiderstehlich liebenswürdige Manieren, und ich mußte nachgeben.

Capitän von S. ließ mich bitten, mit ihm in seinem Reiseschlitten abzufahren, und sein Bruder, der Diplomat, bat sich meine Begleitung auf dem Rückwege aus, meine eigene Equipage entbehrlich zu machen, da es ohnedieß am Platze zum Unterbringen der Pferde mangeln dürfte.

Ich fuhr also verabredetermaßen gegen 2 Uhr Mittags in die Italianskaja (italienische Straße), wo mein abreisender Bekannter wohnte, und nachdem wir ein in Bereitschaft gehaltenes Gabelfrühstück verzehrt, fuhren wir nach der Jämskoi (Postbauernstraße), um daselbst die Abfahrt der Troika (Dreigespann) zu betreiben. Es herrscht nämlich in Petersburg die Eigenthümlichkeit, daß die Post sich gar nicht um Postvorgespann oder sogenannte Extrapost kümmert. Der Reisende löset seine Podoroschna (Postpaß) für die ganze Reise, und muß sich nun selbst bis auf die erste Station vor der Hauptstadt zu bringen suchen, woselbst die Posthalter wieder verpflichtet sind, Vorgespann zu besorgen.

Dank sey es dem Geschick und der Betriebsamkeit des Denschtschiks (Burschen) meines Begleiters, wir kamen bald von der Stelle, und mit Windeseile rissen uns die Postklepper auf der spiegelglatten Bahn des Peterhof'schen Weges fort. Wir waren beide in warme, dicke Pelze gehüllt, die sich trotz der Sonnenwärme ganz wohl ertragen ließen, denn ein steifwehender Nordostwind sorgte für mehr als genügende Abkühlung der Luft; die Temperaturnachrichten, welche er aus Sibirien brachte, lauteten auf dort herrschende, liebenswürdige vierzig Grädchen mindestens.

Wie einförmig jetzt die im Sommer so viel Abwechslung gewährende Straße ist! Die Anatomie der Bäume allein bildet mit den verschiedenartigen Formen der Landhäuser einige Zerstreuung. Die See bietet jetzt nichts als eine eintönige, weiße Fläche dar, über welche sich nur eine gelbbraun schimmernde Haarlinie zieht, hie und da mit dunkeln, beweglichen Punkten besetzt. Es ist der Fahrweg von Petersburg nach Kronstadt und Oranienbaum über das Eis des Meerbusens; Kronstadt selbst erscheint vermöge der klaren Luft um die Hälfte näher als im Sommer. Die Straße auf der wir uns befanden, war nur wenig belebt, doch begegneten uns einzelne, kleine Schlittenzüge, die Proviant und andere Dinge der Hauptstadt zuführten. Ein Pferd tritt genau in die Fußstapfen des vorhergehenden, daher auch das Holperige, Stufenförmige jedes Weges, auf dem viele solcher Fuhrwerke gehen, wenn lange kein Schnee gefallen ist; man fährt wie auf einem fortwährenden Knüppeldamme und wird wie auf Wellen geschaukelt. Eine höchst unangenehme Empfindung!

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Peking.

Das chinesische Heer und die chinesischen Kriegsübungen.

(Schluß.)

Man kann daraus abnehmen, wie furchtbar das chinesische Heer ist, aber die Artillerie der Chinesen befindet sich in einem noch kläglichern Zustande. Ich übergehe den schlechten Guß der Geschütze und bemerke bloß, daß die Kanonen der chinesischen Artillerie gar keine Laffetten haben und auf zerbrechlichen Bauernwagen fortgeführt werden, eben so wie die Kugeln und das Pulver. Wenn man sich zum Schießen anschickt, so werden die Kanonen auf die Erde gewälzt und hölzerne Klötze darunter geschoben. *) Namentlich bemerkenswerth sind die von dem Kaiser vorgenommenen Revuen der Artillerie: man schafft zeitig die zur Revue bestimmten Kanonen zur Stelle, legt sie in einiger Entfernung von einander auf den Boden nieder und stellt Scheiben vor denselben auf, dann beginnt man zu feuern und rückt die Kanonen so lange hin und her bis die Kugeln gerade das Ziel treffen; in dieser Lage bleiben sie dann bis zur Ankunft des Kaisers. Die Kanoniere, die zu jeder Kanone gehören, werden in besondern, hinter den Kanonen aufgeschlagenen Zelten untergebracht, und bleiben hier die ganze Zeit der Revue hindurch versteckt, weil nach der chinesischen Etikette kein Unterthan, außer den dem Kaiser zunächst stehenden Personen, seinen Beherrscher sehen darf. Wenn der Kaiser geruht das Feuern aus irgend einer Kanone anzubefehlen, so läßt man es im Zelte wissen, aus welchem nun die zur bezeichneten Kanone gehörigen Kanoniere hervorkommen und den Befehl vollziehen. Gewöhnlich läßt der Kaiser aus der ersten Kanone feuern, und darum ist diese sorgfältiger ge-

*) Diese Schilderung datirt aus der Zeit vor dem englisch-chinesischen Kriege, denn während dieses letzern haben die Chinesen bekanntlich bedeutende Fortschritte gemacht. A. d. R.

richtet und man hat die erfahrensten Kanoniere daran gestellt. Manchmal aber ereignet es sich, daß der Kaiser ganz unerwartet eine andere Kanone bezeichnet, und nun beginnt eine gräuliche Verwirrung; Kanoniere laufen aus verschiedenen Zelten herbei, drängen sich in großer Zahl um das eine Geschütz, hindern einander und der Schuß geht immer fehl. In einem solchen Falle straft der Kaiser, erzürnt über die Ungeschicklichkeit seiner Artilleristen, alle Soldaten vom ersten bis zum letzten, und ordnet einen Unterricht bis zur nächsten Revue an. Wenn die Kugel gerade das Ziel trifft, erhalten die Artilleristen Geldbelohnungen und die Oberbefehlshaber werden belobt. Solche Revuen finden gewöhnlich einmal oder zweimal im Jahre statt. Die Festungsartillerie der Chinesen ist seit vielen Jahrzehnten außer aller Thätigkeit, ihre verrosteten Kanonen liegen alle auf dem Boden, und sind größtentheils zur Hälfte in die Erde gesunken, so daß man ihre Mündungen kaum sehen kann, und andere sind gar mit Gras überwachsen.

Die chinesische Flotte kann nur auf den Flüssen und an den Seegestaden operiren, weil die Schiffe fast alle flachbodig sind. Wenn ein solches Fahrzeug sich auch nur etwas vom Ufer entfernt, so ist es alsbald verloren, theils in Folge des Baues der Schiffe selbst, theils durch die Ungeschicklichkeit der Seemänner. Die Chinesen fühlen auch die Schwäche ihrer Flotte, und lassen sich darum selten auf eine Seeschlacht ein, sondern nehmen ihre Zuflucht gewöhnlich zu andern Vertheidigungsmaaßregeln, als Befestigung der Ufer, Versperrung der Fahrwasser, Versenken großer mit Stein beladener Schiffe ꝛc.

Das Schicksal des chinesischen Soldaten ist äußerst günstig: vom Tage seines Dienstantrittes an ist er aller Sorge ledig; Reis erhält er so viel, daß er stets davon verkaufen kann, sein Sold reicht für die bescheidene Soldatenkleidung hin und sogar zur Befriedigung einiger kleinen Luxusbedürfnisse. Der Dienst ist sehr leicht. Er muß zuweilen bei dem Unterricht sich stellen, wo er fünf- bis sechsmal mit dem Bogen schießt; damit ist die ganze Sache vorbei, und die übrige Zeit hat er völlig frei; zweimal im Jahre muß er der allgemeinen Revue anwohnen, und außerdem noch gewisse Wachtdienste thun, aber auch diese letzte Arbeit wissen sich die Soldaten zu erleichtern: sie haben einige unter sich ausgewählt, denen sie einen Theil ihres Soldes abtreten, wofür diese letztern die Verpflichtung übernehmen, stets auf den Wachtstuben zu wohnen. Uebrigens stellen die Chinesen keine Schildwachen, in dem Sinne wie wir das Wort verstehen, aus, und die ganze Obliegenheit der Wachthabenden besteht darin, auf der Wachtstube den vollen Bestand der Uniform-Mützen zu behalten, und nicht alle zugleich aus der Wachtstube hinwegzulaufen; die Fehlenden werden dann häufig im Nothfall durch den nächsten besten, welcher auf der Straße läuft, ersetzt.

Obwohl es in Peking Casernen gibt, so genießen die chinesischen Soldaten doch völlige Freiheit in ihrem häuslichen Leben: es ist ihnen freigestellt in Casernen oder freien Quartieren zu wohnen, und da in den Casernen der Raum außerordentlich beschränkt ist, so wohnen nur die armen darin; jeder aber, der irgend etwas außer seinem Sold sich erwerben kann, wohnt in einem gemietheten Quartier. Ihre Kleidung unterscheidet sich in nichts von der anderer Leute, ihre Dienstpflicht drückt sie nicht sonderlich und jeder beschäftigt sich nach Gefallen mit irgend einem Gewerbe, wenn ihn nicht eine natürliche Neigung zur Trägheit abhält. Auch die, welche fortdauernd in den Wachhäusern wohnen, führen ein ganz müßiges Leben. Die Soldaten stehen um 7 oder 8 Uhr Morgens auf und trinken ihre Tasse Thee, den sie für den ganzen Tag in einem eigenen Theekessel kochen. Dieser Thee heißt Sjan-pjan, ist bei der armen Classe des Volks im allgemeinen Gebrauch, und das Pfund von der geringsten Sorte kostet nur 6 bis 7 Groschen. Um 9 Uhr essen die Soldaten: ihr Tisch ist natürlich nicht luxuriös und besteht aus in Wasser gekochtem Reis, den sie von der Regierung erhalten, und einem grünen Gemüse mit einigen Loth Hammel- oder Schweinefleisch. Ochsen zu schlachten ist in China durch das Gesetz verboten, aber auch das Schwein- und Hammelfleisch ist ziemlich theuer (8—16 Groschen das Pfund); darum gibt es Leute, die bis in ihr hohes Alter nie Fleisch gekostet haben, und die ärmere Classe kauft Fleisch und Speck lothweise. Suppe und Grütze kochen sie ohne Salz, und um den süßlichen Geschmack zu unterdrücken, gebrauchen sie beim Essen Sjan-zai (gesalzene Zuspeisen), d. h. verschiedene stark eingesalzene und manchmal getrocknete Früchte. Dieß ist das tägliche Mahl der Soldaten und des niedern Volks überhaupt. Uebrigens gestatten sie sich manchmal einen guten Bissen, und kochen statt der Grütze Fadennudeln, eines der beliebten Nationalgerichte. Die Zubereitung dieser Schüssel ist äußerst einfach: sie rühren das Mehl mit Wasser an, und um dem Teig die nöthige Festigkeit zu geben, mischen sie etwas Sesamöl darunter; dann wird der Teig zu äußerst dünnen Cylindern gerollt und im siedenden Wasser gekocht. Das gemeine Volk ißt diesen Teig ohne Salz gekocht, nimmt nur etwas schwachen Essig dazu und ißt gesalzene Zuspeisen; bei Reichen wird zu den auf ganz gleiche Weise bereiteten Nudeln eine besondere Sauce aus Schweinefett, getrockneten Pilzen u. dergl., welche ebenfalls einen säuerlichen Geschmack hat, gegeben. Man kann daraus ersehen, wie geschmacklos die Nudeln für einen ungewohnten europäischen Gaumen seyn müssen; es ist einfach gekochter Kleister mit Essig. Wenn der Soldat gegessen hat, geht er hinaus vor die Thüre, setzt sich auf einen kleinen Schemel und raucht einige Stunden lang seine Pfeife, oder er geht in irgend einen Tempel auf dem Markte, nach irgend einer der Hauptstraßen, wo Buden aufgeschlagen sind, in denen Erzähler sitzen und fertige Kleider verkauft werden. Wenn er so den ganzen Tag hingebracht hat, kehrt er gegen Abend nach Hause zurück, und legt sich um neun Uhr schlafen. Entlassungen aus dem Dienste finden keine statt, und die Soldaten selbst würden es für das größte Unglück halten, wenn man sie entließe und ihres Soldes und der Reisration beraubte. Beförderungen finden gleichfalls keine statt, denn der Soldat bleibt immer Soldat.

Zu Officieren rücken die Kinder der Kriegsbeamten und die der Ackerbauer vor, welche die gesetzliche Prüfung sowohl hinsichtlich der Stärke und Gewandtheit, als in den nöthigen

Kenntnissen bestanden haben. Der militärischen Rangclassen sind, wie der bürgerlichen, sieben; die Officiere der 7ten, d. h. der niedersten Classe, tragen auf ihren Mützen einen goldenen Knopf, die der 6ten einen weißen, undurchsichtigen, die der 5ten einen weißen, durchsichtigen, die der 4ten einen blauen, undurchsichtigen, die der 3ten einen blauen, durchsichtigen, die der 2ten einen rothen undurchsichtigen, und die der ersten einen rothen durchsichtigen Knopf. Orden und Medaillen gibt es in China nicht, und die ganze Auszeichnung besteht in einer Pfauenfeder, welche hinten an die Mütze befestigt wird und etwas hinabhängt. Die Officiere haben ohne Ausnahme die Feder mit einer Schleife, und nur für irgend eine besonders ausgezeichnete That erhalten sie zwei oder drei Schleifen. Ihr Sold ist sehr ärmlich, und da sie durchaus keine Nebeneinnahmen haben, so leiden sie oft an allem Mangel, und nicht selten geschieht es, daß der Officier, wenn er ausrücken soll, die Kleidung der einen Jahreszeit versetzen muß, um mit einer der laufenden Jahreszeit entsprechenden Kleidung ausrücken zu können. Bei Feldzügen verbessert sich ihr Loos einigermaßen; sie erhalten hier ihren Tisch und Vorspann vom Staate, und wissen sich nebenbei noch einige, freilich ungesetzliche Vortheile zu verschaffen. Solche Einkünfte sind oft so groß, daß einige Officiere, die als Bettler ins Feld zogen, mit einem ziemlichen Capital zurückkehrten.

Die im Kriege verwundeten Officiere erhalten vom Staat eine ziemlich beträchtliche Unterstützung, und wenn einer fällt, wird seine Leiche auf Staatskosten nach seiner Heimath gebracht, damit sein Staub neben dem Staube seiner Vorfahren ruhe; auch wird zur Vollziehung der Begräbnißceremonie bis zu 400 Thaler beigesteuert. Außerdem erhält der älteste Sohn des Gefallenen, auch wenn er noch in der Wiege läge, sogleich den Knopf des fünften Ranges und die demselben entsprechende Besoldung. Wächst der Knabe heran und zeigt sich zum wirklichen Dienste tauglich, so beginnt er denselben mit dem fünften Range und steigt allmählich zu den höhern Graden auf. Ist er zum Dienst nicht tauglich, so wird er, auch wenn er gar kein Amt bekleidet, zeitlebens zum fünften Range gerechnet, und erhält den entsprechenden Gehalt. Wenn ein gemeiner Soldat im Kriege fällt, so wird manchmal nur sein Zopf in die Heimath gebracht und mit denselben Ceremonien beerdigt, wie sie der ganzen Leiche gebühren, sein Sold aber geht auf den ältesten Sohn über; tritt dieser Sohn selbst in den Dienst, so geht diese Pension auf den nächsten Sohn über, und so weiter selbst bis auf die Enkel.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

1. Pulo Pinang.

(Schluß.)

Vor der Besitznahme Singapurs durch die Engländer war Pulo Pinang ein Freihafen und der Haupthandelspunkt zwischen Indien und China. Die Rechte eines Freihafens besitzt es zwar auch jetzt noch, aber seine Bedeutung ist gefallen, und die Einnahmen reichen nicht zum Unterhalt der Colonie hin. Singapur, das in den letzten 20 Jahren groß geworden ist, bestreitet nicht nur seine eigenen Kosten, sondern auch noch die von Pulo Pinang und Malacca. Jetzt ist der Handel von Pulo Pinang nur noch dadurch belebt, daß viele Schiffe hieher kommen, um sich mit Wasser zu versehen, und Federvieh nebst andern Lebensmitteln einzunehmen, welche hier viel wohlfeiler sind als in Singapur. Die gesunde Luft der Berge von Pulo Pinang, deren frische und kühle Temperatur auf die Gesundheit den wohlthätigsten Einfluß hat, lockt viele Europäer hieher, welche durch das schwüle und ungesunde Klima anderer Länder Indiens leiden. Hinsichtlich des Reichthums seiner Naturerzeugnisse ist Pulo Pinang vielleicht die erste Insel der Welt; Muscatnüsse, Zimmt, Nelken und Pfeffer wachsen hier üppiger als irgendwo, und außerdem gedeihen hier Kokosnüsse, Zucker, Indigo, Nilam, Gambier, Reis, Tabak, Kaffee, Baumwolle, Betel, Arekanüsse, Nepah, Mais u. s. w. vortrefflich. Die Einkünfte der Insel bestehen aus der Grundsteuer und einer Abgabe vom Verkauf des Betels, des Opiums und der starken Getränke, sie reichen aber, wie schon bemerkt, zur Bestreitung der Ausgaben nicht hin.

Die Art, wie die Engländer in den Besitz dieser prächtigen Insel kamen, ist folgende: Im Jahre 1789 gab der alte Sultan von Quedah Pulo Pinang seiner Tochter, die einen Capitän Light heurathete, als Mitgift. Light trat alle seine Rechte der Compagnie ab, die den Punkt sehr geeignet zur Anlegung eines Entrepots zwischen Indien und China fand, und aus Bengalen eine Abtheilung Soldaten nebst einigen Kaufleuten zur Besitznahme der Insel absandte. Im Jahre 1805 war daselbst schon eine regelmäßige Regierung eingerichtet. Der Sultan von Quedah, welcher kurz nach der Uebergabe von Pulo Pinang von seinen Nachbarn, den Siamesen, beunruhigt wurde, bat die Engländer um Hülfe, wofür er ihnen einen Theil seines eigenen Landes am Ufer nebst einigen Inseln abtreten wollte, unter der Bedingung, daß man ihm eine jährliche Pension ausbezahle. John Bull fand dieß ganz erwünscht. Die Engländer schlossen mit dem Sultan einen Vertrag, welcher heilig und unverbrüchlich gehalten werden sollte, „so lange Sonne und Mond nicht aufhören wiederzukehren." In Folge dessen erhielt der Sultan von Quedah Hülfe, und die ostindische Compagnie verpflichtete sich ihm jährlich 10,000 spanische Thaler zu zahlen. Der Sultan trat ihr dafür einen Strich Landes am Ufer von Malacca von 35 Meilen in der Länge und 4 in der Breite ab. Der Sultan erhielt seine Pension und lebte ruhig in Malacca bis zum Jahre 1835. Um diese Zeit kamen die Engländer auf den Einfall sich Malacca zuzueignen und den gesetzlichen Beherrscher desselben in Georgetown auf Pulo Pinang unter Aufsicht zu halten. In der Folge wurde er auf sein Ehrenwort entlassen und lebte zu Delli auf Sumatra. Aber auch hier genoß er nicht lange der Freiheit: die Engländer argwöhnten er möchte Bündnisse schließen, um wieder in den Besitz seiner Länder auf Malacca zu gelangen, und schickten eine Corvette ab mit dem Befehl, den alten Sultan mit Gewalt einzuschiffen und nach Pulo Pinang zu führen. Von Pulo Pinang brachte man ihn nach Singapur, wo er auch in hohem Alter starb. Seine Söhne wollten die Leiche ihres unglücklichen Vaters in Malacca begraben und brachten sie dahin, dem Leichenzug traten aber hier Soldaten entgegen, und der befehlhabende englische Officier erklärte dem Sohne des Sultans, daß er durchaus nach Singapur zurückkehren müsse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1843.

Die theoretische Nationalökonomie im englischen Parlament.

Bei Gelegenheit des Mißglückens der Handelsunterhandlungen mit Brasilien und Portugal machte, wie die Zeitungen melden, der durch seine staatsökonomischen Schriften bekannte Ricardo den abstracten Vorschlag: „daß man die Erniedrigung der Einfuhrzölle nicht von unsichern Handelsunterhandlungen abhängig machen solle.“ Erwägt man den Stand der Handelsfragen in England, so enthält der Vorschlag allerdings ein ganzes und zwar wohlüberlegtes System, und in diesem Sinne wurde er auch von Lord John Russell und Lord Howick aufgefaßt. Der Mehrzahl der Mitglieder war derselbe jedoch gar nicht mundgerecht, und die Minister hatten leichtes Spiel den Vorschlag verwerfen zu lassen, und zwar mit einer großen Majorität. Die verwickelten Handelsverhältnisse Englands vertragen allerdings kaum eine systematische Behandlung, und der Vorschlag hätte, obgleich sein Schicksal, wie die Sachen einmal stehen, nicht zweifelhaft seyn konnte, wahrscheinlich mehr Anklang gefunden, wenn er eine praktischere Form gehabt hätte; allein es ist darum nicht minder merkwürdig, daß ein Mann wie Ricardo einen so abstracten Satz als Norm des künftigen Verfahrens aufstellen, und daß derselbe Vertheidiger wie Howick und Russell finden konnte, denn dieß beweist, bis zu welcher Klarheit allmählich in England durch die lange und eifrige Besprechung diese Handelsfragen gediehen sind. Das Mercantilsystem, welches nur Waaren aus- und möglichst viel baar Geld einführen will, ist in England, wie so manches andere, erschöpft und zum Fluch geworden, die Erkenntniß ist zum Durchbruch gekommen, daß, wenn die Einfuhr da ist, die entsprechende Ausfuhr in natürlicher Folge nachkommen müsse, wenn nicht das Land schnell verarmen soll, und wir sehen daher jetzt, wie England bemüht ist mit China auf einen Fuß zu kommen, der diesem Lande gestattet mehr Waaren einzuführen. Die ächten Kaufleute Englands sind gegenwärtig in der That mehr darauf bedacht, die Mittel ausfindig zu machen, wie England mehr Waaren aus China beziehen kann, in der sichern Ueberzeugung, daß es an Waaren, um solche chinesische Erzeugnisse zu bezahlen, nicht fehlen wird. Was aber in Bezug auf China wahr ist, ist es auch in Bezug auf Nordamerika und Brasilien: läßt man die Stapelwaaren derselben zu, so werden diese ihre natürliche Bezahlung in englischen Manufacten finden, aber das Interesse der Gutsbesitzer stemmt sich gegen die Zufuhr des wohlfeilen amerikanischen Korns, und das Interesse der westindischen Pflanzer gegen die Zulassung von Zucker und Kaffee. Entschlösse sich England in diesen beiden Beziehungen nachzugeben, so würden sich die Handelsverhältnisse ganz von selbst ordnen, und dieß ist der Sinn des Antrags von Ricardo. Diese Erklärung hat auch Hr. Cobden, der Wortführer der Anticornlaw-League, ohne alle Umschweife gegeben. Wenn einmal die Fragen so klar und jedem verständlich durchgebildet sind, so kann die Lösung nicht mehr lange ausbleiben; das hat das Beispiel Nordamerika's in Betreff der Banken gezeigt, denn jetzt sind alle Sophismen, womit man eine Wiederherstellung der Nationalbank bevorwortete, gänzlich nutzlos geworden: die Frage ist durchgesprochen und bis auf ihre einfachsten Verhältnisse zurückgeführt worden. Das ist der Triumph der wissenschaftlichen, oder wie die Engländer sagen, der philosophischen Bildung unserer Zeit.

Neue Skizzen aus Petersburg.

S t r e l n a.

(Schluß.)

Die 17 Werst bis Strelna legten wir in weniger als einer Stunde zurück, und fanden in der Restauration des dasigen Posthauses bereits über ein Duzend ehemaliger Cameraden von S. um einen Würfeltisch versammelt, auch der jüngere S. war bereits vor uns angelangt; er schien heute den Wirth zu machen, und da er meine Abneigung gegen alles Spiel, namentlich gegen Würfel kannte, so machte er mich nur kurz mit den Anwesenden bekannt. Es waren fast lauter junge Officiere aus bekannten Familien, allein nur vom Stabscapitän v. L...r war ich einigermaßen näher gekannt. Dieser schied sogleich von der Partie, steckte sein Geld ein und nahm

mich unter dem Arm indem er sagte: „Kommen Sie, ich muß Ihnen doch mein neues Pferd zeigen, ein göttliches Thier, ächt arabischer Race!" Schöne Pferde sehe ich gern, darum folgte ich meinem Führer nach den Ställen. Unterweges fragte er mich ganz befremdet: „Aber mein Gott! wie kommen Sie zur heutigen Gesellschaft? da werden Sie schwerlich Ihre Rechnung finden, denn es wird nur getrunken, viel getrunken, toll getrunken und zwischen hinein gespielt werden!" Ich berief mich auf des jüngern S. dringende Einladung, und L. lachte mich herzlich aus, denn er behauptete, der junge, diplomatische Schelm habe mich wahrscheinlich wegen meiner bekannten Zimperlichkeit in Betreff des Trinkens und Spielens necken wollen. Darin konnte Wahres liegen, und ich dankte also v. L. für seine Aufmerksamkeit, indem ich ihn zugleich ersuchte, schlimmsten Falls mit mir eine Partie Piquet um eine Kleinigkeit zu spielen, wenn an keine Unterhaltung zu denken sey, womit der Liebenswürdige sich sogleich übereinverstanden erklärte.

Nachdem ich das in der That herrliche Roß meines Begleiters bewundert, machten wir noch einen kleinen Spaziergang im kreischenden Schnee auf der Straße, die das Dorf entlang führt, und bekrittelten das Landhaus des Grafen Orloff, welches dieser mit ungeheuren Kosten im sogenannten gothischen, besser gesagt aber im Rococogeschmack hat aufführen lassen. Natürlich alles hölzern und im eigentlichsten Sinne verschnörkelt, anders kann man vernünftigerweise nicht darüber urtheilen; Einfachheit, die doch so schön und fast allein zur Natur paßt, sucht man in der Regel auf den russischen Landhäusern vergebens!

Bei unsrer Rückkehr hatte sich der Salon sehr gefüllt mit Ankömmlingen; es waren wohl an fünfzig Personen, darunter manche Bekannte von mir, mit denen ein halbes Stündchen durch Plaudern hingebracht wurde, während die allgemeine Theilnahme den Würfeltischen gewidmet war. Nach 4 Uhr setzten wir uns gegen sechzig Personen stark zur Tafel; v. L. hatte die Aufmerksamkeit mir zur Seite zu bleiben, und so war mir eine gute Unterhaltung gesichert. Als der Wein anfing auf die Köpfe zu wirken, wurde man allerseits sehr laut, und noch ehe die Hauptwaffe, der Champagner, erschien, gab es Händel zwischen ein paar Lieutenants, welche ernsthaft zu werden drohten. Da stand Capitän v. S., der heutige Festgeber auf, und erbat sich einen Augenblick Gehör; nicht ohne Mühe trennte man die Streitenden, und nach etwa 10 Minuten trat endlich Stille in der Gesellschaft ein. V. S. war ungewöhnlich ernst und forderte von den Anwesenden, sie möchten erlauben, daß er zum Abschiede ihnen eine gemachte Lebenserfahrung mittheilen dürfte, die er namentlich seinen Cameraden gewissermaßen als ein Vermächtniß zu hinterlassen wünsche. Man gelobte Stillschweigen und jemehr der Erzähler in seinem Vortrage fortschritt, um so seltener wurden kleine Unterbrechungen etwa durch Gläsergeklirr u. dergl.; alle folgten mit gespanntem Interesse nachstehenden Worten, die sich mir fest ins Gedächtniß prägten.

„Mehrere unter euch werden sich noch der schönen Gräfin Angeline **ka erinnern, wegen welcher ich eine Zeitlang viel von meiner Bekanntschaft zu leiden hatte und die mir stets nur schmerzliche Rückerinnerungen erregen kann. Sie wurde bei ihrem Onkel erzogen, der in Petersburg sonst ein großes Haus machte; ihr Eintritt in die Gesellschaft konnte in jeder Hinsicht glänzend genannt werden. Wer sie nur gesehen, denkt sicher noch mit Entzücken an die reizende Erscheinung, und wer das Glück ihres nähern Umgangs genossen, muß gestehen, daß sie ein Engel an Güte und Liebenswürdigkeit war. Nebenbei kannte man ihre Mitgift als eine fürstliche, so daß sie das Ziel der Bestrebungen einer großen Männerschaar ward, als sie eines Tages an der Hand ihres Onkels auf einem sehr glänzenden Balle erschien, welcher zur Feier ihres Eintritts in die Gesellschaft von dem Letztgenannten gegeben wurde. Ich war längst durch unsern damaligen Regimentscommandeur im Hause des alten **ki eingeführt und hatte dort auch Gelegenheit gehabt seinen einzigen Sohn kennen zu lernen, der als Lieutenant bei dem *ten Husarenregiment in * stand und zuweilen auf Urlaub nach Petersburg kam. Es war ein herrlicher Junge, voller guter Eigenschaften, allein mit einer unglücklichen Erregbarkeit von der Natur begabt. Diese trat ganz besonders hervor, wenn er ein Glas Wein genommen, daher sein alter Vater in steter Angst um ihn war. Daß er für einen der besten Fechter mit dem krummen Säbel galt und die Kugel seines Pistols ganz in der Gewalt hatte, trug nur wenig bei, den Alten zu trösten, denn dieser haßte alles Duell und war der heftigste Gegner desselben im Staatsrathe. Man kann sich leicht denken, wie ihm einige ruchbar gewordene Duelle seines Sohnes aus doppelten Ursachen zuwider seyn mußten.

„Der erste Anblick seiner unvergleichlich schönen Cousine reichte hin mich zu ihrem Sklaven zu machen, und ich verhehlte meine Gefühle so wenig, daß der alte **ki bald aufmerksam wurde, da er seine Nichte beständig im Auge hielt und die Bemerkung gemacht haben mochte, daß Angelinens Blicke, stets von den meinigen gesucht, öfter auf mir hafteten als auf andern jungen Leuten. Wie ich später erfuhr, hatte der Alte eine Verbindung seiner Nichte mit seinem Sohne im Sinne, und es schien ihm am gerathensten, die jungen Leute jetzt je eher je besser an einander zu bringen. Daher erschien eines Morgens plötzlich Alexander Stepanowitsch, Angelinens Cousin, bei mir, und machte mich mit dem Plane seines Vaters bekannt, der jedoch keineswegs mit den Wünschen und Neigungen des jungen Mannes im Einklange stand. Eine Jugendliebe hatte sich fortgepflanzt, und war dem überraschten Vater jetzt, da es zwischen beiden zu Erklärungen gekommen, gestanden worden.

„Daß ich die Sache kurz mache, meine Wünsche wurden durch den Beistand von Alexander Stepanowitsch unverhofft schnell gekrönt, und schon war der Tag meiner feierlichen Verlobung mit der reizenden Angeline festgestellt, als das neidische Geschick mein Lebensglück auf immer untergrub. Alexander Stepanowitsch kam eines Tages zu mir und forderte mich auf, sein Secundant in einem Duell auf Pistolen zu seyn, das er mit einem Officier des *kischen Garderegiments vorhabe wegen

einer Beleidigung beim Tanze in Gegenwart seiner Geliebten. Konnte ich anders als zusagen? Noch an demselben Tage ließ mich der alte **ki rufen; er hatte Nachricht von der Sache bekommen und verlangte von mir, ich solle das Duell verhindern. Welche Zumuthung! Ich konnte nur versprechen, alles aufbieten zu wollen, die Sache ohne Lebensgefahr auf beiden Seiten beizulegen, worüber der Alte zuerst höchst aufgebracht war und das Duell dem Kaiser anzuzeigen drohte. Nachdem ich ihn jedoch auf die für seinen Sohn daraus entspringenden, nachtheiligen Folgen aufmerksam gemacht, beruhigte er sich so ziemlich mit meiner ihm gegebenen Versicherung, den Zweikampf auf den Säbel feststellen zu lassen, worin er seinen Sohn Meister wußte und weniger für dessen Leben zu fürchten schien als bei der Kugel. Der Gegner hätte nämlich den Umständen zufolge den ersten Schuß gehabt. Als ich den alten **ki verließ, nahm er mich bei der Hand und sagte mit ganz ungewöhnlichem Ernste:

„„Ich sehe ein, daß ich Sascha (Alexander) nicht sogleich von hier entfernen darf, ohne seiner Militärehre zu schaden; ich weiß welch wahnsinnige Begriffe von Ehre unter euch Soldaten herrschen; allein ich sage dir, Fedor Dmitritsch, mache Dir nie eine Hoffnung in meine Familie zu treten, wenn aus diesem hirnlosen Zweikampfe Unheil entsteht, was Gott verhüte!““

„Vergebens versicherte ich, mein möglichstes thun zu wollen und bat die harte Bedingung zurückzunehmen, da ich endlich doch möglichenfalls nicht für einen betrübten Ausgang stehen könne und die Schuld eines solchen keineswegs mir zu tragen aufgebürdet werden dürfe. Der Alte blieb bei seinem Ausspruche, und ich begab mich sofort zum Gegner meines Freundes Alexander Stepanowitsch, den ich mit größter Mühe dahin brachte, vom Pistolenduell abzustehen, das ihm den Vortheil der im ersten Schusse lag zuwendete. Als ich einmal so weit war, veranstaltete ich eine Fête, wozu ich diesen Gegner nebst seinen Secundanten und einige in Ansehen stehende Oberofficiere bat. Beim Glase brachte ich die Leute so weit zuzugeben, daß die beiden Duellanten am bestimmten Tage eben nur eine Probe ihrer Fechtergeschicklichkeit ablegen sollten, wozu ich mit Mühe vorher die Zustimmung meines Freundes Alexander Stepanowitsch erlangt hatte. Endlich hatte ich meine Leute doch so weit, daß sie erklärten, sich beiderseits mit einer Genügeleistung der Form zufrieden zu stellen.

„Es war im Spätherbst, die Blätter hatten sich gefärbt und fielen auch schon ab, wie dieß denn bei hiesigem Klima rasch in der Natur herzugehen pflegt, als ich mit Alexander Stepanowitsch hier in Strelna ankam. Ein sonderbares, ängstliches Vorgefühl hatte mich den ganzen Tag gepeinigt, und obgleich bei solchen Vorkehrungen nicht das geringste Unangenehme zu fürchten war, glaubte ich doch zum Richtplatze zu gehen. Wir erfuhren beim Traiteur, daß mehrere Officiere nach uns gefragt und hinterlassen, sie seyen immer zum voraus hinunter in den Park gegangen; auch habe man ein Diner für acht Personen bestellt, woraus ich leider ersah, daß man auf uns dabei mitgerechnet. Ich wollte nämlich sogleich nach abgemachter Sache mit meinem Freunde nach Hause fahren, weil Angeline mich dringend darum gebeten. Mein Schutzengel wandte mir den Rücken, als ich mir einfallen ließ, wir dürften die Zuvorkommenheit unserer Gegenpartei nicht wohl von uns weisen.

„Da unten im Park an der See liegt jetzt tief unterm Schnee ein breiter, ebener Rasenfleck von Bäumen umgeben, welcher ziemlich abgelegen vom Schlosse und den benachbarten Wohnungen als passend zu unserm Vorhaben, im voraus schon als Rendezvous ausersehen ward. Wir trafen dort den Gegner mit seinem Secundanten und vier Zeugen.

„Nach einigen gewechselten Artigkeiten gaben die beiden jungen Streiter, fast gleich geübt in der Behandlung des krummen Säbels, uns das Schauspiel ihrer ungewöhnlichen Geschicklichkeit, und nach sechs Gängen, während denen eben nur ein paar leichte Schrammen gegenseitig ertheilt worden, erklärte man sich für satisfacirt, ganz wie verabredet war. Mir fiel ein großer Stein vom Herzen! So nahe einem schönen Ziele, war dasselbe auf die beweglichste Wagschale gelegt.

„Bald saßen wir alle munter beisammen in dem Zimmer, welches an diesen Saal stößt; der Champagner floß in Strömen, und wir waren sammt und sonders höchst aufgeregt. Ich plauderte eben mit meinem Tischnachbar von der letzten polnischen Campagne, die wir beide mitgemacht, und achtete gerade wenig auf Alexander Stepanowitsch, als dieser plötzlich vom Tische aufstand, indem er laut erklärte: so wie sich eben sein heutiger Gegner über das vorgefallene Duell ausgesprochen, könne er nicht mit der gegebenen Genugthuung zufrieden seyn und verlange daher, daß der Zweikampf, wie früher abgemacht, auf Pistolen nachträglich vor sich gehen solle.

„Mein Freund sprach mit Erbitterung, sein Gegner blieb ihm nichts schuldig, und all mein Zureden war umsonst; die Streitenden ließen sich nicht besänftigen.

„Unglücklicher Weise hatte ein Officier, der als Zeuge heut erschienen war, Pistolen mitgebracht, angeblich um einige Probeschüsse zu thun, eigentlich aber und wie ich später erfuhr, zufolge einer bestimmten Verabredung. Alexander Stepanowitsch stammte nämlich aus einer polnischen Familie; ich war ein Deutscher und ein unseliger Nationalhaß oder Dünkel hatte die Russen zu der Verstellungsscene veranlaßt. Unter ihnen war die Sache zum voraus anders besprochen und abgemacht, als sie in meinem Beiseyn beschlossen worden."

Hier entstand unter den heute anwesenden, nur wenigen Nationalrussen ein mißfälliges Gemurmel, und v. S. sah sich veranlaßt, in seiner Erzählung einzuschalten: „Fast alle hier Anwesenden kennen mich und wissen, ob ich mich Sohn meines Vaterlandes, Rußland, mit Recht nennen darf. Was Landsmannschaft und dergleichen, ich rede Wahrheit und rufe aus voller Seele, daß ich keinen der Anwesenden damit verletzen oder beleidigen wollte. Ihr alle sollt lange und hoch leben! Hurrah!" Damit e hob er sein Glas, und es dauerte eine ganze Weile, ehe der Tumult erwiederter Toaste sich legte und der Schluß der Erzählung wie folgt gegeben werden konnte:

„Mit Zittern und Zagen, ich gestehe es euch ihr Freunde ohne Scheu, trat ich an der Seite meines Alexander Stepanowitsch den kaum zurückgelegten Weg nach dem Park aufs neue an. Ich sah wie der brave Junge vom Wein erregt war und daß er in solchem Zustande leicht das Opfer seiner Bravour werden könne; allein kein Abreden half bei ihm. Ich bat und flehte vergebens, wenigstens bis morgen die Sache zu vertagen, er blieb dabei, dieß würden die andern ihm als Feigheit auslegen! Auf demselben Platze angelangt, wo früher der Kampf stattgefunden, protestirte ich laut gegen die Wiederholung eines Duells bei solcher Aufregung durch hitzige Getränke; man höhnte nur! Eben so vergeblich war mein Anführen, es sey bereits zu spät, das Tageslicht zu solchem Vorhaben nicht mehr hinreichend; Alexander Stepanowitsch selbst bat mich in seiner leidenschaftlichen Weise mit meinen Einwendungen still zu seyn!

„Die Schritte wurden gemessen, beide Gegner stellten sich an, und nach wenigen Augenblicken lag der unglückliche Alexander Stepanowitsch, seinen Geist aufgebend, in meinen Armen. Die Kugel war ihm mitten durch den Hals gegangen und hatte seinen schönen jungen Lebensfaden plötzlich durchschnitten. Mein Schmerz war gränzenlos und meine Wuth gegen den Mörder meines Freundes unbezähmbar. Ich forderte auf der Stelle Genugthuung, und da mir der erste Schuß zufiel, so lag der Elende bald mit zerschmetterter Schulter am Boden; ich hatte nur ein paar Linien zu hoch gehalten für meine Absicht, dem Freunde den Feind in jene Welt nachzusenden.

„Die hereinbrechende Dunkelheit trug dazu bei, meinen todten Freund in den Wagen und weiter in meine Wohnung zu bringen, von wo aus er nach drei Tagen in aller Stille nach Wolkowa*) geschafft wurde. Ein Schlagfluß, hieß es, habe ihn plötzlich dahin gerafft.

„Lasset mich schweigen vom Jammer des unglücklichen Vaters, der trostlosen Geliebten, und von dem was Angeline gelitten, als sich jeder Versuch umsonst zeigte, den alten **ki zu bewegen, seinen unbarmherzigen Ausspruch gegen mich zurück zu nehmen. Er reiste am Tage nach dem Begräbnisse seines Sohnes auf die Güter und nahm Angelina mit sich, die ich seit jener Zeit nicht wieder gesehen habe, da **ki jeden Annäherungsversuch meinerseits streng von der Hand wies.“

Damit schloß v. S. seine Erzählung, die eine ernste Stimmung in der Gesellschaft verursachte, welche sich bis zum Abschiednehmen erhielt. Man trank zwar viel, allein es konnte keine rechte laute Fröhlichkeit wieder aufkommen, wie solche wohl sonst bei dergleichen Gelegenheiten nicht auszubleiben pflegt.

Nach dieser Zeit bin ich nicht wieder nach Strelna gekommen.

*) Der größte von den beiden Begräbnißplätzen Petersburgs.
Tr. W.

Die Prairien zwischen den canadischen Seen und dem Mississippi.

In der französischen geologischen Gesellschaft las der bekannte Elie de Beaumont einen Bericht über ein Memoire des Grafen Castelnau, aus dem wir (s. Echo du Monde Savant vom 13 April) Nachstehendes ausheben.

„Die Lage der großen amerikanischen Seen gegen die Gränzen der krystallinischen Felsen hin erinnert an das baltische Meer und die großen Seen von Rußland und Schweden. Der Huron-See, so wie die Hudsons-Bay verlängern sich in einer Spitze gegen Süden, und der Michigan-See ist beinahe ganz von Norden gegen Süden gerichtet mit einer leichten Beugung gegen Südwest. Letztere Richtung ist um so bemerkenswerther, als sie sich durch die mächtigen Prairien von Illinois fortsetzt, die bis zur Vereinigung des Ohio mit dem Mississippi laufen. Ihre ungeheure Ausdehnung ist ganz durch einen tiefen Alluvialboden gebildet, der einen mit Bittererde gemischten Kalk bedeckt. Die baumlose Oberfläche bietet eine Grasvegetation, die sich durch ihre Einförmigkeit auszeichnet, aber einen der merkwürdigsten physischen Charakterzüge bildet, welche die mittlern Gegenden Nordamerika's darbieten. Die Einförmigkeit des Bodens wird nur an einigen Stellen durch zahlreiche erratische Blöcke unterbrochen, die dem Urgestein angehören. Der räthselhafte Ursprung dieser Prairien erklärt sich einigermaßen durch eine Vergleichung mit dem Norden Europa's. Ich konnte, sagt Hr. v. Castelnau, unmöglich diese Gegenden durchwandern, ohne mich zu überzeugen, daß sie zu einer gewissen Zeit vom Wasser bedeckt waren, mit Einem Wort, daß hier ein See sich befand, der unendlich größer war, als die jetzt noch vorhandenen. Nähert man sich dem Mississippi, so werden die Beweise dafür noch deutlicher. Ein bekannter Reisender, Hr. Schoolcraft, hat schon bemerkt, daß der Lauf des Mississippi in der Nähe des „großen Thurmes“ auf ein Hinderniß gestoßen haben muß, das die Wasser staute und sie zu einer Höhe von 40 Metres über ihre jetzige Linie hinauftrieb. Es ist auch in der That ganz richtig, daß, wo die Felsen in diesem Theil des Mississippi gegen den Fluß steil abfallen, in einer Höhe von 30 Metres eine Reihe von parallelen und horizontalen Wasserlinien sich zeigt, die sich ein wenig gegen Norden neigen. Diese alten Linien müssen wohl das westliche Ufer des alten und ungeheuren Sees bezeichnen, und die Höhe der Linien über dem jetzigen Niveau die Tiefe der Gewässer desselben. Die allmählich verminderte Tiefe dieser Gewässer erkennt man auch noch deutlich an den Spuren der jetzigen Seen. Der südöstliche Theil des Michigan-Sees zeigt eine Reihe erhobener Uferlinien, die amphitheatralisch übereinander aufsteigen, und Hr. v. Castelnau zählte ihrer an einigen Stellen bis zu zweiundvierzig.“

Strich warmen Wassers im Meere. In einem an das amerikanische Nationalinstitut gesendeten Bericht äußerte sich Capitän Wilkes, wenn wir nicht irren der Commandant der amerikanischen Südsee-Expedition, auf folgende Weise: „Unter der Linie fanden wir einen Strich Wasser, dessen Temperatur um 23° (F. oder R.?) höher war, als das der Oberfläche, und um 10° wärmer, als das Meer nördlich und südlich von diesem Strich. Die Ausdehnung dieses Strichs warmen Wassers betrug etwa 200 Seemeilen in der Breite.“ (Echo du Monde Savant vom 30 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1843.

Scattery-Island und die runden Thürme in Irland.

(Von Kohl.)

Kilrush ist ein irisches Städtchen, das in der Grafschaft Clare an einer winzig kleinen Bay liegt, die sich vom Shannon aus ins Land eindrängt. Vor dieser Bay paradiren ein paar kleine Inseln in der Mitte des Shannon, der hier an seiner Mündung 4 bis 5 Meilen breit ist. Eine dieser Inseln ist das berühmte Scattery-Island, auf der sich die Ruinen von sieben Kirchen und mitten unter ihnen ein wohl erhaltener „round tower" befindet.

Ich hatte beschlossen, diese interessanten Monumente in nähern Augenschein zu nehmen, und vertraute daher meinen Mantelsack und mein eigenes Ich einem kleinen Ruderboote an, mit dem ich dann zugleich meine Reise in die Grafschaft Kerry hinüber fortsetzen wollte. Ich setzte mich ans Steuerruder, und ein Paar tüchtige Ruderer, die ich schon den Abend vorher gedungen hatte, übernahmen in Ermangelung des Aeolus, der uns nicht das geringste Lüftchen sandte, die Beförderung des Schiffchens.

Es war ein vollkommen stiller, warmer Morgen. Dabei war aber die Sonne noch, als wir vom Ufer stießen, unter fahlen Nebeln versteckt. Auch die Insel auf die wir zusteuerten erblickten wir nicht, und auch von dem breiten Shannon sahen wir nicht viel mehr, als was unser Schiffchen und unsere Ruder in blinkende Bewegung setzten. Die Nebel waren von ganz fahlgelber Farbe und strichen auf dem glatten Wasser dahin, das selbst in Nebel verwandelt zu seyn schien, da sich nichts in ihm spiegelte, als wieder Nebel. Nur zuweilen blitzte einmal eine kleine, schnell wieder geglättete Welle von weitem her, als wenn das Auge einer vorüberschwimmenden Nereide unter dem Schleier hervorgeblickt hätte, den sie rasch wieder zugezogen. Meine Schiffer gaben mir das Steuercommando für den Augenblick, und nach einiger Zeit, da sich die Nebel ein wenig verzogen, lag dann die kleine, grüne Insel mit ihren Kirchenruinen vor uns, und die hohe Säule des „round tower" trat anfangs wie ein dunkler Streifen, dann deutlicher, bestimmter und mächtiger aus dem Nebel hervor.

Diese sogenannten „runden Thürme" (round towers) sind die interessantesten Alterthümer, welche Irland besitzt. Wo ich in Irland in die Nähe eines solchen kam, habe ich es nicht versäumt ihn genau zu besichtigen. Und da ich mich immer wie alle in Irland Reisenden und wie alle Irländer selbst von einer entschiedenen Round-Towers-Passion ergriffen fühlte, in Deutschland aber wohl wenige eine Ahnung von dieser Passion und ihrer Bedeutung haben mögen, so glaube ich, daß eine vorläufige kleine Nachricht über das Wesen dieser merkwürdigen Gebäude hier am Platze seyn wird.

Es sind diese Round-Towers von Irland runde, aus großen Fels- und Quadersteinen aufgeführte Thürme, die indeß von weitem gesehen weniger Thürmen, als hohen, mächtigen, runden Säulen gleichen, da sie von unten herauf bis zur höchsten Spitze mit einer gleichmäßigen Dicke emporwachsen. Jetzt sind sie freilich von verschiedener Höhe, da sie im Laufe der Zeit mehr oder minder zusammenstürzten. Die aber, welche ganz blieben, sind alle so ziemlich von derselben Höhe, Dicke und Bauart, und gleichen einander, wie die Obelisken von Aegypten. Gewöhnlich steigen sie bis zu 100 und 120 Fuß hinan, und haben einen Umfang von meistens 40 bis 50 Fuß, mithin einen im Vergleich mit jener Höhe ziemlich unbedeutenden Durchmesser von 12 bis 16 Fuß.

Ihre Mauern sind unten stark und dick, verdünnen sich aber gegen oben. Sie sind inwendig hohl, und haben von außen keine andere Oeffnung zu dieser Höhlung, als etwa acht bis zehn Fuß über dem Boden ein ziemlich enges Thürloch, und alsdann weiter hinauf in der Nähe der Spitze vier enge, kleine Fensterlöcher, welche in der Regel nach den vier Weltgegenden, Süden, Norden, Osten und Westen gerichtet sind.

Man findet diese eigenthümlichen Gebäude in ganz Irland zerstreut. Oft stehen sie auf einsamen Inseln, oft an dem Ufer eines Flusses, oft mitten in der Ebene, oft in dem zurückgezogenen Winkel eines entlegenen Thales. Man zählt ihrer im Ganzen jetzt 118.*) Im Allgemeinen genommen sind

*) Die Zahl der „Round-Towers" in Irland wird sehr verschieden angegeben. Einige zählen nur achtzig, andere hundert. Jene Anzahl ist die höchste, welche ich fand. Sie befindet sich auf der

sie außerordentlich gut erhalten. Vollkommen perfect und unversehrt befinden sich indeß nur etwa 15 unter jener Zahl, und von 36 sind nur noch die Grundlagen oder ein höchst unvollkommener Stumpf vorhanden.

Man nennt diese Gebäude im Allgemeinen wie gesagt „Round-Towers," eine Benennung, die aber nichts weniger als charakteristisch ist; denn rund sind die meisten Thürme mehr oder weniger. Einige Schriftsteller nennen sie wohl „Pillar-Temples" (Pfeiler-Tempel), doch hat dieser Name den Fehler, daß er den Gebäuden schon eine Bestimmung gibt, die ihnen eben noch von anderen, welche sie nicht für Tempel halten, bestritten wird. — Da das Charakteristische und Eigenthümliche in diesen Thürmen darin besteht, daß sie mächtigen Säulen gleichen, und doch, weil inwendig hohl und mit Thüren und Fenstern versehen, keine eigentliche Säulen sind, so wäre der entschieden, beste und unparteiischste Name, welchen man ihnen geben könnte: „Säulen-Thürme."

Das Merkwürdigste an diesen Thürmen ist nun vor allem dieß, daß sie einzig und allein und fast ausschließlich der Insel Erin eigenthümlich sind. Im ganzen übrigen Europa findet man keine antiken Gebäude, welche diesen irischen Säulenthürmen ähnlich sind. Nur in Schottland sollen sich einige wenige Säulenthürme befinden, welche denen in Irland gleichen. Im fernen Orient finden wir wieder Gebäude von derselben Construction und denselben Dimensionen; das erste, was dem Reisenden bei dem Anblicke der irischen Säulenthürme einfällt, sind die Minarets der Mohammedaner.

Da es gar keine schriftlichen und authentischen Nachrichten über die Erbauung dieser Thürme gibt, und da alles darauf hinweist, daß sie im grausten Alterthume der Insel entstanden seyn müssen, so haben sich daher die Gelehrten und Ungelehrten in Vermuthungen und Hypothesen über ihren Zweck, über die Zeit ihrer Entstehung und ihres Erbauens erschöpft, es gibt der Theorien und Deutungen über diesen Gegenstand unzählig viele, und obgleich nun troß dem bis auf diesen Tag die Wahrheit noch nicht gefunden ist, so läßt sich doch wenigstens von vielen dieser Theorien die Falschheit nachweisen.

Viele z. B. behaupten und haben behauptet, daß diese Thürme von den Dänen gebaut seyen; allein diese Gelehrten müssen wahrscheinlich vergessen haben, daß auch runde Thürme in denjenigen Theilen von Irland erscheinen, in welchen die Dänen nie bleibend wohnten, wie z. B. in dem entlegenen Donegal und in den noch entfernteren Grafschaften des Connaught, — und sie müssen ihre Augen verblendet haben gegen den Umstand, daß die Dänen, welche doch auch England beherrschten, weder in England, noch auch in ihrem eigenen Vaterlande solche Thürme bauten.

Daß die Anglo-Normannen, welche den Dänen folgten, sie nicht gebaut haben, ist eben so gewiß, weil wir dann ohne Zweifel eine Nachricht darüber hätten, und weil wir auch in dem Heimathslande dieser Anglo-Normannen — in England — keine Spur von solchen Constructionen finden.

Da, wie gesagt, diese Säulenthürme Irland ganz ausschließlich eigenthümlich sind, und da nur im Oriente noch sich ähnliche Gebäude befinden, so bleibt daher die Vermuthung höchst wahrscheinlich, daß sie lange vor der englischen und dänischen Zeit entweder von den Eingebornen des Landes selbst, oder von einer aus dem Oriente kommenden Colonie errichtet wurden.

Die allgemeine Volkssage in Irland hat sich für die letztere Ansicht entschieden, und troß aller Widerlegungen und Zweifel der Gelehrten hat sie seit alten Zeiten her behauptet, daß diese Säulenthürme von den Phöniziern in Irland errichtet seyen, und sie behauptet dieß noch jetzt steif und fest. — Die Gelehrten, welche gern ihren eigenen Theorien folgen, oder die nur gewöhnt sind, den geschriebenen Nachrichten, welche sie allein für authentisch halten, zu trauen, legen in der Regel der Volkssage zu wenig Gewicht bei, und vergessen es oft, daß das Gedächtniß des Volks oft Jahrtausende hindurch treuer ist, als die Bücher, und daß eine solche Volkssage oft eben so unverwüstlich ist, als die aus Stein und Erz errichteten Monumente selbst.

Das im Ocean einsam schwimmende Erin, das von allen Continental-Ländern Europa's im Ganzen genommen fünfzehnmal so weit entfernt ist, als England, hatte bis zu der Zeit, wo die Dänen einen Theil davon eroberten, und bis zu der Zeit, wo es die Engländer endlich an ihr Schicksal ketteten, seine ganz separirte Geschichte und Entwicklung, und wurde nicht einmal zu der Römerzeit mit in den Strudel der europäischen Welthändel gezogen. Wie es sich daher Eigenthümlichkeiten bewahrte, die man im ganzen übrigen Europa nicht wieder findet, so mag es damals auch jene eigenen Säulenthürme, die sich nirgends wiederfinden, für sich erfunden haben. Nur die Phönizier besuchten und beherrschten diese Insel im Alterthum und brachten sie, die von Europa entfernte und entfremdete, mit einer andern ebenso entfernten Welt durch die die äußersten Extreme verbindende Schifffahrt in Conner mit dem Oriente, und es hat daher nichts Unwahrscheinliches, sie auch als die Erbauer der Säulenthürme anzusehen.

Bedenkt man nun, daß wirklich im ganzen Oriente ähnliche Säulenthürme existiren, daß in der persischen Provinz Masanderan neuere Reisende, welche mit Irland bekannt waren, Thürme gesehen haben, welche ganz denen von Irland gleichen, daß es in Indien sogar ähnliche Gebäude gibt, die religiösen Zwecken gewidmet sind, und daß die türkischen Minarets, welche in der Nähe der Moscheen stehen, wahrscheinlich nicht erst eine neuere mohammedanische Erfindung, sondern vielleicht schon eine uralte orientalische Gebäudeform sind, so wird es beinahe unvermeidlich, die irischen Säulentempel mit denen des Orients in Verbindung zu bringen.

Manche sind nur vor dem Alter zurückgeschreckt, welches sie darnach den irischen Thürmen zuschreiben müssen. Allein es sind sehr solide Gebäude, und es hat gar nichts so Unmögliches, daß diese Steine auf dieselbe Weise einige Jahrtausende

Karte von Irland, welche die Society for the diffusion of useful Knowledge herausgegeben hat. Und da die Namen aller Thürme einzeln dabei genannt sind, so ist kein Zweifel, daß diese Zahl wenigstens als Minimum recht ist.

über einander stehen konnten. Haben wir doch sogar noch Backsteingebäude der Römer aus der Zeit vor Christi Geburt. Nehmen wir an, daß es heilige Gebäude waren, und bedenken wir, daß sie ihrer unbequemen Figur wegen als Befestigungen im Kriege kaum von einigem Nutzen seyn konnten, und daß daher die zerstörende Wuth des Krieges sich selten gegen sie wenden mochte, so fällt daher auch diese Ursache der Zerstörung weg.

Eben so verschieden wie die Meinungen sind über das Alter und die Erbauer der runden Thürme, eben so verschieden sind sie über ihre Bestimmung. Einige dieser Meinungen sind völlig absurd, und in dem Walde von Meinungen und Ansichten vorerst etwas Luft zu machen, wollen wir sie zunächst beseitigen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

Die Fahrt von Pulo Pinang nach Singapur, eine Entfernung von 450 Seemeilen, dauerte 15 Tage. Unaufhörliche Windstillen, leichte Gegenwinde, heftige Gegenströmungen und Krankheiten (Fieber, die schon auf den Nicobar-Inseln begonnen hatten) machten sie höchst beschwerlich; endlich aber am 2 Junius Mittag warfen wir auf der Rhede von Singapur Anker. Ungefähr 40 Kauffahrer, größtentheils Dreimaster unter den Flaggen verschiedener Nationen, 10 siamesische, chinesische und cochinchinesische Dschonken von wahrhaft primitiver Bauart und einer Menge malayischer und bugineslischer Praus befanden sich mit uns daselbst. Malayische und chinesische Sampans, indische Prahen und europäische Schaluppen durchfurchen die Rhede nach allen Richtungen; ein Telegraph verkündigt der Stadt die Ankunft von Schiffen aus Osten und Westen, mit Einem Wort, alles zeigt eine umfassende Handelsthätigkeit. Noch weit vom Ankerplatz entfernt kamen uns schon mehrere Boote mit gutgekleideten Hindus und einigen Engländern entgegen, die uns ihre verschiedenartigen Dienste anboten, aber nach der wirklichen Ankunft auf der Rhede konnte man sich der Chinesen und Hindus, die sich uns um die Wette als Dubaschen anboten, gar nicht erwehren. Ich wählte zwei aus: den chinesischen Kaufmann Wampoa, den man uns schon auf dem Cap und in Pulo Pinang empfohlen hatte, und den Hindu Barikan; die andern schaffte ich mir mit Gewalt vom Halse.

Unsere erste Sorge war ein Quartier für die Kranken aufzusuchen und diese ans Ufer zu schaffen. Hier in geräumigen Zimmern bei frischen Nahrungsmitteln und guter Luft genaßen sie allmählich alle.

Die Rhede von Singapur ist keinen Stürmen oder heftigen Winden ausgesetzt; nur zu Zeiten stellen sich Windstöße mit Regen ein, aber sie dauern nicht lange und sind nicht gefährlich; auch sahen wir häufig Wasserhosen auf der Rhede, aber so viel ich immer hörte, ließen sie keine Spuren der Zerstörung nach sich. Die niedrigen Theile der Insel sind zur Zeit der Fluth mit Wasser bedeckt, und deßhalb gibt es dort eine Menge Sümpfe. Indeß bemerkt Dr. Bennet, daß nach seinen Beobachtungen die Sümpfe, welche einem Niveauwechsel des Salzwassers ihren Ursprung verdanken, keine so schädlichen Dünste erzeugen, wie bei der Fülle von Sumpfpflanzen die Süßwassersümpfe in tropischen Klimaten. Darum ist das Klima von Singapur trotz seiner Nähe am Aequator — es liegt unter 1° 17′ N. B. — gesund in Vergleich mit andern Gegenden Indiens; wenn die hier angesiedelten und gelegentlich hier ankommenden Europäer ein Leben führten, das den Localverhältnissen und dem Klima entspräche, so ist es kein Zweifel, daß sie viele Krankheiten vermeiden würden, denen sie wegen Ausschweifungen jeder Art unterliegen.

Ich ergriff die erste bequeme Gelegenheit, mich ans Ufer zu begeben. Der Landungsplatz ist am Westufer einer schmalen Salzwasserbucht, die man gewöhnlich den Fluß von Singapur nennt. An demselben Ufer findet sich auch die asiatische oder, richtiger gesagt, die chinesische Stadt, und auf dem gegenüberliegenden wohnen in reichen prächtigen Häusern die europäischen Einwohner, größtentheils englische Kaufleute und die Consuln der verschiedenen Nationen; hier liegt auch auf einem ziemlich bedeutenden Hügel das Haus oder der Bungalo des Gouverneurs und der Telegraph. Das Aeußere der asiatischen Stadt ist nicht so reizend wie in Pulo Pinang, trotz dem, daß Straßen, Häuser und Buden hier in viel größerem Maaßstab sind, als dort. Wer auf die Abbildung gestützt, die dem Reisewerke Dumont d'Urville's beiliegt, hier große Gebäude und einen prächtigen Kai erwartet, an dem dreimastige Kauffahrer landen können, der täuscht sich gewaltig. Die Gebäude am Kai des westlichen Ufers sind düstere und ziemlich schmutzige Häuser von zwei Stockwerken, deren oberes von Comptoiren, Magazinen und Wohnungen eingenommen ist, während unten die Läden der europäischen und indischen Handelsleute sind, die fast ausschließlich englische Waaren verkaufen. Am Landungsplatze sitzen selbst leichte malayische Praus auf dem Sande auf, und große Schiffe können hier gar nicht näher kommen.

In dem Flusse von Singapur verdient die Wasserstadt Aufmerksamkeit, die einen Begriff von derjenigen im Cantonfluß geben kann. Eine Menge malayischer und chinesischer Familien wohnt fortdauernd auf Schiffen, und die Kinder, die sich an warmen Tagen unaufhörlich baden, werden zu wahren Amphibien, so daß die Benennung Orang-Laut, oder Wassermenschen, wie die Malayen sie nennen, gar nicht so übertrieben ist. Die Breite des Flusses beträgt hier 300 Fuß, und er ist für Nachen einige Meilen aufwärts schiffbar.

Der einzige ziemlich schöne Platz im chinesischen Quartier oder Campong — Commercial Square — ist mit steinernen Häusern umgeben, die englischen, chinesischen und Parsikaufleuten gehören. Inmitten desselben ist ein kleiner Garten angelegt; der übrige Theil des chinesischen Campongs besteht fast nur aus hölzernen Häuschen von unreinlichem Aeußern. Hier, wie in Pulo Pinang, unterscheidet sich der chinesische Fleiß scharf von der Faulheit der andern asiatischen Völker: allenthalben sind Buden oder Werkstätten, in denen die Arbeit vom Morgen bis zum Abend dauert. Zu Zeiten ertönen häufige Schläge auf den Gong, die einen Verkauf auf dem offenen Markt ankündigen, eine Menge Volk sammelt sich um die Stelle, und die Gewinnsucht malt sich gleichmäßig in den kleinen, glänzenden Augen der Chinesen, in der ruhigen Physiognomie des stattlichen Hindustaners,*) wie in dem Kupfergesicht des kaltblütigen John Bull. Der an der Mündung des Flusses angelegte chinesische Markt und die Fischbank bieten ein merkwürdiges

*) Wir müssen diesen im Grunde unrichtigen Ausdruck beibehalten, weil wir kein anderes Wort haben, um den braminischen und den moslemischen Hindu zugleich zu bezeichnen. A. d. U.

Schauspiel dar: unter einem weiten, runden, etwa 200 Fuß im Durchmesser haltenden Schuppen sind auf Tischen, die in Parallelkreisen aufgestellt sind, alle möglichen Arten von Lebensmitteln aufgeschichtet, Gemüse, Früchte, Fleisch, namentlich das fetteste Schweinefleisch, das man sich nur vorstellen kann. Um die Ordnung zu erhalten, schreiten zwischen den Tischen Peons in ihren malerischen Kleidungen auf und ab, denn hier, wie in Pulo Pinang, besteht die Polizei meist aus Hindustanern und Mauren, welche mit Abscheu und Verachtung auf die unreine Speise der Christen und Chinesen blicken. Weiterhin unter einem zweiten Schuppen, der an einem langen aus Holz erbauten Landungsplatz errichtet ist, verkauft man Fische, Seekrebse, Schrimfe u. dgl., die in den hiesigen Meeren so zahlreich sind. Hier sind die Händler der Mehrzahl nach Malayen. Die friedliche Scene des Handels wurde durch einen Streit zweier schmutzigen Chinesen mit einem malayischen Fischer unterbrochen, dem sie etwas gemaust hatten. Der Peon kam auf den Lärm herbei, und ohne ein Wort zu sagen, ohne auf die Rechtfertigung, das Geschrei und das Schelten der Söhne des himmlischen Reichs zu achten, packte er beide am Zopf und zog sie mit sich. Interessant war es die stattliche Figur des Hindustaners mit dem regelmäßigen, ausdrucksvollen Gesicht und dem rothen Kleid zu sehen, wie er um die eine Hand die Zöpfe zweier schmutzigen, halbnackten Chinesen wand, die sich krümmten, gesticulirten; schalten, baten und mit schreienden Weiberstimmen sich zu rechtfertigen suchten. Schimpfen und Spotten der Malayen und zorniges Geschrei von Seite der Chinesen begleitete diese interessante Gruppe. Ein Naturforscher möchte nicht ohne Nutzen an den hiesigen Fischbänken vorübergehen: er würde viele Exemplare der Meerbewohner sehen, die man in Europa nicht zu Gesicht bekommt, und sein Spaziergang könnte die Wissenschaft mit neuen und nützlichen Erfahrungen bereichern. Von dem Markt nach der Flußmündung liegen die meist von Tschulias**) bewohnten Straßen, und hart an der Mündung liegt ein neuer, noch unvollendeter chinesischer Tempel. Ich trat hinein: alle Idole und Schnitzarbeiten von Holz und Stein waren aus Canton hergebracht; Vergoldung, Malerei und Schnitzarbeit sind hier reicher und besser, als in dem Tempel zu Pulo Pinang, aber letzterer ist höher und größer. Leider sprach der chinesische Priester, der mich sehr freundlich empfing, auch nicht ein Wort englisch, und somit konnte ich von ihm auch keine Erklärung über die Idole und die Malereien, ihren Namen und ihre Bedeutung erhalten. Ein malayischer Peon machte den Cicerone, aber auch aus seinen Auseinandersetzungen wurde ich nicht viel klüger; er ging von einem Idole zum andern und sagte: this China devil, this China devil, this China good man (das ist ein chinesischer Teufel, das ist ein chinesischer guter Mann). Im Allgemeinen sind die chinesischen Gottheiten mißgestaltet, und haben ein wildes strafendes Aussehen, was mit der Menge von Drachen, die an den Wänden abgebildet sind und die Hauptzierrath der Laternen und der sculpirten Karniese bilden, vermuthen läßt, daß die Chinesen im Allgemeinen ein sinnliches und höherer religiöser Ideen unfähiges Volk sind, und mehr die Bosheit und Rache seiner Götter fürchtet, als ihre vorschauende Weisheit und Güte segnet.

Die malayischen Theile der Stadt sind eben so unreinlich, wie in Pulo Pinang, und die Mehrzahl der Malayen lebt hier wie dort in Dörfern am Ufer, in einiger Entfernung von der Stadt; die Häuser der europäischen Residenten befinden sich auf dem Ostufer des Singapurflusses. Ein Theil derselben ist auf der weiten mit Kies überschütteten Ebene oder Esplanade aufgeführt, an deren westlichem Ende das Gouvernementsgebäude ist, ein hoher, weißer Bau mit zwei Thürmen, die einer Pfefferdüte gleichen; am andern Ende ist das Institut von Raffles und in der Mitte die von einer Mauer eingeschlossene englische Episcopalkirche. Die Esplanade dient zu Abendspaziergängen der hiesigen beau monde; hier stehen unter einem mit Palmblättern gedeckten Schuppen acht metallene Kanonen, 18Pfünder, welche die ganze Artillerie der Colonie bilden. Zwischen den Enden der Esplanade und hinter derselben, dem Flußufer parallel, erstrecken sich breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen, wo englische und andere europäische Kaufleute und Consuln wohnen. Jedes Haus ist von einem Gärtchen umgeben und hat einen weiten Hof; der größte Theil der Häuser ist mit Colonnaden geziert. Die Wohnzimmer sind mit Verandas umgeben, d. h. mit breiten Gallerien, welche durch venetianische Jalousien gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind; diese sind in dem hiesigen Klima weit besser als Glasfenster, weil hier jeder Luftzug, den man bei uns so fürchtet, eine wahre Wohlthat ist. Darum bemüht sich jeder sein Haus so zu bauen, daß selbst der schwächste Wind nicht verloren geht. Die Böden sind allenthalben von Stein, meist von Backstein; man begießt sie mit Wasser, welches durch das Verdampfen die Luft einigermaßen kühlt. Jenseits des europäischen Campongs befindet sich das Gefängniß, das etwa tausend Verbrecher einschließt, welche zur Galeerenstrafe verurtheilt und aus Calcutta und andern Orten hieher geschickt sind, um die Wege zu bauen und öffentliche Gebäude aufzuführen. Diese Verbrecher sind fast lauter Hindustaner, und unter denselben befinden sich, wie man mir später erzählte, eine Menge Thags oder Mitglieder der Mördersecte, zu deren Vernichtung die Regierung der ostindischen Compagnie die thätigsten Maaßregeln ergriff. Nicht weit von dem Gefängniß sind die katholische und armenische Kirche, kleine, aber ziemlich hübsche Gebäude. Die Katholiken haben in Singapur einen Bischof, einen sehr ehrwürdigen Greis; er, so wie die übrige katholische Geistlichkeit, ist ein Franzose.

(Fortsetzung folgt.)

**) Mit diesem Namen bezeichnet man in Singapur die Hindustaner aller Classen, so wie auch die Mauren.

Die Bewegungen am Cap. Die neuesten Nachrichten, welche bis zum 18 Februar reichen (s. Col. Gaz. vom 29 April), zeichnen den Stand der Dinge ziemlich deutlich. Die englischen Befehlshaber haben nicht gewagt, ihre Truppen über den Oranjefluß setzen zu lassen, und sich den feindseligen Boers gegenüber so tief ins Land hineinzuwagen; darum hat man in der Gränzstadt Colesberg nur einige hundert Mann gelassen, und ist mit den übrigen nach Grahamstown zurückgekehrt, um sich mit den benachbarten Kafferhäuptlingen zu besprechen. Es ist jedenfalls eine ganz neue Phase in dem Schicksal Südafrika's eingetreten: die europäischen Einwanderer mit ihren europäischen Oberhäuptern waren bis jetzt immer den eingeborenen Stämmen gegenüber einig. Jetzt spricht sich die Spaltung unter den Europäern immer stärker aus, und in demselben Maaße muß die Stellung der Eingebornen eine ganz andere werden. Es fragt sich, wer solche für sich gewinnt. Die Boers an dem obern Zuflusse des Oranjestroms sind, eben so wie die zu Port Natal oder vielmehr Pietermauritzburg, den Engländern unerreichbar, und somit ist an eine Unterwerfung nicht zu denken. Selbst die Engländer gestehen, daß sie in den stärker bewohnten Orten physische Macht genug haben, daß aber ihr moralischer Einfluß durchaus nicht zureiche, um die entstandene Spaltung zu beschwichtigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1843.

Corsische Banditen.

Dieß Geschlecht ist immer noch nicht ausgestorben, und zeichnet sich noch immer durch seine chevaleresken Eigenschaften aus. Die neueren französischen Blätter (Voleur, 30 April) erzählen wieder eine Geschichte, die den Charakter derselben hinreichend schildert. „Das Leben der beiden corsischen Banditen Giacomoni und Santa Lucia ist ein wahrer Roman voll merkwürdiger Episoden. Vor einiger Zeit hatten sich beide, um den unablässigen Verfolgungen der Gendarmen zu entgehen, nach Sardinien geflüchtet, wo ihre Namen bald eine Art von Bewunderung jenes Muthes erweckten, von dem sie in den Gefechten mit den Agenten der bewaffneten Macht nur allzu viele Proben schon gegeben hatten. Sie benahmen sich indeß voll Rücksicht gegen alle diejenigen, die nicht ihre Feinde sind, und haben schon mehrmals Beweise von Edelmuth und Hochsinn gegeben. Vor kurzem nahm ein sardinischer Räuber den Namen Santa Lucia an, beging unter demselben ein abscheuliches Verbrechen, und Santa Lucia beschloß sich dafür zu rächen. Die sardinischen Banditen, welche dieß erfuhren, wollten ihm zuvorkommen, griffen ihn eines Tages zu fünf im Gebüsche an, und schossen nach ihm. Er war allein gegen sie, dennoch tödtete er drei seiner Angreifer, die beiden andern nahmen die Flucht. Es waren dieß die drei berüchtigtsten Banditen Sardiniens. Seit dieser Zeit ist der Name Santa Lucia bei der sardinischen Bevölkerung sehr geachtet, und man hat ihm den Beinamen Guerriero gegeben. Die neueste Nachricht betrifft das Zusammentreffen Santa Lucia's mit einem andern corsischen Banditen, Namens Calzanaro, seinem Feinde, und gleichfalls flüchtig in Sardinien. Santa Lucia trifft auf dem Wege einen Reiter des Corps der sardinischen Dragoner, gibt sich diesem zu erkennen, und wird alsbald aufgefordert, hinter diesem auf das Pferd zu sitzen, was er auch annahm. Sie durchzogen eben ein dichtes Gebüsch, als ein Schuß fällt und eine Kugel an ihren Ohren vorüberpfeift. Santa Lucia steigt sogleich ab, erkennt in dem Schützen seinen Feind Calzanaro, gibt sogleich ebenfalls Feuer und verwundet ihn am rechten Arme. Trotz dieser Wunde schießt Calzanaro nochmals und tödtet das Pferd, ohne den Banditen zu treffen, worauf dieser ihn angreift und sogleich todt zu Boden streckt. Während dieß in Sardinien vor sich geht, verbreitet sich in Corsica das Gerücht, daß Santa Lucia die Keckheit so weit getrieben habe, eine Zeitlang sich in Bastia aufzuhalten, wo man ihn habe herumspazieren sehen mit einem Stock in der Hand. Die Gerechtigkeit verdoppelte ihre Anstrengungen, um diesen furchtbaren Banditen oder seinen Gefährten Giacomoni zu verhaften oder zu vernichten, aber sie haben sich bis jetzt beide noch in Freiheit behauptet, obgleich der Hunger sie wie wilde Thiere von einem Versteck zum andern treibt.

Scattery-Island und die runden Thürme in Irland.

(Fortsetzung.)

Weil sie so hoch wie Telegraphen hervorragen, so haben einige die Meinung aufgestellt, daß man sie als Wachtthürme errichtete, und damit gewissermaßen eine Art telegraphisches Netz über die ganze Insel gezogen habe. So unsinnig diese Meinung ist, weil viele, wo nicht die meisten dieser Thürme, wie wir schon sagten, auf niedrigem Grunde, in Thälern, auf einsamen Inseln rc. liegen, von wo aus man rings herum weder etwas sehen, noch auch benachrichtigen konnte, so hört man sie doch noch beständig wiederholen, und man findet überall im Lande Leute, die einem diese interessante Neuigkeit von einem telegraphischen Netze mittheilen, obgleich ein bißchen vernünftiges Nachdenken ihnen sogleich die Unwahrheit der Sache zeigen würde.

Andere sind fest überzeugt, die Thürme seyen als Befestigungswerke aus christlicher Zeit anzusehen, und die Kirchenältesten und Priester hatten in Zeiten feindlicher Bedrohung sich und ihre Kirchenschätze in diese Thürme gerettet. Ich glaube aber nicht, daß Menschen je so unsinnig gewesen seyn sollten, sich hohle Pfeiler zu Festungen zu bauen. Mit der größeren Höhe war ja sowohl die Vertheidigung schwieriger, als auch der Angriff und die Zerstörung leichter. Außerdem mußten die, welche sich in diesen Thürmen verkrochen, in dem

engen Raum inwendig einander auf den Köpfen stehen, und um dem Feinde an den Leib zu kommen, hatten sie weiter nichts als oben 80 bis 100 Fuß über dem Boden auf jeder Seite ein kleines Loch, und hier standen sie dann wahrscheinlich mit dem Bogen und paßten es ab, bis ein Feind die Güte hatte, ihnen vor die Mündung zu kommen. — Ich habe gehört, daß jetzt wieder in Irland jemand eine kleine Schrift über die runden Thürme vorbereitet, worin er beweisen will, daß sie Befestigungswerke waren Dieser Gelehrte möchte denn doch erst einmal eine kleine Einleitung über die Schädelbildung der alten Irländer voranschicken und uns diejenige absonderliche Hirnabtheilung der alten Irländer für verrückte Befestigungswerke nachweisen. — Wären die runden Thürme solche Werke gewesen, so würde wahrscheinlich kein einziger mehr aufrecht stehen, denn die Kriegesstürme, welche nun aufgehört haben in Irland zu wüthen, haben die meisten andern Befestigungen bis auf den Grund zerstört. Die runden Thürme sehen dagegen aus, als seyen sie vom Volke mit besonderer Hochschätzung und Heilighaltung behandelt und conservirt worden.

Andere wiederum meinen, es seyen die Säulenthürme bloße gewöhnliche, christliche Glockenthürme gewesen, und sie schließen dieß theils daraus, daß sie gewöhnlich in der Mitte zwischen den Ruinen alter Kirchen stehen, theils aus dem Namen, den sie von den Irländern haben, Cloigteag, welches ein verdorbenes germanisches Wort seyn soll (Cloig von Glocke). Allein abgesehen davon, daß, so wie der Mohammedanismus für seine kirchlichen Gebäude seine besonderen, architektonischen Formen hat, die einmal für allemal beobachtet werden, eben so auch das Christenthum vom Anfang herein seine überall befolgten Baupläne hatte, daß aber weder in der orientalischen noch in der occidentalischen Christenheit Glockenthürme von der Construction der irischen Round-Towers gefunden werden, abgesehen hievon sage ich, pflegen doch Glockenthürme dazu gebaut zu werden, daß man nicht nur eine Glocke darin läute, sondern daß man dieselbe auch draußen vernehmen könne, und zu diesem Ende pflegt man sie mit weiten Seitenöffnungen und gewölbten Schallthoren zu versehen. Da nun, wir wir sagten, diese Säulenthürme gerade so gestaltet sind wie ein Perspectiv und nur oben vier enge Löcher haben, so müßte der Ton der in ihnen geläuteten Glocken wo nicht gar ersticken, wenigstens außerordentlich gedämpft werden, und die Christen draußen müßten ein besonders feines Gehör haben.

Es gibt noch mehrere andere gelehrte Deutungen dieser Art, mit denen allen aber wiederum die Volkssage nicht übereinstimmt. Diese hat vielmehr wieder ihre eigene Meinung und hält diese Säulenthürme für Tempel der alten Feueranbeter, welche aus dem Oriente mit den Phönitziern nach Erin kamen. Jeder einigermaßen in den alten Sagen seines Vaterlandes unterrichtete irische Bauer erzählt einem sogleich bei diesen Thürmen von den Sun- und Fire-Worshippers (den Sonnen- und Feueranbetern), und behauptet, daß ihm diese Sagen von seinen Vorvätern „from generation to generation" zugekommen sey.

Thomas Moore und einige andere Gelehrte haben dieser Sagen gehorcht und sind geneigt, ihr zu glauben, weil die Pyrea's (Feuertempel) der Parsen nach der Beschreibung einiger Reisenden den irischen Round-Towers aufs Haar gleichen, und weil es ausgemacht ist, daß der Feuerdienst in Irland ehemals die herrschende Religion war. Da die Thürme inwendig beinahe ganz dunkel sind, so ist es auch sehr glaublich, daß sie zur Aufbewahrung der heiligen Flamme dienten, die sich in dieser Dunkelheit lieblich genug ausnehmen mochte. Der hoch über dem Boden schwebende Eingang zum Innern erklärt sich dann leicht daraus, daß das Feuer heilig war, und nicht jedem zugänglich seyn sollte.

Man hat eingewendet, daß wenn diese Thürme nur zur Aufbewahrung des Feuers dienten, es nicht nöthig gewesen sey, sie so hoch zu machen, allein man kann sich Erklärungsgründe genug dafür denken. Vielleicht hielt man das Feuer in der oberen Etage des Thurmes in der Nähe der vier kleinen Fenster, und die Priester stiegen dazu hinauf, um es herab zu holen, zum Zeichen gewissermaßen, als hätten sie es vom Himmel, und zur Anspielung auf die Sonne, den hohen, himmlischen, freien Gott und Strahlenquelle. Brannte das Feuer aber unten auf dem Boden des Thurmes, so mochte der Thurm vielleicht aus demselben Grunde so hoch gebaut werden, aus welchem man noch jetzt die Schornsteine in England bis zu einer Höhe von 300 bis 400 Fuß bringt, um dem heiligen Feuer zu allen Zeiten einen beständigen leichten Luftzug zu verschaffen, und um es nie der Gefahr des Erlöschens auszusetzen.

Möglich ist es aber auch, daß diese Pyreen zu verschiedenen Zwecken zugleich dienten, theils zur Aufbewahrung des Feuers, theils eben, z. B. wie von den Minarets herab, die Gläubigen zum Gebet zu rufen, oder vielleicht um aus den vier Löchern gewisse Feuerzeichen für die benachbarten Umwohner zu geben. Da die Astronomie mit der Sonnenverehrung natürlich in innigster Verbindung stand, so mochte jene obere Partie vielleicht auch zu astronomischen Bestimmungen dienen, welche zur Regulirung der religiösen Feste nöthig seyn mochten.

An einigen Thürmen finden sich christliche Zeichen, z. B. sieht man auf der Spitze des bei Swords in der Grafschaft Dublin befindlichen ein kleines, kurzes, steinernes Kreuz. Andere, ich glaube nur zwei von den 118, haben gar die Bilder der Mutter Maria. Allein diese Dinge sind nur höchst selten und ohne Zweifel wohl erst später hinzugefügt, so wie es denn auch wohl wahrscheinlich ist, daß manche zu Glockenthürmen oder als Zufluchtsorte, und mit einem Worte zu allen den genannten Zwecken, für die man sie ursprünglich hieher nicht baute, später gelegentlich gebraucht und eingerichtet wurden.

Daß sich fast immer zerfallene oder auch noch stehende Kirchen und Begräbnißplätze in der Nähe dieser Thürme finden, ist wohl nicht auffallend, denn es ist eine allgemeine Erscheinung, daß einmal bei einem Volke geheiligte Plätze es gewöhnlich, selbst wenn auch der Cultus geändert wird, für immer bleiben. Auf dem Platze der meisten unserer alten christlichen Kirchen standen schon vorher heidnische Tempel, und die meisten der alten Moscheen in der Türkei, welche eine moham-

medanische Monarchie ist, die von einem Ende zum andern beinahe ganz auf altem christlichem Boden steht, sind früher christliche Tempel gewesen.

Gewöhnlich sind die Kirchen, welche in der Nähe der Round-Towers sich finden, sieben an der Zahl. Man hat dieß mit dem Umstande in Verbindung gebracht, daß schon vor dem heil. Patrick, der aus Frankreich nach Irland kam und das katholische Christenthum hinüber brachte, ein altes Christenthum existirt hat. Einige glauben, daß dieses Vor-Patrickische Christenthum weder aus Italien, noch aus Frankreich, sondern aus Griechenland direct gekommen sey. Die Sage geht sogar, daß der heilige Apostel Jacobus selbst der erste Prediger in Irland gewesen sey. *) Dieses Christenthum, sagen sie, habe mit Rom nichts zu thun gehabt, und sey ganz nach der Weise des durch die orientalischen ökumenischen Synoden geregelten Ritus geordnet gewesen. Und daher erklärten sich denn auch in Irland die vielen sieben Kirchen auf demselben Flecke, welche eine Anspielung auf jene berühmten sieben ökumenischen Kathedralen des Orients seyn sollten. Die Vertheidiger dieser Ansichten sind bemerkenswertherweise die Protestanten in England, und da die Sache wohl sehr wahrscheinlich ist, so wäre dieß dann wieder eine zweite merkwürdige directe Verbindung Irlands mit dem Oriente. Findet sich denn noch ein einziges anderes christliches Land, in welchem die Ruinen der alten und ursprünglichen Kirchen immer in Haufen, sieben an der Zahl, zusammenliegen? Ich weiß keines!

Die römischen Katholiken hingegen läugnen dieß, und halten das Christenthum in Irland von Anfang her für römisch-katholisch. So erstrecken sich also die Meinungsverschiedenheiten der Parteiungen des heutigen Tages sogar über Gegenstände hinaus, die längst im Schooße der Vergangenheit doppelt und dreifach begraben liegen.

(Schluß folgt.)

*) Derselbe würde denn noch wohl ebenfalls von Spanien, wie die früheren Colonisten Irlands herüber gekommen seyn. Die Spanier halten ja auch den Jacobus für ihren Apostel.

Napoleonisches Museum in London.

Wer hätte vor 25 Jahren gedacht, daß man in London aus Speculation ein Museum aus allerhand Siebensachen, die auf Napoleon und seine Zeit Bezug haben, errichten würde! Und doch ist es so: ein Hr. Sainsbury hat die Sache unternommen und sie scheint sich zu rentiren. Die Revue britannique (April) berichtet darüber Folgendes: „Es ist dieß eine Sammlung von allem dem, was man über den Kaiser und die andern handelnden Personen der großen politisch-militärischen Epopöe, deren Agamemnon und Achilles er war, zusammenbringen konnte: Portraits, Medaillen, Miniaturgemälde, Autographen, Kunstgegenstände u. s. w. Die Merkwürdigkeiten dieses Museums reichen auch über Napoleon hinauf, und man findet Briefe von Ludwig XIV und Cromwell, vermuthlich weil der Kaiser der Erbe einer Revolution, wie der erste, und der größte Monarch seines Jahrhunderts war, wie der andere. Die Briefe Napoleons und seiner Familie sind natürlich in großer Zahl vorhanden, unter andern bemerkt man zwei mit dem Datum des 1 März 1796 und nur in einem Zwischenraume von vier Stunden geschrieben. Der erste ist Buonaparte, der zweite Bonaparte unterschrieben, als ob Napoleon an diesem Tage die italienische Orthographie seines Namens französirt hätte. Man bewundert namentlich auch die Tapeten mit den Bienen des kaiserlichen Wappens und den prächtigen drei Farben. Alles dieß ist um einen Schilling zu schauen."

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

An der Einfahrt in den Singapurfluß, auf dem westlichen Vorgebirge (Commercial Point), war einst ein Felsenstück mit einer Inschrift, worüber sich die Alterthumsforscher vergebens die Köpfe zerbrachen. Bekannt war nur, daß die Inschrift nicht chinesisch, nicht Sanskrit, nicht malayisch und nicht arabisch sey. Nach Prof. Beicher, der auf der amerikanischen Fregatte Columbia die Reise um die Welt machte, haben die malayischen Sagen folgende Geschichte dieses Felsens aufbewahrt.

„Es war einmal ein Sklave eines malayischen Häuptlings, Namens Badang. Einst verließ er sein Fischernetz und begab sich auf das Feld, das er für seinen Herrn bearbeitete. Als er zu seinem Netz zurückgekommen war, sah er, daß eine Menge Fische hineingerathen, daß aber nichts davon übrig war, als die Schuppen und Gräten. Dasselbe wiederholte sich einige Tage nacheinander, so daß Badang endlich die Geduld verlor, und beschloß das Netz zu bewachen, um zu erfahren, wer seine Fische fresse. Er setzte sich in das Geröhricht und erblickte ein Gant oder Gespenst, welches alle Fische fraß, so daß nur ein einziger ins Netz zurückfiel. Die Augen der Erscheinung brannten heller als Feuer, die Haare waren wie Drath und geflochten gleich einem Korbe, der Bart aber hing ihm bis unter den Gürtel herab und in der Hand hielt er eine Sichel ohne Handhabe. Als Badang die schreckliche Gestalt sah, faßte er sich Muth, stürzte sich auf den Gant und drohte ihn zu ermorden. Der Gant gerieth in Angst, wollte fliehen und rief kläglich: „Tödte mich nicht, ich will alles thun, was du befiehlst." — „Aha! dachte Badang, hier läßt sich etwas machen!" Indeß weckte das Versprechen des Geistes doch einiges Bedenken in ihm: soll er Reichthum wünschen? den nimmt ihm sein Herr oder irgend ein anderer; soll er wünschen unsichtbar zu seyn? — dabei kann man sterben. „Nein," dachte er, „ich will mir lieber Stärke wünschen, dann kann ich jede Arbeit, die man mir auflädt, leicht verrichten; das wird das Sicherste seyn. Gib mir Stärke, Gespenst, solche Stärke, daß ich Bäume mit der Wurzel ausreißen kann." Der Gant willigte ein, jedoch mit einer allerdings unangenehmen Bedingung, die Badang nach vielen sauern Gesichtern endlich annahm. Und Badang erhielt Riesenstärke: während er mit der einen Hand das Gespenst am Barte hielt, konnte er mit der andern die größten Bäume ohne alle Anstrengung ausreißen. Dann ließ er den Bart los und ging zu seinem erstaunten Herrn, indem er mit den Händen den dichtesten Wald ausrodete. Die Nachricht von den wunderbaren Thaten Badangs gelangte nach Singapur, und der dortige Radscha Sri Raisa Wichrama forderte ihn zu sich und machte ihn zu seinem Ringer. Badang konnte damals Felsen mit seinem Kopfe zerschlagen, Masten aus einem Schiffe reißen und sie als Ruder ge-

brauchen, so wie viele andere Wunderthaten verrichten. Da berief man den ersten Helden des Linga-Landes, der bisher seines Gleichen nicht gehabt hatte, nach Singapur und veranlaßte ihn sich mit Badang zu messen. Sieben Schiffe waren dem Sieger zur Belohnung bestimmt. Lange kämpften sie, und Badang hatte über seinen Gegner nur einen schwachen Vortheil. Aber vor den Zelten des Radscha lag ein ungeheurer Stein, und der Held von Linga schlug vor, diesen Stein zum größten und letzten Beweis seiner Stärke aufzuheben. „Gut," sagte Badang, „versuche es zuerst, und ich will dann nicht zurückbleiben." Der Kämpfer von Linga bemühte sich lange ächzend mit dem Stein, hob ihn endlich ein wenig auf, ließ ihn aber aus Erschöpfung auf die Erde niederfallen und sagte zu Badang: „Nun ist die Reihe an dir, Freund!" Badang hob den ungeheuren Stein ohne alle Anstrengung auf, schwenkte ihn einigemal hin und her und schleuderte ihn dann nach der Mündung des Flusses. Jetzt wird auf dem Vorgebirge, wo er lag, eine Batterie gebaut, und darum ist der Fels mit der wunderbaren Inschrift dem Schicksal der andern nicht entgangen, — man hat ihn mit Pulver gesprengt. Man glaubt, die Inschrift habe die Beschreibung der That Badangs enthalten. — Spät Abends kehrte ich auf mein Schiff zurück.

Die nicht weit von uns ankernde Dschonke sollte bei guter Zeit nach China abgehen, und auf ihr wollten etwa 200 Chinesen, die theils kürzere, theils längere Zeit in Singapur gelebt hatten, in ihre Heimath zurückkehren. Jeden Tag kamen neue Passagiere aus der Stadt, und der gräulichste Lärm der verschiedensten Stämmen begleitete jede Arbeit. Schläge auf den Gong dienten als Vorrede zu den Befehlen des Capitäns, auf welchen niemand hörte. Ich war ausnehmend neugierig, dieß wundervolle Exemplar einer vorweltlichen Seemannskunst zu sehen; die Dschonke war etwa 130 Fuß lang und maß 500 Tonnen. Außen war sie mit einer schmutzigen rothen Farbe angestrichen mit einem breiten weißen Streif, auf dem die Stückpforten aufgemalt waren. In der Mitte nach der linken Seite hin stand der aus Backsteinen aufgeführte Ofen, und neben demselben ein bis auf den Gürtel nackter Chinese, der mit den schweißigen Händen in den Kessel fuhr und Reis umrührte; in mehrstöckigen mit Matten gedeckten Bambusgehäusen krochen schmutzige Kinder herum, der Schiffsraum war mit Seemobellen, Reissäcken und allerlei Habseligkeiten angefüllt. Im Hintertheil des Schiffes, in einer Art Cajüte, saß auf einer Kiste ein dicker Chinese mit grauem Schnurrbart und verzehrte Ananas; neben ihm vor einem mit verschiedenen Inschriften und unheimlichen Bildern gezierten Kästchen brannten Wachskerzen, und hier hing auch der ungeheure Gong, auf den nach des Capitäns Befehl ein junger Chinese schlug, der ihm als eine Art Ordonnanz diente. Auf mein „Tschin-tschin" verzog sich das von Fett überfließende Gesicht des Capitäns zu einem Lächeln, er wies mir einen Platz neben sich an (sprechen konnte er nicht) und seine Ordonnanz, die zum Zeichen ihrer Achtung mit aufgelöstem Zopf dastand, reichte mir eine Ananas und ein Messer. Wenn es wahr ist, daß jeder Mensch in seinem Aeußern eine leichte Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere hat, so glich der chinesische Capitän noch am ehesten einem gemästeten Eber. Nachdem ich meinen neuen Bekannten lange genug angegafft, wollte ich meine Besichtigung weiter fortsetzen. Einige verrostete eiserne Kanonen ohne Laffetten lagen auf dem Verdeck neben der großen Lunka, die den ganzen Raum zwischen dem großen und dem Fockmast einnahm. Auf dem Vordertheil des Schiffes lagen in einer kleinen Halbbarke zwei ungeheure hölzerne Anker, deren Schaufeln mit Eisen beschlagen und deren Stricke aus zwei Bambusstangen bestanden, die fest an die Spindel angebunden waren. Stricke und die ganze Takelage war aus Gras geflochten und konnte auf dem Wasser schwimmen, denn Hanf brauchen die Chinesen nicht. Der übrige Bau ist in entsprechender Güte. Die Masten sind häufig ein Gegenstand der Speculation. Die Dschonken kommen aus China mit schlechten, halbverfaulten Masten an, nehmen in Singapur, wo das Holz wohlfeil ist, neue ein und verkaufen sie in Canton. Zum Aufrichten der Masten wenden die Chinesen keine Krahnen an, sondern sie errichten Holzgerüste und heben die Masten wie Säulen an Stricken empor, die durch jede Flagge nach dem Kralspill geführt werden. Die Dschonken, die nie anders als mit günstigem Wind fahren, gehen aus China einige Zeit vor dem Ende des Nordostmonsuns ab und kehren mit dem Südwestmonsun zurück. Um sich der Mühe zu entledigen vorwärts zu schauen, sind vorn an jeder Dschonke und selbst an jedem kleinen Sampan zwei ungeheure Augen angemalt, denen die Chinesen irgend eine übernatürliche Macht zuschreiben. Auf dem Cap kannte ich einen schwedischen Capitän, welcher mir erzählte, daß er während seines Aufenthalts in Canton im Jahre 1838 selbst gesehen habe, wie man eine große Kriegsdschonke in Stücken schlug und verbrannte, weil die Kugel einer englischen Brigg ihr das Auge ausgeschlagen hatte. Wenn sie ihre eigenen Augen nicht zu hüten verstand, wie sollte man ihr das Schicksal von einigen hundert Vertheidigern des himmlischen Reichs anvertrauen. Es ist zum Erstaunen, daß die Chinesen, die doch so viele Vorbilder des neuen bessern Schiffbaues stets vor Augen haben, von den Fremden keine Verbesserung entlehnen. Sieht denn dieß seltsame Volk nicht ein, und kann es nicht begreifen, wie weit es hinter den Europäern zurückgeblieben ist? Machen die zahllosen Unfälle des Scheiterns, des Strandens u. s. w. keinen Eindruck auf sie? Was können die Ursachen dieser mit dem gesunden Verstande so wenig übereinstimmenden Hartnäckigkeit seyn? Ist es der Stolz dieses Volks, das sich für unvergleichbar höher als jedes andere hält, oder ist es die Furcht vor dem Zorn der überall nahen und willkürlichen Regierung, die, ohne sich um das Loos des Volks zu kümmern, nicht einen Schritt von den seit Jahrhunderten eingewurzelten Anordnungen ablassen will, welcher Art diese auch seyn mögen, — das sind Fragen, die nicht leicht zu lösen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bevölkerung in Irland. Nach den officiellen Angaben betrug die Bevölkerung Irlands im Jahre 1821 6,801,827, im Jahre 1831 7,767,401, im Jahre 1841 8,175,273. Die Vermehrung war also zwischen 1821 und 1831 965,574, zwischen den Jahren 1831 und 1841 nur 407,872 oder um mehr als die Hälfte schwächer. (Litt. Gaz. vom 29 April.)

•

Schifffahrt auf dem Indus. Die ostindische Compagnie ist entschlossen die Schifffahrt auf dem Indus und Setledsch aufs ernstlichste zu betreiben, und läßt gegenwärtig Dampfboote für diese beiden Ströme bauen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom [illegible] April)

•

Alterthümer bei Rouen. Man findet fortwährend in der Nähe desselben Orts, wo die Steinsärge (s. Nr. 123) gefunden wurden, weitere gallo-römische Alterthümer, unter andern einen bleiernen Sarg. (Echo du Monde Savant vom 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1843.

Neue Skizzen aus Petersburg.

(Von Treumund Welp.)

Der erste Mai in Katharinenhof.

Die Menge treibt sich durch Sturm und Regen,
Dem hergebrachten Fest entgegen;
Man hätte um Alles in der Welt
Den Vorwand zum Nichtsthun nicht verfehlt.

Aus dem Manuscripte eines nichtgekrönten Poeten.

Mit dem September beginnt bei den Petersburgern das eigentliche Leben in der Stadt und dauert ununterbrochen bis zum Junius fort, wo der weiße und braune Winter wieder einmal dunkelgrün zu werden beginnt, und männiglich, ohne vom Wege des Hergebrachten abzuweichen, den Herrlichkeiten der Residenz auf drei nur zu schnell verfliegende Monate Valet sagen darf.

Nach Abzug dieser sogenannten Sommerintervalle, welche gar Manchem als Hiatus erscheinen mag, bleibt eine erkleckliche Differenz von neun langen, langweiligen Monaten zu Gunsten des Stadtlebens übrig, dessen Reize zu besingen ich andern überlasse, denen es minder als mir an Geduld gebricht, die Zeit fein gebührlich er- und abwarten zu können. Wie schön in und an Petersburg alles ist, hört man von Niemanden mehr hervorheben, als von den Petersburgern selbst, so daß es äußerst verzeihlich erscheint, wenn andere auf die Idee gerathen, die Leutchen seyen von dieser Imagination, Illusion oder wie man es benennen soll, so durchdrungen, als ein glückseliger Apothekergehülfe es nur immer von den Gerüchen der Büchsen seiner Officin seyn kann, und dennoch ist es — Täuschung! Nur in den besten Fällen vermag ich Selbstpersuadirung gelten zu lassen, wie solche die gütige Mutter auch dem Eskimo und Kamtschadalen verliehen, und vermöge welcher er allein in den Stand gesetzt wird, sein stiefmütterlich behandeltes Vaterland nicht nur zu ertragen, sondern sogar für das schönste der Erde zu halten.

Ich gehörte mehrere Jahre hindurch zu der Schaar jener Unruhigen, denen die Zeit stets zu lang wurde, ehe eine wärmere Luft die starren Aeste der Bäume mit Knospen schwellte, ehe die Erde aufs neue frische Triebe herausschob. Freilich war dieß eine schwarze Undankbarkeit gegen die vielen geselligen Cirkel, in denen man der Natur vermittelst Kunst ein Schnippchen zu schlagen versteht, und wovon mir mehrere offen standen. Freilich verrieth es einen schlechten Geschmack, alberne Gänseblümchen den schönen, parfümirten Rosen aus ächt Pariser Fabrik, die das reizende Köpfchen der Salondame so bildschön kleidete, vorzuziehen, weil letztere eben künstlich waren. Mein einziger Trost war und blieb, daß es Tausende gab, denen dasselbe Malheur zu passiren schien; denn was sonst als jener räthselhafte unwiderstehliche Zug zur Natur vermochte wohl heute wie andere Jahre Katharinenhof um diese Zeit so gedrängt zu bevölkern? Verriethen nicht alle die Tausende, daß sie den Sommer kaum erwarten können? Ueberdieß hatte dieser erste Mai ja alle Jahre, in allen Kreisen, den halben Winter hindurch als Gesprächsgegenstand gedient, und es ist nur zu bekannt, daß die Welt, je gebildeter sie ist, sich um so mehr bloß von angenehmen Dingen zu unterhalten sucht und wünscht. Fliehet man nicht selbst in Gedanken arme, unglückliche Freunde? Ist es nicht für äußerst gauche und mal-adroit erklärt: in guter Gesellschaft irgend etwas zu berühren, das nach mesquin schmeckt? Mesquin aber muß unbezweifelt alles genannt werden, was unsere Illusionen stört, unangenehme Gefühle erweckt u. s. w.

Nachdem ich so meine eingestandene Schuld auf ziemlich gewöhnliche Weise dadurch zu verringern gesucht, daß ich eine größtmögliche Menge Mitschuldiger citirte, wollen wir — mein geduldiger Leser und ich — zusammen getrosten Muthes unsre Regenmäntel umnehmen, um allen Raisonnements zum Trotze den ersten Mai in Katharinenhof feiern zu helfen. Da wir wie ganz natürlich vornehme Leute sind, so wohnen wir in größtmöglicher Nähe des Hofes und zwar etwa in der großen Million. Eine Fahrt zu Wasser die Newa hinab würde nun wohl das Directeste und Einfachste für uns seyn, allein Sanitätsregeln, denen wir uns wohlweise unterwerfen, sprechen dagegen, und überdieß liegt uns ja gerade daran, das ganze Getriebe so recht ex fundamento kennen zu lernen; darum

müssen wir den Landweg einschlagen und unsern Iwan anspannen lassen.

Wir rollen auf dem holzgepflasterten Wege durch die große Morskoi bis auf den Platz des großen Theaters, wo die Herrlichkeit des Fahrens wie in der gedielten Stube ein Ende mit Schrecken nimmt, denn es beginnt das abscheulichste Straßenpflaster der Welt, ganz geeignet, um den verstocktesten Gemüthern Erkenntniß menschlicher Gebrechlichkeit einzuprägen. Daher, und weil auf der Peterhof'schen Perspective bereits Wagen an Wagen gereihet steht, so daß der allgemeine Zug nur Schritt vor Schritt und nach vielfachen Stillstandspausen vorwärts kömmt, erachten wir es für gerathen auszusteigen, um den Weg vollends zu Fuß zurückzulegen.

Um vor dem Gedränge an Ort und Stelle zu gelangen, mußten wir um ein oder zwei Uhr abfahren, während es jetzt bereits in der sechsten Stunde ist, wo die Mehrzahl der Petersburger schon zu Mittag gespeist hat.

Wie bevölkert uns jetzt auf einmal St. Petersburg erscheint, während wir auf der bisherigen Fahrt nur einzelnen Equipagen und wenigen Fußgängern begegneten. Die gedehnte Langweiligkeit des nordischen Babels zählt also doch gewisse kurzweilige Episoden! Nun ja! säße die halbe Million so eng auf einander gepackt wie z. B. die Einwohnerschaft Hamburgs, dann würde viel Bequemeres und Vergnüglicheres, aber auch manch Beschwerliches und Langweiliges wegfallen, das eben Petersburg charakterisirt. Der gemeine Mann ist hier sicher nur um so übler daran; denn während ihm doch nur die elendesten Quartiere übrig bleiben, in denen er gleich ungesund und zusammengepreßt bei einander hockt, wie unter den übelsten Umständen in Deutschland, muß er nebenbei noch meilenweit nach jedem Verdienste, jedem Lebensbedürfnisse sich die Beine müde laufen und die kostbare Zeit verwenden. Der Reiche und Wohlhabende, der Theilnehmer an einer Hammerpartei hingegen, erfreut sich vieler Vorzüge mehr, auf die er anderswo theilweise oder völlig verzichten muß, sobald er Hauptstädte bewohnt. Wir sehen hier noch in grellerem Lichte als anderswo die Prärogativen begünstigt und die Nation, das Volk, vernachlässigt in seinen ersten Lebensansprüchen. Der Norden scheint also dem Menschen mehr Spannkraft zur Ertragung und Ueberwindung von derlei Wohlfahrts- und Ernährungshindernissen verliehen zu haben! Es wäre eine Aufgabe für Menschenbeobachter, genau zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die Ertragungskraft der Nichtbevorzugten bei den Völkern je nach klimatischen Umständen wechsele. Jedenfalls erscheint die vielbelobte Anlage Petersburgs bei genauerer Untersuchung höchst zweideutig.

Das neue Gebäude hier vor der Brücke über die Fontanka ist eine Spinnfabrik. Ja, ja, es mehren sich dergleichen Fabrikenetablissements hier zusehends, obschon fast kein ungünstigerer Platz dazu aufgefunden werden könnte. Der Lebensunterhalt ist hier am kostspieligsten fast im ganzen Reiche; alles muß von fern herbeigeschafft werden, wovon die Bevölkerung leben soll, und die Reichen und Vornehmen treiben mit ihrem Luxus die ohnehin gesteigerten Preise noch mehr in die Höhe. Das Manufact oder Fabrikerzeugniß aber muß wiederum dahin versandt werden, woher die Lebensmittel kommen. Es läßt sich kaum begreifen, warum man in der Nähe des Thrones so viel Zündstoff aufhäuft. Irgend eine Stockung im Absatze oder der Zufuhr und — die Garderegimenter bekommen zu thun, wie jenes Gendarmeriepiquet drüben an der Brücke, das beauftragt ist, die Linie der Fahrenden in Ordnung zu erhalten. Ein schweres Stück Arbeit! denn die ungeduldigen Damen können nicht erwarten, auf der Gulanie (dem Spaziergange) anzulangen, obschon sie in der Regel dort selten absteigen, um zu spazieren, vielmehr in den Wagen sitzend sich dem süßen Vergnügen des Sichsehenlassens hingeben, und um später sich sagen lassen zu können: „Wir waren so glücklich, Ihnen in Katharingof*) zu begegnen!“ Je spröder man alsdann Ursache hat seyn zu dürfen, d. h. je reicher man ist, oder je spröder man seyn zu können glaubt, d. h. je schöner und vornehmer im Range man ist, um so weniger gesteht man zu, selbst gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Scattery-Island und die runden Thürme in Irland.

(Schluß.)

Unser kleines Boot landete endlich auf Scattery-Island, das, wie mir die Schiffer erzählten, in alten Büchern „Iniscatry“ genannt wurde, und welches jetzt von einigen „Tenants“ des Hrn. M'Kean bewohnt und von dem Vieh beweidet wird. „It is a very old ancient place!“ (Es ist ein sehr alt antiker Platz!) sagte einer der Matrosen, indem er mich auf den Rücken nahm und durchs Wasser trug; denn wir hatten einen Landungsplatz getroffen, wo die Fluth noch ein langes Stück Land mit einem Fuß hoch Wasser überlaufen hatte. — Man könnte diesen Pleonasmus „alt antik“ von vielen solchen Plätzen in Irland brauchen, auf denen alte und älteste Ruinen neben einander liegen.

Gewöhnlich wird einem bei allen den alten heiligen Orten Irlands, welche den Namen „seven churches“ (sieben Kirchen) haben, irgend ein Name eines Heiligen genannt, der hier gelebt haben oder gestorben seyn soll, und welcher zu den ersten Predigern und Aposteln des irischen Christenthums gehörte. Hier ist es der heilige Senan, dessen Grab in einer der Kirchenruinen gezeigt wird. Es werden in einer dieser Kirchenruinen und in ihrer Nachbarschaft auch noch jetzt Begräbnisse veranstaltet; ich konnte nicht erfahren, warum nicht in den sechs andern. Man bringt die für dieses Inselgrab in den Wellen bestimmten Leichen auf kleinen Booten vom Festlande herüber, und die Begleiter der Leiche folgen ebenfalls in Booten hinterher. In der That einer der interessantesten und eigenthümlichsten Leichenzüge, von denen ich gehört habe.

---

*) Die russische Sprache hat das deutsche H nicht, und man ersetzt dasselbe durch das Glagol, woraus bei Eigennamen oft ganz eigene Umwandlungen entstehen; z. B. durch Gaus für Haus, Gof für Hof, Gelm für Helm u. s. w.

Ich sah noch mehrere ganz frische Grabmonumente aus den letzten Jahren, die sich neu und blank polirt, mit schönen, goldenen Inschriften versehen, eigenthümlich und poetisch genug auf der einsamen Insel ausnahmen. — Es waren unter den Gräbern auch die einiger Schiffscapitäne, welche in der That an keinem bessern Platz, als auf einer Insel an einer Flußmündung, wo sich eine Aussicht zugleich nach vorne in den Ocean und nach hinten in das Festland darbot, ihre Ruhestätten wählen konnten. Auf dem Grabstein eines derselben waren die Passions-Embleme, ein Schwamm, ein Napf, ein Kreuz, ein Schwert, ein Spieß u. s. w. eingemeißelt. Wird einmal eine Zeit kommen, wo die Gelehrten sich auch über solche Steine und die Deutung ihrer Hieroglyphen streiten werden?

Es ist, so viel ich weiß, kein Land in Europa, welches sich so interessanter Gottesäcker und so pittoresker Grabmonumente zu erfreuen hat, als Irland; theils weil sie gewöhnlich immer mit Epheu und andern schmückenden Immergrünen umrankt sind, theils weil es dort die Sitte ist, auch noch unter Ruinen zu begraben, ja, und unter Ruinen vorzugsweise. Alte Kirchen selbst, wenn auch nur noch ein Stück ihrer Mauer blieb, sind innerhalb ihres Mauerparallelogramms gewöhnlich voll gepfropft mit Gräbern jüngsten und ältesten Datums. Außer hie und da in Schottland habe ich dieß in keinem andern Lande gesehen.

Einige der sieben Kirchen waren beinahe völlig verschwunden, drei aber noch zum Theil conservirt; ihre Mauern waren mit Epheu bedeckt. In der Mauer der einen dieser Kirchen, in der, welche dem runden Thurme am nächsten steht, befindet sich über dem mittlern Fenster ein sonderbares Gesicht in Stein ausgehauen. Es hat sonderbarer Weise ganz durchaus die steifen und maskenähnlichen Züge der ägyptischen Sculpturen, sogar die abstehenden Ohren derselben. Dabei erkennt man deutlich, daß es von irgend einem andern Gebäude weggebrochen und nachher hier eingemauert ist. Auf der entgegengesetzten Seite dieser Kirche ist ein Stein eingemauert, auf dessen Oberfläche noch eine alte Inschrift deutlich erkennbar ist.

Der Säulenthurm steht etwas abseits; obgleich er nicht mehr ganz vollkommen und unversehrt ist, so gehört er doch mit zu den malerischsten von Irland, denn er ist vom Blitz auf eine furchtbare Weise getroffen und auf der einen Seite von oben bis unten gespalten. Eine lange und breite Kluft zieht sich durch die ganze Mauer herab. Auf einer Seite ist er von oben bis unten mit Pflanzen, Moosen und Gräsern bedeckt, und zwar auf der Südseite, weil wie die Schiffer mir sagten, auf der Nord- und Westseite die heftigen Winde alle Pflanzenkeime wegreißen. Ich lasse dieß dahin gestellt. Die Blitze und die Pflanzen sind die schlimmsten Feinde der runden Thürme.

Ich sagte oben, daß die „Round-Tower" gewöhnlich wie Säulen mit gleichmäßiger Dicke bis zur Spitze emporsteigen. Dieß ist jedoch nicht buchstäblich zu verstehen. Ein ganz klein wenig und kaum merklich scheinen sie sich fast alle nach oben abzuschmälern; auch die Mauern selbst werden nach einem sehr richtigen architektonischen Princip nach oben hin etwas dünner. Es deutet diese Constructionsweise auf ein nichts weniger als rohes Volk hin.

Die kleine Insel gewährt sonst außer diesem Gottesacker nur wenig Ackerland, es ist alles umher Weideland. Auf der Spitze der Insel liegt eine Batterie, welche die Mündung des Shannon vertheidigt. Es gibt an verschiedenen Küstenpunkten des Mündungsgebietes des Shannon im Ganzen sechs solche verschiedene kleine Batterien und Forts, und an der Themse gibt es gar keine. Die Engländer müssen die irischen Küsten stark machen, weil sie ihre schwächste Seite umsäumen.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Die in Singapur, Pulo Pinang, Manilla und den Molukken angesiedelten Chinesen bleiben, obwohl die Gesetze des Reichs der Mitte sie zur Todesstrafe verurtheilen, selten in den Ländern der Fan-Kwei, d. h. der fremden Teufel. Jeder strengt sich möglichst an, um ein kleines Capital zu sammeln, was bei der theuern Arbeit in den Colonien diesen arbeitsamen Bienen nicht schwer wird, um dann einen bedeutenden Theil ihres Vermögens, oft die Hälfte, zu den Füßen des Localmandarinen zu legen, und die Erlaubniß zu erhalten, wieder im Vaterlande zu leben; die Entfernung aus dem himmlischen Reiche und das Unglück, unter Fan-Kwei zu leben, wird einem Sturm oder irgend einem andern Unheil zugeschrieben. Die Frauen aber können durchaus ihren Männern nicht über die Gränze folgen, und darum lebt der größte Theil der in den Colonien sich aufhaltenden Chinesen ledig, und die andern verheurathen sich mit Malayenfrauen: Hindustanerinnen und moslemitische Frauen würden es für eine Todsünde und für die größte Unehre halten mit den unreinen Schweineessern eine unheilige Ehe einzugehen. Von den 25,000 in Singapur wohnenden Chinesen sind deßhalb nur 7000 verheurathet. Auf den Pflanzungen bezahlt man einen chinesischen Arbeiter besser als einen Malayen oder Tschulia; übrigens befinden sich bei dem amerikanischen Consul, dem ersten Zuckerpflanzer in Singapur, der etwa 250 Arbeiter beschäftigt, lauter Tschulias, und Chinesen werden nur zum Hausdienst gehalten. Seiner Angabe nach sind die Chinesen sehr widerspänstig und arbeiten nur unter strenger Aufsicht gut, und wenn man ihnen Arbeit an verschiedenen Orten zutheilt, so daß der Eigenthümer oder sein Gehülfe unmöglich die genaue Aufsicht allenthalben führen können, so kann man sich nicht auf sie verlassen.

Bald nach unserer Ankunft in Singapur kam auch die portugiesische Fregatte Magnanimo dahin. Ich begab mich auf das Schiff und erfuhr von dem Capitän, einem ehrwürdigen Greis, daß er 22 Tage von Pulo Pinang nach Singapur, also noch länger als wir, gebraucht und viele Kranke an Bord habe. Diese Fregatte kam aus Lissabon und ging nach Macao, um Recruten nach der dortigen Garnison zu bringen; unterwegs aber mußte sie auch in Mozambique und Goa anlegen. In welcher kläglichen Lage befindet sich jetzt die portugiesische Flotte und Colonien! Als der Magnanimo in Mozambique war, nahm man ihm etwa 80 Matrosen, um eine Corvette zur Aufsuchung eines Piraten auszurüsten,

der ungestraft eine Menge Kauffahrer geplündert hatte; als er nach Goa kam, nahm man ihm wieder eben so viel Leute, um ein Schiff nach Mozambique auszurüsten und den dortigen Gouverneur zu ersetzen, der schon lange seine Zeit ausgedient hatte. Mit Einem Wort, wenn auf der Fregatte keine 300 Recruten gewesen wären, so hätte er nicht gewußt, wie er nach Macao kommen solle, wo er dann unfehlbar Leute zur Rückfahrt nach Europa miethen mußte. Die Fregatte Magnanimo war früher ein Transportfahrzeug, das ehemals Holz aus Brasilien nach Europa führte, „vor der Zeit, wo Portugal den Zehen Landes, der Brasilien heißt, verlor," wie der Capitän mit bitterem Lächeln hinzusetzte.

Während unseres Aufenthalts auf der Rhede von Singapur hatten wir Gelegenheit ein Bild von dem zu sehen, wie die Koralleninseln sich bilden: an unserer Ankerkette und dem unter Wasser befindlichen Theil der Ruderfahrzeuge bildete sich nach und nach eine dicke Rinde aus einer zahllosen Menge kleiner Muscheln, und dazwischen begannen aus den Gliedern der Kette kleine Zweigchen schwarzer Korallen hervorzuwachsen. Fünf Tage nachher, als wir von den Schaluppen aus diese Anwüchse abgekratzt hatten, setzten sie sich wieder fest, und wenn wir sie nicht wieder abgenommen hätten, so wäre bis zu unserer Abfahrt die Rinde zwei Zoll dick geworden. An dem kupfernen Beschlag haften die Muscheln nicht, sonst würden sie den Gang des Schiffes bedeutend aufhalten. Die Malayen, welche auf den leichten Gang ihrer Schiffe einen großen Werth legen, bringen sie bei der Fluth an seichte Orte, und wenn das Wasser bei der Ebbe verläuft, so bleibt das Schiff auf dem Trockenen, und man kann den untern Theil ohne Mühe abkratzen. Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung in den hiesigen Gewässern ist die Menge von Seeschlangen. Als einmal ein Matrose die äußere Schiffswand abwusch, schöpfte er unerwartet eine Schlange mit herauf und warf sie aufs Verdeck; ihr Rücken war grünschwarz, der Bauch von bläulicher Silberfarbe, ihre Länge betrug etwa 3 Fuß. Ich bewahrte das Exemplar in Spiritus auf. Eine solche Schlange biß einen unserer Leute, als er sich in der Nähe der Flußmündung badete, wo chinesische und malayische Kinder vom Morgen bis zum Abend herumplätschern. Während des Badens fühlte er auf einmal, daß sich ihm etwas um den Fuß ringle. Er ging sogleich ans Ufer, um nachzusehen, was es sey. Ein vorübergehender Indier bemerkte es, machte ihm ein Zeichen und führte ihn in sein Haus. Hier hieß er ihn sich niederlegen, nahm eine Kokosschale, machte sie rothglühend und brannte ihm etwa eine Viertelstunde lang die verletzte Stelle aus; dann zerstieß er Schwefel, mischte denselben mit Wasser und wusch die Wunde aus. Nach 20 Minuten ging der Mensch in die Schaluppe und fuhr nach dem Schiffe, als ob nichts geschehen wäre.

Auf einem meiner ersten Ausflüge ans Ufer wurde ich mit dem amerikanischen Consul, Hrn. Balestier, bekannt, einem sehr gebildeten und achtungswerthen Mann. Einmal wurde ich von ihm zugleich mit einem meiner Officiere nach seiner Zuckerpflanzung zum Essen eingeladen. Der Weg führte durch Campong Glam, der aus einem malayischen Bazar und einer kleinen buginesischen Niederlassung besteht. Letztere unterscheidet sich in nichts von den malayischen Dörfern, die Häuschen ruhen auf Pfählen in sumpfigem Wasser, Wände und Dächer sind mit Doppelmatten bedeckt, und die Physiognomie der Bewohner ist so finster und unfreundlich, als die der Malayen. Auf der Seite des Weges zwischen Gebüschen ist ein kleines Observatorium für meteorologische und magnetische Beobachtungen. Jenseits des Campong Glam führt eine lange zwischen Reisfeldern hinlaufende und mit hohen Bambusbüschen bepflanzte Allee nach dem Hause oder Bungalo *) des Hrn. Balestier, das in der Mitte seiner prächtigen Zuckerpflanzung liegt. Das Haus ist von Holz und auf allen Seiten von Verandas umgeben. Die Zimmer sind mit einigen Originalgemälden von Rembrandt, Vandyk, Wouvermans und dem Portrait Washingtons geziert. Eine auserlesene Bibliothek von französischen, englischen und lateinischen Classikern nebst einer Sammlung von Karten, Planen, Kupferstichen und Zeichnungen nahmen unsere Aufmerksamkeit bis zur Erscheinung der Hausfrau in Anspruch. Nach einer halben Stunde kam sie und führte uns in ihr Cabinet, das mit einer vortrefflichen Sammlung von Muscheln Indiens und des indochinesischen Archipels verziert ist, eine selbst in den Augen gelehrter Naturforscher merkwürdige Sammlung. Außer den in Fächern in der größten Ordnung nach den Arten eingereihten Muscheln zeigte sie uns eine Menge japanischer und chinesischer Seltenheiten. Mit Einem Wort, diese Sammlung von Seltenheiten Hrn. Balestiers wäre eine wichtige Erwerbung für eine Kunstkammer. Vor dem Essen führte Hr. Balestier uns auf seiner Pflanzung umher. Er ist einer der ersten Ansiedler auf Singapur und steht an Unternehmungsgeist keinem seiner Yankee-Landsleute nach. Von 2000 Acres ihm gehörigen Landes sind ungefähr 200 angebaut, aber diese ganz vortrefflich. Die Wege zwischen den mit Zuckerrohr bepflanzten Feldern sind auf beiden Seiten mit Ananas bepflanzt und der Anbau dehnt sich mit jedem Jahre weiter aus. Das Klima Singapurs unterstützt ungemein den Anbau. Orkane und Stürme gibt es hier nicht, und die Jahrszeiten führen in dem Zustande der Atmosphäre fast gar keinen Wechsel herbei; nur im Januar und Februar fällt mehr Regen als gewöhnlich, übrigens kann man das ganze Jahr hindurch säen und ernten. Zeiten der Dürre sind hier gleichfalls unbekannt, die Vegetation wird durch kurze, aber ziemlich häufige und reichliche Regen erfrischt, welche die Hitze der Aequatorialsonne mäßigen. Außer der Pflanzung ist auch noch die Zuckerfabrik bemerkenswerth, wo eine Dampfmaschine mit Hochdruck von 30 Pferdekraft durch sechs Walzen den Saft aus dem Rohr drückt. Die ganze Anstalt hat im Jahre 1839 viel durch einen Brand gelitten, der das Gebäude, wo der Zuckersaft in Farinzucker umgewandelt und Rum gebrannt wird, verzehrt hat. Durch diesen Unfall ließ sich Hr. Balestier nicht niederschlagen, und verschrieb neue Maschinen zur Reinigung des Zuckers vermittelst Dampf. Seine Felder werden auf die thätigste Weise bearbeitet, der undurchdringliche Urwald und das Gestrüpp wird ausgebrannt, und so werden diese Zuckerpflanzungen mit der Zeit die Quelle großer Einkünfte werden.

Nach dem Essen fächelten uns zur Erfrischung der Luft einige Mauren mit ungeheuren Fächern an. Unter anderm bemerkte ich an der Decke und an den Wänden des Speisezimmers eine Menge kleiner Eidechsen. Der Hausherr, der mein Erstaunen sah, erklärte mir, daß man in Indien diese Thierchen in den Zimmern besonders hege, um die Spinnen, die Schaben und Moskitos, deren man sich sonst gar nicht erwehren könne, zu vertilgen. Bald nach dem Essen kehrten wir in die Stadt und auf mein Schiff zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) So nennt man hier allgemein die Landhäuser, welche meist an erhöhten Orten angelegt werden, um jedes kühle Lüftchen zu genießen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1843.

Die Chinampas oder schwimmenden Gärten in Mexico.

(Life in Mexico. By Mdme. C. de la Barca.)

Wir fuhren am Abend in einem großen Kahn mit einer ausgespannten Decke zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen auf dem Canal nach dem kleinen Dorfe Santa Anita, und sahen hier zum erstenmal die berühmten Chinampas oder schwimmenden Gärten, welche jetzt größtentheils fest geworden sind und Gemüse nebst Blumen in reichlicher Fülle tragen; daneben sind die kleinen Hütten der Indier, welche die Waaren in die Stadt bringen. Die Erzeugnisse sind namentlich Chilipfeffer, Tomates, einige Rübenarten u. dergl. In meiner Erwartung von der Schönheit der schwimmenden Gärten war ich freilich getäuscht, ihre Entstehung ist indeß merkwürdig. Schon im Jahre 1245 sollen die wandernden Azteken oder Mexicaner, so genannt von ihrem Kriegsgott Mexitli, zu Chapultepec angelangt seyn, wo sie von den Fürsten von Xaltocan verfolgt, auf einer Inselgruppe südlich vom Tezcuco-See ihre Zuflucht nahmen. Sie fielen unter das Joch der Könige von Tezcuco, verließen ihre Inselheimath, und flohen nach Tezapan, wo sie zur Belohnung für den Beistand, den sie den Häuptlingen in einem Kriege leisteten, ihre Freiheit erhielten und sich in einer Stadt ansiedelten, die sie nach ihrem Kriegsgott Mexicalsingo nannten, jetzt ein Haufe von großen Scheunen und ärmlichen Hütten. Doch ließen sie sich nicht für beständig hier nieder, denn um einem Orakel zu folgen, wandten sie sich von dieser Stadt nach den Inseln östlich von Chapultepec auf der Westseite des Tezcuco-Sees. Nach einer alten Sage sollten sie da eine große Stadt gründen, wo sie einen Adler auf einem Nopalbaum sitzen sehen würden, dessen Wurzeln den Fels durchbrechen. Im J. 1325 erblickten sie dieß Zeichen, und an dieser Stelle gründeten sie auf einer Insel im See das erste Teocalli oder Gotteshaus von Mexico. Während ihrer Wanderungen bauten die Azteken, wo sie immer anhielten den Boden und lebten von dem was die Natur ihnen gab. Von Feinden umgeben und in der Mitte eines Sees, in welchem es wenig Fische gab, zwang sie die Noth schwimmende Felder und Gärten auf dem Wasser anzulegen.

Sie flochten die Wurzeln von Wasserpflanzen zusammen, und steckten Baumzweige hindurch, bis sie einen hinreichend festen Grund gelegt hatten, um die aus dem Boden des Sees heraufgeholte Erde zu tragen; hier säeten sie ihren Mais, ihren Chili und alle anderen ihnen nothwendigen Pflanzen. Diese schwimmenden Gärten waren etwa einen Fuß über dem Wasser, und hatten eine länglich viereckige Form. Später bauten sie in ihrer natürlichen Vorliebe für die Blumen nicht bloß die nützlichen, sondern auch die Zierpflanzen; die kleinen Gärten vervielfältigten und bedeckten sich mit Blumen und aromatischen Kräutern, die beim Gottesdienst gebraucht oder zur Verzierung des kaiserlichen Palastes verwendet wurden. Die Chinampas längs des Vija-Canals sind keine schwimmenden Gärten mehr, sondern mit dem festen Lande verbunden, und liegen zwischen den beiden großen Seen von Chalco und Tezcuco. Ein kleiner, aber voller Wassergraben trennt jeden Garten von dem anderen, und obgleich sie jetzt in ihrem Sumpfland nur noch ein schwaches Bild von dem geben was sie gewesen seyn mögen, als sie noch ihre blumengekrönten Häupter über die klaren Gewässer des Sees erhoben, und die Indier, wenn sie ihren Wohnplatz verändern wollten, in ihren Booten die kleinen Blumeninseln fortziehen konnten, so bieten sie dennoch auch jetzt noch ein anmuthiges Landschaftsbild.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun ein wenig den Menschenstrom! Fast lauter Plebs in schmutzigen Anzügen; nur etwa der zehnte Mann ordentlich bekleidet. Die Schafpelze finden sich häufig vor, denn noch ist es zu kalt für die bunten Hemden, über welche man jetzt noch den Pelz gezogen, auf dessen ehemals weißem Grunde alle Schmutzfarben in ergötzlicher Sammlung

palettenartig aufgesetzt sind. Ohne daß wir die Leute sprechen hören, erkennen wir ihre Landsmannschaft genau an den Kleidern und Gesichtszügen. Die Mehrzahl besteht aus Russen, deren Sprache auch in der ganzen Marschcolonne vorherrscht. Am meisten hören wir außerdem noch deutsch sprechen, als ob den eingewanderten Germanen die Zeit nach dem Sommer besonders lang würde. Damit dürfte denselben indessen leicht zu viel zugemuthet werden, denn es ist mehr die alte Wirthshauslust, welche sie treibt, wie wir uns später durch treffende Beispiele überzeugen können.

Wie gesprächsunlustig im Ganzen die Menge doch erscheint! nur etwa kurze Fragen, denen ein „tschto?" (was?) oder ein „kak?" (wie?) nebst kurzer Entgegnung folgt, und dann behält ein jeder aufs neue das beliebte Schweigen bei. Allein wie könnte man sich auch in solchem Gedränge unterhalten mögen! Was kann man jedoch außerdem suchen? Darauf läßt sich nur das viel gebrauchte russische „Pasmatrim!" (Wir werden zusehen!) erwiedern.

Die Equipagen geben reichen Stoff zur Unterhaltung schon durch ihr Gemisch und ihre schroffen Unterschiede. Während hier das prächtige Viergespann des Fürsten R., bestehend aus übers Kreuz gespannten Schimmeln und Rappen, die ungeduldiger als ihre Herrschaften über das langsame Fahren zu seyn scheinen, einen Wagen nach neuestem Londoner Muster aus der berühmtesten Wagenfabrik Petersburgs (Fröbelius oder Jochim) ziehen, schleppt gleich hinterdrein ein magerer Klepper mit Mühe und Noth eine schwindsüchtige Droschke, auf der zwei Bartrussen hinter einem dritten dito, dem Iswoschtschik, gar jämmerlich hocken, dennoch aber am heutigen Tage sich durch Fahren sehen lassen wollen. Darauf folgt die zweispännige Lohnequipage des gesuchten Arztes **, welcher man es ansieht, daß der medicinische Hr. Staatsrath mit Lohnpferden fährt, so wie es fast allgemein hier Sitte ist, um der Schererei und des Aergernisses mit Kutscher und Pferden überhoben zu seyn. Die heurathslustigen Töchter des staatsräthlichen Doctors benützen den Wagen des Hrn. Papa, während dieser sicherlich an irgend einer gutbesetzten Mittagstafel etliche Tacte von etwa drei bis vier Stunden Länge in seiner Praxis pausirt, zum Wohl oder Wehe derjenigen Patienten, die später etwa noch seine Besuche zu gewärtigen haben oder erheischen. Der würdige Nachfolger weiland Aeskulaps wird nach Tische geneigter seyn, herzhafte Dosen der Modemedicamente zu verordnen, und dadurch Mama Natur zwingen, sich auf eine Seite zu erklären. Leben oder Tod? Diese interessante Frage wird zur Entscheidung getrieben, und in beiden Fällen liegt Wohl und Wehe, wenn gleich der Tod im allgemeinen ungerechterweise als ein Uebel angenommen zu werden pflegt. Selig sind die Todten, denn sie ruhen im Herrn! Diese göttliche Wahrheit kann nur von Thoren bestritten werden, wie wir Menschen leider fast allesammt genannt zu werden verdienen, da wir sonderbarerweise sammt und sonders so gewaltig am bißchen Leben hangen, ohne Rechenschaft geben zu können, warum? Ein Mathematiker mit seinem fatalen: was wird damit bewiesen? könnte uns häufig gewaltig in die Enge treiben. Auch die Frau Doctorin oder Staatsräthin, wie sie sich lieber nennen hört, dürfte in Verlegenheit bei dieser Frage gerathen, wenn sie in Bezug auf ihre Gesellschaftstage, Assembleen, Soireen u. s. w. gestellt würde, die des Gemahls schwer und leicht erworbenen Verdienst consumiren, ohne daß die lieben Töchter unter die Haube kommen können. Die Kosten des erwähnten Aufwandes zurückgelegt und den häuslich für geringe Ansprüche erzogenen Töchtern mitgegeben dürfte weit eher zum Ziele geführt haben, denn die heutige Männerwelt fängt an äußerst vorsichtig und berechnend zu werden.

Ei! da kommen ja die vier Engländer vor der Equipage des hier ansässigen englischen Kaufmanns **; gewiß sind es seine bekannten, hübschen Töchter, die so kalt englisch vor sich hinsehen. Die Pferde fallen hier durch ihre Größe und Stutzschwänze auf, weil man hier noch nicht so thöricht gewesen ist, die Natur auf diese Art zu verstümmeln; dagegen herrscht eine andere abscheuliche Sitte in den sogenannten Galloppins, wie eben hier einer vorbei kömmt, in einem der schönsten Gespanne der Hauptstadt: Es ist ein lichtbrauner Wallach in der Bügelgabel und ein schwarzer Hengst zur Seite galloppirend; der Kopf dieses letztern, schönen, muthigen Thieres wird durch einen Riemen zur Seite und niederwärts gezogen, so daß das arme, geplagte Geschöpf in dieser erzwungenen Haltung verharren muß, wodurch es um mehrere Jahre früher zu Grunde geht, als es sonst der Fall seyn würde, wenn dieser Zwang wegfiele. Doch was kümmert dieß den in der eleganten Droschke sitzenden Besitzer, einen Notarius Publicus, welcher oft täglich seine 500 Rubel für die Arbeiten seiner Schreiber einstreicht! Diese Art Pferde zu maltrâtiren bezeichnet vortrefflich den eigensinnigen Despotismus der vornehmen und nicht vornehmen Russen. Es ist keine Art von Nutzen dabei, die Pferde werden, wie erwähnt, früher dadurch zu Schanden gemacht; das Auge des Verständigen, Schönheitsliebenden kann sich nicht an der gebückten, erzwungenen Haltung erfreuen, und dennoch erhält sich diese widerliche Mode. Es scheint als erfreuten sich die Besitzer am Gedanken, daß auch ein so kräftiges Geschöpf ihren Launen fröhnen müsse, denen sie sich gleichfalls selbst zu unterwerfen haben und oft gleich gebückt, körperlich wie geistig, einherkriechen, um später andere Mitgeschöpfe kriechen machen zu können. Wer eines dieser zahlreich vorkommenden Gespanne sieht, vermag eine ziemlich richtige Idee des geistigen Zustandes der Bevölkerung Rußlands zu fassen.

Vielfach wird behauptet, man sehe in Petersburg die schönsten Pferde auf der Welt, und es mag allerdings darin Wahres liegen, nur muß ein Jeder sich hüten zu glauben, daß schöne Pferde mehr als ausnahmsweise vorkommen. Am heutigen Tage so wie bei ähnlichen Gelegenheiten, wo sich der Equipagenreichthum Petersburgs nach einem Punkte hin zusammendrängt, wird genau sichtbar, daß man in der Regel mit sehr mittelmäßigen, aber wohl recht dauerhaften Pferden fährt. Einzeln zeigt sich wohl ein edles, schönes Thier, auch wohl ein gutes, ja vortreffliches Gespann, allein dieß ist nur sehr ausnahmsweise der Fall; selbst die Vornehmsten fahren mit Miethpferden, und da ist natürlich mehr von Dauerhaftigkeit und

Gewinn, als von Eleganz und Kostspieligkeit die Rede. Namentlich fällt es auf, keine großen Wagenpferde, wie in England, Deutschland u. s. w. vorzufinden, vielmehr überall nur eine kleine, feingegliederte Nationalrace; schon dieser Umstand allein entspricht nicht unsern Anforderungen an ein Postgespann.

Die Wagen anlangend, so herrscht darin hier ein außerordentlicher Luxus, und ich ließ mir sagen, die Wagenbauer hätten ihre liebe Noth um die Zeit, wo Promenaden gleich der heutigen statt fänden. Ist man nicht im Stande die neueste Façon mitmachen zu können, so will man wenigstens in einem neuaufgeputzten Kasten sich präsentiren. Wohl manche Dame ist heut darüber in Verzweiflung, daß der niemezki master (deutsche Meister) nicht Wort hielt, oder die leere Casse und der mangelnde Credit geboten, sich mit dem Vorhandenen zu begnügen!

Wir sind unter diesen Betrachtungen längs dem Canale Fontanka hinunter bis zu seinem Ergießen in die Newa-Ausströmung gegangen und biegen nun in den Jekateringofskoi Prospect (die Katharinhof'sche Perspective); hier befinden sich zu beiden Seiten des Weges einzelne Häuser, von Gärten umgeben, und es beginnt der eigentliche Tummelplatz der Freuden des Tages. Wochen, ja sogar oft Monate lang sind zum voraus in diesen Häusern alle Fenster in Anspruch genommen, und man zahlt oft recht gute Preise, namentlich wenn es gelten soll, ein Zimmer für sich ganz allein zu bekommen, und dann von da aus das ganze Getriebe so recht in aller Ungestörtheit betrachten zu können, oder — was die Hauptsache bei jungen Damen ist — sich von da aus sehen zu lassen. Man will wissen, daß namentlich die Töchter der wohlhabenden Deutsch-Petersburger Bürger ganz versessen auf Fenster an diesem Tage seyn sollen, vielleicht weil ihnen weniger anderweitige Mittel zum Gesehen- und Begehrtwerden zu Gebote stehen mögen.

So wie schon früher auf der Peterhof'schen Perspective die Wagen, fangen hier die Fußgänger an sich zu stopfen, und es kostet einige Kraft, um hindurch zu drängen. Wir haben nicht Ursache blöde zu seyn; tragen wir feine Kleidung, so nimmt man einen Puff von uns hier schon hin, ohne daß — wie etwa in Berlin — die Leutchen gleich rappelig werden. Selbst der hier eingewanderte Deutsche lernt sich fügen, weil er weiß, daß beim geringsten Lärmen die Polizei gern nach solchen greift, von denen etwas zu ziehen seyn dürfte und dieß ist niemals der ganz gemeine Mann oder der fashionable Crimirte. Nur die Taschen müssen leer gehalten werden, widrigenfalls man für das Entleeren nicht die geringste Sorgfalt zu tragen nöthig hat; die russischen Taschendiebe verstehen ihr Handwerk in solchem Grade, daß die Pariser und Londoner Collegen zu ihnen auf die Universität kommen können. Von den Deutschen kann dabei nicht die Rede seyn, die sind und bleiben in dieser wie in vielen andern Beziehungen plump und ohne Culturfähigkeit.

Endlich sind wir hindurch! Wir haben nämlich den Sagorodnoicanal mittelst einer Brücke passirt, und befinden uns nun in den eigentlichen Anlagen von Katharinenhof, nachdem wir zuvor noch über eine nahe zweite Brücke auf diese Insel traten. Der Fahrweg, welcher die Katharinhof'sche Perspective oder Straße bildet, geht mitten hindurch, und es laufen zu beiden Seiten Baumgange, in denen das Publicum sich ausbreiten kann. Der Canal, welcher Katharinenhof zur Insel macht, wird zum Theil aus dem Wasser des Tarakanenflüßchens (Tarakanofka rietschka) gebildet. Die Anlagen zur linken Hand der Straße bestehen aus Birken und etlichen andern Baumarten, welche jedoch meist nur sehr kümmerlich zu gedeihen scheinen. Mit Sand bestreute Wege führen unter den Bäumen hin zu einigen hölzernen, aber in elegantem Styl erbauten Restaurationsgebäuden; darunter zeichnet sich besonders das am entgegengesetzten Ende, nahe an der Stadtbarriere (Sastawa) und vor dem Anfange des Dörfchens Katharinenhof (Jekataringofskaja sloboda) belegene, sogenannte Vauxhall aus. Es wurde, wie man mir sagte, vom Kaiser Alexander errichtet und anfänglich stark besucht, bis es so gut wie alle andern Restaurationsetablissements in und um Petersburg an der herrschenden geselligen Ungeselligkeit, oder wie man will, ungeselligen Geselligkeit scheiterte, und jetzt äußerst wenig Zuspruch hat, so daß ich kaum begreife, wie ein Pächter darauf zu bestehen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Nach der Ansicht Professor Belchers war Singapur in alten Zeiten der Mittelpunkt eines großen malayischen Handels; wie dem auch seyn mag, vor der Gründung einer englischen Colonie daselbst diente sie nur einigen hundert Fischern und Piraten als Zufluchtsort, indem Pulo Pinang damals das Entrepot des malayischen Archipels war. Malayische Chroniken berichten, daß im Jahre 1752 Sri Iskender Schah, der letzte malayische Herrscher von Singapur, heftig bedrängt von dem malayischen König Maschopahita, sich aufs feste Land entfernte und hier die Stadt Malacca gründete. Aus den Kirchenüberresten und andern Trümmern, die man auf der Insel Singapur findet, schließt man, daß nach der Entfernung des malayischen Radscha Holländer und Portugiesen in kleinen Partien sich ansiedelten und einen thätigen Handel mit China und Cochinchina trieben, oder was noch wahrscheinlicher ist, daß chinesische Colonien aus sehr alten Zeiten in Singapur bestanden, wie auch die hier manchmal aufgefundene chinesische Münzen beweisen.

Im Singapore Chronicle kann man eine vollständige Beschreibung der europäischen Ansiedlungen auf den dortigen Inseln finden. Es ist daselbst bemerkt, daß schon im Jahre 1772 ein Engländer, Namens Dalrymple, auf der Insel Balembangan eine Colonie nach den Grundsätzen eines Freihafens gründete, so weit man damals einem solchen Gedanken sich nähern konnte; die Colonie indeß gedieh nicht. Auch er wies schon auf den nordöstlichen Vorsprung von Borneo als auf den bequemsten Platz zur Errichtung eines Centralpunkts für den Handel zwischen Indien, China und dem östlichen Archipel hin. Im Jahre

1789 colonisirten die Engländer Pulo Pinang nach dem System des freien Handels, und auf denselben Grundlagen erneuerten sie auch im Jahre 1803 die Colonie auf Balembangan. Da aber keiner dieser Punkte zur Beherrschung des Handels hinreichend in der Mitte lag, schlug Obrist Farquhar der ostindischen Compagnie in den Jahren 1816 und 1817 den holländischen Handelspunkten Bencoolen und Batavia gegenüber im östlichen Theil der Straße einen Hafen zu gründen vor. Die Compagnie trug Sir Stamford Raffles, dem Obrist Farquhar und einigen andern Commissären auf, den bequemsten Punkt zur Errichtung eines Handelshafens auszuwählen. Die Commission besuchte die Carimon-Inseln, welche vier Eingänge in die Malaccastraße beherrschen, aber der Mangel einer größern Ebene am Meeresufer zur Erbauung einer Stadt veranlaßte sie den Gedanken aufzugeben. Sie besuchten dann den südlichen Theil Sumatra's, die Inseln Bantang und Singapur, und wählten endlich dieß letztere. Im Jahre 1829 kauften die Engländer von dem malayischen Radscha das Recht zu Errichtung einer Factorei auf dem Südufer von Singapur auf einer Strecke von zwei Meilen in der Länge und von einem Kanonenschuß in der Tiefe unter der Bedingung, sich nicht in die innern Angelegenheiten des übrigen Theils der Insel zu mischen. Der malayische Radscha sollte als Beherrscher der ganzen Insel gelten, selbst innerhalb der Gränzen der brittischen Factorei, und die Hälfte der dort erhobenen Einkünfte erhalten. Die raschen Erfolge der neuen Colonie machten diesen Tractat äußerst lästig, und die Engländer ersannen bald ein Mittel, denselben mit einem vortheilhaftern zu vertauschen.

Singapur und die in der Nähe liegenden Inseln gehörten zu den Besitzungen des Sultans Mohammed von Dschohor, der im Jahre 1810 starb und keinen legitimen Nachfolger hinterließ. Nach seinem Tode theilten deßhalb die vornehmsten Beamten die Länder unter sich. Bandahara, oder der erste Minister, nahm den östlichen Theil des Sultanats von Dschohor, Pahang, in Besitz, der Tumongong, eine Art Kanzler, nahm den westlichen Theil nebst Singapur und andern Inseln; außerdem bemächtigte sich ein Häuptling von buginesischem Blut der Insel Rhio und ein anderer der großen Insel Lingin. So standen die Sachen acht Jahre vor der Ankunft der Engländer. Da sie, wie schon erwähnt, den Vertrag mit dem Tumongong unvortheilhaft fanden, so suchten sie irgendwo zwei unächte Söhne des alten Sultans auf, die sich, wenn sie gleich nach dem Tode des Vaters keinen Antheil bekamen, doch als rechtmäßige Nachkommen in allen seinen Besitzungen ansahen. Da sie keine Mittel hatten, ihre Ansprüche geltend zu machen, so lebten sie in Armuth und wanderten unstät umher. Als die Engländer ihre Factorei anlegten, waren die Söhne nicht in Singapur, erstere aber zögerten nicht einen derselben, Hussein Schah, dahin kommen zu lassen; diesen munterten sie in seinen Ansprüchen auf, und erklärten ihn im Jahre 1819 als den gesetzlichen Herrn aller Besitzungen des Sultans von Dschohor. Zu derselben Zeit überredeten die Holländer, welche Rhio auf der Insel Bintang für sich erwerben wollten, den zweiten Sohn, sich als Erben der Besitzungen seines Vaters zu erklären, und unterstützten seine Ansprüche. Sie besetzten Rhio und bestritten den Engländern sogar das Recht auf Singapur. Bald nachher schlossen die Engländer mit ihrem Protégé einen Vertrag, kraft dessen ihnen die ganze Insel Singapur mit allen benachbarten Inseln und Straßen bis auf eine Entfernung von 10 Meilen zufiel, und als Ersatz für diese Abtretung zahlten sie dem Prätendenten eine einmalige Summe von 32,000 Piastern und eine lebenslängliche Pension von 1300 Piaster monatlich, dem Tumungong des verstorbenen Sultans aber 26,000 P. und eine monatliche Pension von 700 P. Die Ansprüche der Engländer blieben jedoch einigermaßen zweifelhaft bis zu dem Vertrag vom Jahre 1824 mit den Holländern, der sie in unbestrittenen Besitz aller auf diese Art erworbenen Inseln setzte. Singapur wurde damals zum Freihafen erklärt, und ward bald zum Mittelpunkt des Handels zwischen Europa, Indien, China und dem östlichen Archipel.

Die Malayen nahmen den durch die Vermittlung der Engländer eingesetzten Sultan als gesetzlichen Herrscher an und erwiesen ihm königliche Ehren. Er kleidete sich in einfache malayische Tracht und wohnte in einem einsamen, auf einem Hügel in der Nähe von New-Harbour *) erbauten Bungalo. Er starb im Jahre 1831 im 51sten Jahre seines Lebens. Seine Wittwe und sein Sohn erhalten jetzt die ihm von der ostindischen Compagnie ausgesetzte Pension und wohnen in einem malayischen Dorfe in der Nähe von New-Harbour. Man sagt, der Sohn kreuze in den benachbarten Meeren mit einigen Seeräuberpraus umher, wie auch sein Vater früher gethan hatte. Ich sah ihn auf einem meiner Ausflüge zu Pferd; er ist ein Mann von 30 Jahren, mittlern Wuchses und von finsterer, hochmüthiger Physiognomie. Sein Anzug besteht aus einem gewürfelten Sarong oder Gürtel von Baumwollenzeug, einem zurückgeschlagenen kurzen Oberrock oder Baschu, der den nackten Körper deckt, und weiten Beinkleidern; er zeichnet sich nur durch seine Reinlichkeit vor der Kleidung der gemeinen Malayen aus. Seine Frauen wohnen auf einer kleinen Insel an dem südlichen Eingang in den New-Harbour.

Die Wahl des Orts zur Begründung der Colonie Singapur erwies sich als völlig richtig durch die ungewöhnlichen Fortschritte und den Wohlstand derselben. Die Verwaltung der Colonie ist gebaut auf Religionsduldung, auf die strengste Gerechtigkeit und die Gleichheit der Rechte aller und jeder. Keine Nation hat ein Vorrecht vor der andern, die Ordnung und das Eigenthum der Privaten werden durch eine thätige Polizei geschützt, und dem Arbeitsamen eröffnen sich alle Mittel sein Auskommen überflüssig zu gewinnen. Dieß ist der Grund, weßhalb Singapur, wo im Jahre 1819 nur eine Handvoll malayischer Fischer und Seeräuber wohnte, jetzt das Centrum eines ungeheuren Handels bildet, sich mit Pflanzungen bedeckt und gegen 40,000 Einwohner zählt. Die Bevölkerung vermehrt sich fortwährend, und die Bedeutung der Colonie wird ohne Zweifel mit der Zeit in ungeheurem Maaßstabe wachsen. Den Haupthandel treiben hier Engländer, Chinesen, Parsen und zum Theil Portugiesen. Unter den Pflanzern sind gleichfalls einige Chinesen, und die Kaffeepflanzung eines derselben gilt für die erste auf der Insel. (Fortsetzung folgt.)

Meridianmessung in Finnland. Man ersieht aus dem Jahresbericht der Petersburger Akademie der Wissenschaften, daß die in Finnland fortgesetzte Gradmessung so weit vollendet ist, daß sie mit der schwedischen Triangulation in Verbindung kam, und ein Meridianbogen von 15° 2', nämlich von 52° 6' bis 67° 8' N. B., gemessen, so wie daß die ganze Vermessung in 2 bis 3 Jahren vollendet seyn wird. (Aftonbl. 26 April.)

*) Dieser wird durch eine Meerenge gebildet, die von dem Südufer Singapurs, der Insel Blakan-Matt und den zwischen diesen beiden gelegenen Inselchen Brannl eingeschlossen wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Eingebornen.

Die einheimische Bevölkerung Neuseelands bestand ursprünglich aus zwei verschiedenen Racen, die einige ihrer charakteristischen Züge behalten haben, obwohl sie im Laufe der Zeit sich ungemein vermischten, so daß eine Menge Zwischenvarietäten entstanden sind. Sie nennen sich Maori, d. h. Eingeborne, im Gegensatze gegen Pakea, Fremde, oder Pakeamango mango, ein sehr schwarzer Fremder, ein Neger. Die Männer der ersten Race, welche bei weitem die zahlreichere ist, sind im Allgemeinen schlank, muskulös, wohlproportionirt, neigen sich selten zur Dicke, sind aber in der Größe so verschieden wie die Europäer. Ihr Schädel nähert sich auch der Form der schönsten kaukasischen, nur sind sie meist von vorn nach hinten etwas länger. Die Farbe der Neuseeländer ist hellbraun, oft heller als die der Südfranzosen, die Nase ist gerade und wohlgebildet, oft eine Adlernase, der Mund gewöhnlich breit, und die Lippen entwickelter als bei den Europäern; die Augen sind dunkel und voll Lebhaftigkeit und Ausdruck, das Haar gewöhnlich schwarz und straff oder leicht gerollt, die Zähne weiß und gleichförmig, Füße und Hände wohl geformt, und gewöhnlich lachen sie über die mißgestalteten Füße der Europäer, denn da sie den großen und den zweiten Zehen beim Flechten des Phormium brauchen, so haben sie eine stärkere Muskelbewegung und der Fuß ist schöner entwickelt. Ihre Züge sind stark, aber regelmäßig, der Ausdruck des Gesichts ruhig, voll Selbstbeherrschung, wozu noch kommt, daß durch das Tättowiren das Gesicht die Furchen der Leidenschaft und des Alters nicht annimmt; ihre Physiognomie zeigt nichts von Wildheit, sondern ist offen und gefällig. Einige haben röthliches Haar und sehr helle Hautfarbe, ja es kommen ganz weiße Hautfarbe, flächsernes Haar und blaue Augen vor, dieß scheint aber Albinismus.

Die zweite Race hat unzweifelhaft einen andern Ursprung. Dieß zeigt ihr minder regelmäßig gebildeter Schädel, der an den Seiten mehr eingedrückt ist, ihr volles und breites Gesicht, die vorstehenden Backenknochen, die vollen Lippen, kleinen Ohren, das gelockte, grobe, aber nicht wollige Haar, die dunklere Hautfarbe und die kurze, minder gut proportionirte Gestalt. Diese Race, in unmerklichen Abstufungen mit der andern gemischt, ist minder zahlreich, herrscht in keinem Theil der Insel vor, nimmt keine besondere Stellung in einem Stamme ein, und die beiden Racen machen keinen Unterschied unter einander; dagegen ist auffallend, daß ich unter der zweiten Race nie einen Mann von Bedeutung traf, und daß sie, obwohl freie Leute nur die niedern Stufen der Gesellschaft einnahmen; daraus können wir vielleicht einen Schluß ziehen auf ihr Verhältniß zu den ältesten Einwanderern vom ersten Stamm, obgleich ihre Ueberlieferungen darüber schweigen. Man hat aus dem Nebeneinanderbestehen der beiden Racen den Schluß gezogen, daß die dunklere die ursprüngliche war, die vor der Ankunft der ächten Polynesier den Boden besaß, daß sie besiegt und beinahe ausgerottet wurde. Man hegt diese Ansicht in Betreff aller Inseln Polynesiens, allein es ist sehr zweifelhaft, ob die unter den Eingebornen Neuseelands beobachteten Verschiedenheiten eine solche Quelle haben, denn es ist sehr merkwürdig, daß keine Spur einer Sprachenmischung sich findet, und daß keine Sage auf eine Besiegung der einen Race durch die andere hinweist. Der französische Capitän Crozet, der schon frühe Neuseeland besuchte, will am Nordcap einen Stamm dunkler als die übrigen gefunden haben; ich konnte aber, obwohl ich alle Stämme besuchte, nichts der Art entdecken. Eben so wenig sind die dunkelfarbigen Leute im Innern zahlreicher; ich möchte eher das Gegentheil behaupten. Alle Neuseeländer sprechen ohne Unterschied von den Mango-mango (Schwarzen) auf Neusüdwales als von einer untergeordneten, mit ihnen in keiner Verbindung stehenden Race, machen aber unter ihren eigenen Stämmen nie einen solchen Unterschied.

Die Frauen sind im Allgemeinen nicht so schön wie die Männer; obgleich sie mit großer Achtung und Güte behandelt werden, ihren freien Willen haben, und großen Einfluß in allen Angelegenheiten des Stammes besitzen, so sind sie doch mit aller schweren Arbeit belastet: sie müssen das Feld bauen, Holz und Vorräthe herbeischleppen, und auf ihren Wanderun-

gen schwere Lasten tragen. Früher Verkehr mit dem andern Geschlecht, den die Sitte gestattet, häufige Fehlgeburten und langes, oft dreijähriges Stillen der Kinder tragen dazu bei, daß Jugend und Schönheit schnell verschwindet, und ihr Körper sich nicht vollkommen entwickelt. Töchter von angesehenen Häuptlingen, welche das Feld durch Sklaven bearbeiten lassen, sind oft schön und reizend, was noch durch eine natürliche Bescheidenheit und kindliche Naivetät gehoben wird, die unter allen Ausschweifungen nicht ganz verschwindet. Die Kinder beiderlei Geschlechts mit ihrem freien, offenen, zutraulichen Benehmen, waren stets meine Lieblinge. Da sie in Gesellschaft der Erwachsenen erzogen werden, und an den Berathungen ihrer Väter Theil nehmen, so werden ihre Verstandesfähigkeiten früher geweckt und geschärft, als dieß in civilisirten Ländern der Fall ist. — Ich darf nicht vergessen, auch den alten Frauen mein Lob zu spenden; diese sind die gutmüthigsten und freundlichsten Geschöpfe die man sich denken kann, und der Reisende darf sicher seyn, von ihnen lächelnd bewillkommt zu werden, wenn auch sonst Niemand die Absicht zeigt, sich mit ihm zu befreunden.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Fortsetzung.)

Inmitten der rechts am Wege liegenden Parkanlage befindet sich der im Jahre 1711 von Peter dem Großen für seine Gemahlin Katharina erbaute sogenannte Palast, bestehend aus einem zweistöckigen Holzgebäude, das mit den später hinzugebauten Flügeln kaum die Concurrenz mit jetzigen gewöhnlichen Privatwohnhäusern auszuhalten im Stande ist. Obgleich der große Peter diesen Bau zu Ehren seiner Gemahlin mit deren Namen taufte, so ist doch anzunehmen, daß er dabei mehr an sich und seinen am 2 Mai 1703 hier erfochtenen Sieg über die Schweden gedacht. Am 1 Mai des genannten Jahres nämlich rückte das Preobraschensky'sche Leibgarderegiment in die Festung Nyenschanz, welche am Einflusse der Ochta in die Newa lag, und die nach heftiger Kanonade capitulirt hatte. Der Zaar wohnte der Belagerung, welche Scheremetieff commandirte, als Capitän bei, und als er am folgenden Tage die schwedische Flotte glücklich getäuscht und zwei große Schiffe erobert hatte, empfing er nebst Mentschikoff den St. Andreasorden aus den Händen des General-Admirals Golowin. Diese Wegnahme der Schiffe geschah bei der Insel Withiar, auf welcher eben jetzt Katharinenhof liegt. Peter folgte auch bei dieser Anlage seiner Hauptneigung, die er in Holland eingesogen, alles mit Wasser zu umgeben. Ein Canal leitet das Wasser des finnischen Meerbusens bis hinter das Schlößchen Katharinenhof, so daß man mit Kähnen bis nahe dahin fahren kann. Im Innern des Gebäudes sieht es nicht besonders wohnlich aus: enge Treppen, kleine, wenig hohe Gemächer, deren kahle Kalkwände uns frieren machen, kleine Spiegelchen, hie und da ein Wandleuchter, alte, verschlissene, zum Theil goldlederne Tapeten, roh aussehende Meubeln. Welch ein Contrast gegen heutige Pracht der kaiserlichen Gemächer!

Ein Bewunderer von Kleidern, die merkwürdige Menschen getragen, oder von Sachen welche ihnen gehört, der findet im Schlößchen von Peter dem Großen selbstgetragene Nachtjacken, selbstgedrechselte Tabaksdosen, ein Uhrband, Kathinka ipsa fecit, dessen Solidität unbezweifelt genannt werden muß, und andere Dinge mehr.

Außer dem Schlosse befinden sich diesseits der Anlagen noch einige andere halb gothische, halb chinesische, französische oder sonstige Gartenkünsteleien, an denen nichts zu rühmen ist, als daß man von der Plattform der einen oder der andern schöne Aussichten über den Meerbusen genießt, wenn man hinauf klettert und die Wächter vorher mit etwas Klingendem zähmt.

Die diesseitigen Anlagen sind besser erhalten als die jenseitigen, vielleicht daß sie älter seyn mögen, oder besseren Boden zur Unterlage haben. Heute sieht alles noch gar sehr winterlich aus, kaum daß der Rasen zu grünen beginnt. Wir finden zu unserm Erstaunen die Gänge ziemlich menschenleer, denn alle drängen nur vornhin nach der Straße und nach den Zelten, welche links am Wege unter den Bäumen aufgeschlagen sind, damit alle etwa Genußlustigen sich unterbringen können. Man sieht indessen nur einzelne Vögel auf die gesteckten Leimruthen fliegen, und größtentheils hört man dieselben Deutsch reden. Der Russe kauft sich eine Tasche voll Haselnüsse oder sonstiges Naschwerk, das für ein Billiges zu haben ist, und gleicht auch hierin den Hebräern, mit denen er überhaupt noch manches andere gemein hat.

Das unter einander Herumlaufen hat, da wo Russen zugegen sind, manch Unangenehmes; nicht daß man durch Lärmen oder daran gränzendes besonders zu leiden hätte, denn es schiebt sich alles recht ruhig fort, und eine hie und da aufgestellte Regimentsmusik mit Instrumenten oder Singstimmen läßt sich wohl ertragen; allein außer dem Gehör besitzt bekanntlich der Mensch noch anderweite Sinne, vermittelst welcher ihm beizukommen ist. So gewährt es keineswegs angenehmes Gefühl, von einer schmutzigen Menge gepreßt, gestoßen, oder auf die Füße getreten zu werden; es schmeichelt dem Auge nicht im geringsten, eine halbe Bevölkerung des Platzes anhaltend beschäftigt zu sehen, mit den Händen gewisse Beunruhigungsbewegungen in den Kopfhaaren, und außerdem noch an verschiedenen Orten des Körpers vornehmen zu sehen. Schon der Gedanke, daß jedes Geschöpf sich nähren wolle und solle, lehnt sich dagegen auf, und endlich sind nicht Jedermanns Geruchsnerven darauf eingerichtet, entweder am Moschus oder anderweitigen Düften, vulgo Gestank, ein Gefallen zu finden. Wir bewundern daher die Beharrlichkeit einzelner junger Elegants, die — allem diesem stoischen Gleichmuth entgegen setzend — im Gedränge aushalten, um vorbeikommenden Schönheiten nachzuschauen, und verfolgen einen Gartengang, der uns hinunter an die See führt, woselbst wir mehrere Fahrzeuge beschäftigt finden, das Publicum hinüber auf die Insel Reswoi

zu sehen. Es schallt Gesang von drüben herüber, und zwar sind es nicht die eigenthümlichen Molltöne russischer Nationallieder, sondern ächt deutsche Gassenhauer, die an unser Ohr klingen, daher müssen wir schon zusehen, welch verehrliche Landsmannschaft sich da erlustirt.

Kaum auf der hie und da noch mit alten Bäumen besetzten Insel angekommen, erblicken wir überall hin zerstreut recht ergötzliche Gruppen. Es sind Individuen beider Geschlechter in allen Lebensaltern, zusammengeschaart wie Laune, Zufall oder allerlei Verbindungen sie zu einander brachten. Fast überall spricht man Deutsch mit Russicismen stark verwürzt. Sie haben sich zum Theil um angezündete Feuer neben Theemaschinen und allerlei anderweite Eß- und Trinkbares enthaltende Gefäße geschaart und gelagert. Da geht's wahrhaftig einmal lustig zu, just wie daheim hinter Schulzens Scheune, allein man streicht nicht nur hart an die fatale Decenzlinie, sondern schnappt vielmehr nicht selten etwas darüber hinweg, so daß wir unsere Landsmannansprüche hier gern suspendiren. Dergleichen tolerirt sich in der That besser daheim, wo wir unter uns sind und wo es weniger auffällt als hier neben dem ganz abweichenden Wesen der Russen. Diese betrinken sich ganz sachte, umarmen, küssen einander und fallen unter die Tische, während der Deutsche unter benebelten Umständen es ohne etwelchen Lärmen und Halloh durchaus nicht zu thun vermag. Wohl wünschen wir im Auslande, dem Landsmännischen stets nur unter den ehrenvollsten Umständen zu begegnen; indessen das ruhige Gewässer tritt nicht aus seinen Ufern, es fließt hell und geräuschlos dahin, während der Gebirgsbach oft zum Strome anschwillt, trübe Kothmassen mit sich führend die Ebenen überschwemmt und allerhand dumme Streiche macht, jedoch auch wieder befruchtenden Humus absetzt, der die Wiesen mit dem herrlichen Schmucke frischer Blumen und Gräser überziehen hilft. Auch der edle Wein brauset gährend über seiner Thatkraft, während die Milchsuppe höchstens, vom Feuer gepeinigt, überläuft, ohne dadurch besser zu werden.

Abgesehen von etwas Heftigkeit, bildet diese niedere deutsche Populace auch in Petersburg gar nützliche Vehikel für den Betrieb der Manufacturen und Fabriken. Die Werkstätten, aus denen Renommirtes hervorgeht, sind gewiß ganz oder doch hauptsächlich mit deutschen Gesellen besetzt. Wir wollen daher unsern Landsleuten etwas Ueberdenstrangschlagen um so mehr zu Gute halten und nachsehen, als dieß ja sogar die Petersburger gestrenge Polizei zu thun scheint, von welcher sich auch nicht eine Uniform auf Réswoi zeigt, während es drüben in Katharinenhof davon wimmelt.

Mein gütiger Leser wünscht vielleicht, wenn dieß ohne allzu nahe persönliche Berührungen sich thun laßt, das Publicum auf Reswoi etwas genauer zu betrachten, und wir wollen also zusammen diesen niedrigen Erddamm verfolgen, der uns jener Gruppe näher bringt, die dort hinten unter einem hohen Baume gelagert ist. So! ein Gestrüpp nur trennt uns noch von den Schwatzenden oder Singenden, und wir kehren uns, die Hände auf den Rücken gelegt, halb gegen die See, anscheinend in Betrachtung derselben vertieft, während wir nach der Seite hin ein scharfes Auge und ein wachsames Ohr den Gegenständen unsrer Wißbegier widmen.

(Fortsetzung folgt.)

Neu aufgefundene Mammuthleiche.

In den Petersburger Nachrichten theilt ein Hr. Motschulski Nachfolgendes über eine in Sibirien im Jahre 1840 aufgefundene Mammuthleiche mit dem Fleisch, der Haut und den Haaren mit: „Pallas fand schon in dem Jahre 1772 in den nördlichen Theilen Sibiriens in dem gefrorenen Boden völlig erhaltene Theile eines Nashorns. Später im Jahre 1806 entdeckte der Reisende Adams an der Mündung der Lena eine beinahe vollständige Mammuthleiche, die jetzt im Museum der k. Akademie der Wissenschaften aufbewahrt wird. Sie war schon im Jahre 1799 von Tungusen mit Fleisch, Fell und Haaren gefunden worden, aber im Laufe der 7 Jahre, bis Adams dahin kam, hatten die Bären diejenigen Theile, welche durch das Aufthauen des Eises frei wurden, zerrissen. Während meines Aufenthalts in Sibirien hörte ich im Februar 1841, daß an den Ufern des Flusses Tas, welcher 300 Werste von dem Eismeere in den Jenisei fällt, eine vollständige Mammuthleiche mit Fleisch, Haut und Haaren entdeckt worden sey; durch das Unterwaschen des Wassers war sie allmählich aus dem gefrorenen Boden hervorgetreten. Ich benachrichtigte die k. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau von diesem Funde, und ergriff Maaßregeln diese Seltenheit für die Gesellschaft zu erhalten, mußte aber dann Sibirien verlassen und nach Petersburg zurückkehren. Jetzt sind durch die besondern Bemühungen des Civilgouverneurs von Tobolsk, des Staatsraths Ladeschenski, so wie eines Bürgers von Obdor, Namens Trofimow, diese Ueberreste der Vorwelt nach Besiegung aller Hindernisse einer Reise von 2000 Wersten durch unbewohnte Gegenden in Tobolsk angelangt, und bald wird man das Thier ausgestopft in Moskau sehen. Beachtenswerth ist auch noch der Umstand, daß man aus der im Magen dieses Mammuths erhaltenen Speise mit Zuverlässigkeit wird abnehmen können, ob Sibirien in der antediluvianischen Zeit so kalt war, wie jetzt." (Nordische Biene vom 15 (27) April.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Unter denjenigen, welche den seltsamen Fremdling, ein russisches Kriegsschiff, zu besuchen kamen, waren auch die Officiere eines in Singapur liegenden Infanterieregiments der ostindischen Compagnie. Von ihnen erhielten wir auch eine feierliche Einladung zum Mittagsmahl in einen auf einem Hügel jenseits der Stadt nicht weit von den Casernen gelegenen Bungalo. Wir folgten der Einladung und fanden, wie zu erwarten, einen reichlichen Tisch, gesuchte Weine und einen freundlichen Empfang. Wir kamen an der Caserne vorüber, als gerade die Sipahis in ihrem nationalen Deshabillé auf der Wiese ihre Gewehre reinigten, und konnten uns nicht genug verwundern, daß dieß dieselben

Leute waren, die uns in der Stadt aufstießen und in ihren rothen englischen Uniformen so gar ungelenk schienen. Man sah aus allem, daß die europäische Einrichtung nicht für sie gemacht ist; in der Tuchkleidung, welche dem Aequatorialklima ganz unangemessen ist, schienen sie sogar schwächlich, während sie in ihrem indischen Costüm die ganze ihnen eigenthümliche, würdevolle Haltung behielten. Unter dem Essen fragte ich einen Officier, wie die Sipahis sich gegen den Feind benähmen. Seinen Angaben nach sind sie nicht feig, obgleich sie den englischen Truppen weit nachstehen. Unter anderm erzählte er mir, daß ein Infanterieregiment während des Feldzugs in Afghanistan sich feige gezeigt habe und vom Schlachtfelde geflohen sey. Der Oberbefehlshaber ließ ihnen zur Strafe für ihre Feigheit einen Hund mit eingezogenem Schwanze auf die Aufschläge nähen; dieß wirkte; bei dem nächsten Gefecht suchten sie den Schimpf abzuwaschen, und erhielten wieder ihre gewöhnliche Uniform.

Ich machte manchmal Ausflüge zu Pferde, man rieth mir aber, mich nicht allzu weit von den Dörfern und bewohnten Orten zu entfernen, weil in den Urwäldern und Dschungeln die sogenannten Königstiger in großer Anzahl hausten. Ein solches Thier wurde kurz vor unserer Ankunft auf der Pflanzung des Hrn. Balestier getödtet, und man erzählte, derselbe habe bereits fünf Chinesen zerrissen gehabt. Diese Ausflüge in Singapur sind bei weitem nicht so interessant und mannichfach, wie auf Pulo Pinang. Die Insel ist viel flacher, die Gegenden einförmiger und die Ueppigkeit und Schönheit der Vegetation minder groß. Ueberdieß ist Singapur eine neue Colonie und zum größten Theil nicht angebaut: verbrannte Baumstutzen, ausgehauene und niedergebrannte Dschungeln und Felder im ersten Stadium des Anbaues, darauf fällt allenthalben der Blick, selbst in geringer Entfernung von der Stadt. Der Theil der Insel, welcher östlich von dem Singopurfluß liegt, ist besser angebaut als der westliche, übrigens werden auch in diesem letztern emsig Wege angelegt und der Boden zu Pflanzungen gereinigt. An einem Morgen, — ich sage nicht eines schönen Morgens, weil unter den Tropen ein nicht schöner Morgen eine große Seltenheit ist, — ritt ich vor Sonnenaufgang mit zwei Begleitern zur Stadt hinaus nach New-Harbour hin. Am Ende der Stadt, in dem von Tschulias bewohnten Campong, erblickt man, von hohen Bäumen umgeben, eine Moschee und eine Pagode nebeneinander. Die Moschee steht in einem Hofe, zu dem man unter einem mit verschiedenen künstlichen Arabesken in gutem Geschmack verzierten Bogen gelangt; über demselben ist die Galerie, von welcher herab der Muezzin zu den bestimmten Stunden die Gläubigen zum Gebete ruft. Neben der Moschee ist ein Bassin für die Waschungen, und am Eingang in dasselbe lagen einige fromme Moslems, welche Verse aus dem Koran sangen. Der Eingang in die Pagode hat die Form eines ziemlich hohen, gleichfalls mit verschiedenen Sculpturen verzierten Obelisken. Jenseits dieser Tempel führt der Weg zwischen hohen Bambusgebüschen hin und theilt sich an dem Begräbnißplatze der Chinesen; der eine Arm führt nach New-Harbour, der andere zu der Caserne der Sipahis. Zur Seite des Weges sieht man da und dort auf Hügeln schöne Bungalos, die von englischen Kaufleuten und Beamten bewohnt sind. Der chinesische Begräbnißplatz ist am Abhang einer kleinen Höhe. Die Gräber sind von Bäumen beschattet, und die Denkmäler darüber bestehen aus zwei concentrischen halbrunden Terrassen, die aus Steinen aufgeführt sind. Der hohle Theil ist bei allen nach Einer Seite hin gerichtet; in der Mitte des Halbkreises ist ein kleiner viereckiger Auftritt, der mit rothen, blauen und manchmal vergoldeten Inschriften geziert ist. Auf diesen Auftritten lagen zum Theil verwelkte Blumen und Früchte, wahrscheinlich Opfergaben, welche von Verwandten dem Schatten der Todten dargebracht werden. Nicht weit von dem Begräbnißplatz ist ein hölzerner chinesischer Tempel von ziemlich ärmlichem Aeußern. Von da ritten wir in scharfem Galopp auf dem gekrümmten, ebenen und äußerst malerischen Weg nach New-Harbour. Als wir an dem malayischen Dorfe angekommen waren, welches am Ufer des den Hafen bildenden Meerbusens liegt, stiegen wir von unsern mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferden, holten bei einem Malayen Ananas und erfrischten uns unter dem Schatten von Bananenbüschen und Kokospalmen. Die Häuser dieses Dorfes, das augenscheinlich einst die Zufluchtsstätte der Piraten war, sind auf Pfahlwerk erbaut, dessen unterster Theil bei der Fluth mit Wasser bedeckt ist; zwischen den Häusern standen einige auf Blöcke gestellte Praus von verdächtigem Aussehen und zum Theil kunstreich mit blauer, gelber und weißer Farbe angestrichen. An einem Ende des Dorfes ist ein ziemlich hohes, weißbeworfenes Haus, für die Wittwe des verstorbenen Sultans von Dschohor bestimmt, die jedoch nicht hier wohnt, und ihre einfache malayische Hütte vorzieht. Als wir uns mit Ananas gesättigt hatten, ritten wir noch etwas weiter, und kehrten dann, zum Tode ermüdet, in die Stadt zurück.

Die Abendspaziergänge in Singapur sind gleichfalls nicht ohne Interesse. Unter den Vorhängen der Galerie, welche sich vor den Budenreihen der Mauren und Tschulias hinzieht, saßen da und dort Rechtgläubige und sangen Verse aus dem Koran, die ihnen der Molla auslegte; weiterhin beim Schein der Lampen saßen einige Chinesen und Malayen, welche Karte spielten, und das Kupfergeld rasch von einer Hand in die andere wandern ließen; die Peons marschirten in gemessenem Schritt um die Spieler her, um Unordnungen zu verhüten, die häufig dabei vorkommen und manchmal mit Blutvergießen endigen, namentlich wenn die Spieler Opium geraucht haben. Es kommt vor, daß Malayen, wenn sie alles verloren haben, in Wuth gerathen, aufspringen und jeden, der ihm aufstößt, mit dem Kris durchbohren, man nennt diesen Wuthlauf meng-amog. Jetzt sind solche Vorfälle äußerst selten; der letzte in Singapur soll im Jahre 1834 vorgekommen seyn. Malayen und Chinesen sind höchst leidenschaftliche Spieler; Spielverlust, so wie das vergiftende Opiumrauchen waren schon häufig die Ursache blutiger Verbrechen. Die Colonialregierung hat schon viele Verordnungen gegen das Spiel ergehen lassen; aber strenge Geld- und Gefängnißstrafen führten nur dahin, daß die Spieler sich möglichst der Aufsicht entzogen und die Polizei bestachen; diese Maaßregeln machten also nur das Uebel ärger, und man verfiel endlich darauf, das Spiel zu gestatten und zu einer Finanzquelle zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Bibelgesellschaft. Am 19 April hielt die schwedische Bibelgesellschaft, welche Bibeln theils zu sehr niederem Preis verkauft, theils verschenkt, ihre Jahresversammlung. Sie hat im vorigen Jahre 1539 Bibeln und 13,664 Neue Testamente verkauft und 434 Bibeln nebst 333 N. T. verschenkt, um ein gutes mehr als im Jahre zuvor. Seit Stiftung der Gesellschaft wurden 144,487 Bibeln und 400,100 N. T. gedruckt. (Aftonbl. 21 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1843.

Das französische Zuckergesetz und die Neger.

Seit drei Jahren wird in Frankreich über das Zuckergesetz gestritten, und gar viel Unklares und Falsches ist bei dieser Gelegenheit zum Vorschein gekommen. Lange wollte die Regierung mit dem weitgreifenden Gegenstande sich nicht befassen, im vorigen Jahre aber erregte das abermalige Hinausschieben einer Entscheidung solche Unzufriedenheit, und war auch in der That allen Betheiligten so lästig, daß man dießmal nicht umhin konnte sich ernstlich der Sache anzunehmen. Die Regierung trat mit einem Vorschlag auf, den Rübenzucker gegen eine Entschädigung der Fabricanten ganz zu unterdrücken. Ob es ihr wirklich Ernst gewesen, ein so gefährliches Beispiel, wie das einer Geldentschädigung an Fabricanten, zu geben, mag dahin gestellt seyn, genug, die niedergesetzte Commission hat den Antrag verworfen, und in ihrem sehr ausführlichen, durch eine Masse der interessantesten, officiellen Angaben ausgezeichneten Bericht den ganzen Thatbestand in ein neues, vielfach merkwürdiges Licht gestellt. Der Rübenzucker erhält eine sehr harte Stellung in dem Vorschlag, man läßt ihm nur gerade so viel, daß er nicht stirbt, und zwar wohl hauptsächlich aus dem schon im Jahre 1840 von Thiers angeführten Grunde, daß man die ganze Maschinerie der Rübenzuckerfabrication erhalten müsse, damit Frankreich bei einem allenfalls ausbrechenden Seekriege nicht hinsichtlich seiner Zuckerversorgung ganz von der Gnade der Neutralen abhänge. Der Einwurf von zu starker Concurrenz zwischen Rüben- und Colonialzucker wird genügend beseitigt und darauf hingewiesen, wenn man der Forderung einer gewaltsamen Unterdrückung des Rübenzuckers nachgebe, so werde bald derselbe Streit zwischen dem fremden und Colonialzucker entstehen.

Doch diese Gegenstände berühren uns hier weniger, als das Verhältniß, in welchem die von der Commission ausgegangenen Vorschläge zu der Sklavenemancipation stehen. Der Vorschlag zu letzterer wird auf keinen Fall dieß Jahr mehr in der Kammer vorkommen, und vielleicht findet man das nächste Jahr eben so gut Mittel, die Sache, mit der es der Regierung so wenig als den Pflanzern sonderlicher Ernst scheint, hinauszuschieben. Inzwischen würde, wenn die Vorschläge der Commission Gesetzeskraft erhalten sollten, der Sklavenbevölkerung des französischen Westindiens mit diesem Gesetz vielleicht mehr gedient seyn, als mit einer Emancipation, die im Laufe von 15 Jahren bewerkstelligt werden soll. Beim Zuckerbau ist das Loos der Schwarzen am schwersten, theils wegen der Schwierigkeit der Feldarbeit, theils aber und hauptsächlich wegen der Arbeit in den Zuckermühlen. Gleich nach dem Frieden suchte die französische Regierung den Zuckerbau der Colonien durch schwere Zölle auf fremden Zucker und selbst durch Prämien zu heben, und dieß ist ihr auch so gut gelungen, daß sich der Zuckerertrag vom Jahre 1816 an in den Colonien beinahe versechsfacht hat. Daher lange Zeit noch die Zufuhr an Sklaven, welche vielleicht selbst in den letzten Jahren nicht ganz aufhörte, und ein ziemlich hartes Loos derselben. Die Steigerung der Production veranlaßte die Umwandlung von Kaffee- in Zuckerpflanzungen, und hatte die Vernachlässigung des Anbaues von Lebensmitteln, so wie das Umbrechen minder fruchtbarer Ländereien zur Folge, was alles dazu beitrug, das Loos der Sklaven zu erschweren. Diesen Folgen soll nun das neue Gesetz entgegenarbeiten, indem es den ausschließlichen Zuckerbau vermindert und zu Anpflanzung von Tabak, Kaffee und Lebensmitteln aller Art aufmuntert; dadurch wird es möglich die großen Güter in kleinere zu zerschlagen, und diese Theile den Negern in Pacht zu geben. Zugleich ist die Regierung seit einiger Zeit schon bemüht, den neuen Maschinerien zur Zuckerfabrication Eingang zu verschaffen. Diese Maschinerien, welche in einem sehr großen Maaßstabe angelegt werden sollen, erzielen aus dem Rohr einen weit höhern Ertrag, als mit der jetzigen Methode möglich ist, und die Zuckerpflanzungen werden somit bald ihr Geschäft, in so weit es Fabrication ist, einstellen, und sich einfach auf den Landbau beschränken; dann wird es auch möglich, den Negern einzelne Stücke Land zuzuweisen, und nur eine bestimmte Anzahl Zuckerrohr als Bezahlung von ihnen zu verlangen; sie werden dadurch eine Art glebae adscripti, eine Stellung, die sie der Freiheit ohne Vergleich näher bringt, als eine so weit hinausgeschobene Emancipation.

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Fortsetzung.)

Die Hauptfigur der muntern Schaar ist offenbar jener lange, hagere Mann, welcher in Hembärmeln dasteht, das Grogglas schwingt und unter lebhaften Gesticulationen Bruchstücke des schönen Rheinweinliedes unsers Claudius gröhlt. Allem Anschein nach ist es ein Elsässer, denn seine Lesart des Gesanges heißt: „Am Rhei, am Rhei, da wachsche unsche Rebe ꝛc." und zwischenein fallen französische Brocken, wie sie nur ein Mühlhäuser zu liefern im Stande ischt. Jenes Weib mit den ungalanten Zahnlücken, mit den verwelkten Gesichtszügen, unter geschmackloser Haube und der zupassenden Toilette, die salopp genannt zu werden verdient, überwacht augenscheinlich mit Sorge den singenden Trinker, denn sie verwendet kein Auge von ihm. Jetzt stolpert er und sie springt hinzu, ihn mit ihren Armen aufzufangen; wir hören genau, wie sie zu ihm sagt:

„Jeh'n wir nach Hous Jean! komm' jehn wir! Du hast deine Pissen (Inexpressibles) ingerissen, ich muß sie Dir wieder heel (ganz) machen!"

Der Gemahl, dieß ist unser Elsässer ohne Zweifel, denn zu einer liaison dangereuse wäre Madame zu wenig verführerisch, wenn die Petersburger Sittenpolizei dergleichen mehr zu toleriren geneigt wäre, als es eben der Fall ist; der Gemahl also zeigt wenig Neigung, dem süßen Heimathsrufe Folge zu leisten, er langt nach dem Glase, das ihm entfallen ist, und indem er dasselbe dem Ganymed hinreicht, ruft er:

„Buvons encore!"

Besagter Ganymed erscheint: jeder Zoll ein deutscher Handwerker oder Knote, wie die vulgata academica hat; Vetter Michel guckt aus seinem viel zu weitläufigen Rocke; er lächelt selbstgefällig aus dem starken Backenbarte, und guckt so gewiß verwogen unter einer Faustlocke des blonden Haupthaares hervor, die halb und halb hinters Ohr gedreht ist, gleichsam um warnend anzuzeigen, der Inhaber habe es hinter den Ohren! Vetter Michel stichelt aus der engen Cravatte, der bunten Weste, den steifen Ellenbogen und — den schiefgetretenen Stiefeln, die dem Gefallsüchtigen überall zu eng sind. Ob er Schuster, Schneider oder Gevatter Handschuhmacher ist, bleibt billig dahin gestellt; den Landsmann aber verräth sein singender Dialekt, in welchem er sich vernehmen läßt:

„Das muß wahr seyn, Herr Schuler is eh fanzer Mann! der ferdrägt einen Stoof (2 Nösel) Rhumm mir nischt dir nischt? Ne! Ne! Madam Schulern, Se miss'n schonn noch eh Wissel hier bleib'n! der echte Kublanige (Gulanie, Spaziergang) is noch nich ahnkelangen! Mer missa uns noch alle miteinander erscht katscherna (schaukeln) lassen.

„Herr Schuler werden die Katschelis (Schaukeln) heit aus jewissen Jrinden woll nich mit seiner Jejenwart beehren, et is och keen rechtes Wetter nicht bestellt; aber laasen Sie 't man jut sind, mit de Zeit blüh'n de Roosen och in de nordischen Jefilde!

Dieser sehr witzige Einwurf hat zum Verfasser einen kleinen gelenken Menschen, der dort an den Baum gelehnt steht, und äußerst elegant gekleidet ist. Die Firma „Schneider" ist dem Zierlichen über und über so deutlich aufgeprägt, als nur immer das preußische Wappen auf einer Zollvereinsmünze, VII eine feine Mark, ausgeprägt seyn kann.

„Pai! Pai!"*) so intervenirt die grobe Stimme eines stämmigen, alten Burschen, der unweit dem preußischen Nadelkünstler im Grase liegt, und aus einer Meerschaumpfeife gleich Jupiter Wolken erschafft.

„Verderbt nich das Wetter, Hr. Blümecke! Mit Schulern is's manchmal nich jut spaßen. Beliebt ein Schnieschen?" (Prieschen.) Dabei wird dem Angeredeten eine gewaltige Horndose präsentirt, der aber dankt und antwortet spitz:

„Können de Jrobschmiede von Rewl (Reval) och witzig sind?"

„Dojahn!" (alberner Mensch!) brummt der Grobe, „so'n Strunt (schmutziges, erbärmliches Ding) sollte ein'n dankbar seyn, daß man 'n warnt, aber 's fehlt Matz-Beckers-Urthel." (Gesunder Menschenverstand.)

Damit bekömmt der tackfeste Schmied die Lacher auf seine Seite und es entsteht eine Pause, welche wir benutzen, um ein Stückchen weiter zu gehen, eine andere Gruppe zu belauschen. Es sind zwei Frauen, am Rande sitzend, und eben beschäftigt, mit Beihülfe von drei Kindern einen Haufen Kuchen zu decimiren. Wir hören die eine zur andern sagen:

„In die Tulupe?" (Schlafpelz.)

„Ja, in die Tulupe, beste Madam Schulz! Ich setzte jerade die Krüschke (Ofendeckel) auf, liegt nicht der Barüschnik (Betrüger) auf die Leschanka (Ofenbank) in die Tulupe! Ich sage: will der Bolwan (Tölpel) jleich herausser! aber er ist janz voll (betrunken). Rufe ich Iwanuschka (Johannchen) und sage ihm, jeh schön zum Pogrebschtschik,**) bitt ihm, daß er jleich komme zu mich. Iwanuschka bringt auch schnell den Pogrebschtschik, der nimmt den besoffenen Schwein, schmeißt ihm aus die Kalitka (kleine Hausthür). Jetzt kömmt Karl Iwantsch (wahrscheinlich der Herr Gemahl) und derr will einen Sorokowoi (Orthof) in den Schulan (Verschlag) setzen. Er ruft dem Dwornick (Thürhüter, Hausknecht), da sage ich, daß er ist geworfen aus die Kalitka. Karl Iwantsch jacht (tobt) serr darum, er wollte kein Schälchen (Schnäpschen) nemmen, er sagte, man hätte solln dem Luk einen tüchtigen Kulak (Faustschlag) jeben. Bosche moi! (Mein Gott!) die Männer wollen nur immer schlagen! Iwanuschka! Iwanuschka! jeh weg von das Jrant (Kies), es ist moddig (schmutzig)! Paddi suda moi milenka!" (Komm hieher, mein Liebchen!)

Da haben wir ja eine ganz allerliebste Probe des ächten Petersburger Deutsch, und können uns vor der Hand wohl damit begnügen.

---

*) Pai ist ein Ausdruck, den man in den russischen Ostseeprovinzen bei Kindern häufig anwenden hört, und der etwa so viel als „lieb" bedeutet. Man sagt z. B. Pai Kindchen! wenn man ausdrücken will: sey lieb, sey artig u. s. w.

**) Kellerbewohner, hier Bier- oder Weinverkäufer.

Wer jemals Bekanntschaft mit den Winden gemacht, wie sie oben unterm sechzigsten Grade ihre Spielchen treiben, der wird zugeben, daß der Nordwesten eine Himmelsgegend ist, aus welcher am ersten Mai keineswegs laue Zephyrlüftchen zu wehen pflegen. Der heutige Vormittag brachte schon einmal sogenanntes Schlackerwetter und eben bereitete sich ein ähnlicher Decorationswechsel vor, indem die Gegend von Kronstadt ein finsteres Antlitz zu machen begann. Daher wollen wir uns mit dem Klugen berathen und in der Zeit einen Rückzug antreten, um in den Gemächern des Vauxhall den Schauer im Trockenen vorübergehen zu sehen. Der kurze Weg bis dahin ist schnell zurückgelegt, und noch scheint Niemand den nahenden Schrecken bemerkt zu haben, denn nur einzelne Personen sitzen da und dort im ziemlich geräumigen Locale, mit türkischer Schweigsamkeit Tabakswölkchen aus Cigarren in das Zimmer blasend. Diese Sorglosigkeit um das Kommende ist in ganz Rußland vorherrschend; nur wenn die Polizei befohlen hätte, sich nach dem Wetter umzusehen, würde man es gethan haben. Ich bin geneigt, diese Erscheinung der im Regime liegenden Hinneigung zum blinden Gehorsam gegen Befehlende zuzuschreiben, den auch die preußische criminalistische Zeitung sehr in Schutz zu nehmen willens zu seyn scheint, und in der That ist derselbe mit Annehmlichkeiten verbunden, zumal für Vegetationsmenschen, denen jede Beweglichkeit ein Gräuel wird. Nur schade, daß jeder unvorhergesehene Zufall ein um so tolleres Drunter und Drüber herbeizuführen im Stande ist, wobei die ruhige Vegetationslust meist am ärgsten ins Gedränge geräth. Man bringt uns im Vauxhall rasch genug ein warmes Glas Punsch und läßt sich dafür zwei Rubel zahlen, beiläufig den zehnfachen Werth. Wir wählen mit scharfem Ueberblick den günstigsten Platz in einem größeren Seitenzimmer, entschlossen, diesen nur unter möglichst profitabeln Umständen aufzugeben und zu cediren. Kaum sind etwa zwanzig Minuten verstrichen, als Regen mit Schnee untermischt an die Fenster schlägt, und in wenig Augenblicken ist das ganze Locale der Restauration zum Ersticken gefüllt. Bei solchen Gelegenheiten treibt anderswo der Drang des Augenblicks aneinander, nicht so hier. Alles bleibt kalt, gemessen und nur bereits Bekanntes wechselt einzelne, gleichgültige Worte. Unsern Platz begehrt ein Elegant in artigen französischen Redensarten für zwei Damen, die draußen dem offenen Wagen entsprangen und sich nicht um uns kümmern; es sind vornehme, unverheurathete Russinnen, deren wegwerfenden Mienen man es ansieht, wie sehr sie der Vorfall aigrirt. Sie besitzen zu viel Erziehung, um sich natürlich zu zeigen, und es fehlt ihnen an Geist, um an einer Unterbrechung des Gewöhnlichen sich ergötzen zu können. Uns ist zu wohl bekannt, daß Russinnen zu den warmblütigen Geschöpfen gezählt werden müssen, sonst würden wir versucht worden seyn, sie zum Fischgeschlecht zu rechnen.

Wir drücken uns durch die Menge und begegnen an der Thüre einem hier wohlhabend gewordenen deutschen Handwerker. Dieser hält ein sogenanntes Magazin (Verkaufslocal) seiner Arbeiten auf der Newski Perspective, und wir kauften dort dieß oder jenes; vielleicht lernten wir den Mann auch auf sonstige Weise als Landsmann kennen. Unter solchen Umständen würde der Wackere in Deutschland niemals zu Gedanken an irgend eine Familiarität kommen; hier ist es anders. Es borgen bei ihm russische Fürsten, er hat sie so zu sagen im Sacke, geht mit ihnen ganz vertraulich um, und deßhalb ist es ganz in der Ordnung, daß er mit uns gar keine Umstände macht, sondern auf uns zukömmt, uns die Hand entgegenstreckt und ausruft: „Jb was Teibel, lassen Sie Ihnen och mal in juter Jesellschaft sehen?"

Wie sollte so ein Mann auch Lebensart lernen? Jedermann verkehrt nur mit ihm, wenn er seiner Dienste bedarf und er ist im Uebrigen streng auf sich und Seinesgleichen beschränkt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Fortsetzung.)

Einmal waren wir bei dem Gouverneur von Singapur, Hrn. Bonham, den man in den von ihm verwalteten Ländern nicht sehr loben kann, zum Mittagessen eingeladen. Er ist ein Mann von mehr als 50 Jahren, von hohem Wuchse, angenehmem Aeußern und freundlichen Manieren; sein artiges Lächeln und sein ungezwungenes Benehmen stimmen jeden auf den ersten Blick zu seinen Gunsten. An diesem Tage fand sich eine sehr zahlreiche Gesellschaft bei ihm ein, die aus den vornehmsten Beamten und andern Bewohnern der Colonie, aus den fremden Consuln, Land- und Seeofficieren bestand. Nichts fehlte als — Damen, da der Gouverneur ein alter Hagestolz ist. Das Mahl war luxuriös, die Weine vortrefflich, und das prächtige Silberservice nebst der zahlreichen asiatischen Dienerschaft in weißen Oberröcken und verschiedenfarbigen Turbanen mit den regelmäßigen, dunkelolivenfarbigen Gesichtern erhöhten noch die äußere Pracht dieses wahrhaften Nabobmahls. Zur Kühlung der Luft wurden die über dem Tisch aufgehängten mit weißem indischem Baumwollenzeug überzogenen Schirme oder Punkahs fortwährend geschwungen. Der Zufall gab mir einen sehr angenehmen und interessanten Tischnachbar, einen jungen Artillerieofficier von großen Kenntnissen, der jetzt alle in Singapur angestellten magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, so wie die über Ebbe und Fluth leitet. Als nach dem Ende des Mahls die Bouteillen herumgingen, gab man dem Gouverneur und einigen andern Gästen prächtige, mit Silber und Gold verzierte Hukahs, den übrigen Manilla- und bengalische Cigarren, und bald nahm eine dichte Wolke die Decke des Zimmers ein. Im Gespräch hörte ich von dem Gouverneur, daß im Jahre 1838 auf der amerikanischen Fregatte Columbia während ihres Aufenthalts 60 Menschen am Fieber und an Blutdiarrhöe starben. Hr. Balestier, mit dem ich darüber sprach, erklärte mir die Ursache dieser ungewöhnlichen Sterblichkeit; sie liegt fast allein in der seltsamen Methode, die Leute ans Ufer gehen zu lassen. Auf der amerikanischen Flotte dürfen die Matrosen Einmal im Jahre auf zweimal 24 Stunden in Abtheilungen von 30 bis 40 Mann ans Ufer gehen. Die Mannschaft auf den Schiffen besteht aus allem möglichem Gesindel: hier sieht man gewesene Schauspieler,

versoffene Dichter, Künstler, Handwerker jeder Art u. s. w. Eine solche verschiedenartige Menschenmasse, die im Laufe des Jahres bei ihrem sehr guten Sold eine Menge Geld zusammenbringt, gibt sich nun den ausgelassensten Einfällen hin, und bemüht sich den Becher der Vergnügungen auf ihre Weise bis auf den Grund zu leeren. Jeden Tag fand man einige auf der Erde eingeschlafene betrunkene Matrosen, welche so die ganze Nacht fortschliefen, und die natürliche Folge solcher Nachtlager im tropischen Lande, wo nach Sonnenuntergang die Erde die stärksten und bösartigsten Dünste aushaucht, sind Fieber und Dyssenterie. Hiezu kam noch, daß die amerikanischen Matrosen den giftigen Samtschu tranken, einen sehr starken Arrak, den die Chinesen, um ihn noch stärker zu machen, mit Tabak und Opium ansetzen.

Am folgenden Morgen zeigte mir mein Nachbar am Tische des Gouverneurs das auf dem Commercial Point errichtete Observatorium zur Beobachtung der Ebbe und Fluth. Von einem Pumpenstämpel, den das Wasser je nach den Veränderungen seines Niveau's hebt oder sinken läßt, läuft eine Saite nach einem Rade mit einer an dessen Achse angebrachten Welle; an diese ist vermittelst einer Feder ein Bleistift befestigt, der auf einem vertical gerichteten und mit Papier beklebten Cylinder, der sich vermittelst eines Uhrenmechanismus in 24 Stunden einmal um seine Achse dreht, eine krumme Linie zeichnet. Diese krumme Linie entspricht dem allmählichen Steigen und Fallen des Wassers, und zeigt so diese Veränderungen in vermindertem Maaßstab an, natürlich genauer, als es sonst durch menschliche Beobachtung möglich ist, wo auch bei der größten Sorgfalt Irrthümer unvermeidlich sind. Zu den meteorologischen Beobachtungen dient eine Maschine, wo vermittelst eines gleichfalls mit einer Uhr in Verbindung stehenden Mechanismus der Wind auf dem Papier seine Stärke und Richtung zu jeder Zeit des Tages anzeigt. Ich sah ein Jahr vor meiner Abreise in unserem hydrographischen Departement eine solche Maschine, die, glaube ich, zu meteorologischen Beobachtungen in Torneå bestimmt war.

Gegen das Ende unseres Aufenthalts zu Singapur kamen täglich Transportschiffe mit Truppen aus Madras und Calcutta an, die nach China bestimmt waren; man klagte sehr über den Befehlshaber der Truppen, die Tschusan besetzt hatten, daß er, um die Nationalvorurtheile der Chinesen nicht zu kränken, die Truppen nicht in chinesischen Städten und Dörfern unterbrachte, sondern sie fast ein halbes Jahr lang im Lager hielt. Daraus waren Krankheiten entsprungen, die ein schönes schottisches Regiment so mitgenommen hatten, daß von 1000 Mann nur 13 am Leben geblieben waren. Auch die Escadre, welche die chinesischen Küsten blokirte, hatte durch Krankheiten und Mangel an frischen Lebensmitteln eine Menge Leute verloren. — Die Kauffahrer, die in Indien gebaut werden und gewöhnlich country ships heißen, sind im Allgemeinen vortrefflich. Sie führen meist 700, 1000, 1500 Tonnen und darüber. Die Schiffe der ostindischen Compagnie sind alle in Privathände übergegangen, seit das Privilegium des ausschließlichen Handels mit China durch die Parlamentsacte des Jahres 1833 aufgehoben wurde. Viele von diesen ungeheuren Schiffen, von denen jedes Waaren zu einem Werthe von Millionen aus Indien nach Europa führte, hatten zwei Decke und Stückpforten für 60, ja für 70 Kanonen, womit man sie auch zur Zeit des Kriegs mit Frankreich zum Schutz gegen Corsaren und Kreuzer bewaffnete. Man baut hier die Schiffe aus Tekholz und sie dienen unglaublich lange. Die Bemannung dieser Schiffe besteht fast ausschließlich aus Lascars, was, beiläufig bemerkt, für die Rheder sehr vortheilhaft ist, da der Unterhalt dieser Leute fast nichts kostet, denn die Lascars, d. h. die indischen Matrosen, essen nichts als Reis und trinken keine starken Getränke; der Reis wird für alle in einem gemeinsamen Kessel gekocht. Die Genossenschaften theilen sich nach den religiösen Kasten, und jede macht für sich, abgesondert von den andern, ihren Zusatz aus Pfeffer oder Curry. In Singapur baut man noch keine Schiffe, doch finden sich bereits einige unternehmende Kaufleute, welche einen Theil ihrer Capitalien auf die Erbauung einer großen Werfte verwenden wollen.

Unser Aufenthalt zu Singapur dauerte bis zum 6 Jul. und wurde uns endlich höchst langweilig. Einige zärtliche Herzen machten den jungen Töchtern der Inhaberin des „Singapore Hôtels“ den Hof, aber die einförmige Lebensweise der Engländer im nebeligen Britannien läßt auch unter dem Aequator keine flüchtigen Bekanntschaften zu, wo man den Abend sans façon zubringen könnte. Vor dem Essen, d. h. vom 6 bis 7½ Uhr Abends, kann man die ganze Gesellschaft von Singapur auf der Esplanade sehen. Die Damen, geputzt und geschnürt, sitzen in ihren Palankins wie die Puppen, und die Männer sind, den langen, unbeweglichen Physiognomien nach zu schließen, wahrscheinlich noch mit den Berechnungen des Gewinnes oder Verlustes am verflossenen Tage beschäftigt. Mit Einem Wort, der Spaziergang auf der Esplanade gleicht eher einem vom Doctor vorgeschriebenen Mittel gegen den Spleen, als einer Gesellschaft von Menschen, die von ihren Geschäften ausruhen und sich zerstreuen wollen. Ich weiß nicht, sind meine Augen schuld daran, aber zu meinem größten Bedauern schien mir das schöne Geschlecht hier nicht schön zu seyn. Von allen den herumfahrenden Damen schien nur eine Creolin, die Frau des portugiesischen Consuls, den Namen einer wirklichen Schönheit zu verdienen. Nach der Spazierfahrt geht alles nach Hause, um zu speisen. Hier ist, wie in England, das Mahl eine wichtige ceremonielle Angelegenheit, wozu die Damen sich putzen wie auf einen Ball und die Männer die Röcke wechseln,*) und wobei ein Fremder ungeladen nicht erscheinen darf. Das Mahl, nach welchem, wie in England, die Männer bei der Flasche sitzen bleiben, endet um 10 oder 11 Uhr, worauf die Herren, ziemlich geröthet, zu den Damen sich begeben, um hier sich an falschem Gesang und dem Spiel eines verstimmten Fortepiano's zu ergötzen, da hier gleichfalls Musik und Gesang, wie sie auch seyn mögen, als unerläßliche Ausschmückung jedes Abends gelten. Auch nach der Angabe des französischen Consuls ist die Gesellschaft hier unmäßig langweilig, und dieser Fehler war für ihn um so fühlbarer, als er aus dem lustigen Manilla, aus der Gesellschaft reizender Spanierinnen und spanischer Creolinnen, gekommen war.

(Schluß folgt.)

Der Reisende Domejko (wie es scheint ein Pole), der einige Jahre als Professor der Mineralogie in Quito war, macht häufige gelehrte Reisen nach den Cordilleren. Seine schönen Entdeckungen haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten rege gemacht. Er hat eine bedeutende Menge Versteinerungen aus der Tertiärperiode bei Quito gesammelt und sie an A. d'Orbigny (der bekanntlich gegenwärtig das Ergebniß seiner Reise in Südamerika herausgibt) gesendet. (Tygodn. liter. Nr. 17.)

*) Ein weißer Rock aus Leinwand oder Baumwollenzeug und ein grauer Filzhut das ist allenthalben der Anzug der in Indien lebenden Europäer; alles Stutzerthum dabei besteht nur in der Reinlichkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1843.

Schlachten des wilden Rindviehes und der wilden Pferde in Südamerika.

Die beiden Brüder Robertson, bekannt durch ihre Schriften „Briefe über Paraguay“ und „Francia's Herrschaft“, haben abermals aus dem Schatz ihrer Erinnerung drei Bände zusammengestellt, unter dem von uns schon erwähnten Titel: „Letters on South America.“ Neben vielem ziemlich überflüssigem Geschwätze finden sich doch eine Menge höchst interessanter Züge, welche auch auf die Geschichte dieser Länder seit dem Beginn des Unabhängigkeitskampfes ein neues Licht werfen; auf diesen Punkt werden wir wohl später zurückkommen müssen, da es allen Anschein hat, als ob die Angelegenheiten, namentlich der La-Plata-Staaten, sich einer Krise nähern. Was die Schilderung der Sitten betrifft, so möchte diese troß dem, daß schon ein Duzend Jahre verflossen ist, seit diese beiden Herren Buenos-Ayres verließen, immer noch gleiche Gültigkeit haben. Sie waren so ziemlich die ersten, welche englischerseits den großen, jeht so wichtigen Handel mit Häuten einleiteten, und dabei, wie es scheint, sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarben. Wir heben deßhalb über das dabei beobachtete Verfahren eine Mittheilung aus dem ersten Bande aus.

„Sie können sich eine Vorstellung von unsern täglichen Geschäften machen, wenn ich Ihnen sage, daß wir während der neun Monate, die ich mich zu Goya aufhielt, von diesem (Fluß-) Hafen aus 50,000 Ochsenhäute, 100,000 Pferdshäute, und ich weiß nicht mehr wie viel Ballen Wolle und Haar verschickten. Es mag nicht uninteressant seyn, eine kurze Geschichte dieses bedeutenden Handelsartikels, d. h. der Häute zu geben, von dem Augenblick an, wo sie noch auf dem Rücken des Thieres sind bis zu dem Zeitpunkt, wo man sie in den Schiffsraum geladen hat.

„Das Vieh auf den großen Gütern in den La-Plata-Provinzen besteht gewöhnlich aus zwei verschiedenen Classen: Ganado de rodeo, gehütetes Vieh, und Ganado alzado oder wildes Vieh. Wo das Gebiet aus einer offenen Ebene besteht, und der Eigenthümer mit seinen Dienern im Stande ist seine heranwachsenden Heerden zu überwachen, da gibt es wenig oder kein wildes Vieh; wo aber die Ländereien sehr groß und wohl bewaldet sind, kann oft die beste Aufsicht nicht verhindern, daß sich Vieh von der Heerde trennt, und in die Montes oder Wälder geht, wo es sich in wildem Zustande vermehrt. Wo, auch abgesehen hievon, das Vieh nicht fortdauernd wohl überwacht wird, wächst die Zahl des wilden Viehes im Verhältniß zu dieser Nachlässigkeit. In den Pampas von Buenos Ayres findet sich jetzt kaum Ganado alzado, denn regelmäßige Hutung und Sorgfalt haben dasselbe sogar in dem waldigen Gebiet der Banda Oriental und von Entrerios vermindert. Aber in diesen letzten weiten und fruchtbaren Provinzen hatte damals die gesetzlose Gewalt des Gauchohäuptlings Artigas Leben und Eigenthum unsicher gemacht: die Estancerias waren verlassen oder nur theilweise beaufsichtigt, und so wurde allmählich alles Vieh in diesen beiden Landstrichen alzado oder wild. In Corrientes waren drei Viertheile der Häute die wir kauften von Ganado alzado, und die meisten Thiere, von denen sie genommen waren, wurden während unseres Aufenthalts in der Provinz geschlachtet.

„Die barbarische Art, wie man in Südamerika das zahme Vieh von Reitern mit Lasos einfangen und schlachten läßt, ist bekannt genug. Das Ganado alzado wird aber auf ganz andere Weise getödtet. Das Vieh zieht sich in der Nacht stets in die Wälder zurück, und die Matanza (das Schlachten) findet hier während der Sommermonate und bei Mondenlicht statt. Wenn die Nacht klar ist, — und dieß ist sie gewöhnlich — so legt eine Anzahl Menschen, je nach der Zahl der Häute die man bedarf, eine Art Lederpanzer an, um zwischen den dornigen Bäumen durchkriechen zu können, ohne sich zu zerreißen. Die Wälder bestehen fast ausschließlich aus Mimosas, vermischt mit zahlreichen Varietäten der dornigen Acasie. Wenn die Leute zwischen die Bäume kommen, wo das Vieh ruht, so kriechen sie auf Händen und Füßen zwischen die schlafenden Waldbewohner, stoßen ihre scharfen Messer ihnen in die Kehle, lassen sie zu Tode bluten, und kehren am Morgen zurück, um sie abzustreifen. Diese Leute führen auch eine Art Schild von Ochsenhaut, um sich nöthigenfalls gegen die aufgeschreckten Stiere zu vertheidigen.

„In dieser Operation liegt eine malerische Barbarei, sie ist aber verhältnißmäßig eine leichte Arbeit in Vergleich mit dem Schlachten der wilden Pferde, der edlen unbezähmten aber dennoch dem Tod geweihten Bewohner der innern Wälder. Während unsers Aufenthaltes in Corrientes hatten die wilden Pferde das Land so überschwemmt, daß man nicht selten Heerden von 5 bis 10,000 Stück beisammen traf. Bei einer Jagd auf solche Thiere sind etwa 30 bis 50 Mann beschäftigt; sie errichten am Rande irgend eines großen Forstes einen ungeheuren Corral oder rundes Gehege mit starken, hölzernen Pfählen, an welche rund herum querlaufende Stäbe mit Lederstücken festgemacht sind. Ein solcher Corral kann 5 bis 10,000 Pferde, ja manchmal noch mehr aufnehmen. Eine sehr weite Oeffnung führt hinein, und auf der dieser Oeffnung entgegengesetzten Seite ist ein zweiter Eingang in einen kleinern Corral. Nach diesen Vorbereitungen besteigen die Leute sehr starke, kräftige Pferde, gehen in den nahen Wald, bilden um eine von ihnen aufgestöberten Pferdeheerde einen weiten Halbkreis, und treiben schreiend und lärmend die Pferde immer enger zusammen nach dem Rande des Waldes hin. Hier rennen nun die wilden Thiere in die zwischen dem Corral und dem Walde liegende Fläche; die Peons aber bilden rasch einen Halbkreis und drängen die Pferde nach dem Corral hin. Viele entkommen wieder nach den Wäldern, aber die Mehrzahl wird in den Corral hineingetrieben, und die Operation wird wiederholt, bis der große Corral voll ist. Dann wird in den anstoßenden kleinen Corral eine bestimmte Anzahl hineingelassen, wo sie alsbald durch die Bolas der Gauchos niedergeworfen, sogleich geschlachtet, zu einem andern Thor hinausgeschleppt und in der Nähe abgestreift werden.

„Leute, deren Zeugniß keinem Zweifel unterliegt, haben mich versichert, daß auf diesen Corridas de yeguas Chucaras oder Wildepferdejagden manchmal ein Tiger, den der Lärmen und das Geschrei aufgescheucht hat, in den Pferdetrupp hineingeräth; die Pferde drängen aber so gewaltsam vorwärts, daß der Tiger nach einigen verzweifelten Versuchen sich zwischen den tollgemachten Pferden durchzuarbeiten, in wenig Augenblicken zu Tode getreten wird. (Schluß folgt.)

Neue Skizzen aus Petersburg.

Der erste Mai in Katharinenhof.

(Schluß.)

Unterdessen hat sich draußen das Theater wieder verändert. Die Sonne scheint aufs neue hell und klar, die Musik ertönt überall von frischem, daher verlassen wir den geschätzten Landsmann sammt dem Vauxhall, um uns wieder unter das große Publicum zu mischen, das sich umhertummelt, als sey alles in schönster Ordnung geblieben. Man hat die Toilette so gut als möglich gerettet, und verbeißt die innere Ursache blau angelaufener Lippen, Wangen und Nasen, indem sich der Fußgänger rascher bewegt, die Fahrenden ihre Mäntel fester um sich schlagen.

Sollten wir Auskunft geben über jene fünf Bauerndirnen im Sonntagsstaate, nämlich blauen, grünen oder rothen Röcken, weißen oder bunten Bänderschürzen, die oberhalb der Brust über ein weißes Hemd mit langen, weiten Aermeln gebunden sind, und deren Viertonnentaillen dicht unter den Achselhöhlen befindlich, eben so wenig Verlockendes haben, als ihre ausdruckslosen Gesichter, so müssen wir gestehen, diese oder eine ähnliche Gruppe regelmäßig am ersten Mai hier gesehen zu haben. Sie gehen mit an einander gefaßten Händen durch die Anlagen, sehen männiglich starr in die Augen, und singen, wo die Musik der Regimenter sie nicht übertönt, eigenthümliche, chorartige, wild-melancholische, russische Nationalgesänge mit grellen, kreischenden Stimmen. Etliche von ihnen tragen das Haar in langen Flechten über den Rücken hängend, während andere es rund verschnitten und zu Nestern aufgewunden haben.

Wir verfehlten nicht die Umgegend Petersburgs fleißig zu besuchen, und kennen mithin die theils von Russen, Finnen, oder deutschen Ansiedlern bewohnten Dorfschaften, welche nach der östlichen Strandseite etwa Tschetüri ruki, Streina, Pulkowa u. s. w. heißen; allein es begegneten uns daselbst niemals singend herumstreifende Gruppen. Daher muß es auffallen, sie gerade da zu finden, wo man sie am wenigsten erwarten sollte; denn geben wir zu, sie seyen noch so frech und abgebrüht durch die Städter geworden, immer würden sie sich etwas genirt fühlen müssen, hier bei naßkaltem Wetter herumzutreiben und zu gröhlen. Und warum zeigt sich die Erscheinung nicht allgemeiner, wenn es etwa eine Sitte wäre, gerade am heutigen Tage sanglustig sich zu beweisen? Nur auf dem Feste zu Peterhof bemerkt man noch Aehnliches, an das wohl im Innern des Reiches vorhandene, nationale Leben Erinnernde. Selbst in der Butterwoche, wo doch aller Petersburger Plebs wie von Banden gelöset erscheint, lassen sich nur höchst selten auf den Schaukeln singende Stimmen vernehmen, und sonderbar! sie rühren, wenn man genauer hinsieht, von Individuen her, die dasselbe starr-freche Wesen der heut sich präsentirenden Dirnen zur Schau tragen, welches — wir heben dieß besonders hervor — durchaus nicht im russischen Volkscharakter liegt. Das weibliche Geschlecht lebt so sehr unter dem Drucke der Gedrückten in Rußland, daß an solch keckes Auftreten nur unter sehr demoralisirten Umständen zu denken ist. Ich hatte mehrmals die Polizei im Verdachte, daß sie wohl dergleichen Dirnen an gewissen Orten miethen, einkleiden und bei Gelegenheiten wie die heutige, singend loslassen könnte, damit es den Anschein habe, als sey das Volk fröhlich, und es sey in der That ein Volksfest, welches gefeiert werde. Doch wie gesagt, dieß sind nur ganz einfältige Einfälle von mir, und ich verwahre mich, deren historische Wahrheit darthun zu wollen oder zu können. Sollte sich die Sache in der That also verhalten, dann gehörten intimere Bekanntschaften dazu, als ich mir schmeicheln darf gehabt zu haben, um mit Ueberzeugung sprechen zu können.

Was die Bevölkerung Petersburgs so charakterisirt, ist, daß man bei öffentlichen Zusammenkünften selten oder niemals Unsittlichkeiten und Rohheiten in geschlechtlicher Beziehung

wahrzunehmen Gelegenheit hat. Die Lobredner heben dieß als besonders verdienstlichen, dem Gouvernement hauptsächlich zur Ehre gereichenden Vorzug heraus; allein so sehr ich mich auch daran erfreute, mag ich dennoch nur der Wahrheit die Ehre geben. Die Sache ist und bleibt meistentheils klimatisch bedingt; ein wenig Wärme mehr und Mephisto würde hinlänglich arge Streiche spielen. Die russischen Fasten thun nebenbei auch das ihre dazu, und wohl dem Volke, dessen Beherrscher noch einflußreich genug sind, da mit Weisheit gouvernirend eingreifen zu können, wo die menschliche Natur im Allgemeinen zu schwach für ein Selbstgouvernement sich erweist. Der berühmte Wittenberger Reformator hätte besser gethan, die feine, äußerliche Zucht, wie er das Fasten nannte, ein wenig mehr im Auge zu behalten, schon weil das Aeußerliche mehr auf unser Inneres einwirkt, als unsere Eingebildetheit und unser Hochmuth zugestehen mögen.

Wir unterhalten uns eben mit einer Bekanntschaft, als um und neben uns eine eigene, erstarrende Bewegung in der Mitte entsteht, und einzelne, flüsternde Stimmen kurz herausstoßen: „Gossudar!" (der Kaiser). Uns fällt dabei das von den Wilden Amerika's ausgestoßene „Hugh!" ein, welches in Coopers Romanen eine so bedeutungsvolle Rolle spielt. Ein stattlicher Zug nahet sich! voran zwei höchst elegante, vierspännige Equipagen, in denen die Großfürstinnen und eine oder die andere Hof- und Ehrendame sich befinden, daneben die Heldengestalt des Kaisers zu Pferde in Uniform der Leibgarde, ein schönes Bild chevaleresken Lebens darbietend. Hinter dem Wagen folgt die kaiserliche Suite, in ähnlicher Zusammenstellung, wie sie uns Meister Krüger in Berlin so lebensgetreu lieferte. Mit welcher Anmuth die Kaiserin und ihr weibliches Gefolge die Begrüßungen des Volks entgegennehmen und mit wie viel Gewinnendem sie erwiedert werden! Wie oft der Monarch grüßend an den Federhut greift, wie er dem Volke ernst-freundlich zunickt. Zugegeben, daß alles eben nur Repräsentation ist, gewissermaßen das Spiel einer Rolle, wie wir gut oder schlecht unsere Rollen im öffentlichen Leben spielen, so muß man gestehen, hier wird con amore gespielt; ja es hat den schönsten Anstrich des „vom Herzen Kommens." Mehr kann von keiner Regentenfamilie der Welt begehrt werden, und die offenbare, enthusiastische Zuneigung der Petersburger für den Kaiser und die Seinen ist so wohl und richtig motivirt, als nur irgend eine Volksneigung motivirt seyn kann.

Die hohen Herrschaften halten wohl dem ungeminderten Vergnügen der Menge Stich und man mache nur so lange auch nicht die geringste Anforderung, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf etwas anderes zu ziehen, es würde dieß ein höchst vergebliches Beginnen seyn; selbst wer ein Liebchen hat gefunden, muß Sr. Majestät die Nebenbuhlerschaft unbedingt zugestehen oder resigniren.

Mit dem Abzuge der hohen Herrschaften verliert sich das Gedränge bedeutend; die meisten kann man sagen, haben nun genug.

„Den Kaiser und die Seinen zu sehen," dieß zog gewiß den größten Theil hieher und die Befriedigung dieses Wunsches läßt sie wieder heimkehren. Wir wissen nun, daß auch heut wie allezeit das Vergnügen der Petersburger in der Schaulust am Monarchen besteht, und schließen uns dem ins Innere der Stadt entströmenden Menschenzuge an.

Ueberdem bleiben nur noch wenige in Katharinenhof zurück, darunter die meisten Zechbrüder sind.

Es wird höchst rathsam seyn, daß wir uns zu Hause auf unserm „Samowar" (selbstkochende Theemaschine) einen recht starken Thee bereiten, um durch Transpiration die eingesogene Mailuft wieder aus dem Körper zu bekommen, widrigenfalls ein tüchtiger Schnupfen das Leichteste seyn dürfte, womit wir das Mitspielen auf dem Maifeste zu Katharinenhof zu bezahlen haben dürften. Jede Erkältung ist aber hier zu Lande auf das Sorgsamste zu vermeiden und zeitig zu beseitigen, falls sie dennoch eingetreten seyn sollte; denn setzt eine solche sich einmal im Körper fest, so fällt es äußerst schwer, den argen Feind im hiesigen Klima wieder los zu werden. Manche und Mancher, die fahrlässig in dieser Hinsicht waren, lagen wenige Jahre nach solchen Festen regungslos, ein Raub der Würmer, auf Wolkowa oder Smolensk, den beiden großen Ruhestädten der in St. Petersburg das Zeitliche gesegnenden. Nach durchgemachten Rheumen nebst interessanten Zugaben stellte sich eine galoppirende Schwindsucht ein, die mit dem bißchen Leben oder Licht im Menschen leicht fertig zu werden pflegt.

Mag nun der geneigte Leser von mir halten was er will, mag er der Meinung seyn, es wäre nicht eben viel durch mich verloren, höchstens etwa ein langweiliger Erzähler, ein mokanter Führer, sicherlich bedenkt er noch sein eigenes, gewiß recht innig geliebtes Ich und befolgt einen aus Erfahrung geschöpften, so wohlmeinenden als probaten Rath.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

2. Singapur.

(Schluß.)

In Singapur, wie in allen indischen und amerikanischen Colonien, sind die aristokratischen Unterabtheilungen auf die Hautfarbe gegründet: Leute von reinem europäischem Blut sehen hoch herab auf die Creolen, die Creolen auf die Mestizen und diese auf die farbigen Eingeborenen. Die Mehrzahl der Bewohner Singapurs verstehen malayisch, was in diesen Gegenden fast unerläßlich ist. Die malayische Sprache ist die Lingua franca fast des ganzen östlichen Archipels: sie ist angenehm für das Ohr, und ihr Klang ist dem Italienischen ähnlich. Chinesen, Hindustaner, Mauren u. s. w., die sich hier niederlassen, lernen alle in kurzer Zeit malayisch reden.

Unter den bedeutendern Einwohnern von Singapur verdient der chinesische Kaufmann Wampoa, der uns mit Lebensmitteln versorgte, besondere Aufmerksamkeit. Der größte Theil der nach Singapur kommenden europäischen und amerikanischen Schiffe wählt ihn zu ihrem Dubasch, weil er in Vergleich mit andern chinesischen und selbst mit vielen europäischen Kaufleuten ziemlich ehrlich ist, und gute Lebensmittel um billigen Preis liefert. Er spricht fließend englisch, portugiesisch und

malayisch, ist mit der Geographie ziemlich bekannt und hat sogar den Entschluß gefaßt, über Kiachta und Irkutsk nach Moskau zu gehen.

Die Vorneigung der Engländer zum Missionswesen verläugnet sich auch hier nicht. In Singapur gibt es außer den englischen auch noch katholische Missionäre, aber beide, obwohl sie von Chinesen, Malayen und Tschulias einige Proselyten gemacht haben, klagen durchaus über schlechten Erfolg. Der größte Theil der Missionäre, namentlich der Engländer, überläßt die Zukunft der moslemitischen und heidnischen Seelen dem Schicksal, und bemüht sich das eigene irdische Daseyn zu sichern. Der Hauptgrund ihres schlechten Erfolgs beruht darin, daß alle asiatischen Bewohner der Colonie sich hier nur für eine Zeitlang ansiedeln, in der Absicht, wenn sie durch ihre Händearbeit ein gewisses Capital erworben haben, um dieß zu genießen in ihre Heimath zurückkehren, wo ihnen wegen des Religionswechsels Verfolgung oder wenigstens Verachtung und Widerwille von Seite ihrer Verwandten und Freunde wartet.

Das Raffles-Institut ist wegen des umfassenden Zwecks, der seiner Einrichtung zum Grunde lag, eine der merkwürdigsten Anstalten. Es soll darin einer bestimmten Anzahl junger Malayen, Chinesen und sonstiger Leute aus dem indochinesischen Archipel Unterricht ertheilt werden. Die Hauptabsicht geht auf die Kinder angesehener asiatischer Familien, die, nach ihrer Rückkehr in die Heimath, im Stande wären, den Samen der Aufklärung auszustreuen. Vorerst aber sollen die hier gebildeten Asiaten, zugleich mit der Aufklärung und den ihnen eingepflanzten neuen Bedürfnissen, auch den Sinn für Industrie und Handel verbreiten, die dann, wie sich von selbst versteht, in die Hände der Engländer übergehen und den englischen Manufacturen neue Absatzwege eröffnen würden. Das Institut wurde im Jahre 1825 von Sir St. Raffles und dem verstorbenen Dr. Morrison gegründet. Das Gebäude ist groß, doch ist noch genug Platz gelassen es zu erweitern, im Fall es sich mit der Zeit unzureichend erweisen sollte. Jetzt befinden sich sechs Lehrer und etwa 280 Schüler darin.

Singapur treibt einen starken Handel mit allen Ländern und Inseln der östlichen Meere. Einer der Hauptzweige desselben ist der mit Siam, von wo jährlich 18 bis 20 Dschonken, jede von 100 bis 350 Tonnen, kommen. Diese gleichen völlig den chinesischen, aber die Siamesen fühlen die Unzulänglichkeit derselben recht wohl, deßhalb haben sie auch bereits angefangen, Schiffe nach europäischem Muster zu bauen, und eines derselben, ein Dreimaster, der einen großen Theil der Länder des östlichen Archipels besucht, stand unter dem Befehl eines englischen Capitäns. Aus Siam bringt man Zucker, Reis, Safran, etwas Elfenbein, rohe Seide u. dgl. Die Hauptladung besteht in Zucker, der fast ganz nach Europa geht; eben dahin geht auch das Elfenbein. Unter den vielen Singapur besuchenden Asiaten nehmen die Siamesen am meisten Manufacturwaaren mit, ferner Wachs, Kampher, gezwirnte Seide u. s. w. Der Handel mit Cochinchina ist nicht so bedeutend. Er wird in Dschonken von 100 bis 200 Tonnen geführt, deren 30 bis 40 jährlich aus verschiedenen Häfen Cochinchina's anlangen; ihre Zufuhr besteht meist aus Salz und Reis, und sie führen dagegen hauptsächlich Opium und europäische, so wie indische Manufacte aus. Singapur treibt auch einen bedeutenden Handel mit Kampar, dem alten malayischen Reiche auf dem Ostufer von Sumatra. Hier sind keine chinesischen Ansiedler, und deßhalb ist der Handel ausschließlich in den Händen der Malayen. Die Malayen fahren alle Monate in kleinen gut bewaffneten Praus nach Singapur, immer zehn bis zwölf miteinander, um sich gegen die Seeräuber zu vertheidigen, von denen die engen Straßen zwischen den kleinen Inseln in der Nähe von Singapur wimmeln; es versteht sich, daß sie selbst eine günstige Gelegenheit, wenn sie über eine schwächere Zahl herfallen können, nicht vorübergehen lassen. Jede dieser Praus hat 15 bis 30 Mann, und ist mit zwei langen kupfernen Falkonets und einem hinreichenden Vorrath von Kris, Lanzen u. s. w. ausgerüstet. Ihre Ladung besteht meist aus Kaffee, so wie aus etwas Gambier, Wachs, Nashörnern und einer geringen Sorte Cassia. Diese Waaren setzen sie leicht an die chinesischen Kaufleute ab, und tauschen dagegen Leinwand, weiße Baumwollenwaaren, Blei, Eisen, Stahl, javanischen Tabak u. dgl. ein. Singapur hat auch Handelsverkehr mit dem Westufer von Borneo zwischen Tandschong Datu und der Nordspitze dieser Insel, so wie mit den dortigen holländischen Colonien von Sambas, Mampawa und Pontianak. Diesen Handel treiben die Malayen und Bugis in Praus, die für alle möglichen Fälle gut bewaffnet sind; es kommen ihrer jährlich 15 bis 20 nach Singapur, und sie machen jedes halbe Jahr zwei Reisen. Von Borneo bringen sie Pfeffer, Kampher, Wachs, Schildkröten, Vogelnester, Gold, Perlmutter und Perlen: alles dieß wird in Singapur an die reichen chinesischen Kaufleute verkauft, welche dagegen blaues und weißes Madrastuch, bengalische und europäische Sitze, Eisen, Stahl, verschiedenfarbigen Nanking u. s. w. geben. Von den holländischen Colonien ist der Handel nach Borneo bedeutender; aus Sambas kommen jedes halbe Jahr 15 bis 20 Praus mit Goldsand, die andern Waaren sind nur in geringer Menge wegen der hohen Zölle, welche die Holländer auf alle nach den englischen Häfen gehenden Waaren legen. Aus Pontianak und Mampawa kommen jährlich zweimal 30 bis 40 Praus mit Goldsand, Diamanten, Zinn und spanischem Rohr zu einem Werth von 250,000 spanischen Thalern; nach den holländischen Colonien gehen aber wegen der hohen Zölle keine englischen Manufacturwaaren.

Zehn bis fünfzehn chinesische Dschonken kommen jährlich aus Canton und Amoy mit Thee, Porcellan, Ziegeln, Vermicell, baumwollenen Sonnenschirmen, Nanking, Seide, Tabak u. s. w. Der Werth jeder Ladung beträgt 30 bis 60,000 Piaster. Jede Dschonke führt 350 bis 400 Tonnen und ist mit 80 bis 100 Matrosen besetzt; dennoch verursacht die Ungeschicklichkeit der Chinesen in der Schifffahrt zahlreiche Schiffbrüche, namentlich an den vielen Stürmen ausgesetzten siamesischen und cochinchinesischen Küsten. Außer den Waaren bringen diese Dschonken auch jährlich gegen 2000 Auswanderer, welche in den Kaffee-, Pfeffer-, Sago- und Muscatnußpflanzungen Arbeit suchen. Viele Chinesen gehen auch nach Java, um dort auf den Pflanzungen, oder nach Borneo, um in den Goldbergwerken zu arbeiten.

Die fremden Waaren, die man nach Singapur bringt, bleiben nicht da und man braucht sie auch nicht, denn Singapur ist nur ein Lagerplatz für die Waaren aus Europa, Indien, China und dem indischen Archipel. Die meisten Waaren gehen durch die Hände der Chinesen, bei denen sich häufig auch die Europäer für ihre Schiffsladungen versorgen. Die Chinesen führen aus Singapur Kampher, Vogelnester, Sandelholz, Elfenbein, Schildpatt, Feuersteine, Büffelhäute, Tripang, europäische und bengalische Stoffe, Leinwand, Pfeffer, Gambier, Zinn, und als Contrebande etwas Opium aus. Die nach Singapur kommenden Schiffe zahlen weder Zoll, noch Hafengebühren, und der Handel erfährt weder eine Unterbrechung, noch eine Bedrückung. Die Ausfuhr betrug im J. 1837/38 etwas über 8, die Einfuhr nahe an 9 Mill. Piaster.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1843.

Das Thal des Boyne und die Gräber von New-Grange in Irland.

(Von Kohl.)

Der Boyne ist einer der Hauptflüsse Irlands, welcher im Norden zu Dublin bei Drogheda sich ins Meer ergießt.

Das ganze Thal dieses Flusses von Drogheda aufwärts bis Navan zeigt Spuren von druidischen Monumenten. So besahen wir, von Drogheda ins Thal einwärts fahrend, auf einer Anhöhe die Ueberreste eines Cromlechs (eines druidischen Cirkeltempels). Es waren jetzt nur noch vier große Steine, welche in dem Segmente eines Cirkels aufgestellt waren. Da man die Anhöhe eines ökonomischen Zweckes wegen halb weggegraben hatte, so waren ein paar andere Steine heruntergesunken. — Weiter hinauf befinden sich im Thale mehrere große Tumuli, und von diesen ist einer die berühmte Höhe von New-Grange.

Dieser Hügel ist von einer ungeheuren Masse von Kieselsteinen errichtet; er ist etwa 60 Fuß hoch und hat 300 Schritte im Umfange. Die Menge der Steine, aus denen er besteht, ist daher ungeheuer groß, besonders da die meisten, wenigstens die, welche oben aufliegen, nicht viel größer sind, als gewöhnliche Pflastersteine. Rund um den Hügel herum, am Rande seines Fußes, ist ein Kreis von großen Steinblöcken aufgestellt, die alle mit dem Kopf in dem Boden stecken. Einige von diesen Steinen sind bereits umgefallen, andere völlig verschwunden. Da der Hügel rund umher von Ackerland umgeben ist, so mögen die Bauern zu ihrer Bequemlichkeit manche Steine hinweggeräumt haben. Der Cirkel ist daher nicht mehr ganz vollständig.

Das Aeußere des Hügels ist jetzt allerdings mit Rasen, Gebüsch und Bäumen bewachsen, denn die Steine haben sich natürlich im Laufe der Jahre mit Staub, Moder und Erde bedeckt, wo auch dann die Vegetation aufgesproßt ist. Hie und da, aber besonders auf dem Gipfel, ist diese grüne Rasenbedeckung bei Seite geschafft, wahrscheinlich durch neugierige Menschenhand, und man sieht dann die Steine deutlich da liegen, so wie man sie überall entdeckt, wo man sich selbst die Mühe nimmt, den Boden wegzugraben.

An Größe und äußerer Figur kommt dieser Tumulus ungefähr denen gleich, die man bei Krakau dem Koscinzko, der Wanda und dem Krok zu Ehren errichtet hat. Auch erinnert man sich dabei des Tumulus des Elpenor und des Achilles auf dem Sigeischen Vorgebirge, die von den Reisenden und von Homer in dem zwölften Buche seiner Odyssee ganz ähnlich beschrieben werden. Auch der Hügel des Patroclus und des Halyattes in Kleinasien sollen, nach Camdens Zeugniß, ganz eben so seyn. Die größeren unter den tatarischen Hügeln in der Krim, welche wahrscheinlich zu Ehren scythischer oder bosporanischer Könige errichtet waren, sind ihnen in der Figur ebenfalls völlig gleich, nur daß sie in jenem kieselsteinlosen Lande nicht aus Steinen, sondern aus Erde errichtet sind. — Im Süden Rußlands findet man auf die Spitzen dieser Hügel zuweilen eine rohe Figur, aus Stein gemeißelt, aufgestellt, oder auch bloß einen Stein. Auch auf dem Tumulus des Achilles sollen noch Spuren eines Pfeilers sichtbar seyn, der auf ihm hervorragte, und in Irland sollen auf diesen Hügeln gleichfalls große Felsblöcke als Schluß- und Gipfelsteine gestanden haben. Aber auf der Spitze dieser Hügel findet sich in der Regel eine kleine Vertiefung, in welcher der Stein gestanden, und wo ihn der Regen herausgewaschen haben mag. — Die Engländer nennen diese Hügel „Barrows," wenn sie von Erde, und „Cairns," wenn sie von Steinen aufgehäuft sind.

Der Hügel von New-Grange bietet indeß nicht in seiner äußern Erscheinung, sondern in seinem innern Ausbau das größte Interesse dar. Man hat nämlich eine Oeffnung unten am Fuße des Hügels entdeckt und ist durch sie in das ausgehöhlte Innere des Berges gelangt, und eben dieses Innere des Berges zu besuchen war auch eigentlich der Hauptzweck unserer Fahrt. Wir hatten uns dazu mit Lichtern versehen, denn der Eingang ist äußerst schmal und ziemlich lang.

Vor der Oeffnung befindet sich ein kleiner vor dem Winde geschützter Raum, eine Art Höhle in dem am Fuße des Berges angehäuften Erdreich, die wahrscheinlich von den Aufsuchern und Ausgräbern des Eingangs gemacht wurde. Hier zogen

wir unsere Kleider aus, zündeten unsere Kerzen an und begannen unsere Operation. Der etwa 50 Fuß lange Höhlengang ist dermaßen mit Steinen verschüttet, daß man nur auf dem Rücken liegend mit den Füßen vorantastend und mit den Händen nachhelfend hinein kommen kann. Da der Grund mit lauter kantigen Kieselsteinen bedeckt ist, so ist diese Rutschbahn in der That eine der unglattesten in der Welt. Die Seitenwände des Ganges sind aus großen, ziemlich flachen Steinen gebildet, welche der Reihe nach senkrecht aufgestellt, und mit eben solchen großen Steinen bedeckt sind, welche der Quere nach darüber gelegt wurden.

Wir gelangten bald in das bequeme Innere des Berges, worin man nicht nur aufrecht stehen, sondern auch frei herumgehen kann, da es nichts mehr und nichts weniger als eine kleine Capelle ist, welcher drei kleine Seitencapellen angehängt sind. Wir hatten eine ganze Partie von Lichtern mitgebracht und hingen eines davon in der Mitte der großen Capelle auf, in jede der drei kleinen Capellen stellten wir ein anderes und die übrigen klebten wir rund herum an den Felsen an, wo es sich thun ließ, und nun schauten meine Augen in dieser Illumination das merkwürdigste und interessanteste Gebilde uralter cyklopischer Architektur. So roh, so einfach alles war, so wird es doch ohne Zeichnung schwer seyn, meinen Lesern einen rechten Begriff von diesem Anblick und von der Bauart der Capelle zu geben.

Dieselbe wurde offenbar nicht später erst in den Steinhügel, dessen Bauart dieß nicht erlaubt hätte, hinein ausgehöhlt, sondern sie bestand vielmehr schon vor diesem Hügel selbst, und die große Kieselstein-Pyramide desselben wurde dann erst nachher über dem Dache der Capelle errichtet. Wie die Kinder ihre Kartenhäuser aus dünnen Papierblättchen bauen, so wurden auch diese Capellen aus Steinblöcken gebaut. Ein paar große Plattsteine wurden als Hinter- und Seitenwände auf die Kante nebeneinander gesetzt, und darüber ein paar andere Plattsteine derselben Art als Plafond gewälzt; auf diese Weise wurden die drei kleinen Nebencapellen zu Stande gebracht. Dieselben blieben natürlich nach der Seite hin, wo sie mit der mittlern großen Capelle zusammenhängen sollten, offen. Eine dieser Capellen steht nach Osten, eine nach Westen und eine nach Norden; nach Süden findet sich die Oeffnung zu dem höhlenartigen Ausgange. Diese Oeffnung ist natürlich auch wieder wie ein Thor aus Riesensteinpfosten und Riesenquerpfeilern gebildet.

Die Hauptschwierigkeit für die alten cyklopischen Baumeister bestand nun darin, die Wölbung der hohen, mittleren Capelle herauszubringen. Sie haben diese so gelöst: sie legten auf die vier festen Basen oder Stützpunkte, welche die Dächer der kleinen Capellen und der mächtige Querbalken der Ausgangsthüre darboten, andere große, glatte Felsstücke, die sie nach innen etwas überstehen ließen. Auf diese schoben sie wieder andere ähnliche Steinplatten, die sie wiederum noch etwas mehr nach innen vorstehen ließen, und die daher von allen vier Seiten heranrückend die Räume hier mehr und mehr verengten. Diese Operation wurde drei- oder viermal wiederholt und die Steinplatten dabei aneinandergefügt, wie die Finger einer gefalteten Hand. Das kleine Loch, was so am Ende nach oben in der Spitze der Capelle blieb, wurde dann durch einen darauf gewälzten Riesenstein geschlossen, und auf diese Weise das Ganze vollendet.

Da alsdann noch die Capelle von außen mit einer Masse von Kieselsteinen beworfen wurde, so gab das Gewicht derselben den nach vorne überkippenden Steinen noch mehr Haltung, und das Ganze mußte so fest und unverwüstlich für die Ewigkeit begründet bleiben. Die ungeheure Masse von Steinen, welche als ein großer Berg jetzt auf dieser Capelle und ihren Nebencapellen und auf dem Dache des höhlenartigen Einganges liegt, erwuchs wahrscheinlich erst allmählich und mit der Zeit. Es war und ist nämlich nicht nur in Arabien, einigen Gegenden von Afrika und vielen andern Ländern der Welt, sondern auch in Irland und in Schottland die Sitte, an heiligen Orten und besonders über Gräbern Steine aufzuhäufen. In Arabien, im nördlichen Afrika, ebenso in einigen baltischen Provinzen, z. B. in Esthland und ebenso in Schottland und Irland erfordert, oder erforderte es der Gebrauch, daß jeder Vorübergehende an einem solchen geheiligten Platze einen Stein hinwerfe, indem er wahrscheinlich dabei irgend einen frommen Wunsch oder ein Gebet damit verband. Auf diese Weise entstanden in jenen Ländern überall große Steinanhäufungen an verschiedenen Stellen. Wahrscheinlich wurde an solchen besonders heiligen Orten gleich bei ihrer Einweihung von der versammelten Volksmenge eine große Partie von Steinen sogleich aufgeschüttet, und der große Berg von Blöcken wuchs dann erst im Laufe der Jahrhunderte als ein Resultat aller der frommen Werke der Gläubigen darüber an.

Ich sage das ganze cyklopische Werk steht auf diese Weise für die Ewigkeit da; denn es läßt sich beinahe außer der Verwitterung der Steine, deren Vollendung nach ihrer harten Natur sich gar nicht absehen läßt, gar keine Ursache denken, welche die Zerstörung dieses Monuments herbeiführen könnte. Die Jahrtausende, welche über diese Steine dahin gegangen sind, haben noch nicht einmal die geringste Spur von Zerstörung an ihnen ausgewaschen. Es hat sich inwendig noch nicht einmal ein nagendes Moospflänzchen angesetzt. Ein Erdbeben, das den Mund der Erde öffnete und das ganze Monument verschlänge, wäre das einzige denkbare Naturereigniß, was diese Capelle zerstören könnte. Aber Irland hat bisher noch nicht an dieser Plage gelitten, und wird es auch wahrscheinlich in Zukunft nicht.

Von den Menschen läßt sich eben so wenig wie von der Natur aller Wahrscheinlichkeit nach etwas fürchten, denn alle die Gründe, aus denen Menschen alte Gebäude zerstören, leiden hier bei New-Grange, wie es scheint, nicht die geringste Anwendung. Viele unsrer architektonischen Monumente sind unter der Menschenhand verschwunden, weil sie den nachfolgenden Generationen ein Aergerniß waren, so z. B. die Bastille in Paris, viele alte Schlösser und Burgen; andere sind zerstört, weil ihr Material eben diesen nachfolgenden Generationen zu andern Zwecken dienen konnte, andere wiederum, um die Habgierde

und die Neugierde zu befriedigen, weil man entweder Schätze oder andere verborgene Dinge darin zu entdecken hoffte. So hat man mehrere Pyramiden in Aegypten, mehrere Königsgrabhügel in der Krim und andern Orten durchwühlt und zerstört. Die Leidenschaft für Kunst und Wissenschaft hat wiederum andere Monumente dem Untergange nahe gebracht, z. B. mehrere schöne Tempel in Griechenland.

Von allen diesen Motiven ist aber nicht eines im Stande, die Bewohner Erins gegen solche Monumente wie New-Grange zu bewaffnen. Nutzen können diese großen Blöcke, so wie sie sind, dem jetzigen Geschlechte und seinen Nachkommen nicht gewähren, oder das Menschengeschlecht müßte wiederum zu der alten Barbarei zurückkehren und unsere Künste zu den Stufen hinabsteigen, auf welchen die cyklopische Bauart stand; und selbst dann würden sich in der Nachbarschaft Feldblöcke, die auf weit bequemere Weise zu erlangen wären, darbieten.

Aergerniß können diese Capellen gar nicht mehr geben, denn die Meinungsverschiedenheiten und Parteistreitigkeiten, deren Gegenstand sie vielleicht auch einst zur Druidenzeit auf dieselbe Weise waren, wie es später viele heidnische und nicht heidnische Tempel waren und noch sind, sind längst völlig ausgeglichen und entschlafen, und ihre Wiedererweckung ist gänzlich undenkbar. Der bloße Muthwille hätte bei der Zerstörung und Vernichtung der großen Steinmassen viel zu viel zu thun, als daß man ihn noch hier zu berücksichtigen nöthig haben sollte.

Die Kunstenthusiasten, welche wohl Griechenlands und anderer Länder Tempel beraubten, finden kaum etwas darin, was eines Raubes werth wäre, denn das Ganze ist nur in seiner jetzigen Zusammenstellung merkwürdig, und verliert sein Interesse, sobald die einzelnen Stücke auseinander genommen werden. Nur in Bezug auf einige Theile, wie ich gleich zeigen werde, könnte dieß vielleicht eine Ausnahme leiden.

Auch Neu-, Wiß- und Habgierde werden diesem Bauwerke wenig oder nichts anhaben, denn es ist hier nichts mehr vor dem Auge verborgen, und jeder kann sich sofort überzeugen, daß nichts mehr da vorhanden ist, als die rohen Steinmassen, die man vor Augen sieht. *)

Aus diesem allem geht dann hervor, daß New-Grange, wie andere ihm ähnliche Monumente aus uralter Vorzeit, höchst wahrscheinlich dauernder dasteht, als der Thurm von Babylon, als die Obelisken von Aegypten, die Tempel von Griechenland, die Burgen des Mittelalters und sämmtliche Gebäude unsrer jetzigen Zeit.

Es ist dieß ein merkwürdiger Gedanke, von dem sich die Ueberzeugung sofort dem Beschauer aufdringt, indem sie ihn zugleich mit Ehrfurcht und Respect vor diesen Zeugen einer längst verschwundenen Vorzeit, die noch so lange in die Zukunft hinaus reden werden, erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man hat allerdings einige goldene Münzen zwischen den Steinen zu New-Grange zerstreut gefunden (und zwar römische), allein derselben sind ohne Zweifel so wenige, daß sie die Mühe der kostspieligen Wegschaffung der ganzen ungeheuern Steinmassen nicht lohnen würden.

Schlachten des wilden Rindviehes und der wilden Pferde in Südamerika.

(Schluß.)

„Wenn man das Hornvieh und die Pferde in der von mir erwähnten Weise geschlachtet und abgestreift hat, so werden die Häute auf den Boden ausgestreckt und hier in der Sonne liegen gelassen bis sie ganz trocken sind. Dann bringt man sie in rohem und schmutzigem Zustand nach einer Estancia und legt sie hier in der Barraca, dem Häutemagazin, nieder. Hier werden sie von innen und außen gereinigt und mit Stöcken geschlagen, um sie von der Polilla zu befreien, einem Insect, welches der große Feind der Häute und Felle jeder Art ist. Dann werden sie in mächtigen Haufen, die bis ans Dach reichen, in der Barraca aufgeschichtet, und dadurch flacher und weicher gemacht; auch nimmt man sie zu Zeiten von dem Haufen herunter und klopft sie wieder durch, ehe man sie wieder einschifft, wie denn überhaupt die größte Vorsorge angewendet wird, daß die Polilla nicht mit an Bord komme. Da dieß Insect mit der Winterkälte verschwindet, so geschehen die Haupteinschiffungen um diese Zeit.

„Das Ausklopfen der Häute mit Stäben will wohl gelernt und geübt seyn, so einfach die Operation auch scheint. Es geschieht durch zwei Leute, welche die entgegengesetzten Enden der zusammengefalteten Haut halten, beide Theile etwas von einander abstehen lassen, damit die Polilla zu Boden fallen kann, und dann beide Seiten zugleich klopfen. Geübte Klopfer bleiben genau im Tact und machen die Operation mit unglaublicher Geschwindigkeit durch. Jedes Paar Klopfer hält sechs bis acht Mann in fortdauernder Bewegung, um die Häute von den Schichten herunter zu bringen und wieder aufzuschichten, und wenn die Klopfer es den Trägern zuvorgethan, oder eine große Schichte durchgeklopft haben, so schlagen sie auf der letzten Haut zum Zeichen ihres Triumphs den Tact einer Melodie durch. Auch die Peons, welche die Häute in der Barraca aufschichten, zeigen beim Hinaufwerfen eben so viel Kraft als Geschicklichkeit, und die ganze Arbeit geht unter Scherz und Lachen vorüber; Abends beschließt dann ein Feuer, um das sich sammtliche Arbeiter herumsetzen, und ein tüchtiges Mahl den Tag.

„Nicht uninteressant ist es auch, etwas über den Preis dieser Waare an Ort und Stelle bis zu den Lohgruben in Europa zu sagen.

„Als die Laplata-Provinzen noch ein spanisches Vicekönigthum waren, verstand man im Innern des Landes die ersten Handelsgrundsätze nicht. Die Estancieros wußten damals den Werth ihrer Ländereien und ihres Viehes gar nicht zu trennen. Man kaufte gewöhnlich eine Estancia nur nach der Zahl des darauf befindlichen Viehes, wo es zu einem sehr niedern Preis, etwa zu einem halben Piaster das Stück, angeschlagen wurde. Das Land selbst, das oft aus mehrern Leguas des schönsten Acker- und Weidelandes bestand, ging mit in den Kauf! Diese Verkaufsweise kam allmählich ab. Der Estanciero verkaufte so und so viel Stücke Vieh, die auf seiner Estancia geschlachtet werden sollten, behielt aber seine Ländereien für sich. Der

Preis war, als wir uns noch in Corrientes aufhielten, 4 Realen (½ Piaster) das Stück wilden Viehes, und der Käufer hatte dafür das Fleisch (welches nutzlos war), die Hörner, die Häute und den Talg. Die getrocknete Haut wurde somit werthvoller als das Thier selbst, denn zu dem ursprünglichen Ankauf kamen noch die Kosten des Schlachtens, die Zubereitung der Felle, der Transport u. s. w. Ich besitze noch einen Contract, den ich mit einem Estanciero zu Goya über 20,000 wilde Pferde machte, zu dem Preis von einem Medio (9 kr.) für jedes lebende Pferd. Das Schlachten kostet einen Medio weiter, das Ausstrecken und Reinigen der Häute abermals einen Medio, endlich der Transport nach Goya einen vierten Medio, so daß die Pferdehaut auf 2 Realen oder etwa 36 kr. kam. Diesem Contract gemäß wurden 10,000 Thiere geliefert, die Häute in Ballen gepackt, in Buenos-Ayres zu 6 Realen verkauft, und endlich in England zum Preis von 7 oder 8 Shilling (14 oder 16 Realen) abgesetzt, d. h. die Felle kosteten in England 30mal mehr als in Goya das Pferd gekostet hatte. So sehr steigt manchmal der Werth eines Products, bis es aus den Händen des ersten Erzeugers im einen in die Hände des Consumenten im andern Lande kommt. Für uns war freilich nicht alles Gewinn, denn die Kosten des Transports von Goya nach Buenos-Ayres mochten wohl noch zwei Realen das Stück betragen, für das Land aber war der Vortheil um so größer, da doch etwa 4 Realen per Stück im Lande, wenn auch nicht gerade an den ersten Erzeuger, gezahlt wurden."

Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh.

(Von Mistreß Postans Asiat. Journ. April.)

Wir brachen von Cairo nach Theben auf, und ein günstiger Wind führte uns in sechs Tagen von Cairo nach Manfalut, vorbei an den Pyramiden von Daschur und Saccara, die wir nur mit Bedauern unbesucht ließen, aber ein Reisender auf dem alten Nil darf aus keinem Grunde in der Welt einen guten Wind, wenn ihm ein solcher zu Theil geworden ist, verlieren, denn er wechselt nur allzu schnell, und die arabische Schiffsmannschaft ist nur allzu geneigt, allenthalben, wo sie eine Anzahl Boote beisammen sehen, zu landen, einige Stunden zu schwatzen und auf den Bazars umher zu schlendern. Durch Versprechungen und die Drohung, uns an die türkischen Paschas zu wenden, waren wir bei der großen Stadt Miniyeh mit einem halbstündigen Aufenthalt vorübergekommen, aber nach Manfalut kamen wir in der Nacht, und da der Rais (Capitän) hier eine ganze Flotte von Booten sah, die größtentheils mit Pilgern überfüllt waren, so fühlte er sich alsbald überzeugt, daß er hier seinen Brodvorrath vermehren und somit anlegen müsse; er hatte dabei den Vortheil vor uns voraus, daß wir in der Cajüte schliefen, und unser Dragoman Jussuf sich gleichfalls zu einem Schläfchen niedergelegt und fest in seinen Burnus eingewickelt hatte; so war denn das Boot schnell am Ufer festgebunden, und der Rais mit seiner Mannschaft bald im Gewühl der am Ufer und im Bazar versammelten Araber. Da war nichts zu machen, und weil wir schon aus Erfahrung wußten, was es mit dem Mehlkaufen und Brotbacken für eine Bewandtniß habe, wie viel Zeit darüber hingeht und wir also 12 Stunden in einem Boote zu bleiben hatten, gefressen von ägyptischen Fliegen, angeglotzt von schmutzigen Arabern, angebellt von bösen Hunden und in der Stille verflucht als Christen von allen grünbeturbanten Herren, die in der vollen Blüthe ihres Religionseifers uns umgaben, so begannen wir alles Ernstes zu überlegen, wie wir diesem Zustande entgehen könnten. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stromes lag ein niederer flacher Strich angebauten Landes mit einem Dorf in der Ferne, sämmtlich von Kalkbergen eingeschlossen, welche durch Monolithentempel und ehemalige Eremitenwohnungen, — denn wir befanden uns jetzt mitten in der Thebais, — ausgehöhlt waren. Wir wußten, daß in der Nähe eine alte durch die Verehrung der Krokodile berühmte Stadt gelegen habe, und daß mehrere Höhlen in dem Berge zur Aufbewahrung von Krokodilmumien benutzt worden seyen, und trugen deßhalb unserem Dragoman Jussuf auf, uns die Mittel zu verschaffen, nach dem Dorfe Maabdeh zu gelangen, von wo der Weg über die Berge nach den Mumienhöhlen führt. Wir waren um so begieriger, diese kennen zu lernen, da sich gegenwärtig zu Maabdeh allein Grabhöhlen finden, die ihren Ueberresten gewidmet sind.

Nach dem Frühstück befahlen wir Jussuf zwei Esel nach dem andern Ufer hinüberzusenden, und setzten dann mit Sonnenschirmen, Wachskerzen, einer großen Laterne, einer Phosphorbüchse und vier kräftigen mit Stangen bewaffneten Matrosen in einem kleinen Boote über. Ein Dolmetscher sagt, wie manche andere Reisende, manchmal mehr als er beweisen kann, und so war es auch hier, denn trotz der feierlichsten Versicherungen, daß eine Stunde zuvor zwei schwarze Esel, — er gab sogar die Farbe an, — übergesetzt worden seyen, fanden wir keine vor und mußten uns auf ein Bündel Gras niedersetzen, wo wir der Anziehungspunkt für alle Vorübergehenden wurden, bis wir einen Kreis von Männern, Weibern und Kindern, alle in mächtige braune Röcke von Ziegenhaaren gekleidet, um uns hatten; die Männer spannen Ziegenhaare, die Weiber waren mit blauen Halstüchern geschmückt, und die Züge der Kinder waren ganz unkenntlich durch die Schichte von Fliegen, welche ihre Gesichter ganz überzogen. Ich bemerkte unter dieser Gruppe von Fellahs, so wie an unsern Bootsleuten, daß sie alle zum Schutz gegen die gefürchtete Aushebung sich den Vorderfinger der rechten Hand abgehauen hatten, eine Handlung, die unter jedem andern Volke das Gemüth mit Mitleiden für diese Menschen füllen würde, welche durch den Ehrgeiz ihres Herrschers zu einem solchen Aeußersten getrieben wurden, aber die Trägheit eines Arabers ist so groß, daß ich glaube er würde sich jeden Finger und jeden Zehen abhauen, wenn er dadurch zu Wege bringen könnte, daß er sich den ganzen Tag auf eine Bank legen und in der Sonne wärmen könnte. In Aden unter englischer Regierung ist der Araber ganz dasselbe Geschöpf, wie in Aegypten unter dem Pascha; keine Bezahlung treibt ihn zur Arbeit, er lebt lieber in Schmutz dahin, und nährt sich von gelegentlichen Almosen oder schlechten Fischen, die der Fischer weggeworfen hat, als daß er die geringste Anstrengung machte, seine Lage zu verbessern.

(Fortsetzung folgt.)

Die tollen Wetten scheinen allmählich auch in Frankreich Mode zu werden. Ein Provincialblatt (s. Voleur vom 10 Mai) meldet aus Limoges, daß ein dortiger Advocat eine Wette von 10,000 Fr. angeboten habe gegen jeden Pferdebesitzer, der es unternehme bei einem Glockenthurmrennen auf einer bestimmten, fünf deutsche Meilen langen Strecke einem ihm gehörigen Mutterschwein zuvorzukommen. Freilich ist dabei die Bedingung gesetzt, daß das Pferd, so lange das Schwein voraus ist, denselben Weg wie dieses einschlagen muß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1843.

Ueber die glagolitische Literatur.

Wir haben in diesen Blättern öfters des russischen Professors Preiß erwähnt, der in Auftrag seiner Regierung die slawischen Länder durchreist, um theils die Localdialekte, theils die alten Sprachdenkmäler zu studiren. Sobald er in das Gebiet des sogenannten illyrischen Dreiecks kam, mußte der eigenthümlich geführte Kampf zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und zu den Gegenständen, die hier in Betracht kamen, gehört nun auch die sogenannte glagolitische Literatur, ein wunderlicher Name, der zu allerlei seltsamen Erklärungen geführt hat, auf die wir hier nicht eingehen können, und bloß bemerken, daß Professor Preiß es höchst wahrscheinlich macht, Glagolita bedeute nichts als einen homo literatus, und da sich auch die Sprache durch einige Eigenthümlichkeiten von der Volkssprache unterscheidet, so heiße die glagolitische Sprache nichts als die Schriftsprache der Priester und Gelehrten. Ihr eigentlicher Sitz ist bei den Kroaten am adriatischen Meer, zu unterscheiden von den Kroaten jenseits des Gebirgs an den Flüssen Save, Kulpa und Drau. Ihre Sitze reichen von dem Fluß Rascha (ital. Arsa) in Istrien bis zum Fluß Cetigne in Montenegro. Diese Kroaten wurden schon im 7ten Jahrhundert von Missionären der römischen Kirche bekehrt, standen aber in politischer Beziehung unter den griechischen Kaisern; deßhalb bekämpften sich griechischer und lateinischer Ritus und Liturgie, bis im zehnten und eilften Jahrhundert eine dritte Sprache, nämlich die Landessprache, in die Liturgie nach mehr als zweihundertjährigem Kampf eindrang, und zwar in Folge der Bemühungen der bekannten Slawenapostel Cyrill und Methodius, so wie ihrer Schüler. Wo die italienische Bevölkerung das Uebergewicht hatte, wurden die Befehle der Päpste hinsichtlich der lateinischen Liturgie beobachtet; wo dieß nicht der Fall war, mußte man aus Noth die Sache gehen lassen, und im Jahre 1248 gab endlich Innocenz IV dem Drang der Umstände nach, wie es scheint, um eine Spaltung, vielleicht gar einen Anschluß an die griechische Kirche zu vermeiden. Die slawische Liturgie scheint sich dann allmählich ausgebreitet zu haben.

Man hat die glagolitische Schrift für eine alt-slawische halten wollen; man hat behauptet, sie habe in Bulgarien neben der sogenannten cyrillischen oder eigentlichen slawischen Kirchenschrift bestanden, man hat ihren Ursprung in ein hohes Alter, sogar über die cyrillische Schrift hinaufgesetzt.*) Preiß dagegen spricht sich (siehe Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, März 1843) dahin aus, daß die Schrift wesentlich auf die dalmatischen Uferstriche sich beschränkt habe, daß sie unter dem Volke selbst die croatische Schrift heiße, und daß sie wahrscheinlich erst im zehnten Jahrhundert entstanden, vielleicht sogar absichtlich erfunden worden sey, um die cyrillisch-slawische Liturgie zu verdrängen, und, ohne dem Volke die Liturgie in der Muttersprache zu nehmen, doch dasselbe von den östlicher wohnenden mit der orientalischen Kirche verbundenen Slawen zu scheiden. Wie dem nun auch seyn mag, gewiß ist, daß sich viele Worte und Wortformen, ja selbst in manchen Fällen die Syntax wesentlich von der kirchenslawischen Sprache unterscheiden, was Preiß dem Umstande zuschreibt, daß diejenigen, welche sich der glagolitischen Schrift bedienten, viel aus dem Lateinischen übersetzten und wohl sämmtlich Italienisch verstanden; daß manche Italianismen vorkommen, leidet ohnehin keinen Zweifel.

Die glagolitische Liturgie wird jetzt von Rom aus, wo auch noch manches in glagolitischer Schrift gedruckt wird, unterstützt, und man sucht sie zu erhalten. Selbst Versuche einer Wiederbelebung der glagolitischen Literatur scheinen gemacht worden zu seyn, wie sich aus nachstehenden Worten des Prof. Preiß am Schlusse ergibt: „Die Zeit der Versuche, die glagolitische Literatur wieder zu beleben, scheint ohne Wiederkehr vorüber zu seyn. Ein neues Geschick hätte ihr im 16ten Jahrhundert aufgehen können, wenn die Reformation sich derselben zu ihren Zwecken hätte bedienen wollen. Aber die Bemühungen einiger wenigen Personen waren vergeblich; alles was unternommen wurde, fiel unter den ersten Streichen der Gegner. Von dieser

*) Auch von Jacob Grimm ist dieß geschehen.

Zeit an hat die glagolitische Literatur nichts mehr hervor gebracht, sondern nur Altes wieder aufgewärmt; augenscheinlich hat sie ihre Zeit überlebt und wird bald verschwinden. Große Schuld daran trägt die glagolitische Geistlichkeit selbst, die wenig gebildet und zu Arbeiten und Anstrengungen nicht sehr geneigt ist. Die höhere Geistlichkeit war ohnehin nicht auf Seite der Glagoliten, und man kann sich somit leicht vorstellen, daß die Entwicklung der slawischen Literatur bei den Croaten fast unmöglich war. Mit Ausnahme juridischer Acten und kirchlicher Bücher besteht fast alles nur aus Abschriften cyrillischer Werke." Somit beantwortet Professor Preiß die Frage, ob die glagolitische Literatur noch einen Einfluß auf die übrigen südslawischen Stämme haben werde, mit Nein, wenngleich die Ragusaner noch ihren eigenthümlichen Dialekt bewahren wollen. Es fragt sich nun, welchem Zweige der slawischen Literatur werden die Dalmatiner gewonnen werden? Doch wohl dem illyrischen, wie denn auch Gaj seine ehemalige „illyrische" Danica, jetzt eine „kroatisch-dalmatisch-slavonische" nennt.

Das Thal des Boyne und die Gräber von New-Grange in Irland.

(Fortsetzung.)

Wir beschauten darauf die Einzelnheiten in den drei kleinen Capellen, die nicht weniger interessant sind, als die Bauart des Ganzen.

In jeder derselben steht ein großes Steinbecken, und in einer sogar zwei solcher Becken ineinander. Diese Becken, die mit den Taufsteinen unsrer christlichen Kirchen einige Aehnlichkeit haben, sind das merkwürdigste Product druidischer oder cyklopischer Steinmetzarbeit, das mir noch vorgekommen ist. Sie sind nämlich so beschaffen: es sind große, cirkelrunde Steine, von etwa 20 bis 24 Fuß im Umfang, die inwendig ein wenig ausgehöhlt und schwach vertieft sind, wie etwa das Unterschälchen einer Theetasse. Die Aushöhlung und Bearbeitung ist aber so roh, das Cirkelrund des Beckens so unregelmäßig, daß, obgleich zwar sichtbarlich ist, daß man hier nicht ein Naturgebilde, sondern eine Kunstform vor Augen habe, man sich doch keine exacte Idee davon machen kann, auf welche Weise diese Form ins Leben getreten ist. Meißel, Cirkel, Maaßstäbe scheinen nicht dabei gedient zu haben. Es sieht aus, als habe man einen großen Stein über dem andern eine Zeitlang in die Runde herumgerieben und als sey dadurch die Vertiefung entstanden.

Diese Becken stehen auf einem andern gewaltigen Stein, welcher ihnen als Unterlage dient, und in der östlichen Capelle stehen, wie gesagt, zwei solche Becken, ein kleineres in einem größeren. Vielleicht hat in den andern beiden auch noch ein solches kleineres Becken gestanden, das vermuthlich für antiquarische Sammlungen entführt ist. Ich erinnere mich in einem der englischen Museen ein solches druidisches Becken gesehen zu haben. — Die nördliche Capelle, welche dem Eingange gerade gegenüber liegt, ist aus den größten Steinen zusammen gesetzt.

Das eine der Becken war mit Wasser halb angefüllt, welches aus dem Boden der Höhle zusammengeträufelt war. Mein Begleiter sagte mir, daß so oft er die Capelle besucht habe, dieß Wasser hier sichtbar gewesen sey.

Außer den bearbeiteten Steinbecken gibt es nur noch wenige Spuren von künstlicher Bearbeitung in dem Gebäude, die in einigen kleinen hie und da an den Steinen angebrachten Zeichen bestehen. An einem Steine sind z. B. mehrere parallel laufende Zigzag-Linien eingeschnitten; auf der Oberfläche eines andern erkennt man spirale Linien, die in sechs- und siebenfachen Kreisen in sich selbst zurücklaufen, wiederum kleine runde Figuren, welche Rädern oder Sternen gleichen, und endlich eine Zeichnung, die anzudeuten scheint, daß man darin Blumen oder Früchte habe nachahmen wollen.

Alle diese Dinge sind sehr unbehülflich und roh gezeichnet, und nur sehr oberflächlich in den Stein hineingearbeitet. Am häufigsten sind die Spirallinien, welche an die vielen Spiralen von Metalldrath, die man als muthmaßliche Zierrathen in alten Gräbern gefunden hat, erinnern. Auch eine Inschrift zeigt man in einer der Capellen an dem Fuße eines ihrer Seitensteine; sie besteht aus verschiedenen unenträthselbaren Zeichen, welche, wie die irischen Antiquare behaupten, weder dem „Feadha" (dem gewöhnlichen alten irischen Alphabete), noch dem „Ogma" (der alten irischen Geheimschrift) angehören, und aller Wahrscheinlichkeit nach eine Pseudo-Beigabe aus neuerer Zeit sind.

Die merkwürdigste Bearbeitung aber findet bei dem einen Steine statt, welcher den innern Thürpfosten der Capelle bildet; derselbe ist nämlich von unten bis oben auf der hervorstehenden Kante leicht gerippt oder gefurcht. Es sieht gerade so aus, als ob mehrere Stricke lange an ihm vorbeigeführt wären, und eine Furche unter der andern in ihm ausgearbeitet hätten. Bedenkt man die Größe des Steins, so mag diese Bearbeitung doch wohl einige Mühe gekostet haben, und es ist ganz unmöglich, den Zweck dabei zu enträthseln. Zählten sie an diesen Steinfurchen etwas ab?

Der Anblick des Ganzen wie das Einzelne ist in der That einer der interessantesten den man haben kann. Es ist nur schade, daß er so versteckt und schwer zugänglich ist, und daß er daher der Hälfte des Menschengeschlechts, den Frauen nämlich, schon beinahe ganz versagt bleibt. Hätten die Anordner der Oper Norma diesen unterirdischen Druidentempel gekannt, sie hätten ihn gewiß auf die Bühne gebracht, und würden nicht verfehlt haben, damit einen großen Eindruck auf die Zuschauer zu machen. Als wir wieder hinausgingen und ich einige Steine noch einmal beleuchtete, bemerkte ich an dem, welcher die innere Eingangsthüre bildete, eine unzählige Menge kleiner Mücken sitzen. Diese kleinen Zwerge sind jetzt die einzigen und vielleicht ältesten Bewohner dieses Riesenwerkes; sie ziehen sich hieher im Herbst zurück und überwintern daselbst ihre Brut, die im Frühling alsdann daraus hervorfliegt. Ich

bemerkte nachher noch mehrere Steine dicht mit Mücken bedeckt.

Als wir endlich wieder auf der steinernen Folterbank hin- und ins Freie gelangten, trafen wir ein paar irische Bauern draußen, die wir fragten, wer nach ihrer Meinung diesen Berg und diese Höhle gemacht habe? sie antworteten: „The Danes,“ (die Dänen). Es ist dieß die gewöhnliche Antwort, welche die Irländer geben, wenn man sie nach dem Ursprunge eines alten Gebäudes in ihrem Lande fragt. Die Dänen sind es, welche die Moates aufgehäuft haben, die Dänen, von denen sich die ältesten Schlösser des Landes herschreiben, die Dänen haben die alten Barrows und Cairns errichtet; selbst die Round-Towers schreibt das unwissende Volk zuweilen den Dänen zu. Und in der That zum Aerger des Forschers und des Alterthumsfreundes gibt es sogar viele unter den Gebildeten, welche nicht weiter darüber nachdenken, und dem Volke dieß nachsprechen. Die Dänen waren im 10ten und 11ten Jahrhundert da, und offenbar sind eine Menge der ihnen zugeschriebenen Monumente aus weit früherer Zeit. Dabei besaßen sie eigentlich nur den östlichen Theil der Insel, und die ihnen zugeschriebenen Monumente finden sich dagegen in allen Theilen derselben, und sind so außerordentlich zahlreich und mannichfaltig, daß man schon daraus den Schluß ziehen kann, daß das Volk sich hier einem Irrthum überläßt.

Auf der andern Seite aber fehlt es doch dem irischen Volke nicht an kühner Phantasie und es ist wohl fähig, sich seine Traditionen noch in eine weit entlegenere Zeit als die der Dänen hinauszusetzen. Ja es ist sogar geneigt dazu, wo nur irgend möglich, sehr weit damit in die Jahrhunderte hinaufzusteigen, und daraus könnte es denn scheinen, daß ihm in Bezug auf seine dänischen Monumente einiger Glauben zu schenken sey. (Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Küste von Texas.

Ein Hr. Bollaerts hat von Galveston Bay aus mehrere Reisen südwärts bis Matagorda, ostwärts bis zur Mündung des Mississippi gemacht, und beschreibt die Eigenthümlichkeiten des von ihm besuchten Landes in einer Mittheilung an die geographische Gesellschaft in London. Längs der ganzen Küste liegen schmale Inselchen, die aus dem durch Winde, Strömungen und Fluth herbeigetriebenen Meeressande gebildet und durch Austerschalen, Treibholz und Tang festgemacht sind. Hinter diesen Inseln sind theils See-, theils Flußlagunen. Der herrschende Wind ist Südost, manchmal aber wendet er sich plötzlich gegen Norden um, wo dann das Land in der Nähe der Lagunen überschwemmt wird. Diese Lagunen nähren eine Menge Alligators. Die bisherigen Karten der Küste sind höchst mangelhaft, die Untiefen sehr gefährlich, aber die Piloten sind äußerst verständige Leute. Die größte Gefahr ist an den landeinwärts gehenden Strömungen bei stillem Wetter. Der ganze südliche Landstrich ist durch diese Lagunen und seine niedrige Lage äußerst ungesund, und sollte nur durch Neger bearbeitet werden. — Interessant ist auch die Bevölkerungsangabe von ganz Texas; man hat diese bekanntlich vor einigen Jahren aus interessirten Gründen bis auf eine halbe Million fast lauter Weißen hinaufgetrieben. Bollaert gibt 60,000 Weiße, 80,000 Indianer und 12,000 Neger, also im Ganzen 152,000 Menschen an. (Athenäum vom 6 Mai.)

Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir eine Stunde gewartet, kam endlich ein Paar Esel an, und mein eigener Sattel, der für ein 15 Faust hohes Pferd paßte, wurde dem einen aufgelegt, der darin aussah, wie ein Lappländer in Rolands Rüstung. Unser Weg nach Maabdeh, der nach Ibrahim Angabe etwa eine halbe Meile entfernt seyn sollte, führte recht angenehm durch Zucker- und Kornfelder, bis wir plötzlich an einen großen mit Schlamm und Wasser gefüllten Teich kamen. Wir stiegen ab, und die Bootsleute trugen uns ganz bequem hinüber, aber Schlamm und Wasser war damit noch nicht zu Ende; die Ueberschwemmungen des Nils hatten das ganze Zwischenland zu einem Sumpfe gemacht, und der von den Dorfbewohnern aus Erde aufgeworfene Pfad war eingebrochen und ungangbar. Aber die Krokodile waren vor uns, wir hatten bereits gefrühstückt, und so ließen wir uns nicht abschrecken: wir zogen fort wenigstens drei (englische) Meilen weit, glitschten da auf unsern ermüdeten Eseln fort, sanken dort bis an die Knöchel in die reichlichen Gaben des Nils, und ließen uns durch Bootsleute und Araber unsere Füße und Kleider gelegentlich wieder abwaschen. Eine Stunde nach Mittag erreichten wir endlich Maabdeh, nahmen frische Esel, und nun ging's einen schmalen, felsigen und mit Rollsteinen gedeckten Pfad an der Seite des Berges hinauf. Oben angelangt, wanden wir uns um einen senkrechten Felsen von merkwürdig grotesker Gestalt herum, und kamen auf eine mit Feldspath bedeckte und darum herrlich in der Sonne glänzende Ebene, welche wegen ihres krystallartigen Aussehens die uns geleitenden Araber nicht wenig entzückte. Das ganze Aussehen dieses Berges verdient Beachtung, denn die Seiten sind allenthalben von natürlichen und künstlichen Höhlen durchbrochen, während der Gipfel mit diesem glänzenden Feldspath, da und dort mit feuersteinartigen Rollsteinen bedeckt ist, die den Kanonenkugeln in Form und Farbe gleichen und wie von Menschenhänden aufgeschichtet sind.

Von diesem Tafellande aus folgt eine Reihe Steinberge hintereinander, mächtige Felsen starren an den Abhängen vor, und bieten eine Landschaft dar so wild und öde, wie sie nur immer ein Nekromant zu einer Beschwörungsscene wünschen kann; hier führten uns die Führer rechts nach der Mündung einer Grube, der Begräbnißstätte der heiligen Krokodile. Um den Eingang her waren Mumienreste in Menge zerstreut, große Knochen mit Stücken trockenen, braunen, durch den Einbalsamirungsproceß erhaltenen Fleisches, Stücke von Wachstuch, Schnüren und Krokodilschädeln, die von früher dagewesenen Neugierigen hier zurückgelassen worden waren. Der Eingang in die Mumiengrube war ein hohes, senkrechtes in den Kalkstein gehauenes Loch, etwa 15 Fuß tief mit unregelmäßigen Blöcken an den Seiten und ohne alle Mittel zum Hinabsteigen, als die gelegentlich vorkommenden Spalten.

Wir zündeten Kerzen an, sicherten unsere Phosphorusleuchte gehörig, im Fall die Lichter durch Fledermäuse ausgelöscht werden sollten, legten die Hüte ab und stiegen nun einer nach dem andern in die Mündung der Grube hinab, wo wir bald links eine Oeffnung in den Felsen bemerkten. Diese Galerie, ursprünglich wahrscheinlich hoch genug, um bequem durchwandelt zu werden, war durch Sand, der oben hereingeweht

worden war, und durch das Hereinstürzen von Steinblöcken so angefüllt, daß er fast ungangbar schien, aber die Araber drangen in uns weiter zu gehen, einer kroch voran, ihm folgte Jussuf, beide mit Kerzen, dann kamen wir selbst und zwei Führer schlossen den Zug, der sich auf Händen und Füßen fortbewegte. Man darf nicht wohl gestehen, daß man in einer solchen Lage ängstlich ist, und doch war es gar nicht angenehm, so allmählich den Schimmer des Tageslichtes zu verlieren, und in einem unbekannten, von Steinen, deren Eckigkeit wir empfindlich genug fühlten, fast gesperrten Wege fortzukriechen; doch konnte man immer noch vorwärts kommen, und da der Gang von Fledermäusen frei zu seyn schien, so hatten wir bei einer Unternehmung, wie die Untersuchung einer Mumiengruft ist, uns nicht eben zu beklagen. Bald aber ermahnten uns die Führer uns platt niederzulegen, und so schleppten wir uns schlangenartig in einer dumpfen, heißen Atmosphäre fort, bis wir uns in einer 15 Fuß hohen Kammer befanden. Sämmtliche Mumien, was auch für welche hier gewesen seyn mochten, waren weggeräumt und der Boden mit zum Theil völlig pulverisirten Bruchstücken von menschlichen und andern Knochen bedeckt. Die Größe dieser Kammer mochte etwa 40 Fuß betragen, sie ist ganz stalaktitisch, aber von Oel- und Fackelrauch geschwärzt, und rechter Hand liegt ein ungeheurer Steinblock, der augenscheinlich einen Theil der Decke ausgemacht hatte. Gegenüber der Oeffnung, welche in die erste Galerie geführt, sahen wir eine zweite, und da unser Eifer durch die Erreichung der ersten Kammer etwas gesteigert worden war, so nahmen wir wieder unsere kriechende Stellung an, und fanden eine Galerie, in die der Bergsand nicht eingedrungen wie in die erstere, durch die hindurch zu kommen wir aber noch größere Schwierigkeiten hatten, weil mächtige Blöcke von der Decke herabgefallen waren und in großen Massen den Weg versperrten. Auch war hier die Hitze bedeutend größer und die Unreinlichkeit der Atmosphäre erzeugte Kopfschmerz und Drücken auf der Brust; die Lichter, — denn wir hatten keine Fackeln, — gaben nur ein schwaches, unsicheres Licht, und wir waren schon eine gute Strecke vom Eingang weg, als uns noch immer das Schicksal früherer arabischer Führer im Gedächtniß war, die, als sie einem Hrn. Legh in diesen Gängen vorankrochen, durch die mephitischen Dünste erstickt wurden.

Das alles war nicht sehr ermuthigend, und über hundert Schritte weit auf Händen und Füßen fortrutschen, ist äußerst mühselig, namentlich auf einem so rauhen und gewundenen Pfade, wie dieser. Aber immer noch hatten wir die Krokodile nicht gesehen, ein Rückzug war also unmöglich, und fort ging's, bis das Ende der Galerie durch einen mächtigen quervorliegenden Stein ganz versperrt schien; als wir jedoch näher kamen, verschwand die Schwierigkeit, und die Oeffnung zeigte sich groß genug, um jeden einzeln, freilich in horizontaler Lage, durchzulassen; hier aber stürzten die Fledermäuse zu Tausenden umher, schrien wie eingefangene Dämonen und stießen in blindem Schrecken gegen alles, was ihnen aufstieß. Zum Glück hatten unsere Leute eine Laterne mitgebracht, sonst hätten wir, auf diesen Zufall nicht vorbereitet und nicht im Stande, in der Dunkelheit und im Schrecken den Weg durch die Galerie zu finden, für ewig an diesem schauerlichen Platz eingeschlossen seyn können, ein Gegenstand der Neugierde und des Staunens für die Alterthumsforscher künftiger Zeiten.

Mit der Laterne bewaffnet schritten wir indeß vorwärts, ohne uns schrecken zu lassen durch die widerlichen umhergescheuchten Vögel, welche unter laut rauschendem Flügelschlag vor uns nach der äußern Kammer flohen. Diese dritte Galerie führte nach einem geräumigen Gemach, ähnlich dem vorhergehenden und eben so leer, mit einer Oeffnung nach links und rechts. Der Führer hielt einen Augenblick zweifelnd an und wählte dann die linke Oeffnung, die zu einer andern eben so engen und schmalen Galerie wie die übrigen führte. Wir vermutheten alsbald, daß dieß dieselbe sey, wo Hr. Legh und seine Begleiter hatten umkehren müssen und wo seine Araber umgekommen waren. Bald stieß auch der Dolmetscher, der vorausging, an etwas an, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es ein menschlicher Körper sey; er befand sich nicht im Mumienzustande, aber die Haut war ganz trocken, und glich eher einem Stück Holz, als einem Ding, das einst Leben und Athem besessen hatte. Einige Schritte weiter lag gleichfalls quer über den Gang ein zweiter Körper, den Jussuf wieder hinwegschieben mußte, und nun waren wir überzeugt, daß dieß die Leichen der beiden Araber seyen, deren Schicksal Hr. Legh in folgender Weise beschreibt: „Wir fühlten, wir seyen zu weit gegangen, und doch fehlte uns fast die Kraft zum Umkehren; in diesem Augenblick erlosch die Fackel des ersten Arabers, ich sah ihn nach der Seite hin fallen, er stieß einen Seufzer aus, seine Beine zuckten convulsivisch, ich hörte ein rasselndes Geräusch in seiner Kehle, — er war todt. Der Araber hinter mir sah die Fackel seines Gefährten erlöschen, glaubte er sey gestrauchelt, eilte an mir vorüber ihm zur Hülfe, ich sah ihn schwach werden, schwanken und fallen, — er war gleichfalls todt; dieß war das Werk eines Augenblicks. Der dritte Araber kam vorwärts, wollte sich den Leichen nähern, hielt aber an. In schweigendem Entsetzen blickten wir einander ins Gesicht, die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick, unsere Fackeln brannten schwach, unser Athem wurde beengter, unsere Knie zitterten und wir fühlten, daß unsere Kraft zu Ende gehe."

Hr. Legh und seine Gefährten entkamen nur aus der Galerie, um von den Arabern zu Maabdeh und Manfalut wegen Mords verfolgt zu werden, und sie entgingen dieser Verfolgung mit eben solcher Mühe und Noth, wie den mephitischen Dünsten der Gruft; dennoch hatten sie die Krokodilkammer nicht erreicht und keine Mumie gesehen. Unsere Leute, durch die jetzt aus dem Weg gerückten Leichen nicht erschreckt, krochen weiter; endlich ward unsere Mühe belohnt durch den Eintritt in eine Kammer, so groß wie die zwei ersten, aber nicht mehr als sechs Fuß hoch, weil der Boden bis zu einer bedeutenden Tiefe mit Steinen und Schutt angefüllt war. Hier endlich waren die lange gesuchten Mumien.

(Schluß folgt.)

Ein gewissenhafter Schmuggler. Der Suffolk Herald (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 3 Mai) erzählt: Bekanntlich sieht man nicht selten von Seite des Finanzministers anzeigen, daß unbekannte Personen, welche den öffentlichen Schatz defraudirt, die unterschlagene Summe einsenden, und man nennt dieß „Gewissensgeld." Aus sehr glaubwürdiger Quelle erfahren wir nachstehenden merkwürdigen Fall. Ein Unbekannter schrieb an das Schatzkammeramt, er habe seine Einkommensteuer von seinem ostensibeln Geschäft regelmäßig bezahlt, stehe aber in einem ausgedehnten Schmuggelgeschäft, und da sein Einkommen aus dieser Quelle sehr groß sey, so drücke ihn das Gewissen, daß er von diesem keine Angabe gemacht habe, und er sende deßhalb angeschlossen den Betrag für drei Jahre mit 14,000 Pfd. St. ein. Alle Bemühungen, den gewissenhaften Schmuggler (dem sein Handwerk, nach der eingesendeten Summe zu schließen, etwa 150,000 Pfd. jährlich abwerfen muß) zu entdecken, waren vergebens.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

(Aus den Tagebüchern eines brittischen Touristen.)

Grüne Auen erblickst du, wo die Heerden weiden,
Wo gastliche Zelte den müden Fremdling empfangen,
Der durch Waldschluchten kam, über öde Felshöhen,
Wo Geyer horsten, wo Schakale heulen.

Ferdusi.

Das heilige Dorf.

Der persische Sommer war mit seiner ganzen verzehrenden Gluth und Strahlenpracht eingetreten. Es wurde so unerträglich heiß zu Schiras, die Juliussonne von Iran versandte so glühende Strahlen, daß wir beschlossen eine kühlere Gegend im Norden der Gebirge aufzusuchen, ein Jailak, wie es die Perser nennen, einen angenehmen, Kühlung spendenden Sommeraufenthalt. Die Anordnungen zur Reise waren binnen drei Tagen getroffen. Sedak Beg, der treue Mihmandar (Geleitsmann), mein würdiger Arzt, ich und einige Diener bildeten die Reisegesellschaft.

Nach Sonnenuntergang verließen wir Schiras. Nachdem wir Zergun und den schäumenden Araxes passirt hatten, gelangten wir in das Thal Merdascht, wo wir einige Stunden rasteten. Am folgenden Abend legten wir eine Strecke von fünf persischen Meilen (Farsangs) zurück, und erreichten kurz vor Mitternacht das Dorf Fatabad. Hier brachten wir auf dem geräumigen Dache des Karawanserai die Nacht zu, denn sie war ungemein schön und herrlich, die Luft dabei so mild und erfrischend, daß bald athemlose Invaliden nicht lange im Zweifel bleiben konnten, ob sie oben die Plattform mit dem weiten, sternenhellen Himmelszelt überspannt oder unten den engen und dunstigen, mit steinernen Wänden umgebenen Raum vorziehen sollten.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise in nordwestlicher Richtung fort. Nach einem Marsche von sechs englischen Meilen erreichten wir den Eingang in ein enges Thal, rechts von einem Berge begränzt, den unser Führer alsbald für den Berg von Istaker erklärte. Nach einem Ritt, welcher uns nicht wenig anstrengte, wurde uns die Freude zu Theil, das grüne Ufer des Bundemir zu erreichen. Eine schöne steinerne Brücke von mehreren Jochen führt über den Fluß, dessen klare Fluth gerühmt und hochgepriesen ist in ganz Persien. Zwischen den Felsen und höhlenartigen Engpässen der Berge setzten wir unsern Weg fort. An schaurigen Waldschluchten kamen wir vorbei, wo häufig Räuberbanden hausen, welche die Gelegenheit ersehen und herabstürzen aus ihren festen Schlupfwinkeln, um schweren Tribut zu erzwingen von schwach vertheidigten Reisenden, welche hier nicht selten Leben und Eigenthum verlieren. Das sind die nämlichen Bergpässe, welche die kampflustigen Ariobarzanen so tapfer und heldenmüthig vertheidigten gegen die macedonischen Schaaren.

Ein grünendes Thal nahm uns auf, durchschnitten von zwei herrlichen Flüssen, die, wenn sie auch nicht den wirklichen Duft der Rose spenden, wie Hafis sagt, doch durch ihr süßes Wasser und die labende Kühlung desselben eben so erquickend und erfrischend sind. Wenn man hier zu Lande reist, lernt man die persische Idee des Paradieses: „Wärme ohne Hitze und Kühlung ohne Kälte," gehörig würdigen! Wir setzten über die vielen, anmuthigen Flüsse, und gelangten bald nach Mayan, einem bedeutenden Dorfe, welches in einem Kreise steiler Felsen liegt, jedoch der angenehmen Zugabe eines reichen Baumschattens sich erfreut. Hier nahmen wir unser Quartier in einem Karawanserai und bemerkten an diesem Orte zuerst eine behagliche, sehr wohlthuende, heilsame Veränderung im Klima. Die persischen Archäologen behaupten, Hiob habe eine Zeitlang zu Mayan gewohnt; woher sie dieß wissen, läßt sich schwer ermitteln. Uebrigens gehört der angenehme Baumschatten von Mayan zu den ersten Zeichen, aus welchen der Wanderer abnehmen kann, daß er die Sommerstraße nach Ispahan betreten hat.

Um 3 Uhr des Morgens verließen wir das Karawanserai, und ritten in nordwestlicher Richtung durch ein von schroffen Bergen umschlossenes, von klaren Bächen herrlich bewässertes Thal. Im Morgenlichte erglänzten die plätschernden Wellen. Durch Wälder von wilden Mandeln, Weißdorn und Maulbeer-

bäumen führte unser Weg, und hie und da bemerkten wir große Gebüsche, die eine Blüthe tragen, welche dem Aussehen und dem Geruche nach dem Lavendel ähnlich war. Das nächste altpersische Dorf, das uns aufnahm, liegt auf heiliger, geweihter Erde, denn jedes Individuum dieses Ortes will von Mohammed abstammen; sie nennen sich alle „Söhne des Propheten.“ Es sind lauter gottselige, fromme Männer, versicherte uns unser Mihmandar, der ihnen in der That auch große Ehrerbietung bewies. Wir hatten weder Zeit noch Lust die Herkunft dieser auserkorenen Seieds näher zu untersuchen. Die Hauptsache war, daß sie sich gegen mich und meine Reisegenossen überaus gefällig, artig, dienstwillig und gastfreundlich benahmen, weßhalb das alte malerische Karawanserai des Dorfes für uns wenigstens entbehrlich wurde. Ein Gebäude mit einer hohen Kuppel deckt die Ueberreste eines heiligen Imam. Der Ort hat einen doppelten Anspruch auf Verehrung, indem er nicht nur die Wohnung der lebenden, sondern auch der dahingeschiedenen Abkömmlinge des Propheten ist. Der bescheidene Wohlstand und die Zufriedenheit der Bewohner rührt daher, weil das heilige Dorf von Abgaben aller Art befreit ist. Ebenso wenig stellt es das gewöhnliche Contingent an Bewaffneten, welches die Regierung von allen weniger heiligen Distrieten verlangt, um den König auf seinen Kriegszügen oder in seinen jährlichen Feldlagern zu begleiten. Außer diesen Privilegien erhalten sie jährlich für etwaige Reparaturen und Decorationen des heiligen Grabes einen Staatsbeitrag von vierzig persischen Thalern, die ihnen der Prinz Statthalter von Schiras regelmäßig zusendet.

Das Dorf ist schön angelegt, reinlich und in einem blühenden Zustande, weil es amtlicher Erpressungen, die in diesem Lande so häufig vorkommen, glücklicher Weise überhoben ist. Jenseits der Mauern breitet sich ein weiter, mit reichlich bepflanzten Gärten bedeckter Landstrich aus und ein entsprechender Raum für den Getreidebau in ebenso guter Cultur. Die ganze südliche Seite des Berges ist von den minder abschüssigen Stellen reich mit Weinstöcken bedeckt; auch haben diese betriebsamen Leute jeden noch so kleinen geschützten Raum auf irgend eine Weise nutzbar gemacht. Ein Fluß kommt ihnen bei ihrer ländlichen Thätigkeit nicht zu Statten, weßhalb sie genöthigt sind ihren ganzen Wasserbedarf aus Brunnen zu beziehen, was die Arbeit vermehrt und der Ausbreitung ihres Landbaues Gränzen setzt.

Alle Lebensmittel und Vorräthe, welche im Dorfe zu bekommen waren, standen zu unserer Verfügung, so wie auch alle Beihülfe bei der Bereitung und Auftragung derselben. Wir wunderten uns, als wir bemerkten, daß die Frauen dieses Ortes ganz frei umhergingen, unverschleiert waren und an den Gesprächen oder Beschäftigungen der männlichen Einwohner Theil nahmen. Sie zogen sich auch nicht von ihren verschiedenen häuslichen Arbeiten zurück, wann wir uns ihnen naheten. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, die Hautfarbe dunkel, die Augen groß und schön, der Wuchs üppig. Mein wackerer Hauswirth war ein so gut gekannter Abkömmling des Propheten, als nur irgend einer, der die Vorrechte dieser Abkunft genoß, und beschränkte sich in keiner Weise die Freiheit, welche der Koran gestattet. So hatte er sich unter andern reichlich, mehr als hinlänglich mit Weibern versehen, und fügte noch so viele überzählige Dienstmädchen hinzu, als sein Gewissen nur erlauben wollte. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen ertönte das Haus von einem unaufhörlichen Geschnatter weiblicher Stimmen, untermischt mit dem Lärm der Kinder und dem lauten Getöse verschiedener Arbeiten der Hauswirthschaft. Eine Frau besorgt das Brodbacken, eine andere das Kochen, eine dritte das Wasserschöpfen. Und obgleich diejenige, welche der Mann zuletzt geheirathet hat, gewöhnlich mit diesen Arbeiten verschont wird und auch am besten gekleidet ist, so scheinen sie doch alle stets in gutem Vernehmen mit einander zu stehen, und die Eifersucht pflegt nicht im geringsten den freundlichen Fortgang ihrer Geschäfte zu stören. Wenn sich ihr Eheherr unter ihnen zeigt, so ist es, als ob ein Grundeigenthümer unter eine Heerde von Lieblingsthieren tritt; sie kommen alle auf ihn zu, hüpfen um ihn herum und werden erfreut durch eine Liebkosung, ja sie hüpfen noch immer, wenn sie auch statt einer Liebkosung einen leichten Schlag bekommen.

Die vier Frauen meines braven Hauswirthes ziehen sich nach Sonnenuntergang mit ihren weiblichen Hülfstruppen von der häuslichen Arbeit zurück, und jede nimmt ihr Kind und seine Wiege mit auf das Dach ihrer Abtheilung des Hauses wobei sie den Wasserschlauch nicht vergißt, welchen sie sich aus der Quelle oder dem Brunnen herbeigeholt hat. Um das gute Vernehmen unter diesen Weibern zu erhalten, erzählte mir unser gesprächiger Wirth, befolge er, wie alle Ehemänner, welche den Hausfrieden der Leidenschaft vorzögen, die erste Regel: jeder seiner Frauen der Reihe nach in regelmäßigen Intervallen die eheliche Aufmerksamkeit zu beweisen. Etwas Aehnliches findet man auch in der Geschichte der jüdischen Patriarchen, und es mag wohl im ganzen Morgenlande nach Einführung der Polygamie herrschender Brauch geworden seyn.

Unser Hauswirth war ein thätiger, verständiger Mann, und ich machte mit ihm fast täglich vor Sonnenaufgang eine Jagdpartie, denn wir brachten über eine Woche in dem heiligen, gastfreundlichen Dörflein zu, weil einer unserer Reisegenossen unpäßlich geworden war. Das vorzüglichste Wildpret, an dem diese Gegend Ueberfluß hat, sind rothbeinige Rebhühner. Wir verdankten diesen guten Vögeln einige treffliche Mahlzeiten.

Das Thal des Boyne und die Gräber von New-Grange in Irland.

(Schluß.)

Dieser Umstand hat mich auf eine Hypothese gebracht, die ich bei keinem irischen Schriftsteller gefunden habe; und zwar auf diese, daß das irische Volk die „Danes“ und das andere weit ältere und beinahe gleichnamige Volk der „Danaans,“ das lange vor Christi Geburt in Irland gelebt haben soll, confundiren möchte. Diese Danaans oder Thuatade-Danaans waren der irischen Ueberlieferung zufolge die dritte Volksrace, welche

sich durch Colonien in Irland verbreitete. Von diesen Danaans heißt es bei Thomas Moore, der die Volkstradition wiedergibt, folgendermaaßen: „Sie waren ein Volk, das wegen Zauberei berühmt war; sie verweilten eine Zeitlang in Griechenland, wo sie diese Kunst lernten, und kamen von da an die Ufer des baltischen Meeres und nach Scandinavien. Hieselbst kamen sie in den Besitz gewisser, wunderbarer Schätze, unter denen sich der Stein des Schicksals, der Speer des Zauberers und der magische Kessel befand. Ausgerüstet mit diesen großen Gaben, fand der Stamm der Danaans zunächst seinen Weg nach Schottland, und von da endlich segelten sie unter der Anführung ihres Häuptlings Tuad mit der silbernen Hand nach Irland hinüber. Hier landeten sie heimlich unter der Bedeckung eines Nebels, den ihre Zauberkünste erregt hatten, verbreiteten sich im Lande und besiegten die Bewohner in der Schlacht bei Moytura, welche auch die Schlacht auf dem Felde des Thurmes (the battle of the field of the tower) genannt wird." — Da nun, meine ich, den Danaans so viel Kunst und namentlich so viele Zauberkunst zugeschrieben wird, so mögen sie wohl Irland mit vielen Monumenten ihrer Kunst bedeckt haben, und da ihr Name mit dem der „Danes" fast gleichlautend ist, so mögen die Generationen, welche nach den Dänen in Irland wohnten, diesen auch vieles zuschreiben, was eigentlich von jenen herrührt. Die meisten Ueberreste der Danes oder Danaans sind ja noch in diesem Augenblicke der Gegenstand von Aberglaube und die Schauplätze von Spuk und Zauberei.

So viel ist gewiß, daß solche cyklopische Bauten wie New-Grange einer ist, aus der allerältesten Vorzeit Irlands herrühren, und eben so ist es höchst wahrscheinlich und auch mit Recht bei den Gelehrten fast allgemein angenommen, daß namentlich diese „Barrows" und „Cairns" einem religiösen Zweck dienten. Einige meinen, daß sie heilige Grabmonumente für berühmte Helden oder Könige waren; andere glauben, daß sie nur als Tempel anzusehen sind. In den Capellen von New-Grange fand man wirklich als man sie öffnete, die Reste zweier Menschengerippe; vielleicht mag beides zu gleicher Zeit der Fall gewesen seyn. Noch jetzt sehen wir viele Nationen bei den Gräbern ihrer berühmten Vorfahren opfern und beten. In Afrika gibt es Stämme, die außer den Gräbern ihrer Marabuts fast keine andere Tempel oder Betplätze haben. In jener unterirdischen Capelle wurde vielleicht nicht nur dem Andenken und den Manen des verehrten Todten eines Königs oder eines Hohenpriesters geopfert, sondern auch für das Heil aller Versammelten ein Gottesdienst gehalten, während oben auf dem Gipfel des Berges zu Ehren des Sonnen- und Lichtgottes ein Feuer angezündet wurde (in Cornwallis soll es noch einen „Cairn" geben, welcher der Cairn oder Karn of burnings, der Hügel der Verbrennungen, genannt wird). Vielleicht war der Gipfel dem himmlischen Sonnen- und Lichtgott heilig und dagegen die höhlenartigen, unterirdischen Capellen den unterirdischen Gewalten. Die oben von uns beschriebenen steinernen Becken dienten dabei vielleicht als Altäre oder Opferschalen.

Es gibt, wie gesagt, noch mehrere Tumuli an der Boyne hinauf, doch sind sie alle mit Ausnahme eines einzigen bei weitem niedriger und kleiner, als der von New-Grange. Zwei ganz kleine liegen ganz nahe bei New-Grange, und ihre Errichtung stand vielleicht mit dem zu New-Grange selbst in Verbindung. Das Volk sagt von diesen kleinen Hügeln, es seyen alte „Chieftains" darunter begraben. Jener andere große ist derjenige, welcher „Dowth" oder der „Moate von Dowth" genannt wird; dieser Hügel gleicht ganz und gar dem von New-Grange, nur scheint er mir eher noch ein wenig größer und höher zu seyn, und außerdem ist er nicht so mit Laub besetzt, sondern ganz kahl. Man sieht an einer Stelle, wo die Rasendecke weggenommen ist, deutlich genug, daß er ganz eben so wie New-Grange aus einer ungeheuren Masse von Kieselsteinen zusammengesetzt ist. Es müssen deren viele Millionen hier zusammen liegen. Auf einer Seite des Berges gewahrt man auch einen Eingang, ein Paar große, übereinander gelegte Steine, die eben solche Thüren bilden, wie New-Grange sie hat. Höchst wahrscheinlich führt dieser Eingang zu einem ähnlichen höhlenartigen Gange, und dieser Gang zu ähnlichen, vielleicht noch größern, vielleicht etwas variirteren und jedenfalls der Vergleichung wegen interessanten Capellen. Aber — o Schande allen denjenigen unter den Umwohnern, die 10,000 Pfd. im Jahre werth sind! — der Eingang ist noch nicht weiter eröffnet, und die Sache noch nicht mit Bestimmtheit ausgemacht.

Ich erinnere mich wohl, daß ich Aergerniß an der Barbarei des Landes nahm, wenn ich die vielen noch unberührten und uneröffneten Tumuli im südlichen Rußland und bei den Tataren erblickte. Aber sollte ich einmal wieder dahin kommen, so will ich die Leute dieses Unrechts wegen um Verzeihung bitten, da selbst in einem Staate wie England noch solche höchst interessante und ausgezeichnete Monumente unerforscht, ja unberührt, stumm und verschlossen wie die Pyramiden in der Wüste dastehen. Sollte man nicht meinen, daß hier in England alles von Antiquaren, Kunstkennern und Wissenschaftsliebhabern zum Ueberdruß durchstört und zerwühlt seyn müßte? Und doch muß ich hinzusetzen, daß der Hügel oder der Tempel von Dowth nicht der einzige Fall dieser Art ist.

Die Pintes- und Land-Pitsches-Indianer jenseits der Felsengebirge in Nordamerika.

Das Land jenseits der Felsengebirge wird von den Nordamerikanern mehr und mehr durchstreift, und die neu sich erhebende Streitfrage über das Oregongebiet hat wahrscheinlich die Herausgabe einer Schrift: „Reisen in den großen westlichen Prairien, in Anahuac und den Felsengebirgen, so wie im Oregongebiet, von Th. Farnham," veranlaßt. In dieser Schrift meldet der Verfasser von einem in der Nähe des großen Salzsees (Timpanogos?) wohnenden und unglaublich nieder stehenden Indianerstamme, den Pintes und Land-Pitsches, die gar keine bestimmten Wohnungen haben, sich von Wurzeln, Eidechsen und Schnecken nähren,

und im Winter Bären ähnlich sich in Erdlöcher zurückziehen, bis das Wetter ihnen gestattet, sich wieder nach Nahrung umzusehen. Ein etwas strenger Winter soll immer einer großen Zahl das Leben kosten und die Uebriggebliebenen so schwach seyn, daß sie nach eingetretenem Frühling kaum mehr sich bewegen können. Ihre einzige Waffe soll die Keule seyn, und diese noch dazu sehr ungeschickt von ihnen geführt werden. Im Frühjahr soll (von wem ist nicht gesagt) regelmäßig Jagd auf sie gemacht, und namentlich die jungen Mädchen zwischen zehn und zwanzig Jahren weggefangen und in Santa Fé zu 3 bis 400 Piaster verkauft werden.

Ein Besuch in den Krokodilgräbern zu Maabdeh.

(Schluß.)

Auf jeder Seite lagen Leichen über Leichen aufgeschichtet, in Matten eingewickelt, aber ohne Särge, und augenscheinlich unberührt seit den Zeiten des Begrabens. Jussuf rollte zwei oder drei auf. Wachstuch fand sich zwischen den Matten und Päckchen mit kleinen mumificirten Krokodilen lagen theils auf beiden Seiten, theils auf der Brust angebunden an der Stelle, wo sonst die Scarabäen liegen. Diese Krokodile waren außerordentlich klein, bekanntlich ist aber eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Krokodils der Unterschied zwischen der Größe der jungen und der ausgewachsenen Krokodile, denn das Ei derselben ist nicht größer als ein Gänseei. Die Krokodile, die wir fanden, waren bis auf die Zähne und Füße hinaus vollständig erhalten, aber dennoch waren wir noch nicht befriedigt, bis wir in einer kleinen anstoßenden Kammer ein großes, vollständig ausgewachsenes und völlig erhaltenes Krokodil, den genius loci, fanden. Die Oeffnung der Kammer war weit kleiner, als der Körper des Krokodils, so daß es sicher war, aus seiner Ruhestätte nicht so leicht hervorgezogen zu werden. So hatten wir denn unsern Zweck erreicht, und begannen auf Händen und Füßen unsern Rückweg voll Triumph und nicht übel zufrieden, allen Zweifel und Furcht, alle Fledermäuse und Dunkelheit, Mumien und todte Araber hinter uns zu lassen; erfreulich war es, am Ende unseres Schlangenweges einen Schimmer von Sonnenlicht zu erhaschen, etwas reine Luft zu athmen, und endlich aus dieser ekelhaften Gruft sicher vor mephitischen Dünsten und Todtengeruch gerade auf Gottes Erdboden zu stehen.

Unsere Führer versicherten uns, daß in den Katakomben, aus denen wir so eben aufgestiegen, fünf große Kammern seyen, so wie daß sich noch andere Grüfte in den Bergen befänden; nach den Kammern und den mit Stein und Schutt gefüllten Galerien zu schließen, ist es höchst wahrscheinlich, daß der ganze Berg, gleich ähnlichen andern Begräbnißplätzen in Oberägypten, eine ungeheure Todtenstadt in der unmittelbaren Nähe einer großen Stadt war, und daß die unterirdischen Gänge mit zahlreichen andern Gräbern und Kammern in Verbindung standen. Aus dem Umstande, daß die Leichen nicht in Särge eingeschlossen waren, läßt sich abnehmen, daß sie der ärmern Classe angehörten, und wahrscheinlich würde man bei genauerer Nachforschung auf Gräber von Reichen mit Hieroglyphen und Malereien und ausgehauenen Bildern von Savak, der krokodilhäuptigen Gottheit, selbst stoßen. Nach dem Zustande der Mauern und Decken zu schließen, muß lange Zeit hindurch Fackellicht in der Gruft gebrannt haben, und die erste Kammer, als die zugänglichste, von Arabern ausgeplündert, vielleicht absichtlich ausgeräumt worden seyn, um eine Unterkunft darin zu finden, denn die Einwohner von Maabdeh scheinen sich mehrmals in diesen Grüften vor Verfolgung gesichert zu haben; einige Albanesen, die sie einmal plötzlich in die Erde verschwinden sahen und ihnen in dieser Gruft und selbst bis in die erste Kammer folgten, sahen niemand mehr, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie Gänge kannten, die auf andern Punkten wieder zum Berge hinausführten.

In die Berge gehauene Gräber wurden, wenn die Lage einer Stadt solches immer zuließ, von den alten Aegyptiern augenscheinlich jeder andern Begräbnißweise vorgezogen. Mit Ausnahme der Nachbarschaft von Theben, wo man in den Königsgräbern Granitsarkophage sieht, hatten die Grabkammern der Reichen stets eine Grube am Ende der Galerien oder Zimmer, in welche die Särge niedergelegt und deren Oeffnungen nach herverschlossen wurden — ein Umstand, den der Reisende nicht aus der Acht lassen darf — denn mehrmals befanden wir uns am Rande dieser dunkeln Abgründe, ohne deren Daseyn zu ahnen, und wurden vor dem Schicksal, den Begräbnißort der alten Aegyptier zu theilen, nur dadurch bewahrt, daß wir zurückschreckten vor den Schaaren von Fledermäusen, welche, durch die Annäherung des Lichts aufgescheucht, aus ihren Schlupfwinkeln an der Seite der Gruben herausschwirrten.

Die Entweihung der Ruheplätze der Todten gehört zu dem Scheußlichsten, was man in Aegypten sieht, und obwohl die Leichen und Schädel, welche die Habsucht der Araber herausgeschleppt und außen an den Gräbern umhergestreut hat, nichts als Massen von Knochen und Harz sind, so haben sie doch noch so vollkommen ihre ursprüngliche Form, daß man sich entsetzt über die daran begangene Unbill, und wenn ein zerlumpter Araber einen weiblichen Kopf mit den noch daran befindlichen Haarlocken emporhält und dafür als für eine Antike einen Piaster verlangt, so schaudert man bei dem Gedanken, was die Gefühle derjenigen seyn würden, welche den Gegenstand ihrer Liebe für immer zu erhalten hofften, wenn sie das Haupt vom Körper gerissen und an Fremde verschachert erblickten! „Sieh',“ sagte zu Theben ein Kerl zu uns mit grinsend verzogenem Munde, „sieh', hier ist der Kopf einer Signora, wohlfeil,“ und damit bot er uns einen Mumienkopf hin, dessen feine Umrisse, schön geschwungenes Ohr und weiches, glänzendes Haar hinsichtlich der Form noch unverändert waren, wie vor 2000 Jahren. Wir wandten uns mit Ekel und Abscheu hinweg von dem Menschen, der mit Todten Schacher trieb, fanden aber, daß es allenthalben, wo es Gräber oder Katakomben zu berauben gibt, ein gewöhnlicher Handel ist.

Vor Sonnenuntergang stiegen wir aus der Todtenstadt heraus und gelangten auf einem andern kürzern Wege an das grünende Ufer eines kleinen Flußarmes. Unser Dolmetscher, selbst ermüdet von der Tagesarbeit, hatte herumgeschickt nach einem Boote, das uns hier erwarten sollte, und bezahlte nun den Führern einige Piaster mehr, als wozu sie berechtigt waren, worauf sie alle laut noch mehr „Bakschisch“ verlangten, denn je mehr man einem Araber gibt, desto gieriger wird er. Endlich kamen wir und unsere mitgenommenen Krokodilmumien sicher an Bord, und nach dreistündigem Rudern und Schieben, wobei die Mannschaft uns alle zehn Minuten sagte, sie sey hungrig und wolle Brod essen, — wonach wir, gelegentlich bemerkt, trotz des Frühstücks selbst nicht wenig verlangten, — kamen wir alle sicher an Bord unseres Schiffes zu Manfalut an, etwas ermüdet von unserem Ausfluge nach dem Begräbnißplatz der Krokodile, und froh für eine Zeitlang die Todten zu vergessen und für die Leibesnahrung der Lebenden zu sorgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1843.

Das neue französische Recrutirungsgesetz.

Wenn man die Verhandlungen der französischen Pairskammer über das neue Recrutirungsgesetz durchliest, so steigen einem ganz eigene Gedanken auf über das Heerwesen der neuern Zeit und die Ansichten, aus denen solche hervorgehen, ja man wird nahezu verdutzt, wenn man hört, daß selbst angesehene Militärs sogar über die Nothwendigkeit einer Reserve gar nicht einerlei Meinung sind. Diesen Militärs gegenüber, welche zum Theil das Heer auf die höchst mögliche Zahl steigern möchten, jammert der Statistiker Baron Ch. Dupin, daß seit 60 Jahren die Einnahmen des Staats nur um ein Drittheil sich vermehrt, dagegen das Kriegsbudget auf das Dreifache gestiegen sey. Der Jammer ist wahr und gegründet, nur hat der statistische Herr Baron vergessen, das Gegenmittel anzugeben; in der Lage Europa's wie sie ist, sind zahlreiche Armeen unerläßlich, was auch die Staatsökonomie b zu sagen mag, und wir können somit diesen Punkt völlig unbesprochen lassen. Wegen solch kläglichen, aber meist ganz überflüssigen Jammers ist man anderer Seite gar gerne der Ansicht, die Laien hätten sich um Kriegseinrichtungen gar nicht zu kümmern, und die Zeit liegt nicht so fern hinter uns, wo man einerseits dem Nichtmilitär es verargte, wenn er auch ein Wort in der Sache mitsprach, andrerseits die Nichtmilitärs selbst sich gar nicht um dieselbe kümmerten, ohne zu bedenken, daß so weit die Weltgeschichte zurückgeht, Glück und und Unglück der Nationen, ihre Größe und ihr Fall von der größern oder geringern Tüchtigkeit ihrer Kriegsinstitutionen abhingen. Was in frühern Zeiten wahr gewesen, ist es noch jetzt, was auch die Faulheit und Bequemlichkeit dazu sagen mag; allerdings ist der Nationalreichthum ein eben so wichtiges Hülfsmittel zum Krieg, weil schon nach des alten Montecuculi Ausspruch Geld, Geld und noch einmal Geld nöthig ist, aber das Geld kann die ächten Kriegsinstitutionen nicht ersetzen. Im vorigen Jahrhundert schien der Inbegriff der politischen Bestrebnisse darin zu liegen, möglichst viele und reiche Provinzen zu haben, um viele Soldaten halten zu können; der Kriegerstand war völlig von dem bürgerlichen geschieden, er stand ihm fremd, ja feindlich gegenüber; die französische Revolution wollte wie allenthalben, so auch im Militärwesen den Baum mit den Wurzeln ausreißen, man bot die ganze Nation auf, und sprach keck den Grundsatz aus, daß im Fall der Noth jeder Mann und jedes Vermögen dem Staate gehöre. Wir wollen den Grundsatz als wahr annehmen, er hat aber immer seine Gränzen, über welche hinaus seine Anwendung zur Unmöglichkeit wird. Man konnte die ungeheuren Massen nicht lange erhalten, und erfuhr gelegentlich zu bitterem Schaden, daß an erprobter taktischer Bildung aller ungeregelte Muth zu Schanden werden müsse. So stand man wieder auf dem alten Flecke: man mußte eine stehende Armee haben, und borgte von dem so vielfach nachgeahmten und nachgeäfften Rom auch die Conscription, mit andern Worten die Auswahl unter der heerpflichtigen und waffentüchtigen Mannschaft. Im Verlauf der Kriege wurde aber die Conscription allmählich so verhaßt, daß die rückkehrenden Bourbonen sie wieder aufhoben, vielleicht in der Hoffnung, dadurch das ganze, durch die Revolution geschaffene Heerwesen wieder loszuwerden. Das ging aber nicht, und die Aufhebung der Conscription dauerte gerade nur so lange, als man wegen Anwesenheit der fremden Truppen im Lande einer größern Armee nicht bedurfte, denn im J. 1818 wurde die Conscription wieder eingeführt, freilich mit der unbeschränkten Erlaubniß einen Stellvertreter zu wählen. Da begannen dann die sogenannten Compagnies d'assurance ihr Spiel, und trieben es so arg, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, sie hätten das frühere Werbsystem überboten. Freilich konnte sie nicht, wie häufig die alten Werber, Gewalt anwenden, desto mehr kam aber Betrug vor, man brachte körperlich unbrauchbare Menschen ins Heer, und jetzt ist das Uebel allmählich so arg geworden, daß ein volles Viertheil der Ausgehobenen aus Stellvertretern besteht, und daß dieß Viertheil sich mehr Vergehen und Verbrechen zu Schulden kommen läßt, als die übrigen drei Viertheile mit einander.

Ehe wir hierüber weiter sprechen, müssen wir einiges über die Conscription überhaupt und ihre Folgen in Frankreich sagen. Die Conscription ist, wie schon erwähnt, der Mittelweg zwischen dem allgemeinen Aufgebot und der Werbung, sie er-

stere unmöglich, letztere ungenügend ist, aber die Conscription hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, so einfach die Sache auf den ersten Anblick scheint. Wir wollen nur an die Römer mahnen: die Conscription war in den ersten drei Jahrhunderten der Republik sehr leicht, und das Geschäft der Tribunen welche über die Exemptionen statuirten, bot verhältnißmäßig wenig Schwierigkeit; unter Augustus konnte man in dem damals viel stärker bevölkerten Rom nur mit der größten Mühe zwei Legionen ausheben, und in den spätern Jahrhunderten war mit Rom und der Umgegend gar nichts mehr anzufangen. Allerdings hatte die alte Welt noch die Haussklaverei, die Zahl der Sklaven, auch derer die das Feld bearbeiteten, mehrte sich auf Kosten der freien Landeigenthümer zusehends, und da Sklaven die Waffen nicht führen durften, so war nur noch wenig zu holen. Dieser Umstand erklärt viel, aber doch nicht alles, und die neuere Welt möchte hinsichtlich der Abnahme der kriegerischen Kräfte, wenn dem Verderben nicht bald Einhalt gethan wird, ziemlich zu eben dem Ziele hinauskommen, wie die alte; zum mindesten scheint man im Osten Europa's, wo das 19te Jahrhundert für das der Slawen erklärt wird, im Gegensatz gegen die ausgelebten romanischen und germanischen Völker, gar sehr auf einen solchen Verlauf zu speculiren. Nichts ist so geeignet, über Gefahren dieser Art aufzuklären, als die Conscriptionslisten; man erzählt arge Dinge aus Deutschland, sie sind aber minder zugänglich als die französischen, welche vielfach einen höchst unerfreulichen Aufschluß geben.

Man hat in Deutschland und namentlich in Preußen sich gerühmt, daß das neue Kriegswesen darauf hinarbeite, das Volk überhaupt wieder zu kräftigen, und gleichsam physisch zu erziehen. Es ist zum Theil etwas Wahres daran, könnte jedoch in weit höherem Grade seyn, als es wirklich der Fall ist, ohne viel höhere Kosten zu verursachen. In Frankreich aber hat man die Sache bis jetzt etwas gar zu materiell genommen, und so großes Lob manche militärische Einrichtungen dieses Landes verdienen, so ist doch die Grundlage der Art daß sie ohne bedeutenden Nachtheil für die Bevölkerung nicht lange in der jetzigen Art fortdauern darf. Vom J. 1818 an, wo die Conscription wieder eingeführt wurde, wurde die Vertheilung der zu stellenden Recruten nach der allgemeinen Volkszahl gemacht; bald erhoben sich Klagen von verschiedenen Departements, daß sie hiedurch ungewöhnlich belästigt und benachtheiligt seyen, indem sie im Verhältniß zur Zahl ihrer jungen Leute ein gar zu starkes Contingent treffe. Nach der Julirevolution suchte man diesen Klagen abzuhelfen, nahm departementsweise zehnjährige Durchschnittszahlen der in die Listen als conscriptionspflichtig eingetragenen jungen Leute an, und vertheilte diesen zufolge die zu stellenden Contingente. Einige Jahre ging's, dann kamen die Klagen aufs neue, und seit dem Jahre 1836 wurde die Recrutenzahl nach dem wirklichen jährlichen Bestand der in einem Departement vorhandenen Conscriptionspflichtigen ausgehoben. Auch dieß System, obgleich in dem dießjährigen Recrutirungsgesetze beibehalten, nähert sich augenscheinlich seinem Ende, denn jetzt wird die Forderung gestellt, daß man die Aushebungen nicht nach der Zahl der Conscriptionspflichtigen, sondern nach der Zahl der Diensttauglichen bewerkstelligen soll. Sobald die Forderung gestellt ist, ersieht man leicht, daß die früheren Klagen alle aus derselben Quelle und von denselben Localitäten kamen: so lange man die Recruten nach der Verhältnißzahl der Conscriptionspflichtigen aushebt, werden einzelne Localitäten nicht bloß an dienstfähiger und körperlich tauglicher Mannschaft erschöpft, sondern sie sind gar nicht mehr im Stande, die erforderliche Zahl zu stellen. So kam es, daß die Aushebungen seit einer Reihe von Jahren nicht die vom Gesetz festgestellte Anzahl von 80,000 erreichten, sondern mehr oder minder darunter blieben, weil einzelne Departements die nöthige Anzahl der Diensttauglichen nicht aufbringen konnten, während andere freilich bedeutenden Ueberschuß hatten. Ueber die Rechtsfrage, ob man aus den Conscriptionspflichtigen oder den Diensttauglichen die Recrutenzahl bestimmen soll, bescheiden wir uns völlig eines Urtheils, und gehen nur auf die praktischen Folgen des bisherigen Verfahrens ein.

Die Angaben des Vicomte de Bondy (bekanntlich ehemals Präfect des Seinedepartements) sind in dieser Beziehung von hohem Interesse. Von 1000 jungen Leuten, die auf der Conscriptionsliste stehen, sind im Durchschnitt nur 458 dienstfähig. Diese Zahl gilt von ganz Frankreich zusammen genommen, dagegen ist die Zahl der Dienstfähigen im Elsaß, in Burgund, in Lothringen, in der Vendée, in den Pyrenäen weit über diese Mittelzahl, und natürlich in andern Departements um eben so viel unter derselben. Vicomte de Bondy sagt: nimmt man eine Zone an, die sich von Chalons sur Marne, Amiens und Rouen in südwestlicher Richtung in einer Breite von 70 bis 80 Lieues und in einer Länge von 200 Lieues bis an die Pyrenäen hinzieht, so findet man in derselben 38 Departements, darunter mehrere sehr mächtige mit einer Oberfläche, welche $^{41}/_{100}$ der Gesammtoberfläche Frankreichs ausmacht. Diese 36 Departements gehören zu den 43, wo die Diensttauglichen der Conscriptionspflichtigen unter der Mittelzahl von 0,458 bleiben. Nur 4 von diesen Departements können etwa 450 diensttaugliche Männer von 1000 stellen, die Hälfte ist nicht im Stande auch nur 400 zu geben. In dieser unglücklichen Zone finden sich also sämmtliche Departements mit einer schwächlichen Bevölkerung beisammen, und mehrere derselben können gewöhnlich ihr jährliches Contingent nicht stellen. Das Departement der Dordogne stellt nie mehr als 300 Diensttaugliche unter Tausend, ebenso das Lozère-Departement, während Morbihan (Vendée) und Doubs (Burgund) über 600 stellen können. Unter den einzelnen Cantonen desselben Departements ist der Unterschied oft noch viel größer: in dem Yonne-Departement stellt ein Canton 73 Dienstfähige von 100, ein anderer nur 28, ein Canton des Orne-Departements im Jahr 1841 gar nur 10, das Jahr zuvor 22.

Da von 315,000 Conscriptionspflichtigen jährlich 80,000 ausgehoben werden sollen, also etwas mehr als der vierte Theil, so ist die natürliche Folge, daß manche Departements ihre sämmtliche dienstfähige Mannschaft abgeben, andere nicht einmal den sie treffenden Antheil stellen können; in letzterem

Falle befand sich z. B. das Departement der Dordogne seit zehn Jahren, und zwar in jährlich stärkerem Maaße; im J. 1838 blieb es von 1092 Mann, die es stellen sollte, mit 108, also mit einem Zehntheil im Rückstand. Vte. de Bondy berechnet die Zahl derjenigen Recruten, für welche die Ziehung nur eine Täuschung ist, weil sämmtliche dienstfähige Mannschaft ausgehoben wird, auf 7—8000, also auf den zehnten Theil der gesammten jährlich ausgehobenen Mannschaft, und sagt deßhalb nicht mit Unrecht: „es ist zu fürchten, daß in denjenigen Departements und Cantons, wo die ganze Blüthe der Jugend von 20 bis 28 Jahren unter den Waffen ist, die körperliche Kraft und Größe der Bevölkerungen allmählich dahin schwinde, und die Verschiedenheit unter den einzelnen Zweigen der großen französischen Familie immer größer und auffallender werde. Der ganze mittlere Theil des Königreichs wird in seinen Kindern unaufhörlich von einer Auflage betroffen, deren Ungleichheit eine jährliche fortdauernde Ueberbürdung ist, und hinsichtlich der Zahl und der Qualität die bereits schwache Bevölkerung immer mehr herunterbringt. Jedermann sieht ein, welchen Einfluß diese wichtige Thatsache auf den Ackerbau in diesem Theile Frankreichs haben muß."

Eine eigenthümliche Folge dieses Zustandes der Dinge zeigt sich in dem Einstehersystem. Um die über ganz Frankreich verbreiteten Gesellschaften, welche um einen bestimmten Preis Recruten stellen, und sich dabei alle möglichen Betrügereien zu Schulden kommen ließen, wo möglich einzuschränken, wollte der Kriegsminister, Marschall Soult, im J. 1841 die Bestimmung ins Recrutirungsgesetz einfügen, daß die Einsteher jedesmal aus demselben Departement seyn müssen, wie der dessen Stelle sie vertreten. Der Zweck war augenscheinlich den Conscribirten zu nöthigen in seiner Nähe einen Stellvertreter zu suchen, der von der Familie und den Behörden gekannt, eine größere Sicherheit böte; man erkannte aber alsbald, daß die Durchführung ganz unmöglich sey, und daß gewisse Departements durchaus immer an andere Departements sich wenden müßten. So zahlen manche Departements jährlich 3 bis 400,000 Franken, und einzelne Arrondissements in den kräftiger bevölkerten Gegenden gewinnen einige hunderttausend Franken jährlich, so daß man die Steuer, welche die schwächlicher bevölkerten Landstriche an die starker bevölkerten zahlen, auf 12 bis 15 Millionen Franken anschlägt. Nun sage man noch, das Reislaufen und das Werben sey abgekommen! Die Folgen des jetzigen Standes der Aushebung sind allerdings für die mittleren Landstriche Frankreichs höchst unglücklich, allein das Abhülfsmittel ist sehr schwer: jetzt controlirt jedes Arrondissement und jeder Canton die Revisionscommission so streng wie möglich, daß kein Dienstfähiger eximirt werde, weil jeder Nichteximirte die Folgen einer solchen Bevorzugung zu tragen hat; sobald man aber das System einführen will, die Quote der Recruten nach den für dienstfähig erkannten zu berechnen, so sind alle Arrondissements und alle Cantone gleichmäßig betheiligt, so viele wie möglich eximiren zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

3. Manilla.

Am 6 Julius lichteten wir auf der Rhede von Singapur die Anker, fuhren mit einem leichten günstigen Wind bald an den Ufern von Battam und Bintang vorüber, und kamen am Abend nach Pedro Branco, einer kleinen steinigen Insel am Eingang ins chinesische Meer. Hier trafen wir gleich am andern Tage den Südwestmousson, mit welchem wir in neun Tagen glücklich nach Luçon gelangten und am 16 Morgens nach eintägiger Windstille in der weiten Bucht von Manilla vor Anker gingen. Die Einfahrt in dieselbe wird durch hohe, mit wunderbarem Grün bedeckte Berge bezeichnet; nicht weit von derselben ist die kleine felsige Insel Corregidor mit einer ziemlich starken Batterie und der Lootsenstation. Wir lösten, als wir uns derselben näherten, eine Kanone und hißten eine Lootsflagge auf. Nach einiger Zeit wälzte sich ein mächtiges Boot unter spanischer Flagge heran, statt aber unsern Cours zu durchschneiden, segelte er gerade auf uns los und kam deßhalb hinter uns, weil wir 7 Knoten segelten und unsern Lauf um eines ungeschickten Lootsens willen nicht anhalten wollten. Um 7 Uhr Abends lagen wir auf der Rhede von Manilla vor Anker. Am andern Tage betrat ich, nachdem wir die auf der Festung wehende spanische Flagge salutirt, das Ufer. Am Eingang in den Fluß Passig, auf der linken Spitze des Molo, der sich weit hinein ins Meer erstreckt, damit der durch die Fluth herangeführte Kies und Sand den Fluß nicht verstopfe, ist eine kleine Veste erbaut, die durch die Länge der Zeit und die Feuchtigkeit ganz schwarz geworden ist; auf dem gegenüberliegenden Ufer, das gleichfalls in einen Molo ausläuft, liegt der Leuchtthurm. Als wir am Zollhaus, einem mächtigen alten Gebäude am linken Ufer des Passig, vorüber waren, betraten wir das Ufer der Trattoria La Alcanja gegenüber, wo ich meine Uniform anlegte, um mich zu dem französischen Consul Hrn. Barrot zu begeben, an den ich ein Schreiben aus Singapur hatte. Hr. Barrot, der früher schon Generalconsul auf den Sandwichinseln gewesen war, nahm mich sehr gut auf; ebenso auch der belgische Consul, Hr. Lavey. Nach diesen Besuchen kehrte ich in die Stadt zurück, kleidete mich in das weiße tropische Costüm und wanderte nun zu Fuß in der Stadt und den Vorstädten umher.

Manille, eigentlich Stadt und Veste, wo die Behörden und die Aristokratie der philippinischen Inseln wohnen, ist von den Handelsvorstädten Bidondo und Santa Cruz durch den Fluß Passig geschieden, über den schon seit alter Zeit eine steinerne Brücke gebaut ist. Die Vorstädte sind sehr stark bevölkert, man schätzt die Bevölkerung auf nicht weniger als 170,000 Seelen, größtentheils Mestizen, Chinesen und Tagalen. Chinesen sind jedoch hier nicht so viel, wie in Singapur und Pulo Pinang, auch sind sie hier nicht so reinlich, wie dort. Die Tagalen gehen barfuß in weißen Hemden, die sie über den gestreiften oder rothen weiten Beinkleidern tragen. Ihre Gesichter sind dunkelbraun und unregelmäßig, aber der Ausdruck voll Gutmüthigkeit und milden Frohsinns; ihr Gang ist ungezwungen und ihr Benehmen frei und offen; ihre Kleidung stets reinlich. Bei den Dandys sind die Hemden sehr fein, und bestehen aus einer Leinwand, die man in Manilla und China aus den Fasern der Ananasblätter macht; die Krägen sind gewöhnlich sehr zierlich und meist mit großem Geschmack gestickt. Die Frauen tragen Cambais oder Röcke aus einem gewürfelten Stoff von

einheimischer Arbeit; um den Kopf haben sie Tücher geschlungen, und die schönen schwarzen Haare lassen sie auf die Schultern hinabfliegen. Ihre Physiognomien athmen Sanftmuth und sind unaussprechlich liebreizend. Besonders bemerkenswerth sind ihre kleinen Füßchen, an denen sie rothseidene oder sammetne Chinelas oder Pantoffeln tragen, die größtentheils mit Silber, oft sogar mit Gold gestickt sind. Eine schlanke Gestalt, ein leichter Gang und eine ungemeine Zierlichkeit der Bewegungen, das sind Eigenschaften, die man den hiesigen Frauen selbst von gemeinem Stande nicht absprechen kann. Alle Tagalen und Tagalinnen tragen Rosenkränze um den Hals, und Cigarren sieht man stets im Munde der Frauen, wie der Männer. Die Tagalen sind im Allgemeinen sehr fromm, was die Geistlichkeit, die auf den philippinischen Inseln außerordentlich mächtig ist, emsig zu erhalten bemüht ist, aber die zügellosen Sitten der Mönche haben ihren früher unbegränzten Einfluß auf die öffentlichen und Privatangelegenheiten schon bedeutend erschüttert. Die Bewohner Manilla's sind auch leidenschaftliche Freunde von Hahnenkämpfen. Die Regierung, welche eine Steuer davon erhebt, gestattet diese Vergnügung an Sonntagen außerhalb der Stadt, an besonders dazu eingerichteten Orten. Die Kampfhähne werden mit unbegränzter Liebe und der zärtlichsten Sorgfalt von den Tagalen gepflegt, welche sie stets mit sich führen, sich nur in der äußersten Noth von ihnen trennen und sie immerwährend streicheln und schmeicheln. Der Kampfhahn ist viel größer als unsere Hähne und sein Gang zeigt schon seine Stärke an.

Wenn man über die Brücke von Bidondo geht, so betritt man die Stadt Manilla, und hier ist nicht mehr ein Schatten der Thätigkeit, von der die Handelsvorstädte belebt sind. Es war 3 Uhr, die Zeit der Siesta; auf den verödeten Straßen keine Seele, in den Klöstern und den klosterähnlichen größern Gebäuden war alles todt. Selten begegnet man einem Mönch oder einem Diener, und ihr langsamer Gang zeigt deutlich, daß auch sie von der einschläfernden Gewalt der Siesta gefesselt sind. Die Wohnzimmer in den hiesigen Häusern sind mit breiten Galerien umgeben, wie man es allenthalben in heißen Klimaten sieht; statt des Glases sind in den beweglichen Rahmen durchsichtige Muscheln eingesetzt, welche das Tageslicht hereinlassen, aber die Galerien gegen die tropische Hitze schützen. Manchmal werden die Rahmen aufgehoben und es schaut ein reizendes Köpfchen mit einem classisch regelmäßigen Gesichtchen heraus, dem die dichten schwarzen Haare auf die schiefen Schultern herabfallen; der Körper steckt in einem weißen Unterkleid, — dem gewöhnlichen Costüm der Spanierinnen zur Zeit der Siesta. Oft blieb ich stehen, gefesselt durch den Anblick irgend einer Schönheit; meine Augen konnten sich nicht satt sehen an dem reizenden, so lange entbehrten Anblick, und wenn die Schöne, mein stummes Entzücken bemerkend, sich entfernte und im Vorübergehen auf den unterwürfigen Fremdling einen Blick voll Selbstzufriedenheit und Koketterie warf, konnte ich eine Zeitlang nicht zu mir kommen, und entschloß mich nur ungern zum Weitergehen.

Das Haus oder, wie man hier sagt, der Palast des Generalcapitäns der philippinischen Inseln steht auf einem großen Platz, dessen drei übrige Seiten die Kathedrale, der Justizpalast und die Wohnung des Erzbischofs der philippinischen Inseln einnehmen. Die Kathedrale und der Gefängnißpalast sind prächtige Gebäude, welche jede Hauptstadt zieren würden, der Palast des Generalcapitäns und die Wohnung des Bischofs aber sind häßliche Bauwerke, die eher einer großen Fabrik, als der Amtswohnung eines hohen Beamten gleichen. In der Mitte des Platzes steht die Statue Kaiser Karls V. Eine Menge Manns- und Frauenklöster erheben sich in verschiedenen Theilen der Stadt; in den Nischen einiger derselben sind Todtenschädel aufgestellt oder das Fegfeuer abgebildet, aus dessen Flammen die Seelen der armen Sünder kläglich die Hände emporstrecken und die Vorübergehenden um Todtenmessen zu ihrer Ruhe anflehen. Als ein Beweis der Macht der Geistlichkeit auf den philippinischen Inseln kann auch der Umstand dienen, daß hier die liberale spanische Regierung nicht wagt die Klöster zu schließen, was in ganz Spanien und auch in den andern spanischen Colonien geschehen ist. Die Regierung begreift sehr gut, daß sie ohne die Stütze der geistlichen Macht hier nicht bestehen kann.

Als ich noch eine Zeitlang in der Stadt herumgeschlendert war, ging ich zu Hrn. Barrot, um bei ihm zu speisen. Bei ihm war eine zahlreiche Gesellschaft von Consuln verschiedener Nationen und spanischer Beamten, nebst dem Capitän und den Officieren einer französischen Fregatte, der Danaide, die in Cavita, einem kleinen Hafen der Bucht von Manilla, sieben Meilen von dieser Stadt, vor Anker lag. Capitän Rosamel beklagte sich über die Langweile des langen unthätigen Aufenthalts und sagte, er sey entschlossen nach Canton zu gehen, pour se retremper en passant dans quelque typhon, wie die ächt französische Phrase lautete. Gewiß hatte er noch keine dieser furchtbaren Geißeln des chinesischen Meeres erfahren, sonst hätte er wohl nicht so leichtsinnig darüber geurtheilt. Nach dem Essen ging ich mit einem Franzosen ins Theater oder, besser gesagt, in den Schuppen, wo Tagalen spanische Komödien, wie sich von selbst versteht, sehr schlecht aufführen.

Am Abend des andern Tages war ich auf der Calzada oder dem Abendspaziergang, welcher um Sonnenuntergang beginnt; dann fährt aus der Stadt und den Vorstädten die ganze Gesellschaft in leichten Kaleschen (birlochos) und rollt reihenweise auf einem kleinen Raume am Meeresufer dahin. Welcher Unterschied zwischen der Calzada in Singapur und in Manilla! Dort ist alles langweilig, kalt, todt, hier dagegen athmet alles Lustigkeit und ist voll unaussprechlichen Reizes. Die schönen Spanierinnen, in ihren Birlochos mit der beliebtesten Kokketterie rückwärts gelehnt, einfach, aber mit Geschmack gekleidet, den unbedeckten Kopf mit frischen Rosen geziert, genießen in vollem Maße die Allmacht ihrer Schönheit. Manilla ist, wie Valparaiso, das Paradies der Weiber und die Hölle der Männer. Gegen Ende der Spazierfahrt kam auch der Generalcapitän mit seiner Familie in einer vierspännigen Kalesche angefahren; drei Dragoner mit Standarten ritten in raschem Trabe vor seiner Equipage her und zwei andere schlossen den Zug. Leider kann man nicht sagen, daß die Cavalleristen von Manilla gute Reiter se n.

(Schluß folgt.)

Unterirdische Wärme in den Minen von Cornwallis. Nach den Beobachtungen eines Hrn. Henwood hat das Schiefergestein im Allgemeinen eine höhere Wärme in gleicher Tiefe als Urgestein, und in großen Tiefen ist der mittlere Unterschied in der Temperatur der verschiedenen Gesteinarten viel größer als man bisher annahm; Zinnerze sind kälter als Kupfererze, und zwar in allen Tiefen; eben so ist in allen Tiefen das Gestein wärmer als die Gänge oder Queradern. Auffallend ist auch der Umstand, daß dieselbe Stelle, als sie noch der tiefste Theil der Mine war, sich wärmer zeigte als später, wo man die Mine noch tiefer ausgegraben hatte. (Litt. Gaz. vom 6 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Krankheiten der Eingebornen.

Ehe die Neuseeländer mit den Europäern bekannt wurden, waren sie im allgemeinen ein sehr gesundes Volk, und die ersten Seefahrer, die sie besuchten, schildern sie auch als von kräftiger Gestalt und ausgestattet mit der üppigen Gesundheit und der animalischen Lebenskraft, die man bei einem von den Uebeln der Civilisation noch nicht angetasteten, in einem gesunden Klima wohnenden Volke, das seine Bedürfnisse durch Anwendung seiner geistigen und physischen Kräfte befriedigen muß, gewöhnlich findet. Ihre Krankheiten waren entzündlicher und epidemischer Art. Unter den Stämmen der Ostküste geht die Sage, daß kurz vor Cook eine Epidemie unter ihnen geherrscht habe, welche so viel Menschen hinraffte, daß sie die Todten nicht mehr begraben konnten, sondern ins Meer warfen. Eines der Symptome war, daß der Kranke alle seine Haare verlor. Epidemien sind noch jetzt gewöhnlich unter den Eingebornen, treffen aber selten die Europäer. Die Krankheit ist eine sehr bösartige Form von Influenza, die in ungewöhnlichem Grade die Kräfte aufreibt; früher waren diese Epidemien vorübergehend, und der Kranke mag gewöhnlich seine frühere Gesundheit wieder erlangt haben, gegenwärtig aber ergreift die Epidemie schon geschwächte Constitutionen, rafft nicht nur Menschen jedes Alters hin, sondern läßt viele nicht mehr zu Kräften kommen, chronische Krankheiten bleiben zurück, und bei dem geringsten Krankheitsanfall erfolgt der Tod. Die Folge ist, daß die Zahl der Eingebornen rasch abnimmt, eine traurige, aber unläugbare Thatsache. Da die Neuseeländer nicht, wie z. B. die nordamerikanischen Stämme, größtentheils von der Jagd lebten, und durch die Einwanderung der Angloſachsen in ihren Jagdgründen beengt wurden, so muß die Ursache der Bevölkerungsabnahme wohl tiefer liegen.

Man kann den Zustand der Eingebornen vor der Einwanderung der Europäer sich noch jetzt sehr genau vergegenwärtigen, wenn man die Stämme im Innern des Landes besucht. Selbst vor Ankunft der Europäer hemmten viele Ursachen eine stärkere Vermehrung der Bevölkerung. Die Familien der Eingebornen sind nicht zahlreich: früher Verkehr der Geschlechter hemmt die natürliche Fruchtbarkeit der Frauen, Kindermord besteht bis zu einem gewissen Grade; die Gewohnheit, nicht mehr anzubauen als eben nöthig ist, der Mangel während der Regenzeit und im Kriege wo sie in ihren Befestigungen fern von den Feldern belagert werden, der Krieg selbst, der oft ganze Stämme hinraffte; der Glaube an Zauberei (makuta) welchem viele zum Opfer gefallen sind, theils die Bezauberten in Folge ihrer aufgeregten Einbildungskraft, theils die angeblichen Zauberer durch die Rache der Verwandten; endlich die Sklaverei, welche auch in der mildesten Form nirgends zur Vermehrung der Bevölkerung beiträgt, alle diese Ursachen zusammengenommen erklären hinreichend, weßhalb die Eingebornen sich nie in sehr großer Zahl über das Land hin verbreiteten, das bei ihren Werkzeugen eine viel größere Einwohnerzahl hätte ernähren können. Aber weder alle diese Ursachen, noch die Kriege, welche seit 25 Jahren das Land erschütterten, und viele Stämme, die in unaufhörlicher Furcht lebten und das Land nicht zu bauen wagten, aus ihren Wohnsitzen trieben, noch auch die Einführung der Feuerwaffen, die dem einen Stamm ein so großes Uebergewicht gaben, erklären weßhalb so viele Krankheiten jetzt unter ihnen herrschen und warum ihre Anzahl, nachdem die meisten jener Ursachen aufgehört haben, noch immer abnimmt. Meine Ansicht hierüber ist die: in früherer Zeit bestand die Nahrung der Eingebornen aus süßen Kartoffeln, Taro (Caladium esculentum), Farrenkraut (pteris esculenta), den aromatischen Beeren der Kahikatea (dacrydium excelsum), dem Mark eines Farrenbaums (Cyathea medullaris) Korau oder Mamako genannt, der süßen Wurzel der Dracena indivisa, dem Mark eines Palmbaums (Areca sapida), einer bittern, aber vortrefflichen Pflanzenspeise, und mancherlei Beeren. An Thieren verzehrten sie Fische, Hunde, die einheimische Ratte, Vögel und Guanas. Rohe, selbstgefertigte Matten oder Hundsfelle machten ihre Kleidung aus. Sie waren durch die Nothwendigkeit, sich alle diese Bedürfnisse selbst zu verschaffen, durch die häufigen Raub- und Wanderzüge, die eine heilsame Aufregung und eben

dadurch eine leichte Verdauung dieser rohen Speisen herbeiführten, gegen den Einfluß des Klima's abgehärtet.

Dieser Zustand der Dinge änderte sich seit der Ankunft der Europäer allmählich. Die Eingebornen erhielten die gewöhnliche Kartoffel, die sie sich mit wenig Arbeit in großer Menge verschafften, und da diese Arbeit größtentheils durch Sklaven oder durch Weiber geschehen konnte, so wurden Kartoffeln die Lieblingsnahrung der Eingebornen, im Gegensatz gegen die viel gesündere, aber viel mühsamer zu gewinnende süße Kartoffel. Sie vertauschten den Ueberfluß ihrer Ernten gegen Zeuge, welche die Haut in einem fortwährend irritirten Zustand erhalten, und weit mehr Ungeziefer und Schmutz hegen, als die Matten. Die Europäer brachten ihnen Mais, um aber die Körner zu erweichen, legen die Eingebornen sie ins Wasser und lassen sie gähren oder faulen, bis sie einen unangenehmen Geruch von sich geben; dann werden sie gestoßen, zu Kuchen gebacken und in großer Menge verzehrt, sie bilden aber eine sehr ungesunde Nahrung, die den ganzen Assimilirungsproceß stört. Die Kriege nahmen ab, theils aus Erschöpfung nach sehr unruhigen Zeiten, theils durch die Errichtung der Missionen. Statt unaufhörlich in körperlicher Bewegung zu seyn, fingen sie an lesen zu lernen, und diese Beschäftigung entsprach ihrem natürlichen Hang zur Trägheit. Ihre zahlreichen Tänze, Gesänge und Spiele wurden als lasterhaft angesehen, und statt gegen andere vertauscht zu werden, ganz aufgegeben. Ich kenne nur einen einzigen Fall, wo die Missionäre, um auch für die körperliche Wohlfahrt ihrer Heerde zu sorgen, anders verfuhren; dieß war zu Kaitaia, im Norden der nördlichen Insel, wo sie das Ballschlagen einführten, was nebst einigen andern unschuldigen Spielen bald in große Gunst bei ihnen kam. Kaitaia war der einzige Ort, wo die Missionäre über die Ursachen der herrschenden Krankheiten nachzudenken schienen und Mittel zur Abhülfe aufsuchten. Mit Einem Wort, statt einer thätigen, kriegerischen Race sind die Neuseeländer Kartoffelesser geworden, in Folge der Leichtigkeit sich Nahrung und Kleidung zu verschaffen, hat ihre frühere körperliche Thätigkeit nachgelassen, und sie bringen jetzt ihr Leben mit Essen, Rauchen und Schlafen hin. Die Folgen sind offenkundig: Kartoffeln sind ungesund, wenn sie die einzige Nahrung bilden, und nicht große körperliche Anstrengung mit dieser Nahrung verbunden ist. Die dicken Bäuche werden unter den Kindern gewöhnlich, die der Race sonst nicht eigenthümlich sind, und die man im Innern nicht findet. Die Eingebornen haben einen Theil unsrer Nahrung und einen Theil unsrer Kleidung angenommen. Ich habe oft gesehen, daß ein kränklicher Eingeborner alsobald geheilt wurde, sobald man ihm statt des ungesunden Mantels (blanket) den er jeden Augenblick abwerfen kann und auch abwirft, ein Hemd, Hosen und Jacke gab, wenn man ihn mit Fleisch und Wein oder Bier versorgte, kurz wenn er lebte wie Europäer auch; wenn keine acute Krankheit vorhanden war, schlug diese Behandlung immer sehr gut an.

Ihre Lebensart prädisponirt mehr zu Krankheiten, als daß sie wirklich Krankheiten erzeugte. Die weicher gewordene Haut ist klimatischen Einflüssen mehr unterworfen und ansteckende Krankheiten finden in einer so geschwächten Constitution einen fruchtbaren Boden. Skrophulöse Verhärtungen, lymphatische Geschwüre, Unreinheit des Bluts, die in zahlreichen Abscessen sich äußert, und bösartige Fieber mit Affectionen der Schleimhäute sind sehr häufig, während ich nie acute exanthematische Krankheiten bemerkte. Syphilis ist an der Küste auch bereits sehr gewöhnlich und zeigt sich in vielen sehr complicirten Formen. Eben so oft kommt eine Art pustulöser Krätze vor, die sich nur dadurch heilen läßt, daß der Kranke den Mantel ablegt, dagegen Hemd und Beinkleider trägt und die Nahrung ändert. Chronische Katarrhe, eine Folge der kalten und feuchten Atmosphäre, die nach einer Hitze von 100° F. in ihren Häusern sehr schädlich wirkt, enden oft in Auszehrung. Im Innern, wo die Eingebornen noch wenig mit Europäern in Berührung kamen, und ihre alten Sitten und Gewohnheiten bewahrt haben, sind die Krankheiten weit minder häufig.

Das neue französische Recrutirungsgesetz.

(Fortsetzung.)

Bei dem Zustande der Bevölkerung, wie er in Frankreich von jeher gewesen, und wie ihn die seit fünfzig Jahren zum Theil mit großer Härte fortgesetzten Aushebungen verschlimmert haben, war das Einsteherwesen ein nothwendiges Uebel; wenn in manchen Cantonen und Arrondissements gar kein tauglicher Mann von 20 Jahren frei war, so mußten Einsteher gestattet werden, und da man sie nicht in derselben Localität bekommen konnte, so haben sich die Versicherungsgesellschaften, welche ihr Netz über ganz Frankreich ausgesponnen haben, ganz von selbst gebildet; die Regierung hatte im Jahre 1841 wegen der vielen Mißbräuche, welche für den Dienst und zum Theil für die Einsteher selbst von sehr nachtheiligen Folgen waren, schon den Entschluß gefaßt, diese Versicherungscompagnien ganz aufzuheben, aber sie konnte mit ihren Ansichten bei der Deputirtenkammer nicht durchdringen, wohl hauptsächlich darum, weil sie nichts wirksameres an die Stelle derselben zu setzen wußte, oder sich getraute. Die Zahl der jährlichen Einsteher beträgt 16,000, und im Jahre 1841 zählte man in der gesammten effectiven Mannschaft 101,000 Einsteher. Da diese Einsteher größtentheils unter den Fahnen zurückgehalten werden, auch wenn andere in unbestimmten Urlaub gehen, so machen sie wohl ein Drittheil der jetzigen activen Armee aus.*) Die Frage über das Einsteherwesen ist daher für das gesammte Heerwesen von großer Bedeutung.**) Sobald die Regierung einmal die Versicherungsgesellschaften belassen und als ein noth-

*) Dadurch erklärt sich einigermaßen, weßhalb ein so großer Theil der von Soldaten begangenen Vergehen und Verbrechen den Einstehern zur Last fällt.

**) Man schlägt die Summe, welche durch das Einsteherwesen in Frankreich jährlich umgesetzt wird, verschieden zu 16 bis zu 32 Millionen an, indem manche als Mittelpreis eines Einstehers 2000 Franken annehmen. Der Preis ist natürlich an verschiedenen Orten sehr verschieden und scheint zwischen 1000 und 3000 Fr. zu schwanken.

wendiges Uebel annehmen mußte, so handelte es sich nur noch darum, wie man dieses Uebel so unschädlich und so gewinnbringend als möglich für die Armee machen könne. Dieß führte zu einer für den Laien anscheinend futilen, in der That aber sehr wichtigen Debatte, ob man den alten Soldaten im letzten oder im vorletzten Jahre ihrer Dienstzeit das Einstehen gestatten solle.

Früher, wo der Soldat seine ganze Dienstzeit hindurch unter den Fahnen blieb, durfte er nur nach völlig vollendeter Dienstzeit für einen andern eintreten. Das verstand sich im Grunde von selbst. Sobald man aber anfing, ihm in den letzten Jahren einen unbestimmten Urlaub zu ertheilen, so stellte sich die Sache anders. Der Soldat einmal aus dem Dienst entfernt, und den Gewohnheiten desselben durch ein- oder mehrjähriges bürgerliches Leben fremd geworden, entschloß sich viel seltener, wieder in Dienst zu treten, als wenn er die Fahne und namentlich sein gewohntes Regiment, seine ihm bekannten Officiere und seine Cameraden nie verlassen hätte. Soult hat erst seit 1836 — wenn wir nicht irren — den älteren Soldaten gestattet, im letzten Jahre für einen Recruten einzustehen; da aber im 6ten bis 8ten Jahre der Capitulation die Soldaten gesetzlich in unbestimmtem Urlaub seyn sollen, um die Staatscasse zu erleichtern, so sah Marschall Soult im Interesse des Dienstes über das Gesetz hinweg, und verordnete, daß diejenigen Soldaten, welche sich zum Einstehen bereit erklärten, dennoch bei den Fahnen und im Solde erhalten werden sollten.*) Er hatte nicht nöthig, wegen dieser Ungesetzlichkeit sich zu rechtfertigen, denn man kam ihm mit Lobsprüchen für seinen einsichtsvollen Diensteifer entgegen. Nun schlug der Herzog von Fezenzac vor, den alten Soldaten das Einstehen im vorletzten Jahre ihrer Dienstzeit zu gestatten; der Marquis von Saint Simon wollte sogar, daß diese Erlaubniß mit dem vollendeten fünften Jahre beginne, wo gewöhnlich die unbestimmten Urlaube ertheilt werden. Es ist hier ganz überflüssig, in das Detail der Gründe für und wider einzugehen, und wir bemerken bloß, daß die Gegner, wie die Vertheidiger des Vorschlags, dem Zweck desselben, so viel wie möglich alte Soldaten unter den Fahnen zurückzuhalten, volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Discussion wurde, wie sich von selbst versteht, fast nur von alten erfahrenen Militärs geführt, es herrschte ein wahres Unisono von Klagen über die geringe Zahl alter Soldaten, und man hob namentlich hervor, daß die französische Infanterie zwar wegen der natürlichen Anstelligkeit der Franzosen schnell gebildet sey, aber gar nicht so schnell die Gewohnheit und die Kraft erlange, Beschwerden zu ertragen, lange Märsche zu machen, schwere Lasten zu tragen, und ihre Waffen unter allen Umständen mit Sicherheit und Gewandtheit zu handhaben. Der Hauptgrund, den die Gegner des Vorschlags anführten, war der, daß die Armee, angenommen die Zahl der militärischen Einsteher steige durch eine solche Vergünstigung auf die Hälfte der Gesammtzahl, also auf 8000 jährlich, diese Anzahl während der zwei Jahre der noch laufenden Dienstzeit verliere, also um 16,000 Mann schwächer werde. Der Grund ist nicht ausreichend, und auch wohl nicht der wahre, denn der Herzog von Fezenzac bemerkte ganz richtig, wenn es zum Kriege komme, so müsse diese Lücke und noch manche andere ohnehin durch kräftigere Mittel, als in dem jetzigen Recrutirungsgesetz liegen, ausgefüllt werden. Der Eindruck, den die ganze, von lauter erfahrenen Militärs geführte Discussion hervorbringt, ist ganz eigenthümlich; man findet sich da den hohlen Declamationen, in welche man sich in Betreff des Kriegswesens seit fünfzig Jahren so oft ergossen hat, gänzlich entrückt und in die praktische Sphäre hineingezogen; nicht ein Schein ist da von den hohlen Theorien allgemeiner Bewaffnung, die nachgerade selbst in Nordamerika, wo doch keine solche politische Nothwendigkeit zahlreicher Armeen existirt, ziemlich lächerlich geworden sind, so daß Van Buren sich getraute, die Grundlage zu einer wahren Heerverfassung vorzuschlagen, und die unnütze Plackerei und Spielerei eines allgemeinen Milizdienstes mit ihrem wahren Namen zu taufen. Die öffentliche Meinung ist in Amerika für eine solche Umformung noch nicht ganz reif, in Europa aber könnte sie wohl allmählich völlig gereift seyn. (Schluß folgt.)

*) Die Folgen dieser Verordnung machten sich bald fühlbar; unter den 101,000 Einstehern im Jahre 1841 befanden sich 27,000 alte Soldaten.

Goldklumpen im Ural.

(Bulletin de l'académie des sciences. 9 Janv.)

Die Minen von Zarewo-Nikolajewsk und Zarewo-Alexandrowsk, im südlichen Theil des Ural auf dem asiatischen Abhang gelegen, haben schon über 6500 Kilogr. Gold geliefert. In dem Goldsande von Miask fand man im Jahre 1826 den großen Goldklumpen von 10 Kilogr. und mehrere andere von 4 bis 6½ Kilogr. wurden nur einige Zoll unter der Rasendecke gefunden. Seit dem Jahre 1837 schienen die Minen von Nikolajewsk und Alexandrowsk erschöpft und man suchte neue Lager in der Nähe, namentlich längs dem Bache Taschku Targanka. Diese sumpfige Ebene zeigte sich sehr reich, und schon im Anfang des Jahres 1842 war das ganze Thal ausgebeutet, bloß mit Ausnahme desjenigen Theils, den die Gebäude zum Auswaschen des Goldes einnahmen. Während des Sommers 1842 beschloß man diese Gebäude niederzureißen und entdeckte hier gerade unter einer Ecke einen Goldklumpen von 36 Kilogr. an Gewicht. Der Goldklumpen, den man im Jahre 1502 auf Hayti beim Auswaschen im Flusse Hayna fand und der mit dem Schiff, mit welchem Bobadilla, Roldan und der kriegerische Cacike Guarionex untergingen, ins Meer versank, wog zwischen 14 und 15 Kilogr. Derjenige, welchen man im Jahre 1821 in den Vereinigten Staaten in der Grafschaft Anson fand, wog 21,70 Kilogr. Die Zunahme des Ertrags der Goldwäschereien in Rußland, namentlich in Sibirien, östlich von der Meridiankette des Ural, ist so groß, daß sie im Jahre 1842 sich auf 16,000 Kilogr. belief, wovon Sibirien allein 7800 lieferte.

Chronik der Reisen.

Reisen eines russischen Officiers im indischen Archipel.

3. Manilla.

(Schluß.)

Zweimal in der Woche spielen um 8 Uhr Abends vor dem Hause des Gouverneurs die Regimentsmusiken. Wir waren angenehm erstaunt,

gutgespielte Ouverturen aus dem Khalifen von Bagdad, der Norma und andern Opern zu hören. Drei Chöre von Blasinstrumenten aus den in Manilla stehenden Infanterieregimentern sind auf dem Platze aufgestellt, jedes spielt der Reihe nach eine Ouverture, dann einen Marsch, und unter letzterem wird nach der Caserne gezogen, wo die Musik noch bis 10 Uhr fortdauert. Zu dieser Musik strömt die ganze Stadt zusammen; ein Theil der Damen sitzt in ihren Equipagen, und hört statt auf die Musik auf die Complimente ihrer Anbeter, andere gehen auf der breiten Straße vor dem Hause des Gouverneurs auf und nieder, und die ganze belebte Scene macht unter dem wunderbaren tropischen Himmel einen eigenthümlichen Eindruck. Die Spielleute bestehen aus Tagalen, die ein besonderes Talent zur Musik haben: sie lernen schnell neue Stücke, vergessen sie aber auch bald wieder. Der Capellmeister ist ein Franzose, der früher in der großen Armee diente und viele Napoleonische Feldzüge mitgemacht hat.

Wer in Manilla sich aufhält, besucht auch die große Cigarrenfabrik; mir wurde aber dieß nicht zu Theil, so wie ich denn auch die Hahnenkämpfe nicht sah. Die Cigarrenfabrik konnte ich nicht besuchen, weil an dem Tage, wo ich mich in der Stadt befand, eben ein katholischer Feiertag war; letztere aber kann man nur an Sonntagen sehen, und am Sonntag waren wir bereits wieder segelfertig, und erwarteten nur einen günstigen Wind, um die Anker zu lichten. Die Fabrica de tabacos in Manilla wird auf Kosten der Regierung betrieben und bildet ihr Hauptmonopol, deßhalb darf niemand Tabak bauen ohne besondere Erlaubniß, und für diese Erlaubniß muß, wie sich von selbst versteht, bezahlt werden. Um diese Verbotsmaaßregel streng aufrecht zu erhalten, unterhält die Colonialverwaltung eine besondere Wache, welche den Tabak auch da ausreißen muß, wo er wild wächst. Die philippinischen Inseln, und namentlich Luçon, erzeugen einen vortrefflichen Tabak, und mit wenig Arbeit könnte dieß ein sehr bedeutender Handelszweig werden, und somit den Wohlstand des Volks bedeutend vermehren, wenn das Monopol nicht wäre. Aber die engherzigen Berechnungen des spanischen Colonialregiments streben, weit entfernt, das Aufblühen der Colonien zu befördern, gleichsam nur dahin, denselben Fesseln anzulegen. Noch vor nicht gar langer Zeit durften Fremde sich nicht im Innern Luçons niederlassen und Plantagen daselbst anlegen. Die trägen Spanier sehen mit Neid die Bereicherung einiger wenigen hier angesiedelten Fremden, deren Arbeitsamkeit dem Reichthum des Bodens, der an Fruchtbarkeit und Vegetationsfülle den schönsten Strichen Indiens und Südamerika's nichts nachgibt, alle möglichen Vortheile zu entlocken weiß. Noch mehr widersetzt sich den Neuerungen, so nützlich diese auch seyn mögen, die Geistlichkeit, welche, wie schon bemerkt, eine unglaubliche Macht über das abergläubische und rohe Volk ausübt. Jetzt ist aber ihre Gewalt bedeutend vermindert, und darum ist auf viele nützliche Veränderungen zu hoffen, um so mehr, als der jetzige Generalcapitän ein charakterfester und verständiger Mann ist. Nichtsdestoweniger kamen uns Gerüchte zu Ohren, die wahrscheinlich von der Geistlichkeit ausgestreut sind, daß man alle Fremden aus Manilla verjagen wolle. Das Mißtrauen und die Furchtsamkeit der Colonialregierung, die ohne Zweifel aus dem innern Gefühl ihrer Schwäche entspringen, sind unglaublich. Die Ankunft irgend eines fremden Kriegsschiffes, namentlich wenn dasselbe die Flagge einer großen Macht führt, erweckt schon Furcht bei den hiesigen Behörden. Der unbedeutende Umstand, daß wir unsern Cours nicht hemmen wollten, um einen Lootsen aufzunehmen, der nicht beizulegen verstand, wurde mit verschiedenen Uebertreibungen erzählt, erschreckte ganz Manilla, und war die Ursache unfreundlicher Maaßregeln. Den Naturforscher der französischen Corvette Danaide wollte man nicht ins Innere von Luçon gehen lassen, um hier seinen gelehrten Forschungen nachzugehen, in der Ansicht, sein Zweck sey ganz anderer Art. Ihre Furcht ist auch vielleicht nicht ganz unbegründet, weil Spanien, durch innere Unruhen geschwächt, nicht im Stande ist, seine Colonien zu vertheidigen, und alle Vernünftigen sind der Ansicht, daß sie beim ersten europäischen Krieg alsbald in die Hände der Engländer fallen werden, denen die philippinischen Inseln allerdings ein leckerer Bissen seyn möchten. Sehr wahrscheinlich ist auch, daß die philippinischen Inseln, durch das Beispiel der andern spanischen Colonien gelockt, sich von Spanien lossagen. Die Faulheit und Unwissenheit der Einwohner, so wie die mit der gesunden Ansicht in Widerspruch stehenden Bedrückungen von Seite der Colonialregierung sind die Hauptursachen des kläglichen Zustandes der Industrie und des Handels auf den Philippinen. In den Händen der Engländer oder Holländer würde diese Colonie bald ein ganz anderes Ansehen bekommen. Jetzt schon ist der ganze Kleinhändel in den Händen der Chinesen, der Großhandel in den Händen der Fremden und zum Theil auch der Chinesen.

Nur die Treue des vorigen Generalcapitäns erhielt dem spanischen Thron die philippinischen Inseln zu der Zeit, wo alle seine Colonien in Südamerika die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzten. Wenn die Colonialregierung verständig genug ist, zu ihrem eigenen Vortheil und zum Wohl des Volks vielen für die Nationalindustrie drückenden Maaßregeln zu entsagen, so kann Spanien allerdings noch lange seine Herrschaft über die philippinischen Inseln behaupten. Sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen, ist sehr schwer, was die Engländer bereits erfahren haben. Manilla ist gut befestigt und kann zu seiner Vertheidigung 5000 Mann regulärer Truppen stellen, die größtentheils aus Eingebornen bestehen. Außerdem wäre es unter der mächtigen Mitwirkung der Geistlichkeit nicht schwer, zur Vertheidigung der spanischen Flagge eine starke Miliz auszuheben, und dann würden, um sich der Colonie zu bemächtigen, sehr bedeutende Streitkräfte nöthig seyn. Aber zu einem glücklichen Widerstande gegen äußere Feinde wäre eine innige Uebereinstimmung unerläßlich. In Manilla aber ist die bürgerliche und die geistliche Gewalt im Streite; die bürgerliche Gewalt hat nicht die Zuneigung des Volks, weil sie die Entwicklung der Industrie hindert, die geistliche Gewalt aber wird durch die Ausschweifungen und das unordentliche Leben ihrer eigenen Mitglieder geschwächt, so wie durch die Ausbreitung der Aufklärung im Volke, welches nach und nach aus seiner geistigen Erstarrung heraustritt, und die Unbilligkeit mancher Ansprüche der Geistlichkeit zu begreifen anfängt.

Vermehrte Anwendung des Eisens. Die unglaublich niedrigen Eisenpreise, die gegenwärtig in England um ein ziemliches unter dem Erzeugungspreise stehen, muntert zu immer ausgedehnterem Gebrauch auch in der Schifffahrt auf. Nach dem Mining Journal (s. Monit. industr. 7 Mai) sind gegenwärtig zwei eiserne Dampfboote auf den Werften von Liverpool beinahe fertig und drei andere sollen demnächst angefangen werden. Hölzernes wird gegenwärtig gar keines gebaut.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Der Emporkömmling.

Am Tage unseres Einzugs in Isfahan wurden wir zuerst von dem jüngsten Sohne des zweiten Staatsministers Sr. persischen Majestät, einem Knaben von etwa dreizehn Jahren, eingeholt. Er empfing uns mit der Ruhe eines alten Höflings. Nachdem er die gewöhnlichen Eingangsbegrüßungen: Ihr seyd willkommen! Ihr erweiset uns Ehre! Seyd Ihr munter? Wie befindet Ihr Euch? Es fehlt Euch doch nichts? abgemacht, folgte eine Pause, nach welcher der kleine Held seine eingelernten Höflichkeiten nochmals von vorne, zu unserer nicht geringen Ergötzlichkeit, wiederholte.

Dem Reisenden, der von Süden kommt, gewährt Isfahan einen grandiosen Anblick. Entzückt von diesem ruft der Perser aus, sein Isfahan sey „nisfeh dscheban," — die halbe Welt!

Für Fremde wie für Heimische sind die Bazars ungemein amusant; alles strömt dort zusammen, Unterhaltung und Erholung zu suchen. Jede Classe der bunten persischen Gesellschaft lernt man hier kennen; manche durch die Mährchen der Tausend und Eine Nacht uns bekannt gewordene Scene findet man hier verwirklicht: der junge Kaufmann aus Armenien, die Frau von Stande auf ihrem Maulesel, von ihrem Hämling und ihrer Sklavin begleitet, der jüdische Arzt, der Datal oder Waarenausrufer, der Bartputzer, Barbar, in einer kleinen Bude sitzend, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Jeder erscheint hier in seinem Berufe, jedes Gewerbe ist hier in allen seinen Eigenthümlichkeiten zu sehen. Die Mollas oder Rechtsgelehrten sieht man gewöhnlich auf Mauleseln umher reiten, um Personen und Sachen zu mustern. Ihr Stand und ihre Würde bringt es mit sich, auf weißen, aus Arabien kommenden Eseln zu reiten.

Wir speisten bei dem Hrn. Minister, dessen Sohn uns so artig begrüßt hatte. Erst saßen wir in einem kleinen traulichen Gemach, tranken Kaffee und rauchten dazu, dann wurden eingemachte Früchte, Confituren und andere Leckereien aufgetragen, auch Eis fehlte nicht; hierauf wurde von einigen Dienern abgeräumt und das Hauptessen angekündigt. Der Minister lud uns ein, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen, wo wir ein auf europäische Weise angerichtetes Mahl vorfanden. Im ganzen Orient hat der Herr des Hauses das Recht, jeden so hoch hinaufzusetzen als ihm beliebt. Davon hatten wir ein Beispiel, denn als die Gesellschaft bereits vollzählig war, kam der Statthalter von Kaschan, ein bescheidener, obwohl sehr vornehmer Mann, und nahm ganz unten Platz. Da wies ihm der Minister, welcher ihm schon durch seine ausgezeichnete Begrüßung seine besondere Aufmerksamkeit erwiesen hatte, einen höheren Sitz an, den er ihn einzunehmen bat. Geschmortes Geflügel mit trefflichem Reis, gebratenes Lammfleisch und Eierkuchen bildeten die Hauptbestandtheile der Mahlzeit. Nach derselben wurde, da es bereits zu dunkeln begann, im Hofe ein Feuerwerk abgebrannt; glänzende Raketen zischten durch die Lüfte, bengalische Feuer erhellten die dunkeln Mauern.

Während dieses Schauspiels sahen wir ein Weib mit stark bemaltem Angesicht und phantastischem Kopfputz an dem Fenster eines der kleinen obern Gemächer. Ihre muntern Blicke aus den großen, glänzenden Augen bewiesen, daß sie sich nicht ungern von uns bemerkt sah. Es währte aber nicht lange, so flog das Fenster zu. Diese Schöne, wer sie auch seyn mochte, erinnerte mich an die Königin Jesabel, welche ebenfalls ihr Angesicht schminkte, ihr Haupt schmückte und zum Fenster heraussah, wie geschrieben steht in den Büchern der Könige.

Da die Geschichte des Herrn Ministers, der uns so trefflich bewirthete, Einsicht gewährt in die wechselnden Ereignisse persischen Lebens, so dürfte folgende biographische Notiz über ihn willkommen seyn. Ursprünglich war er Gewürzkrämer in Isfahan, wo er und seine Familie geboren sind. Seine erste Erhebung aus dieser Niedrigkeit war, daß er Ketkoda oder Viertelsmeister wurde. Bereits auf diesem Posten, wußte er sich bei Hofe durch diverse Aufmerksamkeiten beliebt zu machen. Dann wurde er Stadtdirector in Isfahan, und nach einigen

Jahren Thabit oder Kreisdirector. Durch eine zweckmäßige und gerechte Verwaltung, deren er sich alles Ernstes befleißigte, erhielt sein Name einen guten Klang. Nun machte er sich bei dem Könige durch ein großes Geschenk ungemein beliebt, und weil der damalige Statthalter in Ispahan ein ausschweifender, ungerechter und harter Mann war, gelang es ihm, dessen Absetzung zu bewirken und selbst Statthalter zu werden. Nun wußte er durch seine genaue Kenntniß des Handels und aller Hülfsquellen der Stadt die Einkünfte wie noch nie zuvor zu steigern. Er ward Handelsgenosse jedes Krämers, Pächters und Kaufmanns, half denen die es brauchten, mit Baarschaft aus, und unterstützte die, deren Gewerbe schon schwunghaft war. Auf diese Weise schien er Wohlthaten zu erzeigen, steigerte aber doch nur durch seine vielen Monopole die Preise fast aller Waaren. Da jedoch diese Einkünfte scheinbar ohne Bedrückung der Landleute erhoben wurden, so galt er für einen großen Finanz- und Rentbeamten, und stieg, trotz aller Gegenstrebungen seiner Feinde, reißend schnell im Vertrauen des regierenden Herrn und in Ehrenstellen. Als der jetzige König den Thron bestieg, sicherten ihm sein Eifer, seine Ergebenheit, besonders aber seine großartigen Geschenke die Fortdauer fürstlicher Gunst, und endlich ward er zweiter Wesier. Wie er den Reichthum erworben, wodurch er aus seinem Gewürzladen, aus seinem Spezereigeschäft sich empor arbeitete, ist nicht ganz genau bekannt. Seine Feinde sagen, während der letzten Bürgerkriege in Persien wäre tief in der Nacht ein Zug von Dschafar Khan's Maulesein dicht an seinem Hause vorüber gezogen; zwei hätten sich zufällig von den übrigen getrennt und in seinen Hof verlaufen; sie wären mit Schmuck, mit Edelsteinen und andern Sachen von großem Werth beladen gewesen, welche er sich nach dem Sturz dieses Fürsten zugeeignet habe. Es wäre das ein hübsches Zwischenspiel in einem arabischen Nachtmährchen, und allerdings muß er wohl auf diese oder andere Weise Mirza Schefi, dem damaligen ersten Minister, Geschenke gemacht haben, um nur vor ihn kommen zu dürfen.

Es kann kein auffallenderes Beispiel als ihn geben, wie wenig erlauchte Geburt, Geistesbildung oder andere Gaben nöthig sind, um in Persien ein Staatsmann zu werden. Lesen und Schreiben mußte er freilich, als er nun stieg, lernen; es ist ihm aber so schlecht gelungen, daß er nicht im Stande ist, einen gewöhnlichen Aufsatz zu fertigen. Einst sollte er in einer Audienz bei dem König ein Verzeichniß eben eingegangener Geschenke ablesen; da machte er einen solchen Verstoß, daß Se. Majestät in Zorn geriethen, und ihn beinahe mit höchsteigenen Händen tüchtig abgestraft hätten, wie weiland Kaiser Peter den Menzikof. Da zog sich der Glückspilz durch augenblickliche Erlegung einer beträchtlichen Summe Geldes, als Entschuldigung seiner Unwissenheit, aus der Verlegenheit. Sancho Pansa verstand das Ding doch besser.

Indessen in seinem besondern Fache, Geld zu erheben, neue financielle Hülfsquellen ausfindig zu machen, um des Königs Cassen zu spicken, hat ihn vielleicht noch keiner in Persien übertroffen. Gleichwohl sind die Ispahaner, von welchen doch die Gelder bezogen werden, im Ganzen recht gut auf ihn zu sprechen. Er setzt seinen Stolz darein, die Stadt zu verschönern, so wie auch ihre nächsten Umgebungen, und das ist ihm offenbar gelungen. Die öffentlichen Gebäude sind ausgebessert, zweckmäßig hergerichtet und verschönert, neue Gärten, neue schattenspendende Anlagen angepflanzt worden. Der Landbau ist bedeutend gediehen und allgemein scheint mehr Wohlhabenheit verbreitet als früher.

Die meisten Häuser in Ispahan sind ein Geschoß hoch, aber der Abtheilungen darin so viele, daß selbst die kleinsten eine bedeutende Baustelle einnehmen; was in unsern europäischen Wohnungen durch die Höhe gewonnen wird, geht in Persien, Indien und andern orientalischen Ländern in die Breite. Das Innere der Häuser ist, wie in allen despotisch regierten Staaten, weit besser als es von außen scheint. Wo von der Straße aus fast nichts von einem Hause zu sehen ist als eine kahle Mauer, bleibt für äußere Zierden wenig Raum. Diese fortlaufenden Mauern ohne Fenster geben den Straßen von Ispahan ein geheimnißvolles, ganz eigenthümliches Gepräge. Aus den kleinen Maueröffnungen guckt zuweilen ein vergilbter Eunuch oder ein neugieriges Weibchen auf die unten Vorübergehenden, wodurch das Unheimliche nur noch erhöht wird. Man denkt an Schilderungen von Hafis, von Ferdusi, von Dschelaleddin, von Kosru und Schirin.

Die Eingänge von der Straße in die Häuser sind meist klein und niedrig. Eines armen Mannes Thür ist kaum drei Fuß hoch, und das ist eine Vorsichtsmaaßregel, auf daß die Schergen der Großen nicht hineinreiten und Gewaltstreiche ausüben. Nur eines vornehmen und mächtigen Mannes Wohnung erkennt man an der Pforte, welche je nach der Eitelkeit des Eigenthümers hoch oder höher ist. Eine hohe Pforte ist im ganzen Orient eines der königlichen Ehrenzeichen.*)

Dergleichen Zierart eines Wohnhauses zieht die Blicke der Menge so sehr an, daß, wer für reich gehalten zu werden fürchtet, sie sorglich vermeidet, um den König, die Statthalter und andere hohe Herrschaften nicht lüstern zu machen. Die Kaufleute von Ispahan, unter welchen es einige sehr reiche gibt, haben absichtlich ganz kleine, winzige Eingänge an ihren Häusern, während inwendig große Ueppigkeit herrscht. So hielten es auch die Juden während des ganzen Mittelalters allenthalben im Abendlande, um von übermüthigen Dynasten nicht überfallen zu werden. In der asiatischen Türkei sind manche Leute so eitel, daß sie ein an sich kleines Haus mit einer Pforte, wie sie einem Palast zukäme, versehen; aber sie bezahlen auch gewöhnlich ihre Schaustellung gar theuer. „Wer seine Thüre hoch macht, ringet nach Unglück!“ sagt schon der weise König Salomo.

*) So war es auch in der Vorzeit. Die Thore von Zion, Susa, Babylon, Damaskus, Tyrus werden in den Büchern des alten Bundes sehr häufig mit Hindeutung auf ihre Größe erwähnt. Im diplomatischen Verkehr heißt bekanntlich noch immer das türkische Cabinet die hohe Pforte.

Das neue französische Recrutirungsgesetz.

(Schluß.)

Man erkennt deutlich aus dem Obigen, wie sehr es sich darum handelt, nicht bloß einen Stamm alter Soldaten zu erhalten, sondern überhaupt die Zahl derer zu vermehren, welche das Kriegshandwerk zu ihrer Lebensbeschäftigung machen. Die Gefahr indeß, daß dieß zu weit gehen könne, ist nicht groß, denn der Sold des Kriegers ist gegenwärtig, England ausgenommen, wo das alte Werbsystem noch in voller Kraft besteht, viel zu gering, als daß es viele verlocken sollte, diese Bahn einzuschlagen, wenn irgend eine andere offen steht. Wird hier der Staat durch Gewährung eines höhern Soldes ins Mittel treten? Die Aussicht dazu ist sehr gering, und es würde dadurch auch der Kriegsdienst den für unsere jetzigen Ansichten und Verhältnisse nothwendigen Charakter des Zwangsdienstes, der in der Mehrzahl immer bessere Soldaten liefert, als der freiwillige, verlieren. Doch dieß Capitel würde uns zu weit führen, und wir kommen deßhalb auf denjenigen Punkt, der für den Augenblick der interessanteste ist, weil er zeigt, wie ein Theil der Aushebung doch wieder ins Werbsystem zurückschlägt und immer mehr zurückschlagen muß.

Wir haben oben erwähnt, welch ungeheure Summen in Frankreich durch dieß Einsteherwesen umgesetzt werden; die niederste Angabe ist 15—16 Mill. Fr., die höchste 32 Mill. Bis jetzt mengte sich der Staat gar nicht in den Vertrag zwischen Recrut und Ersatzmann, und auch in der letzten Verhandlung noch bemerkte der Jurist Persil mit doctoraler Weisheit, der Staat könne in diesen Privatvertrag rechtlicher Weise gar nicht eingreifen, als ob nicht der Staat der erste Betheiligte bei der Sache wäre. Große Unordnungen waren die Folge dieser Unterlassungssünde: einige Soldaten gaben das empfangene Geld der Regimentscasse, oder einzelnen Officieren, ja selbst Unterofficieren zum Aufheben. Mit diesem Gelde wurde nicht immer gut gewirthschaftet, und oft erfolgte Verlust ohne Schuld der Depositäre. Sehr vieles von diesen Geldern blieb bei den Assecuranzcompagnien liegen, von denen einige Bankerott machten, eine derselben mit 1,800,000 Fr. Doch dieß waren noch unbedeutende und temporäre Nachtheile, verglichen mit andern, bei dem Einsteherwesen vorkommenden Umständen. Wir wollen sie schildern mit den Worten eines Mitglieds der Pairskammer, Hrn. Bourdeau, in der Sitzung vom 22 April. „Lange vor der Zusammenberufung der Conscriptionspflichtigen durchreisen die Agenten der Versicherungscompagnien die Departements und greifen alle jungen Leute auf (raccoler ist der Kunstausdruck), deren sie nur irgend habhaft werden können, so daß wer einen Einsteher finden will, genöthigt ist, sich an diese Agenten zu wenden. Die angeworbenen jungen Leute werden nun in besondere, zu ihrer Empfangnahme eingerichtete Häuser gebracht, hier bis zu dem für die Conscription anberaumten Tage zusammengehalten, und zu allerlei Ausgaben, angeblich auf Kosten dessen, für den sie einstehen, veranlaßt. An dem anberaumten Tage werden sie gekleidet wie zu einem Fest, nach geschehener Untersuchung, wenn sie als Einsteher angenommen sind, kehren sie in ihren bisherigen Aufenthaltsort zurück, und hier benützt man nun ihre Neigung zur Verschwendung, um sie zu Ausgaben zu veranlassen, für die man sich durch Zurückbehaltung eines Theils ihres Einstehergeldes entschädigt; auch werden besondere Agenten an sie geschickt, um sie zu allerlei Abtretungen und Uebertragungen der zu empfangenden Gelder zu vermögen. So durch Wirthshäuser und durch gewinnsüchtige Agenten ruinirt, kommen sie bei ihrem Corps an, und haben gewöhnlich schon ein Drittheil, die Hälfte, ja drei Viertheile ihres Einstehergeldes vergeudet. Mit der Verzweiflung im Herzen, daß sie auf Jahre hinaus ihre Freiheit gegen eine unbedeutende Entschädigung aufgeopfert haben, werden sie eingereiht, und wie sollte nicht diese Stimmung auf ihr Betragen einwirken? Daher die Vergehen und die Verbrechen.“ Glaubt man hier nicht eine Werbergeschichte aus dem vorigen Jahrhundert zu hören? Die Regierung konnte dem Scandal unmöglich länger zusehen, da die Zuverlässigkeit der in Dienst getretenen Mannschaft darunter allzusehr litt, und machte in dem neuen Gesetze die (in Deutschland längst geltende) Verordnung, daß der Vertrag zwischen dem Recruten und dem Ersatzmann gerichtlich gemacht, daß das ganze Einstehergeld an die Militärcasse entrichtet werden müsse und alle Nebenverträge verboten und nichtig seyen.

Das klingt nun ganz gut, hat aber auch seine bedeutenden Nachtheile, und die Folgen müssen sich in wenigen Jahren zeigen. Der Einwurf, daß der Staat durch die Verwaltung von 80 bis 100 Millionen Einstandsgelder sich eine ungeheure Last aufbürde, ein Einwurf, auf den ein starkes Gewicht gelegt wurde, kann nicht gelten. Die Nothwendigkeit diese Gelder zu übernehmen ist da, und dieser Nothwendigkeit müssen alle andern Rücksichten weichen. Allein mit dieser einzigen Verlegenheit ist die Sache nicht abgethan; wir haben oben gesehen, daß einzelne Departements die nöthige Anzahl Recruten gar nicht, andere nur mit genauer Noth stellen können, und daß die Vorschrift des Kriegsministers, die Einsteher nur aus dem Departement zu nehmen, in welchem der Ausgehobene ansässig ist, an der baaren Unmöglichkeit scheiterte. Sind nun Ausgehobene und Einsteher so weit von einander entfernt, daß es dem Einzelnen unmöglich ist, sich einen solchen zu verschaffen, so müssen die Versicherungscompagnien oder der Staat wieder ins Mittel treten. Die erstern haben bis jetzt ihren Hauptvortheil von den Ersatzmännern bezogen, die um einen Theil ihres Geldes auf allerlei Weise betrogen wurden; da nun aber der Staat durch das neue Gesetz die Möglichkeit dazu abschneidet, so müssen die Compagnien sich an denen erholen, welche einen Ersatzmann suchen. Der Preis der Ersatzmänner muß also steigen, und allmählich auf die mittleren, mit kriegstauglichen Leuten schwächer versehenen Departements als eine furchtbare Last drücken. Elsaß stellte in diesem Jahre für sich selbst 4000 Recruten, und als Einsteher weitere 4000 Mann; schlägt man nun das Einstehergeld nur zu 1500 Fr. für den Mann an, so ergibt dieß eine Summe von 6 Millionen Fr., welche von den innern Departements an Elsaß allein bezahlt wird. Steigt nun der Mittelpreis für den Einsteher auch

nur auf 2000 Fr., — und einige wollen, wie oben bemerkt, 2000 Fr. jetzt schon als den Mittelpreis ansehen — so steigt die Summe für 16,000 Einsteher auf 32 Mill. Fr. jährlich, und der Staat hat somit für die acht Dienstjahre die ungeheure Summe von 256 Mill. Fr. zu verwalten.

Man hat dem neuen System des französischen Ministeriums, welches wie schon bemerkt, in Deutschland seit langer Zeit gewöhnlich ist, den nicht unbegründeten Vorwurf gemacht, es bleibe auf halbem Wege stehen, es sey ein Mittelsystem zwischen dem gemeinen Rechte, welches den Vertrag zwischen Ausgehobenem und Ersatzmann ganz den beiden Vertragenden überlaßt, und dem viel einfachern, offenern System, daß der Staat selbst gegen eine bestimmte Summe die Stellung der Ersatzmänner übernehme. Letzterer Vorschlag ist auch schon in Deutschland gemacht worden, hat aber den Nachtheil, daß dadurch die Regierung wieder zu einem Act Werbsystem greifen muß; auch in Frankreich hat der Staat sich gescheut, geradezu den Grundsatz auszusprechen, daß man den persönlichen Kriegsdienst abkaufen könne. Der Einwurf ist nicht unerheblich, und wird sich schwer beseitigen lassen. Bis jetzt sind die Regierungen diesem unangenehmen Schritt dadurch ausgewichen, daß sie das Einstehen von ausgedienten Soldaten möglichst begünstigten, wie es auch schon das Interesse des Dienstes mit sich brachte. Damit aber wird man auf die Länge nicht auskommen, namentlich nicht in Frankreich, wo die Zahl der Einsteher immer noch im Zunehmen ist, und nur durch den steigenden Preis der Ersatzmänner, also durch die Unmöglichkeit solche zu stellen, vermindert werden kann.

In Deutschland, wo es an diensttauglicher Mannschaft nirgends fehlt, wo nur einzelne beschränkte Localitaten in einem ähnlichen Falle sind, wie in Frankreich eine gute Anzahl Departements, ist die Frage noch bei weitem nicht so praktisch geworden; man darf aber wohl auf das, was in Frankreich geschieht, die Augen gerichtet halten, denn die Erscheinung, daß die Kriegstüchtigkeit der Masse der Nation im Abnehmen ist, steht in Frankreich keineswegs vereinzelt da; sie gibt sich in Deutschland und England kund, und hängt mit gar vielen politischen Verhaltnissen zusammen. Man ist schon haufig gleich bei der Hand gewesen, die Schuld dieser Verkümmerung der des Menschengeschlechts, der wachsenden Industrie und den Fabriken zuzuschreiben. Letzteres ist allerdings local richtig, aber bei weitem nicht in dem Umfang als man haufig glaubt, wovon das Elsaß, welches eine der gewerbsamsten Provinzen Frankreichs ist, und dennoch eben so viel Ersatzmänner stellt, als die Provinz selbst Soldaten zu liefern hat, den deutlichsten Beweis abgibt. Es ist schwer, die lange Kette von Ursachen anzugeben und nachzuweisen, in letzter Instanz liegt sie aber immer in unsern modernen Staatsverhältnissen überhaupt, wo die große Last der Steuern mehr oder minder verdeckt auf die niederste Classe fällt, welche ihren Unterhalt mit ihrer Handearbeit zu verdienen hat, und außer ihrer körperlichen Kraft nichts besitzt. Die Regierungskunst der nachsten Jahrhunderte muß darin bestehen, die Masse wieder physisch und geistig zu heben, dann werden tausend Dinge von selbst ins Geleis kommen, an denen man jetzt fruchtlos herumstümpert. Die in Deutschland herrschende Ansicht, alles zum Waffendienst zu bilden, ist als Idee vortrefflich, bis jetzt ist aber die Ausführung auf unendliche Hindernisse gestoßen. Das preußische System wird in die Länge, wenn es wirksam bleiben soll, ungeheure Summen kosten und allzu lästig fallen; werden aber die Summen nicht darauf verwendet, so verfällt es in ein kostspieliges und doch untaugliches Milizsystem. Der Satz, daß stehende Heere dem jetzigen Bedürfnisse der Staaten nicht mehr genügen können, bleibt immer richtig, die Aufgabe aber, in welcher Art man dem stehenden Heere eine nationale Grundlage geben, und zugleich den immer unabweislichern Anforderungen des Dienstes, der eine größere Anzahl alter versuchter Soldaten braucht, entsprechen solle, ist bis jetzt noch auf keine genügende Weise gelöst worden. Man hat diese Frage in der Pairskammer discutirt in dem Streit über die Reserve; da aber dieß in zu viele militärische Details eingeht, so müssen wir uns einer nähern Ausführung enthalten.

Miscellen.

Das historische Institut in Frankreich sollte am 14 Mai im Palast Luxemburg den neunten historischen Congreß eröffnen. Die Gegenstände, welche daselbst discutirt werden sollten, sind sehr gemischter und zum Theil solcher Art, daß sie wohl das Studium eines gründlichen Forschers in Anspruch nehmen, zu einer Discussion aber keineswegs taugen. Das Echo du Monde Savant vom 11 Mai zählt diese Fragen auf und wir heben merkwürdigkeitshalber einige derselben aus. Allgemeine Geschichte: „welches sind die charakteristischen Züge eines Urvolks und bei welcher Nation Europa's finden sich diese? Welches ist von allen Völkern der Erde dasjenige, dessen Ursprung ins höchste Alter hinaufsteigt? Man soll den Zustand der Gewerbe vor und während der Römerherrschaft in Gallien näher angeben." Was läßt sich wohl bei einer allgemeinen Discussion über solche umfassende Aufgaben sagen? Doch es kommt noch besser. In der zweiten Abtheilung, Geschichte der Sprachen und Literaturen, ist die Frage gestellt: „was war der Einfluß der germanischen Sprache auf die romanischen?" Man möchte es fast als einen Beweis ansehen, wie wenig diese Frage verstanden wird, wenn man die gleich darauf folgenden Fragen erwägt, nämlich, welchen Einfluß die spanische und italienische Literatur und Sprache auf die französische gehabt hätten. Zum Schluß ist noch die Frage angehängt, welchen Einfluß der Romanticismus auf die französische Sprache ausgeübt. Aus der Geschichte der physikalischen, mathematischen, politischen und philosophischen Wissenschaften sind noch weitere fünfzehn, aus der Geschichte der schönen Künste drei Fragen aufgestellt. Unter den ersten sind Nr. 6 „eine vergleichende Analyse der merovingischen (soll heißen: fränkischen), burgundischen und westgothischen Gesetzbücher," und Nr. 9 „über den Einfluß der Völkerwanderungen im 4ten und 5ten Jahrhundert auf den gesellschaftlichen und intellectuellen Zustand Europa's," nicht die schwersten, und was die schönen Künste betrifft, so soll „der Ursprung, die Fortschritte und der Verfall der gothischen Architektur" in aller Eile historisch nachgewiesen werden.

•

Typhöses Fieber bei den Thieren. Ein Hr. Rayer will die Entdeckung gemacht haben, daß auch Thiere von typhösen Fiebern befallen werden können. Er secirte ein Thier, — einen jungen Esel von sechs Wochen, — und glaubte alle Symptome eines typhösen Fiebers zu erkennen. (Echo du Monde Savant vom 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1843.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

Erster Artikel.

Panem et Circenses! war immer das Losungswort der Pariser, ist es noch und wird es bleiben; denn darin ist die Masse der Nation bei allen übrigen Trennungen und Spaltungen in Meinungen und Ansichten eines und ungetheilt. — Und so war es ja auch bei den alten Römern, mit welchen man hier die Neufranken bis in ihren ausschweifendsten Lastern so gern vergleicht. „Brod und Schauspiel!" — Sie haben jetzt beides in Ueberfluß, und als das erstere fehlte, blieb ihnen doch das letztere zur Sättigung ihres Hungers nach Lustbarkeiten und Genüssen, dem sie täglich und stündlich fröhnen. Auch an den schlimmsten Tagen des Schreckens, da der Kopf des unglücklichen Ludwigs XVI fiel, das Blut der Girondisten in Strömen vom Blutgerüste floß, die Hekatomben von Bürgern von Robespierre's Henkern geschlachtet wurden, waren die Schauspielhäuser gedrängt voll! Vom Blutgerüste des Revolutionsplatzes ging es in die Komödie! — Robespierre, der den Leichtsinn der Nation kannte, beförderte auf alle Weise die Befriedigung dieses Hanges, und fünfzehn Schauspielhäuser wurden täglich geöffnet. Dem Tyrannen und seinen Bütteln, den Proconsuln in den Departementen, fehlte bloß der Apparat von Löwen und Tigern und ein Amphitheater von Rom oder Verona; sie würden sonst, um auch hier römisch oder veronisch sich zu zeigen, dem Volk öffentliche Thierkämpfe gegeben, und die Tausende, welche in Masse durch die Guillotine, durch Erschießungen und Ersäufungen umkamen, den Ungeheuern vorgeworfen haben, und der blutdürstige Pöbel hätte, der Neuheit dieser Zerfleischungen wegen, so ruhig zugesehen, als er jenen Metzeleien der besten Staatsbürger zusah. In Ermangelung jenes kostbaren Apparates und passenden Locals that freilich die wüthende Schreckensregierung alles, die Theater zu vandalisiren und aus dem Charakter des Volkes alle Sitte zu verbannen; aber sie ist Gottlob in ihren Reformationsversuchen schmählich gescheitert. Wenn man die alten Franzosen klagen hört, daß die Nation durch die Revolutionszeiten an Feinheit und Artigkeit sehr verloren habe, so muß ihnen der Fremde das freilich glauben, wenn er den vorigen Zustand nicht kennt; ebenso muß er es ihnen glauben, daß man vorher auch in den Schauspielhäusern beinahe wie in den Salons der vornehmen Welt lebte, und bei weitem mehr Urbanität zeigte, obgleich, wer aus England und Deutschland kommt, hier genug anzutreffen meint. Allgemein ist die Aeußerung, wenn man sich über den Anstand und die Ruhe in den großen Theatern wundert, das sey nichts gegen die Schicklichkeit und Stille der guten alten Zeit, man müsse vor der Sündfluth, d. h. vor der Revolution, hier gewesen seyn, um das recht würdigen zu können. Fragt man dann nach den Veränderungen, so steht bei ihnen voran die französische Feinheit, welche ein Ausländer kaum ahnen möchte (so belieben sie sich auszudrücken), von der so vieles dahin sey, was man wieder kaum ausdrücken könnte. Und freilich kann man ihnen darin wohl etwas glauben, denn diese Feinheit ist wirklich den deutschen Fingern oft zu fein zum Ergreifen. Ferner klagen sie, das Zischen und Klatschen sey lauter und plebejisch lärmender geworden, als es zu den stillen, royalistischen Zeiten war. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich dieses, so weit es überall anständig ist, in den großen Theatern immer innerhalb der Regeln des Anstandes und der Bescheidenheit gegen die Zuschauer und Spieler gefunden habe; selbst wo offenbare Cabalen gegen einzelne Spieler und Stücke im Spiele waren, stieg es selten zu dem Lärmen, den man oft, ohne Revolutionszeiten erlebt zu haben, in wohlgesitteten Städten Deutschlands findet, und nie zum Handgemenge und zu ähnlichen Scenen, als sie in London oft in den ersten Schauspielhäusern sind, wo das grobe und plumpe Volk endlich die Sache auf gute Matrosenart entscheidet. Was sich in allen hiesigen Schauspielhäusern unbeschreiblich verschlimmert habe und ganz erbärmlich geworden, sagen die Lobredner der guten alten Theaterzeit, sey das Parterre, welches sonst, besonders im Théatre français, zur Bildung des Dichters und Schauspielers mitgewirkt, dessen zarter Tact für jede Feinheit und für jede Unschicklichkeit und die zartnuancirte Weise ihn zu äußern, für den ächten Kunstfreund oft ein eben so interessantes Schauspiel gewesen, als das, welches auf der Bühne vorgegangen.

Ferner klagen die, so das Alte vermissen, über Unartigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Auch da fällt einem Deutschen so leicht nichts auf, weil bei uns in dieser Rücksicht an den meisten Orten noch so viel zu verbessern wäre. Sie rügen, und nicht mit Unrecht, daß die jungen Leute mit den Füßen auf die Polster der Parterrebänke treten, worauf nachher andere sitzen müssen; daß oft ein halbes Duzend Männer in Einer Reihe sitzt und zusehen kann, wie ein paar Damen stehen und herumlaufen, ohne einen Platz zum Sitzen gewinnen zu können. Es ist abscheulich und war sonst unerhört, rufen sie aus, und wer stimmt nicht gern mit ihnen ein! Je freier und stärker der Mann wird, wenn er es anders jetzt in Frankreich geworden ist, desto milder und aufmerksamer soll er gegen die Schwächern, und also vor allen Dingen gegen das zartere und schwächere Geschlecht seyn, um so mehr, wenn sein Land dieß schon als wohlhergebrachte Sitte geheiligt. Ist man also darin derber und unhöflicher in Paris geworden als sonst, so muß ich es doch zur Ehre des Volkes sagen, daß dieß alles in keine Vergleichung kommt gegen die Verstöße, welche weit häufiger und gröber jenseits des Rheines gegen das schöne Geschlecht gemacht werden.

Im Ganzen zeichnet denn doch die heutigen Franzosen auch hier gegenseitige Höflichkeit und Gefälligkeit aus. Noch mehr aber findet man diese Gefälligkeit gegen die Spieler und eine gutmüthige Feinheit, die man wirklich liebenswürdig nennen muß. Das Interesse, welches der Franzose an jedem Spiele und also auch vorzüglich an den Schauspielern nimmt, ist seinem Charakter etwas durchaus Natürliches und Unverlierbares. Man kann mit Recht von der ganzen Nation sagen, daß sie ohne Spiele gar nicht leben kann, so groß ist ihre Beweglichkeit und Lebendigkeit. Wir andern Nordländer, durch deren Adern meistens auch kälteres Blut fließt, hören leider gewöhnlich gar zu früh zu spielen auf, und nennen in unserm bequemen Phlegma gar zu leicht albern und närrisch, was doch bloß leicht und jugendlich ist, und alle munteren und menschlichen Menschen auch gar zu gut kleidet. Was dem Franzosen nun also diesen angebornen Spieltrieb mit befriedigen hilft, das kann mit Gewißheit auf seine Dankbarkeit rechnen. Nicht leicht also wird er einen Spieler mißhandeln, wo er es durch Uebermuth und Ungezogenheiten gegen das Publicum nicht verdient. Nur diesen gilt das Zischen und Pfeifen oder dem Dichter, dessen Stück entweder durch seine eigene Erbärmlichkeit fallen muß, oder durch die Cabale fallen soll. Wenn aber das Stück nur einigermaßen befriedigt und zusammengeht, ist man für den darstellenden Künstler, für den Dichter, Componisten, Decorateur und Maschinisten mit Beifallsbezeigungen durchaus nicht karg. Alles Lobenswerthe von dem gutgeführten Dialog bis zu einer besonders vortheilhaft angebrachten Beleuchtung wird hier mit Eifer beklatscht, und man fühlt sich angenehm mit erwärmt durch den herzhaften Applaus. Bei uns wird man dagegen oft mit erkältet durch die freilich oft nur scheinbare Kälte des Theaterpublicums, welches die besten Schauspieler in ihren größten Rollen oft bis ans Ende ruhig ausspielen lassen kann, ehe es ihnen den oft verdienten Beifall laut zollt. Fast scheint bisweilen die Bemerkung, unser Publicum sey mehr auf dem Wege des Raisonnements und der Kritik zu der Bildung gelangt die es hat, als durch Genuß und Selbstthätigkeit für die schönen Künste, sich auch im Theater zu bewahrheiten. Man hört da seine Nachbarn über Scenen und Darstellungen, die ein anderes Publicum in Entzücken setzen würden, recht vernünftig und fein urtheilen, und wenn solche Zuschauer sich beim Ausgange vornehmen, das Stück noch einmal zu sehen, so sind sie der vollen Ueberzeugung, alles gethan zu haben, was Direction und Schauspieler nur irgend von ihnen erwarten können.

Das zweitemal sehen sie das Stück wohl mit noch größerer Ruhe, und da sie nun genau vorher wissen was sie von jeder Scene zu erwarten haben, und auch nicht das letzte Wort, nicht den Schluß der Tirade verlieren wollen, so leiden sie gar nicht, daß ein anderer neben ihnen, der lebhafter fühlt, mit seinem Beifall laut werde. So wird bei einzelnem versuchtem Klatschen oft von andern ebenso stark gezischt, um das Klatschen zum Schweigen zu bringen, und das oft aus wahrer Achtung für die Scene. Wie unterscheidet es aber der Schauspieler, der sich natürlich lieber durch allgemeines Beifallgeklatsch als durch den Streit zwischen Klatschen und Zischen unterbrochen sieht, wie unterscheidet er, ob das Zischen ihm oder dem zu frühen Klatschen gilt? Und wie soll der aus Empfindung Klatschende immer genau wissen, wann denn eben die letzte Sylbe ausgesprochen ist? — Unsere Schauspieler selbst haben oft nicht die kluge Theatertaktik hiesiger Schauspieler, um dem Zuhörer das Signal zum Klatschen zu geben. Und kennt der Zuhörer auch immer den rechten Klatschpunkt, wird er die Empfindung, die ihm in jenen Augenblicken des frohen Genusses die Hände zusammentrieb, am Ende der Scene oder gar des Stücks noch eben so lebhaft haben, noch eben so gern äußern mögen? Es ist leicht gesagt: dergleichen laute Beifallsbezeugungen sind überall nur störend und sollten gänzlich unterbleiben. Der stundenlang mit einer sinnlichen Darstellung beschäftigte Schauspieler entbehrt sie sicher immer ungern, und entbehrt nicht bloß eine schmeichelnde Befriedigung seiner Eitelkeit, sondern wohl eine nöthige Anfeuerung und Stärkung, um stundenlang sich in der Spannung und dem Feuer zu erhalten, welche zu einer lebendigen Darstellung nothwendig sind, die so viele Kräfte in Bewegung setzt und aufreibt. Die Erfahrung lehrt auch, daß da, wo der laute Enthusiasmus der Zuhörer die Künstler am lebhaftesten anfeuert, die Ausübung auch wo nicht am vollkommensten, doch am lebendigsten und eingreifendsten ist. Wer öfter mit besonderem Beifall aufgenommenen Vorstellungen in Paris beigewohnt hat, wird sicher bemerkt haben, daß die Darstellung mit jedem Acte an Leben und Kraft zunahm, dahingegen man auf andern Theatern nicht selten das Gegentheil erlebt.

Die Stille und Aufmerksamkeit so vieler Tausende, wenn nicht geklatscht wird, ist in den bessern Theatern wirklich zu bewundern, und auch selbst, wenn man da Langeweile hat, trägt man sie für sich und läßt sie seinen Nachbar zur Rechten und Linken nicht empfinden. Aber diese Langeweile ist selten

anhaltend; man findet doch immer in dem Schlechtesten etwas zur Unterhaltung. Das kleinste Spiel, und auch von den Kleinsten gespielt, ist den Franzosen wichtig, und auf diese Wichtigkeit, die sie ihren Spielen beilegen, bilden sie sich nicht wenig ein. Ich werde unten etwas davon erwähnen, wenn ich auf die Kindertheater komme.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Finnland.

(Von Pastor Stockfleth.) *)

Bei meinem letzten Aufenthalt in Christiania waren meine lappischen **) Spracharbeiten so weit fortgerückt, daß das Neue Testament, ein Abschnitt des alten, eine Liturgie und ein Gebetbuch, so wie mehrere Unterrichtsbücher in lappischer Sprache gedruckt und ausgegeben werden konnten. Ferner war die erste Abtheilung meiner Sprachlehre gedruckt worden, und ich habe die Reinschrift meiner vielen lexikographischen Sammlungen vollendet; nichts stand im Wege meine dritte Reise nach den Finnmarken in Gemäßheit der königlichen Resolution vom 11 September 1839 anzutreten. Am 22 Julius 1840 reiste ich ab und begab mich mit meiner Frau über Kongsvinger nach Kriega, einer kleinen Stadt am Göthacanal, wo wir das Dampfschiff Gustav Wasa bestiegen, das uns und eine Menge Reisender an Einem Tage nach Stockholm brachte. Von dem König und Kronprinzen erhielt ich alle mögliche Aufmunterung zu meiner Reise, und der liebenswürdige Dichter, Bischof Franzen, der die Lappmarken in geistlicher Hinsicht unter seiner Aufsicht hat, sprach mit Wärme und Theilnahme über die von norwegischer Seite getroffenen Anstalten und rieth mir, sowohl in philologischer Beziehung als in Hinsicht auf den Zweck meiner Reise überhaupt zuerst nach dem nördlichen Finnland zu gehen, dann nach den norwegischen Finnmarken und erst im darauf folgenden Winter die schwedischen Lappmarken zu bereisen, um so mehr, als man dann die Zweckmäßigkeit der neuesten Verbesserungen im Unterricht der schwedischen Lappen, der bekanntlich in ihrer Muttersprache geschieht, beurtheilen könne. Die Zahl der Lappen in Schweden beträgt nur 4000 Seelen, dennoch hat Schweden seit langer Zeit und auch neuerdings wieder sich angestrengt, um die Bildung und den Unterricht des Volks in seiner Muttersprache zu ertheilen. Norwegen zählt 10 bis 12,000 Lappen.

Am 3 September verließen wir Stockholm und gingen über Upsala und Gefle nach Hernösand, wo wir uns auf dem Dampfboot nach Wasa in Finnland einschifften und von da zu Land nach Uleaborg gingen. Der Gouverneur Lagerborg, schon seit einem Jahre von meiner baldigen Ankunft und den Zwecken meiner Reise unterrichtet, that mir allen möglichen Vorschub, und gab den Districtsvorstehern Befehl, mir jeden irgend nothwendigen Beistand zu leisten. In Uleaborg hielten wir uns bis zum December auf, da ich hier die Ankunft Dr. Lönnroths, des bekannten finnischen Philologen, abwarten wollte, und setzte hier meine Studien über die finnische oder quänische Sprache fort. Uleaborg ist eine ganz neue Stadt, denn es brannte vor einigen Jahren völlig nieder. Die Häuser sind von Holz und mit wenigen Ausnahmen nur ein Stockwerk hoch, aber groß und recht hübsch, übrigens mit wenigen Ausnahmen noch nicht mit Brettern verkleidet.

Uleaborg ist, wie ganz Finnland, mit Recht wegen seiner Gastfreiheit berühmt. Eine kurze Skizze des Umgangs und des gesellschaftlichen Lebens in Uleaborg mag hier nicht ganz ohne Interesse seyn. Gleich am Tage nach meiner Ankunft wurde ich mit meiner Frau eingeladen. Doch ich muß mit der geehrten Leserin Erlaubniß mit den Herren beginnen. Von einem der Beamten in der Stadt wurde ich angegangen, den Abend einige Stunden bei ihm zuzubringen, „er sey am Abend daheim," und dann würden einige seiner Freunde ihn besuchen. Ist man da so selten zu Hause, dachte ich bei mir selbst. Ich war aufgefordert nicht zu spät zu kommen, und ging deßhalb um 6 Uhr hin. Noch niemand war angekommen, und einige Zeit nachher brachte man mir Kaffee. Ich war erschrocken: zuerst Kaffee, dann Thee, dann Punsch und Toddi und Kartenspiel, und endlich noch nach allem diesem das Abendessen. Ich hörte schon die langweilige Protestation, wenn ich mich zwischen neun und zehn entfernen wollte. Um 9½ Uhr war ich indeß meines Schreckens bereits ledig. Gegen 7 Uhr versammelte man sich und in Einem Augenblick war alles Munterkeit und Leben. Man bewirthete mit Thee und Toddi, einem in Finnland beliebten Getränk. Kein Zwang, kein Nöthigen, jeder füllte sich sein Glas, wie er wollte, kein Kartenspiel, man sprach und scherzte. Unvermerkt schwand eine Stunde nach der andern, und ehe ich es wußte, war halb 10 Uhr vorüber. Ich bereitete mich nun zum Gehen, sah mich um und zu meiner Ueberraschung und Verwunderung wurde ich jetzt erst gewahr, daß die meisten Gäste in aller Stille bereits fortgegangen waren, und daß sämmtliche Anwesende auf dem Punkte standen dasselbe zu thun. Ein paarmal in der Woche kommt man auf diese Weise zusammen, denn wenn man nicht ausgehen, sondern ein paar Stunden in freundlichem Gespräche zu Hause bleiben will, so läßt man dem ersten besten seiner Freunde sagen: „heute Abend bin ich zu Hause." Dieser sagt es wieder einem andern, und so fort. Das Gewöhnlichste ist aber, daß man gar nichts sagen läßt, sondern etwas nach 6 Uhr zündet man mehr Lichter an als gewöhnlich, bereitet alles vor, steckt seine Pfeife an, wirft vielleicht auch da und dort einen Blick auf die Toddiflasche und erwartet nun ganz ruhig die Wirkungen der vermehrten Lichter. Diese bleiben denn auch nicht aus, denn um 7 oder 7½ Uhr ist das Zimmer voll mit Menschen, die ein paar Stunden in munterem Gespräch zubringen und dann wieder verschwinden, um sich nach ein paar Tagen wieder zu versammeln, aber bei einem andern, denn jetzt ist es dunkel bei dem, welcher zuerst Leute bei sich sah. Um halb 7 Uhr geht man durch die Straßen der Stadt und wo man Licht sieht, da geht man hinein.

Meine Frau wurde, wie schon erwähnt, den Tag nach unserer Ankunft gleichfalls eingeladen, und zwar mit dem Beisatz: „zum Kaffee." Auch ihr war es gegangen wie mir, und beide kamen wir fast zu einer und derselben Zeit zurück in unser Quartier bei einem Hutmacher der Stadt, welcher Fremde beherbergte. Die Dame im Hause hat in Uleaborg, wie in ganz Finnland, ihre eigenen besondern Zimmer. Bei dem schönen Geschlecht geht es so ziemlich zu, wie bei den Herren, nur mit dem Unterschiede, daß statt Toddi und Tabak eingemachte Sachen und Backwerk servirt werden, daß die Damen etwas zeitiger zusammen

*) S. Norweg. Constitut. Nr. 43, 47, 64 und 61 v. d. J. Stockfleth ist der ausgezeichnetste Kenner der lappischen Sprache und der eifrigste Verbreiter des Unterrichts und des Christenthums unter ihnen.

**) In Norwegen werden Lappen und Quänen gleichmäßig mit dem Namen Finnen bezeichnet; letztere heißen auch hier immer Finnen, obgleich der Verfasser auch die Finnen in Finnland als Quänen bezeichnet, was wir, um Mißverständnisse zu vermeiden, unterlassen. A. d. R.

kommen, und daß sie sich stets laden lassen, und zwar auf eine Tasse Kaffee, denn in ganz Finnland bewirthet man früh und spät mit Kaffee, wie bei den Türken. Es trifft sich dann zuweilen, daß die Dame und der Herr vom Hause beide an einem Abend verschiedene, von einander unabhängige Kaffee- und Toddigesellschaften haben. Außer diesen freien und ungeladenen Gesellschaften fehlt es natürlich auch nicht an gemischten Zusammenkünften, musikalischen Unterhaltungen, Bällen u. s. w. Die Stadt hatte früher und hat auch jetzt noch ein Privattheater, auf dem aber diesen Winter keine Vorstellungen gegeben wurden. Kurz nach dem Anfang des Winters wurde eine Meile von Uleaborg die Heimführungshochzeit bei einem geachteten und wohlhabenden finnischen Bauern gefeiert. Meine Frau, ich und mehrere andere Personen aus der Stadt reisten dahin, um an dem Fest Theil zu nehmen. Die Hochzeit hatte bei den Eltern der Braut stattgefunden, und der Bräutigam führte nun seine junge Braut heim zu seinen Eltern, wo sämmtliche Gäste vereinigt waren, um den Brautzug mit Gewehrschüssen und Glückwünschen zu empfangen. Die finnischen Bauern haben hier einen eigenen Nationaltanz, der nur von einem einzigen Paar ausgeführt werden kann; mehrere Paare können zwar zu gleicher Zeit tanzen, aber bleiben getrennt, und dadurch unterscheidet sich der Tanz von dem polnischen. Der Tanz besteht darin, daß man sich kreuzweise an den Händen faßt, und während der eine Fuß fest stehen bleibt, dreht man sich um denselben, und führt auf diese Weise sehr einförmige und bald langsamere, bald raschere Schwenkungen aus. Im Stift Bergen findet sich derselbe Tanz. Da auch hier alle mit der Braut tanzen müssen, so sah man von einem erhöhten Standpunkt aus die Gesellschaft sich die ganze Nacht über in kleinen Kreisen drehen.

Am 2 December kam Dr. Lönnroth nach Uleaborg. Sein berühmtestes Werk ist eine Sammlung finnischer Volkslieder in zwei Bänden, Kalevala genannt. Diese Lieder, welche man noch jetzt im Innern des Landes von den ältern Bauern hören kann, bilden ein Ganzes, ein Epos, ein nationales Heldengedicht von hohem Werth für Geschichte und Mythologie, dessen Gleichen kaum irgend ein anderes Volk aufweisen kann. Lönnroth gehört zu den seltenen und ausgezeichneten Menschen. Mit seinem Ranzen auf dem Rücken, wie ein armer umherstreifender Wanderer gekleidet und stets zu Fuß und ohne Wegweiser, zieht er unter den wilden Bewohnern der wilden Gegenden, namentlich in dem russisch-karelischen Gebiet, umher, mit seiner Flöte in der Tasche, um das Volk und die Sprache zu studiren und dessen merkwürdige Volkslieder zu sammeln. Von einem Wegweiser begleitet oder von irgend jemand, der ihm seine Sachen trüge, würde er in Gegenden, wo flüchtige Verbrecher hausen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und wäre der Plünderung und dem Mord ausgesetzt. Wo Flüsse ihm entgegentreten, wirft er sich hinein und schwimmt hinüber, denn Boote sind nicht immer in der Nähe zu finden. Manchmal ist man nicht geneigt, ihm die Lieder vorzusingen oder vorzusagen, daß er sie niederschreiben kann, dann besiegt seine Flöte ihren Starrsinn und Widerwillen, oder er nimmt die Kantele — ein finnisches Nationalinstrument, das sich deßhalb oft in den Bauernhäusern findet — von der Wand; wenn er nun einige dieser Volkslieder gesungen und gespielt hat, da kann der Alte nicht widerstehen, die Gesänge (Runen) brechen nun hervor, strömen über seine Lippen, und er ist selbst darum besorgt, daß sie niedergeschrieben werden. Da diese Lieder, welche Jahrhunderte lang durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht gekommen sind, mehr und mehr verstummen, indem das aufwachsende Geschlecht immer weniger sie sich aneignet, so würden sie ohne Lönnroths Bestrebungen nach kürzerer oder längerer Zeit ganz verloren seyn. Auf einer seiner Wanderungen hatte sich L. einmal in der Nähe eines Herrenguts sehen lassen, das in einer Gegend lag, wo man nicht glaubte, daß für seine Forschungen irgend eine Ausbeute sich ergeben würde. Der Gutsherr lud ihn sogleich zu einem Gastmahl ein, das er eben ausrichtete; mit ungewöhnlicher und deßhalb unerwarteter Bereitwilligkeit nahm L. die Einladung an, und fand sich in seinem einfachen Reisekittel unter den übrigen geputzten Gästen ein. Gleich nach dem Mittagsmahl verschwand L. auf eine unbegreifliche Weise; keiner von den Gästen, noch von der Dienerschaft hatte ihn das Haus verlassen sehen, und doch war es fast eine Unmöglichkeit dieß ungesehen zu thun. Er fand sich nicht bei dem Kaffee, nicht nach dem Kaffee ein, und man hatte bereits aufgehört von einer Erscheinung zu sprechen, die eben so unvermuthet verschwindet, als sich sehen läßt, als einer der Diener hereinkam und meldete: „Dr. Lönnroth sitzt im Hühnerhaus und spielt die Flöte.“ So unglaublich dieß auch war, so überzeugte man sich doch bald von der Wirklichkeit. Eine 64jährige Frau, welche über das Geflügel die Aufsicht führte, war aus einer durch ihre Sänger und Sängerinnen berühmten Gegend; das wußte L. und sonst niemand. Diese Frau war es, welche L. in die Gegend geführt hatte, und die ihn veranlaßte, eine Einladung anzunehmen, welche ihm eine willkommene Gelegenheit gab, die Sängerin zu sehen und den passenden Augenblick zu einer Zusammenkunft wahrzunehmen. L. hatte sie gebeten, ihm zu folgen und zu singen, sie aber befahl ihm seiner Wege zu gehen und sie in Ruhe zu lassen. L. schwieg, setzte sich auf den Boden, zog seine Flöte heraus, spielte und sang dann; nun kam auch die Sängerin mit ihren Liedern herausgerückt, und ließ ihn auch solche niederschreiben, jedoch ohne das Hühnerhaus zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ungeheures Vermögen. Als ein Beweis, welche kolossale Vermögen in England sich anhäufen, theilen englische Blätter (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 10 Mai) Folgendes über den Vermögensstand des kürzlich in seinem 86sten Jahre verstorbenen Hauptes der Familie Arkwright (wahrscheinlich eines Sohnes dessen, der die Baumwollspinnmaschine erfand) mit. Der Vater hatte etwa eine halbe Million Pfund bei seinem Tode hinterlassen, und der Sohn hinterließ jedem seiner fünf Söhne anderthalb Millionen, abgesehen von den Landgütern, die 40,000 Pfund jährlich einbringen und an den ältesten Sohn fielen. Jeder seiner 51 Enkel und Urenkel erhielt 14,000 Pfd., was auch wieder 700,000 Pfd. ausmacht. Was seine Töchter (deren Anzahl nicht angegeben ist) erhalten sollen, ist noch nicht bekannt, beläuft sich aber wahrscheinlich auch in die Hunderttausende, so daß das Gesammtvermögen 10 bis 12 Mill. Pfd. St. betragen muß.

Dwarkanath Tagore und seine Familie. Die europäischen Zeitungen haben zur Zeit der Reise dieses ausgezeichneten Hindu viel von ihm und seiner Stellung in seinem Vaterlande erwähnt; nicht uninteressant ist aber, daß die neueste indische Post (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 8 Mai) die Nachricht bringt, er sey von seiner Familie so angefeindet, daß man ihm den Zutritt ins Familienschloß versage, weil er wiederholt mit den „unreinen Europäern“ gegessen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1843.

Die Handelsunterhandlungen zwischen England und China.

Die neuesten indischen Blätter bringen eine weitläufige Correspondenz zwischen dem brittischen Bevollmächtigten, Sir H. Pottinger, den englischen Kaufleuten und dem kaiserlichen Commissär I-li-pu. Was bei den Unterhandlungen herauskommen wird, ist noch nicht abzusehen; das letzte Schreiben I-li-pu's vom 23 Tag des 12 Monats des 22 Jahres Tao-Kwang (23 Jan. 1843) ist höflich, ohne die gewöhnlichen chinesischen Prätensionen (die er in einigen frühern Schreiben herausgekehrt, aber auf eine derbe Erklärung Sir H. Pottingers fallen gelassen hatte), und in einer Weise abgefaßt, daß man daraus schließen kann, es sey dem kaiserlichen Beamten wirklich um gütliche Beilegung der Sache zu thun. Ob dieß wirklich der Fall ist, kann hier nicht in Betracht kommen, und wir machen nur auf die Art aufmerksam, wie bisher der Handel betrieben wurde. Er war bekanntlich in den Händen einer privilegirten Gesellschaft, der sogenannten Hongkaufleute, die zugleich der Regierung verpflichtet waren, denn bei allen Ausfuhrgegenständen war von den Hongs der Ausfuhrzoll so wie einzelne Nebengebühren bereits auf den Preis der Waare geschlagen, und dieser Zoll wechselte im Verlauf einiger Jahre sehr bedeutend. Im Jahre 1836 rechnete man, daß der Picol (125 Pfund) Thee $2\frac{1}{2}$ Tael (10 fl.) zahle, im Jahre 1842, wo man die Engländer gehörig rupfen wollte, war diese Abgabe auf $8\frac{1}{2}$ Tael (34 fl.) gestiegen, und soll in diesem Jahr auf 6 Taels gesunken seyn. So giengen also nur von diesem einzigen Artikel nach dem Maaßstabe von 1836 eine Million, nach dem von 1843 viertehalb Millionen Taels Zoll durch die Hände der Hongs, und von dieser Summe scheint das Wenigste in die Cassen der kaiserlichen Regierung geflossen zu seyn. Man kann sich denken, daß das Meiste in den Händen raubsüchtiger Beamten und in denen der Hongs selbst blieb, welche zum Theil zu ungeheurem Reichthum gelangten, aber auch, wenn die Gelegenheit sich ergab, gehörig ausgepreßt, nöthigenfalls selbst in die Tatarei verwiesen und ihres Vermögens verlustig erklärt wurden. Jetzt erklärt Sir H. Pottinger peremtorisch, daß er nichts mehr mit den Hongs als einer politischen Körperschaft zu thun haben wolle, daß sie zwar die Mäklergeschäfte nach Gefallen treiben könnten, daß aber die Ausgangszölle fixirt werden müßten, damit der englische Kaufmann wisse, woran er sich zu halten habe. Wie viele Menschen mögen wohl bei den Millionen betheiligt seyn, welche die Hongs seit so vielen Jahren nur allein vom Thee, der andern Ausfuhrartikel zu geschweigen, bezogen hatten? Dem kaiserlichen Commissär scheint es ernst zu seyn, mit der Sache ins Klare zu kommen, wenigstens heißt es in seiner Zuschrift an Sir H. Pottinger: „die Sache muß auf den Grund untersucht und billige Anordnung getroffen werden, so daß der Tarif gleichförmig*) bestimmt und den Zollbeamten der verschiedenen Häfen zugestellt werde, damit in alle Zolleinnahmen Uebereinstimmung komme, und die Hongkaufleute keinen Schutz mehr finden für ihr unerlaubtes, wucherisches Verfahren (illicit and gainhunting practices), das nur immer wieder Uebel und Uneinigkeit erzeugen kann.“ Er fordert deßhalb den englischen Commissär auf, durch die englischen Kaufleute eine Liste aller von ihnen bisher bezahlten Zölle anfertigen zu lassen. Schon diese Aufforderung beweist, daß die Chinesen mit dem wirklich vorhandenen alten Tarif, der ungemein mäßig seyn soll, nicht herausrücken wollen, die englischen Kaufleute aber scheuten sich gleichfalls die verlangte Liste zu entwerfen, weil Zoll und Nebengebühren aller Art durch einander geworfen waren, weil der eine Hong viel, der andere wenig Gebühren berechnet hatte, und sie wohl fürchteten, wenn sie eine Gesammtangabe des Bezahlten machten, so werde man danach den neuen Zoll bestimmen und die Nebengebühren noch dazu kommen. Man sieht, das ganze Zollwesen, wie es in Canton betrieben wurde, ist eine Masse von Malversationen jeder Art, wo reiche und angesehene Leute nebst dem ganzen Troß der niedern Beamten dabei betheiligt sind, daß weder der kaiserliche Commissär, noch der englische in der Sache klar sehen sollen, und es ist kaum zu erwarten, daß es so leicht gelingen wird, den Knäuel zu entwirren. Es ist leicht

*) Es sollen sogar die einzelnen Hongs ganz verschiedene Forderungen von Zöllen gestellt haben.

zu errathen, wer den Aufstand gegen die englischen Factoreien, dessen wir früher (Nr. 88) gedachten, angezettelt und geleitet hat. Die Bewohner Cantons haben seit langen Jahren allen Bemühungen, den Handel auszudehnen und auch von andern Städten aus betreiben zu lassen, jedes mögliche Hinderniß in den Weg geworfen, und gewiß wird auch dießmal keine Mühe gespart werden, um die Sache so lange wie möglich zu hintertreiben. Schon haben sie die dießjährige Handelsperiode wieder gewonnen, denn der Handel dieses Jahrs soll bis zum 1 Julius an noch von den Hongs betrieben werden. Ob es dem kaiserlichen Commissär und Sir H. Pottinger gelingt, trotz aller entgegen geworfenen Schwierigkeiten, das ganze Nest auszufegen und eine geordnete regelmäßige Zollverwaltung einzuführen, das ist noch immer sehr ungewiß, und wenn der Zweck erreicht wird, so zeigt die chinesische Regierung mehr Energie und Ausdauer, so wie eine größere Einsicht in den wahren Stand der Dinge, als man bis jetzt ihr zuzutrauen berechtigt war.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Bei dieser erstaunlichen Vorliebe für alle Schauspiele darf man sich nicht wundern, daß sich in Paris einige zwanzig Theater, kleine und große, für feine und feinste, grobe und gröbste Welt, theils ziemlich leidlich, theils sehr gut halten. Täglich werden mit Ausnahme einiger Ruhetage des einen oder des andern Theaters die folgenden 22 Schauspielhäuser geöffnet: drei Operntheater, die große Oper, die komische Oper und die italienische Oper; fünf Schauspiel- und Melodramentheater: das Théâtre français, und sein Zwillingsbruder in der Vorstadt Saint-Germain mit dem stolzen, athenienßischen Namen Odeon, die Porte Saint-Martin, die Gaité, das Ambigu comique; vier Vaudevilletheater: das Gymnase dramatique, das Vaudeville, die Variétés und das Palais-Royal, und zehn Theater vermischter Gattung: der Cirque olympique, die Folies dramatiques, die Funambules, das Theater der Madame Sacqui, Klein Lazari, das Theater der Porte Saint-Antoine, das des Pantheons, das des Luxembourg, das Gymnase enfantin, das Theater Comte.

Jedes dieser Schauspielhäuser wird stark besucht; jedes hat sein eigenes Publicum, seinen eigenen Geist, sein eigenes Genre, seine eigenen Vorzüge. In den sogenannten großen Theatern ist das Gedränge am ärgsten. Oft kann man es der unausstehlichen Hitze wegen in den gepropft vollen Sälen kaum aushalten; man sitzt darin, wie in einer heißen Badstube, und so interessant auch das Schauspiel seyn mag, so verlangt man doch nur immer nach dem erfrischenden Augenblick, wo man in den Zwischenacten einigermaßen Luft schöpfen kann; mehrere Menschen werden oft krank herausgetragen. Hiezu kommt nun noch das lange Warten vor und zwischen den Stücken; denn um einen bequemen Platz zu finden, muß man früh, oft eine Stunde vorher hingehen, oder eine Loge voraus miethen. An den Zahlcaßen ziehen sich die Schweife von langen, doppelten Reihen Menschen durch die Portiken bis auf die Gasse hinaus, und rücken nach der Ordnung der Zuerstkommenden langsam vor, um Billette zu nehmen. Billethändler bieten vor den Häusern akaparirte Billette aus, die man mit Wucher bezahlen muß, wenn man sich nicht entschließen will, den Cassenschweif durch ein Glied zu verlängern. Zwischen den Acten belästigen einen die Ausrufer von Limonade, Orgeade, Eis u. dgl., und andere wieder, die die Textbücher zu den Opern und ganze Schauspiele, auch Abendzeitungen und Theaterjournale, andere wieder welche Augengläser ausrufen, die alle das ganze Haus von allen Seiten um die Wette mit ihrem Geschrei erfüllen. Dieses ist desto widerlicher an solchen Tagen, wo das Theater, besonders das Français, so voll ist, daß man die Musiker aus dem Orchester hinausgehen läßt, um auch da Zuschauer unterzubringen, und wo dann jene Schreihälse, gleich nach dem letzten tragischen Wort, auf welches sie in den Thüren schon passen, ihr: Orgeat, Limonade, Glaces! marchand de lorgnettes, Vert-Vert, le Messager du soir u. s. w. unbändig losschreien, und so, ganz unbedeckt von Musik, die Ohren und das Gefühl sinniger Zuschauer zerreißen. Eine große Unannehmlichkeit während des Spiels ist bisweilen das Zusammentreffen mit einer verwünschten Menschenrace auf den guten Plätzen, nämlich mit solchen, die freien Eingang haben, und die sich dafür verpflichtet halten, nach jedem hellen Eclat auf dem Theater, sey er auch noch so abgeschmackt, zu applaudiren. Dieses geschieht denn aber nicht, wie in Deutschland, mit zwei bis drei Schlägen in der hohlen Hand; solch ein Bursche setzt sich ordentlich zurecht dazu, legt den Hut bei Seite, klemmt die Zeitung zwischen die Knie und arbeitet nun aus Leibeskräften minutenlang mit Händen und Füßen. Gilt es einem Acteur, dem er besonders zugethan oder für sein Einlaßbillet verpflichtet ist, so fängt er drei- bis viermal hinter einander an und hört nicht eher auf, als bis er die Menge, die in jedes Geräusch nur zu gern einstimmt, nach sich gezogen hat. Bei manchen ersten Vorstellungen könnte man darauf wetten, daß der vierte Theil aller Zuschauer aus solchen Leuten besteht, denn alle Schauspieler, Sänger und Tänzer erhalten zu jeder ersten Vorstellung eine Anzahl Billete für ihre Freunde und Verwandte, die den Claqueurs von Profession, die im Parterre ihren Standpunkt haben, zur Verstärkung dienen. Schlimmer noch als diese Claque-Volontairs ist mitunter die Nachbarschaft von Engländern, deren es hier eine Unzahl gibt, und die manchmal die Hälfte der guten Plätze ausfüllen. Denn die meisten von ihnen verstehen die Sprache nicht hinlänglich, um in den größern Stücken zu folgen, und treiben daher zum Zeitvertreib das albernste Zeug. Sie theilen sich entweder unter einander ihren pariser Lebenslauf mit, oder fragen alles um sich her nach jedem hübschen Gesicht, das sich in den Logen oder auf den Brettern zeigt; wissen sie den Namen, so wollen sie auch die Wohnung wissen, und ich höre ihnen darüber oft so bereitwillig Bescheid geben, daß ich wohl darauf wetten wollte, sie werden die meiste Zeit von den Bescheidgebenden zum besten gehabt. Das macht nun freilich denen viel Spaß, die sich nicht für die Vorstellung interessiren, ist aber höchst lästig für diejenigen, welche mit Aufmerksamkeit hören wollen.

Das Publicum der meisten sogenannten kleinen Theater, welche aber alle so geräumig wie die gewöhnlichen Theater in Deutschland und mit Geschmack decorirt sind, besteht größtentheils aus den niedern Classen; davon zeugt schon die Stickluft, die man an dem Eingange riecht und einhaucht. Aber auch fast jedes dieser kleinern Theater zeichnet sich durch einige gute Schauspieler, Sängerinnen, oder durch ein gutes Orchester, so oder anders aus; und in der That, es verlohnt sich der Mühe, einige Abende der Runde in diesen Schauspielhäusern zu widmen. Nirgends wird so herzlich und kräftig gelacht, als in diesen Tempeln der Volksgötter; aber man verschließe die Nase — und noch mehr die Taschen! denn auch nirgends werden Taschenspielerkünste so gewandt getrieben, als am Ausgang aus diesen Theatern. Hier findet Philippe Meister in seiner Kunst. Das Parterre ist hier eine rohe, schmutzige Menge, die weder Gefühl noch Urtheil hat. Unsinniges Toben und Schreien der Schauspieler, convulsivisches, widersinniges Spiel, das allein wird beklatscht, und mit einer Vehemenz und einem tollen Lärmen bejubelt, daß die Nerven bis ins Gehirn erzittern; dazwischen ein beständiges Toben und Reden unter sich, und neckende Scenen mit den Logen und Galerien und den Zuschauern in den Coulissen, die nicht das Mindeste auf alles Zurufen und Schelten der lauten Menge geben, und es dadurch oft zu ihrer eigenen Lust verlängern. Im Parterre zwischen diesen Leuten zu sitzen, ist für jeden, der wirklich genießen will, ganz unmöglich. Stört ihn nicht Lärm, so thut es das dumme Staunen der pöbelhaften Menge, die alles zum erstenmal sieht, und wie ein ihr verwandtes Thier das neue Thor anstaunt mit offenem Munde dasitzt, oder sich die trivialsten, widersinnigsten Bemerkungen über die oft erlogene histoire scandaleuse der Schauspielerinnen einander laut mittheilt. Nase und Auge wird da ebenso oft beleidigt als das Ohr. Wird ein Platz neben mir leer, so bin ich keinen Augenblick sicher, daß nicht ein hinter mir sitzender, schmutziger Bursche seine kothigen Füße neben mich auf die Bank hinstreckt, oder ein vor mir Sitzender legt sich zurück, auf die Ellenbogen gestützt, dicht neben mich hin und vermehrt den übeln Geruch, den das genossene Bier, Cognac und Tabak schon um ihn her verbreitete, auch durch stark riechende Früchte u. dgl., die er aus der Tasche ißt, und wohl gar mit meinem Nachbar auf der andern Seite über mich weg theilt.

Eine andere Ungezogenheit des Parterre's in diesen Volkstheatern ist, daß die Sitzenden oft stundenlang vorher, ehe das Stück angeht und angehen kann, mit den Füßen und kleinen Pfeifen ungeheuren Lärm machen. Dieser Ungezogenheiten und Plackereien wegen kann man in den kleinern Theatern gar nicht auf das Parterre gehen, sondern muß das Orchester, Balcon, Galerie, Amphitheater und wie die Plätze des ersten Ranges alle heißen, besuchen. Hier ist man nun zwar vor widersinnigem, tollem Applaudiren und vor unnützem Geschwätz eben auch nicht gesichert; es geht denn aber doch im übrigen viel anständiger her, man ist vor Ekel gesichert und die Schwatzenden hören willig auf den Zuruf des Aufmerksamen. (Fortsetzung folgt.)

Folge der Dampfschifffahrt für Westindien.

Man hat oft gesagt, es lasse sich noch gar nicht berechnen, welche Folgen die Dampfschifffahrt für manche Länder haben werde, und dieß bestätigt sich mit jedem Tage mehr. Wie manche Gegenden Englands, von denen nur jetzt das ungeheure London mit frischem Gemüse versorgt wird, während sonst nur die Nachbarschaft Londons es lieferte und liefern konnte, so wird Westindien, — dieß ist die Ansicht des bekannten Hrn. P. Cunningham (s. Col. Gaz. vom 13 Mai) — gleichfalls in ein ähnliches Verhältniß zu England treten; Früchte und andere schnell vergängliche Waaren beider Länder werden, da jetzt die Fahrt nicht mehr als vierzehn Tage erfordert, von einem nach dem andern gebracht werden. Melonen, Bananen u. dgl. kann man jetzt leicht nach England führen, und sie werden wegen ihrer Wohlfeilheit selbst den Mittelclassen zugänglich werden, die sich bis jetzt diesen Genuß versagen mußten. Da frische Kartoffeln, grüne Bohnen u. s. w. das ganze Jahr hindurch in Westindien zu haben sind, so wird letzteres das Gewächshaus für England werden, um ganz England damit wohlfeil zu einer Zeit zu versorgen, wo man sie in England selbst nur aus Gewächshäusern, also mit sehr großen Kosten, haben kann. Diese Aenderungen, welche nach und nach in dem Verkehr mit England vorgehen müssen, werden auch für die Neger eine sehr wohlthätige Folge haben, indem kleine Stücke Gartenland einen immer höhern Werth erhalten, da ein bisher unbekannter Absatz nach England auf diese Weise eröffnet wird, während England früher kaum etwas anderes als Zucker und Kaffee aus den Plantagen bezog, was dazu führte, die Neger in einer sklavischen Stellung auf großen Gütern zusammenzuhalten.

Scenen aus Finnland.

(Fortsetzung.)

Bei seiner Ankunft in Uleaborg brachte Dr. Lönnroth eine freundliche Einladung an meine Frau und mich von Propst Aepmilius und seiner Frau, die in der Nähe von Kajana wohnen, doch ja nicht bei ihnen vorüber zu reisen und meine Frau den Winter über bei ihnen zu lassen, während ich mit Lönnroth weiter reisete, — ein schönes Beispiel von finnischer Gastfreiheit gegen Menschen, die man nie gesehen. Am 8 December verließen meine Frau und ich um Mittagszeit Uleaborg und kamen am 10 Vormittags nach der Pfarrwohnung Paltamo zu Aepmilius, und meine Frau brachte auch wirklich den größten Theil des Winters bei dieser achtungswürdigen und gastfreien Familie zu. Gleich den Tag nach unserer Ankunft war meine Frau die Base und ich der Vetter im Hause, wie dieß auch in den Häusern zu Uleaborg, wo wir Eingang gehabt, der Fall gewesen war. Den 10 Abends kam Dr. Lönnroth nach, und Tags darauf ging ich mit ihm nach seiner Wohnung Polvila, eine halbe Meile auf der andern Seite von Kajana und anderthalb Meilen von dem Pfarrhause Paltamo, dem wir also während unseres Aufenthalts zu Polvila wiederholt Besuche abstatteten.

In Polvila hatte Dr. Lönnroth seine Eltern und Geschwister bei sich; dieß waren finnische Bauersleute und arm, aber die Güte ihres Sohnes und Bruders hat sie aus dieser Lage herausgerissen, obgleich er es nicht thun konnte, ohne sich selbst zu berauben. Er beschränkt indeß seine Güte nicht auf seine Verwandten allein, sondern er ist überhaupt ein Menschenfreund, und obwohl er ein sehr gesuchter Arzt ist und seine Praxis ihm viel einbringen könnte, so nimmt er doch nur selten Be-

zählung an. Wir durchgingen miteinander die lappische Grammatik, so wie etwas von der finnischen, denn zur richtigen Auffassung der einen Sprache kann man die andere nicht entbehren. Sonnabend Vormittag den 16 Januar hatten wir unsere Sachen zusammengepackt, um eine Reise in ostsüdöstlicher Richtung in das Innere des Landes zu machen, dahin, wo die obenerwähnten Volkslieder noch vom Volke gesungen werden. „Nun wollen wir Thee trinken, ehe wir reisen," rief Lönnroth und ging hinaus, um seinen Eltern und Geschwistern noch Lebewohl zu sagen. Um 12 Uhr setzten wir uns an den Theetisch, auf welchem eine kochende Theemaschine stand. Liebe zum Thee, zur Philologie und zu den Menschen sind die Hauptbestandtheile von Lönnroths Wesen. Nachdem wir unsern Theedurst gestillt, setzten wir uns um 1 Uhr in einen Breitschlitten nebeneinander und fuhren ab. Der Weg, den wir wählten, liegt abseits von der Heerstraße, und führte durch ein dünnbevölkertes Land, wo keine Schneebahn für den Reisenden geebnet wird. Die Reise ging deßhalb langsam, und wir kamen an diesem Tage nicht weiter als 2⅓ Meilen (d. h. schwedische, also etwa 4 deutsche). Am folgenden Tage hatten wir gehofft dem Gottesdienste in einer hart am Wege liegenden Kirche beizuwohnen, aber die Hoffnung schlug uns fehl. Mit Anbruch der Nacht näherten wir uns einem Bauernhofe, 4½ Meilen von unserem vorigen Nachtquartier. Wir legten uns in der Pörte (Bauernstube) auf den Fußboden nieder, Lönnroth fiel sogleich in Schlaf, ich aber blieb sehr lange wach. Kaum war ich jedoch eingeschlummert, so kam es mir vor, als hörte ich ein Dröhnen und fühlte eine Bewegung von einer fernen Erschütterung des Bodens, die aber plötzlich so zunahm, daß die Thüre der Bauernstube aufsprang und der Boden unter mir bebte und schwankte. Es war kein Traum; eine Lampe war angezündet, ich richtete mich auf, fuhr aber augenblicklich zur Seite; ich war auf dem Boden ausgeglitten, und meine eine Hand war nahe daran, von zwei scharfbeschlagenen Pferden übel mitgenommen zu werden. Ich erkannte nun die Ursache des Erdbebens in zwei Pferden, die so nahe an meinem Lager sich befanden, daß meine Hände die Füße des Pferdes berührt hatten. Mit Hülfe der angezündeten Lampe wurde ich nun näher bekannt mit der Gesellschaft, die ziemlich zahlreich, aber etwas gemischt war, wie der Leser bereits erfahren hat. Außer einer Menge Menschen war hier ein Hund, eine Katze, die beiden erwähnten Pferde und eine Kuh, die zur Seite eines Webestuhls stand, an dem eine Frauensperson beschäftigt war. Alles war in Bewegung und Arbeit. Ich sah auf die Uhr, es war noch nicht 3 Uhr; ich legte mich wiederum nieder, und um 6 Uhr standen Lönnroth und ich auf: es war natürlicherweise Nacht, aber das erwähnte Frauenzimmer wob beim Schein eines Kienspans noch fort.

Donnerstag den 11 wurden wir vom Fiscal Grogerus, dessen Frau Lönnroth zwei Jahre zuvor vom Tode gerettet hatte, eingeladen, und reisten in seiner Gesellschaft weiter auf sein Hofgut, Merilä genannt. Am folgenden Tage wurde aber Lönnroth zu dem erkrankten Befehlshaber des Districts Stenius zu Sarkila, ⅙ Meilen von Merilä, gerufen; ich blieb inzwischen an letzterem Orte bei dem Fiscal, dessen Familie aus einer Frau und mehreren Kindern nebst einer Schwester bestand, die ein kleines Mädcheninstitut hielt. Ich sah indeß niemand von der Familie, nicht einmal an dem Mittagstisch. Das Wohnhaus bestand aus zwei getrennten Häusern oder „Charaktergebäuden," wie man sie hier nennt; in dem einen hielt sich die Familie, in dem andern der Fiscal selbst auf. Am 23 reiste ich gleichfalls nach Sarkila, wo wir uns wegen der Krankheit von Stenius bis an das Ende des Monats aufhalten mußten, denn früher konnte Lönnroth den Kranken nicht wohl verlassen. Am Montag den 1 Februar verließen wir Sarkila, kamen am 3 um Mitternacht nach Illomantz, 32 Meilen von Paltamo, und wurden daselbst von dem Prediger eingeladen. In Illomantz ist auch eine griechische Kirche, allein der Geistliche war abwesend.

Am 8 Februar mußte ich bereits meine Rückreise antreten, und hatte leider durch den langen Aufenthalt bei dem kranken Stenius den Hauptzweck meiner Reise verfehlt, nämlich in den Landstrich zu gelangen, wo die erwähnten Volkslieder am meisten bekannt sind. Dieser Landstrich beginnt erst zu Illomantz. Nachdem ich noch mit Dr. Lönnroth eine philologische Zusammenkunft auf nächsten Winter in der norwegischen Finnmark verabredet hatte, verließ ich ihn und die gastfreie Pfarrfamilie und reiste an dem genannten Tage ab, nahm aber einen Umweg über Kuopio, der durch einen volkreichern District führte. Am 12 Februar war ich wieder in Paltamo. Kurz darauf wurde hier eine Versammlung der Pfarrer und Schullehrer der gesammten Propstei gehalten, in der Absicht, eine Wittwen- und Waisencasse für die Geistlichkeit und alle dazu gehörigen Beamten zu errichten. Aehnliche Zusammenkünfte wurden diesen Winter in ganz Finnland abgehalten, und es sollten auf denselben Deputirte zu einer Generalversammlung für ganz Finnland gewählt werden. Ich machte auf der Versammlung zu Uleaborg und Paltamo mehrere interessante Bekanntschaften mit finnländischen Geistlichen. Ueberall in ganz Finnland weckte die Vorsorge der norwegischen Staatsregierung für den Unterricht und die Bildung ihrer lappischen und quänischen Unterthanen in ihrer Muttersprache allgemeine Freude, und die Sache wurde in mehrern finnländischen Journalen mannichfach besprochen.

Wegen Unpäßlichkeit mußte ich in Paltamo einige Zeit verweilen, so daß mein gütiger Wirth, Propst Aeymilius, früher noch abreisen mußte zum „Leseverhör," wie man die Sache hier nennt; dieser Art von Katechisation müssen Verheurathete und Unverheurathete bis zu einem Alter von 60 Jahren beiwohnen.

Sowohl Uleaborg selbst, als die zur Stadt gehörige Diöcese war damals in Bewegung; das Pastorat von Uleaborg war nämlich seit zwei Jahren erledigt und war nur von einem provisorisch angestellten Prediger versehen worden; nun sollte das Amt vergeben werden, und bereits hatten zwei Candidaten die Wahlpredigt gehalten; bei dieser Wahl war der gesammte Landdistrict eben sowohl wie die Stadt in hohem Grade betheiligt. Einer dieser Candidaten, ein Prediger in Helsingfors, mußte die lange Reise hin und zurück machen, und erhielt doch das Amt nicht. In Finnland werden keine Propstvisitationen und noch weit weniger Bisthumsvisitationen abgehalten, wie bei uns, ein sehr großer Vortheil, den die norwegische Kirche vor der schwedisch-finnischen voraus hat. Wie sollen doch Leute, die niemals die Bibel lesen, beurtheilen, ob eine Predigt biblisch ist oder nicht, und biblisch soll doch wohl eine Predigt seyn. — Von theologischen Zeitschriften hatte ich Gelegenheit mit zwei sehr christlichen und schön geschriebenen bekannt zu werden; die eine war finnisch (quänisch), die andere schwedisch geschrieben. In dem Finnischen gibt es zwei Uebersetzungen von Thomas a Kempis Nachfolge Christi, von denen die eine durch ihr classisches Finnisch ausgezeichnet ist. Bugge's Postille und Arndts wahres Christenthum sind gleichfalls in diese Sprache übersetzt, so wie noch verschiedene kleinere und größere religiöse Schriften. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Aderbeidschan.

Ardebil, eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern, ist mit festen Mauern umgeben; das Grabmal eines berühmten Scheik lockt viele andächtige Wallfahrer nach Ardebil. Dicht an den Mauern dieses persischen Loretto rauscht ein klarer Fluß mit trefflichen Forellen und Gründlingen, die in den meisten Bächen und Flüssen Persiens zu Hause sind. Dieser helle, fischreiche Fluß entspringt in den Gründen von Sabalan, verbindet sich mit dem Karasu, der aus Quellen in der Ebene von Ardebil entspringt, und fällt bei Aslanda in den Araxes. Wir wurden vom Landpfleger sehr artig aufgenommen; er sandte uns ein Körbchen voll Melonen und einen vortrefflichen Lachs.

Von Ardebil zogen wir gen Churim durch schönes, angebautes, zum Theil wohlbewässertes Land. In den warmen Thälern sahen wir zahlreiche Hirtenzelte und das Vieh graste auf den umliegenden Bergen. Oestlich erblickt man die schneebedeckten Gipfel des Akdag, des weißen Berges. Bald gelangten wir in die große und fruchtbare Pflege von Khalkal, welche für die Kornkammer von Aderbeidschan gilt. Viele außer dem Wege liegende Krümmungen und einige auf Hügeln gebaute Dorfschaften mußten passirt werden. Je weiter wir vorrückten, desto ergiebigeren Boden und ausgedehnteren Anbau fanden wir. Das Hochland verlassend zogen wir abwärts nach den Ufern des Kislosen und hielten im Dorfe Paras an, in dessen Nähe einige sehr auffallende, in geologischer Hinsicht merkwürdige Felsmassen sind. Wir erklimmten einige dieser kahlen Steinwände, unter denen nach der Behauptung der Landleute Gnomen und Elfen ihr Wesen treiben. Wir hatten eine herrliche, weit ausgedehnte Umsicht; das tiefe Thal, durch welches der Kislosen sich schlängelt, lag zu unsern Füßen, und in weiter Ferne, gerade am Horizont gezeichnet, erblickten wir die Schneegipfel der Bergkette von Sahan.

Auf dem Wege nach Paras begegneten wir einer mit Bergsalz beladenen Heerde Esel, welche nach Ardebil ging. Das Salz, sagten uns die Treiber, grüben sie aus einem Hügel bei Landakl.

Die Gegend von Paras hinunter ist großartig; sie bietet die schönsten Umrisse von tiefen Schluchten und hereinhangenden Felsen. An bequemer Furt sezten wir über den Kislosen und kamen in das große Dorf Mamau, woselbst wir einige Stunden rasteten.

Am folgenden Tage erreichten wir Dekargan. Bis hieher hatten wir die Berge von Tebris im Gesicht behalten. Wir bestiegen eine Höhe und erblickten in einer wildromantischen Gegend den Schahisee mit seinen steilen Ufern. Wir glaubten uns in das schottische Hochland versezt, Falken und Habichte erfüllten die Lüfte mit heiserem Krächzen. Das Land um den See herum ist wild und ohne allen Anbau.

Dekargan ist eine Stadt mit Mauern, die innen eben so viel Bäume und Gärten als Häuser hat. Der Zugang ist ungemein pittoresk. Da unsere Zelte am fernsten Ende der Stadt aufgeschlagen waren, mußten wir durch die Straßen und fanden zu unserem Erstaunen statt eines über die Mauer guckenden Gesichtes oder einer vereinzelten Gruppe ein Volksgedränge, eine Menschenmaße, deren geschäftige Blicke uns verkündeten, es müsse hier etwas Ungewöhnliches vorgehen. So war es auch. Es war nämlich Markttag, ein Beweis von dem ländlichen Wohlstande dieser Gegend, von der guten Verwaltung dieses Bezirkes. Auf dem öffentlichen Platze, wo das Landvolk versammelt war, erblickten wir eine schöne, von Pfeilern getragene, mit einem flachen Dache versehene Moschee. Zwischen duftenden Gärten wurden unsere Zelte aufgeschlagen. Der beste Wein, welchen die Armenier in Tebris keltern, ist aus den Trauben von Dekargan; Aepfel, Birnen, Melonen und Pfirsiche gedeihen hier vortrefflich.

Maraga, eine uralte Perserstadt, wird allenthalben von grünen Bergen beherrscht. Nordöstlich von der Stadt ist ein großer, sehr merkwürdiger Begräbnißplatz, woselbst sich viele alte Grabsteine mit kufischen Inschriften befinden; auf manchen sind Bogen und Pfeile, Schwerter und Schilde, die das Grab eines Kriegers bezeichnen, ausgehauen; auf einigen sieht man Hämmer und Ketten, auf andern Bücher und Lesepulte

abgebildet. Auf einem dieser in artistischer Beziehung so interessanten und beachtenswerthen alten Grabdenkmale ist ein Mann ausgehauen in voller Rüstung und zu Pferde.

In den nahen Bergen finden sich einige merkwürdige Mineralquellen; sie entsprudeln mehr oder minder kräftig der Erde. Am merkwürdigsten sind zwei dicht neben einander, ein kalter und ein warmer Quell. Dann ist wieder einer, der mit ungleicher Kraft dem Felsgestein entquillt, manchmal gewaltig hervorsprudelnd, manchmal nur tröpfelnd; das Wasser ist stahlhaltig.

Maraga liegt in einem langen, engen Thale. Im Westen ist die Stadt von einer Hügelreihe umgürtet; viele dieser Hügel ließ ein alter Beherrscher des Landes abtragen, um die Beobachtungen auf seiner prächtigen Sternwarte zu erleichtern, wo Nasireddin Tusi, der gefeierte Astronom, mit den besten Sternkundigen jener Zeit die Bewegungen der Himmelskörper beobachtete. Ueberbleibsel dieser berühmten Sternwarte sind noch zu sehen.

In den Bergen und Felsklüften um Maraga hausen Gemsen, Hirsche und Antilopen, deren die älteren Poeten des Landes häufig gedenken. Wir widmeten, von zwei recht angenehmen persischen Jünglingen begleitet, zwei volle Tage der Waidmannslust und waren so glücklich, unsere nomadische Wirthschaft mit einer ganzen Ladung Wildpret zu versehen; nun hatten wir Braten die Fülle und dazu köstlichen Rebensaft von Dekargan.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Etwas ganz Eigenes, was ich wenigstens sonst nirgends bemerkt habe, ist es, daß man hier in allen Theatern eine besondere Polizei für die Logen hat, auf deren Beobachtung das Parterre streng hält, und jede Verletzung derselben mit einem plötzlichen Zischen und Stampfen bestraft. Es ist nämlich die angenommene Sitte, daß aus den Logen Niemand weit mit Kopf und Schultern sich vorlehnen, noch irgend etwas, z. B. einen Arm, einen Hut, Sonnenschirm, Fächer oder ein Umschlagtuch heraushangen lassen darf. Wer sich darin vergißt, hat augenblicklich alle Augen auf sich, und bald alle Kehlen und Arme im Zeigen und Pfeifen gegen sich. Ich denke, diese angenommene Sitte bezieht sich mehr auf die Bequemlichkeit der andern Zuschauer in den Logen, als auf akustische Rücksichten der Bühne. Denn wenn viele sich auslegen, oder auch Hüte und Tücher fliegen und hängen lassen, so wird dem Sehen mancher andern dadurch geschadet, nicht zu gedenken, daß diese schlecht angebrachten Zierrathen auch der Schönheit der netten Theater keinen Vortheil bringen. Auch nichts Närrisches und nur Aufsehen Erregendes darf in den Logen erscheinen, ohne sogleich bemerkt und ausgezischt zu werden; ferner darf das Logenpublicum nie vergessen, daß es im Theater wie in Gesellschaft ist, jede allzu bequeme Stellung, jedes allzu vertrauliche Flüstern erregt Mißfallen und Hohngelächter.

Eine große Unart aber haben die Pariser selbst in den bessern Theatern mit den Zuschauern fast aller Orten gemein, nämlich die, Worte des Stücks auf die Spieler, noch mehr auf die Spielerinnen zu beziehen und ihnen so gelegentlich ein Compliment zu machen. Daß dieß einige Stutzer und Stutzerinnen thun, kann man noch weniger abgeschmackt finden, als wenn ein so gebildetes und gesetztes Publicum, wie das des Théatre français, es stillschweigend oder gar einstimmend gutheißt; aber eine Abgeschmacktheit bleibt es immer, die nicht nur den angenehmen Schein stört, sondern auch die Spieler recht eigentlich gewöhnt, sich selbst zu spielen, nicht aber den eigentlichen Charakter, der in ihrer Rolle liegt. So eine feine Schauspielerin unterläßt auch nie, sich für eine so gefällige Deutung mit einem freundlichen Nicken oder gar mit einem artigen Knicks zu bedanken. Man ist hier so daran gewöhnt, daß man das Unschickliche davon gar nicht einsieht; die, welchen die Schmeichelei gilt, haben eine so feine Witterung, daß sie auch die zarteste Anspielung und leiseste Deutelung sogleich verstehen.

Die andern Anspielungen, die zu verhüten man noch vor kurzem so große Anstalten machte, und die noch jetzt so bedeutend scheinen, daß allein ihretwegen gewisse Stücke noch jetzt nicht gespielt werden dürfen, kommen seit der Wiedereinführung der Theatercensur weniger vor und haben das Heftige und Lärmende des Parteigeistes verloren, der die Bühne als Bühne aufgegeben zu haben scheint; doch wird diese Art der Beifallsbezeugungen, die das Schauspiel auf eine ganz eigene Weise interessant macht und den Geist des Tages und die Stimmung des Publicums bedeutsam offenbart, hier noch immer, wiewohl mit nicht so reichen Beziehungen als ehemals, ausgeübt. Wo die öffentliche Meinung irgend etwas gilt, da ist dieses Anspielen eine äußerst interessante und wichtige Art von Censur, von Belohnung und Strafe, ein gar feiner, politischer Thermometer. Wo Gesetze und Polizeianstalten gar nicht hinreichen, wirkt sehr oft Ein Wort des Stücks, das vom Parterre durch einen allgemeinen lauten Ausruf, Freude oder Abscheubezeugung herausgehoben wird, unbeschreiblich viel. Dieses setzt aber nicht nur ein empfängliches, feinfühlendes und selbst witziges, sondern auch ein sehr gebildetes Publicum voraus, wie Paris es vor vielen andern Hauptstädten Europa's besitzt. Jetzt werden durch solche moralisch-politische laute Aeußerungen des Publicums vorzüglich die Worte herausgehoben, die sich auf die Gewinn- und Titelsucht der neuen Geldreichen, oder gegen die Börsenmänner beziehen lassen. Man hat da oft vielen Spaß, weil der Pariser sich wenig genirt.

Ein Hauptvorzug der französischen Bühne hat immer darin bestanden, daß die verschiedenen Genres gänzlich von einander gesondert waren, und auf jedem der besondern Theater die bestimmtesten, oft wiederkehrenden Hauptcharaktere von vorzüglichen Künstlern allein und ohne Verwechslung mit andern entgegengesetzten Charakteren gespielt wurden. So bildete sich das ganze innere und äußere Wesen eines Schauspielers zu einer Sicherheit und Reinheit in Ton und Form, wie man sie

bei andern Nationen, wo Ein Schauspieler oft alle Rollen, vom Könige bis zum Sklaven, vom Opferpriester bis zum Lustigmacher spielt, äußerst selten findet. Diese ewige Theatergesetzlichkeit bildete auch beim Publicum, welches die verschiedenen Theater fleißig besuchte, ein gewisses, sicheres Urtheil, das nicht selten Gefühl und höhern Geschmack in gewissem Grade ersetzte, und den Schauspieler nicht leicht in die Verlegenheit brachte, vor einer rohen Menge seine Kunst wegwerfen zu müssen. Die Kunstkritik ward neben der darstellenden Kunst ausgebildet, und mehrere sehr gut redigirte Zeitschriften sicherten das große Publicum wenigstens vor der Gefahr, durch unzeitige, vorlaute Aeußerungen seine Unwissenheit zu verrathen. Es bestand zwischen dem Theater und dem Publicum ein gewisser gesetzlicher Zustand, den langes Herkommen heiligte. Die Kunst und der Geschmack des Publicums wurden andererseits freilich dadurch auch beschränkt und das Fortschreiten erschwert.

In einer so bestimmt fixirten und zum Theil auf Weltconventionen begründeten Kunst, wie z. B. die französische Tragödie ist, gibt es aber ein Maximum, das nicht überschritten werden kann und darf. Und ist dieß einmal erreicht, so beruht hiebei der höhere Genuß derer, die sich darauf verstehen, eben so gewiß auf dem ergebenen Vertrauen der gläubigen Menge, wie in höheren Angelegenheiten der Weltregierung und des gesellschaftlichen Wohls. Das Théâtre français bemüht sich noch am meisten, das alte Geleise zu halten und im gewöhnlichen Gange zu bleiben. Es hat aber gegen das von allen Seiten eindringende wilde Wasser des neueren Drama's zu kämpfen, und das Bestreben einiger der ersten Talente, mehr und etwas anderes als französische Tragiker seyn zu wollen, trägt selbst dazu bei, die alte Einheit zu zerstören. So hat man hier in der Tragödie noch recht angenehmen Genuß an einzelnen Talenten, aber fast nie, oder doch sehr selten, im Ganzen. Dieß genießt man hier nur noch im Lustspiel.

Auf diesem Theater habe ich besonders Aufschlüsse über das Unterscheidende und Charakteristische des französischen Spiels erhalten, und hier sah ich die dramatische Kunst wieder aufs engste mit dem ganzen Gemüthe und den Sitten dieses Volkes zusammenfließen. Nach diesen Beobachtungen muß ich es geradezu gestehen, daß mir kein europäisches Volk so ganz zur Komödie gemacht scheint, als die Franzosen. Man gehe ihre ganze Geschichte zurück, und lasse es sich nicht verdrießen, die undankbaren Chroniken des Mittelalters auszustäuben, und schon da wird man finden, wie ein unwiderstehlicher Hang dieß Volk von jeher zu Spielen des Scheins und zu Darstellungen trieb. Wo ward das Ritter- und Turnierwesen so ausgebildet? Wo hatten die Feste und Vermählungen großer Häupter so viele Aufzüge und Darstellungen mythischer und biblischer Personen? Aus diesem Triebe, alles zu bilden und mit allem zu spielen, ist endlich die Gewandtheit und Urbanität der Sitten hervorgegangen, worin bis jetzt noch keine andere europäische Nation der französischen gleichkommt. Diese und die seltene Herrschaft, welche der Franzose über seinen Leib zu erringen weiß, werden ihn für's erste immer zu einem trefflichen Spieler im Komischen machen. Dem leicht fassenden und wiedergebenden Charakter des Volkes sind auch die Stücke meist angemessen, welche gespielt werden. Neben einigen Meisterwerken des großen Molière, mehreren sentimentalen Dramen von Diderot, Destouches und Beaumarchais und verschiedenen moralisirenden Lustspielen von Collin, Andrieux und Picard, tändeln die meisten beliebten Stücke des classischen Lustspiel-Repertoirs den leichten Gang des Volkes so hin. Wenn man sie bloß liest, glaubt man nur blitzende Wasserbläschen zu sehen und hat zuletzt Langeweile; aber kaum erscheinen sie auf dem Theater, so gewinnt alles in ihnen Leben und Wirklichkeit, und man erröthet, daß man sich so deutsch irren konnte. Doch will ich hiemit keineswegs in Abrede stellen, daß nicht viele dieser angenehmen Nichts so dünn und flach sind, daß sie durchaus der Vorstellung bedürfen, um nur einen Augenblick genießbar zu seyn. Es bleibt darum doch der Charakter des Trefflichen, daß es auch todt auf dem todten Papiere gefallen muß. Und wer will es am Ende läugnen, daß die ästhetische Bildung der Franzosen eine ewige Flachheit ist, so wie ihr Leben? Aber befleißigen wir andern Europäer uns nicht derselben Flachheit? Und dazu haben wir noch die Schwerfälligkeit und oft den Bombast auch im Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Finnland.

(Schluß.)

Außer dem philologischen Nutzen und der Nothwendigkeit meiner Verbindung mit Lönnroth war auch eine nähere Bekanntschaft mit dem finnischen Volk in seiner Heimath durchaus nothwendig für eine richtige und vollständige Auffassung und gerechte Beurtheilung dieses Volks, das in großen Schaaren in das nördliche Norwegen eingewandert ist, und noch immer einwandert und sich niederläßt. Ich habe Finnland in verschiedenen Richtungen durchreist, in Gegenden, wo das Volk wenig und wo es in hohem Grade fremder Einwirkung ausgesetzt ist. Die Finnen*) sind ein kräftiges, abgehärtetes und arbeitsames Volk, fleißig und ausdauernd; allerall, wo ich reiste, war man Morgens bereits zwischen zwei und drei auf; es ist mäßig und genügsam, seine Sitteneinfachheit, seine beschwerlichen Arbeiten, seine sparsame Lebensweise und die daraus folgende frühzeitige Angewöhnung an harte Arbeit, alles dieß hat einen tiefeingreifenden Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters; indeß sind sie auch häufig eigensinnig, unbändig und zugleich phlegmatisch. Das letztere findet namentlich im Innern des Landes statt; während die finnischen Bauern auf der allgemeinen Heerstraße oft mit ihren Pferden unbarmherzig fahren, setzt ihr Phlegma und ihr langsames Fahren im Innern oft die Geduld der Reisenden auf eine harte Probe; ich hatte das Volk kennen gelernt, und setzte deßhalb stets Phlegma dem Phlegma entgegen, obgleich Phlegma sonst eben nicht meine Tugend und mein Fehler ist. — Im Ganzen genommen herrscht Nüchternheit, an einigen Orten in hohem Grade. Ein lebendiger christlicher Vortrag vom Altar oder der Kanzel verfehlt niemals seine Wirkung.

---

*) Hier, wie Eingangs erwähnt, immer Quänen genannt. A. d. R.

Die Finnen sind vortreffliche Krieger, und man kann Finnlands Kriegsgeschichte nicht lesen, ohne Achtung zu fühlen für ihre Tapferkeit und Ausdauer. Der Kaiser sieht es daher gern, wenn sie Dienste sowohl in seinem Landheer als in der Marine nehmen. Sie sind indeß frei vom Militärdienst, und es gibt keine andern finnischen Truppen, als ein Garderegiment, das einen Theil des Sommers in Petersburg zubringt.

In den Städten besteht die Bevölkerung aus Finnen und Schweden, weßhalb auch allenthalben in den Städten in beiden Sprachen Gottesdienst gehalten wird. Die Schweden haben namentlich am Meeresufer sich niedergelassen. Es ist merkwürdig, daß beide Stämme sich nie vermischen und immer nur einzelne beide Sprachen verstehen. Z. B. auf dem Wege von Wasa nach Uleaborg stößt man auf Bauernhöfe und Wirthshäuser, wo nur schwedisch gesprochen und verstanden wird, kurz darauf auf andere, wo man nur Finnisch versteht und spricht, obgleich die Höfe dicht nebeneinander liegen. So viel fürs erste über die Finnen und deren Heimath. In dem Maaße, als mein Tagebuch fortschreitet, soll der Leser das Volk von Finnlands Gränzen gegen Norwegen hin, so wie die in Norwegen angesiedelten Finnen näher kennen lernen.

Am 10 März verließen wir endlich das gastfreie Uleaborg und trafen am 12 in dem 16 Meilen entfernten Torneå ein, ließen hier unsern Paß visiren und setzten dann unsere Reise sogleich nach Happaranda fort. Ein Abstecher nach Luleå in Schweden hielt uns einige Tage auf, dann setzten wir unsere Reise nordwärts fort und kamen am 19 nach Ober-Torneå. Nach ein paar Stunden Aufenthalt wurde die Reise nach Purainen fortgesetzt; hier trafen wir einige Gebirgslappen, und unter diesen einen aus Kautokeino, der mich augenblicklich fragte, ob ich jetzt lappische Bücher mitbrächte. Dieß Gebirgsvolk brachte Handelswaaren nach Ober-Torneå. Ich hielt hier das Abendgebet für die anwesenden Lappen. Während des Lesens kamen drei finnische (quänische) Bauern ganz nackt herein; sie kamen aus dem Bade, und um keine Störung während des Gebets zu veranlassen, setzten sie sich so lange ruhig nieder, ohne daß dieß die geringste Aufmerksamkeit erweckt oder die Andacht gestört hätte. Am andern Morgen setzte ich nach abgehaltener Morgenandacht meine Reise fort, und kam am 22 März nach Muonioniska, wo ich bei Pastor Liljeblad wohnte. Um diesen Ort her sind einige Kautokeino-Gebirgslappen,*) und mit einigen von diesen begaben wir uns am 26 März auf den Weg, tummelten uns drei Tage lang auf den Gebirgen mit Rennthieren umher, bis wir am 29 Nachmittags nach Kautokeino kamen, oder, richtiger gesagt, nicht nach diesem Kirchenort selbst, sondern nach dem eine Meile davon liegenden Avzhje, wohin die meisten Bewohner von Kautokeino in den letzten Jahren gezogen sind.

Wir waren natürlich gleich umringt von den anwesenden Lappen, und ohne alle Veranlassung von meiner Seite fiel das Gespräch sogleich auf Bücher. Der Kirchenvorsänger des Orts, norwegischer Dolmetscher und Schulmeister, Clement Gundersen, kam sogleich zu mir, zog die lappische Tabelle über die von dem Wort „Licht" in der lappischen Sprache abgeleiteten 465 Worte aus dem Busen und sagte mir auf norwegisch: „ja, lieber Prediger, ich wundere mich sehr über dich und über diese Tabelle; ich habe mit dem größten Fleiß und Mühe alle diese Worte studirt, um doch wo möglich einen Fehler zu entdecken, aber ich kann keinen finden, jedes Wort ist gutes, ächtes und deutliches Lappisch. Es sind wohl manche Worte da, die in der Sprache dieser Welt nicht gebraucht werden, sondern nur von höhern Dingen und Gedanken, aber jedes Wort verstehe ich, und darüber wundere ich mich so und freue mich." Viele von diesen Worten sind veraltet und zusammengesetzt, oder durch eine angehängte Partikel so abstract gemacht, daß viele von denen, welche behaupten und jetzt noch der Ansicht sind, daß es der Sprache an Worten für abstracte Begriffe mangle, Mühe haben werden, dem abstracten Ideengang des Volks und der Sprache zu folgen.

Als wir am andern Tage nach Alten hinunter reisten, übernachteten wir in einem der vorläufig auf öffentliche Kosten aufgeführten Häuschen, das aber in schlechter Verfassung und voll Löcher war; zudem ging die Thüre unmittelbar hinaus in die freie Luft, ohne irgend ein Vordach, und so oft die Thüre aufging, wurde der innere Raum voll Schnee und Regen. Wir waren am andern Morgen, als wir uns wieder in unser Fuhrwerk setzten, ganz steif vor Kälte. Das Häuschen war aufgeführt aus dünnen und schmalen Holzstücken, die nebeneinander eingesetzt und schlecht mit Moos verstopft waren; der vom Feuer aufgethaute Schnee drang nicht nur durch die schon erwähnten Löcher und Ritzen, sondern auch durch das Moos und tropfte unaufhörlich auf uns nieder. Wenn man durch Unwetter genöthigt wird, mehrere Tage in einem solchen Häuschen (gam) zuzubringen, so kann man sich leicht vorstellen, was man aussteht, und daß es sich um Gesundheit und Leben handelt. Dazu kommt noch, daß oft mehrere Menschen zusammentreffen, und daß die das Postfuhrwerk leitenden Lappen ebenso berechtigt sind, eine Liegerstatt, Wärme und Obdach in dem Häuschen zu suchen, wie jeder andere Reisende. Namentlich ist der Weg zwischen Alten und Kautokeino eine wahre Heerstraße, die von Reisenden aller Stände, In- und Ausländern, sehr stark befahren wird. Nach einer k. Resolution sollen jährlich 500 Speciesthaler zur Beförderung und Unterbringung von Reisenden an unbewohnten Stellen verwendet werden, und in dieser Hinsicht ist noch sehr viel zu thun, namentlich in der Finnmark. Da seit 1835 gewiß eine hinreichende Summe zusammengespart worden, so steht wohl der Ausführung eines so nützlichen Vorschlags nichts mehr im Wege.

Am 31 März war es, als wir nach Alten aufbrachen, eine rasche Rennthiergaloppade brachte bald Wärme in die Glieder, und uns noch denselben Tag zeitig in das schöne Alten. Vergessen waren die Beschwerlichkeiten der Reise, und das Vergnügen frisch und gesund wieder hieher zurückgekommen zu seyn, um in des Herrn Namen fortzusetzen, was in des Herrn Namen begonnen war, wurde noch erhöht durch das unerwartete Zusammentreffen mit Freunden und Bekannten aus verschiedenen Gegenden der Finnmark, die wegen einer Amtsversammlung hier zusammengerufen worden waren.

Hiemit schließe ich den ersten Auszug aus meinem Tagebuch.

Kautokeino, 29 Dec. 1842.

Stockfleth.

*) Hier immer Finnen genannt; wir müssen aber zum Unterschied von den gewöhnlich so genannten Finnen, die jedoch zum Quänenvolk gehören, hier den gebräuchlichern Namen „Lappen" setzen. A. d. R.

Dürre in Penang. Nachrichten vom Ende Februars zufolge herrscht auf dieser Insel eine sehr starke Dürre, so daß nicht nur eine Menge Quellen versiegt sind, sondern selbst Häuser und Meubles den größten Schaden leiden. Man will bemerkt haben, daß eine solche Dürre alle 4 oder 5 Jahre in Penang eintritt. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 8 Mai.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1843.

Geschichte der baptistischen Missionsgesellschaft von 1792 — 1842.

Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Cox, einem Geistlichen der Baptistensecte, ein Werk in zwei Bänden erschienen. In England sieht die Staatskirche allzu oft noch hoch herab auf die Secten, sucht ihnen ihre Widersprüche und die Mangelhaftigkeit ihres Lehrbegriffs nachzuweisen und wirft ihnen Unwissenheit, Aberglaube und Heuchelei vor. Der Vorwurf mag in mancher Beziehung nicht ungegründet seyn, trifft aber auch die Staatskirche selbst. Diese kann sich jedenfalls mit den Secten hinsichtlich der Thätigkeit, mit der diese sich um den Unterricht annehmen, nicht in Vergleich stellen. Seit nun aber die Staatskirche ihre Inferiorität in dieser Beziehung gefühlt hat und bestrebt ist das Versäumte möglichst einzuholen, sind die Secten nicht minder bedacht, ihre eigenen Arbeiten ans Licht zu stellen, und was bisher in verworrenen, größtentheils ganz ungenießbaren Missionsberichten enthalten war, das hat Hr. Cox sich bemüht in einer übersichtlichen Darstellung zu geben. Während die Secte der Independenten ihr Feld namentlich in der Südsee aufsuchte, die Methodisten und andere fast über alle vier Welttheile sich ergossen, haben die Baptisten sich namentlich dem Unterricht der Neger in Westindien und den in Unwissenheit versunkenen Völkern in Ostindien gewidmet, und viele Anstalten zum Theil mit großem Aufwand gegründet, so namentlich die Druckerei zu Calcutta, welche über 20,000 Pfd. St. kostete, und in allen geschriebenen Sprachen des Orients druckt. Seit 1801 sind beinahe eine halbe Million Bände daselbst gedruckt worden, darunter die Bibel in 44 Sprachen und Dialekten. Abgesehen hievon haben sie eine Menge Schulen gegründet, predigen in bengalesischer Sprache, haben eine botanische und eine Ackerbaugesellschaft, Sparbanken und mehrere große Erziehungsanstalten gegründet, deren Kosten sie großentheils mit dem Ertrag ihrer eigenen Arbeit bestreiten.

Wir glauben kaum, daß sie in Indien einen großen, directen Erfolg haben werden, ihre Ansichten sind zu beschränkt, ihre Dogmen zu wenig dem Lande und Volke angemessen, aber ohne Folgen werden diese weitgreifenden Anstrengungen gewiß nicht bleiben, wenn auch nicht gerade das erzielt wird, was die baptistischen Missionäre erstreben. Interessanter und gewiß in vielen Beziehungen folgenreicher sind ihre Bemühungen in Westindien unter den Negern. Sie sind vorzugsweise, an manchen Orten ausschließlich, die Lehrer dieser letztern, bei ihren Predigten sammeln sich manchmal mehrere Tausende, sie haben einzelne junge Neger zu Schullehrern gebildet und Lancaster'sche und Sonntagsschulen errichtet. Daß diese Bemühungen einen ungeheuren Einfluß auf die nicht durch Kastenvorurtheile und vererbte, tief gewurzelte Religionsbegriffe eingenommenen Neger haben müssen, ist natürlich; sie haben zur Emancipation wesentlich beigetragen, indem sie die Neger unterrichteten und ihnen dadurch das Joch der Sklaverei unerträglicher machten. Daß letzteres der Fall gewesen, zeigt der große Negeraufstand im Jahre 1832, den die Pflanzer geradezu den Baptisten Schuld gaben, was so weit ging, daß die Magistrate und Milizofficiere die Capellen und Wohnhäuser der Missionäre am offenen Tage zerstörten — eine eben so thörichte als verbrecherische und auch durch die öffentliche Meinung hinreichend gebrandmarkte That. *) Denn wenn gleich nicht zu läugnen, daß sie durch ihren Unterricht indirect wesentlich zur Freiheit der Neger beitrugen, so ist es doch augenscheinlich, daß sie nicht, wie man sie beschuldigt hat, die Neger zur Empörung aufmunterten. Seit der Emancipation haben sie ihre Thätigkeit noch vermehrt, und wenn die neu erlangte Freiheit keine blutigen Früchte trug, so dankt man dieß wohl hauptsächlich den Missionären.

Man hat bemerkt, daß ihre Religionsansichten gar zu schroff seyen, daß ihre allgemeine Bildung auf keiner hohen Stufe stehe. Beides ist vielfach wahr, aber wie oft zeigt nicht die Geschichte, daß niedere, fanatische Secten unter rohen Stämmen die Bahn brechen für eine vernünftigere Religionsansicht, die ohne den vorher gelegten Boden nicht hätte Wurzel schlagen können. Zudem geht unter den Secten, selbst unter

*) Der Schaden betrug 23,250 Pf. St., von dem die Regierung in der vollen Ueberzeugung der Unschuld der Missionäre einen großen Theil ersetzte, während eine öffentliche Subscription in Jamaica selbst binnen sieben Wochen 13,000 Pf. St. einbrachte.

Baptisten, Quäkern, Independenten, Methodisten u. s. w., so gut wie unter den übrigen Theilen des Volks eine Veränderung vor und die Ansichten läutern sich. Diese Secten sind entfernt nicht mehr, was sie vor einem halben Jahrhundert waren, und wenn man an ihren Dogmen und ihren Ansichten überhaupt auch noch so vieles auszuziehen findet, so darf man doch die Thätigkeit nicht übersehen, welche sie entfalten, und die nothwendigen Folgen, welche daraus hervorgehen müssen. Das Werk von Cox scheint unter den gegenwärtigen Religionsverhältnissen Englands zugleich eine Art Rechtfertigung des Sectenwesens überhaupt gegenüber der Staatskirche zu seyn, die durch den Puseyismus auf eine Bahn geräth, welche immer weiter von dem protestantischen Princip abweicht.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Was könnten aber die Franzosen nicht leisten mit ihrem Volke und ihren bestimmten Sitten, die jedem Dinge Bedeutung und Klarheit geben! Eben weil sie feste und stehende äußere Sitten haben, können sie ein herrliches Lustspiel haben. Ich frage, wie ist dieß bei uns Deutschen möglich, wo man nach der Hof- und Staats- und Priestertracht einer jeden Provinz wieder andere Leiber und Köpfe trägt; wo in Berlin und Leipzig gemein und abscheulich ist, was man in Wien und München mit vollem Jubel beklatscht, wo wir von allen Völkern die Moden und Sitten und Gebräuche nachäffen, und darüber keine äußern behalten, wenn gleich die inneren sich bei vielen durch ihre Treue und Rechtlichkeit noch behaupten. Wenn ich das Ding so recht bedenke, so scheint es mir unmöglich, daß wir das eigentlich Feinere besitzen könnten, welches man nur Lustspiel nennen sollte. Durch wie vieles entzücken uns die französischen Spieler, durch wie viele kleine Schatten und Anspielungen zeigen sie ihre tiefe Kunst, die durchaus bei den meisten unter uns verloren gehen würde, hier aber vom Publicum recht sehr gefühlt und unterschieden wurde! In der That ist es ein großes Vergnügen zu sehen, mit welchem zarten Tact die Pariser jede schöne Stelle haschen und jede gut gespielte Scene mehr belachen, als beklatschen. Ich kenne doch fast keinen angenehmeren Moment im Leben aus der gebildeten Welt, als den einer guten theatralischen Vorstellung vor einem sinnigen Publicum. Bei solchen Vorstellungen begreift man einerseits, wie die kunst- und schauspielliebenden Griechen ganze Tage in ihren geräumigen, luftigen Theatern zubringen und mehrere Trauer- und Lustspiele hinter einander mit Vergnügen sehen und genießen konnten; andererseits wie Menschen, welche an das großstädtische Leben gewöhnt sind, und die Theaterstunden zu ihrer Tagesordnung zählen, in einem häuslichen oder gar ländlichen Leben so selten sich glücklich fühlen. Für Franzosen, und besonders für Pariser, die das Theaterwesen so recht nach Gefallen und nach ihrer jedesmaligen Laune genießen können, ist dieser eine Umstand schon hinlänglich, daß es ihnen nirgend in der Welt weiter so gefallen kann, und deren Heil ist es wohl ganz eigentlich, von dem das alte Sprüchwort sagt: hors de Paris, point de salut.

Was man auch dagegen sagen mag, mir däucht bis diesen Tag, daß wir wenige Stücke haben, die man Lustspiele nennen könnte. Erscheint auch einmal etwas Lustiges und Munteres, ja gar etwas Witziges und Naives auf der Bühne, so geben die meisten durch ein gräuliches Lachen zu verstehen, daß das Feinste und Witzigste in dem Stücke ihnen nicht angehöre; die andern sagen durch eine gewisse bequeme Gleichgültigkeit und Ruhe, womit sie zusehen, daß diese Blumen von einem fremden Boden oder wenigstens aus einem Kopfe kommen, dessen Witz hier keine Verwandten hat. Um sich davon zu überzeugen, gehe man in das erste beste Theater Deutschlands, z. B. in das Berliner, welches wohl zu den besten gehört. Kaum steigt man aus dem Gebiete des alltäglichen Lebens und aus dem alltäglichen Ton ein wenig heraus, so verliert alles, Spieler und Zuschauer, seine Haltung und Wohlbehaglichkeit, weil das Stück selbst keine Haltung hat. Denn wo ist unser feiner Conversationston? und haben wir überall einen gleichen? Der Pariser wird sich in Lille und Marseille, in Nantes und Bordeaux wieder finden; man bringe den Berliner und Frankfurter nur zusammen, oder gar beide nach München und Wien, und frage sich, wie die Leute sich zusammen ausnehmen. Was soll der deutsche dramatische Dichter thun? Die feine Welt und ihr Ton ist kein so öffentliches und ausgelegtes Ding bei uns, als in Frankreich. Vielleicht hat er sie selbst nicht ganz, und wie soll er sie dann darstellen? oder hat er sie, welchen Verbindungspunkt gibt es zwischen ihr und dem Publicum? Ich glaube diesen Stein des Anstoßes zu vermeiden, haben wir uns denn endlich gefallen lassen, rechte ächte Fußgängerstücke (fabulas pedestres) auf die Bühne zu bringen, mit Sitten, die freilich Jedermann verständlich sind, welche aber auch weiter nichts Anziehendes haben als diese Verständlichkeit, weil ihnen selbst der scharfe und grobe Witz der Fußgänger fehlen muß. Mir fällt hierbei ein, was die Bauern eines Dorfes von ihrem Prediger sagten, der ihnen immer Schnurrigkeiten und närrische Gleichnisse zum Besten gab; für die Schenke bei einem Kruge Bier und einer Pfeife Tabak möge sich das Zeug noch wohl so ziemlich leidlich anhören lassen. Schlimm genug, daß unsere meisten Lustspiele, deren Leben man oft mit gutem Fug ein Schenkenleben nennen könnte, sich nicht einmal in einer Schenke leidlich sehen ließen. Man macht an einen Schauspiel- und Lustspieldichter nur Ansprüche, die er zuerst an sich selbst machen sollte, wenn man verlangt, daß er das feinere und witzigere Leben der Gesellschaft darstelle, worin schon, auch wenn es nicht auf der Bühne erscheint, ein schöner Schein seyn soll. Was soll man mit diesen Tagelöhnerstücken ohne Geist und Salz, mit so läppischem Zeug, als Lumpaci-Vagabundus und solchem Auskehricht des Wiener Boulevards, ohne Witz und Albernheit, aber freilich gerade faßlich für das liebe Publicum, das recht bequem alles mit den Zähnen fassen muß, was ihm behagen soll? Was soll man davon denken, wenn man sieht, wie es das verschrobenste Spiel beklatscht und dem alltäglichsten Gewäsch seine Ohren und sein Zwerchfell zum Besten gibt? O ihr Landsleute, was für Speise könnt ihr ertragen? Ein französischer Lumpenmann würde sich solcher

Possen, nicht Possen, sondern solches hölzernen Wortstapels schämen und ex tempore das erstemal besser spielen.

Der Franzose ist berechtigt, weit größere Forderungen an seine komischen Schauspieler zu machen, als wir. Wir geben nicht so außerordentlich viel auf Leichtigkeit und Abglättung des eigenen Aeußern, und sind daher mit den meisten Schauspielern schon zufrieden, wenn sie nur einigermaßen etwas mit ihrem Leibe anzufangen wissen, und nicht steif und ungegliedert wie die Holzblöcke dastehen. Was der Franzose aber von einem jeden verlangt und an den meisten Menschen auch hat, den glatten Firniß und den täuschenden Schein der ästhetischen Darstellung, wie sollte er das nicht in einem vorzüglichen Grade von denen fordern, deren ganzes Leben darin besteht, mit ihrem Leibe zu spielen? Man fordert von einem Schauspieler nicht allein, daß er seine Rolle wohl durchführe, sondern auch zugleich das ganze Stück stütze, und nie, selbst wo er nichts zu thun zu haben scheint, als ein müßiger Gaffer dastehe, bis er wieder seine Paar Worte zu sprechen hat. Freilich, wenn einmal vier und fünf Personen in einer Scene zusammenkommen, so können nur zwei davon zur Zeit sprechen; aber sollen denn die andern zwei, drei so lange bewegungslos und ängstlich dastehen, bis sie wieder einfallen müssen? sollen sie es nicht vielmehr machen, wie es in jeder Gesellschaft geschieht, wo mehrere beisammen sind und einige laut sprechen, die andern flüstern, winken, hin- und hergehen, kurz in Haltung, Ton und Gebärde die Leidenschaft und Empfindung ausdrücken, von welcher sie eben bewegt sind? Die äußern conventionellen Sitten haben hier überdieß öffentlich eine Strenge, daß auch der geschickteste Künstler an sich genug zu mustern und zu studiren hat, um das Publicum durch einen Verstoß nicht unwillig, noch sich lächerlich zu machen, welches beides beinahe gleich schlimm ist. Hier sieht man das Abstechende zwischen uns und den Franzosen. Ein Nichts läßt sich durch vier, fünf Acte von ihnen durchspielen und gefällt durch die bestimmte Darstellung. Unsere Künstler verderben das Feine gewöhnlich, wo sie nicht in sich das Maaß und die Haltung finden, welche die Sitten der Nation ihnen nicht geben können. Wir können einmal nicht lange spielen, und müssen vor allen Dingen zuerst eine derbe Unterlage haben. Der Franzose singt bei seinem Wasserkrug wie ein Begeisterter, wir müssen den vollen Weinkrug oft rund gehen lassen und uns halb berauschen ehe wir anfangen. Jene volle Bewegung und Handlung, wir lassen uns oft damit abspeisen, daß man uns erzählt, wie die Leute sind, ohne daß wir sehen, wie sie sind. Man stopft uns den Mund mit schönen Worten, welches weit leichter ist, als sparsam mit ihnen zu seyn, und so eine schöne Handlung in ihr zartes Gewebe einzuflechten. Wir wollen immer, ich will nicht sagen Tiefe — denn dieß möchte zu viel gesagt seyn — doch Grund und festen Boden haben, und können das lustige Spiel zwischen Himmel und Erde nicht lange aushalten, wo die Gestalten selbst nur scheinen und doch sind. Wir spielen uns durch den Schein, den jedes Spiel festhalten soll, gar zu leicht bis an die äußerste Gränze der Wirklichkeit, welches eben so gefährlich ist, als wenn der Schiffer sich vor einer Sandbank vor Anker legt, der erste Windstoß treibt ihn auf den Strand. So fallen wir durch die dicke Wirklichkeit des handelnden Lebens gar oft in das Träumende und Empfindsame, das für ein Arkadien ganz gut seyn mag, aber auf der Bühne immer herzlich langweilig ist. (Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

(Aus Lieutenants Murray's: Doings in China.)

4. Einnahme von Tscha-pu. — Einfahrt in den Yangtse-kiang. — Einnahme der Batterien von Wu-sung und Besetzung der Stadt Tschin-kiang-fu. — Friedensunterhandlungen.

Am 17 Mai Abends langten wir 22 Segel stark vor Tscha-pu an und setzten am andern Morgen Truppen ans Land, die alsbald einen Berg hinanstiegen, auf dem man von den Schiffen aus ein befestigtes Lager zu erblicken geglaubt hatte. Es zeigte sich aber, daß es nur eine geradlaufende Brustwehr war, die vom Feinde verlassen wurde, sobald wir Miene machten, sie von der Seite aus anzufallen. Erst auf dem zweiten Berge hielten sie einen Augenblick Stand, flohen aber auch hier nach einigen Salven und nun ging die Verfolgung fort über Stock und Stein. Als ich eine Abtheilung eine Schlucht hinab verfolgte und an einem Grabmal vorüber kam, sah ich hier einen Chinesen, wie es schien unverwundet, liegen. Einer meiner Leute wollte ihn niederschießen, ich hielt ihn aber ab und blieb bei dem Chinesen stehen, bis alle meine Leute vorüber waren, worauf der undankbare Bursche, statt über seine Rettung erfreut zu seyn, ganz kaltblütig mit einem kurzen Säbel oder Messer sich die Kehle abzuschneiden begann. Ich störte ihn nicht in seiner Arbeit, sondern wollte sehen, ob es ihm Ernst sey, und dieß war auch in der That der Fall.

Am Ende der erwähnten Schlucht stand ein Haus mit einer Mauer ohne Fenster; eine Anzahl Chinesen drang auf der Flucht hinein, meine Leute griffen an, wurden aber durch ein heftiges Feuer zurückgetrieben. Obrist Stevens, der kurz darauf ankam, befahl den Angriff einzustellen, bis die Kanonen herankämen, aber ein Mißverständniß bewog den Obrist Tomlinson, den Angriff in eigener Person zu erneuern; doch auch jetzt wurde derselbe abgeschlagen, und Obrist Tomlinson selbst ein Opfer seines unbesonnenen Muthes. Nun ließen sich die Soldaten nicht mehr halten und stürmten abermals, doch wiederum ohne Erfolg; endlich kam Artillerie herbei, und nur nach langer Anstrengung gelang es das Feuer der Chinesen zum Schweigen zu bringen; sie hatten wie rasend sich vertheidigt, ohne im mindesten auf Pardon zu hoffen. Als man endlich hineindrang, waren von etwa 300 Menschen noch 53 am Leben, und auch diese meist verwundet. Die Leiche eines bei dem Angriff erschossenen Soldaten fand man innen im Hause, arg verstümmelt mit seinem eigenen Rasirmesser, das man ihm aus dem Tornister gezogen hatte; Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten und die Augen ausgestoßen. Man kann es als einen großen Beweis der Rohheit der Chinesen ansehen, daß sie, selbst in einer gräßlichen Lage und den augenblicklichen Tod vor Augen, noch solche Grausamkeiten begehen konnten. Unsere Soldaten waren wüthend darüber, und es kostete viele Mühe, den Gefangenen das Leben zu retten.

Ohne dieß Haus würde unser Verlust sehr gering gewesen seyn, der der Chinesen war ungemein groß, denn der Boden war mit ihren Leichen bedeckt. Was das Schauderhafte der Scene noch vermehrte, ist

der Umstand, daß die unglücklichen Chinesen, wenn sie verwundet wurden, auf ihre angezündeten Lunten fielen, und da ihre Kleider aus Baumwolle bestanden und auch mit Baumwolle wattirt waren, so fingen sie sogleich Feuer, und viele verbrannten ganz oder trugen schreckliche Brandwunden davon. Wir nahmen ohne fernern Widerstand Besitz von der Stadt, und bezogen unser Quartier, wie gewöhnlich, in den Dschoßhäusern. Dieß war das erstemal, daß wir auf regelmäßige tatarische Truppen gestoßen waren, denn obgleich auch zu Canton sich Tataren befanden, so waren wir doch nie mit ihnen ins Handgemenge gekommen. Diese Tataren waren die directen Abkömmlinge derer, die einst das Land eroberten, und schienen sich nicht mit den Chinesen zu vermischen, denn die von Tataren und Chinesen bewohnten Stadttheile waren getrennt durch eine Mauer; die tatarischen Häuser waren in geraden Linien lagerartig gebaut und fast alle von gleicher Größe, mit einem kleinen Gartenfleck daran. Als wir in die Häuser traten, war das Schauspiel, das sich uns bot, entsetzlich. Männer, Weiber und Kinder hatten sich ertränkt oder erhängt, zum Theil in Lagen, wo ein verzweifelter Entschluß dazu gehörte, ihr Vorhaben auszuführen. Alle Brunnen waren voll Leichen. Daß die Männer sich selbst entleibten, läßt sich begreifen, sie glaubten, es sey nach ihrer Niederlage alles mit ihnen aus, um so mehr, als sie häufig von der Regierung wegen schlechten Erfolgs mit dem Tode bestraft werden. Daß aber auch die Weiber dasselbe thaten, und daß einige, die wir noch vom Tode retteten, nachher doch noch sich zu ertränken suchten, das ging über unsere Begriffe. Hr. Gützlaff aber bemerkte, wenn wir gegen Norden vordrängen, so würde stets die tatarische Bevölkerung nach einer Niederlage sich selbst umbringen.

Wir marschirten noch etwa fünf Meilen über die Stadt hinaus, sahen aber nur hie und da Leichen von Soldaten, namentlich in einem Canal; wahrscheinlich waren sie auf dem Rückzug an ihren Wunden gestorben und hier ins Wasser geworfen worden. Ihr Verlust an Verwundeten muß wegen mangelnder ärztlicher Hülfe jedesmal groß seyn. Ich habe einige durch unsere Aerzte an Armen und Beinen amputiren sehen; sie ertrugen die Operation mit dem größten Muth, und stießen auch bei den heftigsten Schmerzen nicht einen Laut der Klage aus.

Das Land um Tscha-pu ist ausnehmend fruchtbar, Reis wird sehr wenig gebaut, aber desto mehr Weizen, Gerste, Erbsen und Bohnen. Das Land schien mir hier besser als in andern Landestheilen angebaut, auch die Räder, um Wasser zum Bewässern der Felder heraufzuziehen, vortheilhafter eingerichtet. Die Stadt hat ein ärmliches Ansehen, ist aber wegen ihres Handels mit Japan von großer Bedeutung. — Die hier gemachten Gefangenen wurden gut behandelt und ihre Wunden verbunden. Als wir die Stadt verließen, setzte Sir H. Gough sie in Freiheit, gab jedem drei Dollars und schickte Geld in die Tatarenstadt für die Frauen und Kinder. Sie nahmen es alle an, mit Ausnahme eines alten Mandarinen, der sie im Gefecht angeführt hatte. Dieser sagte, er habe schon seit mehreren Jahren sich vom Dienste zurückgezogen, als aber beim ersten Angriff die beiden vornehmsten Mandarinen geflohen seyen, habe er sich an die Spitze der Soldaten gestellt und nach der Niederlage sich in das obenerwähnte Haus zurückgezogen, entschlossen sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Der alte Mann hatte versucht, sich das Leben zu nehmen, war aber daran gehindert worden. Mir schien er besonders angenehm überrascht, als ihm Sir H. Gough Complimente über seine Tapferkeit machte und ihm die Gefangenen zurückgab, nachdem er denselben das Versprechen abgenommen, nicht mehr gegen uns zu fechten.

Wir verließen Tscha-pu am 27 Mai und begaben uns nach einigen Inseln, die uns als Rendezvous angewiesen waren. Am 5 Junius ging es auf die Mündung des Yang-tse-kiang los, und wir dachten mit Vergnügen daran, diesen zweitlängsten Strom der Welt eine gute Strecke hinaufzufahren, waren jedoch nicht ganz ohne Besorgniß, denn der Fluß soll um diese Jahreszeit ungesund seyn, namentlich für Europäer, da die Ufer nieder und sumpfig sind. Unsere Flotte bestand nur aus 27 Segel, 8 Kriegsschiffen, 6 Dampfbooten und 13 Transportfahrzeugen, aber die Verstärkungen aus England und Indien wurden täglich erwartet. Allerlei ungünstige Umstände hielten uns auf bis zum 13, am 14 und 15 aber wurden die Dampfboote zum Recognosciren ausgeschickt; die Chinesen, voll Zuversicht, uns zu schlagen, feuerten nie auf dieselben, und als die Boote nahe herankamen, um Boyen zu legen und die Stellung zum Angriff zu bezeichnen, schrien und lachten sie nur.

Am 16 Junius Morgens halb 5 Uhr waren die Dampfboote in Bewegung, um die Kriegsschiffe in ihren Standpunkt zur Beschießung der Batterien von Wu-sung zu bringen. Kurze Zeit darauf begannen die Chinesen das Feuer, das wir erst erwiederten, als die Schiffe schon ganz ihre rechte Stellung eingenommen hatten. Dritthalb Stunden widerstanden hier die Chinesen, dann erst begann ihr Feuer zu ermatten, worauf eine Abtheilung Seesoldaten und Matrosen ans Land stieg und sie mit leichter Mühe vollends aus den Batterien jagte. Das chinesische Feuer war besser gewesen, als die Schiffe es je erfahren hatten, und einige derselben waren ziemlich beschädigt. Die Batterien hatten 253 Kanonen, darunter 43 von Metall; einige waren sehr groß, 11 Fuß lang und 65 Centner schwer, so viel wie unsere 68Pfünder wiegen, obgleich es nur 24Pfünder waren. Einige der metallenen Caronaden hatten chinesische Zeichen, welche „Besieger der Barbaren" bedeuteten, und eine besonders große Kanone hieß der „Barbar." Die Kanonen waren gut und neuerdings erst gegossen. Fast alle hatten eine eigenthümliche Art von Wallblöcken, um sie leichter bedienen zu können; auch hatten sie Visire und bei einigen war oben auf der Mitte der Kanone ein hohles Bambusrohr befestigt, was zur Richtung des Kornschusses eben kein übler Einfall war. Vier große Dschunken (mit hölzernen Schaufelrädern, ähnlich denen eines Dampfbootes und durch ein innen befindliches Rad getrieben) führten mehrere große metallene Kanonen und konnten etwa drei Knoten in der Stunde gegen die Strömung zurücklegen; sie wurden bis auf eine, die man merkwürdigkeitshalber mitnahm, durch die Dampfschiffe zerstört. — Die Landtruppen landeten erst spät, nachdem alles vorüber war. Als wir am 18 längs der Batterien hinmarschirten, mit dem Auftrag, die Zelte zu verbrennen, die Munition zu zerstören und die Kanonen zu vernageln, fanden wir letzteres schon geschehen durch die Chinesen selbst, die augenscheinlich uns die Sache abgelernt hatten, denn dieß war das erstemal, daß ich eine von Chinesen vernagelte Kanone fand. (Fortsetzung folgt.)

Orangenwein. Ein spanisches Journal sagt, die Orangen seyen im vorigen Jahre so überreichlich gerathen und man habe so wenig gewußt, wie man sie absetzen solle, daß mehrere Landbesitzer sie zu Wein auskelterten, der von köstlichem Geschmack seyn und in der Blume dem Madeira gleichen soll. Man läßt den ausgedrückten Saft n Gährung übergehen gerade wie den Traubensaft, worauf man ihn ohne Beimischung von Alkohol oder Wasser in Fässer füllt. (Athenäum vom 13 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Kinder. — Das Tättowiren.

Kindermord ist immer noch ein ziemlich oft vorkommendes Verbrechen, doch erscheint dasselbe jetzt häufig als eine Art Rache, wenn der Vater die Mutter verläßt, oder Uneinigkeit in der Ehe herrscht. Unerlaubter Verkehr mit Europäern, Sklaverei während der Schwangerschaft und Trennung von dem Ehemann sind gleichfalls häufige Ursache. Manchmal entspringt der Kindermord aus grobem Aberglauben, wie nachstehende Erzählung beweist. Rangi-tautau, die Frau eines jungen Häuptlings bei der Mission zu Roturua, tödtete ihr erstes Kind unter folgenden Umständen: während ihrer Schwangerschaft ging sie einst nach einem Pa (verschanzten Dorfe) auf der andern Seite des Sees, und sah hier den Mantel einer alten Priesterin aufgehängt, um ihn zu lüften; die junge Frau bemerkte ein gewisses Insect auf demselben, fing und aß es nach Landessitte. Sie glaubte unbemerkt geblieben zu seyn, allein die alte Hexe hatte sie gesehen, und stieß sogleich die heftigsten Verwünschungen und Flüche gegen sie aus, daß sie eine Laus von ihrem heiligen Kleide gegessen, und sagte ihr voraus, sie würde zur Strafe dieser That ihr eigenes Kind tödten und essen. Diese Drohung wiederholte sie öfters auch nach der Niederkunft der jungen Frau, und wirkte durch die Drohungen der Rache des Himmels so furchtbar auf das erschütterte Gemüth der jungen Frau ein, daß diese ein Loch in den Boden grub, ihr Kind hineinlegte, Erde darüber warf und es trotz seines durchdringenden Geschreies zu Tode trat. Später fühlte sie die tiefste Reue über diese unnatürliche That, und vielleicht in Folge hievon sagte sie sich mit ihrem Manne von ihrem Stamme los, und schloß sich den Missionären an.

Auch andere Arten die Kinder zu tödten kommen vor, namentlich im Mutterleibe durch heftiges Schnüren mit einem Gürtel, oder durch Eindrücken des Kopfes im Augenblick der Geburt. Aber das Kind, das man im ersten Augenblick leben läßt, wird später selten mehr geopfert, indem die natürliche Mutterliebe die Oberhand behält. Bald nach der ersten Kindheit nimmt sich auch der Vater des kleinen Wesens an, und zwar mit einer bewundernswerthen Geduld und Nachsicht. Das Kind bleibt geraume Zeit unbekleidet, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, nimmt aber häufig seine Zuflucht zu dem warmen Mantel des Vaters oder der Mutter, und wird hier durch eigene Ammenlieder, für die sie einen besondern Namen haben, eingeschläfert. In der ersten Kindheit sterben wenige, außer in denjenigen Gegenden, wo durch die Einwanderung der Europäer und die veränderte Lebensart schon Krankheiten eingerissen haben (s. Nr. 144). Einige Monate nach der Geburt findet eine Art Taufe statt. Sie geschieht durch den Tohunga oder Priester, der einen grünen Zweig in ein Gefäß mit Wasser taucht, das Kind damit besprengt und je nach dem Geschlecht desselben eine Beschwörungsformel spricht, die, obwohl bekannt, nicht leicht zu enträthseln ist, indem sie wahrscheinlich eine symbolische Bedeutung hat; die Ceremonie selbst hat viel Geheimnißvolles, und wenige unter den jungen Leuten sind bei derselben anwesend gewesen. Alles daran deutet auf sehr alte Gebräuche hin, und dieß zeigt sich selbst auch bei den Spielen der Kinder, von denen eines den Namen Maui (der neuseeländische Adam) führt, da dieser es hinterlassen haben soll.

Die Familien sind meistens nicht zahlreich; mit Ausnahme des innern Landes fand ich selten mehr als zwei oder drei Kinder, doch sah ich auch ihrer zehn von Einem Vater und Einer Mutter. Das lange Säugen der Kinder scheint eine Hauptursache der geringen Fruchtbarkeit zu seyn. Sobald der Knabe heranwächst, nimmt er an den Beschäftigungen des Mannes Antheil und sucht sich durch kriegerische Thaten einen Namen zu machen. Dann erhält er die Tattowirung, eine Operation, welche eine Zeitlang dauert, und in mehreren Zwischenräumen geschieht. Der Tohunga ist damit beauftragt, aber nicht jeder kann die Sache ins Werk setzen. Einige Meister in der Kunst sind Sklaven, und der Waikatustamm wegen seiner Geschicklichkeit in Ausführung der Zeichnungen berühmt. Das Tättowiren oder Moko, wie es hier heißt, geschieht entweder mit einem scharfen Vogelknochen oder einem kleinen Meißel, Uhi genannt. Der zu Tättowirende legt seinen Kopf auf die Knie des Operateurs, welcher den Meißel mit der Hand in die Haut eindrückt. Jedesmal wird derselbe in eine

Farbe, Narahu, getaucht, welche aus dem verkohlten Harz der Kaurifichte bereitet wird. Der zu Tättowirende gibt nie den geringsten Schmerz kund, und wenn die Entzündung vorüber ist, erscheinen die regelmäßigen und reinen Narben dunkel. Das Tattowiren der Lippen ist der schmerzlichste Theil der Operation. Der Moko ist derselbe in allen Stämmen, und bildet nicht, wie man behauptet hat, eine Art Wappen oder eine Auszeichnung für eine tapfere That. Auch ist er keine gezwungene Ceremonie, man kann sich tättowiren lassen oder nicht, nach Gefallen. Ebenso bleibt die Operation häufig unvollendet. Sklaven, die als Kinder gefangen genommen werden, tättowirt man nicht, und wenn die Operation bereits begonnen war, wird sie nicht vollendet. Der vollständige Moko umfaßt das Gesicht, den Hintern und den vordern Theil des Schenkel bis über die Kniee. Die ersten Linien werden von den Nasenflügeln nach dem Kinn gezogen, und fast alle sind krumme oder Spirallinien; auch haben sie sämmtlich ihre besondern Namen.

Bei den Mädchen werden, so wie sie mannbar sind, die Lippen tattowirt mit horizontalen Linien, denn rothe Lippen zu haben ist eine Schande für eine Frau. Manchmal läßt man die Operation damit beruhen, häufig aber wird auch das Kinn tättowirt, so wie der Raum zwischen den Augenbrauen; selten erstreckt es sich auf die Mundwinkel, und ich habe nur Eine Frau gesehen, deren ganzes Gesicht tattowirt war. Frauen tragen auch häufig die Zeichen ihrer Tangi oder Todtenklagen; dieß sind Einschnitte auf dem Körper, die man mit Muscheln macht, mit Narahu färbt, und die oft regelmäßig über die Brust nach den Extremitäten hinunterlaufen, häufig aber ohne alle ordentliche Zeichnung. Das Tättowiren gibt dem Gesicht ein strenges, unveränderliches Ansehen, läßt die Spuren des Alters nicht so früh sichtbar werden, sieht aber keineswegs so furchtbar aus, als einige Reisende behauptet haben. Das Tättowiren der Lippen bei den Frauen gibt denselben ein todtenhaftes Aussehen, gewiß nicht zu ihrem Vortheil.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen sind jetzt freilich arm an vorzüglichen Dichtern für die Bühne; was noch Leidliches und Genießbares gearbeitet wird, ist meistens für die kleinern Theater, es sind Possen und Farcen, die für ihr ephemeres Leben oft witzig und launig genug sind. Die höhere Kunst in diesem Fache hat seit Jahren so wenig an Composition, als an der Aufführung der Stücke gewonnen; denn darin stimmt jeder richtige Theaterbeurtheiler überein, daß die jetzigen Komiker der erstern Classe sich mit den vor ungefähr zwanzig Jahren spielenden Künstlern nicht vergleichen können, obgleich die der kleinern Theater es jetzt denen in jenen Zeiten gleich, wenn nicht zuvorthun. Man liebt in diesem Fache, so wie überhaupt, mehr das leichte Tändeln als ernsthafte Zusehen; eine ernsthafte Charakterkomödie durch fünf Acte achtsam zu verfolgen, das greift die Zauselköpfe der in allem leider nur zu sehr erschlafften Modlinge schon zu sehr an. Sie wollen leichten, geschwind aufzufassenden Witz in sogenannten Vaudevilles und Variétés, mit leicht nachzutrillender Musik und mit vielem Theaterspiel haben. In dieser Art von leichtern Lust- und Schauspielen hat man es denn auch jetzt in Frankreich sehr weit gebracht, und da keine Nation es dieser in allem, was zur eleganten Welt gehört, so niedlich und so geistvoll nachtändeln kann, so wird sie hierin wohl immer das einzige Original bleiben. Doch haben einige Dichter auch das höhere Lustspiel im classischen Sinne mit Erfolg bearbeitet. Delavigne ist der dramatische Dichter der honneten, aber nicht besonders geistreichen Bourgeoisie, und hat mit seinen Komödien viel Glück gemacht, freilich kein solches Glück wie Scribe, der Theaterdichter der Geldaristokratie, der Liebling der Börsenleute, der Bankiers und Papiermäkler, für die Delavigne zu pedantisch, moralisch und kleinbürgerlich ist. Ancelot, der sich anfangs mit Beifall im Lustspiel versucht, hat in den letzten Jahren seine Hauptthätigkeit den kleinen Theatern zugewandt und schreibt Vaudeville über Vaudeville, zumal seitdem er Director des Vaudevilletheaters geworden ist; seine Frau schreibt auch, und ihre weinerlichen Stücke finden thränenreiche Zuhörer, denn es hat sich seit der Revolution ein gewisser Geist der Empfindelei der Nation bemächtigt, welcher fast in allen neuesten Producten französischer Federn sichtbar ist. Das Weinerliche nimmt meistens die Stelle des Muntern und Frohherzigen ein, welches selbst die flachen Romane und Zeitvertreibarbeiten der vorigen Franzosen auszeichnete.

Alle neuern Lust- und Schauspiele, welche das Théâtre français in Scene setzt, werden in der Regel sorgfältig einstudirt und trefflich zusammengespielt und sind dadurch hauptsächlich interessant. Indeß ist es für mich ein ungleich größeres Vergnügen dieses Theater zu besuchen, wenn darin ältere Stücke, insonderheit alte weltbekannte Lustspiele des classischen Repertoirs, gegeben werden, wie es nach löblicher Sitte noch immer der Fall ist, und zwar mit dem größten Beifall — ein schlagender Beweis, daß es doch noch viele Menschen gibt, welche an die Kunst nicht eben solche Forderungen machen, als an ihren Schneider, und bei denen alt von Kunstwerken nicht eben so viel heißt als aus der Mode und verlegen. Die ausgezeichnetsten Komödien Molière's: Tartuffe, le Misanthrope, les femmes savantes, l'école des maris, l'école des femmes, habe ich hier zu wiederholtenmalen aufführen sehen. Freilich werden diese Meisterstücke jetzt viel schwächer gespielt, als vor acht Jahren, da noch die Mars solche Charakterstücke beseelte. Im Ganzen aber sieht man sie doch noch ganz gut zusammenspielen. Die alten ächt drolligen und etwas derb komischen Stücke werden noch besser gegeben; doch aber in mehreren Rollen ohne das alte Leben und die alte, schöne, achtfranzösische Gaité, welche weder unsere Fröhlichkeit oder Lustigkeit, noch die englische und italienische Ausgelassenheit ist, die bei den alten großen Komikern des französischen Theaters immer Natur blieb, selbst im Uebertreiben doch französisch national war, nie den guten Geschmack beleidigte und immer so hoch ergötzte. Die Schauspieler, welche gar wohl wissen, daß das gegenwärtige Publicum, aus falscher Scham, die alten derben Ausdrücke, die stark bezeichnenden und den Nagel auf den Kopf treffenden mots pro-

prä-scheut, gleiten über die derben Späße, auf die Molière und seine guten Nachfolger in ihren herrlichen Possen vielleicht ihrem damaligen gesundern, derben Publikum zu Gefallen besonders drückten, so schnell weg, daß man die Hauptworte kaum versteht, und damit ist dann oft eine ganze komische Scene, die sich um jenes Wort herumdreht, verloren. Es wäre allerdings läppisch, die Verehrung gegen diese Stücke so weit zu treiben, daß man nicht wagen möchte darin auch nur das abzuändern, was ganz allein zum Geschmack und Costüme der damaligen Zeiten gehört; aber eine Sünde ist es, wenn man sich bei der Vorstellung Molière'scher Possen die Freiheit nimmt, die freie, komische, dem Charakter der kleinbürgerlichen Personen so angemessene Sprache umzuändern, gewisse garstige Worte ganz auszumerzen und Benennungen, wie le Cocu imaginaire ganz umzuschmelzen. Dieses Stück wird jetzt unter dem Titel: Sganarelle, ou le mari qui se croit trompé mit etwas verändertem Text und mit einem andern Ausgange gegeben. Indessen paßt diese Benennung gar nicht zum Stücke, in welchem die allgemeine Verwechslung und die gegenseitige, unaufhörliche Furcht und Eifersucht das Rechtkomische der Intrigue ausmacht. Diese Prüderie ist um so unbegreiflicher, da gerade George Dandin mit besonderer Lebhaftigkeit und ächt komischem Spiel aufgeführt wird. Durch die Lebhaftigkeit der Vorstellung wird die Infamie doch aber zu anstößig, daß der arme, dumme Kerl von Bauer, der seine schmutzige, aber volle Geldkatze mit dem hohen, aber hohlen adeligen Stammbaum vermählt hat und öffentlich zum Hahnrei gemacht wird, bis ans Ende seinem Ehrenschänder und zuletzt sogar dem infamen, heuchlerischen Weibe selbst auf den Knien Abbitte thun muß. An Molière's Geburtstag wird gewöhnlich als Nachspiel le malade imaginaire gegeben, mit der burlesken Ceremonie zur Aufnahme des Doctors. Man lernt bei dieser Procession das ganze Personal des Théâtre français kennen, denn auch die tragischen Schauspieler erscheinen alle dabei, ziehen paarweise nach Rang und Würden über das Theater und lassen sich beklatschen.

Vorzügliche Subjecte für Lust- und Schauspiel hat jetzt das Theater gerade nicht; doch sind Samson, Régnier, Provost und einige Andere Künstler von Verdienst und alle gut eingeschult. Freilich stehen die mit den ersten Rollen beauftragten Spieler meistens um einige Noten tiefer als die Personen welche sie vorstellen; aber sie verderben alle nichts in den zweiten und dritten Rollen, und spielen alles so ganz leicht und leidlich weg. Die weiblichen Rollen in diesen Fächern sind ziemlich besetzt. Die Plessis spielt mit vielem Erfolg die ersten Liebhaberinnen und die andern ersten Rollen der Mars, welche sie freilich schwach ersetzt. Sie würde noch mehr gefallen, wenn man jene Seltene mit den unvergleichlichen Grazien ihrer Person und ihrer Kunst vergessen könnte. Mlle. Amis und Mlle. Dupont geben sehr brav die naseweisen, schnippischen Soubretten, die spitzbübischen, intriguirenden Zofen und Vertrauten, kurz alle Rollen wobei die feine Schelmerei und List und Koketterie der Weiber das weiteste Feld hat. Außerdem sind noch Mlle. Mante und Madame Menjaud als recht wackere Schauspielerinnen zu nennen. (Schluß folgt.)

Californien.

(Nach Duflot de Mofras. Echo du Monde Savant vom 18 Mai.)

Californien zerfällt in das alte oder Niedercalifornien und in das neue oder obere Californien. Das erstere ist bedeckt mit unfruchtbaren Bergen und war früher von barbarischen Stämmen bewohnt, unter denen Missionen anzulegen die ganze Ausdauer der Jesuiten erforderte. Der Boden ist hier selten zum Anbau geeignet, und erzeugt nur Datteln, Feigen, Orangen und Zuckerrohr. Man beutet einige Silberminen und die Perlenbänke im californischen Meerbusen aus; letztere sind aber ziemlich erschöpft. Neucalifornien beginnt am Hafen San Diego unter 32° und bietet eine ununterbrochene Reihe von Missionen, Pueblos und Presidios, die sich 200 Leguas weit gegen Norden erstrecken. Die andern Haupthäfen sind die von Monterey, Bodega und San Francisco, einer der schönsten Häfen der Welt. Alle bewohnten Orte, die 8 bis 10 Leguas auseinander liegen, finden sich am Meere auf einem schmalen Streifen. Der Anblick des Landes ist entzückend: es ist eine Reihenfolge von unermeßlichen Thälern, in denen man Tabak, Hanf, Baumwolle, Weinreben, Oliven und Orangen und alle andern Früchte Europa's baut. Der Wein steht dem von Spanien nicht nach, und die Cerealien liefern einen fast fabelhaften Ertrag. Die Temperatur gleicht der von Valencia und der schönsten Theile Italiens. Die Nordwestwinde mäßigen die Sonnenhitze, wie die Südwinde die Strenge des Winters. Das Land ist reich an Bauholz auch für Schiffe; dichte Wälder bedecken die innern Hügel und die meisten Flußufer, und Lorbeerbäume, Sycomoren, Platanen und verschiedene Eichenarten erheben sich neben riesenhaften Fichten und Tannen, von denen einige nicht weniger als 80 Metres Höhe haben. Die Wälder sind angefüllt mit dornigen Büschen voll Früchte, ähnlich den Johannisbeeren, wilden Erdbeeren und saftigen Wurzeln, die den Indianern zur Speise dienen. Auch trifft man hier die Yedra, eine Staude, die so giftig ist, wie der Manschinellenbaum. Man braucht bloß daran vorüberzureiten, selbst in ziemlicher Entfernung, um sogleich die schädlichen Wirkungen in einem Anschwellen des Körpers zu fühlen, das bei Kindern manchmal tödtlich ist. — Einige Ebenen haben 100 Leguas Länge bei einer Breite von 15 bis 20 Leguas. Hier erreicht das Gras nach reichlichem Regen manchmal eine Höhe von 10 Fuß, und es weiden auch hier unermeßliche Heerden von Pferden, Schafen, Rindvieh, nebst zahlreichen Schaaren von Antilopen, Rehen und einer eigenthümlichen Art Hirsche von der Größe eines großen Pferdes, mit Geweihen, die eine Weite von 6 und manchmal eine Höhe von 8 Fuß haben. Der amerikanische Löwe ist unbekannt, dagegen der graue und braune Bär, der Prairie-Hund und die wilde Katze sehr gewöhnlich. In den Flüssen gibt es Flußottern und Biber, an den Küsten erscheinen Wallfische, Phoken aller Art, Meerpferde und Meerschildkröten in Menge, ebenso Sardellenbänke, und der Rio Sacramento, der einzige schiffbare Fluß von ganz Californien, führt ungeheure Salmen. Unter den wenigen Reptilien ist nur die Klapperschlange giftig; sie ist aber klein, scheu und flieht vor dem Menschen. — In geringer Entfernung von der Küste liegen verschiedene Gruppen unbewohnter, weidereicher Inseln, wo amerikanische und russische Fahrzeuge Seekälber und Fischottern jagen. In dem Canal zwischen dem festen Lande und den St. Barbara-Inseln zeigt die Oberfläche des Meeres ungeheure schwärzliche Flecken, was von den am Ufer gelegenen Erdpechquellen kommt, deren Geruch sich auf mehrere Leguas weit fühlbar macht.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

4. Einnahme von Tscha-pu. — Einfahrt in den Yang-tse-Kiang. — Einnahme der Batterien von Wu-sung und Besetzung der Stadt Tschin-kiang-fu. — Friedensunterhandlungen.

(Fortsetzung.)

Wir blieben am 17 und 18 zu Wu-sung, während welcher Zeit die Verstärkungen aus England und Indien eintrafen. Am 19 zog ein Theil der Truppen am rechten Ufer aufwärts, um die etwa 14 Meilen entfernte Stadt Schanghai anzugreifen, während die übrigen Truppen auf den Dampfbooten den Fluß hinauffuhren. Der Marsch war heiß und lang, da wir häufig Halt machen mußten, um den Weg für Artillerie zu ebenen, Gräben auszufüllen u. dgl. Die Stadt wurde ohne Widerstand besetzt, und die Batterien am Strome gleichfalls nach einigen Schüssen geräumt; hier wurden 111 weitere Kanonen erbeutet, was mit den früher genommenen nicht weniger als 364 Stück macht. In der Stadt Schanghai fanden wir gutes Quartier. Es ist ein bedeutender Ort von großer commercieller Wichtigkeit, und steht in dieser Beziehung Canton am nächsten; die Stadt treibt außer einem bedeutenden Küstenhandel auch starken Verkehr mit Siam und Japan. Hier bemerkte ich einige hübsche öffentliche Thiergärten mit Grotten und Labyrinthen aus wirklichen und künstlichen Felsen, die in merkwürdiger Weise übereinander aufgeschichtet waren. In diesen Gärten wurden einige Regimenter einquartiert. Am 23 kehrten wir nach Wu-sung zurück.

Die Ankunft der Verstärkungen aus England und Indien beschleunigte die Vorbereitungen zur weitern Hinauffahrt auf dem Yang-tse-kiang. Am 14 Julius erreichten wir eine militärische Stellung mit zwei kleinen Batterien, die auf die ersten Schiffe feuerten, aber bald zum Schweigen gebracht wurden. Eine Truppenabtheilung landete und zerstörte die Gebäude und die Kanonen. Hier war das Land sehr hoch und auf einem Berge stand eine große Pagode, welche auf große Entfernung hin als Richtungspunkt dienen konnte. Dieser Ort war etwa 200 Meilen von der Mündung des Stromes, der aber im Durchschnitt immer noch 10 englische Meilen breit war.

Am 20 erreichten wir Kin Shan oder die goldene Insel und warfen um 11 Uhr Vormittags der Stadt Tschin-kieng-fu gegenüber Anker. Die brittische Flagge wurde auf dem obern Stockwerk der Pagode auf der Goldinsel aufgepflanzt und eine Wache bei derselben aufgestellt, um eine muthwillige Zerstörung zu verhindern. Die Insel hat wahrscheinlich ihren Namen daher, daß die Pagode oben eine große vergoldete Kuppel hat, und die Häuser mit einer Art groben gelben Porcellans gedeckt sind, das, wenn die Sonne scheint, eine sehr schöne Wirkung hat. Am 21 wurde die Stadt Tschin-kiang-fu angegriffen, und hier wiederholten sich in der Tatarenstadt dieselben Scenen, wie zu Tscha-pu. Der tatarische General, Kai-Kay, zog sich, als er alles verloren sah, in sein Haus zurück, setzte sich mitten in demselben auf einen Stuhl, befahl dann seinem Diener das Haus in Brand zu stecken und ließ sich verbrennen. Sein Privatsecretär, den man am folgenden Tage im Garten versteckt fand, erkannte seine Leiche. Einige der Truppenabtheilungen waren auf sehr entschlossenen Widerstand gestoßen, und der Verlust war ziemlich empfindlich für die wenig zahlreiche brittische Mannschaft, nämlich über 200 Mann an Todten und Verwundeten. Hiezu kam noch die furchtbare Hitze, welche zwei Officieren und dreizehn Mann das Leben kostete; eine Folge dieser Hitze war es auch wohl, daß später hier die Cholera unter den Truppen ausbrach.

Die Stadt hat 4 (engl.) Meilen im Umfang und ist sehr hübsch gelegen. Die Mauern sind vortrefflich erhalten, haben einstöckige Brustwehr, fast stark genug gegen Kanonen, und vortrefflich geeignet für die Wall- und Luntenflinten. Die Schießscharten sind eng, die Chinesen hatten sie mit losen Steinen fast ausgefüllt, um sich gegen unser Kleingewehrfeuer zu schützen, und eben nur Raum genug gelassen, um selbst hindurch zu feuern. Töpfe mit Kalk waren neben jeder Schießscharte aufgestellt, um sie auf die Angreifenden hinabzugießen. Die Tatarenstadt ist ziemlich dieselbe, wie zu Tscha-pu, mit der Ausnahme, daß Häuser und Gärten besser sind und mehr Wohlstand anzeigen. Die Wiegen der Kinder waren bemerkenswerth, da sie aus einer Art japanesischer Arbeit*) bestanden und an Stricken, die von der Decke herab gingen, aufgehängt waren.

Dieselben gräulichen Scenen, wie zu Tscha-pu, ereigneten sich auch hier, eine Menge ersäufte oder tödtete sich auf andere Weise. Wir zogen mehrere Weiber und Kinder aus einem Teich, in welchem sie sich ertränken wollten; sie hielten den Kopf wiederholt unter das Wasser, hatten aber doch mit Ausnahme von wenigen nicht Entschlossenheit genug, ihre Absicht zu vollführen. Wir schleppten die Leichen zusammen und verbrannten sie, damit bei der furchtbaren Hitze die Luft nicht verpestet werde. Auch eine große Anzahl öffentlicher Gebäude, Arsenale und Ställe wurden zerstört und die Pferde frei gelassen: meist gesattelt und gezäumt. Der tatarische Sattel ist groß und plump, bequem zum Sitzen, muß aber fast unfehlbar das Pferd drücken. Die Pferde sind abgehärtete kleine Thiere, Striegel und Bürste scheinen aber nie an sie gekommen zu seyn.

Ich sah einen Mandarin am Boden liegen, der nebst seinem Pferde erschossen worden war und die Rüstung seines Ranges trug, d. h. ein mit messingenen Nägeln verziertes, innen mit Eisenplatten belegtes gestepptes Baumwollenkleid und einem Stahlhelm. Ich hatte oft diese Kleidung in chinesischen Häusern gesehen, dieß war aber der einzige Mann, den ich sie je im Gefechte tragen sah. Sein Pferd war von sechs Kugeln durchbohrt, muß ihn aber doch noch eine Strecke weit getragen haben.

Die tatarischen Frauen hier, wie zu Tscha-pu, haben alle natürliche Füße, nicht so gepreßt, wie die der Chinesinnen. Die Stadt beherrscht den Eingang in den großen Canal. Der Pöbel benützte, wie gewöhnlich, die Abwesenheit der Behörde und begann zu plündern: die Vorstädte waren völlig ausgeleert, und um die Verwirrung zu vermehren, steckte der Feind sie auch noch an mehreren Stellen in Brand. So litt die Stadt durch unser Niederbrennen der öffentlichen Gebäude und Arsenale, so wie durch die chinesischen Plündererrotten. Unsere Mannschaft gab sich, obwohl die Stadt mit Sturm genommen wurde, keinen Ausschweifungen hin. Dieß war die erste Stadt, welche der Feind ernstlich zu vertheidigen suchte, und ist wohl den Tataren zuzuschreiben, denn die Chinesen fürchten viel zu sehr durch Vertheidigung Verderben über ihre Feinde zu bringen. Die rasche Einnahme der Stadt trotz der wirklich entschlossenen Vertheidigung muß sie nicht wenig in Erstaunen gesetzt haben.

(Schluß folgt.)

---

*) Tischlerarbeit, wobei die Theile bald flach, bald vertieft, bald erhaben sind, und einen schönen Metallglanz zeigen. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1843.

Die Porta aurea zu Pola.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Vom Forum der alten Stadt ausgehend lief eine herrliche Straße jenseit der Ringmauer durch eine ansehnliche Vorstadt, von wo sie, mit zahlreichen Gräbern, Säulen und Trauerdenkmalen zu beiden Seiten, nach dem Marsfelde führte, das zu körperlichen Uebungen, Volksversammlungen und zum Erlustigungsorte diente. Die Straße zog sich bis zum Busen von Pomer, oder Portus flanaticus der Alten, dem Einschiffungsplatze nach Dalmatien, Griechenland, Konstantinopel u. s. w. Die Oeffnung in der alten Mauer bildete eine dreifache Pforte. Der Hauptdurchgang war für Wagen, die zwei Seitenpforten für Fußgänger bestimmt, und ebenso dreifach getheilt und mit Bäumen eingefaßt war die ganze Straße bis zum Marsfeld und vielleicht noch weiter. Die Bauart war einfach, nicht ohne Verzierung der Wölbungslinien, wodurch sie sich von den gewöhnlichen römischen Thoren nicht sehr unterschied. Sie war nach der Minerva genannt, deren Bildniß am Knauf des Mittelbogens eingegraben war, denn im Alterthum widmete man die Pforten den Gottheiten, wie weit angemessener im Mittelalter den Heiligen; aber das Volk, den Namen Minerva vergessend, nannte sie, wie noch jetzt, „Porta aurata" (vergoldete Pforte), nicht „aurea" (golden), denn nur ihre Gitter waren reich vergoldet. Die Porta aurata bekundet, wie sehr Pola den ansehnlichsten alten römischen Städten auch in den einzelnen Theilen nachzustreben suchte. Später, wahrscheinlich zur Zeit der Trajane, ungefähr 100 Jahre nach Chr. Geb., wollte eine Frau aus dem Geschlechte der Salvier, nach Ableben ihres Vaters geboren, und deßhalb Posthuma genannt, mit Lucius Sergius Lepidus, dem Sohne des Lucius, verehelicht, aus eigenen Mitteln ein herrliches Denkmal den Manen ihres Gatten und zweier anderen berühmten Männer aus dem Geschlechte der Sergier errichten; sie schmückte daher die innere Façade der Pforte mit einem Bogen, um so das Gesetz zu umgehen, das dergleichen Ehrenbezeugungen nur Kaisern vorbehielt, und stiftete so statt eines Denkmals der Trauer, wenn auch nicht einen Triumphbogen, so doch ein Ehrendenkmal. Ihr Gatte war aus Pola, darauf deutet seine Aedilwürde; später wurde er Obrist in der 29sten Legion des Fußvolks, deren die Inschrift erwähnt. Nur dieß und sonst nichts wissen wir von ihm, und vielleicht bezeichneten sein Leben nur Reichthümer und das Tribunat über eine Legion. Von den beiden andern Verewigten wissen wir bloß, daß Lucius Sergius, Sohn des Cajus, in Pola Aedil und später Duumvir, der andere C. Sergius, Sohn des Cnejus, Aedil, Duumvir und endlich Quinquennalcensor war. Die drei Statuen, welche sie darstellten, sind nicht mehr vorhanden.

Dieß ist der Bogen der Sergier, deren Name aus alter Zeit sich bis jetzt erhalten; derselbe gleicht an Form ähnlichen Denkmalen im römischen Gebiete aus den Zeiten des Kaiserreiches. Diese Sergier waren überaus reich; ihre Nachkommen eigneten sich im Mittelalter die Oberherrschaft über Pola an, wurden später verwiesen und ihr Geschlecht droht mit dem Grafen Pola von Treviso zu erlöschen. Die Porta aurata und der Bogen der Sergier, welche gemeinsam den Eingang zur Stadt bildeten, waren im Mittelalter kriegerisch bewehrt und einen großen Theil des Thores deckte ein Thurm, um die Erhaltung des Bogens zu sichern. Im Jahre 1826 ward die Porta aurata sammt einem Theil der Mauer abgebrochen, so daß der Bogen jetzt vereinzelt steht. Wir bemerken noch, daß die der Stadt zugekehrte Façade des Bogens mit Verzierungen versehen ist, die der äußern fehlen, und daß die Porta aurata nächst den Eingängen, gleich den übrigen Thoren von Pola und den altrömischen, Fallgitter hatte. Wir erwähnen dieß zur Widerlegung der irrigen Angaben, nach welchen die Fallgitter aus dem Mittelalter herrühren.

Bemerkungen über die Pariser Theater.

(Schluß.)

Noch vor kurzem wurden gewöhnlich nur Lust- und Schauspiele, sehr selten Trauerspiele gegeben, und auch diese meist vor leeren Bänken; in der neuesten Zeit sieht man jedoch die Werke von Corneille und Racine sehr häufig spielen und zwar

immer bei vollem Hause. Ueber die classische Tragödie der Franzosen hier ein Langes zu reden, scheint mir nicht am rechten Orte; ich will also bloß einiges über die Vorstellung sagen. Eine treffliche tragische Schauspielerin ausgenommen, scheint man mir die Darstellung im Ganzen viel zu bunt und kraus zu machen, und nicht die tragische Einheit und Würde zu kennen, welche allein durch Sitte und Erhabenheit wirken soll, wo ein großes Schicksal mit großen Menschen und Dingen spielt.

Wenn der Deutsche im Lustspiel nur zu leicht ungeschickt und unbehülflich ist, so tritt er dafür im Trauerspiele desto mehr wieder auf seinem eigenen Boden einher. Unser Charakter ist Tiefe und Ernst, und der sollte er bleiben; bei kleinen Dingen sind wir leicht albern und verlegen, aber dafür finden wir bei großen und ernsten leichter unser Maaß, als die so mit allem spielen können. Es geht uns wie dem Ulysses beim Vater Homer. Die Höflinge des Priamus lachten diesen groben und ungeschickten Gesellen gleich einem Dummbart aus, als er mit dem schönen und feinen Menelaus als Gesandter an ihrem Hofe erschien. Der letzte gefiel allen, er konnte sogleich über alles und zu allen sprechen, und ziemlich leidlich sprechen, aber das war auch sein ganzes Verdienst. Ulysses war blöde, zitterte und stotterte, ehe er seine Rede beginnen konnte. Kaum aber faßte ihn sein natürliches Feuer, so ergoß sich seine Rede wie ein Strom, seine Augen blitzten, seine gebückte Gestalt veredelte sich und richtete sich empor; er stand in seinem Vermögen da, wie ein Gott, und schleuderte die Donner seiner Beredsamkeit unter Priamus und seine Großen, die ihn staunend anblickten, zweifelnd, ob noch derselbige Mensch mit ihnen rede, der eben so klein und gestaltlos unter ihnen gestanden hatte. So wie ich hier die Trauerspiele aufführen sah, muß ich gestehen, daß die Künstler im Durchschnitt ihre Rollen sehr flach gefaßt hatten und sie eben so flach darstellten. Auch nennt die strengere Kritik von dem Künstlerpersonal dieses Theaters nur eine einzige als gute tragische Schauspielerin, und weist alle die andern Subjecte zu dem Range der Mittelmäßigkeit zurück, den sie auch höchstens nur behaupten können. Diese einzige ist die berühmte Rachel, eine wahre Zauberin, die den altclassischen Trauerspielen die verlorene Anziehungskraft wieder gegeben und den neuromantischen Dramen die öffentliche Meinung abwendig gemacht hat. Die Racinianer und die Theaterfreunde von der alten Observanz betrachten die Erscheinung dieses neuen Bühnenmeteors als die Wiederauferstehung der altclassischen Tragödie; aber auch die Shakspearisten und Anhänger der neuen Theaterschule lassen ihrem Talent Gerechtigkeit widerfahren, und wenn einige Kritiker in der letzten Zeit ihre tragische Trefflichkeit durch den Mangel an Seele haben verdächtigen und herabsetzen wollen, so beweist doch der erstaunliche Zulauf, den sie durch ihre Vorstellungen unaufhörlich herbeizieht, daß der zu ihren Gunsten angeregte Enthusiasmus des Publicums kein künstlicher und gemachter ist. Jede ihrer Vorstellungen ist eine Wohlthat für die arme Casse des Théâtre français, denn jeden Abend, wo sie spielt, ist das Haus gestopft voll und das Klatschen betäubend. Die Natur hat wenig für sie gethan; ihr Aeußeres hat nichts Imposantes und ist sehr unscheinbar und gewöhnlich. Aber davon bleibt bei diesem großen Spiele, wo man die Zierlichkeiten der Gestalt vergessen muß, auch keine Spur. Kaum ist sie aufgetreten, so wird sie durch die edle und höhere Welt, worin sie lebt und worin die Gefühle des Hasses oder der Liebe als Aeußerungen einer göttlichen Kraft erscheinen, auch schon verwandelt und gehoben. Sie wird augenblicklich größer und beseelter, und ein anderer Geist scheint in ihr zu walten, der, wie die Minerva einst den Odysseus, sie stattlicher und herrlicher macht und wie eine Göttin anzusehen. Mit tragischer Wahrheit und Würde des Spiels verbindet sie einen ausgesuchten Adel der Action, eine seltene Bestimmtheit der Accentuation, die tiefste Kenntniß der Declamation und den kraftvollsten Ausdruck starker Leidenschaften. Doch sündigt sie in der Declamation bisweilen durch schroffe Contraste von Höhen und Tiefen, von Schreien und Murmeln, von Schleppen und Jagen. Gerade von ihr, die sich auf eigenem Wege ein höheres, reineres Genre geschaffen, welches sich von dem alten, gar zu conventionellen der französischen Tragiker entfernt und der Natur und Wahrheit wieder nähert, ist es auffallend, daß sie das alte schnelle Steigen und Fallen in Einer Periode, oft in Einem Thema, mit einem heftigen Schrei auf Einer einzigen Hauptsylbe beibehalten, welches man bei der Mittelgattung französischer Schauspieler, die nur nach einzelnen eclatanten Augenblicken haschen, gewohnt ist. Bei der Rachel ist dieses indeß vielleicht nur die Sünde des Publicums, das jedesmal nach dem Schluß einer solchen Tirade ungestüm applaudirt, denn man sagt, daß die Rachel leider nur zu ängstlich nach dem Beifall dieses Publicums strebe. Vielleicht hat auch das Bewußtseyn einer gewissen Beschränktheit in der Naturanlage der Physiognomie und Stimme dieser trefflichen Künstlerin seinen Theil an ihrem ängstlichen Bestreben, dem Publicum immer zu gefallen. Ihre Stimme ist nicht sehr biegsam, und unfähig der feinern Modulationen, nur zu geneigt, in Schrei überzugehen, wo sie etwas stark herausheben und kräftig bezeichnen will; dieses und ihr finsteres Gesicht müssen sie auf gewisse hochtragische Rollen beschränken, und in andern, die sie denn auch wohl übernehmen muß oder will, zu ängstlicherem Streben nach Beifall verdammen. Das Fach der tragischen Königinnen und Heldinnen ist ihre eigentliche Domäne. Es ist nicht möglich, stolze heroische Scenen mit höherem Anstand und im Sinne der französischen tragischen Kunst mit größerer Würde zu spielen und zu sprechen. Mit seltener Hoheit der Sprache spielt sie die stolze Emilie im Cinna, und Verachtung und Haß drückt sie in dieser Rolle mit einer Stärke aus, die an einem so jungen Mädchen in Erstaunen setzt und beweist, daß sie für solche Rollen geboren ist. Das Genre der zärtlichen Prinzessinnen sagt ihr weniger zu, weil ihre Stimme sich mehr für pathetischen, als für zärtlichen Ausdruck eignet, und es ihr überhaupt an Empfindsamkeit zu fehlen scheint. Ich habe sie in der wichtigen Rolle der Amenaide im Tancred gesehen. Ihr Spiel war wärmer und natürlicher, das heißt aus eigener Empfindung hervorgehender, als meist. Ganz das,

was die Rolle erfordert, war sie aber doch nur im Ausdruck des edlen Stolzes und der tiefen Entrüstung. Es war ein gefährliches Probestück für sie; denn wer in dieser Rolle, für die das ganze Stück gemacht und berechnet ist, wie das Concert für den Solospieler angelegt und ausgeführt wird, eine Rolle, in welcher von Anfang bis zu Ende die reinste, feurigste Liebe des edelsten, heldenmüthigsten weiblichen Herzens in der schönsten Sprache dargestellt erscheint; wer von dieser Rolle nicht durch und durch erwärmt und zum seelenvollsten Ton der Empfindung inspirirt wird, der stellt auch nicht aus sich selbst, von innen heraus, dar. Und dieß war und that Mlle. Rachel auch in den meisten Scenen nicht, und gerade in den zärtlichsten, rein weiblichen am wenigsten. Aber im vierten Acte zeigte sie eine Stärke und Kraft, die ihre ganz entschiedene Anlage für große heroische Rollen der französischen Tragödie ins hellste Licht stellten. Mit großem Vergnügen habe ich sie mehreremale in der schweren Rolle der Hermione in Andromaque gesehen. Hermione ist nicht bloß eine verlassene Geliebte, sondern auch eine heftige, rachsüchtige Frau, welche sich eines Liebhabers bedient, um den andern umzubringen. Die Rachel gibt diesen saubern Charakter in aller seiner Wahrheit. Sie declamirt meistens vortrefflich, auch ihr Spiel ist edel und kunstschön, hie und da fast etwas zu studirt und durchdacht, oder vielmehr zu absichtlich noch. Auch hiebei gilt Goethe's wahres Wort im Tasso: „Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt.“ In der Rolle der Phädra hat die Rachel mich weniger befriedigt. Die Phädra ist nicht bloß eine verbrecherische, sondern auch eine unglückliche Geliebte. Den einen Theil der Rolle, welcher in der Darstellung der blutschänderischen Liebe und einem heftigen Charakter besteht, drückt die Rachel ungemein energisch aus; die Darstellung der unglücklichen Liebe und eines empfindsamen Herzens, welche den andern Theil der Rolle ausmacht, scheint sie mir dagegen nicht genug hervorzuheben. Ganze Scenen hat sie meisterhaft gesagt und gespielt, und sie hat einzelne herrliche, große Momente und ächt tragische Accente; doch hat sie im Ganzen meine Erwartung nicht erfüllt. Am meisten vermißte ich in ihrem Spiel die Kunst, das übrigens bewundernswürdige Studium zu verbergen; das Streben, geübte und gedachte Kunst, blickte dabei gar zu sehr durch, wiewohl sie die Rolle auf ihre Weise interessant genug spielte.

Die männlichen Rollen im tragischen Fach sind überaus schwach besetzt, und es ist wirklich nur das schöne, anziehende Spiel der Rachel, an dem man bei Vorstellungen von Tragödien Freude haben kann. Ligier ist nicht ohne Talent, hat aber doch durchaus nichts, was auf einen großen Künstler hindeutet, und kann nie die Mühe verhehlen, die es ihm kostet, seine Heldenrolle so trefflich (wie er es andeutet) darzustellen. Eben dieß gilt von Beauvallet, von welchem ich nicht begreife, wie ihn einige Franzosen so eminent finden können, Guyon, Geoffroy und einigen andern. In ihrer Declamation verfallen sie sämmtlich in den Fehler wilder Uebertreibung, den man, mit convulsivischen Verzerrungen des Körpers bei den französischen Schauspielern zweiter Ordnung gewöhnlich findet. Manche Rollen spielen Ligier und Beauvallet gar nicht übel; wenn aber diese Helden an die heftigen Scenen kommen — großer Apoll! welch Gebrülle, welche Fieberwuth, welche Convulsionen! Nach einiger Zeit schreien sie sich dermaßen heiser, daß sie zuletzt aus ganz erschöpfter Brust und tonloser Kehle unverständliche Laute orgeln und gurgeln.

C. E.

Scenen aus dem chinesischen Kriege.

4. Einnahme von Tscha-pu. — Einfahrt in den Yang-tse-kiang. — Einnahme der Batterien von Wu-sung und Besetzung der Stadt Tschin-kiang-fu. — Friedensunterhandlungen.

(Schluß.)

Am 1 August war die Flotte zum Absegeln bereit und wartete nur auf günstigen Wind. Wir gingen auf der goldenen Insel ans Land, um die Pagode zu besichtigen, welche sieben Stockwerk hoch ist und von der die Insel den Namen führt. Wir erstiegen dieselbe und hatten von hier aus eine herrliche Aussicht über das umliegende Land; wir sahen eine Bergkette, 10 Meilen von Nanking, folglich 30 Meilen von uns, denn Nanking liegt 40 Meilen von Tschin-kiang-fu. An der Pagode hingen auf allen Seiten kleine Ketten herab, ich konnte nicht begreifen, zu welchem Zweck, wahrscheinlich aber als Blitzableiter. Auch einige hübsche Dschoßhäuser finden sich hier, die Bilder darin sind aber wie allenthalben in China. Diese Gebäude sind sehr alt und zerfallen in Trümmer. Eines derselben hat eine hübsche Bibliothek, die nahe an 4000 Bände enthalten soll; diese sind in Kästchen von schönem Holz, die nach oben sich öffnen und je vier Bücher enthalten, welche in ein prächtiges Stück gelbe Seide geschlagen sind; ein kleines Säckchen Kampher steckt zwischen jedem Bande zum Schutz gegen Insecten. Auch finden sich hier einige große Bände mit Bildwerken, die augenscheinlich von den Jesuiten herrühren oder ihnen nachgemacht wurden. Einige dieser Bilder hat man auch schon in Europa gesehen, z. B. wie der Kaiser sich seinen Unterthanen zeigt und auf dem Eise die Truppen die Revue passiren läßt. In einem andern Zimmer ist ein alter Tisch und Stuhl, die dem Kaiser Kien-Long gehört haben sollen. Die Insel, welche nur eine halbe Meile im Umkreise hat, sehr felsig und bis an die Spitze bewaldet ist, wird nur von einigen armen Priestern bewohnt, welche die Gebäude bewachen und zu ihrem Unterhalt einige Gemüse bauen.

An den folgenden Tagen war Wind und Strömung widerwärtig, und wir kamen am 5 nur bis zum Eingang des großen Canals, der hier anderthalb Meilen breit ist, und wo Schiffe aufgestellt wurden, um die Durchfahrt der zahlreich versammelten Dschunken zu hindern. Am 7 sahen wir in bedeutender Entfernung die große Porcellan-Pagode, so wie die äußern Mauern von Nanking, und am 8 ankerte die Flotte fast den Mauern der Stadt gegenüber in 19 Faden Wasser. Der Fluß ist hier nur etwa Dreiviertelmeilen breit, weiter hinauf scheint er aber wieder bedeutend sich zu erweitern. Auf dem linken Ufer des Flusses sind einige umfangreiche Mauern, wir konnten aber nichts von der Stadt sehen. Die Mauern sehen aus, als seyen sie zur Einzäunung eines Jagdgrundes erbaut, sind aber alt und schlecht erhalten.

Weiße Flaggen wehten jetzt allenthalben auf den Mauern, da aber die Chinesen immer noch mit Vertheidigungsmaaßregeln beschäftigt waren,

die Schießscharten mit Sandsäcken verstopften und einige Batterien aus demselben Material aufwarfen, so achtete man nicht auf ihre Friedenszeichen, und mehrere Schiffe legten sich hart am Ufer, wo der Strom noch 10 Faden tief war, vor Anker, um die äußere, eine schwache Viertelstunde vom Ufer entfernte Stadtmauer beschießen zu können. Die Stadt selbst lag etwa eine Stunde vom Ufer entfernt; den Umkreis der äußern Mauer rechnet man verschieden auf 23 bis 37 Meilen. Die Tatarenstadt war mit einer besondern Mauer umgeben.

Indeß bewährten sich die Friedensgerüchte, und am 20 endlich erschienen die kaiserlichen Commissäre, um dem brittischen Bevollmächtigten an Bord des Admiralschiffs einen ceremoniellen Besuch zu machen. Als sie vom Ufer abstießen, wurde eine chinesische Begrüßung von drei Kanonenschüssen erst von ihren eigenen Leuten, dann von dem Admiralschiff abgefeuert. Das Dampfboot Medusa war abgesendet worden, um sie abzuholen, da sie ein Dampfboot sehen wollten; sie waren von einer Menge Mandarinen mit blauen und weißen Knöpfen begleitet. Die Bevollmächtigten trugen sehr einfache Kleider, mit blassen Korallenknöpfen auf den Mützen. Sie entschuldigten sich wegen ihrer einfachen Kleidung, indem sie auf der Reise seyen, und ein Mandarin auf der Reise nicht in voller Uniform zu erscheinen braucht. Sie wurden mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, indem der Bevollmächtigte, der General und der Admiral sie auf dem Hinterdeck bewillkommten; alle Officiere der Landarmee und Marine, welche dem Empfang beiwohnen wollten, durften erscheinen, jedoch nur in voller Uniform. Man führte die Commissäre auf den Verdecken herum, wobei sie aber, so außerordentlich ihnen auch manches erscheinen mußte, kein Erstaunen bezeugten und keine Frage stellten, mit Ausnahme eines Tatarenobristen.

Die Erwiederung dieses Besuches verzögerte sich aus mancherlei Ursachen bis zum 24. Eine Grenadiercompagnie ward ans Land gesetzt, um dem Bevollmächtigten als Ehrenwache zu dienen. Wir marschirten hart an den Stadtmauern vorüber, da die Vorstädte überschwemmt und die Straßen unwegsam waren. Vor dem zum Empfang bestimmten Hause marschirten wir in Linie auf. Der Bevollmächtigte, der General und der Admiral ließen sich in Palankinen tragen; die Straßen wurden durch Polizeimänner mit langen Peitschen, welche schreiend auf- und niederliefen, rein gehalten, um das Volk zu hindern, daß es uns nicht dränge. An der Thüre des Hauses stieg der Bevollmächtigte mit seinen Begleitern aus den Palankins, wir präsentirten das Gewehr, die Musik spielte das God save the queen und die Chinesen feuerten drei Kanonenschüsse ab. Wir marschirten hinter dem Bevollmächtigten drein zwischen zwei Reihen tatarischer Truppen, die ohne Waffen nur mit einigen Fahnen verschiedener Art dastanden, und eine Musikbande von etlichen abscheulichen Instrumenten bei sich hatten, die einen Ton gaben, wie zerbrochene schottische Sackpfeifen. In Ningpo waren solche wandernde Musikanten öfters in unser Quartier gekommen, um wo möglich einige Kupfermünzen zu erhaschen, und einigen glückte dieß auch, denn es verlohnte sich wohl, ihnen einiges zu geben, um sie los zu werden. Sie hatten nur einen Accord, und zwar einen sehr melancholischen, und spielten ein dreisaitiges Instrument von sehr roher Bauart. Die Musikanten waren stets Blinde.

Die Soldaten in dem nächsten Hofraume trugen die kaiserliche Farbe, nämlich gelb; jede Abtheilung derselben stand unter einem Mandarin. Die Commissäre kamen bis auf eine gewisse Entfernung den Besuchenden entgegen und führten sie in ein inneres Zimmer. Das Haus war augenscheinlich erst für die Gelegenheit hergerichtet worden, denn es war keineswegs schön, aber ausnehmend rein. J-li-pu saß auf der rechten Seite des Generals, der Bevollmächtigte (Sir H. Pottinger) in der Mitte, der Admiral links. Key-ying, der Neffe des Kaisers, saß links vom Admiral, und Nyu, Gouverneur der beiden Provinzen Kiang-su und Kiang-si, neben letzterem. Ihr Aussehen hatte nichts Besonderes, sie waren einfach gekleidet und hatten keine Staatskleider an, denn sie schienen sehr eilfertig von Nanking abgereist. Erfrischungen jeder Art, Theekuchen, Eingemachtes und Schamschu (Branntwein) wurden im äußern und innern Zimmer aufgetragen, denn nur wenige von den übrigen Mandarinen durften ins innere Zimmer; deßhalb drängte sich alles in dem äußern und in den Gängen. Der Secretär der beiden Provinzen war ein sehr hübscher, gescheidt aussehender Bursche mit einem blauen Knopf. Die Kleidungen der Anwesenden waren nicht so schön, als wir sie sonst gesehen hatten, denn da die kaiserlichen Commissäre nicht in ihren Staatskleidern waren, so durften auch die andern nicht in den ihrigen erscheinen. Einige Kleider von Männern und Frauen, die wir früher gesehen hatten, waren ausnehmend schön, denn die chinesische Weberei ist prächtig, und die Ueberkleider waren mit reichen Pelzen verbrämt.

Ich gab mehreren Mandarinen Tschiruts (ostindische Cigarren), sie waren ihnen aber zu stark, und nur ein einziger alter Mann konnte sie rauchen. Ich sah eine Menge schöner Leute, vermuthe aber, daß sie besonders ausgelesen waren, und dennoch konnten sie mit den anwesenden Engländern keine Vergleichung aushalten. Unsere Musik lockte eine Menge Menschen herbei, die chinesischen Musikanten verließen ihre eigenen Instrumente, und alle zeigten mehr Erstaunen, als es sonst gewöhnlich ist, da sie ihr Erstaunen über fremde Dinge möglichst zu verbergen suchen. Als der Besuch vorüber war, kamen die Commissäre heraus bis ans erste Thor: wir präsentirten das Gewehr und die Chinesen feuerten drei Kanonen ab. Sir H. Pottinger behandelte sie gerade in der rechten Art, um ihnen ein Begriff von seiner Würde zu geben, indem er ohne besondere Complimente sie bloß mit gewöhnlicher Höflichkeit behandelte.

Am 26 besuchte Sir H. Pottinger die Stadt zu Pferde, und am 30 kamen die Commissäre an Bord des Admiralschiffs, wo der Vertrag unterzeichnet werden sollte. J-li-pu war so unwohl, daß er sich auf das Schiff tragen lassen mußte. Er hatte einige Zeit zuvor einen Mandarinen an Bord geschickt und um eine Arznei bitten lassen; diese war dem Ueberbringer mitgegeben worden mit einer geschriebenen Anweisung, wie sie gebraucht werden solle, aber der nachlässige Mensch verlor dieß, und der alte Mann nahm die Medicin, die auf zwei- oder dreimal bestimmt war, auf einmal. Der Mißgriff klärte sich später auf, und der Mandarin, der die Anweisung verlor, soll später die Bastonnade erhalten haben.

Nach Unterzeichnung des Vertrags wurde eine chinesische gelbe Fahne auf dem Hauptmast aufgesteckt, eine Salve abgefeuert, und so das Ende des chinesischen Kriegs verkündet, zur nicht geringen Freude der Truppen, denn es war große Sterblichkeit eingetreten, und mehrere Regimenter wurden furchtbar gelichtet. Noch einen Monat zuvor hatte, da das Klima sich entsetzlich ungesund zeigte, kein Mann in der Armee und Marine sich träumen lassen, daß die Chinesen nachgeben und Friede machen würden unter den Bedingungen, die wir dem Bruder der Sonne und dem Kaiser des himmlischen Reichs auferlegten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 5 und Umschlag zum Monat Mai.)

№ 5.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Mittwoch, 31 Mai 1843.

Kiefernnadeln zu Polsterung von Matrazen. — Die Zollvereinsflagge auf dem Rhein. — Ludwigshafen. — Südamerikanische Concurrenz auf dem deutschen Weizenmarkt. — Weinbau in Neusüdwales.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[62] **KALTSCHMIDT (J. H.),**

PETIT DICTIONNAIRE COMPLET français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages etc. | Vollständiges **Taschen-Wörterbuch** der französischen und deutschen Sprache, nach den neuesten und besten Werken bearbeitet.

16. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich vor allen andern Taschen-Wörterbüchern durch **Wortreichthum, schöne Ausstattung** und einen verhältnißmäßig **billigen Preis** aus. Durch die zweckmäßigste und raumersparendste typographische Einrichtung wurde es möglich, fast die doppelte Zahl der in andern ähnlichen Werken enthaltenen Wörter aufzunehmen, so daß Kaltschmidt z. B. im Buchstaben A über 4000 verzeichnet, während die bis jetzt bekannten Taschen-Wörterbücher deren kaum 2000 nachweisen. Da es überhaupt im Ganzen an 70.000 Wörter enthält, mithin an Wortreichthum selbst Thibaut übertrifft und hierdurch für die Besitzer andere kostspielige Wörterbücher überflüssig macht, so wird der Preis desselben um so mehr billig erscheinen, als auch Druck und Papier nichts zu wünschen übrig lassen.

---

[63] Bei **Ernst Kern in Darmstadt** erschien so eben:

Skizzen aus dem Orient,

gesammelt in den Jahren 1840 und 1841.

Nach der Natur und auf Stein gezeichnet

von **F. Frisch**, Hofmaler in **Darmstadt,**

Begleiter des Oberstallmeisters Baron von Taubenheim.

Mit erläuterndem Text

von **F. W. Hackländer.**

2 Lieferungen in 6 Blatt.

Inhalt der 1. Lieferung. Türkische Briefpost. Ritt über den Balkan. Umherziehende Beduinen.

Inhalt der 2. Lieferung. Beduinen auf der Flucht. Syrische Posten. Scenen aus dem Lager Ibrahim Pascha.

Subscriptionspreis für 2 Lieferungen in 6 Blatt, deren jedes 18" lang und 15" hoch, auf weißem Papier 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 6 gGr., auf getontem Papier 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 gGr.

Diese eben so schönen als billigen Original-Kunstblätter, wovon die erste Lieferung bereits erschienen ist, eignen sich ganz besonders zu Zimmerverzierungen und beurkundet der allgemeine Beifall, den sie bis jetzt gefunden haben, hinreichend deren Werth. Der von Hrn. Hackländer, Reisegefährten des Künstlers, beigefügte erläuternde Text trägt bedeutend bei, das Ganze dem damit Unbekannten anschaulicher zu machen. Auch werden die Namen der verehrlichen Subscribenten, deren sich beim Verleger in Darmstadt bereits 250 gemeldet haben, dem Texte, welcher mit der zweiten Lieferung bald nachfolgt, vorgedruckt.

---

[64] In der **litterar. artist. Anstalt in München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen aus der bayerischen Geschichte

von **M. Frhrn. v. Freyberg.**

Erstes Bändchen.

Gr. 8. geheftet. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 3 gr.

Der Verfasser sagt in seiner Vorrede:

„Wenn gleich schon so Vieles und zum Theil Vortreffliches über die bayerische Geschichte geschrieben worden ist, so dürfte doch das Bedürfniß nach einem Buch, in welchem diese Geschichte in einem gefälligern und zusammenhängenden Vortrag erzählt würde, noch nicht befriedigt seyn. Diese Erwägung hat mich veranlaßt Hand anzulegen und den Versuch zu machen dieses Bedürfniß wenigstens in annähernder Weise zu befriedigen. Da es mir dabei vorzüglich nur darum zu thun ist, das in den bemerkten Schriften bereits vielfach Besprochene und mehr oder weniger überzeugend Bewiesene zusammenzufassen und in eine abgerundete Erzählung zu bringen, so habe ich von einer Ausstattung meines Lesebuchs mit Noten und Beweisstellen Umgang nehmen zu dürfen geglaubt. Zumal da es durch die so erfreulich fortschreitende Bekanntmachung unserer Geschichtsquellen für jeden, dem daran liegt, täglich leichter wird sich von der Richtigkeit der in einem solchen Buche zu Grund gelegten Thatsachen zu überzeugen. Sollte dieses Bändchen sich einigen Beifalls zu erfreuen haben, so bin ich bereit die übrigen folgen zu lassen.

---

(65) In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH

für **1843.**

Herausgegeben

von **H. C. Schumacher,**

mit Beiträgen von

Bessel, Hansteen, Lehmann, Mädler und *Olbers.*

8. cartonirt. Preis 3 fl. [illegible] kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Astronomische Ephemeride für 1843. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauss. Bessels Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von I. Oltmans. Dänische und preufsische Fufse. Toisen. Pariser Fufs. Meter. Englische Fufs. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Ueber den Magnetismus der Erde von E. W. Bessel. Ueber den Erfinder der Fernröhre von Olbers. Ueber Berichtigung der Thermometer von Hansteen. Ueber den Gang der Temperatur im Laufe des Jahres von Mädler. Ueber Störungen von Mädler. Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung von Dr. Jac. Wilh. Heinr. Lehmann. Beobachtung der totalen Sonnenfinsternifs am 8 Julius 1842 in Wien, von H. C. Schumacher.

Die Erscheinung des Jahrbuchs für 1842 ward durch unvorhergesehene Umstände verhindert. Es wird künftig frühzeitiger als sonst, und immer vor dem Anfange des Jahres, für das es bestimmt ist, ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

(66) In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Theater

von **Julius Mosen.**

8. Velinpapier brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Kaiser Otto III. — Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. — Die Bräute von Florenz. — Wendelin und Helene.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[67] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Adam Mickiewicz,

Vorlesungen über slawische Litteratur und Zustände.

Gehalten im

Collège de France in den Jahren 1840—1842.

Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.

1sten Theiles 1ste Abtheilung. gr. 12. geh. Preis 1 Thlr. 5 Ngr.

Das ganze Werk wird in vier Abtheilungen erscheinen und binnen kurzer Zeit im Druck beendigt seyn. Wir glauben uns aller Empfehlungen desselben enthalten zu können, da der Name des berühmten Verfassers für den gediegenen Inhalt bürgt und slawische Litteratur und Zustände jetzt das allgemeine Interesse in so hohem Grade in Anspruch nehmen.

Leipzig, im Mai 1843. **Brockhaus u. Avenarius,**
Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur.

---

[68] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der weiche Hinterkopf.

Ein Beitrag zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit.

Mit Untersuchungen

über die Entwicklung des Säuglingsschädels überhaupt, über die Rhachitis dieses Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum.

Von Dr. **C. L. Elsässer.**

Mit Abbildungen.

Gr. 8. Velinp. br. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Der Hr. Verfasser, bekannt durch seine Beobachtungen über die asiatische Cholera, gibt uns aus dem Schatz einer reichen Erfahrung und umfassender Studien Aufklärungen über eine Reihe physiologischer und pathologischer Zustände des Säuglingsalters. Den eigenthümlichen Bau und Lebenszustand des menschlichen Kopfs in der ersten Kindheit bringt er in genetischen Zusammenhang mit einer gar nicht seltenen, aber bis jetzt nicht beschriebenen Krankheit dieses Alters, welche in zahlreichen Krankheitsfällen und Sectionen verfolgt und durch werthvolle Abbildungen versinnlicht wird. Der Entwicklungsgang der Rhachitis und namentlich ihre bis jetzt nicht gewürdigte Form im Säuglingsalter werden beschrieben und auf physiologischer Basis erläutert. Ueber eine noch vielfach unrichtig aufgefaßte Krankheit, den Tetanus apnoicus periodicus infantum (das sogenannte Asthma thymicum), seine Natur und Ursachen werden wichtige Aufschlüsse ertheilt. Die Wissenschaft erhält mit dieser Monographie einen Zuwachs, durch welchen eine wesentliche und zum Theil ungeahnte Lücke ausgefüllt wird.

Stuttgart und Tübingen im April 1843. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[69] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Amrilkais,

der Dichter und König.

Sein Leben dargestellt in seinen Liedern.

Aus dem Arabischen übertragen

von Friedrich Rückert.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodschr **I. Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmühen. Der Jagdritt. Die Regenschau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Beshasa. Der gefährliche Besuch. Dimmo Dschontob. Umeima. Eine Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirt. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aßwad. Der gute Camerad. Der Bekehrte. Schamus. Die Zeltgenossenschaft. Die vier vorbehaltnen Stücke. Die Besendete. Der Regen. Der Wettgesang. **II. Sein Leben in seinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung seines Vaters traf. An seine Tochter Hind (über seine fehlgeschlagene Unternehmung gegen Ben Ebed. Siegeslied. Loblied auf Orweir. Der Treulose und der Treue. Abermals zu Ehren Orweir's und der Beni Auf. Als er in seiner Bedrängniß sich an die Beni Schemedscha Ben Dscherm wendete (oder wenden sollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über seine geraubten Kamele. Mutiger Ritt. Ein Sinnspruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Theal einkehrte. Während er am Berg Adscha in Tai, bei den Beni Theal, den berühmten Bogenschützen, sich sicher fand. Der Bogenschütze von Theal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erste Niederlage seines Geschlechts. Er gedenkt seiner Schwester. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er versenkt sich in Erinnerungen. Auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel. Krank, auf der Rückreise vom Kaiser. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[70] **Echos lyriques,**

Poésies

traduites de l'Allemand en Français

par Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[71] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

deutschen Colonien

in Piemont,

ihr Land, ihre Mundart und Herkunft.

Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen

von **Albert Schott,**

Gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Der Verfasser hat den deutschen Stamm, der auf der Südseite des Monte-rosa mitten unter Romanen wohnt, im Sommer 1839 besucht, um Thatsachen zu sammeln, die über diese noch nicht erforschte südwestlichste Zunge des deutschen Sprachgebiets Licht verbreiten könnten, und legt die Ergebnisse seiner Reise hier vor. An eine allgemeine Darstellung der romanisch-deutschen Sprachgränze in den Alpen reiht sich das Bild der durchwanderten Gegenden, jener ewig beeisten Pässe und jener reizenden italischen Alpenthäler, zu denen dieselben gleichsam die Pforten sind; darauf folgt die Schilderung der deutschen Bewohner, ihrer mühseligen, einfachen Lebensweise, ihres kraftvollen, zum Theil überraschend germanischen Aussehens, ihrer alterthümlichen Tracht, Bauart und Sprache. Die letztere wird besonders durch Uebersetzung des Gleichnisses vom verlornen Sohn in die Mundarten von sechs Gemeinden, und durch ein Wörterbuch dargelegt; sie gibt Anlaß zu Untersuchungen über die Merkmale, worauf im Allgemeinen die Verschiedenheit der Dialekte und das hohe Alter des vorliegenden, des alterthümlichsten unter den oberdeutschen, beruht.

Die Darstellung nimmt überhaupt das ganze Werk hindurch auf allgemeine Verhältnisse Rücksicht, vornehmlich auf die der benachbarten germanischen und romanischen Stämme, und versucht so, die wallisische, mittelbar die (in einer früheren Schrift nachgewiesene) burgundische Herkunft jener Deutschen, so viel dieß beim Mangel an geschriebenen Urkunden möglich ist, zur Gewißheit zu erheben. Sie unternimmt ferner zu ermitteln, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die Gründung wallisischer Colonien am Eis des Monte-rosa geschehen seyn mußte — eine Untersuchung, die gleichfalls allgemeinere historische Wichtigkeit ansprechen darf, da die Walliser die ganze Umgegend des St. Gotthards durch eine wenig bekannte, aber gewaltige Thätigkeit mit Colonien erfüllt haben. Unter den sparsamen Hülfsmitteln für diesen Gegenstand enthält der Abschnitt über die Eigennamen Ansichten, die, wenn sie Beifall und Pflege finden, vielleicht geeignet sind, über die dunkelsten Zeiten in der Geschichte der jetzigen Völker Europa's einiges neue Licht zu verbreiten.

Folgendes ist das Verzeichniß der Abschnitte: 1) Die vorliegende Frage. 2) Issime. Gabi. Gressoney. 3) Alagna. Rima. 4) Macugnaga. 5) Rimella. Varallo. 6) Die deutschen Bewohner. 7) Die Mundart. 8) Die wallisische Herkunft. 9) Die Ei-

genommen. 10) Muthmaßliche Zukunft. — Wörterbuch.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[72] Hauffs biblische Concordanz.

Biblische Real- und Verbal-Concordanz oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtiget, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet von J. G. Hauff, Dr. der Ph. und Pfarrer zu Warth im Königreich Würtemberg. Lexicon-Octav. 2 Bände in 4 Abtheilungen. gr. 8. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gr.

Der Verfasser hat für sein allgemein mit Beifall aufgenommenes Werk die Einrichtung der noch immer geschätzten Büchner'schen Concordanz zu Grunde gelegt, den Plan derselben aber bedeutend erweitert. Sehr lobenswerth ist es besonders, daß er jedem Artikel, wo es sich um einen Begriff handelte, eine oder mehrere Definitionen vorausschickte, wodurch die Brauchbarkeit des Werkes sehr erhöht wird. Noch mehr geschieht dieß übrigens durch die Vollständigkeit und gute Anordnung in den einzelnen Artikeln, und durch wörtliche Aufführung einer großen Menge von Bibelstellen, wodurch sie sich vor andern Concordanzen sehr vortheilhaft, namentlich vor der Weichmann'schen auszeichnet.

Mit Recht darf daher dieses mühsame und verdienstliche Werk nicht nur allen Predigern und Geistlichen, sondern auch Religionslehrern überhaupt empfohlen werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[73] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses

durch

Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung.

Mit besonderer Beziehung

auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisations-Gesellschaft.

Von **Gustav Höfken.**

8. br. Preis 30 kr. od. 9 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[74] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasial-Classen, höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von **Dr. Mager,**

fürstl. Schwarzb. Educationsrath, Professor in Aarau, der k. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurt'schen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentlichem Mitgliede.

Zwei Theile.

Neue Auflage.

Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile.

Erster Theil: **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. (Gr. 8. XXXII und 336 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 22 gr. — Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren 1 fl. oder 16 gr.

Zweiter Theil: **Französisches Lesebuch für untere Classen.** Erster Band. (Gr. 8. VIII und 212 Seiten.) Ladenpreis 48 kr. oder 12 gr. — Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren 32 kr. oder 8 gr. Zweiter Band. (Gr. 8. VIII und 348 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 24 kr. oder 21 gr. — Partiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren 56 kr. oder 14 gr.

Dieses Schulbuch ist aus der doppelten Absicht hervorgegangen, den französischen Sprachunterricht sowohl dem Inhalt als der Methode nach gründlich zu reformiren, und denselben auf einen Standpunkt zu erheben, auf welchem er in Wahrheit ein Bildungsmittel heißen dürfe. Zu dem Ende mußten im Sprachbuche einerseits statt der willkürlichen und conventionellen, dabei sehr oft nicht einmal richtigen Regeln, wie sie seit hundert und fünfzig Jahren eine „grammaire" immer der andern nachschreibt, die organischen Gesetze des französischen Worts und Satzbaues entwickelnd dargelegt und durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet werden, und das in einer Schülern verständlichen Weise; andrerseits mußte die hergebrachte grammatistische Methode verlassen und es durfte eben so wenig die Hamilton-Jacototische Methode gewählt, es mußte vielmehr die genetische Methode gesucht werden, und zwar für dieses für 10- bis 15jährige Schüler bestimmte Buch die elementarisch-genetische Methode. Für die überaus reiche Beispielsammlung im Sprachbuche, so wie für das Lesebuch entstand dann die Forderung, einen Inhalt zusammenzubringen, der, ohne je in die Trivialität und Leerheit der Bonjour abers und Anekdötchen zu versinken, doch die constitutiven Elemente der französischen Conversation gäbe, zugleich aber einen durchaus gehaltvollen — dabei wohl organisirten — Stoff, aus dem die Jugend ihre bessere Substanz bereiten, an dem sie geistig und gemüthlich wachsen und erstarken und aus dem sie nebenbei Realkenntnisse erwerben könne. Der schnelle Eingang, den das französische Elementarwerk bei höher gebildeten Schulmännern gefunden hat — die erste Auflage erschien vor zwei Jahren, verbunden mit den durchaus anerkennenden Urtheilen der Meister der heutigen Sprachforschung und Didaktik, läßt uns für diese neue Auflage eine gleich günstige Aufnahme hoffen. Der Hr. Verfasser hat das Sprachbuch — dem die früher besonders gedruckte dritte Abtheilung: „Wörterbuch und Fibel" jetzt einverleibt ist — im Einzelnen vielfach verbessert und es seinem „Deutschen Sprachbuch" zu nähern gestrebt, wobei die so wünschenswerthe parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert worden. Das Lesebuch — früher ein Band von 320 Seiten — erscheint in völlig neuer Gestalt: aus Einem Bande sind zwei geworden, die besonders zu haben, der erste Curs ist um 81, der zweite um 151 Seiten vermehrt; dabei ist namentlich im zweiten Band auch auf die Oberclassen solcher Schulen Rücksicht genommen worden, die ihre Schüler nicht an höhere Schulen abgeben, sondern dieselben mit 14 — 15 Jahren ins bürgerliche Leben übergehen sehen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[75] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesta Romanorum,

herausgegeben

von **Adelbert Keller,**

Erster Band.

Text.

Gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 16 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum einen gereinigten sorgfältigen Abdruck der im spätern Mittelalter so viel gelesenen Erzählungssammlung, welche seit 300 Jahren nicht mehr gedruckt worden und doch für die Geschichte der Erzählungslitteratur älterer und neuerer Zeit von höchster Bedeutung ist. Die Extravaganten und den übrigen kritischen Apparat, so wie die Untersuchungen über die Entstehung des Buchs und die Verbreitung der darin behandelten Sagenstoffe seiner Zeit zu geben, behält sich der Hr. Verfasser vor.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath 2c." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

Junius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker“ bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen“; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1843.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

Die Politiker sehen in der Bildung, Entwicklung und Befestigung des indo-brittischen Reiches das Factum der furchtbaren und gefährlichen Vergrößerung der brittischen Macht, und wirklich ist dieß ein das Nachdenken genugsam anregender Gegenstand. Seit einem Zeitraum von noch nicht 60 Jahren hat die ausgedehnte, von einigen schlauen Kaufleuten in Besitz genommene Halbinsel denselben ihren Reichthum, aber nicht ihre Sitten und Gewohnheiten geopfert. Das Land konnte zwar wider die sächsische Energie nicht kämpfen, aber es hat, wie der Augenschein zeigt, seine Braminen-Nationalität bewahrt. Seine Unbeweglichkeit, so wie sein ewiger Gleichmuth haben sich stets den Anstrengungen der christlichen Missionäre widersetzt. England nutzt das Land, aber die Volksthümlichkeit hat sich ihm nicht unterworfen. England beherrscht die Materie, den Geist hat es jedoch nicht in seiner Gewalt. Nächstdem ist die sogenannte Unbeweglichkeit Hindostans aber auch eine falsche Idee, denn in dem Lande ist nichts stabil. Sitten und Gebräuche verändern sich nicht nur bei den Eingebornen, sondern auch bei den Eroberern, und dieß alles deutet auf die Unabweislichkeit einer neuen Regierung hin, welche bis jetzt zwar noch verborgen, von der es jedoch ziemlich gewiß ist, daß sie weder von England noch von Indien ausgehen wird.

Der Conflict des Teutonismus mit dem Hindostanismus ist nämlich in der neuern Geschichte eine höchst merkwürdige Erscheinung, indem die Engländer, d. h. das sächsische Deutschland, voll normännischer Kühnheit sich jetzt mit frischer Milch an der Wiege selbst und in den Windeln des alten pantheistischen Asiens ernähren und sich mit diesem immer mehr vermischen. Die ersten Anzeichen dieser Vermischung sind zwar kaum bemerkbar, dennoch aber mischen sich die Stämme. Indische Frauen gebären Kinder von übersiedelten Sachsen; die Opfer Dschaggernats werden seltener, die alten Götzen, ehemals mit Menschenblut und geschmolzenem Fett beschmiert, wandern zwar noch mit Luxus umher, plagen jedoch die Leute nicht mehr; Braminen fangen an sich von dem Glauben ihrer Väter abzuwenden, und schreiben und drucken Journale. Begümen verheurathen sich mit europäischen Abenteurern, so wie französische Generale mit Töchtern von Radschahs, und junge indische Schauspieler verstümmeln Shakespeare's Tragödien in Gegenwart von Engländern. Sonderbare Anzeichen einer Bewegung, welche jedoch nicht beendigt ist, sondern sich erst noch vervollkommt! Das sächsische Leben keimt nur mühsam über dem majestätischen Absterben des uralten Hindostan auf; aber wie es immer war und stets seyn wird, so entsprießt auch hier das Leben dem Tode, und der Tod dem Leben.

Die Engländer, gezwungen dem ewigen Gesetze der Erneuerung zu folgen, setzen demselben vergeblich ihre starren Gewohnheiten, so wie ihren festen Sinn entgegen, und unterwerfen unfreiwillig ihre hölzerne oder eiserne Natur der Wirkung des Klima's, der Localität, der Nothwendigkeit, wie denn schon viele wunderbare Beispiele den Einfluß der Sitten Hindostans auf die Engländer beweisen. Einige derselben treten in die Kaste der Braminen ein, andere werden Bramino-Britten, während noch andere die buddhistischen Waschungen mit europäischen Religionsgebräuchen vermischen, ja einzelne Engländer, welche Ehen mit eingebornen Frauen oder verführerischen Tänzerinnen eingegangen, haben sogar den Buddhismus, Bramanismus oder Mohammedanismus völlig angenommen. Einiger ungewöhnlichen Ausnahmen nicht zu gedenken, so unterwirft sich überhaupt die Masse der in Hindostan etablirten Engländer bei jeder wichtigen Gelegenheit der Veränderung, und demnach muß diese Erscheinung allmählich eine neue Gesellschaft, eine neue politische Gestaltung, eine neue Macht, eine neue Civilisation vorbereiten.

Die alte hindostanische Gesellschaft ist längst abgestorben. Das englische Menschengeschlecht, welches in Calcutta reich wird, vergelbt und stirbt, streuet aber in den alten, aus unzähligen Schichten von Menschen und Sitten gebildeten Boden fruchtbaren Samen. Oft haben Philosophen, jedoch stets ohne Erfolg, sich bemüht, die Religion der Hindus auszulegen. Die von allen Kräften der Natur umgebenen Eingebornen der Halbinsel fingen, beim Erblicken der wunderbaren Erscheinung

dieser Kräfte, an, sich vor ihnen zu beugen, sie anzubeten. Diese Anbetung des Lebens, dieser Götzendienst hat aber in einem Lande, wo das Schauspiel des Lebens an sich ein Wunder ist, eben nichts Wunderbares. Der europäische Maaßstab ist jedoch in Vergleich mit der ununterbrochenen Fruchtbarkeit, mit der ewigen Ueppigkeit der Natur in Hindostan, immer nur ein sehr kläglicher. Unter den neuern Schriftstellern hat offenbar nur einer dieses Geheimniß erkannt und die Aufmerksamkeit auf dessen Ursache gerichtet, nämlich Robert Southey, der Verfasser des „Curse of Kehama," indem derselbe eingesehen hat, daß man über die dortigen Sitten, über die dortige Natur unmöglich nach unseren Gesetzen urtheilen könne.

Der eingeborne Bewohner Hindostans glaubt nicht an unsichtbare Geister, aber er spricht mit ihnen, er hört, sieht und liebt sie. Die Sipahi-Schildwachen auf den Wällen einer Marattenfestung machen dem Schatten eines verstorbenen Officiers, den sie lieb hatten, und der, ihrer Meinung nach, jede Nacht wieder kommt, immer noch die Honneurs, und diese militärische Begrüßung macht ihnen Vergnügen. Ein vierjähriger Knabe, der Sohn christlicher Eltern starb und wurde am Fuße eines Hügels begraben, auf dessen Gipfel eine englische Familie wohnte. Die indischen Diener, welche den Knaben liebten, bildeten sich ein, daß dessen Seele allnächtlich um Brod und Oel bei ihnen bitte, und die ganze Hausdienerschaft ging daher, 50 Köpfe stark, um Mitternacht zum Grabe des Knaben, und warfen ihren Herrn den die umliegenden Wälder bewohnenden Hyänen, Bären und Schakalen zur Beute hin. In den Ruinen von Tempeln, im Innern von Säulen, in Grabhöhlen sieht man Tausende von Priestern, Fakirn und Bettlern schweigsam auf Teppichen sitzen, in der Ueberzeugung, daß sie kein besseres Leben haben könnten, und daß sie so mit den Entschlafenen plauderten. Die Großartigkeit des Schauspiels entspricht der Sonderbarkeit der Idee; Riesenhaftes ereignet sich überall und das Gewöhnliche verschwindet. „In den Straßen von Lucknow," erzählt Capitän Todd, „sieht man oft 50 Elephanten mit unwandelbarer Richtigkeit und einförmiger Geschwindigkeit in einer Reihe einher gehen, mit Stoicismus die Gewalt ihres Lenkers ertragend, ohne daß einer von ihnen die Reihe verläßt. Man kann sich das Schauspiel denken, was 50 Kolosse darbieten, die in einer Reihe, in geschlossener Linie gehend mit purpurfarbenen, mit drei Fuß hohen, goldenen Franzen besetzten Decken behangen sind und silberne Throne tragen, und von denen, wenn der Pfad sich spaltet, sich auch nicht ein einziger trennt. Wenn aber die Machuten (Kornaks) die Elephanten durch Stimmen und Gesten anfeuern und die fünfzig Giganten sich mit einemmale niederwerfen, und Dächer, Zäune und Buden umstoßen, so erinnert dieß alles an Tausend und Eine Nacht. Die Genauigkeit der üppigen Legenden, die Sitten und Gebräuche, die Waffen der handelnden Personen, die häuslichen Geräthschaften, kurz alles trägt hier einen ganz besondern Stempel an sich." — „In den Höfen," erzählt Major Moore, „sieht man Krüge, in denen ein Mensch Raum findet, und die in den Dichtungen Asiens eine bedeutende Rolle spielen." In den Asiatic Researches vom J. 1761 findet man ferner folgende merkwürdige Beschreibung von einer Jagd des bengalischen Nabob Kassim-Ali-Chan: „Zwanzigtausend Menschen und eine ganze Schwadron leichter Cavallerie folgten dem Chan zur Jagd, welcher hierzu zwischen dem Ganges und dem die Gränze seines Gebietes bildenden Hügelreihen ein Terrain von mehrern Meilen ausgewählt hatte. Die Jäger, zum Theil zu Fuß, zum Theil in Palankinen oder zu Pferde, zu Elephanten oder zu Kamele, mit Lanzen, Säbeln und Gewehren bewaffnet, von Hunden und Falken begleitet, bildeten hier einen weiten Kreis, welcher nach und nach sich verengte, und so die darin befindlichen Tiger, Hyänen, Leoparden, wilden Schweine, Damhirsche, Alligatoren ꝛc. immer mehr zusammendrängte. Auf ein gegebenes Zeichen wurden endlich die Falken und Hunde losgelassen; die Hirsche fielen unter den Zähnen der Jagdhunde, die wilden Schweine unter dem Messer der Jäger zu Fuß, die Tiger, von den Elephanten verfolgt, unter der Kugel der Wagehälse, welche sich mit den blutgierigen Thieren in Kampf einließen. Zu den allerverwegensten Jägern gehörte aber der Nabob selbst, der zuweilen, von einem ganzen Arsenal umgeben, im Palankin getragen wurde, zuweilen zu Pferde, wenn aber das Gesträuch den Weg versperrte, auf seinem Lieblingselephanten saß. Das Schlachten war so fürchterlich, daß, als die Jäger sich endlich dem Centrum des Kreises näherten, dieselben hier eine Pyramide von 50 bis 60 Fuß Höhe erblickten, welche sich aus den Kadavern der unter ihren Streichen gefallenen wilden Thiere gebildet hatte." (?)

Das Nützliche wirkt nur schwach auf den Verstand der Hindu, das Große dagegen ergreift sie. Indem die Engländer sich nur mit den Vortheilen der Eroberung begnügten, haben sie sich zu einem ewigen Kampf für die Beschützung und Befestigung ihrer Eroberungen verurtheilt. In einem solchen Lande und solchem Klima, wo alles erst die Entwicklung der Kräfte andeutet, hat alles, was sich nicht auf Aeußerliches bezieht, auch keine Bedeutung; Schall, Lärm, Glanz, Licht und Flammen sind hier die einzigen Symbole, an welchem sich die Macht zu erkennen gibt. Die Hindu, welche dieselbe nur in dieser Gestalt sehen, vermögen daher nicht das Beschriebene zu schätzen, das Heimliche zu lieben. So halten sie z. B. eine ungeschlachte, große Kanone, welche ihre eigenen Artilleristen zerschmettert, doch für eine besonders gute Waffe, um den Feind zu tödten. So ist z. B. in Bidschapur eine Kanone von ungewöhnlicher Größe, welche nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wird, dann aber auch fast immer durch die Erschütterung, welche sie verursacht, einen Theil der Stadt zerstört; dieser Kanone zollen die Eingebornen nun wahrhaft göttliche Verehrung, und nennen sie den „Monarchen des Thals" — Mulki Meidan. Die Mündung derselben wird mit Guirlanden umwunden, Weihrauch dampft vor dem Geschütz, und in tiefer Andacht nähern sich ihr die Hindu mit auf der Brust gekreuzten Armen. Kurzum, diese Kanone ist ihnen eine Gottheit, und alle Kasten, alle Secten verehren die zerstörende Kraft ihrer bronzenen Seele. Die Kanone ist aber auch in der That ein Ungeheuer; sie wiegt 20 Tonnen und der Schall ihres Schusses klingt so hell und stark, wie der Schall einer

großen Glocke, welchen man auf die weiteste Entfernung noch hören muß. Man sagt, daß die Masse dieser Kanone aus einem kleinen Zusatze von Gold, noch etwas mehr Silber und einer bedeutenden Masse Zinn bestehe. Die kolossale Poesie der Hindu hat dieser Kanone auch noch eine Schwester geschaffen, in der Jungfrau Kurk - Buck (Donner und Blitz); eine andere Kanone, welche jedoch noch niemand irgendwo gesehen hat. Dieß ist das Geschenk der großen Kräfte der Natur, der Götzendienst, welcher das ganze System des indischen Pantheismus erklärt!

In Indien ist alles so ganz anders als bei uns; selbst das Gewitter in Indien kann mit unserm Gewitter nicht verglichen werden, und die dortigen Steppen und Wälder sind den Steppen und Wäldern Europa's nicht ähnlich. Lebenskraft zeigt sich dort überall; sie lärmt bei Tag und bei Nacht, fliegt, kriecht und windet sich aus allen Höhlen und Tiefen des Bodens. Stets wird man von einer Masse von Creaturen verfolgt, denn die indische Nacht ist belebter als der europäische Tag. Wenn man z. B. des Nachts im Nachen auf dem Ganges schwimmt, so hört man ein furchtbares Concert: Schakale mit ihrem durchdringenden Geheul laufen heerdenweise an den Ufern; Raub- und Wasservögel lassen unaufhörlich ihr Geschrei ertönen; Myriaden von Ratzen, welche das Fahrzeug zernagen, machen ein unerträgliches Geräusch, und über dem Haupt summen Schwärme von Insecten. Je mehr sich der Wanderer den Steppen nähert, je tiefer er in das wunderbare Leben eindringt, desto unerträglicher stellt sich ihm die innere Verbindung aller Stunden mit den lebenden und neu erwachsenden Kräften der Natur dar. In der Umgegend von Itana ist er keine Secunde von der unruhigsten Gesellschaft befreit. Der Wolf und die Hyäne spazieren friedlich auf unserem Balcon, an die Mauer lehnt sich der Panther oder drückt sich das Stachelschwein, während auf dem Dache gewöhnlich Legionen von Eichhörnchen, Ratzen und Schlangen hausen, und die das Dach tragenden Balken den wilden Katzen, den großen Eidechsen und der Cobra Capello, welche sich mit Hartnäckigkeit einander verfolgen und verjagen, zum Aufenthaltsort und zum Kampfplatze dienen. Der Vorsicht wegen spannen daher die Eingebornen Leinwand zwischen diesen Balken aus, welche jedoch den Vierfüßigen so wie den Kriechenden als Parquet dient, so daß man von unten alle Bewegungen der Creaturen, ihren Lauf, ihre Kämpfe, und wenn die Leinwand alt und mürbe wird, auch wohl plötzlich irgend eine sich anklemmende Pfote oder den grünen Schweif einer Eidechse sieht, ja bisweilen fällt einem auch wohl gar eine Schlange auf den Kopf.

Mit Einbruch der Nacht hört aber alle Möglichkeit zu ruhen auf, denn nun wachen die Nachtvögel auf und schlagen mit ihren großen Fittigen; Schwärme von Insecten beginnen ein unermüdliches Concert; Kröten lassen sich hören, Heimchen zirpen, Mücken summen, und zwar so arg, als wollten diese verschiedenen Creaturen eine die andere übertreffen. Sogar die Hindu, welche des Tags über ausgeschlafen haben, können Nachts kein Wort ohne Schreien sprechen, sie singen und tanzen auf den Wegen, an religiösen Festtagen aber spielen sie außerdem noch auf allen möglichen, wilden Instrumenten, indem man hier kupferne Trommeln, Glöckchen und sechs Fuß lange Trompeten zu hören bekommt.

Am Morgen wird das Bild ein anderes. Grüne oder dunkelfarbige Tauben mit violetter Brust, dunkelblaue Häher und Spechte mit schwarzen Huppen schweben uns über dem Haupte, so daß man den ganzen Tag ein trauriges Girren hört, während smaragdgrüne Libellen um uns her summen und die ganze Luft von Fliegen mit amethyst- und topasfarbenen Flügeln angefüllt ist, und Schwärme von Fasanen und Papagayen, durch nahende Menschen aufgeschreckt, mit den Flügeln rauschen.

An der halboffenen Thüre springt die Antilope vorüber, der riesige Reiher stolzirt mit großen Schritten zum Flusse, wohin sich auch die Braminenente schleppt, und unzählige blaue Füchse, Ziberkatzen und Eichhörnchen versammeln sich auf den Bäumen, neben den Gebäuden an den Ufern, so daß selbst die jungfräulichen Urwälder Amerika's nicht dergleichen Lebenskraft und Fruchtbarkeit aufweisen dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Lessons Aufenthalt auf den Marquesas-Inseln im Jahre 1840. *)

Am 21 April 1840 verließ unsere Brigg die Inseln Mangareva oder Gambier, und fuhr aus der Centrallagune durch ein enges Fahrwasser zwischen Mangareva und Taravai, das mit einzelnen Korallenbänken besäet, aber tief und so durchsichtig ist, daß wir die Fische in einer großen Tiefe schwimmen sahen. Ein guter Wind, der uns gestattete nach Belieben hin und her zu steuern, begünstigte unsere Ausfahrt, aber die Einfahrt muß sehr schwer zu erkennen seyn und eine sehr günstige Witterung erfordern. Bald konnten wir mehr Segel aufsetzen, und am Abend verloren wir den hohen Berg von Mangareva, was in der oceanischen Sprache der „wegweisende Berg“ bedeutet, aus dem Gesicht. Am 29 erblickten wir ein hohes mit Wolken umhülltes Land, Vögel flogen über die blauen Gewässer des Meeres hin und eine warme, feuchte Luft machte sich fühlbar. Mittags waren wir nur noch zwei Lieues entfernt, und bald hatten wir das Land südlich umschifft; dasselbe ist vielfach von Schluchten durchschnitten, in denen die Wälder sich vom Meeresufer bis zu den Gipfeln hinaufziehen. Auf der andern Seite bemerkt man jedoch ziemlich ausgedehnte baumleere Flächen auf den sanften Abhängen, die wohl einst sich zur Bebauung eignen. Dieß war die Magdaleneninsel oder Otahi-Hoa der Eingeborenen. Am 30 fuhren wir zwischen den Inseln Dominica und Christina durch, um in der Bay Madre de Dios zu ankern. Wir waren somit an den Marquesas-Inseln angelangt. Vom Meere aus gesehen stellen sich diese Inseln hoch, bergig und an den Küsten zerrissen dar, doch bemerkt man auch sanft abhängige Hochflächen, und hin und wieder Steilabstürze oder dreieckige scharfe Vorsprünge am Meere. Wer Madera und dessen Ufer gesehen hat, kann sich die Insel Dominica vorstellen; es sind unendlich getheilte Schluchten und hohe vulcanische mit Vegetation bedeckte Gipfel.

*) Echo du Monde Savant vom 30 April und 4 Mai.

Der Archipel der Marquesas besteht aus zwölf Inseln, nämlich: 1) Ohahi-Hoa oder Magdalena de Mendana, entdeckt im Jahre 1696. Dieß ist eine hohe etwa 6 Lieues im Umkreis haltende und sehr bevölkerte Insel. 2) San Pedro de Mendana oder Motane der Eingebornen, eine hohe, 2 bis 3 Lieues im Umfang haltende, schwach bevölkerte Insel. 3) Tanata oder St. Christina; sie ist hoch, hat etwa 7 bis 8 Lieues im Umkreis und die Bevölkerung beläuft sich auf 100 Einwohner in einem Dorfe, deren man 23 kennt. Der Hafen von Madre de Dios, welchen Cook Resolution Bay nannte, heißt bei den Eingebornen Waitahu. 4) Ohahi-Hoa oder Dominica ist eine hohe, 14 bis 15 Lieues im Umkreis haltende, aber sehr zerrissene Insel, die unter dem König Patihi steht. 5) Die Insel Fetugu ist die von Cook im Jahre 1774 entdeckte Insel Hood. Sie ist hoch und hat nur 3 Lieues im Umkreis. 6) Napu wurde im Jahre 1791 von Marchand entdeckt; sie ist hoch, hat etwa 6 Lieues im Umkreis und ist von Felsen eingeschlossen, die stark von Schluchten durchschnitten sind; mehrere Buchten boten nur einen gefährlichen Ankergrund dar. Sie hat 11 Dörfer mit je 100 bis 150 Eingebornen. 7) Nu-Hiva oder Nuka-Hiva, von Marchand im Jahre 1791 die Insel Beaux und von Ingraham die Föderal-Insel oder St. Martin genannt, ist die größte des ganzen Archipels. Es ist eine hohe Insel von etwa 30 Lieues im Umkreis mit mehrern vortrefflichen Bayen. Ein Vorsprung der Insel trägt den Namen Tschitschagow, den ihm die Russen gegeben haben. 8) Nua-Hugo, von den Franzosen im Jahre 1791 Insel Rioux und von den Amerikanern Washington genannt, hat etwa 6 Lieues im Umfang, ist aber noch sehr wenig bekannt. 9 und 10) Motu-Iti, oder die beiden Brüder nach Marchand, sind zwei niedere, wenig bewaldete, unbewohnte Inselchen. 11) Fatuhu, von Marchand Insel Masse genannt, ist klein, ziemlich hoch, aber unbewohnt. 12) Die Insel Hiau, oder Chenal nach Marchand, ist klein, hoch, aber unbewohnt. Etwas gegen Osten liegt eine Korallenbank; die Engländer haben diesen beiden Inselchen den Namen Roberts-Inseln gegeben.

Ich komme nun zu einigen nähern Angaben über die drei Inseln Nu-Hiva, Tanata und Napu, die ich selbst besucht habe. Ziemlich große unversiegbare Bäche liefern den Bewohnern das nöthige süße Wasser. Tanata ist in dieser Beziehung am besten bedacht, aber eine ziemlich heftige Brandung ist schuld, daß die Schiffe sich nicht selbst in der Bay von Waitahu mit Wasser versehen können und man zu den Eingebornen seine Zuflucht nehmen muß, welche die Fässer durch die Brandung nach den Booten schaffen. Nu-Hiva bietet weniger Schwierigkeiten dar; man muß aber das Wasser in großer Entfernung holen, und seine Reinheit läßt vieles zu wünschen übrig. — Die Berggipfel halten die Wolken auf und verursachen eine sehr schnelle Hagelbildung, die sich häufig erneuert, aber rasch vorüber geht.

Mit Ausnahme eines Theils der Bay von Taiohai auf Nukahiva sind alle andern Theile dieser Inseln wohl bewaldet, und bis tief in den Grund der Thäler sind die einzigen Bäume Rimas oder Brodbäume, Kokospalmen, Bananen und einige andere Fruchtbäume; ich weiß nicht, ob es im Innern Urwälder gibt, habe aber Grund daran zu zweifeln. Unter andern nützlichen Pflanzen erwähne ich eine Art Aepfel von einem Baume, Keika genannt, eine Art sehr geschmackreicher Kastanien, Ihi genannt, die Nuß Pahaha, das sehr selten gewordene Sandelholz, den Ute oder Papiermaulbeerbaum, den Tao oder Taro der Gesellschaftsinseln, Huhue oder den Kürbis, Kumana, eine Art Kartoffel, To oder Zuckerrohr, Kava, Ingwer u. dgl. Als Bauholz möchte das des Keika und Ihi gute Dienste leisten.

Die Wohnungen dieser Insulaner liegen ausschließlich in den Thälern und sind durch Wäldchen von Kokosbäumen geschützt. Auf Tanata liegen sie am Meeresufer, während sie auf Nukahiva und Napu auch im Innern des Landes sehr zahlreich sind. Auffallend ist es, daß diese Häuser ganz gegen die Sitte fast aller andern Inseln der Südsee über dem Boden erhoben sind, augenscheinlich um die Bewohner gegen die aus der Erde aufsteigende Feuchtigkeit zu schützen, welche nackten Menschen sehr schädlich ist. Diese Insulaner scheinen überhaupt die fortdauernde Einwirkung der Wasserdünste sehr zu scheuen, und brauchen die umständlichsten Vorsichtsmaaßregeln, um sich gegen dieselbe zu schützen. Vielleicht darf man die reiche Entwicklung ihrer Körperform diesem Umstande zuschreiben, obwohl man den Grund in dem häufigen Besuch ihrer Berge und der dortigen frischen Luft gesucht hat.

So viel ich bemerken konnte, gibt es auf den Marquesas, wie in den meisten Tropenländern, nur zwei Jahreszeiten, die trockene und die regnerische. Auf letztere folgt in Oceanien häufig ein sehr gefährlicher Typhus, namentlich im Tonga-Archipel. Ich habe keine genauen Nachweisungen darüber, daß diese Geißel auch auf den Marquesas herrscht, glaube es aber aus einigen Angaben mehrerer Insulaner und aus dem schwächlichen Aussehen einiger derselben, die wenige Monate vor unserer Ankunft von einer Krankheit befallen worden waren, schließen zu dürfen.

Der besuchteste Hafen ist der von Waitahu oder Madre de Dios. Im Hintergrunde zweier kleiner Buchten, die mit der Bay zusammenhängen, liegen die Dörfer Waitahu und Hanamiai, deren Häuser theils am Seegestade beisammenliegen, theils über den Abhängen der benachbarten Hügel zerstreut sind. Die Bay hat ¾ Seemeilen Tiefe und 2 Meilen Breite. Der Boden ist Sand und bietet einen vortrefflichen Ankergrund dar. Die Tiefe beträgt 10 bis 30 und selbst 35 Faden. Ein hoher Hügel trennt die beiden unter Kokos- und Brodbäumen versteckten Dörfer.

Während meines Aufenthalts auf den Marquesas fand ich zwei seit mehrern Jahren zu Waitahu ansässige englische Missionäre, Stolworthy und Thompson; letzterer war mit dem Unterricht Temoana's, der über einen Theil der Stämme von Nukahiva herrscht, beauftragt, hatte ihn aber wegen eingetretener Mißverständnisse seit einiger Zeit verlassen. Die französische Mission bestand aus dem Provincial Caret und den Vätern Bodichon, Borgela und Murphy. Sie hatten ihrer Niederlassung den Namen der Königin von Frankreich, Amelie, gegeben. Wir brachten den Pater Caret nach der Insel Napu, wo sich bereits die Väter Fournier und Guilmar befanden, und inzwischen blieb die Mission von Waitahu unter der Aufsicht Bodichons.

(Schluß folgt.)

Wettfahrt zwischen einem Dampfschiff aus französischer und einem andern aus englischer Fabrik. Im Jahre 1840 befand sich in Frankreich noch kein Etablissement, um Dampffregatten von 450 Pferdekraft herzustellen. Indeß ließ die französische Regierung ein solches errichten zu Indret, bestellte aber auch zugleich mehrere Dampfmaschinen in England. Zwei Dampffregatten nun, Labrador und Asmodée, die beide aus französischen Werften hervorgegangen, von denen aber das letztere mit englischen Maschinen versehen ist, stellten kürzlich (s. Voleur vom 20 Mai) eine Wettfahrt an, bei welcher, namentlich wo es gegen eine sehr stürmische See und steifen Wind ging, der Labrador zur großen Freude der Franzosen den Sieg davon trug.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1843.

Huttons Reise nach Dahomey.

Das Königreich Dahomey ist, obgleich seine Gränzen sich an die Goldküste erstrecken, eines der unzugänglichsten Länder von Afrika, weil der König einer der größten Sklavenhändler der Welt ist, und daher Europäer ungern zuläßt. Sein hauptsächlichster Seehafen ist Whida, wo er einen verbannten Spanier, Namens de Souza, zum Gouverneur hat, der für sich und für ihn Sklavenhandel im Großen treibt. Souza selbst ist jedoch dem König verdächtig, so daß er ihn durch ein System von Spionerie beaufsichtigt, was ihm keine Art von Freiheit läßt; er kann nicht ausgehen, ohne daß ihm Spione folgen, und obgleich er Güter in Cuba angekauft hat, so hat er bis jetzt unmöglich gefunden, sein Vermögen in Afrika zu realisiren und das Land zu verlassen.

Im Jahre 1840 befand sich ein junger Engländer, Namens Hutton, in Whida, wo er eine Factorei zum Verkauf englischer Waaren und Ankauf von Oel einzurichten suchte, und auf diese Art mit Souza bekannt wurde. Dieser muß, wie alle Häuptlinge, die unter Dahomey stehen, jährlich zu den großen Festen nach der Hauptstadt Abomey reisen, und bot Hutton an, ihn mitzunehmen. Dieser nahm es an und schrieb seinem Oheim in London einen Brief über die Reise, welchen dieser der parlamentarischen Commission über die Goldküste mittheilte, und den wir hier geben, da diese Länder in Folge der Versuche von Civilisirung, welche dorthin gerichtet werden, von großem Interesse sind.

„Das Land," sagt Hutton, „von Whida gegen das Innere erhebt sich allmählich und fast unbemerklich etwa 40 bis 50 englische Meilen weit, so daß man im Innern das Meer von weitem aus sieht. Der Boden ist weit besser als irgendwo an der Goldküste, man findet überall große und schattige Bäume ohne viel Gesträuch, und grüne Felder, welche durch Baumgruppen durchschnitten sind, als ob sie ein Lustpark wären. Was mich aber besonders gewundert hat, ist der breite, offene Pfad von der Seeküste bis Abomey, der Hauptstadt des Königs. Dieser empfängt Fremde ohne die peinlichen Verzögerungen, welche das Ceremoniell in Aschanti verlangt. Man sieht viele schöne Dörfer, und ich konnte nicht ohne Vergnügen die Zufriedenheit und den vergleichungsweisen Wohlstand der Bewohner beobachten. Der Boden scheint überaus fruchtbar, und könnte Zucker, Kaffee, Indigo und Baumwolle hervorbringen, und liefert auch schon jetzt die beiden letztern, welche von den Eingebornen zu guten Zeugen verwendet werden. Jenseits Abomey hat man eine Gebirgsgegend vor Augen. Der König war unter dem größten Zelt, das ich je gesehen habe, gelagert, und hielt sein Fest, welches fünf bis sechs Tage dauert, von welchem jeder einem besondern Aufzug gewidmet ist. Während des Festes sitzt der König auf einer großen, runden Terrasse, welche sich etwa sechs Fuß vom Boden erhebt, und ist von vielen Untergebenen umgeben, welche ihm die äußerste Ehrfurcht bezeugen; das Volk versammelt sich unten an der Terrasse. Wenn der König trinken will, so wird ihm das Wasser mit vieler Ceremonie gereicht, und der, welcher es ihm bietet, fällt dabei glatt auf den Boden. Man gab mir Wasser als eine Auszeichnung. An einem der Tage zeigt der König seine Kleidungsstücke, welche eine sehr beträchtliche Garderobe bilden. Jedes Stück wird aufgehoben und gezeigt, und einige wurden mit großen Beifallsbezeugungen des Volks aufgenommen. An einem andern Tage besteht das Fest in sonderbaren Exercitien und Evolutionen der Leibgarde, welche aus 1000 Weibern besteht. Der letzte Tag ist Menschenopfern geweiht, und da ich dieß zuvor gehört hatte, so beschloß ich zu sehen, was meine Ermahnungen über den König vermöchten. Er kam mir jedoch darin zuvor und schickte mir eine Botschaft mir sagen zu lassen, wie er gehört habe, daß meine Landsleute diese Sitte mißbilligen, und daß er mir daher die Erlaubniß und den Rath gebe wegzubleiben. Da ich aber so weit gereist war und mich an einem Ort befand, den wahrscheinlich kein Engländer vorher betreten hatte, so beschloß ich den Gräuelscenen mit anzuwohnen, entschlossen, einen Versuch zu machen, den König von dieser Barbarei abzubringen. Ich ließ ihm daher sagen, daß die Engländer allerdings Menschenopfer nicht billigen, und daß ich wünschte zu kommen und es ihm selbst zu sagen, und daß ich entschlossen sey, sein ganzes Fest mit anzusehen. Als ich nahe bei ihm war, sagte ich mit

Hülfe eines Dolmetschers, daß es gegen Gottes Gesetz sey, daß ein Mensch dem andern das Leben nehme, jedenfalls aber sey es gegen das Interesse des Königs Menschen zu tödten, die er zur Elephantenjagd oder zur Feldarbeit benutzen könne, und daß es besser wäre, Thiere zu opfern, wenn er ja Opfer halten müsse. Ich sprach einige Minuten lang in diesem Sinne und der König war sichtbar über meine Gründe betroffen. Er antwortete mir mit großer Ruhe, und sein Betragen war äußerst höflich; er sagte mir am Ende, daß er gerne thun wollte, was ich wünschte, daß er glaube, daß die Engländer Recht haben, daß er aber König dieser Nation sey und ihre Gebräuche beobachten müsse. Wenn er seinen Unterthanen diese Opfer verweigerte, würden sie gegen ihn aufstehen und ihn selbst tödten; um mich aber zu überzeugen, daß er persönlich zu thun wünschte was ich verlangte, wolle er Eines der Opfer freilassen. Während dieses Gesprächs hatten Menschen auf ihren Schultern acht Körbe herbeigetragen, deren jeder einen an Handen und Füßen gebundenen Neger enthielt. Der König ließ einen der Körbe niedersetzen und den Menschen losbinden und freigeben, die übrigen sieben wurden sogleich unter das Volk geworfen, das sich wie Bluthunde auf sie warf, die Kehlen der Unglücklichen abschnitt und so ihrer Qual ein Ende machte. Mein einziger Trost bei dem gräulichen Anblick war, daß ich doch wenigstens Einen gerettet und daß ich den König nicht ganz fühllos gefunden hatte. Er unternimmt jedes Jahr einen Einfall in einen der umliegenden Staaten, er bestimmt allein wohin, und diese Einfälle geschehen ohne allen Vorwand. Die Gefangenen welche gemacht werden, verkauft er als Sklaven oder opfert sie bei den Festen. Allein ich bin überzeugt, daß man ihn und sein Volk leicht zum Aufgeben dieser Gewohnheiten bringen könnte, wenn England mit ihm in ein freundliches Handelsverhältniß treten könnte." Die englische Regierung hat jetzt beschlossen, das alte, englische Fort in Whida, welches längst zerfallen ist, wieder aufzurichten, und so zu versuchen den Sklavenhandel durch Productenhandel zu verdrangen.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel haben aber alle diese physischen Ursachen auch großen Einfluß sowohl auf den Charakter, die Sitten und Ideen der Menschen, als auch auf die Entstehung und Ausbildung der Religion und der Künste. Es gibt auch in Indien eine Zeit, wo der ungeheure, in steter Bewegung sich befindende Fächer, die dicken Vorhänge an den Thüren und die feuchten Rohrladen die Atmosphäre durchaus nicht abkühlen können, so daß im Innern eines Gasometers nicht eine so glühende Hitze ist, als hier in den Häusern; kaum daß man stehen kann, so ermattet sind alle Glieder. Man fühlt die höchste Erschöpfung, und die Haut des Körpers trocknet von dem glühenden Winde zusammen. Alles was man anfaßt, brennt einem die Hand durch, das festeste Holz platzt mit solcher Vehemenz auseinander, als ob jemand ein Pistol abfeuerte, und Wäsche, die man aus dem Schrank nimmt, ist so warm, als ob sie aus dem Ofen käme, alle Zimmer aber sind so heiß wie geheizte Oefen. Die Vögel bewegen sich kaum mit halbausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel, und die Katzen winden sich mit ihrem schmiegsamen Leib um die in den Badezimmern stehenden Krüge mit Wasser, oder strecken sich auf das feuchte Gras unter Rohrsträuchen, und lassen mit Entzücken die Tropfen auf sich fallen.

Die Regenzeit, die gewöhnliche Nachfolgerin der heißen Jahreszeit, tritt sodann mit eben so riesenhaften Formen auf. Zuerst erhebt sich langsam, nach und nach feierlich, am äußersten Rande des Horizonts eine schwarze Wand, welche endlich wie eine unübersteigliche Mauer zwischen der Sonne und dem Menschen dasteht. So lange noch keine Ströme aus dem geöffneten Himmel herabgießen, sieht man zwar keine Blitze, doch hört man fortwährendes Rollen des Donners. In kurzer Zeit aber ist dann auch alles mit Wasser bedeckt, und der Beobachter kann von dem Dache seiner Hütte sehen, wie schnell die verdurstete Erde die wohlthätige Feuchtigkeit in ihren Schooß einsaugt, und wie plötzlich grüne Pünktchen, endlich glänzende Oasen erscheinen, so daß der Grad der Schnelligkeit, mit welchem die Vegetation sich hier entwickelt, fast unglaublich ist.

Das Pflanzenreich und seine Vegetation ist außerdem hier noch ungewöhnlich prachtvoll; sogar die Schmarozerpflanzen, das riesenhafte Zubehör aller hiesigen Bäume, hängen an den alten Stämmen in solchen ungeheuren Festons, daß man dieselben in der That gefüllte Blumenkörbe nennen kann. Unter den dichten Schatten derselben fliegen Schaaren von Weihen, schlafen Tiger und streifen Heerden von Schakalen umher, diese Zerstörer, welche alles fressen, was der Tod schon dem Leben geraubt hat. Kaum ist ein Hirsch, Stier oder Büffel unter dem Zahne des Tigers gefallen, so nähern sich auch schon Hunderte von Raben und eben so viele Schakale und Wölfe der Beute, und warten, bis der Wirth abgespeist hat.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß bei einem solchen Durcheinander der unglaublichsten Fruchtbarkeit die Menschen das Gefühl der Ordnung zu vergöttern bemüht sind und durch eine strenge Organisirung der Kasten ihre Politik zu befestigen glauben. Die Künste können nur eine Nachahmung der außern Größe und Kraft seyn, und selbst die Philosophie mußte hier nur ein Abdruck des Aeußerlichen werden. Konnte hiernach wohl die bescheidene, schüchterne, analytische Metaphysik des anglicanischen Protestantismus einen kraftigen Einfluß auf die mit indischen Theorien genährte Phantasie haben? Die Braminen erwiederten vielmehr den Missionären, welche ihnen die Götzendienerei vorwarfen: „daß ihre Götzen nur Symbole seyen und daß deren ungeheure Köpfe keine höllische Religion bezeichneten, sondern metaphysische Allegorien in sich trügen." Die bekannten Götzenbilder der indischen Poesie sind aber an diese Ideen geknüpft, und entsprechen der gebändigten Kraft und der unendlichen Größe.

Ungeachtet der Herrschaft der Engländer kann man doch

nicht sagen, daß der Haß der Eingebornen gegen die erstern erloschen sey. Die Engländer zeigen bei dem sonderbaren Wesen ihres Charakters überhaupt den Fremden oft absichtlich eine sehr unangenehme Außenseite, als ob sie dadurch erst recht ihre Unabhängigkeit, ihren Werth darthun könnten. Eine eben solche Unleidlichkeit, einen solchen, auf das äußerste widerwärtigen Egoismus zeigen sie nun auch dem Hindu, diesem höflichen, bescheidenen, elegischen und gleichzeitig epischen Volke. Anstatt durch Liebkosungen die Abneigung der Hindu gegen die englischen, mit ihrer Religion unverträglichen Sitten zu besiegen, regen die Britten vielmehr den Haß eines Volkes gegen sich auf, welches sich der ältesten Civilisation rühmen kann und in vielen Beziehungen durch Verfeinerung der Sitten und Ideen, so wie durch Zartheit der Gefühle die Völker Englands und Europa's weit übertrifft. Ein außerordentliches Höflichkeitsgefühl veranlaßt jedoch die Hindu, ihre Verachtung gegen die Europäer zu verbergen, wenn dieselben die Reinlichkeit vernachlässigen, verbotenes Fleisch berühren, ihren Freunden gestatten Arm in Arm mit ihren Frauen und Töchtern zu gehen, die während der Hundstage tanzen, bei Tische schreien oder singen und überhaupt sich Dingen hingeben, zu denen der Eingeborne sich nie erniedrigen wird. Die freundschaftlichen Beziehungen der Hindu zu den Engländern wollen daher so gut als gar nichts sagen. Natürlich legen die Hindu ihr Mißbehagen und ihre Verachtung gegen die Engländer nicht an den Tag; man muß aber die handschriftlichen Journale der Hindu lesen, welche in persischer Sprache erscheinen und von allen Notabilitäten der indischen Gesellschaft gehalten werden, um ihre Gedanken über ihre Beherrscher kennen zu lernen. Hier beschreiben sie die Familien der Engländer, über welche sie sich lustig machen wollen auf das vollständigste, hier nennen sie alles beim rechten Namen. Dazu kommt, daß die Engländerinnen einen lächerlichen Widerwillen gegen das ursprüngliche, schöne und majestätische Costüm der Frauen des Landes haben, und jetzt noch die alten Falbalas vom Jahre 1813 und die kleinen Hütchen von 1812, welche hier durch Hausirer verkauft werden, den üppigen Musselingewändern vorziehen, welche den schlanken Wuchs der Bewohnerinnen Hindostans umfließen. Besonders paradiren die Mädchen, welche aus gemischten Ehen entsprossen sind, mit französischen Moden. Portugiesinnen, welche an Hindus verheurathet sind, stolziren in gestickten rothen Saffianpantoffeln, in Kleidern von violettem Crepe, mit einer gelben Pariser Schärpe, die europäische Frisur mit einem weißen Schleier bedeckt, umher. Während die Erzeugniße des Orients in Europa einen ungewöhnlichen Preis haben, fallen die in Indien lebenden Engländerinnen mit wahrer Gier über den Ausschuß europäischer Manufacturwaaren her. Aus Furcht, mit den indischen Frauen verwechselt zu werden, erscheinen die Engländerinnen selbst auf den Bällen in den altmodischsten europäischen Costümen. In Benares und Calcutta könnten sie zwar sehr leicht mit Gold und Silber gestickte Musseline, goldene und silberne Spitzen, ausgezeichnete Gaze, die seltensten seidenen Zeuge, Gürtel, Ringe vom feinsten Golde und die vortrefflichsten Geschmeide kaufen. Die Schönen Britanniens behängen sich aber lieber mit ephemeren, aus der Mode gekommenen Lappalien, welche europäische Handwerker aus blätterdünnen Metallen gefertigt haben; ja sie verachten sogar die reizenden Halsbänder aus Korngold, welche eine bewundernswerthe Aehnlichkeit mit den kostbarsten Steinen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Spielkartensammlung.

Die Bibliothek von Rouen hat sich kürzlich mit einem Curiosum bereichert, nämlich mit einer Spielkartensammlung, die ein Hr. Leber, ein französischer Beamter im Ministerium des Innern, während 30 Jahren zusammengebracht hat. Diese Sammlung beweist, daß man sich in den Pampas Amerika's, in den Steppen Rußlands und in den Sümpfen Hollands eben so mit Kartenspiel belustigt und ruinirt, wie in den Spielsälen von Baden, London und Paris. Man setzt gewöhnlich den Ursprung der Spielkarten in die Zeit Karls VII, dessen Trübsinn man durch dieß Spiel zu lindern suchte, aber diese Sammlung reicht viel weiter hinauf. Unter denjenigen, die für diesen unglücklichen König gefertigt wurden, zeichnen sich die Bilder des Malers Jacquemin Gringonneur aus; sie sind von 1392 und 17 an der Zahl. Es sind Vierecke von 6½ Zoll Höhe und 3½ Zoll Breite. Jede hat ein kleines Gemälde, das durch den naiven Ausdruck der symbolischen Figuren, den Tod, die Gewalt, die Mäßigkeit rc. vorstellend, ausgezeichnet ist. Es finden sich in dieser Sammlung auch die historischen Karten, welche Mazarin erfand, um den jungen Ludwig XIV zu amusiren; ferner hindostanische Karten, welche rund und etwas kleiner als ein Sechslivresthaler sind; dann kommen die Negerkarten, mit welcher die Schwarzen von Hayti sich in Bildern an der Herrschaft der Weißen rächen, die republicanischen Karten, wo die Könige durch Solon (Coeur), J. J. Rousseau (Trefle), Cato von Utica (Carreau) und Junius Brutus (Pique), die Buben durch Hannibal, Decius, Mucius Scävola und Horaz ersetzt sind. Später hat man unter dem Kaiserreich die kaiserlichen Spielkarten, unter der Restauration die monarchischen erfunden. Die Revolution von 1830 hat klugerweise keine Neuerungen dieser Art vorgenommen, da sie mit zu ernsten Dingen beschäftigt war, um diese Sammlung, die bizarrste die wohl ein Bibliomane je zusammenbringen konnte, zu bereichern. (Presse vom 22 Mai.)

Chronik der Reisen.

Lessons Aufenthalt auf den Marquesas-Inseln im Jahre 1840.

(Schluß.)

Der König an der Bay von Waitahu heißt Jotete und sein Kriegsbefehlshaber oder Toa ist der Krieger Pauuhu, welcher vor einiger Zeit mit einem Neffen des Königs, Namens Puhe, einem sehr schönen Mann, in England war. Die Bewohner von Waitahu sagten mir, daß die Insulaner von Dominica, so wie mehrere Stämme im Innern noch Menschenfresser seyen, und diese Thatsache wurde mir nicht nur von dem König Jotete, sondern auch von einem sehr verständigen Bewohner der Insel bestätigt, der mehrere seiner Verwandten verloren hatte, die von den Cannibalen verzehrt wurden.

Von allen Insulanern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, sind die von Anamihiai und Waitahu die am besten gebauten und die gesündesten, und doch sind syphilitische Krankheiten in Folge des Aufenthalts der Wallfischfänger sehr gewöhnlich; der Aussatz herrscht minder stark, wahrscheinlich in Folge der zahlreichen Waschungen, welche die Eingeborenen mehrmals im Tage vornehmen. Sie schmieren sich sämmtlich die Haut mit Oel ein, das sie mit Gelbwurz färben; dieß macht ihre Haut weich und geschmeidig.

Die Eingeborenen haben bereits das Geld kennen gelernt, und sind namentlich nach Gold begierig, dessen Werth sie vollkommen kennen. Auch haben sie die Gewohnheit des Rauchens angenommen, und es ist sehr gewöhnlich, Insulaner zu sehen, die eine Pfeife in der Runde herumgehen lassen, wobei jeder einige Rauchwolken in die Luft bläst. Seit ihren häufigen Verbindungen mit den Wallfischfängern haben sie mit einer Art Leidenschaft den Gebrauch der Feuerwaffen angenommen, und vernachlässigen völlig die Fabrication ihrer Keulen aus Eisenholz, die sie mit Schnitzarbeit bedeckten.

Man erzählt, daß zu Waitahu ein großer Tempel existirt, wo ihre Opfer dargebracht werden, aber die katholischen Missionäre konnten der Sache nie auf den Grund kommen; man glaubt bloß zu wissen, daß der Tempel im Hintergrunde eines Thals in einer der Schluchten erbaut ist, die ins Innere der Insel führen. Die protestantischen Missionäre, oder, wie die französischen Priester sie nennen, die Nachbarn, waren nicht glücklicher, trotz ihres langen Aufenthalts auf der Insel. Die Nachforschungen zogen den Missionären häufige Beleidigungen zu, doch wurde ihr Leben nie bedroht. Die jungen Leute und namentlich die Frauen machten sich über sie lustig. Die Missionäre haben mit ihren eigenen Händen eine kleine Kirche am Rande der Bay von Waitahu erbaut, und ich muß gestehen, daß ich nie einen zierlicher geschmückten ländlichen Tempel sah; der auf einer Erhöhung aufgeführte Altar war mit weißem Tapatuch bedeckt, und die Untersätze der großen Leuchter waren von rothen und schwarzen mit Kokosfasern durchflochtenen Stricken getragen.

Ich finde hier einige Blätter meines Journals, die der berühmten Paetini, dieser Königin mit drei Ehemännern und drei Königreichen, gewidmet sind, und es verlohnt wohl der Mühe den Leser mit dieser Fürstin etwas genauer bekannt zu machen. Die Männer dieser dreimal verheuratheten Königin sind allerdings nicht schön, aber sie sind mächtig, und dieß gilt in ihren Augen mehr. „Was war Ihr Zweck," fragte ich sie, „bei einer dreifachen Verbindung mit den Häuptlingen dreier verschiedener Stämme?" — „Mein Zweck," erwiederte Paetini mit jenem feinen Lächeln, das den von uns wild genannten Völkern häufig eigen ist, „mein Zweck war, bei einem Unglücksfall eine sichere Zuflucht im Gebiet eines meiner Ehemänner und eine kräftige Stütze zu finden." — „Aber," fragte ich weiter, „was sagen Ihre Ehemänner zu Ihrer häufigen Untreue?" (Man zählte die, welche sich ihrer Gunst erfreuten, nach Dutzenden, und Paetini liebte den Wechsel ungemein.) „Oh," erwiederte die Königin, „sie sind nachsichtig und unsere Sitten sind nicht streng; sie haben mehrere Frauen, und wenn sie einmal mich besuchen, so weicht derjenige, welcher zuerst angekommen, dem nächsten, und meine Ehemänner sehen gern, daß meine königliche Wohnung stets dem Fremden geöffnet ist und ihren Ruf der Gastfreiheit verdient."

Eine so weit gestiegene Civilisation, von der Europa noch lernen könnte, entriß mir einen Schrei der Verwunderung. Was Paetini mir von ihren politischen Absichten erzählte, hatte sie auch ohne Scheu den Missionären wiederholt, die sich darüber entsetzten. Paetini hörte ihre Einwürfe ruhig an, behielt aber nichtsdestoweniger ihre drei Ehemänner, abgesehen von so zahlreichen, jeden Tag vorkommenden Galanterien. Sie erinnerte sich gern an den amerikanischen Commodore Porter, den sie sehr jung gekannt hatte und dessen Geliebte sie gewesen war.

Diese Königin hat übrigens einen starken Anspruch auf die Zuneigung der Franzosen: seit Ankunft der Missionäre auf den Marquesas hat sie sich zu ihren Gunsten ausgesprochen, und ihrem Einfluß danken sie es, daß sie, wenn auch auf eine precäre Weise, ihr Leben unter den Eingeborenen fristen konnten; auch wurden sie durch Paetini von allen gegen sie geschmiedeten Anschlägen in Kenntniß gesetzt. Die Frauen mit ihrem empfindsamen Geiste waren stets die gelehrigen Werkzeuge neuer Religionen. Die Frauen und die Kinder, sagte mir der Pater Nil, und namentlich die letztern sind der fruchtbarste Boden, um darin den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen. Durch den Mund der Unmündigen wird der Name Gottes hundertmal des Tages in der Hütte ihrer Eltern wiederholt. „Die Frauen erkundigen sich dann bald nach dem Glauben und ihre Seele öffnet sich leicht seinen Lehren, aber unsere Bemühungen scheitern an den erwachsenen Männern; die Krieger lachen über unsere Sittenlehre und die alten heidnischen Priester verfolgen uns und erwecken uns Feinde." Die jetzigen Missionäre haben somit Recht denselben Weg einzuschlagen, wie die Jesuiten in Paraguay. Die Erziehung der Kinder ist das erste, was man erreichen muß; davon hängt der Erfolg der Mission ab. „Unser erster Gedanke," sagte mir ganz freimüthig der Pater Nil, „ist auf die Erziehung der Kinder gerichtet; durch sie erfahren wir alles, was in der väterlichen Hütte gesprochen wird, denn das kindliche Alter kann nichts verschweigen; wir schützen uns auf diese Weise gegen die Nachstellungen der Insulaner. Mit Einem Wort, die Kinder sind, ohne es zu wissen, unsere wirksamsten Beschützer und unsere größten Lobredner."

Geologische Nachricht über Sicilien und Calabrien. In der französischen Akademie der Wissenschaften wurde ein Bericht über ein Memoire vorgelesen von Hrn. Paillette über den geologischen Bau des Bodens von Sicilien und Calabrien, so weit er Schwefel und Bernstein enthält. Der Verfasser beschreibt die verschiedenen Schwefeldistricte, so wie die Methoden, wie man sie bearbeitet. Er hat zwar das Geheimniß über die Bildung und Lagerung des Schwefels nicht aufgeklärt, indeß sehr viele merkwürdige Thatsachen gesammelt, und die Akademie forderte ihn deßhalb auf, seine in Sicilien und Calabrien begonnenen Studien auch auf Spanien auszudehnen.

Berichtigungen.

In den Aufsatz: „Das neue französische Recrutirungsgesetz," Nr. 143 ff., haben sich mehrere, zum Theil ziemlich störende Druckfehler eingeschlichen.

S. 569, Sp. 2, Z. 11 v. u. „konnte" statt „konnten."

S. 570, Sp. 2, Z. 2 v. o. „Sobald die Forderung gestellt ist," statt „Sobald die Forderung so gestellt ist."

S. 570, Sp. 2, Z. 23 v. u. „sehr mächtige" statt „sehr wichtige."

ibid. Z. 6 v. u. steht „10" statt „20."

S. 580, Sp. 1, Z. 16 v. u. „zu einem Art Werbsystem greifen muß," statt „zu einer Art Werbsystem."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1843.

Morrisons Erziehungsgesellschaft in China.

Nach dem Tode des Missionärs R. Morrison stifteten die Europäer in Canton seinem Andenken zu Ehren eine Institution, genannt „Morrisons Erziehungsgesellschaft." Sie besteht aus einer Schule, in welcher zwanzig chinesische Knaben umsonst erzogen und erhalten werden. Die Gesellschaft wandte sich an die Missionsgesellschaft von Newhaven im Staate New-York um einen Lehrer, und diese schickte ihr Hrn. Brown, der seit dieser Zeit die Anstalt leitet, und seiner Aufgabe vollkommen gewachsen scheint. Der Plan dieser Erziehung ist sehr vernünftig: der Morgen wird auf chinesische Studien, die nach chinesischer Methode betrieben werden, gewidmet, und der Nachmittag englischer Sprache und Erziehung. Der vierte Jahresbericht wurde im October letzten Jahres erstattet, und enthält eine Vertheidigung der Beibehaltung der chinesischen Methode, welche nicht uninteressant ist. „In chinesischen Schulen," sagt der Berichterstatter, „bringen die Knaben sechs bis acht Jahre damit zu, daß sie die classischen Bücher laut lesen und auswendig lernen.*) Während dieser ganzen Zeit wird keine andere Geistesgabe ausgebildet, als das Gedächtniß, und so lange diese Bücher die Basis der Erziehung ausmachen, kann es nicht anders seyn, denn der Inhalt derselben ist für ein Kind völlig unverständlich und ihr Styl macht es unmöglich, daß ein Knabe, was er auswendig lernt, verstehen könnte. Es wäre weit langwieriger, auch wenn es möglich wäre, dem Kinde diese Bücher zu erklären, als sie auswendig lernen zu lassen. Der Fehler liegt daher nicht in der Methode, sondern in dem Object der Studien, und so lange Confucius und Mencius als Schulbücher gelten, muß man gestehen, daß die Chinesen das einzige Mittel ergriffen haben, sich ihrer zu bedienen. Der wahre Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist, daß diese Bücher die einzige Basis der Erziehung in Schulen aller Art und jedes Grades bilden, außer einigen Werken schöner Literatur, welche in höheren Anstalten gebraucht werden. Man kann sagen, daß im Allgemeinen in chinesischen Schulen nichts gelehrt wird, als der Gebrauch ihrer Sprache, aber keine Wissenschaft noch Kunst gehört in ihren Plan. Diese Erziehung hat den traurigsten Einfluß auf den Geist der Nation, gibt keine Art von nützlichen Kenntnissen, sondern beschränkt den Geist auf abstracte Werke, die nur gelegentlich ihre Träumereien mit praktischer Weisheit vermischen, sie läßt das Volk diese Bücher als den Inbegriff alles Wissenswerthen ansehen, und vom Höchsten bis zum Niedrigsten sind alle gewöhnt, das Alterthum als die einzige Quelle von Weisheit zu betrachten. So wird die Nation systematisch gelehrt, nicht zu denken, und China ist dadurch versteinert worden." Um aber die von der Gesellschaft erzogenen Knaben nicht aus der geistigen Gemeinschaft mit ihrem Vaterland zu verbannen, muß man sie lehren, was ihnen in China nöthig ist, und sie lernen Confucius und Mencius auswendig, wie in jeder chinesischen Schule. Aber dazu wird nur die Hälfte ihrer Zeit verwendet und der Rest wird rationelleren Studien gewidmet; sie lernen Englisch, Mathematik, Geschichte und Geographie, was ihren Gesichtskreis erweitert und ihnen nach einigen Jahren einen namhaften Vorsprung in Brauchbarkeit vor ihren chinesischen Zeitgenossen gibt. Der Bericht lobt die Gelehrigkeit, Folgsamkeit und Anhänglichkeit der Schüler sehr, einige von ihnen wurden während des Krieges von ihren Eltern zurückgenommen, aber alle kamen wieder und baten, aufs neue aufgenommen zu werden. Sie sprechen unter sich nur Englisch und haben sich selbst eine Geldstrafe für jeden Bruch dieser Verabredung aufgelegt; diese kamen anfangs sehr häufig vor, sind aber jetzt selten geworden.

Die Schule war anfänglich in Macao, aber nach der Eroberung von Hongkong hat sich die Gesellschaft an Sir H. Pottinger gewandt, und ihn um einen Bauplatz auf dieser Insel gebeten. Er gab ihnen einen neben dem, welchen er einer andern philanthropischen Gesellschaft, der medicinischen Missionsschule, angewiesen hatte, und der Bau ist gegenwärtig im Fortschritt. Das neue Haus soll 21 Zimmer für eben so viele Schüler, Logis für die Lehrer und Säle für die Schüler und Bibliothek enthalten; der bekannte Opiumhändler Dent hat

*) Man vergleiche damit die aus dem Russischen übersetzten Mittheilungen über diesen Gegenstand, die völlig gleich lauten. Siehe Nr. 49 ff. A. d. R.

vor seiner Abreise aus China 3000 Dollars dazu geschenkt. Die Gesellschaft hat sich nach Amerika gewendet und einen zweiten Lehrer verlangt, dessen Ankunft sie in den Stand setzen wird, den Schulplan zu erweitern. Das Ganze trägt den Charakter eines wohlüberdachten Plans, und scheint sehr gut geleitet zu seyn. Es ist der erste Versuch einen vernünftigen Einfluß auf China auszuüben, denn es ist fast unmöglich, daß die jungen Leute, welche daraus hervorgehen, nicht um sich herum neue Ideen und eine größere Freiheit des Geistes verbreiten sollten. Bisher hat China, außer eine Zeitlang durch die Jesuiten, den moralischen Einfluß von Europa nicht gefühlt, denn man kann die katholischen Missionäre in ihrem gegenwärtigen Zustande kaum rechnen, da sie gezwungen sind ihre Existenz aufs äußerste zu verbergen. Die Erziehungsgesellschaft ist ein Anfang, zwar ein kleiner, aber doch ein gesunder.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

So stößt der englische Stolz mit seltener Grobheit und lächerlicher, gesuchter Etiquette gepaart, die Eingebornen zurück, welche von der Natur zu dankbaren Menschen geschaffen sind und über die man, durch Beobachtung der Schicklichkeit und durch Höflichkeit sehr leicht einen moralischen Sieg davon tragen könnte. Die Erkenntlichkeit der Hindus kommt daher ihrer Erbitterung ganz gleich. Oft ziehen sie in Haufen zu einem abgelösten Befehlshaber, von dem sie nichts mehr zu gewärtigen haben, und bis auf den heutigen Tag noch singen sie Hymnen zu Ehren Hastings, der vor sechzig Jahren ihr Wohlthäter war, obgleich die europäischen Journale, durch falsche Berichterstatter getäuscht, denselben als ein Ungeheuer schildern.

In der moralischen Geschichte der Menschheit geben eine so unerschütterliche Dankbarkeit, ein so tiefes Gefühl, eine so unvertilgbare Erinnerung, welche die Hauptzüge des indischen Charakters sind, ein eben so trostreiches als erhabenes Bild. Bis auf den heutigen Tag lebt noch der Name Alexanders des Großen (der große Sekunder) in dem Gedächtnisse der Hindu. Zwanzig Dörfer führen noch den Namen Alexanders, und alle Kasten sprechen denselben mit Hochachtung aus. So ist in der Nähe von Agra ein Grab, auf welchem die Hindu fortwährend eine brennende Lampe unterhalten, indem hier ein englischer Officier begraben ist, der durch seine Wohlthaten bekannt war, und kein Sipahi geht hier vorüber, der nicht dem Verstorbenen die Honneurs machte. Unweit Dagimala erhebt sich ein Grabmal zum Andenken an August Cleveland, einen früheren Kreisrichter zu Boglipur, einen guten und wohlthätigen Mann. Zwei Fakire haben den Dienst bei der unverlöschlichen Lampe, und jährlich an Clevelands Todestage versammelt sich noch immer das Volk der Umgegend am Grabmale, und gibt durch eine große Feierlichkeit seine Dankbarkeit zu erkennen, da August Cleveland, obschon er in seinem neunundzwanzigsten Jahre starb, doch während seiner kurzen Laufbahn vielen Armen viel Gutes gethan hatte.

Die Engländer könnten sich ein solches Gedächtniß des Herzens und solche Ausdauer und Beständigkeit der Gefühle zum Muster nehmen.

Um aber einen Begriff von der wilden Unabhängigkeit der brittischen Sitten und Gebräuche zu erhalten, muß man einen Blick auf das häusliche Leben der Engländer werfen, besonders derjenigen, welche in den von den großen Städten entfernter gelegenen Orten leben. Hier sind die Engländer ohne alle Rücksicht vom Morgen bis zum Abend nur im Hemde, legen, ununterbrochen mit Essen und Trinken beschäftigt, wenn sie am Tische sitzen, ihre Füße auf denselben, rauchen Cigarren und schlafen. Auf den öffentlichen Promenaden in Calcutta sieht man nicht selten alte Nabobs oder reich gewordene Engländer ihre Füße über die Wagenthüre hinausstrecken und so die Vorurtheile der eingebornen Kasten verhöhnen, welche in Hinsicht der äußern Sitte und des Anstandes sehr streng sind. Dergleichen Anglo-Hindu wollen aber auch von einem Vaterlande nichts hören, ihre geistigen Fähigkeiten werden durch eine ungewöhnliche Gleichgültigkeit eingeschläfert, welche kaum durch Mahlzeiten und Schlaf unterbrochen wird. Ein Engländer, der lange Zeit in Indien lebt und dessen Haut unter der glühenden Sonne dort verhärtet, wird ein völlig gefühlloser Mensch, oder richtiger gesagt, nicht Mensch, sondern nur ein mit Gold beschlagener Stein. Der junge Engländer, welcher aus London, Oxford, Edinburg oder von andern Orten nach Indien kommt und keine Idee von den indischen Sitten und Gebräuchen hat, macht sich ein Vergnügen daraus, die an die Etikette gewöhnten Hindu zu necken. So quält er zuerst, wenn er sich im Palankin tragen läßt, seine Träger mit Anforderungen aller Art und endigt gewöhnlich damit, als Beweis seines sächsischen Uebergewichtes sie zu schlagen, bis ihn die Träger in irgend einem Wald abwerfen und seinem Schicksal überlassen.

Auf den entfernteren Posten dagegen wird der glånder aus einem gebildeten Menschen ein Misanthrop. Auch trägt man dort die allersonderbarsten Costume; einige tragen noch die Moden vom Jahre 1775, andere erfinden sich muselmännische, französische und indische Costume, auch gehen sie zuweilen mit geschorenem Haupte wie die Chinesen, und reiten Kamele auf der Jagd. Wenn dergleichen Verbannte, welche ihr Leben am Fuße des Himalaya verbringen, zu ihren Freunden nach Calcutta und Madras kommen, hat man oft das Vergnügen, auf einem Ball beim Gouverneur in ein und derselben Quadrille eine Mischung von Damentoiletten aus den Jahren 1780, 1802 und 1816, ungeheure Fischbeinröcke oder die Taille dicht unter den Armen u. s. w. zu sehen. Die Männer in Strohhüten, in Musselin, Seide und Sammet, aus dem chinesische, muselmännische oder indische Schneider die lächerlichsten Kleider geschnitten haben, erregen den höchsten Unwillen der Eingebornen durch ihre ungeschliffenen Manieren und ihre unvernünftige Aufgeblasenheit. Die allertollsten dieser Barbaren

gehen übrigens gar nicht aus ihren Höhlen heraus, sondern bauen Indigo in den Steppen, gewinnen Vermögen, was sie nicht anzuwenden wißen, überlassen sich allen möglichen physischen Genüssen und sterben fern von der Welt. Einer dieser Einsiedler, ein ehrenwerther Mann, besaß eine Bibliothek von 6000 Banden, und führte unter seinen Büchern ein so abgeschiedenes Leben, daß Niemand von seiner Existenz etwas wußte. Mehrere unter diesen Isolirten haben jedoch wirklich moralischen Werth und sind um so wohlgezogener, als Prahlerei und Anstaunen der Menschen hier keine verführenden Gründe seyn können. Der größte Theil ergibt sich aber doch den Leidenschaften mit einer zügellosen, viehischen Rohheit. Diese abgelegenen Gegenden sind daher auch oft der Schauplatz der Rachsucht, der Verführung und schrecklicher Mordthaten, für welche hier kein Gesetz existirt. Die allerverdorbensten Söhne Albions sind hier stets berauscht, und spielen, umgeben von unterthänigen Dienern, die Rollen der asiatischen Despoten auf das vollkommenste.

Der Mensch geht aus angeborner Neigung leicht von der Civilisation zur Barbarei über, dem Gesetzgeber liegt aber die Pflicht ob, den geselligen Bund als das einzige Unterpfand für Fortschritte und Moralität, mit aller Strenge aufrecht zu erhalten. Eine derartige Rückkehr zur Barbarei, wie vorstehend erwähnt worden, erstreckt sich hier aber sogar auch auf die Handelswelt, welche in den großen Städten lebt und den Ton der anglo-indischen Sitten angibt. Wer unlängst erst aus Europa kommt, ist wenigstens ein Jahr lang der Gegenstand der traurigsten Mystificationen. Man macht ihn mit den Landessitten nicht bekannt, bei dem geringsten unwillkürlichen Versehen aber macht man sich über den Neuling lustig. Sogar der Bischof Hebert und Damen aus den besten Familien sind diesem Schicksal nicht entgangen.

Und so haben denn die Engländer moralisch nichts erobert, sondern sich nur selbst verunglimpft und verunstaltet. Die Hindus, die in ihnen nur grobe, schlecht gekleidete Leute sehen, welche die Regeln des Anstandes und guten Geschmacks nicht beobachten, können sich nicht denken, daß dieß keine Barbaren seyen, weßhalb denn auch zwei Eingeborne, welche unlängst London besuchten, mit dem größten Erstaunen erzählten, daß in Großbritannien wirklich sehr viel Reichthum und Verkehr sey.

(Schluß folgt.)

Wanderung auf den Cykladen.

(Von Buchon. Revue de Paris. 30 April.)

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

Am 10 October schiffte ich mich mit dem Grafen Sartiges, französischem Legationssecretär in Athen, und den zufällig anwesenden HH. Ampère und Mérimée auf den Kutter Lyons ein, den König Otto die Güte gehabt hatte für eine Fahrt im Archipel zu meiner Verfügung zu stellen. Ein Dampfboot bugsirte uns aus dem Hafen, und bald fühlten wir uns sanft fortgezogen zwischen den beiden Furchen, welche die Räder desselben auf dem ruhigen Meere hinter sich ließen. Das Meer war so vollkommen ruhig, die Winde schliefen einen so tiefen Schlaf, daß das Meer spiegelglatt lag und die zahlreichen kleinen Feuer auf den Schiffen im Hafen nicht die geringste Bewegung zeigten. Wir glitten, wie von einer mächtigen Hand geleitet, über die Fläche hin, und da wir von dem Dampfboot ziemlich entfernt waren, so hatten wir auch nichts von dem dichten, an Bord so unangenehmen Rauch zu leiden, und fühlten nichts von dem convulsivischen Schütteln, das die Dampfmaschine jedem Fahrzeuge mittheilt. Wir hatten alle Vortheile, alle Poesie der Industrie ohne ihr Prosa.

Der Abend war vollkommen schön, und nie sah ich die Wolken von den letzten Strahlen der Sonne mit tieferem Purpur gefärbt. Die Luft war zauberisch lieblich, so daß wir uns nicht entschließen konnten das Verdeck zu verlassen, um uns zur Ruhe zu begeben, und wir warteten, bis wir die Spitze des Cap Sunium hinter uns und die zierlichen Säulen, die es dem Reisenden kenntlich machen, vollkommen aus dem Gesicht verloren hatten. Die Küste Attika's verschwand völlig aus unsern Blicken, und wir sahen nichts mehr als ein glattes Meer, in welchem die Sterne funkelten und die beiden Räder des Dampfbootes leuchtende Furchen zogen. Wir hatten um 5 Uhr Abends die Anker gelichtet und vor 4 Uhr Morgens am 11 October waren wir im Hafen von Syra angekommen. Hier wollten die HH. Ampère und Mérimée sich an Bord des französischen Fahrzeugs begeben, das nach Konstantinopel abging, und umsonst suchten wir sie zu bewegen den Ausflug in die Cykladen mit uns zu machen; wir brachten sie an Bord des ihrer harrenden Fahrzeugs, nahmen Abschied von ihnen und ließen uns zu Hermopolis, dem untern Syra, ans Land setzen. Hier besuchten wir den französischen Consul, Hrn. Devoize, und luden ihn ein die Reise mit uns zu machen. Als er dieß zugesagt, rüsteten wir uns zur Abreise, und machten eine wahre Razzia in den Kaufläden von Syra, um alles fortzunehmen, was wir uns anderswo nicht wohl verschaffen konnten, und was die Stunden der Ermattung und Langweile an Bord auszufüllen im Stande seyn mochte.

Endlich verließen wir wohlversorgt um 11½ Uhr den Hafen und hofften die Richtung nach Naxos einschlagen zu können, aber der Wind blies frisch aus Norden, und obwohl wir unser Vordertheil auf Naxos zu gerichtet hatten, so waren wir doch kaum etwas über die Kaninchen-Insel hinausgekommen, als wir uns schon entschlossen, den Weg nach Delos einzuschlagen. Um 2½ Uhr kamen wir in die Meerenge zwischen den beiden Delos, Rhenea oder Groß-Delos, der Gräberinsel, und Klein-Delos, der Tempelinsel. Wir landeten sogleich an der letzten und nun machte sich jeder von uns alsbald an seine Arbeit: Devoize fing an zu zeichnen, Sartiges nahm sein Gewehr, um auf die vortrefflichen Kaninchen von Delos, die im ganzen Archipel wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches bekannt sind, Jagd zu machen, und ich durchwanderte die Ruinen, die sich vom Ufer bis zur Spitze des Bergs ausdehnen.

Auf dieser Insel, wo jetzt nicht ein einziger Einwohner sich mehr findet, standen einst zwei Städte auf den beiden Abhängen des Bergs und stießen auf dem Gipfel zusammen, ferner vierzig prächtige Tempel, ein ungeheures Theater, ein Gymnasium, Säulenhallen, Millionen Bildsäulen, alle möglichen Meisterwerke der Kunst. So lange Apollo auf seinen Altären sich behauptete, behielt auch Delos, das nach den griechischen Sagen das erste Land war, welche die Strahlen der Sonne nach dem Ablauf der Fluth des Ogyges vergoldeten, seinen Ruhm und seinen

Glanz; aber die ersten Streiche, welche die römische Welt der griechischen beibrachte, trafen eben sowohl die Religion als die alte Freiheit. Obwohl die Römer nach der Unterwerfung Griechenlands sich das Ansehen gaben, als wollten sie Delos ganz besonders schützen, und auch, wie Polybius berichtet, seine Bewohner von jeder Steuer frei erklärt hatten, so mußte doch schon Hadrian, der Athen wieder hergestellt hatte, auch Delos auf seine Kosten wieder aufbauen, und nur 30 Jahre nach ihm, als Pausanias die Insel besuchte, hatte der Verfall schon begonnen. „Was ist aus dem mächtigen Delos geworden?“ ruft er aus, „es wäre bereits ganz verlassen, wenn nicht die Athener jährlich eine Besatzung zum Schutze des Apollo-Tempels herschickten.“ Einige Jahre später wurde die kolossale Bildsäule dieses Schutzgottes der Insel von ihrem Piedestal herabgestürzt durch die eifrigen Freunde des siegenden Christenthums. Alle Tempel wurden zerstört, alle Statuen fortgeschleppt oder zerbrochen, und seit dieser Zeit war Delos nur noch ein ungeheures Magazin von Säulen, Capitälen, von Bruchstücken parischen Marmors aller Formen, ein Magazin, das allen denjenigen offen stand, die es lüstete, nach Gefallen zu plündern. Wie viele Fahrzeuge aus Amalfi, Pisa, Genua und Venedig sind nicht während des ganzen Mittelalters hieher gekommen, um sich mit völlig behauenen Säulen für die Kirchen ihrer Länder zu versorgen! Wie viele französische und englische Fahrzeuge haben hier nicht ungeheure Marmorblöcke geholt, die zum Behauen von Bildsäulen schon ganz hergerichtet waren! Wie viele Bewohner der benachbarten Inseln Syra, Mikoni, Tinos holten hier und holen noch alle zum Bau ihrer Kirchen und Klöster nothwendigen Materialien! Wie viele Maurer und Kalkbrenner haben nicht Jahrhunderte lang in die von ihnen auf Delos selbst errichteten Oefen die kostbarsten Fragmente und Bruchstücke der alten Basreliefs und Bildsäulen geworfen, um Kalk daraus zu brennen! Ungeheuer ist die Zahl der Tempel und alten Denkmäler, von denen man nicht mehr einen Stein findet, und deren Verschwinden man sich erst erklären kann, wenn man im Gebüsch die Kalköfen entdeckt, in denen sie zu Grunde gingen! Und doch trotz aller dieser Zerstörung staunt der Wanderer noch jetzt, wenn er den Fuß auf Delos setzt, über die ungeheure Masse von Säulen, Pilastern und Marmorfragmenten jeder Art, die hier aufgehäuft sind.

Ich landete an dem niedersten Theil von Klein-Delos, den Gräbern von Rhenea oder Groß-Delos gerade gegenüber, wanderte am Ufer hin und erblickte hier hart am Meere eine Art viereckiger Pilaster von rothem Granit. Es sind ihrer zehn sehr nahe aneinander; sie haben 5 bis 6 Fuß Höhe und sind an einigen Orten in zwei Linien. Sind dieß Reste von Säulenhallen, die am Meeresufer zu Spaziergängen oder öffentlichen Niederlagen eingerichtet waren, oder war es ganz einfach eine Reihe starker Pfeiler, woran die Taue der Schiffe festgemacht wurden, auf denen die Pilgerschaaren (theories) zu den Festen zu Ehren Apollo's aus den verschiedenen Gegenden Griechenlands herbeikamen? Das ist eine Frage, deren Lösung ich nicht unternehmen will. Von hier wandte ich mich nach einem kleinen Hügel, von dem aus man ein Thal übersieht, das ganz mit alten Ruinen bedeckt ist, unter denen die Ueberreste der Tempel Apollo's, der Diana und der Latona, so wie die Säulenhallen Philipps sich durch die Menge und blendende Weiße des Marmors auszeichnen. Man hat Mühe zwischen den Marmor- und Granittrümmern sich einen Weg zu bahnen. Das Piedestal der kolossalen Bildsäule Apollo's ruht noch, geschützt durch seine Masse, an demselben Ort, und trägt in großen Buchstaben den Namen des Gottes. In der Nähe sind die verstümmelten Reste des Kopfes zerstreut, und ringsumher sind cannelirte, halbcannelirte und glatte Säulen, ungeheure Architraven und Reihen von Karniesen aufgehäuft; hier liegt noch genug, um für lange Zeit die Kalkbrenner des Archipels und die Marmorhändler Europa's zu versorgen.

Geht man weiter nach dem Hügel, welcher gegen Mikoni abfällt, so bemerkt man auf dem von den Tempeln eingenommenen Abhang dicke Granitmauern, die sich in einer Ellipse in den Hügel hineinerstreckten und ein mächtiges Wasserbecken einschließen sollten. Geht man von diesen Tempeln den kynthischen Berg hinauf, so zeigen sich die ungeheuren Ruinen eines an einen noch höhern Hügel angelehnten Theaters. Die Stufen sind fast allenthalben erhalten und gleich zur Seite sind mehrere Kammern mit einer runden in den Boden sich einsenkenden Thüre, wahrscheinlich ehemalige Cisternen, denn an mehreren Orten sah man noch die steinernen Röhren, in denen das Wasser nach den Cisternen hingeleitet war. Eine der beiden Städte von Delos dehnte sich auf der gegen Rhenea hin liegenden Seite des kynthischen Berges aus. Auf der Mitte des Bergs steht noch das Thor, durch das man in die Stadt eintrat; es ist aus ungeheuren Granitblöcken errichtet, die aus den Seiten des Bergs selbst entnommen sind, und läuft spitzig aus, wie das von Arpino im Königreich Neapel, und bei fast allen den Vesten, die man mit dem Namen der pelasgischen oder cyklopischen bezeichnet. Der untere Theil ist mit Trümmern verschüttet, und die Bogenwölbung hat eine Breite von 15 Fuß. Ich drang mit einiger Schwierigkeit hinein und setzte von da meine Besteigung des Bergs fort. Ganz oben auf dem Gipfel steht noch der Unterbau eines Tempels, der durch seine Masse widerstand, während ungeheure viereckige Säulenfüße und Säulentrümmer längs den beiden Abhängen hinab liegen. Die Aussicht von der Höhe herab ist sehr schön: man hat auf der einen Seite Rhenea, auf der andern Mikoni, das ganz nahe Naxos stellte sich in seiner ganzen Ausdehnung dar, alle Inseln scheinen sich achtungsvoll im Kreise um Delos her zu gruppiren, und erhielten darum wohl den Namen Cykladen, den das poetische Alterthum ihnen gab.

(Fortsetzung folgt.)

Wiederaufbau Pointe-à-Pitre's aus Eisen. Die Journale haben vor kurzem von einem eisernen Palast gesprochen, den ein Hr. Laycock für Eyambo, einen afrikanischen König, baut. Dieser Bau ist völlig gelungen, und mehrere mit den Antillen wohlbekannte Personen haben das neue Haus aus einem andern Grunde als der bloßen Neugierde besucht. Die furchtbaren Zerstörungen des letzten Erdbebens, namentlich zu Guadeloupe, haben den Gedanken angeregt, ob es nicht möglich sey, Pointe-à-Pitre in einer Weise wieder aufzubauen, daß es den Erdbeben, denen es ausgesetzt ist, widerstehen könnte. Man glaubt, daß Gebäude, ähnlich dem nach Afrika bestimmten, die heftigsten Stöße aushalten könnten, ohne umgestürzt zu werden, daß sie selbst stehen bleiben würden, wenn ein Drittel des Bodens, den sie bedecken, verschlungen würde. Der Bau aus Holz ist in den Antillen theils wegen der Feuersgefahr, theils wegen des Ungeziefers nicht thunlich. Man hat deßhalb vorgeschlagen, Point-à-Pitre ganz aus Eisen zu bauen, und die französische Regierung hat auch bereits Untersuchungen anstellen lassen, um im Stande zu seyn, eine Entscheidung hierüber zu fassen. (Monit. industr. 14 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Persische Trachten.

Unsere Zelte wurden abgebrochen und von geschäftigen Dienern zusammengepackt. Der Beginn einer Reise ist sowohl in Persien wie in vielen andern Ländern jederzeit mit einiger Unruhe und Verwirrung verbunden; die einzelnen Gegenstände haben noch nicht den gehörigen Ort erhalten, Asiaten und Europäer verstehen einander noch nicht und können demnach nicht recht zusammenwirken; das Gepäck ist noch nicht gehörig revidirt, die einzelnen Ladungen sind noch nicht in Ordnung, die Bedienten werden ärgerlich und lärmend, die Maulthiertreiber übel gelaunt und grob. Es mag wohl kein unangenehmeres Geschäft geben, als das der Anordnung einer großen Reisegesellschaft in Persien, besonders wenn sie aus so heterogenen Stoffen besteht, wie die unsrige; aber es gibt auch nicht leicht ein so malerisches Schauspiel als eine solche Karawane im verjüngten Maaßstabe, wenn sie erst in Bewegung ist. Die Trachten sind zwar nicht so verschiedenartig und reich, als es bei ähnlichen Gelegenheiten in Indien der Fall ist; aber der Mangel an Pracht und glänzendem Colorit wird durch die grotesken Gestalten und den höchst verschiedenartigen Charakter und Ausdruck fast vollkommen ersetzt.

Wenn der Perser zu Pferde reist, so trägt er ein Paar sehr weite Hosen, die in der Regel von rothem Tuch sind, die in ihre Falten den größten Theil seines Unterkörpers verhüllen und mittelst eines Bandes an den Knöcheln zusammengebunden werden, damit sie in die sehr weiten, plumpen Stiefel passen, die aus röthlichem Leder, oder wenn es der Mann haben kann, aus Bulgal oder Juchten verfertigt sind. Durch diesen Anzug bekommt der Unterkörper ein ganz eigenes, rundliches Ansehen, das noch dadurch vermehrt wird, daß der Perser in den weiten Sack, welchen diese Hosen bilden, alles einpackt was er für seine Person bedarf, oder wessen er sich auf der Reise bemächtigt. Die Kabba, das Oberkleid bei dem gewöhnlichen Anzug, ist vorn aufgeschürzt, so daß man den faßähnlichen Untertheil sieht, und der Reisende sich so frei als es dieser Anzug erlaubt bewegen kann. Ueber das alles trägt nun noch der Perser einen großen, stattlichen Reisemantel, mit weiten Aermeln, der die ganze Person gehörig schützt und bedeckt, und nach dem Geschmack und dem Vermögen des Besitzers aus grobem oder feinem Tuche, aus kostbarem Gewebe oder selbst aus Sammet verfertigt ist. Bei den Vornehmen des Landes ist dieser Reisemantel mit Gold oder Silber gestickt, mit Seide oder Pelzwerk ausgefüttert. Häufiger wird indessen der sogenannte Oima getragen, der für Reiter auch weit mehr passend und geeignet ist; er gleicht fast dem Reitkleide eines Frauenzimmers und liegt vom Halse bis an den Gürtel dicht am Körper; hier aber ist er zusammengefaltet, erweitert sich unter dem Gürtel und fällt bis auf die Füße herab. Er wird gewöhnlich aus Tuch verfertigt, dessen Güte eben so verschieden ist wie die Schönheit der ihn zierenden Stickerei; beides hängt gleichfalls vom Geschmack und Reichthum des Besitzers ab.

Wer sich diese bessern und kostspieligen Gewänder und Kleidungsstücke nicht anschaffen kann, schützt sich gegen die Kälte, insbesondere gegen die der Gesundheit sehr gefährlichen Nachtfröste durch einen Mantel von Fellen oder grobem Wollenzeug oder auch durch einen Schafpelz, der nur bis zu den Schenkeln herabreicht. Zuweilen tragen sie noch eine weite Umhüllung, ebenfalls von Schaffellen, deren Lederseite nach außen gekehrt wird, die Pustims heißen, die Person ganz bedecken und gegen jedes Wetter, selbst gegen die größte Kälte kräftig schützen.

Die friedlich Gesinnten begnügen sich mit dieser Rüstung in allerlei Variationen, aber die Mehrzahl, voll kriegerischen Sinnes, ist nicht nur mit einem Schwert, einer Flinte, Pistolen und einem Dolch versehen, sondern sie hängen noch Pulverhörner, Patrontaschen und mancherlei sonderbare Behälter für die Munition an den Gürtel, über die Schultern und an andere Theile ihres Anzugs; die Pistolen stecken zuweilen in Halftern, zuweilen in dem Gürtel. Die persische Flinte, ein sehr gefährlich aussehendes Gewehr, hängt auf dem Rücken. Auf dem Kopfe sitzt eine schwarze Mütze von Schafleder in verschiedener Form und von jeder Größe, die ganz darauf berechnet ist, den stolzen Blick des schnurrbärtigen Be-

sizers noch mehr zu heben, und der Mann von Schiras oder Tus scheint auf seinem hohen Sattel, so erbärmlich auch zuweilen das Thier ist das ihn trägt, sich als den Herrn der Welt zu betrachten, und nimmt ein höchst insolentes Ansehen an, das nur durch die Autorität seines Herrn gebeugt werden kann.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen bürgerlichen Gesellschaft.

(Schluß.)

Das große, eben so einfache als erfolgreiche Factum aber ist die allmähliche Vermischung der feindlichen Stämme. Die Philosophen errathen jedoch immer noch nicht, an welchem Orte sich eigentlich die wahre Zukunft Hindostans offenbart. „Schlechtweg im Marionetten-Theater,“ sagt Miß Emma Roberts sehr richtig. Hier stellen Kinder der Hindu und Engländer die pittoreskeste und viel bedeutendste Mischung dar. Nach den von leichter Hand regierten, hölzernen Figürchen schauend, rufen die kleinen Hindu mit schwarzen Gesichtern, schwarzen Augen und kupfernen Armringen: wah! wah! bravo! bravo! während neben ihnen kleine, weiße, rosige Engländer auf den Armen ihrer mit Schleiern bedeckten, indischen Ammen still sitzen. Solche anglo-indische Kinder, die mit 5 oder 6 Jahren englische Worte lernen, die in indischer Sprache ihre ersten Gefühle, ihre ersten Gedanken, ihre ersten Wünsche ausdrücken, werden niemals ächte Engländer, sondern bilden eine neue Kaste von Hindu. Die englische Mutter, die, mit ihrem Knaben spielend, von demselben die Landessprache lernt, macht, aller Sitte zuwider, das Kind zum Lehrer. Mit den Jahren gewöhnt sich der Knabe zwar auch englisch zu sprechen, doch ist die englische Sprache für ihn nur eine gelehrte, wie für uns die lateinische, und die abgestoßene, aus der Kehle kommende unangenehme Aussprache wird stets den Anglo-Hindu vom ächten Britten unterscheiden. Gehört er zu einer ehrenwerthen Familie, so wird ihm auch noch Latein und Griechisch gelehrt, und besser als der ausgezeichnetste Oxforder Student kennt er gewöhnlich die classischen Autoren Großbrittaniens, Roms und Athens. Alle diese Kenntnisse beziehen sich jedoch nur auf die reine Gelehrsamkeit, die Hindu-Sprache bleibt für einen solchen Engländer doch immer der Hauptgegenstand.

Der neue Stamm, den man weder einen brittischen noch indischen nennen kann, vermehrt sich allmählich immer mehr, und geht größtentheils aus Indien nie fort, wo er mit den Töchtern des Landes Ehebündnisse eingeht. Die aus solchen Ehen entsprießenden Töchter lernen Musik, Zeichnen, während die Väter durch gründliche Kenntniß der Sprache den Eingebornen näher gebracht, beide Stämme immer mehr mit einander verbinden. Die Portugiesinnen, welche nicht sowohl durch Schönheit und Grazie, als vielmehr durch ausgesuchte Ueberladung mit sonderbarem Putz sich auszeichnen, heurathen sehr gern englische Officiere, welche sich übrigens über derartige Verbindung nicht zu beklagen haben. Die Armenierinnen, gewöhnlich von blendender Schönheit, machen wieder eine ganz besondere Classe aus, die mit europäischer Kunst die Sitten Asiens verbindet. Sie kleiden sich nach Pariser Mode und singen hindostanische Lieder, welche sie auf dem Fortepiano begleiten.

Die zahlreichen Verbindungen von Engländern, Hindu und Mohammedanern fangen aber allmählich an, die asiatischen Vorurtheile zu schwächen. Der berühmte Oberst Gardiner ging eine solche Ehe, oder besser, ein solch romantisches Bündniß ein, denn es ist schwer zu bestimmen, welche religiöse oder Civilceremonie den Bund eines englischen Gentleman mit einer muselmännischen Schönheit segnet, der übrigens nach dortigen Begriffen dessen ungeachtet stets ganz gesetzlich ist. Der Oberst Gardiner diente im Heere des Mahratten Holkar, als dieser Häuptling mit England Krieg anfing. Durch Drohungen sowohl als durch Versprechungen war Holkar bemüht, den ausgezeichneten Officier bei sich festzuhalten, und befahl endlich, nach barbarischer Art und Weise, den Widerstrebenden an die Mündung einer Kanone zu binden, konnte ihn aber dennoch nicht dazu zwingen, gegen seine Landsleute zu fechten. Stets von mahrattischen Soldaten begleitet, stand der Oberst einst auf einer Felsspitze am Ufer des Ganges, und stürzte sich, den Abgrund mit den Augen ermessend, das fünfzig Fuß hohe Ufer hinab. Glücklicherweise that sich Gardiner keinen Schaden, sondern schwamm sofort durch den Ganges; da er jedoch bemerkte, daß die Soldaten den kürzesten Weg zum Flusse eingeschlagen hatten, verbarg er sich im Schilfe, und wirklich wurden ihn die Mahratten auch nicht gewahr, so daß der Flüchtling glücklich das entgegengesetzte Ufer des Ganges erreichte, wo ein englisches Lager stand. Nachdem er hier seine militärische Carriere mit glänzender Auszeichnung vollendet hatte, verliebte sich Gardiner wieder in die Schwester eines mohammedanischen Radscha, schlich sich in das Harem und entführte seine Geliebte. Der Oberst lebt heute noch und genießt die allgemeine Achtung: seine Töchter, im mohammedanischen Glauben ihrer Mutter erzogen, gehören zu den besten Heurathscandidatinnen, und irgend eine Calcutta'sche oder Bombay'sche Zeitung wird mit der Zeit die Nachricht mittheilen, daß die jungen Begümen, die Töchter des Obersten Gardiner, gesetzliche Ehen mit dem Sohn eines schottischen Pastors, mit einem muselmännischen Radschah, einem persischen Wesir oder einem Director der ostindischen Compagnie geschlossen haben.

Das Resultat aller derartigen Erscheinungen wird aber mit der Zeit ein doppeltes werden: nämlich die unvermeidliche Auflösung des sich bereits sehr umgestaltenden englischen Charakters und eben so die des indischen, welche sich ohne gegenseitige Auflösung nicht mit einander verschmelzen können. Wer in Hindostan lebt, kann seine Kinder unmöglich auf englische Weise erziehen; sie aber nach London zu schicken ist kostspielig und nicht geeignet zu verwandtschaftlichen Verbindungen. Reichgewordene Familien, die England wieder zu sehen wünschen, beeilen sich daher, ihre Töchter dem ersten besten Eingebornen oder Christen zu verheurathen; die Töchter aber, des langweiligen Lebens herzlich müde, welches ihnen weder

viel Familientrost noch Familienfreuden verspricht, beeilen sich ihrerseits ebenfalls, sich unter die Haube zu bringen. Die Ehekettten werden in der Regel mit fast lächerlicher Eile geschlossen. Die Mädchen nehmen sogar zuweilen auch auf der Reise, im Palankin sitzend, Freiwerber an, und viele Freier reisen auch oft hundert Meilen weit, in der Hoffnung mit einer Frau zurückzukehren. Der Club der Dschowmads oder der Phalanx der Hagestolzen wider Willen, ein nothwendiges Zubehör der anglo-hindostanischen Gesellschaft, ist aber dennoch bis heutigen Tag sehr ansehnlich. Die reichen und schönen Bräute gehören nur zum halbschwarzen, aus der Vermischung mit armenischem oder portugiesischem Blut entstandenen Stamme; sie sind die Enkelinnen oder Urenkelinnen jener Kaufleute, welche einst die Compagnie gründeten. Sie sind an sich gut, jedoch nicht erzogen, haben eine schlechte englische Aussprache, bedienen sich vieler Barbarismen, und müssen daher, bei allen ihren Vorzügen, doch die Palme des Vorranges den ächten Engländerinnen oder denen, die eben aus London kommen, welche ein Aquarellbildchen in ein Album zu klecksen, ein Stückchen auf dem Fortepiano zu klimpern verstehen, oder selbst den von Officieren hinterlassenen Waisen abtreten. Zu Kaderpur ist ein ganzes Haus von solchen verwaisten Heurathscandidatinnen, doch ziehen die Engländer denselben die in einer brittischen Pensionsanstalt erzogenen Fräuleins vor.

Der ehelose Stand der Engländer und Engländerinnen hat aber den verderblichsten Einfluß auf die Moralität und beschränkt durch ungesetzliche Verbindungen die Classe der aus der Mischung der Stände hervorgehenden Metis, welche weder durch Farbe der Haut, noch durch Sitten ihren Vätern oder Müttern ähnlich sind, denn sie haben weder die Vorurtheile der Kasten, noch theilen sie die einfältige Verachtung der Engländer gegen die Hindus. Während aber der religiöse Fanatismus schwächer wird, und die englischen Ideen ihre Härte verlieren, unterwirft eine neue Nation sich die Zukunft. Die Verachtung wird sich endlich auch der Schönheit der Metis unterwerfen, welche auf den Bällen des Gouvernements einen großen Eindruck machen. Dieselben heurathen größtentheils Engländer. Unter der Anzahl der gemischten Ehen ist aber die der Prinzessin Sumru besonders zu nennen, deren Hofstaat ganz mit Europäern besetzt ist. Mit einem Wort die „Vermischung nimmt immer mehr zu." Die Kinder sprechen nicht mehr reines Englisch, die Bande des Vaterlandes und der Familie sind abgestreift. So groß daher auch die Anzahl der Engländer, welche nach Indien sich übergesiedelt haben, seyn mag, so wird nichts ihre Umbildung aufhalten, weil die Kraft und die umgestaltende Nothwendigkeit in dem Lande liegen, welches die Emigranten gewählt haben. Betrachtet man daher die Leute mit bleichen, ruhigen Physiognomien, in Turbanen, in weißen Musselinkleidern, wenn sie den Klagen Hamlets oder der Wuth Othello's zuhören, so kann man nicht in Abrede stellen, daß Verbindungen zwischen den Nachkommen beider Stämme existiren.

Von allen unvermeidlichen Verwandlungen dieses Erdenrundes ist aber diese, wie es scheint, die merkwürdigste, und um so merkwürdiger, als dieselbe von allen theoretischen Berechnungen abweicht, und auf kein bei Zeiten erdachtes Gesetz begründet ist. Doch hat wohl noch kein Publicist, so viel uns bekannt ist, bisher über diese Erscheinung recht ernstlich nachgedacht.

Ueber aufrechtstehende fossile Bäume in den Kohlenschichten von Neuschottland.

In der Versammlung der Londoner geologischen Gesellschaft am 26 April las Hr. Lyell eine Abhandlung über diese merkwürdige, schon seit einiger Zeit gemachte Entdeckung. Man findet die Bäume in verschiedenen Niveaus, die Stämme laufen durch verschiedene Schichten durch, sind aber stets in einer gewissen Höhe abgebrochen, und ihr unteres Ende ruht immer in Kohlenflözen oder in Schiefer, aber nie in Sandstein. Sie sind alle von Einer Art und ihre Rinde ist gefurcht, wie man dieß auch schon in England entdeckte. Sie stehen genau in rechten Winkeln zu den Ebenen der Schichtung, aber diese ist gewöhnlich in einem Winkel von 24° geneigt. In einem Kohlenwerke zu South Joggins sind neunzehn verschiedene Kohlenflötze übereinander, und in zehn derselben finden sich siebzehn aufrechtstehende Bäume. Hr. Lyell zieht aus seinen gemachten Beobachtungen nachstehende Schlüsse: 1) Die verschiedenen Schichten, welche in einer durchgängigen Dicke von 3 bis 4000 Fuß ziemlich gleichmäßig in einem Winkel von 24° geneigt sind, müssen einst horizontal gelegen haben. 2) Es müssen wiederholte Senkungen des trockenen Landes stattgefunden haben, so daß eine Reihenfolge von mehr als zehn Wäldern übereinander entstand. 3) Die Uebereinstimmung in den Eigenthümlichkeiten dieser Bäume Neuschottlands mit denen in den Kohlenfeldern Englands führt zu dem Schluß, daß dieselben durch die Stärke ihrer Wurzeln den Strömungen und Winden, welche die benachbarten Lepidodendern und Sigillarien fortrissen, Widerstand leisteten. 4) Daß die hier beobachteten Thatsachen den Haupteinwurf gegen die Ansicht beseitigen, nach welcher die Anhäufungen von reinen Kohlenschichten aus dem Wachsthum von Bäumen und Pflanzen an derselben Stelle in torfartiger Weise zu erklären sey.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortsetzung.)

Von der Höhe des kynthischen Bergs stieg ich auf dem andern Mikoni gegenüberliegenden Abhang wieder herab. Eine zweite Stadt lag auf dieser Seite auf einem von dem kynthischen Berge getrennten Hügel. Die Straßen sind noch bezeichnet durch die Fundamente der Häuser, die allenthalben vorspringen, und große Cisternen sieht man da und dort. Eine Schafheerde weidete inmitten der Ruinen, unter Aufsicht eines Schäfers, des einzigen Bewohners der Insel. Er hat, um sich während der großen Hitze zu schützen und seine Milch aufzubewahren, eine Art Höhle aus Bruchstücken von Marmor und Granit erbaut. Ich näherte mich diesem König von Delos und becomplimentirte ihn, nicht über die Fruchtbarkeit, sondern über den Ruhm seiner Besitzungen. Aber

diese Insel, welche zwei Städte und so viele Tempel und Denkmäler umschlossen, diese Insel, der Gegenstand der Verehrung für ganz Griechenland und Asien, die ihren Antheil gehabt hatte an allen Tributen, an aller gemachten Beute, mein Hirte wies den Besitz derselben als eine Beleidigung zurück, und wollte nicht, daß man ihn für einen Bewohner von Delos hielte. Alle Abende bestieg er wieder seine Barke, um nach Mikoni in seine eigene Hütte und zu seiner Familie zurückzukehren, und jeden Morgen kam er wieder nach Delos. Er hatte indeß Unrecht, letzteres gering zu schätzen, denn die Kräuter, die seine Schafe abweideten, waren sehr aromatisch, die Milch vortrefflich und der Käse sehr gut.

Während der ersten Reise, die ich im Anfang Aprils nach Delos gemacht hatte, das die Europäer Sdile nannten, obwohl sie den Griechen die Verstümmelung ihrer eigenen Namen Schuld geben, war ich auch nach Rhenea, auf der andern Seite der Meerenge, gegangen. Der ganze Abhang dieser Küste ist mit Gräbern bedeckt, denn man begrub seit der von Herodot erwähnten Verordnung Pisistrats niemand auf der heiligen Delos. Die Kranken eilten, sich nach Rhenea schaffen zu lassen, um nicht Delos durch ein Schauspiel des Todes zu entweihen, und man hatte auch alle alten Gräber dahin geschafft; es war eine völlige Todtenstadt. Ein großer Theil dieser Gräber scheint durch Menschenhand, die oft so zerstörend ist, als die der Zeit, zerstört zu seyn. Die großen schönen, in Dachform ausgehauenen Marmordeckel lagen umher, weggerissen von dem Grabe das sie schlossen, und fast alle Gräber waren durchwühlt, um Edelsteine, Ohrgehänge, Bracelletten, Ringe und geschnittene Steine daraus zu holen, die jetzt in öffentlichen und Privatsammlungen über alle Länder Europa's zerstreut sind. Indeß sind gewiß in diesem Gewirr von einzelnen und Familiengräbern noch eine Menge nicht durchsucht, man kann sie aber mitten unter der allgemeinen Verwüstung nicht erkennen. Geht man von dieser Nekropole bis ans Ende des Cap Garapoda oder des Möwencaps, so gelangt man zu den Trümmern der den Todtengöttern geweihten Tempel. Allenthalben liegen Altäre und Grabpiedestale umher; auf mehreren bemerkte ich den Kopf eines Bocks, von dessen Hörnern Blumengehänge und eine Weintraube herabhingen. Ich bemerkte eine gute Anzahl dieser ausgehauenen und wohlerhaltenen Grabpiedestale. Hat man diese und die Tempel, die gleich nach der Todtenstadt kommen, im Rück, so gelangt man an die alte Stadt Rhenea, die dem Apollotempel auf der heiligen Delos gegenüber liegt. Alle Häuser liegen da, wie Kartenhäuser, welche die Hand eines Kindes umgeworfen hat.

Rhenea ist durch eine schmale Erdzunge in zwei Theile getheilt. Jenseits dieses kleinen Isthmus, an dem man die Grundmauern des Molo, eines alten jetzt zerstörten Hafens, sieht, erstreckt sich der andere Theil der Insel. Hier stand einst ein fränkisches Schloß, von dem man nur noch unförmliche Trümmer sieht, indem die mit Wappen verzierten und ausgehauenen Stücke zu verschiedenen Zeiten nach Mikoni geschafft wurden. Als nach der Einnahme von Margat im Jahre 1284 und von St. Jean d'Acre im Jahre 1291 durch die ägyptischen Sultane die Johanniter Ritter sich genöthigt sahen, das heilige Land zu verlassen, bot ihnen Heinrich II von Cypern einen Ort zur Niederlassung an, bald aber erhoben sich Streitigkeiten zwischen ihm und den Rittern, und diese mußten daran denken, sich eine ganz unabhängige Niederlassung zu suchen. Sie besaßen damals Rhodus noch nicht, was sie erst einige Jahre später (1306) eroberten. In dieser Verlegenheit dachten sie, wie einst der Tyrann von Samos, Polykrates, zur Zeit der Cambyses, an die Insel Rhenea, die so bequem im Mittelpunkt des Archipels liegt, da die Einwohner in einigen Hirten bestanden, so leicht zu erobern, und auch leicht zu befestigen war. Der Kaiser Johann Cantacuzenus erwähnt mehrmals dieser Niederlassung auf der Insel Delos, und gibt den Rittern deßhalb den Namen Delier.

Während meines zweiten Besuchs zu Rhenea wollte ich ein kleines Vorgebirge der Insel, auf dem ich große Haufen Steine aufgehäuft gesehen hatte, untersuchen. Wir fuhren deßhalb schon Morgens 5 Uhr südwärts zur Meerenge hinaus, und nach einer halbstündigen Fahrt stieg ich an der äußersten Spitze, wo der Felsen bis ins Meer vorspringt, ans Land. Ich fand hier eine von einem Gebirgsbach ausgegrabene Schlucht, wo ich zwar jetzt noch, am 12 October, etwas Wasser fand, die aber vermuthlich erst nach den Winterregen sich stärker füllt. Sie scheidet die beiden Abhänge des Bergs, die rauh und felsig, doch des Anbaues fähig sind; auch bemerkte ich im Hinaufsteigen einige Spuren von Anbau und da und dort weideten kleine Heerden. Die Regierung hatte den alten Kriegern hier Land angewiesen, da man ihnen aber den Verkauf erleichtert hatte, noch ehe sie das Land anbauen und nutzbar machen konnten, so hatten sich nur wenige hier niedergelassen. Fast alle hatten ihre Rechte wohlfeil an die Schäfer des Landes gegeben, die ihre Heerden hier ohne Hirten weiden lassen, und einige Hütten in demjenigen Theil Rhenea's bewohnen, welcher der Insel Tinos gegenüber liegt. Diese kleine Menschenzahl hindert die griechische Regierung nicht, diese Insel, eben so wie das kleine Delos, als vollkommen öde anzusehen, und den Schiffen, welche sich nicht den unbequemen Quarantänen von Syra oder im Piräeus unterwerfen wollen, unter der Aufsicht von Gesundheitsbeamten ihre Quarantäne auf Delos machen zu lassen, wo sie nach Gefallen spazieren gehen und jagen können.

Als ich oben auf dem Gipfel des Caps angekommen war, fand ich ungeheure viereckige Marmorblöcke, die absichtlich aus ihrer Lage gerissen und nach allen Seiten hin zerstreut worden zu seyn scheinen; ganz oben sind die Grundmauern des kleinen Tempels, der den Eingang in den Engpaß von Delos so schön bezeichnete. Die Alten wählten die Stellen zu ihren Tempeln immer mit vollendetem Geschmack. Von dem Punkte, wo ich stand, hatte ich eine herrliche Aussicht über Tinos und die in einem Kreis um mich gelagerten Cykladen. Ich hielt mich bei diesen von keinem Schriftsteller erwähnten Ruinen nur kurze Zeit auf, und um 8 Uhr waren wir schon wieder an Bord unseres Kutters, auf dem wir gegen Paros steuerten.

(Fortsetzung folgt.)

Unterricht in ersischer Sprache. Bekanntlich ist die nationalirische Sprache schon großentheils durch das Englische verdrängt, und selbst O'Connell, der gefeierte Vorsprecher seines Volks, soll nicht einmal ersisch verstehen. Dagegen hat sich zu London seit 20 Jahren eine Gesellschaft gebildet, um die Erziehung und den religiösen Unterricht der Iren vermittelst ihrer eigenen Sprache zu befördern. Die 21ste Jahressitzung fand kürzlich in London (s. Examiner vom 12 Mai) unter dem Vorsitz des Grafen von Galloway statt, und man ersieht aus den Verhandlungen, daß die Zahl der Schulen bereits 786 beträgt, und sie werden von 16,975 Kindern, ferner 13,043 Erwachsenen, 660 Personen über 50 Jahren und 2908 Frauen besucht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1843.

Ueber Vertheilung des Vermögens in Frankreich.

In der Londoner statistischen Gesellschaft wurde die Uebersetzung einer Abhandlung von Hrn. Passy, „über die Erbtheilung und deren Einfluß auf die Vertheilung des Reichthums“ vorgelesen. In England, dem Lande des Erstgeburtrechts, gilt es als eine ausgemachte Sache, daß die Erbtheilung, wie sie in Frankreich besteht, das Besitzthum ins unendliche theile und das Vermögen aller auf ein ziemlich gleiches Niveau bringen müsse. Daß Frankreich einem solchen Zustande noch nicht sehr nahe ist, und inzwischen noch ganz andere Umstände als das bloße Erbtheilungsgesetz einer Nivellirung der Vermögensverhältnisse in den Weg treten, das geht aus der Abhandlung, wenn man es auch sonst noch nicht wüßte, sehr deutlich hervor. Der Verfasser beginnt mit der Nachweisung, daß unter den Völkern des Alterthums alle Versuche, welche eine Gleichheit des Vermögens zu erhalten strebten, durchaus fehlschlugen, und kommt dann auf die feudalen und neueren Zeiten, wo sich gleichfalls der Beweis ergibt, daß Erbgesetze auf die Theilung des Vermögens nur eine untergeordnete Wirkung äußern. In Polen gab es nur fünf große Besitzungen, die auf den ältesten Sohn allein vererbten, dennoch gelangten einige wenige Familien zu fast königlichem Reichthum, während die Mehrzahl des Adels in Armuth versank. Nachdem der Verfasser die allgemeinen Ursachen erwähnt, welche immer dahin wirken eine Ungleichheit des Vermögens herbeizuführen, kommt er auf die in Frankreich speciell wirkenden Ursachen, wovon eine der wichtigsten ist, daß in den reichen Familien im Durchschnitt am wenigsten Kinder geboren werden. Von 1826—1836 war die Durchschnittszahl der ehelichen Kinder in Frankreich 904,702; da nun die Durchschnittszahl der Heurathen in derselben Zeit 256,927 war, so kommen auf jede Heurath 3,52 Kinder. Die 39 Städte, welche über 20,000 Einwohner haben, enthalten eine Bevölkerung von 2.634.523 S. und der jährliche Durchschnitt der Geburten war 65,290, der Heurathen 21,374, wonach auf eine Ehe nur 3,05 Kinder kommen. Der Durchschnitt der Geburten in diesen Städten ist also bedeutend geringer als auf dem Lande, nämlich um etwa 15 Proc. Der Durchschnitt der Geburten ist am geringsten in denjenigen Städten, wo die Mehrzahl der Einwohner von ihrem Vermögen leben, und am größten, wo die arbeitende Classe am zahlreichsten ist. Der Einfluß, den der Reichthum auf die geringere Fruchtbarkeit der Ehe hat, ist nirgends sichtlicher als in Paris, wo die reichsten Familien Frankreichs vereinigt sind. In den vier ersten Arrondissements, wo die reichen Familien wohnen, ist die Zahl der Kinder, die auf eine Ehe fallen, nur 1,97, während in den vier ärmsten 2,86 auf die Ehe kommen; dieß ist um so mehr zu beachten, weil immer in den reichen Quartieren auch eine Anzahl armer Familien wohnt, und umgekehrt eine Anzahl reicher Familien in den armen Quartieren. Wenn somit der reichste Theil der Bevölkerung von Paris, der nicht zwei Kinder auf die Ehe zählt, nicht durch den Zutritt neureicher Familien erneuert würde, so würde er seinem Untergang rascher entgegengehen, als irgend eine der in der Geschichte bekannten aristokratischen Körperschaften. Eine der bedeutendsten Ursachen der ungleichen Vertheilung des Reichthums liegt also in der geringen Fruchtbarkeit der Ehen unter den reichern Classen.

Hr. Passy führt auch die Theilung des Bodens an, um zu beweisen, daß hier von keiner gleichheitlichen Austheilung die Rede seyn kann, und daß diese Theilung in keinem solchen Verhältnisse zunehme, als man gewöhnlich glaubt. Im Jahr 1815 waren 10.083,751 Personen als Grundeigenthümer eingeschrieben, im Jahr 1835, also 20 Jahre später, 10,893,528, was in 20 Jahren eine Vermehrung von 8 Proc. ist. Das wäre ein großer Betrag, wenn die Bevölkerung stationär geblieben wäre, aber im Jahr 1815 betrug sie 29,154,743, im J. 1835 bereits 33,326,573, also eine Vermehrung von 14 Proc. Die Theilung des Grundeigenthums stieg also nicht im Verhältniß mit der steigenden Bevölkerung, und hat somit verhältnißmäßig abgenommen.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Duschistan.

Gegen 7 Uhr des Abends begann unsere Gesellschaft in den eben angedeuteten höchst verschiedenartigen Trachten bei

glänzendem Mondschein ihre Reise. Die Maulthiertreiber schrien, fluchten und zankten über die Ladung, die Knechte und Bedienten stritten sich mit ihnen und widersprachen ihnen eben so heftig, die Glocken der Maulthiere klingelten, die Pferde wurden durch den Lärm scheu, wieherten, rissen sich los, stiegen und schlugen hinten aus; Figuren, die Salvator Rosa's Pinsel werth waren, sprengten zu Pferde heran und versuchten mit ihren Peitschen die Ordnung herzustellen und die Schreier zur Ruhe zu bringen; alles war in Bewegung und vom herrlichsten Mondlichte glänzend beleuchtet, so daß es ein höchst interessantes Gemälde bildete. Nach langem Aufenthalt bewegte sich endlich der Zug vorwärts, und bald nachher bestiegen wir Europäer mit unsern unmittelbaren Bedienten unsere Rosse und folgten der Karawane.

In dieser Jahreszeit (vom März bis zum October) werden in Persien alle Reisen während der Nacht vorgenommen, wodurch die Lastthiere und auch ihre Herren die Hitze des Tages vermeiden. Kamele und Maulthiere können sonach gehörig weiden, sich gütlich thun und ausruhen. Die Maulthiertreiber, die gewöhnlich die am leichtesten beladenen Thiere besteigen und einschlafen oder ruhig ihre persische Pfeife rauchen, wünschen immer so früh als möglich abzureisen, damit sie, ohne sich anzugreifen, ruhig fortreiten können und doch ihrem Zwecke gemäß am Morgen vor Sonnenaufgang an Ort und Stelle anlangen. Es ist für jeden, der mit einem solchen Gefolge reist, deßhalb rathsam, noch einige Zeit nach dem Abzug des Gepäckes an dem Ort der Abreise zu bleiben; man kann alsdann rascher und weniger langweilig als mit den Lastthieren den Weg zurücklegen und an einem passenden Punkt an der Straße Halt machen, eine Tasse Kaffee trinken und wenn es nöthig ist, ein Schläfchen halten: beides sind vortreffliche Mittel gegen die sehr unangenehme Neigung zum Schlaf, welche den Reisenden, wenn der Zug so langsam fortrückt, mit solcher Macht überfällt, daß man ihr kaum wiederstehen kann. In der Zwischenzeit trifft die Bedienung an dem bestimmten Ruhepunkt ein, und wenn der Herr anlangt, so findet er den Kaffee oder was er sonst wünschte, schon bereit.

Der Theil der Provinz Fars, durch welchen die Straße von Buschir nach Dalaki führt, heißt Daschistan, d. i. die flache Gegend. In der jetzigen heißen Jahreszeit hatten diese altpersischen Feldmarken kein sehr freundliches Ansehen; alle Erzeugnisse des Pflanzenreichs waren von den glühenden Sonnenstrahlen versengt und verbrannt, und nirgends entdeckte das Auge etwas Grünes, ausgenommen hier und dort einige Dattelbäume oder ein Paar Tamarisken oder Kapernbüsche, die ganz von Staub bedeckt waren. Die Straße führte durch eine Reihe niedriger Sandhügel und durch Strecken von Lehmboden, der ziemlich fruchtbar ist und reiche Ernten gibt, wenn er gehörig bewässert werden kann, aber wo das nicht der Fall ist, ist er eben so unfruchtbar wie der Sand. Von allem, was zu einer für Menschen passenden Oertlichkeit gehört, findet man hier gerade das Gegentheil, und doch sind die Menschen in dieser unfruchtbaren Gegend, wo die glühenden Sonnenstrahlen jede Kraft und Fähigkeit zu unterdrücken und zu vernichten scheinen, muthig und unabhängig, wie ihre großen Vorfahren. Selbst die Macht des unumschränktesten Königs übt nur eine sehr bestrittene und sehr unvollkommene Gewalt über die Stämme des Daschistan aus.

Dörfer findet man überall, wo es Wasser gibt, sie sind zwar arm und schlecht gebaut, aber ziemlich stark von halbwilden Bewohnern bevölkert. Ihre Nahrung besteht aus Datteln und Gerstenbrod, auch fehlt es ihnen nicht an Milch, weil sie Schafheerden haben, die sie aber meist verkaufen. Pferde ziehen sie gleichfalls, die zwar nicht so berühmt sind als die von Nedschd oder Bacharei, aber doch sehr geschätzt werden.

Dem Reisenden bietet sich auf diesem Wege nichts das Auge Erfreuendes und Erheiterndes dar; die Dörfer sieht man selten von der Straße aus, auch bestehen selbst die besten bloß aus Dattelbaumhütten, die so klein und niedrig sind, daß man sie kaum von den Erdhöhungen des Bodens unterscheiden kann. Hie und da stößt man auf die Trümmer und eingestürzten Mauern von Dörfern, die durch die Tyrannei ihrer Herrscher zerstört werden; auch trifft man alte Begräbnißplätze, die wenigstens beweisen daß hier Menschen gelebt haben. Alles, was wir sahen und hörten, bewies deutlich, daß die übel berufene persische Regierung dem Wohlstande des Volkes weit mehr im Wege steht, als der karge Boden, den es bewohnt.

Ein Beispiel, das zur Erläuterung der Habsucht der Fürsten dieses Landes und der Herren Statthalter desselben dienen kann, erfuhren wir zu Bransidschun, einer bedeutenden Stadt an der Straße. Wir wünschten Pferde zu kaufen, und der Scheik dieses Ortes ließ unter seinen andern Pferden, die er uns theils zeigte, theils zum Verkauf anbot, ein ungewöhnlich schönes, ganz weißes arabisches Pferd von der besten Race uns vorführen. Wir bewunderten den Bau und die Gestalt dieses Thieres, und da wir bemerkten daß es an beiden Vorderfüßen Spuren des glühenden Eisens hatte, so drückten wir dem Besitzer unser Bedauern aus, daß ein so schönes Thier doch nicht ganz gesund wäre. Der Scheikh lächelte ohne zu antworten, aber einer von unsern Leuten, dem die Geschichte bekannt war, sagte uns, das Pferd sey jung und vollkommen gesund, aber der Eigenthümer wünsche es gern für sich zu behalten und habe jene Stellen bloß deßhalb gebrannt, um sein Pferd vor der Habsucht des Fürsten zu schützen, der, sobald er von einem so schönen, ganz fehlerfreien Thier hören würde, sich ganz gewiß unter irgend einem Vorwande desselben zu bemächtigen wissen würde.

Bei dieser Gelegenheit erzählten uns die Perser eine Menge Geschichten von den Ränken, zu denen sich die Leute von Stande erniedrigen, um ihre Zwecke zu erreichen. In solchen Fällen schickt der Fürst einen Mann, der in diesen Kunstgriffen erfahren ist, an den Besitzer des Thiers, das er zu haben wünscht. Dieser Abgeordnete bringt entweder Freundschaftsversicherungen von Seiten des Fürsten und spricht von der guten Meinung, die man am Hofe von seiner Ergebenheit und Bereitwilligkeit habe, oder er thut als käme er ohne Auftrag, bloß als Freund, um den Besitzer des Thiers von der

günstigen Meinung zu unterrichten, die der Prinz von ihm habe. Im Laufe der Unterhaltung bringt er das Gespräch gewandt auf Pferde und wenn der Herr nicht sehr vorsichtig ist, so läßt er sich dadurch leicht verleiten, das Thier, auf welches er stolz ist, selbst vorzuführen; ahnt er aber die Schlinge und bleibt zurückhaltend, so gibt ihm der andere zu verstehen, daß er wohl wisse, welchen Schatz er besitze und spricht den Wunsch aus, das Thier zu sehen. Er lobt es dann und gibt dem Besitzer einen Wink, wie sehr er in der Gunst des Herrn steigen würde, wenn er diesem mit dem schönen Thiere ein Geschenk machte.

Wenn dieser Köder nicht fruchtet, so erklärt er, der Fürst habe von diesem Pferde gehört und wünsche es um jeden Preis zu kaufen. Kurz, der arme Besitzer wird gezwungen, sein Thier hinzugeben, entweder als Geschenk, das ihm nie vergolten wird, oder, was ziemlich gleichbedeutend ist, gegen eine Kaufsumme die er nie ausbezahlt erhält. Sollte er es wagen, sein Thier zu behalten und dem Zorn des Fürsten Trotz zu bieten, so kann er sicher auf Bedrückungen und Verlust seiner Stelle oder seines Vermögens rechnen. Wenn der Besitzer zu mächtig ist, um ihn auf diese Art zu behandeln, so wird ein gewandter Dieb abgesandt, dem es früher oder später gelingt, das Thier zu stehlen; und der frühere Eigenthümer sieht bei seinem nächsten Besuch bei Hofe den Fürsten ein Pferd reiten, das sein rechtmäßiges Eigenthum war, darf aber bei Leibe und bei Leben nicht wagen, sich zu beschweren oder diesen Umstand in irgend einer Weise zu bemerken.

Der einzige Ausweg ist, daß man sich mit dem Abgeordneten verständigt und ihn besticht, damit er seinem Herrn einen falschen Bericht erstatte; aber das gelingt nicht immer, denn selten traut der Fürst seinem Abgeordneten und schickt einen zweiten, der nun seinerseits ebenfalls bestochen werden muß, so daß endlich der arme Eigenthümer sich genöthigt sieht, sein Pferd unter jeder Bedingung hinzugeben. Die einzige wahre Sicherheit gewährt die vollkommene Verheimlichung, oder wenn man, wie in dem obenerwähnten Fall, dem Thiere künstlich einen Fehler beibringt und das, was die Natur vollkommen geschaffen hat, verunstaltet. Ich selbst erlebte einen Fall, wo ein Mann ein schönes arabisches Pferd, das wohl mehr als 1000 Rupien werth war, mit nach Schiras gebracht hatte und hier von den Helfershelfern des Fürsten so gedrängt wurde, daß er endlich froh war, als er sein Pferd heimlich aus der Stadt schaffen und für 300 Rupien an einen englischen Officier, der sich eben hier befand und ein Pferd brauchte, verkaufen konnte.

Missionen in Obercalifornien.

(Nach Duflot de Mofras. Echo du Monde Savant vom 25 Mai.)

In Californien sind die Missionshäuser alle nach einem gemeinsamen Plane gebaut. Das Gebäude schließt einen viereckigen mit Bäumen bepflanzten und mit laufenden Brunnen versehenen Hof ein. Die Kirche, welche mehrere tausend Personen fassen kann, nimmt die eine Seite ein, auf der anderen sind die Zellen der Mönche, die Werkstätten der Schmiede, Zimmerleute, Schneider, Weber, Baumwollen- und Wollenspinnereien. Die Krankenzimmer und Schulen sind im ruhigsten Theil des Hauses. Der Unterricht geschieht auf ganz patriarchalische Weise: die Kinder der Eingeborenen, mit denen der weißen Race gemischt, erhalten hier den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben, ferner in Gesang und Musik. Die Indianer haben für letztere eine so natürliche Anlage, daß sie bei den religiösen Festen, die mit großem Pompe unter Glockenschall und beim Krachen der Geschütze gefeiert werden, die Orgel schlagen, alle Instrumente spielen und den Choral mit einer Richtigkeit anstimmen, den man selten in den Dörfern Europa's findet. Die Franciscaner namentlich waren darauf bedacht, bei der Mission eine gute Truppe Musikanten zu haben. Rings um die Mission her sind die Wirthschaftsgebäude und die Wohnhäuser der Weißen und der Eingeborenen. Ehe die bürgerliche Verwaltung an die Stelle der Verwaltung der Missionäre trat, war die Zahl der Eingeborenen in der Mission ohne Vergleich viel größer.*) Damals waren in jeder Mission zwei Mönche, die von der apostolischen Präfectur (jetzt dem Bischof) von Monterey abhingen. Der älteste beschäftigt sich mit der innern Geschäftsführung und dem religiösen Unterricht, der jüngere mit der Leitung des Ackerbaues. Die getauften Indianer waren in Abtheilungen getheilt, die unter Aufsicht ihrer Caciken oder Alcalden arbeiteten. Jeden Sonntag nach der Messe wurde die Arbeit für die nächste Woche bestimmt und am Sonnabend über die Ausführung Bericht erstattet. Mehrere Missionen, z. B. die von San Gabriel, San Diego und San Luiz zählten gegen 3000 Indianer, in 15 bis 20 Pachthöfe vertheilt. Die Zahl des zu den Anstalten gehörigen Viehs war ungeheuer. Im Jahre 1836 besaß die Mission San Luiz 80,000 Stück Hornvieh, 10,000 Pferde und über 100,000 Schafe; sie ernteten 12,000 Fanegas Getreide. Unter den Mönchen fand die billigste Vertheilung des Ertrags der Missionen statt. Die Indianer wußten, daß ihre Wohlfahrt sich im Verhältniß mit ihren Arbeiten vermehrte, sie sahen die Missionäre alle ihre Arbeiten theilen, sich in eben so grobe Stoffe kleiden, dieselben Speisen verzehren, und darum war auch ihre Hochachtung für die guten Väter unbegränzt. Seit der Einfluß der Mönche schwächer wurde, ist ein Theil der Indianer wieder zu ihren nomadischen und räuberischen Gewohnheiten zurückgekehrt, nur noch einige Stämme bauen wie unter den Missionären den Boden. Daß die alten Presidios oder militärischen Positionen unter diesen Umständen zu Grunde gingen, ist natürlich.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortsetzung.)

Um Mittag kamen wir in Paros an und warfen in dem kleinen Hafen Santa Maria, dem Vaterlande des beißenden Archilochus, Anker. In der Nähe von Parekia, der Hauptstadt der Insel, wurden die berühmten chronologischen Tafeln aufgefunden, die zuerst der gelehrte Franzose Peyresc an sich brachte, die sodann verstohlener Weise in die Hände des Grafen von Arundel übergingen und jetzt unter dem Namen der Marmortafeln von Paros in Oxford niedergelegt sind. Man findet darauf eine Chronologie der griechischen Geschichte während 1318 Jahren.

*) Sie soll von 30,000 auf 8000 gesunken seyn, man sieht aber nicht, in wie weit die Leitung des Ganzen jetzt in den Händen der Alcalden ist, und was noch unter den Missionären steht.

Hesiod ist 27 Jahre vor Homer und Sappho 200 Jahre später angegeben. Was mich hauptsächlich nach Parekia zog, war der Wunsch, die Ueberreste des fränkischen Schlosses zu sehen. Zur Zeit der Eroberung des griechischen Reichs durch die französischen Kreuzfahrer im Jahre 1204 hatte Paros einen Theil des Herzogthums Dodekanesien*) oder der Cykladen, dessen Hauptstadt zu Naxos war, und das der venetianischen Familie der Sanudo als eine der großen, von dem fränkischen Fürstenthum Achaja abhängigen Baronien verliehen worden war. Florentia Sanudo, einzige Tochter und Erbin Johann Sanudo's, fünften Herzogs der Cykladen, trennte Paros von ihrem Herzogthum, indem sie es ihrer Tochter aus zweiter Ehe, Maria, welche Gaspar von Sommariva heurathete, zur Mitgift gab. Diese Sommariva, die sich im Jahre 1280 aus der Lombardei nach dem Fürstenthum Morea übergesiedelt hatten, pflanzten sich in den Cykladen fort. Von dem festen Schloß, das die Herren von Paros zu Parekia erbauen ließen, steht nur noch ein Thurm am Meeresufer, welcher ganz aus alten Bruchstücken vom schönsten weißen Marmor erbaut ist. Die Steinreihen seiner Mauern bestehen aus Säulen von Tempeln und alten Denkmälern, die in der ganzen Mauertiefe wie Holzscheite auf einen Holzstoß aufeinander geschichtet sind; sie bieten das schlagendste Bild antiker Größe und des schlechten modernen Geschmacks, eine Vergleichung, die unsern kreuzfahrenden Baronen nicht sehr zum Vortheil gereicht. Ueber diesen Säulenschichten sind ungeheure viereckige Marmorblöcke, die aus andern Tempeln genommen und mit andern, bald glatten, bald cannelirten, aber ohne Unterschied durcheinander gemischten Säulen abwechseln. In einem Theil der Mauer zählte ich über dreißig alte, solchergestalt nebeneinander gesetzte Säulen. Ueber dieser Säulengruppe sah ich in derselben Mauer einen langen viereckigen Block von schönem weißem Marmor, der so behauen war, daß man seine ursprüngliche Bestimmung, die Stütze des Thores eines Tempels zu bilden, deutlich erkannte. Er hat gegen 30 Fuß Länge und liegt zum Theil außen an der Mauer, zum Theil im Innern einer kleinen modernen Kirche. In einer Ecke des Thurmes ist eine Säule, die ausnahmsweise aufrecht steht, und an verschiedenen Orten sind schöne Fragmente von Karniesen. Dieser ganze Thurm, die Thüren und Fenster aller Häuser und Ställe bestehen fast ganz aus antiken Marmorresten. Venetianer, Franzosen und Engländer haben ihrer Zeit die bedeutendsten Fragmente fortgeschafft, jetzt aber, wo die Ausfuhr antiker Marmorstücke verboten ist, kann man sagen, daß die elendesten Hütten aus Marmorstücken aufgeführt sind, die den Neid unserer Bildhauer erwecken würden.

Unter der Herrschaft der fränkischen Herren waren die Bewohner von Paros fast sämmtlich Katholiken, aber seit diese Herren sich entfernten, kehrten die letztern nach und nach zur griechischen Kirche zurück. Die Jesuiten, welche nach Naxos geschickt worden waren, suchten sie wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen, und kamen am 24 Februar 1641 zum erstenmal nach Paros. Ich habe einen handschriftlichen Bericht von dem Pater Jakob v. Anjou, dem ersten Missionär, über die Resultate seiner Mission unter der Hand. Dieses Manuscript befindet sich in dem Archiv der Lazaristen von Naxos, die mir solches mittheilten. Der Pater erzählt darin die ersten Wunder, durch die er seine kirchliche Obergewalt befestigte, z. B. die Heilung von Fieberkranken mit frischem Wasser, und spricht rühmend von den Schönheiten der Insel: „Die Insel Paros ist eine der lieblichsten unter den Cykladen und eine der merkwürdigsten des Archipels, wegen des Marmors, den die alten Römer (er wagte nicht die Griechen zu nennen, vielleicht aus Antipathie gegen den griechischen Cultus) daraus gezogen haben, und der sich noch jetzt in solcher Menge findet, daß statt der Hecken, welche in unserem Frankreich das Besitzthum jedes einzelnen umschließen, Mauern von dem weißesten und schönsten Marmor, den man sehen kann, gezogen werden. Das Land ist angenehm und von einer solchen Menge Quellen bewässert, daß man nur wenig graben darf, um überall lebendige Quellen hervorspringen zu sehen. Auf der Insel Paros sind drei Städte, Agussa, Parechia oder, wie andere sagen, Sparkia, und endlich Kephalo, die mit 6 oder 7 Dörfern etwa 15 bis 16,000 Seelen, fast lauter Christen, enthalten. Es sind höchstens ein Dutzend Türken auf der ganzen Insel.“ Ich habe die Insel Paros etwas minder grün und etwas minder gut bewässert gefunden, als sie hier der Pater Jakob beschreibt; kaum konnte ich auf den magern Baumwollen- oder Getreidefeldern einige Olivenbäume erblicken. Allerdings soll man früher viel Oel gemacht haben, aber nach dem Kriege von Candia verbrannte die venetianische Armee, die hier 8 oder 10 Jahre sich aufhielt, alle Olivenbäume, doch erfreute uns der Anblick von einigen pittoresk gruppirten Palmen in dem reichen Thale, das von Naussa nach Parekia führt. Auch bemerkten wir einen kleinen Fluß, der mit einer fast eben so üppigen und ausgezeichneten Kresse bedeckt ist, wie die, welche ich in der castalischen Quelle zu Delphi sammelte. — Man findet alte Münzen auf Paros, namentlich zu Naussa, wo auch noch ein venetianischer Thurm mit dem Löwen von St. Marcus steht, aber man fordert unmäßige Preise dafür.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Name, welcher „zwölf Inseln“ bedeutet, findet sich schon in den Gesetzen des 8ten und 9ten Jahrhunderts.

Miscellen.

Blitzableiter für Schiffe. Bis jetzt hat man noch keinen ausreichenden Schutz der Schiffe gegen Blitzschläge, denen sie wegen des vielen Metalls sehr ausgesetzt sind, erfunden, in der englischen Marine ist man aber schon seit Jahren bemüht etwas Entsprechendes ausfindig zu machen. Capitän Snow-Harris hat ein neues System vorgeschlagen, welches darin besteht, den großen Mast von der Spitze an bis zum Kupferbeschlag am Kiel mit zwei an einander genieteten Kupferplatten von 2 bis 6 Zoll Breite und etwa ¼ Zoll Dicke zu belegen, und zwar in einer im Mast angebrachten Rinne, um allen Bewegungen desselben nachzugeben. Die Ausgabe ist für ein Linienschiff von 120 Kanonen auf 366 Pfd. St., für ein Schiff von 10 Kanonen auf 103 Pfd. St. berechnet. Die Commissäre der Admiralität haben sehr günstig darüber berichtet. (Monit. industr. vom 21 Mai.)

•

Der einheimische Zucker in Frankreich. Die Zahl der Fabriken beträgt in diesem Jahre 384, 15 weniger als das Jahr zuvor. Die Fabrication des Jahres 1842/43 (vom 1 Mai 1842 bis 30 April 1843) belief sich auf 30,206,227 Kilogr. (Moniteur industriel vom 18 Mai.) In einer spätern Nummer desselben Blattes (21 Mai) nach erfolgter Entscheidung über das Zuckergesetz ist die Ansicht ausgesprochen, daß sich die einheimische Zuckerindustrie durch neue Anstrengungen und mit Hülfe der Wissenschaft doch wohl halten werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1843.

Briefe aus Peking. *)

Erster Brief.

Wo-fo-sy **) den 11 Mai 1842.

Ich schreibe diese Zeilen in dem Saale der Betrachtungen ***) unter dem Klang der Glocken und dem lauten Gesang der Cheschan †), welche die untergehende Sonne mit Gebet begleiten. Die letzten Strahlen vergolden den Gipfel des Berges, der wie ein Schild über das Kloster hereinhängt, und die langen Schatten der Felsen breiten sich vor mir in phantastischen Gestalten aus. Von Süden her erheben sich drohende Wolken, und schon vernimmt man ferne Donnerschläge; im Osten erblickt man das unbegränzte Thal, das schon zum Theil in abendliche Dunkelheit versinkt. Nur eine Mauer scheidet mich von dem kleinen Palast, wo Zian-Lun, der Großvater des jetzigen Kaisers, manchmal in Einsamkeit und Stille zubrachte, und zu meinen Füßen fließt der Bach, aus welchem die Zehntausend Jahre ††) selbst zu trinken geruhten.

Wo-fo-sy oder der Tempel des schlafenden Buddha, wo ich jetzt wohne, liegt in einem malerischen Engthal der westlichen Berge, welche am Rande der Ebene von Peking sich majestätisch erheben. Nach den Aussagen der Mönche ist das Kloster schon unter der Dynastie Tang (618—908 v. Ch.) erbaut worden; obwohl ich nun nichts fand, was für dieß hohe Alter spräche, so ist es doch augenscheinlich reich und auf den ersten Blick entdeckt man eine Menge beachtenswerther Gegenstände. Eine schöne Allee von schattigen Bai-schu (Thuia orientalis) führt nach einem prachtvollen, an vielen Stellen mit Marmor ausgelegten und mit zahlreichen Sculpturen verzierten Thor, mit einem Fronton, der mit verschiedenfarbiger Glasur bekleidet, und mit einem Dach von gelben und grünen Ziegeln gedeckt ist, die dem Ganzen eine sehr angenehme Mannichfaltigkeit geben. Ein Marmorpflaster, das im Bogen um ein mächtiges, mit demselben Stein ausgelegtes und mit durchsichtigem Quellwasser gefülltes Bassin läuft, führt zu dem zweiten Thor, welches den Eingang in das Kloster selbst bildet. Hier öffnet sich ein weiter Platz, der von mächtigen Seitengebäuden umgeben ist, wo ganze Säle für den Empfang der Besuchenden offen stehen. In der Mitte des Parallelogramms erheben sich Reihen von Tempeln, welche durch ihren Reichthum, die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Verzierungen, die Marmordenkmäler und durch ihre Reinheit so ziemlich alle Tempel, die ich noch sah, übertreffen. Sie stehen unter dem Schatten hundertjähriger Bäume, welche dem ganzen Bild eine wunderbare Größe verleihen, und durch ihr leises Rauschen die Seele in tiefes Sinnen versenken.

Die Architektur der Tempel ist hier im Grunde dieselbe, wie überall, doch hat sie eine Besonderheit, welche die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich zieht. Dieß ist das kolossale Bild des schlafenden Fo. *) Innerhalb eines sehr großen, nur durch ein Halblicht erleuchteten und mit Rauchwolken erfüllten Saals, steht ein Lager, auf dem Buddha liegend dargestellt ist, mit geschlossenen Augen und die eine Hand auf ein kupfernes Kissen gestützt; um ihn her stehen 12 Boddisadwas — Gerechte, die den höchsten Grad der Heiligkeit erlangt, aber noch nicht Buddhas geworden sind — in ehrfurchtsvollem Schweigen mit gesenkten Häuptern, als bewachten sie den ruhigen Schlummer des großen Lehrers. Das Bild Buddha's hat über zwei Klafter Länge, an der Brust ist es etwa fünf Fuß breit; der Kopf ist augenscheinlich zu groß, und deßhalb verliert das Ganze die Ebenmäßigkeit,

*) Die beiden nachfolgenden Briefe finden sich in den russ. Vaterländischen Annalen, Maiheft 1843, und rühren von irgend einem Mitglied der russischen Mission in Peking her.
A. d. R.

**) Wo-fo-sy ist ein buddhistisches Kloster, 20 Werste von Peking in den westlichen Bergen.

***) So heißt der Saal, in welchem die buddhistischen Mönche sich versammeln, um schweigend sich in die Gegenstände der geistigen Welt zu verlieren und sich von allem Irdischen zu entfernen.

†) So heißen die buddhistischen Mönche, wenn sie ächte Chinesen sind; die mongolischen u. s. w. heißen Lamas.

††) Wan-nän oder Wan-sui, ein Ausdruck, der manchmal als kaiserlicher Titel gebraucht wird.

*) Der chinesische Name des Buddha überhaupt, und namentlich des Buddha Schakiamuni's, des Begründers der Buddha-Religion.

hat aber dennoch nichts furchtbares oder monströses; sein Gesicht drückt stille Ruhe aus, und wenn auch keine besondere Kunst daran zu ersehen ist, so stößt es doch nicht durch rohe Formen ab. „Seht," sagte mir der alte Cheschan, der mich in den Tempeln herumführte, „diesen Tisch, auf dem die Lichter brennen, er ist ganz aus theurem, wohlriechendem Holz gefertigt worden; aus demselben ist auch das Bett gefertigt auf dem der Buddha ruht. — Das konnte der Kaiser Jun-tschen — und dieß war ein weiser Fürst — in keinem Buche auffinden." Der ganze Buddha ist aus reinem Kupfer gegossen und hat gewiß viel Geld gekostet. Der Großvater des jetzigen chinesischen Kaisers ließ in das Götzenbild eine Oeffnung machen, um zu sehen, was darin aufbewahrt sey, „aber aus der Wunde," setzte der Cheschan hinzu, „floß Blut, O-mi-to-fo! O-mi-to-fo!" *) sagte der fromme Greis, erhob die Hände und machte drei tiefe Verbeugungen. „Dem Kaiser schien dieß Ereigniß wunderbar," fuhr er fort, „und er schickte in den Tempel diese Tafel **) mit goldenen Buchstaben, welche über der Thüre hängt. Der Kaiser Jun-tschen liebte das Kloster Wo-fo-sy besonders, und auf seinen Befehl wurden 25 Bilder gemalt von berühmten Cheschans, welche einen hohen Grad von Heiligkeit in der Welt der Wiedergeburt erreicht hatten. Sie wurden von ihm in dem Saal der Betrachtung dargebracht zur Vorbildung und Belehrung von uns Unwürdigen. Sie werden sie dort sehen, und können sich sogar selbst an diesem schönen Orte in Betrachtung vertiefen; der Kaiser Zjan-Lun selbst war gerne einsam und lebte in jenem Palaste, der fast im Umkreis dieses Klosters liegt. Weiterhin erhebt sich ein zweistöckiges Gebäude, hier wird die Ceremonie der Heiligsprechung vollbracht, und in diesem Jahre werden viele zu verschiedenen Stufen erhöht werden; bereits sammeln sich von allen Seiten Candidaten; kommt im sechsten Monat her um diese heilige Ceremonie zu sehen; dann wird dieser Tempel voll seyn von Volk und die Einöde selbst wird sich beleben."

In einer Reihe mit den Tempeln erstreckt sich eine andere Abtheilung der Gebäude, wo die hieher kommenden Fremden die reine Luft einathmen können, und wo auch die Cheschans wohnen, deren man gegenwärtig 70 zählt. Sehr schön ist das Plätzchen, wo der Vorstand wohnt; frische grüne Bambusgebüsche wachsen auf beiden Seiten seines kleinen Häuschens und schwanken beim geringsten Winde hin und her, einige Gebüsche von baumartigen Pionien (Pionia mu-tan) wachsen in aller Schönheit empor, und dazwischen eine junge Jut-lan (Magnolie); in einer ungeheuren thönernen Kufe steht ein roher, vom Regen ausgewaschener Stein, auf dem kleine Modelle von Tempeln aufgeklebt sind, und unten breitet sich das üppige Blatt des Nenuphar (Lotus) aus, mit einem Wort, es ist ein Muster von chinesischem Geschmack. Ich war nicht in den Versammlungszimmern, in dem Speisesaal der Cheschans, und kann deßhalb nichts darüber sagen. Der Tempel ist stark bevölkert, aber Reinlichkeit und Stille sind ungewöhnlich groß, nur selten stößt man auf Menschen, und der Spaziergang wird nie durch eine Schaar von Gaffern unterbrochen, die einen vom Kopf bis zu den Füßen betrachten. Gegen Westen ist der Tempel durch einen steilen Berg gedeckt, und hinter demselben erhebt sich der Kamm des Gebirgs. Wenn man den Gipfel ersteigt, so hat man eine wunderbare Landschaft vor sich liegen: auf der einen Seite ist der prächtige kaiserliche Palast, der sich an den Berg Sjan-schan anlehnt, und aus einer tiefen Spalte bis hinauf auf den Berg sich zieht; aus dem Schatten der Bäume blicken die gelben, wie mit Gold übergossenen Dächer, die Gruppen der Thürmchen, Lusthäuschen und Kiosks vor; alles dieß ist von einer Mauer umgeben, die sich wie ein Halsband um den kaiserlichen Palast windet — nur ein Schritt über die geheimnißvolle Einfriedigung hinaus, und man sieht nichts als nackte Felsen, Steine und Berge, keinen Baum und kein Gras, ein seltsamer, aber schöner Contrast. Auf der andern Seite breitet sich die unermeßliche Niederung des Thals von Peking aus, das mit sammtartigem Grün bedeckt, und mit Dörfern und Gärten besäet ist. Chai-djan *) sind Häuschen, die auf den Hügeln und an den mit Lotosblättern (Ljan-choa) bedeckten Seen umherlagen, und weiterhin fließt alles mit dem schönen blauen Himmel zusammen, und versinkt in den glänzenden Wolken, wie in einem Meere. Gleich wenn man aus den Mauern des Klosters tritt und in westlicher Richtung geht, trifft man auf eine Wasserleitung, die aus einem theils ausgehauenen, theils ausgemauerten Steinbett besteht, das mit einem schiefen Dache bedeckt ist; in der Nähe des Klosters liegt die Wasserleitung am Boden, weiter im Thale aber wird sie sehr hoch und fließt in gerader Linie nach den Seen bei Chai-djan, die, wie es scheint, durch das Wasser derselben gefüllt werden. Eine Viertelstunde oberhalb des Klosters kommt man an den Anfang der Wasserleitung, während die Quelle selbst noch tiefer in den Bergen liegt. Von hier beginnt ein Weg, der in Stufen in den Felsen des Gebirgs ausgehauen ist, erhebt sich bis auf den Rücken derselben und windet sich an Gipfeln hin, die sich in den Wolken verlieren. Dieser Weg führt zu einem berühmten Tempel, welcher hinter der äußern Bergkette versteckt ist, und wohin jetzt ganze Züge von Pilgern oder Pilgerinnen ziehen, um dort zu beten und Lichter anzuzünden. Das ganze Thal ist angefüllt mit Volk, das sich in einem ununterbrochenen, je nach Höhe und Tiefe bald aufsteigenden,

*) Anrufung des Buddha Abid, des Beherrschers der Bewohner des Paradieses.

**) Tafeln mit Inschriften bilden bei den Chinesen eine Art Andenken, das man zu Ehren der Geister in ihren Tempeln oder in den von ihnen beschützten Staats- und öffentlichen Anstalten, oder zu Ehren von Menschen in ihren Wohnungen aufstellt. Sie werden aus kostbarem Holz gefertigt und sind etwa 5 Fuß lang, halb so breit und 4 Zoll dick. Die Inschriften enthalten meist Lobreden derjenigen Personen, zu deren Ehren die Tafel aufgestellt ist, und manchmal erklären sie auch die Begebenheit, welche die Aufstellung veranlaßte. Solche Tafeln hängen gewöhnlich über dem Thore am Eingang in das Haus, oder über der Thüre des Gebäudes selbst.

*) Dieß ist ein Flecken in der Nähe des Palastes Juan-min-juan, der 15 Werste von Peking gegen Westen liegt; der Flecken ist größtentheils von Kaufleuten und Krämern bewohnt, in der Nähe desselben befinden sich Paläste der Fürsten und Landhäuser der Großen.

halb sich senkenden Zuge ausdehnt, und manche von Waldbächen ausgerissene Schluchten zu durchschreiten hat. Wenn die Pilger erschöpft und von der Sonne ausgedörrt einen solchen Bach erreichen, fallen sie auf die Knie und trinken gierig die kalte Fluth, worauf sie auch noch das Gesicht mit kaltem Wasser waschen, das für sie eine gewisse heilige Bedeutung hat. Das Bild ist äußerst interessant und athmet patriarchalische Einfalt; auf der andern Seite ist es auch ein Beweis chinesischer Frömmigkeit.

Reisen in Persien, Chima und den turkomannischen Marken.

Der zweimal Geköpfte.

Wir gelangten zu einem kleinen, halb in Trümmern liegenden Dorfe, das wegen seiner Lage an der geraden Straße nach Meschedd beständig mit frommen Pilgern angefüllt ist, die nach der dortigen Moschee wallfahrten oder daher kommen. Der benachbarte, von einigen Palmbäumen und Terebinthen beschattete Hügel soll der Tradition nach einer der Punkte seyn, von welchem in den Tagen des Glanzes von Persien das Horn des Königs zur bestimmten Stunde erschallte. Von da zogen wir dicht an dem Gebirge hin und zur Rechten hatten wir eine freie Ebene, die in die Salzwüste auslief.

Die Bewohner von Kedüd gehören meist einer sonderbaren mohammedanischen Secte an, wenn man sie anders als eine solche betrachten kann, die den Namen der Ali Elahis führt. Diese Schwärmer halten den Schwiegersohn des Propheten, Ali, für die Allmacht, und dieser tolle Glauben wird aus einer eben so tollen und phantastischen Legende abgeleitet. Ali soll nämlich einst aus irgend einem Grunde gegen einen gewissen Mann so aufgebracht gewesen seyn, daß er sein Schwert zog und ihm den Kopf abhieb. Er bereuete aber bald seine Hitze, setzte den Kopf wieder zwischen die Schultern und belebte den Mann. Kaum war das Wunder vollbracht, als der Geköpfte auf die Knie fiel, den Ali anbetete und sagte, er sey Gott selbst. Ali ärgerte sich über diese Gottlosigkeit und verbat sich dringend diese Verehrung; aber der Mann beharrte bei seinen Worten und der Streit zwischen beiden wurde immer heftiger, bis der erbitterte Ali ihn zum zweitenmale köpfte. Indessen auch jetzt errang seine Milde und Barmherzigkeit den Sieg und er gab dem Geköpften das Leben auf dieselbe Weise wieder. Aber so wie die Operation vollendet war und der Mann wieder sprechen konnte, begann er auch das vorige Spiel und schwur, Ali sey kein anderer als Gott selbst. Ali's Hitze war jetzt verraucht, oder seine Eitelkeit fand sich geschmeichelt; er begnügte sich, den Mann einen Narren zu nennen und sich zu entfernen.

Von diesem zweimal geköpften Manne stammt die Secte der Ali Elahi ab, die den Schwiegersohn des Propheten noch immer als die Gottheit selbst verehren; sie sind diesem Glauben sehr fanatisch ergeben, weßhalb sie von allen rechtgläubigen Mohammedanern als arge, verstockte Ketzer verabscheut werden. Sie sollen zudem noch eine Menge sonderbarer Sitten und Gebräuche haben. Eine Person, die zur Zeit eines Festes durch ein von diesen Leuten bewohntes Dorf kam, erzählt, sie hätten ein großes Feuer angezündet, ihre Kinder hineingeworfen und diejenigen welche unverletzt entkamen, als im Glauben stark und fest angesehen; die aber, welche nicht so glücklich waren, ließen sie, als unwürdig des göttlichen Beistandes, umkommen. Auch Erwachsene müssen sich von Zeit zu Zeit dieser fatalen Feuerprobe unterwerfen.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortsetzung.)

Es ist nur drei Seemeilen von Paros nach Naxos; um 6 Uhr Morgens lichteten wir an letzterer Insel die Anker bei fast völliger Windstille, aber herrlichem Sonnenschein, unser leichter Kutter rückte jedoch, wenn auch langsam, vorwärts, und so liefen wir um 9 Uhr in dem Hafen von Naxos ein. Die Stadt Naxos bietet vom Meere gesehen eine seltsame Mischung aller Baustyle und Epochen dar. Vorwärts dem Ufer auf einem einsamen, eine Insel bildenden Felsen erhebt sich ein schönes altes Thor von weißem Marmor, der einzige Ueberrest, wie man sagt, des alten Bacchus-Tempels. Tiefer unten am Seegestade dehnt sich der Ort mit seinen Fischerhütten aus, unter denen sich die kleine Kirche des heiligen Antonius erhebt, die der alten Ballei der Johanniter-Ritter gehörte und noch jetzt mit den Wappenschildern dieses Ordens geziert ist. Am Fuße des Bergs liegt die griechische Stadt mit ihren weißen Häusern, ihren Vordertreppen und Terrassendächern. Oberhalb derselben schlängelt sich gegen den Berg hin die lateinische Stadt mit ihren schwarzen unreinlichen Häusern, die im alten Umkreise des Schlosses der fränkischen Herzoge von Naxos liegen und von den 400 Katholiken der Insel bewohnt sind. Auf dem Gipfel des Bergs steht noch ein großer viereckiger Thurm, ein imponirender Rest des alten Schlosses mit zwölf Thürmen und den Spuren der eisernen Balustrade und der hohen Marmorbalcone.

Als der königliche Kutter sich näherte, drängte sich die Bevölkerung beider Städte an den Landungsplatz. Mit Ausnahme einiger Seeleute, welche die weiten blauen Beinkleider, den rothen Gürtel und die kleine rothe sogenannte Tuneser Mütze tragen, waren alle fränkisch gekleidet, und unter ihnen erkannte man einen lateinischen Geistlichen an seinem langen Rocke, seinem weißen Käppchen und seiner offenen verständigen Physiognomie. Dieß war der Abt de Camps, der Superior der französischen Lazaristen von Naxos, der von unserer nahen Ankunft benachrichtigt worden war und uns jetzt in sein Kloster einlud. Während meine beiden Gefährten mit ihren alten Bekannten von Naxos einige Worte wechselten, bestieg ich in aller Eile einen leichten Nachen, der mich auf die kleine Insel brachte, auf der ich das alte Thor erblickt hatte. Das Volk hat diesen Ueberresten den Namen Palati, Palast, gegeben. Dieß Thor, von schönen Verhältnissen, wenigstens 25' hoch und 12' breit, besteht aus drei schönen Stücken weißen Marmors, die auf einem jetzt bloßliegenden Fundament von Marmor aufliegen. In der Nähe bemerkt man auf dem Felsen ein offenes Grab; die Alten gruben gern ihre Gräber in die Seitenwände der steilsten Felsen, am Ufer des Meeres und beinahe im Bett von Wildbächen aus, aber keine

Vorsicht, um die Unverletzlichkeit ihrer Gräber zu sichern, konnte sie gegen die Raubsucht der einen und die wissenschaftliche Gier der andern sichern: fast in ganz Griechenland sind die Gräber geöffnet, der Staub der Helden und Halbgötter in die Winde gestreut, und der Grabstein, auf dem das letzte Lebewohl ihrer Familie, ihres Stammes, ihres dankbaren Vaterlandes eingegraben waren, hängt als ein eitler Gegenstand der Neugierde in den Vorzimmern und auf den Treppen unserer Museen. Das Inselchen Palati enthielt ohne Zweifel noch einen andern Tempel, denn auf dem niedersten Theil des Felsens zunächst der Küste bemerkte ich Trümmer von Säulen zerstreut, und eine derselben steht noch aufrecht, obwohl halb in die Erde gegraben. Auch scheint eine Brücke das Inselchen mit Naxos verbunden zu haben, denn ich sah deutlich, fast im Niveau mit dem Wasser, die Reste von Bogen einer Brücke, die wahrscheinlich zugleich als Wasserleitung diente, denn man sieht noch auf der Ebene von Naxos, etwa 6 Fuß über dem Boden, die Reste einer Wasserleitung, die allmählich sich senkend bis ans Meer läuft.

Die kleine Kirche St. Anton, die ehemals zu der reichen Ballei des Ordens der Johanniter-Ritter zu Naxos gehörte und dem Großmeister 51,000 fl. jährlich einbrachte, liegt einige Schritte vom Meeresufer in der Nähe des ehemaligen, jetzt zerstörten Arsenals, wo die Johanniter-Ritter ihre sechs oder sieben Galeeren unterbrachten. Ich ließ mir die Kirche öffnen und fand darin einige Grabnischen mit Malteserkreuzen und Wappen.

Ich kehrte bald zu meinen Freunden am Hafen zurück, und wir machten uns miteinander auf den Weg nach dem Lazaristenkloster, das in einem Theil der alten Festung oberhalb der lateinischen Stadt liegt. Wir mußten durch ein Gewirre von engen, krummen und unreinlichen Straßen, welche die alte und elendeste der drei Städte ausmachen, hinaufsteigen. Sie liegt auf einem Hügel, oberhalb einer schönen Bay, dem frischen Seewind ausgesetzt, und die Stadt sollte ein eben so gesunder als lachender Aufenthalt seyn, aber die Luft kann kaum circuliren, die Sonne in den stinkenden Straßen sich kaum zeigen, und fast alle Kinder und Frauen, die ich in diesem Theil der Stadt bemerkte, sahen blaß und schwächlich aus. Aber auf den anscheinend so ärmlichen Häusern sind doch edle Wappenschilde ausgehauen, z. B. die der Crispo, Sommariva, Barozzi, Francopulo, Coronello, la Rosa u. dgl., deren Abkömmlinge sich in Naxos erhielten, während mehrere dieser großen Familien im Abendlande ausgestorben sind. Jeder Schloßherr (châtelain) trägt Sorge über seiner Thüre sein Familienwappen aushauen zu lassen, sein erbliches Siegel und seinen Stammbaum aufzubewahren; dieß ist aber der noch am meisten zu Tag liegende Theil ihres Erbes. Allen scheint die Abneigung gegen jede Arbeit das sicherste Zeichen des Adels, die Eitelkeit trieb sie fortwährend dem Schein die Wirklichkeit aufzuopfern, ihr mäßiges Vermögen ging bald auf die Neige, während die rein griechische, nüchterne und arbeitsame Bevölkerung an Zahl und Bedeutung wuchs. Die Schloßherren entschädigten sich für ihre Entbehrungen durch äußern Prunk. Die ersten Familien hatten unter sich die europäischen Consulate getheilt, und der Federhut, so wie das goldgestickte Kleid des Consuls waren der Stolz eines Hauses. Den höchsten Rang nahm das französische Consulat ein, lange Zeit ein Erbtheil der Familie Coronello, das mit dem alten Herzog von Naxos aus dem Hause Crispo verwandt war. Die andern Consulate von Oesterreich, Rußland, England, Schweden, Norwegen, Spanien kamen der Reihe nach je nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit; es gab für alle etwas, aber der Kleider waren freilich nicht so viel als der Consulate. Die Consuln der kleinern Mächte hatten Uniformen gemeinsam, womit man sich der Reihe nach, je nach Bedürfniß, schmückte, und mancher, der sie angezogen hatte, um ein ankommendes Schiff zu begrüßen und auf dasselbe eingeladen worden war, hütete sich wohl, dasselbe zu verlassen, um nicht die Uniform ablegen zu müssen zu Gunsten eines andern Consuls von einer befreundeten Macht, unschuldige Freuden, die freilich dann mit den Revolutionen, die alles erneuern, Kleider und Institutionen, endlich verschwanden.

Es ist leicht einzusehen, daß bei solchen Gewohnheiten die Schloßherren von Naxos mit den Ideen, die den griechischen Continent in Bewegung setzten, nur sehr wenig sympathisiren konnten. Sie waren wenig geplagt worden von den Türken, die sich bei dem jährlichen Besuch der Insel mit 5975 Talari für den Kapudan-Pascha, 60 Ochsen, 60 Schafen, 60 Käsen, dem nöthigen Brennholz und einer Summe von 20,000 Thalern, dafür daß sie keinen türkischen Aga unter sich hausen lassen mußten, begnügt hatten. Waren diese Bedingungen erfüllt, so regierten sie nach Gefallen. Damals war die Bevölkerung der griechischen Städte vertheilt, wie ehemals die der hellenischen. Im Alterthum war die Akropolis von den Vornehmen, die Stadt von allen andern Bürgern, die Vorstädte von Fremden und Sklaven bewohnt. Im Mittelalter und unter der türkischen Herrschaft war das Castro von türkischen oder fränkischen Familien, die Stadt von den Eingeborenen, die Vorstädte von Bauern, Matrosen und Fischern bewohnt. Beim Ausbruch der griechischen Revolution erklärten sich die Matrosen allenthalben für die Sache der Nationalunabhängigkeit. Auf den Inseln Samos, Chios, Ipsara, Candia unterstützte die gesammte christliche Bevölkerung, sey es, daß sie thätiger oder unterdrückter war, mächtig die Bewegung, obwohl diese Inseln durch die Entscheidung der Mächte wieder unter türkische Herrschaft fielen; anders aber war es auf den Cykladen und namentlich auf Naxos. Die lateinische Bevölkerung der letztern Insel zeigte sich besonders der Bewegung abhold, denn neben ihr war die griechische Bevölkerung emporgewachsen, die an dem Wohlstande und der neuen Entwicklung auch ihren Antheil haben wollte, und seit langer Zeit daran arbeitete sich Raum zu verschaffen. Unter den neuen Familien hatte die der Marcopoliti am meisten das Haupt erhoben. Das Haupt derselben, um mit dem ganzen Stamm der Schloßherren um so offener zu brechen, trug nicht nur die türkische Tschube, sondern auch den türkischen Rock und Turban; er war einer der ersten, welcher sich gegen die Türken erklärte, um durch eine Revolution das Uebergewicht wieder zu erhalten, welches das Andenken an die fränkische Eroberung den lateinischen Familien gegeben hatte. Ein Marcopoliti ist jetzt, so viel ich weiß, Dimarch von Naxos, und die Revolution ward somit eingeweiht durch die Demüthigung der Schloßherren, die sich dadurch rächten, daß sie ihre Wappenschilde auf eine in die Augen fallende Weise ausbessern ließen, sich gegenseitig ihre Titel als Grafen, Baronen, Schloßherren und selbst als Agas gaben, und das Griechische nicht verstanden, ohne des Französischen sehr kundig zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Missionverein für China hielt am 10 Mai eine große Sitzung, in welcher unter anderm beschlossen wurde, während des laufenden Jahres zwölf Missionäre nach China zu senden, wozu bereits 7500 Pfd. St. unterzeichnet sind. (Examiner vom 13 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1843.

Die Secession in der schottischen Kirche.

Es ist dieß ein wichtiges, nicht bloß für Schottland und England, sondern für die protestantische Kirche überhaupt sehr bedeutendes Ereigniß. Wir haben den Gegenstand des Streits schon früher erwähnt, und wiederholen hier nur in Kürze, daß derselbe sich um eine von der schottischen Kirchenversammlung im Jahre 1834 erlassene Acte, die sogenannte Vetoacte, dreht, dergemäß sich die Mehrzahl der schottischen Geistlichkeit gegen die Präsentation der Kirchenamtscandidaten durch den Staat oder durch andere Laien erklärt, obgleich dieselben, ehe sie überhaupt präsentirt werden können, von der Kirche geprüft seyn müssen, und selbst dann noch ihre Annahme von dem Presbyterium verweigert werden kann, wenn dieses irgend triftige Gründe gegen einen vorgeschlagenen Candidaten anzuführen hat. Es erhebt sich also die Frage, wem soll die Ernennung zu Pfarreien anheimfallen, dem Landesherrn (sey es nun der Grundherr oder der an seine Stelle getretene Staat), der Gemeinde oder der geistlichen Behörde allein? Das Verfahren der englischen Regierung in dieser kirchlichen Frage ist interessant: sie vermied trotz vielfacher Bemühungen jedes Einschreiten, ließ, als einige Presbyterien ohne genügenden Grund präsentirte Geistliche verwarfen, der Klage der Präsentanten vor dem Gerichtshof, und als dieser gegen die Presbyterien entschied, der Appellation dieser letztern an das Haus der Lords als der obersten richterlichen Behörde des Landes, ungehinderten Lauf. Vergebens suchte die schottische Geistlichkeit, d. h. die damalige Mehrzahl der Assembly, die englische Regierung in den Streit hineinzuziehen; diese ließ sich nicht aus ihrer Neutralität bringen, that keinen Schritt, und erst als dieselbe sich am Ende vorigen Jahres direct an die Königin wandte, und um eine Antwort bat, als auf eine „Bitte um Abstellung von Beschwerden, wie sie allen Unterthanen Ihrer Majestät zusteht," sprach Sir J. Graham im Namen der Regierung in einem weitläufigen Schreiben, das vom 4 Januar d. J. datirt ist, die Ansicht der letztern aus. Es ist dieß ein merkwürdiges Actenstück, das durch seine offene unumwundene Sprache den Bruch in der schottischen Kirchenversammlung vollends herbeiführte. Die Ansprüche dieser letztern sind juridisch auf eine unwiderlegliche Weise zurückgewiesen, aber Sir J. Graham scheut sich auch nicht, den Hauptpunkt offen zu berühren, indem er sagt: „der Vorschlag, das Präsentationsrecht an das Volk zu übertragen, ist sehr scheinbar und hat ungemein viel anziehendes; was aber auch vorgeschlagen und beabsichtigt werden mag, so ist nur allzusehr zu fürchten, daß in nicht sehr langer Zeit die ganze Gewalt in die Hände der Kirche selbst fallen würde — ein Ausgang, den Sie wahrscheinlich mit mir als eben so nachtheilig für die Religion wie gefährlich für den Staat ansehen."

Unter diesen Auspicien wurde die diesjährige Versammlung der schottischen Kirche eröffnet. Daß der Staat die Ansprüche der Nons, d. h. derer, welche sich gegen die Präsentation (oder Ausdrängung, Intrusion, daher Nonintrusionists) der Pfarramtscandidaten durch Laien aussprachen, entschieden mißbilligte, das brachte manche zur Besinnung, und als es zum Treffen kam, fanden sich die strengen Nonintrusionisten, welche seit 1834 in der Versammlung die Mehrzahl gehabt hatten, in der Minderzahl. Nur 53 Geistliche, gefolgt von etwa 100 Laien traten aus, und legten eben damit ihre Stellen, so weit sie von dem Staate und den Grundherren abhangen, d. h. in Betreff der Temporalien, nieder; die Minister haben erklärt, daß sie die erledigten Stellen besetzen lassen würden. Es erhebt sich also jetzt die kitzliche Frage: haben die ausgetretenen Geistlichen so vielHalt in ihren Gemeinden, daß diese ihnen den nöthigen Unterhalt aus ihrem Vermögen geben? Ist dieß nicht der Fall, so ist die ganze neuere Bewegung der schottischen Kirche mißlungen. Es scheint beinahe, als hätten die Leiter derselben, in dem Gefühl, daß das neue Geschlecht dem Leitband ihrer Kirche entwachse, durch einen kühnen Schritt ihre Herrschaft auf lange Zeit befestigen wollen, indem sie die Ernennung der Geistlichen, mittelbar aber ganz, in die Hände der geistlichen Behörden brachten. Aber es hat sich aus dem Schooße der protestantischen Kirche ein neuer Protestantismus entwickelt, der sein Heil nicht mehr in den protestantischen Kirchenformen sieht, und dieser möchte wohl dem alten Protestantismus allmählich zu mächtig geworden seyn.

Briefe aus Peking.

Zweiter Brief.

Russischer Hof, 2 Junius 1842.

Ich beginne meinen zweiten Brief in den Mauern unsers stillen Guan *) und mein erstes Wort ist lebhafter Dank für die Zeilen, welche ich von Euch erhielt, und die mir der deutlichste Beweis Eurer Erinnerung an Goduphan **) sind. Mein Leben fließt still und geräuschlos dahin, und so gut als man nur im fremden Lande leben kann. Vor uns liegt ein weites Feld des Nachdenkens; nach und nach fangen wir an eine Einsicht zu bekommen in die uns umgebende Welt, und obwohl uns alles Chinesische zuwider ist, so staunen wir doch über China und jeder Tag gebiert neue Räthsel und neue Aufgaben für uns. Man darf nur von den Einzelnheiten auf das Ganze übergehen, um zu erkennen, welches Meer von Leben sich in dem Nebel birgt, ein Leben, das sich oft so schroff von dem unsrigen unterscheidet, und dennoch eines tiefen Studiums und aller Aufmerksamkeit würdig ist. Es ist ein trauriger Gedanke, daß China ein mächtiger Grabplatz ist, hinausgeworfen ins Weite und zerstört von der Zeit, zu dem man nur wandert, um sich an Ereignissen der vergangenen Größe zu erinnern und die Spuren des ehemaligen Lebens aufzusuchen. Aber auf den Trümmern werden neue Gebäude aufgeführt, und aus der Puppe entspringt ein glänzender Schmetterling. — Ich mache mich allmählich mit der Geschichte der Mandschuren bekannt, und gerne möchte ich mich in die wilden Länder hin versetzen, wo die erste Größe dieser Nomadenstämme begann und ihre Macht aufblühte. Jetzt aber versetze ich mich nur in Gedanken in jenes geheimnißvolle Land.... da ist alles Nacht und Dunkelheit, über welche, wie es scheint, niemals eine Sonne aufgehen wird. Es treten da mit einemmal ganze Geschlechter und Stämme auf, die, ganz gegen alle Regeln des chinesischen Theaters, ihre Herkunft und ihren Rang nicht angeben; ihre Züge sind so dunkel und unbestimmt, daß man nichts Näheres über sie angeben kann; auf alle Fragen wartet man umsonst auf Antwort, und die jetzigen Mandschuren haben ihre Sprache und ihre Lieder vergessen. Ich warte mit Ungeduld, bis man den Fremden erlauben wird, in ganz China herum zu reisen, dann wandere ich mit dem Stab in der Hand und zu Fuß nach Tschan-do-schan ***) und bade mich in den tiefen Wassern des Amur.

In diesem Frühjahr habe ich gar keine Ausflüge über die Stadt hinaus gemacht, mit Ausnahme dessen nach Wo-fo-sy, von dem ich in meinem letzten eine langweilige und unvollständige Beschreibung geliefert. Botanische Excursionen habe ich gleichfalls nicht gemacht, weil die Jahreszeit und das Wetter bisher dem Pflanzenwuchs höchst ungünstig war. Frühzeitige Hitze, dann fortdauernder heftiger Westwind und vollkommene Trockenheit haben fast alle Vegetation vernichtet. Nur unser Wohnhaus blühte und duftete mehr wie je. Tyn-lo (Wisteria sinensis) stand vor unserem Haus so üppig, wie nur immer in Tan-schan; *) auch der im vorigen Jahr gekaufte Modan **) blüht jetzt. Vor kurzem hatte ich von einem Cheschan, der in der Blumenzucht sehr bewandert ist, erfahren, daß man, um Nenuphar aus Samen zu ziehen, eines stark bewässerten Thons, so daß ein Viertel Wasser auf drei Viertheile Thon kommt, bedürfe. Dreijähriger Samen hat seine Triebkraft noch nicht verloren. Im ersten Jahre treibt der Samen nur eine Wurzel, aber keine Blüthe, d. h. wenn der ausgestreute Samen aus irgend einem Umstand keine Pflanze emportreibt, so darf man darum die Hoffnung, daß sie dennoch komme, doch nicht aufgeben.

Nicht vergessen darf ich eine Pekinger Neuigkeit, nämlich den Brand des Thores Zi-chua-myn, berühmt in der Geschichte der jetzigen Dynastie, indem vor jetzt beinahe 200 Jahren (zwei Jahre weniger) die Mandschuren durch dieß Thor in die Hauptstadt einzogen und sie besetzten. Ich bemerkte den Brand schon gestern Morgen, jetzt aber habe ich auch die ganze Gewalt des Feuers und die Geschäftigkeit des hiesigen Feuercommando's kennen gelernt. Die ganze an den Thurm stoßende Mauer war mit Beamten und einigen Compagnien Soldaten angefüllt, und auf den Zinnen wehten Fahnen, um die Bedeutung des seltenen Schauspiels anzuzeigen. Drei oder vier kleine Pumpen bespritzten auf jeder Seite das brennende Gebäude ein wenig. Wenn der Dampf aufstieg, gerieth alles in Entzücken und schrie mit Selbstzufriedenheit: chao! chao! (bravo!) wenn dagegen das Wasser sein Ziel nicht erreichte, zischten die um den Brand her versammelten Tausende die Brandmeister mit lautem Gelächter aus. War das Wasser zu Ende, so stiegen wohl acht Mann, paarweise mit Eimern, jedes Paar von zwei Soldaten mit kleinen Fahnen in den Händen begleitet, feierlich hinab, und zogen nach dem Canal. Unter lautem Geschrei an das Volk, daß es auf die Seite weichen solle, stiegen sie nach einer Viertelstunde wieder hinauf, und begannen wieder zu löschen; wiederum spritzten die Pumpen, die Beamten rauchten ihre Pfeifen, die Soldaten hielten ihre Fahnen, das Volk gaffte und der Thurm brannte, mit Einem Wort, der Brand ging in allen gesetzlichen chinesischen Formen vor sich. Ich weiß nicht, welcher Art die ersten Arbeiten beim Brand waren, aber die von mir gegebene Schilderung kann ich aus eigener Anschauung bezeugen.

*) Dieß bedeutet so viel als Hof, Wohnung.

**) Der chinesische Name des Briefstellers.

***) Der Name von Bergen in der Mandschurei, welche an den südlichen Gränzen der Provinz Girin liegen.

*) Der kaiserliche Palast, 20 Werste von Peking gegen Norden; bei demselben finden sich heiße Quellen und einige Bäder sind eingerichtet. Er erhält seinen Namen von dem eine halbe Werst davon gegen Westen liegenden Berg.

**) Der mandschurische Name der baumartigen Päonie.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

D a l a k i.

In diesem Dorfe zogen wir einige Nachrichten über die hier gebräuchliche Art der Besteuerung der Felder ein. Da die

Datteln hier, wie in Arabien, ein Hauptproduct sind, so wird eine Durchschnittssumme als Ertrag jedes Baumes angenommen und hiernach die Steuer bestimmt. Man rechnet, daß jeder ausgewachsene Baum 110 Pfund Früchte gibt, die dem Besitzer zwei oder drei Rupien eintragen, und davon beträgt die Abgabe einen Mohammedi (7 Kupferkreuzer). Ein Achtel dieser Abgabe erhält der Steuereinnehmer des Dorfes und das Uebrige wird dem Statthalter des Districts für die Krone abgeliefert.

Weizen- und Gerstenfelder werden in der Regel nach der Zahl der Thiere abgeschätzt, die zu ihrer Bearbeitung nöthig sind. So bezahlt der Pächter für ein Stück Land, das mit einem Esel bestellt werden kann, 8 Rupien, und für ein Maulthier oder ein Pferd 16 Rupien. Nach ihrer Rechnung erhält man in gewöhnlichen Jahren und auf leidlichem Boden von einem Stück Land, das mit einem Esel bestellt werden kann, 60 Haschmen Weizen oder Gerste. Die Steuer wird auf verschiedene Weise eingetrieben, mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse und die Art des Feldbaues. Zu Dalaki wird das zum Dorfe gehörige Land von einer großen Quelle bewässert, die der Regierung gehört, und jeder Dattelbaum oder jedes Feld muß eine Abgabe für den Gebrauch dieses Wassers bezahlen. Ich habe später bedeutende Abweichungen in der Art der Beitreibung der Steuern in den verschiedenen Theilen des Landes bemerkt, aber die Quantität der an die Regierung einzuliefernden Abgaben war überall ziemlich dieselbe.

Der Preis der Dattelbäume scheint nach dem was wir hier erfuhren, in keinem richtigen Verhältniß mit dem Werth ihres jährlichen Ertrags zu stehen. Ein Garten mit hundert Dattelbäumen wird, wie man uns versicherte, für 300 Rupien verkauft — eine Summe, die er schon in zwei Jahren wieder einbringt. Wenn diese Angabe richtig ist, so wäre es interessant den Grund einer solchen Verringerung des Werthes zu erforschen; aus der Unsicherheit des Besitzes allein laßt sich ein solches Mißverhältniß wohl nicht erklären.

Die Datteln von Dalaki gelten rücksichtlich der Güte und des feinen Geschmacks für die besten im ganzen Duschistan. Die Quelle, aus der sie bewässert werden, entspringt aus einer tiefen Schlucht in den hart am Dorfe sich hinziehenden Gebirgen; sie bildet nachher einen ziemlich starken Strom und hat zu allen Jahreszeiten an der Mündung über 80° F. Wärme, so daß sie als eine heiße Quelle angesehen wird; ihr Wasser ist vollkommen klar, hat aber einen schwach alkalischen Geschmack, den es wahrscheinlich von den Kalkfelsen annimmt, aus welchen es herausdringt.

Dalaki liegt zwischen Hügeln, deren kahle Felsen die Strahlen der Sonne mit großer Vehemenz zurückwerfen; die dadurch entstehende fast erstickende Hitze und dabei der merkwürdige Ueberfluß an Wasser werden für die Hauptursachen der ausgezeichneten Güte der hiesigen Datteln gehalten, denn diese Frucht heischt zur vollkommenen Reife eine sehr hohe Temperatur.

Schulen in Chili.

(Aus Claude Gay's Reisen. Echo du Monde Savant vom 29 Mai.)

Man hat in Chili den Unterricht nicht vernachlässigt; jeden Tag vermehren sich die Primärschulen, und um sie mit Lehrern zu versorgen, hat man in der Hauptstadt Santiago eine Normalschule gegründet, deren Schüler besonders zu dem Zweck unterrichtet werden, um später die Schulen der untern Classen zu leiten. Auch andere literarische und wissenschaftliche Anstalten entgehen der Aufmerksamkeit der Regierung nicht. Es finden sich in den Provinzen einige Lyceen mit einheimischen und fremden Lehrern, und in der Hauptstadt sind mehrere Unterrichtsanstalten, die sich mit europäischen messen können. Wenn man erwägt, daß im Laufe von nicht zwei Jahrzehnten die Hauptstadt mit solchen Schulanstalten, mit einer eben so zahlreichen als wohlgewählten Bibliothek, mit einer naturhistorischen Sammlung, einem prächtigen botanischen Garten und einer Universität, die über das ganze Unterrichtswesen zu wachen hat, ausgerüstet wurde, so kann man mit ziemlicher Zuversicht dem Lande eine glänzende Zukunft versprechen.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.

(Fortsetzung.)

Die Lazaristen sind keinen so strengen Regeln wie die andern religiösen Orden unterworfen, ihr Leben ist nicht so abgeschlossen, und die Richtung ihrer Ideen hat nichts, was der Förderung des gesellschaftlichen und politischen Zustandes von Griechenland hinderlich wäre. Die Lazaristen folgten den Jesuiten in den Missionen der Levante in Kraft eines königlichen Befehls vom 3 Januar 1783, der den Lazaristen alle Rechte, Besitzungen und Privilegien einräumt, welche die Priester der aufgehobenen Gesellschaft Jesu besaßen, und ihnen die Pflicht auferlegt, den Gottesdienst in den Consularcapellen zu verrichten, und alle Sorgfalt auf die Unterweisung der jungen Christen und der Geistlichen zu verwenden. Diese beiden letzten Verpflichtungen sind in den meisten Urkunden über Schenkungen, welche die Lazaristen und ihre Vorgänger zu verschiedenen Zeiten erhielten, ausgesprochen. Die Lazaristen, deren Schutzheiliger Vincenz de Paula ist, haben ihren Sitz und ihre zwölf Directionen in Paris und senden ihre Missionäre nach allen Theilen der Welt. Der Superior der levantinischen Missionen residirt zu Konstantinopel. Es sind zwei Niederlassungen in Griechenland, eine zu Santorin mit zwei Priestern, die andere, weit reichere, zu Naxos mit drei. Sie sind in gewissen Beziehungen unabhängig von der Diöcesangewalt, und was ihre politische Stellung betrifft, so sind sie durch das Protokoll der Londoner Conferenz vom Jahre 1830 geschützt, in Gemäßheit der Forderungen, die Frankreich damals machte, als es zu Gunsten des neuen Souveräns von Griechenland das Patronat niederlegte, das es mehrere Jahrhunderte hindurch im Orient über die Christen von lateinischem Ritus ausgeübt hatte. Diese Acte stipulirt, daß die katholische Religion in Griechenland freie und öffentliche Ausübung ihres Cultus genießen, daß ihr altes Besitzthum ihr gewährleistet seyn, daß die Bischöfe in ihrer Gewalt, ihren Rechten und Privilegien, wie sie solche unter dem Patronat Frankreichs genossen, erhalten, und daß endlich in Kraft derselben Grundsätze die den ehemaligen französischen Missionen gehörigen

Güter anerkannt und geachtet werden sollten. Dieser status quo hat das Besitzthum der Lazaristen gegen die Ansprüche der Regierung sowohl als gegen die der Landesbewohner geschützt, die nicht übel Lust gehabt hätten, ihnen erst die Verwaltung, dann das Eigenthum des Schlosses, wo ihr Kloster liegt, und die köstlichen Landhäuser, die sie in den lachenden Thälern der Insel Naxos besitzen, Engares und Kalamitzia zu nehmen. Lange Zeit hatten die Lazaristen gegen die Hindernisse zu kämpfen, welche ihnen die zu einer Corporation vereinten Schloßherren von Naxos entgegensetzten, die sich in tausend kleinen Neckereien und Intriguen gefielen. Namentlich hat die Geschichte einer vor, während und nach dem Ausgang eines großen Processionskreuzes mehr oder minder offenen, mehr oder minder geschlossenen Thüre jahrelang nicht bloß das Consulat zu Syra, unsere Gesandtschaft zu Athen, unsern Botschafter zu Konstantinopel, ja sogar das französische Ministerium und das heilige Collegium beschäftigt. Endlich wurde der unablässige Streit zur Zufriedenheit aller beigelegt, theils durch die Festigkeit des französischen Cabinets, theils durch die Mäßigung der Lazaristen, welche zugaben, daß die famöse Thüre von Rechtswegen durch die Lazaristen geschlossen, factisch aber offen gehalten werden sollte. Jeder zog zufrieden und triumphirend ab nach diesem Ausgang, um so mehr er Beilegung diplomatischer Streitigkeiten gleicht.

Diese wichtige Angelegenheit der von Rechtswegen geschlossenen und factisch geöffneten Thüre wurde eben, als ich zu Naxos ankam, durch einen regelmäßigen Vertrag abgemacht, und meine vortrefflichen Landsleute, die Lazaristen, waren in ihrer Wohnung gut eingerichtet, genossen der ihnen gebührenden Achtung und säuberten allmählich die französische Sprache der naxiotischen Aristokratie. Meine erste Arbeit war, ihr Kloster, ihre Kirche, ihr großes Processionskreuz und namentlich die famöse Thüre zu besuchen; dann fragte ich nach der Bibliothek und den Archiven. Diese beiden, an sich unbeträchtlich, waren in dem Streit über die Thüre großentheils zerstreut worden; ich fand nur noch wenige Papiere, und diese wurden mir von den Lazaristen willig mitgetheilt. Ein Arzt des Landes vertraute mir eine im Jahre 1800 von einem ehemaligen Jesuiten, Namens Richter, geschriebene Geschichte von Naxos. Diesem Geschichtschreiber zufolge waren die Jesuiten schon im Jahre 1626 von Raphael Schiattini, dem letzten Erzbischof von Naxos seit der Eroberung von Rhodus durch die Türken im Jahre 1520, berufen worden. Die Privaten machten ihnen Geschenke, und man trat ihnen die Capelle der heiligen Jungfrau, so wie eine für das Land sehr große Kirche ab. Richter behauptet, daß die Jesuiten die süßen Orangen nach Naxos gebracht und zwei Bäume davon, der eine Adam, der andere Eva genannt, gepflanzt hätten, von denen alle andern abstammten. „Adam, sagt er, ist seit einigen Jahren (gegen 1800) vertrocknet, aber Eva hält sich noch in gutem Stande.“ Sie wurden allmählich Besitzer der schönsten Güter der Insel, und ließen zu Kalamitzia in einer sehr schönen Lage ein hübsches Landhaus bauen.

Als ich meine Lectüre beendigt hatte, besuchte ich die Stadt und den Flecken. In der Tiefe sieht man noch die Quelle der Ariadne, auch das Dianenbad genannt, wo Theseus die Tochter des Minos verließ. Von hier setzte ich meinen Weg auf der Ebene, eine Viertelliene von der Stadt, fort, und kam zu einem theilweise zerstörten Karthäuserkloster. Unterhalb eines Fensters längs der Straße bemerkte ich auf einem Gesims eine griechische Inschrift, und las darauf, daß dieß Kloster auf Kosten Pisanis, Herrn der Insel Nio, gegründet worden sey. In der That wurde auch ein Pisani von Venedig durch Heurath mit einer Crispo Herr von Nio. Der Kirche der Karthäuser gegenüber auf einem Hügel jenseits der Straße ist eine kleine ganz aus alten Trümmern errichtete griechische Capelle. Im Innern sind Arkaden, gestützt durch Säulen jonischer Ordnung, die zu zwei und zwei aneinander angelehnt sind; in der Mauer sind Säulen von schönem Marmor und mächtige, gewiß aus einem hellenischen Tempel stammende Bruchstücke eingeschlossen. Dieß ganze fruchtbare Thal ist mit Getreide, Baumwollenstauden und Reben bedeckt, und die Hecken sind aus verschlungenem Geisblatt gebildet.

Ehe ich die Stadt von dieser Seite betrat, hielt ich an den Ruinen einer alten Kirche der heiligen Katharina an. Es war dieß ehemals die Capelle der Herzoge von Naxos, und bei ihrem Abbruch fand man das Grab Marco Sanudo's, dritten Herzogs von Naxos, mit einer Grabschrift und seinem Wappen, einem himmelblauen Streif im silbernen Felde. Die lateinische Kathedrale liegt ganz oben in der Stadt. Erst als die Türken im Jahre 1520 Rhodus einnahmen, wurde das Bisthum Naxos zum Metropolitansitz erhoben, als Ersatz für Rhodus. Außen an der großen Thüre sind drei Wappenschilde ausgehauen, unter denen ich die der Crispo und der Sommariva erkannte. Im Innern des Portals ist eine griechische Inschrift, der zufolge die Kathedrale im Jahre 1520, also in demselben Jahre, wo sie zur Metropole umgestaltet worden, restaurirt wurde. Die Kirche hat fünf Schiffe und an den Wänden sah ich ein Dutzend Grabsteine mit ausgehauenen Wappen, hier ein Schild getragen von zwei Adlern mit der Marquiskrone darüber und der Devise: viget, dort ein anderer vom Jahre 1505, weiterhin die Wappen der Barozzi, der Morosini, der Sommariva u. s. w.

Meine Ausflüge endeten mit einem Besuch bei der Familie Coronello, welche die alte herzogliche Kanzlei bewohnt, die noch jetzt mit dem Löwen von St. Marcus und dem Wappen der Crispo verziert ist, von denen die Frau des adeligen, aber armen Coronello abstammt. Dieser verschmäht die Arbeit, wie viele seiner Brüder Schloßherren, aber sein Stammbaum ist ganz in der Ordnung. Er vertraute mir denselben an, und ich konnte durch Vergleichung mit andern Genealogien der Sanudo, Sommariva und Crispo manches Interessante für meine Nachforschungen daraus ziehen. Eine sehr mäßige Belohnung entschädigte Hrn. Coronello für die Mittheilung des Stammbaumes, die ihn nichts kostete.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Maschinenausfuhr aus England. Früher verbot in England das Gesetz die Ausfuhr mehrerer Maschinen, namentlich der Baumwollspinn- und Webstühle. Seit dieß Verbot aufgehoben ist, gehen eine Menge derselben nach Frankreich und verdrängen zum Theil die französischen. In Liverpool und Manchester sollen zahlreiche Bestellungen aus Frankreich seyn, während die Maschinenfabriken im Elsaß feiern. (Monit. industr. vom 21 Mai.)

•

Fische im artesischen Brunnen von Grenelle. Vor einigen Tagen hat der Brunnen kleine schwarze Fische ausgeworfen, an denen man keine Augen entdecken kann. Im vorigen Jahre bemerkte man diese Erscheinung gleichfalls zu derselben Zeit. Die Akademie der Wissenschaften will über dieß außerordentliche Vorkommen sich einen Bericht erstatten lassen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1843.

Ausflug längs der Westküste von Trinidad.

Zweiter Abschnitt. *)

(Colonial Magazine, März und Mai.)

Am folgenden Morgen standen Muscovado und ich ganz vergnügt und munter auf, troß unserer ermüdenden Jagd am Tag zuvor. Wir streiften um die Felder unseres Wirths herum, und stießen dabei auf zahlreiche Schaaren von Drosseln oder Kornvögeln, wie man sie in Trinidad nennt, welche auf den Maisfeldern unsres Freundes arge Verheerungen anrichteten. Der Vogel ist so groß wie eine Taube und schwarz mit Ausnahme des Schnabels und des Schwanzes, die gelb sind, was ihnen ein merkwürdiges Aussehen gibt. Sie gleichen den Raben in ihren Gewohnheiten, und hielten uns wohl eine halbe Stunde beschäftigt, während welcher Zeit wir zehn oder zwölf Paare meistens sitzend schossen; sie machen ihr Nest in beutelartiger Form und hängen es mit großer Schlauheit an den kleinsten Zweigen der höchsten Bäume auf, wodurch sie den Affen, für welche ihre Eier ohne Zweifel ein Leckerbissen wären, völlig unerreichbar werden. Wir waren kaum mit diesen Vögeln fertig, als eine Menge Papagaien durch ein lärmendes Geschrei ihre Ankunft ankündigten; sie flogen paarweise über uns hin, aber zu hoch, als daß wir sie hätten erreichen können, und erst als einige sich auf einem Baum am Saume des Waldes niederließen, konnten wir etliche herunterholen. Sie nähren sich von der Frucht des Baumes Poisdoux, die sie sehr gerne fressen; die Frucht gleicht, wie der Name „süße Erbse" anzeigt, einer großen Erbsen- oder Bohnenschote, deren Samen mit einem sehr schmackhaften Fleisch bedeckt ist. Ich nahm einige der heruntergefallenen Schoten auf und fand sie sehr wohlschmeckend. Die Papagaien gewährten uns eine gute Jagd, da sie mehrmals zu denselben Bäumen zurückkehrten. Als wir noch einige rothköpfige Baumhacker oder Carpinteros, wie die Spanier den Vogel nennen, erlegt hatten, kehrten wir nach Hause zurück, sehr zufrieden mit dieser Jagd in Naparima.

Ein in der Nähe der Laguna wohnender Pflanzer, der von unsrer Absicht gehört hatte, solche zu besuchen, lud uns sehr freundlich zu Tische ein, wir verließen deßhalb bei Zeiten unsern gastfreien Freund und machten uns auf den Weg. Nachdem wir etwa zwei Stunden weit gegangen waren, kamen wir bei der Wohnung unsres andern Gastfreundes an, und schickten hier sogleich jemand ab, um zu erfahren, ob unsere beiden Kähne, wie verabredet, in der Laguna angekommen seyen, und da dieß der Fall war, so ließen wir alles für den nächsten Morgen in Bereitschaft sehen. Wir brachten einen vergnügten Tag und eine Nacht auf der Pflanzung zu, und am andern Morgen um 4 Uhr, etwas vor Tagesanbruch, machten Muscovado und ich, begleitet von meinem Bedienten Juan uns auf den Weg nach dem Embarcadero oder Landungsplatz an der Mündung einer kleinen Bucht, die vom Meere nach der Laguna führt. Wir fanden hier alles in Bereitschaft. Muscovado mit einem seiner Leute bestieg den ersten, ich mit Juan und Muscovado's zweitem Neger den andern Nachen, der Tag war inzwischen angebrochen und nun fuhren wir eine ausnehmend schmale Bucht hinauf nach der Lagune. Dichte Mangrovewälder umschlossen beide Seiten, und das Fahrwasser war so schmal, daß sie einen völligen Bogen über dasselbe bildeten. Manchmal wurde unsere Weiterfahrt durch gefallene oder überhangende Bäume gehemmt, deren Hinwegräumung nicht wenig Arbeit erforderte. Eine ewige Dunkelheit schien über dem schwarzen schlammigen Wasser zu hängen, und den düstern Eindruck vermehrte noch das Herumfliegen einer Menge kleiner Fledermäuse, die wir aus ihrem Schlummer aufgescheucht hatten, während da und dort das plötzliche Platschen eines Alligators oder eines Fisches und das laute Klappen der Austern, die ihre Schalen schlossen, den Eindruck keineswegs verminderte. Nachdem wir eine halbe Stunde weit durch diese dunkle Höhle fortgerudert waren, kamen wir plötzlich heraus in ein weites Marschland mit einzelnen ausgedehnten Wasserstrecken und etlichen wohlbewaldeten kleinen Inseln. Das Marschland ist etwa eine Stunde breit und erstreckt sich landeinwärts, so weit das Auge reicht. Der Contrast zwischen dem finstern Canal und der glänzenden, schönen Fläche, die sich vor uns ausbreitete, machte einen starken Eindruck.

Ein unternehmender Franzose hatte auf mehrern dieser

*) S. Erster Abschnitt, Nr. [illegible].

Inseln, die er durch Dammwege und Brücken verband, eine schöne Zuckerplantage nebst einem Viehhof errichtet, zu dem man von der See her auf einem künstlichen, über eine halbe Stunde langen Canal gelangte. Das Rindvieh streifte in halber Wildheit umher und war fast ohne Aufsicht, bis man es für den Markt bedurfte, wo dann einige Anstrengung nöthig war, um es zu fangen. Es treibt sich im größten Theil der Lagune herum, vermehrt sich rasch, und wird von dem zarten Gras, das am Rande wächst, ungemein fett.

Wir hatten zwar beim Hereinfahren in der schmalen Bay mehrere Vögel gesehen, welche Pulver und Blei wohl werth gewesen wären, hatten aber unser Feuer gespart, um nicht die Enten in der Lagune zu verscheuchen. Mein Kahn fuhr jetzt in einen kleinen Fluß, der im Innern nahe am entlegensten Ende des Sees entspringt und fast dessen ganze Länge durchfließt; Muscovado's Nachen dagegen wandte sich in eine Strömung rechts, wodurch wir unsere Kräfte theilten und unsere Aussicht auf eine günstige Jagd verdoppelten. Juan hatte sich im Vordertheil meines Kahns niedergekauert und blickte scharf umher, ich saß in der Mitte und mein anderer Neger ruderte uns sachte und vorsichtig vom Hintertheil aus. Nach einiger Zeit erspähte Juan ein Paar Enten hart am Ufer, feuerte auf die eine, sie fiel, aber die andere entkam. Nach einiger Zeit kamen wir zu einem ganzen Flug von etwa 30 Enten, die im schlammigen Wasser umherschwammen. Wir fuhren tief hinein ins Rietgras, Juan watete hinein, schoß so wie ich auch, und etwa ein Dutzend wurde erlegt. Während Juans Abwesenheit sah ich einen Alligator gemächlich der Strömung entlang herschwimmen, feuerte aber nicht auf ihn, um nicht die Vögel zu verscheuchen. Die Bewegung dieser amphibischen Thiere in ihrem Hauptelement ist äußerst merkwürdig. Die einzigen Theile, welche beim Schwimmen sichtbar werden, sind die Augen, die so bedeutend am Kopfe vorstehen, daß sie allenthalben scharf umherspähen können, während der ganze übrige Körper unter dem Wasser ist und geräuschlos fortschwimmt. Da die Augen von zwei auf dem Wasser schwimmenden Luftblasen nicht wohl zu unterscheiden sind, so ist augenscheinlich, wie leicht sie sich ihrer Beute unbemerkt nähern können. Die Alligators auf Trinidad sind viel kleiner, als die auf dem Continent von Südamerika, sie haben selten über sechs bis sieben Fuß, und greifen nie den Menschen, wohl aber Rothwild und Lapas (Cavia paca) an. Ihre größeren Verwandten auf dem südamerikanischen Festlande haben indeß schon manchmal Trinidad besucht, theils zufälligerweise, theils um Nahrung zu suchen. Einer meiner Freunde war bei der Jagd auf einen dieser häßlichen Abenteurer an dem rechten Ufer des Caroni anwesend; das Unthier maß achtzehn Fuß.

Als wir die Strömung so weit verfolgt hatten, bis Schilf und Binsen die Weiterfahrt hinderten, kehrten wir um, und schossen auf dem Wege noch ein Paar Mangrove-Tauben, eine sehr schöne Art, die ihren Namen daher hat, daß sie nasse und sumpfige Orte, wo der Mangrove-Baum wächst, besonders liebt. Wir fanden sie auf einigen Bäumen am Ufer sitzen, wo sie sich durch ein auffallend helles, klagendes Girren bemerklich gemacht hatten. Sie sind so groß wie die Haustauben, von brauner Farbe, die auf dem Kopf, Brust und Bauch ins Bläuliche übergeht, und schmecken ganz vortrefflich. Ich schoß auch eine große Reiherart. Mein Freund hatte indeß gleichfalls das Seinige gethan, und nicht nur die gewöhnliche Entenart nebst einer Kriechente geschossen, sondern auch einen Alligator erlegt, als derselbe auf dem Ufer sich sonnte; er maß nicht über fünf Fuß. Die Eingebornen betrachten ein geschmortes Stück von diesem Reptil als einen Leckerbissen; ich kostete gleichfalls davon, und fand es sehr schmackhaft. Auch die Eier sind vortrefflich und gleichen in Geschmack und Aussehen den Schildkröteneiern. Wir brachten jetzt unsere Kähne unter ein Dickicht von Mangrovebäumen, um zu frühstücken, und ruhten dann eine Stunde aus, während welcher Zeit unsere Neger badeten und sich mit geringem Erfolg mit Fischen abgaben.

Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr fuhren wir wieder durch den Canal, auf dem wir Morgens hereingekommen waren, hinaus nach der offenen See und gelangten in einer Stunde nach Oropuche, drei Stunden von San Fernando. Von hier war es nur eine halbe Stunde bis zu Muscovado's freundschaftlichem Dach, auf einer schönen Zuckerplantage, deren Verwalter er war. Der District von Oropuche gleicht dem von Naparimas in Boden und äußerem Ansehen; es ist ein undulirendes Land, hat aber ein niederes Ufer und viel stagnirendes Wasser zwischen den angebauten Theilen, wodurch es etwas ungesunder wird. Es finden sich hier einige schöne Zuckerplantagen, auf denen auch vortrefflicher Tabak, jedoch nur für den eigenen Verbrauch gebaut wird; zu Siparia aber, etwa fünf Stunden im Innern auf der Nordseite der südlichen Bergkette der Insel wird Tabak in großer Menge zu Cigarren fabricirt, die nach San Fernando und Port of Spain gebracht und dort selbst von Kennern den besten Havana's gleichgeschätzt werden. Ich kaufte einige Tausend zu eigenem Gebrauch um den Preis von drei spanischen Thalern das Tausend, und fand sie vortrefflich. Der Tabak wird von eingebornen Indianern, einem Ueberrest der Ureinwohner der Insel, gebaut und verarbeitet; diese Indianer sind zu etlichen Hunderten an der Zahl zu Siparia in einer Mission vereinigt, die unter der unmittelbaren Aufsicht eines spanischen Padre steht, welcher geistliche und weltliche Macht zugleich über sie hat, und in letzterer Eigenschaft unter dem Magistrat von Oropuche steht. Diese Indianer sind ruhige, ordentliche und ziemlich fleißige Leute, die Regierung könnte indeß ihren Zustand und den Unterricht sehr verbessern.

Ich blieb den ganzen folgenden Tag zu Oropuche und brach dann am Morgen vor Sonnenaufgang — denn dieß ist in Westindien die einzige kühle Zeit zum Reisen — mit meinem Freund nach La Brea auf, um den Pechsee zu besuchen. Ein großer, von vier starken Negern geruderter Kahn brachte uns, meinen Juan und seine Hunde weiter, und nach einer Stunde landeten wir bei dem Dorfe La Brea, so genannt wegen des benachbarten Sees, denn Brea ist der spanische Name für Theer oder Pech. Schon vor der Landung gab sich der pechige Charakter des Orts dem Gesichts- und Geruchssinn zu

erkennen, namentlich dem letztern, denn ein starker Pechgestank machte sich fühlbar, als wir noch einige hundert Ellen vom Lande entfernt waren. Der Landungsplatz ist an der Spitze eines schroff vorspringenden Hügelrückens, wo nicht nur das Ufer große und kleine Asphaltstücke zeigt, sondern auch mächtige Asphaltblöcke die Bucht durchziehen und sich bis auf eine beträchtliche Entfernung ins Meer hinaus erstrecken. Wir kehrten hier bei einem Spanier ein, der mit seiner großen Familie in dem Dorfe wohnt, uns äußerst freundlich aufnahm und mit Kaffee, der gewöhnlichen vormittägigen Erfrischung, regalirte. Er unterhält einen Drogher oder kleines Küstenfahrzeug, mit welchem er die Verbindung zwischen dem Dorfe La Brea und Port of Spain unterhält, und den Agenten für die benachbarten Pflanzer machte, denn La Brea ist der Verschiffungsort für etwa ein Dutzend Zuckerplantagen. Die Bewohner von La Brea, das nur ein Paar Dutzend kleine Häuser zählt, sind theils Krämer, theils Taglöhner, die für die benachbarten Pflanzer arbeiten. Der Boden auf dem diese Häuser stehen, ist eine Mischung von Alluvialboden und Asphalt, ein Umstand, der zwar die Bewohner keineswegs beunruhigt, aber dem lothrechten Stand ihrer Häuser nicht sehr günstig ist. In der That stand nicht Ein Haus von La Brea gerade; sie waren auf Pfählen errichtet, die man in dem Boden eingeschlagen hatte, und da diese den launenhaften Bewegungen des Asphalts nachgeben, so hing das eine rechts, das andere links, und alle waren durch das abwechselnde Sinken und Steigen mehr oder weniger beschädigt. Selbst das unsers spanischen Freundes war, obgleich es sich größerer Solidität rühmen konnte als die andern, nicht ganz von dem Tanze verschont geblieben.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Minen in Mexico.

(Aus einem Bericht Becquerels an die französische Akademie über eine Arbeit des Reisenden St. Clair Duport. Echo du Monde Savant vom 29 Mai.)

Während des Unabhängigkeitskrieges wurde eine Anzahl Minendistricte entvölkert, anfangs durch freiwillige, später im Jahre 1828 durch gezwungene Auswanderung der Spanier, welche sich theils nach Spanien, theils ins südliche Frankreich flüchteten und eine ungeheure Masse Capitalien mit sich nahmen. Das Geld, was in den Jahren 1820 bis 1830 aus Mexico hinauszog, bildete den größten Theil des im Umlauf befindlichen Capitals, und ohne die von der Republik in England gemachten Anlehen und die Bildung englischer Minencompagnien wäre die Ausbeutung unmöglich geworden. Die Anlehen halfen indeß dem Uebel nur zum Theil ab, denn die Regierung mußte sich aus denselben ihre Hülfsquellen nehmen, die sie anderswo nicht finden konnte. Dadurch wurde der Credit erschüttert und der Zinsfuß stieg auf 30 bis 40 Procent. Dieser Zustand der Dinge hemmte das Wiederaufblühen der Minenindustrie. Auf der andern Seite lieferten die englischen Compagnien meist klägliche Resultate,*) mit Ausnahme der von Bolaños in Zacatecas, die etwa 25 Millionen Franken abwarf. Der Verfall der Minenindustrie wäre immer weiter gegangen, wenn nicht eine bessere Verwaltung der Finanzen mehr Zutrauen eingeflößt und den Zinsfuß auf die Hälfte herabgebracht hätte. Die alten und neuen Minen werden wahrscheinlich erst dann mit größerem Erfolge bearbeitet werden, wenn man in Mexico wieder die Capitalien in größerem Maaße findet. — Die Behandlung des Erzes vermittelst Quecksilbers (die Amalgamirmethode) ist an den meisten Orten Mexico's minder kostspielig als das Schmelzen, und möchte nur in einzelnen Details einer Verbesserung bedürfen. Ein großes Hinderniß ist aber der hohe Preis des Quecksilbers und der Verlust dabei, der 13 Unzen auf die Mark beträgt, und dieser Zustand der Dinge wird fortdauern, solange das Monopol des Quecksilbers in Europa dauert. Die Minen von Krain sind ungenügend für die gegenwärtigen Bedürfnisse, die größtentheils aus den Minen von Almaden bestritten werden müssen. Sollte durch irgend einen Umstand die Production von Almaden aufhören oder sich vermindern, so würde die Bearbeitung der Minen in Mexico einen furchtbaren Stoß erleiden.]

*) Man hatte ihnen auch größtentheils die schon mehr ausgebeuteten Minen nicht die reichern, in die Hände gespielt. A. d. R.

Wanderung auf den Cykladen.

Syra. — Delos. — Paros. — Naxos.]

(Schluß.)

Die Insel Naxos ist unter den Cykladen durch die Schönheit ihrer Landschaften berühmt. Die Insel Andros allein bietet einige reizende Aussichten, einige herrliche Thäler dar, die sich mit denen von Naxos vergleichen lassen, die andern Cykladen sind fast nackte Felsen, auf denen man nur mit Hülfe zahlreicher Terrassirungen die zum Anbau taugliche Pflanzenerde zusammenbringt. Auf Naxos findet sich mit Ausnahme einiger Berge allenthalben Pflanzenerde. Ich war begierig die schönsten Striche der Insel zu besuchen, und machte mich eines schönen Morgens mit dem Abt de Camps auf guten Maulthieren auf den Weg. Ich hatte vorher ein Maulthier, das wegen seines Eigensinns jeden Fremden wenigstens einmal abzuwerfen berühmt war, eifrigst zurückgewiesen. Ein mir bekannter Engländer, ein vortrefflicher Reiter, hatte mit großer Verachtung für die bisher abgeworfenen, ungeschickten Reiter das Maulthier für sich verlangt. Gleich unten am Berge wollte das Thier trotz seines Reiters wieder den Abhang hinauf, aber der Engländer hielt aus, der Stock that seine Dienste, die ganze Stadt war in Erwartung und sein Triumph vollständig. Nun mußte ein Bach überschritten werden; derselbe Widerstand von Seite des Maulthieres, derselbe Triumph. Endlich fühlte der Engländer sich Meister: zum drittenmal an einem Kreuzwege wurde das Maulthier, das den unrechten Weg wählen wollte, gezwungen den rechten einzuschlagen, hatte aber kaum einige Schritte mit ganz ruhiger, resignirter Miene gemacht, als es einen gewaltigen Sprung rechts, dann einen zweiten links machte und seinen Reiter auf einen prächtigen Grasfleck absetzte; dieser Beweis seines Talents schien dem Maulthier zu genügen, denn als es auf dem andern Wege ein Stück weit zurückgetrabt war, kam es von selbst wieder zu seinem aus dem Sattel geworfenen Reiter. Mein Freund tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Fall nicht hart, und namentlich daß er ohne Zeugen gewesen, und kam ohne andere Gefährte zurück, um in der Stadt zu speisen. Auf der Ebene von Langadina, die nach der Stadt führt, sah er einen Schalk von Bauer daher kommen, der ihm sagte: „Nun, Effendi, das Maulthier hat wieder Streiche gemacht?“ — „Wie so?“ —

„Oh! ich hab's gesehen, dort unten am Kreuzwege hat es Sie abgeworfen; ich dachte mir's wohl und folgte ihnen mit den Augen." Der Engländer senkte den Kopf und sprach kein Wort. Im Flecken gleiche Anrede, in der griechischen Stadt wiederum, der Engländer ritt ohne ein Wort zu sagen weiter nach der lateinischen Stadt hinauf. Hier war alles auf dem Marktplatz versammelt, um ihn nach seinem Sturz zu fragen, und nun erfuhr er, daß über 300 Personen ihm in verschiedenen Richtungen gefolgt seyen, um seinen Kampf mit dem Maulthier zu sehen; sie alle waren Zeugen seines Unfalls gewesen, und hatten denselben sogleich in der ganzen Stadt verkündet. Ich war gewarnt und wies das böse Maulthier zurück; man gab mir an seiner Stelle das schönste und gelehrigste Thier von der Welt, und auf diesem machte ich mich mit Abbé de Camps auf den Weg.

Die Ebene von Langadia, die wir zuerst durchzogen, ist sehr gut angebaut, und die artigen Wege, die sich durch die Weingärten und Getreidefelder schlängeln, sind zierlich mit Geisblatt und Mastixbäumen eingefaßt. Jenseits der Ebene bis Sangri geht der Weg über steinige Berge, und kaum bemerkt man einige magere Baumwollenfelder. Wir hielten einige Augenblicke zu Sangri an, wo die Sommariva ihre Besitzungen haben. Diese, eine der mächtigsten Familien von Naxos, bewohnt, wie die andern großen Familien, einen viereckigen Thurm oder Pyrgos mit Zugbrücke, wo sie sich gegen einen Ueberfall vertheidigen können. Eine Art Vorthurm enthält eine steinerne Treppe, die zu einer etwa 20 Fuß vom Boden angebrachten Oeffnung führt. Von dieser geht nach dem obern Theil des Thürmchens eine Zugbrücke, oder auch eine festgemachte, aber so leicht gebaute Brücke, daß sie im Augenblick eines Angriffs abgebrochen werden kann. Ueber der Thüre und auf den Seiten der Mauer findet sich das Wappen der Sommariva. Wir hatten, ehe wir zum Pyrgos gelangten, wohlbewässerte, mit den prächtigsten Bisam-Citronenbäumen besetzte Gärten zu durchwandern, so wie die schönsten Orangengärten; in der That, der Adam und die Eva der Orangenbäume haben seit ihrer Einführung durch die Jesuiten im Jahre 1626 eine Familie erzeugt, auf deren Zahl und Schönheit sie stolz seyn können. Die Liebhaber gothischer Meubeln, welche Stühle mit Wappen an den Lehnen haben wollen, dürfen nur nach Naxos schicken: in dem Pyrgos der Sommariva zu Sangri, wie in dem der La Rora und anderer sind die Familienwappen auf allen Holzstühlen des großen Saals ausgeschnitzt.

Von Sangri aus entdeckt man die Ruinen zweier Schlösser oder vielmehr zweier Städte des Mittelalters, Paliri mit seinen dreifachen Mauern auf dem Berge gleichen Namens, und Apano-Castro, oder das obere Schloß. Auch findet sich auf Naxos ein drittes, sehr altes Schloß, Namens Paratreces, eine Lieue von der Stadt östlich von der Ebene. Es war dieß ehemals das Landhaus der Herzoge von Naxos. Die Capelle, welche einen Theil des Klosters der Annunciada ausmacht, besteht noch, so wie ein großer Thurm, der von vier kleinen balconartig abgeschnittenen Thürmchen flankirt ist, wie man es in vielen unserer alten Schlösser sieht. Zu Xylocastro, eine halbe Lieue gegen Osten, sieht man noch die Ruinen eines alten Schlosses und mehrerer alten Wachthürme, die gegen plötzliche Einfälle der Piraten errichtet wurden. Ein viel älterer hellenischer Thurm im Lande, unter dem Namen Thurm des Achilles oder des Chimaron bekannt, steht noch jenseits der Berge, in denen diese schönen Thäler liegen, anderthalb Lieues von dem Gipfel des Bergs Zeus. Dieser runde Thurm hat nach dem Manuscript des P. Richter 30' Durchmesser, 60' Höhe und wird nach oben zu schmäler.

Von Sangri nach Potamides fällt der Blick fortdauernd auf steinige, unangebaute Felder, aber das Aussehen des Landes ändert sich vollständig. Potamia oder Potamides ist ein artiges Dorf mitten in einem Wald von Citronen-, Orangen- und andern schönen Bäumen, die ein Tiefthal ausfüllen, wo die Vegetation durch einen Fluß genährt ist, der von dem Zeus-Berg herabkommt und sich durch dieß Thal ins Meer ergießt. Hier steht das Landhaus des Erzbischofs und die älteste lateinische Kirche des Landes.

Nachdem wir noch eine halbe Lieue Felsenland durchzogen hatten, wo wir das Oberhaupt des griechischen Stammes der Insel, Hrn. Markopoliti, im Nationalcostüm und gefolgt von einer Familienescorte, trafen, kam ich endlich in das köstliche Thal von Drymalia, das mit sechzehn Dörfern besäet ist, die sich mitten unter den Oliven-, Citronen-, Granaten- und Orangebäumen verloren. Bei jedem Schritt, den man in diesem herrlichen Thal thut, findet man es grüner, fruchtbarer und schöner; ich kenne kein Beispiel einer mannichfaltigern und üppigern Vegetation: man hat Mühe sich Bahn zu machen zwischen diesen balsamischen Baumgärten, die zu jeder Jahreszeit mit Blumen und Früchten beladen sind. Die Bergkette, welche den Berg Koroni mit dem Berg Zeus verbindet, schließt zierlich dieß Thal ein, das sich in den ansteigenden Wellenbewegungen des Bodens endlich verliert. Koroni ist die Nährmutter des Bacchus. Oberhalb des Bergs, der seinen Namen trägt, ist eine noch jetzt in dem Lande verehrte Quelle. Ihr Wasser, das brausend aus dem Boden hervorspringt, ist sehr rein und der Rand der Quelle mit den schönsten Bäumen bepflanzt. Der Berg Zeus, der am entgegengesetzten Ende der Kette liegt, ist derselbe, wo die Bacchantinnen das Fest des Bacchus feierten, und man sieht hier noch die Grotte, die Zeugin der Mysterien, so wie eine alte Inschrift (ὅρος διος Μις οσιου), welche den Berg dem Jupiter weiht.

Mitten in diesem reizenden Thal von Drymalia liegt der Pyrgos der Francopulo. Das Haupt dieser sehr alten Familie, welche man häufig in der Geschichte der letzten Zeiten des fränkischen Fürstenthums Morea angeführt findet, heißt hier ohne alle weitere Bezeichnung der Graf. Sonst gaben die Familienmajorate diesen Titeln einigen Glanz; es war Herkommen zu Naxos, daß die Güter der Frau von denen des Mannes getrennt waren, der Vater steuerte den ältesten Sohn, die Mutter die älteste Tochter aus, erschufen für beide ein Majorat, und widmeten die andern Söhne und Töchter der Kirche oder dem Kloster. Die Einführung fast sämmtlicher französischen Gesetze in den Codex des neuen griechischen Königreichs hat alles dieß geändert, die Majorate gebrochen, und wenn auch die hohen Titel sich noch erhalten, so sinken doch die Familien immer mehr. Die letzten Zweige derselben klammern sich um so hartnäckiger an die letzten Reste ihrer Größe, den Pyrgos und die Wappen. Der Graf empfing uns freundlich in seinem artigen Pyrgos, von dessen Terrasse aus man das ganze Thal übersieht, zeigte uns seine Wappen, einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln mit himmelblauer Binde, stellte uns seine reizenden Töchter vor und erzählte uns seine Familiensagen; seit den ältesten Zeiten, versicherte er, hat nie ein Francopulo das Glück gehabt, seinen Vater zu kennen; nach seiner Ansicht sind sie dazu prädestinirt.

Wir rissen uns nur ungern aus dem reizenden Thal von Drymalia, von der herzlichen Gastfreundschaft des Grafen und seiner Töchter los, um die Ruinen von Apano-Castro zu besuchen, welche den Hauptzweck meiner Reise bildeten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Calcutta, den 16 März.

Ich wünschte Ihnen einige literarische Neuigkeiten geben zu können, aber sie sind selten hier, seitdem das College Fort William aufgehoben ist und die Besoldungen von Lord W. Bentinck beschnitten worden sind, denn seit dieser Zeit gibt es Niemand hier, der Zeit und Beruf hätte sich ausschließlich mit Wissenschaft abzugeben. Früher brachte ein literarischer Name hier Ehre und Vortheil, daher manche talentvolle Civildiener und Officiere mit großer Anstrengung neben ihren Berufsgeschäften sich ernstlichen Studien widmeten; aber auch dieß hat sich geändert, weil die Regierung sich nicht mehr dafür interessirt, und es gehört in diesem Klima wahrhaft großer Eifer dazu mehr zu thun, als unumgänglich nothwendig ist. Daher stirbt die alte Generation von Gelehrten, die der Compagnie und England Ehre gemacht hatten, aus, ohne Nachfolger hinter sich zu laßen. Am meisten geschieht noch in Naturwissenschaften, für welche die Regierung einigen Sinn hat, weil Geologie, Mineralogie, Botanik u. s. w. eine unmittelbar nützliche Anwendung finden. Auch hier geschieht zu wenig, weil der heillose afghanische Krieg alle Hülfsmittel des Reichs absorbirt hat, denn die Schätze des Landes in Bergwerken und in Fähigkeit zu neuen Culturen sind noch bei weitem nicht bekannt. Doch ist vor einiger Zeit ein sehr ausführlicher Bericht von Capitän Hebert über die Mineralogie und Geologie des Himalaya erschienen; die Untersuchungen über den besten Boden für Baumwollencultur, welche durch Gen. Briggs Broschüre über diesen Gegenstand veranlaßt und auf Befehl der Regierung in ganz Indien unternommen wurden, gehen ernstlich vor sich, und die Localberichte kommen von Zeit zu Zeit ein. Die Vermessung von Indien schreitet ebenfalls schnell fort, und etwas mehr als die Hälfte ist geschehen. Das naturgeschichtliche Museum der asiatischen Gesellschaft nimmt schnell zu, besonders seitdem die Compagnie eine Besoldung für einen eigenen Curator ausgesetzt hat; dieser ist H. Piddington, ein gelehrter und eifriger Mann, der auch seit einiger Zeit die Stelle des Secretärs der asiatischen Gesellschaft versieht. Der botanische Garten und die Ackerbaugesellschaft sind ebenfalls in gutem Zustand, aber das alles ist viel zu wenig für ein so großes Reich, in dem von den Eingebornen noch lange nichts für Wissenschaft zu hoffen ist; die reichen Familien, sowohl Mohammedaner als Hindus leben in ihrer alten Unwissenheit auf ihren Gütern, und werden eher kindischer als früher, da die jetzige Generation von den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen ist, an denen ihre Väter noch einen großen Antheil hatten. Bis es gelingt, dieser stagnirenden Masse eine Bewegung mitzutheilen, welche sie in Verbindung mit der civilisirten Welt setzt, und ihr den Ehrgeiz gibt, sich etwas von den Kenntnissen anzueignen, durch welche gegenwärtig die Welt regiert wird, ist es umsonst, etwas in Indien zu hoffen. Die Europäer sind zu wenig, zu beschäftigt, viele zu kränklich und die Eingebornen in absurde Vorurtheile wie in ein Leichentuch eingehüllt; die wenigen Studien die sie machen, sind gänzlich unnütz, denn in ihren eigenen Literaturen dringen sie nicht auf den Kern ein.

Es ist hier davon die Rede, eine Gesellschaft von Eingebornen zur Herausgabe ihrer classischen Werke zu stiften; es wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen, würde den noch übrigen Gelehrten unter den Braminen und Mollahs eine Beschäftigung geben, und das Studium der Sprache und der Literatur erleichtern. Das Verkehrte der Civilisationspartei hier ist, daß sie bei den Eingebornen das Studium ihrer gelehrten Sprachen und Literaturen durch englische Studien ersetzen will. Dieß kann nie gelingen, weil sie, je weniger sie ihre eigene Literatur kennen, um so höhere Begriffe davon haben; das einzige Mittel ist im Gegentheil das Studium von Sanskrit u. s. w. so zu erleichtern, daß sie in ihrer Jugend die ganze Gelehrsamkeit, welche darin steckt, bemessen können, und dann, um mehr zu erhalten, sich an europäische Kenntnisse wenden müssen. Aber dazu ist das erste der Druck der Handschriften, denn so lange man Manuscripte lesen muß, ist des Zeitverlustes kein Ende. In Europa hält das Lernen von Latein und Griechisch Niemand ab, neuere Sprachen und Wissenschaften aller Art zu studiren, und so wäre es in Indien mit Sanskrit und Arabisch; aber im Mittelalter, ehe die

classische Literatur gedruckt war, blieben die Gelehrten ihr Leben lang im Studium von einem halben Dutzend Bänden stecken, und so ist es jetzt in Indien. Der ganze geistige Zustand ist überhaupt der von unserem Mittelalter, und das Unglück ist, daß die Civilisation der fremden Beherrscher einen so großen Vorsprung vor dem des Volks, selbst des gebildetsten Theils desselben, voraus hat, daß nichts schwerer ist, als eine gegenseitige Sympathie von beiden zu erschaffen. Es wird nicht schwer seyn, die Gesellschaft von Eingebornen zu dem Zweck des Drucks aller einheimischen Werke zusammen zu bringen, denn viele Hindus und die großen mohammedanischen Landbesitzer sind ungeheuer reich, oft verschwenden sie bei Einer Hochzeit Hunderttausende von Rupien, und wenn die Regierung denen, welche sich die Beförderung der Gelehrsamkeit angelegen seyn lassen, ein Zeichen ihres Beifalls geben wollte, so würden sich Mitglieder in Menge finden. — Vor einigen Tagen hatte hier eine sonderbare Feierlichkeit statt, nämlich die Errichtung einer Schule für Hindus, welche von dem reichen Bankier Muttiloll Seal gestiftet wurde, um 500 jungen Leuten eine wissenschaftliche Erziehung zu geben, die sie in den Stand setzen könne, ihren Weg in der Welt zu machen. Dieß ist natürlich genug, aber das eigene ist, daß der Hindu die Schule den Jesuiten anvertraut und ihr den Namen St. Xaviers College gegeben hat. — Die asiatische Gesellschaft hat durch den Tod von J. Prinsep einen Verlust erlitten, dessen Folgen noch immer fühlbar sind. Er hatte gewußt, andern seinen eigenen wissenschaftlichen Enthusiasmus mitzutheilen, und der für alles Literarische jetzt so gleichgültigen Regierung wenigstens einige Hülfe abzunöthigen. Doch ist das Journal der Gesellschaft, das der Staatssecretär Torrens redigirt, noch immer das beste aller asiatischen Journale; es enthält eine große Masse neuer historischer, geographischer und naturgeschichtlicher Facta in der besten und einfachsten Form, weil die Verfasser der Aufsätze nicht Gelehrte vom Fach sind, welche ihre Entdeckungen mit aller Pedanterie ihrer Collectaneenbücher umgeben, sondern sehr beschäftigte Leute, die gerade zum Zweck gehen und ihre Beobachtungen kurz und ohne weitere Umschweife niederschreiben.

Ausflug längs der Westküste von Trinidad.

(Schluß.)

Die wechselnde Bewegung des Bodens ist dem Leben der Bewohner von Brea zwar nicht gefährlich, führt aber eine Menge Unbequemlichkeiten herbei, da die hölzernen Häuser jeden Augenblick Ausbesserung oder Stützung brauchen. Die Schwängerung des Bodens mit Pech scheint indeß auf die Vegetation keinen wesentlichen Einfluß zu haben: die gewöhnlichen Bäume, Pflanzen, Früchte und Gemüse gedeihen in Fülle, und Pinienäpfel standen besonders üppig in und um das Dorf. Große Massen dieser köstlichen Frucht werden nach Port of Spain zum Verkauf gesandt, wo sie mit Recht für schmackhafter gelten, als die aus irgend einem andern Theile Trinidads. Es scheint eine besondere Art zu seyn, die auch nach England verpflanzt wurde, und dort ihren eigenthümlichen Wohlgeschmack behielt.

Indeß drängte die Zeit und wir machten uns auf den Weg nach dem Pechsee. Die Straße führt, nachdem sie eine Zeitlang an der Nordseite des Sees hingegangen, ins Innere des Landes. Bei unserem Gang um den See und der Besichtigung seiner Eigenthümlichkeiten ließen wir die Jagd nicht außer Acht, und schoßen unter anderem einen sehr schönen Vogel, so groß als ein Regenpfeifer, der Sporenflügel genannt, da er an den Flügeln zwei scharfe, knochige Auswüchse hat, die einem Sporn nicht unähnlich sind. Der Vogel hat ein eigenthümlich malerisches Aussehen im Fliegen, namentlich wegen seiner gelben Beine, die er hinten hinausstreckt, so daß sie einem unverhältnißmäßig langen Schwanz gleichen; er gleicht im Fliegen einigermaßen dem Paradiesvogel. Nachdem wir uns hinreichend belustigt, den See in Augenschein genommen hatten und gehörig müde waren, begaben wir uns am Nordende des Sees an eine Stelle, die auch früher schon von Jägern besucht worden war, wie sich aus einer noch stehenden, nach indianischer Weise erbauten Hütte oder Ajoupa, wie man es nennt, ergab. Außer unserer eigenen Gesellschaft fanden sich noch zwei Negerjungen bei uns ein, die wir am Ufer des Sees getroffen hatten und die uns freiwillig ihre Dienste anboten. Mein treuer Juan befand sich auf dem Pechsee und schoß ein paar Tauben, während einer der Negerjungen uns in seinem französisch-englisch-spanischen Patois einige Erläuterungen über die merkwürdige Localität gab, und der andere am Feuer ein Agouti oder Kaninchen, das wir im benachbarten Walde mit unsern Hunden gefangen, als Zusatz zu unserer kalten Küche röstete. Nach dem Mahle brachen wir auf, wanderten weiter um den See bis vier Uhr Nachmittags und kehrten dann nach dem Dorfe Le Brea zurück, wo unser Fahrzeug nach den Anordnungen, welche Muscovado getroffen, mit Asphalt kalfatert und dann damit beladen worden war. Wir nahmen Abschied von unserem spanischen Freund und steuerten nach Oropuche, wo wir zu gehöriger Zeit ankamen. Nachdem ich noch einige Tage bei Muscovado geblieben, benützte ich einen nach Port of Spain abgehenden Drogher, und kam mit einem günstigen Winde nach sechs Stunden am Ort meiner Bestimmung an, sehr vergnügt über meinen so angenehmen Ausflug.

Zum Schlusse noch einiges über den so vielfach besprochenen Pechsee. Betrachtet man denselben von der Nordseite, so zeigt er ein ungeheures Feld von festem Asphalt mit Ausnahme eines kleinen Theils in der Mitte, welcher mehr oder minder flüssig ist; man kann überall sicher darüber hingehen, nur nicht über den flüssigen Theil; kommt man diesem nahe, so wird man durch allmähliches Einsinken gewarnt, sich zurückzuziehen. Der See ist völlig flach und in gleicher Höhe mit seinem Ufer. Seine Form ist nahezu oval, anderthalb (engl.) Meilen lang und eine Meile breit, so weit ich es ohne wirkliche Messung schätzen konnte. Man kann sein Aussehen einem weiten Eisfeld bei rasch einfallendem Thauwetter vergleichen oder einer Masse geschmolzenen Bleies, von dem schon ein Theil kalt ge-

worden ist, während zahlreiche Streifen flüssigen Bleies dasselbe noch durchziehen; diese Streifen würden eine Menge Spalten im See bezeichnen, die 6 bis 7 Fuß tief sind, in allen Richtungen hinlaufen, und stets mit klarem Wasser bis zum Rande angefüllt sind. Die Ränder dieser Spalten sind nicht scharf, sondern abgerundet, zum Beweis, daß der Asphalt nicht nach der Verhärtung sich zerklüftete, sondern in einem noch ziemlich flüssigen Zustand diese Spalten bildete. Zerbricht man ein Stück dieses Asphalts, so zeigt es im Innern eine fast ganz schwarze Farbe.

Der Pechsee ist zu verschiedenen Zeiten von wissenschaftlichen Männern besucht worden, leider aber blieben sie meist nicht lange genug, um den außerordentlichen Eindruck, den das Schauspiel macht, verschwinden zu lassen und Zeit für ruhigere Beobachtung zu gewinnen. Dieser Pechsee ist schon lange bekannt. Sir Walter Raleigh erwähnt seiner schon im J. 1593 und berichtete, daß das Pech nicht nur bei den Eingebornen der Insel, die damals noch fast die ganze Bevölkerung ausmachten, sondern auch bei den verschiedenen, am Orinoco wohnenden Indianerstämmen zum Kalfatern ihrer Kähne gebraucht werde; Sir Walter Raleigh selbst benützte das Pech zu demselben Zweck. Möglich ist, daß spanische Schriftsteller des Sees noch früher erwähnen. Der Jesuit Gumilla gibt mit der Gewandtheit, die seiner Genossenschaft eigen ist, einige nützliche Nachrichten über den Pechsee im ersten Bande seiner Historia natural, civil y geografica de las naciones situadas en las riberas del Rio Orinoco, welche im Jahre 1791 zu Barcelona gedruckt wurde. In seiner Beschreibung der Insel sagt er: „die größte Merkwürdigkeit derselben besteht in den Pechquellen, denn so nenne ich einen See von flüssigem Pech nicht weit vom Cap Cedro. Kurz ehe ich Trinidad besuchte, sank halbwegs zwischen der Hauptstadt und einem indianischen Dorfe ein Theil des Bodens plötzlich ein, und wurde sogleich durch einen Pechteich ersetzt, zum großen Erstaunen und Schrecken der Bewohner der Nachbarschaft, welche fürchteten, dasselbe könne mit einemmale auch an der Stelle, wo sie selbst wohnen, sich ereignen. Etwas östlich vom Cap Cedro nahe am Meeresufer ist eine Pechquelle, die sich nie erschöpft, denn obgleich alle Schiffe, welche vorüber kommen, große Quantitaten davon nehmen, wie ich dieß auch that, um meine Orinocoboote zu kalfatern, so werden doch die Löcher bald wieder mit neuem Pech ausgefüllt, in derselben Art, wie dieß bei Salpetergruben der Fall ist."

Dschani der Belutsche.

(Eine Skizze nach dem Leben von Mrs. Postans. Asiatic Journal. Mai.)

Finstere Verbrechen und mannichfache Uebel häufen sich ohne Zweifel in einem barbarischen Gesellschaftszustande, dennoch hat derselbe ein Interesse, eine Frische, eine Lebendigkeit, daß man gern bei den Erzählungen von denselben weilt und manchmal von den Einzelnheiten wahrhaft gefesselt wird. So haben die alten Legenden mit ihrer lieblichen Poesie, die Feudalzeiten mit ihren Erzählungen roher Thaten, selbst der Räuberhäuptling mit seinem wilden Gefolge einen gewissen Reiz, und wir folgen gern den Handlungen derer, welche dazu geboren scheinen, im Guten und im Bösem mehr zu thun als ihre Nebenmenschen, und für welche die Hindernisse, die für Leute von geringerer Thatkraft durchaus hemmend sind, nur als Sporn zu kecken Thaten dienen. Dschani der Belutsche war ein solcher Mann, und obwohl weder Häuptling noch Krieger, sondern nur ein kecker Freibeuter in den Ebenen,*) so hat doch seine Geschichte so viel Romanhaftes, daß ich mich nicht enthalten kann sie niederzuschreiben. Meine erste Bekanntschaft mit Dschani schreibt sich von einem Besuche her, den ich ihm zu Schikarpur in Obersind abstattete. Da wir gewöhnlich in Gedanken zwischen einem Mann und seinen Thaten eine Aehnlichkeit suchen, so hatte auch ich einen hochgewachsenen, stark gebauten Mann zu finden erwartet, dagegen aber fand ich Dschani, wenn auch kräftig gebaut, doch klein, aber sein wildes, flammendes Auge, sein langes wallendes Haar, sein schwerer Turban und vollständiges wattirtes Baumwollenkleid bezeichneten ihn als den Belutschen-Räuber der Ebene von Gotsch und machte ihn kenntlich vor allen den Sindiern, unter denen er stand.

Lange war Dschani der Fluch des Niederlandes gewesen; Gewaltthat, Mord und Raub hatten seinen Pfad bezeichnet, und weder Jugend noch Alter hatten vor seinem Schwerte Schutz gefunden. Er rühmte sich selbst seiner Verbrechen, bei dem Namen Dschani's zitterte der Bauer und hob seine Hände gen Himmel, das lächelnde Kind schmiegte sich inniger an seine Mutter und der Greis im grauen Haar rief unter strömenden Thränen Allah um Hülfe an. Etwa sechs Monate, ehe der Zufall mir die Bekanntschaft mit dem kühnsten Mann seiner Zeit und seines Landes verschaffte, war Dschani durch unsere Reiterei von Dorf zu Dorf, von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel gejagt worden, aber der Belutschi-Räuber hatte ein Lieblingsroß von ächter Chorasaner Zucht, sicher und schnell, und auf ihm ließ er alle seine Verfolger hinter sich. Dschani's Zuversicht auf die Vollblutrace seines Rosses hatte ihn nie getäuscht, und oft, wenn man genau erfahren hatte, wohin er ging, und wenn unsere Truppen ihn eifrigst verfolgten, sah man ihn ruhig neben seinem Rosse gehen, selbst wenn er wußte, daß ihm der Feind auf den Fersen sey. Ehe man ihn aber erreichen konnte, war er in den Sattel gesprungen, machte unsern Soldaten eine tiefe Verbeugung, stieß seinem Rosse die nackten Fersen in die Seiten und mit einem wilden Schrei verschwand er wie ein dunkler Punkt in der Ferne.

Noch den Tag, ehe Dschani sich den politischen Behörden überlieferte, hatte er einen charakteristischen Streich ausgeführt. In einer vergeblichen Jagd auf ihn waren 28 Pferde der irregulären Reiterei kampfunfähig und mehrere Leute schwer verwundet worden. Die Tagsarbeit endete, wie gewöhnlich, mit dem Entkommen Dschani's und der Rückkehr unserer Leute zu ihren Posten, in der Nacht aber beschlossen vier der Reiter, welche Sattel und Zeug der getödteten Pferde nicht gern verloren geben wollten, hinauszugehen und zu holen, was möglich sey. Dschani kannte den Charakter der Eingebornen zu gut, um nicht zu ahnen, was sie thun würden, deßhalb schlich er sich in aller Stille von einem Freund begleitet zurück, und als die unglücklichen Reiter sorglos herbeikamen, um ihr Eigenthum heimzuholen, sprang Dschani auf sie los und hieb sie nieder. Am andern Morgen überlieferte er sich, Säbel und Kleider noch vom Blut der Erschlagenen bespritzt und triumphirend über seine That, den englischen Behörden. Das Versprechen, keinen am Leben zu strafen, der sich selbst überliefere, rettete ihn vom wohlverdienten Tode, und seine Unterwerfung ward angenommen.

*) Diese sind der Schauplatz der Thaten der Belutschen, die es für nicht unritterlich halten, die schwachen Bewohner des Induslandes zu plündern.

Dschani wirklich einzufangen wäre wohl unmöglich gewesen, aber er war es müde allenthalben gehetzt und unaufhörlich über die Ebenen von Cotschi gejagt zu werden, wobei ihn viele Freunde im Stiche ließen; da er überdieß wohl wußte, daß er sein Raubsystem nicht fortsetzen könne, so hielt er es für klüger sich zu ergeben, und sich dadurch Gnade zu erkaufen. Als englischer Gefangener wurde er zur Arbeit verurtheilt, aber der wilde Räuber der Wüste weigerte sich zu gehorchen, und er stand in seinem Gefängniß, freilich gefesselt, aber frei im Geist und so keck, wie je.

Es wäre für Dschani nie schwer gewesen, ein Alibi nachzuweisen, denn wenn je ein menschliches Wesen mit Allgegenwart begabt schien, so war er es. Häufig beraubte er in der Nacht ein Dorf und am Morgen war er 20 bis 30 Stunden davon. Dieß dankte er seinem schönen Roß, das, wie er sich rühmte, in Einem Zuge den Weg von Sind nach Sedschestan zurückzulegen im Stande sey, und doch sah es stets abgemagert und hohläugig aus; obwohl mit einer schönen Scharlachschabracke und einer Menge blauer Glasperlenschnüre geschmückt, kannte es doch weder Striegel noch Bürste, und genoß in der Regel dieselbe Nahrung, wie sein Herr, nämlich grobes Korn, einige Datteln, hie und da etwas Opium, und manchmal, wenn besondere Anstrengungen nöthig waren, ein Stück ungekochtes Hammelfleisch. Dschani dankte seinem Roß allzu viel, um es nicht als treuen Gefährten zu lieben, der für und mit ihm gefochten, und als er es nebst seinen Waffen abgeben mußte, beklagte er dessen Verlust vielleicht mehr, als den des theuersten Freundes, der je mit ihm Dörfer verbrannt und Scheunen geplündert hatte.

Seltsam waren die Geschichten, welche Dschani manchmal von seinen Anschlägen und deren Erfolg erzählte; von dem Schrecken der Dorfleute, welche Nahrung für ihn unter die Bäume hinstellten, an denen er bei einem nächtlichen Räuberzug vorüberkommen sollte, von der Schärfe seines Säbels, die nie einen zweiten Streich nöthig machte, und von seiner Geschicklichkeit Kamele wegzutreiben, indem er die fliehenden Thiere mit seinem Säbel stachelte und so ihrer dreißig auf einmal fortnahm. In allem diesem ist nichts Seltsames oder Neues, außer für den, welcher nicht gewohnt ist, den Menschen in seinem ursprünglichen halbbarbarischen Zustande, oder anders als Städtebewohner, gefesselt durch mancherlei Gesetze, zu sehen, denn vom Anfang der Zeit an unterdrückte der Starke den Schwachen, und der bewaffnete Räuber war stets geneigt seinen Unterhalt von den Heerden und Kornfeldern des Landmannes zu ziehen.

Seiner Waffen, seines Rosses, seines Schildes, der freien Ebene und der freien Luft beraubt, blieb Dschani monatelang gefesselt, ward aber von den Genossen seiner Raubthaten nicht vergessen. Tag für Tag kamen Leute seines Stammes, hochgewachsene, kraftvolle Menschen mit Schwert, Schild und Luntenflinte; ihre trotzigen Augen blitzten von kaum gebändigter Leidenschaft, ihr Haar flog frei unter dem schweren Turban, und ihre knochigen Pferde brachen fast zusammen von dem langen raschen Ritt, den sie aus irgend einer fernen Veste her gemacht hatten; sie verlangten ihres Anführers Freiheit, nicht in demüthigen, geschmeidigen Worten, sondern mit drohender Miene. „Gebt uns Dschani!“ lautete die Forderung. „Ihr wollt nicht? gut, so habt Acht, denn bei den Bärten unserer Väter, wir wollen kommen und ihn holen. Inschallah! soll der Sohn der Wüste gebunden seyn von den Feringis? Wir haben Säbel und Pferde und unser Bruder soll unser seyn; die Welt ist weit und wir sind nicht lahm.“ Mit einem höhnenden Gelächter bestiegen Rachmat und seine Freunde ihre Pferde, stießen die Fersen ihnen heftig in die Seiten und fahren dahin wie ein Wirbelwind über die Ebene.

Diese Drohungen machten es nothwendig Dschani zu entfernen, und um Mitternacht wurde der Belutschi-Räuber, von einer Anzahl Soldaten bewacht, nach der Festung Bakkar um größerer Sicherheit willen gebracht, hier blieb er, bis eine politische Aenderung sein Gefängniß öffnete, und ihm unter Bedingung der Freundschaft und guten Bündnisses seine Freiheit verschaffte. Ich wußte nichts davon, und saß eben in meinem gewöhnlichen Zimmer, als ein Diener hereintrat und mir ankündigte: „Dschani, der Belutsche, will sein Salaam machen.“ Dieß war ein Morgenbesuch, auf den ich allerdings nicht gefaßt war, aber ich glaube, ein plötzlicher Schrecken, der mich bei dem Gedanken an seine furchtbaren Mord- und Gewaltthaten und an das erlittene vermeintliche Unrecht ergriff, das er zu rächen geneigt seyn könnte, machte mich ungewöhnlich höflich in meinem Benehmen, denn Dschani setzte sich sogleich ganz vertraulich nieder, zog den einen Fuß auf den Stuhl herauf, schlang den Arm um das Knie und schien ganz gemüthlich.

Ich hatte viele Belutschi-Säbel, die in verschiedenen Gefechten genommen worden waren, und unter andern auch den von Dschani gesehen, der jetzt an einem bunt verzierten Gürtel von Cabul-Leder quer über seine Schulter herunter hing. Er hatte sich selbst, als noch seine Arme gefesselt waren, gerühmt, daß die Feringis ihn nicht müde gejagt hätten, als bis er sein Hundert Menschen erschlagen, was ihn unter seinem Stamm auf den Gipfel des Ruhmes erhob; aber seine Waffe schien mir so seltsam geformt, so breit und gekrümmt, daß die Art, wie sie geführt werden möchte, meine Neugier nicht wenig reizte. Dschani konnte mich übrigens hierüber am besten verständigen, und im Lauf des Gesprächs bat ich ihn mir zu zeigen, wie er denn die tödtliche Klinge gebrauche. Mit wilder Freude sprang er bei diesem Begehren auf, riß den Säbel aus der Scheide, schwenkte ihn dreimal über seinem Kopfe und that dann einen wie in die Runde gezogenen Hieb, als wolle er einem den Kopf abschlagen. Ich fragte, ob er nie einen zweiten Hieb führe, darüber aber lachte er nur spöttisch, nahm ein Blatt Papier vom Tische, ließ es fallen, und hieb es durch, ehe es den Boden erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Census von Irland, dessen wir früher schon gedachten (s. Nr. 133), zeigt nicht nur eine geringere Zunahme der Bevölkerung in den letzten 10 Jahren, als in den Jahren 1820 bis 1830, sondern ist auch noch in anderer Beziehung merkwürdig. Im J. 1831 waren in ganz Irland im Bau 15,308 Häuser, im J. 1841 nur 8313. Die Zahl der unbewohnten Häuser in Irland war im J. 1831 40,654 oder 3.11 Proc., im J. 1841 dagegen 52,219 oder 4,07 Proc. In den Jahren 1820 bis 1830 sind nur 31,195 Menschen ausgewandert, in den Jahren 1831 bis 1841 254,307. (S. Athenäum vom 27 Mai.) Die Erklärung dieser Erscheinung ist vielleicht nicht schwer. Vor der Emancipationsacte war jeder, der 40 Sch. Pachtgeld zahlte, Wähler, die Gutsherren hatten also ein Interesse, ihre Güter in kleine Theile zu zerschlagen, um die Zahl der von ihnen abhängigen Wähler zu vermehren; mit der Emancipation wurde auch das Recht der 40 Schilling-Wähler aufgehoben, und das Wahlrecht auf eine Rente von 10 Pfd., also das Fünffache, beschränkt, und nun wurde eine Menge kleiner Pächter ins Elend hinausgestoßen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1843.

Die Seen von Killarney in Irland.

(Von Kohl.)

Sonst reisten bloß die vornehmen und reichen Classen in England, und diese gingen damals — wie denn gewöhnlich das Einheimische verachtet wird — lieber zu den berühmten Plätzen des Auslandes. Jetzt aber, wo durch die immer mehr überhand nehmende Reiselust eine Reisesucht wach und durch die immer leichter und billiger werdenden Reisegelegenheiten auch eine ganze Menge Classen der Gesellschaft flüssig geworden und um ästhetische Genüsse aufzusuchen in Bewegung gesetzt sind, welche sonst, wie die glebae adscripti, an dem Boden wurzelten, oder doch nur der Geschäfte wegen, nicht aber der schönen Gegenden halber im Lande herumreisten, jetzt ist nun auch die Schönheit von Punkten erörtert, discutirt, kritisirt und bis zum Himmel erhoben worden, welche sonst nur die nächsten Nachbarn kannten, und welche der Reisende links am Wege liegen ließ.

Durch diese in allen Seelen erwachte Reiselust sind nun auch, natürlich zu gleicher Zeit, eine Menge anderer Begierden und Interessen erweckt worden. Es wird dadurch viel Geld in Bewegung gesetzt, Gastwirthe, Kutscher u. s. w. genährt. Diese Leute, welche sonst nicht daran dachten, was für ein Unterschied zwischen dem Anblick eines irischen Torfmoors und eines Alpenthales wäre, sprechen nun alle über die ästhetischen Vorzüge dieser oder jener schönen Gegend, und finden bald hier, bald dort ein wundervolles Paradies aus. Da es ihr Wunsch ist, die Reisenden in diejenigen Gegenden zu locken, wo sie am besten von ihnen profitiren können, so lassen sie wo möglich Journalartikel und herrliche Schilderungen aus der Nachbarschaft ihres Dorfes abfassen und auf irgend eine Weise im Publicum verbreiten. Dazu kommt der Patriotismus, den die Schriftsteller für ihr Vaterland, für ihre Heimath, für ihren Geburtsort empfinden, und vermöge dessen sie immer gern das Paradies so dicht als möglich in der Nähe des letztern ausfindig machen. Sonst beschäftigte sich dieser Patriotismus fast nur mit den Institutionen, mit den politischen Freiheiten, mit den großen Männern, mit den geselligen Vorzügen des Vaterlandes und solchen Dingen. Jetzt aber, bei der so glühend gewordenen Liebe zur Natur und zum Umherschweifen und zum Haschen nach interessanten und belehrenden Dingen wird er nun insbesondere auch auf die Naturschönheiten ausgedehnt, die er in den schönsten Dichtungen und Farben herausstreicht.

Auf diese Weise ist es gekommen, daß einige Punkte eine so außerordentliche Berühmtheit erlangt haben, daß es beinahe für eine Art von Barbarei gilt, in dem Lande gewesen zu seyn, in welchem sie sich befinden und sie nicht gesehen zu haben. Zu diesen Punkten gehören nun die „lakes of Killarney,“ oder wie sie in Irland auch wohl schlechtweg genannt werden: „the lakes,“ (die Seen). Denn obgleich Irland noch eine Menge andrer Seen hat, so versteht man doch unter „den Seen“ nur die schönen von Killarney, im Südwesten des Königreichs in der Grafschaft Kerry. Auch in England und in Schottland gibt es Seen, welche in diesem Sinne vorzugsweise „the lakes“ genannt werden. Die schottischen Seen sind der Lough Lomond und seine Nachbarseen, und wenn der Engländer sagt: „Have you seen our lakes,“ so meint er die Seen von Westmoreland.

Killarney ist eine recht nett gebaute Stadt, wie dieß auch von Tralee und Tarbert und mehreren anderen kleinen Städtchen des südlichen Irlands gilt, die meistens alle erst in neuerer Zeit zu ihrer Bedeutsamkeit gelangt sind, und noch vor 30 Jahren sehr elend ausgesehen haben sollen. Auch hat Killarney keinen Mangel an trefflichen Wirthshäusern, die einem zugleich auch alle mögliche Unterstützung und Bequemlichkeit zur Bereisung der Seen und zur Beschauung der Umgegend gewähren, natürlich für Geld und gute Worte, oder was man hier passender sagen würde, für Worte und gutes Geld.

Ich kam daselbst gerade zur Frühstückszeit an und associirte mich mit einem englischen Officier, den ich ebenfalls gerade in der Disposition fand, die Seen zu besuchen, und der sich, ich weiß nicht mehr aus welcher Batterie oder Baracke am Shannon auf ein paar Wochen in das Paradies von Killarney zurückgezogen hatte, um alle seine Reize recht con amore zu genießen.

Die Seen von Killarney liegen in einem Halbmonde ge-

bogen um den Fuß der höchsten Gebirgsmasse von Kerry herum, welche die „Macguillicuddy Reeks“ genannt werden. Es sind hauptsächlich zwei Seen, ein großer unterer und ein kleiner oberer (the lower and the upper lake). Um die Reise recht mannichfaltig zu machen und so viel als möglich von der Umgegend auf einmal zu sehen, miethet man sich einen Wagen, ein Boot und ein paar Reitpferde zu gleicher Zeit. Das Boot geht die Seen hinauf und erwartet die Partie in einem kleinen Hafen des obern Sees, die Pferde werden bis zu einem Gebirgspasse vorangeschickt, der die „Macguillicuddy Reeks“ durchschneidet und das „Gap of Dunloe“ (die Kluft von Dunloe) heißt. Man fährt nun zunächst zu Wagen um das Ende des untern Sees herum, und einige Meilen weiter bis zu dieser Kluft; hier steigt man zu Pferde und passirt die Gebirge. Auf der andern Seite steigt man von ihnen herab und gelangt zu dem äußersten Ende des oberen Sees, von wo dann die Schifffahrt die Seen herab beginnt, bis zu dem Punkte zurück, von wo man ausging.

Von Killarney aus, das auf der ebenen Seite des untern Sees liegt, sieht man über den See blickend die Berge auf der andern Seite wie dunkle Wände sich aufthürmen, denen sich der Seespiegel ganz nahe sich anschmiegend zu Füßen legt. Wo uns die Hecken, Zäune und Mauern Durchblicke erlaubten, hatten wir hübsche Ansichten dieses Bildes. An dem flachen Ufer des Sees hin auf der Seite der Stadt erstreckt sich der Race-course (der Hippodrom) von Killarney. Es ist bemerkenswerth, wie selbst solche kleine Orte auch in Irland ihre Wettrennen und Wettrenn-Localitäten haben; ein Wettrennen hier an den malerischen Seen hin muß seine besonderen Reize haben.

In den Dörfern, durch die wir kamen, sahen wir die kleinen, irischen Knaben zur Schule laufen, jeder mit seiner Rechentafel und Fibel unter dem einen Arm und mit seinem Stück Torf für den Schulmeister *) unter dem andern.

Wir kamen endlich aus der Ebene zu dem besagten Gap of Dunloe hinauf. Es ist ein wilder Paß durch das Gebirge, der mehreren andern in Irland, Schottland und Wales sehr ähnlich sieht; er geht zwischen den Macguillicuddy Reeks und den Bergen Tomies und Glenna durch, die von jenen noch besonders unterschieden werden, eigentlich aber mit ihnen eins sind. Die Macguillicuddy Reeks sind von den verschiedenen Erhebungen, welche diesen Theil von Kerry formiren, die höchsten, und hier sind überhaupt die höchsten Gebirge in Irland. Die höchste Spitze von ihnen heißt Gurrane Tual; sie ist 3404 engl. Fuß hoch, und in ganz Irland ist kein Punkt, der ihr an Erhebung über die See gleich käme. England hat etwas höhere Berge, sein höchster, der Snowdon, hat 3571 Fuß Höhe; und Schottland hat noch höhere, sein höchster Berg, der Ben Nevis, steigt bis 4370 F. und ist daher der höchste in dem ganzen vereinigten Königreiche. Da sowohl Irland als England mehrere Berge haben, welche bis auf 3000 F. und etwas darüber hinaussteigen, Schottland aber eben so viele, die bis 4000 F. und etwas darüber hinausgehen, so kann man im Ganzen annehmen, daß die schottischen höchsten Berge etwa 1000 F. höher sind, als die höchsten englischen und irischen.

Die Macguillicuddy Reeks stehen wie eine Reihe von riesengroßen Heuschobern da, und haben daher auch ihren Namen. Reeks ist wahrscheinlich von dem germanischen „Recken“ abzuleiten, und bedeutet anfänglich jedes hoch aufgehäufte und in die Höhe gereckte Ding, dann aber insbesondere einen Heuschober. Macguillicuddy Reeks könnte man daher eben sowohl die „Heuschober“ als auch die „Recken“ des Macguillicuddy übersehen.

Dieser Macguillicuddy soll ehemals ein großer Herr und Besitzer in dieser Gegend gewesen seyn. Sein Vater war ein O'Sullivan und vermachte ihm, seinem Lieblingssohne, alle seine Güter und nannte ihn auch Macguillicuddy, das heißt: „Liebling meines Herzens.“ Zu den väterlichen Gütern gewann dann derselbe später noch so vieles andere Land hinzu, daß zu diesem großen Gebiete endlich die hohen Berge sich nicht anders als wie Heuschober zu den kleinen Aeckern eines andern Mannes verhielten, und daher nannte denn das Volk jene Berge „die Heuschober des Lieblings meines Herzens“ um die Größe des Besitzthums des letztern zu bezeichnen.

Wir stiegen vor dem Gap von Dunloe zu Pferde und trabten in das Thor der Kluft hinein. Ueber uns schwebten ein Paar, die noch besser beritten waren als wir, ein Paar Adler nämlich in hohen Lüften.

Die Kerry-Pferde sind wie alle Gebirgspferde klein, aber dabei klug, vorsichtig und ausdauernd. Ihr Zügelwerk ist das ärmlichste was mir noch je in meinem Leben vorgekommen ist; es ist in Ermangelung von Leder, von Flachs, von Hanf, kurz in Ermangelung aller bessern Bindemittel von Stroh geflochten. Man sieht freilich in ganz Irland Strohstricke viel in Gebrauch, so z. B. haben die Leute gewöhnlich den Schweinen einen Strohstrick ans Bein gebunden, und führen sie auf diese Weise zu Markte. Aber ein ganzes Zügelwerk für ein Pferd als Strohgeflechte ist mir doch nur noch bloß in diesem ärmsten, westlichen Theile von Irland vorgekommen; dabei muß man wissen, daß es nicht etwa der Nothbehelf oder ein Einfall eines Einzelnen war, sondern daß es durchweg allgemeine Sitte ist. *)

Die Felsen der Kluft steigen zu einer Höhe von gewiß 1500 Fuß empor; die Kluft selbst ist an verschiedenen Stellen breiter, an andern schmäler, hat, die Windungen mit eingerechnet, eine Länge von etwa 3 bis 4 Meilen, und ist reich an äußerst wilden Partien.

Nicht wenig trägt zu dieser Wildheit die Farbe der Felsen bei, die, weil sie mit Torfmorast überlaufen sind, gewöhnlich dunkel, oft ganz vollkommen schwarz ist. Die Ueberdeckung dieser Felsen und Berge mit Torfstoff (Bogstuff) ist das merkwürdigste was ich gesehen habe. Die Höhen aller dieser Berge sind mit Torfmorast bedeckt, und derselbe liegt nicht nur auf

*) Dieß Stück Torf ist nämlich ein Theil des Honorars, den die Dorfschulkinder ihrem Lehrer jeden Tag entrichten.

*) Hie und da haben auch die Irländer selbst einen solchen Strick um den Leib gebunden, der ihnen statt Gürtel und Hosenträger dient.

der etwa in größerem Maaße zusammenhängenden Ebene der Höhen, sondern auf jedem Vorgebirge, auf jeder schmalen oder breiten Berghöhe, auf jeder Felsenspitze und Steinkante. Wo nur ein wenig Raum ist, liegt wiederum ein Kleckschen Torf. An den schroffen Felsenwänden, sowohl oben als unten, wo nur ein kleiner Anhaltspunkt ist, liegt auf den kleinen Absätzen überall Bogstuff, und alle Ritzen derselben sind ebenfalls mit Bogstuff ausgefüllt; ich wollte dieß anfangs gar nicht glauben, bis ich dann selbst auf einige Felsen hinaufstieg und kleine Torfstücke aus den Felsenspalten herausholte, welche ganz die Form des Felsens angenommen und beibehalten hatten. Es ist als ob der Torfstoff hier im Lande in der Luft schwebe und auf jeder Felsenwand niederschlüge, oder als ob die ganzen Gebirge mit einer torfigen Morastsauce übergossen seyen, die dann auf den Seiten in allen Löchern, Ritzchen und Spältchen bis ins unterste Thal herunter geflossen sey. Woher mag es doch kommen, daß auf diesen Gebirgen sich alle verfaulenden Gräschen und Moose in Torfstoff verwandeln, während dieß auf Gebirgen anderer Länder nicht der Fall ist?

Die Gebirgsleute, welche uns begleiteten, sagten uns, daß die Masse von Torf auf der Nordseite der Reeks weit größer sey als auf der Südseite; die Schichten seyen auf jener überall viel dicker als auf dieser. Die Leute im Thale holen sich hier wie in Wales ihren Torf von den Bergen herab; zuweilen ist jenes Herabrutschen der morastigen Torfmasse wirklich geschehen. Man sieht, wie die Torfdecke hie und da vom Regen weggenommen oder verschoben wurde, und wie anderswo wieder hinter Felsenvorsprüngen solche rutschende Torfmassen dann stecken blieben. Hie und da scheint nicht sowohl die ganze Torfmasse gerutscht zu haben, sondern vielmehr nur ein schwarzes Torfwasser an den Felsenwänden herunter gelaufen zu seyn, denn stellenweise sind diese mit großen, langen, schwarzen Flecken und Streifen von oben bis unten gefärbt. Dabei ist es merkwürdig, daß neben diesen vielen, vom Torf herrührenden schwarzen Flecken auch überall eine unzählige Menge kleiner, hellweißer dazwischen eingesprengt sind. Es ist, als wenn sich auch hier die Extreme einander hervorrufen sollten. Diese zahllosen weißen Flecken rühren von kleinen, weißen Moosen her, die auf den Felsen wachsen. Es erinnerte mich dieß an die sonderbar geschwärzten Gebäude von London, auf denen auch, ich weiß nicht woher, neben den schwarzen Flecken und Streifen überall hellweiße Flecken und Streifen erscheinen.

Die Hauptbewohner dieser Felsen sind die Ziegen und ihre Hirten, und dann deren hauptsächliche Feinde die Adler und die Füchse, die den jungen Ziegen nachstellen; sonst kam auch noch der Wolf hinzu, der sich in diesen wilden Gegenden länger hielt als in irgend einem andern Theile des vereinigten Königreichs. Der letzte großbritannische Wolf soll ums Jahr 1700 herum hier in den Macguillicuddy Reeks geschossen seyn; der letzte schottische Wolf wurde im J. 1680 bei Lochaber in den Highlands geschossen. In England hielten sich die Wölfe am längsten in Yorkshire und waren hier noch ums Jahre 1300 unter dem König Edward I häufig. So offenbart sich denn auch in diesen Zeitpunkten der Ausrottung der Wölfe der graduelle Fortschritt dieser drei Königreiche; Schottland schritt hinter England her und Irland blieb mit seinen Wölfen noch hinter Schottland zurück.

Die Ziegen bleiben hier in einem halb wilden Zustande Winter und Sommer draußen; und die „herdsmen" (die Heerdenmänner), so nennen die Iren die Hirten, sprechen das Wort aber immer so aus wie: „Erseman," als meinten sie die celtischen Männer, welche noch das Erse, die alte Sprache Erins reden, machen sich nicht viel dabei zu thun. Sie weiden sie nicht, wie unsere Hirten die Schafe, sondern sie wandern nur zuweilen durchs Gebirge, um nach ihren Heerden zu sehen, und einmal im Jahre fangen sie sie ein, um die, welche tauglich dazu sind, abzuschlachten und den andern dann wieder die Freiheit zu geben. Sie sind froh, wie sie uns erzählten, wenn sie für 50 Ziegen, welche sie ins Gebirge entlassen, nur 40 wieder einfangen; die andern zehn werden von Adlern und Füchsen zerrissen, sterben eines natürlichen Todes oder kommen sonst auf andere Weise zwischen den Felsen um.

(Fortsetzung folgt.)

Ein indianischer Missionär.

(Aus Buckinghams: Canada, Nova Scotia etc.)

Während meines Aufenthalts zu Toronto (in Obercanada) erhielt ich einen Besuch von dem berühmten Indianer Kah-ki-wa-quon-a-bi oder der „raschfliegenden Feder," welcher Christ und Missionär unter dem Namen Peter Jones geworden war. Er war europäisch gekleidet und sprach Englisch völlig gut, denn er war in England gewesen und hatte auch eine Engländerin geheurathet, die sich mit ihrer Lage vollkommen zufrieden erklärte. Sie hatten einen Sohn, dem der Stamm den Namen Wa-weya-koh-megu oder „die runde Welt" gegeben hatte. Die Indianer, welche Jones leitet, sind etwa 250 an der Zahl, gehören zum großen Stamm der Tschippewä und wohnen westwärts von Toronto am Flusse Credit, so genannt, weil ehemals hieher die Pelzhändler kamen, um die Pelze einzuhandeln, wobei den Indianern oft Credit aufs nächste Jahr gegeben wurde. Sie sind alle Christen und die ältern Leute sehr fromm; einige Theile der Schrift und geistliche Lieder haben sie in Tschippewäsprache, auch wird in dieser gepredigt, ob sie gleich alle Englisch verstehen und sprechen. Auf unsere Fragen über die Fortschritte des Christenthums unter den Indianern und den Einfluß der neuen Lebensweise auf die Sitten erwiederte Jones, die Bekehrung vom heidnischen Aberglauben gehe bei den Erwachsenen sehr schwer, und die Haupthoffnung beruhe auf den Kindern. Unter den nördlich und westlich von Canada wohnenden Indianern hatte Jones vergebens das Christenthum zu verbreiten gesucht, und er glaubt auch nicht, daß das Predigen des Christenthums bei den Leuten, die bereits das mittlere Lebensalter überschritten hätten, je von Erfolg seyn werde. Die Indianer in Obercanada sind nicht zahlreich und mögen im Ganzen nicht über 8000 Seelen betragen. Viele von ihnen sind bereits so weit civilisirt, daß sie das Jägerleben wenigstens im Sommer ganz aufgegeben und den Ackerbau ergriffen haben. Im Winter aber überlassen sie sich noch gern den Freuden der Jagd und versorgen sich für das übrige Jahr mit Wildpret.

Dschani der Belutsche.

(Fortsetzung.)

Dschani war gegen einen Sold in englische Dienste getreten und nun ein Mann des Friedens. Vorerst hütete er das Haus eines englischen Officiers, das in der weiten Wüste stand, die so manchen Zug des Räubers gesehen hatte. Hier saß er Abends, wenn die Sonne hinter den westlichen Bergen niedersank, auf einem Gebetsteppich auf dem Dache des Hauses, rauchte seinen Kallan, wohl in Erwägung, ob ein ruhiger, ehrlicher Dienst nicht besser sey, als sein früheres Leben; er mochte manchmal tief seufzen, unruhig hin und her blicken und das Pulver auf der Pfanne seines Gewehres untersuchen, wenn sein Blick auf die Schaf- und Rinderheerden fiel, die von der Weide in den Bergen heimkehrten; zu Zeiten, wenn ein besonderes fettes Schaf oder eine große Ziege vorüberzog, schickte er hinab und verlangte sie als Geschenk, das dem Namen und dem Anblick Dschani's nicht abgeschlagen wurde. Einmal blieb ein englischer Officier, als er die Wüste durchreiste, den Tag über bei Dschani, und bei Sonnenuntergang machte sich letzterer im Geist orientalischer Höflichkeit auf, um seinen Gast des Weges zu geleiten; auf diesem Zuge aber stießen sie auf einen Parsi-Kaufmann, einen jener abenteuerlichen Speculanten, welche mitten durch die Stämme des Bolan hindurch Bier und Branntwein führten, um sie mit einem Profit von 100 Procent an die durstigen Seelen zu Quettah zu verkaufen. Dschani sah, daß der Parsi von einigen Belutschen seines eigenen Stammes geleitet war, deren Hülfe, wenn er sie brauchte, ihm wohl nicht entgehen konnte. Die Versuchung für den Räuber war zu stark, er machte nach wenigen Augenblicken seinem Gast, dem Officier, ein „Salam aleikum,“ stieß die Steigbügel tief in die Seiten seines ihm zurückgegebenen Lieblingsrosses, und war bald weit entfernt. Am andern Tage fand man den Parsen als verstümmelte Leiche in der Wüste, seine Reisesäcke ausgeleert, seine Kamele fortgetrieben und zerbrochene Champagnerflaschen auf dem dürren Boden umhergestreut.

Eine Reihe Rückfälle in seinen alten Gewohnheiten erweckten erst Verdacht, dann Anklagen, seine Besoldung wurde nicht mehr ausbezahlt; der Räuber floh und ein Preis ward auf seinen Kopf gesetzt. Abermals verfolgte die Reiterei seine Spur, Spione wurden hoch bezahlt, um Nachrichten von ihm zu geben, und die von ihm beraubten Dorfleute wurden aufgemuntert Rache an ihm zu nehmen. Dschani war indeß nicht so leicht zu fangen, Spuren von ihm waren allerdings zu finden, ein rauchender Aschenhaufen, vor kurzem noch ein friedliches Dorf, da und dort eine niedergemetzelte Familie, Heerden in ihrem Blute sich wälzend, wenn sie zu zahlreich waren, um fortgetrieben zu werden, das waren die Merkzeichen von der Hand Dschani's; er selbst war aber nirgends zu sehen.

Einmal war so genaue Nachricht von seinem Aufenthalt eingegangen, daß unsere Cavallerie, reguläre wie irreguläre, sich zu seiner Verfolgung aufmachte, und der Klang von feindlichen Rossehufen schlug an die Ohren Dschani's und seiner Bande, als sie eben ihre Rosse kuppelten, um dann ein Dorf zu plündern. Dschani sah, daß Flucht hoffnungslos und List seine einzige Rettung sey: er berief den Vorstand des Ortes, und befahl diesem ihn sogleich zu verstecken, wenn er nicht die furchtbarste Rache über sich hereinziehen wolle. Der unglückliche Dorfvorstand wußte wohl, daß, wenn der Räuber gefangen genommen würde, das Dorf verloren sey, indem Dschani's Stamm es alsbald plündern und zerstören und die Einwohner auf die fürchterlichste Art niederschlachten würde; deßhalb führte er die Räuber in ein hohes Getreidefeld und häufte das frischgeschnittene Getreide über ihnen auf. Die Pferde, abgesattelt und ihres bei den Belutschen gewöhnlichen bunten Staates beraubt, ließ man frei durch das Dorf laufen, und als die Verfolger ankamen mit erschöpften Pferden, die Leute selbst halb todt vor Ermattung, da sie den Räuber von Einbruch der Nacht bis zum Morgen verfolgt hatten, stürzte der Dorfvorstand aus seinem Hause heraus, scheinbar athemlos vor Schrecken und Eile und schrie: „Vorwärts, vorwärts, in Allahs Namen vorwärts oder er entkommt!“ Die betrogenen Truppen jagten wie rasend durch das Dorf nach einigen Bäumen, die einen entfernten Brunnen überschatteten, während Dschani sich herausstahl, sein Roß bestieg und schon weit in ihrem Rücken war, ehe seine Verfolger umwandten.

Ein andermal gab ein Spion, selbst ein Belutsche, aber von anderem Stamm, Nachricht, daß Dschani um Mitternacht mit seinen Gefährten Rachmet und Itabar in einem gewissen Dorf, das er bezeichnen wolle, sich aufhalten werde. Die Truppen stiegen zu Pferde, und zogen rasch, aber in möglichster Stille über die mondbeleuchtete Ebene hinter dem wilden Belutschen und seinem knochigen Klepper drein. Das Dorf war jetzt in der Nähe, die Reiter halten die Zügel an und ziehen im Schritt langsam einen Kreis um die Häuschen. Alles ist still; die Mondstrahlen fallen auf die breiten Blätter der Banianen- und Akazienbäume in einem Strom so reich und voll wie das Sonnenlicht, während die Schaf- und Rinderheerden in tiefem Schlafe lagen und in den kleinen Gehägen vor den Thüren die Hirten in ihren rohen Bettstätten sich ausstreckten und den Kopf wie den ganzen Körper in ihre dicken Ziegenhaarmäntel hüllten. Alles war still, als plötzlich der wegweisende Belutsche sich umwandte und mit seiner Luntenflinte auf ein Häuschen wies: vor der Thüre desselben standen die wohlbekannten Rosse, deren Kraft und Schnelligkeit so oft ihre Verfolger geneckt hatte; ein Fluch ist auf den Lippen des vordersten Reiters, aber verliert sich im Lächeln des Triumphs, als er sich umblickt und die Aufstellung seiner Leute sieht. Mit dem Pistol in der Hand springt er aus dem Sattel und wirft die Thüre der Hütte zurück: an einem Holzfeuer den Kopf zurückgelehnt, den Turban bei Seite gelegt, das lange buschige Haar um das Gesicht hängend, die scharfen Augen blitzend von innerer Aufregung, sitzt Dschani der Belutsche da und erzählt seinen Gefährten, die verwundert auf ihn schauen und seine Erzählungen mit Ausrufungen wilder Freude unterbrechen, irgend eine seiner Räuberthaten. Die Scene ist neu, seltsam und malerisch und der eintretende Reiter hält einen Augenblick inne, ehe er seine Beute faßt, aber dieser verlorene Augenblick bringt auch Niederlage und Schmach. Dschani wendet seine Augen gegen die Thüre, sein Säbel blitzt in keckem Trotz über seinem Kopf und mit einem lauten Fluch gegen die Feringis stürzt er neben dem Reiter vorbei und erreicht die Schwelle des Hauses. Zwei Leute sind verwundet und Dschani ist in seinem Sattel; er flieht durch die Ebene, die Reiter folgen ihm rasch, aber Dschani wendet sich und feuert sein Luntengewehr gegen die Schaar seiner Verfolger ab — der Vorderste fällt. „Schießt, schießt!“ schreit nun alles, „schont ihn nicht!“ ertönt es von allen Seiten. Eine Anzahl Pistolen werden rasch nacheinander abgefeuert und die gespornten Rosse rennen wie toll vorwärts, aber Dschani entkommt ihnen allen, und ein rascher Ritt bringt ihn nach den Bergen, wohin er weiß, daß sie ihm nicht zu folgen wagen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Der Gebirgspaß.

So wie man die Ebene verläßt und den Kothal Mullo, eine Meile von Dalaki, betritt, steigt der Weg in Windungen an der Seite eines steilen Gebirges hinauf, zwischen hohen Felsstücken, und dreht sich um die Ecken, welche die hervorragenden Felsschichten bilden. Der Boden ist durch die unausgesetzte Passage der Karawanen so spiegelglatt geworden, daß die Pferde oft ausgleiten und straucheln. Zuweilen steigt die Straße in den sonderbarsten Windungen hinauf und senkt sich eben so wieder herab, schlängelt sich zwischen chaotischen Massen hin, die von den Berggipfeln herabgerollt sind und den Weg für Menschen und Thiere fast unzugänglich machen. Selbst die lebhafteste Phantasie kann keine wilderen Formen erdenken als die dieser Gebirgskette und der Felsmassen, aus denen sie besteht; ganze Seiten der Berge sind in Stücke zerfallen und in die tiefen Schluchten gestürzt, wo sie Vorgebirge von Ruinen bilden; die festeren Schichten, welche dem Wetter, das alle weicheren Stoffe hinweggespült hat, getrotzt haben, sieht man in mannichfachen Winkeln, in gigantischen Lagen, unter denen ganze Armeen Schutz finden könnten, frei hervorragen; sie erstrecken sich in ununterbrochener Linie quer durch die Schluchten und Bergrücken so weit das Auge reicht, und zeigen nur da Zwischenräume, wo sie der gewaltsamen Einwirkung der Gebirgsströme ausgesetzt waren. An einer andern Stelle war ein ganzer Berg auseinandergerissen, so daß seine Eingeweide und die kräftigen Züge seiner innern Gestaltung deutlich sichtbar waren; der obere Theil hing noch frei in den Lüften, drohend, die Vorüberziehenden durch seinen Einsturz zu vernichten. Keine Erde bedeckt diese Felsen, keine Pflanze belebt sie; ein paar Büsche von der melancholischen, laublosen, wilden Mandel, welche ihre Wurzeln in die Spalten des Gebirgs eintreiben, sind ziemlich alles, was man in dieser Jahreszeit aus dem Pflanzenreich hier findet.

Es endigt dieser merkwürdige Gebirgspaß mit einem schroffen Stieg auf der Fläche einer der höchsten Massen, zwischen wunderbar geformten, grotesken Felsen, die von den höhern Gipfeln herabgestürzt sind. Oft mußten unsere Pferde von einer Klippe zur andern schreiten, so daß ein einziger Fehltritt sie in die Kluft hinabgestürzt haben würde. Es war wunderbar, wie die Maulthiere auf diesem äußerst schwierigen, gefährlichen Terrain mit Sicherheit fortzuschreiten wußten; sie begehrten keinen Beistand von ihren Treibern, im Gegentheil sie wiesen ihn als unnütz und nachtheilig zurück; vorsichtig verfolgten sie ihren Weg, klimmten an fast senkrechten Stellen empor und sprangen rasch und mit der größten Sicherheit von einem Felsstück zum andern, bis sie einen Punkt erreicht hatten, wo sie ausruhen und Athem schöpfen konnten; besonders bewundernswerth war der Scharfblick, mit welchem sie erkannten, ob ein schmaler Paß zwischen den Felsen oder um eine Klippe herum auch Raum genug für ihre Ladung gewährte. Wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Thiere eine Last von dreihundert Pfund auf dem Rücken tragen, so kann man sich einen Begriff von ihrer Kraft und Ausdauer machen. Auch mit Kamelen zieht man über diesen Gebirgspaß, aber sie tragen nur wenig oder nichts, und doch werden sie oft auf der Straße unfähig zum Weiterreisen und bleiben liegen, was mehrere Gerippe bezeugten, die neben dem Wege lagen.

Nicht weniger interessant war es, die Perser zu beobachten, welche ihre Pferde mit einer tollkühnen Unbedachtsamkeit auf diesem höchst gefahrvollen Wege immer noch antrieben; viele von ihnen stiegen niemals ab, sondern ritten mit der größten Gemüthsruhe über die gefährlichsten Stellen, wo ein Fehltritt unfehlbar einen tödtlichen Sturz zur Folge gehabt hätte; ihre wilden Gestalten standen übrigens mit der Oertlichkeit in harmonischem Verhältniß. Der ganze Zug in dieser Gegend bot ein Bild dar, ein ächt asiatisches, orientalisches Bild, das von jedem ähnlichen europäischen Gemälde durchaus verschieden ist. Der unmittelbare Eingang zu diesem Passe gewährt, besonders bei Mondbeleuchtung, einen imposanten, großartigen Anblick. Die phantastischen Formen der Berggipfel, welche große, gewaltige Massen von Licht und Schatten bilden, verleihen der Gegend ein ganz eigenthümliches, fast

zauberhaftes Ansehen; man glaubt in eine von mystischen, geheimnißvollen Wesen bewohnte Schlucht hinein zu gerathen. Schroff und abschüssig steigt der Weg aus diesem Chaos empor und windet sich an dem Rande der furchtbarsten Abgründe hin, wo man kaum sich vorstellen konnte, daß eine Geiß würde vorbeiklettern können. Wir bewunderten im Stillen den Muth des Mannes, der zuerst diese gefahrvolle Straße mit beladenen Thieren zu ziehen gewagt hatte und dachten darüber nach, welcher Zufall oder welche Verhältnisse wohl zur Entdeckung dieser Straße geführt haben mögen. Noch jetzt, nachdem so viele Jahre die Möglichkeit diesen Weg zu passiren bewiesen haben, schaudert man, wenn man die Thiere an dem Rande des schrecklichen Abgrundes rasch, aber vorsichtig, zwischen den Felsstücken oder auf Stufen, welche in den Berg eingehauen sind, dahinschreiten sieht.

Die Seen von Killarney in Irland.

(Fortsetzung.)

Es läuft in dem Passe von Dunloe über die herabgefallenen Steinblöcke hin ein kleiner Fluß herab, und in der Mitte des Thales, wo sich dasselbe zu einem gigantischen Felsenbecken erweitert, bildet dieses Gewässer ein paar kleine Seen. Diese boten jetzt den merkwürdigsten Anblick von der Welt; das Wasser derselben hat nämlich die Eigenthümlichkeit, alle Felsen, die es überfluthet, mit einer dunkeln Farbe zu überziehen, welche so schwarz ist wie Dinte. — Da jetzt im Anfange Octobers, wo alle Gewässer auf dem niedrigsten Standpunkte sind, die Seen beinahe ausgetrocknet waren, und dieß in dem October des Jahres 1842 um so mehr, da dieses Jahr ein besonders trockenes gewesen war, so sah nun das schwarze Felsenbassin der Seen, an deren hohem Rande wir hinritten, aus wie ein geleertes Riesen-Dintenfaß. Die traurigen Ufer, die großen Felsen, welche von oben darin hinabgestürzt waren, dieß alles war mit schwarzer Farbe überzogen, und hätte es unten im tiefen Grunde statt eines Restes von Wasser nur ein Feuer gegeben, so hätten wir uns auf das schönste einbilden mögen, unmittelbar in den schwarzen Mund der Hölle hinabzusehen. Die Irländer nennen daher auch mit Recht diesen ganzen obern Theil der Kluft von Dunloe „the dark valley" „das dunkle Thal." Auch gibt es einen andern Namen eines benachbarten Ortes, der an die Natur der Gegend erinnert, den des Dorfes Blackstone (Schwarzstein).

Wo wir in dem Passe zu den Höhen hinaufblickten, bemerkten wir überall an der Mündung der kleinen Nebenthäler oder Felsenspalten Torfmassen liegen, die von den Herdsmen des Gebirges aufgehäuft waren. Es wurden uns diese Stellen als solche bezeichnet, von denen sie im Winter auf dem Schnee ihren Torf herunterholen; es schien, als käme ihnen diese nutzbare Gabe unmittelbar vom Himmel herunter. Zuweilen soll diese Himmelsgabe — für den Irländer, der weder Holz noch Steinkohlen hat, ist sie es wirklich — auch gleich oben verbraucht werden. In manchen dieser Felsenrisse nämlich wurde sonst und wird auch zuweilen noch wohl jetzt verstohlener Weise (um den hohen Abgaben zu entgehen) der Whiskey gebrannt, den die Leute daher auch Mountain Dew (Gebirgsthau) nennen. Dieser Name ist doppelt bezeichnend, theils weil Niemand wissen will und Niemand wissen darf, wo dieses Getränk im Geheimen gebraut wurde, und weil es daher gewissermaßen auf höchst wunderbare Weise vom Himmel herabgeträufelt zu seyn scheint, und theils weil es den Einwohnern so köstlich schmeckt, da es denjenigen Torfbeigeschmack, der den Irländern wie den Schotten so sehr am Branntwein behagt, in hohem Grade besitzt, und daher die Anspielung auf den Himmelsthau ihnen so sehr hier am rechten Flecke zu seyn schien. Der Kerry'sche Bergthau wird unter allen Whiskeyarten in Irland am meisten geschätzt.

Viel passender und schöner hätten wir diesen Namen für die gute fette Ziegenmilch gefunden, welche man uns in einer kleinen Hütte in der Nähe jener Seen zu trinken gab, und die ja auch ein Naß war das von den Bergen herabthaute. — Diese Hütte lag am Fuße des Felsensattels, welcher sich in der Mitte des Passes befindet, und die höchste Stelle des ganzen Gebirgsrückens bezeichnet. Da jetzt seit Agassizens Theorie die Leidenschaft für abgerundete Felsen auch in England so groß ist, daß man dort sogar ganze runde Felsenmassen in die Provincial-Museen geschleppt hat, so war es auch uns unmöglich auf dem Pferde sitzen zu bleiben, als wir auf diesem Sattel überall Felsen entdeckten, die auf eine merkwürdige Weise abgerundet waren. Hie und da sah es aus, als ob über diesen Sattel seit unvordenklichen Zeiten beständig große abschleifende Moose hin und her geschleppt worden seyen. Es war wohl unmöglich, daß diese Felsen so rund aus den Eingeweiden der Erde hervorstiegen; eine äußere Kraft muß sie gewiß später polirt haben. Welche war es? die über dem Sattel beständig herüber und hinüber sausenden Winde? das Wasser? oder eine hin- und herrutschende Eisdecke?

Die Leute sagten uns, der Schnee habe dieß Jahr bis zum 7 Mai auf den Reeks gelegen; sonst sey gewöhnlich schon am Ende Aprils aller Schnee auf diesen Bergen verschwunden. Die kleinen Seen im Gap von Dunloe sollen nie zufrieren, eben so wenig die großen Seen von Killarney.

Von der Höhe des Felsensattels stets auf halb felsigen, halb morastigen Wegen herabsteigend fiel unser Blick in ein neues ödes, wildes und wüstes Thal des Humiduff. Es war groß, lang und breit, aber unbewohnt; die kleinen Seen darin blickten ebenfalls schwarz, und alles war weit und breit mit Fels und Torfmoorfarbe erfüllt. Die kleinen armseligen Hütten, welche hie und da darin verstreut waren, erkannten wir nur aus dem blauen Rauche, der aus ihnen aufstieg. Es wäre allerdings hübscher gewesen, wenn wir sie an Gärten, Bäumen, Aeckern, von denen sie hätten umgeben seyn sollen, erkannt hätten.

In allen diesen wilden Glens sprechen sie bloß noch Erse (Irisch), und aus den Felsenklüften vernimmt man das Geschrei des Birkhuhns (engl.: Grouse).

Von da stiegen wir nun zu dem obern der Killarney'schen Seen hinab, wo unser Boot uns erwartete. Diese Seen ha-

den das Eigenthümliche, daß sie mitten in dieser Felsenwildniß liegend sich theils mit einem schönen Anlande von Wiesengrund, theils mit einem Saume von Laubbäumen umgeben haben. Dabei sind sie mit einer Menge kleiner belaubter und mit Gras bewachsener Inseln erfüllt, und viele Halbinseln gehen vom Festlande aus tief hinein, indem sie Unterabtheilungen, Buchten, Busen und Häfen bilden, und einige dieser Abtheilungen sind durch schmale Seeengen oder Flußarme mit einander verbunden. An den Ufern haben sich hie und da die Reichen, welche die Einsamkeit und Zurückgezogenheit der Gegend lieben, zierliche Cottages gebaut, und die Seeengen und Flußarme sind hie und da mit malerischen und mit Epheu überwachsenen Brücken versehen. Der ganze Halbbogen der Seen von einem Ende zum andern ist etwa zehn Meilen lang, und die Bootfahrt auf dieser Strecke gehört zu den unterhaltendsten und abwechselndsten, die man sich wünschen kann.

Das Wasser der Seen sieht dunkel-goldbraun aus, wenn man hineinblickt, ist aber doch dabei so durchsichtig wie braun gefärbter Krystall, und man kann bis in große Tiefen hinab erkennen, was auf dem Grunde vorgeht. In ein Glas gefaßt zeigt es gar keine Färbung. Wir schifften uns mit einer Bemannung von sechs Ruderern ein (in Irland gibt es überall sechs Paar Arme, wo auch zwei hinreichten) und fuhren auf diesen dunklen Gewässern dahin.

Wenn man einige übertriebene englische Berichte über diese Seen liest, so sollte man meinen, man sey im Begriff, sich auf irgend einem Zaubergewässer einzuschiffen. So drückt sich einer der bekanntesten Schriftsteller Irlands von der Gegend von Killarney redend, wenn man zu den wildesten Felsenpartien kommt, folgendermaßen aus. „Die Natur nimmt hier den wildesten und rauhesten Schmuck von der Welt an, und der verwunderte Beschauer, verloren zwischen Erstaunen und Ueberraschung, denkt, er betrete verzauberten Grund, und während er kaum weiß, auf welche Seite er seine Aufmerksamkeit richten soll, kann er kaum glauben, daß die Scenen um ihn her nicht der Effect von Täuschung sind oder die lustigen Phantome des Gehirns, welche durch die schöpferische Kraft einer erhitzten Einbildungskraft in momentane Existenz gerufen sind." Dieß ist ein rares Stück von Bombast und Unsinn, und wenn dieß von den Seen von Killarney gesagt seyn und gelten soll, so möchten wir fragen, was denn wohl von anderen noch reizenderen Seen gesagt werden sollte. Nur ein Paddy, dessen eigene Imagination noch erhitzter war als die der Natur, wie sie diese Gegenden bildete, konnte so sprechen. Die Natur ist freilich fast überall über alle Beschreibung schön und anziehend, und unsere Rede kommt nie dahin, ihre Reize so lieblich, so vielseitig darzustellen, wie sie sich in Wirklichkeit geben. Allein wenn wir als Länderbeschreiber die Reize einer Gegend beurtheilen, so müssen wir immer vergleichsweise reden und auch der andern schönen Erdflecken gedenken, die sich in unendlicher Zahl darbieten, und denen allen wir durch unser übertriebenes Lob des einen nicht Unrecht thun dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vereinigten Staaten und Canada.

(Aus Buckinghams: Canada, Nova Scotia etc.)

Es finden sich mehr Gegenstände, worin diese beiden Länder verschieden sind, als worin sie sich gleichen; einige davon sind zum Vortheil, andere zum Nachtheil der Canadier. Was uns in Canada zuerst auffiel, war das Betteln; wir waren drei Jahre in den Vereinigten Staaten gereist, ohne einen amerikanischen Bettler in den Straßen zu sehen, wir waren aber in Toronto kaum fünf Minuten am Lande, als wir zwischen dem Landungsplatz und unserem Hôtel mehrmals angebettelt wurden. In den Vereinigten Staaten hatten wir nie Frauen mit anstrengender Handarbeit beschäftigt gesehen, hier sahen wir sogleich mehrere Beispiele; von zerlumpten, fluchenden, verworfenen Straßenjungen sahen wir in Toronto mehr als in den größten Städten der Union. Auf der andern Seite sahen wir hier niemand Tabak kauen, in den Straßen war ein minder eiliges Treiben, die Krämer waren alle höflicher und gefälliger, die Diener achtungsvoller und aufmerksamer, und alle Classen geschliffener. Im Hôtel selbst, wenn die Damen vom Tisch aufstanden, erhoben sich alle Herren gleichfalls, und blieben stehen, bis sich die Damen entfernt hatten, was ich an öffentlichen Tafeln in Amerika nirgends bemerkte, obgleich hier die Achtung vor dem andern Geschlecht in anderer Art bewiesen wird, indem kein Herr sich setzen darf, bis die Damen Platz genommen haben.

Dschani der Belutsche.

(Schluß.)

Dschani war, wie viele andere kecke Abenteurer, ein Liebling des schönen Geschlechts, denn die schönen Belutschi-Mädchen lieben kecken Muth und sind allzu gewohnt, Pulvertaschen und Säbelgürtel zu sticken, die Luntenflinte zu laden und ihren Brüdern den Steigbügel zu halten, ohne sich viel darum zu kümmern, ob sie zu einer Reise oder zu einem Raubzuge sich aufmachen; in Folge dieser anererbten Denkungsart war Dschani, obwohl in unsern Augen ein Räuber und Mörder, in den ihrigen ein Ausbund von Muth und Ritterlichkeit, der Bayard seiner Zeit und seines Landes, und da er manchmal selbst in seiner wildesten Stimmung die Schönen verschonte und sie auf dem Heimwege mit sich nach Hause nahm, so war kein Belutsche im ganzen Lande so ausgestattet mit kriegerischem Schmuck, und die schönen Damen schienen ihn um seiner galanten Abenteuer willen nur um so mehr zu schätzen. Bekanntlich kommt die Zärtlichkeit der Frauen einem Mann in schwierigen, ja verzweifelten Umständen oft sehr gut zu Statten, so war es auch mit Dschani.

Es war am Vorabend eines mohammedanischen Festes und die Hälfte aller Musiker und tanzenden Mädchen des Landes sollte sich am Morgen bei einem großen Dorfe versammeln, das von den Bergen durch einen dichten Wald von wilden Cypressen und Tamarindenbäumen getrennt war. Viele Weiber sollten hier sich einfinden, und Schaaren von Fakirs, Kriegern u. s. w.; auch ging das Gerücht, daß Dschani bei diesem Feste erscheinen werde, denn unter den schönen Töchtern der Stämme war besonders eine, die Gnade vor seinen Augen gefunden hatte, und es bedurfte eines mächtigen Grundes, um den Räuber aus seinem Versteck zu ziehen, in das ihn die unaufhörliche Jagd getrieben

hatte. Der Tag ging hin, ein klarer und brennender Tag; innen im Dorfe unter den jedes Haus beschattenden Bäumen saßen Gruppen von Frauen auf rohen Tscharpais (lange breite Schämel), jede mit einem metallenen Kamm und einem kleinen Spiegel, ihre dunkeln Haare ordnend, beschäftigt die Nasen und Ohren mit zahlreichen kleinen Turkisen zu schmücken, und das lange blaue Baumwollenkleid, das lockere und nicht sehr züchtige Gewand einer Belutschi-Dame in Ordnung zu bringen, unaufhörlich schwatzend über die unbedeutendsten Gegenstände, denn je weniger die Leute wissen, desto mehr reden sie; wenigstens ist es so im Orient.

Jenseits des Dorfes war alles still, außer daß hie und da ein Reiter durch den Wald sprengte oder eine kleine Sandsäule in der erhitzten Luft emporstieg. Eine Stunde vor Sonnenuntergang war jedoch die Scene höchst belebt: Tamtams und Saiteninstrumente ertönten in den Hütten, Wagen von schönen Ochsen gezogen und bedeckt mit Scharlachtuch zogen rings um das Dorf, die tanzenden Mädchen brachten ihre Schleier und Zierrathen in Ordnung und rüsteten sich zum Tanze, während mächtige Kessel, aufgestellt unter den Bäumen, von allen möglichen schmackhaften Gerichten dampften; auch einige Brahui-Zelte von schwarzem Filz waren da nebst bunt aufgeschirrten Rossen und bewaffneten Kriegern in Menge. Auch das Gerücht in Betreff Dschani's hatte wahr gesprochen: der Belutsche saß unter einem der kleinen Zelte; sein glänzendes Haar fiel in dicken Ringellocken auf seine Schultern; sein weißes Baumwollengewand, bedeckt mit dem bunten Gürtel von gesticktem Leder (dem berühmten Schagrin von Cabul); seine Luntenflinte lag ihm zur Seite, und seine ganze Haltung war die eines friedlichen Mannes, der ein gewöhnliches Fest besuchte; ihm zur Seite stand ein Belutschi-Mädchen von schlanker, stattlicher Gestalt, wie sie gewöhnlich sind; sie war die Tochter eines Häuptlings, und der Räuber liebte sie, wagte aber, da ihr Vater zu mächtig war, nicht, ihm sein Kind zu entführen.

So ging das Fest weiter, Fröhlichkeit und Musik, Tanz und Erzählung ließen die Stunden bis Mitternacht rasch dahinschwinden, als man auf einmal Pferdegalopp hörte und Schrecken jedes Herz ergriff, denn hier waren Kinder und Weiber und unbewaffnete Männer, während die Pferde weit herumwanderten und Hülfe nicht zu erwarten war. Wildes Klaggeschrei zerriß die Luft und die Bestürzung erreichte ihren höchsten Grad, als der die Abtheilung befehligende Officier die Auslieferung Dschani's verlangte. Eine erschreckte Frau wies auf das Zelt und Soldaten rannten augenblicklich darauf hin. Einen Augenblick nachher ging die Thüre auf. Dschani stand, den blinkenden Säbel schwingend, seinen Verfolgern gegenüber mit flammenden Augen gleich einem wilden Thier, das gegen die verfolgenden Jäger sich stellt. Hinter ihm erhob sich das Belutschi-Mädchen, die Augen schreckenvoll auf die Soldaten gerichtet, und plötzlich, als ob die Anwesenheit eines Weibes stets die wildesten Leidenschaften des Mannes zähmen müsse, schrie alles: „schießt nicht, verwundet das Mädchen nicht! vorwärts und packt ihn!" Aber in diesem verzweifelten Augenblick, wo alle Aussicht auf Rettung verloren schien, rettete den Räuber nochmals sein Schutzgeist, denn ehe der vorderste Mann herankommen konnte, hatte das Mädchen die Stange des Zeltes losgemacht, dieß fiel zu Boden, verwickelte Dschani in seine Falten, und als man dasselbe wieder aufrichten wollte, stand das Belutschi-Mädchen allein, denn ihr Gefährte war auf der entgegengesetzten Seite hinausgekrochen und in den Wald geflohen.

Monatelang trotzte Dschani allen Verfolgungen, und schien sich seiner Kraft zu freuen, alle gegen ihn gerichteten Anschläge zu nichte zu machen, denn er vermied keineswegs die feindlichen Truppen, sondern zog allenthalben Erkundigungen über ihre Bewegungen ein, kam ihnen zuvor und hinterließ niedergebrannte Dörfer, beraubte Felder oder ermordete Landleute als Zeichen seiner Gegenwart. Der auf seinen Kopf gesetzte Preis half nichts, denn so groß war die Furcht der Rache bei den einen und die Anhänglichkeit der andern, daß die Friedlichen und die Räuber ihn gleichmäßig beschützten, und kein Belutsche wagte Dschani zu verrathen, denn er wußte, daß dann seine Tage gezählt seyen. Indeß nahte die Zeit, wo ein Schicksal, so furchtbar, als er je eines über seine Opfer gebracht, über ihn hereinbrach, und zwar durch einen Zufall ganz eigener Art.

Ein tapferer Gefährte Dschani's, aus seinem eigenen Stamm, hatte eine Frau von ausgezeichnetem Muth, großer Schönheit, aber sehr verdächtiger Tugend. Sie hatte mit Dschani eine Verbindung eingegangen, deren Vertrauter Dschani's Gefährte Rachmet war. Der eifersüchtige Ehemann erfuhr, daß seine Frau, die er liebte, und der er vertraut hatte, die Geliebte des gefürchteten Räubers sey, und daß morgen, während sie ihn auf einem seiner Züge wähnte, die Liebenden sich unter seinem eigenen Dach treffen würden. Der wilde Dämon der Rache erfaßte ihn: „sie sollen zusammenkommen," sagte er, „aber bei Allah! sie sollen sich nicht mehr trennen, das wird meine Sorge seyn, und die Feringis sollen den Triumph mit mir theilen." In kurzem hatte er den Weg durch die Ebene zurückgelegt und den nächsten europäischen Posten erreicht; nach verabredetem Plan kehrte er zurück, angeblich um den Weg nach den Bergen einzuschlagen, während seine Frau sich mit aller Sorgfalt putzte und ungeduldig die Ankunft des Räubers erwartete. Als er gekommen, bleiben sie sorglos in der Hütte sitzen, lachen lustig und der Kalian geht rasch herum — da ertönt plötzlich Hufschlag und ein lautes Halloh vieler Stimmen. Dschani und Rachmet springen auf und eilen nach der Thüre, aber sie ist von außen barricadirt, sie versuchen durch die Fenster zu entkommen, diese sind mit Bewaffneten besetzt. Die Frau blickt in Todesangst umher und ihr Blick fällt auf das wilde Gesicht ihres wüthenden Mannes. Jetzt wissen sie, daß alles verloren ist, sie schlingt die Arme um ihren Liebhaber und zieht ihn zu Boden, damit die hereinfallenden Pistolenschüsse ihn nicht verletzen möchten. Die Soldaten fordern Dschani laut auf, sich zu ergeben, aber Rachmet springt vorwärts, stellt sich gegen die Thüre und fordert die Feinde auf sich zu nähern. Jetzt tritt, freilich nur auf wenige Augenblicke, eine seltsame, unglückweissagende Stille ein, und dann ein wildes Triumphgeschrei, denn nun ist die Rache gewiß. Der erbitterte Ehemann und seine Freunde haben das Dach angezündet, während ringsumher Rauch von grünem Holz in die Hütte dringt. Jetzt ziehen die Feinde sich etwas zurück, und in wenigen Augenblicken fällt das schwache Gebäude zusammen und begräbt die Unglücklichen in Flammen und Asche.

So starb Dschani, der Belutsche, und durch seinen Fall ward das unglückliche Land, das so lange der Schauplatz seiner frechen Gewaltthaten war, wie von einem Fluche befreit, — der zitternde Landmann zog hin in Frieden und der Bejahrte und Hülflose hing sich nicht mehr an die Steigbügel der Soldaten, um sie zu bitten länger im Dorfe zu bleiben, und sie zu schützen gegen Dschani, den Belutschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1843.

Nordamerika's financieller Zustand.

Langsam aber sicher erheben sich die Vereinigten Staaten aus dem tiefen Verfall, in den ihre Finanzen gerathen waren. Die Papiere der Regierung, welche im vorigen Jahre umsonst ein Anlehen in Europa zu machen suchte, stehen jetzt wieder auf 112 im eigenen Lande, und die Cassen der Banken überströmen von baarem Gelde. Die furchtbare Krise, welche das Vermögen von Tausenden verschlang, ist vorüber, der natürliche Reichthum des Landes behauptet seine Rechte, und die Creditlosigkeit des Landes, verbunden mit dem wohlverstandenen System der Regierung, alle Zölle baar bezahlen zu lassen, hat dem schwindelhaften Ankauf europäischer Manufacturwaaren gesteuert. Seit drei Jahren führt Amerika mehr aus als ein, und in natürlicher Folge hat sich das baare Geld gehäuft. Mit dem Steigen der Umlaufsmittel werden auch die tiefgesunkenen Rohstoffe in Amerika sich einigermaßen, wenn gleich nicht auf ihren früheren Standpunkt, heben, und die westlichen Staaten allmählich zahlungsfähig werden, was sie bisher nicht waren. Die Repudiationstheorie, über welche man in Europa mit Recht so laute Klagen erhoben, findet immer weniger Anhänger und Vertheidiger, und bald wird sie unter die Classe der vergessenen republicanischen Excentricitäten gehören.

Dieser Gang der Dinge, der noch nicht ganz abgelaufen ist, indem mit dem Beginne des Spätherbstes von neuem der Strom der edlen Metalle nach Nordamerika geleitet werden wird, hat mancherlei Nebenerscheinungen herbeigeführt, so z. B. eine nie erhörte Wohlfeilheit der Baumwolle in England, so daß man jetzt in diesem letztern Lande den wöchentlichen Verbrauch auf 27,000 Ballen berechnet, um 2000 mehr als in der größten Blüthe der Fabrication in den Jahren 1839 u. 1840, aber es hat den Verdienst in England nothwendig heruntergedrückt, da nicht mehr die gleichen Waarenmassen nach Amerika gehen konnten wie früher. Am auffallendsten ist dieß bei dem Eisen. An Eisenwaaren überhaupt gingen vor 5 bis 6 Jahren für etwa 1,600,000 Pf. St. nach Amerika, jetzt nur noch etwa ein Drittheil, was in England die Eisenpreise dermaßen gedrückt hat, daß sie jetzt weit unter den Fabricationskosten stehen, und einige große Eisenwerkbesitzer seit drei Jahren 20, 30 bis 40.000 Pf. St. jährlich zugesetzt haben, nur um nicht ihre Arbeiten ganz einstellen und die Oefen ausblasen zu müssen, was indeß doch von vielen aus Noth geschehen ist.

Es sind dieß nur einige Beispiele von der Art, wie Amerika und England, die Länder, von denen das eine vermöge des in der Masse verbreiteten Wohlstandes, das andere wegen der größten Manufacturkraft am schwersten in der Schale des Welthandels wiegen, auf einander einwirken. Wer wird als Sieger aus dem staatswirthschaftlichen Kampfe hervorgehen, in den sie sich mit einander eingelassen? Wir nehmen noch immer keinen Anstand, uns für Amerika auszusprechen, wie wir dieß früher gethan haben. Inzwischen wirkt dieser Kampf auf die Handelsverhältnisse des übrigen Europa's so störend ein, daß man wohl thäte, den Einzelnheiten desselben eine größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken und demgemäß zu handeln.

Die Seen von Killarney in Irland.

(Fortsetzung.)

Gleich in dem obern See liegt eine Reihe kleiner Inseln, die alle so wie die Ufer des Sees selbst felsig sind; an dem schwarzen Streifen, der alle Inseln und Ufer in einem langen Bande umzog und der überall gleichmäßig etwa zwei Ellen hoch war, erkannten wir, wie hoch das Wasser im Sommer gestanden hatte. Unmittelbar über diesem schwarzen Streifen ging ebenso um die Felsen aller Inseln und aller Ufer in schroffem Contraste, durch eine völlig gerade Scheidelinie abgeschnitten, ein weißer Streifen rings herum, der von einer Menge weißgrauer Moose herrührte, wie wir sie schon oben auf den Felsen des Gaps von Dunloe gesehen hatten.

Alsdann kam über diesem weißen Streifen ein graßgelber; es waren die gelben Blüthen des Pfriemenkrauts, oder der Stechginster, der Furze, wie die Engländer diese allgemein hier verbreitete Pflanze nennen. Sie scheint den moorigen Grund, mit dem die Inseln und Felsen von Killarney bedeckt sind, besonders zu lieben.

Endlich dann darüber das schöne Laub der Eichen und der Arbutus (der Erdbeerenbäume); diese letztern bilden einen besondern und viel gerühmten Reiz der Umgegend von Killarney, denn wild kommen sie nur im südlichen Irland vor und zwar besonders zahlreich und schön an unsern Seen und Inseln. In der That sieht man hier zwischen den Felsen mit dickem Stamm sich windend und an den Abhängen klammernd einige der schönsten Exemplare dieses edlen Baumes. Besonders wird der Besucher von Killarney beneidet, der im Herbste dahin kommt, denn dann ist das Laub aller der die Seen umgebenden Bäume am schönsten, da es in den mannichfaltigsten Farben spielt, und da wir noch zu diesem bunten Herbstlaube sehr heiteres Wetter hatten, so waren wir doppelt zu beneiden, denn Regenwetter ist das gewöhnliche und wie man sagt fast alltägliche Loos der Umgegend von Killarney.

Die meisten Inseln dieser Seen heben sich mit runden Rücken, wie große Wallfische über dem Wasser hervor; die Engländer, als ein seebeschiffendes Volk, haben ihnen auch die Namen von Wasserungethümen gegeben. Die eine, welche wie ein großes Linienschiff daliegt, heißt: „the man of war,“ andere kleinere, die ihr zur Seite liegen: „Jolly boats,“ Jöllen und Schaluppen. Manche dieser Inseln sind auch mit nichts als mit Torf, Unkraut und Gebüschen bedeckt, und bei ihnen an Isola Madre und Isola Bella in jenem italienischen See zu denken, kam uns nicht in den Sinn.

Die Vorfelsen des Glenaberges treten zuweilen schroff, hoch und gebieterisch mitten in den See hinein. Vor allen einer, den sie den Adlersfelsen nennen, weil an seinen schroffen und unzugänglichen Wänden schon seit langen Jahren ein Adler-Paar sein Nest hat. Die Leute nehmen diesen armen Vögeln jährlich ihre Jungen aus dem Neste und verkaufen dieselben an diesen oder jenen Marquis, welcher 4 bis 5 Pfd. Sterling dafür bezahlt. Es gibt noch andere Adlersnester hier in der Nachbarschaft, unsern Leuten waren im Ganzen fünf bekannt, alle wie sie sagten 2 bis 3 Meilen auseinander, und es geht ein regelmäßiger Handel mit jungen Adlern von hier aus nach England. Da unter unsern Leuten zwei waren, welche diesen Adlerfang schon seit einer Reihe von Jahren, einer seit 20 Jahren betrieben, so ließen wir uns die Sache näher beschreiben.

Zwischen dem 17 Junius und dem 1 Julius sind die Jungen bereits alt genug, um alsdann von Menschen völlig groß gefüttert werden zu können; dieß ist also die Zeit, wo der Raub beginnt. Da die Nester fast alle an so schroffen und unzugänglichen Wänden gelegen sind, daß man von unten nicht zu ihnen hinanklimmen kann, so lassen sich die Leute von oben hinab in Körben und an Stricken dazu herunter. Die alten Adler haben täglich ihre Stunden, in denen sie regelmäßig vom Neste entfernt auf der Jagd sind, um ihren Jungen Nahrung zu holen; diese Stunden passen die Menschen ab, um ihnen den Gegenstand ihrer liebenden Sorgfalt zu rauben. Da es sich aber oft ereignet, daß sie nicht so schnell damit zu Stande kommen, und daß die Alten unerwartet zurückkehren und den Räubern die Beute streitig machen, so bewaffnen diese sich gegen solche unversehene, wüthende Angriffe mit einer Pistole oder einem alten Säbel, und es hat bei dieser Gelegenheit schon oft harte Sträuße gegeben. Horace Vernet muß von diesem killarney'schen Adlersneste nichts wissen, sonst hätte er uns gewiß schon ein interessantes Bild davon gegeben. Bis ein solches einmal auf der Pariser Ausstellung erscheint, wollen wir es hier vorläufig treu nach der Natur entwerfen, da wir, wenn auch nicht jenen Vorfall selbst, doch den Schauplatz dazu durch ein Perspectiv von unserm Boote aus so genau sahen, als wenn wir ganz dicht davor ständen.

Das Nest liegt aus alten und jungen Reisern gebildet auf der kleinen Platte eines Felsenvorsprungs, nach unten geht es einige hundert Fuß senkrecht hinab, und unten in der Tiefe gewahrt man das blinkende, braunkrystallene Wasser des Killarney-Sees; nach oben geht es eben so schroff hinauf. An einem alten, zusammengeknoteten Strick, den unsichtbare Hände irgendwo halten, schwebt über diesem Abgrunde eines dieser irdischen Wesen, die mit mehr natürlicher Unbehülflichkeit ausgestattet sind, als alle andern, und denen ihre Habgier mehr Kühnheit und künstliche Gewandtheit gibt, als alle andern besitzen, d. h. ein Mensch. Er hat einen Fuß auf die Felsenkante gesetzt und bückt sich, theils um sich vor den Angriffen der alten Adler zu schützen, theils um die Jungen, die er bereits bei der Gurgel gefaßt hat, völlig zu sich heran zu reißen. Mit der Rechten führt er mit seinem alten Säbel so eben einen Streich gegen den Adler, der sich am kühnsten und nächsten heran gewagt hat, aus; die Federn des armen Thieres fliegen, es ist die Mutter. Ihr Flügelschlag umrauscht den erblassenden und erschreckt auf sie hinblickenden Menschen ganz nahe, und sie schnappt mit dem krummen Schnabel in die blanke Klinge hinein. Der andere Adler, das Männchen, ist klug dem Streiche ausgewichen, und hält sich zurück. Das eine der Jungen ist aus dem Neste gesprungen und ist unbehülflich zum Rande des Felsens pipend und schreiend hingehupft.

Ich glaube alle diese außerordentlichen Situationen würden hinreichend im Stande seyn, die Phantasie eines Malers aufzuregen und ein höchst malerisches Bild zu schaffen. Als Rahmen könnte dieses ganze Bild von einer der verschiedenen, alten, knorrigen Eichen eingefaßt werden, die hie und da in den schroffen Felsen wurzeln und seit Jahrhunderten mit mächtigem, gedrungenem Stamme daran emporstreben.

Auf diese Weise nehmen die Menschen schon seit langen Jahren immer diesem alten Adlerpaare seine Jungen weg. Wir hatten einen Jäger bei uns, der behauptete, er habe diesen Fang schon seit 20 Jahren mitgemacht; es sey seit dieser Zeit immer dasselbe Adlerpaar, versicherte er, gewesen. Ich fragte ihn, wie er das wissen könne. Er sagte, sie könnten sehr gut die verschiedenen Adlerpaare von einander unterscheiden, und wenn es ein neues wäre, so würden sie, die sie dieselben das ganze Jahr hindurch aus der Nähe und Ferne beobachteten, dieß sofort erkennen. Dieses Paar hielten sie für das älteste in der ganzen Gegend, denn ihre Federn hätten schon außerordentlich verblichene Farben. Nachdem die Jungen

ihnen geraubt seyen, umflatterten sie dann gewöhnlich Tag und Nacht schreiend eine halbe Woche lang und oft länger ihr Nest, flögen hin und her und schienen die Jungen in der Gegend zu suchen. Das Merkwürdigste ist, daß die Alten nie dabei klug geworden sind, und ihr Nest nie geändert haben, vielmehr immer wieder ihre Eier in dasselbe Nest legen und ihre Jungen daselbst ausbrüten. Gewöhnlich sind es zwei Junge, zuweilen aber auch nur eines.

Da wir mehrere Zeugen vor uns hatten, und ihre Aussagen alle miteinander übereinstimmten, so schienen mir diese Dinge der Aufbewahrung werth. — In der That ist die seit zwanzig Jahren jeden Frühling wiederkehrende treue Liebe und der jeden Sommer sich wiederholende Schmerz des alten Adlerpaars ein höchst melancholischer Gedanke.

Die Jäger sagten, daß es sich ereignet habe, daß von den weggefangenen und zahm gemachten Adlern zuweilen der eine oder andere seine Freiheit wieder erlangt habe und in die Wildniß zurückgekehrt sey. Diese zahmen Adler seyen aber dann jedesmal von den wilden angegriffen und getödtet worden.

Auch diesen Umstand bestätigten noch alle, daß die Adler die Hasen gewöhnlich den Ziegen vorzögen, entweder weil der Hase ihnen besser mundete, oder weil die Ziegen, welche sich zusammen halten, ihre Jungen besser vertheidigen. Gewöhnlich gehen beide, Männchen und Weibchen, zugleich auf diese Jagd und greifen den Hasen vereinigt an, indem sie ihn in eine wilde Felsengegend treiben, wo dann der eine unter und der andere über dem Hasen fliegt, so daß, wenn er dem untern entgeht, er dem obern in die Krallen fallen muß.

Durch schmale Wasserpässe, in denen das Wasser sich rascher bewegt, und die von schönen Bäumen überschattet und von halb zerfallenen Brückenbögen überbaut waren, kamen wir nach einigen Stunden Arbeit in den Turk-See. Hie und da wurde am Ufer einer Insel ausgestiegen und ein alter schöner Baum besehen, oder ein Echo probirt, und als wir endlich aus dem Turk-See durch einen abermaligen Engpaß in den „Großen See" gekommen waren, wurde ganz ausgestiegen und im Rasen unter alten Arbutus-Bäumen das Mittagsmahl bereitet. Es mundete vortrefflich, die kalte Küche, das Ale, der Bergthau, und wir sandten auch unsern sechs Ruderern gute Portionen; die Speise nahmen sie mit Dank an, aber die Getränke wiesen sie mit Ernst und Entschiedenheit zurück. Sie waren alle sechs sammt und sonders Temperancemen. Wir baten, sie möchten wenigstens doch unser Ale sich gefallen lassen, aber sie wollten keinen Tropfen davon anrühren und schöpften das Seewasser als Trank zu ihrem Fleisch und Brod. Ich fragte sie, ob es ihnen denn nicht leid thäte, da es doch so frisch auf dem Wasser sey, daß sie ihrem Gelübde zufolge sich nicht mit einem etwas kräftigeren und feurigeren Trank erquicken und erwärmen könnten. Sie sagten, nicht im geringsten, es fiele ihnen gar nicht ein, dieß zu bedauern, und sie hätten „no temptation at all" (nicht die geringste Versuchung dazu). Sie entbehrten auch in der Kälte die hitzigen Getränke nicht mehr, und befänden sich unvergleichlich besser, seitdem sie solche gar nicht mehr genößen. — Mein Officier und ich schämten uns diesen Leuten gegenüber noch selber weiter zu trinken, und ich glaube, es blieb ein guter Rest mehr in der Flasche, als ohne sie darin geblieben wäre. So ist das Beispiel der wohlthätigen Mäßigkeit also ansteckend.

Mein Freund war entschieden für die Mäßigkeit in der Armee, und meinte, es sey der jetzige irische Temperance-soldat durchaus ein weit besser disciplinirter als der frühere Whiskey-Soldat, und die Verbrechen und Strafen in seinem Regimente hätten sich nach Vater Mathews Sittenreform wenigstens um die Hälfte, wo nicht um zwei Drittel vermindert. „In the old drinking-time" (in der alten Trinkerzeit) hätte er seinen täglichen Aerger und Noth in seiner Barracke gehabt, jetzt könne er aber seinen vierzehntägigen Urlaub mit viel größerer Muße genießen, und habe nicht nöthig mit Sorgen an seine Compagnie zurückzudenken.

Wir fuhren nun auf der Wasserfläche des großen Sees dahin. Wie bei den obern Seen die Adler, die Arbutus und die mit Ginster bedeckten, gelb, weiß und schwarz gestreiften Inseln, so spielen nun auf diesen untern Seen der berühmte Ritter O'Donnahue und die von ihm umlaufenden Sagen die Hauptrolle.

(Schluß folgt.)

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken.

Kazrun.

Jeder Reisende wird sich bei dem Anblick dieser Stadt und der sie umgebenden Ebenen in seiner Erwartung getäuscht finden; die Stadt ist fast nichts als ein Haufen von Ruinen, enthält auch nichts Merkwürdiges oder Interessantes. Die Ebene sah jetzt verbrannt und unfruchtbar aus, obgleich in der passenden Jahreszeit hier viel Weizen und Gerste gezogen wird, deren Felder vorzüglich durch Canäle bewässert werden, denn es gibt wenig oder gar kein Quellwasser in dem Thale von Kazrun. Diese unterirdischen Canäle sind ziemlich die einzige Art nützlicher Anstalt, welche, trotz der Kosten, noch jetzt in Persien angelegt wird, und zwar aus dem Grunde, weil der so erworbene Besitz geschützt wird und der Ertrag bedeutend ist und bald erfolgt, weßhalb sie auch in der Regel von hohen Staatsbeamten erbaut werden, die das auf diese Weise herbeigeführte Wasser sehr theuer verkaufen. Noch vor kurzem sind einige neue Canäle in dem Thale von Kazrun angelegt worden, und man kann sich eine Idee von dem Ertrage eines solchen Besitzthums machen, wenn man erfährt, daß die schwache Quelle zu Dalaki 4000 Rupien jährlich einbringt, und daß ein jüngst von dem Statthalter geöffneter Canal wenigstens fünf- bis sechsmal so viel Wasser liefert. Unter andern bewässert dieser Canal auch einen Garten, der die schönsten bittern und süßen Pomeranzen-, Pompelmusen-, Citronen- und Granatapfelbäume enthält, die man nur in dieser Gegend antrifft. Weiter nach Norden, auf der Hochebene von Persien, gelangen

die Pomeranzen nicht zur vollkommenen Reife; aber im Ueberflusse wachsen sie an den Gestaden des kaspischen Meeres.

Kazrun ist ein bedeutender Marktplatz für die in der Nachbarschaft gezogenen Pferde, welche man sehr schätzt, weil sie noch viel arabisches Blut haben. Man hat jüngst die besten als Remonte für die englische Reiterei in Indien aufgekauft.

Die Stadt ist ferner berühmt wegen ihrer Pehlewans oder Ringer und wegen einer Art Vogelfänger, welche die Sperlinge und andere kleine Vögel auf eine ganz sonderbare Weise fangen. Die Kämpfe der erstern sind schon oft beschrieben worden, und wer die indischen Ringer gesehen hat, für den ist es nichts Außerordentliches. Die Art des Vogelfangs ist sehr sinnreich, und auf den ersten Augenblick könnte man denken, es sey eine Art von Bezauberung, durch welche die Vogelfänger den Vögeln befehlen, in ihr Netz zu fliegen. Die ganze Sache ist übrigens sehr einfach: die Erfahrung lehrt, daß die Vögel zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Richtung in Schwärmen von den Orten, wo sie ihre Nahrung suchen, nach ihrer Schlafstelle zurückfliegen. In diese Linie wird ein Netz aufgespannt, welches so eingerichtet ist, daß es von einer verborgenen Person zugezogen werden kann; dieser Linie entlang stehen eine Menge Pfähle in zwei Reihen; es scheint aber nicht, daß sie einen andern Zweck hätten, als die Beförderung der Täuschung. Wenn sich ein Zug solcher Vögel nähert, so wirft eine ebenfalls versteckte Person einen Stein oder Erdklumpen über sie weg und gibt zugleich einen gellenden Ton von sich, der mit dem eines Habichts Aehnlichkeit hat, worauf die kleinen Vögel sich sogleich niedersenken und nahe an dem Boden in die Oeffnung des Netzes hineinfliegen, das nun zugezogen wird, und so fängt man zuweilen einen, zuweilen viele Sperlinge. Uebrigens gelingt der Fang nicht allemal, denn als die Vogelfänger zu unserer Belustigung ihre Kunst uns zeigen wollten, waren sie eben nicht besonders glücklich.

In der Nähe von Kazrun hält sich ein räuberischer Stamm auf, welcher lange Zeit hindurch sehr gefährlich war und die Reisenden oft ausplünderte. Sie lebten in blutiger Fehde mit den Kazrunern, die beständig auf ihrer Hut seyn mußten. In der neuesten Zeit hat man diese Räuber etwas mehr im Zaume zu halten verstanden. Ein bedeutender Raubmord, den sie einige Zeit vor unserer Ankunft begangen hatten, bewog endlich den Fürsten von Schiras Truppen zum Einfangen der Thäter abzusenden, und man war wirklich so glücklich, drei Männer nebst einigen Frauen und Kindern einzufangen.

Diese Maaßregel hatte den besten Erfolg; das Vieh, welches sie dem Statthalter gestohlen hatten, wurde alsbald zurückgebracht und die Bitte hinzugefügt, daß er sich für sie bei dem Fürsten verwenden möchte. Man schloß hierauf eine Art Vertrag mit ihnen ab, durch welchen sie sich verbindlich machten, künftig nicht mehr auf der Landstraße zu rauben, und seitdem ist die Gefahr nicht mehr so groß als sie früher war. Die Maaßregel des Einfangens der Weiber und Kinder ist jederzeit von dem besten Erfolge, wenn man solche wilde Raubstämme zur Ordnung zurückführen will; sie bewies sich auch in Indien sehr wirksam, und da sie ein eben so menschliches als zweckmäßiges Mittel ist, so verdient sie, wo möglich, in allen solchen Fällen angewendet zu werden.

Miscellen.

Einwendung eines alten Indianers gegen das Christenthum. Ein christlicher Missionär, selbst Indianer (s. Nr. 161), predigte vor einiger Zeit einem nordwärts von Canada wohnenden Indianerstamm das Christenthum, und wurde schweigend und mit Achtung, wie dieß bei Indianern Sitte ist, angehört. Als er mit seiner Predigt zu Ende war, stand einer der Häuptlinge auf und redete den Missionär folgendermaßen an: „Die christliche Religion ist ohne Zweifel eine sehr gute Religion, aber sie ist für den weißen Mann gemacht, obwohl auch dieser sein Benehmen nicht sehr nach ihren Vorschriften einzurichten scheint. Aber Gott hat eine andere Religion für den rothen Mann gemacht, und es ist viel besser für ihn, wenn er dieser folgt. Zum Beweis hievon will ich dir eine Begebenheit erzählen, die mit einem Indianer eines andern Stammes sich zutrug; dieser hatte das Christenthum angenommen, starb und blieb drei Tage lang todt. Als man ihn aber begraben wollte, erwachte er wieder zum Leben, und erzählte dann, daß er in den letzten drei Tagen im Himmel der Christen sich befunden und dort sehr glücklich gewesen sey; als ihn aber Gott endlich unter den Weißen erblickte, fragte er ihn, wie er hieher komme? er erwiederte, er habe den christlichen Glauben angenommen, sey in diesem gestorben und komme nun natürlich in den christlichen Himmel. Gott sagte ihm dann aber, er sey ganz unrecht daran, denn die christliche Religion und der christliche Himmel seyen nur für weiße Leute; er möchte augenblicklich den christlichen Himmel verlassen, auf die Erde zurückgehen und der Religion seiner Väter folgen; bei seinem Tode werde er dann in den Himmel der rothen Männer aufgenommen werden und dort die Freuden der Jagd mit einer Menge Wild genießen. Der Indianer entsagte der neuen Religion, kehrte zur alten zurück, lebte noch lange nachher und starb in einem guten hohen Alter. Du siehst also, fuhr der Häuptling fort, ich kann nicht daran denken, die Religion des rothen Mannes für die des weißen zu verlassen, denn wie der Indianer, dessen Geschichte ich euch erzählt habe, könnte ich von dem Allmächtigen aus dem Himmel der Weißen fortgewiesen werden, indem ich kein Recht hätte da zu seyn; wenn mir dann aber nicht auch zugleich Gelegenheit gegeben würde, auf die Erde zurückzukehren und den Himmel des rothen Mannes durch die Rückkehr zu meiner Religion zu gewinnen, so liefe ich Gefahr, beide zu verlieren." Diese Rede des Häuptlings machte einen solchen Eindruck auf die heidnischen Zuhörer aus dem Stamm, daß alle weitern Bemühungen des Missionärs vergeblich waren. (Buckinghams Canada.)

Unterseeischer Vulcan. In der Sitzung der französischen Akademie am 15 Mai theilte Hr. Celoron de Blainville die Nachricht mit, daß am 7 März um 4 Uhr Nachmittags ein unterseeischer Vulcan zwischen den Inseln Marie Galante und Guadeloupe ausgebrochen sey; eine große Säule schwärzlichen Wassers wurde zu einer bedeutenden Höhe ausgestoßen und der See weit umher mit Dunst bedeckt. Der Verfasser des Schreibens glaubt, daß Guadeloupe, nachdem dieß Sicherheitsventil eröffnet, jetzt vielleicht sicherer sey vor neuen Ausbrüchen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1843.

J. Kollars Reise in Ungarn.

J. Kollar, bekannt durch mehrere Schriften, namentlich durch seine unter dem Titel „Slawy Deera" erschienene Gedichtsammlung, ist in neuerer Zeit gewissermaßen der Vorsprecher der Slawen in Oberungarn gegen die Bedrängungen der Magyaren geworden. Was man auch zur Vertheidigung der Maaßregeln der letztern sagen mag, so wird man jedenfalls bekennen müssen, daß sie verletzend für die Slawen Ungarns sind, und selbst die neueste Schutzrede derselben von Lukacs geht von einer Voraussetzung aus, die, was sich auch juridisch dafür anführen lassen mag, factisch auf einen argen Irrthum hinausläuft. Der Streit hat sich von beiden Seiten erhitzt, und wenn die Magyaren von ihrem Recht als herrschende Nation des Landes reden, so gehen die Slawen andrerseits von der Ansicht aus, daß die Magyaren Eindringlinge seyen und das Land ursprünglich den Slawen gehöre. So wie man auf so schroffe Ansichten hinausgekommen, ist an Verständigung nicht zu denken, und man hat die einfache Erwägung, daß man einmal neben einander leben und darum suchen müsse, möglichst erträglich zu leben, nur allzu oft außer Acht gelassen. Auch Kollar hat in dem Streite, nicht bloß gegen die Magyaren, sondern auch gegen die Deutschen nicht immer Maaß gehalten,*) und eine Gereiztheit der Stimmung, ein etwas gar zu weit getriebenes Herausheben der Slawen zeigt sich auch in dem Buche, aus dem wir die nachstehenden Bruchstücke entnehmen, auf jeder Seite. Die Bewegung der Slawen in Ungarn, Böhmen und Illyrien hat seit zehn Jahren in einem raschen Verhältniß zugenommen, und trotz einiger Bestrebungen sie zu hemmen, ist sie noch nicht am Endpunkt angelangt. Es ist immerhin interessant, die Ansichten und Bemerkungen eines in diesem Streite so lebhaft betheiligten Mannes, wie Kollar, zu vernehmen, und obgleich die das öffentliche Leben in Ungarn bewegenden Fragen in dieser Reiseskizze nur obenhin erwähnt werden, so halten wir es doch nicht für unpassend, den Theil seiner Reise von Pesth bis Triest, welcher in vier Abtheilungen zerfallt, und auch manches antiquarisch Interessante mittheilt, hier einzuschalten.

*) Der Redacteur des Auslandes sieht sich, da Hr. Kollar in dem hier erwähnten Buche auch seiner gedacht und ihm nicht weniger als dritthalb Seiten gewidmet hat, genöthigt einige Worte darüber zu sagen. Hr. Kollar wußte, daß ich Verfasser eines Aufsatzes in der Vierteljahrsschrift, „die slawischen Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland" sey, worin auf die Folgen des in Ungarn vor sich gehenden Streits aufmerksam gemacht wurde; er sah sich dadurch veranlaßt, mir auf seiner Durchreise durch Augsburg einen Besuch zu machen, hat aber in seiner Schrift unsere Unterredung in einer Weise dargestellt, um mich als einen Sonderling, einen Querkopf — Podiwin ist der böhmische Ausdruck — erscheinen zu lassen. Das möchte hingehen, daß er mir aber nebst einer „wunderlichen Figur, wie er sie in Deutschland nie gesehen" (podivvna, vv Nemcich nevvidana postavva) auch einen „Schnurrbart gleich einem Polen" (mat fauzy co Polak) andichtet, ob ich gleich in meinem Leben nie etwas anders als einen bescheiden zugestutzten Backenbart getragen, ist doch etwas arg. Wahrscheinlich sollte die äußerliche Sonderbarkeit der geistigen als Folie dienen. Ed. Widenmann.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Vesprym. — Keszel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

Am 7 Sept. früh Morgens verließ ich Pesth, gerade in dem Augenblick, wo man die Brücke öffnete, um Schiffe durchzulassen, und um 6 Uhr saß ich mit meinen zwei Freunden im Wagen. Ein gewisses Wohlgefühl durchdrang mein Innerstes mit jedem Peitschenknall, als das Rasseln des Wagens auf dem Pflaster von Ofen zu Ende ging, denn zwei arge Unannehmlichkeiten, den Staub von Pesth und den nationalen Wahnsinn, ließ ich immer weiter hinter mir. Längs der Donau, über Sachsendorf, Promontor und Tetin, wo noch immer die Spuren der unglücklichen Ueberschwemmung der Donau vom Jahre 1838 zu sehen sind, kamen wir um Mittag nach Marton-Vasar. Meine erste Sorge war hier, den berühmten Garten und die Bildersammlung der gräflich braunschweigischen Familie zu besuchen; beide übertrafen meine Erwartungen und bereiteten mich würdig vor auf die höheren Natur- und Kunstschönheiten, welche ich auf meiner weitern Reise, namentlich in Italien, bewundern sollte. Der hiesige Park ist einer der prächtigsten, die man in Ungarn sehen kann.

Auf die blühende Insel in demselben führte uns ein Nachen, der nicht mit Rudern, sondern von Seitenrädern, nach Art der Dampfboote eingerichtet, jedoch mit den Händen getrieben, fortbewegt wurde. Im hintern Theile des Schlosses befindet sich, 373 Stücke stark, die Gemäldesammlung, von denen einige in dem Katalog den Preis von 800 fl. Crt. angefügt haben. Es finden sich hier Werke von Kranach, Holbein, ein schöner Engel von Zuccarelli und anderes von italienischen Meistern. Meine Aufmerksamkeit zog namentlich ein Brustbild Kupecky's, von ihm selbst gemalt, auf sich; schon hatten alle die Gemäldesammlung längst verlassen, als ich immer noch in Gedanken versunken und allein mich dem Bildniß Kupecky's gegenüber befand. Das trübe Geschick Kupecky's war auf seinem finster erhabenen Gesichte ausgeprägt, und er scheint zu den Charakteren eines Tacitus, eines Juvenals gehört zu haben, deren Lächeln eine Drohung und ein Fluch ist. Zum Glück mißbrauchte er in seiner Kunst niemals seine mehr erworbenen als angebornen Eigenschaften. Sein böhmisches Auge trauert über das verlorene und zerrüttete Vaterland, denn um der Religion willen mußte er noch als unmündiges Kind im Schooße der Mutter nach Ungarn flüchten, im Jahre 1667. Den italienischen Glanz und Farbenzauber wußte Niemand so wie Kupecky mit nordischer Kraft zu paaren; darum haben seine Porträts verdientermaßen einen europäischen Ruf erlangt. Zwei Slawen hatten große Verdienste um Kupecky: der Pole Alexander Sobieski, welcher ihn zu Rom aus der Dunkelheit zog, und Zaar Peter von Rußland, welcher ihn sehr liebte, ehrte und seine Arbeiten aufkaufte. Kupecky, sein Zeitgenosse, der Slowacke Bogdan, und drei Slavonier, Frederico Benkowich, Losenko u. s. w. haben der Welt hinreichend die Fähigkeiten unseres Volkes, nicht bloß, wie man behaupten will, zum Pflug und Ackerbau, sondern auch zum Pinsel und zur Malerei bewiesen. Was wären diese Männer für unser Volk gewesen, wenn wir eine nationale Malerschule, eine Akademie und Gemäldesammlungen gehabt hätten; wenn sie nicht genöthigt gewesen wären, sich den Fremden anzuschließen, sondern wenn sie den slawischen Volksgeist bewahrt, für unser Volk gearbeitet, es gebildet und verherrlicht hätten; jedes zerrissene und zertheilte Volk ist unglücklich, es lebt nicht und stirbt nicht. Jeder seiner Söhne, der die erste angeborne Rohheit abstreift und aus dem Sumpfe des Pöbels zum Bewußtseyn eines freien und gebildeten Mannes sich emporarbeitet, ist, wenn er den Zustand und das Unglück seines Volks bedenkt, ein wahrer Märtyrer. Solche Gedanken und Gefühle zerrissen mein Innerstes vor dem Bilde Kupecky's.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seen von Killarney in Irland.

(Schluß.)

Dieser O'Donnahue war ein mächtiger Ritter oder König, der vor Alters in einem schönen Schlosse, das man noch in Ruinen zerfallen am Ufer des Sees sieht, residirte, und seine Persönlichkeit und Thaten sind so außerordentlich gewesen, daß sie sich unvergeßlich dem Gedächtnisse des Volkes einprägten, und daß noch in diesem Augenblicke eine Menge Sagen von ihm erzählt werden. Unter den buntgestalteten Inseln des Sees, die in ihren Felsenbildungen alle etwas besonderes und auffallendes haben, erkennen die Leute noch die ganze Hauswirthschaft dieses Königs. So nennen sie einen Felsen „O'Donnahue's Pigeonhouse" (O'Donnahue's Taubenhaus). — Eine andere Insel, die ein großes, unterirdisches Gewölbe enthält, O'Donnahue's Gefängniß. Sonst konnte man noch in diese Höhle hineinkommen, jetzt aber ist sie allmählich mit Bogstuff (Torfstoff) fast vollgefüllt. Also selbst in die unterirdischen Gewölbe wie auf die erhabensten Felsenspitzen dringt dieser wunderbare Bogstuff, der hier ein wahrer Hans in allen Gassen ist. Der wunderbarste Felsen ist der, welcher O'Donnahue's Library (Bibliothek) genannt wird; er besteht aus einer Menge dünner, schmaler Steinschichten, die vielfach zerrissen und in geschichteten Trümmern über einander geworfen sind, was in der That gerade das Ansehen von über einander polternden Büchern hat. „Sogar die holy bible liegt oben drauf!" sagte einer unsrer Ruderer, als wir vorüberfuhren, indem er auf einen der dicksten Steine zeigte, welcher der oberste war, und in seiner Form frappant genug einem großen Buche glich; „und dieß ist sein Lexikon!" sagte ein anderer, „mit einer Menge hard words darin" (hard bedeutet im Englischen hart, und auch schwierig.) Die weißen Schaumwellen, welche der See bei starkem Winde aufwirft, nennen sie O'Donnahue's weiße Rosse.

Manche dieser Inseln haben wirkliche Ruinen; bei manchen wird man zweifelhaft, ob man Ruinen eines künstlichen Menschenwerks oder nur Naturarbeit sieht, ebenso wie man bei den Erzählungen der Leute hie und da zweifelhaft wird, ob man Sage oder Geschichte hört.

Zuweilen soll noch jetzt O'Donnahue aus seinem Schlosse hervorreiten und seine Wirthschaft besehen. Er thut dieß an einem schönen Morgen, wenn noch die Strahlen der Morgenröthe mit den Nebeln der Nacht im Kampfe liegen. Er reitet dabei ein schönes, weißes, hellleuchtendes Roß und galloppirt damit über den Spiegel des Sees, indem schöne Feen vor ihm herschweben und seinen Weg mit Blumen bestreuen. Während er über den See dahin fährt, stellt sich rings umher alles wieder in dem prächtigen Zustand her, in welchem es früher am See zu sehen war, sein Schloß, seine Bibliothek, sein Taubenhaus, sein Gefängniß. Wer ihn dabei sehen kann und wer den Muth hat ihm über dem Wasser hin zu folgen, den führt er selbst über die tiefsten Stellen des Sees trocken hinüber, und reitet mit ihm in den gegenüberliegenden Berg ein, wo er seine Schätze verborgen hat, die er überschaut und von denen er gastfreundlich und freigebig mittheilt. Noch bevor die Sonne selbst auf die Wellen des Sees blinkend hinabscheint, reitet er wieder zurück und verschwindet in seinen Schloßruinen. Es ist merkwürdig, wie sehr sich solche Sagen in allen Ländern gleichen. Am Harz haben wir für den bekannten Ilsenstein ganz ähnliche Sagen.

Die interessanteste von den Inseln dieses größeren Sees

ist die, welche den Namen „Innisfallen" hat. Sie ist die größte von allen und über und über mit den auserlesensten alten Bäumen bedeckt, welche wie in einem Parke bequem und in weiten Zwischenräumen neben einander stehen, und unter ihnen befindet sich der schönste Weideplatz für die Kühe und Schafe, welche sie beweiden. Die Bäume sind zum Theil Eichen, meistens aber alte herrliche Eichen.

Auch sah ich hier die ältesten und größten Stechpalmen, welche mir je zu Gesichte kamen; eine hatte 12 Fuß im Umfange und ein mächtiges und ausgebreitetes Gezweige wie eine Eiche. Wenn man die kleinen Stechpalmen gesehen hat, welche nur kümmerlich ihr Leben fristen in dem Jardin des plantes in Paris, und die man dort nur mit Mühe fortbringt, so weiß man dergleichen in Irland um so besser zu schätzen. Dabei hatte diese Stechpalme das Eigenthümliche, daß sie abwechselnd stachlichte und nicht stachlichte Blätter an ihren Zweigen trug. Eine der mächtigen Eichen ward im verflossenen Winter durch einen Sturm umgeworfen und in ihrem Falle hatten ihre Wurzeln ein großes Felsstück von nicht weniger als 20 Fuß im Umfange, das sie in ihrem Wachsthum umklammert hatte mit fortgerissen und von den übrigen Felsen getrennt. Sie hielt es noch jetzt in ihrer umgestürzten Situation mit ihren Wurzeln fest umklammert.

Auch die Ruinen einer ehemaligen Abtei, Grotten, Dickichte von Immergrün und andere unterhaltende und interessante Dinge befinden sich auf dieser Insel Innisfallen. Es ist dieß die Insel, von der Thomas Moore singt:

Sweet Innisfallen fare thee well,
May calm and sunshine long be thine!
How fair thou art let others tell,
While but to feel, how fair, is mine!

No more along thy shores to come,
But, on the worlds dim ocean tost,
Dream of thee sometimes as a home
Of sunshine I had seen and lost etc.

Wir landeten endlich nach einer Wasserfahrt von mindestens 14 Meilen bei der Ruine des Schlosses Roß-Castle, die nicht weit von Killarney unmittelbar am Ufer des Sees liegt, und von deren Mauern man einen hübschen Rückblick auf diese durchfahrenen Seen und ihre reizende Inseln selbst genießen kann. Die Mauern waren rings von Ephen umrankt, und das Besterhaltene in diesem Schlosse waren die Einfassungen des alten großen Kamins in der Haupthalle, welche deutlich genug zeigten, daß auch schon in alten Zeiten den Leuten hier ihre Fireside theuer gewesen seyn muß. Nur brannten damals noch nicht New-Castle'sche Steinkohlen, sondern große Holzstämme darin, wie man das noch diesen Augenblick in Frankreich sieht.

Am Abend verwandelten sich unsere Ruderer und Adlerräuber in Schreiber, denn wir hatten sie gebeten, uns die hübschen Lieder schriftlich aufzusetzen, die sie auf dem See gesungen. Obgleich sie uns versichert hatten, die schwierige Kunst des Schreibens auf der Schule vortrefflich gelernt zu haben, und obgleich sie uns in der That auch ganze Bogen voll geschrieben brachten, so konnten wir doch so wenig davon entziffern, als wäre es alte druidische Runenschrift gewesen und die schönen Lieder blieben für uns ungefangene Fische.

Die Besucher von Killarney pflegen sonst gewöhnlich sich 6 bis 8 Tage Zeit zu nehmen, um alle die Reize der Gegend hier recht durchzugenießen. Da müssen noch die malerischen Ruinen einiger Schlösser in der Nachbarschaft besucht werden, alsdann muß man den hohen Berg Mangerton besteigen und in den kleinen, runden See, der sich auf seinem Gipfel befindet, den Finger stecken, um sich zu überzeugen, daß es wahr ist, daß er, wie man sagt, Winter und Sommer über immer eiskaltes Wasser hat, weßhalb er auch und seiner runden Form wegen vom Volke „des Teufels Punschbowle" genannt wird. Allein dieß Detailstudium der Gegend lag nicht in meinem Plane, und am andern Morgen früh machte ich mich wieder auf den Weg, um über die hübschen Küstenorte Kenmare und Bantry nach Cork zu reisen.

Wanderungen auf den Cykladen.

(Von Buchon.) *)

Naxos; Besuch von Apano Castro und Apollonia.

Um nach dem zerstörten Schlosse von Apano Castro zu gelangen, muß man durch Felsen hinaufsteigen nach der Höhe eines Berges, der einerseits schroff abfällt, andrerseits aber nach Drymalia zu sich ziemlich allmählich abflacht. Dieß alte Schloß, von fränkischer Bauart, hat eine doppelte Ummallung. Die Mauern der ersten sind nach der Seite von Drymalia zu durch einen ungeheuren runden, mit Schießscharten versehenen Thurm geschlossen, der sich durch eine dicke Zwischenmauer an einen zweiten Thurm anschließt. Der runde Thurm ist in seinem äußern Theil sehr gut erhalten. Oberhalb der äußern Ummallung ist die zweite, die das feste Schloß einschließt, dessen Stelle noch durch einige Reste von Thürmen und Cisternen bezeichnet ist. Die Lage ist ungemein fest, namentlich auf der dem Berge Zeos gegenüberliegenden Seite. Eine kleine auf der Spitze des Felsens gelegene Kirche trägt Spuren eines hellenischen Tempels und enthält eine Menge antiker Marmorfragmente. Auf der andern Seite sind die Ueberreste eines hellenischen Thurmes aus unbehauenen Steinen. Diese Ruine hat über 30 Fuß Länge und 5 bis 6 Fuß Höhe. Von hier folgte ich der Mauer bis dahin, wo eine kleine Thüre durch einen sehr schwierigen Weg zur Veste hinausführt. Nach Pater Saulger, der die Geschichte der alten Herzoge des Archipels schrieb, wäre dieß Schloß von Marco Sanudo, dem dritten Herzog der Cykladen von 1244 bis 1255 erbaut worden, um die Bewohner von Naxos im Zaume zu halten, von denen er so eben einen Aufstand bei Gelegenheit der Aufhebung eines Altars des St. Pachys (d. h. des Dicken) unterdrückt hatte. „Das Volk," erzählt Saulger, „strömte in Masse herbei, namentlich die Mütter, deren Kinder mager und krank waren. Sie riefen mit frommem Eifer sehr häufig ihren großen Heiligen an, und steckten das Kind wiederholt durch ein in einem großen Stein angebrachtes Loch, das man noch zeigt, in der Ueberzeugung, daß sie dann bald wieder dick und stark werden würden." Marco Sanudo

*) Revue de Paris vom 28 Mai.

wollte diesen verehrten Altar umstürzen, die Bewohner des Flecken und der Pyrgos von Drymalia empörten sich aber, und Marco, um sie für die Zukunft im Zaume zu halten, ließ das Schloß von Apano Castro bauen, welches dieß Thal beherrscht.

Wir stiegen nun auf der entgegengesetzten Seite, als wir hinaufgestiegen waren, wieder herab. Der Weg ist abscheulich, aber man wird für seine Anstrengungen entschädigt, sobald man an den Abhang des Hügels kommt, welcher in das reizende, wiewohl enge Thal von Kalamitzia hinabführt. Die Lazaristen haben hier von den Jesuiten ein am Anfang des Thales gelegenes sehr schönes Haus geerbt, das in italienischem Styl mit großen schönen Treppen, die nach den Gärten hinabführen, gebaut ist. Der Garten ist nach Art der alten französischen Gärten mit Grotten, Terrassen, springenden Wassern angelegt, und mit einer Menge Citronen-, Orangen- und Granatbäumen besetzt, die, in Verbindung mit dem überall reichlich vorhandenen Wasser, diesen Garten in der großen Hitze zu einem wahrhaft zauberischen Aufenthalt machen. Wir nahmen hier ein kleines Mahl ein, und kosteten den herrlichen Wein des benachbarten Dorfes Perato, dem man, als den besten auf dieser dem Bacchus geheiligten Insel, den Namen Bacchuswein gegeben hat. Nach kurzer Ruhe bestiegen wir wieder unsere Maulthiere, um den Rückweg anzutreten.

Auf das schmale, zierliche Thal von Kalamitzia folgt das offene und nicht minder freundliche Thal von Melanes, das durch eine Menge Bäche bewässert ist. Wir stiegen ab, zogen von Höhe zu Höhe, von Thal zu Thal, von Bach zu Bach, bald an den Baumzweigen uns fortschwingend, bald uns so gut wie möglich einen Weg über die Bäche bahnend, und besuchten nacheinander die lachendsten Gärten von Melanes, sämmtlich mit den schönsten Bäumen bedeckt, unter denen Tausende von Bisamcitronen durch ihre erstaunliche Größe sich auszeichnen; alle sind von kleinen Bächen bewässert, und fast alle so gut unterhalten, wie die Gärten von Kalamitzia. In dem Thal von Melanes findet sich auch ein Haus, das noch jetzt Effendico, das Herrenhaus, heißt und den Herzogen von Naxos als Lustort diente.

Meine Absicht war, mich nach dem Besuche der schönen Gärten von Melanes über Santa Elena nach dem Thal von Engares zu begeben, wo unsere Lazaristen gleichfalls Besitzungen haben, und welches, wie der Pater Sauger sagt, der lachendste und reizendste Theil der Insel Naxos ist, aber der Tag ging zu Ende, und wir kehrten durch ein schmales Thal nach der Ebene von Langadia und dann nach der Stadt zurück.

Wir hatten jetzt noch eine der interessantesten Merkwürdigkeiten der Insel, die Ruinen der Stadt Apollonia, zu sehen, so wie die Trümmer einer kolossalen Statue, die seit dem höchsten Alterthum vor ihrer Vollendung mitten in dem Marmorbruche, aus dem sie gehauen worden, aufgegeben worden war. Da dieser Ort gerade auf der entgegengesetzten Seite der Stadt Naxos liegt, so bestiegen wir unsern Kutter, und da das Wetter sehr schön war, so befanden wir uns nach vierthalbstündiger Fahrt um 2½ Uhr Nachmittags in der Bay von Apollonia. In einer Art Aulon,*) das durch den Berg Calogera abgeschlossen ist, befindet sich ein kleiner gegen die Nordostwinde nicht geschützter Hafen, wo kein Fahrzeug sicher anlegen kann; dieß ist der Hafen von Apollonia. Rasch ansteigende Berge umgeben den Hafen amphitheatralisch von allen Seiten.

*) Dieß ist die Stelle, wo die ein Thal bildenden Bergabhänge zusammenstoßen.

Ein kleiner Fluß von etwa 30 Fuß Breite fließt längs dem Abhang des Calogera bis beinahe ans Meer, acht oder zehn Fuß aber, ehe er in dasselbe fällt, verschwindet er im Sande, so daß man zwischen dem Meere und dem Flusse trockenen Fußes durchgehen kann. Ehe man an diese Stelle kommt, findet man große Marmorstücke an dem Ufer zerstreut, und einige Schritte davon bemerkt man die Reste einer hellenischen Mauer, die als Molo oder als Kai diente. In der Nähe sieht man unter dem Wasser die Reste eines Dymmes. Steigt man hier das Ufer hinauf, so findet man landeinwärts, etwa eine Viertelstunde vom Ufer, einen ehemals benützten Marmorbruch, wo man durch ein sinnreiches Verfahren die Stücke in der nöthigen Größe leicht und einfach, wie aus einem weichen Stein, herausholte.

Ein ungeheurer Marmorblock liegt mitten im Grase, nur wenige Schritte von der Stelle, aus der er losgelöst wurde; auch entspricht die leere Stelle in der Felsenwand genau der Größe des Blocks, der etwa 36 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und etwas weniger Dicke hat. Der Meißel des Bildhauers hat schon sein Werk am Block begonnen; man bemerkt einen oben etwas platten Kopf, eine hohe Stirne, zwei Höhlungen für die Augen, zwei Erhöhungen an den Seiten für die Ohren, eine Nase, die von der Stirn gerade hinabläuft, aber unterhalb der beiden Ohren ist ein Riß im Marmor, der bis ans Gesicht vorläuft, und dieser hat wahrscheinlich die Arbeit des Bildhauers unterbrochen. Er ist hier ohne Zweifel auf eine böse Ader gestoßen, die bei einem ungeschickten Meißelhieb gesprungen ist. Der Mund ist gleichfalls nur angedeutet, wie die Augen. Dann kommt ein oval zugestutzter Bart; die Schultern sind gleichfalls nur angedeutet, die Arme sollten, wie bei den ägyptischen und äginetischen Statuen, am Leibe anliegen, und nur die Vorderarme sollten etwas vorwärts gestreckt seyn. Ein Mantel sollte den Körper einschließen und die Falten sind auch merklich bis unter den rechten Schenkel, auf dem das Gewicht der Statue zu ruhen hatte. Der linke Fuß ist auf dem nur zwei Fuß dicken Piedestal etwas voraus gestellt. Es war dieß ohne Zweifel eine Statue Jupiters, in der ältern Zeit der griechischen Sculptur für irgend einen großen Tempel bestimmt und wegen des Risses am Kopfe aufgegeben.

Steigt man von diesem Steinbruch hinab zwischen dem Calogera und dem Marmorberg, so gelangt man an die Stelle der alten Stadt, die den Namen Apollonia getragen zu haben scheint, wie der Berg selbst nach einer noch erhaltenen Inschrift dem Apollo geweiht war. Reste von Mauern, Cisternen und Wasserleitungen zeigen allein die Stelle der alten Stadt und der Akropolis an. Ich blieb vier Stunden, um die Einzelnheiten genau zu untersuchen. Auf einem Felsenvorsprunge sitzend schaute ich voll innigen Vergnügens hinaus auf das schöne offene Meer vor mir, auf die beiden Inseln Pathmos und Samos, die es in der Ferne einschlossen, und auf unsern kleinen Kutter, der in den von der Abendsonne beleuchteten Wogen sich wiegte. Meine Freunde hatten inzwischen ihre Excursion gleichfalls fortgesetzt und beendigt, der eine hatte einige Aussichten aufgenommen, der andere gejagt. Sie kamen zu mir auf meinen Felsen, unsere Matrosen holten uns in der Bucht mit unserer kleinen Jölle ab und bald waren wir an Bord unseres Kutters. Wir brachten einen angenehmen Abend vor Anker zu, ruhten bei einem vortrefflichen Mahl von unsern Anstrengungen aus und genossen dann auf dem Verdeck die balsamische Abendluft, die der Wind uns zufächelte, bis wir um 10 Uhr Abends die Anker lichteten, um auf die Insel Amorgos zuzusteuer

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Ehe.

Obgleich wenige oder keine Ceremonien mit der Heurath verbunden sind, so wird doch das Herkommen hinsichtlich verheuratheter Frauen streng und feierlich beobachtet. Keine Heurath oder Verbindung fürs Leben findet statt, ehe nicht die jungen Leute ein gewisses Alter, achtzehn bis zwanzig Jahre, etwa mit einem geringen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern, erreicht haben. Es ist indeß nicht selten, daß ein Kind zur Ehe versprochen wird, und dann ist sie „tapu," bis sie das geeignete Alter erreicht hat. Der Freiwerber gelangt zu seinem Zweck entweder durch eine lange Bewerbung, „e-aru-aru," wenn das Mädchen ihm anfangs ihre Neigung nicht schenken will, oder wenn sie geneigt ist, durch ein geheimes Zwicken der Hände, was von beiden Seiten die Bejahung ausspricht. Letzteres heißt Ropa. Hat das Mädchen zwei Freiwerber mit gleichen Ansprüchen, so daß weder sie noch ihr Vater einen Ausspruch thun will, so wird eine E-puna-rua angeordnet, d. h. jeder zieht an dem einen Arm des Mädchens und der Stärkere bleibt Sieger, wobei denn manchmal dem armen Mädchen der Arm ausgerenkt wird. Vielweiberei ist nicht verboten, aber sehr ungewöhnlich: hie und da hat ein Häuptling zwei, sogar drei Frauen, meist aber nur eine. Ehebruch von Seite der Frau wird mit Tod bestraft, wovon ich selbst mehrere Beispiele gesehen habe; wo unter dem Einfluß der Europäer und Missionäre die einheimischen Gesetze in diesem Punkte wieder streng geworden sind, stellt der Ehemann seine Frau völlig nackt öffentlich aus, und versöhnt sich dann mit ihr. In einem Pa, nahe am Nordcap dieser Insel, hatte die Frau eines angesehenen Häuptlings dieß Verbrechen begangen. Der Häuptling, ein Christ, über die ihm zugefügte Beleidigung wüthend, wollte sich von ihr scheiden; die Frau aber erklärte, daß sie dann sich selbst erhängen würde, und hätte auch ohne Zweifel Wort gehalten. Was war zu thun? Der Fall wurde mit den Missionären besprochen, und nach einigen Tagen verzieh der Mann seiner Frau und nahm sie zurück.

Der Ehebrecher sucht oft sein Heil in der Flucht: ist er niederer Classe oder ein Sklave, so hat er sein Leben verwirkt; ist er ein Häuptling oder sonst eine einflußreiche Person, so kann ihn das Vergeltungsrecht nicht erreichen; ist er von anderem Stamme, so entsteht ein Krieg daraus. Letztere Fälle sind selten, meistens sind es Sklaven, die sich des Verbrechens schuldig machen, und diese sind von Niemand geschützt. Ist der Mann treulos, so wird seine Geliebte manchmal von seiner Frau getödtet, jedenfalls aber nackt ausgezogen. Dieß geschieht öfters von den Verwandten der Frau dem Manne, wenn diesen nicht sein Rang schützt. Manchmal begeht der Ehemann Selbstmord aus Furcht vor den Folgen. Ein merkwürdiger Fall dieser Art kam zu meiner Kenntniß, den ich erzählen will, weil er auch in anderer Beziehung interessant ist. Als wir von Kawia nach dem Waipadistrict zogen, begleitete uns ein Häuptling, Namens Te Waro. Dieser war in Vandiemensland gewesen, hatte dort die englischen Gesetze kennen gelernt, und beschlossen, solche in vollem Umfang in seinem Gebiet einzuführen. Als wir in Kawia waren, erklärte ihm Capitän Symonds, der damalige Sicherheitsbeamte, den neuen Stand der Dinge in Neuseeland, und namentlich, daß sie nicht mehr die Verbrecher selbst abstrafen, sondern sie der Gerechtigkeit überliefern sollten. Der Häuptling versprach dieß in seinem Stamme zu thun. Als wir nachher zu des Häuptlings Wohnung am Waipafluß kamen, entschied Cap. Symonds über einige Vergehen von Einzelnen gegen englische Ansiedler, und sobald dieß geschehen war, rief der Häuptling ein Mädchen zu sich, trat vor und sagte zu uns: „ich versprach euch, eure Gesetze anzuerkennen, weil sie gut sind, und ich will mein Versprechen halten. Dieß Mädchen hat einen Mord begangen. Ihr Bruder hatte einen verbotenen Verkehr mit einer Sklavin, und als die Sache bekannt wurde, fürchtete er die Folgen von Seiten der Verwandten seiner Frau, und erschoß sich. Die Schwester fand die Sklavin vorige Nacht im Wald, und tödtete sie um ihres Bruders Tod zu rächen. Nehmt das Mädchen und richtet sie nach euren Gesetzen." Das Mädchen war Te Waro's Tochter! Man kann sich die Scene denken. Vor ihm stand das Mädchen und vertheidigte ihre Sache mit Festigkeit,

obgleich sich hie und da eine Thräne aus ihrem Auge stahl. Sie bemerkte ganz richtig, sie habe dem Gesetz der Eingebornen gemäß gehandelt, indem die Sklavin die Ursache des Todes ihres Bruders gewesen. Aber Te Waro wollte davon nichts hören. Als der Richter das Mädchen nach Auckland zu schicken sich weigerte, wollte Te Waro sich selbst der Gerechtigkeit überliefern, als der nächste Verwandte, und ließ sich nur schwer überzeugen, daß eine solche Stellvertretung unsern Gesetzen zuwider sey. Dieser Fall zeigt, wie sehr die Eingebornen die neue Ordnung der Dinge zu schätzen wissen, und wie leicht man sie ganz damit versöhnen könnte. Dieß war ein Stamm tief im Innern und keineswegs in fortdauerndem Verkehr mit Europäern oder Missionären.;

Die Frau wird von dem Manne gut behandelt; sie ist seine stete Gefährtin, und übernimmt die Sorge für die Pflanzungen, die Fabrication der Matten, so wie die Kinder. Der Mann baut das Haus, geht zum Fischen und in den Krieg; aber selbst hier ist oft die Frau seine Gefährtin, und wartet entweder in der Nachbarschaft den Ausgang des Kampfes ab, oder spornt auch wohl die Männer selbst dazu an. Ehescheidung kommt kaum vor, außer im Fall von Ehebruch. Wittwen sind Tapu, bis die Knochen des Mannes von dem Fleische gereinigt und an ihre letzte Ruhestätte gebracht sind; *) dasselbe ist der Fall mit dem Wittwer. Nach dieser Ceremonie werden sie noa oder frei. Wittwen von Arikis oder erblichen Häuptlingen behalten Zeitlebens den größten Einfluß über den Stamm und übertragen denselben auf den Häuptling, den sie heurathen. Beispiele von Selbstmord bei dem Tode eines Gatten, namentlich wenn er ein „großer Mann" war, sind nicht ungewöhnlich, und Hängen scheint die Lieblingsmethode des Selbstmords.

Mädchen können, ehe sie heurathen, ihre Gunst nach Gefallen verschenken — eine Erlaubniß, die, so lange sie in ihrem ursprünglichen Zustande waren, vielleicht nicht mißbraucht wurde, da die Verbindung selbst mit Europäern für eine gewisse Zeit bindend war. Nachher wurden die Mädchen ein Handelsartikel bei den Häuptlingen an den Seeplätzen, da sie den Verkauf der Frauen als das leichteste Mittel ansahen, sich Waaren zu verschaffen. Indeß sind Eltern, Verwandte und die Mädchen selbst sehr darauf bedacht, gesetzliche Ehebündnisse mit Weißen einzugehen, und Ausschweifung liegt nicht in ihrem Charakter. Sind die Bande in irgend einer Weise fest geknüpft, so werden sie von den Frauen mit Zuneigung und Treue beobachtet. Kindermord ist dann ungewöhnlich. Ich kenne solche Ehen, aus denen sechs Kinder hervorgingen. Es ist eine der schönsten Mischlingsracen, die es gibt, indeß behalten sie, namentlich was Farbe und Eigenthümlichkeiten des Haares und der Augen betrifft, viel von der Mutter. Sie sind gewöhnlich ihrem Stamme sehr ergeben und wie natürlich mit der Sprache der Eingebornen besser bekannt, als mit dem Englischen. Ihre Anzahl auf den Inseln beträgt etwa 400. Ein Europäer, der eine Eingeborne zur Frau hat, erhält natürlich den vollen Schutz ihres Vaters, und wenn der letztere ein mächtiger Häuptling ist, so kann sein Schwiegersohn einen großen Einfluß ausüben, da die Eingebornen gewöhnlich an ihren Enkeln große Freude haben. Verbindungen dieser Art wurden, selbst wenn das Paar regelmäßig getraut war, von den Missionaren, die gar zu gerne das Volk, dem sie das Evangelium predigen sollen, als eine untergeordnete Race ansehen, sehr unklugerweise mit Verachtung behandelt, wobei sie freilich auch die Absicht gehabt haben mögen, dem Einfluß schlechter Menschen, die sich auf diese Weise mit einem Stamm verbunden hatten, entgegenzuarbeiten. Indeß sind, nach meiner eigenen Erfahrung, mehrere dieser Ehen sehr gut ausgeschlagen, und da bei den Eingebornen die weibliche Bevölkerung das Uebergewicht über die männliche zu haben scheint, so kann dieß ein Auskunftsmittel gegen größere Uebel in anderen Colonien, wo ein Mangel an Frauen vorhanden ist, abgeben, und zu einer Verschmelzung der Racen führen, was ich für das Wünschenswertheste halte.

*) Was erst im Verlaufe eines Jahrs geschieht.

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Weßprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Fortsetzung.)

Linker Hand von unserm Weg blickte uns nach einiger Zeit der See und das Dorf Benatky (Venedig) entgegen, denn so muß man eigentlich in unsrer (der slawischen) Sprache das magyarische Velentze nennen. Es ist dieß ein ziemlich langer, schmaler, sumpfiger See, an dessen einem Ende das Dorf Benatky erbaut ist, dessen Name ohne Zweifel von dem ähnlich gelegenen italienischen Venedig entlehnt wurde. In Stuhlweißenburg (slaw. Belohrad, ungar. Szekes-Fejervar) besichtigten wir, der Kirche gegenüber, das dasige Casino, mit artigen, jedoch von Tabaksrauch geschwärzten Zimmern. In einem derselben lagen auf dem Tische eine Menge magyarischer und deutscher Tagblätter und Zeitschriften, aber illyrische, böhmische und überhaupt slawische suchte ich in Weßprym, Kanize u. s. w. vergebens, obwohl in Croatien in jeder Leseanstalt auch magyarische Zeitschriften zu finden sind. Man gab uns in diesem Casino ein Buch, unsere Namen einzuschreiben; als wir dieß, ich in böhmischer Sprache, thaten, und uns dann in den Wagen setzten, umringte uns nicht nur auf der Straße ein Schwarm von Gaffern, sondern auch alle im Casino damals anwesenden Magyaren, Adel und Officiere, stellten sich auf die Galerie und an die Fenster und blickten uns in kleinstädtischer Weise nach, bis wir ihnen aus den Augen verschwanden.

Es gibt einige schreckenvolle Orte auf der Erde, denen sich jeder Wanderer nur mit Bangigkeit nähert; aber weder Scylla noch Charybdis im Meere, noch die todbringenden Lawinen in der Schweiz, noch die mit Räubern angefüllten Abruzzen Italiens flößen dem Fremden einen solchen Schrecken ein, wie der Wald, welcher sich jetzt vor uns auszubreiten anfing,

der von den Magyaren sogenannte Bakonyer-Wald. Je mehr wir uns Wesprym näherten, destomehr tröstete und ermunterte einer den andern, und desto mehr sprachen wir uns Muth ein, denn wo wir auch hinkamen, da redete man uns von nichts als von Mördern und Räubern, von Kerkern und Galgen. Die furchtbaren Namen Schobri, Milfay, Mogor, Kiraly, Pap Andor, die Erzählungen von ihren Raubthaten und Hinrichtungen erklangen in allen Gasthöfen. Diese Räuber bestehen meist aus Schweinehirten (magyar. Kanasch), mit denen sich manchmal desertirte Soldaten und relegirte Studenten verbinden. Sie leben in einer größeren, durch Gesetze geordneten Gemeinschaft, die über mehrere Landstriche und Comitate verzweigt ist, damit gestohlene Sachen desto leichter verborgen werden können. Eine Wildschur oder Bunda, ein Sack und ein Tabaksbeutel, ein Messer, eine Axt, zwei Pistolen im Gürtel und ein Doppelgewehr zur Seite, das ist ihre Ausrüstung. Da und dort sieht man im dichten Walde ein Kreuz oder einen Haufen Steine, das sind ihre Tempel und ihre Richtstätten, wohin sie manchmal Priester oder Mönche aus den benachbarten Klöstern mit verbundenen Augen führen, damit er denjenigen von ihnen, die zum Tode verurtheilt sind, den letzten Trost gewähre, nach der bei dem Pöbel herrschenden Ansicht: dem Pfaffen das Seine und dem Teufel das Seine. Dem Geistlichen, wenn er gutwillig geht, geschieht nichts, ja er kehrt oft noch beschenkt zurück; aber wehe der Pfarre oder dem Kloster, die ihnen diesen Dienst verweigern; in der nächsten Nacht sind sie gewiß in Asche gelegt. Wir kümmerten uns um dieß alles nicht, fuhren unbesorgt durch die dichten Wälder und die öden Fluren in der hellen Mondnacht, oft unter Gesang, so daß wir erst um Mitternacht in Wesprym anlangten, wo Freunde und Bekannte uns bis 11 Uhr erwartet hatten, und uns mit Musik und Gesang bewillkommnen wollten.

Am 8 Sept. eilte ich gleich nachdem ich aufgestanden, nach der Veste und dem Thurme, wo der Wächter die verschlafenen Augen weit aufriß, und über die Ankunft eines solchen Gastes nicht wenig erstaunte. Es liegt in einer Eigenthümlichkeit meiner Natur, daß ich allenthalben, wo ich kann, den höchsten Punkt zu ersteigen mich bemühe, um von hier aus mit einemmal zuerst das Ganze, und dann die einzelnen Theile zu unterscheiden, und so ein volles Bild dem Gedächtniß einzuprägen. Ich erinnere mich lebhaft, wie mir schon als Knabe das Hinaufsteigen auf Höhen und Berggipfel, auf Bäume und Thürme eine besondere Freude machte. Ganze Stunden brachte ich zu in solcher Höhe, einsam in seligen Träumen und Betrachtungen. Die Burg von Wesprym hat Aehnlichkeit mit der Veste von Ofen, nur ist sie viel kleiner; Burg, Thurm und sonstige Gebäude tragen den Stempel türkischer Baukunst. Die Aussicht von diesem Thurm ist entzückend, getrübt jedoch im Norden durch den nahen Bakonyer- (ursprünglich wohl Bukony, Buchen-) Wald, das bekannte Nest magyarischer Räuber. Aus den Chroniken ist bekannt, daß hier schon vor der Ankunft der Magyaren ein Städtchen und ein christlicher Tempel stand, von dem slawischen Fürsten Kocel erbaut; minder klar ist, woher bei dem Volke und den Chronisten die Sage entstand, daß hier ein alter slawischer Königssitz gewesen sey. Den Namen Wesprym leiten die Deutschen von Weißbrunn ab, und zeigen auch wirklich in der Vorstadt eine Quelle, welche „Fons Leprosorum" (magyar. Arany-Kut) genannt wird, und bei manchen Krankheiten, namentlich Aussatz, heilsam wirkt. Die Slawen behaupten, hier habe Wes Perunowa (Peruns Dorf) gestanden.

Zwischen 8 und 9 Uhr besuchten wir den hochwürdigen Kanonikus Karl Bogdan, obwohl er eben erst seine Morgenandacht vollendet hatte. Als er unsere slawische Anrede vernahm, wollte der ehrwürdige Greis anfangs seinen Augen und Ohren nicht trauen, denn die slawische, hier von den Magyaren verachtete Sprache wird namentlich von Gebildeten nur selten gehört. Als er aber uns erkannt hatte, strahlte sein Gesicht vor Freude; so lange ich lebe, habe ich das Slawische nicht schöner, würdiger und trostreicher aus einem Munde fließen hören wie hier. Aus jedem Worte ersah man, daß Hr. Bogdan, obwohl, wie er selbst scherzend bemerkte, wie auf die Insel Pathmos verurtheilt, doch fleißig tschechoslawische Bücher las und mitten unter Magyaren ein Freund seiner Muttersprache geblieben ist. Er sprach eine halbe Stunde lang über Gesetzgebung, namentlich über die, welche den Magyarismus betrifft, und der kurze Inbegriff seiner Worte war: jeder weise Gesetzgeber muß darauf achten, daß er vier Dinge nicht verletze, erstens die Religion, zweitens die Sprache und Nationalität, drittens die Gewohnheiten und viertens die alten Gesetze." Und mit besonderer Beziehung auf den geistlichen Stand bemerkte er: „Gott gab den Aposteln die Gabe verschiedener Sprachen, damit sie jedem Volke in der ihm angebornen Sprache das Evangelium verkündigten; so lange in der Kirche auch nur noch eine alte Frau von slawischem Stamm sich findet, so muß der Geistliche sie in slawischer Sprache unterrichten, trösten und erbauen." Ein solches Wort aus dem ehrwürdigen Munde eines am Grabe stehenden Greises machte schon an und für sich einen großen Eindruck, aber dieser Eindruck verwandelte sich in tiefe Rührung, als er bei unserem Weggehen uns den Segen ertheilte mit dem Auftrag, in seinem Namen alle jungen Slowaken zu grüßen und zur Ausdauer in der jetzigen Anfechtung zu ermahnen.

Die Freude, welche mir der Besuch bei dem hochwürdigen Hrn. Bogdan gemacht hatte, wurde mir gleich bei der Zurückkunft in den Gasthof durch eine unangenehme Verletzung meines Nationalgefühls verbittert. Wir trafen nämlich auf dem Wege mit einem jungen Tschechen oder Mähren aus Olmütz, einem verdienstlichen Musiker, zusammen, der seit einigen Jahren Chorregent in Wesprym geworden war; wir redeten den Tschechen tschechisch an, erhielten aber eine deutsche Antwort, und erst als wir beharrten, ließ er sich später auch in seiner Muttersprache vernehmen. Unverständige Scham, sich in fremdem Lande seines eigenen Volks und seiner Sprache zu schämen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch das Land der Mammasenni oder Khogills, eines Lurenstammes. Von Baron Clem. de Bode.

Der Verfasser theilte seine Reise in der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft mit und bemerkte im Eingange, daß Hr. v. Hammer in seiner Abhandlung über Persien bemerkt habe, der beste geographische Bericht über die Straße durch Chusistan sey der Zug Timurs, wie er von Scherifeddin Ali in seiner Geschichte Timurs beschrieben werde, aber dieser ganze Bericht nimmt nicht mehr als 13 Zeilen ein, und Baron Cl. de Bode glaubt deßhalb, daß seine Mittheilungen über diese Straße den Bericht von Timurs Zuge vervollständigen und denen, die an geographischen Forschungen Antheil nehmen, nicht unwillkommen seyn würden. Die hier geschilderte Straße ist die von Kazrun nach Behbehan. „Ich hatte, beginnt der Reisende, die Höhle besucht, welche die kolossale Statue Schapurs in den Bergen dieses Namens enthält, bei Fackellicht das Labyrinth in Augenschein genommen, und stieg nun am 21 Januar 1841 in das Thal hinab, wo ich dem Laufe des Flusses Schapur, welcher hier mit Geröhricht und andern Wasserpflanzen fast angefüllt ist, in ostnordöstlicher Richtung folgte. Dieser Fluß entspringt in den Bergen von Piri-Zen, durchzieht das Thal Deschti Beri, bricht sich Bahn durch die Berge von Kuteli Dochter und bewässert dann die schöne Ebene von Kazrun, worauf er sich hinter die Berge von Kemeridsch verliert.“ Nachdem sich der Reisende zuerst ostwärts, dann nordwärts vom Schapur gewendet, gelangte er zu dem Lager eines Mammasenni-Häuptlings. Hier überlieferten ihn die Führer, die ihn von Kazrun hergeleitet hatten, dem Häuptling, und erhielten von diesem eine Bestätigung, daß der Reisende sicher und gesund in dessen Zelt angelangt sey. „Ich hatte, sagt Baron Cl. de Bode, diese Methode mich wie einen Waarenballen von Hand zu Hand, von Station zu Station, von Stamm zu Stamm übergeben zu lassen, auf meiner ganzen Reise durch diesen wilden Landstrich angenommen, und nie Ursache diese Vorsicht zu bedauern, da somit die letzte Person, welche einen Schein über mein Leben und meine Gesundheit gegeben hatte, für meine Sicherheit verantwortlich wurde.“

In dem Reiseberichte wird sodann das Lager und das schöne Thal von Bum beschrieben, das zwischen Weingärten und Granatäpfelbäumen rechts und einem wilden Landstrich links liegt, welcher letztere bis zum persischen Golf reicht, und nur von Löwen und andern wilden Thieren bewohnt wird. Auf dem Weiterzuge gegen Norden erreichte er die Ebene von Sarai Behram, an deren Eingang ein Basrelief im Felsen ausgehauen ist. Der Fluß Behram entspringt am Fuße des mit Sculpturen bedeckten Felsens und läuft nach der Ebene in nordwestlicher Richtung. Nakschi Rustam wird als ein sehr malerischer Ort beschrieben, jenseits dessen die Ebene sich erweitert. Etwas weiterhin kam er an den Ruinen von Nobendschan vorüber, ehemals eine blühende Stadt, wo Timur anhielt, ehe er Kaleh Sefid (das weiße Schloß) belagerte. Der nächste Ort, nach welchem der Reisende kam, war Nurabad. Dieß Fort ist von vier Bastionen flankirt. Ringsumher sind die Rohrhütten und Zelte der Mamasenni, die zu dem Stamm der Bekeisch gehören. Die Ebene von Behram mag fünf Stunden lang und eine breit seyn. Etwa acht (englische) Meilen gegen Nordosten sind die Ruinen des von den persischen Dichtern und Geschichtschreibern so hoch gerühmten Kaleh Sefid. Von Nurabad führt der Weg nordwärts über die Berge, welche die Ebene hier einschließen, und steigt dann in nordwestlicher Richtung in das schöne Thal des Abi Schur hinab. Hier in einem der vier irdischen Paradiese der Perser wateten die Pferde ganz wörtlich in einem Meere von Narcissen. Reis, Gerste und Weizen werden hier gebaut, wo aber der Boden brach liegt, gewinnt die Narcisse die Oberhand und scheint Scheb-bewan, so wie die Ebenen von Bebehan zu ihrem Wohnsitz gemacht zu haben. Fahleyan war der nächste Ort; es ist ein ärmliches Städtchen von 60 bis 70 Häusern von zerfallenen Mauern eingeschlossen, war aber früher bedeutender. Die Stadt erhält ihr Wasser aus einem Canal, der von der schneebedeckten Kette jenseits Kaleh Sefid durch die Berge geleitet ist, 14 Meilen weit, denn das Wasser des Abi Schur ist, wie der Name anzeigt, brackisch. Das Land ist sehr fruchtbar und liefert in der Winterernte 25- bis 50fach, aber es fehlt an Händen zum Anbau. Sesam wird hier gebaut, der hundertfältig trägt.

Von Fahleyan aus setzte der Reisende durch eine Furt über den Abi Schur und besuchte einen Imamzadeh, wo er aber nichts als einige Steine mit kufischen Inschriften fand. Dann ging er durch Dschehar-Basar und das Thal von Scheb-bewan. Der Abi Schur entspringt in den Schneebergen von Ardikan, bahnt sich einen Weg durch die Berge westlich von Fahlegan und fällt in den persischen Meerbusen. Nun kam der Reisende in das Thal des Sir-abi-Sudschah, anfangs angebaut, dann ein bloßer Sumpf, setzte über den Abi Schur und kam in westsüdwestlicher Richtung nach dem Thal von Bascht. Hier ist ein Schloß, das den mittelalterlichen Feudalschlössern gleicht und von den Wohnungen der Vasallen umgeben ist. Hier wurde der Reisende gastfrei aufgenommen. Von Bascht aus führt der Weg durch ein steiniges Thal voll Eichen, wilder Mandelbäume in Blüthe, und Kukuars, einem dem südlichen Persien eigenthümlichem Baum. Bis nach Dughumbesan ist es 27 (englische) Meilen von Basch, und man findet auf diesem ganzen Striche weder Wohnungen noch Wasser, obgleich sich allenthalben Spuren finden, daß hier Dörfer standen und unterirdische Canäle unterhalten waren. Dughumbesan ist ein zerstörtes Karawanserai. Da der Ort wegen der räuberischen Sitten der benachbarten Bergbewohner nicht für sehr sicher gilt, so wurde die Nacht unter den Waffen zugebracht und am nächsten Morgen sehr früh wieder aufgebrochen. Nach einem Marsch durch ein sieben Meilen langes Thal geht es wieder aufwärts und man kommt in ein anderes von dem Fluß Schemsi-Arab bewässertes Thal. Wenn man diesen Fluß überschritten hat, kommt man in die Ebene von Lischter, wo Timur, seinem Geschichtschreiber Scherifeddin zufolge, eine Zeitlang lagerte. Von Dughumbesan bis Lischter war die Richtung westlich gewesen, jetzt wurde sie südwestlich und der Reisende kam bald an einen großen Fluß, Kheirabad genannt, von einem großen jetzt zerstörten Dorfe auf dem jenseitigen Ufer, es ist aber der Abi-Schirin in Timurs Marschroute, der Arosis der Alten und der Hindyan der neuen Zeit. Von diesem Fluß bis Bebehan beträgt die Entfernung nur 11 Meilen. (Litt. Gaz. vom 20 Mai. Ein späterer Theil dieser Reise ist in Nr. 49 v. d. J. mitgetheilt.)

Die goldenen Medaillen der Londoner geographischen Gesellschaft wurden in der Jahressitzung derselben am 22 Mai den HH. Symonds und Eyre ertheilt, dem ersten für seine Triangulation eines großen Theils von Palästina und der Bestimmung des Höhenunterschiedes zwischen dem todten Meere und dem See Tiberias, dem andern für seinen merkwürdigen Zug quer durch Australien von Osten nach Westen. (Athenäum vom 27 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1843.

Die irische Bewegung und das englische Parlament.

Es kann keinen deutlicheren Beweis geben, wie sehr die eigentliche Macht den Händen des Parlaments entsunken ist, als diese so drohend erstandene irische Bewegung. Während des Whigministeriums blieb Irland ruhig, und zum steigenden Verdrusse der Engländer im engeren Sinne war es O'Connell, welcher die Whigs im Ministerium erhielt, da er ihnen durch seinen irischen Anhang (his tail, wie man sich gewöhnlich ausdrückte) lange Zeit das Uebergewicht verschaffte. Es möchte wohl außer Zweifel seyn, daß die Art von Herrschaft, welche O'Connell auf diese Weise über England ausübte, die Impopularität der Whigs von Jahr zu Jahr steigerte, und nicht wenig dazu beitrug, die Wahlen des Jahres 1841 so unerwartet stark zu ihrem Nachtheil ausschlagen zu lassen. Die neue Regierung ist sehr sanft aufgetreten, so sanft, daß selbst Gegner, wie O'Connell, ihr anfangs keinen Vorwurf machten, aber nichtsdestoweniger war sie eine Toryregierung, vertrat die alten Ansichten staatskirchlicher Suprematie, die Hoffnungen der Orangisten wurden gesteigert, ihre Haltung stärker, die Justizverwaltung fiel wieder in ihre Hände, und mit dem Frieden Irlands war es aus. Warum? Sind die Gesetze seitdem anders geworden? Keineswegs, aber die Art der Ausführung wurde anders. Die Gesetze selbst sind dem jetzigen Zustand nicht mehr angemessen, sie athmen alle den Geist der staatskirchlichen Suprematie, und nur durch die allermildeste Auslegung und Anwendung verstoßen sie nicht unmittelbar gegen alle Neigungen und Ansichten des Volkes. Die Gesetze selbst zu ändern gestattete die Macht der Tories und das alte Herkommen, zum Theil die Neigungen ihrer eigenen Partei den Whigs nicht; ihnen blieb also kein anderer Ausweg, als das Gesetz durch die Art der Anwendung gewissermaßen zu umgehen. So wie die Tories ans Ruder kamen, ließen sie den Gesetzen ihren Lauf, und dann war der Bruch da.

Die Rolle, welche O'Connell bei dieser Sache spielt, ist merkwürdig genug. So laut er in den ersten Jahren der Whigregierung gewesen war, so sehr verstummte er nach und nach, als die Whigmajorität immer schwächer wurde, und der baldige Sturz derselben ihm kein Geheimniß mehr bleiben konnte. Daher seine feurigen Sendschreiben von Derrinane aus noch zu den Zeiten der Whigs: es waren die Rüstungen zum Kampf für den nahen, unvermeidlichen Amtsantritt der Tories. Als dieser eintrat, bedurfte es nur geringer Mühe, und die Repealbewegung begann mit einer Stärke, die ganz England in Erstaunen setzte. Es ist nicht unwichtig, die innern Beweggründe O'Connells etwas näher zu untersuchen, und obwohl wir hier natürlicher Weise mehr auf Vermuthungen angewiesen sind, so ist doch in England selbst die öffentliche Stimme zu geschäftig gewesen, ihm allerlei, zum Theil unehrenhafte Beweggründe unterzulegen, und man ist mit dem Namen „Rebell,“ „Aufwiegler“ u. s. w. nicht sparsam gewesen. Dennoch läßt sein Benehmen, so außerordentlich es erscheinen mag, eine sehr einfache Deutung zu. Bei dem Elend und der Aufregung Irlands, die einen agrarischen Krieg in umfassenderem Sinne als er seit den letzten 25 Jahren wüthete, in geringer Ferne befürchten lassen, muß das Heilmittel bei Zeiten gefunden werden, wenn nicht Irland und England sich vielleicht an den Wunden verbluten sollen, die sie sich gegenseitig schlagen. O'Connell ist nahe an 70 Jahre alt, seine Tage sind gezählt, und er ist ein Mann von zu grauer Erfahrung, um nicht klar einzusehen, daß nach ihm keiner im Stande ist, den aufgeregten Sinn der Bevölkerung zu beschwichtigen und zu leiten; keiner hat auch nur einen Schatten von dem Ansehen errungen, das er durch vierzigjährige Anstrengungen über sein Volk erworben hat, und er sagte darum auch in einer seiner neuesten Reden voraus, daß nach seinem Tode keine sechs Monate verfließen würden, ohne daß es zum Blutvergießen käme. Darum will er vor seinem Tode einen Zustand der Dinge erreichen, welcher einigermaßen die Gewähr einer Dauer in sich trägt. Diese Ueberzeugung und Ansicht theilen viele Personen vom mittleren und höheren Stande, und unterstützen ihn darum in seinen Bemühungen. Ob er wirklich die Aufhebung der Union erstrebt, oder ob diese nur das Schlagwort der Partei ist, kann uns hier gleichgültig seyn. Es handelt sich um wesentliche Verbesserung des Zustandes der ackerbauenden Classe, um Be-

schneidung der drohnenartig über Irland verbreiteten englischen Staatskirche, um Gesetze gegen die Absentees, welche das Land aussaugen u. s. w. Läßt sich dieß alles nicht ohne ein eigenes irisches Parlament erreichen; dann ist die Aufhebung der Union ohne Zweifel der Zweck O'Connells, die Erklärungen der englischen Minister und ihrer „Landjunkermajorität" mögen dagegen lauten wie sie wollen.

Anders möchte vielleicht die Sache stehen, wenn das englische Parlament wirklich noch in England geböte, aber Cobden ist als das Haupt der Anti-Corn-Law-League fast ein mächtigerer Mann geworden, als Peel selbst; eine andere Staatskunst macht sich geltend; bei den Tories findet sich Rang, Vermögen, Staatserfahrung, aber ihre Grundsätze sind rein verbraucht; man muß jetzt an die großen Mißbräuche rühren, und dieß können die Tories nicht, ohne ihrer Partei selbst untreu zu werden. O'Connell scheint jetzt auf dem Punkte zu stehen, sie zu zwingen, dieß Bekenntniß offen abzulegen und vom Schauplatz abzutreten, denn die parlamentarische Majorität gibt dem Willen des Ministeriums keine Kraft mehr.

(Schluß folgt.)

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Wesprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Fortsetzung.)

Auf der Reise durch das Stuhlweißenburger und Wesprymer Comitat fühlte ich mich durch traurige Erscheinungen und allerlei nationale Erinnerungen schmerzlich betroffen. In Stuhlweißenburg standen auf dem Markte zwei Wagen, ich glaube, mit Früchten oder Getreide beladen; als ich vorüberging, sah ich mich auf einmal von zwei Männern umgeben, welche mit einer gewissen Hast meine Hände zu fassen suchten, um sie zu küssen; ich zog die Hände fast unwillkürlich zurück, weil ich das Händeküssen unter Männern nie ausstehen konnte, und fragte: „Wer seyd ihr und was wollt ihr?" — „Wir sind aus Weleg." An ihrer Sprache und ihren Gesichtern erkannte ich sie jetzt, daß es die Abgeordneten von dem Kirchspiel Weleg waren, welche seit einiger Zeit alljährlich nach Pesth wandern zum Generalinspector der evangelischen Kirchen und Schulen und zu dem Convent mit der Bitte, daß man ihnen doch in der Kirche regelmäßig den Gottesdienst in slowenischer Sprache halten, und ihre Kinder in der Schule auch in dieser und nicht in der magyarischen Sprache unterrichte, namentlich in der Religion. Nun fragte ich sie: wie steht eure Sache? — „Ach, Herr!" erwiederten sie, „schlecht, von Jahr zu Jahr schlechter, keine Hülfe und keinen Rath; jetzt sind wir schon zehnmal in Oedenburg bei dem Hrn. Superintendenten gewesen, auf vielen Senioralversammlungen und häufig in Pesth, überall macht man uns Versprechungen, man erkennt unsere Bitte als billig an, aber es geschieht nichts." — „Und wie steht es in Lajos-Komarno aus?" — „Eben so wie bei uns. Stepan Wradec, ein ehrwürdiger Greis, starb kurze Zeit nach unmenschlichem Prügeln, als man ihm in Wesprym vor dem Comitatshause 24 Streiche mit dem Haselstock gab." — Guter Gott, dachte ich bei mir, also läßt die edle Wesprymer Gespannschaft lieber die Wildschützen und Räuber des Bakonyer Waldes, welche hier allenthalben Mord und Raub ausüben, unverfolgt und unbestraft, und prügelt dafür die Leute, welche ihre ihnen von Gott gegebene Sprache lieben! Das Dorf Weleg liegt nicht weit von Stuhlweißenburg gegen Norden, Lajos Komarno nicht sehr weit von Wesprym gegen Süden. Und so seufzen dort noch viele tschechoslowenische und wendische Dörfer unter diesem nationalen Wahnsinn und der Sprachentyrannei. Unser Volk hat seine Ehre und Würde vor der Welt verloren, weil es das Gefühl seiner Größe verlor, weil es in ewiger Uneinigkeit und Zerrissenheit lebend, an sich selbst verzweifelte, und seinem Beruf, durch Thaten groß und bedeutend zu werden, längst entsagte. In einer solchen Stimmung, getheilt zwischen Zorn und Schmerz, verließ ich Wesprym.

Von dieser Stadt zieht sich ein schlechtes, steiniges und unfruchtbares Land hin bis Petent und Kapoce. Fast im ganzen Szalader Comitat sahen wir kein freundliches, schönes Gesicht. Die Menschen sind von kleinem Wuchse aber kräftigem Bau, die ziemlich gleichmäßigen Gesichter sind finster, die Kleidung ähnlich denen der Milfays (Räuber). Mehrere Schloßtrümmer, rechts Hedesdymar, links Resiwar, Sigawar u. s. w. haben eine romantische Lage, und locken die Einbildungskraft zur Dichtung von Balladen oder zum Abfassen von Novellen und Romanen. In Egrice, einem Dorf in der Nähe des Plattensees, sammelten sich Schaaren von Schwalben zum Flug in südlichere Länder, und ihre Zahl war so ungeheuer, daß die ganze Kirche und der Thurm, ja selbst die benachbarten Häuser ganz von ihnen bedeckt waren. Wir betrachteten lange dieß interessante Schauspiel. Einige derselben schienen Königinnen und Heerführer, andere Gesandtinnen, welche fortflogen, um andere zu beaufsichtigen und zusammenzurufen, andere schienen über Ordnung und Sicherheit zu wachen.

Mit gespannter Erwartung betraten wir den Ort und das Gebiet, wo das Ackerbauinstitut, das sogenannte Georgikon, seit vielen Jahren blüht, d. h. Kostel oder magy. Kesthely. Die hiesigen Gelehrten leiten den Namen Kesthely, welcher im Magyarischen keine Wurzel und keine Bedeutung hat, von dem Lateinischen „Castellum" ab; wir erwähnen aber, daß hier slawonische Fürsten Priwina, Kocel und andere wohnten, Tempel oder Kostels (z. B. Moosburg, Fünfkirchen (pet kostelow) bauten, daß ferner die Magyaren unser o in verschiedenen Namen in e umwandelten, und also Kesthely wohl unser Kostel ist. Das hiesige Georgikon hat auf die Verschönerung und Verbesserung des umliegenden Landes durchaus keinen Einfluß geäußert, denn die hiesigen Wege sind schlecht, die Zäune um Gärten und Weinberge plump und vor Alter verfault, Acker- und Weinbau eben so wie an andern Orten eingerichtet. Die Anstalt selbst befindet sich in keinem guten Stande; Unreinlichkeit herrscht im Hofe, an den Mauern und in den Schulzimmern; dennoch zählte man im vorigen Jahre 63 Schüler

Der Pflanzgarten der Weinreben ist reich, denn er zählt über 800 Arten, eben so ist die Baumschule gut eingerichtet, indem die Bäume nach Geschlechtern, Gattungen und Arten nicht zerstreut, sondern regelmäßig nach der Ordnung neben einander gepflanzt sind, wodurch die Uebersicht und Kenntniß sehr erleichtert wird.

Gegen Abend kamen in den Gasthof auch einige der angesehensten Einwohner und die herrschaftlichen Beamten. Diese fragte ich, ob es weit nach Salawar sey? Sie erwiederten, zwei Stunden, aber um nach Kanize zu gehen, brauche man nicht den Weg über Salawar zu nehmen, denn es gebe einen kürzeren. Ich will aber das berühmte Salawar besuchen, um zu sehen, ob sich dort nicht einige alte Ruinen finden, an denen mir sehr viel liegt, denn es sind die Trümmer des ältesten christlichen Tempels im Lande. Einer der Anwesenden, ein Mann von ansehnlicher Gestalt, gebildeter und gesprächiger als die andern, Namens Fr. Speil, ein Deutscher aus Hohenzollern-Hechingen gebürtig, jetzt in Kesthely privatisirend, heftete sogleich die Augen auf mich und sagte: „mein Herr, ich war vor wenigen Tagen in Salawar beim dortigen Pfarrer; bei meinem Abgang forderte er mich auf, mit ihm einige alte merkwürdige Ruinen eines ehemaligen heidnischen Tempels in der Nähe des Dorfes am Flusse Sala zu besichtigen, indem das Comitat sie jetzt niederreißen lassen wolle, um mit den daraus gewonnenen Steinen die neuangelegte Straße zu pflastern. Dieses ganze Geschäft ist dem Hrn. Bodaim, dem Stuhlrichter, der hier in Kesthely wohnt, aufgetragen." — Diese Worte schnitten mir ins Herz und raubten mir Ruhe und Schlaf. Oh! wenn mich meine Ansichten nicht täuschen! sagte ich zu meinem Reisegefährten; wenn dieß die Ruinen des Schlosses und Tempels Priwinas wären? Ich nahm sogleich einen Führer und eilte zu dem mir bezeichneten Hrn. Stuhlrichter, um mich mit ihm über die Sache persönlich zu besprechen. Die Antwort seiner Frau, daß er nicht zu Hause sey und erst in der Nacht heimkehren werde, that mir nicht wenig leid. Wir nahmen frische Pferde und fuhren am andern Morgen zeitig nach dem fünf Viertelmeilen entfernten Salawar, gerade als der Administrator der dortigen Pfarre, Hr. Adalbert Göncz, in die Kirche zum Frühgottesdienst ging. Wir gingen eben dahin, und sahen theils in der Umgebung der Kirche, theils im Pfarrhofe Bruchstücke altchristlicher, da und dort mit Inschriften verzierter Steine, wodurch meine Neugierde wuchs. Die jetzige Kirche von Salawar ist größtentheils aus solchen Trümmern gebaut. In der Kirche selbst fiel mir die Tracht der hiesigen magyarischen Frauen auf. Ein Tuch hängt, wie ein weißer Schleier, vom Kopfe herab und bedeckt den halben Körper, was den Frauen ein eigenthümliches, halb weltliches, halb nonnenhaftes Ansehen gibt. Nach dem kurzen Gottesdienst eilten wir von der Höhe, auf welcher das Dorf Salawar steht, hinaus in das Thal, oder vielmehr in die sumpfige, mit Rohr, Binsen, Schilf und ähnlichen Pflanzen bewachsene Ebene. Die Straße führt auf einem gut angelegten Damme hin. Von ferne schon bemerkten wir Schaaren von Arbeitern, Schanzgräber, Lastträger und Fuhrleute, welche auf einem hohen, etwa eine Viertelstunde vom Dorf entfernten Platze sich herumtummelten. Das ist, das muß Priwinas Schloß und Kirche seyn, welches der Salzburger Chronist Privinae civitas, munimen, castrum in nemore et palude Salae, die Deutschen aber Morburg oder Moosburg nennen. Ich trat zu dem, welcher die Aufsicht über die ganze Arbeit führte, dem Hrn. Salesius Gaspar, Geistlichen vom Benedictinerorden und Administrator der Klostergüter, und bat ihn im Namen aller christlichen Slawen, er möchte den Bauleuten und Schanzgräbern befehlen, inne zu halten, und mir einige Augenblicke schenken, indem ich von einer wichtigen Sache mit ihm zu sprechen hätte. „Mein Herr," sagte ich dann, „dieser Ort sollte für uns heilig und unantastbar seyn; hier stand einer der ersten christlichen Tempel, welcher jetzt gerade vor tausend Jahren, im Jahre 840 durch den slawischen Fürsten Priwina errichtet wurde; im Jahre 850 wurde er durch Luipram (Luitprand?), Erzbischof von Salzburg, zu Ehren der Jungfrau Maria eingeweiht; der erste Priester bei demselben war ein gewisser Dominicus vom lateinischen Ritus; in dieser Kirche liegen die Gebeine des heiligen Martyrers Adrian begraben; im Jahre 861 feierte hier bei Kocel, dem Sohn Priwinas, der Erzbischof Adalwin von Salzburg, zu dessen Zeiten die Deutschen diese Stadt Morburk nannten, die heiligen Weihnachten; im Jahre 870 führte Methodius in diese Kirche den slawischen Ritus und die slawische Sprache ein. Italiener, Franzosen und Engländer ehren die Ruinen ihrer ersten christlichen Tempel als heilige Ueberreste, errichten Denkmale dabei, schützen sie gegen Regen, Wind und andere Unbilden durch Mauern und Dächer; es gebührt sich, daß auch wir auf gleiche Weise zeigen, daß wir das theure Geschenk des Christenthums zu schätzen wissen." Das waren diesem Manne und den übrigen hier wohnenden Christen ganz neue und unerhörte Dinge; Hr. Gaspar aber fühlte den Schmerz meines Herzens und die Wichtigkeit meiner Worte, traf nur noch einige Bauanordnungen, entfernte die Arbeiter, schickte unsern Fuhrmann nach Kesthely zurück und lud uns ein, in seiner Chaise nach dem Kloster oder der Abtei von Salawar zu fahren, welche ein kleines Stündchen entfernt in dem Dorfe Salapathy liegt, wohin sie nach der Zerstörung von Moosburg und namentlich in den Unruhen und den türkischen Kriegen verlegt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

(Letters in South America by J. P. and W. P. Robertson. London. 3 Vol.)

Erster Abschnitt.

Ich landete im Jahre 1815 zu Corrientes mit einer bedeutenden Waarenmasse, und fand, daß der Zustand von Verwirrung, Raub und Blutvergießen, der mit der Einnahme der Stadt durch die Räuberschaar des Artigas begonnen hatte, seit seinem Abzug etwas, aber nur ein wenig nachließ. Corrientes ist die Hauptstadt der großen und fruchtbaren Laplata-Provinz, welche unter dem Namen Entrerios bekannt ist, da sie zwischen dem Parana und Uruguay fast inselartig liegt. Der Handel von Corrientes besteht hauptsächlich aus Häuten und Wolle,

obgleich das Land auch Baumwolle, Zucker und prächtiges Bauholz erzeugt. Alle diese Waaren gehen nach Buenos-Ayres, woher man dagegen Geld und Manufacturwaaren erhält. Die durchschnittliche Ausfuhr dieser Provinz in friedlichen Zeiten betrug 500,000 Dollars jährlich, die Einfuhr 750,000. Aber diese Provinz war, wie ganz Südamerika, so lange der Schauplatz des Bürgerkriegs und der Verheerung gewesen, daß viele der größern Grundbesitzer ruinirt waren und alle in großen Schrecken vor den Einfällen des Artigas lebten. Er plünderte sie, jagte sie aus ihren Estancias fort und trieb das Vieh auf das östliche Ufer des Uruguay.*) Die Estancias wurden entvölkert, die Hirten als Soldaten mit fortgenommen, der Ackerbau wurde aufgegeben, die Indianer vom großen Chaco machten häufige Einfälle, die Rindvieh- und Pferdeheerden, welche zu zahlreich oder zu zerstreut waren, um systematisch aus dem Lande fortgetrieben zu werden, suchten Schutz in den Wäldern und wurden alzado oder wild; große Schaaren von Geyern sah man in den Lüften schweben, um die frisch geworfenen Kälber und Füllen zu verschlingen; wilde Hunde, Cimarrones genannt, durchstreiften Wölfen gleich in Rudeln das Land; die Häuser wurden verlassen, und selten traf man einen Gaucho, der nicht ein Mörder oder Räuber oder beides zugleich war. Alles, was fünf Leguas weit über die Stadt hinauslag, war von Menschen durchzogen, die vom Raube lebten, und keck mußte der Estanciero seyn, der selbst mit einer wohlbewaffneten Schaar von Sklaven und Dienern seine verödete und verlassene Wohnung zu besuchen wagte. Die mächtigen Wagen, mit denen man sonst die Häute von einer Estancia zur andern und nach den verschiedenen Häfen zur Ausfuhr brachte, waren entweder auseinander genommen oder dienten den herumstreifenden Plünderern als Zelte und Wohnungen. Diese lebten von dem Vieh, das sie mit ihren Lasos fangen konnten, tranken Branntwein, spielten und rauchten Cigarren, wenn sie einzelne oder ein Dorf ausgeplündert hatten. Artigas sah diesem Treiben zum mindesten durch die Finger, denn im Nothfall konnte er die zerstreuten Gauchos unter seinem Banner sammeln und sie in furchtbaren Schaaren täglich 25 Leguas weit nach jedem beliebigen Punkte oder gegen jeden Feind führen, den er angreifen wollte. War sein Zweck erreicht, so entließ er sie wieder, um sich die Kosten ihrer Unterhaltung zu sparen, und so ergossen sich die räuberischen Schaaren immer aufs neue über das Land.

Es ist indeß zu bemerken, daß der Charakter der Artigueño-Soldaten in dem Correntino etwas modificirt war. Dieser lebt in einem fast tropischen Klima und gleicht mehr dem benachbarten Paraguayer, als dem kühnen, entschlossenen Bewohner der Banda Oriental. Die Correntiner sind im Allgemeinen fügsamer und fleißiger, und wenn nicht besondere Umstände auf sie einwirken ein gutmüthiges, zuverlässiges Geschlecht. Trotz allem dem befand ich mich, — denn ich hatte eben erst meinen Bruder in Paraguay verlassen und Zuflucht in Corrientes gesucht, — in keiner sonderlich angenehmen Lage; nur der Name und ein Paß von Artigas ward geachtet und konnte Schutz gewähren; ich besaß diesen unentbehrlichen Schirm nicht, und wußte nicht, wie ich mich selbst schützen und meine Waaren verkaufen sollte, um endlich dieß von Bürgerkrieg und Verheerung so heimgesuchte Land zu verlassen.

Der Gouverneur von Corrientes, Obrist Mendez, war mein aufrichtiger Freund, ebenso die meisten achtungswerthen Bewohner des Orts, aber die Macht des Gouverneurs erstreckte sich nur über zwei oder drei Milizcompagnien, und je angesehener die Einwohner waren, desto mehr hatten sie von den Artigueños zu fürchten. Ich galt für einen der reichsten Einwohner, hätte also am meisten zu fürchten gehabt, wenn man nicht erfahren hätte, daß mir kürzlich Gunst und Schutz von Seite des Artigas zu Theil geworden sey. Dieß, so wie gelegentliche Schenkungen an Geld und Kisten mit Porterflaschen an die einflußreichsten Leute der Artigueño-Partei sprachen zu meinen Gunsten und retteten mich von manchen Gefahren, denen ich, meine Waaren und mein Gepäcke sonst ausgesetzt gewesen wäre. Dennoch lebte ich in einem Zustande steter Beunruhigung, denn ich sah, daß Laune, Bedürfniß, Habsucht, Völlerei oder persönliche Mißgunst jeden Augenblick eine Räuberschaar auf mich loslassen konnte.

In dieser kritischen Lage machte ich die Bekanntschaft mit einem der seltsamsten und verwegensten Menschen, die ich je sah. Als ich eines Abends unter dem Corridor meines Hauses saß, kam bis zu meinem Stuhl ein großer, grobknochiger, wildaussehender Mann in Gauchotracht herangeritten; zwei Reiterpistolen stacken in seinem Gürtel, ein Säbel in rostiger Stahlscheide hing an einem beschmutzten Gurt von halbgegerbtem Leder, sein Schnurr- und Knebelbart waren roth, ebenso sein ungekämmtes Haar, das durch den Schweiß wie zusammengeleimt und mit Staub gepudert war. Sein Gesicht war nicht nur fast bis zur Schwärze von der Sonne verbrannt, sondern voller Blasen bis an die Augen, während große Stücke verschrumpfter Haut von seinen ausgedörrten Lippen herabhingen. Er trug ein Paar einfache Ohrringe, eine gewöhnliche Schirmmütze, einen zerrissenen Poncho, blaue Jacke mit verblichenem rothem Vorstoß, ein großes Messer in einer Lederscheide, ein Paar Stiefel aus Füllenleder und rostige eiserne Sporen mit Rädern von anderthalb Zoll im Durchmesser. Sein Pferd war ein edles Thier, das stark schwitzte und keuchte, so daß die blutigen Seiten auf- und niedergingen und die Nasenlöcher sich ausdehnten; es kaute an seinem ungeheuren Gebiß, und stieß den Kopf auf und nieder bis es schäumte und sich und seinen Herrn überspritzte.

Hinter diesem Orlando Furioso ritt noch jemand, den er seinen Pagen nannte, aber einen solchen Pagen sah ich nie. Er war just das Seitenstück zu seinem Herrn, außer daß bei dem einen die Locken roth, bei dem andern glänzend schwarz waren, aber rauh und verwirrt, wie die ungekämmte Mähne eines eben von der Weide genommenen jungen Pferdes. Der Page ritt mit dem Kopf seines Pferdes bis an den Schweif des Pferdes seines Herrn, dann warfen beide die Zügel über die Köpfe ihrer abgejagten Thiere und stiegen ab.*) (Fortsetzung folgt.)

*) Artigas lag mit den Behörden von Buenos-Ayres im Kampfe, und spielte damals gegen Puyerredon ziemlich dieselbe Rolle, wie jetzt Fruct. Rivera gegen Rosas in Buenos-Ayres.

*) Wenn der Gaucho absteigen will, wirft er den Zügel über den Kopf des Pferdes, was daher kommt, daß er oft ganz wilde Pferde reitet, so daß er beim Absteigen den Zügel in der Hand haben muß, um das Thier zu bemeistern; wenn er die Vorderfüße seines Pferdes oberhalb der Fessel mit einem Lederriemen, Maneador genannt, gebunden hat, so läßt er die Zügel auf den Boden fallen und das Pferd ruhig an der Thüre stehen. Das Thier sucht manchmal, selbst auf diese Weise gefesselt, fortzukommen, macht mit seinen zusammengebundenen Vorderbeinen einige ungeschickte Sprünge, kommt mit den gefesselten Füßen in die herabhängenden Zügel und wird durch das ungeheure Gebiß, das bei den Gauchos im Gebrauch ist, so gehemmt, daß es bald zum Stehen kommt. Wenn der Gaucho kommt und es zurückholt, so nimmt er dem Pferde die Fesseln nicht ab, sondern nimmt nur die Zügel auf und läßt es bis zu der verlassenen Stelle sich nachhüpfen. Hier läßt er es abermals stehen und entfernt sich mit völliger Gleichgültigkeit. Selten sieht man einen Gaucho sein Pferd mit der Peitsche strafen, ob er es gleich bei dringender Eile oder beim Zähmen oft unbarmherzig spornt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1843.

Der Nachdruck in den Vereinigten Staaten.

Die Engländer sind hierauf wie natürlich sehr übel zu sprechen, und wie Dickens, so hat auch jetzt wieder im Athenäum (27 Mai) ein Engländer seinen Unmuth ausgelassen, unsrer Ansicht nach sehr mit Unrecht. So angemessen wir es finden, daß ein Schriftsteller Schutz gegen den Nachdruck in seinem Vaterlande finde, so wenig wird sich je ein Privilegium gegen den Nachdruck auch über die See hinüber geltend machen lassen, und alle Aufforderungen der Engländer an die Amerikaner, ein international law of copyright, eine internationale Uebereinkunft gegen den Nachdruck, einzuführen, wird stets scheitern. Englische Bücher sind theuer, ein, zwei, drei Pfund Sterling sind nichts seltenes, wer wird solche Preise in Amerika bezahlen? man wird es so wenig thun als in Deutschland; während jetzt eine Menge Werke Englands zu 10 bis 50,000 Exemplaren in Amerika abgesetzt werden, freilich zum Preise von ⅛, ¼, wenn es hoch kommt ½ bis 1 Dollar, und „Bücher müssen wohlfeil seyn in einem Lande, wo die lesenden Classen nicht reich seyn können," sagt der Verfasser des von uns angezogenen Schreibens, und erklärt damit auf einmal, warum die Amerikaner sich den englischen Bücherpreisen nicht unterwerfen wollen. Dabei kann er auch nicht in Abrede stellen, daß „diese ungeheure Verbreitung einer guten Literatur den öffentlichen Geist befruchten muß;" dagegen kann die Behauptung, daß dadurch die ächt amerikanischen belletristischen Schriftsteller ganz unterdrückt werden, gar nicht aufkommen, denn Amerika ist in seiner geistigen Entwicklung eigentlich noch gar nicht an der Belletristik, und ist in dieser Beziehung noch immer das Kind Englands. Was auch Schriftsteller und Verleger sagen mögen, es ist ein Glück, daß Amerika, wo wegen Zerstreutheit der Bevölkerung leicht eine Art Barbarei einreißen könnte, sich fort und fort mit europäischem Geiste nährt, und in das bis jetzt noch nothwendig materialistische Treiben der neuen Welt der Sauerteig unserer humanistischen Bildung immer wieder von neuem gelegt wird.

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Wesprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Fortsetzung.)

Ehe wir weiter gingen, besichtigten, maßen und zeichneten wir die hiesigen slawisch-christlichen Alterthümer mit einem unaussprechlichen Gefühl von religiöser Verehrung. Die Umgegend ist ein flaches Thal, durch welches der Fluß oder Bach Sala nicht sowohl läuft als durchsickert und sich unter dem schwarzen Torf verliert. Das Flußwasser verliert sich manchmal ganz und ehe man sich's erwartet, kollert es wieder aus dem unter den Füßen zitternden Moorboden hervor. Auf beiden Ufern der Sala sind eine Menge einzelner Wäldchen, die meist aus Erlenbäumen bestehen; es sind die Ueberreste eines ehemaligen großen zusammenhängenden Waldes, von dem schon der Salzburger Chronist redet. Diese Wäldchen werden noch immer von den hiesigen Einwohnern ausgebrannt und ausgereutet, um Felder und Wiesen daraus zu machen. Wo die Burg einst stand, war der Boden etwas erhöht, nach Art einer künstlich aufgeworfenen Insel; die ganze Burg war ein längliches Viereck, von einem Graben eingeschlossen, dessen Spuren man noch sieht. Aus dem Plan und dem ganzen Bauwesen erkennt man den damals in Europa beliebten byzantinischen Baustyl. Die Ruinen und der Boden sind mit Disteln und allerlei Gestrüppe überwachsen. Die Trümmer der Burg sind von dem jetzt südwestlich gelegenen Dorfe Salawar 760 Klafter entfernt, von dem neu ausgegrabenen Bette der Sala 160, und von der Mündung dieses Flüßchens in den Platten-See 3235 Klafter. Die Länge der Burg von Norden nach Süden ist 34, die Breite von Osten nach Westen 24 Klafter. An den 4 Eckthürmen und in der südlichen Mauer stehen die Baureste noch über dem Boden vor, alles andere ist aber mit sehr geringen Ausnahmen ganz zerstört, und man kann den Lauf der Mauern nur noch erkennen, wenn man an den Steintrümmern den Boden durch-

gräbt. In der Ecke zwischen der Nord- und Ostseite stand die Kirche, aber auch auf der Nordwestseite sieht man Reste einer Capelle, auf deren Mauern man noch Malereien entdeckt, ähnlich den, wenn auch verblichenen, doch unbeschädigten alten Malereien in der Kirche zu Fünfkirchen, welche mit dieser gleichzeitig ist. Auf der Westseite war ein kleiner Anbau und auf den vier Ecken Bastionen. Beachtenswerth ist, daß diese Burg auf tief in die Erde geschlagenen, und jetzt mit der Zeit zu Stein gewordenen Pfählen ruhte, wie man namentlich noch an den Ecken sehr deutlich sehen kann. Die Fundamente sind aus behauenen Quadersteinen; die Mauern bestehen mehr aus Sandstein mit Ziegeln gemischt, die $11\frac{1}{2}$ Zoll lang, $5\frac{1}{2}$ Zoll breit, $2\frac{1}{2}$ Zoll dick und von hellrother Farbe sind. Gewinnsucht hat an den Bauwerken so gerüttelt, daß nicht nur der größte Theil eingestürzt ist, sondern daß auch Zwischenmauern und Zwischengebäude gar nicht mehr da sind, und man aus den vorhandenen Trümmern sich keinen richtigen Begriff von der innern Einrichtung der Burg machen kann. Wie bedeutend sie gewesen seyn muß, kann man daraus schließen, daß die jetzige Kirche von Salawar, die Pfarrei und viele Wirthschaftsgebäude, so wie auch der größte Theil des Klosters von Salapathy, ferner Brücken und Straßen in der Umgegend aus dem Bauschutt dieser Burg aufgeführt wurden, und noch jetzt stehen etwa 70 Klafter Steine und Ziegel in der Nachbarschaft der Ruinen aufgehäuft, welche zur Pflasterung der Straße bestimmt waren, jetzt aber, wie wir hoffen, zu einem bessern Zweck, nämlich zur Errichtung irgend eines Denkmals dienen sollen.

Daß auf der Nordseite das Thor war, kann man daraus schließen, daß die alte Straße von Salawar nach der Einöde von Barand auf dieser Seite des Schlosses sich befindet, und daß man in der Nähe vor sechs Jahren einen sehr alten, abgeriebenen Stein mit der ausgehauenen Inschrift „Gaude apto," welches letztere wohl aperto zu lesen, aufgefunden hat. — Südlich im Innern der Burg war ein Begräbniß oder Krypte, in Form eines viereckigen Gemachs; hier fand man einen Grabstein von weißem Marmor (oder wahrscheinlicher Quarz), 3' 2'' lang und 2' 4'' breit, auf welchem drei zusammenhängende, schöne Kränze ausgehauen sind; in einem derselben ist ein Engel, im zweiten ein Löwe, im dritten ein Adler abgebildet. Die Inschrift darauf ist unvollständig, da der Stein zerbrochen ist. Unter diesem Stein fand man eine Menge menschlicher Gebeine, namentlich Kinderköpfe und Knochen. Unter demselben Schutte lag noch ein anderer ähnlicher Stein, auf welchem der heilige Georg (der Patron der griechischen Kirche) als Reiter auf einem Pferde abgebildet ist, wobei jedoch der Kopf fehlt; an den Rändern befinden sich artige Zierrathen. Der dritte hier gefundene Grabstein, welcher 3' lang und 2' 9'' breit ist, von dem aber der untere Theil und die rechte Seite fehlen, hat mehrere prächtige Sculpturen, darunter namentlich eine Hand, woran die drei ersten Finger zum Schwur erhoben sind, sodann ein großes Malteserkreuz, in dessen Mitte eine Ritterhand ist, welche gleichfalls die drei ersten Finger zum Eid ausstreckt.

Außer diesen Gegenständen hat man auch mehrere Silber- und Kupfermünzen und einige andere Kleinigkeiten gefunden. Im Kloster traf ich acht Mönche, die uns alle sehr gastfreundlich aufnahmen. In der Bibliothek sind mehrere alte Handschriften, unter anderem eine kurze Geschichte dieser Abtei von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Ich wollte mich sogleich an die Arbeit setzen, und einen Auszug aus derselben machen, aber Hr. Adalbert Göncz versprach mir die Handschrift genau abschreiben zu lassen, und die Abschrift mir nach Pesth zu schicken, was er auch wirklich gethan hat. *)

(Schluß folgt.)

Die irische Bewegung und das englische Parlament.

(Schluß.)

Es fällt in die Augen, daß O'Connell auf diese Weise nur die Rolle fortspielt, welche er im Parlament während der Whigregierung spielte; das Theater ist verändert, aber der Zweck ist wesentlich derselbe geblieben, wie damals, wenn er jetzt wohl etwas weiter reichen mag, als manchem Whig lieb seyn kann. Dieser Stand der Dinge bezeichnet die Stellung der Whigs in Großbritannien sehr deutlich: sie waren die Mittelpartei, welche das Unerläßliche thun wollte, um nicht das ganze Gebäude anzutasten; so handelten sie in Bezug auf Irland, so in Bezug auf die Korngesetze, so in Bezug auf den Handel im Allgemeinen. Ihr Fehler war der der meisten Mittelparteien: Mangel an Energie; ob dieser Fehler nun in ihrer Stellung oder in ihrem Charakter lag, kommt praktisch auf das Gleiche hinaus. Die Tories haben im Namen der Grundsätze Alt-Englands, d. h. der aristokratisch-staatskirchlichen Revolution von 1688, ihre Anhänger jahrelang zusammengetrommelt; sie waren ohne allen Zweifel consequenter als die Whigs, den alten Staatsgrundsätzen getreuer, und es fragt sich nur, ob diese Grundsätze noch anwendbar sind. Sie haben das alte Kornmonopol bestehen lassen und dadurch dem Handel mit Nordamerika eine stets blutende Wunde geschlagen; sie haben unter dem heuchlerischen Vorwand der Sklavenemancipation das Monopol der westindischen Pflanzer unangetastet gelassen, dadurch ihren Handel mit Brasilien benachtheiligt, und diese beiden Umstände haben auf den Absatz der englischen Fabricate, somit auf den Wohlstand der arbeitenden Classe, und in natürlicher Rückwirkung auf die Staatseinkünfte höchst ungünstig gewirkt; die Tories haben durch die erneuerte Unterstützung der Staatskirche alle Dissenter gegen sich aufgereizt, kurz ihr ganzes Regierungssystem ist in Bezug auf die innern Angelegenheiten fehl geschlagen trotz ihrer Majorität im Parlament, welche ihnen nichts als ihre Stimmen, aber keine wahre Macht, keinen Erfolg verleihen kann. Diesen Augenblick ergreift O'Connell,

*) Dieß Manuscript ist dem Werke angehängt, und enthält gleich im Anfang eine nicht uninteressante Thatsache, daß nämlich Karl der Große (wahrscheinlich nach dem Zuge gegen die Awaren) das Land von Pettau bis zur Drau dem Salzburger Erzstift übergab.

um ihnen wo möglich den Gnadenstoß zu geben und die Macht der Tories für immer zu brechen.

O'Connell ist ein zu guter Rechtsgelehrter, um sich auf Ungesetzlichkeiten ertappen zu lassen, wie denn auch die größten Rechtsautoritäten Englands erklärt haben, daß die Repealversammlungen nichts Ungesetzliches hätten. Wollen die Tories mit dem Schwerte dreinschlagen? Sie möchten wohl eine solche Unvorsichtigkeit hart büßen. Wie? wenn O'Connell weiter geht und seinen Versöhnungsrath — ein wahres irisches Parlament — nach Dublin beruft, und durch diesen in Form von Rathschlägen — für deren Beobachtung die katholische Geistlichkeit Irlands hinlänglich Sorge tragen wird — Beschlüsse fassen läßt, welche England auf irgend eine Weise empfindlich treffen? Dann wird der Mißmuth gegen die englischen Minister immer lauter werden, und wenn sie nicht ohne rechtlichen Anlaß das Schwert ziehen wollen, so bleibt ihnen nichts übrig, als ihr Amt niederzulegen. Man sieht zwischen gänzlicher legislativer Trennung und einem Rücktritt der Tories keinen Ausweg als Gewalt, vor welchem Schritte man in England instinctartig zurückbebt, wohl überlegend, daß auf die 20 bis 30,000 irischen Soldaten in solchem Falle nicht lange zu zählen seyn dürfte.

Die Macht O'Connells liegt hauptsächlich in dem tiefen Elend des Volkes, das durch Krieg kaum ärger gemacht werden kann. Irland hat eine übermäßige Ackerbaubevölkerung und fast keine Industrie, theils weil das Uebergewicht der englischen dieselbe niederdrückt, theils aus andern hier nicht zu erörternden Gründen. Sobald die Ackerbaubevölkerung einen gewissen Grad überschreitet, so ist bittere Armuth die Folge, das zeigt allenthalben die Erfahrung, in England selbst in den bloß ackerbauenden Grafschaften. Der irische Adel sendet seinen Ueberfluß an Ackerbauerzeugnissen nach dem reichen englischen Markt, und verpraßt das gelöste Geld großentheils im Auslande; dabei hungern die Bauern, weil die Concurrenz die Pachtschillinge auf eine Höhe treibt, daß sie nur mit größter Mühe das Leben durchschlagen. Daraus erklärt sich, weßhalb O'Connell das Verlangen aussprach, daß die Pachtschillinge fixirt würden — ein Nothbehelf, der unmöglich lange ausreichen könnte, und vom juridischen Standpunkte aus betrachtet gewissermaßen das Besitzrecht des Bodens von dem „sächsischen" auf den „irischen" Landmann übertrüge. Die Whigregierung wollte in dieser Noth einschreiten, Eisenbahnen auf Staatskosten bauen und noch manche andere Arbeiten unternehmen, die Tories aber verhinderten es, indem — solche Sachen der Privatindustrie überlassen werden müßten; wer aber wird in Irland auf Speculation Eisenbahnen bauen, da es deren in England genug gibt, welche sich nicht rentiren.

So haben die Tories alles gehindert, was wirklich zum Wohl Irlands hätte dienen können, von der Appropriationsclausel*) an, von welcher die Whigs ihr Verbleiben im Amte hätten abhängig machen sollen, bis hinaus auf die ärmliche Geldunterstützung zu öffentlichen Arbeiten. Die Appropriationsclausel war allerdings der Rubikon; war dieser überschritten, so mußte nach und nach das Kircheneinkommen gleichmäßig für alle Kirchen, für die katholische, wie für die Staatskirche und die Dissenter verwendet werden, und war dieser Grundsatz in Irland angenommen, wohin mußte die Anwendung desselben in England führen! Darum handelte Lord Stanley im ächten Torysinne, als er bei der Appropriationsclausel von seinen Whigfreunden zurücktrat, und die Whigs gaben für Irland die Sache des Fortschritts verloren, als sie die Appropriationsclausel fallen ließen. Jetzt kehrt dieselbe Frage in veränderter und erweiterter Gestalt zurück, die Entscheidung kann wohl kaum länger verschoben werden, und ist für Englands und Irlands Zukunft gleich wichtig.

*) Nach dieser sollten die protestantischen Kircheneinkünfte, nachdem die protestantischen Kirchenbedürfnisse bestritten, auch zu andern Zwecken verwendet werden können.

Great Britain, das größte Schiff, ein eisernes Dampfboot.

Dieß prachtvolle Fahrzeug, das gegenwärtig zu Bristol gebaut wird, ist wohl das größte Schiff, das je die See befuhr, und wird den Vorzug des Eisens über das Holz beweisen. Es hat sechs Masten, die mit Ausnahme des Hauptmastes alle auf das Verdeck niedergelassen werden können, wie die Masten der Schaluppen. Seine vier Maschinen von 1000 Pferdekraft brauchen auf 24 Herden täglich 70 bis 80 Tonnen Kohlen. Die Triebkraft ist die archimedische Schraube von 16 Fuß im Durchmesser, die vermittelst einer über ein Zahnrad laufenden Kette das Vierfache der ersten Triebkraft erhalten wird. Die Maschinen bestehen aus vier Cylindern von 88 Zoll Durchmesser und einer Hublänge von 6 Fuß. Die stärksten Platten am Bauche des Schiffs sind ½ Zoll dick, die dünnsten ⁵⁄₁₆. Das Expansionsprincip soll in größerem Maaße angewendet werden, als bis jetzt je bei Dampfschiffen. Das Schiff hat nach dem sogenannten Schiffbauermaaß 3500 Tonnen, seine wirkliche Trächtigkeit ist aber nahe an 4000. Seine Länge beträgt 320 Fuß, seine Breite 50½ Fuß zwischen den Deckbalken, seine Tiefe vom Deck bis auf den Grund 32½ Fuß. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 1 Jun.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der irische Gaucho.

Ich hielt sie für zwei der wildesten Banditen, und glaubte schon es würden bald mehrere nachfolgen. Wie gewöhnlich bei solchen ominösen Visiten, stand ich auf und bat meine Gäste sich zu setzen. Ich war oft schon mit Artigueños zusammengetroffen, aber zwei so wildaussehende Bursche hatte ich nie gesehen. Ich ging ins Haus, um Porter, Branntwein und etwas Geld holen zu lassen, als zu meinem großen Erstaunen und noch größerer Freude der Herr des Pagen achtungsvoll die Mütze abnahm, ein ungeschicktes Compliment machte und in schlechtem Spanisch sagte: bleiben Sie, Hr. Robertson, wir sind recht gut hier. Der hibernische Accent, das gebrochene Spanisch, die Gesichtszüge, die ich jetzt erst genauer ins Auge faßte, die rothen Haare

und glänzenden grauen Augen, alles zeigte mir einen Sohn Erins, der in einen Gaucho umgewandelt war, furchtbarer als ich je einen ächten Gaucho gesehen. Als ich mich etwas von meinem Erstaunen erholt hatte, fragte ich meinen sonderbaren Gast, wen ich die Ehre hätte vor mir zu sehen. „Por Dios!“ rief er aus, „kennt ihr Peter Campbell nicht? Pedro Cam-bell, wie die Gauchos mich nennen. Gewiß Ihr kennt mich, und Ihr habt meinen Namen gehört, oder Ihr seyd der einzige Mann im Lande, der ihn nicht gehört hat.“

„Oh, Hr. Campbell, ich kenne Euern Namen und Euern Ruf, aber es ist das erstemal, daß ich das Vergnügen habe, Euch zu sehen.“

„Erlaubt, daß mein Freund Don Edwardo — dieß war der Page — die Pferde nach dem Corral führe; dann wollen wir eines und das andere miteinander abmachen.“

Mit diesen Worten stellte er mir Don Edwardo seinen Knappen als einen Landsmann aus Tipperary vor, der unter den Gauchos nur ihm selbst nachstehe. Nach einigen weitern Complimenten, Lobeserhebungen auf Artigas u. s. w. wurden wir von dem Gouverneur Mendez unterbrochen, der mit einem Adjutanten und escortirt von zwei Milizen wie gewöhnlich Abends herbeikam, um einige Flaschen Porter zu trinken, der ihm ausnehmend mundete. Kaum hatte der Gouverneur meinen neuen Gast erblickt, als er eilig vom Pferde stieg, auf ihn zuging und ihn herzlich und achtungsvoll zugleich umarmte. Don Pedro Campbell erwiederte die Begrüßung durch einen freundlichen Schlag auf die Schulter, wovon die ganze Figur des Gouverneurs erbebte. Der frische Gaucho nahm eine Protectionsmiene an, die mit seiner Deferenz gegen mich allein seltsam abstach. Er setzte sich auf einen leeren Stuhl, schlug mit der Hand auf den Sitz eines andern und lud den Gouverneur auf die vertraulichste Weise zum Sitzen ein: Sientese, compadre*) und laßt uns trinken. Gesundheit und langes Leben für Don Pepe**) und seinen Namensbruder, mein Pathchen! Dann bat mich Don Pedro Campbell um Entschuldigung für die genommene Freiheit, und sagte, er wolle am nächsten Tage umständlicher mit mir sprechen. Ohne weitere Ceremonie machte er eine seiner linkischen Begrüßungen, rief seinen Knappen Don Edwardo, reichte ihm ein Glas Porter, schüttelte dem Gouverneur herzlich die Hand, schlug ihn noch einmal auf die Schulter, sprang dann mit Gauchogewandtheit in den Sattel und ritt dahin unter freundlichen Begrüßungen von vielen Correntinern und Correntinerinnen hohen und niedern Ranges.

„Hombre guapo!“ (wackerer Mann!) sagte der Gouverneur mit einer Miene tiefer Achtung, mit emporgerichteten Augen und einem eigenen Schütteln des Kopfes, welches anzudeuten schien, daß Don Pedro's Muth und Tapferkeit sich auch manchmal in etwas verdächtiger Weise gezeigt habe. Aber Obrist Mendez rieth mir beim Abschied, die Freundschaft meines Landsmannes nicht gering anzuschlagen, „denn nächst dem Protector (Artigas) selbst kann euch in dieser Provinz niemand so gute Dienste leisten, wie Don Pedro Campbell.“

Ich hatte schon viel von ihm gehört, der Gouverneur erzählte mir aber noch viel mehr, und aus dem Ganzen theile ich nachstehenden Abriß seiner Geschichte mit.

Peter Campbell war einer der vielen Deserteure von Beresfords Armee, welche im Jahre 1808 an den Ufern des Laplata landete, Katholik, und in seiner Jugend Lehrling bei einem Gerber. Als die englische Armee vom Laplata abzog, blieb er zurück, ging nach Corrientes und wurde hier von einem der ersten Bürger des Orts in einer großen Gerberei angestellt; hier blieb er, so lange das Land ruhig blieb, als ein nüchterner, ruhiger, ordentlicher Mensch. Aber sein von Natur unruhiges und unternehmendes Wesen zeigte sich, sobald die Revolution ausbrach, indem er Artigas seine Dienste anbot, mehrere kecke Streiche ausübte, und so den Schrecken seines Namens, besonders in der Provinz Corrientes, ausbreitete, wo er bald ein furchtbarer und somit einflußreicher Mann wurde. Seine persönliche Tapferkeit war außerordentlich, kein Gaucho that es ihm an Reitkunst zuvor oder in der allgemeinen Kunst des Landes, zu der er häufig seine Zuflucht nahm, nämlich einem Zweikampf, wobei ein großes Messer die Waffe und ein um den linken Arm geschlagener Poncho das Schild war. Ich habe nicht gehört, daß er in irgend einem dieser Zweikämpfe seinen Gegner getödtet habe, aber er verwundete und verstümmelte so viele, daß endlich keiner mehr wagte mit ihm anzubinden. Oft ging er in eine Pulperia (südamerikanische Branntweinkneipe), wo gewetzte Messer um ihn blinkten und das Bachanal gewöhnlich mit dem Tode von einem oder zwei der Kämpfenden endete. Wenn Don Pedro erschien, drückte er mit seinem durch den Poncho gedeckten linken Arm jeden Gegner nieder und führte dabei den Säbel mit der rechten Hand — wobei jedoch die Gegner bloß verwundet wurden — so tüchtig, daß in Anwesenheit des grobknochigen, rothhaarigen Irländers die Gaucho-Mörder sich zurückzogen und das Gefecht zu Ende war. Die Gerichtshöfe waren weder stark, noch wachsam genug, um von solchen Vorfällen Notiz zu nehmen. Die Leichen derer, die in den Branntweinhäusern getödtet wurden, brachte man nach der Kirche und legte sie an der Thüre nieder, bis die Begräbnißgebühren unterzeichnet waren, denn ohne diese konnte man in Corrientes so wenig als in London ein anständiges Begräbniß erhalten.

So war Don Pedro Campbell. Zu der Zeit, wo er sich bei mir vorstellte, war er von den Gauchos gefürchtet, von den Estancieros bewundert und von den Einwohnern im Allgemeinen geachtet. Außer seinen persönlichen Ansprüchen auf Achtung besaß er auch das Vertrauen von Artigas, war einer der Günstlinge dieses allmächtigen Häuptlings, somit als Feind sehr zu fürchten, als Freund, namentlich in so unruhigen Zeiten, sehr zu schätzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Don Pedro hatte eines der Kinder des Gouverneurs aus der Taufe gehoben.

**) Don Jose (familiär: Pepe) Artigas.

Miscellen.

Drake's Leben. In England ist ein Werk über diesen berühmten Seefahrer angekündigt, worin das ganze Leben und die mannichfachen Abenteuer desselben nach bis jetzt unbenutzten Staatspapieren, welche theils im englischen Staatsarchiv und im englischen Museum, theils aber auch im Madrider Archiv gelegen, dargestellt werden soll. Der Verfasser ist Hr. John Barrow, wahrscheinlich ein Sohn des bekannten Geographen Sir John Barrow. (Athenäum vom 27 Mai.)

Antwort auf Dickens Notes. Die Amerikaner scheinen die Bemerkungen, welche „Boz,“ der Vielgefeierte, über sie und ihre Lebensverhältnisse gemacht, noch nicht verschmerzt zu haben, und es sollen jetzt „Briefe einer amerikanischen Dame in London an ihre Freundin in New-York“ in Amerika erscheinen und die Engländer mit gleicher Münze bezahlt werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Nomadenzüge.

Um 11 Uhr in der Nacht setzten wir unsere Reise fort und zogen des Morgens um 3 Uhr bei Kheneh Zeman vorüber. In dem Karawanserai brannte ein einladendes Feuer und unsere ermüdeten Thiere wären gern eingekehrt; aber wir zogen fort gen Schiras, weil wir besorgen mußten, durch längeres Verweilen von den Stämmen der Ils bemerkt zu werden, die, wie wir erfahren hatten, zahlreich an den Ufern des nahen Flusses lagerten. Die Nacht ging ruhig vorüber; wir trafen zwar oft mit Haufen zusammen, die mit Sack und Pack einherzogen, aber zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren, als daß sie sich um uns bekümmert hätten. In der Morgendämmerung, als wir über eine wilde Haidefläche ritten, traten plötzlich zwei bis drei Männer aus einem Hohlwege heraus, deren Zahl sich bald auf vierzehn vermehrte, die alle mit Flinten und Schwertern bewaffnet waren. Sie hatten ein so verdächtiges Ansehen, daß wir uns dicht bei unserm Gepäcke hielten und unsere Waffen zu ihrem Empfang in Stand setzten, während sie ihrerseits eben so unentschieden zu seyn schienen und uns ebenfalls ansahen, ohne weiter vorzuschreiten. Endlich sprengte der Bediente des Mihmandar auf sie zu und fragte, was sie hier wollten? Sie entgegneten sie wären Ils, und suchten einige Pferde und Esel, die in der verflossenen Nacht ihrer Heerde gestohlen worden wären; dann zogen sie vorüber und wir setzten unsern Weg fort. Unser Führer aber bemerkte, sie wären auf jeden Fall auf einem Raubzug begriffen und hätten uns wahrscheinlich für zu stark gehalten, um einen Angriff zu wagen. Wie dem auch sey, fügte er hinzu, sie kehren ohne Beute nicht zurück; wenn sie ihr eigenes Vieh nicht wiederfinden, so finden sie fremdes, denn sie dürfen nicht mit leeren Händen zu ihren Weibern zurückkehren.

Die Gegend hat hier ein wildes Ansehen und besteht großentheils aus unregelmäßigen Sandhügeln, die mit trockenen Stachelkräutern, verwelkten aromatischen Pflanzen, Jowassabüschen, Kameldorn und Wachholder bedeckt sind. Zwischen diesen Pflanzen sieht man die rothfüßigen Rebhühner zu Hunderten herumlaufen.

Als der Tag anbrach, trafen wir auf den Vortrab einer großen Horde Ils, die von einer Weide zur andern zogen, und allmählich gelangten wir zu ihrem Haupttrupp. Diese Nomaden gewährten ein sehr malerisches Bild: vor sich her trieben sie große Heerden Rindvieh, Schafe, Pferde und Esel; auf den letztern Thieren, welche die bedeutendsten an Zahl waren, so wie auf einigen kleinen, aber kräftigen Pferden befanden sich die Effecten der Horde; Zelte und Tücher, Töpfe und Kessel nebst Geräthschaften von mancherlei Art waren in wunderlicher Verwirrung zusammengepackt. Auf diesem Gepäck saßen Kinder und trieben die andern Thiere zum Fortschreiten an, während die jungen Männer und Frauen umherliefen und lärmten, um mit Hülfe ihrer großen, kräftigen Hunde die größern und raschern Thiere vom Verlaufen abzuhalten. Die älteren Frauen, mit den kleinen Kindern beladen, zogen theils langsam zu Fuß vorwärts und wachten über ihr Hausgeräth, oder saßen auf den am wenigsten beladenen Thieren und verpflegten die Kinder. Auf manchen der beladenen Pferde und Esel sah man kleine Bübchen, die noch nicht sprechen konnten, aber ganz wie zu Hause waren, und nicht die geringste Aufsicht begehrten oder empfingen; sie hielten sich mit ihren Händchen kräftig fest, während ihr geduldiges, aber sicher einherschreitendes Thier vorsichtig den steilen, schlüpfrigen Weg hinabging. Auf andern Thieren hatten die Greise der Horde ihren Platz genommen, von denen viele wieder zu Kindern geworden und von der Last der Jahre ganz zusammengekrümmt waren. Die Männer der Horde schritten ernsthaften und aufmerksamen Ansehens, mit den Waffen in der Hand, ruhig auf den Flügeln vorwärts und bildeten den Nachtrab, indem sie die Bewegungen des Zuges, wie er langsam auf seinem Wege fortrückte, beschützten und ordneten. Der ganze Zug erschien in der schönsten Harmonie mit der Umgegend, und hatte viel Aehnliches mit einer Horde Zigeuner.

Ihre Gesichtszüge waren stark markirt und ihre Tracht auffallend. Ursprünglich scheint ihre Hautfarbe hell gewesen

zu seyn, denn die kleinen Kinder, welche wir nackend sahen, waren fast eben so weiß wie die europäischen; aber da sie der Sonne und dem Wetter beständig ausgesetzt sind, so bekommt ihre Haut eine dunkle Mahagonyfarbe, welche sich häufig der schwarzen nähert. Die Männer sind gut und kräftig gebaut, haben feurige, schwarze Augen, in der Regel Adlernasen, die sich über den dicken Schnurrbart krümmen, der sich mit dem schwarzen buschigen Bart vereinigt, und den Mund fast ganz verbirgt. Eine tiefrothe Farbe schimmert durch ihre dunkelbraune Haut, und ihr ganzes Ansehen trägt den deutlichsten Charakter der Gesundheit, Kühnheit und Unabhängigkeit, während ihr wildes, ungezähmtes Anstarren den gänzlichen Mangel an Sitte oder Civilisation beweist.

Ihre Kleidung besteht in einem groben blauen Hemd und weiten Beinkleidern; über die Schultern hängt ein großer Mantel aus Thierfellen, dessen Aermel leer bleiben; den Kopf bedeckt eine kegelförmige Mütze von weißem oder grauem Filz; gewöhnlich haben sie eine, zuweilen zwei Flinten auf dem Rücken hangen und in dem Gürtel ein großes Messer oder einen Dolch.

Die jungen Frauen haben ganz das Ansehen der Zigeunerinnen und sind oft recht hübsch. Ihre Hautfarbe ist ein sanftes Nußbraun, das durch lebhaftes Hochroth, die Wirkung des Aufenthaltes und der Bewegung in der freien Luft, belebt wird; ihre Augen sind, wie die der Männer, dunkel und ausdrucksvoll, die Nase ist zierlich und schön gestaltet, der Mund klein und mit herrlichen Zähnen besetzt; ein sehr verführerisches Lächeln, welches vielleicht auch durch die Ueberzeugung, daß sie von uns beobachtet wurden, entstand, verschönerte oft ihre Züge, die überhaupt einen heitern Ausdruck hatten. Trotz der Gewänder, mit denen sie bekleidet waren, bemerkte man doch die Umrisse ihrer schönen, schlanken Gestalten, deren Bewegungen durch die unbeschränkte Freiheit ihres Ganges noch mehr Grazie erhielten. Ihrer Kleidung verdanken sie sehr wenig, denn wohl keine Tracht ist weniger vortheilhaft. Die Frauen dieser Ilsstämme verlieren übrigens bald ihre Schönheit, und obgleich sie die feurigen Augen und scharfen Gesichtszüge behalten, so wird doch ihre Haut verbrannt und welk, und ihre Gesichtsfarbe verändert sich in dunkelbraun, in ein häßliches, sonnenverbranntes Roth oder ein blasses Braungelb Im hohen Alter werden sie die häßlichsten, runzlichsten Scheusale, die man sich nur vorstellen kann, und kein lebendes Wesen gleicht mehr dem Bilde, das man sich von den Hexen macht, als die fleischlosen, krummnasigen alten Weiber der Ils.

J. Kollars Reise in Ungarn.

1. Reise im transdanubischen Ungarn.

Marton Vasar. — Wesprym. — Kestel. — Salavar. — Kanize. — Mur.

(Schluß.)

Auch in Fünfkirchen steht noch eine sehr alte, über den Einbruch der Magyaren hinaufreichende Kirche, welche jetzt die Kathedrale, und wie es scheint mit der von Salawar gleichzeitig ist, denn der ungenannte Chronist von Salzburg erwähnt schon, daß diese Kirchen sämmtlich zu den Zeiten Privina's gebaut und durch die Erzbischöfe von Salzburg geweiht worden seyen. König Stephan von Ungarn, welcher im J. 1019 das Kloster in Salawar gründete und daselbst einen lateinischen Abt einsetzte, *) scheint auch die Kirche in Fünfkirchen wieder hergestellt zu haben. Diese ist ganz aus gehauenen Steinen aufgeführt, hat aber an jeder Ecke einen Thurm, und ist überhaupt in der Anlage den Ruinen der Kirche von Salawar sehr ähnlich. Es gab auch noch andere christliche Kirchen aus jener Zeit in Pannonien und im Slawenlande, z. B. in Altofen die Kirche zur Weißen Maria von Carl dem Großen im J. 804, allein keine hat die historische Bedeutung, wie die zu Salawar. Schon im vorigen Jahrhundert haben einige gelehrte Schriftsteller Vermuthungen über die Kirche zu Salawar geäußert, konnten aber zu keiner sichern Ansicht gelangen, da sie statt Sala öfters Sava oder Sana lasen, indem die Abschriften des anonymen Chronisten von Salzburg (de Conversione Bojoariorum et Carantanorum) sehr mangelhaft waren, und erst durch die kritische Ausgabe dieser Schrift von Kopitar diesem Mangel abgeholfen wurde, bis ferner eine Vergleichung der hiesigen Localitäten mit jener Beschreibung ganz passend sich zeigte, und die Beachtung der in der ganzen Gegend verbreiteten Sagen uns in den Stand setzte, dem langen Streit der Gelehrten über diesen Gegenstand ein Ende zu machen. Darum hoffen wir, daß unsere Leser es nicht übel deuten werden, wenn wir uns etwas lange bei diesem Gegenstand aufhielten. Schließlich haben wir auch noch die Nachricht mitzutheilen, daß einige Freunde der guten Sache sich gefunden haben, welche eine kleine Kirche oder eine Capelle auf diesen Trümmen, gleichfalls in byzantinischem Styl zum Andenken an die Einführung des Christenthums in diesem Lande errichten wollen; Entwurf und Zeichnung dazu sind schön ausgeführt von Jos. Pan, Architekten in Pesth, einem gebornen Böhmen.

Schon seit drei Stunden hielt unser Kutscher mit seinen drei ungeduldigen Rossen im Klosterhofe, um uns nach Groß-Kanize zu fahren. Noch einmal übersahen wir die ganze denkwürdige Thalebene, denn unser Weg ging nochmals an den Ruinen von Salawar vorüber. In Groß-Kanize sahen wir zum erstenmal auf unserer Reise über den Läden und Buden slawische Inschriften; auch erklang die illyrische Sprache aus Häusern und auf den Straßen. Auch hier besuchten wir das Casino, jedoch nur auf einen Augenblick, denn es war voll von Juden und Rauch, und unter den vielen Zeitungen bemerkten wir auch hier noch keine slawische. Unser Kutscher, Namens Joseph, war ein geborner Kroate, und von ihm lernten wir viel über die Sprache und die Gewohnheiten des Volks. Er war von uns bis Waraddin gemiethet. Schon war es dunkel, als wir Kanize verließen, und vor der Stadt kamen wir gleich in dichte Rauchwolken, denn hier brennen schon seit mehreren Jahren Torf und andere brennbare Stoffe unter der Erde,

*) Daraus scheint hervorzugehen, daß seit Methodius (870) slawische Sprache und slawischer Ritus hier herrschte.

ohne daß man löschen könnte. Oft ist auch schon den Leuten der Boden unter den Füßen eingebrochen, so daß jedes Jahr einige Menschen dadurch ihren Tod fanden. Zwischen eilf und zwölf Uhr in der Nacht hörten wir in der Ferne das Tosen des Murflusses. Hier ist keine Brücke über denselben, sondern nur eine breite, an einem dicken Strick befestigte Fähre; zu diesem Zweck sind auch zwei Häuschen am Ufer erbaut, in denen die Fährleute wohnen; auf dieser Seite ein magyarischer, auf der andern ein kroatischer. Unser Kutscher rief zuerst vom Wagen aus nach dem Fährmann, und als dieser nicht antwortete, ging er ans Fenster, um anzuklopfen und zu rufen. Auf einmal ging aus der Hütte ein furchtbares Bassamateremteten mit allen möglichen magyarischen Flüchen los, daß man ihm in der Nacht keine Ruhe gönne und ihn aus dem Schlafe wecke; der Grobian blieb durchaus darauf bestehen, nicht aus dem Bette zu wollen. Indeß konnten wir nicht unter freiem Himmel übernachten, und wollten, gehe wie es wolle, wenn auch spät, noch an dem bestimmten Ort eintreffen. Deßhalb schickten wir nochmals den Kutscher hin, und ließen ihm ein Trinkgeld versprechen. Aber o Himmel! nun entstand ein noch gräulicherer Sturm, denn seine Frau, eine wahrhafte Xantippe, stand mit aufgelösten Haaren am Fenster, schrie hinaus und begann nun die rohesten Blumen der magyarischen Sprache über uns auszuschütten, so daß wir endlich genöthigt waren, mit dem Säbel, den einer meiner Freunde mit sich führte, zu klirren, und ihr dadurch das Maul zu stopfen, daß wir sie auf den Gedanken brachten, wir gehörten zum Militärstand. Unsern Streit und Zank hörte der auf dem andern Ufer wohnende Fährmann, fuhr mit der größten Bereitwilligkeit und Höflichkeit herüber, um uns nach dem andern Ufer zu bringen, und sagte: „der Tölpel macht es allen Leuten so; er war früher Soldat, und die Gespannschaft hat ihm dafür diesen Dienst zur argen Belästigung der Reisenden gegeben.“ Wir bezahlten dem wackern Kroaten die Ueberfahrt doppelt; mit wundem Herzen trennten wir uns hier vom Ungarland, und mit um so freudigerem Sinne fuhren wir auf kroatischem Boden unter freundlichen Brüdern in dem Lande der Mur weiter.

Plan zu einer antiquarischen Expedition nach Mittelamerika.

Das Interesse, welches die Werke von Stephens und Norman erweckt, hat ein Project hervorgerufen, zu dessen Förderung der Graf von St. Priest, der Herausgeber der „Antiquités mexicaines,“ sich gegenwärtig in London befindet. Es ist die Absicht einen Fonds von 12,000 Pfd. St. zusammenzubringen, um eine Commission von Künstlern und Alterthumsforschern nach Mittelamerika schicken zu können. Die geographische Gesellschaft von Paris ist im Besitze des „Berichts über die Expeditionen von 1805, 6 und 7, welche auf Befehl des Königs von Spanien unternommen wurden;“ es sind zahlreiche Zeichnungen von Señor Castañeda dabei, und das Original des noch nicht publicirten und äußerst reichhaltigen Werks liegt in dem Museum von Mexico. Die Pariser geographische Gesellschaft will das Werk herausgeben und den Gewinn davon dem obigen Unternehmen widmen. Graf St. Priest will einige der englischen Millionäre für das Unternehmen zu gewinnen suchen, da von der Regierung für jetzt nichts zu erwarten ist. (Athen. vom 3 Junius.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Corrientes und seine Einwohner.

Meine erste Landung zu Corrientes, als ich stromaufwärts nach Paraguay ging, war malerisch genug, und meine zweite, als ich aus Francia's Gebiet verbannt ihrem gastfreien Ufer mich näherte, war gleichfalls nicht ganz gewöhnlicher Art. Ich fuhr in einer sogenannten Piragua, einem viereckigen Kasten mit einer Art Haus darüber, den Paraguay herab, und mit Mühe brachten mich meine kräftigen Paraguay-Ruderer nach sechstägiger Fahrt bis zur Vereinigung dieses Stromes mit dem Parana, etwas oberhalb Corrientes. Diese Stadt, auf einem hohen Landvorsprung gelegen, heißt eigentlich San Juan de los siete Corrientes, oder St. Johann von den sieben Strömungen, und seltsamer Weise ist von diesem Namen nicht San Juan, sondern Corrientes als Name der Stadt im Gebrauch geblieben. Auf dem äußersten Landvorsprung gegen die beiden Flüsse, welcher San Sebastian heißt und mit einigen Kanonen besetzt ist, hat man eine prächtige Aussicht auf die ungeheure, mit einer Menge schöner Inseln besäete Wasserfläche. Die Stadt hat 5 bis 6000 Einwohner und ist, wie alle spanischen Städte, in Vierecken angelegt. Es gibt einige hübsche Kirchen, und in einigen Hauptstraßen sind große und bequeme, von den Magnaten des Orts bewohnte Häuser. Die Straßen sind erbärmlich, ungepflastert und bieten nichts als eine Mischung von Koth und Sand: die Häuser der ärmern Classe sehen großentheils schlecht aus, und viele sind nichts anderes als Schuppen. Nichtsdestoweniger gibt die Menge der mit Bäumen und Blumen reichlich besetzten Gärten der Stadt ein malerisches Aussehen, das durch die Aermlichkeit der Wohnungen nicht zerstört wird.

Als ich am ersten Morgen nach meiner Ankunft aufwachte, hörte ich eine Menge Stimmen unaufhörlich etwas ausrufen; ich horchte und vernahm endlich von kleinen Jungen den Ruf: „Salz für Lichter!“ — „Tabak für Brod!“ — „Yerba für Eier!“ — „Tomates für Zucker!“ u. s. w., kurz alle möglichen Dinge des täglichen Bedarfs wurden im Tausche feilgeboten, andere und eine noch größere Anzahl Stimmen bot alles für Geld aus. Ich eilte an die Thüre und fand, daß die Kinder wirklich mit den Gegenständen, die sie anboten, versehen waren, und daß die meisten Leute ihre täglichen Bedürfnisse auf diese Weise einhandelten. Wir führten natürlich in unserem Haushalt bald möglichst den Kauf für Geld ein, zum großen Aergerniß der würdigen alten Damen von Corrientes, und eine Zeitlang ward diese Neuerung alles Ernstes angegriffen. Indeß trug das Geld, das unser Handel im Lande verbreitete, allmählich dazu bei, diesen Tauschhandel viel minder gewöhnlich zu machen.

Die Spanier in Südamerika halten viel auf Etikette, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Besuche, die ich an den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Corrientes von den angesehensten Einwohnern erhielt. Gegen 11 Uhr am ersten Tage kam die Elite des Orts allmählich angezogen: Damen und Herren waren festlich ange-

kleidet und beiraten die „Sala" mit ernsten formellen Begrüßungen, aber doch mit vielen freundlichen Worten des Bewillkommnens. Stühle wurden im Zimmer umher gesetzt, Mate und Wein, Confect und Cigarren den Besuchenden angeboten. Einige Damen brachten Mulatillas kleine Sklavinnen, mit sich, und diese blieben entweder an der Thüre stehen, oder wenn sie sehr jung waren, kauerten sie zu den Füßen ihrer Gebieterin im Zimmer nieder.

Da war der Gouverneur, unser gütiger Freund Mendez, in seiner besten Uniform, begleitet von seinem Adjutanten, der sich hart an seiner Seite hielt, und seiner Ordenanza, welche auf der Straße sein Pferd hütete; dann kam Don Ysidoro Martinez, eines der schönsten Exemplare eines höflichen gebildeten alten Spaniers, mit seiner stattlichen Frau aus Corrientes und ihrer Mulatilla. Zunächst trat Don Pedro Campbell ein, in anderer Kleidung als ich ihn früher gesehen. Hinter ihm tänzelte unser lustiger französischer Freund Perichon mit seiner Frau, Donna Pastora, die, vergessend, daß dieß eine Etikettevisite sey, auf mich zulief und mich umarmte. Hierauf kam der Alcalde de primer voto oder Bürgermeister im Amtskleid und einem sehr langen Stock mit goldenem Knopf, und mit ihm zwei oder drei andere Mitglieder des Ayuntamiento. Ihnen folgte Dr. Cossio, der erste und, was noch mehr sagen will, der ehrlichste Richter von Corrientes; so kam, einer nach dem andern, die Belaustegnis, die Kolones, die Madaringas, die Escobar, kurz alle die Vornehmen zu dem englischen „Besamanos."

Es ist hier zu bemerken, daß die Correntinos sich sehr viel auf ihre edlen Vorfahren einbilden, namentlich die Damen. Als die Spanier zuerst diesen großen Strom entdeckten und ihn hinauffuhren, um das Eldorado zu suchen, gründeten sie an der Mündung, wo jetzt Buenos-Ayres liegt, anfangs keine Stadt, sondern ließen nur eine schwache Colonie zurück, die später von den Indiern zerstört wurde, während die Hauptexpedition den majestätischen Rio de la Plata hinauffuhr bis Corrientes und Paraguay. An ersterem Punkte wurde sogleich zu Anlegung einer Stadt geschritten, und die Correntinos behaupten, all das edle Blut Spaniens, das die Expedition mitbrachte, sey zu Corrientes geblieben; von diesem Adel nun leiten sie ihre Abkunft ab, und blicken mit souveräner Verachtung auf die Porteños als Emporkömmlinge und als eine niedere Mischlingsrace herab. Diese hohe Meinung von ihrem Stammbaum und der Reinheit ihres Blutes mag zum Theil den Gesellschaftszustand in Corrientes erklären, der primitiver ist, als in andern, selbst von der Hauptstadt noch weiter entfernten Orten, denn die Correntiner und namentlich die Damen sehen die Frivolitäten und neuen Moden der Hauptstadt als eine Befleckung der reinen, von ihren edlen Vorfahren überkommenen Sitten an.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem „Besamanos" zurück. Mit der Zahl der Besuchenden wuchs auch der Lärm der Sprechenden, und der Gefrierpunkt der Etikette thaute allmählich unter dem mildernden Einfluß des Gesprächs und der Erfrischungen auf. Die Herren sprachen laut und gesticulirten gewaltig, während die Damen, das Spanische bei Seite legend, zu ihrer geliebten Guaranisprache ihre Zuflucht nahmen, und, in kleine Cotterien gebildet, so laut schwatzten und so keck die Aufmerksamkeit nur für sich in Anspruch zu nehmen suchten, daß es ganz unmöglich war, jeder einzelnen auf die artigen Dinge, die sie augenscheinlich eben aussprach, etwas Besonderes zu erwiedern. Diese Besuche führten uns indeß in alle angesehenen Familien ein.

Die ganze Provinz enthielt nach der Entvölkerung der Missionen nicht über 50,000 Seelen; Sitten und Beschäftigungen des Volks waren ganz dem Hirtenleben zugewendet, denn obwohl das Land im höchsten Grade fruchtbar ist, das schönste Bauholz hat und von vielen herrlichen Flüssen bewässert ist, so bemerkte man doch mit Ausnahme der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt und einiger der bedeutendsten Dörfer nicht eine Spur von Anbau, und man sollte nicht glauben, daß Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Mais, Mandioca, Bananen, Orangen, Trauben und eine Menge eßbare Kräuter wie von selbst in dem reichen Boden gedeihen. Auf dem Gebiete der Missionen ist die Yerba (Paraguay-Thee) vortrefflich und wächst in Fülle, Cochenille findet sich in großer Vollkommenheit und auch Indigo ist an einigen Orten angepflanzt. Reis ist gleichfalls ein Erzeugniß des Landes, Kaffee könnte mit Vortheil gebaut werden und wilder Honig findet sich in großer Menge. Corrientes hat die beste Milch und Rahm, die ich je kostete. Es ist in der That ein Land, das von Milch und Honig fleußt.

Die Einwohner sind einfach und gutmüthig, aber mit Ausnahme von zwei oder drei Advocaten, einem halben Duzend Altspaniern und sehr wenigen Creolen macht niemand auf Wissen und Bildung den mindesten Anspruch. Die Mehrzahl der niedern Classen kann nicht schreiben und eine gute Anzahl nicht einmal lesen. Einige Geistliche und Mönche verstehen ein wenig Latein, aber ein wirklich classisches Buch oder ein von der Inquisition verbotenes findet sich selten in einer Bibliothek. Durch Bestechung der Zollbeamten durfte ich meine ketzerischen Bücher einführen, aber auch, als sie auf dem Bücherschrank aufgestellt waren, zeigte man kein Verlangen, sie kennen zu lernen, vielmehr einen sichtlichen Widerwillen sie näher anzusehen, der von Unwissenheit und Mißtrauen hinreichend zeugte. Der gelehrteste Prior aller Klöster nahm eines Tages ein Testament in der Vulgate aus meinem Schranke und las mehrere Stellen, sichtlich erstaunt darüber, daß ich sie verstand, und erfreut, daß wir einerlei Ansicht über den Inhalt waren. Durch diesen guten, aber nicht sehr gelehrten Padre erhielt ich Eingang in alle Klöster, und hatte zwei- oder dreimal die Ehre, mit den Bewohnern derselben im Refectorium zu speisen. Ich schickte bei solcher Gelegenheit etwas englischen Porter und europäischen Wein an den Pater Küchenmeister, und diese mundeten den guten Mönchen nicht wenig, weßhalb sie denn auch manchmal bei mir einsprachen. Der große Vortheil, den ich aus ihrer Bekanntschaft zog, lag darin, daß ich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Corrientes trotz meiner verbotenen Bücher und meines Nichtmessehörens doch nie belästigt wurde, daß man vielmehr mich mit Achtung behandelte, weil man mich auf vertraulichem Fuße mit einigen der angesehensten Priester sah. Diese waren auch größtentheils sehr angenehme Leute und sämmtlich ausnehmend tolerant, vielleicht nicht sowohl aus religiösen Grundsätzen, sondern aus Schicklichkeitsgefühl gegen einen Fremden, der sie gastfreundlich aufnahm und keine Neigung zeigte, sie mit Religionsstreitigkeiten zu quälen.

(Fortsetzung folgt.)

Hohle und volle Achsen. Aeußerst interessante Proben haben kürzlich bei Camden Town auf der London-Birminghamer Eisenbahn stattgefunden. Es handelte sich von einer Vergleichung zwischen kürzlich patentirten hohlen Achsen von Youll und den besten, jetzt gebräuchlichen vollen Achsen. Gegen 30 Ingenieure und andere sich für Eisenbahnen interessirende Personen waren anwesend, und als Resultat ergab sich eine auffallend größere Stärke der hohlen Achsen. (Echo du M. S. 4 Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1843.

Einiges über die Sitten der Bewohner von Algier.

Dureau de la Malle, bekannt durch seine Arbeit über die Colonisation der Römer in Nordafrika, hat aus dem Bericht der zur Untersuchung von Algier ausgesandten Commission einzelnes ausgehoben,*) und wir nehmen daraus einige Bruchstücke, die nach der Arbeit Pelissiers, des bekannten Chefs des arabischen Bureau in Algier, abgefaßt sind. Hr. Pelissier bekämpft namentlich die übertriebene Ansicht, welche man in Europa von orientalischer Eifersucht und der Häufigkeit der Vielweiberei hat. Der Mann darf allerdings seine Frau, die er auf der That des Ehebruchs ertappt, tödten, bedient sich aber dieses Rechts nicht häufiger und die häuslichen Tragödien sind nicht zahlreicher als bei uns. „In einem ganzen Stamme bei den Amers, in der Nähe von Setif, sind die Frauen so offenkundig ehebrecherisch, als die vornehmen Damen unter der schimpflichen Regierung Ludwigs XV, und die Männer fügen sich eben so willig, wie die philosophischen Ehemänner jener Epoche. Es ist Mode geworden, das Loos der moslemitischen Frauen zu beklagen, ich finde aber nicht, daß ihre häusliche Existenz schlimmer sey als die der unsrigen." Die vom Gesetz gestattete Vielweiberei existirt factisch nicht, und selbst die Scheidung ist selten, denn der Mann kauft seine Frau, und wenn er sich scheidet, muß er ihr einen Unterhalt aussetzen; das persönliche Interesse kämpft also gegen das Gesetz, und erhält fast immer die Unauflöslichkeit der Ehe. Die innern Sorgen des Hauswesens, die den Frauen übertragenen Arbeiten sind dieselben, wie die der jüdischen Frauen zur Zeit Rebekka's, und ihre Lage, die keineswegs der der Indianerinnen Nordamerika's gleicht, scheint dem Verfasser nicht härter als die unsrer Bäuerinnen. In Streitigkeiten, die sich zwischen beiden Gatten erheben, entscheidet die Gerechtigkeit fast immer zu Gunsten des schwächern Geschlechts. Die Frauen erscheinen nur in den Städten verschleiert, in den Zelten sind sie fast gar nicht vom Männerumgang getrennt. Einige derselben haben über ihre Stämme einen politischen Einfluß ausgeübt, und selbst den Befehl im Kriege geführt. Vor einem Jahrhundert sah Peyssonell in der Nähe von Setif eine solche Heldin, die der Familie der Hannelscha angehörte, und in unserer Zeit hat eine Frau im Lande Augad eine ähnliche Rolle gespielt.

Hr. Pelissier widerlegt auch noch aus seiner Erfahrung die den Arabern zugeschriebene Neigung zum Diebstahl, der im Innern der Stämme viel seltener ist, als in unsern Städten. Von einem Stamme gegen den andern ist er häufiger, und der bewaffnete Raub hat sogar in ihren Augen etwas Ehrenhaftes und Rühmliches. Obgleich die Araber wenig Bedürfnisse haben, so lieben sie doch das Geld und sparen es auf, eine Folge ihres herumziehenden Lebens, da das Geld am leichtesten zu transportiren und zu verbergen ist. Trotz dem sind sie nicht habsüchtig und ihre Gastfreiheit ist bekannt. Schafe und Ziegen, die sie selten schlachten, werden, wie zur Zeit der Patriarchen, für den Fremden häufig geopfert. — Der Verfasser führt sodann rührende Züge und interessante Anekdoten über die Liebe dieser Nomaden zu ihren Kindern, ihren Frauen und ihren Eltern an.

Der Elementarunterricht scheint bei den Arabern nicht viel seltener zu seyn, als bei dem französischen Landvolk. Was den höhern Unterricht und die Mittel betrifft den Arabern unsere Kenntnisse und unsere Civilisation beizubringen, so meint der Verfasser, man solle Elementarbücher über einzelne Wissenschaften, namentlich über Mechanik und Arzneikunde, welche bei den Arabern im höchsten Ansehen stehen, ins Arabische übersetzen lassen und im Lande verbreiten.

Bei dieser Gelegenheit spricht er auch die Ansicht aus, daß Lazaristenmissionen bei den Kabylen nicht wenig Aussicht auf Erfolg hätten, denn die Kabylen, die Nachkommen der alten Berbern und Numiden, hätten den Islam nur durch Gewalt gezwungen angenommen, hätten viele alte heidnische Gebräuche beibehalten, und wären vielleicht nicht abgeneigt, den Islam, der ihnen durch die Eroberung aufgezwungen wurde, gegen das Christenthum auszutauschen. Die Kabylen haben feste Wohnsitze, bauen den Acker, treiben Gewerbe, haben somit Bedürfnisse und Interessen, die denen des nomadischen Arabers entgegengesetzt sind, und nähren einen lebhaften Haß gegen ihre

*) Nouv. Ann. des Voyages etc. März.

alten Eroberer. Leider ist das Capitel über die Kabylen nur kurz, denn Pelissier selbst gesteht, daß er sie mehr aus eingezogenen Erkundigungen als aus eigener Ansicht kenne. Bei ihnen herrscht durchaus Demokratie, und das Eigenthum ist ungemein getheilt. Besondere Umstände ausgenommen, haben sie selten Vorstände auf Lebensdauer, sondern diese werden je nach Umständen aufs neue gewählt; ihre Regierungsform ist durchaus föderativ.

Die Bewohner der Städte, die man gewöhnlich Mauren nennt, sind ein Gemisch von Arabern, Kabylen, Couluglis, Türken, Abkömmlingen römischer Colonisten und endlich Mischlingen aller Racen. Wie schwache und furchtsame Thiere, sagt der Verfasser, bringen sie ihr Leben in der größten körperlichen und geistigen Unthätigkeit zu, wenn der Hunger sie nicht zur Arbeit zwingt. Das Leben der Frauen ist minder hart als das der arabischen, aber sie haben auch nicht die edlen Eigenschaften wie diese. Sie sind herrisch und ihre Männer sind mehr ihre Diener als ihre Herren. Auch sind die Sitten unter den Mauren, namentlich in den Städten am Meeresufer, keineswegs sehr rein.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Fatima's Grabmal.

Der größte Theil der Bewohner von Kom besteht aus Leuten, die zu dem Dienste der verschiedenen Capellen dieses Ortes gehören; aber dennoch scheint hier die Frömmigkeit nicht so gut zu gedeihen, als in Indien oder auch in andern Theilen von Persien; an Intoleranz fehlt es dagegen durchaus nicht, und Kom ist berühmt wegen der Unfreundlichkeit und Grobheit der Einwohner, besonders gegen christliche Reisende; selbst die kleinen Kinder lehrt man schon Schimpfworte stammeln. Während ich auf dem Dache des Karawanserai beschäftigt war eine Zeichnung von der Stadt zu entwerfen, stießen einige kleine Buben, welche von ihren Müttern dazu angereizt wurden, die gröbsten Schimpfreden gegen uns aus, bis sie sahen, daß wir einige vorübergehende Bettler beschenkten, worauf sie sogleich einen andern Ton anstimmten, ebenfalls bettelten und Gebete für unser Wohlergehen sprachen; als sie sahen, daß sie ihren Zweck nicht erreichten, fingen sie wieder an heftig zu schimpfen, bis ihnen endlich der Mihmandar zu schweigen gebot.

Während der Abenddämmerung benutzte ich die Gelegenheit, das Innere des Grabmals der Fatima, die hier begraben ist, zu besuchen. Ich hatte erfahren, daß ein Ungläubiger auch nicht einmal durch Bestechung die Erlaubniß erhalten konnte, diese heilige Capelle zu besuchen. Ich legte deßhalb persische Kleidung an und ließ mich von meinem alten, indischen Diener, der ein Seyed war und schon oft die Capelle besucht hatte, hineinführen.

Wir gingen durch einen schlechten Thorweg in einen engen Hof, in welchem sich Zellen oder kleine Zimmer für die Kadims oder Diener der Capelle befanden; von hier führte ein besserer, mit blauen Ziegeln geschmückter Thorweg in einen größern Hof, der mit zierlichen und besser eingerichteten Wohnungen für die höhere Geistlichkeit umgeben war. In diesem Hofe befindet sich ein langes Wasserbecken zum Abwaschen der Gläubigen, an beiden Seiten läuft ein gepflasterter Fußweg hin und das Ganze ist wie ein Garten mit Bäumen und Gängen angelegt. Von hier führt ein Weg zu dem Hofe, in welchem die Moschee erbaut ist; er ist kleiner als der vorige, aber sehr rein und gut gehalten und ebenfalls mit einem Wasserbecken zum Abwaschen versehen. Hier legten wir unsere Pantoffeln ab; es war um die Stunde des Abendgebets und darum die Capelle ziemlich voll, aber wir gingen rund herum und besahen alle merkwürdigen Gegenstände. Die zur Moschee führenden Thore waren mit blau und weiß lackirten Ziegeln geschmückt, und die Vorderseite des Tempels, die wie gewöhnlich aus drei Bogen bestand, war mit Ziegeln von verschiedener Farbe, mosaikartig, in allerlei Mustern ausgelegt. Das Innere der mittlern Abtheilung, unter der sich das Grabmal befindet, war so wie der Fußboden auf ähnliche Weise verziert; auf dem Boden war ein reicher Teppich ausgebreitet. Das Innere der Capelle selbst ist in Abtheilungen von Bogen gesondert, die nach oben schmaler auslaufen. Man findet in Persien diese Bauart sehr häufig, und sie gewährt oft einen schönen Anblick.

Das Grabmal selbst ist in einen Kasten von Sandelholz eingeschlossen, der 12 Fuß lang und 8 Fuß breit ist; ein grüner Baldachin ist oben darüber angebracht und rund herum läuft ein Gitter von massiven, silbernen Stäben, das die Mutter des vorigen Königs hieher geschenkt hat. Innerhalb des Gitters hängt das Schwert Abbas des Großen, das ich aber nicht genau betrachten konnte, weil ich fürchtete, durch eine nähere Untersuchung aufzufallen und erkannt zu werden. Die beiden Seitenabtheilungen waren mit Teppichstreifen belegt und werden bloß zum Gebete benützt. Das Grabmal und der Baldachin stammen aus der Zeit wo Fatima starb, aber die Moschee hat ein späterer König auf den Ruinen eines kleinern Gebäudes errichten lassen, das vom Schah Abbas erbaut und reich dotirt worden war. Alle Könige von der Dynastie der Sofi vermehrten die Schätze dieser Capelle, die vordem sehr reich war. Die Mutter des verstorbenen Königs von Persien hat das aus Messing bestehende Dach des Doms vergolden lassen, aber so schwach, daß der ganze Werth des dazu verwendeten Goldes höchstens 2000 Tomans beträgt.

Obgleich die frommen Stiftungen unter den letzten Regierungen nicht vermehrt, ja nicht immer respectirt wurden, so hat doch diese Capelle noch immer bedeutende Einkünfte: es gehören ihr mehrere Dörfer, und die Geschenke der Pilgrime, welche hieher wallfahrten, sollen, ein Jahr ins andere gerechnet, jährlich vier- bis sechstausend Tomans betragen. Neun zum Dienste der Capelle gehörige Individuen bekommen einen Gehalt, außerdem befindet sich hier eine Anzahl Mollas, welche aber bloß von dem Gelde leben, was sie für die Erziehung von Zöglingen erhalten.

Nachdem ich mich schnell in der Capelle umgesehen hatte, setzte ich mich mit dem Seyed nieder, als wenn ich mit ihm

betete; unterdessen bemerkte ich, daß erst ein Molla kam und mich betrachtete, dann erschien ein zweiter und endlich kamen mehrere mit brennenden Lichtern in den Händen, denn es war sehr dunkel, die, nachdem sie mich einige Zeit angesehen hatten, den Seyed anredeten. Ich bemerkte leicht, daß sie sich stritten und zwar um meinetwillen. Einige Mollas entfernten sich befriedigt, andere aber eiferten fortwährend und wurden durch neue Ankömmlinge unterstützt; kurz der Lärm wurde so arg, daß ich einen ernstlichen Anfall zu fürchten anfing, als zum Glück der Mihmandar in die Capelle trat und die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zog, so daß ich mit meinem Führer mich entfernen konnte, was mir sehr angenehm war, weil ich gern alles Aufsehen vermeiden wollte. Der Seyed sagte mir, er habe die Mollas durch die Versicherung zu beruhigen gesucht, daß ich dem mohammedanischen Glauben sehr zugethan sey; aber wahrscheinlich glaubten nicht alle an dieses Vorgeben und verursachten mir durch ihr heftiges Widersprechen jenen Schrecken. Ich muß übrigens bemerken, daß ihr Betragen, trotz ihrer offenbar feindseligen Gesinnung gegen mich, ernst, anständig und durchaus nicht unhöflich war.

Mohammed Mirza.

Dieser liebenswürdige, tapfere Prinz, der älteste und würdigste unter den zahlreichen Söhnen des vorigen Königs von Persien, hatte lange Zeit die wichtige Provinz Kermanschah verwaltet.

Für Persien war der frühzeitige Tod desselben ein höchst wichtiges Ereigniß, denn es vereitelte alle Hoffnungen einer Partei und verhinderte dadurch einen Kampf, welcher wahrscheinlich sehr blutig geworden wäre. Man war übrigens allgemein der Meinung, daß der Ruhm und die Wohlfahrt des Landes von der Thronbesteigung Mohammed Mirza's abhinge; wenigstens schien der Charakter dieses Prinzen zu einer solchen Hoffnung zu berechtigen. Sein Edelmuth, seine Kühnheit, seine Milde hatten seinen Anhängern und allen denen, die ihn kannten, ein so lebhaftes Interesse für seine Sache eingeflößt, daß es ihm höchst wahrscheinlich gelungen wäre, wenn er sich nur eines Theils des Schatzes seines Vaters bemächtigen konnte, jede Opposition, die sich in Persien gegen seine Thronbesteigung erheben konnte, zu überwältigen. Wenn sich nun die Russen in diese Streitigkeiten gemischt und auf die Seite des Abbas Mirza getreten wären, was mehrere Personen glaubten, so würde die Partei dieses Prinzen ebenfalls sehr mächtig geworden seyn; freilich würde ihm dieser Beistand im Falle des Erfolgs ein Paar seiner schönsten Provinzen gekostet haben. Nach dem Ableben Mohammed Mirza's wurden die Ansprüche des zweiten Sohnes allgemein anerkannt, die Intriguen der Gegenpartei fielen weg und der blutige Kampf, welcher jedenfalls zwischen den beiden Thronbewerbern entstanden seyn würde, konnte nicht stattfinden.

Unter den vielen Anekdoten, die man von der Kühnheit und Entschlossenheit des Mohammed Mirza erzählt, scheint mir folgende vorzüglich charakteristisch. Assad Chan, der Anführer eines bedeutenden Stammes, hatte zufolge einer Unzufriedenheit mit dem Benehmen des Königs gegen ihn dessen Dienst verlassen, sich in die Gegend von Kermanschah begeben und that durch Plünderungen und Raubzüge großen Schaden. Der Prinz, entschlossen diesem Unwesen ein Ende zu machen, trat, nachdem er den Rebellen vergebens auf verschiedene Art zu seiner Pflicht zurückzubringen versucht hatte, an die Spitze eines gegen ihn gerichteten Zugs, und als er an den Ort gekommen war, wo der Chan mit seinen Leuten lag, eilte er, ohne sein Gefolge davon zu unterrichten, gerade in die Wohnung des Khans, meldete sich ohne weiteres selbst bei ihm an und setzte sich in dem Zimmer nieder; er stellte ihm lebhaft vor, wie thöricht er handle, daß er einer Macht Widerstand leisten wolle, die ihn doch endlich erdrücken werde; er versicherte ihm, daß er seine Verdienste vollkommen anerkenne, und wenn er zu seiner Pflicht zurückkehren und in seine Dienste treten wolle, so werde er gern einem so muthigen und unglücklichen Manne vollkommene Verzeihung gewähren; endlich ermahnte er ihn ernstlich, sein jetziges entehrendes, verbrecherisches Leben nicht länger fortzuführen. Der Khan, dem die Gegenwart des Prinzen Achtung und dessen Entschlossenheit Bewunderung einflößte, ließ sich leicht bekehren, und der Prinz, der ihm bald nachher die Verwaltung eines Districts übertrug, hatte die Freude einen verzweifelten Räuber in einen muthigen, treuen Diener verwandelt zu haben.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Don Ysidoro Martinez; die Beamten.

In Corrientes lebte während meines dortigen Aufenthalts eines der schönsten Exemplare eines Altspaniers, die ich je in Amerika gesehen; sein Name war Don Ysidoro Martinez y Cirès. In seiner Haltung, seinem Benehmen, seiner Sprache und seiner allgemeinen Höflichkeit war er ein Muster der alten Schule, durchaus freundlich, liebenswürdig und höflich. Er war nicht bloß ein Gelehrter (im spanischen Sinn des Worts), sondern in seinem Gespräch war auch eine Munterkeit, eine Naivität und ein Witz, wenn auch etwas Einbildung mit unterlief, die seine Gesellschaft höchst angenehm machten. Dabei war er ein wohlwollender, offener, edelgesinnter Mann, versöhnlich auch in seinem Aerger, warm und standhaft in seiner Freundschaft. Er war während der spanischen Herrschaft der bedeutendste Mann in Corrientes gewesen, und auch als seine Macht zu Ende gegangen, wurde er von den Freibeutern, welche einige Jahre lang Corrientes in Contribution setzten, niemals mißhandelt oder beraubt. Sie begnügten sich mit dem, was er freiwillig gab, und er war klug genug zu geben, um nicht dem schweigenden Einverständniß ganz ein Ende zu machen.

Don Ysidoro war der einzige Mann in Corrientes, der eine gute allgemeine Bibliothek, freilich nur eine spanische, besaß. Meine geringe Kenntniß der spanischen Literatur danke ich allein seinen Büchern und seinen, wenn auch nicht gerade umfassenden, doch stets scharfsinnigen Commentaren. Er war ein großer Landbesitzer und Kaufmann gewesen, aber mit der ihm eigenen Feinheit, die gegen die Blindheit seiner Landsleute in einem seltsamen Contrast stand, sah er den Gang und die Resultate der südamerikanischen Revolution voraus. Er zog die Hörner

ein, gab seine Ansprüche auf Superiorität auf, verkaufte seine Ländereien und seine Waaren, schickte den größten Theil seines Vermögens nach England und blieb nur in Corrientes, weil seine Frau den Ort besonders liebte und mit vielen der ersten Familien verwandt war. So beschäftigte sich der schlaue philosophische Spanier jetzt mit seinen Büchern, hie und da auch mit seiner Feder, die er mit Zierlichkeit und Gewandtheit handhabte, und hielt sich nicht bloß von allen politischen, sondern auch von Handelsgeschäften durchaus fern. Seine Unparteilichkeit war so bekannt, seine Unbestechlichkeit so unbezweifelt, daß die erbittertsten Parteien ihre Streitsachen seinem alleinigen Schiedsrichterspruch überließen. Nie stieß der Appellationshof, wenn ja appellirt wurde, seine Entscheidung um, so daß Don Ysidoro, obwohl ein Spanier und als solcher bei den Regenten des Landes nicht beliebt, praktisch eine weit wichtigere Person wurde, als irgend ein Richter im Lande. Er war ein willkommener Gast bei Spaniern und Creolen, und leitete die Angelegenheiten vieler einzelnen Familien, meist der angesehensten. Ich habe nie einen Mann gekannt, der mit so allgemeiner Zustimmung von Freund und Feind ein Uebergewicht in der Gesellschaft behauptete.

Ich speiste oft bei ihm, und traf an seinem Tisch den liberalen Gouverneur, den vorurtheilsvollen Mönch, den geraden Estanciero, den Advocaten, Leute in bürgerlichen Aemtern, die neuangekommenen Fremden und die zahlreichen Verwandten seiner eigenen Frau. Von seinen Sitten nach unsern Begriffen war nicht viel zu sehen, aber dieß wenige dankte man allein dem Beispiel und dem freundlichen Benehmen des Herrn vom Hause. Seine Frau, eine stolze, vorurtheilsvolle Correntinerin, wurde von ihm mit Milde im Zaume gehalten, ebenso die Mönche und die demokratischen Führer der Revolution, so wie ihre entschiedenen Feinde, die alten Spanier. Sein gesunder Verstand und seine Milde schienen die Wogen der Zwietracht zu beruhigen, und aus den widerstrebenden Elementen des politischen Kampfes alle schädlichen Ingredienzien auszuscheiden. Er kannte die Vorurtheile der Correntiner vollkommen und hütete sich direct dagegen anzustoßen. Manchmal, wenn in seiner Gegenwart eine überscharfe Bemerkung gemacht oder ein unhaltbarer Satz ausgesprochen wurde, warnte mich ein bedeutender Wink seines Auges, daß ein Streit darüber ganz hoffnungslos sey.

Was mich aber am meisten ergötzte, war, ihn auf seinen häufigen Besuchen bei Leuten niedern Standes zu begleiten. In Südamerika hat jedermann, was auch seine Stellung im Leben seyn mag, eine natürliche Unbefangenheit und Unabhängigkeit des Benehmens, das sich vor dem Vornehmen nicht sklavisch beugt. Don Ysidoro konnte sich in gar manchen Beziehungen als der Freund und Wohlthäter seiner armen Nachbarn zeigen, es mangelten viele kleine Bedürfnisse, Arzneien im Fall von Krankheit, es waren Streitigkeiten zu schlichten u. dgl., dieß alles that er mit so viel Anmuth, so viel Höflichkeit oder vielmehr Vertraulichkeit, daß sein stets bereiter Scherz, seine Munterkeit und seine gute Laune sich nie so lebendig zeigten, als wenn er auf einem rohen Lederstuhl oder auf dem Vordertheil einer Bettstelle aus Fellen in einer der armen Hütten saß, deren er so viele besuchte.

Don Ysidoro hatte eine besondere Vorliebe für einen gewissen Martinez Saenz, den Eigenthümer und Befehlshaber einer schönen Polacre. Auf seinen mannichfachen Fahrten von und nach Buenos-Ayres brachte er, um seine besondern Freunde zu regaliren, nicht selten eine gute Zufuhr von starkem englischem Bier. Mit Eis versetzter Champagner in der Sonnenhitze erscheint uns nicht so angenehm, als ein erfrischender Zug starken Bieres an den Ufern des Parana geworden war. Nach der Polacre des Cap. Saenz wanderte Don Ysidoro und ich öfters in der Abendkühle, um unser Bier zu trinken und die weißen Wölkchen aus unsern Cigarren auszublasen, die aus dem milden, wohlriechenden Blatte des Landes selbst gefertigt waren. Da fand sich denn nicht selten auch der Gouverneur ein, so wie Señor Mantilla, Zolleinnehmer und Schatzmeister des Gouverneurs zugleich. Es ist kaum glaublich, welchen Betrag von Zöllen und welchen diplomatischen Einfluß Don Ag. Mart. Saenz, Capitän der Polacre Florentine, mit einem halben Dutzend Fäßchen englischen Bieres erkaufte. Es ist nicht zu verwundern, daß Stöpsel in Menge flogen und wohlgefüllte, schaumbedeckte Becher zur Erheiterung der Gäste rasch kreisten, wenn die Polacre wohlbeladen ein- und auslief gegen einen Zoll, der mit dem nach strengem Recht eingeforderten Betrag freilich in starkem Mißverhältniß stand. Saenz war ein munterer, gastfreier Mann, aber gleich einem ächten Andalusier wußte er seine Verschwendung mit so viel Gewandtheit zu leiten, daß sein starkes Bier ihm gewiß fünf Piaster die Flasche eintrug.

Schmuggelei gehört zum spanischen Charakter und diese reichliche Quelle des Bösen ward von Spanien nach Südamerika verpflanzt, wo es starke Wurzeln schlug. Der treue Hüter des öffentlichen Schatzes ward auf manche hinterlistige Weise angegriffen, mit gepfropftem Bier und Benicarlo-Wein, mit zierlichen Meubeln für ihre Galas und seidenen Kleidern und Strümpfen für ihre Frauen und Töchter, so wie mit geliehenen Dublonen, deren Rückgabe nie gefordert wurde. Wie es in andern Ländern geht, weiß ich nicht zu sagen, in Südamerika aber macht ein Mann, der ein Empleo oder Amt bekommt, die Berechnung seiner Einnahme nicht nach seinem gesetzmäßigen Einkommen, sondern nach den Gelegenheiten, die es ihm bietet, unter der Hand sich Geld zu machen, bis ihn ein anderer hungriger Rabe verdrängt, und es mag den raschen Wechsel der Beamten bezeichnen, daß trotz aller Unterschleife mir nur ein einziger Mann der Art bekannt ist, der reich in seinem Bette starb.

Der gute Mendez, der Gouverneur von Corrientes, entlehnte selbst, nachdem er fünf Jahre Gouverneur gewesen war, ohne alles Bedenken 50 oder 100 Piaster von einem guten Freund, vielleicht hatte er aber ein paar Stunden später sie bereits am Spieltische verloren. So war es mit vielen andern Beamten jener Zeit. Manche waren schüchtern, und wollten nichts Auffallendes sich gegen die Gesetze zu Schulden kommen lassen, aber sie liebten meist das Spiel, hatten verschwenderische Weiber und Töchter, große Familie und kleine Einkünfte; so wurde stets im Dunkeln gemunkelt an dem Vermögen des Staats, welches ihrer Aufsicht, freilich leichtsinnig genug, anvertraut war.

(Schluß folgt.)

Die jetzt zurückgekehrte französische Corvette Danaide hat auf einer vierjährigen Reise einen Theil der Ostküste Südamerika's und die ganze Westküste von Chili bis nach Californien hinauf untersucht, auf der Fahrt durch das stille Meer an mehreren Inselgruppen angelegt und endlich 14 Monate lang in den chinesischen Meeren sich aufgehalten. Bedeutende naturgeschichtliche Sammlungen wurden durch den Schiffslieutenant Jaures und den Schiffsarzt Liautaud gemacht; dieselben sind im Pariser Museum niedergelegt und sollen jetzt von einer dazu ernannten Commission untersucht werden. (Echo du M. S. 1. Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1843.

Alte Ruinen in Peru.

(Annalen der Land- und Völkerkunde. Nr. 208.)

Der nordamerikanische Schiffscapitän Ray aus Nantucket hat vor einigen Jahren bei Guarmay in Peru ein zweites Pompeji entdeckt, und daselbst Mumien, Münzen, Flaschen von wunderlicher Form und andere interessante Gegenstände gefunden.

Es muß dieß unter 10° $^1/_2$ S. B. an der Küste der Südsee seyn, wo sich ein Thal gleiches Namens, von einem kleinen Fluß durchströmt, findet, das Garcilasso Hualline nennt, und ein Hafen und Flecken, die am Ausgange dieses Thales liegen, und ebenfalls Guarmay heißen. Nach der Geschichte von Peru war dieses Thal einst sehr zahlreich bevölkert, ist aber gegenwärtig ein bloßer Aufenthalt von Hirten, die in der Umgegend ihre Heerden, aus Rindern und Schweinen bestehend, weiden, und den Flecken Guarmay bewohnen. Man sieht hier noch die Ruinen von einem alten Schlosse, und in dem Hafen legten sich 1615 die Holländer vor Anker, als sie die Armee des Vicekönigs von Peru aufs Haupt geschlagen hatten.

Die entdeckten Ruinen scheinen einer weit ältern Zeit, als der der Incas anzugehören, und dürften ein gleich hohes Alter mit denen tragen, welche sich in der Landschaft Tiahuanaca finden. Daselbst sahen die Spanier einen Hügel von unglaublicher Höhe von Menschenhänden gemacht. Man hatte bei ihm die Bildung der Natur nachzuahmen gesucht, und den Grund von großen Steinklumpen, die fest an einander gekittet waren, gelegt, wodurch verhindert werden sollte, daß die aufgeschütteten Steinhaufen, welche den Körper des Hügels ausmachten, nicht einstürzen sollten. Unweit des Hügels standen zwei große, in Stein gehauene Riesen, die lange Kleider anhatten, welche sie nachschleppten, und eine Mütze auf dem Kopf trugen. Ihr Ansehen, so sehr abgenutzt vom Zahn der Zeit, verrieth ein hohes Alter. In der Nähe dieser Steinbilder lief eine lange Mauer hin, welche von so gewaltigen Steinen aufgerichtet war, daß es unbegreiflich schien, wie Menschenhände sie errichtet hätten. Das Merkwürdigste dabei war aber noch, daß in der ganzen Umgegend sich keine Spuren von Felsen zeigten, wovon die Steinblöcke hätten genommen werden können. Ein Chaos von gigantischen Trümmern bedeckte die Gegend, worunter sich imposante Thore befanden, die das Eigenthümliche in ihrer Bauart hatten, daß alle vier Ecken aus einem einzigen Stein bestanden, die 30 Fuß lang, 15 F. breit und 6 F. im Umfang hielten.

Die Peruaner kannten den Ursprung dieser Ruinen nicht, und erklärten, daß sie in einer älteren Periode aufgeführt worden wären, als wie die ihrer Inca's, und doch ist es aus der altperuanischen Geschichte bekannt, daß Peru vor der Zeit der Inca's sich im rohesten Naturzustande befand, und seine Bewohner gänzlich unfähig waren, große Gebäude aufzuführen. Nach den vorhandenen Ueberlieferungen sollten diese Wundergebäude in uralter Zeit in einer einzigen Nacht fertig geworden seyn, und zwar durch einen übermenschlichen Baumeister. Unter den Ruinen zeichnete sich besonders ein, durch Mauern eingeschlossener Hof von 15 Klaftern im Quadrat und zwei Stockwerk hoch aus. An einer Seite dieses Platzes fand sich ein Saal, 45 Fuß lang und 20 Fuß breit.

Das Ganze, mit Hof, Mauern, Dach, Thoren und Saal war aus einem einzigen Felsblock gehauen. Die Mauern enthielten drei Viertelellen in der Dicke, und höchst sonderbar war das Felsendach des Saales mit Stroh überdeckt. Das morastige Ufer der See stieß an den Fuß der Mauern und rings umher lagen allerlei bearbeitete Steine, welche Bilder von Männern und Frauen nach dem Leben in der gefälligsten Form vorstellten. Einige hatten Gefäße in der Hand, als ob sie trinken wollten, andere saßen, einige standen, andere wieder waren in einer fortschreitenden Stellung gebildet, als ob sie einen kleinen Bach überschreiten wollten, der mitten durch den Hofraum strömte. Außerdem sah man Bildsäulen, welche Frauen vorstellten, die ihre Kinder an der Brust hielten, und zusammengestellte Gruppen, wo Kinder ihre Mütter bei dem Zipfel des Rockes ergriffen hatten, und allerlei andere schöne Bildwerke. Nach der Behauptung der Peruaner sollten alle Steinbilder einst lebende Menschen gewesen seyn, welche vor Alters wegen großer Sünde in Bildsäulen verwandelt worden wären, und zwar weil sie einen Fremden, der ihr Land durch-

reist, gesteinigt hätten. Das ganze einem Tempel so ähnliche Gebäude sollte dem Schöpfer der Welt gewidmet gewesen seyn.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Malek Sohar.

Dieser sehr interessante und liebenswürdige Greis, der von einer alten Familie abstammt, die seit mehrern Generationen die Statthalter von Kaschan geliefert hat, besitzt viel Geist, eine lebhafte Phantasie und guten Geschmack; dermalen bekleidet er den ehrenvollen Posten eines gekrönten Poeten des Königreichs Persien. Er ist aber auch in der Mechanik, die er mit leidenschaftlicher Vorliebe treibt, sehr unterrichtet; er hat mehrere sehr complicirte Maschinen von eigener Erfindung auf sinnreiche Weise selbst verfertigt, und sogar nach den Abbildungen in der englischen Encyklopädie eine Druckerpresse gebaut. Sein Benehmen war, als wir ihn besuchten, gütig, seine Gesinnung freundlich und wohlwollend; aber er zeigt viel Unabhängigkeit und seine Satyren sollen zum Theil sehr scharf und witzig seyn. Seine Unterhaltung ist höchst angenehm, er zeigt dabei eben so viel Gelehrsamkeit als Geist, aber er spricht so gern, daß man am Ende dabei ermüdet. Seine Ansichten sind im allgemeinen liberal, ausgenommen in religiöser Hinsicht, wo er ein wenig bigott ist. Er ist, wie alle Perser, eitel auf seine Verdienste, aber er treibt es nicht, wie die andern so oft thun, bis zur Narrheit. Die Europäer bewundert er sehr und ist versessen auf alles, was aus ihren Ländern kommt; im Ganzen ist er einer der unterrichtetsten und angenehmsten Männer am Hofe. Seine Landessprache soll er gründlicher verstehen, als irgend einer der gelehrten Perser, und er besitzt überhaupt in vielen Wissenschaften bedeutende Kenntnisse. Seine Verse werden von den Persern, als denen des Ferdusi am nächsten kommend, angesehen; einige setzen sie noch über die Werke dieses großen Mannes, was übrigens als morgenländische Extravaganz erscheint. Die Fruchtbarkeit seines Geistes ist eben so sehr zu bewundern, als dessen Kraft, denn ungerechnet die kleineren Gedichte hat er bereits 160,000 Strophen gedichtet, welche sich vorzüglich auf die Thaten der persischen Könige beziehen, denn der Hofpoet ist zugleich Hofgeschichtschreiber. Er steht bei dem Monarchen und den Prinzen in großer Gunst; Staatsgeschäfte hat er nie übernommen und eben so wenig interessiren ihn politische Angelegenheiten. Der alte Herr nahm uns sehr herzlich auf und unterhielt sich lange Zeit mit uns, wobei er allerdings fast immer den Sprecher machte. Für meine weiteren Touren durch Persien versprach er mir einige Empfehlungsschreiben.

Wir besuchten ferner einen Neffen des vorigen Königs, der mit dem jetzigen Geschwisterkind ist. Er zeichnet sich durch sein Streben nach Unabhängigkeit aus, was man in diesem Lande so selten findet. Er war im Dienste des Fürsten von Kasbin, gab seine Stelle aber auf, weil zwei nichtswürdige Jungen, die, außer ihrer Schönheit, kein Verdienst hatten, ihm vorgezogen wurden und Ehrenämter erhielten. Trotz seiner großen Armuth konnte er sich nicht entschließen, einem unwürdigen Herrn zu dienen oder die königliche Familie um Beistand anzusprechen, und jetzt sieht er sich gezwungen, seine Habseligkeiten stückweise in den Bazar zu tragen, um sich und seine Familie kärglich zu erhalten. Erst am Tage vor unserem Besuche hatte er ein großes Kopfkissen von Flaumfedern verkauft, um die nothwendigsten Bedürfnisse dafür anzuschaffen. Er empfing uns in einem Zimmer, in welchem nichts zu sehen war, als von Motten zerfressene Teppiche, die Fenster waren statt der Glasscheiben mit Papier überzogen und alles bewies den Zustand der kümmerlichsten Armuth. Er war die einzige Person unter allen, die ich sprach, welche den Tod des Mohamed Mirza aufrichtig zu bedauern schien; von ihm allein und dessen Familie sprach er mit Hochachtung.

Fernere Visiten.

Wir machten einen Besuch bei zwei Prinzen von Geblüt, den Statthaltern von Tehran und Kasbin. Der erstere, ein bleicher, kränklich aussehender, ceremoniöser Mensch, welcher den starken Bart und die Adlernase der Kadschars hatte, empfing uns höflich, aber mit viel Etikette. Der zweite, ein schöner, gut aussehender, freundlicher, gesprächiger Mann, bewillkommnete uns mit mehr Freimüthigkeit. Keiner von diesen Prinzen kann während seines Aufenthalts in Tehran einen Hof mit dem Gepränge halten, wie sie es in der Provinz zu thun gewohnt sind, aber dennoch wird die königliche Etikette bei allen Besuchen streng beobachtet. Man ließ uns zwar in der Mitte des Zimmers Platz nehmen, aber die Pfeife wurde dem Prinzen allein gebracht, weil Niemand in Gegenwart eines Prinzen von Geblüt rauchen darf. Beide waren sehr einfach gekleidet und keiner trug auch nur den geringsten Schmuck. In der ganzen königlichen Familie herrscht eine sehr auffallende Aehnlichkeit; wer diese Prinzen sieht, oder einen ihrer Brüder, der während unseres Besuchs in das Zimmer kam, sieht auf den ersten Blick, daß sie Kadschars und die Söhne des Königs *) sind.

Diese Prinzen wohnen in der Einfriedigung des Palastes, der zu seinem Schutze mit einer hohen Mauer, mit Thürmen, einem Unterwall und tiefen Graben versehen ist. In dem Maidan oder innern Hofe standen ein paar alte messingene Kanonen, die wahrscheinlich einst den Portugiesen gehörten, ferner einige englische Sechspfünder und zwei Mörser, deren Vaterland ich nicht erfahren konnte. In der Mitte auf einer erhöhten Terrasse war noch etwas von einem unvollständigen Artilleriepark zu erblicken.

An demselben Tage erhielten wir einen Besuch von Malek Sohar, dem alten, gekrönten Poeten, der meine Zeichnungen sehen und mir die seinigen zeigen wollte. Wenn man die Muster, die ihm zu Gebote standen, bedenkt, so war seine Arbeit sehr lobenswerth; er hatte einige englische Kupferstiche mit der Feder erstaunlich treu nachgebildet, und es war interessant,

*) Nämlich Feth Ali Schahs.

seine Sammlung von Zeichnungen aus allen Ländern und Zeiten zu besehen. Unter den englischen bemerkte ich einige Kupferstiche von den Porträts des Sir Josua Reynolds und aus den Werken von Bartollozi und Cipriani. Ich schenkte ihm eine von meinen eigenen Zeichnungen, die ihm am besten gefallen hatte; seine Bemerkungen waren richtig und so treffend, wie ich es von einem Asiaten nicht erwartet hätte. Er verstand das Wesen der Perspective vollkommen und sprach über den Widerschein der Gebäude und Bäume im Wasser, besonders über den Charakter und die Farbe der Wolken auf eine Art, die bewies, daß er nicht nur sehr wohl verstand was eigentlich dargestellt werden sollte, sondern daß er auch über die Ausführung sehr richtig urtheilen konnte. Ich gab ihm auch noch einige englische Pinsel und Zeichenmaterialien, worüber er sich sehr freute.

Wir kamen wieder auf meinen Vorsatz, noch einige Provinzen des Reiches zu bereisen, und der alte Herr zeigte sich sehr bereit, mir seinen besten Rath zu ertheilen. Allem Anscheine nach erlaubt der König den Europäern höchst ungern, die Gegend im Osten der gewöhnlichen Straße zwischen Schiras und Tehran zu erforschen; die Gründe dieses Widerwillens, der sich bei mehreren Gelegenheiten gezeigt und sogar den Tod einiger Reisenden bewirkt hat, sollen darin liegen, daß er nicht wünscht, daß ein Fremder die Armuth und den schlechten Zustand des ausgesogenen Landes sieht, so wie in einer gewissen Furcht rücksichtlich unserer Absichten auf Persien, die durch unsere Siege in Indien entstanden ist. Man kann kaum bezweifeln, daß Brown, der berühmte Reisende, welcher bei der Brücke über den Kisilosen, wie man sagt, durch Räuber ermordet worden ist, sein Leben auf Anstiften des Königs verloren hat. Die meisten Eingebornen, mit denen ich über diesen Vorfall sprach, bestätigten diese Thatsache vollkommen, und der goldene Chronometer, den der unglückliche Reisende bei sich führte, soll jetzt in den Händen des Schah seyn. Man theilte mir noch einige andere, aber weniger bestimmte Geschichten ähnlicher Art mit, daß einige Europäer, die bis Mesched vorgedrungen waren, dort auf Befehl der Regierung vergiftet worden seyen. Man erzählte mir das alles nicht sowohl, um mir den Muth zu dieser Reise zu benehmen, sondern vielmehr, um mich zu warnen, dem Könige etwas von meinem Vorhaben wissen zu lassen; ich beschloß deßhalb, nach dem Rathe meiner Freunde, mit der ersten Karawane abzureisen, aber in persischer Tracht, und mit so wenig Gefolge als möglich, um die Aufmerksamkeit nicht auf mich zu ziehen; doch ohne den Vorsatz, die Behörden auf den Straßen zu hintergehen, im Fall ich mit ihnen zusammentreffen sollte, was ich jedoch nach Möglichkeit vermeiden wollte. Zur Beglaubigung wollte ich einen Brief des englischen Residenten mitnehmen, in welchem bezeugt wurde, daß der Inhaber ein Britte sey, welcher zu seinem Vergnügen reise. Jedermann war übrigens der Meinung, daß meine Person weit weniger gefährdet sey und ich weit leichter alles beobachten könnte, je weniger ich für einen großen Herrn gelten würde.

Plan zu einem neuen artesischen Brunnen in Paris.

Es ist die Rede davon einen artesischen Brunnen von großer Ausdehnung in dem Garten des naturhistorischen Museums zu Paris graben zu lassen. Man will nicht bloß unterhalb der Wassermasse kommen, welche zu Grenelle springt und bekanntlich 550 Metres tief liegt, sondern man hat die Absicht auf 8 bis 900 Metres zu graben, um Wasser zu erhalten, das der Blutwärme ziemlich nahe kommt. Diese Hoffnung gründet sich auf die genauesten Angaben, wie sie durch Arago und Walferdin gemacht wurden, ehe zu Grenelle das Wasser sprang, als man erst auf eine Tiefe von 4 bis 500 Metres gekommen war. Die damaligen Beobachtungen haben bewiesen, daß die Temperatur bei je 32 Metres um 1° steige. Diese Beobachtung ist durch die Temperatur des Wassers, das jetzt aus einer Tiefe von 550 Metres springt, aufs bestimmteste bestätigt worden. Das Wasser, das aus einer Tiefe von 8 bis 900 Metres spränge, würde nicht weniger als 36° bis 39° C. haben, und somit gestatten, den botanischen Garten, wo die Aequatorialpflanzen gepflegt werden, so wie die Käfige der Thiere, die in wärmern Klimaten als dem unsrigen leben, ohne Kosten zu wärmen. Viel wichtiger aber wäre es, unentgeltliche öffentliche Bäder in der Vorstadt St. Marceau und in den benachbarten Spitälern anzulegen, die Kleinkinderschulen zu erwärmen und in diesen volkreichen Quartieren öffentliche Waschanstalten zu errichten, deren Wasser jeder Zeit, selbst im Winter, die Blutwärme hätte. (Constitutionnel vom 7 Junius.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Handelsvertrag mit Don Pedro Campbell.

Das Uebel, unter dem die Provinz Corrientes litt, bestand in häufigen räuberischen Einfällen; hatte die Plünderung einmal vierzehn Tage gedauert, so kam auch wieder auf etliche Monate Ruhe, indeß war die Lage der Dinge immerhin der Art, daß mein Bruder und ich mehr und mehr darauf dachten, unsere Waaren zu Geld zu machen und das Innere zu verlassen und wenigstens nach Buenos-Ayres zu gehen, wo ein civilisirterer Zustand der Dinge, eine englische Fregatte, die Nähe einer starken Seemacht zu Rio Janeiro und die starke Zunahme der dort sich aufhaltenden Engländer den Aufenthalt angenehmer und sicherer machten. Wir wurden hierin durch den irischen Gaucho, Don Pedro Campbell, ausnehmend unterstützt, denn er machte es bald möglich, daß noch eine zweite Waarenniederlage zu Goya, einem Hafen am Paranafluß, 52 Leguas unter Corrientes, angelegt werden konnte. Wir unterhielten einen fortdauernden Verkehr durch einen regelmäßigen Courier, Namens Leyva, der den Weg, wie auch wir selbst, öfters in Einem Tage zurücklegte; das war freilich ein tüchtiges Stück Arbeit, und wer nicht an starkes Reiten und große körperliche Anstrengung gewohnt war, konnte es nicht wohl versuchen.

Doch ich kehre zu Don Pedro Campbell zurück. Als ich eben eines Tages mit meinem Bruder überlegte, wie wir die Versilberung unserer Waaren am besten ins Werk setzen könnten, trat er herein, nicht mehr in Gauchotracht, sondern in einem blauen freilich etwas abgetragenen Rock mit gelben Knöpfen, keine kleine Sache, an einem Orte, wo man, dias de fiesta ausgenommen, nur Jacken trägt. Wer die ganze Woche hindurch

einen Rock trägt, was einige trotz der Hitze thun, der heißt ein „hombre de casaca," ein Mann mit einem Rock, was bald einen Stutzer, bald einen Mann von Bedeutung bezeichnet.

Don Pedro trug einen Strohhut mit einem blauen Band, um zu zeigen, daß er ein Patriot sey, und durch eines seiner Knopflöcher war ein Ordenszeichen, nämlich ein dreifarbiges Band, gezogen, das ihm Artigas für seine Tapferkeit in mehreren Gefechten gegeben hatte. Um seinen Hals trug er ein gelbbaumwollenes, nicht allzu neues Tuch, und seine weiße Weste und Hemd schienen bald eben so gelb werden zu wollen, wie seine Cravatte. Er war rasirt, und zwar auf eine Weise, daß man wohl sah, es sey kaum eine Stunde zuvor geschehen, und zwar auf einem Gesicht, das keineswegs weder an ein tägliches Rasiren, noch an ein tägliches Waschen gewöhnt war. Der umgewandelte Mann trug Sammetbeinkleider und hohe Stiefeln aus selbst gegerbtem Leder; er behielt seine Ohrringe bei, stolzirte etwas mit einer Uhr und Petschaft, so wie, als einziges Stück seines ehemaligen Gauchoanzugs, mit einer um den Leib gebundenen Scharlachschärpe, die ihm statt der Hosenträger diente.

Ihm folgte sein Page Don Edwardo, der, bald neben, bald hinter seinem Herrn gehend, ihm so viel Achtung erwies, als sich mit ihrer sonstigen Vertraulichkeit in einsamen Stunden vertrug. Don Edwardo war noch in Gauchotracht, und es bestand, wie mir schien, eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen ihm und Don Pedro, daß der Diener nie, wie der Herr, ein hombre de casaca werden solle. Zu seiner halb adjutantenhaften, halb dienermäßigen Ausrüstung gehörte auch ein großer Reitersäbel, der mit den furchtbaren Gauchosporen einen gräulichen Lärm auf dem Corridor macht. Als Don Pedro und sein Schildknappe eintraten, befanden sich mehrere angesehene Herren aus Corrientes bei uns, und das Gespräch wurde mit Hülfe von Cigarren und einem anfeuchtenden Accompagnement lebhaft unterhalten. Alle standen auf und schüttelten mit augenscheinlicher Herzlichkeit Don Pedro die Hand. Nach allem was ich von ihm gehört und gesehen, stand ich nicht an, ihm dieselbe Aufmerksamkeit zu beweisen, was er mit einer achtungsvollen, obwohl nicht sehr zierlicher Verbeugung erwiederte, während er seine Correntiner Freunde vertraulich auf die Schulter klopfte.

Die lezten hatten sich kaum zurückgezogen, so entließ Don Pedro auch seinen Knappen, nahm eine ernsthafte und wichtige Miene an und begann also: „Sie sehen, meine Herren, in welchem unruhigen Zustande das Land ist. Ich weiß, daß Sie eine bedeutende Menge Waaren hier haben und sie in Landesproducte umsetzen möchten, um diese nach Buenos-Ayres zu schaffen; Sie werden aber nie so viel bekommen, als sie wünschen, wenn Sie nicht meine Dienste annehmen. Es gibt keinen Estanciero, der die Leber hat, — dieß war sein Ausdruck, — seine Ländereien zu besuchen, zu seinem Fenster hinauszusehen, seine eigenen Thiere zu schlachten, zehn Piaster in der Tasche zu führen, gemüthlich seinen Maté zu schlürfen, oder nach Sonnenuntergang eine Cigarre anzuzünden, wenn er nicht weiß, daß ich im Lande bin, um ihn zu schützen. Auch gibt es keinen Gaucho, so weißleberige Schurken sie auch sind, der es wagte, Ihre Geschäfte zu stören, wenn er weiß, daß ich sie leite. Darum lassen Sie mich und meinen Edwardo mit Ihrem Gelde im Lande herumziehen, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen in einem Jahre 50,000 Ochsen- und 100,000 Pferdehäute hier oder in Goya haben. Ich brauche keine große Besoldung, denn die Beschäftigung selbst ist mir angenehm. Geben Sie mir und meinem Edwardo 1200 Dollars des Jahres und ich bin Ihr Mann. Zu meiner Ausgabe für Speise und Pferde brauche ich nichts; meine Freunde sind froh, wenn sie mich sehen, und lassen mich keinen von beiden bezahlen."

Hier warfen wir ein, daß die großen Wagen, welche das einzige Transportmittel für eine solche Masse Häute seyen, alle auf Artigas Befehl abgebrochen worden und jezt unbrauchbar seyen. „Wenn sie von Pepe abgebrochen wurden," erwiederte der durch nichts zu schreckende Gaucho, „so ist es um so besser, denn jezt liegen sie im ganzen Lande umher zerstreut, niemand denkt daran, sie zurückzufordern oder sie zu gebrauchen; wenn man aber ein Tausend Zugochsen kauft und ein Duzend Zimmerleute anstellt, so will ich sie alle auf den Rädern in Bewegung bringen bis nach Goya oder Corrientes."

Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, was für ein vortrefflicher Verpflegungsbeamter ein solcher Mann wäre, und wir sagten auch Hrn. Campbell alsbald, wir würden seinen Vorschlag in Erwägung ziehen. Bei reiflicher Ueberlegung fanden wir allerdings, daß er der einzige Mann im Lande sey, der eine solche Unternehmung wagen könne, und schlossen nach wenigen Tagen mit ihm ab. Er war wieder ganz in seinem Gauchoanzug mit einer bedeutenden Anzahl Pferde zum Wechseln, und von Edwardo und einem halben Duzend von Artigas wildesten Gauchos als Bedienten begleitet, die Alforjas (Satteltaschen) mit Dublonen, Dollars und zum Theil mit Waaren gefüllt, nahm Don Pedro auf eine Zeitlang Abschied von Corrientes. Er weckte zuerst ein Duzend der reichsten Estancieros aus ihrer Lethargie oder ihrem Schrecken auf, und jagte mit ihnen dahin, um ihre Ländereien in Ordnung zu bringen und ihr Vieh zu schlachten.

Niemand schien an dem Erfolg des Irländers zu zweifeln, er selbst am wenigsten, und als ich ihn unter Wirbeln von Staub und Sand dahin jagen sah, konnte ich mich der Betrachtung nicht erwehren, welche Elemente des Erfolgs bei allen Unternehmungen, seyen sie groß oder klein, im Selbstvertrauen und der Zuversicht liegen. Er war ein Fremdling in dem zerrütteten, von Räubern durchstreiften Lande, und zog auf ein Unternehmen aus, das in der That einer Wiederherstellung der Ruhe im Lande gleichkam, mit einer Zuversicht, als hätte er alle Macht und alle Truppen des Artigas zu seiner Verfügung. Wie es ihm bei seinem Unternehmen erging, werden wir später sehen.

Miscellen.

Ein merkwürdiger Blinder. Im verflossenen Winter starb zu Humpolc in Böhmen ein Mann, Namens Waclaw Smecker, in seinem 52sten Jahre. Er hatte als Knabe von vier Jahren sein Gesicht verloren, und in diesem traurigen Zustande entwickelten sich bei ihm merkwürdige Eigenschaften, namentlich ein ausgezeichnetes Gedächtniß, so daß er alles behielt, was er einmal lesen oder erzählen gehört hatte. Er kannte eine böhmische Chronik, das ganze alte und neue Testament, selbst mit Angabe von Capiteln und Versen, die trojanische Geschichte rc. auswendig. Er hatte eine eigene kleine Bibliothek, und hielt sich in den lezten Jahren sogar eine böhmische Zeitung. Dabei spielte er die Violine sehr gut, und wußte gegen 300 Volks- und 200 geistliche Lieder auswendig, so daß er bei jeder Festlichkeit ein willkommener Gast war. (Kwety 3 Junius.)

Altpolnische Bibliothek. Die in Böhmen gefaßte Idee, eine altböhmische Bibliothek herauszugeben, hat auch in Polen Anklang gefunden, und der bekannte Woycicki will jezt eine altpolnische Bibliothek herausgeben. Das Material zu 24 Bänden soll schon beisammen seyn. Unter denselben soll auch ein Werk über Altpolen in geographischer, statistischer und historischer Hinsicht von Balinski und Lipinski sich finden. (Tygodn. lit. 22 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Die Nahrung der Eingebornen.

Wir haben dieses Gegenstandes schon früher bei Gelegenheit der Krankheiten erwähnt, müssen aber noch einmal darauf zurückkommen, da sich manche merkwürdige Umstände daran knüpfen. Ein Neuseeländer ißt zweimal des Tages, einmal Vormittags, das anderemal gerade vor Sonnenaufgang. Der aus erhitzten Steinen gemachte Ofen ist entweder in freier Luft oder in einem aus Baumstämmen erbauten Häuschen. Das Holz zur Feuerung muß aus dem Wald genommen werden, denn alle Stücke von alten Häusern, Kähnen, Zäunen u. dgl. sind streng verboten (tapu). Männer und Frauen essen gewöhnlich abgesondert, eben so die taureka-reka oder Sklaven. Die Speise muß in freier Luft eingenommen werden, denn das Haus ist tapu. Früher bildeten Herzmuscheln, die sich zur Zeit der Ebbe in großer Menge am Ufer fanden, einen bedeutenden Theil ihrer Nahrung. Fische, frisch und in der Sonne getrocknet, werden viel gegessen, und zum Theil mit Angelhacken aus Menschenknochen gefangen; dieß geschieht zum Hohne für einen feindlichen Stamm, denn man nimmt nur Knochen von Feinden, die in der Schlacht getödtet worden. Außer den menschlichen Knochen sind auch die halb fossilen Knochen des Moa, eines wahrscheinlich zum Straußengeschlecht gehörigen, aber nicht mehr vorhandenen Vogels in Ermangelung größerer und stärkerer Knochen von Vierfüßlern mannichfach im Gebrauch. Eine Art Haifisch, der in der Mitte des Sommers, um die Christtagszeit, die Küsten und Bayen in zahlloser Menge besucht, ist ein leckeres Gericht; dieser Fisch wird getrocknet gegessen.

Vögel werden von den Eingebornen meist durch Nachahmung ihrer Stimmen oder durch Lockvögel gefangen, in ersterer Weise namentlich die Tuis oder Spottvögel, auf letztere Art der Kaka oder Nestor australis. Früher machten die Kiwis (Apteryx australis *) und Kakopos (Centropus, Spornkukuk) einen Theil der Nahrung der Eingebornen aus; diese Vögel sind aber in der nördlichen Insel so gut wie ausgestorben. Die Kiore Maori oder einheimische Ratte und der Guana waren früher beliebte Speisen, aber auch diese Thiere gehen eben demselben Schicksal entgegen. Der einheimische Hund war früher ein Leckerbissen und wurde in großer Menge gegessen, aber die Race hat durch die fast durchgängige Vermischung mit den europäischen Hunden eine starke Veränderung erfahren, und das Verzehren derselben hat aufgehört, da die europäischen Hunde nach der Angabe der Eingebornen durchaus unschmackhaft sind. Der neuseeländische Hund ist verschieden von dem australischen Dingo; letzterer gleicht in Größe und Gestalt einem Wolf, während der erstere mehr dem Schakal ähnlich ist; seine Farbe ist rothbraun, seine Ohren lang und gerade. Der einheimische Name ist Kuri, der allgemeine Name für den Hund bei den Polynesiern, merkwürdig ist aber, daß das spanische Wort perro gleichfalls den Neuseeländern bekannt ist.

Zu den Leckerbissen in gewissen Jahreszeiten gehören auch die süßen und fleischigen Deckblätter (bracteæ) einer Pandanusart (Freycinetia Banksii); ebenso essen sie manchmal die mehlige Wurzel einiger Bodenorchideen; auch verschmähen sie die fette Larve einiger Coleopteren nicht, die sich in verfaulten Bäumen finden. Der Korau oder Mamako, das breiige Mark eines baumartigen Farren (Cyatheamedullaris) ist eine vortreffliche Pflanzenspeise, die um den Christtag reif wird; man bratet sie eine ganze Nacht hindurch in den von den Eingebornen gemachten Oefen. Das Herz der Arecapalme, welche in den düstern Wäldern des Innern wächst, wird roh gegessen. Die Koroi, oder die Sprossen der Kadikateafichte sind eine gesunde, aromatische Frucht. Die Farrenwurzel (pteris esculenta) wird jetzt noch vielfach gegessen, nachdem man sie zuvor geklopft und geröstet hat, doch nimmt ihr Gebrauch schnell ab.

Mit Ausnahme des Taro (Arum oder Caladium esculentum) und des Hunds, die nach ihren Sagen von ihren Urvätern mitgebracht wurden, als sie ins Land kamen, waren alle diese ani-

*) Dieser merkwürdige Vogel ist von der Schnabelspitze bis zum Ende des Leibs drei Fuß lang, seine Flügel dagegen sollen nur einen Zoll lang seyn, und das Gefieder dem Kasuar gleichen.

malischen und Pflanzenspeisen nga mea tawito (alte einheimische Dinge). Eine Veränderung in ihrer Nahrung fand statt durch die Einführung der süßen Batate, Kumara (Convolvulus batata), deren in vielen ihrer Lieder dankbar gedacht ist, und die zu allerlei religiösen Feierlichkeiten Anlaß gegeben hat. E Pani oder Ko Pani, die Frau E Tiki's, brachte den ersten Samen aus der Insel Tawai. Beide waren, wie es scheint, vom Sturm verschlagen, nach Neuseeland gekommen, wurden gut aufgenommen, merkten aber bald, daß es hier weniger Lebensmittel gebe, als in ihrem Lande; E. Tiki wünschte ihnen etwas Gutes zu erzeigen, wußte aber nicht wie, bis seine Frau E Pani sich erbot, zurückzugehen und Kumara zu holen, damit die Leute, von denen sie so gütig aufgenommen worden, ferner nicht Mangel leiden möchten. Dieß that sie und kehrte glücklich nach Neuseeland zurück. Die Kumarafelder sind streng tapu, und jeder Diebstahl von denselben wird hart gestraft. Auch die Frauen, welche die Kumara bauen, sind tapu; sie müssen mit den Priestern für den Erfolg der Ernte beten, dürfen niemals den Kannibalenfesten beiwohnen, und erst wenn die Kumara ausgegraben ist, werden sie von der strengen Beobachtung des Tapu befreit. Sie glauben, Kumara sey die Nahrung, welche in Reinga, dem Wohnort der abgeschiedenen Geister, verzehrt wird, und gewiß ist sie wenigstens die werthgeschätzteste Nahrung unter den Lebenden.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Mirza Hussein Chan.

Unser nächster Besuch war bei genanntem Mann, dem vorigen persischen Gesandten in England; er ist ein Abkömmling einer alten, aber in Verfall gerathenen Familie, die sich zuweilen zu Schiras, zuweilen zu Ispahan aufhält. Seine Jugend verlebte er in sehr ärmlichen Verhältnissen, und er wurde zuerst als ein schöner, aber höchst sittenloser Bursche bekannt, der von den Großen der Stadt zu ihren Ausschweifungen gebraucht wurde, und oft in Frauenkleidern getanzt haben soll. Später beschäftigte er sich mit dem Handel, wobei er glücklich war und allmählich zu einem solchen Ansehen stieg, daß ihm, als der König einen geschickten diplomatischen Agenten nach England schicken wollte, welches Geschäft für so unangenehm, selbst für so gefährlich gehalten wurde, daß kein achtbarer Mann von Stande es übernehmen wollte, die Stelle angetragen wurde, die er gern annahm, weil sie ihm Gelegenheit gab seine Habsucht zu befriedigen. Die Kenntniß der europäischen Sprachen und Gebräuche, welche er sich bei dieser Gelegenheit erwarb, machte ihn fähig, ähnliche Dienste, die in Persien nur sehr ungern übernommen werden, zu versehen, und er ist seitdem fortwährend zu ähnlichen Geschäften gebraucht worden.

Kein Mann von Stande wird am Hofe von Teheran weniger geachtet oder verdient es weniger als Mirza Hussein Chan. Er beträgt sich bei vielen Veranlassungen so niedrig und ehrlos, daß Niemand, wer es nur vermeiden kann, gern etwas mit ihm zu thun hat, und ist so falsch, daß Niemand ihm ein Wort glaubt. Das schändliche, sittenlose Leben seiner Jugend hat er bei reiferem Alter in einem solchen Grade beibehalten, daß jede ehrenhafte Person am Hofe nur mit Verachtung und Unwillen von ihm spricht, obgleich man in Persien eben keinen hohen Werth auf die Moralität setzt, sintemalen die vordem strenge Sitte außerordentlich in Verfall gerathen.

Sein Benehmen ist wenig besser als sein Charakter; er ist allerdings freundlich, und sein beständiges Lächeln gibt ihm einen Anstrich von Gutmüthigkeit, die er aber nur gegen solche Personen zeigt, welche er gewinnen will. Seine Schmeicheleien sind übrigens plump und ohne allen Takt, und seine Unwissenheit, selbst in Betreff dessen, was sein eigenes Vaterland und sein Departement angeht, ist ganz außerordentlich. Unbegreiflich ist es mir, wie er in Europa und besonders in England so viel Beifall finden konnte: in Persien gilt er allgemein für einen Mann ohne alle guten oder angenehmen Eigenschaften, und seine Unterhaltung wird oft so unanständig, daß keine züchtige Frau ohne Gefahr mit ihm sprechen kann. Die Gastfreundlichkeit und Güte, mit der er in England behandelt worden ist, hat er sehr schlecht vergolten; obgleich er lange Zeit einen bedeutenden Gehalt von der englischen Regierung erhalten hat und reich beschenkt nach Persien zurückgekehrt ist, so arbeitet er doch beständig dem Interesse der englischen Regierung entgegen und spricht gegen seine Landsleute mit der größten Geringschätzung von den Engländern. Er nahm eine Menge schöner Shawls mit nach England, und rühmt sich jetzt, die Gunst der ersten Frauen jenes Landes damit erkauft zu haben; er nennt ohne Rückhalt die Ladies, Herzoginnen und andere Damen von Range, mit denen er galante Abenteuer bestanden hat, und außerdem ein ganzes Heer Frauen von geringerem Stande, von denen er Briefe in den persischen Gesellschaften vorzeigt und vorliest, um die Wahrheit seiner Erzählungen zu bekräftigen, die man übrigens mehr wegen seiner allbekannten Lügenhaftigkeit bezweifelt, als wegen des Vertrauens auf die Tugend der schönen Engländerinnen. Er besitzt sogar ein Miniaturporträt, das er dem König als das das Bild einer seiner Geliebten gezeigt hat, und nennt ihren Namen, der, zu meinem großen Bedauern einer Lady von hohem Rang angehört, die, wie ich glaube, für tugendhaft gilt.

Bei seiner Rückkehr war Mirza Hussein Chan nicht allein mit vielen Geschenken beladen, die er erhalten hatte, sondern auch mit einer ungeheuren Quantität Waaren, die er in Europa aufgekauft und vermöge seines Charakters als Gesandter zollfrei mitgebracht hatte. Bei seiner Ankunft in Persien wollte er auch nicht einmal den Transport dafür nach Teheran bezahlen und ließ seine eigene Waaren auf Lastthieren fortschaffen, die er zum Transport der für den König bestimmten Geschenke requirirt hatte. Der König aber, der in allen Dingen, die sein eigenes Interesse betreffen, sehr aufmerksam ist, vermuthete die Wahrheit oder war vielleicht davon unterrichtet, und als der Gesandte Teheran nahe war, begab

er sich auf die Jagd und befahl jenem, sogleich zu ihm auf das Land zu kommen, während das Gepäck in die Hauptstadt geschafft wurde, wo man es zufolge der vorher gegebenen Befehle ohne Ausnahme als Geschenke für den König, unter welchem Namen der ganze Transport auf Kosten des Staats ging, in eine der königlichen Niederlagen brachte. Der unglückliche Diplomat sah niemals auch nur ein Stück davon wieder und unterstand sich eben so wenig etwas zurück zu verlangen, weil er wohl wußte, wie fruchtlos ein solcher Schritt gewesen wäre, selbst wenn man ihm keine Schuld hätte zur Last legen können. Spiegel, Leuchter, Glaswaaren, Uhren, Gemälde, Tücher, Seidenzeuge u. s. w., alles gelangte so in die Hände seines königlichen Herrn, und er rettete nichts von seinen in Europa angehäuften Reichthümern als ein Paar Ballen Tuch, die als dem englischen Geschäftsträger zugehörig in die Stadt gekommen und demgemäß unangetastet geblieben waren.

Mirza Hussein Chan versieht jetzt die Stelle eines Ceremonienmeisters, wenn dem König Europäer vorgestellt werden; außerdem hat er wenig zu thun; er wünschte sehr das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu erhalten, aber man hat ihm bloß die Geschäfte mit England übertragen, und auch bei diesen steht er unter der Aufsicht des dirigirenden Ministers. Gehalt bekommt er gar nicht.

Dieser Mann empfing uns in einer Art Boudoir, das mit englischen Kupferstichen und Spiegeln, mit französischen Schlaguhren und andern Gegenständen reich verziert war; sein Bild, von einem russischen Künstler gemalt, hing an einer sehr in die Augen fallenden Stelle. Ein schöner Teppich schmückte den Boden; aber es brannte auch ein angenehmes Feuer in einem europäischen Kamin, und das ganze Zimmer war bequemer eingerichtet, als gewöhnlich in Persien der Fall ist. Er sprach unaufhörlich und es war komisch, wie er sein Persisch mit englischen Worten spickte, unter denen Ausrufungen, wie: Gott segne mich! auf meine Ehre! und andere ähnliche, sehr häufig vorkamen. Er zeigte uns sein ganzes Haus und seine Einrichtung, und bewies zur Genüge, daß man ihm in England wenigstens einige Begriffe von Comfort und andern guten Dingen beigebracht habe. Uebrigens billigte er die Einrichtung unsrer englischen Häuser nicht vollkommen; er meinte sie hätten zu wenig Raum und die Zimmer wären viel zu klein.

Markisen - Inseln.

1. Geschichte der Markisen-Inseln.

Diese Inselgruppe, von welcher wir bisher durch Handelsschiffe und zerstreute Missionsberichte nur ein unbestimmtes und unvollständiges Gemälde hatten, sind für die Geographie seit der Besitznahme durch die Franzosen um vieles zugänglicher gemacht, und je eifriger die Colonisation auf ihnen betrieben wird, desto mehr häufen sich auch die officiellen und Privatberichte, welche in Frankreich über diese Inseln publicirt werden. Je mehr sich in neuester Zeit noch andere Interessen, wie der Gegensatz des Katholicismus gegen den Protestantismus, bei dieser neuen Besitzung geltend machen, desto weniger kann es freilich fehlen, daß auch diese neuesten Berichte Wahrheit und Dichtung gemengt enthalten, und wenn wir uns hier zur Aufgabe machen, unsern Lesern ein genaues und anschauliches Bild dieser Inseln zu entwerfen, so gestehen wir gern, daß es uns nicht selten schwer wurde, den einfachen Thatbestand dieser neuen Entdeckungen von den Erfindungen und Zusätzen späterer Reisenden abzusondern. *)

Indem wir unsere Beschreibung mit einer kurzen historischen Skizze beginnen, versteht sich von selbst, daß diese Geschichte sich nicht weiter hinauf datirt, als bis zur Entdeckung dieser Inseln, welche das Verdienst des Spaniers Alvaro Mendana ist. Dieser segelte den 9 April 1595 von Callao ab mit vier Schiffen, auf welchen sich 400 Passagiere, Männer und Frauen, befanden; am 21 Julius desselben Jahres erblickten sie ein noch unbekanntes Land; die Südküste der Markisen-Inseln stellte sich zum erstenmal den Augen von Europäern dar. Mendana gab der Inselgruppe diesen Namen, dem Vicekönig von Peru zu Ehren, welcher seine Entdeckungsreise unterstützt hatte; auf verschiedenen Punkten der Insel ließ er je drei Kreuze errichten, und in eine Baumrinde eine Inschrift schreiben, welche den Tag seiner Ankunft verewigte. Doch entdeckte er nur die vier Inseln: Dominica (Ohiva-Oa), Madalena (Fatu-Hiva), Cristina (Tahuata) und San Pedro (Mohotane).

Von dieser Zeit an dauerte es 170 Jahre, bis ein neues Schiff an dieser Inselküste landete, unter der Anführung von Cook, welcher den 6 April 1772 ans Land stieg, und zu den vier bereits bekannten Inseln die neue Fatu-Uku entdeckte, welcher er den Namen Hood gab. Einer alten Sage zufolge wurde dieser kühne Segler Itahiti von den Einwohnern genannt, weil er von Tahiti herkam; wie die Spanier die ersten waren, welche die Schweinezucht auf diese Inseln verpflanzten, so sollen die Engländer die ersten Katzen auf denselben eingebürgert haben. Doch schon den 12 April verließen die Engländer diese Inseln wieder, und nahmen ein trauriges Bild von der Wildheit und Rohheit ihrer Bewohner mit. Wenige Jahre nach Cook jedoch begannen Handelsschiffe ihren Weg an diese Küste zu nehmen. Der amerikanische Capitän Ingraham von Boston und der Franzose Marchand aus Marseille besuchten im Jahre 1791 diese Inseln, und beide Nationen streiten sich bis auf diesen Tag um die Ehre, durch ihren Landsmann das neue Land im Norden entdeckt wissen zu wollen. Diese neu hinzu gekommenen Inseln, Bon-Accueil, Masse, Chanal, Baux, Solide und Deux-Frères, erhielten zusammen den Namen „Revolutions-Inseln.“ Marchand verließ den 25 Junius die Inselgruppe, ohne ahnen zu können, daß 50 Jahre später seine Entdeckung eine französische Besitzung werden würde. Im darauf folgenden Jahre landete der Engländer Hergest und beschenkte die Inseln mit neuen Namen; ebenso der Amerikaner Washington, welcher die nördlich gelegenen Inseln Archipel Washington benannte. Seit dieser Epoche wurden die Besuche fremder Nationen häufiger, bis endlich durch eine von England ausgehende Mission eine directere Verbindung

---

*) Wir nennen hier nur die drei neuesten Schriften, welche über diesen Gegenstand publicirt wurden:

1) Iles Marquises ou Nouka-Hiva, histoire, géographie, mœurs et considérations générales par MM. Vincendon Du-Molin et C. Desgraz. Paris 1843.

2) Lettres sur les Iles Marquises par Le P. Mathias G..., missionnaire de l'Océanie, récemment arrivé de ces iles. Paris 1843.

3) La Polynésie et les Iles Marquises; voyage et marine par M. Louis Reybaud. Paris 1843.

des europäischen Festlandes mit dieser Inselgruppe eingeleitet wurde. Im Jahre 1796 fuhr das Schiff „Duff," von Wilson commandirt, aus dem Hafen von Portsmouth, um sich gegen das Südmeer zu wenden. Die Missionsgesellschaft bestritt alle Kosten dieser Fahrt, und 30 Missionäre befanden sich am Bord, um auf den verschiedenen Inseln des Oceans vertheilt zu werden. Mehrere dieser protestantischen Missionäre waren verheurathet und nahmen ihre Familien in dieses lebenslängliche Exil mit. Den 5 Junius 1797 landete Duff im Hafen von Waitahu; man theilte den Missionszweck dem Fürsten Tenai mit, der sogleich darauf einging, zwei Missionäre aufzunehmen, und ihnen Obdach und Ländereien anwies. Der eine dieser Apostel, Harris, von der barbarischen Rohheit der Einwohner zu sehr in Schrecken gesetzt, verließ die Insel sogleich wieder, so daß Crook allein zurückblieb, doch nur für die Dauer eines Jahres, worauf er ebenfalls diesen Wirkungskreis verließ, ohne auch nur Einen der Einheimischen zum Christenthum bekehrt zu haben. Capitän Fanning brachte ihn nach Taio-hae, von wo aus er sich später nach Taiti begab, wo er gegenwärtig noch arbeitet.

Unterdessen erschien auch eine russische Flotte auf dem Ocean: Krusenstern, dessen Namen in der geographischen Welt einen guten Klang hat, landete 1804 auf der Insel Fetu-Huku, kehrte aber schon im folgenden Jahre wieder zurück, ohne eine nachhaltigere Verbindung angeknüpft zu haben. Um diese Zeit brach auf der Insel eine furchtbare Hungersnoth aus; die Brodbäume hatten keine Früchte abgegeben, und selbst die Fische verschwanden am Ufergestade; in dieser schrecklichen Darbzeit riß die alte Sitte der Menschenfresserei wieder ein, und über zwei Drittheile der Bevölkerung wurden ihr Opfer. Kurze Zeit nach dieser Katastrophe landete im Jahre 1813 der Capitän Porter im Hafen Taio-hae während des Kriegs zwischen England und den amerikanischen Bundesstaaten; der Zweck seiner Sendung war, die Prisen, welche die Amerikaner den Engländern abgenommen hatten, in Sicherheit zu bringen, und die Lage der Insel Nuka-Hiva schien seinen Absichten am günstigsten zu entsprechen. Keatanui, der Fürst dieser Insel, nahm die Amerikaner mit vieler Zuvorkommenheit auf, was um so mehr in seinem Interesse zu liegen schien, da eben ein Krieg zwischen den Taio (dem Collectivnamen der Bewohner dieses Thals) und den Happas, einem benachbarten Stamm, ausgebrochen war. Porter wollte sich ursprünglich neutral stellen, wurde aber durch die Herausforderungen der Happas genöthigt, diesen den Krieg zu erklären, welcher mit ihrer völligen Besiegung und Unterjochung endigte. Das ursprüngliche Lager der Amerikaner dehnte sich immer mehr zu einem kleinen Dorfe aus; ein Fort oder vielmehr eine Batterie wurde auf einer benachbarten Anhöhe angelegt, und die Fahne der Vereinigten Staaten wehte stolz über die Insel hin. Auch Porter, wie seine Vorgänger, wollte der Insel einen neuen Namen geben, indem er sie Madison nannte. Allein nachdem Porter selbst wieder abgereist war und nur drei Schiffe zurückgelassen hatte, machte eine von dem Engländer Wilson angelegte Verschwörung der amerikanischen Niederlassung ein schnelles Ende. Verschiedene stets erneuerte Versuche, welche die englische Missionsgesellschaft auf dieser Inselgruppe anstellte, mißlangen der Reihe nach; eben so wenig gelang es den verschiedenen, nur kurze Zeit sich aufhaltenden andern Kriegs- und Handelsschiffen einen festen Fuß für die Besitznahme dieser Inseln zu fassen, bis es endlich dem Admiral Dupetit-Thouars gelingen sollte, die Inselgruppe unter französische Oberherrlichkeit zu stellen. Schon im Jahre 1835 zwar wurde die Insel Nuka-Hiva von dem Franzosen Baron Thierry besucht, der sich als König der Insel proclamirte, allein er gelangte nie auch nur in den Besitz dieser einen Insel. Die Art und Weise, wie diese Eroberung betrieben wurde, so wie die regen Anstrengungen, die französische Colonisation auf diesen Inseln zu heben und zu befördern, bedürfen hier nicht weitläufiger ausgeführt zu werden, da unsere Zeitungsartikel hierüber weitläufigere Notizen gegeben haben; möge es hier genügen, durch diese kurze historische Skizze die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Landstrich gerichtet zu haben, welcher durch seine ergiebige Natur, durch den interessanten Charakter des Volks sammt seinen Sitten und Gebräuchen für Frankreich eine reiche Ausbeute und einen regen commerciellen Verkehr und Austausch verspricht!

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in Chili von Cl. Gay.

Mein erster Ausflug fand nach der Provinz Colchagua südlich von Santiago statt. San Fernando, die Hauptstadt, war in gewisser Art mein Hauptquartier, und von hier aus überstieg ich zweimal die stolzen Cordilleren, welche die Gränze der Republik Chili bilden und sie von Buenos-Ayres trennen; auf einem dritten Ausflug erstieg ich den großen Vulcan von Talcaregue. Diese Ersteigung war sehr mühsam, als ich aber auf der Spitze angekommen war, waren alle Beschwerden schnell vergessen, um auf einer Höhe, welche die des Montblanc weit übersteigt, das prächtige Panorama zu genießen, das sich vor meinem erstaunten Blick ausbreitete. Tiefe Thäler wechselten mit schroffen Höhen, nadelförmige Gipfel mit tausendgestaltigen schneebedeckten Domen, deren blendende Weiße seltsam contrastirte mit den düstern Farben der Felsen und Höhlen. Das mannichfaltige, wahrhaft magische Bild war belebt durch eine große Menge rauschender Wasserfälle und zahlreiche Heerden von Guanacos, Viscachos, Ziegenhirschen und andern Thieren, die einen großen Theil des Jahres hindurch diese hohen, kalten Einöden besuchen. — Nach der Rückkehr von dieser letzten Reise, welche mir für die Naturwissenschaften überhaupt und für die Botanik insbesondere eine reichliche Ausbeute gewährte, besuchte ich den großen See Taguatagua, den die Natur mit den schwimmenden Inseln geschmückt hat, wie sie die chinesische Industrie auf den großen Bassins im Innern von China zu erschaffen wußte. Ich habe diese seltsamen Inseln näher untersucht und gefunden, daß ihre Grundlage ganz allein aus allerlei Schilf- und Rohrpflanzen besteht, die am Ufer wachsen. Das tausendfach verschlungene Rohrwerk bildet ein Gewebe, das bald Wasserpflanzen und endlich Landpflanzen, ja selbst Gebüsche trägt. Diese Inseln oder Chivinas, wie die Eingeborenen sie nennen, hängen anfangs mit dem Ufer zusammen, werden später durch die Wuth der Wellen losgerissen und schwimmen, wie der Wind sie treibt, auf dem See herum. Ich habe mehrere besucht; sie enthielten eine große Menge Nester von Wasservögeln, und manchmal waren sogar Kühe oder Schafe durch die reichliche Weide hingelockt worden. (Echo du Monde Savant vom 29 Mai.)

Alte Leute in Frankreich. In 14 Jahren, von 1829 bis 1843, sind in Frankreich 2254 Leute von 100 Jahren gestorben, so daß also im Durchschnitt 161 auf ein Jahr kommen. Alle Departements, mit Ausnahme dessen von Loire et Cher, haben ihr Contingent geliefert. (Constitutionnel vom 7 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1843.

J. Kollars Reise.

2. Das Land an der Mur und Steyermark.

Ueber Podosen, Drzimace und andere Dörfer gelangten wir früh nach Csakatorne, und besahen hier lange das Erbbegräbniß der Familie Zriny, welches Windisch in seiner deutsch geschriebenen Geographie beschreibt, worin er sagt, daß das abgeschlagene Haupt des Helden von Szigeth, Nikolaus Zriny, zuerst von dem Großwessier Sokoli nach Raab geschickt, von da durch einen treuen Diener nach Hause gebracht, und hier im Helenakloster neben Katharina Frangepani niedergelegt worden sey; Niemand aber, weder im Schloß noch im Kloster, wollte etwas davon wissen, so viel wir auch fragten. Das ist das Schicksal der großen Männer; die ferne Welt kennt und ehrt sie, die Zunächststehenden achten ihrer nicht, und vergessen sie mit empörender Undankbarkeit. Es ist zu vermuthen, daß dieser ausgezeichnete Mann absichtlich verlassen und geopfert wurde, denn es soll von Konstantinopel aus der Verdacht und das Gerücht verbreitet worden seyn, als ob er nach der obersten Gewalt in Croatien trachte; sein ruhmvoller Tod beschämte die bösen Zungen und die leichtgläubigen Ohren. Im Franciscanerkloster hängt in der an den Hof stoßenden Galerie ein altes, wie man sagt, ächtes Bild von Nikolaus Zriny. Am Ende der Stadt steht das düster aussehende Schloß Zriny's (Zrinywar), ein festes, mit Bastionen versehenes Gebäude, um das früher auch ein Graben herumlief, der aber jetzt in einen Wiesengrund umgewandelt ist. Graf Althan erhöhte den Bau um zwei Stockwerke; jetzt ist er im Besitz des Grafen Festetics. Etwa eine halbe Stunde von Csakatorne sieht man im Walde ein Denkmal, einen Stein mit einer lateinischen Inschrift, „daß hier Nikolaus Zriny von einem Eber zerrissen wurde." Es ist dieser Nikolaus ein jüngerer, von dem Helden von Szigeth ganz verschiedener Mann, ein magyarisch-kroatisches Amphibium; er schrieb ein magyarisches Gedicht; „*Ne bantsd a Magyart*," was die Magyaren jetzt als Nationalwahlspruch genommen haben, und von ihm rührt auch ein zweites magyarisches Gedicht: „die Sirene des adriatischen Meeres" her, welches die edlen Thaten seines unsterblichen Vorfahren Nikolaus Zriny beschreibt. Letzteres Werk wurde von Peter Zriny in die kroatische Mundart übersetzt und zwar so, daß es dem Original weit vorzuziehen ist. Da dieser Nikolaus somit ein Feind seines eigenen Volkes war, so stiegen wir trotz alles Nöthigens und Einladens unserer Führer doch nicht aus dem Wagen. — Das ganze Land an der Mur gehörte einst der berühmten Familie Zriny, aber der unglückliche Peter wurde im Jahre 1687 unter Leopold I hingerichtet, sein einziger Bruder Nikolaus kam, wie gesagt, durch einen Eber ums Leben, und da der erstere kinderlos und ohne Erben war, so fiel die ganze Herrschaft in die Hände des königlichen Fiscus. Karl VI schenkte sie dem Grafen Althan, welche Familie sie an den Grafen Festetics verkaufte um 1,600,000 fl., wobei sie sich nur ein Dorf vorbehielt; somit beruht das erbliche Recht der Althan'schen Familie an die Obergerichtsgewalt auf den Besitzungen in Muran. Im Jahre 1703 starb die ganze Familie Zriny, deren Name der Christenheit heilig seyn sollte, aus; so spielt das Schicksal mit den großen Geschlechtern!

Von Csakatorne gegen Nordosten führt der Weg über St. Helena und St. Georg nach Stryhowa oder Stridon, jetzt ein ärmliches Städtchen, aber merkwürdig durch den Streit um den Geburtsort des heil. Hieronymus. Auf einem nahen Hügel sieht man die Ruinen einer Burg; im Jahre 1448 erbaute hier Friedrich, Graf von Celle (wie man sagt ein Nachkomme der Fürsten Primina und Kocel), eine dem heil. Hieronymus geweihte Kirche und Altar; an einer starken Quelle, die hier hervorsprudelt, soll einst ein Haus gestanden haben, in welchem der Heilige geboren wurde; das Wasser der Quelle soll viele Krankheiten heilen. In der ganzen Umgegend ist die Sage verbreitet, daß dieß der Geburtsort des heil. Hieronymus sey, „um den nicht weniger als einst um Homer die Städte sich stritten," wie Schönleben in den Annalen von Krain beim J. 341 sich ausdrückt. Es handelt sich darum, ob Hieronymus in dem pannonischen oder in dem dalmatischen Stridon geboren wurde; in beiden Fällen gehört er den Slawen an.

Was mir im ganzen Murlande auffiel, das waren die von den Deutschen sogenannten „wendischen Beeten" (Zahony im Slawischen) auf den Ackerfeldern. Das ganze Feld theilt

sich in mehrere große Furchen, welche in der Mitte einen hohen Rücken (Hrebet) haben; eine solche Furche besteht aus zwei, drei und mehr Einschnitten, die von beiden Seiten aufgeworfen sind. Diese Art den Boden zu bearbeiten ist sehr alt und den Slawen in Europa eigenthümlich; wir bemerkten sie nicht nur in Kroatien, Krain, Steyermark, sondern auch in Italien bis nach Verona, ja in einigen Strichen von Tyrol und Bayern als Ueberreste der dortigen Wenden.*) In den von Deutschen und Slawen gemischt bewohnten Ländern konnten wir, wenn wir an eine Gränzscheide kamen, aus dem äußern Ansehen der Felder zum voraus errathen, welcher Nation das hier wohnende Volk angehöre. Ich konnte lange Zweck und Ursache dieser Furchen und Runen nicht errathen, alles Nachfragen bei deutschen Landwirthen und Beamten war umsonst, bis mir endlich ein slawischer Bauer in Steyermark einen vollständigen und genügenden Bescheid gab, den ich an seiner Stelle anführen werde.

Zu unserem Aufenthalt in Warasdin hatten wir nur etwa zwei Stunden bestimmt, aber auch in diesen zwei Stunden sahen wir genug, den Kopf der Stadt oder das Rathhaus und das Herz der Stadt oder die Leseanstalt. Diese Leseanstalt ist eine wahre Werkstatt oder vielmehr Schule der Nationalität und Bildung. Die äußere und innere Einrichtung wirkt wohlthätig auf den Geist der Slawen. In dem Vorsaal hängen die Bilder der Slawisten fast von allen Stämmen und Mundarten, und im Lesezimmer ist eine bedeutende Anzahl von Zeitschriften. Die illyrische Nationalzeitung und die Danica begrüßten wir hier auf der ganzen Reise zum erstenmal. Da wir fremd waren und nicht zuerst nach den deutschen, sondern nach den illyrischen Zeitschriften griffen, so zogen wir alsbald die Aufmerksamkeit aller anwesenden Leser auf uns. — Aus der Leseanstalt begaben wir uns auf das Rathhaus wegen der Vorspann. In Pesth hatte man uns eine Anweisung auf Vorspann in magyarischer Sprache gegeben; das war Vogelleim auf unsere Flügel in ganz Kroatien, denn schon der hiesige Commissär, welcher die Anweisung in die Hand genommen hatte, warf sie wieder weg als hätte er eine glühende Kohle, und sagte: meine Herren, ich verstehe das nicht, das können wir hier nicht brauchen; wenn Sie Vorspann wollen, so zeigen sie uns ein lateinisches oder kroatisches Schreiben." In dieser Verlegenheit führten uns einige junge Leute auf das Stadthaus, wo man uns durch Vermittlung der Stadtobrigkeit eine lateinische Anweisung gab.

*) Wir wollen für die ganz genaue Uebersetzung der obigen Beschreibung nicht stehen, denn die gebrauchten Ausdrücke zahony, hradka, ostredek, und selbst das Wort brazda, das wir oben mit Einschnitt übersetzten, laufen alle selbst nach Jungmanns Lexikon auf den Begriff „Furche" hinaus. In Bayern findet sich allerdings bis gegen den Lech hin — ob noch weiter, ist uns unbekannt — dieses eigenthümliche Aussehen mancher Äcker, das man mit nichts besser vergleichen kann, als wenn ein Riesenpflug den Boden aufgerissen und umgelegt hätte. Ob diese seltsame Bearbeitung des Bodens gerade den alten Slawen zuzuschreiben ist, möchten wir bezweifeln, denn daß bis nach Bayern herein je Slawen gewohnt hätten, davon weiß keine Geschichte etwas, da ja Böhmen selbst bis ins fünfte und wohl bis ins sechste Jahrhundert hinein von deutschen Stämmen bewohnt war, und daß die Veneter Oberitaliens Slawen gewesen, ist zwar in neuerer Zeit von den Slawophilen vielfach behauptet, aber noch keineswegs bewiesen worden. Wir kommen bei Gelegenheit eines gegenwärtig im Druck befindlichen Werkes über die alten Bewohner Rhätiens vielleicht auf diesen Gegenstand zu sprechen.
A. d. R.

(Schluß folgt.)

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Der Moatimud.

Ich begleitete Hrn. Willock bei den Besuchen, die er einigen der vornehmsten Personen des persischen Hofes abstattete. Wir bezeugten somit auch unsern Respect dem Mirza Abdul Wahab, Geheimenrath des Königs und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, persisch Moatimud. Dieß ist ohne Zweifel rücksichtlich der Talente, der Rechtlichkeit, der Popularität und des Eifers für das Interesse seines Herrn der bedeutendste Mann am Hofe; er ist durch seine eigenen Verdienste zu dem bedeutenden Posten emporgestiegen und sein Benehmen ist einfach, ohne alle Anmaßung, fern von jeder Ostentation und Eitelkeit. Obgleich ihm die kräftigsten Mittel sich zu bereichern zu Gebote stehen, so ist er doch arm, und diese Armuth spricht sich sogar in der großen Einfachheit seiner Kleidung und Umgebung aus; aber es ist durchaus keine affectirte Armuth, sondern sie entspringt aus Grundsätzen, was in Persien so sehr selten ist. Er besitzt die größten Talente für Staatsgeschäfte aller Art und es ist bemerkenswerth, daß die Einfachheit seines Charakters sich gleichmäßig bei der Behandlung der Staatsangelegenheiten, wie in seinem häuslichen Leben zeigt. Er kennt keine politischen Reservationen oder Ränke; seine Antworten sind jederzeit klar und bestimmt; was er einmal gesagt hat, das ist er immer bereit zu behaupten und zu vertheidigen, und man kann deßhalb seinen Worten vollkommen vertrauen, was in Persien eine so seltene Erscheinung ist. Aber sein Gegner mag sich hüten, ihm eine Blöße zu geben; er bemerkt augenblicklich jede schwache Seite, und wenn er auch nicht unmittelbar es zu benutzen scheint, so kann man doch sicher seyn, daß er in dem Moment, wo es nöthig ist, diese Blöße ergreifen wird. Er ist der einzige Mann in Persien, den der König einem europäischen Diplomaten gegenüberstellen kann, denn was ihm an Erziehung abgeht, wird durch seine scharfe, durchdringende Urtheilskraft vollkommen ersetzt, und sein gerades, offenes Benehmen ist ganz geeignet, Männer von weit größerer politischer Erfahrung zu verwirren und ihre Gewandtheit nutzlos zu machen. Seine Ansichten über alle Dinge, sie mögen die Politik oder andere Angelegenheiten betreffen, sind liberal und freisinnig, und man muß erstaunen, wie er in einem Lande, wo man solche Ansichten bei Niemanden findet, als bei ihm selbst, sie sich hat erwerben können. Er und nur er allein darf es wagen, dem Könige mißbilligende Vorstellungen über das Betragen der jüngern Prinzen zu machen, und der Einfluß, den ihm seine hohe Stellung, sein Charakter und seine Unabhängigkeit verschafft haben, hat ihn in den Stand gesetzt, das ohne Rückhalt und mit großem

Nachdruck zu thun. Im Privatleben ist er gutmüthig, freundlich und gegen seine Freunde gefühlvoll. Er ist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und ohne alle Pedanterie; kurz, er würde in jedem Lande ein ausgezeichneter Mann geworden seyn, in Persien aber steht er ganz einzig da.

Der Moatimud ließ uns nicht nach der gewöhnlichen Weise der Großen lange warten, sondern empfing uns sogleich in einem sehr kleinen, und fast ärmlich meublirten Zimmer. Sein Anzug bestand aus einem einfachen, grünen Kattunkleid, über welchem er, weil es gerade kalt war, einen gewöhnlichen Schafpelz trug; Pfeifen und Kaffeegeschirr waren ebenfalls höchst einfach und alles stimmte mit seinem Benehmen überein, um uns von seiner nicht affectirten Demuth zu überzeugen. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um den Tod des Mohammed Mirza. Er erzählte mir, daß dieß der erste Sohn sey den der König verliere, und daß er zwar sehr betrübt darüber sey, aber es seiner Würde angemessen glaube, diese Gefühle nicht öffentlich zu zeigen. Er habe gesagt: „Gott hat mir viele Söhne geschenkt; es war sein Rathschluß, mir einen zu nehmen und ich darf mich darüber nicht beschweren; wäre er durch Verrath umgekommen, so würde ich sehr betrübt gewesen seyn!" Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Kummer des Königs wohl nicht sehr groß; er soll den wackern Prinzen Mohammed Mirza stets mit mißtrauischen, eifersüchtigen Blicken angesehen haben, und wenn das wahr ist, so erklärt sich dadurch seine Philosophie vollkommen. Der Tod des Prinzen wurde, wie wir hörten, durch die unverständige Behandlung eines Magenübels herbeigeführt, das er zu schnell gehoben wissen wollte, um in seinen Operationen gegen die Türken nicht aufgehalten zu werden.

Markisen - Inseln.

(Fortsetzung.)

2. Geographie der Markisen-Inseln.

Der Archipel der Inseln Nuka-Hiva liegt zwischen 7° 55' und 10° 30' S. B. und zwischen 141° und 143° 6' W. L.; er dehnt sich in der Richtung von Nordwest nach Südost aus, seine größte Länge beträgt ungefähr 195, seine größte Breite 48 Seemeilen. Er theilt sich in zwei Gruppen, die südöstliche, welche von Mendana und Cook, und die nordwestliche, welche von Ingraham und Marchand entdeckt wurde. Vom Meer aus gesehen bieten diese Inseln im Allgemeinen den Anblick einer hohen Gebirgskette, welche sich in einer Höhe von 1000 bis 1200 Metres über die Meeresoberfläche erhebt und sich in der ganzen Länge der Insel dahinzieht. Der Archipel zählt im Ganzen zwölf Inseln, von welchen fünf die südöstliche Gruppe bilden; diese sind in der Richtung von Süden nach Norden die Inseln: Fatu-Hiva, Tauate, Motane, Hiva-oa und der Felsen Fetu-Huku. Die nordwestliche Gruppe zählt die Inseln: Huapu, Nu-hiva oder Nuka-Hiva, Hua-Huana, den Felsen Motu-Iti, die Inseln Hiau und Fetu-u-Hu und eine Sandsteppe, Koralleninsel genannt. In einer Entfernung von beinahe 20 Meilen liegen diese beiden Gruppen auseinander, welche in ihrer äußern Beschaffenheit durch Vegetation und Producte vollkommen analog sind. Beide, von derselben Menschenrace bevölkert, Sitten und Sprache unter sich gemein habend, können nicht von einander getrennt werden: der Charakter des Landes und der Urbewohner verbinden sie zu Einem Archipel, dem die Einheimischen den Namen Nuka-Hiva gegeben haben. Beginnen wir in unserer Schilderung mit der südöstlichen Gruppe, so tritt uns zuerst die Insel

1. Fatu-Hiva entgegen, welche Mendana eigenmächtig Magdalena getauft hatte; nach der Angabe von Tessan liegt sie 1120 Metres über der Meeresfläche; die Bevölkerung wird auf 2 bis 3000 Seelen angegeben, nach neuern Berichten beträgt sie bloß 1500 bis 1800. Die größte Länge der Insel beträgt von Süden nach Norden 7½ Meile, ihre Breite 4 Meilen, ihr Umfang umfaßt beinahe 20 Meilen. Die steilen Uferbuchten bieten nur einen gefährlichen Ankerplatz, der nur von Wallfischfängern benützt wird.

2. Motane, von Mendana San Pedro genannt, eine gebirgige Insel, die 520 Metres den Wasserspiegel überragt, unfruchtbar, obgleich sie auf den Höhen und in den Schluchten einige Vegetation darbietet; sie ist unbewohnt und scheint keinen Landungsplatz zu besitzen. Diese Insel dient den Einheimischen als Belustigungsplatz, sie ist von Tauta nur 14 und von Dominica 10 Meilen entfernt. Die größte Länge der Insel von Süden nach Norden beträgt 4½, die größte Breite von Ost nach West 2, der Umkreis 11 Meilen.

3. Tauta, von Mendana früher Santa-Christina genannt; die Insel ist eine Hochebene, von holzreichen Spitzbergen eingefaßt, die Ebene ist mit einem gelblichen Kraute geziert, die Schluchten enthalten üppigen Baumwuchs. Eine hohe Gebirgskette durchzieht die ganze Länge der Insel, die durch tiefe Thäler getrennt ist, welche herrliche Wasserfälle darbieten. Der Hafen Madre de Dios, jetzt Waitahu genannt, liegt am Fuße des höchsten Gebirgsrückens der Insel; er hat nur 2 Meilen Umfang, ¾ Meilen Tiefe und bietet durch ein felsiges Cap einen freundlichen Anblick. Die erste Bucht, auf welche man im Süden stößt, scheint keinen günstigen Landungsplatz zu bieten, die Wilden nennen sie Anapoho. Von ihr nicht weit entfernt liegt eine größere Bucht, Anapatoni oder Anse des amis, die zahlreich bevölkert ist; von ihr aus gelangt man zur Bucht Analevaho, die bereits minder bebaut ist. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre 1835 auf 1100 bis 1200 geschätzt wurde, beträgt jetzt nur noch 7 bis 800 — eine Abnahme, welche man der Einführung der Feuergewehre zuschreibt. Die größte Länge der Insel von Süden nach Norden beträgt 7, die Breite von Osten nach Westen 4½, der Umfang ungefähr 20 Meilen. Auf dieser Insel wurde zuerst die französische Flagge aufgepflanzt.

4. Hiva-oa; diese Insel ist die größte auf der südöstlichen Gruppe und im ganzen Archipel, sie wurde selten besucht, und nur von Schiffen, welche Sandalenholz suchten; ihr sicherster Hafen scheint Taogu oder Roquefeuille zu seyn, wenn gleich der andere, Nuka-Hiva, größere Frequenz hat. Die Ufer dieser Insel sind noch schroffer und steiler als die von Tauta, besonders auf der östlichen Seite, aber ihre tiefen Thäler und der Fuß ihrer Berge sind mit Bäumen und üppigem Gras bedeckt. Der nordöstliche Theil der Insel ist felsig und unfruchtbar, aber weiter nördlich zeichnen sich einige Thäler durch Baumpflanzungen aus. Ihre größte Länge von Ost nach Westen beträgt 22, ihre Breite von Südost nach Norden 10, ihr Umfang ungefähr 56 Meilen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 6500 Seelen.

5. Fetu-Huku; diese kleine Insel ist aus einem gewaltigen, schroffen und schnurgerade abschüssigen Felsen gebildet; sie ist ganz

unbevölkert und wird zuweilen von den Bewohnern von Hiva-oa besucht, welche hier die Federn der tropischen Vögel suchen oder eine Lustpartie unternehmen; ihr Umfang beträgt höchstens 3 Meilen.

Unter der nordwestlichen Inselgruppe liegt am meisten gegen Süden die Insel

1. Huapu, welche der Reihe nach bald Adams-Island, bald Marchand, bald Jefferson, bald Treevennen benannt wurde; sie erscheint zuerst in einer Entfernung von 3 oder 4 Meilen als ein hohes, sehr gebirgiges, durch hohe Basaltfelsen gespaltenes Land; ihre Ufer sind von lieblichem Grün bedeckt, aber bis jetzt sollte es nicht gelingen, einen günstigen Landungsplatz zu finden. Wie alle übrigen Inseln ist sie sehr hoch gelegen und vulcanischen Ursprungs, und bietet einen malerischen Anblick als alle übrigen Marklsen. Diese Insel, von einer äußerst üppigen Vegetation bedeckt, wird beherrscht von einer großen Anzahl steiler Felsen, die sich durch ihre spitze Form auszeichnen, so daß sie den Glockenthürmen des Mittelalters gleichen; auf der südwestlichen Seite findet sich ein sehr bequemer Ankerplatz; das Ufer ist mit Hütten angebaut, die von Kokosbäumen und einer üppigen Vegetation umzäunt sind; die Bewohner dieser Insel gelten für diejenigen, welche auf dem ganzen Archipel am meisten zugänglich sind. Die Bevölkerung wird auf 2 bis 3000 Bewohner geschätzt; ihre Länge von Süden nach Norden beträgt 8, ihre Breite 5 und ihr Umfang 22 Meilen. Ihre höchste Höhe ist 1190 Metres.

2. Hua-Huna; diese Insel wurde mehrmals getauft, bevor sie ihren jetzigen Namen erhielt: Ingraham nannte sie Washington, Hergest Rion, Roberts Massachusetts; sie hat beinahe eine Kreisform; ihre Lage ist sehr hoch und abschüssig; von frischem Grün bedeckt bietet die Insel einen freundlichen Anblick dar. Ihre Bay heißt Invisible. Die größte Länge der Insel von Südwest nach Nordost beträgt 5½, ihre größte Breite von Ost nach West eben so viel Meilen; ihr Umfang faßt 15 Meilen; ihre Höhe ist 740 Metres und ihre Bevölkerung wird auf 2 bis 3000 angegeben. Die westliche Seite der Insel ist die steilste am Gestade, aber im Ganzen scheint sie sehr fruchtbar und reich an Vegetation zu seyn.

3. Nuka-Hiva, diejenige Insel, deren Ufer in neuester Zeit am häufigsten von den Europäern besucht werden, alle aber landeten bis jetzt auf der südlichen Seite. Sie hat dieselbe geologische Structur, wie der übrige Archipel; eine Kette hoher Berge, die in der Regel auf ihren Gipfeln aller Bäume entblößt sind, 1170 Metres über die Meeresfläche emporsteigend, durchzieht die Insel in ihrer ganzen Länge, dazwischen liegen fruchtbare Thäler, von Hütten der Eingeborenen besäet. Kommt man von der östlichen Seite herzu, so zieht die Gestalt des Caps Martin, die südöstliche Spitze der Insel, die Aufmerksamkeit auf sich; es ist von einem steilen, nackten, schwarzen und senkrechten Felsen gebildet; von Südwesten aus gesehen verändert sich seine Form und es erscheint nur wie eine mäßige Anhöhe, die sich gegen das Meer hin abladet. Unter den mancherlei Wasserfällen, welche die Insel darbietet, zeichnet sich der auf der Südseite besonders aus; er bildet den Strom, welcher sich in der Bay Akaui ins Meer ergießt. Auf der Nordwestseite ist das Land weniger hoch und ebener; hier befindet sich das zahlreich bevölkerte Thal Hotty-Schewa. Bis jetzt kennt man auf der Insel nur drei Bayen, sie sind von Ost nach West zu: Taipis, Anna Maria oder Tacohaë, und Tschitschagoff oder Akaui. Die Bay Taipis enthält drei Buchten, welche durch zwei grüne Vorgebirge getrennt liegen: die östlichste derselben heißt Humi, die mittlere, welche die größte und tiefste ist, Hakahaba; sie trennt das Gebiet der Happas und der Taipis; die westlichste ist die kleinste und bildet das Uferland des Stammes Happas; die Eingeborenen heißen sie Haka-Happa. Hier war es, wo im Jahre 1827 die Wohnung des religiösen Oberhauptes, Tahua-Tini, eines inspirirten Propheten in der Mitte eines zahlreichen Dorfes, sich befand; eine Art von Tempel stand daneben, jedoch nur in Trümmern, ein Zeuge, wie die Religion bei diesem Stamm alles Interesse verloren hatte. Die Bay Tacohae ist 6 Meilen von dem Cap Martin entfernt; eine seltene Fruchtbarkeit zeigt sich an ihren Ufern; man sieht hier die üppigen Zweige des Kokos, die breiten Blätter des Paradiesfeigenbaumes, die Kasuarbäume mit ihrem harten Holz, den Brodbaum, den Granatbaum mit seinen goldenen Früchten, den Hibiscus mit seinen Stechblättern und eine Masse anderer nützlicher Gewächse. Die östliche Seite ist reich bevölkert; hier hatten die Amerikaner ihr Lager aufgeschlagen, dem sie den pompösen Namen Madisonville gegeben hatten. Nahe dabei befindet sich ein Trümmerhaufe, einst Tahua genannt, wo sich das Volk zu Festen versammelte; dieser Stamm der Taïs scheint jedoch im Verfall zu seyn, wie aus den verfallenen oder menschenleeren Hütten hervorgeht, die sich überall im Thal finden, so daß es schwer seyn dürfte, die Bewohner dieses Thales noch zu 800 oder 1000 zu schätzen. Zwei Europäer haben sich hier angesiedelt, und wenig Arbeit trägt ihnen Früchte genug ein, um damit 12 bis 16 Handelsschiffe zu befrachten, welche jährlich in diesem Hafen landen. Die Bay Akaui ist ungefähr 4 Meilen von der Bay Tacohae entfernt, ihr Hafen ist sehr eng, ihre Ufer von unbeschreiblicher Schönheit. Die größte Länge der Insel Nuka-Hiva von Ost nach West beträgt 17, ihre größte Breite von Nord nach Süd 10, ihr Umfang 54 Meilen. Das Gebiet, welches von den Taïs, Happas und den Taioas bebaut ist, nimmt ungefähr den dritten Theil der ganzen Insel ein. Die Einwohnerzahl scheint von Porter sehr übertrieben worden zu seyn; er nimmt 19,000 waffenfähige Mannschaft an, so daß die Gesammtzahl der Einwohner sich auf 80 bis 100,000 beliefe; nach Krusenstern beliefe sich die Zahl der Krieger der Insel auf 5900, die Zahl aller Bewohner auf 12,000; der Commandant Dupetit-Thouars zählt im Allgemeinen 5 bis 6000 Seelen.

4. Motu-Iti oder Kiki-Mal, von Ingraham Franklin, von Marchand Deux-Frères, von Roberts Blake genannt, ist ein unbewohnter Inselfelsen, 40 Metres über dem Meere gelegen, der von Zeit zu Zeit von den benachbarten Insulanern auf ihrem Fischfange besucht wird.

5. Hiau und Fetu-Uhu, zwei Inseln, welche auf der nordwestlichsten Ecke des Archipels liegen, wurden von Ingraham Knox und Hanack, von Marchand Masse und Chanal, von Hergest Roberts genannt. Die Insel Hiau liegt 620 Metres hoch; sie bietet eine üppige Vegetation, zumal in ihren Thälern; ihre Länge von Südost nach Nordwest beträgt 6, ihre Breite 4, ihr Umfang 14 Meilen. Drei Meilen von ihr entfernt liegt Fetu-Uhu, 420 Metres über dem Wasserspiegel; obgleich sie vom Meere aus sehr fruchtbar erscheint, ist sie nicht so üppig und reich an Vegetation, wie ihre Nachbarn. Ihre Länge beträgt von Süden nach Norden 3½, ihre Breite 1, ihr Umfang 6 Meilen. Beide Inseln sind stark bewohnt von einer Menge von Seevögeln, welche viele Weibe dahin ziehen, um mit ihren Federn sich zu schmücken. Auch der Fischfang gibt auf ihnen reiche Ausbeute.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1843.

Stellung des Puseyismus.

Wir haben vor kurzem (s. Nr. 158) einige Ansichten über die „Secession in der schottischen Kirche" mitgetheilt, und den Grundgedanken derselben in dem Bestreben gesucht, die kirchliche Gewalt, welche allmählich zu erschlaffen schien, durch einen kühnen Schritt fester als vorher zu gründen. Damit wollen wir der Mehrzahl der schottischen Geistlichen, welche aus ganz reiner Ueberzeugung handeln mögen, und jetzt einem wahren Märtyrerthum sich unterziehen, nicht zu nahe treten. Ihre Absichten mögen rein seyn, ob es aber die Absichten Aller sind, ist eine andere Frage, welche der Mensch dem Menschen gegenüber, eingedenk des Spruches „richtet nicht u. s. w." wohl unbeantwortet lassen mag. Diese Grundansicht der Sache bietet sich auch bei nachstehenden Bemerkungen über den Puseyismus dar, ein Parteiwort, das wir nur der Kürze wegen andern Bezeichnungen vorziehen. Diese Lehre — wenn man sie so nennen darf — wurde augenscheinlich durch die immer schärfer hervortretenden Schwächen und Fehler der anglicanischen Kirche hervorgerufen, man bestrebte sich dem Bau eine haltbarere Grundlage zu geben, und da man sich nicht entschließen konnte, gleich den gemeinen Dissentern, das Neue Testament als die „Norm des Glaubens" anzunehmen, so ging man von den constitutiven Urkunden der anglicanischen Kirche aus. Diese sind die sogenannten 39 Artikel — was für die englische Kirche dasselbe ist was die Augsburger Confession für die deutschen Protestanten — und die Liturgie. Beide stehen zum Theil mit einander in Widerspruch, indem die 39 Artikel mehr nach protestantischen Grundsätzen, die Liturgie mehr nach dem alten, also katholischen, Herkommen entworfen sind. Dr. Pusey und seine Freunde legten der letztern die größere Wichtigkeit bei, und begannen seit dem Jahre 1833 eine Reihe von Abhandlungen (Tracts) zu schreiben, welche bis zu Nr. 90 fortliefen, dann aber auf Befehl der anglicanischen Behörden plötzlich ein Ende nahmen. Die darin ausgesprochenen Grundsätze waren allmählich mit dem Glaubensbekenntniß der anglicanischen Kirche dermaßen in Widerspruch gerathen, daß die kirchlichen Behörden, wenn auch ungern, einschreiten mußten.

Sobald die Puseyiten in ihren Abhandlungen von der englisch-bischöflichen Kirche ausgingen, so mußten sie bald finden, daß diese Kirchenordnung sich nicht durch die Schrift vertheidigen ließ, und somit war die natürliche Folge, daß sie nicht bloß die heilige Schrift als Norm des Glaubens annahmen, sondern auch die Tradition. Damit waren sie auf einmal auf rein katholischen Boden getreten, und mußten folgerecht der römisch-katholischen Kirche sich immer mehr nähern. Die auch schon von frühern anglicanischen Schriftstellern angenommene Fortpflanzung des heiligen Geistes bei den Bischöfen durch die Weihe von den Zeiten der Apostel her wurde in weiterem Sinne ausgebildet, und mußte nothwendig zum vollen Widerspruch mit ihrer eigenen Kirche führen, denn sobald sie die Richtigkeit und Wahrheit der Kirchentraditionen annahmen, so warf man ihnen ganz natürlich die Frage entgegen: wann hört denn die Richtigkeit und Wahrheit der Tradition auf? Denn entweder mußten sie ganz mit Rom übereinstimmen, oder aber mußten sie, da die anglicanische Kirche einmal sich von Rom getrennt hatte, die Art und Weise angeben, wie die ächte Tradition und die wahre Nachfolge der Apostel sich in der anglicanischen Kirche fortgepflanzt hätte. Darauf sind die Herren freilich die Antwort schuldig geblieben, und im Gefühl dieser innern Inconsequenz haben sie sich ganz auf die römisch-katholische Seite geneigt, wie der kirchliche Almanach für das Jahr 1843 p. 5 ausdrücklich sagt: „Wir können hoffen, und für diese Verbindung (mit Rom) vorzubereiten, wornach wir seufzen, und wir sind so weit begnadigt (privileged), daß wir darauf hoffen, ja anfangen dürfen, sie zu erwarten. Wer wollte nicht darum beten und arbeiten, als für einen Zweck, vor welchem alle andern Wünsche in unendliche Unbedeutenheit versinken. Gott gebe, daß es stets unser einziger Zweck sey, diese Verbindung zu beschleunigen, und uns würdig zu machen in dieselbe zu treten."

Es ist hier nicht der Ort, in die von den Puseyiten entwickelten Glaubenslehren einzugehen, und wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß sie mit den hier ausgesprochenen Wünschen und Ansichten in völligem Einklang stehen. So lange indeß alles in theologischen Abhandlungen, zum Theil in

Predigten zu Oxford u. s. w. sich ergoß, nahm das größere Publicum keinen Antheil an der Sache, und betrachtete sie mehr nur als ein theologisches Gezänk, um so mehr, als die größern Journale, das Quarterly Review und Edinburgh Review, die in solchen Dingen als Autorität auf beiden Seiten gelten, theils ganz schwiegen, theils nur Einzelnheiten hervorhoben; seit aber der Bischof von London ein sichtbares Zeichen seiner Gesinnungen aufstellte und die Geistlichen seines Sprengels anwies, Chorhemden in den Kirchen zu tragen, ist die Spaltung offen hervorgetreten; eine Anzahl Geistlicher hat sich gestützt auf ihre Gemeinden widersetzt, und obwohl der Streit fürs erste noch vertuscht worden, so muß er doch bei der ersten Gelegenheit — und vielleicht liefert Pusey's neueste, von dem niedergesetzten geistlichen Gericht verurtheilte Predigt die Veranlassung — zum völligen Ausbruch kommen. Unter den großen Journalen hat das Edinburgh Review vom April d. J. einen 60 Seiten langen theologisch-kritischen Artikel geliefert, den die Gegner nicht unbeantwortet lassen können, und sobald die Geistlichen der englischen Hochkirche sich polemisch zu äußern anfangen, muß der alte, nur mit Mühe zurückgehaltene Kampf zwischen der hohen und niedern, zwischen den Grundsätzen Lauds und Cranmers von neuem ausbrechen. Die sogenannte niedere Kirche kann sich mit den Dissentern leicht vertragen, die hohe Kirche niemals, und daraus erklärt sich wohl, warum gegenwärtig die Dissenters bei Gelegenheit der Bill über den Unterricht der Kinder in Fabrikstädten so hartnäckig die Ansprüche der Staatskirche bekämpfen.

Wie die Leiter der presbyterianischen Kirche in Schottland die Besetzung der Pfarreien ganz in die Hände der kirchlichen Behörden, der Assembly, zu bringen strebten, so gehen die Ansichten der Puseyiten darauf aus, alle Kirchengewalt in den Händen der anglicanischen Bischöfe zu vereinen. Der Zweck ist derselbe, die Mittel sind verschieden. Die Regierung hat sich in der schottischen Kirchensache, wie wir oben gesehen, entschieden gegen die Ansprüche der geistlichen Wortführer erklärt, und scheint nicht abgeneigt, in der englischen Kirchensache eine gleiche Entscheidung zu fällen, wenigstens hat sie in Fällen, wo ein puseyitischer Geistlicher mit einem Nichtpuseyiten um einen Bischofssitz concurrirte, dem Nichtpuseyiten den Vorzug gegeben; allein die Staatskirche ist durch ihre Verbindungen und ihren Reichthum zu stark, als daß man mit ihr so kurzen Proceß machen könnte, wie mit einer Anzahl armer presbyterianischer Geistlichen; die Temporalien sind es, welche hier zu sehr in Betracht kommen. Noch ließe sich vielleicht der Streit vertuschen, wenn nicht anderswoher der Sturm drohte: Irlands Zustand ist mit dem Bestand der dortigen anglicanischen Hochkirche unverträglich geworden; man muß Irland mit dem Bajonnet regieren, oder die Kirche wesentlich beschneiden, wo nicht als Staatskirche ganz aufheben. Was werden dann die Folgen für England seyn? Die Dissenters und die niedere Kirche werden auf eine Veränderung dringen, und der scheinbar kirchliche Streit wird auch hier eine politische Richtung gegen die Staatskirche nehmen, der man mit puseyitischen Grundsätzen nicht aufhelfen wird.

J. Kollars Reise.

2. Das Land an der Mur und Steyermark.

(Schluß.)

Zwei junge Kroatenpferde flogen mit uns so rasch der kroatischen Schweiz zu, daß uns fast der Athem ausging. Diese kroatische Schweiz sind die Berge von Iwancic, eine Gegend, welche sehr dem Tatralande in Ungarn gleicht. Hier, wie in ganz Kroatien und Steyermark, wird sehr viel Heidekorn, hier „Haidina" genannt, gebaut, das Menschen und Bienen eine gesunde Nahrung bietet. In Lepoglawa besuchten wir das Franciscanerkloster und die schöne paulinische Kirche; Aufmerksamkeit verdienen zwei Frescobilder, Christus als zwölfjähriger Knabe im Tempel zu Jerusalem und die Vertreibung der Kaufleute aus dem Tempel. In dem ganzen Warasdiner Bezirk herrscht ein unschöner und schwer verständlicher Dialekt. Von Lepoglawa gingen wir auf einem halsbrechenden Weg über die Berge nach Krapina, dem Geburtsorte Gajs. Auf diesem Wege bemächtigte sich meiner ein schmerzliches Gefühl bei Gelegenheit eines rührenden Anblicks. Wegen der steilen Berge gingen wir größtentheils zu Fuß, und sahen mehrere Haufen von Wanderern, mehrentheils Frauen und Mädchen. „Wohin geht ihr?" fragten wir. — „Zur Vergebung der Sünden," war ihre Antwort. Viel lernten wir hier über die Lage und Verhältnisse, über die guten und schlimmen Eigenschaften, über die Vorurtheile und Bedürfnisse des kroatischen Volks. Schade daß man so wenig sorgt für die Bildung desselben, daß so wenig Schulen sich finden! Das Volk ist gesund an Körper und Seele, gewandt und rasch, aber ganz sich und dem Zufall überlassen. Es fanden sich hier Leute aus den verschiedensten Strichen, Städten und Dörfern Croatiens, denn in Krapina befindet sich ein wunderthätiges Bild der Jungfrau Maria, zu dem jährlich um diese Zeit Tausende wallfahren. Ungefähr eine Stunde davon auf dem hohen Jakobsberge sieht man bereits zum erstenmal die Kirche von Krapina. Bei diesem Anblick fallen alle Wallfahrer mit gegen die Kirche gerichtetem Antlitz auf die Knie. In diesem Augenblick kam auch eine arme Mutter herbei, die eine hölzerne Wiege auf dem Kopf trug; als sie solche neben sich auf den Boden stellte, sahen wir in demselben ein kleines, schwächliches, fast schon mit dem Tode ringendes Kind, das die Mutter aus Koprivnica im Kreuzer (Köröser) Comitat hergetragen hatte, um es hier genesen zu lassen; es war gewiß ihr einziges Kind. Uns wie allen Anwesenden flossen die Thränen stromweise aus den Augen.

Ueber Krapina, auf einem hohen breiten Hügel steht die Kirche der Jungfrau Maria; Buden, Kramläden, Zelte, Küchen, Wagen mit Weinfäßchen und eine unzählige Menge Menschen drängte sich um dieselbe durch einander. Die innen schöne Kirche war so voll, daß man kaum hineindringen konnte. Rings umher, auch im Pfarr- oder Kirchhof wurde zu meinem nicht geringen Aergerniß Wein gezapft und verkauft. In Croatien ist es aber nichts neues, über der Thüre der Pfarre den Kranz zu sehen, zum Zeichen, daß hier Wein ausgeschenkt wird. Krapina selbst ist ein kleines, im Thale eingeengtes,

und überhaupt ganz unansehnliches Städtchen. Unsere erste Frage war, wo ist das Haus Hrn. Gaj's? Ein kleines, etwa zwölfjähriges Mädchen führte uns mit einer gewissen Freudigkeit dahin. Es ist dieß ein sauberes, von außen roth angestrichenes Häuschen mit einer Apotheke, wo jetzt Gaj's Bruder wohnt. Man zeigte uns nicht nur das Zimmer, sondern auch die Ecke und das Bett, worin dieser croatische Morgenstern das Licht der Welt erblickte. Ueber dem Städtchen hängt ein ungeheurer Sandfelsen, auf dessen Gipfel die Trümmer der Burg Krapina liegen. Ganz Croatien, namentlich aber die Umgegend, ist weit und breit erfüllt mit Sagen von dem Schlosse Krapina, von Tschech, Lech und Mech, die einst hier wohnten und von hier aus nach Böhmen, Polen und Rußland zogen. Wir hörten diese Sagen nicht bloß aus dem Munde von Geistlichen und Gelehrten, sondern auch aus dem Munde der Kinder unseres Wirths, von Bauern und alten Frauen. Meine Einbildungskraft war von allen diesen Erzählungen so verwirrt, daß wir ohne Aufschub den höchsten Berg und die Mauer erstiegen, und lange wie in stummer Betäubung oben standen. Dieser Sitz war würdig das Schloß Tschechs zu tragen; die neuern Zusätze ließen sich von dem alten Bau leicht unterscheiden. Auf dem gegenüberliegenden, nicht minder hohen Berge sieht man die Trümmerreste eines andern Schlosses, wo Lech, und links abwärts die eines dritten Schlosses, wo Mech gehaust haben soll. Diese Aehnlichkeit der localen Denkmäler und Localsagen in Croatien mit den alten böhmischen Ueberlieferungen und Geschichten ist merkwürdig, und ich halte sie für wichtiger als die gelehrtesten Ansichten unsrer Ethnographen und Sprachforscher. Jede Localsage, jede altnationale Ueberlieferung ist mir werth und bedeutungsvoll, da sie immer irgend etwas Wahres zur Grundlage hat. Eine geschwätzige Alte führte uns in Abwesenheit ihres Mannes im Schlosse umher, und freute sich nicht wenig über die Aufmerksamkeit, mit der wir ihren Erzählungen zuhörten.

Am 11 Sept. früh verließen wir Croatien und kamen über die Sotla nach Steyermark. Das Städtchen Breschtische (deutsch Rain oder Rann) mit etwa 1000 deutsch-slawischen Einwohnern liegt in einer schönen Gegend an der Save. Im Jahre 1475 wurden hier die Christen von den Türken geschlagen; im Jahre 1775 und 1815 war hier ein Aufstand der Bauern gegen den Gutsherrn Ignaz Attemsy; an den Thoren des Schlosses sieht man noch die Spuren der Hiebe und Schüsse. Hier hatten meine Reisegefährten Verwandte und wohnten einer Hochzeit bei, ich aber wollte aus Rücksicht auf meine Gesundheit einmal eine Nacht auf dieser Reise ruhen und ging schlafen; so blieb ich auch diesen Tag in Rain, um am andern Morgen früh nach Zagreb (Agram) zu gehen, denn für mich waren Agram, so wie slawisch-illyrische Literatur und Nationalität wichtiger als eine Hochzeit. Indeß widmete ich den Tag noch so viel möglich dem Lande Steyermark, und besuchte die Kirche, so wie die Schule; hier fragte ich: „in welcher Sprache werden die Kinder unterrichtet?" Der Inspector, welcher mich nicht kannte, erwiederte mit einer den Deutschen gewöhnlichen selbstgefälligen Weisheit und nationalen Prahlerei: „noch vor einem Jahr sey der Jugend die Religion in slawischer oder wendischer Sprache vorgetragen worden, jetzt aber werde alles deutsch verhandelt, denn glücklicherweise werde die ganze Stadt, ja ganz Steyermark immer mehr deutsch." — Das ist meiner Ansicht nach kein Glück, vielmehr das größte Unglück und ein Unverstand, das Volk seiner Nationalität und seiner Sprache zu berauben. Arme Steyrer! — Ein fröhlicherer Geist weht noch auf dem Lande; Gott sey Dank, auf den Dörfern leben noch die slawischen Lieder, obgleich auch hier das Deutsche stark eingedrungen ist.

Wo wir auch in Steyermark hingingen, alles sprach noch von der häßlichen Scene, welche einige Wochen zuvor im Monat August in Rohitsch, wo ein berühmter Sauerbrunnen nebst einem Bade ist, vorgefallen war. Der Sohn des Grafen Franz von Attemsy, welcher in Grätz wohnt, machte in seiner Kalesche eine Spazierfahrt; ihm begegneten auf dem Wege einige junge Kroaten bei dem dortigen Bade, und da sie bei ihrem sehr vollen Wagen nicht aus dem Wege fahren wollten, rief der junge Graf ihnen ein „kroatisches Sauvolk!" zu. Sie gingen ruhig weiter, im Kaffeehause aber, wohin kurz darauf auch der junge Graf kam, wandten sich die Kroaten an ihn, und verlangten, daß er ihnen die Beleidigung, welche er ihnen und ihrem Volke angethan, abbitten solle. In diesem Augenblick kam sein Vater, und als er sah, was vorging, sagte er: „ich bin der Graf!" und gab einem der Kroaten eine Ohrfeige. Nun entstand eine furchtbare Schlägerei, so daß beide Grafen, Vater und Sohn, sich flüchten mußten. Die steyerischen Stände waren darüber so erbittert, daß sie den Grafen aller seiner Aemter entsetzten, doch wagte er bald darauf wieder sich auf den Landtagen zu zeigen.

Nachdem ich noch mehrfach den Tag über umher gelaufen, bestieg ich endlich den Kahn und fuhr über die Save ins Krainische Gebiet, so daß ich also an diesem Tag die drei slawischen Landstriche Croatien, Steyermark und Krain berührt hatte. Mitten auf der Save war es, als stiegen wie aus den Wellen zwei traurige Bilder vor meinen Augen auf: „Ha!" rief ich, und bedeckte die Augen mit den Händen: „das ist Cop, das ist Cestar!" Cop war Professor der slawischen Sprache in Laibach, und ertrank vor einigen Jahren beim Baden in der Save; Cestar, ein fähiger junger Mann und eifriger Vaterlandsfreund, war ein Croate, der in Pesth Philosophie studirt hatte, und wenige Tage vor meiner Abreise beim Baden in der Donau ertrank; beide sind ein großer Verlust für das Slawenthum. Der grausame Tod hat uns schon viele Opfer, viele Hoffnungen vor der Zeit entrissen: Roznay, Jolesowic Mladon, Tomasek, Michalowic, Cermenak sind dahin, und so viele leben, die der Nation eine Schande und eine Ueberlast sind! Das auf einem Berge gelegene Städtchen Czates ist schöner, als seine doppelgesichtigen und zweisprachigen Einwohner, in deren Figuren es schwer zu entscheiden ist, ob das deutsche oder das slawische Element vorherrscht. Der Fluß Brjana trennt hier Krain von Militärkroatien. Es wurde mir hier so eng, so fremd, so bang unter diesem vernachläßigten, von allen Seiten gedrückten und verachteten Volke, daß ich oft

nach Haus eilen mußte, um meinem Gefühl auf irgend eine Weise Luft zu machen. Es widerte mich an, länger hier zu bleiben, und eine gewisse unwillkürliche Ungeduld trieb mich von dannen.

Fortschritte der Mäßigkeitsgesellschaft in Schweden.

Am 29 April fand eine Zusammenkunft der Mäßigkeitsgesellschaft in Stockholm statt, und die darin gegebenen Nachrichten sind sehr erfreulicher Art. Die Zahl der Branntweinpfannen im ganzen Lande hat vom Jahre 1834 bis zum Jahre 1840 von 181,000 auf 106,000 abgenommen, der Gehalt der Pfannen von 3,385,000 Kannen auf 2,144,000. Von den zwei letzten Jahren sind die officiellen Berichte der Regierung noch nicht zusammengestellt, man weiß aber bereits, daß an mehreren Orten die Abnahme auch in diesen Jahren wieder bedeutend war. Die Branntweineinfuhr in Stockholm selbst war in den Jahren 1834 bis 1842 zwar in den verschiedenen Jahren sehr verschieden, der Verbrauch scheint aber im Durchschnitt ziemlich derselbe geblieben zu seyn, ja eher zugenommen zu haben, wie sich aus der Zunahme der Branntweinkrankheiten (wahrscheinlich des delirium tremens) beklagenswerth genug herausstellt. (Aftonbladet vom 28 Mai.)

Markisen - Inseln.

I. Geographie der Markisen-Inseln.

(Schluß.)

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß der Archipel nur sechs bewohnte Inseln, drei auf jeder der beiden Gruppen, enthält, nämlich: Hiva-Oa, Tauta und Fatu-Hiva im Süden; Nuka-Hiva, Hua-Pu und Hua-Huna im Norden. Der Flächenraum dieser Inseln läßt sich annäherungsweise auf 128,880 Hektaren angeben, wovon Nuka-Hiva und Hiva-oa allein 88,490 ausmachen. Die Zahl der Einwohner würde sich nach den neuesten Angaben auf folgende Weise stellen:

Nuka-hiva	8,000	Seelen
Hiva-oa	6,000	—
Tauta	700	—
Fatu-hiva	1,500	—
Hua-pu	2,000	—
Hua-huna	2,000	—
Zusammen	20,200	Seelen

Es ist klar, daß eine weit größere Zahl von Menschen auf diesen Inseln ihr sicheres Unterkommen finden könnte; der Brodbaum, der Taro, der Ignam, die süße Batate, Kräuter, welche fast ohne alle Bebauung wachsen, der Fischfang, welcher schon jetzt im Verhältniß zu den groben Werkzeugen, welche dabei gebraucht werden, bedeutend zu nennen ist; ferner die Masse von Hühnern und Schweinen, welche in den Wäldern umherirren, würden hinreichen, um eine zehnmal größere Bevölkerung zu ernähren.

Wie der größere Theil der Inseln des Oceans, so sind auch sämmtliche Inseln des Archipels Nuka-Hiva ganz und gar vulcanischen Ursprungs; die Berge bieten auf ihren Spitzen mehrere Lagen grünlichen Granitgesteins; weiter unten sind sie überall von üppigem Grün bedeckt; besonders in den Thälern herrscht große Fruchtbarkeit. Dichtes Gebüsch, hohe Pflanzen wissen sich auf den kaum angelegten Wegen wieder anzusiedeln; auf den Hügeln wird das Gesträuch so dicht, daß man sich nur mit Mühe hindurcharbeitet. Unter den Nahrungspflanzen nimmt der Brodbaum die erste Stelle ein (inocarpus edulis), an seinem hohen Stamm, seiner glatten weißlichen Rinde, seinen breiten Blättern mit dunkelm Grün, seinen großen Früchten erkenntlich, welche unter einer dicken, stacheligen Rinde sich bergen; die Frucht wird von den Wilden entweder grün auf dem Rost zum Verspeisen zubereitet oder als gesäuerter Teig längere Zeit aufbewahrt. Ueberall wächst ferner der Kokosnußbaum und bildet einen Hauptindustriezweig der Wilden; die Nuß enthält beinahe ein Litre klaren, köstlichen Wassers, aus seiner Rinde werden verschiedene Sorten von Bändern und Seilen gearbeitet und sein Kern liefert ein treffliches Oel; da jedoch die Mittel zu seiner Zubereitung noch sehr unvollkommen sind, so ist das Oel ranzig, und wird in Frankreich nur bei der Seifenfabrication angewendet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einer sorgfältigern Behandlung dieses Oel zu bessern Zwecken verbraucht werden könnte, wie man z. B. auf der spanischen Colonie der Marianen-Inseln diese Frucht destillirt und einen äußerst reinen Alkohol daraus zieht, welcher in diesen Gegenden den Wein ersetzt. Die breiten Blätter der Paradiesfeige (musa Paradisiaca) beherbergen verschiedene Arten von Früchten, die durch ihren reichen Zuckerstoff sehr nährend sind, und sich grün oder gekocht essen lassen. Der Goyava-Baum, mit gelben citronenähnlichen Früchten behangen, bietet einen schönen Anblick; seine Früchte, innen roth und körnig, haben einen erfrischenden Saft. Neben diesen Fruchtbäumen prangt der Baniane (ficus Indicus), ein Baum, der sich jedes Jahr mit neuer Rinde umkleidet, und somit immer neuen Umfang gewinnt; er hat nur eine kleine Frucht, an der sich die Vögel nähren. Der Anblick des Kasuarbaumes (casuarina) ist öde und düster, aber sein Holz, wegen seiner Festigkeit Eisenholz genannt, dient zu der Verfertigung der Waffengeräthe der Wilden. Außerdem sind noch die Bäume barringtonia, Hibiscus tiliaceus, Gardeonia florida, Aleurites triloba zu nennen. An einigen Stellen findet sich auch der Melonenbaum, dessen Früchte am Baumstamm selbst sich befinden. Das Zuckerrohr wächst wild, und es steht ebenso zu erwarten, daß die übrigen Antillenpflanzen, wie Kaffee, Baumwolle rc., sich leicht anpflanzen ließen.

Eigenthümliche Säugethiere besitzt das Land nicht; eingeführt sind das Schwein, die Katze und die Ratte; andere vierfüßige Thiere finden sich auf den Inseln nicht; ebenso zeigen sich vier bis fünf Gattungen von Vögeln; diese sind die schöne Taube Kurukuru, ein wenig kleiner als die europäische; der Papagai Cupli; ferner ein kleiner Fliegenvogel, dessen Gefieder in verschiedene Farben schillert. Unter den Reptilien zeichnet sich eine kleine Schlange aus, kaum zwei Fuß lang, die eine neue Art zu bilden scheint; keines dieser Thiere ist schädlich. Doch fehlen noch über die Naturgeschichte dieser Inseln alle nähern und bestimmtern Angaben; die große Anzahl französischer Aerzte, welche sich bereit erklärt hat, der neuen Colonie ihre Dienste zu widmen, läßt bald genauere Notizen hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Leicht gebautes eisernes Fahrzeug. In Hull wird gegenwärtig ein eisernes Fahrzeug von 50 Tonnen gebaut, das so leicht werden soll, daß selbst, wenn 40 bis 50 Passagiere mit ihrer Bagage an Bord sind, das Schiff nicht über 18 Zoll im Wasser gehen wird. (Monit. industr. vom 8 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1843.

Die Laplatastaaten.

Der Streit zwischen Buenos Ayres und Montevideo will immer noch nicht sich zum Ende neigen, und die kürzlich eingelaufene Nachricht von der Einnahme der letzten Stadt durch die Truppen von Buenos Ayres unter Oribe hat sich bis jetzt nicht bestätigt, und möchte wohl auch unbestätigt bleiben, denn es kann weder im Interesse der Engländer, noch der Franzosen und Nordamerikaner liegen, daß das ganze Laplatagebiet unter Eine Herrschaft falle. Darum wurde das sonst ganz offene Montevideo, welches nach dem Vertrage von 1828, der seine Unabhängigkeit begründete, ohne Festungswerke bleiben sollte, mit Windeseile befestigt, und der sichtliche Beistand, den die fremden Escadren der Stadt leisten, wird sie in den Stand setzen, gegen die tapfern, aber nicht mit Belagerungsgeschütz erscheinenden Truppen des Dictators Rosas sich zu behaupten. Doch selbst eine Einnahme Montevideo's würde den gegenwärtigen Stand der Sache nicht lange und nicht wesentlich ändern, denn die natürliche Eifersucht zwischen Montevideo, welche sich seit den ersten Tagen des Unabhängigkeitskampfes zeigte würde auch einen dem Dictator Rosas ergebenen Präsidenten von Montevideo bald zu dessen Feind machen. Zudem finden sich jetzt in letzterer Stadt Hülfsmittel zum Widerstande, wie sie früher nicht vorhanden waren. Montevideo ist der Sammelplatz einer romanischen und baskischen Auswanderung geworden, wie Nordamerika für die germanischen Länder, und seit wenigen Jahren sind nicht nur 15,000, theils französische, theils spanische Basken, sondern auch Gallegos, Sardinier und Canarier vielleicht in gleicher Anzahl dahin gewandert. Alle diese Leute sind arm, verdienen aber reichlich ihr Brod, denn sie liefern dem Lande gerade denjenigen Theil der Bevölkerung, den das Land nicht zu liefern im Stande ist, die niedere Stadtbevölkerung. Im innern Lande sind Estancieros und Gauchos, welche letzteren die niedere Arbeit in den Städten verschmähen, in den Städten aber, die mehr und mehr ein ganz europäisches Ansehen erhalten, wohnen nur die Kaufleute, welche die Producte des innern Handels empfangen und versenden, wie sie auch die fremden Waaren in Empfang nehmen und über das Land verbreiten. Zwischen Montevideo und Buenos Ayres ist indeß ein nicht unbedeutender Unterschied: ersteres ist wegen seiner Lage am Eingang der Laplatamündung für den Seehandel ohne Vergleich geeigneter als Buenos Ayres, wogegen in letzterem die Waaren des innern Landes leichter zusammenströmen, die ihm von den nördlichen Provinzen der auf dem Parana und Uruguay, von Westen her durch Landfracht zukommen, während Montevideo nur die Erzeugnisse eines mäßigen Umkreises um die Stadt empfängt. Darum war auch unter spanischer Herrschaft Buenos Ayres bei weitem der wichtigere Ort, und weil es den größten Ausfuhrhandel hatte, so wiesen die spanischen strengen Handelsgesetze ihm auch noch die Einfuhr der fremden Waaren zu, und Montevideo, so wie die ganze Banda Oriental war vernachlässigt. Deßhalb bildete sich, zur Entschädigung für den ihr zugefügten Nachtheil, in der Banda Oriental gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Schmuggelhandel aus, der bald einen so räuberischen und gefährlichen Charakter annahm, daß die Regierung endlich um jeden Preis Ruhe schaffen wollte, und zu dem Ende den kühnsten und gefährlichsten Schmuggler, den bekannten Jose Artigas, einen Mann von den ausgezeichnetsten Anlagen, für sich gewann. Dieser stellte mit Hülfe der Regierungstruppen die Ruhe im Lande wieder her, that dem Schmuggel Einhalt, und wurde als Bewahrer der öffentlichen Ordnung in jenem Landstrich aufgestellt, zu dessen Unsichermachung er selbst vorher so vieles beigetragen hatte.

Diese Vorfälle ereigneten sich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, und nun näherte sich auch der Zeitpunkt, wo das spanische Handelssystem, welches zu diesen Unordnungen Veranlassung gegeben hat, durch die Einwirkung der Engländer ein Ende nehmen sollte. Wir wollen deßhalb einen kurzen Rückblick auf die ersten Jahre der Revolution in den Laplatastaaten werfen, weil sie uns einen Einblick in die wirkenden Ursachen geben, und zeigen, in welcher Weise England die südamerikanische Revolution aus Handelsgründen vorbereitete. Die spätern Parteistreitigkeiten können wir dann größtentheils überspringen, um gleich auf die neuesten Verhältnisse überzugehen.

Den ersten Anstoß zu einer gänzlichen Veränderung gab

die Unternehmung der Engländer unter General Beresford gegen die Laplataprovinzen im Jahre 1807. Nicht der feige Vicekönig, Marquis de Sobremonte, sondern Don Martin de Alzaga, erster Alcalde von Buenos Ayres, leitete den Aufstand des Volks gegen die Engländer, welche bereits mit mehreren angesehenen Creolen einen Plan zur Unabhängigkeitserklärung dieser Provinzen entworfen hatten. Einige dieser letztern flohen mit der englischen Flotte und erhielten Pensionen von der englischen Regierung, andere wurden von Alzaga, der auch den unerhörten Schritt that, den feigen Vicekönig zu verhaften, gefangen genommen. Durch einen seltsamen Zufall wurde Oberst Liniers, ein geborner Franzose, aber seit langer Zeit im Dienste Spaniens, zum Haupt der militärischen Macht und später von der Krone zum Vicekönig ernannt. Liniers sprach sehr schlecht spanisch, und konnte seinen französischen Ursprung nie verläugnen; als der Einfall der Franzosen in Spanien erfolgte, wurde er, der sich größtentheils mit französischen Officieren umgeben hatte, und an dessen Hofe nur Französisch gesprochen wurde, den Altspaniern mit Recht verdächtig. So standen nun die Engländer mit den Creolen auf der einen Seite, während die Spanier sich in Anhänger Frankreichs und Altspaniens schieden, und dadurch schwach wurden. Alzaga zettelte mit Elio *) eine Verschwörung gegen Liniers an, welcher ersteren aber mit mehreren eifrigen Altspaniern auf ein Schiff bringen ließ und nach Patagonien in die Verbannung schickte. Beide Theile wandten sich zur Entscheidung der Sache nach Spanien, wo indeß an der Stelle König Ferdinands provisorisch eine Centraljunta die Angelegenheiten leitete. Inzwischen schickte Elio ein Kriegsschiff nach Patagonien, holte die Verbannten von dort ab, und brachte sie im Triumph nach Montevideo, noch ehe die Entscheidung von Spanien einlief, welche ganz zu Gunsten Alzaga's war. Elio ward befördert, Liniers wurde abgesetzt, Don Balthazar Cisneros an seine Stelle ernannt, und den Creolen das Mißfallen der spanischen Regierung zu erkennen gegeben. Cisneros setzte sich alsbald mit Elio in Verbindung, vertrieb Liniers ins Innere des Landes, verbannte alle französischen Officiere, vertrieb die fremden Kaufleute, die sich bereits eingestellt hatten, und ließ die verdächtigen Creolen verhaften. Aber seine Lage war kritisch: die Centraljunta in Spanien besaß zu wenig Ansehen, und Cisneros hatte kein Geld um die Truppen zu bezahlen; vergebens wandte er sich an die spanischen Kaufleute, und sah sich endlich aus Noth zu einer Maaßregel gedrängt, welche dem alten spanischen System den Todesstreich versetzte: er öffnete den fremden Schiffen und fremden Waaren gegen Bezahlung gewisser Zölle den Zugang. Die alten Spanier erkannten nur zu gut die Folgen dieses Schrittes, Cisneros wurde der Gegenstand ihres tödtlichen Hasses, und sie ließen nichts unversucht, um ihn zu stürzen, während er zugleich die Creolen eben so entschieden gegen sich hatte. Nun fiel Cisneros von einem Fehler in den andern: um die Creolen zu gewinnen, nahm er Elio den Rang als Generalinspector, den derselbe bisher bekleidet hatte, und stellte zugleich die Verfolgung von Liniers ein, dem er gestattete sich nach Cordova zurückzuziehen, wo derselbe sich festsetzte. Eine Folge dieser Schritte war, daß nun die Altspanier und Creolen sich verbanden, um Cisneros zu stürzen.

Unter diesen Ereignissen traf im Mai 1810 die Nachricht ein, daß Sevilla in die Hände der Franzosen gefallen und die Nationaljunta geflohen sey. Dieß war ein Donnerschlag für die Altspanier und Cisneros war so betroffen, daß er erklärte, er wolle die Regierung in die Hände einer Junta niederlegen. Diese ward am 25 Mai installirt, zwar unter der nominellen Autorität König Ferdinands, aber die vornehmsten Creolen und die Volksmasse legten die Sache anders aus, und sahen die Errichtung der Junta als eine Unabhängigkeitserklärung von Spanien an. Wie sehr bei allen diesen Bewegungen die englischen Kaufleute betheiligt waren, zeigt folgende Geschichte. Die vornehmsten und angesehensten Beamten des Landes waren die Richter des Audiencia, Oidores genannt. Sie galten als unverletzlich, und die lange Gewohnheit, ihre Entscheidungen als unwiderrufliche Gesetze betrachtet zu sehen, gab ihnen einen Stolz und eine Zuversicht, daß sie entfernt nicht daran dachten, daß man es wagen könne Hand an sie zu legen. Sie hatten eine Proclamation aus Spanien erhalten, daß dort ein Regentschaftsrath eingesetzt sey, und schickten diesen an die Junta mit der Forderung, daß derselbe als das gesetzliche Haupt der Nation anerkannt werde. Man lud sie, den Vicekönig und die fünf vornehmsten Oidores, in den Regierungspalast ein. Sie kamen alle in Staatskleidern, Cisneros in voller Uniform, die Oidores die Stöcke mit goldenem Knopf in der Hand, alle in sicherer Ueberzeugung, sie würden jetzt in alle ihre Ehren wieder eingesetzt werden, und die Junta sich unterwerfen. Kaum waren sie aber angelangt, so wurden sie verhaftet und mit Einbruch der Nacht unter Militärbegleitung nach dem Hafen gebracht, wo — ein englisches Fahrzeug ihrer wartete, um sie nach den Canarien zu bringen. So war, während ein englisches Heer als Bundesgenosse Spaniens in letzterem Lande stand, der Hauptschritt zur Unabhängigkeit unter englischer Mitwirkung geschehen, ohne welche er gar nicht hätte ausgeführt werden können. Rasch war nun der Verlauf. Elio, nach ihm Vigodet, in Montevideo wollten den Hafen von Buenos Ayres blokiren, aber die Engländer erkannten die Blokade nicht an, und zu Lande wurden, wohl mit Hülfe englischen Geldes, 1200 Mann gegen Cordova ausgerüstet, wo Liniers die spanische Fahne aufgepflanzt hatte. Eine Menge Freiwilliger schlossen sich an die Truppen der Junta an; Liniers fühlte, daß die Stimmung des ganzen Landes gegen ihn sey und floh, wurde aber auf der Flucht eingeholt und mit seinen vornehmsten Begleitern erschossen. So endete die erste Periode der Laplata-Revolution, an der die Engländer zum mindesten gesagt einen so großen Antheil hatten, als die Creolen; auch befanden sich schon über hundert englische Kaufleute in Buenos

*) Elio, später durch seine grausame Herrschaft in Valencia berüchtigt, commandirte in Montevideo, das durch die Entschlossenheit Alzaga's und die Bestürzung der Engländer beim Abzug gleichfalls von den letztern, wiewohl ohne Noth, geräumt worden war.

Ayres, um an dieser lange verschlossenen reichen Quelle des Handels zu schöpfen.

Die innern Kämpfe in Buenos-Ayres können uns hier nicht kümmern, und wir bemerken bloß, daß die Regierung sich zum Theil höchst schwach und unklug zeigte, aber der Beistand der Engländer, welche keine Blokade des Hafens zuließen, hielt die Independenten-Partei immer oben auf, so daß der oben erwähnte ehemalige erste Alcalde, Don Martin Alzaga, mit all seinem Einfluß und seiner Klugheit endlich ein Opfer seiner Bemühungen für die spanische Sache wurde. Inzwischen ging der Unabhängigkeitskampf fort, sowohl gegen Peru hin, als in der Banda Oriental. Ersterer wurde mit abwechselndem Glücke geführt, und fand anders woher eine Entscheidung, letzterer aber berührt die Interessen von Buenos Ayres zunächst. In Montevideo saß noch der spanische Vicekönig, zuerst Elio, dann Vigodet, aber Artigas, dessen Einfluß im Lande wir oben schon erwähnt haben, hatte sich für die Independenten erklärt, und somit waren die Spanier auf Montevideo beschränkt. Auch damals schon begann der brasilianische Hof sich einzumischen, aber in höchst unsicherer Haltung: bald unterhandelte er in Buenos Ayres, um der spanischen Infantin Donna Carlota die Regentschaft in diesen Ländern zu sichern, bald mit Elio, und versprach diesen zu unterstützen. Dabei rückten allmählich portugiesische Truppen ins Land, gegen welche aber Artigas, ihr alter Feind, mit großer Entschlossenheit auftrat. Dieß bewog den brasilischen Hof sich entschieden für Elio und die spanische Herrschaft zu erklären, und Truppen nach Montevideo zu senden; nun verband sich Artigas, dessen Einfluß fort und fort im Lande wuchs, mit dem Gouverneur von Corrientes, schlug die Portugiesen gegen Ende des Jahres 1811 und im Anfang des Jahres 1812 in mehrern Gefechten, und suchte nicht nur die portugiesischen Truppen, sondern selbst die Befehlshaber für sich zu gewinnen, worüber der brasilische Hof in Buenos Ayres bittere Klage führte, aber umsonst, denn theils wußte die Junta gar nicht, was in dem von Artigas befehligten Gebiete vorging, theils war sie zu schwach ihn im Zaum zu halten. Ihr dortiger General, Namens Rondeau, hatte wie es scheint, den rohen Gaucho hochmüthig behandelt, und dieser rächte sich dafür, indem er mehr und mehr nach eigenem Gutdünken handelte, ohne sich um die Regierung in Buenos Ayres zu kümmern. So war der Grund zur Spaltung zwischen Buenos Ayres und Montevideo gelegt, als noch spanische Truppen Montevideo besetzt hielten. Zum Ausbruch konnte die Spaltung jedoch nicht kommen, so lange noch die Spanier in Montevideo saßen; dieß dauerte aber nicht mehr lange, denn unter englischem Zuthun hatte sich eine buenosayrische Flotille unter dem Engländer Brown gebildet, und diese schlug am 14 Mai 1814 die Flotille der Spanier. Nun ward Montevideo auch von der Seeseite eingeschlossen, und ein Monat später, am 20 Junius, übergab Vigodet den Platz an Alvear, den neuernannten Befehlshaber der Buenos-Ayrischen Truppen in der Banda Oriental. Doch schon war der Riß geschehen. Das hochmüthige Benehmen gegen Artigas, den die Officiere der Buenos-Ayres-Armee als einen Barbaren ansahen, hatte ihn veranlaßt, mit seinen Leuten die Belagerer Montevideo's zu verlassen, ohne sich jedoch für die Spanier zu erklären. Dieß nahm der neuerwählte Director in Buenos Ayres, Posadas so hoch auf, daß er Artigas sogleich für einen ehrlosen Verräther erklärte und einen Preis von 6000 Pesos auf seinen Kopf setzte — ein Schritt, den man wenige Monate nachher wieder zurücknehmen und Artigas (unter dem 17 Aug. 1814) als einen treuen Diener seines Landes erklären mußte, — ein Verfahren, das Artigas nur die innere Schwäche der Regierung von Buenos Ayres verrieth, und die Trennung der Banda Oriental vorbereitete. (Fortsetzung folgt.)

Markisen - Inseln.

(Fortsetzung.)

8. Religion und Cultus.

Eine weitläufige Theogonie oder Genealogie der Götter und Göttinnen bildet die Grundlage der Religion dieser Insulaner. Die Gottheiten, allzusammen Brüder und Schwestern, vermengen sich gegenseitig miteinander bis zur 30sten Generation herab, oder bis auf Atea und seine Frau Atanua. Unter der ersten Linie zeichnen sich vor allen Tetoo und seine Frau und Schwester Kahnone aus, sie werden als die Schöpfer des Weltalls betrachtet. Die zweite Linie zählt den noch berühmtern Gott Tiki mit seiner Frau Kahnone, der Göttin des Sandes. Dieser Gott verdankt sein Ansehen zumeist der Sage, wonach er zuerst die Sitte des Tättowirens und die Maler- und Bildhauerkunst einführte. Neben diesen guten Gottheiten läuft ein Geschlecht böser Götter her, so namentlich Nomel oder Homei und Haka-nau, Götter, welche vor allem die Augen mit Blindheit schlagen; Oko und Tohe-Tika, der Gott des Donners, welcher die Menschen verzehrt; Tuava, Tupohotai, Tuivini und Potoro, welche die Menschen in Ketten werfen. Wohl möglich, daß einzelne dieser Gottheiten nur allegorische Personen sind, Personificationen physischer und astronomischer Phänomene, welche in der Folge zu Göttern erhoben wurden. Dem Glauben an eine ewige Schöpfung, welche man schon den Markisen auflegen wollte, widerspricht schon ihre Verehrung eines Schöpfers oder vielmehr vieler Schöpfer. Der erste Schöpfer ist Tetoo mit seiner Frau Haka, welche beide, obgleich sie viele Vorfahren zählen, nicht geschaffen worden seyn sollen; Toe-Tia ist der Schöpfer des Donners; Hanau Gott und Schöpfer der Fische; Atea Gott und Vater der Steine, seine Frau Atanua die Mutter der Gewässer des Oceans. Ueber die Art und Weise, wie diese Schöpfung vor sich ging, erzählen die Insulaner manche naive Geschichte; so fischte einst der Gott der Steine am Gestade des Meeres, zog einen großen Felsen heraus, aus welchem er alles übrige Gestein der Erde bildete. Doch genügt es den Bewohnern dieser Inseln nicht, im dunkeln Schacht der Vergangenheit und alter Ueberlieferung ihrer Götter Ursprung zu suchen; vielmehr vermehren sie die Zahl dieser alten Gottheiten durch Vergötterung ihrer verstorbenen oder zum Theil noch lebenden Häupter und Fürsten. Die Taua sind eine Classe von Individuen, welche nach ihrem Tode unter die Zahl der Götter gerechnet werden, und die während ihres Lebens die Gabe der Weissagung besitzen; in ihrer Hand stehen die Elemente, sie geben Fruchtbarkeit oder Mangel den Fluren, sie befehlen über Krankheit und Tod, und die Furcht, welche sie einflößen, ist so groß, daß man ihnen Menschenopfer darbringt, um ihren Zorn

abzuwenden; glücklicherweise ist die Zahl dieser Halbgötter sehr klein: nur einen oder zwei zählt jede Insel, sie leben in einer mysteriösen Zurückgezogenheit, welche ihren Landsleuten noch mehr geheime Scheu einflößt. Zuweilen hört man, wie sie in der Nacht schauerliche, unverständliche Töne ausstoßen, dann wieder ihre natürliche Stimme anwendend geben sie sich den Schein, mit einem unsichtbaren Wesen in Rapport zu stehen. In diesen Augenblicken der Inspiration ziehen sich ihre Gesichtszüge convulsivisch zusammen, ihre Augen flammen, ihr Körper zittert, ihre Hände werden starr und kalt, und in diesem exaltirten Zustande wandern sie durch die benachbarten Ortschaften, Tod ankündigend oder Opfer heischend zur Versöhnung der erzürnten Gottheit. Außerdem gelten die Taua als Aerzte und Beschwörer bei allen innerlichen Krankheiten, denn auch bei diesen Insulanern, wie bei allen Wilden, gilt jede Krankheit, welche nicht einen äußerlichen Sitz hat, als eine Offenbarung des göttlichen Zorns. Sie nennen diesen Zustand mate no te atua, Krankheit von einem Gott geschickt! In diesen Fällen suchen die Taua den zürnenden Gott, welcher im Kranken selbst Platz gegriffen hat; sie pressen ihm den Daumen ihrer Hand auf, drücken ihn mit ihren Fingern, und wenn die Schmerzen etwas nachlassen, so hat der Taua gesiegt; helfen aber diese gewöhnlichen Mittel nicht, so wird der Kranke in ein Wasser gelegt, das fortwährend mit frischen Zweigen gepeitscht wird und von dem man ihm über den Kopf schüttet. Diese Classe der Taua übt einen großen Einfluß über die übrige Bevölkerung aus. Nicht nur wird jeder Taua nach seinem Tode Atua, und selbst hie und da noch bei Lebzeiten, sondern auch, so oft ein Taua stirbt, opfert man seinen Manen eine größere oder geringere Zahl von Menschenopfern, je nachdem er mehr oder minder Furcht einflößte; sein Tod ist ein trauriges Signal zu nächtlichen Ueberfällen in den benachbarten Thälern, um hier Gefangene zu machen, welche bei dem Leichenbegängnisse eine traurige Rolle spielen müssen. Der allgemeine Name für diese Inspirationen und göttlichen Befehle durch den Mund eines hohen Priesters ist Tapu, ein Collectivname für alle einzelnen Gesetze dieser Art, die entweder bestimmte Nahrungsmittel verbieten, oder bestimmte Haine, Felder und Häuser der Gottheit weihen. So ist z. B. vor allem der Kopf des Menschen durch den Tapu heilig, und an diesem zumeist das Haupthaar; dieses wird häufig beschnitten, aber wehe dem, welcher auch nur eines dieser Haare profaniren wollte; sie verbergen das abgeschnittene Haar unter der Erde; um es abzuschneiden, bedienen sie sich einer Bambusklinge.

Was den äußern Cult und Gottesdienst betrifft, welchen sich diese Religion zu eigen gemacht hat, so hat er im Durchschnitt das meiste mit dem uns bekannten Heidenthum gemein; die Nachrichten über das Einzelne desselben sind zu sehr zerstreut und sich widersprechend, als daß es möglich wäre, auf dasselbe näher einzugehen. Möge daher Folgendes genügen: die Häuser, welche den Zwecken des Gottesdienstes dienen, unterscheiden sich nur durch einen breitern Eingang von den übrigen Wohnhäusern. In dem Thal der Happas befindet sich ein solches Gebäude, das Meae genannt wird. Es besteht aus zwei Abtheilungen; die erstere, groß und öde, war zur Zeit, woher die Nachrichten stammen, von einer großen Zahl verschiedener Weihgeschenke angefüllt; die zweite Abtheilung enthielt zwei grob gearbeitete Götzenbilder, von denen das eine gleich dem Janus bifrons zwei Gesichter darbot. Ein ähnlicher Tempel im Thal Harka Happa, der von Stewart gesehen wurde, erfüllte ihn mit Abscheu: es war dieß der Platz, wohin die Menschenopfer geworfen wurden, beim Eingang sah man noch auf einem rauhen Schrag einen in Fäulniß übergegangenen Leichnam. Daneben stand eine aus hartem Stein gemeißelte Götterstatue in Lebensgröße, mit großen Augen und Ohren, weitem und breitem Munde, kurzen Armen und Beinen; neben dieser Steinmasse befanden sich noch mehrere ähnliche Götzenbilder aus Holz. Als Porter sah, wie wenig Ehrfurcht die Einheimischen vor ihren Götzenbildern bezeugten, wie sie sie an den Ohren zogen und sich über ihre Stumpfnasen und verkrüppelten Glieder lustig machten, fragte er sie um den Grund dieses Mangels an Achtung. Man antwortete ihm, diese Gottheiten nehmen nur einen sehr untergeordneten Rang in der Hierarchie der Atua ein, und hätten keine andere Dienstleistung als die, die obern Götter zu bedienen. Bald nahm man die Gottheit aus dem Kasten, in welchem sie sorgfältig verwahrt war, heraus; es war ein einfaches dünnes Stück Holz, von weißen Tüchern umgeben; sogleich begann auch die Zahl der anwesenden Insulaner ihren Gottesdienst. Einer derselben nahm die Gottheit in seine Arme, während die andern sangen und mit den Händen klatschten: er drehte das Stück Holz rechts und links, warf es in die Höhe und machte fortwährend Sprünge mit ihm. Ein Augenblick der Ruhe folgte; dann begann ein neuer Gesang mit veränderter Weise. Der Gott wurde dann der Reihe nach an verschiedene Punkte der Umgebung gebracht, wo man ihm je ein wenig Ruhe gönnte, und am Ende wurde er in seinen Kasten wieder gestellt. Hierauf richtete der Mann, welcher alles dieses ausgeführt hatte, einige sehr lebhafte Fragen an seine Zuhörer, und die Antworten, welche er erhielt, schienen ihn zu befriedigen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber den Rost bei gegossenem und geschmiedetem Eisen und Stahl wurde in der Versammlung der Civilingenieure zu London am 30 Mai eine Abhandlung vorgelesen, die eine Menge interessanter Punkte enthält, und die Theorie, so wie den eigentlichen Charakter des Rostes auseinandersetzt. So wurde unter anderm nachgewiesen, daß in Dublin, wo im Durchschnitt 25.874 Zoll Regen fallen, das Anfressen des den gewöhnlichen atmosphärischen Wirkungen ausgesetzten Eisens in directem Verhältniß steht mit dem Regen und Thau, der in einer bestimmten Zeit darauf fällt, mit der Höhe der Temperatur bei gleicher Feuchtigkeit und mit dem barometrischen Druck. Ferner wurde halbzolldickes gegossenes Eisen mehr angegriffen, als zolldickes, wahrscheinlich wegen der Verschiedenheit in der Homogeneität der Oberflächen. Die Resultate der verschiedenen Proben, die man angestellt hat, sind in umständliche Tabellen gebracht, und endlich ist auch das Resultat der verschiedenen bisher gegen den Rost angewandten Mittel in einer leichten Uebersicht mitgetheilt. (Athenäum vom 10 Junius.)

Preisfragen der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften für 1844 und 1845. Diese drei Fragen sind ausgezeichnet gut gewählt, und ihre Beantwortung hat für Frankreich besondern, die zweite aber auch einen allgemeinen Werth. Sie lauten: welches sind die in Frankreich jetzt üblichen Pachtmethoden, und was für einen Einfluß übt jede derselben auf die Fortschritte des Ackerbaues aus? — Welchen Einfluß üben die (materielle) Civilisation und der Geschmack für Lebensbequemlichkeiten auf die Moralität des Volks aus? — Welche allgemeine Thatsachen reguliren den Zusammenhang zwischen Fabrikgewinn und Taglohn? (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1843.

Belustigung in der Stadt Tarifa.

(Voleur, 30 Junius.)

Streng und geographisch genommen liegt Tarifa in Europa, moralisch betrachtet macht es einen Theil Afrika's aus. Sitten und Gewohnheiten sind maurisch, man spricht noch nicht arabisch, aber man spricht auch nicht mehr spanisch. Die getauften Maroccaner, die hier wohnen, genießen in Frieden eines stets blauen Himmels und einer tiefen Unwissenheit; nicht Einer kann lesen.

Am ersten Sonntag im Junius haben die Einwohner ein seltsames Fest: man läßt in den Straßen dieser mui nobile ciudad einen Stier los, dessen ohnehin reizbaren Sinn man noch durch alle möglichen Mittel aufstachelt; ist derselbe einmal losgelassen, so läuft ihm alles nach und sucht ihn durch wüthendes Geschrei zu erschrecken. Der eine wirft ihm einen Stein, der andere eine Petarde nach. Wurfwaffen jeder Art fliegen aus allen Stockwerken herunter und scharfe Lanzen erwarten ihn an jedem Fenster. Wie wüthend jagt der Stier durch die ganze Stadt, aber man hat sorgfältig die Thore geschlossen, er kann nicht hinaus; er kehrt also um, brüllt und macht wüthende Sprünge. Betäubendes Geschrei bezeichnet schon von weitem seine Ankunft. Auf 30 Leguas in der Runde strömt alles herbei zu dem anziehenden Schauspiel, obwohl man am folgenden Tage im Kirchhof von Santa Cruz fünf oder sechs Gräber öffnet, und das Spital dreißig oder vierzig Verwundete und Verstümmelte aufnimmt — Dinge, um die sich Niemand kümmert; man muß sich ja doch auch amusiren.

Nach einigen Stunden nimmt die Corrida einen andern Gang: die Jager sind athemlos, die keckſten und minder gewandten sind kampfunfähig, man muß sie durch Hunde ersetzen. Perros! Perros! schreit nun alles, und ungeheure Bullenbeißer, deren Wuth man seit langer Zeit nur mit großer Mühe zurückgehalten hat, stürzen wüthend dem Stier nach und suchen ihn an den Ohren zu fassen. Der Stier wendet sich gesenkten Hauptes gegen diese neuen Gegner und wirft sie in die Luft, von wo sie blutend und zerrissen herunterfallen, den Zuschauern auf die Köpfe, die dadurch fast zu Boden geworfen werden, aber in Ekstase gerathen, wenn sie den Stier mit gesträubtem Haar, die Lenden mit dem Schweif peitschend und vor Wuth schäumend auf seine Verfolger losstürzen, die einen zerreißen, andere unter seinen Füßen zertreten, und endlich unter dem stets erneuten Angriff der Meute erliegen sehen.

Ist der Stier endlich besiegt und niedergeworfen, so kommt ein Metzger herbei, um ihm den Rest zu geben, dar la puntilla, acachelar. Das Instrument, dessen er sich dabei bedient, ist ein sehr scharfer Pfriemen von Stahl (cachetero), den eine kräftige Faust dem unglücklichen Vierfüßler ins Genick stößt. Das Rückenmark wird durchstochen und der Tod ist augenblicklich.

Jetzt wird der Stier zerstückt, er ist ungenießbar, aber alle essen davon, jeder findet ihn vortrefflich. Kinder, Greise und Feiglinge, welche den Ausgang des Trauerspiels im Hause abwarteten, kommen jetzt in großer Anzahl auf die Straße; man heult vor Freude, man umarmt sich, tanzt, und theilt Messerstiche aus, denn diese gehören eben so gut zur Belustigung, wie das Tanzen. Der Teufel hält sein Spiel in dieser Nacht, es ist die schönste, die tollste, die glänzendste aller Nächte Spaniens, und der allgemeine Taumel könnte einen Sterbenden mit fortreißen.

Wir wollen dem Ursprung dieses Festes nicht nachforschen, denn wir müssen doch auch unsern Enkeln noch eine Arbeit überlassen, und nur das wollen wir noch erwähnen, daß im Jahre 1781 der Gouverneur von Tarifa, ein ächter Andalusier, starb, und einen gewissen Manuel Cuesta aus Madrid, der von den neuern philosophischen Ideen angesteckt war, zum Nachfolger erhielt. Dieser wollte die Corrida als einen barbarischen Gebrauch abschaffen, aber ein Aufstand brach aus, der ihm das Leben gekostet hätte, wenn er nicht eiligst entflohen wäre. Er wollte nachher an der Spitze von Regimentern zurückkehren, aber Graf Aranda, der damalige Premierminister, that seinem übergroßen Eifer Einhalt, um nicht gegen die Neigungen des Volkes zu sehr zu verstoßen.

Die Laplatastaaten.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Jahre waren für das Geschick der Laplataprovinzen entscheidend, und man kann sich nichts erbärmlicheres denken, als die obersten Directoren, welche nach einander in Buenos Ayres aufkamen, zum Theil gute, muthvolle Soldaten, aber ohne alle politische Haltung. Vom Jahre 1814 bis 1819 geht die Herrschaft der Unitarier, welche das ganze Land in Aufregung brachte, und mit dem gänzlichen Fall des Uebergewichts von Buenos Ayres endete. Der bisherige Krieg hatte den Behörden dieser Stadt, und namentlich dem Cabildo die größte Macht über das ganze Land in die Hand gegeben, und wäre sie weise angewendet worden, so hätte sie dem Lande gute Früchte bringen können, da ohne allen Widerspruch in Buenos Ayres mehr Bildung vereinigt war, als im ganzen übrigen Lande zusammen. Alvear, der Sieger von Montevideo, ein junger Mann von 25 Jahren, wurde am 10 Januar 1815 zum obersten Director ernannt, und begann nun seine Macht zu zeigen, indem er, womit auch schon sein Vorgänger Posadas begonnen hatte, die Junten der einzelnen Provinzen auflöste und Gouverneure und andere Beamte aus Buenos Ayres hinsandte; man weiß, wie gewöhnlich diese Beamten ihre Stelle zur Bereicherung benützten, und zudem mußte der Schritt, auch da wo die Gouverneure, wie dieß bei einigen wohlgesinnten tapfern Soldaten der Fall war, nach bestem Gewissen handelten, die Localaristokratie, welche bisher alles geleitet hatte, tief verletzen. Daß Alvear durch Stolz und Leichtsinn auch die reizbaren Bewohner von Buenos Ayres beleidigte, beschleunigte nur seinen Sturz. Der Gouverneur von Santafé, ein alter Bewohner des Orts, den man nicht abzusetzen gewagt, aber dem man Beamte aus Buenos Ayres an die Seite gesetzt hatte, lud Artigas ein, ihn von den „Porteños,“ wie man die Buenos-Ayrier nennt, zu befreien. Artigas kam, die Portaños flohen; die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land bis an die Anden, selbst ein Theil der Truppen fiel ab, und Alvear resignirte schon nach drei Monaten. Artigas, den man bereits „Protector der Laplataprovinzen“ titulirt hatte, und der über den Parana gezogen war, um Alvear anzugreifen, zog sich wieder zurück.

Alvear war abgetreten, aber nicht das System. Inzwischen war zu Tucuman ein Congreß zusammengekommen, der die Unabhängigkeit der Laplataprovinzen von Spanien offen aussprach, mehrere hochtönende Proclamationen und Verordnungen erließ, die Niemand befolgte, endlich aber am 17 Mai 1816 Pueyrredon zum obersten Director ernannte; dieß war ein Officier, der sich im Kriege gegen Peru ausgezeichnet hatte, aber bald genug zeigte, daß er nicht der Mann war, den Staat zu leiten. Artigas kümmerte sich wenig darum, wer Director in Buenos Ayres sey, und verlangte nur, daß die Truppen dieses Staats das Gebiet der Banda Oriental räumen sollten; als ihm dieß gewährt war, ließ er der Sache den Lauf und blieb ruhig, aber er war es, der Corrientes und Entrerios durch seinen Einfluß beherrschte.

Ueber Pueyrredons Herrschaft im Innern sagen wir gar nichts, als daß er nicht bloß in Alvears Fußstapfen trat, sondern daß auch während derselben Bestechlichkeit in einem unglaublichen Grad herrschte und willkürliche Verfolgung der Gegner an der Tagesordnung war. Schimpflicher aber als dieß war Pueyrredons Benehmen in Bezug auf die Banda Oriental, wo Artigas sich ganz unabhängig benahm. Die brasilianische Regierung streckte abermals begehrliche Hände nach der Banda Oriental aus, und schickte einen General Lecor mit acht bis 10,000 Mann aus, angeblich um die Südprovinzen vor dem anarchischen Zustand der spanischen Provinzen zu schützen, in Wirklichkeit aber um die Banda zu besetzen; in der That erreichte er auch, trotz des Widerstandes, den ihm Artigas entgegensetzte, am 6 Febr. 1817 Montevideo und nahm es ein. Vergebens waren alle Aufforderungen, die Artigas an den Dictator Pueyrredon richtete; nur unter dem Versprechen, die Souveränetät von Buenos Ayres anzuerkennen, ward Hülfe zugesagt, und als Artigas dieß stolz zurückwies, wurde die Verbindung, welche schon seit einiger Zeit zwischen Lecor und Pueyrredon bestanden hatte, immer enger, und letzterer versorgte erstern sogar mit Lebensmitteln. *) Dieß steigerte die bereits in den Provinzen herrschende Erbitterung gegen Pueyrredon; Lopez, Gouverneur von Santa Fé, bereitete sich zum Kampf gegen Buenos Ayres, und Ramirez, einer der Unterbefehlshaber von Artigas, war mit ihm verbunden. Pueyrredon hatte bereits seine Stelle niedergelegt und General Rondeau seine Stelle eingenommen, um die Stadt zu vertheidigen. Aber am 1 Februar 1820 ward er geschlagen, vergebens suchte man die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen, nach wenigen Tagen mußte capitulirt werden. Die Bürger mußten sich im strengsten Sinne des Worts auf Gnade und Ungnade den gehaßten und verachteten Gauchos überliefern, das Cabildo, das gleich dem Stadtrath von Paris die Unruhen und Aufstände großentheils geleitet hatte, mußte abdanken, und die Unitarierherrschaft hatte ein Ende.

Das Maaß der Sünden der Unitarier war freilich voll, aber auch die sogenannten Föderalisten konnten nicht recht fertig werden: bei ihnen wohnte allerdings die Kraft des Landes, aber die Bildung fehlte, und so mußte man immer zu verschiedenen Zeiten wieder seine Zuflucht zu Unitariern nehmen, so zu Rivadavia, der längere Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, und endlich überdrüssig der ewigen Unordnungen nach Brasilien sich zurückzog; so später zu Lavalle, der hauptsächlich im Kriege gegen Brasilien befehligte. Dieser Krieg, welcher um die Banda Oriental geführt wurde, war wieder die Angel, um welche sich das Schicksal von Buenos Ayres drehte. Hier traten die Sünden Pueyrredons deutlich ans Licht. Ramirez, den wir oben mit Lopez, Gouverneur von Santa Fé verbunden, als Anführer der Föderalisten, d. h. der Gauchopartei, gefunden haben, trat bald nach seinem Siege

*) Pueyrredon hatte sich auch mit Frankreich in Intriguen eingelassen, um einen Prinzen von Lucca auf den Thron von Buenos Ayres zu bringen, und man kann sich denken, wie über Verrath geschrien wurde, als diese Angelegenheit officiell zur Kenntniß kam.

oder Buenos Ayres gegen Artigas auf, der durch Anstrengungen und Alter gebeugt endlich vom Kampfplatz wich, und sich mit einer Anzahl seiner Anhänger nach Paraguay entfernte, wo ihm Dr. Francia ein Asyl gewährte. Aber Ramirez selbst kam kurz darauf in einem Gefechte im Innern ums Leben, und so war für den Augenblick Niemand da, der den Portugiesen Widerstand hätte leisten können. Diese ließen in den wenigen Städten des Landes Volksversammlungen halten, die unter dem Einfluß der brasilianischen Truppen sich für Brasilien erklärten. Aber das Land, d. h. die Gauchobevölkerung war damit keineswegs einverstanden, und namentlich begann jetzt Don Fructuoso Ribera sich als eigentlicher Nachfolger von Artigas einen Namen unter derselben zu machen. Als es in Buenos Ayres zu einiger Ruhe kam, und Rivadavia die Zügel führte, wurden die Unterhandlungen mit Brasilien wegen Buenos Ayres wieder aufgenommen, und unter Mitwirkung Englands, das eine solche Abrundung des brasilianischen Gebiets nicht gerne sah, fortgesetzt. Nun zeigten sich die Nachtheile des verrätherischen Verfahrens, welches Pueyrredon gegenüber der brasilianischen Regierung eingehalten hatte, in vollem Maaße. Ein im Jahre 1825 englisch und spanisch erschienenes Werk „historischer, statistischer und politischer Bericht über die Vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata," enthält neben vielem leeren Geschwätz eine Anzahl der wichtigsten Actenstücke aus den Verhandlungen zwischen Brasilien und Buenos Ayres, wie man sie sonst nicht leicht zusammen findet. Das Verhalten Pueyrredons ward von Brasilien benützt, um zu beweisen, wie Buenos seine Ansprüche auf die Banda Oriental im wesentlichen durchaus aufgegeben habe. Freilich konnte dieß Brasilien noch nicht rechtfertigen, sich dieser Provinz zu bemächtigen, und so begann ein dreijähriger Krieg, der bekanntlich im J. 1828 mit der Unabhängigkeitserklärung der Banda Oriental unter englischer Vermittlung endigte. Wie England zuerst die Unabhängigkeit der Laplatastaaten überhaupt befördert hatte, so jetzt die der Banda Oriental, da es in dem Interesse desselben liegen muß, kleinere unmächtigere Staaten einander gegenüber zu stellen, von denen keiner daran denken kann, eine unabhängige Handelspolitik zu verfolgen.

Der Krieg mit Brasilien hatte außer der Unabhängigkeitserklärung der Banda Oriental drei für den spätern Gang der Dinge wesentliche Folgen: die Umwandlung des einen Theils der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul in ein wahres Gaucholand, in Interesse, Ansichten und Lebensweise übereinstimmend mit den Gauchoprovinzen am Laplata; die Macht Don Fructuoso Riberas, welcher allmählich in dem Gebiete der Banda Oriental, so wie in Corrientes und Entrerios ein bedeutendes Ansehen erlangte, und endlich die Erhebung von Rosas auf die Stufe von Macht, welche er jetzt seit vierzehn Jahren bekleidet. Während des Krieges hatte man, wie oben erwähnt, zu den gebildeten Unitariern wieder seine Zuflucht nehmen müssen, und sie hatten für kurze Zeit das Uebergewicht erlangt, wiewohl ohne sich lange behaupten zu können, denn bald wurde Dorrego, ein Geschöpf des bereits im Innern mächtig gewordenen Gaucho Rosas, zum Director erwählt. Als aber Lavalle siegreich aus dem brasilianischen Kriege zurückkehrte, glaubte er die Zeit gekommen, die Herrschaft der Unitarier wieder herzustellen, griff mit den ihm ergebenen Truppen Dorrego an, der sich zu Rosas flüchtete, schlug auch diesen, nahm Dorrego gefangen und ließ ihn ohne weiteres erschießen. Diese blutige That, welche mit den frühern, großentheils ohne oder mit wenig Blutvergießen bewerkstelligten Revolutionen so sehr im Widerspruche stand, führte Lavalle zum Fall; nach kurzem mußte er seinem Gegner das Feld räumen, und seit 1829 steht nun Don Manuel Rosas an der Spitze des argentinischen Staats. Die Gauchoherrschaft, wenn auch durch die Sicherheit, welche sie gegen die Einfälle der Indianerstämme gewährt, dem frühern Zustand entschieden vorzuziehen, ist doch hart, man regiert mit dem Fanatismus der großen Masse gegen die gebildeten Classen, und dieser Zustand der Dinge, welcher sich unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nur mit Gewalt aufrecht erhalten läßt, führte zu zahlreichen Einkerkerungen und Ermordungen. Bis jetzt hat unter dem kraftvollen Rosas, der, nebenbei bemerkt, sich auch ein ungeheures Landvermögen gesammelt hat, keine Reaction sich Bahn brechen können, aber, wie zu erwarten, ist unter den Gauchohäuptlingen Uneinigkeit ausgebrochen. Die Veranlassung des ersten föderalistischen Ausbruchs, nämlich die Verletzung der Localaristokratie ist nun, wenn auch in anderer Form, von Rosas ausgegangen, Männer wie Lopez, ehemaliger Gouverneur von Santa Fé, Fructuoso Ribera u. s. w. wurden seine entschiedenen Feinde, und allmählich zieht sich wiederum ein Netz von Mißvergnügten um die Hauptstadt her, in welcher Rosas befehligt.

(Fortsetzung folgt.)

Markisen - Inseln.

3. Religion und Cultus.

(Schluß.)

Einen der auffallendsten Charakterzüge der Nuka-Hiwier bildet die Furcht vor Hexerei und Zauberei; eine Classe von Individuen, Natikahas genannt, besitzt das Vermögen, den schauerlichen Kaha über ihre Feinde zu verhängen. Diese Zauberei besteht darin, daß man in ein Blatt Speichel, Haare und selbst Excremente eines Menschen einwickelt, hierauf steckt man das Blatt in einen Sack, der mit vielen Knoten geschlossen ist, und legt ihn unter mancherlei Ceremonien unter die Erde. Wer also verhext ist, stirbt allmählich an einer zwanzig Tage dauernden Krankheit ab. Das einzige Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, besteht darin, den Ort aufzusuchen, wo das Blatt begraben liegt und es herauszunehmen, denn dann hört der Zauber sogleich auf: das kleinste Unwohlseyn, alle Krankheiten, selbst die Blindheit, werden dem Kaha zugeschrieben, und man sieht nicht selten Menschen, die mit der größten Unruhe überall den Zauber aufsuchen, der sie tödten muß. Die Nuka-Hiwier sind zwar frei von den zahlreichen Krankheiten, welche im Gefolge der Civilisation einkehren, doch setzt sie die Art und Weise ihrer Lebensweise gefährlichen Krankheiten aus. Auf dem feuchten Boden schlafend, von dem sie nur durch eine Strohmatte getrennt sind, be-

kommen sie leicht Halsentzündungen und Leberkrankheiten; außerdem sind sie gern Rheumatismen und der Wassersucht ausgesetzt. Doch ist auf keiner Insel der Gesundheitszustand der Bewohner besser, als in Nuka-Hiva. Ist eine Person schwer erkrankt, so legt sie sich zu Bette und zeigt scheinbar viel Ruhe, ihre Verwandten verpflegen sie, und nimmt das Uebel zu, so beschäftigen sie sich offen mit den letzten Zubereitungen. Der Kranke sieht, wie eine Art von Sarg gezimmert wird, der ihn aufnehmen soll, und diese Zurüstung, die ihm alle Hoffnung benehmen sollte, bekümmert ihn nur wenig; im Gegentheil findet er darin nur ein Zeichen der treuen Liebe der Seinigen, welche ihm alle möglichen Ehrenbezeugungen zukommen lassen wollen. Beim Herannahen des Todes dringen die Frauen schaarenweise in das Haus, während die Tauas auf jede Weise bemüht sind, den Tod abzuwenden. Die Frauen, weiß gekleidet, bestreichen sich bei dieser Veranlassung nicht mit Kokosöl und Papasaft, wie es sonst ihre Gewohnheit mit sich bringt. Flintenschüsse ertönen, durchdringende Töne stoßen sie aus und ununterbrochenes Jammergeschrei; ein gewisser Accord wird in diesen Ausdrücken des Schmerzes beobachtet, und sie endigen die Verse, welche ihren Recitativen folgen, mit tactmäßigem Geschrei und Seufzen, das ihre Stimme erstickt. Zuweilen springen sie um den Leichnam herum und verwunden sich mit spitzen Steinen oder Haifischzähnen. Hat der Tod seine Arbeit vollendet, so wird der Leichnam sorgfältig gewaschen, man legt ihn auf ein Bett, das aus Lanzen und Helmen gebildet ist, über welche eine Matte gelegt wird, und ein kleines Haus wird zu diesem Zweck neben dem Haus des Verstorbenen gebaut. Der Leichnam wird mit einem Tuche zugedeckt, welches nie zu irgend einem Gebrauch angewandt wurde, und während mehrerer Tage setzen die Priester ihre Trauergesänge fort, während die Verwandten und Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam bewachen und ihn ununterbrochen mit Kokosöl einreiben; während dieses Zwischenraumes bereitet man ein Fest und eine Mahlzeit im Verhältniß zu dem Reichthum der Familie. So lange diese Zubereitungen dauern, gehen einige Männer von Hütte zu Hütte, um die Häupter und Vornehmen einzuladen, an dem Feste Theil zu nehmen; sie richten an sie die Worte: tuki, d. h. Ihr seyd eingeladen. Ihre Tracht besteht aus einem weißen Kleide, einem weißen Turban, auf dem Haupte tragen sie ein Paradiesfeigenblatt, welches in der Form einer Mütze gekrümmt ist, außerdem haben sie einen Fächer und einen langen Stab, an welchem sieben Bänder herabhängen, die unten durch einen Knoten zusammengebunden sind. Die also Eingeladenen versammeln sich in einer benachbarten Hütte, die zu diesen Ceremonien bestimmt ist, während die Frauen im Freien sich im schönsten Putz aufstellen. Während der Zeit, welche vom Augenblick des Todes bis zum Ende der Trauergesänge der Priester verstreicht, fastet diese ganze Versammlung und kein Feuer wird in der Nachbarschaft angezündet. Sind die religiösen Ceremonien beendigt, so wird die Mahlzeit aufgetragen und die Schweine werden aus dem Ofen gezogen, wo man sie kochte. Das Haupt der Familie des Verstorbenen schneidet diese Thiere auf mit einem spitzen Holzmesser; der Kopf gehört von Rechtswegen dem obersten Priester, die übrigen Portionen werden unter den Häuptlingen vertheilt, welche dann wiederum ihren Freunden davon mittheilen. Das Essen dauert bis zum Ende des dritten Tages. Doch alle diese Ceremonien finden nur statt bei den Häuptern des Stammes, denn die niedern Classen haben nicht Lebensmittel genug, um ein solches Fest zu bereiten. Sie werden ganz einfach begraben, während die Häuptlinge das Privilegium haben, in eine Bahre gelegt zu werden, welche den ganzen Leichnam aufnimmt, mit Ausnahme von 200 Haarlocken, welche sorgsam aufbewahrt werden. Nach Verfluß einiger Zeit, in der Regel nach Jahresfrist, hat ein zweites Fest statt: die Gebeine des Verstorbenen werden sorgfältig eingewickelt; die Zeit hat das Fleisch weggenommen und die Bahre enthält nur noch ein leeres Skelett. Nach den genauesten Berichten verlangt der Tod jedes bedeutenden Häuptlings Menschenopfer; die Geopferten heißen Heana und werden unter den benachbarten Stämmen gesucht. Am Tage des Todes ihres Häuptlings ziehen die Krieger aus auf das Land; wehe dem, der ihnen begegnet; er wird gewaltsam zum Opferplatz geführt. Die Antropophagie scheint sich bedeutend auf diesen Inseln vermindert zu haben; doch sah man vor noch nicht langer Zeit in Taibhae die Ueberreste eines Menschen, einer Frau und eines Kindes, welche dem König von Taii als Speise gedient hatten. Es ist wahrscheinlich, daß diese schauerlichen Mahlzeiten nur statt haben, wenn die Götter Opfer verlangen, und daß in diesem Fall die Krieger ihre Gefangenen verzehren. Doch sind die Frauen von dieser Mahlzeit ausgeschlossen. So wenig übrigens diese Grausamkeit sich rechtfertigen läßt, so läßt sie sich doch entschuldigen, wenn man bedenkt, daß die Rache der Hauptgrund dieser unnatürlichen Sitte ist; jede Familie zählt ein Glied, das unter der Hand des Feindes starb, und es ist nur Vergeltungsrecht, das sie anwendet. Diesem Menschenraube verdanken die häufigen Befehdungen der Stämme untereinander ihre Entstehung. Bei dem Tode eines Häuptlings fallen seine Banden in den benachbarten Bezirk ein, überraschen sie und verheeren, veröden alles; Repressalien folgen ihren Einfällen, und die Feindseligkeiten beginnen, um nie ein Ende zu nehmen. Die Besitznahme einzelner Ländereien und der eroberungslustige Geist einzelner Stämme sind noch neue Veranlassungen dieser fortwährenden Kriege. Außer diesen blutigen Festen zählen diese Inseln noch eine große Anzahl freudiger und trauriger Feste, die jedoch insgesammt ein religiöses Gepräge tragen. Mehrere dieser Feste sind auf bestimmte Jahrestage festgesetzt, andere sind zufälliger Art. Zu der letztern Gattung gehören die Koika-ika, die Fischfeste, welche sich häufig wiederholen; mehr national ist das jährliche Herbstfest. Die religiösen Familienfeste beschränken sich ausschließlich auf die Zeit der Geburt und des Todes, denn auch die Ehe erhält bei diesen Insulanern nicht die mindeste religiöse Weihe. Sobald ein Kind geboren ist, wird es sammt seiner Mutter unter ein strenges Tapugesetz gestellt, es wird mit der Mutter in eine kleine, heilige, zu diesem Zweck ausdrücklich erbaute Hütte auf mehrere Wochen und selbst Monate eingeschlossen, und die Familie selbst hat nicht den Zutritt, ohne eine Masse abergläubischer Ceremonien zu beobachten.

Ueber den Einfluß, welchen die protestantischen und katholischen Missionäre auf dieser Inselgruppe ausübten, läßt sich noch wenig Einzelnes sagen; der Boden scheint für das Christenthum nicht ungünstig zu seyn; mögen die Streitigkeiten der beiden Confessionen nicht das größte Hinderniß zur Einführung eines bessern Cultus werden!

(Fortsetzung folgt.)

Fossile Giraffe. In der Sitzung der französischen Akademie am 3 Junius legte Hr. Duvernoy einen fossilen Unterkinnbacken eines Wiederkäuers vor, den man zu Issoudon (im Indre-Departement) aufgefunden hatte, und das seiner Ansicht nach zu einer Giraffenart, verschieden von der, die sich jetzt in Centralafrika aufhält, gehört haben muß. Er schlug vor diesem fossilen Thiere den Namen Giraffe von Issoudon (Camelopardalis Biturigum) zu geben (Courr. franç. 5 Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Fontainebleau.

Das Schloß von Fontainebleau liegt in der Tiefe, und nimmt sich auf den ersten Blick nicht gar vortheilhaft aus. Es gleicht einer Encyklopädie der Architectur. Sebastian Serlo von Bologna hat den Schloßhof von Fontainebleau entworfen und gebaut. Der Hof des weißen Pferdes verdankt seinen Namen dem von Catharina von Medicis darin aufgestellt gewesenen Gypsmodell des Pferdes von Marc Aurel auf dem Capitol. Eine italienische Prinzessin besitzt doch immer Liebe zu den schönen Künsten! Die berühmte Florentinerin wird als ein überaus schönes Weib geschildert, begabt mit den gefährlichsten Vorzügen des Leibes und des Geistes. Die alten Chronisten können nicht Wunders genug machen von ihrem Liebreiz im Entgegenkommen, von dem reichen Wuchse, von dem anmuthsvollen Antlitz, dem vollen weißen Halse. Sie habe oft Spitzen um die Schultern getragen, und Niemand habe dann vermocht wo anders hinzusehen, als auf diese prächtige Büste, auf dieß weißglänzende Fleisch, auf diese pralle Haut. Catharina gehörte zu jenen classischen Schönheiten Italiens, denen die Schönheit fest erhalten wird durch eine fehlerlose, feste Gesundheit; sie blieb eine schöne Frau bis ins hohe Alter, noch im Lehnstuhle auf dem Schlosse von Blois, wo sie, 71 Jahre alt, den Tod erwartete, bewunderte man ihre schönen Hände. In ihrer Blüthezeit war sie voll und reich wie ein Götterbild. Ein gewisser Henri Estienne hatte ein schneidendes Pamphlet gegen sie geschrieben, sie ließ sich's vorlesen und lachte aus vollem Halse: hätten sie mich gefragt die guten Leute, rief sie lachend, ich hätte ihnen noch viel bessere Dinge mitgetheilt!

In Frankreich war man schon in der spätern Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts der Aufnahme italienischer Kunstformen geneigt gewesen, wie dieß vornehmlich die französischen Miniaturmalereien jener Zeit erweisen. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erscheinen die letztern, namentlich die Arbeiten von Godefroy, in verwandter Richtung mit der ausgebildeten, italienischen Kunst, und sogar bereits in dem Streben nach eigenthümlicher Eleganz und einer gewissen gesuchten Grazie. Dieß Streben bildet den charakteristischen Grundzug in der weiteren Entwicklung der französischen Kunst. Wesentlich wurde dieselbe gefördert durch die großen Unternehmungen, welche König Franz I und sein Nachfolger Heinrich II veranlaßten, und durch die große Schaar der italienischen Künstler, welche von diesen Fürsten ins Land gerufen wurde; unter den letztern mögen hier, als vorzüglich einflußreich, die Maler Rossi, Primaticcio und Nicolo dell' Abbate so wie der Bildhauer Benvenuto Cellini hervorgehoben werden. Die Sinnesweise dieser Künstler stimmte sehr wohl mit jener Rüstung des französischen Geschmackes überein, so daß dieselben nunmehr, obwohl in einer ziemlich manierirten Weise zur vollen Entfaltung kommen mußte. Verschiedene französische Künstler schlossen sich den Italienern an. Da die artistischen Decorationen des Schlosses Fontainebleau den Mittelpunkt der Kunstbestrebungen dieser Zeit ausmachten, so begreift man den gesammten Kreis der Künstler, welche damals in Frankreich thätig waren, gewöhnlich unter dem Namen der Schule von Fontainebleau. Ihre Blüthe gehört der Mitte und der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an. Jean Goujon, der ausgezeichnete Bildhauer, lebte um dieselbe Zeit, innig befreundet den großen Italiern, wie achtbaren heimischen Künstlern. Im Pariser Museum erblickt man verschiedene Arbeiten von ihm, an welchen die edle Anordnung, die verständige Ausführung gerühmt werden muß. Auch schreibt man ihm das prächtige Grabmal in der Kathedrale von Rouen zu, welches Diana von Poitiers ihrem Gemahl setzen ließ.

Ehe man nach Fontainebleau kommt, gibt es nur eine Stelle, wo die Gegend werth ist angesehen zu werden, und zwar da, wo man plötzlich zweihundert Fuß unterhalb der Landstraße die Seine erblickt. Das Thal liegt links derselben und wird von einem waldigen Hügel verschönert. Aber es gibt da keine zweihundertjährigen ehrwürdigen Ulmen wie in England; dieser Mangel raubt dem Eindruck, den die französischen Landschaften machen, alle Tiefe. Sobald ein französischer Bauer einen großen Baum sieht, denkt er nur daran, ihn für 6 Louisd'or zu verkaufen.

Die Laplatastaaten.

(Fortsetzung.)

Nach der Unabhängigkeitserklärung der Banda Oriental wurde General Rondeau, welcher im Kriege mit Brasilien eine Zeitlang commandirt hatte, auch temporär zweimal in Buenos Ayres an die Spitze der Geschäfte gestellt worden war, Präsident des neuen Staats, der im Frieden rasch aufblühte und dessen Bevölkerung von 60 bis 70,000, auf welche Zahl man sie im Jahre 1825 berechnet hatte,*) rasch bis auf 170,000 stieg. Diese Zunahme trat hauptsächlich in der Stadt Montevideo selbst ein, weil hier der Handel plötzlich in Aufnahme kam, so daß die Bevölkerung, welche in den früheren Schriften auf 10 bis 12,000 angegeben wird, jetzt an 36,000 betragen soll. Die Einwanderung kam, wie oben erwähnt, hauptsächlich dieser Stadt zu Gute. Im Jahre 1835 wurde General Oribe an Rondeau's Stelle zum Präsidenten erwählt, aber schon hatte sich Fructuoso Ribera einen solchen Anhang im Lande gemacht, daß er im Jahre 1836 den Präsidenten zu verdrängen suchte, was aber mißlang, vielleicht hauptsächlich wegen seiner Verbindung mit dem Unitarier Lavalle, dessen Name unter den Gauchos wegen der Ermordung Dorrego's äußerst verhaßt war. Nun trat aber die französische Expedition ein, deren letzte Absicht die Festsetzung der Franzosen an irgend einem Punkte der Laplataprovinzen gewesen zu seyn scheint.**) Um sich eine Partei zu machen, verbanden sie sich mit Ribera; Oribe ward verjagt, und nun sollte mit Hülfe des Restes der Unitarier, Lavalle an der Spitze, und der verschiedenen bereits gegen Rosas schwierigen Provinzen, letzterer verdrängt werden. Dieß gelang nicht; die Franzosen mußten, durch die Engländer gezwungen, ihren Plan aufgeben, die Unitarier wurden gänzlich geschlagen, Lavalle selbst, welcher in der Richtung von Peru zu entfliehen suchte, erschossen, und nun wandte sich Rosas gegen seine eigentlichen Feinde, die Gauchohäuptlinge: Lopez von Santa Fé, oben schon als ehemaliges Haupt der Föderalisten erwähnt, ward verjagt, ebenso Don Pedro Ferré aus Corrientes, dessen Aufstand Rosas schon im J. 1839 blutig erstickt hatte. Von Corrientes und Entrerios, wo Echague, der von Rosas ernannte, aber, wie es scheint, nichts weniger als beliebte Gouverneur, sich wieder festgesetzt hatte, ging es im Anfang dieses Jahres auf das Gebiet der Banda Oriental, unter Anführung Oribe's, der mit Hülfe von Rosas sich wieder auf den Präsidentenstuhl setzen wollte, von welchem ihn Ribera im Jahre 1838 mit Hülfe der Franzosen verdrängt hatte. Im Februar dieses Jahres ward Ribera auf dem Gebiete der Banda Oriental geschlagen, und jetzt steht Oribe vor Montevideo, während sich Ribera etwas nördlich gezogen hat, theils um Oribe zwischen der Stadt und seinen Truppen einzuengen, theils um seinen Verbündeten im Norden näher zu seyn.***) Diese Verbündeten sind einerseits der alte Lopez und Don Pedro Ferre, die nach der Niederlage in Entrerios sich nach Rio Grande de Sul zurückzogen, andererseits Bento Gonsalvez, Haupt der Insurgenten in Rio Grande, welcher im vorigen October mit Ribera eine Zusammenkunft zu Paysandu hatte, und dort von ihm als das unabhängige Haupt des von ihm beherrschten Landes behandelt wurde. Damals machte der brasilianische Gesandte in Montevideo sehr ernstliche Vorstellungen dagegen, und Brasilien trat in Verbindung mit Rosas, um die zwischen beiden aufkeimende Gauchomacht niederzuhalten; seit aber die Truppen von Buenos Ayres solche Fortschritte in Entrerios und in der Banda Oriental selbst machten, daß vielleicht Ribera ganz fällt, sind die Verbindungen zwischen Brasilien und Rosas wieder lockerer geworden. Auf der andern Seite haben England und Frankreich wiederholt ihre Vermittlung in dem Streit zwischen Ribera und Rosas angeboten, diese ist aber immer zurückgewiesen worden. Der Grund läßt sich errathen. Rosas, der beiläufig gesagt mit Gedanken von lebenslänglicher, einige wollen sogar behaupten erblicher Gewalt umgeht, muß seinen Sieg jetzt aufs Aeußerste verfolgen; er hat in Entrerios, in Corrientes und Santa Fé sehr bedeutende Parteien gegen sich, die, wenn Ribera's Macht sich befestigt, unfehlbar wieder das Uebergewicht erlangen, und seine weiter im Westen allmählich sehr unbeliebt gewordene Herrschaft bedrohen. Er muß also der Herrschaft Ribera's ein Ende zu machen suchen, oder er bereitet das Ende seiner eigenen vor. Mehrere Nachrichten haben von Drohungen Englands und Frankreichs und von gewaltsamem Einschreiten gesprochen; dieß hat sich indeß nicht bewährt, aber unbezweifelt ist, wie wir schon Eingangs erwähnt haben, daß man Montevideo unter der Hand Vorschub leistet, und eine Blokade dieser Stadt durch die buenos-ayrische Flottille nicht leicht gestatten wird. Ohne den Besitz Montevideo's ist aber Rosas nie Herr in der Provinz, weil Ribera mit den Gauchos allzu eng verbunden ist, als daß Rosas diese für sich gewinnen könnte. Sind die hier entwickelteten Ansichten richtig, so nähert sich die Herrschaft von Rosas trotz seiner Siege ihrem Fall.

Allerdings kann nur fremder Einfluß die Sache Ribera's halten, denn obgleich dieser letztere vielleicht mehr Schlauheit und Geist besitzt als Rosas, so steht er diesem doch an Energie des Charakters bedeutend nach, und verfällt, wenn auch einzelner großer Anstrengungen fähig, leicht in Trägheit. Dagegen hat er die fremden Kaufleute, welche das harte Regiment von Rosas in Buenos Ayres drückt, für sich, und obwohl seine Verschwendung der Staatsgelder bekannt ist, so haben ihm die Kaufleute doch zu diesem Kriege 700,000 Pesos vorgeschossen. Ueberhaupt herrscht zu Montevideo gegenwärtig große Freiheit der Bewegung selbst in der Presse, und die verbannten Buenos-Ayrier können hier einigermaßen sich in der Literatur ergehen, was allen Nachrichten zufolge unter der Herrschaft von Rosas

---

*) Siehe das oben erwähnte statistische Werk.

**) Siehe die Franzosen in Laplata. Ausland 1841. Nr. 54 ff.

***) In welcher Weise der Krieg geführt wird, kann man aus folgender Nachricht ersehen, die, wenn auch vielleicht nicht in vollem Umfange wahr, doch gewiß nicht ganz von Wahrheit entblödet ist. Als die Streitmacht der Orientalistas am 6 December 1842 zu Arrajo Grande in Entrerios geschlagen worden war, sollen alle gefangenen Officiere erschossen, und 37 Fremde, die in der Infanterie dienten, enthauptet worden seyn.

nicht der Fall ist. Die furchtbaren Reactionen, zu welchen Lavalle eines der ersten Beispiele gab, *) und die Rosas auf eine furchtbare Weise ausdehnte, haben den sonst offenen, aufrichtigen Charakter der Porteños sehr verändert: Mißtrauen herrscht selbst in den engsten Kreisen, und alle diejenigen, die nicht gerade in engem Verband mit der Regierung stehen, wagen kaum einander zu besuchen. Die Höherstehenden und Vermöglichern haben meist Buenos Ayres verlassen, wenn sie nicht als Opfer fielen; von denen, die früher eine Rolle im Lande spielten, sind nur sehr wenige in der Stadt zurückgeblieben, alle benachbarten Länder, Brasilien, die Banda Oriental, Bolivia und Chili sind voll von flüchtigen Argentinern aller Parteien.

Buenos Ayres büßt seinen Leichtsinn schwer: alle politischen Täuschungen sind rein verschwunden, und man ist auf die nackte Wirklichkeit zurück gebracht, daß ein Mann von eisernem Willen die Ruhe aufrecht erhält: eine solche Herrschaft mochte nach dem bodenlosen Leichtsinn, mit dem man jeden Augenblick die Regierungen, welche freilich wenig Werth hatten, umstieß, allerdings nöthig seyn, allein die Herrschaft wird von einem zu rohen Manne geführt, als daß sie wirklich wohlthätig wirken könnte. Was man jetzt noch Föderalisten und Unitarier nennt, hat keinen Sinn mehr, denn die Unitarier sind nur noch die Feinde von Rosas, und diese bestehen aus den Ueberresten aller frühern Parteien ohne Unterschied; von Grundsätzen ist nicht mehr die Rede, es handelt sich nur noch um einzelne Personen und individuelle Interessen, und der Vorwurf ist nicht ungegründet, daß Rosas und die Seinigen überhaupt einen Widerwillen gegen europäische Civilisation hegen, und gegen alles eifern, was die Verbindungen mit Europa zu fördern strebt. Ob aber die Gegner von Rosas nicht wieder, wenn sie ans Ruder kämen, ihre Gewalt mißbrauchen würden, das ist freilich eine andere Frage, die sich nicht leicht beantworten läßt; indeß scheint die Gauchomacht und die Localaristokratie durch ein jetzt zwanzigjähriges Uebergewicht im Innern zu sehr befestigt, als daß man noch einmal von Buenos Ayres aus versuchen könnte, alles beherrschen zu wollen.

(Schluß folgt.)

Markisen-Inseln.

(Fortsetzung.)

4. Sprache der Markisen.

Man stellte schon die Behauptung auf, daß die Entartung einer Sprache mit dem Verfall des Volks, das sie spreche, in engem Zusammenhang stehe; hienach ließe sich behaupten, daß die Markisen in einzelnen von Fremden häufiger besuchten Gegenden nicht mehr das sind, was sie waren. Und diese Bemerkung findet noch weit mehr ihre Bestätigung in Beziehung auf andere Inseln des Oceans, namentlich auf Taheiti und Sandwich. Auf diesen verschiedenen Punkten, besonders an den Landungsplätzen, hat sich bereits ein gewisser Dialekt gebildet, der keiner Sprache recht angehört. Es ist dieses eine Vermengung von englischen, spanischen, taheitischen, sandwich'schen, markisischen Wörtern, die eine viel härtere Sprache bildet, als die an sich so schöne reine Sprache. Die Fremden zogen es vor, ihre Sprache mit der Nationalsprache zu vermengen, als diese zu erlernen, daher diese traurige Vermengung. Vor allem ist es häßlich, aus dem Munde dieser armen Völker bereits englische und spanische Flüche zu hören. Vergessen wir jetzt diesen Jargon und beschäftigen uns nur mit der ursprünglichen Sprache der Oceanier. Die ganze östliche Seite von Polynesien und noch einzelne benachbarte Inseln, wie Wallis, haben gewiß dieselbe Muttersprache, die sich bloß in verschiedene Dialekte zerlegte; so lieben die Bewohner von Taheiti und Sandwich die Schleifungen und Dehnungen in ihrer Sprache; andere dagegen, wie unsere Markisen, ziehen die harten Laute und Kehlenbuchstaben vor. Wenn daher gleich ihre Sprache keine Consonanten am Ende der Worte zuläßt, und selbst nicht einmal zwei Consonanten hintereinander, so fanden sie doch Mittel, ihrer Sprache einen männlichen, harten und kriegerischen Charakter zu geben. Deßwegen betonen sie namentlich die Buchstaben f und k sehr hart, und verwandeln selbst letztern Buchstaben zuweilen in den Nasenlaut ng. So wußten sie sich ein sehr stark accentuirtes Sprachidiom zu bilden, das vollkommen ihren entschiedenen und bestimmten Charakter wiedergibt. Doch hat die Sprache wieder manches Milde und Sonore, da zwei Drittel derselben die Vocale einnehmen. Wirklich kann sich kein Wort mit einem Consonanten endigen, kein Oceanier wußte es so auszusprechen. Darum hängen sie auch nach Belieben an jedes fremde Wort ihre Vocalendung an, wie sie z. B. den Namen Guilmard in Kimara umsetzten.

Was ihre Syntaxe betrifft, so hat sie gar keine Verwandtschaft mit unserer europäischen Sprache; sie haben nur kurze, abgerissene Phrasen ohne Verbindungen durch Conjunctionen, so daß sie hierin mit dem Hebräischen einige Aehnlichkeit hat. Geben wir denn nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen einige Beispiele. Die Sprache der Markisen hat zwar unsere fünf Vocale vollständig, aber nur folgende zehn Consonanten: F, G, H, K, M, N, P, R, T, V; es fehlen ihnen somit alle Variationen der ursprünglichen Consonanten. Ebenso finden sich die Diphthongen nur äußerst selten. Was die Aussprache betrifft, so sind zwei verschiedene Charaktere zu unterscheiden auf den beiden Gruppen des Archipels. Auf der Insel Nuka-Hiva hat der Dialekt mehr Aspiration, mehr Härten und Kehlenlaute, wie vielleicht auch der sittliche Charakter kräftiger, stärker und entschiedener ist. Auf der Insel Santa Christina ist der Dialekt ein wenig weicher und fließender; man setzt an die Stelle des H das P, an die Stelle des K das N. Schon diese wenigen Bemerkungen genügen, um zu erhärten, daß die Markisen die Feinheit des Ohres nicht vernachlässigen, und selbst die Harmonie; dieselbe Bemerkung läßt sich aber auf die verschiedenen Dialekte des östlichen Oceaniens anwenden.

Die meisten Wörter lassen sich als Haupt-, Eigenschafts-, Zeit- und Dingwörter zugleich anwenden, wodurch die an sich arme Sprache einen gewissen Reichthum erhält. Der bestimmte Artikel ist te, der in beiden Geschlechtern, in der Einheit und Mehrzahl vor das Hauptwort

---

*) Es fehlen allerdings grausame Scenen aus den ersten Jahren des Unabhängigkeitskampfes nicht, allein in Buenos Ayres selbst, wo die Regierungen wie die Marionetten wechselten, sah man einige der gewaltsamsten Revolutionen ohne Blutvergießen abgehen, und die gestürzten Häupter konnten sich selbst nach einiger Zeit wieder zeigen.

gesetzt wird. Z. B. te ao, die Welt, te tau takao, die Worte, te enata, der Mensch, te tau vehine, die Frauen, te ita oder kite, das Sehen. In der Mehrzahl wird gewöhnlich zwischen den Artikel und das Hauptwort die Partikel tau eingeschaltet. Für den unbestimmten Artikel haben sie die Worte na, mu oder e, z. B. e kea, ein Stein, e kai, Nahrung. Das Zeitwort wird durch Vorsetzung des Artikels zum Hauptwort, doch hängt man zuweilen noch den Endungen na, tina, tia, ka, eka an; z. B. moe, der Schlaf, moena oder moeka, Lagerstätte. Es findet sich in dieser Sprache keine Unterscheidung der Geschlechter und der Fälle, aber man bedient sich der Präpositionen und des Artikels te. Z. B.

te motua, der Vater, o te motua, des Vaters, i te motua, dem Vater,
te motua, den Vater, motua, Vater! e te motua, von dem Vater.

Die Eigennamen erhalten den Artikel nicht; die Bezeichnung des dritten Falls ist für sie verschieden; er wird durch ia ausgedrückt.

Die Markisen kennen nur das Decimalsystem, da sie an den Händen abzählen, daher bezeichnet dasselbe Wort iima Hand und die Zahl Fünf. Die Cardinal- und Ordinalzahlen sind die gleichen, und gemeinhin wird ihnen die Partikel a oder e vorgesetzt; z. B.

a oder e tahi 1, a ua 2, a tu 3, a ha oder fa 4, a iima 5,
a ono 6, a hitu 7, a vau 8, a iva 9, a onohuu 10.

Die Relativa fehlen gänzlich. Was die Mehrzahl betrifft, so haben diese Inselbewohner, wie die Griechen, einen Dualis; so heißt „wir," falls die Person, zu der man redet, mit eingeschlossen ist, matou, im andern Fall tatou, „wir beiden" maua. Für die demonstrativen Pronomia bedienen sie sich des Artikels te mit den Partikeln nei und na, von denen erstere das Nähere, letztere das Entferntere bezeichnet; so heißt dieser tenei, jener tena. Dieses nei und na wird, wie im Hebräischen, an die Hauptwörter zuweilen angehängt, z. B. dieser König, hakaiki-nei, diese Königin, atepeiu-na. Die Relativa werden durch andere Satzstellungen überflüssig gemacht; wollte ich z. B. den Satz ausdrücken: „Ich liebe Gott, der den Himmel und uns gemacht hat," so müßte ich sagen: Ich liebe Gott, er hat gemacht den Himmel, er hat gemacht uns selbst.

Wie das Hauptwort, hat auch das Eigenschaftswort weder Geschlecht noch Zahl und ist unveränderlich, es wird immer nach dem Hauptwort gesetzt, zu dem es gehört, z. B. Atua meitai, guter Gott, na enana meitai, gute Menschen. Die Vergleichungsfälle fehlen ebenfalls und müssen umschrieben werden. Statt zu sagen: „Petrus ist größer als Johannes," sagen sie: „Petrus ist groß, Johannes klein." Um die höchste Steigerung auszudrücken, wiederholt man das Wort zweimal, z. B. poto, kurz, popoto, zu kurz, oioi tika, morgen früh, oioi tikatika, morgen in aller Frühe.

Die Hülfszeitwörter fehlen in der Oceanssprache gänzlich; man setzt einfach vor oder hinter den Wurzelstamm einige Buchstaben, um die drei Hauptzeiten auszudrücken. Für die Gegenwart gibt es keine andere Bezeichnung, als den Vocal e, welcher vor den Stamm gesetzt, und nei, das angehängt wird. Z. B. e kite nei au, ich sehe, e kite nei oe, du siehst, e kite nei ia, er sieht u. s. w. Die vergangene Zeit wird durch die Vorsetzsylbe i, u oder ua ausgedrückt, z. B. ua kite au, ich habe gesehen. Die künftige Zeit, wie der Imperativ nimmt den Vocal a vor dem Stamm, z. B. a kite oe, sehe oder du wirst sehen.

Was die Adverbien betrifft, so müssen an ihre Spitze die vier der Richtung gestellt werden, welche sich in allen oceanischen Sprachen wieder finden; sie sind mai und atu, um ein allgemeines Verhältniß, mai um eine Annäherung, atu um eine Entfernung zu bezeichnen; z. B. kave, bringen, kave-mai, herbeibringen, kave-atu, wegbringen; ferner ae und iho, von denen ersteres die Richtung von unten nach oben, letzteres die von oben nach unten ausdrückt. Was die Adverbien des Orts betrifft, so können die Oceanier zwar wohl die vier Weltgegenden, aber sie sind für sie nicht die Hauptbezeichnungen; hiezu ist ihnen die Lage jeder Insel behülflich; das Meeresufer und die Berge, dann rechts und links sind immer die Hauptkennzeichen, um die Richtung auszudrücken, z. B. i tai, kapai, dem Meere zu, i uta, dem Gebirge zu, i ko, kako, rechts, i ko, a hiva, links. Für die Adverbien der Zeit sind sie sehr genau; so bestimmt sich die Uebersetzung des Wortes „heute" nach den verschiedenen Tageszeiten; heute, wenn ein Theil des Tages schon verstrichen ist, heißt kapo; heute für die noch übrigen Stunden, i te anei, ia nei; jetzt, avanei, kaponei; jetzt, wenn es das erstemal ist, atahi nei.

Die Präpositionen verändern ihre Bedeutung, je nachdem sie vor einer Person oder Sache stehen, so genau und bestimmt ist diese Sprache. Conjunctionen kennt diese in ihrem Satzbau so einfache Sprache fast gar nicht; nur zwei oder drei sind zu nennen; z. B. te ani me te henua, Himmel und Erde. Bei langen Aufzählungen hört man zuweilen mei; ai heißt wirklich, in Wahrheit, oi aus Furcht vor. Um so reicher ist diese lebhafte Sprache an Interjectionen und Fragesätzen. Statt einfach zu antworten: „nein," sagen sie: caha le koe? warum sollte es nicht seyn? Ihre Fragen sind, wie ihre ganze Ausdrucksweise, von Ellipsen angefüllt, welche ihrer Sprache viel Grazie geben. Z. B. statt zu sagen: „Warum beeilen sich diese Leute so?" sagen sie: „Sich bemühen, zu welchem Zweck?" Kokoo i te aha? Ebenfalls gehört es zur Eleganz ihrer Sprache, das Hauptwort des Fragesatzes an das Ende zu setzen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein Paar elektromagnetischer Signaltelegraphen für die Eisenbahn von Aachen, nach dem Plane Professor Wheatstone's entworfen, wurden in der Versammlung der Civilingenieure zu London am 30 Mai ausgestellt. Dieser Telegraph ist nur auf eine beschränkte Anzahl von Signalen berechnet. Die auf dem Zifferblatt bezeichneten Buchstaben M. S. T. B. u. s. w. sind die Anfangsbuchstaben der Worte, Maschine, Strick, Telegraph, Bahn u. s. w. Das Zifferblatt hat 8 Zoll im Durchmesser, und die Buchstaben sind so deutlich, daß man sie auf einige Entfernung sehen kann. Man kann durch die Verbindung von je zwei Zeichen miteinander 25 Signale geben, was auf der Eisenbahn völlig hinreicht. Der Zeiger muß am Ende immer am Kreuz anstehen, zum Zeichen, daß die Signalisirung regelmäßig gemacht ist. (Athenäum vom 10 Junius.)

Denkmäler in England. Die Regierung hat von den bei Waterloo genommenen Kanonen zu dem Denkmal, welches in der Stadt dem Herzog von Wellington errichtet werden soll, etwa neunzehn Tonnen Kanonenmetall gegeben; es werden indeß nur etwa fünf Tonnen nöthig seyn, und für den Rest haben sich mehrere Bewerber gemeldet, der Herzog von Rutland für die Gesellschaft, welche dem Herzog von Wellington in Piccadilly eine Reiterstatue errichten will, und Sir George Cockburn für diejenige Gesellschaft, welche die Absicht hat, auf dem Trafalgarplatz ein Denkmal für Nelson zu errichten. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1843.

Die galizisch-rusinische Sprache.

Die in Warschau erscheinende Denniza (Morgenstern), die bekanntlich in russischer und polnischer Sprache erscheint,*) enthält in ihrem März- und Aprilheft einen Aufsatz, betitelt „das Schicksal der galizisch-russischen Sprache." Derselbe ist auch in dieser Sprache, wiewohl ziemlich russificirt, abgefaßt, und Hr. Dubrowski meint, diese Sprache, wie sie dastehe, könne sich ohne alle Mühe mit der großrussischen Schriftsprache vereinigen. Wie dem nun seyn mag, der Aufsatz enthält manche Daten über den schriftlichen Gebrauch der rusinischen oder kleinrussischen Sprache, die nicht ohne Interesse sind. Er vindicirt dieser Sprache den Namen der „südwestlichen russischen" namentlich gegenüber den Ausdrücken einiger polnischen Gelehrten, hauptsächlich Linde's, die sie einen polnischen Dialekt nennen. Es handelt sich, wie wir schon früher (s. Nr. 113 v. d. J.) bemerkten, um die Frage, ob das Rusinische sich dem Polnischen oder dem Russischen anschließen soll, worüber in letzter Zeit ein lebhafter Streit geführt wurde, und zum Theil noch geführt wird. Vor Peter dem Großen wurde in diesen Ländern ziemlich viel in kleinrussischer Sprache geschrieben, und man vermuthet sogar, daß die Peter dem Großen zugeschriebene sogenannte bürgerliche Schrift Rußlands ihren Ursprung in Kleinrußland und hauptsächlich in Kiew gehabt habe. Nach Peter dem Großen aber sinkt der Gebrauch des Kleinrussischen, und unter Catharina II, wo die wichtigsten Theile Kleinrußlands mit Großrußland vereinigt worden, wurde die kleinrussische Sprache, nachdem sie schon vorher durch das Polnische Einbuße erlitten, durch das Großrussische vollends verschlungen, und blieb nur noch im jetzigen Ostgalizien und im nordöstlichen Ungarn, um Munkatsch, Unghvar und Preszow im Gebrauch. Joseph II, in der Ueberzeugung, daß man das Volk in seiner eigenen Sprache unterrichten müsse, that namentlich unter Mitwirkung Peter Bielanski's, Bischofs von Lemberg, viel für die Hebung der rusinischen Sprache. Aber mit dem Tode des letztern trat ein eifriger Polenfreund (von 1798 bis 1805) an die Spitze des Bisthums von Lemberg, und unter ihm, so wie unter seinem Nachfolger, Anton Angellowitsch (1806—1814), wurde das Kleinrussische wieder völlig vernachlässigt, und der an der Universität Lemberg in den wichtigsten Fächern der Theologie in rusinischer Sprache ertheilte Unterricht hörte wieder auf. Erst mit Michael Lewizki, der im Jahre 1813 Bischof von Przemysl wurde, trat eine bessere Zeit für die rusinische Sprache und den Unterricht in derselben ein; eine Anzahl Unterrichtsbücher erschien in dieser Sprache, wurde meist in Ofen gedruckt, und später in Lemberg und Przemysl neu aufgelegt. Besonders thätig war dabei ein Geistlicher, Namens Iwan Mogilnizki, welcher auch auf den Einfall kam, eine Gesellschaft zur Förderung der rusinischen Sprache zu gründen, welche im Jahre 1816 von der österreichischen Regierung bestätigt wurde, aber mit seinem Tode wieder einging, denn Mogilnizki war das einzige thätige Mitglied derselben.

Die neuere Entwicklung der rusinischen Literatur beginnt mit Joseph Lewizki, der im Jahre 1820 auf der Universität in Wien Philosophie und Theologie studirte, und nun auch, hauptsächlich durch Uebersetzungen aus dem Deutschen*), eine weltliche Literatur zu begründen begann. Im Jahre 1834 schrieb er eine Grammatik der galizisch-russischen Sprache, und im Jahre 1841 eine zweite auf Befehl der Regierung zum Gebrauch in den Elementarschulen, beide in deutscher Sprache. Seinem Beispiel folgten mehrere junge Leute, die im J. 1837 die „Nymphe am Dnestr" (Rusalka Dnestrowa) herausgaben. Wir übergehen jedoch die Angabe mehrerer anderer Schriften, welche nur insofern Bedeutung haben, als sie das Aufblühen einer rusinischen Literatur anzeigen; es erschien aber noch vieles in polnischer Sprache, die den Gebildeten geläufiger war.

Der Streit zwischen dem Polnischen und Russischen brach aus im Jahre 1835 durch Joseph Lozinsky, welcher eine Anzahl Liebes- und Hochzeitslieder von verschiedenen Verfassern sam-

*) Der in Posen erscheinende Tygodnik literacki (Nr. 22 vom 29 Mai) spottet darüber, daß die Warschauer Dennitza ein Organ des Slawenthums seyn will, und meint, Dubrowski, der Redacteur der Dennitza, verstehe sich auf das Polnische so gut wie der Redacteur des Tygodnik auf den Geist der chinesischen Sprache.

*) Er hat auch Schillers Glocke, den Kampf mit dem Drachen u. s. w. übersetzt.

melte und unter dem Titel: ruskoje wesile, opysannoje czerez J. Lozinskoho, herausgab. Hierüber heißt es nun in dem angeführten Aufsatze der Dennizа wörtlich: „der Verfasser wollte sich einen Namen machen durch die Vertilgung des russischen Alphabets, dieses theuern Erbtheils, das unsere Väter und Vorväter uns überliefert haben, und das die Jesuiten uns selbst in den schlimmsten Zeiten nicht entreißen konnten; Lozinsky wollte nach dem Beispiele des Schuhmachers von Ephesus, der den Dianentempel verbrannte, durch seine sophistischen Beweisführungen den Galiziern das russische Alphabet entreißen, und das rusinische Volk an das polnische gewöhnen, um sich dem Wunsche Waclaws von Olesko gefällig zu zeigen, der in der Vorrede zu seiner Schrift: Polnische und rusinische Lieder des galizischen Volks (Lemberg 1833) sagt: „„sollen wir wünschen, daß die Rusinen ihre eigene Literatur haben? Mit wem sollen sich die Rusinen verbinden?"" — Nach Waclaws Wunsche versteht sich, mit den Polen, aber warum? Das kleinrussische oder südwestliche russische Volk zählt nach Schaffarik 13,144,000 Seelen, die Polen in allem nur 9,000,000!" Viel wurde über die Sache in Journalen gestritten, und hauptsächlich nahmen die Geistlichen Partei für die russische Schrift. Das wichtigste Werk aber von J. Lewizki, wie es scheint einem Verwandten des obengenannten, betitelt: „Orthographie oder Rechtschreibung der galizisch-rusinischen Sprache" ist zwar im Manuscript fertig, aber, wie der Aufsatz bemerkt, noch nicht aus der Censur hervorgegangen. Indeß sind auch diejenigen Galizier, welche dem russischen Alphabet den Vorzug geben, hinsichtlich ihrer Sprache gar nicht einerlei Ansicht, und ein Theil wirft dem andern vor, daß er Großrussisches und Kleinrussisches unter einander mische, in einer Art, daß ein wahres Ungeheuer (tschudowischtsche) von einer Sprache herauskomme, welche in der Wirklichkeit gar nicht existire. So hat die eigentlich rusinische Literatur zwischen der polnischen, die unter den höhern Ständen des Landes vorherrscht, und der übertriebenen Hinneigung zum Großrussischen einen mühsamen Stand. Ein Theil der Geistlichkeit wünschte eine Zeitschrift herauszugeben, ähnlich dem böhmischen „Journal für die katholische Geistlichkeit." Sie wandte sich an die Regierung, und diese fragte bei den Bischöfen an, von denen der eine, nämlich der Bischof von Przemysl sich dem Unternehmen geneigt, der andere aber, und zwar der Metropolit sich abgeneigt bewiesen haben soll; man gibt indeß die Hoffnung noch nicht auf, daß die Erlaubniß erfolgen werde. Die meiste Unterstützung wird die rusinische Literatur, wie in Böhmen und Oberungarn, zweifelsohne bei den Geistlichen finden, welche durch ihre stete Berührung mit dem Volke darauf hingewiesen sind. Die Bemühungen, eine weltliche Literatur hervorzurufen, möchten für jetzt noch geringen Erfolg haben, aus dem einfachen Grunde, weil ein größeres Publicum dafür fehlt. Unter den vornehmen Rusinen Ungarns ist das Magyarische die Sprache der Literatur, in Galizien das Polnische, und beide werden noch geraume Zeit nicht geneigt seyn, eine kleinrussische Literatur vorzugsweise zu begünstigen.

Die Laplatastaaten.

(Schluß.)

Der Einfluß, den England auf die Laplataprovinzen ausübt, zeigt sich heute noch, wie vor 30 Jahren, und was wir oben im allgemeinen aussprachen, daß dasselbe Interesse, welches England trieb die Unabhängigkeit dieser Provinzen zu fördern und möglichst bald anzuerkennen, es auch zur Unterstützung Montevideo's gegen Buenos Ayres treiben werde, zeigt sich deutlich aus den neuesten Verhältnissen. Ein Vertrag mit England, schon im J. 1839 entworfen, aber durch verschiedene Umstände erst im vorigen Jahre ratificirt, sichert England dieselben Vortheile in der Banda Oriental, wie der Vertrag vom J. 1825 in Buenos Ayres. Dieser Vertrag ist ein Dorn in den Augen des Dictators Rosas, erstens weil England dadurch seinen Rivalen Ribera als legitimen Regenten der Banda Oriental anerkennt, und zweitens, weil England in demselben auf eine allerdings nicht ganz deutliche, später aber gewiß leicht zu benützende Weise seiner Flagge den Handel an dem Uruguay erwirbt. England wird sich zwar hüten, hierin ein ausschließliches Vorrecht anzusprechen, aber seine Hülfsmittel werden ihm gestatten, diese Erlaubniß in größerem Umfang als alle andern Nationen zu benützen. Es ist dieß dieselbe Politik, wodurch es sich in Brasilien die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom zu sichern sucht, und in dem Orinoco eine Zeitlang eine der am Ausfluß liegenden Inseln besetzte: es will durch die Riesenströme Südamerika's, über den keine Regierung wie über Nordamerika wacht, sich einen Weg bis ins Innerste dieses Continents bahnen; es wird andere so gut wie möglich auszuschließen suchen, bis diese endlich mit Hülfe der Anwohner dem englischen Handel eine Concurrenz eröffnen, die dem Aufblühen dieser Länder nur sehr fruchtbar seyn kann. Aber Männer wie Rosas sehen ein solches Eindringen der Fremden ins Innerste des Landes nicht gern, *) und darum hat er den Versuchen der Engländer, nach Paraguay vorzudringen, jedes Hinderniß in den Weg gelegt, das ihm, abgesehen von offener Feindseligkeit, zu Gebot stand; vielleicht ist auch die Entfernung des auf Kundschaft ausgeschickten Engländers Gordon, der angeblich wegen ausgeübter Vaccination von den dortigen Behörden ausgewiesen worden seyn soll, sein Werk. Wie dem indeß seyn mag, mit den Bestrebungen der Engländer verträgt sich die Absicht von Rosas nicht, direct oder indirect auch in der Banda Oriental Meister zu werden, und darum wird die Blokade Montevideo's, welche unfehlbar den Fall der Stadt und den Sieg Oribe's herbeiführen würde, wohl kaum geduldet werden. Die andern Stationscommandanten sind bedenklich geworden, und haben ihre Entscheidung darüber bis auf Ankunft des englischen Befehlshabers ausgesetzt. Die herrschende Ansicht ist aber, daß dieser die Blokade nicht dulden werde, wofür ein Vorwand sich leicht finden läßt. Rosas hat zwar gedroht, in diesem Fall die Fremden aus Buenos Ayres

*) Daraus erklärt sich auch, weßhalb Rosas auf die Besitznahme der Insel Martin Garcia, welche die Schifffahrt auf dem Uruguay sperrt, einen so hohen Werth legte.

auszuweisen, allein da die Zahl derselben wohl gegen 15 bis 20,000 beträgt und darunter die reichsten Bewohner der Stadt sich befinden, auch der Absatz der Landesproducte dadurch einen großen Stoß erleiden müßte, so wird er sich wohl zweimal besinnen, ehe er zu einer solchen Maaßregel greift.

Man zählt nicht weniger als 5000 Engländer in Buenos Ayres, eine Maaßregel gegen die Fremden müßte diese zuerst treffen, und die englische Flottille in den Laplatagewässern würde solche gewiß nicht dulden, sondern durch eine Blokade rächen. Nun hat aber Buenos Ayres schon durch die mehrjährige Blokade der Franzosen nicht wenig gelitten. Die Landeserzeugnisse, welche nicht auf anderm Wege ausgeführt werden konnten, hatten sich in Buenos Ayres dermaßen angehäuft, daß nach Aufhebung der Blokade binnen 14 Monaten eine Waarenmasse von mehr als 30 Mill. Gulden an Werth ausgeführt wurde. Die Furcht vor einem ähnlichen Fall dieser Art möchte das Mißvergnügen wohl auf eine Art steigern, daß Rosas sich kaum demselben aussetzen dürfte. Ueberhaupt hat seine harte Herrschaft in dieser Hinsicht schon Uebel genug gestiftet: in Folge der wiederholten Confiscationen und Ermordungen ist die Handelsthätigkeit gehemmt, die Capitalien verbergen sich, und die Fülle werthvoller Waaren, welche das Land liefern könnte, bleibt unbenützt; eben darum hat auch der Verbrauch europäischer Waaren in den letzten Jahren bedeutend abgenommen.

Dieß fühlt man um so lästiger, je mehr die Anwesenheit der Fremden und die Entwicklung einer den Landesverhältnissen entsprechenden Industrie bereits den Luxus entwickelt hatten. Alle älteren Leute in Buenos Ayres bezeugen es, daß sich die Lebensart seit den letzten 30 Jahren wesentlich geändert hat. Hier wie in der Umgegend von Montevideo hat der Gartenbau erst seit fünfzehn Jahren größere Fortschritte gemacht, theils durch die Engländer, welche an Gartengewächse gewöhnt waren, theils durch die Canarier, welche sich hauptsächlich dem Gartenbau widmeten. Getreide wird auch erst seit kurzer Zeit in hinreichender Menge für den Gebrauch der Stadt gebaut, denn auf dem Lande ist das Brod immer noch ein Luxusartikel, indem der Gaucho fast ausschließlich von Fleisch, namentlich von Rindfleisch, lebt, das so zu sagen gar keinen Werth hat, indem gewöhnlich nur Haut und Fett der geschlachteten Thiere benützt werden. Selbst die Benützung des Fettes datirt sich verhältnißmäßig aus neuer Zeit und von den Talgsiedereien, die sich jetzt um Buenos Ayres her in Menge finden, möchte wohl keine 30 Jahre alt seyn. Alle diese Unternehmungen stocken aber im Fall einer Blokade mehr oder minder. Hiezu kommt, daß die Bevölkerung des ganzen Landes und der Stadt Buenos Ayres insbesondere durch die Unruhen der letzten Jahre bedeutend gelitten hat, und eine Lücke entstanden ist, welche die Fremden nicht auszufüllen im Stande sind. Auf dem Lande hemmt der Mangel an Händen fortwährend die Arbeit, und er ist auch in der Stadt selbst durch die Höhe des Taglohns fühlbar. Selbst beim bloßen Durchwandern der Straße soll das Mißverhältniß der Geschlechter auffallen, und die Zahl der Frauen die der Männer bedeutend übersteigen, da so viele der letztern in den Kriegen gefallen sind, sich noch jetzt bei der Armee befinden oder die Flucht ergriffen haben. Woodbine Parish schätzt in seinem 1839 erschienenen Werke: „Buenos Ayres und die Laplataprovinzen," die Einwohnerzahl der Provinz Buenos Ayres auf 200,000 Menschen, wovon 80,000 auf die Stadt selbst kommen sollen; diese Zahl hat aber seit jener Zeit ohne allen Zweifel abgenommen, und es wird einiger Jahre bedürfen, ehe sie wieder auf ihren vorigen Stand sich hebt, was indeß, sobald Ruhe eintritt, unfehlbar in kürzerer Zeit als in einem anderen Lande geschehen wird. England wird ein solches Resultat aus allen Kräften fördern, da es ihm darum zu thun ist, nicht bloß den Handel überhaupt auszubreiten, sondern auch für einen wichtigen Artikel, den Talg, den es jetzt noch in bedeutender Menge aus Rußland beziehen muß, von letzterem Lande unabhängig zu werden. Die Laplataprovinzen sind das einzige Land des spanischen Amerika, welches sich der Auswanderung der romanischen Völker in großem Umfang darbietet. Der größte Theil von Brasilien ist schon zu heiß, und der einzelne Einwanderer ist zu unmächtig, während Buenos Ayres und Montevideo auch dem Aermsten Unterkunft und ein mehr oder minder sorgenfreies Auskommen verschaffen.

Die arabischen Pferde in Frankreich.

(Musée des Familles.)

Bis jetzt nannte man in Frankreich ägyptische, syrische und Nedschdi-Pferde alle ohne Unterschied arabische, obgleich ein großer Unterschied unter denselben ist, denn besonders bei den Türken herrschen die seltsamsten Vorurtheile, und sie geben unter anderm den Füllen bis ins dritte Jahr nicht genügend zu fressen, was ihre Entwicklung ungemein hindert. Auch die viehärztlichen Kenntnisse der Aegyptier und Türken sind sehr mittelmäßig, und was sie wissen, verdanken sie meist den in ihr Land gekommenen Europäern, während die Araber und namentlich die Bewohner von Nedschd sehr mannichfache Kenntnisse besitzen, die sie jedoch geheim halten. Gegen Ende Novembers vorigen Jahres kamen sieben ägyptische Pferde, welche Mehemed Ali dem König der Franzosen zum Geschenk sandte, in Paris bei Reschid Pascha an, der sie acht bis zehn Tage ruhen ließ und dann dem König übergab. Man führte sie einzeln vor und nahm ihnen die Decken ab, damit ihre herrlichen Formen in vollem Maaße bewundert werden könnten. Diese Pferde, welche nach dem längst bereit gehaltenen Stall in Monceaux abgeführt wurden, stammen von reinen Nedschdi-Hengsten und ägyptischen Stuten ab. Sie heißen Hambani, der weiße, Durzi, Hambani, der braune, Dahmani, Lachiani, Sallawi der erste und Sallawi der zweite. Diese Namen führten sie in den ägyptischen Gestüten und behalten sie auch in den königlichen Ställen von Monceaux. Durzi ist das Pferd, welches Ibrahim Pascha in der Schlacht von Nezib ritt, und von dem man erzählt, daß es 40 Lieues im Galopp zurückgelegt habe, ohne anzuhalten. Dieses, so wie Hambani der weiße galten in Aegypten für die vollendetsten Thiere ihrer Art. Sallawi der zweite ist erst 5½ Jahre und war das jüngste dieser Thiere, Durzi hatte 12 Jahre und war das älteste. Dahmani hat innen an seinen schneeweißen Beinen schwarze Zeichen, wie

die Aegyptier gewöhnlich an Pferden hoher Race vermittelst eines eigenen Verfahrens anbringen; indeß bemerkt man an diesem Thiere allein diese Zeichen. Vier dieser Thiere, die beiden Hamdani, Durzi und Dahmeni, sind bestimmt eine arabische Stuterei in St. Cloud zu begründen.

Man hat in Frankreich lange geglaubt, es sey ein heißes Klima nöthig, um die Nedschdi-Pferde glücklich fortzupflanzen, dieß ist aber ein Irrthum, denn sie gewöhnen sich leicht an ein gemäßigtes Klima; freilich gedeihen sie nie in dem Grade, wie in Arabien selbst, der Grund aber liegt in der Pflege und in der Nahrung, denn neben der liebevollsten Behandlung nährt man sie auch sechs Monate nach ihrer Geburt mit Kamelsmilch, man gibt ihnen ein Mehl, das theils aus Getreide, theils aus getrocknetem und zu Pulver geriebenem Fleisch besteht, ferner Datteln, die man in Milch zerquetscht hat, später gekochtes und selbst rohes Fleisch.

Die Pferde, welche nach Frankreich kamen, zeigten sich im Stalle außerordentlich gelehrig und sanft, sobald sie aber in freie Luft kamen, konnten die Wärter sie nur mit der größten Mühe halten, und Durzi sucht sogar fortwährend zu beißen. Sobald sie indeß einen geschickten Reiter auf sich fühlen, so verschwindet diese Unbändigkeit alsbald, sie gehorchen den geringsten Bewegungen des Reiters, und man bedarf weder des Zügels noch des Sporns. Man macht sich in Frankreich große Hoffnungen, daß diese ausgezeichneten Thiere, deren eben so zierliche als athletische Formen die Bewunderung aller Kenner erregten, der Pferdezucht wesentlich aufhelfen würden. Auch erwartet man noch fünf Stuten aus Aegypten, andere aus Algier, England und der Normandie; das reine arabische Blut soll indeß gleichfalls erhalten werden; man wird die Pferde mit thierischer Nahrung, mit Milch, Fleischbrühe und selbst mit Fleisch nähren, wie dieß in Nedschd selbst geschieht. Ein erfahrener Pferdekenner, Marquis de Strada, erhält die Oberleitung des Gestüts.

Markisen-Inseln.

4. Sprache der Markisen.

(Schluß.)

Reden wir hier noch in kurzem von der Poesie und Beredsamkeit bei den Markisen, so ist zu bevorworten, daß diese Insulaner nichts weniger als unempfindlich für die Harmonie der Töne, für die Schönheit und Grazie der Gedankenfälle sind. Vielleicht haben sie sogar eine größere natürliche Feinheit des Gehörorgans als wir, wie auch ihre übrigen Sinne geschärfter sind. Gleichwohl haben ihre poetischen Gesänge wenig Abwechslung; auch ihre Musik ist nicht weit gediehen. Was sie singen oder recitiren, ist zwar regelrecht, aber sie haben nur wenige Noten, und das meiste dreht sich um zwei oder drei Töne. Als Musikinstrument haben sie nur ihre große Trommel, Pahu genannt, zuweilen eine Flöte mit höchstens zwei oder drei Klappen, die sie an die Nase anlegen; endlich eine Art von Harmonica, aus zwei oder drei Brettern trockenen Holzes bestehend, welche sie auf ihre Knie legen und auf welcher sie mit Hülfe eines kleinen Stäbchens tactmäßig aufschlagen. Was ihre Sprache betrifft, so ist gewiß, daß alle, bis auf die kleinsten Kinder hinaus, sie rein und mit vielem Ausdruck sprechen; auch begleiten sie ihre Worte mit Bewegungen der Hand, und auch Auge und Gesicht sind nicht stumm bei dieser Pantomime. Eben so errathen sie viel leichter als wir alles, was in der Seele vorgeht, aus dem Ausdruck der Gesichtszüge und vor allem aus dem Spiegel der Augen. Auf eine kunstvolle Declamation verwenden sie viele Zeit und Mühe, und nach allen Berichten brachten sie es in diesem Gebiet auf einen hohen Grad von Vollkommenheit. Als Beispiel ihrer Poesie füge ich hier ihren Hymnus auf die Schöpfung, himene of no te Pepenana, bei:

	Avanana tatou	Laßt uns singen
	Ja Jehova	Jehoven,
	Avanana tatou	Laßt uns singen
	Me te fenua nei	Auf dieser Erde
Refrain {	E mana te ia	Er ist groß,
	E vaiei te ia	Er ist edel.
	Na ia te ani	Von ihm ist der Himmel,
	Me te aomati	Mit der Sonne;
	Na ia te mahina	Von ihm ist der Mond,
	Me te fetu tini	Mit den Sternen ohne Zahl.
	Na Jehovah mana	Das ist Jehova mächtig,
	J pepena hoi	welcher auch geschaffen hat
	Te tau Anera	die Engel
	J oto he ani	in dem Himmel.
	refr.	

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen genügen, um eine Vorstellung von der Sprache der Markisen zu bilden; der Leser sagt vielleicht gemäß dem Gebrauch der letztern: apae! ziehen wir uns zurück! So grüßen wir ihn noch nach Landessitte mit dem Worte kaoha, ich grüße Sie! Oder vielmehr, um die Eleganz ihrer Sprache nachzuahmen: o koo te i kaoha ia, nicht du grüßest mich, sondern du bist der Gegrüßte!

Sollten unsere Leser Lust haben, sich näher mit dieser Sprache abzugeben, so verweisen wir sie auf das gegenwärtig bei Renouard in Paris im Druck befindliche Dictionnaire des deux principaux dialectes de l'Océanie orientale: le sandwichois et le marquisien!

(Fortsetzung folgt.)

Slawische Literaturnachrichten.

Maciejowski hat seine Geschichte der polnischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum 17ten Jahrhundert beendigt; sie wird viele theils ganz neue, theils noch wenig bearbeitete Gegenstände ins Licht setzen. Eine weitläufige Abhandlung über die polnische Sprache, die sich gleichfalls darin befindet, gründet sich auf bisher noch ganz unberührte Quellen des 13ten Jahrhunderts. Nach dieser Abhandlung folgt eine Aufzählung alter Schriftsteller mit Lebensbeschreibung und einer kritischen Sichtung ihrer Werke. (Dennitza, April.)

Von Iwan Kukuljewic, einem Illyrier, sind zwei aus der illyrischen Geschichte entlehnte Novellen erschienen; so meldet ein Brief aus Agram an die Dennitza (April), und meint, man dürfe zwar nicht zuvor die Novellen von Puschkin und Gogol gelesen haben, um großen Geschmack daran zu finden, allein für das illyrische Publicum seyen sie ziemlich gut, und würden mit dem größten Vergnügen gelesen.

Dasselbe Blatt meldet auch die Herausgabe der Gedichte von Osman Gundulic, der die Thaten der Illyrier gegen die Türken besang. Der Text soll nach alten Handschriften sorgfältig hergestellt seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Reise ins Loirethal. — La Charité.

Ich habe einen traurigen Strich Landes durchreist, ehe ich in das Loirethal hinabgekommen bin. Wenn man diesem schönen Strome näher kommt, fangen die Bäume an, junge Zweige zu treiben und das vom holden Lenz verjüngte Land verliert jenes düstere Ansehen, welches mich im Gatinais so verstimmt hatte. Ich besah mir einige große Ankerschmieden an den Ufern der Loire. An den Mauern dieser Schmieden zeigte man mir, wie ungemein hoch die Loire zu Zeiten gewesen ist. Ich übernachtete zu Cosne in einer idyllischen, aber etwas schmutzigen Herberge; ich mußte mich in mein Schicksal ergeben, denn die andern Karawanserais waren noch entsetzlicher.

Ich besehe eine über die Loire führende Hängebrücke, welche, warum weiß ich nicht, in der dortigen Gegend für häßlich gehalten wird. Die Franzosen haben närrische Ideen. Vielleicht trug der Baumeister der Brücke eine zu hohe Cravatte, was ihm ein hochmüthiges Ansehen gab, oder er hatte die Eitelkeit der Bürger des Städtchens durch ein anderes eben so schweres Verbrechen beleidigt. Diese Brücke, welche nun einmal nicht Mode ist, führt zu einer der Inseln, mit denen der Strom wirklich etwas verschwenderisch ist; bei einem wohlgeleiteten Flusse muß die Insel Ausnahme seyn; bei der Loire aber ist sie Regel, so daß es dem Strome, welcher stets in zwei oder drei Arme getheilt ist, manchmal an Wasser gebricht. Besagte unglückliche Brücke führt über eine solche Insel, welche ganz baumlos ist und sehr schön seyn könnte. Man versicherte mich, daß die Brücke viele Leute aus der Nachbarschaft verdrießlich gemacht habe. Das ist eben das Unglück der Provinz: verdrießlich werden; in den Colonien wird man nicht verdrießlich!

Um meine Gedanken zu vervollständigen, bin ich in den Laden einer kleinen Gewürzkrämerei gegangen und habe mir getrocknete Weintrauben gekauft. Ein Bauer mit etwas alberner Physiognomie und in einem blauen Kittel ging eben über die Brücke; die Gewürzkrämerin sagte mir, dieser Mann äße nur achtmal im Jahre Fleisch und lebe gewöhnlich von saurer Milch. Während der großen Erntearbeiten gestatten sich die Landleute den Genuß von Piquette — ein Getränk, das man erhält, indem man auf die ausgepreßten Weintrauben Wasser schüttet; und wir erheben uns, bemerkte mir ein Franzose, über die Belgier und Schotten! Die Neger sind glücklicher; sie haben gute Nahrung und tanzen jeden Abend mit ihren Weibern. Diese so mäßigen Landleute sollten eigentlich für ihr Leben gern Soldat werden, aber keineswegs; ihr moralischer Zustand ist dem physischen gleich; die elendesten von ihnen wollen verzweifeln, wenn sie eine schlechte Nummer ziehen. Nach Verlauf von sechs Wochen aber singen sie im Bivouac und helfen Abd-el-Kaders Schaaren, Hadschuten oder Kabylen, in die Flucht schlagen.

In raschem Trabe fuhr ich durch die kleine Stadt la Charité, als die Achse an meiner Kalesche morsch entzweibrach. Es war meine eigene Schuld, denn ich hatte mir längst vorgenommen, daß ich, wenn ich einmal eine Kalesche zu eigen besitzen sollte, vor meinen Augen eine schöne Achse aus sechs Stäben weichen Eisens von Fourvoirie wollte schmieden lassen. Der ungeheure Aerger meines guten Joseph macht, daß ich ihn im Stillen auslache und selbst gar nicht ärgerlich bin. Wäre mir das Unglück auf den einsamen Straßen des Landes, Gatinais genannt, begegnet, ja, dann wäre noch Anlaß zum Fluchen vorhanden gewesen. Was wäre unter Bauern, die nur von saurer Milch leben, aus uns geworden? Wie hätte man den Wagen bis zur nächsten Schmiede gebracht?

Ich prüfe den Bruch des Eisens meiner Achse; er ist grobkörnig geworden, wahrscheinlich durch langanhaltenden Gebrauch; ich prüfe die Einsicht des Schmiedes und bin mit dem Manne sehr zufrieden. Ohne ein Wort zu sagen, lasse ich vier Flaschen Wein, für jeden Arbeiter eine, in die Werkstätte bringen, was mir das allgemeine Wohlwollen erwirbt, wie die Blicke bezeugen. Das edle Traubenblut erfreut der Leute Herzen und sie arbeiten wacker darauf los. Einen Augenblick leite ich selbst die vulcanische Arbeit.

Zum Glück ist das Wirthshaus vortrefflich, behaglich, traulich und ganz bequem. Aber was soll ich zu la Charité anfangen? Ich besehe das Cabinet des Hrn. Grasset, eines sehr

einsichtsvollen und für die Erhaltung der Ueberbleibsel aus dem Mittelalter eifrigen Mannes. Der Name la Charité soll von den Benedictinern herkommen, die sich zur Zeit des h. Ludwig hier niederließen und müde Reisende beherbergten. Am häufigsten kehrten Mönche und Pilger bei ihnen ein. Die unter Philipp August restaurirte Kirche ist groß und schön; das Chor und die Façade sind die einzigen interessanten Theile. Ich habe mit Untersuchung derselben zwei Stunden zugebracht und dabei nicht im geringsten an meine gebrochene Achse gedacht oder mich geärgert.

Die gegenwärtige Gestalt der Kirche ist die des lateinischen Kreuzes; das Schiff und die Abseiten sind restaurirt und haben keinen Charakter mehr, Chor und Façade allein erinnern an den Zustand der Künste unter König Philipp August. Die meisten Gewölbe sind Spitzbogen, doch findet man auch den vollen, römischen Kreisbogen; die runden Pfeiler, welche das Chor umgeben und es von den Abseiten trennen, sind romanisch, auch bemerkt man daran einige Spuren von der Eleganz der corinthischen Säule. Einige Basreliefs, welche sich unten am Thurme befanden und daselbst dem Verderben sehr ausgesetzt waren, sind durch die Sorgfalt des Herrn Merimée in das Innere der Kirche gebracht worden.

Als ich zu dem Schmied zurückkam, war meine Achse noch nicht fertig. Da nahm ich einen Wagen und besuchte die Ruinen von la Marche, welches ehemals eine Stadt war. Ich habe da Pfeiler in Verbindung mit Säulen gesehen, die Ecken der Capitäle gehen in Menschen- oder Thierköpfe aus: alles das ist entsetzlich garstig. Ich bin noch nicht gelehrt genug, um das Häßliche gern zu haben. Diese Architektur von la Marche ist jedenfalls höchst sonderbar; sie geht wahrscheinlich bis zum zehnten Jahrhundert hinauf, welches bekanntlich das der tiefsten Barbarei war.

Bei meiner Rückkehr nach la Charité war meine Achse noch nicht fertig; ich trat also in ein Kaffeehaus, und um der Neugier der guten Leute etwas Beschäftigung zu geben, erzählte ich ihnen, daß ich in Geschäften nach Lyon gehe und in ihrer hübschen Stadt durch das Zerbrechen meiner Achse aufgehalten wurde. Das wußten sie aber schon, so wie auch, daß ich zu la Marche gewesen war. Ich erfuhr, daß zwischen la Charité und Orleans keine Schifffahrt stattfinde, und als ich von Schifffahrt nach Nantes redete, lachte man mir, jedoch mit aller Höflichkeit, ins Gesicht.

Dieser Mittelpunkt Frankreichs ist noch sehr weit zurück; vor tausend Jahren war er ohne Zweifel besser, ich will sagen, war er nicht so sehr hinter dem übrigen Lande zurück. Im Kaffeehause fand ich einen wichtigen Mann, der sehr gerne gewußt hätte, ob ich Staatsbeamter oder bloß Kaufmann wäre. Ich machte mir einen Spaß daraus, alle fünf Minuten seine Vermuthungen über den Haufen zu werfen. Er erzählte mir, daß la Charité vor Zeiten durch die Normänner geplündert und verbrannt worden wäre.

Erst um 10 Uhr Abends sollte meine Achse fertig seyn und ich kehrte zur Kirche zurück, welche mir mehr und mehr gefällt. Ich faßte Muth, bestieg den hübschen Thurm und sah von dessen Höhe herab die Sonne hinter ausgedehnten Waldungen verschwinden und die Loire sich ins Unendliche hinschlängeln. Ich brachte meine Zeit sehr gut zu; mein Cicerone ist ein Mann von Verstand, der mir auf alle Fragen gehörig antwortet.

In Paris drängen sich dem Beobachter die Ideen fix und fertig auf; es ist, als ob einem die Mühe des Denkens erspart und nur das Vergnügen etwas gut zu sagen gelassen werden sollte. In der Provinz wird man von dem entgegengesetzten Unglück geplagt. Man kommt bei einem reizenden Landhause, einer Ruine, welche das Mittelalter treffend darstellt, vorbei; aber es ist Niemand, der einen darauf aufmerksam machte, daß da etwas Sehenswerthes sey. Der Landbewohner preist seine Provinz, wenn sie für schön gilt, in übertriebenen und gehaltlosen Redensarten, welche eine schlechte Nachahmung des Schwulstes des Hrn. v. Chateaubriand sind. Weiß er hingegen nicht aus den Journalen, daß hundert Schritte von seinem Hause eine kostbare Gegend ist, dann antwortet er auf die Frage, ob in seiner Nachbarschaft etwas Sehenswerthes sey: „Ach, es wäre ein Leichtes, sich aus diesen hochstämmigen Waldungen ein jährliches Einkommen von 100,000 Livres zu hauen!"

Der Ton der Halbbürger und Halbbauern, deren Unterhaltung ich den Weg entlang hie und da zuhöre, ist vernünftig und trocken; es liegt darin jene Schärfe und jene Art zu scherzen, welche von der Abwesenheit großen Unglücks, zugleich aber auch von dem Mangel tiefen Gefühls zeugen. In Italien findet sich dieser scherzhafte Ton nicht; seine Stelle vertritt da das wilde Schweigen der Leidenschaft, die bilderreiche Sprache oder der bittere Spott.

Ein Bekannter sprach alles Ernstes mit mir von den Municipalwahlen. Werden sie uns nöthigen, rief er aus, der niedrigsten Volksclasse, wie in Amerika, den Hof zu machen; in diesem Falle werde ich geschwind ein Aristokrat, ich will Niemanden den Hof machen, und dem Volke noch weniger als dem Minister. Soll unsere ungebundene, unüberlegte Fröhlichkeit, unsere französische Lebendigkeit erdrückt und vernichtet werden durch die Nothwendigkeit einer Menge roher und fanatischer Handwerker den Hof zu machen, wie zu Philadelphia geschieht? Soll die Demokratie diesen Sieg über unsern angebornen Charakter davon tragen? Das Volk steht nur zur Zeit der großen Aufregungen über der guten Gesellschaft, dann ist es edler Leidenschaften fähig. Leute von guter Erziehung setzen nur zu oft ihren Ruhm darein, so etwas Robert Macaire zu seyn. Was ist den großen Männern der Revolution übrig geblieben, sagen sie, die es nicht verstanden haben sich Geld zu machen? Erlaubte die Regierung solchen Personen, welche Anlage zum Reden in sich fühlen, diejenigen, welche Langeweile und kein Geld für das Theater haben, sich in einer Capelle zu versammeln, wir würden bald eben so fanatisch, eben so sauertöpfisch seyn, als man zu New-York ist; was sage ich, noch zwanzigmal mehr, denn es ist unser Privilegium, alles im Uebermaß zu seyn und zu treiben. Zu Edinburgh, in jenen schönen Gesellschaften, reden die jungen Damen mit den jun-

gen Herren nur von dem Verdienste dieses oder jenes Predigers, und man citirt Stellen aus seinen gefeierten Sermonen. Deßhalb liebe ich die Jesuiten, welche ich unter Carl X so sehr gehaßt habe. Ist es nicht das größte Verbrechen gegen ein Volk, ihm seine Abendfröhlichkeit zu rauben?

Aber ich erlebe, fuhr mein beredter Freund fort, ich erlebe diese Verdummung des liebenswürdigen Frankreichs nicht, erst gegen 1860 wird sie triumphiren. Wie schade, daß das Vaterland Marots, Montaigne's und Rabelais' diesen natürlichen, lebhaften, leichtfertigen, neckischen, überraschenden Geist, welcher mit der Tapferkeit und der Unüberlegtheit so nahe befreundet ist, verlieren soll! Schon sieht man ihn nicht mehr in der guten Gesellschaft, und in Paris hat er sich zu den Gamins auf die Straße geflüchtet. Großer Gott! Sollen wir Genfer werden?

Paris kennen zu lernen, erfordert ein lebenslängliches Studium, und es gehört schon ein scharfes Auge dazu, wenn man durch die Mode hindurch, welche daselbst mehr als irgendwo die Wahrheit verhüllt, den Dingen auf den Grund sehen will. Auch zur Zeit Ludwigs XV vermochte die Mode alles; sie brachte den General Lally auf das Schaffot, dessen ganzes Vergehen darin bestand, aufbrausend und wenig liebenswürdig zu seyn. Zu unserer Zeit wirft sie einen jungen Officier, welcher eben so schuldig ist, wie General Lally, in den Kerker. Allein zur Zeit Ludwigs XV gab es doch eine Schwierigkeit weniger, hinter die Wahrheit zu kommen; man brauchte sich damals nicht die Mühe zu geben die zierlichen Redensarten von ein paar Duzend Schriftstellern zu vergessen, Leuten von vielem Talent, welche für ihre Lügen bezahlt werden.

Markisen - Inseln.

(Fortsetzung.)

5. Sitten und Gebräuche der Markisen.

Alle neuern Naturforscher stimmen darin überein, alle Insulaner des Oceans mit gelber Gesichtsfarbe zu derselben Race zu zählen. Entschieden sind die Nukahivier der schönste Typus dieser Race, die sich im Allgemeinen durch das Ebenmaaß der Körperformen und der Gesichtszüge auszeichnet, und in letzterer Hinsicht an die Bewohner des östlichen asiatischen Festlandes erinnert. Alle Reisenden, selbst der strenge Krusenstern, drückten ihre Bewunderung aus beim Anblick dieses regelmäßigen Körperbaues und des edeln Maaßes der Glieder, welches die Nukahivier zu köstlichen Modellen für die Bildhauerkunst eignen würde.

Ihre Körper haben eine mittlere Größe; ihr Gesicht ist mehr oval als rund, ihre Stirne hoch, ihre großen schwarzen Augen sind von langen Brauen umgeben und voll von Leben; ihre Nase ist regelmäßig geformt, etwas stumpf, häufig eine Adlernase. Ihr Mund, ihre Lippen und Wangen haben einen weit schönern Umfang, als dieses gewöhnlich bei der Mongolenrace der Fall ist. Ihre Zähne sind sehr schön, weiß, glänzend, die Zwischenräume groß. Der Ausdruck ihres Gesichts verräth viel Milde und Heiterkeit. Die Männer theilen mit den Frauen dieses fröhliche Aussehen, was einen Grundzug dieser Insulaner bildet. Sie tragen ihre schwarzen Haare, gewöhnlich in zwei großen Büscheln, in die Höhe gesträubt. Die Haare der Frauen, etwas rauh, sind reichlich mit Oel getränkt und hinten am Kopf aufgewickelt oder flattern über die Schultern, und sind dann um die Stirne durch ein rothes Band zusammengehalten. Die Beine dieser Insulaner entsprechen nicht dem übrigen Reiz ihres Aeußern. Ihre Gewohnheit, stets zu hocken und barfuß zu gehen, hat Beine und Füße entstellt; dagegen sind ihre Arme, Hände und Finger von besonderer Schönheit. Alle Frauen des Oceans haben von der Natur diese schönen Formen zur Mitgift erhalten, aber nirgends zeigen sie sich so vollendet, wie auf den Markisen. Die Hautfarbe dieser Insulaner hat Aehnlichkeit mit der der Araber und Algierer, nuancirt sich aber in verschiedenen Farben, je nachdem sich die einzelnen mehr oder weniger der Sonne aussetzen. Auch die Europäer nehmen sehr bald diese Farbe an, so daß sie sich nur sehr wenig von den Insulanern hiedurch unterscheiden. Unter den letztern sieht man Frauen, welche eine eben so weiße Gesichtsfarbe haben, als nur irgend eine Europäerin; aber diese Farbe ist eine künstliche, sie wird durch eine Pflanze Namens Papa gebildet, deren Wurzeln der Haut einen glänzenden Anstrich geben. Die Männer sind großentheils am ganzen Körper tättowirt, so daß von ihrer natürlichen Farbe fast nichts zu sehen ist. Sey es, daß dieser Gebrauch gegen die Stiche der Insecten oder gegen die Luftzüge schützen, oder daß er eine Zierde seyn soll, genug, er ist allen Völkern des Oceans eigen. Besonders die ältern Häuptlinge zeichnen sich durch eine Masse solcher Hieroglyphen aus, die eine besondere Bedeutung zu haben scheinen. Auch die Frauen haben diesen Gebrauch, jedoch nicht am ganzen Körper; Arme, Hände, Unterbeine, Lippen und Ohrläppchen sind die Theile, welche also mit Figuren verziert werden, die jedoch von denen der Männer ganz verschieden sind.

Die Akaiki oder Kakaiki sind die Häupter der Bevölkerung; die Frauen derselben führen den Titel: Atepeiu. Kein einziges äußeres Zeichen der Achtung ist dieser Classe von Menschen zugestanden; man sieht sie mitten unter dem übrigen Volkshaufen rudern, fischen, an Häusern bauen, wie die Niedrigsten ihres Stammes; sie können keine Abgabe, noch Zehnten ihren Unterthanen auflegen, nur durch Tausch oder freiwillige Geschenke erhalten sie das Eigenthum der andern. Doch gesteht man ihnen ein erbliches Recht auf den Besitz gewisser Ländereien und eine moralische Ueberlegenheit zu; ihre Personen und Häuser sind unverletzlich, wahrscheinlich vermöge des geheiligten Geschlechts, das man ihren Vorfahren beilegte.

Die Tahuna oder Tuhuna sind die eigentlichen Priester, ihr Amt ist nicht erblich und setzt ein Noviciat voraus; sie haben hauptsächlich den Atuas Opfer darzubringen, die Ceremonien des Gottesdienstes zu vollziehen, die heiligen Hymnen zu singen, die Trommeln zu schlagen an Festtagen, bei Leichenbegängnissen und bei chirurgischen Operationen, die ihnen ausschließlich anvertraut sind. Sie unterscheiden sich hiedurch von den Taua, die sich nur mit innerlichen Krankheiten abgeben. Ihre Kenntniß erstreckt sich bis aufs Trepaniren, das sie vermittelst eines Haifischzahnes vornehmen. Die Tahuna haben eine äußerliche Auszeichnung, die in einem Kokosblatt besteht, aus dem sie eine Art Mütze bilden. Der Stängel ist der Stirne zugewendet, während die Blätter hinten am Kopf befestigt sind. Eine gleiche Auszeichnung tragen sie um den Hals. Die Uhu sind ihre Diener, welche sie bei Menschenopfern unterstützen müssen. Zu diesem Amt werden nur die zugelassen, welche einen Feind im Treffen mit der Mordkeule, Uhu genannt, erschlagen haben. Man weiß nichts Genaues über den Rang der Toa, ein Name, der den Königshelden beigelegt wird; dieser Name bezeichnet

etwas ganz Verschiedenes als der der Maiki, obgleich die nämliche Person beide Titel haben kann. Es scheint ein bloßer Name zu seyn, ohne irgend ein Amt oder Privilegium einzuschließen. Wahrscheinlich hat der Toa eines Stammes zunächst die Aufgabe, die kriegerischen Unternehmungen zu leiten, wenn gleich jedem Krieger es frei steht, zu kämpfen oder zu fliehen, ohne irgend jemand dafür Rechenschaft zu schulden.

Gehen wir nun zu der niedern Volksclasse, zu welcher alle die gehören, welche keine Ländereien besitzen und im Krieg sich keine Lorbeern erwarben, so sind hier zuerst die Peio-Pekeïo zu nennen, welche durch die Dienstleistungen bei den Häuptlingen sich ihren Unterhalt verdienen; sie bebauen das Feld, heimsen die Früchte ein und bereiten die Lebensmittel zu. Die Averia, deren Stellung etwas unabhängiger ist, ernähren sich durch Fischfang; die Hoki oder Kaioa sind eine Art reisender Troubadours, Sänger, die von Stamm zu Stamm wandern; sie sind bei großen Festen die Tänzer. Wie die Frauen suchen sie sich mit Hülfe des Papa-Saftes eine weiße Farbe zu geben; sie sind Dichter, Musiker, Improvisatoren und Choregraphen in Einer Person, ohne jedoch durch diese Talente sich irgend welche Achtung zu erwerben. Ihre weiblichen Beschäftigungen ziehen ihnen die Verachtung einer Nation zu, welche die freien Künste wenig zu schätzen weiß.

Alle geschichtlichen Ueberlieferungen dieses Volks sind in den heiligen Hymnen der Tahuna niedergelegt: der fabelhafte Ursprung der Inseln des Archipels, die Namen der übrigen Inseln, an deren Existenz sie glauben, die Genealogie der Häuptlinge, die Großthaten ihrer Helden, die Geschichte ihrer Kriege, kurz alle bedeutenden Erlebnisse sind in diesen Gesängen enthalten, welche in mehr als Einer Beziehung an die der Iliade erinnern. Der Ursprung des Archipels Nuka-Hiva ist darin auf folgende Weise beschrieben: die Länder, aus denen er besteht, waren zuvor vergraben in dem Havaiki (dem unterirdischen Raum), wo sich die Geister aufhalten, welche die Erde verließen, und ein Gott zog sie an die Oberfläche hervor. Damals gab es noch kein Meer; eine Frau schuf das Meer und alle Thiere und Pflanzen. Menschen und Fische waren in Höhlen unter der Erde eingesperrt; ein großes Erdbeben warf die Menschen auf die Oberfläche der Erde und stürzte die Fische in das Meer. Diese Gesänge zählen 44 Inseln außer Nuka-Hiva auf. Einige davon beziehen sich offenbar auf die Gruppe von Taiti.

Eine andere Ueberlieferung berichtet die Einführung der Kokosnüsse auf den Inseln von Nuka-Hiva. Der Gott Tao, als er sah, daß die Insel diesen Baum nicht besitze, brachte ihr ihn auf einem steinernen Kahn von der Insel Otupu. Die Einzelnheiten dieser Erzählung sind mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit beschrieben.

Vor der Einführung der Schießgewehre bestanden die Kriege aus lange fortgesetzten Scharmützeln. Die beiden kämpfenden Parteien stellten sich auf zwei Hügeln auf, zwischen welchen ein Thal mitten inne lag; zwei oder drei der tapfersten Vorkämpfer näherten sich tanzend dem Feinde und forderten ihn durch verhöhnende Gebärden heraus zu einem Zweikampfe; sogleich sprang eine Schaar der Feinde auf sie zu, um sie zu verfolgen, diese mußten sich zurückziehen, und so ging es fort auf beiden Seiten. Dazwischen fiel ein großer Steinregen und Geschosse wurden mit seltener Gewandtheit geschleudert; sobald ein Streiter fiel und von den Feinden fortgetragen wurde, so gab dieses das Signal zu einem furchtbaren Widerstande; denn die Ehre erforderte es, die Leichname nicht den Feinden preiszugeben, welche sie ihren Göttern zum Opfer bringen oder verzehren, und ihre Köpfe oder Haare unter ihre Siegestrophäen aufstellen würden. Diese Schädel zieren die Häuser der tapfersten Kämpfer, zur Verhöhnung werden ihnen Augen von Perlmutter eingesetzt, eine Nase von Holz und Zähne von Schweinen angesetzt. Dieß ist der größte Hohn, welchen sie dem Feinde erzeigen. Die Landessitte erlaubt den Frauen, welche sich in benachbarte Völkerschaften verheurathet haben, frei zwischen den feindlichen Heerlagern aus- und einzugehen. Ihre Person wird geachtet, zumal wenn sie mit den Häuptlingen in Verbindung stehen. Sie sind es, die den Frieden vermitteln oder die Nachrichten des Kriegs überbringen. Verheurathung eines Häuptlings ist häufig der Grund, welcher zwischen zwei Stämmen Waffenstillstand oder Frieden schafft. Als ein Mädchen aus dem Stamm der Taïpi einen Häuptling von Taiohae geheurathet hatte, wurde die ganze Fläche Meeres, welche sie ihrem Mann entgegen zurückgelegt hatte, für tabu erklärt; auf dieser ganzen Strecke durfte eben deßwegen keine Schlacht mehr geschlagen werden. Und dieses Verbot bestand nicht bloß bei Lebzeiten der Frau, sondern auch nach ihrem Tode noch; denn man setzt voraus, ihr Geist müsse in den Gegenden, in welchen sie gelebt, umherirren, und fürchten eine furchtbare Rache für jede Entweihung ihres Gedächtnisses. Nur unter einer Bedingung hätte dieser tabu aufgehoben werden können, wenn nämlich der Häuptling seine Frau zu ihren Eltern zurückgeschickt hätte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiges Meteor. Ein Seeofficier, Commandant der Brigg Vigie, meldet in einem Schreiben, daß er am 12 Junius 1842 unter 6° 21' N. B. und 13° 15' W. L. von P. um 8 Uhr Abends den Himmel, der bisher sehr schön gewesen war, sich mit schwarzen Wolken bedecken sah. Zwischen 8 und 9 Uhr hatten sie ein sehr schönes Schauspiel: man bemerkte zu wiederholtenmalen in der Nähe des Zenith etwas gegen Nordosten ein Meteor, das vollkommen aussah, wie das Feuerwerk, das man römische Lichter nennt. Es befand sich nicht sehr weit über dem Maste der Vigie, zweimal platzte es mit einem Geräusch, ähnlich dem eines römischen Lichtes, wenn es springt, und theilte sich in zwei Theile, von denen jedes ein kleines Meteor bildete, das fast augenblicklich verschwand. Im Augenblick des Phänomens zeigte der Barometer 0m,656, der Thermometer 26° C., und es herrschte schwacher Südwind bei hohler See. (Echo du Monde Savant vom 15 Junius.)

Ueber die Wälder in Frankreich. Bekanntlich ist im Laufe dieser Session der Kammern in Frankreich ein Gesetzesentwurf durch die Pairskammer gegangen, welcher wenigstens für die Möglichkeit sorgt, die Berge wieder mit Wald anzupflanzen, und inzwischen richtet sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr und mehr auf diesen Gegenstand, da die Flüsse in Folge der Entblößung der Berge immer größern Schaden anrichten. Fast alle Generalräthe der Departements haben sich mit den Fragen über die Wiederbewaldung, so wie über die Pflege und Benützung der Wälder sowohl von Seite des Staats, als der Privaten beschäftigt, und der Minister der öffentlichen Arbeiten hat im Verein mit den Ministerien des Innern und des Ackerbaues eine Commission niedergesetzt, um die Frage der Wiederbewaldung der Berge in Verbindung mit den Ueberschwemmungen und der Eindeichung der Flüsse zu behandeln. (Moniteur industriel vom 15 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die heilige Quelle.

Unser Weg führte ununterbrochen durch Felsenthäler, durch die Betten von Gebirgsströmen, durch tiefe Felsschluchten, zwischen Bergen, die durch Form und Farbe ein ganz eigenthümliches romantisches Ansehen erhalten, aber ganz entblößt von Erde sind und nicht die mindeste Spur von Vegetation zeigen; nur hie und da sieht man an einem tief gelegenen Fleck, wo sich wahrscheinlich die Feuchtigkeit länger hält als an den andern Punkten, einzeln stehende Babulbäume, die selten drei Fuß hoch sind und ihr Leben nicht einmal durch ein grünes Blatt beweisen. Wir überstiegen einige Reihen brauner Sandhügel, passirten mehrere Dörfer mit Dattelbaumpflanzungen und erreichten gegen neun Uhr die Ortschaften Gullah und Abosir.

Im Ganzen war der Weg, wenn man den Boden, über welchen er führte, in Anschlag bringt, leidlich, obgleich steinig und uneben. An mehreren Stellen fand man die Spur von Menschenhänden; die größeren Steine waren nämlich nach einer Seite gewälzt worden, wo sie eine Gränzlinie bildeten, aber troß dieser Verbesserung lagen noch eine Menge großer und kleiner, zum Theil sehr spitziger Felsstücke auf dem Wege, so daß wir kaum begreifen konnten, wie die Kamele, die Hauptlastthiere dieses Landes, mit ihren weichen unbeschützten Füßen unbeschädigt diesen Weg passiren können. Es war übrigens eine der Hauptstraßen dieser Gegend, denn sie läuft, wie wir erfuhren, über Burka bis Bahrein und Bassora. Es begegneten uns viele Landleute, welche auf Kamelen und Eseln ritten und die Erzeugnisse ihrer Felder, Datteln, Mangos, Weintrauben, Melonen und andere Früchte zu Markte brachten. Die Kamele schienen von der schlechtesten Art zu seyn, und konnten mit denen in Oberindien nicht verglichen werden, aber die Esel waren außerordentlich schön; der, welcher zu unserm Dienste gepreßt worden war, gehörte keineswegs zu den größten, aber er bewies uns die Kraft und Ausdauer der so berühmten Race von Oman vollkommen; sein gefühlloser Herr sprang, als der Tag heiß wurde, troß der schweren Last des armen Thieres, auch noch hinten auf, und doch lief der Esel unter dieser doppelten Last eben so gutmüthig und eifrig fort, als vorher; er hatte weder Gebiß noch Zaum und seine Bewegungen wurden bloß durch die Streiche geleitet, welche er von seinen zwei Reitern oft höchst unnöthigerweise erhielt.

Das Dorf Abosir liegt am Fuß einer Hügelreihe, die mit denen zusammenhängt, welche wir auf dem ganzen Wege von Muttra her zur Linken gehabt hatten; sie sind nicht sehr hoch, gewähren aber durch Gestalt und Farbe einen sehr malerischen Anblick, sie erscheinen roth, grau, gelb und dunkelbraun, in Gipfeln und Bergrücken, und scheinen eher dem Urgebirge als dem secundären anzugehören; ihre Schichten zeigen sich überall sehr deutlich, aber auffallend verworren und durcheinander gewunden, nirgends bemerkt man Erde und so weit das Auge reicht, tragen sie weder Holz noch irgend eine andere Vegetation. Nach Nordosten verflacht sich der Boden zu einer öden Sandebene, auf welcher man nur selten einige Gruppen von Babulbäumen und Dattelpflanzungen entdeckt.

Man hat in dem Orte Abosir kein anderes Wasser als das, welches die heißen Quellen liefern, wegen deren wir gekommen waren; wir fanden drei Quellen, zwei waren unbedeutend und nur die dritte zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie entspringt in einer kleinen Höhle am Fuße eines Berges hinter dem Dorfe, dringt aus einer engen Oeffnung und läuft durch einen Canal, den sie selbst in den Felsen gebildet hat, in eine viereckige Cisterne oder ein Becken von Mauerwerk, das zu ihrer Aufnahme errichtet worden. Von hier läuft sie durch einen mit Kalk ausgemauerten Canal in einen großen, viereckigen Behälter aus Erde, aus welchem das Wasser, nachdem es sich abgekühlt hat, in das ganze Dorf vertheilt und zur Bewässerung benutzt wird. Da, wo die Quelle mächtig hervorströmt aus dem Gestein, ist ihr Wasser fast siedend heiß: dasselbe ist ganz hell und enthält, so viel wir durch den Geschmack unterscheiden konnten, weder Kalk noch irgend eine andere fremde Substanz, obgleich es durch Kalkgestein hindurchdringt; es ist das einzige Getränk der Einwohner des Dorfes, die es für sehr gesund halten. Man

schreibt übrigens dieser Quelle nicht allein medicinische, sondern auch heilige und wunderthätige Eigenschaften zu, vermöge welcher sie die Krankheiten der Personen heilt, die sich in ihr baden, besonders derer, die an allgemeinen Uebeln leiden. Wir selbst sahen einen ganz gelähmten Mann, der den Gebrauch seiner untern Extremitäten fast völlig verloren hatte, sich nach dem Bade hinschleppen, und einige andere Patienten, die mit Geschwüren bedeckt waren, lagen eben in dem Bade, um ihre Wunden abzuwaschen, während viele andere herumstanden und herumlagen, harrend bis die Reihe an sie käme. Die Bewohner des Dorfes, welche uns begleiteten, suchten uns durch eifriges Zureden ebenfalls zum Baden zu bewegen, aber der Anblick der in dem Becken befindlichen Patienten benahm uns alle Lust, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. Wir entschuldigten uns nach allen Kräften und sagten, wir hätten Gottlob nicht nöthig, die Heilkraft des Wassers, die wir keineswegs bezweifelten, an uns selbst zu versuchen, und wir wuschen nur da, wo die Quelle aus dem Felsen entspringt, Hände und Gesicht; ich bin überzeugt, daß wir durch die Verschmähung einer so großen Gnade in ihren Augen bedeutend verloren haben. Der Name dieser heiligen Quelle ist Alischir.

Man führte uns im Dorfe in eine leere Lehmhütte, wo wir weder Teppiche noch irgend ein anderes Hausgeräth fanden. Wir legten uns also auf unsere Pferdedecken und Sättel und ließen uns das aufgetragene Mahl, das aus frischen Datteln, Mangos, aus süßer und saurer Milch bestand, vortrefflich schmecken. Während dieser Mahlzeit besuchten uns viele Bewohner des Dorfes, die wenigstens eben so viel Vergnügen daran zu finden schienen, uns zu sehen, als wir selbst, indem wir sie betrachteten; wir befriedigten gern ihre Neugierde, da wir dadurch Gelegenheit erhielten, ihre Tracht und ihre Gebräuche zu beobachten. Sie betrugen sich übrigens höflich und artig, obgleich viele von ihnen ein sehr wildes Ansehen hatten; einige dieser Leute hatten Reisen nach Indien gemacht und sprachen leidlich hindostanisch, ja einer war mit einem Schiffsherrn von Maskat bis nach London gekommen.

Wir sahen viele Frauen vorbeigehen, die Wasser aus der Cisterne holten; ihre gelbe Gesichtsfarbe schien durch irgend ein künstliches Mittel noch erhöht zu seyn, der blaue Schleier von Baumwollenzeug fällt in Falten bis auf die Füße herab; sie trugen Armbänder von Silber und hatten Zierrathen von demselben Metall in den Ohren und der Nase. Die hier beschriebene Tracht findet man sowohl bei den Frauen der Araber als bei denen der Neger, nur die Güte und Feinheit des Stoffes ist verschieden. Die Männer in dieser Gegend tragen eine rothe Kappe, um welche eine bunte Schärpe in Gestalt eines Turbans gewunden wird.

Abosir enthält nichts als Lehmhäuser, Dattelbaumhütten und einige Thürme aus Lehm, die zur Vertheidigung mit Schießscharten und Fenstern versehen sind. Man zieht fast nichts als Datteln, doch zeigten uns die Leute einige kleine Felder, auf denen ihrer Angabe nach zuweilen Weizen gedeihen soll. Gegen Abend verließen wir den Ort und kehrten auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen waren, nach Muttra zurück. Bis zum Untergange der Sonne litten wir viel von dem glühenden Winde, der von den trockenen, öden Sandflächen herwehte. Die herrlichen Früchte und Sorbets, die in dem Hause eines freundlichen Kaufmanns, eines Parsen, für uns bereit standen, waren eine sehr wünschenswerthe, köstliche Erquickung.

Demawend.

Nachdem wir die Höhen von Girdu überstiegen hatten, bemerkten wir in der Vegetation der Thäler eine auffallende Veränderung. Die Süßholzpflanze, welche die Ebenen von Merduscht und die Umgegend von Schiras bedeckt, die Tamarisken an den Canälen und mehrere von den dornigen Pflanzen, welche man auf den Gebirgen in denselben Districten antrifft, verschwinden, und an ihre Stelle treten aromatische Kräuter, unter denen besonders eine Art sehr wohlriechender Raute vorzüglich häufig war. Eine eigene Distelart und mehrere Pflanzen mit Schmetterlingsblumen, ein paar niedrige Schwarzdornsträuche und einige andere Kräuter fanden sich jetzt nicht nur in den Ebenen, sondern auch an den felsigen, zerrissenen Seiten der Hügel. Das Interessanteste, was die Vegetation dieser Gegend darbot, war die Pflanze, welche das Ammoniakgummi liefert; sie gehört zu den Pentandrien und gleicht dem Fenchel oder dem Schierling, so viel wir jetzt noch an den verwelkten Stengeln und Zweigen erkennen konnten; sie wächst zahlreich in der Ebene bis zu den Höhen und wird oft sechs Fuß hoch. Wie man mir sagte, zeichnet sie sich in ihrer günstigen Jahreszeit, in der Zeit ihres Prangens, wie die Perser sich ausdrücken, durch ein reiches Dunkelgrün aus und ist dann so mit Saft überfüllt, daß er stromweise aus dem kleinsten Riß auf die Erde läuft und in langen Streifen und Tropfen an den Stengeln vertrocknet, wie das Wachs an einer Kerze. In diesem Zustande wird das Gummi eingesammelt; es schmeckt bitter und die Tropfen haben inwendig eine perlweiße Farbe.

Es frühstückte mit uns der Häuptling eines Stammes aus der Nähe des Demawend, und theilte uns unter andern einige Notizen über diesen hohen merkwürdigen Gipfel der Elbruzberge mit. Er hatte die höchste Spitze des Demawend vor kurzer Zeit mit einigen andern Häuptlingen erstiegen und seiner Erzählung nach glaubte ich schließen zu können, daß er aus Bimsstein und metallischen Schlacken besteht. Auf dem Gipfel, sagte er, befinde sich eine große Oeffnung, als wenn hier ein Bergwerk gewesen wäre, und in verschiedenen Richtungen fänden sich mehrere kleine Höhlungen. Der ganze Berg enthält sehr viel Schwefel, man sammelt jährlich bedeutende Quantitäten zum Verkauf, und überall auf dem Bergkegel bemerkt man Schwefeldämpfe, aber weder Feuer noch Rauch. Auf der ganzen Oberfläche findet man weder einen Grashalm noch eine andere Spur von Vegetation; auch keine Quelle, keinen Bach. Der im Winter fallende Schnee wird, so wie er schmilzt, von dem Berge absorbirt und erzeugt nie, so viel man bis jetzt bemerkt hat, auch nur den kleinsten Bach. Der Weg auf den Gipfel soll sehr mühsam und steil seyn. Wenn diese Erzäh-

lung der Wahrheit gemäß ist, darf man nicht zweifeln, daß dieser merkwürdige Bergkegel, Demawend genannt, vulcanischen Ursprungs ist.

Skizzen aus Frankreich.

Nevers.

Mein einziger Reisegefährte ist der treue Joseph, welcher mich immer erst ehrerbietig um Erlaubniß fragt, wenn er mir etwas sagen will.

Um 8 Uhr Morgens bin ich in Nevers, welches nur sechs Meilen von Charité entfernt ist, angekommen. Nevers liegt amphitheatralisch an einem Hügel am Zusammenflusse der Nievre und der Loire. Die Kathedrale und das Schloß krönen diesen Hügel, von welchem die Straßen abwärts laufen. Daher kommt es, daß die Häuser, so häßlich sie sonst auch seyn mögen, doch wenigstens Luft haben.

Ich strebe darnach gelehrt zu werden, und fand zum Glück bei einem Buchhändler die Commentare Cäsars, welcher den Schatz seines Heeres in Nevers verwahrte. Cäsar ist das einzige Buch, welches man mitnehmen sollte, wenn man Frankreich bereist; es erfrischt die von den wunderlichen Raisonnements, welche man überall geduldig anhören muß, ermüdete und gelangweilte Einbildungskraft. Seine so edle Einfalt steht im vollkommensten Widerspruch mit den gedrechselten Höflichkeiten, woran die Provinz so überaus reich ist.

Ich besah die königliche Stückgießerei, welche jährlich 230 Kanonen liefert; ich ging auf die städtische Bibliothek, in der Hoffnung noch bedeutende Reste von der Römerherrschaft her zu finden, aber es war nicht der Mühe werth.

Die St. Stephanskirche gefällt mir ziemlich, man muß mehrere Stufen hinabgehen um hineinzukommen; der Grund dazu ist um die Mitte des eilften Jahrhunderts gelegt worden. Die Mode hatte damals noch nicht alle Erinnerungen an antike Kunst vernichtet. Diese Kirche ist romanisch und das Schiff derselben ist breit im Verhältniß zur Länge. Es bildet diese für die mittelalterliche Architektur bedeutsame Kirche ein lateinisches Kreuz, und wird von viereckigen Pfeilern, an welche auf jeder Seite eine Säule gekoppelt ist, in drei Schiffe getheilt. Das charakteristische Kennzeichen romanischer Gebäude ist Festigkeit; das Chor ist von runden Pfeilern umgeben auf denen volle Rundbogen ruhen, der classische Rundbogen findet sich hier überall.

Die ehemalige Kirche zum Erlöser, ebenfalls eine römische Basilica, ist jetzt jammerlicherweise oberhalb in ein Heumagazin, unterhalb in ein Waarenlager umgewandelt und enthält merkwürdige Sculpturen. Einige Capitäler sind schön grün bemalt und an gewissen Stellen vergoldet. Nahe bei dieser befindet sich eine andere alte Kirche, die dermalen zu einer profanen Brauerei eingerichtet ist. Sie hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes und zeigt den Uebergang vom runden zum spitzen Bogen. Manche Einzelnheiten waren zierlich ausgeführt und man setzt die Zeit ihrer Erbauung an das Ende des zwölften Jahrhunderts.

Die Kathedrale von St. Cyr ist eine längliche Basilica; ihr plumper Thurm gefällt den Bauern an der Nievre ungemein gut; sie werden durch einige an den Ecken angebrachte kolossale Figuren bestochen. Daß eine Kirche aus der barbarischen Zeit den Bauern gefalle, ist nichts Geringes. Als Frankreich zur Schreckenszeit die Religion als die unversöhnlichste Feindin der Freiheit ansah, wurden den meisten Heiligen in den gothischen Kirchen die Köpfe abgeschlagen, aber die großen Heiligen an dem Kirchthurme zu Nevers sind verschont geblieben.

Mit dem lebhaftesten Vergnügen betrachtete ich die Façade des Rathhauses; es war das Schloß der Grafen von Nevers, und was davon noch vorhanden ist, gehört dem Anfang der Renaissance an, dieser reizenden Epoche, wo die ernsten Schönheiten antiker Baukunst sich hinter den eigensinnigen Verzierungen gothischer Art und Weise zu verbergen scheinen.

Der öffentliche Garten von Nevers ist sehr hübsch. Die elegante Welt findet sich hier ein an heitern Abenden, um zu plaudern und Erfrischungen zu genießen. Einige exotische Pflanzen verschönern den Garten und machen ihn auch dem Botaniker lieb.

In einem Garten der Straße la Tartre bemerkt man zwei schöne, ganz antike jonische Säulen in altem Gemäuer; in einem andern Garten befindet sich ein hübsches Grabmal aus der Zeit Ludwigs XII, welches mit sehr schönen, ziemlich gut erhaltenen kleinen Statuen verziert ist. — Unter der Regierung des kunstliebenden Franz I, welcher Architekten und Maler aus Italien verschrieb, der den trefflichen Francesco Primaticcio wie einen Fürsten ehrte, gelangten Baukunst, Malerei und Sculptur zu einer schönen Blüthe in Frankreich. Germain Pilon, Jean Cousin, Barthelemy Prieur und Pierre Francheville erwarben sich als ganz vorzügliche Bildhauer geachtete Namen. Von Jean Cousin, einem sehr vielseitigen Künstler, sieht man ein jüngstes Gericht im Pariser Museum. Derselbe in Italien gebildete Mann ist als ausgezeichneter Glasmaler berühmt. Unter den Arbeiten solcher Art, die von ihm herrühren, werden besonders die in der Kirche St. Gervais zu Paris gerühmt. Auch die Kathedrale St. Cyr in Nevers hat Jean Cousin mit einigen herrlichen Glasmalereien geschmückt, deren wundervolle Farbenpracht mich in Entzücken setzte. Ueberhaupt fand diese Kunstgattung in Frankreich in der genannten Periode eine sehr bedeutende Theilnahme. Auch finden wir hier neben Jean Cousin noch mehrere andere Künstlernamen von Bedeutung, wie Robert Pinaigrier, Bernard de Palissy und Henri Claude.

Mit der Glasmalerei hängt noch ein besonderes Kunsthandwerk zusammen, das in dieser Periode in Frankreich zu einer bedeutenden Blüthe gedieh, die Emailmalerei, als Verzierung verschiedenartiger, aus Kupfer gearbeiteter Geschirre und Gefäße, auch in ihrer Anwendung zu selbstständigen Tableaux. Der Hauptsitz dieses Industriezweiges war Limoges; seine Arbeiten bilden das Gegenstück zu den italienischen Majoliken, und auch sie gehen wiederum in eine frühere Zeit zurück. Schon im zwölften Jahrhundert soll der Kunstzweig der Email-

arbeit in Limoges geblüht haben. Mancherlei Treffliches und Geschmackvolles findet sich sodann am Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts, gleichzeitig mit jenem schönen Aufschwung der französischen Miniaturmalerei. Die eigentliche Blüthe der Emailarbeit fällt indeß mit der Blüthe der Schule von Fontainebleau zusammen. Die Arbeiten erscheinen theils als colorirte Umrißzeichnungen mit einer glasartigen Transparenz der Farben, theils als Nachahmungen von Majoliken.

Die Höhle von San Francisco bei Villa Nova.

Ein französisches Blatt, die Audience (s. Voleur vom 5 Junius), erzählt von dieser Grotte eine Geschichte, deren Authenticität wir freilich dahingestellt seyn lassen müssen. Man betrachtete früher die Grotte mit abergläubischem Schreck, und häufig sollen Räuber darin Zuflucht gefunden haben. Im Laufe des vorigen Jahres schlich in einer Sommernacht ein junger Bauer, Namens Pedro, in die Nähe der Höhle, und suchte in aller Stille einen ungeheuren Felsblock fortzuwälzen. Als er ihn nicht von der Stelle brachte, grub er unterhalb desselben emsig ein Loch, der Block, ohne Unterlage, rollte mit einem furchtbaren Geräusch vorwärts und verstopfte gänzlich den Eingang der Grotte. Es war dieß eine That der Eifersucht und der Rache. Pedro war von einem Mädchen, Namens Paola, abgewiesen worden, und ein gewisser Matteo hatte den Vorzug erhalten. Matteo und seine Geliebte hatten sich ein Rendezvous in der Nähe der Höhle gegeben, und waren, die abergläubische Furcht ihrer Landsleute überwindend, endlich in die Höhle gegangen. Pedro, der ihnen seit einiger Zeit auf allen Tritten nachschlich, hatte sie belauscht, und war, als er sie in die Höhle treten sah, auf die furchtbare Rache verfallen, die nur allzu gut glückte. Ganz Villa Nova kam über das Verschwinden der schönen Hirtin in Aufregung, aber alles Suchen war umsonst, bis nach vierzehn Tagen zwei Bauern zufälliger Weise die Höhle von San Francisco durch einen ungeheuren Felsblock verstopft und eine von Raubvögeln angefressene Hand aus einer Spalte vorgestreckt sahen. Sie räumten den Felsblock weg, und fanden hier die Leichen Matteo's und seiner Geliebten. Der Verdacht fiel natürlich sogleich auf Pedro, der auch alsbald festgenommen und zum Tode verurtheilt wurde, aber sich im Gefängniß vor der Hinrichtung erdrosselte.

Markise - Inseln.

5. Sitten und Gebräuche der Markisen.

(Schluß.)

Tahua ist der Name des schönen, reinlichen und geordneten Amphitheaters, das sich, ähnlich den römischen Circusplätzen, in jeder Ortschaft findet. Stewart sah drei Schauspieler, einen jungen Mann von 20 Jahren und zwei Kinder von 10 bis 12 Jahren, ihr Costüm war im höchsten Grade bizarr und komisch; ihre Lection und Gebärdenspiel anfangs langsam und gemessen, doch bald kam Leben in dasselbe; das Metrum der Verse wurde reißender und unter den heftigsten Bewegungen endigte der Tanz. Hierauf folgten Gesänge; die Frauen stimmten einförmige, tiefe Melodien an; sie schlugen mit den Händen den Tact, der nicht ohne Harmonie war. Niemand hat bis jetzt diese Gesänge verdolmetscht; oft bemerkt man darin den Namen verschiedener Personen und bestimmter Gegenstände wiederkehren; man konnte sich auch überzeugen, daß der Ausdruck sehr frei seyn mußte, nach den Gesten zu schließen; aber Näheres weiß man noch nichts darüber.

Trotz der beinahe vollkommenen Nacktheit der Einwohner ist die Zahl ihres Schmuckes doch nichts weniger als gering, aber im Gegensatz zu den civilisirten Völkern sind die Männer reichlicher damit versehen. Außer dem Tättowiren haben die Nukahivier mehrere seltsame Formen der Toilette. Gewöhnlich besteht ihre ganze Kleidung aus einem engen Gürtel, der aus der Rinde des Maulbeerbaumes zubereitet wird, aber an Festtagen schmücken die Krieger ihre Stirne mit einem runden Helmschmuck mit fliegendem Busche; ein Visir verhüllt ihr Gesicht; ein Band von Holz, mit rother Haut überzogen, umgibt ihre Brust. Ein kurzer Mantel, der die Brust offen läßt, flattert um ihre Schultern; ein voller Köcher hängt darüber. Die Kleidung der Frauen ist einfacher; ihr Hauptschmuck besteht in den Haaren, welche sie mit feinem Kokosöl sorgsam pflegen; ein kurzes Band, eine Art Turban, umgibt mit Grazie ihre Stirne; ein Band von Blumen umgibt ihren kurzen, beweglichen Hals. Eine kurze Schürze, die bis zu den Knien reicht, dient ihnen als Rock; sie ist vom feinsten Zeuge.

Männer und Frauen baden sich häufig, um gegen die Hitze Schutz zu suchen. Um 3 Uhr Mittags ist das Ufer angefüllt mit Gruppen Badender, und in diesem Streit mit dem Element des Wassers erwerben sich die Wilden ihre Geschwindigkeit, Gelenkigkeit und rüstige Mannskraft. Die Kinder werden mit vieler sorgsamer Treue auferzogen, aber sobald sie groß geworden sind, führen sie ein unabhängiges, freies Leben, arbeiten beim Fischfang oder beim Einheimsen der Früchte, bis sie das Alter haben, um sich zu verheurathen. Keine besondere Feierlichkeit wird bei einer Hochzeit angestellt; nur zuweilen finden sich die beiderseitigen Familien zu einem Essen ein. Mann und Frau haben sich gegenseitig gefallen, sie vereinigen sich, und alles ist abgemacht; doch hat zuweilen die Einsprache von Seite der Eltern einen Heurathsvertrag rückgängig gemacht, aber dieses ist sehr selten, denn die Mädchen genießen eine schrankenlose Freiheit.

Die Bevölkerung vermindert sich entschieden auf schauerliche Weise seit mehreren Jahren. Die Einführung der Schießgewehre hatte die traurigsten Folgen. Die Berührung mit den Europäern war für die Insulaner bis jetzt noch nicht vortheilhaft. — Die Nukahivier sind gute Matrosen. Mehrere von ihnen haben schon große Reisen gemacht, und die Franzosen überlassen sich bereits der Hoffnung, ihre Marine meistens durch sie vervollständigen zu können.

Schließen wir diese Bemerkungen mit dem Wunsche, die französische Regierung möge dieses kräftige Naturvolk nicht allzu schnell auf einen Grad der Bildung erheben, welcher, weil er ihm unnatürlich, es nur unglücklich machen könnte; möge die protestantische und katholische Mission, die nebeneinander ihr Werk treiben, nicht dogmatische Streitfragen der Gegenwart dahin verpflanzen, und mehr durch Schulen als durch Kirchen auf die Einwohner einwirken!

Neues Fossilienlager im Pariser Bassin. Dieses durch so manche Ueberreste der Urwelt merkwürdige Bassin wird jetzt wahrscheinlich in Folge der Eisenbahnunternehmungen immer mehr untersucht, und so hat man kürzlich in der Mitte des Meerkalks bei Nanterre und Passy eine neue Knochenschichte nebst zahlreichen Koprolithen entdeckt. (Courr. franç. 5 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1843.

Skizzen aus Neuseeland.

(Nach Dieffenbachs Werk.)

Ursprung der Einwohner.

Die Einwohner zerfallen in eine Menge Unterabtheilungen, doch kann man jezt etwa zwölf Hauptstämme annehmen mit einer Gesammtbevölkerung von ungefähr 115,000 Seelen. Ueber den Ursprung der Stammtheilung und den Haß der Stämme gegen einander läßt sich aus den Sagen nur eine schwache Aufklärung ziehen. Die Sagen sind etwa folgende. Vor der Ankunft der jetzigen Bewohner war das Land menschenleer und waldbedeckt. Drei Kähne Arawa, Kotahi-nui und Matatua kamen aus einem fernen Lande von Osten her. In dem Arawa befanden sich die Vorfahren der Nga-pui und Narewa, welche im Vordertheil saßen, hinter ihnen in der Mitte die Nga-te-wakaua, und hinten die Nga-te-roinangi. Es ist noch heutiges Tages Sitte, daß diejenigen, welche auf eine wichtige Unternehmung ausziehen, tapu sind; sie dürfen nicht rauchen, nur Nahrung des Landes genießen und mit Frauen keine Gemeinschaft haben. Werden diese Gebote überschritten, so folgt Strafe der Götter. So geschah es hier: in der Mitte des Kahns befanden sich die Frauen, und ein Mann, Namens Tamate-Kapua, beging Ehebruch mit der Frau eines Nga-pui. Der Kahn hielt still, und konnte erst wieder fortfahren, als der Verbrecher gestraft und durch einen Zauberspruch der Zorn der Götter versöhnt war. Noch jezt gilt der Spruch: „No te uru o te Awara Koe," du gehörst zu den Arawa, d. h. du bist ein Lügner und ein Betrüger. Die Nga-pui landeten in der Inselbai, die Narewa in Oruru, die andern in der sogenannten Ueberflußbai zu Muketu. Der zweite Kahn landete an der Westküste bei Kawia und seine Mannschaft waren die Vorfahren der zahlreichen Stämme von Waikato. Der dritte Kahn brachte die Nga-te-awa nach Waketane auf der Ostküste, und später ließ sich ein Theil derselben zu Taranaki (am westlichen Eingang der Cooksstraße) nieder. So stammen die jetzigen zahlreichen Stämme wahrscheinlich von fünf Hauptstämmen ab. Nach der Sage kamen die Kähne von der Insel Hawaiki, und brachten das Taro (arum esculentum) und Hunde mit. Oben wurde schon erwähnt, daß später auch Kumara (die süße Kartoffel) aus Tawai eingeführt wurde. Die Namen Hawaiki und Tawai weisen auf die Sandwichinseln hin.

Eine noch ältere Tradition besagt, daß Maui und sein Bruder die neuseeländischen Inseln aus dem Wasser aufgefischt hätten. Maui ist kein Gott, obwohl die Sage ihm übernatürliche Kräfte gibt. Seine Eltern und das Land woher er kam, sind unbekannt. Eines Tages ging er mit seinem jüngsten Bruder aufs Fischen aus; es fehlte an einem Köder, der Bruder bot sein Ohr dazu an, und beide zogen die Inseln aus dem Meere herauf. Ein Berg auf der Ostküste, Hiko-rangi (des Himmels Schweif) genannt, soll der Angelhaken Mauis gewesen seyn. Diese Mythe, welche vielleicht einen geologischen Grund hat, ist ganz übereinstimmend mit einer Sage auf den Tongainseln, nur sind die Personen verschieden benannt. Dieser Maui ist die wichtigste Person in allen den mythischen Sagen der ächten Polynesier, und namentlich in denen der Sandwich-Inseln, deren eine auch seinen Namen trägt. Die Frage, ob die Neuseeländer aus den Sandwichinseln kamen, bietet Schwierigkeiten dar, die sich wohl nie mehr ganz lösen lassen. Indeß sind die Sprachen der Sandwichinseln und Neuseelands einander näher verwandt, als bloß durch das gemeinsame Band, das alle Polynesier umschlingt. Stauden und Bäume derselben Gattung, wenn auch von verschiedenen Arten führen dieselben Namen in Neuseeland und auf den Sandwichinseln. Die Kawa (aus Piper methysticum gemacht) wird auf Neuseeland nicht getrunken, aber in letzterem Lande führt der Piper excelsum denselben Namen; Rata und Aki sind zwei Arten Eisenmaaß (Metrosideros) die sich in Neuseeland und den Sandwichinseln finden; die Züge der Bewohner sind sehr ähnlich, ebenso der Charakter ihrer Sculptur und ihre Manufacte. Die Sandwichinseln sind allerdings von allen diesen Inseln die entferntesten von Neuseeland, aber größere oder geringere Entfernung thut hier nicht viel zur Sache, denn auf den Chatham-Inseln, welche nur 300 (engl.) Meilen südlich von Neuseeland liegen, leben die Ueberreste einer eingebornen Race, die in kurzer Zeit

vor den eindringenden Neuseeländern verschwinden wird, und, obgleich auch Polynesier, mit den Neuseeländern nichts gemein hat. Letztere wußten gar nichts von dieser Insel, ehe sie auf europäischen Schiffen dahin kamen.

Die Wanderungen der Menschen in dem großen Ocean haben nichts Geheimnißvolleres, als die der Pflanzen und Thiere. Wenn ein Landvogel, der nicht weit fliegen kann, sich in beiden Inselgruppen Neuseeland und den Chatham-Inseln findet, oder wenn der Apterix australis, welcher gar nicht fliegen kann, sich auf der kleinen Barrier-Insel in der Nähe Neuseelands sowie auf letzterem sich findet, so darf man wohl fragen, ob nicht geologische Gründe vorhanden sind, die auf eine ehemalige Verbindung dieser Insel mit Neuseeland hindeuten, das ganz gewiß ein Mittelpunkt eigenthümlicher Thiere und Pflanzen ist. Es ist nicht unmöglich, ja sehr wahrscheinlich, daß eine physische Revolution den Weg, auf welchem die frühere Wanderung statt fand, zerstörte, und ein Continent, von dem Neuseeland, die Chatham-Inseln und Norfolk die Ruinen sind, früher einen großen Raum einnahm. Nach den Berichten der Wallfischfänger ist zwischen den Chatham-Inseln und Neuseeland, so wie zwischen letzterem und Norfolk die Meerestiefe nur gering, und aus diesem Grunde wird hier namentlich die Wallfischjagd angestellt. Es ist viel wahrscheinlicher, daß einst zwischen Neuseeland und den Chatham-Inseln eine Landverbindung bestand, als daß man von Neuseeland aus über eine stets stürmische See in einem schwachen Kahne dahin gelangte. Auch trifft hier die Tradition zusammen, denn unter den Eingebornen Neuseelands haben sich dunkle Erinnerungen großer geologischer Ereignisse erhalten, und sie sagen, die mittlere Insel sey mit der nördlichen verbunden gewesen.

Die in Neuseeland allgemein verbreitete Tradition ist, daß die Bewohner aus dem Osten und nicht aus Westen kamen, wie man behauptet hat, nur um die Theorie einer ununterbrochenen Wanderung von Asien her zu unterstützen: die ächt polynesische Race ist durch die Negritos und die Malayen, welche Racen in physischer Stärke und geistigen Fähigkeiten unter den Polynesiern stehen, also wohl schwerlich dieselben ostwärts gedrängt haben, von Asien getrennt. Auf der andern Seite erinnern die schönen regelmäßigen Gesichtszüge der Neuseeländer, der jüdische Ausdruck ihrer Züge, ihre sehr helle Hautfarbe und das Ganze ihrer Sitten auffallend an jene alte asiatisch-afrikanische Bildung, welche in den Phöniziern ihren Hochpunkt erreichte, und weisen auf eine engere Verwandtschaft mit Nationen hin, die in Asien eingeboren, von denen sie aber jetzt durch schwarze Stämme getrennt sind. Die einheimische Taufe, die Gesetze des „Tapu," die monotheistische Richtung ihrer religiösen Ideen, alles mahnt stark an diese asiatischen Nationen.

Gegenwärtig geht eine Wanderung der Malayen nach Neuguinea und Australien vor sich; wir finden unter ihnen die unternehmendsten Kaufleute der Südsee, welche Forts und Niederlassungen auf der Nordküste Australiens, auf Neuguinea und mehrern Inseln angelegt haben, und sich allmählich über das Gebiet der Australneger verbreiten. Diese Wanderung hat aber nichts zu thun mit der alten Bevölkerung der Inseln Polynesiens, von deren Bewohnern die Malayen immer noch durch die schwarze Race geschieden sind. Es ist dieß eine neue Wanderung, welche durch den Geschichtschreiber und Geographen leicht verfolgt werden kann.

zweifle, ob sich aus der einheimischen Tradition viel mehr als das Obige entnehmen läßt. Wenn es ein mythologisches System in dem Lande gab, aus dem die Neuseeländer abstammen, so scheint es von den letztern nicht vollständig, sondern nur in fragmentarischen und verwirrten Begriffen und abergläubischen Ansichten nach ihrem neuen Lande gebracht worden zu seyn. Doch sind immer noch Spuren eines ältern ursprünglichen Glaubens da, der auf den Sandwichinseln zu einer größern Ausbildung gediehen ist. Hier waren die Traditionen und religiösen Gebräuche in den Händen einer Priesterkaste, und dasselbe ist in Neuseeland der Fall, obgleich es hier schwer zu entscheiden ist, was ein „Tohunga" seyn soll, denn das Wort bedeutet bloß einen weisen Mann, und bezeichnet keine besondere, durch Rang und Vorrechte geschiedene Classe.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Komaischah.

Diese altpersische Stadt war ehedem sehr groß und stark bevölkert, dermalen aber ist sie ganz entsetzlich verödet; wir gingen durch schmale Reihen von zerstörten und verfallenen Häusern, durch lange verlassene Bazars, die endlos schienen und zwar alle nur aus Lehm gebaut waren, aber doch eine Menge Bewohner enthalten haben mußten. Hie und da fanden wir noch ein Haus oder einen Laden bewohnt, aber die Menschen kamen wie Gespenster, die aus ihren Gräbern heraufbeschworen werden, an das Licht hervor, sahen uns mit einem verdrossenen geistlosen Lächeln an und schlichen dann wieder in ihre Löcher. Unsere Führer schienen stolz darauf zu seyn, daß sie uns diese Trümmer eines verschwundenen Wohlstandes zeigen konnten; aber sie würden uns wohl nicht hieher geführt haben, wenn die Stadt noch von Menschen bewohnt gewesen wäre. Einer meiner brittischen Freunde erzählte mir, daß er bei einer frühern Gelegenheit so unvorsichtig gewesen sey, ohne Führer sich in diese Ruinen zu begeben und lange Zeit in diesem Labyrinth sich herumgetrieben habe, ehe er den Ausgang finden konnte. Wir gelangten endlich zu einer ziemlich guten Wohnung, die zu dem Hause des Gouverneurs gehörte, wo man uns nach den gewöhnlichen Complimenten der Ruhe überließ.

Die Epoche des größten Wohlstandes dieser Stadt ist schon lange vorüber und fand wahrscheinlich unter der Regierung des ersten und größten Königs von der Dynastie der Sofi statt, unter der glorreichen Regierung des Schah Ismael Thamaseb. Schon zu Chardins Zeiten bestand sie großentheils aus Ruinen

und er sagt, sie sey nichts als ein großes Dorf; aber mit Entzücken spricht er von der Fruchtbarkeit der sie umgebenden Ebene. Von diesem Zustande der Fülle und glücklichen Gedeihens ist Komaischah und die Umgegend außerordentlich herabgesunken. Die Schuld hieran muß man allerdings zum Theil den Afghanen zuschreiben, die während ihres Einfalls in dieses Land großen, unersetzlichen Schaden anrichteten; aber größern Nachtheil noch brachte die Raubsucht der jetzigen Herrscher. Vor mehrern Jahren bemühte sich der jetzige Suder Amin, unter dessen Oberaufsicht die Provinz Irak stand, und der viel zur Verschönerung von Ispahan und der Umgegend gethan hat, die Stadt Komaischah mehr zu bevölkern und in bessern Zustand zu setzen; es gelang ihm auch insoweit, daß über 3000 Seelen sich wieder in der Stadt befanden und die angränzenden Felder wieder besser angebaut wurden. Die Steuern erhob er mit Berücksichtigung der Verhältnisse, und hätte man ihn gewähren lassen, würde sich die Stadt allmählich erholt haben. Allein kurz nach diesen trefflichen und zweckmäßigen Anordnungen des Suder Amin bestimmte der König diesen unglücklichen Distrikt seinem lieben Schwiegersohne Kassim Khan, demselben, der Girdu verheert hatte, als Gehalt, was sehr häufig geschieht, um die Ansprüche der Staatsbeamten zu befriedigen. Kaum hatte dieser Tyrann Besitz ergriffen, als er die Steuern erhöhte und schon in den ersten zehn Monaten 23,000 Toman erpreßte. Die Folge war, was sich wohl voraussehen ließ, daß die eben im Wachsen begriffene Wohlfahrt des Ortes gehemmt und die armen, beraubten Einwohner zur Verzweiflung gebracht wurden. Sie stellten dem König ihre Noth vor und baten, er möge den Bezirk wie früher dem Suder Amin anvertrauen. Ob dieses Gesuch gewährt werden wird oder nicht, hängt wahrscheinlich von der Stimmung des Monarchen ab, wenn er die Vorstellung erhält, mehr vielleicht noch von den Geschenken, welche die Bittenden mitbringen, und ob sie im Stande sind, ihren Tyrannen durch Bestechungen zu überbieten. Wenn es ihm gelingt die Stelle zu behalten, so wird es den Bewohnern von Komaischah nach einem solchen fruchtlosen Versuch noch weit schlimmer gehen als vorher, und es wird zwischen beiden Theilen ein Kampf entstehen, der fast immer zum Nachtheil der Unterthanen ausfällt. Mit Sadi möchte man ausrufen: Sende Herrscher, o Gott, die Farsistan mit Gerechtigkeit beglücken!

Das Elbruzgebirge.

Die Oberfläche des großen Landstrichs von Khorasan ist, wie die meisten andern Provinzen von Persien, theils eben, theils gebirgig. Ein sehr großer Theil ist total untauglich zur Wohnung für Menschen, weil er aus kahlen Felsen ohne Vegetation und Wasser, aus Salz- oder Sandwüsten besteht, zwischen welchen wenige fruchtbare Oasen hie und da zerstreut, wie Inseln im Meere liegen. Bei einer geographischen Darstellung der persischen Lande muß man stets die unbewohnten Bezirke von den culturfähigen sondern.

Die große Gebirgskette, welche die Provinzen Aserbeidschan und Irak von Mazanderan und Ghilan scheidet, führt an einigen Theilen den Namen Kohe Kaukasan, gewöhnlich aber wird sie im allgemeinen das Elbruzgebirge genannt; sie steht mit den Gebirgen in Armenien, folglich mit der großen Bergkette des Kaukasus in Verbindung. Die östliche Richtung beibehaltend, läuft sie durch den nördlichen Theil von Khorasan, wo sie mehrere Seitenäste nach Süden sendet, bis sie nördlich von Meschhed vorbeiziehend und in das Hochland von Hazareh und Balai Murgab sich verzweigend, südlich von Balkh in die entfernte Provinz Badakschan ausläuft und sich endlich in dem großen Gebirgszug verliert, der nördlich von Kabul die erstaunten Blicke fesselt, mit den Bergketten des Hindukusch und des Himalaya in Verbindung steht, und in deren schaurigen Felsschluchten die mächtigsten, stolzesten Ströme von Asien entspringen.

Ein sehr merkwürdiger Charakterzug dieser Bergkette des Elburz ist, daß sie in ihrer ganzen großen Ausdehnung den Wall der persischen Hochebene bildet. Die Wüste im Osten des caspischen Meeres endigt an dieser Bergkette, so daß diese wie eine Mauer aufsteigt, ohne alle Verflachungen oder Thäler, so scharf abgeschnitten ist diese Gränze, wenn auch an manchen Stellen tief eingekerbt. Die Gegend im Süden dieser imposanten Bergreihe bildet gleichfalls eine Hochebene, und nördlich von dem Fuße dieser Gebirge breitet sich in unermeßlicher Weite die große Sandwüste aus, welche die Steppe von Charesmien in sich schließt. In dieser Wüste finden sich mehrere fruchtbare Oasen, bewässert von einigen lebendigen Quellen, deren Gemurmel für den müden Wanderer die lieblichste Musik ist. Nicht fern davon ist der See, in den der Oxus und Jaxartes seine Wellen ergießt. Von den Berggipfeln des Elburz, welche in dieser Gegend sich erheben, überblickt man die fruchtbaren Bezirke Astrabad, Gurgan und Mazanderan mit fetten Triften und obstreichen Hügeln.

Der ganze Landstrich weiter oben mit allen dazu gehörigen Marken wird von den Eingebornen Attok genannt, was so viel heißt als Saum, und enthält die bedeutenden Städte Nissa, Abiverd, Dirum, Mehineh nebst den dazu gehörigen Dörfern, welche aber jetzt alle in Ruinen liegen und verlassen sind, weil die räuberischen Stämme der Turkomanen sich durch unausgesetzte Einfälle in den Besitz der ganzen Gegend gesetzt haben und ihre Zelte zwischen den Trümmern dieser ehemaligen Städte aufschlagen. Der einzige Ort von Bedeutung im Attok ist Serug, eine uralte Stadt, deren Ueberreste jetzt von Turkomanen und Usbeken bewohnt werden. Das von vielen herrlichen klaren Gebirgsbächen bewässerte Land war vor dem alles verheerenden Einfalle dieser wilden Nomaden trefflich angebaut und stark bevölkert. Die Landschaft um die alte Stadt Tun wird jetzt wieder cultivirt, und theilweise erblickt man Menschenwohnungen, Lehmhäuser oder Dattelbaumhütten; dann findet man aber bis Gunabad wenig oder gar keine Menschen. Letzteres ist ein bedeutender Ort, sieben Tagereisen von Nischapur.

Wanderungen auf den Cykladen.

Amorgos.

Wir waren nach dem langen Umherwandern am Tage ruhig in unserem Kutter eingeschlafen während eines sehr milden Südwindes, als wir plötzlich auf eine sehr unangenehme Weise geweckt wurden. Der Südwind war während der Nacht stärker geworden, trieb die Wogen auf und die Wolken zusammen, ein furchtbarer Regen kam dazu, und unsere Matrosen hatten große Mühe ihre Arbeiten zu verrichten. Die Wasser des Meeres und des Himmels schienen sich zu gleicher Zeit über uns zu ergießen, und Bücher, Karten, Kleider, alles schwamm bunt durcheinander um uns herum. Indeß war die Mannschaft kräftig und an solche Vorfälle gewöhnt, und unser Capitän, ein alter Matrose, der weder lesen noch schreiben konnte, aber das Meer zwischen diesen Inseln zu allen Jahreszeiten befahren hatte, kannte dasselbe vollkommen. Sobald der erste unangenehme Eindruck vorüber war, warteten wir geduldig das Ende dieses Spiels der Wellen und des Windes ab; mit Sonnenaufgang legte sich der Sturm und wir bekamen Amorgos, eine der Sporaden, zu Gesicht. Die Schwierigkeit bestand nur darin, von der Rhede in den Hafen einzulaufen, und zwar in den von Amorgos, statt in den von St. Johann. Es dauerte nicht weniger als zwei Stunden, bis es uns gelang, an dem kleinen Dorfe Catapola (die untere Stadt) anzulegen.

Wir schickten sogleich zu dem Dimarchen, der zu Amorgos, eine Stunde von der Scala von Catapola, wohnt, und ließen ihn bitten uns die nöthigen Pferde und Maulthiere zu senden. Inzwischen ließen wir uns ans Land setzen. Im Alterthum fanden sich auf der Insel Amorgos drei bekannte Städte: Karkesia, Aigiales und Minoa, Vaterstadt des Dichters Simonides, der auch den Beinamen Amorginos führt. Minoa lag genau auf der Stelle des heutigen Catapola, und seine Vorstädte erstreckten sich bis ans Meer und längs dem Ufer desselben hin, wo man noch jetzt viele Ruinen sieht; die Mauern der jetzigen Häuser und Gärten bestehen aus antiken Fragmenten: mitten unter den rohesten Steinen sieht man da eine lange Votivinschrift, dort ein Stück von einem Basrelief. Als ich durch einen Garten ging, sah ich am Ende einer langen Laube besser erhaltene Ueberreste verstümmelter Köpfe, und mehrere drapirte, aber sehr mittelmäßig gearbeitete Statuen ohne Köpfe. Neben der jetzigen Kirche sind die Ueberreste eines alten Tempels, die Bruchstücke liegen auf dem Boden zerstreut und die verstümmelten Säulen sehen da und dort aus dem Boden heraus. Etwas weiterhin zwischen der Kirche und dem Meere sind nebeneinander fünfzehn gewölbte Keller, alle von gleicher Form und mit der Oeffnung nach dem Meere zu. Diese Gewölbe, welche aus der römischen Zeit scheinen, sind zu groß und zu gleichförmig gebaut, als daß sie alte Gräber seyn könnten. Nichts zeigt überdieß, wie in andern alten Bauten dieser Art, im Innern den für die Graburne und die Reste des Todten bestimmten Platz an; vielleicht waren dieß Magazine der Scala von Minoa.

Die alte Stadt zog sich, wie es scheint, um den innern Abhang des Berges, der sich über Catapola erhebt. Ich brauchte drei Viertelstunden, um über unzählige kleine Einschließungsmauern, die zur Hegung der Heerden dienen sollen, bis zu den Resten der großen hellenischen Mauer hinaufzusteigen, welche die Stadt einst umschloß. Ein viereckiger, zehn Fuß über den jetzigen Boden hervorragender Thurm, der aus großen Steinen aufgeführt ist, einige Lagen dieser Steine, die da und dort zwischen den elenden neuern Mauern hervorstanden, und einige schöne in der Nähe des Thurmes auf den Feldern zerstreute Marmorbruchstücke — das ist alles, was von der Geburtsstadt des Simonides noch übrig ist. Ich folgte den Ruinenspuren bis zum Kamm des kleinen Berges, hier wurde aber der Felsen so gleichförmig, daß hier kein Bau zu unterscheiden war. Von diesem Punkt aus hat man eine weite Aussicht über den Hafen von Catapola, über die beiden Landzungen, die ihn einschließen, und das Meer, das sich jenseits derselben ausdehnt. Wendet man sich gegen das Innere der Insel, so erblickt man oben auf einer sanft abfallenden Höhe einige weiße Häuser, die von zwei scharfen Felsenspitzen überragt werden. Dieß ist die moderne Hauptstadt der Insel Amorgos. Als Pater Sauger sie vor anderthalb Jahrhunderten besuchte, existirte nur der Flecken Catapola, in dessen Mitte, wie er sagt, sich ein altes Schloß erhebt, das einst die Herzoge von Naxos bauen ließen. Ich suchte aber längere Zeit auf den innern und äußern Abhängen des Berges von Minoa bis zum Hafen und durch die Gärten von Catapola hindurch, konnte aber keine Spur dieses Feudalschlosses finden. Wahrscheinlich wurden die Steine zum Bau der Häuser von Catapola benützt.

Die neuern Amorgitaner galten lange Zeit für die furchtbarsten Seeräuber und ihre Frauen für die schönsten des Archipels. Die Kriegsschiffe von Frankreich und England haben dem piratischen Gelüste dieser kleinen Inseln, deren sämmtliche Bewohner arm und durch den Druck und die Unwissenheit demoralisirt waren, aber Gewehr und Ruder zu handhaben wußten, Einhalt gethan, und sie werden sich wohl bald den Gewohnheiten der neuen Gesellschaft, der sie angehören, anschließen. Wenn ein Dampfschiff durch regelmäßige Besuche sie in den Verkehr mit den andern Inseln hineinzieht, so wird man sie bald mit Leichtigkeit und Einsicht sich in die neue Ordnung finden sehen. Die kleine Anzahl Frauen, welche ich in den engen und unsaubern Straßen, so wie in den dunkeln Häusern sah, die von den Schweinen als ausschließliches Eigenthum angesprochen zu werden scheinen, verläugneten ihren alten Ruf der Schönheit nicht, aber die frische Farbe war verschwunden, ihr Gesicht abgemagert. Das unglückliche Dorf war seit einem Monat vom Fieber heimgesucht, alles war krank und keine Möglichkeit sich zu pflegen, denn es fehlte an Aerzten und Arzneien, an Brod, Wein, Fleisch und Gemüse; einige Oliven und etwas Käse war alles, was man bekommen konnte, und um Brod zu erhalten, mußte man bis zu dem eine Stunde entfernten Kloster gehen, denn hier ist die einzige Bäckerei des Landes, die mehr als einmal in der Woche bäckt.

Ich hatte hinreichend Zeit, die Ruinen des alten Minoa zu durchwandern und bis zur Ankunft unserer Maulthiere das Mauerwerk des neuen Dorfes zu besuchen. Hier findet sich niemand, der auf die Bedürfnisse der Reisenden speculirt, es gibt keinen Maulthiervermiether, keinen Agojaten oder Maulthiertreiber, der den Fremden geleitet. Der eine hat einen Esel, der andere ein Maulthier zu seinem eigenen Gebrauch, derjenige aber, welcher keines hat, oder ein Reisender besitzt kein anderes Mittel, sich welche zu verschaffen, als indem er sie durch den Dimarchen militärisch requiriren läßt oder seinen Nachbar darum bittet. Als unser Bote zu dem Dimarchen kam, mußte man auf die Felder schicken, um die Eigenthümer solcher Thiere aufzusuchen, ob sie wohl gefällig oder klug genug wären, die Vortheile einzusehen, die daraus entspringen konnten, wenn sie einem Franken einen Dienst leisteten. Endlich kamen jedoch die Maulthiere an, und nach einem reichlichen Frühstück an Bord begaben wir uns nach der Stadt. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1843.

Das Fest des heiligen Christoval zu Merida in Yucatan.

(Stephens Incidents of Travels.)

Wir waren zu Merida gerade zur rechten Zeit angekommen, denn das Fest des heiligen Christoval, welches neun Tage dauert, neigte sich eben zu seinem Ende, und an diesem Abend sollte in der Kirche des Heiligen eine große Function statt finden. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, und nach einem hastigen Mahle begaben wir uns, von einem indianischen Jungen geleitet, nach der Kirche. Wir befanden uns bald in der Hauptstraße, auf welcher, wie es schien, die ganze Bevölkerung Merida's zum Feste zog. In jedem Hause hing eine Laterne von den Balconfenstern herab, oder ein langes Licht stand unter einer Glasglocke. Am Ende der Straße war ein großer Platz mit der Kirche auf der einen Seite, deren Fronte glänzend beleuchtet war, und auf deren Plattform und Stufen, so wie auf dem offenen Platze vor derselben eine wogende Masse von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, meist weißgekleidete Indianer, sich befand. Wir machten uns Bahn bis zur Thüre und fanden das Innere der Kirche blendend beleuchtet. Zwei Reihen hoher Leuchter mit acht oder zehn Fuß hohen Wachskerzen erstreckten sich durch die ganze Länge von der Thüre bis zum Altar. Allenthalben hingen vom Boden bis zur Decke unzählige Lampen, und am äußersten Ende auf einer erhöhten Plattform stand ein 30 Fuß hoher Altar, voll Silberschmuck und Blumenvasen und ebenfalls von zahllosen Lampen glänzend erhellt. Priester in schimmernder Kleidung dienten am Altar; die Musik hallte durch den Corridor und die Bogen, und der Raum der ungeheuren Kirche war bedeckt mit knieenden Frauen, weiß gekleidet und mit weißen Shawls um den Kopf. In der ganzen Kirche war nicht Ein Mann zu sehen. In unserer Nähe war eine Schaar junger Mädchen, schön gekleidet, mit dunklen Augen, die Haare mit Blumen geschmückt. Der Ruf der Schönheit der Frauen von Merida war augenscheinlich nicht unverdient.

Der Gesang verstummte, und als die Frauen aufstanden, glichen sie einer Schaar Geister aus einer reinern Welt, als sie sich aber gegen die Thüre wandten, wurde der Horizont dunkel von indianischen Gesichtern, und hie und da erhob sich ein einzelner schwarzer Fleck, ein afrikanisches Gesicht unter den röthlichen Figuren der Indianerinnen. Wir warteten, bis die letzte hinaus war, und verließen dann gleichfalls die Kirche, die von Licht flammte, während außen Raketen und andere Feuerwerke, Trommeln und Geigen die Luft erfüllten.

Wir wandten uns links von der Plaza in eine illuminirte Straße, in der ein ungeheures Kreuz querüber aufgerichtet war, gleichfalls glänzend erleuchtet. Da wir gerade von der Kirche kamen, so schien dieß in unmittelbarer Verbindung mit der Ceremonie zu stehen, die wir so eben in der Kirche gesehen hatten, aber die Menge blieb vor dem Kreuze, und einem großen gleichfalls illuminirten Hause gegenüber stehen. Die Thüre dieses Hauses stand für alle offen, welche hineingehen wollten, oder vielmehr, die sich einen Weg hinein bahnen konnten. Wir ließen uns durch die Masse vorwärts schieben und bahnten uns mit großer Mühe einen Weg nach der Sala. Dieß war ein großes Zimmer, das sich durch die ganze Fronte des Hauses hin erstreckte. Es war zum Ersticken heiß und voll von Männern und Weibern, Damen und Herren, oder wie man sie sonst nennen mag, lärmend und geräuschvoll, als wäre man in einem Tollhause. Eine Zeitlang konnten wir durchaus nicht begreifen, was hier vorging. Allmählich wurden wir der Länge nach durch die Sala geschoben, bei jedem Schritt gestoßen und getreten, hie und da fuhr uns ein Strohhutrand über die Nase oder der Qualm einer Papiercigarre in die Augen. Auf jeder Seite der Tafel war ein roher, aus zwei Brettern zusammengeschlagener Tisch und alle zwei Fuß ein Licht in einem schlechten zinnernen Untersatz. Längs den Tischen liefen eben so rohe Bänke hin, mit Männern und Frauen, Weißen, Mestizen und Indianern besetzt, alle so eng an einander als nur immer möglich. Jeder hatte ein Blatt Papier von einem Fuß im Viereck vor sich, mit Zahlen und Strichen, daneben ein kleines Häufchen Mais und einen Stab, etwa 18'' lang und 1'' dick; alle hatten die Augen auf ihre Papiere gerichtet.

Wir waren allmählich bis in den Corridor gekommen, hier aber konnten wir nicht weiter, denn einen Schritt von uns stand ein Knabe, augenscheinlich der Anführer dieser nächtlichen Orgie, auf einer erhöhten Stelle, rasselte mit einem Sack voll Kugeln, und seine schrille und doch singende Stimme übertönte alles. In diesem Augenblick erreichte der Lärm den höchsten Gipfel: das ganze Haus schien sich gegen den Knaben zu erheben, dessen Stimme endlich überwältigt wurde. Längs dem Corridor und im ganzen Raum des Patio waren Tische, Bänke, die oben beschriebenen Papiere mit Zahlen, Maishäufchen und schwere Stöcke. Hier saßen Grauköpfe, Knaben, Mädchen und kleine Kinder, Väter und Mütter, Herren und Diener, hohe Beamte, Maulthiertreiber und Toreadores, Señoras und Señoritas, mit Juwelen um den Hals und Rosen in den Haaren, neben indianischen Frauen, die nichts hatten als die Kleidung die sie trugen, vielleicht in allem 2000 Personen, und diese große Menge, von der viele wenige Minuten zuvor in der Kirche auf den Knien gelegen hatten — alle jetzt vereint in einem öffentlichen Spielhaus! wahrlich ein seltsamer Anblick für einen Fremden in der ersten Nacht seiner Ankunft in der Hauptstadt.

Aber der Teufel ist nicht so schwarz als man ihn malt, obgleich ich das Spiel, diese Geißel aller Stände in Yucatan und in Mexico überhaupt keineswegs in Schutz nehmen will. Das Spiel heißt La Lotteria (das Lotto) und ist in allen mexicanischen Provinzen eine Lieblingsunterhaltung, von der Regierung nicht nur gestattet, sondern als Einkommenquelle benutzt, indem die Blätter mit den Zahlen von der Regierung gestempelt und zu einem Real verkauft werden. Jeder Spieler kauft ein solches Blatt und befestigt es vor sich mit einer Oblate. Ein Einsatz wird gegeben, der Knabe rasselt mit seinen Kugeln, greift sie dann heraus und liest sie in singendem Ton ab. Wer zuerst seine fünf Nummern voll hat, gewinnt; manchmal entsteht ein Irrthum, und ein solcher hatte das oben erwähnte verwirrte Geschrei zur Folge gehabt. Der Einsatz ist ausnehmend gering; der Knabe hatte anfangs zwei Realen als das Aeußerste genannt, man fand aber auch dieß zu hoch, und es wurde ein Medio (halber Real) festgesetzt. Man kann nicht sagen, daß der Spielgeist die Leute zusammentreibt; das Volk von Merida liebt Belustigungen sehr, und da es weder Theater noch andere ähnliche Unterhaltungen gibt, so bietet das Lotto eine Gelegenheit dar, wo sich Personen jedes Alters und Standes zusammenfinden und Bekanntschaft machen. Reich und arm, groß und klein kommt hier auf dem Fuß völliger Gleichheit zusammen und gegenseitiges Wohlwollen wird befördert, ohne daß man die Rücksichten für den Rang vergißt.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die Salzwüste.

Im Herzen der Hauptkette des Elburz liegt der District Dereguz mit einer Stadt gleiches Namens, und Kelat, die berühmte Lieblingsfestung des berüchtigten Nadir Schah; von diesen beiden Plätzen führen Pässe nach dem Attok. Die Hochländer dieser Gegend sind, wie die übrigen Bewohner dieses Berglandes, wenig gebildet, fast wild, stolz und eifersüchtig auf ihre Freiheit, welche sie in der That nur dem Namen nach besitzen, denn ihre Anführer und Stammhäupter sind eben solche Tyrannen wie die Staatsbeamten, welche sie so sehr fürchten.

Die westliche Gränze von Khorasan läuft fast ganz an der großen Salzwüste hin; sie streift an dem District von Teheran hin und begränzt, indem sie weiter oben eine lange Bucht bildet, die Bezirke von Kaschan und Ispahan durch eine Linie, welche durch vorspringende Berge und Strecken angebauten Landes eine sehr unregelmäßige Gestalt erhält. Sie isolirt den District Yezd und erstreckt sich, mit den Wüsten von Fars, Kerman und Sedschestan zusammenhängend, nördlich bis Tubbuz, schließt aber, mit Ausnahme der Bezirke von Birgun und Kaschan, keine bewohnten Landstriche ein.

Die Beschaffenheit dieser Wüste ist an den verschiedenen Stellen sehr mannichfaltig. An einigen Orten ist die Oberfläche trocken und erzeugt selbst mehrere von den Pflanzen, die einen salzigen Boden lieben; an andern besteht sie aus einer zerfallenden Rinde von trockener Erde, die mit Salzefflorescenzen überzogen ist; ein bedeutender Theil ist sumpfig und an den niedrigern Stellen sammelt sich während der Wintermonate Wasser, das in der wärmeren Jahreszeit ganz oder theilweise verdunstet, und sogenannte Salzkuchen hinterläßt. An einigen Orten besteht die Oberfläche aus fest zusammengebackenem und ganz unfruchtbarem Lehmboden; in manchen Districten herrscht wieder der Sand vor und bildet entweder große Ebenen oder wellenförmige Hügel, die vom Winde bald höher, bald niedriger gemacht werden; zuweilen ist er so außerordentlich fein und leicht, daß er nicht nur höchst beschwerlich, sondern auch gefährlich wird, und schon mancher Reisende hat hier sein Grab gefunden. Aus guten Gründen glaube ich aber annehmen zu können, daß in Khorasan die Salzwüste, von den Eingebornen Kubir genannt, vorherrscht; Salz gibt es überhaupt reichlich in vielen Bezirken, auch außer dem Bereiche der Salzwüste, die höchst wahrscheinlich durch den unbewohnten Isthmus zwischen Herat und Meschhed in die bergigen Districte Kohistan und Hazarah dringt. Obgleich die Höhe über der Meeresfläche sehr verschieden seyn muß, so scheint es mir doch wahrscheinlich, daß sich ein gewisser, wenn auch nicht deutlich erkennbarer Zusammenhang zwischen dem eben beschriebenen wüsten Landstriche und der großen Sandsteppe nachweisen laßt, die am Fuße des Elburzgebirges beginnt und sich fast endlos nach Norden ausbreitet.

Die Hügelkette von Meyomid bildet gleichsam eine Halbinsel in der Wüste; man findet daselbst einige schöne Triften mit Heerden und Schäferwohnungen. Meyomid und zwei kleinere Dörfer am nördlichen Abhange sind die einzigen bewohnten Orte. Dieser Bezirk und das ganze benachbarte Thal sind mehr zufolge der beständigen Raubzüge der Nomaden verlassen, als wegen des Mangels an Fruchtbarkeit, denn selbst

unter diesen ungünstigen Umständen findet man an vielen Stellen gute Weide.

Die in den Strahlen der Sonne glänzenden Salzefflorescenzen, die sich in gränzenlose Flächen ausdehnen, erscheinen, besonders einigen schwarzen Felsmassen gegenüber, in tausenderlei phantastischen Formen. Dieß sind die durch Refraction entstehenden Luftgebilde der Wüste. Die wundervollen Wirkungen dieser Luftspiegelung und die dadurch erzeugten Erscheinungen sind schon oft der Gegenstand der Bewunderung der Reisenden gewesen, und es ist wirklich fast unmöglich, sich vorzustellen, bis zu welchem Grade diese Phänomene gehen, wenn die Luft auf den unermeßlichen ebenen Flächen durch rasches Hin- und Herwogen bewirkt, daß jeder der Oberfläche nahe Gegenstand in einem Bilde erscheint, das eben so verfliegt und verschwimmt, wie die Wirbelwinde die es erzeugt haben. Ein entferntes Gebirg erscheint dem Beschauer im Zeitraum einer Minute zuerst als ein hoher Berggipfel, steigt dann, dem Anscheine nach, zu einer außerordentlichen Höhe, wird oben plötzlich dick und erhält die Gestalt eines großen Schwammes mit einem sehr dünnen Stiel; dann zersplittert dieser Gipfel in mehrere Spitzen, die sich auf einmal wieder zu einer großen, zusammenhängenden Fläche vereinigen. Diese Erscheinung verwirrt ganz besonders einen Geometer, der die Berggipfel als Punkte gebraucht, um seine Dreiecke nach ihnen zu bestimmen, und wenn er sich in dieser Gegend auf eine Beobachtung verläßt, so wird er sich um viele Grade irren. Ein andermal erscheint eine von Regengüssen zerrissene Bergwand wie eine prächtige Stadt mit Palästen, Säulenhallen, Minarets und Pyramiden, und wenn man näher kommt, verschwimmt alles und es war nur optische Täuschung, ein blendendes Luftgebild der großen Salzwüste. Unzähligemale hat man auf Eseln reitende Knaben für Riesen gehalten, die auf Elephanten säßen oder für wohlberittene Cavallerieschwadronen; Schafe und Ziegen hält man für Kamele und Dromedare, niedrige Büsche für die größten Waldbäume. Diese verschiedenen Erscheinungen sind oft sehr schön und gewähren viel Unterhaltung, aber nicht selten täuschen sie auch den ermatteten Reisenden auf eine sehr unangenehme Weise.

Die englische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Welttheilen.

(Nach der Colon. Gaz. vom 27 Mai.)

Am 19 Mai fand die 142ste Jahresversammlung dieser auf die Grundsätze der Staatskirche gebauten Gesellschaft statt. Eine große Anzahl Geistlicher, darunter die höchsten Würdenträger der Kirche, fanden sich ein, so wie der Lord Mayor, die Aeldermänner und Scheriffs der Stadt London. Der Bischof von Norwich predigte, nicht ohne Anspielung auf die neuen Spaltungen der Kirche und den Puseyismus, als dessen Gegner er sich zeigte. Die Missionäre der Gesellschaft sind namentlich in den vier großen Abtheilungen des englischen Colonialreichs beschäftigt: in Nordamerika, Westindien, Ostindien und Australien. Die Vereinigten Staaten wurden bis zu ihrer Trennung vom Mutterlande im J. 1783 fast ausschließlich von dieser Gesellschaft mit Geistlichen versehen; der erste nordamerikanische Bischof (Dr. Seabury) war ein Missionär dieser Gesellschaft. (Gegenwärtig finden sich in den Vereinigten Staaten 19 Bischöfe und über 1000 Geistliche der englischen Hochkirche.) Nach der Anerkennung der Unabhängigkeit wandten sich die Bemühungen der Gesellschaft nach Canada, Neuschottland, Neubraunschweig, Neufundland u. s. w. Nach dem Bericht des Bischofs von Neuschottland wurden in dieser Provinz seit 15 Jahren 119 Kirchen geweiht. Die Geistlichkeit seiner Diöcese, die auch Cap Breton und Prinz Edwards-Insel umfaßt, beträgt 227, die Zahl derer, die von der Gesellschaft ausgingen, ist seit des Bischofs Verwaltung von 5 auf 50 gestiegen. Seit 1839, wo die Zahl der Bisthümer im brittischen Nordamerika um zwei vermehrt wurde, ist die Zahl der Missionäre der Gesellschaft in der Diöcese Toronto um 42 gewachsen, und in der von Neufundland von 10 auf 25. — In Westindien steuert die Gesellschaft zum Unterhalt von 40 Geistlichen bei, abgesehen von Lehrern und Katecheten. — In Ostindien hat die Gesellschaft 47 Missionäre; sie hat ein Collegium zu Calcutta für den Unterricht einer einheimischen Geistlichkeit, und zu Madras Elementarschulen für die mittlern und untern Classen errichtet. — In Australien und Vandiemensland sind 50 Missionäre thätig, und Geld ist zur Erbauung von Kirchen und Pfarrhäusern bewilligt worden. — Einen scharfen Gegensatz mit dieser Thätigkeit bildet der Stand der Geldmittel. Im vorigen Jahre wurden 73,454 Pfd. St. ausgegeben, und das Einkommen belief sich auf 71 091. Davon betrug eine königliche Bewilligung 35,315 Pfd. St., der Rest mußte zum Theil aus dem verfügbaren Capital der Gesellschaft genommen werden, und dieß wird am Ende des laufenden Jahres so ziemlich erschöpft seyn. Wenn die jetzigen Missionen erhalten werden sollen, so müssen jährlich wenigstens 30,000 Pfd. mehr eingehen. Die Mitglieder der Hochkirche und namentlich die ungeheuer dotirten ersten Würdenträger scheinen demnach nur geringen Eifer für die Sache zu zeigen, und stehen hierin den Secten ungemein nach.

Wanderungen auf den Cykladen.

Amorgos.

(Schluß.)

Hier, wo niemals ein einzelner Franke anlangt, waren wir der allgemeine Gegenstand der Neugierde. Alles strömte herbei, und die Frauen erschienen allenthalben an der Thüre oder auf den Terrassen ihrer Häuser mit ihrer großen schönen Taille und ihren regelmäßigen edeln Zügen, die sich höchst malerisch ausnahmen in dem weißen, turbanartigen Kopfputz, mit breiten Bändern von derselben Farbe, die über die Schultern herabfielen oder unter dem Kinn zusammenliefen, so daß selbst der Mund bedeckt war, und man nichts als die schönen blauen Augen und eine gerade, regelmäßige Nase sah. Der Dimarch, welcher krank war, wies uns unsern Konaki oder Wohnung bei seinem Schwager an, dessen Sohn in Paris studirte. Das ganze Haus, bestehend aus einem großen Zimmer mit zwei guten Sophas und einer kleinen Kammer mit einem vortrefflichen Bett, wurde zu unserer Verfügung gestellt. Die Schränke waren wohl mit baumwollenen Servietten versehen, mit englischen Tellern und selbst mit Silber. Die Inseln waren nicht, wie der griechische Continent, von der türkischen Verwaltung oder von dem ersten besten Türken mitleidslos mißhandelt oder im Kriege geplündert worden; ein jährlicher Tribut war stipulirt und alle Jahre kam die

ottomanische Flotte, um ihn in Empfang zu nehmen. Die Einwohner wurden nur von ihren eigenen, mit der Erhebung des Tributs beauftragten Landsleuten geplündert, und so bereicherten sich wenigstens diese. Deßhalb findet man auf den Inseln die Häuser mit einer Sorgfalt unterhalten, wovon man sich im continentalen Griechenland keine Vorstellung machen kann. Ueberall sind Betten, Stühle und Tische, die Mauern sind hübsch geweißt und das Innere reinlich, selbst elegant.

Unter solchen Verhältnissen kann ein im Lande ansässiger Mensch ohne Mühe ein bescheidenes und selbst angenehmes Unterkommen finden, aber ein zufälliger Fremder hat alle Mühe sich mit dem Nothwendigen zu versorgen. Hier besteht gar kein Handel; es gibt keinen Laden, in dem man die vortrefflichen Erzeugnisse der Insel einkaufen kann, ihr ausgezeichnetes Oel, ihren Wein, ihren Tabak und ihren Käse, der zwar etwas zu stark gesalzen, aber weit besser als der cretensische ist. Jeder fabricirt ein wenig von allem diesem zu seinem eigenen Gebrauch, wenn er zu der kleinen Anzahl der Glücklichen gehört, unter welche die fruchtbaren Ländereien vertheilt sind; sonst sucht er sich durch ein Uebereinkommen mit diesen das Nöthige zu verschaffen. Von dem einen erhält er einige Pfund Oel, von dem andern einige Maaß Wein, Tabak oder einige der sehr fetten Ziegenkäse. Mit dem Weizen ist man sparsamer. Die Gesellschaft ist, wie man sieht, noch ziemlich im Naturzustande.

Während man bemüht war, alles zu unserer Versorgung Nöthige zusammenzubringen, ritten Sartiges und ich auf unsern Maulthieren nach dem drei Viertelstunden entfernten, auf der Insel und im ganzen Archipel berühmten Kloster der Panagia. Sobald man das Plateau, auf welchem Amorgos erbaut ist, hinter sich hat, geht es längs der Felsen abwärts, an denen sich in großer Tiefe die Wellen brechen. Der Weg war schmal und gefährlich, aber die Aussicht reizend; das Meer entfaltet sich in seiner Majestät, und man erblickt in der Ferne die Insel Siphnos und einen Theil der Insel Milos. Von Zeit zu Zeit erheben sich auf der Seeseite schroffe Felsen und dienen als Geländer. Endlich wird der Fels breiter und etwa 400 Fuß über dem Meere und 800 unter dem Gipfel erscheint wie in einer Felsenspalte ein kleines Kloster, das sich von dem rothbraunen Felsen weiß hervorhebt. Die Lage ist viel malerischer, als die des großen Megaspiläon auf Morea in der Nähe von Kalavryta. Wir stiegen eine sehr rohe, mit Hülfe von Felsenspalten und zerbrochenen Steinen erbaute Treppe hinan, die aber plötzlich aufhörte und mit einer äußerst gebrechlichen Holztreppe abwechselte, die durch eine Zugbrücke mit dem Klosterthore verbunden ist; man sieht also, die Mönche hatten ihre Vorsichtsmaaßregeln ergriffen, daß man ihnen gegen ihren Willen keinen Besuch abstatten konnte. Die Nähe des Meeres in einem den griechischen und türkischen Piraten so ausgesetzten Lande hatte diese Vorsicht nothwendig gemacht, und diese ist auch jetzt noch nicht ganz überflüssig, denn manchmal fällt es einem Klephten von Profession ein, auf einer Barke sich Nachts nach einer Insel zu begeben, ein Haus auszuplündern und sich wieder einzuschiffen, ohne eine Spur zurückzulassen, die auf seine Entdeckung führen könnte. Seeraub war das griechische Leben im Alterthum, Seeraub war herrschende Gewohnheit im Mittelalter, und obwohl die scharfen Züchtigungen der Piraten durch die Seemacht der civilisirten Staaten, der man sich in keiner Weise widersetzen konnte, große Verbesserungen in allen diesen kleinen Inseln herbeiführte, so bedarf es nur eines zufälligen Umstandes, um den abenteuerlichen Geist wieder zu erwecken und den Klephten und Fischer in Piraten umzuwandeln.

Das Kloster der Panagia enthält jetzt nur fünfzehn Caloyers statt hundert, wie im vorigen Jahrhundert; es ist indeß sehr reich und hat Besitzungen auf allen umliegenden Inseln und bis nach Asien hinein. Es wurde im Jahre 1088 gegründet, in demselben Jahre, wie das berühmte Kloster von Pathmos, durch den Kaiser Alexis, Vater der bekannten Anna Comnena. Während des letzten Kriegs fürchteten die Caloyers auf ihrer entlegenen Insel die Angriffe der Piraten, verließen ihr Kloster und flüchteten sich nach dem von Pathmos, wobei sie ihre Archive und ihre kostbarsten Gegenstände mitnahmen. Sie blieben sieben Jahre daselbst und sind erst seit kurzem zurückgekommen, haben aber ihr merkwürdiges, von Hrn. Roß näher untersuchtes Archiv, in welchem sich eine große Anzahl goldener Bullen verschiedener Kaiser, so wie auch lateinische Urkunden vorfinden, in Pathmos gelassen. Die Stiftungsbulle des Klosters ist ein höchst merkwürdiges Instrument, das alle dem Kloster ertheilten Privilegien aufzählt, und woraus man den Zustand des Reichs zu jener Zeit kennen lernt. Die verschiedenen Steuern, von denen das Kloster befreit ist, zeigen, welche Lasten auf die andern Stände drückten; das Kloster wird von der Gerichtsbarkeit der verschiedenen Staatsbeamten befreit, und man lernt daraus die unendliche Mannichfaltigkeit dieser Aemter kennen; aus der Befreiung von der Einquartierung der Truppen ersieht man die verschiedenen Grade der Befehlshaber und die Menge fremder, in den Dienst des Reichs aufgenommenen Corps, darunter Russen, Engländer, Franzosen, Deutsche, Bulgaren, Alanen *) und Saracenen.

Die Mönche nahmen uns äußerst willig auf und zeigten uns das Kloster in allen seinen Theilen. Es ist ein unendliches Gewirre von kleinen Treppen und kleinen Kammern. Auf der Außenseite ist die Mauer nur von einer geringen Anzahl Fenster durchbrochen, aber die Cellen der Mönche haben alle Fenster nach innen und sind sehr luftig und gesund. Die Mönche auf den Inseln sind, wie die andern Einwohner, minder arm und mehr an europäische Bequemlichkeiten gewöhnt, als die in den Provinzen des continentalen Griechenlands. Die Kirche ist sehr klein; auf einem Stein des Bodens ist der kaiserliche Adler mit zwei Köpfen ausgehauen, und daneben sind zwei Grabsteine mit Wappenschilden, die einen aufrechtstehenden Löwen mit einer Fahne in der Tatze zeigen. Die Kirche besitzt, wie alle Klosterkirchen, ihr wunderthätiges Bild, das unbeschädigt aus dem Grunde des Meeres herausgezogen wurde; es ist aber die Panagia von Amorgos ein gräuliches Gepinsel, und ich schützte gegen die Mönche mein schlechtes Gesicht vor, das mich hindere, die Malerei gehörig aufzufassen. So trennten wir uns als die besten Freunde von den Mönchen.

Großes Musikfest in Manchester. Die Bemühungen, Sinn für Musik unter den Arbeitern dieser großen Fabrikstadt zu verbreiten, sind als sehr gelungen zu betrachten. Am 10 Junius fand daselbst ein Musikfest statt, wo 1600 Personen aus der Arbeiterclasse mehrere Musikstücke ausführten. Ueber 6000 Personen waren anwesend. (Athenäum vom 17 Junius.)

---

*) Wohl die aus Catalonien, welches Wort bekanntlich aus einer Zusammenziehung der Worte Gothen und Alanen entstanden ist. Noch im 14ten Jahrhundert, zur Zeit der großen Compagnie, welche sich später Griechenlands bemächtigte, findet man Alanen besonders aufgeführt. Die hier genannten sind wohl als die Vorläufer der großen Compagnie anzusehen. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 6 und Umschlag zum Monat Junius.)

№ 6.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Freitag, 30 Junius 1843.

[76] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 20. Ueber den Anschluß Hannovers an den Zollverein. — Preußens diplomatische Verhandlungen mit dem englischen Ministerium in Sachen des Zollvereins. — Aehrenlese auf dem Felde der englischen Parlaments-Discussion. — Die Erläuterungen der Preußischen Staatszeitung im Betreff der Zollcongreßbeschlüsse, die Linnenfrage und welche erfreuliche Aussichten John Bull dem Vetter Michel neuerlich dieserhalb eröffnet. — Ueber den Absatz deutscher Fabricate im Ausland. Beschluß. — Beilage: Griechenlands landwirthschaftliche Verhältnisse im Jahr 1842. — Zur Geschichte der englischen Seiden-Industrie und Handelspolitik. — Handels-Vertrag zwischen Belgien und Spanien. — Uebersicht der englischen Colonien, in Beziehung auf Provincialeintheilung, Territorium, Bevölkerung ꝛc. — Handelszustände von Norwegen. — Die Leipziger Messe. — Eine neue Art Mais.

Nr. 23. Die national-ökonomische Organisation Deutschlands und die neue Aera der deutschen Bundesverfassung — auch etwas über Hannover. — Wie Hr. Gladstone, der Vicepräsident des englischen Handelsraths, aus einem Munde kalt und warm bläst. — Aehrenlese auf dem Felde der englischen Parlaments-Discussion vom 10 Mai. — Der Postvertrag zwischen Frankreich und England. — Beilage: Commercielle und industrielle Zustände von Rußland. — Preußens diplomatische Verhandlungen mit dem englischen Ministerium in Sachen des Zollvereins. — Ueber den Anschluß Hannovers an den Zollverein. — Ueber den Absatz deutscher Fabricate im Auslande. — Handel und Schifffahrt Schwedens.

Nr. 24. Hannover und die Publicität. — Wir wollen keine Fabriken! Bruchstücke aus Vorlesungen über den Zollverein. II. Die hannover'schen Fabriken. Erste Lection. — Correspondenz aus London. Die Canada-Kornbill — ehrenwerthe Gentlemen riechen eine Ratte, können sie aber nicht finden — Sir Robert Peel, der alte Reineke Fuchs und William Eward Gladstone der junge — die bureaukratische und die parlamentarische Regierung. — Mittheilungen. Ueber die Nothwendigkeit einer schleunigen Revision der Zollcongreßbeschlüsse vom Jahr 1842. I. Die englischen Wharps und die preußischen Zucht- und Arbeitshäuser. — Die italienische Handelsmarine. — Miscellen: Die Vereinigung der Gewerbvereine im Zollverein. — Die Postreform. — Strafsystem in den Zuchthäusern. — Die Auswanderung aus dem Nahethale. — Die französische Tabaksregie. — Die Weserschifffahrt. — Eisenproduction in England.

Nr. 25. An unsere Leser. — Der Canal durch die Landenge von Panama ein Unternehmen für die Hansestädte. — Bruchstücke aus Vorlesungen über den Zollverien. II. Die hannover'schen Fabriken. Zweite Lection. — Warum durchlöcherte Taschen das Gold nicht halten. Oesterreich und Ungarn. — Miscellen: Hr. Bartholony und die Eisenbahnen in Frankreich. — Beilage: Die Handelskammer von Elberfeld an den rheinischen Landtag. — Ueber die edlen Metalle. — Schnelligkeit der englischen Eisenbahnfahrten. — Englische Maschinenkraft. — Englische Eisenbahnen. — Staatswirthschaftliche Discussion.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[77] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Theater

von **Julius Mosen.**

8. Velinpapier brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Kaiser Otto III. — Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. — Die Bräute von Florenz. — Wendelin und Helene.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[78] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Albigenser.

Freie Dichtungen

von **Nicolaus Lenau.**

8. Velinp. brosch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Dem Genius des berühmten Dichters ward es vorbehalten, in einem welthistorischen Gegenstand die Idee unsrer Zeit zu erfassen, und in einer neuen Form, durch die eindringende Gewalt der Poesie zur Anschauung zu bringen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[79]

Denkwürdigkeiten
und
Vermischte Schriften.

Von
K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.
In sechs Bänden.
Erster bis dritter Band.
Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Die ersten drei Bände der zweiten Auflage dieses interessanten Werkes enthalten „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens"; der vierte bis sechste Band werden „Vermischte Schriften" enthalten und ebenfalls in kurzer Zeit erscheinen. Von der ersten Folge der ersten Auflage (in vier Bänden) sind noch einzelne Bände zur Completirung, so wie der fünfte und sechste Band in einigen Exemplaren vorräthig.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

---

[80]

Romane, Novellen und Erzählungen

von rühmlichst bekannten, sehr beliebten Verfassern und Verfasserinnen, die mit Recht jedem Freunde der Belletristik, so wie jeder Leihbibliothek zu empfehlen und so eben bei A. Wienbrack in Leipzig erschienen sind:

Blüthen aus Tetschens goldnen Auen von St. Nelly. 3 Thle. 3⅓ Thlr.
Inhalt: Die kleine Waise. — Mißlungene Rache. — Nadine das Soldatenkind. — Die Gefesselte. — Der Oheim. — Unter 20 Mädchen eine Braut. — Die Unvermählten.

Das schöne Mädchen am Gmundner See von Penseroso. 3 Thle. 3⅓ Thlr.

Egon. Roman von Gustav vom See. 3 Thle. 3¼ Thlr.

Erzählungen von Maria Norden. 2 Thle. 3⅓ Thlr.
Inhalt: Die Stiefschwestern. — Paul Sealig in Preußen. — Das Zusammentreffen auf Helgoland.

Ludwig der Kellner. Roman von Louise Otto. 2 Thle. 2¼ Thlr.

Olav der Dänenprinz von Wilhelmine Lorenz. 1⅓ Thlr.

Rinaldo Rinaldini. 6te unveränderte Aufl. mit 18 Kpfrn. 4 Theile. 4 Thlr.

---

[81] Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen:

Geschichte der Ilchane,

das ist
der Mongolen in Persien

von
Hammer-Purgstall.

Mit neun Beilagen und neun Stammtafeln.
Zweiter Band.
Mit fünf Beilagen und neun Stammtafeln.
gr. 8. geh. Preis 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Der erste Band dieses Werkes erschien 1842 und kostet gleichen Preis. Ein ausführliches Sach- und Namenregister folgt ehestens nach.

Von demselben berühmten Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Gemäldesaal
der Lebensbeschreibungen
großer moslimischer Herrscher
der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret,

von
Hammer-Purgstall.

6 Bände mit Kupfern.
8. geh. Preis 8⅔ Thlr. oder 15 fl. 36 kr.

---

[82] Im Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die fünfzig Tage
oder
die Geschichte der Gründung der christlichen Kirche.

Eine Festgabe
für Christen aller Confessionen
von **G. C. J. Hoffmann,**
Lehrer an der wissenschaftlichen Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geschichte für das größere Publicum den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[83]

Andenken
an
Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen
Friedrichs v. Schiller u. Charlottens v. Schiller.

Von Dr. **J. H. Hennes.**

8. br. Preis 1 fl. od. 16 gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum erstenmal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Litteratur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau v. Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Litteratur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, und kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind, so werden die Briefe von Frau v. Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Recht in den Kreis der deutschen Litteratur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölnische Zeitung vom 14 März d. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm

und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[84] In der litter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
in
oberbayerischer Mundart
von
Franz von Kobell.

Besonderer und vermehrter Abdruck der oberbayerischen Gedichte.

Preis 54 kr.

---

(85) In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gedichte
von
Albert Knapp.
Neueste Folge.

40 Bogen in gr. 8. Velinpap. brosch.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Dieser eng gedruckte, reichhaltige Band umfaßt größtentheils solche Gedichte des Verfassers, die noch nie öffentlich erschienen sind und kein einziges der in den früheren Sammlungen seiner Poesien befindlichen, weßhalb er ein durchaus neues und selbständiges Werk bildet, das eine gesichtete Auswahl der neuesten Erzeugnisse des Autors enthält und sich dabei ergänzend an die früher erschienenen Sammlungen anschließt, so sehr er auch durch sein größeres Format von ihnen verschieden ist. Die Rubriken dieser neueren Gedichte sind mit den älteren übereinstimmend geblieben, um dem Leser, der überhaupt christliche Poesien liebt, den Fortschritt der reiferen Jahre vor Augen zu legen. Der Geist, aus welchem sie geflossen sind, wird theils als der gleiche wie früher, theils noch als entschiedener gefunden werden.

Stuttgart und Tübingen, im April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[86] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Buch Hiob,

der Urschrift gemäß metrisch übersetzt und erläutert

von J. G. Vaihinger.

Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser bemühte sich, den Grundtext eines der erhabensten Zeugnisse der hebräischen Litteratur wortgetreu wieder zu geben, Fremdwörter, welche den Laien unverständlich sind, durchweg zu vermeiden, und die orientalische Sprachform mit dem Genius der deutschen Sprache möglichst zu verschwistern. Gründlichkeit der Auffassung, Reinheit der sprachlichen Form und Begeisterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieses Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, sondern auch erbaulichen und sehr anziehenden Lectüre machen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[87] In der litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Karte des westlichen Hochlandes
von Mittel-Asien,
oder die Staaten von
IRAN und TURAN

enthaltend: **Persien, Afghanistan, Belutschistan, Turkestan,** sammt den angränzenden Gebieten der Nachbarländer, besonders dem nordwestlichen Theile

von Vorder-Indien,

mit Begränzung der einzelnen Staaten und Provinzen.

Vorzüglich nach der Karte von Arrowsmith, Burnes' Reiseberichten und andern Hülfsmitteln bearbeitet

von J. B. Roost.

Preis: colorirt 1 fl. 12 kr. rhn. oder 18 gr.

Dieses mit großer Sorgfalt und vielem Kostenaufwand hergestellte Blatt enthält das ganze Gebiet derjenigen asiatischen Länderthеile, deren Schicksale durch die wachsende Macht zweier großer europäischen Staaten scheinen entschieden werden zu sollen. Die Karte gewährt einen leichten Ueberblick über sämmtliche auf dem Titel genannte Länder und ihre geographischen Verhältnisse zu Rußland und den englischen Besitzungen in Indien. Es wurde dabei besonders beachtet, wie sehr die natürlichen Zustände dieses großen Continents seine politischen Verhältnisse bedingen, und daher nicht nur eine deutliche Uebersicht seiner politischen Abgränzungen, sondern auch in möglichst klaren Umrissen ein Bild seiner physischen Lage zu geben gesucht.

Karte von China

mit dessen Eintheilung in 18 Provinzen,

nach den neuesten und zuverlässigsten Materialien bearbeitet

von J. B. Roost.

Preis 48 kr. rhn. oder 12 gr.

---

(88) In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Amrilkais,
der Dichter und König.
Sein Leben dargestellt in seinen Liedern.

Aus dem Arabischen übertragen

von Friedrich Rückert.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodschr **I. Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmüden. Der Jagdritt. Die Regenschau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Besbasa. Der gefährliche Besuch. Ommo Dschondob. Umeima. Eine Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirt. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aswad. Der gute Camerad. Der Bekehrte. Schamus. Die Zeltgenossenschaft. Die vier vorbehaltnen Stücke. Die Besendete. Der Regen. Der Wettgesang. **II. Sein Leben in seinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung seines Vaters traf. An seine Tochter Hind (über seine fehlgeschlagene Unternehmung gegen Ben Esed. Siegeslied. Loblied auf Oweir. Der Treulose und der Treue. Abermals zu Ehren Oweir's und der Beni Auf. Als er in seiner Bedrängniß sich an die Beni Schemedscha Ben Dscherm wendete (oder wenden sollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über seine geraubten Kamele. Muthiger Ritt. Ein Sinnspruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Thoal einkehrte. Während er am Berg Abscha in Tai, bei den Beni Thoal, den berühmten Bogenschützen, sich sicher fand. Der Bogenschütze von Thoal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erste Niederlage seines Geschlechts. Er gedenkt seiner Schwester. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er versenkt sich in Erinnerungen. Auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel. Krank, auf der Rückreise vom Kaiser. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[89] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen

bis

auf die neuesten Tage.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage in Einem Bande.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Register.

Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Wir glauben zur Empfehlung dieses der deutschen Lesewelt bereits durch mehrere Auflagen bekannten Werkes nur anführen zu dürfen, daß die neue Auflage alle frühern an Reichhaltigkeit des Inhaltes und Vollständigkeit übertrifft (sie enthält 30 Bogen mehr), indem der Hr. Verfasser unablässig bemüht war, die Ergebnisse aller der zahlreichen einzelnen Forschungen und Mittheilungen, durch welche in jüngster Zeit, namentlich seitdem viele bisher verschlossene Staatsarchive den Geschichtsfreunden geöffnet worden sind, die vaterländische Geschichte, zumal die neuere vom Reformationszeitalter an, ungemein an Aufklärung gewonnen hat, in seine zusammenhängende Darstellung einzutragen. Auch hat derselbe die Entwicklungs-Geschichte des deutschen Volkes bis auf die neuesten Tage fortgeführt und erst mit dem Jahr 1842 abgeschlossen. Die rein patriotische Tendenz des Werkes, die unbestochene Strenge des Urtheils und die Wärme der Sprache sind sich gleich geblieben.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[90] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber Vermögen

und

Sicherheit des Besitzes.

Gespräche

zwischen

dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann.

gr. 8. Velinp. brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Der Hr. Verfasser läßt in diesem originellen Buch durch persönliche Repräsentation die drei Hauptelemente des Staates über Eigenthum und Besitz sich in abweichenden Meinungen ergehen, und gibt ein treffendes Bild jener Gegensätze, die sich in unserer Zeit staatsökonomisch geltend zu machen suchen. In dialogischer Form tauschen die Regierungsgewalt, der Grundbesitz und der Handelsstand ihre Ansichten über den Ursprung und Fortgang des Nationalreichthumes aus, über die drückendsten Lasten, die besonders das unbewegliche Eigenthum in seiner Ergiebigkeit hindern, über Staatsschuldenwesen und eine Reihe von Fragen, die mehr oder weniger wirklich hieher gehören oder durch geschickte Seitendiversionen des dialektisch feingebildeten Hrn. Verfassers mitherangezogen werden. Wir sind überzeugt, daß dieses interessante Werk seinen Zweck, populäre Anregung, lebenvolle Entfesselung einer starren Wissenschaftsfrage, unmittelbaren Hinweis auf die wirklich vorhandenen Uebelstände, Wünsche und Hoffnungen nicht verfehlen wird.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[91] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Philosophie der Rede,

oder

Grundlinien der Rhetorik,

wissenschaftlich dargestellt

von **G. E. J. Hoffmann,**

Lehrer an der wissenschaftlichen Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus auf dem Salon.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

In dieser Bearbeitung ist der Rhetorik die umfassende wissenschaftliche Begründung gegeben, deren Mangel in den bisherigen Lehrbüchern so schmerzlich empfunden wurde. Sie wendet sich daher vorzüglich an Lehrer höherer Schulen, um ihnen als nähere Beleuchtung und als Correctiv für den Inhalt des von ihnen im Unterricht gebrauchten Lehrbuchs zu dienen. Zugleich aber erhebt sie ihren Gegenstand zu einem wesentlichen Theil des Gebietes der Philosophie und möchte daher und namentlich wegen ihres eigenthümlichen Verhältnisses zur jetzigen speculativen Philosophie die Aufmerksamkeit derer verdienen, die sich für den Fortschritt der Philosophie interessiren.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[92] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 3 gr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Gränzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeindeutschen Litteratur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Litteratur auch sie würdig zu repräsentiren.

J. G. Cotta'scher Verlag.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1831.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath rc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Ueber die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indobritischen bürgerlichen Gesellschaft. Nr. 152—155. — Huttons Reise nach Dahomey. Nr. 153. — Morrisons Erziehungsinstitut in China. Nr. 154. — Wanderungen in den Cycladen. Von Buchon. Syra, Delos, Paros und Naxos. Nr. 154—159. Besuch von Apano Castro und Apollonia. Nr. 164. Amorgos. Nr. 180. — Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken: Persische Trachten. Nr. 155. Duschistan. Nr. 156. Der zweimal Geköpfte. Nr. 157. — Dalaki. Nr. 158. Der Gebirgspaß. Nr. 162. Kazrun. Nr. 165. Nomadenzüge. Nr. 168. Fatima's Grab; Mohammed Mirza. Nr. 169. Malek Sobar; fernere Visiten. Nr. 170. Mirza Hussein Chan. Nr. 171. Der Moatimud. Nr. 172. Die heilige Quelle; der Demawend. Nr. 179. Komaischah; die Elbruzkette. Nr. 180. Die Salzwüste. Nr. 181. — Ueber die Vertheilung des Vermögens in Frankreich. Nr. 155. — Briefe aus Peking. Erster Brief. Nr. 157. Zweiter Brief. Nr. 158. — Die Secession in der schottischen Kirche. Nr. 158. — Ausflug längs der Westküste von Trinidad. Zweiter Abschnitt. Nr. 159. 160. — Litterarische Neuigkeiten aus Calcutta. Nr. 160. — Dschani der Belutsche. Nr. 160—162. — Die Seen von Killarney. Nr. 161—164. — Nordamerikanischer Finanzzustand. Nr. 163. — Johann Kollars Reise in Ungarn. § 1. Das transdanubische Ungarn. Nr. 164—168. 2. Das Land an der Mur und Steyermark. Nr. 172. 173. — Skizzen aus Neuseeland: Die Ehe. Nr. 165; Nahrung der Eingebornen. Nr. 171; Ursprung derselben. Nr. 180. — Die irische Bewegung und das englische Parlament. Nr. 166. 167. — Scenen aus den Laplatastaaten: Lage der Sachen in Corrientes. Nr. 166; der irische Gaucho. Nr. 167; Corrientes und seine Bewohner. Nr. 168; Don Isidoro Martinez; die Beamten. Nr. 169. Handelsvertrag mit Don Pedro Campbell dem irischen Gaucho. Nr. 170. — Der Nachdruck in den Vereinigten Staaten. Nr. 167. — Einiges über die Sitten der Bewohner von Algier. Nr. 169. — Merkwürdige Ruinen in Peru. Nr. 170. — Die Markisen. 1. Geschichte. Nr. 171. 2. Geographie. Nr. 172. 173; 3. Religion und Cultus. Nr. 174. 175. 4. Die Sprache. Nr. 176. 177. 5. Sitten und Gebräuche. Nr. 178. 179. — Die Stellung des Puseyismus. Nr. 173. — Die Laplatastaaten. Nr. 174—177. — Belustigung in der Stadt Tarifa. Nr. 175. — Skizzen aus Frankreich: Fontainebleau. Nr. 176; das Loirethal; la Charité. Nr. 178; Nevers. Nr. 179. — Die galizisch-rusinische Sprache. Nr. 177. — Die arabischen Pferde in Frankreich. ibid. — Das Fest des heiligen Christoval zu Merida in Yucatan. Nr. 181.

Chronik der Reisen.

Lessons Aufenthalt auf den Markisen. Nr. 152. 153. — Clement de Bode's Reise durch das Land der Mammasenni oder Khogilüs, eines Lurenstammes. Nr. 165. — Ausflug in Chili von Cl. Gay. Nr. 171.

Kleinere Mittheilungen.

Wettfahrt zwischen einem Dampfboot aus französischer und einem andern aus englischer Fabrik. Nr. 152. — Merkwürdige Spielkartensammlung. Nr. 153. — Geologische Nachricht über Sicilien und Calabrien. ibid. — Plan, Pointe-à-Pitre aus Eisen aufzubauen. Nr. 154. — Aufrechtstehende fossile Bäume in den Kohlenflötzen von Neuschottland. Nr. 155. — Unterricht in der ersischen Sprache. ibid. — Missionen in Obercalifornien. Nr. 156. — Blitzableiter für Schiffe. ibid. — Sendung englischer Missionäre nach China. Nr. 157. — Schulen in Chili. Nr. 158. — Maschinenausfuhr aus England. ibid. — Fische im artesischen Brunnen in Grenelle. ibid. — Etwas über die Minen in Mexico. Nr. 159. — Der Census von Irland. Nr. 160. — Ein indianischer Missionär. Nr. 161. — Vergleichung zwischen den Vereinigten Staaten und Canada. Nr. 162. — Einwendung eines alten Indianers gegen das Christenthum. Nr. 163. — Unterseeischer Vulkan in der Nähe von Guadeloupe. ibid. — Ertheilung der goldenen Medaillen der Londoner geographischen Gesellschaft. Nr. 165. — Drake's Lebensbeschreibung. Nr. 167. — Antwort auf Dickens Notes. ibid. — Plan zu einer antiquarischen Expedition nach Mittelamerika. Nr. 168. — Hohle und volle Achsen. ibid. — Sammlungen der französischen Corvette Danaide. Nr. 169. — Merkwürdiger Blinder. Nr. 170. — Herausgabe einer altpeinischen Bibliothek. ibid. — Alte Leute in Frankreich. Nr. 171. — Fortschritte der schwedischen Mäßigkeitsgesellschaft. Nr. 173. — Leichtgebautes eisernes Fahrzeug. ibid. — Ueber den Rost bei gegossenem und geschmiedetem Eisen und Stahl. Nr. 174. — Preisfragen der französischen Akademie. ibid. — Fossile Giraffe. Nr. 175. — Electromagnetischer Telegraph. Nr. 176. — Denkmäler in England. ibid. — Slawische Litteraturnachrichten. Nr. 177. — Merkwürdiges Meteor. Nr. 178. — Ueber die Wälder in Frankreich. ibid. — Die Höhle von San Francisco bei Villa Nova in Oberitalien. Nr. 179. — Neues Fossilienlager im Pariser Bassin. ibid. — Die englische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Welttheilen. Nr. 181. — Großes Musikfest in Manchester. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

Julius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1843.

Das englische Heer.

Einen seltsamen Gegensatz gegen die Truppen des Continents bilden die englischen, welche nach altem Herkommen noch geworben werden und 25 Jahre bei den Fahnen bleiben, nach deren Verlauf man sie, das heißt diejenigen, welche die Anstrengungen des Dienstes unter allen Himmelsstrichen in dieser langen Periode überstanden haben, mit Pension entläßt. Man schätzt die Anzahl dieser Pensionäre auf etwa 80,000 *) und sie sind über alle drei Königreiche verbreitet, ohne jedoch auf die Recrutirung günstig einzuwirken, denn so weit man weiß, rathen diese Pensionäre den jungen Leuten gewöhnlich vom Eintritt ins Militär ab. Wie man in den Continental-Armeen über die Kürze des Dienstes klagt, die keine alten, erprobten Soldaten heranzuziehen gestattet, so klagt man in England über die lange Dauer; diese Verschiedenheit ist sehr charakteristisch, und entspringt unmittelbar aus dem verschiedenen Princip, das dem Militärsystem zum Grunde liegt: auf dem Continent, wo die zwangsweise Aushebung herrschend ist, will man den Ausgehobenen so kurze Zeit wie möglich seinen bürgerlichen Beschäftigungen entziehen; in England aber, wo man wirbt, sind nur die alleruntersten Classen der Gesellschaft geneigt, ihr Leben und ihre Freiheit um den, wenn auch im Vergleich mit dem Continent ziemlich hohen Sold zu verkaufen, und man erhält nur den Auswurf des Volks, wenn man auch nicht mehr wie vor 30 und 40 Jahren die Gefängnisse ins Militär ausleert. Könnte an diesem im Allgemeinen durchaus gültigen Satze noch der mindeste Zweifel seyn, so darf man nur die Zahl der Soldaten vergleichen, welche die verschiedenen Theile des Landes liefern. Man hat diese Zahlenverhältnisse neuerdings wegen der irischen Bewegungen ans Licht gezogen, und sie sind selbst in der Allgemeinheit, wie sie dastehen, sprechend genug. Nimmt man die englische Armee zu 106,000 Mann an, so finden sich darunter 51,000 Engländer, nahe an 14,000 Schotten und 41,000 Irländer; da man die Bevölkerung der drei Königreiche in runden Zahlen auf 16 Mill. für England, 8 Mill. für Irland und 3 Mill. für Schottland anschlagen kann, so sollte England 62,000, Irland 31,000 und Schottland 11,500 liefern. Schon hieraus ergibt sich ein starkes Mißverhältniß, wir sind aber damit noch nicht zu Ende. Unter den 51,000 Engländern stecken wahrscheinlich noch eine gute Anzahl in England geworbener Irländer und Schotten, und jedenfalls stecken darunter zwischen 2 und 3000 Walliser, die nicht englisch sprechen, wie auch unter den Schotten zum mindesten eben so viele, wo nicht noch viel mehr Hochschotten sind. An wirklichen Engländern zählt die Armee an Gemeinen wohl wenig über 40,000 Mann. An wirklichen Gälen, Kymren und Iren, die nicht oder sehr gebrochen englisch sprechen, oder denen zum mindesten ihre gälische Mundart geläufiger ist, möchten sich in der englischen Armee wohl über 8000 finden. Es ergibt sich hieraus, wie sehr die Recrutirung sich nach den ärmsten Theilen des Landes wendet, und wenn auch in diesen, mit Ausnahme derer, welche in Hochschottland die Clananhänglichkeit treibt, nur die niederste Classe in Dienst tritt, so muß das englische System einen Grundfehler haben, der im Werben selbst liegt.

Der beste Beweis ist der, daß in allen Fällen, wo eine bedeutende Vermehrung der Armee nothwendig war, das Werbsystem sich unzulänglich zeigte. Als man zwei Jahre nach dem Beginn des Revolutionskrieges die im Frieden geworbenen Soldaten so ziemlich aufgebraucht hatte, wußte Niemand einen Rath, wie man Soldaten in nöthiger Anzahl herbeischaffen sollte, so daß man auf den eben so abgeschmackten als absurden Ausweg verfiel, jeden, der eine gewisse Anzahl Recruten herbeischaffe, zum Officier zu ernennen. Man kann sich denken, was für Künste in Bewegung gesetzt wurden, und daß die gewöhnlichen Werberkniffe weit hinter dem zurückblieben, was hier geschah. Die Folge war eine wo möglich vermehrte Mißachtung des Militärstandes, und dennoch schlug das Experiment, wie zu erwarten war, fehl. Im Jahre 1797 war aber der Mangel an Truppen so arg, daß man unter dem milden Namen „Requisition" in den Kirchspielen eine Conscription anordnen mußte. Auch jetzt war das Ergebniß nicht glänzend, denn ein bedeutender Theil dieser ausgehobenen Mannschaft desertirte bei der ersten Gelegenheit. So standen die Sachen im Jahre 1799, als man endlich unter der Miliz zu werben begann. Diese

*) Darunter befinden sich aber auch Neger u. dgl. etwa 1500.

war, nachdem sie seit hundert Jahren eingeschlafen, im Jahre 1756, wo man von außen her einen feindlichen Einfall befürchtete, aufs neue ins Leben gerufen, und im Jahre 1798 auch auf Schottland ausgedehnt worden.*) Dieses ging eine Zeitlang, aber nicht in hinreichendem Maaße, und nur das Anerbieten einiger muthvollen Milizofficiere, welche ganze Regimenter bewogen sich außerhalb des Landes verwenden zu lassen, rettete die Regierung vor großer Verlegenheit. Im J. 1805 wurden die Anordnungen über die Miliz wesentlich verbessert, und im J. 1808 theilte man sie ab in solche, welche in allen Theilen des Königreichs, und solche, die nur in den Grafschaften zu dienen hatten. Die ersten waren also ausgehobene Zwangssoldaten im vollen Umfang des Wortes, nur mit dem einzigen Unterschied, daß man sie nicht nach den Colonien oder dem Continent schicken konnte; da sie aber einmal ganz als Soldaten behandelt und an das militärische Leben gewöhnt waren, so ließen sie sich leichter anwerben, besonders da die Regierung das Handgeld bis auf 10 Pfd. erhöhte.**) Diese Miliz lieferte dem Land vom Jahre 1805 bis 1813 nicht weniger als 113,000 Mann, den gewöhnlichen geworbenen Soldaten weit vorzuziehen, da sie meist aus Bauernsöhnen bestand, die moralisch besser und physisch kräftiger waren. Also Conscription und ein starkes Handgeld zeigte sich als das einzige ausreichende Mittel, die Reihen des Heers zu füllen. Die Werbung reichte in keiner Weise aus, und wird auch voraussichtlich in Zukunft nicht ausreichen.

Es bedarf nicht mehr des Beweises, daß nur die ärmste und zum Theil die verworfenste Classe sich anwerben läßt; merkwürdig ist aber, daß dieser Satz selbst von dem armen Irland gilt, da man doch glauben sollte, daß Recruten nicht mangeln, wo fast jährlich vor der Ernte eine halbe Hungersnoth herrscht. Ein englischer Officier, der das Werben in Irland aus Erfahrung kennt, äußert sich darüber ***) folgendermaßen: „kaum irgend Ein Bursche von ordentlichem Wesen kommt freiwillig und erklärt seinen Wunsch, ins Militär zu treten aus irgend einem Gefühl von Stolz oder Achtung für den Stand, oder in der Ansicht, daß der Sold und die künftige Pension ihm irgend einen zusagenden Vortheil gewähren. Wenn je ein solcher zufälligerweise angelockt und zum Eintritt beschwatzt wird, so bezahlen alsbald seine Freunde für ihn, um nur ihn von der dankiosen Aufopferung seiner Freiheit und Gesundheit los zu bekommen. Wenige, die auf irgend eine Weise, sey es in ihrem eigenen Lande oder durch eine jährliche Auswanderung nach England während der Ernte sich ihren Unterhalt verdienen können, nehmen Handgeld an, und während die unablässigen Bemühungen der Werber ohne Erfolg bleiben, sieht man große Schaaren von kräftigen jungen Leuten lieber auf den Chausseen Steine zerschlagen. So lange Arbeit zu bekommen ist, erhält man keine Recruten; wenn aber endlich die Ernte vorüber ist, und England seine Hunderte von eingewanderten Arbeitern zurückschickt, um den Arbeitsmarkt in ihrer Heimath zu überführen, so verdrängen diese, welche etwas Geld in der Tasche haben, die andern, von denen dann, wenn einige Regentage sonst noch die Arbeit schmälern, etliche hungernde Bursche in die benachbarte Stadt gehen, wo ein Werbdepot ist. Diese nebst einigen Erztaugenichtsen, die wegen schlechten Benehmens ihre Heimath verlassen müssen, und schlechte Lehrjungen, welche ihre Meister um jeden Preis gern losshaben möchten, bilden die Mehrzahl der Recruten, und noch überdieß kann man sie nicht in gehöriger Zahl haben.“

Nach dieser Schilderung aus Irland kann man sich einen Begriff machen, wie es in dem ungleich reichern England aussieht, die Werbung für die sehr hoch bezahlten Garderegimenter ausgenommen; man erkennt sogleich den Grund, weßhalb die erfahrenern Officiere die Peitsche nicht ganz abschaffen, sondern immer noch als Schreckmittel über diesem Gesindel schweben lassen wollen; ferner, daß man aus diesen Leuten brauchbare Unterofficiere nur in geringer Anzahl ziehen kann, und das Fehlende durch eine Unzahl von Officieren ersetzt, die, wenn auch voll Muth im Gefecht, doch mit dem verwickelten Detail des Dienstes häufig sehr schlecht bekannt sind. Darum haben erfahrenere Officiere schon wiederholt darauf angetragen, daß man auch Leute auf kürzere Dienstzeit solle anwerben dürfen, etwa auf zehn Jahre, nach welcher Zeit sie, wenn auch nur mit einer unbedeutenden Geldsumme entlassen, doch noch mit gesundem Körper und frischen Kräften sich einem bürgerlichen Gewerbe widmen können. Aber das ist tauben Ohren gepredigt, und man scheut sich, waffengeübte Leute in größerer Zahl ins bürgerliche Leben zurücktreten zu lassen, ohne daß man ihrer durch eine lebenslängliche, wenn auch karge Pension Meister bleibt.

Letztere Rücksicht mag allerdings jetzt vorherrschen, war es aber in früherer Zeit gewiß nicht, was die Annahme eines andern Systems hinderte, sondern man wünschte einerseits geübte Leute möglichst lange bei den Fahnen zu erhalten, andererseits möglichst wenig dafür zu zahlen. Es wäre nicht schwer, Recruten in großer Anzahl zu bekommen, wenn man ihnen nach einer kurzen Anzahl Jahre eine genügende Aussicht eröffnen könnte oder wollte. Würde man z. B. für Canada eine besondere Truppe errichten, welche nach sechs- oder achtjährigem Dienst Land in der Provinz verwilligt erhielte, so würde es an Recruten der besten Art, d. h. aus dem wohlhabenden Bauernstande, in keiner Weise fehlen. Wenn man Soldaten haben will, so muß man sie entweder zwangsweise ausheben, oder man muß bei dem Werben ihnen Vortheile bieten, die mit den jetzigen ökonomischen Zuständen der Gesellschaft im Verhältniß stehen. Dazu muß es im nächsten Kriege, den England zu bestehen hat, unfehlbar kommen, denn selbst die Miliz, obgleich diese nicht aus dem Lande versendet werden darf, erscheint einem Volke, von dem zwei Drittheile mit Han-

*) Alle Personen zwischen 18 bis 45 Jahren, die nicht körperlich unfähig oder speciell ausgenommen sind, werden dem Loos unterworfen und müssen dann persönlich oder durch einen guten Stellvertreter fünf Jahre lang dienen. Für einen Stellvertreter in der Miliz zahlt man 50 bis 60 Pf. St.

**) Gewöhnlich drei; davon muß indeß der Recrut seine militärische Kleidung bestreiten, so daß ihm oft blutwenig übrig bleibt; jetzt wo man gegen Irland vieler Soldaten bedarf, scheint man doch das Handgeld bereits auf 4 Pfund erhöht zu haben.

***) S. United. Serv. Journ. Jan. 1840, p. 2.

del und Gewerbe beschäftigt sind, so lästig, und der Engländer ist des Zwangs so wenig gewohnt, daß man glaubt, der Widerstand gegen das Milizsystem, das in den wesentlichsten Punkten mit der Ausbebung auf dem Continent zusammenfällt, werde auf so bedeutenden Widerstand stoßen, daß man nicht im Stande seyn werde, solches durchzusetzen. Die Abneigung gegen den Waffendienst, welche dem niederen Mittelstand anklebt, und in England besonders stark und auffallend hervortritt, steht in starkem Contrast mit dem früheren Leben.

Am Ende des 15ten Jahrhunderts zählte man in dem gewiß achtmal kleinern London nicht weniger als 25,000 wohlgeübte und bewaffnete Bürger, eben so war es in den andern Städten, und Auftritte, wie zu Bristol, wo ein Pöbelhaufe eine ganze große Stadt in Schrecken setzt und plündert, bis man mit einigen Compagnien Soldaten die Ruhe herstellt, wären ganz undenkbar gewesen. In England aber nahm der kriegerische Geist der Bürgerclasse frühzeitig ab, schon unter Karl I in den Kämpfen des Parlaments mit dem König wurden die aus der Städtebevölkerung entnommenen Schaaren des erstern von der königlichen Armee, die aus dem Landadel und dessen Gefolge bestand, fast allenthalben geschlagen, *) zu einer Zeit, wo in Deutschland und den Niederlanden die Städte noch eine große Anzahl wehrfähiger Männer mit Erfolg ins Feld stellten. Als vollends Englands innere Kriege ein Ende hatten, erschlaffte unter der Mittelclasse der kriegerische Geist ganz, und es bildete sich jene krankhafte Empfindlichkeit gegen stehende Truppen aus, welche die Engländer, wie ihre Söhne, die Amerikaner, charakterisirt, und ein Kind der moralischen Erschlaffung ist, an der unsere Zeit leidet. Auf dem Continent hat diese Ansicht in Folge der größern Verschmelzung des Heeres mit dem Volke abgenommen, in England besteht sie aber vielfach noch in ihrer ganzen Stärke.

(Fortsetzung folgt.)

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

(Aus dem Russischen. S. Ausland 1841, Nr. 159—63, 171—75 und 340—44.)

Die Turkomanen.

In Kleinasien baut die ansässige Bevölkerung und hat dieselbe überhaupt, im Verhältniß zu dessen Gesammtflächenraum, nur sehr wenig Land zu ihrer Verfügung; auch lassen überdieß noch viele Gutsbesitzer die Ländereien wüst liegen. **) Auf solchen Antheilen und auf den sogenannten „Brachen" — herrenlosen, d. h. nur der Landesregierung eigenthümlich zugehörigen Strichen — weiden die Turkomanen frei oder bleiben auch wohl, wenigstens für einige Zeit, ganz darauf. So finden sie sich durch das ganze Land zerstreut, überall, wo dasselbe von seinen Anbauern verlassen worden, d. h. allenthalben, außer an den volkreichsten Plätzen. Am häufigsten verweilen sie auf der Landstrecke zwischen Balbasar, südlich nach dem Taurus hin, und auf dem Taurus selbst, theils an dessen nördlichen, hauptsächlich indeß an seinem südlichen Abhang — und am mindesten zahlreich im nördlichsten und im westlichsten Theil der Halbinsel, nur die Umgegend von Ak-Hissar ausgenommen. Obgleich nun offenbar die Turkomanen ein Nomadenvolk sind, haben doch manche von ihnen, wenigstens für die Winterzeit, beständige Wohnsitze, die sie nur im Sommer verlassen, um an andern Orten entweder Ackerbau zu treiben oder das Vieh zu weiden — in welchem letztern Fall sie nach Maaßgabe der Unzulänglichkeit des Futters die Stellen wechseln. *) Die zeitweiligen Wohnsitze haben sich sogar schon hie und da in bleibende Niederlassungen verwandelt: so sind z. B. die Städte Ssewrihissar und Godschhissar (nahe am großen Salzsee) entstanden. **) In der Bauart unterscheiden sich aber dieselben wenig von den Dörfern mit ihren ebenso niedrigen, auf einem Holzgrunde roh, klein, ohne die mindeste Wohnlichkeit aus Erde aufgeführten Häusern — mit gleicher Vernachlässigung der Herrengebäude, wie der Gesindewohnungen — mit gleicher Dürftigkeit und Spärlichkeit im ganzen Hausrathe. Der turkmenische Ansiedler meint immer, er sey nur auf einem Haltplatze, und macht sich daher mit dem Wechsel der Jahreszeit auf, einen andern Wohnsitz zu suchen. Die Turkomanen in festen Wohnsitzen haben die Eigenthümlichkeit, daß ihre Beys (Stammhäupter) in Amtsberechtigung und Ausübung den türkischen Provincialbehörden ähnlich geworden — oder genauer, daß ihre Bezirksbehörden vorzugsweise vor andern aus ihren Beys ernannt werden (obwohl man auch bereits angefangen, ihnen bisweilen türkische Beamte aus Konstantinopel zuzuordnen). Im Aeußern, in Lebensweise und Sitten kommen dieselben aber mit ihren Nomadenbrüdern fast gänzlich überein; nur etliche Gewohnheiten haben jene den städtischen Türken entlehnt, namentlich in Betreff der Frauentracht und des gegenseitigen Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern. Indem wir dieses als Ausnahme betrachten, sprechen wir von den Turkomanen in ihrem natürlichen Zustande und volksthümlichen Treiben doch nur als von Nomaden — „Juruk," wie die Türken sich ausdrücken.

---

*) Cromwell nahm in seine eisernen Schaaren die wüthendsten Independenten, aber auch eine große Zahl Pächtersöhne auf, und diese Mischung körperlich kraftvollen Landvolks mit seinen fanatischen Puritanern zeigte sich ausnehmend erfolgreich.

**) Hamilton sagt: zu den vielen Hindernissen der Civilisation Kleinasiens ist unbedenklich seine sehr gemischte Bevölkerung zu rechnen: außer den Griechen, die aus Nothwendigkeit, und den osmanischen Türken, die aus Grundsatz faul sind, gibt es hier drei, und, zählt man noch die Zigeuner mit, vier Landstreicher-Racen.

---

*) Die in Kleinasien hausenden Turkomanen bleiben großentheils beständig in diesem Lande, nur aus dem östlichen Ende desselben ziehen etliche Stämme noch weiter gen Osten, nach Amasia, Tokat und dem Ardschis-Dag hin, wofür dann von dorther andere hereinwandern. Dergleichen Uebersiedlungen fanden jedoch mehr damals statt, als die Landesregierung die Einführung des Nisam (Reform) ins Werk zu setzen begonnen; inzwischen ist auch dieses Wandervolk allmählich heimisch und der neuern Verhältnisse gewohnt geworden.

**) Die Turkomanen im Bezirk zwischen Ak-Serai und Chodsch-Hissar gehören zu dem großen Stamm der Perogin-Afsirote-Turkoman, die auf 8 bis 10,000 Mann geschätzt werden. Neben der Hirtenwirthschaft besorgen sie hauptsächlich die Blei- und Kupferfracht aus den Gruben im östlichen Kleinasien nach Konstantinopel, wofür sie nominell 100 Piaster per Ladung, wirklich aber nur 25 Piaster erhalten, indem ihnen 75 als Abgabe zurückbehalten werden. Ihr Häuptling ist ein von der Pforte angestellter, aber zu ihrem Stamm gehöriger Woiwode und lebt in Sari-Karaman, welches bekanntlich durch seine Pferdezucht berühmt, aber auch merkwürdig ist wegen der Schluchten bei dem nahen Tattar, in deren einer auf einem Altar ein Buch aufbewahrt wird, welches Verderben über jeden bringt, der es wegnehmen wollte, und unfehlbar am nächsten Tage wieder an seinem Platze liegt, deßhalb auch gar nicht berührt werden darf, von Hamilton aber für ein stark beschädigtes griechisches Menologion auf Pergament, wahrscheinlich aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert, erkannt worden ist.

indem sie unter dieser Bezeichnung Turkomanen und Kurden zusammenwerfen.

Die Turkomanen selber halten sich für ein eigenes Volk, von Türken und Kurden völlig verschieden, und aus dem Nordosten von Kleinasien übergesiedelt, ohne doch mit Zuverlässigkeit genauer angeben zu können, woher sie eigentlich stammen. Sie bestehen aus vielen, mehr oder minder zahlreichen Stämmen, deren jeder zunächst unter Leitung eines Stammhauptes oder Fürsten — „Bey" — steht, welcher seine Gewalt auf den ältesten Sohn (in dessen Ermangelung dem Bruder oder dem Oheim) vererbt. Hierin weichen zwar einzelne Stämme von einander ab, doch wirkt bei allen die persönliche Achtung des Stammes für diesen oder jenen Verwandten des verstorbenen Bey auf die Ernennung seines Nachfolgers stärker, als die Nähe der Verwandtschaft. Die Nachkommen des Bey heißen „Beisade" (Fürstensprossen) und bilden die Aristokratie der Turkomanen, die aber nur dann einigermaßen in Ansehen steht, wenn sie nicht zahlreich, oder, bei großer Vermehrung, doch nicht (was nicht selten vorkommt) gänzlich mit dem Volke selbst vermischt ist.

Alle Turkomanen sind Muselmänner und sprechen ein so schlechtes Türkisch, daß die Türken es geradezu als eine besondere Mundart mit mehrern Unterabtheilungen bezeichnen; ihre Aussprache ist auch wirklich von der dieser letztern so abweichend, daß selbst Ausländer es bemerken.*)

Früher und auch vor nicht sehr langer Zeit noch bildete jeder einzelne Stamm für sich allein — falls er sich indeß hiezu gar zu schwach fühlte, mit einem oder mehrern gleichen vereint — so zu sagen ein eigenes Volk, von allen übrigen unabhängig und nur dem Sultan gewissermaßen unterthan und zu einer gewissen jährlichen Abgabe verpflichtet — mit den festangesiedelten Nebenwohnern, wie mit den andern Umzüglern in Handel und Wandel nachbarlich verkehrend: bei den Angesessenen, in Ermangelung offener Weideplätze, Feld und Weide miethend, viele der eigenen Erzeugnisse absetzend und den Wirthschaftsbedarf an Waaren einkaufend — mit den Behörden dagegen in keiner andern Berührung, als mittelst Streitigkeiten, und auch diese viel öfter im Wege der Gewalt, denn im Wege Rechtens lösend, so daß, besonders wenn der betreffende Stamm zahlreich war, der Vortheil gewöhnlich auf Seite der Turkomanen blieb und die Behörden der Festangesessenen es nicht leicht ersprießlich fanden, mit einem mächtigen Bey anzubinden, da ja die Umzügler jenen weit mehr als diese ihnen schaden konnten. — Gegenwärtig sind Handels-, wie nachbarliche Beziehungen zwar zwischen den Turkomanen und den Türken noch die frühern, ihre Beziehung aber zur höchsten Gewalt und zu den Provincialbehörden hat sich bereits geändert, ändert sich noch fortwährend und wird auch gewiß noch nicht sobald sich festgestalten: die Beys sind schon mehr oder minder abhängig von den Behörden der Landschaft, in welcher sie sich gerade aufhalten, und bezahlen zum Theil auch schon an die Pforte einen Tribut, der sich fast überall in eine Steuer umgestaltet, wie solche auch von den Türken erhoben wird. Ebenso ist die Gewalt des Bey's selbst über ihre Stämme bedeutend beschränkt worden: gleich allen übrigen von den Bezirksbehörden Abhängigen müssen sie die wichtigern Angelegenheiten der Entscheidung derselben unterwerfen; ja sogar Ersatzmannschaften werden schon den Turkomanen abgefordert. — Ebenso verhält es sich mit den allgemeinen Verordnungen; die Beobachtung derselben ist, je nach den Ortschaften und Personen, sehr ungleich: es gibt Beys — besonders unter den Halbansässigen, rings von Türken umwohnten — welche sich der Staatsgewalt völlig unterworfen haben; andere — z. B. die Häuptlinge der in Taurusklüften zerstreuten geringzähligen Stämme — welche sich jener entziehen, indem sie von Ort zu Ort wandern, und bald diesem, bald jenem Bezirke sich zuzählen oder mit Ungehorsam ihrer Untergebenen sich entschuldigen, denen sie indeß doch selber behülflich sind, vor den zu ihrer Aufsuchung erscheinenden Abgeordneten der Obrigkeit in den Bergen sich zu verstecken, ja sogar solche — einzelne mächtigere, in den Steppen um Chodsch-Hissar herum lebende — welche den Requisitionen nicht genügen, ohne nur einen andern Einwand nöthig zu erachten, als eben ihre Abneigung, der neuen Ordnung sich zu fügen, und bei ihrem Widerstreben vorkommendenfalls der Gewalt auch Gewalt entgegensetzen. Im Jahre 1834 jedoch ließen die Statthalter, namentlich die Paschas von Konieh und von Angora, strenge Befehle ergehen, um die Ungehorsamen zur Unterwerfung zu bringen und mit solchen geradezu wie mit Verbrechern zu verfahren, was etliche Turkomanen bewog, ihre Wintersitze zu verlassen und sich nach weiter entlegenen Plätzen zu begeben, in der Hoffnung, dort ungestört bleiben zu können. Gegenwärtig aber ist die frühere Freiheit für sie allerorten vernichtet, und jeder neue Machthaber zeigt sich eben nicht viel nachsichtiger als sein Vorgänger. — Allein, wie drückend auch schon die unaufhörlich wachsende Zunahme der Steuern für die Turkomanen geworden, die Hauptursache ihrer hartnäckigen Unfügsamkeit ist immer die Aushebung zum Dienste.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hamilton charakterisirt sie als „noch unvermischte Türken, die ein reines oder, im osmanischen Sinn, rohes, von Arabismen und Persismen wenig verderbtes Türkisch sprechen, auch nicht ihres Nationalnamens sich schämen, wie die Osmanli, bei denen Türk die Bedeutung eines ungesitteten Nomaden erhalten hat."

Miscellen.

Römische Alterthümer in Frankreich. Im Sept. 1838 wurde ein schönes Mosaik, Orpheus und Ceres darstellend, in dem Walde von Brothonne in der Normandie entdeckt. Seit dieser Zeit hat die archäologische Gesellschaft zu Caen ihre Nachforschungen fortgesetzt, und eine lange Reihe römischer Zimmer nebst mehrern Bädern entdeckt. Eines der Zimmer ist glänzend verziert, und an den Mauern sind die schönsten Mosaikarbeiten, verschiedene Wasservögel darstellend. Zahlreiche Münzen reichen bis auf Gallienus herab. Ein Zimmer war ganz mit Mosaik gepflastert, ist aber leider großentheils zerstört. Aus den gleichfalls aufgefundenen zahlreichen Hirschhörnern, Eberzähnen und andern Thierknochen sollte man vermuthen, daß hier ein Jagdschloß gestanden. (Courr. franç. vom 13 Junius.)

Riesenhafter Vogel in Neuseeland. Prof. Owen hat bereits in den Zoological Transactions aus einem zufällig erhaltenen Hüftknochen das frühere oder noch gegenwärtige Daseyn eines riesenhaften Vogels in Neuseeland nachgewiesen; jetzt hat ein Hr. Williams eine Kiste mit zahlreichen Knochen aus Neuseeland gesendet, und äußert sich in seinem begleitenden Schreiben dahin, daß sich diese ungeheuren Knochen — der Oberschenkel soll 2' 10'' halten — an mehrern Orten Neuseelands in großer Anzahl fänden, und daß der Vogel noch vor nicht sehr langer Zeit gelebt, ja einer unverbürgten Nachricht zufolge noch jetzt leben soll, indem ein Engländer und ein Eingeborener in der Nähe der Cloudy-Bay in der Cooksstraße einen Vogel von 14 bis 16 Fuß Höhe gesehen haben wollen. (Litt. Gaz. vom 17 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die Bazars.

Die von Ispahan, Schiras, Tehran und Tabriz verdienen besonders genannt und ausgezeichnet zu werden. Die Bazars sind die einzigen Theile der persischen Städte, welche den Namen von Straßen verdienen und mehrere sind schon mit Recht von aufmerksamen Reisebeschreibern gepriesen worden. Die Bazars von Ispahan erstrecken sich meilenweit in fast endloser Folge; sie sind allerdings weder so volkreich, noch so gut mit Waaren versehen, wie zu Chardins Zeit, aber noch jetzt findet man eine Menge Menschen darin und es wird auch dermalen noch ein bedeutender Handel daselbst getrieben. Viele dieser Bazars sind gut und sehr dauerhaft erbaut; auf den erhöhten Ladentischen sitzen die Verkäufer und haben ihre Waaren auf den Terrassen ausgelegt; die Schuppen im Hintergrunde dienen als Magazine, welche die übrigen Vorräthe enthalten. Das Ganze ist überwölbt, entweder mit Ziegelsteinen oder mit Lehm, oder in den weniger vornehmen Bazars mit Baumzweigen, welche die Sonnenstrahlen abhalten. Hier, wie in Indien, herrscht der Gebrauch, daß sich die Handelsleute derselben Art zusammenhalten, die Schmiede, die Schuster, die Sattler, die Kattun- und Tuchhändler findet man in der Regel in einzelnen Abtheilungen vereint; aber Köche, Apotheker, Bäcker, Obsthändler und Zuckerwerkverkäufer sind an verschiedenen Stellen vertheilt und wissen zuweilen ihre Waaren ziemlich vortheilhaft auszustellen. In den größern Städten findet man mit diesen Bazars gewöhnlich mehrere Karawanserais verbunden, die zur Aufnahme der fremden Kaufleute dienen; ihre Gemächer werden beständig zur Besorgung der Geschäfte und als Läden benützt. Der heitere Anblick, den sie darbieten, nebst dem Lärm, welcher unausgesetzt von ihnen ertönt, und in den größern Bazars die verschiedenen Trachten, Sitten und Sprachen, welche so sehr von den europäischen abweichen, gewähren ein Schauspiel, von dem sich wohl Niemand ein deutliches Bild entwerfen kann, welcher es nicht selbst mit angesehen hat.

Die Classe der Kaufleute, Krämer und Handwerker ist der Tyrannei der persischen Obern gleichfalls doch nicht so anhaltend ausgesetzt, als die andern Stände. Sie zeigen viel Industrie und ihre Zeit ist fast ganz durch Geschäfte ausgefüllt; sie besitzen viel List, sind sehr zu Lug und Trug geneigt, gewinnsüchtig, sparsam und vorsichtig, lauter natürliche Folgen der Verhältnisse, in welchen sie leben, denn sie sind manchmal den drückendsten Erpressungen der Herren Statthalter ausgesetzt, gegen die sie sich nicht vertheidigen können, und leiden oft großen Verlust durch die Hofleute, welche bei ihnen Schulden machen, die sie nie bezahlen können, so daß ihnen zu ihrem Schutze, zu ihrer Defension nichts als Lügen und Ränke übrig bleiben.

Ich könnte merkwürdige Beispiele von den Mitteln anführen, die das Volk erdenkt, um den Scharfblick und die gefühllose Habsucht seiner Tyrannen zu hintergehen. Mirza Abdul Rezab erzählte mir, daß er während seines Aufenthalts in einer gewissen Stadt oft durch das periodisch wiederkehrende Geschrei einer Person erschreckt wurde, die dem Anscheine nach täglich eine tüchtige Tracht Schläge bekam, und während dieser fatalen Operation fortwährend ausrief: „Gnade, Gnade! Ich besitze nichts, gar nichts, der Himmel ist mein Zeuge, ich habe gar nichts!" und andere ähnliche Exclamationen. Er fand, daß der Schreier ein vornehmer Kaufmann war, der für sehr reich galt und ihm später gestand, er habe erfahren, daß der Fürst Statthalter von seinem Reichthum unterrichtet sey und einen Theil davon sich ausbitten wolle; da er nun wohl wisse, daß man allerlei Qualen anwenden werde, um Geld von ihm zu erpressen, so habe er sich entschlossen, sich allmählich an den Schmerz zu gewöhnen, damit er im Stande sey, dem gefürchteten, unbilligen Begehren zu widerstehen, wenn es auch durch Schläge unterstützt würde. Wie er sagte, hatte er es schon so weit gebracht, daß er einige hundert Stockprügel aushielt, und da er zugleich die größte Erschöpfung nachzuahmen gelernt hatte, hoffte er so viel auszuhalten, als man ihm zu geben wagen würde, ohne den Tod besorgen zu müssen!

Das englische Heer.

(Fortsetzung.)

Es ist unterrichtend und unterhaltend zugleich, die Fortschritte des Militärwesens in dem abgeschlossenen England zu verfolgen. Im Mittelalter war dort, wie auf dem Continent, der Feudaldienst die Hauptsache, aber Heinrich VII und VIII suchten die Macht des Adels zu brechen, namentlich durch die Erleichterung des Landverkaufs. Die Reformation gab der schon durch die letztgenannten Könige als Gegengewicht der Feudalmacht begünstigten Miliz einen neuen Aufschwung, und Elisabeth gebot über ein sehr zahlreiches Heer, in welchem das Aufgebot des Adels einen bedeutenden, doch keineswegs überwiegenden Theil ausmachte. Bald aber erschlaffte das Milizwesen wieder; im Bürgerkrieg hatte anfangs die Feudalmacht die Oberhand, bis Fanatismus und Cromwells Feldherrngeist der Sache eine andere Wendung gaben. Die Folge des langen Krieges war aber ein ziemlich verwildertes Heer von wenigstens 60,000 Mann, vor welchem Miliz und Feudalmacht in den Hintergrund traten. Karl II und sein Parlament hatten Mühe, dieses Heer aufzulösen, und wirkten zusammen, weil dasselbe ihnen beiden gefährlich war; bald aber trennten sich ihre Wege wieder. Der König, welcher der Ansicht war, daß ein mäßiges stehendes Heer seinem unglücklichen Vater im Anfange des Bürgerkrieges einen gewissen Sieg verschafft hätte, behielt von jenem großen Heere die tüchtigste Mannschaft, etwa 5000 Mann bei, wofür aber das Parlament kein Geld bewilligte, und die deßhalb theils aus der Civilliste, theils aus Geldern, die zu andern Zwecken bestimmt waren, bezahlt werden mußten. Dieß Heer war die stete Beschwerde des Parlaments, welches behauptete, daß keine anderen Truppen als die Miliz gehalten werden sollten. Im Gegensatz damit beförderten die beiden letzten Stuarts das Feudalheer wieder, und ordneten die jährliche „Wapenschauw" an, wovon Walter Scott in seinen Puritanern ein so ergötzliches Gemälde geliefert hat. Jakob II ging weiter als sein Bruder, und wollte, zur Unterstützung seiner Plane, daß in jedes Regiment eine Anzahl Irländer, denen er als Katholiken traute, aufgenommen werden sollten. Diese Maaßregel führte großentheils den spätern Abfall der Truppen in England herbei, *) als Wilhelm von Oranien nach England kam.

Die sogenannte „Declaration of rights," in welche Wilhelm und seine Gemahlin Anna willigten, enthält, wie nach dem Vorhergehenden zu erwarten, die Bestimmung, daß die Aushebung und Unterhaltung einer stehenden Armee in Friedenszeit ungesetzlich sey, aber die Gewalt der Umstände entschied schon damals für die Nothwendigkeit einer solchen Armee. Zwei schottische, in England stehende Regimenter erklärten sich für König Jakob und marschirten nach Schottland, wurden aber von den holländischen Truppen, welche Wilhelm mitgebracht hatte, eingeholt und geschlagen. Bei dieser Gelegenheit wandte sich König Wilhelm ans Parlament, und verlangte eine wirksame Hülfe zur Aufrechthaltung der Disciplin des Heeres; dieß gab Veranlassung zu der bekannten Bill gegen Meuterei und Desertion (mutiny bill), unter welcher Form noch jetzt die jährlichen Verwilligungen für das Heer ans Parlament gebracht werden.

*) Daraus erklärt sich auch, weßhalb die englischen Truppen noch lange Zeit nachher bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts keine Katholiken unter sich aufnehmen durften.

Damals wurde auch schon festgesetzt, daß ein Soldat nach 20jährigem Dienst mit einer Pension von 5 Pence (15 kr.) täglich entlassen werden sollte; daran ist bis auf den heutigen Tag nichts geändert worden, als daß die Entlassung erst nach 25jährigem Dienst erfolgen, und die Pension 6 Pence betragen soll. Der Sold des Soldaten betrug zu jener Zeit 6 Pence des Tages. Zu diesem Solde konnte man aber in England fast keine Leute mehr bekommen: Cromwells Navigationsacte und die übrigen damit zusammenhängenden Maaßregeln hatten bereits der Schifffahrt und Industrie einen ungewöhnlichen Aufschwung gegeben, und je besser das Volk dabei fuhr, desto schlechter erging es der Armee; ein berühmtes Pamphlet jener Zeit, von dem auch als Romanschriftsteller ausgezeichneten Defoe in Form einer Adresse ans Unterhaus verfaßt, äußert sich darüber folgendermaßen: „Möge das Haus die Schwierigkeit, Soldaten in diesem Lande auszuheben, erwägen, eben so die vielen kleinen, und oft nicht sehr ehrlichen Mittel, um Leute ins Heer zu bringen, endlich auch die Gesetze, um sie dazu zu zwingen. Warum werden die Gefängnisse und Schuldthürme ausgeleert? Der Krieg ist eine ehrenvolle Beschäftigung, und diese leidet Schande und Schaden dadurch, daß man Leute vom Galgen wegholt, und unmittelbar aus Schurken und Dieben ehrenwerthe Soldaten (gentlemen soldiers) machen will. Wenn Mangel an Beschäftigung und somit an Broderwerb wäre, so würde dieß nicht der Fall seyn. Jeder würde lieber die Muskete tragen, als hungern, lieber den Rock der Königin oder jeden andern Rock tragen, als nackt gehen, und in Lumpen und Armuth leben. Es ist augenscheinlich: das Land ist voll von Menschen, und eben so augenscheinlich, daß sie keine besondere Abneigung gegen den Krieg haben; aber sie sind nicht arm genug, um außer Landes zu gehen. Die Armuth macht die Leute zu Soldaten, und treibt die Mehrzahl in die Ferne; die Schwierigkeit, Engländer anzuwerben, liegt darin, daß sie in Fülle und Wohlstand leben, und wer 20 Schilling in der Woche bei leichter stetiger Beschäftigung verdienen kann, muß betrunken oder ein Narr seyn, wenn er sich als Recruten anwerben läßt, um sich für viertehalb Schil. in der Woche um die Ohren schlagen zu lassen. Wäre aber keine Arbeit zu haben, fehlte es den Armen an Beschäftigung, hätten sie kein Brod zu essen, und wüßten sie keines zu verdienen, so würden Tausende von jungen muntern Burschen zur Pike und Muskete greifen, und lieber wie Männer vor dem Feinde sterben, als müßig zu Hause liegen und in Mangel und Elend umkommen." Dieß wurde im Anfange des vorigen Jahrhunderts geschrieben, und ist noch bis auf diese Stunde buchstäblich wahr; nur daß man seit 30 Jahren nicht mehr die Gefängnisse ausleert, und daß in der Masse der englischen Bevölkerung, namentlich in den Städten, durch die lange Unbekanntschaft mit Krieg und Waffen ein so un-

kriegerischer Sinn herrschend geworden ist, daß junge Leute, selbst in Zeiten großer Noth sich nicht leicht entschließen Soldaten zu werden.

Merkwürdig sind indeß die Mittel, welche man seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts anwandte, um das Bedürfniß von Soldaten zu befriedigen. Wilhelm, Statthalter von Holland und König von England, führte Krieg mit Frankreich, aber Holland konnte mit allem Werben nicht genug Soldaten aufbringen; da wurden in England Landleute zum Seedienst gepreßt, nach Holland hinübergeführt, und dort an die Landofficiere verkauft — ein Mißbrauch, der in solchem Umfange statt fand, daß das Unterhaus dem Könige die Klage vorlegte, der sodann befahl, keine Landleute mehr zu pressen. Aber dem Mangel an Mannschaft mußte durchaus abgeholfen werden, und so wurde zwei Jahre nach der abermaligen Kriegserklärung gegen Frankreich und Spanien, im Jahre 1704, eine Bill ins Parlament gebracht, um die Armee durch eine gezwungene Aushebung aus jedem Kirchspiele zu recrutiren. Der Antrag wurde einstimmig verworfen, weil er inconstitutionell und „nichts als eine Copie dessen sey, was in Frankreich und andern despotischen Ländern geübt werde.“ Dafür wurde in derselben Session eine später öfters erneuerte Acte erlassen, welche viel despotischer war als die Recrutirung in Frankreich. Die Friedensrichter wurden bevollmächtigt, für den Landdienst solche Leute zu pressen, welche nicht berechtigt seyen, bei den Wahlen der Parlamentsglieder zu stimmen. Man kann sich denken, zu welchen Mißbräuchen und Bedrückungen dieß Anlaß gab, besonders da Constables und Kirchspielsbeamte für jeden gepreßten Mann ein Pfd. St. erhielten.*) Diese Acte wurde während des Krieges von Jahr zu Jahr erneuert, und zugleich verordnet, daß Verbrecher (felons) als Soldaten eingereiht würden. Das Pressen für den Landdienst dauerte bis 1780 fort, und noch während des letzten Krieges gegen Frankreich wurden die Gefängnisse in die Armee ausgeleert.

Solche Maaßregeln machten natürlich den Militärdienst nicht populär, um so weniger, als auch die Acte selbst nicht einmal gehörig befolgt wurde; sie hatte bestimmt, daß solche gepreßte Leute nach dreijährigem Dienst entlassen werden und ihnen allenfalls ein Gewerbe zu treiben gestattet seyn sollte; dieß geschah aber nicht, und nur sehr wenige, die irgend eine Protection sich verschaffen konnten, wurden freigelassen, außer im Fall von Krankheiten oder Wunden. Die Folgen konnten nicht ausbleiben; eine Menge Leute verstümmelte sich, andere nahmen sich gar das Leben, so daß die Sache (1749) im Parlament zur Sprache kam, wo Lord Chesterfield sich folgendermaßen äußerte: „ich weiß, daß ein Abhülfsmittel gegen dieses Uebel vorgeschlagen wurde, nämlich daß man jedem Soldaten nach einer gewissen Anzahl Dienstjahre unter bestimmten Bedingungen die Freiheit gibt. Dieß würde der Verzweiflung, wodurch die Soldaten zum Selbstmord getrieben werden, Einhalt thun; der lebenslängliche Dienst ist eine furchtbare Härte und diese Härte ist ein Schandfleck, der auf unserer Regierung haftet.“ Das half alles nichts; man hatte darauf angetragen, die Soldaten nach zehnjährigem Dienst freizugeben, allein der damalige Kriegssecretär widersetzte sich und sagte: „Müßiggang, Ausschweifung und Liederlichkeit füllen die Reihen der Armee, und solche Leute nach zehnjährigem Dienst entlassen, hieße das Land mit einer Menge müßiger und gefährlicher Vagabunden anfüllen.“ Kein Wunder, daß wenige Jahre darauf eine Bill zur Milderung der blutigen Strenge der Militärgesetze im Unterhaus zwar angenommen, aber im Oberhaus verworfen wurde.

Mit jedem neuen Krieg erneuerten sich die Schwierigkeiten und die Grausamkeiten. Im siebenjährigen dehnten sie sich auch auf Schottland aus, von wo man früher keinen Soldaten genommen hatte, weil man ihrer Treue nicht traute. Lord Chatham aber erkannte, daß dieß eben ein kriegerisches Geschlecht sey, welches der englischen Regierung eben so gut gehorchen werde, wie den Stuarts, wenn man ihm Beschäftigung und Sold gebe. Zwei Regimenter wurden im Jahre 1756 ausgehoben durch den Einfluß vornehmer Adeliger, und leisteten sehr gute Dienste. Nun sollte die Quelle besser benützt werden, man gab den Hochlandlairds Officiersstellen, und diese hoben nun aus ihren Hintersassen*) willkürlich aus, so daß vom Jahre 1756 bis 1760 im Ganzen 33,000 Mann theils im Hochland, theils im Niederland ausgehoben wurden, zum Theil unter den gräulichsten Gewaltthaten. So versiegte diese Quelle zwar nicht, aber sie floß später viel sparsamer, und als der amerikanische Unabhängigkeitskrieg ausbrach, war die alte Noth da;**) die früher schon erwähnten Maaßregeln gegen sogenannte Vagabunden wurden verschärft, und die Mißbräuche erreichten einen Grad, daß man nicht mit Unrecht vermuthet, sie hätten zur wachsenden Unpopularität dieses Kriegs wesentlich beigetragen. Wie man im Krieg gegen die französische Revolution wegen Mannschaft in Verlegenheit war, haben wir oben schon erwähnt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Grab im alten Veji.

Bei der letzten Versammlung der Pariser Akademie der schönen Künste theilte Hr. Raoul Rochette das Schreiben eines jungen italienischen Alterthumsforschers Namens Grifi über ein neuentdecktes Grab in der alten Stadt Veji mit. Dasselbe besteht aus zwei Kammern in Form eines länglichen Vierecks und ist in dem weichen Sandstein der Gegend eingehauen. Die erste hat auf der hintern Mauer, durch die man in die zweite Kammer gelangt, zweierlei Arten von Zeichnung, die

*) So ließ ein Geistlicher der Hochkirche im Jahre 1744 einen beliebten Methodistenprediger pressen, weil die Predigten des letztern einen größern Zulauf hatten als seine eigenen.

*) Damals waren auch noch die Kohlengräber in Schottland fast völlig leibeigen, und waren somit der Aushebung in gleichem Maaße unterworfen.

**) Doch wurden im Jahre 1777, als Privatpersonen und Körperschaften zur Unterstützung der Regierung Regimenter aushoben, in Schottland neun, in dem viel volkreichern, aber auch wohlhabendern England nur zwei Corps Freiwillige zusammen gebracht.

eine stellt symbolische Thiere, wie Sphinxe, Löwen, Chimären u.s.w., blau, gelb und roth gemalt dar, die andere zeigt Menschen zu Pferd und zu Fuß. Der Styl dieser Malereien gleicht zwar dem von Corneto, scheint aber viel älter, in Uebereinstimmung mit dem alterthümlichen Charakter der Gegenstände von Bronze und Thon, die das Grab enthält. Diese alte Stadt wurde von Camillus im Jahre Roms 360 genommen und zerstört. Das Grabmal muß also älter seyn, und fällt wahrscheinlich in eine Zeit, wo der Einfluß griechischer Kunst sich noch nicht in Etrurien fühlbar gemacht hatte. (Athenäum vom 17 Junius.)

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

Die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Die regelmäßigen Truppen werden nämlich vollzählig gemacht wie folgt: die Oberbehörde der Landschaft gibt dieser ihren Antheil im Großen und Ganzen auf; für die Beschaffung desselben en detail sorgen die zunächststehenden Vorgesetzten, und zwar so, daß alles insgesammt eine Musterkarte ohne Gleichmäßigkeit und ohne irgend ein richtiges Verhältniß bildet, der eine Kreis viele, der angränzende wenige Leute zu stellen hat, an eine Reihefolge in den Dörfern oder Familien, kurz an irgend eine Ordnung bei Auswahl der Ersatzmannschaften gar kein Gedanke ist — sondern ausgehoben, wessen man eben habhaft wird, alle Schutzlosen, bald zwei, drei Brüder zugleich, bald von einem halben Duzend nur einer. Alles dieß tragen die Türken ohne Widerstreben, nur insgeheim murrend und über Unrechtmäßigkeit klagend, die Turkomanen dagegen sind roher und halten sich keineswegs, wie jene, für schutzlos. Früher stellten letztere der Regierung in Kriegszeiten ein schlagfertiges Heer, unter Anführung ihrer eigenen Häuptlinge, der Beys oder deren Verwandten, so daß es nach Beendigung des Kriegs nach Hause zurückkehrte. Solche Mannschaft zu stellen sind sie zwar noch jederzeit im Nothfall bereit, doch wird alles Soldatenwesen, als schwere Beschränkung der persönlichen Freiheit, von ihnen verabscheut, wie, um in ihrer Sprache zu sprechen, aller „Nizam," alle regelmäßige Ordnung überhaupt. Ist aber endlich nach vielfachen Anstrengungen eine Aushebung von Turkomanen gelungen, so bejammert das Volk seine Landsleute schlimmer als Todte, wird aufrührerisch, fängt Händel an, schärft den Recruten laut und ohne Hehl vor allem andern ein, doch ja bei der ersten besten Gelegenheit davonzulaufen — und die jungen Helden ihrerseits ermangeln nur selten, diesem saubern Rathe pünktlichst und eiligst nachzukommen. Die Ausgehobenen werden, an Halsketten gefesselt, unter äußerst strenger Aufsicht escortirt; dennoch sind Entweichungen derselben überaus häufig, und ehe ein solcher Zug Konstantinopel erreicht, sind von zehn Mann gewöhnlich drei, wenn nicht vier draufgegangen. Sollte hierin jetzt eine bessere Anordnung stattfinden, so hat man vielleicht auch aufgehört, zwölf- oder gar zehnjährige Jungen zu pressen.

Die Beys erfreuen sich meist der Beliebtheit bei ihren Stämmen, besonders nun sie mit ihren Stammgenossen so zu sagen gleichgestellt sind und vor den Paschas, wie vor der Staatsgewalt, diese vertreten. Die Aeltesten des Stammes, Männer, die man als weise und erfahren achtet, bilden den Rath des Bey, welcher, obwohl er nicht vielzählig, doch so starken Einfluß auf alle Entscheidungen übt, daß der Bey selber bei Berathungen über allgemeine Stammesangelegenheiten in Wirklichkeit nur der Vorsitzende, wenn schon seine Gewalt bezüglich der einzelnen Stammglieder bei weitem ausgedehnter ist. In Streitsachen spricht er das Endurtheil, gegen welches keine Beschwerde stattfindet, indem die Gerechtigkeit desselben noch heutzutage für untadelhaft gilt, wiewohl sie natürlich nur beziehungsweise, den Begriffen des halbwilden Volkes und dem bei ihm mehr oder minder erhaltenen Herkommen angemessen, zu nehmen. Vor Alters galt bei den Turkomanen Räuberei für rühmliches Thun des muthigen Starken, Dieberei, an Landsleuten begangen, für Verbrechen (und wird angeblich noch jetzt mit dem Tode bestraft, falls nicht Lösegeld für den Thäter eingeht), dagegen an Fremden verübt, für höchst verzeihlich. Jetzt ist der Raub von Staatswegen verboten und mit strengen Strafen belegt, doch hält es das Volk noch immer, wie ehedem, für ein löblich Werk, den Verbrecher vor der Verfolgung des Gesetzes zu beschirmen. Peinliche, ein Menschenleben betreffende Sachen dürfen die Beys jetzt nicht mehr selber entscheiden, eben so wenig einen Mörder zum Tode verurtheilen oder, wie früher, eine Geldbuße ihm auferlegen. Alles dieses steht gegenwärtig allein der Staatsgewalt zu, und dafür, gleichsam als Rache für die Entziehung ihrer Vorrechte, handeln die Beys so gewissenlos, den Angeschuldigten Mittel zur Rettung durch die Flucht oder, um sich durchzulügen, an die Hand zu geben, die Entdeckung des Schuldigen völlig zu vereiteln. Dergleichen Vorfälle waren es, welche den Pascha von Konieh veranlaßten, die Beys zusammenzuberufen und ihnen zu eröffnen: wie nach dem Allerheiligsten Willen des Sultans in Allerhöchstdesselben gesammten Staaten fernerhin kein Raub mehr vorkommen solle; wenn jedoch in irgend einem Stamm dergleichen wieder vorfiele und der Verbrecher nicht sofort ausgeantwortet würde, er, der Pascha, mit keinerlei Nachforschung sich aufhalten, sondern lediglich alsogleich den Bey aufknüpfen lassen werde. Diese Drohung that, besonders weil 8000 Mann regelmäßiger Truppen (die Besatzung von Konieh) sie bekräftigen halfen, eine so ungemein gute Wirkung, daß fortan Weg und Steg ungefährdet, von Räubereien keine Rede mehr war.*)

Obgleich desselben Glaubens wie die Türken, weichen die Turkomanen von diesen doch in einigen auf Glaubenslehren begründeten Gebräuchen und Gewohnheiten ab. Hieher gehört zuvörderst und hauptsächlich das, daß die Turkomanen-Frau sich nicht verschleiert, sondern den Schleier zwar wohl zum Staate (am Kopfe befestigt) trägt, ihn aber auf den Nacken zurückwirft. Eine Ausnahme hievon machen nur etliche von den ansässigen Stämmen, welche sich überhaupt den Türken angeschlossen und von deren Häuslichkeiten mancherlei angenommen haben. Ferner gehört dahin, daß die Mehrweiberei dem Turkomanen für schädlich gilt, so daß, obgleich man sie niemanden verwehren darf, der Mann, welcher zwei Frauen nimmt, doch als Wollüstling angesehen und nicht sonderlich geachtet wird. Ueberhaupt steht die Turkomanen-Ehefrau dem Stande der Gehülfin, der Genossin, näher als dem der Leibeigenen. Indeß ist der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht nicht völlig unbeschränkt: so rechnet man es ihm z. B. für unziemlich an, ohne Noth vor Fremden zu erscheinen, oder mit solchen wohl gar in Einem Zimmer zu verweilen. Auch nimmt der Turkomane in sein Zelt keinen Gast auf, bevor er seine Familie irgend wo andershin gebracht, obgleich er keineswegs verlangt, daß seine Frau vor jenen sich verschleiere.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mit dem Schlusse zu vergleichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1843.

Die Tschitschen.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Auf der unwegsamen und wasserlosen Hochebene zwischen Pinguento und der königlichen ungarischen Straße von Triest nach Fiume lebt seit Jahrhunderten ein von den übrigen Bewohnern verschiedenes Bergvolk, mit Unrecht durch einen Namen berüchtigt, der auf Diebe und Landstreicher hindeutet. Dem schmalen Erdstrich, den es einnimmt, wird nicht selten in Reisewerken durch den Beinamen „das Land der Tschitschen" die Bedeutsamkeit einer abgeschlossenen Provinz beigelegt, während er bei seiner, solchen Gebirgsgegenden eigenthümlichen Armuth kaum Erwähnung verdient. Eben so falsch ist die gewöhnliche Meinung, daß alle Räuber auf der Straße von Fiume Tschitschen und alle Tschitschen Räuber seyen. Einige glauben, daß sie von den Scythen abstammen, denen ihr jetziger Name und ihre Sprache, eine illyrische Mundart, entlehnt seyen. Andere wollen sie von den Römern ableiten und dieß aus dem romanischen oder wallachischen Idiom erklären, das man hier vor 200 Jahren redete, und das sich noch bis jetzt in dem Dorfe Sejane wie in vielen andern Ortschaften Istriens am Fuße des Monte Maggiore erhalten hat. Ihren romanischen oder wallachischen Ursprung bekunden ihre Rohheit und Sittenlosigkeit im Ausdruck, während der Slawe rückhaltend ist und sich gesitteter ausdrückt. Ihren Namen haben sie nicht ursprünglich geführt, sondern von ihren Nachbarn erhalten; viele leiten ihn von dem wallachischen Worte „Ciccia" (Vetter) ab, weil sie sich, wie auch noch jetzt, so anzureden pflegten, wie der Italiener in Istrien einen ältern „Barba" (Oheim), einen jüngern aber Bruder oder Schwester nennt, wie in andern Ländern das Wort „Schwager" üblich ist.

Was kümmert sich indeß der Tschitsche um diese gelehrten Untersuchungen? Er lebt ohne Sagen, ohne Denkwürdigkeiten in den Tag hinein, bereitet Kohlen und Faßdauben, hütet seine Schafe und baut sein armseliges Feld, wo keine Reben sich schlingen und keine Cicade zirpt. Die Tschitschin kümmert sich darum noch weniger. Ihre Mutter hat sie vielleicht unter freiem Himmel auf dem Wege nach Triest geboren, und wenn auch zu Hause geboren, erwartet ihrer ein gleiches Loos. Eine Tochter des Waldes, vermag sie kaum eine Last zu heben, so muß sie dem Saumthiere gleich mit der Bürde nach der Stadt, unter der Wucht gekrümmt schreitet sie über jähe Abstürze, steigt sie strickend auf und nieder. Die arme Tschitschin fleht um Almosen, sie thäte es nicht, könnte sie ihre Last, wenn auch zu einem Spottpreise verwerthen, allein ihre Kunden wissen, daß sie ihre Bürde nicht zurücktragen will und verstehen es sie ihr abzupressen. Sie fleht um Almosen, um mit etwas Geld heimzukehren, oder nicht im Freien zu übernachten, wenn sie nichts verkaufen kann; geschieht dieß aber, schließt sie sich dem ins Gebirge zurückkehrenden Trupp der Ihrigen an, und uneingedenk der Vergangenheit, unbekümmert um die Zukunft, singt sie im Chore der Begleiter schwermüthige Lieder; sie ist niemals fröhlich, sie lächelt nie, und finster, wie sie kam, kehrt sie zur mühevollen Arbeit, zu den gewohnten Beschwerden zurück. *)

Das englische Heer.

(Fortsetzung.)

Man darf nicht glauben, daß sich in England keine Stimmen gegen die ungeheuren Mißbräuche der Werbung und der den Friedensrichtern und andern Personen übertragenen Gewalt erhoben hätten. Schon die Nichtachtung, in der das Militär, wie auch jetzt noch, stand, welches man als zusammengelaufenes Lumpengesindel ansah und behandelte, mußte unterrichtete Officiere empören; sie hatten die Folgen der Werbung in dem Zustand ihrer Regimenter täglich vor Augen. Ein Oberst Dalrymple schrieb im Jahre 1760, also gerade in einer Kriegszeit, wo der Mangel an Soldaten wieder am fühlbarsten war, eine militärische Abhandlung, worin er darauf antrug, daß das Parlament eine Acte erlassen sollte, der zufolge die Lordlieutenants jeder Grafschaft eine Anzahl Leute durchs Loos ausheben und sie zu den Regimentern schicken sollten, welche den Namen der

*) Einiges Nähere über diese Tschitschen werden wir demnächst aus Kollars Reise mittheilen. A. d. R.

Grafschaft führen; die Dienstzeit sollte 5 Jahre für einen Infanteristen und 7 Jahre für einen Reiter seyn. Oberst Dalrymple legte den Finger auf die wunde Stelle, indem er sagte: „keine Gründe lassen sich gegen den obigen Plan anführen, als solche, die aus der Schwäche der Regierung und aus der Nothwendigkeit gezogen sind, der bis in die untersten Stände eingerissenen Ueppigkeit und Weichlichkeit (luxurious effeminacy) nachzugeben. Aber es ist zu hoffen, daß bei Erlassung eines solchen Gesetzes jeder um das Wohl des Landes besorgte Mann das Seinige beitragen wird, um dasselbe durchzusetzen gegen die unziemlichen Bemühungen eines indolenten Volkes, das unter dem scheinbaren Vorwand der Freiheit sich der Maaßregel widersetzen wird, um in seiner jetzigen faulen Sorglosigkeit besser hinzuleben.“ Allerdings verläugnet der Hr. Oberst seine aristokratischen Ansichten nicht, und meinte, „es solle keinem Menschen eine Befreiung von dieser Verpflichtung gestattet seyn, als denjenigen, welche Vermögen genug haben, um zu leben, ohne einen Handel und Gewerbe zu treiben;“ eine solche Ungerechtigkeit zum Vortheil der Armen — in Vergleich mit den Reichen — lag aber zu sehr im Geiste der Zeit und der Verhältnisse, als daß man sie dem guten Oberst sonderlich hätte anrechnen dürfen, und jedenfalls war diese offene Ungerechtigkeit besser, als die maaßlose Willkür, welche man durch das Pressen in die Hände der Friedensrichter ꝛc. legte.

In gleichem Geiste und in einem noch umfassenderen Sinne sprach sich im Jahre 1774 Hr. Home (später Lord Kames) in einem historisch-philosophischen Werke aus, worin er in dem Capitel über das Kriegswesen sich geradezu dahin äußert: „was mich veranlaßt den nachfolgenden Plan vorzuschlagen, ist die feste Ueberzeugung, daß ein militärischer und ein industrieller Geist für England gleich nothwendig, und daß wir verloren sind, wenn einer von beiden uns fehlt.“ Zahllose Schriften und Journalartikel der neuern Zeit sind nur Variationen über dieß Thema. Hr. Home, einer der Lordoberrichter von Schottland, zeigt sich zwar noch etwas aristokratischer, als Oberst Dalrymple, indem er vorschlägt, „in jeder Grafschaft aus den angesehenen Gutsbesitzern eine Specialcommission zu bilden, und durch diese Recruten aus den untern Volksclassen ausheben zu lassen, wobei hauptsächlich nur solche ausgehoben werden sollen, welche zu Hause am wenigsten nothwendig sind;“ allein wenn man die Exemtionen erwägt, welche noch jetzt an manchen Orten auf dem Continent bestehen, wo die Conscription als Regel gilt, so darf man hierüber nicht zu streng richten. Hr. Home schlägt vor, „die Leute 7 Jahre dienen zu lassen, sie hierauf mit einer baaren Summe von acht bis zehn Pfd. St. frei zu geben und ihnen zu gestatten, dann irgend ein Geschäft oder Gewerbe zu treiben, ohne an die Innungsgesetze (corporation laws) gebunden zu seyn;“ er hat also auch die in manchen Staaten des Continents vielfach besprochene Lage der entlassenen Soldaten im Auge, welche da, wo die Mehrzahl der Bevölkerung im leibeigenen Zustande sich befindet, oder durch Privilegien in ihren Gewerben geschützt ist, allerdings gewissermaßen eine neue Classe bilden. Eben so bespricht er die in neueren Zeiten so oft vorgeschlagene Verwendung des Militärs zu öffentlichen Arbeiten nach dem Beispiel der Römer, und meint, wenn man die Soldaten drei Monate des Jahres unter den Fahnen halte, so könne man sie wohl die übrige Zeit hindurch bei öffentlichen Arbeiten, als Straßenbauten u. dgl. verwenden. Wir wissen recht wohl, daß eine solche Verwendung in unsern Gesellschaftsverhältnissen nur in sehr beschränktem Grade in Anwendung kommen kann, und führen das Obige nur an, um zu zeigen, wie alle die Fragen über das Militärwesen, die auf dem Continent in den letzten fünfundzwanzig Jahren wieder so viel Streit erregten, alle im vorigen Jahrhundert schon in England besprochen wurden, daß man aber, eingeengt durch die aristokratisch-freie Verfassung, welche tausend Ungerechtigkeiten im Geheimen erlaubte, aber keine für alle Classen gleich harte Maaßregel gestattete, in dem alten Zustand verblieb, und die Armee fortwährend mit Taugenichtsen und Verbrechern anfüllte.

Wie man diese im Zaum hielt und zum Theil halten mußte, läßt sich denken. Zu einer Zeit, wo man die Gesetze nicht nach abstracten Principien entwarf, sondern nach den eben bestehenden Gesellschaftsverhältnissen regelte, konnten letztere nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf die Disciplinargesetze seyn. Im 15ten, 16ten und zum Theil noch im 17ten Jahrhundert, wo man das Kriegshandwerk als eine zwar gefahrvolle, aber doch gewinnreiche Laufbahn ansah, die namentlich den nachgebornen Söhnen des niedern Adels und der freien Bauern zukam, zu einer Zeit, wo der Sold im Vergleich mit dem Geldwerth der damaligen Zeit hoch über dem Taglohn stand, und die 4 bis 500 Mann starken Compagnien außer dem werbenden Hauptmann nur einen einzigen Officier, den vom Hauptmann selbst ausgewählten Stellvertreter, Lieutenant, hatten, mußte das Verhältniß zwischen Soldaten und Befehlshabern ein ganz anderes seyn, wie im achtzehnten Jahrhundert und jetzt. Die Disciplin war dem Geist der Zeit gemäß hart und roh: Todesstrafen waren häufig, eben so der Verlust der Glieder, welche Strafe man jetzt nicht bloß aus Menschlichkeit nicht mehr anwendet, sondern weil man die Soldaten braucht und erhalten will; nach diesen blutigen Strafen kamen Gefängniß- und Geldstrafen, welche letzteren bei dem Betrag des jetzigen Soldes im Vergleich mit den Lebensbedürfnissen gar nicht mehr anwendbar sind. Das neuere Verhältniß zwischen Officieren und Gemeinen entsprang aus dem Verhältniß der Adeligen zum Vasallen und Leibeigenen, und die Periode unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege ist hier, wie auf dem Continent, der Wendepunkt. Das Reislaufen nach altem Schnitt, das Werben der Lanzenknechte reichte nicht mehr aus, man zog deßhalb systematisch den jungen nachgebornen Adel in den Kriegsdienst des Fürsten und veranlaßte ihn, von seinen Hintersassen und Leibeigenen eine möglichst große Zahl mitzubringen. Daher die Vermehrung der Officiersstellen und die Verkleinerung der Compagnien, die unter Ludwig XIV auf die Spitze getrieben wurden. Diese neuen Soldaten standen in ganz anderem Verhältniß zu den Officieren, als die frühern, wo der hohe Sold die Soldaten den wenigen Officieren näher gestellt hatte, und die Kriegsgeübtheit aller die jetzige Glie-

derung der Befehlshaberstellen überflüssig machte.*) Sobald einmal zwischen Officieren und Gemeinen eine solche Kluft befestigt war, so mußte das Disciplinarsystem sich anders gestalten, und diese Umgestaltung trat in England während des Bürgerkriegs ein, wo das königliche Heer, wie wir oben erwähnt, hauptsächlich aus Adeligen und deren Vasallen bestand. Aus einer im Jahre 1640 von dem Befehlshaber desselben erlassenen Kriegsordnung geht hervor, daß die Officiere die Soldaten summarisch mit körperlicher Züchtigung strafen, und sobald dieß Sitte war, mußte man die Officiere gegen Ausbrüche der Privatrache durch strenge Strafen schützen; deßhalb wurde auf den geringsten Versuch sich einer solchen Züchtigung zu widersetzen, die Todesstrafe angeordnet,**) und damit war die Grundlage der jetzigen Disciplin, Unterwerfung unter jede selbst noch so willkürliche Behandlung der Officiere, gegeben. Man arbeitete den Mißbräuchen durch Einsetzung von Kriegsgerichten u. dgl. entgegen, aber so viel man auch im Einzelnen verbessern mochte,***) so wurde doch das Verhältniß zwischen Officier und Nichtofficier immer schroffer, je größer die Kluft wurde, welche Rang, Vermögen und Bildung im Laufe der Zeit immer tiefer gezogen haben.

Unter diesen Umständen mußte mit dem wachsenden Wohlstand des Landes das Loos der Soldaten immer schlechter werden. Denn der Sold blieb ziemlich derselbe wie früher†) und dieser wurde noch durch die Erpressungen der Quartiermeister und Sergeanten, welche die Lebensmittel lieferten, geschmälert, so daß die Soldaten oft buchstäblich der Hunger zum Stehlen trieb, wofür ihnen dann, wenn man sie entdeckte, eine Strafe von 500 Hieben mit der neunschwänzigen Katze zu Theil wurde. Wer dieß Marterinstrument aufgebracht, ist nicht recht bekannt; am Ende des 17ten Jahrhunderts herrschte noch der Stock oder das Tau-Ende, mit denen man oft Verbrecher zu Tode prügelte. Diese Behandlung hatte einige häßliche Auftritte der Meuterei und Rache zu Folge, und nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg verweigerten auch einige Regimenter sich nach Ostindien einschiffen zu lassen, da sie nur auf die Dauer des Kriegs sich verpflichtet hätten; solche Vorfälle zeigten die absolute Nothwendigkeit das Loos der Soldaten zu verbessern, obgleich noch einige Zeit verlief, bis man ernstlich Hand ans Werk legte.

(Schluß folgt.)

*) Im Militär wurden die Rangclassen der bürgerlichen Gesellschaft beobachtet; dieß that aber dem militärischen Verdienst keinen Eintrag, und während der vornehme Adelige, welcher vielleicht im Heere einen hohen Rang einnahm, aber nichts als seinen Muth auf das Schlachtfeld brachte, bei Seite gelassen wurde, rief man oft gemeine, aber sehr kriegserfahrne Soldaten in den Kriegsrath des Feldherrn, was noch am Ende des 16ten Jahrhunderts im niederländischen Kriege öfters vorkam, bei unseren Militärverhältnissen aber ein Unding ist.

**) Auch das Spießruthenlaufen (run the gantelop) kommt in jener Zeit schon im englischen Heere vor.

***) Die Fälle, wo der Officier ohne Kriegsrecht bloß nach Willkür mit dem Stock (battoon) strafen konnte, sind nach Sir J. Turners „Pallas Armata“ — ein Werk, welches im J. 1683 erschien — so zahlreich, daß der gemeine Soldat und selbst der Unterofficier fast ganz in die Willkür des Officiers gegeben war. Auch die Mißhandlung durch Unterofficiere (Corporal) war nun ganz folgerecht; anfangs durften letztere nur mit der Hellebarde oder dem Gewehre einen Puff geben, allmählich aber überließen die Officiere ihnen das Prügeln.

†) Er war noch im amerikanischen Unabhängigkeitskriege nur 6¾ Pence.

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

Die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Abgesehen von den Beisaden kennen die gesammten Turkomanen keinen Standesunterschied, und bei den minder zahlreichen Stämmen stehen sogar jene noch dem übrigen Volke ganz gleich. Allerdings hat auch bei ihnen der Vermögende ein überwiegendes Ansehen, doch hält sich der Arme, selbst als gemietheter Lohnarbeiter, durchaus nicht für einen Diener oder Knecht, sondern betrachtet vielmehr den Arbeitsherren selber wie seinesgleichen. Ehrfurcht und Vorrang gesteht man nur den Greisen und Bejahrten zu, diesen aber auch, wenn sie bettelarm sind.

Die Wintersitze der Turkomanen sind einfach, roh, ärmlich: winzige Häuschen aus Holz und Erde, aus Steinen oder nur aus Erdziegeln mit einer an den Seiten durch Holz gestützten Terrasse. In dem Häuschen gibt's nur Ein Gemach, mitunter durch eine Scheidewand getheilt. Umzäunte Höfe sind selten, Straßen gewöhnlich nirgends zu finden; jeder geht zwischen den Häusern durch, wo's ihm eben gefällt. Die Heizung besorgt man mit Düngerziegeln,*) wo Strauchwerk oder Holz vorhanden, mit Reisig — die Beleuchtung mittelst Hammelfettlampen, wo nicht mittelst Harzspähnen. Jeder Wintersitz wird am Wasser aufgeschlagen, bei einem Fluß, Bach oder doch Sumpf; ist aber gar kein lebendiges Wasser zu finden, so wird ein Brunnen gegraben, freilich schlicht genug, denn er bekommt weder Steinröhren, noch eine Holzwandung, und wird, da den Sommer über die Sitze verlassen bleiben, zugeschüttet, so daß er versiegt, bis im Herbst die Rückfluth der Bevölkerung auch seine Lebensader wieder in Fluß bringt.

Auch die Nahrung dieses Volks ist ganz einfach, ja roh. Einige Stämme backen zwar Brod oder auch eine Art Kuchen aus Weizen- und Gerstenmehl gemengt; am gewöhnlichsten aber ist ein ganz besonderes Brod, das auch im Lande selbst das turkmenische heißt, und das man bereitet, wie folgt: ein Stück ziemlich derben Teiges aus reinem Weizen oder auch mit Zusatz wird auf einer dünnen Kupferplatte, welche auf einem eisernen Dreifuß über einem schwälenden Ziegel liegt und mit Mehl bestreut ist, rasch und mit großer Fertigkeit bis zur Dünne eines Pappbogens mittelst eines Rollholzes aufgerollt; so wie das Kupfer heiß geworden und der Teig auseinandergerollt ist, gerinnt, d. h. trocknet er auch schon auf beiden Seiten nicht nur, sondern da er nun, wie gesagt, ganz dünn ist, zugleich inwendig. Diese ganze Arbeit geht äußerst geschwind von Statten; die runden Teigblätter von ½ Fuß im Durchmesser sind in einem Augenblick fertig und werden eines auf das andere gelegt, so daß sie wie ein Stoß Papier aussehen, gelb, mürbe und biegsam, trocken und doch beim Zusammenlegen nicht brechen. Solches Brod hält sich sehr lange ohne merkliche Veränderung seiner Beschaffenheit; nur bei starker Hitze wird es spröde, brüchig, und bisweilen nach einer Tagereise im Sacke kommt anstatt der in eine Düte gewickelten Scheiben ein Haufe kleiner Spänchen (Brocken) zum Vor-

*) Kuhdünger mit Lehm gemischt.

schein, welche man dann aus der hohlen Hand verzehrt. Frisch ist dasselbe nicht übelschmeckend, doch immer magenbeschwerend, ganz getrocknet aber bei weitem schlechter. Frisch vertritt es bei der Mahlzeit auch den Teller, das Mundtuch und den Löffel, indem man auf einer Scheibe das Fleisch aufsetzt und zerschneidet, mit einer andern Lippen und Hände abreibt, ein Stück zu einer Röhre gestaltet und damit die flüssige Brühe, saure Milch, den Eierkuchen, Meth und Weinhonig aus der Schüssel holt, ein anderes, in einen Kegel zusammengerollt, als Wasserschöpfer oder Becher benutzt. — Milch in allerlei Gestalten bildet die gewöhnlichste und Hauptnahrung, bisweilen auch ein Leckergericht, Kaimak (?). Käse, weicher und trockener, gewärmte Milch, allein oder mit Wasser, und dazu ihr Plattenbrod, genießen die Beys, wie das Volk, ganze Wochen lang, ohne irgend etwas anderes nebenbei, besonders da, wo von urbarem Lande nur wenig, von Küchengartenfrüchten gar nichts vorhanden ist. Der Milch zunächst steht der Weizen-Pilaw, mit Hammelfett oder Milch genossen, und ein Pilaw aus Teigbrocken, welcher von den Türken hieher übergegangen zu seyn scheint. Das Fleisch, d. h. fast ausschließlich Hammel- und Ziegenfleisch, wird nur selten gebraten, meist gesotten, oder eigentlich in Wasser dermaßen durch und durch gekocht, daß das große zu einer Mahlzeit aufgetragene, im Ganzen angerichtete Stück gewöhnlich gar nicht zerlegt zu werden braucht, sondern von jedem sein Antheil ohne alle Mühe und Anstrengung mit dem Finger aus der Pfanne abgelöst wird. Lammspießbraten ist eine Leckerei, die schon deßhalb nicht allerorten stattfindet, weil dazu Brennholz durchaus erforderlich und dieses in den völlig holzleeren Steppen eine gar zu seltene Erscheinung ist. — Etwas mannichfaltiger sind nun wohl die Nahrungsmittel derjenigen Turkomanen, welche sich in der Nähe von Ansiedlungen aufhalten, so wie der Stämme, welche vorzugsweise Ackerbau oder Gewerbe treiben; doch sind auch diese noch immer einfach und roh genug, frei von den vielerlei Zusätzen der Türken. Bloß schwarzer und rother Pfeffer findet allgemeine Anwendung. Geistiger Getränke bedienen sich nur sehr wenige, nur die, welche unfern von Städten und Ortschaften und in lebhaftem Verkehr mit Christen (!) leben. Bei etlichen Beys kann man ein süßes Getränk, Scherbet, finden; bei der großen Mehrheit des Volks aber vertritt reines Wasser (nur zu Abkühlung während der heißen Jahreszeit mit gestockter Milch gemischt — Airan genannt) alles Getränk.

Die Tracht besteht bei den Beys in einem langen Gewande mit rothtuchenem Staatsmantel darüber, rothen Beinkleidern und großem Turban, welchen indeß in den letzten Jahren einige, aus Gefälligkeit gegen die Regierung, mit dem Fez vertauschen mußten, obgleich dieses weder bei ihnen beliebt ist, noch insbesondere zu ihren strengen Zügen gut steht. Auch viele andere, namentlich Bejahrte und besonders Angesehene, tragen lange Gewänder, alle aber Schuhe, rothe oder mitunter auch schwarze, denn sie belächeln das Vorurtheil der Türken, welche bekanntlich solche verachten. Der gemeine Mann geht in einem kurzen Rock und weißen Beinkleidern, die so weit sind, daß sie aufgetrennt ein Stück Leinwand von etwa anderthalb Ellen Länge und bisweilen mehr als acht Ellen Breite geben — die Beine aber, vom Knie abwärts, nackt lassen. Strümpfe trägt keiner. Auf den Beinkleidern wird, wie ein Gurt, ein langes und breites Stück weißes oder farbiges Baumwollengewebe fünfmal oder noch öfter um den Leib geschlungen, so daß es unter der äußerst groben zimmtfarbenen Tuchjacke mit oder ohne Aermel hervorsieht. Mancher zieht statt einer ein paar Jacken an, von welchen die erstere (untere?) aus farbiger Leinwand und ärmellos ist, auf der Brust mittelst Häkchen wie eine Weste zugehalten wird und bis unter den Gürtel reicht; auch wohl Beinkleider von demselben Tuch wie die obere Jacke und nur oberhalb weit, während sie nach dem Knie hin enger zulaufen. Die Turkomanen südlich von Nidsche im Taurus, besonders etlicher Orten am südlichen Abhange des Bergrückens, haben die Sommertracht der Araber angenommen: ein langes, bis unter die Knie reichendes Hemd, darüber Gurt und Jacke, ferner Kopfbund und Schuhe, weiter aber, im strengsten Wortverstande, nichts.

Die Frauentracht zeigt eine sehr starke Aehnlichkeit mit der männlichen: fast dieselbe Jacke, nur stets mit Aermeln; Beinkleider, oben weit, nach unten zu aber viel enger und tiefer reichend als die der Männer — bis auf ½ Fuß vom Boden; Schuhe an den bloßen Füßen; einen nicht eben weiten Gürtel; Hängelocken an den Schläfen; den Kopf mit einem Tuch ziemlich glatt umwunden und daran ein zweites befestigt, welches hinten auf die Achseln fällt. Bei etlichen Horden tragen die Frauen anstatt der Jacke einen langen, bis zum Knie reichenden Kittel, welcher an den Körper hinten sehr dicht anschließt und an den Hüften durch einen engen Gürtel unterbunden wird. Die Handgelenke schmücken sie mit einigen, bisweilen mit fünf und noch mehr gläsernen Armbändern, Stirn, Schläfe und Hals mit Münzen, an Zwirn- oder wollene Bänder genäht; den Hals behängen sie überdieß noch mit allerlei an Zwirn gereihter oder einzeln daran geknüpfter Glaszierrath. Die Frauen der Beys und deren Verwandte gehen ähnlich wie alle andern, nur in bessern, doch keineswegs kostbaren Stoffen; Seidenzeuge sind bei ihnen ein seltener Aufwand, Baumwollengewebe in grellen und gemusterten Farben oder hellstreifig erblickt man weit öfter. Höchst seltsam und unlieblich anzusehen ist der Schmuck, welchen die Frauen einiger Stämme, zumeist bei Sevri-Hissar, anlegen: ein dünner Silberreif nämlich, von etwa 1 Zoll Durchmesser, der durch das linke Nasenloch gezogen wird. Die Oeffnung hiezu sticht man den Mädchen schon im ersten oder zweiten Lebensjahre in der Höhlung, wo die Wölbung des Nasenloches oberhalb aufhört; diese Oeffnung ist so weit, daß man eine Gänsefeder einfädeln kann, und durch ihre unreine Schwärze sehr widrig. Der Reif aber wird mittelst eines Schlößchens wie an Ohrringen oder ganz einfach vermöge eigener Federkraft geschlossen und wieder aufgebogen; er ruht an der Wange, stützt sich auch bisweilen auf die Oberlippe.

Waffen tragen die Turkomanen, allen neuesten Verboten zum Trotz, fast durchgängig: Pistolen, Yatagane, Gewehre und, wahrscheinlich von den Kurden angenommen, mitunter auch Piken — die Beys noch außerdem Säbel, welche sie für eine Ehrenwaffe und für ein Abzeichen der Herrscherwürde achten. Das Messer ist aller Welt Zubehör — der Frauen wie der Männer — doch nicht als Waffe, sondern als nothwendigstes Wirthschaftsgeräth.

(Fortsetzung folgt.)

Urweltliche Vogelspuren. Hr. Silliman meldet in seinem rühmlich bekannten Journal of Science (April 1843) die Ankunft riesenhafter Vogelknochen aus Neuseeland (s. Nr. 182), und bemerkt dabei, daß nach der Ansicht englischer Geologen das Thier, dem diese Knochen angehörten, wohl auch die Spuren in dem rothen Sandstein von New-Jersey zurückgelassen haben könnte; man erblickt darin eine Gewähr der Aechtheit jener oft erwähnten Vogelspuren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1843.

Die Königseidechse der Urwelt.

(Sillimanns Journal of Science. April 1843.)

Nordamerika, das uns schon so manche Ueberreste vorweltlicher Thiere geliefert hat, und dessen Meere noch gar manches Unbekannte zu bergen scheinen,*) hat abermals eine große Bereicherung geliefert, nämlich ein fast vollkommenes Skelett einer Königseidechse. Wir behalten diesen vielleicht nicht ganz richtigen Namen als leichter übersetzbar bei, und bemerken nur, daß Hr. Owen in London vor einigen Jahren nach einer mikroskopischen Untersuchung der Zähne dem Thiere einen andern Namen, „Zygodon," schöpfte und erklärte, dasselbe nehme wohl eine Stelle zwischen den Eidechsen- und Wallfischgeschlechtern ein. Von dem aufgefundenen Skelett fehlen nur einige Wirbelknochen in der Nähe des Genicks; diese liegen, so wie die Kopfknochen, auf einem Raum von etlichen Fuß zerstreut umher; der ganze übrige Theil der Wirbelsäule bis zum Ende des Schwanzes ist aber fast völlig erhalten, wogegen die Rippen, welche zum Theil eine Länge von 6 Fuß gehabt haben müssen, beinahe gänzlich fehlen. Die Gesammtlänge des Skeletts, mit Einschluß des Kopfes, ist nahezu **siebenzig** Fuß. Aus der geordneten Reihenfolge der Knochen läßt sich schließen, daß das Thier auf der Stelle starb, wo die Knochen jetzt liegen, vielleicht in Folge eines Kampfes mit einem Haifisch, denn zahlreiche Haifischzähne und Muscheln sind über die Oberfläche zerstreut oder im Boden eingelagert. Dieser besteht 1' bis 2' tief aus einer fruchtbaren Pflanzenerde, auf die 4' bis 5' tief ein gelblich weißer Mergel folgt, in welchem die meisten Knochen liegen. Die Stelle, wo das Skelett gefunden wurde, liegt in der Clark County in Alabama, etwa 100 englische Meilen von Mobile gegen Norden in der Mitte zwischen den Flüssen Alabama und Tombigbee. Es scheint dieser Landstrich einst ein Seearm mit vielen Inseln gewesen zu seyn, denn graue Kalkfelsen mit bald mehr, bald weniger organischen Ueberresten erheben sich schroff und scheinen meist kleine Inseln gebildet zu haben, gegen welche die Meereswellen anschlugen. Knochen des Basilosaurus oder Zygodon finden sich übrigens auf diesem Landstrich in sehr großer Zahl, und ein Hr. Creagh erzählte, als er vor 20 Jahren zuerst nach Clark County gekommen, seyen diese Knochen, meist große Wirbelknochen, so zahlreich gewesen, daß sie den Anbau des Feldes verhindert hätten, und man deßhalb große Massen davon aufgehäuft und verbrannt habe. Noch jetzt sieht man solche Wirbelknochen, meist sehr zerbrochen, auf fast allen Feldern umherliegen, wogegen aber, mit Ausnahme des oben erwähnten Skeletts, keine Köpfe sich finden, was sich, die Zähne abgerechnet, wohl aus der größern Zerbrechlichkeit der Knochen des Kopfes erklärt.

*) Man vergleiche den Teufelsfisch Nr. 354 des Auslandes vom vorigen Jahre.

Das englische Heer.

(Schluß.)

Die Erfahrungen des Unabhängigkeitskriegs, in welchem einestheils die Schwierigkeit Rekruten zu bekommen, sich der Regierung aufs stärkste aufgedrängt hatte, anderntheils das Benehmen der rohen Soldateska in den empörten Provinzen wesentlich dazu beitrug sie dem Mutterlande zu entfremden, waren an der Regierung nicht umsonst vorüber gegangen, und als im J. 1793 der Krieg mit Frankreich ausbrach, war ihre Aufmerksamkeit stets auf die Besserung des Zustandes der Armee gerichtet. Schon im J. 1792 hatte man in Voraussicht des Kriegs den Sold von 6½ P. auf 10 hinaufgesetzt, im J. 1797 wurde er auf 1 Sh., und im J. 1800 auf 1 Sh. 1 P. hinaufgesetzt.*) Nebenbei wurde Sorge getragen, daß Wohnung, Kleidung und Krankenpflege, von denen das erste und letzte oft unter aller Kritik schlecht gewesen waren, wesentlich besser wurden. Diesen vorsorglichen Maaßregeln hatte man es wohl zu danken, daß das Landheer im J. 1797 treu blieb, als die Flotte sich empörte und die Regierung in große Verlegenheit setzte. Aber mit allen diesen materiellen Verbesserungen konnte man die Folgen des ehemaligen und

*) Dazu kam später noch eine kleine Beisteuer zur Kleidung, die man mit unserem „Kleinmontirungsgeld" vergleichen kann.

hinsichtlich der Härte der Disciplin kaum gemilderten Systems nicht ausgleichen, und die Unpopularität des Militärdienstes blieb dieselbe. Im Anfang des Jahres 1803, ehe der Krieg wieder ausbrach, betrug das Handgeld 7 Pf. 12½ Sh. und stieg bis in die Mitte des nächsten Jahres auf 16 Guineen. Alles dieß half nicht, und die Regierung mußte die commandirenden Officiere ermächtigen, für jede Compagnie 10 Knaben unter 16 Jahren (also 100 Mann im Bataillon oder Regiment) anzuwerben, um für den Bedarf der nächsten Jahre zu sorgen.

Endlich trat ein Mann auf, welcher die Sache beim rechten Ende angriff, und dessen Maaßregeln, wenn man sie befolgt und consequent durchgeführt hätte, wahrscheinlich dem ganzen englischen Heerwesen eine andere Gestaltung gegeben hätten. Dieß war Wyndham, Kriegsminister im Fox-Grenville'schen Ministerium; er hatte den wahren Krebsschaden des englischen Heeres, auf den so viele frühere Militärs schon hingewiesen, und den auch der bekannte Sir R. Wilson im Jahre 1794 aufs neue angegriffen hatte, die lebenslängliche Dienstzeit nämlich, wohl erkannt, und schlug im J. 1806 vor, die Anwerbung von Infanteristen auf sieben, von Cavalleristen auf zehn und Artilleristen auf zwölf Jahre zu beschränken; ließen sich sodann Infanteristen und Cavalleristen nochmals auf sieben, Artilleristen auf fünf Jahre anwerben, so sollten sie nach Verfluß dieser zweiten Capitulation zu einer lebenslänglichen Pension von 5 Pence täglich, und wenn sie eine dritte gleich lange Capitulation aushielten, zu einer lebenslänglichen Pension von einem Schill. täglich berechtigt seyn. Wyndhams Vorschlag stieß auf großen Widerspruch im Parlament und unter vielen höhern Officieren; man betrachtete die Anwerbung auf beschränkte Zeit als eine gefährliche Neuerung, aber die Recrutennoth war zu groß, die Anwerbung von unerwachsenen Knaben ein zu schreiendes Uebel, und so gingen seine Vorschläge, zu denen auch eine kleine Solderhöhung gehörte, im Unterhause mit einer Mehrheit von 206 Stimmen gegen 105 durch. Sold und Aussichten des Soldaten wurden dadurch zwar keineswegs denen eines bürgerlichen Arbeiters gleichgestellt, allein seine Lage war doch so bedeutend dadurch gebessert, daß man bald darauf das Handgeld des Infanteristen auf 11 Guineen heruntersetzen konnte. Leider wurde dieser Plan gleich im Anfange des Jahres 1808, nachdem er nur 18 Monate gedauert, in seinem wesentlichsten Theile, der Aufhebung des lebenslänglichen Dienstes, wieder umgestoßen. Das Gesetz über die Miliz und die Leichtigkeit der Anwerbung derselben für das eigentliche Heer hatte den starren Anhängern des Alten wieder Muth gegeben, die ihnen verhaßte Neuerung umzustoßen. Von dieser Zeit an hat sich das Loos der gemeinen Soldaten, wenn wir die allmähliche, durch die öffentliche Meinung erzwungene Verminderung der Peitschenstrafe abrechnen, wieder verschlimmert, und man wird nicht ohne Verwunderung hören, daß die Whigs hiezu wesentlich beitrugen. Im Jahre 1829 setzte der Tory Sir H. Hardinge die Pension eines Infanteristen nach 21jähriger und die eines Cavalleristen nach 24jähriger Dienstzeit auf 10 Pence, und wenn er arbeitsunfähig war, auf 1 Schill. fest, während Sir J. Hobhouse im Jahre 1833 die Dienstzeit, welche zu einer Pension berechtigte, auf 25 Jahre hinaufs, und die Pension auf 6 Pence, wenn er arbeitsfähig, und 9 Pence, wenn er arbeitsunfähig war, herabsetzte. Die Folgen waren nach wenigen Jahren erneuerte Klagen über Mangel an Recruten und umsichgreifende Desertion.

Es kann keinen bessern Beweis geben, wie richtig Wyndham gerechnet hatte, als die nachstehenden Bemerkungen eines Mannes, der durch seine officielle Stellung im Stande ist, genaue Aufschlüsse zu geben, *) und sich über die Dienstdauer des Soldaten folgendermaßen äußert: „Bis Soldaten in Infanterieregimentern 40 Jahre alt sind oder 20 Jahre gedient haben, sind gewöhnlich 95 Proc. davon gestorben, desertirt, wegen angeblicher Krankheiten entlassen oder freigekauft worden. Von den in den Colonien stehenden Truppen sind nur 2 bis 3 Proc. über 40 Jahre alt. Daß ein großer Theil der Krankheiten, wegen deren man die Leute entläßt, erdichtet, oder wenigstens nicht lebensgefährlich ist, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß die Sterblichkeit unter den Pensionären nur 4 Proc. beträgt. Ich habe nicht hinreichende Daten, um die mittlere Dauer der Dienstzeit der Mannschaft zu berechnen, glaube aber, daß sie kaum über 10 Jahre beträgt. Man hat, glaube ich, herausgerechnet, daß die mittlere Dienstzeit der jetzigen Pensionäre zwischen 15 und 16 Jahre betrug. Hieraus schließe ich, daß die Anwerbung auf Lebenszeit, in der Absicht dadurch eine längere Dienstzeit als 10 bis 12 Jahre zu erhalten, auf einem Irrthum beruht." Diesen Irrthum hat aber England, auch nur den Geldaufwand berechnet, ungemein theuer bezahlt, und wird ihn, wenn man nicht zeitig von dem jetzigen System abgeht, wahrscheinlich noch weit theurer bezahlen.

Die Kosten berechnen sich nicht bloß direct durch vermehrte Ausgaben für Recrutirung und Pensionen, sondern am meisten indirect durch die Aufführung der Soldaten. Die Zahl der Vergehen ist seit zwanzig Jahren eher im Zu- als im Abnehmen, und im Jahre 1834 wurde im Parlament anerkannt, daß von den in England stationirenden englischen Truppen je der fünfte wegen Verbrechen**) im öffentlichen Gefängniß gesessen sey. Dieß sieht indeß vielleicht schlimmer aus als es ist. Die englischen Regimenter, wenn auch klein, sind gewöhnlich ziemlich vollzählig; von einem regelmäßigen, länger dauernden Urlaub ist nicht die Rede, man muß sie also in den Casernen halten, wo dann der Müßiggang, der Anfang aller Laster, sie zu einer Menge Ueberschreitungen der Dienstvorschriften wie der Moral treibt. Zahllos sind die Vorschläge und Discussionen über die Art, wie man diesem Uebel abhelfen soll, und unter den Mitteln stehen zwei obenan, nämlich Unterricht und Beförderung von Leibesübungen durch Spiele. Hier entsteht

---

*) Henry Marshall, zweiter Generalinspector der Armee-Spitäler.

**) Freilich militärischen, nicht bürgerlichen, wo also Trunkenheit, Ungehorsam, unerlaubtes Wegbleiben aus der Caserne u. dgl. auch mitgezählt werden; immerhin aber ist die Zahl sehr stark, und um so stärker, als sie in einigen Corps, wie bei den besser unterrichteten und beschäftigten Artilleristen, Sappeurs u. s. w. ohne Vergleich geringer ist, so daß für die Masse der Truppen, die Infanterie, ein noch ungünstigeres Verhältniß herauskommt.

aber die einfache Frage, wer soll sich damit abgeben? Die vornehmen und reichen Officiere, welche durch Kauf binnen vier oder fünf Jahren Hauptleute und Majors werden, mit der Uniform glänzen wollen, und wenn's hoch kommt, das Exercierreglement, aber von taktischer Schule nichts verstehen, *) wollen sich mit so gemeinen, unbedeutenden Dingen nicht abgeben; die geringe Zahl besser unterrichteter und thätigerer Officiere bedankt sich für eine Arbeit, bei der sie von den höheren Officieren meist nicht einmal einen Dank ernten würden, und die Unterofficiere sind im Allgemeinen zu unwissend, um sich mit dergleichen abzugeben. So erscheint immer wieder die alte Klage: man muß eine bessere Classe Leute durch entsprechende Vortheile in den Dienst ziehen; man muß den Uebergang von Unterofficieren erleichtern und nicht durch financielle Schwierigkeiten so gut wie unmöglich machen; man muß das System des Stellenkaufs aufgeben, kurz die Armee „an Haupt und Gliedern reformiren." Das ist es, woran bis jetzt alle Bemühungen gescheitert sind, weil die Heerverfassung mit dem aristokratischen Zustand der Gesellschaft aufs engste zusammenhängt.

Wir haben hier fürs erste nur das Material, aus dem die Armee zusammengesetzt ist, im Auge gehabt, und kommen auf die andern Zweige vielleicht später zurück. Hinsichtlich dieses Materials gibt es nur zwei Mittel, entweder Werbung oder Aushebung. Soll nicht die Werbung eine Mehrzahl moralisch verworfener Menschen ins Heer bringen, so muß man Sold, Pension und Dienstzeit auf eine Art stellen, daß sie mit den Vortheilen des bürgerlichen Lebens einigermaaßen im Einklang stehen; hiebei kommt aber nicht bloß die gegen früher weit höhere Auslage in Betracht, sondern auch der Umstand, daß die Armee durch das bisherige Verfahren bei dem Volke verachtet ist; **) was aber die Aushebung betrifft, so ist nicht anzunehmen, daß sich die Engländer derselben sobald unterwerfen werden, es müßte denn seyn, daß man die Armee durchaus in solche scheidet, die in England und Europa bleibt, und in solche, die nach den Colonien, namentlich nach den ungesunden versendet wird, wo dann die Werbung für letztere bleiben könnte, während für die erstere die Aushebung festgesetzt würde. Wie jetzt aber die Sachen stehen, ist an eine solche Aenderung nicht zu denken, es müßte denn seyn, daß die innern Unruhen des Landes bedeutender werden, und man es nicht mehr gerathen findet, einen Soldatenpöbel mit einem Fabrikpöbel in zu enge Berührung zu bringen, da neuere Erfahrungen gezeigt haben, daß hieraus gefährliche Einverständnisse hervorgehen können. Man hat im Parlament offen gestanden, daß das Land im vorigen Jahre bei den bekannten Unruhen einer furchtbaren Revolution mit genauer Noth entgangen sey, wie? — wenn damals schon ein Einverständniß des Militärs mit den empörten Volksmassen gegen die Polizei und die Constables eingetreten wäre? Solche Dinge geben über den innern Zustand Englands sehr unerfreuliche Aufschlüsse, und zeigen die Wichtigkeit der Anti-Cornlaw-League, die man als die Repräsentantin der Mittelclassen ansehen kann. Zwischen dieser Anti-Cornlaw-League und den Chartisten ist eine tiefe Spaltung. Die Regierung aber wird die letztern auf die Länge ohne Mitwirkung der Mittelclassen nicht bezwingen, und da diese Mittelclassen sich nicht mehr aus Furcht vor den untern Classen dem Gebot der Aristokratie unterwerfen wollen, so wird die Regierung den Mittelclassen nachgeben müssen. In diesem kommenden Conflicte wird die englische Armee eine merkwürdige Rolle spielen, und ihre Zusammensetzung und Verhältnisse sind deßhalb unter den jetzigen Umständen von nicht gewöhnlichem Interesse.

*) Darüber theilte kürzlich die Naval and Military Gazette unter dem Titel „Rambles in Strategy" einen fast komisch-kläglichen Aufsatz mit, der indeß viel Lesenswerthes enthält.

**) Dieß Wort ist nicht zu hart, und ganz aus englischen Mittheilungen entnommen, die geradezu sagen, daß man unmöglich den Eintritt besser unterrichteter und achtungswertherer junger Leute ins Militär erwarten könne, so lange noch das Volk im Allgemeinen den Soldaten verächtlich ansieht.

Der Pfauen-Curucu (Couroucou Pavonin).

Der Reisende A. de Lattre theilt (Echo du Monde Savant vom 22 Jun.) hierüber einige merkwürdige Besonderheiten mit. „Derselbe lebt in den sehr hohen und durch zahlreiche Schwierigkeiten den Europäern fast unzugänglichen Gegenden des tropischen Amerika's. Der Zugang ist nur auf entsetzlichen Straßen möglich, die selbst für Maulthiere ungangbar sind. Man findet ihn hauptsächlich in dem obern Theil der Provinz Verapaz, dessen letzte Stadt Toban (Coban?) ist. Diese Gegend ist von dem übrigen Theil des Landes völlig verschieden, es regnet unaufhörlich und die Vegetation ist außerordentlich üppig, während in den andern Theilen Mittelamerika's das Jahr sich in sechs Monate nasser und sechs Monate trockener Jahreszeit theilt. Diese Schönheit der Vegetation wird aber dem Reisenden ausnehmend beschwerlich: da die Wege für Maulthiere ungangbar sind, so muß man zu den Indianern seine Zuflucht nehmen; zwei derselben bereiten eine Art Sitz, der durch einen Lederriemen gehalten wird, vermittelst dessen sie ihn tragen. Auf diese Weise legt man drei bis vier Lieues im Tage zurück. Auch die Schwierigkeit, die Vögel zu trocknen, ist sehr groß, und ich mußte immer Feuer zu Hülfe nehmen. Ich traf den Pfauen-Curucu zum erstenmal am 4 October, acht Lieues von Toban, in sehr hochstämmigen Wäldern, in welche nie die Sonne eindringt, und in denen auch deßhalb fortwährend eine feuchte und sehr unangenehme Kälte herrscht. Hier hält sich dieser prächtige Vogel auf, der nichtsdestoweniger am Morgen die Sonne sucht; hier ist es aber unmöglich ihn zu schießen, denn der Vogel muß, um die Wärme zu fühlen, sich auf die höchsten Zweige der Bäume setzen, wo ihn nicht leicht ein Gewehr erreichen kann, und wenn dieß auch der Fall wäre, so würde er wegen der Unzahl von Schlingpflanzen doch nicht herunterfallen. Man muß deßhalb bis 10 oder 11 Uhr warten, wo der Vogel sich tiefer im Walde niederläßt. Es gibt nur zwei Mittel ihn zu schießen: man muß entweder genau das Geschrei des Weibchens nachahmen, womit man ihn bis auf Schußweite heranlocken kann, oder man muß den Baum aufsuchen, der die Frucht erzeugt, von welcher er sich nährt. Er holt dieselbe im Fluge herunter, da er aber davon eine große Menge verzehrt, so findet man leicht Gelegenheit ihn zu schießen. Eine andere Art von Jagd führt zu nichts, denn der Vogel ist sonst sehr ruhig und stumm, und ihn in die ewig feuchten Wälder hinein zu verfolgen, ist unmöglich. Der junge männliche Curucu gleicht im ersten Jahre dem Weibchen, nur daß er am

untern Theil des Bauchs einige rothe, mit Grau gemischte Flecken hat, und daß seine sechs Schwanzfedern weiß sind, während die des Weibchens schwarze Streifen haben. Der erwachsene, d. h. drei Jahre alte Curucu bleibt nur drei Monate lang in seiner ganzen Pracht, denn die schönsten und längsten Federn gehen ungemein leicht verloren, und wenn man sie auch im Schießen nicht berührt, so gehen sie doch meistens beim Herabfallen zwischen den Baumzweigen verloren. Auch bleiben seine längsten Federn neun Monate lang in der Mause, die übrigen nur vier Monate lang. Wenn der Curucu hegen will, sucht er gewöhnlich ein unbewohntes Elsternnest aus und macht auf der entgegengesetzten Seite des Eingangs ein Loch: wenn er brüten will, kommt er auf der einen Seite herein und geht auf der andern wieder hinaus, das einzige Mittel, um seinen prächtigen Federschmuck, an welchem ihm viel zu liegen scheint, zu bewahren. Um diese Zeit suchen die Indianer sich der zwei großen Federn des Vogels zu bemächtigen, indem sie in aller Stille den Baum ersteigen; da sie die Federn leicht und vortheilhaft verkaufen können, so führen sie einen fortwährenden Krieg gegen die Curucus."

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

Die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Einige Stämme, vorzugsweise die in den südlichen Uferstrichen der Halbinsel (wo sie fast alle halbansässig, im Sommer mit dem Feldbau und in der übrigen Zeit mit Handarbeiten beschäftigt sind), flechten aus Rohr Körbe und Matten, bauen Pflüge, Eggen und anderes Ackergeräth, fertigen Tonnen, Trinkgeräthe, Löffel, Sessel, sägen Bretter, richten Bauholz zu, indem sie bald lange Stangen reinigen und glätten, bald schwächere Balken behauen. Eine Menge von diesen ihren Erzeugnissen, obwohl sie nur roh ausgearbeitet sind, findet doch bei den ansässigen Nachbarn, indem sie zugleich dauerhaft und, was die Hauptsache, dabei auch wohlfeil sind, einen starken Absatz. Die Uferbewohner an den Taurusabhängen richten Holz zum Verkauf, besonders für Aegypten, zu. Dieser Verkauf geschieht zum Vortheil des Ortsvorstandes, welcher dafür im Ganzen etwas an die Staatscasse zu entrichten hat; doch finden auch Privatleute, Hand- und Tagearbeiter leicht Gelegenheit, das Holz zu ihrem Vortheil zu benutzen, indem sie sich damit für ihre unentgeltlich geleisteten Frohnarbeiten bezahlt machen. Bei weitem die meisten Turkomanen treiben Ackerbau und Viehzucht, beides zugleich, oder diese oder jenen vorzugsweise, je nach der Bodenbeschaffenheit und dem Wasservorrath an den Weideplätzen. Nicht selten nimmt ein Stamm seinen Aufenthalt zur Saatzeit an einem von seinen Viehweiden an anderthalb Meilen entfernten Platz; dann bleibt bei den Heerden ein Theil jeder Familie, meist Frauen und Kinder mit etlichen Alten, während die übrigen das Pflügen und die Aussaat besorgen, zur Obhut der Saaten aber eine Anzahl bewaffneter Männer zurück. In der Zwischenzeit vom Säen bis zum Ernten oder erst nach der Ernte kommen alle wieder zusammen. Den Winter verbringen sie gemeinschaftlich in Höhlen oder in tiefergelegenen Ebenen; die Steppenbewohner bleiben indeß oft in den Steppen, wo sie zum Schutz vor der Kälte ihre stehenden Winterwohnsitze haben. Solche Lebensweise macht leichte Beweglichkeit unumgänglich; deßhalb halten sich auch die Turkomanen nur sehr wenig Geschirr und überhaupt wenig Hausrath und Ackergeräth. So weit sie über ihren eigenen Bedarf Getreide erzeugt haben, verkaufen sie es sofort nach der Ernte und dem Dreschen; das andere bringen sie in die Wintersitze, und den Hauptvorrath vergraben sie bisweilen, entweder in der Nähe derselben oder an Orten, wo der Uneingeweihte sie nicht auffinden kann, in tiefe Gruben, welche nach unten weit, nach oben aber ganz eng sind, und deren Oeffnung mit einem Stein oder Brett, worauf man Erde schüttet, bedeckt wird. Auch alle Butter, außer ihrem Bedarf zum Kochen, verkaufen sie.

In den Winteraufenthalten spinnen die mit besondern Handwerken nicht beschäftigten Turkomanen — Männer wie Weiber — Wolle und, wo dergleichen vorhanden, Baumwolle, weben grobe Leinwand und, für ihren eigenen Gebrauch, noch gröberes Tuch, nähen sich Kleider, holen, so weit sie solche nicht selber verfertigen, aus den Nachbarstädten ihre Bedürfnisse, wie: Sensen, Sicheln, feine Gewebe, Kopfbunde, Schuhe, Geschirr — von allem dem aber, wie gesagt, nicht mehr, als die genaueste Noth erfordert. Während dieser Jahreszeit bilden die Aeltesten des Stammes den Rath des Bey, und nachher bestimmen sie auch den Tag des Aufbruchs, indem sie aus dem Erscheinen der Zugvögel, aus dem Winde und dem Schneethauen im Gebirge auf die zu erwartende Witterung schließen. Dann macht sich alles zurecht, sucht seine Habseligkeiten zusammen und ordnet seine Bündel. Am festgesetzten Tage mit dem Morgengrauen versammelt sich alles bei einem Häuschen, welches zwar den Namen Moschee führt, vor allen andern Hütten aber durch nichts weiter sich auszeichnet, als dadurch, daß vor der Thüre desselben eine große irdene Kanne mit Wasser aufgestellt und ein Stein hingelegt oder eine Art Gerüst angebracht ist für den Muezzin (Gebetrufer). Hier liest der Imam oder, wenn ein solcher nicht zu haben ist, der Aelteste, Angesehenste des Stammes ein kurzes Gebet, und demnächst stürzt jedes in seine Hütte, wo nun das Einbündeln und Aufpacken beginnt: Kamele, Stiere, Mäuler, Esel, selbst Kühe werden mit Bündeln beladen; der gesammte Hausrath, Kleider, Zelte, Geschirr, Webestühle, Pflüge, die winzigen Sessel, Körbe mit Brod und eine Menge Allerhandskram, endlich auch noch die Kranken und Kinder werden ein- und resp. aufgebündelt. Eine Stunde, höchstens zwei, und die Hütten sind völlig ausgeräumt, zum Theil sogar auch die Thüren schon ausgehoben und nebst Wandbrettern und Kleiderbalken zusammengeschnürt. Nun zieht alles mit Sack und Pack ab, so daß nur die nackten Wände, ein menschenleeres Dorf, in dem auch kein lebendes Wesen mehr sichtbar, dahinten bleibt. Nur einige dieser Umzüglerschaften, deren Winterwohnungen etwas besser beschaffen sind, bestellen zur Obhut für dieselben während des Sommers zwei oder drei Greise, indem sie diese alte Garde von Hauswarten mit einem Sack voll Mehl, einem andern voll Käse, einem paar Kesselchen und Trinkgefäßen, ja sogar mit einer Handvoll gestoßenen Kaffee mit einem Zusatz von etwa fünfmal so viel gebrannter Gerste oder türkischen Erbsen ausrüsten.

So zieht die Karawane von ungefähr 200 Familien an 6, ja 12 Meilen und noch weiter von ihrem Wintersitze weg, um einen Landstrich zum Anbau aufzusuchen: ihre Heerden, welche bisher, in der Umgegend zerstreut, die dürren Ueberbleibsel der Herbstgräser abgeweidet oder bei allzu tiefem Schnee mit Stroh gefüttert, nun aber zusammengetrieben worden, voraus, nebenher und hintennach, wie Plänkler beim Heere. Sind etwa 2 Meilen zurückgelegt, so macht der Zug zum Nachtlager Halt, packt das Lastvieh ab, läßt es auf die Stoppeln gehen, welche bei Auswahl der Nachtlagerstellen immer ein Hauptaugenmerk sind, hält die Abendmahlzeit von gestockter Milch mit hausbackenem Brod (gekochte Speise kommt fast gar nicht vor) und verbringt die Nacht unter freiem Himmel, wenn man nicht etwa für den Bey ein Zelt aufschlägt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Berry. — Nivernais.

Was läßt sich wohl von diesem Berry, diesem Lande der Hütten- und Eisenhämmer, Gutes sagen? Zu Paris kennt man diese Namen; seit dreißig Jahren haben sie sich unermeßliche Reichthümer erworben, und diese Reichthümer widersetzen sich jetzt der Ertheilung eines guten Zollgesetzes. Ich war in Guevigni, in Imphi, denn ich muß doch in unsern Gesellschaften zu Paris etwas Ausführliches über die Frischfeuer, über die Hochöfen dieser Gegend erzählen können. Ich sah daselbst viel Lobenswerthes; aber der französische Arbeiter hat zu viel Geist, er will zu viel erfinden, und seine Hülfsmittel vermannichfaltigen; er vertraut seiner Einbildungskraft fast eben so viel, als der Erfahrung. Aber es ist mit den Maschinen wie mit der Politik; die Erfahrung allein verbürgt alles, die Theorie ist nur ein Traum.

Der französische Arbeiter aus dem Nivernais besitzt nicht die zähe Hartnäckigkeit des Arbeiters von Birmingham, welcher vor allem Geld verdienen will. Er ist noch weit entfernt von der unverwüstlichen, sorgfältigen und gutmüthigen Geduld des Harzer Arbeiters. Vor drei Jahren habe ich zu Goslar 1300 Fuß tief unter der Erde gefrühstückt. Die Bergleute ließen sich am Montag fröhlich in diesen Schlund hinab und kamen erst am Sonnabend an die Oberfläche zu ihren Weibern und Kindern zurück.

Ich könnte hier über die Waldungen und die Hammerwerke des Nivernais einige Seiten voll schreiben; das würde aber viele nicht sehr interessiren, und mir jedenfalls den Vorwurf zuziehen, ich sey ein Jacobiner, denn ich würde Reformen vorschlagen gegen die Reichen, welche den status quo mißbrauchen. Wahrlich die Provinzbewohner sind ganz verteufelt gegen die Reichen eingenommen, und ich gestehe, es würde nur von diesen abhangen, allenthalben Feinde zu sehen. Jeder Franzose, welcher Eisen braucht, zahlt jährlich zwei Franken, damit diese Herren Hammerbesitzer ihr Holz als Eisen verkaufen und Millionen zusammenscharren können. Man lasse schwedisches und englisches Eisen ein und jeder Franzose, welcher Eisen verbraucht, wird jährlich zwei Franken weniger ausgeben; noch mehr, man wird an unermeßliche und prächtige Unternehmungen denken, welche jetzt unmöglich sind.

Mit diesen reichen Leuten kann man von nichts anderem als von Champagner oder dem neuesten Lustspiel Scribe's reden; auf einen vernünftigen Gegenstand einzugehen hüten sie sich wohl. Aber neulich habe ich mich doch zwei Stunden lang mit einem Factor, der den Verkauf besorgte, unterhalten; dieser antwortete auf alle meine Fragen sehr verständig. Während wir plauderten, kamen zwei Kaufleute, der eine aus Troyes in der Champagne, der andere aus Lamure in der Dauphiné; der Aufseher machte seine Geschäfte und ich hörte zu. Ich habe es für mein Leben gern, wenn ich nicht zu reden brauche. Es gibt vielleicht in ganz Frankreich keinen schärfern Gegensatz, als den eines braven Einwohners von Troyes gegen einen aus der Dauphiné. Der von Troyes sagte, sobald er gegrüßt hatte, warum er gekommen, behandelte sein Geschäft mit musterhafter Aufrichtigkeit, schien unglücklich zu seyn und erwiederte kein Wort, wenn ihm Einwendungen gemacht wurden. Der Dauphinése erkundigte sich zunächst nach dem Befinden der Frau des Factors und redete dann von dessen Kindern; das bestach diesen und er ließ sich besonders weitläufig über das jüngste aus. Endlich nach einer langen freundschaftlichen Unterredung kam man auf die Eisenpreise und der Dauphinése meinte mit gutmüthigem Ton und langgedehnter Stimme, daß sie dieserhalb doch gute Freunde bleiben würden, und fünf oder sechs Minuten lang redete er von nichts anderem, als von der Freundschaft und ihren Annehmlichkeiten. Als aber der Factor, auf das Geschäft zurückkommend, ihm den dermaligen Preis gerade herausfagte, welcher zehn Sous höher stand, als auf dem letzten Markte, da war der gute Dauphinése wie aus den Wolken gefallen. Sie machen wohl Spaß? sagte er endlich höchst gutmüthig und ganz entmuthigt. Es dauerte lange bis der Handel abgeschlossen wurde und ich habe mich sehr dabei amusirt. Das Lustigste bei der Sache ist, daß der Factor aus der Normandie war.

In einem der Städtchen, durch welche ich gekommen bin, habe ich einen Mann von gewissen Jahren gefunden, der den Ruf hat, er sey ungeheuer geistreich; er ist der Adler des

Arrondissements. Ich habe die Ehre gehabt mit ihm zu Mittag zu speisen und er ist so gnädig gewesen mir zu erzählen, was ihm einen solchen Ruf erworben hat. Man mache sich auf etwas recht Albernes gefaßt. Im Jahre 1815 oder 1820 gab Hr. Robertson, Professor der Physik, Escamoteur, Erfinder der Phantasmagorie u. s. w. eine Vorstellung am Wohnorte dieses Herrn. Während derselben ergreift er mit betrübtem Gesicht einen Trinkbecher von farbigem Glase und sagt zu den Zuschauern: dieser Becher, meine Herren, ruft mir die süßesten und zugleich die traurigsten Erinnerungen meines ganzen Lebens zurück. Vermittelst meiner Kunst enthält dieser Becher, meine Verehrtesten, dieser bloße Becher, den Sie da sehen, alles was von meiner geliebten dritten Frau auf dieser Erde übrig geblieben ist. Nach ihrem Tode ließ ich sie nämlich auf einen Scheiterhaufen legen, Verehrteste, und verbrannte sie nach Art der Alten. Vermittelst meiner Kunst habe ich ihre Asche in Glas verwandelt und jedesmal, wenn ich aus diesem Becher trinke, gedenke ich mit Zärtlichkeit meiner geliebten dritten Gattin!

Haben Sie die beiden ersten etwa auf Flaschen gezogen? rief ihm Herr de C.... zu.

Das war das Wort, das glorreiche Wort, welches seinem Leben eine andere Wendung gegeben hat. Der Beifall war ungeheuer. Seit diesem großen Tage spricht Herr de C.... lauter, er entscheidet alle Fragen und Niemand wagt es, in seiner Gegenwart das was er sagt zu bezweifeln. Er hat mit mir von Lord R.... geredet und gesagt, derselbe werde O'Connell verdunkeln, weil er von besserem Adel sey.

Wenn der Provinzbewohner außerordentlich schüchtern ist, so kommt das daher, daß er außerordentlich anspruchsvoll ist; er glaubt, der Mann, welcher zwanzig Schritte von ihm über den Weg geht, sey nur damit beschäftigt ihn anzusehen, und wenn dieser Mensch etwa lacht, dann wird ihm ewiger Haß geschworen. An dem berühmten Robertsonschen Abend wagte es Herr de C.... seine Stimme vor vierhundert Personen, der Elite der Bevölkerung, hören zu lassen. Verunglückte der Versuch, so war er verloren. Er sprach sein Wort mit lauter Stimme und sehr deutlich, und diesem Anschein von Muth verdankte er vielleicht die Hälfte des Erfolges.

Die guten Manieren haben bedeutende Fortschritte gemacht und verlangen, daß jeder seine natürlichen Gelüste etwas mehr verberge. Im achten Buche des Tom Jones kommt ein Bedienter vor, welcher es bis zur Kellerratte gebracht hat, und einem in einer Scheune aufgeführten Trauerspiel beiwohnt; anfangs bezeugt er zwar seine Zufriedenheit, nachher aber findet er doch, daß der Schauspieler, welcher den König macht, nicht genug edlen Anstand besitzt. Seit ich Paris verlassen habe, vergeht kein Tag, daß ich nicht irgend einen zur Kellerratte gewordenen Lakaien unter der Kleidung eines reichen Eigenthümers aus der Provinz erkenne. Für diese Leute hat nichts genug edlen Anstand; ihr Ideal ist wahrscheinlich der Schauspieler, welcher auf dem Boulevard den König macht, oder noch richtiger, ein schöner Tambour-Major, welcher gravitätisch an der Spitze des Regiments marschirt.

Moulins hat weiter nichts Merkwürdiges als das Grab des Herzogs von Montmorency, dem Cardinal Richelieu im Jahre 1632 den Kopf abschlagen ließ; wir werden in Toulouse das kleine Schwert sehen, welches diese Ehre gehabt hat.

Die Gegenwart eines redseligen Cicerone verleidet mir alle Merkwürdigkeiten, die er mir zeigt. Der Provinzbewohner welcher die Schönheiten seines Landes nicht kennt, ist mir lieber als der Enthusiast. Mein Widerwille vor redseligen und ungeschickten Menschen hätte mich beinahe um das Vergnügen gebracht, die bewunderuswerthe Kirche von St. Menou, fünf Meilen von Moulins, zu sehen. Es sind schöne, den corinthischen nachgeahmte Säulen und große, romanische Partien darin. Diesem Gebäude droht der Untergang wegen des ungleichen Drucks seiner Gewölbe. In der prächtigen Kirche von Souvigny, näher bei Moulins, einer der sehenswerthesten der Provinz, befinden sich einige romanische Partien und andere, welche vielleicht bis in das achte Jahrhundert hinaufreichen. Sie ist im J. 919 durch den Ritter Aymard wieder hergestellt worden. Man sieht in denselben die Gräber der Herzoge von Bourbon. Das Schiff ist romanisch, das Chor gothisch.

Einige Tage habe ich auf dem Schlosse eines Freundes, eines geistvollen Mannes zugebracht, welcher Waldungen auszubeuten hat und demgemäß sehr dabei interessirt ist, daß ein gewisser Weg gemacht werde. Der Ober-Ingenieur ist vortrefflich und dabei der liebenswürdigste Mensch in der ganzen Provinz; der Unter-Ingenieur ist ein tüchtiger, junger Mann, sehr gebildet und leidenschaftlicher Arbeiter, der mit einem Stück Brod und einem Buch in der Tasche sich an die Straße begibt und ganze Vormittage daselbst zubringt. Auf einmal schickt man diesen jungen Ingenieur mitten aus der Arbeit hinweg an das andere Ende des Königreichs. Die ganze Arbeit ist dadurch verfehlt, sagte mein Freund zu mir, der über diese Versetzung höchst aufgebracht war. Ferner war er wüthend über einen Conducteur, welcher stahl. Er behauptete, in diesem Verwaltungszweige würden die Diebe nie weggejagt, sondern immer nur in ein anderes Departement versetzt.

Man öffne den königlichen Almanach von 1829 und man wird sehen, daß der Adel alle Stellen besitzt; jetzt lebt derselbe auf dem Lande, verzehrt nur zwei Drittel seiner Einkünfte und verbessert seine Güter. Es wäre ein glückliches Leben, dachte derselbe nur an seine Güter. Außer den Maiereien besitzt jeder Grundeigenthümer noch 150 Aecker zur Speculation; viele von ihnen kaufen, was in ihrer Nachbarschaft zu haben ist, und in zehn Jahren werden sich diese Herren wieder prächtige Güter gemacht haben. Uebrigens ist es ein Glück, wenn man mit ihnen zusammentrifft; man findet bei ihnen einen ausgezeichnet guten Ton, den man anderwärts, besonders bei dem neuen Geldadel, vergeblich suchen würde. Wenn aber auch die Form ihrer Unterhaltung angenehm und leicht ist, so läßt sie doch am Ende einen trüben Eindruck zurück, denn ein leiser Verdruß, welcher im Hintergrunde lauert, ist nicht zu verkennen.

Der Allerseelentag zu Merida in Yucatan.

(Stephens Incidents of Travels.)

An diesem Tage ward in allen Kirchen Hochamt gehalten, und in jeder Familie wurde für die Seelen der Verstorbenen gebetet; aber außer den in der katholischen Kirche allenthalben gebräuchlichen Ceremonien herrscht in Yucatan noch ein besonderer Gebrauch, welcher von den Indianern entlehnt ist, und „Mukbipoyo" heißt. An diesem Tage kauft jeder Indianer, je nach seinem Vermögen, eine gewisse Zahl geweihter Wachskerzen zur Ehre seiner verstorbenen Verwandten und zum Andenken an jedes Mitglied seiner Familie, das im Laufe des verflossenen Jahres starb. Außerdem backen sie in der Erde eine Pastete, die aus einem Teig von Maismehl besteht, der mit Schweinefleisch und Geflügel vollgestopft und mit Chili gepfeffert ist; ein guter Yucateke ißt während dieses ganzen Tages nichts als dieß. Im Innern des Landes, wo die Indianer minder civilisirt sind, stellen sie sorgfältig einen Theil dieser Speise außerhalb der Thüre unter einen Baum oder sonst an eine gedeckte Stellung für ihre verstorbenen Freunde, und sie behaupten, der bei Seite gesetzte Theil werde stets gegessen, was den Glauben erweckt, daß die Todten durch den Geruch dieser ihrer Lieblingsspeise angelockt werden; skeptische und boshafte Leute erklären die Sache aber dadurch, daß es allenthalben Indianer gebe, die ärmer sind, als diejenigen, welche in solcher Weise ihre todten Verwandten regaliren können, und daß diese es für keine Sünde halten, in Sachen dieser Art zwischen die Todten und die Lebenden zu treten.

Ein besonderer Umstand erinnerte uns an dieses Fest. Ein sehr freundlicher Nachbar, der uns nicht nur häufig mit seiner Frau und Tochter besuchte, sondern auch Früchte und Confect uns schickte, mehr als wir essen konnten, sandte uns an diesem Tage auch eine mächtige Maispastete (mukbipoyo); sie war hart wie ein Eichenbrett, und hatte die Dicke von sechs dergleichen. Da wir schon an den andern Speisen unser Möglichstes gethan hatten, so wußten wir nicht was wir mit dieser anfangen sollten. Um nun doch unsern Freunden zeigen zu können, daß Teller und Schlüsseln leer seyen, trugen wir die Pastete in den Hof und begruben sie hier. Sie hätte auch hier bleiben können bis an den jüngsten Tag ohne einen boshaften Hund, der den Geber bei dem nächsten Besuch begleitete; dieser kam in den Hofraum, grub die Pastete aus, und während wir auf die leeren Platten zeigten, zum Zeichen, daß wir ihren Geschenken alle Ehre angethan hätten, kam das boshafte Thier in die Sala herein mit der Pastete im Maul, die seit sie in der Erde gelegen, augenscheinlich etwas dicker geworden war.

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

Die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

An dem Orte ihrer Bestimmung, einem Berghange oder einer öden Steppe, kaum angelangt, ist die Karawane auch alsbald verschwunden, in ein Lager, eine Niederlassung aus lauter Zelten, umgewandelt. Bisweilen findet sie hier ein schon früher aus Steinen oder aus Erdziegeln erbautes Gelaß mit einer kleinen Oeffnung als Fenster und einer größern, welche zum Eingange dient und verschlossen bleibt. Die Zelte bestehen aus rohem, aber ziemlich dünnem dunkelbraunem Wollenzeug; sie sind glockenförmig, ihr Dach ähnelt dem unserer Feldhauptwachten. Die Wände bekleidet man durch Befestigung des Zeuges an Pfähle, an welchen auch der Rand des Daches haftet, wenn dieser nicht etwa schon eine halbe Elle höher aufhört, in welchem Fall man diesen Zwischenraum mit einem ziemlich weitläufigen Flechtwerk füllt, wodurch zugleich das Zelt erhellt wird. Doch sind dergleichen Gitter keineswegs allgemein, im Gegentheil nur selten gebräuchlich. Der Eingang zum Zelte wird, nach Bedürfniß, verhangen und an einer Seite desselben häufig ein beweglicher Zaun aus einer Art Rohr, dergestalt zusammengebunden, daß er sich zusammenrollen läßt, angebracht, um in dem Raume dahinter nicht nur das Geschirr, ja überhaupt den ganzen Hausrath (in leidlicher Ordnung übrigens) aufzustellen, sondern auch die Speisen daselbst zuzubereiten. Das Innere des Zeltes theilt gemeiniglich ein Vorhang in Schlafgemach und Eintrittzimmer; den Fußboden belegen die Wohlhabenden mit Matten. — Das Zelt des Bey's zeichnet sich vor den übrigen nicht allein durch Größe aus, sondern auch durch allerlei Schmuck: in demselben hängen nämlich an einem Querbalken die Waffenstücke der Reihe nach; an den Wänden liegen Kissen — nicht etwa bloße platte Leinensäcke voll Haare, sondern vielmehr mit saubern Bezügen — und überdieß steckt bei vielen eine lange Pike mit einem Fähnchen, als Zeichen der Häuptlingschaft, vor dem Zelte. Der Hausstand des Bey's befindet sich gewöhnlich in einem andern Zelte, dicht hinter jenem. Sein Hofstaat ist aber nicht groß: seine Gemahlin hat bisweilen nur eine, höchstens zwei Dienerinnen, selten eine Leibeigene; manchmal nur eine Alte zur allerschmutzigsten Arbeit, während die übrigen Wirthschaftsverrichtungen von der Familie selber besorgt werden (ein schlagender Beweis für den Unterschied zwischen der Trägheit der vornehmern Türkinnen und der Rührigkeit ihrer turkmenischen Standesschwestern). Auch bemittelte Privatleute — indeß nur wenige — haben für ihre weiblichen Angehörigen besondere Zelte. Außer dem eigentlichen Zelt, in welchem es bei seinem Umfang von einerseits nur acht und andrerseits nur fünf Schritten für einen zahlreichen Hausstand etwas beengt hergeht, zumal wo dieser Raum noch mit Brodsäcken, Kleidern, Kinderwiegen und Hausrath vollgepfropft ist, besitzt fast jede Familie noch ein oder ein Paar andere Zelte, nur aus zwei oder drei ganz weitläufigen, schief eingegrabenen und mit dem gewöhnlichen dunkelbraunen Zeug bekleideten Ruthengattern bestehend, so daß augenblicklich ein Schirmdach gegen zudringliche Sonnenstrahlen und Nachbaraugen herzustellen ist. — Das Zelt der Turkomanen aber, welche keine festen Wintersitze haben, ist von ganz anderer Art als die bisher beschriebenen: einer Bischofsmütze (Mitra) aus weißem Filz gleichend, besteht dieses aus Pfählen, welche zu einem engen Kreise eingerammt, und an deren Spitzen kurze krummgezogene dünne Stangen so angebunden werden, daß sie, um einen inmitten des Zeltkreises eingeschlagenen Pfahl befestigt und mit Ruthen oder Bindfaden beflochten, Dachsparren bilden, welche man mit Filz überdeckt, der auch die Zeltwände zwischen den Pfählen bildet, während den Raum zwischen den Wänden und dem Dache entweder ringsum oder doch stellenweise Gitterwerk ausfüllt. Ist der Filz überall gehörig angebracht und aufgelegt, so bewickelt man ihn noch zu mehrerer Festigkeit

mit breiten Wollenbändern von dunkler Farbe, so daß dieselben in regelmäßigen Umrissen von dem hellen Filzgrund scharf abstechen.

Die Sommertage verstreichen in den Niederlassungen dieser Hirtenlandbauer etwas einförmig: alles erhebt sich mit der Morgenröthe; die Hausthiere, welche in geringer Entfernung übernachtet haben und bei Tagesanbruch herbeigetrieben werden, geben mit ihrem Stimmendurcheinander das Zeichen zum Erwachen. Die Frauen gehen alsbald an die Arbeit, melken die Schafe, Ziegen und, wo dergleichen vorhanden, die Kühe und bringen die Lämmer von den Müttern weg in eine besondere Heerde, die Kinder sammeln den frischen Dünger, indem sie ihn in Körbe und in ihre aufgenommenen Hemden fest eindrücken, mischen ihn dann mit Stroh und legen ihn in Backsteinform zum Trocknen an die Sonne. Die Männer sind bald den Frauen behülflich, bald besorgen sie die Pferde, bald rauchen sie bloß oder thun wohl auch eine halbe, ja eine ganze Stunde lang gar nichts. Dann treiben die Hirten das Vieh aus, während die Frauen mit der Milch, mit den Kindern, mit Bereitung eines leichten Frühstücks, das aus einer Schale saurer Milch mit etlichen Scheiben Brod besteht, zu thun haben und zum Bach oder zu den Brunnen gehen — denn letztere sind bereits durch einen mehrere Tage vor der Karawane abgegangenen Vortrab gereinigt oder wieder aufgegraben worden. Mit dem Sonnenaufgang brechen Männer und Weiber zur Feldarbeit auf; haben sie weit bis an Ort und Stelle, so nehmen sie ein paar Esel mit, denen alle Bedürfnisse, Mundvorrath und kleine Zelte aufgepackt werden. Daheim bleiben die Alten, ein Theil der Weiber, Kinder, Kranke, Faullenzer und die durch fremde Arbeit unterhaltenen Armen — außer diesen aber auch der Bey und sein Rath.

Jener hat sich ebenfalls mit dem Morgenroth erhoben: er ist (um irgend ein Beispiel aufzustellen) ein achtzigjähriger Greis, weißbärtig, im mächtigen Turban, langem, weißem Gewande, von weißem Gürtel unter dem rothen Staatsmantel zusammengehalten, sitzt er barfüßig (seine Schuhe stehen neben ihm auf der Matte) mit untergeschlagenen Beinen, den Rücken an einen Sack voll Baumwolle lehnend, da. Schon befinden sich bei ihm das hundertjährige Haupt der Stammesältesten, ein dicker Beisade, sein Verwandter, ein gewaltiges Menschenkind von grimmigem Antlitz mit spärlichem halbergrautem Bart, aber voll Narben auf Stirn und Wangen — nebst noch einem paar Alten, von welchen der eine ein hinfälliges Männchen, schwarzbraun und trocken wie ein Gerippe, mit halbgeschlossen zwinkernden, unter den herüberhängenden Brauen kaum sichtbaren Aeuglein — der andere dagegen rund und roth mit funkelndem Auge und glühender Nase. Zu diesen tritt so eben noch der Schreiber in langem, dunkelblauem Gewande und schmutzigem Fes. Denn man muß wissen, daß er den Turban abgelegt, weil er sich zum Nisam zählen zu müssen meint, nachdem der Pascha von Konieh einmal ihn zu sich zu entbieten und wegen des widrigen Turbans huldreichst auszuschelten die Gnade gehabt. Jetzt beginnt die Sitzung: es handelt sich davon, daß der Pascha nach Konstantinopel geht und von seinen Untergebenen die Geldgeschenke für den Großherrn und die Großen einsammeln läßt. Auf unsern Stamm von 200 Familien sind 20,000 Piaster gerechnet — als eine gleichzeitige Zugabe zu den Steuern. Der Befehl des Pascha ist gestern Abend von einem seiner Bediensteten überbracht worden, der zwar gehörig angethan und ausgerüstet, ja sogar mit dem Agatitel erschienen, in der That aber doch wohl nur einer der Hofpfeifenwärter des Pascha's und von diesem mit dem gegenwärtigen Auftrage nur in besonderer Auszeichnung betraut ist. In Begleitung von drei andern ebenfalls Bewaffneten beim Bey angelangt, ist er gehörig abgefüttert worden, hat einen Tag geruht und mit einem Geschenk von 200 Piastern sich auf den Rückweg begeben — vollkommen überzeugt, daß der Bey ein gehorsamer Mann. Der zurückgebliebene Befehl aber, obwohl gestern nur leichthin, flüchtig und zusammenhanglos überlesen, hat des Bey's Stirn doch in Falten gezogen; denn ist er gleich im Allgemeinen wenig verständlich, so zeigt er doch das ganz unverkennbar deutlich, daß er auf Geld hinauswill. Diesen Befehl nun liest so eben der Schreiber nochmals vor, bei jedem Worte innehaltend, um eine Erläuterung zu geben, dann erst jedes einzeln und endlich jeden Ausdruck, jede Redensart im Zusammenhange wiederholend, während der Bey sammt seinen Collegen regungslos dasitzt und raucht, höchstens dann und wann besonders schwer athemholend oder ein kummervolles „Allah, Allah!" hören lassend und nur den Schlußsatz des Schreibens noch einmal ausdrücklich zu hören begehrt, in welchem ihn der Pascha seiner Huld und Wohlgewogenheit versichert. Dann nimmt er die Pfeife aus dem Munde, richtet sich auf, blickt seinen Rath voll ernster Würde an und fragt: „Nun, was sagt Ihr?" — „Ja, wo hätten wir denn was? Wo sollen wir's hernehmen? Wir haben kein Geld! Der Wollhandel ist gar zu flau gewesen; der Pascha erlaubt ja niemanden bei uns zu kaufen, außer seinen eigenen Leuten — und für die Baumwolle haben wir noch nicht einmal die Bezahlung. All' unsere Baarschaft haben wir auf Schulden beim Saraf (Bankier) hingeben müssen; sollen wir etwa jetzt schon wieder bei ihm borgen und nachher dreimal so viel zurückzahlen?" — Diesen Vernehmlassungen eines hochweisen Rathes folgen als Zugabe noch Betrachtungen darüber, warum wohl der Pascha die Reise mache — und aus welchem Grunde sie durch ihn solche Geschenke überschicken sollten, für die ihnen ja doch nur neue Beschränkungen oder neue Auflagen zugemuthet würden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Mir Izzet Ullah, der bekannte Begleiter Moorcrofts, ist später bis nach Yarkend vorgedrungen, das kein neuerer bekannter Reisender erreicht hat. Seine persisch geschriebene Reisebeschreibung erschien englisch übersetzt in einer indischen Zeitschrift; da aber diese in Europa nur sehr schwer oder gar nicht zu bekommen sind, so läßt die asiatische Gesellschaft in London solche in ihrem Journal wieder abdrucken. (Litt. Gaz. vom 17 Junius.)

•

Die Stadt Crotoy in der Picardie, welche unter der Regierung Karls VI und im Anfang der Regierung Karls VII eine große Rolle spielte und in deren Schloß die Engländer das Mädchen von Orleans einsperrten, existirt seit 1690 nicht mehr, und die Wellen haben fast die letzten Spuren verwischt, indem sie die der Zerstörung entgangenen Trümmer mit Sand bedeckten. Schon im vorigen Jahrhundert und jetzt wiederum beschäftigen sich mehrere Alterthumsforscher mit dieser Stadt, welche von einigen in die galloromische, ja in die gallische Zeit, — es soll Cäsars Portus Itius gewesen seyn, — hinaufgesetzt wird, während andere behaupten, sämmtliche Grabsteine, die man in der Nähe gefunden habe, reichten nur bis ins 14te Jahrhundert hinauf. Der Streit hat eine archäologische Arbeit über die Picardie von einem Hrn. Labourt zur Folge gehabt. (Echo du Monde Savant vom 23 Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1843.

Ein Ausflug nach Cusco.

(Echo du monde Savant. 13 Junius.)

Der französische Naturforscher Claude Gay, der sich seit geraumer Zeit in Südamerika herumtreibt, hat, obgleich wie er selbst sagt, durchaus kein Alterthumskenner, doch über einige alte Denkmäler aus den Zeiten der Incas eine Mittheilung nach Frankreich gemacht, die Erwähnung verdient.

„Auf einigen wissenschaftlichen Ausflügen in der Umgegend von Lima hatte ich Gelegenheit, eine kleine Anzahl alter Denkmäler, kostbarer Ueberreste der peruanischen Civilisation zu sehen, die uns den Vandalismus bedauern lassen, welcher vor drei Jahrhunderten sich mit der abergläubischen Tapferkeit der Eroberer verband. Diese bewundernswürdigen Denkmäler finden sich im Innern des Landes in viel größerer Zahl, namentlich in den Thälern um Cusco, und selbst die Fundamente jener großen Stadt sind ganz aus jener alten Zeit. Obgleich der Archäologie völlig fremd, zog mich doch eine geheime Macht nach jenen fernen Gegenden, um die Ueberbleibsel jener für alle Zeiten denkwürdigen Macht wenigstens als Neugieriger zu besuchen. Ich verließ Lima begleitet von drei Dienern, und versehen mit allen meinen physikalischen Instrumenten. Nach viertägigem Marsche überstiegen wir die erste Cordillere durch den Paß von Tingo, der 4815 Metres über dem Meere liegt. Wir fühlten hier jenes seltsame Mißbehagen, die Folge der großen Verdünnung der Luft, was man in Amerika unter dem Namen Soroche, Pouno u. s. w. kennt. Man kann es am besten mit der Seekrankheit vergleichen; es sind dieselben Symptome, Kopfschmerzen, Erbrechen und eine Niedergeschlagenheit, daß man des Lebens überdrüssig ist. Allmählich aber gewöhnte ich mich doch daran, und ich konnte in einer Höhe von 4685 Metres meine Beobachtungen anstellen, ohne mich sonderlich belästigt zu fühlen.

„Nachdem wir die erste Cordillere überstiegen hatten, verfolgten wir 160 Leguas weit einen Weg durch furchtbare Thäler und hohe Berge, deren Höhe zwischen dem Col von Tingo und der Brücke von Apurimac, welche 1994 Metres hat, schwankte. Wir besuchten nach einander Tarma, in dessen Nähe man noch die Reste der großen Straße sieht, welche zu den Zeiten der Incas Quito mit Cusco verband; Guancavelica mit seinen reichen Quecksilberminen; Ayacucho oder Guemanga, wo die Unabhängigkeit Peru's entschieden wurde, Andahuayla und Abancay, berühmt durch die Schönheit und Güte ihres Zuckers, und endlich Cusco, wo wir nach einer monatlangen, äußerst mühseligen Reise ankamen.

„Ich kann unmöglich die Gefühle beschreiben, welche sich meiner bemächtigten, als ich von der Höhe herab diese Stadt erblickte, welche mich an die gänzlich erloschene Größe dieses Volkes mahnte. Das weit ausgestreckte Thal bietet nichts Interessantes dar, es ist im Gegentheil von Bäumen entblößt, fast ohne Vegetation und von gänzlich unfruchtbaren Bergen eingeschlossen, so daß es eine traurige monotone Landschaft darbietet. Man kann nicht wohl begreifen, wie die Incas sich an einem solchen Orte niederlassen konnten, da die benachbarten Thäler die schönsten Landschaften darboten, und man erstaunt noch mehr, wenn man die Arbeiten sieht, welche sie ausführen ließen, um die Natur zu überwinden, und eine Stadt zu verschönern, deren Hauptverdienst gewissermaßen die Unregelmäßigkeit des Terrains war. Cusco, das an dem Abhang eines Hügels in einer absoluten Höhe von 3,499 Metres liegt, zeigt anfänglich nichts als das Bild eines Häuserhaufens ohne Ordnung und ohne Plan. Sehr enge Straßen führten von dem Marktplatze nach dem Tempel der Jungfrauen oder Aëllas, jetzt das Kloster Santa Catalina, und zum Sonnentempel hinauf, dessen Unterbau jetzt dem Kloster Santo Domingo als Grundlage dient. Am einen Ende dieses Klosters sieht man jetzt eine Art Terrasse, deren Mauer eine in Europa bisher ungekannte Vollendung hat, denn die Steine sind so gut über einander gelegt und verbunden, daß man kaum die Spitze eines Federmessers dazwischen hineinzwingen kann. Die Mauern in den Straßen, obgleich minder gut ausgeführt, sind doch staunenswerth durch die Aneinanderfügung der Steine bei den aus- und einspringenden Winkeln, in welche diese Mauern auslaufen, und die der Masse ein cyklopisches Ansehen geben. Um aber den Bauten die volle Bewunderung zu

zollen, muß man den die Stadt beherrschenden Hügel Sarsahuaman ersteigen, und hier die riesenhaften, nicht aus Steinen oder Quadern, sondern aus regelmäßig zubehauenen Felsen erbauten Festungswerke betrachten, welche so fest sind, daß sie noch eine lange Reihe von Jahrhunderten den Unbilden der Zeit und der Menschen trotzen können; von diesem mit bizarren, unverständlichen Denkmälern des Alterthums bedeckten Hügel kann man auch einen Gesammtblick auf das ganze Thal und die Stadt werfen, welche amphitheatralisch daliegt, und häufig gekrümmte Straßen — ein im spanischen Amerika sehr seltener Umstand — aber prachtvolle, großartige, an Sculpturen reiche Kirchen hat, die den schönsten Städten Europa's zur Ehre gereichen würden. Unglücklicher Weise beginnen alle diese Bauten, welche an Schönheit alles übertreffen, was man dieser Art in Amerika sehen kann, die Spuren der Gleichgültigkeit zu zeigen, mit welcher man sie seit geraumer Zeit betrachtet."

Skizzen aus Frankreich.

Autun.

Autun, die alte Römerstadt, ist unstreitig eine der merkwürdigsten Städte Frankreichs; ihre Bürger besitzen alle Tugenden, aber sie lieben die Alterthümer nicht. Noch im Jahre 1762 haben sie ein Seminar von den Steinen ihres Amphitheaters erbaut, und 1788 das, was von diesem Bauwerk an Materialien übrig geblieben war, zur Ausbesserung ihrer Sanct Martinskirche verwendet. Dieses Amphitheater wurde höchst wahrscheinlich unter der Regierung des Vespasian erbaut. — Autun liegt am Abhange eines steilen Hügels an dem Flusse Arroux und ist gegen Morgen und Mittag durch drei kleine Berge gedeckt. Bei meiner Ankunft zu Autun habe ich das große Vergnügen gehabt, auf den Steinen eines römischen Weges zu gehen; die Straße ist abschüssig und die Pferde haben große Mühe sich auf diesen Granitblöcken zu halten.

Ich habe Muth gezeigt. Mit Staub bedeckt und in Reisekleidern habe ich den neugierigen Blicken der Einwohner getrotzt, bloß um Alterthümer zu sehen. Das Thor von Arroux oder von Sens ist ein bewunderungswürdiges Werk der Römer; es ist ein Triumphbogen mit zwei großen und daneben zwei kleineren Bogen. Dieses imposante, ehrwürdige Bauwerk hat mit einigen oberitalischen Triumphbögen auffallende Aehnlichkeit. Oberhalb bemerkt man sechs schmalere Bogen, welche eine Art von Gallerie bilden; ehemals waren es deren zehn, von welchen vier verschwunden sind; die zwischen diesen Bogen eingelassenen Säulen sind von corinthischer Ordnung. Will man eine Vorstellung von diesem einfachen grandiosen Bauwerk haben, so suche man sich einen Kupferstich davon zu verschaffen, denn es ist mir nicht möglich, einen Begriff davon zu geben; ich kann mich nicht entschließen, mich in hyperbolische und neologische Redensarten zu ergehen, ich kann einen Kupferstich nur erklären, nicht ihn ersetzen. Dieser ehrwürdige Ueberrest aus dem römischen Alterthum ist 19 Metres breit und 17 hoch; sobald ich ihn erblickte, glaubte ich mich nach Italien versetzt. Mein Herz, welches durch die vielen gothischen Kirchen etwas zusammengeschrumpft war, thaute wieder auf. Ich dachte jetzt nur an das königliche Volk und seine Siege. Das Gesims, welches die vier untern Bogen krönt, ist höchst majestätisch; die Festigkeit der Construction stimmt mit der bewundernswerthen Erhabenheit der Architektur vollkommen überein; die Steine sind durch keinen Cement mit einander verbunden und die Fugen sind so fest, daß es nicht möglich ist, eine Messerklinge hineinzubringen. Wahrscheinlich hat nur diese Festigkeit das Bauwerk gegen die Zerstörungswuth der Hunnen, der Normannen und so vieler anderen Barbaren geschützt.

Säulen, Ehren- und Triumphbogen, um das Andenken von Männern, welche dem Lande eine große Wohlthat erzeigt hatten, zu verewigen, gehören der römischen Architektur ganz eigenthümlich an und zeigen dieselbe in ihrer ganzen Majestät. Durch die Bedeutsamkeit der Masse, durch die stolze Ruhe, welche die Bogenform herbeiführt, durch die verschiedenartige Theilung, in der sich die Gelegenheit zum reichsten bildnerischen Schmuck darbietet, durch das Plateau auf ihrer Oberfläche, welches zur erhabenen Aufstellung mächtiger Standbilder, besonders von Quadrigen, geeignet ist, sind sie von der großartigsten monumentalen Wirkung. Frei vortretende Säulen mit ihrem Gebälk bilden insgemein den Einschluß des Bogens, darüber erhebt sich eine Attika, welche die Inschrift trägt und auf der die Standbilder ruhen.

Wegen Wiederherstellung der großen flaminischen Heerstraße wurden dem Augustus von den dankbaren Provincialen Ehrenbogen errichtet; von diesen ist der zu Rimini, ein einfach zierlicher Bau, noch übrig, ein anderer zu Susa in Piemont, ein dritter zu Aosta am Fuße der Alpen. Weltberühmt sind die Triumphbogen des Titus, des Septimius Severus und des Constantinus zu Rom. Caillaud, der Reisende in Meroe, Oberägypten und Nubien, entdeckte auf einer einsamen Oase eine gewölbte römische Prachtpforte. Frankreich, Spanien, alle Lande, wo das große Volk schaltete und waltete, haben ihre Prachtthore und Triumphbogen; manche bekunden freilich einen minder reinen Geschmack und gehören mehr den Zeiten der sinkenden Kunst an. Der besten Zeit der römischen Kunst gehört der Ehrenbogen der Sergier zu Pola in Istrien an; gedoppelte corinthische Halbsäulen zu den Seiten des Bogens geben demselben ein eigenthümlich kräftiges Gepräge.

Auch das St. Andreasthor zu Autun ist antik und wahrscheinlich aus derselben Zeit, wie das von Arroux. Beide sind Ehrenpforten für irgend einen Imperator, den uns die wohllöblichen Alterthumsforscher ausfindig machen mögen. Das St. Andreasthor hat zwei große Bogen und an den Seiten zwei kleine; über denselben bemerkt man wiederum sechs Bogen von ungemein solider Construction; dieses Thor ist besser erhalten als das andere. Wie diese Mauern so vielen Jahrhunderten und so vielen Barbaren haben widerstehen können, ist in der That bewundernswerth. Noch auffallender ist es,

daß die Bürger von Autun diese Triumphbogen nicht zerstört haben, um sich Häuser davon zu bauen. Zu diesem edlen Zweck haben sie das oben erwähnte große Amphitheater abgetragen, von welchem die achtbarsten Gelehrten, z. B. Montfaucon, muthmaßliche Zeichnungen gegeben haben. Die sonderbare und verwegene Lüge, welche der Alterthumswissenschaft so ganz ähnlich ist, findet auch noch in unsern Tagen statt. Die Zeichnungen in archäologischen Werken verdienen häufig eben so viel Vertrauen als die Urtheile der ehrsamen Herren Antiquitätenkrämer.

Von den zwei Thoren oder Triumphbogen hinweg bin ich aus der Stadt über das Arrouxflüßchen gegangen, um den Janustempel zu sehen. Es ist dieß ein viereckiges Bauwerk aus den Zeiten des Verfalls des Reiches, und es stehen davon nur noch zwei sehr hohe Mauern, die eine gegen Mittag, die andere gegen Abend; der Eingang in den Tempel war auf der östlichen Seite.

In einem Dorfe bei Autun sieht man den Couhard-Stein, ein räthselhaftes, bis jetzt nicht erklärtes Monument. Wer waren die Barbaren, welche es erbaut haben? Es ist eine Pyramide von noch etwa 50 Fuß Höhe, aus großen, unregelmäßigen, durch einen sehr festen Mörtel zusammengehaltenen Steinen erbaut. Die Bauern nehmen immer das Material zur Erbauung ihrer Häuser davon. — Man versäume auch nicht zu Autun ein schönes Mosaik, den Kampf Bellerophons mit der Chimära, so wie die geschnittenen Steine und Münzen der Mairie zu sehen.

Ich gestehe daß ich, von diesen edlen Ueberbleibseln des Alterthums begeistert, nur ungern und bloß um der Pflicht eines Reisenden zu genügen, nach St. Lazare, der Kathedrale des Landes, hinaufgestiegen bin; sie liegt sehr hoch und man muß eine ziemliche Anzahl Stufen hinansteigen. Von diesem sehr gut gewählten Punkte aus übersieht man die Stadt und einen Theil der umliegenden Gegend. Die Kirche zeigt den Uebergang von der romanischen Bauart zu der gothischen; das Schiff rührt aus dem Jahre 1150 her und bietet eine Vermischung des Spitzbogens mit dem Rundbogen dar. Die Façade von St. Lazare ist sehr gut. Der Sakristan machte mich auf den Wolf und den Storch aufmerksam, so wie auf Androkles und seinen Löwen. Zwei Capitäle links vom Eingang enthalten diese mittelalterlichen Sculpturversuche. In der Taufcapelle bemerkt man ein ziemlich hübsches Basrelief, die heilige Magdalena und Christus vorstellend; die steinerne Einfassung ist ein Meisterstück von Geduld, weßhalb die Franzosen nicht umhin können, das Werk einem deutschen Künstler zuzuschreiben. Geschmacklose, wahnsinnige Barbaren haben dieses allerliebste Basrelief mit Oelfarbe anstreichen lassen. Zwei Capellen von St. Lazare enthalten wunderschöne Glasmalereien.

Einen wahrhaft staunenswerthen Effect bringt die sogenannte große Trompete hervor; es ist dieß die Spitze des linken Thurmes der Lazaruskirche. Sie ist von Stein und ganz hohl; unten haben die Steine nicht mehr als sechs Zoll; es ist ein Meisterstück von Kühnheit aus dem 16ten Jahrhundert. Von innen gesehen, täuscht diese Spitze das Auge und scheint von unermeßlicher Höhe, denn ihre spitz zulaufende Gestalt scheint die Wirkung der Entfernung zu seyn.

Colonisation in Algier.

Ein Privatschreiben in einem französischen Blatt (Presse 25 Jun.) enthält hierüber folgendes: „Während die Armee in der Ferne ihre Operationen verfolgt, während einzelne Stämme sich unterwerfen, sich empören, in die Wüste flüchten oder von unsern Colonnen vernichtet werden, dehnt sich die Colonisation ohne Lärm, aber unablässig aus. Das officielle Blatt der Colonie kündigte neulich an, daß in den Monaten Jenner, Februar und März 1843 die Civilbevölkerung in der Provinz Algier sich um 1300 Seelen vermehrt habe; dieß war die schlechte Jahreszeit, denn in den Monaten April, Mai und Junius wird diese Vermehrung 3000 Köpfe betragen. Ein großer Theil der Ankommenden sind Landbauern, die auch auf dem Lande eine vortheilhaftere Beschäftigung finden, als in der Stadt. Man zahlt bei der Ernte einem Taglöhner 3½ bis 5 Franken nebst der Nahrung. Ein Pflüger erhält 100 Franken monatlich, ein gewöhnlicher Diener 30 bis 35 Fr. nebst der Nahrung. Die Pächter sind jetzt die wohlhabendsten Bewohner der Provinz Algier. Eine große Anzahl Mahonnesen, die sich besonders dem Landbau in der Umgegend der Stadt gewidmet haben, kauften sich in der Stadt Häuser, und ihr Loos ist gegenwärtig weit besser, als das derjenigen, welche Land verwilligt erhielten, das sie erst umzubrechen haben, und das sie ohne Vorschuß an Geld bearbeiten müssen. Diese führen ein sehr trauriges Leben, und schlagen oft ihre Ländereien um eine geringere Summe los, als sie selbst darauf verwendet haben." Das Steigen des Taglohns ist indeß der beste Beweis, daß es mit dem Anbau jetzt, wo Sicherheit für Leben und Eigenthum eingetreten ist, rasch vorwärts gehen wird.

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

Die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Inzwischen ertönt die Stimme des Muezzin (der hier zugleich Imam), welche zum zweiten Gebete ruft — das erste fand mit dem Frühroth statt — der Bey nebst seiner Umgebung stellt die Pfeife bei Seite, wendet das Gesicht gen Morgen und spricht das Namas, welches nicht lang, vermuthlich ein wenig abgekürzt, den örtlichen Verhältnissen angepaßt ist. Unmittelbar hienach setzen sich alle wieder hin, richten, verhandeln, rauchen, schimpfen auf den Pascha und beschließen nach drei Stunden: kein Geld zu schicken, sondern abzuwarten, was daraus entstehen werde. — Die Alten, in ganz verschiedener Lebensweise und unter andern Verhältnissen zur Obrigkeit ergraut, wissen freilich noch nicht, was daraus werden wird; daraus wird aber werden, daß der Pascha, endlich überdrüßig auf das Geld zu warten, eine zweite mündliche Aufforderung ergehen lassen wird; Bey nebst Rath werden dem Gesandten ihre Gründe vorstellen; dieser, stolz darauf, daß er im Namen des Pascha spricht, wird sich in gewaltigen Schimpfreden ergehen, worauf jene, sammt dem vor dem Zelt zusammengelaufenen Volk, erbittert, ohne die Folgen zu erwägen, den Botschafter schließlich auf- und davon-

jagen, ja, vom Unwillen übermannt, endlich gar nichts mehr bedenkend, obendrein ihn ein wenig windelweich prügeln werden. Dann wird er freilich einziehen. Aber kaum werden vierzehn Tage ins Land gegangen seyn, so wird eines schönen Morgens ein bewaffneter Reitertrupp erscheinen, etwa zehn Mann regelmäßige Truppen mit einem Hundert Delis, d. h. Lumpengesindel jeden Gelichters, Invaliden, Landstreicher, früher im Kriege Gewesene, die nun von Arbeit nichts mehr wissen mögen, sondern lieber von Spitzbüberei und Moscheegaben leben — kurz Taugenichtse jeden Schlages, die den Tag in Kaffeebuden, die Nacht, wo's eben ist, hinbringen, und jetzt, auf des Pascha Ruf, unter die Fahne des Tschausch-Baschi, welcher zur Zurechtweisung des ungehorsamen Bey abgeordnet worden, getreten sind. Bei Annäherung dieser Rotte werden die Turkomanen sich waffnen — denn schon seit etlichen Tagen haben sie die Feldarbeit verlassen, um einem etwaigen Ueberfall die Spitze zu bieten; es wird ein halbes oder ganzes Dutzend Schüsse von weitem gewechselt werden, vielleicht ohne daß irgend Jemand dabei verwundet wird; die Dreistesten werden sich weidlich herumtummeln, bis sie dessen überdrüssig werden, und dann wird, unter anderm auch wegen des Geheuls der in den Zelten verborgenen Weiber, die ganze Sache gütlich abgethan: der Troß wird absitzen, in aller Freundschaft den Mundvorrath der ganzen Gemeine für fünf Tage binnen 24 Stunden vertilgen und wieder nach der Stadt aufbrechen, aber, wohlgemerkt, mit dem Bey, der indeß, zum Zeichen daß er nicht als Gefangener, sondern als Gast gelte, etliche Bewaffnete von den Seinigen mit sich nimmt. Der Pascha wird ihn mit Scheltworten überhäufen, der Bey wird nachdenken und nachdenken, bis zu guter Letzt nicht nur das Geld beim Wechsler oder bei einem andern Bey geliehen, aus den Gruben, worin es schon lange liegt, hervorgeholt, oder vom Erlöse aus dem spottwohlfeil verschleuderten Getreide genommen — sondern auch jeder von dem Executionscorps an fünf Piaster Geleitsgeld vom Bey obendrein erhalten haben wird. — Doch das soll alles erst später kommen; wir kehren daher inzwischen dahin zurück, wo ein hoher Rath beschlossen: kein Geld zu geben, sondern abzuwarten, was daraus entstehen werde.

Der Tag geht unter lässiger Arbeit hin: der Bey und sein getreuer Rath ruhen siegesfreudig auf den Lorbeern ihrer Insch Allah (So Gott will!) überaus weisen Lösung der schwierigen Frage: Zahlen oder Nichtzahlen? welche Masch Allah (bei Gott) die Gemeinde vor neuem Schuldenmachen bewahren soll — und verhandeln sie noch stundenlang nachträglich, bis sie durch das Eintreten von einem paar Widersachern unterbrochen werden, welche gegen einander klagen wie folgt: auf einer Anhöhe, eine halbe Stunde von den Zelten, befindet sich ein Brunnen und bei diesem eine Hütte, eine Kaffeebude. Der Kaffeewirth Kutschuk-Ali beabsichtigt sich ein Wasserbecken zu bauen, gräbt dazu eine Grube und leitet aus dem Brunnen Wasser in dieselbe, ohne zu berücksichtigen, daß das Bächlein die Stegreifswasserleitung durchsickert, allmählich rings um die ganze Hütte sich ergießt und gerade da eine Lache bildet, wo Gevatter Usun-Mustapha einen großen Sack voll Salz aufbewahrt. Binnen 24 Stunden ist die eine Hälfte dieses Salzes zergangen, die andere zu Brei geworden. Usun-Mustapha sieht nach seinem Salz, findet das angerichtete Verderben, ergrimmt und schüttet den ganzen saubern Rest über Kutschuk-Ali aus, welcher gerade in seiner Bude sitzt und gestoßenen Kaffee in ein Bastkörbchen füllt. Das Salz hat natürlich den ganzen Kaffee — es war der Vorrath, fix und fertig, für ein rundes Vierteljahr — völlig ungenießbar gemacht. — Da haben wir nun Klage und Widerklage — fragt sich also für den Bey: wer hat Recht und wer ist schuldig? Der Bey aber ist, nach der Morgengeschichte wegen der Gelder, doch nicht so recht bei Laune und fragt daher zuvörderst: „Wie viel Salz ist's gewesen?" — Ein Quintar. — „Und wie viel reiner Kaffee war's?" — Zwei Okas (etwa 6 Pfund). *) — Das Salz kostet 4½ Piaster (etwa 12 Sgr.), der Kaffee 15. Der Kaffeewirth hat's zuerst versehen, folglich empfängt er vom Usun-Mustapha nicht 10 Piaster, sondern nur 8, und zahlen beide 10 Para für die Armen. Nun den Beutel aufgeschnürt und bezahlt!" — Usun-Mustapha seufzt, holt hinter seinem Gurt ein ledernes Beutelchen hervor, erlegt 8 Piaster 30 Para an Kutschuk-Ali, zählt 20 Para für ihn und für sich selber vor den Bey hin, welche dieser sofort einem kranken Armen, Hassan dem Krüppel, übersendet. Die Parteien gehen ab und brummen etwas zwischen den Zähnen; beide wenden sich nach der Bude zurück, der eine, um die Ueberbleibsel des verschmutzten Salzes zu sammeln, der andere, um wo möglich doch noch einigen unverdorbenen Kaffee aufzulesen — beide, ohne miteinander auch nur Ein Wort zu wechseln. Und siehe da, der Kaffeeschenk hat richtig zwei, drei paar Fingervoll zusammengekratzt, und holt nun ein paar Schalen — sein Gegner streckt die Hand aus, nimmt und leert die eine und sagt, indem er weggeht: der Schaitan (Schwarze) hat uns verleitet — das war dumm gehandelt — aber wozu noch davon sprechen! Leb' wohl, Kutschuk-Ali. — Lebe wohl, Usun-Mustapha, und komm doch übermorgen wieder zu mir; ich will rasch nach Kaffee, zu meinem Collegen Mehmed gehen — 's ist ja nicht weit, im Ganzen sechs Stunden — und lass' uns künftig gute Freundschaft halten.

Unterdessen genießt der Bey mit seiner Familie das Frühmahl: Jaurt **) und Kaimak mit Schreibenbrod, und hält dann ein Schläfchen. Im übrigen Lager hat sich alles vor der Hitze unter die Zelte verkrochen, nur Buben und Mädchen, halbnackt und voll Schmutz, wühlen im Sande, singen, schreien, balgen sich und weinen. Die Frauen bereiten Käse und Jaurt, spinnen oder nähen, stillen ihre Säuglinge oder waschen, trotz den senkrechten Strahlen der Sonne, am Brunnen. Die zu Hause gebliebenen Männer arbeiten nur wenig, sitzen meist im Schatten ihrer Zelte, plaudern mit den Weibern, besehen ihre Turbane und schütteln sorglich wiederholt etwas Kleines und Weißes von denselben ab. Die Alten rauchen ihre Pfeifen, spinnen Wolle, bald sitzend, bald stehend, bald auch im Gehen, die Spindel so hinter den Gurt gesteckt, daß ihre Spitze mit dem Wocken etwas über die linke Schulter hinausreicht. Im Laufe des Tages hat ein jeder, ab und zu, ein wenig Jaurt genossen. Sobald der Abend naht, die Hitze vorüber ist, finden sich schon lange vor Sonnenuntergang etliche von den Feldarbeitern wieder ein; andere dagegen lassen sich, ohne ein bestimmtes Ziel, von ihren Rossen ins Freie tragen; die Heerden, welche den Tag über in einiger Entfernung geweidet haben, ziehen näher zu den Zelten heran; aus diesen kommt nun vollends alles heraus und macht Feierabend, oder verrichtet doch höchstens nur noch, was gerade nöthig ist. Die Frauen zünden vor den Zelten Feuer zum Abendbrod für ihre Männer an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nur 6 Pfund Kaffee für ein Vierteljahr (oder wörtlich für 10 Wochen) im türkischen Zelt!

**) Was man in einigen Theilen Deutschlands Topfen oder Rahmmilch nennt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1843.

J. Kollars Reise.

3. Croatien und das croatische Uferland.

Am 12 Sept. verließ ich sehr früh das in nationalem Sinn hinsterbende Steyermark, und eilte nach dem neu auflebenden Croatien. Es war ein schöner Sonntag, und die Save floß schweigsam und stille zu meiner Linken hin. Auf dem Wege nach Agram genoß ich zum erstenmal das Vergnügen der Einsamkeit, welche nur hie und da ein Gespräch mit meinem Kutscher unterbrach. Es ist, namentlich auf der Reise, ein Bedürfniß für den menschlichen Geist, daß er zu Zeiten von dem Getümmel der Welt sich entferne, in sich einkehre, die gesehenen Dinge sich erneuere, verarbeite und sich zu eigen mache; sonst wirkt die Menge der Erscheinungen verwirrend auf den Geist. Wie der Körper die Speise, so muß der Geist den Reisestoff in sich aufnehmen. — „Was ist das für ein Dorf?" fragte ich meinen Kutscher. — „Dobrawa." — „Heute ist Sonntag, und doch ist Topfmarkt hier!" — „Das ist nichts neues bei uns." — „Bist du ein Deutscher?" — „Nein, ich bin ein Slowene, aus Krain, und verstehe wenig Deutsch." — „Ei, sage mir, warum baut ihr Slowenen und Croaten denn euer Feld in den großen Furchen (wendischen Beeten) an? warum laßt ihr es nicht ganz und breit wie die Deutschen?" — „Weil wir uns auf den Ackerbau besser verstehen, als sie; wir thun das darum, damit, wenn es regnet, das Wasser in den Zwischenfurchen stehen bleibe, in den Boden dringe und die Fruchtbarkeit befördere; ist aber der Boden an und für sich schon kräftig, oder fällt viel Regen, so führen diese Zwischenfurchen die überflüssige Feuchtigkeit ab, daß die Saat nicht verfaule; herrscht aber lange Trockenheit im Sommer, und ist eine Quelle, ein Bach oder Fluß in der Nähe, so wird das Wasser nach den Zwischenfurchen hingeleitet und das Feld dadurch befeuchtet." So hatte ich mit einemmal den wahren, lange gesuchten Schlüssel zu dem Geheimniß der wendischen Beeten gefunden, und diese Aufklärung und Nachweisung einer praktischen Klugheit im Ackerbau erfüllte mich mit neuer Achtung für unsere slawischen Vorfahren.

Laduc, Jerlusowice, Brdowec sind elende Dörfer mit da und dort zerstreuten Häuschen, was die Gründung und den Besuch von Schulen sehr lästig macht. Bei Brdowec holten wir einen Drathbinder ein, der die croatische so gut wie die slowenische Mundart redete. Da die Magyaren einen einfältigen Spott mit diesen Leuten und ihrem Gewerbe treiben, so gehen diese Armen lieber in ferne Länder, um sich gegen den Hunger zu schützen, und ihre Steuer an die Herrschaft und an das Comitat mühsam zu erwerben. Kaum hatte ich diesen trüben Anblick aus den Augen verloren, so öffnete sich ein anderer angenehmer. An der Straße befand sich ein nicht eingehägter, sondern nur rund um aufgegrabener Garten, und in diesem an einer erhöhten Stelle ein Blumenbeet mit den schönsten, frischbethauten Kindern Flora's; mitten unter denselben wandelte ein junger, hochgewachsener, in seine schwarze Amtskleidung gehüllter Priester mit einem Buche in der Hand. Er hatte so eben seine sonntägliche Morgenandacht hier beendet, wie man nicht nur an seinem Buche, sondern auch an seiner feierlichen Miene und Haltung erkennen konnte.

Je mehr wir uns Agram näherten, desto häufiger sah ich eine widerliche, schädliche, aber hier weit verbreitete Sitte, daß nämlich die Weiber alle möglichen Lasten auf dem Kopfe tragen. Mädchen, Weiber, selbst alte Frauen, jede trägt etwas auf dem Kopf, einen Korb, eine Bütte oder einen Bündel, oft so schwer, daß sie kaum darunter gehen können. Daher kommt es, daß die Gestalt der hiesigen Frauen so aufrecht und gerade ist, wie ein Baum; daß aber dieser fortdauernde Druck aufs Gehirn in anderer Beziehung schädlich wirkt, läßt sich nicht bezweifeln.

Nach Agram kam ich vor zehn Uhr, so daß ich noch in der Kirche das Ende einer croatischen Predigt anhören konnte. Die Umgegend Agrams ist malerisch, gut angebaut, auf der linken Seite von Weingärten und Hügeln (Greb) eingeschlossen, woher wohl auch der Name der Stadt (slaw. Zagreb); rechts ist eine unabsehbare Ebene, welche die Stadt zur Ausdehnung gegen die Save hin einladet, damit sie einst eine der größten Städte im Süden werde. Das Bild und der Zustand der Stadt schwankt zwischen groß und klein, zwischen alt und neu; Schneider, Drechsler und andere Handwerker haben deutsche

Aufschriften auf ihren Läden, die Kaufleute illyrische. Gaj ist die Achse, um welche sich das ganze geistige und nationale Leben von Agram oder vielmehr von ganz Croatien dreht. Es waren etwa zwölf Jahre, daß wir uns nicht gesehen hatten, daß wir in Pesth mit einander spazieren gingen, ein Buch zur Erlernung des Böhmischen lasen, von Zeitungen und andern nationalen Angelegenheiten sprachen, und allerlei Plane für die Zukunft machten; aus dem gelehrigen, aufgeweckten, hoffnungsvollen Jüngling war jetzt ein strenger, ernster, alle Plane der Jugend ausführender Mann geworden. Er hat, wie ein Magnet, die fähigsten Jünglinge aus allen Gegenden und Mundarten Illyriens an sich gezogen, unterstützte arme Schriftsteller, suchte die Nationalliteratur zu veredeln, vereinigte die zerstreuten Kräfte, und löste die von Gott und der Zeit ihm ertheilte Aufgabe glücklich. Gaj scheint etwas wunderbares an sich zu haben, denn verdient die Erweckung eines Volkes nicht den Namen eines Wunders? Die Zeitungsanstalt und die Druckerei Gajs bilden zusammen ein großartiges Unternehmen, das die Kräfte eines einzelnen Menschen beinahe übersteigt; nicht nur seine körperlichen und geistigen Kräfte, sondern auch sein ganzes Erbe und Besitzthum hat dieser unvergleichliche Freund seines Vaterlandes und seines Volkes seinem Unternehmen gewidmet. Ueber der Druckerei ist das Lesezimmer, eine vortreffliche Anstalt; rings herum an den Wänden sind Bücherschränke, wo Schriften aus allen slawischen Mundarten, namentlich Grammatiken, Wörterbücher und geschichtliche Werke vereinigt sind; in der Mitte ist ein langer, mit grünem Tuch beschlagener Tisch, auf welchem 25 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften in schönster Ordnung herumliegen. Eine solche Menge slawischer Journale findet sich kaum irgendwo sonst: russische, polnische, böhmische, serbische sind hier vereinigt, auch einige der besten deutschen Zeitungen; magyarische liegen hier neben den unsrigen, während man in magyarischen Leseanstalten nie unsere Zeitschriften trifft. Die slawische Strebsamkeit und Allseitigkeit freute mich nicht wenig. Die Aufsicht über diese Leseanstalt hat Hr. Babukic,*) ein ausgezeichnet gelehrter und wohlwollender Mann. Ein so reines panslawisches Leben durchdrang mich nie, wie hier. Hier fand ich einen Zeitung lesenden Slowaken, Namens Sulek, den Russen Sreznlewski und Prof. Preiß,**) der wenige Tage nach meiner Ankunft nach Serbien abzureisen gedachte. Bewunderswerth ist die Gewandtheit der Russen in der Erlernung von Sprachen, namentlich der slawischen Dialekte. Sreznlewski sprach die kroatische Mundart so gut und vollständig, als wäre er hier geboren.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Frankreich.

Avignon.

Petrarka sagte in Avignon von der päpstlichen Klerisei: so lange der treffliche Rebensaft bei Beaune wächst, ist sie nicht zurückzubringen nach Italien, denn sie glaubt nicht daran, daß es irgendwo auf der Erde nur eine ähnliche Rebe gibt wie die von Beaune. Dieses von den Goldhügeln durchzogene Burgunderland hat ein mildes, warmes Klima; an den Rebenhügeln, die das Land vorzugsweise bilden, lagert sich die südliche Sonne, um die köstliche Traube zu brüten und von den nahen Alpen kommt doch Frische und Kühlung genug.

Das Dauphiné, durch die von Ost nach West gehende Rhone vom Burgunderlande geschieden, ist das schönste Gebirgsland, was man erdenken mag; der üppigste Baumwuchs steigt in den Thälern empor und immer höher hinauf bis zu den höchsten Alpen. Die Becken der Isere, des Drome, das Becken von Grenoble und das Thal von Gresivaudan strotzen von frischer, ungeschwächter Naturkraft; die edelsten Bäume und Sträucher entsprossen dem gesegneten Boden. Hat man sich satt gesehen an der Pracht der Thäler, so darf man nur eine mäßige Höhe ersteigen, um den hehren Montblanc in seiner Schneepracht anzustaunen. Er scheint ganz in der Nähe zu seyn, der Ehrfurcht erweckende Greis, der, wie ein Poet treffend bemerkt, auf die grüne Jugend des Dauphiné im Sommer und Winter gleichmäßig herabschaut.

Vaucluse, die bekannte Quelle des Petrarka, liegt in den ersten Bergschluchten, die nach dem Dauphiné hinaufsteigen, etwa 5 Stunden von Avignon; sie ist der Ursprung des Flüßchens Sorgues, und der Fels ihrer Grotte schließt das enge Thal desselben. Dort sitzen täglich Reisende und schauen in den smaragdgrünen Wasserspiegel der Grotte, der wegen seiner prächtigen Farbe, Klarheit und Tiefe berühmt ist und den die Sonne niemals finden kann. Jedermann wirft einen Stein hinab und sieht ihn lange, lange sinken; ich meinte, dieses allmählich entstehende Haus von Steinen, da dieß Spiel schon seit Jahrhunderten getrieben wird, müsse der Quelle nachtheilig werden. Der Wirth aber, welcher in der kleinen idyllischen Ortschaft von diesem Quell und von Petrarka's Liebe lebt, schüttelte lächelnd sein Haupt und versicherte, solcher Quell der Liebespoesie sey grundlos. Hören denn die Forellen der Sorgues auf? setzte er hinzu und doch werden alle Tage so viel bei mir gegessen! das ist der Dichtersegen, welchen oben von der Burg der liebenswürdige Poet über die Schlucht von Vaucluse gesprochen hat. Auf dieser kleinen Burg hat Laura eine Zeitlang gewohnt und Petrarka ist oft hier gewesen. Sie liegt jetzt in Trümmern, kein Baum schützt gegen die Sonne, und die schattige Quellschlucht, in welche sie fast überhangend hinabsieht, lockt noch heute wie poetischer Liebeszauber. Die ganze so hoch gefeierte Gegend denke man sich übrigens nicht großartig und besonders pittoresk, es ist eine ganz einfache, kleine Landschaft des Südens, bloß durch den schönen, blaugrünen Quell und den historischen Reiz geschmückt.

Rabelais nannte Avignon la ville sonnante, denn noch zu seiner Zeit hörte man einige hundert Glocken auf dem Papstfelsen läuten. Die heilige Stadt, einst der geräuschvolle Aufenthaltsort der exilirten Statthalter Christi, ist jetzt ungewöhnlich still und provincial geworden. Sonst waren 35 Klöster in dieser gebenedeieten Stadt, wo einige tausend Menschen

*) Auch Verfasser einer kleinen illyrischen Grammatik.

**) Diese beiden sind durch ihre Wanderungen in den südslawischen Ländern bekannt, und auch im Ausland öfters erwähnt worden.

Tag für Tag bloß das Metier des Betens trieben. Auf einem Felsberge liegt die päpstliche Burg, von einem mürrischen, wüsten Ansehn, jetzt großentheils zu einem Gefängniß für Soldaten benützt. Sonst wurde da gesammelt für den großen Magen von Rom, jetzt steht eine kleine Blechbüchse an der Treppe, die um eine Gabe für die Gefangenen bittet. Neben dem düstern Papstschlosse, dessen unterirdische Gewölbe ich nicht sehen mochte, ist die Steinhöhe offen, und man schaut hinab in die einst päpstliche Grafschaft Venaissin, wo die Rhone und die Durance blitzen und die grünen Haine des Dauphiné bis an den Horizont im Süden herabreichen. Es ist eine genußreiche, herrliche Aussicht.

Ich habe mir die Kathedralen von Narbonne, von Alby und Rhodez betrachtet, und vieles in diesen ehrwürdigen Bauten des christlichen Cultus wahrgenommen, was für Baukünstler von Interesse seyn dürfte. An den Monumenten der südfranzösischen Gegenden scheint sich der germanische Styl im allgemeinen wieder rein entwickelt zu haben; hier herrscht mehr oder weniger, und namentlich im Aeußern, wiederum ein gewisses massenhaftes Element vor, wie solches in seiner plastischen Bestimmtheit mit der Gefühlsrichtung des Südens übereinstimmt. Die Kathedrale von Alby ist durch die Kühnheit und Energie der Anlage und vornehmlich durch die schönen Verhältnisse des Innern ausgezeichnet. Dieser imposante Bau wurde zu Ende des 13ten Jahrhunderts begonnen.

Die Kathedrale von Chartres, geweiht im Jahre 1260, zeigt noch eigenthümlich strenge Formen. Die Façade ist einfach angelegt, in ihren architektonischen Motiven einigen Kirchen der Normandie vergleichbar, nur der nördliche Thurm hat brillante, spätere gothische Formen. Die Portale des Querschiffes sind durch merkwürdig schwere und überaus reich decorirte Vorbauten ausgezeichnet. Die Kathedrale von Rheims, der berühmte Krönungstempel, begonnen im Jahre 1211, und um die Mitte des Jahrhunderts vollendet, zeigt die consequenteste Durchbildung des frühgothischen Styls. Die Façade ist, was ihre Verhältnisse, Anordnung und Decoration betrifft, als die edelste des gesammten französischen Kathedralenstyls zu bezeichnen.

Arles ist durch seine schönen Frauen so wie durch seine Ueberreste römischer Architektur zu großer Berühmtheit gelangt. Unter den lebhaften, raschen Provençalinnen stehen die Schönen von Arles oben an; die alten Minnelieder sind ihres Lobes voll und die neueren Poeten haben es ebenfalls an Huldigungen nicht fehlen lassen. Sie zeigen unter kurzen Gewändern das zierlichste Bein, haben die schönsten Augen, lieblich gerundete Köpfchen, und tragen das Haar so genial, daß man eine lebendige Ueberlieferung des Venusdienstes darin erkennen mag. Schon in grauer Vorzeit soll die Liebesgöttin einen Tempel in Arles gehabt haben. Auch war diese interessante, an weiblichen Schönheiten so reiche Stadt der Mittelpunkt eines provençalischen Königreichs.

Aix, einst den Römern so befreundet und von ihnen besucht seiner Heilquellen wegen, war im goldenen Zeitalter der Provence die Hauptstadt derselben, ein Hof der Troubadours, der Künste und Reize bis auf den guten König René aus dem Hause Anjou. Noch jetzt findet sich feine Sitte und Bildung in Aix, noch jetzt weilt da gern der provençalische Adel. Herrliche Baumalleen umgeben den alten Musensitz südfranzösischer Dichtung.

Altes Grab bei Astrabad.

In der Versammlung der Londoner Alterthumsforscher-Gesellschaft wurde von dem schon mehrmals erwähnten Baron de Bode eine Mittheilung über einen ungeheuren bei Astrabad gelegenen Tumulus, Tarengtepeh genannt, vorgelesen. In einem unterirdischen Gewölbe befanden sich große kupferne Gefäße, die mit Ketten an die Mauern geschlossen gewesen seyn sollen. Einer der bedeutendsten Gegenstände, die sich in denselben fanden, war ein goldener Becher mit Figuren eines Mannes und einer Frau in sehr niederem Relief. Die Physiognomie der Figuren soll eine auffallende Aehnlichkeit mit denen in den Ruinen der alten amerikanischen Städte haben. Die andern Figuren auf diesem Kelch sind zwei Löwen auf den Hinterfüßen, zwei Cypressen und vier geflügelte Insecten, alles ziemlich roh. Ein zweites bedeutendes Stück ist eine goldene Lampe mit einer langen Oeffnung für den Docht, 70 Unzen schwer. Die Arbeit ist etwas besser. Man sieht unterhalb der Oeffnung den Kopf einer Buzi-koh (Bergziege) und dann einen Geyer, beide von der Art, wie man sie am Elburz und in Gbilan findet. Eine Menge anderer nicht näher beschriebener Gegenstände müssen wir übergehen, und führen nur noch an, daß auch Speerspitzen, eine Streitaxt mit Hammer u. dgl., alles aus Kupfer und stark mit Grünspan überdeckt, sich fanden. Man glaubt allgemein, daß noch eine Menge anderer werthvoller Artikel, namentlich Münzen von Gold und Silber, dabei gewesen, aber von den bei der Entdeckung anwesenden Personen gestohlen worden seyen. Fraser erwähnt in seiner Reise längs den Ufern des caspischen Meeres einer arabischen Legende, daß auf der Stelle, wo Astrabad jetzt steht, in den ersten Zeiten der mohammedanischen Herrschaft in diesem Lande eine ähnliche Entdeckung gemacht worden sey. (Litt. Gaz. vom 24 Junius.)

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

Die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Doch, siehe da, etwas ganz Außergewöhnliches — eine seltene, in vielen Jahren nur Einmal vorkommende Erscheinung! Ein fremder Reisezug taucht im Gesichtskreise auf: voran der Sjurudschi mit einem hochbepackten Saumrosse; demnächst ein wunderlich Kleeblatt: einer in halbtürkischem Aufzuge, Fes, Kurtke mit hinten nachwehenden Aermeln, Kosakenhosen und europäischem Dienstsäbel; ein zweiter in Strohhut, kurzem europäischem Kaierock, im Gürtel einen Dolch und der dritte in Fes und darüber gestülptem Seemannsstrohhut, warmem Dolman mit breitem Jagdgurt und breitem, glänzendem europäischem Säbel an türkischem Wehrgehenk. Jetzt sprengt der Kawaß voraus, sein ermüdetes Thier mit Peitsche und Bügeln antreibend; er schwingt sich aus dem Sattel, geht geradenwegs auf das Zelt des Bey's los und

meldet: es komme zu diesem als Gast für ein Nachtlager ein Moskowiter Beisade (ein russischer Fürstensohn), welcher reise, um die ganze Welt zu besehen und nur deßhalb von seinem Wege ab hieher gelenkt habe, weil derselbe ihn, den Bey, kennen zu lernen wünsche, und weil übrigens auch auf der Hauptstraße nirgendwo ein Nachtlager zu finden, indem alle Wintersitze verlassen stehen. — Der Bey läßt den Fremden zu sich einladen, und nun treten der Beisade im Dolman nebst dem Dragoman in halbtürkischem Aufzuge in das Zelt, setzen sich, ohne ein Wort zu sagen oder auch nur stumm zu grüßen, dem Bey gegenüber, und auch dieser seinerseits thut, als ob er alle beide gar nicht gewahr werde, sondern fragt den Kawas laut und umständlich aus, wie folgt: ist der Beisade ein wichtiger Mann, und woher ist er denn Beisade? Kawaß: der Beisade ist ein sehr hoher Herr, und Beisade ist er um deßhalb, weil er von russischen Beys herstammt, und die russischen Beys sind eben so viel, wie die turkmenischen Beys, aber sie stehen nur nicht unter den russischen Paschas. (Hier macht der Bey etwas trübselig die Bemerkung: ja, ja, so ist das in Anatolien früher auch gewesen — und fragt dann weiter: woher kommt er denn jetzt? Kawaß: der Beisade kommt von Angora. Bey: ist er auch beim Pascha gewesen, und wie hat ihn denn der aufgenommen? Kawaß: Ob er beim Pascha gewesen — das will ich meinen! Und wie hat der ihn aufgenommen: mit allen höchsten Ehren — neben ihn, ganz dicht neben ihn hat er sich setzen müssen und die beste Pfeife hat ihm der Pascha geben lassen! — Hier winkt der Bey und läßt dem Beisade eine Pfeife reichen — nicht aber dem Dragoman, welcher indeß aus seiner eigenen zu rauchen anfängt, was freilich dem Bey nicht recht gefallen will. — Erst nach solchen Erörterungen wendet sich der Wirth zu seinem Besuch mit einem gebrochenen „schön, beehren“ und der Versicherung, daß er über diesen Zuspruch sehr erfreut sey und ihn als seinen Mussafir (Gast) achte — d. h. unter seinen Schutz nehme. Dann beginnt mittelst des Dolmetschers die Unterhaltung. Bey: ist der Beisade schon viel gereist? — O, schon sehr viel! — Bey: aber warum bleibt er nicht lieber ruhig zu Hause sitzen, anstatt so unter dem Sonnenbrande in der Welt sich herumzutreiben? — Der Beisade will mit eigenen Augen sehen, wie Allah alle Völker der Erde eingerichtet hat. — Jetzt kann's ein Alter neben dem Bey nicht länger auf dem Herzen behalten, sondern sagt, indem er sich zu dem Kawaß hinbückt: ei ja! der Beisade ist doch ganz gewiß ein Giaur — was hat der mit Allah zu schaffen? Er glaubt ja gar nicht an Allah. — Hierauf erwiedert der Kawaß, ebenfalls halblaut (der Bey, obwohl er sich ein wenig geschämt, die Frage selber zu thun, schweigt und horcht begierig auf die Antwort): ein Giaur-Rajah ist der Beisade, aber ein wahrer Verehrer Issas, des Propheten von Bethlehem, der ein Ruch-Ullah (ein göttlicher Geist) gewesen, und der Beisade glaubt auch an Allah, nur nicht nach unserer Art. — Da zieht der Imam, rechts neben dem Bey, die Brauen zusammen und fragt: du, woher weißt du denn das alles? — Kawaß: ja, das hab' ich vom Groß-Mufti selber gehört, wie er sich einmal mit dem Seraskier-Pascha (Kriegsminister) über den Glauben unterhalten hat. Denn ich bin Kawaß des Seraskier-Pascha und von ihm persönlich abgesandt, den Beisade durch die ganze Welt zu begleiten. — Der Kawaß lügt ganz unverschämt, denn er ist offenbar russischer Consulats-Kawaß; seine Antwort thut aber augenfällig die beste Wirkung: alle Anwesenden blicken sich gegenseitig an und etliche flüstern miteinander. — Dann währt die Unterhaltung etwa noch eine reichliche halbe Stunde: der Bey fragt nach dem Sultan, den er mit erhaben und weise betitelt, und nach Staatsneuigkeiten, ob wohl ein neuer Krieg mit Persien wirklich bevorstehe, ob wohl die Russen noch einmal vor Stambul erscheinen möchten? — Auch ist er neugierig zu wissen, ob nicht der Löwenkopf am Säbelgefäße des Gastes bedeute, daß der Beisade ein Giaur-General, d. h. ein Anführer vom Fußvolk, ein „Bajonnett-Baschi“ sey, oder was wohl der Beisade von ihm, dem Bey, zu Genua und Europa erzählen, und an welchem dieser beiden Orte er auf seiner Rückkehr aus Anatolien nach Stambul zuerst komme. Aber auch ganz verständige Fragen stellt der Bey, z. B.: ob die Turkomanen im letzten Kriege gegen Rußland sich gut geschlagen — ob in Rußland die Steuer nach Köpfen oder nach Grundbesitz erhoben werde — ob daselbst viele Nichtchristen leben, und ob diesen freier Gottesdienst verstattet sey? — Während dessen leidet die gehörige Bewirthung und des Nöthigen zum Zulangen keineswegs Eintrag. In großen hölzernen Schalen wird Airan, frischgemolkene, noch warme Milch, Honig in warmem Wasser zerlassen, mit Pfeffer und noch einem andern Gewürz gereicht; Kaffee versteht sich von selbst. Die Schalen mit dem Getränk gehen von Hand zu Hand; zuerst trinkt der Bey, dann der Beisade, nachher jeder der übrigen. — Jetzt kommt die Anzeige, daß des Gastes Konak, Nachtlager, in Bereitschaft gesetzt — will sagen, daß im Kamin des steinernen Häuschens die Düngerkuchen angezündet und die Hälfte des überschwänglich vorhandenen Schmutzes hinausgefegt, die andere Hälfte aber daselbst belassen worden, um anstatt der Streu unter den Matten zu dienen. Nun fragt der Bey nur noch, ob der Beisade in seinem Konak oder bei ihm das Brod essen wolle — worauf dieser wegen Müdigkeit die Einladung ablehnt und das Zelt verläßt. Im Konak findet er sein Gepäck und die Sättel (der Kawaß hat aber anderswo ein Unterkommen gesucht, denn er ist ein Erzhasenfuß und meint: wenn etwa der Bey dem Beisade über Nacht den Hals abschnitte, wär's doch gerathener, sich etwas abseits zu halten). Nun aber kann jener sich der Besucher gar nicht erwehren, so daß er zuletzt ganz aufgebracht wird. Während die einen an ihn herantreten, um seinen Strohhut zu befühlen, andere aus vollem Halse lachen, indem sie seine Handschuhe um und um wenden, noch andere unter sich streiten, wie viel Duzend oder Schock Schöpse der prächtige Säbel werth sey (Waffen sind bekanntlich ihre Liebhaberei), wird das Abendbrod aufgetragen: Jaurt, Eierkuchen, wohl gar ein gesottenes Huhn, und jetzt stopft sich das ganze Häuschen mit Gesichtern von jedem Alter, ja selbst Frauen kommen herein, da der Beisade sich sein Reisebesteck geben läßt und das Fleisch mit der Gabel nimmt. Nun geht es an ein Flüstern und Zischeln: Guck! wie er's auf die Stachelchen spießt — Was ist doch so ein Giaur ein närrischer Kauz, als ob ihm Gott keine Finger gemacht hätte! — Noch höher steigt die Verwunderung, noch ärger wird das Geschwätz, da der Beisade Thee kochen läßt: was trinkt er denn da? Gewiß Scharap (Wein) .... Nicht doch, Rak (Arrak, Branntwein) ist's .... I bewahre, Scherbet .... Dummes Zeug! Wie käme denn der Giaur zu Scherbet? u. s. w. Bei allem dem und ungeachtet ihrer Rohheit bleiben die Turkomanen doch immer anständig in ihrer Art, still, ohne Lärm, nach ihrer Art ehrerbietig, und sobald ihnen gesagt wird, daß der Beisade allein seyn will, entfernen sie sich, zwar ungern, aber doch ohne irgend einen gewaltsamen Versuch, da zu bleiben.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1843.

Die vereinten Irländer.

Unter dem Titel: the United Irishmen, their lives and times ist vor kurzem von einem Geistlichen, Namens Madden, ein Werk über die Verschwörung und den Aufstand Irlands im Jahre 1798 erschienen. Der Verfasser vermeidet es, wie es scheint absichtlich, Parallelen zwischen dem damaligen und jetzigen Zustande des Landes zu ziehen, sie drängen sich indeß von selbst auf, und wir erwähnen vorerst nur Einen Umstand, der uns von besonderem Gewicht scheint. Am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden in Irland drei Parteien: die entschiedenen Anhänger der brittischen Herrschaft, durchaus dieselben, die sich auch jetzt wieder als solche zeigen; zweitens die katholischen Malcontenten, welche religiöse Emancipation, aber sonst wenig anderes verlangten, und endlich eine dritte hauptsächlich aus Presbyterianern und dem Handelsstande bestehende Partei, welche praktische Reformen und Abstellung der Beschwerden verlangten, und als alle legalen Bemühungen nichts halfen, endlich dahin kamen, daß sie auf eine Trennung von England und auf eine republicanische Regierungsform hinarbeiteten. Im Schooße dieser Partei bildete sich die Verbindung der „Vereinten Irländer," welche den Aufstand im Jahre 1798 begann und auch lange Zeit allein unterhielt.

Neben diesen Parteien haben die geheimen Verschwörungen und Aufstände unter den Bauern seit 1688 bis auf den heutigen Tag niemals ganz aufgehört, und man muß auch diesen agrarischen Krieg von den politischen Bewegungen durchaus unterscheiden, denn wenn heute diese Bewegungen, sey es durch Unterdrückung oder vollständigen Erfolg, aufhörten, so würden die Bauernunruhen fortdauern, so lange nicht die Ursachen derselben gehoben sind. Ob sich diese ohne Eingriffe ins Eigenthumsrecht heben lassen, das ist die große Frage. Hr. Madden gibt von diesen Unruhen eine allgemeine Schilderung, die noch jetzt in allen Zügen paßt, und die wir deßhalb hier mittheilen. „Die verschiedenen Ausbrüche der Volksunzufriedenheit, welche zwischen 1760 und 1790 stattfanden, und den Namen „„papistische Unruhen"" erhielten, können nur als agrarische Aufstände angesehen werden, als die Folge der drückenden Art und Weise, wie unmäßige Pachtgelder erhoben, Zehnten eingefordert, und die kleinen Pachtgüter der Bauern in Weideland umgewandelt wurden. Das Elend, das aus diesen Maaßregeln, namentlich aus der Umwandlung in Weideland, entsprang, in einem Lande, wo das unglückliche, hinausgestoßene Volk in keinen Manufacturdistricten ein Unterkommen suchen konnte, trieb die so zu Bettlern gemachten und von Haus und Hof gejagten Leute zu den Thaten der Gewalt und Verzweiflung, die dem Elend und der Unwissenheit gewöhnlich auf dem Fuße folgen. Dieselben Leute, welche das Volk ins Elend stießen, stellten dann seine Lage als die Folge seines unruhigen und verbrecherischen Treibens dar, und wenn irgend einer der katholischen Grundbesitzer Mitleid mit seinen Glaubensgenossen zeigte und ihre Unbilden abzustellen versuchte, so gab man ihm aufrührerische Gesinnung schuld; überhaupt, wo agrarische Unruhen vorfielen, und ihre Ursachen von wohlwollenden Leuten untersucht wurden, verfehlten die Grundeigenthümer und Zehntenbesitzer nie über verdächtige Unterthanentreue zu schreien."

Dieser Zustand bildet die Grundlage aller Verhältnisse in Irland, zeigt aber eben auch durch den Gegensatz den Ausweg aus dem jetzigen Labyrinth. Nach der Revolution im J. 1688 gab es in Irland, nämlich im juridischen Sinn, nur noch Protestanten, denn durch eine Fiction des Gesetzes existirten die Katholiken gar nicht. Das irische Parlament, welches dem englischen untergeordnet war, bestand nur aus Protestanten, und die Gesetze wurden nur im Sinne und zum Vortheil der letztern gemacht. Indeß erzeugte der lange Frieden im vorigen Jahrhundert einigen Wohlstand, es bildete sich, selbst unter den Protestanten, eine Art Opposition, und die hochkirchliche Partei verband sich manchmal mit dieser, um England gegenüber eine desto bedeutendere Stellung einzunehmen. So entstand die sogenannte Revolution von 1782, wodurch das irische Parlament von dem englischen unabhängig wurde. Daraus entsprang aber für den englischen Minister die Nothwendigkeit, um jeden Preis einen überwiegenden Einfluß in Irland zu behaupten, und so begann ein gräuliches Bestechungssystem, das bald mit der völligen Unterwerfung der irisch-hochkirchlichen Partei unter den englischen Minister endete, um so mehr als

diese Partei von der Furcht für ihre Religion, ihre Ländereien und ihre Vorrechte beherrscht, nie eine ernstliche Opposition machen konnte; sie war also nichts als das Werkzeug, durch welches England Irland beherrschte, aber ein Werkzeug, das vielfach höchst lästig war, da es die Opposition als Mittel zu Nebenzwecken immer benutzen konnte, und z. B. am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Verhandlung über die Regentschaftsfrage beide Kronen zu trennen drohte. So reifte allmählich bei den englischen Ministern der Gedanke, sich dieses Werkzeugs zu entschlagen, d. h. das irische Parlament aufzulösen und mit dem englischen zu vereinen. Dieß ging so weit, daß viele der Ansicht waren, die Rebellion des Jahres 1798 sey von den englischen Ministern genährt worden, um die Union unerläßlich zu machen, und die Union mit England sey herbeigeführt worden, in der entfernten Absicht, eine bessere Verwaltung Irlands vorzubereiten.*) Was auch die Union sonst für Folgen gehabt haben mag, diese Folge läßt sich nicht längnen, daß die hochkirchliche Partei nicht mehr nothwendig ist, um Irland zu regieren; sie hat sich bis jetzt im Besitz ihrer Macht und Vorrechte durch ihren Einfluß und ihre Verbindungen behauptet, aber sie ist nicht mehr nothwendig, und so möchte man wohl, um das Aeußerste zu vermeiden, geneigt seyn sie über Bord zu werfen. Irland hat durch den Umstand, daß es in die politische Bewegungen Englands hineingezogen wurde, gelernt, sich politisch zu bewegen, und eine Folge davon war, daß die Wähler jetzt nicht mehr wie früher von dem harten, feindlich gesinnten Gutsbesitzer, sondern von dem freundlich gesinnten katholischen Priester geleitet werden, so daß, politisch betrachtet, die hochkirchliche Partei nur noch ein Hemmschuh ist, der Irland nicht zu Frieden und Ruhe kommen läßt.

*) Dafür würden auch die alsbaldigen Bemühungen zeugen, eine Emancipation herbeizuführen.

J. Kollars Reise.

3. Croatien und das croatische Uferland.

(Fortsetzung.)

Ich lernte in Agram alle die ausgezeichneten Schriftsteller kennen, den Dramatiker Demeter, Braz, Kukuljewic, Stoos, Babukic und andere, so wie die Stützen des Volks und der Literatur aus den höheren Ständen, den Bischof Haulik, den Grafen Drazkowic, den Obergespann Nik. Zdencay und eine Menge anderer, welche mich alle mit so vielen Beweisen der Freundschaft, Hochachtung und der slawischen Landsmannschaft beehrten, daß mein Aufenthalt unter ihnen zu den schönsten Tagen meines Lebens gehört. Die Croaten sind die slawischen Spartaner, kräftig, tapfer und entschlossen. Das Hochgefühl des nationalen Bewußtseyns und das slawische Selbstgefühl sind nirgends so lebendig, als in diesen Heldenslawen. Ihnen gebührt die Ehre, daß sie zuerst es wagten, die neuslawischen Ansichten aus dem geistigen Gebiete in das wirkliche Leben überzupflanzen. Hier ist kein schriftstellerischer und gelehrter Aristokratismus, kein Monopol mit Literatur und Ideen, wie anderswo, die Volksrechte und die geistige Freiheit sind Gemeingut, und es ist eine Freude daran Theil zu nehmen, ja nur Zeuge davon zu seyn. Einige werfen Gaj übergroßen Ehrgeiz vor, wir antworten darauf, daß es löblich ist in löblichen Dingen das Lob zu suchen; im Ruhm und Glück seines Volks seine Ehre suchen ist ruhmvoller als sich um Ehre nicht zu kümmern, sie nicht zu fühlen, nicht zu suchen, oder mit unehrenhaften Dingen zu prahlen. Gaj hat hinlänglich gezeigt, daß ihm die Ehre seines Volkes theurer ist als seine eigene, er ist unter Umständen keck und muthig hervorgetreten, und hat in die Gegenwart eingegriffen, wo andere sich entweder scheu zurückzogen, oder nur mit theoretischen Forschungen abgaben.

Hr. Gaj hat auch eine bedeutende Sammlung slawischer Alterthümer, z. B. alt-illyrische Münzen, auf denen das erste Mondsviertel mit einem Stern abgebildet ist, was auch viele kroatische Adelsfamilien im Wappen haben; bekanntlich hat auch Slawonien einen Stern im Wappen. Es fielen mir dabei viele Stellen alter Volkslieder ein, wo auch vom Monde und den Sternen die Rede ist. Unter den alten Handschriften Gaj's ist das Gesetzbuch von Winodol, einem Landstrich im kroatischen Uferlande, besonders merkwürdig.

Am 15 Sept. befanden wir uns im Theater und besprachen uns in den Zwischenacten über den Ankauf oder die Errichtung eines andern Nationaltheaters in Agram; obwohl ich nun überzeugt bin, daß die Bühne zur Erweckung des Nationalgeistes und für Ausbildung der Sprache beiträgt, so hätte ich doch lieber gesehen, daß das Geld zu Gründung einer Gesellschaft für Herausgabe von Büchern und zu einem Museum für die Aufbewahrung vaterländischer Alterthümer verwendet würde, indem der gegenwärtige Zustand des Theaters für das jetzige Bedürfniß zureichend ist. Allein auch hiefür ist der Fonds noch zu klein, und der edle Gaj erbot sich zu einer persönlichen Reise in ganz Croatien, um Sammlungen zu dem Ende zu machen.*)

Am 16 September verließen wir endlich Agram, kamen noch an demselben Tage zeitig nach Karlowec (Karlstadt), und als wir uns in dem Gasthof eingerichtet hatten, besuchten wir die kleine, aber gut eingerichtete Leseanstalt des Hrn. Klobucaric, dermaligen Stadtrichters, und der Brüder Vakanovic, und plauderten daselbst bis nach Mitternacht. Hier, wie früher schon in Agram, betäubten uns fast die Vaterlandsfreunde mit Fragen: hat sich denn der slowakische Adel von seinem Volk und seiner Sprache losgesagt, und den andern angeschlossen? arbeitet er also thätig an der Magyarisirung der Slowaken? Ertragen denn die Slowaken eine solche Ungerechtigkeit, und suchen sie nicht an dem Thron um Hülfe nach? Hat sich keiner unter

*) Diese Gesellschaft (Matice ilirska) ist auch im vorigen Jahre, nach dem Vorbild der Matice ceska, gegründet worden, und die illyrische Nationalzeitung, welche von Gaj redigirt wird, hat längere Zeit fast täglich die dazu eingelaufenen Beiträge einregistrirt. Die Folgen dieser slawischen Bewegung haben sich auch bereits auf dem ungarischen Reichstag gezeigt. A. d. U.

den Slowaken auf dem Reichstag dagegen ausgesprochen? u. s. w. Meine Herren, sagte ich, das hat viele und mannichfaltige Ursachen, für eine der hauptsächlichsten aber halte ich den Mangel an nationalen Schulen und einer nationalen Unterrichtsweise bei uns. Wer die Stellung der Slowaken in Ungarn kennt, der begreift, daß der Reichstag nicht der Ort ist, wo etwas erreicht werden kann, denn die Slowaken haben keinen Abgeordneten auf dem Reichstag. Ein Volk, das nicht das Recht hat einen nationalen Willen zu haben und seine Bedürfnisse auszusprechen, ist noch kein Volk; den Willen des Volks aber repräsentiren die frei von ihm erwählten und bevollmächtigten Abgeordneten. Unser Volk ist aber sehr arm und dürftig, und so fehlt es an den Mitteln, um zu wirken. Uebrigens rühren sich die Slowaken genug, und erheben ihre Stimmen nach Kräften, denn alle Broschüren und Journalartikel gegen die Magyarisirung rühren von ihnen her. Was indeß der Verstand nicht vermag, das heilt die Zeit. Die Belohnung für Gutes und Böses kommt, wenn auch auf Krücken. — Hier vernahm ich unter anderm auch den Grund, warum auf dem letzten Preßburger Reichstag, der eine Vermehrung der Stimmen für die Städte verlangte, dieß billige Verlangen abgeschlagen wurde; einer der magyarischen Abgeordneten soll öffentlich gesagt haben: sie werden unsere Nationalität vernichten, denn der größte Theil der Städte ist slawisch.

Einige Tage vor meiner Ankunft war hier eine gerichtliche Untersuchung und Vorladung wegen eines Liedes, das die Erhebung der Slawen feiert. Die Magyaren erhoben Klage bei den Behörden und wollten den Verfasser desselben bestraft wissen. Nach langer Nachforschung, wer wohl der Verfasser seyn könne, fand sich, daß das Lied in verschiedenen Vorstädten und Straßen entstanden sey, der eine Vers da, der andere dort, wie gewöhnlich Volkslieder sich bilden. Wir hatten bereits in Agram von Handwerkslehrjungen und Gesellen das Lied auf der Straße am Abend singen hören. Mit Unwillen ertragen es die Croaten, daß die Magyaren fast täglich gegen die Slawen viel beleidigendere und gefährlichere Journalartikel, Lieder und Bücher frei drucken und verbreiten, während, wenn von den Slawen etwas Aehnliches, auch nur zur Vertheidigung und als Antwort, ausgeht, ein Geschrei und ein Lärmen erhoben und die Obrigkeit mit Klagen überlaufen wird. „Ich schlage dich, du darfst aber nicht weinen.“ Wie höhnisch sind die Lieder der Magyaren gegen die Slawen, z. B. „El Magyar, all Buda meg, haldoglik a buta Tot!“ (es lebe der Magyar, es blühe Ofen, es sterbe der arme Slowak!) u. s. w. Man vergleiche nur das Sprichwort der Magyaren: „Tot nem ember!“ (der Slowak ist kein [freier] Mann!) Welcher Slawe hat dagegen Klage erhoben?

Am Morgen mit Sonnenaufgang wanderte ich in der Stadt umher und kam auf den Markt; welch neuer, nie gesehener Anblick bot sich mir dar! Auf dem ganzen Platze standen in schöner Reihe neben einander Frauen, die alle möglichen Dinge, Früchte, Milch, Käse, Schwämme u. dgl. verkauften, nebenbei aber war auch nicht eine darunter müßig, wie bei uns, sondern sie hatten einen Wocken Hanf oder Flachs am Kopfe befestigt und die Spindel in der Hand; alle spannen eifrig, wie bei uns in den Spinnstuben, und hörten nur auf, wenn eben Jemand von ihnen etwas kaufte. Schon früher sah ich Mädchen und Weiber auf dem Wege oder bei dem Besuche der Nachbarinnen, eben so die Hirtinnen auf dem Felde spinnen, aber eine solche Menge Spinnerinnen, deren Kopf in einen Spinnrocken verwandelt war, bot ein äußerst seltsames Schauspiel dar.

(Fortsetzung folgt.)

Wirkung der Arbeit auf die Gesundheit.

In der Londoner statistischen Gesellschaft wurde kürzlich von einem Prof. Guy eine Abhandlung über diesen Gegenstand vorgelesen, die manches Interessante enthält, namentlich in Betreff der Gesundheit von Fabrikarbeitern, worüber man behauptet, daß gezwungene Stellung, hohe oder zu feuchte Temperatur einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübe. Dieß ist keineswegs der Fall, vielmehr zeigen sich von allen Beschäftigungen nur diejenigen wirklich schädlich, in welchen viel Staub eingeathmet wird. Bei solchen Beschäftigungen zeigen sich zwei Krankheitsfälle von Lungenschwindsucht gegen drei andere Krankheiten. Arbeit in Zimmern oder in freier Luft macht, namentlich bei Weibern, einigen, jedoch keinen sehr bedeutenden Unterschied, wichtiger ist der, ob körperliche Anstrengung mit der Arbeit verbunden ist oder nicht. Bei allen Beschäftigungen im Zimmer steht die Zahl der Lungenschwindsuchten im umgekehrten Verhältniß mit der körperlichen Anstrengung; je stärker letztere ist, desto geringer ist die Zahl der Lungensuchten. Am schädlichsten wirkt aber bei Weibern Geschlechtsausschweifung, bei Männern das Trinken. Diese Bemerkungen sind das Resultat einer genauen Untersuchung von mehr als 3000 Individuen, welche von den Aerzten in Kings College Hospital behandelt wurden, aber nicht im Spital wohnten. (Athenäum vom 24 Junius.)

Völkerschaften im heutigen Kleinasien.

Die Turkomanen.

(Schluß.)

Indeß, da geht die Sonne unter, auch kommen schon allgemach die Heerden zurück, wie das Geblöck und Gebrüll ringsumher verkündet, und jetzt begibt sich der altershinfällige Imam, lang und mager, bleich, mit starren Zügen, breitem, aber kurzem, weißem Bart, in seinem langen, weißen Gewande und gleichem Turban, etwa 50 Schritte über die letzten Zelte östlich hinaus, pflanzt einen langen Stab in die Erde, schreitet um diesen herum, wie um das Minaret, und singt mit hoher hellklingender Stimme das Jesan — den Ruf zum Gebete. Hinter ihm sammeln sich fast alle Männer, den Bey an der Spitze, stellen sich schweigsam ordentlich in Reihen auf und verrichten das Gebet. Hiezu hat sich auch der Kawaß des Beisade eiligst eingestellt — obwohl er schon manche Woche nicht mehr gebetet hat — weil es ihm hier, bei den Turkomanen, entsetzlich seyn würde (auch gelegentlich ihn in ein Unglück mit hineinziehen könnte), als ungottesfürchtig zu erscheinen. Der Imam vollzieht die vorgeschriebenen großen und kleinen Kniebeugungen und die Verneigungen bis zur Erde. Alle Anwesenden thun sie ihm nach, gleichzeitig, a tempo, tactmäßig, wie eine wohleingeübte

Mannschaft. Auf der Halde mit dem Zeltlager und den heimtreibenden, von den Hirten sorglich zusammengehaltenen Heerden, unter wolkenlosem Himmel, inmitten des weiten öden Gesichtskreises diese hundert Beter mit dem greisen Bey vor ihnen und dem besagten Imam vor diesem — in Wahrheit, das alles zusammengenommen zeigt ein schönes, ja ein erhebendes Bild! — (Die Weiber beten in ihren Zelten, übrigens, wie es scheint, nicht alle.)

Hiernächst tritt für eine halbe Stunde wieder Geschäftigkeit und Lärm ein; die Heerden blöcken, die Esel schreien, Mädchen und Buben laufen aus den Zelten und laut rufend in der Ebene umher, um die ihnen gehörigen Thiere aufzusuchen und einzupferchen. Dann zieht das Vieh ab, alles wird still, alles birgt sich unter die Zelte. Nur etliche Männer sitzen noch vor dem sogenannten Kaffeezelt in engen Kreisen, rauchen und plaudern von dem Gast, von dem Fremdartigen in dessen Tracht, ganzem Benehmen und selbst in seinen Zügen. Endlich liegt alles und schläft, unentkleidet, theils in den Zelten, theils im Freien. Eine Nachtwache machen die scharfen Sinne eines jeden dieser Söhne der Natur unnöthig.*) Hört man aber auch einmal nächtlicherweile Lärm, Geschrei, Schüsse, so erhebt sich nur ein Theil der Schläfer, die andern rühren sich nicht, die Frauen wickeln nicht einmal ihre Köpfe aus den Pferdedecken: 's ist nur ein Wolf, der sich an eine Hammelheerde herangeschlichen hat, vom Wachhunde aber gespürt worden ist, und den die Schüsse schon bestimmen werden, schleunigst anderweit eine Beute zu suchen.

Um auch noch das Mahl des Bey nach dem Gebete zu beschreiben, so nimmt er dieß im Zelte seiner Familie ein: er hat nämlich keine Frau mehr — zwei sind ihm gestorben — nur eine Leibeigene ist bei ihm, doch, wie es scheint, bloß zur Bedienung seiner beiden bereits erwachsenen Töchter. Seine Söhne, alle drei, sind verheurathet; zwei von ihnen ziehen für sich allein mit einer Abtheilung des Stammes umher, nur der dritte lebt beim Vater, in eigenem Haushalt. Beide Töchter des Bey's sind ganz leidlich hübsch, doch sehen ihre Züge freilich groß aus, wie die eines unfertigen Gesichtes an einem Brustbilde, und ihr Teint ist gewaltig bräunelt. Jetzt haben die Mädchen den greisen Vater zwischen sich auf eine dünne Matte mitten in ihrem Zelt Platz nehmen lassen, und der Koch selber bringt das Tischzeug: ein gegerbtes — wenn ich recht sehe, Kalbsfell, dessen ursprüngliche Farbe offenbar durch sehr zahlreiche Dienstleistungen bei sehr seltener Reinigung völlig unkenntlich geworden — in demselben, wie in einem Beutel, trägt er mehrere Löffel eingewickelt; in einem weißen Läppchen hat er das Salz, in einem gleichen den Pfeffer; unter dem Arme eine Rolle frischer Scheibenbrode, die er einstweilen auf die Matte legt, bis er zwischen den Dasitzenden das Fell ausgebreitet hat, worauf er vor jede Person zwei oder drei Löffel nebst etlichen von den Brötchen hinlegt. Dann wartet er, zugleich mit den Sklavinnen, bei Tische auf: in kupfernen Schüsselchen und Casserollen kommt saure Milch, Kaimak, Käse, zwei- oder dreierlei gekochtes Schöpsenfleisch, gesottene Schminkbohnen und ein Absud von gedörrten Birnen. Das ganze Mahl währt etwa 10 Minuten, das Pärchen küßt dem Alten die Hand, und er geht in sein Zelt, wo er ein Pfeifchen schmaucht, ein Schälchen Kaffee trinkt und schlafen geht, während die Töchter mit den Sklavinnen und einer Alten noch lange von dem europäischen Gaste schwatzen, den sie sich zwar durch die Gitterfenster recht ordentlich beschaut haben, zu dem sie sich aber nicht näher hintrauen mögen, weil das für sie unziemlich wäre, besonders wegen der Anwesenheit des Kawaß — des Türken.

Andern Tags ist wieder mit dem Morgengrauen alles auf den Beinen, geht alles wieder an die gewohnten Beschäftigungen, nachdem des Beisade Abreise ihnen abermals ein Schauspiel gewährt hat und von einem Dutzend „Orallah!" (zieh mit Gott! — Abkürzung von Ogur-Allah!) begleitet worden. — Der Kawaß ist froh fortzukommen, denn er denkt, wie alle Türken; diese fürchten mehr oder minder die Turkomanen, erblicken in ihnen nur starke und gewandte Weglagerer, Räuber, welche Gastfreundschaft nicht sowohl neben, als vielmehr zum Plündern üben, damit der Gast nicht nur bei ihnen sicher zu seyn meine, sondern auch im Nothfall bei seinen Wirthen Schutz zu finden hoffe. Deßhalb besorgen sie eben, sobald sie einen solchen „Landstreicher-sitz" verlassen, einen Ueberfall, bei welchem sie für Aufnahme und Bewirthung mit all' ihrer Habe, ja mit dem Leben zu bezahlen haben werden — und gehen an eine Reise, welche sie zu den einsamen Steppenlagern führt, noch gegenwärtig wie an ein Wagniß,*) obschon die Turkomanen einen so schlimmen Ruf niemals verschuldet haben. Nur stolz waren sie früher (und sind es zum Theil noch jetzt) auf diese Furcht ihrer Obherren vor ihnen. Doch haben sich die Zeiten auch bereits geändert: die rohen, mit der widerlichen alttürkischen Höflichkeit unbekannten Horden sind bei weitem gefügiger geworden, und die ansässigen Landeskinder gewöhnen sich schon an sie, wiewohl sie an eine gründliche Umwandlung des Wesens derselben freilich noch immer nicht recht glauben. Daher mag nun wohl auch die gleiche Ansicht auf manche Reisende übergehen.

Körperlich sind die Turkomanen stattlich, oft schön. Selten mischen sie sich mit andern Völkerschaften fremder Abstammung, daher ihre Züge viel weniger als die der Türken Abweichungen von ihrem ursprünglichen Ausdruck zeigen und ein Turkomane selten für einen Türken gehalten werden wird; in welcher Tracht er erscheinen mag, immer bleibt er kenntlich durch seinen scharfen, ruhigfurchtlosen Blick, durch sein strengernstes, jedoch nicht mürrischfinsteres, sonnengebräuntes Angesicht, durch die natürlich derbe Gewandtheit in seinen Bewegungen. Auch dem eingebildeten Hochmuth oder eigentlich der Gedankenlosigkeit der Türken ist er keineswegs ergeben, wie er überhaupt ein sitzendes Leben nicht liebt, und nie, wie jene, stundenlang regungslos dasitzen und die eigene Nasenspitze anstarren wird, sondern jederzeit an den Vorgängen um sich her Antheil nimmt, wenigstens die Blicke danach hin und her wendet, bald singt, bald pfeift oder seine Stellung ändert. — Die Turkomanin ist nicht hübscher als die Türkin der niedern Stände, aber behender, regsamer, hat beweglichere, mit der Mannichfaltigkeit ihres Ausdrucks mehr übereinstimmende Züge, und findet man auch wohl erst unter zehn jugendlichen Gestalten eine leidlich hübsche, so findet sich doch unter eben so vielen gewiß auch nur eine häßliche.

Das Museum Gregorianum. Das große Werk über dieß etruskische Museum, das auf Kosten des Papstes herausgegeben wurde, ist jetzt in zwei Foliobänden erschienen und enthält mehr als 200 Kupfertafeln. Achille Gennarelli ist der Verfasser der Beschreibungen. (Fr. Bl.)

Berichtigung.

In Nr. 182, S. 727, Sp. 1, Z. 3 bis 5 heißt es „der Widerstand gegen das Milizsystem — werde auf so bedeutenden Widerstand stoßen," statt „die Ausdehnung des Milizsystems werde ꝛc."

*) Doch findet man auch wilde Hunde als Lagerwächter.

*) Die Kurdengegenden scheuen sie indeß noch weit mehr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Ormuz.

Der Wind trieb die See so hoch, daß die Bootsleute sich fürchteten, in der Nacht zu fahren, obgleich das Wetter hell und schön war. Sie täuschten uns demnach durch die Behauptung, daß Wind und Wasser uns zuwider wären, und daß wir jetzt unmöglich abfahren könnten; aber sie versprachen uns, wenn wir am Ufer warten wollten zu rufen, sobald das Meer unsere Fahrt erlaube. Wir ließen uns also einige Decken geben, die wir auf den Sand legten, und nachdem wir uns nach dem heißen Tage mit Melonen und Thee in der kühlenden Seeluft erquickt hatten, legten wir uns zur Ruhe unter dem Schutze von zwei Männern, die zu unserer Wache bestimmt waren. Beide Bursche aber schienen sehr geneigt, unsere Leichtgläubigkeit auf die Probe zu stellen; sie erzählten uns wundervolle Geschichten, besonders von Raubthieren, die zuweilen große Verwüstungen anrichteten und nicht allein Menschen und Thiere fräßen, sondern auch andere Gegenstände fortschleppten. Da wir fürchteten, daß diese Erzählungen uns vorbereiten sollten, wenn wir etwa beim Erwachen unser Gepäck vermindert fänden, so brachten wir, um uns gegen einen solchen Verlust zu schützen, alles was wir bei uns hatten in das Boot, das an dem Strande lag. Ein sonderbarer Zufall war es, daß, während wir aus Angst schlaflos am Ufer lagen, zwei große Thiere sich sehen ließen, die nicht weit entfernt herumjagten. Wahrscheinlich waren es Wölfe oder Hyänen, die durch unsere Wachtfeuer von einem nähern Besuch abgehalten wurden.

Am Morgen gingen wir bei schwachem Wind in See und erreichten nach 9 Uhr Ormuz. Als wir uns dieser Insel näherten, erschien sie uns als eine merkwürdige Anhäufung von rauhen, hohen Felsspitzen, welche die Gipfel der Berge bilden. Die ganze Insel ist auch in der That nichts als eine Masse von Felsen, deren Gestalt und Farbe sehr verschieden ist; einige sind dunkelbraun, andere röthlich, grünlich oder aschgrau, manche sind fast schwarz und manche wieder schneeweiß, so daß sie unsere Wißbegierde sehr erregten und wir uns freuten, diese sonderbaren Gebirgsformationen zu untersuchen.

Wir landeten auf einem Sandfleck, auf dessen Spitze das alte portugiesische Fort lag, und nachdem wir einen flüchtigen Blick auf unsere Umgebung geworfen hatten, suchten wir Schutz gegen die drückende Sonnenhitze. Als wir den halbtrocknen Graben passirt hatten, empfing uns am Thore der Scheich und führte uns in ein Zimmer auf der Mauer, woselbst Erfrischungen für uns in Bereitschaft standen.

Gegen Abend verließen wir nach einer erquickenden Siesta unsere Wohnung, um uns ein wenig umzusehen. Die Felsen, aus denen fast die ganze Insel besteht, bilden plötzlich nahe an der nördlichen Spitze eine verhältnißmäßig ebene Fläche, die etwa sieben Quadratmeilen groß ist und in eine Sandzunge ausläuft, welche den Hafen von Ormuz in zwei Hälften theilt, und auf welcher das alte portugiesische Fort lag. Dieses Fort war weder groß, noch regelmäßig gestaltet; es hatte die Form erhalten, welche die Localität vorschrieb. Die Mauern waren sehr stark und sorgfältig aus dem Gestein erbaut, aus welchem die Insel besteht; es waren große imposante Quadern und jede Seite wurde von starken Bastionen beherrscht. In den Wällen waren Casematten, welche wahrscheinlich die lusitanische Garnison bewohnt hatte. Zwei große Wasserbehälter sind noch jetzt vorhanden; beide sind bedeckt und das Dach des einen ruht auf zwei Reihen starker Pfeiler. Das Fort war ehedem durch einen Canal, welcher durch die Sandzunge gegraben worden war und über welchen eine Zugbrücke führte, von der Insel getrennt; jetzt ist er fast ganz ausgefüllt und der östliche Theil dient als Werft, um Boote auszubessern. Die Zugänge waren so eingerichtet, daß der angreifende Feind einem heftigen Feuer ausgesetzt war. Auf den Wällen standen mehrere eiserne und messingene Kanonen mit dem von zwei Engeln getragenen portugiesischen Wappen; an einigen andern Geschützen fanden wir eine auf Befehl des Schah Abbas eingegrabene persische und arabische Inschrift zum Andenken der Einnahme dieses Forts.

Auf der am Fuße der Felsenberge sich hinziehenden Ebene liegen die Ruinen der alten arabischen und portugiesischen

Stadt mit ihren Landhäusern und Wohnsitzen. Das vergängliche Material, aus welchem diese Stadt erbaut wurde, ist höchst wahrscheinlich Veranlassung, daß man jetzt keine Ruinen von Bedeutung findet. Der einzige merkwürdige Gegenstand ist ein Minar oder Thurm, nahe bei der Lehmmauer, den einige für einen ehemaligen Leuchtthurm halten; meiner Ansicht nach berechtigt aber weder seine Lage noch seine Gestalt zu dieser Vermuthung. Es ist ein runder Thurm, der in den Zwischenräumen mit Galerien umgeben war, deren Holzwerk verfault ist und so ihren Einsturz nach sich gezogen hat; eine verfallene Wendeltreppe führt auf die Spitze. Von außen war der Thurm mit Mosaik aus bunten Ziegeln geziert, die aber jetzt meist herabgefallen waren; das äußere Ansehen des Thurmes bestätigt, so viel ich beurtheilen kann, die Tradition der Umgegend, daß es ein Minaret ist, welches Schah Abbas nach der Einnahme dieses Ortes erbaute, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Die Mosaikarbeit insbesondere stimmt ganz mit dem Geschmack jener Zeit überein.

Am Ufer der östlichen wie der westlichen Bucht findet man noch jetzt die Ruinen einer Häuserreihe mit gewölbten Gemächern von verschiedener Größe und Gestalt; wahrscheinlich waren es Sirdabs zum Aufenthalt während der Hitze, oder Gewölbe zur Aufbewahrung der Kaufmannsgüter. Wir fanden hier dieselbe solide Architektur, durch welche sich das Fort auszeichnet.*)

Obgleich Ormuz im Vergleich zu den kleinen, halbwilden Staaten der Umgegend reich war, so folgt doch aus der Unmöglichkeit, den geringen, von den Portugiesen auferlegten Tribut zu bezahlen, daß diese Stadt niemals große Reichthümer besessen haben kann. Die Bazars, welche größer waren als die in der Umgegend, enthielten wahrscheinlich kostbare und seltene Waaren, es herrschte hier wohl ein bedeutender Luxus; dieß nebst dem Pomp und Glanz eines ausschweifenden orientalischen Hofes wurde von den armern und einfachern Nachbarn und selbst von den kühnen Eroberern so vergrößert, daß endlich die prachtigen, fast feenartigen und zauberhaften Beschreibungen, welche wir von dieser Stadt haben, entstanden sind.

Die Garnison von Ormuz besteht jetzt aus etwa hundert Soldaten, die an diesen verlassenen Punkt gebannt, kein sehr angenehmes Leben führen. Ihre Hauptwaffen sind ein breites Schwert und ein Schild, die mit den alten Waffen der schottischen Hochländer große Aehnlichkeit haben. Die Schilde kommen von Zanzibar, und werden, wie man uns sagte, aus der Haut eines Amphibiums verfertigt, wahrscheinlich aus dem Fell des Flußpferdes. Ein alter Soldat, der mit Narben von fürchterlichen Wunden bedeckt war und einen schneeweißen Bart, kluge, glänzende Augen und eine kräftige, athletische Gestalt hatte, interessirte uns am meisten. Seiner Erzählung nach hatte er die Wunden im Kampfe gegen die Dschowasmi*) erhalten, mit denen sie früher fast täglich Gefechte und Scharmützel hatten. Er hatte schon unter dem Urgroßvater des jetzigen Imam gefochten und war ein Zeitgenosse des Nadir Schah, dessen Leben und Kriegszüge ihm sehr bekannt waren. Seiner Angabe nach war er 110 Jahre alt. Wir fragten ihn, ob er, trotz seines hohen Alters, im Fall eines Angriffs auch noch mitfechten würde? Ganz natürlich, erwiederte er, Kampf ist mein Geschäft und wird es auch bleiben bis zu meinem Tode.

Wir verweilten an der interessanten, jetzt so öden Küste von Ormuz, und dachten über die Veränderungen und merkwürdigen Scenen nach, welche für den Staatsmann, wie für den Krieger, für den Geschichtschreiber und für den Dichter gleich interessant sind und deren Zeugen diese Felsen und das jetzt im klaren Mondlicht glänzende Gewässer der Bucht gewesen waren, bis unsere Bootsleute Muth genug hatten, sich auf die ruhige See zu wagen, die zwischen Ormuz und Kischmi sich hinstreckt. Es war eine wunderschöne, prächtige Nacht. In glänzender, hehrer Ruhe schlief die See, und der Berge phantastische Felsgipfel schimmerten im Silberlichte des Mondes. Wir gaben uns eine Zeit lang der Illusion und dem süßen Wahn hin, als läge ein Land voll kühner Thaten, romantischer Liebe und edler Gesinnungen vor unsern Blicken!

*) Der Boden rings umher war eine bedeutende Strecke nach dem Gebirge hin mit Trümmern von Ziegeln, thönernen Geschirren, Glas und den übrigen gewöhnlich vorhandenen Ueberbleibseln der alten orientalischen Städte dicht bedeckt; alles hatte sich aber großentheils in Schutthaufen verwandelt.

*) Ein wahabitischer Seeräuberstamm am rechten Ufer des persischen Meerbusens, dem die Engländer endlich den Garaus machten.
A. d. R.

J. Kollars Reise.

3. Croatien und das croatische Uferland.

(Fortsetzung.)

Von Karlowec nach Rjeka (Fiume) führt die schöne, kunstreich angelegte Louisenstraße, ein slawisches Meisterwerk; sie wurde von dem Feldmarschall, Freiherrn Wukassevic, erbaut, im Jahre 1801 begonnen und im Jahre 1825 vollendet. Ihre Länge beträgt nahezu 80,000 Klafter. Schade nur, daß diese kostspielige Straße ihrem Zweck nicht entspricht, denn sie ist so unbelebt und der Verkehr so schwach, daß wir auf der ganzen Fahrt kaum fünf mit Getreide und Leinwand beladene Wagen trafen. Elendere Wirthshäuser wie hier fanden wir nirgends. Auch hier hörten wir, als wir uns Eier sieden ließen, das gute croatische Sprüchwort: „einstündige Eier, eintägiges Brod und dreißigjährige Freunde sind drei gute Dinge!“ Das Land ist gebirgig, felsig, unfruchtbar, selbst Vögel und wilde Thiere fehlen; die Reise selbst aber ist angenehm, denn der Reisende fährt fast immer auf hohen Bergen dahin und der Wagen erhebt sich wie in die Wolken. Alles zeigt dem Reisenden, daß er sich einem südlichen Himmel und einem neuen, von dem bisherigen ganz verschiedenen Lande nähert. Auch das Meer kann nicht mehr ferne seyn: Schluchten und Vertiefungen, ehemalige, aber jetzt ausgetrocknete Seen und

der ganze Anblick des Landes beweisen es. Etwa eine Stunde von Fiume entfaltete sich vor unsern Augen ein Thal, welches den Croaten und allen Slawen heilig ist, das ehemalige jelenische, jetzt grobnizkische Feld, das etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit ist. Hier fanden im Jahre 1242 die wilden Tataren ihr Grab (Grob) unter dem Schwert der kühnen Croaten. Eine ungeheure Zahl derselben kam hier um; die eine Hälfte des Feldes ist mit kleinen, weißen Steinen bedeckt und die Volkssage berichtet, die Steine seyen vom Himmel auf das Schlachtfeld gefallen. Die Croaten wollen hier ein Denkmal, das für die kühne That Zeugniß ablegt, errichten, und gedachten die sechshundertjährige Feier dieses Ereignisses zu begehen, wie in dem gegenwärtigen Jahre die Tschechen und Mähren in Hosteyn gethan haben. Wie zu Salawar, so sprang ich auch hier aus dem Wagen, und mitten auf dem Felde überließ ich mich meiner nationalen Aufregung; ein stolzes Gefühl kam über mich, als wäre ich selbst in dieser Schlacht gegenwärtig gewesen, welche Italien und Deutschland, vielleicht Rom und Konstantinopel von mongolischer Knechtschaft befreite. Bei dem Dorfe Drazic sieht man noch zwei Erdaufwürfe, hinter denen das tatarische Heer stand; über dem Weiler Podcudnica ist ein Feld, welches noch heutiges Tages der tatarische Grabplatz heißt, wo nach der Volkssage eine Menge tatarischer Todten begraben liegen, darunter wahrscheinlich auch Batu Chan selbst, welcher in dieser Schlacht umkam. Ich konnte indeß meinen Kummer, ja meinen Zorn nicht beschwichtigen, als ich hörte, daß fast alle hier gefundenen Alterthümer, Waffen, Sturmhauben, Geld, Aschenkrüge, Becher (noch mit Wasser zum Trinken angefüllt), nach fremdem Lande verkauft und aus dem heimischen Lande fortgeschafft würden. So denken also die croatischen Brüder nicht an die Anlegung eines vaterländischen Museums. Bei Kulm, Leipzig und anderswo sah ich prächtige Denkmaler von Schlachten, in denen vor noch nicht langer Zeit Christen ihre christlichen Brüder erschlugen; wir Slawen bewundern und preisen fremde Verdienste und Männer mit vollem Munde, nur gegen unsere eigenen Verdienste und unsere eigenen Männer sind wir undankbar, und entziehen selbst den Todten was ihnen gebührt. Wir kommen überall zu spät, sind immer die letzten, sind zu allem zu schwach. Als ich traurig zur Erde blickte und in diese und ähnliche Gedanken mich versenkte, machte ich gedankenlos mit dem Stock einige Zeichen in den feinen Sand, und als ich zu mir selbst gekommen, sah und las, was ich in den Sand geschrieben, erschrack ich nicht wenig, denn es stand mit großen Buchstaben jene Klage Dobrowsky's da: „wir uneinigen Slawen!" Da ich keine Zeit mehr hatte, diese Züge zu verwischen und mit Sand zu bedecken, ließ ich sie stehen als Denkzeichen auf dem Grabfeld.

Es war schon später Abend, als wir nach Merzlé V ice kamen, und schon von ferne vernahmen wir ein ungewöhnliches Geschrei im Wirthshaus. Als wir hineintraten, sahen wir Fuhrleute um einen Tisch mit der Faust stark auf den Tisch schlagen, und dann mehr oder weniger ausgestreckte Finger zeigen, während die andern mit gespanntem Auge darauf hinblickten und mit lautem, verwirrten Geschrei riefen: cinque, andere: setto, wieder andere: otto, nove u. s. w. Es ist dieß das italienische Spiel: alla Mora, das die Mauren nach Spanien brachten. Dieß Spiel ist in ganz Italien, ja in allen südlichen Ländern im Gebrauch, und gibt Veranlassung zu zahllosen Streitigkeiten und mannichfachen Mordthaten. Es ist ein sinnloses Spiel, und wenn der Einsatz stark ist, und das Spiel rasch geht, kann es den Reichen binnen einer Stunde zum Bettler machen. — Von den Bergen und Höhen um das Dorf Kamenjak her konnte man bereits das Meer erblicken, auf dessen Wassern die weißsegeligen Fahrzeuge wie Tauben sich wiegen.

Ueber schaudervolle, romantische Felsenabhänge und Steilabstürze führt der Weg nach Fiume hinab. In den Gärten sieht man unter freiem Himmel Feigen-, Citronenbäume und andere südliche Gewächse. Ein Bach (Rjeka) fließt etwa eine halbe Stunde von der Stadt unter einem ungeheuren Felsen hin. Die Stadt Rjeka (lat. Flumen S. Viti, slaw. Swatowit) ist reinlich, lebendig und durch Ueberreste des Alterthums bedeutend. In alten Zeiten hieß dieß Land Liburnia, bei Cäsar Oenotria; jetzt heißt der Meerbusen Golfo di Quarnero oder Carnaro (wohl von Krain), früher Sinus Hanaticus oder Heneticus. Alle diese Namen beziehen sich auf unser Volk. Ein hiesiger Slawe, Advocat und Patricier in der Stadt Rjeka (Fiume), nahm uns nicht nur gastfreundlich in seine Wohnung auf, sondern führte uns auch in der Stadt und deren Umgegend herum. Zum erstenmal aß ich hier die italienische Polenta, ferner Schildkröten, Seekrebse und Fische. Von der Polenta hatte ich mir vorher allerlei seltsame Vorstellungen gemacht; kaum hatte ich sie aber gesehen und gegessen, so sagte ich: „Aha! der Brei ist unsere Mutter und die Polenta ihre Tochter!" Und in der That ist auch die Polenta nichts anderes als der alte slawische Brei, die uralte Lieblingsspeise der Slawen, bei den Slawovenetern in Italien Paderek genannt. Vor dem Hause des Hrn. Medanic erhebt sich eine hohe Steinsäule mit einer Flagge oben auf, in der Mitte ist St. Veit mit dem Hahnen ausgehauen, und unten steht die Inschrift:

Numine sub nostro tute requiescite gentes,
Arbitrii vestri quidquid habetis erit.

In der Stadt sind zwischen den Häusern noch Ueberreste eines römischen Thores (arco romano), an dem die Quadern, wie es scheint ohne Cement, aneinander gefügt sind. Auf dem Calvarienberge stehen noch die Trümmer jener Mauer, welche das römische Reich in ein westliches und östliches theilte, und die sich bis Grobnik und weiterhin nach Krain hinein erstreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über Friaul.

(Von J. Löwenthal.)

Friaul ist eine der interessantesten Provinzen der österreichischen Monarchie. Von einem milden Klima begünstigt, gedeihen hier die meisten europäischen Pflanzen. Die Felder sind ohne Nachtheil für die Saaten mit Reben und Bäumen besetzt; jene geben den Wein, den

man trinkt; diese herrliches Obst, Holz zur Feuerung und das kostbare Laub zur Seidenerzeugung. Der Boden zwischen dem adriatischen Meere und den Alpen ist verschiedenartiger Beschaffenheit, wonach der Anbau sich richtet. Auf den höher gelegenen Strecken wächst wenig oder gar kein Weizen; man baut hier nur Mais, Kartoffeln und Hülsenfrüchte, treibt aber stark Viehzucht, auch gibt es hier ausgedehnte Wälder. Im mittlern Theil der Provinz ist der Feldbau am besten im Gange. Das Haupterzeugniß ist Mais; Weizenfelder nehmen 1/8 bis 1/6 der urbaren Fläche ein; auch baut man Hafer und künstliche Wiesen sind überall verbreitet. Die Niederungen haben einen sehr fruchtbaren, aber nur spärlich angebauten Boden.

Friauls Bevölkerung umfaßt 405,209 Seelen, von denen 317,637 dem Bauern- und 87,552 dem Bürgerstande angehören. Die Provinz erzeugt 590,000 Some Weizen und 1,150,000 Some Mais (1 Soma = 1 Metze 76 1/2 Wiener Becher), während der Bedarf derselben auf 896,000 Some Weizen und 1,320,000 Some Mais angeschlagen wird.

Friauls Flächenraum umfaßt 6,581,495 metrische Ruthen, und zwar 631,885 Aecker, 914,321 Aecker mit Weinreben, 1,003,801 Wiesen, 35,958 Wiesen mit Weinreben, 1396 Dämme, 1,297,121 Weiden, 2467 Reisfeld, 3946 Weingärten, 17,200 Gartenland, 711,386 Hochwälder, 6904 Kastanienwälder, 452,069 Fels- und Kiesboden, 56,256 Thäler und Sümpfe, 2746 Fischteiche und Marschland, 9190 Niederwald, 1,105,639 unproductive Fläche, als Wege, Straßen, Gewässer und steriler Boden, und 113,050 Grundfläche der Häuser und Höfe.

Die Bauernhäuser in Friaul sind ziemlich gut und bequem eingerichtet. Sehr viele wurden in der neuesten Zeit gebaut oder restaurirt. Die Knechte (notani) aber wohnen in schlecht verwahrten, engen und ungesunden Hütten. Die Nahrung ist höchst einfach und zeugt von einer lobenswerthen Genügsamkeit der arbeitenden Classe. Sie besteht aus Polenta, Phaseolen, Gerste und Brod aus Roggen mit Mais gemischt oder aus Mais allein. Weizenbrod ist äußerst selten; man trinkt wenig Wein; der gewöhnliche Trank ist Trester (zonta); an Festtagen sind indeß die Weinschenken häufig besucht. — Die Brachlegung der Felder hat in Friaul völlig aufgehört. Man wechselt gewöhnlich mit der Aussaat von Weizen und Mais ab. Es gibt in der Provinz sehr viele natürliche Wiesen, da sie aber niemals gedüngt werden, so erzeugen sie kaum ein Viertel so viel, als sie hervorbringen könnten. Man schlägt den Ertrag eines jeden Campo auf höchstens 800 Libbre (Pfund) Heu im Durchschnitt an. Dagegen nehmen die künstlichen Wiesen merklich zu, denen mehrere Ortschaften ihren Wohlstand zu verdanken haben. Seit ungefähr 100 Jahren sind in Friaul Futterklee und Kleesamen eingeführt, welche trefflich gedeihen und durch ganz Mittelfriaul bis zum linken Ufer des Tagliamento verbreitet sind und jetzt auch am rechten Ufer eine große Ausdehnung nehmen. Mit der Cultur der Runkelrübe, Möhre u. s. w. ist bisher noch kein Versuch im Großen gemacht worden, wiewohl sie im Kleinen befriedigende Resultate geliefert hat. Kartoffeln werden nur in den gebirgigen Gegenden, in den Ebenen aber äußerst spärlich angebaut, da man überhaupt noch Vorurtheile gegen dieselben hegt. In Mittelfriaul, am linken, hin und wieder auch am rechten Ufer des Tagliamento wird Rübsamen gezogen, welcher sehr gut gedeiht und besonders nach einem gelinden Winter eine reiche Ausbeute gibt. Flachs und Hanf kommen zwar fort, werden aber wenig angebaut. Außerdem ist auch die Qualität schlecht, da man sich auf die Verbesserung dieses Culturzweiges nicht verlegt.

Friauls Reben liefern eine Masse farbigen und zum Theil wohlschmeckenden Weines. Einige Sorten stehen dem Burgunder nicht nach. Im allgemeinen wird aber auf den Weinbau weniger Sorgfalt, als auf die Maulbeerbäume und die Weizencultur verwendet. Man sucht viel Wein zu gewinnen, um die Qualität bekümmert man sich wenig. Bei der Bereitung geht man noch eben so unzweckmäßig, wie vor 100 Jahren zu Werke, daher muß man trachten ihn so schnell als möglich und wohlfeil auf den nahen Märkten zu verwerthen. Einiges geht auch nach Triest und Venedig, aber zur weiten Ausfuhr ist er bei der jetzigen Beschaffenheit nicht geeignet, und selbst der sonst bedeutende Absatz nach Kärnthen nimmt immer mehr ab.

Der Seidenbau hat sich seit 50 Jahren verdreifacht. Die Provinz erzeugt ungefähr 400,000 Pfund Seide und in den letzten 25 Jahren sind über zwei Millionen Maulbeerbäume angepflanzt worden. Da dieselben aber im allgemeinen schlecht gepflegt und frühzeitig entlaubt werden, so geben sie nur einen geringen Ertrag und sterben nach wenigen Jahren ab.

Die Viehzucht hat sich seit Einführung der künstlichen Wiesen in Ober- und Mittelfriaul ungemein gehoben. Nach der letzten Zählung besitzt die Provinz 180,000 Stück Rindvieh, 7145 Pferde, 554 Maulesel, 71,556 Schafe, 19,615 Ziegen, 31,175 Schweine und 449,931 Stück Geflügel, welches letztere besonders einen vortheilhaften Markt in Triest findet. Die Pferde sind größtentheils in verwahrlostem Zustande; die Schafe geben eine sehr schlechte Wolle, weil man sich mehr auf die Gewinnung der Milch verlegt, aus der ein trefflicher Käse, ungefähr 300,000 Libbre jährlich, bereitet wird. Die Wälder sind fast ganz zerstört, oder doch schlecht gehalten; es gibt sehr viele Sümpfe, die leicht trocken gelegt und in fruchtbare Wiesen verwandelt werden könnten, allein hiezu bedarf es größerer Regsamkeit, die im allgemeinen noch fehlt.

Miscellen.

Bildhauerarbeit für das Washingtoner Capitol. Der neapolitanische Bildhauer Persico hat kürzlich eine ihm von dem Congreß der Vereinigten Staaten übertragene Bildhauerbeit vollendet, die für das Capitol bestimmt ist und aus zwei Figuren besteht, Columbus und eine Indianerin, die sich mit einem Blick scheuer Neugierde von ihm wendet. (Athenäum vom 24 Junius.)

•

Ein altes Riesenbild in England. Ein grundgelehrter, aber wie es scheint etwas übersichtiger Engländer hat eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: Baal Durotrigensis, eine Abhandlung über die alte kolossale Figur zu Cerne in Dorsetshire. Der Verfasser läßt sich dabei in sehr gelehrte Untersuchungen über den Unterschied der ursprünglichen Celten und der Celtobelgen (Firbolg) in England, so wie über Schlangendienst und Sonnendienst ein, worein wir ihm nicht folgen wollen. Der Hauptausgangspunkt ist ein riesenhaftes, aus einem hohen, Cerne überschauenden Kreidefelsen ausgehauenes Bild eines Kriegers, das 180 Fuß Höhe haben soll. Wenn nachstehende Längenangaben richtig sind, so muß das Bild sehr merkwürdig seyn: Länge des Armes 102 Fuß, Länge der Keule, die er über dem Kopfe hält, 120 Fuß, Länge des Gesichts 23 1/3 Fuß, der Nase 6', Durchmesser des Auges 2 1/3', Länge der Fußsohle 18'. Ein Hr. Hutchins meinte, es sey eine Abbildung des sächsischen Gottes Heil (?), aber die unmäßige Länge des Armes würde jedenfalls auf celtische Künstler deuten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1843.

Classische Studien in Nordamerika.

Mehrere Professoren von verschiedenen Anstalten in Nordamerika haben sich zur Herausgabe eines Werks unter obigem Titel vereinigt. Der Inhalt selbst hat für einen Deutschen oder Engländer kein näheres Interesse, da die eigenen Aufsätze nicht eben etwas Neues enthalten, und ein großer Theil aus dem Deutschen übersetzt ist, namentlich mehreres von Fr. Jacobs, wovon wir seine vortreffliche Abhandlung über das Studium des classischen Alterthums besonders ausheben. Sonst haben wir über den Inhalt bloß noch beizufügen, daß die Lebensbeschreibungen deutscher und holländischer Philologen einen nicht unbedeutenden Theil des Ganzen ausmachen. Wäre das Buch in England, Frankreich oder Deutschland erschienen, so würde es keine oder nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit erwecken und verdienen; man würde auch gar nicht errathen, warum man eine Abhandlung über die Geschichte der lateinischen Sprache, über die plastische Kunst der Griechen und eine Lebensbeschreibung Wyttenbachs in einem Band zusammenwürfelt. Alles dieß erklärt sich, sobald man an das Publicum denkt, für welches das Buch bestimmt ist. Alle Einleitungen dieses wie ähnlicher Werke in Amerika beginnen mit einer Art Apologie, daß man ein solches Buch erscheinen läßt, man setzt das Warum? auseinander, und berührt Fragen, an die in Europa kaum mehr jemand denkt; man erkennt alsbald, daß mit classischen Studien in Amerika noch wenig zu machen ist, und daß man wenig Dank und Ehre damit erntet. Deßhalb wenden sie ihre Augen nach Europa, namentlich nach Deutschland, und sie theilen die feurigen Aufmunterungen mit, welche hier von den Universitäten und andern Lehranstalten für die classischen Studien ausgegangen sind. Dadurch suchten sie in ihrem eigenen Land einen ähnlichen Geist zu entflammen, und man bemerkt auch, trotz des vielfach vergeblichen Ringens, daß immer noch ein Schimmer der Hoffnung durchdringt. In diesem Betracht verdienen diese, wenn auch jetzt noch sehr vereinzelten Bemühungen, besondere Aufmerksamkeit, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß die Verhältnisse in Amerika noch nicht zu einem umfangreichern Studium des classischen Alterthums reif sind, und daß die Bewohner jener Länder die Früchte der classischen Studien noch lange aus der zweiten und dritten Hand, verborgen unter allerlei leichter Waare moderner Literatur, empfangen werden.

Skizzen aus Frankreich.

Marseille. – Hyères.

Marseille entspricht mit seinen großen, breiten Straßen in der unteren Stadt, mit seinem wimmelnden, auch orientalisch belebten Hafen, mit seinen Boulevards an der Berglehne, mit seinem ungeheuren Lazareth, den endlosen Bastionen und seiner Notre Dame de la Garde durchweg der Vorstellung von einem großartigen Emporium und von einer wunderschön gelegenen Seestadt. Tag und Nacht herrscht da ein geräuschvolles Leben und Treiben. Der von Bergen eingeschlossene Halbkreis ist durch den südlich vortretenden Felsberg der Liebfrauenkirche nach dem weiten Meer hin geschlossen; er hat seine Oeffnung nach Westen. Die durch Felseilande gesperrte Bay tritt von Westen her in den engen Hafen, der in dieser Weise dem offenen Meeresdrang ganz entzogen ist. Um die hohe See zu schauen, muß man über die Boulevards hinaus auf den Fels von Notre Dame steigen.

Wenn man hinüber blickt auf die Eilande, die in den Strahlen der Abendsonne glühen, denkt man an die fabelhaften Hesperiden, wo unter Greifenhut die herrlichsten Schätze und Geheimnisse ruhen. Liebliche Haine voll edler Kiefern, Pistazien und Mandeln erquicken das Auge; Feigenbäume spenden ihre süße Frucht und der Fuß zertritt Thymian und Lavendel, deren Duft sich verbreitet wie ein Weihrauch für die edle Schöpfung.

Die fruchtbare Küste mit Chateau d'If, die wogende See mit ihren glückseligen Inseln liegen vor den freudetrunkenen Blicken; theils kahle, theils bewachsene Meerfelsen ziehen sich an der Ostküste hinüber nach dem bergigen Strande von Toulon, dem die ins Meer heraus gruppirten Berge den schönsten und größten Hafen Frankreichs bilden. Alle Anstalten des

Seekriegs kann man hier im Großen betrachten, und landwärts hinter der Stadt auf die befestigten Höhen steigend, wo Napoleon sich zuerst auszeichnete, sieht man ein viel weiteres und durch Kriegsschiffe stolzeres Hafenbecken als bei Marseille. Die südliche Kraft des zum Theil vulcanischen Bodens wächst nach dieser Südostküste hin von Meile zu Meile.

Der Charakter des Provençalen gilt in Frankreich für lebhaft, heftig, beredt, dichterisch. Die Wettkämpfe der Troubadours stehen noch im besten Andenken, noch blüht hie und da ächte Volkspoesie. In manchen Dörfern und Flecken werden jetzt noch Volksfeste gefeiert, die aus dem Mittelalter datiren. Das Volk in der hohen Provence ist gutmüthiger als die groben, eigennützigen Leute an den Gestaden der Rhone; Südlanguedoc und die spanische Mancha sollen Ueberfluß haben an unhöflichen, unmanierlichen Individuen. Politische Talente hat die Provence in den letzten fünfzig Jahren viel hervorgebracht: Barbaroux, der feurige Girondist, Sieyes, Barras, Mignet, Thiers sind Provenzalen. Wer erinnert sich nicht der tobenden Marseiller, welche in den ersten Jahren der Revolution in den Straßen von Paris mit so großem Erfolg für die Sache des Volkes sich schlugen? Die Marseiller waren der Kern, um den man sich gruppirte, sie waren die nachdrücklichsten Leiter der großen und kleinen Emeuten.

Das Städtchen Hyeres ist nur vier Meilen von Toulon entfernt, und die Niederung, die sich von ihm an das Meer hinabzieht, den Hyerischen Eilanden zu, ist mit Citronen und Orangenbäumen bedeckt, ja einzelne Palmen steigen dazwischen auf, Boten des Orients. Alte Historienbücher erzählen, daß man unter dem Hohenstaufen Friedrich II, der Sicilien so überaus liebte, hier bei Hyeres das Zuckerrohr und die Pfefferstaude gebaut habe. Das alles betrifft aber die Niederung vom Städtchen Hyeres hinab, und nicht, wie es gewöhnlich heißt, die Hyerischen Inseln, welche dieser gesegneten Niederung gegenüber liegen. Es sind ihrer vier, darunter eine Titan genannt, ein Fels mit einer guten Wasserquelle. Die größte, Porquerolles, ist bewaldet, und Louis XIV ließ eine große Fasanerie dort errichten, aber weder sie noch Port Croz, die fruchtbar und mit Lavendel bedeckt, noch Bagneau, die unbewohnt wie Titan ist, haben jene berühmten Vorzüge der Niederung von Hyeres, die während des Mittelalters eine Zeit lang zu dem Königreich Palermo gehörte und mit Sicilien und der Levante in der genauesten Verbindung stand. Der Britte Pinkerton will Homers Insel der Calypso hier gefunden haben.

J. Kollars Reise.

2. Croatien und das croatische Uferland.

(Fortsetzung.)

In Fiume muß das Slawenthum noch mit seinem Nebenbuhler, dem Welschthum, kämpfen; die umliegenden Dörfer sind freilich alle slawo-illyrisch, und in Fiume spricht das gemeine Volk und einige eifrigere Vaterlandsfreunde unsere Sprache; aber in den sogenannten gebildeten Häusern und bei den Behörden ist allenthalben das Italienische im Gebrauch. Man hat dem Hahn eine Stange gegeben und er will den Thurm. Es sind freilich hier bedeutende slawo-illyrische Kaufmannsfamilien, die im Besitze von Seeschiffen sind, aber leider plaudern die Kinder in den Häusern bereits das Italienische. In der Kirche Sankt Veit wird jeden Sonntag croatisch gepredigt und gesungen, aber die serbische Kirche, deren Priester Hr. Jowetic ist, hat nur 52 Seelen; dieser Mann klagte uns sehr über den Verfall der slawischen Nationalität und Sprache in dieser Stadt. Im Gubernialpalast stehen die Namen sämmtlicher Advocaten in Fiume aufgezeichnet: es sind ihrer zwölf, und darunter führen sechs slawische Namen. Wir besuchten auch die Schule der kleinen Kinder, wo zwei Lehrerinnen alles italienisch lehren. Ist denn hier nirgends die slawische Sprache eingeführt? fragte ich und erhielt von Hrn. Medanic die Antwort: „es war ein langer Streit darüber unter den Bürgern, endlich aber mischte sich das Gubernium darein, und wollte die magyarische Sprache in diesen Schulen einführen. Um dieser zu entgehen, wollte die gesammte Bürgerschaft lieber italienische Lehrerinnen." — „Da seyd ihr in der That nicht unter Dach, sondern vom Regen in die Traufe gekommen," erwiederte ich. „Es bessert und gleicht sich alles mit der Zeit aus," meinte unser Freund, ich fügte aber bei: „was einmal im Herzen sich festgesetzt hat, namentlich in der Jugend, das hält fest, man mag kratzen wie man will; zum mindesten bleibt immer eine Narbe zurück. Von der Nationalität und der Sprache gilt das Sprüchwort: „„das ist einmal da, wie beim jungen Wolf das Schnappen.""

Auf dem Vordergiebel ist eine große, eiserne, aus einem Geschütz hieher geschossene Kugel eingemauert, mit der chronographischen Inschrift darunter:

Ista Dabat gaLLos puLVra hInC AngLIa poMa.

St. Veit ist der Patron dieser Stadt so wie vieler anderer Orte in Krain, Steyermark und Kärnthen, denn die Slawen haben eine gewisse Vorliebe zu diesem Heiligen, die vermuthlich von dem heidnischen Swatowit herkommt. Ebenso finden sich viele dem heiligen Hieronymus geweihte Kirchen in den hiesigen slawischen Ländern, auch in Fiume selbst. Ferner findet sich in Rom eine Kirche San Girolamo de' Schiavoni, die unter Papst Nikolaus V von den vor den Türken geflohenen Slawen erbaut wurde.

Gleich nach unserer Ankunft eilten wir das Meer zu begrüßen, nach der sogenannten Palada, dem ins Meer vorlaufenden Damm, wo die Schiffe anlegen, um Waaren ein- oder auszuladen. Hier sahen wir zwei junge Krainerinnen, so schön, daß alle Augen sich mehr nach ihnen als nach den Schiffen und dem Meere wandten; sie waren in ihrer kleinstädtischen Nationalkleidung und eine zierlicher als die andere. Als sie bemerkten, daß sich viele Augen auf sie richteten, verschwanden sie in der Stadt, wie scheue Rehe im Walde. — Bis Mitternacht wanderten wir unter dem sternenhellen Himmel in der Stadt und am Meeresufer umher, da eine Menge beleuchteter Schifferbarken bald da, bald dort sich zeigten. Gegen eilf Uhr erscholl von einem Schiffe her der kräftige aber schwer-

müthige Gesang zweier Fischer; wir horchten und vernahmen ein slawisches Lied von dem bekannten Kacic, worin der Frangipani und Zriny's Erwähnung geschah. Wir staunten nicht wenig, Medanic aber sagte: „das ist hier nichts Neues und Verwunderliches; unser Volk, namentlich die Fischer der Insel Veglia, kennen und singen alle diese Lieder, vorzüglich diejenigen, welche sich auf den ihnen unvergeßlichen Herrn und Wohlthäter Frangipani und seine Familie beziehen.“ Frangipani war ein geborner Italiener, aber den Slawen sehr gewogen. Etwa eine halbe Stunde von Fiume liegt auf einer Anhöhe Tersat, einst die Hauptstadt Liburniens (Tersactum), jetzt ein den Frangipani gehöriges Schloß; hier sieht man ihr Wappen, auf dem zwei Löwen das Brod brechen. Hier wird auch die Marengosäule aufbewahrt, welche einst zu Ehren Napoleons auf dem Felde von Marengo errichtet, von Nugent angekauft und hieher gebracht wurde.

Der Hafen von Fiume, die Quarantaine und das Lazareth sind eine kleine Stunde von der Stadt entfernt; gerade als wir dahin kamen, und unser Begleiter das zum Hafen führende Thor eröffnete, begrüßte uns das Aufwogen des Meeres und die thurmhoch über unsere Köpfe emporgetriebenen und ans Felsenufer schlagenden Wellen, was uns einen nicht geringen Schrecken einjagte; wir kamen zwar mit heiler Haut davon, wurden aber ganz durchnäßt. In der Mitte des Hofes steht eine mit Glasthüren versehene Capelle, damit alle in der Contumaz befindlichen beim Gottesdienst auch den Priester sehen können. Im Hafen lag damals nur ein einziges Schiff mit Corinthen aus Corfu. Auf dem Wege trafen wir Bäuerinnen, welche Wein nach Fiume trugen, und zwar in Ziegenhäuten, die aussehen wie unsere Sackpfeifen.

In der Entfernung von zwei Stunden liegen die Inseln: Krk oder Welija Otoka (ital. Veglia), Ozero (lat. Absyrtis) und Tschres oder Cres (lat. Cherso), welche man zusammen früher die Absyrtis-Inseln nannte, indem die Sage von der Medea und ihrem Bruder Absyrtes hieher verlegt wurde. Welche Gefühle und Gedanken erregten diese classischen Inseln in mir? Welja, Ozero, Tschres und die benachbarten Lusin, Rab (Arbo) u. s. w. sind uralte slawische, bei den Classikern erwähnte, auf die griechisch-römische Mythologie und Nation bezügliche Namen von Inseln, deren Bewohner unbezweifelt den Venetern nicht bloß benachbart, sondern auch verwandt waren.*) Der Hauptort auf der Insel Veglia ist Hrad oder Krk; die ganze Insel ist in vier Aemter eingetheilt; der Bischof wohnt in Krk. Auf der ganzen Insel herrscht der glagolitische Gottesdienst**) vor, und nur in wenigen Kirchen wird der Gottesdienst lateinisch abgehalten. Die Priester sind hier sehr zahlreich, in Baska sind es etwa 30, in Omisal 10, lauter Glagoliten, welche aber außer dem Messelesen fast nichts thun. Die glagolitischen Bücher werden in Fiume (mit lateinischer Schrift gedruckt. Die bedeutendsten Orte sind Omisal (ital. Castel Muschio), Wrbnik (Verbenico), Baska (Besca), Ljubinja (Libnia), Dobrinjo (Dobrigno), Jezero, Suzan (Susana) ꝛc. Der höchste Berg zwischen Ponte und Basca heißt Treskawac, und unter demselben fließt der Bach Rika.

Die Kleidung der Veglianer unterscheidet sich von der ihrer Nachbarn in Farbe und Schnitt. Das Oberkleid ist bei allen schwarz, bei Männern und Frauen, bei jung und alt; es besteht aus einem dünnen Tuch oder Zeug, zu dessen Bereitung eine besondere Fabrik auf der Insel besteht. Man sagt allgemein, die Veranlassung zu dieser schwarzen Farbe ihrer Tracht sey das bekannte unglückliche Ende des Grafen Frangipani gewesen, von welcher Zeit an sie als seine Unterthanen das Trauerkleid um ihn tragen. Wir sind aber hierüber auf ganz andere Gedanken gekommen, besonders als wir diese schwarze Farbe auch in Venedig sahen, wo sie herrschend ist, und gewissermaßen einer abergläubischen Verehrung genießt. Bekannt ist es, daß in Venedig die ursprünglichen und ältesten Geschlechter oder Nobili von jeher schwarze Kleider trugen, ja daß selbst die Gondeln nicht nur schwarz angestrichen, sondern auch durchgehends mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und bedeckt sind. Auch die Slawen in Krain, Istrien und den benachbarten Gegenden tragen schwarze Oberkleider und Hosen, die Weiber Röcke von schwarzem Tuch oder Mesulan, wie die Bewohner von Krk.

Auf der Insel Tschres (Kerso) bei Faresina und Dragosic ist eine Meerenge zwischen diesen Inseln und Istrien, wo am Meeresufer, auf der Höhe des morlakischen Busens, die Stadt Labin (lat. Albona), etwa vier Meilen von Pola liegt. Labin war mir schon in meiner Jugend merkwürdig, weil es der Geburtsort eines slawischen Protestanten oder vielmehr Halbreformators ist, für den ich immer eine besondere Achtung fühlte, nämlich Matth. Frankowic Wlach, lat. Flacius Illyricus. Dieser Mann, der nach Huß, Luther und Melanchthon den bedeutendsten Antheil an der Reformation nahm, hat unsterbliche Verdienste um die evangelische Kirche, und gehört überhaupt zu den gelehrtesten Schriftstellern. Er erblickte das Licht der Welt im Jahre 1520. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, dann wurde er zu Jan Egnatiow, dessen Schule an dem Marktplatz von San Marco war, gesendet, und ging im Jahre 1537, als ihm Baldo Lupatin von dem Eintritt in den Mönchsstand abgerathen hatte, nach Deutschland, wo er in Tübingen bei seinem Landsmann, Matth. Garbic, Professor der griechischen Sprache, wohnte. Im Jahre 1541 hörte er in Wittenberg Luthern und Melanchthon, lehrte privatim die hebräische und griechische Sprache, und wurde im Jahre 1544 öffentlicher Professor. Bei dem Ausbruch der Kriege in Deutschland befand er sich in Braunschweig, dann in Magdeburg, und wurde im Jahre 1557 zur Gründung einer neuen Schule nach Jena berufen; von da ging er nach Regensburg, dann nach Antwerpen, Straßburg und Frankfurt a. M., wo er im Jahre 1575 starb. Er schrieb über 30 verschiedene größere und kleinere Bücher, und war nicht nur der Begründer, sondern auch einer der

*) Wir brauchen nicht zu bemerken, daß die hier obenhin bereits angenommene slawische Nationalität der Veneter am adriatischen Meere mehr als bloß problematisch ist, obgleich sie von den slawischen Alterthumsforschern jetzt ziemlich allgemein als ausgemacht angesehen wird. A. d. U.

**) S. die glagolitische Literatur Nr. 141 v. d. J. A. d. R.

eifrigsten Mitarbeiter an der unter dem Namen „Centuriä Magdeburgicä" bekannten kirchenhistorischen Sammlung. Dieser Mann von so beispielloser Thätigkeit hatte unaufhörlich die Stöße und Schläge eines unbarmherzigen Schicksals zu ertragen, weil er von den Deutschen verkannt war, theils aus ihrem gewöhnlichen nationalen Hasse gegen uns, theils wegen einer kleinlichen Schwäche, von der kein Gelehrter frei ist, namentlich wegen seiner Ansicht, daß die Sünde beim Menschen nicht zufällig, sondern nothwendig sey.*) Seine Anhänger nannte man Flacianer. Eine abscheuliche, wahrhaft unmenschliche und unchristliche Undankbarkeit und Verblendung war es aber von den deutschen Lutheranern, daß sie ihm auf dem Todtenbette die heiligen Sacramente verweigerten. Matth. Wlach war vielleicht der erste Gelehrte unseres Volks, der als Slawe sich zu den Slawen anderer Stämme hielt, und mit Böhmen und Polen in Briefwechsel stand. Der Name Frankovic ist vielleicht verderbt von Brankovic; das Wort Wlach bedeutet bei Türken und Bosniern nur einen Christen, einige aus der Familie Brankowic traten zum Islam über, andere wurden Christen, daher vielleicht der Beiname Brancowic Wlach. In Labin findet sich noch eine Familie des Namens Francovic, von der ein Mitglied Canonicus ist.

(Schluß folgt.)

*) Diese recht verstanden gar wohl zu vertheidigende Ansicht und seine boshafte Streitsucht, nicht aber ein Nationalhaß, an den bei den damaligen Religionsstreitigkeiten kein Mensch dachte, vertrieb ihn von Wittenberg, wo man ihn als 24jährigen jungen Menschen wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse als Professor angenommen hatte, und später (1762) auch von Jena. A. d. U.

Die Rolandsbresche.

(Aus Clifton Paris': Letters from the Pyrenees.)

„Ich brach, so erzählt Hr. Cl. Paris, um 9 Uhr Morgens von Gavarnie auf und erreichte nach einer Stunde eine Hochfläche an Marboré. Hier stand ich in Mitte der Oule, schwarze, amphitheatralisch umherliegende, scheinbar unersteigliche Steilabstürze starrten mich an, aber linker Hand ist eine Stelle, wo man mit Hülfe von Händen und Füßen, wenn man nicht schwindlich ist, hinaufklettern kann. Diese Felsenleiter ist eine der merkwürdigsten Passagen: beim Hinaufsteigen nach der Rolandsbresche muß man sich aber genau an die Fußstapfen früherer Reisenden, namentlich der Contrabandistas, halten, welche öfters diesen Weg einschlagen, der für einen des Bergsteigens gewöhnten Mann keine Gefahr hat. Nach anderthalbstündigem Klettern erreichte ich eine freie Stelle unmittelbar unter dem Gletscher, und eine furchtbare Wildniß bot sich meinen Augen dar: ein nach allen Richtungen zerrissenes und zerborstenes Eisfeld und eine Reihe schwarzer Felsen, die bei der Berührung zusammenbrechen. Eine Anzahl Schieferfelsen starrten wie eben so viele Schermesser empor, und rechts stand eine in der Richtung ihrer stark geneigten Schichten wunderbar gespaltene Felsenhöhe, aus deren Höhlungen meine Stimme in so zahllosen Echos widerhallte, daß sie einen Rudel Wölfe aus den Bergen hätten scheuchen können; dämonisches Gelächter erschallte von allen Seiten und aus den tiefen Spalten des Gletschers schien es hervorzuächzen; noch furchtbarer aber war die darauf folgende lautlose Stille. Nun begann ein beschwerlicher Marsch bald über Eis, bald über lockere Steintrümmer, bald über scharfe unter meinem Gewicht einbrechende Felsen. Nach einer mühseligen Stunde war diese Stelle zurückgelegt und nun befand ich mich fast vor der berühmten Rolandsbresche. Längs der Höhe des Marboré-Berges, der in der großen Pyrenäenkette einen so charakteristischen Zug bildet, läuft eine 3 bis 600 Fuß hohe Felsenmauer, welche Frankreich von Spanien scheidet, und in deren Mitte eine ungeheure, etwa 300 Fuß weite Oeffnung oder Bresche sich befindet, die so regelmäßig ist, als hätte man sie absichtlich zum Portal zwischen beiden Reichen machen wollen, obgleich sie fast nur dem Schneesturm und den heulenden Winden Ein- und Ausgang gestattet. Als Paß wird diese Oeffnung selten benutzt, außer von Schmugglern, die sich aus der Gefahr nichts machen, oder von den wenigen Reisenden, die den Montperdu ersteigen. Die Gefahr liegt auf der französischen Seite, und ich war jetzt an dem Punkt angekommen, wo sie beginnt, nämlich einem Gletscher, der seinen Abfall nach den obenerwähnten amphitheatralisch umherliegenden Felsen hat. Diese schwindelerregende Wanderung wird gewöhnlich von dem Reisenden zwischen zwei Führern angetreten, die mit Steigeisen (crampons) an den Füßen ausgerüstet und mit Beilen zum Einhauen von Stufen versehen sind. Ich prüfte den Schnee mit meinen Füßen, blickte nach der in lockender Nähe vor mir liegenden Rolandsbresche und dann nach dem Eisabhang, der immer steiler und steiler hinuntergeht, bis er endlich in den obenerwähnten Steilfelsen ausläuft. Ich wagte den Gang nicht, da es mir an Steigeisen fehlte und ein einziger falscher Tritt mich rettungslos in den Abgrund stürzen mußte. Zudem erzählten mir die Führer von einem unglücklichen Reisenden, der kurz zuvor hier den Tod gefunden hatte. Er hatte den Uebergang mit aller möglichen Vorsicht begonnen, als sich auf einmal seine Beinkleider mit den Steigeisen verwickelten, er verlor das Gleichgewicht, suchte vergebens es wieder zu gewinnen, konnte sich an nichts halten und in einem Augenblick schoß er den Eisabhang mit der Schnelligkeit eines Donnerkeiles hinab."

Miscellen.

Die Insel Skye zählt nur 18,000 Einwohner, die sich aber durch die Energie ihres Charakters auszeichnen. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat sie der englischen Armee 21 Generallieutenants, 1 Generalmajor, 45 Obristlieutenants, 600 Majors, Hauptleute, Lieutenants und Unterofficiere und 10,000 Soldaten geliefert; außerdem 4 Colonialgouverneure, 1 Generalgouverneur und 1 Generaladjutanten; im Civildienst einen Lordoberrichter Englands und einen Richter des hohen Gerichtshofes in Schottland. Die Einwohner dieser Insel haben eine vorherrschende Neigung zum Kriegsdienst, und es ist auch bemerkenswerth, daß der in den ossianischen Gedichten so hochberühmte Cuthullin auf dieser Insel geboren wurde. (Engl. Bl.)

•

Wunderlicher Betrug. Paris ist bekanntlich sehr reich an allen möglichen Spitzbubenstreichen; nachstehender, so unbedeutend die Summe ist, durch welche der einzelne geprellt wurde, ist einer der drolligsten. Eine Anzahl Personen, die in zahlreichen Verbindungen stehen und nicht auf Kleinigkeiten merken können, erhielten kürzlich Briefe, an welchen außen die Bemerkung angefügt war: „50 Centimen für den Ueberbringer, wenn der Brief zu der und der Stunde überliefert wird." Die Portiers zahlten, und wenn man den Brief öffnete, so war nichts als ein weißes Papier darin. (Voleur vom 30 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1843.

J. Kollars Reise.

8. Croatien und das croatische Uferland.

(Schluß.)

Sowohl um Fiume her, als auf den benachbarten Inseln im morlachischen Meerbusen und im istrischen Lande weht ein lebendiges slawisches Leben, das den reisenden Slawen mit Freude erfüllt; nach Norden dagegen, in der Richtung von Krain, namentlich auf dem Wege nach Triest, erblickt das Auge nichts als einen dürren, niedergetretenen Zweig des slawischen Stammes, über den der Menschenfreund nur seufzen kann; dieß sind die sogenannten Tschitschen oder Tjiten auf dem tschitschewischen Feld. Kaum hatte ich dieß Feld betreten und das Volk gesehen, so fiel mir unwillkürlich die Behauptung mehrerer alten Croaten ein, die in einem freundschaftlichen Kreise mich versicherten, daß das magyarische Element den Slawen nicht so gefährlich sey, als das deutsche, daß jene öffentlich und roh, diese insgeheim und in milder Weise, wo sie nur können, unsere Sprache und Nationalität untergraben. — Die Tschitschen wohnen von Fiume bis nach Triest hin in den Dörfern St. Mattei, Skalnica, Lipa, Pasjak, Novyhrad, Obrow, Materia und einigen zerstreuten Niederlassungen und Häusern, oder vielmehr Hütten. Die Gegend ist unfreundlich, der Boden kahl, steinig und unfruchtbar. Nirgends sind Schulen; ihre Kirchen sind unsern Bauernhäusern ähnlich, und nur selten bekömmt man eine solche zu Gesicht; auf dem Vordertheil der Kirche sind zwei Balken oder Steine, zwischen denen die Glocke hängt. Es war Sonntag, aber nicht einmal an diesem Tage waren die Leute reinlich gekleidet, alles war schwarz und schmutzig. In Lipa führte man mich in einige Bauernhäuser; hier war nichts als Armuth und Jammer, nicht bloß kein Tisch, keine Bank, sondern auch kein Ofen, keine Küche, kein Feuerherd, kein Bett. Ein einziges Loch, Fenster genannt, beleuchtet diese Dunkelheit. Auf dem Boden vor der Wohnung wird ein Feuer angezündet, darüber der Kessel mit Kartoffeln aufgehängt, und rings herum sitzen Vater, Mutter und Kinder. Mehr und ärgere Bettler als in diesem Lande habe ich nie gesehen; ganze Haufen kleiner und großer Kinder verfolgten unsern Wagen und schrien: „Gott gebe Ihnen Friede und Gesundheit, aber mir ein Almosen." Die Tschitschen sind meist Leute von schwachem Körperbau, mager und bräunlich von Farbe; viele von ihnen beschäftigen sich mit dem Brennen von Kohlen, die sie nach Fiume zum Verkauf bringen; Unfruchtbarkeit des Bodens und Hunger machen, daß sie hie und da auch dem Raub sich ergeben; ihre Sprache ist mit geringer Abweichung die krainische Mundart und ihre Lieder, d. h. die weltlichen Volksgesänge, führen, wie bei den Illyriern, den Namen Bugaren.

Die Kaiserin Maria Theresia wandte ihre Blicke auf die Noth dieses Volkes, und ließ einige Colonien von ihnen nach dem Banat versetzen, um dort den fruchtbaren Boden anzubauen; diese Colonisten sollen aber von einer solchen Sehnsucht nach ihrem elenden Vaterlande ergriffen worden seyn, daß sie das reiche Banat verließen, und zu ihren Felsen und Dornenbüschen zurückkehrten. Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Tschitsch herrschen verschiedene Ansichten; Valvasor will sie nach seiner alten Gewohnheit von den Chetim oder Chitim der Bibel ableiten, oder von den Skythen, Schönleben von den Walachen, andere von dem römischen Titia; wir selbst halten Tschitsch für eine uralte slawische Wurzel. — In der Nachbarschaft der Tschitschen wohnen die Tschiribirzen, die von einigen für einen Zweig der Zigeuner, von andern für einen Zweig der siebenbürgischen Zakulaten gehalten werden; was die Bildung betrifft, so stehen sie mit jenen auf einer Stufe.

Von Materia geht der Weg über Kosina und Bazovic nach der Höhe Klue oder Klic, von der man eine Aussicht aufs Meer und auf Triest hat. Die ganze schöne Umgebung von Triest ist voll von slawischen Namen, wie Obtschina, Dolina Lipiza ꝛc. Der Name Triest (Tergestum) selbst kommt wohl von Terg, Torg, der Markt her. *) Welch ein Unterschied zwischen Fiume und Triest! letzteres ist jetzt nach Hamburg eine

*) Davon stammen viele slawische Städtenamen, so Novytorg. Ob diese Ableitung des Namens Triest richtig ist, hängt wieder mit der Frage zusammen, ob die Liburner und Heneter, die hier wohnten, Slawen gewesen. A. d. U.

der bedeutendsten Seehandelsstädte. Sehr überraschte mich die Aehnlichkeit zwischen dem Leben in Triest und in Pesth. Hier wie dort ist Jugend, Frische, Ausbau neuer Häuser, hier und dort ist eine alte und eine neue Stadt, hier und dort ist ein unersättliches Jagen nach Gewinn und Geld; nur ist in Triest alles in größerem Maaßstab. Eine schöner gepflasterte Stadt habe ich nie gesehen; eine bis zwei Ellen lange und eben so breite Steine bilden das Pflaster in der ganzen Stadt. Wie in Pesth Haufen von Kürbissen, so sieht man hier Massen von Citronen und Pomeranzen in den Straßen aufgehäuft. Da es ein heller, schöner Tag war, badeten wir uns in den Seebädern, von wo wir in einem Kahn nach dem Leuchtthurm fuhren. Es ist dieß ein neuer, 18 Klafter hoher Thurm im Meere, auf dessen Höhe 32 Lampen in der Nacht angezündet werden, die sich unaufhörlich drehen, somit bald erscheinen, bald verschwinden, damit man sie von andern unbeweglichen Lichtern desto leichter unterscheiden kann. Auf dem Thurm der Kirche des heiligen Antonius ist eine Uhr, an der in der Nacht die Zahlen der Stunden und Minuten sich erleuchtet zeigen, wie man dieß in italienischen Theatern sieht. Die hiesige Börse, ein prächtiges Gebäude, ist der Mittelpunkt der ganzen kaufmännischen, mit Triest in Verbindung stehenden Welt. Hier drängt es sich von Menschen aus allen Ländern. In der Vorhalle ist ein Meridiankreis auf dem Pflaster in Mosaik abgebildet; gerade um 12 Uhr scheint die Sonne durch eine Oeffnung herein und zeigt somit die Mittagszeit an.

Beim Besuche des Molo von San Carlo stiegen allerlei freudige und traurige Empfindungen in mir auf. Erfreut war ich, hier einen öffentlichen, stolzen Ausdruck slawischer Nationalität zu erblicken, da ich auf den hier vor Anker liegenden Schiffen, die dem slawonischen Kaufmann Popowic in Brod gehörten, die slawischen Namen las, mit denen die Schiffe gleichsam getauft waren, z. B. Duschan, Lazar, Obradowic, ja selbst Gaj. Der Vordertheil des Obradowic war mit einer großen, vergoldeten Bildsäule dieses berühmten serbischen Schriftstellers geschmückt. Traurige Gefühle dagegen stiegen in mir auf, wenn ich an Winckelmann und seinen Mörder Archangeli dachte. Auf dem großen Markt, dem deutschen Casino gegenüber, sieht man die Locanda grande, in deren zweitem Stockwerk er von diesem Unglücklichen ermordet wurde. Auf einem prächtigen, neben der Hauptkirche ihm errichteten marmornen Denkmal steht eine Inschrift, welche seine Verdienste um die Kunst und sein Schicksal erwähnt. Zu diesem von Ant. Bosa erbauten Denkmal haben sehr viele Personen, namentlich Könige und Fürsten, beigesteuert, deren Namen auf einem Stein verzeichnet sind. Darunter finden sich auch slawische Namen, wie Nadalemsky, Rasumofski, Jan Nawersnik aus Görz 2c.

In dem gesellschaftlichen Leben fängt hier das Italienische an über das Slawenthum das Uebergewicht zu erlangen, ja hat es beinahe schon allgemein bezwungen. Man hört indeß auf den Straßen und Plätzen aus dem Munde des Volks slawische Klänge, diese scheinen aber mehr fremd als heimisch zu seyn; ja das gemeine Volk gewinnt das Italienische lieb und ist stolz darauf. Doch fand ich auch hier einen schönen Garten des Slawenthums und darin kräftige Arbeiter. Dazu gehörte Demeter Stanislavjevic, Vorstand und Lehrer der slawischen Schulen, Hr. Jan Wesel, Collegienrath, ein geborner Krainer, welcher die Geschichte und Mundarten der Slawen vortrefflich kennt, Hr. Rusnow und andere. Eine der schönsten Zierden in diesem Garten ist aber die Gattin des letzteren, eine geborne Croatin aus Zebendvor bei Warazdin, die den Lesern der Danica ilirska durch das schöne Gedicht „meine Heimath" bekannt ist. Herrliche Stunden brachte ich im Gespräche mit dieser slawo-illyrischen Sappho zu; gebildetere, scharfsinnigere und dabei innigere Freunde unseres gemeinsamen Volkthums habe ich nie kennen lernen, wie sie. Sie sehen und lieben ist eins. Ihre Schönheit ist mehr edler als üppiger Art, ihr Benehmen ist freundlich, ihr Gespräch ungezwungen, und die slawo-illyrische Sprache klingt lieblich in ihrem Munde wie Harfentöne. In ihrem Gespräche über gelehrte Gegenstände vergißt sie nie die Gränze des weiblichen Geschlechts, und doch war ihr Urtheil über die „literarische Gegenseitigkeit der Slawen," die „Ueberspannung der Magyaren," namentlich über die „nationale Erziehung," so richtig, gesund, und dabei so eigenthümlich, daß ich selbst aus männlichem Munde nichts besseres vernommen habe. Frau Rusnow beschäftigt sich außer der Dichtkunst auch mit Abfassung von Büchern über die nationale Erziehung, namentlich der Kinder. Sie beschränkt sich nicht bloß darauf den Erwachsenen, sondern auch den Kleinen die Liebe zum slawischen Volk und der slawischen Sprache mit der Muttermilch einzuflößen. Man legt zu spät den Samen der Nationalität in die Brust der Kinder, und er kann in dem schon verhärteten Boden oft nicht mehr Wurzel schlagen; daher kommt es, daß so viele, die im jugendlichen Alter eifrig sind, im männlichen kalt werden. Als wir so sprachen, kam auf einmal aus dem nächsten Zimmer ein etwa zweijähriges artiges Mädchen herein; die Mutter nahm es auf die Arme und sagte: „Olga, mein liebes Kind, was bist du denn? Bist du eine Italienerin?" — „Nein." — „Eine Deutsche?" — „Nein." — „Nun, was bist du denn?" — „Eine Illyrierinn." Das unschuldige Wesen gab die Antwort mit einem gewissen kindlichen Stolze, worauf die Mutter das Kind küßte und an ihr Herz drückte, und ich gleichfalls die Kleine herzte und küßte. Ich fragte am Ende noch Frau Rusnow, wie sie zu diesem Nationalsinn und zur National-Literatur gekommen sey? „Die nationale Vereinzelung war meine Lehrmeisterin," erwiederte sie, „hier in Triest lebe ich unter Italienerinnen, Deutschen 2c. Sitten und Benehmen dieser Frauen sind von den meinigen verschieden; dieß veranlaßte mich mehr die Einsamkeit als die Gesellschaft zu suchen; die Einsamkeit führte mich zum Lesen, zum Nachdenken und zum Schreiben, obwohl ich schon früher in meiner Heimath die Danica und die illyrische Nationalzeitung kennen gelernt hatte."

Ehe ich mich entfernte, mußte ich dieser guten zarten Seele noch manches sagen über das künftige Schicksal der Slowaken; durch tausenderlei Fragen zeigte sie ihren Antheil an den ihnen von den Magyaren bereiteten Gefahren: ob schon viele Dörfer und Städte magyarisirt seyen? ob die Slowaken

denn gar keinen Vertheidiger hätten gegen den nationalen Mord, den man gegen sie beabsichtige? warum denn die Slowaken in einer so heiligen Sache nicht kühner auftreten und an ihrer Vertheidigung eifriger arbeiten? warum sie nicht zur Regierung und zum Throne ihre Zuflucht nehmen? warum endlich die Slowaken nicht lieber ihr jetziges Vaterland verlassen und zur Erhaltung ihrer Nationalität anderswohin zu slawischen Brüdern ziehen? u. s. w. „Meine liebe, slawische Schwester," erwiederte ich; „ich danke Ihnen für ihre eifrige Theilnahme an dem Mißgeschick meiner Landsleute, seyen Sie überzeugt, daß die Slowaken zur Rettung ihrer Nationalität alles thun, was in Ungarn möglich ist. Fast alle bisher in dieser Angelegenheit herausgekommenen Schriften: „Sollen wir Magyaren werden? — Der Magyarismus in Ungarn. — Mit Speck fängt man die Mäuse. — Apologia. — Schreiben des Grafen Zay. — Der Sprachkampf. — Mirabilia u. s. w. sind von Slowaken." — „Aber dieß sind schwache Waffen gegen den Wahnsinn." — „Allerdings," sagte ich, „aber ich denke mit Napoleon: die Feder ist auch ein Schwert. Politische Hülfsmittel haben die Slowaken nicht; sie müssen sich mit geistigen Waffen wehren, ich versichere Sie aber, daß die Magyaren ihren Plan nicht ins Werk setzen werden."

Die serbische Gemeinde oder Kirche ist in Triest eine freie Gemeinde, steht nicht unter dem Bischof, sondern unter dem Gubernium, wählt jährlich drei Vorstände und Verwalter, und hat gute Schulen mit drei Classen, die aber nicht mehr als 26 Schüler zählen. Bei der Schule ist ein besonders schöner Vorplatz, wo die Versammlungen der Gemeinde abgehalten werden, und eine ansehnliche Kirche. Dieß Nationalinstitut stammt von Jan Miletic, einem geborenen Bosnier aus Sarajevo, der anfangs Kürschner, dann Kaufmann in Wien war. Er kaufte von Griechen den Boden um 30,000 Gulden, und verwandte auf die Schule noch weitere 36,000 Gulden. Es schmerzte mich sehr, nirgends ein Bild dieses großherzigen Wohlthäters zu sehen, obwohl Tafeln und Inschriften zu seiner Ehre an den Wänden hängen. Die Zahl sämmtlicher Serben griechischer Confession in Triest beträgt 250 und der katholischen Illyrier etwa 50, so daß die Zahl sämmtlicher Slawen etwa 300 ausmacht. Die hiesigen katholischen Slawen beklagen sich, daß sie ganz sich selbst überlassen seyen, daß kein Priester sich um ihre Nationalität kümmere, und daß sie weder Schulen noch Lehrer hätten. In dem Kaffeehaus „Stella polare" finden sich die serbischen Zeitungen aus Pesth und die illyrischen aus Agram.

Zur Vesper gingen wir in die serbische Kirche, aber ein Schrecken befiel mich, als ich am Altare einen mit Waffen ausgerüsteten, hochgewachsenen, breitschulterigen, kriegerisch aussehenden Priester stehen sah, der einem Hektor oder Lauritas mehr als einem Kalchas oder Methodius glich. Es war dieß Hr. Stojanowic, ein Geistlicher aus Montenegro; als der Gottesdienst vorüber war, und wir ihn fragten, warum er denn die Waffen selbst in der Kirche nicht ablege, sagte er: „das ist Sitte bei uns. In Montenegro ist es weder ehrenhaft noch sicher, die Waffen irgend je abzulegen; beim Essen und beim Schlafen, zu Haus und in der Kirche muß man die Waffen bei der Hand haben, denn jeden Augenblick können die Türken herbeikommen und Mord und Raub verüben. Darum sind bei uns auch die Geistlichen Krieger!"

Am Abend trennte ich mich von den hiesigen Slawen, und bestieg das Dampfschiff, um nach dem eigentlichen Ziel meiner Reise, nach Venedig, abzugehen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

Auf der Fazenda meines Freundes hielt ich mich vier Wochen auf, und im Kreise seiner Familie, die aus seiner Frau und drei Kindern bestand, verlebte ich sehr angenehme Tage. Er hatte sich erst vor wenigen Jahren hier niedergelassen, da er, als leidenschaftlicher Jagdliebhaber, dem Leben in der Hauptstadt keinen Reiz abgewinnen konnte. Dort nämlich hatte er als Regimentsarzt im ausländischen Corps gestanden. Er war ein gerader Deutscher und verläugnete diesen Charakter auch unter seinen brasilischen Nachbarn nicht. Seine Plantage war zwar umfangreich genug, allein er besaß nur wenige Sklaven, und so war davon erst ein kleiner Theil in Cultur gebracht. Als Arzt aber verdiente er viel Geld.

Auf den Neuling, der sich aus einer andern Hemisphäre, aus dem bewegten Leben und den geselligen Kreisen großer, europäischer Städte mit all den Genüssen einer verfeinerten Civilisation, aus dem rauhen Norden plötzlich in diese große romantische Einöde versetzt sieht, sind die ersten Seeleneindrücke tief und ergreifend. Alles trägt hier ein fremdartiges Gepräge, überall, wohin sich das Auge wendet, wird es durch neue Erscheinungen gefesselt, und das Thier- und Pflanzenreich erschließt niegesehene Gebilde. Selbst aus den Tiefen des Himmels leuchten uns ganz andere Sternbilder, als wir sie in Europa sahen.

Ein längerer Aufenthalt in diesen Wildnissen kann inzwischen unmöglich den an die Genüsse eines civilisirten Lebens Gewöhnten befriedigen. Gewohnheit wird uns bald gleichgültig gegen die Reize und den Zauber der Neuheit werden lassen und allmählich die Begeisterung erkalten, die anfangs das Herz befeuerte. Ueber diesen Massen und unabsehbaren Wäldern herrscht ein Geist, der durch seine wilden und großartigen Schöpfungen wohl zur Bewunderung und zum Erstaunen hinreißt, aber nicht warm zum Herzen spricht. Nach einem kühnen und gewaltigen Maaßstabe ist die Gegend gebildet, allein sie ist nicht gemüthlich. Nur das fast immer heitere, tiefblaue Gewölbe des Himmels gibt der wilden, chaotischen Physiognomie der Landschaft einen etwas freundlichern Anstrich.

Daher fühlt der Reisende in dieser großartigen Natur häufig eine Leere und ein Bewußtseyn des Alleinseins, das ihn niederdrückt und seine Brust schmerzhaft durchzuckt. Er sieht sich inmitten dieser ungeheuren Umrisse des großen Naturgemäldes so klein und verwaist, und es ergreift ihn die Sehnsucht nach Landschaften, die mit freundlichen Städten und Dörfern geschmückt sind, und wo der Pflug und die Kunst die Menschen in größere Familien vereinigt haben. Nie tritt auch die Erinnerung an unsere Lieben und den trauten Freundeskreis daheim lebhafter vor unsere Seele, als in solchen Momenten der Betrachtung.

Es gehört Kraft und etwas Philosophie dazu, diese Sehnsucht, die leicht in jenes schleichende Fieber, das Heimweh, ausartet, zu bewältigen.

Der Brasilier, welcher alle die tausend Bedürfnisse nicht kennt, welche den gebildeten Europäer zum Sklaven machen, und der von Jugend auf in diesen Wildnissen gelebt hat, mag sich hier recht glücklich fühlen und sein Land und seine Lage für die beneidenswerthesten halten. Seine wenigen Bedürfnisse, denn er ist in der That sehr mäßig, reicht ihm die Natur fast ohne sein Zuthun aus freier Hand. Alle jene künstlichen Mittel, wodurch der nordische Landmann seinem Acker die kärgliche Ernte abtrotzen muß, braucht er nicht anzuwenden. Ist er zu arm, um sich Sklaven zu halten, so kratzt er sein Land etwas auf, wirft den Samen hinein und läßt den Himmel für das übrige sorgen, der denn auch seine wenige Mühe durch reichliche Ernten belohnt. Der kommende Tag macht ihm keine Sorgen und unbekümmert streckt er sich tagelang in den Schatten der, seine einfache, mit dem allernothdürftigsten Geräthe versehenen Behausung umgebenden Orangenbäume hin, um seine Papiercigarre zu rauchen oder sich dem Spiele seiner Phantasie hinzugeben. Er kennt nicht den starren Winter, dessen Näherkommen die ärmere Classe im Norden Europa's mit Bangigkeit erfüllt, sondern ihn umgibt der Blumenteppich eines ewigen Frühlings und Sommers. Seine Lectüre ist das große Buch der Natur, das einzige, welches er lesen kann.

Ich rede hier natürlich nur von den ärmern Classen, denn die reichen Fazendeiros haben schon manches vom luxuriösen Leben sich angeeignet, und sind deßhalb vielleicht weniger glücklich als jene.

Die Zeit auf der Fazenda Aurora vertrieben wir uns meistens mit der Jagd, wozu die wildreichen, von allen Seiten uns umlagernden Wälder die schönste Gelegenheit darboten, oder wir krochen in den Wäldern umher, um medicinische Kräuter und merkwürdige Pflanzen zu sammeln. Auf diesen Streifzügen mußten wir häufig über unser Costüm selbst lachen, das in der That abschreckend genug war.

„Ich wollte," pflegte der Doctor bei solchen Gelegenheiten wohl zu sagen, „daß irgend einer unserer fashionablen Freunde daheim hier im Dickicht des Waldes uns plötzlich in unserem jetzigen Aufzuge entgegentreten möchte: er würde in uns gewiß zwei Helden aus der Quedlinburger und Nordhäuser Fabrik der Räuberliteratur sehen." In der That war unser Aussehen ganz von der Art, wie man sich ein paar Schnapphähne denkt. Die zwar nicht übergroße, aber breitschulterige, kräftige Gestalt des Doctors schien ganz geeignet, ihm eine wichtige Rolle in einer Räuberbande anzuzeigen. Ein zerknickter Strohhut beschattete das häufig mit fingerlangem Bart besäete Gesicht, die leichte Sommerjacke und das Beinkleid waren nicht selten zerrissen und mitunter war er barfuß. Von der Schulter hing das Gewehr und ein großes Messer stack im ledernen Gürtel. Ich sah um nichts besser aus.

Da mein Freund, wie schon gesagt, Arzt und zwar der einzige in einem weiten Umkreise war, so wurde er häufig zu nahen und fernen Fazendeiros gerufen, bei denen er seiner Geschicklichkeit und noch mehr seiner humoristischen Derbheit wegen sehr beliebt war. Ich pflegte ihn auf solchen Ausflügen zu begleiten, wodurch mir Gelegenheit ward, das Pflanzenleben im Innern kennen zu lernen. Eines Tages wurde er zu Senhor Francisco de Ferreira, einem der reichsten Fazendeiros der Umgegend, dessen Sohn erkrankt war, geholt. Das Landgut war etwa 8 Meilen entfernt. Wir machten uns vor Tagesanbruch auf die Reise und unterwegs sagte der Doctor zu mir: „Sie können Ihr Herz nur dreifach umpanzern, Freund! denn Sie werden heute Abend eine junge Spanierin sehen, die einen ganzen Köcher voll Liebespfeilen in ihren wunderschönen, dunkeln Feueraugen trägt, und wehe dem Männerherzen, das nicht geharnischt oder von Stein ist: einen Streifschuß bekommt es doch. Wahrhaftig! ich bin ein Ehekrüppel, aber wenn ich dieses liebenswürdige Geschöpf sehe, so wird die alte Brust von Gefühlen bewegt, wie sie solche vor 20 Jahren beherbergt haben mag."

„Sie machen mich neugierig, Doctor! Aber wie in aller Welt verirrt sich eine Spanierin in diese brasilischen Wüsteneien?" — Mein Reisegefährte erwiederte: „Hr. Ferreira ist mit einer Spanierin verheurathet, die er in Buenos-Ayres kennen lernte. Diese hat seit einiger Zeit eine Nichte bei sich und diese ist eben die sechzehnjährige Dame, von welcher ich spreche. Singen müssen Sie sie hören, Freund! zwar ohne Kunst, aber mit natürlicher Anmuth, und ich will des T— seyn, wenn Sie nicht einen Kernschuß davon tragen, wogegen meine Kunst kein Antidotum kennt. Am besten wär's, Sie hingen alle Ihre weitläufigen Projecte an den Nagel, heuratheten die Liebliche und würden mein Nachbar. Einen Korb erhalten Sie nicht, denn blaue Augen, blondes Haar und eine kräftige Gestalt gelten bei den hiesigen Schönen für das non plus ultra der Liebenswürdigkeit. Ich bin ein alter Knabe, und dessen ungeachtet bei der Doncella gut angeschrieben: Sie sollen sehen, wie sie sich freut, wenn ich ankomme." Ich machte den Doctor darauf aufmerksam, daß er mitunter im Superlativ zu reden pflege, allein er bescheinigte mit einem Kraftwort seine Aussage, daß Donna Isabella eines der schönsten Mädchen auf der ganzen westlichen Halbkugel wäre, und ich hatte natürlich nichts dagegen.

Wir ließen scharf anlaufen, und nachdem wir Mittag auf einer Fazenda gemacht hatten, erreichten wir in der Dämmerung das Ziel unserer Reise. Der Eigenthümer empfing uns mit sichtlicher Freude, da zwischen ihm und dem Doctor ein so inniges Verhältniß bestand, daß beide — was hier zu Lande etwas ganz Unerhörtes ist — sogar Duzbrüder waren. Nachdem uns ein Schwarzer, nach der üblichen Landessitte, die Füße gewaschen und wir unsere Toilette (was indessen hier nicht viel sagen will) in Ordnung gebracht hatten, wurden wir der Familie vorgestellt, eine Vergünstigung, der sich der Doctor durch mehrjährige Bekanntschaft erfreute. Hiebei fallen jedoch alle Ceremonien und steifen Complimente weg. Die Hausfrau, ihre beiden Töchter und die Nichte gaben beim Anblick des Doctors ihre lebhafte Freude zu erkennen, und besonders sprangen die jungen Mädchen ihm jubelnd mit dem Ausruf entgegen: „Seja bem vindo, Senhor Doutor!" (seyn Sie willkommen, Hr. Doctor) e Vossa Merce tambem, Senhor! (und Sie ebenfalls, Herr!) sagten sie zu mir. Die jungen Damen, Mädchen von 15 bis 17 Jahren, waren ganz unschuldige Geschöpfe, die über die launigen, etwas derben Einfälle des Doctors von ganzem Herzen lachten und seine Neckereien mit der größten Naivität aufnahmen und erwiederten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Eiche. Man trifft anderthalb Stunden westsüdwestlich von Saintes im Departement der Nieder-Charente in dem großen Hofe eines modernen Pachthauses eine Eiche, deren Alter man auf 1800 bis 2000 Jahre schätzen will, und die, wie man glaubt, noch einige hundert Jahre dauern kann. Der Durchmesser am Boden ist 24 bis 27 Fuß, in Mannshöhe 18 bis 21 Fuß. Die Gesammtentwicklung der Zweige ist 112 bis 120 Fuß Breite, die Höhe des Baumes 60 Fuß. Man hat in dem todten Holze des Stammes ein Zimmer von 9 bis 12 Fuß Weite und 9 Fuß Höhe ausgehauen. (Annales de la Société d'Agriculture.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Allgemeine Bemerkungen. — Dauphiné. — Langres. — Beaune.

Ich habe Frankreich in meinen Gedanken immer in sieben oder acht große Abtheilungen eingetheilt, welche im Grunde einander gar nicht gleichen und nur in den Dingen, welche auf der Oberfläche erscheinen, Aehnlichkeit mit einander haben. Ich meine damit dasjenige, was Wirkung der Regierung ist.

Zuerst kommt Paris und der große Kreis von Egoismus, welcher es nach allen Richtungen hin in einem Umfange von vierzig Meilen umgibt. Mit Ausnahme der niedrigsten Classe sucht Jedermann, wer es auch sey, von der Regierung Vortheil zu ziehen; allein sie zu vertheidigen oder zu bessern, das wäre der höchste Grad von Dummheit. Geht man weiter nach Westen, so kommt man nach Nantes, Auray, Savenay, Clisson zu den Bretagnern, einem Volke aus dem vierzehnten Jahrhundert, welches seinem Pfarrer ergeben ist und sein Leben für nichts achtet, sobald es darauf ankommt, Gott zu rächen. Weiter im Norden kommt das Volk der Normannen, listige, verschlagene Menschen, welche auf keine Frage geradezu antworten. Diese Abtheilung Frankreichs scheint mir, wenn auch nicht die geistreichste, doch die bei weitem gebildetste zu seyn. Von St. Malo bis Avranches, Caen und Cherbourg enthält dieser Strich Frankreichs auch die meisten Bäume und die schönsten Anhöhen. Die Landschaft würde wahrhaft bewundernswerth seyn, wenn es daselbst große Berge und hundertjährige Bäume gäbe; statt dieser ist da das Meer, dessen Anblick die Seele so ernst stimmt: das Meer heilt durch seine Zufälle den Bürger kleiner Städte von einer Menge Erbärmlichkeiten.

Nach diesen nördlichen Abtheilungen, nach Paris mit seinem egoistischen Umkreise von 40 Meilen Durchmesser, nach der frommen und muthvollen Bretagne und nach der gebildeten Normandie finden wir im Süden die Provence mit ihrer etwas derben Freimüthigkeit. Die politischen Parteien veranstalteten in diesem heißen Lande blutige Scenen; man denke nur an den Marschall Brune, an die Mameluken von Marseille im Jahre 1815, an die Metzeleien zu Nismes. Wir kamen sodann zu der großen Abtheilung des Languedoc, welche ich von Beaucaire und von der Rhone bis nach Perpignan ziehe. Man besitzt in diesen Gegenden Geist und Zartgefühl; Barème hat daselbst kein Surrogat für die Liebe geliefert; es findet sich sogar nach den Pyrenäen hin eine Art von romantischer Galanterie und Hinneigung zum Abenteuerlichen, welche das noble Spanien ankündigt. Geht man nördlich an den Pyrenäen hin, so gelangt man zu dem glücklichen Lande, in welchem sich die Menschen alles schön malen und nichts für unmöglich halten. Die Gascogne von Bayonne bis Bordeaux und Perigueux hat Frankreich zwei Drittheile seiner Marschälle und berühmten Generale geliefert: Lannes, Soult, Murat, Bernadotte. Ich finde ungemein viel natürlichen Witz zu Villeneuve, d'Agen und zu Bordeaux, dagegen wenig Kenntnisse, was diesen Departements in der Karte des Barons Dupin eine ziemlich schwarze Farbe zugezogen hat. Gegen Rhodez und Sarlat hin ist der Bauer ganz Barbar, aber nichts kommt seinem natürlichen Verstande gleich. Er würde den Don Quixote mit Vergnügen lesen, wogegen der Normann nur einige Züge von Klugheit an Sancho Pansa bemerken würde. In allen diesen Ländern ist der Bürger von der Eigenthumswuth besessen. Hat Jemand ein Grundstück von 80,000 Fr., so kauft er noch ein anstoßendes für 30,000 Fr. dazu, dessen Kaufpreis er nach und nach zu ersparen denkt, so daß er sein ganzes Leben hindurch keinen Thaler in der Hand hat. Aber es ist ihm an der Gasconade genug; er nennt sein Haus ein Castell, wiederholt bei jedem Worte, daß er ein großer Grundbesitzer sey, und glaubt es am Ende selbst.

Wir haben noch im Südosten das Land des feinen Geistes und des aufgeklärten Patriotismus liegen lassen; Grenoble, welches am 6 Julius 1815, zwanzig Tage nach dem Tage von Waterloo, als ganz Frankreich den Muth verloren hatte, als Grenoble selbst von den Linientruppen und dem Marschall Suchet, der sich nach Lyon zurückzog, verlassen war, sich dennoch vertheidigen wollte. Grenoble kämpfte hochherzig gegen die piemontesischen Truppen, welche keine andern waren, als die

vortrefflichen, vom Kaiser in Piemont ausgehobenen Regimenter. Dieser Zug von mehr bürgerlichem als kriegerischem Muthe, während Frankreich durch die Katastrophe von Waterloo ganz zu Boden geschlagen war, ist einzig in der Geschichte der französischen Staatsumwälzung.

Ein steinernes Grabmal in Gap zeigt den großen Bataillieur, wie ihn die Chronik nennt, den Connetable Lesdiguières in voller Rüstung. Gap liegt in einem tiefen Bergkessel. Die Gegend hatte ehedem ihre eigenen Seigneurs und ist zugleich mit der Provence an die Krone Frankreichs gekommen. Eine Meile von Gap liegt Notre Dame du Lait, eine Kirche, zu welcher früher stark gepilgert und gewallfahrtet wurde. In den Bergen, aus welchen die Durance hervorbraust, liegen einige interessante Dörfer und Marktflecken.

Mevillon und Montauban waren ehedem freie Reichsbaronien; die Ruinen der alten Dynastenschlösser sieht man noch auf den Berghöhen. Ebenso hatte die Gegend von Vienne ihre eigenen Grafen, welche im eilften Jahrhundert den Namen der Dauphins von Viennois annahmen. Hier an den fruchtbaren Gestaden der Rhone hausten zu Cäsars Zeit die regsamen Allobrogen. Vienne selbst ist eine uralte Stadt mit engen Straßen; der hiesige Erzbischof führte sonst den Titel „Oberprimas von Gallien,“ und hatte selbst außerhalb des Reiches zu befehlen, denn die Bischöfe von St. Jean de Maurienne und Genf waren ihm untergeordnet. Die Kathedrale ist ein imposantes Gebäude; die Kirche Notre Dame de la Vie soll ein römisches Prätorium gewesen seyn. Ein altfranzösischer Chronist meldet: Pontius Pilatus, weiland Landpfleger in Judäa, habe sich hier ums Leben gebracht. Anno 1311 ward zu Vienne eine große Kirchenversammlung gehalten.

Von Gap ging man sonst östlich die alte spanische Straße über den Col du Genèvre nach Italien. Der Pelvoux, gegen 13,000 Fuß hoch, ist die höchste französische Alp, im Dauphiné an der savoyischen Seite gelegen; rechts von ihm kommt das Wasserbecken der Durance herab, links hinunter das Becken der Isère, des Hauptflusses dieser Provinz. Man begegnet hier schon wieder Maibäumen, die an die deutsche Heimath erinnern, und einem sonderbaren Gebirgsfeste, die Rückkehr der Sonne, was jährlich gefeiert wird. Es gibt nämlich einige Thäler, wo sich die Sonne hundert Tage nicht hinfindet; der erste Strahl, welcher wieder hereinblitzt, wird mit Musik gefeiert und Jedermann bietet der Sonne einen Eierkuchen dar. Sobald sie ihn beschienen, trägt man ihn nach Hause und verzehrt ihn. Dieses uralte Gebirgsfest ist vielleicht celtischen Ursprungs.

Es sind redliche, tüchtige Leute, diese Bergbewohner, fleißig, nüchtern und für Bildung empfänglich. Ein großer Theil steigt bei nahendem Winter in die Provence herab, um da zu arbeiten. Höher aus dem Gebirge kommen auch, wie aus Savoyen, die Buben ins mildere, reichere Land herab, und sammeln mit einem Murmelthier oder sonst einer Rarität der Berge einen kleinen Gewinn. Die Dauphinesen sind tapfere, kriegerische Leute, leidenschaftliche Verehrer des Kaisers, dessen Bild jede Hütte ziert.

Die Berge zwischen Briançon, Pragelas und Pignerol sind mit herrlichen Wäldern von Lärchenbäumen bedeckt. Sie wimmeln von Schwarzwild, von Fasanen und weißen Rebhühnern, und sind deßhalb ein beliebtes Jagdrevier. Die Steinböcke aber scheinen hier, wie in den Tyroler Alpen, verschwunden zu seyn.

Diese romantischen Berglande, auf deren Felshöhen Adler und Habichte horsten, aus deren Waldschluchten wilde Wasser hervorbrausen, überließ Graf Humbert im Jahre 1343 dem jüngsten Sohne des Philipp von Valois, und bekam dafür 120,000 Goldgulden. Der Hr. Graf brauchte Geld; er hatte in früheren Jahren viel verschwendet. Uebrigens verpflichtete er die künftigen Herren des Landes den Namen Dauphin und sein Wappen zu führen. Bald darauf ging der Graf ins Kloster, ward Mönch, fromm, und brachte es noch bis zum Bischof. Seit König Charles V hat darum stets der älteste königliche Prinz und vermuthliche Kronerbe den Titel Dauphin geführt.

In der Provinz ist der Präfect die Regierung und das ist er fast allenthalben; über diesen Punkt ließe sich viel sagen. Im Süden gibt es Departements, in denen die Regierung fast niemals einen Einfluß auf den Geist des Volkes erhalten wird; das liegt an der Unwissenheit oder den Vorurtheilen des Volkes, zuweilen aber auch an der Unfähigkeit der Präfecten. Diese Herren vertheilen die Belohnungen nach Zufall; sodann verfehlt man auch nicht, sie nach drei oder vier Jahren, d. h. wenn sie das Land, welches sie verwalten, zu kennen anfangen, zu versetzen. Die meisten von ihnen haben selbst nach mehreren Jahren noch keinen Begriff von dem, was um sie herum vorgeht. Sie handeln fast immer nach den Eingebungen eines Generalsecretärs oder eines Präfecturrathes, welchen sie für den ehrlichsten Mann von der Welt halten, und dieser ihr Führer hat erhabene Ansichten und großartige Gesinnungen, wie ein habsüchtiger, ränkevoller Advocat. Vor dem Jahre 1830 konnten sich die Herren Präfecten nicht schmeicheln, auch nur einen Wähler in ihrem Departement zu lenken; sie kauften sie alle vermittelst des Tabakhandels oder der Kreuze, sofern nicht die Deputirten sich auch dieses Mittels bemächtigt hatten und es zu ihren Zwecken verwendeten.

Wenn die Wahlen aufrichtiger werden sollten, dann wird auch die Bevölkerung des Südens anfangen, Theilnahme an den Staats- und Regierungsangelegenheiten zu zeigen. Bis zum Jahre 1830 wurde die Regierung von ihr als ein allmächtiger Feind betrachtet, welcher Auflagen erhebt und Conscribirte einberuft, mit welchen sich aber dann bisweilen ein guter Handel machen läßt, wenn man ihm diejenigen Deputirten nach Paris schickt, welche er haben will.

Jedermann will sich Geld machen, ein ungeheures Geld, und das sehr geschwind und ohne zu arbeiten. Daher kommt, besonders im Süden, die außerordentliche Eifersucht gegen denjenigen, der es verstanden hat, von der Regierung eine Stelle mit 6000 oder auch nur eine mit 3000 Fr. zu erhaschen; man bedenkt nicht, daß er dafür seine Arbeit und seine Zeit hingibt, vermittelst deren er vor Gericht oder durch den Handel

Geld erwerben könnte. Man sieht jeden öffentlichen Beamten als einen Schlaukopf an, der sich das Geld der Regierung anzueignen weiß. Diese lächerliche Ansicht findet sich nicht in dem civilisirten Frankreich, welches ich nördlich einer von Dijon bis Nantes zu ziehenden Linie setzen möchte. Im Süden dieser Scheide sehe ich keine Ausnahme als Grenoble und Bordeaux.

Aber auch abgesehen von den Wirkungen, welche die Regierung auf die charakteristischen Abtheilungen Frankreichs äußert, müßte man wenigstens ein Jahr in jeder derselben zubringen, wollte man sie nur einigermaßen kennen lernen.

Als wir nach Langres kamen, welches auf einem Berge liegt, sagte mir der Postillon, daß diese Stadt nach Briançon die höchste Lage in ganz Frankreich habe. Ich finde, daß sie der Beschreibung von Constantine ähnlich sieht. Ich lasse bei den Thürmen der alten Kathedrale vorfahren; sie scheint auf den Ruinen eines römischen Tempels zu stehen. Der Peristyl des Chors ist von corinthischer Ordnung und man sieht an demselben die Widderköpfe, durch welche die Alten andeuteten, daß ein Tempel in Ruf stand und daß daselbst viel geopfert wurde. Der Styl dieser Kathedrale ist romanisch mit gothischen Partieen. Das Portal ist eine lächerliche Arbeit des 18ten Jahrhunderts; die Emporkirche in Gestalt eines Triumphbogens rührt aus dem Jahre 1560 her. Die Bauern aus der Umgegend machen gewaltige Augen, wenn sie die Kanzel sehen, welche von rothem Marmor ist. Von der Kathedrale aus bin ich bei rauhem Winde einen weiten Weg gelaufen, um zu den Ueberresten eines römischen Thores zu gelangen, welche in eine Befestigungsmauer eingeschlossen sind. Es waren vier sehr sorgfältig gearbeitete corinthische Pilaster mit Wappen in den Friesen.

Die Festungswerke von Langres werden wieder hergestellt; im Fall eines Krieges würden diese braven Leute gern die Vertheidigung ihrer Stadt übernehmen und weiter nichts als einige Artilleristen verlangen. Der Hügel, an welchen sich Langres lehnt, ist eine Widerlage der langen Bergkette, welche sich von Nord nach Süd, von Mezières nach Beaune, Mende und St. Pons erstreckt. Die Aussicht, welche man von Langres herab hat, ist ungemein ausgedehnt; man sieht auch den Berg, in dessen Schooße die Marne, die Maas, die Vingaune und die Mance entspringen. Die Umgegend von Langres, so auch die nächsten Umgebungen der Stadt, bieten viel Schönes, und man bewundert mit Recht den Spaziergang von Blanche-Fontaine und seine schönen Bäume.

Die Lage von Langres und der nebelige Himmel, der mich an die alten Gallier und ihre Druiden erinnerte, steigerte auf eine eigenthümliche Weise den Eindruck, den die Kathedrale auf mich machte.

(Schluß folgt.)

Die Eichhörnchenjagd bei den Syrjänen.

(Nordische Biene vom 11 Junius.)

Von allen Arten Eichhörnchen, die in Europa und im europäischen Rußland gejagt werden, nimmt das sogenannte Syrjänka, das man aus Wologda und zum Theil aus den Gouvernements Olonez, Archangel, Wjätka und Kasan erhält, den ersten Rang ein. Seine Haare sind weißgrau und nach hinten zu röthlich. Seine Güte ist verschieden, je nach der Art und Dichtheit der Wälder, in denen es wohnt, so wie je nach der Lage, denn je weiter gegen Norden und Osten, desto vorzüglicher ist es. Sein liebster Aufenthalt sind die Wälder von Zirbelbäumen, deren Frucht ihm die beste Nahrung liefern. Unter allen Eichhörnchen ist das von der Petschora das ausgezeichnetste, theils wegen der Güte und Größe des Fells, die bis 11 Zoll beträgt, theils wegen der Farbe und Dichtigkeit der Haare: es ist grau, mit einer kaum merklichen röthlichen Schattirung gegen die Hinterfüße hin. Die Jagd dieser Thiere machte von alten Zeiten her eine Hauptbeschäftigung der Syrjänen aus, und daher hat dieß Thier den Namen Syrjänka *) erhalten. Das Eichhörnchen zeigt sich in manchen Jahren in den von den Syrjänen bewohnten Gegenden in solcher Menge, daß ein guter Schütze in einem Herbst gegen 600 schießen kann. Die Wanderung der Eichhörnchen geht hauptsächlich von Süden nach Norden, und in diesem Fall sind Mesen, Pinega und andere Kreise des Gouvernements Archangel am reichsten an diesen Thieren. In andern Jahren kommt das Eichhörnchen in außerordentlicher Menge von jenseits des Urals nach Westen, und geht durch die waldreichsten Gouvernements bis ins Innere von Rußland, nämlich durch Wologda und Perm nach Wjätka, Kostroma und Nishegorod, durch Archangel nach Olonez, Finnland und Schweden. Die Beobachtung dieses Zuges der Eichhörnchen nach Norden, Westen oder nach irgend einer andern Gegend ist nicht schwer: man darf sich bloß den Lauf der Flüsse merken, durch welche sie schwimmen. Die Jagd bei den Syrjänen beginnt gewöhnlich mit October oder November, je nachdem das Eichhörnchen seinen vollen Winterpelz angezogen hat, und dauert den ganzen Winter hindurch, so lange man auf Schneeschuhen fahren kann. Die Syrjänen unterscheiden springende und sitzende Eichhörnchen, dieß sind aber keine verschiedenen Arten, sondern der Unterschied bezieht sich nur auf das Wetter: ist es kalt, so springt das Eichhörnchen mit einer unglaublichen Gewandtheit von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum; dann macht die Jagd dem Jäger ungemein viel Mühe, und er muß das Thier oft sehr weit verfolgen, denn nach einem Aberglauben darf er ein einmal aufgejagtes Thier nicht ungetödtet lassen, sonst verdirbt er sich die Hand für die ganze Jagdzeit. Ist das Wetter feucht und warm, so ist das Eichhörnchen mehr zum Schlaf geneigt, es bleibt sitzen, weil sein nasser Pelz es am raschen Gang hindert, und sein Schweif ihm auch beim Springen nicht hilft. Bei sehr stürmischem Wetter läuft das Eichhörnchen auf dem Boden fort, weil es das Schwanken der Bäume und das Geräusch nicht gut vertragen kann.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Der Doctor hatte recht: die junge Spanierin, die ich nach seiner Beschreibung auf den ersten Blick erkannte, war eine Schönheit erster

*) Syrjänka ist ein Femininum, weil das russische Wort für Eichhörnchen (bjelka) es gleichfalls ist.

Größe. Aus der edeln, ächt spanischen Physiognomie sprachen Seele und Leben, und jede Bewegung des schlanken und dennoch üppigen Körpers der sechzehnjährigen Jungfrau war harmonisch und anmuthsvoll. Die Augen waren glänzend, feurig und von einem Gegenstande zum andern springend. Die frischen Lippen ließen zwei Reihen Zähne sehen, die an Weiße mit dem Schnee wetteiferten und die Füßchen — wie sich der Romanschreiber ausdrücken würde — hätten dem Bildner der mediceischen Venus zum Modell dienen mögen. Kurz, von allen den dreiunddreißig Bestandtheilen, welche, wie Sachverständige behaupten, zur Vollendung weiblicher Schönheit erforderlich seyn sollen, schien der jungen Dame kein einziger zu fehlen. Auch die beiden andern Mädchen waren zwar keine Sterne erster Größe, aber doch sehr niedlich. Ueberhaupt sieht man in Südamerika unter der weiblichen Bevölkerung reiner spanischer und portugiesischer Abkunft häufig große Schönheiten; doch darf man sich ja nicht durch die Declamationen einiger Enthusiasten, die unter jeder Mantilla das Ideal ihrer Jugendträume sehen wollen, zu dem Glauben verleiten lassen, als verdienten sämmtliche Schönen in diesem Südlande auch diesen Namen in der That; im Gegentheil trifft man nicht selten unter ihnen Individuen von so abschreckendem Aeußern, daß bei ihrem Anblick jedes sanftere Gefühl in den entlegensten Winkel des Herzens flüchtet. Die Mädchen werden in diesem heißen Erdgürtel sehr früh mannbar, und es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß sie sich schon mit ihrem zwölften oder dreizehnten Jahre verheurathen; dagegen blühen aber auch meistens ihre Reize sehr bald wieder ab.

Unsere hiesige Lebensweise war nun ungefähr folgende: mit Tagesanbruch verläßt man die Matratze (Betten kennt man nicht, die auch in diesem heißen Klima der Gesundheit sehr nachtheilig seyn würden) und begibt sich nach der Toilette, die natürlich in nichts weiterem besteht, als daß man sich wäscht und das Haar ordnet, in das Wohnzimmer, wo jedem ein Gläschen Cachaça (Zuckerbranntwein) und eine Papiercigarre gereicht wird. Es wird alsdann geplaudert und jeder verbringt seine Zeit so gut er kann. Der Fremde, dem es an Büchern fehlt oder der sich sonst nicht mit dem Kopfe zu beschäftigen weiß, langweilt sich bei diesen meist örtliche Angelegenheiten betreffenden Gesprächen auf die nobelste Weise. Um 7½ Uhr erscheint das Frühstück und mit demselben der weibliche Theil der Familie. Das Frühstück besteht gewöhnlich aus Hühnerfleisch in Reis gekocht, schwarzen Bohnen (feixao) mit Schweinefleisch, Speck oder gedörrtem Fleisch zubereitet. Brod kennt man im Innern nicht, sondern statt dessen wird Farinha, das Mehl der Maniocawurzel, das mit den schwarzen Bohnen vermischt wird, verspeist. Alle diese Speisen werden mit den schärfsten Pfefferarten (pimento da terra, pimentao etc.) dergestalt gewürzt, daß es dem Fremden anfangs unmöglich scheint, sie zu genießen. Hat man sich inzwischen daran gewöhnt, so findet man diese Gewürze sehr schmackhaft. Frisches Rindfleisch ist selten vorräthig und eben so wenig Butter, da man keine Stallfütterung kennt und das Hornvieh, ohne sich weiter darum zu bekümmern, Tag und Nacht in den Wäldern und Weiden umher laufen und für sich selbst sorgen läßt. Zu diesen Gerichten wird Kaffee oder Paraguay-Thee (Ilex paraguensis) mittelst einer silbernen Röhre geschlürft.

Nach dem Frühstück reitet der Hausherr ins Feld, um zu sehen, was seine Sklaven machen, und wir begleiten ihn. Um 10 Uhr, wenn die Sonne glühender wird, kehrt man heim. Alsdann wird ein Glas Cachaça oder Limonade getrunken und man erquickt sich an einigen Südfrüchten, Apfelsinen, Bananen, Ananas, Melonen u. s. w. Bier hat man im Innern nicht. Die Zeit bis Mittag wird wiederum müßig hingebracht. Unser Wirth hatte indessen vielen natürlichen Verstand, und da er etwas von der Welt gesehen hatte, so ließ sich ein vernünftiges Gespräch mit ihm anknüpfen. Er war in Rio und Buenos-Ayres gewesen. Das Mittagessen besteht aus denselben Bestandtheilen, wie das Frühstück, denen man mitunter noch ein gebratenes Milchschweinchen beigesellt. Abwechslung in den Gemüsearten findet nicht statt, denn obgleich der Boden Brasiliens eine große Mannichfaltigkeit an Gemüsen erzeugen könnte, so ist der dortige Pflanzer doch zu indolent, als daß er von diesem Umstande Nutzen ziehen sollte. Er baut nicht einmal die so nützliche Kartoffel. Nach Tisch streckt man sich einige Stunden auf Matten hin, bis die Gluth der Sonne gemildert ist, und dann erst beginnt die angenehmste Zeit. Man begibt sich in den Schatten einer Gruppe Orangenbäume in der Nähe der Wohnung und der Doctor pflegte einen kalten Ananaspunsch zu bereiten, an welchem auch die Damen Theil nehmen. Die Unterhaltung wird lebhafter und besonders setzen die Kraftwitze des Doctors die Zwerchfelle der Gesellschaft in Erschütterung. Auch erhielt um diese Zeit die Familie wohl Besuch von irgend einem benachbarten Pflanzer. Eines Tages fand sich ein Senhor Rodrigo de Gomez, der Sohn eines nahe wohnenden Pflanzers, bei uns ein, und ich hatte Gelegenheit in diesem jungen Mann einen Dandy zu bewundern, wie man ihn mitunter im Innern des Landes sieht. Das Ueberladen in seinem Putze machte seinem Geschmack in den Augen eines Europäers eben keine Ehre, obgleich seine Landsleute nichts daran auszusetzen haben mochten, denn bei den brasilischen Schönen galt Rodrigo de Gomez für liebenswürdig, und wahrscheinlich hatte er seine guten Gründe, sich häufig in großer Galla hier zu zeigen: es schien mir, als ob die Reize einer der jungen Damen Eindruck auf sein Herz gemacht hätten. Das Haupt unseres Helden schmückte ein feiner chilenischer Hut mit breitem, nationalfarbenem (grüngelbem) Bande, das eine Agraffe vorn zusammenhielt. Der breite Kragen seines feinen Hemdes zeigte viele künstliche Stickerei und wurde am Halse durch einen dicken, goldenen Knopf zusammengehalten. Das buntseidene Halstuch war nachlässig nach Matrosenart auf der Brust in einen Knoten geschürzt. Jacke und Beinkleid waren von feinem, schneeweißem Sommerzeug, und die Hände, welche viele Goldringe zierten, wurden fast ganz von den zierlich gefalteten Manschetten bedeckt. Auch das Beinkleid hatte einen Spitzenbesatz unten an den Stiefeln. Die letztern waren von gelber Farbe und massive, sehr künstlich gearbeitete silberne Sporen fehlten nicht daran. Große goldene, fast auf die Schultern herabhängende Ohrringe und ein großes brennendrothes Stück Tuch, in dessen Mitte sich eine Oeffnung zur Durchlassung des Kopfes befand und das gelegentlich die Stelle eines Mantels vertrat, jetzt aber schärpenartig um die Hüfte geschlagen war, vollendeten den Anzug dieses brasilischen Stutzers. Auch sein stattliches Maulthier, welches er mit vieler Gewandtheit tummelte, war festlich geschmückt und sollte seinem glänzenden Auftreten noch größere Wirkung verleihen. Auf dem Kopfe prangte ein rother Federbusch und sein Hals war mit einer Schnur silberner Schellen verziert. Der Sattel mit dicken, altmodischen, silbernen Steigbügeln von durchbrochener Arbeit war künstlich gearbeitet und die hellgrüne Schabracke mit silbernen Franzen, goldener Garnitur und Quasten in die Augen stechend genug.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1843.

Erinnerungen an Sind.

(Nach Mdme Postans: Asiatic Journal. Junius 1843.)

Sind, welches jetzt durch zwei harte Schlachten eine englische Provinz geworden ist, hat das unfruchtbarste und uneinladendste Ansehen das man sich denken kann, aber seine Einwohner, so wie diejenigen welche von ferne her dahin kommen, sind in ihrer halb barbarischen Sitte und Tracht so malerisch, und scheinen ein so merkwürdiges Mittelglied zwischen dem Menschen in seinem ursprünglichen und höchst civilisirten Zustande zu bilden, daß einige Mittheilungen darüber nicht ohne Interesse seyn werden. Die Amirs, die im gemeinsamen Besitz des Landes waren, hielten zwei Höfe, den einen zu Heiderabad, den andern zu Kheirpur in Obersind, dem Fort Bakkar fast gegenüber. An keinem von beiden wurde viel Hofetikette beobachtet, denn da die Hauptunterhaltung der Fürsten in der Jagd bestand, so waren Sitten und Benehmen des Gefolges ungeschliffen und barbarisch, indem jeder fremde Söldner, der sich durch den dicht angefüllten Darbar *) drängte, sich nicht minder unabhängig fühlte, als der Fürst, zu dessen Gefolge er gehörte. Dieß Gefolge, Afghanen und Belutschen, waren den Fürsten, denen sie dienten, ausnehmend ergeben, bezeigten denselben aber persönlich keine Achtung, drängten sie beim Reiten, eilten voran, zeigten sich ungehorsam gegen Befehle, schrien, jauchzten ohne die geringste Rücksicht darauf, daß der Fürst anwesend war, kurz sie zeigten sich bei jeder Gelegenheit so keck und unbändig, als man sich nur denken kann.

Hindus waren im Lande geduldet, theils wegen ihres Reichthums, theils wegen des Nutzens, den sie bei Geschäften gewährten. Eine Gesellschaft Patans (indische Afghanen), die ihre Waaren absetzen wollen, braucht dazu immer einen Hindu, und während der stolze, gut gekleidete, militärisch aussehende Patan sich entfernt hält und mit unaussprechlicher Mißachtung auf die ganze Verhandlung sieht, handelt der kriechende, schmutzig aussehende Hindu mit einer erstaunlichen Zungenfertigkeit und mit einer scharfen, hohen Stimme, und wenn ein Angebot gemacht ist, sucht er den Patan auf, dem er die Hand reicht, ein Tuch darüber wirft, ihm das Angebot mittheilt, und von ihm durch gegenseitig verabredete Art des Drucks die neuen Aufträge erhält, ohne daß ein Wort auf beiden Seiten gesprochen wird. Dadurch erhalten die Hindus Bedeutung, von dem reichen Bankier an, welcher Wechsel auf jede Stadt in Asien von Chiwa bis Bombay gibt, bis zu dem elenden Wesen, das für einen kläglichen Antheil und die gelegentliche Aussicht auf viele Schläge für einen Herater Eselhändler einen Verkauf abschließt.

Auch die Amirs hatten ihre Privatgründe die Hindu zu schützen: sie wollten nicht bloß englischen Zitz und Tuch für ihre Winterkleider von ihnen kaufen, sondern so lang ein Hindu-Kaufmann oder Bankier in einer Stadt Sinds wohnte, durfte ihr Schatz nicht leer werden; wenn irgend eine launenhafte Schönheit des Harems frischen Putz aus den Vorräthen der persischen oder afghanischen Kaufleute zu haben wünschte, so wurde jemand abgeschickt, der in den Städten die Runde machte, und von den Hindus im Namen der Amirs eine bestimmte Summe begehrte. Ich erinnere mich wohl, wie ein solcher unwillkommener Besuch nach Schikarpur kam, 15,000 Rupien verlangte und nach Gutdünken jeden zu einer bestimmten Summe ansetzte, die sie dann nach Gefallen unter einander ausgleichen mochten. In einer Stunde hatten alle Hindus die Stadt verlassen, sich in einem Garten niedergesetzt, und ihre Absicht erklärt hier zu bleiben und zu hungern, bis der Abgesandte der Amirs sich entferne. Die armen Leute kannten wohl das Unnütze ihres Widerstandes, dennoch widersetzten sie sich instinctartig, ehe sie sich freiwillig den Erpressungen fügten. Nach einer Stunde wurde die ganze Schaar durch Bewaffnete auseinandergetrieben, die Reichsten ergriffen, Kuhknochen ihnen um den Hals gehängt; man zwang sie Fleisch zu essen, kurz man häufte jede mögliche Beleidigung ihres religiösen Glaubens über sie, welche moslemitische Unduldsamkeit nur ersinnen konnte. Der Erfolg war die Bezahlung der verlangten Summe, aber so lange der Agent blieb, schlossen sich alle Hindus in ihren Häusern ein, die wenigen ausgenommen, deren öffentliche Geschäfte sie zum Ausgehen

*) Versammlung bei dem Fürsten, um ihn zu begrüßen.

nöthigten, und diese suchten sich so viel als möglich der Beobachtung zu entziehen. Ich ging eines Tages durch das öffentliche Zimmer der Präsidentschaft zu Schikarpur, gerade während den Hindus das Geld abgefordert wurde, was die Engländer nicht verhindern konnten, als ein schmutzig aussehender Mann seinen Kopf in die Nähe des meinigen brachte, und einen artigen Gruß mir ins Ohr flüsterte. Verdutzt über die seltsame Freiheit, welche sich ein Mann nahm, der anscheinend der niedersten Classe angehörte, wandte ich mich zu demselben und erkannte unter dem Schmutz, der sein Gesicht und seine Kleider bedeckte, einen der reichsten Kaufleute der Stadt, einen Mann, der wenigstens ein Lak Rupien besaß, und sich sonst durch seinen reinlichen reichen Anzug, seine Goldbracelets, seine Perlenohrringe, seine Kaschemirshawls, seine reichgestickten Sammetpantoffeln auszeichnete. Er gab sich den Anschein, als sey er kläglich arm; es half aber wenig, denn zahlreiche Spione waren stets bereit, die nöthigen Nachrichten zu geben.

Die Leute, welche durch die despotische Herrschaft der Amirs am meisten gewannen, waren die Seieds, eine unwissende, nichtsnutzige Classe, die meistens nicht einmal wirklich von dem Propheten abstammen, noch auch die gewöhnlichsten Gebete des Korans verstehen, den sie nicht einmal lesen können; sie lernen bloß einige Capitel auswendig, und vermehren die Legenden von Mohammed mit einer guten Anzahl von ihrer eigenen Erfindung, die je abgeschmackter sie sind, desto mehr Beifall zu finden scheinen. Diese unwürdigen Religiosen nähren sich von dem Aberglauben der Sindier, die in ihrer dicken Geistesfinsterniß alles was von Priestern ausgeht, annehmen; so genießen die Seieds von ihren Nebenmenschen, trotz ihres Mangels an Verstand und Wissen, eine blinde Verehrung: keine Erzählung ist so abgeschmackt, daß sie nicht geglaubt, keine Forderung so unverschämt, die nicht gewährt, kein Befehl so tyrannisch, der nicht befolgt wird, wenn er nur von den Lippen eines Seied kommt. Viele der reichsten Ländereien sind als Schenkungen im Besitz dieser schlauen Betrüger, welche alle gesellschaftlichen und politischen Intriguen des Landes leiten, da sie in jedem Harem Zutritt haben und sich in alle Staatsangelegenheiten mengen.

Einer der einflußreichsten Leute dieser Classe, der sich einen Pir (Heiligen) nannte, besuchte uns öfters und war ein Mann von anständigem und gefälligem Benehmen: er besaß große Ländereien und machte jährlich den Amirs einen Besuch, worauf er nach Hause zurückkehrte und den Vornehmen in seiner Nachbarschaft große Feste gab. Er war so bigott, als so ein orthodoxer Sunnite seyn muß, schien indeß europäische Gesellschaft keineswegs zu verschmähen. Als Moslem gestattete er sich die volle Anzahl von Weibern, darunter waren zwei afghanische Damen, denn Dost Mohammed hatte ihn einmal eingeladen, und hier war er von den schönen Mädchen in Cabul gefesselt worden; er klagte übrigens sehr über sein ganzes Hauswesen, und meinte, die Launen und die Verschwendung seiner Weiber würden ihn noch ruiniren. Indeß nach seinen prächtigen Pferden und deren reichem Geschirr, seinen zahlreichen Dienern und seinen Lastthieren zu schließen, war diese Zeit noch ziemlich fern, und die Damen hatten noch Zeit, neue Gelüste nach Bucharastickereien und Kaschmirshawls zu befriedigen. — Die Mehrzahl der Seieds sieht indeß erbärmlich aus, sie tragen schmutzige, grüne Mützen und grobe Kleider, gehen nicht selten bewaffnet, und ziehen, wie man sagt, gleich den freibeuternden Belutschen häufig auf Raub aus. Von ihnen kann man nicht sagen, „wer mit dem Schwert tödtet, soll durchs Schwert umkommen," denn der Seied, welcher raubt, entgeht diesem Spruch durch seine Heiligkeit, indem derjenige, welcher einen Seied oder ein Weib tödtet, nach den Gesetzen des Korans mehr leidet, als eine Feder beschreiben kann.

Ein Häuptling der Kakers im Bolanpaß versicherte mich einst, daß sein Stamm einem Seied in der Stunde der Schlacht jedes Geschenk bereitwillig geben würde, das nur in seiner Macht stände, denn während eines Kampfes in den Marri-Bergen, als die Entscheidung gegen sie ausfiel, sey ein Seied vorgetreten, und habe seine Hände vor ihnen ausgebreitet; von diesem Augenblick an hätte keine Kugel der Sipahis mehr getroffen, kein Belutsche sey mehr gefallen, obwohl Tausende bereits todt umherlagen. Ich würde mich schämen diese Anekdote zu erzählen, allein sie zeigt die ganze Gewalt, welche List und Aberglaube über diese an Verstand und Einbildungskraft so reichen Menschen ausüben.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Frankreich.

Allgemeine Bemerkungen. — Dauphiné. — Langres. — Beaune.

(Schluß.)

Beaune, wo der gute Wein wächst, liegt auf Kalkboden; den Wällen entlang ist ein hübscher Spaziergang angelegt worden, und die Bourgeoise, ein sehr klares Flüßchen, welches eine Menge grüner Kräuter mit sich führt, durchströmt die Stadt. Das Hospital zeigt hübsche Ueberbleibsel gothischer Architektur. Nicolas Rollin, Kanzler Philipps von Burgund, hat dasselbe im J. 1432 gegründet. Es ist ganz in der Ordnung, sagte Ludwig XI, daß Rollin, nachdem er so viele Arme gemacht hat, nun auch ein Spital baue, worin sie ein Unterkommen finden.

Die Feindseligkeit der Leute von Chaumont gegen die von Langres ist nichts im Vergleich zu der der Einwohner von Dijon gegen die von Beaune. Will man denen von Dijon glauben, so macht schon die bloße Luft von Beaune dumm, und es werden den Beaunern die größten Albernheiten nacherzählt; man lese Pirons Reise nach Beaune. Nachdem Piron zwei Jahre lang die Beauner verspottet hatte, war er so dreist, hinzukommen; er sagt selbst, er habe geglaubt, es werde ihm theuer zu stehen kommen. Er ging ins Theater und wurde im Parterre erkannt; die jungen Leute gingen auf die Bühne und überhäuften ihn mit Schmähungen. Es hatte seine Schwierigkeit das Stück anzufangen, aber es wurde ruhig bis zu Ende durchgespielt, als ein junger Beauner, ungeduldig über

den Lärm, den der Haß gegen Piron verursachte, in den Ruf ausbrach: Stille doch! man versteht ja kein Wort! Das liegt nicht an den Ohren! erwiderte Piron. Diese Antwort war nicht übel. Alles fällt über ihn her; endlich gelingt es ihm aus dem Saale zu entkommen, aber mit Degen und Stöcken wird ihm nachgesetzt, und er hätte leicht sein Leben einbüßen können, wäre nicht ein Beauner so großmüthig gewesen, ihm sein Haus als Zufluchtsort zu öffnen. Piron machte gegen die Bewohner dieser armen Stadt eine Unzahl von Epigrammen und die Dijoner machten es ihm nach. Alle Wortspiele, welche die Vergleichung eines Narren mit einem Esel veranlaßte, wurden angewendet bis zum Uebermaaß, und die Beauner hatten nicht so viel Verstand, ein einziges gutes Epigramm gegen Dijon zu machen oder in Paris zu bestellen. Vor einigen Jahren zog sich ein Schriftsteller, ein geistreicher Mann, nach Beaune zurück, aber die Leute fürchteten, er möchte sich über sie lustig machen, und man sagt er sey genöthigt gewesen, seinen Garten zu verkaufen und sich zehn Meilen weiter zu flüchten. Die Beauner fanden eines Tages in dem Bette der Bourgeoise eine große Anzahl goldener Münzen, man sagt für 20,000 Fr. Ein Liebhaber erbot sich, sie aufs Gewicht zu kaufen, allein die Beauner wollten sie doch lieber einschmelzen.

Beaune hat den Senator Monge hervorgebracht. Derselbe war eigentlich kein geistreicher Kopf, sondern nur ein verständiger Mann, mit welchem Napoleon bei Gelegenheit allemal gern sprach. Mein Beauner Freund schien sehr böse zu seyn über die Scherze, die man über seine Vaterstadt macht. Ich habe ihm gesagt, der Gemeinderath von Beaune sollte nur die Abgaben unter sechs Fr. erlassen, wenn der Zahlungspflichtige nachwiese, daß er oder seine Kinder lesen könnten; alle Journale würden davon reden und der üble Ruf sich bald verlieren.

Auf dem Wege nach Chaumont war ich bei Pomard, Volnay und Meursault vorbeigekommen; jetzt erst erfahre ich den geheimen Grund des Reichthums dieser berühmten Orte; es wird daselbst ein weißer Wein erzeugt, welcher die Eigenschaft hat, sich mit dem rothen Wein zu vermischen und diesen feurig zu machen, ohne ihn zu verändern.

Man hatte mir gerathen, die berühmte Säule von Cussy bei Nolay, dem Geburtsorte Carnots, in Augenschein zu nehmen. Mitten in einem reizenden, auf allen Seiten von Bergen eingeschlossenen Thale liegt die Säule im freien Felde. Was davon noch vorhanden ist, besteht in zwölf Blöcken; das Capitäl ist nach dem Maierhof von Audenet gebracht und als Einfassung eines Brunnens ausgehöhlt worden; die Säule, wahrscheinlich ein Siegesdenkmal, ist an der zweiten Basis mit acht Reliefs in flachen Nischen geziert. Die erste Figur ist Herkules, dann kommt ein Gefangener, mit dem gallischen Sagum bekleidet und an den Händen gefesselt, alsdann Minerva, Juno, Jupiter, ihm zur Seite Ganymed, die siebente Figur ist zerstört und die achte eine Nymphe. Der architektonische Styl dieser Säule zeigt die Zeit Diocletians an, und da man an ihrem Standpunkte beim Nachgraben viele menschliche Gebeine findet, so läßt sich annehmen, daß die Säule als Siegeszeichen auf einem Schlachtfelde errichtet worden ist. Durch ein Protokoll wird bezeugt, daß man vor Zeiten rund um die Säule her eine große Anzahl menschlicher Gerippe gefunden, deren Schädel alle die Basis berührten.

Ich habe auf dieser Reise Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, daß die jetzigen Bauern keinen persönlichen Haß mehr gegen die Carlisten hegen; diese Herren haben ihren Wohnsitz unter ihnen aufgeschlagen und bringen ihnen Vortheil. Die Frauen der legitimistischen Partei sind ein Wunder für die Bauern; sie würden angebetet werden, wenn sie nicht die Ansprüche des Pfarrers unterstützten, welcher nicht immer ein Muster von Klugheit und Mäßigung ist. Seit der Milliarde des Hrn. v. Villele fürchten die Bauern die Rückgabe der Nationalgüter nicht mehr. Ich bezeuge, daß eine vernünftige Reform des katholischen Cultus von Frankreich dankbar angenommen werden würde. Wenn La Mennais 30 Jahre alt und im Besitz einer guten Brust wäre, dann könnte er sich eine für seine Eigenliebe sehr schmeichelhafte Rolle schaffen. Für die Zukunft würde jeder Pfarrer einen kleinen landwirthschaftlichen Cursus machen und es würde eine größere Sünde seyn, seinen Nächsten zu bestehlen, als Sonntags die Messe zu versäumen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Der brasilische Maulesel darf nicht mit dem trägen deutschen Langohr verglichen werden. Von schlankem Gliederbau und fast von der Größe eines Pferdes vereint er Feuer, Kraft und kluge Vorsichtigkeit in sich, und ist deßhalb bei Uebergängen steiler und gefährlicher Gebirgspässe dem Pferde bei weitem vorzuziehen. Ist der Abhang zu steil und sagt ihm sein Instinct, daß er sich nicht mehr auf seine Füße verlassen könne, so sinkt dieses kluge und in der That edle Thier in die Knie und gleitet auf diese Weise mit seinem Reiter oder seiner Last den halsbrechendsten Pfad hinab. Oft überfällt den Reisenden in den Wildnissen Brasiliens, wo der Pfad häufig an steilen Abschüssen und Abgründen hinführt, die Nacht oder die in jenen Gegenden so häufigen und furchtbaren Gewitter, wobei der Regen in Güssen herabströmt und der Donner in den Schluchten der Gebirge in hundert Echos wiederhallt, verwüsten die Wege, und bei solchen Ereignissen handelt man am klügsten, dem Thiere gänzlich den Zügel zu überlassen, das durch seinen merkwürdigen Instinct in der Regel alle Gefahren der entsetzlichsten Unwegsamkeit überwindet.

Senhor Rodrigo de Gomez spielte die Dandy-Rolle mit großem Anstande und bezeigte gegen die Damen eine Courtoisie, wie ich sie von einem Natursohne dieser Wildnisse nicht erwartet hätte. Er wußte es bald einzuleiten, daß die Rede auf Musik kam, da er sich etwas auf seine Talente in dieser Kunst einzubilden schien. Mit großem Anstande überreichte er der jungen Spanierin das Violon, ein citherartiges, acht-

saitiges Instrument, sie in zierlichen und gewählten Ausdrücken ersuchend, ein spanisches Lied vorzutragen. Die übrige Gesellschaft unterstützte dieses Gesuch, worauf die Doncella ohne Sprödethun die folgenden Stanzen, wenn ich nicht irre, von den Spaniern ein Villancico genannt, mit großer Anmuth und natürlicher Grazie sang:

Solos claros son
Tus ojuelos bellos,
Oro los cabellos,
Fuego el corazon;
Rayos celestiales
Echan tus mexillas;
Son tus lagrimillas
Perlas orientales,
Tus labios corales,
Tu llanto es cancion,
Oro los cabellos,
Fuego el corazon.

Die junge Dame hatte eine volle und reine Stimme, der nichts als Ausbildung fehlte, um selbst in größern gebildeten Kreisen Glück zu machen. Ich gestehe gern, daß der Gesang großer europäischer Künstlerinnen mich nicht so befriedigt hat, als diese kunstlosen Naturklänge eines einfachen Volksliedes. Es mochte übrigens auch wohl seyn, daß das natürliche und anmuthige Wesen der schönen Sängerin nicht ohne Einfluß auf mein Gefühl geblieben war. „Wahrhaftig, Senhora Isabella,“ sagte der Doctor, „Sie haben sich selbst besungen, wie Sie leben und leiben.“ Sie versetzte: „Nein, Herr! denn wenn in jenem Gedichte gesagt wird: „Gold sind die Haare,“ so bezieht sich dieses nur auf blondes Haar, und das meinige ist schwarz, wie eine Gewitternacht. Ich wollte Sie besingen, Doctor, setzte sie lachend hinzu.

Hierauf erbat sich Senhor Rodrigo die Erlaubniß eine portugiesische Canzone vortragen zu dürfen. Es war ein Lied, welches damals in Brasilien Furore machte. Ein Obristlieutenant hatte es gedichtet, der die Fahne der Empörung in Fernambuco aufgepflanzt hatte und vor kurzem in Gesellschaft eines Geistlichen und Advocaten gehenkt worden war. Es lautete:

Nao posso gosar já mais
Das deliças que já gozei;
Como certas letras disem
Sem ventura acabarei.

No livro dos infelizes
Meu nome escrito achei:
Como certas letras disem
Sem ventura acabarei.

Das Stückchen wurde, wenn auch nicht sowohl seines Inhalts als vielmehr des Andenkens seines Verfassers wegen, der ein Märtyrer des Republicanismus geworden war, zur nicht geringen Befriedigung des brasilischen Troubadours mit großem Beifall aufgenommen; denn die Stimmung der Brasilier im Innern, keineswegs von der kaiserlichen Regierung mit ihren vielen eingeschlichenen Mißbräuchen sehr erbaut, scheint mehr eine republicanische Richtung zu nehmen. Die Brasilier nämlich, obgleich im allgemeinen auf einer niedrigern Bildungsstufe stehend, haben doch mehr Sinn und Feuer für Politik und alles das, was in das Staatsleben eingreift, als die untern Classen in Deutschland, die mir von allen civilisirten Völkern in dieser Beziehung noch mit am allerweitesten zurück zu seyn scheinen. Zum Beleg dieser Behauptung braucht man nur anzuführen, daß z. B. in Rio de Janeiro einige dreißig Tagblätter erscheinen, die fast alle eine politische Farbe tragen, und wenn deren innerer Gehalt auch meistens ohne großen Werth seyn mag, so bringen sie doch die Verhandlungen der Kammern, der verschiedenen Regierungsbehörden u. s. w. zur Kenntniß des Volks, und machen auch den gemeinen Mann mit dem Gange der Staatsmaschine bekannt. Man hat nur nöthig, die Versammlungsörter solcher Politiker zu besuchen und die Lebhaftigkeit wahrzunehmen, mit welcher der Inhalt jener Blätter discutirt zu werden pflegt, und man wird sich von der Richtigkeit der obigen Bemerkung leicht überzeugen.

Zum Beschluß dieser musikalischen Soirée trug der Doctor mit kräftiger Stentorstimme zum nicht geringen Ergötzen der Damen einen deutschen Gesang vor, wovon das Echo des Waldes wach wurde. —

Der Reichthum des brasilischen Pflanzers wird in der Regel nach der Menge seiner Sklaven beurtheilt, welche im Schweiße des Angesichts der Erde die kostbaren Producte abgewinnen müssen, denn der Herr oder ein Weißer, wenn es nicht ein armer Einwanderer ist, legt nie selbst Hand ans Werk. Es gibt einige Pflanzer, welche 2 bis 500 Neger besitzen. Unser Wirth hatte deren 170. Der gewöhnliche Preis für einen gesunden Neger beträgt 7 bis 900 spanische Thaler, und sobald der Eigenthümer Geld vorräthig hat, so sucht er durch neue Ankäufe ihre Zahl zu vermehren. Dieser schändliche Handel ist nämlich noch keineswegs unterdrückt, und es werden in Brasilien, trotz aller Wachsamkeit der englischen Schiffe, im Durchschnitt jährlich 70 bis 80,000 Neger von der afrikanischen Küste eingeschmuggelt.

Die Quelle des Wohlstandes des brasilischen Pflanzers besteht in der Cultur des Kaffees und Zuckers, welche Producte er auf dem Rücken der Maulthiere, meistens über Gebirge, nach der ersten Wasserstation an die Verkäufer absetzt. Auch Reis und in vielen Gegenden Baumwolle bilden wichtige Ausfuhrartikel. Die in der Arzneikunde bekannte und für den Handel nicht unwichtige Ipecacuanha-Wurzel wächst wild in den Wäldern. Außerdem producirt er alle Lebensbedürfnisse, die zur Ernährung seiner Familie nöthig sind. Nur Kleidungsstücke und Luxusartikel kauft er für baares Geld. Es kann daher nicht fehlen, daß sich der Reichthum des so eingerichteten Pflanzers, wenn nicht ganz besondere Unglücksfälle hinzutreten, von Jahr zu Jahr vermehren muß. Es gehört aber auch ein großer Kostenaufwand zu einer solchen Einrichtung, und schwerlich wird es jemandem, der im Besitz eines so beträchtlichen Vermögens und kein Menschenfeind ist, einfallen, sich in diesen Wildnissen anzusiedeln. (Fortsetzung folgt.)

Die Theater und die Eisenbahnen in Frankreich. Die Reiseerlaubnisse, welche man den Schauspielern gewährte, waren anfänglich sehr kurz, später aber vervielfältigten sie sich und wurden ungemein lästig. Der Dampf und die Eisenbahnen scheinen hierin allmählich eine Aenderung herbeiführen zu sollen, indem die dramatischen Künstler von Paris nicht mehr einzeln, sondern in ganzen Truppen sich nach andern Städten begeben wollen. Das Théâtre français macht gegenwärtig Anstalten, um vollständige Vorstellungen zu Rouen zu geben, ohne deßhalb die Vorstellungen in Paris zu unterbrechen. Wahrscheinlich wird dieselbe Reise später nach Orleans unternommen werden, so daß vorauszusehen ist, daß allmählich die Departements, wo es an guten Darstellungen sehr fehlte, hinsichtlich der dramatischen Kunst mit Paris die Genüsse theilen werden. (Constit. 30 Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1843.

Indianische Ruinen um Cusco. *)

(Echo du monde Savant. 29 Junius.)

Wenn man die Umgegend um Cusco durchstreift, so findet man die Denkmale der alten Zeit viel frischer und zahlreicher als in der Stadt selbst, wahrscheinlich weil die Entfernung von den Wohnsitzen der Eroberer die Bauten vor der habgierigen Forschung schützte, während ihre Solidität nicht wenig zu ihrer Erhaltung beitrug. Zwischen Abancai und Sathuita, an einem Ort, der den Namen Copastiana führt, habe ich Landhäuser gesehen, die fast ganz in den Felsen gegraben, von vereinzelten Steinen umgeben waren, welche Affen, Kröten, Füchse, Schlangen, Städteplane, geometrische Zeichnungen u. dgl. darstellten; an andern Orten, wie zu Curahuassi, welches der botanische Garten der alten Incas war, zu Limatambo, nicht minder berühmt durch seine Medicinalpflanzen, bei Zurita, Oropessa 2c. sieht man große Festungen, Citadellen, und selbst halb zerstörte, manchmal sehr große, auf den Gipfeln von Bergen gelegene Städte, bei denen aber gewöhnlich im Umkreis einer Stunde kein Wasser zu finden war, eine seltsame Eigenthümlichkeit, welche sich die Einwohner noch jetzt nicht erklären können. Das Thal von Urubamba ist nicht minder merkwürdig durch ähnliche Denkmäler des Alterthums. Aeußerst fruchtbar, malerisch, und mit einem milden, heitern Klima gesegnet, zog es frühzeitig die Aufmerksamkeit der alten Incas auf sich, welche hier schöne Paläste und Schlösser erbauen ließen, um einen Theil des Jahres hier zuzubringen. In demselben Thale, in geringer Entfernung von Urubamba liegt das kleine Dorf Ollaytaytambo, das seinen Namen von dem berühmten Heerführer Ollaytay hat, der zur Zeit der Incas Tupac Yupanqui die Kühnheit hatte, eine dem Sonnendienst geweihte Gnusta oder Tochter des Inca zu entführen. Diese Verletzung des Heiligthums, damals ohne Beispiel in den Annalen von Cusco, machte einen solchen Eindruck, daß Ollaytay, genöthigt zu flüchten, an den Ort, der seinen Namen trägt, sich zurückzog, und hier zu seiner Vertheidigung Festungswerke errichtete, die fast alles übertrafen, was man bisher von dieser Art gesehen hatte. Weder Gelehrte noch Reisende haben bis jetzt von diesen schönen Denkmälern des Alterthums gesprochen, von denen einige noch ganz unberührt sind. Garcilasso und andere Geschichtschreiber kannten nicht einmal diese in der Geschichte der Incas sehr wichtige Thatsache, welche nur durch die Volkssage aufbewahrt wurde. Vor nicht sehr langer Zeit schrieb Don Antonio Valdes, Pfarrer von Sicuani, ein Schauspiel in Quichuasprache unter dem Titel: „die Strenge des Vaters,“ worin diese Erzählung behandelt ist.

Ein anderer, der Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber und Archäologen nicht minder würdiger Landstrich ist Vilcobamba, der letzte Ort, in welchem sich die Incas gegen die Spanier behaupteten. Er liegt sehr hoch und ist reich an Befestigungen aller Art. In der Nähe findet man auch das geheimnißvolle Choquiquirau, eine ungeheure, mit schönen Gebäuden und prächtigen Säulen geschmückte Stadt, die man kürzlich erst durch Zufall entdeckte. Unglücklicherweise ist sie unter einer mächtigen Vegetation ganz begraben, und der Aufenthaltsort von Bären, Jaguars und andern wilden Thieren geworden.

*) Siehe Nr. 187.

Erinnerungen an Sind.

(Fortsetzung.)

Der Glaube an „Chemia,“ d. h. die Möglichkeit durch den Stein der Weisen alles in Gold zu verwandeln, ist im Lande allgemein. Vor zwei Jahren kam ein Fremder nach Schikarpur, miethete ein gutes Haus, lebte prächtig, lud häufig Fremde ein, und theilte viel Geld unter das Volk aus. Einige Monate lang erregte dieß keine Aufmerksamkeit, als man aber endlich fand, daß er weder ein Bankier, noch ein Kaufmann, weder ein Edelmann noch ein Krieger sey, begann man sich zuzuflüstern, hier sey wohl ein Geheimniß zu erfahren. Der Fremde läugnete dieß nicht, und die Neugierde stieg. Er lud einige reiche Leute zu sich ein, machte ihnen einige elektrogalvanische Künste vor, und machte sie glauben, daß er geringe Metalle in Gold verwandeln könne. Als dieß bekannt wurde,

wanderten Ducaten und Goldmohurs, Silberstangen und allerlei kostbares Geräthe in die Tiegel des Fremden; Arm und Reich, der Räuber und der Fürst, alles brachte seine Kostbarkeiten herbei. Nach kurzer Zeit aber stahl sich der Fremde in einer stillen Nacht davon, ließ seinen Schülern die leeren Schmelztiegel, und die Folge ist, daß Leute, die einst Hunderttausende besaßen und an die „Chemia" glaubten, jetzt in Schikarpur ihr Leben mit Pferdebeschlagen fristen. An solchem Ruin von Speculanten in Ost und West ist nichts Neues; es ist aber merkwürdig zu sehen, wie in gewissen Perioden der Civilisation in allen Ländern die Menschen gleichmäßig dachten, handelten und betrogen wurden.

Die Sindier sind wesentlich ein Hirtenvolk, und namentlich der Bauernstamm, die Dschats, beschäftigt sich vorzugsweise mit der Viehzucht. Einige Dörfer haben prächtige Weiden, und ihre Hürden sind voll von Ziegen, Büffeln und Schafen, die unter der Aufsicht der ganzen Familie stehend zusammen eine äußerst heterogene Masse bilden: die Männer tragen Lockenhaar, das sie sorgfältig kräuseln, die Frauen, mit zahlreichen Türkisen ausgeschmückt, stehen am Feuer und backen Haufen von flachen Kuchen für das abendliche Mahl, während die Kinder mit den glänzenden Augen und den elfenbeingleichen Zähnen ihre Lieblingsthiere schmeicheln und herzlich über ihre Sprünge lachen. Der Hunger vermindert oft die Heerden und legt die eiserne Hand des Elends auf die Hirten, denen indeß nicht zu helfen ist; wenn sie fortziehen um bessere Stellen zu suchen, sterben die Heerden auf der Wanderung, und das Schwert des Belutschen ist nicht minder furchtbar als die Dürre; das ist für sie alles Nasib (Schicksal), wie die Hindus sagen.

Daß Lustigkeit nicht gerade einen Charakterzug der Sindier bildet, ist nicht zu verwundern. Der Gesang, der Tanz, das gesellschaftliche Zusammenkommen an einer freundlichen Stelle, unter einem schattigen Baum, die Festtage, die spannende Erzählung, alles das sind Genüsse derjenigen, welche sich frei und sicher fühlen; alles das trifft man fast in jedem Dorfe unter brittischer Herrschaft, aber nicht in Sind; das Volk ist gutmüthig, selbst höflich in seinem Benehmen, ruhig und beklagt sich nicht, aber es lebt nur um zu arbeiten und zu sterben. In den großen Städten jedoch finden sich Leute aus allen Ländern Indiens und des übrigen Asiens auf ihren Reisen zusammen, und so sieht man auch hier die Kalatnis, Gaukler von Profession, in einem Lager vor denselben vereinigt, denn der Orient betrachtet immer noch diejenigen, welche ein Gewerb daraus machen, andere zu belustigen, als Parias oder Verworfene. In Sind müssen Tänzer, Gaukler und Spaßmacher nicht bloß außerhalb der Mauern bleiben, sondern dürfen auch mit den achtungswerthen und industriösen Classen des Volkes nicht auf Einem Flußufer wohnen, sie hausen in einer Anzahl Hütten auf der andern Seite, und es wimmelt darin von Kindern und Hunden, von Fliegen und Musquitos.

Die Gaukler in Indien sind berühmt wegen ihrer Gewandtheit, und das Beste, was man der Art in Europa sieht, würde in Indien und Asien überhaupt nur für sehr mittelmäßig gelten. In einem warmen Klima ist das Muskelsystem viel beweglicher, und das stete Einschmieren mit Oel macht die Glieder ohne Vergleich geschmeidiger, als in einem kältern Klima. Die besten Darstellungen in Sind sah ich zu Schikarpur; es war eine Gesellschaft, die aus Pali in Guzzerat kam, und die Runde durch alle Hauptwallfahrtsorte am Indus machte, denn wo im Orient religiöse Feste gefeiert werden, da sieht man auch Tanz und Belustigungen aller Art. Die Gaukler brachten ihren ganzen Apparat mit sich: Stangen, Stricke, Gefäße, Haken, und in fünf Minuten war ein starker, straffer Strick mit einer aufrechten Stange in Bereitschaft, aus dem wir anfangs nichts zu machen wußten. Zwei Leute saßen auf dem Boden und sprachen wenig, während der dritte, als Mädchen verkleidet, den Bajazzo machte und unaufhörlich herumlief und schwatzte. Bald darauf befestigte einer von denen die am Boden saßen ein Paar stählerne Stäbchen perpendiculär an seine Schuhe und auf diesen rohen Stelzen tanzte er eine Zeit lang auf dem straffen Seil. Dann verlangte er eine messingene Schüssel, kniete hinein, und rutschte mit derselben auf dem Seile rückwärts und vorwärts, endlich hielt er in der Mitte an, schwang sich einige Minuten lang heftig vorwärts und rückwärts immer in der knieenden Stellung. Als dieß vorüber war, erkletterte sein Gefährte rasch die Stange, faßte sie mit beiden Händen, schwang sich oben hinauf, stützte die Brust auf den obern Theil, und drehte sich mehrere Minuten lang auf demselben wie auf einer Achse umher. — Die Spielereien mit dem Erstechen eines Kindes unter einem Korbe, mit dem Messerverschlucken und Kugelwerfen sind alle wohl bekannt, und wurden von diesen Leuten vortrefflich ausgeführt; das letzte Kunststück aber war vielleicht das ausgezeichnetste, da es eben so große Kraft als Gewandtheit erforderte. Es bestand darin, eine Kanonenkugel auf dem Arme auf- und abrollen zu lassen von einem Arm auf den andern, oft über den Kopf zu werfen, und alles dieß ohne die geringste anscheinende Anstrengung; die kräftigen Formen des Kalatni zeigten aber hinreichend, wie groß seine Uebung war. Alles dieß war von dem Spiel eines Musikanten begleitet, der die Schläge auf die einheimische Trommel mit furchtbarem Geschrei begleitete, namentlich wenn er mit dem als Weib gekleideten Bajazzo die Rolle wechselte und ihn im Lärmmachen ablöste.

Die Vornehmen in Sind haben die angenehme Gewohnheit, Morgenunterhaltungen in ihren Gärten zu geben; an eine dieser Gesellschaften erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen. Der Garten, in den wir geladen waren, gehörte dem Kadi von Schikarpur, einem weißbärtigen, alten Moslim, dessen Rechtsverwaltung nicht wenig zu gewinnen schien durch das Einathmen von Wohlgerüchen, denn er ging täglich in seinen Garten und setzte sich stundenlang an einem Blumenbeet nieder, um dessen Düfte einzusaugen. Wir gingen gleich nach Sonnenaufgang von unserm Hause weg, und wenn irgend eine Stunde in den heißen Ländern des Orients entzückend ist, so ist es diese: eine kühle, frische Luft weht dann immer durch die Stauden und Blumen, und jede Blüthe duftet, bis die brennende Sonne die Atmosphäre in Flammen setzt und die

ganze Natur in Schlaf zu lullen scheint. Zudem war es eine Jahreszeit, wo die Mohnfelder in voller Blüthe stehen, und ganze Striche Landes mit dunkelrothen und zarten weißen Blumen bedeckt sind, und die Menge beschäftigt ist die Kolben zu schlitzen, aus welchen der berauschende Mohnsaft quillt. Als wir an den zur Abhaltung der vielfach lästigen wilden Schweine mit einer niedern Mauer umgebenen Garten kamen, fanden wir die Bewässerungscanäle zur Bequemlichkeit derjenigen, deren Pferde nicht setzen konnten, überbrückt, und die großen Beete von Rosenbüschen nicht wie sonst bei Sonnenaufgang gewöhnlich ihrer Blumen beraubt, sondern den Duft rings umher verbreitend. Man liebt in Sind die Rosen ungemein, und große Beeten von Rosenbüschen werden angebaut, bloß um die Blumen zu verkaufen; die Sonne raubt ihnen ihren Duft, und darum werden sie abgeschnitten vor Sonnenaufgang, da man sie aber nicht ins Wasser stellt, so ist der Stengel nutzlos, und die Blumen werden knapp abgeschnitten, in große Körbe geworfen, und auf dem Bazar pfundweise verkauft an Leute, die sie in Zimmern und auf Betten umherstreuen, parfümirtes Wasser für ihre Wasserpfeifen daraus abziehen, oder sie trocknen und mit den Ingredienzen des Goracco (einer Art Räucherteig) zusammenstoßen; auch steckt man sie in die Turbane und die Frauen tragen sie als Ohrgehänge. Damen von Stand machen indeß selten diese Mode mit, da es ein Lieblingsschmuck der Tänzerinnen ist.

Der Garten war angefüllt mit Menschen, und Hunderte von Pferden und Reitkamelen in ihrem Festtagsputz, standen an Pfählen angebunden unter den Bäumen; Leute, die nicht eingeladen und nicht berechtigt zum Eintritt waren, hatten alle möglichen Vorwände benützt, um sich mit den Reitknechten und dem Gefolge der Gäste einzuschleichen. Etwas weiterhin war ein Haufe Köche, die rauchend auf dem Boden saßen, und über eine doppelte Reihe von Ziegen und Lämmern, die über mächtigen Feuern an Spießen steckten, die Aufsicht führten. Ein offener Fleck in einem wahren Wald von Citronen- und Orangebäumen war der für uns bestimmte Platz, und ein schönes Zelt war aufgespannt, das einen darunter stehenden, mit Blumen und Früchten beladenen Tisch beschattete. Ein reicher persischer Teppich bedeckte den Boden, und davor standen zwei reich mit Schnitzarbeit verzierte, silberne Tscharpais, *) auf denen unser Gastwirth mit seinen unmittelbaren Freunden sich niederließ. Die anwesenden Europäer in ihren unzierlichen, weißen Jacken stachen seltsam ab von dem reichen, von Stickereien und Gold strotzenden Anzug der Moslems. Sobald wir uns alle gesetzt hatten, wurden große, mit Rosen gefüllte Schüsseln, und mächtige, mit Confect bedeckte Präsentirteller auf den Boden niedergesetzt.

(Schluß folgt.)

*) Eine Art Diwans.

Merkwürdige Verbesserung des Kartoffelbaues.

Man hat in neuerer Zeit auch in Deutschland die Erfahrung gemacht, daß die Kartoffeln, ohne daß man einen genügenden Grund anzugeben wüßte, gänzlich fehlgeschlagen sind. Ein gleiches war in England in den letzten Jahren der Fall, und eine Provincialzeitung, der Paisley Advertiser (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 29 Junius) theilt nun hinsichtlich der Abhülfe folgendes mit. Ein Hr. Stirrat kam auf die Ansicht, daß die erzeugende Kraft der Kartoffel auf einem Boden, der, ohne auszuruhen, längere Zeit angebaut worden war, allmählich erschlaffe. Um die Probe zu machen, pflanzte er einige wenige Kartoffeln auf einem Boden, der 70 Jahre lang unbebaut geblieben war. Als er im folgenden Jahre die gewonnenen Kartoffeln als Samen benützte, schlug auch nicht Eine fehl, während rundumher die Kartoffeln zahlreich mißriethen. Er hat dasselbe die letzten sechs Jahre hindurch gethan und nie Mißernte gehabt; er hat solche frisch gewonnene Kartoffeln neben alten gewöhnlichen angepflanzt, und letztere sind mißrathen, während die andern prächtig gediehen sind, obgleich Zeit der Aussaat, Behandlung und Düngung sonst ganz gleich waren. Auffallend ist dabei, daß die frisch zur Besamung gezogenen Kartoffeln im ersten Jahre viel minder gut zu essen sind: ein gleiches Maaß frischer und alter Kartoffeln gab bei der Umwandlung in Mehl oder Stärke ein ganz verschiedenes Resultat; die alten Kartoffeln ergaben sieben, die auf neu umgebrochenem Boden gezogenen Kartoffeln nur vier Pfund. Bei der nächsten Ernte glich sich jedoch dieß aus.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Aber trotz dieses großen Besitzthums führt der brasilische Pflanzer, wie man auch schon aus der obigen Schilderung abnehmen kann, nur ein sehr isolirtes, eintöniges Leben, das weder durch Kunst noch Wissenschaft verschönert wird, da ein solcher sich schon nicht wenig darauf einbildet, wenn er es bis zum Lesen und Schreiben gebracht hat. Seine einzigen Erholungen sind die Jagd und das Spiel. Zu dem letztern versammeln sich einige nachbarliche Pflanzer, und da man gewöhnlich um große Summen spielt, so fallen nicht selten blutige Excesse dabei vor. Die Brasilier nämlich tragen stets ihre Messer im Gürtel bei sich, und, leidenschaftlich wie sie schon von Natur sind, es wird von dieser gefährlichen Waffe um so leichter ein allzu rascher Gebrauch gemacht, sobald sie von Spielwuth und spirituösen Getränken noch mehr erhitzt worden sind.

Auf einer brasilischen Fazenda sieht man sich vergebens nach einem Garten, geschweige denn nach großartigern Anlagen um. Da gibt es keine traulichen Lauben oder freundliche Blumenbeete, die künstlich von Menschenhand gepflegt worden, sondern die Natur behält freies Spiel, und die Wildheit ihrer Schöpfungen ist nicht durch die Kunst gemildert und geordnet. Gartenbaukunst, Baumzucht u. dgl. sind ganz unbekannte Namen, und nicht einmal ein sogenannter Küchengarten ist dort anzutreffen. Eben so dürftig sieht es im Wohnhause, selbst des reichern Pflanzers im Innern, aus, das nur mit dem unentbehrlichsten aus dem rohesten Material verfertigten Geräthe versehen ist. Daher gibt es keinen kahlern Anblick als das Wohnzimmer eines brasilischen Pflanzers, dessen ganzes Mobiliar aus einigen roh gearbeiteten Tischen, Bänken und Schilfstühlen besteht. Die Damen verrichten ihre Arbeiten auf

Matten sitzend, welche auf dem Fußboden ausgebreitet sind. Auch in der Kleidung sind die Pflanzer im Innern sehr einfach, und es herrscht in dieser Beziehung eine große Gleichförmigkeit unter ihnen, wenn man nicht etwa auf einen Stutzer, wie den oben beschriebenen, stößt. Das sonnenverbrannte, heftige Leidenschaften ausdrückende, gebärdenreiche Gesicht, welches meistens mit langem Barthaar bewachsen ist, wird von einem breitkrämpigen Hute beschattet. Das schwarze Haar hängt ungekämmt vom Haupte herab. Eines Halstuches bedient er sich nicht, und Jacke und Beinkleid sind von leichtem Sommerzeuge. Oft ist er barfuß und nur an der rechten Ferse ist ein Sporen, denn auch den kleinsten Weg pflegt er zu Pferde zu machen. Vortreffliche Reiter sind sie insgesammt. Nur bei kälterer Witterung oder wenn Regen fällt, bedient er sich eines Mantels (poncho), der höchst einfach aus einem viereckigen Stück Zeug, meistens von heller Farbe, besteht, in dessen Mitte eine Oeffnung zur Durchlassung des Kopfes angebracht ist und ihm den freien Gebrauch der Arme gestattet. Auf Reisen dient ihm dieser Mantel statt der Decke. Wenn sie aber einem Kirchenfeste beiwohnen, so putzen auch sie sich, und besonders ihre Gattinnen und Töchter meistentheils mit großer Ueberladung heraus, und hauptsächlich wird die ganze Sorgfalt auf die Ausschmückung des Pferdes oder Maulthieres verwendet.

Die Plagen des Menschen, außer den Moskitos, sind Ameisen und Sandflöhe. In unermeßlichen Schaaren beginnen jene ihre Streif- und Raubzüge, und kein Mittel vermag ihr Vorrücken zu hemmen. Sie übersetzen breite Flüsse, indem ihnen die an beiden Ufern wachsenden und durch ihre Zweige miteinander verbundenen Bäume zur Brücke dienen. Sie dringen in die Häuser und in einem Augenblick ist das ganze Gebäude von diesem lästigen Ungeziefer angefüllt. Umsonst, daß man Stroh u. dgl. anzündet, um diese zudringlichen Gäste zu entfernen; immer neue Schaaren wälzen sich heran und setzen die Verwüstungen fort. Die Menschen müssen ihre Lagerstätte verlassen und das Haus räumen, denn der Biß dieser Thierchen ist sehr schmerzhaft. Erst dann, wenn sie alles durchwühlt haben, setzen sie freiwillig ihre verderbliche Wanderung fort. Eben solche Verheerungen richten sie auf den Feldern an, wo man sie ebenfalls nicht vertilgen kann. Der Sandfloh (pulex penetrans) ist ein mit unbewaffneten Augen kaum sichtbares Thierchen, das sich besonders unter den Nägeln an den Zehen in das Fleisch gräbt und dort seine Brut legt. Ein schmerzhaftes Jucken verräth die Stelle, wo das Thierchen mit seiner Colonie haust, und wenn man nachsieht, gewahrt man eine weißliche Scheibe von der Größe einer Linse, in deren Mittelpunkt sich ein kleiner schwarzbrauner Punkt, das Thierchen, bemerklich macht. Man muß alsdann ohne Verzug mit einer Nadel vorsichtig das ganze von einem Netz umgebene Genist aus dem Fleische lösen, wodurch eine Wunde von der Größe einer Erbse entsteht. Zu dieser Operation gehört einige Geschicklichkeit, denn wenn das Netz durchstochen wird, so geht die Wunde in eine schmerzliche Eiterung über. Die Neger, welche immer barfuß gehen, und mithin diesem Uebel am meisten ausgesetzt sind, haben hierin die größte Fertigkeit. Sie sind in solcher Menge vorhanden, daß man oft ihrer zwanzig bis dreißig auf einmal aus den Zehen lösen muß, und da man die entstandenen Wunden durch irgend eine beißende Substanz, gewöhnlich feinen Schnupftabak, ausfüllt, um zu verhindern, daß in derselben aufs neue dieses lästige Insect sich ansiedelt, so ist diese Operation mit einigen Schmerzen verbunden, und man ist oft tagelang am Ausgehen verhindert. Ist man aber fahrlässig bei ihrer Vertilgung, so inflammirt sich der ganze Fuß, und es ist dann kein anderes Mittel als die Amputation oder das Bein schwillt zu einem sogenannten Elephantenfuße an, wie man ihn so häufig an unglücklichen Negern in Rio sieht, die Tag und Nacht vor den Klöster- und Kirchenthüren lagern und von der Mildthätigkeit ihr elendes Daseyn fristen.

Der letzte Tag unserer Anwesenheit auf der Fazenda des Senhor Perreira war zu einer großen Treibjagd bestimmt, wozu unser Wirth mehrere Nachbarn eingeladen hatte, und die sich auch sämmtlich beritten und mit ihren Hunden bei Tagesanbruch einfanden. Der Dichtigkeit der Wälder wegen, die für einen civilisirten Menschen unzugänglich sind, können in diesem Theil Brasiliens überhaupt nur Treibjagden angestellt werden. Jeder nur einigermaßen bedeutende Pflanzer pflegt sich deßhalb zwanzig bis dreißig Jagdhunde, die von guter Race sind, zu halten; Der häufige Verlust an Hunden zeigt genugsam, daß jene Wälder noch von einer Menge Raubthiere bewohnt werden. Unser Jagdzug ging diesesmal an den Parahyba, und die Jäger, acht an der Zahl, stellten sich diesem Waldflusse entlang auf den Anstand, während die Neger die etwa 120 Hunde starke Meute, und das Wild entgegentreibend, durch den Wald jagen ließen. Der letztere wurde bald lebendig, indem er vom Geklaffe der Hunde widerhallte und der Jagdlinie entlang die Feuerröhre erknallten. Ich kam heute nur einmal zu Schusse, hatte aber die Befriedigung, einen männlichen Schaguar zu erlegen, der sich zwar keineswegs vor irgend einem Hunde fürchtet, dem aber das Gebell mehrerer unangenehm zu seyn scheint, weßhalb er das Lager verläßt und die Flucht ergreift. Ich bemerkte dieses Thier erst in einer Entfernung von fünfundzwanzig Schritten, und da es das erstemal war, daß ich diesem gefürchteten Fürsten der Thiere der brasilischen Urwälder begegnete, so war mir anfangs etwas unheimlich zu Muthe. Die rechte Tatze hatte er in einen Baum geschlagen, den er wahrscheinlich zu erklettern beabsichtigte; der Kopf war zur Seite nach mir gewandt, und wir beide betrachteten uns eine Zeitlang gegenseitig mit Verwunderung. Mein Gewehr war mit acht sogenannten Pallester geladen, und so glücklich traf ich das furchtbare Raubthier auf das Blatt, daß es auf Einen Schuß leblos zu Boden fiel. Das Thier maß von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 3 Zoll. Der Schaguar (felis onca) ist eines der blutdürstigsten Raubthiere, das dem afrikanischen Tiger nur wenig nachgibt. Zu seiner Beute ersieht er sich Rehe, Hirsche, Kälber, Schweine, Rinder, Pferde u. dgl. Den größern Thieren springt er auf den Rücken, setzt die eine Tatze aufs Hinterhaupt und bricht ihnen mit der andern in einem Augenblick das Genick. Außerdem wurden auf der heutigen Jagd drei Tapirs und fünf Rehe erlegt, wogegen vier Hunde nicht wieder zum Vorschein kamen. In Brasilien gibt es drei verschiedene Gattungen Rehe: das große Reh (veado grande), das Waldreh (veado do matto) und das Feldreh (veado do campo). Außerdem sind die gewöhnlichsten jagdbaren Thiere: Schweine, Hirsche, Fischottern und eine Menge jagdbaren Geflügels, als Fasanen, wilde Puter, mehrere Arten Auerhähne, Hühner u. dgl. m.

(Fortsetzung folgt.)

Unregelmäßiges Steigen des Nils. In der Sitzung der französischen Akademie am 19 Junius berichtete Hr. Jomard über ein außergewöhnliches Steigen des Nils, das im Anfang des Mai's eintrat, aber nur vier Tage dauerte, worauf der Fluß wieder fiel, wahrscheinlich bis zum Anfang dieses Monats (Julius), wo das regelmäßige Steigen beginnt. Man hat wohl sonst schon einigemal ein zweimaliges Steigen bemerkt, aber im Herbst, nie im Frühjahr. Dieß setzt eine sehr ungewöhnliche Witterung im Innern Afrika's voraus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1843.

Ein serbischer Abenteurer in Yucatan.

Stephens erzählt in seinem neuesten Werke über Yucatan die Geschichte eines Mannes, der allerlei curiose Schicksale durchgemacht hat und gegenwärtig als eine Art texanischer Abgeordneter sich in Yucatan befindet. Sein ursprünglicher Name ist Rybar, zu deutsch Fischer, wie man ihn in der deutschen Schule zu Belgrad, wo er geboren ist, nannte. Mit 17 Jahren nahm er an einem Aufstand in Serbien Antheil, der aber von der Pforte niedergeschlagen wurde, worauf 40,000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, jenseits der Donau im österreichischen Gebiet eine Zuflucht suchten. Die österreichische Regierung, in Verlegenheit über den ziemlich zügellosen Haufen, organisirte eine slawonische Legion, in welche auch Fischer eintrat und einen Feldzug in Italien mitmachte. Nach dem Frieden wurde die Legion entlassen, und Fischer trieb sich als Krämer an der Donau und tiefer in der Türkei bis Adrianopel herum, kehrte dann zurück, und ging, meist zu Fuß, bis nach Hamburg, wo er sich im Jahre 1815 nach Philadelphia einschiffte. Von hier ging er über den Ohio nach dem Staate Mississippi, blieb dort fünf Jahre lang, und wurde so Bürger der Vereinigten Staaten. Mexico erlangte inzwischen seine Unabhängigkeit, Fischer ging dahin und wurde nach einiger Zeit in allen gesetzlichen Formen Bürger von Mexico. Hier gründete er eine Zeitung, die während der Präsidentschaft Santa Anna's sich so sehr durch ihre liberalen Ansichten auszeichnete, daß eines schönen Morgens ein Officier sich bei ihm einfand und ihm eine schriftliche Erlaubniß einhändigte, das Land „por el tiempo necesario," d. h. auf beliebig lange Zeit zu verlassen. Mit dieser Erlaubniß ging er nach Texas, und wurde Bürger dieser jungen Republik. Dieser war er, als Hr. Stephens ihn in Merida traf, noch immer zugethan. Ob er wirklich in Aufträgen der Republik Texas sich hier befand, läßt Hr. Stephens unbestimmt; die Umstände machen es aber sehr wahrscheinlich, da sich Yucatan in der That mit Texas verbündet hatte — ein Schritt, den Mexico und Santa Anna selbst den Yucateken nie verzeihen werden. Hr. Fischer war bald mit den Verhältnissen in Yucatan aufs engste vertraut, und hatte auch ein persönliches Interesse sie genau zu beobachten, denn wenn Santa Anna wieder die Oberhand bekam, so konnte Fischer auch als Privatmann nicht im Lande bleiben. Er hatte Sattel und Zaum, Säbel und Pistolen, kurz außer dem Pferde alles was er bedurfte, in seinem Zimmer hängen, um jeden Augenblick zu Pferde steigen zu können. Unser Zusammentreffen mit diesem Mann, erzählt Stephens, machte unsern Aufenthalt in Merida sehr interessant. Am Abend, wenn wir die Angelegenheiten Yucatans gehörig durchgesprochen hatten, machten wir einen Ausflug nach Illyrien oder ins Innere der Türkei, mit deren kleinen Städten er so vertraut war, als mit denen in Mexico. Seine Kenntniß von Personen und Orten, die er selbst gesehen, war außerordentlich, und überhaupt sein ganzes Leben eine Reihe von Ereignissen und Abenteuern, die noch nicht zu Ende waren. Dennoch war sein Aeußeres anständig, ruhig, sein Benehmen ganz geordnet, und man sah ihn durchaus für keinen Abenteurer an.

Erinnerungen an Sind.

(Schluß.)

Nach einigen Complimenten erschien die Schaar der Tänzerinnen und setzte sich nach ihrer Gewohnheit auf einem kleinen Teppich nieder, bis die Musik zu ihrem Beistand in Bereitschaft war. Die Kleidung dieser Frauen unterschied sich sehr von der in Indien gewöhnlichen: die Ohrgehänge bestanden aus Türkisen, gefärbtem Porcellan, Perlen und Gold, nach dem Muster von natürlichen Blumen geformt, und über den Rock hing eine schwere Kette von silbernen Sternen herab. Im Allgemeinen kann man sich nichts Abscheulicheres denken, als die engen Beinkleider, den langen schweren Unterrock und die kurze Taille der Tänzerinnen. Anmuth fehlt gänzlich, rasche Gewandtheit kommt gar nicht in Anwendung, und die fortgesetzte langsame Bewegung, die einen beschwichtigenden Einfluß auf den Asiaten ausübt, scheint ihm das meiste Vergnügen zu gewähren, denn er sitzt während des Tanzes mit der Pfeife im Munde da, bis das langsame Schwingen der Arme und

die nicht minder langsamen Pirouetten eine Art magnetischer Wirkung ausüben. Die Haupttänzerin, welche in Sind allgemein beliebt war, und bei allen besondern Gelegenheiten eingeladen wurde, hatte ein malerisches, zierliches Costüm, wie ich es noch nie gesehen hatte. Sie trug eine blaßrothe Mütze von Buchara-Seide, mit Gold gestickt und so vorn herüber gezogen, daß ein Schmuck von kostbaren Steinen an der Stirne herunter hing; der Unterrock war gleichfalls von blaßrother Seide, und darüber trug sie einen blauen Oberrock mit einem Goldrand; über den Kopf fiel ein großer Schleier von pflaumenfarbiger Gaze, eben so mit Gold gestickt und eingefaßt. Ein Halsband von Ducaten in Silber gefaßt vollendete das Costüm. Die Farbe der Tänzerin war mehr olivengrün als braun, aber das Roth auf Wangen und Lippen, sowie die dunkle Schattirung des Surmai unter den Augen hob ihre Farbe so sehr, daß sie einer schönen Brunette glich.

Das Gefolge dieser Tänzerinnen bestand in einem häßlichen, schmutzig aussehenden Lumpengesindel, das an den Vorstellungen Theil nimmt, indem es die Trommeln schlägt, geistige Getränke in großen Quantitäten zu sich nimmt, und wenn die Tänzerinnen reisen, was gewöhnlich zu Pferde geschieht, sie wohlbewaffnet begleiten.

Sobald der Tanz zu Ende war, wurden mächtige Körbe mit großen Melonen gefüllt hereingebracht, und auch alsbald von der anwesenden Menge ausgeleert; als ich mich umblickte, war jedes Gesicht in einer grünen Kugel begraben, so gefräßig zeigten sie sich. Dieser Anfang schien indeß nur den Appetit zu vermehren, denn kaum waren die Ziegen und Lämmer, die ich hatte braten sehen, in Viertel zerrissen, und von den Köchen auf Präsentirtellern vor uns hingesetzt, so nahm jeder ein Viertel, setzte sich nieder und verzehrte es ausnehmend rasch ohne Teller, Messer, Gabel und Salz, worauf alle die unumgänglich nöthige Waschung an den zahlreichen Bächen vornahmen, den Bart glatt strichen, die durch den lebhaften Angriff auf die Melonen etwas in Unordnung gerathenen Turbans wieder zurecht rückten, und dann ganz ernsthaft abermals sich unter die Mangobäume setzten, die Pfeifen anzündeten, und die Wiederaufnahme der Tänze abwarteten. Inzwischen war die Sonne ziemlich hoch gestiegen, ihre heißen Strahlen durchdrangen unser Versteck und mahnten uns das Fest zu beendigen zum großen Verdrusse eines vornehmen Persers, der eben damals als Gefangener der Regierung sich in Schikarpur befand, aber auf sein dringendes Ansuchen die Erlaubniß erhalten hatte, sich in den Gärten zu ergehen. Er war ein Perser in jedem Sinne des Wortes: unwissend, hochmüthig, voller Intriguen und hochfliegender Plane, aber gänzlich unfähig zu kraftvoller Handlung, dabei poetisch, metaphoristisch und undankbar. Als die Bazargerüchte ihm die Nachricht brachten, daß die Belutschen im Bolanpaß die englischen Convois belästigten, verlangte er Erlaubniß von der Regierung gegen sie auszuziehen, mit der Versicherung daß er alles über die Klinge springen lassen würde, indeß solle man sie zuvor nicht wissen lassen, daß er ein Perser sey, sonst würden sie sogleich bei seiner Annäherung fliehen. Nun war er aber einer der größten Hasenfüße, die man sehen kann; wie indeß die alten Perser gelehrt wurden, den Bogen zu spannen und die Wahrheit zu sprechen, so die neuen Perser, die Pfeife zu rauchen und zu lügen. Während seiner Gefangenschaft klagte und jammerte er unaufhörlich, daß die Freiheit ihn trennen würde von denen, deren Gestalten ihm lieb seyen wie das Licht seiner Augen, und deren Stimmen seinem Ohr so freundlich klängen, wie der Gesang der Vögel des Paradieses; kaum war aber der Befehl angelangt ihn frei zu lassen, so ließ er sich aufs gröbste über die Mißhandlung aus, die er erfahren, wünschte den Engländern alles Böse, ihren Feinden alles Glück, und schüttelte, als er sein Gesicht gegen Mesched wandte, auf eine höchst emphatische Weise den Staub von seinen Füßen.

Die reichen Hindukaufleute von Sind geben zahlreiche Abendpartien, wo der Tanz gleichfalls die Hauptbelustigung bildet, und wenn europäische Officiere zugegen sind, stets Champagner aufgetragen wird, aber die Masse der sich hereindrängenden schmutzigen Sindier, der üble Geruch des ranzigen Fackelöls, verbunden mit den Sandelholzparfumerien und verschiedenen Schönheitsmitteln der Tänzerinnen machen diese Gesellschaften weit minder angenehm, als die im süßen Morgenduft unter dem schattigen Blätterdach und unter den Rosen- und Jasminbüschen.

Die höhern und aristokratischen Classen der Sindier zeichnen sich durch Würde und Anmuth in ihrem Benehmen und in ihrer Haltung aus. Sie treiben die Toilettenkünste manchmal so weit, daß sie außer dem Henna auf den Nägeln, dem Surmai an den Augenliedern und den Zelefs oder Liebeslocken hinter dem Ohr manchmal Roth auflegen, um die bewunderte Farbe der Cabulis nachzuahmen. Im Sommer ist das Costüm einfach, und besteht aus einem Oberkleid von dünnem, mit Blumen durchwirktem Musselin nebst goldgestickten Pantoffeln und Säbelgurt; aber im Winter, wo das Klima in Sind unangenehm kalt ist, tragen die Herren Röcke von feinem englischem Tuch, blaßgrün oder hellgelb, reich gestickt mit Gold, Silber und farbiger Seide, mit schönem Atlaß ausgeschlagen, und durch einen Kaschmirshawl um die Hüften zusammengehalten; um die Mütze von reichem Brocat schlingen sie dann gleichfalls einen Shawl. Die Sprache der höhern Classen ist persisch, worin sie sich fließend und gut ausdrücken. Auf Familienehre halten sie ungemein, und ermorden lieber ein Mitglied der Familie, als daß sie einen Flecken auf ihrer Ehre dulden.

Jagd ist die Lieblingsbelustigung der Reichen, namentlich die Falkenjagd, wozu sie besondere Anstalten unterhalten, und Vögel mit großen Kosten ankaufen. Eine Falkenjagd in Sind hat etwas außerordentlich malerisches und frisches; die schönen arabischen und chorasanischen Pferde, reich geschirrt mit Silber und Sammt, die reich gekleideten Reiter, die fliegenden Banner, die in der Sonne glänzenden Speere, die Vögel mit ihren bunten Kappen und Silberglocken auf der Faust der ihre Herren begleitenden Afghanen, alles zusammen bildet eine eben so ungewöhnliche als malerische Gruppe.

Die meisten adeligen Sindier haben, wie die Amirs, afghanische und Belutschi-Frauen, sind aber außerordentlich

eifersüchtig auf die Heiligkeit ihres Harems, und ich konnte nie jemand bewegen, mir einen Besuch daselbst zu gestatten. Die Frauen der niedern Classen sind schlank gewachsen, kräftig, sehen gut aus, sind aber so voll Schmutz, daß man sich unmöglich eine rechte Vorstellung machen kann, was sie seyn würden, wenn sie gewaschen und gut angezogen wären. Ich fragte eines Tages die Frau eines Bauern, wie oft sie ihre Kleidung wechsle, und sie versicherte mich mit der gutmüthigsten Einfalt, daß sie alle zwei Monate einmal ein sauberes Kleid anziehe, und alle Wochen einmal bade — in einem Lande wo die Luft stets mit Sand angefüllt ist und das Thermometer häufig auf 110 F. (34—35° R.) steht.

Die große Bedeutung Sinds liegt in seiner günstigen Lage für den Handel, denn hier begegnet sich der Handel Indiens und Centralasiens. Die Wichtigkeit des Indus für die Schifffahrt ist unberechenbar, aber ehe man einen bedeutenden Nutzen daraus ziehen kann, muß das Land Frieden und Sicherheit haben, und ich fürchte, bis diese ihm zu Theil werden, wird es noch lange dauern, denn durch die Besitznahme des Landes und den Umsturz der Regierung der Amirs sind Gefühle der Rache erweckt worden, die nicht so leicht zu beschwichtigen seyn werden. Ein Belutsche vergibt nie, ein Moslim vergißt seinen Racheschwur niemals, und darum wird es lange dauern, ehe die Künste des Friedens in diesem Lande blühen, das noch getränkt ist mit dem Blute von Tausenden seiner tapfersten Bewohner. Das sindische Volk, die Friedlichen und Unterdrückten, hat sich lange nach der englischen Herrschaft gesehnt, aber der kriegerische und unabhängige Theil der Bevölkerung wird bis aufs Aeußerste kämpfen, und das Land mit Blut überschwemmen, ehe er auch nur im geringsten denjenigen weicht, welche er wegen des Sturzes seiner Häupter und des Angriffs auf seiner Vorrechte haßt.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage kehrten wir nach der Fazenda Aurora zurück, und ich ließ meinen neuen Bekannten, den halbcivilisirten Tupinamba, kommen, um mit ihm das Weitervordringen in das Innere zu verabreden, allein die Regenzeit war vor der Thüre und in dieser würde jedes Weiterkommen unmöglich gewesen seyn. Ich mußte mich daher, für jetzt meinen Plan aufgebend, zur Rückreise nach Rio entschließen, welche ich denn auch auf einem andern Wege über die Serra do Mar in einigen Tagen antrat. Ich folgte jetzt dem Laufe des Parahyba, wo der wenig betretene Weg ebenfalls meistens durch dicke Waldungen führte. Auf den Wiesengründen in der Nähe der Fazendas traf ich häufig den purpurrothen Cardinal und mehrere Exemplare dieser schönen Vögel erlegte ich mit leichter Mühe. Die Landhäuser gewinnen, je mehr man den Fluß abwärts reist, immer mehr ein stattliches Ansehen, und wenn sie auch nur sehr einfach gebaut sind, so gewähren sie, aus dem dunkeln Gelaube der Magnolien hervorschimmernd und von Orangenbäumen mit ihren weißen Blüthen und goldrothen Früchten umgeben, dennoch einen sehr angenehmen Anblick.

Nach dem zweiten Tage meiner Abreise nahm ich das Nachtquartier bei einem Fazendeiro, der Major unter der Miliz war. Man wird zwar in der Regel gastlich und freundlich von den Pflanzern im Innern aufgenommen, aber doppelt willkommen ist man, wenn man sich geläufig in der Landessprache mit ihnen unterhalten kann: denn der Brasilier ist keineswegs so schweigsam, wie der ernstere Spanier, sondern er liebt vielmehr die Unterhaltung und ist wißbegierig, von fremden Ländern und Völkern zu hören. Mein Wirth war einer von jenen geschwätzigen Alten, wie man sie häufig in Brasilien trifft. Seine Unterhaltung war nicht ohne Humor, denn die Brasilier haben meistens vielen natürlichen Witz, und selbst die untern Classen wissen sich gut, ja selbst zierlich auszudrücken. Er erkundigte sich sehr eifrig nach den politischen und socialen Zuständen meines Vaterlandes. In ersterer Hinsicht konnte ich ihm freilich nicht viel Erbauliches mittheilen, desto mehr aber erstaunte er, als ich ihm von den wissenschaftlichen Anstalten, Universitäten, gelehrten Gesellschaften u. s. w. in Deutschland erzählte. Er gab mir unverhohlen zu erkennen, daß er dieses alles für Fabel zu halten geneigt sey, da er die Deutschen noch für Halbbarbaren gehalten — ein Vorurtheil, das ich übrigens bei den Ungebildeten der meisten Völker, die ich kennen lernte, vorherrschend gefunden habe. „Und dennoch," fügte er hinzu, „muß ich wohl Ihrem Worte trauen, denn der Sohn eines ungefähr 10 Legoas von mir wohnenden Nachbars ist vor mehreren Jahren von einer Universität in Deutschland zurückgekehrt, und weiß nicht genug das dortige gesellschaftliche Leben und die hohe Stufe, auf welcher Wissenschaften und Künste blühen, zu rühmen. Senhor! Sie würden meinem Nachbar kein geringes Vergnügen verursachen, wenn Sie, einen kleinen Umweg nicht scheuend, ihn besuchten. Dom Gonsalvez de T. ist ein reicher Mann und lebt auf einem großen Fuße. Besonders aber wird sich der Sohn freuen, der ein lustiger Passagier ist, beständig deutsche cannoes dos estudiantes (Burschenlieder), wie er es nennt, singt und aus einer langen vom Munde bis zur Erde reichenden Pfeife raucht. (Das letztere muß allerdings für einen Brasilier, der nur Papiercigarren raucht, eine auffallende Erscheinung seyn.) Seit einigen Jahren ist er jedoch verständiger geworden und er macht nicht mehr so pudelnärrische Streiche wie früher. Uebrigens muß er sehr gelehrt seyn, denn sein ganzes Zimmer ist vollgepfropft von Büchern und einige Dutzend Pfeifen von seltsamer Façon hängen an den Wänden. Ich werde Sie morgen, oder wann Sie abreisen wollen, einige Legoas begleiten und auf den rechten Weg führen."

Die ganze Erzählung hatte ein großes Interesse für mich: der Gedanke, einen Musensohn nach deutschem Zuschnitt in den brasilischen Wäldern anzutreffen, war possirlich genug. Ich beschloß, ihm am folgenden Tage einen Besuch abzustatten.

Der ehrliche Veteran der brasilischen Miliz, ein Corps, das, beiläufig gesagt, seines Gleichen sucht, begleitete mich, seinem Worte getreu, eine Strecke, um mir den nächsten Weg zu zeigen. Dieser führte durch eine Landschaft, die mit Waldung und einigen wenigen holzlosen Thälern angenehm abwechselte. Der üppigste Pflanzenwuchs verschönerte auch hier die Wälder: Erythrinen mit ihren langen elliptischen Blättern, Orchideen von seltsamer Bildung, buntfarbige Bignonien, der purpurfarbige Dolichos und die orangengelbe Blume der prächtigen

Solandra stellten sich dem Blick des überraschten Fremdlings dar. Selbst aus den dürrsten Felsenritzen sproßen Cactus- und Pothosgewächse hervor. Mein Begleiter konnte sich nicht genug wundern, wie ich mich so lange im Anschauen von Gewächsen verweilen mochte, die ihm natürlich sehr alltäglich erscheinen mußten.

Gegen Mittag, nachdem wir in einem Canoe, die Pferde durchschwimmen lassend, den Parahyba überschritten hatten, erreichten wir ein Landgut, das einem geborenen Portugiesen gehörte. Zwischen den Portugiesen und Brasiliern herrschte seit den politischen Ereignissen, welche die Abdankung Don Pedro's I herbeiführten, ein sehr gespanntes Verhältniß. Das übermüthige Benehmen jener gegen diese hat zu mancherlei Reibungen, besonders in den größern Städten, z. B. Rio-Bahia, Fernambuco, Para u. s. w., Anlaß gegeben, bei welchen Gelegenheiten viele Portugiesen, deren Anzahl in Brasilien sehr beträchtlich ist, ihr Leben einbüßten. Diese gegenseitige Erbitterung, besonders auf Seite der Brasilier, die so manche Beleidigung zu rächen hatten, war zu einem solchen Grade gesteigert, daß man jeden Augenblick ein allgemeines Niedermetzeln der Portugiesen fürchten mußte. Die brasilische Presse mit der ihr eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit nährte diese Flamme der Zwietracht, und die meisten Portugiesen verließen das Land, aus Furcht, Leben und Vermögen zu verlieren. Die letztern haben den erstern den Namen cabra (Ziege) beigelegt, wogegen diese jene pes de chumbo (Bleifüße) nannten.

Doch dieses legt der Gastfreundschaft kein Hinderniß in den Weg: wir (mein Begleiter war ein Brasilier) wurden auch auf dieser Fazenda gut aufgenommen, und nahmen ohne Umstände Platz an der bereits angerichteten Tafel. Unser Wirth war ein ziemlich gebildeter Mann, der auch in den politischen Ereignissen seines Vaterlandes eine Rolle gespielt und den Zorn des portugiesischen Gewalthabers Don Miguels auf sich geladen hatte. Um der Rache dieses leidenschaftlichen Fürsten und seiner Helfershelfer zu entgehen, war er nach Brasilien geflüchtet, und hatte sich in dieser Gegend niedergelassen; doch schien er von dem isolirten Leben in diesen Wäldern wenig erbaut und beabsichtigte nach seinem Vaterlande, wo nunmehr eine andere Ordnung der Dinge eingeführt war, zurückzukehren. — Er zeigte mir nach Tische eine kleine Bibliothek (eine seltene Erscheinung bei einem brasilischen Pflanzer!), in welcher sich die besten portugiesischen Classiker befanden. Er reichte mir die Lusiade von Camoens, für welchen Dichter die gebildeten Portugiesen mit Recht eine große Verehrung hegen, und fragte mich, ob ich die Werke desselben kenne. Ich bejahte es mit dem Hinzufügen, daß dieser Heros der portugiesischen Dichter auch ein besseres Loos verdient habe, als dem Hungertode durch das Ansehen der Mildthätigkeit seiner Mitmenschen zu entgehen. „Sie haben recht," antwortete er mir, „es ist eine Schande für das ganze portugiesische Volk, und schamroth muß noch jetzt jeder Portugiese werden, wenn er an den Undank seiner Vorfahren und an das schmähliche Ende jenes begeisterten Sängers denkt, der in der That der Fürst aller Dichter war (o principe de todos os poetas)." Diese letzte Behauptung ließ ich dahin gestellt seyn, und hatte dann für ihn den traurigen Trost, daß viele der hervorragendsten Geister aller Völker und Jahrhunderte, wie die Geschichte lehre, eben kein beneidenswertheres Schicksal gehabt hätten.

Der Nachmittag war schon ziemlich weit vorgerückt, als ich meine Weiterreise, trotz der dringendsten Einladungen des Wirthes, dem ich nun, als ein Verehrer des großen Luiz de Camoens, doppelt angenehm zu seyn schien, zum längern Verweilen, antrat. Es war ein warmer, sonnenheller Tag, und von dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges, den ich nach einiger Zeit erreichte, breitete sich vor meinem Blick unten ein liebliches Thal aus, das von dem Silberbande des Parahyba durchschlängelt wurde und auf welchem ein feierliches Schweigen ruhte. Der ganzen Landschaft war nicht das Wilde und beinahe Schauerliche eigen, wie man es in den Wildnissen dieser Gegend gewöhnlich trifft, sondern der vorherrschende Charakter derselben war lachende Freundlichkeit, die um so mehr ansprechen mußte, je seltener man derartige Naturschaustücke hier zu Gesicht bekommt. Von der Spitze eines hohen Felsens stürzte sich eine krystallhelle Quelle in vollem Wasserstrahl sprudelnd hinab und eilte plätschernd in das breite, mit Wiesen und blühenden Holzungen geschmückte Thal, in welchem einige Fazendas zerstreut lagen. Das ewige Grün, worin in diesem Tropenlande das Pflanzenreich prangt, contrastirt auf eine dem Auge so wohlthuende Weise mit dem tiefblauen, fast immer heitern Gewölbe des Himmels. Ich war lange im Anschauen dieser reizenden Gegend versunken und ritt dann langsam weiter.

Die Sonne sank eben hinter die Berge hinab, als ich in südwestlicher Richtung am Himmel einen kleinen dunkeln Flecken gewahrte, der, wie eine Blase zerplatzend, sich schnell über den ganzen Himmel verbreitete und die Erde verdüsterte. Dieses Phänomen ist gar nicht selten in den Aequinoctialgegenden, und der gewöhnliche Vorläufer eines heftigen Sturmes und Gewitters. Es dauerte auch nicht lange, als eines der furchtbarsten Gewitter losbrach, die ich jemals erlebte. Unter den heftigsten Regengüssen leuchteten fortwährend die röthlichen Blitze durch die pechschwarze Nacht, die sich bald nach Sonnenuntergang einstellte, und der schreckliche Donner widerhallte in vielen Echos aus den Gebirgsschluchten. Der Sturm und die Blitze entwurzelten und zersplitterten viele der Riesenstämme des Waldes und stürzten sie mit entsetzlichem Gekrach von den Höhen in die Thäler hinab. Es war ein großartiger Anblick, die Natur in diesem wilden Aufruhr zu beobachten. Der unaufhörlich und in Strömen fallende Regen machte den Weg bald grundlos, und da der letztere häufig an steilen Abgründen hinführte, auch die vielen Waldbäche dieser Gebirgsgegend bald zu einer ungemeinen Größe anschwollen, so war die Weiterreise in der stockfinstern Nacht mit nicht geringen Gefahren verknüpft. Mehrere Stunden war ich in dem Unwetter in der als nichtig sich ausweisenden Hoffnung fortgeritten, eine menschliche Behausung anzutreffen; mein Pferd war auf den Tod ermüdet, und so mußte ich mich schon entschließen, diese Nacht im Walde zu verbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die großen französischen Dampfboote. Die großen eigentlich für den Krieg, vor der Hand aber zu dem Paketbootdienst mit Amerika bestimmten Dampfboote sind nahezu fertig, und man erwartet jetzt die Entscheidung, ob sie von den Handelshäfen Marseille, Nantes, Havre und Bordeaux, oder von den Kriegshäfen Toulon, Lorient, Brest und Rochefort abfahren werden. Diese Fahrzeuge fahren 12 Knoten in der Stunde, mehr als man bei den Evolutionen einer Escadre braucht; wahrscheinlich wird man mit Schaufelrädern auch niemals viel schneller fahren. Jetzt hat man die Fahrzeuge mit Schrauben nach französischer Erfindung vor Augen, und bereits hat man eine Geschwindigkeit von 10 Knoten erlangt. Es ist aber wohl möglich, daß, wie die Dampfschiffe mit Rädern die Segelschiffe aus dem Felde geschlagen haben, so die Dampfschiffe mit Schrauben die Schiffe mit Rädern aus dem Felde schlagen werden. (Moniteur industriel vom 29 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1843.

Mustapha-ben-Jsmael.

Dieser in manchen Beziehungen merkwürdige Mann, der den Franzosen durch seine Feindschaft gegen Abdel-Kader und seinen Einfluß auf mehrere Stämme die wichtigsten Dienste leistete, fiel am 23 Mai d. J. in einem unbedeutenden Scharmützel. Welche Bedeutung dieser Greis für den in Algier vorgehenden Kampf hatte, ersieht man aus einem Schreiben, das Abdel-Kader noch vor wenigen Monaten an ihn richtete, und worin es heißt. „Unser Herr, Muley Abderrahman, hat mir befohlen, dir zu schreiben. Wenn du für die Tage, die dir noch zu leben übrig sind, in die Bahn des Heils eintreten willst, so laß es mich wissen. Alles, was du in diesem Lande verlangen wirst, soll dir gewährt seyn, und ich werde mich in deine Arme flüchten. Der Sieg des Jslams ist nahe, der Fall der Ungläubigen kann nicht fern seyn, und in jenem schrecklichen Augenblick wird ein unreiner Hund mehr Werth haben als einer von ihnen." Man kann sich denken, daß Mustapha, der oft gesagt hatte, er habe nur zwei Feinde auf dieser Welt Satan und den Sohn Mahiddins (Abdel-Kader), auf diese bald drohende, bald freundliche Aufforderung eine zurückweisende Antwort gab. Eine Stelle des Briefes, wo Abdel-Kader den Kaiser von Marocco, Muley Abderrahman, seinen Herrn nennt, verdient einige nähere Bemerkungen. Seit dem Fall der Ommajaden spaltete sich die islamitische Welt in zwei Khalifate, in das des Ostens, dessen Repräsentanten die Abbassiden waren, und jetzt nach langem Kreislauf der Dinge die türkischen Sultane sind, und in die Khalifen des Westens, die Ommajaden, als deren geistlichen Nachfolger sich der Kaiser von Marocco betrachtet, und deßhalb auch den Titel Scherif (der Erlauchte) führt. In den von den Türken vor drei Jahrhunderte eingenommenen Staaten Algier, Tunis und Tripoli *) wurde das Gebet für den Khalifen des Ostens, für den türkischen Sultan, gehalten, und damit eben die Oberherrlichkeit des Sultans anerkannt. Um die Trennung zwischen den ihm unterworfenen Stämmen und den von den Franzosen besetzten Landestheilen vollkommener zu machen, ließ Abdel-Kader das Gebet für den Khalifen des Westens halten, und erkannte diesen als Oberherrn an, was indeß letztern nicht abhielt, aus Furcht vor dem wachsenden Einfluß Abdel-Kaders sich auf guten Fuß mit den Franzosen zu stellen. Auf diese, wie auf eine Menge anderer Verhältnisse wirft die Lebensbeschreibung Mustapha-ben-Jsmaels, welche die Revue de Paris in ihren Nummern vom 25 Junius und 2 Julius mittheilt, mannichfaches Licht, und da sie auch reich an allerlei wechselvollen Ereignissen ist, so nehmen wir keinen Anstand solche mitzutheilen.

Mustapha-ben-Jsmael gehörte der aus Marocco stammenden Familie der Bacteia an, welche als die angesehenste und älteste unter allen Familien des Stammes Duair gilt. Er wurde zu Ain-el-Amriah, einem väterlichen Gute am Ufer des Rio Salado geboren, und dort erheben sich auch noch die Gubba's oder Kuppeln über dem Grabe seiner Ahnen. In welchem Jahre er zur Welt kam, weiß man nicht, und er selbst soll es eben so wenig gewußt haben; die allgemeine Ansicht ist, daß er im Augenblicke seines Todes nahe an 80 Jahre alt gewesen. Im J. 1806 wurde er nach dem Tode seines Bruders Kaddur-ben-Jsmael, der auf einem Kriegszug gegen die Kabylen im Scheliffthale fiel, von dem Bey Mustapha-el-Manzali zum Aga des Maghzen ernannt. Der Maghzen *) war eine aus arabischen Stämmen bestehende Miliz, vermittelst deren die Türken das Land beherrschten und die Rajahs (Unterthanen) in Unterwürfigkeit hielten. Die Stämme des Maghzen genossen große Vorrechte, zahlten keine Steuern und bildeten eine Art militärischer Aristokratie, gegen welche der religiöse Einfluß der Marabuts, namentlich in der Provinz Oran, ein Gegengewicht bildete. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß in der Provinz Constantine die Waffengewalt stets obsiegte, während in Oran nach einem hartnäckigen Kampf die

*) Was westlich der großen Syrte liegt, gehört nach der Eintheilung der Araber zum Westlande, Maghreb, und es ist auffallend, daß einige Verschiedenheiten in der arabischen Schrift, die zwischen dem Osten und Westen stattfinden, gleichfalls hier ihre Gränzscheide haben.

*) Daher stammt das Wort Magazin, von chasana, aufbewahren, daher Chasna, der Schatz, Chasnadar, Schatzmeister. In dem obigen Sinne heißt Maghzen eigentlich so viel als Reserve.

Marabuts endlich sich in der Person Abdel-Kaders, dieses unbekannten Hirtensohns, wie ihn Mustapha nannte, der weltlichen Gewalt bemächtigten.

Zu der Zeit wo Mustapha an der Stelle seines Bruders den Oberbefehl über den Maghzen von Oran erhielt, erschienen in dieser Provinz die Dercawa-Marabuts, welche gegen die türkische Herrschaft einen erbitterten Krieg führten, und deren Aufstände während der 20 oder 30 Jahre vor der französischen Eroberung die ganze Geschichte dieses Beyliks ausmachen. Die Dercawa sind eine aus Marocco stammende Secte, die von Sidi-el-Arbi, aus Derca im Königreich Fez, gestiftet wurde. Sie setzen ihren Stolz darein allen ihren Religionsgenossen in der Beobachtung des Korans voranzuleuchten, und behaupten, Gott habe jede weltliche Gewalt verworfen, die sich nicht ausschließlich mit Verbreitung des Islam beschäftige. Darum erkennen sie auch keine Gewalt an, als diejenige, welche aus ihrem eigenen Schooß hervorgeht. In ihrer stoischen Verachtung der Dinge dieser Welt kleiden sie sich nur in Lumpen, und setzen ihren Stolz darein sich, wie sie sagen, nur mit dem zu bekleiden, was zusamengestückt ist. Diese philosophische Ausstattung wird durch einen langen Stab und einen ungeheuren Rosenkranz vollständig gemacht. Man behauptet, es gebe in der Provinz Oran noch jetzt eine große Anzahl Dercawas, welche gegen die Macht des Emirs eine Art Freimaurerei bildeten. Einer der Verwandten desselben soll sogar an der Spitze stehen, und selbst im Stamm der Haschem, aus welchem Abdel-Kader hervorging, soll die Zahl ihrer Anhänger bedeutend seyn.

Zwei Anführer dieser Fanatiker, Ben Arrasch und Ben Scherif, schlugen von 1806 bis 1822 nach einander die Beys Osman und Mustapha-el-Manzali. Ben Scherif hatte sich bereits der ganzen Provinz bemächtigt, und hielt den letztern Bey, einen kleinmüthigen Menschen, welcher aus Schrecken die Thore seiner Hauptstadt, in die er sich geflüchtet hatte, vermauern ließ, daselbst eingeschlossen. So war die Lage dieses unglücklichen Beyliks, als der Dey von Algier an die Stelle des schwachen Manzali einen andern Befehlshaber, Mohammed-el-Makallech, ernannte, der sich seines Auftrags, die Provinz wieder zu erobern, mit eben so viel Geschicklichkeit als Kühnheit entledigte. Sein erstes Geschäft war, die Thore der Stadt wieder öffnen zu lassen, um den gesunkenen Muth seiner Truppen zu heben; dann zog er gegen Ben-Scherif und Ben Arrasch aus, schlug sie in mehrern Gefechten, tödtete ihnen eine große Anzahl Menschen, und warf sie nach Marocco zurück. Der Aga Mustapha-ben-Ismael nahm an der Spitze seines Maghzen thätigen Antheil an diesen Waffenthaten, und erwarb sich schon damals jenen Ruf der Tapferkeit und Kriegskunde, der seinen Namen so hoch erhob und ihn bei allen arabischen Stämmen populär machte. Ebenso trug er zur Unterdrückung eines andern Aufstandes bei, den ein dritter Dercawi-Marabut, Namens Bu-Tertas, Schwager von Ben Scherif, erregte, welcher mit dem letztern einige unter der Verwaltung des Bey's Mohammed, genannt Bu-Kabus *) stehende Stämme zum Aufstand gebracht hatte. Mohammed hatte diesen Beinamen erhalten, weil er eines Tages einen arabischen Scheich, der ihn früher beleidigt hatte, jetzt aber demüthig kam um ihn zu bitten diese alte Beleidigung zu vergessen, ganz kaltblütig mit der Pistole niederschoß, ohne ihm auch nur die Zeit zu lassen, den Zweck seiner Ankunft zu melden.

*) So viel als: der Vater des Pistols.

Unterstützt von Mustapha-ben-Ismael, vernichtete der „Vater des Pistols" das Heer dieses neuen Empörers, der, wie seine Vorgänger, sich auf das Gebiet von Marocco flüchtete. Aber der schlechte Erfolg dieses Versuches entmuthigte den unruhigen und gefährlichen Geist des Marabuts noch nicht, und unter Hassan, dem letzten Bey von Oran, brachten sie die Provinz nochmals zum Aufstand. Dieser aber ging ihnen stark zu Leibe: mehrere bezahlten ihre unverbesserliche Empörungslust mit dem Kopfe, und einer derselben, den die öffentliche Stimme als Anstifter und Haupt des Aufstandes bezeichnete, wurde von Hassans Reitern mitten in seinem Stamme verhaftet und mit seinem jüngsten Sohne nach Oran gebracht, um von dem Bey selbst verhört zu werden. Dieß war Niemand anders als der Marabut Mahiddin und der ihn begleitende Sohn war Abdel-Kader. Beider Köpfe sollten fallen unter dem Yatagan der Tschauschen, als Mustapha-ben-Ismael und Moghzelli, Aga der Smelas*), beschlossen sie zu retten. Der Stamm der Haschems, dem die beiden Gefangenen angehörten, gehörte zum Maghzen Mustapha's, und dieser Umstand bestimmte letztern wahrscheinlich zu dem edelmüthigen und von seiner Seite ganz freiwilligen Schritt, sich für den Vater und Sohn zu verwenden. In seinem und Moghzellis Namen machte er der Gattin des Beys Hassan bedeutende Geschenke, diese willigte ein, sich für Mahiddin und seinen Sohn bei ihrem Gemahl zu verwenden, und brachte es, wenn gleich nicht ohne Mühe, dahin, daß beiden das Leben geschenkt wurde. Der Marabut und sein junger Sohn kamen mit einem Jahr Gefangenschaft weg, nach dessen Verfluß ihnen Mustapha-ben-Ismael die Freiheit verschaffte, indem er sich bei dem Bey für die Unterwürfigkeit und den Gehorsam Mahiddins verbürgte.

Mustapha hatte geglaubt, bei dieser Gelegenheit die Pflicht eines Herrn gegen seinen verfolgten Vasallen zu erfüllen, und eines Tages nahm dieser Vasall, das schwache Kind, das ihm kein Mißtrauen hatte einflößen können, das Scepter in die Hand, und befahl seinem Herrn mit stolzer Stimme das Knie zu beugen, und ihm als seinem gesetzmäßigen Herrscher zu gehorchen. Dieß erklärt hinreichend den tiefen, tödtlichen Haß, welcher den alten Aga gegen den Sohn Mahiddins beseelte. Er dachte nie ohne die äußerste Wuth an die unglückliche Zeit, wo er ihm das Leben gerettet hatte. „Wie könnt ihr verlangen," rief er voll Groll und Erbitterung, „daß ich den Mann, der sich einst' glücklich schätzte mit meinen Dienern zu essen, als meinen Souverän anerkennen soll." Wirklich waren auch der Marabut und sein Sohn während ihres Aufenthaltes in Oran häufig in das Haus des mächtigen Aga gekommen, natürlich aber daselbst als sehr untergeordnete Personen be-

*) Diese bilden mit den Dualen noch jetzt den Maghzen der Franzosen in der Provinz.

handelt worden, und hatten in der Küche mit der Dienerschaft des arabischen Oberbefehlshabers gegessen.

Kurze Zeit nach dieser Gefangenschaft unternahm Mahiddin und sein Sohn die Pilgerschaft nach Mecca, und Bey Hassan begann einen Feldzug gegen Mohammed Tedschini, den Beherrscher von Ain-Madhi, einer tief im Innern gelegenen Stadt, den Bruder jenes andern Tedschini, der später einen erbitterten Kampf gegen Abdel-Kader erhob und mehr als einmal seiner Macht und seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Mohammed Tedschini hatte sich gegen die Macht des Bey offen empört, und ein von diesem bis unter die Mauern von Ain-Madhi verfolgter Kriegszug war gänzlich mißglückt. Hassan hatte die Stadt 14 Tage lang blokirt gehalten, dann aber sich genöthigt gesehen, mit Zurücklassung vieler Todten und einer noch größern Anzahl von Verwundeten die Belagerung aufzuheben. Ermuthigt durch diesen Erfolg, wagte Mohammed Tedschini, angereizt durch die Haschems, diese ewigen Empörer, bald darauf die heilige Stadt Mascara einzuschließen: er nahm eine der Vorstädte dieses durch eine türkische Besatzung vertheidigten Orts, und begann nun eine regelmäßige Belagerung. Auf diese Nachricht eilte Hassan von Oran herbei der Stadt zu Hülfe; kaum hatte das Gewehrfeuer begonnen, als diejenigen Haschems, welche zu Fuß fochten, die Flucht ergriffen, so daß bei Tedschini nur 1500 Reiter ihres Stammes und 250 Mann blieben, die er selbst aus Ain-Madhi herbeigeführt hatte. Dennoch hielt er Stand, stellte seine Truppen im Viereck auf, und behauptete sich längere Zeit gegen die ungestümen Angriffe der Armee des Bey; endlich aber brach der arabische Maghzen, Mustapha und sein Neffe El Mezari an der Spitze, in das Viereck ein, und hieb die Empörer nieder. Tedschini, der vom Pferde gestürzt und lebend unter einem Haufen von Todten begraben war, wurde nach der Schlacht aufgefunden und an seiner ungeheuren Corpulenz leicht erkannt. Ein Aga der Smelas tödtete ihn mit einem Pistolenschuß, und sein Kopf, den Hassan mit 500 Gold-Sultanis bezahlte, wurde an den Dey Hussein geschickt und trug Hassan prächtige Geschenke ein.

Mustapha gedachte stets mit Vergnügen dieses blutigen Kampfes, in welchem er verwundet worden war und Wunder der Tapferkeit gethan hatte. Wenn man ihn irgend darum bat, erzählte er umständlich die Einzelheiten dieses Gefechtes und das tragische Ende des unmäßig dicken Tedschini.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Adserbeidschan.

(Nach einem Privatschreiben aus Tebris vom 4 Mai d. J. Litt. Gaz. 1 Jul.)

Wir befinden uns seit 15 oder 16 Tagen in fortwährender Unruhe wegen der häufigen Wiederkehr von Erdstößen, die zum Glück bis jetzt ohne Schaden abliefen. Der erste ziemlich heftige Stoß trat am 18 April ein, und fast jeden Tag haben wir seitdem einzelne kleine Stöße gehabt. Am 19 April erfuhren wir, daß ein großer Theil der benachbarten Stadt Khoi durch den Stoß vom 18 in einen Schutthaufen verwandelt worden sey, und spätere Stöße haben dort das Unheil noch vermehrt. Viele Menschenleben müssen zu Grunde gegangen seyn, wahrscheinlich 500 bis 1000. Zum Glück war, als der Stoß eintrat, ein bedeutender Theil der Bevölkerung außerhalb ihrer Häuser, weil gerade ein sehr beliebter Mollah begraben wurde. Auch andere Städte in der Nähe der türkischen Gränze haben bedeutend gelitten. Hier ist alles sehr in Unruhe, denn Tebris ist schon dreimal durch Erdbeben zerstört worden, das leztemal vor etwa 65 Jahren, ein Ereigniß, dessen sich manche noch wohl erinnern. Viele Menschen leben in den umliegenden Gärten unter Zelten.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Beim Schein der Blitze hatte ich eine ziemlich weite Vertiefung in einer Felsenwand entdeckt, die einigen Schutz gegen den Regen und Sturm, der immer heftiger tobte, versprach. Zum Glück führte ich den Entschluß, in dieser Vertiefung mich so gut wie möglich für die Nacht einzuquartieren, sofort aus, denn kaum hatte ich mich und mein ermüdetes Thier hier in Sicherheit gebracht, als ich über meinem Haupte vom hohen Felsen herab ein so furchtbares Getöse hörte, daß ich anfangs nicht anders glaubte, als das ganze Gebirge würde von einem Erdbeben geschüttelt. Ein ungeheurer Felsenblock, mehrere hundert Centner schwer, hatte sich oben vom Felsen gelöst und wälzte sich, Bäume und Gebüsche niederschmetternd, vom steilen Abhange herab. Er schlug kaum zwanzig Schritte von der Stelle nieder, wo ich noch vor wenigen Augenblicken gehalten hatte. Obgleich mein Zustand in dieser Nacht nichts weniger als comfortable und ich, bis auf die Haut durchnäßt, von Kälte, Hunger und Ermüdung erschöpft und von mancherlei Gefahren umringt war, so hielt diesen Unannehmlichkeiten dennoch ein Gefühl das Gleichgewicht, das aus einer Mischung von Bewunderung und schauerlicher Freude bestand, wenn ich den Blick über die wilde und im Kampfe begriffene Natur schweifen ließ. —

Endlich dämmerte der mit Ungeduld erwartete Morgen und ich schickte mich zur Weiterreise an. Mein Thier war zu abgemattet, als daß ich es hätte besteigen können: ich führte es am Zügel, und nur mit großer Mühe konnte ich mir Bahn durch den fast grundlos gewordenen Weg und die Verwüstungstrümmer brechen, welche das Unwetter überall zurückgelassen hatte. Besonders war der Uebergang der angeschwollenen und reißend gewordenen Waldbäche mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Aber auch mich hatte das Unwetter sattsam zugerichtet: meinen Hut hatte der Sturm entführt, meine Kleidung triefte und war allenthalben mit Koth bespritzt. Das Wetter war indessen wieder freundlich geworden und die erwärmenden Sonnenstrahlen machten meine halberstarrten Gliedmaßen bald wieder geschmeidig. Nach drei langen Stunden erblickte ich endlich eine seitwärts liegende Fazenda und langte dort in kurzer Zeit an.

Die Eigenthümerin, eine Wittwe, deren Lenz längst verblüht war, empfing mich zwar mit Verwunderung (wahrscheinlich über meinen desolaten Aufzug), aber auch mit viel gutmüthiger Freundlichkeit, und als ich ihr mein Abenteuer der verflossenen Nacht erzählte, bezeigte sie

mir mit der den Bewohnern dieses Südlandes eigenen Lebhaftigkeit ihr herzliches Mitleiden. Sie versicherte, noch nie ein so furchtbares Unwetter erlebt zu haben, hinzufügend, daß es ihr fast wie ein Wunder erscheine, wie ich noch so glücklich den mir jeden Augenblick drohenden Gefahren entronnen sey. „Ich glaubte nicht anders,“ fuhr sie fort, „als daß unser Haus jeden Augenblick über uns zusammenstürzen würde, allein die heilige Jungfrau sey gepriesen! der Sturm hat nur ein Nebengebäude niedergerissen.“

Die gute Dame bewirthete mich alsdann mit einem Frühstück, das in Europa theuer genug zu stehen kommen würde: sie ließ nämlich ein halbes Dutzend der grünen Papagaien braten, die in unabsehbaren Zügen in den Wäldern Brasiliens leben und durch ihre Gefräßigkeit und mehr noch durch ihre Verwüstungen den Maisfeldern verderblich werden. Ihre Züge, gleich denen der Wandertaube in Nordamerika, verfinstern die Luft, und man kann auf einen Schuß ein Dutzend und mehrere erlegen. Das Fleisch dieses in Europa als Luxusartikel gehaltenen Vogels ist keineswegs unangenehm, und besonders sind die Suppen davon sehr nahrhaft.

Nachdem ich meine Kleider gewechselt und meiner Eßlust genügt hatte, lud mich die Wirthin ein, einige Stunden von den Anstrengungen der vergangenen Nacht auszuruhen. Ich versank denn auch bald in einen so tiefen Schlaf, daß ich erst nach einigen Stunden erwachte. Ein Schwarzer lud mich jetzt zum Mittagessen ein und hier lernte ich den Sohn der Wittwe, einen jungen Mann von 20 Jahren, kennen, der mir ebenfalls sein Bedauern über mein nächtliches Erlebniß ausdrückte, an das ich kaum mehr dachte.

Da mir die Wirthin eben nicht in glänzenden Vermögensumständen zu leben schien, so bot ich ihr für die mir gewordene Verpflegung eine Vergütung an, allein dieß war ein Mißgriff: sie schien fast böse darüber zu werden und wies jede Entgeltung entschieden zurück. — Den Weg zur Fazenda des Dom Gonsalvez de T. hatte ich, wie man mir hier sagte, verfehlt, doch erbot sich der Sohn, mich eine Strecke Weges zu begleiten. Auch versah mich dieser mit einem andern Hute, da in dieser Gegend für Geld keine Kopfbedeckung aufzutreiben gewesen seyn würde.

Der Tag neigte sich zu Ende, als ich die Fazenda des Dom Gonsalvez de T., ein ziemlich stattliches Gebäude, mit den sie umgebenden Negerhütten erblickte. In der Nähe derselben sprengte feldauswärts ein rüstiger Fünfziger auf mich zu, aus dessen Anzug ich auf einen vornehmern Stand schließen konnte. Es war der Eigenthümer selbst, wie ich bald nach angeknüpftem Gespräche erfuhr. Nachdem ich mich ihm als Deutschen mit dem Hinzufügen zu erkennen gegeben, daß ich die Bekanntschaft seines Sohnes, der auf einer deutschen Universität studirt haben sollte, zu machen wünschte, hieß er mich mit vieler Herzlichkeit und mit der Versicherung willkommen, daß sowohl ihm, wie seiner Familie mein Besuch höchst angenehm seyn würde.

Als wir auf der Fazenda ankamen, hörten wir, daß die Gemahlin und Kinder des Eigenthümers nach einer benachbarten, einige Leguas entfernten Fazenda zum Besuche gefahren und noch nicht zurückgekehrt wären. Dom Gonsalvez ließ einige Erfrischungen und guten Portwein kommen, und wir nahmen im Schatten eines gigantischen Sapucayabaumes in der Nähe einer Gruppe von Orangenbäumen Platz, deren Blüthen die Luft mit dem köstlichsten Aroma erfüllten. Die Sonne sank hinter die Berge hinab und ihre letzten Strahlen vergoldeten die ruhige, mit den üppigsten Tropengewächsen geschmückte Landschaft, die, auch hier in chaotischer Unordnung schlummernd, ihre wilde, von menschlicher Hand und Kunst nur wenig geordnete Schönheit entfaltete.

Die Neger kehrten jetzt aus dem Felde zurück und küßten der Reihe nach ihrem Gebieter die Hand, ein Ceremoniell, das im Innern Brasiliens allgemein beobachtet zu werden pflegt, und theils als ein Zeichen der Demuth, Treue und des Gehorsams betrachtet wird, theils aber deßhalb geschieht, damit ihr Gebieter eine Controle über die Unglücklichen führen und sogleich wissen kann, ob nicht irgend einer in die Wälder entflohen ist. Wie ungerecht scheint doch hienieden das Schicksal seine Loose vertheilt zu haben: um einer einzigen Familie die Genüsse, die der Reichthum gewährt, verschaffen zu können, werden einige Hundert menschlicher Wesen auf eine Stufe herabgewürdigt, die in der That nicht viel höher ist, als auf welcher das Lastthier steht. Der Neger ist ganz der Willkür seines Herrn überlassen, und die Gesetze gewähren ihm keinen Schutz. Ohne Unterricht in der Religion und andern Kenntnissen wächst er ohne alle Erziehung auf; ja, anstatt die Keime zu pflegen, welche in der Seele der unglücklichen Sklaven schlummern und die oft herrliche Blüthen und Früchte tragen würden, sucht man diese beklagenswerthen Opfer christlicher Barbarei vielmehr in der größten Unwissenheit und durch Schreckbilder aus dem finstersten Gebiete des Aberglaubens in ihrer schmachvollen Knechtschaft zu erhalten.

Dom Gonsalvez war übrigens ein gesprächiger, lebensfroher Mann, dem das Hofleben nicht, wie den meisten seiner Trabanten, wenn sie alt werden, das Herz zusammengeschnürt und es für reinere und stille Freuden unzugänglich gemacht hatte. Er wurde immer geschwätziger, und bald war ich mit seiner Lebensgeschichte bekannt, worin allerdings keine historisch wichtigen Momente vorkamen, das aber doch für mich Interesse hatte, und deren flüchtige Umrisse ungefähr folgende sind: Dom Gonsalvez stammte aus einer alten portugiesischen Familie und trat früh als Page in Hofdienste. Als Napoleon mit seinen Schaaren die pyrenäische Halbinsel überzog und der portugiesische Hof, auf Englands Rath und unter seinem Schutz, nach Brasilien flüchtete, begleitete er, damals noch im Knabenalter, den König Johann IV in dieses ferne Land. Nach der Rückkehr des Königs nach Portugal hatte ihm der Kronprinz Dom Pedro sein Vertrauen geschenkt, und als sich dieser später aus bekannten Gründen an die Spitze der Revolution stellte, welche die Unabhängigkeit Brasiliens vom Mutterlande und den Eintritt desselben als Kaiserreich in den Kreis selbstständiger Staaten zur Folge hatte, wurde er zu dem Posten eines Oberkammerherrn bei der verstorbenen ersten Gemahlin des neuen Kaisers, einer österreichischen Prinzessin, befördert. Diese vortreffliche Frau, die sich durch Gründung mancher Wohlthätigkeits- und anderer gemeinnützigen Anstalten ein bleibendes Denkmal in jenem fernen Lande errichtet hat, hatte ihm den Rath gegeben, seinen Sohn zur wissenschaftlichen Ausbildung auf eine deutsche Universität zu schicken. Diesen Rath hatte er beherzigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die niederdeutsche Sprach- und Literaturgesellschaft (taal-en letterkundig genootschap) zu Brüssel hat eine Preisfrage ausgeschrieben über die Worte, welche im östlichen (holländischen) Niederdeutsch, aber nicht im westlichen (flämischen) vorkommen, und umgekehrt. Der Zweck ist, beide Dialekte durcheinander zu ergänzen, ohne zu fremden Worten die Zuflucht zu nehmen. (Amst. Hand. 5 Jul.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1843.

Krankheiten in Centro-Amerika.

(Aus Oberst Puydts Bericht.)

Die Zahl der Krankheiten ist in Centro-Amerika weit geringer, als in vielen Ländern Europa's; was auch immer davon die Ursache seyn möge, die Thatsache steht fest und ist von den spanischen Aerzten anerkannt. Im allgemeinen sind alle Leiden, die aus einer Unterdrückung der Transpiration entstehen, in Centro-Amerika fast unbekannt. An den nördlichen und südlichen Küsten schwitzt man bei der geringsten Bewegung viel, und in gewissen Tageszeiten selbst wenn man stille sitzt; dennoch ist man gar keiner Erkältung ausgesetzt, weil sich die Luft nicht merklich abkühlt und die atmosphärischen Veränderungen vom Tage zur Nacht nicht groß sind.

Die Indier, welche auf der Reise schwere Lasten tragen, ruhen auf dem Marsche an kühlen Orten aus, im Schatten von Bäumen und Felsen und am Ufer von Bächen; dort angelangt sind sie gemeiniglich mehr oder minder erhitzt, dennoch legen sie sich auf den Steinen des Ufers oder im Grase nieder; aber man befinde sich im Schatten oder an einem kühlen Orte, immer ist die Luft brennend heiß, was die Unterdrückung des Schweißes verhindert. Daher kommt es, daß die Indier selten an Erkältung, Seitenstechen oder Brustkrankheiten leiden.

Die gewöhnlichsten Krankheiten sind die des Magens; nicht unter den Indiern findet man sie, sondern in den großen Mittelpunkten der Bevölkerung, in Guatemala, San-Salvador ꝛc.; die Landleute haben zur Bekämpfung dieser Leiden ein Hausmittel, was aber überall gebraucht und auch von den Aerzten verordnet wird. Trotz des unmäßigen Gebrauchs der Spezereien in der spanischen Küche gehen die erwähnten Krankheiten selten in einen chronischen Zustand über; wenigstens hat man uns in Guatemala versichert, daß durch Anwendung jener Hausmittel eine schnelle Wiederherstellung herbeigeführt würde. Daraus könnte man schließen, daß mit diesen Krankheiten nur wenig Gefahr verknüpft ist.

Auch der Schlagfluß soll eine sehr seltene Krankheit seyn.

Das gelbe Fieber, welches während einer gewissen Zeit periodische Verwüstungen in den Vereinigten Staaten anrichtet, nachdem es gewisse Gegenden, wo es zuerst erschienen, verlassen hatte, wüthet noch alle Jahr in der Havana, in New-Orleans, in Charleston und an mehreren Punkten der Ostküste von Mejico. Es ist bekannt, mit welcher Gefahr diese Krankheit für die Europäer verknüpft ist, welche zum erstenmal sich unter den Tropen befinden, und man hat sich viel mit der Frage beschäftigt, ob die Küsten von Centro-Amerika dieser Geißel unterworfen seyen.

Seitdem das gelbe Fieber in Amerika bekannt ist, hat es sich niemals weder an den Küsten noch im Innern von Centro-Amerika gezeigt; die Meerenge zwischen dem Cap Antonio von Cuba und dem Cap Catoche des Yucatan scheint die Gränze zu seyn, bei der diese Krankheit stehen bleibt.*) In Belise, einem Orte, der wegen der Ungesundheit seines Klima verrufen ist, und wo zuweilen intermittirende Fieber herrschen, von denen Neuangekommene vorzugsweise befallen werden, hat man nie die mindeste Spur des gelben Fiebers gesehen. Und doch steht Belise in beständigem Verkehr mit der Havana, der selbst dann nicht unterbrochen wird, wenn das gelbe Fieber in der zuletzt genannten Stadt herrscht; man trifft keine der in Europa üblichen Vorsichtsmaaßregeln, die Schiffe werden nicht untersucht, und es gibt keine Quarantaine-Anstalten.

Diesen Bemerkungen wollen wir noch hinzufügen, daß wir im vergangenen Monat Juni uns in Belise zur Reise nach New-York auf einem Fahrzeuge einschifften, welches von der Havana kam, wo es einen Theil seiner Ladung eingenommen hatte, die es in Belise zu vervollständigen gekommen war. Um dieselbe Zeit wüthete aber die Krankheit in der Havana mit voller Kraft; nichts desto weniger schienen sich die Bewohner von Belise nicht im mindesten über die Anwesenheit des gedachten Schiffs auf ihrer Rhede zu beunruhigen.

In Ysabal, dem Hafen von Guatemala, über den alle Waaren von Belise kommen, ist das gelbe Fieber niemals gewesen, und man trifft daselbst nicht mehr Vorsichtsmaaßregeln,

*) Dieß ist nicht richtig, denn in diesem Jahre hat sich die Krankheit an der Mündung des Magdalenenstroms gezeigt, und man fürchtete weiteres Vordringen. A. d. R.

als irgend anderswo, um den Einbruch der Krankheit zu verhüten.

Wir halten es nicht für nöthig, bei den übrigen Krankheiten zu verweilen; es gibt in Centro-Amerika keine, die nicht auch in Europa vorkäme; auch nicht eine einzige, welche in Amerika einen gefährlicheren Charakter, als anderswo, annähme. Die Bewohner des Landes haben im allgemeinen eine gute Constitution, und aller Orten, wo wir gewesen sind, sahen uns die Leute wohl und munter aus und boten alle äußeren Merkmale einer vorherrschenden guten Gesundheit dar. Davon zeugt auch die Zahl der Aerzte, die im Verhältniß zur Volksmenge sehr gering ist.

Mustapha-ben-Ismael.

(Fortsetzung.)

Der Fall Hussein Dey's und die Einnahme von Algier durch die Franzosen, die kurz darauf eintraten, hatten eine allgemeine Verwirrung zur Folge. Die Stämme, des türkischen Jochs müde, ergriffen die Waffen und blockirten Oran. Der Maghzen blieb zwar treu, war aber zu schwach an Zahl, um sie zurückzuwerfen. Unter diesen kritischen Umständen war der Gouverneur Hassan selbst der erste, welcher eine französische Garnison verlangte, um Oran und das Fort Mers-el-Kebir in Besitz zu nehmen; ein französisches Regiment erschien vor der Stadt, deren Thore der Bey unverzüglich öffnete. Die Türken zerstreuten sich sodann in der Provinz, und Hassan schiffte sich nach Kleinasien ein: die Truppen Mustapha's, d. h. die Duairs, Smelas und Haschem Garabas, *) welche während der Blokade sich innerhalb der Mauern von Oran gehalten hatten, benützten den Augenblick, wo die Türken die Stadt räumten, um alles zu plündern was der ehemaligen Regierung gehört hatte; sie waren übereingekommen, die Beute nach einem Gehölz auf dem Gebiet der Duairs zu schaffen, um dort zu theilen; als aber die Smelas und Haschems dahin kamen, wurden sie von den Duairs mit Flintenschüssen empfangen, und die letztern eigneten sich die Beute allein zu. Diese Treulosigkeit hatte die ernsthaftesten Folgen: nicht nur standen die Duairs nach jener Zeit fast ganz vereinzelt, sondern die Auflösung des Maghzen war eine Folge davon, und eben damit auch die Wiederkehr der Anarchie, welche in kurzem die Araber unter die Herrschaft der Familie Mahiddin brachte.

Der Kaiser von Marocco wollte seinerseits die Unordnung benützen, und sich einiger festen Plätze in der Provinz bemächtigen. Sein General Muley Ali fiel in das Beylik ein, erhielt die Unterwerfung mehrerer Stämme, drang bis in die Provinz Tittery vor, und setzte maroccanische Gouverneure in Medeah und Milianah ein. General Boyer, der in Oran commandirte, konnte sich daselbst nur mit Mühe halten, und dem Sturm nicht Trotz bieten. Jetzt trat Mustapha-ben-Ismael auf, vereinigte die Duairs, Smelas und Beni-Ammers, fiel über die Maroccaner her, und jagte sie über ihre Gränzen zurück. Nun versuchten letztere die Bestechung, und es gelang ihnen auch die Smelas und Beni-Ammers von der Coalition zu trennen, Mustapha wurde zu einer Friedensunterhandlung eingeladen, und auf derselben verrätherischer Weise gefangen genommen. Jetzt trat aber Frankreich dazwischen, und verlangte, daß der Kaiser auf die Provinz Oran verzichten solle. Die kurz vorher gegangene Einnahme Algiers gab diesen Worten Gewicht, die maroccanischen Truppen räumten das Beylik, und Mustapha-ben-Ismael wurde in Freiheit gesetzt.

Als er zu seinen Duairs zurückkam, sah er mit Schmerz, daß eine neue furchtbare Macht in seiner Abwesenheit erstanden war, und bereits über einen großen Theil der Stämme sich ausdehnte. Dieß war Abdel-Kader, den sein Vater Mahiddin den Stämmen als denjenigen bezeichnet hatte, der sie von der Herrschaft der Ungläubigen befreien und die Macht der Araber wieder erheben solle. Die erste Folge dieser Vorhersagung war ein ungestümmer Angriff auf Oran an der Spitze von 10 bis 12,000 Mann. Dieser blinde Angriff scheiterte, denn weder die Zahl noch der Muth konnten den Mangel an Taktik und an Belagerungsgeschütz ersetzen, aber Abdel-Kader wußte den Eindruck des Mißlingens durch den bewiesenen Heldenmuth auszulöschen. Er war stets unter den vordersten Reihen und setzte sich aus wie der gemeinste Reiter. Oefters wagte er sich bis unter die Mauern der Stadt unter einem Hagel von Kugeln, und da der Zufall wollte, daß er nicht verwundet wurde, so schlossen die Araber daraus, daß Gott ihn unverwundbar gemacht habe. Indeß fehlte dem Aufstand ein Mann des Kriegs; dieß war Mustapha, der jedoch, zurückgezogen unter seinem Zelt, ein unthätiger Zuschauer des Kampfes blieb. Es ist leicht zu ermessen, welcher geheime Gedanke den greisen Krieger von dem Kampfe abhielt. Sollte er sein weißes Haupt beugen unter das Joch seines ehemaligen Vasallen, der ihm sein Leben verdankte? Als jedoch Abdel-Kader in Mascara zum Oberhaupt der Stämme ausgerufen wurde und ihm den Befehl zusandte, sich bereit zu halten unter dem Banner des heiligen Kriegs (Dschehad) auszuziehen, gab sich Mustapha das Ansehen, als leiste er dem Befehl Folge. Er fühlte, daß hier Widerstand unmöglich sey, und wartete geduldig die Stunde ab, wo die Beweglichkeit des arabischen Charakters ihm Gelegenheit geben würde Rache zu nehmen. Bald trat auch eine Reaction gegen die Macht des Emirs ein. Mißvergnügt über seine Herrschsucht schlossen sich eine Menge Stämme insgeheim an den alten Aga an, den man als den einzigen Krieger ansah, der es mit dem neugebackenen Herrscher aufnehmen könne. Dumpfe Gerüchte, boshafte Bemerkungen und scharfe Lieder liefen bald unter den Stämmen um über die Tyrannei und die niedere Herkunft des neuen Herrschers. Abdel-Kader, dem dieß kein Geheimniß blieb, und der wohl wußte daß er im Kampfe gegen einen solchen Widerstand und gegen die französische Macht zugleich unfehlbar unterliegen müsse, schloß eilig mit General Desmichels einen Vertrag ab, der ihn als Emir anerkannte, und ihm eine mit dem Commandanten der

---

*) Die Haschem zerfallen in Garabas und Scheragas — so schreiben die Franzosen — was nichts als westliche und östliche bedeutet, von garb, der Westen und scherk, der Osten.

Provinz zum mindesten gleiche Gewalt einräumte. Das war allerdings mehr, als er hatte hoffen können. Nun brach aber auch ein Sturm gegen ihn aus, der ihn ohne den Schutz und die Hülfe seiner neuen Bundesgenossen vernichtet hätte.

Kaum war der Friedensvertrag unterzeichnet, so verweigerten ihm die Beni-Ammers den Zehnten, da der Krieg jetzt zu Ende sey. Beunruhigt hierüber schrieb der Emir an Mustapha-ben-Ismael, er solle mit den Duairs und Smelas gegen den widerspänstigen Stamm marschiren. Aber Mustapha hatte eben mit Beg-el-Ghomari, dem Häuptling des großen Stammes der Angad, ein Bündniß geschlossen, und antwortete auf die Befehle Abdel-Kaders mit einer Kriegserklärung. Auf diese Nachricht zog der Emir eilig gegen die beiden empörten, an der Sikak gelagerten Stämme, sein Vortrab wurde mit dem feindlichen handgemein und verjagte ihn, er selbst aber lagerte sich in der Nacht am Wed-Tisi, von wo aus er Mustapha am folgenden Tage zur Niederlegung der Waffen zu nöthigen hoffte, ehe derselbe sich noch mit den Angad vereinigen könne. Der Emir hatte etwa 2000, Mustapha nur 800 Reiter bei sich; nichtsdestoweniger griff letzterer noch in der Nacht an, brach in Abdel-Kaders Lager ein, warf alles vor sich nieder, und wenig fehlte, so wäre Abdel-Kader selbst in seine Hände gefallen. Vergebens suchte dieser der Unordnung und dem Schrecken der Seinigen zu steuern, alles ergriff die Flucht; ein Neger, nur dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, ritt auf Abdel-Kaders eigenem Roß davon, und dieser kam, fast allein und völlig entmuthigt in Mascara an, wie die Duairs behaupten, auf einem Esel, da er kein Pferd mehr fand. Zelte, Gepäck, selbst die Trommeln, dieses Zeichen des Oberbefehlshabers, alles fiel in die Hände der Sieger.

(Fortsetzung folgt.)

Neu aufgefundener Tempel in Unterägypten.

Das Echo du Monde Savant vom 6 Julius enthält den Auszug eines Briefes des französischen Generalconsuls in Alexandria an Hrn. Jomard vom 20 März d. J., worin folgendes gemeldet wird. „Sie wissen, daß östlich von Alexandria, rechts an der Straße nach Rosette, ein kleiner See sich befindet, der von dem See Mariut nur durch den Mahmudieh-Canal getrennt ist. Seine Gewässer bespülen fast die Mauer der alten Stadt, traten aber kürzlich zurück und ließen ganz nahe an einer alten Straße die Reste eines Tempels frei, der durch Granitsäulen und zwei kolossale Statuen von demselben Stein gestützt war. Die Stelle des Tempels correspondirt genau mit dem Ausgang einer der großen Straßen, welche Alexandria durchschneiden. Dieser Tempel hatte 80 Metres Länge und man findet noch die Stumpen von 14 Säulen; der längste ist jedoch nicht über 4 Metres. Die Dimensionen der Statuen sind, wie folgt: Kopfputz 1,60 Metres, Länge des Gesichts von der Stirne bis zum Kinn 0,60 Metres, Tiefe der Statue an der Brust 1,20 Metres. Leider ist der Monolith, in den sie ausgehauen waren, jetzt in sieben oder acht Stücke zerbrochen. Die Art von Kopfputz an einer der Statuen scheint anzuzeigen, daß es ein Bild von Jupiter Ammon war.“

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Als die erste Gemahlin Dom Pedro's aus dem Leben schied, war es schon seine Absicht gewesen, dem Hofleben Valet zu sagen, allein dieses gelang ihm erst nach der Abdankung des Kaisers Dom Pedro I. Mit den neuen Machthabern, den Regenten und Vormündern des jungen Kaisers, die nach Abgang seines Vaters das Heft der Regierung ergriffen, lebte er auf gespanntem Fuße, weßhalb er denn auch mit Heiterkeit und ohne Schmerz vom Schauplatze des Hoftreibens abtrat, und als Freund der Natur in dieser zwar abgeschlossenen, aber romantischen Wildniß sich niederließ, wo er, sich nur auf den Kreis seiner Familie und weniger Freunde beschränkend, ein froheres und glücklicheres Leben zu führen versicherte, als auf dem schlüpferigen Boden, der die Throne gemeiniglich zu umgeben pflegt.

Wir hörten jetzt aus der Ferne die kreischenden Mißlaute, die ein brasilischer Karren hervorbringt und die uns die Heimkehr der Familie ankündigten. Im Innern des Landes kennt man keine Kutschen, Carrossen, Gigs u. dgl., von welchen man aus Mangel an fahrbaren Wegen auch keinen Gebrauch machen kann. Das einzige Vehikel, mit dem zuweilen die Reise zu einer benachbarten Fazenda bewerkstelligt werden kann und zur Benutzung der Damen dient, ist ein plumper, schwerfälliger mit zwei breiten Rädern versehener Karren, der an den Seiten und oben zur Abwehrung der Sonnenstrahlen mit Matten verdeckt ist. Sitze sind nicht vorhanden, sondern die Damen nehmen auf ausgebreiteten Matten Platz. Ein solches Fuhrwerk wird mit 6 bis 10 Ochsen bespannt und bewegt sich langsam, aber sicher. Die breiten Räder verhindern das Umwerfen, selbst auf dem unebensten und sumpfigsten Terrain. Das Umwälzen dieser Räder um ihre ungetheerten Achsen verursacht ohrzerreißende, kreischende Mißtöne, die man in großer Entfernung hören kann. Also war auch das Gespann, dessen sich die Gemahlin und Kinder eines reichen brasilischen Pflanzers und frühern Oberkammerherrn bedienten.

Dom Gonsalvez und ich gingen den Ankommenden eine Strecke entgegen, und da die Dämmerung angebrochen war, so begannen die Fledermäuse ihr Wesen. Ich schoß unterwegs mehrere, worunter auch der dunkelbraune Zungenfresser (Glossophaga ecaudata) sich befand. Er hat eine sehr lange, dehnbare, gerollte mit wulstiger Einfassung versehene Zunge, die zum Saugen eingerichtet ist. Diese Gattung der Fledermäuse, welche 36 Zähne haben, heißt bei den Eingebornen os sanguesugues (die Blutsauger), da sie sehr begierig auf das Blut der Menschen und Thiere sind; sie sind inzwischen nicht gefährlich, da sie sich mit etwa einem Loth Blut begnügen.

Die Familie meines Wirthes bestand aus seiner Gemahlin, einem Sohn und zwei Töchtern. Der Sohn drückte mir mit Wärme die Hand, und als er hörte, daß ich ein Deutscher wäre, gab er seine ungeheuchelte Freude zu erkennen. Er zog mich sogleich mit sich, den übrigen voraneilend, und sagte in reinem Deutsch: „Wie freue ich mich, einen gebildeten Deutschen hier in unsern Urwäldern zu sehen und gastlich aufnehmen zu können. Ich habe in Deutschland schöne Stunden verlebt und die Erinnerung an sie wird keine Zeit aus meinem Gedächtnisse

tigen. Kommen Sie; Sie werden alte Freunde und Bekannte oder die „besten Rathgeber“ auf meinem Zimmer finden, aber todte, wie der portugiesische König Alfonso seine Bücher zu nennen pflegte.“

In der That fand ich auf dem Zimmer des jungen Brasiliers, der in Göttingen und Paris seine Zeit wohl benutzt zu haben schien, die besten deutschen und französischen Dichter und Schriftsteller, was mich um so angenehmer überraschte, da die portugiesische Literatur ungemein dürftig und der Buchhandel höchst unbedeutend ist. Ich gab dem jungen Mann zu verstehen, daß es ein verdienstliches und ehrenvolles Geschäft seyn würde, durch Uebersetzungen der bessern deutschen Werke die portugiesische Literatur zu bereichern. Dagegen wandte er ein: „Ich habe schon oft selbst daran gedacht und z. B. mit Rottecks Weltgeschichte den Anfang gemacht, allein so armselig ist der portugiesische und brasilische Buchhandel, daß ich keinen Verleger auftreiben würde, der zur Herausgabe eines solchen Werks Unternehmungsgeist genug besäße.“ Er zeigte mir sodann einige Bruchstücke dieser Uebertragungen, die ich nach angestellter Vergleichung mit dem Original für sehr gelungen hielt. Die portugiesische Sprache, wenn sie unter geschickten Händen ist, hat viele Vorzüge und Schönheiten. Mit großem Reichthum verbindet sie Kürze, Kraft und Bestimmtheit. Von allen Töchtern der lateinischen Sprache gleicht sie der Mutter am meisten.

Von deutschen Sitten und Gebräuchen hatte der junge Brasilier sich manches angeeignet. Lange und kurze Pfeifen von allen möglichen Formen waren zu Dutzenden vorhanden, und es dauerte auch nicht lange, so war das ganze Zimmer in Tabakswolken gehüllt. Uebrigens paßte die Schilderung des Miliz-Majors nicht auf ihn: das Burschikose hatte er größtentheils abgelegt, und obgleich er ein sehr aufgeräumtes Temperament besaß, so lag doch jetzt viel Gesetztes in seinem Benehmen.

Am meisten aber interessirte mich eine Sammlung ausgestopfter Vögel, in welcher sich einige merkwürdige befanden. Ich zählte sechzehn verschiedene Arten Colibris, worunter der stolze und stahlglänzende (trochilus superbus und tr. chalybeus), ein Exemplar der schönen Bisamente, der in kleinen Trupps in den Wäldern lebende, gestreifte, mit rothglänzendem Federbusch geschmückte Manakin von der Größe unseres Zaunkönigs, der Jubiru, ein Stelzenläufer und Sumpfvogel, der an Lebensart, Sitten und Körpergestalt den Störchen gleicht, und eine Menge anderer, die sich fast insgesammt durch ein prachtvolles und buntes Gefieder auszeichneten.

Wir wurden jetzt zur Abendtafel gerufen, und der erste Blick sagte mir, daß der Wirth sich in den höhern Kreisen bewegt haben mußte. Das Tafelgeschirr war von massivem Silber, zwei Schwarze in goldbordirter Livré, aber barfuß, warteten auf, und alles war mit einer Eleganz angerichtet, wie man es im Innern bei einem gewöhnlichen Fazendeiro nicht findet. Auch war der Tisch reichlich und mit auserlesenen Gerichten besetzt und an Portwein kein Mangel. Den Damen mußten wir von Deutschland und Europa, der dortigen Lebensweise und dergleichen erzählen, und sie lachten herzlich, wenn wir uns in deutscher oder französischer Sprache unterhielten, denn sie wünschten die fremdartigen Laute dieser ihnen unbekannten Idiome zu hören.

Am andern Morgen wurde ich durch ein lautes Gespräch aus dem Schlummer geweckt, das ich mir anfangs nicht zu erklären vermochte. Der Inhalt war folgender:

A. oh, rapaz! (o Jüngling!)
B. que querres? (was willst du?)
A. vamos caçar (laßt uns jagen gehen)
B. olhe, veado, veado! (seh' da, ein Reh, ein Reh!)
A. paff, paff.
B. moréo, moréo (es ist todt, es ist todt)

und nun erfolgte ein Unisono von Hallos, eines über das andere, daß das ganze Haus wach werden mußte. Ich stand auf, um mich nach diesen unberufenen Störenfrieds umzusehen, und erblickte dann zu meinem nicht geringen Ergötzen zwei kleine, gut abgerichtete Papagaien von der Größe eines Sperlings, welche mit ihren Kettchen an den Beinen außerhalb des Fensters placirt waren und ganz ernsthaft jenes Zwiegespräch hielten.

Als ich in den Hof hinunter ging, überraschte mich ein anderes, nicht weniger interessantes Schauspiel: ein gezähmter Tapir ließ sich dort ganz ruhig von einem Neger füttern, und duldete gutmüthig allerlei Kurzweil, die man mit ihm trieb. Dieser rüsseltragende Vielhufer und plumpe Dickhäuter war ganz jung eingefangen und so zahm, daß er es sich gefallen ließ, wenn man ihm, wie einem Pferde, auf den Rücken sprang. Er hörte auf den Namen Sugu, schweifte tagelang in den Wäldern umher, badete sich in einem benachbarten Flusse und kehrte jeden Abend regelmäßig heim, um das für ihn bestimmte Lager einzunehmen.

Ich verweilte einen Tag, der gerade auf einen Sonntag fiel, auf dieser Fazenda. Am Nachmittag verheurathete Dom Gonsalvez mehrere heurathslustige Paare von seinen Negern. Hiebei werden jedoch wenig Umstände gemacht, und man hält die Dazwischenkunft eines Geistlichen für ganz überflüssig. Der Herr läßt die Ehestandscandidaten der Reihe nach paarweise vor sich erscheinen und redete sie ungefähr so an: „diese ist von jetzt an deine Frau, mit der du Kinder zeugen magst, und dieser ist von jetzt an dein Mann, und wenn du dich fortan mit einem andern abgibst, so gibt es — Schläge.“ Das letzte Wort wird nicht ausgesprochen, sondern pantomimisch durch eine leicht verständliche Handbewegung ausgedrückt, wobei mit dem Zeige- und Mittelfinger ein Laut hervorgebracht wird, der dem Klatschen der Peitsche gleicht. Nach dieser kurzen und bündigen Ermahnung wird das Zeichen des Kreuzes geschlagen, und das Paar, das seinem Gebieter die Hände küßt, ist durch die Ehe miteinander verbunden. Auf diese Weise hatte Dom Gonsalvez binnen einer halben Stunde acht bis zehn Paare zusammengegeben. Hierauf ließ er ihnen ein Fäßchen Branntwein mit der Aufforderung reichen, sie sollten sich einen lustigen Tag machen. Bald war denn auch der ganze Negerhaufen versammelt, und Jung und Alt tanzte und sprang lustig durcheinander. Die Neger sind ein aufgewecktes, den sinnlichen Genüssen sehr ergebenes Völkchen. Können sie bei einem Glase Branntwein und den einfachen Tönen ihrer selbst erfundenen Instrumenten mit ihren schwarzen Herzensköniginnen tanzen, so sind sie die glücklichsten Menschen, alle Leiden ihres elenden Daseyns vergessend. Ihre Tänze sind gewöhnlich von sehr unzüchtigen Bewegungen begleitet, so wie man überhaupt Keuschheit unter beiden Geschlechtern nicht suchen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Gold in Brasilien. Nach den von Hrn. Clausen (Bulletin de l'acad. royale de Bruxelles Tom. VIII.) gesammelten Nachrichten liefert Brasilien, das einst so reich an Gold war, jetzt nur noch 10 bis 12,000 Mark jährlich. (Echo du Monde Savant vom 1 Jul.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Charakteristik der Perser.

Man hat oft behauptet, die Perser wären das gebildetste Volk des Orients und ich habe mich bemüht, ihre Ansprüche auf diese Auszeichnung zu erforschen; aber ich habe nirgends einen vernünftigen Grund dazu gefunden. Wenn man unter Bildung nichts versteht als ein höfliches Betragen gegen Leute von höherem oder gleichem Range, die häufige Anwendung von Complimenten im Gespräch und ein strenges Festhalten an Formen und Ceremonien, dann kann man allerdings sagen, daß die Perser einige Ansprüche auf diesen Vorzug haben. Wenn man aber unter jenem Wort die Urbanität und Freundlichkeit sowohl gegen einander als gegen Fremde von allen Ständen versteht, die aus Herzensgüte entspringt und auch die rauhern Pfade des Lebens ebnet, die eine fortgesetzte Ausübung zarter Aufmerksamkeit gegen Fremde erfordert, gutmüthige und uninteressirte Dienstleistungen gegen gleichgültige Personen, Nachsicht gegen unabsichtliche Beleidigungen von Untergebenen und selbst von Feinden, kurz einen Mangel an Egoismus und ein Zartgefühl gegen alle Menschen; wenn man unter Bildung etwas dem Aehnliches versteht, dann besitzen es die Perser, welchem Stande sie auch angehören mögen, gewiß nur in sehr geringem Grade.

Eine gewisse Höflichkeit findet man ohne Zweifel unter den höhern Ständen aller cultivirten Nationen; aber meiner Meinung nach mögen wohl die meisten vornehmen Asiaten, welchem Lande sie auch angehören, eben so höflich seyn als die vornehmen Perser. In Hindostan ist dieß allerdings der Fall, die arabischen Anführer, mit denen ich zusammengetroffen bin, waren ebenfalls nicht weniger höflich, wenn auch ihre Sitten von den persischen etwas verschieden waren, und wenn ich mich nicht irre, so schreibt man den Türken ebenfalls eine gewisse ernste Höflichkeit zu. Meiner Meinung nach verdanken die Perser den Ruhm der Höflichkeit mehr dem Wesen und Geist ihrer Sprache als einer andern Ursache; sie enthält weit mehr Hyperbeln und Metaphern als die andern orientalischen Sprachen, und die gewöhnlichen Redensarten im täglichen Umgange sind, wenn man sie wörtlich nimmt, fast nichts als sinnloser Bombast. Wenn man einen Perser besucht, so wird er mindestens sagen, er sey der Sklave seines Gastes und dieser könne über sein Haus und alles darin Enthaltene, ja über die Stadt und das ganze Land nach seinem Gefallen disponiren. Was man nur zufällig beachtet, Pfeifen, Pferde, Kleider, alles ist ein Geschenk für den ehrenwerthen Gast; aber Niemand hält diese oder eine andere ähnliche Versicherung für wahrer als den ganz gehorsamsten Diener am Schluß eines europäischen Briefes. Diese Fluth von Höflichkeitsformeln verschwenden sie aber keineswegs an Jedermann; sie bedienen sich ihrer wie der Sonntagsgewänder nur bei solchen Personen, vor denen sie Achtung und Furcht haben; so wie sich diese Verhältnisse ändern, tritt die Wahrheit hervor, und die flüchtige Begrüßung, die laute befehlshaberische Stimme, und die ungemessenen, ja selbst derben Bemerkungen werden bald den Fremden überzeugen, wie unwahr und unnatürlich die Begegnung war, die ihm zu Theil wurde. Ich spreche aus Erfahrung, denn ich selbst bin in beiden Lagen gewesen.

Wer glaubt, die untern Classen des persischen Volkes wären ebenso höflich als die höhern, der irrt sich meiner Ueberzeugung nach eben so sehr. Man bemerkt zwar in der Unterhaltung mit dem niedrigsten Stallknecht noch etwas von dem Zauber der persischen Sprache, und er beobachtet alle Ceremonien gegen seinen Freund eben so sorgfältig als sein Freund, der Großchan. Aber wenn man ihm nur einen Schritt weiter in das Treiben des Lebens folgt, so findet man, daß er in keiner Weise über dem Bauer der andern Länder steht; manche Menschen der untern Classen, wie Kameltreiber, Stallbediente, Aufwärter zeigen in Wort und Werk wo möglich noch mehr Derbheit oder auch Brutalität, als die Menschen der ihnen entsprechenden Stände aller andern Länder, die ich je kennen gelernt habe. Die Perser sind allerdings leichtsinniger, fröhlicher und nicht so ernst als die meisten andern Asiaten; sie ergeben sich leichter der Freude und haben eine lebhaftere Phantasie als die Araber, Türken, Indier, Afghanen oder Tataren, und wegen dieser Lebhaftigkeit und ihres Leicht-

ſinus hat man ſie nicht mit Unrecht die Franzoſen Aſiens genannt; wenn man aber dieſen Vergleich auf Aehnlichkeit rückſichtlich der Bildung und der Sitten dieſer europäiſchen Nation ausdehnen will, ſo muß ich meiner Ueberzeugung nach gar ſehr widerſprechen.

Muſtapha-ben-Ismael.

(Fortſetzung.)

Nach dieſem glücklichen Schlage drückte Muſtapha dem General Desmichels ſeinen Wunſch aus, mit ihm einen Vertrag, ähnlich dem, wie ihn Abdel-Kader erhalten hatte, abzuſchließen; wäre dieſer Vorſchlag angenommen worden, hätte man Muſtapha als das Haupt der mit ihm verbündeten Stämme anerkannt, ſo war es um Abdel-Kadern, wenigſtens inſofern er als Repräſentant der arabiſchen Nationalität auftrat, geſchehen. Der Glaube an ihn, auf welchem das noch ſchwache Gebäude ſeiner Macht faſt allein beruhte, war durch die erlittene Niederlage wankend geworden; die Mehrzahl der Stämme verließ ihn, der Zehnten wurde ihm faſt allgemein verweigert, und Sidi-Hamedi, Gouverneur von Tlemſan, trat mit Muſtapha in Unterhandlung; mit Einem Wort, des Emirs Laufbahn ſchien ſich ihrem Ende zu nähern, er ſelbſt hatte, wie man ſagt, alle Hoffnung verloren, und jeder glaubte, er werde bald ſeinem furchtbaren Gegner erliegen. Es kam aber anders. General Desmichels glaubte eben ſo redlich als politiſch zu handeln, wenn er den Emir aufrecht erhielt, und er wies nicht nur die Eröffnungen Muſtapha's zurück, ſondern ſchrieb auch an Abdel-Kadern, „ſich nicht von dem Eindruck des Augenblicks hinreißen zu laſſen, ſondern die ihm treu gebliebenen Stämme bald möglichſt zu ſammeln, um Rache zu nehmen.“ Kurz darauf ließ er ihm 400 Gewehre nebſt mehrern Centnern Pulver zuſtellen, drückte ihm ſein Bedauern aus, daß er ihm nicht auch die verlangten zwei Kanonen ſenden könne, und lagerte ſich bei Miſerghin, um in der Nähe zu ſeyn, und Abdel-Kadern in dem weitern Verlauf des Kampfes gegen Muſtapha unterſtützen zu können.

Dieſe Sendung von Munition und Waffen brachte im Lager Abdel-Kaders nach dem Ausdruck Gen. Desmichels eine magiſche Wirkung hervor und erhob nicht wenig den Muth der Anhänger des Emirs. Mit Hülfe dieſer Unterſtützungen konnte er ſich eine regelmäßige Infanterie gründen, wozu ihm ein gewiſſer Abdallah, franzöſiſcher Conſul zu Mascara, die erſte Idee gegeben haben ſoll. Abdel-Kader machte ſich unverzüglich an die Arbeit, und einige franzöſiſche Deſerteure wurden die Inſtructoren. Alles ging vortrefflich, die Macht des Emirs wuchs ſichtlich, aber damit war es noch nicht genug. Sobald er ſich ſtark genug fühlte, um wieder angriffsweiſe zu Werke zu gehen, und im Augenblick wo man glaubte, er würde jetzt über Muſtapha ben-Ismael herfallen, ſchlug ihm General Desmichels eine Kriegsliſt vor, die Abdel-Kader ſich alſobald aneignete, und die auch vortrefflich gelang: er ſtellte ſich, als rücke er auf Tlemſan los wo die feindliche Armee ſtand, kehrte aber plötzlich um, griff die Bordſchas und einige andere öſtliche Stämme an die für Muſtapha waren, und nöthigte ſie zur Unterwerfung. Verſtärkt durch dieſe Stämme wandte er ſich jetzt gegen die allein ſtehenden Duairs, Smelas und Angads, die unter dem Befehle des Aga ſtanden, und lieferte letzterem in einer ſumpfigen Ebene vorwärts Tlemſan ein Treffen. Der Kampf war blutig und hartnäckig, aber der Sieg blieb unentſchieden. Aus Furcht vor einem abermaligen Unfall, der ihn gänzlich zu Grunde gerichtet hätte, trug der Emir zuerſt durch vier Marabuts, die er an Muſtapha ſandte, auf einen Waffenſtillſtand an. Der alte Aga wandte ſich an die Häupter ſeiner Partei, willigte dann in die Unterhandlungen ein, und befahl den Kampf einzuſtellen; da er aber vorher mit den Leuten ſeines Stammes ſich beſprechen und ſie über die Folgen einer Uebereinkunft beruhigen wollte, ſo verſchob er die Unterhandlung auf den nächſten Tag und ließ Abdel-Kadern ſagen, er möge ſein Lager am Ufer des Wed Saſſaf aufſchlagen, wohin er dann ſelbſt kommen würde. Am folgenden Tage fand die Unterhandlung ſtatt. Der junge Mann mit der tättowirten Stirne *) erinnerte ſich in dieſer Unterredung, daß er dem alten Aga das Leben danke; er empfing ihn voll Freundlichkeit, ſtand bei ſeiner Annäherung auf, faßte ihn zuerſt bei der Hand, und küßte ſie zum Zeichen der Hochachtung und Verſöhnung. Ein aufrichtiger Friede hätte erfolgen können, wenn nicht Muſtapha in der Umgebung des Emirs einige drohende Phyſiognomien und gewiſſe zweideutige, verſtohlen ausgetauſchte Blicke bemerkt hätte, die mit der offenen und herzlichen Sprache Abdel-Kaders in ſeltſamem Widerſpruch ſtanden. Er zog ſich deßhalb klüglich zurück, ohne etwas abgeſchloſſen zu haben, und erreichte den Meſchuar von Tlemſan, wo er ſich mit einem Theile ſeiner Duairs einſchloß. Abdel-Kader, der ſomit Meiſter des Schlachtfeldes blieb, gewann bald die bisherigen Verbündeten Muſtapha's für ſich, unter andern El-Mezari ſelbſt, der von ſeinem Oheim getrennt nichts beſſeres thun konnte als dem Schickſal des Emirs zu folgen, deſſen Aga er wurde, und den er in mehrern Fällen kräftig unterſtützte.

Muſtapha indeſſen, von den meiſten der Seinigen verlaſſen und im Meſchuar, deſſen aus Türken und Culuglis beſtehende Garniſon ihn ſogleich zu ihrem Befehlshaber wählte, eingeſchloſſen, hielt gegen die wiederholten Angriffe Abdel-Kaders aus. Er ertrug geduldig die Art von Gefangenſchaft zu der er verurtheilt war, und die er beinahe gegen eine noch weit ſtrengere vertauſcht hätte. Er wurde nämlich zu einem Feſt eingeladen, das in einem der Stämme an der Gränze von Marocco gegeben wurde, und begab ſich voll Zutrauen mit einem Theil ſeiner Leute dahin. Man empfing ihn mit allen ſeinem Rang gebührenden Ehren, aber mitten im Feſte bemächtigt man ſich verrätheriſch ſeiner Perſon und führte ihn nach Fez, in der Hoffnung von dem Kaiſer dafür reichlich belohnt zu werden. Dieſer aber ließ, ſey es aus Achtung für das Alter

*) Abdel-Kader trägt auf der Stirne eine Tättowirung wie die Weiber, vermuthlich ein Merkzeichen des klöſterlichen Lebens, zu welchem ihn ſeine religiöſe Erziehung zu beſtimmen ſchien. Sehr wahrſcheinlich vermehrte dieſer Umſtand die Verachtung, welche Muſtapha-ben-Ismael für den jungen „Hirten, den Sohn des Hirten,“ an den Tag legte.

Mustapha's oder aus Scham über den zum zweitenmal gegen diesen Greis geübten Verrath *) den Leuten, die ihn hergeführt hatten, statt der Geschenke die Bastonnade geben und Mustapha-ben-Ismael sogleich in Freiheit setzen. Der alte Aga kehrte alsbald nach der Citadelle Tlemsan zurück, die er tapfer gegen Abdel-Kadern und dessen Anhänger, die Hadars oder Bewohner der Stadt, vertheidigte, bis die französische Armee unter Clauzel vor den Mauern erschien. Freudig überlieferte er den Posten, den er fast ein Jahr lang mit so viel Energie und Ausdauer vertheidigt hatte, und trat von diesem Augenblick an in die Dienste Frankreichs. Den Titel Bey, den ihm der Generalgouverneur anbot, nahm er nicht an, folgte aber der Expeditionsarmee nach Oran, um hier als Anführer der einheimischen Milizen zu dienen. Seine Treue und sein Eifer verläugneten sich keinen Augenblick, und nicht nur hielt sein Name manchen Stamm in Unterwürfigkeit gegen die Franzosen, sondern er rettete auch mehr als einmal die französischen Truppen vor gänzlicher Niederlage. Diese Verdienste verschafften ihm das Officierkreuz der Ehrenlegion und den Rang als General, als welchem ihm alle militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, obwohl er keine Uniform trug, und auch im Verhältniß zu den Arabern stets der Aga Mustapha-ben-Ismael blieb.

Der Bruch des Vertrags von der Tafna und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten fanden im Nov. 1839 statt. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Augenblick seines Todes nahm Mustapha troß seines hohen Alters an allen Feldzügen in der Provinz Oran Theil ohne daß Krankheit auch nur einen Tag lang ihn von der Armee entfernt hatte. Diese fortdauernde Thätigkeit eines 80jährigen Mannes mitten unter den Beschwerden und Entbehrungen aller Art, die ein Krieg in Nord-Afrika nach sich zieht, ist wahrhaft staunenswerth. In zahlreichen Gefechten, namentlich während der Züge gegen Mascara, Tekedemt und Saida bewies der alte Aga, daß sein Arm nichts von seiner Kraft verloren, und sein Muth noch eben so ungestüm und unwiderstehlich sey, wie je. Aber nicht bloß in Gefechten war er für die Franzosen ein kostbarer Verbündeter. Eben so einsichtsvoll als tapfer fühlte er die Nothwendigkeit das Werk des Schwerts durch die Kraft der Ueberzeugung zu vervollständigen, und die französische Partei gleichsam im Boden einwurzeln zu lassen durch klug gewählte Verbindungen mit den einflußreichsten Stämmen und den angesehensten Häuptlingen. Niemand war besser wie er im Stande, den französischen Generalen in dieser Beziehung Anleitung zu geben, und er unterhielt zu dem Ende einen fortdauernden Verkehr mit den Arabern von der Partei Abdel-Kaders, verhandelte mit ihnen die Bedingungen der Unterwerfung, garantirte im Namen Frankreichs die gemachten Versprechungen, und ließ keine Gelegenheit entschlüpfen die Vortheile der Verbindung, die er anbot, in den Augen seiner Religionsgenossen möglichst glänzend erscheinen zu lassen. Seine diplomatischen Unternehmungen glückten fast immer, weniger durch die Geschicklichkeit mit der er sie leitete, als durch das Gewicht seines Ansehens und das unbedingte Vertrauen der Stämme in die Rechtlichkeit seines Charakters. Die Araber sagten auch von ihm, daß er nie seinem Worte untreu geworden sey. So zog er allmählich die Stämme des Scheliffthales, den Scheich Sidi-el-Arbi, die Medschebers und im Westen der Provinz Oran den mächtigen Stamm der Beni Ammer, mit denen er früher schon gegen Abdel-Kader gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, von dem Bunde mit letzterem ab, bereitete durch unablässige Bemühungen die arabische Organisation des Landes vor, und legte den Grund zu dem mächtigen Netz arabischer Befehlshaberstellen, das jetzt die ganze Provinz umspannt, und sie mehr und mehr dem Einfluß und der Macht Abdel-Kaders entzieht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich keines von beiden, sondern Abdel-Kaders drohend anwachsende Macht, welche der Kaiser mit Mißgunst sah, rettete Mustapha, welcher als der gefährlichste Feind des Emirs angesehen wurde. A. d. R.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen nahm ich frühzeitig Abschied von meinem Wirthe und seiner Familie. Der Sohn begleitete mich eine Strecke. Der letztere war zum Deputirten gewählt und mußte nächstens seinen Sitz in der Kammer einnehmen; wir durften also hoffen uns in Rio bald wieder zu sehen. Ich ritt jetzt durch ein weites Thal, welches die frühere Gebirgsgegend von der eigentlichen Serra do Mar trennt, meinen Weg fortsetzend, gerade auf die letztere Bergkette los, und erreichte erst am Abend eine kleine Povoaçao (Ort von einigen Ansiedlern), wo ich die Nacht in einer Venda mein Nachtquartier nahm. Mein Appetit war nach dem langen Ritt sehr rege geworden, denn ich hatte den Tag über weiter nichts als einige Südfrüchte, Bananen und Apfelsinen, genossen, und so kam es mir doppelt unerwünscht, daß hier nichts zur Befriedigung des Hungers zu haben war, da der Ort nur aus einigen armseligen Wohnungen bestand. Der Wirth war ein Mulatte, und da ich die Habgier dieser Menschenrace auf Unkosten meines Beutels schon öfter kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, so machte ich den Versuch, ihn durch den Zauberklang des Geldes aus seiner Indolenz aufzurütteln. Es wirkte; denn nicht sobald hatte ich die Bemerkung fallen lassen, daß es mir auf einen Piaster mehr oder weniger nicht ankäme, als er auch rührig wurde, und als ich ihn gar einlud, ein Glas Wein auf meine Rechnung zu leeren, so eilte er fort und kehrte bald mit Eiern, Bananen und einer Melone zurück. Während er das einfache Mahl bereitete streckte ich mich auf eine Matte vor dem Hause hin, wo sich bald mehrere Bewohner des Orts um mich versammelten und sich über mich und mein Treiben höchlich verwunderten, denn als sie wahrnahmen, daß ich allerhand Ungeziefer, als Käfer, Schmetterlinge, Schlangenhäute u. dgl. bei mir führte, wußten sie vollends nicht, was sie von mir denken sollten; ja, als ich ihnen sagte, daß ich gerade dieses Ungeziefers halber Tausende von Meilen durch den Ocean geschifft sey, begannen sie Zweifel über meinen gesunden Verstand zu äußern. Doch faßten sie bald eine günstigere Meinung von mir, denn als ich

sie mit Sangria, einem Getränke, das aus einer Mischung von Wein, Wasser, Zucker und Limonen besteht, bewirthete, leisteten sie mir Gesellschaft, und wir schwatzten und lachten miteinander bis tief in den Abend hinein.

Mit Tagesanbruch trat ich meine Weiterreise an. Ich mußte mich jetzt rechts halten, da es meine Absicht war, die Schweizer und deutsche Colonie Nova Friburgo in einem ziemlich rauhen und hohen Theil der Serra do Mar zu besuchen. Der Weg führte auch hier, wie in dieser Gebirgsgegend fast überall, beständig bergauf und ab und häufig an jähen Abstürzen hin. Auch diese Berggegend ist reich an einer Menge von Quellen und Bächen des klarsten und kühlsten Wassers, und am Fuße und in den Thälern schmückt der üppigste Pflanzenwuchs die Erde. Je mehr man inzwischen aufwärts reist, je mehr verliert sich allmählich diese Ueppigkeit der Vegetation: die zarte Kaffeepflanze will in den höhern Strichen nicht mehr gedeihen und selbst die Apfelsine bleibt eine Krüppelfrucht.

Gegen Mittag gelangte ich zu einer einsam gelegenen Venda, wo aber an Lebensmitteln, wie dieß in den brasilischen Wirthshäusern auf dem Lande fast immer der Fall zu seyn pflegt, nichts vorräthig war, und wahrscheinlich hätte ich hungrig abziehen müssen, wenn ich nicht unterwegs einen Tatu mit sechs Gürteln oder Enkubert (Dasypus sexcinctus) geschossen hätte, den ich mir selbst zubereiten mußte, da der Wirth und seine schwarze Haushälterin, zwischen denen noch ein innigeres Verhältniß zu bestehen schien, sich höchst unwissend in der edeln Kochkunst bewiesen. Ich gebe inzwischen gern zu, daß auch meine Kocherei schwerlich einen an eine deutsche Küche gewöhnten Gaumen befriedigt haben würde.

Nach verzehrter Mahlzeit ritt ich weiter durch eine Landschaft, welche die Macai genannt wird, ein Name, der ungefähr so viel wie „Affenland" bedeutet, und in der That hatte ich noch nie eine solche Menge dieser Thiere gesehen, als ich hier traf. Die Bäume des Waldes wimmelten von diesem Völkchen, das gar nicht scheu zu seyn schien und allerlei Kurzweil in den Zweigen trieb; ja einzelne Individuen zeigten mir sogar die Zähne und scheuten sich nicht, mit trockenen Aesten u. dgl. nach mir zu werfen. Ich mochte nicht dazwischen schießen, da ich einst ein solches angeschossen hatte und das darauf ein so klägliches, menschenartiges Gewimmer begann, daß mir seitdem alle Lust vergangen war, jemals wieder einen Affen zu erlegen.

Der Abend war schon längst angebrochen und es zeigte sich noch immer keine menschliche Behausung, wo ich für die Nacht ein Unterkommen hätte finden können. Ich gab allmählich die Hoffnung dazu auf, und machte mich schon bereit, abermals eine Nacht im Walde zuzubringen, als ich in einiger Entfernung den Schimmer eines Feuers erblickte und in kurzer Zeit bei einer Truppe Maulthiere, welche Kaffee über das Gebirge brachten, anlangte. Die sie begleitenden Neger hatten auf einem freien, seitwärts vom Wege liegenden Platze in der Nähe einer Quelle ihr Nachtlager aufgeschlagen, wie dieses gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt und wozu bestimmte Stellen gewählt sind. Eine vollständige Truppe besteht aus neunundvierzig Maulthieren und zerfällt in sieben sogenannte Lotas, je zu sieben Maulthieren. Bei jeder Lota befindet sich ein Neger und der ganze Zug wird von einem berittenen weißen Trupeiro beaufsichtigt. Ein Maulthier wird gewöhnlich mit zehn Arroben (etwa drei Centner) beladen. Das erste Maulthier der Truppe ist mit einem Federbusch und einem Halsband von Schellen geschmückt, deren Geläute einer etwa entgegenkommenden andern Truppe zum Zeichen dient, um das Zusammentreffen auf engen, an steilen Abhängen hinführenden Gebirgspässen zu verhüten, da die letztern oft so schmal sind, daß nur Ein beladenes Maulthier sie auf einmal zu passiren vermag, und von zweien sich an solchen Stellen begegnenden Thieren das eine unfehlbar in den Abgrund stürzen und nie wieder an das Tageslicht kommen würde. Die vielen Gerippe von Maulthieren, die man auf diesen Gebirgswegen findet, zeugen genugsam von dem gräulichen Zustande dieser Wege.

Einige der Neger saßen um das Feuer und kochten, während andere auf Häuten und Matten schliefen, und das heitere, mit funkelnden Sternen besäete Gewölbe des südlichen Himmels war ihr Zelt. Der starke, gegen Morgen in dieser Region fallende Thau muß nothwendig der Gesundheit der Menschen sehr schädlich werden. Die Weißen vermeiden daher gern das Uebernachten im Freien, doch scheint dasselbe eben keinen nachtheiligen Einfluß auf die Constitution der Neger zu äußern. Meine Uhr zeigte die eilfte Stunde an, und da die nächste menschliche Behausung noch drei Legoas entfernt war und ich daselbst schwerlich in später Nacht Aufnahme gefunden haben würde, so quartierte ich mich bei diesen Negern ein. Sie schürten das Feuer zur lustigen Flamme und theilten mir von ihren einfachen Lebensmitteln zur Befriedigung meines Appetits reichlich mit. Auch für mein Pferd wurde gesorgt, und als ich mich, in meinen Mantel gehüllt, auf die für mich zum Lager ausgebreiteten Ochsenhäute zur Ruhe begab, kam ein gutmüthiger Schwarzer und fragte mich, indem er mir eine mit Zuckerbranntwein gefüllte Flasche darbot, in seinem verdorbenen Jargon: **Senhor, nao quer pra matta bich?** (eigentlich: **Senhor, nao quer para matar os biches**, Herr, wollen sie nicht, um das Ungeziefer zu tödten?) Die Neger nämlich, wenn sie es haben können, pflegen vor dem Schlafengehen eine tüchtige Quantität spirituöser Getränke zu sich zu nehmen, um sich gegen die Angriffe der Moskitos, Flöhe und dergleichen Ungeziefer unempfindlich zu machen und diesen Nachttrunk bezeichnen sie mit dem obigen Ausdruck.

Ich beschenkte am andern Morgen die Neger mit einigen Silberstücken und gelangte nach einigen Stunden zu den ersten, ziemlich armseligen Wohnungen deutscher Pflanzer, welche zur Colonie Neu-Freiburg gehören. Ich sprach in einer derselben ein, um mir und meinem Pferde Nahrung geben zu lassen. Die Antwort auf meine Frage nach dem Schicksal der Bewohner klang eben nicht tröstlich, denn wenn sie auch keinen Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln litten, so mußten sie dennoch dem steinigen, meist unfruchtbaren Boden, der diese Gegend auszeichnet, unter schwerer Arbeit die spärlichen Ernten abgewinnen. Auch waren das übrige Verhältniß und die örtliche Beschaffenheit nicht dazu geeignet, ihnen das hiesige Leben angenehm zu machen: ihre nächsten Nachbarn wohnten stundenweit entfernt und ihre Kinder wuchsen ohne allen Unterricht in der Religion und andern Schulwissenschaften auf. Ihre wenigen, nicht kostbaren Producte müssen sie durch eine hohe Gebirgsgegend nach Rio zum einigermaßen vortheilhaften Absatz verführen, eine Strecke, wozu mehrere Tagereisen erforderlich sind. Mehrere Colonisten haben durch das abgeschlossene, isolirte Leben den Verstand verloren, da in dieser Einöde an gesellschaftliche Zusammenkünfte und Vergnügungen nicht zu denken ist. An baarem Gelde schienen sie ganz arm zu seyn, und sie ließen es sich gern gefallen, daß ich sie für meine Bewirthung reichlich bezahlte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Burgund.

Ein Geschäft hatte mich veranlaßt, Dijon nochmals zu besuchen. Man erblickt in den Straßen dieser Stadt zwei sehr verschiedene Menschenracen: die aus der Franche Comté, hohe Gestalten von etwas langsamer Bewegung und schleppender Rede. Das sind, wie mich dünkt, Nachkommen der Burgunder, welche einen vollkommenen Gegensatz zu den Gälen bilden, deren runden Kopf und heiteren Blick ich hier oft erkannt habe.

Hier habe ich auch den großen Parlamentssaal von Bourgogne, die St. Benignenkirche, gesehen, deren Gewölbe 84 Fuß hoch ist und welche bis zum Hahn des Thurmes 300 Fuß mißt. Am Portal ist ein Basrelief von Bouchardon; es stellt die Steinigung des heiligen Stephanus vor, und erinnert mich an das südliche Portal von Notre Dame in Paris. Notre Dame in Dijon ist vom Jahre 1354, ein sehr gezierter gothischer Bau. Mit dem Hause Bossuets, des berühmten Hofpredigers, habe ich meine architektonische Revue beschlossen.

Die Stadt Dijon, welcher sich in geistiger Hinsicht allenfalls nur Grenoble an die Seite stellen kann, besteht aus hübschen, von kleinen behauenen Steinen erbauten Häusern, die aber nicht mehr als ein Stockwerk und einen kleinen Aufsatz haben, was ein ganz dorfmäßiges Ansehen gibt. Aus Dijon, einer Provincialstadt von 30,000 Seelen, sind Bossuet, Buffon, Crebillon, Piron, Rameau, de Brosses, und in unsern Tagen Madame Ancelot hervorgegangen, während Lyon mit seinen 160,000 Einwohnern nur zwei Männer, Ampère und Lemontey, erzeugt hat.

Indem ich Dijon verlasse, betrachte ich, so viel ich vermag, diese in ganz Europa so berühmte Cote d'or. Man muß an den Vers denken:

Les personnes d'esprit sont elles jamais laides?

Ich meine, abgesehen von ihren bewunderungswürdigen Weinen, gäbe es keinen häßlicheren Fleck, als diese berühmte Goldküste. Nach Elie de Beaumonts System ist sie eine der ersten aus unserer Erde hervorgehobenen Bergketten, als eben die Rinde zu erstarren anfing. Die Cote d'or ist nichts als ein kleines, ziemlich trockenes und häßliches Gebirg, aber man unterscheidet die Weinberge mit ihren Pfählen und trifft jeden Augenblick auf unsterbliche Namen, z. B. Chambertin, Clos-Vougeot, Romané, St. Georges, Nuits. Bei so viel Ruhm gewöhnt man sich endlich an die Cote d'or, an diese Goldküste, welche in der That manche Kiste mit Gold füllt. General Bisson führte, als er noch Oberst war, sein Regiment zur Rheinarmee. Als er vor Clos-Vougeot vorbeikam, ließ er sein Regiment in Front aufmarschiren und die militärischen Honneurs machen, aus purem Respect vor dem trefflichen Rebensaft.

Während mein Reisegefährte mir diese Anekdote erzählte, sah ich einen mit einer Mauer eingefaßten Raum von etwa 400 Morgen, welcher sich sanft nach Süden hinneigt. Wir kamen an eine hölzerne Thür, auf welcher mit großen Buchstaben geschrieben stand: Clos Vougeot. Dieser Name kommt von der Vouge her, einem Bache, welcher nicht weit davon fließt. Dieser unsterbliche Clos (eingezäuntes Stück Land), welchen Hr. Aguado von den HH. Tourton und Ravel erkauft hat, gehörte ehemals den Mönchen der weltberühmten Abtei Citeaux. Die guten Väter verkauften ihren Wein nicht, sondern machten mit dem, welchen sie nicht selbst tranken, Geschenke. Da war also von kaufmännischen Speculationen keine Rede. Die Weine dieses Landes werden größtentheils in Belgien getrunken; der Besitzer des Clos-Vougeot kann seine Kunden betrügen, er braucht nur etwas Pferdemist in den Weinberg bringen zu lassen, und erhält eine weit größere Quantität, aber die Qualität ist nicht so vorzüglich. An Ort und Stelle bekommt man ihn nicht käuflich, sondern kann nur durch ganz besondere Vergünstigung eine Flasche Clos-Vougeot für 15 Fr. erhalten, welche in Paris für 10 Fr. verkauft wird, aber man muß auch gestehen, damit ist nichts zu vergleichen. Im ersten und zweiten Jahre ist dieser Wein nicht sehr angenehm, und die Eigenthümer haben deßhalb auch immer ein Lager von hunderttausend Flaschen.

Die Poesie hat sich mit ihren anmuthigen Uebertreibungen dieses den Burgundern so theuern Gegenstandes bemächtigt, und mein Beauner Freund versprach mir in seinem Enthusias-

mus, ich solle eine Flasche Clos Vougeot, noch von den Mönchen von Citeaux herrührend, trinken. Wie soll man aber ein so ehrwürdiges Alter für ächt halten, wenn der Wein nach 12 bis 15 Jahren zu verlieren anfängt? Zur Zeit der Mönche, welche feine Kenner waren und nicht verkauften, wurde im Clos weniger und besserer Wein gemacht; wie sollte man aber heutiges Tages der Versuchung widerstehen können, einen Weinberg ein wenig zu düngen, aus welchem die Flasche um 15 Fr. verkauft wird? Sehr kluger Weise bekommen die Weinleser vortreffliche Kost, besonders Speisen, an welche sie nicht gewöhnt sind, damit sie nicht zu viel Trauben essen.

Die Weine von Nuits sind seit der Krankheit Ludwigs XIV im Jahre 1680 berühmt geworden; die Aerzte verordneten dem König zur Wiedererlangung seiner Kräfte alten Wein von Nuits. Diese Verordnung Fagon's hat die kleine Stadt Nuits gegründet.

Ich habe mir sagen lassen, bei Vosnes sey ganz genau die Gränze der Cote d'or. Die liebenswürdigen Weine dieses Landes haben seit 1830 noch ein neues Verdienst erworben: bei Tische reden nämlich die Burgunder von weiter nichts als von deren Vorzügen, Mängeln und sonstigen Eigenschaften, und der langweiligen Politik, welche in der Provinz so unhöflich ist, wird mit keinem Worte gedacht.

Das Dorf Fontaine, eine Stunde von Dijon, ist der Geburtsort des heil. Bernhard, dieses tiefsinnigen Dialektikers, dieses großen und einflußreichen Clerikers. Auf dem Platze, wo sein Haus gestanden hat, war lange Zeit ein Barfüßerkloster.

Bei Auxonne, dem Hauptorte der alten Grafschaft dieses Namens, führt eine schöne Brücke über die Saone. Stadt und Schloß waren vor Zeiten stark befestigt, jetzt sind die alten Wälle in schöne Spaziergänge umgewandelt. Bei dem benachbarten Flecken Fontaine française schlug König Heinrich im Jahre 1595 die Spanier.

In den Umgebungen von Chatillon gibt es viele Eisenhämmer; von da kam ich nach Auxerre, welche uralte Stadt zum Theil auf einem Berge an der Yonne liegt. Der Handel auf diesem schönen Flusse ist nicht unbedeutend. An dem Flüßchen Serin, ganz nahe bei der Yonne, liegt das Städtchen Seignelay mit einer alten Burg. Colbert errichtete hier zwei Manufacturen, brachte den Ort an sich und ließ sich von dem Könige zum Marquis de Seignelay erheben.

Dieses Burgunderland, wo so gute Trauben wachsen, ist reich an kleinen gewerbsamen Städten und Marktflecken. Von Auxerre aus besuchte ich Ollise, Montbard, Noyers, Avalon, Flavigny, Arnay le Duc, welches dem Grafen v. Armagnac gehörte, Talay und Saulieu. Es sind kleine, regsame Ortschaften mit alten Schlössern und Herrenhäusern, großentheils auch mit ergiebigem Feld- und Gartenbau. Bei dem Flecken Coulange wächst ebenfalls ein sehr beliebter Wein. Charolles liegt malerisch an zwei kleinen Flüßen und war ehedem der Hauptort einer besondern Grafschaft, die im Pyrenäer Frieden an Spanien fiel; Philipp IV überließ sie jedoch seinem Cousin Louis von Bourbon, Prinzen von Condé. Noch bemerkt man Reste des alten Grafenschlosses. Im Schiffe der sehenswerthen, im Jahre 1213 gegründeten Kathedrale von Auxerre wechseln einfache Säulen mit solchen, an denen Halbsäulchen anlehnen und mit anderweitig gegliederten Pfeilern. Die Façade hat schwere Verhältnisse, ist aber mit reicher, zum Theil spielender Decoration versehen, an der bis um die Mitte des 16ten Jahrhunderts gearbeitet wurde, ohne das Ganze zu vollenden.

Mustapha-ben-Ismael.

(Fortsetzung.)

Als unter die verschiedenen durch Mustapha's Bemühungen mit den Franzosen vereinigten Scheikhs allerlei Titel und Ehren ausgetheilt wurden, schlug er selbst jede aus, begnügte sich mit dem Generalsrang, zu dem er seit geraumer Zeit erhoben worden war, und als es sich im J. 1841 darum handelte, den verbündeten Arabern ein von dem Pomp der frühern Zeit umgebenes Oberhaupt, nämlich einen moslemitischen Bey, einzusehen, so bezeichnete er selbst zu diesem hohen Rang den ältesten Sohn des Bey Osman, denn eine Weissagung des berühmten Marabut, Sidi-al-Khal, hatte schon vor einem Jahrhundert angekündigt, daß ein Sultan aus der Nachkommenschaft Osmans und der letzte der Türken in der Provinz Oran herrschen würde. Diese Weissagung galt unter den Arabern als unfehlbar, denn jeder wußte, daß Sidi-el-Khal selbst zu den sieben Himmeln emporgestiegen sey, und mit eigenen Augen auf den Tafeln, wo die Geschicke der ganzen Welt eingegraben sind, alles gelesen habe, was er den Menschen ankündigte. Darum beunruhigte diese Weissagung Abdel-Kadern nicht wenig, und er hatte schon mehr als einmal den lebhaften Wunsch ausgedrückt, die Nachkommenschaft des Bey Osman, welche sich unter dem Schutze der Franzosen befand, erlöschen zu sehen. Die Zeit schien gekommen, wo das Orakel des Marabuts sich verwirklichen sollte, denn die Türken herrschten nicht mehr in Oran, und wer konnte dieser letzte Sultan ihrer Nation seyn, von dem Sidi-el-Khal gesprochen, wenn nicht einer der Söhne des Bey Osman des Einäugigen, welcher mit Ruhm in der Provinz gewaltet hatte? der älteste Sohn desselben, ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten, aber in Folge der erwähnten Prophezeihung von allgemeiner Verehrung umgeben, wurde deßhalb zum Bey von Mostaganem ausersehen, starb aber leider vor wenigen Monaten, so daß die Prophezeihung unerfüllt blieb; es sind freilich noch andere Söhne des Bey Osman vorhanden, leider aber fehlt jetzt die Erfahrung und die Energie Mustapha's.

Ein ernsthafterer Gegner Abdel-Kaders war der Marabut Mohammed-Uld-Sidi-Schikr, dessen Gewalt in dem ganzen Gebiet zwischen der Wüste von Angad und den Bergen von Trara anerkannt ist. Mustapha bewog ihn, auf Seite der Franzosen zu treten. Diese friedliche Eroberung, die letzte und wichtigste, die der alte Aga machte, fand im December des Jahres 1841 statt, und vollendete den Sturz der Macht des Emirs im westlichen Theile der Provinz. Seit langer Zeit unterhielt Mustapha fortdauernde Verbindungen mit den Kabylen der Tafna und andern Stämmen an der Westgränze: er stellte

ihnen fortwährend die Macht Frankreichs vor, und wies auf das Unheil hin, das eine längere Verbindung mit Abdel-Kadern, welcher unter dem Vorwand sein Land zu befreien, es mit Blut und Leichen bedecke, nothwendig über sie herbeiführen müsse. Seine Stimme fand Gehör, ein allgemeiner Aufstand brach unter diesen Stämmen gegen Abdel-Kadern aus, sie stellten sich insgesammt unter den Oberbefehl Uld-Sidi-Schikrs, und begrüßten ihn als Sultan unter der Bedingung, daß er mit den Franzosen ein Bündniß abschließe.

Dieser Abkömmling einer langen Linie von Marabuts verdient eine besondere Erwähnung. Die Sage führt den Ursprung seines Hauses hinauf in die Zeit der Eroberung Nordafrika's, und man kann deßhalb Uld-Sidi-Schikr häufig von seinem Urahn Abu Bekr und von seinem Vetter, dem Propheten, sprechen hören. Wie alle Marabuts zeigt er eine große Sittenstrenge, und seine lange, hagere Figur zeugt hinreichend für die Fasten und andern Bußübungen, die ihm seine Frömmigkeit oder wohl auch die Sorge für seinen Ruf auferlegt. Seine Blicke sind gewöhnlich auf den Boden geheftet, und seine Physiognomie drückt eine tiefe Nichtachtung der gemeinen Interessen dieser Welt aus. Daß er unter dieser Maske von Sittenstrenge und Demuth den Instinct der Herrschaft und die Liebe zu weltlichen Dingen birgt, darf man recht wohl glauben, denn trotz seiner Lossagung von irdischer Größe nahm er doch keinen Anstand, den hohen Rang einzunehmen, welchen ihm die Politik Mustapha's verschaffte. Man kam überein, daß beide Häuptlinge zusammenkommen sollten, um über die Grundlagen des beabsichtigten Vertrags sich zu verständigen; am anderaumten Tage stieg Sidi-Mohammed mit tausend Reitern und den seiner Gewalt unterworfenen Scheichs von den Trarabergen herab, um sich nach Bu-Haiti, dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte, zu begeben.

Mustapha verließ, begleitet von dem zu Mostaganem befehligenden Oberst Tempourre und mehrern andern französischen Officieren den Bivouac von Hammam-bu-Adschar an der Spitze seiner Reiterei, die bei dieser Gelegenheit wie zu einem Feste geschmückt war. Bald standen sich beide gegenüber, auf allen Seiten erhob sich Freudengeschrei, die Fahnen wurden geschwenkt und die Araber beider Lager begrüßten sich. Mustapha war aus Achtung für den religiösen Charakter Uld-Sidi-Schikrs zuerst vom Pferde gestiegen, näherte sich ihm, faßte ihn bei der Hand und wollte diese küssen, als der neue Sultan diese seiner erblichen Heiligkeit gebührende Huldigung ablehnte und ihn umarmte.

„Dieß ist ein schöner Tag für mich," begann Mustapha, „wo ich durch meine Vermittlung den Frieden sich herstellen sehe zwischen meinen Freunden, den Franzosen, und einem so heiligen Manne, wie Mohammed Uld-Sidi-Schikr. Dieser Tag wird, so es Gott gefällt, der erste zur Eintracht und zum Bündniß der Christen und Moslems unter dem Schirme des mächtigen Beherrschers von Frankreich seyn. Was mich betrifft, so könnte ich die letzten Tage, welche ich noch zu leben habe, nicht besser anwenden, als indem ich diese wünschenswerthe Verbindung beschleunige, und zugleich die alte und erlauchte Familie erhebe, aus der die Araber einen so würdigen Sultan sich erwählt haben."

Mustapha hat sodann Sidi Mohammed sich zu seiner Rechten, und den Oberst Tempourre, sich zu seiner Linken zu setzen, und die Unterredung begann: sie betraf ausschließlich die großen Interessen, welche die arabische Bevölkerung getheilt hielten, und die politischen, so wie die militärischen Mittel, um der schon stark erschütterten Macht des gemeinsamen Feindes Abdel-Kader den letzten Stoß zu geben. Mustapha, die Seele der Unterhandlung, sprach lange hierüber mit einer Beredsamkeit und einer Uebersicht der Verhältnisse, welche die arabische Zuhörerschaft Sidi Mohammeds, seine Brüder und die Scheikhs in seinem Gefolge, die hinter den drei Unterhändlern herumstanden, sehr lebhaft anzuregen schien. Rings umher bildeten die Duairs und die Reiter Sidi Mohammeds einen ungeheuren Kreis, und rings auf der breiten Hochfläche, wo die Conferenz statt fand, wurden Freudenfeuer angezündet, welche Abdel-Kader von dem Meschuar Tlemsans aus, wo er damals eingeschlossen war, mit Leichtigkeit sehen konnte.

Nach den Unterredungen wurden dem Marabut die Geschenke von Seite des Generalgouverneurs übergeben. Oberst Tempourre übergab sie Mustapha, und dieser legte sie vor Sidi Mohammed nieder, indem er ihm den Gebrauch und den Nutzen jedes einzelnen Stücks erklärte, und mit ungemeiner Gutmüthigkeit ihn auf den Reichthum der Geschenke, welche der Chalifah des Sultans von Frankreich ihm überschickte, aufmerksam machte. Während die Brüder des Marabut in Ausrufungen der Verwunderung beim Anblick dieser Prachtgegenstände ausbrachen, bemühte sich der Marabut selbst, welcher wahrscheinlich diese Aeußerungen mit seiner theokratischen Würde unvereinbar hielt, ein ganz gleichgültiges Gesicht zu machen, und warf nur hie und da einen verstohlenen Blick auf die Geschenke, welche Mustapha vor ihm ausbreitete. Endlich aber wurde er doch durch den Anblick so vieler Reichthümer ganz geblendet, und konnte seine Freude und sein Erstaunen nicht mehr zurückhalten, als der alte Aga mit einem feinen Lächeln einen Theeservice von vergoldetem Silber und zwei goldene Uhren mit doppeltem Gehäuse vor ihm ausbreitete.

Im Augenblick des Abschiedes bat noch Mustapha den Marabut über die von ihnen gemeinsam berathene Sache den Segen auszusprechen. Die Reiter schlossen ihren Kreis, drängten sich in dichten Massen um ihre Häuptlinge und Sidi Mohammed sprach nun mit gen Himmel erhobenen Händen nachstehendes Gebet, das die umstehenden 1500 Krieger alsbald nachsprachen: „Barmherziger und gnädiger Gott, wir bitten dich, unserem unglücklichen, durch Krieg verheerten Lande den Frieden zu geben! Erbarme dich der Völker, welche der Ausspruch deiner Gerechtigkeit zum äußersten Elend verurtheilt hat. Laß wieder erstehen den Ueberfluß und das Glück, welches wir ehemals unter einer schützenden Macht genossen! Gib uns den Sieg über die Feinde unserer Ruhe, und laß deine heilige, durch unsern Herrn den Propheten geoffenbarte Religion stets siegreich seyn!" Dieß feierliche Gebet beendigte die merkwürdige Zusammenkunft. Von diesem Tage an hat Uld-

Sidi-Schikr, zum Chalifah des westlichen Theils der Provinz Oran ernannt, stets durch sein Benehmen die ertheilte Würde gerechtfertigt, und sein Eifer für die französischen Interessen hat nicht wenig dazu beigetragen, Abdel-Kadern in jene entfernten Landstriche zurückzudrängen, wohin ihn gegenwärtig Lamoriciere verfolgt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Fortsetzung.)

Während ich die Reise nach der Villa Nova Friburgo fortsetzte, zog ein Wanderer vor mir meine Aufmerksamkeit auf sich, der im Sommerzeuge von schwarzer Farbe, mit aufgekrempten Beinkleidern, die Stiefeln an den Stock gehakt und über die Schultern geworfen, rüstig bis über die Enkel der bloßen Füße durch den Koth des heillosen Weges watete. Die Brille gab ihm einen gelehrten Anstrich. Ich hatte ihn bald eingeholt und lernte zu meiner nicht geringen Verwunderung den protestantischen Pfarrer aus Neu-Freiburg in ihm kennen. Er hatte ein Kind getauft und nebenbei das Abendmahl ausgetheilt, war bereits drei Stunden marschirt und hatte noch eine Strecke von mehreren zurückzulegen, bis er wieder bei den Seinigen anlangte. Als ich ihm meine Verwunderung über sein Fußreisen in einem Lande ausdrückte, wo auch der ärmste Weiße sich eines Pferdes zu bedienen pflege, meinte er zwar, daß dergleichen Wanderungen das beste Antidot gegen alle körperlichen Gebrechen wären, die Wahrheit aber war, daß seine Armuth ihn verhinderte, sich ein Pferd anzuschaffen. Er war ungefähr 54 Jahre alt, aber rüstig, gesund und schien ein leichtes, lebensfrohes Temperament zu besitzen. Wir setzten die Reise in Gesellschaft fort, und ich erfuhr von ihm, daß er eine einträgliche Pfarrstelle im Nassauischen inne gehabt, den Einflüsterungen des damaligen brasilischen Agenten Schäffer, dessen Namen ich so häufig von Einwanderern mit Verwünschung nennen hörte, ein zu williges Ohr geliehen und statt der verheißenen goldenen Berge nur Elend und Noth gefunden habe.

Unter solchen Gesprächen erreichten wir, an einigen abwärts des Weges liegenden Plantagen deutscher Colonisten vorüberkommend, am Nachmittag die Villa Nova Friburgo, den Hauptort der Colonie gleiches Namens, wo ich mein Absteigequartier im Gasthause eines französischen Schweizers nahm und eine zwar gute, aber ungemein theure Bewirthung fand.

Diese in der rauhesten, höchsten und unfruchtbarsten Gegend der Serra do Mar belegene Colonie wurde von dem König von Portugal Johann IV, wahrscheinlich auf Anrathen der Erzherzogin von Oesterreich, Karoline Leopoldine, der damaligen Kronprinzessin und nachherigen Kaiserin, um das Jahr 1817 gegründet. Es wurden erst Schweizer und später deutsche Colonisten hieher verpflanzt. Allein der Erfolg entsprach weder ihren Erwartungen, noch denen der Regierung: man hatte sich eingebildet, diese sterile Gegend in eine idyllische Alpenlandschaft mit ihren fröhlichen Menschen und fetten Heerden umzuwandeln, wie man es allenfalls aus Romanen kennen mochte, ohne zu bedenken, daß diesen Bergen jene nahrhaften, gewürzreichen Kräuter und üppigen Weiden fehlen, wodurch sich die Alpen der Schweiz auszeichnen. Die meisten Colonisten, besonders die Schweizer, haben die Colonie wieder verlassen und sich nach Gegenden gewandt, wo der Kaffee und Zucker gedeihen, zu deren Cultur diese hochgelegene Berglandschaft zu rauh ist. Unter den Colonisten herrschen deßhalb im allgemeinen große Armuth und drückender Geldmangel.

Die Villa Nova Friburgo liegt in einem von ungeheuren Felsen und bewaldeten Bergen gebildeten Kessel, wohin die Sonne ihre erwärmenden Strahlen erst spät senden und die dicken, feuchten Nebel zertheilen kann, worein in der Abend- und Morgenzeit der Ort gewöhnlich gehüllt ist. Das Städtchen selbst, wenn es anders diesen Namen verdient, besteht aus mehreren langen, niedrigen, barackenartigen Gebäuden, die auf Kosten der Regierung zur ersten Aufnahme der Colonisten gebaut sind und immer mehr in Verfall gerathen. Diese werden von einigen deutschen und Schweizer Handwerkern und armen Leuten bewohnt, oder sind zu Vendas und Wirthshäusern, deren es eine Menge gibt, eingerichtet. Außerdem bemerkt man eine katholische Capelle und nur wenige andere Gebäude. Von den beiden in der Nähe befindlichen, mit klarem Wasser versehenen Bächen durchschneidet der eine einen Theil des Ortes. Die Temperatur ist in der Morgen- und Abendzeit rauh, dagegen ist die Hitze um Mittag, wenn die fast senkrechten Sonnenstrahlen an den Felsen abprallen, sehr drückend; die Nächte sind kalt, doch soll das Klima im Ganzen sehr gesund seyn.

Die Gerechtigkeitspflege ist einem Juiz de Paz (Friedensrichter) anvertraut und befindet sich, wie überall in Brasilien, in sehr schlechten Händen, da dieses Amt damals ein französischer Schweizer bekleidete, der eines Capitalverbrechens wegen in seinem alten Vaterlande gebrandmarkt seyn soll.

In dem hiesigen katholischen Pfarrer, ebenfalls einem französischen Schweizer, lernte ich einen höchst unwissenden fanatischen Mann und einen der unwürdigsten Diener kennen, welche die christliche Kirche verunzieren. Dabei war er ein vollendeter Libertin von gemeinen Sitten, eine um so widrigere Erscheinung, da er bereits im vorgerückten Alter war. Dieser unwürdige Priester hatte nicht nur, wie allgemein behauptet wurde, mehrere seiner Pfarrtöchter theils gewaltsam, theils durch schlaue Künste entehrt, und manche andere des Prangers würdige Handlung begangen, sondern er hielt sich noch jetzt zwei Maitressen, und trieb diesen Skandal so öffentlich, daß er in Gesellschaft dieser verworfenen, in elegante Reithabits gekleideten Geschöpfe tägliche Spazierritte machte. So groß sind die Verderbtheit und Ausschweifung der üppigen brasilischen Geistlichkeit, die jeder Beaufsichtigung und Controle entbehrt, daß die niedrige Aufführung dieses den Priesterrock schändenden Geistlichen ihm nicht den geringsten Abbruch an seinem Ansehen bei den dortigen Bewohnern that.

(Schluß folgt.)

Eine Abhandlung über den Krebs wurde der französischen Akademie in ihrer Sitzung vom 7 Julius von einem Hrn. Tanchou übersendet, worin derselbe nach den Sterbregistern des Departements der Seine zu beweisen sucht, daß die Zahl der Krebskranken mit jedem Jahre sich vermehre, daß diese Krankheit in der Stadt, so wie überhaupt in civilisirten Ländern viel häufiger sey, als auf dem Lande und in rohern Ländern, so wie endlich, daß man im alten Aegypten, wie das Aussehen einiger Mumien zeige, die Krankheit wohl gekannt habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1843.

Ueber die Salzseen am caspischen Meer.

(Nach Hommaire de Hell's Mittheilungen in der geologischen Gesellschaft von Frankreich. Echo du Monde Savant, 1 Julius.)

Salz ist eines der hauptsächlichsten Elemente des Reichthums im südlichen Rußland, namentlich hat das Gouvernement Astrachan einen Ueberfluß an Salzseen, und jährlich wird eine ungeheure Menge Salz gewonnen. Die Seen, welche ich von Astrachan bis zur Terekmündung längs dem Ufer des caspischen Meeres beobachtete, haben selten mehr als gegen 4000 Metres im Umfang, sind alle rund oder elliptisch, und man erkennt sie leicht an ihren völlig ruhigen Gewässern. Die Ausbeutung geschieht nach den Regen des Frühjahrs und Sommers; das süße Regenwasser löst das im Schlamm enthaltene Salz auf, das durch die Verdünstung sich krystallisirt, so daß die Arbeiter es mit der Schaufel herausheben. Die Anzahl der im Gouv. Astrachan ausgebeuteten Seen ist 32 und man gewinnt jährlich nahe an 215 Mill. Kilogramme; wenn es nöthig wäre, könnte man die Ausbeutung noch ungemein ausdehnen, denn außer den 32 genannten Seen zählt man noch 97 andere, die gänzlich unangetastet sind. Auf dem ganzen Landstrich längs dem caspischen Meer zwischen der Wolga und der Mündung des Terek ist der stark mit Salz geschwängerte Boden zum Ackerbau völlig untauglich; obwohl die Salzpflanzen, die einzigen die er erzeugt, seit Jahrtausenden hier aufsprießen, so hat doch diese monotone Vegetation noch keine Pflanzenerde erzeugt. Kein Busch, keine Staude kann hier wurzeln, und alle Anstrengungen der russischen Beamten, welche diese traurigen Landstriche bewohnen, sind an der Unfruchtbarkeit dieses Bodens gescheitert. Nur die Wermuthpflanze zeigt hie und da eine kräftige Entwicklung, sonst sind überall die Gräser so selten und kurz, daß die Kalmücken kaum für einige Tage die nöthige Nahrung für ihre Heerden finden. Ein schlammiger, gesalzener Boden, sandiger Thon, Salzseen und Sümpfe voll Brackwasser — das ist alles, was man auf einer Strecke von 150 Lieues findet.

Andréossy und andere Gelehrte haben, erstaunt über die ungeheure Menge Salz in diesen Seen, behauptet, die Salztheile, welche der gewöhnlichen Annahme nach durch den Rücktritt des Meeres zurückgeblieben, hätten niemals hingereicht zu dieser langen und starken Ausbeutung, und das Salz müsse sich durch tiefliegende Quellen oder andere unbekannte Ursachen erneuern. Daraus folgerten sie, daß die Behauptung einer ehemaligen größern Ausdehnung des caspischen Meeres falsch sey, und verwarfen die Gründe, welche Pallas zu Gunsten seiner Ansichten anführte. Es gibt nun allerdings viele Salzseen, die ihren Ursprung großen Salzlagerungen und Salzquellen verdanken; der Elton-See und mehrere andere im Gouvernement Saratoff sind in diesem Falle, aber in der Nähe des caspischen Meeres konnte ich troß aller Nachforschungen in der Formation des Bodens die zur Bildung von Salzseen erforderlichen Elemente nicht finden. Kein Bach, keine Schlucht nährt diese Seen, sie sind alle gänzlich isolirt, sie enthalten keine inneren Quellen, und ihr Niveau, so wie ihre Wassermasse hängen ganz von den atmosphärischen Veränderungen ab. Wir können also mit Zuversicht annehmen, daß diese Landstriche ehemals vom Salzwasser des caspischen Meeres bedeckt waren. Wir wollen jetzt diese Seen hinsichtlich ihres Ertrags an Salz untersuchen, und den See von Dapmin, 15 oder 20 Lieues von Astrachan, zum Beispiel nehmen. Dieser See erzeugt jetzt nahe an 20 Mill. Kilogr. Salz jährlich; er hat 3000 Metres Länge und 1500 Metres Breite bei einer Tiefe von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Metres. Er liegt in der Mitte einer starken Senkung von 10,000 bis 11,000 Metres, deren Tiefe im Durchschnitt 2 bis 2,70 Metres beträgt. Die Gesammtoberfläche der Senkung hat also $10{,}000^2 \times 3{,}14 = 314$ Mill. □Metres. Wenn nun das caspische Meer einst diese Gegenden bedeckte, so ließ es bei seinem Rücktritt nothwendig die ganze Senkung mit Wasser angefüllt zurück; das Wasser verminderte sich nach und nach durch Verdampfung, und nur der stark mit Wasser geschwängerte See blieb übrig. Das Wasser, welches die ganze Senkung ausfüllte, machte 628 Mill. Kubik-Metres aus, welche 628,000 Mill. Kilogr. wogen. Wenn nun das Meer von der Westküste Afrika's 4,18 bis 4,40 Proc. Salz enthält, so ist gewiß die Annahme zu gering, daß dieser See nur 5 Proc. enthalte. Aber auch dieß geringe Verhältniß angenommen, so bleiben

31,400 Mill. Kilogr. Salz übrig, die zu einer Ausbeutung, wie sie jetzt besteht, 1800 Jahre lang ausreichen würde. Die jetzige Ausbeutung ist aber noch keine 100 Jahre alt, denn um diese Zeit zogen noch Kirgisen, Kalmücken und Tataren in diesen Landstrichen in solcher Menge nomadisch umher, daß sie alle Straßen unsicher machten.

Jetzt hat der Ackerbau in den Gouvernements an der Wolga einen ungeheuren Aufschwung genommen, 120 Dörfer deutscher Colonisten finden sich im Gouv. Saratoff allein, zahlreiche russische Dörfer sind längs der Kuma bis zum Kaukasus erbaut worden, die Fischer an der Wolga versenden Kaviar und gesalzene Fische nach allen Theilen Rußlands und selbst ins Ausland, große Ladungen von Salz gehen über den Terek nach Georgien; die Ausbeutung der Salzseen geht auf einem großen Fuß fort, denn die Bedürfnisse sind im Vergleich gegen früher ungeheuer gestiegen; übrigens läßt sich wohl annehmen, daß die Benutzung dieser Salzseen vor den Russen höchst unbedeutend war, und daraus erklärt sich denn auch, weßhalb die Russen noch keine Verminderung in der Salzmasse dieser Seen bemerkt haben. Der Salzreichthum eines Sees hängt nicht von seiner Wassermasse ab, sondern von dem Umfang der Senkung, in deren Grund er sich befindet. Der Salzreichthum dieser Seen ist somit sehr erklärlich, und man braucht nicht auf Salzlagerungen und Salzquellen zurückzugehen.

Mustapha-ben-Ismael.

(Schluß.)

Wir kommen nun zu dem Bericht über die letzten Augenblicke Mustapha's. General Lamoricière hatte an der Spitze der mobilen Colonne von Mascara glänzende Vortheile über die dem Emir treugebliebenen Stämme errungen, und stand mit seinem Aga an den Ufern des Wed Serson in der Nähe von Tiaret. In einer Rhazzia, zu deren Erfolg der alte Mustapha und sein Maghzen wesentlich beigetragen hatten, war eine große Anzahl Gefangener gemacht worden. Die Duairs hatten wie immer den größten Theil der Beute und waren damit völlig überladen. Mustapha bat nun den General ihm auf einige Tage zu erlauben nach Oran zurückzukehren, damit seine Reiter die Beute in ihren Duars niederlegen könnten. Er erhielt leicht die Erlaubniß, zugleich aber sprach der General mit Besorgniß von der Länge und Unsicherheit des Weges, den er auf feindlichem Gebiet, namentlich im gebirgigen Lande der Flitas, zurückzulegen habe, und bot ihm an, ihn durch ein Bataillon Infanterie begleiten zu lassen. Mustapha lehnte dieß ab, und sagte: die Infanterie würde nur unsern Marsch aufhalten, und meine Duairs werden hoffentlich ausreichen, die Flitas oder jeden andern Stamm, der uns den Durchgang streitig machen möchte, zurückzuweisen, namentlich nach den derben Züchtigungen, die sie so eben erhalten haben.

Mustapha rechnete dabei nicht auf den Reiz der Beute, mit der, wie die Araber wohl wußten, seine Duairs überladen waren. Als nun die Duairs im Gebiete der Flitas, wie gewöhnlich ohne Ordnung einen schwierigen, krummen Pfad verfolgten, der von mehrern, mit dichtem Gebüsch besetzten Schluchten umgeben war, erfolgte auf einmal aus einem Hinterhalt eine Salve auf den Nachtrab des Zuges. Mustapha befand sich unglücklicher Weise mit einer kleinen Schaar Leute seiner eigenen Dienerschaft, mit dem Dolmetscher und dem Zahlmeister des Maghzen auf diesem Punkt. Eine einzige Kugel war tödtlich und diese traf den alten Mustapha; aber obwohl tödtlich in der Brust verletzt, fiel er doch nicht sogleich, sondern hatte noch die Kraft Feuer auf den Feind zu geben. Hierüber gibt es jedoch zwei widersprechende Erzählungen: die beglaubigtste ist die, daß er vor seinem Tode noch zwei Feinde niederschoß, die Duairs aber behaupten, wahrscheinlich um die unentschuldbare Eilfertigkeit, mit der sie ihren alten Anführer verließen, zu beschönigen, Mustapha habe sich seiner Waffen nicht mehr bedienen können, und umsonst seine Pistolen loszudrücken versucht. „Sie sehen also selbst," sagte einer der Duairs, dem man die Feigheit des Maghzen vorwarf, „daß unsere Waffen verzaubert waren, und daß wir uns nicht vertheidigen konnten." Doch dem sey wie ihm wolle; als Mustapha durch den starken Blutverlust seine Kräfte hinschwinden sah, befahl er einem seiner Leute, den Zügel des Pferdes zu ergreifen und ihn wo möglich aus dem Engpaß hinauszubringen, in welchem ihn der unvermuthete Anfall des Feindes getroffen hatte. Unglücklicher Weise war aber der Weg so steinig, daß das Pferd der ungewohnten Leitung nicht gehorchen wollte, und als Mustapha um es anzutreiben ihm die Sporen gab, bäumte es sich und warf ihn heftig zu Boden. Als der Diener, welcher das Pferd am Zügel hatte, ihn fallen sah, hielt er ihn für todt und ergriff voll Schrecken die Flucht, die andern folgten seinem Beispiel, und Mustapha fiel, wahrscheinlich noch lebend, in die Hände des Feindes. Als die Duairs, die weiter voran waren, dieß vernahmen, bemächtigte sich ihrer ein panischer Schrecken, und ohne darauf zu achten ob denn auch wirklich ein Feind komme, warfen sie alles, selbst die Waffen weg, und flohen in solcher Eile, daß sie einen Weg von 40 Lieues in 12 bis 15 Stunden zurücklegten.

Am 24 Mai um Mittag gelangte durch diese Flüchtigen die traurige Nachricht nach Oran, und brachte hier allgemein einen schmerzlichen Eindruck hervor. Die ganze mohammedanische Bevölkerung und selbst die Israeliten verließen freiwillig ihre Wohnungen und eilten nach dem Hause Mustapha's, um ihre Klagen mit denen der Familie zu vermengen. Geraume Zeit lang hörte man alle Abende nach Sonnenuntergang die Klagen und Todtengesänge unter den in der Nähe von Oran liegenden Truppen sich erheben. Sidi-el-Mezari, Mustapha's Neffe, kam wenige Tage nach dessen Tode von einer Pilgerfahrt nach Mecca zurück, und übernahm sogleich provisorisch den Oberbefehl über den Maghzen. Seine erste Sorge war, sich nach dem Gebiete des Stammes, wo Mustapha gefallen war, zu begeben, um wo möglich seine Leiche aufzufinden; diese fand sich auch, aber man hatte ihr den Kopf und die rechte Hand abgehauen, um sie Abdel-Kadern zu übersenden. El-Mezari erhielt ohne Mühe gegen Geld die verstümmelten Reste und

brachte sie nach Oran zurück, wo sie am 29 Mai mit allen dem Rang des Verstorbenen gebührenden Ehren zur Erde bestattet wurden. Wahrscheinlich wird ihm die französische Regierung ein Denkmal errichten lassen.

Mustapha hinterläßt einen populären Namen, der lange Zeit im Andenken der Stämme leben wird. Seine Miene und Haltung waren imponirend, und bei seinem Anblick konnte man sich des Gefühls einer tiefen Verehrung nicht erwehren. Das Alter hatte seine hohe Gestalt nicht gebeugt. Sein Gesicht war sehr oval, nicht sehr voll, die Züge stark ausgedrückt, die Stirne hoch, die Augen schwarz, die Nase stolz gebogen, und ein weißer Bart hüllte die untern Theile des Gesichts ein. Sein Charakter und sein hoher Rang flößten allen seinen Religionsgenossen eine solche Furcht und Achtung ein, daß nicht bloß die Duairs, sondern selbst die arabischen Häuptlinge in seiner Gegenwart sich nicht zu setzen und nicht zu rauchen wagten, wenn er sie nicht dazu einlud. Die Leute seines Maghzen hatten eine fast religiöse Verehrung für ihren Anführer. Hätten sie in dem Augenblick, wo sie im Gebiete der Flitas die Flucht ergriffen, ihn noch am Leben glauben können, so hätten sie sich alle bis auf den letzten Mann in Stücken hauen lassen, um ihn den Händen des Feindes zu entreißen, aber die Nachricht seines Todes war ein Donnerschlag, der sie mit Schrecken und Verwirrung erfüllte. Mit ihm glaubten sie alles ausführen zu können, ohne ihn hielten sie sich für verloren. Uebrigens war es unter den Augen ihres Anführers gefährlicher sich feig zu zeigen, als sich tief ins Getümmel des Gefechts zu stürzen, denn Mustapha machte kurzen Proceß und schoß mehreremal auf dem Schlachtfeld Leute nieder, welche Miene machten umkehren zu wollen. Er war indeß nicht grausam und schonte Blut, wo er immer konnte.

Den Duairs ließ er auf seinen Kriegszügen ihre ganze Freiheit, hielt sie aber doch unter strenger Disciplin, wenn diese Freiheit in Zügellosigkeit überzugehen drohte. Ein Zeichen mit der Hand, ein Winken mit dem Kopf, ein Runzeln der Augenbrauen war hinreichend sie zur Besinnung zurückzuführen. Keiner verstand es besser die Hab- und Raubsucht seiner Duairs — ein Fehler, den diese mit allen Arabern gemein haben — zu zügeln. Als sie einst einen verlassenen französischen Bagagewagen ausgeplündert hatten, und man sich bei ihm beschwerte, schaffte er unverzüglich alles wieder zur Stelle.

Mustapha hinterläßt nur Einen Sohn von etwa 15 Jahren, den er mit einer Negerin erzeugte. Er liebte dieß Kind sehr, hatte es, gefährliche Kriegszüge ausgenommen, stets bei sich, und befriedigte alle seine Wünsche mit einer Sorgfalt und einer Verschwendung, die seine Landsleute nicht wenig in Erstaunen setzte, denn gewöhnlich hatte er keine offene Hand, wie die Araber sagen. Seiner Leidenschaft für dieß Kind glich nur sein Haß gegen Abdel-Kader, den er nicht selten einen Fork (Bastard) nannte. Wenn man ihn um die Erklärung dieser Beleidigung, der ärgsten, die man einem Araber anthun kann, fragte, so erwiderte er, Zohra (Mahiddins Frau) habe einst viel von sich reden machen und mehr als Einen Liebhaber gehabt. Dabei lächelte er, und schien zu verstehen zu geben, daß er selbst wohl einst ein begünstigter Liebhaber gewesen seyn könne. Mustapha war fromm, aber ohne Bigotterie: er hatte weder den Fanatismus noch die wilde Unduldsamkeit der heiligen Marabuts, die er von Herzen haßte und gegen deren Uebermacht er sein ganzes Leben hindurch gekämpft hat.

Persische Literärgeschichte.

Bisher kannte man hauptsächlich drei Werke, welche die Geschichte der persischen Dichtung umfaßten, und darunter ist das Teskeret al Schuara (Denkwürdigkeiten der Dichter) von Dauletschah aus Samarcand das bekannteste und berühmteste. Jetzt hat ein Hr. Bland in der Londoner asiatischen Gesellschaft von einem vierten berichtet, das den Titel Atesch kede führt und einen gewissen Hadschi Lutf Ali Beg von Isfahan zum Verfasser hat. Es ist viel umständlicher als die andern, enthält eine größere Anzahl Biographien und theilt eine stärkere Auswahl aus den Gedichten der Verfasser mit; zudem führt es die Literatur herunter bis auf das Jahr 1770, und umfaßt somit 200 Jahre mehr als die andern Werke. Es zerfällt in zwei Theile, in die alten und neuen Dichter. Der erste Theil ist in vier Bücher abgetheilt, wovon der erste von den königlichen und fürstlichen Dichtern, namentlich fremder Herkunft, handelt, und die andern Theile Iran, Turan und Hind umfassen. Der zweite Theil, welcher auch diejenigen Dichter begreift, welche zu gleicher Zeit mit dem Verfasser lebten, ist von besonderer Wichtigkeit, und enthält die Lebensbeschreibungen von Schriftstellern, die sonst ganz unbekannt geblieben wären. Die zur Probe angeführten Gedichte sind ungemein zahlreich und verrathen einen guten Geschmack. Die Zahl der Manuscripte des Atesch-Kede, die man bis jetzt kennt, ist nicht groß, es sind ihrer nur acht, wovon sich sieben in England und eines in Petersburg befindet. (Litt. Gaz. vom 1 Julius.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio de Janeiro durch die Serra do Mar.

(Schluß.)

Der einzige gebildete Mann, mit dem sich ein vernünftiges Gespräch anknüpfen ließ, war der protestantische Prediger, in dessen Gesellschaft ich die meiste Zeit meiner hiesigen Anwesenheit verlebte. Seine Lage war äußerst traurig, und seine jedes Schmuckes entbehrende Wohnung drohte alle Augenblicke den Einsturz. Die Familie desselben war sehr zahlreich und Frau und Kinder gingen barfuß. Nicht ohne inniges Mitleiden konnte ich es ansehen, wie er und die Seinigen sich mit den einfachsten Nahrungsmitteln begnügen und nicht selten darben mußten. Um diesem Mangel abzuhelfen, kaufte ich von einem Colonisten ein Schwein und sandte ihm dasselbe nebst einem Dutzend Flaschen Wein unter einem schicklichen Vorwande nach meiner Abreise zu. Seine ganze Einnahme bestand in 200,000 Reis (ungefähr 200 Rthr.), und auch diese geringe Besoldung pflegte ihm die Regierung erst nach vielen Weitläufigkeiten und Unkosten zu zahlen. Wir machten zusammen mehrere Ausflüge in die Umgegend oder besuchten einige benachbarte Pflanzer, deren Loos mir auf keine Weise beneidenswerth schien.

Eine protestantische Kirche war nicht vorhanden, und der Gottesdienst wurde in einem Local gehalten, worin auch nicht der geringste Schmuck verrieth, daß es ein der Gottesverehrung gewidmeter, christlicher Tempel sey. Von Geweben kunstsinniger Spinnen waren die schadhaften Lehmwände bedeckt und einige roh gearbeitete, in den nackten Fußboden getriebene Bänke füllten einigermaßen die öde Leere dieses gewiß als einzig in seiner Art dastehenden Bethauses. Ich habe die einfachen Betsäle der Quäker und anderer jeden äußern Flitter verachtenden Secten in Nordamerika besucht, allein ich muß bekennen, daß ich noch nie ein so trauriges und schmuckloses Gotteshaus gesehen habe, als die deutschen Protestanten auf der Colonie Neu-Freiburg aufzuweisen haben.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt trat ich früh Morgens die Weiterreise an und hatte nach einigen Stunden einen hohen über alle andern Berge hervorragenden Berg erstiegen, von dessen Gipfel sich eine majestätische Aussicht vor meinem Blick entrollte und in der heitern, sonnenumglänzten Atmosphäre konnte ich durchs Fernrohr das etwa 20 Leguas entlegene Rio am fernen Gesichtskreise deutlich liegen sehen. Ich mußte jetzt anderthalb Stunden beständig bergab reiten und erreichte dann bald eine einsam belegene Venda, wo ich mich inzwischen nur eben so lange aufhielt, als nöthig war, um mich und mein Pferd zu restauriren, da dieser Theil des bewaldeten Gebirges der häufig vorfallenden Räubereien wegen übel berüchtigt war und ich daher noch vor Einbruch der Nacht aus der Serra zu kommen wünschte. Ich eilte daher rasch weiter und nachdem ich einen in vielen Krümmungen sich windenden, oft brausende, malerische Wasserfälle bildenden Waldfluß mehrmals überschritten hatte, kam ich, aus dem Gebirge tretend, bei Sonnenuntergang in einer freien Ebene an, die sich bis an die Rio fast ganz umgürtende Bay erstreckt.

Die Gegend wird hier bewohnter und gewinnt immer mehr ein civilisirtes Aussehen, das sonderbar absticht gegen den düstern und wilden Charakter der Urgebirge, die ich durchreist hatte. Der Weg führte an mehreren Vendas und einigen seitwärts gelegenen Fazendas vorüber, und ich erreichte nach einiger Zeit die am Makakuflusse belegene Freguesia (Pfarrdorf) Santa Anna, wo ich mein Nachtlager bei einem französischen Schweizer nahm, welcher, des Lebens auf der Colonie Neu-Freiburg herzlich überdrüssig, sich hieher zurückgezogen und ein Wirthshaus angelegt hatte. Da die vielen Truppeiros, welche Kaffee über die Serra bringen, hier zu übernachten pflegen, so hat der Ort ein lebhafteres Aussehen, als dieses gewöhnlich in brasilischen Villas und Aldeas (Dörfern) der Fall zu seyn pflegt. Ich verplauderte den übrigen Theil des Abends mit meinem Wirth, der viel natürlichen Verstand besaß, und wir stellten Vergleichungen über die politischen und socialen Zustände zwischen Europa und Brasilien an, deren Resultat eben nicht günstig für dieses Land ausfiel. Wir beklagten, daß dieses ungeheure, von der Natur so reich gesegnete Land statt von einem großen und kräftigen Volk von einer entarteten Menschenrace bewohnt und von einer kraftlosen Regierung beherrscht werde, welche die reichen Hülfsquellen nicht zu benutzen verstand, um ihre im Argen liegenden Finanzen zu ordnen. Hingesunken war längst die Helden- und Blüthenzeit Portugals, als dieses Reich dem lange Zeit vernachlässigten, stiefmütterlich behandelten Tochterlande eine größere Aufmerksamkeit zu widmen anfing, und von jenem kühnen, ritterlichen Geiste, der das portugiesische Volk unter Emanuel dem Glücklichen beseelte, war keine Spur mehr vorhanden. Die Sklaverei mußte vollends die Ueberbleibsel der bessern Menschennatur vertilgen, und aus den häufigen Vermischungen der Weißen, Schwarzen und Indianer entstand ein Bastardgeschlecht, das des Namens der Nachkommen eines Alfonso de Albuquerque, Vasco de Gama und anderer portugiesischen Helden nicht würdig ist.

Des beständigen Reitens müde, schickte ich am folgenden Morgen durch einen Neger mein Pferd nach Rio und miethete dann ein mit vier kräftigen Negern bemanntes Baina (Segelboot), um den in die Hafenbay von Rio sich mündenden Makakufluß hinunter zu schiffen. Meine Sammlung von Naturalien hatte ich bereits von der Fazenda Aurora aus nach der Hauptstadt geschickt. Das Boot, von dem kräftigen Ruderschlag der fast nackten Schwarzen in Bewegung gesetzt, durchschnitt eilends die stillen Gewässer des Makaku und wir kamen, die düstere Serra do Mar und die weiter seitwärts im Hintergrunde liegenden phantastischen Massen des Orgelgebirges im Rücken lassend, rasch von der Stelle. An dem schilfigen Ufer des Flusses erlegte ich noch einige prachtvolle Sumpfvögel und einen großen gelben Habicht von stolzem Ansehen, der sich auf der Spitze einer hohen Platane niedergelassen hatte und aus den Gebirgen hieher verirrt haben mochte. Am Nachmittag liefen wir in die große Hafenbay ein, auf deren blauem Spiegel sich eine Menge Kriegsschiffe und Kauffahrteifahrer, mit den Flaggen fast aller seefahrenden und handeltreibenden Völker geschmückt, schaukelten. Die sich bis in die Stadt hineinziehenden, mit Klöstern und Kirchen geschmückten Hügel Rio's zeigten sich immer deutlicher im sonnenhellen Tageslicht, und es währte nicht lange, so betrat ich abermals die Kaiserstadt des antarktischen Wendecirkels. G. T. C.

Miscellen.

Am Canal durch den Isthmus von Panama soll einer Meldung Arago's an die französische Akademie zufolge jetzt begonnen werden. Zwischen dem Hause Baring und Compagnie und der Republik Neugrenada ist ein Vertrag abgeschlossen, wonach letztere der erstern 80,000 Acres Land an beiden Seiten des Canals und weitere 400,000 Acres im Innern des Landes abtritt. Die Eigenthümer, die jetzt bereits auf dem Strich wohnen, den der Canal durchziehen wird, sollen mit einem Dollar für je 145 Quadratmetres entschädigt werden und die Compagnie 8 Fr. von der Tonne für die Durchfahrt durch den Canal erheben dürfen; sie hatte anfangs 18 Fr. verlangt. Die Arbeit an diesem Canal, an welchem 4 bis 5000 deutsche und inländische Arbeiter angestellt werden sollen, ist auf 5 Jahre berechnet. Eine macadamische Straße, welche sich von Panama nach der Bay von Chorera erstreckt und 50 Meilen (englische?) lang ist, wurde nach fünfjähriger Arbeit am Ende des Jahres 1842 vollendet. Sie führt durch ein Land, das reich an Steinkohlen ist, welche Entdeckung sich wahrscheinlich den Unternehmern reichlich lohnen wird. (Echo du Monde Savant vom 6 Jul.)

•

Dentorium. Die Wuth, fremde Namen zu schmieden, herrscht in England wie in Frankreich, und so hat man denn auch unter dem obigen, etwas marktschreierischen Namen ein Institut für Zahnleiden in London errichtet. Die Litt. Gaz. vom 1 Julius, welche diese Nachricht bringt, bemerkt hiezu, daß einige außerordentliche Entdeckungen in der Fabrication künstlicher Zähne kürzlich gemacht worden seyen und hier in Anwendung kommen würden; daneben soll auch alle die Hülfe, welche sonst nur Reichen zu Gebote stand, jetzt auch fast dem Aermsten zugänglich werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1843.

Die Bewässerung in Frankreich.

Es gehört zur Ironie der Geschichte, daß gerade in demjenigen Lande, dessen Staatsrecht die alte, größtentheils auf Corporationen und Genossenschaften beruhende Staatsgesellschaft in Individuen zersplitterte, und das die Regierung als den gemeinsamen Feind ansah, auf den man Jagd machen müsse, daß dieses Land sich genöthigt sieht mehr und mehr auf Anstalten zurückzukommen, die nur durch das Zusammenwirken vieler in Ausführung zu bringen sind, und daß es die Regierung mit immer mehr Macht bekleiden muß, je mehr die in den Gesetzen begründete Zerfahrenheit ein gemeinsames Einverständniß unter den Staatsbürgern unthunlich macht. Es liegt dieser Gang übrigens in der Natur der Dinge: die erwachte Habsucht der Einzelnen greift so weit als sie kann, ohne sich um den Nachtheil des Nachbarn oder der Zukunft zu kümmern, die Staatsverhältnisse werden mannichfaltiger, verworrener, der Kreis dessen, was dem Einzelnen nicht gestattet werden darf, erweitert sich, und siehe da, eine Gesetzgebung, die sich vermaß nur von Vernunftgrundsätzen auszugehen, welche stets nur von dem Rechte des Einzelnen ausging, sieht sich genöthigt die alten Satzungen alter Weisheit zu durchstöbern, um das Maaß zu finden, nach dem sie die neuen Bedürfnisse bemessen soll. Dieß findet wörtlich seine Anwendung bei einer Frage, die in Frankreich seit mehreren Jahren lebhaft besprochen wird, und nothwendig in wenigen Jahren umfassende Einrichtungen herbeiführen muß — das Bewässerungssystem, welches namentlich dem Süden Frankreichs allein seine agricole Bedeutung wieder sichern kann.

Um sich einen richtigen Begriff zu machen, welchen Einfluß das Bewässerungssystem in südlichen Ländern nicht bloß auf den Ackerbau, sondern auf die politischen Einrichtungen eines Landes hat, darf man nur auf Aegypten sehen: wer Herr der Nilbewässerung ist, beherrscht das Land, und mehr als einmal ist diese Herrschaft bis zum Eigenthumsrecht an dem Grund und Boden emporgestiegen. Vielleicht war es namentlich aus diesem Lande, daß die Araber ihr bewundernswerthes Bewässerungssystem nach Spanien brachten, wo es jetzt noch, z. B. in der Huerta von Valencia, unter ganz arabischen Formen besteht.*) Ob das übrige Spanien, welches nur sehr vorübergehend unter arabischer Herrschaft stand, ob Catalonien seine Bewässerungsgesetze gleichfalls von den Arabern entlehnt, wissen wir nicht, aber die sogenannten Constitutionen Cataloniens sind über diesen Gegenstand sehr umständlich, und man hat sie neuerdings in Frankreich wieder ans Licht gezogen, da man einer Anleitung bedurfte in den verwickelten Fragen, die bei der Bewässerung zur Sprache kamen. Indeß bestehen auch noch in Frankreich alte Herkommen in Bezug auf diese Angelegenheit; so in den Pyrenäen, wo man sie wahrscheinlich aus Catalonien entlehnte, und im Departement Vaucluse, wo man seit dem Aufenthalt der Päpste in Avignon die in Italien, namentlich in der Lombardie seit dem 12ten Jahrhundert bestehenden und in Piemont kaum aus viel späterer Zeit herrührenden Gesetze kennen lernte. In dem Lande zwischen der Rhone und den Pyrenäen aber ist die Bewässerung seit langer Zeit in immer größeren Verfall gerathen, und die Unfruchtbarkeit nahm stellenweise so bedeutend zu, daß Hr. Gasparin, eine große Autorität in allen den Ackerbau betreffenden Angelegenheiten des Südens, keinen Anstand nahm zu erklären,**) „das Verlangen nach einem Gesetz über die Bewässerung sey der Schrei des Landes um Hülfe und Rettung, und ein solches Gesetz werde die „„agricole Taufe““ des Landes seyn.“

Seit mehreren Jahren ist diese Angelegenheit der Gegenstand der Besprechung aller Betheiligten, und im vorigen Jahre hat der Minister des Ackerbaues***) diese Frage den General-

*) Das Gericht, welches in Valencia alle Streitigkeiten über die Bewässerung summarisch und in letzter Instanz entscheidet, ist ganz augenscheinlich das alte Gericht des Kadi; es ist von jeher öffentlich und mündlich gewesen.

**) In einem an den allgemeinen Rath des Ackerbaus im vorigen Jahre erstatteten Bericht.

***) Wohl nicht ohne Zuthun des Ministeriums ist auch jetzt der erste Band eines wichtigen Werks über diesen Gegenstand: traité théorique et pratique des irrigations von dem Divisionschef der Wasserbauten, Hrn. Narault de Buffon, erschienen. Die Einleitung ist eine sehr gelehrte Abhandlung über das Bewässerungswesen bei den Alten, im Mittelalter und in neuerer Zeit, und

räthen der Departements vorgelegt, nachdem sich der Centralrath des Ackerbaues schon seit längerer Zeit für die Dringlichkeit der Sache ausgesprochen hatte. Von den 86 Departements haben sich 15 der Sache nicht günstig gezeigt; diese sind aber theils bei der Sache wenig betheiligt, theils scheinen sie sogar ein gegentheiliges Interesse zu haben, aus welchem Grunde wird sich sogleich ergeben; von den übrigen hatten 36 bei der kurzen, zu ihrer Versammlung bestimmten Zeit keine Muße sich damit zu beschäftigen, und sie haben die Sache auf dieses Jahr verschoben, während 35 andere dieselbe lebhaft ergriffen haben. Der Zweck, den man zunächst dabei im Auge hat, ist ein beschränkter, wiewohl immerhin wichtig genug: man hat seit mehrern Jahren den Mangel an Vieh, Rindvieh sowohl als Pferden, schmerzlich in Frankreich gefühlt; der hohe Preis des Fleisches hat den Verbrauch bei den ärmern Classen dermaßen vermindert, daß es eine Frage der öffentlichen Gesundheit geworden ist, denselben auf jede irgend thunliche Weise herabzusetzen. Daher der hitzige Streit in den Kammern und in den Journalen über die Herabsetzung des Viehzolls, der sich die vieherzeugenden Departements so heftig widersetzt haben, während die Regierung sie nur schwach unterstützte, in der allerdings gegründeten Ueberzeugung, daß keine mögliche Vieheinfuhr den Mangel der eigenen Erzeugung ersetzen könne.

Der Grund, weßhalb Frankreich zu wenig Vieh erzeugt, liegt in dem Mangel an Viehfutter, also an Wiesen. Man rechnet,*) daß Frankreich nur 4,198,197 Hectaren natürliche Wiesen besitzt, neben 25,559,000 Hectaren Ackerland; auf 16 Hectaren des letztern kommen also nur 3 Hectaren Wiesen, während in Deutschland das Verhältniß etwa $3\frac{1}{2}$ oder $2\frac{1}{2}$ zu 1, und in England und Holland fast wie 1 : 1 sich stellt. Daher kommt es denn, daß die Ausfuhr von thierischen Stoffen aller Art nur 16, die Einfuhr dagegen 110 Mill. Fr. beträgt, woran die jährlich in Frankreich eingeführten 15 bis 16,000 Pferde nur einen unbedeutenden Theil ausmachen. Die Ausfuhr von 16 Mill. möchte größtentheils auf Algier fallen, wohin in den letzten zehn Jahren für die Armee eine sehr bedeutende Menge Fleisch abgegangen ist. Um nun das Verhältniß von Ausfuhr und Einfuhr einigermaßen gleichzustellen oder vielmehr die letzte zu ermäßigen, erachtet man die Anlegung von Wiesen für dringend nothwendig, und zu dem Ende müßten zwischen 2 und $2\frac{1}{2}$ Mill. Hectaren Wiesen geschaffen werden, von denen ein kleiner Theil von dem jetzigen Ackerland entnommen, der größere Theil aber von den Weidegründen und Heiden gewonnen werden müßte. Um dieß zu befördern, schlug Graf d'Angeville im Laufe der diesjährigen Session einen Gesetzesentwurf vor, der in einem einzigen Artikel bestand, des Inhalts: „die Arbeiten zur Bewässerung von Grundstücken, mögen sie von Einzelnen oder Körperschaften unternommen werden, sollen als Anstalten des öffentlichen Nutzens betrachtet werden," so daß also eine Expropriation gegen andere Personen stattfinden könnte, um sie auszuführen. In dieser strengen Form möchte wohl der Antrag kaum genehmigt werden, wohl aber dürfte die Bestimmung Annahme finden, daß Jemand, der eine Bewässerung anlegen will, berechtigt ist das Wasser über fremden Grund und Boden zu leiten (droit de passage), woraus ein gesetzliches Servitut entspränge, das nach Analogie ähnlicher Verhältnisse gerichtlich behandelt werden könnte. Man hat gegen den Grundsatz dieses Durchgangrechts, auch wenn Entschädigung stattfindet, mannichfache, aus dem Eigenthumsrecht des Einzelnen entnommene Einwürfe erhoben, indem dasselbe eine folgenschwere Neuerung in dem französischen Civilrecht sey; allein das dringende Bedürfniß dem Ackerbau aufzuhelfen und die Forderungen mehrerer wichtigen Departements werden wohl gegen diesen, im Grunde chicanösen Einwurf den Sieg davon tragen.

Ein anderer, scheinbar viel gründlicherer Einwurf ist der, daß eine solche einzelne Verfügung der Sache bei weitem kein Genüge thue; allein hierauf hat die zur Begutachtung des Antrags niedergesetzte Commission in aller Höflichkeit, aber sehr bestimmt, eine genügende Antwort gegeben. Der Vorschlag, wie er dasteht, ist allerdings nur ein Bruchstück, aber er kann wenigstens an sehr vielen Orten die Bewässerungsunternehmungen Einzelner oder ganzer Gemeinden wesentlich unterstützen. Der Minister der öffentlichen Arbeiten war diesem vereinzelten Vorschlag, vielleicht aus juridischen Gründen,*) abgeneigt, machte auf die Nothwendigkeit aufmerksam, das Eigenthumsrecht an den Bächen und Quellen festzustellen, und die Interessen industrieller Anstalten mit denen des Ackerbaues zu vereinigen, Bestimmungen über die Vertheilung des Wassers festzustellen, und versprach, am Beginn der nächsten Session ein allgemeines Gesetz vorzubringen; die Commission aber war hauptsächlich wegen der unsichern Stellung des Ministeriums der Ansicht, daß dieß bei dem besten Willen wohl nicht möglich seyn würde, und drang auf die Annahme dieses besondern Vorschlags. Der Minister, welcher bekanntlich seit mehrern Jahren die Departements an der Rhone wiederholt bereist hat, um mit eigenen Augen zu sehen, was für die Eindeichung und Regulirung dieses Stroms, welcher in den letzten Jahren so große Verheerungen anrichtete, geschehen könne, brachte auch schon im vorigen Jahre einen deßfallsigen Gesetzesvorschlag an die Pairskammer, der jedoch nicht mehr zur Discussion kam. An diesen Gesetzvorschlag, „über die Eindeichung der Flüsse und Ströme" sollte sich dann ein System der Ableitungscanäle zur Bewässerung des Landes anschließen. Allein mit diesem großen weit aussehenden System steht die Benützung kleinerer Gewässer nur in einem sehr lockern Verband, und wenn über das erstere der Staat durchaus die Aufsicht und Leitung übernehmen muß, so ist dieß mit der letztern keineswegs in solchem Grade der Fall, wenn gleich die juridischen Schwierigkeiten nicht gering sind, namentlich für unsere Stubenjurisprudenz, die sich

---

der erste Band enthält auch noch die Beschreibung der Bewässerungscanäle in Oberitalien und in Südfrankreich. Zwei weitere Bände sind angekündigt.

*) Siehe Moreau de Jonnès in seinen statistischen Untersuchungen.

*) Hr. Teste lebte während seiner Verbannungszeit vor 1830 in Lüttich als Advocat, und hatte hinreichend Gelegenheit, einen ganz analogen Fall, nämlich die interminabeln Streitigkeiten über die Ausdehnung der Kohlengruben, praktisch kennen zu lernen.

so selten entschließt, eine gütliche Uebereinkunft unter den Betheiligten festzustellen und lieber Gesetze gibt, aus denen oft die Unbekanntschaft mit dem Sachverhalt hervorleuchtet, und deren Folgen unabsehliche Processe sind, wie jeder weiß, der sich je bei einer Benutzung von Wasserkraft betheiligt hat.

So stehen jetzt, wie aus dem Bericht der Commission über den Vorschlag des Grafen d'Angeville deutlich hervorgeht, zwei Bestrebungen einander gegenüber, die des Ministeriums, welches im Großen anfangen, die Flüsse und Ströme eindeichen, Bewässerungscanäle ableiten, und ein allgemeines System der Bewässerung einleiten will, und das dringende Bedürfniß einzelner Landestheile, welche durch die Gesetzgebung in den Stand gesetzt werden wollen, das Vorhandene in größerem Umfange zu benutzen, als es bei der bisherigen mangelhaften Gesetzgebung möglich war. Die Erfahrungen, welche man in Frankreich bei der vorherrschenden Bureaukratie und Centralisation gemacht hat, wobei Arbeiten des öffentlichen Nutzens jahrelang unerledigt liegen blieben, ist nicht geeignet, großes Vertrauen auf die Ausführung eines allgemeinen Gesetzes über Bewässerung zu erwecken, und man wird wohl im Einzelnen anfangen müssen, etwas zu unternehmen. Wenn es indeß der Regierung gelingt, ihr in diesem Jahre durchgegangenes Gesetz über die Wiederbewaldung der entholzten Höhen allmählich in Ausführung zu bringen, so erleichtert sie sich ihre Arbeit hinsichtlich der Eindeichung der Flüsse mit jedem Jahre mehr, und sie kann dem Plan eines allgemeinen Bewässerungssystems in wenigen Jahrzehnten sehr nahe kommen.

Chronik der Reisen.

Falconers Bemerkungen auf einer Reise durch Texas.*)

(Litt. Gaz. vom 1 Julius.)

Hr. Falconer verließ Galveston am 12 März 1841 in einem Dampfboot, um sich nach Houston zu begeben, das er am 14 erreichte. Dieser Ort galt für ungesund, man hat aber Vorsorge getroffen, die Ursachen dieser Ungesundheit zu entfernen (indem man das Wasser in einzelne Canäle ableitete). Die Häuser stehen im allgemeinen ziemlich hoch über dem Wasser, sind aus Holz aufgeführt und sehr bequem; auch soll der moralische Charakter der Einwohner wesentlich gebessert seyn. Von Houston ging der Reisende westwärts über eine Prairie, die nach dem Urtheil der dortigen Ansiedler ausnehmend fruchtbar seyn soll; einer derselben erklärte, wenn man nur den Boden aufritze, bekomme man 50 Bushels Mais vom Acre, bei gehöriger Bearbeitung aber gegen 70. Die Anpflanzung der Baumwolle auf den Prairieländereien zeigt die eigenthümliche Erscheinung, daß die Kolben bei weitem mehr zu gleicher Zeit bersten als auf gewöhnlichem Boden, weßhalb eine viel größere Anzahl Hände zum Einsammeln nöthig ist. — Der nächste Fluß, an den der Reisende kam, ist der Brazos, der heftig zwischen steilen Ufern dahinschießt, und zu tief ist, um Furten darzubieten; dennoch war er gerade damals, 23 März, sehr nieder, in der Regenzeit aber tritt er oft über sein Ufer, so im Frühjahr 1843, wo sein Wasser sich 9 Meilen weit über die Prairie hin ergoß und eine Menge Vieh fortschwemmte. Der Reisende zog weiter über Richmond, einen kleinen gedeihlich fortschreitenden Ort, über den St. Bernards-Fluß, wo Zucker gebaut wird, nach einer Ansiedlung, die den Namen Egypt*) führt; dieß Land ist sehr fruchtbar, Vieh und Pferde gibt es in Menge, allein die fahlen Gesichter und das schmächliche Aussehen der Ansiedler zeugen auch von herrschender Krankheit. Das Wasser des Colorado, der gleich dem Brazos zwischen tiefen schroffen Ufern läuft, so daß man ihn erst ansichtig wird wenn man hart davor steht, war im Augenblick sehr seicht, im September und October jedoch schwillt er bedeutend an. Von dem Colorado nach der Stadt Victoria am Guadeloupe kann man an einem Tage reiten, und kommt dabei über den Navidad, La Vaca und Garcite. Victoria kann mit der Zeit ein bedeutender Handelsplatz werden, wenn der einige Meilen tiefer unten befindliche Floß**) weggeräumt seyn wird. Gegenwärtig wird die fremde Zufuhr zu Linville an der Vaca-Bay ans Land gesetzt, und von diesem Ort aus auch San Antonio versehen. Victoria hat 5 bis 600 Einwohner; die Viehtriebe haben hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen, was den Ort sehr verrufen macht, und einen ziemlich bedeutenden Handel zwischen dieser Stadt und dem Rio Grande vernichtete.

Der Reisende ließ sich über den Guadeloupe, dann über den Rio Coleto setzen und erreichte Goliad am Rio San Antonio, welche Stadt im J. 1836 gänzlich zerstört wurde. Eine weitere Reise von drei Tagen über fruchtbare Prairien, die eine ungeheure Menge Vieh nähren könnten, brachten den Reisenden nach der Stadt San Antonio. Hier bemerkt er hinsichtlich des Anbaues durch Europäer und europäische Creolen folgendes: „zieht man eine Linie von der Stadt Austin nach einem Punkte 20 Meilen nördlich von Houston und von da bis nördlich von Victoria, so kann man sagen, daß alles Land südlich von dieser Linie für Europäer ungesund ist. Fieber, namentlich Gallen- und kalte Fieber, herrschen vor, und ich habe traurige Dinge über die Leiden und die Todesfälle der Emigranten gehört. Selbst die Mexicaner zu San Antonio sprachen sich gegen die Wohnungen in der Nähe des Colorado aus, und meinten, die Sterblichkeit sey groß. Westlich vom Colorado aber und nördlich von der genannten Linie ist das Land gesünder." Die Stadt San Antonio de Bexar ist ziemlich regelmäßig angelegt, aber zwischen dieser Stadt und Rio Grande sind gar keine Ansiedlungen, obwohl neben einzelnen allerdings ganz dürren Strichen sich die schönsten Landschaften in ganz Westtexas finden. Schöne Eichen wachsen in Fülle, ebenso die Baumwollenstaude, der Pecan, die Sycomore, und herrliche Weiden dehnen sich weithin aus. Zwischen dem Rio San Antonio und Rio Grande sind die Honda, der Frio, die Leona und der Rio de las Nueces, in den sich die drei andern ausmünden.

Im Junius verließ Hr. Falconer San Antonio und überschritt hier den Fluß, der durch eine Eindämmung zurückgehalten ist, um die Ländereien in und um die Stadt zu bewässern. Der Cibolo, welcher an der Stelle, wo ihn Hr. Falconer überschritt, ein klares, rasch strömendes Flüßchen

*) Falconer nahm an der Expedition Theil, welche die Texaner nach Santa Fé unternahmen, und wir theilen diesen allerdings höchst unvollständigen Auszug aus dem der geographischen Gesellschaft mitgetheilten Mémoire hauptsächlich deßhalb mit, weil jetzt wiederum ein ähnlicher Zug abgegangen ist. A. d. R.

*) Eine solche Musterkarte von allen möglichen Namen findet sich also auch in Texas, wie in den andern Theilen Nordamerika's.

**) Raft; so nennt man in den dortigen Flüssen das durch die Ueberschwemmungen fortgerissene und an einzelnen Stellen dermaßen aufgehäufte Holz, daß alle Schifffahrt durchaus unmöglich ist; in einem Arm des untern Mississippi befindet sich ein solcher Raft, der mehrere Stunden Länge hat. A. d. R.

war, soll sich tiefer unten im Boden verlieren. Nun ging die Reise weiter über den Oberlauf des Guadeloupe, über den Rio Blanco, Manjack Springs, Onion Creek und Bartoris Springs, der 14 Fuß tiefes, bis auf den Grund völlig klares Wasser hatte. Dann wurde der Colorado nicht ohne Schwierigkeit überschritten, und Hr. Falconer erreichte Austin. Das Land, welches er durchreist hatte, ist ganz, was man Prairie nennt, und nur ein kleiner Theil hat das wellenförmige Ansehen, das gewöhnlich den Namen „rolling prairie" führt. Das schönste Land ist zwischen dem Guadeloupe und San Marcos, zwischen letzterem und dem Rio Blanco ist ein reicher, mit starkem Waldholz bedeckter Boden. Die Stadt Austin soll gut angelegt seyn und mehrere vortrefflich gebaute Häuser aus Holz enthalten. Die Stadt liegt an der äußersten Gränze und hat, obgleich erst zwei Jahre alt,*) doch ein blühendes Aussehen.

Zu Austin wurde Hr. Falconer eingeladen eine Expedition zu begleiten, die angeblich zu mercantilischen Zwecken nach Santa Fé unternommen wurde. Sie sollte von etwa 270 Bewaffneten begleitet werden, zum Schutze für die Waaren, eine gewöhnliche Vorsicht, wenn ein feindliches Indianerland durchzogen werden soll. Am 17 Junius brach Hr. Falconer von Austin auf und schloß sich zu Brushy an die Expedition an, die am 19 von dort abzog, und nacheinander den Brushy Creek und den San Gabriele übersetzte. In der Prairie fand man kleine Stücke Eisenerz in ziemlicher Menge. Als der San Andreasfluß überschritten war, erblickte man unermeßliche Rindviehheerden. Nach vier Tagen kamen sie an den Bosquefluß, zogen jenseits desselben immer weiter nördlich und erblickten am 11 Julius die Comanche-Spitze (Peak), die übrigens troß dieses Namens ein Tafelberg ist. Am 13 setzten sie über den Brazos und erblickten hier einen versteinerten Baum, wahrscheinlich der versteinerte Wald, den die Karten hier angeben. Fort ging's nun über mehrere kleine Flüsse durch ein dicht bewaldetes Land, und am 27 Julius befanden sie sich unter 30° 35' N. B. und 97° 44' W. L. v. Gr., worauf sie sich westlich wandten. Dieser Marsch in westlicher Richtung wurde ununterbrochen fortgesetzt bis zum 21 August. Auf dem Wege hatten sie mehrere Merkwürdigkeiten getroffen, am 5 August einen großen rothen See, am 17 eine schöne aus dem Boden hervorbrechende Quelle, deren Wasser, als es einige Zeit der Sonne ausgesetzt war, ekelhaft und bitter wurde, so daß die Mehrzahl erkrankte und an Durchfall litt, während zugleich die Vorräthe von Salz, Essig, Zucker und Kaffee erschöpft waren und die Fleischration auf ein halbes Pfund herabgesetzt werden mußte. Die Expedition rechnete, daß sie vom 27 Jul. bis 21 Aug. 270 englische Meilen zurückgelegt hatte, und befand sich jetzt unter 34° 20' N. B. und 101° 25' W. L. Das Land wechselte jetzt zwischen flacher Ebene und schroff ansteigenden, oben gleichfalls flachen Höhen, aber die Noth der Expedition nahm zu, und ein Theil der Mannschaft mußte vorausgeschickt werden nach San Miguel, um Führer und Lebensmittel zu holen. Die Zurückgebliebenen wurden inzwischen von den Indianern angegriffen und verloren 14 Mann und 84 Pferde, so daß 70 Mann zu Fuße gehen mußten. Am 4 October kamen sie endlich auf das Hochland, das die nach dem rothen Fluß und dem Puerco strömenden Gewässer theilt, und hier wurden sie von einer Schaar Mexicaner angegriffen und genöthigt die Waffen zu strecken. Sie wurden zum Theil sehr hart behandelt, und mehrere von denen, die aus Erschöpfung und Krankheit nicht mehr fort konnten, ohne weiteres erschossen. Das Blatt, welches diesen Auszug aus der interessanten Reise mittheilt, ist nicht sehr genau in den Bestimmungen der Landstriche, welche von San Miguel an durchzogen wurden, und die weitere Aufzählung der Einzelnheiten unterlassen wir deßhalb um so lieber, als die Bemerkungen des Reisenden über den Zustand des Landes, gerade das Interessanteste, weggelassen sind. Wir erwähnen nur noch, daß der Zug nicht, wie man glauben sollte, gleich südwestwärts ins Innere von Mexico ging, sondern fortdauernd in westlicher Richtung, wie sich aus dem Umstande ergibt, daß sie am 4 November, gerade einen Monat nach ihrer Gefangennahme, nach Paso del Norte unter etwa 32° N. B. kamen. Von dem weitern Zuge wird berichtet, daß in dieser ganzen Gegend allenthalben die größte Furcht vor den Indianern herrschte, und daß ein großer Theil des Landes durch sie wüste gelegt war. Im Jahre 1830 begannen diese Angriffe, und im Jahre 1841 rechnete man den Verlust an Vieh und anderer Habe bereits auf 10 Millionen Dollars, und den an Menschenleben auf mehr als 10,000 Personen. Es kann wohl keinen größern Beweis der kläglichen Schwäche der mexicanischen Regierung geben.

*) Das heißt im Jahre 1841, jetzt also vier Jahre.

Miscellen.

Versteinerte Spuren wandelnder Fische. Dr. Buckland erhielt im vorigen Jahre eine Abbildung von Fußspuren, die eine Reihenfolge von Eindrücken langer Klauen bildeten; später erhielt er den Stein selbst, der in der Nähe des Schachtes einer Kohlengrube bei Mostyn in Flintshire entdeckt worden war. Jetzt erkannte Buckland, daß die Eindrücke keine Fußstapfen irgend eines Reptils seyen, sondern von den Knochentheilen der Flossen irgend eines unbekannten wandelnden Fisches herrührten. Es sind krummlinige Ritze, die in regelmäßigen Zwischenräumen einander folgen, immer drei Ritze nebeneinander, 2 Zoll der Länge und der Breite nach von einander entfernt, so daß durch die Länge die Weite der Schritte, durch die Breite die Dicke des Körpers bezeichnet wird. Hr. Buckland zählte mehrere Beispiele ähnlichen Wanderns unter jetzt bekannten Fischarten auf, und wies auf die große Aehnlichkeit zwischen diesen fossilen Eindrücken und denen des Seehahnes (gurnard) hin, wenn er auf dem Sand unter dem Wasser fortschreitet. (Verhandlungen der geologischen Gesellschaft am 7 Junius.)

•

Der Mannabaum in Australien. Wir haben diesen Gegenstand unter dem Namen „Eucalyptus-Zucker" schon früher (s. Nr. 71) erwähnt, und kommen hier darauf zurück, weil derselbe in der Linnéischen Gesellschaft in London unter einer allgemeinern Form zur Sprache kam, indem eine Mittheilung über die Waldbäume Australiens am 20 Jun. in derselben vorgelesen wurde. Diese Mittheilung hat besonders darum ein botanisches Interesse, weil der Verfasser diese verschiedenen Waldbäume Australiens nach ihren colonialen Namen bezeichnet, unter welchen sie in den Reisebeschreibungen gewöhnlich vorkommen. Unter dem Mahagonybaum und der Ceder darf man keineswegs die gewöhnlich so benannten Bäume verstehen. Der obenerwähnte Mannabaum ist eine Eucalyptus-Art, die eine dem Manna ähnliche zuckerartige Substanz ausschwitzt, und auch die nämlichen medicinischen Eigenschaften wie der gewöhnliche Manna haben soll.

•

Literarische Sendung nach Spanien. Der französische Minister des öffentlichen Unterrichts hat kürzlich einen Hrn. Miller beauftragt, die hauptsächlichen spanischen Bibliotheken zu bereisen und sich mit den dort aufbewahrten zahlreichen griechischen Manuscripten bekannt zu machen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1843.

Das englische Heer.

Zweiter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel gesehen, aus welchen Materialien die Mannschaft zusammengesetzt ist, und welcher Hülfsmittel man sich bedienen muß, um auch nur die jetzt jährlich nöthigen 10—12,000 Mann zusammenzubringen, des Bedürfnisses im Kriege zu geschweigen, in welcher Beziehung die meisten Autoritäten dafür sind, daß man ohne eine Art von gezwungener Aushebung nicht ausreichen werde. Doch lassen wir diesen Gegenstand, und wenden wir uns zu den Befehlshabern. Hier stößt uns gleich der Umstand auf, daß die niedere Classe, aus der die Mannschaft entnommen ist, wenig brauchbare Unterofficiere liefert, nicht als ob unter dieser niedern Classe nicht ebenso wohl fähige Köpfe und solide Charaktere sich fänden, welche als Lehrer und Befehlshaber brauchbar wären, aber sie sollten bei unserer papierenen Militärverwaltung doch nothwendig auch schreiben können; man rechnet aber in England, daß ein Drittheil der Mannschaft gar nicht lesen und schreiben, ein zweites Drittel nur unvollkommen und nur das dritte Drittel gut lesen und schreiben kann; aus diesem dritten Drittel müssen dann die Unterofficiere genommen werden, und sie finden sich nicht immer in genügender Anzahl. Nimmt man dazu, daß die jungen Subalternofficiere, welche ihre Stelle erkaufen, und dieß ist die Mehrzahl, gar nicht sonderlich geneigt sind die mühselige Arbeit des täglichen kleinen Dienstes streng zu beaufsichtigen, so kann man leicht abnehmen, wie es in manchen Regimentern damit steht, und wie sehr dieser Mißstand auf das Verhalten der Soldaten und die Zahl der Vergehen einwirkt. Man hat zur Abhülfe zweierlei vorgeschlagen: einestheils, die ziemlich unthätige Mannschaft insgesammt besser zu unterrichten, und so einerseits ihr weniger Zeit zum Nichts- oder Uebelsthun zu lassen, andrerseits die nöthige Zahl fähiger Leute, wie dieß vielfach auf dem Continent geschieht, heranzubilden, aber dazu will kein Mensch recht Hand anlegen, wie schon oben erwähnt wurde. Das zweite, erst in neuester Zeit vorgeschlagene Mittel ist, junge Leute von besserer Erziehung durch das Versprechen baldigen Avancements zu Sergeantenstellen ins Militär zu ziehen, ihnen einen höhern Sold als bisher zu geben, und so gewissermaßen eine Mittelclasse zwischen den vornehmen Officieren und dem Soldatenpöbel zu schaffen. Ob der Vorschlag angenommen wird und sich ausführen läßt, steht dahin, denn eine solche Mittelclasse würde Fähndriche, Unterlieutenants und Oberlieutenants bald als ganz überflüssige Dinge erscheinen lassen.

Dieß führt unmittelbar auf die viel besprochene und keineswegs erschöpfte Frage über den Stellenkauf, der in den letzten Jahren wiederum, und zwar bis auf die neueste Zeit einen sehr heftigen Streit erregte, worüber wir hier bloß die Bemerkung eines Vertheidigers des jetzigen englischen Militärsystems *) anführen wollen, welcher sagt: „unsere Ansichten über das System des Stellenkaufs haben wir mehr auf die Erfahrung, als auf die Theorie gebaut, und es genügt uns die Ueberzeugung, daß, praktisch betrachtet, dieses System, wie mancher andere alte Brauch in unserm Lande mit unsrer ganzen bürgerlichen sowohl als militärischen Gesellschaftsverfassung so enge verwoben ist, daß er kaum durch etwas geringeres als eine politische Revolution sich ausrotten lassen wird.“ Wir wollen hieraus keine andere Folgerung ziehen als die, daß das System viel tiefer sitzt als man gewöhnlich glaubt, wobei den Vertheidigern nur bemerklich gemacht werden muß, daß die Ungerechtigkeit und Verderblichkeit des Systems an sich — und daß sich dasselbe rechtlich nicht vertheidigen lasse, wird allenthalben willig zugegeben — im Laufe der Zeit immer tiefer frißt, und daß der fressende Krebs, welcher an England nagt, nämlich der steigende Reichthum auf der einen und die wachsende Armuth auf der andern Seite, auf das Heerwesen mehr und mehr einen verderblichen Einfluß äußert. Während der großen Kriege, namentlich während des Peninsularkrieges, den die Engländer immer anführen, da es der einzige ist in welchem sie längere Zeit mit größeren Massen auftraten, wurden nur sehr wenige Stellen gekauft, und so kamen in die höhern Stellen eine Menge Leute, die von ihrem Sold leben mußten. In den englischen Regimentern herrscht

*) S. United Serv. Mag. Januar 1841.

bekanntlich ein großes, zum Theil gezwungenes Zusammenleben, da die unverheuratheten Officiere gehalten sind, an der gemeinsamen Officierstafel zu speisen. Dieß Zusammenleben hat ohne Zweifel seine Vorzüge, aber auch seine Nachtheile, da die Mehrzahl der Officiere bestimmt, wie theuer oder wohlfeil die Officiere leben sollen. So lange nun die im Peninsularkriege emporgestiegenen ärmeren Officiere — officiers de fortune, wie man sonst sagte — an der Spitze der Regimenter standen, wurde aller unnütze Aufwand vermieden; aber seit dieser Zeit sind dreißig Jahre verflossen, die Zahl jener Officiere ist sehr zusammengeschwunden, Geld, und nicht mehr die auf den Schlachtfeldern geleisteten Dienste haben ihre Nachfolger an die Spitze der Regimenter gebracht; das Leben der Officiere in den Regimentern ist theuer geworden, und als nothwendige Folge sucht man der alten und armen Officiere loszuwerden, die sich denn auch nicht sonderlich bitten lassen, sondern gern aus Regimentern sich entfernen, wo bereits Fähndriche und Lieutenants gar nicht mehr, und bald auch Hauptleute nur mit Schwierigkeit von ihrem Solde werden leben können. Wie der Dienst dabei fährt, mag sich jeder selbst sagen, welcher einige Erfahrung davon hat, wie leicht sich Officiere mit Vermögen gewöhnlich den Dienst zu machen suchen. Indeß trägt freilich dieß Uebermaaß auch wieder zum Theil das Heilmittel in sich, denn in dem Maaße, als nur wohlhabende Leute überhaupt in den Militärdienst treten können, vermehrt sich auch die Zahl derjenigen, welche Stellen kaufen können und wollen; wenn während des Kriegs, wie oben erwähnt, und noch mehrere Jahren nach demselben die Zahl der Käufer gering war, so daß man in fünf Jahren leicht zum Oberstlieutenant, d. h. zum Regimentscommandanten aufsteigen konnte, so ist dieß, einige Reiterregimenter ausgenommen wo die Officiere nach 5 bis 10 Dienstjahren wieder ganz austreten, nicht mehr der Fall; gesetzlich braucht einer auch noch jetzt nicht mehr als drei Jahre zu dienen, bis er eine Compagnie kaufen kann; da aber die Zahl der Käufer so groß ist, so dauert dieß jetzt doch im Durchschnitt neun bis zehn Jahre. Zudem haben viele allmählich die Nothwendigkeit eingesehen, ehe sie ins Militär eintreten, sich die nöthigen Vorkenntnisse zu verschaffen, und haben dadurch regelmäßigen militärischen Unterricht in dem Collegium zu Sandhurst erhalten; aus diesem Collegium treten jährlich sechzig bis siebzig Officiere in die Armee, und rechnet man die Dienstdauer eines Officiers durchschnittlich nur auf 15 Jahre, so müssen, da dieß Collegium seit mehr als 30 Jahren besteht, sich doch eine Anzahl von 800 bis 1000 Officieren in der Armee befinden, die eine militärisch-wissenschaftliche Erziehung genossen haben. Daraus erklärt sich denn auch, daß trotz der Härte und Ungerechtigkeit, die im System liegt, die Armee weniger darunter leidet, als man sonst erwarten sollte. Daß freilich dennoch gar grobe Verstöße vorkommen, ist nicht zu verwundern, wie denn vor einigen Jahren bei einem Cavallerieregiment fast sämmtliche Subalternofficiere wegen mangelnder Kenntniß auch nur des nothdürftigsten Dienstes entlassen wurden.

Wer weiß, wie leicht die vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre erlangten Kenntnisse wieder ausgeschwitzt werden, wenn man sie nicht in steter Uebung erhält, wird sich über solche Vorfälle nicht wundern; zum Ueberfluß hat das Vorherrschen von Geld und Rang sich sogar auf das militärische Erziehungsinstitut in Sandhurst ausgebreitet. Der Herzog von York hatte während des Kriegs, wo das Parlament an Kriegsausgaben schon gewöhnt war, dieß Collegium gestiftet, in der löblichen Absicht, die Waisen der im Kriege gefallenen Officiere unterrichten zu lassen; diese wurden unentgeltlich aufgenommen, die Söhne lebender Officiere mußten je nach dem Rang und Sold ihrer Väter eine mäßige Summe bezahlen, und andere als Officierssöhne wurden nur gegen ein ziemlich hohes Eintrittsgeld, das zum Theil die Kosten der Anstalt decken sollte, aufgenommen. Die ganze Armee betrachtete diese Anstalt mit Dank und Freude, denn bei den großen Kosten, welche in England der Unterricht mit sich führt, und bei dem im Vergleich zu dem theuren Leben niedern Sold — der Oberstlieutenant, welcher das Regiment oder Bataillon commandirt, hat nicht mehr als 300 Pfd. St. — war es eine wesentliche und wohlverdiente Unterstützung. Bald nach dem Frieden jedoch erfuhr die ganze Anstalt — angeblich aus Sparsamkeit, obgleich der ganze Zuschuß des Parlaments nur 4000 Pfd. St. betrug — eine wesentliche Veränderung: die Zahl der Zöglinge wurde um die Hälfte vermindert, die Classe der Officierswaisen ließ man allmählich eingehen, auch die der übrigen Officierssöhne wurde möglichst beschränkt, dagegen allen, welche 130 Pfd. St. jährlich zahlen wollten, der Zutritt gestattet, damit die Anstalt sich selbst unterhalte. Diese Veränderungen haben in der Armee einen so übeln Eindruck gemacht, daß diejenigen Officiere, welche aus dieser Anstalt in die Regimenter treten, mit ungünstigen Augen angesehen werden, und die jungen Leute oft genug das Erlernte bald möglichst zu vergessen bemüht sind, nur damit man sie so wenig wie möglich dieser unbeliebten Classe beizähle. Der ursprüngliche Zweck dieser Anstalt, den Söhnen und den Waisen armer Officiere eine Unterstützung zu gewähren, ihnen eine Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn zu eröffnen, ist somit ganz bei Seite gesetzt, und der allgemeinen Richtung der englischen Staatsgesellschaft, die dem Rang und Reichthum alle Auszeichnungen und alle Ehrenstellen zu verschaffen strebt, diese Anstalt aufgeopfert worden.

Ein Hauptgrund, welchen man gegen die Aufhebung des Stellenkaufs anführt, ist der, daß die Armee sonst eine Waffe in der Hand einer politischen Partei würde, welche die Officiersstellen nach Gunst vergebe, während jetzt zu viele Leute von hohem Rang und Vermögen sich in der Armee befänden, als daß man sie zu Parteizwecken benutzen könnte, um so mehr, als die Erlaubniß eine höhere Stelle zu erkaufen, es gar nicht einmal in die Macht einer Partei stelle, diesen oder jenen Officier am Vorrücken zu hindern. Die Seichtigkeit dieses Grundes möchte sich unschwer nachweisen lassen, und sicherer ist wohl die Annahme, daß man überhaupt die Befehlshaberstellen im Heere mehr in den Händen der reichen Classen sehen will, da diese sich den unbemittelten Classen immer schroffer gegenüberstellen, und an der von ihren Mitgliedern befehligten und durch die strenge Disciplin im Zaum gehaltenen Soldatenmasse

eine desto sicherere Stütze gegen die letzteren, d. h. die unbemittelten Classen, zu haben wünschen. Wie weit diese Bestrebungen fortgesetzt werden können, das hängt überhaupt von der Frage ab, ob sich die ausschließliche Herrschaft von Rang und Reichthum, wie sie sich bis jetzt in England erhalten hat, noch auf die Länge behaupten läßt, und soweit hat die oben erwähnte Bemerkung, daß fast nur eine politische Revolution den Stellenkauf ausrotten könne, allerdings ihre vollkommene Richtigkeit.

Es liegt in diesem Stande der Dinge, so viel er mißliches haben mag, ein lobenswerther Zug, nämlich die Unterordnung der militärischen Macht unter die bürgerliche Staatsgesellschaft: der Geist, welcher die erstere beherrscht, soll auch letztere beherrschen, nicht etwa wie in Rußland die militärische Rangordnung die ganze Gesellschaft durchdringen und nahezu auflösen. Wir sehen deßhalb, wie man in England die Armee und die wichtigsten Staatsgesetze zu gleicher Zeit angreift, weil beide von Einem Geist, dem der überwiegenden Herrschaft des Geldes und des Ranges, ausgehen. In dieser Beziehung ist es höchst charakteristisch, daß die Regierung im vorigen Jahre, als der Aufruhr in einigen Grafschaften tobte, die Errichtung einer Art Nationalgarde in mehreren bedrohten Städten nicht zugab, während sie unter der Hand die Miliz, die Yeomanry, welche größtentheils aus Landleuten besteht, die unter dem Einfluß des Adels sind, auf jede Weise begünstigt. Man will der Mittelclasse die Waffen nicht in die Hand geben, während man den Adel mit seinen Hintersassen gern bewaffnet sieht, wiewohl auch unter dem Landvolk, wie die Fortschritte der Anti-Cornlaw-League und die Ereignisse in Wales zeigen, ein böser Geist zu spuken beginnt.

(Fortsetzung folgt.)

Punische Gräber in der Nähe von Tunis.

(Echo du monde Savant. 9 Julius.)

Man hat vor ganz kurzem eine merkwürdige Entdeckung in der Regentschaft Tunis, dritthalb Tagereisen von der Stadt dieses Namens, gemacht, an einem Orte, welcher den Namen Mohammed Bey führt. Zwei Deutsche, die HH. Honegger und Mottler, der eine Architekt, der andere Kaufmann, reisten in Begleitung von mehr als zwanzig Wagen mit Hacken und Schaufeln an diesen Ort ab, begannen hier ihre Untersuchungen und fast beim ersten Spatenstich entdeckten sie eine außerordentlich gut erhaltene punische Inschrift. Es war ein Grabstein. Sie setzten ihre Nachgrabungen fort und fanden in einer Reihe neben einander achtzig Gräber. Das neunundsiebenzigste und achtzigste haben zwei große schöne Inschriften, halb in punischen Charakteren, halb lateinisch. Sie entdeckten auch vierzig sehr merkwürdige Basreliefs, darunter einige mit punischen Unterschriften. Gegen die Mitte der Stelle, wo sie ihre Nachgrabungen begannen, stießen sie auf ein Gewölbe, das sie durchbrachen. Sie glaubten anfangs, es sey eine Cisterne, erstaunten aber nicht wenig, als sie hinabstiegen und fanden, daß es gleichfalls ein Grab sey. Die nähere Beschreibung davon ist folgende: das Grab ist viereckig, und in der Mitte ist ein bleierner Sarg auf die Erde gestellt. Auf der Seite des Kopfes ist eine Nische in der Mauer angebracht, und in dieser fand man eine gläserne, mit Blei gedeckte Vase, welche die Gebeine enthielt. Zu beiden Seiten des Gefäßes standen Grablampen, und zwischen den Lampen waren Messer eingeschoben (deren Hefte in Staub zerfallen waren). Auf der dieser Mauer gegenüberstehenden Seite befand sich eine Thüre, und auf den beiden andern Seiten drei Nischen, in deren jeder Grablampen standen. Die glücklichen Finder transportirten alles dieß nach Tunis, da sie sich aber über die Theilung nicht verständigen konnten, so zahlte ihnen der englische Consul, unter dessen Schutz sie standen, die 6000 tunesischen Piaster aus, welche sie aufgewendet hatten, ließ sich die ganze Sammlung von ihnen ausliefern und schickte sie nach London.

Chronik der Reisen.

Die wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten. *)

Amerika ist endlich hinsichtlich wissenschaftlicher Unternehmungen in die Reihe getreten mit Frankreich und England. Die Expedition stand unter Lieutenant Ch. Wilkes, der von einsichtsvollen Officieren unterstützt war, und die große Anzahl Karten, die im Laufe derselben entworfen wurden, zeugen von der Thätigkeit des Befehlshabers, wie von dem Eifer und der Geschicklichkeit derer, die mit den Aufnahmen beschäftigt waren. Die Arbeiten waren außerordentlich mühsam, mühsamer als es sich irgend jemand denken kann, der ruhig sein Haus in der Heimath bewohnt. Der Verlust eines Schooners mit der ganzen Mannschaft, worunter zwei Officiere, die Zertrümmerung eines andern Fahrzeugs, der Kriegssloop Peacock, wobei die Mannschaft nichts als das nackte Leben rettete, die Niedermetzelung zweier Officiere durch die Wilden der Fidschi-Inseln und eines Matrosen durch die verrätherischen Bewohner der Kingsmill-Inseln sind die einzigen großen Unfälle, aber die zahlreichen Gefahren zu Land und zur See, die persönlichen Erlebnisse im ganzen Laufe der Expedition würden auch ganz einfach, ohne alle Uebertreibung erzählt, einen Band mit den merkwürdigsten Ereignissen füllen.

Eine vollständige Bekanntmachung wird demnächst erfolgen. Die Bibliothekcommission des Congresses hat das Ganze unter sich, und unter ihrer Leitung wird Capitän Wilkes die Geschichte der Reise schreiben, die Karten, die physikalischen Beobachtungen und die andern Zweige wissenschaftlicher Forschung sind denen zur Bearbeitung übergeben, welche während der Reise damit beauftragt waren, und jeder wird seinen eigenen Bericht machen. Die Ausdehnung des Werks läßt sich noch nicht angeben; die Kupferplatten aber werden, in ähnlicher Weise wie bei der Reise der Astrolabe, mehrere Foliobände füllen. Wir theilen vorläufig eine allgemeine Uebersicht mit.

*) Wir haben im Verlauf der letzten Jahre mehrmals einzelne Nachrichten über diese in wissenschaftlicher Hinsicht so bedeutende Expedition gegeben, und entlehnen jetzt eine übersichtliche Geschichte des Ganges und der Resultate aus dem wohlbekannten Journal of Science von Silliman, April 1843.

Am 19 August 1838 verließen die Schiffe die Chesapeak-Bay, legten nur kurz bei Madeira und den Cap-Verd-Inseln an und fuhren dann nach Rio Janeiro. Von Rio gingen sie am 6 Januar des folgenden Jahres weiter nach dem Rio Negro an der Nordgränze Patagoniens, und von da nach der Nassau-Bay auf dem Feuerlande, westlich vom Cap Horn. Von diesem Punkt aus machten der Peacock, die Porpoise und die beiden Schooners Kreuzfahrten in verschiedenen Richtungen nach dem Pol zu, aber die Jahreszeit — sie segelten erst am 24 Februar ab — war schon zu weit vorgeschritten, um Besonderes zu leisten. Der Schooner Flying Fish gelangte nichtsdestoweniger bis 70° 14' S. B., fast so weit als Cook kam, und nicht sehr entfernt von derselben Länge. Das Schiff Relief erhielt Befehl in eine südliche Durchfahrt, die sich nach der Magellansstraße öffnet, hineinzufahren, erfuhr aber fortdauernd Windstöße, und entging dem Schiffbruch nur mit dem Verlust von vier Ankern. Der Vincennes blieb wegen der Küstenaufnahme und magnetischer Beobachtungen in Nassau-Bay. Im Mai 1839 fanden sich sämmtliche Schiffe wieder zu Valparaiso zusammen, mit Ausnahme eines Schooners, die Seemöve, welche kurz nach der Abfahrt aus der Nassau-Bay in einem Sturme verloren ging. Am 6 Junius gingen die Schiffe nach Callao ab, und der Relief, der zu einer so schwierigen Reise sich untauglich zeigte, wurde nach Hause gesandt. Am 12 Julius verließ die Escadre die südamerikanische Küste, segelte westwärts, nahm die Küsten von 14 oder 15 Pomotu-Inseln, von zwei Gesellschafts- und sämmtlichen Schifffahrts-Inseln auf und gelangte am 28 November nach Sydney in Neusüdwales.

Die Schiffe lichteten jetzt die Anker zu ihrer zweiten antarktischen Kreuzfahrt. Land wurde entdeckt unter 160° L. und 66° 30' S. B. Der Vincennes und die Porpoise verfolgten die Eisbank westlich bis 97° O. L. und erblickten 1500 Meilen weit in Zwischenräumen Land. Wenn die Eisbank es gestattete, so segelte der Vincennes innerhalb ¾ bis 10 Meilen am Lande hin. An einer Stelle, die sie Piners-Bay nannten, fanden sie Grund in 30 Faden, und hofften bald an den Felsen zu landen, aber es erhob sich plötzlich ein Sturm, der 36 Stunden dauerte und sie weit leewärts trieb; sie fuhren deßhalb weiter gegen Westen, immer in der Hoffnung, einen zugänglichen Ort zu finden, fanden sich aber in ihrer Erwartung getäuscht. Große Felsenbrocken wurden von der Eisbank gesammelt und befinden sich jetzt in der Nationalgalerie im Patentamt. Zwei derselben, einer von Basalt, die andern von compactem rothem Sandstein, wiegen jeder gegen 90 Pfd. Außer diesen sind manche kleinere Stücke von grauem und fleischfarbenem Granit, Gneiß, weißem und rothem Sandstein, Basalt und röthlichem Thon gesammelt worden. Der Peacock ward, als er gegen einen Landvorsprung steuerte, plötzlich vom Eis eingeschlossen, und 20 Stunden lang hofften sie kaum noch das Leben retten zu können. Sie hatten in 320 Faden Grund gefunden. Am 24 Febr. 1840 verließ der Vincennes das Eis, und am 24 April fanden sich alle Schiffe wieder beisammen vor Tongatabu. Während der Kreuzfahrt in den antarktischen Meeren waren die wissenschaftlichen Mitglieder mit Sammlungen und Beobachtungen in Neuholland und Neuseeland beschäftigt, und vereinigten sich wieder mit der Expedition am letztgenannten Orte.

Zu Tongatabu blieb dieselbe nur einige Tage und segelte dann nach den Fidschi-Inseln ab, wo fast vier Monate mit Aufnahmen und Beobachtungen zugebracht wurden. Von da fuhren sie nach den Sandwich-Inseln und nahmen unterwegs mehrere Korallen-Inseln auf. Der Vincennes brachte den Winter an letzterer Gruppe zu, und im Laufe desselben wurden das Pendel und andere mathematisch-physikalische Instrumente auf die Spitze des Mauna-Roa gebracht, eine Höhe von 14,000 Fuß. Bei Sonnenuntergang konnte man mehrmals das erhabene Schauspiel beobachten, wie der Schatten dieses Bergkegels am östlichen Himmel sich abzeichnete. Während derselben Zeit kreuzten der Peacock und der Flying Fish in den Aequatorialstrichen des stillen Meeres, nahmen zahlreiche zerstreute Korallen-Inseln auf, so wie die Schifffahrts-, die Kingsmill-Gruppe und andere im Karolinen-Archipel. Die Porpoise nahm Karten von mehreren noch nicht aufgenommenen Pomotu-Inseln auf und legte wiederum bei Taheiti an.

Im Frühjahr 1841 befanden sich der Vincennes und die Porpoise zeitig an der Küste des Oregongebietes, der Peacock und Flying Fish kamen im Julius an, und hier war es, wo ersterer scheiterte, als er in den Columbiastrom einzulaufen suchte. Hier wurden mehrere Landexpeditionen ins Oregongebiet von 500 bis 1000 engl. Meilen weit unternommen, und eine andere 800 Meilen weit vom Columbiastrom nach San Francisco in Californien. Im November 1841 verließen die Schiffe letztere Küste, legten an den Sandwich-Inseln an, um Vorräthe einzunehmen, und fuhren dann nach Manilla, von da nach Mindanao, durch den Sulu-Archipel, und der Straße von Balabac nach Singapur, welchen Ort sie im Februar 1842 erreichten. Von da ging die Fahrt durch die Sundastraße nach dem Cap der guten Hoffnung und an St. Helena vorüber nach New-York, wo sie im Junius 1842 anlangten, nachdem sie 3 Jahre und 10 Monate abwesend gewesen und zwischen 80 und 90,000 Meilen zurückgelegt hatten.

Die Zahl der während dieser Fahrt aufgenommenen Inseln beträgt etwa 280, abgesehen von 800 Meilen an den Flüssen und an der Küste des Oregongebietes und 1500 Meilen längs dem Land und der Eisschranke des antarktischen Continents. Zahlreiche Inseln, die bisher zweifelhaft waren, wurden aufgesucht, Untiefen erforscht, Riffe entdeckt und aufgezeichnet, Häfen aufgenommen, darunter viele zum erstenmal bekannt wurden, und die Breite und Länge der besuchten Punkte mit möglichster Genauigkeit bestimmt. Viele zweifelhafte Punkte in der Geographie der Südsee wurden aufgeklärt, und die Expedition wird jetzt den Seefahrern die vollständigste Karte der Südsee liefern, die je herausgegeben wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Erforschung celtischer Alterthümer in Frankreich. Die mannichfachen zerstreuten Liebhaberversuche über die celtischen Alterthümer scheinen doch endlich zu einer gründlicheren Forschung zu führen. Baron de la Pylaie, Mitglied der k. Gesellschaft der Alterthumsforscher, befindet sich jetzt im Auftrag des Ministers des Innern auf einer Reise, um sämmtliche druidische Denkmale Frankreichs zu besuchen. Hr. de la Pylaie soll sich mit C. Duteil zur Herausgabe eines großen Werks über die celtischen Denkmale verbunden haben. (Echo du Monde Savant vom 29 Junius.)

Die Dampfbootfahrt auf der Themse soll in den letzten Sonntagen mehrere hunderttausend Menschen befördert haben. Nach einer mäßigen Berechnung waren 150 Dampfboote im Gang. (Londoner Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, den 8 Julius.

Der Prospectus von Coste und Flandin's persischem Reisewerk ist erschienen. Es wird aus 350 Kupferplatten in großem Folio und 4 Octavbänden Text bestehen, in 70 Lieferungen und innerhalb 10 Jahren erscheinen und die Lieferung 20 Fr. kosten. Es besteht aus zwei Abtheilungen, wovon die eine in 100 Platten die pittoresken Ansichten, und die andere in 250 die Alterthümer, sowohl Gebäude als Inschriften in Keilschrift und in Pehlwi enthält. Die Genauigkeit, mit der sowohl Inschriften als alte Monumente gezeichnet worden sind, ist bewundernswürdig; Coste, dem dieser Theil der Arbeit eigentlich zufiel, hat die Maaße jedes alten Gebäudes aufs genaueste genommen, und die Basreliefs mit einer solchen Genauigkeit gezeichnet, daß er z. B. die Federn der Flügel der Sphinx gezählt hat. Die Zahl der Monumente und der Inschriften, welche das Werk enthalten soll, ist beträchtlich größer als die, welche Ker-Porter und Rich gegeben haben, und das Werk hat nur den einen Fehler, daß es 1400 Fr. kostet, wodurch es nothwendig nur auf große Bibliotheken beschränkt ist, während es in den Händen der Gelehrten seyn sollte. Die Regierung, um das Werk möglich zu machen, hat für 210,000 Fr. Subscriptionen genommen, wofür sie sich, wie man versichert, 300 Exemplare zu halbem Preis liefern läßt. Dieß ist ein ganz falsches System. Die Regierung thut es in der sehr guten Absicht, viele Exemplare verschenken zu können, aber wenn sie diese große Summe dazu verwendet hätte das Buch wohlfeiler zu machen, so hätte sie ihr Geld nützlicher verwendet, denn Bücher sind doch nur für die bestimmt, welche bereit sind sie zu bezahlen, wenn sie die Mittel dazu haben, und nicht einflußreichen Leuten, welche sie sich schenken lassen können. Die Regierung wird etwa ein Hundert Exemplare an die öffentlichen Bibliotheken in Frankreich abgeben, was ganz recht ist, und den Rest an Deputirte, Pairs u. s. w., die es in ihre Bibliotheken stellen oder verkaufen. Dieß ist nicht recht, denn es zwingt die Herausgeber, diejenigen, welche das Werk brauchen und keine Gelegenheit haben es sich schenken zu lassen, übermäßig zu besteuern.

Die Société de l'histoire de France hat kürzlich ihre zehnte jährliche Versammlung gehalten und ihr Rechenschaft abgelegt. Sie besteht gegenwärtig aus beinahe 400 Mitgliedern, welche jährlich 30 Franken bezahlen und dafür die von der Gesellschaft gedruckten Werke umsonst erhalten; bis jetzt hat die Gesellschaft 21 Bände herausgegeben, theils früher ungedruckte, theils bessere Ausgaben bekannter historischer Werke. Ihr Zweck ist, die Materialien zur Geschichte von Frankreich zugänglicher zu machen, und fällt so ziemlich mit der der officiellen Commission des Documents pour l'histoire de France zusammen. Die im vorigen Jahre gedruckten Werke bestehen aus dem zweiten Band der Werke von Eginhard, herausgegeben von Teulet, dem zweiten Band der Werke von Philipp von Commines, herausgegeben von Mlle. Dupont, den Memoiren von Coligny-Saligny über einen Theil der Regierung von Ludwig XIV, herausgegeben von Montmerqué, und der Chronik von Wilhelm von Nangis, herausgegeben von Gerand in zwei Bänden. Die Subscriptionen haben der Gesellschaft im letzten Jahre 10.500 Franken eingetragen, der Verkauf der Werke 2049 Fr., und die Subscription des Ministers des öffentlichen Unterrichts 1290 Franken, im Ganzen 14,439 Fr.; sie hat ausgegeben für Druck 10,532 Fr., für Honorar 2207 Fr., für Broschiren der Bücher 651 Fr, für Administrationskosten 610 Fr. Diese letzte Summe macht ihr alle Ehre, denn Gesellschaften haben eine nur zu große Neigung, für Administration mehr auszugeben als für den Zweck, den sie sich ansetzen. Die königliche Bibliothek leiht ihr einen Saal zu ihren Versammlungen, sonst könnten die Ausgaben nicht so klein seyn. In England geben gelehrte Gesellschaften im Allgemeinen drei Viertheile ihrer Einnahmen für Local, Angestellte u. s. w. aus, in Paris etwa Ein Viertheil, und keine so wenig als die Gesellschaft für französische Geschichte. Ihre Finanzen stehen leidlich, sie ist ihrem Buchdrucker 15,000 Franken schuldig, und hat dagegen 7000 Bände ihrer Werke im Magazin, übrigens sind ihre Einnahmen im Zunehmen und sie hat nichts für die Zukunft zu besorgen.

Das Journal des Debats hat einige Briefe des französischen Reisenden Rochet d'Hericourt in Abyssinien gedruckt, in denen dieser sich bitter und mit großem Recht über den eng-

lischen Gouverneur von Aden, Capitän Haines, beschwert. Haines hatte noch von Lord Palmerston einen der feindseligen Befehle erhalten, mit denen dieser gewaltthätige Minister beinahe die ganze Welt mit Krieg und Blut überschwemmt hätte, und nach welchen er keine französischen Reisenden nach Abyssinien lassen sollte. Diese Befehle hat er auf eine harte Art ausgeführt, und die hiesigen Journale haben vollkommen Recht darüber zu klagen; aber es ist Schade, daß sie ihre Klagen durch Einmischung von Fabeln aller Art unfruchtbar machen, indem es Haines leicht seyn wird zu beweisen, daß die Hälfte von dem was sie sagen auch allen Vorwandes ermangelt. So sagt z. B. das Journal des Debats, das im Allgemeinen noch das über fremde Ereignisse am besten unterrichtete französische Journal ist, daß er Abbadie gezwungen habe nach Bombay zu gehen, was vielleicht den Verlust seines Auges nach sich gezogen habe. Dieß ist ein gänzlicher Irrthum; Abbadie, dessen Auge auf der Küste von Abyssinien verletzt worden war, kam nach Aden um sich heilen zu lassen; Haines empfing ihn so unfreundlich als möglich, sprach von ihm als einem französischen Spion, fing die Briefe und Zeitungen auf, die an ihn gerichtet waren u. s. w., kurz betrug sich so feindselig, als ohne eigentliche Gewaltthätigkeit möglich war; aber Abbadie verließ deßwegen Aden nicht, ein englischer Officier, der ihn nicht kannte, nahm ihn gastfreundlich auf, und er ließ sich vom Arzte behandeln, bis er alle Hoffnung auf Wiederherstellung seines Auges verloren hatte. Von da ging er an die Küste von Abyssinien zurück, wo ihn der Einfluß von Haines aufs neue lange Zeit hinderte, ins Innere zu dringen. Dieses Betragen ist feindselig genug, um Ursache zu Klagen zu geben, aber man sollte eine gute Sache nicht mit Fabeln verderben.

Der Streit der neukatholischen Partei und der Philosophen ruht gegenwärtig so ziemlich, aber er wird unfehlbar wieder ausbrechen, obgleich bis jetzt beide Parteien besser gethan hätten zu schweigen, indem beide dabei nur verloren haben, und namentlich durch das, was ihre Vertheidiger vorgebracht haben. Die Vorlesungen von Quinet und Michelet werden nächstens erscheinen, aber ich zweifle, ob das Publicum sich genug vor den Jesuiten fürchtet, um diese Angriffe auf sie mit großem Interesse aufzunehmen. Am meisten aber hat der Clerus verloren, weil man ihm die Intoleranz und den Ehrgeiz einiger neukatholischen Fanatiker zu Schulden schreibt, die in ihrem blinden Eifer verkannt haben, wie weit man heutzutage und in diesem Lande gehen könne. Es gibt viele, welche vor den Versuchen von Associationen und Brüderschaften erschrecken, welche sich hie und da unter verschiedenen Vorwänden bilden und deren einige Hunderttausende von Mitgliedern zählen, und hinter denen man Versuche fürchtet, eine Partei im gemeinen Volk zu bilden, welche bei Gelegenheit zu carlistischen Zwecken gebraucht werden könnte. Aber alle diese Dinge sind nicht mehr für unsere Zeit, und diese Brüderschaften werden im ersten Augenblick zerstieben, in dem man von ihnen eine öffentliche Handlung fordert.

Vor einigen Tagen ist das erste Blatt einer deutschen Zeitung, die den Titel „der Stern" führt, erschienen; aber keine deutsche Zeitung hat die mindeste Aussicht sich hier zu erhalten, auch wenn sie gut redigirt und interessant wäre. Die Deutschen hier halten wenig zusammen, bilden keine abgeschlossene Classe wie die Engländer, leben sehr unter der Nation zerstreut und sind im Allgemeinen nicht reich, so daß keine Aussicht für ein deutsches Blatt ist, auch wenn es besser wäre als das Probeblatt des Stern, das ganz ohne alles Interesse ist. Daß Franzosen außer etwa in Lothringen und Elsaß eine deutsche Zeitung lesen sollten, ist ohnehin nicht zu erwarten. Man spricht viel von zunehmendem Studium des Deutschen, aber es ist hier nicht viel davon zu bemerken, und mir scheint, daß man vor dreißig Jahren sich mehr damit beschäftigt habe als gegenwärtig, obgleich man es jetzt in den Schulen lehrt und damals nicht. In den Schulen wird nichts mit Eifer betrieben, was bei der öffentlichen Preisvertheilung keine Rolle spielt, und die Schüler sind so mit Lehrstunden und Repetitionen überhäuft, daß sie alles vernachlässigen auf was nicht beständig gedrungen wird; aber diese Anstalten haben ein Interesse, nur auf diejenigen Studien zu dringen, welche zu Preisen führen, und sie so in den Stand setzen sich in den Zeitungen zu rühmen, daß sie bei dem großen Concurs so und so viel Preise davon getragen haben. Doch ist dieß nur der geringste Theil des Uebels, welches diese großen Preisvertheilungen in der hiesigen Erziehung nach sich ziehen, aber das Thema ist zu weitläufig, um in einer zufälligen Note abgehandelt werden zu können.

Das englische Heer.

(Fortsetzung.)

Die Engländer im Allgemeinen sind moralisch und physisch mehr zum Kriegsdienst geeignet, als die Franzosen, aber ihre Geschichte und ihre politische Entwicklung haben bei weitem weniger militärischen Geist erzeugt, als bei den Franzosen. Man mag dieß, wenn man will, für einen Vortheil halten, es hat aber ohne allen Zweifel auch seine Nachtheile, die, da es einmal Krieg in der Welt gibt und Kriegsheere unterhalten werden müssen, oft empfindlich genug sind. Wenn in andern Ländern das Militär häufig ein ungebührliches Uebergewicht hat, so zeigt in England oft das bürgerliche oder wenigstens das politische Element eine nicht minder nachtheilige Uebermacht, die sich bald in Unterlassungssünden, bald in nicht minder schädlichem Eingreifen zeigt. Militärische Schulen fehlten früher ganz, so daß der Herzog von York,*) welcher den Man-

*) Der Herzog von York hat sehr große Verdienste um das brittische Heerwesen, welchen Augiasstall er aber ausmisten mußte, davon nur ein Beispiel. Wir haben im ersten Artikel erwähnt, daß in den Jahren 1795 und 1796 der Mangel an Truppen so groß war, daß man jedem, der eine gewisse Anzahl Mannschaft zusammenbrachte, je nach der Zahl derselben militärischen Rang gab. So waren 45 Regimenter, d. h. Bataillone zusammengebracht worden, die aber sämmtlich so gut wie untauglich waren an Haupt und Gliedern; als der Herzog diese Truppen, die wenigstens 30,000 Mann ausmachen sollten, genauer musterte, fanden sich

gel erkannte und Schulen einrichten wollte, einen ausgewanderten Franzosen, General Jarry an die Spitze stellen mußte, und nicht nur war der Director selbst ein Franzose, sondern sämmtliche Lehrer in allen Zweigen der Militärwissenschaften waren gleichfalls Fremde. Ein Vertheidiger des englischen Militärsystems (siehe Unit. Serv. Mag. Jan. 1842) sagt selbst: „wir glauben nicht, daß man damals einen einzigen brittischen Unterthanen hätte finden können, der auch nur die Feldbefestigungskunst oder die Terrainaufnahme hätte lehren können." Wie weit dieser Mangel an aller militärischen Bildung und Brauchbarkeit ging, kann man auch aus dem Umstande abnehmen, daß der Herzog v. Wellington, als er den Feldzug in Portugal begann, den größten Theil der Generale und Oberofficiere theils mit Urlaub nach England entließ, theils mit unbedeutenden Arbeiten in Lissabon beschäftigte und die Regimenter den von ihm selbst erwählten Befehlshabern übergab; seine ganze Artillerie wurde von einem tüchtigen Capitän commandirt, da er die höheren Officiere nicht brauchen konnte. Seine Ingenieurofficiere, wenn auch muthvoll, waren ohne Erfahrung und ohne allen praktischen Unterricht, hatten es mit Linienofficieren zu thun, die vollends keinen Begriff von Befestigungsarbeiten hatten, und mußten durch ihre Unerschrockenheit den Mangel an Erfahrung ersetzen. Die Folge war, daß im Laufe des Kriegs eine ganz unverhältnißmäßige Zahl Ingenieurofficiere erschossen oder verwundet wurde. Wellington hatte in Spanien seinen Stab gut zusammen gesetzt, der lange Krieg bildete ihn vollends aus, aber als er im Frühjahr 1815 nach Belgien ging, um den Oberbefehl zu übernehmen, fand er den daselbst befindlichen Stab so, daß er ihn in einem Schreiben für „den schlechtesten, der je zusammengebracht worden war," erklärte. Englische Officiere selbst behaupten, er habe aus Mangel an tüchtigen Generalstabsofficieren, die im Stande gewesen wären combinirte Bewegungen zu leiten, seine Truppen bei Waterloo eine defensive Stellung einnehmen lassen, wo sie stehen bleiben oder vernichtet werden mußten. Es gelang, aber es hätte auch, und zwar sehr leicht, mißlingen, und einen neuen Beweis für den alten Satz liefern können, daß man die Schlachten im Frieden durch tüchtige Schulen der Officiere und Soldaten gewinnt.

Wenn die Vertheidiger des Verkaufssystems sagen, daß dadurch der Bevorzugung aus politischen Gründen Einhalt geschehe, so berühren sie eine Saite, die sie besser unangeschlagen gelassen hätten. Schon der Umstand, daß während des Kriegs die Zahl der Generale auf 6—700 stieg, jetzt aber noch 420 beträgt, läßt auf Begünstigung aus politischen Gründen schließen; so zahlreiche Beförderungen kosten aber am Ende etwas Geld, und dieß ist alles. Wichtiger für den Dienst der Armee, und ein Beweis wie sehr veraltete Einrichtungen mit den neuen Bedürfnissen in Widerspruch gerathen sind, ist der Umstand, daß von den jetzigen 420 Generalen 141 zugleich Regimentsinhaber sind, die mit ihren Regimentern auf der Welt nichts zu thun haben, als daß sie, die nach altem Brauch eine bestimmte Summe für die Ausrüstung jedes Soldaten erhalten, von eben dieser Ausrüstung einen bedeutenden jährlichen Profit machen, und zu dem Ende mit Schustern, Schneidern und Lederhändlern in Compagnie treten. Ein alter, im Dienst ergrauter Officier, der augenscheinlich alle Verhältnisse des englischen Militärwesens aus dem Grunde kennt, berechnet,*) daß von den 141 Regimentsinhabern 81 wirklich verdiente Officiere sind, die 60 übrigen aber der Hofgunst oder dem parlamentarischen Einfluß ihrer Familien ihre dem Staate nicht nur gänzlich unnütze, sondern positiv schädliche Stellung verdanken. Es ist nicht bloß behauptet, sondern zur Genüge erwiesen worden, daß diese jetzt überflüssigen Obersten und Regimentseigenthümer nur darum beibehalten werden, damit die Minister eine gewisse Anzahl einflußreicher Personen mit diesen Stellen belohnen können, sonst würde der Staat die Ausrüstung der Regimenter eben so wie auf dem Continent übernehmen,**) die Proprietairstellen für jedes einzelne Bataillon, das man lächerlich genug ein Regiment nennt, aufheben, und für je drei Bataillone einen Oberst und Regimentschef ernennen, wobei dann ein Vorrücken zum Brigade- und Divisionsgeneral für die ausgezeichnetsten Officiere statt fände. Der Staat würde dann von der Ausrüstung der Truppen und vom Solde der überflüssigen Obersten bedeutende Summen ersparen, und hätte nicht nöthig das Institut der Militärzöglinge den Waisen und Söhnen lebender, aber armer Officiere zu verschließen. Aber das Ministerium würde die Ernennung zu einer Anzahl einträglicher Stellen verlieren, wenn die Sache einfacher und vernünftiger eingerichtet würde. Oberst Firebrace sagt ganz unumwunden: „der einfache und offenkundige Grund, weßhalb man eine so große Anzahl Regimenter hält, besteht darin, die Anstellung überflüssiger Obersten möglich zu machen (to give patronage in the appointment of sinecure Colonels) und einen angenehmen Zeitvertreib den jüngern Söhnen der Geburts- und Geldaristokratie zu verschaffen, von denen drei Viertheile nie den Kriegsdienst als Beruf ansehen, und somit sich keine Mühe geben, die Einzelnheiten ihrer mannichfachen Pflichten kennen zu lernen, und noch viel weniger die höheren Kenntnisse sich zu erwerben, welche sie als Officiere besitzen sollten.

(Schluß folgt.)

nur 4000, sage viertausend Diensttaugliche, und das Verhältniß bei den Officieren, die kaum eingetreten, wieder ausscheiden mußten wegen gänzlicher Unfähigkeit, war noch größer. Aber der Staat mußte diese Officiere mit Halbsold entlassen. Eben damals wurde auch den Regimentsinhabern das Recht, alle Officiersstellen zu beleihen, respective zu verkaufen, genommen, was einige Lords so hoch aufnahmen, daß sie alsbald ihre Stellen niederlegten.

*) Oberst Firebrace, wahrscheinlich ein Pseudonym, in einem durch 11 Nummern des United Service Journal laufenden Artikel, der in das innere Getriebe des englischen Militärwesens einen fatalen, aber oft auch höchst ergötzlichen Blick thun läßt.

**) Die Ausrüstung der Mannschaft durch die Obersten hat etwas um so Gehässigeres in England, als diese Obersten selbst darauf bedacht sind, ihre Regimenter in entfernte Colonien, namentlich nach Indien zu senden, weil die stete Vollzähligmachung derselben, und die Unterhaltung der Ausrüstung ihnen jährlich etliche hundert Pfund Sterling mehr als gewöhnlich einbringt.

Meteorologische Erscheinungen in den Anden.

Claude Gay, dessen Reise in Südamerika wir schon mehrfach erwähnten, erzählt bei Gelegenheit seiner Wanderung von Cuzco nach Arequipa über die Anden folgendes. „Nachdem ich mich in Cuzco mit statistischen Nachforschungen beschäftigt, den Plan der Stadt aufgenommen und mehrere alte Denkmäler gezeichnet hatte, machte ich mich nach Arequipa auf den Weg. Die geringste Höhe desselben betrug 3189 Metres, erhob sich aber allmählich auf 4943 Metres (fast 15,000 Fuß). In dieser hohen Region zeigen sich alle meteorologischen Phänomene in einem wahrhaft magischen Maaßstab. Alle Tage von 1 Uhr bis 5 Uhr Abends steht die Atmosphäre fortdauernd in Flammen durch ungeheure Blitze, ein Hagel fällt und Donnerschläge erfolgen, von denen man sich in Europa gar keine Idee machen kann. Der Reisende verfolgt mit unruhigem, schweigendem Schritte, manchmal nicht ohne Gefahr, aber stets mit Furcht, seinen Weg durch die trübseligen Bergwüsten, die der Mangel an Vegetation noch melancholischer macht. (Echo du Monde Savant vom 29 Junius.)

Chronik der Reisen.

Die wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Nach dem Oregongebiet kann man die Fidschigruppe als das wichtigste der durch die Expedition erforschten Länder ansehen. Diese Gruppe ist ein wahres Labyrinth von hohen Inseln und Korallenriffen, und viele unglückliche Schiffbrüche haben bereits die Kauffahrer in jenen Meeren betroffen. Die Inseln werden besucht, um Tripang zu fischen, Schildkrötenschalen und Sandelholz zu sammeln, und zu allen Zeiten des Jahres sieht man dort einige Yankee-Schiffe sich den gefährlichen Weg durch die zahllosen Riffe bahnen. Die Gesammtzahl der Inseln in dieser Gruppe beträgt etwa 150; eine davon hat 4000 Quadratmeilen, eine zweite ist nicht viel kleiner. Sie sind reich und fruchtbar, und werden eines Tages hinsichtlich ihrer Producte eine wichtige Rolle in der Südsee spielen. Die Häfen sind zahlreich und bequem. Viel ließe sich sagen von den Samoa- oder Schifffahrts-Inseln, die zwar kleiner, aber schöner wie die Fidschi-Inseln sind, und im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung wenigstens fünfmal so viel fruchtbares Land als die Sandwich-Inseln enthalten. Die Expedition stieß auch auf einige unbekannte Inseln, und eine wurde um Mitternacht entdeckt, gerade noch zeitig genug, um den Riffen auszuweichen; viele solcher Entdeckungen sind aber jetzt nicht mehr zu erwarten. An der erwähnten Insel kannten die Eingeborenen die weißen Männer so wenig, daß sie selbige für Bewohner der Sonne hielten und den vermeintlichen Göttern all ihr Eigenthum als Opfer brachten.

Die Sitten und Gewohnheiten, Lebensweise, Sagen und religiösen Ansichten der einzelnen Völker wurden fortdauernd beobachtet, und zahlreiche Sammlungen von ihren Werkzeugen, Waffen, Industrieerzeugnissen u. s. w. angelegt. Die Anordnung des Ganzen mit den Bezeichnungen, woher jedes einzelne Stück stammt, ist nach Inselgruppen nahezu vollendet, und dadurch werden die Sammlungen gleich bei der ersten Besichtigung einen ungefähren Begriff von dem Stande der Civilisation geben. Die niedere Stellung des Neuholländers steht in starkem Contrast mit dem nicht minder barbarischen, aber viel weiter vorgeschrittenen Fidschi-Insulaner. Bei dem ersten findet sich nichts als eine Kriegskeule, ein oder zwei weitere Kriegsgeräthe, ein kleiner elliptischer Schild, aber keine Kleidung, kein Hausgeräthe, denn sie kleiden sich nicht und leben nicht in Häusern. Zwei Kisten *) sind angefüllt mit Kunsterzeugnissen der Fidschi-Inseln, darunter sind Kriegskeulen verschiedener Art, Speere, Bogen und Pfeile, Tuch von allerlei Arten, Männer- und Frauenkleider, Bracelletten, Halsbänder von Muscheln und Menschenzähnen, Perrücken von Fidschi-Haar, welche den eigenthümlichen Kopfputz zeigen, einheimische Kämme, Farben zum Bemalen der Gesichter, Musikinstrumente, Kähne, kurz alle Künste und Gewerbe sind möglichst vollständig repräsentirt. Mehrere Fidschi-Schädel finden sich in einer besondern Kiste, welche die von der Expedition gesammelten Schädel enthält. Darunter trägt einer die Spuren des Feuers in einer großen verbrannten Stelle oben auf dem Kopf. Eines Morgens, kaum nachdem sich der Peacock vor einer kleinen Fidschi-Stadt vor Anker gelegt hatte, kam eine große Anzahl Eingeborener mit halb abgenagten Knochen, den Resten des Cannibalenfestes der vorigen Nacht, in der Hand auf das Verdeck. Sie aßen das Menschenfleisch herab, so gleichgültig, wie wir einen Apfel speisen würden. Einer hatte den obenerwähnten Schädel in der Hand, und als er gegen eine Kleinigkeit einwilligte, ihn abzutreten, drückte er das noch übrige Auge aus und ging die Muskeln desselben verzehrend weiter. Diese empörende Thatsache wird darum hier angeführt, weil so manche noch immer nicht recht glauben wollen, daß unter den Wilden in der That Menschenfresserei existirt. Officiere und Mannschaft waren Zeuge dieses Vorfalls, und nach den gesammelten Thatsachen kann in der That kein Zweifel mehr seyn, daß sie an Menschenfleisch einen großen Gefallen finden. Die Töpferwaaren der Fidschis gehören zu den merkwürdigsten ihrer Gewerbserzeugnisse, da diese Kunst bei den übrigen Polynesiern nicht bekannt ist. Aehnliche merkwürdige Sammlungen wurden an andern Orten gemacht, wir müssen sie aber hier mit Stillschweigen übergehen.

Die Mappen der Künstler sind reich an Darstellungen jeder Art, und geben mancherlei Aufschluß über die besuchten Inseln, Länder und deren Einwohner. Die Landschaften der Inseln, ihre Berge und Wälder, ihre Dörfer mit dem Innern und Aeußern ihrer Hütten und öffentlichen Gebäude, ihre Geisterhäuser oder Tempel, ihre Befestigungen, Hausgeräthe, ihre Köcher, die Eingeborenen im Rath, gekleidet und bemalt zum Kriege, das innere Leben der Dörfer, die Costüme, das Tättowiren, das Kochen, der Fischfang, das Schwimmen, ihre Kriegs- und Keulentänze, kurz alle möglichen Eigenthümlichkeiten der Sitten und Gebräuche wurden mit Treue abgebildet. Auch die Porträts sind zahlreich und so getreu, daß die Eingeborenen mit Erstaunen den Namen des dargestellten Individuums nennen würden, wenn sie dieselben zu Gesicht bekämen. — Die Zahl der Bilder und Landschaften beträgt über 500, die der Porträts etwa 200; sie sind von allen möglichen besuchten Orten, von Madeira, wo man zuerst landete, bis St. Helena aufgenommen worden. (Fortsetzung folgt.)

Die französische Colonie Akaroa auf Neuseeland scheint nach den französischen Blättern vom 10 Julius in englische Hände übergegangen zu seyn. Schon seit längerer Zeit waren aber die Engländer darauf bedacht die Colonie mit englischen Ansiedlern zu überschwemmen (to swamp), und so mögen diese der Zahl nach längst das Uebergewicht erreicht haben.

*) Diese sind 12 Fuß lang, 4 breit und 5 Fuß hoch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Niederlanguedoc.

Der Place du Peyrou, dieser Zauberplatz des Südens, liegt breit und weit auf dem höchsten Punkte von Montpellier. Hat man vorher nur Farbenskizzen von Languedoc gesehen, so erblickt man jetzt erst das Gemälde. Ein moderner Aquäduct, schön und großartig wie ein antiker, führt ihm von der Cevennenabdachung her das theure Wasser zu; schattige Bäume, Tempel und Bögen lassen aus lieblicher Kühle hinaussehen in das sonnenglühende Land ringsum bis an das Meer. Dieser prächtige Platz und die Tourmagne auf der Parkhöhe von Nimes geben dem Fremden das Andenken an das kahle, steinige, schon ganz südliche Niederlanguedoc. Montpellier rühmt sich von seinem Platze Peyron die Alpen, die Cevennen, die Pyrenäen und das Meer in Einem Umblick zu sehen. Unter den Pyrenäen ist der Vorposten derselben, der Canigou, zu verstehen.

Spanische Aerzte, die man aus der Heimath vertrieben hatte, stifteten um das Jahr 1180 die Universität von Montpellier, deren medicinische Facultät einen europäischen Ruf erlangte; auch jüdische und arabische Aerzte traten daselbst als Docenten auf. Der berühmte rothe Talar des Rabelais, welcher einst allen, die sich zu Doctoren promoviren ließen, umgehängt wurde, ist im Original nicht mehr vorhanden, sondern der jetzige ist schon die dritte oder vierte Copie, weil die Studenten von dem Original von Zeit zu Zeit diverse Stückchen abschnitten und dadurch diese literaturgeschichtliche Reliquie nach und nach vernichteten. Der botanische Garten von Montpellier datirt, wie die Hochschule selbst, aus dem Mittelalter; er ist seiner reichen Ausstattung und seiner vortrefflichen Einrichtung wegen mit Recht berühmt.

Der Handel mit Wolle, Wachs, Wein und andern Landesproducten ist von Bedeutung; die nahe See begünstigt den Verkehr. Montpellier zählt einige angesehene Handelshäuser.

In der Nachbarschaft liegen die Orte Frontignan und Lunel, weit und breit berühmt wegen ihrer trefflichen Weine.

Zwischen Bergen und Rebenpflanzungen, an einem kleinen fischreichen Flüßchen, liegt die kleine Stadt Uzez mit einem stattlichen Schloße der ehemaligen Herzoge von Uzez. Als die Reformation in Frankreich sich zu verbreiten begann, verließ der hiesige Bischof Jean de St. Gelais mit seinem ganzen Capitel das Papstthum und trat zur reformirten Kirche über. Die ganze große Landschaft Languedoc war ein Hauptsitz der Hugenotten. In der benachbarten Stadt Alais gründete Ludwig XIV, von seinem Beichtvater dazu veranlaßt, ein Bisthum und ein Jesuitencollegium, um die zahlreichen Calvinisten von Languedoc zu bekehren, womit es jedoch nicht glücken wollte. Um sie im Zaum zu halten, wurde im J. 1689 die Citadelle von Alais angelegt. Es war die famose Zeit der Dragonaden, der Glaubensjagden in den Cevennen.

Plinius sagt, im Narbonnesischen Gallien sey es ganz so wie in Italien, dieselbe ergiebige Productionskraft des Bodens, dieselbe Fülle, derselbe Wohlstand. Als Augustus, aus dem Cantabrerkriege heimkehrend, zum erstenmal nach Nemausus (Nimes) kam, meinte er nach Rom zu kommen: da war die Lage auf sieben Hügeln, da war die gleiche Entfernung vom Meere; nur der Tiber fehlte, sagt ein humoristischer Autor, er fehlte zu großem Leidwesen der Nimer, die den Monarchen des römischen Reiches mit Jubel empfingen.

Diese loyale Stadt, die den Bourbonen eben so ergeben war als weiland dem Augustus, litt von jeher Mangel an Wasser; es fehlten gute, frische Quellen. Da nun Nimes von Augustus begünstigt war, weil ihn das gute Volk von Nimes bis in den Himmel erhob und vergötterte, so wählte Agrippa, ein Schwiegersohn des Kaisers, die getreueste Stadt des südlichen Galliens zum Endpunkt eines kolossalen Römerbaues, einer Wasserleitung die 7 Lieues durchlief. Der Pont du Gard ist heutigen Tages das letzte Zeugniß davon, die interessanteste Antike, welche Frankreich besitzt.

Nimes hat bekanntlich, trotz aller Verwüstung und Zerstörung die es erlebt, noch viele Alterthümer, darunter einen zerbrochenen Dianentempel, ein Amphitheater und die berühmte maison carrée, das Tempelvorbild der Madelaine in Paris, ein rechtwinkeliges Parallelogramm, ringsum außen bis zum niedrigen, schiefen Giebeldach von Säulen getragen, die

in korinthischer Form meisterhaft gearbeitet sind. Es ist jener majestätische, reiche Styl, welcher nicht prahlt; aber man denkt und empfindet dabei und bewundert den feinen Geschmack. Athen und Rom haben noch genialere Formen hinterlassen, aber die Architektur der maison carrée ist doch von edler, imponirender Schönheit. Es ist ein korinthischer Prostylos von vorzüglich edler und tüchtiger Bildung.

Der größte unter allen uns bekannten Tempeln Roms, von dem wenigstens noch charakteristische Ruinen vorhanden sind, ist der Tempel der Venus und Roma, von Kaiser Hadrian nach eigenem Plan erbaut. Verwandte Einrichtung zeigt das Gebäude, welches derselbe Imperator zu Ehren der Plotina, der Gemahlin Trajans, durch deren Mitwirkung er zum Throne gelangt war, zu Nimes aufführen ließ. Es diente zu den gemeinschaftlichen Zwecken einer Basilika und eines Tempels. Es ist ein oblonger Raum, mit einem Tonnengewölbe bedeckt, an den Langwänden kleine Nischen und vor diesen eine römische Säulenstellung vortretend. Das Tonnengewölbe, ohne Cassetten, mit breiten, querüberlaufenden Gurtbändern, war ursprünglich wohl mit Stuccaturen oder Malerei geschmückt. Pfeiler und Pilaster bekunden die geschmackvollste Bildung. Die Hauptmasse des Gebäudes ist erhalten, doch nichts von der äußern Decoration.

(Schluß folgt.)

Das englische Heer.

(Schluß.)

Der Werth aller menschlichen Einrichtungen, namentlich aber der politischen, beruht auf dem Grundsatz von dem sie ausgehen; so ist denn das Kaufsystem der Officiersstellen und die Sinecuren der obersten Befehlshaber im englischen Heere die fressende Wunde, die an der ganzen Einrichtung nagt, mag man auch das Einzelne noch so sehr verbessern. Die Einsetzung von Proprietären der Regimenter, die nichts mit dem Regiment zu thun haben als einen Gehalt zu ziehen und mit Schneidern und Schustern abzurechnen, hemmt fast jede Aussicht auf Beförderung für die Oberstlieutenants, die wirklichen Befehlshaber der Bataillone oder Regimenter, welche, wenn sie die Mehrzahl ihrer durchlaufenen Stellen erkauften, etwa 6000 Pf. St. darauf verwendet haben, und dafür als Sold fünf Procent, nämlich 300 Pf. erhalten. Die Folge ist bei allen denen, in welchen nicht ein natürlicher Thätigkeitstrieb und ein hohes Gefühl militärischer Ehre vorherrscht, eine gewisse Lässigkeit im Dienst und — der Verkauf ihrer Stelle, sobald sich ein Käufer dazu findet, um dann ihrer Familie ein Auskommen zu sichern, das ihr keine geregelte Pensionsordnung sichert. Die Subalternofficiere sind entweder, wenn ihnen die Mittel zum Ankauf einer höhern Stelle fehlen, muthlos, ohne Eifer für den Dienst oder, wenn sie reich sind, keineswegs geneigt sich mit dem fatalen und doch so nothwendigen Detail des kleinen Dienstes bekannt und durch die tägliche Uebung vertraut zu machen. Die Folge ist, daß sie, einmal zu Stabsofficieren avancirt, nicht durch vorragende Kenntniß des Dienstes den Soldaten imponiren und ihr Vertrauen durch emsige Fürsorge für ihre kleinen, aber so nöthigen Bedürfnisse zu erwerben wissen. Nimmt man noch dazu, daß eine Menge Einzelnheiten der Uniform, sogar Ausschmückungen derselben, vom Obersten selbst verordnet werden können, aber von den Soldaten bezahlt werden müssen, so kann man sich denken, daß durch solche Befehlshaber Unzufriedenheit in Menge erregt und Strafen veranlaßt werden, und daß die Wichtigkeit der Unterofficiere über Gebühr wächst, während sie zugleich keineswegs über Gebühr, vielmehr verhältnißmäßig sehr schlecht bezahlt sind. Die Folgen dieses Zustandes schildert Oberst Firebrace mit folgenden sehr zu beherzigenden Worten: „Ein General kann ein Regiment inspiciren und solches in vollkommen guter Ordnung finden, die Soldaten sind reinlich und gut gekleidet, die Casernensäle Muster von Ordnung und Reinlichkeit, die Conduitenliste sauber und gut gehalten, die Manöuvres werden mit Ruhe und Sicherheit ausgeführt, und wenn der General die gewöhnliche Frage macht, ob Niemand eine Klage vorzubringen hat, so erfolgt keine Antwort. In der That ist auch nichts so auffallend ungerechtes und dem Dienstreglement zuwiderlaufendes geschehen, daß sich eine eigentliche Klage anstellen ließe; wenn aber alle diese schöne Ordnung und Disciplin nur ein Resultat der Gewalt ist, so kann sie auch nur durch physische Gewalt zusammengehalten werden, und wenn das Regiment in schwierige Lagen kommt, wo der Zwang nicht mehr wie sonst ausgeübt werden kann, so ist das Regiment nichts mehr als ein bewaffnetes Gesindel. Das durch kleinliche Tyrannei und Vexationen mancherlei Art erzeugte Mißvergnügen, das lange in den Gemüthern gährte und nun nicht mehr durch die starke Hand der Militärdisciplin im Zaum gehalten wird, bricht los, und obwohl tapfere Männer bis aufs Aeußerste gegen den Feind fechten werden, so gehorchen sie doch nicht mehr den Officieren. Nicht nur bot der Rückzug einer Armee allzu oft ein schimpfliches Schauspiel zügelloser Insubordination, sondern auch bei andern Gelegenheiten, wo kein Feind zu bekämpfen war, wurde die Gelegenheit momentaner Straflosigkeit von den Truppen benützt zu zügellosen Ausschweifungen und Völlerei." Niemand, wer die englische Militärgeschichte auch nur oberflächlich kennt, wird läugnen, daß dieß von Wort zu Wort wahr ist, und wie leicht kann dieß nicht in innern Unruhen zu den gräulichsten Verirrungen führen. Die englische Armee ist vielleicht mehr als irgend eine andere der Gefahr ausgesetzt, daß bei innern Unruhen das Band der Militärdisciplin zerreißt, denn wenn auf dem Continent politische Zerwürfnisse dazwischen treten, so läuft die Armee höchstens auseinander und geht nach Hause, wie dieß im J. 1830 in Belgien geschah, aber mehr als drei Viertheile der englischen Armee haben keine Heimath mehr, und es bleibt also nur die Wahl zwischen Verharren im Dienst oder Uebergang zur Gegenpartei.

Wenn man nach den Ursachen fragt, weßhalb ein solcher Zustand der Dinge so lange bestehen konnte, so liegt der Grund in zwei Hauptpunkten, in dem Einfluß der Geldaristokratie einer- und der Unbeweglichkeit der Bureaukratie andrerseits.

Ein nicht unbedeutender Nebengrund ist übrigens auch die Art, wie die Regierungsstellen, welche über das Militär verfügen, vertheilt sind. Es sind ihrer drei, der Kriegssecretär, der Oberbefehlshaber und der Feldzeugmeister (Master of the Ordnance); letzterer Posten ließe sich als ein untergeordneter Zweig des zweiten leicht mit ihm vereinigen, aber die Spaltung der Oberleitung in einen Kriegssecretär, der nur die financiellen Geschäfte hat, und in einen Oberbefehlshaber, der nur den Dienst regelt und das Avancement leitet, statt beides Einem verantwortlichen Kriegsminister zu unterordnen, hat sich als wesentlich nachtheilig erwiesen, um so mehr als der Kriegssecretär, der das Armeebudget im Parlament zu vertheidigen hatte, gewöhnlich ein Civilist war, dem es, was auch seine sonstigen Eigenschaften seyn mochten, an der nöthigen praktischen Einsicht in das innere Getriebe des Heermechanismus und namentlich des verwickelten Avancements fehlte. Ein solcher Mann konnte auch bei ziemlicher Einsicht und dem besten Willen an eine Reform dieses durchgreifenden Uebels nicht wohl denken; ihm fehlte dazu die Autorität des Oberbefehlshabers, der sich auf der andern Seite durch die Gewohnheit und den Einfluß des Herkommens bestochen in seine Unbeweglichkeit hüllte, aus der ihn keine unbequemen Fragen im Parlament aufrüttelten. Andrerseits wußte man im Parlament nichts zu thun, als gelegentlich an dem Armeebudget, das der Kriegssecretär allein vertrat, kleingeistig zu kippern. Der bekannte Joseph Hume wurde der Gegenstand des Hasses und des Gelächters in der Armee, und nicht ganz mit Unrecht, da er oft genug sein Ziel, Sparsamkeit, auf die unpassendste Weise — auch bei der Umwandlung des Militärcollegiums von Sandhurst war er thätig — verfolgte. Da die Whigs mehr noch als die Tories dem Dringen auf Sparsamkeit nachgaben und nachgeben mußten, so wurde das Whigregiment im allgemeinen in der Armee unpopulär. Die im Unterhause befindlichen Militärs, welche wohl auch Aufschlüsse über die wahren Mängel hätten geben können, gehörten ohne Ausnahme der vermöglichen Classe an, sie hatten sämmtlich einen Theil ihrer Stellen verkauft und konnten gegen das System, das sich selbst erhoben hatte, nicht wohl die Stimme erheben, wie denn auch die Militärjournale von Klagen wiederhallen, daß die im Unterhause sitzenden Mitglieder ihres Standes sich der Interessen der Armee gar nicht annahmen. So kam es, daß die Sache in dem alten Trott fort ging, und Niemand recht Hand anlegen wollte und konnte.

Jetzt aber ist nicht nur Wellington Oberbefehlshaber des Heeres geworden, sondern ein alter Soldat aus dem Peninsularkriege, Sir H. Hardinge, ist Kriegssecretär; es finden sich jetzt also in diesen Hauptstellen politischer Einfluß, politische Macht mit erprobter Erfahrung und Sachkenntniß zusammen, und darum ist ein neuer Sturm auf das ganze, von Mängeln und Auswüchsen strotzende Militärsystem gemacht worden. Man sagt dem Herzog von Wellington und Sir H. Hardinge ohne Umschweife: ihr habt die Macht durchgreifende Aenderungen im Militärsystem durchzusetzen, ihr dürft nur wollen; wollt ihr nicht, so muß man eure Schwäche und eure Unterordnung unter die politischen Einflüsse vornehmer und reicher Personen anklagen. Die Stellung ist kitzlich für die Personen und kritisch für das Land: soll der „große Herzog," wie man ihn nennt, in seinen alten Tagen die ganze hohe Geburts- und Geldaristokratie so vor den Kopf stoßen, die Besetzung von 141 Proprietärsstellen der Regimenter dem Ministerium, und dadurch ein großes Bestechungsmittel auf einmal streichen, soll er Maaßregeln ergreifen, daß die Söhne des hohen Adels nicht mehr 8 bis 10 Jahre lang sich mit dem Flitter der Uniform bedecken, und nachher mit dem Titel „Capitän" und „Major" prangen, sondern entweder aus dem Dienst wegbleiben, oder aber die Pflichten desselben streng erfüllen? Das alles ist nach den bisherigen Erfahrungen von dem alten Herrn nicht zu erwarten, wenn auch nicht die Lage des Ministeriums so kritisch wäre als sie ist, und andere Sorgen so viele Zeit in Anspruch nähmen. Aber wer soll eine so gewaltige, den Interessen der Geldaristokratie und allem Geschäftsschlendrian so durchaus entgegengesetzte Reform durchführen, wenn es nicht der Herzog von Wellington thut, der Sieger in hundert Schlachten, wie man ihn pomphaft betitelt. Wo ist wieder Jemand zu finden, der ein solches Ansehen über das Heer besitzt? Man weiß in dem englischen Heere recht gut, daß Lord Hill, der vorige, und der Herzog von Wellington, der jetzige Oberbefehlshaber, zu sehr Soldaten sind, und die Mängel des Stellenhandels und die Nachtheile der militärischen Sinecuren allzuwohl eingesehen haben, als daß sie nicht in ihrem Herzen einer Veränderung geneigt gewesen seyn sollten. Lord Hill hat dieß auch durch die ganze Führung seines Amtes bewiesen, denn er hat es trotz des grundverderblichen Systems mit einer Billigkeit und einer Berücksichtigung der Interessen auf die armen Officiere verwaltet, daß ihm allgemeine Achtung ins Grab gefolgt ist.

Auch gegen die bisherige Verwaltung des Herzogs, wie die Verfassung der Armee nun einmal ist, hat sich keine wesentliche Klage erhoben, aber den weiter gehenden Erwartungen hat er bis jetzt nicht entsprochen, und wird ihnen wohl kaum entsprechen. Dieß ist bei dem hohen Alter des Herzogs ein schlimmer Umstand, denn wo das Vertrauen auf einzelne Männer fehlt, greift der Samen der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden um sich, und die Betheiligten werden sich immer mehr in zwei Lager scheiden. So ist die Gefahr vorhanden, daß die Einheit der Armee gebrochen wird, und daß die bloße Disciplin sie nicht mehr zusammenhält. Der Kampf, welcher die Nation spaltet, greift immer mehr in die Armee zugleich hinüber, und lockert sie in ihrem innersten Wesen auf. Bekannt ist, daß schon manche Officiere in einer Art von wildem Hohn dem Parlament zugerufen haben, es würde ohne ihre Hülfe längst nicht mehr auf seinen curulischen Stühlen sitzen. Kommen neue Zeitverhältnisse hinzu, wie die jetzigen, wo die Regierung bei einer seit vielen Jahren unerhörten Majorität im Parlament zu einer verderblichen Unthätigkeit verdammt, und wie in eine Sackgasse hineingerathen ist, was dem Ansehen der Regierung als solcher, mag sie nun von einer Partei seyn wie sie immer wolle, wesentlichen Nachtheil zufügen muß, so sind nur Zerwürfnisse vorauszusehen, zu deren Lösung nicht die bloße Regierungsgewalt, nicht die bloße geistige Ueberlegen-

heit, sondern auch Vertrauen gehören, das tief erschüttert ist, und nach dem Tode von Männern wie Wellington, Sir H. Hardinge u. s. w. immer mehr fehlen wird. So bildet der Zustand der Armee ein neues, unerfreuliches Item in der Liste der englischen Zustände, und die Entwicklung dieser Angelegenheiten verdient in mehr als Einer Beziehung die höchste Beachtung.

Chronik der Reisen.

Die wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der wichtigste Punkt in den Beobachtungen und Skizzen über die verschiedenen Racen besteht in der Aufklärung, welche sie über die Geschichte, die Wanderungen, ihre physischen und moralischen Charakterzüge geben. Diese Gegenstände in Verbindung mit dem Studium der Sprachen bilden die Wissenschaft der Ethnographie, und waren während der Expedition ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit. Die Gelegenheit zu Beobachtungen war ungewöhnlich gut, und die gesammelten Nachrichten werden sich als ungemein interessant herausstellen. Nur einige wenige Resultate lassen sich anführen.

Es ist seit langer Zeit bekannt, daß die Bewohner der Hauptgruppen in der Südsee östlich von den Fidschi-Inseln, — diejenigen, welche man gewöhnlich unter dem Namen Polynesien begreift, — zu Einer Race gehören und in der That Ein Volk sind, das in verschiedenen Dialekten einerlei Sprache spricht, welche mit dem Malayischen nahe verwandt ist. Materialien wurden gesammelt zu einer vergleichenden Grammatik und zu einem Wörterbuch der bedeutendsten Dialekte, wozu die der Sandwich-, Freundschafts-, Gesellschafts-, Schifffahrts- und Hervey-Inseln nebst Neuseeland gehören; aus dieser Vergleichung und den Traditionen mehrerer dieser Inseln ist zu entnehmen, daß man mit ziemlicher Sicherheit den ursprünglichen Sitz dieser Race auf die Schifffahrts-Inseln versetzen kann, und der Zug der Wanderung von hier aus wurde mit möglichster Genauigkeit verfolgt.

Die ungeheure Insel, oder vielmehr der Continent von Neuholland, war nach der bisherigen allgemeinen Annahme von zahlreichen Stämmen bewohnt, die gänzlich verschiedene Sprachen redeten.*) Eine Gelegenheit fand sich indeß, eine grammatikalische Analysis der Sprachen zweier Stämme vorzunehmen, die 200 (engl.) Meilen von einander wohnen und gar nichts von einander wußten; aus dieser Vergleichung ergibt sich die große Aehnlichkeit und Verwandtschaft nicht bloß in den Worten, sondern in dem ganzen Bau der beiden Sprachen. Mit Hülfe mehrerer Wörterbücher hat sich die Vergleichung über den ganzen Continent ausgedehnt, und hinreichenden Grund zu der Annahme ergeben, daß die Bewohner Neuhollands, wie die Polynesiens Ein Volk sind und Sprachen sprechen, die einen gemeinsamen Ursprung zeigen. Viele Nachrichten erhielt man von Missionären und andern Personen über den Charakter, die Gebräuche und die religiösen Ansichten dieser eigenthümlichen Race.

Die Bewohner der ausgedehnten und stark bevölkerten Fidschigruppe waren der Gegenstand besondern Interesses wegen ihrer Stellung zwischen den gelben polynesischen Stämmen im Osten und den oceanischen Negern im Westen. Das Resultat der während eines Aufenthalts von nahezu vier Monaten sorgfältig verfolgten Nachforschungen wird ein neues und unerwartetes Licht auf den Ursprung dieses Volks und seine Verbindung mit den benachbarten Racen werfen. Eine Masse einzelner Nachrichten über Sitten, Traditionen und Sprache dieser Insulaner mit Einschluß einer Grammatik und eines Wörterbuchs von etwa 3000 Worten soll dem Publicum übergeben werden.

*) Dieser Irrthum wurde indeß schon mehrfach in neuerer Zeit, namentlich durch Capitän Grey (s. die australische Sprache Nr. 61, 1842), widerlegt.

Die Kingsmill-Inseln sind eine zweite interessante Gruppe, die von den Schiffen der Expedition zum erstenmal genau aufgenommen wurde. Sie liegen im westlichen Theil der Südsee gerade unter dem Aequator. Es sind ihrer sechzehn, alle von der Korallenformation, das höchste Land ist nicht mehr als 30 Fuß über dem Spiegel des Meeres, und ihre Gesammtoberfläche beträgt nicht mehr als 150 (engl.) □ Meilen. Es finden sich daselbst keine andern Steine als Korallen, keine vierfüßigen Thiere als Ratten, und nicht mehr als 30 Arten von Pflanzen. Dennoch befand sich auf diesem engen, von der Natur so spärlich bedachten Raume eine dichte Bevölkerung von mehr als 60,000 Seelen in einem Zustande von Civilisation, der keiner der übrigen Inseln nachgab. Der Charakter und die Sitten dieses Volks müssen bei ihrer eigenthümlichen Lage vieles Neue und Bemerkenswerthe enthalten. Mit Hülfe zweier Matrosen, die man lebend auf diesen Inseln fand, und von denen einer fünf Jahre sich daselbst befunden hatte, ohne Gelegenheit zum Entkommen zu haben, wurde alles möglichst genau untersucht, die Verhältnisse der Sprache festgestellt und der wahrscheinliche Ursprung der Eingebornen erforscht.

In dem Oregongebiet erhielt man Wörtersammlungen von sechsundzwanzig Sprachen, die dreizehn verschiedenen Familien angehören, eine erstaunliche und beispiellose Zahl in einem so kleinen Raume. Wo eine Menge nicht verwandter Idiome zu existiren schien, haben gewöhnlich genauere Nachforschungen zur Entdeckung von Aehnlichkeiten und Verwandtschaften geführt, die man früher nicht bemerkt hatte, wodurch dann die Zahl der nicht verwandten Idiome sehr vermindert wurde. An der Nordwestküste Amerika's findet aber diese Regel nicht statt, und genaue Nachforschung hat die Zahl der Sprachen, zwischen denen sich keine Verbindung nachweisen läßt, in der That noch vermehrt. Auf der ander Seite hat man denn doch auch Spuren von Verwandtschaft entdeckt, wo man keine zu finden erwartete, und es ist beachtenswerth, daß Eine Sprachfamilie von der Nähe der Behringsstraße bis auf eine Strecke südlich vom Columbia herrscht.

Zu Singapur verschaffte sich die Expedition von einem daselbst sich aufhaltenden amerikanischen Missionär eine mit großer Mühe und Kosten von ihm veranstaltete Sammlung werthvoller malayischer und buginesischer Manuscripte, welche auf die Mythologie, Gesetze, Sitten und Geschichte der Inseln des indischen Archipels Bezug haben. Seit dem Verlust der prächtigen von Sir St. Raffles angelegten Sammlung, welche mit dem Schiff, auf welchem sie nach England gesendet wurde, verbrannte, gilt diese Sammlung für die beste, die je gemacht wurde, un sie wird dem Geschichtschreiber nicht weniger als dem Philologen eine bedeutende Ausbeute liefern.

(Fortsetzung folgt.)

Meinung der Mexicaner vom Kometen. In einer in der französischen Akademie am 10 Julius gemachten Mittheilung eines Hrn. Bourning über den im März erschienenen Kometen findet sich auch die seltsame Ansicht der Mexicaner ausgeführt, daß die Erscheinung eines Kometen das baldige Auffinden einer reichen Mine bedeute. (Echo du Monde Savant vom 13 Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Cassim und Bajazid.

Beide heilige Männer machten einst eine Reise zusammen und hatten ihr Nachtlager an einem Orte in der Mitte zwischen Bostam und Scharud. Während sie ihr Abendessen einnahmen, bemerkte Cassim eine Ameise auf dem Tischtuche, die sie, wie er gegen Bajazid äußerte, aus dem letzten Quartier mitgebracht haben mochten. Diese Versetzung des Thiers gegen dessen Willen hielten sie für eine grausame und tyrannische Handlung, und Cassim bat den Bajazid, die Ameise wieder an den Ort zurückzutragen, von wo sie hergekommen. Bajazid gehorchte seinem frommen Freunde. Während seiner Abwesenheit brach die Nacht herein und die Bewohner von Scharud und Bostam bemerkten auf dem Wege zwischen beiden Städten ein helles Licht, das von dem gebenedeiten Leibe des Imamzadik Cassim ausstrahlte, als Zeichen des göttlichen Beifalls seiner menschlichen Gesinnung gegen das arme Thier. Die Sache nahm aber ein böses Ende. Aus beiden Städten strömten Menschen zu der Stelle wo sich die Erscheinung zeigte, und bald erhob sich ein Krieg um den Imamzadik, in welchem sieben Bewohner von Scharud getödtet wurden. Einer der Kämpfer wurde unwillig über das Blutvergießen und wollte demselben mit einem Male oder vielmehr mit einem Schlage ein Ende machen; er nahm also eine Hacke oder irgend ein anderes Feldgeräth, und schlug damit den Heiligen dergestalt auf das Haupt, daß er todt niederstürzte. Jetzt hatte der Streit ein Ende. Beide Parteien kehrten zur Vernunft zurück und zogen mit ihren Todten und Verwundeten heim. Die Scharuder bestatteten ihre gefallenen Mitbürger nicht weit von dem Orte wo sie umgekommen waren, und noch jetzt heißt diese Anhöhe „der Hügel der sieben Leichen!" Die von Bostam nahmen die Leiche des erschlagenen Heiligen (Imamzadik) mit und begruben sie mitten in ihrer Stadt.

Unterdessen kehrte Bajazid zurück, und als er erfuhr was sich zugetragen hatte, machte er den Bostamern so bittere Vorwürfe wegen ihres Verbrechens, daß sie endlich die Geduld verloren und schwuren, es solle ihm nicht besser gehen wie Cassim, wenn er nicht augenblicklich den Mund hielte. Bajazid statt still zu schweigen, forderte sie zu dieser That auf und sagte, da sie seinen Freund ermordet hatten, wolle er auch nicht länger leben. Die Bostamer nahmen ihn beim Wort, fielen über ihn her und steinigten ihn zu Tode; als Grabmal thürmten sie die Steine über ihn auf, mit denen sie ihn gemartert hatten, und die jetzt noch daliegenden, die wir in Augenschein nahmen, waren wahrhaftig groß und schwer genug dazu.

Bajazid war ein in dieser Gegend sehr berühmter Derwisch oder Sufi. Von den strengen Muselmännern wurde er als theosophischer Sectirer gehaßt; er hatte aber viele ihm sehr ergebene Schüler, und man erzählt viele Wunder von ihm. Von den Turkomanen, bei denen er einen großen Theil seines Lebens zubrachte, wurde er als ein sehr großer und mächtiger Heiliger betrachtet, und der Einfluß den er über diese wilden Nomaden ausübte, war bedeutend. Unter andern Mährchen erzählt man auch von ihm, er habe im Rausch (er trank nämlich in seinem Separatismus Wein und Bang sehr gern) und in den begeisterten Träumen, deren sich die schwärmerischen Sufis rühmen, von sich als von der Gottheit selbst gesprochen. Als ihm seine Schüler das erzählten, nachdem er wieder nüchtern war, so ärgerte er sich dergestalt über diese Gotteslästerung, daß er sie bat, im Fall er dieses arge, entsetzliche Verbrechen noch einmal beginge, ihn sogleich zu bestrafen, ja selbst zu tödten, wenn er nicht nachließe. Seine Schüler weigerten sich lange, dieses Gebot zu erfüllen; endlich aber gaben sie seinen Beschwörungen nach und nahmen bei dem nächsten Anfall, wo er sich abermals den Namen und die Eigenschaften Gottes anmaßte, ihre Messer und stachen ihren Herrn und Meister in mehrere Theile seines Körpers, bis er bewußtlos zu Boden sank. Aber wie sehr erstaunten sie, als er beim Erwachen ganz unverletzt war, und jeder von ihnen die Stiche an seinem Körper hatte, welche er dem Heiligen beigebracht.

Wir sahen zu Bostam die den beiden Märtyrern gewidmeten Moscheen. Scharuk, ein Sohn des berühmten Eroberers Timur, hat ein schönes, geräumiges Karawanserai und noch ein

anderes solides Gebäude daneben aufführen lassen, welches zur Midräsa, d. h. zu einem islamitischen Schullehrerseminar bestimmt ist. Der runde Thurm der Moschee ist von trefflicher Arbeit, seine Wände bilden eine sonderbare Reihenfolge von vorspringenden und zurücktretenden Ecken, weßhalb er einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt. Die Priester erzählten uns, er sey von einer Tochter des Mohammed Khodabendeh, eines alten Fürst-Statthalters dieser Gegend, erbaut worden. Die Kadumas und Mullads waren alle sehr höflich, artig und zuvorkommend; sie gestatteten mir nicht nur freien Zutritt, sondern ertheilten mir auch jede Auskunft und Bequemlichkeit, so daß ich die Grabmäler der beiden Märtyrer und dann auch die ihrem Gedächtniß gewidmete Moschee mit der gehörigen Muße abzeichnen konnte.

Skizzen aus Frankreich.

Niederlanguedoc.

(Schluß.)

Der Pont du Gard wird mit Recht gepriesen; es ist ein unsterbliches Römerwerk. Der Brückenbau gewann in der römischen Architektur durch seine mächtig geschwungenen Bögen ein großartig künstlerisches Gepräge; auch verband sich mit den einfachen Hauptformen oft eine weichere Ausbildung, indem sich über den Pfeilern der Brücke, zwischen den Bögen, zierliche Bildernischen gestalteten, oder indem leichte Säulen und Statuen über den Rändern der Brücke aufgestellt waren oder Triumphbogen ihre Zugänge bildeten. Dann waren die Wasserleitungen, auf unzähligen Bogenreihen fortgeführt, höchst charakteristisch für die Physiognomie einer römischen Stadt, der sie, wie dieß bei Rom und Nimes der Fall ist, von den benachbarten Höhen, oft aus ansehnlicher Ferne, entgegenkam. Ohne eine höhere künstlerische Ausbildung in Anspruch zu nehmen, sind sie doch von der eigenthümlichsten malerischen Wirkung. Auf die äußerst verständigen und zweckmäßigen Einrichtungen, welche dabei für den Lauf, für die Reinheit und Frische des Wassers so wie für dessen Vertheilung getroffen waren, näher einzugehen, ist Sache des Hydraulikers.

Das ganze Gemäuer des Pont du Gard besteht aus ungemein harten und dauerhaften Quaderstücken. Auf der Höhe nach Uzez zu sieht man hin und wieder noch ganze Reihen gemauerter Schwibbogen, welche alle zu der großen römischen Wasserleitung gehörten. So viel Mühe hatte man sich gegeben, die getreue Stadt Nimes mit gutem Trinkwasser zu versehen.

Unter der Regierung Ludwigs XIV wurde zu Nimes eine Akademie der schönen Wissenschaften gestiftet — eine brave, häusliche Dame, von der man wenig hörte. Jesuiten gab es hier auch so wie eine Citadelle gegen die Hugenotten mit vier Bastionen. Die Gassen sind meist eng, doch ziemlich reinlich.

Die edle, geschmackvolle Maison carrée ist ganz ein Gegenstück zu dem Volksschlage, den man bei kurzem Aufenthalt in Nimes kennen lernt. Er ist so grob und widerwärtig, wie man ihn durch ganz Frankreich nicht wiederfindet; er zeigt lauter têtes carrées, wie die Franzosen sagen, mit roher, aber energischer Physiognomie. Hier haben die Carlisten noch einen wirklichen Halt, und nicht bloß in dieser rohen Classe: was man vom gebildeteren Stande in Niederlanguedoc und in der südlichen Provence kennen lernt, das hält zum seligmachenden Carlismus; hier muß der junge Heinrich landen, sagt ein geistreicher Schriftsteller, hier muß er aber auch bleiben. Merkwürdig ist es für den psychologischen Historiker, wundersam ist es oft, wie die Sympathien eines Landstrichs sich entwickeln! Die Bourbons, der dreizehnte und vierzehnte Ludwig, jene rücksichtslosen Absolutisten, haben das Seelenleben, die geistigen Bestrebungen des Languedoc gewaltsam und schonungslos vernichtet, und die Familie der Bourbons findet im neunzehnten Jahrhundert hier ihre letzten und einzigen Anhänger. Ohne die Bourbonen sey kein Heil, hieß es hier allenthalben. Napoleon war hier geradezu verhaßt; man hört noch die rohesten Ausdrücke gegen ihn, und wer erinnert sich nicht der brutalen Excesse der royalistischen Schilderhebungen im Beginn der Restauration? Diese sogenannten weißen Jacobiner hatten zu Nimes ihren Hauptsitz, ihre Hauptquelle; Nimes war das Mecca dieses royalistischen Fanatismus. Wer dazumal nicht fleißig zur Kirche ging, um zu Gott für die Bourbonen zu beten, konnte zu keinem Amte gelangen!

Auf einer Höhe am Tarnflusse liegt Alby mit seinem majestätischen Dom, einem Meisterwerk gothischer Architektur, begonnen um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Die Gegend ist reich an Getreide, Wein und Südfrüchten, anziehend zugleich für den Historiker wegen der religiösen Kämpfe der Albigenser, welche als Vorläufer der Reformatoren betrachtet werden können. In diesen schönen Gefilden, die früher so gut katholisch waren, hat nachher das Papstthum seine ärgsten Feinde gehabt, erst in den wackern Leuten von Alby, später in den Hugenotten und Camisarden. Auf Befehl Papsts Innocenz des Dritten mußten die Beherrscher dieser Gegend, die Grafen von Toulouse, einen Kreuzzug gegen die Ketzer von Alby unternehmen. Die benachbarten Städte und Flecken, Castres, Lavaur, Puy Laurens, Revel, Soreze, St. Papoul, Castelnaudari, Rieux und Mirepoix waren Hauptsitze der Reformirten, wo sie ihre Schulen, ihre Bildungsanstalten, ihre Festungen hatten, zu großem Leidwesen der Papisten. Cardinal Richelieu, dem diese Werkstätten des Calvinismus ein Aergerniß waren, setzte ihnen hart zu, aber sie vertheidigten mit dem Degen in der Faust ihren guten Glauben; „den soll uns kein Bischof, kein Papst, kein Cardinal rauben,“ sangen sie.

Carcassonne mit seinen gewerbsamen Einwohnern, seinen schönen Tuchmanufacturen war der Hauptort der ehemaligen Grafschaft gleichen Namens. In der obern alten Stadt liegt das mittelalterliche Grafenschloß mit seinen Thürmen und Bastionen, umgeben von Kirchen, Capellen und Klostergebäuden, welch' letztere dermalen eine andere Bestimmung erhalten haben. Auch die Juden hatten in dieser Stadt eine berühmte Akademie im zwölften und in den folgenden Jahrhunderten, ein

Seminar und einen Hauptummelplatz für gelehrte Talmudisten und Dialektiker. Die untere, in neuerer Zeit angelegte Stadt ist schön und angenehm, ein Gegenstück zu den düstern Häusermassen des Mittelalters. Die nächsten Umgebungen bieten einige herrliche Partien.

In der Kathedrale von Narbonne, einem imposanten Gebäude, bemerkt man das marmorne Grabmal Philipps des Kühnen. In den Höfen und Gärten des alten erzbischöflichen Palastes hat man eine reiche Sammlung römischer Antiquitäten, denn auch Narbonne ist eine Colonie der großen Nation. Bei dem nahen Städtlein Sigean und im Thale von Corbières schlug Carl Martell im Jahre 737 die über die Pyrenäen gekommenen Reiterschaaren der Araber. Man hat neulich in einem Ackerfeld einige saracenische Münzen gefunden.

Auf einem Hügel am Flusse Orbe in einer anmuthigen, wunderschönen Gegend liegt Beziers, welches ehedem bedeutender war als jetzt. Unter den Bauwerken sind einige ansehnliche alte Kirchen auszuzeichnen. Ich machte von hier Ausflüge nach Agde, Cette und Lodève.

Diese alten Römerstädte Narbonne und Beziers bieten sonst wenig Interesse; sie liegen noch wie damals ungefähr 12,000 Schritte vom Meere, wie der Römer beschreibt; man sieht das Meer nicht, und geht man hinaus bis an den Strand, so sieht man es auch noch nicht. Es ist durch Untiefen, Landspitzen, Deiche und Dünen dergestalt verspittert, daß es nicht mehr wie Meer erscheint. Der berühmte Narbonnesische Handel der Römerzeit hat sich ganz nach Marseille gezogen, und nur das Städtchen Cette, unterhalb Montpellier, das sich auf eine äußerste Landzunge hinaus gewagt, woselbst Ludwig XIV mit großen Kosten einen Hafen angelegt hat, rafft seit einiger Zeit auch für diese Küste etwas von der verlornen Handelsbedeutung zusammen. Von Montpellier führt nun eine Eisenbahn nach Cette hinaus, und es ist wirklich interessant, mit dieser dämonischen Kraft geradeaus ins Meer hineingeschleudert zu werden, denn der Weg führt zum Theil schmalen Landzungen entlang, an dreimastigen Schiffen vorüber, wie unmittelbar ins Meer hinein.

Das Ländchen Foix mit seinen eisenhaltigen Bergen und Felsgrotten hat ehemals seine eigenen Grafen gehabt. Bernard, ein Sohn des Roger von Carcassonne, wurde um die Mitte des eilften Jahrhunderts der erste Graf von Foix. Tarascon, Pamiers, Foix und Mazères sind die Hauptorte. Letztgenannte Stadt hatten die Hugenotten befestigt und behaupteten sie hartnäckig, Richelieu ließ sie erstürmen und die Veste schleifen; die Hugenotten mit ihren demokratischen Gesinnungen paßten nicht in sein System. Uebrigens stand die Landschaft Foix unter dem Parlament von Toulouse.

Die steilen Cevennen erreichen an einigen Orten eine beträchtliche Höhe; es scheint auch daß sie Gold enthalten, denn die Ceze, ein den District von Uzez bewässerndes Flüßchen, führt Goldkörner mit sich. Unten in den fruchtbaren Thälern des Languedoc grünen Oliven- und Maulbeerbäume. Der Marmor, welcher bei Cosne gebrochen wird, ist schön; bei Castres und an einigen andern Orten findet sich der Türkis.

Zahlreiche Bewohner der Cevennen mögen von den Westgothen abstammen, die sich in diesen Gegenden einige Jahrhunderte aufhielten, und von hier aus ein großes Reich über die Pyrenäen ausdehnten, hinüber nach Aragon und Catalonien, welcher Zusammenhang mit Südfrankreich bis in die neuesten Zeiten in Sprache und Sitte sichtbar geblieben ist. Vor den eindringenden Saracenen sind diese kräftigen Gothen gewiß sehr zahlreich im Cevennengebirge, wie ihre Brüder in den Bergen von Asturien, zurückgeblieben, denn berittenes Kriegsvolk dringt nicht so nachdrücklich in die Berge. Die großen nervigen, blauäugigen Leute mit den blonden Haaren erinnern lebhaft an den germanisch-gothischen Typus, wenn man sie von ihren Berghöhen herabkommen sieht nach Montpellier, nach Toulouse, nach Nimes unter die kleinen dunkelhaarigen Bewohner des Languedoc.

Chronik der Reisen.

Die wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Expedition hat über 2000 Vögel gesammelt, darunter gegen 1000 verschiedene Arten. Gegen alle Erwartung haben viele Vögel Oceaniens nur einen sehr engen Kreis. Einige Gruppen haben eigenthümliche Arten, und einige derselben sind auf eine einzige Insel beschränkt. Unter den gesammelten Arten finden sich etwa 50 neue.

Das Feld, das sich der Expedition für Säugethiere bot, war sehr beschränkt. Keine der Südseeinseln, Neuseeland mit eingeschlossen, haben eingeborene Säugethiere, Fiedermäuse ausgenommen. Doch wurden manche merkwürdige Nachrichten über die auf den besuchten Continenten getroffenen Arten eingezogen und einige wenige andere Arten gesammelt.

Nachstehendes ist eine Liste der Arten in den andern Theilen der Zoologie, so weit sie sich bis jetzt bestimmen lassen.

Fische	829	Muscheln	2000
Reptilien	140	Zoophyten	300
Crustaceen	900	mit Ausnahme der	
Insecten	1500	Korallen	450

Von diesen sind neue Arten etwa folgende:

Fische	250	Muscheln	250
Reptilien	40	Zoophyten	200
Crustaceen	600	mit Ausnahme der	
Insecten	500	Korallen	100

Nachstehende Aufzählung enthält die Zahl der Arten der Reptilien und Fische, die an den besuchten Inseln und Ländern gesammelt wurden.

	Fische.	Reptilien.
Madeira und Cap Verd	12	6
Rio Janeiro	104	25
Patagonien und Feuerland	14	5
Valparaiso	32	11
Peru	56	10
Pomotu-Inseln und Taheiti	87	7
Samoa oder Schifffahrts-Inseln	64	8

Australien	30	18
Neuseeland	25	6
Tongatabu und Fidschi-Inseln	131	15
Sandwichinseln etwa	100	4
Oregongebiet etwa	60	15
Californien	20	2
Sulu-Meer	18	8
Manila	32	1
Singapur	21	9
Cap der guten Hoffnung	4	
Auf der See	9	

Von den 600 neuen Arten von Crustaceen sind etwa 200 oceanische, und von vielen selbst die Geschlechter und Familien unbekannt. Der Ocean ist voll von kleinen Crustaceen, und wenn man nur ein Handnetz bei gutem Wetter auswirft, so bringt man fast immer irgend etwas neues herauf. In manchen Meeresstrichen sind sie so zahlreich, daß der Ocean meilenweit roth gefärbt wird, wie man an der Küste Südamerika's in der Nähe von Valparaiso bemerkt. Dieß sind die oft beschriebenen rothen oder blutigen Gewässer. Wenn diese Thiere so zahlreich sind, nennt man sie oft Wallfischnahrung, und man glaubt auch wirklich daß sie die Nahrung des eigentlichen Wallfisches ausmachen, denn obwohl jedes Thier nicht über $^1/_{10}$ Zoll lang ist, so finden sie sich doch in solcher Anzahl, daß sie wohl diesen Ungeheuern der Tiefe Nahrung geben können. Das faserige Netzwerk des Fischbeins in der Decke des Wallfischmauls ist ganz geeignet diese Thiere aus dem Wasser zu ziehen, da dieses hindurchläuft und durch die Blaselöcher ausgeworfen wird. Man hat diese und andere Crustaceen vielfach aufs genaueste zerlegt, und es haben sich dadurch einige interessante physiologische Thatsachen herausgestellt. Da die Arten oft durchsichtig sind, so liegen fast alle Lebensprocesse, selbst die Bewegung jeder Muskel und jedes Theilchens, das im Blute schwimmt, dem Blick offen. — Die Anatifa wurde durch alle ihre Metamorphosen von dem jungen Zustande an, wo sie einer Cypris gleicht und mit deutlichen zusammengesetzten Augen schwimmt, bis zu dem erwachsenen Thier verfolgt, und ihre Verbindung mit den Crustaceen ist außer allem Zweifel.

Die Korallensammlung in der Nationalgalerie ist besonders anziehend. Die große Schönheit und Mannichfaltigkeit derselben ist fast unbegreiflich, selbst für diejenigen welche mit andern Sammlungen in diesem Lande sehr wohl bekannt sind. Sie sind das Material, aus dem die ungeheuren Riffe im stillen und indischen Ocean bestehen, von denen einige über tausend Quadratmeilen einnehmen. Mehr als drei Viertheile aller Inseln des großen Oceans sind durch die Arbeiten des Korallenthieres aufgebaut worden. Die Bildung dieser Inseln und das Wachsthum der Korallen, das Aufhalten und Eröffnen von Häfen, das Aufsteigen der Riffe, lauter höchst interessante Gegenstände, sind mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt worden, und die große Zahl der besuchten Koralleninseln, so wie der untersuchten Riffe hat ungewöhnlich viele Gelegenheit dazu gegeben. Man hat farbige Zeichnungen von einer großen Anzahl Korallenthiere gemacht, die einigermaßen einen Begriff von dem eigenthümlichen Reichthum und der Pracht der Farben dieser Thiere geben können. Viele dieser Thiere waren der Wissenschaft noch gänzlich unbekannt, denn dieß ist ein Zweig der Zoologie, dem bis jetzt vergleichungsweise wenig Aufmerksamkeit gezollt wurde wegen der Unzugänglichkeit der Gegenden, in denen diese Thiere wohnen.

Nachstehendes ist die Zahl der zoologischen Zeichnungen, welche im Laufe der Expedition gemacht wurden.

Reptilien	71 Arten
Fische	260 —
Mollusken (Muscheln mit dem Thier)	500 —
Zoophyten (ausschließlich der Korallen)	350 —
Korallen	140 —
Crustaceen	500 —

Die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Seethiere in den Korallenmeeren der Südsee ist über alle Beschreibung. Wie die Vögel in unsern Wäldern, so spielen dort Fische von den glänzendsten Farben zwischen den Korallenbuchten, und mannichfache Mollusken decken den Boden mit lebenden Blumen. Eine neue Welt ist hier dem Bewohner der kältern Klimate eröffnet, und viele dieser Geschöpfe gleichen so wenig den gewöhnlichen Lebensformen, daß man ohne sie gesehen zu haben nur schwer an ihre Existenz glaubt. Eine große Anzahl neuer Arten bleibt noch zu zeichnen übrig, denn man mußte mit denen beginnen, deren Formen und Farben am leichtesten dem Wechsel unterworfen sind.

Zehntausend Arten von Pflanzen und über 50,000 einzelne Pflanzen bilden das Herbarium der Expedition; nachstehende Aufzählung gibt die Zahl der an jedem Orte gesammelten Arten.

Madeira	300	Samoa	457
Cap Verd	60	Neusüdwales	787
Brasilien	980	Neuseeland	396
Rio Negro	150	Auckland-Inseln	50
Feuerland	220	Tongatabu	236
Chili	442	Fidschi-Inseln	786
Peru	820	Korallen-Inseln	29
Taheiti	288	Sandwich-Inseln	883
Oregon	1218	Sulu-Inseln	56
Californien	519	Mangsi-Inseln	80
Manila	381	Cap	300
Singapur	60	St. Helena	20
Mindanao	102		9646

Mit Einschluß der Moose, Lichenen und Tang-Arten wird die Zahl über 10,000 steigen. Außer den getrockneten Pflanzen wurden 204 lebende nach den Vereinigten Staaten gebracht, und sind jetzt mit manchen andern aus Samen gezogenen in dem Glashause des Patentamts aufgestellt. Die mitgebrachten Samenarten betragen 1156. Proben von verschiedenen Hölzern wurden mitgebracht, wovon die merkwürdigsten die der großen baumartigen Oxalis, Viola, Ripogonum, Piper, Geranium, Argyroxiphium, Dracophyllum, Rubus, Bromelia, Lobelia und Compositæ verschiedener Art, so wie Stücke von baumartigen Farren und tropischen Palmen. Man hat 180 Pflanzenarten prächtig colorirt.

Außer dem was für die Zweige der Zoologie und Botanik geschehen ist, wurde der geographischen Vertheilung der Pflanzen und Thiere besondere Aufmerksamkeit gewidmet und viele wichtige Thatsachen gesammelt. Der Bericht über diesen Gegenstand nebst den begleitenden erläuternden Karten wird zu den interessantesten Resultaten der Expedition gehören. Dieß führt uns auf die Vertheilung der fossilen Thiere, so wie auf den frühern Zustand unseres Erdballs überhaupt, und erregt bei allen denen, welche sich für geologische Untersuchungen interessiren, viel Aufmerksamkeit.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1843.

Die skandinavische Studentenversammlung in Upsala zu Pfingsten 1843.

Wir beginnen mit der zur Beurtheilung dieser Begebenheit nicht unwichtigen Bemerkung, daß der lebhafte Wunsch einer Erneuerung der „Skandinavischen Union" nicht so neu ist, wie es vielleicht Manche glauben mögen. Seit einer Reihe von Jahren schon hat sich eine auffallende Annäherung zwischen Dänen und Schweden zu erkennen gegeben, nicht bloß in literarischer Beziehung (wobei, wie wir später sehen werden, dem Dichter Oehlenschläger großer Einfluß zuerkannt wird); auch nicht in bloß äußerlich geselligem Verkehr, wie bei dem durch die Dampfschifffahrt erleichterten Begegnen in Ramlösa (einem Badeort unweit Helsingborg), sondern hervorgehend aus einer Ahnung der Nothwendigkeit des Zusammenstehens der skandinavischen Volksstämme, wie sich dieß zum Theil schon bei frühern gegenseitigen Besuchen des Militärs an beiden Ufern des Sundes kundgab. Aber die meisten Aeußerungen solcher Sympathie hatten bisher ein fast schüchternes Ansehen, und Manche wollten sogar nur eine lebhaftere Zuneigung der sich nahe stehenden Wasserdänen und Schonen darin erkennen, weßhalb auch die erste zahlreichere Zusammenkunft der Studenten von Kopenhagen und Lund im Jahre 1842 kein großes Aufsehen erregte. Hier dagegen ist von nichts Geringerem die Rede, als von einer Zusammenkunft und Verbrüderung eines bedeutenden Theiles der gebildeten Jugend — der künftigen Staatsdiener und Volkslehrer — aus allen Gegenden der drei Skandinavischen Reiche, und dabei ging man von Anfang an mit der freimüthigsten Offenheit zu Werke. Eine förmliche Einladung der Dänen von Seite der schwedischen Studenten aus Lund ward lange zuvor in den Zeitungen bekannt gemacht. Eine ähnliche erging an die Norweger in Christiania, die wir hier als weniger bekannt und wegen der eigenthümlichen Verhältnisse zwischen Norwegen und den beiden andern Reichen aus der Norwegischen „Reichszeitung" im Auszuge mittheilen wollen:

„Immer näher rückt der große Zeitpunkt, da die drei skandinavischen Volksstämme zu der Einsicht gelangt seyn werden, daß auch sie noch eine große Mission in der Welt zu erfüllen haben. Schon jetzt ist des Nordens Einheit kein leerer Schall mehr aus dem Munde einiger Enthusiasten. Das Wort hat seine volle Bedeutung erhalten im Bewußtseyn des Volks, und was die ältern Männer, in Staat und Wissenschaft wirkend, vorbereiteten, das soll von den Jünglingen, den Repräsentanten der Zukunft, fortgeführt werden. Das war es, was in den Studirenden von Lund und Kopenhagen den Gedanken einer allgemeinen Versammlung aus allen skandinavischen Landen anregte. Zwar haben wir mit Schmerz erfahren, daß eine beabsichtigte Tour der Studenten aus Christiania nach Kopenhagen nicht ausgeführt werden konnte, weil ihre Bitte, die Passagierpreise auf einem der Regierungsdampfschiffe zu diesem besondern Zwecke herabzusetzen, kein Gehör fand. Wir denken aber, das mit Ernst Gewollte wird sich auch vollbringen lassen, und so hoffen wir dennoch auf Eure Theilnahme an der Zusammenkunft in Upsala, die ihrem Zwecke nach wohl als eine bedeutsame Nationalangelegenheit betrachtet werden darf ꝛc."

Mangel an Mitteln scheint indeß (wie wir weiter unten sehen werden) einen zahlreichen Besuch aus dem fernen Norwegen doch unmöglich gemacht zu haben. Daß aber die Lundenser nicht ohne Grund sagen konnten: das Wort habe schon Bedeutung erhalten im Bewußtseyn des Volkes, das erhellt unter anderm aus einer Rede, welche bei dem großen dänischen Volksfeste auf Egebäkswang (zur Feier des 28 Mai, des Einführungstages der dänischen Provincialstände) vom Bürgerrepräsentanten Rhode gehalten wurde. Dieser sprach zu der versammelten Menge — worunter auch mehrere Norweger sich befanden, unter anderm wie folgt:

„Ein tiefer Accord hallt wie Glockenklang durch den ganzen Norden, ein heiliger Dreiklang — Skandinavien! Wenn er rein und hell ertönt, dann lächeln Svea, Nor und Dan, und dieses Lächeln wird von sechs Millionen Skandinaviern mit Jubel begrüßt ꝛc. — Die Sonne der Aufklärung hat die Herzen erwärmt, die Geisteseinigkeit breitet sich immer weiter aus über Schwedens und Norwegens Felsen, wie über Däne-

marks Ebenen; — und wenn das starke Band der Liebe alle Herzen vereint, wer will sie dann trennen?"

Und ein anderer Bürgerdeputirter fügte — die anwesenden Norweger begrüßend — hinzu: „Ihr freien Söhne des Klippenlandes! Im Vergleich mit Eurem 17 Mai und im Bewußtseyn Eurer freien Verfassung, die so herrliche Früchte trug, mag Euch das Geläute unseres 28sten wohl klanglos vorkommen, und ich meine auf Euren Gesichtern die Worte zu lesen: „„Wir fischten wahrlich den Karpfen und Ihr bekamt den dürren Hecht."" — Doch wird die Zeit kommen, wo Norweger und Dänen Arm in Arm zum Hoffnungsstein wandern und daneben einen zweiten errichten werden, der ein bedeutungsvolleres Datum zu tragen bestimmt seyn wird, und sagt's Euren Landsleuten — das ist das Ziel, wohin Dänemarks Männer streben."

Wir wenden uns nun zur Fahrt selbst, zu welcher das neue, treffliche Dampfschiff „Iris" (welches jetzt zwischen Jütland und Kopenhagen fährt) eigens gemiethet war. Als dieses am 1 Junius mit 153 Kopenhagener Studenten den Hafen der Residenz verließ, waren, des starken Regens ungeachtet, eine große Menge von Bürgern und Einwohnern der Stadt an den Ufern versammelt, um den Abschiedwinkenden noch ein ermunterndes Glückauf! nachzurufen. Und nicht minder offen und innig war die Theilnahme der schwedischen Bürger in Malmö, wo etwa 60 Studenten und ein paar ältere Männer aus Lund an Bord stiegen. Leider war das Schiff nicht groß genug, um alle die Passagiere in den Cajüten aufzunehmen; und doch ward das Wetter immer stürmischer, und während der Regen vom Himmel strömte, stürzte fortwährend der Schaum der sich thürmenden Wogen über das Deck hin. Vor Ystadt ward es so arg, daß der Capitän aus Mitleid mit den vielen leidenden Jünglingen sich bewogen fand, unter den Mauern von Christiansö (dem dänischen Staatsgefängnisse bei Bornholm) am Morgen des 2 Junius Schutz zu suchen. — Dieser Umstand war wohl geeignet, besorglichen Gemüthern als eine ungünstige Vorbedeutung zu erscheinen; doch den leichten Sinn der Jugend können selbst die Qualen der Seekrankheit nicht beugen, und so genügte die freundliche Begrüßung der dortigen Einwohner, bald jeden trüben Gedanken zu verwischen. Am 3 Junius ging zwar die See immer noch sehr hoch, doch erreichte das Dampfschiff schon Morgens bei heiterem Himmel den Hafen von Calmar, dessen Einwohner die jungen Reisenden schon vorher zu einem Festmahle eingeladen hatten. Der Empfang in dieser alten, gerade für sie so bedeutungsvollen Stadt, war allen überraschend. Vier Wochen und länger noch hatten — wie das dortige Tageblatt meldete — die Calmarer täglich über rauhe Winde und kalten Regen zu klagen gehabt; mit der akademischen Jugend aus Kopenhagen und Lund kam ihnen der erste Frühlingstag. Bei Ankunft des Dampfschiffes auf der Rhede hatten alle Schiffe ihre Flaggen gehißt, und von den Batterien und dem Kriegsschooner Ganthiod erscholl ein Kanonengruß. Eine mit der dänischen und schwedischen Flagge geschmückte Schaluppe fuhr den Ankömmlingen entgegen, um sie Namens der Einwohner der Stadt nochmals zu einer Collation einzuladen. Die Ufer des Hafens waren mit Menschen jedes Standes und Alters dicht übersäet. Gleich nach der Landung begab sich der Zug der Fremden in die Kirche und dann aufs alte Schloß, wo Tegnérs schönes Lied: „König Karl der junge Held" gesungen ward. Der Anblick des „Unionssaales" (noch so genannt, weil dort die Calmar'sche Union geschlossen ward) konnte nur einen wehmüthigen Eindruck machen, da derselbe zum Getreidemagazin gebraucht wird, doch meinte einer der jungen Dänen, der gute Roggen möchte wohl das beste seyn was aus diesem Saale hervorgegangen wäre. Von dort gings hinaus vor die Stadt, unter Begleitung einer dort fast unerhörten Menschenmenge, in den Park bei Rostadt, und hier wurden nun beim heitern Mahle die gemeinsamen Wünsche in Reden und Liedern ausgedrückt, und namentlich die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens der skandinavischen Reiche mit manchen Gründen dargethan. Das erwähnte Calmarer Tageblatt meint die politisch Furchtsamen beruhigen zu müssen mit der Versicherung, daß der Ton aller Reden sehr gemäßigt und würdig war, ohne alle Bitterkeit und mißverstandenen Tadel des Bestehenden, was um so beachtenswerther erscheine, da es doch den jungen Feuerköpfen wohl nicht an manchem Anlaß dazu gefehlt haben möchte; „aber," so schließt der Bericht, „jeder edle große Gedanke fand den lebhaftesten Anklang; oft wurden die Redner durch allgemeinen Beifallsruf unterbrochen, und als Nachmittags die jungen Gäste ihre Reise fortsetzten, folgten ihnen die innigsten Wünsche und das Wohlwollen der ganzen versammelten Menge."

Bemerkenswerth schien es namentlich den Dänen, die an die Rangverhältnisse des Kopenhagener Hoflebens gewöhnt waren, daß als Festlenker von Seite der Calmarer der Kammerjunker von Kulberg (Sohn des Bischofs) und der dänische Consul Nordral auftraten, während der Bischof selbst und auch der Landshöfding nicht zugegen waren. — Auf Kulbergs Anrede in Versen antwortete Candidat Ploug aus Kopenhagen in einer längern Rede, worin er zuvörderst den Charakter der vor fünftehalb Jahrhunderten abgeschlossenen Calmarischen Union in kurzen Zügen schilderte, und in der ehrgeizigen Klugheit und dem eigennützigen Streben Margarethens und des Adels damaliger Zeit die Gründe der Unhaltbarkeit dieses Bundes nachzuweisen suchte. Weil aber das Volk in dieser Union nur eine Quelle neuer Auflagen, neuen Unglücks und neuer Unterdrückung habe erblicken können, so würden die Männer, welche an der Spitze der schwedischen Nation für Auflösung des Bundes kämpften, von der spätesten Nachwelt stets in hohen Ehren gehalten werden. Er ging dann über auf die gegenwärtige Versammlung in derselben Stadt, die aber nicht aus herrschsüchtigen Reichsräthen und hochmüthigen Lehnsherren bestehe, sondern aus Söhnen von Bürgern und Bauern, die keine andere Vollmacht haben als den Ruf des Geistes und Herzens, und keinen andern Beruf als durch geistige Mittel, durch Schrift und Rede für eine stets innigere Verbindung, einen immer lebendigern Verkehr zwischen den nordischen Völkern zu arbeiten und so einen auf gegenseitige Anerkennung und

Sympathie gebauten Volksbund vorzubereiten. Dann führte er den Satz aus, daß die Dänen nicht so thöricht wären, nochmals nach Oberherrschaft im Norden zu trachten, aber auch nicht so niedrig, die Hülfe der andern Skandinaven zu erbetteln, um nur ihre eigene Selbständigkeit zu retten. Sie wollten einen auf Gegenseitigkeit beruhenden Bund, zum Schutz der gemeinsamen Nationalität; und dieses Schutzes bedürften die Schweden nicht minder wie die Dänen, da beider Nationalität bereits angegriffen und geschmälert werden sey. Wie die Dänen gegen das Uebergreifen des Deutschthums kämpfen müßten, das seit 50 Jahren die Hälfte des alten Süd-Jütlands occupirt habe und mittelst einer mächtigen Partei unter der Leitung einer Durchlaucht mit einer Leibgarde von Advocaten und Aristokraten immer weiter nordwärts strebe, so sey Schweden vom Osten bedroht; wo jetzt die Paläste St. Petersburgs sich in der Newa spiegelten, hinter ihren Mauern die Staatsmänner bergend, deren schlaue Politik mit ihren feinen Netzen Europa mehr und mehr umspinne, da habe einst ein Stein gestanden mit der Inschrift: „Hier setzt des Reiches Gränze Gustaf Adolf, Schwedens König." — Seitdem hätten sie Esthland, Livland, Ingermannland, Karelien, Kexholm, Wiborg, Aland und Finnland verloren; Finnland, das nicht mehr eine fremde unterjochte Provinz war, sondern schwedisch in Sprache und Sitten, die es jetzt, vom Herzen Schwedens gerissen, unter fremdem Joch wieder verlieren solle. — Auf so bittern Erfahrungen beruhe die Ueberzeugung, daß die skandinavischen Volksstämme nur durch festes Aneinanderschließen und Zusammenwirken sich eine freie Entwicklung im Innern und Selbständigkeit nach außen sichern könnten ꝛc. *)

Trotz dem äußerst günstigen Eindruck des Empfangs in dieser ersten, den Reisenden ganz fremden schwedischen Stadt, wo nichts als die erwähnte prosaische Benutzung des alten Unionsaales vielleicht eine trübe Stimmung in den Gemüthern hervorrufen konnte, waren einige der jungen Dänen doch noch in mehr oder weniger besorglichem Zweifel über ihre Aufnahme, sowohl bei den Upsalenser Studenten, als auch in der schwedischen Residenz- und Hauptstadt. Aber schon weit draußen, beim Fort Warholm, kam in einem von sechs geschmückten Soldaten geruderten Boot ein Officier dem Dampfer entgegen, fragte, ob die Herren Studenten aus Kopenhagen an Bord wären? und rief, als dieß bejaht worden: „Ihr sollt willkommen seyn!" Dann folgte auf seinen Wink mit dem Hute ein Gruß aus den Kanonen des Forts, und von nun an glich die Fahrt stromauf bis an die Hauptstadt fast einem Triumphzuge; von allen Schiffen wehten die bunten Flaggen, und unzählig war die Menschenmenge, die theils von den vielen Booten, die in allen Richtungen den Hafen durchschnitten, theils von beiden Ufern her die mit Ungeduld erwarteten Gäste (denn diese waren bei günstiger Witterung schon Abends vorher eingetroffen), mit lautem Jubel und unaufhörlichen Freudenschüssen bewillkommte. Der Eindruck dieses überraschenden Empfangs ward während des ganzen Festes nur bekräftigt und wo möglich noch erhöht. (Fortsetzung folgt.)

*) Nach seiner Rückkehr in Kopenhagen ließ Candidat Plong selbst die hier in ihren Hauptzügen charakterisirte Rede in der bekannten Zeitung „Fädrelandet" drucken, mit dem Bemerken, daß er seine Worte nur ungefähr und nach der Erinnerung wiedergeben könne. Darauf ward nicht allein die Nummer des Blattes mit Beschlag belegt, sondern auch gegen Plong selbst (welcher Mitherausgeber der Zeitung ist) vom Generalfiscal eine Anklage erhoben, die nicht ohne juridisches Interesse ist, insofern theils der Abdruck im Fädreland, trotz jener Bemerkung, von der dänischen Kanzlei als authentische Grundlage der Klage angenommen, theils die Rede selbst nicht auf dänischem Gebiet gehalten ward, sondern in Schweden, wo Preß- und Redefreiheit gesetzlich bestehen. In „Fädrelandets" folgender Nummer ward denn auch die Anklage als dem Völkerrecht widerstreitend dargestellt; die Rede selbst aber erschien bald darauf im Stockholmer „Aftonblad."

Die susdalische Malerei.

(Nordische Biene vom 13 Jun.)

In frühern Zeiten gehörte das ganze nordöstliche Land des Gouvernements Wladimir zu dem Fürstenthum Susdal. Die Bewohner dieses Landstrichs zeichnen sich seit alter Zeit durch einen schlau berechnenden Verstand aus, der sich in einem eigenthümlichen Handel kund gibt. Von hier aus wandern noch jetzt eine Menge thätiger Handelsleute nach allen Theilen Rußlands, und sind hier unter dem Namen Ophenen (großruss. Aphenen) bekannt. Diese Krämer bilden eine besondere Handelskaste und haben ihre eigenthümliche Sprache. Es ist Schade, daß das Aphenenthum, das in der Mitte des Reichs seinen Sitz hat und durch seinen eigenthümlichen Handel und seine Sprache so merkwürdig ist, bis jetzt noch von niemand genauer untersucht worden ist. *) Im übrigen Rußland nennt man diese wandernden Krämer Susdaler, **) und man findet sie namentlich in den von den größern Handelsstädten entlegenen Landstrichen mit Körben auf dem Rücken, die einen Mischmasch aller möglichen Waaren von den Stecknadeln bis zum neuesten, in Moskau erschienenen Roman enthalten, denn in letzterer Stadt versehen sie sich mit ihren Waaren. Auch ist fast auf allen größern und kleinern Jahrmärkten Rußlands stets eine besondere Abtheilung des Marktes, wo die Aphenen die Erzeugnisse der susdalischen Kunst, Heiligenbilder und auf Lindenbast gemalte Sachen, auslegen.

Bei dem jetzigen Zustande der Kunst hat die susdalische Malerei natürlich an und für sich keinen Werth und ihre Schildereien sind zum Spott geworden, wie man denn einen schlechten Schmierer gewöhnlich einen „susdalischen Maler" nennt. Wenn aber auch der gebildete Geschmack über diese Kunst lächelt, so hegt doch das Volk eine besondere Achtung dafür, und würde die in dem Dorfe Cholui gemalten Bilder nicht gegen ein vorzügliches italienisches Bild vertauschen. Das Volk geht ohne alle Aufmerksamkeit an einem vortrefflichen Kupferstich vorüber, bleibt aber mit lebhafter Neugierde vor einem susdaler Gemälde stehen, wo z. B. die Mäuse die Katze begraben u. s. w. Die Hauptursache hievon liegt freilich in der gänzlichen Geschmacklosigkeit des Bildes, das den rohen Begriffen des Volks näher steht, aber auch in einer Anhänglichkeit an die überlieferten Gewohnheiten ihrer Väter. So erblickt

*) Einiges ist doch schon geschehen, und wir haben (s. Jahrgang 1840, Nr. 211) eine Mittheilung über die „aphinische Sprache" gemacht, die nach einem Artikel in den Vaterländischen Memoiren bearbeitet war. Seit dieser Zeit ist uns aber nichts aufgestoßen, und die Frage ist noch immer nicht gelöst, ob diese aphinische oder ophenische Sprache Reste der ehemals dort üblichen finnischen Dialekte bietet. A. d. R.

**) Seltsam genug führen sie auch den Namen Masiger (s. Nr. 211, J. 1840).

man fast in keinem Bauernhause irgend ein Erzeugniß der neuern Kunst, wohl aber solche der alten susdalischen Malerei.

Der Hauptort, wo man sich mit der sogenannten susdalischen Malerei beschäftigt, ist das Dorf Cholui im Gouvernement Wladimir; doch sind auch in den umliegenden Dörfern eine Menge Heiligenbildmaler. Die Bewohner von Cholui indeß beschäftigen sich fast mit nichts anderm. Die Zeit, wann diese Kunst begann, läßt sich nicht bestimmen, indeß ist es gewiß schon sehr lange her, und man muß den Anfang wohl in die Zeiten des susdalischen Großfürstenthums verlegen, wo die Großfürsten dieß Land mit Städten und Kirchen bedeckten, und durch Griechen, welche sie zum Bau und Ausschmücken der Kirchen beriefen, diese Kunst im Volke verbreiteten. Damals lernte wohl das Volk von diesen Byzantinern die Bildmalerei, die Kunst pflanzte sich fort vom Vater auf den Sohn und wurde in manchen Orten die erbliche Beschäftigung. Aber bei dem Mangel bestimmter Regeln artete nothwendig die Kunst bei dem rohen Volke aus, und die susdalische Malerei, anfänglich eine vollkommene Nachahmung der byzantinischen, nahm in der Folge einen eigenthümlichen, von ihrem Vorbild sehr verschiedenen, natürlich in künstlerischer Beziehung schlechtern Charakter an.

Vor dem Ende des 17ten Jahrhunderts ward die susdalische Bildmalerei in Rußland vielfach angewandt. In den Resten alter Abbildungen in den Gewölben einiger alten Kirchen erkennt man noch den Pinsel susdalischer Meister. Sie verzierten Kirchen und malten Heiligenbilder für angesehene Häuser der frühern Zeit. Ohne Zweifel gab es auch unter ihnen einzelne gute Künstler, die sich über das Mittelmäßige erhoben, als aber fremde Kunstansichten bei den höhern Classen herrschend wurden, verblieb die susdalische Malerei dem gemeinen Volke und wurde immer roher. Die Fehler der griechischen Malerei, namentlich im Colorit, wurden aufs äußerste getrieben; die Zeichnung ist sehr unregelmäßig, weßhalb auch die Bilder keine natürliche Stellung haben; alles ist eckig, man sieht keine Wellenlinien, die Drapirung ist schlecht, die Figuren zu klein und Körperverhältnisse sind schlecht beobachtet. Das Colorit ist nach dem Geschmack des gemeinen russischen Volks übermäßig bunt, dunkle Farben sieht man wenig, desto mehr roth und gelb; darum haben auch eine Menge Dinge nicht ihre natürliche Farbe, der Himmel ist manchmal gelb, die Bäume grau statt grün, und Rothbraun spielt eine Hauptrolle. Alles das ist nicht zu verwundern, wenn man weiß, daß der Hausvater nur die schwierigern Partien macht, Weiber und Kinder dagegen das übrige ausführen. Die Arbeit geht somit schnell, und die Kinder gewöhnen sich zugleich an das Handwerk.

Diese Bildmalerei bildet, wie schon gesagt, das Hauptgeschäft in Cholui und der Umgegend, die Erzeugnisse werden in sehr großer Menge in ganz Rußland abgesetzt, doch hat man gegen früher eine starke Abnahme bemerkt. Indeß fängt auch diese Malerei an sich zu bessern und ihre eingewurzelten Mängel aufzugeben.

Chronik der Reisen.

Die wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Die von der Expedition besuchten Länder sind in geologischer Beziehung äußerst interessant. Die Inseln der Südsee östlich von Neucaledonien sind entweder basaltisch oder korallinisch. Eine große Anzahl dieser letztern wurde, wie schon erwähnt, untersucht, und manches Wichtige ans Licht gefördert. Die erhobenen Thatsachen bestätigen Darwins Theorie hinsichtlich der Formation dieser Inseln, führen aber zu ganz andern Schlüssen hinsichtlich der Senkungs- und Erhebungsflächen (area) der Südsee. Die basaltischen Inseln sind aus ganz verschiedenen Zeitaltern, von dem neuesten vulcanischen bis in die Mitte der Secundärepoche. Die ältern Inseln sind durch ihre seltsamen geographischen Gestaltungen merkwürdig. Es möchte sich kaum ein Theil der Welt finden, wo so tiefe Schluchten, scharfe und hohe Gipfel und Rücken sich auf eine so seltsame Weise nebeneinander finden. Auf einem der hohen Rücken von Taheiti, etwa 6000′ über der See, ist die oberste Kante so scharf und die Seiten des Berges fast so gänzlich vertical, daß ein waghalsiger Wanderer sich rittlings darauf setzen und auf beiden Seiten in eine Tiefe von 1000 Fuß hinabsehen kann. Auf keine andere Weise, als wenn man sich so fortschiebt, etwa 30′ weit, kann man an eine Stelle kommen, wo man den etwa noch 1000 Fuß höhern Gipfel ersteigen kann. Das berühmte Korallenbett auf den Bergen von Taheiti wurde umsonst gesucht.

Die Sandwich-Inseln enthalten basaltische Felsen aus allen Zeitaltern, von den neuesten vulcanischen bis zu den ältesten, die in der Südsee vorkommen; daneben auch Korallenfelsen und hohe Riffe; sie sind höchst interessant, sowohl was den Bau und die Formation der vulcanischen und neptunischen (Kalk) Felsen, als was die Kraft der vulcanischen Erscheinungen betrifft. Die hohen Steilabstürze und die Beispiele zersplitterter Berge, die man vor Augen hat, sind zum Erstaunen für denjenigen, der nur an steile Erhöhungen von einigen hundert Fuß gewöhnt ist, wie sie in unserem Lande vorkommen. Es ist augenscheinlich, daß die Insel Oahu der zersplitterte Rest zweier hoher vulcanischer Berge ist. Ein Steilabsturz auf dieser Insel, der über 20 Meilen lang und 1 bis 3000 Fuß hoch ist, bildete augenscheinlich einen Theil eines dieser vulcanischen Berge oder Dome, der entzwei gerissen wurde, wobei der größte Theil umstürzte und ins Meer sank.

Oahu ist zum Theil mit einem Korallenriff eingefaßt, das 20 Fuß über dem Wasser hervorsteht, und ähnliche Beweise noch größerer Erhebung trifft man auf andern Inseln.

Neuholland bot der Expedition eine Sammlung von Kohlenpflanzen aus den Kohlenlagern; die Kohle ist pechartig und die Lagerungen sehr groß. Große Sammlungen fossiler Muscheln und Korallen (etwa 180 Arten) wurden in dem zunächst unter der Kohle liegenden Sandstein gemacht. Die Geologie der Kohlengegend und des überliegenden, so wie des darunterliegenden, Fossilien enthaltenden Sandsteins nebst den Trappgängen und Schichten wird man höchst interessant finden. Dieß sind die einzigen beobachteten Steinarten.

Etwa hundert Arten von Fossilien mit Einschluß der Wirbelknochen von Walthieren, Resten von vier Fischarten, Krebsen, Seeigeln und Muscheln wurden in einem thonigen Sandstein in der Nähe von Astoria am Columbiafluß gesammelt. Mehrere Entdeckungen wurden im Innern des Oregongebietes und in einem Streifzuge überland nach Californien gemacht. Die Anden wurden in Chili und Peru erstiegen, und in letzterem Lande ein Ammonshorn in einer Höhe von 16,000 Fuß gefunden.

Die Sammlungen in der Nationalgalerie enthalten Reihenfolgen von Gegenständen aus allen den besuchten Gegenden mit Einschluß von Edelsteinen, von Gold und Eisenerz aus Brasilien, von Kupfer- und Silbererz aus Peru und Chili nebst andern Gegenständen, welche über den allgemeinen geologischen Bau dieser Länder Aufschluß geben.

Diese Bemerkungen, so fragmentarisch sie sind, haben sich unter unsern Händen zu einer unerwarteten Länge ausgedehnt, wir müssen deßhalb sie abbrechen und die Leser auf das Werk selbst verweisen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 208.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1843.

Die Angelegenheiten von Sind.

Das afghanische Drama ist geschlossen, aber seine Nachwirkungen sind noch nicht verhallt. Dieß Drama ist eine sehr ernste Episode in dem Kampf, der sich in Asien zwischen Engländern und den mohammedanischen Bevölkerungen erhoben hat, und seit zwanzig Jahren immer tiefer und tiefer in die Angelegenheiten Indiens eingreift. Der schlechte Erfolg des afghanischen Kriegs hat die Mohammedaner ermuthigt, und die Angelegenheiten Sinds zum Bruch gebracht. Bereits sind zwei Schlachten geliefert worden, eine am 17 Febr. und die zweite am 24 März d. J., in welchen die Engländer Sieger blieben, in denen aber die Belutschen mit einer Entschlossenheit fochten, welche die Bewunderung ihrer Feinde erregte. Eine dritte ähnliche Schlacht möchte wohl kaum geliefert werden, da den Belutschen ihre taktische Inferiorität allzu fühlbar gemacht wurde, aber „das Land ist so völlig gesperrt, und alle Verbindung so wirksam abgeschnitten und unterbrochen, daß Depeschen nur durch ein bewaffnetes Dampfboot oder eine starke Escorte von einer Station zur andern gesendet werden könne." So melden die indischen Zeitungen, und doch stehen 12 bis 14,000 Mann im Lande, worunter eine zahlreiche irreguläre Reiterei, die das Land durchstreift. Diese Truppenzahl wird etwa 6 bis 850,000 Pfd. St. kosten, während das Land unter den Amirs, also im Frieden, freilich bei einer räuberischen und drückenden Verwaltung nur 300,000 Pfd. ertrug, so daß Sind zum mindesten gesagt vorerst eine sehr kostspielige und lästige Erwerbung ist.

Seit Jahrhunderten haben die Belutschen von ihren Bergen herab Einfälle ins niedere Land gemacht, und diese Einfälle haben vor 60 Jahren zur Herrschaft der Belutschenfamilie geführt, welche unter dem Namen der Amirs von Sind bekannt war. Mit diesen Fürsten haben sich eine Menge angesehene Belutschen im Lande niedergelassen, bilden den Adel desselben, und führen allein die Waffen; ihre Herrschaft war für die Masse des Volkes ungemein drückend, aber ein Widerstand dagegen nicht denkbar. Diese Volksmasse wird den Schutz der Engländer gegen die Belutschen sehr gern annehmen, aber zum Schirm des Landes nichts beitragen als ihre Steuern. Was im Lande Mohammedaner heißt, steht den Engländern offen oder insgeheim feindlich gegenüber, denn ihre Vorrechte werden ihnen entrissen, und somit können sie nur von Gefühlen der Rache gegen die Engländer belebt seyn. Wie lang der Kampf währen wird, läßt sich unmöglich voraus sagen, aber unbezweifelt ist, daß die Beunruhigung des Landes Jahre lang dauern wird, da die Belutschenhäuptlinge, wenn sie geschlagen werden, sich nur in die Berge zurückzuziehen brauchen, um vor den Verfolgungen der Engländer ziemlich sicher zu seyn, und Freunde und Verbündete zu finden, die, wie von jeher so auch noch jetzt, in dem fruchtbaren Niederlande rauben wollen.

Dieser Kampf nimmt mehr und mehr, wie in Afghanistan, eine religiöse Farbung an, und läßt den erweckten Sinn der Rache gegen die Engländer in der ganzen moslemitischen Bevölkerung Indiens nicht einschlummern. Dieß ist die gefährliche Seite eines Zustandes der Dinge, wobei die Engländer zwar keine eigentliche Niederlage, wohl aber einen kaum minder schlimmen Guerillaskrieg zu fürchten haben. Indeß das Schlimmste steht noch aus; wäre der Kampf in Sind gegen die Belutschen vereinzelt, so wäre er noch zu ertragen, aber die Zeit rückt mit raschen Schritten heran, wo dieselbe Gestalt der Dinge sich längs dem Indusstrom bis über Peschawer hinauf ausdehnen wird. Der Maharadscha von Lahor, Schir-Singh, ist vom Schlage getroffen worden; nach seinem Tode ist an Ruhe im Pendschab nicht zu denken, und dann brechen die afghanischen Stämme wieder in die Provinz Peschawer herein, so daß die Engländer einschreiten und den Induslauf besetzen müssen. Sobald dieß geschehen, haben sie einen ähnlichen Kampf wie gegen die Belutschen auf einer Strecke von 8 bis 10 Breitegraden, und wenn sie jetzt in Sind ein Heer von 12,000 bis 14,000 Mann unterhalten, so bedürfen sie für die Induslinie bis über Peschawer hinaus zum mindesten 30 bis 40,000 Mann, und diese Gränze wird zur eiternden Wunde für das anglo-indische Reich.

Die skandinavische Studentenversammlung in Upsala zu Pfingsten 1843.

(Fortsetzung.)

Am Kai selbst wurden die Reisenden von einer Deputation der Studenten aus Upsala begrüßt und am andern Morgen (den 5 Jun.) in aller Frühe fuhren sie zusammen auf zwei kleinen schwedischen Dampfbooten (für die „Iris“ war das Wasser zu seicht) nach der altnordischen Universitätsstadt, wo sie, unter dem Zuströmen einer ungeheuren Menschenmenge vom ganzen Studentencorps mit Fahnen, Kanonendonner, Musik, Gesang und jubelndem Lebehoch empfangen wurden. Schon am Forisstrande, draußen vor der Stadt, waren den Gästen durch besondere Abgeordnete roth und blaue Bänder (beider Länder Farben vereint) mit der Inschrift „Skandinavien“ überreicht worden, die sie in Upsala wie in Stockholm trugen; doch blieben die Dänen immer an ihren roth und weißen Cocarden kenntlich.

Vom Landungsplatz begab sich der ganze Zug sofort in den sogenannten „Odinslund,“ eine schöne Promenade im Innern der Stadt, wo der jetzige König ein Denkmal für Gustav II Adolph errichten ließ. Hier wurden die Gäste von einem Upsalenser, dem Magister Petterson, mit herzlichen Worten angeredet. Er meinte, am Strande sey nicht der rechte Ort gewesen zum Brudergruß, sondern hier in des gemeinsamen Stammvaters uraltem Hain; er freute sich, daß selbst die Sonne freundlich herabblicke auf ihre helle Freude und meinte, der scharf in den Bäumen sausende Wind sey nur das Symbol der nordischen Manneskraft. Das Denkmal, an welchem er stehe, sey zur Ehre des Helden errichtet, der für die Sache des Lichtes lebte und starb; deßhalb wollten sie hier den Bruderbund mit einander schließen und dazu heiße er sie herzlich willkommen im Namen aller Studenten von Upsala.

Dann wurden die Gäste in der großen Aula des Bibliothekgebäudes gastlich bewirthet. Sämmtliche Lehrer der Universität und noch viele andere Herren waren zu dem Bankett eingeladen, woran im Ganzen beinahe tausend Personen Theil nahmen, während ein Kranz von mehreren hundert Damen als Zuschauerinnen die Galerien der Aula schmückten. Unter den einheimischen Gästen befanden sich auch der Justizminister und der Kanzler aus Stockholm, der Statthalter der Provinz und der Erzbischof von Upsala, welcher letztere die jungen Reisenden mit einigen väterlichen Worten willkommen hieß. — Darauf folgten dann Toaste und Gesänge für die Gäste, für die skandinavischen Universitäten zu Kopenhagen, Christiania, Helsingfors, Lund und Upsala; für die Einheit des skandinavischen Nordens u. a. m., welche von den Repräsentanten der verschiedenen Universitäten herzlich und freimüthig beantwortet wurden; denn auch aus Christiania und Helsingfors hatten sich Gäste, obwohl nur sehr wenige, eingefunden.*) Als besonders charakteristisch heben wir unter den Toasten die folgenden hervor:

„Für die dänischen Brüder“ ward ein schwedisches Gedicht folgenden Inhalts gesprochen: „Willkommen hier, in alter Erinnerung Land, auf classischem Boden heil'ger Grabeshügel, wo Svea's Frühling im hohen Norden blüht. Willkommen hier! Wir bringen Euch den Gruß aus einer Brust, die auch des Nordens Kälte nicht gefrieren läßt. Möge der Genius der Freude freier sich emporschwingen, möge in den Klang der Gläser jubelnd der Gesang sich mischen, wenn Dana's Söhne zu Gast sind am Fyriswall. Zwar brausen zwischen Euch und uns des Sundes Fluthen, und die Berge heben ihre Scheitel hoch empor, daß die Wälder sausend im Sturme wanken; doch — nichts hemmt der Gedanken Flug. Oft schon träumten wir uns hinüber in Eure grünen Haine und Blumeninseln, wo der Dichter seine reichen Wunder webt, wo in den Abendstunden die Nachtigallen schlagen, und über dem Lager die Sterne der Liebe lächeln. Dort gränzt wohl die Natur schon an den Süden und milder weht des Himmels Hauch; aber die Männerkraft, vom Norden stammend, trägt auch dort noch ihre Heldentracht, und wie wir Euch heute vor uns sehen, erkennen wir manchen Geschlechtszug. Der Vorzeit Bilder steigen nieder in die Seele und im Gesange flüstert die Hoffnung: das alte Skandinavien wird noch eine Zukunft haben. Nicht mehr wird der Sund, blutgefärbt, getrennte Länder bespülen. Der Geist hat das Vereinigungsband geknüpft, der Geist der Künste und der Bildung; wo der die Flügel schüttelt, fliegt alles vorwärts, wie das Dunkel der Nacht vor des Tages Blüthe flieht, und nichts hemmt ihn selbst in seinem Fluge, den starken Geist, der uns zusammenhält.“

Ein Gegengruß von Seite der Dänen lautet in getreuer Uebersetzung wie folgt:

Als jüngst der Frühling frisch
Aufschlug sein Buchenzelt, da wo der Sundstrom geht,
Ward uns zu eng der Heimath Band;
Aufs Meer trieb uns hinaus der freie Seemannsgeist.

Hier steht der Wallfahrt Ziel,
Wo einst, auf Stahl gewiegt, erstarkt der Schweden Kraft.
Wie wächst noch immer frisch der Stamm,
Deß kräftige Aeste sonst den Norden ganz umarmt.

Denn jetzt hat Wahrheitsmacht
Von Saga's Schild gewaschen die alte Sünd und Schuld.
Jetzt knüpft des Geistes junge Kraft
Aus langer Zwietracht Kette den heil'gen Bruderbund.

In Drillingsvolkes Brust
Schlägt jetzt dasselbe Herz für Jedes Sorg und Lust.
Im Kranz der Töne steht vereint
Gleicher Erinnerung Glanz mit gleicher Hoffnung Keim.

*) Dieser Umstand erklärt sich theils aus der politischen Lage der beiden Länder: aus der großen Abhängigkeit Finnlands einerseits, andrerseits dagegen aus der selbstständig freien Entwicklung Norwegens. Wir haben indeß weiter oben schon bemerkt, daß gewiß viele Studenten aus Christiania sich bei dem Feste eingefunden haben würden, wenn die weite Reise ihnen nicht zu kostspielig gewesen wäre. Freilich hätten sie das gastliche Schweden im Norden der großen Seen wohl zu Fuß durchwandern können.

Seht, deßhalb kamen wir
Die Rechte Euch zu drücken und — wieder heimzuziehn,
Doch, was uns trieb, der Geist, besteht,
Und unser Gruß ist eine Schwalbe, die Nordens Frühling prophezeyt.

Den Norwegern brachte der Buchdrucker Hjerta einen Toast, worin er daran erinnerte, daß Norwegen und Schweden nun bald 30 Jahre kraft eines Reichsactes vereint wären. Viel habe man gestritten über das Materiell-Vortheilhafte dieser Vereinigung; selbst düstere Prophezeyungen seyen laut geworden über deren Bestand. Jetzt aber sey die Ueberzeugung vorherrschend, daß die Einigung mit jedem Jahre brüderlicher werde, nicht in Folge des Reichsactes, sondern durch die wachsende Sympathie der aus gemeinsamer Wurzel entsprossenen Stämme für geistige Veredlung und bürgerliche Freiheit. In diesem Sinne bringe er dem Brudervolke und dessen Jugend ein Hoch! — Dann folgte noch ein Gesang für die Studenten von Christiania. Der schwedische Dichter sieht hinter den Felsen im Westen, am Rande des Himmels in des Abends Gluthen die alten Heldengestalten sich erheben, und zwischen den von der Birken Haar bekränzten Bergen die Freiheit durch die Thäler schreiten und singend ihre Fahne schwingen.

Für Helsingfors aber ward ein schwedisches Gedicht von G. H. Mellin in kurzen ungereimten Versen vorgetragen, von dem wir hier eine metrische Uebersetzung folgen lassen:

Auf den Höhen Kangasala's
Saß in dunklen Sommernächten,
Einsam, traumerfüllt, die Tochter.

Drüben, an den blauen Wogen,
Hinter Wäldern, hinter Felsen,
Fern von ihrem Liebling, einsam,
Saß in selb'ger Nacht die Mutter.

Und die Mutter sprach zum Winde:
„Wandrer in der nächt'gen Kühle,
Milder Wind, bring meiner Tochter
Diesen Seufzer meines Herzens.
Sag' ihr, daß der Trennung Schmerzen
Ewig glühen, und erzähl' ihr
Von den schönen Zeiten, da ich
Mit den Säften meines Herzens
Noch ihr junges Wesen nährte;
Da das Beste, was ich wußte,
Da das Schönste, das ich konnte
Ihr mit Freuden ich gegeben.
O! wie war die Liebe herrlich,
Als wir mit einander hofften
Und genossen, Mutter — Tochter,
Beide bluteten und litten."

Jetzt schoß durch die Nacht ein Stern hin,
Und die Mutter sah's und sagte:
„Wandrer in des Lichtes Räumen,
Flücht'ger Stern, bring meiner Tochter
Einen Wunsch aus meinem Herzen!
Meld' ihr, wie das Herz der Mutter
Immer noch der Hoffnung voll ist,
Wenn auch voll geheimer Unruh
Für das Wohl der fern Getrennten.
Wie es hier für sie sich ängstigt,
Wie sich's sehnt, und was es leidet."

Sieh, da malt mit Purpurstreifen,
Ueber Kangasala's Höhen,
Morgenroth den ganzen Osten.
Doch die treue Mutter sagte:
„Du, die aus der Ferne kommend
Botschaft bringt von unbekannten,
Noch nicht dagewes'nen Tagen,
Thu' auch Du der Tochter kund das
Schmerzgefühl des Mutterherzens;
Sag' ihr, wie man uns auch trenne,
Strömt in unsern Herzen doch der
Gleiche, warme, klare Purpur,
Strahlt in unsern Seelen doch das
Himmelslicht der Gleichgesinnheit.
Alles Wahre, Gute, Schöne,
Das in unserm Innern wachet
Klingt ja in denselben Tönen,
Keine Macht auf Erden hemmet
Geistesflug und Herzens Flamme.
Deßhalb holde Tochter, laß uns,
Auch getrennt, doch immer eins seyn
In der Liebe unsrer Herzen."

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

(Casopis cesk. Mus. 1842 und 1843.)

Bei der Veröffentlichung dieser Reise durch den Reisenden selbst, der ein ungelehrter Mann ist, müssen einige erklärende Worte vorangeschickt werden. Michael Kottler, ein Bürger aus Tarnau, trieb einen Handel mit böhmischen Granaten, und befand sich deßhalb mehreremale in Petersburg und Moskau, so wie in andern russischen Städten. Da er mit einem gewissen Permikyn, einem Eingebornen aus Jekaterinburg und Beamten der vierzehnten Rangclasse, in Geschäftsverkehr stand, so glückte es ihm, in eine Gesellschaft einzutreten, die unter der Leitung Permikyns zur Aufsuchung von Goldsandlagern jenseits des Jenisei sich gebildet hatte, und an der auch mehrere vornehme Personen, unter andern Fürst Gagarin, Theil nahmen. Auf Kosten seiner Theilnehmer war Permikyn schon im Jahre 1840 nach den Gegenden jenseits des Jenisei gesendet worden, um Einsicht zu nehmen, wo der Goldsand sich mit Vortheil bearbeiten ließe; da er aber sich bis zum Anfang des Winters verspätet hatte, der in diesen Ländern schon im August eintritt, ging er nach dem Jeniseisk und gab bei der Behörde aufs Gerathewohl

einige Goldsandlager als aufgefunden an, von denen er wohl wußte, daß sie sich nicht mit Vortheil bebauen lassen würden, sondern nur um seine Geschäftsgenossen für den Augenblick zu beruhigen und bedeutende Hülfsquellen in reichlichem Laufe zu erhalten. Er kehrte nun eilig nach Petersburg zurück, verschaffte sich dort eine neue Ausrüstung und schrieb von da im Januar 1841 an seinen Geschäftsgenossen in Turnau, daß Goldsandlager aufgefunden seyen, daß er aber beim Aufsuchen derselben in den ungeheuren Bergen und Wäldern vor Kälte und Hunger fast umgekommen sey; zu ihrer Bearbeitung und Bewirthschaftung seyen dieß Jahr 60,000 Rubel erforderlich, er möchte also nicht zögern zu ihm zu reisen. Hr. Kottler zögerte und bedachte sich auch nicht lange, gürtete ohne Aufschub seine Lenden und machte sich am 13 Febr. auf die Reise, deren Beschreibung wir hier mittheilen, da dieselbe, ohne Rücksicht auf die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der sibirischen Goldsandlager, die Kenntniß der dortigen Völker und Länder erweitern kann.

1. Reise nach Jeniseisk.

Am 13 Februar reiste ich aus Böhmen ab und gelangte ohne alle Gefährde über Breslau, Posen, Kulm und Königsberg nach Tilsit, wo mir die erste große Unannehmlichkeit widerfuhr. Im Gasthof erfuhr ich, daß hier kein russischer Consul sey, und daß ich nach Memel oder zurück nach Königsberg reisen müsse. Das fatalste war, daß sich gerade eine Gelegenheit bot mit dem Courier nach Petersburg zu gehen; obgleich im höchsten Grade verdrießlich über meine Unvorsichtigkeit, ließ ich mich doch auf der Diligence einschreiben, und um 6 Uhr Abends fuhr ich wieder zurück nach Königsberg. Früh um 8 Uhr kam ich daselbst an, ging ohne Verzug zum Consul, der mir für zwei Rubel Silber sogleich einen neuen Paß ertheilte, und am Abend fuhr ich wiederum nach Tilsit. Nach meiner Ankunft daselbst traf ich zufälligerweise einen Seifensieder aus Danzig, der nach Riga wollte und einen Reisegefährten suchte. Mit diesem verabredete ich auf gemeinsame Kosten zu reisen, und um 10 Uhr fuhren wir mit Postpferden ab. Auf der russischen Mauth in Tauroggen beförderte man uns schnell, schneller als in Riga und Petersburg; wir speisten zu Mittag bei einem Juden und fuhren nach dem Mittag mit Postpferden, für welche wir dritthalb Kopeken Silber für die Werst zahlten, lustig weiter. Am andern Tage kamen wir um 4 Uhr nach Mitau, wo wiederum ein neuer russischer Paß von dem Gouverneur erforderlich war; diesen versprach ein junger Mensch auf der Post uns zu verschaffen, ließ sich aber seinen Dienst tüchtig bezahlen. Wir mußten noch überdieß zwei Stunden warten, und es wurde 10 Uhr, bis wir nach Riga gelangten, wo wir im Londoner Hôtel unser Nachtlager nahmen. Mein bisheriger Reisegefährte blieb hier, und ich beschloß mit der Diligence weiter nach Petersburg zu gehen; auch war ich froh fortzukommen, denn die Speisen waren hier, wie es Sitte ist, so versalzen, daß ich sie kaum essen konnte.

Am 17 März um 11½ Uhr fuhren wir in einem Doppelschlitten von Riga ab. Am Tage thaute es, in der Nacht wurde es wieder kalt. Ich kam neben einen alten russischen Kaufmann zu sitzen, der nichts als Caviar aß, Branntwein trank und schlief. Hinter mir in einem Verschlage saß ein polnischer Jude aus Wilna und ein Rigaer Kaufmann, beide gesprächige Leute, die auch mit mir bald Bekanntschaft machten; auf dem Vorderschlitten saßen zwei Frauen, mit denen aber nicht viel zu reden war; auf der dritten Station machte ich auf den Rath des Postillons meine Pistolen zurecht, indem Wölfe auf der Straße umherstreifen sollten; außer einigen Wolfsfährten war aber nichts zu sehen. Am Abend fuhren wir durch Dorpat. Die Kälte wurde heftig, der Weg wurde dabei immer holperiger und ausgefahrener, daß es Kopf und Magen erschütterte, so oft unser kurzer mit sechs Menschen und dem Gepäck beladener Schlitten in die Höhe hinauffuhr oder in ein Loch hineinfiel. Am 20 Abends fuhren wir aus Narwa ab, der Conducteur aber hatte aus Habsucht nur drei Pferde anspannen lassen; es war nicht fortzukommen, indem wir in jedem Loch stecken blieben und wohl zwanzigmal aus dem Schlitten steigen und im tiefen Schnee waten mußten; so brachten wir die ganze Nacht bis nach Jamburk zu. Endlich mußte der Postillon aus dem Dorfe Pätnize gegen 20 Leute herbeirufen, welche unsern in Löcher versunkenen Schlitten herauszogen. Diese nächtliche Plackerei war eine unliebe Vorbereitung zu einem schmackhaften Frühstück. Zudem konnten wir wegen dieses Aufenthalts nicht mehr an diesem Tage zeitig genug nach Petersburg kommen und mußten in Strelna übernachten. Um 4 Uhr Morgens brachen wir auf und kamen schon um 7 Uhr ans Thor von Petersburg, wo unsere Sachen visitirt wurden. Als diese ins Comptoir gebracht waren, begab ich mich zu meinen Bekannten, die über meine rasche Ankunft nicht wenig erstaunt waren, und zog Erkundigungen über Permikyn ein, der schon vor drei Wochen abgereist war.

Mein Erstes war nun, mich ohne Zögerung mit dem Fürsten Gagarin zu besprechen. Um 11 Uhr begab ich mich mit Permikyns Bruder Nikolai zu dem Fürsten, der mich sogleich, als ich gemeldet war, hereinrufen ließ, und so artig und freundlich mit mir sprach, als hätten wir uns schon lange Jahre gekannt. Warum ich nicht früher gekommen sey? war die erste Frage; dann wurde abgemacht, daß ich beim Auswaschen des Goldes bleiben, Permikyn aber nach Irkutsk reisen und dort auf Befehl der Regierung sich mit der Aufsuchung kostbarer Steine beschäftigen solle. Damit wünschte er mir glückliche Reise und verabschiedete sich. Dieß Gespräch mit dem Fürsten benahm mir meine Unruhe und meine Zweifel über den Stand des Geschäfts, in das ich mich eingelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Taubstumme. Man hat nach ziemlich sichern Daten berechnet, daß die Zahl der Taubstummen in der ganzen Welt (?) 600,000 und in Frankreich allein 25,000 betrage. Die Zahl der für diese Unglücklichen eröffneten Zufluchtsorte beträgt in allen civilisirten Ländern zusammengenommen 130 und davon befinden sich in Frankreich selbst 30. Diese 30 Anstalten enthalten kaum 1000 Schüler statt 4 bis 5000, und überdieß ist in den meisten die Unterrichtsmethode noch höchst unvollkommen, besonders weil man sich über die ersten Grundsätze desselben, von dem alles spätere abhängt, noch nicht verständigt hat. Um in dieser Beziehung mehr zu leisten, hat der Director der Taubstummenanstalt zu Nancy ein Journal gegründet, das den Titel führt: l'ami des Sourd-muets, und nur 5 Fr. jährlich kostet. Es besteht jetzt seit 4 Jahren und hat schon manches Gute gestiftet. (Echo du Monde Savant vom 13 Julius.)

•

Die Kuliauswanderung aus Indien nach Mauritius soll jetzt so geleitet werden, daß wo möglich gleich viele Frauen mitgehen; man hofft dadurch eine bleibende Ansiedlung herbeizuführen; bis jetzt beträgt aber die Zahl der Frauen kaum den sechsten Theil der Männer. (Indian News 5 Julius)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1843.

Die Stadt Merida in Yucatan.

(Stephens: Incidents of Travels in Yucatan.)

Die Bevölkerung von Merida, der Hauptstadt Yucatans, beträgt wahrscheinlich 23,000 Seelen. Die Stadt liegt in einer großen Ebene; Temperatur und Klima sind äußerst gleichförmig. Ein geachteter Geistlicher, Namens Villamit, der sich viel mit Thermometerbeobachtungen abgab, theilte mir seine Aufzeichnungen vom September 1841 bis dahin 1842 mit, und während dieser ganzen Zeit hatte das Thermometer nur um 23° F. (10° R.) varIirt; im Innern des Landes ist die Abwechslung allerdings größer.

Der allgemeine Anblick der Stadt ist maurisch, da zur Zeit ihrer Erbauung der maurische Styl in Spanien vorherrschte. Die Häuser sind groß, meist von Stein, aber nur ein Stockwerk hoch, mit Balconen vor den Fenstern und geräumigen Höfen. In der Mitte der Stadt ist die Plaza mayor, ein Viereck von 600 Schritt Länge. Die Ostseite ist von der Kathedrale und dem bischöflichen Palast, die Westseite von der Municipalität und dem Hause eines Privatmanns eingenommen. Nördlich ist der Gouvernementspalast und südlich ein Gebäude, das gleich anfangs meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Die Vorderseite ist reich sculpirt und stellt zwei Ritter in voller Rüstung dar, die auf den Schultern nackter Figuren stehen, wahrscheinlich um zu zeigen, wie die Eroberer die besiegten Indianer mit Füßen traten. Da das Haus einer Inschrift zufolge im Jahre 1549, also nur fünf Jahre nach der Eroberung erbaut wurde, wo nur sehr wenig Spanier im Lande waren, so ist es wahrscheinlich, daß zwar wohl der Entwurf zu der Sculptur von den Spaniern herrührt, die Ausführung aber das Werk der Indianer ist. Ich wollte in dem Archiv des Cabildo Nachforschungen über dieß Gebäude anstellen, aber man sagte mir, alle früheren Urkunden seyen theils verloren, theils in solcher Verwirrung, daß ihre Benutzung eine herkulische Arbeit wäre.

Die Straßen werden auf eine eigenthümliche Art bezeichnet. Da die meisten Indianer und Mestizen nicht lesen können, so wird an der Ecke einer Straße auf dem Eckhause eine bemalte hölzerne Figur, z. B. eines Elephanten, eines Ochsen, eines Flamingo u. s. w. aufgestellt und die Straße darnach benannt; an einer Ecke ist eine alte Frau mit einer großen Brille auf der Nase, und die Straße heißt darum Calle de la vieja.

Das Merkwürdigste in Merida, wie in allen Städten des spanischen Amerika sind die Kirchen, zum Theil in gutem Styl und reich an Verzierungen, aber das interessanteste Gebäude in Merida ist das alte Franciscanerkloster, das auf einer Anhöhe im östlichen Theile der Stadt steht, von einer hohen Mauer mit Thürmen eingeschlossen ist und jetzt das Castillo heißt. Mauern und Thürme stehen noch, aber innen ist alles unwiederbringlich zerstört. Als im J. 1820 die Nachricht von der Verkündung der Constitution in Spanien nach Merida gelangte, verkündete sie auch der damalige Gefe politico Don Juan Rivas Vertiz in letzterer Stadt. Die Kirche und namentlich die Franciscaner wollten im Vertrauen auf die Volksmasse die alte Ordnung der Dinge aufrecht erhalten, aber der Gefe politico zersprengte den Pöbel, schoß die Thore ein, verjagte die Mönche, 300 an der Zahl, und gab den Bau der Zerstörung preis. Der Superior und einige der Brüder wurden Weltgeistliche, andere trieben weltliche Geschäfte, und von dem einst so mächtigen Orden tragen jetzt nur noch eilf die Franciscanerkleidung. Einer von diesen begleitete mich in das Kloster, das er selbst seit der Verjagung der Möche nicht mehr besucht hatte, und das jetzt in ein Arsenal umgewandelt war. Für mich selbst war die Zerstörung und Entheiligung des prächtigen Baues schmerzlich, was mußte sie erst für ihn seyn? Dieß Kloster umschließt eine Merkwürdigkeit besonderer Art, nämlich zwei parallele Corridore von augenscheinlich indianischer Bauart. Wir wissen aus Cogolludo, dem Geschichtschreiber Yucatans, daß dieß Kloster auf einem Hügel angelegt wurde, wo „einige alte Gebäude standen." Man kann hieraus wohl mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß wenn die Indianer kurz vor der Eroberung durch die Spanier noch solche Bauten aufzuführen verstanden, die merkwürdigen Trümmer des Landes überhaupt keineswegs in eine so fabelhafte Zeit hinaufreichen, als man sonst anzunehmen geneigt war.

Die skandinavische Studentenversammlung in Upsala zu Pfingsten 1843.

(Fortsetzung.)

Den Frauen ward auch hier wie in Calmar ein begeistertes Hoch gebracht. Die Gedanken des schwedischen Gedichtes sind: „Liebe blüht und glüht auch in des Nordens Bergen, überall in der Natur, doch am schönsten im Busen der Frauen. Des Nordens Maid war immer zärtlich und treu; von ihr begeistert zog der Held in den Kampf, und wenn er fiel, weinte Freia über seiner Leiche. So sind auch jetzt noch die nordischen Mädchen, den Quellen gleich, an deren Rand des Waldes Blumen blühen; sie laben und reinigen die Seele, färben der Jugend Himmel mit Purpur und haben auch noch Blumen für des Lebens Herbst. In Dänemark, Schweden und Norwegen lebt noch manche Dagmor, Signilde und Brunhilde. Im Süden blüht die Liebe üppig auf Vulcanen, im Norden brennt sie still und treu; drum sollen des Nordens Söhne tief trinken auf der Frauen Wohl!"

*

Von diesem Feste sagt ein Stockholmer Augenzeuge in seinem an Ort und Stelle geschriebenen Bericht: „Es war ein Tag, eben so schön als großartig; wer daran Theil genommen, wird die Erinnerung zu den schönsten seines Lebens rechnen. Daß unter dem Klang der Becher manch freies Wort gesprochen und gesungen ward, welches diesem oder jenem unter den Aeltern gar zu offenherzig erschienen seyn mag, versteht sich fast von selbst. Doch kann ich versichern, daß in dem ganzen Betragen der Studenten Anstand und Würde sich mit jugendlichem Enthusiasmus in einer Weise paarten, wie man sie bei Studentengelagen auf deutschen Universitäten selten finden möchte." — Wenn dergleichen auf schwedischen Universitäten häufig vorkäme, würde es dem schwedischen Berichterstatter nicht so bemerkenswerth erschienen seyn. Daß aber sein Lob auf das Upsalafest in mindest eben so hohem Grade, z. B. dem deutschen Wartburgsfeste (im Jahre 1817) gebühre, wird Jeder fühlen, der an letzterem Theil nahm. — Man gebe der Jugend nur Stoff und Gelegenheit zu wahrhaft großartigen, vaterländischen Festen, dann wird man sich bald nicht mehr wundern, gehaltene Würde mit jugendlicher Begeisterung in schönster Weise gepaart zu sehen.

*

Nachts wurden die fremden Studenten von den Upsalischen in ihren Wohnungen beherbergt. Am andern Morgen früh zeigten diese den Gästen einige Merkwürdigkeiten der Stadt und Universität und führten sie dann in feierlichem Zuge, mit den Fahnen der verschiedenen Nationen und Landsmannschaften nach Alt-Upsala, einem drei Viertelstunden von der Stadt entlegenen Waldorte, voll Erinnerungen aus der altheidnischen Vorzeit, wo namentlich die großen Grabhügel der ersten Alen-Könige noch erhalten sind. Auf einem dieser Königshügel wurden die Fahnen aufgepflanzt, dann versammelte sich die ganze Schaar der Jünglinge auf einem andern, der sogenannten Odinshöhe, und während die mit Meth gefüllten Trinkhörner (deren größtes, das reich mit Silber verzierte Königshorn, vom jetzigen Könige den Upsalenser Studenten geschenkt ward) von Hand zu Hand gingen, schwuren die jungen Repräsentanten der nordischen Reiche einander Brudertreue (Fostbrödralag, d. h. wörtlich Milchbrudereid), wie es in alten Zeiten ihre Vorväter zu thun pflegten. Auch hier wurden dann begeisterte Reden gehalten und Lieder gesungen, und oft stimmte die unzählige Menge der Zuhörer ringsum in den lauten Jubel der Jugend ein. Aber auch hier ward im Ganzen die eigentliche Stellung der jungen Leute von ihnen selbst nicht verkannt und das Maaß der Besonnenheit nicht überschritten, obgleich die meisten sich unter dem freien Himmel weniger befangen fühlten als Abends zuvor in der Aula. Besonders charakteristisch war in dieser Hinsicht eine dänische Rede des Candidaten Ploug, die mit dem Bekenntniß begann, daß ihn an dem Denkmale Gustav Adolfs, als die Frühlingsluft vom Willkommsgruß der Schweden erzitterte, ein Schamgefühl ergriffen habe, weil ein dunkles Gerücht, daß die Upsalenser im Stolze des Schwedenthums für die andern Skandinaven kein Herz und für die Einigung des Nordens keinen Sinn hätten, bei ihm und seinen Landsleuten grundlose Besorgnisse erweckt habe. Jetzt wären sie alle vom Gegentheil überzeugt, aber der Grund, daß jenes verleumderische Gerücht Glauben finden konnte, liege nur darin, daß bisher kein Gedankenaustausch, kein lebendiger Verkehr zwischen ihnen stattgefunden habe, daß schwedische Bücher und Zeitschriften nicht in Dänemark, dänische nicht in Schweden gelesen würden, und diesen Grund zu beseitigen, dahin müsse ihr nächstes Streben gehen. Wenn die Idee des Einen Nordens wirklich ihr Bewußtseyn durchdrungen und befruchtet habe, so müsse sie auch hervortreten im äußern Handeln, und dieses Handeln könne bei Studenten, die noch keinen praktischen Einfluß üben könnten auf die politischen Verhältnisse der Staaten, in nichts anderem bestehen, als in literarischer Wirksamkeit. Deßhalb wollten sie sich jetzt geloben, durch Schriften und Journale eine stetige geistige Verbindung unter sich zu begründen und ihren Ideen immer mehr Eingang zu verschaffen in die Herzen des Volks; dann würden dieselben dereinst ohne Zweifel mit vollgültigen, herrlichen Resultaten in die Weltgeschichte eintreten.*) Mit dieser Thätigkeit nach außen müsse aber das Streben nach innen, nach eigener Fortbildung und Befähigung zu künftigem Wirken Hand in Hand gehen, und zunächst müsse Jeder lernen, das Gute des Andern zu schätzen, die Schwächen des Andern zu tragen und insbesondere das an den Brüdern zu lieben, was eben den Unterschied zwischen den verschiedenen Aesten des Einen Stammes bilde. Zum Schluß seiner Rede rief der Däne den Schweden die Bedeutung des Tages ins Gedächtniß — es war nämlich der Krönungstag Gustav Wasa's, der die Ketten zerbrach, welche Herrschsucht und Eigennutz geschmiedet

*) Wir werden am Schluß dieses Berichtes sehen, daß die hier angedeutete Thätigkeit in Kopenhagen wie in Upsala schon begonnen hat.

hatten, der Schweden von fremdem, erniedrigendem Joch befreite und deßhalb ewig im Herzen des Volkes leben wird. An diese Betrachtungen knüpfte der Redner den Wunsch: daß jedes von des Nordens Landen einen Gustav Wasa finden möge so oft es seiner bedürfe.

Eine der schwedischen Reden begann mit dem Verse:

Einheit! braust es tief vom Meeresgrunde;
Einheit! tönt es durch des Nordens Lunde (Wälder)
Hoch gen Himmel!

Und nach einer weitern Ausführung dieses Gedankens in Prosa schloß der Redner mit einem andern Verse, etwa wie folgt:

Denn Alles soll in Harmonie sich einen.
Harmonisch ist der Himmelsphären Gang,
Harmonisch singt der Vögel Chor in Hainen,
Harmon'scher noch tönt menschlicher Gesang.
Weil Harmonie der Tugend gleicht, der reinen,
Soll sie auch unsre Herzen fest vereinen!

Einer der jungen Dänen schrieb in die Heimath: „Unvergeßlich ist der Moment auf der Odinshöhe, wo beim Gelübde der Brudertreue im allgemeinen Jubelruf jede Individualität sich in dem großen Ganzen verlor, während die Umgegend von einer zahllosen Menschenmenge übersäet war und von der gegenüberliegenden Höhe die mächtigen Banner darüber hinflatterten in die freie Luft. Es war gewiß für manchen der Anwesenden der glücklichste Moment seines Lebens."

(Fortsetzung folgt.)

Außerordentliche Bewegung der See in der Mountsbay bei Penzance in Cornwallis.

Die Litt. Gaz. vom 15 Julius enthält ein Schreiben aus Penzance vom 10, demzufolge am 5 eine ganz ungewöhnliche Bewegung der See in der Mountsbay beobachtet wurde, welche so sehr derjenigen glich, welche einst durch das Erdbeben von Lissabon an dieser Küste hervorgebracht wurde, daß zu fürchten scheint es möchte eine ähnliche Katastrophe abermals eintreten. Um Mittag, etwa eine Stunde nachdem die Fluth abzulaufen begonnen hatte, zog sich zu Newlyn, welches in der Nordwestecke der Mountsbay liegt, auf einmal die See zurück und zwar etwa 3 bis 4 Fuß tief, wobei die Strömung längs dem westlichen Arm der Bay gegen Süden ging. In gleicher Weise kam sie nach zehn oder fünfzehn Minuten wieder zurück. Dieß trat viermal nacheinander ein, und jede Doppelbewegung dauerte zwanzig bis dreißig Minuten. Die Strömung war so stark, daß man sie auf drei englische Meilen in der Stunde rechnete. — In Penzance bemerkte man, daß drei fast miteinander parallele Strömungen, jede etwa eine halbe Meile breit, zwischen zwölf und ein Uhr trotz eines starken Südwindes gegen Süden flossen; ein vortrefflicher Schwimmer, der gerade daselbst badete, wäre ohne eine besondere Gegenwart des Geistes von einer dieser Strömungen unfehlbar fortgerissen worden. Auf einer bedeutenden Strecke am Ufer hin bemerkte man ähnliche Erscheinungen. Die Oscillation des Meeres ging von Nord nach Süd. Doch bemerkte man keine Bewegung des Bodens. Während dieser Erscheinung war der Himmel im Süden mit Gewitterwolken überladen, und Nachmittags brach plötzlich ein Sturm von Süden her los.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

1. Reise nach Jeniseisk.

(Fortsetzung.)

Vergnügt rüstete ich mich nun zur Weiterreise nach Moskau. Ich hatte in meinem Gasthof einen russischen Kaufmann, Namens Jakim Merkurjewitsch, aus Rjäsan getroffen, und fragte diesen nun, ob es möglich sey in seiner Gesellschaft oder ganz in seinem Schlitten die Reise zu machen. Daß er mich unbekannten Fremden in seinen Schlitten nicht aufnahm, konnte mir nicht unerwartet seyn, und ich war zufrieden daß er mir die gemeinsame Reise nicht abschlug. Ohne Zögern eilte ich auf die Post, aber auf mehrere Tage hinaus waren alle Plätze besetzt, und kein anderer Rath, als 18 Rubel Silber für ein besonderes Gespann zu zahlen. Rasch machte ich meine Geschäfte ab, kaufte mir noch eine Karte und andere Bedürfnisse ein, und bald befand ich mich auf der großen Straße nach Moskau, das wir auch bald erreichten. Meine erste Sorge war nun mir einen neuen Paß zu verschaffen, und in der That hatte ich auch schon den nächsten Vormittag meinen Paß und die Reiseroute ausgefertigt — eine Schnelligkeit, die in Moskau viel heißen will. Mein künftiger Reisegefährte, der Kaufmann Merkurjewitsch, sagte, daß keine Postpferde auf dem Wege zu bekommen seyn würden und er Miethpferde nehmen werde; darauf bat ich ihn, auch mir eine Jamtschik (Postillion oder Kutscher) zu miethen.

Nach wenigen Tagen, die unter allerlei Vorbereitungen verliefen, begaben wir uns auf das Zollamt, wo Pässe und Reiseausweis unterzeichnet wurden, und noch an demselben Tage ging es weiter. Da wir Tag und Nacht fortreisen wollten, so hatten wir kein anderes Nachtlager als unsere zugedeckten Schlitten; in der ersten Nacht aber war es keine Möglichkeit zu schlafen, denn von Moskau an folgte Loch an Loch, Graben an Graben auf der Straße. Am folgenden Tage kamen wir Mittags nach Pokrow, wo ich neue Stränge kaufen mußte, da ich mit sehr elenden versehen war. Fast auf jeder Station zerriß mir etwas und nöthigte mich zum Anhalten, weßhalb denn auch mein Reisegefährte warten mußte. In der Nacht kamen wir nach Wladimir, das ich schon vor zehn Jahren gesehen und mich an seiner schönen Lage ergötzt hatte. Der Ort liegt auf einem Hügel, rundumher sind Erdaufwürfe, an den Abhängen sind Gärten voll Sauerkirschen, und unten am Hügel fließt die Kljäsma zwischen ausgedehnten Wiesen dahin. Jetzt aber war es Nacht, und überdieß noch alles mit Schnee bedeckt. Vor der Stadt Murom verirrten wir uns an einem Ableitungsgraben; wir waren noch nicht weit gefahren, als wir es bemerkten, aber trotz unserer drei Pferde war es uns nicht wenig schwer wieder nach der Landstraße zurückzukommen; meine Podoroshna (Reiseausweis) lautete nur auf zwei Pferde,*) aber bei dem schlechten Wege mußte ich doch drei nehmen.

---

*) Die Zahl der Pferde richtet sich nämlich nach dem Rang des Reisenden.
A. d. U.

Als wir zur Stadt hinaus kamen, überschritten wir die Oka; die Kälte war 18°, und in der Nacht sicherlich noch mehr, zum mindesten konnten meine erfrorenen Knie den Beweis davon liefern. Von Aleschkow nach Nishnei Nowgorod fuhren wir auf der Winterstraße, indem wir links von dem Wege ab nach dem Okafluß uns zuwandten und auf dem Eise weiter hinabfuhren. Das rechte Ufer der Oka ist hoch von aufgeschwemmtem Schlamm, aber unterwaschen; in diesem Boden findet sich nur hie und da ein Stück Kalkstein oder Gyps. Von Aleschkow aus ist die Landstraße mit zwei Reihen Birken dicht besetzt, allein der im Jahre zuvor eingetretene Sturm hatte sämmtliche Kronen abgebrochen. Da auf diesem Wege jeder Zeit eine Menge Kaufleute reisen, so ist das Volk hier ärger auf Geld erpicht, wie irgendwo; für das Kochen von Theewasser mußten wir an mehreren Orten zwei Rubel bezahlen. In Nishnei erzählte man uns, daß hier vor nicht langer Zeit ein bucharischer Gesandter auf dem Rückweg aus Petersburg, wo er von der russischen Regierung beschenkt worden war, sein Leben beschloß. Wegen seines hohen Alters hatte er einen Sohn und mehrere Neffen bei sich. Er kränkelte bereits als er Petersburg verließ, und wünschte nur noch lebend nach Hause zu kommen, aber es war ihm beschieden, daß seine Gebeine in russischer Erde ruhen sollten. Auf der Seite der Stadt, wo der Jahrmarkt gehalten wird, jenseits der Oka bei der tatarischen Moschee wurde er nach seinem Ritus beerdigt. Das Andenken hieran erregte meine Furcht und Choleraschmerzen, die ich auch bei meinem ersten hiesigen Aufenthalt zu erdulden hatte.

Von Nishnei wandten wir uns wiederum nach der Wolga und hielten uns an dieselbe 100 Werste weit. Das linke Ufer ist niedrig, das rechte aber hoch und unterwaschen. Erst auf der dritten Station fängt Waldwuchs an auf dem bisher ganz kahlen Ufer; auch einige Fruchtbäume sieht man jetzt um die Ansiedlungen her. Mehrmals sah ich mich während des Tages nach Wild um, sah aber auch nicht eine Hasenspur, und erst als die Lindenwälder anfingen, zeigten sich auch diese. In dem Städtchen Swiashsk, das im Jahre 1551 von Johann dem Schrecklichen gegen die Tschuwaschen und Tscheremissen erbaut wurde, hielten wir mit einer Sterlädsuppe Mittag, ein in jener Gegend ziemlich häufiges Gericht. Von da nach Kasan rechnet man noch 140 Werste. Die Wälder sind in diesen Strichen schön bewachsen, theils mit Eichen, theils mit Linden. Die Fuhrleute sind von hier bis Kasan Tataren. In Kasan fragte uns ein Soldat aus, wer wir seyen, als er aber hörte, daß wir keine Beamten, sondern Kaufleute seyen, ließ er uns ziehen. Die Stadt ist ansehnlich, hübsch und rein, wie ich sie mir nicht vorgestellt hätte. Um die Stadt besser zu sehen, miethete ich einen Fiaker, denn auch diese sind hier eingeführt, und fuhr durch die Hauptstraße. Die Straßen sind eben und breit, die Häuser von Stein, die Kirchen hoch, das Universitätsgebäude ist geschmackvoll verziert mit einer Colonnade und einer schönen Façade, ihm gegenüber steht das Clinicum und etwas weiterhin das Theater, das aber noch von Holz ist. Außerdem gibt es zwei Gymnasien, Klöster und andere große Gebäude. In Kasan wohnen noch viele Tataren; als ich durch die Stadt fuhr, begegnete ich einem, der eine schön gekleidete Tatarin führte, und da es gerade ein sehr einsamer Ort war, so wandte sie ihr unverschleiertes Gesicht gegen mich, wie zum Beweise, daß auch die Gebote Mohammeds der weiblichen Neugier keinen Einhalt thun, obwohl sonst die Tatarinnen sich vor mir sorgsam verhüllten. — Während der Besichtigung der Stadt bemühte ich mich auch, neue Stränge für die Weiterreise zu kaufen, um nicht unaufhörlich von dem Kutscher die widerwärtige Nachricht hören zu müssen: Herr! Herr! wollt Ihr nicht die Zügel oder die Peitsche halten, der Strang ist abgerissen, der Aufhalter ist aufgegangen u. s. w.

Die Abfahrt aus Kasan verursachte mir wieder einige Unannehmlichkeiten, indem die bestellten Pferde nicht zu bestimmter Zeit eintrafen, so daß mein Reisegefährte weiter fuhr, und ich ihn erst in der Nähe der zweiten Station wieder einholte. Von Kasan an sieht man verwüstete Lindenwälder, indem man schon den jungen Lindenbäumen die Rinde abstreift. Am nächsten Tage ging es in das Thal der Schaschma hinab, wo viele tatarische Dörfer liegen mit Moscheen, die unsern altböhmischen Capellen gleichen. Die Dörfer gefielen mir wohl wegen ihrer Reinlichkeit. Die hiesigen Tataren leben vom Ackerbau, die Wohlhabendern treiben mit allen möglichen Waaren in Rußland herum Handel, und ein großer Theil von ihnen sucht seinen Unterhalt im Frachtfahrwesen. Abgerissene Leute sah ich unter ihnen weniger als sonst irgendwo. Weiterhin wohnen Wiätschanen in hübsch gebauten Dörfern; sie gelten für reich, und gehören dem Kaiser, nicht den Edelleuten. Als ich einige Haufen jungen Volks sah, fragte ich meinen Kutscher, wer diese Leute seyen und wohin sie gingen; seine Antwort war: „sie gehen nach der Wolga, um sich dort als Ruderer auf den Schiffen zu vermiethen." *) Zwischen den Stationen Milutskaja und Bolschekylmetskaja geht es an einigen Glashütten vorüber. Wälder finden sich hier in Menge. Beachtenswerth sind die Mützen der Wjätschen-Frauen, die man Kyka nennt, und welche an eine halbe Elle hoch, vorn mit Münzen besetzt und hinten mit Bändern durchflochten sind. Weiterhin in Mukykalsin wohnen Permier, die syrjänisch sprechen und zum Theil noch Heiden sind. Eilf Werste hinter Malmi kamen wir über die Wjätka, dann über den Osor und die Kama, worauf wir die Gouvernementsstadt Perm erreichten, die mit Ausnahme einiger der Regierung gehörigen Häuser ganz aus Holz gebaut ist. — Von da fuhren wir durch sparsame Wälder herab nach der Stadt Kungur, wo der bekannte Pugatschew sich eine Zeitlang aufhielt. Als wir den Fluß Irgin überschritten hatten, stießen wir auf eine Menge Wagen, die von (dem Jahrmarkt zu) Irbit kamen und allerlei Waaren, namentlich Thee, Branntwein, Felle u. dgl., brachten. Die Dörfer hier sind sehr groß. Es wird auch viel gereist, aber es finden sich auch viele Pferdeleichen am Wege. Abgezogen war keine derselben, vielleicht kümmert sich niemand um die Haut, denn man wartet, um sie wegzuräumen, bis es im Frühjahr zu thauen aufhört.

(Fortsetzung folgt.)

Wallisische Bücher im brittischen Museum. Die Aufseher der sogenannten wallisischen Schule und die Mitglieder der cambrischen Gesellschaft haben die den beiden Gesellschaften gehörigen werthvollen Manuscripte und gedruckten Bücher dem brittischen Museum zur Aufbewahrung und öffentlichen Benutzung übergeben. Eines der Bücher soll die musikalischen Bezeichnungen der Britten im 11ten Jahrhundert enthalten. (Athenäum vom 15 Julius.)

---

*) Diese Ruderarbeit, die äußerst schwer ist, führt den wahrscheinlich aus dem Tatarischen entnommenen Namen Burlatschanie, und da diese Leute sich durch Grobheit auszeichnen, so hat das Wort auch die Bedeutung „Unverschämtheit" erhalten. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1843.

Die Pelasger.

1. Die Urbewohner Rätiens. Von Steub.

Daß wir nicht gesonnen sind, allen den Lichtern und Irrlichtern nachzugeben, welche alte und neue Forschungen über das immer auftretende und immer wieder verschwindende Volk der Pelasger geliefert, wird man uns wohl aufs Wort glauben; wir wissen indeß keinen Ausdruck, der geeignet wäre zu einer Ueberschrift über wenige geographisch-historische Bemerkungen, die uns bei Lesung zweier so eben erscheinender Werke aufgestoßen sind. Wir glauben mit denselben keineswegs das Resultat einer langen Reihe von Untersuchungen zu geben, sondern nur auf einige Punkte aufmerksam zu machen, welche auch dem Laien in der Alterthumsforschung von Interesse seyn können. Wir stellen das Eingangs genannte Werk voran, weil es zunächst in unser Fach einschlägt, und weil der Grundgedanke, von dem es ausgeht, so einfach ist, daß derselbe den Stempel der Wahrheit gleichsam an der Stirne trägt. Dafür spricht auch der Umstand, daß der Gedanke selbst augenscheinlich dem Verfasser, während er die Arbeit unter den Händen hatte, sich auf eine Art erweiterte, daß ein heller Schimmer auf die uralte Geschichte der Völkerwanderungen in Europa geworfen wird, ein Schimmer, dem er selbst mit einer Schüchternheit folgt, welche beweist, wie sehr er über die Bedeutung der daraus sich ergebenden Folgerungen erstaunte. Doch zur Sache.

Auf mehrern Wanderungen in der östlichen Schweiz und Tyrol wurde der Verfasser immer aufmerksamer auf gewisse zahlreich sich wiederholende Namen, die weder romanisch, noch deutsch sind, und deren Erklärung aus dem vielbeliebten Keltischen gleichfalls keineswegs gelingen wollte. Diese Namen *) finden sich bis heraus in das Flachland von Bayern und Schwaben, bis weit hinein in die Schweiz und östlich zum mindesten bis Salzburg. **) Woher stammen nun diese Namen? Man hat gestützt auf einige Nachrichten der Römer und einige auffallende Aehnlichkeiten mit etrurischen Namen schon früh vermuthet, daß sich ein den Etruriern verwandtes Volk — wie einige glaubten versprengte Etrurier — in den Gebirgen gefunden hätten. Der Verfasser kam nun, geführt durch die Aehnlichkeit der Namen mehrerer sehr weit von einander entfernter Orte auf die Ansicht, nicht bloß einige Etrurier oder Räter, Rasener hatten im Gebirg gewohnt, sondern das ganze Gebirg sey von ihnen eingenommen gewesen, und sie seyen von da hinabgestiegen ins italienische Flachland, um dort die zahlreichen Städte zu gründen, die man gewöhnlich unter dem Namen der etrurischen oder tuskischen begreift. Seine Argumentation war nun einfach folgende: wenn die Völker in Ober- und Mittelitalien aus den Alpen stammen, so muß Eine Sprache sie vereinen; von den zahlreichen Orts- und Personennamen, die wir durch Inschriften u. s. w. kennen, müssen sich dann aber viele auch in Rätien wieder finden. Von dieser Idee ausgehend, machte er sich an die Arbeit, und das Ergebniß war, wie wir schon erwähnt, vollständiger als er selbst gedacht: nicht bloß einige, sondern mehrere hundert Namen haben sich, wenn auch verstümmelt und verdreht, durch die römische Eroberung und spätere deutsche Occupation hindurch erhalten. Bei dieser Fülle von Namen kommt es gar nicht mehr darauf an, ob einer oder der andere fehlgegriffen ist; die Zahl derselben bleibt, auch wenn man die Mißgriffe nach Duzenden zählen sollte — was keineswegs der Fall seyn möchte — immerhin so groß, daß an dem Endresultat, das ganze Gebirg sey ursprünglich von rätischem Volk bewohnt gewesen, kaum mehr ein Zweifel bestehen kann. Der Verfasser faßt dieß Endresultat (p. 146) in den Worten zusammen: „vom Adula bis an die Pinzgauer Tauern und in die Gegend von Salzburg, und vom Karwendel bis in die Gegend des Gardasees war ein und dasselbe Volk seßhaft, dieß Volk redete ein und dieselbe Sprache mit den Etruskern und nie haben sich celtische Stämme in Rätien niedergelassen." Da nun aber die rätischen Namen weiter gehen,

*) Wir nennen beispielsweise nur Glurns, Malans, Domleschg, Fläsch u. s. w.

**) Wohl auch weiter, nur sind Steyermark, Krain und Kärnthen nicht so vollständig geographisch und historisch durchstöbert worden, besonders wohl, weil die viel später eingedrungene slawische Sprache die Forschung erschwerte.

so schließt der Verfasser weiter, daß auch Carner und Noriker, Helvetier, Rauraker und andere westliche Alpenvölker ursprünglich rätischer oder rasenischer Sippschaft waren.

Daß die Völker, welche die Alpen bewohnten, allmählich längs den Gebirgen der südlichen Donau heraufgezogen, ist aus zahlreichen Umständen wahrscheinlich; wenn sich nun nicht nur eine Verwandtschaft dieser Völker mit den ober- und mittelitalischen Stämmen, sondern auch mit denen des alten Griechenlands nachweisen läßt, wenn es andererseits kaum einem Zweifel unterliegt, daß aus der Urheimath der pelasgischen Race zu beiden Seiten des ägäischen Meeres zwei Völkerströmungen ausgehen, die eine westlich zur See nach Italien, die andere nördlich zwischen der Donau und dem adriatischen Meere in die norischen und rätischen Alpen, so möchte das Ergebniß, wie der Verfasser S. 149 sagt, darin bestehen, „daß im Alterthum vom kleinasiatischen Taurus bis zu den Salzburgern Tauern und vom Bosporus bis zu den Pyrenäen in allen Küstenländern, die das ägäische, das adriatische und das tyrrhenische Meer bespülen, nur stammverwandte Völker pelasgischen Ursprungs gewohnt haben." Der Verfasser stellt dieß nicht als einen bewiesenen Satz, sondern als eine Wahrscheinlichkeit auf, die sich ihm im Laufe seiner Studien aufgedrungen. Als Anfang eines Beweises führt er eine Reihe griechischer Städte-, Fluß- und Gebirgsnamen auf, die augenscheinlich mit denen in Oberitalien und in den Alpen zusammenfallen. Freilich bleibt noch eine bedeutende Lücke übrig, aber auch diese wird sich mit der Zeit durch ein gründlicheres Studium der albanesischen und der walachischen Sprache so ziemlich ausfüllen lassen.

Die skandinavische Studentenversammlung in Upsala zu Pfingsten 1843.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Zug in die Stadt zurückgekehrt war, wurden die Gäste Mittags in verschiedenen Gasthöfen (denn zur Aufnahme aller war keiner groß genug) von den Upsalensern bewirthet. Dann, nachdem die Fremden wieder einige Merkwürdigkeiten der Stadt besehen hatten, versammelte sich abermals alles in der großen Bibliotheks-Aula, wo manches wehmüthige und ernste Wort des Abschieds ertönte und namentlich der feste Wille ausgesprochen ward, wenn vielleicht des Nordens Krieger noch einmal berufen würden ins Feld zu ziehen gegen Unrecht und Gewalt, um auf ihres guten Schwertes Spitze der Freiheit Licht durch die Welt zu tragen, mit Freuden solchem Kampfruf zu folgen. — Aber auch der würdige Erzbischof af Wingard erhob sich wieder und sprach zu der versammelten Jugend so herzliche Worte, daß die Rede nach getreuer Uebersetzung aus dem Aftonblad wohl vollständig mitgetheilt zu werden verdient.

„Die studirende Jugend Upsala's ist von Freunden aus weiter Ferne besucht worden und hat mit ihnen gejubelt; aber auch die Väter theilen die reine Freude der Jugend. Wir haben herzlich Theil genommen an ihren Festen. Durch mich dankt daher die Universität Upsala den jungen Männern, die im Frühsommer der Buchen heilge Inseln, Seeros Lundsgard, Christiania's schöne Bucht und Aura's Ufer verließen, um unsre ernsten Tannenwälder zu sehen und das Feld, wo Frode *) sein Gold säete. Jetzt, meine Herren! haben Sie des Nordens Juniustage gesehen, deren Abendroth wie ein Schlummer über dem Gesichtskreis ruht, um sich wieder in des Morgens Pracht zu erheben. Seht da, das Bild vom Licht des Geistes, das von keinem Untergange weiß. Und die Lichtsuchenden ziehen aus, eine große Brüderschaft, über der Erde Rund. Besonders sind die Skandinavier berufen zur Gemeinschaft in Wissenschaft, Weisheit und Kunst. Gleiche Abstammung, gleiches Religionsbekenntniß, Ernst und doch Bildsamkeit des Gemüths, ähnliche Geschicke und Verwandtschaft der Sprachen — alles mahnt sie zur Vereinigung in den Heldenthaten des Geistes. Ihr neuen Argonauten habt uns besucht, nicht um das goldene Vließ zu rauben, sondern nachzusehen, ob wir den theuern Besitz der Bildung werth halten; als friedliche Vikinger seyd ihr an den gastlichen Strand der Freundschaft und Humanität gekommen, keine andere Beute nehmend, als Liebe. Ich hoffe, ihr habt die gesuchten Schätze bei unserer geliebten Jugend gefunden und einen dauernden Bruderbund mit ihnen geschlossen. — Das Ende eines vielgeprüften Lebens verleiht den Seherblick. Indem ich mich hier umgeben sehe von einer großen Anzahl hoffnungsvoller Söhne des Nordens, schlägt mein Herz lebhaft für ihr Wohl und ich erblicke ein Zeichen der neuen Bildungsära für den Norden. Der mütterliche Ernst der Natur gestattet uns keine Verweichlichung; kein reicher Erwerb fesselt unsre Sinne an die Erde, keine Eroberungslust treibt uns hinaus zur Heerfahrt; aber unser Erbtheil ist der innere Schatz, der den Nachkommen vergrößert überantwortet werden soll. Wetteifer für das Wahre, Gute und Schöne soll die nordischen Völker vereinen; dann wird die neue Aera dauern bis ans Ende der Tage, gleich dem Polarstern, der über ihnen leuchtet, eine nescit occasum. Euer Besuch ist bedeutungsvoll, auch der Zeit nach. Es ist Pfingsten, die hohe Zeit der Verbreitung des Christenthums, der doppelten Offenbarung der Gnade und der Natur. Des Nordens Bildung ruht auf christlichem Grunde — das ist die Losung am Gustav-Wasa-Tage. Der Priester redet zu euch, meine jungen Freunde, und er erfleht nicht allein eine gefahrlose Heimfahrt, sondern auch eine glückliche Reise für euch durch den Wechsel und die Prüfungen der Zeit. Alle seine Wünsche begleiten euch und er spricht seinen Segen über eines Jeden Sendung im Leben. — Wir sehen uns vermuthlich nicht wieder; aber das Edle, was wir gemeinsam erstreben sollen, ist unvergänglich, und darin — wenn nicht dem Raum, doch dem Geiste nach — werden wir uns begegnen, im Streben, im Wirken, in gegenseitiger Aufmunterung, und dereinst — im Lohn für unsre Arbeit droben. —

*) Vielleicht Frotho III, der nach der Edda zur Zeit von Christi Geburt den allgemeinen Frieden (Weltfrieden) im Norden begründet haben soll. — Doch Frodas heißt im Schwedischen auch gedeihen, Frucht bringen, und Frö heißt Same.

So gehet hin zu eurem Beruf; der gute Gott geleite euch. Lebet wohl!"

Die wehmüthige Stimmung der schwedischen Jugend war durch diese herzlichen Worte des ehrwürdigen Greises noch erhöht worden, und mancher Einzelne fühlte sich gedrungen, seinen Gefühlen in klagenden Worten Luft zu machen. Den Wortführern der Dänen aber schien die herrschende Stimmung allzuweich und unpraktisch geworden, um sie als letzten Eindruck des schönen Festes in der Seele haften zu lassen. Deßhalb suchte namentlich der Stud. jur. Paulsen aus Kopenhagen in einer schönen Dankrede an die Upsalenser den Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Er versicherte, das Streben und Wirken der Männer des „jungen Skandinaviens," die sich jetzt persönlich kennen gelernt hätten, sollte nicht in Opposition mit dem Bestehenden — als solchem, nicht in feindlicher Stellung gegen die Dynastien, aber auch nicht in selbstgenügsamer Absonderung von den älteren Männern sich kund geben, sondern im Gegentheil alle Alter und Stände umfassen. Aber sie brauchten sich von jetzt an nicht mehr in Hoffnungen allein zu wiegen; sie wären schon jetzt eine wirkliche Macht, denn ihre zahlreiche gleichgesinnte Schaar habe den unerschütterlichen Glauben gewonnen an die Wahrheit ihrer Sache. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Einen bessern Dank können wir euch nicht geben, als die Versicherung, daß wir euch verstehen. Und deßhalb sey unser letztes Wort: Handelt! Vorwärts — junges Skandinavien!"

Noch ward zum Abschied ein schwedisches Gedicht von Nybom unter den Dänen herumgereicht, dessen letzten Vers wir in wörtlicher Uebersetzung mittheilen:

„Nun lebet wohl, ihr dän'schen Pflegebrüder!
Nehmt unsre Treu' und Freundschaft mit an Bord.
Und grüßt im Süden eure Blumen-Inseln,
Vergeßt nicht, was im Norden euch verwandt.
Ja grüßet alles was herrlich ist in Dänemark;
Doch zuerst und zuletzt den König — wir meinen Oehlenschläger!

Der Sinn dieser letzten Zeile wird aus dem Bericht weiter unten über die Heimkehr der jungen Dänen in Kopenhagen klar werden. Hier wollen wir die chronologische Folge der Erzählung nicht unterbrechen.

Es war Abend geworden, als die Gäste die große Aula verließen und ans Ufer zu den Dampfschiffen gebracht wurden. Wiederum war eine unübersehbare Menschenmenge versammelt, und unter dem Donner der Kanonen und dem Vivatrufen des Volks schieden die Fremden von ihren Tausenden von neuen Freunden, welche die stromabbrausenden Dampfer noch lange von den hohen Ufern herab mit Gruß und Blick begleiteten. Erst am nächsten Morgen (den 7 Jun.) früh trafen die Reisenden wieder in Stockholm ein, und wurden sogleich für den Abend zu einer Gesellschaft eingeladen, zu der etwa vierthalbhundert der gebildeten Einwohner der Residenz, Beamte und Bürger, sich vereinigt hatten. Ohne Zweifel hätte die Zahl der Theilnehmer das Doppelte überstiegen, wenn der Raum des gewählten Locals, nämlich des sogenannten Vauxhalls im königlichen Thiergarten, nicht für eine noch zahlreichere Gesellschaft zu beschränkt gewesen wäre. Außerdem erfolgte noch eine Einladung des Capitän Lindeberg, Unternehmers des neuen Theaters, einer Vorstellung des eben einstudirten Schauspiels „Ein Glas Wasser" beizuwohnen. Der Tag verging rasch genug mit Besichtigung der vielen öffentlichen Gebäude, Anstalten und Sammlungen, und der schönsten Punkte der Stadt selbst, welche bekanntlich der Lage nach zu den malerischsten in der Welt gehört; und die jungen Dänen insbesondere wissen das freundlich zutrauliche Entgegenkommen und die wirklich ausgezeichnete Aufnahme, welche ihnen überall, wohin sie sich wenden mochten, zu Theil ward, nicht genug zu rühmen. So ward selbst auf dem für die Stockholmer geschlossenen Exercierplatz, wo der Kronprinz eben eine Inspection hielt, den roth und weißen Cocarden das Militärspalier sogleich geöffnet, und die jungen Fremden wurden auch von Sr. königl. Hoheit auf das freundlichste begrüßt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

1. Reise nach Jeniseisk.

(Fortsetzung.)

In der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch überschritten wir den Ural, den zu sehen ich sehr begierig war; ich schlief nicht, die Nacht war nicht dunkel, ich schaue umher, friere, und schon erhellt die Sonne den östlichen Himmel, als man mir sagte, daß wir uns auf dem höchsten Punkte der uralischen Berge befänden, ich sah nicht, was ich erwartet hatte. Ich hatte mir eine große Vorstellung von dem Ural gemacht, der Boden hatte sich aber so allmählich nach dem breiten Rücken des Ural erhoben, daß man kaum das Aufsteigen bemerkte. Gegen Norden soll überhaupt der Ural an Höhe verlieren, gegen Süden aber ansteigen. Uebrigens läßt sich dem uralischen Gebirge eine bedeutende Höhe nicht absprechen, denn auf einer Strecke von 10 Meilen steigt er fortdauernd an. Auch von der heftigen Kälte ließ sich auf die Höhe schließen, wie meine Nase und Füße erfuhren, denn diese erfroren mir in dieser Nacht so tüchtig, daß mir von der Nase die Haut abging, und die Zehen an den Füßen mußten längere Zeit mit Schnee gerieben werden, bis die verlorene Empfindung wieder in dieselben zurückkehrte; namentlich litten die Nägel so stark, daß sie ganz abstarben und durch andere ersetzt werden mußten. Wenn man über den Ural hinüber ist und auf der asiatischen Seite hinabfährt, so sieht man alles mit Schnee und Wald bedeckt, der Boden senkt sich ebenso allmählich, obgleich der Gebirgscharakter schärfer hervortritt. Felsen sah ich keine, sie konnten aber recht wohl von Wald bedeckt seyn; nur am Wege bemerkte ich Syenit, Serpentin, Schiefer und Granit. Bald ging es wieder in den Morast hinein, der Weg ward holperig und voll Löcher von dem ewigen Befahren, denn außer den Waarenmassen, die aus Irbit und Sibirien auf diesem Wege gehen, führt man auch unaufhörlich Lebensmittel nach den Eisenwerken.

Mit Sonnenuntergang kamen wir nach Jekaterinburg, das von

den letzten Strahlen des Tages erhellt war, und daß wir wegen des schönen Anblicks, den es hat, mit Vergnügen betrachteten. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe und der Fluß Iset fließt zu den Füßen derselben. Von fern her glänzen acht Kirchen mit ihren Kuppeln; jenseits der Stadt steht auf einem kleinen Hügel das Observatorium, das der ganzen Umgegend zur Zierde dient. Vorn verbindet sich das Jakowlew'sche Eisenwerk durch das Boulevard mit der Stadt, und auf der Mitte des Boulevards steht das Jakowlew'sche Krankenhaus mit einer Apotheke, ein palastähnliches Gebäude. Rechts am Flusse sieht man den Kaufhof, den Münzhof, die Wohnungen des Bergcorps, auf der andern Seite die Beamtenhäuser. Geht man über den Fluß, so erblickt man die kaiserliche Steinschneiderei, in der alle möglichen Sachen aus Stein geschliffen und gearbeitet werden.

Meine erste Sorge war nun nach Permikyns Eltern zu fragen, die mich, so wie seine ganze Familie, äußerst freundlich aufnahmen, mir aber leider die Nachricht gaben, daß Permikyn selbst seit drei Wochen abgereist sey und mich in Krasnojarsk erwarte. Es war mir sehr unangenehm ihn nicht zu treffen, aber was half's? „Da ist nichts zu machen," sagen die Russen. Der Vater Permikyns führte mich in einem leichten Wagen in der Stadt herum. Die Straßen sind breit und eben, aber die Häuser größtentheils noch aus Holz; die wenigen steinernen Häuser sind in einem geschmackvollen Styl aufgebaut. Am meisten interessirte mich aber die kaiserliche Steinschneiderei, wo gewöhnlich 160 Menschen arbeiten. Das Haus hat drei Stockwerke. Im ersten befindet sich ein Wasserwerk, im mittlern sind Maschinen aller Art, um Steine zu schneiden, abzudrehen und zu schleifen, im obersten Stock aber ist die Kanzlei und ein großer auf Säulen ruhender Saal, in welchem auf beiden Seiten Arbeiter an den Fenstern sitzen und schleifen, schneiden, graviren u. s. w. Sie hatten gerade eine große, über eine Klafter hohe Vase von röthlichem Avanturin und eine zweite, ebenso große von Malachit in der Arbeit. Im vorigen Jahre sollen sie diesen Stein herausgearbeitet haben. In einiger Entfernung von der Fabrik werden Massen von quarzartigem Sand ausgegraben, aus dem Gold ausgewaschen wird. — Um die Stadt her gibt es keine Ackerfelder, sondern nur Wiesen, und weiterhin ein junger Anflug von Wald. Um reifes Holz zu finden, muß man noch 8 Werste weiter gehen, und wer sich auf den Winter mit wohlfeilem Holz versehen will, muß einen besondern Contract schließen und 8 Rubel,*) wenn es Birkenholz ist, sogar noch mehr bezahlen. Ebenso sind andere Dinge hier im Preis gestiegen, das Fleisch kostete sonst 4 Kopeken, jetzt 15, andere Dinge im Verhältniß. Auf der europäischen Seite des Ural bestanden die Wälder aus Birken und Tannen, auf der asiatischen aber sieht man nur Fichten.

Nach Zlatoust, wo Gold ausgewaschen wird, rechnet man im Sommer 320, im Winter 280 Werste. Um bei der Reise durch Rußland zur Fastenzeit keinen Anstoß zu geben, hielt ich mich an die Fastenspeisen gleich einem Russen, und diese wurden mir in folgender Weise gereicht. Ein Glas Branntwein und schwarzes Brod zum Imbiß. Gurken oder Pilze mit Kwas. Eine Pastete aus Pilzen, Knoblauch und Hirse; Kartoffeln mit Essig, Meerrettig oder Senf. Russischen Schtschi mit Sauerkohl, Pilzen und Hirse; sibirischen Schtschi mit Grütze. Brühe mit Erbsen. Gebratene Kartoffeln mit allerlei Wurzeln. Griesbrei mit Hanföl, Hirsebrei mit Hanföl; Erbsensuppe mit Oel, Mehlsuppe mit demselben. Am Ende kamen Preißelbeeren, oder Suppe mit Honig, oder eine Art Pfannkuchen **) mit Honig. Es versteht sich, daß von diesen Gerichten nur eines oder das andere zum Mittagsmahl kam. Der Hunger war der beste Koch, aber auch dieser kam nicht immer zum Ziel.

*) Wohl Papier, also etwas über 4 fl., immer für Sibirien ein ungeheurer Preis.

Permikyns Eltern bewirtheten mich gut, und backten mir gleich in der Frühe zum Thee sogenannten Aladen, ein Backwerk, das sonst mit Butter, in der Fasten aber mit Oel bereitet wird, und zum Mittag versetzten sie mir wieder alles mit Oel. Jeder hat seinen eigenen Geschmack, mir aber stieg der Ekel jeden Abend aus dem Magen auf. — Ueber die Gewohnheiten der Einwohnerschaft kann ich nichts sagen, denn in der kurzen Zeit kam ich nirgends hin, außer zu dem Kaufmann, mit dem ich die Reise gemacht hatte. Er lebt, wie man in Sibirien sagt, offen, d. h. in einem schönen, geräumigen, steinernen Hause. Die Reihe geschmückter Zimmer, die Dienerschaft und alles andere ist wie bei den Beamten. Am Sonnabend, den 15 (27) März, als schon alles auf den Schlitten gepackt war und ich von der Familie Permikyns Abschied genommen hatte, ging ich nach dem Hause des gedachten Kaufmanns, weil er seinen Handlungsaufseher Th. Kusmic mit mir reisen lassen wollte. Obgleich schon in Reisekleidern, mußte ich doch noch zu dem alten Merkurjewitsch hinaufgehen, um ihm Lebewohl zu sagen. Er bewirthete mich mit Thee und Wein und zeigte mir einige Stücke massiven Goldes; eines derselben wog 3 Pfd., ein anderes 1 Pfd. 15 Sol. Dabei erzählte er mir von seinen Goldsandlagern bei Tomsk, auf die er jährlich 8000 Rubel verwendete, und wo er voriges Jahr 50 Pud Gold auswusch; dieß Jahr hofft er noch mehr zu erhalten. Beim Abschied bat er mich, ihn auf seinen tungusischen Goldsandlagern zu besuchen, wohin er selbst sich zu begeben gedachte. Als ich alle seine Hausgenossen, d. h. die männlichen, denn die weiblichen sieht man nicht, geküßt hatte, setzten wir uns in den Schlitten. Mein Reisegefährte schwieg und ich gleichfalls; er dachte an seine Familie, die er verließ, und ich an meine Zukunft, an die Geschäfte und an den Antheil, der mir wohl von den 500 Pud Gold, die man jährlich im Ural und in Sibirien gewinnt, zufallen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Tabak in Algier. Die Anpflanzung von Tabak scheint sehr zu gelingen (wie Bory de St. Vincent in einer besondern Abhandlung der Akademie mitgetheilt hat) und auf mehreren Punkten des algierischen Gebiets sollen bereits 50,000 Tabakspflanzen stehen, die ganz vortrefflich gedeihen sollen; der Kriegsminister hat zur Verbesserung des Tabakbaues eine besondere Commission hingesendet. (Moniteur industriel vom 13 Julius.)

Petitionen gegen die Bill zur Erziehung der Fabrikkinder. Bekannt ist der Streit, welcher sich über diesen Gegenstand erhoben hat, da die Dissenter der Hochkirche durchaus keinen überwiegenden Einfluß auf diese Erziehung gestatten wollen. Die Petitionen gegen diese Bill beliefen sich auf 13,369 mit 2,068,059 Unterschriften. Als mehrere Veränderungen darin vorgenommen waren, der ursprüngliche Charakter der Bill aber immer derselbe blieb, kamen abermals 12,045 Petitionen mit 1,959,476 Unterschriften ein. (Examiner vom 15 Jul.)

**) Freilich ohne Eier und Butter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1843.

Ausflug in die bordelesische Haide.

(Constitutionnel 11 u. 12 Julius.)

Der Reisende, welcher Bordeaux, diese glänzende und doch jetzt ziemlich gefallene Handelsstadt verläßt und gegen Südwesten sich wendet, kommt anfangs durch lachende, mit prächtigen Villas besetzte Landschaften, unmerklich aber ändert sich das Schauspiel, der Boden wird ärmer, die Wohnungen seltener, die Anpflanzungen magerer und spärlicher, endlich zeigt sich den erstaunten Blicken eine ganz andere Natur: Fichtenwälder von trübem, unfruchtbarem Ansehen folgen auf den reichen Anbau dieses Theiles von Frankreich, dann kommen unabsehbare Ebenen, in denen das Auge sich verliert, ohne auf etwas anderes zu stoßen als auf Haiden, die hier und da von Teichen unterbrochen sind. An anderen Stellen bedeckt eine leichte Schicht weißen Sandes den Boden. Bliebe der Himmel nicht südlich, man würde sich in eine der fernen Gegenden des Nordens versetzt glauben, die der Schnee nur wider Willen zu verlassen scheint. Diese Metamorphose tritt dem Reisenden jetzt schneller als zuvor vor die Augen, da eine Eisenbahn das Land durchzieht, und ihn gerade ans Meer führt. Durch die Flügel der Locomotive ist der Uebergang fast augenblicklich. Kaum befand man sich noch unter allen Wundern der Civilisation, jetzt ist man in einer Wüste, und man kann sich kaum einen stärkern Contrast denken. Ich wurde lebhaft davon ergriffen, und kann den Eindruck, welchen derselbe auf mich machte, noch jetzt nicht vergessen.

Wir langten mit einbrechender Nacht in dem Flecken La Teste an; es war der Augenblick der stärksten Fluth, das Meer überschwemmte alle die niedern Theile des Ufers, und drang fast bis zu den Schienen, auf denen wir mit reißender Schnelligkeit dahin glitten. Ich suchte schnell ein Unterkommen, brachte eine durch die ungewohnte Nähe des Meeres sehr unruhige Nacht zu, und stand früh auf, um einen Ausflug tiefer in die Haide hinein zu machen, in einer Kalesche, an welcher zwei kleine unscheinbare, aber durch ihre Lebendigkeit ausgezeichnete Landpferde gespannt waren, welche durch eine Kreuzung der Racen einen vortrefflichen Schlag Pferde liefern könnten. Ich bemerkte alsbald, daß man sich gewöhnlich in den benachbarten Gegenden einen sehr falschen Begriff von diesem Theile des französischen Gebiets macht. Viele glauben, hier fände sich nichts als ein zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammter Boden, aber inmitten dieser ungeheuren Steppen finden sich einzelne bewohnte und bebaute Stellen, da ein Wald, dort ein Dorf, kurz eine Anzahl Oasen, die, wenn auch durch eine besondere Lage etwas begünstigt, doch immerhin beweisen, daß es möglich ist den Anblick des Landes zu ändern.

Es ist merkwürdig den Gang zu verfolgen, welchen die Cultur dieser Gegend genommen hat. Ehe im übrigen Frankreich die großen Verbindungsstraßen geschaffen wurden, mochte diese Gegend den übrigen Theilen des Landes nicht so gar ungleich seyn. Man machte hier, wie allenthalben die Reise zu Pferde, nur mit dem Unterschied, daß die Füße des Pferdes im Sande statt im Kothe gingen. Das Land war keineswegs eine Wüste, mehrere wichtige Familien, unter andern die berühmten Captaur de Buch, die Herren von La Teste, welche in den einheimischen Kriegen so oft vorkommen, hatten hier ihre Schlösser. Als die übrigen Landestheile in Cultur vorschritten, blieb natürlich dieser minder begünstigte Strich zurück, die Noth begann aber erst, als die Erben der großen Häuser sich gleichfalls nach dem großen Centrum der Monarchie, nach Paris begaben, denn mit ihnen verschwand das Geld; der Kampf mit der Natur wurde durch diesen Mangel mit jedem Tage schwieriger, und in eben diesem Grade verminderte sich die Menschenzahl; endlich gewöhnte man sich, das Heideland als verloren anzusehen, als eine Art unbekanntes, barbarisches Land, mit dem nichts anzufangen sey. Seit dieser Zeit überließen die Eigenthümer den Bauern ihr Land gegen eine schwache Abgabe, und manchmal gar umsonst. Bei der Revolution erbten die Gemeinden die Rechte des Adels, und so bildeten sich die unermeßlichen Weidedistricte, auf denen etwas mageres Vieh herumirrt, dessen Dünger den Boden nicht verbessern kann. Manches Dorf hat jetzt noch 12 bis 13,000 Hectaren solchen Landes, manchmal sind auch gar die Gränzen nicht bestimmt. So braucht ein Schaf zu seiner

Nahrung mehr Land als nöthig wäre, um eine ganze Familie zu ernähren. Jetzt erst fängt durch einige große Compagnien das Land an eine andere Gestalt zu gewinnen.

Die skandinavische Studentenversammlung in Upsala zu Pfingsten 1843.

(Fortsetzung.)

Abends gingen einige in die königliche Oper, während die meisten der Einladung des Capitäns Lindeberg folgten, wo sie mit einer herzlichen Anrede von der Bühne begrüßt wurden. Sie konnten jedoch das Ende des Schauspiels nicht abwarten, um nicht zu spät zu dem Gastmahl im Thiergarten zu kommen, wo abermals eine unzählige Menschenmenge sich versammelt hatte, und abermals Reden gehalten und Lieder gesungen wurden, die den frühern in Calmar und Upsala an jugendlich frischer Begeisterung und männlichem Ernst nichts nachgaben. Besonders aber traten hier die tiefen Gefühle der Schweden für Finnland hervor, das sie nimmer vergessen können. Man brauchte nur den Namen zu nennen, um auch bei der heitersten Stimmung die Gesichtszüge eines jeden gleichsam von einer düstern Wolke überschattet zu sehen, und so oft einer der anwesenden Finnen selbst begrüßt ward, geschah es mit einer Bewegung, gleich der eines Vaters, dem man der verstorbenen Gattin Kind bringt. Um zu zeigen, wie diese Gefühle sich auch in Worten an den Tag legten, heben wir noch einige Stellen aus der poetischen Anrede eines Upsalensers hervor, womit dieser die Brüder aus Helsingfors begrüßte.

„Mit mächtigen, starken Banden fühlen wir uns hingezogen zu Aura's Ufern, zur alten Heimath der Tapferkeit und Thatkraft, deren Andenken in der Tiefe unserer Herzen ruht. Einzelne Bewohner des geliebten Landes haben schon früher unsern Kreis besucht, und unauflösliche Freundschaftsbande mit uns geknüpft; ja mancher Jünger der Wissenschaft, diesem Lande entsprossen, ist ganz herübergezogen auf unsern Boden. Selma's Skalde, des Nordens holde Nachtigall,*) schlägt noch bei des Lebens sinkender Abendsonne in sanften Klagelauten. — „„O Finnland, Heimath der Treue, Burg von Ehrenschwertern erbaut, gleich einem blutigen Schilde vom Herzen Svea's gerissen!"" — so haben wir manchmal wehmuthsvoll mit dem glühenden Skalden geseufzt. Doch — desselben Nordens Himmel wölbt sich über unsern Häuptern, dasselbe Meer bespült unsere Ufer, derselbe Nordwind schüttelt hier wie dort seine frischen Flügel, und — in der Welt des Geistes treffen edle Seelen zusammen wo und wann sie wollen."

Als bei dem Gastmahl in Stockholm nach einem Trinkspruch ähnlichen Inhalts einer der Studenten aus Helsingfors sich erhob, war plötzlich Alles still wie im Grabe. Er sagte, tief bewegt: „Ich danke Euch Brüder!" — weiter nichts; und dann rasch: „Hoch lebe Schweden!" — Es folgte eine kurze Pause, als ob man noch etwas erwarte. Dann schien der Gedanke, daß der russische Unterthan wohl nicht mehr sagen dürfe, wie ein Blitz den ganzen Saal zu durchfliegen, und die versammelte Menge brach in ein fast furchtbares Hurrahgeschrei aus.

*) Der alte Sänger, Bischof Franzen.

Hieran reihen wir noch die worttreue Uebersetzung eines schwedischen Abschiedsgedichtes von einem Studenten aus Lund:

Flücht'ge Zeit! Schon schlägt die Abschiedstunde,
Freunde kommt; noch einmal Hand in Hand
Eh' wir heimwärts ziehn zu unsern Hainen,
Noch ein Herzenswort, und noch ein Lied.
Eilet, eilet jetzt, ihr jungen Männer,
Schließet enger den zertheilten Kreis;
Noch ein Handschlag für die lieben Freunde,
Euch, ihr Freund' in Birgers stolzer Stadt. *)

Und wenn bei der Rückfahrt, auf der Tiefe,
Zu Südskandiens schönen Frühlingsaun,
Einer irren Welle wir begegnen,
Die, ein müder Pilger, ostwärts zieht,
Flüstern wir ihr zu: „Bring Gruß dem Adler
Von dem Fest, das jüngst im Norden war,
Sag' ihm: eine Krone fest von Dornen,
Sey in Skandien jetzt für ihn bereit.

„Zieh nach Aland hin, und immer weiter
Ostwärts, bis gen Aura's heiligem Strand,
Wo des Imperators Hand stets straffer
Zieht ein vorher schon zu enges Band;
Zu dem Lande, wo der schwed'schen Sprache
Theurer unvergleichlich schöner Laut,
Ach! schon nicht mehr ist der vaterländ'sche
Alte Klang, der stets uns mahnt an Stahl.

„Wird die Last zu schwer dir auf dem Wege,
O dann weile dort, bei Bomarsund; **)
Heb' dich auf die Zehn und beug' noch näher
Dich an des gespaltnen Adlers Grund.
Dann sing unsre stolzen Grüße, während
Staunend still steht überm Meer der Sturm;
Singe scharf und gällend — und dann schweige,
Zieh den weichen Rücken ein — und stirb."

Es fehlte indeß bei diesem Abschiedsmahle auch nicht an Vorträgen voll Humor und sprudelndem Witz, worin namentlich der Professor Thomander bei mehrern Stegreifreden sich auszeichnete. Die Gesellschaft trennte sich erst um 2 Uhr in der Nacht, und drei Stunden später fuhren die Gäste aus

*) Birger I Jarl von Schweden wußte, von seinem Schwager König Erich Erichson 1248, zur Kirchenversammlung nach Skenninge in Gothland gesandt, Finnland der Krone Schweden zu erhalten; sorgte nach dessen Tode, als sein Sohn Waldemar zum König erwählt war, väterlich für des Landes Wohl und gründete mehrere Städte, worunter auch Stockholm. † 1266.

**) Bei der Insel Varrö, auf dem Wege von Stockholm nach Abo.

Lund und Kopenhagen auf ihrem großen Dampfschiffe wieder südwärts ins Meer hinein. War das Wetter während der Hinfahrt dem Unternehmen nicht günstig gewesen, so lachte nun den Heimkehrenden nach vollbrachter Einigung der Himmel um so freundlicher. Manche wollten darin ein gutes Omen für ihrer Wünsche Ziel erblicken, und sie mögen für die entferntere Zukunft nicht Unrecht haben; wohl dürfte es den Freunden der Union bei ihrem großartigen Vorhaben überhaupt ergehen wie den Jünglingen bei dieser Frühlingsfeier. Auf dem Wege zum Ziele werden ohne Zweifel noch viele und große Hindernisse zu überwinden seyn; wenn aber die Einigung auch im Großen wirklich gelingt, dann mögen sich die kommenden Geschlechter der sonnenhellen Resultate erfreuen.

Am 10 Junius Vormittags kamen die jungen Dänen nach Kopenhagen zurück, und noch an demselben Tage begaben sie sich, von vielen ihrer daheimgebliebenen Brüder begleitet, in den Fasanengarten (beim k. Sommerschloß Friedrichsberg), um sich eines Auftrags zu entledigen, den ihnen die schwedischen Studenten von Upsala und Lund mitgegeben hatten, nämlich: dem dort wohnenden Dichterkönig, Adam Oehlenschläger, als dem ersten Repräsentanten der nordischen Ideen *) ihren Gruß und die Versicherung ihrer dankbaren Verehrung zu überbringen. — Oehlenschläger nahm die Botschaft mit warmem Dank entgegen, seine Freude darüber mit der eines Gärtners vergleichend, welcher den von seiner Hand gepflanzten Baum nicht allein kräftig wurzeln, sondern auch wachsen, blühen, Samen tragen, sich vervielfältigen und zuletzt zu einem ganzen Walde werden sieht. **)

So viel von dem schönen Pfingstfest, von der politischen Frühlingsfeier der skandinavischen Jünglinge im Jahre 1843. Doch haben wir über den Erfolg noch ein paar weitere Nachrichten anzufügen. — Zunächst erwähnen wir, daß in Stockholm am 5 Julius, veranlaßt durch die Anwesenheit einer größern Anzahl norwegischer und finnischer Studenten, welche erst später Mittel zur Reise gefunden hatten, eine Art Nachfeier jenes schönen Festes gehalten wurde. — Zuerst begaben sie sich mit vielen zu diesem Zweck in die Residenz gekommenen Studenten von Upsala an Bord der im Hafen liegenden norwegischen Corvette „Adler," wo sie auf das freundlichste empfangen wurden. Man sang schwedische, norwegische und dänische Lieder, und trank auf das Wohl des Königreichs Norwegen, der nordischen Marine und der nordischen Mädchen, worauf zum Schluß der Chef der Corvette der Universität Upsala und den Studenten ein herzliches Hoch brachte. Dann machten die jungen Leute auch einen Besuch auf der schwedischen Fregatte „af Chapman." Als sie wieder in die Boote stiegen, waren alle Raaen des Schiffes bis hoch in die Masten mit Matrosen besetzt, und die Studenten riefen: „Hoch lebe die Flotte und ihre Ehre!" Abends aber hatten die Upsalenser ihren Gästen ein Festmahl bereitet, wo nach vielen begeisterten Reden und Liedern, wie früher auf der Odinshöhe, der Bruderbund geschlossen ward, zu dauernder Erstrebung des gemeinsamen Zieles: Einheit des Nordens.

(Schluß folgt.)

*) Daraus erklärt sich die weiter oben mitgetheilte Stelle aus dem schwedischen Abschiedsgedichte Nyboms.

**) Der Dichterkönig trat bald darauf eine Reise nach Norwegen an, und wurde auch dort von der Jugend mit Enthusiasmus begrüßt.

Die Magellansstraße und die Falklandsinseln.

Die Chilenen bemühen sich an der Magellansstraße eine Niederlage für Dampfboote zu begründen, welche die Schiffe durch die Straße hindurch am Schlepptau führen sollen. Der Plan möchte kaum gelingen, da bei den heftigen und unsichern Winden eine sehr große Dampfkraft erforderlich wäre. Ein ausführbarer Plan würde seyn, eine Colonie bei Port Famine zu gründen und ein Lootsendorf an jedem Ende der Straße anzulegen. Für England würde diese Straße dann in wenigen Jahren vom größten Gewicht werden, da Vorräthe, die jetzt mit ungeheuren Kosten nach Chili gebracht werden, und Kohlen für die Dampfschifffahrt in der Südsee dort niedergelegt werden könnten. Ein werthvoller Holzhandel würde sich dort gleichfalls bilden, und man dürfte nur die auf den Falklandsinseln jetzt befindliche Colonie dahin verlegen. Die Durchfahrt durch die Straße gilt gewöhnlich für sehr schwierig, vermuthlich nach den Berichten der alten Seefahrer, von denen einige nicht durchkommen konnten; aber ein gut gebautes Schiff kann diese Durchfahrt in drei bis vier Tagen bewerkstelligen, und mit weit weniger Gefahr und Kosten, als die Fahrt ums Cap herum, denn alle, welche jene Meere kennen, wissen, welche Zeit man braucht, um das Cap Horn gegen die heftigen Südwestwinde zu umschiffen. Kein Schiff, das von der Ostküste Amerika's nach der Westküste will, kann ohne große Opfer an Zeit und Arbeit an den Falklandsinseln anlegen. Sie sind der Wohnsitz der Stürme, die durch ihre Wuth alle Vegetation zerstören, und die Küste trotz der vielen Häfen nur schwer zugänglich machen. Die Ansicht, die manche hegen, daß man an den Falklandsinseln die Dampfschiffe mit Torf statt mit Kohlen versorgen könne, ist abgeschmackt, denn keine Bevölkerung, die man irgend hoffen könnte auf den Falklandsinseln zu unterhalten, wäre hinreichend den Torf zu stechen und zuzubereiten; selbst wenn der Torf die Kohlen vollkommen ersetzte, würden die Kosten ungeheuer seyn. (Col. Gaz. vom 15 Jul.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

1. Reise nach Jeniseisk.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Tage fanden wir vor dem Eisenwerk von Kamensk den Forstwart mit einem blechernen Zeichen auf dem Rock, und beschäftigt mit der Aufsicht über den zum Eisenwerk gehörigen Wald. Neben letzterem setzten wir über die Kamenka und fuhren den Berg hinan, wo ein fruchtbarer schwarzer Boden und ein Birkenwäldchen sich zeigten. Auf diesen Anhöhen werden Mühlsteine gewonnen, die man aber auch zum Bau der Kirchen in den benachbarten Dörfern benützt. Vor der Station Katanow findet sich der letzte Berg, eigentlich eine kleine Anhöhe. Diesen ganzen Tag ging es fort in dem Bette des

Jzetflusses, der von Jekaterinburg herkommt. Ringsumher ist das Land sehr fruchtbar, die Dörfer sind groß, die Kirchen von Stein aufgeführt. Man unterscheidet den Sommer- und den Winterweg. Pfähle, Bäume, Aeste, Strohwische u. dgl. bezeichnen den letztern. Auf dem ganzen Wege von Jtshkyn war nichts zu sehen, als das flache Feld, da und dort eine einzelne Birke oder ein kleines Wäldchen. In den Dörfern sind die Bauernhäuser reinlich, ja an jedem Feiertage werden Wände, Fenster und Thüren abgeschabt.

Als wir über den Jschim gesetzt hatten, sahen wir die Barabasteppe vor uns. Bauholz wächst hier wenig, und die Häuschen werden aus schwachem Birkenholz aufgeführt, die Schuppen und Ställe für das Vieh aber aus Erde und mit Fichtenreiß durchflochten. Auf 7 oder 800 Werste weit sieht man hier nichts als Eine Fläche. Das Wasser riecht, wenn man es kocht, abscheulich, und man muß es abschaumen; doch läßt es sich mit Thee versetzt trinken. Ueber Kruta gelangten wir in den District von Tjukalinsk, welches ehemals eine Stadt war. Auf der ersten Station verirrten wir durch die Ungeschicklichkeit unseres Kutschers, und mit Mühe nur fanden wir den Weg wieder. Hier sahen wir zum erstenmal Kirgisen. Zuweilen erscheinen starke Fichtenwälder und dann findet man auch sehr fest gebaute Häuser. Bei einem Dorfe am sogenannten schwarzen See fanden wir eine Kirgisenjurte, neben der die Pferde sich ihr Futter aus dem Schnee hervorscharrten. Von jetzt an gelangten wir an das hohe Ufer des Irtysch, fuhren bei Ingel, einem tatarischen Dorfe, über einen großen, aber seichten See und nicht weit davon setzten wir über den Irtysch selbst, an dessen Ufer hinab viele Tataren wohnen sollen, denen man den Spitznamen Wurmanen gibt. Von Muraschew an eröffnet sich eine ganz waldlose Steppe, die Häuser sind indeß doch noch ordentlich gebaut, obwohl man das Holz dazu aus einer Entfernung von 90 Wersten herholen muß. Man sieht hier Hasen, Rebhühner, Schneehühner und schwarz und weiß gestreifte Vögel in der Größe einer Lerche.

Jenseits Wosnesewsk kamen wir über den Fluß Tartas. Von Pokrowska aus führte uns ein gezwungener Colonist, deren hier gegen 1500 leben. Wer von ihnen Geld hat oder arbeitsam ist, lebt mit seiner Familie recht gut, und hat Haus, Feld und Vieh. Trunkenbolde aber dienen größtentheils bei den Bauern. In Antoschkino sind sehr vermögliche Leute, von denen manche 50 Pferde und Füllen haben. Bis nach Kajinsk geht die gleiche Ebene fort. Hier setzten wir über den Omfluß. Von Kajinsk an sieht man wenig Dörfer, obgleich es an fruchtbaren Aeckern hier nicht fehlt, aber der Boden ist etwas sumpfig und moosartig. Deßhalb ist auch Brod und Mehl hier theuer, und unsere Weiterfahrt kostete gleichfalls mehr als anderswo. Von Sektinska aus gingen wir über den Ojosch, jenseits Kolywan über den Ob. Hier sind Fichten- und Birkenwälder, und man sieht viele weiße Rebhühner und Birkhähne. An einem Abend sahen wir zwei Wölfe, sie entflohen aber, ehe wir auf sie schießen konnten. Vor Tomsk sieht man abermals tatarische Moscheen, und in der Aussprache des Russischen bemerkte ich da und dort einen Anklang tatarischer Mundart. Nach Tomsk hinein führte uns ein Tatar, in dessen Wohnung ich mich einige Zeit aufgehalten hatte; er besaß zwei Frauen, von denen die ältere im vordern, die jüngere im hintern Theil des Gebäudes mit ihren Kindern blieb. Von der Thüre an war auf etwa drei Theile des Raumes der Boden etwas erhöht und mit Teppichen bedeckt. Außerdem findet sich kein Hausrath. Die Feuerstelle war sauber beworfen und geweißt, in der Mitte ein Kessel angebracht. Die Frau trug Beinkleider, eine Tunika und ein Band um den Kopf.

Der Weg nach der Stadt Tomsk führt über Wiesen; rechts, wenn man den Fluß Tom überschreitet, stehen auf einer Anhöhe Sommerhäuschen, unter denen sich das eines angesehenen Goldwäschers Dmitritsch Ossaschew durch seinen soliden steinernen Bau auszeichnet. Die Ufer des Flusses sind aufgeschwemmt, und die ganze Lage gleicht der von Nishnei Nowgorod oder Kiew, nur daß die mit Schutt bedeckten und zerrissenen Ufer nicht so hoch sind. Die Stadt hat acht russische und eine katholische Kirche. Sie ist von keinem sehr großen Umfang, der Kaufhof und eine geringe Anzahl von den Häusern sind von Stein, die andern alle von Holz. Die Straßen sind eben, aber nicht gepflastert, nur einige derselben sind mit Flußsand überschüttet. Nur in Tomsk sieht man Rindvieh zum Ziehen gebraucht. Unser Aufenthalt daselbst dauerte bloß über ein Mittagessen. Auf der Reise dahin hatten uns die unaufhörlich sich folgenden Ladungen mit Thee aus Irkutsk aufgehalten. Zu jeder Ladung gehören mehrere Päcke und an jedem Schlitten je vier oder fünf Pferde angespannt. Der Weg ist eng, der Schnee tief, neben den Wegen weich, so daß man nicht ausweichen konnte, und das Warten, bis alle vorüber waren, hielt ungemein auf. In den Wäldern sah man namentlich in der Nähe der Dörfer viele frische Wolfsfährten, welche man von denen eines großen Hundes dadurch unterscheidet, daß der Wolf an jedem Fuß mit der hintern Klaue streift.

Von Tomsk aus führte uns ein Kosak, der statt eines Cameraden jetzt seinen Jahresdienst antreten sollte. Der Weg führte uns an dem katholischen Kirchhof vorbei, und ich dachte bei mir, wie viele wohl hier ruhen möchten, die auch nicht ihr Leben in Sibirien zu beschließen erwarteten, denn der größte Theil bestand wohl aus Verbannten. Von Tomsk aus hatten wir viele Windwehen, so daß man an den Bauernwohnungen die Fenster nicht sehen konnte. Von Taruntajewsk aus ist alles mit Wald bewachsen und Dörfer sind hier wenige. Von Jschim bis Koltschensk führte uns ein alter Bauer, der im Jahre 1814 in Paris gewesen war und auch einige Worte deutsch sprach. Das hiesige Land ist ein reiner T a i g a, d. h. ein undurchdringlicher Wald, immerhin aber mit seinen Hügeln und Thälern angenehmer, als die Barabasteppe. Als wir über die Jaja gesetzt hatten, sahen wir den ersten Lärchenbaum, den man hier L i s w e n nennt; er soll dauerhafter als die kasanische Eiche seyn, zum Brennen aber taugt er nicht, dazu ist er zu hart und elastisch, dagegen ist auch an Birkenholz kein Mangel. Zum Bauen im Boden und im Wasser taugt er dagegen desto besser, dazu aber ist wenig Bedarf, weßhalb man einzelne alte, hohe, zum Theil dürre Lärchenbäume in großer Zahl am Wege stehen sieht. Jenseits Koltschensk sieht man die letzte tatarische Moschee. Als wir den sogenannten „warmen" Fluß überschritten hatten, sahen wir von der Höhe aus ringsum weit und breit nichts als eine Waldfläche, alles war stumm, nicht eine Vogelstimme ließ sich hören, und nur die Spuren des Wolfes deuteten an, daß etwas Lebendiges da sey.

(Schluß folgt.)

A s s o c i a t i o n d e r M i n e n a r b e i t e r i n E n g l a n d. Dieß Land ist gegenwärtig aller möglichen Associationen voll, eine neue bildet sich jetzt unter den Minenarbeitern, die 20,000 Mann stark eine Versammlung in der Nähe von Newcastle hielten. Sie wollen eine allgemeine Vereinigung aller Minenarbeiter stiften, um jede Herabsetzung ihres Taglohnes zu hindern, ein Unternehmen, das entweder mißlingen oder die Unternehmer der Kohlenbergwerke ruiniren muß. (Exam. 15 Jul.)

M ü n c h e n, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. W i d e n m a n n.

Nr. 212.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1843.

Die Pelasger.

2. Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft. Von Abeken.

Obiges Werk geht von einem ganz andern Standpunkt aus, als das von Steub, kommt aber, in so weit es die Geschichte altitalischer Völker behandelt, ganz auf denselben Punkt hinaus: der pelasgische Stamm ist nicht bloß der herrschende, sondern wahrscheinlich der einzige Stamm in Italien, denn Abeken stellt die bisher gewöhnliche Annahme eines dem pelasgischen gänzlich fremden Aboriginerstamms, den die einen in den Umbriern, die andern in den Oskern, die dritten in den Sabinern u. s. w. suchen wollen, geradezu in Abrede, und man wird dadurch an die Schlußfolgerung gemahnt, die man sich nothwendig aus Steubs Werk machen muß, daß man sich in jener Zeit nicht einzelne, zersplitterte, von einander durch Herkunft und Sprache gänzlich geschiedene Völker auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume neben einander denken dürfe. Wenn man dagegen die große Verschiedenheit der geschichtlichen und künstlerischen Entwicklung bei den altitalischen Völkern anführen will, so erklärt sich diese leicht aus den periodenweise nachziehenden griechisch-pelasgischen Stämmen auf der einen und aus den rasenischen Einwanderungen vom nordischen Gebirge her auf der andern Seite. Diese beiden Strömungen, über die sich auch Steub, wie wir gesehen, so entschieden ausspricht, treffen in Mittelitalien zusammen; die nördliche ist entschieden überwiegend (s. Abeken p. 20), überschreitet auch die Apenninen, wird aber endlich von einer im Mittelpunkt des Zusammentreffens beider Strömungen entstehenden Macht, der römischen, überwältigt. Auch spricht sich Abeken, wie schon erwähnt, entschieden für die Ansicht aus, daß in der römischen Sprache keine fremde Beimischung sey, sondern auch das, was ungriechisch scheint, gleichfalls im Griechischen seinen Grund habe (pag. 8).

Es ergeben sich aus diesen Vordersätzen — denn die ganze historische Auseinandersetzung bei Abeken erscheint nur als ein Vordersatz — mehrere wichtige Folgerungen. Wenn Ein Stamm, den man gewöhnlich Pelasger nennt, von Kleinasien an nordwärts den Gebirgen entlang am Donaustrom aufwärts und andrerseits zur See nach allen Inseln der Nordhälfte des Mittelmeers gelangte, und in Italien von der See her festen Fuß zu fassen suchte, so muß sich wohl eine bestimmte Aehnlichkeit zwischen den getrennten Brüdern ergeben, und diese findet nun Abeken in dem eigentlichen Gegenstand seiner Forschung, in der Kunst, und zwar vor Allem in der Architektur, indem er p. 125 sagt: „wenn wir jenen urgriechischen Stamm betrachten, den Italien mit Griechenland theilt, so ist es bemerkenswerth, daß derselbe nicht allein in den letzten Gründen der Sprache, sondern nicht weniger in der ältesten Architectur beider Länder hervortritt." Doch auf Italien beschränkt sich nicht einmal dieser Volksstamm, wir finden entsprechende Bauten in Sardinien, wo auf der Südküste bedeutende polygone Mauern *) vorhanden sind (p. 129), ja in Spanien, wo in Tarraco der Name und die Bauart der Tyrrhener sich erhalten, denn Tyrrhener soll nach einer sehr wahrscheinlichen Erklärung nichts als Städteerbauer bedeuten, wie Abeken (p. 125—127) nachzuweisen sucht. **)

Wir können dem Verfasser in seiner sehr ins Einzelne gehenden Kunstgeschichte Mittelitaliens, die bis zu den Samniterkriegen herabgeht, nicht folgen, und bemerken bloß, daß sein Zweck darauf abzielt, die Epochen der italisch-griechischen Kunst, ihr gegenseitiges Einwirken auf einander, und die daraus hervorgehenden historischen Momente herauszuheben, eine Arbeit, an deren Vollendung ihn leider der Tod hinderte. Wie wichtig der Gegenstand ist, kann man schon daraus abnehmen, daß die unter den gesammten pelasgischen Stämmen Italiens und des fernen Westens verbreitete Civilisation, ihr Handel und ihre weitgreifenden Verbindungen der römischen Herrschaft den Weg bereiteten, so daß man mit voller Zuversicht sagen kann, die römi-

*) Gehören die viel besprochenen, und noch immer nicht gehörig erklärten Nuraghes, die zweifelsohne auf den Cultus sich beziehen, auch hieher?

**) Eine ähnliche Bedeutung soll der uralte Namen Opiker oder Opsker haben (p. 128), wobei man zur Vergleichung nur an die Tolteken von Mexico erinnern darf, was auch bloß „Erbauer" bedeutet, seit langen Jahren aber als Volksname angesehen wird.

sche Weltherrschaft sey ohne einen solchen Rückblick auf die etrurische oder tyrrhenische Geschichte eine unerklärliche Thatsache. Dieser pelasgische oder wenn man will griechisch-italische Stamm ist für den Nordsaum des mittelländischen Meeres, was die Phönicier für den südlichen waren, vielleicht in noch weit größerem Umfang, und ohne die vorangegangene Cultur, ohne den ausgebreiteten Handel dieses Stammes, dessen Hauptsitz in Mittelitalien diesseits und jenseits der Apenninen war, läßt sich die Bedeutung der pelasgischen Städte am nördlichen Ufer des Mittelmeers und das vergleichungsweise leichte Vordringen der Römer ins Innere der Länder kaum erklären.

Bei Gelegenheit dieser für Geschichte und Alterthumskunde so interessanten Forschungen können wir einen gelehrten Versuch nicht übergehen, der seit einiger Zeit auch auf dem Continent Glück macht, wir meinen die Bestrebungen einiger Irländer, mehrere in Etrurien aufgefundene Inschriften mit Hülfe des Keltischen zu erklären. Da wir uns weder auf die altitalische Sprache, noch auf das Keltische verstehen, so müssen wir uns bloß auf eine Anzeige der Streitpunkte beschränken. Nach mehrern vereinzelten Bemühungen, die in Irland gemacht wurden, erschien Ende vorigen Jahrs ein Werk „Etruria Celtica," welches den Versuch im Großen zu machen bemüht war, von mehren englischen Kritikern aber als eine „Faselei" behandelt wurde. Vor kurzem nun trat der durch mehrere philologische Arbeiten, auch über die Sprache der Hieroglyphen bekannte Dr. Karl Meyer mit einem beschränktern Versuch hervor.*) Auf die Gründe, weßhalb er die Tyrrhener von den Pelasgern unterscheidet, können wir uns nicht einlassen, da wir diesen antiquarischen Streit nicht schlichten wollen, und führen nur die auf die Sprache bezügliche Hauptstelle an. Lassen hat in seinen „Beiträgen zur Deutung der eugubinischen Tafeln" nachgewiesen, daß dieß eine in den Lauten, so wie in der Bedeutung der Haupt- und Nebenwurzeln dem Lateinischen unverkennbar verwandte und mit Hülfe derselben großentheils übersetzbare Sprache sey (p. 691). Dagegen zeigen zwei andere, freilich nur drei Zeilen lange Inschriften, von denen eine auf einem Gefäß, das in der Nähe von Cervetri aufgefunden wurde, die andere aber unbekannten Ursprungs ist, eine bis jetzt durchaus unverständliche und unentzifferte Sprache, welche Hr. K. M. aus dem Keltischen erklären zu können glaubt. Ist die Erklärung dieser Inschriften richtig, und ist sie in der That aus dem Keltischen und nicht vielmehr dem indogermanischen Sprachschatz überhaupt entnommen, dann haben allerdings keltische Völker in Italien gewohnt. Die Werke von Niebuhr, Ottfried Müller, Lepsius und Abeken sind hienach wesentlich zu modificiren, und mehreres in der Geschichte erhält ein durchaus anderes Ansehen. Bis jetzt hat aber die Ansicht, daß Kelten in Italien gewesen, wenig Anklang gefunden, und da Steub sie auch aus dem Alpengebirge mit ziemlicher Sicherheit wegdisputirt, so wird ihre Urgeschichte immer räthselhafter, und die Bestrebungen ihnen im südlichen Deutschland die ehemaligen Wohnsitze anzuweisen gleichfalls unsicher, da es sich immer mehr herausstellt, daß die sogenannten Gallier, welche die Einfälle in Oberitalien machten und Rom dem Untergange nahe brachten, Rasener, d. h. den Etruriern verwandte Stämme waren.

*) Siehe gelehrte Anzeigen der Münchner Akademie Nr. 81—91.

Die skandinavische Studentenversammlung in Upsala zu Pfingsten 1843.

(Schluß.)

Wir haben jetzt noch zu berichten, daß von der Jugend in Upsala schon eine neue Zeitschrift begründet worden ist, als Beitrag zur Erfüllung der früher ausgesprochenen nächsten Aufgabe der Studirenden: „durch Schriften und Journale eine stetige geistige Verbindung unter den nordischen Reichen zu begründen, um der Idee einer dauernden skandinavischen Union immer mehr Eingang zu verschaffen in die Herzen des Volks."

Endlich ist zu demselben Zweck auch in Kopenhagen schon ein wichtiger Schritt geschehen. Am 21 Junius, in einer Versammlung der Vorsteher des Upsalazuges (zur Kostenvertheilung ꝛc.), ward der erste Beschluß gefaßt zur Bildung eines bleibenden „Skandinavischen Vereins," und in einer zweiten Versammlung, acht Tage später, ward der Entwurf der Statuten dieses Vereins näher berathen. Die Discussion drehte sich hauptsächlich um die Frage: ob die Gesellschaft den Kreis ihrer Mitglieder auf den Studentenstand beschränken, oder Alle ohne Unterschied des Standes und Alters zum Beitritt auffordern sollte. Für die erste Ansicht ward unter anderm folgendes angeführt: Wenn die Gesellschaft einen nationalen Charakter haben und alle umfassen solle, die sich für Entwicklung der skandinavischen Ideen interessiren, so würde es anmaßend von den Studenten seyn, wenn sie, die jungen Leute, ohne bestimmte Stellung im Staate, sich an die Spitze der Begründung einer solchen Gesellschaft stellen wollten; dann müsse man sich an den Kern der Nation wenden, an Männer, die in Hinsicht der Intelligenz und der bürgerlichen Stellung als Autoritäten gelten könnten. Nur solchen gezieme es ein derartiges Unternehmen zu beginnen. Deßhalb solle man den projectirten Verein auf den studirenden Stand beschränken, von welchem überdieß eine geistige Wirksamkeit allein ausgehen könne. Auf diesen mit Bescheidenheit beginnenden und mit einiger Anmaßung schließenden Antrag ward entgegnet: die Jugend sey allerdings berechtigt sich an die Spitze eines nationalen Unternehmens zu stellen, denn bei ihr wäre das Nationalgefühl am reinsten und lebendigsten, und sie fühle sich am ersten und stärksten angeregt von den großen, das Menschenleben entwickelnden Ideen; die Studenten hätten aber in diesem Falle auch ein historisches Recht die Initiative zu ergreifen, da sie auf ihrem Zuge nach Upsala von den Schweden nicht als Studenten, sondern als Repräsentanten der dänischen Jugend und des Volks überhaupt betrachtet worden wären; es sey auch durchaus keine Anmaßung ihrerseits, wenn sie Alle zur Mitwirkung aufforderten, denn darin läge vielmehr nur die Anerkennung, daß ihre eigenen Kräfte allein unzureichend

wären, daß sie eben nur den ersten Impuls geben könnten zur Ausführung dessen was sie begeistere, aber des Beistandes älterer, besonnener und erfahrener Männer bedürften. In unserer Zeit hätte man auch kein Recht mehr, der studirenden Classe allein die geistige Bildung und Tüchtigkeit zu vindiciren, vielmehr hätte das Streben, die geistige Bildung über alle Classen der Gesellschaft zu verbreiten schon manche Früchte getragen. Endlich müßte man auch nicht vergessen, daß zu jeder geistigen Wirksamkeit auf die Dauer materielle Mittel erfordert würden, in deren Beschaffung viele eine sehr wichtige, wenn auch nur mittelbare Wirksamkeit finden könnten; Autoritäten, große Namen und Titel dagegen wären durchaus unnöthig, um irgend ein Unternehmen der Art ins Werk zu setzen, es käme nur darauf an, bestimmt und klar zu wissen was man wolle, die zur Ausführung erforderliche Kraft zu besitzen und für deren Anwendung eine feste Grundlage in der Ueberzeugung zu haben, daß das Unternehmen selbst durch die Zeit gerechtfertigt erscheine.

Am Schluß der Discussion ward einstimmig beschlossen, eine Gesellschaft unter obiger Benennung zu bilden; und sodann gegen nur drei oder vier Stimmen: daß diese Gesellschaft Allen und Jedem zugänglich seyn sollte. Der Zweck dieses skandinavischen Vereins wird in den Statuten desselben dahin angegeben: „den socialen und literarischen Verkehr zwischen den skandinavischen Völkern zu befördern." Stifter des Vereins sind die Studenten, welche an dem Zuge nach Upsala im Jahre 1843 Theil genommen haben; der Vorstand kann aber jeden Unbescholtenen ohne Ausnahme aufnehmen, wenn er wie jedes Mitglied zwei Rbthlr. jährlich als Beitrag zur Vereinseinnahme zahlt, über deren Verwendung der ordentlichen Generalversammlung alljährlich Rechnung abzulegen ist. Dieser Beitrag kann monatlich oder vierteljährlich bezahlt werden, doch hat halbjährige Nichtzahlung den Ausschluß zur Folge, wonach eine Wiederaufnahme desselben Mitgliedes nicht stattfinden soll. In den Generalversammlungen können die Statuten durch zwei Drittheile aller Stimmen geändert, andere Beschlüsse mit einfacher Majorität gefaßt werden. Außerordentliche Generalversammlungen können durch den Vorstand, und müssen auf Verlangen von 30 Mitgliedern berufen werden; die ordentlichen finden regelmäßig am 6 Junius Statt. Bei diesen wird jedermal der Vorstand, aus 9 Mitgliedern bestehend, neu gewählt; die vier, welche die nächstmeisten Stimmen erhalten, sind Stellvertreter. Der Vorstand ernennt sodann aus seiner Mitte einen Secretär, einen Cassier ꝛc. Abschriften von diesen Statuten wurden sofort in allen Lesegesellschaften Kopenhagens zur Unterzeichnung aufgelegt, und auf Mitte Julius ward die erste ordentliche Generalversammlung anberaumt. So möge denn die gute Saat der schönen skandinavischen Pfingstfeier fröhlich keimen und gedeihen, und, wie bisher, so auch in Zukunft von Seite der Regierungen nicht gehemmt, vielmehr in freier Entwicklung geduldet und geschützt, und etwa, wo es erforderlich werden sollte, gelenkt werden.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

1. Reise nach Jeniseisk.

(Schluß.)

Am Fluß Kija ist ein Dorf, von wo aus Merkurjewitsch die nöthigen Vorräthe nach seinen Goldsandlagern sendet, welche 180 Werste, die man halb zu Wagen, halb zu Pferde zurücklegen muß, gegen Süden liegen. Dieß Dorf Tischinska hat bergige Umgebungen, und man hört hier in der Sprache einen andern Klang. Vor Bohotol erzählte mir mein Gefährte, daß er hier mit seinem Herrn das Unglück hatte, als sie Geld nach den Goldsandlagern führten, von fünf Räubern angefallen zu werden, die aber zufälligerweise über die leeren Schlitten herfielen. Von dem Dorfe Krasnoreitschinsk aus geht es auf dem Winterwege an der Tschulima fort. Atschinsk, ein an demselben Flusse gelegenes ziemlich großes, aus Holz gebautes Städtchen, erreichten wir um Mitternacht und weckten die Eltern meines Gefährten auf, die sogleich den Theekessel aus Feuer stellten und mich mit Thee und Wein, wie man hier den Branntwein nennt, bewirtheten. Hier mußte ich von meinem guten Reisegefährten mich trennen, sein Bruder aber führte mich noch bis an den schwarzen Fluß. Auf diesem Wege fiel Schnee und es ging fortwährend durch Lärchenwälder. Das Land ist ziemlich bergig und die Berge ziehen sich in der Richtung von Südost nach Nordost. In diesen Bergen ist ein Kupferwerk; auch sollen sich Spuren von Gold zeigen, aber unbedeutend.

Ich fuhr nun ohne Begleiter fort, meine eitle Furcht legte sich bald, und so ließ ich in Reibrin den Theekessel aufsetzen und trank Thee, bis man frische Pferde anspannte; hier kam ein junger Mensch zu mir, grüßte mich und sagte, er sey der Handlungsdiener eines Hrn. Mesnikow, sie hätten Arbeitsleute gemiethet, auf dem Wege aber habe er sich mit dem Geschäftsführer überworfen, ob ich nicht so gut seyn möchte ihn nach Krasnojarsk mitzunehmen. Ich willigte ein, bereute es aber, denn bald hätte mich mein neuer Reisegefährte wie der Igel den Hasen aus seinem Loche vertrieben. Er war schon etwas angetrunken, als er kam, und wo er nur ein wenig konnte, lief er nach der Schenke und trank immer wieder von neuem.

Von Zaledejow, der letzten Station vor Krasnojarsk, wollte man mich wegen des schwachen Schnees nicht mehr im Schlitten führen, ich ließ deßhalb meine Sachen auf zwei Wagen laden, fuhr auf dem schweren schwarzen Boden dahin, bis ich auf eine Entfernung von 12 Wersten die Stadt Krasnojarsk erblickte. Auf der linken Seite zog sich eine Höhe hin, welche in einem Gipfel ähnlich einer ägyptischen Pyramide endigte, von dem gegen Osten ein freundliches Thal mit kahlen Berggipfeln auslief, in denen zahlreiche Heerden weideten. Von der Fruchtbarkeit dieses Thals konnte ich mir einen Begriff machen, als ich in dem kleinen Dorf eine ungemein stattliche Kirche sah; indeß klagten die Einwohner über Trockenheit und Heuschreckenschwärme, die das Gras abgefressen und ihnen eine dreijährige Unfruchtbarkeit verursacht hätten. Es war 9 Uhr Abends, als wir die Stadt erreichten, in der die Häuser ziemlich groß, die Straßen breit, der Koth aber nicht gering war. Lange fuhr ich auf der Straße hin, bis wir endlich links abbogen und in dem Hause Iwan Fedritsch Gremikow nach Permikyn fragten.

Als Permikyn von meiner Ankunft hörte, kam er an den Wagen

heran und empfing mich sehr herzlich. Seine Leute nahmen alle meine Sachen vom Wagen und trugen sie ins Zimmer; der Theekessel wurde ans Feuer gesetzt, wir tranken Thee und das Gespräch kam unter anderm auch auf mein Doppelgewehr. Ich frage, ob man es an einen sichern Ort gestellt, denn es sey geladen. Permikyn will es selbst sehen und schickt sogleich danach; ich warnte die Leute, schon hatte aber einer derselben, ein Jäger, es untersucht, ob es geladen sey, und in dem Augenblick ging das Gewehr los und verwundete ihn. Man schickte augenblicklich nach dem Arzt, der indeß Hoffnung gab, daß es keine Folgen haben und die Heilung bald eintreten werde. Dieß setzte mich nicht wenig in Betrübniß und in Verlegenheit zugleich, denn bald kam auch die Polizei, um den Verwundeten zu besichtigen, ich mußte mich vor der Behörde stellen und meinen Paß vorzeigen. Ob ich wisse, daß auf das Schießen in einem Umkreise von 5 Wersten um die Stadt eine Strafe von 1000 Rubel gesetzt sey. Ich erwiederte, ich sey ein Fremder und hätte von der Reise aus mein Gewehr geladen nach der Stadt gebracht. Man sagte mir, wer seine Pistolen durch das Fenster abfeuere, müsse 4000 Rubel bezahlen. Obgleich meine Unschuld ziemlich klar am Tage lag, so ging es doch nicht leicht, sie zur Anerkennung zu bringen.

Am Sonntag früh vor Tage gingen wir zur Osterfeier in die Kirche, wo sämmtliche Beamten des Orts versammelt waren und sich bei den Worten „Christos woskress“ küßten. Als wir nach Haus kamen, erhielten wir auch von jedem Hausbewohner einen Kuß und Ostereier. Der Ostermontag war ein heller und ziemlich warmer Tag, doch thaute es nicht, und ich besuchte eine Insel im Jenisei, unter deren Steinarten ich jedoch nichts Merkwürdiges fand. Am Dienstag Nachmittag ging ich über den Fluß Katscha, wo ein Dammweg einen Berg hinaufführt zu einem geebneten Platz, von wo man eine schöne Aussicht über die Stadt und die Umgegend hat; auf dieser Seite sind keine Felder, sondern nur Steppen und Weiden. Auf dem rechten Ufer des Jenisei zieht sich ein Bergrücken immer tiefer hinab gegen Norden, und man nennt diese Seite des Jenisei deßhalb die Steinseite, während das linke Ufer, weil bei Jeniseisk die Höhe ausläuft, die Flachseite heißt. In der Stadt steht man außer den Kirchen keine 20 steinerne Häuser; in einem Privathause befindet sich eine katholische Kirche. Die Straßen sind eben, aber ungepflastert; auf der großen Straße findet sich ein Trottoir aus Brettern. Die Beamten haben für ihre gesellschaftlichen Zusammenkünfte ein Zimmer gemiethet. Für die Bürger, die hinsichtlich der Bildung unter unsern Bauern stehen, soll es auch ein Gasthaus geben, es wird aber selten besucht. Wo ein Goldwäscher wohnt, erkennt man gleich, denn es wird an Stangen Fleisch getrocknet.

Hier befinden sich viele Verbannte, unter andern ein Deutscher, Fedor Lessing aus Berlin. Es gibt unter diesen Verbannten viele verständige Leute, weil meist Männer aus dem gebildeten Stande und polnischer Adel dahin gesendet werden. Viele erhalten von Hause aus eine Zulage und leben gut, nur stehen sie mit ihren Kindern im Stande der Bauern. Der Handlungsdiener Merkurjewitsche erzählte mir, er sey in Tomsk mit einem Verbannten aus Turuchansk zusammengetroffen, der in seinem Paß mit „Abraham der Kaisermörder“ bezeichnet war. Nach spätern Nachrichten ist derselbe bereits gestorben. Im Vergleich mit den Beamten sind zu Krasnojarsk wenig Kaufleute und Handwerker. Mein Hausherr, der als Geschäftsführer auf Jahrmärkten einige Erfahrungen gesammelt hatte, erzählte mir, daß er mehrmals in Kiachta gewesen sey, welche Härte daselbst geübt werde und welche Einrichtung getroffen sey. In der chinesischen Stadt darf kein Russe über Nacht bleiben, die russische Regierung gestattet nur Tausch von Waaren gegen Waaren. Der Chinese aber würde viel wohlfeiler verkaufen, wenn er auch nur Kupfergeld sähe; in der Umgegend gelten Ziegelthee als Geld bei Kauf und Verkauf, und das Stück gelte einen halben Rubel. Selbst auf der Post werde Ziegelthee als Geld genommen, nur beim Reisen sey es schon zum Werth von einigen Rubeln eine große Last. Mit Milch und Wasser gekocht mache derselbe die tägliche Nahrung der Chinesen aus, die ein sehr furchtsames Volk seyen, das zittere und bebe, wenn ein russischer Soldat nur mit dem Säbel klirre. Leinwand, Felle, Tuch, Pelze und Metalle kaufen sie gern.

Ich war jetzt vierzehn Tage in Krasnojarsk und Permikyn hatte noch nicht für gut gefunden, mit mir von den Goldsandlagern zu sprechen; ich mußte endlich zu der Drohung greifen, meine Rückreise antreten zu wollen, und da er sich vorstellen konnte, daß ich in Petersburg nicht günstig über ihn berichten und den Actionnären die Augen öffnen würde, so wurde er nachgiebiger und versprach mit mir abzureisen. Am 11 (23) April reisten wir ab, der Geschäftsführer mit unserem Gepäck im Schlitten, wir aber auf einer über einen Wagen gelegten Bank. Der Weg war ziemlich schlecht, bald im Flußbett, bald über die Steppe, bald durch Bergland, dann wieder auf der Ebene fort und durch Schluchten, die das Wasser eingerissen hatte. Erst nach 17 Wersten kommt das erste Dorf, Namens Startschow, mit etwas Feld. Hier sah ich eine hochbeinige Schafrace mit dicken Schwänzen auf den schönen Steppenweiden. Je weiter man kommt, desto weniger sieht man Dörfer und Felder, endlich ist alles Wald, und namentlich auf der linken Seite zieht sich die Taiga, d. h. der undurchdringliche Wald, hin. In Mokrushna sah ich viele Fenster aus Marienglas, das man von der Lena herbringt. Ehemals verkaufte man das Pud um 23, jetzt um 7 Rubel. Das Glas ist zwar durchsichtig, man sieht aber das Gesicht dessen, das hindurch sieht, flammroth gefärbt.

In Kasatschinskoje hielten wir Mittag bei einem reichen Bauern, dessen Stube eine musterhafte Reinlichkeit zeigte. Auf den Stationen von Kasatschinskoje an beklagten sich die Bauern, daß sie seit einem halben Jahre die Posten ohne Entgelt leisten müßten, und da der Durchzug von solchen Leuten, die Goldsandlager aufsuchen, sehr bedeutend ist, so sind sie nicht wenig belästigt, um so mehr, da ein großer Theil dieses Landes eine bloße Taiga ist. Auf diesem Wege sah ich den Ceder- (Zirbel-) Baum, auf dem eine Art Nuß wächst; der Baum hat Nadeln wie bei uns die Kiefer, nur etwas dunkler. Oben haben wir schon erwähnt, daß das rechte Ufer des Jenisei das steinige, das linke das ebene heißt. Auf dem letztern jagt man die weißgrauen, auf dem erstern die schwärzlichen Eichhörnchen. Wahrscheinlich ist die Verschiedenheit der Nahrung Schuld an der Verschiedenheit der Farbe.

Von Maliakow an werden die Dörfer immer seltener; Felder sieht man fast gar keine mehr, nichts als Wiesen. Uebrigens ist von Krasnojarsk bis Jeniseisk fast nur Ein Wald, der Weg ist schmal, der Schnee tief und die Fahrt geht schlecht. Am 25 April gelangten wir nach Jeniseisk.

Die Anpflanzung von Baumwolle ist im vorigen Jahre im Departement de l'Herault versucht worden, und der Erfolg hat den Erwartungen hinsichtlich der Feinheit der Wolle entsprochen, nur hat die frühe Kälte geschadet. (Echo du Monde Savant vom 16 Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 7 und Umschlag zum Monat Julius.)

№ 7.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Montag, 31 Julius 1843.

[93] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 25. An unsere Leser. — Der Canal durch die Landenge von Panama ein Unternehmen für die Hansestädte. — Bruchstücke aus Vorlesungen über den Zollverein. II. Die hannover'schen Fabriken. Zweite Lection. — Warum durchlöcherte Taschen das Gold nicht halten. Oesterreich und Ungarn. — Miscellen: Hr. Bartholony und die Eisenbahnen in Frankreich. — Beilage: Die Handelskammer von Elberfeld an den rheinischen Landtag. — Ueber die edlen Metalle. — Schnelligkeit der englischen Eisenbahnfahrten. — Englische Maschinenkraft. — Englische Eisenbahnen. — Staatswirthschaftliche Discussion.

Nr. 26. Luginsland. Hannover — Fanatische Gegner des Handelsvereins — die Deutsche Allgemeine und ihr Correspondent von der Spree — der rheinische Landtag und die Handelspolitik des Zollvereins — Hr. v. Bülow-Cummerow — die Elberfelder Petition — der Jammer der deutschen Eisenproducenten — Zeitungen zu Gunsten der nationalen Handelspolitik. — Das nationale System in England. — Ueber die Nothwendigkeit einer unverweilten Revision des Zollvereinstarifs vom Jahr 1842. II. Warum die Handelskammer von Elberfeld und Barmen in Sachen der Garnzölle so bedeutend schielt. — Bruchstücke aus Vorlesungen über den Zollverein. II. Die hannover'schen Fabriken. Dritte Lection. — Miscellen: Schiffbarmachung der Lahn. — Goldproduction Sibiriens. — Beilage: Der Zollvereinstarif für die Jahre 1843—45. — Ueber den Anschluß Hannovers an den Zollverein. — Klagen der Eisenfabricanten am Niederrhein.

Nr. 27. Luginsland. Der Zollvereinscongreß in Berlin. — Daniel Websters Rede in Baltimore. — Bülow-Cummerow und die deutsche National-Oekonomie. Erster Artikel. — Mittheilungen. Handelsvertrag zwischen Belgien und dem Zollverein. — Englische Finanz- und Handelszustände. — Bruchstücke aus Vorlesungen über den Zollverein. II. Die hannover'schen Fabriken. Vierte Lection. — Die Amerikaner exportiren Baumwollwaaren nach England. — Daniel Websters Rede an die Bürgerschaft von Baltimore. — An die HH. Kattunfabricanten im Zollverein. — Miscellen: Baumwollernte und Baumwollhandel. — Handelstractate zwischen Nordamerika, England und Frankreich. — Texas. — Consumtion an Shawls. — Roheisenfabrication. — Flugmaschinen. — Der Themse-Tunnel. — Die Filztuchfabrik in Berlin. — Die königl. Schifffahrtsschule von England. — Rauchverbrennung. — Englische Schifffahrt. — Der neue österreichische Zolltarif. — Beilage. Daniel Websters Rede an die Bürgerschaft von Baltimore. Beschluß. — Der Zollvereinstarif für die Jahre 1843 — 45. Fortsetzung. — Der deutsche Zollverein und England. — Miscellen: Ein Verein der Eisenproducenten. — Der elektrische Telegraph. — Englische Arbeitskraft. — Ein Handwerker-Creditverein. — Witterung in England. — Ein Handelsfreiheits-Phantast. — Artesische Brunnen in Paris. — England und Deutschland. — Wein-Consumtion in England.

Nr. 28. Bülow-Cummerow und die deutsche National-Oekonomie. Erster Artikel. Fortsetzung. — Mittheilungen. I. Colonialwaarenconsumtion Norddeutschlands im Verhältniß zu Süddeutschland — preußische Zuchthausindustrie. II. Eine Stimme aus dem nördlichen Deutschland über den jetzt vielbesprochenen deutschen Schifffahrts- und Handelsbund. — III. Die Leinwandfabrication in Hannover. — IV. Einige Worte über die Verbreitung national-ökonomischer Kenntnisse. — V. Die englische und die deutsche Eisenindustrie. — Miscellen: Das österreichische Eisenbahnsystem. — Die Staatsschulden Europa's. — Die atmosphärische Eisenbahn.

Nr. 29. Luginsland. Der dießjährige Zollvereinscongreß — Die Eisenindustrie — Die Leinwandindustrie — Der deutsche Schifffahrts- und Handelsbund — A. Weil der Staat und die Industrie — Die Wiener Jahrbücher der Litteratur — Die preußische Corvette — Dr. Laube. — Bülow-Cummerow und die deutsche National-Oekonomie. Erster Artikel. Fortsetzung. — Bruchstücke aus Vorlesungen über den Zollverein. (Gehalten auf der Universität Göttingen.) III. Die hannover'schen Finanzen und der Anschluß des Landes an den Zollverein. (Erster Artikel.) — Beleuchtung der „Bemerkungen eines rheinpreußischen Kaufmanns zu der Petition der Elberfelder Handelskammer an den Landtag" von einem Fabricanten. — Miscellen: Blitzableiter für Schiffe. — Bickes' Entdeckung. — Große Resultate eines in Nordamerika angestellten Versuchs die Keimkraft des Samens durch Einweichung in einer Salpeter-Auflösung zu befördern. — Merkwürdige Ernte in der freiherrlich v. Cotta'schen Herrschaft Plettenberg.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

[94] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktisches Handbuch der historischen Chronologie aller Zeiten und Völker, besonders des Mittelalters. Mit Erläuterungen, ausführlichen Tabellen, Berechnungen und diplomatischen Hinweisungen, zur Prüfung, Bestimmung und Reduction der Daten histor. Ereignisse, Urkunden, Diplome, Chroniken, Schriftsteller rc., von den frühesten Zeiten der beglaubigten Geschichte an. Bearbeitet von Dr. Ed. Brinkmeier. Auch unter dem Titel: historisch-diplomatisch-chronologische Anweisung, nach welcher sich alle und jede Data und Epochen der verschiedenen Schriftsteller und Urkunden aller Zeiten und Länder leicht und sicher bestimmen und nach jeder Aere und Kalenderform ausdrücken lassen rc. Lex.-Format. Geheftet. 2½ Thlr.

Nach dem Urtheile sachverständiger Männer ist dieß Buch ganz besonders jedem Gelehrten und Geschichtsfreunde um deßwillen zu empfehlen, als es mit großem Fleiße höchst genau und correct bearbeitet ist, und wir auch in neuerer Zeit kein so vollständiges derartiges Werk besitzen.

---

[95] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abriß

der Geographie, Statistik und Geschichte des preuß. Staates.

Ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus.

Von

M. Voermann und J. Voßnacke,

Lehrer in Remscheid.

11 Bogen in 8. Preis 9 gGr.

Diese Schrift zeichnet sich vor ähnlichen Werken dieser Art durch ihre gedrängte, aber durchweg faßliche Darstellung aus. Das Büchlein eignet sich nicht allein für Schulen, sondern noch besonders für den gebildeten Bürger und Landmann, der sich über die innere Einrichtung unseres Staates näher unterrichten will, aber auch bei jetziger Zeit, um nicht gegen andere zurückzubleiben, unterrichtet seyn muß.

---

[96] In der litter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

in

oberbayerischer Mundart

von

Franz von Kobell.

Besonderer und vermehrter Abdruck der oberbayerischen Gedichte.

Preis 54 kr.

---

(97) Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Georg Forster's

sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter

und begleitet

mit einer Charakteristik Forster's

von

G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Erste Lieferung: Band 1, 6, 7.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die übrigen Bände dieser ersten vollständigen Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller werden in kurzen Zwischenräumen folgen. Auf die dem siebenten Bande beigedruckte Charakteristik Forster's von Gervinus erlaube ich mir ganz besonders aufmerksam zu machen.

Leipzig, im Junius 1843. F. A. Brockhaus.

---

[98] Eine für Juristen und jeden gebildeten Geschichtsfreund gleich interessante, zeitgemäße Schrift ist so eben bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Beiträge zur Völkerrechts-Geschichte und Wissenschaft von Dr. *K. Th. Pütter.* gr. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Inhalt. Ueber Begriff und Wesen des praktischen europäischen Völkerrechts. — Grundzüge des alterthümlichen Völkerrechts. — Geschichte des mittelalterlichen Völkerrechts. — Das Durchsuchungsrecht in Seekriegen.

---

[99] Im Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der weiche Hinterkopf.

Ein Beitrag zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit.

Mit Untersuchungen

über die Entwicklung des Säuglingsschädels überhaupt, über die Rhachitis dieses Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum.

Von Dr. **C. L. Elsässer.**

Mit Abbildungen.

Gr. 8. Velinp. br. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr

Der Hr. Verfasser, bekannt durch seine Beobachtungen über die asiatische Cholera, gibt uns aus dem Schatz einer reichen Erfahrung und umfassender Studien Aufklärungen über eine Reihe physiologischer und pathologischer Zustände des Säuglingsalters. Den eigenthümlichen Bau und Lebenszustand des menschlichen Kopfs in der ersten Kindheit bringt er in genetischen Zusammenhang mit einer gar nicht seltenen, aber bis jetzt nicht beschriebenen Krankheit dieses Alters, welche in zahlreichen Krankheitsfällen und Sectionen verfolgt und durch werthvolle Abbildungen versinnlicht wird. Der Entwicklungsgang der Rhachitis und namentlich ihre bis jetzt nicht gewürdigte Form im Säuglingsalter werden beschrieben und auf physiologischer Basis erläutert. Ueber eine noch vielfach unrichtig aufgefaßte Krankheit, den Tetanus apnoicus periodicus infantum (das sogenannte Asthma thymicum), seine Natur und Ursachen werden wichtige Aufschlüsse ertheilt. Die Wissenschaft erhält mit dieser Monographie einen Zuwachs, durch welchen eine wesentliche und zum Theil ungeahnte Lücke ausgefüllt wird.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

(100) Im Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesta Romanorum,

herausgegeben

von **Adelbert Keller**,

Erster Band.

Text.

Gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 16 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum einen gereinigten sorgfältigen Abdruck der im spätern Mittelalter so viel gelesenen Erzählungssammlung, welche seit 300 Jahren nicht mehr gedruckt worden und doch für die Geschichte der Erzählungslitteratur älterer und neuerer Zeit von höchster Bedeutung ist. Die Extravaganten und den übrigen kritischen Apparat, so wie die Untersuchungen über die Entstehung des Buchs und die Verbreitung der darin behandelten Sagenstoffe seiner Zeit zu geben, behält sich der Hr. Verfasser vor.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[104] **Deutsche Vierteljahrsschrift 1843, drittes Heft.**

Es hat die Presse verlassen und wurde an die verehrlichen Subscribenten versandt:

Das dritte Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1843.

Julius bis September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Inhalt. Aus dem Briefwechsel eines nachgebornen Prinzen. — Die verschiedenen Methoden der geographischen Ortsbestimmung. — Die classische Philologie in ihrer Stellung zur Gegenwart. — Zur Geschichte der Communalverfassungsfrage in der preußischen Rheinprovinz. — Ueber die zweckmäßige Einrichtung tontinenartiger Rentenanstalten, mit Rücksicht auf die in Deutschland bestehenden Anstalten dieser Art, namentlich die österreichische allgemeine Versorgungsanstalt; die Stuttgarter allgemeine Rentenanstalt; die badische allgemeine Versorgungsanstalt und die preußische Rentenversicherungsanstalt. — Die neuere philosophische und politische Poesie der Deutschen. — Die Ersteigung der Alphörner. — Betrachtungen über den Frieden von Nanking. — Ueber Organisation und Wirksamkeit landwirthschaftlicher Vereine. Mit besonderer Beziehung auf das südwestliche Deutschland. — Die Kometen. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[105] **Nibelungen Noth nunmehr vollständig.**

Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen

von **Julius Schnorr v. Carolsfeld** und **Eugen Neureuther.**

Die Bearbeitung des Textes

von Dr. **Gustav Pfizer.**

Preis des vollständigen Werkes 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gr.

Wir übergeben diese illustrirte Ausgabe des Nibelungen-Liedes mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall derjenigen gewinnen werde, welche ächter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben, und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten eben so sehr einerseits schonend zu bewahren, als andrerseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu ächter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1831.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath 2c." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Das englische Heer. Erster Artikel. Nr. 182—185; zweiter Artikel. Nr. 203—205. — Völkerschaften im heutigen Kleinasien. Nr. 182—189. — Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken: die Bazars Nr. 183; Ormuz Nr. 190; Charakter der Perser Nr. 199; Cassim und Bajazid. Nr. 206. — Die Tschitschen. Nr. 184. — Die Königseidechse der Urwelt. Nr. 185. — Skizzen aus Frankreich: Berry; Nivernais Nr. 186; Autun Nr. 187; Avignon Nr. 184; Marseille; Hyères. Nr. 191; allgemeine Bemerkungen; Dauphiné, Langres, Beaune. Nr. 193. 194; Burgund. Nr. 200; Niederlanguedoc. Nr. 205. 206. — Der Allerseelentag zu Merida. Nr. 186. — Ein Ausflug nach Cusco. Nr. 187. — J. Kollars Reise. 5) Croatien und das croatische Uferland. Nr. 188—192. — Die vereinigten Irländer. Nr. 189. — Einige Bemerkungen über Friaul. Nr. 190. — Classische Studien in Nordamerika. Nr. 191. — Die Rolandsbresche. ibid. — Die Eichhörnchenjagd bei den Syrjänen. Nr 193. — Erinnerungen an Sind. Von Mrs. Postans. Nr. 193—195. — Indianische Ruinen um Cusco. Nr. 195. — Ein serbischer Abenteurer in Yucatan. Nr. 196. — Mustapha-ben-Ismail. Nr. 197—201. — Krankheiten in Centro-Amerika. Nr. 198. — Ueber die Salzseen am caspischen Meere. Nr. 201. — Die Bewässerung in Frankreich. Nr. 202. — Litterarische Nachrichten aus Paris. Nr. 204. — Die skandinavische Studentenversammlung zu Upsala. Nr. 207—212. — Die sudealische Malerei. Nr. 207. — Die Angelegenheiten von Sind. Nr. 203. — Die Stadt Merida in Yucatan. Nr. 209. — Die Pelasger. 1) Die Urbewohner Rätiens. Von Steub. Nr. 210. 2) Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft. Von Abeken. Nr. 212. — Ein Ausflug in die bordelesische Heide. Nr. 211.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika. 5) Aufenthalt auf der Fazenda Aurora und Rückkehr nach Rio Janeiro durch die Serra do Mar. Nr. 192—201. — Falconers Bemerkungen auf einer Reise durch Texas. Nr. 204. — Die wissenschaftliche Expedition der Vereinigten Staaten. Nr. 203—207. — Reise im europäischen Rußland und in Sibirien. 1) Reise nach Jeniseisk. Nr. 208—212.

Kleinere Mittheilungen.

Römische Alterthümer in Frankreich. Nr. 182. — Riesenhafter Vogel in Neuseeland. ibid. — Ein Grab im alten Veji. Nr. 183. — Urweltliche Vogelspuren. Nr. 184. — Der Pfauen-Curucu. Nr. 185. Mir Izzet Ullah. 186. — Die Stadt Crotoy. ibid. — Colonisation in Algier. Nr. 187. — Ein altes Grab bei Astrabad. Nr. 188. — Wirkung der Arbeit auf die Gesundheit. Nr. 186. — Werk über das Museum Gregorianum. ibid. — Bildhauerei für das Washingtoner Capitol. Nr. 190. — Ein altes Riesenbild in England. ibid. — Die Insel Sève. Nr. 161. — Wunderlicher Betrug. ibid. — Eine alte Eiche. Nr. 103. — Die Theater und die Eisenbahnen in Frankreich. Nr. 191. — Merkwürdige Verbesserung des Kartoffelbaues. Nr. 195. — Unregelmäßiges Steigen des Nils. ibid. — Die großen französischen Dampfboote. Nr. 196. — Erdbeben in Aderbeidschan. Nr. 197. — Preisaufgabe der Brüsseler Gesellschaft für niederdeutsche Sprache und Litteratur. ibid. — Neu aufgefundener Tempel in Unterägypten. Nr. 198. — Goldgewinnung in Brasilien. ibid. — Abhandlung über den Krebs. Nr. 200. — Persische Litterärgeschichte. Nr. 201. — Unternehmung zur Herstellung des Panamacanals. ibid. — Dentorium. ibid. — Versteinerte Spuren wandernder Fische. Nr. 202. — Der Mannabaum in Australien. ibid. — Litterarische Sendung nach Spanien. ibid. — Punische Gräber in der Nähe von Tunis. Nr. 203. — Erforschung celtischer Alterthümer in Frankreich. ibid. — Ungeheure Dampfbootfahrt auf der Themse. ibid. — Meteorologische Erscheinung in den Anden. Nr. 204. — Besetzung der französischen Colonie Akaroa durch die Engländer. ibid. — Meinung der Mexikaner über den Kometen. Nr. 205. — Taubstumme in Frankreich. Nr. 208. — Kuli-Auswanderung aus Indien. ibid. — Außerordentliche Bewegung der See in der Mountsbay bei Penzance in Cornwallis. Nr. 209. — Wallisische Bücher im brittischen Museum. ibid. — Tabak in Algier. Nr. 210. — Petitionen gegen die Bill zur Erziehung der Fabrikkinder. ibid. — Die Magellansstraße und die Falklandsinseln. Nr. 211. — Association der Minenarbeiter in England. ibid. — Baumwollenbau im südlichen Frankreich. Nr. 212.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

August.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 4 3.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für **jeden Monat** einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise **geheftet** an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelös't werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

Nr. 213.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1843.

Der Sprachenkampf in Ungarn.

Dieser Streit ist von kleinem Anfang im Laufe weniger Jahre zu einer überwiegenden Wichtigkeit emporgestiegen, und hat weit über Ungarn hinausgreifend die Federn und die Köpfe beschäftigt. Der Zweck der Magyaren ist kurz der, an die Stelle der ehemaligen Geschäftssprache des Landes, der lateinischen, das Ungarische zu setzen, alle öffentlichen Angelegenheiten so weit immer möglich magyarisch verhandeln zu lassen, und im ganzen Umfang des ungarischen Reichs keinen Beamten anzustellen, der nicht magyarisch spreche und schreibe. Sie berufen sich zu diesem Ende auf das Beispiel Frankreichs in Bezug auf Elsaß und Lothringen, auf das Beispiel Englands gegenüber von Wales und Schottland, auf das Beispiel Spaniens gegenüber den baskischen Provinzen, kurz auf das Beispiel jedes Landes, wo eine fremde Nationalität der herrschenden Mehrheit des Landes untergeordnet ist. Ihre Hauptgegner sagen aber, daß die Magyaren nicht die Mehrzahl des Landes ausmachen, und daß ihre Bestrebungen allem Herkommen und aller Billigkeit entgegensetzen. Dagegen behaupten die Magyaren, sie seyen die herrschende Nation, welche wenn nicht allen andern Nationen Ungarns zusammen, doch jeder einzelnen durchaus überlegen sey und zudem liege die politische Gewalt des Landes ganz in den Händen der Magyaren. Es wird bei dieser Angelegenheit viel von gegenseitigem Recht und Unrecht gesprochen, ohne daß dadurch die Sache sonderlich viel gefördert würde, denn es ist eine alte Wahrheit, daß manches Unrecht in der Welt geübt wurde, das am Ende doch überwog; wir wollen also die zweifelhafte Rechts- und selbst die Billigkeitsfrage bei Seite lassen, und auf das eingehen, was thunlich und ausführbar erscheint. Der neueste Vertheidiger des Systems der Magyaren, Lukacs, geht von einer ganz falschen Voraussetzung aus: er schließt sich in Ungarn ab, als ob dieß von einer chinesischen Mauer umgeben wäre. Er verwahrt sich gleich im Anfang, daß er durchaus auf Deutsche und Slawen außerhalb Ungarn keine Rücksicht nehme, indem diese in Bezug auf die Rechtsverhältnisse in Ungarn ohne Bedeutung seyen. Hinsichtlich der Rechtsverhältnisse allerdings, aber auch hinsichtlich des thatsächlichen Einflusses? Stehen hinter den Deutschen und Slawen Ungarns nicht Millionen anderer Slawen und Deutschen, und üben diese nicht unwillkürlich einen Einfluß aus? Dagegen möchte sich wohl wenig einwenden lassen, hätte auch nicht Graf Leo von Thun, der Böhme, vor kurzem wieder die Feder zu Gunsten der Slowaken ergriffen. Er hatte in seiner Schrift „über den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung“ schon darauf präludirt, und tritt in seiner neuesten „die Stellung der Slowaken in Ungarn“ offen für sie auf. Abgesehen davon, daß sich auch in Deutschland eine Menge Stimmen, berufene und unberufene, über die Sache ausgesprochen, und namentlich die neuerstandenen slawischen Jahrbücher sehr entschieden Partei ergriffen haben, ist auch der Bereich des Streites selbst bereits über die Gränzen Ungarns hinausgetreten und hat die Grundlage, auf der die ganze Argumentation von Lukacs beruht, thatsächlich umgeworfen.

Es kommt alles auf die Frage an: ist die magyarische Nationalität und Literatur stark genug, durch ihr Uebergewicht sich die andern als dienende Glieder unterzuordnen? Diese Frage führt zunächst auf die Bevölkerungsverhältnisse, über welche gleichfalls viel gestritten und wenig entschieden worden ist; so wie jetzt die Acten des Streites stehen, möchten wir etwas über 4 Millionen Slawen, etwas unter 4 Mill. Magyaren, 1,200,000 Deutsche und 2 Mill. Wallachen annehmen, wobei allerdings zu bemerken, daß die Slawen in drei sehr verschiedene Zweige: Russinen, Slowaken und Croaten, oder, wie jetzt der Lieblingsname lautet, Illyrier zerfallen. Daß bei solchen Zahlenverhältnissen — auch wenn sie sich noch etwas günstiger für die Magyaren gestalten sollten, als wir sie angegeben — bei der Bildungsstufe namentlich der Slowaken und Deutschen, und bei dem literarischen Anhalt, den Slawen und Deutsche außerhalb Ungarns finden, die magyarische Nationalität und Literatur zu einem völligen Uebergewicht gelange, halten wir geradezu für unmöglich, und das Bestreben, dieß Ziel auf künstlichem Wege zu erringen, bloß für geeignet, Haß zu erwecken, und Zwietracht im Lande auszusäen. Wir wissen wohl, daß viele und sehr wohldenkende Magyaren sich

mit der Nothwendigkeit entschuldigen, ihre zwischen dem Druck der deutschen und slawischen Macht bedrohte Nationalität auf alle mögliche Weise sicher zu stellen; wir halten aber den eingeschlagenen Weg nicht für den richtigen und glauben, daß nach dem jetzigen stürmischen Anlauf und der krampfhaften Anstrengung eine Zeit der Entmuthigung und Erschlaffung folgen werde, die gerade geeignet seyn könnte das herbeizuführen, was man vorsorglich zu entfernen bestrebt ist.

Nach dieser offenen Darlegung unserer Ansichten kommen wir vorerst auf einen Punkt, welcher Deutschland selbst nahe genug berührt. Der Streit in Ungarn hat eine sehr gereizte Stimmung erweckt, und von beiden Seiten ist die Feder oft genug in Galle getaucht worden. Man kann eine solche Gereiztheit beiden Theilen, namentlich aber den Slawen, zu gute halten, denn sie sehen sich, und nicht ganz mit Unrecht, als die Unterdrückten und Beeinträchtigten an, „aber politische Leidenschaften sind ein Feuer, das, einmal angefacht, schwer zu dämpfen ist, und weiter um sich greift, als sich anfangs voraussehen läßt.“ So äußert sich Graf Leo von Thun in seiner neuesten Schrift, und keineswegs unrichtig, wie sein eigenes Beispiel und das Beispiel anderer zeigt, denn Deutschland, in dessen Namen Oesterreich bis jetzt in diesem Streit nur auf die mildeste, versöhnendste Weise eingriff, fängt an, der Sündenbock der Slawen und Magyaren zu werden. Es ist notorisch, wenn wir gleich bei unserer Unkenntniß der ungarischen Sprache keine Stellen citiren können, mit welchem Widerwillen die ultramagyarische Partei den Einfluß Deutschlands auf ungarische Verhältnisse betrachtet, und Graf Leo v. Thun ist aufrichtig genug, seine Scheu vor einer Uebermacht der deutschen Nationalität offen zu bekennen, ja den Magyaren die Hand zu bieten zum Bunde gegen dieselbe. Was er mit aristokratischer Feinheit sagt, das spricht Kollar in demokratischer Derbheit offen aus, indem er in seiner neuesten Schrift geradezu sagt, die magyarische Rohheit und Gewaltthätigkeit sey bei weitem nicht so zu fürchten, als die stillen, fast unbeachteten Fortschritte, welche das Deutschthum gegen die Slawen mache. Von den Gesinnungen, wie sie hier leben, wollen wir aus der letztgenannten Schrift unsern Lesern eine Probe vorführen. Kollar reiste, wie wir aus den frühern Auszügen dieser Schrift*) ersehen, von Pesth durch Croatien nach Triest und Venedig, von da durch Oberitalien nach Tyrol, kommt dabei auf diejenigen Theile Oberitaliens zu sprechen, welche früher von Slawen eingenommen waren, jetzt aber wieder italienisch sind, und sagt nun hierüber S. 204 folgendes: „Vergleichen wir diese Italienisirung der Slawen in Oberitalien und die Verdeutschung der Slawen in Deutschland, so zeigt sich ein bedeutender Unterschied. Die Italiener handelten ohne Absicht und geflissentlichen Vorsatz, die Deutschen dagegen verfuhren mit Vorbedacht; bei den Italienern war es mehr Sache des Zufalls und der geographischen Nachbarschaft und Vermischung, bei den Deutschen entsprang es aus Nationalhaß, Habsucht und Verstocktheit. Die Italiener führten gegen die Nationalität und Sprache keine blutigen, lange andauernden Kriege, wie die Deutschen unter Markgraf Gero; die Italiener suchten nie das nationale Bewußtseyn im Volke auszurotten, drängten nicht slawischen Städten gewaltsam ihre Colonien auf, nahmen ihnen nicht Häuser, Felder und Städte, wie die Deutschen nach dem Zeugniß der Geschichte gethan haben. Die Italiener nahmen die Slawen in ihre Zünfte, in ihre Malergenossenschaften, selbst in höhere Aemter auf, die Deutschen aber verstießen sie durch Gesetz und Eide aus Handwerken und Zünften. Die Italiener entfremdeten uns nur wenig Stämme und Landschaften, die Deutschen eine ganze Menge; die Italiener verfuhren in der Stille, allmählich und mit Milde, die Deutschen lärmend und mit wildem Ungestüm; die Italiener prahlten nie mit dem Erfolg, die Deutschen rühmen sich dessen in Geschichtsschriften und in Zeitungen mit einem gewissen Triumph, sie erwarten und wünschen, daß wir uns auch noch dafür bedanken sollen, ja sie treiben noch mit den Ueberresten und den Alterthümern der unglücklichen Stämme frechen Spott und Hohn, wie mit den untergeschobenen und theuer verkauften Götzenbildern von Prilwitz; *) die Italiener, haben längst von ihrem alten Verfahren abgelassen, die Deutschen aber verharren darin noch gegenwärtig, selbst für die Zukunft wässert ihnen der Mund, und sie legen ihre Schlingen an. Wir können unter diesen Umständen des Wunsches uns nicht enthalten, daß irgend Jemand eine umfassende, mit Beweisen versehene Geschichte der Entnationalisirung der Slawen in Europa, namentlich aber der Germanisirung derselben, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten schreiben möchte. Die Quellen dazu müßten sich größtentheils in den europäischen, vorzüglich in deutschen Archiven finden; übrigens wären auch Sagen und Gesänge des Volkes, namentlich bei den jetzt noch übrigen Lausitzern, Kaschuben u. s. w. aufzusuchen und zu benützen. Dabei müßte aber der moralische Werth dieser in der Weltgeschichte einzigen Erfolge durch eine unparteiische Feder und mit Herder'scher Humanität nachgewiesen werden; der Verfasser müßte ausführen, welches die höhere Tugend ist, fremde Rechte zu achten oder zu kränken; wer das größere Verdienst um die Menschheit erworben: der Kampf, das Blutvergießen, die Unterdrückung, das Verderben, der Tod, wie auf Seite der Deutschen, oder Ruhe und Arbeitsamkeit, Ackerbau und Handel, Häuslichkeit und Gastfreundschaft, Freiheit und Leben wie auf Seite der Slawen? Denn viele Deutsche rühmen sich jetzt noch dieser gräulichen Thaten, und triumphiren darüber als über einen Beweis nationalen Heldenmuths, germanischer Energie und Gott weiß als was noch. Wir urtheilen anders darüber, halten dieß für einen herostratischen Ruhm, für den größten Schandfleck in der europäischen Geschichte, für eine Schmach des Menschengeschlechts, für eine Unterdrückung der heiligsten Menschenrechte, für eine Verunehrung des Christenthums, das man gottloser Weise als Mittel gebraucht, für eine mitleidswerthe nationale Verblendung, für Barbarei und Raub, für Diebstahl und Mord im höchsten Sinne

*) S. Nr. 164 ff. 172 f. u. 188 ff. v. d. J.

*) Auf was für eine Geschichte hier angespielt ist, wissen wir nicht, und bemerken bloß, daß bei Prilwitz die Ueberreste der berühmten alten Obotritenstadt Retra liegen.

des Worts, für eine beispiellose Grausamkeit gegen den unschuldigen, stillen, arbeitsamen, friedliebenden Bruder und Nachbar, für eine That, deren sich zum mindesten die aufgeklärten Nachkommen schämen sollten. Welchem Slawen kocht nicht das Blut bei solchen Unthaten, welches Auge bliebe trocken bei solchen Nationaltragödien! Als ich in meiner Jugend in der Chronik der Matthäus von Paris die Stelle las, daß die Mongolen, als sie im J. 1243 in Europa einfielen, allenthalben vor sich her die Meinung verbreiteten, sie seyen gekommen, um die deutsche Wuth durch ihre Sanftmuth zu mäßigen (propter furorem teutonicum sua modestia temperandum), kam mir alsbald der Gedanke, die Mongolen hatten ohne Zweifel diese Unterdrückung und Entnationalisirung anderer Völker, namentlich der Slawen vor Augen gehabt, so daß Bericht und Klagen darüber zu den Ohren selbst jener Wilden gedrungen."

Es ist doch ein guter historischer Fund, daß wir bei dieser Gelegenheit erfahren, weßhalb die sanftmüthigen Mongolen, die mehr als einmal ganze Volksstämme ausmordeten, die ihnen im Wege standen, eigentlich nach Europa gekommen sind. Aber Scherz bei Seite: nur ein krankhaft gereizter Sinn kann solche Absurditäten auftischen. Da ist Graf Leo v. Thun weit klüger, wenn er sagt: „Um die lebenden Geschlechter handelt es sich zu jeder Zeit; die Geschichte hat vielleicht keine ärgere Katastrophe aufzuweisen, als diejenige, welche auch Deutsche als solche in Böhmen heimisch gemacht hat. Dürfen wir aber denjenigen, der sich heutzutage als einen deutschen Bewohner Böhmens fühlt, deßhalb weil vor 200 Jahren andere Leute den damaligen Besitzern des Landes schweres Unrecht zugefügt haben, verbieten als Deutscher zu leben und zu wirken?" Man sieht, welche Fragen der scheinbar bloß ungarische Streit mehr und mehr anregt, und wenn Graf Leo von Thun sich sanfter ausdrückt als Kollar, so ist die Gesinnung im Grunde die nämliche, und was die Wirkung dieser Schriften betrifft, so wird die heftigere wie gewöhnlich auf ein gegen literarische Eindrücke noch nicht abgestumpftes Volk einen größern Eindruck machen. Man kann Hrn. Kollar in seiner persönlichen Stellung als Geistlicher eines Volks, dem man an einzelnen Orten den Gottesdienst in magyarischer, statt slawischer Sprache aufdringen will, manches zu Gute halten, man kann ihn persönlich entschuldigen, aber wir fragen, was müssen solche Standreden, wie wir eben eine angeführt haben — und das Buch fließt über von slawischem Fanatismus — für eine Wirkung thun? Die Aufreizung, welche die Magyaren veranlaßt, wird einen viel weiteren Flug nehmen, als es anfangs schien, und die Bemühungen, den Haß der Slawen gegen Deutsche neu zu erwecken, sind eine der ersten bitteren Früchte davon.

(Schluß folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Die baskischen Provinzen.

Die Ansicht des Baskenlandes Guipuzcoa ist ungemein romantisch. Hohe Gebirge sondern sich von der ungeheuren Bergmasse ab, welche die Gränze von zwei großen Reichen bezeichnet, und ziehen theils nackt und in grotesken Formen, theils mit immergrünen Wäldern bedeckt durch das von fernigen Leuten bewohnte Guipuzcoa. Die Küsten sind umgürtet mit Felsenriffen und öffnen zwischen ihren vorspringenden Spitzen, wozu Cabo de Higuera und Cabo St. Antonio gehören, kleine Buchten, die vortreffliche Häfen abgeben, deren die Provinz nicht weniger als neun zählt. Lachende Thäler ziehen zwischen hohen Bergen hin und werden von unzähligen Bächen nach allen Richtungen durchschlängelt; Waldströme drängen sich durch die Schluchten der Berge und stürzen sich in das anstoßende Meer, aber keiner dieser kleinen Flüsse ist schiffbar, alle haben nur einen kurzen Lauf.

Ein ewiger Frühling scheint über den Fluren von Guipuzcoa zu schweben, und da es nie an Regen fehlt, so behält der Rasenteppich Jahr aus Jahr ein sein frisches Colorit; Gewitter sind nicht selten, aber nicht der Sommer, sondern der December und Januar sind die Monate, wo sie am heftigsten toben. Ein solches Klima kann auf die Gesundheit und Lebensdauer des Menschen nicht anders als wohlthätig wirken, und in der That genießen auch die Guipuzcoer unter allen Spaniern des längsten Lebens; Greise von 90 bis 100 Jahren sind hier nicht selten. Das Land hat auf seinen Bergen ansehnliche Waldungen und zeichnet sich in guter Bewirthschaftung der Forsten vor allen spanischen Provinzen aus. Erst neulich hat ein Guipuzcoer ein gediegenes Werk über Forstcultur geschrieben. Die Wälder sind zugleich der Aufenthalt vieler wilden Thiere, namentlich Hirsche, Rehe, Bären, Marder, Wölfe und wilde Katzen. Die Rebhühnerjagd ist sehr ergiebig und wird deßhalb mit großer Vorliebe betrieben. Man zeigte mir einen rüstigen Siebziger, der als glücklicher Bärenjäger im ganzen Baskenlande zu großer Berühmtheit gelangt ist. Seine verwitterten, immer aber noch lebhaften Gesichtszüge beweisen, daß er manches Wagstück, manches Abenteuer in den Bergen bestanden hat.

Die Fischerei ist ein alter Nahrungszweig der Strandbewohner; doch jagt der Guipuzcoer jetzt nicht mehr, wie ehedem, in fernen Meeren den Wallfischen nach, sondern begnügt sich mit der Küstenfischerei, die ihm Thunfische, Sardellen, Rochen, Lachse, Austern und Muscheln liefert, womit Alava und Navarra, auch ein Theil von Castilien und Aragon versehen werden.

Den eigentlichen Reichthum des Landes verschließen die Berge in ihrem Schooße und die Eisengruben von Mondragon sind weit und breit berühmt. Kupfer wird bei Amazqueta gewonnen, gutes Quellsalz bei Salinas. Man zählt über neunzig Eisenhämmer im Lande, in dessen Städten und Flecken regsamer Gewerbfleiß herrscht; die Gewehre und Klingen, Segel und Taue, die man fertigt, werden in ganz Spanien und im Auslande geschätzt.

Die Guipuzcoer sind ein artiges, freimüthiges, fleißiges Völkchen. Sie sind in hohem Grade gastfreundlich gegen Heimische und Fremde; ich befand mich bei ihnen ungemein behaglich. Der baskische Dialekt, den sie sprechen, wird als der reinste und anmuthigste von allen betrachtet. Auch wird die Musik sehr gepflegt, und in einigen Concerten, denen ich beiwohnte, ließen sich ausgezeichnete Dilettanten hören.

San Sebastian, eine sehr belebte, freundliche Stadt mit schönen Häusern, dient im Sommer wegen des schönen sandigen Gestades als Seebad. Viele Leute kommen in dieser Absicht aus Madrid hieher, und die treffliche reine Luft, die mit frischem Grün bekleideten Hügel und Thäler und der Kunstfleiß des Volks bilden einen seltsamen Contrast

zu dem schwülen Klima der Hauptstadt von Castilien. Unter den Curgästen bemerkte ich auch den famosen Grafen Toreno.

Das indische Korn oder der Mais wird in Guipuzcoa stark gebaut, alle Getreidearten werden seit den letzten Jahren in einem weit größern Maaßstabe gepflanzt, allein die Bevölkerung ist sehr gedrängt, nähert sich den am stärksten bewohnten Ländern Europa's und drückt schwer auf die Nahrungsmittel.

In den baskischen Provinzen herrscht noch der alterthümliche Brauch, der Kirche Gaben darzubringen. Die verschleierten ehrsamen Hausfrauen gehen an Sonn- und Festtagen mit einer Wachskerze und einem Laib Brod zur Kirche und legen dieselben auf schmalen Teppichen nieder, wo sie dann von den Geistlichen bei der Hauptmesse aufgehoben werden. In dem schönen Alpenlande Steyermark habe ich dieselbe fromme Sitte wahrgenommen, die an die Opfer in der Stiftshütte erinnert. — Die Klostergeistlichen sind nicht zahlreich in Guipuzcoa, um so mehr aber die weltlichen. Sie leben indessen mit dem Volke auf einem freundschaftlichen Fuße, indem sie sich wohlwollend um seine Angelegenheiten bekümmern, ihm beständig gute Dienste leisten und sich ganz mit ihm verschmelzen. Man findet nur wenige Fanatiker unter ihnen, und sie stehen wegen ihrer Gewandtheit, Bildung, Lebensklugheit, auch wegen ihrer angenehmen geselligen Manieren in einem sehr vortheilhaften Ruf, während man von den geschmacklosen Mönchen längst nichts mehr wissen will. Die meisten Beneficien scheinen, wie fast alle Aemter, von der Wahl des Volks abzuhängen.

Passages ist etwas mehr als eine Legua von St. Sebastian entfernt. Die Einfahrt in den Hafen ist eng und hatte vor dem Gebrauch der Dampfschiffe bedeutende Schwierigkeiten; im Innern aber öffnet und gestaltet er sich zu einem geräumigen Hafen. Die Curgäste von St. Sebastian lustwandeln fast jeden Abend hieher und im letzten Sommer ist wieder ein neues Hôtel eröffnet worden. Auch in industrieller Hinsicht hebt sich dieser Ort von Tag zu Tag. Die Jesuiten errichteten hier nach ihrer Vertreibung aus Frankreich ein Collegium, durch einen seltsamen Zufall nur wenige Meilen von ihres Gründers Ignatius prachtvoller Anstalt. Letztere ist nun gänzlich in Verfall gerathen, indem nur die nöthige Anzahl von Dienern vorhanden ist, um in der Kirche den Cultus zu verrichten. Gegenwärtig zählt das Seminar von los Passages nur wenige Zöglinge. Das Vorurtheil gegen die Lehren der Jesuiten ist so groß, daß nur die Schwierigkeit, eine passende Erziehung zu erhalten, sie in den Stand setzte, ihren Unterhalt zu bestreiten. Die ältern Väter scheinen eine ascetische, kummervolle, melancholische Miene anzunehmen, und gleichen in dieser Weise mehr Trappisten als Jesuiten.

Die bläulichen Meereswogen benetzen den freundlichen Fischerort Guetaria mit seinem niedlichen Hafen. Auf dem öffentlichen Platz steht die Bildsäule des hier geborenen berühmten Seemannes Juan Esteban del Cano.

Hernani, unweit des Urumeaflusses, hat beträchtliche Eisenwerke, besonders Ankerschmieden, deren geschätzte Arbeiten längs der Küste verführt werden.

Die Bewohner des Baskenlandes sind vollkommene Republicaner und zwar von der besten Art, indem sie gebildeter, feiner und in jeder Hinsicht liebenswürdiger sind, als die etwas ungeschlachten, eigennützigen Schweizer. In ihrem Benehmen sind sie stolz, zumal die Biscayer, welche alle durch Geburt Adelige sind. Das Land ist blühend durch seinen Kunstfleiß, den es größtentheils den Frauen verdankt, welche in dieser Hinsicht unübertroffen dastehen; die Männer schweigen gern an der Tafel und sind Weintrinker, was im Innern von Spanien nicht gewöhnlich ist. Die Basken, wie die meisten Bewohner von Nordspanien, würden vortreffliche Colonisten abgeben, allein man müßte ihnen ihre heimathlichen Sitten und Bräuche lassen, an denen sie mit ungeschwächter Liebe hängen. Man trifft sie häufig zu Madrid in vertrauten Diensten, aber sie behalten, wie die Schweizer und Tyroler, stets die Sehnsucht nach den Bergen der Heimath. Viele ihrer eigenthümlichen Volkslieder sind von dieser Sehnsucht erfüllt. In Anmuth wetteifern die Frauen mit den Andalusierinnen, und ihr baskischer Accent und die süßesten Stimmen von der Welt verleihen ihrem ganzen Wesen und ihren Manieren einen eigenen Zauber; sie haben im allgemeinen eine durchsichtige, glänzende Gesichtsfarbe und die schönsten Haare, aber ihre Zähne sind selten gut und verderben früh. Ganz das Gegentheil ist bei den maurischen Stämmen in Südspanien der Fall, welche von ihren arabischen Vorfahren sehr schöne Zähne geerbt haben.

Die Sitten und Gewohnheiten des Baskenvolks tragen ganz das Gepräge der Gesetze und der politischen Einrichtungen. Sie sind munter und arbeitsam und das Land ist trefflich angebaut; für die Fortschritte und Verbesserungen im Gebiete der Landwirthschaft zeigen sie das regste Interesse. Die obern Stände gleichen hinsichtlich ihres gemessenen würdigen Benehmens vollkommen demjenigen, was wir bei uns mit „ehrsam und bieder" zu bezeichnen pflegen; auch die untern Classen sind vollen Vertrauens werth und im höchsten Grade ehrlich.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Neue Pflastermethode. Ein Hr. Prosser in England hat gefunden, daß eine Mischung von pulverisirtem Feldspath und feinem Thon, wenn man sie einem starken Druck zwischen zwei Stahlmassen unterwirft, sich bis auf ein Viertel des ursprünglichen Umfangs zusammendrücken läßt, und viel härter und minder porös wird, als gewöhnliches Porcellan. Man wandte dieß Verfahren zuerst auf Rockknöpfe an, die viel fester und wohlfeiler sind, als gewöhnliche. Jetzt ist man auch auf den Einfall gekommen, diese Masse zum Pflastern zu verwenden, zu welchem Ende die Vierecke nach dem Pressen in den Ofen kommen. Sie werden durch das Backen ausnehmend hart, und ertragen den raschen Uebergang von der Kälte zur Wärme und umgekehrt sehr gut. (Echo du Monde Savant vom 16 Julius.)

Alter gußeiserner Bau in China. Hr. Gützlaff hat auf einem ziemlich hohen Hügel in der Nähe der Stadt Tsching-kiang-fu in der Provinz Kiang-nan eine ganz aus Gußeisen bestehende Pagode gefunden, die mit Basreliefs und Inschriften bedeckt ist, welche in die Epoche der Tangdynastie (618 bis 909 nach Chr.) hinaufreichen. Dieser Bau, der somit über 1200 Jahre alt ist, hat die Form einer eckigen Pyramide; er hat 40 Fuß Höhe und 8 Fuß unten im Durchmesser und besteht aus sieben Stockwerken, von denen jedes merkwürdige historische Bilder enthält. (ibid. vom [illegible] Julius.)

Quecksilber in Frankreich. Man hat in neuerer Zeit mehrere Spuren von Quecksilber im Departement de l'Aveyron entdeckt, und eine von Hrn. Leymerie mitgetheilte alterthümliche Nachricht läßt vermuthen, daß man an einigen Orten auf ganze Massen Quecksilber stoßen werde. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1843.

Skizzen aus Frankreich.

Lyon.

Die Ufer der Saone, zwei Meilen oberhalb Lyon, sind pittoresk und sehr angenehm. Sie erinnern mich an die reizendsten Hügel Italiens, an die von Dezensano, deren Name unsterblich geworden ist durch die Schlacht, welche Napoleon daselbst gegen den Rath seiner erfahrensten Generale dem Feldmarschall Wurmser lieferte. Auf diesen reizenden Saonehügeln haben die Lyoner Seidenhändler (die Canus, wie man sie scherzweise zu nennen pflegt) ihre Landhäuser. Die guten Handelsleute sind überall bei dem großen Geschmack des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben; aber die Schönheit der Gegend trägt über alle chinesischen Pavillons, womit man sie noch mehr zu verschönern gedacht hat, den Sieg davon. Es sind reizende, mit Bäumen bedeckte Felsen, welche sich so zu sagen in das Bett der Saone hinabstürzen und sie auszubeugen zwingen. Ein redseliger junger Kaufmann mit einem hübschen Gesicht nannte mir mit großer Gefälligkeit im Vorbeifahren die Namen der Landhäuser; da sind la Sauvagere, la Mignonne, la Jolivette, la Tour de la belle Allemande, la petite Claire, la Paisible.

In dieser schönen Gegend besaß Madame Roland ein kleines Grundstück. Hier gedachte sie den Rest ihres Lebens in Ruhe hinzubringen, als die Revolution alle fähigen Köpfe zu den Geschäften rief und Minister wie Roland an die Stelle von Ministern wie Calonne traten. Als die Roland zum Tode ging, umarmte sie alle ihre Mitgefangenen, welche ihre Freunde geworden waren. Während diese in Thränen zerflossen, war sie selbst heiter und freudig; ein heiliges Feuer leuchtete aus ihren Augen. Nach diesem großen Charakter kamen die Damen des Kaiserreichs, welche bei der Rückkehr von St. Cloud meinten, wenn der Kaiser ihre Kleider nicht geschmackvoll gefunden hatte. Dann kamen die Damen der Restauration, welche im Sacré Coeur die Messe hörten, damit ihre Männer zu Präfecten ernannt würden; endlich die Damen des Juste milieu, wahre Muster von Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit!

Den schattigen und reizenden Hügeln, welche die Saone einfassen, folgend, stieg ich zu allen Baumgruppen hinauf, die mir eine pittoreske Lage zu haben schienen. Ich dachte an die Nacht, welche J. J. Rousseau, vor einer Gartenthür bivouakirend, hier verbrachte. Nach so vielen Jahren, daß ich diese Stelle seiner Bekenntnisse nicht gelesen habe, erinnere ich mich fast noch der Worte dieses von trockenen, verknöcherten Seelen so verabscheuten Mannes. Er ist zuweilen etwas schwülstig, das ist wahr, aber nur dann wenn ihn der Gegenstand nicht anspricht; allein Schriftsteller, welche zarter Empfindungen ganz unfähig sind, würden vergeblich ihren Geist auf die Folter gespannt haben, um diese Nacht zu beschreiben, diese auf der Schwelle einer Gartenthür verlebte Nacht. Auf denselben Pfaden, welche ich durchlief, repetirte er seine Cantate, die ihm den Tag darauf ein gutes Mittagessen einbrachte; es war das leztemal, daß es ihm an Brod fehlte.

Endlich kam ich zu Fuß in Lyon an, und bemerkte, daß ich nicht einmal der Geringschätzung des Jungen, welcher mir meinen Mantel und meinen Shakspear trug, hatte entgehen können. Ich hatte den Gott des Landes, den Mammon, beleidigt, ich sah arm aus. Als ich dem Knaben sagte, ich wolle im Hotel de Jouvence logiren, neben der Briefpost, sah er mich groß an. Aber, Herr, sagte er in seinem schleppenden Tone, das ist ein sehr theures Gasthaus! Ich glaube, hätte ich ihn nicht wieder verwundert angesehen, er würde seinen Gedanken durch die Worte „für Sie" vervollständigt haben.

Die Tapete des Zimmers in diesem Hotel, in welchem ich wohnte, ist carmoisinrother Damast mit vergoldeten Leisten; zur Hälfte sind die Wände mit bläulich lackirter Boiserie ausschlagen, was trübselig aussieht. Ich wandle auf einem wohlgebohnten Parquetboden, welcher auf eine gewisse Art, deren Namen ich vergessen habe, eingelegt ist, und der bei jedem Schritte knarrt. Die Tapete meines Zimmers ist mit vergoldeten Stäbchen eingefaßt; wenn ich aber ein Fliegennetz über mein Bett haben will, um mich gegen die zudringlichen Mücken zu schützen, vor denen ich nicht schlafen kann, dann sieht mich der Kellner mit einem selbstzufriedenen Lächeln an, und antwortet mit Lyoner Hochmuth: dergleichen Dinge habe man nicht im

Hotel, und sie würden nie verlangt. Dieser ganze falsche Luxus verfehlt seinen Zweck und ist mir durch seine Erbärmlichkeit im höchsten Grade zuwider.

Ein Bekannter, den ich besuchte, sagte mir gleich zu allererst, daß die neue Kleiderordnung, welche auf allerhöchsten Befehl den Tunesern allen Luxus in der Kleidung untersage, seinem Handel einen fatalen Stoß gegeben habe, und dabei machte er ein unglaubliches Gesicht. Er ist ein sehr achtbarer, sehr rechtlicher Mann, ein vortrefflicher Familienvater, bezahlt seine Abgaben richtig, aber, großer Gott, was für eine Physiognomie! So wie die Kaufleute, seine Collegen, beschäftigt er Seidenarbeiter, welche Canus genannt werden; ich verstehe unter diesem Namen die Kaufleute selbst. Alle egoistische Albernheit, welche der Kleinhandel hervorbringt, der besonders Geduld und fortwährende Aufmerksamkeit auf die größten Geringfügigkeiten, eine Gewohnheit weniger auszugeben als man einnimmt, eine Furcht vor allem Ungewöhnlichen erfordert, scheint mir in dem Worte Canus zusammengefaßt zu seyn; die Lyoner selbst gebrauchen es von den untersten Classen ihrer Mitbürger. Der Charakter der untern Volksclassen an Orten, wo nicht, wie in Paris, die Eitelkeit eine unübersteigliche Schranke errichtet, macht sehr bald auch den Charakter der obern Classen aus. Diese Gewohnheiten und Sitten, welche man mit Staunen an seinen eigenen Kindern gewahrt, werden diesen zunächst durch die Amme und dann durch die Dienstboten eingeprägt.

Um sich einen Begriff von dem Charakter der Lyoner machen zu können, muß man die Kaufleute auf dem Kaffeehause mit einander scherzen hören; man engagire deßhalb einen zu einer Partie Domino.

Ich habe das Hospital besucht, das sehr reich seyn und sehr gut verwaltet werden soll. Ich habe daselbst Säle gesehen, welche 30 Fuß hoch sind, in denen folglich nicht der mindeste Geruch ist. Alle Unglücklichen, welche sich melden, werden darin aufgenommen, ohne, wie im Hotel Dieu zu Paris, ein Armuthszeugniß beibringen zu müssen. Andere Säle sind da, in welche man für 30 Sous täglich aufgenommen wird; ich habe daselbst einen Mann gesehen, welcher mir sagte, er befände sich im Hospital sehr wohl; wer 30 Sous zahlt, kann wieder herausgehen wann er will. Die Apotheke ist die beste in Lyon, so sehr die beste, daß reiche Leute ihre Arzneien aus derselben nehmen. Dieses trefflich eingerichtete Hospital hat 100,000 Fr. Renten, ohne das was die Stadt beisteuert.

Im Allgemeinen haben die Lyoner große, ziemlich edle Gesichtszüge. Ein Lyoner, welcher sich mit 6000 Livres Renten von den Geschäften zurückgezogen hat, affectirt einen majestätischen Gang; er trägt den Kopf hoch und wirft den Blick auf eine gewisse vornehme Weise umher; ich erkenne darin die Portraits aus der Zeit Ludwigs XV. Bei allem dem ist es die Physiognomie eines Mannes, der am Abend übel gelaunt ist, weil er des Morgens nicht seine 12 Sous gewonnen hat. Es begegneten mir bisweilen Gesichter der Art in den Straßen von Paris, und ich möchte darauf schwören, daß es Lyoner sind.

Sieben Meilen von Lyon liegt Vienne in einer reizenden Lage an der Rhone, und man möchte glauben, es läge um zwei Grade südlicher. Zu Lyon herrscht sechs Monate hindurch zweimal wöchentlich ein dichter Nebel, bei welchem alles schwarz erscheint; man sieht dann in den engen Straßen mit siebenstöckigen Häusern nicht sechs Schritte weit. Man muß zu solcher Zeit die Herren Seidenhändler sehen, wie sie sich in dem stinkenden Qualm gebärden und sich einwickeln! Es ist so arg, daß mir Steinkohlendampf dagegen wie der herrlichste Wohlgeruch vorkommt.

(Schluß folgt.)

Der Sprachenkampf in Ungarn.

(Schluß.)

Ständen Kollars Aeußerungen so gar vereinzelt, so möchte es noch hingehen, allein leicht ließe sich keine kleine Liste ähnlicher Aeußerungen aus neuern und neuesten Zeitschriften anhängen; doch solche Recriminationen helfen nichts, und wir möchten nur an eine Aeußerung des Hrn. Grafen v. Thun erinnern, wo er sagt: *) „den alten Brand nicht von neuem anzufachen, muß ein ernstes Anliegen jedes Redlichgesinnten seyn. Wer es sich anmaßen wollte das Nationalgefühl unter den Slawen durch die Anregung von Haß und Rache gegen die Deutschen zu beleben, der würde sich an beiden Nationen schwer versündigen." Das hat aber Kollar gethan in seiner neuesten Schrift, die von Haß gegen die Deutschen überfließt, und wir möchten keck die Frage aufstellen, wo etwas Aehnliches in Deutschland von einem Manne geschehen ist, der in dem Maße als Stimmführer seiner Nation gelten kann, wie Kollar unter den Tschechoslawen? Wenn in Deutschland einzelne Stimmen den alten Ton gegen die Slawen angestimmt haben, so sind es vereinzelte, schwache Stimmen, die im Schwall unserer überwuchernden Literatur und an der Blasirtheit unsers Lesepublicums verhallen, und was man den Deutschen hinsichtlich der slawischen Verhältnisse mit Recht vorwerfen kann, das ist eine aus der Unkenntniß derselben entsprungene Gleichgültigkeit, die bei der mit jedem Jahre wachsenden Bedeutung dessen, was in Ungarn, Böhmen und Polen vorgeht, gar sehr am unrechten Platze ist. Graf Thun hat ganz Recht, wenn er sagt: „wir läugnen ganz und gar, daß der Sprachenkampf in Ungarn eine rein ungarische Sache sey." Die Bemühungen von Lukacs, Pulszky und andern Wortführern, sich innerhalb der Gränzen Ungarns einzupferchen, sind durchaus eitel und können keinen Erfolg haben.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin die Frage über den Panslawismus noch einmal aufs Tapet zu bringen. Man würde es als eine absichtliche Ausweichung auslegen, wenn wir es unterließen. Hr. v. Pulszky schiebt, wie die magyarische Partei überhaupt, die Gefahr, von den russischen Bestrebungen umrungen zu werden und endlich in das ausgespannte Netz zu fallen, voran. Hr. Graf Leo v. Thun stellt

*) Ueber den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur pag. 70.

dieß, insofern dabei eine Absicht der Slawen in Böhmen, Mähren und Oberungarn obwalte, entschieden in Abrede, will aber selbst für die Südslawen (S. 80) nicht gutstehen. Uns dünkt, daß hier Beschuldigungen und Entschuldigungen gleich schlecht am Platze seyen, weil beide nichts beweisen. Wir wollen uns an die einfache, von Niemand bestrittene Thatsache halten, daß Russen in nicht unbedeutender Zahl alle slawischen Länder durchstreifen, den Sinn für Bearbeitung der slawischen Literatur zu wecken suchen, und mit slawischen Literatoren in den intimsten Verhältnissen stehen. Wenn dieß noch eines Beweises bedürfte, so braucht man bloß auf die Zeitschrift des böhmischen Museums und die russischen Journale selbst zu verweisen, ja man kann mit diesen Zeitschriften in der Hand den bündigen Beweis liefern, daß sich dieser Verkehr, die von Kollar verlangte Gegenseitigkeit der slawischen Literaturen, in den letzten sechs bis sieben Jahren wesentlich gesteigert hat und noch immer im Zunehmen ist. Wir wollen dieß weder den russischen Literatoren selbst und noch weniger den böhmischen und illyrischen zum Verbrechen anrechnen. Aber wie Montecuculi zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld verlangt, so Kollar (s. S. 208 seiner Reise) Gegenseitigkeit, und wiederum Gegenseitigkeit, und noch einmal Gegenseitigkeit. Wohlan, diese Gegenseitigkeit ist in vollem Zuge, das kann Niemand läugnen, eben so wenig aber läßt sich läugnen, daß der Zustand der böhmischen und noch mehr der illyrischen Literatur wie er vor 20 Jahren war mit dem jetzigen durchaus keine Vergleichung aushält. Es gibt in Deutschland noch hinreichend Kosmopolitismus und Humanität — denn diese beiden Tugenden nimmt man slawischerseits von uns in Anspruch — diesem Aufschwung der slawischen Literaturen den besten Erfolg zu wünschen. Ist es aber nicht auf der andern Seite wahr, daß dieser Aufschwung mit zahlreichen bisher bestandenen Verhältnissen, deren Unvollkommenes und Lästiges wir gern einräumen wollen, in Zerwürfniß geräth. Es mag ganz wahr seyn, daß nichts als die Erweiterung des literarischen Verkehrs unter den Slawen das „nächste“ Ziel ihres Strebens ist, wie sich Gr. L. v. Thun etwas naiv ausdrückt, er gibt aber gleich auf derselben Seite selbst zu daß „wenn unter einer überaus großen Nation, die bisher fast regungslos schien, geistiges Leben sich entwickelt, so versteht es sich von selbst, daß die Entstehung einer Literatur und ein literarischer Verkehr unter den einzelnen Theilen nicht die letzte und einzige Folge seyn könne, sondern daß zugleich mit ihr auch allmähliche Veränderungen in den socialen Zuständen sich ergeben werden.“ Wir sind weit entfernt dem geehrten Verfasser mit diesem halben Geständniß einen hinterhaltigen Gedanken unterschieben zu wollen, aber es ist als Geständniß wichtig von Seite eines der aufgeklärtesten Vertheidiger der slawischen Sache, daß diese slawischen Bestrebungen, so rein sie immer in ihrem Ursprung seyn mögen, nothwendig Anlaß zu Zerwürfnissen mit bestehenden Zuständen und Verhältnissen geben müssen.

Das Zerwürfniß ist bereits vorhanden, das läugnet Niemand mehr, kann es nun nicht Leute geben die, ohne zunächst einen andern Zweck zu verfolgen, nur das Zerwürfniß nähren wollen, da das Zerwürfniß selbst ihnen Vortheil bringt? Giebt nicht die polnisch-russische Dennica, die in Warschau erscheint, einem vorgeschobenen Posten des Panslawismus so ähnlich wie ein Ei dem andern? Welcher Unbefangene, der nicht Augen und Ohren absichtlich verschließen will, erkennt nicht — wenn auch der materielle, juridische Beweis fehlt — die Hand, welche in Ungarn die Zerwürfnisse nährt? Von dieser Seite aus betrachtet sind die Vorwürfe, welche Graf v. Thun der magyarischen Partei macht, etwas grell, und statt den Magyaren die Hand zu reichen gegen die Uebergriffe des Deutschthums, würde er besser thun sich in Verbindung mit letzterem gegen Rußland zu wenden.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

(Fortsetzung.)

Navarra.

Cascante, Corella, Fitero, Olite, Tafalla, Morillo del Fruto, Sanguessa sind alte, in der frühern Geschichte von Navarra oft genannte Städtchen und Marktflecken, deren Bewohner sich hauptsächlich von der Bodencultur und Landwirthschaft nähren; sie bauen Oel, Wein und Gemüse die Fülle. Das von der Esca durchströmte Thal von Roncal ist ein rauher, waldiger Landstrich, der jedoch herrliche Weiden hat, Weizen, Flachs und treffliche Kastanien erzeugt und von einem fleißigen und kraftvollen Völkchen und fünf Ortschaften mit etwa 900 Häusern bewohnt wird. Die Leute nähren sich von der Schäferei, von dem Transport mit Saumthieren, von der Verfertigung von Butter und Käse und haben eine fast demokratische Verfassung.

An einem heißen Julinstage gelangte ich nach Pampeluna; alle Straßen und Plätze waren ungemein belebt, in der Hauptstraße waren Meßbuden aufgeschlagen, die ganze Stadt war von festlich gekleideten Landleuten erfüllt. Man beging nämlich den Gedächtnißtag des heiligen Firminus, des Schutzpatrons der Navarresen; ihm zu Ehren schimmerten alle Kirchen, alle Capellen, alle heiligen und profanen Behausungen im Festesglanz.

Am folgenden Tage begann das Stiergefecht. Man hat hier kein Amphitheater oder Plaza de Toro, aber der große viereckige Platz der Stadt wird zu diesem Zweck verwendet; er ist länglich und an einer Seite offen; ringsum werden zum Besten der schaulustigen Bevölkerung Gerüste aufgeschlagen, wodurch ein eiförmiger, unverhältnißmäßig langer Platz entsteht. Die Häuser, welche gegen den Platz sehen, sind absichtlich so gebaut, daß ihre Fronten fast ganz aus Fenstern bestehen. Der Gemeinderath hat das Recht, jeden Balcon zu vermiethen, und mit dem Ertrag werden die Kosten des Festes bestritten. Die höhern Stände finden auf diese Art bequeme Unterkunft; die Gerüste werden hauptsächlich von den Wirbesern besetzt. Ganz Pampeluna war an diesem Freudentage in der größten Bewegung. Der Anblick war in der That wunderschön; alle Balcone, alle Fenster waren mit Mantillas geschmückt, nicht eine einzige fremde Tracht sah man. Das Volk war ungemein aufgeregt, und einen Chor von weiblichen Stimmen hörte man vor allen übrigen, wenn ein ausgezeichneter Torero den Beifall hervorrief.

Nachdem die Vorbereitungen getroffen waren, fuhren die Wagen des Gemeinderaths auf, voran und hinten Musikbanden; der ganze Magistrat erschien in festlicher Amtstracht und die Rathsdiener trugen

die alte navarresische Uniform: rothe Hosen und blaue Westen. Dann kam der Alguazil mayor im altspanischen Costüm mit einer berittenen Schaar; hinter ihm entfaltete sich ein langer Zug mit Fahnen und Standarten, eine Abtheilung Kavallerie beschloß den Zug. Die Stäbe des Magistrats werden in Procession getragen, zum Zeichen, daß die Civilgewalt hier die höchste ist und Unordnungen verhüten wird. Zunächst erschienen die Toreros, gefolgt von den Molineros oder Müllern der Stadt, welche das Privilegium haben, an jedem Tage, das Fest mag dauern so lange es will, einen Stier zu tödten. Sie trugen ganz müllermäßig weiße Röcke und Beinkleider, mit Bandanas auf dem Kopfe, ein jeder mit einer langen, vorn mit einem scharfen Eisen versehenen Lanze. Sie wurden begleitet von zwei Aficionados, oder Picadores aus Liebhaberei, zu Pferde.

Man schickte dann eine förmliche Botschaft an den Vicekönig, wie er hier heißt, obwohl die Regierung ihn nur Generalcapitän betitelt, daß alles bereit sey; jedoch eröffnete man, ohne auf ihn weiter zu warten, die Festlichkeit. Wer die Spanier recht kennen lernen will, sagt Campomanes, muß sie während eines Stiergefechtes beobachten. Ich befolgte diesen Rath zu Pampeluna und an andern Orten.

Am Schlusse gab es zwischen einer Schildwache auf ihrem Posten und einigen händelsüchtigen Leuten aus dem Volke einen Streit. Man sagte mir, diese Leute seyen aus einem Stadtviertel, das wegen seiner tumultuarischen Sitten längst berüchtigt sey. Sie suchten den Soldaten zu entwaffnen, wurden aber überwältigt und die Ruhe wieder hergestellt, nachdem zwei oder drei von den Raufbolden Wunden empfangen hatten. Das an solche Vorfälle nicht gewöhnte Publicum wurde von Unruhe und panischem Schrecken ergriffen; man stürzte davon und es drohte ein allgemeiner Tumult zu werden. Ich besorgte, daß das Gerüste nachgeben und zusammenbrechen möge, doch mit Beihülfe einiger Männer, welche ihre Fassung behielten, wurde das Volk zum Bleiben vermocht und die Ordnung wieder hergestellt. Der Platz wurde sodann gesäubert und starke Militärabtheilungen ausgeschickt.

Diese ärgerliche Unordnung wurde durch die Eifersucht des Volks auf die Zulassung der Soldaten herbeigeführt, welche auf eine ungewöhnliche Weise an den Bänken mitten unter den Zuschauern aufgestellt worden waren. Wäre der Civilbehörde die Frage zur Entscheidung überlassen geblieben, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach die Truppen verdoppelt oder das Schauspiel eingestellt worden seyn. Der Vicekönig indessen, mit dem Tact und der Festigkeit eines alten Kriegers, schlug einen ganz andern Weg ein. Er weigerte sich, die Soldaten am nächsten Tage in den Platz eintreten zu lassen, indem er zur Antwort gab, er werde schon dafür Sorge tragen, daß das Volk keine Ausschweifungen begehe. Eine hinlängliche Militärmacht wurde demnach in Bereitschaft gehalten, aber alles ging ohne die geringste Unordnung von Statten.

Am Schlusse des Schauspiels wurde der letzte Stier, ein Embolado, herausgelassen. Die Müller bildeten eine Linie, und nachdem der Stier von den Aficionados getroffen worden war, empfingen sie ihn mit ihren Spießen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Linie zu durchbrechen, traf ihn ein zufälliger Stoß in den Rückgrat; das Thier fiel zusammen und wurde wie seine Vorgänger hinausgezogen. Diese Art des Stiergefechtes ist dem Platze ganz eigenthümlich und würde bei den stärkern Stiergattungen gar nicht anwendbar seyn. Die schmächtigen, aber lebhaften Stiere von Navarra springen wie die Gemsen ohne Anstrengung über die Schranken.

Montes, ein Zögling des Collegiums von Sevilla und der beste jetzt lebende Stierkämpfer Spaniens, war zugegen und erregte durch seine Proben von Kunst und Fertigkeit allgemeinen Beifall. Ein Kunststück, das er häufig wiederholte, bestand darin, daß er, während das Thier seinen Kopf senkte, um ihn zu durchbohren, über dessen Hörner wegsprang; ein anderes noch schwierigeres war, daß er dem Stier in einiger Entfernung zulief; wenn man das Thier in vollem Laufe heranstürzte, so pflanzte er einen kleinen Spieß auf den Boden, gerade vor seinen Kopf, sprang dann in die Luft und indem er es unter sich wegrennen ließ, fiel er hinter seinem Schweif auf die Erde nieder. Dieses Wagstück erfordert die größte Kaltblütigkeit und die schärfste Berechnung der Entfernung, und es ist unerläßlich, daß der Stier zur rechten Zeit mit einem straffen, festen Schritt herankommt. Der schöne Montes verdient die Bewunderung, mit welcher ihn die Schönen des Landes beehren. Sein Bildniß ziert das Schlafgemach mancher Spanierin, die den berühmten Torero anbetet. Die Sonnette, die man seit 10 Jahren in allen Gauen Spaniens auf ihn gemacht hat, würden, gleich einem Scott'schen Roman, drei gute Octavbände füllen. Man beehrt Montes mit dem Beinamen „der Göttliche."

Sämmtliche Toreros, welche zu Pampeluna fungirten, waren von Madrid gekommen, und diejenigen, denen es möglich war, brachen, so wie das Stiergefecht zu Ende war, nach Valencia auf, wohin sie berufen waren, um auch dort ihre Kunst zu zeigen. Alle Picadores waren verwundet, aber nur ein einziger, der kaum im Stande war, sich zu bewegen und einige Wochen in Vittoria auf dem Krankenbette lag, starb auch daselbst. Einer von ihnen, der in der höchsten Gefahr schwebte, wurde nur durch die Geistesgegenwart des trefflichen Montes gerettet. Er lag auf dem Boden und der Stier wollte ihn eben durchbohren, als „der Göttliche" mit Blitzesschnelligkeit seinen Springspieß ergriff und indem er dem Thier hinten einen starken Schlag versetzte, seine Aufmerksamkeit anderwärts hinlenkte. Ein stürmischer Applaus ward dem liebenswürdigen, furcht- und tadellosen Torero, dem Abgott des Landes; von tausend schönen Lippen ertönte sein Ruhm. Am Schlusse des Tages ward er auf den Schultern des jubelnden Volks rings um den ganzen Platz herumgetragen. Man sang Loblieder auf den Göttlichen wie weiland die Hellenen auf einen Heros. Die Andalusier verehren ihren großen Montes von ganzer Seele, aber an derartigen lärmenden Auftritten finden sie keinen Geschmack.

(Schluß folgt.)

Missionsarbeiten im indischen Archipel. Am 18 Jul. wurde zu Rotterdam die 46ste außerordentliche und allgemeine Versammlung der niederländischen Missionsgesellschaft gehalten. Der allgemeine Bericht über das verflossene Jahr erwähnte auch den Tod von drei Missionären, Ruden, Nordhoff und Mattern, deren Stelle noch nicht wieder ersetzt werden konnte. Besonders günstig lautete der Bericht über die Mission von Celebes und das Seminar für einheimische Lehrer zu Amboina. Die dort gebildeten Lehrer finden auch in einem weitern Umkreis immer mehr Anerkennung. Die Gesammtzahl der in den verschiedenen Missionsschulen unterrichteten Kinder beträgt 12,000. Auch zeigt sich, wohl mit veranlaßt durch diese Erfolge, eine immer größere Theilnahme in Holland und die Beiträge gehen nicht sparsam ein. (Amsterd. Hand. 24 Jul.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 215.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1843.

Die Canäle in der Lombardei.

(Von J. Löwenthal.)

Die Mailänder hatten kaum in den Ebenen von Legnano die Zerstörungen gerächt, welche Friedrich der Rothbart in ihrer Stadt angerichtet, als sie nächst dem Wiederaufbau und der Befestigung derselben ihr Augenmerk auf Errichtung eines der kühnsten hydraulischen Werke wendeten, das noch heutzutage die größte Bewunderung erregt, und dem nur äußerst wenige ähnliche Unternehmungen unserer Zeit an die Seite gesetzt werden können. Sie begannen nämlich im Jahre 1177 dem Ticino bei Oleggio einen Canal abzuleiten, der im dreizehnten Jahrhundert bis Mailand vorgerückt war und wegen seines breiten Bettes und der bedeutenden Wassermasse, die er enthielt, „Naviglio grande“ genannt wurde. Auf ihm schiffte man die Granit- und Marmorblöcke, die gewaltigen Tannen und andere Erzeugnisse der Alpen herab zu den großen und herrlichen Gebäuden, die noch jetzt den reichen Schmuck der Stadt Mailand bilden.

Man blieb bei diesem ersten glücklichen Versuche nicht stehen, und errichtete den großartigen Canal della Muzza, welchen man vielleicht noch jetzt wie einst für einen Fluß zu halten geneigt wäre, wenn nicht viele Spuren ihn als ein Werk von Menschenhand bekundeten. Mailands und Lodi's Einwohner hatten ihn gegen das Jahr 1220 graben und das Wasser aus der Adda hineinleiten lassen. Durch ihn änderte das ganze Lodigianer Gebiet seine frühere Gestalt, denn während die Natur es zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammt zu haben schien, ward es durch des Menschen Hand in eine der üppigsten und gesegnetsten Landschaften verwandelt. Dieser glänzende Erfolg wirkte auch auf die übrigen lombardischen Städte günstig ein, und wiewohl durch Municipalhaß getrennt, vereinten sie doch alle ihre Kräfte zur Förderung des gemeinsamen Wohls, und suchten nun aus den Flüssen Bewässerungscanäle nach allen Richtungen zu leiten. Später, 1457—1460, ließ Herzog Francesco, der erste Sforza, den Canal Naviglio della Martesana graben, welcher, von der Adda bei Trezzo ausgehend, nach einem Laufe von 24 Meilen seine Gewässer mit jenen des Naviglio grande vermengte. Gleichzeitig wurde der Bau des Canals Naviglio di Bereguardo zur Verbindung mit dem Ticino begonnen. Diese Canäle zeugen bereits von den Fortschritten, welche die Wasserbaukunst seit den ersten Unternehmungen dieser Art gemacht hat. Die Gefälle und Eintheilungen stehen im richtigen Verhältnisse zur Wassermasse. Aber alle diese Unternehmungen genügten dem strebsamen Sinne der Mailänder nicht mehr; sie wollten nun auch die Adda von Brivio bis Trezzo schiffbar machen, um auch die Producte der den Lario umgebenden Alpen auf die bequemste Weise fortschaffen zu können, andererseits sollte durch den Ticino und den Po eine unmittelbare Wasserstraße von Mailand bis ans adriatische Meer gezogen werden. So ward der Bau des Canals Naviglio di Paderno und jener von Pavia zur Vereinigung mit dem Po beschlossen, und am Ende des 16ten Jahrhunderts Hand an beide gelegt. Allein die namhaften Schwierigkeiten, auf welche man stieß, hemmten lange Zeit die Vollziehung, und das ganze Unternehmen war bereits in Vergessenheit gerathen, als es Maria Theresia wieder ins Leben rief. Sie unterzeichnete am 4 Februar 1773 das Decret zum Bau beider Canäle, und noch in demselben Jahre ward der Anfang mit dem Naviglio di Paderno gemacht, so daß schon im October 1777 die Schifffahrt auf demselben eröffnet werden konnte. Die Kriegeswirren gestatteten der österreichischen Regierung nicht, auch den Canal von Pavia zu beginnen; die ersten Arbeiten erfolgten erst im Jahre 1809 unter Napoleons Herrschaft, und wurden dann nach Herstellung der früheren Ordnung unter österreichischem Scepter fortgesetzt und vollendet; am 17 Sept. 1819 fand die feierliche Eröffnung dieses Canals statt, der das Innere der Lombardei mit dem Po und dem Meere verbindet.

Der Naviglio grande zieht sich vom Ticino bei Oleggio im Gebiet Tornavento über Robecco, Castelletto di Abbiategrasso, Gaggiano, Trezzano und Corsico bis unterhalb der Mauern Mailands. Er ist 50,000 Metres (27 italien. Meilen) lang, und trägt Schiffe mit 380 Centner Ladung. Die ganze Strecke abwärts wird in 18 Stunden zurückgelegt.

Der Naviglio di Bereguardo ästet bei Castelletto aus dem

Naviglio grande und zieht sich in einer Länge von 18,890 Metres (10⅘ Meilen) bis Bereguardo, von dem er seinen Namen hat. Er trägt Schiffe mit 320 Entr. Ladung, welche die Strecke von Castelletto bis Bereguardo in 11 Stunden zurücklegen.

Der Naviglio di Pavia beginnt unterhalb der Mauern Mailands am Naviglio grande, dessen Gewässer ihm zur Nahrung dienen. Er bespült in seinem Laufe die Poststraße von Pavia oder hält sich in einiger Entfernung von derselben, zieht sich um die Stadtmauern von Pavia und vereinigt sich dann mit dem Ticino. Er ist 33,100 Meter (17 Meilen) lang und trägt Schiffe mit einer Last von 380 Centner, welche die Fahrt abwärts in 11 und aufwärts in 20 Stunden zurücklegen.

Der Naviglio di Martesana beginnt bei Trezzo an der Adda und geht über Inzago, Gorgonzala, Cermusca, Vinodrone und Gorla bis Mailand; bei der Porta nuova angelangt, läuft er durch den alten Festungsgraben, jetzt Fossa interna genannt bis zur Porta ticinese, wo er sich in den Naviglio grande mündet. Er mißt von Strezzo bis Mailand 38,440 Meters (20¾ M.) und im Innern der Stadt 6280 Meters (3⅕ M.); die Schiffe legen auf ihm die erste Strecke mit einer Last von 330 Centner in 7½ Stunden zurück.

Der Naviglio di Paderno dient bloß zur Schiffahrt, während die übrigen Canäle auch die Bewässerung zum Zweck haben. Von der Adda im Gebiete Paderno ausgehend, tritt er nach einem Laufe von 2490 Meters (1⅖ Meilen) wieder in dieselbe, und ersetzt die Schifffahrt auf diesem Flusse, welcher wegen der vielen Felsen unfahrbar ist. Schiffe mit 330 Ctr. Ladung brauchen zur Fahrt auf der erwähnten Strecke 3 Stunden.

Der Canal della Muzza, welcher in Betracht des Wasserinhalts den ersten Rang unter allen bekannten Canälen einnimmt, beginnt an der Adda bei Cassano, geht über Albignano nach Paulo, wo er die Provinz Lodi betritt und nach einem Laufe von 38,260 Meters (20¾ Meilen) im Gebiete Massalengo endet. Seine Wasserströmung beträgt im Sommer 4000 Kubikmeter in jeder Minute.

Der Canal Fusa, auch Seriola Fusa genannt, ist für die Lombardei von großer Wichtigkeit; er trägt vom Aglio bei Fusio, wo er beginnt, auf einer Strecke von 12 Meilen bis Covato kleine Barken mit Getreide, Kalk und Eisenwaaren im Gewichte von 100 Centner. Er treibt mehrere Spinnereien und Mühlen und dient zur Bewässerung der Gebiete Palazzolo, Cologne, Coccaglio, Castegnoto und Travagliato.

Der Naviglio civico di Ocrone verbindet den Oglio mit dem alten Naviletto di Barbata und dient zur Bewässerung eines großen Theils der Provinz Cremona; er wurde im Jahre 1337 gegraben.

Die Fossa di Ostiglia wird durch den Mincio mittelst der Fossa di Pozzuolo und anderer Bewässerungs- und Abzugscanäle genährt. Er trägt Barken mit höchstens 9000 Kilogramm Gewicht, steht mit dem Po mittelst eines Teiches bei Ostiglia in Verbindung, erstreckt sich bis Tartaro, wo er den Namen Fossetta annimmt und verbindet sich durch den Naviglio di Legnano mit der Adda.

Skizzen aus Frankreich.

Lyon.

(Schluß.)

Lyon war in Gallien die Wiege der christlichen Religion, und ist noch wie mich dünkt die gläubigste Stadt. Es ist nicht der lebhafte Fanatismus wie zu Toulouse, es ist eine Selbstverläugnung, ein vollkommenes Vertrauen in den Priester, was mich in Staunen versetzt. Ich kenne zwanzig reiche Particuliers, welche zehn Procent ihres Einkommens zu wohlthätigen Zwecken verwenden. Die Lyoner sind wie jedes fromme Volk sehr mildthätig, und die Gegend bedarf dessen auch sehr. Zu Colberts Zeit, wo die Lebensmittel ungemein billig waren, standen sich die Seidenarbeiter weit besser als jetzt. Italien, welches die Seide liefert, legt sich nun auch auf die Erzeugung sehr guter Seidenstoffe; England bezieht seine Seidengewebe aus China, welches auch Amerika bald damit versehen wird; Tunis und Marocco ziehen die leichteren italienischen Gewebe den französischen vor. Man sollte deßhalb die jungen Leute auf jede mögliche Weise von der Seidenweberei abhalten. Der Lyoner Seidenarbeiter verzehrt Brod und Fleisch, welche an den Thoren ein ungeheures Octroi bezahlt haben, während der Arbeiter, welcher zu San Leucio bei Neapel Seide webt, in einem gefreiten Dorfe und unter einem Himmel lebt, welcher die Kleider zu einem Luxus macht.

Der Spaziergang auf dem Berge Fourvières wird von den Frommen in Lyon als eine Art von Wallfahrt betrachtet; bei jedem Schritt stößt man in der That auf Erinnerungen an die ersten Christen und die ersten Märtyrer in Lyon. Im Vorbeigehen besah ich die Kirche des h. Justus. In dieser ganzen Gegend bis zum St. Irenäusthor trifft man Mauerreste und Gränzsteine, welche augenscheinlich noch von dem alten Lugdunum herrühren; auch Altäre erblickt man, Säulen und Grabsteine, man glaubt in eine Straße des alten Roms versetzt zu seyn. Die Kirche des heil. Irenäus ist so oft wiederhergestellt und neuerdings nach dem allgemeinen Gebrauch so unbarmherzig gelb angepinselt worden, daß sie den Geist gar nicht anspricht und der Neugier keinen Stoff darbietet. Der heil. Irenäus war Bischof in Lyon, und starb daselbst mit vielen Christen den Martyrertod.

Auch die Kirche von Ainay habe ich besucht, welche am Zusammenflusse der Rhone und Saone liegt, beinahe auf der Stelle, wo sechzig gallische Nationen dem Augustus einen Altar errichteten. Im Museum wird ein berühmtes Basrelief gezeigt, welches ehemals die Façade der Kirche von Ainay schmückte; es stellt drei Göttinnen vor, die mittlere hält ein Füllhorn. Die Capitäle einiger Pilaster dieser Kirche sind mit Sculpturen geziert. Rechts vom Altare sieht man Adam und Eva, wie sie von der Schlange in Versuchung geführt werden.

Pietro Perugino's Himmelfahrt Christi im Museum von Lyon ist ein herrliches Bild. Auf dem Grunde einer erprobten, frei entwickelten Meisterschaft schuf Perugino eine große Reihe von Werken, die eben so anmuthig und zart in der

Form, und in einer eigenthümlich blühenden Färbung sind, wie sie das Gepräge eines ungemein liebenswürdigen, innigen und schwärmerisch angeregten Gefühls tragen. Dem letzten Jahrzehent des 15ten Jahrhunderts gehören die schönsten Werke dieser Art an.

Das plumpe Lyoner Stadthaus gilt im ganzen Lande für etwas Vorzügliches. Jules Hardouin Mansard stellte die Façade wieder her, nachdem dieselbe im Jahre 1674 durch einen Brand zerstört worden war. Ich möchte sie noch einmal wiederherstellen, und zwar, indem ich die Façade eines der schönen venetianischen Paläste copirte. Lyon ist so reich, daß es wohl möglich wäre, in Venedig einen Palast zu kaufen; die Steine der Façade würden numerirt und zu Schiffe nach Lyon gebracht. Unter dem Vestibule des Lyoner Stadthauses, an dessen linker Mauer, sieht man die Rhone, eine colossale Statue, welche sich auf einen brüllenden Löwen und ein Ruder lehnt. Der Löwe sieht wüthend aus und neben ihm liegt ein ungeheurer Lachs. Es bleibt nichts zu wünschen übrig, es ist ein Meisterstück von Geschmacklosigkeit.

Dieser Statue der Rhone gegenüber steht eine nicht minder große der Saone, welche sich ebenfalls auf einen Löwen stützt. Beide Statuen, von Guillaume Coustou angefertigt, zierten ehemals den Platz Bellecour und würden sehr wohl daran thun, wenn sie es noch thäten. Der Künstler, welcher colossale Statuen liefern will, muß gründliche Kenntnisse und vor allem Kühnheit der Ideen besitzen; in deren Ermangelung sehen sie wie Miniaturen aus, die man unter dem Vergrößerungsglase betrachtet.

Was mich in Lyon zur Verzweiflung bringt, das sind die finstern, feuchten Gäßchen, welche als Verbindung zwischen den Straßen dienen. Und was für Straßen! die sechsstöckigen Häuser lassen die Sonne nie bis auf das Pflaster scheinen; man versuche es nur einmal von einem Ende zum andern durch die Straße Mercière zu gehen.

Meine Pflicht hat mich nach St. Jean, der Kathedrale Lyons geführt, deren Bau gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts begonnen und unter Ludwig XI beendigt wurde; ich finde nichts Bemerkenswerthes darin, als die Frömmigkeit der Andächtigen. Die Bauart ist gothisch, mit einer Mischung von Romanischem, denn man muß bemerken, daß die Erinnerungen an Rom im Süden Frankreichs nie ganz erstorben sind und in Beziehung auf Architektur beginnt der Süden in Lyon. Die Basreliefs an der Façade von St. Jean haben große Aehnlichkeit mit denen von Notre Dame in Paris. Die Meisterstücke der Bildhauerkunst muß man in der Capelle Bourbon suchen; es sind Disteln, mit einer Geduld ausgemeißelt, welche den ehrlichen Bürger mehr in Staunen versetzt, als der große Geist Michel Angelo's. Den großen Haufen spricht das Genie nicht an, die Geduld ist sein Werkeltagsverdienst. Die Kirche St. Nizier rührt aus dem vierzehnten Jahrhundert her, das Portrait aber, welches weit neuer ist, aus der Renaissance; Philibert de Lorme hat es erbaut.

Auch in der Veterinärschule bin ich gewesen, welche den Namen Bourgelots, eines verständigen, ausdauernden Mannes, unsterblich macht. Er mußte der Regierung erst beweisen, daß es wirklich eine Thierheilkunde gäbe, und hat endlich die Gründung der Schule erwirkt.

Um alle meine Erinnerungen an Lyon in einem Ueberblick zusammen zu fassen habe ich, sobald meine Geschäfte beendigt waren, den Kirchthurm von Fourvières bestiegen. Von diesem Standpunkte aus ist das erste Panorama aufgenommen worden; die Aussicht ist köstlich, die Saone schleicht träge über die Felsen am Fuße des Hügels dahin; jenseits der Stadt, von der Dauphiné her, stürmt die Rhone ungestüm herbei und bildet mit ihr die Halbinsel Perrache. Die Plätze, die Straßen, die Quais, die Brücken sind voll kleiner Menschlein, welche einander drängen und sehr geschäftig zu seyn scheinen; jenseits der Rhone und einer Ebene von 8 bis 10 Meilen sieht man die höchsten Berggipfel der Dauphiné scheinbar ganz nahe am Boden und endlich weiter links entdeckt man bei heiterem Wetter, besonders nach einem Sommerregen, den ehrwürdigen Montblanc, dessen schneebedecktes Haupt hoch aus den Wolken hervorragt.

Das ehemalige Gouvernement begriff drei kleine Landschaften: Lyonnois, Forez und Beaujolois. Die Gerichte, in welchen nach den römischen Gesetzen gerichtet wurde, standen unter dem Parlament von Paris. König Philipp der Schöne verpflichtete den Erzbischof zur Leistung des Huldigungseides und erhob im Jahre 1307 die Herrschaft von Lyon zu einer Grafschaft, welche er nebst der Gerichtsbarkeit dem Erzbischof und dem Domcapitel überließ. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts kam die Jurisdiction an die Krone. Die Landschaft Forez hatte ehedem ihre eigenen Grafen; Franz I vereinigte diese schönen Bezirke des Südens mit der Krone. Montbrison war die Hauptstadt von Forez. Das fruchtbare Ländchen Beaujolois mit den kleinen Städten Beaujeu, Villefranche und Belleville war im Mittelalter eine Baronie, die durch Schenkung an das Haus Bourbon, durch Erbschaft an das Haus Orleans kam. Dieses mit Rebhügeln und Kastanienhainen gesegnete Ländchen Beaujolois wird in den altfranzösischen Chroniken oft genannt.

Neue Wendung der Durchsuchungsverträge.

Bekannt ist die Klage, daß die Art wie die Engländer ihr Durchsuchungsrecht an der afrikanischen Küste ausüben, den Handel mit den dortigen Ländern so gut wie unthunlich mache, und die Beschuldigung ist mehr als einmal laut geworden, daß die Engländer diese Durchsuchungsverträge benützen, um andere Nationen von dem gewinnreichen afrikanischen Handel auszuschließen. Seit einiger Zeit hört man aber von mehreren Wegnahmen englischer Schiffe durch französische Kriegsschiffe, und die Shipp. and Merc. Gaz. vom 19 Julius enthält nun eine merkwürdige Correspondenz hierüber von einem G. Thomsett, dessen Schiff gleichfalls von den Franzosen aufgehalten wurde. Der Handel an der afrikanischen Küste wird in der Art betrieben, daß man eine Anzahl Neger vom Kru-Stamm miethet, welche alle anstrengenden Arbeiten sowohl auf dem Schiff als beim Ein- und Ausladen der Waaren verrichten müssen, weil die europäischen Matrosen bei so schwerer Arbeit

erkranken. Eine große Anzahl Neger darf nun aber ein Schiff ohne schriftliche Erlaubniß eines Stationscommandanten seiner Nation nicht an Bord nehmen; um aber eine solche schriftliche Erlaubniß zu erhalten, wären manche Handelsschiffe genöthigt manchmal einige Wochen lang auf dem Meere herumzufahren. Der genannte Thomsett sagt in seinem Schreiben: „der französische Capitän erklärte mir, er wisse wohl, daß die Verwendung von Krus auf dem Schiffe nothwendig sey und keinen Beweis für Sklavenhandel abgebe, er wolle aber den Engländern eine Lection hierüber ertheilen, damit sie die Nachtheile einer Behandlung kennen lernten, die sie selbst so oft gegen andere ausübten." Mehrere Schiffe sind bereits weggenommen und zur Aburtheilung nach Sierra Leone geführt worden. Sie wurden zwar dort freigesprochen, aber die Kosten des Aufenthalts verzehrten den ganzen Gewinn der Reise. Die Amerikaner, die keiner Wegnahme unterliegen, treiben den Handel mit Vortheil fort, und die Engländer fürchten, er werde, wenn die Vexationen fortdauern, — und Hr. Thomsett meint, sie würden französischerseits noch weiter ausgedehnt werden, — allmählich größtentheils in fremde Hände übergehen. Die Franzosen stehen dabei auf dem Buchstaben der Verträge, sie haben bekanntlich ihre Stationen auf der afrikanischen Küste verstärkt, und scheinen das neue System ausdehnen zu wollen, um die Engländer auf diesem Wege zur Aufhebung oder zur Modification der Durchsuchungsverträge zu nöthigen.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Navarra.

(Schluß.)

Die Kathedrale von Pampeluna ist ein zierliches, gothisches Gebäude mit einer modernen Fronte. Die schöne Façade, deren Styl aber zu dem Ganzen nicht paßt, wurde im vorigen Jahrhundert nach einer Zeichnung von Rodriguez erbaut. Es gehört dieser gothische Dom, dessen Einweihung in das erste Viertel des 11ten Jahrhunderts fällt, zu den ältesten des Landes.

Der Vicekönig bewohnt den Palast der alten Könige von Navarra, ein unregelmäßiges, altmodisches Gebäude mit einigen modernen Zimmern.

Das Volk steht mehr als gewöhnlich unter dem Einflusse der Geistlichkeit, welche für ein kleines, armes Königreich unverhältnißmäßig zahlreich ist. Die Navarresen gehören zu den Mannichfaltigkeiten des altspanischen Charakters und zeigten sich in ihrem Hasse gegen die Franzosen während des Kriegs unbezähmbar; ihre Nähe und täglicher Umgang mit denselben hatten nicht die Wirkung, ihren Widerwillen gegen das Joch Napoleons zu mildern.

Der Markt von Pampeluna, welcher zu den bedeutendsten im ganzen Königreich gehört, bringt auch Proben von der Bevölkerung des ganzen Landes, deren Sitten und Trachten man hier studiren kann. An solchen lebhaften Markttagen gewähren die Straßen der navarresischen Hauptstadt einen wirklich pittoresken, überraschenden Anblick.

In den Thälern, die sich längs des Ebro hinziehen, ist der Boden sehr fruchtbar und ergiebig; zahllose Bäche, die aus den Waldschluchten hervorbrausen, dienen zur Bewässerung. Bei Logroño betritt der Ebro den Boden von Navarra und wird bereits fahrbar für kleinere Barken. Das Klima ist gemäßigt und gesund; häufige Regen erfrischen die Luft und erhalten ein schönes Grün auf den Wiesen und Weiden das ganze Jahr hindurch. Der Ackerbau wird mit Fleiß betrieben, aber er ist am Gebirge theils äußerst mühselig, theils auch beschränkt: die Aecker ruhen nirgends und Brache ist ganz unbekannt. Drei Jahre hintereinander pflügt und düngt man das Land mit Ochsen und im vierten Jahre bearbeitet man es mit der Laya; der Fruchtwechsel in diesen vier Jahren ist gewöhnlich folgender: erst Weizen, dann Bohnen, dann wieder Weizen und zuletzt Mais. Der in Navarra gewonnene Flachs und Hanf ist von erster Güte. Die Waldungen liefern Buchen, Tannen zu Mastbäumen, Kastanien und Süßholz. Die Viehzucht ist beträchtlich; an den Pyrenäen zwingt der Mangel an Aeckern und der Ueberfluß an aromatischen Kräutern den Menschen zum Hirtenleben.

Der Hauptort im romantischen Baztanthal ist Elisondo, ein lieblicher Ort mit wahrhaft idyllischen Umgebungen. Zu Urdax besah ich die alte Klosterkirche und wurde von den Patres recht freundlich aufgenommen und bewirthet. Sie bebauen ein schönes Stück Land bei dem Kloster und halten auch eine große Merinoheerde. In dem Abt lernte ich einen wohlwollenden, in den alten Landesgeschichten sehr bewanderten Mann kennen. Um unsere Existenz zu sichern, sagte er mir, müssen wir uns auf den Landbau und die Schafzucht verlegen. Von ihm erfuhr ich, daß Tudela allein jährlich über 7000 Lämmer aufziehe, und daß der Wollhandel dieser Stadt sehr beträchtlich und vortheilhaft sey.

Bei den lieben Landleuten des Baztanthales habe ich einige vergnügte Tage verlebt. Die Navarresen überhaupt sind ein kühner, kräftiger Menschenschlag, arbeitsam, gewandt, verständig. In Sitten und Bräuchen findet sich noch manche uralte cantabrische Eigenthümlichkeit. Der stete Verkehr mit Frankreich verschafft den Navarresen die beste Gelegenheit, sich Kenntnisse aller Art zu erwerben, und die Sprößlinge begüterter Familien machen häufig Reisen ins Ausland.

Rußlands Handel mit China.

Der Krieg Englands mit China ist von den Russen nicht unbenützt geblieben, und englische Blätter (Manchester Herald vom 15 Julius) melden, daß die Thee-Einfuhr, welche im J. 1838 nur 2 Mill. Silberrubel betrug, im J. 1841 auf 7 Mill. gestiegen ist, ohne den Ziegelthee zu rechnen, der in Sibirien und selbst bis ins europäische Rußland herein in immer stärkerer Masse verbraucht wird. Die russische Regierung hat, wie die englischen Blätter angaben, und wie auch Kottlers Reisebericht (s. Nr. 212) meldet, durchaus verboten, die chinesischen Waaren mit Geld zu bezahlen; sie erhält sie deßhalb freilich um einen etwas höhern Preis, hebt aber ihre Manufacturen in Rußland und den Transitohandel mitten durch das ungeheure Reich hindurch. Die ungeheure Masse Thee, welche als Austausch für die Manufacturwaaren nach Rußland kommt, drückt auch allmählich den Preis, und macht Thee zum gewöhnlichen Genuß einer immer zahlreichern Classe. Man glaubt auch, daß in Folge der Ausdehnung, welche dieser Handel in den letzten vier Jahren gewonnen hat, die russische Regierung die chinesische bewog, eine größere Anzahl von Handelsstädten an der Gränze zu bewilligen. Bis jetzt ist bekanntlich Kiachta die einzige Stadt, wo dieser Handel betrieben werden darf, doch soll auch ein bedeutender Schmuggelhandel stattfinden. Mit der Erweiterung dieses Handels verfolgt Rußland zugleich seinen Plan, Sibirien immer stärker zu bevölkern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1843.

Die Besonderheiten von Cairo.

(Nach Mrs. Postans.)

Die orientalischen Bäder für Männer sind schon oft beschrieben worden, für Frauen aber noch sehr selten; ich war nicht wenig neugierig ein solches zu sehen, und da ich auf der Nachtreise durch die Wüste mir einen heftigen Katarrh zugezogen hatte, wogegen ein solches Bad als das beste Mittel angerühmt wird, so beschloß ich alsbald nach meiner Ankunft zu Cairo mich nach einem Bade zu begeben. Es geschah dieß an einem Sonnabend Nachmittags. Ich nenne den Tag deßwegen, weil zwar der Schleier über der Thüre des Eingangs, welcher die Männer ausschließt, jeden Tag um 12 Uhr aufgehängt wird, aber am Festtage gehen die Frauen gewöhnlich nicht in die Bäder, weil sie ihre Familien nach den Gärten in den Vorstädten begleiten. Ehe man sich nach dem Bade begibt, sind zwei Dinge nöthig, erstens daß man einen Esel kommen läßt und zweitens daß man eine ägyptische Kammerfrau miethet; als dieß geschehen war, ritten wir längs dem Bazar El-Moski nach dem Frankenquartier, kauften im Vorübergehen Dattelfasern und befanden uns bald am Badehause. Der Schleier hing über der Thüre, wir traten also hinein, und gingen längs einer Galerie hin, welche in einen großen, mit grobem Alabaster gepflasterten Vorsaal führte, an dessen roh bemalten Wänden ein Diwan herumlief, und in dessen Mitte ein Bassin mit einem Brunnen sich befand. Unter der Decke waren Stricke quer übergespannt, an denen seidene und baumwollene Tücher getrocknet wurden, wozu die hoch oben befindlichen geräumigen offenen Fenster hinreichend frische Luft einließen. Meine Begleiterin winkte mir mich auf den Diwan niederzusetzen, bis ein besonderes Bad für mich in Bereitschaft wäre, und in der Zwischenzeit sammelte sich ein Kreis türkischer Frauen um mich her, um die Fränkin anzuschauen, aber ihr Benehmen war höflich und gutmüthig. Als ich meinen Hut und Mantel abgelegt hatte, gab man mir ein Paar Ueberschuhe mit stelzenartigen Absätzen, und eine mächtig große Frau mit einem bunten Tuch um den Kopf und einer Menge Goldmünzen um den Hals führte mich durch den ersten und schlüpfrigen Vorsaal nach einem schmalen Gange, der zu einem zweiten ähnlichen Badesaal führte, welcher jedoch mit heißem Wasser versehen war. Rundherum liefen kleine, besondere, mit Alabaster ausgelegte Zimmer, jedes mit einem kleinen Steinsitz in der Mitte, einer langen Vertiefung zum Baden, auf der man sich ausstrecken konnte, und einem Bassin mit heißem und kaltem Wasser, wobei die Röhren so eingerichtet waren, daß man sich das Wasser nach Gefallen über den Kopf gießen lassen konnte. Das nun folgende Verfahren ist allerdings erfrischend, aber ziemlich langweilig, zum mindesten wenn man nicht Arabisch versteht, wo das unaufhörliche Geschnatter der Dienerinnen die Langeweile einigermaßen vertreiben mag.

Wenn sich die Badende auf den Steinsitz in der Mitte des Bades gesetzt hat, hält eine Frau die Füße warm, indem sie unaufhörlich heißes Wasser darüber hingießt, während eine zweite den Körper reibt und zugleich kaltes Wasser plötzlich auf den Kopf fallen läßt. Ist dieß vorüber, so bringt man eine Schale mit Henna, um die Nägel, und Antimonium, um die Augenlieder zu färben, worauf der Kopf mit einer dicken Paste von Erde, die man aus dem nördlich von der Citadelle gelegenen sogenannten rothen Berge holt, bedeckt wird; man reibt diese Paste auf eine ziemlich derbe Weise ein, gießt dann heißes Wasser auf den Kopf, reibt Seife ein, kommt wieder mit heißem Wasser, worauf die Frauen sich zurückziehen und die Badende sich selbst überlassen. Nach einer Viertelstunde kehren sie zurück, flechten das Haar nach türkischer Weise und fangen nun an, die Badende mit einem Handschuh von Roßhaar zu reiben. Hierauf tritt abermals eine Pause ein, worauf die Frauen einem den Körper etwas grob mit einem zu Mecca bereiteten calcinirten Stein bestreichen. Dann wird abermals Seife, aber vermittelst der Fasern des syrischen Dattelbaums eingerieben, sehr heißes Wasser dem Badenden in Menge über den Körper gegossen, und damit ist die Sache zu Ende. Als ich das Bad verließ, fand ich in dem anstoßenden Zimmer etwa 60 Frauen in den verschiedenen Stadien des Badens, einige mit Seifenbrühe bedeckt, andere denen das lang hinabflatternde Haar mit Goldmünzen und Seidenschnü-

ren durchflochten wurde von Mädchen, die arabische Lieder dazu sangen, während lachende Negerinnen tanzten und Kinder vor Vergnügen kreischten. Ein solches Babel von weiblichen Zungen hatte ich nie gehört und niemals eine so komische, seltsame Gruppe gesehen, als sich hier um den springenden Brunnen vereinte, aber ich war froh, aus der Dampfatmosphäre hinauszukommen, und schwankte auf meinen Stelzenschuhen hinaus nach einer kühleren Stelle auf dem Divan des Vorsaals. Das ganze Bad kostet nur 6 Piaster (etwa 42 kr.), und ich bemerkte, daß der Ort und seine Besucher von einer ganz anderen Art waren, als die viel beschriebenen Bäder in Konstantinopel, daß aber das Verfahren dasselbe sey, und daß statt durch Neugierde belästigt zu werden, die Frauen sich durch die im Orient gewöhnliche Höflichkeit und Freundlichkeit auszeichneten.

An demselben Abend wagten wir uns in eine von zahlreichen Oellampen erhellte und mit Kissen versehene Kaffeebude, an deren einem Ende ein großes mit Kaffeetöpfen fast bedecktes Feuer brannte. Alsbald waren die Herren mit Kallans versorgt und Kaffee ohne Milch und Zucker in kleinen Porcellantassen herumgereicht, die mit einer metallenen Untertasse versehen waren, um die Hand gegen das heiße Getränk zu schützen. Der Kaffee war mit einem Beisatz von Kardemomen bereitet, den ich besonders widerlich fand. Der Kaffee in Cairo gilt allgemein für gut, und wird sehr einfach bereitet. Wenn das Wasser im Kaffeekessel kocht, wird das Pulver hineingeschüttet, und man läßt ihn einige Minuten leicht kochen; dann wird er bei Seite gestellt, bis er sich setzt, andere aber nehmen ihn vom Feuer hinweg mit dem Schaum. Zwei Türken in der Kaffeebude besprachen, ihre Tschibuks rauchend und über ein zwischen sie gelegtes Kissen auf die Divans gelehnt, sehr emsig einen augenscheinlich für sie sehr wichtigen Gegenstand. Auf diese Weise werden die wichtigsten Angelegenheiten, Geschäfte, Politik oder Intriguen gewöhnlich abgemacht. Auch der große viereckige Platz von Esbekieh ist ein beliebter Ort, wo man zum Schwatzen zusammenkommt: die Teiche, die breiten Gänge durch die schönen Baumreihen und die hübschen Gebäude umher machen diesen Spaziergang sehr angenehm; auch finden sich hier wandernde Kaffee- und Scherbetverkäufer, die zugleich Sitze für ihre Kunden besorgen. Hier sitzen die Türken Nachmittags, schwatzen oder erlustigen sich an Possenreißern oder Tänzerinnen, während die Diwans der Kaffeebuden von zahlreichen französischen und italienischen Abenteurern angefüllt sind, welche in Cairo allerhand ihnen anderswo nicht zu Gebote stehende Unterhaltsmittel finden.

Da wir wie alle nach Cairo kommenden Fremden sehnlich wünschten, im Aeußern als Türken, Griechen oder Aegyptier zu erscheinen, so ergriffen wir die nächste Gelegenheit die Kleiderbazars zu besuchen, von denen der Chan-el-Chalili und der Guraieh, der erste ein türkischer, der zweite ein arabischer, die bedeutendsten sind. Vor dem Chan-el-Chalili angelangt, stiegen wir von unsern Eseln, beugten uns unter eine schwere, quer über die Thüre gespannte Kette und traten in den Bazar. Dieser seltsame Platz wurde im J. 1291 von Chalil gegründet, der die auf diesem Platz stehenden alten Gräber der Chalifen zerstörte. Der Bazar ist arkadenartig gedeckt, und die vorn offenen Buden sind mit reichen türkischen Teppichen belegt, auf denen der Käufer sich niedersetzen kann. Vor den Buden sind seidene Gewänder, Kaschmirshawls, gestickte Jacken, Kleider von feinem Tuche, türkische Waffen, Damascenerklingen, reich gestickte Tabakstaschen, kurz alles ausgehängt, was sich der Luxus nur wünschen kann. Dabei befindet sich gewöhnlich ein Glaskasten voll von französischen Blumen die von türkischen Damen getragen werden, Pariser Beuteln, mit Gold und Glasperlen gestickten Sammtpantoffeln, Bernstein-Mundspitzen und verschiedenen türkischen Bijouteriewaaren. Eine Waare war da, von der die Kaufleute sichtlich glaubten daß keine Frau ihr widerstehen könne, denn so oft ich vor einer Bude anhielt, brachte man mir stets einen Bündel mit gleicher Waare, nämlich Handtücher und Schärpen von Musselin mit blauer Seide gestickt und mit goldenen Franzen eingefaßt. Man macht diese Tücher zu Konstantinopel, und die türkischen Damen in Cairo tragen sie als Turbane. Sie sind recht hübsch, doch steht die Stickerei derjenigen nach, die man in Dehli fertigt. Ein Schnupftuch dieser Art kostete etwa zwei Guineen.

Die Masse der Verkäufer macht den Weg fast ungangbar, und wird noch vermehrt durch eine Menge Hausirer, welche Korans, Pantoffeln, Baumwollenstrümpfe, Pfeifenköpfe und Rosenkränze verkaufen. Auch wird ein System von Betrug geübt, das bekanntlich in Paris zu Hause ist, aber immerhin Bemerkung verdient. Ein Handelsmann hielt mich an, zog aus seinem Beutel einen anscheinend sehr prächtigen Diamantring, für den er 15 Pfd. Sterl. verlangte; als ich denselben näher betrachtete, sammelten sich vier oder fünf wohlgekleidete Türken umher, und boten der eine 10, der andere 12 Pfd., augenscheinlich um mich zu verlocken, den Ring zu kaufen; dieselbe List bemerkte ich späterhin öfters. Die Diamanten sind in Cairo theurer, als in Indien, Paris oder London, dagegen kann man Smaragden und Rubinen mit Vortheil kaufen. Wir waren von den reichen, in dem Chan ausgesetzten Waaren so geblendet, daß wir nur einen einzigen Kauf schlossen, und zwar für eine grüne, mit schwarzen Schnürbandern gestickte türkische Mannskleidung; das ganze Costüm kostete nur sechs Guineen, und würde einen prächtigen Ballstaat abgeben für einen, der sich als Türken produciren will.

Wir begaben uns jetzt nach El Guraieh, welcher Bazar hart neben dem andern sich befindet, und gleichfalls dem Kleiderhandel gewidmet ist; indeß gibt es hier weniger fertige Waaren, und der allgemeine Eindruck ist minder glänzend. Der Bazar ist in bedeutender Höhe mit Holzbrettern gedeckt, die in der Mitte Oeffnungen haben um das Licht durchzulassen. Die Menschenmasse war so groß, daß wir nur mit großer Schwierigkeit und sehr langsam uns hindurchdrängen konnten. Die Zahl der in den Buden übereinander gestapelten Ballen von französischen Zitzen und Baumwollenshawls ist unbeschreiblich; auch schienen rohe Seide und die Flitterschleier, welche die syrischen Damen hinten an ihren Tarbuschs tragen, sehr rasch abzugehen.

Außer dem arabischen und türkischen Bazar haben die

Beduinen oder Bedewis noch einen eigenen, den sie Magrebin nennen, und der eine höchst bunte Mischung von Tuneser Mänteln mit breiten horizontalen braunen und weißen Streifen, Pantoffeln, syrische Seidentücher und Stricktürbane, die ihre gewöhnliche Kleidung ausmachen, enthält.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Frankreich.

Chalons. — Besançon. — Macon. — Bemerkungen über die Provinz.

Chalons scheint mir regsam, jung und lebendvoll zu seyn, das ist Seeleben, ein Vorgeschmack von Marseille. Die Stadt ist voll großer Hotels von vier Stockwerken, wo man mit dem Fische, wenn er einmal ins Netz gegangen ist, ziemlich wenig Umstände macht; das sind Worte, deren sich mein Nachbar an der Tafel bediente, als ich mich bei ihm beklagte. Alle diese Hotels in Chalons, in denen man sich so übel befindet, haben ungeheure Aushängeschilder.

Ich habe eine hübsche antike Säule von Granit auf einem der öffentlichen Plätze und dann auch die gothische Kathedrale aus dem dreizehnten Jahrhundert mit Vergnügen in Augenschein genommen.

In den nordöstlichen Gegenden von Frankreich tritt uns die erste Entwicklung des gothischen Baustyls entgegen; in Isle de France, Champagne, Burgund, so wie in den Nachbardistricten der angränzenden Landestheile, findet sich eine bedeutende Anzahl von Monumenten, welche dieß bezeugen. Großentheils gehören dieselben unbedingt zu den ältesten Gebäuden des gothischen Styls. Fast durchweg tragen sie in ihren Hauptformen das Gepräge einer primitiven, noch nicht durchgebildeten Entwicklung, welche uns auf den Ursprung des Styls zurückführt. Bei der Schlichtheit und Einfalt, welche den älteren gothischen Monumenten von Frankreich eigen sind, macht sich der scharfe und absichtliche Gegensatz dieses Styls gegen den romanischen aufs entschiedenste bemerkbar.

Besançon ist eine ernste, durchaus katholische Stadt; die Spanier haben sich geraume Zeit hier aufgehalten und die Stadt scheint noch spanisch zu seyn. Ein Theil der Brücke ist von römischer Construction; die Häuser sind alle von schönen behauenen Steinen gebaut. Ich habe meine Ausgänge in dieser Stadt immer mit dem Besuche der Kathedrale begonnen und beendigt, in welcher sich ein vortrefflicher St. Sebastian von Fra Bartolomeo befindet. Demselben gegenüber befindet sich ein treffliches Bild von Sebastian del Piombo, einem tüchtigen Coloristen, dem Michel Angelo bisweilen Zeichnungen lieferte, um den Schülern Raphaels einen Streich zu spielen.

Von Chalons aus, dessen Handel sich sehr gehoben hat, gleitet das Dampfboot durch unermeßliche, nur zu oft von der Saone überschwemmte Wiesen. Dieser Fluß scheint zu schlafen und erinnert mich jedesmal an die wundervollen Quellen des Doubs.

Macon hat einen hübschen Quai, welcher der schönen Welt als Spaziergang dient; man sieht daselbst eine gezähmte Löwin, die ein junger Offizier aus Afrika mitgebracht hat. Macon ist stolz auf seine starke, lange, massive, ohne Zweifel sehr nützliche, aber nicht sehr zierliche Brücke. Diese Brücke führt nach einem der entlegensten und sonderbarsten Theile Frankreichs, dem Lande von Dombes; der Bauer ist daselbst dumm und hat sechs Monate im Jahre das Fieber. Um gehörigen Vortheil vom Boden zu ziehen, verwandelt man denselben auf sieben Jahre hintereinander in einen Teich, was viel Fische gibt; dann läßt man das Wasser ablaufen und erhält ohne Dünger drei oder vier prächtige Ernten. In dem Lande von Dombes glauben fünf Sechstheile der Bevölkerung an Hexen, und alle drei oder vier Jahre gibt es da ein hübsches Wunder. Dieser Zustand der untern Volksclassen gefällt gewissen Leuten. Als mir ziemlich unüberlegt der Wunsch entfuhr, Frankreich möchte diesem Lande jährlich 20,000 Franken schenken, um Lehrer dafür zu halten, welche es im Schreiben unterrichteten und ihm lehrten daß es keine Hexen gebe, da rief ein alter Edelmann heftig aus: Um Gotteswillen nicht, mein Herr!

Bei Turnus, einem hübsch gebauten Städtchen auf dem rechten Ufer der Saone, fuhren wir schnell vorüber. Derselbe Edelmann, der sich so sehr gegen den Unterricht gestemmt hat, welchen ich den Bauern im Lande von Dombes wollte ertheilen lassen, kennt dieses Land welches ihm gehört, recht gut. Er ist ein trockener, pedantischer aber sehr unterrichteter Mann und spricht lieber von der natürlichen und geschichtlichen, als von der sittlichen Beschaffenheit des Landes. Er hat mir gesagt, daß Turnus wie Chalons eine antike, vor einigen Jahren aus der Saone gefischte Säule besitzt. Seine Unterhaltung war ungemein fein, und das allein würde mir gesagt haben, welcher Meinung er angehöre, hätte das nicht schon sein Ausruf gegen die Schulmeister verrathen.

Die Abtei von Turnus, welche wir vom Schiffe aus sahen, heißt St. Philibert und ist im carolingischen Zeitalter gegründet worden.

Man nannte mir einen Lyoner Kaufmann, der seiner Frau zur Bestreitung der Haushaltsausgaben 200 Fr. monatlich bewilligt. Diese Summe ist zahlbar am 15 jeden Monats; wenn aber die Frau, welche der Mann übrigens sehr liebt, ihr Geld schon am 1ten nöthig hat, dann zahlt sie ihm ein Disconto von einem Procent und empfängt nur 198 Franken. Man will behaupten, daß dieser musterhafte Lyoner Kaufmann zahlreiche Nachahmer habe. Wie kann ein Fremder Frankreich am besten kennen lernen? Ich weiß nur ein, freilich nicht sehr angenehmes Mittel: ein Aufenthalt von sechs bis acht Monaten in einer Provinzstadt, wo nicht viel Fremde hinkommen. Willst du das moderne, civilisirte Frankreich, das Dampfmaschinen-Frankreich kennen lernen, dann schlage dein Zelt im Norden der Linie von Besançon nach Nancy auf; willst du aber das originelle, geistreiche Frankreich, das Frankreich Montaigne's sehen, dann gehe südlich dieser Linie. Ich will dir nicht untersagen, alle zwei Monate einmal nach Paris zu gehen.

um Athem zu schöpfen. Bei der Ankunft in einer Provincialstadt muß man unwohl seyn und denjenigen Arzt nehmen, welcher der beste Schwätzer ist. Unschätzbar ist es, wenn man mit Jemanden einen Proceß hat. Man vergesse nicht, daß dasjenige, was die Thoren unter dem Namen Klatscherei verachten, die einzige Geschichte ist, welche in unsern Zeiten der Affectation ein Land richtig porträtirt; man wird alle diese kleinen Städte von 10,000 Seelen, besonders in ärmern Gegenden, voll des lebhaftesten Hasses gegen den Unterpräfecten finden. Die Leute, welche dieser Beamte zu seinen zwei jährlichen Bällen einladet, verachten die andern, von denen sie Servile genannt werden, sehr; aber ein wirklicher Kampf findet nur alle vier Jahre bei den Wahlen statt.

Man kann 20 Jahre in Paris zubringen und würde Frankreich doch nicht kennen lernen; zu Paris beruhen alle Erzählungen nur auf unbestimmten Grundlagen, keiner nur etwas delicaten Thatsache, keiner Anekdote ist man jemals ganz gewiß. Was sechs Monate lang als ausgemacht wahr gilt, wird im nächsten halben Jahre widerrufen. Eigene Beobachtungen kann man nur in der Kammer und auf der Börse machen, alles andere erfährt man aus den Journalen. In einer kleinen Provinzstadt hingegen kann man mit einiger Geschicklichkeit eine hinlängliche Gewißheit über die meisten Thatsachen erlangen, welche man seinen Schlüssen zu Grunde zu legen hat. Da Sie, sagte mir ein Freund, mit dem ich dieses Thema erörterte, da Sie Ihren Zweck erreichen wollen, was für einen Fremden nicht so ganz leicht ist, da Sie sich zahllose Tauschungen werden gefallen lassen müssen und sich über die abgeschmackten Gerüchte, welche hinsichtlich Ihrer in Umlauf kommen werden, nicht ärgern dürfen, so wird Ihnen die Zeit nicht gar zu lang werden. Die große Schwierigkeit besteht darin, einen scheinbaren Vorwand zum Aufenthalt zu finden. So wohnen z. B. aus Liebhaberei am Fischen viele Engländer in Avranches.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Catalonien.

Catalonien füllt den südöstlichen Winkel von Spanien. Von dem Hauptstock des pyrenäischen Gebirgs verbreiten sich Zweige durch die ganze Provinz und bilden bald weitere, bald engere Thäler, selbst kleine Ebenen, besonders nach der Küste hin, wo sich der Campo de Tarragona ausbreitet. Das Bergland ist steinig und voll Granitgeschiebe, das Thalland thonig und sandig, doch meistens productiv. Uebrigens ist kaum die Hälfte der Oberfläche des Anbaues fähig; der Rest besteht aus Felsen, kahlen Bergen und Waldungen. Die Pyrenäen neigen sich ziemlich tief in das Land und bilden weite Thäler, wie die von Arran und Andorre, erheben sich aber nicht in so ungeheuren Felsmassen, als auf der Seite von Aragon, und sind lange nicht so wild, als auf der Seite von Frankreich. Ueber ihren Kamm führt von Gerona über Junquera nach Bellegarde und Perpignan der bequemste und befahrenste aller Hauptwege, die Spanien mit Frankreich verbinden.

Die verschiedenen Sierras gewähren den catalonischen Marken nicht weniger als sechsundzwanzig Flüsse, wovon zehn unmittelbar das Meer erreichen, sodann viele Bäche und Quellen, die mit jenen eine hinreichende natürliche und künstliche Bewässerung bilden, welch' letztere durch eine Menge von Canälen und kleinen Gräben bewirkt wird, über deren Instandhaltung und zweckmäßige Vertheilung eine eigens dazu angeordnete Ruralcommission wacht. Der Hauptstrom Cataloniens ist der Ebro, der bei Mequinenza auf den Boden der Provinz tritt und sich bei Amposta durch eine große Sandbänke in das Meer wirft. Der Ter, die Toldera, der Llobregat, welcher westwärts Barcelona das Meer erreicht, sind Küstenflüsse, die Fluvia stürzt sich in den Busen von Rosas. Es gibt viele Teiche und kleine Lagunen, aber keinen eigentlichen Binnensee.

Keine Provinz Spaniens kommt an Gewerbfleiß Catalonien gleich, keine zählt so viele regsame Fabrikstädte, die sich vor dem letzten großen Kriege im schönsten Wohlstande befanden. Allein keine der spanischen Provinzen hat während desselben so sehr gelitten, keine ist länger der Schauplatz des schrecklichsten Kampfes gewesen und auf keine hat der Abfall von Amerika eine so nachtheilige Wirkung gehabt als auf diese. Cataloniens Fabricate in Baumwolle, Papier, Leder, Seide, Spitzen und andern Artikeln waren größtentheils für die Colonien berechnet. Durch die Handelsstockung, durch die Lossagung der amerikanischen Pflanzstädte vom Mutterlande hat die gewerbsamste spanische Provinz einen furchtbaren Stoß erlitten; da indessen die Bewohner vor allen andern des Reichs thätig und unternehmend sind, so steht zu erwarten, daß sie sich neue Hülfsquellen eröffnen werden.

In einer fruchtbaren, vom Meere bespülten Ebene, mitten unter Gärten und umgeben von zahlreichen Landhäusern, liegt Barcelona, Cataloniens Hauptstadt, beschirmt von hohen Wällen, Citadellen und Bollwerken. Auf der Südostseite liegt auf einer in das Meer vortretenden Erdzunge die Vorstadt Barcelonette, meistens von Fischern und Matrosen bewohnt, ein regsames, in mancher Hinsicht interessantes, dabei aber sehr händelsüchtiges Quartier, dessen leicht aufzureizende Bewohner bei den letzten politischen Begebnissen in Cataloniens Hauptstadt eine Hauptrolle spielten.

Das mittelalterliche Barcelona, das unter seinen ehemaligen Grafen in so schöner Blüthe stand, das Dichter, Seehelden, Staatsmänner in seinem Schooße nährte, ist unregelmäßig, ächt mittelalterlich zusammengebaut. Die gothische Kathedrale, in deren kühlen Räumen ich lange verweilte, ist von kühner, majestätischer Bauart, das schönste Denkmal der leichten gothischen Baukunst in ganz Spanien. Der Entwurf gleicht den besten in Deutschland, England und Frankreich und die Säulenhallen sind von gleicher Schönheit. Ein reiches und glänzendes Aeußere entfaltet sich an diesem imposanten Dom, der die Grabstätten der alten Beherrscher des Landes enthält. Vom Mondlicht beleuchtet gewährt derselbe einen geisterhaften, höchst ergreifenden Anblick. Nach einer neulich aufgefundenen Inschrift ist diese schöne Kathedrale im J. 1237 gegründet worden. Die Façade derselben soll im J. 1442 durch zwei deutsche Meister, Johann und Simon, aus Köln gebürtig, angelegt worden seyn. Sie erinnert auch lebhaft an deutschen Sinn und deutsche Auffassung. Die beiden Thürme der Façade haben achteckige durchbrochene Spitzen, die aber ohne weitere Vermittlung von dem viereckigen Unterbau ausgehen. Man merkt, daß hier Baumeister thätig waren, die sich die Dome von Köln und Straßburg betrachtet hatten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1843.

Klima von Norwegen.

(Aus Bloms Werk: Das Königreich Norwegen.)

Es ist eine natürliche Folge der nördlichen Lage Norwegens, daß sein Klima nicht unter die vortheilhaftesten gerechnet werden kann. Indessen würde man sehr irren, wenn man dasselbe nur nach der geographischen Breite beurtheilen wollte; denn ohne Zweifel hat kein Land Europa's unter gleicher Entfernung vom Aequator ein so mildes Klima, als eben die skandinavische Halbinsel. Zum Beweis dafür wollen wir nur bemerken, daß die Schneegränze in Island unter 65° n. Br. sich nur 2900 Fuß über die Meeresfläche erhebt, und in Grönland bis an die Meeresfläche heruntergeht, während diese Gränze in Norwegen nach den Beobachtungen des Hrn. L. v. Buch unter dem 61° 5200, unter dem 62,5° 4800, unter dem 67° 3600, unter dem 70° 3300 und unter dem 71° 2200 pariser Fuß über die Meeresfläche steigt. In Norwegen berührt die Schneegränze nicht das Meer, und würde, wenn das Land so weit nach Norden ginge, nach dieser Abnahme erst unter dem 80° das Meer erreichen. Daß indessen einige der größeren Gletscher — z. B. der Folgefonden in Hardanger 60° n. Breite = 4890 Fuß — sich tiefer als die oben angeführte Schneegränze herab erstrecken, muß andern und localen Ursachen zugeschrieben werden, wobei die große Eismasse, die eine ungeheure Menge Wärme absorbirt, gewiß eine bedeutende Rolle spielt. Um das Nordcap herum friert das Meer nie zu, und erst 2 bis 3 Grade nördlicher kommen schwimmende Eismassen zum Vorschein. In Sibirien hört der Ackerbau unter dem 60 Grad der Breite auf; in Norwegen wird unter dem 70° noch Korn gebaut. Dieses relativ gute Verhältniß des Klima rührt hauptsächlich von der Nähe des Meeres her.

Daß eine so niedrige Temperatur wie 3,4 in Drontheim, + 5 oder 6 in Christiania und Ullardvang hinreicht, um Getreide und Früchte zu reifen, erklärt sich daraus, daß diese Mitteltemperatur weniger ein Resultat der niedrigen Sommerwärme als der strengen Kälte im Winter ist, und daß der Ueberschuß der erstern dem Wachsthum der Pflanzen die nöthige Temperatur gewährt. Schon die monatliche Mitteltemperatur in Christiania zeigt einen Unterschied von etwa 20°, obgleich die Nähe des Meeres daselbst beide Extreme bedeutend näher bringt. Hätte man übrigens ähnliche Beobachtungen aus den vom Meere entfernt liegenden Gegenden, so würde man wahrscheinlich finden, daß der Unterschied zwischen dem niedrigsten und höchsten Thermometerstand noch weit größer wäre.

So ist es z. B. keine Seltenheit, daß im Kirchspiele Valle im Säterdal im Stifte Christiansand, das von der Küste weit entfernt und etwa 1100 — 1200 Fuß über der Meeresfläche liegt, die Kälte im Winter 28° Reaumur beträgt, während die Wärme im Sommer bis zu 34° R. steigt. Aehnliche Temperaturverschiedenheit findet noch in einigen vom Meere entlegenen Gegenden statt. Dieser hohen Temperatur im Sommer kann man es zuschreiben, daß in mehrern hochliegenden Thälern, wo die Mitteltemperatur des ganzen Jahrs der starken Winterkälte wegen nur niedrig ausfallen würde, nicht nur das Korn reift, sondern daß der ganze Proceß von der Saatzeit bis zur Ernte in 8 bis 12 Wochen vor sich geht.

Die Nähe des Meeres wirkt in hohem Grade vermittelnd auf die Temperatur ein. In den dem Einflusse des Meeres ausgesetzten Gegenden wird die Kälte nie so groß, wie in den von der Küste entfernt liegenden, wogegen die Sommertemperatur auch nicht so hoch steigt. So ist z. B. die Mitteltemperatur im Stifte Bergen in den drei kältesten Wintermonaten nur — 03° R. und die mittlere Wärme in den wärmsten Sommermonaten + 13° R. An der ganzen West- und Nordküste friert das Meer nie zu, selbst nicht in den tief in dieselbe hineinschneidenden Meerbusen; die an der Südküste befindlichen hingegen, die nicht mit dem großen Weltmeere in directer Verbindung stehen, sind gewöhnlich im Winter mit Eis belegt. In Bergen ist die Winterkälte nicht stärker als in Ofen, das 180 Meilen südlicher liegt.

Diese vermittelnde Einwirkung des Meeres ist insofern wohlthätig für die südlichern Gegenden, als letztere dadurch gegen die schnell eintretenden Frostnächte im Herbste geschützt sind, wogegen die Vegetation der nördlichern Gegenden in der milden Wintertemperatur keinen Ersatz für die niedrige Som-

mertemperatur findet. Man sieht daher auch, daß die Küstengegenden und Inseln oft nicht reifes Korn erhalten, während das Getreide in nördlicher liegenden, vom Meere entfernten Gegenden reift. Für die Viehzucht gewährt aber die hohe Wintertemperatur in den Küstengegenden einen bedeutenden Vortheil, indem das Vieh den größten Theil des Winters, und auf einigen Inseln sogar den ganzen Winter hindurch sich auf freiem Felde ernähren kann. — Auch einen andern und wesentlichen Vortheil genießen die Küstengegenden durch die milde Wintertemperatur, indem derselben zufolge das Meer nie zufriert, und so den ganzen Winter hindurch für die wichtigen Fischereien und die ebenso wichtige Schifffahrt offen steht.

Die Besonderheiten von Cairo.

(Fortsetzung.)

Am ersten Donnerstag Abend nach unserer Ankunft zu Cairo wurden wir von unserm Wirth, Signor Pini, der einen guten Gasthof hält, angenehm überrascht durch einige Theaterbillete; da wir gerade nichts zu thun hatten, was in Cairo gewöhnlich nach dem Essen der Fall ist, und zugleich Mlle. Sophie sehen wollten, die alle Talente der Siddons, Jordan und Grisi in ihrer Person vereinigen sollte, und dadurch für ein Liebhabertheater, das nur eine Actrice hatte, von einem unschätzbaren Werth war, so begaben wir uns gegen 8 Uhr zu Fuß nach dem Theater, und zwar in Begleitung einer der kleinen Laternen, deren man sich bedienen muß, wenn man die Nacht nicht in Gesellschaft von des Pascha's Polizei hinbringen will. Wir trafen eine Menge Leute auf dem Wege, Damen in mächtige Seidenmäntel gehüllt, Türken auf Eseln reitend, Fremde in großer Zahl und laternentragende Sklaven in Menge, so daß die engen Straßen des Frankenquartiers aussahen, als wäre es das Lichterfest.

Wir fanden das Theater klein, aber artig decorirt, und die gleiche Anordnung hinsichtlich des Parterre's und der Logen getroffen, wie sie in den französischen Theatern gewöhnlich ist. Ein Blick auf das Cairopublicum wird indeß hier nicht uninteressant seyn. Unten im Parterre sitzt eine Masse von Tarbuschs, die wie ein Pfingstrosenbett aussehen; die Träger sind einige Türken, zum größern Theil aber Italiener und Franzosen, die als Gläubige gekleidet sind, während man dazwischen einige wenige Engländer in ihrem beliebten ägyptischen Reisecostüm erblickt, nämlich braunen sogenannten Holländerstiefeln und Blousen, nebst großen Malteser Filzhüten, die mit grüner Seide ausgeschlagen sind. Die Logen sind namentlich mit Frauen besetzt, theils Französinnen, theils Syrierinnen, welche das levantinische Costüm tragen, nämlich ein langarmiges Oberkleid aus gemusterter Seide, das über einem feinen Musselinhemd getragen und mit einem Kaschmirshawl um die Lenden zusammengehalten wird. Der Kopfputz besteht in einem kleinen Tarbusch, der ganz hinten am Kopf angebracht ist, eine Goldplatte auf dem Obertheil hat und mit einer breiten Falte von schwarzer oder weißer Gaze umwunden ist, die einen ungeheuren Busch an der Seite macht, hart an der Wange endigt und je nach dem Geschmack der Trägerin mit künstlichen Blumen oder Diamanten verziert ist. Ohrringe oder Stirnbänder von Brillanten erhöhen den Eindruck, während einzelne Gemmen, Münzen und anderer Flitter in die auf die Schultern fallenden Haarflechten hineingeschlungen sind. Das Ganze nimmt sich sehr gut aus, und es fehlt, um ein Urtheil hierüber zu fällen, nicht an einem genügenden Contrast von Gesichtern und Farben, denn man sieht mitunter kleine Mädchen, schwarz wie eine Somali, und alle Zwischentinten bis zu der vollkommen weißen Jüdin, der Schönheit von Cairo. Als aber der Vorhang sich erhob, war das Publicum vergessen, denn das Spiel war gut, die Vaudevilles voll Humor, und das Orchester hätte jedem Theater ähnlicher Art in Italien zur Zierde gereicht. Wir brachten einen angenehmen Abend zu, so daß wir gern eine zweite Einladung für einen Abend annahmen, wo die italienische Gesellschaft spielte. Bei dieser Gelegenheit zeigte man mir auch im Parterre Hrn. Selves, sonst gewöhnlich Soliman Pascha genannt.

Nachdem ich von der Citadelle aus die große Moschee Sultan Hassans gesehen, benützten wir einen freien Morgen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Dieß prachtvolle Gebäude, eines der schönsten in dieser Moscheenstadt, wurde im Jahre 1356 von Sultan el Malik en Nasir Hassan gebaut, ist von großartigen Verhältnissen und sehr massiv, indem die äußern Mauern 128 Fuß Höhe und 24 Fuß Dicke haben, während das Ganze durch die 278 Fuß hohen Minarets einen Anstrich von Leichtigkeit bekömmt. Der prächtige Bau wurde innerhalb drei Jahren ausgeführt, bald nach seiner Vollendung aber fiel eines der Minarets ein, und erschlug oder verwundete 300 Kinder, denn dieser wie andern Moscheen waren Bibliotheken und Schulen beigegeben. Man kann sich denken, daß bei einem abergläubischen Volke dieß Ereigniß ein großes Unglück für den Gründer bedeuten mußte, und in der That starb dieser auch zufälligerweise einige Wochen nachher eines gewaltsamen Todes. Der Eingang in die Moschee auf einer lange Treppe und durch einen hohen Porticus ist sehr schön. Die Moslems, welche hier herumschlenderten, hinderten uns nicht am Eintreten, und als wir durch den Vorplatz gegangen und in das große Viereck getreten waren, wo die Momba oder die Kanzel des Imam steht und der Brunnen sich befindet, verlangte man bloß, daß wir unsere Pantoffeln an der Thüre lassen sollten. Zahlreiche Mohammedaner waren in verschiedenen Stellungen mit ihren Gebeten beschäftigt, und man konnte, mochten sie nun ausgestreckt liegen oder stehen, nach ihrem Körper sich einen Begriff von der ungeheuren Höhe des Baues machen. Das Grab des Sultans ist jenseits dieses Hofes, aber sein Glanz ist verschwunden. Als wir durch den Suk-el-Selah (Schwertmarkt) zurückkehrten, hielten wir an um die zum Theil sehr glänzenden Waffen zu bewundern, namentlich die Yataghans und die türkischen Pistolen. Man bot uns ein Paar dieser letztern, die reich genug ausgestattet waren, für 400 Piaster oder 4 Pf. St. an; nach den Schlössern zu schließen, mochten dieselben aber wohl besser geeignet seyn im Gürtel eines Theatertürken zu prangen, als einen ernstlichen Dienst zu thun.

Da ich von einem Dragoman erfuhr, daß am dritten November Todtenmesse in der Kirche des Franciscanerklosters seyn würde, so nahm ich sein Anerbieten an, mich dahin sowohl als nach der griechischen und armenischen Kirche zu geleiten. Ich fand die Franciscanerkirche, die älteste katholische in Cairo, schwarz ausgeschlagen wegen eines den Tag zuvor verstorbenen Franciscaners. Der Sarg in der Mitte war bedeckt mit schwarzem Sammt, auf dem der Schädel und die in die Quere gelegten Knochen eingestickt waren; auch die Franciscaner trugen schwarze, mit Silberborten eingefaßte Sammtkleider. Die Mönche waren hübsche Leute, keiner über 30, und als während des Gottesdienstes ihre Kapuzen zurückfielen, erblickte man ihr weiches, schwarzes Lockenhaar, das keineswegs mönchisch aussah, und wohl die Bewunderung der Frauen erregen mochte. Der Gesang war vortrefflich; auch einige gute Gemälde zierten die Kirche, waren aber sehr entstellt durch den barbarischen aber ganz gewöhnlichen Gebrauch, silberne Stäbe und Heiligenscheine auf die Leinwand zu befestigen. Ein großes, wächsernes, mit einer Silberkrone geziertes Bild der Himmelskönigin, kaum gut genug für den Marktplatz eines katholischen Dorfs, war gleichfalls aufgestellt.

Die griechische Kirche ist ein sehr massives, schönes Gebäude, das am Ende eine Reihe merkwürdiger und schöner russischer Gemälde hat, welche alle das Aussehen von Emaille haben. Die armenische Kirche unterscheidet sich von der griechischen durch einen erhabenen Altar, der mit einer Menge Sträußer von künstlichen Blumen so wie mit Draperien von schönem französischen Zitz verziert ist; sie ist von oben beleuchtet und schön geschnittene Leuchter hingen von der Decke herab. Einem der Fenster gegenüber ist ein gutes Gemälde von Jesus, als er über den Jordan gegangen, und ein glänzender Lichtschimmer von der ausgesuchtesten Färbung schien die göttliche Stirne zu umziehen; als ich es aber näher untersuchte, kam der Schimmer von einigen zufälligen Lichtstrahlen, welche durch die Krystallstange eines Leuchters fielen, und sich in derselben brachen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrt des Beagle zur Küstenaufnahme Australiens.

Der Sydney Herald vom 19 Februar (Shipp. and Merc. Gaz. vom 3 Julius) enthält eine kurze Geschichte dieser Fahrt, aus der wir die interessantern während derselben gemachten Entdeckungen ausheben. Der Beagle verließ England im Jahre 1837 unter Befehl Capitän Wickhams, der aber nach zwei Jahren wegen schlechter Gesundheit sein Commando an Capitän Stokes abgeben mußte. Diesen beiden Officieren gebührt also die Ehre der auf dieser Reise gemachten Entdeckungen. Ihre erste Aufgabe war, die Torresstraße zu untersuchen, bei welcher Gelegenheit sie manche Irrthümer der frühern Karten berichtigten, und dann begaben sie sich nach dem Golf von Carpentaria, in dessen Hintergrund sie zwei bedeutende Flüsse entdeckten, die in südwestlicher Richtung 60 Meilen weit durch ein schönes Land fließen. So weit fuhr man in Booten hinauf, nämlich bis 17° 58' S. B. und 139° 30' O. L. v. Gr. Das Klima war angenehm und im August durchschnittlich 60° F. ($12\frac{4}{9}$° R.) Nach der Breite sollte diese mittlere Temperatur wenigstens 70 bis 75° F. betragen, und es ist kein Grund für diesen geringen Stand angegeben. Die Flüsse erhielten die Namen Albert und Flinders, und werden wohl in nicht sehr ferner Zeit den Weg ins Innere des Landes öffnen, das noch so sehr in Dunkelheit gehüllt ist.

Die nächste Entdeckung war die eines Flusses im nordwestlichen Theil des Vandiemens-Golf, in seinem Charakter den Alligatorsflüssen ähnlich, die im Jahre 1818 entdeckt wurden und in den südlichen Theil des Golfs fallen. Dieser Fluß erhielt den Namen Adelaide. Weiter westwärts fand man einen Fluß von größerer Wichtigkeit, als man bisher einen in dem tropischen Australien getroffen hatte. Man nannte ihn nach der Königin Victoria. Er fließt etwa 150 (engl.) Meilen ostsüdöstlich und ist 60 Meilen weit für beladene Schiffe fahrbar; weiter hinauf wurde eine Landexpedition unternommen, die bis 15° 36' S. B. und 130° 52' O. L. gelangte. Die Richtung des Flusses ging immer noch gegen Südost; der erreichte Punkt liegt etwa 500 Meilen von dem Centrum des Continents. Capitän Stokes wollte aus mehreren Anzeichen den Schluß ziehen, der Fluß müsse kurz zuvor viel größer und reißender gewesen seyn. Die Flüsse Albert und Flinders im Osten und der Victoria im Westen scheinen, eben so wie die zwischenliegenden Flüsse, der Adelaide- und die Alligators-Flüsse auf einen gemeinsamen Punkt hinzudeuten, und es ist wahrscheinlich, daß alle aus einem großen Binnensee oder Sumpf kommen. Das Klima in der Nähe des Victoriastroms ist das Widerspiel dessen im Westen am Alberts- und Flinders-Flusse. Die Temperatur schwebte im November zwischen 95 und 110° F. (28 und $34\frac{2}{3}$° R.) und war fast unerträglich.

An andern Punkten der Küste fand man sich aber in der Erwartung von Entdeckungen getäuscht. Im Hintergrunde des Buccanier-Archipels ist eine weite Bay, in der die Fluth manchmal auf 36 Fuß ansteigt, und man erwartete mit Sicherheit, hier einen bedeutenden Fluß zu finden, fand aber auf der Ostseite nur einen ganz unbedeutenden, auf der Westseite gar keinen Fluß. Gleichmäßig getäuscht wurde die Erwartung in der Latouche-Treville-Bay. Die Küstenaufnahme ging fort bis zur Colonie am Schwanenflusse hinab; ob sie auch auf der Südküste fortgesetzt wurde, ist nicht angegeben, doch wurde nicht nur der Hafen von Adelaide, sondern auch die sogenannte Baß-Straße zwischen Vandiemensland und dem Continent genau aufgenommen, indeß hat dieß in allgemeiner geographischer Beziehung ein untergeordnetes Interesse.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Catalonien.

(Schluß.)

An dem Rathhause von Barcelona entwickelt sich ein entsprechender Decorationsstyl; es verdient unter Spaniens städtischen Bauten einen Ehrenplatz, und enthält auch einige vorzügliche Gemälde und Sculpturen.

Die Arkaden des Klosterhofes von St. Paul bestehen aus leichten Säulchen und gebrochenen Zackenbogen — romantische Architektur, in der sich jedoch maurische Bildungsweise, wie dieß in Spanien häufig vorkommt, anzukündigen scheint. Sehr auffallend ist der Umstand, daß bei Bogen nicht aus Rundsteinen gewölbt, sondern nach jenem urältesten System der Ueberdeckung der Räume aus horizontal liegenden Steinen gebildet worden.

Maurische Bäder finden sich in mehreren Städten Cataloniens; das zu Barcelona hat einfache Säulen und soll von Halil Tadmuri, einem saracenischen Architekten des 10ten Jahrhunderts, angelegt seyn. Es ist jedenfalls ein sehenswerther Rest des Mittelalters.

Die von dem Catalonier Jayme Fabra gebaute Kirche Santa Maria de la Mar ist ebenfalls gothisch. Man hat Grund anzunehmen, daß die gothische Baukunst durch die Normannen nach Catalonien gebracht wurde; sie ist allgemein in dieser schönen Provinz und die Pfarrkirchen liefern herrliche Proben davon. Barcelona zählt siebenundachtzig Kirchen: die von St. Jago ist mit einem wunderschönen Porticus geschmückt und die von St. Miguel soll vormals ein Tempel des Neptun gewesen seyn. Unter den römischen Alterthümern befinden sich auch die sehenswerthen Trümmer eines Herculestempels mit zierlichen Basreliefs. In dem Palast der alten, Künste und Gewerbe fördernden, auch der Poesie gewogenen Grafen von Barcelona hielt vormals die Inquisition des Fürstenthums Catalonien ihre geheimen Sitzungen. Die unterirdischen Ketzergefängnisse befinden sich in demselben düstern Palast.

Die Catalonier gehören zu den fleißigsten Volksstämmen Europa's; sie sind ausharrend und unermüdlich in Verfolgung ihrer Zwecke, hartnäckig hängen sie an ihren alten Bräuchen und Gewohnheiten, verschmähend den Tand der modernen Nachbarn. Die frühern unabhängigen, republicanischen Sitten und die daraus entspringende industrielle Thätigkeit haben im Laufe der Zeiten keine Aenderung erfahren. Sie waren stets fleißig und betriebsam; sie bilden vielleicht den achtbarsten Theil der spanischen Bevölkerung in ökonomischer Hinsicht, und wenn das übrige Spanien ihrer durch Kunstfleiß blühenden Provinz gliche, würde es in Europa jene Stellung, die ihm gebührt, einnehmen. Die Müßiggänger des innern Spaniens, die sich von den Klöstern füttern ließen, sind den braven Cataloniern ein Gräuel. Allenthalben in Spanien findet man die thätigen Sprößlinge Cataloniens; wie die deutschen Schwarzwälder durchziehen sie alle Lande, um sich etwas zu verdienen, aber sie theilen mit andern Volksstämmen die Abneigung, sich außerhalb ihrer Heimath auf immer niederzulassen. Sie würden unstreitig am geeignetsten zur Auswanderung und Colonisirung der Einöden des südlichen und mittlern Spaniens seyn. Der häusliche Fleiß und die Sitte, durch die Frauen und Kinder den Feldbau bestellen zu lassen, ist hier mehr als in irgend einem andern Theil der Monarchie zu Hause, und man sieht sie mit Freuden vor ihren Thüren sitzen nach Art der Mailänder und Toscaner, um Stickereien und andere Arbeiten für den Verkauf zu fertigen.

Sie haben in ihren etwas herben Sitten und Bräuchen, in ihrem Benehmen und ihren Gebärden Eigenthümlichkeiten, welche den übrigen Spaniern Stoff zur Unterhaltung und zu ergötzlichen Scherzen und Bonmots darbieten; ihr Dialekt ist ungemein plump; ihre rauhen Manieren, ihr barsches Wesen sind dem feinern Castilier eine auffallende Erscheinung. Dabei sind sie äußerst sparsam, zurückhaltend mit ihrem Gelde und ihren Worten; sie ersparen sich gern etwas, um nach der Rückkehr in die Heimath daselbst mit einiger Gemächlichkeit leben zu können. Sie halten zusammen in der Art der Schotten, Schweizer und Tyroler, mit denen sie manche Aehnlichkeit in ihrem Benehmen haben, und in allen Verhandlungen, wo sie einen Einfluß auf die Regierung zu üben trachten, verbinden sie sich miteinander, um gemeinsame Maaßregeln zu ergreifen; sie repräsentiren in der That die industriösen und handeltreibenden Schotten in England und die Lombarden in Italien. Es ist hinsichtlich dieser Sonderbarkeiten eine Art Esprit mit dem Namen verknüpft, und mit dem Ausdruck: „Catalan cerrado" (verschlossener Catalonier) bezeichnet man gewöhnlich diejenigen, welche die erwähnten nationalen Gewohnheiten an sich haben. Wenn sie gefragt werden, aus welchem Lande sie sind — eine in Spanien sehr gewöhnliche Frage — antworten sie häufig: „Soy de la corona de Aragon," wohl wissend, daß der Name Catalonier öfters Stoff zu Witzen und Spöttereien gibt.

In dem Hochlande von Catalonien sind Hitze und Kälte gleich groß; die Berge sieht man den ganzen Winter über unter Eis und Schnee vergraben; bis in den Junius bleibt auf den Pyrenäen der Schnee liegen. In den Niederungen herrscht ein gemäßigter Sommer und ein äußerst gelinder Winter. Der Catalonier hat alles gethan, um seinem zum Theil undankbaren Boden einen möglichst großen Ertrag abzugewinnen; er ist, wie der benachbarte Valencianer, Meister in der Kunst der Bewässerung; er hat einen regelmäßigen, sehr gut berechneten Fruchtwechsel eingeführt, und dadurch ganz steile Bergstriche in fruchtbare Fluren umgeschaffen. Dessen ungeachtet vermag er nicht so viel Brodkorn zu erzielen, als für den Bedarf der Provinz hinreicht. In den warmen Sumpfgegenden am Ebro und längs der Küste baut man mit dem besten Erfolg auch Reis, und erfreut sich schöner, ergiebiger Ernten. Hafer wird vorzüglich in den Pyrenäenthälern gebaut.

Wein ist ein Hauptproduct Cataloniens; er ist stark und feurig, nur zu dick; unter den verschiedenen Rebsorten wird der weiße Sitches allen übrigen vorgezogen, dann folgen im Range der süße rothe Grenache, der Tinto de las Montanas und der Mataro. Auch trifft man hie und da Muscateller. Von jeher widmete man dem Weinbau die größte Sorgfalt, denn in Weinen werden die bedeutendsten Geschäfte gemacht; in England ist neuerdings wieder für die dunkeln catalonischen Weine (Tintos) eine große Vorliebe erwacht und man holt sie in ansehnlichen Ladungen.

Der Oelbau wird in den wärmern Küstengegenden getrieben, woselbst man die schönsten Pflanzungen antrifft. Holz hat das Land im Ueberfluß, und die nördlichen Berge sind zum Theil mit Waldungen bewachsen, an die sich noch keine Axt gewagt hat.

Senkung des todten Meeres. Die wiederholten Messungen haben unwiderleglich herausgestellt, daß das todte Meer bedeutend tiefer liegt als das mittelländische. Die Thatsache wurde indeß von vielen in Zweifel gezogen, und da die anfangs auf 97 Metres berechnete Depression des kaspischen Meeres bei näherer Untersuchung auf 25 Metres heruntersank, der Glaube an die starke Depression sehr erschüttert. Ein Hr. Delcros, der sich viel mit barometrischen Beobachtungen abgab und namentlich im Jahre 1839 zur Zeit als Berton seine Reisen in Palästina machte und seine Beobachtungen über die Depression des todten Meeres anstellte, von Stunde zu Stunde entsprechende Beobachtungen zu Paris machte, hat nun die Beobachtungen Berton's und Rußeggers möglichst genau nachgerechnet, und findet (s. Echo du Monde Savant vom 23 Julius), daß Berton's Beobachtungen eine Depression von 419,8 Metres, die Rußeggers eine Depression von 426,3 Metres ergeben, so daß also diese beiden von einander unabhängigen Beobachtungen nur einen Unterschied von 7,5 Metres herausstellen. Er ist der Ansicht, daß, alle Ungewißheit der Barometerbeobachtungen eingerechnet, der Irrthum wohl höchstens zwischen 30 bis 40 Metres betragen könne, wonach immerhin eine Depression von mehr als 400 Metres herauskommt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1843.

Aufstellung der Todtenschädel in Yucatan.

Stephens erzählt von seinem Aufenthalt zu Kabah in Yucatan eine wunderliche Geschichte. Er selbst, so wie seine ganze europäische Reisegesellschaft, die sich in dem dortigen Kloster aufhielt, war vom Fieber ergriffen, das die Regenzeit hervorbrachte, obwohl dieselbe Gegend früher so gesund gewesen seyn soll, daß Torquemada von ihr erzählt: „die Leute sterben hier bloß am hohen Alter, denn hier finden sich die Krankheiten nicht, wie in andern Ländern, und wenn auch welche kommen, so zerstört die Hitze sie wieder, daß man keinen Arzt braucht." Die Zeiten haben sich sehr geändert. Zwischen der Kirche und dem Kloster befand sich ein großes Todtenhaus, auf dessen Mauer oben eine Reihe Schädel aufgestellt war; auf einem Pfeiler zwischen dem Mauerende und der Treppe war ein großes Gefäß voll Todtenschädel und ein Kreuz zwischen denselben aufgepflanzt. Innerhalb der Mauer war ein wirrer Haufen von Todtenschädeln und Knochen mehrere Fuß tief. Längs der Mauer hingen in Kästen, Körben oder in Tücher eingebunden an Stricken die Schädel und Knochen einzelner Personen, mit Aufschrift der Namen. Auf dem Boden der Kirche sah man lange Kalkstreifen, welche gleichfalls Gräber bedeckten, und in der Nähe eines Altars war eine Glaskiste, in der die Knochen eines Weibes sich befanden, der Frau eines äußerst lebhaften alten Herren, welcher jeden Tag uns besuchte. Sie waren rein und glänzend, wie polirt, vorn der Todtenschädel mit den Querbeinen, Arme und Beine lagen hinten, und die Ribben waren regelmäßig eine über die andere geordnet, wie im Leben, und zwar von dem Gemahl der Verstorbenen selbst. An der Seite der Kiste war ein schwarzes Brett mit einer poetischen Inschrift in spanischer Sprache. Nahe dabei waren die Knochen eines Bruders des Cura in Ticul, mit dem wir lange beisammen gewesen waren, nebst denen eines Kindes, und im Chor der Kirche in einer großen Fensterbrüstung waren Reihen von Schädeln, alle mit Papierstreifen voll seltsamer Inschriften auf der Stirne. Ich nahm einen und las die Worte: Soy Pedro Moreno; un Ave Maria y un Padre Nuestro por Dios, hermano. Der mich begleitende Padre gab mir einen andern Kopf, darauf stand: ich bin Bartolo Arana, ein Vater unser u. s. w." Alle baten um ein Gebet. Der Padre kannte sie alle, Junge und Alte, Reiche und Arme. Wir sind gewohnt, die Gebeine der Todten heilig zu halten, und das geringste Andenken an einen hingeschiedenen Freund macht uns, wenn auch nur für Augenblicke, traurig; eine solche Schaustellung mußte uns daher lebhaft ergreifen. Ich fragte den Padre, weßhalb man diese Schädel nicht in Ruhe lasse, und er antwortete, vielleicht nur allzurichtig: „im Grabe sind sie vergessen, aber wenn man sie ausgräbt und mit Bezeichnung des Namens aufstellt, dann erinnern sich die Lebenden an ihr früheres Daseyn, daß ihre Seelen jetzt im Fegefeuer sind, und ihre Freunde, wie mit Stimmen aus dem Grabe bitten, für sie zu beten. Aus diesen Gründen, und nicht aus Muthwillen oder Mißachtung werden die Schädel der Todten im ganzen Lande aufgestellt." Am 2 Nov., am Allerseelenfest, werden die Schädel zusammengebracht und in eine Art Katafalk gelegt, geweihte Kerzen angezündet und Messe für ihre Seelen gelesen.

Am Nachmittag kam der Padre in seiner Amtstracht an unsrer Thür vorbei, blickte wie gewöhnlich herein, und sagte: Voy à buscar un muerto (ich hole eine Leiche). Die Plattform vor der Kirche war der Begräbnißplatz; jeden Tag war der Todtengräber hier beschäftigt, und bald nachdem der Padre uns verlassen, hörten wir auch den Todtengesang. Ich ging hinaus und sah den Leichenzug die Treppe herauf kommen, den Padre voran, der die Leichengebete sang. Man brachte die Leiche in die Kirche und dann, als der Gottesdienst vorüber war, nach dem Grabe. Die Sacristane waren so betrunken, daß sie die Leiche mit verdrehtem Genick hinabfallen ließen. Der Padre besprengte sie mit Weihwasser, und ging als der Gesang vorüber war, hinweg. Die Indianer, die ums Grab standen, blickten mich an mit einem Ausdruck, den ich nicht begreifen konnte. Sie hatten dem Padre gesagt, wir hätten den Tod ins Dorf gebracht. Um sie zu versöhnen und zu gewinnen, lächelte ich einer Frau die neben mir stand, freundlich zu; sie antwortete mit lautem Lachen. Ich blickte freundlich lächelnd im Kreise umher, aber wie meine Augen die der Indier trafen, brachen sie alle in ein Gelächter aus, und während noch

der Körper unbedeckt und verdreht im Grabe lag, ging ich hinweg. Bei diesen Leuten ist der Tod nur eine der Zufälligkeiten des Lebens. Voy à descansar (ich gehe zur Ruhe); Mis trabajos son acabados (meine Arbeit ist gethan), das sind die Worte des Indiers, wenn er sich zum Sterben niederlegt.

Die Besonderheiten von Cairo.

(Schluß.)

Als ich die Kirche verließ, fragte mich der Dragoman, ob ich gern ein syrisches Harem sehen möchte, er würde mich nach dem Hause eines seiner Freunde führen, wenn ich es wünsche. Ich nahm das Anerbieten mit Vergnügen an. Nachdem wir durch eine Menge feuchter, einsamer Sträßchen gegangen waren, kamen wir vor eine große, mit einem seltsamen hölzernen Riegel, wie sie indeß hier gewöhnlich sind, verschlossene Thüre. Als diese von innen geöffnet worden war, betraten wir einen großen schönen Hof, auf welchen die Fenster der Zimmer herausgingen. Die Bauart der Häuser von Cairo ist, was man arabesk nennt, und die Fenster sind meistens mit Rahmen von reicher Schnitzarbeit geziert, wenn dieß aber nicht der Fall ist, so haben sie Glas mit eingebrannten Figuren, das sich sehr gut ausnimmt. Nachdem wir eine steinerne Treppe erstiegen, kamen wir in einen Vorplatz, der mit einer noch brennenden Lampe erleuchtet war, obwohl die Fenster zahlreich und es heller Mittag war; auf Marmortafeln standen Präsentirteller mit kleinen Wassergefäßen, von denen jedes mit einem silbernen Deckel geschlossen war. Von diesem Vorzimmer betraten wir einen großen Saal mit einem erhöhten Diwan, auf dem die Herrin des Hauses, ein junge hübsche Frau, saß, in syrischer Kleidung, welche der der Damen im Theater glich; die Diamanten schimmerten noch glänzender im Sonnenlicht, und mehrere Reihen kleiner Chenille-Blumen, zu Konstantinopel, dem großen Emporium weiblichen Staates gefertigt, vollendeten den Putz. Als wir Platz genommen, brachten Sklavinnen nach unwandelbarer Cairo-Sitte Kaffee, wo ich dann die Gelegenheit ergriff, nach dem gewöhnlichen Preise dieser Mädchen zu fragen. Die Antwort war: etwa 25 Pfd. St., wenn die Sklavin zum Hausdienst erzogen sey. Obwohl das ganze Haus mit schönen Matten belegt war, nahm doch die junge Syrierin, wenn sie von einem Zimmer ins andere ging, ein Paar von den hohen stelzenartigen Untersätzen, um ihre kleinen, gelben Pantöffelchen, ihre Musselinbeinkleider und ihre Seidenschleppe nicht zu beschmutzen; diese Art zu gehen, belästigte mich höchlich, sie versicherte mich aber, sie habe noch andere Stelzschuhe, drei Fuß hoch, deren sie sich ohne alle Gefahr bediene. Als ich die Ansicht aussprach, ihr Turban müsse wohl sehr schwer seyn, nahm sie gutmüthig das Ganze herunter; es war auch in der That ziemlich gewichtig, sie bemerkte indeß ganz philosophisch, das sey alles Gewohnheitssache, sie sey herangewachsen mit diesem türkischen Kopfputz, denke nicht an sein Gewicht, und ersetze ihn Nachts durch einen andern, der nicht viel leichter sey. Sie war sehr freundlich und höflich, so daß ich ihren Wunsch auch ihre Mutter und Schwester zu besuchen, sehr gern erfüllte. Die Einrichtung war hier wie dort, mit Ausnahme eines mit Marmor belegten Zimmers, das einen Brunnen in der Mitte hatte, um welchen Diwans herumliefen; hier bringt der männliche Theil der Familie den Abend mit Rauchen und Schwatzen zu.

Mitten unter den Schulen, Manufacturen und allen den auf den Schein berechneten Erziehungsanstalten in Cairo bemerkte ich auch nicht Eine Anstalt für mildthätige Zwecke, für Erleichterung menschlichen Elends, kein allgemeines Pesthpital, keine Anstalt für Augenkranke, keine Vorsorge für die Blinden und Alten in einem Lande, das solcher Anstalten so sehr bedarf. Im Gegentheil kann man etwas sehen, worüber die härteste Natur sich empören, der Gleichgültigste schaudern muß, nämlich den Moristan oder das Spital, ursprünglich ein prachtvolles, von den ägyptischen Sultanen errichtetes Gebäude. Aus alten Geschichtschreibern ersieht man, daß Kranke beiderlei Geschlechts und mit allen möglichen Krankheiten Behaftete hier aufgenommen wurden, und daß über jede Abtheilung die gelehrtesten Aerzte des Orients die Aufsicht führten. Der größte Luxus herrschte in allen Anordnungen für die Kranken: die, welche an Schlaflosigkeit litten, befanden sich in einem Zimmer wo Musik gemacht wurde und Erzähler ihre Kunst entfalteten. Wenn die Patienten in Convalescenz kamen, belustigte man sie mit Tänzen und theatralischen Darstellungen, kurz man that alles um sie aufzuheitern. Während der französischen Expedition erhielt Desgenettes Befehl den Moristan zu besuchen und Mittel zu seiner Wiederherstellung vorzuschlagen; er fand, seinem Bericht zufolge, das Spital, welches bequem hundert Kranke aufnehmen könnte, schlecht gelegen, und machte eine traurige Schilderung von den 27 Kranken und 14 Wahnsinnigen, die er daselbst fand: einige waren blind, andere mit dem Krebs behaftet und viele den argen Fortschritten chronischer Krankheiten hülflos überlassen; sie erhielten Reis und Gemüse, waren aber ganz ohne ärztliche Pflege, Männer und Frauen fast ohne Kleidung und die Wahnsinnigen an die Mauer angekettet. Jetzt bietet aber der Moristan ein wo möglich noch schauderhafteres Bild dar. In einem offenen, mit Schmutz angefüllten und höchst ekelhaft riechenden Hofe sieht man kleine Gitter in den Mauern, und wenn man diesen sich nahert, erblickt man ein elendes, nacktes Geschöpf in einem zwischen Blödsinn und Raserei schwebenden Zustande auf einer Bank sitzen, durch ein eisernes Halsband an die Mauer gekettet und mit Fesseln an den Füßen; diese vom Ungeziefer angefressenen Geschöpfe mit herabhängenden Haaren, eingesunkenen Augen und zerstörtem Verstande sind die Kranken des Moristan, denen in diesem scheußlichen Zustande ein mildthätiger Moslem in Cairo durch Lieferungen von etwas Brod und Hülsenfrüchten das Leben fristet.

Es gibt wenige Stellen auf dem Erdboden, wo Gesundheitsbehörden nothwendiger sind als in Cairo, denn Niemand kann die schmalen Straßen, welche gleichsam durch die Stadt gebohrt sind, ansehen und sich noch verwundern daß diese von der Pest heimgesucht ist. Wenn die Ueberschwemmungen des

Mils im Herbst und Winter aufhören, dann beginnt die Pest, und gewöhnlich geht ihr eine Seuche unter dem Vieh voran, dessen faulende Leichen, verbunden mit dem Gestank der stehenden Wasser in und um Cairo völlig hinreichend sind, die Pest oder jede andere Form des Typhus zu erzeugen. Im Jahre 1801 starben 10,000 Menschen im Laufe eines Monats; indeß hat Mehemed Ali doch manches gebessert, freilich auf eine Art, welche den Türken nicht sehr angenehm war, so sehr sie auch für seinen Tact zeugt. Er verordnete die Confiscation von allem beweglichen Eigenthum derer, welche an der Pest starben, um es öffentlich verbrennen zu lassen. Als die Türken Einsprache thaten, schickte er nach einem Mollah und fragte ihn, ob ein solches Gesetz durch den Koran geboten sey. Der arme Mollah erklärte, er wisse von keinem solchen Gebot. „Du bist ein Thor," sagte der Pascha, „und kennst den Koran nicht, gehe fort, studire das Wort des Propheten, und finde mir bis Morgen vor Mittag den Vers, von dem ich spreche, oder du wirst nicht mehr lange die Gläubigen zum Gebet rufen." Begreiflicherweise fand Mehemed Ali bald das Gebot des Korans, das sein Verfahren rechtfertigte, und die Anordnungen, welche er durchsetzte, haben dem Fortgang des Uebels starken Einhalt gethan. Aber die Krankheiten Cairo's enden nicht mit der Pest; im Winter herrscht der Durchfall in einem furchtbaren Grade. Der im Nilwasser enthaltene Salpeter soll dieß erzeugen; ich kann nichts näheres darüber sagen, indeß herrscht während der Ueberschwemmung des Stroms eine „prickelnde Hitze," welche die Aegyptier sehr fürchten. Eine Analyse des Wassers beweist, daß es Salpeter, kohlensaure Bittererde, Kalk und Eisen, nebst kleinen Quantitäten Kiesel und Alaun enthält; zum Trinken ist es sehr angenehm.

Es war gerade im Monat Ramadan, daß wir in Cairo ankamen, was das muntere Aussehen der Stadt sehr verminderte, denn die Orientalen fasten sehr ungern; sie entschädigen sich indeß in der Nacht, wo Cairo beleuchtet ist und das Volk die halbe Nacht in Kaffeehäusern mit Kaffeetrinken, Kuchen- und Confectessen zubringt. Zugleich ist dieß auch die Zeit für Erzähler, Sänger und Improvisatoren, während die Mollahs unter Vorauszug berittener Trommelschläger in Procession herumziehen und Capitel aus dem Koran absingen.

Eines Morgens schickte ich nach meinem Esel und ritt fort, um die neue Moschee zu sehen, die der Pascha in der Nähe der Citadelle baut; sie ist groß, ruht auf leichten Säulen von ägyptischem Alabaster, der in der Nähe von Beni-suf in der Thebais gefunden wird; die Wände sind mit Granit von Syene belegt. Als wir durch die Moschee hindurch waren, kamen wir nach dem Lieblingsplatze Mehemed Ali's, wo er während seines Aufenthalts zu Cairo residirt, denn er bringt dann seine Zeit theils in der Citadelle theils in dem freundlichen Gartenpalast von Schobrah zu. Eine schöne Marmortreppe, über der ein prächtiger Leuchter hängt, führt durch reich vergoldete Thüren nach dem Diwan, El Kudiwih, die Halle der Gerechtigkeit genannt. Hier sitzt der Pascha täglich eine gewisse Zeit lang am äußersten Ende des Diwans, und hier hat jeder Zutritt um Klagen anzubringen und Schutz zu begehren. Jenseits dieses Saals kommt man durch einen zweiten offenen Hof und eine Treppe in den geheimen Theil des Palastes, der mehrere große, schöne Zimmer enthält; der Marmorboden ist mit schönen Matten belegt. Diwans laufen an den Wänden herum, die mit reich gestickter seegrüner Seide bedeckt sind; die zierlich festonirten Vorhänge sind von demselben Stoffe. Die ganze Decoration ist im besten französischen Geschmack ohne alle Beimischung barbarischer Capricen. Ebenso befindet sich hier ein schönes Billard, mit Alabaster ausgelegte Badezimmer, und unterhalb breitet sich ein prächtiger Garten aus, der auch eine Menge schöner exotischer Pflanzen sowohl aus Europa als aus Asien enthält.

Der Pascha ist, wenn er in seinem Gerechtigkeitssaale Urtheile spricht, sehr summarisch, verfährt nach dem System des Schreckens, und die Europäer klagen deßhalb nicht gerne bei ihm. Während ich zu Cairo war, verlor ein Reisender eine Kleinigkeit aus seinem Toilettentisch; der Gouverneur Abbas Pascha erfuhr es, und durch ihn Mehemed Ali. Dieser ließ den Dieb ergreifen, ihm die Bastonnade geben und dann Hände und Füße abhauen. „So ist's recht, mein Freund," sagte dann Mehemed Ali zu dem verstümmelten Unglücklichen, den er vor sich bringen ließ; „jetzt kannst du mit deinen Händen nicht mehr stehlen und mit deinen Füßen nicht fortlaufen; sey fortan ein ehrlicher Mann." Für die europäischen Reisenden ist sein Schutz unschätzbar, denn man wandert sicher in der Wüste mitten unter müßigen Arabern herum, und ist weit minder der Beraubung ausgesetzt, als in den Straßen unsrer wohl policirten Städte.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Aragonien, Castilien.

In der ausgedehnten Provinz Aragonien herrscht hinsichtlich der Sitten und Geistesbildung der Bewohner eine große Mannichfaltigkeit. Die alte Hauptstadt Saragossa gleicht so ziemlich den übrigen großen Städten und die Bewohner zeichnen sich durch ihre feinen Manieren aus, während im Innern des Landes die Leute noch weit zurück sind. Für den, welcher die Eigenthümlichkeiten des spanischen Nationalcharakters kennen lernen will, ist Saragossa eine höchst interessante Stadt. Hie und da an des Ebro Gestaden trifft man die sonderbaren Ueberbleibsel einer wilden maurischen Race, welche unter allen spanischen Völkerschaften am schlechtesten aussieht. Diesen polizeiwidrigen Physiognomien geht man gern aus dem Wege und ist, wenn man ihnen in entlegenen Thälern und Waldschluchten begegnet, ganz besonders auf der Hut.

Die kleinen aragonesischen Städte bergen in ihren mittelalterlichen Ringmauern eine Art Junkerthum — eine stolze, unwissende, großentheils arme Hidalguía, deren Ignoranz und Ahnenstolz der geselligen Unterhaltung reichen Stoff darbietet. Man gibt Anekdoten und allerlei Komisches von ihnen zum Besten, wie zu Wien von den Ungarn, wie in Norddeutschland von den Stockschwaben. Ich hörte in einer ausgewählten Madrider Gesellschaft auf etwas, das sehr ungeschlacht gesagt war, den Ausdruck anwenden: das mag für einen Dragonercapitän aus Aragonien hingehen.

Die Castilier sagen, wer ächt spanische Charaktere kennen lernen wolle, müsse zu ihnen kommen, nach Toledo, Burgos, Valladolid, dort sey die wahre Bildung zu finden, die ächten Nationalsitten, die feinen Manieren. Ihnen zufolge sind alle rühmlichen Eigenschaften, alle Tugenden auf der Hochebene von Castilien vereinigt, von wo aus sie in schmalen Portionen an die verschiedenen Stämme, welche das bevorzugte Castilien umwohnen, vertheilt sind, und ein Valencianer, Catalonier oder Andalusier werden abwechselnd ausgewählt, um in den Novellen und moralischen Erzählungen der Castilier zu figuriren. Diese hohen Ansprüche auf eine geistige Superiorität werden indessen keineswegs von den andern spanischen Volksstämmen anerkannt, weil die Gründe, worauf Castilien sich stütze, nicht haltbar, nicht einleuchtend seyen. Basken, Navarresen und Catalonier erlauben sich in dieser Beziehung die pikantesten Scherze. Die Castilier behaupten, sie seyen freimüthiger und redlicher als die andern und besäßen überhaupt mehr tüchtige Eigenschaften. Es ist allerdings wahr, daß man einige der besten Muster des altspanischen Charakters in Altcastilien findet, wo die Physiognomie auch eigenthümlich ist und genau dem gleicht, was man die ursprüngliche Race nennt, welche den Einfällen der Westgothen und Mauren vorherging. Der stärkste Wall gegen ketzerische Neuerungen, gegen moderne Cultur beruht auf Altcastilien, wo die Lobredner der Vorzeit und diejenigen, welche jede Veränderung als eine Verschlimmerung betrachten, sich hinter die festesten Bollwerke verschanzt haben. Von den Trümmern ihrer verfallenen und zusammenstürzenden Städte, welche rasch dem Schicksal der zahlreichen, bereits untergegangenen folgen und an deren Stelle Despoblados treten, begrüßten sie die Befreier des Landes, den ruhmgekrönten Helden von Trocadero, dieweil er die heilige Religion rette und ihnen die Mönche, den einzigen Trost ihres Lebens, zurückgebe. In diesen alten verödeten Städten, wo man, um mit Ossian zu reden, den Fuchs erwartet, um aus den bemoosten Fenstern zu schauen, kann man alte Männer in dem dürftigsten Anzuge sehen, welche sich „Herr Graf, Herr Marquis" oder mit ähnlichen Titeln begrüßen. Die Sitten in diesen alten Städten und Marktflecken stehen auf der höchsten Stufe menschlicher Vollendung; die Feinheit, natürliche Grazie, Leichtigkeit und Gewandtheit dieser Altcastilier, so wie der Adel ihres Benehmens sind unübertrefflich. Deutschland, Frankreich und England haben nichts der Art aufzuweisen. Allenthalben in Castilien und Leon findet man die innigste Anhänglichkeit an alte Bräuche, und wenn man Muster zu solchen nöthig hat, erhält man sie nirgends so leicht, wie hier; die mores majorum sind ihre einzige Richtschnur. In Neucastilien herrscht mehr Wohlstand und ein besserer Landbau als in der Schwesterprovinz.

Die Provinz Soria, die, wie zu Quevedo's Zeiten, noch immer reich ist an fetten Pfründen und dicken Mönchen, bildet einen Theil von Altcastilien. Die Oberfläche liegt hoch und wird allenthalben von Gebirgen durchschnitten; die öden Ebenen sind, wie im ganzen innern Spanien, zum großen Theil wasserlos und ohne Schatten, da man oft auf ganzen Strecken keinen Baum gewahr wird. Der größte Theil des Bodens liegt ohne Cultur und wird nur von den ungeheuren Schafheerden benutzt, die den Winter über auf den Triften weiden. Die Einwohner zeigen bei weitem mehr Vorliebe für die Viehzucht als den Landbau; nur die nächsten Umgebungen der Pueblos sind für die Agricultur gewonnen. Am besten cultivirt ist die sogenannte Rioja baja, ein sehr fruchtbarer Landstrich, woselbst man auch eine treffliche Baumzucht antrifft; die römischen Birnen der Rioja, so wie die Aepfel und Pfirsiche von Atienza sind weit und breit berühmt. Holz findet man bloß auf den Gipfeln einiger Sierras, die meisten Berge stehen kahl da; für die großen Sünden, welche die Vorfahren in Betreff der Forstcultur begangen haben, müssen nunmehr die Enkel schwer büßen. Das innere Spanien, das zur Zeit der Mauren die herrlichsten Waldungen hatte, ist jetzt ein nacktes, holzarmes Land.

Die Berge von Moncayo sind reich an wildwachsenden Früchten, an guter Jagd, an Quellen und Kräutern, welche die Aufmerksamkeit der Botaniker verdienen. Reich sind auch diese Berge an metallischen Schätzen, allein die Leute sind zu faul, diese Schätze zu heben; der Kunstfleiß ist auch in diesen Gegenden noch in der Kindheit.

Die mit clericalen Gebäuden erfüllten Städte Soria und Osma sind für den, welcher die spanische Geistlichkeit kennen lernen will, für Psychologen und Geschichtsforscher von großem Interesse. Die Kathedrale von Calahorra, in dessen Mauern Quintilian das Licht der Welt erblickte, enthält eine Anzahl Bilder von Meistern der altcastilischen Schule; auch die drei Klöster, die sich hier befinden, bewahren manchen Schatz der Art. In einer fruchtbaren, der schönsten Cultur fähigen Gegend liegt Agreda, dessen Bewohner sich mit Gerberei und Töpferei befassen.

Die Provinzen Segovia und Avila bilden eine einförmige Hochebene. Der Ackerbau wird auch in diesen Landschaften entsetzlich vernachläßigt, und erst an den Ufern des Duero beginnt eine bessere Landwirthschaft. Unzählige Heerden bedecken die weiten Triften, und der Wollhandel dieser Gegenden ist von Bedeutung. Im Hintergrunde erheben sich die Gipfel der Guadarramaberge, die einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind.

Die gothische Kathedrale von Segovia ist ein imposantes Gebäude, dessen Aeußeres streng und massenhaft erscheint. Auch Toledo, Valladolid und Burgos haben gothische Kirchen aufzuweisen. Für einen tüchtigen Architekten wäre es eine schöne Aufgabe, über die Ausbildung der germanischen oder gothischen Architektur in Spanien gründliche Forschungen anzustellen. Mir scheint, daß sich dieser merkwürdige Baustyl dort in ungleich größerer Reinheit erhalten habe, als in Italien, daß sowohl der Organismus des Innern klar und gesetzmäßig zur Entfaltung gekommen, als auch das Aeußere, obgleich hier wiederum das südliche Princip der Horizontallinie vorherrscht, mehr oder weniger harmonisch durchgebildet worden ist. Dabei aber fehlt es im Einzelnen auch nicht an Einflüssen des maurischen Baustyls. Reich und geschmackvoll decorirt ist die Kirche de los Reyes zu Toledo, ein Denkmal Ferdinands und Isabella's. Sehenswerth ist auch die Kirche des Dominicanerklosters zu Valladolid; in der Façade dieses Gebäudes zeigt sich aber bereits eine wüste Ausartung, indem die verschiedenartigsten germanischen und maurischen Formen bunt durcheinander gewürfelt sind.

Der Panama-Canal. Wir haben in Nr. 201 d. Bl. nach den Mittheilungen Arago's in der französischen Akademie die Nachricht gegeben, daß das Haus Baring u. Comp. vermöge eines mit der Republik Neugranada abgeschlossenen Vertrages die Grabung des Canals unternehme. Jetzt wird englischerseits diese Nachricht (s. Athenäum vom 22 Julius) in Abrede gestellt. Das Haus Salomon in Panama soll vermöge eines im Jahre 1838 erhaltenen Privilegiums die Aufnahme des Landes gegenwärtig bewerkstelligen lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1843.

Sitten und Aberglaube der Bretagner.

(Nach dem Foreign Quarterly Review. Julius 1843.)

Es ist keineswegs unsere Absicht, hier in die Geschichte oder auf die Fragen über die verworrenen Alterthümer des alten Armorica einzugehen, sondern wir beschränken uns auf die Charakteristik des lebenden Volks, auf seine Gebräuche und seinen Aberglauben, welche keineswegs die verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben, während die Geschichte, die philologische Erforschung der Dialekte lange der Tummelplatz zahlreicher bretagnischer, gällischer, irischer und wallisischer Gelehrten gewesen sind. Der Reisende, welcher auf dem gebahnten Pfade bleibt, kann kaum hoffen, etwas von der eigentlichen, der celtischen Bretagne zu sehen, man muß abbeugen von der Hauptstraße, wenn man das Volk in seinen ursprünglichen nationalen Gewohnheiten sehen will. Die Chausseen sind ziemlich gut macadamisirt, die bedeutenderen Städte ganz erträglich mit Gasthöfen versehen, die Küche allerdings nicht so gut wie die von Very in Paris, aber man kann ein ganz ordentliches Diner halten, Zeitungen und Bücher, so wie andere Reiseunterhaltungen bekommen so gut, wie anderswo. Der Reisende kann somit von Brest nach Rennes fahren, oder die Rance hinauf von St. Malo nach Dinan, und kann noch auf seinem Wege nach Paris einen Abstecher über Nantes machen, so daß er einen bedeutenden Theil der Bretagne durchzogen hat, wird aber darum über die Bretagne selbst wenig mehr wissen, wie zuvor, und wird von nichts besonderem zu berichten haben, als etwa von dem monotonen Buchweizen, der das Land selbst in den angebautesten Theilen dieses Landstrichs von dem ganzen übrigen Frankreich unterscheidet. Wer die Bretagner der alten Zeit in ihrem noch unveränderten Zustand, mit dem finstern, plumpen, bäurisch und alterthümlich gekleideten Volk sehen will, das noch tief in dem alten Aberglauben begraben ist, seine alte Sprache spricht, und mitten unter celtischen Denkmälern und Ueberresten der Feudalzeit lebt, der muß in die von den Chausseen entfernten Districte eindringen, muß Straßen betreten, die für Wagen undurchdringlich sind, muß Sümpfe überschreiten und über Ebenen und Berge wandern, denn nur hier wird er die Traditionen des Landes erhalten, und noch im Glauben und der Sitte des Volkes haftend finden.

Das erste, was dem Reisenden auffällt, wenn erst sein Auge sich ein wenig an die Physiognomie des Landes gewöhnt hat, ist die ungeheure Zahl von Ruinen, die über dasselbe hin verbreitet sind. In keinem Theile der Welt finden sich auf so engem Raume so große und prachtvolle Ueberreste des druidischen Gottesdienstes. Die Steine von Carnac, die in eilf parallelen Linien sich über drei Stunden weit hinziehen, haben das Staunen und die Verwunderung von ganz Europa erweckt, und es gibt keine Form druidischer Alterthümer, die nicht hier in zahllosen Proben, bald mehr bald minder erhalten sich findet. Erdaufwürfe, Galgals, Gräber, Dolmens, Menhirs, Feenfelsen, Cromlechs, Lichawens, scheint es auf diesen Boden herabgeregnet zu haben in einer Weise, daß die Geschichte weder den Ursprung noch den Nutzen nachweisen kann. Während aber die Neugierde des Fremden sich mit diesen staunenswerthen und unerklärlichen Bauten beschäftigt, wird er noch mehr verwirrt durch die Entdeckung, daß diese celtischen Tempel oder Altäre oder Gräber, oder was sie sonst gewesen seyn mögen, gewöhnlich mit Ueberbleibseln der Feudalzeiten vermengt sind oder alte christliche Denkmäler zu Nachbarn haben. Dieß seltsame Nebeneinanderbestehen von christlichen und heidnischen Denkmälern eröffnet der Forschung ein weites und höchst schwieriges Feld. Das Christenthum scheint seine Siege mit raschen und kühnen Schritten verfolgt zu haben bis in die innersten Winkel und in die letzten Vesten jenes riesenhaften Götzendienstes, der einst über den menschlichen Geist einen so wunderbaren Einfluß ausübte. Die triumphirenden Legenden des Christenthums knüpfen den Sieg des Kreuzes an viele druidische Orte, und in manchen Fällen sind sie völlig mit ihnen verschmolzen und identisch. So ist es eine noch jetzt von den Bauern wiederholte und gläubig angenommene Legende, daß die Steine zu Carnac von einer heidnischen Armee stammen, die den heil. Cornelius, welcher dem Heidenthum entsagt hatte, in ein Thal jagte und, als er von allen Seiten umrungen seine Hände um Hülfe zum Christengott erhob, insgesammt in den Linien die sie einnahm, versteinert wurde. Nahe bie

der Stadt Lannion ist ein ungeheurer, 20 bis 30 Fuß hoher Menhir, auf dem ein Steinkreuz steht und die Leidensgeschichte Christi ist mitten unter den rohen Bildern der celtischen Gottesverehrung ausgehauen. Diese Vermischung der Symbole geht noch weiter in einigen Volkssagen, in denen die Stellen des Druidendienstes als die besondern Schauplätze christlicher Wunder ausgewählt sind.

Vor allen Provinzen Frankreichs zeichnet sich die Bretagne durch religiösen Geist aus. Die Felder, die Wege, die Straßen, die Berge, alles starrt von Kirchen, Capellen, Kreuzen, Bildern u. s. w. Als die Bourbons zurückkehrten, kam man auf den Einfall an den Straßen die Kreuze wieder herzustellen, die in der Revolution zerstört worden waren; es fand sich aber, daß diese Wiederherstellung an den Kreuzstraßen in Finisterre allein anderthalb Millionen Franken kosten würde, und so gab man die Sache auf. Die Nation konnte eine solche Ausgabe nicht bestreiten, und glücklicher Weise bedurfte die Frömmigkeit der Bretagner einer solchen Nachhülfe nicht. Sie hatte zu vielen Stößen wiederstanden, zu viele Verfolgungen überdauert, um Anmahnungen dieser Art nothwendig zu machen. Die blutgierigen Agenten der Revolution hatten in dieser hartnäckigen Provinz schwere Arbeit. Der Kampf zwischen der Guillotine und dem einfachen Glauben des Volks war lang und hartnäckig: er ermüdete die Guillotine mit Opfern; jeder war zum Märtyrerthum entschlossen, und mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen waren die Bewohner der Niederbretagne den Schrecken und den Verführungen der Gewalt gleich unzugänglich. Während der ganzen merkwürdigen Schlächterzeit blieben sie, wie einer ihrer Geschichtschreiber sich ausdrückt, mit gefalteten Händen auf den Knien liegen, bis das stumpfe Mordmesser den Händen ihrer Henker entsank. Die Priester und das Volk blieben einander bis zur äußersten Noth treu. Vergebens sprachen die republicanischen Commissionen die Todesstrafe gegen den Geistlichen aus, der eine kirchliche Function verrichten würde, vergebens zerstörten sie die Kirchen; „ich will eure Glockenthürme niederreißen," rief der berüchtigte Jean Bon-St.-André dem Maire eines Dorfs zu, „dann habt ihr nichts mehr, das euch an den Aberglauben der alten Zeit mahnt." — „Ihr müßt uns doch die Sterne lassen," war die merkwürdige Antwort des Bauern.

Ein einziger, von Souvestre erzählter Fall wird die furchtlose Frömmigkeit von Priestern und Volk hinreichend ins Licht setzen. Zu Crozon waren alle Kirchen niedergerissen; die Priester, Tag und Nacht verfolgt, konnten keinen einsamen Ort finden, um die Messe in Sicherheit zu lesen, die Dörfer waren mit Soldaten angefüllt. Wie machten sie es in solcher Lage, den Gottesdienst abzuhalten, die Neugebornen zu taufen, die Brautpaare einzusegnen? Man höre. „Die Mitternachtsstunde schlägt, und ein flackerndes Licht erhebt sich in einiger Entfernung auf der See; der Ton einer Glocke erklingt halb verloren im Gemurmel der Wellen. Plötzlich sieht man hinter jedem Felsen hervor, aus jeder Bucht und jeder Bay lange schwarze Schatten über die Wellen hingleiten. Es sind die Boote der Fischer, belastet mit Männern, Weibern und Kindern, die hinausfahren nach der offenen See, und alle nach Einem Punkte ihre Richtung nehmen. Die Glocke wird jetzt lauter, das Licht deutlicher, und endlich erkennt man den Gegenstand, der die Menge mitten auf dem Meere zusammenlockt. Es ist eine Barke, auf deren Verdeck der Priester steht, in Bereitschaft die Messe zu halten. Sicher, nur Gott zum Zeugen zu haben, hat er die benachbarten Kirchspiele zu dieser Feierlichkeit zusammenberufen, und das treue Volk hat seinem Ruf entsprochen. Alle liegen auf den Knieen, während die See unter ihnen dahin rollt, und der Himmel über ihnen mit Wolken überzogen ist." Kann man sich ein ergreifenderes Schauspiel denken!

Es ist eine natürliche Folge, daß eine bis zur Bethörung gehende Anhänglichkeit besteht zwischen den Heerden und ihren Hirten, da sie so viel mit einander gelitten haben, und diese Anhänglichkeit steigt, wie zu erwarten, von Seite des Volks manchmal bis zum Fanatismus. Die bretagnischen Priester nehmen den Vordergrund in dem ganzen Gemälde ein: gerade vom Pfluge weggenommen, in das gröbste Gewand gekleidet, mit plumpen Schuhen, um ihre Füße zu schützen, und einen Stock in der Hand, schreiten sie zu allen Jahreszeiten mit nie wankendem Eifer fort über die kothigen Straßen und die steinigsten Bergpfade, um den Sterbenden das Viaticum zu bringen oder die Gebete über die Todten zu lesen. Allenthalben kommt man dem Priester mit Liebe und Ehrfurcht entgegen, in allem Unglück sucht man seine Hülfe, und sein Rath bringt Stärke und Trost. Seine Predigten haben fast göttliches Ansehen, und üben eine übernatürliche Gewalt über seine Zuhörer aus. Sie schreien laut, weinen, werfen sich auf die Erde in jenem Wahnsinn der religiösen Begeisterung, welcher bei einer ungebührlichen Aufreizung alle Regungen der Vernunft überwältigt. In allen Zuständen der Gesellschaft sind solche Schaustellungen zu beklagen, aber bei dem Bretagner sind sie mindestens natürlich und aufrichtig, und bei dem Mangel vernunftgemäßerer Einwirkung sind sie ein Zaum der Leidenschaften und Begierden. Manchmal wirken sie auf den Priester selbst zurück, und machen den Apostel des Wahnsinns zu seinem Opfer. Ein unglücklicher Eiferer, der vermuthlich durch die mit seiner schweren Pflicht verbundene Aufregung wahnsinnig geworden war, und Winter wie Sommer an dem Fuße eines Steinkreuzes in freier Luft zu schlafen pflegte, benachrichtigte einst die versammelte Menge, Christus sey ihm erschienen, und habe seine linke Hand verlangt; seine Antwort sey gewesen: „sie gehört dir, Herr!" — „Ich habe mein Versprechen gehalten," fuhr er zu der erschreckten Versammlung fort, und hob den linken Arm, einen mit blutigen Linnen verbundenen Stumpen über sein Haupt empor; dann riß er in einem Anfall von schauderhaftem Fanatismus die Leinwand von der Wunde ab, fuhr mit dem Arm im Kreise umher, und sprengte das strömende Blut zehn Fuß weit um sich her über die Köpfe des Volks.

Trotz solcher empörenden Vorfälle hat das Verhältniß zwischen dem Pfarrer und seiner Gemeinde bei dem jetzigen Zustande der Bevölkerung doch wesentlich gute Folgen. Der

bretagnische Bauer hat außer dem, was ihm seine Religion mittheilt, nur sehr wenige Begriffe. Villemarqué, der um die alten Balladen des Volks zu sammeln alle Theile des Landes durchzog, alle Volksfeste, Pardons, Veillées, Fileries und Märkte besuchte und sich ganz vertraut unter das Volk mischte, erzählt, er habe zu seinem großen Erstaunen gefunden, daß sie alle mit ihren Nationalballaden wohl bekannt waren, daß aber nicht Einer von ihnen lesen konnte. Bei diesem großen Mangel an geistigen Hülfsquellen sind sie ganz auf ihren alten Aberglauben zurückgeworfen; sie leben entfernt von der übrigen Welt in ihrer öden Einsamkeit vergraben und haben keinen Vereinigungspunkt als die Kirche. Diese ist ihr Schauspiel. Die Processionen und religiösen Ceremonien, die Feste und Heiligentage füllen die Leere aus, und auf diese Dinge, in denen die Freude und Heiterkeit ihres Lebens eingeschlossen ist, wendet sich nun die ganze poetische Kraft ihrer Natur. Darum haben alle ihre Sitten mehr oder minder einen religiösen Anstrich. Bis vor ganz kurzem hatten sie keine Aerzte unter sich, und Priester, Gebete und Opfergaben dienten ihnen statt der Arznei. Bei der ersten Andeutung von Krankheit, in der ernsten Stunde des Todes, und selbst lange nachdem das Grab schon seinen Bewohner aufgenommen, wird der Geistliche zur Hülfe und zum Trost in Anspruch genommen. Der Morgen am Allerseelentag sieht die verwaiste Familie in dem gemeinsamen Zimmer vereint, und einem merkwürdigen, wohl aus heidnischer Zeit mit herüber genommenen Aberglauben zufolge lassen sie, wenn sie aus dem Zimmer sich entfernen, etwas Speise zurück, in der sichern Ueberzeugung, daß die Todten zurückkehren werden nach der Wohnung ihrer Angehörigen, um an dem jährlichen Erinnerungsmahle Theil zu nehmen.

Wie alle andern Länder, so hat auch die Bretagne Veränderungen erfahren, und es ist ihr manches von den Kenntnissen der Neuzeit eingeimpft worden. Es gibt aber noch große Districte, in denen die Civilisation in dem neuern Sinne des Wortes durch die feudale Unbeweglichkeit der Bevölkerung aufgehalten wurde. Diese Districte sind namentlich die Departements Finisterre, Morbihan und Côtes du Nord: hier muß man die noch übrigen Charakterzüge des Mittelalters suchen, die dem Volke einen so eigenthümlichen Anstrich geben. Unter diesen Departements selbst finden zwar einige kleinere Verschiedenheiten statt, aber in allen wesentlichen Zügen der Nationalität stimmen sie vollkommen überein. Alle haben ihre druidischen Ueberreste, ihre Schlösser und Sagen, die dort in Verbindung stehen; sie haben ihre Balladen, Lieder und Legenden, und wo man hinkommt, stößt man gewiß auf eine historische Erinnerung, die bereits in der einen oder der andern Gestalt in die meisten Literaturen Europa's übergegangen ist, da der Schatz der Sagen welcher an dieß Land und an das celtische Volk sich knüpft, in einem viel größern Umfang als man gewöhnlich glaubt, auf die ganze Literatur des Mittelalters gewirkt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Colonialnachrichten.

Westindien.

Die Blätter führen regelmäßig an, wenn wieder ein Schiff mit afrikanischen Arbeitern ankommt. So melden die Guiana Times (Col. Gaz. vom 13 Mai) die Ankunft von 60 Negern aus St. Helena, und die Legislatur hat auch alsbald 50,000 Dollars ausgesetzt, um Stanley's Plan zur Ueberführung schwarzer Arbeiter aus Afrika nach Westindien zu befördern; weitere 70,000 Dollars befinden sich schon in der Casse der Colonie. Die Ueberführung scheint also sehr eifrig betrieben zu werden. Die Botschaft des Gouverneurs Darling in Tobago kündigt auch an, daß sich die englische Regierung die Sache sehr angelegen seyn lassen werde. Dieß wird indeß mannichfach in Zweifel gezogen, und viele behaupten, der Plan der Regierung sey ärmlich und laufe auf eine Täuschung hinaus. Augenscheinlich hat letztere nicht den Muth die Auswanderung aus Afrika offen in großem Maaßstabe, wie namentlich Macgregor Laird vorschlug, zu betreiben, aus Furcht man möchte ihr den Vorwurf machen, daß sie einen neuen Sklavenhandel einführe.

•

Das Jamaica Morning Journal (s. Col. Gaz. vom 8 Jul.) meldet von der Zurücksendung eines Theils der dort angelangten schwarzen Arbeiter nach Sierra Leone; der Zweck ist, dort verkünden zu lassen, welche günstige Aussichten sich dort für schwarze Auswanderer eröffnen, denn die Auswanderung will immer noch nicht recht in Zug kommen. Am 24 Mai kam in Trinidad ein Fahrzeug mit nur 36 Arbeitern an, obgleich das Schiff 206 hätte bringen können. Der Hauptgrund war, daß sich in Sierra Leone eine (nicht näher bezeichnete) Partei, wahrscheinlich Missionäre, finden soll, die auf alle Weise die Auswanderung zu hemmen sucht. Von den ansässigen Leuten zu Sierra Leone war mit dem erwähnten Schiff gar niemand gekommen, sondern nur Knaben von 10 bis 15 Jahren, die man auf einem Sklavenschiff weggenommen hatte.

•

Mehrere Schreiben aus Jamaica vom Mai d. J. (s. Col. Gaz. vom 24 Junius) enthalten Nachrichten über die Anwendung von Maschinen zur Feldarbeit. Der hohe Preis des Taglohnes nöthigt zu diesem Auskunftsmittel. Die Ausgabe beim Pflügen, Ausjäten des Unkrauts u. dgl. soll gegen die Kosten der Handarbeit wie 2:3 seyn.

•

Man bemerkt mit Vergnügen, daß sich der Anbau in Jamaica auch wieder auf Baumwolle wirft — eine merkwürdige Thatsache bei dem jetzigen Unwerth dieser Waare. Die angebaute Art ist die bekannte Sea-Island.

•

Die Londoner Missionsgesellschaft und die Gesellschaft zu Aufmunterung der Künste und Wissenschaften zu Jamaica haben es durch die Bemühungen einiger ihrer Mitglieder dahin gebracht, daß eine kleine Pachtung angekauft wurde, um die Neger gehörig im Acker- und Gartenbau zu unterrichten. Auch einige andere Gesellschaften, namentlich die in mehreren Theilen der Insel errichteten Ackerbaugesellschaften, welche sich die Verbesserung der Cultur des Landes und hauptsächlich auch die chemische Untersuchung desselben zum Zweck gesetzt haben, unterstützen die Anstalt nach Kräften.

•

Als ein Zeichen, wie man bestrebt ist die bisherige üble Stimmung zwischen Schwarzen und Weißen zu verbessern, kann auch der Umstand dienen, daß, wie die Col. Gaz. (22 Julius) meldet, das Squatten, d. h. der Anbau uncultivirter, von der Krone als Eigenthum in Anspruch genommener Ländereien, die man vor einiger Zeit noch mit Feuer und Schwert auszurotten bemüht war, jetzt aufs mildeste von den Behörden behandelt wird. Man scheint einzusehen, daß man, da nun die Freiheit einmal den Negern gegeben ist, sie nicht mehr durch indirecte Mittel zwingen kann, auf den Pflanzungen zu arbeiten, und daß man ihre Wohlfahrt auf alle Weise befördern muß, wenn dem Mutterlande selbst durch Abnahme von Manufacten und Westindien durch die Erschaffung eines kräftigen Bauernstandes ein Vortheil gewährt werden soll, anderer politischer Vortheile zu geschweigen, die aus der fortdauernden Beschäftigung der Neger hervorgehen müssen.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Mancha.

Wohlhabende Ackerbauer kann man noch in der Mancha finden, welche den besten Begriff von jener Gattung von Staatsbürgern geben, die die Freisassen Spaniens bilden und zu den schönsten Stämmen der Welt gehören. In ihrem Benehmen sind sie freimüthig, gastfreundlich, gewissenhaft, in jeder Hinsicht achtungswerth. Ich besuchte Valdepeñas, eine der reichsten Gegenden des Landes, dessen Weine mit Recht einen hohen Ruf genießen. Ich nahm das Anerbieten eines Amerikaners an, der in dem Platze Geschäftsverbindungen hatte und deßhalb gut bekannt war. Ich begleitete ihn, um die Weingewölbe eines ansehnlichen Hauses zu besuchen. Wir erfuhren, daß die ganze Familie in das Haus eines Verwandten zur Feier einer Hochzeit gegangen war, und wurden sogleich in den artigsten und verbindlichsten Ausdrücken eingeladen, ihnen zu folgen. Da es das Land des reichen, von Cervantes verherrlichten Camacho war, obwohl Sancho's ergötzliche Fleischtöpfe nicht zu erwarten standen, so nahm ich gern die Einladung an und fand mich an dem Ort ein. Es war eine zahlreiche heitere Gesellschaft in dem Patio und im Innern des Hauses versammelt, wo die jungen Leute in einem bis zum Ersticken heißen Zimmer Manchegos tanzten. Nachdem wir einige Zeit geblieben und die Lustbarkeit der Leutchen mit angesehen hatten, kehrten wir zu den tiefen kühlen Gewölben zurück, zur Ruhestätte des köstlichen Valdepeñas, den deutsche Leser aus den spanischen Novellen kennen müssen. Wir kosteten den herrlichen Rebensaft, und siehe da, es war ein wahrer Göttertrank, der Herz und Nieren erquickte. Er wird in Tinajas oder großmächtigen irdenen Krügen aufbewahrt. Auf dieselbe Weise pflegten die südspanischen Saracenen ihre Weine einzukellern.

Als wir heraufgestiegen und die Gemächer des Gastfreundes betreten hatten, fanden wir die Hausfrau, welche, da die Pflichten der Gastfreundschaft bei diesem Volke allen andern Rücksichten vorausgehen, ihre Gesellschaft verlassen hatte, um uns Confituren, eingemachte Früchte und andere Leckerbissen, von denen wir kosten mußten, vorzusetzen. Auf unsere Bemerkung, es thue uns leid, eine Störung verursacht zu haben, erwiederte sie, es sey ihr nicht möglich, irgend jemand ihr Haus betreten zu lassen, ohne ihm die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Das Hauswesen dieser wackern Leute trug ganz das Gepräge wohlhabender, solider Bequemlichkeit und Achtung einflößender Ordnung.

Wenn man die beiden manchanischen Ortschaften Roda und Minaya hinter sich hat, geht es durch ein verwickeltes Terrain, bald bergauf, bald bergab. Man bekommt endlich dünne Fichtenwälder zu sehen, wo man zuweilen ausgeraubt wird von jenen Saltadoren oder Buschkleppern, die sich einer volksthümlichen Duldung erfreuen, von jenen bewunderten Söhnen Spaniens, die vom Stegreif leben. Auf einer Anhöhe liegt die Venta del Pinar. In dem benachbarten Marktflecken Provencio wohnen begüterte Bauern, schöne, tüchtige Leute, die sich den Landbau angelegen seyn lassen. Der Ort zählt etwa 3000 Einwohner, die sich auch mit der Pferde- und Mauleselzucht befassen. Die regsamen, kräftigen Landleute der Mancha gefallen mir so gut als die oberschwäbischen oder mecklenburgischen Bauern.

Von Provencio gelangte ich nach Pedrosera, wo man Strumpfbänder von Zwirn und dergleichen zum Kauf anbietet; links liegt Toboso, der holden Dulcinea verewigter Geburtsort. Wer in Europa und den transatlantischen Gefilden kennt nicht dieses Toboso, auch ohne es eigentlich gesehen zu haben, diesen classischen Ort, wo die Dame des unsterblichen Ritters das Licht der Welt erblickte? Man kann in der That nicht vergessen, daß man in Don Quixote's heimathlichen Fluren wandelt: die Windmühlen bilden zuweilen ganze Zeilen, welche einer etwas verwirrten Phantasie leicht für ein in Schlachtordnung gestelltes Kriegsheer gelten können.

Der Hauptfluß dieses in mancher Hinsicht interessanten Landstrichs ist der Guadiana, welcher unweit Ossa in den Lagunen von Ruidera seinen Ursprung hat. Er nimmt den Montiel und einige andere Nebenflüsse auf und durchströmt die Mancha in westlicher Richtung. In den Bergen gibt es viele und gute Quellen, aber auf den Ebenen hat man eine nur dürftige Bewässerung. Die kleinen Flüsse Guadarmena, Redonada und Mundo entspringen in den Waldschluchten der Mancha und strömen von da nach Jaen und Murcia.

Das Klima ist heiß und trocken; die Hitze hält ununterbrochen vier Monate lang in so hohem Grade an, daß alles versengt zu werden scheint; in den Bergen finden sich kühlere Gegenden. Der Bergbau geht vorzüglich auf Quecksilber, welches in dem Bezirke von Almaden gewonnen wird. Reichhaltige Galmeiminen finden sich auf der Sierra von Alcoraz, unweit der Quelle des Mundoflusses.

Die Sierras der Mancha sind mit schönen Fichten und Eichen bewaldet. Noch zu Anfang des 17ten Jahrhunderts waren diese Waldungen wegen ihres Umfangs, wegen ihrer Dichtigkeit und Fülle die Lust des Landes; die schlechte Forstwirthschaft hatte die Wirkung, daß dermalen nur noch vereinzelte Sprößlinge jener stolzen Wälder, deren auch Cervantes gedenkt, übrig sind. Das Land spürt diesen Uebelstand seit einer Reihe von Jahren. Es ist bereits so weit gekommen, daß man kein weiteres Holz hat als den Abfall der Fruchtbäume und Reben.

Bei Robledo sieht man, ohne Unterlaß des ingenioso hidalgo gedenkend, über zwanzig Windmühlen in Reihe und Glied. Die Bewohner dieses Ortes unterhalten bedeutende Töpfereien und verfertigen besonders viel Tinajas, d. i. große irdene Weinkrüge.

Wahnsinn in Frankreich. Nach den von Moreau de Jonès mitgetheilten statistischen Tafeln finden sich in Frankreich 18,350 Irre. Unter einer Million Menschen sind im Durchschnitt 221 Blödsinnige und 112 epileptische Personen. Die jährliche Sterblichkeit unter denselben ist 9 bis 10 Procent. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1843.

Ueber die Flora in Algier.

(Nach Bory St. Vincent. Echo du Monde Savant. 21 Jul.)

Lange Zeit, und ehe ich noch die afrikanischen Küsten anders als durch den Anblick von den andalusischen Gebirgen aus kannte, hatte ich die auffallende Aehnlichkeit bezeichnet, welche zwischen den beiden Ländern besteht, und nachgewiesen, daß der Meeresarm, welcher sie trennt, nicht immer da gewesen sey. Die Idee eines plötzlichen Zerreißens der Meerenge war allerdings schon von manchen gewagt worden, aber keiner hatte seine Hypothese durch die mindesten Beweise gestützt. Die meinigen gründeten sich auf die Vergleichung der beiden Landstrichen gemeinsamen Naturproducte, und ich erkannte eine vollkommene geologische Aehnlichkeit zwischen beiden. Ich sah hier dieselben charakteristischen Pflanzen, die mit gleicher Fülle dieselbe Bodenart unter gleichartigem Klima schmückten. Ich entdeckte endlich auch unter den weiter vorgeschrittenen Organisationen gewisse Thiere, die für ausschließlich afrikanisch galten, aber auch auf der spanischen Südküste zu Hause sind, während sie auf andern Punkten Europa's, die gleichfalls Afrika nahe gegenüberliegen, sich nicht finden. Ich versuchte mit Hülfe dieser Vergleichungen zu beweisen, daß die Revolution, welche den von dem Alterthum so genannten Säulen des Hercules das Entstehen gab, innerhalb Menschengedenken eingetreten sey, und wohl nicht sehr weit in die Zeiten hinaufreiche, welche von den Historikern als die heroischen bezeichnet werden. Meine Excursionen in den Jahren 1840 und 1842 gaben mir die Gewißheit, daß ich mich in meinen schon in den Jahren 1823 und 1824 ausgesprochenen Ansichten nicht getäuscht hätte.

Seit 1830 haben manche im Gebiet von Algier botanisirt, doch blieb noch eine gute Aehrenlese übrig, indem bloß die Phanerogamen, die man erschöpft zu haben glaubte, noch 60 unbekannte Pflanzen lieferten, von denen einige durch ihre Schönheit würdig sind die Zierde unsrer Gärten zu werden. Die Zahl der neuen Gattungen wird zwar wohl kaum über drei betragen, diese aber dürften wohl von allen Botanikern anerkannt werden. Die Kryptogamen sind in den drei Provinzen des französischen Afrika's verhältnißmäßig minder reich. Der Humus der Thäler, die Oberfläche der Felsen und die alten Baumstämme schmücken sich hier nicht, wie an so vielen andern Orten unter gleichen Breitegraden, mit jener Masse von Farrenkräutern, Moosen, Lebermoosen, Flechten und Schwämmen, dieser in feuchten Klimaten so wesentlichen Vegetation. Da indeß die Atmosphäre in Algier nicht minder feucht als warm ist, so muß man die Ursache dieser Armuth, die wir nicht für so groß hielten, wohl anderswo suchen. Wahrscheinlich liegt sie in dem seit undenklichen Zeiten von den Eingebornen geübten Abbrennen der Waiden gegen das Ende des Sommers, wodurch die Vegetation im Allgemeinen sehr leidet. In einigen der Zerstörung entgangenen Gegenden hat indeß auch die Classe der Kryptogamen manches Interessante geliefert, ebenso wie das Meer reich an Wasserpflanzen ist. Man findet in diesem dunkeln Zweige der Botanik drei neue Gattungen, und unter 300 Arten nahe an 60, die nur unvollständig bekannt waren und als neu gelten können.

Der Boden des Landes, den manche für erschöpft erklärt haben, ist so reich daß er alle Erzeugnisse der Nordküste des Mittelmeers und der Zwischeninseln reichlich und zum Theil in vorzüglicherem Grade liefern kann; auch an Holz ist das Land keineswegs arm, nur muß man dem Verbrennen des Grases, welches nach und nach die Wälder zuverlässig zerstört, mit Kraft steuern.

Gleich beim ersten Anblick zerfällt die 300 Lieues lange Küste in drei botanische Nebenabtheilungen, welche man die numidische, die mauritanische und die tingitanische nennen könnte. Die erste beginnt bei Bizerta und geht bis La Calle (27⅘—26° O. L.), in der zweiten Region nimmt das Sahel von Algier etwa die Mitte ein, und die dritte läuft von Cap Tennes (19° O. L.) gegen Westen. In der ersten finden sich manche Pflanzen aus den gemäßigten Ländern Europa's, z. B. aus Asturien und der Bretagne, mit deren Flora eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht. In der zweiten Zone finden sich jene Pflanzen aus dem oceanischen Europa nicht mehr, dagegen wächst die Banane, obwohl noch nicht die Dattel; die dritte Region erstreckt sich mit ihren wesentlichen Kennzeichen über die Meerenge von Gibraltar hinaus bis an Cap Bojador.

Sitte und Aberglaube der Bretagner.

(Fortsetzung.)

Auf diesem bezauberten Boden vernimmt man eine Menge Legenden über die Tafelrunde aus dem Munde des Landvolks, und man wird endlich an die berühmten Namen, welche bisher bloß in der fast unverständlichen Sprache der alten Poesie ertönten, so gewöhnt daß man nicht sonderlich erstaunt wäre, wenn irgend einer der stahlbedeckten Kämpfer dem Reisenden auf der Heerstraße begegnete. In dem alten Schlosse von Kerduel hielt König Arthur einen prächtigen Hof, umgeben von der Blüthe seiner Ritterschaft, Lancelot, Tristan, Ywein ꝛc. mit seiner schönen Königin Gwenarc'han und der strahlenden Brangwain. Das alte Schloß steht nicht mehr, aber ein neues findet sich an dessen Stelle, und der Name so wie alle damit verbundenen Sagen werden noch achtungsvoll bewahrt. Hier ist gelegentlich zu bemerken, daß die bretagnischen Alterthumsforscher sehr darüber ungehalten sind, daß man den Namen Gwenarc'han, welcher „weiß wie Silber" bedeutet, in Guinever oder Guinevra umgewandelt hat, was keine Etymologie habe. Der Vorwurf ist wahrscheinlich gegründet, aber in ihrem Eifer, Arthurn und seinen Hof ganz sich selber zuzueignen, wollen sie ihn sogar auf der Insel Agalon oder Avalon, ganz in der Nähe des Schlosses Kerduel, begraben wissen, statt ihn auf der Insel gleichen Namens in Somersetshire ruhen zu lassen, wo ihn die wallisischen Minstrels längst begraben haben. Diese Insel war auch, wie wir hier anfügen können, der Lieblingsaufenthalt von Morgain, die in den Chroniken als Fee und Schwester des Zauberers Merlin berühmt ist, in Wahrheit aber eine angesehene Druidenpriesterin war.

Hier in dieser sagenreichen Bretagne betritt man überall Boden, wo manche furchtbare That und schreckliche Ereignisse, die Froissart, Monstrelet und andere Chronisten erzählen, sich begeben haben: so Beaumanoir, wo Fontenelle de Ligueur jungen Mädchen den Leib aufschneiden ließ, um seine Füße in ihrem Blute zu wärmen; Carrac, wo die geheimnißvollen Brunnen sind, in denen ein Herzog der Bretagne die goldene Wiege seines Sohnes barg; Guillac, wo der Kampf der Dreißig statt fand, in welchem Robert de Beaumanoir, erschöpft von Wunden und Durst, um einen Augenblick Ruhe bat, um trinken zu können, aber von Geoffroi de Blois zur Antwort erhielt: „Trink dein Blut und der Durst vergeht;" das alte Schloß Kertawarn mit seinen noch offen stehenden Fallgattern und seinen feuchten Gefängnissen, wo man noch den ungeheuren, mit Ringen beladenen Balken zeigt, an den der Schloßherr seine Gefangenen fesseln ließ, und wo das Pfeifen des Windes in den unterirdischen Gemächern für das Aechzen der armen Seelen der Unbußfertigen gilt, welche nach Sonnenuntergang an ihre Arbeit zurückkehren; das Schloß de la Roche, wo der Herr von Rhe den Connetable du Guesclin fand, wie er einen Eber für seine Nachbarn in Stücke schnitt; und den Marktplatz in Dinan, wo derselbe Connetable mit Thomas von Canterbury focht, weil dieser seinen Bruder während eines Waffenstillstands von einem Hinterhalt aus überfallen hatte. Unter solchen Erinnerungen verbringt der Bretagner seine ersten Jahre. Seine frühesten Eindrücke sind mit den Ueberresten der Feudalzeit verknüpft. Seine Kinderzeit bringt er unter Ruinen zu, die durch Ehrfurcht gebietende Namen und mannichfache Erzählungen ein Interesse gewinnen. Sein Leben erhält dadurch einen Schwung und einen trübseligen Eindruck zugleich. Traurig schreitet er bei Tage unter den Ruinen umher, und schauert wenn er bei Nacht an denselben vorüber geht. Er hat keine Bücher, keinen geselligen Verkehr außer mit Leuten die ihm gleichen, und auch dieß nur bei Gelegenheiten, die dem geselligen Gefühl keinen freien Lauf lassen. Man darf sich nicht wundern, daß solche Menschen von den vagen Schrecken der Einsamkeit überwältigt werden, daß sie zauberische Gesichte in den Wäldern sehen, daß sie die Geister des Sturms in den Wolken auf den Berggipfeln erblicken, daß sie das Geschrei der wandernden Geister hören und an Wahrsager und übernatürliche Gesichte glauben. Die Kirche erfaßt sie mitten in ihren traumhaften Befürchtungen und vollendet ihre geistige Unterjochung. Ihre ganze Existenz ist ein langer Aberglaube.

Ehe wir die Gebilde der Einbildungskraft dieses Volkes näher beleuchten, wollen wir seinem wirklichen Leben eine kurze Aufmerksamkeit schenken. Die Bauern der Niederbretagne sind gewöhnlich untersetzt, von unschönem Bau, haben dickes schwarzes Haar, buschigen Bart, breite, plumpe Schultern und einen starren Ausdruck von Ernst in ihren Augen. Einige Districte zeigen hinsichtlich der Charakteristik ihrer Bewohner einige Verschiedenheit, aber die allgemeinen Züge, Ehrlichkeit und Treue, Kälte und Indolenz, Leichtgläubigkeit und Unwissenheit finden gleiche Anwendung auf alle. Die Hartnäckigkeit der Bretagner ist sprüchwörtlich in Frankreich; sie geben vortreffliche Soldaten und Matrosen, wenn man sie aber zu sehr sich selbst überläßt, fallen sie in allerlei Grillen und in Trägheit. Die Liebe zu ihrem Lande zeigt sich auf die leidenschaftlichste Weise und ist ein bleibender Zug ihres Nationalcharakters. Niemals haben die Bretagner die Gunst des Hofes gesucht; sie haben sich stets mit Abscheu von allen Aemtern und Anstellungen fern gehalten, und dieß Gefühl existirt so stark selbst bei den untersten Classen daß ein bretagnischer Bauer nach 12 bis 15jährigem Dienst in der Armee oder Marine stets nach dem Schauplatz seiner Kindheit zurückkehrt, und wieder in seine ursprünglichen Gewohnheiten verfällt, als wäre alles Zwischenliegende nur ein Traum gewesen.

Die Bewohner von Cornouaille, d. h. der Districte zwischen Morlair und Corhair im Departement Finisterre, zeichnen sich durch einige Eigenthümlichkeiten aus. Ihr Costüm besteht aus Zeugen von den lebhaftesten Farben, die mit glänzenden Schnüren eingefaßt sind. Sie sticken häufig auf das Vordertheil ihrer Röcke das Datum des Tages, wo sie gemacht wurden oder den Namen des Schneiders, und nähen diesen in vielfärbiger Wolle ein. In den Bergen tragen sie die Beinkleider kurz und eng, so daß sie zum Tanz und zum Gefecht bequem sind, aber gegen Quimper hin haben sie ungeheure Pumphosen, die alle ihre Bewegungen hemmen. Ihre nicht sehr großen, mit einem erhöhten Rand umgebenen Hüte sind

mit Bändern von allen möglichen bunten Farben geziert, die, wenn sie im Winde flattern, einen sehr vortheilhaften Effect machen. Die Bergbewohner tragen einen mit einer kupfernen Schnalle befestigten Leibgürtel über ihre Zwillichkleider. Die Kleidung der Frauen zeigt eine eben solche Mannichfaltigkeit lebhafter Farben, und ist der der Bauern in der Nachbarschaft von Bern nicht unähnlich. Das Leben dieses Volkes steht im Verhältniß mit ihrer muntern Kleidung, und bildet einen merkwürdigen Contrast gegen das finstere Aussehen der Bevölkerung anderwärts.

Das Volk von Leon in demselben Departement ist ernst und feierlich in seinem Benehmen; selbst ihren Festlichkeiten sieht man diese natürliche Strenge an, und auch ihr Tanz ist steif und monoton. Ihr kaltes, starres Aeußere aber verbirgt einen Vulcan. Ihr Leben ist, wie überhaupt bei den Bretagnern, in sich gekehrt, und drückt sich in ihrem trübseligen Costüm mit eigenthümlicher Schärfe aus. Ein Bauer von Leon segelt dahin in einem weiten, wogenden, schwarzen Gewand, um die Lenden mit einem rothen oder blauen Gürtel zusammen gehalten, der das Melancholische des Gewandes nur noch auffallender macht; der Rand seines großen Hutes hängt hinunter über seine sonnenverbrannten Züge, und sein reiches Haar fällt dicht über die Schultern herab. Die Frauen sind nicht minder trauerhaft in ihrem Anzuge, und man könnte sie leicht für Nonnen nehmen, welche die Aufsicht in einem Spital führen. Ihre schwarz und weiße Kleidung ist eben so welt und bescheiden. Nur wenn sie Trauer haben, affectiren sie eine gewisse Fröhlichkeit; dann kleiden sie sich von Kopf bis zu Füßen himmelblau, denn sie trauern um die Lebenden, nicht um die Todten.

Morbihan und die Côtes du Nord mahnen noch viel ausdrucksvoller an die Sinnesart des Mittelalters. Die Bauern in der Nähe von Vannes erinnern auf eine unverkennbare Weise an die alten Feudalsitten. Unruhig und cholerisch, sind sie stets geneigt zum Schlagen und zum Trinken, manchmal zu beiden zugleich. Bei der geringsten Veranlassung knirschen sie mit den Zähnen und beben vor innerer Aufregung. Ihr Haß gegen die Städtebewohner ruft alle Leidenschaften auf. Der bretagnische Bauer hat einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle modernen Begriffe, gegen seine Erziehung, gegen die Etikette, den Geschmack und die Sitten der Städte. Er ist stolz auf seine rohe Offenherzigkeit, seinen kräftigen Arm und seine Blouse; selbst der reichste Bauer trägt selten Tuch, und glaubt sich wohlhabend, wenn er vier Monate im Jahr Schuhe trägt, während der Arme nie über grobe Linnen und Holzschuhe sich versteigt, und selbst die letztern oft missen muß. Ihre Abneigung gegen die Städtebürger entspringt ganz natürlich aus ihren Verhältnissen, sie haben aber auch noch andere und tiefere Gründe sie zu hassen, nämlich das instinctartige Gefühl der Ueberlegenheit ihrer Bildung, und die ihnen wohlbekannte Verachtung, womit der Städtebürger die alten Gebräuche und Sagen des Landes betrachtet. Ein Bretagner vergißt es nie, wenn man die Gegenstände seiner gewohnten Ehrerbietung verächtlich behandelt. Dieser unter der Asche glühende Streit zwischen den großen Städten und der Landbevölkerung bezeichnet scharf die Gränze zwischen der Masse des bretagnischen Volkes und dem übrigen Frankreich.

Der Verkehr mit den Städtern ist zu unbedeutend, um die Volkseigenthümlichkeiten irgend wesentlich zu modificiren. In den Côtes du Nord trifft man Landedelleute, die nichts als Bretagnisch sprechen, und den Sitzungen der Departementalräthe*) zu Rennes in Bauerkleidung, Holzschuhen und mit dem Säbel an der Seite beiwohnen. Die Bretagner wissen nichts von Regierungen oder Parteien, und mischen sich nicht in die flüchtige Politik der Hauptstadt. Ihr Leben fließt in einer ruhigen Routine hin, ohne Veränderung oder Störung. Ihre Vergnügungen gehen nicht hinaus über die kleinen Gesellschaften in ihren Arrondissements, über die Spiele an den Festtagen oder die freundlichen Gespräche an dem Kamin. Sie treiben diese Unbeweglichkeit bis zum Fatalismus, kümmern sich nicht um politische Fragen, und sprechen auch keine Ansichten darüber aus. Es wäre ganz unmöglich, sie wegen solcher Dinge zum Aufstand zu bringen; greift man aber ihre traditionellen Rechte an, so ist die ganze Bevölkerung in den Waffen. Das einzige Beispiel neuerer Zeit, wo die Bretagner sich mit einander zu einem gemeinsamen Zweck verbanden, war bei Gelegenheit des Versuchs während der Cholera, diejenigen, welche an dieser Krankheit starben, in besondern Kirchhöfen zu beerdigen. Die Bauern verwarfen die Lehre von der Ansteckung. Die Todten können die Lebenden nicht tödten, erklärten sie, der Tod kommt nur durch den Willen Gottes. Pietät ist ein allen dem Naturzustande so nahen Stämmen gemeinsames Gefühl, die Bretagner aber treiben es zu einer romantischen Höhe. Sie glauben, daß die Todten ihre Wohnung kennen, daß sie in ihren Gräben liegen, wie lebende Geschöpfe, und auf die Hochmesse und die Gebete ihrer Freunde hören. „Die Seelen unsrer Väter wohnen hier," riefen sie aus; „weit weg in einem andern Kirchhof werden sie das Singen der Messe und die Fürbitten ihrer Verwandten nicht mehr hören. Dieß ist ihr Platz; wir können ihre Gräber von unsern Fenstern aus sehen, wir können unsere Kinder hinsenden, um im Zwielicht für sie zu beten. Dieser Boden ist das Eigenthum der Todten, keine Macht kann ihnen denselben nehmen oder ihnen einen andern anweisen." Nur mit großer Schwierigkeit wurden sie von den Priestern überzeugt, daß die Todten für ihre Sorgen unempfindlich seyen; diese Neuerung in ihrem herkömmlichen Glauben erfüllte sie mit stummem Erstaunen, und verwirrt, bestürzt gingen sie nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über den Handel auf dem Amazonenstrom.

Die Colonial Gazette vom 1 Julius enthält ein Schreiben aus Demerara vom 12 Mai d. J., worin es heißt: Mein Ausflug nach den

*) Ob nicht der Verfasser hier doch in die alte Zeit hinübergreift, denn er sagt „States," was an die alten Provincialversammlungen der Provinz Bretagne mahnt. A. d. U.

nördlichen Theilen von Brasilien und zurück über die Mündung des Amazonenstroms und französisch Guiana war sehr unterrichtend. Das Herunterkommen der Häfen von Maranham und Para setzte mich nicht wenig in Erstaunen. Ich hatte nicht erwartet, die Gesellschaft hier in einem so primitiven, rohen, ich möchte sagen ganz uncivilisirten Zustande zu finden. Hier gibt es keine Straßen, keine Brücken und selbst keine Häfen; das einzige Dampfschiff ist dasjenige, welches einmal im Monat aus Rio kommt. Bettelei und Bestechlichkeit sind die Hauptkennzeichen der Beamten, namentlich beim Zollhaus. Die niedern Classen der freien Bürger, eine Mischung von Indianern, Europäern, Schwarzen und Kreuzungen von allen Graden und Farben, stolz wie Lucifer und nichtsnutzig wie die Trägheit selbst, gehen fast nackt und die Sklaven ganz nackt umher. Nur die Sklaven arbeiten, und freilich hart genug, denn ihre Behandlung ist ärger, als ich je etwas der Art gesehen habe. — Von Einer Sache habe ich mich überzeugt, daß nämlich dieser Theil Brasiliens im Rückschreiten ist. Die Gesellschaft ist durch politische Unruhen und Metzeleien zu heftig erschüttert worden, man hat die Mörder stets entschlüpfen lassen, ja manchmal sogar sie belohnt, so daß Capitalisten keine Lust hatten zu bleiben. Die meisten reichen Leute sind nach Portugal oder sonst nach einem Lande hin entflohen und haben die Reste ihres Vermögens mit sich genommen. Das Land innerhalb Kanonenschußweite von der Stadt gilt jetzt nicht den zehnten Theil, was es noch 100 (engl.) Meilen aufwärts an unsern Flüssen werth ist. Die Provinz Para hat nahezu 100,000 englische Quadratmeilen und seine Bevölkerung besteht nur aus 119,877 Freien und 29,977 Sklaven. Von den Freien gehen ohne alle Uebertreibung wenigstens 118,000 Personen barfuß. Der Boden liefert alles fast freiwillig und doch beträgt der durchschnittliche jährliche Werth des Handels dieser Provinz jetzt nicht über 70 bis 80,000 Pfd. St.; früher betrug er das Sechsfache.

Der Amazonenstrom ist fast ohne ein Hinderniß nahe an 1000 Leguas von seiner Mündung an schiffbar, und doch ist noch kein Dampfschiff, ja nicht einmal ein Segelschiff über den Rio Branco, d. h. etwa 300 Leguas weit, hinaufgefahren. Ein Diminutivdampfschiff von 25 Pferdekraft lag, als ich dort war, im Flusse, aber ohne Ingenieure und Feuerarbeiter. Einige Amerikaner hatten es hergebracht, wollten eine Compagnie zu Stande bringen und mit diesem ungeeigneten Fahrzeug einen Handel auf dem Fluß und eine Verbindung mit Peru beginnen; aber es fehlte an Geld. Im Jahre 1825 wurden zu Washington unter Sanction des dortigen brasilianischen Botschafters zwei große Dampfboote angekauft, um einen Handelsverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und dem brasilianischen Gebiet am Amazonenstrom zu begründen; als sie aber ankamen, ließ man sie den Strom nicht hinauffahren. Die bei der Expedition betheiligten nordamerikanischen Bürger verlangen jetzt von der brasilianischen Regierung etliche 30,000 Pfd. St. Entschädigung.

Nach der Sprache zu urtheilen, die man zu Cayenne führt, wird Frankreich die erste Macht seyn, die den Amazonenstrom befährt. Die dortigen Colonisten reden davon, als gehöre derselbe ohne allen Zweifel ihnen, und besprechen schon allerlei Expeditionen, die sie unternehmen wollen. Ihre Reden darüber mahnen an die alten Eldorado-Träume; sie haben einige unbestimmte Begriffe von dem Plan der Colonisationscompagnie*) für französisch Guiana in Paris mit der Heurath des Prinzen Joinville in Verbindung gebracht, und die allerunbegreiflichsten Erwartungen sind rege gemacht worden.

*) Diese hat den ziemlich unausführbaren Plan ausgeheckt, sämmtliche Plantagen anzukaufen, die Sklaven freizugeben, den Boden so viel als möglich mit Maschinen anzubauen, und so allmählich einen Ertrag zu erzielen, der sie entschädigen und am Ende noch Vortheil abwerfen soll.

Englische Colonialnachrichten.

Cap.

Die Stellung der Boeren zur englischen Regierung und zu den Eingebornen ist der wichtigste Punkt in den Verhältnissen des Caps. Wir theilen hier eine Schilderung der Boeren aus der Col. Gaz. vom 29 Mai mit, die, wenn gleich nicht geschmeichelt, doch im allgemeinen ziemlich richtig scheint: „Der Boer ist ein schöner, athletischer Menschenschlag, gewöhnlich munter und aufgeräumt, weil er gesund ist, zum Zorn geneigt, weil er der ersten Anregung folgt, und in Einsamkeit oder unter Menschen schwächerer Race aufgewachsen ist, die er im Gefühl seiner überlegenen Stärke verachtet. Er ist energisch, offen und furchtlos, besitzt also alle die unerläßlichen Elemente eines guten Charakters. Er ist eigenwillig bis zur Tyrannei aus bloßer Achtlosigkeit, und dieser stolze Eigenwille wird leicht zur Gewohnheit. Die Tugenden und die Fehler des Boers zeigen gleichmäßig an, daß er unter gehöriger Leitung sehr nützlich für die Gesellschaft seyn kann. Aber man hat ihn von vorn herein falsch behandelt. Seine rauhen Sitten, seine harte Behandlung der einheimischen Stämme hat man als Beweise von Entsittlichung betrachtet. Man hat allzu rasch angenommen, bei allen Streitigkeiten zwischen den Boeren und den Einheimischen seyen die erstern im Unrecht. Die Freunde der Ureinwohner haben in diesen nichts als freundliche, ruhige, friedliche Geschöpfe gesehen, wie man sie nur in poetischen Idyllen findet; sie haben nie daran gedacht, daß in den Streitigkeiten zwischen Europäern und Afrikanern das Unrecht gegenseitig sey. Die Philanthropisten hatten einen Einfluß bei der englischen Regierung, die Boeren nicht. Man hat diesen erbittert durch eine Einmischung in seine Privatverhältnisse, indem man von der Ansicht ausging, daß er nicht bloß theilweise, sondern ganz im Unrecht sey. Die stolzen Gemüther, die man hätte leiten können, haben sich gegen den Zwang empört, und ihre Abneigung gegen die ungebührliche Einmischung war um so stärker, als sie von denen kam, die durch das Recht der Eroberung über sie herrschten." In diesen Worten liegt das ganze Geheimniß der frühern Aufstände der Boeren, der Auswanderung und der entschiedenen Abneigung der Ausgewanderten sich wieder unter englische Herrschaft zu begeben.

Die Nachrichten aus dem Innern in Betreff der Boeren lauten jeden Augenblick widersprechend, das einemal sind dieselben zahm wie die Lämmer, das anderemal unbändig wie ein wildes Roß; die einfache Erklärung ist wohl, daß wenn man sie ruhig läßt, sie sich um die englische Regierung nichts kümmern, daß sie aber die Zähne weisen, sobald man Miene macht, sie anzutasten. Endlich ist man auf den Einfall gekommen, Port Natal zu einer besondern Colonie zu machen,*) in der Hoffnung, daß dann allmählich der widerspänstige Geist der Boeren sich legen werde, um so mehr, wenn das dort stehende Militär einen Ausbruch hindere; so wenig aber die Boeren gegen das zu Port Natal stehende und dort verschanzte Militär vermögen, so wenig vermag dieß gegen die Boeren im Innern, so daß die Frage immer noch auf demselben Standpunkt ist, wie früher. Die Absendung eines Reiterregiments nach dem Cap, eine kostspielige Sache, kann unter diesen Verhältnissen nichts an der Lage der Sachen ändern.

*) Dieß geschah durch ein Decret des Gouverneurs vom 4 Mai d. J.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1843.

Etwas über die Kathedrale von Cordova.

Die maurischen Architekturen Spaniens unterscheiden sich von denen der übrigen mohammedanischen Völker eben so und auf dieselbe anziehende Weise wie die Geschichte und das Leben des Volkes selbst, das sie errichtet. Es ist über sie etwas von der gemessenen Weise, von der klaren Besonnenheit des occidentalischen Geistes ausgehaucht. Die imposanten Kuppeln, die zierlich spielende Form des Minarets sehen wir hier gar nicht; aber ihre Arkaden, in denen jene kühnere Form des Hufeisenbogens vorherrscht, haben mehr oder weniger das Gepräge einer Mäßigkeit, Sicherheit, Bestimmtheit, welches den Bauten des Orients nicht in gleichem Maaße eigen zu seyn pflegt. Bei solcher Grundrichtung bildet das reiche Spiel der Ornamente einen ganz eigenthümlichen Contrast. Zwar ist es nur eine geringe Anzahl von Denkmälern, die sich auf unsere Zeit erhalten haben, doch scheint in diesen der besondere maurische Charakter sich mit genügender Deutlichkeit zu entwickeln; auch können wir in ihnen bestimmte Stylunterschiede, in Bezug auf die verschiedenen Zeiten ihrer Erbauung, wahrnehmen.

Unter den älteren Bauwerken ist vor allen wichtig die große Moschee von Cordova, vielleicht die erste architektonische Merkwürdigkeit Europa's. Neunzehn Schiffe, durch Arkadenreihen von einander getrennt, laufen von den neunzehn Portalen, die vom Vorhofe aus den Zugang bilden, nach der hintern Mauer zu. Diese große Ausdehnung ist indeß nicht die der ursprünglichen Anlage, welche aus der spätern Zeit des achten Jahrhunderts herrührt. Ursprünglich waren es nur sieben Säulenschiffe, vier andere wurden in der nächstfolgenden Zeit, bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, die letzten acht Schiffe zu Anfang des eilften Jahrhunderts hinzugefügt. Es war ein unermeßlicher Wald von Säulen und Bogen; man berechnet die Anzahl der ersteren, ehe die Umwandlung der Moschee zu einer christlichen Kirche bedeutende Veränderungen herbeiführte, auf 12 bis 1500. Das System der Architektur hat etwas sehr Eigenthümliches. Die Säulen, theils von antiken Gebäuden entnommen, theils solchen frei nachgebildet, sind nicht hoch und durch frei geschwungene Hufeisenbogen verbunden; über den Säulen und zwischen diesen Bogen sitzen sodann, um eine größere Höhe zu erreichen, viereckige Pfeiler auf, welche durch Halbkreisbogen verbunden sind. Es ist das System, welches bereits bei den altchristlichen Cisternen von Alexandria zur Anwendung gekommen war, nur eigenthümlich ausgebildet.

Ueber den Halbkreisbogen ruht die flache Decke dieses herrlichen Moslemtempels, welche bei dieser Anordnung nur 35 Fuß über dem Fußboden erhaben ist. Im Allgemeinen war diese Einrichtung durch das ganze Gebäude in einfacher Weise durchgeführt, nur in dem Raume zunächst vor der kleinen Capelle, die den Koran bewahrte, der Kebla, war sie mit reicherem Schmuck, mit einer bunteren Decoration verbunden. Das Ornament, welches hier, besonders an dem Eingange in die Kebla, dann auch an den Portalen, erscheint, hat übrigens bei allem Reichthum noch zierlich strenge Formen. Außerdem war die Moschee, wie die gleichzeitigen christlichen Kirchen, mit den kostbarsten Metallen ausgestattet. Die ehernen Flügel der Portale waren mit Goldplatten überzogen, die Thüren des Allerheiligsten bestanden ganz aus Gold, der Fußboden des letzteren aus Silber. Durch das ganze Gebäude war eine Anzahl der prachtvollsten Lampen und Leuchter vertheilt, großentheils Tempelgeschenke frommer Saracenen.

Nach der Eroberung Cordova's durch Fernando den Heiligen im Jahre 1236 ward die Moschee zu einer christlichen Kathedrale umgewandelt und ein Chor in den Formen des gothischen Baustyls in dieselbe hineingebaut. Bedeutendere Veränderungen hatte sie im 16ten Jahrhundert zu erleiden. Hätte man das Chor in dem Patio, wo hinlänglicher Raum ist, angebracht, so wäre dieses wundervolle, dieses in seiner Art einzige Kunstwerk der spanischen Araber unberührt geblieben. Während der betrübenden Abänderung des Gebäudes entspann sich ein leidenschaftlicher Kampf zwischen den Behörden. Der Stadtrath von Cordova bestritt mit einer ihm zur Ehre gereichenden Energie das Recht des Capitels, eine solche Veränderung vorzunehmen; zu spät gelangte die Sache vor Kaiser Karl V, der damals in Deutschland sich aufhielt, und

bevor seine Antwort, die einen strengen Tadel für die Parteien enthielt, eintraf, war das höchst beklagenswerthe Unheil schon vollbracht.

Mit Hülfe eines Arbeiters erstieg ich das Dach des weltberühmten moslemitischen Tempels, und fand noch einen Theil des ursprünglichen Holzwerkes, welches harzig und feinkörnig ist, ganz unähnlich den verschiedenen Fichtenarten, woraus das Holzwerk der Alhambra des Alcazar von Sevilla und anderer maurischer Werke besteht. Die Schriftsteller des Mittelalters nennen diese ganz eigenthümliche Holzart Allerca; man kennt jedoch den Baum nicht, der dieses Holz spendete. Ueberlieferungen behaupten, in der Nachbarschaft von Cordova hätten sich Anpflanzungen davon befunden; doch entspricht kein einziger Baum Andalusiens der davon gemachten Beschreibung, auch finde ich ihn weder bei Cavanilles noch in irgend einem andern botanischen Werke verzeichnet. Der entscheidende Beweis, daß es kein einheimischer Baum ist liegt darin, daß er in dem interessanten Buche über arabischen Landbau, welches einen Saracenen des zwölften Jahrhunderts zum Verfasser hat, nirgends erwähnt ist. Der Gegenstand ist wohl einer nähern Prüfung und Forschung werth, da es wenige Holzarten geben mag, die, wie diese, den Wirkungen von neun Jahrhunderten widerstehen. Höchst wahrscheinlich ließ man dieses merkwürdige Holz aus den Wäldern von Nordafrika kommen.

Sitte und Aberglaube der Bretagner.

(Fortsetzung.)

Die Isolirung der Bretagne ist der Erhaltung solcher phantastischen Ideen besonders günstig. Sie leben in einer Art geistiger Dämmerung, in der wirkliche Gegenstände durch die Einbildungskraft in mysteriöse Spukgestalten umgewandelt werden, welche der Schrecken den sie einflößen, noch vergrößert und schauerlicher macht. Die Bretagner leben niemals, wie die Bauerschaft anderer Länder, in Dörfern beisammen, sondern stets in einzelnen Pachthöfen. Der Mangel an fortdauerndem Verkehr, der anderswo die geistigen Fähigkeiten vor dem Rost bewahrt welcher sie in der Einsamkeit aufzehrt, läßt sie stets ihrer erhitzten Einbildungskraft zum Raube werden.

Die einsamen Pachthöfe der Bretagner zeugen auch zugleich für die Armuth des Volkes. Auf der nackten Erde ohne Kellergewölbe gebaut, manchmal oben mit einem schwachen Kornboden versehen, finden sich hier Menschen und Vieh neben einander, nur durch eine schwache Zwischenwand getrennt; manchmal ist diese Zwischenwand nur wenige Fuß hoch, und nicht selten fehlt sie gänzlich. Das Ameublement ist von entsprechender Beschaffenheit: schmale, kastenartige Bettstellen, ein Tisch, rohe Bänke, etwas hölzernes und irdenes Geschirr, eine hölzerne Uhr u. s. w. Dagegen fehlt nicht in der Nische das Bild der heiligen Jungfrau, das an Festtagen bunt heraus geputzt wird, und an den Seiten oder zwischen den Betten hangen einige Heiligenbilder, die h. Anna oder die h. Genoveva. Auf dem Tische liegt ein sensenartig geformtes Messer und ein schwarzer Laib Brod mit einem Tuch bedeckt, über das eine Matte gebreitet ist, um das Brod gegen den Rauch und die Fliegenschwärme zu schützen, welche die Nähe der Stallung in der warmen Jahreszeit häufig herein bringt. Das Feuer ist der große Mittelpunkt der Anziehung, rund um den Herd her stehen Bänke, und die eine Seite des Kamins ist mit einem ungeheuren Topfhacken, Dreifüßen, Pfannen u. s. w. ausgeschmückt. Auf dem Herd steht, in einen Block eingesteckt, eine Kienfackel, und um diese her sitzt der Bauer und seine Familie die langen Winterabende hindurch, erzählt Legenden, und spricht heimlich von Geistererscheinungen oder den Stimmen der Todten, die klagend mit dem Nachtwind in seine Ohren dringen.

Vor diesen Pachthöfen sind unwandelbar Misthaufen, wie in Irland, aber auch die Gastfreundschaft herrscht hier wie dort. Wenn ein Fremder in die niedere Wohnung tritt, so spricht er in Irland wie in der Bretagne: „Gott segne alle, die hier sind!" Gastfreundschaft herrscht in vollem Maaße in der Bretagne. Der Reisende darf sich der weit geöffneten Thüre zutrauensvoll nähern und eines herzlichen Empfanges sicher seyn. Der Anblick eines Fremden ist stets ein interessanter Gegenstand für den vereinzelten Landmann und man weist ihm alsbald den Ehrenplatz in der Familie an. Im Augenblick nachdem er eingetreten, bietet man ihm ein Glas Cider an, und eine Weigerung denselben zu trinken würde als eine Beleidigung angesehen werden, die der Bretagner nicht vergibt. Rang und Geld haben auf seinen offenen, herzlichen Empfang keinen Einfluß: der Aermste wird so gut bewirthet wie der Reichste, und Niemand so freudig begrüßt wie der wandernde Bettler. Im Augenblick, wo einer dieser Schwätzer an der Thüre erscheint, sammelt sich die ganze Hausgenossenschaft um ihn, um seinen Sack voll Neuigkeiten anzuhören.

Der Bettler spielt in der That eine sehr wichtige Rolle in der Bretagne, er ist der allgemeine Neuigkeitsträger, die Gazette des Tribunaux im Departement, er trägt Briefe und Liebesbotschaften, ist behülflich bei Unterhandlungen von Heurathsanträgen, singt Volkslieder, die er häufig selbst macht, denn er ist der Barde der Niederbretagne, und vermehrt noch die Zahl seiner Functionen durch die eines wandernden Novellisten. Seine reichlich fließende Rede, sobald er einmal an der Ecke des Kamins sitzt, hat alle Fraubasereien des Landes zum Gegenstand, die wunderbaren Curen und die Unglück weissagenden Erscheinungen, er erzählt, wie man Fichtenzapfen in gewisse Quellen fallen ließ, um zu erfahren, ob im nächsten Jahre eine Heurath ins Haus kommen wird; wie ein Haufe junger Mädchen zu gleichem Zweck am St. Michaelstage sich auf einer großen Brücke versammelte, welche Menge von jungen Männern voll Hoffnung und Neugier zu jenem Schönheitsmarkte gingen, und wie viele Heurathen davon die Folge waren. Solchem Geschwätze horchen die Bauern mit Vergnügen, aber wenn vollends der Bettler eine vollständige Geschichte erzählt mit all der schlau hinzugefügten Masse von Details, dann drängt sich alles um ihn in den Winternächten, bebend vor Furcht und Erwartung, während draußen der heulende Sturm

dem sie so manche seltsame Bedeutungen unterlegen, das Eigenthümliche der Scene noch vermehrt.

Souvestre theilt eine Probe solcher Erzählungen mit, welche wir hier wiedergeben wollen, so sehr auch die originelle Kraft der bilderreichen bretagnischen Sprache durch das mehrfache Uebersetzen verliert. Der Bettler beginnt damit, daß er sich bekreuzigt, einen feierlichen Segen spricht und die Hoffnung ausdrückt, daß die jungen Mädchen Vortheil ziehen möchten aus seiner Erzählung:

Das Grabtuch.

Es war einmal zu Plouescat ein junges Mädchen, mit Namen Rose-le-Fur, schön wie der anbrechende Tag, und voll Frömmigkeit, wie ein junges Mädchen seyn soll, das eben ihr Kloster verlassen hat. Aber schlechte Rathschläge verdarben sie. Rose wurde unstät wie ein Strohhalm, den der Wind hin und her weht, träumte nur noch vom Tanze, von Schmeicheleien und schönen Kleidern. Man sah sie nicht mehr in der Kirche, noch im Beichtstuhl; zur Vesperzeit ging sie mit ihren Liebhabern herum, und selbst am Allerheiligentage versäumte sie an dem Grabe ihrer Mutter zu beten. Gott straft die Bösen, meine Kinder. Hört, wie es Rose-le-Fur von Plouescat erging.

Eines Abends sehr spät war sie bei einer Zusammenkunft gewesen, sehr weit weg vom Hause; sie hatte allerlei Lieder gehört, die man an dem Kamin gesungen, und sie summte jetzt selbst ein solches vor sich hin, das sie eben von einem jungen Manne aus Roscov gelernt hatte. Sie erreichte den Kirchhof und flog die Treppen hinauf, so munter wie ein Vogel im Mai. In diesem Augenblicke schlug die Glocke zwölf! Aber das junge Mädchen dachte nur an den schönen jungen Mann, der sie das Lied gelehrt hatte. Sie machte nicht das Zeichen des Kreuzes, sie murmelte kein Gebet für diejenigen, welche unter ihren Füßen schliefen, sondern sie schritt über den Platz mit der Keckheit eines Ungläubigen. Schon war sie der Thüre der Kirche gegenüber, als sie die Augen umherwarf und sah, daß über jedes Grab ein weißes Tuch gebreitet sey, das an den vier Ecken durch vier schwarze Steine gehalten wurde. Sie hielt an. In diesem Augenblick befand sie sich an dem Grabe ihrer Mutter, statt aber eine heilige Furcht zu fühlen, hielt Rose vom Teufel besessen an, ergriff das Tuch, welches das Grab bedeckte, und nahm es mit sich nach Hause.

Sie ging zu Bett und ihre Augen waren bald geschlossen, aber ein furchtbarer Traum störte ihren Schlaf. Es war ihr als läge sie auf einem Kirchhof. Ein Grab war offen vor ihr, aus dem eine Todtenhand herauskam, und eine Stimme schrie: Gib mir mein Grabtuch zurück! Gib mir mein Grabtuch zurück! Und zugleich fühlte sie sich durch eine unwiderstehliche Gewalt zu dem Grabe hingezogen. Sie wachte auf mit einem Schrei. Dreimal schlief sie wieder ein, und dreimal hatte sie denselben Traum.

Als der Morgen kam, eilte Rose mit Schrecken im Herzen und im Gesichte zum Rector, *) und erzählte ihm alles was geschehen war. Sie beichtete und weinte über ihre Fehler, denn sie fühlte jetzt, daß sie gesündigt hatte. Der Rector war ein ächter Diener des Herrn, gütig für die Armen und mild in seiner Rede. Er sagte zu ihr: „Tochter, du hast das Grab entheiligt: diesen Abend um Mitternacht gehe nach dem Kirchhof und lege das Grabtuch wieder hin, wo du es genommen hast."

Die arme Rose begann zu weinen. All ihre Keckheit war dahin, aber der Rector sagte: „sey guten Muths, ich werde in der Kirche seyn und für dich beten; du wirst meine Stimme in deiner Nähe hören." Das Mädchen versprach zu thun, was der Priester gesagt hatte. Als die Nacht kam, begab sie sich zu der bestimmten Stunde nach dem Kirchhof. Ihre Glieder zitterten, und alles schien wie im Wirbeltanz vor ihren Augen. Als sie eintrat, verfinsterte sich plötzlich der Mond und die Glocke schlug zwölf! Einige Augenblicke war alles ruhig, dann sprach der Rector mit lauter Stimme: „Tochter, wo bist du? Fasse Muth, ich bete für dich." — „Ich bin neben dem Grab meiner Mutter," antwortete eine schwache Stimme in der Dunkelheit. Vater, verlaß mich nicht."

Alles war wiederum stille. „Fasse Muth, ich bete für dich!" wiederholte der Priester mit lauter Stimme. — „Vater ich sehe die Gräber sich öffnen und die Todten aufstehen." Dießmal war die Stimme so schwach, daß man hätte glauben können, sie komme aus weiter Ferne.

„Fasse Muth!" wiederholte der gute Priester.

„Vater! Vater!" murmelte die Stimme immer schwächer und schwächer; „sie breiten ihre Todtentücher über mich aus. Vater, verlaß mich nicht!"

„Tochter! ich bete für dich! Was siehst du?"

„Ich sehe das Grab meiner Mutter, die sich aufrichtet. Sie kommt! sie kommt! Vater...." Der Priester beugte sich vorwärts um zu horchen, aber er konnte nur einen fernen, unerklärlichen Laut vernehmen. Plötzlich ertönte ein Schrei und ein starkes Geräusch, wie das von hundert Grabsteinen, die über einander fallen; dann war alles still. Der Rector warf sich auf die Knie, und betete aus tiefster Seele, denn sein Herz war voll Schreckens. Am nächsten Tage suchte man vergebens nach Rose-Le-Fur. Rose-Le-Fur kam nicht wieder zum Vorschein.

Lehre.

So, junge Mädchen und Männer, mag diese Geschichte euch zur Warnung dienen. Seyd fromm gegen Gott, und liebt eure Eltern, denn die Strafe ereilt immer die Leichtsinnigen und die Schlechten.

Man kann aus dieser Probe den allgemeinen Charakter dieser Recitationen ersehen; um aber die Illusion vollständig zu machen, muß man sich auch die erschreckte Gruppe der Weiber und Kinder dazu denken, die sich rund um das Feuer an einander drängen; ferner die eifrigen Pantomimen und die ernste Stimme des abgerissenen Mannes, dessen Haltung und Ton sie mit sprachloser Furcht erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

*) So nennen die Bretagner den Geistlichen.

Englische Colonialnachrichten.

Cap.

Der Punkt, über welchen am ehesten Streitigkeiten zwischen den englischen Behörden und den Boeren ausbrechen werden, ist die Behandlung der Eingebornen, die noch immer von den englischen Behörden nicht bloß gegen die Boeren geschützt, sondern aufgehetzt werden, ohne daß man Maaßregeln ergriffe sie auch im Innern des Landes mit Waffengewalt zu schützen. So heißt es in einem Briefe aus Natalia vom 15 Februar: „Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Uebelgesinnten unter den Boeren bald sämmtliche einheimische Stämme unter ihrer Herrschaft haben, und ich fürchte, daß das Verfahren Obrist Cloete's zu Gunsten der letztern viele Boeren, die sonst nicht daran gedacht hätten, veranlassen wird, sich den Ausgewanderten anzuschließen."

Am 20 April sollte der Jahrestag der Landung einer englischen Auswanderungsgesellschaft in der Algoa-Bay gefeiert werden. Damals waren Grahamstown und Port Elizabeth nichts als militärische Posten, jetzt wohnen daselbst nahe an 10,000 Seelen. Unter diesen überwiegen die Engländer die Holländer, letztere haben sich mehr weggezogen.

Nach den neuesten Nachrichten (Col. Gaz. vom 15 Jul.) mehren sich die Mordthaten und Diebstähle an der Kaffergränze wieder auf eine beunruhigende Weise, und die, welche am meisten darunter leiden, sind wiederum Boeren, so daß man fürchtet, wenn nicht die englische Regierung kräftiger als bisher einschreitet, noch mehr Boeren zu den Ausgewanderten stoßen. Die Ansicht von Wohlunterrichteten ist, daß die englische Regierung aufhören müsse, die Unabhängigkeit der Kafferstämme anzuerkennen, und daß nur die Ausdehnung ihrer Regierungsgewalt über alle zwischen dem Fischfluß und Port Natal wohnenden Stämme den Ruhestörungen Einhalt thun könne.

Die Blätter vom Cap melden den Tod des Missionärs Wright, der sich mit seiner Familie in dem Lande der Griquas zu Philippopolis aufhielt. Er starb an einer fauligen Halskrankheit, die gegenwärtig epidemisch daselbst zu seyn scheint. Wright wird als ein Mann von großer Thätigkeit und umfassenden Planen geschildert. Ein Schreiben in den Frontier Times von einem augenscheinlich mit Wright und seinem Wirken wohlbekannten Mann abgefaßt, gibt folgende, für den Zustand des innern Caplandes nicht uninteressante Nachrichten von Wrights Leben und Wirken: „Seine Plane zur Ausbreitung des Evangeliums waren in großem Maaßstabe angelegt, und seine Energie in Durchführung derselben höchst merkwürdig. Sein Einfluß unter den Betschuanas und Griquas (bekanntlich die ehemals sogenannten Bastaarden, Abkömmlinge von Boeren mit einheimischen Frauen) war so groß, daß man sagen kann, er habe sich eine Herrschaft in der Liebe des Volks gegründet. Er kam im Jahre 1822 in dieß Land, und arbeitete mehrere Jahre lang in Verbindung mit Hrn. Barker an dem Missionsgeschäft zu Theopolis, wobei er namentlich auch die Aufsicht über die weltlichen Angelegenheiten führte, und es dahin brachte, daß die Einwohner bessere Häuser bauten und auch in andern Künsten des civilisirten Lebens Fortschritte machten. Hr. Wright schloß sich im Jahre 1825 der Griqua-Mission unter den ungünstigsten Umständen an. Das Land war im Aufstand; die Civilgewalt wurde durch den aufrührerischen Geist des Volks mit Füßen getreten, und die Trägheit und Unwissenheit der alten Häuptlinge waren dem Drange der Zeit nicht gewachsen.*) Einige der Missionäre mußten von dem Schauplatz ihrer frühern Arbeiten sich entfernen. Endlich übernahm Waterboer (ein noch jetzt lebender Bastaard) die Leitung des Ganzen, und durch die Klugheit und Energie Wrights und den Einfluß, den er auf den neuen Häuptling ausübte, änderte sich der Stand der Sache bald. Griqua-Town, fast verlassen und von den Bergenaars zerstört, wurde abermals besetzt, bessere Häuser gebaut und der Platz zu einem ordentlichen Dorf umgewandelt. Die Kirche, bloß ein schwacher Rest dessen, was sie einst war, wuchs unter Wrights Leitung zu 700 Mitgliedern heran, die Schulen vermehrten sich unter einheimischen Lehrern von 4 auf 23, und die Missionsarbeiten, statt auf die Griqua-Stadt und die Griquas beschränkt zu seyn, dehnten sich auf die Betschuanas und Corannas aus. Die Buschmänner, die unter der alten Verwaltung ganz vernachlässigt worden waren, wurden geschützt und ihre Lage möglichst gebessert. Ohne den Talenten und Bemühungen Waterboers irgend Eintrag zu thun, kann man doch behaupten, daß die moralische und politische Festigkeit von Waterboers Verwaltung, die Achtung, in welcher er bei den umwohnenden Häuptlingen, so wie namentlich auch bei der Colonialregierung steht, wesentlich dem Einfluß Wrights zuzuschreiben ist. Als er vor etwa sechs Monaten nach Philippopolis kam, fand er die Sachen in kläglichem Zustande;**) die Boeren machten Angriffe auf die Ländereien des Volks, schlechte Leute aus der Colonie überschwemmten das Land mit Branntwein und das Volk wurde dadurch mit jedem Tage demoralisirter. Sobald Wright ankam, nahm alles eine andere Wendung, und Branntwein wurde durch einen Befehl des Häuptlings und seines Raths als zerstörend für das Wohl des Volks und die Verbreitung des Christenthums unter strengen Strafen verboten. Wright starb, beklagt nicht bloß von den Griquas, sondern auch von den übrigen umwohnenden Stämmen, auf die er einen wohlthätigen Einfluß ausübte.

Die Urbewohner Schwedens. Von einem Hrn. Nilsson ist ein Werk über diesen Gegenstand erschienen, das namentlich auf naturhistorische Forschungen neben den Erdsagen gebaut ist. Das Resultat ist merkwürdig genug. Er kommt auf die Ansicht, die ersten Bewohner, in den Sagen Zwerge genannt, seyen ein mit Eskimos oder Lappen verwandter Stamm gewesen. Die nächstfolgenden, in den Sagen als Jetten oder Riesen bekannt, sey ein celtischer Stamm mit druidischer Religion gewesen, der lange Zeit Skandinaviens südliche und westliche Küsten bewohnt habe, und von dem der Verfasser unverkennbare Spuren im Körperbau und in der Tradition im Süden und Westen entdeckt haben will. Jünger sind die Gothen, auf welche endlich die Schweden beide von gleicher germanischer Abkunft folgen. Ein Hauptgewicht legt der Verfasser auf die in alten Gräbern aufgefundenen Schädel.

*) Damals traten die Bastaarden oder Griquas der Herrschaft der Bauern entgegen und ließen sich außerhalb der Colonie als unabhängige Genossenschaft nieder, kamen aber mit den alten Einwohnern des Landes, namentlich Corannas und Buschmännern, — hier auch Bergenaars genannt, — in Conflict.

**) Er ging im Auftrag der Regierung dahin, um die Griquas und wo möglich auch die andern Stämme zu einem eventuellen Bündniß unter einander und mit der Colonie gegen die Boeren zu bewegen; so hatte er auch schon im Jahre 1834 den Posten eines Residenten in der Griquas Stadt angenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Sirdara.

Zwischen einer vom Elbrusgebirge auslaufenden Hügelreihe windet sich ein düsterer, schauriger Engpaß hin, Gurdun Sirdara genannt von den Bewohnern der Umgegend. Nach der Meinung der europäischen Gelehrten ist in der Nähe dieses Passes die Stelle, wo Darius auf der Flucht nach der Schlacht von Arbela von dem Verräther Bessus ermordet wurde und die Gegend eignet sich auch wirklich zu blutigen Gewaltthaten. Nach einer Stelle des Arrian sollte man vermuthen, daß Darius durch den Paß, der jetzt Gurdun Sirdara heißt, floh oder geführt wurde, als er von Alexander verfolgt nach Bactria sich wandte; denn so kurz und wenig ausführlich auch Arrians Beschreibung ist, so bemerkt man doch eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Ansehen der Gegend, durch die sie ziehen mußten. Der Tagemarsch, der Alexanders Heer durch den Sirdarapaß führte, brachte ihn wahrscheinlich in die Ebene von Kar, die wohl zu jener Zeit wie auch später fruchtbar und gut angebaut war. Der dreitägige Eilmarsch, den Alexander gemacht haben soll, führte ihn durch eine zum Theil wüste und unbebaute Landstrecke nach dem jetzigen Bezirk von Scharud, und die wasserlose Wüste, durch welche der Marsch am letzten Tage ging, ist höchst wahrscheinlich die Gegend zwischen Scharud und Muzenun, die wegen ihres Wassermangels von jeher wüste und verlassen gewesen ist. Angenommen, daß Alexander wirklich dieses Weges zog, so ließ er einen der Hauptpässe nach Hyrkanien, nämlich den über Bostam, zur Linken hinter sich; er rückte sodann, das Gebirg zur Rechten, nach Zadrakarta, der Hauptstadt von Hyrkanien, welche alte persische Provinz dermalen in zwei große Länderbezirke zerfällt, Astrabad und Dschorpahi. *)

Es ist übrigens ausgemacht, daß aus den westlichen Theilen des persischen Reiches zwei Straßen nach Bactria oder Balkh führten, nämlich die obere, südlichere, auf der vermuthlich Darius floh und die wahrscheinlich wenig von der verschieden war, die jetzt nach Mesched führt; die andere führte von Mazanderan aus, dem Elbruzgebirge entlang, welches Arrian „eine hohe, unersteigliche Bergkette“ nennt. Zur Linken lag die weite Ebene von Hyrkanien, die sich bis zum kaspischen Meer erstreckt.

Die niedrigern Hügel von Sirdara, die wahrscheinlich ursprünglich aus dem Gerölle der höhern Berge entstanden, sind wunderlich zerrissen und durchfurcht, so daß sie in einiger Entfernung das wellenförmige, gerippte Aussehen des Sandes hatten. Je näher diese Hügel dem Elbruzgebirge kommen, desto rauher wird ihr Charakter, besonders dort, wo sie sich an wilde, phantastisch gestaltete Felsmassen anreihen. Mir stand nicht die nöthige Zeit zu Gebote, die Structur dieser Felsen genauer zu untersuchen.

Dieser Engpaß ist als der beständige Aufenthalt der gefährlichsten Räuber, des Auswurfs der benachbarten Nomadenstämme, so verrufen, daß mir eifrig widerrathen wurde abzusteigen oder Halt zu machen, besonders da unser Gepäck unter schwachem Schutz vorausgezogen war. Der Paß selbst windet sich durch ein enges Thal von Schluchten und Höhlen, ohne einen Grashalm oder einen Baum; alles ist öde und unfruchtbar, ein Strom Salzwasser läuft hindurch, der seine Ufer ganz mit weißen Efflorescenzen überzieht. Das östliche Ende des Passes, an welchem man Spuren der frühern Befestigung desselben findet, führt in die Ebene von Kar, die durch die Sirdaraberge von der Woromanebene geschieden wird. Zur Zeit der Blüthe von Rhey waren diese beiden Ebenen wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt und sie versahen jene große Stadt mit dem größten Theil ihrer Lebensbedürfnisse. Dermalen zogen die Kameltreiber des Königs in der Gegend herum und sammelten Dornwellen und sonstiges Brennmaterial für die Hofhaltung ein.

Der Engpaß von Sirdara, der früher wahrscheinlich für sehr wichtig galt, trägt noch die Spuren der sonstigen sorgfältigen Befestigung. Am westlichen Eingang, gerade über dem Salzstrom sieht man die Ruinen eines Gebäudes, welches

*) Die Meinung, daß der Paß von Sirdara wirklich der kaspische Engpaß ist, wird auch von dem gelehrten Rennel in seinem System der Geographie des Herodot unterstützt.

augenscheinlich ein altes Fort war; Inschriften waren nicht zu entdecken, allein das hohe Alterthum dieser Fortification möchte nicht zu bezweifeln seyn. Alle Ruinen dieses schauerlichen Engpasses werden von den abergläubischen Landleuten der Umgegend entweder den Guebern oder den bösen Geistern zugeschrieben.

Sitten und Aberglaube der Bretagner.

(Fortsetzung.)

So groß die Rolle ist, welche der wandernde Bettler spielt, so steht er doch an Wichtigkeit und Popularität einem Charakter nach, welcher der Bretagne eigenthümlich ist, und dessen mannichfache Verrichtungen und verschiedenartige Fähigkeiten ihm einen ganz besondern Platz in dieser Schilderung anweisen. Dieß ist niemand anders als der Schneider, aber von einem solchen Schneider weiß man in unsern wohl civilisirten Städten nichts. Der bretagnische Schneider ist eine ganz absonderliche Person. Gewöhnlich schief gewachsen, hinkend oder bucklicht, rothhaarig und schielend, stellt er ein seltsames Ideal seiner Classe auf. Der Grund für die körperlichen Fehler liegt darin, daß gewöhnlich nur Menschen von schwächlichem Bau diese Profession ergreifen, ob sich gleich kaum verstehen läßt, wie solche Leute die mannichfachen und schwierigen Dienste verrichten können, die ihrer Zunft ausschließlich zukommen. Der Schneider verheurathet sich selten, hat kaum je eine eigene Wohnung, und lebt stets auswärts wie die Vögel oder die wilden Ziegen. Die Männer verachten ihn wegen seiner Schwächlichkeit, er findet sich aber durch die Zuneigung der Frauen hinlänglich entschädigt. Er ißt selten an dem nämlichen Tisch mit den Männern, aber wenn diese weggegangen sind, ist ein Duzend schöner Hände beschäftigt ihm ein leckeres Mahl vorzusetzen. Er ist die ewige Plaudertasche, ein vollendeter Meister in der Kunst zu schmeicheln, und kann mit vollständigem Erfolg kokettiren und locken, natürlich für andere, nicht für sich selbst. Seine individuelle Ausnahme in diesem Punkt gibt ihm eine gewisse Freiheit bei dem schönen Geschlecht, denn ein hübsches Mädchen kann gar wohl einem solchen Mann zuhören, der in Betreff einer Heurath gar nicht in Frage kommen kann. Er breitet all die Fraubasereien und scandalosen Geschichten des Kirchspiels aus, kennt alle neuen Lieder, macht gelegentlich selbst welche, ist voller Geschichten, und erzählt sie so gut als der wandernde Bettler, nur mit dem Unterschiede, daß der letztere sich auf Geschichten beschränkt, die so melancholisch sind wie sein eigenes Leben, während die des Schneiders alle voll Freude und Sonnenschein sind. Mit Einem Wort der Schneider ist die Chronique scandaleuse und der Großmeister aller Liebesunterhandlungen im Districte.

Er ist auf dem Gipfel seines Berufs, wenn man ihn mit einer Heurathsunterhandlung beauftragt, eine Sache, die auch gewöhnlich durch seine Vermittlung eingeleitet wird. Trifft er eine Elster auf dem Weg, so beschleunigt er seine Schritte, denn das ist eine böse Vorbedeutung. Sein erster Zweck ist die junge Dame allein zu sehen. Er fängt an mit einem gleichgültigen Gegenstand, dem Wetter, der Ernte, dem Aussehen des Himmels, vielleicht erwähnt er der Sterne, vergleicht diese natürlich genug mit ihren Augen, und bringt so endlich die delicate Frage mit der Gewandtheit eines vollendeten Diplomaten aufs Tapet. Gelingt es ihm ihre Einwilligung zu erhalten, so wendet er sich alsbald an ihre Eltern, und der Tag wird anberaumt, wo der Liebhaber in Begleitung seiner nächsten Verwandten ins Haus gebracht wird. Das heißt hier zu Lande „um Erlaubniß bitten.“ Die jungen Leute ziehen sich in das eine Ende des Hauses zurück, während die Alten in der andern Ecke die Präliminarien abschließen, und der Schneider wie ein Pendel zwischen ihnen her geht. Endlich werden die Liebenden aufgefordert an den Tisch zu treten, wo sie mit demselben Messer schneiden, aus demselben Glase trinken, und Brod, Wein und Branntwein mit einander verzehren. Dann wird ein Tag bestimmt, an welchem sich die beiden Familien im Hause des Mädchens versammeln, dieß heißt Besiaden, das Besehen. Bei dieser Präliminarversammlung sind sie alle in ihre Festtagsgewänder gekleidet. Große Vorbereitungen werden in dem Hause gemacht, Tische und Bänke abgerieben, die Schubladen mit absichtlicher Nachlässigkeit halb offen gelassen, um den großen Vorrath von Leinwand zu zeigen, Schinken werden in Menge ins Kamin gehängt, die Pferde, wenn welche da sind, herausgeputzt, alles Silber, was man aufweisen kann, prunkhaft vorgelegt, kurz man thut alles, um die Braut reich erscheinen zu lassen, obwohl diese Luxusgegenstände häufig entlehnt sind. Endlich kommt der junge Mann, schreitet über den Pachthof mit einer ernsten Geschäftsmiene, untersucht alles mit eigenen Augen, und kommt dann auf die Frage über das Vermögen. Die Eltern schachern so gut sie können, trifft aber das Resultat der Unterhandlungen mit den Erwartungen des Bräutigams nicht zusammen, so bleibt ihm nichts übrig, als daß er ins Haus hineingeht, ein brennendes Stück Holz aus dem Feuer zieht und quer über den Herd legt. Dadurch zeigt er seine Absicht an die Verbindung aufzugeben.

Ist man dagegen über die Bedingungen einig geworden, so geht das Ceremoniell nach Verlauf einer gewissen Zeit mit außerordentlichem Pomp weiter. Acht Tage vor der Hochzeit laden Braut und Bräutigam ihre Freunde zu dem Fest ein. Die Einladungsweise ist merkwürdig. Das junge Paar, das mit den beiderseitigen Begleitern abgesonderte Processionen bildet und weiße Stäbe trägt, zieht nach den Häusern der Personen, welche sie einladen wollen, hält der Thüre gegenüber an, spricht eine wohlgesetzte Standrede, worin der Geladene aufgefordert wird sich lustig zu machen, und wobei man zugleich auch den Gastwirth nennt, der das Mahl liefern wird. Diese Rede welche durch ein unwandelbares Herkommen geboten zu seyn scheint, wird häufig von Gebeten und Zeichen des Kreuzes unterbrochen. Endlich kommt der Hochzeittag heran, und nun übernimmt der kleine Schneider, der jetzt den Hochpunkt seiner mannichfachen Functionen erreicht hat, das Amt eines Rimeurs. Er nähert sich, gefolgt von den Freunden des Bräutigams, dem Hause der Braut, und trifft auf der Schwelle den Rimeur der entgegengesetzten Seite. Hier findet nun ein

langer, hochtrabender Dialog zwischen den beiden Barden statt, der mit der Zulassung des wartenden Bräutigams in das Haus endet. Dann gehen sie auf die Mairie und von da zur Kirche. Dem Hochzeitsmahl wohnen oft 5—600 Personen bei. Der Bräutigam singt ein trauriges Lied, dem eine ähnliche Klage von Seite der jungen Frau folgt. Diese Lieder sollen den Abschied vom Junggesellenleben ausdrücken, und werden daher die „Klagen" genannt. Diese seltsamen Rhapsodien werfen einen Anflug von Traurigkeit über die Gesellschaft, locken selbst Thränen in ihre Augen, und die Wirkung derselben wird als ganz eigenthümlich rührend geschildert. Aber dieser Eindruck dauert nicht lange. Die Wirkungen des Weins und Ciders machen sich allmählich fühlbar, röthen die Wangen und lösen die Zungen der Gesellschaft. Das Gastmahl ist vorüber, der Patriarch der Gesellschaft erhebt sich, die Gäste stehen alle unbedeckt und beantworten sein Dankgebet mit Amen. Dann folgt ein Tanz, so wild und toll, wie das Wirbeln der Blätter im Sturm, gleich dem rasenden Tanz der Indianer im Rausche eines frischgewonnenen Siegs. Braut und Bräutigam werden nun in die Kammer geführt, und einer alten seltsamen Sitte gemäß werden zwei Wächter aufgestellt, welche die ganze Nacht über bei ihnen sitzen.

Die Mehrzahl dieser Verbindungen sind eine Rechnungssache, wobei die Liebe kein Wort mitspricht, und vielleicht liegt gerade hierin der Grund, weßhalb die Bretagner wegen unbesonnener Heurathen verrufen sind. In einem Lande, wo die Ehe so offen nur nach Klugheitsrücksichten geschlossen wird, ist es nicht zu verwundern, daß der Arme, hinsichtlich dessen keine solche Berechnungen angestellt werden können, sich köpflings in das entgegengesetzte Extrem stürzt. Uebrigens übt hier keine öffentliche Meinung eine Gewalt aus, welche gegen die Folgen einer solchen Unvorsichtigkeit warnt; man hat keine gesellschaftliche Stellung zu behaupten, und der Bretagner fühlt sich glücklicherweise hier von allen den Rücksichten, welche häusliche Verhältnisse anderswo auferlegen, befreit. Er denkt nie an die Gefahr, die Bevölkerung zu stark anwachsen zu lassen. Die Volkswirthschaft ist für ihn ein so großes Räthsel, als das Gleichgewicht Europa's; er denkt nie daran, für eine Familie zu sorgen, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er auch nie daran denkt, für sich selbst zu sorgen. Er heurathet oft, ohne ein Bett zu haben, oft ohne ein Haus, um eines hineinzustellen, und es ist gar nichts ungewöhnliches, daß er das Hochzeitsbett von einem mitleidigen Freund entlehnt. Wozu auch die Sorge? Er verläßt sich auf die ewige Gerechtigkeit, auf die Gnade und den Schutz des Himmels. Wozu dient menschliche Vorsorge, meint er, wenn die Vorsehung Gottes wacht.

Diese Heurathen der ganz Armen sind wirklich einzig in ihrer Art, und kein Land in der Welt liefert etwas Aehnliches. Das Außerordentlichste davon ist, daß der Bauer heurathet, nicht nur ohne einen Pfennig in der Tasche, sondern daß das elendig-glückliche Paar auch noch alle benachbarten Familien zu dem Hochzeitsfest einladet; je größer die Zahl der Besucher, desto besser ist der Wirth im Stande, für ein angemessenes Bankett zu sorgen. Die Lösung des Räthsels ist freilich nicht schwer, denn jeder Gast trägt zu dem Feste bei: einige bringen Wein, andere Leinwand, Honig, Korn und selbst Geld. So kommt eine Menge Lebensmittel zusammen, und die größte Fröhlichkeit herrscht allenthalben. Die Gesellschaft, durch den Tanz und das Trinkgelage angelockt, zeigt sich stets in ihrem buntesten Staate. Bei solchen Pickenick-Hochzeiten erscheinen oft mehr als 300 Menschen, und es ist nicht selten, daß die Beiträge derselben das ganze Vermögen bilden, womit das neuverehelichte Paar das Hauswesen beginnt.

Und das allgemeine Mitgefühl endet hier nicht. Wenn eine junge Frau dieser Classe auf dem Punkte steht Mutter zu werden, so strömen Geschenke von allen Seiten herbei, namentlich von denen, die in gleichen Umständen sind. Es ist eine Art Fest unter den jungen, ihrer Entbindung nahen Frauen der Nachbarschaft. Die Geburt selbst ist ein feierliches und religiöses Ereigniß, bei welchem manche rührende Einzelnheiten vorkommen. Das Kind wird als ein Engel vom Himmel betrachtet, und alle anwesenden Mütter bieten ihm der Reihe nach die Brust dar, da sie die heiligende Berührung der Lippen des Neugebornen als ein glückliches Vorzeichen betrachten. Stirbt die Mutter, so wird das Kind von allen andern Müttern angenommen. Der Priester wählt eine aus, auf die er sein besonderes Vertrauen setzt, und sie empfängt den heiligen Dienst als ein Geschenk des Allmächtigen. Ist eine zu arm, als daß sie das Kind allein übernehmen könnte, so wird es von ihnen gemeinsam übernommen. Die eine nimmt das Kind in ihrem Hause auf, die andern warten und pflegen es stundenweise abwechselnd. Es ist unwandelbarer Gebrauch derjenigen, welche jedesmal das Kind zu stillen erhält, daß sie das Zeichen des Kreuzes darüber macht, und die Leinwand mit Weihwasser besprengt. Alles was auf die Kindheit Bezug hat, ist mit frommen Gebräuchen umgeben. Niemand geht an einer Frau, die ein Kind trägt, vorüber, ohne zu rufen: „Gott segne dich!" Wird dieser Gruß unterlassen, so glaubt die Mutter, man habe ein böses Auge auf ihr Kind geworfen. Selbst eingefleischter Haß wird durch diese gute Sitte entwaffnet, und der unversöhnlichste Mensch wird seinen Feind nicht schlagen, so lange er ein Kind auf seinen Armen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Colonialnachrichten.

Canada.

Die große Frage, um welche es sich für Canada handelt, ist das Verhältniß zwischen der englischen und französischen Race; die erstere ist bekanntlich in zwei Theile gespalten, wovon die an Zahl weit bedeutendere die demokratische ist, welche sich zu republicanischen Institutionen nach dem Vorbild Nordamerika's hinneigt, und die Verbindung mit England nur in so weit unterhalten wissen will, als sie nicht mit der raschen Entwicklung ihres Wohlseyns in Conflict kommt; die sogenannte Torypartei, sonst auch unter dem Namen Family-Compact bekannt, weil eine Anzahl Familien alle Aemter der Colonie gleichsam monopo-

Iffrt hatte, ist natürlich noch mehr für die Erhaltung der Verbindung mit England, vorausgesetzt, daß die Aemter wieder in ihre Hände kommen; man hat diese Partei beschuldigt, sie suche den Krieg mit den Vereinigten Staaten zu entflammen, um sich der Regierung desto nothwendiger zu machen. Sir Ch. Bagot hat jetzt ein Ministerium zusammengesetzt aus französischen Canadiern und einem Theil der liberalen englischen Obercanadier. Seine Krankheit und sein Tod kam dazwischen und jetzt ist seit Mitte April Sir Ch. Metcalfe als Generalgouverneur eingetreten. Die große Maaßregel des englischen Ministeriums, canadisches Korn, und solches, das aus den Vereinigten Staaten über Canada kommt, in England gegen einen bloß nominellen Zoll zuzulassen, dadurch Canada zum Mittelpunkt eines bedeutenden Handels zu machen, indem das aus den westlichen Staaten der Union nach Canada gehende Getreide mit englischen Manufacten bezahlt würde, ist jetzt im englischen Parlament angenommen, und die Folgen dieser Maaßregel sind zu erwarten.

*

Für die Auswanderung nach Canada beginnt vielleicht jetzt eine neue Epoche. Die Col. Gaz. vom 27 Mai enthält einen Artikel über die schottische Kirchenspaltung und drückt die Ansicht aus, dieser Umstand werde wohl manchen presbyterianischen Prediger, der durch diese Spaltung seine Pfarre verloren, bewegen, sich in einer Colonie niederzulassen, wo es dann nicht fehlen könne, daß er einen Theil seiner ehemaligen Pfarrkinder nach sich ziehe. Er erinnert dabei an den Umstand, daß kirchliche Streitigkeiten die Hauptursache der Ansiedlungen in Neuengland gewesen seyen.

*

Man geht mit dem Plan um, einen Canal herzustellen, der die Fundy-Bay mit dem St. Lorenz-Golf verbindet, und somit Neuschottland zur Insel machen würde. Der Zweck ist, eine Verbindung mit Canada zu erhalten, die auch im Winter fahrbar wäre, da die Mündung des Lorenzstroms fünf und oft sechs Monate lang durch Eis gesperrt ist. Ein Ingenieurcapitän Crawley hat das Land aufgenommen, um eine passende Stelle zur Anlegung des Canals ausfindig zu machen, und hat unter dem 19 März d. J. darüber Bericht erstattet. (S. Col. Gaz. vom 10 Jun.)

*

Wenn man einem Schreiben in der Col. Gaz. vom 17 Jun. glauben darf, so wurde die von Sir Ch. Bagot eingeschlagene Politik, wodurch die französischen Canadier und die liberalen Obercanadier ins Ministerium berufen würden, von dem Herzog von Wellington und dem Colonialminister Stanley mißbilligt, und die Kenntniß dieses Umstandes veranlaßte einen Theil der canadischen Torypresse den Generalgouverneur aufs bitterste anzugreifen, und diesen Mann, der bisher in diplomatischen Cirkeln gelebt hatte, so heftig angegriffen haben soll, daß seine Krankheit dadurch wesentlich verschlimmert wurde. Gegen die „Tories" von Canada sollen die Oranienmänner Irlands „sanfte Lämmer" seyn, und wer nicht gegen solche Angriffe durch lange Erfahrung gestählt sey, müsse endlich unterliegen. Es fragt sich aber, ob Sir Ch. Bagot anders handeln konnte, als die französischen Canadier und die liberalen englischen Canadier in sein Colonialministerium aufzunehmen, da die Verwaltung einmal von der Mehrheit in der „Assembly" abhängig gemacht war, so gut, wie die englischen Minister im englischen Parlament. Sir Ch. Bagot hat durch sein Verfahren wenigstens den Frieden zwischen der executiven und der legislativen Gewalt hergestellt, und die niedergetretenen französischen Canadier zum Mitgenuß der politischen Rechte berufen. Ob diese Anwendung der englischen Constitution auf die canadischen Verhältnisse wirklich den Knoten löst, ist freilich eine große Frage.

*

Die amerikanische Fischerei auf den canadischen Seen, wo man Forellen bis zu 60 Pfd. und Störe bis zu 120 Pfd. fängt, wird mit jedem Jahre bedeutender (s. Col. Gaz. 17 Jun.). Die Zahl der Fässer eingepöckelter Fische betrug im Jahre 1836 12,000, im Jahre 1837 14,000 und im Jahre 1840 32,000. Die Canadier werden aufmerksam gemacht, diesen Gewerbszweig gleichfalls zu pflegen, sie scheinen aber in Unternehmungsgeist gewaltig hinter den Yankees zurückzustehen.

*

Der letzte Census von Obercanada gibt 506,055 als Gesammtbevölkerung an, darunter sind 247,665 Canadier brittischen Ursprungs, 13,869 Canadier französischen Ursprungs, ferner 40,684 geborene Engländer, 78,255 geborene Irländer, 39,781 geborene Schotten, 6681 G. aus dem europäischen Continent, 32,838 G. aus den Vereinigten Staaten, 7695 nicht naturalisirte Fremde. (Col. Gaz. 1 Jun.)

Mauritius.

Diese fast ganz von Franzosen bewohnte, aber seit dem Kriege in englischen Händen befindliche Insel leidet gegenwärtig, — man sollte es kaum glauben, — nicht sowohl an denjenigen Uebeln, welche den englisch-westindischen Inseln eigen sind, sondern an denen, woran auch die französisch-westindischen Inseln leiden, nämlich an einer allgemeinen, tief greifenden Geldkrise, die so weit geht, daß die Banken die schuldenden Pflanzer nicht vor Gericht ziehen, bloß damit nicht der lose Faden, welcher jetzt noch den Credit überhaupt zusammenhält, vollends zerreiße und ein ziemlich allgemeiner Wechsel des Eigenthums erfolge. Die Lage ist ziemlich dieselbe auf den französischen Colonien, obgleich der Zucker von Mauritius auf dem englischen Markt ungemein hoch, der der französischen Colonien auf dem französischen Markt sehr nieder verkauft wird. Dieser scheinbare Widerspruch klärt sich auf, sobald man etwas näher auf die Ursachen eingeht. In den französischen Colonien gibt es noch Sklaven, und die Pflanzer sind darum wegen Arbeitern noch nicht in Verlegenheit, dagegen haben sie den Zuckerbau etwas übertrieben, und der französische Markt wird durch die Concurrenz mit dem Rübenzucker überführt, darum sind die Pflanzer in Noth. Auf Mauritius wurde die Sklaverei aufgehoben, und obgleich man sich Arbeiter aus Madagascar, aus Indien verschafft hat, mehr als in irgend einer Colonie Westindiens, so waren doch die Pflanzer von Mauritius nicht reich genug, diese erhöhten Ausgaben lange zu zahlen, und so stehen sie jetzt und mit ihnen die meisten Kaufleute, die ihnen borgten, am Rande des Bankerotts. Daß nicht dasselbe in den englisch-westindischen Besitzungen eingetreten ist, kommt nur vom größern Reichthum der englischen Plantagenbesitzer her, die meist englische Lords oder reiche Kaufleute sind, ihre Pflanzungen verwalten lassen und einige schlechte Jahre leichter ertragen können; die Pflanzer, welche nicht so reich sind, haben auch in Westindien und Guiana bereits Bankerott gemacht. In Mauritius ist der Bruch vor der Thüre (s. Col. Gaz. vom 15 Jul.), und wahrscheinlich wird eine gute Anzahl französischer Pflanzer englischen Eigenthümern weichen müssen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1843.

Capitän Abbott in Chiwa.

Die mysteriösen Sendungen der Engländer nach Chiwa klären sich allmählich auf, ohne daß die Ehre ihrer Diplomatie und ihre Sendboten sonderlich dadurch gewännen. Wir werden demnächst einige Details über die von dem Capitän Abbott jetzt veröffentlichte Reise mittheilen, sie werden aber ziemlich mager ausfallen, denn der Verfasser sagt uns gleich von vorn herein, daß er durchaus über Chiwa und Turkestan keine nähere Kenntniß gehabt habe, und selbst das Persische, die unerläßliche Sprache der Unterhandlung, obwohl sie in Chiwa gleichfalls nicht die Landessprache ist, erst auf dem Wege nothdürftig lernen mußte. Der Capitän war also zu der wichtigen Sendung möglichst wenig geeignet. Dabei ist denn freilich zu bemerken, daß er nicht eigentlich von der angloindischen Regierung seinen Auftrag hatte, auch nicht einmal von ihr accreditirt war, sondern bloß von Major Todd, der mit einer Anzahl englischer Officiere und Sappeurs in Herat stand, abgesendet wurde, wahrscheinlich zu keinem andern Zweck, als um einiges Nähere über den Marsch der Russen nach Chiwa zu erfahren. Sobald nämlich das Gerücht von einem russischen Angriff auf Chiwa nach Herat gelangte, schickte Major Todd einen angesehenen Molla, Namens Hassan, nach Chiwa, um den dortigen Chan von Seite Englands begrüßen zu lassen. Dieser Molla ward auf seinem Rückweg von einem vornehmen Usbeken begleitet, der von der angloindischen Regierung Hülfe begehren sollte gegen einen Einfall der Russen, die angeblich mit nicht weniger als 100,000 Mann anrückten. Als Antwort auf diese Sendung wurde Capitän Abbott nach Chiwa geschickt, wohin er am 24 December 1839 aufbrach. Wann er in Chiwa ankam, ist im Buche nicht genau angegeben, wahrscheinlich aber geschah es um den 20 Januar 1840. Er wurde sehr anständig empfangen, indem ein vornehmer Usbeke ihn an der Spitze einer zahlreichen Reiterschaar einholte, obgleich er die etwas lächerliche Forderung gestellt hatte, daß man ihn mit der höchsten, dem Botschafter einer großen Macht gebührenden Ehre empfangen solle.

Sein Auftreten in Chiwa war, hauptsächlich wegen seiner Unkenntniß sowohl der Landessprache, als der im Umgang üblichen persischen nicht sehr glücklich: er konnte sich dem Wesir kaum verständlich machen, und verstand natürlich eben so wenig seine Umgebung; so verfiel er in eine Menge Mißgriffe und wurde im höchsten Grade mißtrauisch: er glaubte, der Minister in Herat, der famose Yar Mohammed, habe bereits seine Agenten in Chiwa, um alle seine Bemühungen zu hintertreiben; ebenso Dost Mohammed. An allem dem war nichts: seine vermeintlichen Schwierigkeiten schmolzen dahin wie Schnee an der Sonne, ohne daß man über die Ursache aus dem Buche klug wird. Seine Unterhandlungskunst war es nicht, welche die Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, denn er muß selbst gestehen, daß er bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Chan „eine sehr schlechte Rolle spielte. Aber der Chan, ein liebenswürdiger und gutmüthiger Mann, lächelte über meine Mißgriffe, und hörte geduldig meine Erklärungen an." Capitän Abbott war immer noch der Ansicht, daß 100,000 M. Russen auf dem Wege seyen, wie man früher nach Herat berichtet hatte. Der Chan war indeß besser unterrichtet, und kannte auch das Mittel, welches einen Einfall der Russen abwenden konnte und ihnen wenigstens den Vorwand nehmen mußte. Dieß war die Freigebung aller russischen Sklaven, die nach und nach theils auf dem caspischen Meere, theils an der Gränze weggefangen und nach Chiwa gebracht worden waren. Der Chan war bereit, sie frei zu geben, Capitän Abbott aber widersetzte sich, indem vorher ein Friede mit den Russen geschlossen werden müsse. Zu diesem Endzweck machte er sich nach Rußland auf den Weg, was gewiß nicht in seiner Instruction lag. Er brauchte einen ganzen Monat bis Mangischlack; zwischen diesem Ort und Nowo Alexandrowskoi wurde er von den Kirgiskaisaken überfallen, ausgeplündert und etwa 40 Tage gefangen gehalten, so daß er das russische Fort wohl nicht vor Mitte Mai erreichen konnte, und erst als er nach Uralsk kam, den Rückzug der russischen Armee erfuhr.

Die ganze Erzählung zeigt bloß, welcher Schrecken unter einem Theil der angloindischen Diplomatie über den Marsch der Russen nach Chiwa herrschte, und wie sehr dieser Schrecken

durch die Unwissenheit eines Theils der diplomatischen Agenten genährt wurde. Die Erklärung dieser sonst ganz unerklärlichen Sendung gibt nachfolgende Mittheilung, von der in Abbotts Buche nichts zu lesen ist. Die nähern Instructionen für den nach Chiwa abgesendeten Officier trafen von Indien aus erst am 11 Mai 1840 in Herat ein, da man aber schon wußte, daß Cap. Abbott Chiwa verlassen hatte, so wurde Sir Richmond Shakspeare abgesendet, um auszuführen, was Cap. Abbott versäumt hatte. Ersterer erreichte Chiwa am 12 Junius, hatte sogleich Audienz, und wurde beim Chan vorgelassen so oft und wann es ihm beliebte. Er fand an ihm einen offenen, verständigen Mann; die Freigebung der russischen Sklaven fand keine Schwierigkeit, sie wurden sogleich, über 1000 an der Zahl, der Obsorge Sir R. Shakespeare's übergeben, der sie nach Rußland führte und dort auch den Frieden zwischen Chiwa und Rußland unterhandelte, wofür ihm russischerseits viele Auszeichnung und von angloindischer Beförderung in seinem Range zu Theil wurde. Sir R. Shakespeare's vernünftiges Benehmen contrastirt auffallend mit der Unbesonnenheit Abbotts, der sein Buch recht wohl ungeschrieben hätte lassen können; doch kann man einige nicht uninteressante Einzelnheiten daraus ziehen.

Sitten und Aberglaube der Bretagner.

(Fortsetzung.)

Fast alle Volkssitten der Bretagner haben ihre Quelle entweder in religiösen Begriffen oder in abergläubischen Ansichten, welche eine Art poetischer Verwandtschaft mit der Religion haben. Die kirchlichen Ceremonien werden hier mit mehr Ernst und Strenge gefeiert, als irgendwo sonst in Europa. Die Festtage der Heiligen werden mit einem Pomp abgehalten, den man von einer so armen und zerstreuten Bevölkerung gar nicht erwarten sollte; auch sind sie durch den malerischen Effect, den sie machen, äußerst merkwürdig. Manchmal sammelt sich das Volk in solcher Masse, daß das Innere der Kirche vom Altar bis zum Schiff, so wie jede Ecke der Privatcapellen mit einem Wald von Kerzen erleuchtet ist. Ihre Wallfahrten, hauptsächlich nach Notre-Dame-de-Bon-Secours — von denen viele Nachts statt finden — bestehen aus ungeheuren Processionen durch die wenigst besuchten Theile des Landes. Jedes Fest ist durch eigenthümliche Züge bezeichnet, aber das des heiligen Johannes ist vielleicht das merkwürdigste. Den Tag über gehen arme Kinder herum und betteln Beiträge zusammen, um das Johannisfeuer anzuzünden; statt Eines Feuers zündet man öfters zwei, drei oder vier an, dann flackern auf einmal Tausende auf den Hügeln, bis das ganze Land wie von Einem Brand erglänzt. Manchmal zünden die Priester das erste Feuer auf dem Marktplatz an, und ein andermal wird es durch einen Engel angezündet, den man durch eine mechanische Vorrichtung mit einer Fackel in der Hand von der Kirche herabsteigen, den Holzstoß anzünden und wieder zurückfliegen läßt. Das junge Volk tanzt mit ungemeinem Eifer um diese Feuer her, denn es herrscht der Aberglaube, daß, wenn sie vor Mitternacht um neun Feuer herumtanzen, sie sich im nächsten Jahre verheurathen werden. Sitze werden um die flammenden Holzstöße herumgestellt für die Todten, deren Geister herbeikommen sollen, um das traurige Vergnügen zu genießen, ihre heimischen Gesänge nochmals zu hören, und die lebhaften Tänze ihrer Jugend zu betrachten. Stücke der bei diesen Gelegenheiten gebrauchten Fackeln werden als Zaubermittel aufbewahrt gegen Gewitter und Nervenkrankheiten, und um den Blumenkranz, der auf dem Hauptholzstoß lag, rauft sich die Jugend. Zu Brest, wo die durch die Matrosen vermehrte Volksmasse sich weit toller gebärdet, als anderswo, wird ein Fackeltanz gehalten, der unter wildem Toben die Nacht hindurch dauert. Dieß Fest ist ohne allen Zweifel ein Ueberbleibsel des Druidismus, und das Anzünden von Feuer hat seinen Ursprung in dem Sonnendienst; das Fest ist in jeder Beziehung identisch mit dem „Baal teinidh" der Phönicier. Die Sitte, um Mitternacht, im Augenblick des Sonnensolstitiums, das bei den Alten als eine den Ahnungen und Weissagungen besonders günstige Zeit galt, nächtliche Feuer anzuzünden, war eine Sitte des grauen Alterthums, und scheint dem Christenthum bei fast allen neuern Nationen eingeimpft worden zu seyn. Als das Jahr noch im Junius begann, hatte dieß Freudenfeuer seine directe Bedeutung, um den Wiederbeginn der Vegetation festlich zu begehen, und durch Gelübde und Opfer ein fruchtbares Jahr zu erflehen; aber der Gebrauch dauerte fort, nachdem die symbolische Bedeutung längst aufgehört hatte. Die Alten nahmen brennende Fackeln vom Holzstoß mit fort, im Glauben, daß das Umherspritzen der Funken alles Böse vertreibe, eine Sitte, die noch jetzt in Cornwallis üblich ist, und an einigen Orten Irlands läßt man sogar das Vieh durch das Feuer gehen, um es gegen alle Krankheiten zu schützen.

Die sogenannten „Pardons" sind die Lieblingsunterhaltungen für die Jugend beider Geschlechter; hier treiben sie munter alle ihre Nationalspiele, namentlich den Tanz. Ein civilisirter Leser, dessen Geschmack durch die modernen Bälle verdorben ist, macht sich keinen Begriff von der bei diesen Scenen herrschenden Aufregung, und wer kein bretagnisches Fest gesehen hat, kann die wahnsinnige Lust des jungen Volks nicht begreifen. Ihre Hauptmelodien bestehen aus Volksliedern (chansons) und werden auf einem alten Nationalinstrument, der Bombarde, gespielt, in Begleitung des Binion, einer Art Sackpfeife, welche den Tact mit roher, aber nachdrucksvoller Bestimmtheit angibt. Die Form des Tanzes kann man nur als eine Reihe von Kreisumdrehungen beschreiben, indem die Tänzer mit zusammengelegten Händen in furchtbarer Schnelligkeit in einem Kreise herumwirbeln. Dieß heißt die Ronde, und ist wahrscheinlich die älteste aller Tanzformen. Manchmal machen sie diese schwindelnde Evolution mit verschlungenen Armen, und dann heißt der Tanz ein Ball. Eine Erklärung der rasenden Lust bei diesem Vergnügen liegt wohl in dem Umstand, daß die bretagnischen Frauen nur in ihrer Jugend und

Mädchenzeit eine Aussicht auf Erholung und Vergnügen haben. Es ist der erste muntere Sprung des Rennpferdes im Circus, wenn es herumgeführt wird, um sich an die schimmernde Scene zu gewöhnen; ihr ganzes übriges Leben ist Anstrengung und harte Arbeit. Die bretagnischen Frauen, der Gegenstand zahlloser Elegien, Lieder und Romanzen vor der Heurath, steigen nach derselben in der gesellschaftlichen Stufenreihe so tief hinab, als die Frauen der Asiaten. Auf dem Lande nehmen sie einen ganz untergeordneten Rang ein, bedienen ihre Ehemänner bei Tische und sprechen nur in Ausdrücken der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht mit ihnen. Bei den niedersten Classen arbeiten sie im offenen Felde und bringen ihr Leben unter den mühseligsten Anstrengungen hin. Und so endet dieser Traum des Lebens, der mit Freuden und Tänzen begann, in trübseliger Sklaverei, nur zuweilen angeregt durch die Stimmen der Jungen, welche die Tänze und Spiele ihrer Kindheit ihnen wieder vor die Augen bringen.

Wenige Länder sind reicher an verschiedenartiger Unterhaltung und Spielen, die zum Theil eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen der Griechen und Römer verrathen. Früher bestand ein Spiel, la Soule genannt, ähnlich demjenigen Ballspiel, wo man den Ball mit dem Fuße fortstößt, aber es erzeugte so heftige Streitigkeiten, daß man es allmählich in den meisten Theilen des Landes abgeschafft hat. Nur hie und da in der Umgegend von Vannes, wo das Volk noch viel von seinem alten barbarischen Geschmack an Raufereien und Blutvergießen behalten hat, wird es noch gespielt, eben so manchmal in der entlegenen Gemeinde Calvados in der Normandie. Eine gesündere Uebung und ein lebhaftes Vergnügen gewähren noch dem Bretagner die großen Ringerkämpfe, welche mit alle dem Eifer und dem Gepränge gefeiert werden, wie einst die olympischen Spiele. Bei ihren Vorbereitungen dazu verlassen sie sich nicht immer auf natürliche Hülfsmittel allein, sie nehmen ihre Zuflucht nicht bloß zu dem wunderbaren Wasser gewisser Quellen, sondern auch zu besondern Kräutern, die sie am ersten Sonnabend des Monats sammeln, und welche die Kraft haben sollen, im Kampfe unbesiegbar zu machen. Die Anwendung solcher geheimen Vortheile würde einen Geist von Betrug zeigen, welcher sich mit der Ehrlichkeit der Bretagner nicht verträgt, und deßhalb steht auf einem solchen Benehmen eine so harte Strafe, daß es wohl selten geübt wird. Der Ringer, welcher sich mit solchen verzauberten Kräutern stärkt, wagt das Heil seiner Seele — eine hinreichende Garantie, daß ein so gefährlicher Zauber nicht allzu oft angewendet wird. Es ist dieß das einzige Beispiel, wo der Aberglaube der Bretagner die Möglichkeit anerkennt, mit den Mächten der Finsterniß einen Vertrag einzugehen; an einen eigentlichen förmlichen Pact scheint man dabei freilich nicht zu denken, obgleich die mit dem Zauber augenscheinlich verbundene Gefahr eine stillschweigende Uebereinkunft dieser Art klar genug macht.

(Schluß folgt.)

Canalfahrt durch Schweden.

(Aus den Reisebriefen eines jungen Dänen im „Fädrelandet.“)

An Bord des Dampfschiffes „Admiral v. Platen;“ [illegible] 12 Jun. 1842.

Während meine Landsleute auf dem Dampfschiff „Iris“ seewärts ihre Heimreise nach Kopenhagen antraten und bei der Einförmigkeit der Meerfahrt hinlänglich Zeit und Muße gefunden haben mögen, sich von den wirklich überwältigenden Eindrücken der herrlichen begeisterten Pfingstfeier in Upsala etwas zu erholen oder zu sammeln, habe ich heute Morgen meine Rückreise auf dem Canal angetreten, und will die Abendstunden benutzen, um Dir eine getreue Skizze dieser interessanten Fahrt mitzutheilen. Um 5 Uhr früh trat ich mit meinen Freunden an Bord des schwedischen Dampfbootes, das wenige Minuten darauf den Mälar hinan braus'te, dessen schöne malerische Buchten ich schon früher zu bewundern Gelegenheit hatte, als wir nach Upsala und zurück fuhren. Bald verschwanden das stolze Schloß, die vielen Kirchen mit ihren schlanken Thürmen und die an den schroffen Felsen hängenden Häuser der Königsstadt hinter den Fichtenwäldern der Mälar-Inseln, — viel zu bald, denn jeden Augenblick möchte man halten und schauen und sich des Anblicks der stets wechselnden herrlichen Bilder erfreuen. Doch auch weiterhin sind die Ufer des Sees gar reich an malerischen Partien. Nachdem wir 4 bis 5 Meilen in westlicher Richtung zurückgelegt hatten, wandten wir uns südlich in den Arm des Mälar, welcher Stockholmlehn vom übrigen Südermannland trennt, und gelangten dann zu dem Felsencanal von Södertelge bei der hübsch gelegenen Stadt gleiches Namens, die ihrer süßen Kringel (Brätzel) wegen berühmt ist. Dieser Canal ist nur eine Viertelmeile lang, gibt aber schon eine mächtige Vorstellung von den Riesenwerken der ganzen Wasserstraße, da die durchsprengten Felsen an mehreren Stellen über 100 Fuß gen Himmel ragen. Die Arbeit ward schon 1780 begonnen und erst 1819 mit einem Aufwand von fünftehalb Tonnen Goldes vollendet. Die Landstraße von Stockholm nach Nyköping geht mittelst einer schönen Drehbrücke von Gußeisen über diesen Canal hin. Auf der andern Seite geht es wieder durch die Södertelgerbucht dem Klippenufer der Ostsee zu und an Mörköen (Düsterinsel) vorbei, deren dunkle Wälder und Felsen in alten Tagen ein beständiger Zufluchtsort der Vikinger waren. Später gehörte die Insel den Geschlechtern Sture, Banner und Bonde, und diese hatten ihre Residenz in dem festen Schlosse Hörningsholm, das 1720 von den Russen zerstört ward, als diese mit Hülfe schwedischer Verräther ganz Südermannland verheerten, Norrköping und noch vier andere Städte abbrannten und die unglücklichen Bewohner mit einer Grausamkeit behandelten, die kaum in der Geschichte der Hunnen und Vandalen ihresgleichen finden möchte. Das jetzige Schloß ist von einem Grafen Bonde erbaut worden. Die Klippenbucht von Nyköping hat einen ganz ähnlichen Charakter wie die Einfahrt in den Stockholmer Meerbusen; wir befanden uns in einem unübersehbaren Archipel von Felseninseln, fast alle mit Tannen, Lärchen, Birken und Wachholderbeeren dicht bewachsen, und doch zum Theil so schroff und kahlgrundig, daß man kaum begreift, wo die hohen Bäume ihre Nahrung hernehmen. An eine dieser Klippen legte unser Schiff an, um neues Brennmaterial einzunehmen, und wir benutzten die Zeit, um hinaufzusteigen. Eine kleine Fischerhütte von Holz lag zwischen den ernsten Steinmassen verborgen. Während der Fischer und seine barfüßige hochgeschürzte Hausfrau eifrig beschäftigt waren, unserem Capitän ihren Vorrath von Fischen zu verhandeln, unterhielten wir uns mit ihren halbwilden kleinen Buben, die nebst einer

kleinen Kuh und ein paar Schafen (der ganzen Bevölkerung der Insel) im dürftig wachsenden Grase lagen. Dann ging's weiter über eine breite Bucht der Ostsee nach dem Hafen von Nyköping.

Unser zur Canalfahrt bestimmtes Dampfboot ist sehr schmal und lang, sonst aber hübsch eingerichtet, mit einem großen Herrensalon und mehreren abgesonderten Cabinetten, jedes mit zwei Schlafdiwans. Auch die Bewirthung ist recht gut; man zahlt dafür im Ganzen täglich zwei Thaler Reichsgeld. — Nachmittags durchfuhren wir den drei Meilen langen Meerbusen Slätbaken, umgeben von Kornfeldern, Waldungen, Bergen und Klippen, und freuten uns der verschiedenen Ansichten der Ruinen des berühmten Schlosses Stegeborg, dessen ehrwürdiger weißer Thurm von der Spitze einer Klippeninsel in diesem Meerbusen hoch empor ragt. Der grausame König Birger (der zweite Sohn Magnus III, 1282 bis 1316), der seinen Bruder in Nyköping erschlug, hielt sich oft hier auf, und überließ bei seiner Flucht nach Gothland das Schloß seinem Sohn Magnus IV. Während der Unionskriege ward dasselbe oft zerstört, und viele Tausende von Dänen und Schweden fanden dabei ihren Tod. Der letzte prächtige Schloßbau war ein Werk Gustavs I; doch im vorigen Jahrhundert ward es auf Beschluß der Stände wieder abgebrochen, und ein großer Theil der Bausteine wurde nach Söderköping, woher man sie geholt hatte, zurückgebracht und zum Bau eines Kornmagazins verwandt; — so wechselte der Geist der Zeiten.

Auch Mem, am Ende des Meerbusens, war einst ein altes Königshaus; jetzt sieht man nur einige Fabrikgebäude und einen Gasthof, und hier beginnt der große Canal, mit sieben unmittelbar aufeinander folgenden Schleußen, deren jede das Schiff 13 Fuß hebt. Die Schleußenbassins, von schön behauenen Steinen eingefaßt, sind natürlich noch um einige Fuß tiefer, da die Schiffe auch bei abgelassenem Wasser schwimmend erhalten werden müssen, dabei 24 Fuß breit und 120 Fuß lang. Sobald das Schiff in den untersten Schleußenkasten, in gleicher Wasserhöhe mit dem Fahrwasser draußen, eingelaufen ist, werden die Pforten hinter demselben geschlossen. Darauf werden in den Pforten des nächsten höher liegenden Schleußenbassins zwei Schollen geöffnet, aus welchen das Wasser in das untere Bassin herabstürzt, bis jenes fast geleert und dieses gefüllt ist, oder vielmehr bis das Wasser in beiden im Niveau ist, so daß die nächste Pforte geöffnet und das Schiff ins zweite Bassin gezogen werden kann. Auf dieselbe Weise steigt man von Schleuße zu Schleuße bis auf die obere Canalhöhe, auf der wir dann weiter fuhren, bis wir bei einbrechender Dunkelheit den kleinen Ort Söderköping erreichten, der im Mittelalter eine mächtige Handelsstadt war, mit vielen Kirchen und reichen Klöstern. Eine Hauptwohlstandsquelle des Ortes war die wirkliche Quelle der heiligen Ragnhild, einer unbefleckten Jungfrau, welche hier unschuldig die Todesstrafe erleiden mußte. Als sie sterbend den Himmel anflehte, ihre Unschuld zu rächen, öffnete sich der Fels, wo sie stand, und 7 Jahre hindurch stürzte eine solche Wassermenge daraus hervor, daß die Stadt beinahe ganz überschwemmt ward. Endlich ward der zürnende Gott durch die Gebete der Frommen besänftigt, und die schwächer rinnende Quelle ward einer der besuchtesten Wallfahrtsorte in Schweden. Sie fließt noch heute und St. Ragnhilds Bild schmückt das Brunnenhaus, aber der Glaube an ihre heilige Kraft ist fast ganz verschwunden, und in dem Orte, wo große Reichstage gehalten und mehrere Könige begraben wurden, ist außer dem Rathhaus kein steinernes Gebäude mehr zu finden.

Nach kurzem Schlaf an Bord setzten wir schon vor Tagesanbruch unsere Reise fort und erreichten bald den waldumkränzten See Asplången, von wo man eine herrliche Ansicht der anderthalb Meilen seitwärts liegenden Fabrik- und Handelsstadt Norrköping hat. Dann wurden wir abermals durch zwei Schleußen bis zu einer Höhe von 109 Fuß über der Meeresfläche gehoben, und durchschifften darauf den vierthalb Meilen langen See Roxen, welcher von der aus dem Wettersee kommenden Motala-Elv durchströmt wird. Am Anfang dieses Sees trafen wir schon auf die zehnte eiserne Drehbrücke (von gleicher Construction wie die obenerwähnte bei Södertelge). Um nicht aufgehalten zu werden, wird auf dem Dampfschiff in einiger Entfernung von diesen Brücken eine kleine Kanone gelöst, so daß diese bei der Ankunft immer geöffnet sind. Unweit der schönen Ufer dieses Sees sehen wir den alten Bischofssitz Linköping mit seinem mächtigen Dom, der leider, wie so manches herrliche Bauwerk früherer Zeiten, durch die Modernisirungssucht des vorigen Jahrhunderts verunstaltet worden ist. Am Westende des Sees, bei Berg, geht's wieder in eine Schleußenreihe; hier sind aber fünfzehn, unmittelbar übereinander durch den Felsen gesprengt, und wenn deren oberste gefüllt ist, befindet man sich 136 Fuß hoch über dem Spiegel des Roxensees (245 Fuß über Meereshöhe), und genießt der herrlichsten Aussicht auf diesen herab und weit über seine östlichen Ufer hin. Wir waren an der untern Schleuße ausgestiegen und gingen zu Fuß über das ein wenig seitwärts liegende Wreta, jetzt ein unansehnliches Dorf mit einer sehr alten Kirche, vormals — nächst Wadstena — das berühmteste schwedische Nonnenkloster. Einer unserer Reisegefährten, der Reichsarchivar Hildebrand, hatte die Güte uns auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen, und zeigte uns auch hier in der verfallenen Kirche eine Menge Grabstätten von vier Königen und einer ganzen Schaar von Herzogen und Prinzen, namentlich die Gräber des Königs Ingo, welcher 1128 die Kirche erbaut haben soll, der Königin Helena (Ingo's Gemahlin), des Königs Ragnvald Knaphöfding, des dänischen Königs Magnus Nielsson, der 1134 bei Foderig fiel, u. m. a.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Antilope in Chiwa. Capitän Abbott meldet in seinem Werke, in den Wüsten um Chiwa halte sich eine Antilopenart auf, so zahlreich als die wilden Esel. Sie sey kleiner als ein Schaf, dem sie übrigens in Körperform, Hals und Kopf gleiche, während die zarten Glieder, die Haare und Hörner von der Antilope seyen. Das Horn ist indeß, sagt Capitän Abbott, nicht dunkel, sondern weiß wie ein Kuhhorn; die Nasenlöcher sind gerade vorn und durch eine vertical einfallende Muskel geschlossen; die Nase ist stark gebogen und hat eine lockere Decke, die nach Gefallen aufgeblasen werden kann. Der Kopf ist ausnehmend häßlich. Das Thier, das ich sonst nirgends gesehen habe, heißt bei den Eingeborenen Kaigh.

Die englische Naturforscher-Versammlung. Die Unruhen in Irland hatten es einen Augenblick zweifelhaft gemacht, ob die Versammlung, wie im vorigen Jahre abgeredet, zu Cork stattfinden werde; jetzt meldet aber das Limerick Chronicle (s. Litt. Gaz. vom 29 Julius), daß Voranstalten dazu im größten Maaßstabe getroffen werden, und daß diese Versammlung alle frühern an Größe und Pracht weit hinter sich lassen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1843.

Sitte und Aberglaube der Bretagner.

(Schluß.)

Der Aberglaube der Bretagner hängt sich an die zahlreichen Gegenstände, welche seit undenklichen Zeiten auf den Geist roher Menschen einen starken, oft unheimlichen Eindruck gemacht haben. Der niedere bretagnische Bauer glaubt an die bösen Vorbedeutungen des Eulen- und Krähengeschreies, an die Feen, welche kommen sich an dem Kamin zu wärmen, die im Mondlicht tanzen oder sinnend am Ufer sitzen. Er schaudert über Erscheinungen und Töne in der Luft, denn diese ist voll von Botschaften aus der Welt der Geister, und glaubt unbedingt an das Thun und Treiben der Kobolde, Währwölfe und bösen Geister, die mit den Schutzengeln um die Seelen der Menschen streiten. Viele dieser abergläubischen Ansichten sind aufs innigste mit der Religion selbst verwoben.

Es ist ein allgemeiner Glaube, daß jedem Haus zwei Krähen zugewiesen sind. Wenn das Haupt einer Familie am Sterben ist, setzen sich die Unglücksvögel auf das Dach und beginnen ihren Unglücksruf, der auch nicht aufhört, als bis die Leiche hinausgeführt ist, worauf die Vögel verschwinden und sich niemals wieder sehen lassen. Die Annäherung des Todes, durch viele Zeichen voraus verkündigt, ist an einem besondern Orte mit einem merkwürdigen Aberglauben verbunden. Zwischen Quimper und Chateaulin begegnet man zuweilen auf den Straßen seltsam aussehenden Menschen, gekleidet in weiße Leinwand mit langem, fliegendem Haar und kohlschwarzen Bärten; sie sind mit schweren Stöcken bewaffnet und tragen volle Säcke über die Schulter geschlungen. Ihr Aussehen ist äußerst finster und unglückweissagend; Nachts schlagen sie selten betretene Straßen ein. Sie singen nie, während sie dahinwandern, sprechen mit Niemanden, dem sie begegnen, zeigen auch nicht die in der Bretagne so gewöhnliche Höflichkeit, indem sie nicht an ihre Schlapphüte greifen, und manchmal sind sie von braunen Hunden begleitet. Die Zollbeamten sagen, dieß seyen Schmuggler, die mit Salz und Tabak im Lande herumziehen, aber die Bauern, die dieß besser wissen, behaupten, dieß seyen böse Geister, die das furchtbare Geschäft haben verdammte Seelen in die andere Welt zu geleiten. Wo irgend jemand am Tode liegt, da sieht man sie gleich hungrigen Wölfen um das Haus her schleichen. Wenn der Schutzengel des Sterbenden, durch wiederholte Gebete gerufen, nicht zur rechten Zeit erscheint, so stürzt sich der weiße Mann beim letzten Athemzug auf das Todtenbett, ergreift die scheidende Seele, stößt sie in seinen Sack und führt sie nach den Sümpfen von St. Michal, wo er sie hineinwirft, und wo sie bleiben muß, bis sie durch Gelübde und Messen befreit wird.

Der in allen katholischen Ländern vielfach verbreitete Glaube, daß die Seelen derer, welche ohne Absolution sterben, ruhelos umherwandern und um Fürbitte flehen, ist in verschiedenen Gegenden verschieden nüancirt. Zwischen Auray und Pluviguer ist eine öde Fläche, ein trauriger Strich unangebauten Bodens, der früher der Schauplatz eines blutigen Kampfes zwischen den Häusern Blois und Montfort war. Viele hundert Krieger fielen hier im Kampf, und Bruchstücke von Waffenrüstungen so wie modernde Knochen werden häufig hier aufgegraben. Die Sage berichtet, daß die Seelen der Gefallenen immer noch den einst von ihnen bewohnten Staub besuchen müssen, in einer gewissen Stunde der Nacht sich aus dem Boden erheben, und über die ganze Länge des Leichenfeldes hinlaufen. Das Aechzen der Winde auf dieser freien Fläche gilt als der Ausdruck der Angst armer Seelen, die um Messen flehen. Das Schlimmste ist, daß sie verdammt sind, diese hoffnungslose nächtliche Wanderung fortzusetzen bis an den jüngsten Tag, und in gerader Linie fortzureiten, welches Hinderniß sich ihnen auch entgegenstellen mag. Wehe dem Wanderer, der einem dieser unglücklichen Geister in den Weg kommt. Seine Berührung ist Tod.

Man kann die Spuren celtischen Aberglaubens in einigen alten, nur schwach unter christlichen Formen verdeckten Gebräuchen deutlich verfolgen. An einigen Orten tragen sie das Bild eines Heiligen in Procession nach den verzauberten Quellen, und tauchen es ins Wasser, um sich von den Sünden des vorigen Jahres zu reinigen — augenscheinlich ein Ueberbleibsel der heidnischen Sitte die Idole zu waschen. Den Steinen und Denkmälern der Druiden werden besondere

Kräfte zugeschrieben: unter einigen sind Schätze verborgen, andere besitzen magische Gewalt und ein ungeheurer Stein, der zu den sogenannten **schwebenden** (pierre vacillante) gehört, und den der Finger eines Kindes in Bewegung bringen könnte, kann von einem Hahnrei nicht bewegt werden, wenn er seine ganze Manneskraft dazu anwendet. Wenn man zu Carnac Nachts am Kirchhof vorübergeht, so findet man alle Gräber offen, die Kirche beleuchtet und 2000 Gespenster auf den Knieen, die einer Predigt zuhören, welche der als Priester gekleidete Tod vom Chor herab an sie hält. Einige Bauern behaupten zuversichtlich, daß sie das Licht der zahlreichen Wachskerzen sahen, und selbst die wirre Stimme des Predigers gehört haben.

Die Feenmährchen haben ihren eigentlichen Sitz unter diesen Felsen. Den Feenfelsen, deren es außer dem berühmten bei Carnac noch viele gibt, darf man sich nach Einbruch der Nacht nicht mehr nähern, denn hier halten die Feen ihren Hof und tanzen bei Mondenlicht. Die aufgeworfenen Hügel nennt man die Schlösser der Poulpicans, d. h. der Ehemänner der Feen, die eben so häßlich, klein und schwarz, als die Feen schlank, schön und lichthell sind; sie haben ihre größte Lust an allerlei Possen, die sie bald den Hirten spielen, welche ihr verlaufenes Vieh aufsuchen, bald den jungen Mädchen, wenn sie Abends nach Hause gehen; diese fühlen sich auf einmal hinten am Halse gefaßt, und wenn sie sich voll Zorn über die erfahrene Beschimpfung umkehren, um den Unverschämten auszuschelten, so hören sie nur noch in der Ferne das Spottgelächter der Poulpicans. Tausenderlei Neckereien der Art werden erzählt. Oft in den Winternächten, wenn die Familie am Kamin um das knisternde Feuer sitzt, hört man außen ein Aechzen, als rufe Jemand um Hülfe. Die Kinder glauben, es sey das Knarren der Baumäste oder der Windmühlenflügel, aber die Alten schütteln den Kopf und erklären, es sey das Geschrei der Poulpicans, die einander aufmuntern, um die Cromlechs am Hügel herumzulaufen. Die Vorsichtigen gehen in solchen Fällen nie zum Hause hinaus, sondern stellen ein Gefäß voll Hirse an den Fuß ihres Bettes. Dieß ist eine Falle für die Poulpicans, wenn sie ins Haus kommen, denn in ihren Neckereien und Späßen werden sie gewiß das Gefäß umstoßen, und dann müssen sie durch einen seltsamen Drang ihrer Natur genöthigt alles, Korn um Korn, wieder auflesen, was sie bis zu Tagesanbruch beschäftigen wird, wo sie sich verbergen müssen.

Der Glaube an das böse Auge, der auch in Schottland und Irland bekannt ist, wie in Italien und Griechenland, ist in der Bretagne allgemein, und man glaubt hier sogar, daß es ansteckende Krankheiten mittheile. Sie geben dieser boshaften Bezauberung den Namen des üblen Windes, in der Ansicht, daß die schädliche Ausströmung aus den Augen durch die Luft zu denjenigen hingeführt werde, denen es gilt. — Unter den Gebilden des Schreckens darf man den Kobold, welcher neckender Natur ist und verschiedene Thiergestalten annehmen kann, so wie den Währwolf *) nicht vergessen.

Ein Volk, das sich so im Glauben an übernatürliche Dinge bewegt, wird wie natürlich auch an Bezauberungen und Beschwörungen glauben, obgleich man den Betragnern zugestehen muß, daß sie nicht oft ihre Zuflucht dazu nehmen, außer wo die Religion selbst solche Dinge vorzuschreiben scheint. Wer die Bretagner kennt, weiß mit welchem enthusiastischen Gefühle sie den Buchweizen betrachten, der in ungeheurer Menge gebaut wird, und dem Lande oft einen krankhaft einförmigen Charakter gibt. Buchweizen ist für einen Bretagner ziemlich eben so viel, wie Lauch für einen Walliser und der Kuhreihen für einen Schweizer. Wir erinnern uns einer jungen bretagnischen Dame, die auf der Rückkehr von einer zwei- oder dreijährigen Abwesenheit in ihre heimathliche Provinz in ein Buchweizenfeld, das sie erblickte, hineinlief, sich niederwarf auf den Boden und in einen Strom von Thränen ausbrach. Auch ein Fremder kann dieß Heimathsgefühl recht wohl begreifen, obwohl, wer das erstemal in ein Buchweizenfeld tritt und den eigenthümlichen Geruch desselben empfindet, eigentlich doch nicht einsehen kann, wie ein auch noch so patriotischer Eifer die widerliche Anregung seiner Riechwerkzeuge überwinden kann. Dieser Buchweizen ist indeß das Hauptnahrungsmittel der Bauern, wohl der materiellste Grund für die unmäßige Bewunderung desselben, und das schwarze, daraus gebackene Brod dient zu einer Menge von Beschwörungen. Ob die Kraft ursprünglich in dem Weizen liegt, oder nur durch den dem Brod zugeschriebenen Einfluß auf den Weizen zurückfällt, können wir nicht angeben, gewiß ist aber, daß in vielen wichtigen Fällen das Brod nicht bloß als eine Art Amulet, sondern auch als ein Mittel zur Erforschung des Unbekannten benützt wird. Wenn ein neugebornes Kind zur Kirche gebracht werden soll, so hängt ihm die Mutter ein Stück schwarzes Brod um den Hals, um ihre Armuth zu bezeichnen; wenn dieß die bösen Geister sehen, achten sie es nicht der Mühe werth, dem Kind Unglück anzuwünschen, und so werden sie bei offenen Augen um ihr Opfer betrogen. Wenn Jemand ertrinkt, so versammelt sich die trauernde Familie, und wirft ein Stück schwarzes Brod mit einem darauf geklebten Wachslicht ins Wasser, welches sicherlich dahin schwimmt, wo der todte Körper liegt. Wenn etwas gestohlen wird, so haben sie ein sicheres Mittel den Dieb zu entdecken, indem sie gleich große Stücke schwarzes Brod ins Wasser werfen, und bei jedem Wurf den Namen eines Verdächtigen nennen; wenn der wirkliche Dieb genannt wird, sinkt das dabei geworfene Stück Brod unter.

In den Districten, die am Meeresufer liegen, gibt es manche abergläubische Meinungen voll poetischer Schönheit. Hier besteht die Bevölkerung größtentheils aus armen Fischern, die an diesen Klippenküsten ihr Gewerbe unter fortwährender Lebensgefahr treiben. Der Anblick von Land und See ist furchtbar öde, und die Stürme, welche über dem Wasser brausen und zu allen Jahreszeiten die Küste mit Trümmern über-

*) Loupgarou; das Wort **garou** kommt noch im Dialekt von Morbihan vor, und bedeutet einen grausamen Wolf; vielleicht ist aber das Wort nur von dem gespenstischen Währwolf auf den wirklichen Wolf übergetragen, denn das Wort ist uralt und der Glaube an Währwölfe hat eine viel tiefere Bedeutung. A. d. U.

becken, vermehren noch das Trübselige, welches selbst auf denjenigen, der die See in allen Gestalten zu sehen gewohnt ist, einen gewaltigen Eindruck macht. Die häufigen Verluste von Ehemännern und Söhnen, das Brüllen der Wellen und die atmosphärischen Erscheinungen, welche in solchen Fällen dem Auge die aller seltsamsten Täuschungen vorspiegeln, sind wohl geeignet, auf die Einbildungskraft des Volkes einzuwirken, und den Geist mit traurigen Bildern anzufüllen, wenn sie um Mitternacht dasitzen und in den Zwischenräumen des Sturmes auf die Stimmen ihrer Freunde horchen. Der Glaube an allerlei Spukgestalten und Todesanzeichen ist hier allgemein verbreitet. In den langen Winternächten, wenn die Fischerfrauen, deren Männer auf der See sind, durch das Tosen des Sturmes aus ihrem unruhigen Schlaf aufgeschreckt werden, horchen sie athemlos auf gewisse Töne, denen sie eine unheilbringende Bedeutung beilegen. Wenn sie ein tiefes, einförmiges Geräusch von Wasser hören, das Tropfen um Tropfen an dem Fuß ihres Bettes niederfällt, und sie dennoch den Boden trocken finden, so ist dieß ein unfehlbares Zeichen von Schiffbruch. Das Meer hat sie zur Wittwe gemacht. Dieser furchtbare Aberglaube ist jedoch, wie es scheint, auf die Insel Arh beschränkt, wo auch noch eine andere weit seltsamere Erscheinung statt finden soll. Manchmal sieht man im Zwielicht große weiße Frauen langsam von den benachbarten Inseln oder dem festen Land her über die See schreiten und sich am Ufer derselben niedersetzen. Hier bleiben sie die Nacht hindurch, graben den Sand mit ihren nackten Füßen auf, und lassen die Blätter von Rosmarinblumen, welche sie am Ufer gepflückt haben, durch ihre Finger fallen. Diese Frauen sind der Sage nach Eingeborne der Insel, welche Fremde geheurathet haben, und in ihren Sünden dahin gefahren sind; sie kehrten zurück nach ihrem Geburtsort, um ihre Freunde um Gebete zu bitten. — Endlich ist es eine allgemeine Ansicht unter ihnen, daß ein Sturm nicht eher aufhören kann, als bis die Leichen der Ungläubigen, die ertranken, so wie alle anderen unreinen Körper am Ufer ausgeworfen sind. Es ist dieß ein Rest des alten Druidenglaubens, eine dunkle Erinnerung an die Ideenverbindung zwischen der Reinheit des Wassers und der Seele des Menschen.

Ein besonderer Tag ist festgesetzt als Jahrestag der im Schiffbruch Verunglückten, le Jour des morts genannt. Wenn dann der Wind die See aufregt, so glauben die Fischer aus dem Schaum der Wellen klagende Stimmen zu vernehmen, und die Seelen der armen Schiffbrüchigen sich emporrichten zu sehen. Begegnen sich die Seelen zweier Freunde, so ertönt die Luft vom Geschrei der Verzweiflung. Manchmal hört man in der Nacht verworrene Töne, bald leise und sanft, bald laut und heftig: das deutet an, daß die armen Geister zusammengekommen sind und einander ihre Schicksale erzählen. In dem Dorfe St. Gildas werden Schiffer, die ein schlechtes Leben führen, oft in der Nacht durch drei Schläge an die Thür von unsichtbarer Hand gestört. Sie stehen sogleich auf und von übernatürlicher, unwiderstehlicher Macht getrieben gehen sie hinab ans Ufer, wo sie lange schwarze, anscheinend leere, aber fast bis an den Rand im Wasser gehende Boote finden. Sobald sie hier eintreten, breitet sich ein großes, weites Segel am Mast aus, und die Barke wird mit reißender Schnelligkeit hinausgeführt auf das Meer, um nimmer zum Vorschein zu kommen. Der Glaube ist, daß diese Boote mit verdammten Seelen beladen sind, und daß die Fischer sie bis ans Ende der Tage über die Wasserwüste hinführen müssen. Diese Sage, wie viele andere, ist celtischen Ursprungs und wird von Procopius erzählt.

Dieß sind einige der merkwürdigsten, abergläubischen Meinungen bei einem Volke, das noch nicht in den Kreis der modernen Civilisation hineingezogen ist und noch völlig in der Atmosphäre des Mittelalters fortlebt. Wie lange es noch seine Eigenthümlichkeit bewahren wird, das ist eine Frage, die rasch ihrer Lösung entgegeneilt. Zwei große Eisenbahnen von Paris nach Rouen und nach Orleans sind jetzt eröffnet. Die Eisenbahn ist die nivellirende Riesenkraft, welche die alten Gebräuche und Sitten der Provinzen hinwegfegt. Sobald der Feuerwagen die Gränze der Bretagne berührt, dann darf man für immer Abschied nehmen von dem alten Armorika.

Entdeckung eines großen Stroms an der Ostküste von Afrika.

Vor einiger Zeit schickte Capitän Harris, damals noch auf seiner Expedition nach Schoa begriffen, eine wichtige Abhandlung an die Regierung zu Bombay, worin eines prächtigen Stroms erwähnt ist, der sich etwa zwei Grade nordwärts vom Aequator an der afrikanischen Ostküste ins Meer ergießen soll. Vor kurzem wurde ein intelligenter junger Officier der indischen Marine, ein Hr. Christopher, vom Capitän Haines (welcher zu Aden commandirt), zur Aufnahme jenes Theils der Küste abgesendet. Er hat nordwärts von dem Flusse Jub (?) einen Strom entdeckt, in welchen er einlief, und den er bis auf 130 (engl.) Meilen von seiner Mündung befuhr; er nahm an Breite und Tiefe zu, und diese Breite soll nach der Aussage der Eingeborenen, die sich sehr höflich und gefällig benahmen, 400 Meilen weit aufwärts ziemlich die gleiche seyn. Die Breite betrug 2 bis 300 Fuß, die Tiefe etwa 60; es ist ein klarer Fluß voll Krümmungen, die Ufer ausnehmend gut angebaut, und alle Arten von Korn in Fülle und sehr wohlfeil. Hr. Christopher nannte ihn vorläufig den Hainesfluß. (Col. Gaz. vom 29 Jul.)

Canalfahrt durch Schweden.

(Fortsetzung.)

Nun führt der Canal ein paar Meilen durch einen hübschen Wald in den gleichfalls von der Motala-Elv durchströmten kleinern See Boren, und gleich hinter diesem erreicht man die große Motala-Fabrik, die einzige ihrer Art in Schweden, welche 1822 von der Canalgesellschaft angelegt ward und als das Centrum des ganzen Unternehmens betrachtet werden muß, da alle dazu erforderlichen Dampfmaschinen, Schleusenpforten, Eisenbrücken u. s. w. hier verfertigt wurden. Der Capitän unseres Dampfschiffes, der königliche Marineofficier von Kreutzstierna,

ein sehr unterrichteter und liebenswürdiger junger Mann, hatte die Gefälligkeit uns selbst herumzuführen und alles zu erklären. Ich bin zu wenig bewandert in der Technologie, um eine Beschreibung dieses herrlichen Instituts wagen zu können, und verweise daher auf „Ursins Reise durch Schweden,“ wo wenigstens einzelne Theile desselben genau dargestellt sind; uns aber erfüllte alles, was wir sahen, und insbesondere die fast unbegreifliche Ordnung, die überall herrschte, mit der größten Achtung vor den Männern, die den ersten Impuls zu einem solchen Unternehmen zu geben Muth und Geist — und vor der Nation, die es auszuführen Kraft und Ausdauer genug hatte. In geringer Entfernung von den Hauptgebäuden, bei der Motalabrücke, liegt von einem Eisengitter und einigen Birken umgeben ein kleiner Stein mit der Inschrift: „Balthazar Bugislaus v. Platen.“ Das ward an dieser Stelle für genügend erachtet, um an die unsterblichen Verdienste dieses Mannes (nach welchem auch unser Dampfschiff benannt ward), um diesen Canalbau, zu erinnern. Zu seiner Ehre werden auch, so oft ein Dampfschiff an seinem Grabsteine vorbeifährt, jedesmal drei Kanonen gelöst. (Auch die andern den Canal befahrenden Dampfschiffe sind nach Männern benannt, welche sich um das Werk wahrhaft verdient gemacht haben, wie: Polhem, Telford, Thunberg u. s. w.)

Von hier fuhren wir noch eine gute Viertelmeile auf dem Canal und erreichten dann den großen Wettersee, den man gewöhnlich Schwedens Stolz nennt. Seine hohen waldbekleideten Felsenufer sind gewiß wunderschön, obwohl dasselbe von andern schwedischen Seen gilt; was aber der Wetter vor allen voraus hat, ist das ungewöhnlich klare Wasser bei einer Tiefe von 180 Fuß, und die wunderbaren Sagen, die sich an seine merkwürdige Naturbeschaffenheit knüpfen. Oft beginnt das Wasser plötzlich gewaltsam zu wogen und zu brausen, während kein Wind zu spüren ist; dann steigt es trotz der großen Oberfläche *) sehr merklich und fällt wieder, ganz unabhängig von Feuchtigkeit oder Dürre des Jahres. Man glaubt daher, daß er durch unterirdische Canäle mit dem Wenersee in Verbindung steht u. s. w. Da wir nur den nördlichen Theil des Sees durchschnitten, konnten wir natürlich vom südlichen Ufer, wo Jönköping liegt, und selbst von der 4 Meilen nördlicher gelegenen Insel Wising, wo fünf Schwedenkönige ihren Tod fanden, nichts sehen; der endlose klare Wasserspiegel schien nach dieser Seite hin mit dem Himmel zusammenzustoßen. Deutlich aber erblickten wir den 868 Fuß hohen Omberg, und noch näher die Mauern und Thürme von Wadstena, dem der heiligen Brita (oder Brigitta aus dem Geschlecht der Brahes) geweihten berühmten Kloster, wo noch in der Sacristei der Kirche deren im Jahre 1374 aus Rom gebrachten Gebeine aufbewahrt werden, und wo die edle Königin Philippa, Margarethens Schwiegertochter, 15 Jahre als Nonne lebte. Uebrigens stand das Kloster nicht im besten Ruf, und wenn auch in einzelnen gräßlichen Sagen den armen Weiblein Unrecht geschieht, so hat doch Johann III auf seine Frage: „ob auch die Jungfrauen im Kloster frei von Liebesanfechtung blieben?“ von der Aebtissin die merkwürdige Antwort erhalten: „man kann dem Vogel nicht wehren, über den Garten hin zu fliegen, aber man kann ihn wohl hindern sein Nest darin zu bauen.“ — Dicht neben Wadstena steht noch das befestigte Schloß Wettersborg, das Gustav I erbaute, und wo dessen Sohn, Herzog Magnus, sein trauriges Leben (zuletzt in Wahnsinn) beschloß, indem er die schöne Nixe des Sees auf den Wellen tanzen zu sehen und singen zu hören wähnte, und sich aus dem Fenster des Schlosses in die Fluth stürzte. (Nach einer andern Sage geschah dieß bei Motala, — und ein treuer Diener rettete ihm das Leben.)

Nach einer wunderschönen Fahrt über die Breite des Sees nahten wir uns nur allzu rasch dem östlichen Ufer, wo wir die Wälle von Karlsborg mit Kanonenschüssen begrüßten, und kaum lag das Schiff am Lande, so kamen auch schon einige Officiere mit der freundlichen Einladung zu uns, eine Spaziertour um die Festung zu machen, deren starke Werke 24 Jahre lang Schwedens erste Ingenieure beschäftigt haben. Sie liegt auf einer Felshöhe zwischen dem Wetter- und Bottensee, an der Landseite von einem großen Tannenwald umschlossen, und dient nicht nur als Hauptarsenal des Landes, sondern auch für den Nothfall zum Concentrationspunkt der bewaffneten Landmacht, falls der „gefährliche Nachbar im Osten seine langen Arme noch weiter über die Ostseeländer auszustrecken versuchen sollte.“ Im Jahre 1819 ward der Plan zu dem über 80 Tonnen Landes umfassenden Festungsbau von Karl Johann genehmigt; seitdem wird ununterbrochen fleißig an dessen Ausführung, meist durch Sträflinge, gearbeitet, und doch dürfte bis zur Vollendung des Ganzen noch manches Jahr vergehen. Während wir die herrlichen großartigen Bauten bewunderten, hatten wir zugleich die Freude zu sehen, wie die Ueberzeugung von einer festen Einigung des ganzen Skandinaviens schon jetzt alle Stände des schwedischen Volkes durchdringt.

Am folgenden Morgen passirten wir wieder einen Felsencanal, der uns durch mehrere Schleußen in den lang gebogenen Wikensee brachte, und nun hatten wir die größte Höhe der Wasserstraße, 308⅔ Fuß über der Meeresfläche, erreicht; doch erhält der Wikensee seinen Zufluß aus dem noch gegen 100 Fuß höher liegenden Undensee, so daß es dem ganzen Canal nie an Wasser fehlen kann. Aus dem Wiken geht es nun wieder durch andere Schleußen abwärts in den 162 Fuß tiefer liegenden Wenersee. Dieser Theil des Canals gehört ohne Zweifel zu den bewundernswerthesten, denn nicht allein mußten die Schleußen hier durch die härtesten Granitfelsen gesprengt, sondern es mußte auch ein großes Sumpfmoor durchdämmt und ein starker Bergstrom in gemauerten Gewölben unter dem Canal durchgeführt werden. Bei Sjötorp erreichten wir den Wener, der so groß ist, daß er völlig das Ansehen des offenen Meeres hat (s. die obige Note). Wir sahen nur die schön bewaldeten Felsen des südöstlichen Ufers und durchschifften dann eine schmale Straße zwischen den Klippeninseln Thorsö und Brommö bis an den Fuß des Kinnekulle, des höchsten Berges im mittleren Schweden, den ein großer Theil der Reisegesellschaft gleich nach der Landung zu besteigen begann.

(Schluß folgt.)

Audubons Reise. Dieser durch seine Arbeiten über die Zoologie Nordamerika's ausgezeichnete Mann befindet sich gegenwärtig auf einer Reise nach den Felsengebirgen, und schrieb vom Vermillonflusse aus am 16 Mai d. J., daß er bereits mehrere zum Theil ganz neue Arten von Vögeln und vierfüßigen Thieren erbeutet habe. Hr. Audubon ist mit einem Dampfboot den Missouri und dessen Nebenflüsse hinaufgegangen, und die Stelle, von wo aus er schrieb, ist etwa 1100 (engl.) Meilen von St. Louis entfernt. (Col. Gaz. vom 29 Jul.)

*) Bei 17½ Meilen größter Länge und 6 Meilen größter Breite beträgt seine Oberfläche 45 Quadratmeilen. Der Wenersee ist zwar nur 13 M. lang, aber 11 M. breit und daher 110 Quadratmeilen groß. (Zum Vergleich fügen wir hinzu, daß der Bodensee bei $9^{2}/_{3}$ M. Länge und 2 M. größter Breite nur $8^{1}/_{2}$ Quadratmeilen Oberfläche hat.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Das Neujahrsfest.

Ich befand mich zu Teheran, als der Eintritt des persischen Neujahrs (zu Anfang April) durch eine Kanonensalve angezeigt wurde. Von dem Augenblicke begannen die Feierlichkeiten, auf welche sich das Volk schon seit einigen Tagen vorbereitet hatte. Die Läden im Bazar waren schon zwei Tage vorher mit ungewöhnlicher Pracht und schimmerndem Farbenglanz aufgeputzt worden, und allenthalben bemerkte man zwischen den Waaren der Kaufleute vergoldete Früchte, gemalte Eier, bunte Confituren. Fast an keinem Menschen sah man ein altes Kleidungsstück, alle erschienen in den neuen Gewändern, die in allen Classen der Gesellschaft an diesem Festtage zum erstenmale angelegt werden. In allen Gemächern sah man irdene Gefäße mit frisch aufgegangenem Weizen, den man ausdrücklich für diesen Tag durch Wässerung zum Keimen gebracht hatte, blühende Narcissen, Rosen und Veilchensträuße. Jedem Gast wurden Confituren, Früchte, Eingemachtes und Sorbets in allerlei Gestalt vorgesetzt und die Kinder wie die vom Schulzwang und andern Beschäftigungen befreiten Knaben hielten ihren Feiertag mit fröhlichen Spielen, mit Singen und Lärmen in den Straßen. Wo man nur hinblickte, sah man langbärtige Männer wie auch die unbärtige Jugend einander auf beide Wangen küssen und aus jedem Mund ertönte: „Möge das Fest heilbringend für Dich seyn!" Das war der erste Tag.

Am zweiten sammelten sich die am Hofe Zutritt habenden Personen einige Stunden vor Mittag allmählich auf dem Platze vor dem königlichen Palast, alle in dem Khilat oder Ehrenkleid, das sie von dem König erhalten hatten. Da es etwas kälter war als um diese Zeit gewöhnlich, so erschienen alle in mit Pelz gefütterten Mänteln; aber wenn sich der Mantel vorn öffnete oder vom Wind zurückgeschlagen wurde, sah man den glänzenden Brocat und die von Gold und Silber blitzenden Feierkleider. Alle, die sich am ersten Festtage nicht getroffen hatten, umarmten sich heute und brachten ihre Gratulation an; jeder Edelmann war von einem Schwarm seiner Clienten umgeben, die sich um ihn herumstellten, wenn er sich niedersetzte, und ihm nachzogen, wenn er umherging. Viele dieser ersten Männer des Reiches, denen in ihrer Behausung kaum der kostbarste Shawl oder das weichste Kissen gut genug zum Sitz ist, ließen sich hier ohne Umstände auf den harten Steinen der Terrasse vor dem Palast nieder; Bediente kamen und gingen und drängten sich durch das Gewühl. Mehrere Vornehme, die jetzt noch ihre einfachen, schwarzen Mützen aufhatten, waren von Dienern begleitet, die ihre Hofturbane auf silbernen Stäben mit einem Stück reichen Brocat bedeckt in den Händen trugen.

Als der Moment der Erscheinung des Königs herannahte, wurden die Mäntel abgeworfen und die hohen Staatsturbane rasch aufgesetzt. Die Ceremonienmeister liefen umher, um die Anwesenden nach ihrem Rang zu ordnen, was auch ohne Streit oder Verwirrung geschah. Die königlichen Häscher trieben alle Personen von dem Platze weg, die nicht hoffähig waren und kein Recht zu der Ehre hatten vor dem Könige zu erscheinen; sie führten auch ihre langen Stäbe nicht bloß zum Staat, es regnete Streiche auf die Rücken der Widerspänstigen oder Zögernden, und das Drohen und Schelten der Ferraschen (Häscher), das Widersprechen und Klagen der Geschlagenen und Vertriebenen bildete einen eigenen Contrast mit dem feierlichen, ruhigen Anstand derer, die von den Ceremonienmeistern nach ihrem Rang geordnet waren. Jetzt sah man auf dem ganzen Platze nichts mehr als lange Reihen von Männern, die von glänzendem Brocat, herrlichen Stickereien und funkelnden Edelsteinen starrten.

Unter der offenen Halle des Palastes stand der Thron. Dieser Halle gegenüber war ein schönes Wasserbecken angebracht, in das viele kleine Fontänen ihr klares Wasser ergossen. Unmittelbar neben diesem Bassin in gleicher Höhe war ein langer Teppich von Brocat ausgebreitet, auf welchem Gold- und Porcellangefäße standen, die mit Sorbets angefüllt waren. Vor diesen und auf dem Teppich, dem Throne gegenüber, bildeten die vornehmsten Mollahs eine enge doppelte Reihe. Auf

beiden Seiten des Bassins standen die Prinzen der königlichen Familie, so daß sie mit der Reihe der Mollahs rechte Winkel bildeten und fast bis an die Säulenhallen reichten. Hier sah man sämmtliche Hofleute und Würdenträger des persischen Reiches beisammen.

Drei Salven aus dem Geschütze der Kamelartillerie verkündigten die Erscheinung des Königs; er trat aus dem hintern Theil der Halle heraus, stieg mit großer Vorsicht die Stufen zum Thron hinauf und ließ sich mit Würde nieder. Er trug prächtige Kleider, die dicht an seinen wohlgebauten, nicht starken Körper anschlossen, und war ganz bedeckt von Perlen, Diamanten und andern funkelnden Steinen. Sein ziemlich breiter Gürtel bestand aus lauter Brillanten und der untere Rand war mit herabhängenden Smaragden verziert; Brust, Schultern und Rücken waren gleichfalls mit Kleinodien besäet und er trug eine Krone, wie er auch gewöhnlich abgebildet wird, die mit Edelsteinen und Perlen überladen war.

So wie er sich zeigte, wurde er von der versammelten Menge begrüßt, wobei sie sich bis auf den Boden beugten und laut ausriefen: Gott möge den König segnen! Nachdem er sich niedergelassen hatte, der goldumstrahlte Beherrscher des Perserreiches, rief er laut: „Möge das Fest heilbringend für uns seyn!" worauf diejenigen, deren Amt es war, entgegneten: das Fest möge dem König der Könige heilbringend seyn! das gebe Gott! Dann wurde vor der Fronte der Priester (Mullahs) ein Gebet verlesen, in welchem der König aber mehr gepriesen als für ihn gebetet wurde, und hierauf folgte eine Lobrede an ihn, die an dem andern Ende des Gartens gehalten wurde. Als dem König seine Pfeife gereicht worden war, wurde eine Summe Geldes unter die Diener des Herrn vertheilt, worauf diese abzogen, einige mit tiefen Verbeugungen.

Hierauf wurde allen gegenwärtigen Personen Sorbet gereicht, und man brachte drei buntbemalte, wunderlich geschmückte Elephanten herbei, die dem Könige ebenfalls ihre Ehrfurcht bezeugen mußten. Unten am Throne innerhalb der Halle standen mehrere junge Prinzen und ein kleines Mädchen, der Liebling des Königs, in Knabentracht wurde von einem Hofbedienten auf dem Arm getragen, damit es die Elephanten besser sehen konnte. Der König rief einen Kammerherrn, um mit dem Kinde zu sprechen und ihm dessen Antworten mitzutheilen. Er ließ mehrere Fragen an die kleine Prinzeissin thun um zu hören was sie von den Elephanten dachte, und schien sich sehr zu freuen, als sie den Wunsch äußerte einen zu besteigen.

Jede anwesende Person erhielt nun eine Handvoll kleiner Silberpfennige und einige kleine Goldmünzen, und damit wird die ganze Neujahrsceremonie gewöhnlich beschlossen. Dießmal aber wurde noch ein Ferman vorgelesen, durch den einer der jungen Prinzen zum Statthalter von Kaschan eingesetzt wurde, der sodann erschien, um zu huldigen. Der Premierminister (Amin Doulet) wurde vom König herbeigerufen und ihm anbefohlen, sich der Geschäfte des jungen Prinzen mit Eifer anzunehmen, worauf er niederknien und des Königs Fuß küssen mußte, was er sogleich that. Nun erhob sich der König von seinem Thron, schritt die Stufen mit noch mehr Vorsicht herab als er beim Hinaufsteigen gezeigt hatte, und entfernte sich durch dieselbe Thür durch welche er gekommen war.

Es gibt periodisch wiederkehrende Tage, an welchen alle Personen, denen der Zutritt zum Monarchen gestattet ist, mit einem Geschenk vor ihm erscheinen müssen; der einträglichste dieser Tage ist das Neujahr, eines der Hauptfeste des persischen Kalenders. Nach einer wohlbegründeten Berechnung betragen die Geschenke, welche der König an diesem Tage erhält, eine Million Tomans, eine Summe, die gar nicht unglaublich erscheint, wenn man erfährt, daß allein der Premierminister seit mehreren Jahren jedesmal 100,000 Tomans dargebracht hat, welches Geschenk einen Theil der Einkünfte von Irak ausmacht. Jeder, der nur irgend von der Hofgunst abhängt, (und bei welchem Perser wäre das nicht der Fall?) strengt sich an, um mit einer gefüllten Börse zu erscheinen, und wer nicht im Stande ist mit baarem Gelde aufzuwarten, bringt Pferde, kostbare Shawls und Stickereien, Juwelen und andere derartige Gegenstände. Zurückgewiesen wird nichts. Das Neujahr ist nun zwar der ergiebigste Tag für diese Ernte, aber keineswegs der einzige; ja es gehen wohl nur wenige Tage im Jahr vorüber, an welchen der König unbeschenkt bleibt, denn immer gibt es Menschen, die nach seiner Gunst trachten, oder wegen irgend einer That seine Gnade anflehen, und alle wissen, daß man sich mit leerer Hand dem Throne nicht nahen darf.

Mirza Abdul Rezak.

Während der letzten Zeit meines Aufenthalts zu Teheran war ich mit den Anstalten zu meiner ferneren Reise beschäftigt; ich verminderte mein Gepäck so viel als möglich, behielt nur das zur höchsten Nothdurft erforderliche, ließ meine europäischen Kleider und alles Entbehrliche zu Teheran und kleidete mich in die Landestracht. Ich beschloß mich so einzurichten, daß ich im Fall der Noth für einen Kaufmann mich ausgeben könnte, weil der Handel dann der Grund meiner Reise gewesen wäre, denn kein Eingeborner würde geglaubt haben, ein Europäer hätte bloß aus Wißbegierde eine so weite Reise unternommen. Ich kaufte deßhalb einige Waaren ein, die auf den Märkten der Provinzen, welche ich zu besuchen gedachte, gangbare Artikel waren. Außerdem versah ich mich mit einem Vorrath von Arzneimitteln, nicht allein für den Bedarf meiner Reisegefährten, sondern auch um den Arzt vorstellen zu können, wenn es die Gelegenheit erforderte, weil man in jenen Gegenden gewöhnlich jeden Europäer für einen Arzt hält, und weil dieser Stand in gefährlichen Lagen oft allein Schutz und Ansehen gewährt.

Da ich damals mit der Landessprache noch nicht völlig vertraut war, so suchte ich mir irgend einen achtbaren Inländer zu verschaffen, welcher mit der Geschichte und Literatur seines Vaterlandes nicht unbekannt wäre, und wenigstens einigen Sinn für Forschungen der Art hätte, womit er mich in meinen Bemühungen unterstützen könnte. Ich war auch so glücklich, einen jungen Perser von guter Familie und ausgezeichnetem Charakter, Namens Mirza Abdul Rezak, für diesen Zweck

zu gewinnen. Sein Vater war ein reicher, angesehener Kaufmann zu Ispahan, der seinen Sohn gern in demselben einträglichen Geschäft erhalten hätte und nur mit Widerwillen ihm erlaubte, sich den Wissenschaften zu widmen, als er sah, daß der Geist des jungen Mannes sich durchaus nicht zum Handel herablassen wollte. Mirza Abdul Rezak besuchte während seiner Studien die meisten Städte Persiens, welche für Sitze der Wissenschaften galten, und wallfahrtete theils mit seinem Vater, theils allein nach Bagdad, Damascus und andern berühmten Orten des Orients. Er entzweite sich aber bald mit seinem Vater, der ein strenger, tyrannischer Mann war, und verließ ihn, worauf er seit mehreren Jahren bloß von seinen Talenten lebte, die wirklich nicht unbedeutend waren, welche er aber nur dann in Ausübung brachte, wenn ihn die Noth dazu zwang. Sorglos, reiselustig und schwärmerisch, wie er war, nahm er den Vorschlag, mich auf meiner Reise zu begleiten, freudig an, um so lieber, da er längst jene Länder hatte bereisen wollen, und vermöge seiner Rechtlichkeit, Unabhängigkeit und einer in Persien so sehr seltenen Wahrhaftigkeit war er allerdings ganz der Mann, um einen Ausländer durch diese Gegenden zu begleiten. Er hatte einigen Sinn für Beobachtungen, verstand das Arabische und Persische vortrefflich und so viel Türkisch, daß er sich recht gut an Orten, wo diese Sprache gebräuchlich war, durchhelfen konnte. Aber diese guten Eigenschaften wurden unglücklicherweise durch einen so hohen Grad von Trägheit und Unbeständigkeit aufgewogen, daß er mir in der Folge bei vielen Gelegenheiten nicht die geringsten Dienste leistete. Da er von Stande war und als Reisegesellschafter, nicht als Diener zu betrachten, so kamen wir dahin überein, daß er mit mir essen und monatlich einen Gehalt von 100 Rupien erhalten sollte.

Außer dem Mirza hatte ich noch fünf Leute bei mir; einen Neger, der mir längst schon ein sehr treuer Diener war und auf den ich mich am meisten verlassen konnte, einen persischen Dscheludar, einen Stallknecht, einen Koch und noch einen Burschen zur Aushülfe und zur Besorgung von allerlei Geschäften. Drei von ihnen ritten mir zugehörende Pferde, die beiden andern saßen auf Packmaulthieren, und troß der möglichsten Verringerung meines Gepäckes ergab sich doch, daß ich zum Transport meiner Waaren, der zu den Beobachtungen nöthigen Instrumente, der Kleidungsstücke und des sonstigen Bedarfs für meine Leute und Pferde nicht weniger als vier Maulthiere haben mußte und noch einen Reitklepper für den Mirza. Unser Zug war so gut bewaffnet, daß wir den Angriff einer Räuberbande wohl zurückschlagen konnten, und was noch besser war, unser Aussehen machte schon einen solchen Beweis unsers Muthes unnöthig, denn Straßenräuber greifen nicht leicht Reisende von Respect einflößendem Aussehen an, wenn sie ihnen nicht an Zahl sehr überlegen sind.

Da die Straße von Teheran nach Scharud für verhältnißmäßig sicher gilt, so hielten wir es nicht für nöthig, uns an den Schneckengang einer Karawane zu binden; wir mietheten deßhalb Lastthiere bis Semnun, verließen Teheran und schlugen die Straße nach Mesched ein. Allmählich gewöhnte ich mich an die persische Tracht, die sich bald als sehr bequem erwies. Die Gespräche mit Mirza Abdul Rezak waren interessant und belehrend für mich, denn sie betrafen die Geschichte, Poesie, Rechtspflege, Verwaltung, die industriellen und commerciellen Verhältnisse seines Vaterlandes. Und so durchzogen wir, eine trauliche, pittoreske Gruppe, ganz Khorasan und Astrabad, und Allah, dessen Name gepriesen sey in Ewigkeit, beschützte uns vor den Zähnen der hyrkanischen Tiger.

Sparcassen in Frankreich und England.

In einer Sitzung der französischen Pairskammer wurde die Besorgniß ausgesprochen, die wachsende Theilnahme an den Vortheilen der Sparcassen werde gelegentlich die Regierung in große Verlegenheit setzen. Der bekannte Statistiker Baron Ch. Dupin suchte diese Befürchtung zu zerstreuen und wies dabei auf das Beispiel Englands hin. In Frankreich hat das Volk seit 25 Jahren 325,000,000 Fr. Ersparnisse dem Staate anvertraut, wöchentlich wird 1 Million Fr. oder jährlich in runder Summe 50 Millionen eingelegt, und die Zahl der Einlegenden beträgt jetzt über eine halbe Million. Die englische Regierung verwaltet noch viel größere Summen,

nämlich	für England selbst	525,904,250 Fr.
	für Wales	13,192,200 —
	für Schottland	15,212,725 —
	für Irland	57,557,550 —
		611,866,725 Fr.

Dieß war der Stand im Jahre 1841, und seitdem sind wieder 40 Mill. Franken eingelegt worden, so daß die Gesammtsumme 650 Mill. Fr. (26 Mill. Pfd. St.) beträgt, wozu 900,000 Einlegende beigesteuert haben. Die Sparcassen haben in England seit mehrern Jahren nur um 3 Proc. zugenommen, die französischen um etwas mehr als 11, weil die Einlegenden sich immer mehr derjenigen Classe nahen, wo die strengste Oekonomie kaum etwas erübrigen kann; deßhalb können die neuen Einleger keine so starken Summen einlegen als die alten, zugleich erreichen auch die erstern so ziemlich die Gränze, die sie überhaupt erreichen können; die Zunahme der Sparcassen zu Paris ist gleichfalls nur noch 3 Proc., und wahrscheinlich wird diese Zahl in England und in Paris noch auf 2 Proc. sinken, so daß also nicht zu fürchten ist, daß die Sparcassen allzu unmäßig anwachsen. (Revue britann. Jul.)

Canalfahrt durch Schweden.

(Schluß.)

Die meisten fanden das Vordringen bald zu beschwerlich, und nur von Einem Freunde begleitet folgte ich dem rüstigen 60jährigen Führer bis zur höchsten Spitze. Aber die Mühe ward reichlich belohnt, denn einen schönern Punkt hat vielleicht ganz Schweden nicht aufzuweisen. Tief zu unsern Füßen lag die unübersehbare Wasserfläche des Sees, nur zu beiden Seiten durch coulissenartig vorgeschobene Felsen und Waldhöhen begränzt, aus welchen rechts die Thürme von Mariestad, links die stolzen Mauern des Schlosses Leckö hervorragen, während weiter südlich das freundliche Lidköping die herrliche Landschaft schließt. Dann

eilten wir weiter westlich und erreichten in einer halben Viertelstunde am Ende des Waldes wieder einen offenen Platz mit großen Granitmassen, von deren Gipfel man den nordöstlichen Theil von Westergöthland ganz überschaut, mit all seinen Bergrücken, Seen, Wäldern und Ebenen und den zahlreichen Städten, Dörfern und Landsitzen. Obgleich die Sonne schon untergegangen war und daher hin und wieder die Beleuchtung fehlte, hatten wir doch auch nach dieser Seite hin ein prächtiges Gemälde vor uns; aber es zog uns zurück zur Seeseite, und hier am Fuß des Königsteins (eines großen Felsens, auf dem die Namen vieler Könige und Prinzen verzeichnet sind, die diesen Berg besuchten) weilten wir bis nach Mitternacht, und konnten uns nicht satt sehen an dem in aller Stille des Schlafes ruhenden und doch so wunderbar durchleuchtenden Nachtstücke; denn die schwedischen Sommernächte (zumal in solcher Höhe von 936 Fuß über dem Meere) sind so hell, daß man auch ohne Mondlicht um Mitternacht die kleinste Schrift lesen kann. Was aber den Kinnekulle vor allen Bergen der Gegend besonders auszeichnet, ist die für Schweden ganz ungewöhnliche Vegetation, indem die sieben vom Seeufer bis zum Granitgipfel aufsteigenden Terrassen nicht bloß mit herrlichem Nadelholz, sondern auch mit mannichfaltigem Laubholz, ja sogar mit Kirschen-, Aepfel- und Wallnußbäumen bewachsen sind. Auf der obersten Terrasse liegt ein kleines Haus, dessen Bewohner, ein alter Käthner mit Frau und Tochter, uns bereitwillig aufnahmen, da wir den Sonnenaufgang auf der Höhe abzuwarten dachten. Diesen Plan gaben wir indeß auf, da ein Bote uns einlud, die noch übrigen Stunden der Nacht mit unsern Landsleuten bei dem Hofmeister des Grafen Hamilton, einem Upsalenser Studenten, zuzubringen. So verging die Zeit gar rasch in fröhlichem Gelage, und in aller Frühe begaben wir uns wieder an Bord unseres Dampfers. Jetzt ging's ganz dicht am Schloß Leckö vorbei, das, im 13ten Jahrhundert vom Bischof Brynolf I erbaut, unter seinen Nachfolgern oft der Macht der Könige trotzte, später jedoch zerstört ward. Das jetzige Schloß ist ein Werk des Stammvaters des gräflichen Hauses de la Gardie, Jakob Pontusson, welcher 40 Pfarren in Westergöthland als Grafschaft erhielt, die aber seine Nachkommen unter Karl XI wieder verloren. Dieß erzählte uns der jetzige Graf de la Gardie von Löberöd, der von Kinnekulle aus mit uns fuhr und uns sehr freundlich einlud, ihn auf seinem Gute zu besuchen. In seiner Gesellschaft verging uns die Fahrt über den Dalbosjö nach Wenersborg nur gar zu rasch. Hier wohnten wir in der hübschen neuen Kirche dem Gottesdienst bei. Der ganze Ort ist nach dem Brande von 1834 neu erbaut; daher sieht man lauter freundliche Häuser an sehr breiten Straßen, die mit den Klippen und Waldschluchten ringsum einen angenehmen Contrast bilden. Hier stürzt die Wassermasse des Wenersees zuerst in die Götha-Elv hinab. Ein paar Schleusen führten das Schiff auf diesen Strom hinunter, und nun stieg eine zahlreiche Gesellschaft aus Wenersborg an Bord, um den berühmten Wasserfall von Trollhätta zu besuchen. — Dieß gewaltige Naturwunder in Worten zu beschreiben ist so oft vergeblich versucht worden, daß wir die Leser nicht durch einen abermaligen Versuch ermüden wollen. Wir bemerken nur, daß der wahrhaft überwältigende Eindruck dieses Wasserfalls nicht sowohl in der Höhe desselben (112 Fuß), als in der ungeheuren Wassermasse, die sich an den unzähligen Granitblöcken bricht, seinen Grund hat. Unbeschreiblich wohlthuend aber ist der Anblick des in den Felsen gesprengten Canals, in dessen acht Schleusen, unmittelbar neben der alles vernichtenden Gewalt des sich selbst überlassenen Elements, dieselbe Naturkraft dem Menschen dienen muß, um seine künstlichen Fahrzeuge ruhig und sicher in die Tiefe hinab zu fördern. Jetzt, da auch alle übrigen Felsenwände durchbrochen sind und die Schiffe wirklich das ganze Land durchfahren, findet man die ersten Schleusen des Trollhätta-Canals zu klein, die Schiffe können nicht aneinander vorbeifahren, und man hat nicht gezaudert eine abermalige Herculesarbeit zu beginnen, und einen neuen Canal um den alten herum durch die Felsen zu sprengen. Wenn auch diese vom Obristlieutenant Erichson geleitete Arbeit vollendet ist, wird man gleichzeitig hinauf- und hinabfahren können.

Von hier an geht die Fahrt eine geraume Zeit auf dem ruhigen Flusse gemächlich fort bis zu dem freundlichen Lilla Edet, wo ein nur 20 Fuß hoher, aber prächtiger Wasserfall durch die letzte Canalstrecke mit zwei Schleusen umfahren wird. Von Lilla Edet geht es dann ohne weiteres Hemmniß rasch stromab, an der einst berühmten, jetzt winzig kleinen Stadt Kungelf und den mächtigen Ruinen der Bohusburg vorbei in den von Klippen und Felsen umgebenen Hafen der hübschen Stadt Gothenburg, die gewiß dieser herrlichen Wasserstraße bald ein wachsendes Geschäftsleben verdanken wird, und ein gesunderes, nachhaltigeres als die unnatürlich glänzende Höhe, zu welcher der Handel hier während der Napoleonischen Continentalsperre auf kurze Zeit hinaufgeschraubt ward.

Miscellen.

Neue Methode, Wasser zu filtriren. Hr. Stuckey, russischer Ingenieur und Erfinder einer neuen Methode Wasser rasch und in einer auf den ersten Anblick fabelhaften Masse zu filtriren, kam vor kurzem nach Paris, um ein Patent auf seine Erfindung zu nehmen. Die Erfindung Hrn. Stuckey's, welche in allen bisherigen Filtrirmethoden eine wahre Revolution macht, hat in der wissenschaftlichen Welt Englands eine lebhafte Sensation gemacht, und man denkt daran, den Urheber einer für die öffentliche Gesundheit so wichtigen Entdeckung auf eine ausgezeichnete Weise zu belohnen. Es wird dabei stark zusammengepreßter Schwamm benützt, der sich viel vortheilhafter zeigt, als alle bisher angewendeten Dinge, wie Sand, gestampfte Kohlen u. dgl., überdieß leicht von allen darin hängenden Unreinigkeiten gesäubert werden kann, und dem Wasser keinen besondern Geruch oder Geschmack mittheilt. In welchem Umfang die Sache angewendet werden kann, zeigt eine zu Brownslow Mews aufgestellte Maschine, die etwa 100 Kubikfuß hält, und in Einem Tage 12 bis 16 Mill. Litres ganz schlammigen Wassers krystallklar macht. (Monit. industr. vom 16 Julius.)

•

Reisefrequenz zwischen Dover und Boulogne. Die französischen Blätter berichten regelmäßig, wie viel Reisende in der Woche zwischen Dover und Boulogne hin und her gehen; sie betrugen im Jahre 1842 und in den ersten sechs Monaten dieses Jahres im Durchschnitt etwa 40 Personen täglich. Seit nun die Eisenbahn von Dover nach Folkstone geöffnet ist, stieg diese Durchschnittszahl auf 60 Personen. (ibid. vom 27 Jul.)

•

Die skandinavische Gesellschaft. Die beabsichtigte und bereits vorbereitete Bildung dieser Gesellschaft, deren wir in Nr. 212 gedachten, ist von der dänischen Regierung unter dem 22 Jul. untersagt worden. (Berlingske Tidende vom 23 Jul.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1843.

Der Untergang des Dampfboots Pegasus.

In wenigen Wochen sind in England wieder mehrere Dampfboote zu Grunde gegangen, und mit ihnen eine bedeutende Anzahl Menschen. Die öffentliche Stimme erhebt sich immer heftiger über diese Unfälle, und untersucht jeden einzelnen auf die minutiöseste, vielleicht nicht immer gerechteste Weise. Allein in England wird unermeßlich viel mit Dampfschiffen gefahren, die Leute sind bei Erhaltung ihres Lebens allzu sehr betheiligt, und man kann ihnen deßhalb eine kleine Ungerechtigkeit, wo es sich um Leib und Leben handelt, eben nicht übel nehmen. In England, wie in Amerika, gilt der Grundsatz, daß man die Leute machen lassen müsse, und das Zuvielregieren ist weder in dem einen noch in dem andern Lande Mode. Man beginnt indeß doch auch die Nachtheile des Zuwenigregierens einzusehen und zu fühlen; deßhalb ist wiederholt von Maaßregeln die Rede gewesen, denen man Dampfschiffe unterwerfen müsse, ehe sie abfahren. Bis jetzt ist indeß noch immer nichts geschehen. Der Fall des Pegasus bringt die Sache aufs neue in Bewegung, und er ist allerdings schreiend: der Pegasus lief in einer ruhigen Sommernacht auf einem Felsen auf; ohne zu untersuchen, ob nicht durch das Aufstoßen das Schiff einen schweren Leck bekommen habe, wurde die Maschine sogleich gewendet, um sie wieder vom Felsen herunterzubringen; das gelang, nun zeigte sich aber, daß das Schiff einen Leck habe, der es zum Sinken bringen müsse; dieß geschah auch, und nun war das Schiff nicht einmal mit Booten versehen, auf denen sich die Mannschaft und Reisenden hätten retten können. Das Dampfschiff sollte eigentlich mit Booten versehen seyn, die über den Räderkasten liegen und somit keinen Platz versperren, ja eher noch Mittel darbieten mehr Waaren unterzubringen. Diese fehlten, und so mußten Reisende und Mannschaft umkommen. Solche Unfälle, in Verbindung mit den zahllosen Unfällen der Segelschiffe haben die englische Schiffahrt in sehr schlechten Ruf gebracht, so daß an manchen Orten selbst Engländer zum Transport ihrer Waaren nicht englische Schiffe miethen, und deutsche, schwedische und dänische vorziehen. Daraus ist der englischen Schifffahrt schon ein bedeutender Schaden erwachsen, und seit mehreren Jahren bringt man darauf, daß eine Parlamentsacte erlassen werden soll, um alle diejenigen, welche den Befehl von Schiffen übernehmen, einem gewissen Examen zu unterwerfen. Wahrscheinlich hängen sich daran noch eine Anzahl weitere Bestimmungen, um für gehörige Sicherheit der Schiffahrt, namentlich auch der Dampfschiffahrt, Sorge zu tragen. Der Gegenstand wird besonders von der Shipping and Mercantile Gazette sehr bevorwortet und von einem Capitän Fitzroy im Parlament betrieben; wenn die Bill je zu Stande kommt, wird sie ein für die Schiffahrt im Allgemeinen sehr bedeutendes Actenstück werden.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Semnun.

Von ihren vielen Gärten, von Gehägen und schönem, angebautem Land umgeben, bot diese Stadt, die wir zuerst von dem Gipfel einer Anhöhe in der Tiefe liegen sahen, einen sehr imposanten Anblick dar. Durch die Einfälle der Turkomanen hat sie in neuerer Zeit sehr viel gelitten. Der nächste Weg zu diesem in der altpersischen Geschichte sehr berühmten Ort führte uns durch ein langes Labyrinth von Trümmern, verlassenen Vorstädten und zusammengefallenen Gartenmauern. Diese Umgebungen verbergen die Stadt dem Reisenden, bis er das Thor erreicht, durch welches man gleich in den Bazar tritt, der einige hundert Schritte lang ist und an einzelnen Stellen reichgeschmückte Kaufläden enthält.

Mein Wirth in Semnun war ein alter, sehr frommer Mollah, der mit seinem Sohne die Knaben aus der Nachbarschaft lesen und schreiben lehrte, und dadurch seinen Unterhalt gewann. Der alte Herr hatte nur wenig von der Welt gesehen, er war seiner Pflicht gemäß nach Mesched gewallfahrtet, sprach aber von Schiras und selbst von Teheran als von weit entlegenen Gegenden, die er gern besucht hätte, wenn sie nicht

so sehr außerhalb seiner Reisesphäre lägen. Die Luft, das Wasser, den Boden und die Erzeugnisse von Semnun hielt er für die besten in der Welt, und von dem frühern glänzenden Zustande seiner Vaterstadt entwarf er eine prunkvolle Schilderung. In ihrer blühendsten Epoche soll sie von 10,000 Familien bewohnt gewesen seyn.*) Dermalen besteht der größere Theil der Bevölkerung aus Ackerbauern, welche die umliegenden Gärten und Felder bewirthschaften. Fabricirt wird in Semnun ein sehr gangbarer, gesuchter Baumwollenzeug, Khirboz genannt.

Man findet in dieser höchst interessanten Stadt sehr verschiedenartige Gebäude; mehrere hohe Häuser erregten unsere Aufmerksamkeit: sie waren zwar bloß aus Lehm und an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut, aber sie hatten ganz die Gestalt eines Castells mit Schießscharten, Thürmen und Bastionen, und waren augenscheinlich zur Vertheidigung eingerichtet. Sie sind ohne Zweifel sehr alt, denn in diesem trockenen Klima dauert der zu solchen Bauten gebräuchliche, gut bereitete, zähe Lehm sehr lange aus, die Mauern dieser Gebäude standen noch so fest, als bei ihrer Erbauung und überragten die ganze, an historischen Erinnerungen so reiche Stadt. Die mit einer Inschrift von lackirten Ziegeln versehene Moschee ist von Schah Rokh, einem Sohne Timurs, erbaut worden. Nahe bei ihr liegen Bäder, die noch älter sind, denn einer Inschrift nach wurden sie im Jahre der Hedschra 566 von einem gewissen Abdul Cassim, mit dem Beinamen Baber Chan, erbaut. Wahrscheinlich stammt die Moschee aus derselben Zeit und wurde vom Schah Rokh nur wiederhergestellt. Man findet ferner ein altes, aus Backsteinen erbautes, von außen sonderbar verziertes Minaret, dessen Ansehen für ein solches Alterthum spricht.

Eine Steinplatte, welche auf Befehl von Schah Abbas in die Mauer der erwähnten Moschee eingesetzt wurde, enthält einen Firman, durch welchen den Bewohnern dieses Bezirks ein Theil ihrer Abgaben erlassen wird, weil sie sich über die Härte derselben beklagt hatten; aber das Volk von Surkallah ist ausdrücklich von dieser Huld ausgeschlossen, weil sie, nach dem Inhalt der Inschrift, Sunnis wären und sonst Bösewichte. Man findet noch einen ähnlichen Firman vom König Hussein, welcher besagt, es wären in der Stadt Semnun viele Läden, in welchen Wein und Dscheris oder Bhang verkauft würde, und viele Spielhäuser und andere schändliche Gewerbe, welche dem Könige zwar durch die daraufliegenden Abgaben viel einbrächten, aber zur Unterdrückung des Lasters alle von jetzt an auf immer verboten seyn sollten. Außerhalb der Stadtmauern findet man einige sehr alte Grabmäler von Heiligen und Märtyrern, Scheikhs und Imamzadiks.

Auf den Hügeln nahe bei Semnun liegt, wie man uns erzählte, ein Dorf, Schaminzadeh genannt, weil die Einwohner von einer syrischen Colonie, welche vor langen Jahren hieher versetzt wurde, abstammen sollen. Woher diese Sage entstanden und in wiefern sie begründet ist, kann ich nicht sagen. Diese Menschen sollen schön seyn und ihre Frauen außerordentlich reizend. Der alte Mollah, bei dem ich logirte, versicherte, kein Mann erblicke ungestraft die Schönheiten dieses Dorfes, wenn sie mit der Ernte beschäftigt seyen, und der Alte sprach mit großer Begeisterung von dem Entzücken, das ihn bei dem ersten Anblick dieser Frauen ergriffen habe. Er fügte hinzu, es gäbe in dem Dorfe der Syrer auch vortreffliche Aepfel, deren Farbe mit den Wangen der Bewohnerinnen wetteiferte.

*) Eine Familie wird in Persien im Durchschnitt zu acht bis zehn Personen angenommen, weil oft die ganze Nachkommenschaft und noch andere Verwandte das Haus des Familienhauptes mit bewohnen.

Die Ebene von Damghan.

Auf den persischen Ebenen täuscht man sich rücksichtlich der Entfernung ebenso sehr, als auf der See, und diese wunderbare Täuschung ist auf langen Tagereisen höchst beschwerlich für den ermüdeten Reisenden; er hängt erschöpft auf seinem Pferde, eine Stunde nach der andern verstreicht ohne merkliche Fortschritte, und doch darf er seine Gefährten und sein Gepäcke nicht zu verlassen wagen, um voraus in das Nachtquartier zu eilen.

In der Morgendämmerung befanden wir uns am Abhang eines Hügels, welcher die Ebene von Damghan beherrscht. Im Norden an den rauhen Felsspitzen der Elbruzberge hingen düstere Wolken, welche die Hügelkette von Scharud halb verhüllten. Nachdem wir einigemale gehalten und Erfrischungen zu uns genommen hatten, gelangten wir nach Dowletabad, dem Hauptort einer Anzahl Dörfer, die um den Punkt, wo ein kleiner Fluß aus den Hügeln heraustritt, erbaut sind und reinlicher und besser aussahen, als alle, durch die wir bis jetzt gekommen waren. Jedes Dorf hat sein kleines, viereckiges Fort mit Thürmen an den Ecken, aus Lehm oder an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut, und überall herrschte eine gewisse Ruhe und Sicherheit vor, welche man in dieser Gegend nicht leicht findet. Die zwischen den angebauten Feldern zerstreuten kleinen Lehmthürme bewiesen übrigens, daß der Landmann auch hier seine Arbeiten nicht ohne Furcht verrichten kann, und daß sich die Raubzüge der Turkomanen zu Zeiten auch bis an die Thore dieser Dörfer erstrecken. Die Trümmer vieler Ortschaften bestätigen dieß vollkommen.

In den Hügeln hinter diesem Bezirk findet man noch mehrere Flüsse, die alle auf gleiche Weise zur Bewässerung der an ihnen liegenden Felder und Dörfer dienen; aber dem Wasser einer nicht weit entfernten Quelle schreibt die Sage folgende merkwürdige Eigenschaft zu: so oft die Quelle durch die Berührung irgend eines unreinen Gegenstandes profanirt wird, soll das Wasser trübe werden und ein Sturm entstehen, der die ganze Umgegend verheert, wenn ihm nicht bald Einhalt gethan wird. Da es nun wenig Uebel in der Welt gibt, für die man kein Gegenmittel erdächte, so hat man auch hier herausgebracht, daß es zur Besänftigung des beleidigten Geistes nur eines Schafes bedarf, das mit gewissen Feierlichkeiten an Ort und Stelle geopfert wird, worauf sich der Sturm allmählich legt. Wie man uns erzählte, gibt es Leute, die in

der Vollziehung der nothwendigen Förmlichkeiten erfahren und jederzeit bereit dazu sind, wenn ein solches Unglück vorgefallen ist; sie wohnen in dem nächsten Dorfe. Gegen den Erzähler dieser Sage erlaubte ich mir die Bemerkung, es möchte wohl irgend ein boshafter Mensch heute Morgen die Quelle profanirt und so den Sturm erzeugt haben, der uns auf dem ganzen Wege nach Dowletabad so sehr geplagt hatte. Es ist interessant, die Ueberreste eines uralten Aberglaubens so mit der spätern Landesreligion vermischt zu sehen und dabei an längst vergangene Zeiten zu denken, in denen eine poetischere Mythologie hier herrschte. Die frühern Localgenien sind durch Murteza Ali und das ganze Geschlecht der Imams ersetzt worden, die wenigstens eben so fruchtbar an Wundern sind als ihre Vorgänger. Von Interesse ist die Bemerkung, daß der Geschichtschreiber des Schah Humajun, Abul Fazil, in seinem Bericht von der Reise dieses Monarchen nach Persien, wo er den Schah Tamased um Beistand bitten wollte, schon dieser Quelle gedenkt, und die Sage von ihren Eigenschaften bestätigt.

Wir erreichten Damghan am Morgen bei guter Zeit. Zwei hohe Minarets, die zu Moscheen gehören, hatten wir schon von weitem erblickt. Damghan war ursprünglich eine sehr bedeutende, volkreiche Stadt; aber durch die Tyrannei der Statthalter und andere despotische Einflüsse ist sie in gänzlichen Verfall gerathen. Die ganze Stadt ist jetzt wenig mehr als eine Masse verödeter Ruinen, zwischen denen man zuweilen einen einzelnen Menschen hinschleichen sieht. Jedermann klagt bitter über die Bedrückungen des Statthalters Zulfekar Chan. In der Moschee fand ich einen Firman, welcher den Bewohnern von Damghan dieselbe Abgabenfreiheit zusicherte, wie der Firman zu Semnun den dortigen. Nicht weit davon erhebt sich ein merkwürdiger Thurm aus Ziegeln, reich verziert und von auffallender Bauart. Man nennt ihn den „Thurm der vierzig Mädchen." Die Inschriften an demselben beweisen zur Genüge, daß dieses Denkmal zur Zeit der arabischen Dynastien, welche in Persien herrschten, errichtet wurde.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Das Königreich Leon.

Die Landschaft Toro bildete vormals einen Bestandtheil des alten Königreichs Leon. Der Partido de Reynosa ist ein Bergland mit schmalen Thälern; die Bezirke von Carrion und Toro haben zwar auch Berge, aber auch weite Ebenen mit fetter, fruchtbarer Erde. Die hohe Sierra de Reynosa, reich an allerlei Wild und von Freunden des edeln Waidwerks häufig besucht, ist ein Zweig der cantabrischen Bergkette, und eben so wild und rauh wie diese. Der Ebro entwindet sich hier seiner Quelle und geht, nachdem er sich durch mehrere Wildbäche verstärkt hat, in das Gebiet von Burgos; die Besaya entspringt auf derselben Sierra und nimmt ihren Lauf nordwärts in die Costa de las Montanas. Felsen wollen hie und da den Lauf der Besaya hemmen, aber der rasche Fluß braust wild darüber weg. An den Ufern sieht man Fischerhütten, tobende Jungen tummeln sich auf dem Sande herum, Männer in braunen und grünen Jacken sind bei den Kähnen beschäftigt oder bessern die Netze aus. Der Fluß ist reich an schönen Karpfen und Forellen, und bis tief in die Mitte wächst üppiges Weidengebüsch. Ich erfuhr, daß die Professoren und Musensöhne von Salamanca zuweilen Ausflüge hieher machen, besonders während der Sommerferien, um hier an den grünen Gestaden der Scholastik und des Schulstaubes zu vergessen.

In einer fruchtbaren Ebene am Duero liegt die alte, in der spanischen Landesgeschichte oft genannte Stadt Toro, deren Bewohner großentheils dem Landbau obliegen. Wein und Obst gedeihen hier vorzüglich; namentlich wachsen hier die schönsten Amarellkirschen.

Das berühmte Gebiet von Salamanca bildet den südlichen Theil des Königreichs Leon. Das Land stellt ein sehr abwechselndes Panorama dar, eine weite, von Berggruppen unterbrochene Ebene; die meisten Berge häufen sich im Südosten, es sind Zweige der Guadarramakette, im Ganzen von mäßiger Höhe, meistens kahl und baumlos. Der Duero empfängt hier die Nebenflüsse Tormes, Yeltes, Huebra; der in der Nähe entspringende Alagon fließt seitwärts und gehört zu dem Stromgebiet des Tajo.

Der Ackerbau könnte trotz des heißen und trockenen Klima und des seltenen Regens doch bei weitem höher getrieben werden, wenn man die fatale Mesta einschränken und den Feldern mehr Schatten geben wollte. Wenn es lange nicht regnet, verdorren häufig die Feldfrüchte; es findet nur der kunstloseste Ackerbau statt, kaum daß man das Land mit dem Pfluge aufreißt und die Aussaat einegget, selten daß man Dünger auf den Boden bringt und ihn bewässert; dazu ist man zu bequem, zu faul; regsame deutsche Landleute sollten hier seyn, Bauern aus Westphalen, Schwaben oder Oldenburg gehörten hieher, dann würde dieser treffliche Boden reiche Ernten bieten. Die schönsten Felder liegen da für die Merinos, die hier und in Estremadura ihre Herbstweiden nehmen. Auch sieht man, wie fast überall in Leon, zahlreiche Heerden Schweine und Hornvieh. Butter und Ziegenkäse wissen die Leute gut zu bereiten, und das Hammelfleisch ist in der Regel vortrefflich. Man trifft in diesen Gegenden wohlhabende Viehzüchter, die große Heerden halten und einen ausgebreiteten Handel treiben. Im 15ten und 16ten Jahrhundert war dieser Landstrich weit blühender, mit herrlichen Aeckern und Weingärten erfüllt; der Censo español weiset im Gebiete von Salamanca allein über 250 verwüstete Ortschaften nach; die gut katholischen Könige haben nicht eher geruht, als bis das Land eine Einöde war.

Das berühmte Salamanca, das Oxford oder Göttingen der pyrenäischen Halbinsel, liegt am Abhange eines Hügels, unter welchem der Tormes hinfließt, der viel besungene Fluß, welcher Spaniens erste Musenstadt bewässert. Die Stadt hat eine Menge Kirchen und Klöster, deren geräumige Säle von manchen Professoren als Auditorien, wo sie ihre Vorlesungen halten, benutzt werden. Auch finden sich noch einige mittelalterliche Studentenhöfe, wo die Musensöhne wie in Casernen beisammenwohnen. Der Herr Rector magnificus hat das Recht, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht diese Studentenhöfe zu visitiren, um sich zu überzeugen, ob die Ordnung gehandhabt wird, damit die gute Zucht nicht in Verfall gerathe. Die Bernhardiner und die Dominicaner haben hier prachtvolle Klöster, in welchen noch mancher Schatz der Malerei verborgen ist. Auf der Plaza mayor werden die Stiergefechte gehalten, und die dort befindlichen Häuser sind mit Arkaden versehen.

Die mit Gütern und Stipendien ausgestattete, im Jahre 1200

gegründete Universität erfreute sich von jeher des Schutzes der Könige von Castilien und Leon; Alfons der Gelehrte, der auch in der deutschen Kaiserhistorie, so wie in der Geschichte der Astronomie eine Rolle spielt, hegte für diese schön emporblühende vaterländische Anstalt eine ganz besondere Vorliebe; er gründete daselbst einige neue Lehrstühle, unter andern einen für Musik und einen für Naturwissenschaften; auch setzte er fest, wie viel Miethzins ein Student zu zahlen habe, damit die jungen Leute nicht übernommen würden von habsüchtigen salamancanischen Philistern. Der gelehrte, sternkundige Fürst meinte es sehr gut mit Professoren und Hochschülern.

Dermalen zählt man dreißig Lehrstühle. Die Bibliothek befindet sich in einem guten Gebäude und ist reich an griechischen, hebräischen und arabischen Handschriften. Für die alte Landesgeschichte, für die glorreiche Maurenzeit liegt da noch mancher Schatz verborgen. Die Theologie betreibt man noch ganz im alten Styl; die Gottesgelahrtheit von Salamanca war von jeher wegen ihrer strengen Orthodoxie berühmt. Die Philosophie bekundet sich gleichfalls noch ganz im mittelalterlich scholastischen Gewande; da weiß man nichts von Fichte, nichts von Schelling. Ueber einige Theile des Civilrechts, so wie über kanonisches Recht werden von tüchtigen, ausgezeichneten Juristen viel besuchte Vorlesungen gehalten. Die Mediciner halten sich an ihre Compendien und lassen es gehen wie es Gott gefällt.

In der neuen, erträglichen Posada von Campomanes fand ich vortreffliche Forellen und einen köstlichen Wein aus Castilien. Ich unterhielt mich da mit einem Pfarrer aus einem Nachbarorte, er erzählte viel von der Fruchtbarkeit der Felder und von der Vorsehung Gottes.

Leon, einst so berühmt in den Annalen der altspanischen Geschichte, ist jetzt ein herabgekommener, verfallener, verwahrloster Ort, ohne irgend einen Industriezweig; es existirt nur durch das Domcapitel und einige andere Institute des katholischen Cultus. Die Kathedrale ist mit Recht berühmt und gehört zu den schönsten Denkmalen der reinen gothischen Baukunst. Die Fenster, von denen einige wunderschön sind, bestehen fast ganz aus gemaltem Glase.

Ich durchzog die Ebene von Leon nach Benevente; diese Stadt ist weitläufig, aber schlecht gebaut; das Castell liegt am äußersten Ende auf einem Vorsprung, bespült auf der einen Seite von der Esla, jenem schönen Flusse, den Montemayor in seinem berühmten Schäfergedicht besang. Benevente ist der Mittelpunkt der Verbindung des Innern mit den nördlichen und westlichen Theilen des Reichs; wenn die Straßen nach Galicien und Asturien vollendet sind, wird dieser Platz noch größere Bedeutsamkeit erlangen. Ich übernachtete zu Rio Seco, einem wohlgebauten Städtchen mit zwei schönen Kirchen, welche sehenswerthe Sculpturen enthalten. Dem Vernehmen nach soll ein Arm des castilischen Canals mit diesem regsamen Orte in Verbindung treten, was für die Ausfuhr der Erzeugnisse der Ebene ringsum von großem Nutzen seyn wird.

Am nächsten Tage kam ich nach Valladolid; wir durchzogen eine offene Gegend, ohne bei einem Dorf, oder einem Weiler, oder selbst nur bei einer Venta während fünf Leguas vorüber zu kommen. Der Strich von Leon nach Valladolid gehört zu den für das Auge unerfreulichsten von ganz Spanien; unermeßliche offene Flächen mit trübseligen Dörfern voll Lehmhütten bilden einen durch keinen angenehmen Gegenstand unterbrochene Monotonie. Der Boden ist zum größern Theil gut und erzeugt Korn jeder Art, so wie vortreffliche Weine. Rings um die Dörfer sind wüste Strecken, welche das beste Zimmerholz liefern würden, während man ein elendes Feuer aus dem unter der Erde lodernden Stroh und andern Materialien macht, um eine dürftige Hitze zu erhalten. Es herrscht fast ein gänzlicher Mangel an besserem Brennmaterial, um der durchdringenden Kälte des Winters, der oft sehr streng ist, Widerstand zu leisten. Zwischen Leon und Valladolid geht die Straße großentheils durch gepflügte Felder, und wenn im Winter starke Fluth eintritt, ist sie fast unbrauchbar.

Des Krieges unbarmherziger Arm lastete schwer auf Valladolid, schwerer als auf irgend einer andern Stadt. Sie hatte das traurige Schicksal, zu einem Waffenplatz erwählt zu werden, und die große Heerschau über 60.000 Mann, welche Napoleon persönlich hier hielt, war ein trauriger Vorbote ihres unvermeidlichen Schicksals. Alles wurde in Magazine und sonstige Militäretablissements verwandelt. Die Kunstschätze, welche die Stadt besaß, sind fast gänzlich verschwunden, insbesondere die Kleinode und Musterbilder der castilischen Malerschule. In Bezug auf Sculptur gibt es noch einige Ausbeute, und die Werke von Berruguete, Becerra und Hernandez werden reichlich die Mühe lohnen, die man auf die Durchforschung der verfallenen Kirchen wendet. Die Kathedrale und die gothische Kirche der Benedictiner sind herrliche Denkmale mittelalterlicher Architektur.

Die hauptsächlichste Nahrungsquelle für das heruntergekommene Valladolid, welches einst eine so glänzende Rolle spielte, ist die Audiencia oder das Oberappellationsgericht, dessen sehr ausgedehnter Gerichtssprengel eine Menge Leute nöthigt, ihrer Processe wegen hier ihren Aufenthalt zu nehmen. Es wurde mir von glaubwürdigen Personen versichert, daß die Mischung von dergestalt in bunter Mannichfaltigkeit untereinander gewürfelten Persönlichkeiten der Gesellschaft von Valladolid einen freien, ungezwungenen Ton gebe. In der That haben die Bewohner in ihren Manieren das Abgeschliffene einer alten Hauptstadt, und wie zu Siena das schönste Italienisch erklingt, so vernimmt man hier den reinsten castilischen Dialekt. Es sind artige, gewandte, zungenfertige Leute, diese noblen Hidalgos von Valladolid.

Ueber die Pisuerga, welche die Mauern der Stadt bespült, führt eine massive steinerne Brücke. Unter den öffentlichen Plätzen sind der Campo grande und die Plaza mayor die ansehnlichsten. Von dem vormaligen Palast, weiland die Residenz der castilischen Könige, ist ein großer Theil zusammengestürzt, ein anderer zu Kanzleigemächern und Schreibstuben eingerichtet. Das Franciscanerkloster soll jetzt noch eine beträchtliche Büchersammlung enthalten, ingleichen das Collegium des heiligen Kreuzes. Für Geschichtsforscher mag hier manche bedeutsame Urkunde verwahrt liegen.

Die Pisuerga ist so wasserreich als der Duero, und könnte leicht schiffbar gemacht werden, wenn die vielen Mühlen es nicht hinderten.

Vom Mai bis zum September ernährt die Gegend von Valladolid eine ungeheure Menge Schafe, die sich aus allen Theilen Spaniens hier einfinden, ehe sie in das südliche Estremadura zur Herbstweide übergehen. Der sandige, dürre, doch nicht ganz wasserarme Boden wäre, wollte man die Mesta beschränken, eines bessern Anbaues fähig.

Das eine Meile von Valladolid entfernte große Dorf Saldanha besitzt ein merkwürdiges, von Thürmen flankirtes maurisches Castell, welches gegenwärtig als Kornmagazin benutzt wird. In einem kleinen Nonnenkloster dieses Ortes bewunderte ich drei herrliche Gemälde von Rubens.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1843.

Die Religion der Lappen.

(Aus Bloms Werk: Das Königreich Norwegen.)

Die Lappen waren weit längere Zeit als die übrigen Bewohner des Nordens dem Heidenthume zugethan, und noch lange nachdem das Christenthum überall verbreitet war, beteten sie ihre Götzen an. Sie verehrten theils hölzerne und steinerne Götzenbilder, theils Bäume und Gewässer, theils Steine und phantastische Wesen, die sie sich in Wäldern, Felsen und Gewässern wohnend dachten. In der nordischen Missionsgeschichte von Hammond findet man ein langes Verzeichniß dieser Götzen, so wie belehrende Erläuterungen über den Götzendienst und Aberglauben der Lappen. Aus Högströms schwedischer Beschreibung von Lappmarken erfahren wir, daß man noch im Jahre 1738 zwei hölzerne Götzenbilder nach dem Predigerhofe von Jockmock brachte, die von den Lappen angebetet wurden. Nach Professor Zetterstedt verehrten die Lappen zwei Götter, Jubinel und Pekel, die sie sich als das gute und böse Princip, welche sich in ewigem Kampfe mit einander befinden, vorstellten. Sie hatten auch Aycka, den Donnergott, Joulaherra, den Weihnachtsgott und mehrere andere. Diesen, oder ihren Götzenbildern, den Steinen, denen sie den Namen Seita beilegten, brachten sie mit entblößtem Haupte und barfuß, was ihr Gewerbe abwarf, als Opfer dar — die Rennthierlappen Hörner und Knochen von Rennthieren, welche die Fischer zudem mit Fischfett überstrichen — und sie hielten es für äußerst gefahrvoll diesen Götzendienst zu vernachlässigen.

Sie suchten sorgfältig ihre Götzen vor den Augen der Fremden zu verbergen. Der Glaube an Zauberei oder übernatürliche Kenntnisse, die Einzelne von ihnen besitzen sollen, war in jener Zeit unter ihnen allgemein, und erhielt sich noch lange nachher, ja möchte sich sogar jetzt noch schwerlich ganz verloren haben; denn jeder Lappe führt in seinem Gürtel eine Menge Ringe und andere Figuren von Messing bei sich, die nicht nur als Zierrathen dienen sollen, sondern zum Theil auch als Amulete gegen Zauberei angesehen werden. Der Aberglaube, daß die Lappen nach Belieben den Wind bestimmen könnten, war ehedem sehr allgemein in Nordland und Finnmarken verbreitet, und viele von ihnen haben davon Vortheil gezogen; ihre bei dem beständigen Herumstreifen in den Gebirgen in Bezug auf das Wetter gesammelten Erfahrungen, mit gehöriger Klugheit angewandt, mußten den Fischern leicht als höhere Kenntniß erscheinen. Es liegt aber in der menschlichen Natur, daß der Nordländer, welcher sein ganzes Leben auf dem Meere zubringt und vom Zufalle abhängig ist, sich mehr zu dem Glauben an das Uebernatürliche hinneigt, als der Ackerbauer, in dessen ruhiges Gewerbe der Zufall nur selten eingreift. — König Christian IV, der auf seiner Reise nach dem Nordcap im Jahre 1599 von dem Götzendienst der Lappen und der ihnen beigelegten Zauberkraft Kunde erhalten hatte, ließ im Jahre 1609 einen Befehl ergehen, daß alle Lappen, die der Zauberei überwiesen worden und nicht davon abstehen wollten, des Lebens verlustig seyn, und Alle, gegen welche ein gegründeter Verdacht wegen dieser Verbrechen vorläge, des Landes verwiesen werden sollten. Noch im J. 1662 wurden in Finnmarken Lappen wegen Zauberei verurtheilt.

Erst unter der Regierung des Königs Friedrich III wurde mit der Bekehrung der Lappen der Anfang gemacht. Der aus Trondhjem vertriebene Bischof, Magister Erich Bredahl, reiste nach seiner Prädende, dem Kirchspiele Trondenäs im Districte Senjen, um dort sein Leben in Ruhe zuzubringen. Hier nahm er sich der Lappen an und machte selbst mehrere Reisen zu ihnen, um sie zur christlichen Religion zu bekehren. Nach ihm wurde dieses Werk mit abwechselndem Eifer und Erfolg von mehreren fortgesetzt, bis der Lector Thomas von Westen, der Apostel des Nordens, unter der Regierung des Königs Friedrich III alle seine Kräfte ihrer Bekehrung widmete. Jetzt sind sämmtliche Lappen Christen und im Allgemeinen sehr religiös. Man könnte indessen bezweifeln, ob eine gründliche Kenntniß des Christenthums mit ihrem unvollkommenen Schulunterricht und ihrer herumstreifenden Lebensart zu vereinigen ist. Der Gottesdienst muß für sie so lange nur eine Ceremonie bleiben, als nicht in ihrer Sprache zu ihnen gepredigt wird; denn so wie es jetzt der Fall ist, daß der Prediger norwegisch predigt, und der Schulmeister nebenbei die Predigt Satz für Satz ins Lappische übersetzt, muß, abgesehen von der Unsicherheit solcher

Uebersetzungen, als eine natürliche Folge davon aller oratorische Effect verloren gehen.

In der jüngsten Zeit hat sich ein Mann der Aufklärung der Lappen mit besonderem Eifer angenommen. Der Propst N. Stockfleth wurde als Prediger in Vadsö in Ost-Finnmarken angestellt. Er fühlte die unvollständige Wirkung, die eine mündlich übersetzte Predigt hervorbringen müsse und fing an die lappische Sprache zu studiren. Nach kurzer Zeit konnte er sich in derselben ausdrücken und predigte lappisch. Unterdessen machte er in seinem Studium immer größere Fortschritte, reiste nach Kopenhagen, um mit dem berühmten Sprachforscher, dem Professor Rask, gemeinsam zu arbeiten, und ist jetzt beschäftigt die Bibel und die übrigen Religionsbücher ins Lappische zu übersetzen; später wird er abermals eine Reise machen, um diese drucken zu lassen. Er hat viele junge Lappen um sich versammelt und sie zu Schullehrern erzogen, und will sein Leben dem Unterrichte der Lappen weihen. Sein junges Weib ist mit Lust und Liebe in seine Ideen eingegangen und sorgt für die Ausbildung der weiblichen Jugend. Es wird ihm nicht an öffentlicher Unterstützung fehlen dieses rühmliche Werk zu vollenden; möchte nur nicht seine Gesundheit den Beschwerden der häufigen Reisen unter den Lappen und dem Mangel an allen gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens unterliegen! — Zwar steht es noch nicht fest, ob die Schwierigkeiten, welche die große Verschiedenheit der lappischen Dialekte in den Weg legt, zu überwinden und die in einem besondern Dialekt übersetzten Bücher allgemein verständlich seyn werden; sollte indessen auch dieses Hinderniß nicht völlig zu besiegen seyn, so wird doch schon mit diesem Versuche vieles gewonnen werden, und es bleibt nicht weniger lobenswerth, einer schönen philanthropischen Idee alle Bequemlichkeiten des Lebens, und nicht nur ökonomische Vortheile, sondern selbst die Gesundheit dem Wohl einer vernachlässigten Menschenclasse zum Opfer zu bringen.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Persische Truppen.

Man entschlage sich jedes Gedankens an das Daseyn und die Einrichtung eines regelmäßigen Heeres, denn es existirt nichts der Art in Persien. Das Militär, wenn man es so nennen darf, ist eben so irregulär als die Kämpfe, die es gewöhnlich durchzufechten hat; die Mannszucht unter welcher es steht, ist nichts weniger als streng, und man findet bei dem ganzen Heere nichts von dem kriegerischen Glanz und Gepränge, was ein europäischer Soldat erwarten würde. Das einzige stehende Corps bilden die Golams des Königs, eine Art Garde; aber auch diese sind weder gehörig organisirt noch exercirt und an eine Parade wie bei andern Truppen ist gar nicht zu denken. Ihre Zahl beläuft sich auf 4000 Mann und sie liegen meist in der Nähe des Königs, er mag nun in der Stadt residiren oder sich in einem Lager aufhalten, eine bestimmte Zahl von ihnen versieht beständig den Dienst. Sie sind alle beritten, erhalten ihre Pferde von der Regierung und führen gewöhnlich eine Luntenflinte oder Muskete: ihr Sold ist verschieden nach ihrer Dienstzeit und erprobten Treue, aber unter dreißig Tomans jährlich erhalten nur wenige, und da ihnen ihr Unterhalt während des größten Theils des Jahres nichts kostet, so gilt ihre Lage für beneidenswerth. Außer ihrem Dienst als Leibwache werden sie noch zu allen Aufträgen gebraucht, wo Treue und Schnelligkeit erforderlich ist, und sie müssen jederzeit bereit seyn ihr Leben für das Interesse ihres Herrn zu opfern. Diejenigen welche schon lange im Dienst sind und zu denen man mehr Vertrauen hegt als zu den andern, werden oft zur Besorgung wichtiger Geschäfte gebraucht, wobei sie Gelegenheit haben bedeutende Summen für sich zu erpressen; auch ein großer Theil der Staatseinkünfte wird durch sie erhoben. Die Golams betrachten sich als Edelleute, obgleich sie nur gemeine Soldaten sind (etwa so wie die Musquetaires vor der Revolution in Frankreich), und viele von ihnen sind auch die Söhne armer Edelleute, die froh waren in eine solche Lage zu kommen. Sie sind meistens frech, unverschämt, ausschweifend, große Prahler, hochfahrend und tyrannisch gegen Schwächere, demüthig und bescheiden gegen Mächtige; ihr Name ist im ganzen Lande gefürchtet und die Ankunft eines Golam Schahi wird allenthalben als ein großes Unglück angesehen. Ich habe Beispiele erlebt, daß ganze Dörfer deßhalb von ihren Bewohnern auf einige Zeit verlassen wurden.

Jede Provinz unterhält (oder soll es doch wenigstens thun) eine bestimmte Zahl bewaffneter und berittener Männer, die bereit sind im Fall der Noth zu Pferde zu ziehen; aber in Folge des friedlichen Zustandes, dessen sich das Reich unter Feth Ali Schah erfreut hat, ist das ganze Militärsystem in Verfall gerathen. Der für Persien zu früh verstorbene Prinz Mohammed Ali Mirza hatte in der von ihm verwalteten Provinz Kermanschah die einzigen brauchbaren Truppen, die Persien aufweisen konnte; von ihrer Zahl und Organisation bin ich nicht genau unterrichtet, aber ein Beweis ihrer verhältnißmäßigen Tauglichkeit ist, daß der Prinz kurz vor seinem Tode im Stande war, mit diesem Corps einen großen Theil des angränzenden türkischen Gebiets zu überziehen und von der Stadt Bagdad, die sich freilich damals in kraftlosem, zerrüttetem Zustand befand, eine bedeutende Contribution zu erpressen.

Abbas Mirza ist der einzige Mann, der in einer Reihe von Jahren versucht hat eine reguläre Armee in Persien zu organisiren, und so lange sie von englischen Officieren befehligt und unter strenger Disciplin gehalten wurde, gab sie die besten Hoffnungen; aber als der Hauptgrund ihrer Erhaltung durch den Friedensschluß mit Rußland wegfiel, hielt die karge, nie an die Zukunft denkende Regierung für unnöthig Truppen regelmäßig zu besolden, deren sie für den Augenblick nicht bedurfte; man ließ demnach die Soldaten in ihre Heimath zurückkehren, unter der Bedingung sich auf Verlangen wieder zu stellen, und die Officiere blieben unbeschäftigt am Hofe, ohne ihre Leute zu sehen oder sie durch Exerciren fortwährend üben zu können. Außer der Artillerie, welche längere Zeit durch englische Sergean-

ten commandirt wurde, hat man noch ein brauchbares Corps, welches aus 800 russischen Deserteurs besteht. Ein Theil der Artillerie ist gut beritten und nicht übel equipirt; kömmt man aber in das Zeughaus, so muß man unwillkürlich lächeln wenn man statt der mächtigen Munitionsvorräthe in europäischen Arsenalen hier von jeder Art kaum so viel findet, als man zur Probe vorzeigen kann. Das ganze Zeughaus gleicht mehr einer wohlversehenen Gewehrkammer eines Privatmannes als dem Arsenal eines Staates. Zumbureks oder Doppelhacken auf Kamelen findet man sehr häufig bei der persischen Artillerie; aber diese Waffe ist nur gegen asiatische Truppen wirksam, welche die Furcht ihre Pferde zu verlieren außer der Schußweite hält.

Die beste Mannschaft unter den Truppen des Königs bildet das Aufgebot, das die Anführer der Nomadenstämme auf Befehl ihres Monarchen stellen müssen und das ganz aus Reiterei besteht, die noch immer Kühnheit und Thätigkeit zeigt, obgleich sie viel von ihrem frühern Muth und Eifer verloren hat. Außer dieser Reiterei gibt es noch eine Landmiliz zu Fuße, die sich ebenfalls auf den Aufruf des Königs stellen muß; aber sie ist so schlecht bekleidet und bewaffnet und ihre Treue ist so zweifelhaft, daß man sich im Allgemeinen nur wenig auf sie verlassen kann. Einige Provinzen stehen in dem Rufe diese irreguläre Infanterie vorzüglicher liefern zu können als die andern und werden deßhalb als Pflanzschulen für die Armee betrachtet. Mazanderan bezahlt den größten Theil der Abgaben durch solche Miliz und soll mit Astrabad beständig 12,000 Tuffendschis und 4000 Reiter zur Disposition des Königs bereit halten. Die Tuffendschis von Astrabad gelten für die besten in ganz Persien, und da Astrabad und Mazanderan die Stammländer der königlichen Familie und der Kadschars sind, deren Glieder sich großentheils noch jetzt in diesen Gegenden aufhalten, so ist es ganz natürlich, daß der König aus diesen Provinzen einen großen Theil seiner Truppen zu nehmen wünscht. *)

Zur Zeit Nadir-Schahs waren die persischen Truppen kühn, kriegserfahren und nach ihrer Art gut discipliniert; er duldete keine Feigheit, und seine Leute fürchteten seinen Zorn mehr als das Schwert der Feinde. Auch Aga Mohammed Khan verstand die Kunst tüchtige Soldaten zu bilden; seine Regsamkeit und sein Ehrgeiz erhielten die Armee unausgesetzt beschäftigt, und auf diesem Wege wurden seine Leute kühne, kriegskundige Veteranen, die alle andern asiatischen Truppen übertrafen. Als er sich genöthigt sah, sie den besser organisirten russischen Schaaren gegenüber zu stellen, erkannte er sehr wohl, daß er mit diesen Truppen sich auf keine Schlacht einlassen dürfe, aber durch Verwüstung des Landes und unaufhörliches Beunruhigen dem Feind vielen Schaden thun könne. Jedoch nur der Geist jener Männer flößte den Truppen Muth und Vertrauen ein und die beständigen Feldzüge erhielten den kriegerischen Sinn des Heeres.

Als sich Aga Mohammed Khan anschickte die Russen in Georgien anzugreifen, versammelte er seine Heerführer und sagte ihnen, die Russen seyen gesonnen während seines Aufenthalts in Khorasan von der entgegengesetzten Seite in das Reich einzufallen, aber, fügte er hinzu, ich werde meine muthigen Truppen ihnen entgegenführen und mit Gottes Hülfe wollen wir ihre berühmtesten Infanterieregimenter und ihre furchtbaren Batterien angreifen und mit unsern guten Schwertern alles niedermachen. Die Heerführer gaben dem heldenmüthigen Entschluß ihres Beherrschers den größten Beifall und versprachen ihn mit Gut und Blut zu unterstützen. Als sie sich entfernt hatten, rief der König seinen Minister Hadschi Ibrahim und fragte ihn, ob er gehört, was er seinen Generalen gesagt habe. Der Minister entgegnete: ja, er habe es gehört. Und glaubst du, ich werde das thun, was ich gesagt habe? Ohne Zweifel, wenn es Ew. Majestät Wille ist! Hadschi, sagte der König halb ärgerlich, hast du mich so falsch verstanden oder bist du ein Narr? Kann ein Mann von deinem Verstand glauben, ich würde mit meinem Kopfe gegen ihre Eisenmauern rennen oder meine irregulären Truppen von ihrer Artillerie und ihren eingeübten Soldaten vernichten lassen? Gott bewahre! Ihre Kugeln sollen mich nie erreichen, aber sie sollen darum doch kein Land einnehmen; ich werde sie nie ruhig schlafen lassen und sie mögen sich hinwenden wohin sie wollen, überall sollen sie eine Einöde finden!

*) Die Provinz Fars hat neulich den König um einen Steuererlaß, der ihr auch gewährt wurde, weil sie vermöge ihrer geographischen Lage genöthigt sey ein stehendes Observationscorps zu unterhalten, um die Bewegungen der Engländer im persischen Meerbusen zu beobachten.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Valencia. Andalusien.

Den Markt von Albacete fand ich mit Orangen, Melonen, Feigen und andern Südfrüchten gut versehen. Man sieht hier Kaffeehäuser, Conditoreien und einige zierliche, ganz elegant eingerichtete Kaufläden. Die Einwohnerschaft, welche vielleicht 15,000 Seelen beträgt, nimmt zu, und die Stadt mit ihren wohlgebauten Straßen und Häusern ist wirklich im Aufblühen begriffen. Albacete ist Spaniens Solingen: die Messer und Dolche, die man hier verfertigt, sind allenthalben berühmt und ein sehr gesuchter Artikel. Die Dolche laufen in eine lange und doch so harte Spitze aus, daß ein starker Arm einen spanischen Thaler damit durchlöchern kann; auch verfertigt man schöne Dessertmesser und sonstige niedliche Messerchen als Spielzeug für die Kinder — ein schöner Elementarunterricht für die spanischen Kleinen! In allen Straßen, Ventas und Posadas werden Messer und Scheren feilgeboten. Die Jahrmärkte von Albacete ziehen zahlreiche Schaaren aus der Umgegend herbei. Agricultur und Weinbau befinden sich in einem sehr guten Zustande.

Die niedern Classen von Valencia sind, was auch immer die Ursache seyn mag, bei den übrigen Spaniern arg verrufen, und leiden unter dem allgemeinen Vorurtheil, daß sie treulos und verrätherisch seyen. Man bemerkt auch wirklich in ihrem Benehmen Mißtrauen, Argwohn und Eifersucht, wie man es sonst nirgends findet, wodurch die Abneigung des ächten Spaniers, dessen Charakter ganz das Gegentheil ist, gerecht-

fertigt wird. In der schätzenswerthen Arbeit des Landbaues stehen die Valencianer oben an, und ihr gartenmäßig cultivirtes Land wird von keinem in Europa in der geschickten Führung des Landbaues übertroffen. Die höhern Classen von Valencia rechnet man unter die vorzüglichsten in Spanien, und in gleichem Grade wie in Castiliens Städten findet sich hier die feine, geistreiche, altspanische Gesellschaft. Ganz entzückt verließ ich eine Tertulia, zu welcher ich eine Einladung erhalten hatte.

Ein Frühlingsabend in der Huerta von Valencia gewährt einen Vorgeschmack des Paradieses. Millionen Blumenkelche spenden ihre süßesten Düfte, Bäume und Büsche schimmern im Abendroth und dazwischen blinken die vielen Canäle, welche aus dem Turia abgeleitet sind, um das herrliche Gartenland zu bewässern. Der mannichfaltige Anbau, die durch die ganze Huerta zerstreuten Höfe, Posadas, Landhäuser und Klöster, die blühende Erde, der tiefblaue Himmel — das alles macht auf den Beschauer einen wonnigen, unauslöschlichen Eindruck. Ein Hauptreiz dieses irdischen Paradieses liegt in den diversen lebhaften Schattirungen des Grüns der Reis- und Maisfelder.

Im vertrautern Umgange mit den Spaniern gewähren die Neckereien, womit die Bewohner der verschiedenen Theile des Königreichs ihre besondern Eigenthümlichkeiten bespötteln, viel Ergötzen. Mehr als irgend ein anderer Theil der spanischen Bevölkerung geben die Andalusier Stoff zur Unterhaltung; sie sind wegen ihrer Artigkeit und Galanterie, auch wegen der großen Geläufigkeit ihrer Zunge berühmt, und sind wirklich unnachahmlich in dem, was der Spanier in seiner Mundart „gracias“ (Bonmots, Schwänke, witzige Einfälle) nennt. Man beschuldigt die Andalusier, wankelmüthig und unzuverlässig zu seyn; allein ich zweifle, ob sie es mehr als andere sind; allerdings haben sie mehr Hang zu Vergnügen und Unterhaltung als zur Arbeit und lieben Putz und gesellschaftliche Erholung. Ich befand mich in einem großen Gasthofe Nordspaniens, wo ein andalusischer Picadero an den bei dem Stiergefechte von Pampeluna empfangenen Wunden bedenklich krank lag. Allein während sein Körper litt, war sein Herz freudig und gutes Muthes. Durch seine „Gracias“ ergötzte und entzückte er dergestalt die Frauen und Mädchen des Hauses, daß sie seiner mit einer ganz außerordentlichen Ausdauer warteten und pflegten. Wie er sich rührte, war jedermann bereit, ihm seine Dienste anzubieten, und seine Heilung wurde durch die beständige Sorgfalt, die man ihm widmete, ungemein beschleunigt.

Am Rande einer tiefen Bergschlucht liegt Alhama, das alte, berühmte Bollwerk von Granada. Noch sieht man imposante Reste jener Wälle, welche in den Sagen und Geschichten der spanischen Araber eine so große Rolle spielen. Oberhalb Alhama kam ich über den kahlen Bergrücken der Sierra von Tejada, wo es Wildpret die Fülle gibt. Ein glänzender Sonnenschein folgte auf die Nebel des Hochlandes nördlich von der Sierra Nevada. Je weiter man herabkommt in die reizenden Thäler, desto üppiger, südlicher wird die Vegetation, und man erblickt hie und da Pflanzungen von Zuckerrohr.

Ich traf mit drei Studenten von Alcala zusammen, die ihre Ferien dazu benutzten, Südspanien zu durchstreifen. Es waren zwei Navarresen und ein Castilier, sehr angenehme, gebildete, gewandte junge Männer, die auch ein Stück von Frankreich gesehen hatten. Einer von ihnen, ein Theologe, der aber mehr Neigung zur Forstwissenschaft als zur Gottesgelahrtheit hatte, war ein passionirter Jäger; er führte einen guten Hirschfänger und zwei treffliche Büchsen bei sich, und lud mich höflich ein zu einer Jagdpartie in die benachbarte Sierra.

Die Kathedrale von Malaga ist ein prachtvolles, im reinsten Styl aufgeführtes Gebäude. Das Dach ist mit alterthümlichen Zierrathen geschmückt und zerfällt in eine Unzahl von kleinen cirkelförmigen Kuppeln, die den sogenannten Ringelblumenfenstern gothischen Styls gleichen und besteht aus soliden Steinmassen. Die Sculptur im Chor ist ausgezeichnet. Hinter dieser Kathedrale befindet sich ein gothisches Werk in trefflichem Styl, welches wahrscheinlich ebenfalls von Diego de Silon, dem genialen Baumeister der Dome von Granada und Malaga, herrührt. Ein Theil der prachtvollen Hieronymitenkirche zu Granada, wo Gonsalvo de Cordova begraben liegt, ist von demselben großen Künstler, der Spanien niemals verlassen zu haben scheint. Er war als Bildhauer eben so ausgezeichnet als in der Baukunst, auch weit und breit berühmt als trefflicher Formenschneider; Ornamente im gothischen Geschmack gelangen ihm vorzüglich. Er war der Sohn eines Künstlers aus Burgos. Die Bildsäule des heiligen Onuphrius zu Granada, in der Gomelenstraße, die zur Alhambra führt, ist gleichfalls von Diego de Silon, dem großen castilischen Meister, der ein Liebling der katholischen Majestäten war.

Die Straßen von Malaga sind eng, die Häuser aber reinlich und nett. Man hat hier eine wunderschöne Alameda und das östliche Gestade dient zu größern Promenaden. Die Sommerhitze ist erdrückend, das Klima jedoch gesund und Fälle von hohem Lebensalter nicht selten. Die Gesichtsfarbe der Frauen ist klar und glänzend, und in Anmuth und Schönheit behaupten sie einen hohen Rang (nach einigen den ersten) in ganz Andalusien; beide Geschlechter sind wegen ihrer witzigen Einfälle berühmt; man spricht weit und breit von ihren treffenden Bemerkungen.

Die maurischen Forts Alcazaba und Gibralfaro liegen in Trümmern; ein schönes maurisches Marmorgewölbe findet sich noch in der Nähe der Alameda, in einem Theil des alten Arsenals. Der Handel von Malaga ist ziemlich gesunken, da die Nachfrage nach süßen Weinen, ehedem der Hauptausfuhrartikel, fast gänzlich aufgehört hat; der Handel mit Südfrüchten ist gegenwärtig am lebhaftesten. Eine Anzahl Schiffe kommen im Herbst und nehmen die Erzeugnisse der Ernte an Bord.

In geringer Entfernung von der Stadt ist eine der großartigen Unternehmungen König Karls III, unvollendet und berühmt durch das Glück, welches die dabei betheiligten Individuen gemacht haben. Es ist eine Brücke und Wasserleitung über den Fluß von Malaga, welcher eine Meile von der Stadt fließt; die Arbeiten sind so weit vollendet, daß nur noch das Bauholz erforderlich ist, um sie brauchbar zu machen. Die Wasserleitung, welche große Kosten verursachte, wurde einige Jahre später durch den Gemeinsinn des Bischofs unnöthig gemacht, der auf seine Kosten und auf einem kürzern Wege die Stadt mit Wasser versah.

(Schluß folgt.)

Journale in England. Nach den letzten dem Parlament vorgelegten Actenstücken circuliren gegenwärtig in London 138 Journale und die Zahl der jährlich ausgegebenen Blätter ist 36,271,020. Im übrigen England kommen 214 Journale mit jährlich 16,837,000 Blättern heraus. In Schottland erscheinen 80 Journale, in Wales 10, in Dublin 25 und in ganz Irland 52. (Morning Advert. vom 31 Jul.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1843.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

Das Journal asiatique vom Monat Junius enthält den abermals von Jul. Mohl abgestatteten Bericht nicht sowohl der Pariser Gesellschaft, als des Fortgangs der asiatischen Studien überhaupt. Es hängen sich an diesen mit jedem Jahre umfassendern Gegenstand zu viele wichtige Fragen, als daß wir diesen Bericht übergehen könnten. Im ganzen Orient gehen, wo sie nicht durch europäische Bemühungen aufgefrischt werden, Wissenschaft und Gelehrsamkeit immer mehr zu Grunde, und bald wird man gelehrte Kenner des Persischen und Arabischen nur noch in Europa zu suchen haben. Dadurch wird das geistige Uebergewicht, welches der Occident schon seit geraumer Zeit über den Orient behauptet, so gesteigert, daß bei der Ausbreitung des Handels und der politischen Verhältnisse mit demselben die Macht in diesen Ländern nothwendig immer mehr in die Hände von Europäern kommen muß. Auf geistigem Wege bereitet sich ein neuer Kreuzzug, eine neue Völkerwanderung vor, die von den eingreifendsten Folgen nicht bloß für den Orient selbst, sondern auch für alle Länder des Occidents werden muß. Wie im Vorgefühl dieser Erscheinung vermehren auch die asiatischen Gesellschaften ihre Thätigkeit. Die Gesellschaften in Calcutta und Madras, in London und Paris, wie die Vereinigung der Gelehrten in Bonn und die Missionsgesellschaft in Lyon, alle sind in verschiedenen Richtungen thätig gewesen, aber alle haben den Zweck vor Augen, das Verständniß über den Orient zu eröffnen, der so lange ein Buch mit sieben Siegeln gewesen.

Die arabische Literärgeschichte, die wichtigste von allen im Orient, ist in diesem Jahre, so wie früher, fast ausschließlich von Deutschen bearbeitet worden. Voran steht hier das Werk über die arabischen Sprüchwörter von Freytag, von welchen der dritte und letzte Band erschienen ist. Bei der sententiösen Sprechweise der Araber kommen jeden Augenblick in den verschiedensten Schriften eine Menge sprüchwörtlicher Ausdrücke vor, die für jeden, der den Ursprung derselben nicht kennt, unverständlich bleiben müssen. Freytags Werk ist somit ein wichtiger Beitrag zum Verständniß arabischer Schriften. Hieran schließt sich die Fortsetzung des sogenannten Kitab-al-Aghani, eine Sammlung alter arabischer Gedichte, von Kosegarten herausgegeben. Sie vervollständigt mit der bekannten schon vor längerer Zeit erschienenen Hamasa den poetischen Schatz der vormohammedanischen Zeit, und gibt über Volkssitten, wie über alte Geschichte die merkwürdigsten Aufschlüsse. Einen Beitrag hiezu liefert auch Rückerts „Biographie von Amrulkais." Dieser Mann, der in der bewegtesten Zeit Arabiens lebte, ist am bekanntesten dadurch, daß eines seiner Gedichte den Preis auf dem Dichterkampfe zu Mecca erhalten hat, und somit an der Caaba daselbst in goldenen Lettern aufgehängt wurde. Rückert hat nach den in seinen Gedichten enthaltenen Spuren die Lebensgeschichte dieses Mannes darzustellen gesucht.

In ein anderes, aber nicht minder wichtiges Gebiet führt uns eine Arbeit von Wenrich, Prof. der Theologie zu Wien, welcher sein Studium auf die Uebersetzungen richtete, welche von Arabern, Syriern, Armeniern und Persern aus dem Griechischen gemacht wurden. Es ist dieß nach Alexander und der alexandrinischen Schule der erste Einbruch des occidentalischen Geistes in den Orient, welcher nicht ohne bedeutende Folgen geblieben ist. Namentlich haben die Araber die philosophischen Ansichten der Griechen aufgenommen, und die Verbindung arabischer Rhetorik mit dem speculativen Geist der Griechen ist vielleicht die wahre Mutter der Scholastik, denn eine eigene Philosophie haben die Araber nie geschaffen. Schmölders, der eine Arbeit über die philosophischen Schulen der Araber bekannt machte, sagt dieß ausdrücklich, aber nichtsdestoweniger hat diese Speculation auf die Entwicklung des arabischen Geistes einen starken, vielleicht eben nicht sonderlich günstigen Einfluß gehabt. Indeß ist die Philosophie nicht das einzige auch nicht das wichtigste was die Araber entlehnten, sondern Mathematik und Medicin spielen gleichfalls bedeutende Rollen. In letzterer Beziehung hat Sontheimer in Stuttgart ein Wörterbuch über die einfachen Heilmittel der Araber herausgegeben, das auch schon die Folge hatte, daß ein deutscher Arzt in Cairo, Hr. Pruner, ihm eine Liste der jetzt in der ägyptischen Pharmacie üblichen Mittel in arabischer und lateinischer Sprache übersandte. Eine andere Arbeit von Kosegarten und Hammer über die Musik

der Araber zeigt gleichfalls den griechischen Ursprung der letztern, denn Kosegarten weist nach, daß sie durchaus auf den Theorien der Griechen beruht.

Geschichte und Geographie sind dieß Jahr minder reich bedacht als sonst, doch müssen wir eines von Wüstenfeld in Göttingen herausgegebenen Werks von Abu Zakaria el Nawawi erwähnen, dessen Text auf Kosten der englischen Gesellschaft zur Herausgabe orientalischer Werke erscheint. Es ist dieß eine Art Kirchenvätersammlung, indem es die Lebensbeschreibungen von Mohammed und allen den in gewissen Sammlungen der Traditionen (Sunna) vorkommenden Personen enthält, denn die genaue Ueberlieferung der Aussprüche des Propheten und seiner nächsten Nachfolger bilden großentheils die Grundlage nicht nur des Glaubens, sondern auch der Gesetzgebung. Die Sammlung ist also für die Religions- und Rechtsgeschichte des Islam gleich merkwürdig. Hierauf bezieht sich denn auch ein anderes Werk von dem Franzosen Vincent. Es gibt bekanntlich unter den Moslems vier rechtgläubige Secten,*) die sich weit weniger im Dogma als in der Gesetzgebung unterscheiden, und von denen jede ein vollständiges System von Gesetzen ausgebildet hat, die zwar von einerlei gemeinsamer Grundlage ausgehen, in den Einzelnheiten aber zu sehr wichtigen Verschiedenheiten im Rechtswesen geführt haben. Bis jetzt kannte man nur die Jurisprudenz der Hanefiten vollständig durch Muradgea d'Ohssons bekanntes Werk über die Türkei und die Arbeiten der Engländer in Indien. Aber in ganz Nordafrika, Aegypten ausgenommen, gelten die Grundsätze der Malekiten. Hr. Vincent hat jetzt angefangen, das peinliche Recht der Malekiten zu bearbeiten, und will das ganze Rechtswesen derselben nach und nach behandeln, was für Algier wichtig werden kann. Man erkennt deutlich, wie das Studium, das früher einen rein wissenschaftlichen Zweck hatte und bloß Geschmackssache war, immer mehr ins praktische Leben hinüber greift.

Ehe wir von Arabien nach Persien übergehen, müssen wir einige Worte über die Arbeiten sagen, womit man gegenwärtig hinsichtlich der Denkmale Mesopotamiens beschäftigt ist. Bekanntlich findet man in diesem Lande eine große Menge gravirter Steine und Terracotten, gewöhnlich in Cylinderform und mit Keilinschriften, so wie mit symbolischen Gegenständen bedeckt. Man hat eine Menge derselben in verschiedenen Werken herausgegeben, aber es fehlte eine vollständige Sammlung. Hr. Cullimore beschloß diese Lücke auszufüllen, und gab zu London die erste Lieferung einer Sammlung aller ihm bekannten Cylinder heraus. Das ganze Werk soll aus acht Lieferungen bestehen; die sieben ersten enthalten die Abbildungen, die achte den Text des Verfassers. Die Platten sind lithographirt, lassen aber manches zu wünschen übrig. Andererseits hat Hr. Lajard seit einer Reihe von Jahren angefangen die merkwürdigsten Cylinder aller Cabinette Europa's mit der größten Sorgfalt in Kupfer stechen zu lassen, um sie für seine große Arbeit über den Mithracultus als Beweise zu benützen. Diese große Arbeit konnte noch nicht erscheinen, weil Hr. Lajard zuvor einige andere Arbeiten über den Venusdienst und einige besondere Punkte des Mithracultus vorangehen lassen will. Man hat zu Vienne ein auf den Mithracultus bezügliches Basrelief entdeckt, wo der Mithra mit dem Löwenkopf dargestellt ist, und es ist Hrn. Lajard gelungen, eine mit Keilinschriften bedeckte assyrische oder babylonische Reliquie nachzuweisen, auf der man den asiatischen Typus dieses löwenköpfigen Mithra findet. Inzwischen hat Hr. Botta, französischer Consul zu Mossul, sehr interessante Nachgrabungen zu Ninive anstellen lassen, welche die Ruinen eines mit Basreliefs und Inschriften bedeckten assyrischen Palastes zu Tage förderten. Es sind dieß die einzigen Proben assyrischer Sculptur, welche man bis jetzt kennt, und so ist der Geschichte der Kunst ein neues Feld eröffnet; die französische Regierung hat sich beeilt, diese Sculpturen an sich zu bringen. Außer den im Palast gefundenen Inschriften hatte Hr. Botta schon vorher eine bedeutende Anzahl anderer eingesendet, theils auf Stein, theils auf Backstein, die alle dem bis jetzt sogenannten zweiten System der Keilschrift angehören. Das asiatische Journal wird sie demnächst bekannt machen, denn es ist von Wichtigkeit, die Masse der Materialien zur Entzifferung dieser Inschriften möglichst zu vermehren, da sie die einzigen Ueberreste der Sprache des alten Mesopotamiens sind, und ihre Lesung eine Menge Fragen über die Geschichte dieses Landes, das eine so große Rolle in der Entwicklung der Civilisation gespielt hat, lösen muß. Der augenscheinlich syllabische Charakter der Schrift macht zwar die Entdeckung des Alphabets sehr schwierig; seit aber Burnouf und Lassen die persepolitanische Schrift gelesen haben, darf man nicht verzweifeln, auch die Inschriften Mesopotamiens zu entziffern.

Die alte persische Literatur hat in der letzten Zeit zu mannichfachen Arbeiten Anlaß gegeben. Burnouf steht auf dem Punkt die letzte Lieferung seiner Herausgabe des Vendidad von Zoroaster erscheinen zu lassen, der erste bedeutende Zendtext der gedruckt wurde, und dessen Herausgabe in Europa das Studium dieser wichtigen Sprache verbreitete. Die Parsis in Indien sind dem in Paris gegebenen Beispiel gefolgt und haben zu Bombay dasselbe Werk lithographirt herausgegeben, und die asiatische Gesellschaft zu Bombay hat eine dritte Ausgabe des Vendidad, das Facsimile eines Manuscripts in Guzurati-Charakteren, lithographiren lassen. Sie ist von einer Paraphrase und einem Commentar von Aspandiardschi Framdschi begleitet, der sich dabei von dem Mollah Firuz helfen ließ, dem großen Mobed der Kadmisecte der Parsis, bekannt durch sein seltsames Epos auf die Eroberung Indiens durch die Engländer. Man hat von dieser Ausgabe, die zwei Octavbände füllt, unglücklicher Weise nur 25 Exemplare abgezogen. Die Gesellschaft von Bombay scheint auch die Absicht zu haben in gleicher Weise das Jasna und Vispered herauszugeben, und so die Sammlung der großen Parsiliturgie, und damit alles, was uns in Zendsprache übrig geblieben ist, zu vervollständigen, denn die Parsis selbst haben bereits alle Werke, die zur Khorda Avesta oder kleinen Liturgie gehören, herausgegeben, sogar

*) Hanefiten, Schafeiten, Malekiten und Hanbaliten.

in mehreren Ausgaben, von denen einige Uebersetzungen in Guzurati-Sprache zur Seite haben, wovon aber keine nach Europa kam, da gar kein literarischer Verkehr mit Bombay besteht.

Alle diese Werke sind in Folge einer grossen, religiösen Controverse erschienen, die sich zu Bombay zwischen den protestantischen Missionären und den Parsis erhob und, von christlicher Seite durch den eben so gelehrten als verständigen Wilson geleitet, Anlaß zu mehrern merkwürdigen Schriften gab. Die Veranlassung des Streits war eine gelehrte Abhandlung über den Vendidad, welche Wilson vor einigen Jahren drucken ließ. Die Parsis kamen durch diese Kritik ihrer heiligen Bücher in große Aufregung, einige Zeitschriften enthielten eine Reihe Artikel zur Vertheidigung der zoroastrischen Lehre, und Parsi-Werke erschienen, welche die Sache theils von der rationalistischen, theils aber auch von der historisch-theologischen Seite auffaßten. Wilson blieb natürlich die Antwort nicht schuldig, und die dadurch entstandene literarische Bewegung scheint immer noch im Zunehmen. Bei Gelegenheit der dem Dschamsetdschi Dschidschibhoi von der Königin Victoria ertheilten Ritterwürde gründeten seine Freunde einen Fonds zur Herausgabe englischer und orientalischer Werke in Guzurati-Sprache, und Sir Dschamsetdschi steuerte dazu selbst die ungeheure Summe von 300,000 Rupien bei.

Ein Werk, das sich an die zoroastrischen Studien anschließt, ist die englische Uebersetzung des Dabistan von Troyer, die nahezu vollendet ist. Der zweite Band, welcher die Religion der Hindus, der Tibetaner, der Christen, Juden und Moslems enthält, ist vor kurzem ausgegeben worden. Der erste Band, welcher die persischen Secten enthält, und der letzte, welcher die philosophischen Secten und die Sufis behandelt, erwarten nur noch den Druck der Einleitung und der Tabellen, um gleichfalls ausgegeben zu werden. — Von historischen Schriften der persischen Literatur ist nichts erschienen als ein Bruchstück aus Mirchond, und die von uns früher schon (s. Nr. 331 J. 1842) erwähnte Geschichte Heider-Ali's, von einem Perser geschrieben und von Oberst Miles ins Englische übersetzt. — Besonders interessant ist Chodzko's Sammlung der persischen Volkslieder, von uns früher schon erwähnt unter dem Titel: Karroglu, der nordpersische Dichter (s. Nr. 275 J. 1842). Mohl theilt aber noch einige dort nicht erwähnte Punkte mit, die von Interesse sind. Chodzko, während zwölf Jahren persischer Consul in Mazanderan, wurde von der großen Zahl und dem eigenthümlichen Charakter der Volksgesänge, die er recitiren hörte, lebhaft betroffen, und ließ sie nach Angabe der Sänger durch persische Secretäre niederschreiben, wobei er sorgfältig darauf achtete, daß diese nicht, was sie unaufhörlich thun wollten, den Provincialdialekt **verbesserten**. Das Hauptstück der Sammlung sind „die Abenteuer Karroglu's," eines Turkomanen aus Khorasan, welcher sich in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts mit einer Räuberschaar zwischen Choi und Erzerum festsetzte, in einer Stellung, wo er leicht die aus der Türkei nach Persien ziehenden Karawanen plündern konnte. Sein Andenken ist unter den Ilijats (wandernden Nomaden) Persiens lebendig geblieben; er ist ihr Held, und sie werden nicht müde, die Geschichte seiner Abenteuer zu hören und seine Lieder zu singen. Die Verse, welche er in seinem türkischen Dialekt improvisirte, oder die man ihm wenigstens zuschrieb, haben nach und nach den Kern einer prosaischen Erzählung gebildet, an der sich die Wanderstämme ergötzen. Wenn diese sich gegen die persischen Truppen schlagen, so kann man sie eines der Lieder Karroglu's singen hören, auf das die Perser mit Versen aus Firdusi antworten, und es hat sich eine Classe Bänkelsänger gebildet, deren einziges Geschäft ist die Abenteuer Karroglu's zu recitiren. Aus ihrem Munde ließ Chodzko die Lieder niederschreiben; wir besitzen also hier mehrere Volkslieder, die man wirklich singt, eine trotz der Menge von Liedersammlungen in allen möglichen Sprachen immer sehr seltene Sache. Chodzko hat noch eine bedeutende Anzahl persischer, tatarischer und türkischer Lieder in verschiedenen Dialekten hinzugefügt und außerdem noch in einem Anhang mehrere merkwürdige Proben der Dialekte von Ghilan und Mazanderan, so wie der Melodien, nach denen das Volk diese Lieder singt.

(Fortsetzung folgt.)

Mademoiselle Lenormand.

Zwei französische Blätter, die Gazette des Femmes und der Voleur geben einige Nachrichten über diese Wahrsagerin, welche in dem ungläubigen Paris mit dem hübschen Vermögen von einer halben Million Franken gestorben ist. Sie war im Jahre 1772 zu Alençon geboren, wurde also 71 Jahre alt. Die Gazette des Femmes macht die sehr richtige Bemerkung, daß die Memoiren der Mlle. Lenormand, vorausgesetzt, daß sie wirklich von ihr geschrieben wären, die merkwürdigsten seyn würden, die man lesen könnte, denn seit 50 Jahren hatte sie nahezu allen hervorragenden Personen in Paris aus der Hand oder auf andere Art geweissagt, und da sie sehr gewandt war und ihre Leute kannte, so ließ sie sich von ihnen die Gegenwart schildern, ehe sie ihnen die Zukunft weissagte. Schon mit 7 Jahren soll sie in ihrem Geburtsort die erste Probe abgelegt und der Superiorin eines Klosters geweissagt haben, sie werde abgesetzt und durch eine rothhaarige Frau ersetzt werden. Diese Prophezeyung, welche auch in Erfüllung ging, soll noch in Alençon oft erzählt werden. Die Zeit, die zwischen ihrer Kindheit und der Revolution verfloß, ist mit einem Schleier bedeckt. Mit 18 Jahren wohnte sie bereits zu Paris (rue Tournon Nr. 5) in einer Behausung, die sie nie verließ. Im Jahre 1794 wurde sie zum erstenmal ins Gefängniß geworfen unter Robespierre, der sie indeß um Rath gefragt hatte. Als man sie um ihre Meinung über Robespierre befragte, antwortete sie: „er war ganz unmäßig abergläubisch. Ich sah, als er mich befragte, wie er die Augen schloß, um die Karten zu berühren, und beim Anblick der Pique Neune zitterte er." Man weiß, wie oft die Kaiserin Josephine sie befragte,*) und ihre Prophezeyung über die Erhebung und den Sturz Napoleons sind gleichfalls bekannt. Im Jahre 1809 wurde sie verhaftet, und man behauptet, diese Verhaftung sey mit den dieselbe begleitenden Umständen in ihren Papieren, die gleichfalls weggenommen wurden, verzeichnet gewesen.

*) Ueber diese hat sie im Jahre 1820 Mémoires historiques et secrètes herausgegeben, welche manches Interessante enthalten.

Die Sache ließe sich allenfalls durch den Umstand erklären, daß sie sich in politische Umtriebe einließ und wohl wissen konnte, daß diese der wachsamen Polizei Fouché's nicht lange entgehen würden.

Mlle. Lenormand weissagte auch Personen, die sich ihr nicht vorstellen wollten, dann mußte man ihr Jahr, Monat und Tag der Geburt, die beliebteste Blume und den Geruch, den man allen andern vorzog, angeben; Napoleon soll sich diesen Forderungen unterworfen und die Angaben durch ein taubstummes Bauernmädchen, das weder lesen noch schreiben konnte, hingeschickt haben. Die Antwort, so wird berichtet, soll ganz auf Napoleon und sein Geschick gepaßt haben.

Mlle. Lenormand kannte augenscheinlich ihr Publicum, das trotz alles religiösen Unglaubens leicht und abergläubisch war, vollkommen. Sie vermied es gauklerisch zu erscheinen, um es desto mehr seyn zu können. Die Gläubigen, die zu ihr kamen, fanden nichts Phantastisches in ihren Zimmern. Durch ein bescheidenes Vorzimmer gelangte man in einen Salon, der mit vier Säulen und vier Büsten geziert war. Ebenso hingen mehrere Gemälde an der Wand, darunter in der letzten Zeit der Abschied Ludwigs XVI von seiner Familie. Die Meubles waren von Ahorn und sehr schön; auch bemerkte man einige prächtige Vasen und mehrere bizarre, aber geschmackvolle Zierrathen. Sie selbst war einfach gekleidet, in ein seidenes Kleid mit Pelz im Winter und Spitzen im Sommer ohne alle kabbalistischen Zeichen, und ohne die Toque, die sie mehr aus Gewohnheit im Andenken an die alte Mode trug, hätte man sie eher für eine liebenswürdige Weltdame, als für eine Wahrsagerin genommen.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Valencia. Andalusien.

(Schluß.)

Malaga wurde zur Zeit der Araber von Statthaltern verwaltet, die ihren Oberherren, den Königen von Granada, viel zu schaffen machten, indem sie sich häufig wider dieselben auflehnten. Unter der Regierung Alfonso's des Gelehrten, Königs von Castilien und Leon, begaben sich einige stattliche, wohlgerüstete Schaaren christlicher Krieger, von Diego Nunez de Lana befehligt, nach Granada (Jahr 1272), um dem befreundeten Beherrscher dieses Landes, Mohammed Alhamar, die empörten Malaganer bändigen zu helfen. Mit den Saracenen hielt König Alfons hauptsächlich deßwegen Frieden und Bündniß, um seine abenteuerlichen Plane hinsichtlich der deutschen Kaiserkrone, die er gar gern gehabt hätte, ungestört verfolgen zu können.

Malaga liegt in einem engen Winkel am Fuße der Berge, die sich allmählich bis zum Meere herabsenken. Westlich liegt die Vega, welche von dem großen Fluß von Malaga, wie man ihn nennt, der eine beträchtliche Wassermasse von dem östlichen Ende der Sierra herabführt, durchströmt wird. Der Boden besteht aus trefflichem Lehmgrund; er scheint vorzüglich für den Tabakbau geeignet. In einem Winkel jenseits des Flusses, welcher sich an die Bergkette anlehnt, liegt das schöne Dorf Churriano, der Sommer- und Herbstaufenthalt begüterter Malaganer.

Ronda wollte ich ebenfalls sehen. Nachdem wir die Vega und den Fluß hinter uns hatten, erreichten wir Cartama, wo ich denn fand, daß mich die Unkunde des Führers von der rechten Straße gebracht hatte. Doch das Unglück war nicht so groß, denn ich sah bei dieser Gelegenheit die römischen Ueberreste von Cartama und die schöne Landschaft von Alhaurin und Coin. Diese schönen Dörfer liegen ungemein pittoresk auf Anhöhen oberhalb des Flusses, und können an Schönheit der Lage und des Anbaues nicht übertroffen werden. Sie geben eine Probe von dem Aussehen des ganzen Landes, als es im Besitz der fleißigen Mauren war, wo allenthalben Gärten mit Orangen und Palmbäumen, mit Lauben und Fontänen die Blicke auf sich zogen.

Von Coin gelangt man an einen Engpaß, welcher die Vega an der Westseite schließt. Vor Ronda breitet sich eine mit Olivenbäumen bedeckte Ebene aus, und von allen Seiten erblickt man ein prachtvolles Amphitheater von Bergen. Die zu Ende des vorigen Jahrhunderts über einen Abgrund von 300 Fuß erbaute Brücke würde selbst den Römern Ehre machen. Gleich so vielen andern Werken in diesem Lande ist auch sie ganz außer Gebrauch, indem sie nur zur Verbindung der alten und neuen Stadt dient. Unterhalb der Brücke bildet der Fluß Wasserfälle und stürzt rasch in das Thal hinab, worin die herrlichen Obstgärten liegen, welche fast den ganzen Süden der Halbinsel mit trefflichen Aepfeln und Birnen versehen.

Die alte oder Maurenstadt nimmt die linke Seite des Flusses ein und ist fast ganz von der Bergschlucht und den Abgründen umgeben, welche die andere Seite einschließen. Die maurische Citadelle, welche von den Franzosen unnöthigerweise zerstört wurde, nimmt einen Bergrücken ein, von dessen malerischen Abhängen ein Weg nach der Hauptstadt der Serrania führt. Die neue Stadt, auf dem andern Ufer des Flusses, ist regelmäßig angelegt und ziemlich gut gebaut; auf dieser Seite liegt der Paseo oder öffentliche Spaziergang; gleich daneben ist die Plaza de Toros; die Stiergefechte von Ronda, welche für die besten in ganz Spanien gelten, finden während des großen Maimarktes statt. In der Regel werden sie durch die Anwesenheit des göttlichen Montes verherrlicht.

Es besteht in Ronda eine Maestranza oder Adelscorporation, ein Privilegium dieser Stadt zu dem abgeschmackten Zweck, das castilische Blut rein und unvermischt zu erhalten. Viele der bessern Familien in diesen Städten stammen von den Officieren und Soldaten Isabella's ab, welche sich nach der Eroberung von Granada hier ansiedelten, um das Land gegen die Einfälle der Mauren zu sichern. Von den Landleuten wird dieser sonderbare Adelsclub vielfach bespöttelt.

Der District, wovon Ronda die Hauptstadt ist und welcher Serrania de Ronda genannt wird, umfaßt 35 Städte und Dorfschaften und gehört zu den schönsten in Spanien. Die Hitze dieser südlichen Gegenden wird durch die Seewinde und die frische Luft der höhern Lagen gemildert. Der Boden ist gut, dabei herrlich bewässert von Bächen und kleinen von der Sierra brausenden Flüssen, die ungemein fischreich sind; die Luft ist rein und gesund, besonders in den schönen, von einem tüchtigen Menschenschlag bewohnten Bergen; Vorräthe jeder Art sind vorhanden in diesen gesegneten Gefilden und auch die Zucht der edeln andalusischen Rosse gedeiht vortrefflich.

Zur Zeit der Mauren war Ronda mit schönen Waldungen umgeben, durch welche zahlreiche Heerden von Wild jagten; die arabischen Poeten gedenken öfters der Rehe und Hirsche von Ronda, die in ganzen Rudeln die lieblichen Haine und Wäldchen durchstreiften.

Die Landleute dieser Gegend sind nach meinem Dafürhalten der schönste Menschenschlag in Spanien. Es sind verwegene Wildschützen unter ihnen, kühne Parteigänger, Leute voll Muth und Entschlossenheit. Sie haben während des Kriegs ihre Proben abgelegt, und die alten französischen Soldaten wissen von ihnen zu erzählen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 August 1843.

Eine Unzenjagd in Brasilien.

(Voleur, 20 Julius.)

Die Umgebungen einer englischen Pflanzung in Brasilien waren seit einiger Zeit durch eine alte weibliche Unze und ihre zwei Jungen belästigt, die Heerden wurden gezehntet, und ein Neger, welcher nicht mehr zum Vorschein kam, wurde wahrscheinlich gleichfalls von den Ungeheuern zerrissen. Die Eingebornen hatten sich in großer Anzahl versammelt, um auf die Thiere Jagd zu machen, waren aber, sey es aus Feighei oder aus Ungeschicklichkeit, unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Wir beschlossen deßhalb die Jagd zu wagen, und machten uns bei Einbruch der Nacht auf den Weg in den Wald, wo den Tag zuvor ein Füllen zerrissen worden, welches noch zur Hälfte unverzehrt geblieben, so daß voraus zu sehen war, die Thiere würden in der Nacht wieder erscheinen, um ihren Raub vollends zu verschlingen. Wir erstiegen einen Baum, machten uns hier unsere Sitze zurecht, prüften unsere Waffen, und warteten nun einige tödtliche Stunden lang. Endlich nach Mitternacht hörten wir mit einemmal ein furchtbares Gebrumm, und in demselben Augenblick stürzte auch ein ungeheures Thier aus dem Gebüsche hervor, nur wenige Schritte von der Leiche des Füllens. Ich wollte sogleich schießen, allein mein Freund, der sich auf diese Jagd besser verstand, machte mir leise bemerklich, daß bis jetzt nur noch die alte Unze da sey und die Jungen bald zum Vorschein kommen würden. Wir hatten auch in der That nicht lange zu warten. Die zarten Thierchen, welche vollkommen den Katzen glichen, nur daß sie die Größe einer englischen Dogge hatten, begannen zuerst um ihre Mutter her zu spielen, überstürzten einander, und machten allerlei Sprünge, gerade wie junge Katzen. Die Mama, die etwa 20 Schritte von uns auf dem Boden saß, spann mit einem Lärmen, als säße eine ganze Spinnstube beisammen. Endlich aber näherte sie sich mit Vorsicht der Leiche und begann an einem Schenkel zu nagen, dessen Knochen sie so leicht zerbrach, wie die Katze die einer Maus; die jungen Unzen ahmten bald das Beispiel ihrer Mutter nach, und nun war für uns die Zeit des Handelns gekommen. Wir beschlossen zuerst auf die Jungen zu feuern, weil die Mutter, wenn diese getroffen waren, dieselben gewiß nicht verlassen würde, während die Jungen davon laufen würden, sobald die Mutter fiel. Das eine Junge blieb gleich liegen, das andere machte einen Sprung und fiel dann zurück mit einem Schrei, dem die Mutter mit einem furchtbaren Geheul antwortete. Kaum war diese Leichenrede zu Ende, so stürzte sie mit Wuth auf den Baum zu, der uns als Festung diente. Schon war sie halbwegs heraufgeklettert, als ein Schuß meines Freundes aus seiner langen Entenflinte ihr eine Pfote zerschmetterte, so daß sie wieder hinabstürzte. Sie näherte sich hinkend ihren Jungen, leckte ihre Wunden und warf uns wüthende Blicke zu. Wir schossen die letzte Kugel aus unsern Doppelgewehren ab, jedoch ohne große Wirkung und fingen deßhalb an wieder zu laden; aus Höflichkeit bot ich meinem Freunde zuerst den Kugelbeutel hin, glaubte er hätte denselben schon gefaßt, ließ los, und er fiel zur Erde. Man denke sich unsere Bestürzung! Hinabzusteigen und unsere Munition wieder zu holen, daran war nicht zu denken, wenn wir nicht unser Testament machen wollten, denn der Baum war zu dick, als daß einer ohne Hülfe des andern hinabklettern konnte, und überdieß war die Unze da, die abwechselnd bald ihre Kleinen, bald ihre eigenen Pfoten leckte. Ich versuchte aus meinen Pistolen die Kugeln auszuziehen, hatte aber den Kugelzieher vergessen, und uns der Pistolen auf eine Entfernung von 20 bis 25 Schritten zu bedienen, wäre eine Thorheit ohne gleichen gewesen; zudem konnte man derselben wohl bedürftig seyn, wenn die alte Unze uns einen zweiten Besuch abstatten wollte. Wir machten uns also gefaßt, die Nacht auf unserm Baume zuzubringen.

Indeß blieben wir nicht lange in Ruhe. Das zweite Junge verschied bald, und so wie dieß geschehen war, sprang die Mutter abermals gegen uns los. Troß ihrer zerschossenen Pfote kletterte sie doch ein gutes Stück am Baum herauf; ich schoß eine meiner Pistolen auf sie ab, sie stieß ein Geheul aus, ließ aber nicht los. Bereits hatte sie die ersten Baumzweige erreicht und konnte mit einem Sprunge uns fassen, als mein Freund sein Jagdmesser auf die Entenflinte mit seinem Schnupftuch festband und ihr einen Stoß beibrachte, der sie hinab-

stürzte. Trotz ihrer Wunden beschäftigte sie sich jetzt wieder mit ihren Jungen und suchte sie wegzuschleppen. Dieß durfte nicht geschehen, denn unsere Jagdehre gestattete nicht, daß wir ohne unsere Beute heimkehrten. So fielen wir endlich auf den Einfall die Metallknöpfe von den Kleidern zu schneiden, und sie in die Gewehre zu laden. Ich schoß zuerst, doch ohne dem Thier sehr wehe zu thun, auf den Schuß meines Freundes aber stieß die Bestie ein furchtbares Schmerzgeheul aus, und ein nochmaliger Schuß warf sie zu Boden; nach einigen vergeblichen Versuchen sich aufzurichten sank sie nieder und gab bald kein Lebenszeichen mehr von sich. Endlich wagten wir es hinabzusteigen; die beiden Jungen waren ganz, die Mutter beinahe todt, und da einer der letzten Schüsse ihr eine Pulsader zerrissen hatte, so verendete sie bald. Wir luden für den Fall eines weitern Besuches die Gewehre wieder, und warteten den Tag ab, wo denn die Neger mit unsern Pferden herbeikamen. Diese waren über den Anblick ihrer ehemaligen furchtbaren Feinde so erschrocken, daß man sie nicht in die Nähe der Leichen bringen konnte. Wir schickten einen Wagen heraus, um unsere Beute nach Hause bringen zu lassen; die drei Thiere wogen zusammen nicht weniger als sieben Centner. Die alte Unze maß von der Schnauze bis zum Ende des Schweifes acht Fuß, und Niemand erinnerte sich, je größere Thiere dieser Art gesehen zu haben.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Fortsetzung.)

Ehe wir uns nach Indien wenden, können wir nicht umhin auch der armenischen Literatur zu erwähnen. Die gelehrten Mönche von San Lazaro in Venedig scheinen einen verdoppelten Eifer zu entwickeln, dem armenischen Volke Religionsbücher und den Gelehrten die Mittel zum Studium der Geschichte ihres Landes zu liefern. Die Anzahl der ersten ist groß, doch sind auch weltliche Schriften nicht vergessen; so haben sie Bossuets Abhandlung über die Universalgeschichte ins Armenische übersetzt, ferner die Geschichte der Tataren von Haython; dieser armenische Prinz hatte das Werk vor fünf Jahrhunderten französisch einem Mönch in die Feder dictirt; durch lateinische Uebersetzungen war es lange in Europa bekannt, und jetzt wandert es wieder ins Vaterland des Verfassers zurück. Der Mönch Gabriel Aivazowak schrieb eine ottomanische Geschichte in armenischer Sprache. Die Mechitaristen ließen die „Geschichte Vartans und des Kriegs der Armenier“ von Elisa drucken, als einen Theil der Sammlung armenischer Geschichtschreiber. Es ist dieß ein Schriftsteller des 5ten Jahrhunderts, der eine bedeutende Rolle in den Angelegenheiten seines Landes gespielt hatte und endlich dessen Geschichte schrieb. Man besaß allerdings schon eine Ausgabe des Textes, die zu Konstantinopel gedruckt worden war, so wie eine Uebersetzung von Neumann in englischer Sprache. Der Schriftsteller Armeniens, welcher die Gelehrten, die sich dem Studium der armenischen Literatur widmen, am meisten beschäftigte, Moses von Chorene, hat auf einmal drei Bearbeitungen erfahren. Levaillant de Florival gab zu Venedig den Text mit einer französischen Uebersetzung heraus, Cappelletti eine italienische Uebersetzung ebendaselbst und die Mechitaristen druckten zu St. Lazaro eine zweite italienische Uebersetzung. Die letztere bildet den Anfang einer Sammlung italienischer Uebersetzungen der ausgezeichnetsten Historiker Armeniens vom 5ten Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Die Sammlung ist auf 24 Bde. berechnet, und die Revision des italienischen Textes dem bekannten Tommaseo übertragen. Es ist dieser Unternehmung, welche ein großes Licht auf die Geschichte Armeniens und der umliegenden Länder werfen muß, sehr ein glücklicher Fortgang zu wünschen.

Die indischen Studien haben keine große Anzahl von Werken geliefert, aber die kleine, wirklich erschienene Zahl behandelt die wichtigsten Gegenstände der indischen Literatur: die Vedas und die epischen Gedichte. Hr. Nève, Professor an der Universität Löwen, machte über die Hymnen des Rigveda eine Arbeit bekannt, welche das mit derlei Gegenständen unbekannte Publicum auf die philosophische und religiöse Wichtigkeit dieser Sammlung aufmerksam machen soll. Es gibt auch allerdings für Jemand, der sich mit dem Studium der Entwicklung des Menschengeschlechts abgibt, nichts interessanteres, als diese Ueberreste einer über alle geschriebene Geschichte weit hinausliegenden Zeit, welche sich aus dem Anfang der Bildung einer civilisirten Gesellschaft herschreiben. Alles was man bis jetzt über das Alter der Vedas weiß, bestätigt die Ansicht Colebrooke's, daß die Sammlung im 14ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gemacht worden sey. Diese Angabe bezieht sich aber nur auf die Fixirung der Sammlung überhaupt, keineswegs auf das Alter der einzelnen Theile, die augenscheinlich aus verschiedenen Zeiten stammen. Einige, in denen man die Braminenmacht bereits gebildet und ihre Vorrechte anerkannt sieht, scheinen erst nach der Colonisation Indiens durch die unter dem Namen der indogermanischen bekannten Race verfaßt zu seyn, andere aber setzen einen ganz patriarchalischen Zustand der Gesellschaft voraus, wo der Familienvater weltliches und geistliches Haupt ist, Gebete spricht, opfert und keine Gewalt über sich anerkennt. Diese letzteren Hymnen scheinen die einzigen authentischen Andenken an ein so graues Alterthum. Wir sehen in dem Interesse, welches die Vedas jetzt erwecken, einen schlagenden Beweis der Fortschritte der orientalischen Studien. Colebrooke sprach sich vor 30 Jahren ganz hoffnungslos darüber aus, daß jemals Uebersetzungen dieser Bücher erscheinen könnten: „sie sind,“ sagte er, „zu voluminös, als daß man sie ganz übersetzen sollte, und der Inhalt würde weder die Mühe des Lesens und noch weniger die des Uebersetzens lohnen; sie verdienen aber wohl, daß ein Orientalist sie von Zeit zu Zeit zu Rathe ziehe.“ So sprach der eigentliche Schöpfer der kritischen Studien des indischen Alterthums, dessen Urtheil noch jetzt der sicherste Führer in allem ist, was seine Meisterhand berührt hat, und doch haben die gegenwärtigen Fortschritte seine Erwartungen weit übertroffen. Dieß rührt daher, daß die Wissenschaft der Quellen der Geschichte bedarf, und sich

nicht mit Auszügen begnügen kann, welche nur zu falschen Systemen führen. Man kann allerdings nicht alles was die Orientalen geschrieben haben, übersetzen und herausgeben, eine Menge Bücher können und müssen in verdienter Vergessenheit bleiben, aber diejenigen, welche wie die Vedas einen unermeßlichen Einfluß auf den menschlichen Geist ausgeübt haben, müssen herausgegeben, übersetzt und commentirt werden, wie groß auch ihr Umfang und ihre Schwierigkeiten seyn mögen. Darum läßt auch die asiatische Gesellschaft zu Calcutta jetzt hoffen, daß sie mit Hülfe der Regierung sammtliche Vedas herausgeben werde. Rosen hatte schon vor Colebrooke die Uebersetzung des Rigveda begonnen, und Prof. Wilson verspricht, diese schöne Arbeit zu vollenden. Stevenson hat vor kurzem Text und Uebersetzung der Hymnen des Samaveda, des zweiten in der Sammlung, herausgegeben, die eine wahre Liturgie bilden, und auch, was ihren liturgischen Charakter vollendet, überall mit den Angaben bezeichnet sind, wie sie gesungen werden sollen. Rosen und Stevenson haben die zwei bedeutendsten Sanskritcommentatoren, die beide im vierzehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung lebten, benützt, und obgleich es möglich ist, daß ein umfassenderes Studium des indischen Alterthums mit der Zeit tiefer in den Sinn dieser alten Hymnen eindringen läßt, so muß man sich doch wohl vorerst mit der Erklärung begnügen, welche die gelehrten Braminen diesen Büchern beilegen. Es ist zu hoffen, daß Stevenson auch die dem Samaveda angehängten Upanischads, welche den dogmatischen Theil der Vedas enthalten, herausgebe, denn dadurch würden wir allmählich in den Stand gesetzt zu erkennen, wie aus diesen sehr unphilosophischen Hymnen die schöne und tiefe Metaphysik der Hindus hervorging, oder wenigstens, wie man sie daran knüpfte. Man kann vielleicht daraus ersehen, durch welche mühsame Anstrengung der menschliche Geist sich von dem sinnlichen Eindruck zur Idee, und von der Materie zur Abstraction und zum raffinirtesten Spiritualismus erhob.

Der Gelehrte Gorresio gibt auf Kosten der piemontesischen Regierung das Ramayana heraus, und der erste Band ist jetzt erschienen. Es ist dieß das drittemal, daß man eine Herausgabe dieses weitläufigen Werkes versucht, indeß ist zu hoffen, daß Gorresio sein großes Unternehmen zu Ende führen werde. Sein Text weicht sehr bedeutend von der in Serampur erschienenen Ausgabe Marshmans, so wie von dem Schlegels ab. Es gibt allerdings zwei Classen von Manuscripten, der Grund aber, weßhalb diese beiden Classen so stark von einander abweichen ist noch nicht gehörig aufgehellt. — Hr. Foucaux hat vor zwei Jahren unter dem Titel „der Weise und der Narr" einen Auszug der tibetanischen Uebersetzung des Lalita vistara, d. h. der Legenden von Buddha gegeben. Er bearbeitet jetzt eine vollständige Ausgabe des Werks in Sanskrit und in tibetanischer Sprache; diese Legende ist allen buddhistischen Literaturen gemeinsam mit bloß unbedeutenden Variationen und Erweiterungen, und bildet die Grundlage alles dessen, was man über das Leben des großen Gesetzgebers weiß.

(Schluß folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Cordova. Ecija. Jaen. Murcia.

Fast die ganze Linie des Guadalquivir ist mit Olivenpflanzungen bedeckt; sie verschönern sehr den Anblick der Landschaft, ihre Erzeugnisse sind ungemein werthvoll und ihr Schatten gewährt dem Kornlande einen gedeihlichen Schutz. Ein großer Theil dieser Pflanzungen verdankt einem trefflichen Gesetz seinen Ursprung, nach welchem jeder Einwohner das Recht hat, einen beliebigen Theil des Gemeindelandes anzubauen, welcher dann das Eigenthum dieses Individuums wird. Die Olivengründe von Cordova sind die ergiebigsten in ganz Europa.

Der Guadalquivir theilt das Gebiet von Cordova in zwei Hälften: die nördliche oder la Sierra, welche voll hoher Berge ist, und die südliche, eine wellenförmige Fläche, über die sich nur einzelne Berge erheben. Bei Aldea del Rio betritt der Guadalquivir das cordovanische Gebiet und durchströmt es bis in die Gegend von Penaflor. Die Abhänge der Hügel, die duftenden Bergthäler sind trefflich angebaut und in den Campos hält man sich häufig noch an das maurische Bewässerungssystem, durch welches die fleißigen Araber einen großen Theil Südspaniens in einen großen Garten umschufen. Indessen ist an einen wahrhaften Aufschwung des Landbaues nicht zu denken, so lange der Landmann nicht Eigenthümer des Grundes und Bodens wird, den sein Fleiß düngt; dieser gehört entweder dem Adel und den großen Majoratsherren oder dem Klerus; beide überlassen ihn an große Pächter, die ihn an kleinere Afterpächter vereinzeln und nur darauf sehen, wie sie während der Dauer des Pachtes einen möglichst bedeutenden Ertrag gewinnen können. In diesem herrlichen, entzückend schönen, den reichsten Segen der Natur darbietenden Gefilden lebt der kleine Pächter sehr häufig in der drückendsten Armuth und hat dabei noch schwere öffentliche Lasten zu tragen.

Wein und Oel sind die Stapelwaaren der Ebene, die auch die schönsten Südfrüchte, besonders duftende Damasquinos und Feigen, liefert. In einigen Districten sind für das Korn treffliche Kastanien ein gutes Surrogat, auch wohl Johannisbrod, welches in Menge gesammelt wird und zur Speise dient für Menschen und Vieh. Auch baut man Flachs, Esparto und Safran.

Die Pferde sind vorzüglich und das edle andalusische Roß kommt aus den hiesigen Gestüten. Der vormalige maurische Palast von Cordova, ist jetzt das große Landesgestüt; zu Cordova la vieja, westlich von der Hauptstadt, am Fuße des Gebirges, befindet sich ebenfalls ein großes Gestüt. Unweit davon ist das Städtlein Hinojosa, dessen Bewohner Manufacturen von Mönchskutten betreiben — einst ein sehr gesuchter Artikel im alten Spanien!

Die Cordovaner arbeiten sehr geschickt und geschmackvoll in Gold und Silber, was auch zur Araberzeit der Fall war, fertigen auch schöne Bänder, Borten und andere Artikel des Luxus und der Galanterie für die weltberühmten andalusischen Majos. Die Gerbereien haben einen großen Ruf seit alter Zeit und liefern auch jetzt noch preiswürdige Arbeit. Maulthierdecken werden in großer Menge verfertigt und ein nicht unbedeutender Handel damit getrieben.

Cordova ist der Geburtsort der beiden Seneca, des Lucanus, des Averroes und einiger berühmten Rabbinen, Aerzte und Philosophen; es ist ferner der Geburtsort des Luis Gongora, des Juan de Mena (Spaniens Ennius), des Bildhauers Alonso Cano, des Malers Pablo de

Cespedes Zambrano, der für Spanien das war, was Leonardo da Vinci für Italien: Maler, Bildhauer, Architekt, Poet, Kunstschriftsteller. Seine Gemälde stehen indessen jenen des großen Toscaners nach. Er war in Italien und scheint Giulio Romano in Colorit und Zeichnung gefolgt zu seyn. Sein bestes noch vorhandenes Werk ist das Abendmahl in der Kathedrale von Cordova und einige Engel und Frauen im Saale des Domcapitels von Sevilla. Auch in der Akademie zu Madrid befinden sich einige sehr gute Stücke von ihm. Seine Formen sind zuweilen etwas schwerfällig und rauh.

Zwei andere Genossen der cordovanischen Malerschule waren Juan Escalante und Antonio Castillo, die sich großen Ruhm erwarben. Vorbilder waren ihnen die großen Italiener und die Meisterwerke ihres Landsmannes Bartolome Esteban Murillo, in welchem das Streben der gesammten spanischen Kunst seinen höchsten Gipfelpunkt erreicht zu haben scheint. Als Antonio Castillo einige Meisterwerke von Murillo sah und seine eigene Unfähigkeit, ihm gleichzukommen, starb er vor Kummer.

Cordova war eine Zeitlang berühmt oder berüchtigt in Spanien wegen seiner Anhänglichkeit an die Doctrinen des reinen Royalismus; es besaß Ueberfluß an jenen Menschen, welche sich in das famose Corps der königlichen Freiwilligen aufnehmen ließen; es sind dieß jene berüchtigten Realistas, welche ungestraft die größten Excesse verübten.

Beträchtliche Orte im Gebiete von Cordova sind: Bujalante mit etwa 9000 Einwohnern in einer gesegneten Gegend, die an Korn, Wein und Oel Ueberfluß hat; sodann Lucena, berühmt zur Zeit der Araber, jetzt Sitz einer ökonomischen Gesellschaft, mit 11,000 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweig außer der Landwirthschaft die Wollenweberei und Seifensiederei ist; in der Nähe liegen die Salzwerke von Zavales. Auch Baena, der Geburtsort des Malers Juan de Penalosa, unterhält eine Saline.

Von Cordova reiste ich nach Ecija, welches in einer Schlucht am Xenil, oberhalb seiner Einmündung in den Guadalquivir, liegt; ringsum erhebt sich ein Amphittheater von Hügeln. Der Mangel an Luftzug macht diese Stadt zu dem heißesten Ort in ganz Spanien; läßt die große Hitze nach und tritt Kühle ein, so herrschen böse Fieber. Für Dr. Bartolo und Consorten ist Ecija ein guter Platz.

Es ist ein ganz maurischer Ort dieses Ecija; die untern Volksclassen sind complete Orientalen; man glaubt im alten Maurenquartier von Algier oder in einem andern Platz Nordafrika's zu seyn. Ecija's Umfang ist beträchtlich, auch sieht man die Reste der alten Wälle und sonstigen Festungswerke; allein Handel und Industrie dieses vormals bedeutenden Ortes sind in Verfall gerathen. Die vielen Räuber, welche Ecija beständig liefert, haben es berühmt oder berüchtigt gemacht, berühmt bei denjenigen Spaniern, welche für geniale Räuber eine volksthümliche Duldung hegen. Erst jüngst trieb sich wieder eine furchtbare Bande in Südspanien herum, die sich die Kinder von Ecija nannte, weil die Hauptführer aus diesem Orte waren. Man sieht zu Ecija einige merkwürdige mit Gemälden und farbigen Ziegeln geschmückte Thürme, interessante Bauwerke im morgenländischen Geschmack, wie man sie in Persien und Arabien häufig wahrnimmt.

Nach einigen Querzügen machte ich einen Ausflug in das Gebiet von Jaen. Im Osten zieht sich die Sierra de Cazorla hin, im Süden drängen sich Vorberge der Sierra Nevada in das Land. Zwischen diesen Bergen, welche die Provinz Jaen von drei Seiten umziehen und sich selbst tief nach Osten herabsenken, breitet sich ein weites Thal aus, welches vom Guadalquivir durchschnitten wird, und theils fetten und guten Boden hat, theils aber auch mit einer sandigen Haide abwechselt, die mit Lavendel, Rosmarin und Oleander bedeckt ist.

Der Guadalquivir hat in dieser Provinz am Fuße der Sierra de Cazorla seinen Ursprung; er umströmt dieses für Mineralogen und Botaniker höchst interessante Gebirge, indem er sich von seiner Quelle nordwärts wendet, geht dann bis in die Gegend von Ubeda und nimmt hierauf eine westliche Richtung; bei St. Julian verläßt er die Landschaft Jaen, nachdem er den Guadalimar, Almandiel, Escobar, Jandula, Jandulilla, Torres, Guadalbullon und einige andere Nebenflüsse aufgenommen hat.

Die Ebene um Jaen ist trefflich angebaut, besonders die Huertas um diese sehr beträchtliche Provincialstadt. Der Gemüsebau ist bedeutend, und von Handelspflanzen werden Anis und Safran gezogen. Während auf der Ebene fühlbarer Holzmangel ist, gibt es in der benachbarten Sierra Morena Wälder, die noch keine Axt gesehen haben. Das Schwein, welches zum Theil mit Kastanien und Johannisbrod gemästet wird, gibt ein köstliches Fleisch, welches sich die Nachkommen der Schweine verabscheuenden Saracenen trefflich schmecken lassen. Die Sierras mit ihren Waldungen, insbesondere die Berge von Susuma, hegen manches Jagdthier, aber auch manchen Wolf. Besonders merkwürdig ist die Menge wilden Geflügels; zahllose Schaaren Rebhühner und Schnepfen flattern von den Sierras herab und verbreiten sich weithin in das schöne Land.

An einem sanften Bergabhang, von den grünen Wellen des Guadalbullon benetzt, liegt Jaen mit seinem alten Castell, seinen alten Wartthürmen. Die Bewohnerzahl soll sich auf 18,000 Seelen belaufen. Die reizendsten Huertas erstrecken sich auf beiden Seiten der Stadt, dem schönen Flusse entlang: sie spenden Wein, Korn, Oel und Südfrüchte die Fülle. In der Stadt selbst beschäftigt man sich mit Seidenweberei, Gerberei; auf fernen Pfaden begegnet man häufig Lederhändlern von Jaen, welche des Einkaufs wegen auf Reisen sind. Auch sieht man im Weichbilde von Jaen viele Oelmühlen.

Eine Meile weiter im Lande erblickt man auf einem Hügel das alte Städtlein Alcala la Real, welches häufig vorkommt in den Annalen der altspanischen Geschichte. Ueppige Epheuranken bedecken die berühmte Stadtmauer, zu welcher Ferdinand der Heilige den Grund gelegt hatte, damit auch sie ein Bollwerk sey gegen die Feinde Christi. Vormals befanden sich sieben Klöster in diesem Gott geweihten Städtlein. Die Bewohner befassen sich mit Wein- und Obstbau, viele auch mit der Schafzucht. In der Nachbarschaft sieht man über fünfzig Wartthürme, merkwürdige Denkmale aus den Zeiten der Maurenkriege.

Ungemein ergiebig sind die Olivengründe von Albanchez und Alcandete; die regsamen Bewohner dieser Orte bauen über 50,000 Arroben Oel. In einem Thal der Sierra liegt Cazorla, einst als Castala zur Zeit der Carthager und Römer ein ansehnlicher Ort. Die Landleute von Torrecampo bauen einen guten Wein und eine Menge Anis. Am Fuße der Sierra de Susuma liegt Martos mit sehenswerthen Schloßruinen.

(Schluß folgt.)

Verbot der Thierkämpfe in Belgien. Die Regierung hat sich veranlaßt gesehen eine frühere Polizeiverordnung des Provincialraths von Brabant wieder in Kraft zu setzen, durch welche öffentliche Kämpfe von Hunden, Hähnen und andern Thieren bei Geldstrafe verboten werden. (Voleur vom 5 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1843.

Drei Tage auf dem Ladoga-See.

(Nordische Biene, 16 u. 17 Julius.)

Einige freie Tage gestatteten mir einen kleinen Ausflug aus Petersburg zu machen, und ich beschloß den Ladoga-See zu besuchen. Vor zwei Jahren bildete sich die Gesellschaft der Schlüsselburger Dampfschifffahrt, zu dem Zweck, den Petersburgern eine angenehme Fahrt auf der Newa zu verschaffen, welche auf eine Strecke von 60 Wersten den Passagieren die Aussicht auf ihre bald grünen, bald sandigen Ufern eröffnet. In diesem Jahre kaufte eine neue Compagnie ein Dampfboot, das am 23 Junius anfing seine Rundfahrten auf dem Ladoga-See zu machen, wobei es sich bald an die russischen, bald an die finnischen Ufer hielt. Eine kurze Schilderung dieser dreitägigen Fahrt wird denen, die nur immer Vergnügen und Unterhaltung im Auslande suchen, beweisen, daß auch auf der kurzen nur 300 Werste langen Strecke bis Serdobol manches Interessante auf diesem See zu sehen ist.

Am 29 Junius um 9 Uhr Morgens fuhren wir auf dem Dampfboot Komet nach Schlüsselburg, wo wir wegen des starken Gegenwindes erst um 5 Uhr Abends ankamen. Zum Theil war an der langen Fahrt auch das wiederholte Anhalten schuld, während dessen Passagiere aufgenommen, oder an den hübsch gelegenen Datschen (Landhäusern) ausgesetzt wurden. Gewöhnlich macht das Dampfboot 10 Werste in der Stunde, auch wohl weniger. Zu Schlüsselburg blieben wir drei Stunden und besahen alles was immer möglich, zum Theil aber auch unnöthig war. Die Stadt ist klein, wächst und verbessert sich aber merklich, Interessantes findet sich jedoch sehr wenig darin. Sie ist längst russisch geworden und als Denkmal der schwedischen Herrschaft ist nur noch ein breiter Grabhügel übrig, innerhalb der Festungsmauern, in welchem die Gebeine derjenigen Soldaten ruhen, die bei Vertheidigung derselben im J. 1702 fielen. Hier ist auch, wie man sagt, der unglückliche Johann Antonowitsch *) begraben, die Ueberlieferung aber bestätigt das Gerücht nicht, sondern schweigt finster auf alle Fragen des neugierigen Fremden. Bei dem Spaziergang durch die ungepflasterten Straßen der Stadt sahen wir nur wenig hübsche Häuser; die Festung und die Granitschleußen am Eingang in den Ladogacanal, die im J. 1812 begonnen und im Jahre 1832 vollendet wurden, sind alles was in Schlüsselburg sehenswerth ist.

Um acht Uhr Abends bestiegen wir das Dampfboot Bileam, welches die Reisen auf dem Ladoga-See macht, und hier beginnt denn meine eigentliche Reisebeschreibung. In weiter, unabsehbarer Ferne breitete sich vor den Augen unser Nordmeer, unsere Newa, aus, welche in früheren Zeiten theils die Schiffe unserer ewigen Feinde, der störrischen Schweden, theils die Ladias der kecken Nowgoroder, die lockern Kähne der finnischen Fischer, und die reichen schweren Schiffe der Hansa befuhren, welche mit venetianischen Goldstoffen und Aramit (Sammet), den Erzeugnissen des fernen Südens, beladen waren, und in älterer Zeit, als es noch kein Rußland gab, schwammen hier die scharfkantigen Fahrzeuge der kriegerischen Normannen. Jetzt noch, wie damals zu den Zeiten Ruriks und Birgers, erheben sich bei etwas frischem Winde die Wellen in langen Reihen, rollen dem Fahrzeug entgegen, und legen sich dann wieder stets kalt und unverändert in ihr voriges Bette. Wir fuhren an einer Menge aus Olonez kommender Fahrzeuge vorüber, welche des widrigen Windes wegen schon in der vierten Woche liegen blieben, kamen an den Leuchtthürmen von Koschkin und Karitsch vorüber, und legten 130 Werst längs dem finnischen Ufer zurück, das wir bald aus den Augen verloren, bald an den öden und sandigen Buchten verfolgten. Traurig war der Blick auf das leere Dampfschiff, welches auf der Wasserwüste einsam dahinzog. Es befanden sich nur 12 Passagiere darauf, größtentheils Leute aus dem gemeinen Volk und dem Pöbel, die, wie sich von selbst versteht, nicht bloß zu ihrem Vergnügen die Reise machten. Der Eigenthümer des Dampfbootes soll dieß voraus gesehen, und fürs erste und selbst fürs zweite Jahr auf 20,000 R. Verlust gerechnet haben. Um so mehr Ehre macht ihm seine Uneigennützigkeit.

*) Der Sohn der Kaiserin Anna Iwanowna und des Prinzen Johann Ulrich.

Bei uns bekümmert man sich selten um die Zukunft, und selten beginnt Jemand eine Unternehmung, die ihm erst nach Verlauf einiger Zeit Gewinn abwerfen wird. Wir sind überzeugt, daß wenn erst das Publicum sich mit den Annehmlichkeiten einer Fahrt auf dem See mehr bekannt macht, so wird der jetzige Verlust sich ersetzen, und der Unternehmer einen noch größeren Gewinn machen; jetzt aber verbrennt er auf jeder Fahrt über 40 Klafter Holz, und nimmt von den Passagieren nicht mehr als hundert Rubel ein.

Ein starker Gegenwind wehte die ganze Nacht, und die Passagiere fingen an über Symptome von Seekrankheit zu klagen, als um sieben Uhr Morgens am Horizont die sandigen Ufer der Insel Konewez sich zeigten, auf der 5 Werste vom finnischen Ufer das Konewski-Kloster steht. Die Insel hat 7 Werste Länge, 5 in der Breite und 16 im Umfang. Ihren Namen hat sie von einem Fels, der 2 Werste vom Kloster liegt, und der Kon-Stein heißt, weil die heidnischen Finnenstämme ihn anbeteten, und ihm jährlich ein Pferd (Kon) zum Opfer brachten, um den heerdenbeschützenden Geist zu versöhnen, der sich diesen Fels zum Wohnsitz gewählt hatte. Der ehrwürdige Arsenius, dessen Gebeine in der Klosterkirche ruhen, kam nach dieser Insel, gründete hier das Kloster und vertrieb aus dem Felsen die Geister, welche nach der Sage in Form von Rauch aus demselben entwichen. Jetzt ist auf dem drei Klafter hohen Felsen eine Capelle erbaut, wohin die eifrigen Pilger wallfahrten. Außer der ziemlich reichen Klosterkirche findet sich eine halbe Werst davon auf einer Anhöhe eine Capelle mit einem wunderthätigen Kreuze. Die Ufer der Insel sind sandig und größtentheils mit vortrefflichem Fichtenholz bedeckt, das die Mönche zum Bauen benützen. Wir sahen Balken von 24 bis 28 Zoll im Durchmesser. Bei dem Kloster sind große Gärten und Höfe. Im Kloster befinden sich 80 Mönche außer einer großen Anzahl von Dienern und Arbeitsleuten, welche für die Klosterwirthschaft gemiethet wurden, namentlich für den Fischfang, welcher bedeutende Einkünfte gewährt. Den Vorstand des Konewski-Klosters fanden wir nicht auf der Insel; er war in Geschäften nach Wileam gegangen, deßhalb wurden wir von dem Pater Schatzmeister (Guardian) bewillkommt und bewirthet. Das Wasser bei der Insel, wo wir uns badeten, ist außerordentlich kalt, was zum Theil von unterirdischen Quellen, zum Theil davon herkommt, daß das Eis auf dem See sehr spät schmilzt; im Winter gefriert der See nur auf 20 Werste von den Ufern.

Um 11 Uhr Morgens fuhren wir von Konewez nach Wileam, das etwa 70 Werste entfernt ist. Wileam ist ein Kloster erster Classe, benannt zur Verklärung des Herrn und zu den Heiligen Sergius und Herman, deren Gebeine in der Kirche ruhen; es liegt auf einer großen, 30 Werste im Umfang haltenden Insel, die von mehreren kleinen umgeben ist, deren Zahl sich auf 28 beläuft. Die Ansichten dieser Inseln sind bewundernswerth. Fünf Werste weit führt das Dampfboot durch schmale und tiefe Buchten auf einer Spiegelfläche hin, fast an den grauen Granitfelsen des Ufers, auf deren Höhen riesenhafte Fichten sich wiegen. Das Dampfboot ist umgeben von Schaaren wilder Enten, die durchaus keine Furcht zeigen und in langer Kette an den schattigen Inseln und den seltsam gestalteten Buchten sich hinziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Schluß.)

Die chinesische Literatur hat durch die politischen Ereignisse des vorigen Jahrs plötzlich eine Wichtigkeit gewonnen, die sie niemals für Europa hatte, oder richtiger gesagt, die Ereignisse haben die Aufmerksamkeit geweckt und wenigstens für einen Augenblick die Gleichgültigkeit verdrängt, womit man sie bis jetzt ganz unverdienter Weise betrachtet hatte, denn welches Studium wäre mehr dazu gemacht einen gebildeten Geist zu interessiren, als das einer Literatur, die durchaus frei blieb von allen den Einflüssen, wodurch andere Völker nach und nach ihre Ideen modificirten; einer unermeßlichen Literatur, die alle Zweige des menschlichen Wissens umfaßt, und das Resultat der Erfahrungen eines alten, zahllosen und unermüdlichen Volks in sich begreift; einer Literatur endlich, welche für die eine Hälfte des Menschengeschlechts das ist, was sämmtliche andere Literaturen zusammen genommen für die zweite Hälfte sind. Man begreift nicht, daß man so lange das Studium der chinesischen Civilisation vernachlässigte, welche gleichsam das zweite Gesicht der Menschheit ist, und durch ihre Aehnlichkeit wie durch ihre Contraste uns lehren kann, was in den socialen und moralischen Erscheinungen unseres Lebens zufällig und was nothwendig ist. Den Jesuiten gelang es eine Zeitlang, die Augen der Denkenden auf China zu richten, als aber die Hoffnung das Reich zu bekehren ihnen entschlüpfte, fiel man in die alte Gleichgültigkeit zurück, und wie groß diese war, darüber geben die vermischten Schriften von Remusat Aufschluß, welche die französische Regierung so eben als den Nachlaß dieses Schriftstellers herausgeben ließ. Man ersieht aus denselben, welche Umschweife dieser gewandte Mann nehmen mußte, um die absurden Vorurtheile zu bekämpfen. Er sieht sich fast genöthigt zu beweisen, daß diejenigen, welche das größte Reich der Welt gegründet und in Flor gebracht haben, Menschen und keine Affen gewesen sind; er hat es namentlich darauf abgesehen, diejenigen Punkte nachzuweisen, in denen die Chinesen uns gleichen, und er wagt kaum die chinesische Literatur zu nennen, aus Furcht, das Gelächter der Unwissenden zu erregen. So arg ist es nun freilich nicht mehr, und Niemand mehr als Remusat selbst hat zu diesem Fortschritt der öffentlichen Meinung beigetragen; noch aber ist man immer weit entfernt, dem Gegenstand die Wichtigkeit beizulegen, die er mit der Zeit, und wahrscheinlich in nicht ferner Zeit haben wird, denn die Vermehrung der europäischen Comptoirs in China, die Eröffnung einer größern Zahl von Häfen und verschiedene leicht vorauszusehende Ereignisse werden bald selbst die trägsten Geister zwingen, sich für eine Nation zu interessiren, welche der Gegenstand so vieler religiösen, commerciellen und politischen Unternehmungen geworden ist.

Die Natur der chinesischen Schrift ist der Gegenstand eines Werkes von Pauthier, welcher sie mit der Hieroglyphenschrift der Aegyptier vergleicht. Es ist natürlich, daß zwei Schriftarten, die beide von dem Grundsatz der Nachahmung der äußern Gegenstände ausgingen, und beide auf ein gemischtes System von Symbolen und Tönen hinauskamen, einen ähnlichen Gang einschlugen, und bis auf einen gewissen Grad ein ähnliches Verfahren befolgten. Deguignes war von dieser Aehnlichkeit so betroffen, daß er sie nicht anders erklären zu können glaubte, als indem er die chinesische Schrift von den ägyptischen Hieroglyphen ableitete. Diese Ansicht ist nun freilich längst aufgegeben, und man kann sie nur als einen der Irrthümer betrachten, denen auch die gelehrtesten Leute im Anfang eines Studiums nicht immer entgehen. Die Entdeckungen Champollions setzen uns jetzt in den Stand, die Aehnlichkeiten und noch mehr die Verschiedenheiten zwischen beiden Systemen richtiger zu würdigen. Pauthiers Arbeit ist noch nicht vollendet, man sieht indeß bereits, daß der Verfasser einen verschiedenen Ursprung, aber eine analoge Entwicklung beider Schriftarten statuiren wird.

Die chinesische Lexikographie hat einen wahren Fortschritt gemacht durch das Wörterbuch der alten und neuen Namen der Städte und Bezirke China's von Biot. Wer sich je mit der Geschichte und Geographie dieses Landes beschäftigte, weiß, welch' große Schwierigkeit es hat, die Namen, welche die Localitäten in alter und neuer Zeit führten, zu identificiren. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, hat Biot aus dem Kwang-ju-ki, einer sehr geachteten chinesischen Geographie, die Namen unter denen die Städte und Bezirke vom ersten, zweiten und dritten Rang nach und nach bekannt wurden, ausgezogen, und diese Arbeit mit Hülfe einiger in neuerer Zeit in China herausgekommenen Werke vervollständigt, auch wo es immer möglich war die Länge und Breite der Städte ersten Ranges angegeben. Eine vortreffliche Karte China's, die Klaproth stechen ließ, welche aber nicht herausgegeben wurde, begleitet diesen Band, der ein unerlaßliches Supplement aller chinesischen Wörterbücher ist. Erst wenn die wichtigsten Theile der Sprache und Literatur China's der Gegenstand ähnlicher Monographien gewesen seyn werden, kann man hoffen, daß umfassende Wörterbücher zum Verständniß der Sprache, so wie wir sie für die classischen Sprachen des Alterthums besitzen, erscheinen werden.

Die an den chinesischen Küsten wohnenden Europäer, unter denen sich das Bedürfniß von Elementarbüchern natürlich am lebhaftesten fühlbar macht, haben im letzten Jahre mehrere Werke dieser Art herausgegeben. Hr. Gützlaff, preußischer Consul zu Fu-tschen-fu, hat unter dem Namen „Philo-sinensis," den ersten Theil einer chinesischen Grammatik herausgegeben. Es ist ein anspruchslos abgefaßtes Werk, das in möglichst geringem Raum die unerläßlichsten Regeln und Redensarten enthält. Das Material darin ist ganz neu, und aus der gewöhnlichen Umgangssprache gezogen. Hr. Gützlaff will einen zweiten Band erscheinen lassen, der die Syntax enthalten soll. Das Werk ist zu Batavia durch die Vermittlung Hrn. Medhursts gedruckt worden, der ein schwieriges und complicirtes Mittel anwandte, um den Mangel chinesischer Typen zu ersetzen. Man hat zuerst den englischen Text gesetzt, dann auf das Probeblatt die chinesischen Charaktere geschrieben und das Ganze endlich auf Stein übergetragen, um einen lithographirten Abzug zu erhalten. Diese Methode ist auch schon von Didot angewandt worden, um Champollions ägyptische Grammatik zu drucken; sie bietet aber selbst zu Paris große Schwierigkeiten dar, und so wird man sich nicht wundern, daß der Druck in Batavia nicht die wünschenswerthe Sauberkeit erhalten hat.

Hr. Medhurst hat sich desselben Verfahrens bedient, um sein chinesisch-englisches Wörterbuch herauszugeben. Sein Zweck war, den Engländern ein compacteres und namentlich gleichmäßiger ausgeführtes Wörterbuch, als das Morrison'sche ist, nach den Radicalen zu geben. Letzterer hatte sein Werk nach einem ungeheuren Plane entworfen, der mehr für eine Encyklopädie, als für ein Wörterbuch paßte, er wurde darum desselben auch bald müde und hat in den letzten Theilen seines Werkes nur eine magere Liste der Wörter geliefert. Hr. Medhurst nahm zum Rahmen seines Wörterbuchs die 42,000 Charaktere des Lexikons von Kang-hi, begnügte sich in den ersten Radicalen die Masse der von Morrison gegebenen Erklärungen zusammenzudrängen, und fügte in dem Maaße als letzterer magerer wurde, neue hinzu. Es ist zu hoffen, daß wir bald ein wenn auch nicht vollständiges, doch bequemes und für den gewöhnlichen Gebrauch ausreichendes Handbuch haben werden. Hr. Medhurst will auch ein englisch-chinesisches Lexikon in zwei Bänden folgen lassen.

Die chinesischen Dialekte waren der Gegenstand mehrerer merkwürdigen Werke. Hr. Wells Williams gab zu Macao eine Chrestomathie heraus, um das Studium des Chinesischen und namentlich des Cantoner Dialekts zu erleichtern. Hr. Dean ließ zu Bankok eine Reihe Lectionen im Titschen-Dialekt drucken, die methodisch geordnet und von einer englischen Uebersetzung begleitet sind; endlich ließ das anglo-chinesische Collegium zu Malacca unter dem Namen Lexilogus ein Elementarbuch im Cantoner- und Fo-Kien-Dialekt und in englischer Sprache drucken; es ist für die Zöglinge des Collegiums bestimmt. Diese Schulen, welche die Engländer rund um China überall, wo die Zahl der chinesischen Bevölkerung es gestattete, zu Pinang, Malacca, Batavia, Macao und Hong-Kong gegründet haben, verdienen die größte Beachtung. Man lehrt den jungen Chinesen zu gleicher Zeit die chinesische Schrift nach der Methode ihres Landes und die englische Sprache nach europäischen Methoden, und bildet so eine Classe von Menschen, die dazu bestimmt sind, als Vermittler beider Civilisationen zu dienen. Ein Zögling des Collegiums von Malacca, Namens Tin-schen, hat eine merkwürdige Probe seiner gewonnenen Bildung gegeben, indem er einen chinesischen Roman: „Reise des Kaisers Sching-te," ins Englische übersetzte. Das Buch gehört einem eigenthümlichen literarischen Genre an: es ist nicht Geschichte, denn die erzählten Vorfälle sind größtentheils erfunden; es ist auch kein Roman, denn der Grund und die Rahmen der Erzählung sind geschichtlich. Der Verfasser der „Reisen Sching-te's" hat die Unruhen, welche durch die

Intriguen der Eunuchen während seiner Jugend erregt wurden, zum Gegenstand seines Werkes genommen, und sein eigentlicher Zweck scheint gewesen zu seyn, die Macht und die Tugenden der Zauberer von der Secte Tao-sse, an welche die niedern Classen China's noch jetzt glauben, zu verherrlichen. Das Werk enthält, wie alle ähnlichen, einige Sittenzüge, welche den moralischen Zustand des chinesischen Reichs zeichnen, und dem Verfasser fast wider seinen Willen entschlüpften; man hätte aber wohl unter der überaus großen Zahl ähnlicher Werke leicht eine bessere Auswahl treffen können. In der Zeichnung der Charaktere ist nicht viel Feinheit, das Gewebe der Erzählung ist ziemlich grob, und die Wunder der Zauberer scheinen nur für Kinder erzählt, so daß man die historischen Romane China's nicht nach dieser Probe beurtheilen darf. Wir werden bald Gelegenheit haben, eine bessere Idee davon zu bekommen, indem gegenwärtig der älteste und berühmteste Roman dieser Art „die Geschichte der drei Reiche" übersetzt wird, dessen Gegenstand die Unruhen des chinesischen Reichs vom Aufstand der gelben Mützen im J. 170 unserer Zeitrechnung bis zur Thronbesteigung der Dynastie Tsin im J. 264 sind. Diese Geschichte wurde unter den Tsin selbst vom Tschintscheu im strengen Styl der kaiserlichen Annalen geschrieben. Als aber im 13ten Jahrhundert die Volksliteratur sich zu bilden begann, bemächtigte sich ein großer Schriftsteller Lo-kwang-tschong dieses Gegenstandes, führte ihn aus, flocht Episoden ein und machte daraus ein so mannichfaches und lebendiges Gemälde, daß noch jetzt ganz China das Buch mit Bewunderung liest. Man betrachtet es als ein Muster des Styls, lernt ganze Theile davon auswendig, und es ist dieß eines der Werke, das die Erzähler dem Volke auf den öffentlichen Plätzen recitiren, wie die arabischen Rawis zu Cairo und unter den Beduinenzelten die Abenteuer Antars erzählen. Bis jetzt besitzt man nur Bruchstücke dieses Buches; Hr. Davis hat zu Macao ein Capitel ins Englische übersetzt, und Hr. Julien eine lange, sehr dramatische Episode in den Anhang zur „chinesischen Waise" eingerückt. Gegenwärtig hat Hr. Pavie, dem man bereits eine Sammlung artiger chinesischer Erzählungen verdankt, die vollständige Uebersetzung der „Geschichte der drei Reiche" unternommen, so daß man bald über diesen bedeutenden Theil der chinesischen Literatur nach einem Werke wird urtheilen können, das im Lande selbst als ein Meisterstück von historischem Roman betrachtet wird.

Alexanders Grab.

In einer neulichen Versammlung der königlichen literarischen Gesellschaft in London (Litt. Gaz. vom 5 August) wurde die Mittheilung eines Hrn. J. L. Stoddart vorgelesen, der sich gegenwärtig in Cairo befindet. Diese bezieht sich auf die Wahrscheinlichkeit, das Grab Alexanders des Großen noch innerhalb der Mauern Alexandria's aufzufinden, indem die arabischen Einwohner der Stadt noch eine Tradition darüber bewahrt haben. Die Sache ist nicht so ganz unwahrscheinlich, da Alexanders Thaten im ganzen Orient berühmt sind, und die Araber seine Verehrung als Heros wohl gekannt zu haben scheinen, da sie ihn bekanntlich mit dem Beinamen „dsul karnain," der Doppelgehörnte, bezeichnen, was augenscheinlich auf den Ammonsdienst hinweist. Mitten unter den Schutthaufen, sagt der Berichterstatter, an der Ecke eines der vielen Gärten oder Palmwäldchen, welche einen großen Theil des Raums innerhalb der arabischen Mauer einnehmen, steht ganz einsam ein Bad, Hammam Hatieh genannt; es soll das älteste in der Stadt seyn. Nahe an demselben ist ein kleiner viereckiger Bau von rohen Steinen und innerhalb desselben eine eben so unscheinbare Capelle. In der dem Eingang gegenüberstehenden Mauer war eine Kiblah oder Nische, welche die Richtung nach Mekka bezeichnet. Links ist die Capelle durch ein grobes hölzernes Geländer von einer 9 bis 10 Fuß im Gevierte haltenden Grube getrennt. Sieben Stufen führen in die etwa fünf Fuß tiefe Grube hinab, wo ein gewöhnliches arabisches Grab von roher Bauart ist. Dieser Stelle, so unscheinbar sie jetzt auch ist, legen die Araber nach allgemeiner Tradition den Namen „das Grab Alexanders" bei, und sie wallfahrten dahin, um dem großen Sultan und Begründer der Stadt ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Cordova. Ecija. Jaen. Murcia.

(Schluß.)

Bei Esteban del Puerto schoß ich einige prächtige Rebhühner, die ich mir in einer guten Posada für mich und meinen treuen Jagdgefährten zubereiten ließ. Diese flatternden Gäste der Sierra Morena — in den Töpfen der Küche hatten sie freilich ausgeflattert — waren für uns köstliche Leckerbissen, deren Genuß durch einige Flaschen Valdepeñas bedeutend erhöht wurde.

In der Sierra Morena lebt vielleicht das gebildetste und feingesittetste Landvolk auf der Welt. Diese Leute sprechen ein ganz reines Castilisch, was bei der halbarabischen Bevölkerung von Andalusien sonst nicht der Fall ist.

Das Königreich Murcia ist ein kleines, aber in mancher Hinsicht interessantes Land. In Sitten und Trachten bewahren die Bewohner den Charakter der afrikanischen Araber, deren Abkömmlinge sie sind. Neuerungen im Anzuge werden in Murcia nicht geduldet und keine Frau kann ohne Mantilla erscheinen. Den eigentlich murcianischen Typus erkennt man an dem starken Körperbau der Leute, den mächtigen Waden, den runden, vollen, sonnverbrannten Gesichtern. Es ist eine Freude, die kräftigen Mäher und Schnitter von Murcia zu sehen mit ihren fast schwarzen Beinen, mit der gebräunten Brust; diese thätigen Leute vollbringen mit seltener, in Südspanien ganz besonders auffallender Beharrlichkeit die schwersten Feldarbeiten; erst am späten Abend rasten sie, von der Sonnengluth fast geröstet. Auch das weibliche Geschlecht von Murcia zeichnet sich durch seinen vollen Wuchs aus, und man sieht auf den Feldern und in den Flecken viele schöne Muster. Die rüstigen, wehrhaften Landleute von Murcia winden um die geschorenen Häupter bunte Tücher, offenbar ein Ueberbleibsel des Turbans und des mohammedanischen Kahlkopfes.

Eine singende Maus. Die englischen Blätter, das Morning Chronicle voran, erzählen ganz ernsthaft die Geschichte einer Maus, welche mit erstaunlicher Geschicklichkeit Töne hervorbringt (warbling notes) ähnlich denen einer Lerche; auch andere Vögelstimmen soll sie nachahmen. Sie wurde vor kurzem erst gefangen und ist sehr zahm geworden. Die Besitzer der singenden Maus sind mit Namen genannt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 August 1843.

Literarische Neuigkeiten.

Paris, 4 August.

Die Sammlungen im Louvre sind endlich wieder offen; es ist eine sehr schlechte Einrichtung, daß während der jährlichen Gemäldeausstellung nicht nur die alten Gemälde, welche durch die neuen überhängt sind, sondern auch die Antiken und andere Sammlungen, die auf keine Art von der Ausstellung berührt werden, geschlossen sind. Es fehlt an Aufsehern, und dafür sollte gesorgt werden, denn auch gegenwärtig ist die Hälfte der Sammlungen beständig geschlossen, namentlich die der großen ägyptischen Monumente im Erdgeschoß und die der neueren Bildhauerei. Aber die neueren Bildwerke und die ägyptischen Alterthümer sollten immer offen stehen. In dem ägyptischen Museum, das offen ist, stehen nur die kleinern Monumente, die Papyrus, Mumien, Hausgeräthe u. s. w. In einem der Säle, welche dazu führen, steht eine neue chinesische Bildsäule; sie stellt einen sitzenden Kaiser vor, ist ganz vergoldet und hat nichts Fratzenhaftes; das Eigene dabei ist, daß der Bart aus wirklichen Haaren besteht. Neben ihr stehen zwei kleine chinesische Figuren, welche Schauspieler in ihren phantastischen Trachten darstellen, wie man sie auf Holzschnitten und Tassen oft zu sehen bekommt; sie sind sehr barbarisch. Man sagt, daß unter dem Dach des Louvre eine große Menge von Antiken stehe, welche nicht aufgestellt wurden, weil der König vor allem verlangt, daß das Louvre ausgebaut werde. Das Ministerium hat sich schon mehreremal angeboten, den Ausbau durch die Kammer decretiren zu lassen, aber unter der Bedingung, daß der Bau von den Architekten des Staats geführt und die Rechnungen der Rechenkammer vorgelegt werden. Es scheint, die Civilliste will nichts davon hören, sondern selbst bauen und keine Rechenschaft ablegen. Es wäre zu wünschen, daß dieß geschehen könnte, denn der König baut schöner und zweckmäßiger als der Staat, aber es scheint, daß man den gefährlichen Vorgang nicht zulassen kann.

Es ist so eben ein kleiner Band unter dem Titel: voyage dans l'Inde par Theroulde erschienen. Der Verfasser ist ein Orientalist, er ging im Jahre 1838 nach Indien, um seine Studien in Benares fortzusetzen, und brachte drei Jahre im Gangesthal, meistens in Benares und Agra zu, bereiste Kaschmir und kehrte über Calcutta zurück. Man ist ganz überrascht zu sehen, daß eine so lange und so ernsthafte Reise nur einen so kleinen Band hervorgebracht habe, und der Contrast mit den vielschreibenden Reisenden unsrer Zeit ist groß. Theroulde schreibt sehr einfach, macht keine Redensarten, wiederholt nicht was tausendmal gesagt ist, und was er sagt, ist wahr und gut; aber die Furcht vor Wiederholungen und vor oberflächlichem Geschreibe führt ihn zu weit und macht ihn viel zu mißtrauisch. Etwa die Hälfte des Bandes ist über Kaschmir; man hätte mehr Details über die gelehrten Schulen der Hindus erwartet, da er ausdrücklich reiste sie zu besuchen; er ist sehr unzufrieden mit ihnen und klagt über die allgemeine Unwissenheit der Braminen. Das Buch hat viel von der Einsylbigkeit und Simplicität der alten Reisenden, was es anziehend macht, wenn man von dem Lesen neuerer Touristen ermüdet ist: man kann nicht anders als jedes Wort glauben, das der Reisende spricht. Er reist bloß mit seinen eigenen Hülfsmitteln und kommt oft darauf zurück, daß diese nicht hinreichend gewesen seyen, weil sie ihm nicht erlaubten einen großen Aufwand zu machen, der Respect eingeflößt hätte, so daß er, sobald er das Territorium der Compagnie verlassen hatte, den Tracasserien der untergeordneten Behörden ausgesetzt war.

Es wird nächstens ein interessantes Buch erscheinen, in welchem Cyprien Robert die Artikel, die er „über græco-slawische Völker" in der Revue des deux mondes herausgegeben hat, zusammenstellt und verarbeitet. Der Verfasser ist ein sonderbarer Mensch: er hat einiges Vermögen, womit er hier sehr genügsam lebt; hat er einiges Geld beisammen, so macht er eine Reise damit in die Donaustaaten, wo er in Serbien, Montenegro, der Bulgarei und Wallachei sehr zu Hause ist. Er spricht die Dialekte dieser Länder, lebt bald mit den Hirten auf den Gebirgen, bald mit den Mönchen in den Klöstern, bald mit dem Adel in seinen Konaks, ist enthusiastisch für diese Racen eingenommen und kennt sie besser als wohl irgend ein Europäer. Das Buch ist gerade gegenwärtig von großem Interesse, aber der Buchhandel hier ist so tief herab, daß der

Verfasser lange keinen Verleger finden konnte, jetzt soll es aber doch erscheinen, und wird wahrscheinlich in Deutschland ein größeres Publicum finden als hier, wo die lesende Welt so gleichgültig gegen alles ist, was französische Interessen nicht direct berührt.

Die Fourieristen haben ihr bisheriges Journal, la Phalange, in ein tägliches politisches Blatt, la démocratie pacifique, verwandelt. Der Titel ist überaus ungeschickt, denn die hiesigen Demokraten sind nichts weniger als friedliebend, und die Friedliebenden nichts weniger als demokratisch. Ich wünsche sehr, daß das Blatt sich erhalte, denn die Fourieristen haben in der Phalange mehr eigene Ideen und mehr Unabhängigkeit gezeigt, als alle anderen Journale zusammen. Ihr Journal ist nicht der Ausdruck einer Partei und dieß ist ein großer Vortheil, denn alle andern scheitern daran, daß sie an Händen und Füßen gebunden sind, einer Partei schmeicheln, ihre Vorurtheile ausbeuten und ihrem Haß dienen müssen. Dieß erleichtert freilich ihre Aufgabe sehr, aber die Folge ist, daß sie sich mit ewigen Widerholungen begnügen. Man findet daher selten Artikel, die mit Sachkenntniß geschrieben sind, und sich mit etwas anderem beschäftigen, als den täglichen Neuigkeiten u. s. w., die sie von ihrem gegebenen Standpunkt aus aburtheilen, meistens ohne das mindeste Studium des Gegenstandes. Ueber fremde Länder sind sie kläglich unwissend, sie sind gar nicht mehr auf fremde Journale abonnirt, sondern auf eine Fabrik von Auszügen, welche täglich lithographirt und an alle Journale verschickt werden, und die schlecht genug gemacht und noch schlechter übersetzt sind. Ich weiß nicht, ob das neue Journal darin besser werden wird, als die alten, doch hat es das voraus, daß es einen weniger abgeschlossenen französischen Geist hat. In innern Angelegenheiten ist es nicht durch persönliche und Partei-Rücksichten gebunden, seine Redacteure haben keine Aussicht Minister zu werden, und sein Gesichtspunkt ist freier; dafür hat es freilich ein System von socialer Reform und zwar einer Reform, die keine Aussicht hat eingeführt zu werden, und vor der die meisten Leser zurückschrecken, aber als Maaßstab an die täglichen Ereignisse gelegt, hat dieses einen unstreitigen Werth. Eine andere Zeitschrift, welche an Werth und Einsicht zunimmt, ist die Revue indépendante. Sie wird von Leroux, Lamennais und Mad. Sand geführt, aber die Länge und Langeweile der philosophischen Aufsätze von Leroux war den Lesern zu viel, und Leroux trat es gegen Ende des letzten Jahres einer neuen Redaction ab; Mad. Sand fährt fort daran zu schreiben, denn es ist nun einmal nothwendig, daß in jedem französischen Journal, sey es täglich oder monatlich, Romane stehen. Die politische Tendenz des Journals ist im Ganzen die der äußersten Linken, aber sie blickt wenig durch, und die ernsthaften Aufsätze, welche es enthält, sind oft von großem Werth. Es ist eine ehrlich redigirte Zeitschrift, in der persönliche Leidenschaft wenig Zugang hat, was ein größeres Lob ist als die Denker wissen, welche das Innere französischer Journale nicht kennen.

Drei Tage auf dem Ladoga-See.

(Fortsetzung.)

Diese Inseln sind größtentheils unbewohnt, bestehen alle aus Granit und sind mit ungeheuren Fichten bewachsen, deren Wurzeln von der Höhe des schroffen Felsens herab die Felsenmasse durchbrechen, sich schlangengleich in die breiten Spalten hineinzwängen bis zur Oberfläche des Wassers, aus dem sie die kalte Feuchtigkeit ziehen, die ihr Leben und ihren Wuchs erhält. Manchmal erscheint auf denselben im öden Waldesdickicht ein Kreuz, das die fromme Hand eines Mönchs auf dem Felsen aufpflanzte, bald die einsame Celle eines Einsiedlers. Auf den Inseln gibt es Füchse und Hasen in Menge. Die Tiefe des Sees beträgt noch hart an den Ufern gegen zehn Klafter. Das Kloster ist auf einem hohen Granitberg erbaut, und die Aussicht von der Terrasse herab auf die Inseln und den See entzückend. Ich bin überzeugt, daß es wenige Lagen gibt, welche sich an Schönheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit der Aussichten mit Bileam messen können. Das Kloster ist schon im hohen Alterthum gegründet worden, ja einige meinen, es sey älter als das Kiew'sche, obgleich weder über seinen Namen noch über seine Gründung sichere historische Gründe vorliegen.*) Es wurde mehrmals von den Schweden zerstört, aber jedesmal wieder aufgebaut. In seinem jetzigen Zustande befindet es sich seit dem Jahre 1785, wo der Metropolit Gabriel den Mönch Nasarius berief und ihn als Vorsteher des Klosters einsetzte. Mehrere historisch bekannte Personen haben sich zu verschiedenen Zeiten hieher zurückgezogen. Im Kloster finden sich nicht weniger als sechs Kirchen. Von dem hohen Glockenthurm aus, auf den 121 Stufen hinaufführen, hat man eine schöne Aussicht über den See, die Inseln und das finnische Ufer. Das Kloster ist von zwei Mauern umgeben, und hat die Form eines nicht ganz regelmäßigen Parallelogramms. In dem Klosterschatze sind unter vielen reichen Meßgewändern auch zehn von Goldstoff merkwürdig, welche Kaiser Alexander schenkte, und sieben andere gleichfalls von reichem Stoff, die in Arsamas mit Gold und Perlen ausgenäht wurden, und auf denen Ereignisse aus der Bibel abgebildet sind. In der Klosterbibliothek finden sich viele seltene Bücher, alte Ansichten und Plane des Klosters in seinem ursprünglichen Zustande mit den hölzernen Gebäuden, wie es bis zur Regierung der Kaiserin Elisabeth war. Neben dem Kloster ist ein ungeheures Gebäude für die Pilger, welche darin von dem Klostervorstand mit seltener Gutherzigkeit aufgenommen werden. Jedem Besuchenden wird eine reine, ruhige Celle angewiesen und täglich eine Stelle am Klostertisch, wo neben gesunder und genügender Nahrung den Pilgern das Wort Gottes vorgelesen wird. Der Zusammenfluß

*) An eine Gründung vor Kiew ist wohl nicht zu denken, denn von dort aus erst verbreitete sich seit dem zehnten Jahrhundert die russisch-griechische Kirche nach dem Norden. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Gründung dieses so wie mehrerer anderer russischen Klöster in diesem Landstrich nur in die Mongolenzeit hinaufreicht, wo die im Süden verdrängten, zum Theil verfolgten Mönche sich nach dem Norden wandten und die finnischen Heiden bekehrten. A. d. U.

von Pilgern ist manchmal ungeheuer. Am 28 Junius, am Tage wo die Gebeine der Heiligen Sergius und Herman umhergetragen werden, fanden sich 4280 Menschen beim Gottesdienst ein, darunter 890 Arme, größtentheils Finnen aus den benachbarten Dörfer. Drei Tage lang bewirthete die Klosterbrüderschaft alle ihre Besucher und vertheilte noch überdieß 900 Pud Brod an die Armen für den Weg. Der jetzige Igumen, Pater Damascenus, verbindet mit unverstellter Demuth, Güte und Frömmigkeit natürlichen Verstand und Bildung. Er beschäftigt sich viel mit Sammlung historischer Nachrichten, die auf sein Kloster Bezug haben, und nimmt Besuchende mit väterlicher Herzlichkeit auf. Von den Personen seiner Umgebung hatten wir unter anderen Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit dem Pater Schatzmeister zu machen, einem wohlwollenden hübschen Mann, und dem Priestermönche Gabriel, welcher den Auftrag hatte uns die Merkwürdigkeiten des Klosters zu zeigen, und der sich auch dieses nicht ganz leichten Auftrags mit Eifer und Gewandtheit entledigte. Die Mönchsbrüderschaft in Wileam besteht aus 150 Köpfen und eben so stark ist die Anzahl der Diener und Arbeiter. Die Wirthschaftsverwaltung und die Güter des Klosters sind sehr groß und es herrscht darin eine bewundernswerthe Ordnung und Reinlichkeit. Am Bergabhang ist vermittelst hinaufgetragener Erde ein kleiner Garten in Terrassen angelegt mit Treibhäusern und Fruchtbäumen. Pater Paisi, silbergrau wie der Mond, beaufsichtigt den schönen Blumengarten, der auf einem Boden emporblüht, den man von dem finnischen Ufer aus auf die unfruchtbaren Felsen der Insel hinaufschaffen mußte. Im Klosterhof findet sich ein kleines Denkmal in Gestalt einer marmornen, vierseitigen Pyramide auf einem Piedestal von serdobol'schem Granit zum Andenken an einen Besuch Kaiser Alexanders, der auf dem Wege nach Serdobol drei Tage hier zubrachte, mit den Mönchen betete und ihren Tisch theilte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Beke's Reisen im südwestlichen Abyssinien.

Abyssinien, das vor wenigen Jahren eines der wenigst bekannten Länder der Welt war, wird in kurzem eines der bekanntesten seyn, wenn die deutschen, englischen und französischen Reisenden, Missionäre und Emissäre dort fortfahren darüber zu schreiben wie gegenwärtig. Der deutsche Missionär Krapf hat so eben den Druck seiner Reisen in Abyssinien in London vollendet, das Buch wird von der Missionsgesellschaft der anglikanischen Kirche herausgegeben. Der Verfasser ist wieder nach Abyssinien zurück, von wo er über Tadschurra nach Schoa geht, während Isenberg und Mühleisen über Massowa und Gondar eben dahin gehen. Capitän Harris, der von Aden aus nach Schoa geschickt worden war und jetzt in Bombay zurück ist, hat ausführliche Tagebücher und eine Menge Zeichnungen mitgebracht, welche er sobald als möglich erscheinen lassen will. Endlich wird, wie man sagt, eine Sammlung der Briefe von Dr. Beke erscheinen, der halb als Arzt, halb als Geograph das Innere von Afrika bereist und sich zwei Jahre in Südabyssinien aufgehalten hat. Was bisher von seinen Briefen in verschiedenen Journalen erschienen ist, gibt einen sehr guten Begriff von ihm als Reisenden, er ist genau, inquisitiv und reich an Thatsachen. Ein neu erscheinendes Journal, the Friend of the African, gibt in seiner zweiten Nummer, die vor einigen Tagen erschienen ist, Auszüge aus neuen Briefen von Beke, welche Nachrichten von dem äußersten Süden von Abyssinien enthalten, wo der blaue Nil (Abai oder Bahr al Azrek) das Land gegen Westen und Süden begränzt. Er kam von Ankober in Schoa und bereiste zuerst Godscham, eine Provinz von Gondar. Sie besteht großentheils aus weiten Ebenen mit Gras bedeckt, aber mit wenig Wald, Cultur und Bevölkerung. Hierauf kam er in die Provinz Damot, welche wegen ihrer Wälder berühmt und weit dichter bevölkert ist. Die parkähnlichen Weiden mit Waldgruppen und Vieh geben eher den Eindruck einer englischen als einer afrikanischen Landschaft. Der Landbau wird mit großer Sorgfalt betrieben, überall sieht man künstliche Bewässerungscanäle und reichliche doppelte Ernten im Jahre. Sie leidet jedoch nicht nur, wie alle abyssinischen Provinzen, unter innern Kriegen, sondern ist den Einfällen der wilden Galla ausgesetzt, welche das gegenüberliegende Ufer des Nils bewohnen. Die Städte sind von verschiedener Größe, aber jede enthält ein Kloster und eine oder mehrere Kirchen, mit denen überhaupt die ganze Provinz reichlich versehen ist. Jenseits Damot gegen Nordwesten liegt die Provinz Agamidder, die ebenfalls gut bebaut und überaus fruchtbar ist. In ihr traf Beke auf eine der sonderbaren Gemeinschaften von Webern aus dem Stamm der Falascha, welche nie einem Fremden erlauben unter ihnen zu wohnen. Sollte ein Fremder ihr Haus betreten, so müssen sie es sogleich verlassen, sollte er ihr Kleid berühren, so muß er es waschen und selbst in fließendem Wasser baden, ehe er sich wieder in der Gemeinde zeigen darf. Ihre Priester leben eben so von ihren Gemeinden abgeschlossen, als diese von den übrigen Menschen, sie dürfen nichts essen, das ein Laie bereitet hat, müssen ihr Getreide selbst mahlen, ihr Brod selbst backen und sich in allem selbst bedienen; sie leben unverheurathet in abgesonderten Wohnungen, welche niemand betreten darf. Sie selbst geben sich für Nachkommen der Juden aus; ihre gewöhnliche Beschäftigung ist das Weben, doch gibt es einige Schmiede unter ihnen, und die Weiber verfertigen Töpferwaaren.

Der Anblick eines weißen Mannes in diesen entfernten Provinzen, welche kein Europäer je betreten hatte, erregte Erstaunen und Schrecken, bewaffnete Männer entflohen eiligst und verbargen sich in den Wäldern, und alles Geschäft wurde unterbrochen, um von weitem und schüchtern den fremden Besucher zu betrachten. Die Sklaven bestehen aus Schangalla-Negern, sie gehen nackt, mit Ausnahme eines Gürtels von Elephantenhaut, in dem ihr Messer steckt, und einem Streifen von Rinde, der zwischen ihren Beinen durchgeht. Die Freien sind in allem, in Kleidung, Sitten und Religion den Abyssiniern ähnlich, doch halten sie es für keine Sünde Sklaven zu verkaufen, was ein abyssinischer Christ nie thut, obgleich er sich kein Gewissen daraus macht, welche zu kaufen. Beke vermuthet, daß die Falascha zu den ursprünglichen Bewohnern von Abyssinien gehören, welche von der neuern Bevölkerung, die von dem arabischen Ufer des rothen Meeres kam, vertrieben worden sey.

Der interessanteste Theil der Berichte von Beke ist sein Besuch der östlichen Quellen des Nil auf dem Gebirge Gisch, dieselben, welche Bruce besucht hatte. Als er an Ort und Stelle angekommen war, wurde er an der Kirche des heiligen Michael vorbei an einen sumpfigen

Platz geführt, der mit Rohr überwachsen und mit niedrigen Bäumen und Gesträuch umgeben war. Man zeigte ihm in der Mitte des Sumpfes die heilige Quelle; sie war beim ersten Anblick kaum von dem Sumpf zu unterscheiden, aber bei genauerer Einsicht fand er eine kleine Lache von Wasser von etwa einem Fuß Durchmesser. Er konnte das Wasser mit der Hand erreichen, wenn er auf einen kleinen Aufwurf von Erde, der es umgibt, niederkniete. Man zeigte ihm den Lauf des Flusses um den Hügel herum, auf dem die Kirche steht, aber man sah auf eine beträchtliche Entfernung hin kein Wasser auf der Oberfläche, sondern nur die Linie von Sumpf, welche den Abzug bezeichnet. Etwa 15 Fuß vor der Hauptquelle ist eine zweite ähnliche, von der ersten durch eine Stelle trockener Erde getrennt. Er fragte umsonst nach einer dritten Quelle, aber in einem solchen Boden ist das Erscheinen und Verschwinden einer Quelle nichts Ueberraschendes. Seine Führer läugneten, daß die Christen hier Ceremonien vollbringen, aber am Ende gaben sie zu, daß im November, wenn die Erde hinlänglich trocken ist, ein Ochse von einem benachbarten Häuptling geschlachtet, das Blut in die Quelle gelassen und das Fleisch auf der Stelle verzehrt wird. Auch werden im Anfang Septembers (dem abyssinischen Neujahr) Kranke hieher gebracht, auf Holzblöcke um das Wasser herum gelegt und so einige Tage gelassen, was sie heilen soll. Die Höhe der Stelle ist etwa 5000 Fuß über der Meeresfläche. Von der Quelle aus besuchte Beke die Höhle, welche durch die Beschreibung von Bruce berühmt geworden ist; sie ist von einem großen Rohrgebüsch umgeben, welches kaum zu durchdringen ist und ihre verschiedenen Eingänge verbirgt. Der Eingang, den er fand, war so niedrig, daß er sich tief bücken und fast kriechen mußte, aber die Decke erhebt sich bald auf 10 bis 12 Fuß und die Höhe schien etwa 60 Fuß tief. Der Führer versicherte, daß sie bis zum Gebirge Alabal gehe, wo sie einen Ausgang habe und wohin Leute mit Fackeln durchgehen, aber ähnliches sagt man von allen Höhlen in der Welt. In der Regenzeit ist die Höhle mit Wasser gefüllt.

Nach den Osterfeiertagen, welche sehr in Ehren gehalten werden, ging Beke gegen Süden bis zu der großen Handelsstadt Dejubi, nicht weit von der südlichen Wendung des Abai, um mit den Kaufleuten zu reden, welche hier auf ihren Reisen ins Innere von Afrika über den Fluß setzen. Die Stadt liegt an der großen östlichen Karawanenstraße von Gondar und Massowa ins Innere des Landes der Galla, und hier trifft auch die Straße von Tadschurra am südlichen Ufer des rothen Meeres mit ihr zusammen. Aber der Handel wird hauptsächlich in Baso, in einer kleinen Entfernung von Dejubi, geführt. Beke fand bei den Kaufleuten vielen Verdacht gegen seine Absichten, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, daß die englische Gesandtschaft in Schoa die Abschaffung des Sklavenhandels beabsichtige; doch gelang es ihm viele Nachrichten einzuziehen. Enarea, Kaffa, Dschindschiro und andere uns gänzlich unbekannte Länder liefern Sklaven, Elfenbein, Kaffee und einiges Gold, welche hauptsächlich mit Steinsalz aus Tigre und aus dem Salzsee von Assal in der Nähe von Tadschurra bezahlt werden. Das Elfenbein kommt aus Enarea, und die Gallastämme an den Ufern des Flusses liefern Zeuge, Eisen und Vieh. Die Sklaven kommen überall her, und zum Theil aus Ländern, in welche selbst die mohammedanischen Sklavenhändler nie vordringen; einige derselben gehen bis Enarea, wenige bis Kaffa, aber weiter südlich und westlich ist der Handel in den Händen der Eingebornenen, und man behauptet, daß Salz von der Westküste von Afrika bis Kaffa gebracht werde. Viele der Sklaven sind Christen, einige Mohammedaner, die meisten aber heidnische Galla, und ihre Farbe ist sonderbarerweise im allgemeinen weißer als die der Abyssinier; einige sind nicht dunkler als Spanier. Die Zahl der Sklaven, welche hier durchkommen, schlägt Beke auf wenigstens 5000 an, glaubt aber, daß sie viel zahlreicher seyen.

Der Zustand des Landes ist überaus elend. Auf den Markt in Gurra kommen bloß Frauen, da die Erscheinung von Männern sogleich zu Krieg führen würde. Den Sonntag nach seiner Ankunft in Dejubi wurde die wöchentliche Karawane von einer Partie Galla, welche den Fluß passirt hatten, angegriffen und geplündert. Man sagte ihm, daß dreizehn Personen ermordet worden seyen, aber er sah nur die Reste eines Kaufmannes, dessen Fleisch von den Hyänen und Geyern größtentheils verzehrt worden war. Mit der nächsten Karawane wurde ein starkes Detaschement abyssinischer Truppen bis an den Fluß geschickt. Diese beständigen Räubereien machen es einem einzelnen Reisenden so gut als unmöglich in die Gegend einzudringen, während die mohammedanischen Kaufleute dem christlichen Reisenden nicht erlauben wollten, sie zu begleiten, weil sie fürchteten, daß seine Gegenwart sie neuen Gefahren aussetzen würde. Ein Engländer, Namens Ball, und der belgische Generalconsul in Aegypten, Blondin, hatten alles versucht Enarea zu erreichen, aber umsonst. Die abyssinischen Gouverneure thun zwar etwas die Räuber im Zaume zu halten, aber jenseits des Flusses besitzen sie wenig Einfluß.

Beke fand einige merkwürdige portugiesische Ruinen. In Martola Mariam, einer Stadt und Kloster auf einem Felsen am Abai, steht auf dem Kirchhof noch ein portugiesisches Gebäude; die Mauern sind ganz, bilden ein lateinisches Kreuz, sind aus unbehauenen Steinen und Mörtel gebaut und zum Theil mit behauenen Steinen bekleidet. Das Innere ist mit Sculptur verziert, die vortrefflich ist und so frisch wie neu. Die Eingebornen behaupten, daß das Dach aus Gold und Silber bestanden und daher von den Mohammedanern abgenommen worden sey, aber wahrscheinlich ist das Gebäude nie vollendet worden, wie man aus den unausgefüllten Lücken in der Mauer sieht, wo die Balken des Gerüstes eingehenkt waren. Vor einigen Jahren wurde ein Theil des Gebäudes niedergerissen, um Materialien für eine neue Kirche zu liefern, denn obgleich die besten Bausteine in der Umgegend zu haben sind, so wissen die Einwohner sie nicht zu behauen. Das Ganze scheint das Werk portugiesischer Missionen oder Soldaten zu seyn, welche hier in Menge ansässig waren, und von denen noch jetzt ein Theil der Bevölkerung seine Abkunft herleitet. Aehnliche Gebäude sollen an einigen Stellen auf dem westlichen Ufer des Nil existiren. Am südöstlichen Ende des Sees von Dembea sieht man ein anderes Werk dieser einst großen Nation, nämlich eine Brücke über den Abai. Sie besteht aus neun Bogen, deren mittlerer 60 Fuß Spannung hatte, aber jetzt zerstört ist; er wurde von Ras Fasil, dem Gouverneur der Provinz zur Zeit von Bruce, gesprengt. Sie besteht aus rohen Steinen mit Mörtel und die Bogen aus großen flachen Backsteinen; sie ist 12 Fuß breit und ohne Balustrade. Der mittlere Bogen allein ging über den Fluß, die andern dienen als Auffahrt von den steilen Ufern. Die Brücke könnte leicht wieder hergestellt werden, aber die elende Politik des Landes erlaubt es nicht, und die Kaufleute müssen daher vermittelst ausgespannter Stricke passiren.

Belgische Spitzen. Der Werth der jährlich in Belgien fabricirten Spitzen beträgt nicht weniger als 12 Mill. Fr. (Brüss. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1843.

Englands Reichthum in der Klemme.

Es ist ein altes aber wahres Wort, daß der Reichthum seine Noth hat, wie die Armuth; dieß gilt von Nationen wie von Individuen, und England fühlt dieß jetzt in vollem Maaße. Wäre die Staatseinrichtung von England der Art, daß der dem Lande zuströmende Reichthum sich gleichmäßig vertheilte, so würde der Staat nicht daran erkranken, aber der natürlichen Tendenz des Geldes sich in einzelnen Händen anzusammeln, hat man zu sehr von allen Seiten Vorschub gethan, und muß jetzt die Folgen tragen. Seit 30 bis 40 Jahren ist der Reichthum Englands unmäßig gestiegen, aber die aufgehäuften Capitalien verlangen ihre Anwendung und daran fehlt es mit jedem Jahre mehr. Wo eine Unternehmung sich aufthut, die einen sichern Gewinn von nur 4 bis 5 Procent verspricht, da strömen die Capitalien dermaßen in Fülle hin, daß die Concurrenten sich überstürzen und der Gewinn sich bald auf ein Minimum reducirt. So war es in den Manufacturen, so war es im Eisenbetrieb, so in allen Zweigen der Industrie, und hierin liegt der hauptsächlichste Grund, weßhalb die Continentalstaaten, wo keine solche Fülle von Capitalien ist, durch Schutzmaßregeln ihre Industrie sichern müssen, wenn sie nicht allen Schwankungen des englischen Geldmarktes und der englischen Industrie anheimfallen wollen. Mit allgemeinen Phrasen von freiem naturwüchsigem Handel, und wie die Absurditäten alle heißen, reicht man unter solchen Umständen nicht aus, da man nach derlei Theorien den national-ökonomischen Zustand so wenig construiren kann, als den Staat nach den Theorien des Contrat social und der platonischen Republik. Durch die unglaubliche Ueberproduction in Eisen und Manufacturwaaren aller Art treten die periodischen Stockungen des Absatzes ein, da die Märkte überführt werden, und diese Stockungen wirken wie eine wahre Pest auf Hunderttausende der Bevölkerung.

Wie die Capitalienfülle auf alle möglichen Verhältnisse in England einwirkt, davon wollen wir ein Beispiel geben, das durch neuere Ereignisse ein besonderes Interesse gewinnt, so unbedeutend sonst der Umfang der Capitalien ist, die auf den Gegenstand verwendet werden. In Wales, wo das erbitterte Landvolk jetzt die Schlagbäume und Wegzollhäuser niederreißt, herrscht auf Seiten der großen Grundbesitzer, denen die Wegzölle zustehen — wofür sie denn auch die Wege unterhalten sollen, was sie nicht thun — das System vor, diese Zölle zu verpachten. Stets meldeten sich zu solchen Pachtungen eine Menge Leute und steigerten sich so hinein, daß der Ertrag unmöglich ihre Auslage decken konnte; statt nun mit Verlust abzuziehen, wandten sich die Pächter an die Gutsherrn und brachten es dahin, daß noch mehr Schlagbäume, namentlich auf den Nebenwegen errichtet wurden, um den Zollpächtern zu ihrem Gelde zu helfen. Aber der Krug ging so lang zum Wasser, bis er brach. Die Bauern, welche ihre Erzeugnisse nicht mehr ohne sehr bedeutende Abgaben zu Markte bringen konnten, sanken in immer tiefere Armuth, und beschlossen endlich Gewalt zu brauchen und die Schlagbäume zu zerstören. Dieser Gang der Sache hat sich aus einigen neuern Processen zwischen Zollpächtern und Zollberechtigten ergeben. Es ist dieß nur eine einzelne, durch die Gewaltthätigkeiten der Walliser Bauern jetzt klar gewordene Folge des Capitalüberflusses, der sich wie auf Manufacturen und Handel so auf jedes nutzbringende Geschäft wirft, alle mittlern und kleinen Vermögen verdrängt, und oft genug absorbirt, so daß nur Reiche und Arme einander gegenüberstehen.

So wie jetzt noch die Sachen stehen, weiß man gegen derlei Uebel kein Mittel, und man läßt gern oder ungern die Sache so weit gehen, bis sie sich selbst durch das eigene Uebermaaß straft. Die Sache hat indeß noch ein weiteres Interesse als bloß für England, denn es fragt sich, wohin werden die mit jedem Jahre wachsenden Capitalien Englands sich wenden? Vom Jahre 1818 bis 1825 lieh man noch den südamerikanischen Staaten, um ihnen zur Unabhängigkeit zu verhelfen, dann kamen Spanien und Portugal an die Reihe, denen man bedeutende Summen geliehen hat, in den Jahren 1830 bis 1840 warf man die Millionen in den Schlund des nordamerikanischen Bankunwesens und der Staatenanlehen. Aus allen diesen Speculationen haben so ziemlich nur die ersten Unternehmer Vortheil gezogen, die spätern Inhaber der Papiere, d. h. die Masse

des Publicums haben wenig Seide gesponnen, und alle Unternehmungen der Art stehen jetzt in schlechtem Credit, so daß keine neue auf dem Tapet ist. Handels- und Industriespeculationen sind, als Mittel große Capitalien nutzbringend anzulegen, ziemlich erschöpft, und immer erhebt sich also die Frage, wohin mit den Capitalien? Jede Ueberfülle von Kraft tritt über ihre Ufer hinaus, und öffnen sich für England nicht ganz unverhoffte Zweige umfassender Thätigkeit, so muß das Capital den Werth der Arbeit in England immer tiefer hinabdrücken, und das Mißverhältniß zwischen Armuth und Reichthum — schon jetzt sehr groß — einen ganz unerträglichen Grad erreichen; die Aufmunterung fremder Industrie schadet zu sehr dem eigenen Interesse Englands, und ist auch nicht hinreichend, um die Uebermasse von Capitalien zu beschäftigen. Die Frage, wohin jetzt die Capitalien sich wenden werden, dürfte wohl noch ganz andere Leute als den bloßen Kaufmann beschäftigen.

Drei Tage auf dem Ladoga-See.

(Schluß.)

Um halb sechs Uhr fuhren wir von Bileam ab nach Serdobol, und legten die 40 Werste Entfernung in drei und einer halben Stunde zurück. Schon 15 Werste vom Ufer beginnt eine lange Reihe von Inseln, welche man die „schwarzen“ nennt. Die finnischen Ufer bestehen größtentheils aus Granit und sind mit Fichten bedeckt. Serdobol, finnisch Serdowala, ist eine sehr ärmliche Stadt mit nur 70 Häusern und 400 Einwohnern. Sie wurde im Jahre 1640 von der Königin Christine gegründet, schleppte bis jetzt ihr 200jähriges Daseyn hin und verfällt immer mehr. Wir kamen noch in der besten Zeit dahin, wo auf dem Jahrmarkt derselben die Bewohner der entlegensten Dörfer Ingermannlands und Kareliens hinströmen. Es war sehenswerth, mit welch' dummkindischer Neugierde sie das Dampfboot und die Passagiere betrachteten. Wir glichen europäischen Reisenden, welche an irgend einer Insel Australiens anlegen, obwohl die beklagenswerthen Finnen in ihren phantastisch häßlichen Kleidern und mit ihren ungelenken phlegmatischen Gestalten keineswegs den gewandten und schlauen Polynesiern gleichen. In Serdobol kann man verschiedene fremde Waaren sehr wohlfeil kaufen, aber wehe dem Contrebandier! die Augen der Schlüsselburger Zollstätte sind scharf und durchdringend. Serdobol lieferte einst viel Granit, namentlich für die Isaakskirche, aber jetzt hat der Begehr sehr nachgelassen und die Stadt dadurch viel verloren.

Um halb zwölf Uhr Abends fuhren wir bei hellem Mondschein wieder zurück nach Bileam. Wer nie eine Mondnacht auf der weiten Meeresfläche gesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen. Der gleichmäßige, einförmige Lärm des Dampfbootes, ähnlich dem Athmen eines Menschen, der sich im Kampf mit einem ihm feindseligen Elemente abmüdet, diese gränzenlose, unabsehbare, ewig bewegte Wasserwüste, über die ein zweites Meer hingestürzt scheint, das Meer des finstern Himmels und der lichten Wolken, und über allem die silberbleiche Mondesscheibe mit ihrem Phosphorschimmer, in allem diesem ist so viel Poesie, Leben und Seele, so viel Unfaßbares, Unaussprechliches, daß man geradezu ein Fisch seyn muß, um nicht einen stärkern Schlag des Herzens oder das Brausen der trüben Ideen im Kopfe zu fühlen, welche den Menschen um den Verstand bringen, oder ihm die geheimen Gesetze der Natur aufschließen. Und dann, wenn dieß wunderbare Gemälde, wie ein Diorama, ein neues unerwartetes Bild gewährt, wenn die Wolken auffahren und sich wiegen im Osten, wenn die Wellen erzittern und ungeahnte Dinge flüstern, wenn der Mond und die Sterne anfangen, unmerklich an dem bleichen Himmelszelt sich zu verbergen, wenn am Horizont das erste Segment, der erste Strahl der Sonne sich zeigt, dann muß auch dem Fühllosesten ein Funke des Ueberirdischen in der Seele wach werden.

Ich liebe unser Datschenleben nicht, diese Häuschen, in denen man das ganze Jahr eine Windmühle unterhalten könnte, unsere erkünstelte Natur, unsere bleichgrünen Bäume, die gleich einer gepuderten Schönen unter dem Puderstaub ihren natürlichen Kopfputz verbergen, ich liebe nicht unsere Verkältungen und Schnupfen, unsere unendlichen Klatschereien in der unendlichen Regenzeit, was wir unsere Sommervergnügungen nennen; ich liebe nicht die einförmigen Spaziergänge an einem und demselben Orte, mit einen und denselben Ausrufungen — einem ganzen Sommer, den man in einer solchen auswendig gelernten Datsche Petersburgs zubringt, ziehe ich eine kleine Reise nach irgend einem nicht sehr entfernten Orte vor, den die Mode und die fashionablen Touristen noch nicht besucht haben. Abgesehen von der Wohlfeilheit verliert man auf einer solchen Reise auch nicht viel Zeit, die manchmal, als einzige Ausnahme von der Natur der Dinge kostbarer ist als Geld. Auf dem Dampfboot kann man sich bequem beschäftigen mit was man will. Unsere anfangs kleine Gesellschaft hat sich allmählich sehr vermehrt durch Pilger aus Bileam, welche auf der vorigen Fahrt dahin gegangen sind, und die drei Tage dort blieben um Zeit zu haben, alle Merkwürdigkeiten im Kloster und auf den nahegelegenen Inseln zu besehen. Den Liebhabern eines reichlichen Mahls empfehlen wir sehr die Küche von Bileam. Das Dampfboot selbst, von 80 Pferdekraft, ist sehr gut, stößt nicht, ist geräumig und bequem. Die Leiter desselben sind sehr höflich und gefällig: auf die Bitten der Passagiere hielten sie an verschiedenen Orten länger an als gewöhnlich, und dieß war auch Ursache, daß wir etwas nach der bestimmten Zeit zu Schlüsselburg ankamen. Man kann sich nichts angenehmeres denken als unsere dreitägige Spazierfahrt, schwer aber ist es alle Einzelnheiten zu beschreiben, alle Schönheiten dieser Gegenden, die man auf der kurzen Fahrt zu sehen bekommt. Möge jeder, der geistig ausruhen will von den langweiligen Verhältnissen, Verpflichtungen, unerläßlichen Beschäftigungen, auf bestimmte Zeit zu liefernden Arbeiten und ähnlichen Vergnügungen, mit denen wir wie mit scharfen Gewürzen unser Leben zurichten; möge Jeder, der seine Gedanken erfrischen, neue Eindrücke sammeln, und an angenehmen Erinnerungen sich erfreuen will, diese Reise un-

fernehmen und er wird sich in seiner Erwartung nicht getäuscht finden. *) Lange werden mir die gutmüthige, patriarchalische Gestalt des Vaters Damascenus, die sanften, ernsten Gesichte der Mönche, und die blödsinnigen, erbärmlichen Physiognomien der Finnen, das schöne, wahrhaft russische Gesicht Iwan Logi-nowitschs, des Steuermanns auf dem Dampfboot, eines weiß-bärtigen Greises im Gedächtniß bleiben.

Die Stellung Brasiliens.

Vor einiger Zeit fanden sich in französischen Blättern sehr mißgünstige Urtheile über Brasilien, während die englischen die brasilianische Regierung lobten oder wenigstens vertheidigten; jetzt ist der Fall umgekehrt, in französischen Blättern finden sich zum Theil übertriebene Lobsprüche, in den englischen sehr heftiger Tadel, Verkündung alles möglichen Unheils, Zerreißung des Staats in vier oder fünf Theile, Einstellen der Zinszahlungen u. s. w. Diese Thatsache beweist wohl fürs erste gar nichts, als daß der englische Einfluß in Brasilien sinkt, der französische steigt. Daß im Innern Brasiliens manche Gährungselemente sind, welche zu einer Zerreißung des Reichsverbands führen können, wird Niemand läugnen, daß ein solcher Fall die Zahlungsfähigkeit des Staats vernichten, letztere auch wohl früher ein Ende nehmen könnte, ist ebenfalls möglich; auf der andern Seite hat Brasilien noch immer eine größere, innere Ruhe genossen als fast sämmtliche südamerikanische Staaten, und der Handel des Reichs hat sich seit 10 Jahren etwa verdreifacht, wobei noch der Umstand in Anschlag zu bringen, daß ein nicht unbedeutender Theil desselben, namentlich der gesammte Küstenhandel durch Brasilier getrieben wird. Die Sachen stehen also weder so schlimm wie die einen, noch so gut wie die andern behaupten wollen. Der Aerger der Engländer und die daraus hervorgehenden frommen Wünsche für die Zukunft Brasiliens haben ihren Grund in dem Mißlingen des Handelsvertrags, das nicht nur provisorisch, sondern definitiv ist, wie sich aus der Antwort der brasilianischen Regierung ergibt, welche Gleichstellung mit den englischen Colonien verlangte. Das heißt mit andern Worten: wenn ihr uns einen Handelsvertrag aufdringt und unsere Handelsverhältnisse regeln wollt, wie die eurer Colonien, so gebt uns auch die Vorrechte von diesen. Die Antwort ist schneidend, und was noch schlimmer ist, sie ist gar nicht zu widerlegen. So wie man sich auf diese Weise England zum Feind machte, war ein Anschließen an Frankreich und Nordamerika unvermeidlich, und letzteres ist denn auch erfolgt. Die feindselige Stellung Englands gegen Brasilien kann für die ganze politische Gestaltung Südamerika's die wichtigsten Folgen haben; die erste wird seyn, Rio Grande von Brasilien zu trennen und mit Montevideo zu vereinigen, dessen Unabhängigkeit durch die Nichtanerkennung der Blokade dieser Stadt entschieden ist. Dadurch wird Rosas der entschiedenste Feind Englands, und hat deßhalb mit Brasilien einen Bund geschlossen, ein Ereigniß, das für den englischen Einfluß in Südamerika von schlimmen Folgen seyn kann.

*) Dieser lebhafte Ausdruck ist freilich nur einem Petersburger zu verzeihen, der in der nächsten Umgebung außer der künstlichen, nur eine höchst kahle, einförmige Natur findet.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Sevilla.

Natur und Kunst vereinigten sich, um mir den Aufenthalt in dem mit Recht gepriesenen Sevilla genußvoll zu machen. In dem freundlichen Hause eines ehrwürdigen Clerikers, bei welchem ich eingeführt worden war, bewunderte ich einige treffliche Bilder des Francisco Zurbaran, den man den spanischen Caravaggio genannt hat, der diesem Meister in der ergreifenden Gewalt der Darstellung allerdings nahe steht, sich aber von ihm durch eine tiefere Fülle des Colorits und durch bedeutsamern Ernst und Würde, besonders in seinen zahlreichen Mönchsbildern, vortheilhaft unterscheidet.

Aus einer entschieden naturalistischen Richtung wußte sich Diego Velazquez de Silva zu einer hohen, energischen Anmuth und zu einem eigenthümlichen Adel zu entwickeln, so daß dieser treffliche spanische Künstler etwa als zwischen Rubens und Tizian in der Mitte stehend erscheint. Sein bedeutendster Ruhm gehört dem Fache der Porträtdarstellung an. Seit dem Jahre 1622 hatte er, als Hofmaler König Philipps IV, seinen Aufenthalt in Madrid genommen. Er gehört zu den gefeierten Meistern der Schule von Sevilla, die sich um die Mitte des 17ten Jahrhunderts so eigenthümlich, so glanzreich entfaltet hatte. Ich sah von ihm sieben treffliche Bilder, vier zu Sevilla, drei zu Madrid.

Sevilla, das herrliche Sevilla, ist im Ganzen das getreueste Abbild einer großen Stadt, wie sie zur Zeit der Mauren war, von denen die Architektur, die Häuser, die Straßen, die ganze Lebensweise ohne merkliche Veränderung auf die neuern Zeiten herübergekommen sind. Ihr Umfang ist sehr bedeutend, die Häuser nehmen öfters große Räume mit vielen Höfen ein, und kleine, im orientalischen Geschmack angelegte Gärten erblickt man in großer Anzahl innerhalb der alten Bastionen und Stadtwälle. Dort lustwandeln am Abend unter Myrthen und Palmen, unter Rosen und Lilien die schönen Frauen Sevilla's, welche verherrlicht sind in zahllosen Canzonen und Liedern, deren Preis ertönt im Norden wie im Süden.

Da sich durch den ersten Handel mit Amerika der Reichthum in dieser belebten, jederzeit regsamen Stadt anhäufte, so wurde sie in gewissem Sinn das Florenz von Spanien und die eifrigste Beschützerin der Kunst in der ganzen Halbinsel.

Die bessern Häuser von Sevilla zerfallen in der Regel in zwei Abtheilungen, eine untere und eine obere; im Winter, der mir übrigens lieber ist als mancher deutsche Frühling mit Sturm und Schneegestöber, wird das obere Stockwerk bewohnt, das untere während der Sommerhitze, wo dann die schönen Patios durch ein Zelt geschützt sind, welches am Morgen ausgebreitet und nach Sonnenuntergang weggenommen wird. Die Schlafgemächer befinden sich rings um diese Höfe, ganz wie in Syrien, Arabien und Persien; man hat in dieser, wie in so mancher andern Beziehung morgenländischen Brauch, Comfort, vollkommen beibehalten und für eine gemäßigte Temperatur in diesen Höfen und Zimmern wird Tag und Nacht Sorge getragen. Die Patios sind in der Regel von weißen Marmorsäulen umgeben und mit demselben Material

gepflastert. Großentheils rührt von diesem Umstande die unvergleichliche Reinlichkeit der Häuser her, welche man in keinem andern Theile des südlichen Europa in diesem Grade findet. Diese netten Häuser sind in der Regel sehr einfach meublirt. Der äußere Hof ist durch ein eisernes Gitter, welches zuweilen reich verziert ist, geschlossen. Mit dem innigsten Vergnügen betrachtete ich diese freundlichen Wohnungen mit ihren Säulen und Blumentöpfen, mit ihrem Marmorgetäfel, mit ihren gefährlichen Huldgöttinnen, mit ihren mystisch vergitterten Patios.

Am Guadalquivir ziehen sich schöne Spaziergänge hin, welche erst neulich bedeutend vergrößert wurden und unübertroffen in ganz Europa dastehen. Die alte Alameda ist von Gebäuden umgeben und da sie in einem alten Stadtviertel liegt, wird sie nur bei gewissen Festen benutzt. Ein kleiner Spaziergang in der Mitte der Stadt ist besonders an schönen Sommerabenden sehr besucht.

Die Kathedrale von Sevilla nimmt unter den europäischen Domen einen hohen Rang ein. Die Pracht des architektonischen Planes, die Verbindung des gothischen mit dem arabischen Patio, der unangetastet hätte bleiben sollen, der herrliche Thurm der Giralda verleihen diesem Bau ein hohes Interesse. Diese Kathedrale ist ein wahres artistisches Repositorium; man findet hier über zwanzig Bilder von Murillo, ungerechnet jene von andern geschätzten Künstlern und einige beachtenswerthe Sculpturen. Die große Sacristei enthält sehr kostbare und seltene Alhajes, Gefäße und Ornamente des christlichen Cultus, auch die maurischen Schlüssel der Stadt, welche zu dem Zweck verfertigt wurden, um bei der Uebergabe (J. 1248) an König Fernando von Castilien übergeben zu werden. Von Campena befindet sich in der Kathedrale ein herrliches Gemälde, an dessen Fuße Murillo nach seinem eigenen sehnlichen Wunsche begraben wurde.

Unmittelbar an die Kathedrale stößt der Alcazar, das Schloß der alten maurischen Beherrscher von Sevilla, dessen Dimensionen sehr groß sind, da es in orientalischer Weise Gärten und einzelne geräumige Wohnungen umfaßt, von welchen dermalen viele vermiethet oder an Privaten veräußert sind. Die ächtmaurischen Theile dieses Palastes sind wirklich prachtvoll und geben in vieler Hinsicht der Alhambra nichts nach. Auch jetzt noch wird diese Saracenenburg als eine königliche Residenz angesehen und unterhalten. Einen Theil des Alcazar nimmt die Börse ein, zu diesem Zweck seit langer Zeit nicht mehr benutzt und jetzt als Archiv dienend, wo die das spanische Amerika betreffenden Urkunden und Documente aufbewahrt werden.

Zunächst dem Alcazar an Pracht steht der Palast der Herzoge von Alcala, nun in dem Besitze des berühmten Hauses Medina-Celi und gewöhnlich das Haus des Pilatus genannt. Der Styl ist dem des Alcazar ähnlich. Charakteristisch für die letzte Zeit der maurischen Architektur sind diese schönen Monumente von Sevilla. Diese Bauwerke sind zum Theil bereits unter christlicher Herrschaft aufgeführt, indem man den Geschmack der Mauren vorerst noch zu anziehend fand, als daß man sich von ihm hätte plötzlich lossagen können; doch sind die Formen theils wiederum derber, theils minder charakteristisch, theils mischen sich ihnen auch schon directe Einflüsse der modernen Architektur bei. An dem von Hallen und Galerien umgebenen Hofe des Alcazar treten die modernen Elemente deutlich hervor, während der meisterhaft vollendete Audienzsaal durch die edle und gemessene Behandlung der maurischen Formen sich ungemein vortheilhaft auszeichnet. Hier hat ein genialer Baumeister gewaltet.

Eine unveränderte maurische Privatwohnung befindet sich in einer Halle, die ein Bürger von Sevilla käuflich an sich gebracht hat; es ist ein Viereck, verhältnißmäßig hoch, mit schönen Details. Einige andere sehr sehenswerthe Häuser enthalten unveränderte Bruchstücke, welche von der innern Einrichtung einen Begriff geben; die meisten Häuser wurden ohne Zweifel auf die maurischen Fundamente gebaut. Bei dem Graben von Brunnen und Gewölben ist schon manche arabische Merkwürdigkeit, Gefäße, Münzen u. dgl., an das Tageslicht gekommen.

Die Vorstadt Triana liegt auf der andern Seite des Stromes und wird hauptsächlich von Zigeunern bewohnt. Unter den Mädchen derselben dürfte auch jetzt noch manche Preciosa gefunden werden. Von hier aus drang Ferdinand der Heilige, der Eroberer von Cordova und Sevilla, in die schöne Saracenenstadt. In einer alten Pfarrkirche dieser interessanten Vorstadt sieht man einige Gemälde von guten Meistern. Triana hat seinen besondern Markt und die bunte, seltsame Zigeunerbevölkerung, mit Ueberbleibseln der maurischen Race zusammengewürfelt, bildete von jeher ein Lieblingsstudium der andalusischen Maler.

Die außerhalb der Wälle gelegene Capucinerkirche enthält die schönsten Werke von Murillo. Zu seiner Zeit scheinen die Capuciner unter den Künstlern die höchste Gunst genossen zu haben, denn ihre Kirchen sind mit den besten Gemälden angefüllt, welche sie in keinem Fall kauften, sondern geschenkt erhielten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Wieder aufgefundene Papiere Galilei's. In der Sitzung der französischen Akademie vom 24 Julius zeigte Hr. Alberti an, daß unter der Sammlung von Manuscripten Galilei's, welche zur Gesammtausgabe seiner Werke, die in Florenz gedruckt werden soll, zusammengebracht wurde, sich auch diejenigen über die Trabanten Jupiters finden, welche Werke seit zwei Jahrhunderten für verloren galten.

•

Biographia britannica litteraria. Der erste Band dieses Werks, der durch eine Subscription einiger Mitglieder der literarischen Gesellschaft herauskam, umfaßt hauptsächlich die angelsächsische Periode; jetzt beabsichtigt man einen zweiten Band, welcher die Periode der Entwicklung der anglonormannischen Sprache oder richtiger die angelsächsische Sprache während ihres Kampfes mit der normannisch-französischen umfassen soll; es würden darin die Zugeständnisse geschildert, welche das Angelsächsische seinem Nebenbuhler machen mußte, und wodurch es sich endlich den Sieg sicherte und zum jetzigen Englisch wurde (Litt. Gaz. vom 3 August.)

•

Die Geschenke des Königs von Schoa an die Königin von England sind im Julius aus Bombay in England angekommen und eine Zeitlang ausgestellt worden; sie haben, obwohl sie das Werk eines in der Civilisation sehr tiefstehenden Volkes sind, doch die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt. Die zoologischen und botanischen Sammlungen, die von Capitän Harris und seinen Begleitern gemacht wurden, so wie die Sammlungen der rohen Kunsterzeugnisse des Landes zeigen, daß die Gesandtschaft keineswegs müßig war. Man erwartet, daß nächstens hierüber etwas Näheres bekannt gemacht werden würde, wenn gleich die Zwecke und Erfolge der Gesandtschaft noch mit einem Schleier bedeckt bleiben werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die Turkomanen.

Dieses tapfere, so sehr gefürchtete Hirtenvolk ist in mehrere Stämme gesondert, die sich häufig einander verfolgen und befehden; aber die Sitten und Gebräuche dieser Stämme sind sich sehr ähnlich. Sie wohnen in tragbaren Häusern und verändern ihren Wohnsitz so oft als die Waide abzunehmen anfängt, so daß sie selten länger als fünf Tage an einer Stelle bleiben. Sie ziehen in Horden von 30 bis 100, selbst bis zu 200 Familien; jede Horde hat ihren Suffid *) oder Aeltesten, dem große Achtung bezeigt wird, dessen Meinung in allen das Interesse der Genossenschaft betreffenden Angelegenheiten gilt und der die geringern Zwistigkeiten beilegt. Sonstige Anführer und Edelleute gibt es nicht unter ihnen, und wenn es einer wagen sollte, besondere Beweise der Achtung zu verlangen oder offen nach Macht und Gewalt zu streben, so würde das ohne Zweifel seinen Untergang herbeiführen. Folglich schließt ihr Gesellschaftsverhältniß jede Möglichkeit eines Zusammentretens zu einer bedeutenden Macht aus, wenn sie sich gleich um ihres eignen Vortheils willen zu gemeinsamen Raubzügen verbinden. Ein solcher Fall kann sich nur dann ereignen, wenn irgend ein mit ausgezeichnetem Talent und Muth begabter Mann, wie Dschingis Chan oder Timur, sich erhebt und von Natur widerstrebende Elemente zur Vereinigung zwingt; Persien verdankt allerdings die verhältnißmäßige Ruhe, welche es jetzt in diesem Theile des Reiches genießt, bloß dieser Uneinigkeit. Das Wesen ihres Staats, wenn man anders einen so wenig organisirten Gesellschaftsverband einen Staat nennen darf, nähert sich dem Patriarchalischen, denn die Tibrs oder Unterabtheilungen sind sehr zahlreich, und gestatten nicht das geringste Einmischen eines Fremden, noch einen Anspruch auf Superiorität. Selbst in den Ereignissen des täglichen Lebens herrscht dieser Geist der Gleichheit und Einfachheit vor. Niemals werden auf den Rang Rücksichten genommen, und selbst die Ehrerbietung, welche man unter den andern Völkern des Orients den Greisen und ältern Verwandten erweist, wird hier weit weniger beachtet. Der Größte wie der Geringste tritt mit demselben Friedensgruß in das Zelt und reicht allen, welche er kennt, die Hand; dann setzt er sich nieder, ohne dabei auf Ort und Stelle oder den Nachbar zu achten, und ohne alle die Ceremonien und steifen Formen, welche das Gesetz der persischen Etikette so streng vorschreibt.

Die Turkomanen rühmen sich der Gastfreiheit und an einigen Orten werden die Gebote dieser Tugend eben so gern und willig, als in vollem Maaße vollzogen, aber unter den Stämmen, deren Moralität durch die Sitte des Raubens und Plünderns gelitten hat, darf man den eifrigsten Betheurungen wohl nicht so recht trauen. Wenn ein Fremder, der natürlich kein anerkannter Feind seyn darf, in ein turkomanisches Lager kommt, so wird er bei dem ersten Zelte, dem er sich naht, von dessen Bewohnern begrüßt; sie laufen ihm entgegen, fallen ihm in die Zügel und nöthigen ihn abzusteigen und bei ihnen einzukehren; selbst wenn sich Niemand in dem Zelte befindet als eine einzige Frau, so begrüßt sie den Fremden mit Salam aleikum, und dringt in ihn einzutreten. Schlägt er es ab oder sucht er sich zu entschuldigen, kehrt aber in einem andern Zelt ein, so gilt das für eine große Beschimpfung, die wenigstens durch Schimpfreden gerächt wird. Was, ruft der beleidigte Theil aus, meint er etwa, ich hätte nicht Brod und Speise genug, um ihn zu bewirthen, daß er mein Haus verachtet und in ein anderes geht? Oder gewährt mein Zelt seinem Haupte ein schlechteres Obdach als das eines andern? Wo er nur erscheint, begegnet ihm der Gruß des Friedens, man reicht ihm eine Pfeife und bietet ihm sonstige Erfrischungen an. Als Gast hat er keinen offenen Angriff zu fürchten, weder von einem Mitgliede des Lagers, noch von einem Feinde; es wird ihm auch in der Regel nichts gestohlen, und er kann auf einen Führer rechnen, der ihn bis über den Bereich der Horde, wo nicht bis zur nächsten Station, begleitet. Man versicherte mich, auf diese Art könne ein Reisender, der mit diesen Stämmen nicht in Feindschaft lebte, durch den gan-

*) Ein altarabisches Wort, das Richter bedeutet; daher die punischen Suffeten. Sonst nennt man die Aeltesten auch Aksakal (Weißbart) nach der Analogie des persischen Rischsefid. A. d. R.

zen Landstrich zwischen Herat und Bukhara, Hazareh, Murg-ab, Balkh, kurz durch alle von den Turkomanen und andern Nomadenstämmen bewohnten Gegenden reisen. Allein die unmittelbar an Khorasan gränzenden Stämme Jamut- und Gollanturkomanen sind so offenkundig und eifrig der Raubsucht ergeben, daß es die höchste Unvorsichtigkeit seyn würde, sich ihrer Gastfreundschaft so blindlings zu überlassen.

Schätze sammeln diese Nomaden in der Regel nicht, sondern sie verwenden den Ertrag ihrer Beute auf Kamele, Pferde, Zuchtstuten, kostbare Waffen und Rüstungen, auf Schmuck für ihre Frauen und auf Kleider. Einige gibt es indessen unter ihnen die für reich gelten; namentlich soll einer, den man für den wohlhabendsten Mann unter diesen Stämmen hält, achthundert Kamele besitzen und zwei Kamelslasten Schätze, nämlich eine in baarem Gelde, die andere in Frauenkleidern, Gold- und Silbergeschirren, Pelzwerk und dergleichen. Geld ist wenig unter ihnen im Umlauf, weil sie gewöhnlich einen bloßen Tauschhandel mit Schafen, Kamelen und Pferden treiben.

Die Frauen der Turkomanen leben nicht so eingezogen und sind nicht dem strengen Zwang unterworfen, der in den meisten mohammedanischen Ländern gebräuchlich ist; sie tragen nicht einmal Schleier, sondern statt dessen ein baumwollenes oder seidenes Tuch, das rund um das Gesicht gewunden wird. Bei dem Eintritt eines Fremden stehen sie nicht auf, um das Zelt zu verlassen, sondern setzen ihre Arbeit ungestört fort. Sie werden sogar bald vertraut mit Fremden, und stehen in dem Rufe, daß sie nicht abgeneigt wären, ihre Gäste ihrer besondern Gunst zu würdigen; aber oft soll das nur zum Schein geschehen, in der verrätherischen Absicht, den unvorsichtigen Fremden dadurch zu Freiheiten zu verführen; wenn er in die Falle geht, so machen sie Lärm, die Männer eilen herbei, beschuldigen ihren unglücklichen Gast eines Bruchs der Gesetze der Gastfreundschaft und verdammen ihn ohne weitere Umstände zum Tode oder zur Sklaverei; stets aber bemächtigen sie sich aller seiner Habe.

Die allgemeine Gesichtsbildung dieser Nomaden ist sehr verschieden, auch die Einzelnen haben abweichende Züge. Bei dem Stamme der Tjukisturkomanen herrscht die tatarische Physiognomie vor. Die Männer sind meist schlank, kräftig und gut gebaut, haben einen schwachen Bart und kleine, in den Winkeln zusammengezogene Augen, hohe Backenknochen und kleine platte Nasen; doch gibt es auch einige mit angenehmen Zügen, die mehr Europäern als Asiaten gleichen. Bei dem Stamme der Gollans bemerkt man ebenfalls Spuren der tatarischen Abstammung, aber weniger als bei den Tjukis, und oft findet man in einer Familie eine auffallende Verschiedenheit in den Gesichtszügen. Kuli Khan, der Anführer einer Horde, bei dem ich wohnte, war ein hübscher Mann und sah fast aus wie ein Perser; bei seinem Bruder dagegen herrschten die tatarischen Züge sehr deutlich vor. Bei den Frauen war es noch auffallender als bei den Männern, besonders die ältern sahen wahrhaft fürchterlich aus und glichen ganz der Hekate und den Zauberschwestern aus Macbeth. Die Mutter des Khans, die uns einen Besuch machte, würde mit ihrem silberweißen Haar und ihrem gelben, geisterhaften Gesicht vor einigen Jahren in Schottland und noch jetzt in vielen Theilen Indiens für eine Hexe gehalten und verbrannt oder ersäuft worden seyn. Unter den jungen Frauen sah ich aber mehrere mit sehr gefälligen Zügen, feurigen schwarzen Augen, röthlich nußbrauner Gesichtsfarbe und regelmäßiger Physiognomie, so daß man sich kaum denken konnte, die runzeligen alten Weiber neben ihnen wären jemals auch so frisch, blühend und reizend gewesen.

Die Möglichkeit einer Vereinigung der turkomanischen Stämme ist schon mehrmals dargethan worden, namentlich ereignete sich ein solcher Fall vor nicht gar langer Zeit, der den Persern theuer zu stehen kam, besonders den Bewohnern der an die Wüste anstoßenden Districte. Vor vierzig Jahren etwa erschien ein Mann in Turkistan, der wohl einen Staat geschaffen und eine Dynastie begründet haben würde, wie es andern, die eben keine größern Ansprüche darauf hatten, vor ihm gelungen ist, wenn sein toller Enthusiasmus seinen Ehrgeiz und seine Fähigkeiten nicht übertroffen hätte. Er hieß Niaz Kuli und war zu Dschardschui in Mawralnahar geboren; später war er unter dem Namen Kadscha Kaschgari (der Prophet von Kaschgar) bekannt. Er war ursprünglich ein ganz gewöhnlicher Mollah ohne allen Ruf, reiste aber dann nach Indien, wo er von den dortigen Bettelmönchen in der natürlichen Magie und allerlei Taschenspielerkünsten unterrichtet worden seyn soll. Dann ging er durch Persien zurück, und da er die Schwäche dieses Staats erkannte, so gerieth er auf den kühnen Gedanken, sich zum Herrn des persischen Reichs zu machen. In dieser Absicht begab er sich zu den Turkomanen und bald gelang es ihm durch seine Kunststückchen dieses unwissende Volk so zu täuschen, daß er für einen heiligen oder inspirirten Mann galt, dem eine Menge Menschen folgten und unbedingten Gehorsam leisteten.

In dieser Zeit entflammte der günstige Erfolg seines Plans seinen Ehrgeiz so sehr, daß er ihn nur durch Eroberung der beiden Königreiche Persien und Bukhara stillen zu können glaubte. Er begann mit dem ersten, wendete seine ganze Ueberredungskraft an und brachte eine bedeutende Anzahl Truppen auf, die ihm als ihrem Herrn und Lehrer folgten und unter seiner Anführung die Gränzen von Khorasan mit solchem Erfolg ausplünderten, daß ganz Persien durch die Fortschritte dieses Menschen in Schrecken gesetzt wurde. Der König schickte ein Heer gegen ihn ab, das aus 4000 Tuffentschis von Astrabad und aus 4000 Reitern bestand und von seinem Sohne Hyder Kuli Mirza, dem Statthalter von Mazanderan, befehligt wurde. Aber der Prophet schlug dieses Heer mehr als einmal und war im schönsten Zug, seine begeisterten Turkomanen vor Teheran selbst zu führen, als er eines Tages bei einem abermaligen Gefecht mit den persischen Truppen, in einem Anfall von Wahnsinn oder Begeisterung, mit dem Schwert in der Rechten, fast ganz allein gegen die Tuffentschis vordrang und bald, noch ehe er sie erreicht hatte, von mehreren Kugeln in das Herz getroffen todt niederfiel. So endete er seine

Laufbahn und befreite den König von Persien von einer großen Furcht, denn seine Anhänger zerstreuten sich sogleich nach seinem Tode. Noch jetzt sieht man das Grab dieses Mannes in der Ebene bei Okallah, nicht weit von Astrabad.

Alle Männer der turkomanischen Stämme sind vortreffliche Reiter und sie besitzen eine Race Pferde, deren Güte und Vortrefflichkeit in ganz Asien anerkannt wird. Die von den Tjukis gezogenen stehen jetzt im größten Ruf, aber meiner Meinung nach bloß weil dieser Stamm die meisten Pferde zieht, und man folglich bei ihnen die größte Auswahl hat; die Race ist überall dieselbe. Größe und Knochenbau werden hochgeschätzt, aber das Blut, wenn es durch die Eigenschaft der Ausdauer erwiesen ist, noch höher. Die Größe und den Knochenbau scheinen diese Pferde der inländischen Race zu verdanken, die Gestalt und das Blut aber der arabischen. Besonders Nadir Schah hat sich bemüht, die Pferdezucht der Turkomanen durch Ankauf der schönsten Pferde, welche in Arabien zu bekommen waren, zu verbessern. Wer übrigens an den symmetrischen Bau der arabischen oder selbst der englischen Pferde gewöhnt ist, dem werden die turkomanischen nicht besonders gefallen. Auf den ersten Blick bemerkt man einen Mangel an Gedrängtheit, der Leib ist im Verhältniß zur Breite und Dicke sehr lang und selten sind ihre Rippen gut gestellt; die Füße sind lang und scheinen nicht muskulös, nach ihrem ganzen Aussehen sollte man sie weder für kräftig noch für flüchtig halten. Das war der erste Eindruck, den ich bei dem Anblick der besten turkomanischen Pferde hatte; vielleicht war er noch ungünstiger, weil sie ihre Pferde immer sehr mager erhalten; erst nach einiger Zeit verschwand diese Wirkung, und ich erkannte allmählich die schönen und trefflichen Eigenschaften dieser Thiere. Sie haben große, starke Hufe, wie die englischen Pferde, die Schultern sind schön geformt, die Füße glatt und kräftig. Fleisch haben sie in der Regel wenig, aber was sie haben ist fest und gut; vermöge ihrer Größe und dieser Magerkeit sind sie im Stande, die Last ihres Reiters und seines Gepäckes eine ungewöhnlich lange Zeit zu tragen. Uebrigens will ich keineswegs behaupten, der Mangel an Schönheit sey allgemein, im Gegentheil, ich habe selbst einige recht zierliche Pferde bei den Turkomanen gesehen, und wenn sie gut gehalten und gefüttert werden, bekommen sie gewiß eine bessere Figur, denn im Ganzen nähern sie sich der englischen Race weit mehr als irgend eine andere im Orient.

(Schluß folgt.)

Das Kloster Potschajew.

Eines der wichtigsten Klöster in Rußland ist dieser in russisch Polen hart an der österreichischen Gränze gelegene Wallfahrtsort, wohin katholische und russische Christen, ja selbst Juden und Mohammedaner wallfahren sollen. Die Nordische Biene vom 20 Februar enthält hierüber einige historische Details, aus denen wir Nachstehendes ausheben.

Auf einer waldbewachsenen Höhe eines Ausläufers der Karpathen erblickt man die prächtigen Gebäude des Lauraklosters,*) das von der österreichischen Gränze sechs und von der Stadt Krzemeniec 21 Werste entfernt ist. In einer Handschrift vom Jahre 1661 ist gesagt, daß russische Mönche zuerst im Jahre 1261 sich hier niederließen. Es wird dieß einigermaßen bestätigt durch ein Schreiben König Sigismunds II von Polen an den Grundherrn von Potschajew, worin er sagt, daß seit alten Zeiten auf diesem Berge eine Kirche zur Himmelfahrt Mariä bestehe, und daß nach einer Urkunde seines Vaters vom Jahre 1527 dem Starost von Krzemeniec verboten sey, am Tage Mariä Himmelfahrt seinen Stellvertreter dorthin zu senden, um über die um des Gebets und des Handels willen dort zusammengekommenen Menge Gericht zu halten und Steuern zu erheben. Der griechische Metropolit Neophyt, der im Jahre 1559 von Konstantinopel kommend durch Wolhynien nach Kiew reiste, schenkte der wolhynischen Gutsbesitzerin Anna Goiska ein kleines Muttergottesbild; bald vernahm man, daß das Bild Wunder wirke, und man brachte dasselbe nach der Kirche auf dem Berge Potschajew. Im Jahre 1597 wurde ein Kloster auf dem Berge gebaut, auch mit Ländereien beschenkt, und durch eine Urkunde gegen alle Beeinträchtigungen und Bedrückungen geschützt. Als einer der Erben von den verliehenen Gütern etwas an sich nahm, klagten die Mönche, die Sache zog sich sehr in die Länge, und ein späterer Besitzer machte dem Streit dadurch ein friedliches Ende, daß er in einer Urkunde vom Jahre 1699 den Mönchen das Kloster völlig schenkte.

Während der Kosakenunruhen kam dasselbe in Verdacht, daß es die (griechisch-russischen) Kosaken gegen die (katholischen) Polen unterstütze. König Jan Kasimir ließ im Jahre 1651 die Mönche vor sich fordern, sie erklärten aber, einige Kosakenälteste seyen wirklich ins Kloster gekommen und einige Tage lang um des Gebets willen daselbst geblieben, was niemand verboten sey, dann seyen sie wiederum abgezogen. — Im Jahre 1675 machte eine Schaar Türken einen Angriff auf das Kloster, wurde aber durch die aus der Umgegend herbeieilende Schlachta mit Verlust zum Rückzug gezwungen.

Die Klostergebäude sind nicht mehr die alten vom Jahre 1597. Schon im Jahre 1649 wurde statt des alten hölzernen Baues ein neuer aufgeführt, und die jetzigen Gebäude nebst der Kirche rühren vom Jahre 1771 her, und wurden auf Kosten Potozki's, Starosten von Kanew, aufgeführt. Bis zum Jahre 1712 gehörte das Kloster der griechisch-russischen Kirche an, im letzten Jahre aber kam es in Folge der Bemühungen, die russisch-griechische Kirche in den polnischen Ländern zu vertilgen, an die Unirten, und Basilianer bezogen das Gebäude; nach dem letzten polnischen Aufstand im Jahre 1831 wurde jedoch das Kloster abermals russisch-griechischen Mönchen übergeben.

Das Kloster wird alljährlich von einer Menge Pilger besucht, und der Kaiser selbst stattete ihm im Jahre 1842 einen Besuch ab. Noch im Jahre 1841 befand sich daselbst unter den Bildnissen der Bischöfe das in Rußland vielleicht einzige Bild des Metropoliten Isidor — in Cardinalskleidung mit einer lateinischen Unterschrift. Das weitläufige Kloster hat in seinen steinernen Gebäuden eine Menge Zellen, Speisesäle und Fremdenzimmer; es ist von einer hohen Steinmauer und diese von einem Fruchtgarten umgeben. Von der Terrasse des Klosters hat man eine entzückende Aussicht. In der öden Stille des einsamen Klosters erfreut man sich durch einen Blick auf die malerische Lage der benachbarten Berge, die sich in langer Reihe nach Krzemeniec hinziehen. Jenseits derselben erblickt man die halbzerstörten Mauern des Schlosses

*) Sonst gab es in Rußland nur zwei Lauraklöster, das in Kiew und das von Troizk; jetzt ist auch Potschajew zum Rang eines Lauraklosters erhoben.

von Krzemeniec, und nur einige Werste vom Kloster liegt der sogenannte heilige Berg, der losgerissen von der Hauptkette einsam in einem waldigen Thal liegt und eine kleine Capelle auf seinem Gipfel hat.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Sevilla.

(Schluß.)

Mit großem Pomp und mit verschiedenen Processionen wird die Charwoche zu Sevilla gefeiert. Die Kathedrale ist dann prachtvoll ausgeschmückt und die Custodia oder das Gefäß von Silberplatten, welches die Hostie enthält, wird den Gläubigen zu erbaulicher Betrachtung vorgesetzt. Es finden sich in Sevilla verschiedene Bruderschaften, fromme Corporationen zu religiösen und kirchlichen Zwecken, die während des Mittelalters entstanden sind. Die glänzenden Umzüge derselben verursachen bedeutende Ausgaben, sind aber für die Kaufleute der Stadt sehr erwünscht. Man sieht bei diesen Processionen viele phantastisch gekleidete, maskirte Figuren, auch zahlreiche Männer und Frauen mit verhüllten Gesichtern, bei deren Anblick einem ganz unheimlich zu Muthe wird; man glaubt sich urplötzlich auf eines Zauberers Geheiß in das Mittelalter versetzt.

Die maurischen Wälle von Sevilla sind von großem Umfang und fast noch ganz erhalten. Die Artilleriegebäude lassen an Größe und Festigkeit alle übrigen in Europa hinter sich. Unglücklicherweise sind sie jetzt ganz nutzlos, und es besteht nur noch der Schatten dieser grandiosen Anstalt. Ein paar Kanonen werden monatlich in dem Arsenal der beiden Welten gegossen, wo die Armada ausgerüstet und die ungeheuren Mörser für das zwecklose Bombardement von Cadiz verfertigt wurden.

Der an Vorräthen reiche Marktplatz von Sevilla ist breit und ganz vortrefflich seinem Zweck angemessen. Das Franciscanerkloster nimmt einen ungeheuren Raum mitten in der Stadt ein und stößt unmittelbar an den großen Platz. Von Murillo, Zurbaran, Velasquez finden sich hier treffliche Bilder. Die Franciscaner sind in der Stadt sehr beliebt; sie verwenden sich für die Armen und erzeigen denselben große Wohlthaten.

Das Land rings um Sevilla war zur Zeit der Araber besser angebaut als jetzt. Rechts vom Guadalquivir ist eine Reihe anmuthiger Hügel, welche die schönste Lage für Landhäuser darbieten. Wenn die Gegend sicherer wäre, es würden sich da ohne Zweifel eine Menge reicher Britten niederlassen. Gärten mit Palmen und Dattelbäumen, Orangenhaine, malerisch gelegene Klöster schmücken die unvergleichliche Landschaft. Ringsum liegen Pachthöfe über die Ebene zerstreut, die, wenn Saltadores und Räuberbanden sich zeigen, von den Bewohnern verlassen werden. Manche finden sich auch mit diesen Buschkleppern und Strauchhähnen, die vom Stegreif leben, ab, um Ruhe zu haben.

Sevilla's Frauen und Mädchen sind wegen ihrer hohen Schönheit, wegen ihres Liebreizes, wegen ihrer bezaubernden Anmuth in ganz Spanien berühmt; sie sind die Zierde jener Kränzchen und Gesellschaften (tertulias), die, was Feinheit des Benehmens, Grazie, Munterkeit und geistreiche Unterhaltung betrifft, vor allen andern Zusammenkünften, selbst die in großen, glänzenden Residenzen nicht ausgenommen, den Vorzug verdienen. Einige der besten Familien flüchten sich während der großen Hitze in die Sierra Morena, wo diese weniger drückend und die Luft köstlich ist. Diese Sitte würde allgemeiner werden, wenn die Straßen besser wären. Gegenwärtig kann man nach Cazalla, Constantina und Arazena, welches die mitten in der Sierra gelegenen Hauptorte sind, nur zu Pferde gelangen, und selbst dann ist es noch schwierig. Diesem Uebelstande könnte man leicht abhelfen, indem durchaus kein Hinderniß im Wege liegt, nach allen Punkten dieses schönen, aber verwahrlosten und vernachlässigten Landes gute Straßen anzulegen.

Ich machte nach den Minen von Villanueva und Guadalcanal Ausflüge. Nichts kann schöner und fruchtbarer seyn, als die inmitten der Sierra gelegene Gegend, ein herrliches Terrain für Botaniker und Mineralogen. Seit der Vertreibung der Mauren befindet sich dieselbe in einem Zustande betrübender Vernachlässigung und Entvölkerung. Der Boden besteht aus einer fetten Dammerde, welche für alle Erzeugnisse geeignet ist. Die Gemeinden besitzen große Strecken Ländereien, die wüste und unbenutzt daliegen, während die faulen Eigenthümer, die ohne allen andern Besitz wohlhabend seyn sollten, in Dürftigkeit leben.

Auf den Marschländereien am Guadalquivir und am Meere baut man Reis und viele Hülsenfrüchte; der Gemüsebau ist sehr ausgebreitet: man zieht die edelsten Arten und auf den Campos sproßt der Spargel wild hervor. Melonen, Gurken und Arbusen sind köstlich; die Aepfel und Feigen haben eine Süßigkeit, wie die von Damascus.

Der Weinbau ist für das Gebiet von Sevilla von der größten Wichtigkeit, man baut die edelsten Reben, Tinto de Rota und Xeres, Paxarete und Vino seco; bei San Lucar wächst der herrliche Manzanilla.

Die meisten Höhen und Hügel sind von Olivenhainen bekränzt, und selbst in den Huertas sieht man den friedlichen Oelbaum zwischen Reben und Obstbäumen. Von Handelspflanzen werden gebaut: Baumwolle, Esparto, Hanf, Süßholz, Safran. Herrlich strebt auch die Aloë empor.

In einigen Districten der Sierra hausen Affen und Genettkatzen, die da einheimisch sind; auch findet man das Chamäleon, den Flamingo, den Bienenfresser, giftige Schlangen und Moskitos. Die Flüsse sind reich an Forellen und Aalen, das Meer an Thunfischen und Sardinen, deren Fang an den Küsten lebhaft betrieben wird. Die Bienenzucht dieses herrlichen Landes liefert Honig und Wachs die Fülle.

Die große Hitze wird durch die See- und Bergluft gemäßigt, und nur wenn der Solano weht, glüht die Atmosphäre; der Winter erscheint im Gewande eines heitern nordischen Frühlings. Gewitter steigen häufig auf und im Sommer fehlt zuweilen der Regen ganz. Dagegen bringen im Winter die Südwestwinde Regen über das lechzende Land. Die Agricultur gleicht einem großen Gartenbau, wo Spaten und Hacke, nicht Pflug und Egge das Feld bearbeiten, und nur auf den größern, minder bewässerten Ländereien im Westen sieht man den Pflug.

Papiere des Herzogs von Marlborough. Die Times meldet, daß kürzlich mit den Papieren dieses berühmten Staatsmannes und Feldherrn ein großer historischer Fund gemacht worden sey. In einem Hause in der Stadt Woodstock standen schon seit langen Jahren 18 Kisten, die, wie man glaubte, Urkunden und andere Papiere über die Güter Marloroughs enthielten, und deren ruhigen Staub niemand störte. Kürzlich wurden die Kisten aufgemacht und untersucht, und es fand sich darin die ganze Correspondenz und die Depeschen des Herzogs während der ereignißreichen Periode des Erbfolgekriegs. Ein großer Theil davon, z. B. die Briefe an Prinz Eugen und alle fremden Fürsten und Generale, sind französisch geschrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1843.

Stonehenge.

(Aus den Mittheilungen eines deutschen Reisenden.)

Ich reiste von Salisbury aus, um eines der größten Wunderwerke zu besichtigen, welches die Oberfläche der großbritannischen Insel darbietet. Ich mußte dazu wieder in die Downs zurück, denn mitten in dieser wüsten Grasebene haben die Hände jener unbekannten Baumeister die sonderbare Steinzusammenstellung errichtet, welche man Stonehenge nennt.

Es sind etwa 6 Meilen von Salisbury; der Weg geht durch ein einförmiges Terrain. Wir begegneten keinem Menschen, nicht einmal Schäfern, welche die Umgegend von Stonehenge sonst gewöhnlich durchstreifen, wie Araberstämme die Umgegend der Säulen von Palmyra durchstreifen, und von denen wir denn auch an Ort und Stelle selber wirklich einige antrafen.

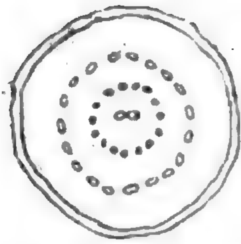
Der erste Anblick von Stonehenge wird ohne Zweifel jeden Reisenden desappointiren. Man entdeckt da wo der Kutscher zuerst darauf hinweist in der Ferne eine scheinbar kleine Gruppe dicht zusammengestellter Steine, deren dunkle Farbe gegen die frische, grüne Farbe des Wiesenbodens rund umher absticht.

Auch wenn man näher kommt, will sich noch nichts Großartiges und Imponirendes herausbilden, und man muß erst mitten unter die Steine selber treten und zu überlegen anfangen, wie wohl die alten Britten mit ihren rohen, maschinenlosen Händen dieses Werk zu Stande brachten, um dann damit den Anfang zur Bewunderung des Ganzen zu machen. Ich habe nie ein großes Werk gesehen, das eine so unvortheilhafte Lage hätte, wie Stonehenge. Es liegt mitten in der Ebene, als wären die Steine nur gelegentlich und zufällig dahin gelegt, und als sollte dann nachher das Gebäude erst auf einem der Hügel, die sich in der Nachbarschaft befinden, völlig errichtet werden.

Meine erste Bemühung ging dahin, die Summe der Steine auszumachen, und ich fing daher an sie zu zählen. Hierüber lächelte der alte Schäfer, den wir mit seinen Schafen neben den Steinen trafen; denn, sagte er, ich würde nie damit zu Stande kommen, noch Niemand habe die Steine von Stonehenge zählen können. Es sey eine Eigenthümlichkeit derselben, daß man sich immer bei ihrer Ueberzählung irre, und jedesmal, wenn man sie wieder überzähle, um zu sehen ob man sich nicht geirrt habe, so bringe man eine andere Zahl heraus. Ich erfuhr später, daß diese Idee nicht ein besonderer Einfall unseres Schäfers, sondern ein allgemeiner Glaube des umwohnenden Volkes sey.

Ich zählte zwar weiter, fand aber, daß die Sache in der That nicht so leicht sey, denn indem ich zählte, verfiel ich auf allerlei Zweifel. Ich fand Steine die eingefallen und halb im Rasen versteckt waren und die ich nicht sogleich entdecken konnte, andere bei denen ich zweifelhaft wurde, ob ich sie für ganze Steine oder nur für Steinbrocken halten sollte; andere endlich, die in einiger Entfernung bei Seite lagen und von denen ich nicht zu entscheiden wagte ob sie zum Gebäude selber gehörten oder nicht. Im Ganzen aber zählte ich alle Steine, kleine und große, stehende und liegende und auch die großen Bruchstücke mit gerechnet, etwa 140 Steine.

Es scheint, daß ursprünglich diese Masse von Steinen so geordnet war: es stand erstlich eine Reihe von aufrecht stehenden langen, großen Steinen etwa 40 an der Zahl im Kreise rund herum. Innerhalb dieses Kreises von großen Steinen stand ein Kreis von kleinern Steinen, die aber ebenfalls pfeilerartig aus der Erde in der Höhe standen; der größere Kreis der größern Steine hat, da es beinahe ein vollkommen regelmäßiger Kreis ist, in allen Dimensionen 40 Schritt im Durchmesser. Darum herum gehend fand ich, daß der Umfang etwa 130 Schritt sey, was einigermaßen mit jenem Durchmesser stimmt; so genau lassen sich diese Dinge hier natürlich nicht ausmessen. In einer Entfernung von 40 Schritten von dem Rande des äußersten Steinkreises befindet sich ein niedriger Wall und nicht tiefer Graben, die beide noch deutlich überall im Rasen zu erkennen sind und das ganze Gebäude umzingeln: dem Gesagten nach hat dieser Wall und Graben etwa 370 Schritte im Umfang. Der einfache Grundplan des ganzen Bauwerks ist also ungefähr dieser:

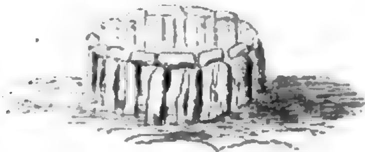


Einige vermuthen, daß auch in der Mitte des kleinen Cirkels oder im Centrum des Ganzen noch irgend etwas, ein großer Stein oder ein Hauptaltar gestanden habe. Bekanntlich findet sich diese Cirkelform bei allen den druidischen Steinzusammenstellungen in Britannien und Gallien, und sie findet sich auch bei den ähnlichen skandinavischen Steinzusammenstellungen.

Ich sage, ungefähr nahm sich der Plan, nach welchem die alten Druiden bauten, so aus, denn allerdings kann man bemerken, daß es noch bei dem Graben wie bei dem Wall, wie auch bei den Steincirkeln besondere Thore und Einlasse gab, die wir hier nicht angegeben haben.

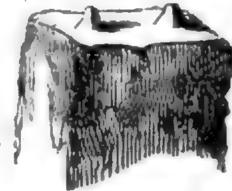
Der große Cirkel und seine großen Steine sind nun eigentlich die Hauptsache; diese großen Steine ragen etwa 20 bis 22 Fuß hoch aus dem Boden hervor, stecken aber dann noch einige Fuß tief im Boden; ihre Gestalt ist mehr oder weniger vierseitig, prismatisch, aber natürlich ziemlich unregelmäßig und roh zugehauen. Sie sind ungefähr alle untereinander fast gleich dick, gleich breit und gleich lang, ihre Dicke wechselt zwischen 3 und $2^1/_2$ Fuß, ihre Breite zwischen 6 und 7 Fuß, ihr Umfang also zwischen 18 und 21 Fuß; sie sind alle mit ihren schmalsten und dünnsten Seiten neben einander gestellt, doch so, daß etwas Zwischenraum von 4 bis 5 Fuß zwischen ihnen bleibt.

Oben sind die großen Steine platt, und auf je zwei benachbarten ist immer ein anderer großer Querstein niedergelegt, diese Quersteine sind ungefähr halb so groß wie die aufrecht stehenden. Die Quersteine nennen sie Cronetstones (Kronsteine) und die sie tragenden Pfeiler oder die großen aufrecht stehenden Steine Corsestones (Gerippsteine); jeder Corsestone trägt dem Gesagten nach die Enden von zwei Cronetstones, und die Sache nimmt sich also ungefähr so aus:



Das Gewicht jedes Corsestone's wird von Camden, der übrigens sonst wenig Genaues über dieses Monument hat, zu 12 Tons, d. h. zu 240 Centnern oder 24,000 Pfund angegeben, und das Gewicht jedes Quersteins zu etwa 6 bis 7 Tons oder 12,000 Pfunden. Es sind diese Gewichtsangaben wahrscheinlich ziemlich zutreffend, doch vermuthlich eher etwas unter als über der Wirklichkeit; denn nach unseren Maaßen, wenn wir vier Fuß im Boden stecken lassen, muß jeder der großen Corsestones wenigstens 500 Kubikfuß Inhalt haben und 2 bis $2^1/_2$ Cubikfuß von diesem Stein wiegen ohne allen Zweifel mehr als einen Centner.

Das merkwürdigste bei dieser Zusammenstellung der Steine ist ihre Ineinanderfügung; die alten druidischen Baumeister haben sich nämlich nicht begnügt, die Steine bloß lose darauf zu legen, sondern sie auf eine sehr rohe, aber eigenthümliche Weise in einander verzapft. Sie haben nämlich an beiden Enden jedes Quersteines ein Loch hineingearbeitet und dann an beiden Enden jedes Gerippsteins einen Zapfen angebracht, der in jenes ihm correspondirende Loch paßt; etwa so:



Diese Zapfen müssen ihnen unendliche Mühe gemacht haben, da sie sie aus dem groben und dicken Stück herausmeißelten und alle Materie rund umher weghämmern mußten. Man sieht diese Zapfen nicht nur deutlich an einigen umgeworfenen Steinen, sondern man kann sie auch, so wie die Löcher, von unten herauf an einigen ganzen und aufrecht stehenden Steinen erkennen, weil bei der rohen Anfertigungsweise des Ganzen alles nur so halb und halb aufeinander paßt.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die Turkomanen.

(Schluß.)

Die Ausdauer dieser Thiere ist fast unglaublich; wenn sich die Turkomanen auf einen Raubzug begeben, so tragen diese Pferde außer ihrem Reiter auch noch den auf acht bis zehn Tage nöthigen Mundvorrath und legen täglich 80 bis 100 engl. Meilen zurück. Die Art wie sie ihre Pferde dazu vorbereiten hat mehr Aehnlichkeit mit dem Abrichten unsrer Equilibristen und Schnellläufer, als mit der Behandlung der Racepferde. Wenn sie einen Zug in die Ferne vorhaben, der große Anstrengung und Eile erfordert, so jagen sie zuerst ihre Pferde täglich mehrere Meilen weit herum; sie füttern sie nur karglich mit Gerste und während der Nacht werden sie mit Decken und Kissen bedeckt, damit sie schwitzen, was so lange fortgesetzt wird, bis alles Fett vertrieben und das Fleisch hart und sehnig

geworden ist. Sie erkennen das an dem Gefühl der Muskeln, besonders an der Mähne, auf dem hintern Theil des Halses und an den Hüften, und wenn diese Stellen gehörig fest und hart sind, so sagen sie das Fleisch sey Marmor, was den Werth des Thieres sehr erhöht. Nach dieser Vorbereitung läuft das Thier mit außerordentlicher Schnelligkeit und Ausdauer fast so lange als der Reiter will, ohne entkräftet zu werden oder zusammenzubrechen, während die Pferde, die bei dem Ausmarsche wohlbeleibt waren, die Anstrengung selten aushalten. Kurz vor meiner Ankunft in dieser Gegend hatten einige königliche Cavalleristen mit einer Anzahl Yamuts und Goklanturkomanen einen Zug gegen den Tjukistamm unternommen und hatten dabei fast alle ihre wohlgenährten Pferde verloren, während die Turkomanen mit ihren magern aber kräftigen Thieren den ganzen beschwerlichen Marsch ohne Verlust überstanden. Sie gehen einen raschen Schritt, einen leichten Trab oder eine Art Paß, mit dem der Reiter ohne Beschwerde 6 engl. Meilen in der Stunde zurücklegt, aber sie laufen auch 5—6 Stunden im Galopp ohne die geringste Ermüdung zu zeigen. Ein Turkomane, mit dem ich hievon sprach, erbot sich, jederzeit mit seinem Pferde längstens in sechs Tagen von Mesched nach Teheran oder nach Bukhara zu reiten, obgleich diese Städte über 500 engl. Meilen von einander entfernt sind, und die Möglichkeit dieser Reise wurde von allen Persern und Turkomanen, die ich darüber befragte, bestätigt. Uebrigens beweisen ihre Raubzüge, die sich oft auf unglaubliche Entfernung erstrecken, nur zu sehr die Wahrheit jener Angabe. Rücksichtlich der außerordentlichen Ausdauer scheinen mir ihre Yabus oder Klepper ebenso vortrefflich, wo nicht noch besser als ihre großen Pferde; es sind kräftige, gedrungte, lebhafte Thiere, zwar ohne das Vollblut der größern Race, aber dafür auch billiger im Preise, weßhalb sie von den ärmern Turkomanen weit mehr gebraucht werden, als die bessern theuern Pferde. Es ist bei den Turkomanen sehr üblich, die Pferde zum Steigen und Hauen mit den Füßen abzurichten, so daß sie ihrem Herrn im Gefechte beistehen und nach dem Willen ihres Reiters auf den Mann gehen oder Menschen und Thiere mit den Zähnen fassen; diese Eigenschaft ist zwar im Gefecht und bei Raubzügen nützlich, denn sie helfen dadurch die Gefangenen und das geraubte Vieh bewachen, aber sie werden auch bösartig und falsch gegen jeden Fremden.

Man irrt sich übrigens gar sehr, wenn man glaubt, die Pferde wären in diesen Gegenden zu niedrigen oder auch nur zu mäßigen Preisen zu haben; Thiere von der besten Race kosten immer 150 bis 200 Pfd. Sterl. und ausgezeichnet schöne von vorzüglicher Abstammung sollen zuweilen mit 350 bis 400 Pfd. Sterl. bezahlt werden; ein nur einigermaßen gutes Pferd, das die gehörige Größe und Gestalt hat, wird man nie unter 80 oder 100 Pfd. Sterl. erhalten. Nicht nur der Hof von Teheran, sondern auch die meisten Vornehmen in den westlichen und nördlichen Provinzen Persiens wie in Khorasan beziehen ihre Leibpferde aus dieser Gegend, aus den Ebenen der Tjukis und Goklanturkomanen; außerdem werden viele nach Bukhara, Candahar, Kabul und Indien ausgeführt, und diese starke Nachfrage von außen hat wahrscheinlich den Preis so erhöht; die besten bleiben fast alle in Persien. Wenn man noch fernerhin jährlich 400 Stück für unsere indische Cavallerie hier auffaufen will, was meines Wissens geschehen soll, so wird der Vorrath bald erschöpft seyn. Aber werden die Summen, welche für die Remonte der indischen Reiterei bestimmt sind, zum Ankauf guter turkomanischer Rosse hinreichend seyn? Der größte Theil der Pferde, welche die Aufkäufer von Kabul dermalen nach unsern indischen Provinzen bringen, stammt aus Khorasan und den benachbarten Ebenen.

Etwas über den Kumys.

(Von Dahl. Journal des russischen Ministeriums des Innern. Januar 1843.)

Ueber dieß bei mehreren nomadischen Völkern Asiens, namentlich bei den Kirgisen, vielfach gebrauchte Getränk sind eine gute Anzahl irriger Nachrichten und Meinungen im Umlauf; man verwechselt ihn nicht selten mit dem Milchbranntwein der Kalmüken oder schreibt ihm unrichtige Eigenschaften zu. Indeß ist das Getränke als Nahrung und als Heilmittel so wichtig, daß es wohl der Mühe lohnt sich näher damit bekannt zu machen.*

Kumys ist in Gährung übergegangene Stutenmilch, man kann ihn aber nicht Sauermilch nennen, weil die Gährung nicht bloß sauer, sondern zum Theil schon weinig ist; die Zubereitung desselben ist einfach, erfordert aber doch eine besondere Vorrichtung und Aufsicht. Man gießt frische Stutenmilch in einen am Rauch getrockneten Ledersack (saba) mit langem Halse, und fügt, je nach Lust und Vermögen, mehr oder weniger Wasser, manchmal ein Drittel, manchmal ein Sechstheil hinzu; man läßt sie durch die Wärme sauer werden, schlägt sie aber gleich von Anfang an mit einem langen Quirl, den man niemals aus der Saba herausnimmt, unaufhörlich. Dadurch wird die saure Gährung aufgehalten und ein Schaum hervorgebracht, folglich Luft in die Flüssigkeit gebracht, welche allmählich zum Theil in die Weingährung übergeht, noch ehe die saure Gährung vollendet ist. Hierauf gründet sich die Gewohnheit bei den Nomadenvölkern, beim Eingang in die Kibitka die Handhebe des Quirls zu fassen und einige Schläge damit zu thun, zum Zeichen der Begrüßung. In diese Saba gießt man täglich frische Stutenmilch mitten in die Säuerung hinein, und darum wird diese auch sehr bald sauer, um so mehr, als der Kumys im Sommer bereitet wird, gleich vom Frühjahr an, wenn die Stuten gefohlt haben. Uebrigens wird der Kumys, je nach dem Wetter, erst im Laufe von 12 bis 24 Stunden fertig. Die Stutenmilch kommt ihren Bestandtheilen nach der Frauenmilch ziemlich nahe; es ist viel Zucker darin, sehr wenig Käse und Oel. Quark oder Käse sieht man fast nicht in der gesäuerten Stutenmilch, die durchaus nicht dick wird, sondern nur wenig consistenter als Wasser ist. Oel zeigt sich in ziemlich merklichen Krümeln, und nimmt wahrscheinlich von den durchräucherten Seitenwänden der Saba eine dunkle Farbe an. Die Hausfrauen sammeln dasselbe als Leckerbissen und sie ist unter dem Namen „Mai" bekannt, eine allgemeine Benennung für Oel, Fett und Talg. Der Geschmack des Kumys ist säuerlich, widrig süß, und sticht in der Nase, wie schäumender Wein oder saurer Schtschi. Auch ist in dem Kumys ein gewisser auffallend roher Geschmack und Geruch; man bemerkt beides vor und nach dem Trinken; einige behaupten, dieß komme von dem Ledersack her, daß ist aber nicht richtig, denn ich habe es auch

des Kumys bemerkt, der in hölzernen Gefäßen bereitet worden war; Geruch und Geschmack bleiben dann dieselben, aber das Getränk wird säuerlicher. Baschkiren und Kirgisen behaupten, guten Kumys könne man nur in einem Ledersack machen, weil in der Saba die Milch nicht so schnell sauer wird und kühler bleibt.

Wenn man den Kumys einigemal getrunken hat, so zieht man ihn unwillkürlich allen andern Getränken ohne Ausnahme vor, namentlich in der heißen Jahreszeit. Er kühlt, stillt auf eine Zeitlang Durst und Hunger und macht ausnehmend munter. Aber man darf ihn nicht in kleinen Gläschen trinken, nicht bloß nippen, sondern muß, wenn man Durst hat, eine tüchtige Schale auf einmal austrinken. Wenn der Kumys den Hunger auf einen Augenblick zum Schweigen bringt, so stillt er ihn doch nicht ganz; man kann dabei stark essen, aber auch die Speise fast ganz entbehren. Eine besondere Eigenschaft des Kumys, die sich nicht leicht erklären läßt, die ich aber verbürgen kann, besteht darin, daß er niemals den Magen anfüllt oder belästigt; man kann davon so viel trinken, als man will, und zu jeder Zeit, ohne eine Unannehmlichkeit zu verspüren. Wenn man nach einem tüchtigen Ritt oder einem Spaziergang nur halb so viel Wasser oder Kwas trinken wollte, so würde dieß augenblicklich belästigen, vom Kumys dagegen wird man munter und frisch. Die berauschende Eigenschaft des Kumys ist sehr unbedeutend, manchmal gar nicht zu bemerken, jedenfalls aber kurz in ihrer Wirkung und ohne unangenehme Nachempfindungen. Kumys trinken bis zur Berauschung ist nicht möglich, nur manchmal bringt man es zur Lustigkeit, besonders beim Herbstkumys, welcher mehr berauschende Kraft hat. Eine leichte Aufregung, ein rothes Gesicht und darauf ein ruhiger Schlaf, damit ist alles zu Ende. Kopfschmerzen gibt es keine.

Der Kumys bildet bekanntlich die Hauptnahrung und den Hauptgenuß der nomadischen Völker Rußlands, die ohne denselben kaum bestehen könnten. Beim Mangel an Stutenmilch trinken die ansässigen Asiaten Airan, mit Wasser verdünnte Molken aus Kuhmilch; dieß ist aber ein schlechter Ersatz, den man nur durch die Gewöhnung an einen weißen, sauren Trank genießen kann. Krut, d. h. gesalzenen, stark getrockneten Schafkäse, schaben sie ins Wasser und trinken dieß namentlich im Winter und auf Wanderungen; aber auch dieß ersetzt in keiner Weise den Kumys.

Kumys sollte eigentlich den Molken aus Kuhmilch gleichen, wo Oel und Käse ausgeschieden sind, aber die Wirkung dieser beiden Getränke auf den menschlichen Körper ist durchaus nicht dieselbe. Die Molken gehören zu den sogenannten blutreinigenden Mitteln, der Kumys dagegen ist vorzugsweise nährend und bluterzeugend. Möglich, daß der Kumys alle Secretionen befördert, obgleich ich auch dieß nicht versichern kann, weil jedes in solcher Menge genossene Getränk den Schweiß verstärken muß, aber die Ausleerungen werden durch den Gebrauch des Kumys vermindert, was ich namentlich in Bezug auf die Darmentleerungen zuversichtlich behaupten kann. Das erste, was man an dem Tage bemerkt, wo man den Kumys zu trinken beginnt, ist Verstopfung, die indeß weder beunruhigt, noch belästigt, ja nicht einmal den Appetit vermindert. Die Sache kommt ganz von selbst wieder in Ordnung, aber stets bleibt die Neigung zu Verstopfung und die Ausleerungen sind hart und unbedeutend. Auch der Urin nimmt ab, oder ist wenigstens im Verhältniß zu der Menge des Getränkes äußerst unbedeutend, aber er wird dicker, trübe und erhält einen weißlichen Niederschlag. Wollte man täglich zwanzig und mehr Gläser Thee, Wasser oder Kwas trinken, so würde sich die Masse des Urins bedeutend vermehren; vom Kumys ist dieß fast unbemerkbar.

Andere unmittelbare Wirkungen des Kumys habe ich nicht bemerkt, und wiederhole nur, daß man denselben in ganz unglaublicher Quantität bis zu einem Wedro (nahezu 12,7 französische Litres) und darüber trinken kann, ohne eine Belästigung zu verspüren und ohne Folgen befürchten zu dürfen.

Die spätere Wirkung des Kumys zeigt sich nach einer Woche oder auch früher; sie besteht in einer genügenden, gesunden und leichten Ernährung des ganzen Körpers. Man fühlt sich munter, gesund, athmet frei und das Gesicht erhält eine gesunde Farbe. Die den Winter über abgemagerten knochigen Gesichter der Nomaden ändern sich in den ersten Wochen des Frühjahrs so sehr und werden so feist, daß man seine Bekannten nicht wieder erkennt. Ich zweifle, daß man eine andere Nahrung erdenken könnte, welche in dieser Beziehung den Kumys ersetzte, und dem langen Fasten und der Erschöpfung des Menschen in den Wintermonaten eine so vollständige Ausgleichung böte. Darum gewährt der Kumys auch einen besondern Vortheil in denjenigen Krankheiten, wo der Körper ohne Belästigung der Verdauungswerkzeuge eine genügende und leichte Nahrung erfordert. Außerdem scheint der Kumys auch vortheilhaft bei allen chronischen Brustleiden und den Affectionen der Athmungsorgane überhaupt. Ich will nicht behaupten, daß der Kumys eine ausgesprochene Schwindsucht, welcher Art sie auch sey, heilen könne, aber er entspricht in solchen Krankheiten dem Bedürfniß einer guten Nahrung, entfernt die plötzliche Abnahme der Kräfte und könnte solche, bei einer bloßen Neigung zur Schwindsucht, wohl auf lange Zeit entfernen. Bei den Kirgisen ist die Schwindsucht fast ganz unbekannt. Eine nicht minder wichtige Hülfe leistet der Kumys überhaupt allenthalben, wo eine reichliche, rasche und leichte Ernährung möglich ist.

Wer aber Kumys trinken will, muß hinsichtlich seiner Lebensart den Einheimischen folgen. Zur französischen Küche paßt er nicht, bei Pasteten und künstlichen Saucen zeigt er sich widerlich und man würde ihn mit Unlust trinken. Ein in leichtem Salzwasser gekochtes Hammelsfleisch und Brod das ist die rechte Speise. Thee, Kaffee und Wein sind ganz verboten; dabei muß man viele Bewegung zu Pferde und zu Fuß machen. Man darf 15 bis 30 Glas des Tages trinken und darüber. Bemerkenswerth ist, daß der Kumys in den Steppen gesünder seyn soll, als in den Bergen; darum schlägt er auch bei den Kirgisen besser an, als bei den Baschkiren.

Miscellen.

Außerordentliche Strömung. Der Untergang des Dampfschiffes Columbia in der Funty Bay am 3 Julius wird einer außerordentlichen mit allen bisherigen Erfahrungen nicht übereinstimmenden Strömung zugeschrieben, und die Litt. Gaz. vom 5 August macht dabei aufmerksam, daß am 5 Julius eine eben so ungewöhnliche Strömung an der Küste von Cornwallis (s. Nr. 209) bemerkt worden sey.

Papiere der Mlle. Lenormant. In Paris trägt man sich mit dem Gerücht, diese Dame habe ein Kästchen voll Briefe und Billete von hochstehenden Personen nicht bloß Franzosen hinterlassen. Solche Billete würden jetzt zurückverlangt und zum Theil bedeutende Summen dafür geboten. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 August 1843.

Das junge Skandinavien.

(Aus dem Privatschreiben eines Reisenden.)

Stockholm, 1 August.

Die Mehrzahl der hiesigen Bewohner sah wohl vorerst in dem Upsalazug der dänischen Studenten nicht viel mehr als ein Jugendfest, und wurde erst aufmerksam, als man erfuhr, daß vier finnländische Studenten, welche zufälliger Weise dem Upsalafest angewohnt hatten, von der Universität Helsingfors relegirt und den dänischen Studenten die Bildung der „skandinavischen Gesellschaft" von ihrer Regierung untersagt wurde. Das machte auf unser Publicum einen Eindruck, den die Presse zu vermehren nicht unterließ. Literatur und Stimmung zeigen in Schweden troz der entschiedenen Rüstigkeit der Nation und der Einzelnen eine gewisse Trägheit, die gegen die literarische Regsamkeit der Dänen auffallend absticht. Der Grund liegt wohl einfach in dem Mangel größerer Städte, von denen die einzigen, Stockholm und Gothenburg, vorzugsweise als Handelsstädte zu betrachten sind, während in Kopenhagen sich ein wissenschaftliches und literarisches Leben zusammendrängt, wie sonst nirgends im Norden. Schon in Schonen, so ziemlich der bevölkertsten Provinz Schwedens, sollen sich die neuen „skandinavischen Ideen" eines starken Anklangs erfreuen, und in Upsala, dem Sitze der Wissenschaft, erscheint ein neues Journal, Thorgny, das gleichfalls auf diese Ideen einzugehen scheint. Der Upsalazug ist somit der Anfang einer neuen Bewegung geworden, oder vielmehr das Signal zu einer solchen, denn schon vorher war durch die Schriften der Dänen, namentlich die lebendig geschriebenen Aufsätze Grundtvigs in der Nordischen Vierteljahrsschrift die Sache in Anregung gebracht worden. Eine nähere Auseinandersetzung dessen was diese neuen skandinavischen Ideen eigentlich heißen, und was das etwas spöttisch sogenannte „junge Skandinavien" erstreben will, ist nicht so leicht zu geben, wenn man nicht rein die politischen Gründe anführen will. Der Gedanke ist sichtlich in Dänemark entsprungen, und wird dort schon seit Jahren gepflegt. Dänemark steht financiell auf sehr schwachen Füßen, und wenn der Sundzoll einmal regulirt wird und nicht mehr wie nach dem jetzigen Budget 1,800,000 bis 2 Millionen Thaler abwirft, so geräth die Staatsmaschine in arges Stecken. — Hiezu kommt die Wahrscheinlichkeit eines nicht sehr fernen Aussterbens der männlichen Linie des Königshauses, und eine Theilung des jetzigen dänischen Staates, die alle Aussichten noch trüber macht. Daraus erklärt sich die seit Jahren bemerkliche Unruhe in den Gemüthern des dänischen Volkes — eine Unruhe, welche zu wohl begründet ist, als daß die daraus entspringenden Folgen nach allzustrengem Maßstab bemessen werden dürften. So sahen sie sich nach Hülfe um, und suchten diese aus leicht begreiflichen Gründen nicht mehr wie sonst in England oder in Rußland, sondern in sich selbst und ihren Stammverwandten. Lange wollten die Ideen nicht verfangen; der alte Stammeshaß saß noch in zu vielen Gemüthern fest, namentlich in den ältern Personen, und darum ist es gerade von Bedeutung, daß die Jugend der drei Länder, welche nicht mehr des bittern Haders um Norwegen gedenkt, die Idee einer skandinavischen Vereinigung so lebhaft auffaßt. In Schweden stand anfangs der Stolz, in Norwegen die Gleichgültigkeit einem Fortschritt dieser Idee entgegen; der Stolz wich zuerst, denn allzusehr ist dort die Abneigung gegen Rußland eingewurzelt, und der Haß gegen diejenigen, welche man verdächtigt, dem russischen Einfluß günstig zu seyn. Mellin hat in seinen Nachtstücken die Besorgnisse und die Hoffnungen der Nation in dieser Beziehung ausgesprochen, und sie haben, wenn auch nicht immer in den Versen, doch in den Gefühlen alle empfindlichen Saiten des schwedischen Gemüths angeschlagen. So ward der Vereinigungspunkt mit Schweden gefunden, und Norwegen folgt allmählich dem Schwesterreiche. Es liegt nicht im nordischen Charakter Capriolen zu schneiden, man schreitet langsam, aber sicher vorwärts, weil man des Herkömmlichen schwer sich entwöhnt, aber dem eigenen Gefühl in der Brust sich ohne Besorgniß überlassen kann. Darum ist auch die Idee einer Vereinigung der drei nordischen Reiche, einer neuen calmarischen Union, nur eine Verbindung zum gemeinsamen Schutz. Keines der drei Reiche, auch Schweden nicht mehr, ist im Stande auf Eroberung auszugehen, und somit kann das junge Skandinavien, dessen Oberleitung wahrscheinlich nach

Schweden verlegt werden wird, mit gutem Fug sich dahin aussprechen, daß es nichts als Friede und Eintracht der drei durch ihre Sprache so nahe verbundenen Lande bezweckt, um so mehr, als die Beförderung einer gemeinsamen Literatur in den geistigen Interessen Aller einen Rückhalt findet. Daß die jungen Dänen in ihrem Eifer sich so heftig gegen Deutschland aussprachen, und von ihm dieselbe Gefahr wie von Rußland befürchten, darüber wird man in Deutschland wohl nur lächeln, und es ihnen in Anbetracht ihrer schlimmen Lage zu gute halten; das bessere Verständniß wird auch hier so wenig ausbleiben, als es mit Schweden ausgeblieben ist.

Stonehenge.

(Fortsetzung.)

Es bleibt kein kleines Räthsel, wie die Leute es anfingen, diese großen Quersteine von 6 bis 7 Tonnen oder von 120 bis 140 Centner Gewicht auf ihre 20 Fuß hohen Postamente hinaufzubringen; denn lassen wir auch jeden der starken Leute drei Centner tragen, *) und rechnen wir also auf die Handhabung jedes Steines 40 bis 50 Mann, so frägt es sich wie sie es machten, daß so viele Leute auf einmal an einem nur 9 bis 10 Fuß langen Steine anfassen konnten. Vielleicht schoben sie die Steine auf eine an den Gerippstein angebrachte und in ein paar stämmigen Balken bestehende geneigte Fläche (sliding scale) hinauf; einige mochten auf Leitern mit Stricken stehend vorne ziehen, andere mit den Händen und Schultern und andere mit Stangen von Ferne nachhelfen. Denn die Rohheit der ganzen Steinbearbeitung scheint es nicht zu erlauben anzunehmen, daß diese Leute schon im Besitz künstlicher Hebemaschinen waren.

Die innern kleinen Steine stehen ebenfalls senkrecht im Boden, etwa mannshoch, und vielleicht 4—5 Fuß im Umfang (Schreiber d. maß sie nicht genau); dieser kleinen Steine mochten auch ungefähr 40 im Cirkel herumstehen, als das Ganze noch vollständig war. Ob sie auch mit Quersteinen bedeckt waren, wie die großen, geht jetzt aus dem Anblick nicht mehr hervor, da man keine solchen durch Quersteine verbundenen kleinen Steinpaare mehr sieht. Ein Engländer, der ein vollständiges Bild von Stonehenge zu entwerfen versucht hat, wie er es sich in seiner Unversehrtheit dachte, scheint dieß zu vermuthen, indem er auch auf alle die kleinen Gerippsteine Kronsteine gelegt hat.

Denkt man sich die Steincirkel nun so, wie wir sie beschrieben haben, denkt man sich das Centrum der kleinen Steine mit weißgekleideten druidischen Priestern gefüllt, denkt man sich außerhalb des großen Steinkreises und innerhalb des Walls und Grabens das tättowirte und buntgekleidete Volk der brittischen Laien, zwischen den Steinpfeilern die Gewölke der Opfer verfliegend und die Steine alle mit Kränzen oder doch mit umstecktem frischem Laube geschmückt, so möchte das Ganze bei solchen Feiergelegenheiten einen ganz erhebenden und eigenthümlichen Anblick gewähren.

Jetzt wie gesagt sieht es gar nicht mehr so prächtig aus; der Sturm der Zeiten zerbricht die zierlichen Gebilde der korinthischen Architektur und wirft auch die gewaltigen Steinmassen dieser cyklopischen Baumeister um. Von den großen Gerippsteinen stehen nur noch 23 aufrecht, senkrecht und fest im Boden, und von den Kron- oder Quersteinen liegen nur noch 8 in gehöriger Ordnung. Das größte zusammenhängende und vollständige Stück sind 4 Gerippsteine und 3 ihre Zwischenräume überbrückende Kronsteine. Die andern Kronsteine liegen nicht in ununterbrochenem Zusammenhange, sondern hie und da quer über, und bilden also keine Reihe von Jöchern, sondern nur einzeln hie und da zerstreute Jöcher.

Die größte Anzahl ununterbrochen neben einander stehender Gerippsteine sind eilf; die übrigen stehen zerstreut und mit großen Lücken unter einander. Zu diesen eilf gehören auch die vier, die wie ich sagte in ununterbrochener Reihe noch von ihren Quersteinen überbrückt sind.

Unter den vollständigen Jochen sind zwei besonders bemerkenswerth, denn erstlich sind sie etwas größer als die übrigen, ragen mächtiger hervor, dann stehen sie aus dem Cirkel, den die übrigen bilden, etwas zurück, und endlich deckt der obere Stein so ganz die Fläche der beiden untern, daß hier kein Platz mehr zu seyn scheint für einen zweiten darauf liegenden Querstein, und daß daher diese beiden Joche ganz außer aller Verbindung mit dem übrigen Cirkel gestanden zu haben scheinen. Dabei lassen sie einen großen freien Raum zwischen sich, und es sieht mithin ganz so aus, als hätten diese beiden Jöcher die Seitenpfeiler eines großen Eingangs gebildet.

Diese vollständigeren Partien des Ganzen befinden sich nach Osten, die meisten umgeworfenen Steine und die größten Zerstörungen zeigen sich in dem westlichen Theile, welches zu beweisen scheint, daß meistens die Stürme, welche mit der größten Heftigkeit hier aus Westen wehen, an der Zerstörung schuld sind. Von den kleineren Steinen des innern Cirkels stehen noch zwölf aufrecht, die andern liegen zerstreut umher.

Ich fragte den Schäfer, ob er sich wohl erinnere, wann der letzte große Stein umgefallen sey. Er sagte, er wisse sich das Jahr nicht mehr genau zu erinnern, allein er wisse sich sehr wohl zu erinnern, daß der letzte Stein, den er mir zeigte, erst vor einigen Jahren umgestürzt sey. Es wäre ein sehr feuchtes Jahr gewesen. Der Rasen und Boden umher habe sich so sehr und bis zu großen Tiefen herab aufgeweicht, daß der Stein dadurch vielleicht auf die eine Seite gesunken und bei einem starken Sturm dann vielleicht ganz das Gleichgewicht verloren habe. Da die Steine verhältnißmäßig nicht sehr tief eingegraben sind, und da der Boden, in welchem sie stehen, kein fester Steinboden ist, so ist dieß wahrscheinlich die Weise, wie alle die daliegenden Steine zum Umsturz gekommen sind. Sehr nasse und sehr stürmische Jahre waren es, welche diese Riesen darnieder streckten.

*) Allein und in einem separirten Stücke möchte jeder vielleicht mehr tragen können, aber in einem einzigen so großen und unbequem zu handhabenden Ganzen ist drei Centner wohl das höchste, was man auf jeden rechnen kann.

Dieß begreift sich! Durch welche Gewalt aber die Quersteine von denjenigen ihrer Postamente, welche aufrecht geblieben sind, herunterkamen, bleibt fast eben so unbegreiflich, wie es uns unerklärlich war, durch die Anwendung welcher Gewalt sie hinaufkamen. Wasserfluthen konnten sie da oben nicht wegschieben, weil solche hier nie so hoch kamen. Daß Menschenhände und warum diese sich die unsägliche Mühe geben sollten, solche Steinmassen von oben herunter zu werfen, ist so unwahrscheinlich, daß man an sie nicht denken kann. — Der Blitz konnte sie nicht zerschlagen, selbst wenn wir ihm diese Kraft geben wollten, ohne die zugehörigen Pfeiler zugleich wesentlich zu beschädigen. Das Einzige, was sich außerdem oben bewegt, sind die Stürme. Wollte man aber voraussetzen, daß seit der Druiden und Britten Zeit Wirbelwinde wehten, welche im Stande waren Steine von 130 Cntr. Gewicht aus ihren Zapfen zu heben, so müßten wir wenigstens Nachricht darüber haben, daß durch solche Winde auch ein paar Berge oder ein paar Städte vom Boden weggrasirt wären, was aber nicht der Fall ist. Auch Erdbeben können nicht die zerstörende Kraft hergegeben haben, weil die Quersteine der Zapfen wegen nicht ohne eine Neigung der Gerippsteine herunter kommen konnten.

So schiene denn beinahe dem allem nach nichts weiter übrig zu bleiben, als anzunehmen, daß alle die Quersteine, welche auf zwei noch senkrecht neben einander stehenden Gerippsteinen hafteten, in der That nie da oben gelegen haben, und daß demnach entweder es gar nicht im Plane der Erbauung lag, auf alle solche Gerippfeiler-Paare Quersteine zu legen, oder daß, wenn es in ihrem Plane lag, sie mit der Ausführung desselben nicht zu Stande kamen, und mit einem Worte ihr ganzes Werk nicht fertig wurde.

Das erste, daß die besagten Quersteine nicht in ihrem Plane lagen, scheint unwahrscheinlich; denn es wäre dann ihr Werk ein unregelmäßiges und in sich, in Zahl und Form, unharmonisches gewesen. Es liegt aber tief in der menschlichen Seele, selbst in der der ungebildeten Barbaren, ein Instinct, oder ein Naturdrang begründet, vermöge dessen sie in ihren Werken in Zahl und Form eine gewisse vollkommene Harmonie und Regelmäßigkeit eben so herzustellen suchen müssen, wie die Bienen sie in ihren Zellen, die Spinnen in ihren Geweben herstellen. Selbst die Wilden ziehen ihre Linien beim Tättowiren vollkommen regelmäßig und harmonisch. Es ist also unmöglich bei irgend einem Menschengebilde eine wesentliche Zahlen- oder Formenunregelmäßigkeit als im Plane liegend anzunehmen.

Dagegen hat die Vermuthung, daß das Ganze nie vollendet wurde, gar nichts Unwahrscheinliches, und da nach dem Gesagten alle andern Erklärungsweisen, warum es jetzt auf einer ganzen Reihe von Pfeilern keine Quersteine gibt, unzulässig sind, so bleibt nichts anders übrig als diese Hypothese, die ich bisher noch von Niemanden habe aufstellen hören, als begründet anzunehmen. — Vielleicht konnten die druidischen Erbauer nicht mehr Steine bekommen, — vielleicht verging ihnen die Lust zum Bau, — vielleicht wurden sie durch Kriege gestört — vielleicht verjagte sie irgend ein benachbarter feindlicher Stamm immer wieder von ihrer Arbeit — und vielleicht haben wir so hier einen unvollendeten druidischen Tempel, wie wir so viele unvollendete gothische Tempel haben.

(Schluß folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Die Majotracht. Cadiz. Advocaten. Escribanos. Alcaden.

In Paris wurde vor einigen Jahren ein Maskenball veranstaltet, wobei ein reicher junger Graf in der Tracht eines Majo zu erscheinen wünschte. Es gibt in der That nichts Anmuthigeres, Reicheres und Koketteres, als diese kleidsame andalusische Tracht. Durch ihre ausgezeichnete Eleganz entfaltet sie in Sevilla eine so unendliche Abwechslung, einen so originellen Schnitt und so zarte Stickereien, daß man sie nur da in ganz richtiger Form und tadelloser Feinheit sich verschaffen kann. Der Graf versah sich zu diesem Behuf mit den bestimmtesten Nachweisungen, und sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Er berechnete Ort, Zeit und Entfernung. Vier gute Postpferde werden vor seinen Wagen gespannt und er reist ab nach Andalusien. Um diese Zeit war Don Carlos Herr von Nordspanien und im Begriff nach dem Süden aufzubrechen. Sein treuer Gomez hatte ihm muthvoll Bahn gemacht. Alle Verbindungen zwischen Bayonne und Madrid waren unterbrochen. Eine Reise mitten durch feindliche Heere, zuchtlose Truppen und wüthende Banden bot mehr als wahrscheinliche Hindernisse; sie bot gewisse Gefahren. Der Graf lachte der einen und wich nie vor den andern zurück. Abgeschnittene Straßen umgeht er, über Schluchten und Abgründe setzt er weg; er überspringt den Bürgerkrieg und sollte es seinen Kopf kosten, er muß das sehnlich gewünschte andalusische Costüm haben.

Audaces fortuna adjuvat! In freier Uebersetzung: zum Reisen gehört Glück! Der Graf fiel in keinen Abgrund, fiel keinen Räubern in die Hände, nicht der geringste Unfall stieß ihm zu. Unterwegs wußte er mit fashionabler Freigebigkeit sein Geld auszustreuen, und nichts ebnet besser die Pfade durch dieses Erdenleben.

Der französische Gesandte in Madrid war ein Verwandter des Grafen und letzterer stieg daher bei ihm ab. Das erregte großes Aufsehen in der ganzen diplomatischen Welt. Was macht dieser junge Mann in Spanien, welche Mission mag er wohl haben? Der Graf ist Pair von Frankreich, scheint große Eile zu haben, ist kühn mitten durch die unvermeidlichsten Gefahren gedrungen; es ist offen und klar, daß er geheime Sendung von der höchsten Bedeutung hat: seine Zurückhaltung selbst beweist das. Es ist nicht zu zweifeln, daß von einem wichtigen Entschluß der Großmächte, Frankreich ausgenommen, die Rede ist; der junge Graf ist zuweilen nachdenklich. Es handelt sich vielleicht um die Vermählung Isabella's mit dem Prinzen von Asturien, als Vermittlung zwischen der Usurpation und der Legitimität im Interesse der monarchischen Moral, oder gar, was noch wichtiger wäre, von der Theilung Spaniens als einer politischen Nothwendigkeit zur Wahrung des Weltfriedens. Diese hohen Maaßregeln werden wohl durch die Uebereinstimmung der Großmächte, Frankreich ausgenommen, gefaßt

worden seyn, und der Graf kam augenscheinlich, um dem Cabinet von Madrid den Willen des hohen Potentaten zu verkünden.

Diese seltsamen Gerüchte verbreiten sich mit Blitzesschnelligkeit, denn in der damaligen Politik gab es nichts Unzulässiges. Das Ministerium geräth in Unruhe; Madrid erschrickt und geräth in Bewegung; die Politiker an der Puerta del Sol stecken die Köpfe zusammen und machen bedenkliche Gesichter; die geheimen Gesellschaften: die Isabellinos, die Sonnensöhne, die hohen Templer, die Wächter der Unschuld regen sich und halten Zusammenkünfte.

Siehe da, was geschieht! Der reiche junge Graf aus Frankreich nimmt plötzlich wieder Postpferde und fährt im Galopp auf und davon. Gold wird hingeworfen als habe er seine eigene Münze, wie Blitze durchschneiden seine Rosse die Lüfte. Staubwolken wirbeln empor, daß sie den Tag verdunkeln, und schnell, immer schneller geht es fort nach dem Süden, nach Sevilla! Nach Sevilla! wiederholen sich ganz verdutzt die Regierungsbehörden der unschuldigen Isabella Secunda. Was wird wohl der geheimnißvolle Botschafter dort beginnen? Sollte die Rede seyn von — — —? Sollte man zu versuchen wagen — — —? So viel ist gewiß, daß etwas höchst Beunruhigendes in dieser diplomatischen Reise liegt. Ueber die Depeschen des edeln Pair hat nichts verlautet. Der französische Gesandte spricht kein Wort; die Königin Christine schweigt! Gott! Was wird aus Spanien werden!

Der Graf ist in Sevilla wohlbehalten angelangt. Das christinische Ministerium schickt einen Courier nach dem andern nach Andalusiens Hauptstadt, um aus seinem Labyrinth von Besorgniß und Unruhe herauszukommen. Es konnten hier nicht allein eine Königin und ein Land bedroht seyn, sondern was noch schlimmer ist, einige Ministerportefeuilles. Welche schlaflose Nächte, welche Störung des ruhigen Seelenlebens! Endlich gelangt folgende Antwort an den Conseilspräsidenten in Madrid: „Excellenz! Der bewußte Graf hat sich gleich nach seiner Ankunft in Sevilla beeilt, ein allen Regeln entsprechendes, köstliches Costüm eines Majo fertigen zu lassen, welches ihn 5000 Fr. kostet. Sodann reiste er mit vier Postpferden nach Malaga, wo er ein Schiff bestieg, das ihn schnell an Frankreichs Küsten bringen wird. Er hofft noch zeitig genug in Paris einzutreffen, um in diesem prächtigen Costüm einen glänzenden Maskenball zu besuchen. Diese Spazierfahrt nach Spanien soll besagten Herrn Grafen 25,000 Fr. kosten. Möge Gott Eure Excellenz in seine allerhöchste gnädige Obhut nehmen."

Bei Sevilla trägt der Guadalquivir Handelsschiffe von mäßiger Größe und die Fluth steigt bis jenseits Sevilla; aber das Handelssystem ist so schlimm und die Lasten so drückend, daß Wolle und andere Artikel auf weite Entfernungen nach dem Norden von Spanien verschickt werden, und die Schifffahrt ist jetzt nur von geringer Bedeutung, obschon hier ein sehr ausgedehnter Handel möglich wäre. Die Einfahrt in den Strom ist schwierig, und wenn der Wind vom atlantischen Ocean herweht, unmöglich. Das von einer besondern Junta gemachte Schifffahrtssystem ist so drückend, daß nur wenige Schiffe zum zweitenmal kommen! Schon der verdienstvolle Campomanes eiferte gegen diesen Unfug, dem eine energische, für das Wohl ihrer Unterthanen bedachte Regierung längst gesteuert hätte.

Cadiz hat immer noch die Zierlichkeit und Nettigkeit, weßhalb es von jeher berühmt war; die heitern, geselligen Bewohner empfangen mit dem größten Vergnügen Fremde, für die es hier leicht ist, Gesellschaft zu finden, welche, was Anmuth und Zwanglosigkeit anlangt, von keiner in der Welt übertroffen wird. Hier sieht man auch mit innigem Vergnügen die wirklichen arabischen Augen, obwohl man denselben in allen Theilen Andalusiens begegnet. Ihr Ursprung ist unzweifelhaft, und sie entsprechen genau der Beschreibung jener von den arabischen Dichtern so sehr verherrlichten Augen. Die maurische Gesichtsbildung beschränkt sich nicht bloß auf die untern und mittlern Stände, man findet sie in allen Classen durch ganz Andalusien; ungeachtet ihres Stolzes auf ein reines Blut kann man diese Mischung in den besten Familien entdecken. Die zierlichen Füße der anmuthigen Bewohnerinnen von Cadiz sind eben so berühmt, als ihre gefährlichen Augen.

An der Mündung des Guadalquivir, von Oliven, Feigenbäumen und Palmenhainen umgeben, liegt San Lucar de Barameda mit zwei alten Castellen und circa 10 000 Bewohnern. Sehr bedeutend war der ehemalige Handel dieses Platzes nach Amerika und den übrigen spanischen Colonien, wobei ein großer Schleichhandel stattfand, der auch jetzt noch blüht. Die Weine und Gartenfrüchte dieser von Gott gesegneten Gegend sind vorzüglich. Die hiesige sehr regsame ökonomische Gesellschaft wirkt seit ihrem Bestehen sehr wohlthätig. Der Fang der Sardinchas beschäftigt zahlreiche Fischer.

In der Ebene, die der Guadalete durchströmt, liegt Xerez de la Frontera mit seinem königlichen Alcazar und etwa 15,000 Bewohnern. Bei der Stadt wächst einer der besten spanischen Weine, wovon jährlich große Ladungen nach England und Amerika ausgeführt werden; auch ist die Feldmark reich an Weizen und Oel. Hier erfochten die Araber den berühmten Sieg über die Westgothen, der ihnen die Herrschaft über das ganze Reich verlieh.

Auf den Wällen von Cadiz habe ich in der Gesellschaft einer der edelsten Familien dieser Stadt einige Abende zugebracht, die mir unvergeßlich bleiben werden. Ein Verwandter der Familie, ein geistvoller junger Rechtsgelehrter, ein Mann voll Witz und gesundem Humor, hatte sich am letzten Abend zu uns gesellt, und ich freute mich sehr, diesen geistreichen Zögling der Themis kennen zu lernen. Auf der Alameda genossen wir die erfrischende Seeluft, die nach des Tages Last und Hitze ungemein erquickend ist. Cadiz zählt dermalen über 70,000 Einwohner.

(Schluß folgt.)

Lebendige Würmer auf dem Eise im Gouvernement Moskau. Der moskauische Civilgouverneur berichtete an das Ministerium des Innern, daß am 5 (17) Januar d. J. im Kreise Moshaisk auf den Gütern einer Gutsbesitzerin Arsenjewa auf einer mit Eis bedeckten Wiese lebendige Würmer in großer Menge gefunden wurden. Die Umwohner behaupteten, sie seyen mit einem Regen aus der Luft heruntergefallen. Die Witterung war damals etwas warm und feucht. Die Würmer blieben vom 6 bis 11 Januar am Leben, und einige derselben noch 24 Stunden im Spiritus. (Russ. Journal des Minist. des Innern. März. S. 451.) Aus einer Untersuchung des Akademikers Brandt (s. Journal des Minist. des Innern. Jun. 1843) ergab sich später, daß es die Larven von drei Insectenarten waren, die in dieser Gestalt gewöhnlich im Winter in der Erde bleiben, und mit Eintritt des warmen Wetters sich beleben und herausgehen. Damit ist freilich noch immer nicht erklärt, wie sie um diese Jahreszeit aufs Eis herauskamen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1843.

Das Sumpffieber im Niger.

Von einem Arzte, Namens Mac William, ist eine „medicinische Geschichte der Nigerexpedition in den Jahren 1841 und 1842“ erschienen, die wenn nicht vielen, doch einigen Aufschluß über diese Krankheit gibt, obwohl das Ganze zu theoretisch gehalten ist, und aus den noch unvollkommenen Nachrichten über das Sumpffieber allzu gewagte Schlüsse zieht. Man hatte alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln ergriffen, hatte Ventilatoren in Menge angebracht und Luftreinigungsapparate aufgestellt, so daß die Leute bloß in „medicinirter Luft“ (medicated air) lebten. Alles das half nichts: von 145 Europaern, lauter jungen, kräftigen Leuten, erkrankten 130 am Fieber und 40 starben. Von den Schwarzen, theils Kru's, theils Amerikaner, Westindier afrikanischen Ursprungs, und Ostindier, zusammen 158 an der Zahl, wurden nur 11 vom Fieber ergriffen; diese eilf waren alle in England oder sonst einige Jahre aus ihrer Heimath abwesend gewesen; dennoch nahm bei ihnen die Krankheit eine vergleichungsweise milde Form an und keiner starb. Ob dieß zum Theil die Folge größerer Furchtlosigkeit bei den Schwarzen war, muß dahingestellt bleiben. Die Versuche, die Krankheitseinflüsse durch chemische Vorrichtungen möglichst zu vertilgen, müssen als gänzlich mißlungen angesehen werden. Man hat die Ansicht ausgesprochen, daß der schwefelige Sauerstoff, den die faulenden, durch den Strom herabgeführten und am Ufer abgesetzten Pflanzenstoffe in dem gemischten halb salzigen, halb frischen Wasser ausstoßen, schuld an der Ungesundheit der Luft sey; es zeigte sich aber bald, daß diese Ansicht sich nicht vertheidigen lasse, und Dr. M'William bemerkt selbst, er sehe es als bewiesen an, daß das fragliche Gas in dem See- und Flußwasser, so wie in der darüber liegenden Atmosphäre nicht vorhanden sey. Damit mag wohl der Versuch, die vielbesprochenen Miasmen in bestimmter chemischer Form darzustellen, als mißlungen angesehen werden, und es bleibt zur Erklärung wohl nichts übrig, als die Verschiedenheit der Constitutionen, welche hauptsächlich in der Kraft liegt, Hitze zu absorbiren und zu erzeugen.

Zwei wichtige Fragen ergeben sich über das afrikanische Fieber: 1) ist es contagiös und 2) wird eine Person, die solches schon gehabt hat, in Zukunft demselben minder ausgesetzt? Wir wollen den Verfasser diese Fragen mit seinen eigenen Worten beantworten lassen. „Die Frage, ob Ansteckung zur Verbreitung des Fiebers am Bord der Schiffe beitrage, läßt sich meiner Ansicht nach kurz abmachen. Alle waren denselben Einflüssen ausgesetzt und fast alle wurden vom Fieber ergriffen. Nur zwei von den vier Aerzten, welche starben, hatten Fieberkranke behandelt; vier andere Aerzte gehörten zu den wenigen Personen, die gar nicht vom Fieber ergriffen wurden, obgleich sie in beständigem Verkehr mit den Kranken waren, und ich selbst war der letzte im Schiff Albert, der erkrankte, die Krankenwärter auf dem Albert wurden am spätesten ergriffen, und einer entging der Krankheit ganz. Keine einzige Thatsache kam zu meiner Kenntniß, welche den leichtesten Beweis böte, daß die Krankheit mittheilbar ist. Schützt ein Anfall des Flußfiebers gegen einen zweiten? Meine eigene Erfahrung, so wie die meiner Collegen und namentlich Hrn. Kings, Schiffsarztes auf der Aethiope, der länger und häufiger als irgend ein anderer Arzt auf dem Niger sich befand, sind der Ansicht, daß ein Fieberanfall ein Schutzmittel gegen einen zweiten sey, durchaus ungünstig. Im Gegentheil, diejenigen, welche einmal an dieser hinterlistigen Krankheit gelitten haben, scheinen, wenn sie sich abermals in die gefährliche Nähe wagen, ganz besonders dazu prädisponirt zu seyn. Von denen, welche im J. 1841 an Bord des Wilberforce das Nigerfieber hatten, wurden viele bei der Rückkehr des Schiffs nach der Küste bei der Aufnahme des Cameroonflusses und der Amboser Inseln abermals ergriffen, und als dieß Fahrzeug im Julius 1842 zum zweitenmal den Niger hinauffuhr, wurden von 7, welche das Fieber gehabt hatten, sechs zum zweitenmal ergriffen und zwei starben.“

Ueber diesen Punkt mag das Zeugniß des Dr. Mac William genügen, aber damit können wir nicht übereinstimmen, daß der Niger besonders tödtlich sey. Ausgedehnte, mit Wald bewachsene Flächen, ein breites, sumpfiges Delta, und Mangrove-Dickichte können allerdings Leuten, die stets Furcht vor Miasmen haben, Schrecken einjagen; vergleicht man aber

in aller Ruhe die Sterblichkeit, wie sie sich bei allen Expeditionen auf den Niger gezeigt hat, mit der von Sierra Leone, dem Gambia oder Westafrika überhaupt, so wird man sich überzeugen, daß das Leben auf dem Niger nicht mehr gefährdet ist als anderswo. Den Schrecken vor den Miasmen zu überwinden wird freilich nicht leicht seyn, aber man erwäge die Sterblichkeit der Expedition Tuckeys,*) welche durch ein Land ging, wo alles der Gesundheit günstig zu seyn schien; man erinnere sich, daß die Insel Ascension, welche hoch und fast von aller Vegetation entblößt ist, ebenfalls vom Fieber heimgesucht wurde, obgleich hier nicht an Sumpfmiasmen zu denken ist, und dann wird man finden, daß man wohl thut, die Furcht vor diesen einigermaßen bei Seite zu legen, und daß die Erforschung des Nigers mit keiner größern Gefahr verbunden ist, als die des Senegal, Gambia oder Congo.

*) Im Jahre 1816 nach dem Congo unternommen.

Stonehenge.

(Schluß.)

Betrachten wir nun die Form und den Stoff der einzelnen Steine etwas naher. Mein Schäfer sagte, der Stein wäre „Garnet," d. h. Granit. Camden gar meint, es sey keine natürliche, sondern eine künstlich componirte Steinmasse; er sagte, man behaupte dieß und meine es sey reiner Sand, der mit irgend einer klebrigen kittartigen Substanz vermengt sey. „Et quid mirum?" setzt er hinzu. Was wäre dieß für ein großes Wunder? Lesen wir nicht beim Plinius, daß Puteolanischer Staub unter die Fluthen getaucht vollkommen zu Stein werde, und daß die Cisternen zu Rom aus einem ausgegrabenen Sande und starkem Kalke so gebaut seyen, daß sie von Stein zu seyn schienen.

Ich möchte wohl wissen, ob Camden das von ihm beschriebene Stonehenge selber gesehen hat; höchst wahrscheinlich nicht, denn in der That tragen die Steine auch nicht eine Spur von einer künstlich componirten Masse an sich. Allein selbst ohne sie gesehen zu haben, gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um die völlige Unwahrscheinlichkeit einzusehen, daß die alten Britten im Stande gewesen wären, solche gewaltige Steincompositionen zu verfertigen, und es braucht hier keine Widerlegung. Allein die Leichtglaubigkeit, selbst der Scharfsinnigen unter den Alten, ist in solchen Dingen wirklich außerordentlich.

Da es rund herum um Stonehenge weit und breit weder Granit noch Sandstein gibt, da hier vielmehr alles Kalkboden und mit Feuersteinen vermischter Kalkfelsen ist; da aber so viel ich gesehen und gehört habe, kein einziger Kalkstein unter denen von Stonehenge vorkommt, so ist dieß eine neue Unerklärlichkeit, und es scheint offenbar, daß die Steine von weiter Ferne herbeigeschafft seyn müssen. Beim Volke hat sich deßwegen sogar die Sage ausgebildet, daß die ganze Steinzusammensetzung früher, so wie sie jetzt hier in Wiltshire steht, in Irland gestanden habe, und daß sie von Irland herüber transportirt sey. Vielleicht liegt in dieser Sage noch irgend ein historischer Fingerzeig; auch in einem alten, lateinischen Gedichte auf Stonehenge wird dieser Sage gedacht. Nehmen wir aber auch nun an, daß die Steine aus einer entferntern Gegend außerhalb Wiltshire herbeigeführt wurden, so mag die Heranschleppung eines jeden dieser Steine einen wahren Auflauf im Lande oder einen kleinen Triumphzug veranlaßt haben.

Betrachtet man die Form der Steine selbst näher, so ist es offenbar, daß außer jener Bearbeitung, der man sie unterworfen hat, um ihnen ihre rohe, viereckige Gestalt zu geben, auch sonst noch hie und da Menschenhände an ihnen thätig waren. Erstlich haben die vier großen, senkrechten Steine, welche unserer oben aufgestellten Hypothese nach das Eingangsthor bildeten, auf der Außenseite in einer Höhe ungefähr von 3 bis 4 Fuß ausgearbeitete runde Vertiefungen. Diese Vertiefungen sind, da sie nicht tief eindringen, nicht gleich auf den ersten Blick kennbar, sie sind etwa in der Proportion der Vertiefungen eines vergrößerten Porcellantellers. Da sie sich aber bei näherer Betrachtung alle ziemlich gleich, in gleicher Höhe und von vier Spannen Durchmesser darstellen, so ist es fast unmöglich ihre Bildung dem bloßen Zufalle zuzuschreiben, da sie auch alt zu seyn scheinen — sie haben dieselbe Farbe wie der übrige Stein und sind eben so wie er mit Moos überzogen — ja ist es wahrscheinlich, daß sie schon von den Errichtern des Bauwerks und nicht erst später von einer profanen Hand hinzugefügt wurden.

Auch alle die andern großen Steine haben in der Höhe von vier oder fünf Fuß ebenfalls eine ähnliche Ausmeißelung oder Ausfeilung; doch stellt dieselbe sich nicht becken- oder tellerartig, sondern wie ein untiefer, breiter Einschnitt dar. Es sah frappant so aus, als wenn seit lange gegen diese Steine Erdschollen gestoßen und sie rund herum so etwas ausgenagt hätten. Ich nahm das Profil eines dieser Steine, um die Ausnagung zu bezeichnen. Hier ist es:

Bei andern war diese Einbiegung nicht so merklich, bei keinem aber befand sie sich auf der innern Seite des Kreises; zufällig konnte diese Einbiegung ohne Zweifel nicht seyn. Was mochte aber die Veranlassung oder der Zweck davon seyn? Waren diese Aushöhlungen gleich von Anfang herein gemacht? Oder entstanden dieselben erst später beim Gebrauche des Tempels?

Endlich fand ich auch noch andere unregelmäßige kleine Löcher und Vertiefungen in den Steinen, von denen die meisten natürlichen Ursprungs seyn mochten; eines aber fand ich, das alle Spuren und Anzeichen eines künstlich in den Stein

hineingearbeiteten Loches an sich zu haben schien, es war einen Fuß tief und voll von faulem, stinkendem Wasser. Es befand sich dasselbe an einer der bezeichneten großen Pforten oder Eingangspfeiler. Ein Stein endlich hatte auch eine Art von Rille auf der Seite, die mit ebenfalls künstlich ausgearbeitet zu seyn schien, etwa so:

Solche rohe Merkzeichen und solche so viel wir die Sache jetzt beurtheilen können, zwecklose Bearbeitungen der Steine kommen bei vielen druidischen und für druidisch gehaltenen Denkmalern vor. Auch einer der Quersteine der beiden als Pforte bezeichneten Portale ist oben bearbeitet. Er scheint wie mit einem dicken Seile eingesägt so:

Einige Steine sind zum Theil gespalten, vielleicht durch eingedrungenes Wasser und Eis.

Die Steine sind mit Moos bedeckt, jedoch nur in ihren oberen Theilen; vier oder fünf Fuß vom Boden gibt es keine Moose, oder doch nur so dünne und magere, daß sie fast mit der oberen Rinde des Steines eines zu seyn scheinen. Die Moose oberhalb aber sind allerliebst, und je weiter nach oben, desto länger sind sie. Bei manchen Steinen mußte ich mich hoch emporrichten, um mit einem Messer einige der Moose, die ich zum Andenken mitnehmen wollte, herunterzubringen. Vom harten Stein waren wir selbst mit dem starken Messer des Schäfers nicht den geringsten Staub herunterzubringen im Stande.

Was die Entstehung und den Zweck dieses ganzen merkwürdigen Monuments betrifft, so sagt Camden, es sey eine Sage in Großbritannien, daß Ambrosius Aurelianus dieses Monument zum Andenken seiner Britten errichtet habe, welche an diesem Platze von den Sachsen bei einer Zusammenkunft listiger Weise ermordet waren, und das Ganze sey unter der Leitung des Mathematikers Merlinus angefertigt worden. Andere sagen, daß die Britten eben diesem Ambrosius zu Ehren das Monument an dem Platze errichtet hätten, an welchem er durch das Schwert der Feinde umgekommen, damit dieses dauerhafte Monument gewissermaßen ein Altar der Tugend auf ewige Zeiten seyn möchte. Gewiß ist es, daß man in dieser Gegend viele Leichname ausgrub und daß das einige Meilen von Stonehenge liegende Städtchen Amesbury oder Ambresbury (d. h. des Ambrosius Burg) von eben jenem Ambrosius den Namen hat, welcher gegen das Ende der römischen Herrschaft in Britannien sich hier mit dem kaiserlichen Purpur bekleidete, und dem Vaterlande Hülfe und wenigstens temporäre Rettung brachte, indem er auf dieser Ebene über die zurückgeschlagenen Sachsen triumphirte. In eben diesem Ambresbury sollen auch in der alten brittischen Zeit eine ganze Reihe von brittischen Königen residirt haben.

Andere wollen, daß Stonehenge ein druidischer Tempel gewesen sey; leider wird es darüber wohl nie zur Entscheidung und zur Klarheit kommen. Da übrigens ein Mausoleum und Tempel sich sehr wohl vereinigen lassen, und da beides sogar unter Umständen Eines seyn kann, so ist im Grunde die Meinungsverschiedenheit auch nicht so groß. Selbst unsere Kirchen dienen ja noch bis zu dieser Stunde oft zu Begräbnißplätzen und sind mit Gräbern gefüllt.

Es ist merkwürdig, daß Stonehenge so vollkommen kahl da liegt. Nicht nur kein Baum, sondern auch nicht der geringste Busch wächst in der Nähe, und eben so wenig in der Ferne weit und breit. Dieß und der graue traurige Himmel, welcher gewöhnlich über ihm schwebt, und der auch an diesem Tage, wo wir das Monument besahen, über ihm schwebte, machen Stonehenge äußerst melancholisch. Für die Schäfer der South Downs ist es ein Rendezvous; sie stehen sinnend darunter und sitzen im Gespräch auf den alten umgefallenen Steinblöcken. Ich hörte immer das Geläute der Schafglocken, und mein Schäfer erzählte mir, daß oft 20 bis 30 Heerden hier nahe und ferne herum weideten und die Schäfer dann hier zusammenkamen. In neuester Zeit, im August des vorigen Jahres, hatte man diesen alten Tempel zum Schauplatz einer Dalia-Ausstellung gemacht; die alten öden Ruinen mögen sich so, mit prachtvollen Blumen geschmückt, besonders schön ausgenommen haben. Und ohne Zweifel ist ein solcher Gebrauch des alten Ortes kein Mißbrauch, wenn nicht etwa Speculation sich beimischt, um durch die Außerordentlichkeit des Schauplatzes um so mehr Liebhaber für die Blumen zusammen zu bringen.

In der Entfernung von einigen Büchsenschüssen von den gigantischen Steinen von Stonehenge erheben sich im Rasen mehrere kleine „Tumuli“ (Grabhügel), die überall in diesen Kalkdünen des südlichen Englands außerordentlich häufig erscheinen; die Engländer nennen sie bekanntlich „Barrows“ oder „Burrows.“ Auch der Schäfer, den ich fragte, hatte den Namen Burrows dafür, was wahrscheinlich mit dem Englischen „Bury“ (begraben, vom Deutschen „bohren“ [aushöhlen, vergraben]) zusammenhängt. Wie diese Burrows sich hier über die südlichen Downs weit verbreiten, so steht auch Stonehenge selbst hier nicht isolirt da. Es gibt in Wiltshire noch ein Mausoleum oder religiöses Druidengebäude, welches dem von Stonehenge ganz ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß es erstlich viel größer, zweitens aber auch viel ruinirter ist. Dasselbe liegt etwa acht deutsche Meilen im Nordwesten von Stonehenge bei Avebury. Der Kreis der Steine des Monuments von Avebury soll sogar zum Theil noch durch dieses Dorf selbst verfolgt werden können, doch haben die Menschen das meiste davon benutzt, verschleppt, zertrümmert oder auch überbaut.

Stonehenge hat ohne Zweifel seinen Namen von den großen Cronetstones, die sich über den Rippensteinen hinüberdrücken und gewissermaßen zu „hängen" oder zu schweben scheinen, und die ohne Zweifel, wie das immer so kluge Volk so richtig erkannte, den charakteristischsten Zug von dieser Steinzusammensetzung ausmachen; denn während Steinringe und Kreise häufig sind, ist dieß Hängen oder Schweben der Quersteine selten oder einzig. Ich weiß nicht, ob die Steine bei Avebury ähnliches haben, aber auch der lateinische Name, den das Mausoleum bei den alten englischen Schriftstellern führt, „Gigantum chorea," „das Chor der Giganten," ist eine sehr bezeichnende Benennung; denn in der That glaubt man zwischen diesen cyklopischen Säulengängen immer die Schatten eines titanischen Geschlechtes wandeln zu sehen.

Alterthümer im Gouvernement Saratow.

Im vorigen Jahre berichtete der Staatsrath Fadejew, Civilgouverneur von Saratow, an den Minister des Innern, daß im Kreise Zarewsk des Gouvernements auf der Wiesenseite der Wolga, wo nach der Sage einst die goldene Horde umherzog, und wo man jetzt noch Wälle, Grabhügel und die Spuren ehemaliger Ansiedlungen bemerkt, namentlich am Flusse Achtuba, einem der Hauptarme der Wolga, die Einwohner fortwährend verschiedene Alterthümer, als Schalen, Ringe, Pferdeschmuck u. dgl., ausgruben. Dieß geschah schon unter der Kaiserin Katharina II, und einige der dort aufgefundenen Sachen wurden auch von der Regierung angekauft. Später aber ging troß der Aufsicht der Behörden vieles in Privathände über und zum Theil ins Ausland. Auf Antrag des Ministers verordnete deßhalb der Kaiser, daß unter der Aufsicht und Leitung eines besondern Beamten Nachgrabungen angestellt werden sollten. Der Titularrath Tereschtschenko wurde damit beauftragt, und kam im März dieses Jahres nach der Kreisstadt Zarewsk, um welche her, namentlich bei den Dörfern Prischib und Kolobowschtschina, Kurgane und Spuren alter Gebäude in großer Anzahl sich finden, und auch bisher die meisten Alterthümer ausgegraben wurden. Derselbe übersandte auch bereits einige (wahrscheinlich schon vor seiner Ankunft aufgefundene) Stücke, darunter ein Bruchstück eines Mosaikfließes mit Vergoldung, eine vielfarbige, sehr künstlich polirte (leider verbrochene) Marmortafel, zwei Bruchstücke einer thönernen Röhre, die augenscheinlich zur Wasserleitung dienten, die kupferne Figur eines Einhorns u. s. w. Die Marmortafeln und die Mosaikbruchstücke sind das Merkwürdigste, denn sie erinnern an die Verzierungen des ehemaligen chanischen Palastes zu Baktschisarai in der Krim und geben keinen übeln Begriff von dem Reichthum und Luxus, der in der Horde herrschte. Hr. Tereschtschenko bemerkte in seinem Bericht, daß unter denjenigen Gegenständen, welche das Protoierei Shilowski an das geistliche Seminar zu Saratow schickte, ungeheure Marmorstücke, ganze Karnieße, fast von einer Klafter Länge, eine Tafel mit einigen Abbildungen und tatarischen Worten, eine andere mit dem Zeichen des Kreuzes sich fänden. Alles dieß beweist, daß hier einst eine weitläufige prächtige Stadt stand, welche auf der bedeutenden Strecke zwischen den Flüßchen Kalkuta und Zarewka und den Steppenbächen Tulow und Rakow, die sich in die Achtuba ergießen, noch manche beachtenswerthe Spuren hinterlassen hat. (Journal des ruff. Minist. des Innern. Junius 1843.)

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Die Majotracht. Cadiz. Advocaten. Escribanos. Alcaden. (Schluß.)

Die spanischen Rechtsgelehrten haben dieselben geselligen Manieren, wie alle Spanier; die Richter sind nicht jene ernsten Personen, wie in andern Ländern. Einer meiner Bekannten traf einen gelehrten Zögling des Justinianus, einen erprobten Richter, welcher, obwohl es verboten war, maskirt zu erscheinen, im Domino eine Maskerade besuchte und so sich der Gefahr aussetzte, festgenommen und vielleicht vor sein eigenes Tribunal geführt zu werden.

Der ganze Advocatenstand und die übel berufenen Escribanos würden sich gegen eine schon öfters in Vorschlag gebrachte Reform der Gerichtshöfe verbinden. In den Cortes pflegen die Herren Advocaten über die größten Kleinigkeiten und Sophismen unendlich lange Reden zu halten. Die Escribanos bilden die niederste Classe der Notarien und sind vom Staate angestellt. Weil sie sich durch Bestechungen zu diversen Prellereien hergeben, sind sie seit Jahrhunderten in bösem Rufe. Man bedenke wie sie bereits Quevedo, der zu Anfang des 17ten Jahrhunderts lebte, durchhechelt! In einem Lande und bei einem Zustande der Gesellschaft, wie er in Spanien ist, spielen sie nothwendig eine bedeutende Rolle; es kann nichts ohne sie geschehen, und oft sind sie in einem Orte die einzige Behörde, welche lesen und schreiben kann. Ungeachtet des armseligen Zustandes vieler Landgemeinden verstehen sie es doch, sich Geld zu machen, und viele erheben sich aus ihrer niedern Sphäre zu einer bedeutsamen, einflußreichen Stellung im Staate. Häufig ist deßhalb das Amt eines Escribano Gegenstand eifriger Bewerbung. Einer meiner Bekannten in Cadiz erzählte mir, er sey in Sevilla Zeuge gewesen von der Hinrichtung eines Escribano; die Capuciner schrieen ihm die letzten Worte des Gebets zur Wiederholung zu und sagten alsdann dem versammelten Volke, daß sie ihre Pflicht erfüllt hätten und daß der Mann in dem wahren katholischen Glauben sterbe. Derselbe war in einem Dorfe bei Sevilla arger Betrügereien halber seines Dienstes entsetzt worden, was ihn dergestalt erbitterte, daß er seinen Nachfolger ermordete.

Jeder Ort in Spanien, bis zu dem geringsten Dorf, hat seinen Alcaden. Dieselben werden von der Krone angestellt, die baskischen Provinzen ausgenommen, wo das Volk sie erwählt. Auf dem platten Lande sind die Functionen dieser Behörden so mannichfaltig, daß zu ihrer nähern Erörterung ein kleiner Coder erforderlich wäre. Bei verwickelten Punkten kommt dem Volke die Entscheidung zu. Die Dorfalcaden haben die Vollmacht, solche Fälle, wo es sich nicht um mehr als tausend Realen handelt, selbst zu entscheiden. Dieß geschieht ohne weitere Appellation, erspart den Parteien viele Kosten und dient dazu, in den Gemeinden den Geist der Unabhängigkeit und der Anhänglichkeit an die Communalbehörde zu erhalten und zu beleben. Einige dieser Männer haben in unsern Tagen die ehrenfeste Gesinnung früherer Zeit bewährt. In dem maurischen Vorhofe der Kathedrale von Sevilla, der Pomeranzenhof (patio de los naranjos) genannt, erblickt man eine Marmortafel, worauf die Namen zweier Dorfalcaden stehen, welche während des Napoleonischen Krieges von den Franzosen erschossen wurden. Diese Biedermänner gingen freudig und entschlossen in den Tod; man hatte sie aufgefordert, die ihnen bekannten Namen derjenigen zu nennen, welche das Land gegen die Franzosen zu den Waffen riefen. Sie sagten, ihre Mitbürger seyen befugt dazu, das Land gegen einen schonungslosen Feind aufzuwiegeln. Sie wurden nach kurzer Haft füsilirt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 August 1843.

Bemerkungen über Rußland.

(La Russie en 1839, par le Marquis de Custine.)

Der Mensch ist mit sehr wenig Ausnahmen das, wozu ihn Umstände, Lage und Verhältnisse machen; was von dem einzelnen gilt, gilt auch von ganzen Classen und Geschlechtern, ja von Nationen, deren „Umstände, Lage und Verhältnisse" politische, wie gesellschaftliche, und letztere vorzugsweise, sich aus der Geschichte erklären, wobei man freilich nicht bloß die „Haupt- und Staatsactionen" ins Auge fassen darf. Geht man von dieser Ansicht aus, so kann die Schilderung eines Landes, sofern sie mit Wahrheitsliebe geschrieben ist, nie in der That beleidigen, so empfindlich sie auch dem Einzelnen seyn mag. Diesen Grundsatz senden wir einigen Bemerkungen über Rußland voran, die sich uns bei Lesung von Custine's Werk: La Russie en 1839 aufgedrungen haben, denn man muß denselben um so mehr im Auge behalten, als das Buch theilweise unverständlich ist, wenn man sich nicht erinnert, daß ein alter, französischer Aristokrat — dieß Wort durchaus nicht in einem schlimmen Sinne genommen — dasselbe geschrieben hat. Müde des ewigen constitutionellen Gewäsches, der Rednerei ohne That, des pedantischen Advocatenthums, das auf der Oberfläche der französischen Zustände herumschwimmt, pilgerte er nach Norden, um sich an der Thatkraft der absoluten Monarchie und der gefügigen Unterordnung zu erholen von dem impotenten Treiben des Constitutionalismus und dem turbulenten Wesen einer unbefriedigten Demokratie. Der Verfasser kehrte völlig geheilt von seiner Täuschung zurück, und setzte sich hin, um die Geschichte seiner Enttäuschung, d. h. seine Reise zu beschreiben.

Man wird vielleicht sagen, diese Erscheinung sey so etwas Gewöhnliches, Natürliches, daß es nicht der Mühe verlohne, viel Worte darüber zu machen, und noch viel weniger vier Bände zu schreiben. Wir geben zwar zu, daß vier Bände etwas viel sind, und daß mit einiger Beschneidung der „aimables causeries" zwei völlig hingereicht hätten, aber man muß einem Franzosen der höhern Gesellschaft etwas Geschwätzigkeit nachsehen, bei der Niemand übel fährt, besonders wo es sich um eine Reise in Rußland handelt, denn wir glauben, um Rußland recht zu beurtheilen, muß man ein Aristokrat seyn, und zwar ein continentaler, westeuropäischer, namentlich französisch-katholischer, dessen innerstes Wesen dem russischen so sehr widerstrebt, daß ihm der Grundton der russischen Gesellschaft augenblicklich auffallen muß, nämlich der gänzliche Mangel an allem dem, was man in Westeuropa mit dem Worte „ritterlich" bezeichnet, und die bedientenmäßige Unterwürfigkeit gegen Höhere. Der erste Beobachter des Russenthums, Baron Herberstein, Kaiser Maximilians Gesandter, und der neueste, Marquis von Custine, haben gleich bei dem ersten Anblick die gleiche Bemerkung gemacht; Baron Herberstein ruft voll Erstaunen aus: „ich weiß nicht, ob der Charakter der russischen Nation solche Autokraten geschaffen hat, oder ob die Autokraten der Nation diesen Charakter gaben!" und M. de Custine bemerkt gleich auf der ersten Seite beim Anblick der Russen, die er im Gefolge des Großfürsten zu Ems sah: „Als ich die russischen Höflinge erblickte, fiel mir gleich anfangs auf, daß sie ihr Metier als große Herren mit einer ganz außerordentlichen Unterwürfigkeit treiben; es ist eine Art höherer Sklaven. Sobald aber der Fürst weg ist, nehmen sie einen freieren Ton, eine kecke Miene und sehr decidirte Manieren an, welche von der den Augenblick vorher noch affectirten vollständigen Selbstverläugnung auf eine unangenehme Weise abstechen. Es war nicht mehr bloß die Etikette, wie sie an andern Höfen herrscht, wo die officiellen Achtungsbezeugungen und die gezwungene Rolle, die man zu spielen hat, Langeweile erzeugen und manchmal lächerlich werden; es war mehr als das, es war unwillkürlicher Laquaiendienst, der die Anmaßung keineswegs ausschloß." Es zeigt sich in diesen Aeußerungen des deutschen Freiherrn wie des französischen Marquis, obwohl zwischen beiden mehr als drei Jahrhunderte liegen, der Grundunterschied zwischen der westeuropäischen und der russisch-asiatischen Gesellschaft: unsern gesellschaftlichen Sitten liegt der Lehenadel und das Lehenssystem zum Grunde, welche in Rußland gänzlich fehlten, wenigstens in dem Sinne, wie im westlichen Europa beides aufgefaßt wurde. Der höchste Adel diente im Mittelalter am Hofe des Fürsten, und verlieh

dem Hofe dadurch Glanz, aber trotz der Dienste von Schenk und Truchseß u. s. w. behandelte man ihn mit der höchsten Achtung und Rücksicht; man wußte warum, denn der Adel besaß nöthigenfalls die Macht, den Fürsten zu zwingen. Als dieß anders wurde, als der Adel diese Macht verlor, suchte er eifrigst zum mindesten den Schein zu retten, und bedung sich am Hofe dieselbe rücksichtsvolle Behandlung aus, wie er sie vorher genossen. Es war allerdings nur noch ein Schein, den man in den Etikettestreitigkeiten, z. B. um die Ehre des Tabourets, oft auf eine höchst lächerliche Weise geltend zu machen suchte, aber dem Schein lag eine Wirklichkeit zu Grunde, nämlich das Bestreben, selbst vom Throne herab mit Rücksicht, nicht wie ein Laquai, sondern wie ein freiwilliger Diener behandelt zu werden. Diese Hofsitten des späten Mittelalters und selbst noch des 16ten und 17ten Jahrhunderts haben auf die Bildung unsrer gesellschaftlichen Ansichten wesentlich eingewirkt. Die Stufenleiter der Gesellschaft, die in den sieben Heerschilden des Sachsenspiegels auf eine so naive Weise dargestellt ist, beruhte auf einer Beobachtung von Rechten und Pflichten der verschiedenen Rangstufen gegen einander: wie die Sitte das Recht geschaffen hatte, so schuf das Recht auch wieder die Sitte, und von der unbedingten Unterwerfung unter den Willen eines Einzelnen, wie in Rußland, wo es nie einen Lehenadel gegeben, konnte im westlichen Europa nicht die Rede seyn. Daraus entstand die Standesehre, die selbst auf die Städte, auf deren Geschlechter, Gilden und Zünfte überging, und in der Denkungsart des westlichen Europa's die tiefsten, unaustilgbarsten Wurzeln schlug, so daß selbst die anerkannten Auswüchse desselben, wie das moderne Duell, unausrottbar scheinen, und bis jetzt allen Bemühungen der Philanthropie, des Christenthums, der modernen Gesetzmacherei und des Philisterthums getrotzt haben. Die Zeit hat nach und nach die verschiedenen Stände mehr oder minder untergraben, und eben dadurch die Begriffe von Standesehre mehr geschwächt, allein der allgemeine Begriff der persönlichen Ehrenhaftigkeit ist geblieben. Dagegen laßt Custine im Gespräch einen Russen sich folgendermaßen äußern (S. 154): „Die Russen sind nicht in der glänzenden Schule der Ehre gebildet worden, welche das ritterliche Europa so gut zu benützen wußte, daß das Wort Ehre lange Zeit mit Worttreue eines war, und daß das Ehrenwort noch jetzt eine geheiligte Sache ist, selbst in Frankreich, wo man doch so vieles vergessen hat. Der edle Einfluß der Kreuzritter machte in Polen zugleich mit dem Katholicismus Halt; die Russen sind kriegerisch, aber um zu erobern, sie schlagen sich aus Gehorsam und aus Habsucht; die polnischen Ritter führten Krieg aus purer Ruhmsucht, so daß, obgleich beide Nationen ursprünglich aus demselben Stamme entsprossen sind und so große Aehnlichkeit mit einander hatten, doch das Resultat der Geschichte, welche die Erziehung der Völker ist, eine so tiefe Scheidewand zwischen ihnen zog, daß die russische Politik mehr Jahrhunderte nöthig haben wird, um sie aufs neue zu verschmelzen, als Religion und Gesellschaft bedurfte, um sie zu trennen. — Während Europa kaum sich von den Jahrhunderte langen Anstrengungen zur Befreiung des heiligen Grabes erholte, zahlten die Russen den Mohammedanern unter Usbek Tribut, und erhielten fortwährend ihre Künste, ihre Sitten, ihre Gelehrsamkeit, ihre Religion und ihre Politik mit der traditionellen Verschmitztheit und dem Betrug, so wie mit dem Haß gegen die lateinischen Kreuzfahrer aus Byzanz. Zieht man alle diese religiösen, bürgerlichen und politischen Grundlagen in Betracht, so wird man nicht mehr über die geringe Zuverlässigkeit des Wortes eines Russen, noch über die Hinterlist erstaunen, welche mit der falschen byzantinischen Cultur sich verbindet, und selbst im gesellschaftlichen Leben des Zaarenreichs herrscht. Der vollständige Despotismus, wie er bei uns waltet, begründete sich in dem Augenblick, wo die Sklaverei im übrigen Europa allmählich schwand. Mit dem Mongoleneinbruch sind die Slawen, früher eines der freiesten Völker der Welt, zuerst die Sklaven der Sieger und dann ihrer eigenen Fürsten geworden. Die Sklaverei begründete sich bei ihnen nicht bloß wie eine Thatsache, sondern als ein Grundgesetz der Gesellschaft, und die Autokratie, welche nichts als eine vergötterte Demokratie ist, erzeugt eine allgemeine Nivellirung eben so gut, wie die absolute Demokratie in Republiken."

Diese Worte eines Russen, mögen sie nun wahr oder fingirt seyn, zeichnen die Stellung des Adels in Rußland, d. h. der gesammten Classe, die sich über den Pöbel erhebt. Peter I zwang in gleicher Weise, wie es vorher Sitte gewesen, nur in umfassenderem Maaße, alle Gutsbesitzer zum Staatsdienst, und nur nach geraumer Dienstzeit wurden sie dieser Verpflichtung entbunden. Von einer freien Dienstverpflichtung, daß es sich der Adel zur Ehre rechnete, frei in den Dienst des Fürsten einzutreten oder nicht, konnte dort keine Rede seyn; Peter III, ein deutscher Fürst und kein Russe, brachte westeuropäische Ideen nach Rußland hinein und gestattete (durch einen Ukas vom 18 Febr. (2 März) 1762 den Adeligen zu dienen oder nicht zu dienen, kurz er hob die unwandelbare Verpflichtung jedes Gutsbesitzers auf, in den Staatsdienst zu treten. Da wollte der Adel, d. h. die Gesammtclasse der Gutsbesitzer großentheils nicht mehr Dienste thun, so daß sich Katharina II alsbald genöthigt sah, diese Verordnung Peters III, die ein wahres Hors d'œuvre war, zurückzunehmen, und den Stand der Gutsbesitzer wieder wie vorher durch Zwang zum Dienst zu berufen. So muß alles durch die Schule des Staatsdienstes, Sluzhba, gehen, und Custine hat ganz recht, wenn er (Vol. I. p. 278) sagt: „die russische Regierung ist die Ordnung des Lagers an der Stelle des städtischen Lebens, der Belagerungsstand ist der Normalzustand der Gesellschaft geworden." Diese Ansicht ist ganz historisch begründet; die Grundlagen bestanden vor Peter, alle Materialien zum Casernenbau waren da, Peter hat sie nur vollendet, und einmal aufgebaut, sieht man nicht ab wie es anders werden soll, denn wer möchte die Riesenarbeit einer gänzlichen Umgestaltung der Gesellschafts- und Staatsverfassung versuchen? Der Einzelne kann nicht daran denken, und selbst der Höchstgestellte fühlt sich „in einer Lage, die er nicht geschaffen hat und die er nicht verlassen kann." (II. 50).

Dieser Zustand der Dinge, dessen Aenderung fast eine Unmöglichkeit scheint, muß ein gespanntes, unnatürliches Gesell-

schaftsleben erzeugen, und die Neigung erwecken, diesem zu entfliehen, um in der freieren Bewegung des Westens sich zu ergehen. Darum sollen, wie Custine aus Lübeck schreibt, die ausziehenden Russen ein munteres, sorgenloses, die heimkehrenden ein sehr verdrüßliches Gesicht machen. Aber die größere persönliche Freiheit im Westen macht nur den Contrast mit dem zwangvollen Leben in Rußland selbst, namentlich in den Städten, noch auffallender, und hat dabei den ökonomischen Nachtheil, daß der Adel ungeheure Summen aus dem Lande schleppen würde; Beschränkung der Freiheit, in fremde Länder zu reisen, war daher seit Peter dem Großen, welcher den Verkehr mit Europa begründete, an der Tagesordnung, sie war nur bald schwächer, bald stärker, bestand aber immer, und da das Eindringen westeuropäischer Ideen durch Schriften aller Art, selbst durch solche, gegen welche die strengste Censur kein Arges hat, wie gegen Romane und belletristische Schriften überhaupt, gar nicht mehr zu hindern ist, so mehrt sich auch die Zahl der mit westeuropäischen Ansichten von persönlicher Freiheit genährten Menschen, und mit diesen die Nothwendigkeit für die Regierung, diesem Hang, der sich nach Custine selbst in einer ziemlich verbreiteten Vorneigung zum Katholicismus kund gibt (I. p. 20), durch strenge Maßnahmen entgegen zu arbeiten. Was man auch über den Leichtsinn und die Oberflächlichkeit der Bildung der Russen sagen mag, so hat sich die europäische Weltansicht doch mehr und mehr bei ihnen festgesetzt, und je weniger sich diese mit dem durch die Erhaltung des Staatsgebäudes nothwendig gewordenen strengen Herrschaftssysteme verträgt, desto mehr kommt ein innerer Zwiespalt in die russische Welt hinein, ein Zwiespalt, den man jetzt durch Emporbringung eines vaterländischen, exclusiv russisch-slawischen Sinnes zu beschwichtigen sucht, so wie auch die religiöse Absonderung von dem übrigen Europa als kräftiges Mittel zu Hülfe genommen wird, aber durch die immer energischere Verbindung der Regierungs- und Kirchengewalt mag die weltliche Macht vorerst verstärkt werden, jedoch der innere Zwiespalt wird immer tiefer, und die Kluft unausfüllbarer durch den kirchlichen Conflict. So erklärt sich auf der einen Seite, weßhalb Custine seinen russischen Fürsten (I. p. 159) die religiöse Intoleranz als eine geheime Springfeder der russischen Politik bezeichnen läßt, und warum andererseits schon wiederholt behauptet wurde, über Patriotismus und Vaterland ließe sich mit Russen nicht mit ruhiger Ueberlegung sprechen, sie seyen alle entweder Enragés oder — Verräther. In dem gegen Polen befolgten System hat der Kaiser die Ansichten aller „Rechtgläubigen" für sich, er wird dadurch völlig national, denn die Polen sind ja Ketzer, und alles, was der lateinischen Kirche Leides geschieht, ist im Sinne der byzantinischen Kirchen- und Staatsideen. Die katholische Kirche ist mit allen Ideen Westeuropa's so verschmolzen, daß sie in demselben Augenblick, wo die russische Kirche als Staatsmittel gebraucht ward, der entschiedenste Feind des Russenthums werden mußte. Gälte es nur den Streit über das „jus circa sacra," so würde wohl der Ausgleichungspunkt ohne Mühe gefunden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Cuenca. Priego.

Ich setzte über die Xarama, nahe bei ihrer Vereinigung mit dem Manzanares, woselbst sich ein Theil des unvollendeten Canalbaues befindet, wodurch die in einer Einöde gelegene Hauptstadt mit dem Tajo verbunden werden sollte. Es wäre eine große Wohlthat für die schwüle Region von Madrid, wenn dieses Unternehmen zur Ausführung käme. Unweit der genannten Flüsse liegt auf einer fruchtbaren Anhöhe das Städtchen Arganda. Olivengründe, Weinberge, Korngefilde schmücken die liebliche Landschaft. Perales, wo ich übernachtete, ist ein kleines Dorf in einem tiefen, fruchtbaren Thal. In der ganzen Gegend wächst ein trefflicher rother Wein.

Villarejo, der nächste Ort, ist ein großes Dorf in einer offenen, schönen Landschaft. Es hat ein sehenswerthes Castell, welches ungemein viel Aehnlichkeit hat mit dem alten maurischen Schlosse von Saldanha, nahe bei Valladolid. Auf einer Anhöhe unweit einer Brücke über den Tajo liegt das Dorf Fuente Duena mit den Ueberresten einer festen Sarazenenburg; es wurde in dem Unabhängigkeitskriege fast gänzlich zerstört. Der Boden bei Tarancon ist trefflich und erzeugt Oel, Wein und Korn. Die Lage ist sehr vortheilhaft, da der Ort den Mittelpunkt aller südlichen Straßen bildet.

Wenn man nach dem Xucar hinabsteigt, kommt man durch offene Waldstrecken und Kornfelder. Nach Cuenca gelangt man über eine Brücke, welche auf römische Weise angelegt ist; aber unglücklicherweise hat man so leichte Materialien dazu gewählt, daß sich die Steine schon sehr zerbröckelt haben. Die beste Posada liegt an dem Eingange der Stadt und besteht in einem weitläufigen soliden Gebäude, dessen unterer Theil einen großen, auf Bogen ruhenden Stall bildet, über welchem in verschiedenen Stockwerken die Zimmer sich befinden. Der Verkehr mit Madrid ist so gering, daß es mir trotz aller Mühe, die ich mir gab, unmöglich war, einen einzigen Empfehlungsbrief zu erhalten. Die Spanier erklärten es einstimmig für das ultima Thule und neckten und foppten mich wegen meines Vorhabens, Cuenca zu sehen.

Ich jedoch ließ mich nicht irre machen. In der mit Unrecht verschrienen Stadt Cuenca angekommen, machte ich dem Herrn Corregidor meine Aufwartung, der mich, wie ich das überhaupt bei den spanischen Behörden fand, ungemein artig und höflich empfing. Er ließ einige Erfrischungen auftragen und gab mir über die frühern sociellen Zustände von Cuenca interessante Aufschlüsse. Hierauf nahm ich die Sehenswürdigkeiten des Ortes in Augenschein. Die alte Maurenstadt, wo man Straßen sieht so eng und finster wie die Frankfurter Judengasse, nahm einen schmalen, steilen Bergrücken ein mit jähen Abgründen auf beiden Seiten, welche tiefe Barrancos bilden, worin der Xucar und Huecar fließen, die sich weiter unten vereinigen. Der obere Stadttheil enthält die Kathedrale und eine kleine Esplanade oder Plaza, welche der einzige ebene Ort ist. An Abgründe, deren Tiefe einige hundert Fuß beträgt, sind die Häuser angelehnt. Eine kühne, prachtvolle Brücke verbindet die Kathedrale mit einem Kloster auf dem andern Ufer des Huecar, was einen ungemein pittoresken Anblick gewährt. Eine bedeutende Vorstadt dehnt sich über die Ebene aus, die während der Kriegsjahre viel Unglück erlitt und dadurch in Verfall gerathen ist. Sie enthält schöne, prachtvolle Gebäude; der herrliche Palast einer edeln Familie, welche jetzt in Murcia lebt, wurde gänzlich zerstört.

Die Kathedrale von Cuenca gewährt dem Kunstfreunde hohen Genuß. Die vorzüglichsten Sculpturarbeiten sind von Berruguete und Xamete; der berühmte, von Cuenca gebürtige Goldschmied Becerril trug gleichfalls dazu bei, dieses imposante Gebäude würdig auszuschmücken. Während des Krieges wurde manches fortgeschleppt, denn einige Marschälle Napoleons waren große Kunstfreunde; das Betrachten allein genügte ihnen nicht; was sich ihrer Gunst, ihres Beifalls zu erfreuen hatte, ließen sie alsbald einpacken. Noch sieht man im Dom von Cuenca einige schätzbare Gemälde von Yanez, der trotz seines eselhaften Namens sehr gut malte; das Domcapitel hatte diese schönen Bilder zu retten gewußt. Der geschätzte Bronzearbeiter Aronas, welcher um die Mitte des 17ten Jahrhunderts die Kathedrale mit einigen trefflichen Arbeiten beschenkte, ist ebenfalls von Cuenca gebürtig; es ist sonderbar, es ist ungerecht von den hochmüthigen Madridern, die Bewohner von Cuenca so geringschätzend zu behandeln.

Der Palast des Domcapitels, so wie einige andere öffentliche Gebäude sind in einem gleich prachtvollen Styl erbaut. Der Bischofssitz gehört zu den reichsten in Spanien und die Geistlichkeit ist verhältnißmäßig zahlreich. Früher war die Stadt die Residenz der Mendozas und vieler andern edeln Familien, welche theils erloschen, theils ausgewandert sind. Cuenca hat viele ausgezeichnete Männer geliefert, ist jetzt aber, wie sich ein aufgeklärter Spanier gegen mich zu äußern beliebte, zu einem Pfaffenort (plaza de clerigos) herabgesunken, in der That hängt die ganze Existenz von Cuenca, wie weiland die von Passau und Salzburg, von den geistlichen Körperschaften ab.

Die malerischen, hie und da wildromantischen Schluchten, durch welche die beiden Flüsse dahinrauschen, sind zu Straßen und Spaziergängen benutzt; die Felsen sind ganz mit Epheu bedeckt, Ziegen und Hirtenbuben klettern da herum, am Ufer sieht man Kähne, Schiffer und Fischernetze. Es ist eine liebliche, idyllische Landschaft. Wäre das Thal des Xucar allenthalben gehörig angebaut, so würde es an malerischer Schönheit von wenigen Gegenden Europa's übertroffen werden.

Eine Stunde weiter oben sind einige reichliche Quellen, Königsbrunnen (Puentes del Re) genannt, wo König Alonso von Castilien mit seinem tapfern Heere während der Belagerung gestanden hat, als Cuenca den Mauren entrissen wurde.

Von Cuenca nach Priego führen zwei Straßen: die eine über die Sierra, die andere über die Ebene. Nicht weit von der Stadt verließ ich die große Heerstraße und nachdem ich einige Dörfer in einem fruchtbaren Thal passirt hatte, gelangte ich nach Canavera. Die Straße war mit wandernden Zigeunerhaufen bedeckt, deren Anblick mir die erste Novelle des trefflichen Cervantes ins Gedächtniß zurückrief; auch an die Gugelfahren dachte ich, wie sie ein deutscher Dichter des Mittelalters schildert. Plötzlich erschienen zwei Gerichtsdiener, näherten sich den Kindern des fernen Osten, den Sinde, wie sie sich selbst nennen, und verhafteten einige Zigeuner, die eines Schafdiebstahls beschuldigt wurden. Ihre Buben liefen ihnen nach, auch ein kleines etwa vier Jahre altes wunderschönes Märchen, welches laut weinte.

Nachdem ich in Priego angekommen war, welches auf einer anmuthigen Höhe über dem kleinen Escobarflusse, da wo er aus der Sierra hervortritt, gelegen ist, brach ich auf, um die benachbarte alte Abtei Desierto zu sehen, die in einer wilden, wahrhaft klösterlichen Einsamkeit, in einer tiefen Schlucht, mitten zwischen fichtenbekränzten Abgründen liegt. Ich dachte an St. Blasien auf dem Schwarzwalde, das im Mittelalter eben so ausgesehen haben mag, wie die spanische Abtei Desierto. Ich wurde von den Patres freundlich empfangen und gastlich bewirthet.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Hohes Alter in Rußland. Aus dem Bericht des Oberprocurators des Allerheiligsten Synodus (Journal des Minist. des Innern. Mai 1843) geht hervor, daß im Jahr 1840 in Rußland 479 Leute über 105 Jahre starben, nämlich 2 im 145 Jahre, 4 von 130, 25 von 125, 45 von 120, 89 von 115, 108 von 110 und 206 von 105 Jahren. Die meisten alten Leute fanden sich in den Eparchien Cherson und Nowotscherkask, wogegen die Eparchie Olonez sogar die letzte in der Reihe ist, denn sie lieferte gar keine Hundertjährigen. Aus der angefügten Tabelle ergibt sich, daß das menschliche Leben seine höchste Stufe in den südlichen Gegenden des Reichs erreicht, namentlich in Tschernomorien, in Neurußland, dem Lande der donischen Kosaken und Bessarabien, sodann im Bassin des Don bis zu seinen Quellen, d. h. in den Gouvernements Tambow, Woronesh, Kursk, Orel, Rjäsan und Tula, ferner in den Niederungen des Wolgabassins, d. h. in den Gouvernements Saratow, Orenburg und Simbirsk. Die nördlichen Provinzen des Reichs dagegen geben ein schlechtes Resultat; unter diesen fällt die höchste Ziffer auf die Gouvernements Nowgorod, Kasan und Wjätka, und je weiter nach Norden, desto schlechter ist das Resultat. Uebrigens ist hier noch zu bemerken, daß in den Tabellen nur die russisch-griechische Bevölkerung aufgenommen ist; die Ostseeprovinzen, so wie ein großer Theil Litthauens und Polen fallen also aus, ebenso ein Theil Sibiriens und Transkaukasiens. (Ruff. Journal des Ministeriums des Innern. Mai 1843.)

•

Spuren ehemaliger Wälder in den Steppen des neurussischen Landes. Der Fluß Moskowka, der sich von der linken Seite her in den Dniepr ergießt, trifft auf seinem Laufe, namentlich in den Umgebungen der Stadt Alexandrowsk, viele Wasserschluchten, Logá im Provincialdialekt genannt. Sie sind durch die Frühjahrsgewässer und den Regen tief ausgerissen, und zeigen dem Geologen deutlich, aus welchen Stoffen die Bodenfläche besteht, es ist Thon von verschiedener Art und Farbe, darunter auch dünne Schichten Kaolin, und das Ganze ruht auf grobkörnigem karpathischem Granit. In einer dieser Logas fand man vor kurzem ein sehr bedeutendes Stück versteinerten Holzes, das einer ehemaligen Eichenart angehörte, selbst mit den knorrigen Stumpfen. Das Stück war eine Arschine lang und eine halbe Arschine breit und dick. Es wurde an einer Quelle ausgegraben, welche in die Moskowka sich ergießt. Hier fand man auch ein zweites halb so großes Stück einer versteinerten Fichte. Kleinere Stücke von versteinertem Holz wurden schon viele gefunden. Alles dieß scheint ein sicherer Beweis, daß hier, wo jetzt nur unabsehbare kahle Steppen sich ausbreiten, einst eine reichliche mächtige Vegetation blühte. Die gefundenen Stücke wurden ins Museum des Richelieu-Lyceums zu Odessa geschickt. (ibid.)

•

Zahlreiche Wölfe in Neurußland. Der letzte Winter war ausnehmend mild, mit dem Frühjahr aber trat Kälte ein, und alsbald zeigte sich in den Steppen eine ganze Menge zum Theil wüthender Wölfe, so daß man an mehreren Orten noch Ende Aprils (a. St., also selbst noch im Anfang Mai's) Treibjagen gegen sie anstellen mußte. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1843.

Madame Calderon de la Barca in Mexico. *)

Reise über die Havana. — Aufnahme des Gesandten. — Das Theater.

Unsre Reisende verließ mit ihrem Gatten New-York am 27 October 1839 an Bord des Paketboots Norma, musikalischen Namens. Der Anfang der Fahrt verstimmte etwas; Gegenwind, heftige Seekrankheiten an Bord, wenig Fortkommen, dazu eine luftlose Cajüte und unangenehmer Geruch. Tout devient puant, même l'eau de Cologne, sagte eine Französin an Bord. Der annoch einzige Erbe des Hauses ** schreit den ganzen Tag, Meister B. hat einen für Madame verletzenden Schnurrbart, einen Schnurrbart wie ein Vogelnest, in dem eine Cigarre leuchtet, wie ein Irrlicht im Riedgras, schreitet bleich und schmutzig übers Verdeck und gleicht dabei einem „Räuber außer Diensten." Aber Madame blickt zu den Sternen, und die Sterne scheinen und scheinen ruhig und silbern. Alles außerhalb ist mild und schön, und gewiß paßt auch die Norma in die Harmonie der Scene, wie sie sich schaukelt einem müden Schwane gleich, weiß und zierlich. So ist's außerhalb, und innerhalb ist elende Seekrankheit, stinkendes Wasser und die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten eines kleinen Paketboots.

Nach manchem Tage, den ein blauer Himmel schön, ungünstiger Wind aber langweilig machte, traten gegen Mitte Novembers die malerischen Ufer von Cuba in den Gesichtskreis, die Aufnahme in der Havana, das schmucke Quartier, das den Fremden eine gastfreundliche Familie einräumt, die Aufmerksamkeiten der Grafen, Marquisen und Generale in dieser Stadt, die von Orden strahlen, wie ihre Frauen von Rubinen und Diamanten funkeln. die Diners, Soireen, Bälle, Lustbarkeiten übertreffen alle Erwartung. Madame gesteht zwar, daß der plötzliche Uebergang vom Yankeeland in dieß militärisch spanische Negerland traumhaft sey, untersagt sich aber im übrigen ein Urtheil über das Leben in der Havana, denn die Seite, von der sie es sehen mußte, scheint ihr für das alltägliche Daseyn zu rosenfarb. Das Theater wird auch besucht und in Lucia von Lammermoor das Orchester gut befunden. Es ist „aus Weißen und Schwarzen zusammengesetzt wie die Tasten eines Pianos gemischt in harmonischer Verwirrung."

Von der Havana geht die Reise an Bord der spanischen Brigantina Jason nach Vera Cruz; im Anfang schönes Wetter, guter Wind und viel Vergnügen, zuletzt die peinlichste Verstimmung, denn der Jason liegt im Angesicht der Küste und das letzte Stückchen günstigen Windes, das ihn vollends in den Hafen treiben soll, läßt fast drei Wochen lang auf sich warten. Madame weiß sich vor Langweile nicht mehr zu helfen, hat alles gelesen und nochmal gelesen was sie an Büchern mitgenommen, und studirt in der letzten Noth ein sehr ernsthaftes spanisches Werk über die Wahrheit des Christenthums. Endlich, nachdem 25 Tage auf eine Fahrt daraufgegangen, die mit einem Dampfboot in drei Tagen zu machen ist, stellte sich die so sehnlich erwartete „Brisa" ein, nachgerade trat auch Vera Cruz in all seiner Häßlichkeit in den Bereich der müden Augen. Nichts melancholischeres, verfalleneres und trostloseres als diese Stadt! schwarze, elende Häuser, Berge von beweglichem rothem Sand, die der Nordwind zusammengeweht als nächste Umgebung, zerlumptes, düsterfarbiges Gesindel am Ufer, das die Fremden mit zudringlicher Neugierde begafft und verfolgt. Trotz dem kommen auch einige minder abschreckende Züge ans Licht. Gastfreundliche Aufnahme in einem weiten, kühlen, luftigen Hause, in dem ein Piano zu finden, worauf Madame nach einer vierwöchentlichen Enthaltsamkeit ihre Finger gerne tändeln läßt, verwischt in etwas den ersten, traurigen Eindruck. Die Mädchen wissen überraschend schön auf einer kleinen, leichten Harfe zu spielen, und das Theater gibt ein lustiges Stück als Benefice der beim Publicum ungemein beliebten Donna Innocencia Martinez von Madrid. Erbärmlich, wie ihre Stadt den Fremden erscheint, halten sie doch die Vera Cruzer für einen der anmuthigsten Plätze dieser Welt; Madame aber

*) Madame Calderon, eine geborne Engländerin und Gemahlin des nach Mexico ernannten spanischen Gesandten, hat ihre Reise im Drucke, wie wir früher schon gemeldet, in zwei Bänden und in Tagebuchform, etwas bunt durch einander, aber mit Lebhaftigkeit abgefaßt herausgegeben. A. d. R.

ist sehr froh sie bald verlassen zu können, und findet ihre Befriedigung erst wieder, als die Sandwüste von Vera Cruz hinter ihr liegt, und auf dem Wege nach Manga de Clavo, dem Landsitze des ehemaligen Präsidenten Santa Ana, welcher, etwas außer dem Wege, besucht werden soll, der erste Halt gemacht wird, wo sie im ersten Morgenlicht zum Kutschenschlag hinausblickend aus Bambus erbaute und mit Palmblättern gedeckte Hütten erschaut, wo indianische Weiber mit ihrem langen, schwarzen Haar und mit halbnackten Kindern an der Thüre stehen, die Maulthiere sich auf dem Rasen wälzen, schneeweiße Ziegen unter den Palmen grasen und die Luft, der erste, frische Hauch so sanft und balsamisch weht. Die Thautropfen glänzen noch auf den breiten Blättern der Banana und der Palme, und alles rings umher ist so kühl, still und ruhig.

Santa Ana, den man also auf seinem Landsitze besuchte, ist ein gentlemanischer, schlichtgekleideter, etwas melancholisch aussehender Mann mit Einem Beine. Er hat eine tiefe Gesichtsfarbe, schöne schwarze Augen, sanft und durchdringend, und einen angenehmen Ausdruck im Gesichte. Wer nichts von seiner Vergangenheit wüßte, würde ihn für einen Philosophen nehmen, der in würdiger Zurückgezogenheit lebt, für einen der die Welt versucht und gefunden hat daß alles eitel ist, für einen der Undank erduldet und der, wenn er sich je überreden ließe aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, dieß nur wie Cincinnatus thun würde, um seinem Vaterlande zu helfen. Es ist seltsam, bemerkt die Reisende, wie oft dieser Ausdruck von philosophischer Resignation, von ruhiger Trauer sich auf dem Gesichte der ehrgeizigsten und berechnendsten Männer zeigt. Uebrigstens machte sich der General sehr angenehm, sprach viel von den Vereinigten Staaten und von den Personen, die er dort gekannt, war ruhig und ehrbar in seinem Wesen, überhaupt ein höflicherer Heros, als Madame sich vorgestellt. Das Frühstück, welches er den Reisenden anbot, war sehr reich. Dabei wird herausgehoben, daß Madame Santa Ana, nachdem man damit zu Ende, einen Officier nach ihrer Cigarrenbüchse schickte, und mit dieser, welche golden und deren Deckel mit Diamanten besetzt war, Madame eine Cigarre anbot. Diese wurde zwar ausgeschlagen, allein Mad. Santa Ana zündete ihre eigene an, ein kleines Papiercigarito, und die Herren folgten ihrem guten Beispiel.

In Begleitung Santa Ana's und seiner Familie kam man an der Hauptstraße nach Mexico an. Angenehme Ueberraschung, als sich ein hübscher, neuer, in den Vereinigten Staaten gearbeiteter Postwagen einstellte, den zehn kleine Maulthiere zogen und ein lebhafter Yankeepostillon leitete! Ein Trupp reitender Gendarmen erscheint mit dem Wagen, und wird die Reisenden sicherheitshalber nach Mexico geleiten.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Ansichten, wie sie M. de Custine über die Kirche ausspricht, sind in zu exclusiver modern katholischer Form gehalten, als daß sie so wie sie dastehen, viel Eingang finden könnten, denn er declamirt gegen Nationalkirche und Protestantismus, ohne zu erwägen, daß auch Nationalkirchen, wie die englische, so wie der Protestantismus aus dem Schooße der katholischen Kirche als nothwendige Geburt hervorgingen; sieht man deßhalb von der Form ab, so findet man bald, daß die Grundlagen seiner Ansichten wieder in den westeuropäischen Ideen beruhen, die mit der katholischen Kirche innigst verwachsen sind, wie unsere gesellschaftlichen Ansichten aus der Adelsfreiheit und dem Lehnwesen entsprangen. Das westeuropäische Mittelalter sprach seine Ansicht über weltliche und Priesterherrschaft in den Worten aus: zwei Schwerter hat der Herr auf Erden aufgestellt, das geistliche, welches dem Papst, das weltliche, welches dem Kaiser gehört. Es war damit die Coordinirung beider Gewalten ausgesprochen, keine sollte ein entschiedenes Uebergewicht haben; die geistliche Gewalt war das Symbol der geistigen Freiheit, und es ist charakteristisch für den Westen, daß die geistliche Gewalt gesiegt hat: die rohe Gewalt sollte nicht herrschen über das Reich der Geister. Daß die geistliche Herrschaft später sich ihres Sieges übernahm, und daß in ihrem eigenen Schooße Zerwürfnisse ausbrachen, thut hier nichts zur Sache, denn diese Kämpfe beweisen eben die ihr inwohnende Lebenskraft. Wie anders in Rußland. Dort überkam man das Christenthum aus Konstantinopel, wo der rohe römisch-byzantinische Militär-Despotismus über die geistliche Macht völlig gesiegt, aber dadurch auch die Freiheit des Geistes gebrochen hatte. Rußland ließ seine Metropoliten von dem Patriarchen in Konstantinopel weihen, aber es durfte nur auf Zustimmung der Großfürsten geschehen; bald nachdem Konstantinopel von den Türken erobert worden war, nahmen die Metropoliten von Moskau den Patriarchentitel an, aber es war der Zaar, welcher sie einsetzte. So ist der Sieg der weltlichen Macht über die geistliche in Rußland historisch begründet.

Allerdings ging es auch hier nicht ohne geistliche Bewegung ab, und diese Bewegung hat wohl, wie so vieles andere in Rußland, ihren ersten Anstoß durch die Mongolen erhalten; diese erkannten die Bedeutung der Geistlichkeit recht gut, zeigten ihr nach den ersten rohen Verfolgungen viele Achtung, und befreiten sie und ihre Güter von Steuern, in der Hoffnung, durch ihre Vermittlung desto sicherer über Rußland zu herrschen. Natürlich wuchs die Kirche in Reichthum und Ansehen. Erwägt man nun, daß zwischen dem gänzlichen Sturz der großen Horde und dem Erlöschen des Hauses Kalita in Moskau wenig über ein Jahrhundert und zwar unter mannichfachen Kämpfen verfloß, daß dann die verwirrte Periode der Usurpatoren und der falschen Demetrius eintrat, so wird man sich nicht wundern, daß bei dieser Zerrüttung die geistliche Macht nichts verlor, sondern nur noch mehr erstarkte, und daß es der Priesterschaft gelang, einen aus ihrer Mitte, den Sohn eines Priesters, Michael Romanow, auf den Thron zu heben. Wäre in der griechisch-russischen Geistlichkeit die Kraft und der Ehrgeiz der westeuropäischen gesteckt, so hätte sie ihre Macht nothwendig unerschütterlich begründen müssen, um so mehr als unter Michael Romanows Nachfolger, dem schwachen Alexei

Michailowitsch, in dem Patriarchen Nikon ein Charakter aufstand, der sich Gregor VII hätte an die Seite stellen können, aber das Volk war der unumschränkten Macht des weltlichen Herrschers so gewohnt, und in der Geistlichkeit selbst war so wenig Wissen und geistiger Aufschwung, daß Nikon fiel, einem Fürsten gegenüber, der sich mit keinem von denen, welche sich im westlichen Europa in einen Kampf mit der geistlichen Macht einließen, auch nur entfernt hätte an die Seite stellen dürfen. Dieß ist fast der einzige Streit der russisch-griechischen Kirche mit der weltlichen Macht, der sich dem großartigen Kampfe des westeuropäischen Mittelalters einigermaßen vergleichen läßt, und die einzige Folge war, daß Peter I vierzig Jahre später das Patriarchat ganz aufhob, und so die geistliche Gewalt mit der weltlichen vereinigte; seit jener Zeit stehen auch die geistlichen Güter unter weltlicher Verwaltung, und die Kraft der Kirche als solche ist gebrochen. Es fehlt also den Russen, wie die Schule der Chevalerie, so die der geistlichen und geistigen Kämpfe, auf denen das intellectuelle Leben unserer Zeit, der noch jetzt andauernde, nie ermüdende Kampf zwischen Staat und Kirche beruht, kurz eines der wesentlichsten Elemente unseres geistigen Lebens.

So wie einmal die geistliche Macht gebrochen war, ließ sich nur auf dem Wege des Unterrichts noch ein höheres Ziel erreichen; es ist aber eine bekannte Sache, daß die russische Geistlichkeit, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, in tiefer Unwissenheit lebt, und der Gesammtumfang ihrer Kenntnisse sich gewöhnlich auf den Kirchendienst beschränkt. Unter der gebildeten Classe herrscht allgemein die größte Gleichgültigkeit gegen die Priesterschaft, und das Beispiel der Achtung, welches der Kaiser selbst gibt, reicht kaum aus, um die äußere Form aufrecht zu erhalten. Der gemeine Russe achtet in dem Popen eben auch nur die äußere Form, wie denn sein ganzes Christenthum in der Beobachtung von Formen besteht. Bei der geringen Bildung der Geistlichkeit kann dieß kaum anders seyn, und es ist charakteristisch, daß in Rußland kein öffentlicher Religionsunterricht besteht und alles Kirchendienst ist. Die merkwürdigste Stelle Custine's hierüber ist wiederum die, wo er einen liberalen Russen sprechen läßt (III. p. 440): Die öffentliche Gewalt hat hier mehr wie irgendwo die theologischen Streitigkeiten verhindert; sobald man anfangen wollte, die zwischen Rom und Byzanz streitigen Fragen zu erörtern, hat man beiden Parteien Stillschweigen auferlegt. Die Streitgegenstände sind von so geringer Bedeutung, daß der Hader sich nur vermittelst der Unwissenheit fortpflanzen kann. In einigen Unterrichtsanstalten von Knaben und Mädchen hat man angefangen nach dem Vorbilde der Jesuiten religiösen Unterricht zu ertheilen; dieß war aber nur geduldet, und wurde von Zeit zu Zeit wieder eingestellt; es wird unbegreiflich scheinen, ist aber völlig wahr, daß kein öffentlicher Religionsunterricht in Rußland ertheilt wird. Es entspringen daraus eine Menge Secten, über deren Daseyn die Regierung nichts laut werden läßt. Eine derselben duldet die Vielweiberei,*) eine andere geht noch weiter und läßt Weiber- und Männergemeinschaft zu. — Die Priester dürfen nicht schreiben, selbst keine Chroniken, jeden Augenblick aber erklärt ein Bauer irgend eine Bibelstelle, die aus dem Zusammenhang herausgerissen und falsch gedeutet, alsbald Veranlassung zu einer neuen Ketzerei gibt, die meistens einen calvinistischen Anstrich hat. Wenn der Pope des Dorfes dieß bemerkt, so hat meistens die Ketzerei schon einen guten Theil der Einwohner der Gemeinde ergriffen, und vermittelst des der Unwissenheit eigenthümlichen Starrsinns sich selbst bei den Nachbarn festgesetzt; macht nun der Pope Lärm, so werden die angesteckten Bauern alsbald nach Sibirien geschickt,*) was den Grundherrn ruinirt; ist dieser nun vorsichtig, so bringt er den Popen auf irgend eine Weise zum Schweigen, und wenn dann trotz aller Vorsicht die Ketzerei auf einen Punkt gelangt, wo sie den Augen der höchsten Behörde nicht verborgen bleiben kann, so ist die Zahl der Dissidenten so beträchtlich geworden, daß man sie nicht mehr beseitigen kann: Gewalt würde Lärm machen, ohne das Uebel zu ersticken, Ueberredung würde der Discussion die Thore öffnen, dem schlimmsten Uebel in den Augen der absoluten Regierung; man schweigt also still, verbirgt das Uebel, ohne es zu heilen, ja man begünstigt es eben dadurch. Das russische Reich wird durch religiöse Spaltungen zu Grunde gehen." Was letztere Befürchtung betrifft, so möchte sie in noch weiter Ferne liegen, obwohl nicht zu läugnen, daß bei Pugatschews Aufstand ähnliche Kräfte thätig waren. Rechnet man dazu, daß bereits jetzt schon im Volke viel gelesen wird, und die Kunst zu lesen sich im Volke schnell weiter verbreitet, daß Licht unter den verschiedensten Formen in die Adern der Nation eindringt, so wäre es nun allerdings Zeit, den geistlichen Stand und den Religionsunterricht möglichst zu heben, und nicht auf die Kraft eines äußern Kirchendienstes allein zu bauen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser sagt III. p. 442: „ein glaubwürdiger, seit langer Zeit zu Moskau ansässiger Fremder erzählte mir, daß er bei einem Kaufmann mit dessen drei rechtmäßigen Frauen zu Mittag gegessen habe; der Kaufmann war ein Dissident, geheimer Anhänger einer neuen Kirche. Wahrscheinlich erkannte der Staat nicht die Kinder seiner drei Frauen als legitim an, aber sein Gewissen als Christ war ruhig."

*) Jeder Reisebericht erzählt von den dort angesiedelten Raskolniken, d. h. Sectirern, ohne über ihre Glaubensmeinungen etwas Näheres anzugeben.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Cuenca. Priego.

(Schluß.)

Das Aeußere der Posada von Priego war sehr freundlich und einladend, so daß ich mich auf ein comfortables Unterkommen freute. Allein wie ich eintrat, änderte sich die Scene und meine Freude war dahin. Man erklärte nämlich, daß es hier keine Betten gebe, daß man auch mit Speisen und Getränken dermalen nicht hinreichend versehen sey. Durch Beharrlichkeit wurden diese Fatalitäten beseitigt: man versprach mir eine gute Matratze und sorgte für Speise und Trank. In dem Orte selbst wurde kein Brod verkauft, weil sich bis dato noch kein Bäckergeselle etablirt hatte; der Doctor des Ortes, ein menschenfreund-

licher Aeskulapsjünger, versah mich mit einem Laib Brod aus seinem eigenen Vorrath.

Als es Nacht wurde, kam der Alcade von der Jagd in der Sierra mit einer großmächtigen wilden Katze zurück, einem ungeheuren Thier welches seine Hunde zu ihrem großen Ruhm getödtet hatten; es war eine furchtbare Bestie mit einem grimmigen Gesicht. Sobald das Thier vor die Posada gebracht war, versammelte sich das ganze Dorf, die Alten wie die Jungen, um es in Augenschein zu nehmen. Sie priesen und erhuben den Herrn Alcaden bis zu den Sternen, dieweil er eine so gräßliche Bestie, die Menschen und Thieren Gefahr bringe, furchtlos erlegt habe. Einigen dieser guten Leute, die mich an die Umgebungen Figaro's und des Grafen Almaviva erinnerten, gelüstete nach dem wirklich ausgezeichnet schönen Katzenfell. Andere aber von der löblichen Gesellschaft sahen das Thier mit andern Augen an, ihr Magen fing an zu bellen und unruhig zu werden, und man erhob alles Ernstes die Frage, ob man das Thier essen könne oder nicht. Die meisten beantworteten sie bejahend, einige verhielten sich still; der Alcade und ich erklärte, es möge wohl nicht gut und heilsam seyn, das Fleisch des Thieres zu verkosten; es könne schädlich seyn.

Da trat ein ernster, gut gekleideter Mann aus dem Volke und besah und prüfte die wilde Katze mit ächt spanischer Grandezza und bei einer allgemeinen Stille; während seiner wichtigen Untersuchung beobachtete die Bevölkerung von Priego ein feierliches Schweigen. Und er öffnete seinen Mund, der gebietende, hochwohlgeborne Mann, und gab auf eine gründliche und besonnene Weise dahin seine Meinung ab, daß besagtes Thier, welches der Herr Alcade gefangen, mit Reis zubereitet vortrefflich schmecken müsse. Verschiedene Spanier, denen ich nachher diesen Vorfall erzählte, sagten sogleich, der Mann müsse ein Valencianer gewesen seyn, wegen seiner besondern Vorliebe für diese Art von Zubereitung; alle Valencianer seyen leidenschaftliche Reisliebhaber.

Das Wort des Mannes brachte die Sache ins Reine; seine Entscheidung wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und man ging sogleich daran, das Thier herzurichten. Alle Hoffnung, das schöne Fell so zu erhalten, daß man es aufbewahren könne, war verschwunden. In kurzer Zeit war das Thier zerlegt, das Fell zerschnitten und man fragte sich gegenseitig, ob irgend etwas gegen das schöne Fleisch einzuwenden sey, ob es nicht vollkommen ihrem Lieblingsgerichte, dem Kaninchenfleisch, an Aussehen und Geschmack gleiche? In der That verhielt es sich auch so, und das ersehnte Abendessen ward alsbald zubereitet. Der Alcade benahm sich hiebei als ein nobler, ächter Spanier, indem er jede Entschädigung stolz zurückwies; nur ein Stück Fell, sagte er, wolle er als Andenken an die seltsame Jagdbeute aufbewahren.

Das eigenthümlich duftende wilde Katzenfleisch wurde aufgetragen, und das Mahl fand statt mit der Lebhaftigkeit, welche dem Volke bei solchen Gelegenheiten eigenthümlich ist. Das Katzenbankett, wie sie es humoristisch nannten, wurde auf eine ausgewählte Anzahl beschränkt, indem man alle diejenigen, welche durch läppische Bemerkungen den Vorgang lächerlich zu machen gesucht hatten, davon ausschloß. Nachdem sie bis spät in die Nacht zusammengeblieben waren, begaben sie sich zuletzt noch nach einem in der Nähe befindlichen Tanzboden, um sich noch recht lustig zu machen. Dieser schöne Abend, sagten sie, muß mit einem Katzenball beschlossen werden. Bald wurde zum Rasendwerden musicirt und getanzt. Sie machten einen solchen Teufelslärm, daß der Alcade, dessen Freigebigkeit als Privatmann die Ursache dieser Schmauserei und sonstigen Lustbarkeit war, nunmehro für nöthig erachtete, in seiner Eigenschaft als Beamter sich einzumischen und zu befehlen, daß die Lärmmacher und Ruhestörer ins Gefängniß abgeführt würden.

Während dieser aufgeregten, dabei wahrhaft volksthümlichen und pittoresken Scene, die vollkommen jenen glich, die jetzt noch jeden Tag auf die Bühne gebracht werden und den Stoff zu ihren köstlichen, unnachahmlichen Saynetes liefern, fand nicht die geringste Verletzung des Anstandes oder der Achtung gegen sich selbst und gegen andere statt, ganz abweichend von den Sitten derselben Volksclasse in den übrigen Ländern Europa's.

Das achtzehnjährige Weibchen des Posadero, bei welchem diese Scene vorfiel, war so hübsch und liebenswürdig, daß sie sich überall bemerklich gemacht haben würde. In dem einfachsten Anzuge nahm die Holde, die bereits mit zwei Kleinen gesegnet war, bei dieser seltsamen Scene den Vorsitz ein, abwechselnd den Ansprüchen der eß- und trinklustigen Gäste genügend, ihre häuslichen Pflichten erfüllend und das in ihren Armen liegende Kind, welches mürrischer Laune war, beschwichtigend, indem sie es unter den zärtlichsten Liebkosungen, wie es die Vögel zu machen pflegen, aus ihrem eigenen Munde nährte; dabei fand sie noch einen Augenblick für die Unterhaltung, welche sie mit jener unvergleichlichen Leichtigkeit und Anmuth, die dem Lande eigenthümlich ist, fortführte.

Priego, wo dieser Vorfall, der mir stets in heiterem Andenken bleiben wird, sich ereignete, ist ein Abbild des ganzen Landes: seine Lage ist schön, sein Klima herrlich; obwohl an dem Fuße der Sierra gelegen, liefert es doch die frühesten Gartenproducte im ganzen Bezirke. Der Wein gehört zu den besten Sorten und die Arroba wird zu fünf bis sechs Realen verkauft. Da ich bemerkte, daß wir sehr viel Wein verbrauchten und deßhalb meinen Mozo zur Rede stellte, eröffnete er mir mit gewohnter Gnade, daß er des guten Maulthieres Schultern damit einreibe, um das Thier zu kräftigen und für die folgenden Reisetage zu stärken.

Etwas über die Herkunft der Eskimos.

Die Reisen der Beamten der Hudsonsbay-Compagnie zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt sind nun erschienen, und bilden eine nothwendige Ergänzung zu Backs Reisen; wir heben einstweilen eine Mittheilung über die Herkunft der Eskimos aus, welche nicht ohne Interesse ist. „Die Eskimos, sagt er, welche sämmtliche arktische Ufer Amerika's bewohnen, haben sich ursprünglich ohne Zweifel von Grönland aus verbreitet, welches seinerseits von Europa aus bevölkert wurde; aber die Nachbarn dieser Eskimos, die Loucheux am Mackenziefluß, haben eine deutliche Tradition, daß ihre Vorfahren von Westen her kamen und über einen Meeresarm setzten. Die Sprache der letztern ist ganz verschieden von der der übrigen bekannten Stämme, welche das ungeheure Land bewohnen, welches nordwärts in einer Linie liegt, die man von der Hudsonsbay nach Neucaledonien zieht. Alle auf diesem Strich wohnenden Indianer sprechen Dialekte Einer Sprache. Die Loucheux aber zeichnen sich vor allen andern Stämmen rother Indianer durch ihr keckes, offenes, vollkommen freies Benehmen aus. Sie sind so fern von verrätherischer Schlauheit und Verstellung, als Wilde nur immer seyn können, und haben nie das Blut des weißen Mannes vergessen.“ Die Eskimos, die der Verfasser sah, waren auch nicht die verkrüppelte Race, wie man sie bis jetzt beschrieben hat; er fand viele kräftige Männer von sechs Fuß Größe unter ihnen, und stellt sie in geistigen Fähigkeiten, Voraussicht und mechanischer Fertigkeit weit über die rothen Indianer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1843.

Die Insel Santorin.

Diese Insel, welche zuerst den Namen Kalliste (die schönste), dann den Namen Thera führte und jetzt Santorin — eine Verketzerung von Sant Irini (heilige Irene) — heißt, ist eine der kleinsten, aber in geologischer Beziehung die merkwürdigste der Cykladen. Der Abbé Pegues, ehemaliger Missionär in der Levante und Superior der Mission von Santorin, hat eine kleine Schrift über diese Insel herausgegeben, aus der wir einige nähere Angaben ausheben. Ihre größte Länge von Nord nach Süd ist vierthalb Lieues, ihre größte Breite nicht mehr als anderthalb L.; sie ist also eine der kleinsten. Seit den historischen Zeiten hat Santorin Aenderungen erfahren, die sie zu einem der merkwürdigsten Erdstück machen. Man kann keinen besser gezeichneten und vollständigeren Krater treffen, als denjenigen, der auf mehr als der Hälfte seines Umkreises durch die Krümmung von Santorin im Osten und durch die Inseln Therasia und Aspronisi im Westen gebildet ist. Die Seitenwände dieses Kraters sind sehr steil, fast senkrecht, sowohl bei Santorin, als bei den beiden andern Inseln. Diese Abschüsse bestehen aus verschiedenen vulcanischen Schichten, und sind oben mit einer Masse von Bimesteinen bedeckt. Von den höchsten Punkten senken sich die Schichten in allmählichen Abfall gegen außen, bis sie das Meer erreichen. In dem Innern des Kraters ist zwischen dem Steilabfall und dem Meere fast gar kein Ufer, und nur mit größter Mühe hat man bei Apanomeria und Phira zwei Pfade angelegt; an einem andern Punkte herabzusteigen ist unmöglich. Die Felsen fallen auch noch unterhalb der Meeresfläche steil ab, denn in der Nähe von Scauro findet man erst mit 840, bei Acroteri erst mit 1000 Fuß Grund.

Santorin, Therasia und Aspronisi sind Theile Einer Masse, sie mußten zugleich aus dem Meere emporsteigen, und erst spätere geologische Ereignisse haben sie in drei Theile getheilt, die jetzt durch eine ungeheure Bai geschieden sind. Im J. 480 v. Chr. erschien die kleine Insel Hiera, welche man später Paläo Kameni (die alte Brandisel) hieß. Im Jahre 1427 vergrößerte sich diese Insel bedeutend, wie dieß eine zu Scauro an der Küste von Santorin aufgefundene Inschrift beweist. Die kleine Kameni bildete sich im Jahre 1573 mitten in dem Krater; ihre Entstehung war von einem starken Ausbruch von Dämpfen und Bimesteinen begleitet. Endlich von 1707 bis 1709 erhob sich die neue Kameni, aus welcher fortdauernd Schwefeldünste ausgestoßen werden. Hr. Pegues schildert die verschiedenen Symptome von Erhebungen, welche sich rings um Santorin kund geben, und die einzelnen Schilderungen sind eben so interessant als schreckenerregend.

Santorin ist äußerst dürr, die tiefen durch die Regen eingerissenen Schluchten vertrocknen schnell, und man ist größtentheils auf unzureichendes Cisternenwasser angewiesen. Dagegen gibt es mehrere heiße Quellen. Natürlicher Weise ist der Weinstock der einzige Anbau, den der Boden von Santorin verträgt; der Wein genießt eines verdienten Rufs, und wäre er mit größerer Sorgfalt bereitet, so würde die Ausfuhr bedeutend seyn; indeß genügt sie, daß die Einwohner sich mit den Nothwendigkeiten des Lebens versorgen können.

Bemerkungen über Rußland.

(Fortsetzung.)

Custine ist gleichfalls der Ansicht, daß der jetzige Zustand der Dinge in Rußland nicht von Dauer seyn könne — ein Punkt, über den wir nicht mit ihm streiten wollen — und ermangelt auch nicht die Kräfte zu bezeichnen, welche eine Veränderung herbeiführen müssen. Dabei fragt es sich nun vor allem: wird diese Veränderung rasch und mit Gewaltthat, oder wird sie allmählich vor sich gehen. Wir im westlichen Europa sind gewohnt den Mittelstand als die erhaltende Kraft, mitunter auch als die vis inertiæ im Staate anzusehen, und dieser Stand ist in Rußland allerdings kaum im Beginn, und zu wenig zahlreich um in Ausschlag zu kommen. Advocaten, Schriftsteller, Kaufleute sind alle in zu geringer Zahl. Nicht das Gleiche läßt sich von den Söhnen der Geistlichkeit sagen, über welche Custine, der Katholik, sich folgendermaßen äußert: „ich habe eine Classe Menschen nicht aufgezählt, die man weder zu

den großen noch zu den kleinen zählen darf; es sind die Söhne der Priester. Fast alle werden Subalternbeamte, und dieß Volk von Commis ist die eigentliche Plage Rußlands, es bildet eine Art obscuren Adels, der dem wirklichen hohen Adel sehr feindlich gesinnt ist, einen Adel, dessen Geist antiaristokratisch in der wahren Bedeutung des Worts, und zugleich den Leibeigenen sehr lästig ist. Diese dem Staat unbequemen Leute, die Frucht des Schisma's, welches dem Priester eine Frau gestattet, werden die nächste Revolution Rußlands beginnen. Dieser secundäre Adel recrutirt sich aus den Verwaltungsbeamten, Künstlern, Angestellten aller Art, die aus dem Ausland kommen und aus ihren geadelten Kindern, kann man darin die Elemente eines wahrhaft russischen Volks erblicken?"

In dieser Beamtenclasse beruht die Maschinerie und die Zukunft des Staats in weit höherem Grade als in den Staaten des westlichen Europa's, weil sie durch keine öffentliche Meinung im Zaume gehalten ist. Die Stelle (IV. p. 158), in der Custine hauptsächlich von dieser Classe und ihrer Herrschaft handelt, ist merkwürdig genug, um sie ganz mitzutheilen: „Rußland wird von einer subalternen Beamtenclasse regiert, die aus den Staatsschulen hervorging, um in die Staatsverwaltungen zu treten; diese Leute sind adelig, sobald sie ein Kreuz am Knopfloch haben, das nicht bloß der Kaiser verleiht; mit diesem magischen Zeichen versehen, können sie Güter und Leibeigene besitzen, und diese neuen großen Herren bedienen sich ihrer Gewalt als ächte Parvenus; sie machen der Nation und der Welt das System der Leibeigenschaft verhaßt, das sich in Rußland erst zu einer Zeit festsetzte, wo das alte Europa das Feudalgebäude zu zerstören begann. Von ihren Kanzleien aus unterdrücken diese unsichtbaren Despoten das Land ungestraft und belästigen selbst den Kaiser, der wohl fühlt, daß er nicht so mächtig ist, als man ihm sagt, und nicht immer weiß, wo die Schranke seiner Gewalt ist. Diese Schranke ist die Bureaukratie, eine furchtbare Gewalt allenthalben, weil man ihren Mißbrauch mit dem Namen Ordnungsliebe bezeichnet, aber nirgends furchtbarer als in Rußland. Wenn man diese Administrativtyrannei an die Stelle des kaiserlichen Despotismus treten sieht, so zittert man für ein Land, wo dieß durch das französische Kaiserreich in Europa verbreitete System ohne Gegengewicht sich festsetzte. Die Kaiser von Rußland sahen Gefahr nur im Adel, und wollten nur ganz unterwürfige Diener zu Ministern; so ließen sie den Directoren der Verwaltung und deren untergeordneten Beamten, die ihnen keine Besorgnisse erregten, volle Freiheit, ihr Netz über ein vertheidigungs- und schutzloses Land auszubreiten. Daraus entsprang eine Masse obscurer Beamten, die das Land nach fremdartigen, seinen Bedürfnissen nicht angemessenen Ideen regieren, und von Grund ihres Herzens der jetzigen Ordnung der Dinge abgeneigt sind."

Was die Macht dieses Standes noch vermehrt und gefährlicher macht, ist seine ihm schon von Peter I gegebene Einrichtung, welche den schwachen Fonds von aristokratischer Unabhängigkeit, der noch in den alten Bojaren lebte, vollends zu vernichten strebte. Er theilte alles, was irgend mit dem Staat in Berührung kam, in Rangclassen ein, deren es 14 sind, und in denen man nach dem Dienst und der Gunst des Kaisers vorrückt; da nun, wie oben schon erwähnt, jeder Gutsbesitzer dienen mußte, so war alle Gewalt, auch die über den in der Gesellschaft einzunehmenden Rang, in der Hand des Kaisers vereint, und alle Adelsmacht, so weit sie nicht von Vermögen und Verbindungen unzertrennlich ist, vernichtet. „Allerdings ist der Adel Herr und nur allzu absoluter Herr auf seinen Gütern, und hieraus entspringen Ausschweifungen, welche die Furcht und die Heuchelei unter Phrasen von Menschlichkeit verbirgt, die mit einem süßlichen Ton vorgebracht werden, der die Reisenden und nur allzu oft auch die Regierenden täuscht. Aber diese Menschen, die auf ihren vom Mittelpunkt der politischen Thätigkeit entfernten Besitzungen so unumschränkt sind, bedeuten im Staate nichts; zu Hause treiben sie was sie wollen, spotten des Kaisers, weil sie die untergeordneten Beamten bestechen oder einschüchtern, aber das Land wird darum nicht durch sie regiert; allmächtig im Bösen, das im Einzelnen und ohne Wissen der Behörden geschieht, sind sie ohne Gewalt und ohne Ansehen in der Regierung des Landes." So hat die moderne Bureaukratie das Land einem orientalischen Despotismus näher gebracht, und eine Entwicklung des gesellschaftlichen und politischen Lebens vermittelst des Adels gehindert. Dem Kaiser bleibt unter diesen Umständen nichts übrig, als durch Manufacturen und Handel den Mittelstand zu heben, die Fesseln der Leibeigenschaft nach und nach zu mildern, und die Frage ist nur, ob er dieß mit den Werkzeugen, die er anwenden muß, erreichen kann, ehe die Willkürherrschaft des Adels auf seinen Gütern und der Bureaukratie in der Verwaltung eine gewaltsame Veränderung herbeiführt oder gar beide an einander gerathen. Das Treiben des niedern Beamtenstandes hat schon zu lauten Klagen Veranlassung gegeben, und er ist auch schon in Romanen auf eine sehr scharfe Weise mitgenommen worden, aber mit solchen Mitteln richtet man gegen ein so eingewurzeltes Uebel wenig aus.

Die Rangordnung, wie sie Peter I aufgestellt und seinen Nachkommen vervollständigt haben, führt aber noch einen besondern Nachtheil in ihrem Gefolge mit, nämlich einen ungemessenen Ehrgeiz aller derer, die in den Staatsdienst treten, somit gewissermaßen der gesammten höhern Classe, oder wenigstens der sogenannten gebildeten Classe. Der Adel besteht durch sich selbst, durch seinen Reichthum, seinen Güterbesitz, und bildet namentlich auf der Entwicklungsstufe, auf welcher Rußland jetzt steht, die bedeutendste conservative Macht im Staate, für welche ein ruhiger Fortschritt das Förderlichste ist. Indem man dieses Stätigkeitsprincip so viel wie möglich annullirte und an dessen Stelle den Tschin, d. h. die Rangordnung, treten ließ, in der man nur durch längeren Dienst und die Gunst des Kaisers vorschreiten kann, hat man einen ungeheuren Gährungsstoff in die ganze Maschine eingeführt; alles will Avancement, vom ersten bis zum letzten, und alles sucht dieß Avancement durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu erreichen. Custine sagt darüber (III. p. 19): „Es entsteht aus einer solchen gesellschaftlichen Organisation ein

solches Fieber der Begierde, ein so fortdauerndes Streben der Gemüther nach Beförderung, daß das russische Volk zu allem unfähig werden mußte, außer zur Eroberung der Welt." Letzterer Ausdruck mag übertrieben seyn, und Custine scheint selbst nöthig zu finden, sich darüber zu rechtfertigen: es ist aber wenigstens hier der ungeduldige Thätigkeitstrieb erklärt, welcher sich in der russischen Welt auf alle Art kund gibt, und der, wie man schon oft gesagt hat, nach außen sich entladen muß, wenn er nicht im Innern sich zerstörend zeigen soll. Das ganze Streben des vornehmen Theils der Nation, d. h. jeden Ranges von der 14ten bis zur ersten Classe, ist auf Thätigkeit nach außen gerichtet, und die da und dort grasz hervortretenden russischen Ansprüche sind einzig aus dieser Richtung der Gemüther zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Reise über die Havana. — Aufnahme des Gesandten. — Das Theater.

(Schluß.)

Die Reise selbst bietet ganz neue Eindrücke. Es war schwer zu glauben, sagt Madame, daß wir nun Mitte December hatten. Die Luft war sanft und voll Wohlgerüche, die Hitze, ohne drückend zu seyn, die eines Juliustages in England. Die Straße zieht sich durch waldige Gegenden; Bäume, bedeckt mit aller Abwechslung der Blüthen und beladen mit den köstlichsten tropischen Früchten, Blumen von allen Farben füllen die Luft mit Wohlgerüchen und phantastische Ueppigkeit von Schmarotzerpflanzen windet sich durch die Zweige der Bäume und schlingt ihre prächtigen Ranken um jeden Ast. Palmen, Crocus, Orangen, Limonien folgen auf einander, und „bei einer Windung der Straße gewannen wir einen Blick auf ein indianisches langhaariges Weib, das unter dem Schatten eines hohen Baumes ruhte — ein orientalisches Gemälde. Nichts hätte vergnüglicher seyn können, wären nicht Staub und die Stöße des Wagens so lästig gewesen."

Nach einem malerischen Tage, höchst holperigen Wegen und einer kalten Nachtfahrt, in welche der 19,000 Fuß hohe Orizaba und der Cofre de Perote eisig hineinleuchten, erreicht man um zwei Uhr früh Jalapa. Alles ist todtmüde und zittert von Frost. Aber in Jalapa ist jegliches nach Wunsch — ein kleiner, reinlicher Gasthof mit steinernem Estrich und niedlichen Betten, freundliche Aufwartung, vortrefflicher Schlaf und andern Tags ein ausgezeichnetes Frühstück. Madame vergißt nie zu bemerken, was ihr besonders geschmeckt und dießmal sind es frische Eier, frische Butter, guter Kaffee und gutgebratene Hühner, ferner sehr gutes Brod und herrliches Wasser, was sie vergnügt macht. In dem Orte selbst finden sich einige große, stattliche Häuser, englischen Kaufleuten zu Vera Cruz gehörig, welche hier während des gelben Fiebers ihre Sommerfrische halten. Ungeheure Berghäupter schließen auf allen Seiten die kleine Thalebene ein, und Jalapa selbst, alt und grau, mit Blüthen und Rosen überzogen, von Liedern durchklungen, liegt wie vergraben in der üppigsten Vegetation.

Die Landschaft änderte sich indessen bald und der Weg von Jalapa nach Mexico geht durch vulcanische Gebirgsgegenden mit wenigem Baumwuchs, zumeist Eichen und Fichten. Puebla, wo ein Nachtlager gemacht wird, ist eine bedeutende Stadt, nach Mexico und Guadalaxara die dritte der Republik. Endlich werden die Höhen erreicht, von welchen aus der Blick auf Mexico hinabfällt. Die Landschaft auf dieser Seite der Hauptstadt ist indessen flach und trocken, und wo die Wasser der Lagunen, bedeckt mit bunten Canots, ehemals die Residenz umgaben, ist nun melancholisches, sumpfiges Land zu gewahren, das durch große Züge von wilden Enten und andern Wasservögeln wenig belebt wird. Aber das Farblose der Natur wurde durch die glänzende Erscheinung von unzähligen Wagen und Reitern, die den Erwarteten entgegen gekommen waren, glücklich verhüllt. Bald mußte die Postkutsche halten und das gesandtschaftliche Paar bestieg einen von vier weißen Rossen gezogenen Prachtwagen des Freistaats. Die rothen, goldgestickten Uniformen, die hellfarbigen Sarapen,*) die reichen Gewänder der Herren mit ihren schönen Pferden, hohen mexicanischen Sätteln, und von Gold funkelnden Pferdedecken aus schwarzem Pelzwerk, mit ihren mexicanischen Hüten, die auch mit Gold verziert sind, reich verbrämten Jacken, Pantalons mit hängenden Silberknöpfen, Stiefeln von gepreßtem Leder, silbernen Steigbügeln und schwarzen oder farbigen Sammtkappen, die Vivats, die den Ankommenden entgegen tönten, das fröhliche Drängen einer zahllosen Volksmenge — alles dieß machte trotz Sturm und Regen, die den Eingang begleiteten, diese letzte Stunde der Reise zu einer vielfach anregenden und erinnerungswerthen.

Besuche, sehr lange Besuche, wahre Heimsuchungen stellen sich ein, aber nur von Seite der Herren, denn die Damen von Mexico — einige besonders vorurtheilsfreie ausgenommen — nehmen erst Notiz von den Neuangekommenen, wenn eine gedruckte Ankündigung herumgeschickt ist, welche die Thatsache der Ankunft beurkundet und worin man sich und sein Haus dem Empfänger zur Verfügung stellt.

Ein paar Tage nach der Ankunft ward dem Gesandten von seinen in Mexico lebenden Landsleuten eine Serenade gegeben. Verschiedene angesehene Familien, die sich über jene Etikette hinweggesetzt, kamen vor 6 Uhr Abends an, um mit Madame diesem Ereigniß entgegenzuwarten. Um Mitternacht endlich erschien ein Trupp mexicanischer Soldaten, welche Fackeln trugen und eine Menge von Musikern, Liebhabern sowohl als handwerksmäßigen, und Leute, welche Notengestelle, Violinen, Violoncelles, Baßhörner u. s. w. schleppten, nebst einem unermeßlichen Volkshaufen, unter dem eine ansehnliche Anzahl von Bettlern (leperos) zu gewahren war, so daß der große Raum vor dem Hause und so weit man in die Straßen hineinsehen konnte, mit Menschen und Wagen bedeckt war. Endlich begannen die Musiker in vollem Chor und von dem ganzen Orchester begleitet; die Stimmen waren schön und die Instrumen-

*) Lange Röcke von Wollentuch mit einem Loch um den Kopf durchzustecke n also nach Art der Regenmäntel unserer Fuhrleute.

talmusik so gut, wie man sie von Liebhabern, die der größte Theil der Ausführenden waren, kaum zu erwarten schien. Ein Hymnus, der für die Gelegenheit gedichtet und wovon den Neuangekommenen am Morgen ein elegant gebundenes Exemplar übersickt worden, machte besondern Eindruck. Verschiedene Ouverturen aus den neuesten Opern wurden gespielt und so zu sagen am Ende des ersten Acts ließ sich Madame, aufgemuntert von ihrem Gemahle herbei, vom Fenster aus in schönem, improvisirtem Spanisch eine Danksagung zu sprechen die mit den kräftigsten Zurufen: Viva la España, Viva Isabel Segunda, Viva el Ministro de España erwiedert wurden.

Nachdem warmer Punsch und Cigarren hinausgereicht worden, begann die Musik von neuem und das Ganze endete mit der spanischen Nationalhymne. Ein junges, spanisches Fräulein, deren Stimme in Mexico einen Namen hat, wurde hierauf von denen innerhalb gebeten und von denen außerhalb ersucht, die zu Ehren des Gesandten gedichtete Hymne allein zu singen, wozu sie sich indessen in Anbetracht des ungeheuren Auditoriums so leicht nicht entschloß. Doch willigte sie zuletzt ein und sang mit einer Flötenstimme, begleitet vom Orchester sämmtliche sieben Strophen durch, wobei die ganze versammelte Menge den Refrain wiederholte. Als das Fräulein endete erbebte das Haus von Vivas und Bravos, und nachdem die Serenade so geschlossen war, wurden die Musiker hereingeladen und ihrer fand sich nunmehr eine solche Anzahl, daß der Saal sie kaum alle fassen konnte. Mehr Cigarren, mehr Punsch, mehr Danksagungen. Endlich um 3 Uhr, nachdem jene spanischen Abschiede, „die in der That kein Spaß sind,“ vorüber waren, war es Madame und ihrem Gatten gestattet, sich zur Ruhe zu begeben.

Nachdem der Gesandte von dem Präsidenten der Republik in feierlicher Audienz empfangen worden, machte auch Madame ihren Besuch. Der Palast, den sie betrat, ist ein unermeßliches Gebäude, und enthält außer der Wohnung des Präsidenten und der Minister alle die höhern Gerichtsinstanzen. Seine Architektur ist nicht erheblich. General Bustamante empfing das hohe Paar sehr herzlich; er sieht aus wie ein guter Mann, mit einem ehrlichen wohlwollenden Gesichte, einfach und unbeengt in seinem Benehmen und gleicht durchaus keinem Helden. Seine Unterhaltung war nicht glänzend und drehte sich vornehmlich um die Heilkunde. Es kann nicht leicht im Schein und im Wesen einen größern Contrast geben als zwischen ihm und Santa Anna. Es ist unmöglich, Bustamante ins Gesicht zu sehen, ohne ihn für einen ehrlichen und wohlgesinnten Mann zu halten. Man hat die Behauptung gehört, er besitze keine großen Fähigkeiten oder überwiegendes Genie, aber er sey, entweder aus Ueberlegung oder aus Langsamkeit der Auffassung, außerordentlich ruhig in seinen Entschlüssen; er untersuche ehe er irgend etwas unternehme, aufs genaueste, ob es billig sey oder nicht; aber einmal davon überzeugt, behaupte er seinen Boden mit Festigkeit und Ausdauer. Man hört auch, es stehe ihm besser zu gehorchen als zu befehlen, und deßwegen sey er immer ein so ergebener Diener der Spanier und Iturbides gewesen. Er gilt für einen anhänglichen Freund, für durchaus ehrlich und persönlich tapfer, wenn auch hin und wieder moralischer Energie ermangelnd. Nach allem diesem ist er ein schätzenswerther Mann, der seine Pflichten nach besten Kräften thun wird, wenn es gleich problematisch seyn mag, ob sein Ernst und seine Thatkraft für jene schlimmen Tage ausreichen, in denen es ihm beschieden war zu regieren.

Das Theater in Mexico ist nicht wie es seyn soll; finster, schmutzig, voll schlimmer Gerüche; die Corridore, welche zu den Logen führen, so schlecht beleuchtet, daß es schwer ist sich durchzufinden. Die Aufführung welcher Madame beiwohnte, paßte so ziemlich dazu. Die erste Liebhaberin, die sehr beliebt ist und sich gut zu costumiren weiß und wegen ihrer guten Aufführung viele Reputation hat, ist vollkommen hölzern und läßt sich auch in den höchsttragischen Scenen nicht aus ihrem Wesen herausjagen. Ferner hat sie eine bemerkenswerthe Art den Mund zu einem Lächeln aufzuziehen und zu gleicher Zeit mit thränenumflortem Blick darein zu schauen, gerade als ob es gälte einen Apriltag zu personificiren. Man applaudirte nicht und die Hälfte der Logen war leer, während diejenigen, welche sie inne hatten, nur da zu seyn schienen, weil dieß die einzige Art von Abendunterhaltung ist. Der Souffleur sprach so laut, daß wie

„die Zukunft ihren Schatten vor sich wirft,“

so jedes Wort dem Publicum vorher vertraulich mitgetheilt wurde, ehe es in officiellem Wege auf die Bühne kam. Das ganze Parterre rauchte, die Galerien rauchten, die Logen rauchten, der Souffleur rauchte, so daß eine lange Rauchsäule aus seinem Kasten emporwirbelte, was seinen Prophezeyungen etwas Orakelhaftes und Delphisches verlieh.

Miscellen.

Antiquarische Unternehmung nach Lycien. Im Anfang dieses Jahres war viel von einer Unternehmung die Rede, welche die englische Regierung unter Leitung des bekannten lycischen Alterthumsforschers Hrn. Ch. Fellows nach Lycien senden wollte, bis jetzt ist aber nichts geschehen, dagegen berichtet das Athenäum vom 12 August, daß in Frankreich eine solche Expedition vorbereitet werde, die wahrscheinlich, wenn die englische Regierung sich nicht beeile, längst in der Arbeit begriffen seyn werde, wenn die englische Expedition endlich ankomme.

Uhrenfabrication. Wir haben früher schon eine Maschine oder vielmehr eines Complexes von Maschine erwähnt, auf die ein Hr. Ingold ein Patent in England genommen hat; die Uhrenfabrication soll vermittelst derselben im größten Maaßstabe betrieben werden können, und man hofft, dadurch den Schweizern ihre Ueberlegenheit zu entreißen. Bisher ist der englische Uhrenhandel durch die Wohlfeilheit der Schweizer Uhren gedrückt worden. In der Schweiz soll ein Capital von 4 Mill. Pfd. St. in der Uhrenmacherei stecken, und nicht nur Rußland, Frankreich, Holland, die Levante, Indien und Amerika mit Schweizer Waaren überschwemmt werden, sondern auch durch Schmuggel England selbst, dessen Ausfuhr von 191,678 Stück, wie sie im Jahre 1796 war, allmählich unter 100,000 gefallen seyn soll. (Litt. Gaz. vom 12 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 August 1843.

Der Dom zu Parenzo.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Unter den Kirchen in Illyrien, welche noch die ehemalige Disciplin und den frommen Gemeinsinn bekunden, nimmt die Kathedrale von Parenzo den ersten Rang ein. Sie soll nach der gewöhnlichen Meinung durch die reichen Spenden des deutschen Kaisers Otto entstanden seyn, ist aber wahrscheinlicher in der Zwischenzeit der Gothen- und Frankenherrschaft, nämlich während der byzantinischen Regierung, von der Mitte des sechsten bis zu jener des achten Jahrhunderts errichtet worden. Die Eroberung der Provinz durch Belisar bezeichnet die Epoche, in welcher der christliche Cultus aus dem Zustande der Duldung von Seite der gothischen Arianer-Könige zu einem herrschenden sich erhob, und in diese Epoche fällt die Errichtung prächtiger Kirchen, vieler Klöster und Abteien, so wie der Beginn jenes Kirchenwesens, welches 1200 Jahre bis zu den zwei letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts sich aufrecht erhielt. Der Dom von Parenzo entstand im sechsten Jahrhundert auf den Trümmern eines alten, heidnischen Gottheiten geweihten Tempels, und soll 200 Jahre später restaurirt und zum Theil mit dem alten Material wieder neugebaut worden seyn.

Die Vorhalle nahm in Quadratform die ganze Breite der Façade der Kirche ein; ringsum liefen Hallen, jede mit drei, von Säulen aus kostbarem Marmor getragenen Bogen. Die Capitäler sind ebenfalls von Marmor mit höchst sinnreicher und gefälliger durchbrochener Arbeit, welche von den aus Hetrurien und Griechenland nach Rom, und von da in das ganze römische Reich übergegangenen einfachen Vorbildern völlig abweichen. Das Mauerwerk ist regelmäßig und enthielt vermuthlich Mosaikarbeiten mit apokalyptischen Sinnbildern, deren noch einige an der Hauptfaçade der Kirche sichtbar sind.

An der dem Eingange der Kirche zugekehrten Façade erhob sich als Achteck die Taufcapelle, von welcher jetzt kaum noch die nackten Mauern übrig sind. Das Dach ist in Verfall; von dem sechseckigen Marmorbecken, der Kuppel darüber und den stützenden Säulen aber blieb keine Spur. Die Vereinigung der Taufcapelle mit dem Porticus und der Kirche zeigt das schönste Ebenmaaß, welchem Beispiele man auch in Pola folgte, während die Taufcapellen anderswo neben den Kirchen standen. Der Thurm ist ein Werk aus späterer Zeit.

Ueber den Zweck dieser heiligen Hallen waltet wohl kaum ein Zweifel. An den Seiten des Haupteinganges zur Kirche standen die Weihwasserbehälter; in der Halle an der Hauptfaçade ruhte die Asche der Seelenhirten, an der andern Seite jene der durch Frömmigkeit, Aemter und Würden hervorragenden, und im Hofe die anderer ehrenwerthen Personen.

Im Säulengange und im Atrium verrichteten die Bußfertigen ihr Gebet, denen der Eintritt in die Kirche für längere oder kürzere Zeit untersagt war. Als die strengen Kirchengesetze milderer Sitte wichen, die Gräber anfangs in das Innere der Kirche, dann auf die Friedhöfe verlegt wurden, dienten diese nur als Sammelplätze. Beschränkte Geldmittel machten deren Erhaltung unmöglich, daher fielen zwei Seiten des Ganges in Trümmer und nur die Säulen blieben. Dieß Bauwerk verdiente wohl zur Zierde des ehrwürdigen Tempels und zum Gedächtniß an den alten heiligen Dienst, dem es geweiht war, wieder hergestellt zu werden.

Bemerkungen über Rußland.

(Fortsetzung.)

Man hüte sich, dieß ehrgeizige Streben gering zu achten; Niemand zeigt sich erbitterter als Custine über die ziemlich fruchtlosen Bemühungen der russischen Welt, die alte Barbarei, die immer noch im innersten Wesen sitzt, zu übertünchen; die Erbitterung über das aus diesen Bemühungen hervorgegangene Lügensystem bildet den eigentlichen Charakter seines Buchs, und ist diejenige Seite, die im Grunde keines Auszugs fähig ist, und welche wir darum nur im allgemeinen andeuten. Aber trotz dessen verkennt Custine das Großartige nicht, das sich neben dieser übertünchten Barbarei findet: „das Problem der Staatsmänner Rußlands," sagt er (II. 205), „seit Peter I besteht darin, die administrativen Fortschritte der europäischen Nationen zu benützen um 60 Millionen Menschen zu regieren."

Aber diese 60 Millionen sind eine noch junge, rohe Nation, bildsam für alle Eindrücke, und noch in der Periode der Entwicklung, wo Hunderttausende, ohne zu klagen, dem Willen oder der Laune eines Einzigen sich opfern. Man denke sich diese willenlose aber biegsame Masse bewegt durch eine Körperschaft, welcher der Ehrgeiz durch ihre Organisation eingepflanzt ist, und man wird nicht mehr erstaunen über den zuversichtlichen Glauben an die Zukunft, der sich in den Russen offenbart. Custine ließ sich, wie alle Reisenden, die Hütte zeigen, in welcher Peter I während der Anlegung von Petersburg als Zimmermann lebte und selbst einen Nachen zimmerte, der noch aufbewahrt wird; Peters Schlafkammer war so schlecht, daß Custine bemerkt, jetzt würde kein Zimmermann seinen Lehrjungen darin unterbringen, aber „diese rühmliche Strenge gegen sich selbst zeichnet die Epoche, so wie das Land selbst und den Menschen; damals opferte man in Rußland alles der Zukunft; man führte Gebäude auf, aus denen Niemand etwas zu machen wußte, denn die Herren, denen diese modernen Paläste gehören sollten, waren noch nicht geboren, und die Erbauer dieser Paläste fühlten für sich das Bedürfniß des Luxus nicht, sondern begnügten sich mit der Stelle von Schanzgräbern der Civilisation, und waren stolz darauf, künftigen, unbekannten Herrschern eine prächtige Stätte zu bereiten. Es liegt Seelengröße in dieser Sorge eines Fürsten und seines Volks für die Macht und selbst für die Eitelkeit künftiger Geschlechter; dieß Vertrauen der Lebenden auf den Ruhm ihrer Nachkommen hat etwas Edles und Originelles. Es ist ein uneigennütziges, poetisches Gefühl, das weit erhabener ist als die gewöhnliche Achtung von Menschen und Völkern für ihre Vorfahren. Anderswo baut man große Städte zum Andenken an große Thaten der Vergangenheit, oder die Städte machen sich von selbst mit Hülfe der Umstände ohne das offenkundige Zuthun der Menschen. St. Petersburg aber mit seiner Pracht und Größe ist eine Trophäe, welche die Russen ihrer zukünftigen Größe erbaut haben.“ Es ist nicht zu läugnen, es liegt eine Zuversicht in den Russen, die sie zum tiefen Fall oder zu einer schwindelnden Größe führen muß.

Diese Betrachtungen führen wohl am nächsten auf die Frage, welche Folgen denn die Verbindung des europäischen Wissens mit der asiatischen Denkungsart für die große Masse des Volks gehabt haben? Wir können Custine völlig Recht geben, wenn er (II. p. 203) sagt: „Rußland liegt auf der Gränze zweier Continente; was aus Europa kommt, kann sich nicht völlig mit dem, was aus Asien kommt, amalgamiren. Diese Gesellschaft ist bis jetzt immer noch mit Gewalt polizirt worden, und der Mangel an Zusammenhang zwischen den beiden, so sehr verschiedenen Civilisationen ist für den Reisenden eine Quelle der interessantesten Beobachtungen.“ Der vornehme, moderne, von europäischer Civilisation angesteckte oder angestrichene Russe contrastirt freilich aufs sonderbarste mit dem bärtigen Russen aus dem Volke, und wenn letzterer auch nicht gerade, wie Custine meint, Lust hat gelegentlich „über die Lassen herzufallen, die den alten Sitten ungetreu geworden sind und ihr Vaterland verrathen, um mit dem Ausland in Civilisation zu wetteifern,“ so ist doch nicht zu verkennen, daß die fremdartige Cultur zwei Völker in Rußland geschaffen hat, die einander unverständlich, ja feindselig geworden sind. Man begreift somit recht wohl, was die Absicht des Kaisers ist, wenn er das Reisen ins Ausland beschränkt, wenn er verlangt, daß am Hofe russisch gesprochen werde, und wenn er durch den Minister Uwarow offen erklären läßt, daß alles Erziehungswesen in Zukunft eine nationale Grundlage erhalten soll; er ist mit Einem Wort bestrebt, die Kluft, welche zwischen der fremdartig gebildeten Classe und dem Volke eingerissen wurde, so viel möglich auszufüllen. Der Adel kennt diesen Gedanken wohl, aber er scheint nicht an die Ausführbarkeit desselben zu glauben, denn Custine führt einen Russen redend ein, der sich in dieser Beziehung folgendermaßen (II. 330) äußert: „Sie glauben also auch an die Möglichkeit einer russischen Civilisation? Das war gut vor Peter I, dieser Fürst aber hat die Frucht im Keime getödtet. Gehen Sie nach Moskau, dem Mittelpunkt des alten Reichs, dort beschäftigen sich alle Köpfe mit industriellen Speculationen, und der Nationalcharakter ist eben so verwischt, wie zu Petersburg. Der Kaiser Nikolaus begeht jetzt in einem andern Sinn einen gleichen Fehler, wie Kaiser Peter I. Er rechnet die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts, die Geschichte des Jahrhunderts Peters des Großen, für nichts; aber die Geschichte hat ihre Nothwendigkeiten, denn geschehene Dinge sind nicht ungeschehen zu machen.“ Man gesteht sich das Uebel ein, das durch die schreckbare Kluft zwischen den höhern und niedern Ständen geschaffen wurde, aber man hält die jetzt angewandten Gegenmittel für durchaus ungenügend. Geht diese Ansicht dahin, daß europäischer Geist schon so weit in das russische Wesen eingedrungen, daß man der Sache ihren Lauf lassen muß? Bereits steht der Kaiser ganz entschieden in der Stellung da, wie die Fürsten Westeuropa's am Ende des Mittelalters, wo sie die Communen gegen den Adel begünstigten.

Nachstehende von Custine (II. 329) als im Jahre 1838 oder 1839 vorgefallen erzählte Geschichte kann einen Begriff dieser Stellung geben, die sich freilich in Rußland sehr eigenthümlich gestaltet: „Trotz der Ungerechtigkeiten, welche von den Kronbeamten begangen werden, ist das Loos der Kronbauern doch noch dem der andern Leibeigenen vorzuziehen, und sobald der Kaiser irgend ein neues Gut ankauft, werden die Bewohner dieser von der Krone angekauften Ländereien der Gegenstand des Neides aller ihrer Nachbarn. Vor kurzem kaufte der Kaiser ein bedeutendes Gut in einem District an der Wolga; alsbald schickten die Bauern aus der ganzen Umgegend Abgeordnete an die neuen Verwalter der kaiserlichen Güter, um den Kaiser bitten zu lassen auch die Leute und die Güter in der Nachbarschaft zu kaufen; sie wählten einige Leute aus ihrer Mitte, die bis nach Petersburg gingen; der Kaiser empfing sie mit Güte, kaufte sie aber zu ihrem großen Bedauern nicht. Ich kann, sagte er zu ihnen, nicht ganz Rußland ankaufen, aber es wird eine Zeit kommen, wie ich hoffe, wo jeder Bauer dieses Reichs frei seyn wird; wenn es nur von mir abhinge, würden die Russen die Unabhängigkeit, welche ich ihnen wünsche, jetzt schon genießen, und ich arbeite mit allen

Kräften daran, sie ihnen in die Zukunft zu verschaffen." Gegen diese ganz vernünftige und menschliche Antwort hätte sich nichts einwenden lassen, wenn sie nicht an eine rohe, durch Mißhandlungen erbitterte Menschenclasse gerichtet gewesen wäre, so aber setzte sie einen ganzen Landstrich in Flammen. „„Der Vater will unsere Befreiung,"" riefen die Abgeordneten nach ihrer Rückkehr an die Ufer der Wolga. „„Er ist stets bestrebt unser Glück zu machen, und hat es uns selbst gesagt; der Adel und dessen Beamte sind unsere Feinde, die sich den guten Absichten des Vaters widersetzen. Wir wollen den Kaiser rächen!"" So glaubten die Bauern ein gutes Werk zu thun, indem sie über ihre Herren herfielen und den Adel eines ganzen Kantons und alle Intendanten zugleich mit ihren Familien massacrirten. Sie machten alles nieder, was sie antrafen, steckten ganze Städte in Brand, und verheerten eine ganze Provinz unter dem Rufe: es lebe der Kaiser! Natürlich mußte man Truppen gegen die Urheber dieser Ausschweifungen schicken, und der Aufstand ward rasch, doch nicht ohne Blut erstickt. Das gewöhnliche Verfahren in solchen Fällen ist, daß man ganze Dörfer und Districte deportirt." Wie es sich mit der Genauigkeit dieser Erzählung verhalten mag, namentlich hinsichtlich der Veranlassung des Aufstandes, so viel ist gewiß, daß derlei Scenen nicht ganz selten sind, daß der Mord der Gutsherren oft mit einer Ruhe und Stille vorbereitet, und mit einer Kaltblütigkeit ausgeführt wird, die Schauder erregen; nicht bloß die Männer, auch Weiber und Kinder fallen unter dem Mordschwert erbitterter Sklaven. Wie ist solchen Scenen ein Damm zu setzen? An Aufsicht, so weit diese möglich ist, fehlt es nicht, aber diese Aufsicht reicht nicht weit, weil, wie oben schon bemerkt wurde, die untergeordneten Beamten der Regierung der Bestechung und der Furcht zu sehr ausgesetzt sind, als daß sie eine wirksame Controle über das Benehmen gewissenloser Gutsherren und Verwalter üben könnten. (Schluß folgt.)

Die Insel O-Taiti. *)

Die Insel O-Taiti wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zum erstenmal am Anfang des 17ten Jahrhunderts besucht, durch Quiros, welcher sie unter dem Namen Sagittaria kannte; näher bekannt wurde sie jedoch erst seit der Reise von Wallis, welcher den 19 Junius 1767 auf ihr ankam. Die Eingebornen wollten seine Landung verhindern, aber trotz des Widerstandes, welchen sie zuerst den Engländern leisteten, fügten sie sich doch darein, später in ein freundliches Verhältniß mit ihnen zu treten.

Die verdorbenen Sitten ihrer Frauen gaben der Insel den Zunamen: Neu-Cythera, welchen sie nur allzu lang verdiente. Wallis nannte sie Insel George III. Cook wollte, als er im Jahre 1769 auf der Insel ankam, ihr ihren alten Namen wieder geben; vermöge eines Irrthums, der dem Ausländer wohl zu verzeihen ist, nannte er sie O-Taiti, **) während ihr eigentlicher Name vielmehr Taiti ist. Da jedoch der Name, welchen Cook aufbrachte, der allgemein verbreitete ist, so behielten wir ihn auch hier bei.

Wenn gleich die Insulaner keine Idee von dem Compaß besaßen, so hatten sie doch Namen, um die Himmelsgegenden zu bezeichnen. Sie nannten Norden apatoa, Süden apatoerau, Osten tohitia o-te-ra und Westen too-o-te-ra. Die Traditionen in Betreff ihrer Genealogie und Chronologie scheinen sie nicht eben so treu bewahrt zu haben, wie die Bewohner der Sandwich-Inseln, wenn sie gleich häufig nach Generationen zählen. Ihr Jahr, matahiti genannt, bestand aus 12 oder 13 Mondsmonaten, deren Länge jedoch nicht gleich war. Auffallend ist, daß sie nicht gleich den Sandwich-Inseln und den Mexicanern nach 10 Tagen zählten, sondern das Decimalsystem kannten. Die Namen ihrer Zahlen sind folgende:

atahi, 1.	aono, 6.
arua, 2.	ahitu, 7.
atoru, 3.	avaru, 8.
amaha, 4.	aiva, 9.
arima, 5.	ahuru, 10.

Eine Million, oder iu, ist ihre höchste Zahl. Die Genauigkeit und große Ausdehnung dieser Zahlen ist um so auffallender, da man nicht begreifen konnte, welchen Gebrauch davon dieses Volk machen konnte, das nicht einmal Zahlen schreiben konnte. Diese arithmetische Gewandtheit scheint für die Ansicht derer zu sprechen, welche glauben, diese Inseln stammen von einer sehr gebildeten Bevölkerung ab. Beim Zählen bedienten sie sich gewöhnlich eines kleinen Kokoszweiges; so oft sie bei zehn ankamen, brachen sie ein Stück davon ab und legten es vor sich, und kamen sie auf hundert an, so brachen sie ein größeres Stück los, um diese Zahl auszudrücken. Bis auf den heutigen Tag haben sie noch eine Vorliebe für die Arithmetik, und erlernen mit großer Leichtigkeit ihre Elemente.

Der Charakter dieser Insulaner verrieth vor der Einführung des Christenthums ein seltsames Gemenge von Gegensätzen. Sie zeigten auf der einen Seite Patriotismus und Sorge für das gemeine Beste, auf der andern Seite waren ihre Sitten und Gebräuche dem Familienleben geradezu entgegengesetzt; niemals sah man bei ihnen, daß ein Vater und eine Mutter in Begleitung ihrer Kinder sich zum Essen setzten. Ein Gesetz der Götter Oro und Tane forderte nicht nur, daß die Frau nie von denselben Speisen mit ihrem Mann genieße, sondern nicht einmal ihre Mahlzeit an dem gleichen Feuer bereite; dieses Verbot war keine Heurathsbedingung, sondern war einem ganzen Geschlecht von der ersten Stunde der Geburt an bis zum Tod auferlegt. In welcher Lage sich immerhin eine Mutter, eine Gattin, eine Schwester oder Tochter befinden mochte, unter keinem Vorwande konnte sie sich von diesem Gebote dispensiren. Die Männer, zumal die, welche zuweilen im Tempel eine Function hatten, wurden als ra oder heilig betrachtet, während die Frauen für noa, d. h. zu einer niedrigern Classe gehörig, gehalten wurden. Den Männern war es erlaubt, Fleisch von Schweinen, Hühnern, alle Arten von Fischen, Kokosnüsse und andere Früchte, welche man den Göttern opferte, zu essen, aber den Frauen war es bei Todesstrafe verboten, davon zu genießen. Dieselbe Strafe hätte eine Frau getroffen, welche gewagt hätte, sich des Brodkorbes für die Männer zu bedienen, oder welche ihre Mahlzeit im Innern des Hauses eingenommen hätte, wo die Männer gewöhnlich speisten; sie mußten in schlechten Hütten, die zu diesem Zweck erbaut waren, die schlechte Mahlzeit, welche man ihnen zugestand, genießen.

---

*) Nach der im Monat Junius dieses Jahres erschienenen interessanten Schrift: O-Taiti, histoire et enquête par Henri Lutteroth. Paris chez Paulin. 1843.

**) O-Taiti (d. i. Taiti), Antwort der Insulaner, welche sie den Fremden auf die Frage nach dem Namen ihrer Insel ertheilten.

Das Tättowiren war vor der Einführung des Christenthums allgemeine Sitte. Man sah auch nicht zwei O-Taïtier, welche auf gleiche Weise tättowirt gewesen wären; sie trugen auf der Haut alle möglichen Figuren, welche auf tausend Weisen wechselten, und die mit vieler Kunst und Regelmäßigkeit eingezeichnet waren. Den Rang eines Insulaners konnte man leicht aus der Zahl und Gestalt dieser Zeichnungen abnehmen. Sie wurden von eigens dazu bestimmten Künstlern eingravirt, die von District zu District reisten und sich reichlich bezahlen ließen. Im Alter von 12 oder 18 Jahren fand das erste Tättowiren statt. Ein einzigesmal genügte jedoch nicht; nach dem Muth und der Standhaftigkeit des einzelnen bestimmte sich die Zahl der Wiederholungen. Ist die Zeichnung gut gemacht, so gleicht sie einer feinen Stickerei. Ist ein Insulaner im Krieg oder sonst irgend wodurch verwundet und sind seine Wunden wieder zugeheilt, so treten die Figuren auf der neuen Haut, die sich gebildet hat, wieder zum Vorschein.

Die Gesellschaft der Arroys ist eine dem stillen Ocean eigenthümliche Erscheinung; es wäre unmöglich in die Einzelnheiten ihrer schauerlichen Gebräuche einzugehen, ohne alle Scham zu brechen; doch ist es von Interesse, einige dieser Sitten kennen zu lernen. Die Arroys scheinen sich weder auf den Marklisen, noch auf Sandwich niedergelassen zu haben, aber die Missionäre der Jesuiten fanden auf den Karolinen- und Diebs-Inseln eine beinahe ähnliche Verbrüderung der Uritoys. Aus welcher Zeit sich der Ursprung dieser Gesellschaften datirt, läßt sich nicht genau bestimmen; sollte man den Ueberlieferungen dieser Völker glauben, so gäbe es Arroys beinahe seit eben so langer Zeit her, als es überhaupt Menschen gibt. Sie erzählen, Taaroa, der oberste Gott, habe, von Ohina unterstützt, Orotetefa und Urutetefa geschaffen. Sie waren nicht seine Söhne, denn das Wort oriori, dessen sich die Insulaner bedienen, bedeutet nur schaffen. Doch nannte man sie Brüder Oros, des Sohnes des großen Gottes. Oro wollte eine Tochter von Taata, dem ersten Menschen, heurathen. Er schickte zwei seiner Brüder aus, damit sie ihm eine Genossin aussuchen sollten. Diese, nachdem sie umsonst alle Inseln durchwandelt hatten, kamen endlich auf Borabora an, wo sie in einem tiefen Thal die junge Vairaumati fanden. Als sie sie erblickten, riefen sie sogleich aus: „Diese soll die Gattin unseres Bruders seyn!“ Als sie im Himmel wieder angelangt waren, theilten sie Oro ihren Entschluß mit, und dieser Gott breitet einen Regenbogen über dem Berge aus, an dessen Fuß dieses Thal lag, und stieg auf diesem neuen Wege herab. Er heurathete Vairaumati, und zeugte mit ihr einen Sohn, der ein mächtiger Fürst wurde. Da Oro häufig aus dem Himmel sich entfernte, so suchten ihn eines Tages seine Brüder Orotetefa und Urutetefa, stiegen ihm nach den Regenbogen hinab, kamen auf der Insel an und fanden ihn mit seiner Gattin in ihrer irdischen Wohnung. Da sie nicht wagten, ohne Geschenke vor ihn zu treten, verwandelte sich der eine von ihnen in ein Schwein und in einen Helmbusch mit rothen Federn. Der Bruder, welcher diese Metamorphose nicht mitgemacht hatte, bot diese Geschenke den Eheleuten dar, die überaus zufrieden damit waren. Das Schwein und der Helmbusch blieben ihr Eigenthum, was jedoch nicht hinderte, daß der Bruder des Gottes seine ursprüngliche Gestalt wieder erhielt. Oro glaubte seine Brüder für die Aufmerksamkeit, welche sie ihm erzeigt hatten, nicht besser belohnen zu können, als indem er sie zu Göttern erhob und sie als Arroys erklärte. „Seyd, sagte er ihnen, Arroys in dieser Welt, nehmet Theil an der Herrschaft und erhaltet hiemit dieses Recht.“ Zum Gedächtniß dieser seltsamen Erzählung vom Schwein und den rothen Federn pflegten die Arroys bei allen Ceremonien ein junges Schwein in den Tempel zu tragen, es zu erwürgen und auf den Altar mit einem Federbusch zu legen; eine seltsame Mythologie, welche mit bizarren Fabeln beginnt, um in Ströme Blutes sich auszugießen.

Da die beiden Brüder, welche so Könige der Arroys wurden, keine Weiber nahmen, so hatten sie auch keine Nachkommen; ohne geradezu das Cölibat von ihren Anbetern zu fordern, verboten sie ihnen gleichwohl, die Kinder, welche sie empfingen, aufzuziehen. Der Kindermord war somit eines der Hauptgesetze der Gesellschaft, welche sie stifteten. Die ersten Mitglieder dieses Ordens wurden nach dem Befehl von Oro von Urutetefa und Orotetefa selbst gewählt; sie waren Huaina von O-Taïti; Tauraoiua von Eiméo; Temoiatéa von der Insel Tabuai-Manu; Tetoa und Atae von Huahine; Taramanini und Airipa von Bajatea; Mutahaa von Tahaa; Bunarau von Borabora und Marore von Mahupiti. Diese Namen wurden fortwährend von den ersten Arroys auf den verschiedenen Inseln getragen bis auf die Epoche hin, wo ihre Bewohner diesen Götzendienst mit dem Christenthum vertauschten. Die Brüder Oro's übertrugen ihre Gewalt an diese ersten Häupter, um in den Orden alle die aufzunehmen, welche sich anheischig machten, ihre Kinder zu tödten.

Die Arroys wurden nach und nach eine Bande herumziehender Komödianten, welche von Insel zu Insel, von District zu District reisten, Pantomimen vorstellten und überall ein ausgelassenes, wollüstiges Leben führten. Es erforderte große Vorbereitungen, bevor die Gesellschaft, oder marera, sich reisefertig machte. Man opferte Oro eine Masse von Schweinen und legte auf seinen Altar eine große Anzahl von Früchten. Mehrere Wochen gingen mit diesen Ceremonien hin. Dann errichtete man auf den Booten zwei Marai oder bewegliche Tempel für die Anbetung Orotetefa's und seines Bruders. Cook erzählt, daß er in Huahine die Abfahrt von 70 solchen Booten gesehen habe, die alle mit Arroys angefüllt waren; man kann hieraus auf ihre große Anzahl schließen. Kamen sie auf der Insel an, welche sie sich ausersehen hatten, so brachten sie zuerst ein marotai oder Geschenk dem König oder Häuptling, ein anderes legten sie im Tempel der Götter nieder; hierauf trafen sie ihre Vorkehrungen für Tänze und Spiele. Ihr Körper war mit Kohlen schwarz gefärbt und ihr Gesäß mit Purpurfarbe oder mati überstrichen. Zuweilen trugen sie einen Gürtel von gelben oder röthlichen Blättern des baringtonia; in der Regel aber verschmähten sie diese Art von Auszeichnung.

Mehrere ihrer Spiele nannte man upaupa. Sie setzten sich zuweilen im Kreise auf die Erde und declamirten im Tact eine Legende zu Ehren ihrer Götter oder eines berühmten Arroy. Der Häuptling in der Mitte sprach eine Art von Prolog; dann begann der Chor seinen Gesang, zuerst in langsamer, gehaltener und stiller Weise, dann immer mehr mit der Stimme anwachsend, bis sie in beinahe unverständliches Geschrei ausbrachen. Ihr Gesang war mit Gebärdenspiel begleitet, und dieses hörte nicht bälder auf, als bis sie ganz ermattet waren. Zuweilen führten sie auch Komödien auf, in welchen sie sich über die Priester lustig machten, und welche reich an satyrischen Anspielungen auf öffentliche Erlebnisse waren. Häufig tanzten sie eine ganze Nacht hindurch, von einer Flöte und Trommel begleitet. Nachdem sie ihre Spiele vollendet hatten, gingen sie in einen andern District.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 August 1843.

Bemerkungen über Rußland.

(Schluß.)

Solche Aufstände, welche der Adel allein nicht bemeistern könnte, und denen er unfehlbar als Opfer fallen müßte, machen ihm die Regierung des Kaisers, der die Zügel der Armee mit fester Hand hält, durchaus unentbehrlich. Eine große Armee erfordert ein zahlreiches Beamtenpersonal, und dieß militärische Beamtenheer geht gleichen Schritt mit dem bürgerlichen. Das eine ist so wenig zu entbehren als das andere, was auch im einzelnen daran verderblich seyn mag. Man wird sich also in Rußland weder einer zahlreichen Armee, die in strenger Unterordnung unter dem Oberhaupt des Staats verbleiben muß, noch der Bureaukratie entschlagen können, und so ist an einer wesentlichen Aenderung des Zustandes der Dinge daselbst nicht zu denken; die Schwierigkeit ist nur die ziemlich incohärente Maschine im Gang zu erhalten und die innern Zerwürfnisse nach und nach zu versöhnen. Der schreiendste von diesen ist der zwischen den Bauern und den Gutsherren, und in dieser Beziehung ist das Bestreben des Kaisers dahin gerichtet, einerseits die letztern aus den Affen der europäischen Civilisation wieder mehr zu Russen zu machen, andrerseits der Willkürlichkeit der Behandlung der Bauern so weit möglich ein Ziel zu stecken. Darauf deutet der Ukas hin, welcher mehr eine Anmahnung als ein Befehl ist, um die Bauern allmählich in Zinsbauern umzuschaffen; die beabsichtigte Einrichtung geht dahin, die Bauern für das ihnen zugeschiedene Gut einem, wenigstens für eine geraume Zeit gültigen, gleichmäßigen Zins zu unterwerfen, aber dem Adel das Recht an den Boden nicht zu nehmen, vielmehr ihm die Zurücknahme der Ländereien möglichst wieder zu erleichtern. Es ist dieß zwar ein nach unserem Maaßstabe sehr ungünstiges Verhältniß für den Bauer, allein dennoch ein Fortschritt in dessen jetziger schutzloser Lage.

Man hört in Rußland oft genug die heuchlerische Versicherung, die Leibeigenen seyen gut daran, und es liege ja im Interesse ihrer Herren für die Bedürfnisse derselben zu sorgen. Dagegen sprechen außer der allgemeinen Erfahrung die nicht gar seltenen Maßregeln der Regierung, welche einen Gutsbesitzer, der es gar zu arg macht, unter Curatel stellt und die Güter in seinem Namen administriren laßt. Solche Schritte, welche ein directer, aber nothwendiger Eingriff ins Eigenthum sind, werden so lange wie möglich gemieden, und das Uebel muß schreiend geworden seyn, bis man sich dazu entschließt, und bis es überhaupt zu den Ohren der Regierung gelangt. Custine's Werk enthält eine interessante Stelle (I. p. 325) über die gutsherrlichen Verhältnisse: „Es gibt Bauern, die, wenn man sie verkaufen will, manchmal in weiter Ferne nach einem Adeligen senden, welchen sie durch den Ruf als freundlich und mild kennen gelernt haben, und ihn bitten sie zu kaufen mit ihren Ländereien, ihren Kindern und ihrem Vieh; hat der gewünschte Herr kein Geld, so geben sie ihm solches, um gewiß zu seyn, daß sie nun ihm angehören. Der neue Herr, um seine Bauern zufrieden zu stellen, kauft sie mit ihrem eigenen Gelde und nimmt sie als Leibeigene an, befreit sie auf eine gewisse Anzahl Jahre von Abgaben und entschädigt sie auf diese Art. Das größte Unglück, was diesen Leuten begegnen kann, ist der Verkauf des Bodens, auf dem sie geboren sind, an einen Unbekannten; da sie an den Boden gefestet sind, so werden sie immer mit demselben verkauft. Der einzige Vortheil, den sie aus der Milderung der neuen Gesetze gezogen haben, besteht darin, daß man sie nicht mehr ohne den Boden verkaufen kann, aber auch diese Verordnung wird durch allbekannte Mittel umgangen, denn statt ein ganzes Gut mit den darauf befindlichen Bauern zu verkaufen, verkauft man etliche Jaucherte mit 100 bis 200 Bauern beim Jauchert. Gelangt ein solches Umgehen der Gesetze zur Kenntniß der Behörden, so schreitet sie mit Strenge ein; sie findet aber selten Gelegenheit dazu, denn zwischen dem Vergehen und dem höchsten Gericht, dem Kaiser, steht eine ganze Welt von Menschen, die bei der Verewigung und Verheimlichung der Mißbräuche interessirt sind. — Die Eigenthümer leiden unter diesem Zustand der Dinge so gut wie die Leibeigenen, namentlich diejenigen, welche in zerrütteten Vermögensverhältnissen sind. Der Boden ist schwer zu verkaufen, so schwer, daß ein Mann welcher Schulden hat, endlich bei der kaiserlichen Bank die nöthigen Summen entlehnen muß, und die Bank nimmt Hypothek auf die Güter des Ent-

leibers. Die Folge davon ist, daß der Kaiser der Schatzmeister und der Gläubiger des ganzen russischen Adels wird, und daß der solchergestalt durch die oberste Gewalt gezügelte Adel sich in der Unmöglichkeit sieht, die Pflichten gegen das Volk zu erfüllen." Letzterer Satz zeigt dem westeuropäischen Aristokraten, welcher sich trotz seiner eigenen Ueberzeugung nicht von dem Gedanken losmachen kann, daß der Adel zwischen dem Thron und dem Volk stehe, um letzteres zu schützen, ein Verhältniß, das in Rußland gar nicht mehr existirt, und eigentlich in dem Sinne, wie es z. B. in England der Fall war, gar nie existirt hat.

Man will berechnet haben, daß durch die dem Adel gewährten Anleihen, welche selten pünktlich zurückbezahlt werden, jährlich über 3000 Bauern an die Krone kommen, und da die Kronbauern im allgemeinen immer besser daran sind als die Bauern der Privaten, *) der Wunsch, in den Besitz der Krone überzugehen, somit ziemlich verbreitet ist, so wächst die Macht des Kaisers fortwährend, wahrscheinlich aber auch der Reichthum einzelner größerer Grundbesitzer, während der kleinere Adel immer mehr güterlos wird, und nur noch im Dienst ein Auskommen findet. Ob dadurch das Loos der Bauern, welche im Besitz des großen Adels sind, gebessert wird, ist zweifelhaft. Custine sagt ausdrücklich (IV. 312), daß die Unruhen auf dem Lande sich vervielfältigen, und daß man fast jeden Tag von einem neuen Verbrechen höre. Was die Sicherheit des Adels bis jetzt ausmacht, sind einestheils die großen Entfernungen und die Schwierigkeit der Verbindungen, andererseits der blinde Gehorsam der Truppen; aber der erste Punkt ist allmählich ein sehr zweifelhafter Vortheil geworden: seit in der Mitte des Reichs, in und um Moskau, die Industrie immer mehr aufblüht, seit man Bauern in großer Zahl auf Obrok entläßt, d. h. sie gegen Bezahlung einer bestimmten jährlichen Summe mit einem Paß versieht, um in den Städten als Taglöhner ihren Unterhalt zu suchen, ist der Weg zu gefährlichen Verbindungen geöffnet, und das bisherige Strafmittel, die Deportation ganzer Dörfer, läßt sich nicht mehr anwenden, sobald ein Aufstand über ganze Provinzen sich ausdehnen sollte.

Was die Lage der Sachen in Rußland wesentlich verschlimmert, ist das Eindringen der modernen Beweglichkeit des Vermögens in die kläglichsten Leibeigenschaftsverhältnisse. Ein neugebackener Reicher wird vermittelst seines gut oder übel erworbenen Reichthums auf einmal fast unumschränkter Herr über so und so viel tausend Seelen. Was die Leibeigenschaft im westlichen Europa nicht unbedeutend milderte, war die herkömmliche Anhänglichkeit an den gewöhnlich in ihrer Mitte geboren und aufgewachsenen Herrn. „Es ist kein Paradoxon," sagt Custine (II. 314), „wenn ich behaupte, daß die Aristokratie der Geburt allein die Lage der Leibeigenen in Rußland mildern und sie dahin bringen könnte, durch einen sanften, unmerklichen Uebergang zur Freiwerdung zu gelangen. Ihre jetzige Knechtschaft wird unerträglich durch die Neureichen. Der alte Adel wird in einer höhern Sphäre als sie geboren, das ist hart, aber er wird doch bei und neben ihnen geboren, das ist ein Trost; dann ist auch die Gewohnheit der Obergewalt für den einen so natürlich als die Knechtschaft für den andern, und die Gewohnheit mildert alles, die Ungerechtigkeit des Großen und das Joch des Schwachen; darum hat die Beweglichkeit des Vermögens und der Verhältnisse monströse Folgen für ein der Leibeigenschaft unterworfenes Land; *) dennoch ist es eben wieder diese Beweglichkeit, welche die Dauer der jetzigen Ordnung der Dinge versichert, weil sie derselben eine Menge Menschen gewinnt, die Vortheil daraus zu ziehen wissen. Ein furchtbarer Cirkel, in welchem die ganze Bevölkerung dieses Reichs sich umdreht! Ein solcher Gesellschaftszustand ist ein Netz, dem man sich nicht entwinden kann, denn jede Masche wird zum Knoten, der sich durch die Anstrengung ihn zu lösen nur immer fester zieht. Den neuen Besitzer eines Guts empfangen die Bauern, Männer, Weiber und Kinder auf den Knien, küssen seine Hände, manchmal seine Füße, einige beichten freiwillig diesem Herrn, der für sie das Bild des Abgesandten Gottes ist, ihre Sünden. Und warum betet man diesen neuen Gott so an? Weil er Geld genug zusammen zu scharren wußte, um die Scholle zu kaufen, an welche diese zu seinen Füßen liegenden Menschen gefesselt sind. Der Parvenu erscheint mir wie ein Unding in einem Lande, wo das Leben des Armen von dem Reichen abhängt; die industrielle Bewegung und die Unbeweglichkeit der Sklaverei, in einer und derselben Gesellschaft verbunden, bringen ein empörendes Resultat hervor." Man hat diesem Uebel Gränzen zu setzen gesucht durch die Verordnung, daß kein ehemaliger Leibeigener das Gut kaufen darf, auf welchem er selbst früher Leibeigener war, aber diese Verordnung zeigt bloß, daß man das Empörende fühlt, daß der Leibeigene von gestern morgen der Herr seiner ehemaligen Mitleibeigenen werden soll.

So bringt der Fluch dieser übereilten Civilisation bis hinab in den untersten Stand, und erschwert sein Loos. Wenn man lachen kann über den Firniß, mit dem man da und dort die alte Barbarei bedeckt, so wird das Lachen zum Schauder, wenn man daran denkt, daß der Zustand der untersten, zahlreichsten Classe durch die Treibhauscultur, welcher die gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Verhältnisse des Landes seit mehr als hundert Jahren unterlagen, wesentlich verschlimmert wurde, und den gutmüthigen, offenen, jovialen Charakter

*) Wie es scheint mit Einer Ausnahme, nämlich der Recrutirung; die Bauern der Privaten sollen, wenn sie einiges Vermögen besitzen und Geld geben können, ziemlich sicher vor der Aushebung seyn, was bei der gleichmäßigern Aushebung auf den Krongütern minder der Fall ist.

*) Man darf zur Vergleichung nur sehen, mit welchem Haß der französische Bauer den neureichen Städtebürger betrachtet, der vielleicht das Gut des ehemaligen Adeligen gekauft hat. Freilich wirft die jetzige französische Verfassung alle Gewalt in die Hände des beweglichen Reichthums, und der Bauer beschuldigt den Bürger d'avoir accaparé toutes ses franchises. Dieser Haß kann in der Entwicklung der französischen Zustände vielleicht noch von Bedeutung werden.

des gemeinen Volks so vielfach in einen verworfenen Sklavensinn umwandelte, der sich zu Zeiten in Ausbrüchen der Wuth und Rohheit entladet, wovor die Menschheit schaudern muß. Die Aufgabe, diese zerrissenen Elemente zu versöhnen, ist keine leichte; ob man sie durch die jetzt angewendeten Mittel lösen wird, mag dahin gestellt bleiben; daß man sie aber zu lösen sucht, scheint keinem Zweifel zu unterliegen.

Pisino.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

In der Mitte der Halbinsel Istrien, im Thale welches den kleinen Fluß, eigentlich Wildbach, aufnimmt, der bei Leme münden würde, wenn er nicht mitten im Laufe jähling in eine weite Höhle stürzte, liegt Pisino, der Sitz des k. k. Kreishauptmanns von Istrien. Pisino heißt dieser Ort seit ältester Zeit bei den Italienern und Slaven; der Name „Mitterburg“ ward ihm zur Erinnerung an seine ehemalige Bedeutung, Burg der Mitte, von den Deutschen beigelegt.

Im 11ten oder 12ten Jahrhundert hatte eine altadelige deutsche Familie, deren Abkunft man nicht kennt, angeblich aus der Rheingegend, von den Kaisern zum Lohne ritterlicher Tapferkeit den größten Theil von Inneristrien mit allen Feudalrechten erhalten. Der Grundherrschaft fügte die Familie noch andere Güter hinzu, welche sie als Lehen von den Bischöfen von Pola, Parenzo und Citta nuova übernahm, so daß Barbana, St. Vicenti, S. Lorenzo, Visinada, Momiano, Portole, Pinguente, Colmo und Bogliuno der Grafschaft Pisino einverleibt wurden, deren Gränzen sie bezeichneten, die später durch Schenkungen an Kirchen und Klöster, wie durch politische Verhältnisse manche Veränderungen erfuhren.

Die Grafen von Istrien wählten unter ihren Schlössern jenes von Pisino zum Sitze und Mittelpunkt der gesammten Feudalverwaltung. Als die Ländereien, in kleinere Bezirke vertheilt, verschiedenen adeligen Familien zufielen, übernahmen diese mit dem Lehen die Richtergewalt, mit Ausnahme der schweren Verbrechen; die Edelleute selbst wurden von dem Grafen und in dessen Abwesenheit von dem in Pisino wohnenden Capitano gerichtet. Der Landrichter hatte jene Attribute, die den Edelleuten nicht zustanden. Diese waren zum Kriegsdienste gehalten ohne Löhnung in der Grafschaft und gegen Gehalt außerhalb derselben.

Sämmtliche Verordnungen waren im Einklange mit jenen der Regierung. Die Kirchenhäupter von Pisino hatten die Propstwürde und waren Vicare des Bischofs von Parenzo; die Abteien St. Petronilla und St. Pietro waren von den Grafen so reich gepfründet, daß sie prächtige Kirchen und Klöster errichteten, die noch jetzt bewundert werden. Verschiedene Einsiedeleien und geheiligte Orte bekunden noch heutzutage die Frömmigkeit der ehemaligen Landesherren, und dieser fromme Sinn äußerte sich auch in neuester Zeit im Volke durch Spenden zur Erbauung des stattlichen steinernen Thurmes der Hauptkirche. Ein großartiges Schloß auf einem an der Höhle (Fovea oder Foiba) vorspringenden Felsen gemauert und kriegerisch bewehrt, ward zu einem mächtigen Grafensitz geschaffen, an welchen sich der Markt ohne Ringmauer oder sonstige Befestigung anschließt.

Die Familie der Grafen von Pisino herrschte auch in Görz, Tyrol und Pfalzkärnthen. Von der Familienerbfolge ist uns nur so viel bekannt, daß die Heimfälligkeit ein Hausgesetz, die Ländervertheilung patriarchalische Sitte war. Die Grafen von Pisino waren den Herzogen von Oesterreich aus dem Hause Habsburg verwandt, deren Wappen sie führten. Der Graf Albert vom istrischen Zweige sicherte für den Fall kinderlosen Absterbens die Erbfolge den Herzogen von Oesterreich zu; dieß that auch der Graf von Görz, wie bereits früher der Graf von Tyrol. Im J. 1374 folgte Herzog Leopold in die Rechte des letzten Grafen von Pisino, und mit ihm fielen, vielleicht in der Schlacht von Sempach gegen die Schweizer (1386), viele tapfere Istrianer, nicht minder ergeben dem heldenmüthigen Hause Habsburg, als den istrischen Grafen.

Die Insel O-Carli.

(Fortsetzung.)

Wenn die Arroys in einem District angelangt waren, so bewirtheten sie die Häuptlinge prächtig auf Kosten der armen Bevölkerung. Um sie besser bewirthen zu können, wurden die Ländereien der benachbarten Pflanzer geplündert, so daß das Land oft einer Einöde glich, wenn die ungeladenen Gäste wieder abzogen. Außerdem gab man ihnen noch 50 bis 60 Schweine und Stücke Tuchs. Sie behielten für sich nur so viel, als sie für ihren Aufenthalt auf der Insel nothwendig hielten, den Rest dieser Lebensmittel schickten sie ihren Genossen, welche auf den benachbarten Inseln blieben, auf denen sie sich schamlosem Müßiggang überließen. Wir bemerkten bereits, daß die schauerlichsten Wollüste mit ihren Spielen verbunden waren. Ohne hier in Einzelnheiten einzugehen, bemerken wir nur, daß sie hierin sich gegenseitig zu übertreffen suchten. Sie machten sich den Schrecken, welchen sie überall verbreiteten, zu Nutzen, um die unwürdigsten Erpressungen zu üben; wurde ihnen ihre Bitte verweigert, so drohten sie mit Verbannung oder Tod, und diese Drohungen wurden gewöhnlich ausgeführt.

Die Arroys theilten sich in sieben Classen, welche sich durch die Zeichnung ihrer Tättowirung von einander unterscheiden. Die oberste Classe hieß Aval-Parai, d. h. das gemalte Bein, weil alle Mitglieder sich die Beine geschwärzt hatten. Die letzte Classe, oder die Classe der Pos, begriff die Novizen, welche die ermüdendsten Arbeiten bei den Tänzen und Pantomimen zu übernehmen hatten. Außerdem gehörte noch eine bestimmte Zahl von Leuten beiderlei Geschlechts als Beisassen zu der Gesellschaft. Der Name Fanaunau, den sie trugen, bezeichnete, daß sie nicht wie die gewöhnlichen Mitglieder genöthigt wären, ihre Kinder umzubringen. Wenn gleich die Arroys ein äußerst üppiges Leben führten, so waren sie dennoch verheurathet, und ihre Frauen waren Mitglieder ihrer Gesellschaft. Sie waren in Betreff ihrer Frauen sehr eifersüchtig, und wer die Frau seines Freundes nicht ehrte, wurde nicht selten mit dem Tode bestraft. Die Häuptlinge der einzelnen Stämme ehrten diese Gesellschaft sehr, und wenn gleich die Mitglieder der ersten Classe oft Ungeheuer von Ungerechtigkeit aller Art waren, so verehrten sie in ihnen doch höhere, übermenschliche Wesen.

Man glaubte, daß diejenigen, welche Arroys würden, hiezu von den Götttern aufgefordert worden. Wünschte einer in diese Verbrüderung aufgenommen zu werden, so begab er sich zu einer öffentlichen Vorstellung, und stellte sich, als ob er im Zustande des Deliriums wäre; plötzlich machte er sich durch die Menge Platz, gesellte sich mitten unter die Tänzer und suchte sie so gut als möglich nachzuahmen. Nachdem er längere Zeit bei einem der angesehenern Arroys gewöhnliche Knechtsdienste versehen hatte, wurde er einer außerordentlicher Weise zusammenberufenen Versammlung vorgestellt. Man gab ihm den Namen an, welchen er für die Zukunft tragen sollte, und prägte ihm das Gebot ein, seine Kinder zu tödten. Einige Ceremonien lächerlicher Art beschlossen seine Aufnahme in die siebente Classe, aus welcher es sehr schwer war, in höhere Classen aufzusteigen.

Nach dem Tod eines Arroys war für zwei oder drei Tage otohoa oder allgemeine Trauer. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen umgeben während dieser Zeit seinen Leichnam. Die Arroys trugen ihn sodann in den großen Tempel, in welchem die Könige begraben wurden. Der Priester von Oro sprach ein langes Gebet, und durch verschiedene Ceremonien entzog er dem Körper die Privilegien, welche ihm seit seiner Aufnahme in den Orden zustanden. Nachdem der Körper so seiner erhabenen Eigenschaften verlustig geworden war, wurde er wie der Leichnam eines gewöhnlichen Menschen in dem den Häuptlingen vorbehaltenen Raume begraben.

Die Hülfsquellen der Arroys waren sehr zahlreich; man flüchtete immer zu dem Priester von Romatane, von dem man glaubte, er besitze die Schlüssel zu dem Bohutu-Noanoa, zu dem otaheitischen Paradies. Dieser Priester folgte dem von Oro in der Ceremonie des Leichenbegängnisses. Er richtete seine Gebete an Urutaetae, welcher das Amt hatte, diejenigen zum Aufenthalt der Seligen zu geleiten, für welche der Priester von Romatane sich verwendet hatte. Das Bohutu-Noanoa war ein Paradies ähnlich dem Mohammeds. Es sollte auf der Insel Balatea gelegen seyn, in der Nähe des Berges Temehani-Unauna, aber in den höhern Regionen, so daß es den Augen der Sterblichen nicht zugänglich war. Man genoß hier den Vollgenuß aller der Freuden, an welchen sich die Arroys während ihres Lebens gewöhnt hatten. Nur ihnen und den Häuptlingen war dieser Aufenthalt vorbehalten; denn die Kosten, um zugelassen zu werden, waren so enorm, daß die übrigen Einwohner gar nicht daran denken konnten, ihren Verwandten den Eingang dahin zu erkaufen. Zudem glaubte man, daß die Standesverschiedenheit, wie sie auf Erden die Häuptlinge und das Volk trennte, auch im künftigen Leben fortdauere, und daß jede Person von niedriger Abkunft von dem Umgang mit den Vornehmern getrennt wäre.

Dieses sind die Hauptnachrichten, welche wir über diesen schändlichen Orden einziehen konnten. Die Traditionen in Betreff des Ursprungs der Gesellschaft wurden dem Missionär Barff von Mahine, König von Huahine, mitgetheilt.

Kehren wir nun wieder ausschließlich auf O-Taïti zurück, so ist zu bemerken, daß diese Sitte des Kindermordes hier auch außerhalb dieses Ordens sehr verbreitet war. In den letzten 50 Jahren vor Zerstörung des Götzendienstes scheint dieser alte Gebrauch am meisten Opfer gefordert zu haben. Die Missionäre versichern, daß die Zahl der Erwachsenen, welche im Krieg erschlagen, sonst ermordet oder den Göttern geopfert wurden, bei weitem den kleinen Kindern nicht gleich kam, welche ein Opfer dieser Gesellschaft wurden. Die Eltern, welche sich entschlossen, ihre Kinder vor ihrer Geburt zu tödten, vollbrachten dieses Verbrechen ohne Abscheu und Gewissensscrupel; die Missionäre mochten sie bei allem Heiligen beschwören, wie sie wollten, sie erhielten keine Antwort, als die, man müßte sich den Sitten des Landes accommodiren. Das Verhältniß der Kinder, welche getödtet wurden, zu der Zahl derer, welche man am Leben ließ, ist wirklich schaudererregend. Die ersten Missionäre erklärten, sie seyen überzeugt, daß über zwei Drittel neugeborener Kinder von ihren Eltern getödtet würden. Diese Behauptung wurde durch andere Untersuchungen bestätigt. Man tödtete in einer Familie gewöhnlich die drei erstgeborenen Kinder; gebar die Mutter Zwillinge, so ließ man höchst selten beide am Leben. Es gehörte zu den größten Seltenheiten, wenn man über zwei oder drei Kinder am Leben ließ, so groß auch dann immer die Zahl der Getödteten anwachsen mochte. Die Raatiras oder Pflanzer machten noch am ehesten eine Ausnahme von dieser Sitte, doch waren auch sie keineswegs von derselben unberührt. Die Einwohner von O-Taïti scheinen nicht, wie die Bewohner der Sandwich-Inseln, die Gewohnheit gehabt zu haben, ihre Kinder lebendig zu begraben; sie tödteten sie während der Geburt oder kurze Zeit darauf. Diese umgebrachten Kinder heißen tamarii huihia, numiloa oder tahihia, je nachdem man sie entweder mit einem spitzigen Stab erdolcht, oder erdrosselt, oder unter dem Fuß zertreten hat. Die Insulaner hatten noch andere Mittel, um sich ihrer Kinder zu entledigen, aber sie sind zu barbarisch, als daß wir sie erzählen könnten. Der Vater oder die Mutter, und zuweilen die nächsten Verwandten, vollzogen die Mordthat. Fand der Mord nicht sogleich nach der Geburt statt, so war das Kind gerettet.

Man erklärt auf verschiedene Weise den Ursprung des Kindermordes, welchem offenbar als Hauptgrund das Fundamentalgesetz des Ordens der Arroys zu Grunde liegt. Ein zweiter Grund ist die Lauheit des Familienlebens. Die Ehe wird aufgelöst, sobald ein Theil der Ehegatten eine Scheidung wünscht, die der vornehmen Häuptlinge gilt zwar als unauflöslich, aber der Mann nimmt gleichwohl andere Frauen, die Frau andere Männer, welche gewöhnlich aus niederern Classen gewählt werden. Die Kinder, welche aus solchen Verbindungen hervorgingen, wurden fast ohne Ausnahme getödtet. Die niederern Classen ahmten diese Sitte nach, und eine unbeschreibliche Trägheit macht ihnen diese Gewohnheit noch willkommener. Der Boden gibt in O-Taïti so reichlichen Ertrag, daß es nur wenig Mühe erfordert, sich seinen Unterhalt zu verschaffen, und doch ist ihnen auch diese geringe Arbeit zu groß. Ein Vater, der drei bis vier Kinder hat, gilt für äußerst überladen mit Nahrungssorgen, und ein großer Theil dieser armen kleinen Geschöpfe wurde einzig und allein deßwegen zum Tode verurtheilt, weil ihre Eltern die Mühe scheuten, welche sie ihnen in der ersten Kindheit verursachten. Häufig entschied das Geschlecht des Kindes über sein Leben oder seinen Tod; war es ein Knabe, so durfte es am Leben bleiben; war es eine Tochter, so beeilte man sich sie aus dem Wege zu räumen, und fragte man die Eltern, was sie zu dieser Grausamkeit bestimmte, so antworteten sie, daß sie ihre Kinder nur für den Fischfang, Tempeldienst und Krieg auferzögen, und daher in allen diesen Beziehungen Töchter untauglich wären. Daher stammt das Mißverhältniß, welches die ersten Missionäre zwischen den beiden Geschlechtern vorfanden; sie zählten kaum Eine Frau auf fünf Männer. Nun ist mit Aufhebung des Kindermordes auch das Verhältniß beider Geschlechter wieder ins Gleichgewicht gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 August 1843.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Räubereien der Turkomanen.

Die Turkomanenstämme, von denen ich ausführlichere Auskunft geben kann und die ich zum Theil selbst kennen lernte, sind diejenigen, welche die Gegenden im Norden des Elburzgebirges und die Steppe von Kharesmien inne haben; ihrer sind drei: die Tjukihs, die Goklans und die Jamuths. Der Tjukihstamm ist mächtig und zahlreich, nach allen Nachrichten gehören über 40,000 Familien zu ihm; man trifft sie im Westen des Tschunderflusses und sie verbreiten sich über die ganze große Steppe bis Serruk und Chiwa. Dem Fürsten des letztgenannten Staates, Mohammed Kasim Khan, sind sie dem Namen nach unterworfen; er hat auch oft seine Truppen gegen sie gesendet, um seine Oberherrschaft in der That zu behaupten und hat sie dadurch bewogen Schutz bei den Kurden zu suchen, mit denen sie in freundlichen Verhältnissen stehen, so oft es ihr gegenseitiger Vortheil heischt, namentlich um der Macht des Mohammed Kasim Khan Widerstand zu leisten und um den König von Persien zu verhindern das Land mit einem Heere zu überziehen. Die Tjukihs sind übrigens ein treuloser, verrätherischer Stamm, der keine Gelegenheit zum Plündern vorübergehen läßt und auch die Freunde nicht verschont; nur die Furcht vor den Folgen hält sie ab, die von Chiwa oder Bukhara kommenden Karawanen, die durch ihr Gebiet ziehen, anzufallen und Raubzüge in die chiwanischen Marken zu unternehmen.

Die Goklans waren früher eben so mächtig als die Tjukihs und sind eben so treulos und räuberisch, aber ihre Macht ist durch mehrere auf einander folgende Unglücksfälle sehr vermindert worden und man hat sie von allen Seiten hart bedrängt. Aga Mohammed Khan sandte, erzürnt über ihre Einfälle, eine ansehnliche Heeresmacht gegen sie, ließ eine große Zahl ermorden und allen männlichen Gefangenen den Daumen der rechten Hand abhauen, wodurch sie außer Stand gesetzt wurden den Bogen zu spannen oder den Speer zu werfen. Später verloren viele ihr Leben durch die Truppen Mohammed Kasim Khans, der sie unter seine Botmäßigkeit zwingen wollte; die Tjukihs, ihre Feinde von jeher und überlegen an Zahl, setzten ihnen ebenfalls hart zu und von der persischen Regierung werden sie auf alle Weise bedrückt, seit sie genöthigt sind auf persischem Gebiete Schutz zu suchen, so daß man dem Stamme seine politische Existenz fast ganz absprechen kann, wenn er gleich noch 12,000 Familien umfassen soll. Der Fürst von Chiwa hat seinen Unterthanen und den andern Turkomanen erklärt, seit die Goklans die Oberherrschaft eines ketzerischen Staats anerkannt hätten, seyen sie nicht länger als ächte Muselmänner anzusehen und es sey folglich erlaubt sie zu berauben, gefangen zu nehmen und die Gefangenen, wie andere Ungläubige, als Sklaven zu verkaufen. Die andern Stämme waren nur zu geneigt diese Erlaubniß in gewinnsüchtiger Absicht zu benutzen, und die Tjukihs und Jamuths fangen so viel Glieder dieses unglücklichen Stammes ein als sie nur bekommen können, um sie nach Chiwa zu schicken, wo sie öffentlich in dem dortigen Sklavenbazar verkauft werden.

Der Jamuthstamm zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine die Oberherrschaft des Fürsten von Chiwa anerkennt; die andere Abtheilung hat sich der persischen Krone unterworfen und lebt in der Nachbarschaft von Astrabad, wo ihr Gebiet im Westen vom kaspischen Meere begränzt wird. Wie die Goklans bauen sie etwas Getreide auf der Ebene am Fuße der Hügel, wenige Meilen von den Dörfern entfernt und nach der Ernte ziehen sie in das Land nördlich vom Attrekflusse. Diejenigen welche reich genug sind, um die Kosten der Reise bestreiten zu können und die zum Mitführen des nöthigen Wasservorraths erforderlichen Kamele besitzen, begeben sich ins Gebirg, wo sie bleiben bis die heiße Jahreszeit vorüber ist.

Der Tribut, den die Jamuths dem Perserkönige entrichten, beschränkt sich auf ein Geschenk an Pferden, gelegentlich auch auf ein kleines Reitercontingent. Sie bezahlen kein Kopfgeld oder irgend eine Abgabe von ihren Heerden, überhaupt sind die Bande die sie an Persien fesseln, sehr schwach: aber da es für diesen Staat höchst nachtheilig seyn würde, wenn sie den Gehorsam ganz aufkündigten, so sucht man sie um jeden Preis

in dem jetzigen Verhältnisse zu erhalten, damit sie nicht zu dem Fürsten von Chiwa übergehen und unter dessen Schutze Räubereien auf persischem Gebiete verüben. Der Jamuthstamm soll 30,000 Familien stark seyn.

Die Turkomanen wie die meisten Nomadenstämme dieser Gegenden gehören zu den Sunniten, die Perser aber sind Sectirer, Separatisten, ketzerische Schiiten, und zwischen beiden herrscht bekanntlich ein tödtlicher Haß. Den Sunniten werden die Schiiten von Jugend auf als Ungläubige vorgestellt; man sagt ihnen es sey nicht nur nicht strafbar, sondern sogar verdienstlich, das Blut der Schiiten zu vergießen und sie zu Gefangenen zu machen; sie führen folglich einen Religionskrieg gegen die Kisilbaschen, wie sie die Perser nennen, begehen Grausamkeiten aller Art in dem Wahne, dadurch Gott wohlgefällig zu handeln, und zwar mit um so größerem Eifer, weil sie auch in irdischer Hinsicht Vortheile daraus zu ziehen wissen. Bei einer so kräftigen Ermunterung zur Barbarei und Grausamkeit ist es kein Wunder, daß alle diese Nomadenstämme wild, blutdürstig und beutegierig geworden sind, und diese Neigungen haben sich sogar in ihr Privatleben und in ihre häuslichen Verhältnisse eingedrängt, so daß ein Menschenleben jetzt nur wenig Werth in ihren Augen hat und ein Wort, ein Blick, ein unbedeutendes Mißverständniß blutige Kämpfe veranlassen kann.

Obgleich diese Stämme ursprünglich Hirtenvölker seit ältesten Zeiten waren und in ihren meisten Gebräuchen es noch sind, so ist doch jetzt Rauben und Plündern ihr eigentliches Geschäft. Die Viehzucht gewährt zwar dem Turkomanen beständige Beschäftigung und hinlänglichen Unterhalt für seine Familie, aber durch Räuberei sucht er sich zu bereichern und die Mittel zu allen Genüssen zu verschaffen; man hält den Raub auch keineswegs für ein Verbrechen, sondern für das ehrenvollste Geschäft eines Mannes. Sie vereinigen sich in eine größere oder kleinere Schaar, je nachdem ihr Ziel entfernt oder bedeutend ist, unter einem Anführer, dessen Muth und Gewandtheit geeignet sind Vertrauen einzuflößen, und der während des Zugs eine unumschränkte Gewalt hat; mit der nöthigen Gerste für ihre Pferde und mit so viel Brod versehen, als sie zur spärlichen Nahrung auf sieben oder acht Tage brauchen, ziehen sie aus ihrem Lager in der Wüste aus, von wo sie oft 200 Meilen bis zu der bewohnten Gegend haben, übersteigen die Gebirge und dringen mit erstaunlicher Schnelligkeit oft noch 200 Meilen weiter bis an den Punkt, auf welchen sie es abgesehen haben, gewöhnlich in der Nähe von Scharud, Subzawar, Nischapur, zuweilen auch noch weiter. Die Raubzüge dieser Nomaden erstreckten sich sonst nicht selten bis Kaschan, ja bis in die Gegend von Ispahan, was auf dem geradesten Wege durch die Wüste gewiß 400 englische Meilen von Scharud entfernt ist, von ihren Lagerplätzen in der Wüste am Attrek aber gegen 700 Meilen; jetzt ist die Gegend von Damgan und die benachbarten Bezirke mehr ihren Ueberfällen ausgesetzt, weil sie in den Schluchten bessere Schlupfwinkel finden als dort. Der Raubzug, welcher während meines Aufenthalts in dieser Gegend in die Marken von Herat unternommen wurde, mußte wenigstens 500 Meilen zurücklegen und zwar einen großen Theil durch ganz unbewohnte Landstriche.

Wenn sie ein Dorf überfallen wollen, so legen sie sich in der Nähe der Thore in Hinterhalt und bleiben ganz ruhig, bis die nichts befürchtenden Bewohner am Morgen ihr Feld bauen, ihre Heerden austreiben oder in anderer Absicht das Dorf verlassen; dann brechen sie vor, ergreifen alle die sie bekommen können, morden die welche Widerstand leisten, plündern das Dorf schnell aus, binden ihre Beute auf das geraubte Vieh und entfernen sich in der größten Hast, ehe die Umgegend sie bemerkt. Hatten sie ihre Absicht auf eine Karawane gerichtet, so verbergen sie sich in eine Schlucht an der Straße, welche sie ziehen muß, und stellen auf allen benachbarten Hügeln verborgene Wachtposten aus, welche die Ankunft der Karawane verkündigen. So wie diese in die Nähe des Hinterhalts gelangt ist, stürzen sie mit solcher Gewalt und Schnelligkeit hervor, daß Gegenwehr und Flucht unmöglich werden; wer widersteht wird niedergeworfen, alle Gefangenen werden gebunden, und dann wird geplündert, oft auch gemordet, besonders die alten und zur Arbeit untauglichen Personen müssen sterben; das Vieh, welches sie nicht gebrauchen oder nicht mit fortnehmen können, wird in Stücke gehauen; auf die andern Thiere laden sie ihre Beute und ziehen sich rasch in ihre Schlupfwinkel zurück. Den Gefangenen binden sie die Hände auf den Rücken und befestigen sie mit Stricken an die Pferde derjenigen, denen die Sorge für die Gefangenen übertragen ist und welche sie mit ihren starken Peitschen zur Eile antreiben, wenn sie nicht schnell genug laufen. Ohne Rücksicht auf das Wetter werden sie bis auf die Hosen entkleidet, selten läßt man ihnen die Schuhe und nur dann, wenn ihre Peiniger verfolgt zu werden fürchten, nimmt jeder Turkomane, dessen Pferd eine doppelte Last tragen kann, einen Gefangenen hinter sich. Wenn die Zahl in einem solchen Falle zu groß ist, oder sie nicht glauben mit der doppelten Bürde schnell genug fortzukommen, so ermorden sie die Gefangenen auf der Stelle und entfliehen dann um so leichter.

Sobald sie aber einen Punkt erreicht haben, wo sie sich vor jeder Verfolgung sicher glauben, so läßt diese Strenge nach, welche überhaupt mehr eine Folge der Nothwendigkeit zu seyn scheint, und jeden Versuch zur Flucht verhindern soll, als daß sie aus Bosheit ausgeübt wird, oder aus nutzloser Grausamkeit gegen Menschen, deren Leben für sie zu viel Werth hat, als daß sie es so leicht opfern sollten. Sie ziehen dann gemächlicher vorwärts und sorgen aufmerksamer für die Bedürfnisse ihrer Gefangenen, welche sie an irgend einen von den Wohnungen civilisirter Menschen entfernten Ort bringen, wo eine Quelle einen längeren Aufenthalt möglich macht und wo sie kärglich ernährt werden, bis man sie zusammen nach Chiwa auf den Sklavenmarkt schickt, oder man nimmt sie mit in ein Lager, wo sie arbeiten müssen, bis ihr Herr in Chiwa oder Bukhara Geschäfte hat, oder bis Sklavenhändler in die Gegend kommen. In jedem Fall ist Chiwa oder Bukhara der endliche Bestimmungsort der Gefangenen der Turkomanen. Durch vieljährige Gewohnheit ist der Sklavenhandel ein regel-

mäßiger Handelszweig in diesen Provinzen geworden, und viele Kaufleute in jenen Städten haben kein anderes Geschäft, als daß sie zweimal jährlich die von den Turkomanen bewohnten Landstriche bereisen, um die unglücklichen Gefangenen einzuhandeln, von denen sie das Lösegeld wieder zu erhalten hoffen; sie kaufen auch wohl andere, bei denen sie diese Hoffnung nicht haben, jene bringen sie entweder an die Orte, wo sie das Lösegeld zu zahlen versprechen, oder sie nehmen sie mit nach Bukhara und Chiwa und schreiben an ihre Verwandten, daß sie das Lösegeld schicken sollen, nach dessen Ankunft sie ihre Freiheit erhalten. Die andern kaufen sie bloß auf Speculation, um sie auf den Sklavenmärkten wieder zu verhandeln.

Merkwürdiges Erdbeben an der Küste von Sumatra.

Das Amsterdam'sche Handelsblad vom 19 August meldet nach Briefen aus Barot an der Westküste von Sumatra Folgendes: „In der Nacht vom 5 auf den 6 Januar fühlte man eine so starke Erderschütterung, daß die ältesten Leute sich keiner gleichen erinnerten und der Boden an verschiedenen Orten berstete. Eine Stunde später ließ sich ein Geräusch hören, als ob ein starker Sturm aus Südwesten im Anzug sey. Kurz darauf schien es, als ob die Masten der im Flusse liegenden Schiffe brächen, und als alles ängstlich aus den Häusern flüchtete, bemerkte man, daß das Meer stark anschwelle. Eiligst flüchtete man sich nach dem Innern des Landes, aber die See kehrte eben so plötzlich wieder zurück und nun hörte man das Schiffsvolk um Hülfe rufen. Niemand verlor dabei das Leben, aber viele Prauen sind vernichtet und drei davon sind 19 bis 22 Fuß von ihrem Ankerplatz ins Land hineingeschleudert worden. Noch am 11 Januar dauerte das Erdbeben fort. Auch auf der See muß man es stark gespürt haben, denn zwei atschinesische Prauen, welche am 4 Januar von Trumon abfuhren, wurden durch den plötzlichen Wellenschlag mehr als zwei Meilen weit von ihrem Laufe verschlagen.“ Der ganze dortige Seestrich scheint Monate lang in Bewegung gewesen zu seyn, denn in der Nacht vom 7 Febr. stiegen an der Südseite der Insel Gilie Genting zwei Felsen aus dem Meere empor, und am 15 März verspürte man in der Residentschaft Kedirie auf Java Abends um 9 Uhr ein Erdbeben in der Richtung von Südost nach Nordwest. Das Erdbeben auf Martinique fand am 8 Febr. statt.

Die Insel O-Taiti.

(Fortsetzung.)

Die Insulaner des Südmeeres scheinen in einem beinahe ununterbrochenen Krieg miteinander gelebt zu haben vor ihrer Bekehrung zum Christenthum. Nott, welcher 15 Jahre unter ihnen zubrachte, so lange sie noch Heiden waren, versichert, daß innerhalb dieser Zeit die Insel O-Taiti zehn Kriege führte. Oro war der große Kriegsgott, und die O-Taiter glaubten, je größeres Blutbad angerichtet werde, desto mehr sey er mit ihnen zufrieden. Im Augenblick, wo sie in die Schlacht anrückten, wurde ihm ein Menschenopfer dargebracht, und bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholten sich diese Opfer, so z. B. wenn Oro einen seiner Propheten begeisterte und einen Sieg ankündigen ließ.

Gewöhnlich entschied der König, die Priester und die Häuptlinge über Krieg und Frieden; doch zuweilen ließ sich das ganze Volk durch den Eindruck hinreißen, welchen in voller Nationalversammlung die Volksredner hervorgerufen hatten. Die Reden dieser Männer zeichneten sich gewöhnlich durch hinreißende, feurige Beredsamkeit und kühne Metaphern aus. Sie glaubten, unter den Göttern, welche auf beiden Seiten den Krieg leiteten, herrsche eine ähnliche Rivalität, wie unter ihnen selbst, und diese Ueberzeugung, in ihren Reden verwoben, gab diesen häufig den Charakter antiker Größe, wie er sich in den Reden der Helden Homers findet.

War der Krieg beschlossen, so sandte man von oder den Boten des Königs auf alle Punkte der Insel, um die Bewohner zu den Waffen zu rufen und ihnen den Sammelplatz zu bestimmen. Die Häuptlinge jedes Districts versammelten ihre Krieger; diese beeilten sich, ihre Waffen, die sorgfältig im Innern ihrer Häuser aufgehängt waren, in Ordnung zu bringen, und rieben den Handgriff derselben mit dem Harz des Brodbaumes ein, damit die Waffen fester in ihrer Faust hielten, oder wenn ihre Waffenrüstung nicht vollständig war, schnitten sie einen jungen Kokosbaum ab, um sich daraus eine Lanze zuzubereiten. Vor dem Untergang der Sonne war der Trupp gerüstet, um sich auf den Weg zu machen, und begab sich ins bestimmte Lager. Die Priester, welche die Kriegserklärung zu machen hatten, mußten noch eine zweite wichtige Rolle spielen, bevor die Feindseligkeiten begannen. Verschiedene Ceremonien mußten zuvor stattfinden; der taamu-raa-ra hatte zum Zweck, die Götter mit der Sache der Feinde zu entzweien; war er zu Ende gebracht, so glaubte man, die Götter verlassen das feindliche Lager, theilen sich den Keulen, Lanzen und übrigen Waffen derer mit, welche sie angerufen hatten, und versichern ihnen den Sieg. Um die Priester für den großen Dienst, welchen sie dem gemeinen Besten geleistet hatten, zu entschädigen, reichte man ihnen große Geschenke im Namen des Heeres dar, und ein Redner ward beauftragt, ihnen für ihre Gebete lauten Dank abzustatten. Zwei andere Ceremonien, der fairaro und haamei, hatten zum Zweck, die Priester aufzufordern, in ihren Gebeten zu den Göttern nicht nachzulassen; hatte man hierauf noch ein Menschenopfer gebracht, so errichtete man eine Art von Zelt, wo man annahm, daß Oro und die übrigen Gottheiten während des Kriegs wohnen, und wohin sich die Priester begaben, um ihre Gebete darzubringen. Nur ein einziger Tag durfte auf die Errichtung dieses Zeltes verwandt werden, und während dieses Tages war es den Soldaten streng untersagt, Feuer anzuzünden, Essen zu sich zu nehmen oder mit ihren Booten sich aufs Meer zu wagen. Endlich errichtete man auch kleine Tempel auf den heiligen Booten und legte hier rothe Federn hin, bereitete ein Gastmahl den Priestern und ging nach diesen Vorbereitungen ins Treffen.

Die Armeen der Insulaner waren zuweilen sehr stark und zahlreich. Selten machten sie einen Hinterhalt, aber oft überraschten sie den Feind durch einen unvorhergesehenen Angriff. Sie trugen in der Schlacht die Fahnen der Götter; eine geräuschvolle Musik feuerte ihren Muth an. Wenn die Armeen sich gegenüber standen, so traten zwei oder drei der stärksten Männer aus den Reihen hervor, setzten sich auf die Erde und forderten den Feind zu einem Zweikampf heraus. Sie gaben ihre Namen an, so wie die Namen und Großthaten ihrer Vorfahren, erzählten ihre Siege bei andern Gelegenheiten und besangen den Ruhm, welchen sie einzuernten hofften, indem sie die Zahl der von ihnen Erschlagenen vermehrten. So forderten sie zum Gefechte heraus, indem sie mit Ironie

hinzufügten, sie eilten, die Feinde ihren Göttern in die Arme zu werfen, welche schon längst auf das ihnen gebührende Opfer warteten. Einige Krieger von der Gegenpartei boten ihnen die Stirne, sie antworteten mit ähnlichen Anpreisungen, und ein Zweikampf entspann sich nicht selten in Gegenwart beider Armeen. Fiel einer der Kämpfer, so nahm ein anderer seine Stelle ein, bis endlich die Zuschauer zu sehr in Wuth geriethen und die Schlacht allgemein wurde.

Die rautis oder Schlachtenredner mengten sich unter das Getümmel des Kriegs. Dieses sind hochgewachsene, erprobte Helden, die nur einen Gürtel von Blättern um sich haben; in der linken Hand hielten sie eine leichte Lanze, in der rechten ein Bouquet grüner Blätter, in deren Mitte ihre Hauptwaffe, der airofai, verborgen war, welche aus einem Fischknochen bestand, den sie mit seltener Gewandtheit zu handhaben wußten. Die rautis fachten den Muth ihrer Truppen an, indem sie ihnen die Großthaten ihres Stammes, den Ruhm ihrer Insel, die Macht ihrer Schutzgötter und die hohen Interessen, um die es sich handelte, ins Gedächtniß riefen, und ihnen vergegenwärtigten, welche Hoffnung das Vaterland auf sie setze.

Man glaubte, die Götter wären denjenigen entgegen, welche zuerst einen Krieger verlören. Wenn dieser daher fiel, so stießen seine Leute Töne des Entsetzens aus, auf welche die Gegner mit Siegesruf antworteten. Die Feinde suchten sich in Besitz des Leichnams zu setzen, zogen ihm seinen Waffenschmuck ab und übergaben ihn den Priestern, damit er den Göttern nach der Schlacht geopfert werde. Gelang es, des Gegners habhaft zu werden, ehe er ganz todt war, so trug man ihn auf einem Lanzenbett durch die Reihen des Heeres. Der Priester Oro's ging ihm zur Seite und beobachtete die unwillkürlichen Bewegungen des Sterbenden. Entfiel eine Thräne seinen Wangen, so gab man vor, er beweine das Loos seines Vaterlandes; ballte er die Faust, so war dieses ein Zeichen, daß der Widerstand groß und der Sieg ungewiß wäre.

Zuweilen stellte sich die eine Partei, als ob sie zurückweiche, aber plötzlich machte sie Halt, und die Schleuderer stellten sich vor die Reihen und benützten den Raum, welcher sie vom Feinde trennte, um gegen diesen Steine zu werfen. Die geschicktesten Schleuderer standen in großem Ansehen auf der Insel; man fürchtete sie so sehr, daß, sobald man sah, daß einer sich zum Gefecht bereite, ein Schreckensruf von Seite derer ertönte, gegen welche sein Wurf gerichtet war. „Ausgewichen, riefen sie, denn dieser Mann hat einen Kiesel, der trifft!“ Waren die Steine etwas hoch geschleudert, so war es nicht so schwer, ihnen auszuweichen, waren sie aber in gerader Richtung nur 4 oder 5 Fuß über der Erde geworfen, so sah man sie nicht leicht auf einen zukommen, und sie trafen beinahe immer den, auf welchen sie gezielt waren.

Wenn zwei Häuptlinge miteinander in die Schlacht rückten, so gaben sie sich den Arm, um zu zeigen, daß sie miteinander siegen oder sterben wollten. War nur ein einziger Befehlshaber da, so hatte er zu beiden Seiten zwei der ersten Kämpfer, und er gab zwei von ihnen den Arm. Kam man zum Handgemenge, so mußten diese Männer immer bei ihrem Häuptling bleiben, und ihr Leben selbst aufs Spiel setzen, um das seinige zu retten.

War eine Armee besiegt, so flohen die Besiegten in der größten Eile auf ihre Boote oder in ihre Schlupfwinkel auf den Bergen. Die Sieger verfolgten sie und richteten häufig ein großes Blutbad an; zuweilen war sogar der Zweck des Kriegs eine vollständige Vertilgung der Feinde und eine Verödung ihrer Insel; dann mordeten die Sieger ohne alles Mitleiden alle Bewohner, schnitten die Brodbäume ab und beraubten die Kokosbäume ihrer Krone, und doch waren gewöhnlich die Veranlassungen zu diesen Kriegen höchst unbedeutend!

Da die Kriege mit solcher Grausamkeit geführt wurden, war es nicht zu verwundern, wenn man selbst die schmählichste Flucht einer Gefangenschaft vorzog. Die Besiegten flüchteten sich in das Innere der Gebirge. So bildete sich eine Classe wilder Menschen, welche auf den unzugänglichsten Bergspitzen hausen, und die man zuweilen sieht, wenn sie sich auf ihren Ausfällen verirrt haben und in die Nähe des bewohnten Landes kommen. Ellis sah selbst zu Atehuro einen dieser Menschen, welchen man in den Gebirgen aufgefangen hatte. Seine Gesichtszüge waren sehr charakteristisch; er schien in großer Aufregung zu seyn; sein Bart war sehr lang und sein Haupthaar wallte auf den Schultern; er wollte nie erlauben, daß man es ihm abschneide.

Die Gefangenen wurden gewöhnlich auf dem Schlachtfelde niedergemacht, wenn man ihnen das Leben nicht erhielt, um sie als Sklaven zu verwenden. Man behandelte mit aller Verachtung die Leichname der Besiegten. Den Tag nach der Schlacht stellte man sie vor dem Gott Oro aus, als wollte man damit bezeichnen, daß ihm der Sieg gebühre. Dann warf man sie unbegraben weg und sie wurden ein Raub wilder Hunde. Die Sieger bewahrten sorgfältig die Kinnbacken, und zuweilen die Arm- und Beinknochen der Hauptkämpfer, welche sie getödtet hatten, auf; es waren dieses Siegestrophäen, mit denen sie sich gern schmückten. Waren Frauen unter den Erschlagenen, so wurden diese nicht Oro, sondern den beiden Töchtern von Taaroa dargebracht.

Wollte eine der beiden Parteien Frieden schließen, so sandte er eine Deputation an die Häupter der feindlichen Armee. Diese versammelten sich in einem Walde oder an den Ufern des Meeres, um die Abgesandten aufzunehmen; man gab ihnen eine Antwort, und wurde man über die Bedingungen einig, so flocht man die Friedenskrone, welche aus grünen Blättern bestand, und jede Partei erhielt mehrere solche Kronen; sie waren das Zeichen der Versöhnung. Hierauf tauschte man zwei Hunde aus, und brachte ein upa-pia, ein Tuch halb weiß, halb roth, welches die beiden Parteien miteinander zusammenlegten und das sie sammt den Kronen den Göttern darbrachten, indem sie alle Strafen des Himmels über die herabwünschten, welche es wagen sollten, die grünen Zweige aufzulösen oder den upa-pia zu zerstören. Zuweilen fragte man die Götter, ob der Friede von langer Dauer seyn würde. Man brachte ihnen Geschenke dar, so wie den Hauptanführern; der König lud die Kämpfer, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, zu einem großen Gastmahl ein, man überließ sich allen Arten von Tänzen und Spielen, nach welchen jeder in den District der Insel zurückkehrte, welchen er bewohnte, und seine Waffen im Innern seines Hauses aufhing, bis ein neuer Krieg ihn wieder abrief.

(Schluß folgt.)

Urtheil über die xanthischen Marmortafeln. Hr. Hamilton äußerte sich in der Versammlung der k. literarischen Gesellschaft hierüber folgendermaßen: „Die Sculpturen, welche die Friesen des sogenannten Harpiengrabes bildeten, gehören zu dem altgriechischen und etruskischen Kunststyl, und während einige locale Eigenthümlichkeiten auf die Nähe Creta's und dessen mythologische Traditionen hindeuten, zeigt das Ganze eine so auffallende allgemeine Aehnlichkeit mit den Decorationen auf den Denkmälern Etruriens, daß die Identität des Ursprungs unzweifelhaft ist; ob diese Identität die Abstammung des Volkes betrifft oder nur die Kunst, ist bis jetzt noch ein Streit unter den Archäologen.“ (Litt. Gaz. vom 12 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1843.

Saragossa.

(Aus den Mittheilungen eines Reisenden.)

Durch dasselbe Thor, durch welches im Jahre 1809 die Franzosen in die heldenmüthige hartbedrängte Stadt eingedrungen waren, betrat ich Saragossa. Wir kamen bei den Ruinen der Kirchen von St. Francisco und Santa Engracia vorbei, von denen bis jetzt keine aufgebaut wurde, und ihre Stätte wie die der meisten Häuser, welche vormals dastanden, ist von einer Plaza und einem Paseo eingenommen. Die Zerstörung in der Stadt war sehr groß, aber wegen der außerordentlichen Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Häuser sieht man weniger Spuren davon als man erwartet. Im dem Innern ist eine compacte maurische Stadt, welche eine ungeheure solide Häusermasse darstellt, und nur durch große Anstrengung und mit ungeheurem Aufwand vernichtet werden konnte. Die beiden Kathedralen stehen glücklicherweise an der entgegengesetzten Seite, nahe am Ebro und kamen ohne beträchtliche Beschädigung davon.

Jeder der beiden imposanten Dome von Saragossa hat seinen eigenthümlichen Charakter, seinen speciellen Baustyl. Der Seu mit seinen gothischen Formen und Ornamenten ist finster und feierlich; in seinen Räumen haben die berühmten Stände von Aragonien manche wichtige Versammlung gehalten, und in einer Seitencapelle mit trefflichen Glasmalereien sieht man das mittelalterliche Königsbanner von Aragon. Die andere Kathedrale, Pilar genannt, ist leicht und heiter gebaut wie ein Theater. Hier befindet sich das berühmte Gnadenbild Nuestra Senora del Pilar, welches nach dem von Loretto den ersten Rang behaupten soll; zu ihm wallfahren jederzeit zahlreiche Schaaren gläubiger Christen aus Aragon, Valencia, Catalonien; zu jeder Tageszeit bis an den späten Abend sieht man die Kirche mit Andächtigen, mit betenden Pilgern angefüllt.

Der gothische Seu enthält schätzbare Sculpturen und Malereien; die Künstler, von denen sich treffliche Werke hier finden, sind Becerra, Tudesilla, Zurbaran, Obray und Morlanes. Eine kleinere Pfarrkirche, die ich besuchte, enthält Gemälde von Coello und Diego Muñoz. Während der verhängnißvollen Belagerung ist manches gute Bild abhanden gekommen.

Viele gute, altadelige Familien aus Aragon sind nach Madrid gezogen, um dort ihre Armuth zu verbergen, so daß dermalen viele prachtvolle Paläste in Pacht gegeben sind. Diese in mancher Hinsicht sehenswerthen Paläste von Saragossa, welche bessere Zeiten sahen, sind in einem Styl erbaut, welcher nirgends in Spanien übertroffen wird, indem er Solidität und Pracht mit Geschmack verbindet. Der Krieg hat die ehemaligen glücklichen Eigenthümer derselben ins Elend gestürzt.

Lebensmittel aller Art, Korn, Wein, Oel, Hammelfleisch, Wildpret und Gemüse sind wohlfeil und vortrefflich zu Saragossa. Ohne Zweifel lebt man hier am besten in ganz Spanien, und wird in den Gasthöfen mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Die Bewohner sind artig, höflich, gebildet, wie in allen alten Städten des Reichs. Die untern Classen haben indessen einen schlimmen Ruf, und Meuchelmorde sollen nicht ungewöhnlich seyn. Die Landleute der Umgegend tragen ein maurisches Costüm, wie jene von Valencia. Einige derselben kamen gerade, als ich die Alhajas der Pilarkirche betrachtete; ich musterte diese Leute ganz in der Nähe, sie sahen roher und wilder aus, als die Bauern aus irgend einer Gegend der Halbinsel; es sind verwilderte Nachkommen eines nordafrikanischen Stammes. Von ihrer Bösartigkeit und Tücke spricht schon Cervantes in einer seiner Novellen.

Ein Generalcapitän und ein Erzbischof residiren zu Saragossa, woselbst sich auch der oberste Gerichtshof für Aragon befindet. Ehedem zählte man 40 Klöster, mehr als die Hälfte derselben ist eingegangen; in dem der Franciscaner wie in dem der Hieronymiten sah ich treffliche Gemälde von Carducho und Zurbaran. Bei der Stadt liegt das alte feste Schloß Aljuferia, die ehemalige Residenz eines arabischen Fürsten.

Man hat in Saragossa zwei ansehnliche öffentliche Bibliotheken, worin zahlreiche für die Geschichte und Alterthümer von Aragon bedeutende Drucke und Manuscripte, sodann eine Akademie der schönen Künste, eine ökonomische Gesellschaft mit Sectionen für Naturgeschichte, Mathematik und Staatswirth-

schaft, zwei geistliche Seminarien und eine im Jahre 1474 gestiftete Universität, die in den Zeiten ihres Glanzes über 80 Professoren und 12 bis 1500 Studenten zählte. Dermalen spielt diese Hochschule eine sehr untergeordnete Rolle; durch eine zweckmäßige, zeitgemäße Restauration derselben würde sich die Regierung ein schönes Verdienst erwerben.

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Die Gefangenen zu Chiwa.

Der Handel mit erbeuteten Menschen erscheint zwar auf den ersten Blick inhuman, aber man darf die Kaufleute, welche ihn treiben, keineswegs deßhalb verdammen, denn sie lindern dadurch die Leiden dieser unglücklichen Gefangenen gar sehr, und ohne ihre Dazwischenkunft würde mancher Europäer, der diese Länder besucht, fern von seiner Familie und seiner Heimath, zeitlebens in Sklavenketten schmachten; selbst die Entfernung aus der drückenden Knechtschaft in den Lagern der rohen Turkomanen und die Versetzung in die cultivirteren Gegenden und unter die mildere Herrschaft der Bewohner von Bukhara und Chiwa ist als ein großes Glück anzusehen. Die Lage dieser Gefangenen ist überhaupt nicht so entsetzlich, als man nach der Strenge schließen sollte, mit der sie in den ersten Tagen behandelt werden; allerdings bleiben diejenigen, welche sich nicht loskaufen können, auf immer das Eigenthum ihrer Herren, und viele müssen die härtern Arbeiten des Landbaues übernehmen, und sich eben so plagen wie die Bauern in andern Ländern, aber wie man uns versicherte, werden sie durchaus nicht mißbraucht oder hart behandelt; sie bekommen keine Schläge, werden gehörig ernährt und gekleidet, ja sie leben hier großentheils ruhiger und vor Mißhandlungen sicherer als in ihrem eigenen Vaterlande, wo sie nicht selten despotischen, habsüchtigen Beamten preisgegeben sind. Diejenigen, welche die Bewohner der Städte zu ihrer Bedienung behalten, haben es in der Regel sehr gut: ihre Herren behandeln sie mild und freundlich, und wenn sie ihrerseits dienstwillig und fleißig sind, so werden sie höher geschätzt als die eingebornen Dienstboten. Es ist diese Sklaverei so wenig drückend, daß fast jeder, wenn er nur selbst anstellig und thätig ist, mittelst eines kleinen Handels in zehn Jahren so viel Geld erwerben kann, als er zu seinem Lösegeld bedarf; hiezu werden sie von ihren Herren sogar aufgemuntert, die es wahrscheinlich für nützlicher halten, erwerbende, dankbare Menschen in ihrem Dienste zu haben, als solche die bloß um des Lohnes willen ihre Schuldigkeit thun. Diese Sklaven kommen dadurch oft in einen Geschäftskreis, den sie nach Erreichung ihres ersten Ziels keineswegs verlassen und nicht selten werden sie aus kleinen Krämern große Kaufleute von bedeutendem Ansehen, die dann zuweilen dasselbe Geschäft treiben, durch welches sie an ihren jetzigen Wohnort kamen.

Diejenigen, welche auf das Land zu Pächtern kommen, erhalten nach einiger Zeit, wenn sie sich gut betragen, die Erlaubniß, ein kleines Stück Feld für sich anzubauen, auf welchem sie Melonen und andere Früchte zum Verkauf ziehen; so sind auch diese im Stande mit der Zeit ihr Lösegeld zu erwerben, das sie dann ihrem Herrn überreichen und um ihre Freiheit bitten, die ihnen auch selten verweigert wird, im Gegentheil, wenn der Herr mit seinem Sklaven zufrieden ist, so erläßt er ihm oft einen Theil des Lösegeldes. Der Herr gibt ihm dazu ein Zeugniß, in welchem er erklärt, daß der Inhaber seine Freiheit erkauft habe, und dieses Zeugniß gilt überall, so daß der losgekaufte Gefangene nicht wieder zum Sklaven gemacht werden kann, er müßte denn auf einer Reise zum zweitenmal den Turkomanen in die Hände fallen.

Daß das Leben dieser Gefangenen wirklich nicht so kläglich ist und daß diejenigen, welche klug und thätig sind, meist alle in bessere Umstände gelangen und sich nicht allein mit ihrem Geschick aussöhnen, sondern auch in dem Lande sich gefallen, ergibt sich zur Genüge daraus, daß viele von denen, die in angegebener Weise ihre Freiheit erkauft haben, doch nicht in ihre Heimath zurückkehren; in ihrer oft 15jährigen Sklaverei haben sie neue Bekanntschaften gemacht, andere Sitten angenommen und oft außer den Handelsverbindungen auch andere noch festere geknüpft, die sie nicht wieder zerreißen mögen. Die Perser namentlich haben so wenig Ursache sich nach ihrem Vaterlande zu sehnen, daß es nicht auffallen kann, wenn sie lieber in einem Lande bleiben, wo sie mild behandelt werden und an welchem sie das Erworbene behalten dürfen, als daß sie mit sehr ungewissen Hoffnungen in ihre Heimath zurückkehren, wo die Mirzas und Edelleute bloß von der Unterdrückung und Erpressung der Geringern leben.

Auf der andern Seite fallen die Kirgisen und Kaisaken in das russische Gebiet oder greifen die nach Orenburg ziehenden Karawanen an und bringen ihre Gefangenen ebenfalls nach Chiwa zu Markt. Die Zahl der in dieser Stadt und in deren Gebiet befindlichen Sklaven wird verschieden angegeben; viele glaubwürdige Männer versicherten mich, daß die Zahl der Sklaven bedeutender sey als die ganze erwachsene männliche Bevölkerung und wohl 160,000 Seelen allein an persischen Sklaven betragen möchte; die Anzahl der russischen Gefangenen wurde zu 12,000 angegeben. In jedem Hause zu Chiwa findet man Sklaven; sie versehen fast alle Arbeiten, bebauen das Land und versorgen die Stadt. Der Gedanke an die von räuberischen Nomaden bewohnten endlosen Steppen, die sie von ihrer Heimath trennen, hält diese zahlreiche Menschenmasse ab, sich mit Gewalt zu befreien und in ihr Vaterland zurückzukehren. Und wo findet sich so schnell ein tüchtiger Anführer, der ein gemeinsames, so gefahrvolles Unternehmen leiten könnte?

Häusliche Einrichtungen.

Die tragbaren hölzernen Häuser der Turkomanen haben eine für diese Nomaden sehr zweckmäßige Construction. Das Gerüst ist ganz eigenthümlich aus Latten von leichtem Holz zusammengesetzt, die sich diagonal, aber in rechten Winkeln durchkreuzen, so daß das ganze Gerüst auf- und zugemacht werden kann, auf dieselbe Weise, wie das bekannte Kinderspielwerk,

auf dem Soldaten stehen und das beliebig ausgedehnt und zusammengezogen werden kann. Auf dieses Gerüst kommt eine große schwarze Numud-Decke; in der Mitte aber bleibt eine weite Oeffnung, durch welche der Rauch abzieht und Licht in die Hütte fällt. Aehnliche Numuds werden rund um die Wände gehängt und um das Ganze fest zusammenzuhalten, umgibt man es mit einem zweiten Gehäuse aus Rohr- oder Schilfstreifen, oder aus sehr leichtem zähem Holz, dessen einzelne Theile mit starken Schnüren zusammengebunden werden und zuletzt wird die Hütte noch mit einem starken breiten Band aus Kamelhaargewebe fest zusammen gehalten. Die große, runde Oeffnung oben wird nöthigenfalls durch ein Stück Numud verschlossen, das mitteist einer starken Schnur wie eine Gardine auf- und zugezogen werden kann. Bei heftigem Winde wird der ganze Bau auf der entgegengesetzten Seite durch einen Pfahl gestützt.

Wenn sich Frauen in der Hütte aufhalten, so wird eine Scheidewand aus Rohrstreifen zu ihrer Bequemlichkeit darin angebracht; die reichern Turkomanen haben aber alle besondere Zelte zu ihrem persönlichen Gebrauch. Das Hausgeräth in diesen Zelten besteht aus wenig mehr als was Nomaden gerade bedürfen: Geschirr für Pferde und Kamele, Schwerter, Flinten, Lanzen, Bogen und Pfeile nebst den andern Kleinigkeiten, die eine solche Familie bedarf, hängen an den Spitzen der hölzernen Pfähle und Latten, die sich sehr gut dazu eignen. Bei den Goklans und Jamuths ist das ganze Hausgeräthe aus Holz verfertigt, die Milchgefäße, das Küchengeräthe und andere Utensilien; man bemerkt in dieser Hinsicht einen bedeutenden Unterschied zwischen dem Hausgeräthe dieser Hirtenstämme und dem der Bergbewohner, bei denen alles aus Thon oder Metall ist.

Ein solches einfaches, hölzernes Haus ist gerade eine Kamellast. Das turkomanische Lager hat gewöhnlich eine viereckige Form, mit einem freien Platz in der Mitte, oder es bildet eine breite Straße, in welcher die Häuser an beiden Seiten mit den Thüren einander gegenüber aufgestellt sind. Vor den Thüren sieht man jederzeit die Turkomanen in sehr malerischen Gruppen, mit ihren verschiedenen häuslichen Verrichtungen beschäftigt und aus dem einfachen hölzernen Kalian rauchend. Die größern Lager sind oft mit einem Schilfgehege umgeben, das die Heerden gegen kleine Diebereien schützt. Während ich mich im Lager der Goklans aufhielt, wurde ein Jamuth, der Vieh stehlen wollte, auf der That ergriffen; seine Gefährten entkamen, schickten aber sogleich einen Boten und verpflichteten sich das Lösegeld, das in einem solchen Falle weit höher ist als der Marktpreis in Chiwa, zu übersenden, um den Ergriffenen und Festgehaltenen vor jeder Mißhandlung oder dem Tode zu bewahren. Der Gefangene wurde zwar mit schweren Ketten belastet aber sonst nicht schlecht behandelt; er brachte die Nächte in dem Zelte zu, wo wir schliefen und mischte sich ganz unbefangen und sorglos unter die Gesellschaft wie in die Unterhaltung.

Wenn ein Turkomane stirbt, so wird die Leiche an der Stelle wo er verschied, mit Wasser abgewaschen; dann errichten sie an dem Ort einen kleinen Hügel, indem sie einen runden, vier Fuß tiefen Graben machen, die Erde in der Mitte aufwerfen und zur Bezeichnung einen Baum oder Pfahl oben darauf stecken; die Ebene, die ganze turkomanische Steppe ist übersäet mit solchen Todesdenkmalen. Die Gräber ausgezeichneter Kämpfer vom Tjukthstamme sind mit Lanzen oder Wurfspießen bezeichnet.

Die Insel O-Taiti.

(Schluß.)

Der moralische Charakter der Bewohner der Südsee-Inseln bietet äußerst interessante Züge dar. Nach dem, was wir über ihre Grausamkeit im Kriege gesagt haben, wird man mit Verwundern hören, daß ihre Gastfreundschaft ohne alle Gränzen war. Empfängt ein armer Mann einen Besuch eines Freundes, welcher auf einem andern Ende der Insel wohnt, so hält er es für seine Pflicht, ihm ein Festmahl zu bereiten; aber man ist genöthigt, dieses sein Benehmen mehr der Macht der Gewohnheit als seiner Dienstfertigkeit zuzuschreiben, wenn man erfährt, daß der Wirth nach dieser ersten Mahlzeit sich um seinen Freund nicht im mindesten mehr bekümmert.

Die Bewohner von O-Taiti haben einen heitern Charakter; sie lieben die Unterhaltung und das gesellige Zusammenleben; sie vermeiden so viel als möglich, sich gegenseitig beschwerlich zu fallen, und sie haben viel Anlage zu heiterem Witz. Ihre so verdorbenen Sitten haben nicht selten ihre körperliche und geistige Kraft geschwächt. Sie besitzen mehr Unternehmungsgeist als Ausdauer.

Dieses waren die Gebräuche und der Charakter dieser Insulaner, bevor mit Einführung des Christenthums eine gänzliche Veränderung mit diesem Volke vorging. Wir beschränken uns in der Schilderung dieser neuen Epoche nur auf wenige Hauptfacta.

Bis zum Jahre 1797 hatten unsere Insulaner von den Europäern noch nichts als den Gebrauch der Feuergewehre gelernt; man hatte häufig den Bewohnern schlechte Flinten und Pulver als Austausch gegen Landesproducte gegeben, und die einheimischen Kriege waren dadurch nur um so häufiger und blutiger geworden. Den 4 März 1797 landete ein englisches Schiff, Duff, unter dem Befehl des Capitäns Wilson, von einer seit 1795 gestifteten Missionsgesellschaft abgesandt, welche dreißig Missionäre auf die Inseln der Südsee abschickte. In O-Taiti herrschte damals der König Otu mit seiner Gemahlin Tetua. Otu war seinem Vater, Pomare I, am Tag seiner Geburt gefolgt, vermöge einer seltsamen Sitte, welche auf diesen Inseln herrscht, und nach welcher der König zu Gunsten seines Sohnes abdankt, sobald dieser geboren ist. Der Capitän Wilson bot dem König und der Königin Geschenke an. Die Insulaner bezeugten eine große Freude über den Besuch, welchen ihnen die Fremden abstatteten, und sie waren noch mehr zufrieden, als man ihnen verständlich machte, daß einige derselben sich unter ihnen ansiedeln wollten. Als früher der Capitän Bligh sie besucht hatte, versprach er ihnen, wieder zu kommen, und in dieser Hoffnung hatten sie ihm eine Wohnung bei der Bay von Matavai erbaut, damit er um so bequemer sich aufhalten könne. Den 18 März wurde in einer großen Versammlung aus freien Stücken nicht nur diese Wohnung, sondern die ganze Bay den Missionären angewiesen. Die Missionäre begannen so-

gleich ihre Thätigkeit; sie erkannten, daß sie die Sprache des Landes erlernen und mechanischen Arbeiten sich hingeben müßten, um die Aufmerksamkeit der Insulaner auf sich zu lenken; zugleich fühlten sie das Bedürfniß, diesen die nöthigen Vorstellungen über den Zweck ihres Aufenthalts beizubringen, und sie hatten deßhalb mit Pomare, Otu und den Häuptlingen eine öffentliche Berathung, in welcher sie diesen erklärten, der Zweck ihrer Ansiedlung in O-Taiti sey, die Bewohner schreiben und lesen zu lernen und sie zur Erkenntniß des einen wahren Gottes zu führen. Die Häuptlinge hörten diese Unterredung mit Staunen; Pomare selbst antwortete, daß schon der Capitän Cook sie habe vom Kindermord abwendig machen wollen, und versprach im Namen der Häupter des Landes, daß man diesen furchtbaren Gebrauch abstellen werde. Doch dieses waren nur leere Versprechungen; denn er selbst tödtete die Kinder, welche er später erhielt. Die Wirksamkeit der Missionäre schien lange aller Früchte baar zu seyn, und nur durch Verbreitung allgemeiner Cultur war noch Hoffnung vorhanden, die gleichgültigen Gemüther der Insulaner umzustimmen. So entwarfen sie den 6 März 1805 ein otaheitisches Alphabet, und Pomare II war der erste, der mit großem Eifer von ihnen schreiben und lesen erlernte, und durch die Geschicklichkeit, welche er sich bald in diesen Fächern erwarb, seinen Unterthanen ebenfalls Muth einflößte. Die Missionäre errichteten eine Schule, und entwarfen ein Lesebuch für die Schule, das in England gedruckt wurde. Allein kaum hatte also ein geregelter Unterricht begonnen, als eine Revolution ausbrach, welche König Pomare zum Fliehen nöthigte, und auch die Missionäre waren nicht mehr in Sicherheit, sondern theilten mit dem König das Exil. Während dieser Zeit der Verbannung fand die neue Lehre eher Zugang bei dem König; er überzeugte sich mehr und mehr von der Nichtigkeit seiner Götzen und von dem Bedürfniß, welches sein Land hätte, hierüber aufgeklärt zu werden. Als er daher wieder auf seinen Thron eingesetzt wurde, war es seine erste Sorge, den Missionären ihre zerstörte Wohnung wieder aufzubauen, und die Insulaner waren über mannichfache Beweise von Verachtung, welche er gegen die heimischen Götter zu erkennen gab, nicht wenig erstaunt. Wirklich stand es auch nicht lange an, daß Pomare offen seinen Beitritt zum Christenthum erklärte und sich taufen ließ; er zog sich mit den Missionären nach Eimeo zurück, wo er eine Capelle errichten ließ. Mit reißender Schnelligkeit fand das Christenthum seit dieser Zeit Eingang auf der Insel, die Tempel der Götzen wurden zerstört, und im Jahre 1816 wurde selbst der Orden der Arroys aufgehoben. Als im October des Jahres 1821 Pomare starb, war das Christenthum bereits auf der ganzen Insel verbreitet, und es hatten sich selbst bereits Missionsvereine gebildet, deren Thätigkeit sich mit Eifer auf die benachbarten Inseln erstreckt. Diese Missionäre auf den Inseln der Südsee waren schon den verschiedenartigsten Urtheilen ausgesetzt; es ist nicht hier der Platz, auf das Nähere einzugehen, und Hrn. Lutteroth in seiner gediegenen Vertheidigung, welche er der protestantischen Mission angedeihen läßt, Schritt für Schritt zu verfolgen. Alle Reisende sind darüber nur Eine Stimme, daß mit dem Christenthum eine neue Epoche für diese Inseln begann, daß diese Religion eine völlige Umwandlung aller Sitten und Gebräuche der Insulaner zur Folge hatte; blutige Religionskriege, wie sie die Phantasie einiger Reisenden erfand, hatten nie statt; das Christenthum nahm im Stillen durch die Macht der Wahrheit Besitz von der Insel, und je mehr die Missionäre von allem nationalen und politischen Interesse sich frei zu erhalten wußten, desto mehr schien auch das Christenthum sich neue Formen zu schaffen, wie sie dem Charakter des Landes und Volkes entsprachen. Diese rasche Besitznahme der Inseln von Seite der protestantischen Missionäre erregte jedoch in Rom ängstliche Besorgniß; ein Versuch, welchen der Katholicismus im Jahre 1826 auf den Inseln Hawai gemacht hatte, war mißglückt; aber ein neuer Erlaß vom Papst Leo XII, vom 2 Junius 1833 datirt, übergab dem Hause Picpus die Riesenaufgabe, alle Inseln des stillen Oceans zum Katholicismus zu bekehren.

Die Gesellschaft Picpus ward von dem vor wenigen Jahren verstorbenen Abbé Coudrin gestiftet; sie begann in den ersten Tagen der Restauration, im Julius 1814, ihre Wirksamkeit, und ward vom Papst Pius VII bestätigt. Sie beschäftigt sich, wie die drei andern französischen Congregationen, mit der Verbreitung des Glaubens. Die Beiträge, welche sie von allen Rechtgläubigen zu diesem Zweck fordern, bestehen aus Almosen, welche 52mal jährlich eingezogen werden; es wird wöchentlich je ein Sous bezahlt, und besondere Indulgenzen sind von vier Päpsten diesem Werke bewilligt. In Folge des Decrets von 1833 wurde ein junger Geistlicher aus dem Hause Picpus, Namens Etienne Bochouse, zum apostolischen Statthalter des östlichen Oceans unter dem Titel eines Bischofs von Nicopolis in partibus ernannt. Zu demselben Zweck wurde für die südliche Hälfte dieses Oceans Chrysostôme Liausu ernannt, und in Begleitung zweier Geistlicher aus demselben Hause und eines Irländers Columban Morphy dahin abgeschickt. Liausu kam in Chili an, wo der Katholicismus Staatsreligion ist, und wo die Gesetze ausdrücklich die Einführung irgend einer andern Secte verbieten; seine Begleiter ließen sich auf den Inseln Gambier nieder. Von den sechs Inseln, welche zu diesem Archipel gehören, sind nur vier bewohnt; sie wurden im Jahre 1797 von dem Capitän Wilson entdeckt. Auf Mangareva zählt man 1600, auf Taravai 180, auf Aikamaru 200, auf Akena 100 Einwohner; die beiden übrigen Inseln sind nur Felsen, auf welchen man Perlen fischt, und von denen die eine, Angakawita, früher zum Begräbnißplatz der Könige bestimmt war. Nachdem sich die katholischen Emissäre auf diesen Inseln niedergelassen hatten, ging ihr Hauptstreben darauf, nicht nur das Heidenthum, sondern nicht minder die protestantische Ketzerei auf den benachbarten Inseln auszurotten, und da O-Taiti schon seit geraumer Zeit ein Hauptaugenmerk des päpstlichen Stuhles war, konnte es nicht fehlen, daß es die Mission des Hauses Picpus vor allem auf diese Insel abgesehen hielt. Allein die Häuptlinge dieser Insel weigerten sich, die Abgesandten mit ihren polemischen Tendenzen zu beherbergen; Moerenhout, ein Belgier, welcher seit längerer Zeit eine Colonie gegründet hatte, war der einzige, der sich ihrer annahm, aber umsonst; sie mußten wieder abziehen, und das Haus Picpus wandte sich mit Klagen an die französische Regierung. Das Gouvernement gab sich nicht ungern dazu her, den Agenten der Propaganda zu spielen, und Admiral du Petit-Thouars erhielt in Valparaiso den Auftrag, von der Königin Pomare Genugthuung zu fordern wegen der Beleidigung, welche die Missionäre Laval und Caret erlitten hätten.

Urweltliche Skelette in England. Man sagt, daß vor kurzem mehrere ungeheure Skelette des Mastodon, des vorweltlichen Elephanten, des Ochsen, des Elenthieres, der Hyäne, des Wolfes ꝛc., alle wohl erhalten, in [illegible]e Nähe von Chelsea ausgegraben worden seyen. (Litt. Gaz. vom 12 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 8 und Umschlag zum Monat August.)

№ 8.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Donnerstag, 31 August 1843.

[106] Königlich sächsisch-confirmirte

LEBENS-VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT

zu

LEIPZIG

auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gegründet im Jahre 1831.

Verwaltung.

DIRECTOREN.

Hr. Dr. *J. L. W. Beck*, k. sächs. Appellationsgerichts-Präsident, Ritter des Civil-Verdienst-Ordens.
„ *J. C. Dürbig*, Handlungs-Deputirter, Firma: *Merck, Dürbig et Comp.*
„ Adv. *W. Einert*, Handels-Consulent.
„ *C. G. Frege*, auf Abtnaundorf, k. sächs. Kammerrath, Ritter mehrerer Orden, Firma: *Frege und Comp.*
Hr. *L. C. W. Gelbke*, auf Gümtheritz und Podelwitz.
„ *G. Harkort*, Handelsgerichts-Beisitzer und Handlungs-Deputirter, Ritter des Civil-Verdienst-Ordens, Firma: *C. et G. Harkort.*

Hr. *A. Olearius*, fungirender Director.

AERZTE:

Hr. Prof. Dr. *F. P. L. Cerutti.* Hr. Prof. Dr. *A. Braune.*

Controle der Verwaltung.

Der *Magistrat zu Leipzig*, durch den derzeitigen Deputirten Hrn. Stadtrath *Söhlmann*.
Der *Gesellschafts-Ausschufs* von sieben Versicherten und deren Stellvertretern.
Der *vereidete*, vom Magistrat und Ausschufs bestellte *Revisor*, Hr. *C. F. Sorge*, Raths Schofs-Schreiber.

Ende Mai 1843.

In Kraft befindliche Versicherungen 3456 Personen mit 4,261,600 Thaler.
Für 392 verstorbene Mitglieder wurden ausgezahlt 518,800 Thlr.
Durch Dividende empfingen seit dem Jahre 1836 die auf Lebenszeit versicherten Mitglieder 76,900 Thlr.

Auszug aus den Tabellen der jährlichen Beiträge

für 100 Thaler Versicherungssumme.

Nach dem 14 Thaler-Fuſse, den Thaler zu 30 Neugroschen à 10 Pfennige.
(1 Thaler gleich 1 Fl. 45 kr. im 24½ Fl.-Fuſse.)

Alter.	Auf 1 Jahr.			Auf 5 Jahre.			Auf Lebenszeit.			Die Dividende verminderte bisher den jährlichen Beitrag für eine Versicherung auf Lebenszeit von 1000 Thlr. durchschnittlich von			auf		
Jahre.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.	Thlr.	Ngr.	Npf.
15	—	24	3	—	25	9	1	25	5	18	15	—	14	15	8
20	—	28	4	1	—	8	2	2	9	20	29	—	16	12	7
25	1	5	3	1	8	—	2	10	6	23	16	—	18	13	—
30	1	11	—	1	13	4	2	19	—	26	10	—	20	18	8
35	1	17	5	1	19	2	2	29	1	29	21	—	23	8	—
40	1	20	6	1	21	5	3	11	6	33	26	—	26	15	9
45	1	24	4	2	—	6	3	28	9	39	10	—	31	1	4
50	2	11	8	2	18	6	4	22	—	47	10	—	37	2	3
55	3	1	—	3	10	6	5	22	3	57	13	—	44	29	7
60	3	25	3	4	9	5	7	4	8	71	18	—	56	2	6

[107] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Moses Mendelssohn's

gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von

Dr. G. B. Mendelssohn.

In sieben Bänden.

Erste Lieferung: Band 1—3.

Mit Mendelssohn's Bildniß.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Der vierte bis siebente Band dieser **ersten vollständigen Ausgabe der Werke Mendelssohn's**, welche außer den größern Schriften auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehrere noch ungedruckte Manuscripte enthält, werden ebenfalls binnen kurzem ausgegeben. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne, Joseph Mendelssohn, und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

Leipzig, im Junius 1843. **F. A. Brockhaus.**

---

[108] Im Verlage von **Grass, Barth & Comp.** in **Breslau** und **Oppeln** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sammlung

physikalischer und hydrographischer Beobachtungen, welche an Bord der k. preuſs. Seehandlungsschiffe auf ihren Reisen um die Erde und nach Amerika angestellt worden sind.

Erste Abtheilung, auch unter dem Titel:

Sechs Reisen um die Erde

der k. preuſs. Seehandlungsschiffe „Mentor“ und „Prinzess Louise“ innerhalb der Jahre 1822—1842.

Auszug aus den Schiffs-Journalen in Bezug auf Physik und Hydrographie.

Geordnet und herausgegeben von

Prof. Dr. **Heinrich Berghaus.**

Gröſstes 4. Geh. Preis 5 Rthlr.

Eine für Nautik und Naturwissenschaft sehr wichtige Erscheinung!

---

[109] In Unterzeichnetem sind erschienen:

Beiträge

zur Kenntniß

der württemberg. Landwirthschaft

Unter Mitwirkung

mehrerer vaterländischer Landwirthe

verfaßt

von **Karl Göriz**,

Professor der Landwirthschaft an dem königl. land- und forstwissenschaftlichen Institute zu Hohenheim.

8. brosch. Preis 48 kr. oder 12 gr.

Inhalt: Einleitung. 1. Zustand der Landwirthschaft unter Herzog Karl. Fortschritte derselben durch die Anordnungen der Regierung. 2. Begünstigung derselben durch die damaligen Zeitverhältnisse. Neu aufkommende Culturen. Verdienstvolle Männer. 3. Die Landwirthschaft unter den nachfolgenden Regenten bis auf König Wilhelm. 4. Beförderung der Landwirthschaft durch König Wilhelm. 5. Erhebung der Landwirthschaft zu einer ehrenvollen Beschäftigung. 6. Gründung von Vereinen für landwirthschaftliche Zwecke. 7. Herbeiführung einer guten landwirthschaftlichen Ausbildung der Jugend. 8. Aufstellung guter Beispiele. 9. Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse durch gute Schriften. 10. Aufmunterung durch Prämien, Geldvorschüsse, landwirthschaftliche Feste u. s. w. 11. Wegräumung der die landwirthschaftlichen Fortschritte störenden Hindernisse. 12. Erfolg der Beförderungsmittel der Landwirthschaft. 13. Klima und Boden. 14. Feldbau. 15. Dünger. 16. Feldbearbeitung und Ernte. 17. Die Wiesen. 18. Die Waiden. 19. Die einzelnen auf dem Acker gebauten Pflanzen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[110] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 5 gr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Gränzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeindeutschen Litteratur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Litteratur auch sie würdig zu repräsentiren.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[111] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Fürst

des

Nicolò Machiavelli,

nebst einer authentischen Beilage

übersetzt

von **Gottlob Regis.**

8. Velinp. in Umschlag brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Wie viele Gattungen von Fürstenthümern es gibt, und auf welche Arten sie erworben worden. — Von den erblichen Fürstenthümern. — Von den gemischten Fürstenthümern. — Warum das durch Alexander eroberte Reich des Darius nicht Alexanders Nachfolgern nach seinem Tode abtrünnig ward. — Wie Städte und Staaten regiert werden müssen, welche vor ihrer Occupation nach ihren eigenen Gesetzen gelebt haben. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch eigene Waffen und Tugend erwirbt. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt. — Von solchen, die durch Frevelthaten zum Fürstenthum gekommen sind. — Vom bürgerlichen Fürstenthum. — Nach welchem Maaßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind. — Von den kirchlichen Fürstenthümern. — Wie viele Arten von Miliz es gibt, und von den Miethsoldaten. — Von den Hülfssoldaten, den gemischten und den eigenen. — Was dem Fürsten in Hinsicht auf Kriegswesen obliegt. — Von denen Dingen, die den Menschen, und namentlich den Fürsten, Lob oder Tadel zuziehen. — Von der Freigebigkeit und Kargheit. — Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt oder gefürchtet zu werden. — Auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben halten müssen. — Daß man vermeiden muß, geringgeschätzt und gehaßt zu werden. — Ob die Festungen und viele andere Dinge, die Fürsten öfters unternehmen, nützlich oder schädlich sind. — Wie sich ein Fürst benehmen muß, um sich Ansehen zu verschaffen. — Von den Secretären der Fürsten. — Wie man die Schmeichler fliehen müsse. — Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben. — Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermag, und auf welche Weise man ihm begegnen könne. — Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreien. — Beilage zum achten Capitel des Fürsten. Verfahren des Herzogs von Valenza bei Hinrichtung des Vitellozo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Signor Paulo und Herzogs von Gravina Orsini, beschrieben von Nicolò Macchiavelli.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[112] **Herrmann, Dr. Ernst,**

Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches.

1) Ueber die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutschen mit den Russen. 2) Des Freiherrn Schoultz von Ascheraden Geschichte der Reduction in Livland. 3) Tagebuch des General-Feldmarschalls v. Münnich. Mit Beilagen und Einleitung. Gr. 8. (17 Bogen) fein Velindruckpapier 1843. Geh. 1½ Thaler.

Derschau, F.,

Finland und die Finländer.

Aus dem Russischen. 8. (VI. und 132 S.) Geh. ½ Thlr.

Warmer Sinn, richtige Auffassung, Frische und Lebendigkeit des Ausdrucks charakterisiren den Verfasser dieser interessanten Schilderungen jenes noch sehr unbekannten Landes und seiner Zustände.

Leipzig, Julius 1843. **Hinrichs'sche Buchhandlung.**

---

(113) In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Wild-Baumzucht

oder

Anzucht, Cultur und Benutzung der in- und ausländischen Holzpflanzen des freien Landes

von **A. F. Lenz,**

kurfürstl. hess. Hofgärtner und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

8. Velinp. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt.

1. Die Pflanze in pflanzenphysiologischer Hinsicht. — 2. Der Boden und Ernährung der Pflanzen, ihre Entwicklung und Wechselwirkung. — 1. Das Keimen der Samen. — 2. Das Ernähren der Pflanzen. — **3. Die von der Natur zur Hervorbringung, Ausbildung und Erhaltung der Pflanzen vorhandenen Mittel und ihre Anwendung.** Das Klima. — Der Boden. — **4. Ueber Untersuchung der Acker- und Gartenerden.** — 1. Das specifische Gewicht. — 2. Das Anfühlen, die Farbe und der Geruch einer Erde. — 3. Die wasserfassende und wasserhaltende Kraft der Erde. — Reagentien. — **I. Die Baumschule.** — A. Wildbaumzucht. 1. Das Ausdauern im Freien. — 2. Die Schutzmittel gegen Kälte. — 3. Der Einfluß des Lichts. — 4. Die Bodensubstanz. — 5. Die Bodenfeuchtigkeit. — 6. Die äußere Gestalt der Gehölze. — aa. Cultur der Gehölze. — 1. Vermehrung aus Samen. — 2. Das Säen. — I. Herbstsaat. — II. Frühlingssaat. — III. Sommersaat. — IV. Allgemeine Regeln die allen Gehölzarten gemein sind. — 3. Die Samenpflanzen und ihre Behandlung. — B. Die Vermehrung durch Absenker oder Ableger. — C. Die Vermehrung durch Anhänger. — D. Die Vermehrung auf natürliche Weise. — E. Die Vermehrung aus Stecklingen. — bb. Cultur junger Pflänzlinge. — Die Veredlung. — A. Das Ablactiren oder Absäugeln. — B. Das Copuliren. — C. Das Pfropfen. — D. Das Oculiren. — Allgemeine Bemerkungen über die Veredlungsarten. — I. Die Bearbeitung des Bodens. — II. Allgemeine Regeln bei Bearbeitung des Bodens. — III. Der Schnitt oder das Ausputzen an den Pflanzen. — IV. Das Verpflanzen. — **II. Verzeichniß aller in- und ausländischen Holzpflanzen des freien Landes.** — Nachtrag. — 1. Forst-Nutzhölzer. — 2. Forst-Futterhölzer. — 3. Heckenhölzer. — 4. Alleebäume. — 6. Die Härte der Gehölze gegen äußere klimatische Einflüsse. — 6. Die Höhe der Gehölze. — 7. Die Art des Wachsthums der Gehölze. — 8. Pflanzen die auf trocknem Sande wachsen. — 9. Auf trocknem, frischem oder auch feuchtem Torf wachsend. — 10. Pflanzen die auf Thon fortkommen. — 11. Pflanzen die auf trocknem aber nahrhaftem fruchtbarem Boden gedeihen. — 12. Pflanzen die einen mäßig feuchten oder immer frischen Boden lieben. — 13. Pflanzen die feuchten aber nicht ganz sumpfigen Boden lieben. — 14. Wirkliche Sumpfgehölze. — 15. Gehölze für Nachpflanzungen. — 16. Pflanzen die als Unterholz dienen können und Schatten lieben. — 17. Ranker und Kletterer unter den Gehölzen. — 18. Immergrüne Gehölze.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1843. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[114] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

ULFILAS.

Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe.*

Vol. II. Pars prior.

(Den Schluß des Textes und das Glossar enthaltend.)

Gr. 4. Geh. Druckp. 4 Thlr. 15 Ngr.; Velinp. 5 Thlr. 8 Ngr.

Der erste Band ist aus dem Verlage der **Schnuphase'schen** Buchhandlung in **Altenburg** in den meinigen übergegangen und kostet auf Druckpapier 6 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend) wird im Laufe des künftigen Jahres erscheinen.

Leipzig, im Julius 1843.

F. A. Brockhaus.

---

[115] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Teutschlands Vertheidigung

gegen den äußeren Feind

und das sie befördernde System der Eisenbahnen.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Von einem Officier.

8. Velinp. Br. Preis 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. I. Vertheidigung gegen den äußeren Feind. a) Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Vertheidigung gegen die Russen. c) Vertheidigung gegen die Russen und Franzosen zugleich. II. Befestigungen, welche sich aus vorliegender Vertheidigung ergeben. a) Befestigung von Ulm und Rastatt. b) Befestigung der aus unserer Vertheidigung weiter hervorgehenden Punkte. c) Verstärkung der zu unserer Vertheidigung dienenden bestehenden Festungen. d) Besondere, nur der Offensive dienende Anlagen. III. System der Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung. a) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Franzosen. b) Eisenbahnen zur Beförderung der Vertheidigung gegen die Russen. c) Eisenbahnen zur Beförderung unserer Vertheidigung gegen Franzosen und Russen zugleich.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zur Nachricht.

Sendungen von Büchern, Briefen und Manuscripten für uns oder unsere Journale aus Norddeutschland und über Leipzig bitten wir **nicht mehr durch Hrn.** Buchhändler **L. H. Bösenberg,** sondern durch die Buchhandlung von **Hrn. Karl Enobloch** daselbst an uns gelangen zu lassen. — **Stuttgart,** 1843.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[116] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 30. Luginsland. — Bülow-Cummerow und die deutsche National-Oekonomie. Erster Artikel. Fortsetzung. — Correspondenz aus Mexico. Helotenthum und Knechtschaft der Deutschen zur See — die Perücken und Haarbeutel der Hansa — Geist der auswärtigen Hansa — neueste Handels- und Verkehrszustände von Mexico — neueste Zollmaaßregeln der mexicanischen Regierung — Nachtheile die daraus abermals dem deutschen Zollverein erwachsen — die auswärtige Hansa in Opposition gegen die einheimische. — Mittheilungen. Ueber die politischen Predigten, herausgegeben von Dr. Faber. I. Vertheidigung Preußens gegen die Anschuldigungen der ersten Predigt: Leuchtkugeln in die Nacht des Zollvereins. — Miscellen. Opposition gegen das Zollvereinsblatt. — Bundes- oder Zollvereinsflagge? — Braunkohlenreichthum in Preußen. — Nicht bloß Eisenbahnen, auch Eisbahnen. — Beilage: Ueber die politischen Predigten, herausgegeben von Dr. Faber. I. Vertheidigung Preußens gegen die Anschuldigungen der ersten Predigt: Leuchtkugeln in die Nacht des Zollvereins. Beschluß. — Der Zollvereinstarif für die Jahre 1843—45. Beschluß. — Beleuchtung der „Bemerkungen eines rheinpreußischen Kaufmanns zu der Petition der Elberfelder Handelskammer an den Landtag" von einem Fabricanten. Beschluß. — Ueber die Auswanderung nach Nordamerika. — Berichtigung. — Miscellen: Steinkohlen und Eisenproduction in England. — Nothstand der englischen Eisenfabrication.

Nr. 31. Luginsland. Ausgebreitete Correspondenz des Zollvereinsblattes — die auswärtige Hansa — Andresens Siemens, der patriotische Schiffsbaumeister in Altona, und seine Schriften — Hr. Zimmermann aus Hannover und seine Ankläger — seine politischen Predigten — Illusionen in Betreff der hannover'schen Agricultur. — Mittheilungen. Traurige Zustände des abgelebten Hauptes der Hansa (der souveränen Stadt Lübeck) und wie es sich wiederum aufrichten könnte wenn ihm nicht durch eine oligarchische Verfassung die Glieder gelähmt wären. — Ueber die Auswanderung nach Nordamerika. (Beschluß.)

Nr. 32. Luginsland. — Bülow-Cummerow und die deutsche Nationalökonomie. (Erster Artikel.) Fortsetzung. — Bruchstücke aus Vorlesungen über den Zollverein. (Gehalten auf der Universität Göttingen.) III. Die hannover'schen Finanzen und der Anschluß des Landes an den Zollverein. (Zweiter Artikel.)

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[117] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch

einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Vier Bände.

Gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlandes bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, so wie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unserer Schriftsprache dem vierten Band angehören.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[118] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lateinische

Sprachlehre.

Von Heinrich Hattemer,

Professor an der Kantonsschule in St. Gallen.

Gr. 8. Velinpap. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung: 1) Lateinische Sprache. 2) Geschichte derselben. 3) Mundarten derselben. 4) Charakter derselben. 5) Sprachforscher. Erster Theil. Wortlehre. Erste Abtheilung: Worterkenntnißlehre. — Zweite Abtheilung: Wortbildungslehre. — Dritte Abtheilung: Wortbeugungslehre: a) Zeitwörter. b) Nennwörter. c) Eigenschaftswörter. d) Zahlwörter. e) Fürwörter. f) Bindewörter. Vierte Abtheilung: Wortschreibungslehre. Zweiter Theil. Satzlehre. Erste Abtheilung: Einfacher Satz. — a) Prädicat. b) Subject. c) Ausbildung. d) Besondere Arten Sätze. Zweite Abtheilung: Satzgefüge. 1) Gleichgeordnete Sätze. 2) Untergeordnete Sätze. Dritte Abtheilung: Gesetze nach welchen die Bildung der Sätze und Satzgefüge geschieht. — a) Lehre vom Gebrauche der Wortarten. b) Lehre von der Wortfügung. c) Lehre von der Wortstellung. Anhang. Abhängige Rede. — Römischer Kalender.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Großere Aufsätze.

Der Sprachenkampf in Ungarn. Nr. 213.214. — Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien. Die baskischen Provinzen. Nr. 213. Navarra. Nr. 214. 215. Catalonien. Nr. 216. 217. Aragonien; Castilien. Nr. 218. Die Mancha. Nr. 219. Das Königreich Leon. Nr. 226. Valencia und Andalusien. Nr. 227. 228. Cordova; Ecija; Jaen; Murcia. Nr. 229. 230. Sevilla. Nr. 232. 233. Die Majotracht; Cadiz; Advocaten; Escribanos; Alcaden. Nr. 235. 236. Cuenca; Priego. Nr. 237. 238. — Skizzen aus Frankreich: Lyon. Nr. 214. 215; Chalons, Besançon, Macon; Bemerkungen über die Provinz. Nr. 216. — Die Canäle in der Lombardei. Nr. 218. — Die Besonderheiten von Cairo. Nach Mrs. Postans. Nr. 216–218. — Das Clima von Norwegen. Nr. 217. — Aufstellung der Todtenschädel in Yucatan. Nr. 218. — Sitten und Aberglauben der Bretagner. Nr. 219 —224. — Englische Colonialnachrichten: Westindien. Nr. 219; Cap. Nr. 220.221; Canada; Mauritius. Nr. 222. — Ueber die Flora in Algier. Nr. 220. — Etwas über die Cathedrale in Cordova. Nr. 221. — Reisen in Persien, Chiwa und den turkomannischen Marken: Sirdara. Nr. 222; der Neujahrstag; Mirza Abdul Rezak. Nr. 225; Semnun; die Ebene von Damghan. Nr. 226; die persischen Truppen. Nr. 227; die Turkomannen. Nr. 233. 234; die Karawanenplünderer. Nr. 242; häusliche Einrichtung der Turkomanen; die Gefangenen zu Chiwa. Nr. 243. — Capitän Abbott in Chiwa. Nr. 225. — Canalfahrt durch Schweden. Nr. 223–225. — Der Untergang des Dampfschiffs Pegasus. Nr. 226. — Die Religion der Lappen. Nr. 227. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris. Nr. 228–230. — Eine Unzenjagd in Brasilien. Nr. 229. — Drei Tage auf dem Ladogasee. Nr. 230–231. — Litterarische Neuigkeiten aus Paris. Nr. 231. — Englands Reichthum in der Klemme. Nr. 242. — Stellung Brasiliens. ibid. — Das Kloster Potschajew. Nr. 233. — Stonehenge. Nr. 234–236. — Etwas über den Kumys. Nr. 234. — Das junge Skandinavien. Nr. 235. — Das Sumpffieber am Niger. Nr. 236. — Bemerkungen über Rußland. Nach dem Werke des Marquis de Custine. Nr. 237–241. — Madame Calderon de la Barca in Mexico: Reise über die Havana. Aufnahme des Gesandten in Mexiko. Das Theater. Nr. 238. 239. — Die Insel Santorin. Nr. 239. — Der Dom zu Parenzo. Nr. 240. — Die Insel Otaiti. Nr. 240 —243. — Pisino. Nr. 241. — Saragossa. 243.

Chronik der Reisen.

Die Fahrt des Beagle zur Küstenaufnahme von Australien. Nr. 217. — Beke's Reise in Südabyssinien. Nr. 231.

Kleinere Mittheilungen.

Neue Pflastermethode. Nr. 213. — Alter gußeiserner Bau in China. ibid. — Quecksilber in Frankreich. ibid. — Missionsarbeiten im indischen Archipel. Nr. 214. — Neue Wendung des Durchsuchungsrechts. Nr. 215. — Rußlands Handel mit China. ibid. — Senkung des todten Meeres. Nr. 217. — Nachricht über den Panama-Canal. Nr. 218. — Anzahl der Irren in Frankreich. Nr. 219. — Nachricht über den Handel auf dem Amazonenstrom. Nr. 220. — Die Urbewohner Schwedens. Nr. 221. — Die Antilope von Chiwa. Nr. 223. — Die englische Naturforscherversammlung. ibid. — Entdeckung eines großen Stroms an der Ostküste von Afrika. Nr. 224. — Audubons Reise in Nordamerika. ibid. Die Sparkassen in England und Frankreich. Nr. 225. — Neue Methode, Wasser zu filtriren. ibid. — Reisefrequenz zwischen Dover und Boulogne. ibid. — Die skandinavische Gesellschaft. ibid. — Zahl der Journale in England. Nr. 227. — Nachricht von Mademoiselle Lenormand. Nr. 228; angebliche Papiere derselben. Nr. 234. — Verbot der Thierkämpfe in Belgien. Nr. 229. — Alexanders Grab. Nr. 230. — Eine singende Maus. ibid. — Werth der jährlich in Belgien fabricirten Spitzen. Nr. 231. — Wieder aufgefundene Papiere Galileis. Nr. 232. — Biographia britannica litteraria. ibid. — Die Geschenke des Königs von Schoa in England angelangt. ibid. — Papiere des Herzogs von Marlborough. Nr. 233. — Außerordentliche Strömung. Nr. 234. — Lebendige Würmer auf dem Eis im Gouvernement Moskau. Nr. 235. — Alterthümer im Gouvernement Saratow. Nr. 236. — Hohes Alter in Rußland. Nr. 237. — Spuren ehemaliger Wälder in den Steppen Neurußlands. ibid. — Zahlreiche Wölfe in Neurußland. ibid. — Etwas über die Herkunft der Eskimos. Nr. 238. — Antiquarische Unternehmung nach Lycien. Nr. 239. — Uhrenfabrication. ibid. — Merkwürdiges Erdbeben auf der Insel Sumatra. Nr. 241. — Urtheil über die xanthischen Marmortafeln. Nr. 242. — Urweltliche Skelette in England. Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

September.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1843.

Yucatan.

1. Geschichtliches.

Gross sind die Fortschritte, welche wenn auch nicht das Studium, doch die Kenntniß der amerikanischen Alterthümer in neuerer Zeit gemacht hat. Auf Baron Friederichsthal,*) der unseres Wissens zuerst die bedeutsamen Ruinen dieses Landes ans Licht zog, folgte auf seiner ersten den Alterthümern von Copan und Palenque gewidmeten Reise Hr. Stephens, der im Anhang zu seinen „Incidents of Travels in Central America" die Ruinen von Yucatan nur oberflächlich erwähnt, aber durch ihre Zahl und Großartigkeit in Erstaunen gesetzt sich entschloß, eine zweite Reise bloß diesen letztern zu widmen. Ehe er dahin kam, hat ein Hr. Norman gleichfalls einen Theil dieser Ruinen besucht und beschrieben, wovon wir in Nr. 44 ff. und 50 ff. v. d. J. Nachricht gegeben haben. Seitdem ist nun das neue Werk von Stephens, gleich dem ersten von einer großen Anzahl Abbildungen begleitet, ans Licht getreten, und ist eine um so werthvollere Bereicherung unserer Kenntnisse von den Alterthümern Mittelamerika's, als der Bericht der Reise ohne Prätension und vorgefaßte Meinungen abgefaßt keineswegs ein abgeschlossenes Werk über die Alterthümer Yucatans bildet, sondern eher noch anreizt, das kaum bearbeitete Feld so viel wie möglich weiter auszubeuten. Hr. Stephens hat nicht weniger als 44 zerstörte Städte oder Orte besucht, wo Ueberreste und Spuren der ehemaligen Bevölkerung sich finden. Die meisten dieser Ruinen waren selbst den Bewohnern der Hauptstadt Yucatans völlig unbekannt, nur wenige waren je vorher von Weißen besucht worden; sie liegen verödet da, Bäume sind zwischen denselben emporgewachsen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die üppige Tropenvegetation noch manchen andern Rest des Alterthums verbirgt.

Der Name Yucatan ist sehr ungewissen Ursprungs und man hat ihn noch nicht genügend erklärt; wahrscheinlich ist es, daß ein mißverstandenes indianisches Wort die Veranlassung des Namens war, wie dieß bei dem Cap Catoche entschieden der Fall ist.*) Die Indianer brauchen nie den Namen Yucatan, sondern nennen das Land stets mit dem alten Namen Maya, woher dann das Wort Macegual, Eingeborner des Landes Maya, kommt, was statt des spanischen Wortes Yucateco unter den Indianern gebräuchlich ist. Auch die Sprache heißt die Mayasprache und herrscht in der ganzen Halbinsel, die etwa 100 Jahre vor der Ankunft der Spanier noch unter Einem Herrscher stand, der in der Stadt Mayapan wohnte und über alle Häuptlinge des Landes oberherrliche Rechte ausübte. Aber diese Häuptlinge empörten sich gegen ihn und zerstörten die Stadt Mayapan, 270 Jahre nach ihrer Erbauung. Ueber die Zeit der Zerstörung dieser Stadt, welche einige in das Jahr 1420, andere ins J. 1460 setzen, herrscht Verschiedenheit der Ansichten, so wie auch die einzelnen Umstände des Ereignisses verwirrt erzählt sind; daß solches aber ungefähr um die bezeichnete Zeit eintrat, darüber sind alle einig. Stephens hängt an diese Nachrichten gleich die Bemerkung an, daß derselbe Volksstamm, welcher das Land zur Zeit der Eroberung bewohnte, auch schon zur Zeit der Zerstörung von Mayapan im Lande war, was wohl kaum zu bezweifeln; ob aber der Schluß, daß die im Lande zerstreuten Ueberreste mächtiger Bauten gleichfalls von den Vätern desselben Volkes herrührten, gan richtig ist, müssen wir fürs erste noch dahin gestellt seyn lassen, denn noch haben wir bei weitem zu wenig vollständige Kenntnisse der Alterthümer Yucatans, als daß wir von denselben auch nur annähernd die Zeit der Erbauung angeben könnten. Ist die Angabe der Chronisten, welche sich auf die Aussage der Indianer und wie es scheint auf alte schriftliche Denkmaler gründet, hinsichtlich des Alters der Stadt Mayapan richtig, so setzt uns dieß in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts zurück, und da die Erbauung dieser Hauptstadt des ganzen

*) Diesem voran ging noch Waldeck, dessen theures Werk jetzt vielleicht erschienen ist; aber Waldeck sah nur fünf Städteruinen, und die Liste der 22 Abbildungen kann sich mit dem Reichthum von Stephens entfernt nicht messen.

*) Als die Spanier in der Nähe dieses Caps landeten, lud ein Häuptling sie mit den Worten: „conex cotoch" zu sich ein. Diese Worte bedeuten noch heutzutage: „kommt nach der Stadt." Die Spanier hielten dieß für einen Namen und nannten dann das Cap Catoche.

Landes wohl nicht das erste war, mit dem sich das Volk beschäftigte, so gelangen wir zu einer Zeit, wo alle uns bis jetzt bekannten Sagen der Indianer uns im Stiche lassen.

Dabei kann man jedoch immerhin mit ziemlicher Zuversicht sagen, daß der Bau der meisten Städte, deren Trümmer jetzt besucht und bewundert werden, in die Zeit vom 13ten bis 15ten Jahrhundert fallen muß. Einen interessanten, für die Geschichte Yucatans wichtigen Beweis, daß die Väter der jetzigen Indianer diese Städte bauten, führt Stephens bei Gelegenheit der Ruinen von Uxmal an, die zu den bedeutendsten des Landes gehören. Der Padre Cogolludo, der einzige Geschichtschreiber, der sich speciell mit Yucatan beschäftigt, erzählt, er habe eines Tages in einem der Gebäude zu Uxmal Cacao und Copal gefunden, die von den Indianern als Weihrauch benützt worden seyen, und erst kurz zuvor verbrannt worden seyn konnten, „ein Beweis“ sagt er, „daß etwas Götzendienst noch neuerlich von den Indianern dieses Orts getrieben wurde.“ Stephens verschaffte sich die Urkunden über die ursprüngliche Schenkung dieses Landstrichs, die vom Mai 1673 datirt ist, und es heißt darin unter anderm, daß „durch solche Schenkung Niemand ein Leid zugeben könne, im Gegentheil Gott unserm Herrn ein großer Dienst geschehe, weil durch solche Niederlassung die Indianer gehindert würden, an diesen Orten den Teufel in den alten Gebäuden anzubeten, in welchen sie ihre Götzen haben, denen sie Copal darbringen und andere abscheuliche Opfer verrichten, wie sie alle Tage notorisch und öffentlich thun.“ Stephens bemerkt hierüber: „wir haben hier zwei verschiedene, von einander ganz unabhängige Zeugnisse, daß 140 Jahre nach der Gründung von Merida die Gebäude von Uxmal noch von den Indianern mit Ehrfurcht betrachtet wurden, daß sie den Sammelplatz einer weit umher zerstreuten Bevölkerung bildeten, und daß die Indianer sich dahin begaben, um ihre religiösen Gebräuche fern von den Augen der Spanier auszuüben. Die Urkunde über die Verleihung von Uxmal beweist auch, daß es die Absicht der Regierung war, die indianischen Sitten zu brechen und die Indianer wegzutreiben von ihren heiligen Gebäuden. *) Ist nun anzunehmen, daß diese Gebäude, in welchen sie ihre Religionsgebräuche übten und an denen sie mit solcher Hartnäckigkeit hingen, die Gebäude eines andern Stammes waren, oder hingen sie nicht an den Gebäuden, weil es dieselben waren, in denen ihre Väter den Gottesdienst verrichtet hatten?“ Der weitere Schluß, den Stephens macht, daß somit auch die Väter der jetzigen Indianer diese Gebäude errichtet hatten, beruht indeß doch, wie man leicht einsieht, mehr auf Wahrscheinlichkeit.

In einigem Widerspruch damit, so wie mit der eben geäußerten Ansicht, daß die meisten Städte Yucatans im 13ten bis 16ten Jahrhundert gebaut worden seyen, steht das Fragment eines Maya-Manuscripts, das ein Indianer in einer bis jetzt noch nicht ermittelten Zeit, wahrscheinlich aber kurz nach der Eroberung niederschrieb, und das den Titel führt, „Hauptepochen der alten Geschichte Yucatans.“ Diese gehen zurück auf die Wanderungen der Tolteken, die nach der Berechnung der im Mayakalender üblichen Epochen bis ins zweite Jahrhundert nach Christi Geburt hinaufreichen; die Gründung von Bacalar und Chichen-Itza würde zwischen die Jahre 360 und 432 fallen; die Zeiten der Wanderung durch die Wälder und die zweite Ansiedlung zu Chichen-Itza fielen zwischen 888 und 936, die Gründung von Uxmal zwischen 936 und 1176. Welchen Grad von Glaubwürdigkeit diese Nachrichten verdienen, muß vorerst dahin gestellt bleiben, und wir erwähnen hier nur als eine wichtige Thatsache, daß der Kalender von Yucatan mit dem von Mexico in den wichtigsten Theilen übereinstimmt und nur in wenigen Einzelnheiten sich unterscheidet. Ein Yucateke Don Pio Perez, der längere Zeit im Departement des Innern angestellt gewesen war, wo ihm unaufhörlich alte Documente in Mayasprache vor die Augen kamen, hatte sich angelegentlich mit den Alterthümern Yucatans beschäftigt und galt für den gründlichsten Kenner der Mayasprache. Er entwarf einen indianischen Kalender, aus welchem hervorgeht, daß die Mayas ihre Jahre gleich den Mexicanern in 365 Tage, in 18 Monate von je 20 Tagen mit 5 Supplementartagen und in 28 Wochen von je 13 Tagen theilten. Sie hatten dieselbe Methode, die Tage des Jahres durch eine Combination dieser zwei Reihen zu bezeichnen, und denselben Cyclus von 52 Jahren, der in 4 Unterabtheilungen von 13 Jahren zerfiel, welche durch eine Combination mit 4 Namen oder Hieroglyphen bezeichnet wurden. Ob die Mayas ebenfalls nach 100 Jahren eine Einschaltung von 13 Tagen hatten, konnte Don Pio Perez nicht ermitteln, aber diese Ungewißheit nimmt der Thatsache, daß die Mexicaner und Yucateken, obgleich sie verschiedene Sprachen redeten, doch einerlei Kalender hatten, nichts von ihrer Wichtigkeit, und scheint zu beweisen, daß eine alte Priesterkaste sich über diese Länder gleichmäßig ausbreitete, und daß vielleicht die Hieroglyphen, die man in Mexico, Guatemala und Yucatan findet, trotz der Verschiedenheit der Sprache doch auf einem gemeinsamen Grund beruhen.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, auf einen Umstand hinzuweisen, der auf eine noch viel weiter gehende Verwandtschaft und Verbindung hindeutet, nämlich auf das Zeichen der rothen Hand. Stephens fand auf mehreren Ruinen, namentlich zu Kabah (I. p. 408) den Abdruck einer rothen Hand; sonst hatte er ihn ein-, zwei- oder dreimal gefunden, in Kabah aber bedeckte er eine ganze Mauer und war hell und glänzend, als wäre er frisch aufgetragen. Diese rothe Hand findet sich auch unter den wandernden Stämmen Nordamerika's: in Catlins Sammlung indianischer Merkwürdigkeiten findet sich ein Zelt, das ihm ein Häuptling des mächtigen, jetzt ausgestorbenen Stammes der Mandans geschenkt hatte, und welches außer andern Zeichen auch zwei Abdrücke der rothen Hand zeigt; ferner soll man diese rothe Hand stets auf den Büffelhäuten und den Fellen wilder Thiere sehen, welche von den Jägern in den Felsengebirgen eingebracht werden; es ist dieß ein bei den nordamerikanischen Indianern noch heutiges Tages anerkanntes und gewöhnliches Symbol, über dessen Bedeutung man sich also dort wohl noch Gewißheit ver-

*) Dieß ist auch so gut gelungen, daß die Indianer jetzt gegen diese Gebäude die größte Gleichgültigkeit zeigen; s. II. p. 28.

schaffen könnte. Wir führen diesen Umstand hauptsächlich darum an, weil er beweist, daß man mit der Beurtheilung von Alterthümern Yucatans und Guatemala's weder die Verwandtschaft mit Mexico selbst noch mit nördlichern Völkern aus den Augen verlieren darf, und daß namentlich mexicanische und yucatanische Alterthümer sich gegenseitig erläutern müssen. Stephens stieß zu Mani, einem ehemaligen Hauptort der Indianer, auf ein auch schon dem Geschichtschreiber Cogolludo bekanntes Gemälde, das den Mord spanischer Gesandten durch Indianer darstellt, und ganz mit dem übereinstimmt, was wir von den Mexicanern wissen, daß sie die merkwürdigsten Vorfälle in Abbildungen von Montezuma mittheilten. Es ist dieß das einzige historische Ueberbleibsel der Art aus einer reinen Indianerzeit, das Stephens in Guatemala und in Yucatan fand.

(Schluß folgt.)

Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken.

Das chiwanische Gebiet.

Wenn man die bewohnbaren Landstriche an der nördlichen Gränze von Khorassan verläßt und in dieser Richtung durch die Wüste zieht, so ist das erste Land, welches sich zur Wohnung für Menschen eignet, das Gebiet von Chiwa, ein Ueberrest des einst so mächtigen Reiches von Charesmien, dermalen die Domäne eines tatarischen Häuptlings, welche sich an den Ufern des Oxus weithin erstreckt und nach allen Seiten von der Wüste umgeben ist. Im sechzehnten Jahrhundert wurde Chiwa zugleich mit Bukhara und den umliegenden Landen von den Usbeken überzogen, in deren Händen es auch seitdem geblieben ist. Zehntausend Mann Cavallerie sind stets zum Militärdienst bereit; aber der Chan bietet von den ihm unterworfenen Stämmen in kurzer Zeit die doppelte Zahl auf und, wenn es nöthig seyn sollte, stellt er 40,000 Reiter ins Feld. Viele der wirklich dienstthuenden Reiter erhalten ihre Rosse aus dem Stalle des Chan und in der Regel ersetzt er alle in einem Gefecht gefallenen oder auf dem Marsch zu Grunde gegangenen Pferde.

In dem jetzigen Usbekenstaate Chiwa zählt man fünf größere Städte: Chiwa, jetzt die Hauptstadt und der Wohnsitz des Chan, Urgendsch, Hazaras, Zerkan und Pitnuk; die andern sind unbedeutend und außer ihnen gibt es viele große Dörfer. Die hölzernen Häuser von Chiwa sind mit Numuds bedeckt, wie die Zelte der Turkomanen. Angebautes Land findet man nur in der Nähe der Städte und besonders um Chiwa herum, wo ein mehrere Meilen betragender Umkreis mit Dörfern, Gärten und Kornfeldern dicht besäet ist. Diese Fruchtbarkeit ist künstlich hervorgebracht und wird durch die Bewässerung aus Canälen erhalten, die mit dem Oxus in Verbindung stehen und die Gegend in mehreren Richtungen bis weit von Chiwa entfernt durchschneiden; die Stadt selbst ist von dem Wasser umgeben, das sie von dem Oxus herbeiführen. Der vorige Chan Mohammed Rahim hat viel für die Verbreitung dieser so nützlichen Bewässerung gethan. Seide und Baumwolle wird in bedeutender Menge bei Chiwa gewonnen, wie auch eine ziemliche Quantität Getreide; aus den beiden ersten Producten verfertigt man Zeuge oder man vertauscht sie roh an die Russen gegen Waaren von Astrachan. In den Gärten zieht man vielerlei Früchte, besonders wohlschmeckende Melonen und Weintrauben.

Der Audienzsaal des Chan in dem einfachen morgenländischen Zelte steht jedem offen und man sieht hier Menschen aus allen Ständen unter einander stehen, um die Gerechtigkeit oder die Gnade des Chans in Anspruch zu nehmen. Er unterscheidet sich in der Kleidung fast gar nicht von seinen Unterthanen, nur an Festtagen trägt er über seinen weißen Unterkleidern ein mit Gold gesticktes usbekisches Oberkleid und einen kleinen Edelstein auf seinem Turban.

Die Steppe von Chiwa ist von aller Vegetation entblößt, mit Ausnahme einiger Stellen, welche Wasser und ein wenig Gras haben für die Heerden der Turkomanen. Daß diese verhältnißmäßig fruchtbaren Stellen weder so selten, noch so sehr unbedeutend sind, als man gewöhnlich glaubt, kann man nach der Zahl der Familien schließen, aus denen die verschiedenen Stämme bestehen, welche in der Wüste ihren Unterhalt finden; aber die Turkomanen mögen wohl jene fruchtbaren Stellen den Fremden aus Politik nicht bekannt werden lassen, weßhalb die Straße der Karawanen durch Wüsten führt, in denen man kaum das für die Menschen und Thiere nöthige Trinkwasser findet, und deren Brunnen und Quellen nur den Führern bekannt sind. Die Karawanenstraße von Astrabad nach Chiwa soll eben so beschaffen seyn und alle, welche diesen Weg oder den von Kurdistan (in Khorasan) zogen, stimmen darin überein, daß man keinen Fluß passirt.

In früheren Zeiten nahmen die Usbeken von Chiwa fortwährend einen Fürsten aus dem Stamme des Dschingischan, dem eigentlich nach dem Erbrecht das Land zugehörte, und die Art, wie sie diesen Strohregenten erwählten, war, der Sage nach, merkwürdig genug. Wenn der Thron ledig wurde, so wählte man einen Knaben aus irgend einer Kirgisenfamilie, von der man glaubt, daß sie von Dschingischan abstamme. Dieser Knabe wurde nach Chiwa gebracht, dort in die Burg eingesperrt und gehörig unterhalten, auch mit einer Frau versehen, aber niemals durfte er ausgehen oder seinen Unterthanen sich zeigen, und nie gelangte einer seiner Nachkommen auf seinen Schattenthron; die Häuptlinge der Usbeken waren im Besitze der Macht und vollzogen alle Staatsgeschäfte im Namen des Chan. Wenn irgend eine wichtige Angelegenheit in dem Rathe dieser Häuptlinge besprochen wurde, so begaben sie sich in aller Form nach dem Palast des Chans, legten diesem angeblich den Fall vor, und kehrten dann mit dessen Entscheidung zurück. Die Lage dieses armseligen Chans war übrigens nicht beneidenswerth und mehrere dieser eingesperrten Schattenfürsten hatten zu entfliehen versucht, sie wurden aber jederzeit verfolgt, gefangen und in ihren Kerker zurückgebracht.

Chronik der Reisen.

Reisen im nördlichen Capland. Von Arbousset und Daumas.

Diese beiden Herren gehören zu der französischen evangelischen Missionsgesellschaft, und haben die Geschichte ihrer Missionsarbeiten, insofern die Ausbreitung ihrer blühenden Missionsanstalten weiter nach Norden dabei in Betracht kommt, zu Paris in Einem Bande herausgegeben. Die Reise, von welcher speciell die Rede ist, wurde im Jahre 1838 in den Monaten März, April und Mai gemacht. Ihr Ausgangspunkt ist die Station Morija, welches unter 29° 38' S. B. und 26° 12' O. L. von Paris in einer Ebene liegt, etwas nordwestlich von einem Berge gleichen Namens und zwischen zwei Flüssen, die dem Caledon zuströmen. Die Missionäre machten sich auf den Weg, versehen mit allem Nöthigen zur Reise in wilden, unbekannten Ländern, die von wenn auch nicht gerade feindseligen, doch zweifelhaften Völkern bewohnt waren, von denen einige noch Menschenfresser sind. Sie befanden sich im Lande der Bassutos, zogen gegen Norden über den Caledon, und besuchten die wesleyanischen Missionen von Platberg, wo Bastarden oder Mestizen, d. h. Nachkommen von Holländern und Hottentottinnen, wohnen.

Die Missionäre waren anfangs zwischen zwei sehr nahen Bergketten fortgezogen, die sich indeß gegen Norden erweiterten, so daß das Land offener wurde; zugleich nahm aber auch der Waldwuchs ab, und der Boden wurde minder schwarz und sandiger. Auf der Station Umpukani oder Hollolan übersieht das Auge eine Strecke von 40 Lieues und wird nur durch die zahlreichen Pics der Malutis oder blauen Berge aufgehalten. Umpukani ist von Betschuanas und Corannas bewohnt; diese sind den übrigen Hottentotten zwar an Größe und Körperkraft überlegen, stehen aber in ihrem moralischen Charakter tief unter ihnen. Sie leben in stetem Kriege mit ihren Nachbarn, sind aber mehr auf Plünderung als auf Kampf bedacht. Seit sie aus dem Westen an die Ufer des Gariep kamen, hat kein benachbarter Stamm einen Augenblick Ruhe genossen. Sie sind auch sehr träge, alle Arbeit bei ihnen geschieht durch die Frauen und durch die Betschuana-Diener, die niemals bezahlt werden. Dieser Stamm setzte den Eifer der Missionäre auf die härteste Probe.

Merabing liegt in dem Gebiet der Betschuana-Mantäti, die ehemals den Namen Batlapis führten, und aus Achtung für ihre Königin, die Wittwe Mokotschos, den Namen Mantäti annahmen. Diese, etwa 14,000 an der Zahl, sind über einen Raum von 14 Quadratlieues verbreitet; gleich den Bassutos, deren Sprache sie sprechen, und von denen sie sich nur wenig unterscheiden, bewohnen sie hauptsächlich die Berge, wo sie mehr in Sicherheit sind. Vor etwa 40 Jahren kamen sie allem Anschein nach von der Delagoa-Bay her. Die Herrschaft ihres Häuptlings erstreckte sich auch über 2 oder 3000 Matabeles, einen Stamm geflüchteter Zulas. Die Marimo-Betschuanas, ehemals Cannibalen, galten als ein Theil der Mantäti, obwohl sie zu Stämmen gehören, die seit längerer Zeit im Lande ansässig sind. Ihr jetziger Häuptling, der zu Lepitung residirt, hat den Beinamen Mokuenaniana oder das kleine Krokodil; die Bassutos behaupten, er habe den Großvater ihres jetzigen Königs verzehrt.

Die Mantäti sind minder indolent und nachlässig, als die meisten benachbarten Völker; sie leben in einem gesunden, von langer, unmäßiger Hitze freien Klima, dessen Kälte manchmal ziemlich streng ist; gestachelt durch die Nothwendigkeit, sich gegen den Hunger zu schützen, und stets auf der Hut vor ihren Feinden, haben sie eine gewisse Ueberlegenheit über die umwohnenden Stämme erlangt, und sind, wenigstens was den Ackerbau betrifft, so weit vorgeschritten als die Bassutos. Hirse oder Sorgho ist die Hauptnahrung der Kaffern und Betschuanas, und der Bau dieser Pflanze beschäftigt sie drei Viertheile des Jahres hindurch, denn sie verlangt besondere Pflege. Wie die Betschuanas, essen die Mantäti das Korn in Wasser oder in Milch gekocht, oder in Form eines groben Brodes, das sie Bogobe nennen.

Am 20 März machten die Missionäre sich nach den blauen Bergen auf den Weg, wohin noch kein Europäer vorgedrungen war, wandten sich zuerst südlich und zogen durch ein Hügelland zwischen Schluchten und Erdspalten hin, wie sie der Boden in der Nähe der Berge immer zeigt. Kuening, ist erster Haltplatz, war ehemals von Betschuana-Bakuenas bewohnt, die Umgegend ist mit Trümmern verlassener Kraals bedeckt, und überall sieht man Menschenknochen, zerbrochene Thongefäße und ähnliche Gegenstände. Dreizehn Lieues weiter gegen Norden erreichten sie Makossane, eine von dem Bruder des Häuptlings der Merabing regierte Stadt. Am Fuße des Plateau's fließt der Tlotsé, den man als die zweite Quelle des Caledon ansehen kann.

Von Makossane nach Buta-Bote ist ein schwieriger Weg durch hohe Thäler und Schluchten. In dieser Gegend wohnten ehemals die Bassutos, deren zerstörte Wohnungen man noch jetzt sieht. Das Platina ist sehr gewöhnlich in diesem Lande, und die Missionäre sammelten kleine Bruchstücke davon, die sie nach Paris sandten. Die Betschuanas zerreiben dieß Metall zwischen zwei sehr harten Sandsteinen, mischen Kohlenstaub und Fett darunter und reiben sich die Haare damit ein. Das kleine Dorf Intluana-Schuana, wo die Betschuana das Platina gewinnen, ist in der Höhlung eines unermeßlichen Felsens erbaut, der in der Ferne einem großen Hause gleicht. Diese Betschuanas waren ehemals Cannibalen, sie flohen bei dem Anblick der Reisenden und trieben ihre Schaf- und Ziegenheerden fort; beruhigt durch die freundschaftlichen Zusicherungen der Missionäre kamen sie endlich zurück und brachten ihre in Wasser gesottenen Pferdekürbisse zum Essen. „Da sie uns aber nicht beherbergen konnten, sagt Arbousset, so brachten wir die Nacht unter freiem Himmel am Fuße des Felsen zu, und als Erkenntlichkeit für ihre Gastfreundschaft verkündeten wir ihnen das Evangelium."

(Fortsetzung folgt.)

Englisches Urtheil über Ponsards Lucretia. Das Athenäum vom 19 Aug. enthält eine Kritik über dieß vielbesprochene Trauerspiel, welche mit den Worten schließt: „Die Stärke des Werks liegt in den wohlgesetzten Reden; denjenigen, welche um solche rhetorische Uebungsstücke sich wenig kümmern, sondern von einer Tragödie mächtige Anregungen und die natürliche Sprache der Leidenschaft verlangen, wird Ponsards Lucretia wenig Vergnügen gewähren; unsere Nachbarn in Frankreich sehen das Drama von einer andern Seite an, und eine kräftige Declamation und glänzende Phrasen lassen sie manches andere vergessen. Darüber sind wir wahrscheinlich incompetente Richter, und wollen gern glauben, daß, was im Odeon so sehr bewundert wurde, weniger Schimmer und mehr ächtes Verdienst haben mag, als fremde Augen entdecken können. Hr. Ponsard ist erst 24 Jahre alt und mag noch mit der Zeit Besseres liefern; inzwischen war sein Triumph glänzend, und so seltsam dieß auch den Engländern vorkommen mag, so ist das Publicum, für das der Dichter schrieb, jedenfalls der einzige Richter, dem er gefallen muß."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1843.

Die Mormonen.

Wir haben in Nr. 18 v. d. J. einige historische Nachrichten über diese seltsame Secte gegeben, und führen nach der Literary Gazette vom 19 August noch einiges weitere darüber an, da seitdem einige Vorfälle die Bedeutung derselben leider vergrößert haben. Diese Nachrichten gründen sich auf das Buch eines Hrn. Caswall, Professors der Theologie zu Kemper im Staate Missouri, und gewinnen ein besonderes Interesse durch die neuliche gewaltsame Befreiung des Mormon-Propheten Joe Smith, welche von dem St. Louis Republican vom 31 Junius folgendermaßen erzählt wird: „Große Aufregung zu Nauvoo! Joe Smith, der Mormon-Prophet, ist zu Ottawa verhaftet und ins Gefängniß gebracht worden. Die Nachricht kam durch das Dampfboot Osprey nach Nauvoo, und alsbald machten sich 200 Reiter der Mormonegion auf, um ihn zu befreien. Das Dampfboot Jowa wurde zu Nauvoo von den Mormonen gemiethet, und führte jetzt 150 bewaffnete Männer den Illinois hinauf nach Ottawa, das etwa 200 Meilen von St. Louis liegt. Wir glauben Joe Smith reiste in den nördlichen Theilen des Staats herum, um dem Verhaftsbefehl, den der Gouverneur des Staats gegen ihn erlassen hatte, zu entgehen; er wurde aber zu Ottawa festgenommen." Das St. Louis Bulletin vom 3 Julius meldet sodann Smiths Befreiung durch seine Anhänger. „Die Mormons führten den falschen Propheten nach Nauvoo, wo sie ihre militärische Stellung verstärken, und erwarten, was die Staatsbehörden thun werden; sie sind jetzt zu stark, als daß ein Lynchrichter etwas gegen sie ausrichten könnte."

Dieß ist, wie man aus dem Datum sieht, das Neueste dieser Geschichte, und man sollte es wirklich für unmöglich halten nach allem was vorgegangen. Daß Menschen sich durch wahnsinnige Glaubensartikel berücken lassen, ist begreiflich, daß aber die Täuschung fortdauern soll, nachdem der Prophet sich als gemeiner Dieb und Betrüger kund gegeben, das gränzt ans Unglaubliche. In der Zeit der Bankwuth in Amerika gründete Smith in Verbindung mit einigen seiner schlauesten Anhänger gleichfalls eine Bank. Man ließ diese ihre Subscriptionen in Scheinen über Grundbesitz zum 5 bis 6fachen des wahren Werths bezahlen, und die wenigsten schossen die Fonds in baarem Geld ein. Der Credit der Bank nahm bald ab, und endlich kam es zum Bruch. Man klagte Smith und seine Genossen der Unfähigkeit, Selbstsucht und Tyrannei an, Smith aber nannte die Widerspänstigen, die sich nicht um ihr Geld betrügen lassen wollten, Abtrünnige, und verglich sie mit der Rotte Korah, Dathan und Abiram. Aber der Abtrünnigen wurden immer mehr, und die ganze Gesellschaft schien einer unvermeidlichen Auflösung entgegenzugehen. Diese trat aber nicht ein; sey es daß Smith, namentlich bei der damaligen allgemeinen Bankverwirrung in den Vereinigten Staaten, sich doch zur Noth herauslügen konnte, oder aus was immer für einem Grunde, kurz er behielt genug Einfluß über seine Anhänger, um eine „neue Offenbarung" zu verkündigen: ein prächtiger Tempel sollte gebaut werden, die Gaben der Gläubigen strömten herbei, Smith aber und seine Genossen vergaßen nicht, aus den eingehenden Geldern sich selbst Häuser zu bauen. Nichts öffnete dem bethörten Volke die Augen, von verschiedenen Seiten strömten die Gläubigen nach dem Hauptquartier des Propheten, denn das frühere Sectenwesen in Amerika und die wahnsinnigen Campmeetings, in denen der religiöse Fanatismus aufs ärgste hinaufgeschraubt wurde, hatten die Massen auf allen möglichen Unsinn vorbereitet. So hatte der Aufstand der Abtrünnigen keine Folge, denn ihre Stellen wurden schnell durch neue Schüler ausgefüllt; nichtsdestoweniger scheint das Spiel in Amerika ziemlich ausgespielt, und etwas besonderes muß geschehen, oder der Mormonismus mit all seinem Trug muß untergehen.

Smith, von Schwierigkeiten aller Art umrungen, sah endlich keine Hülfe mehr, als in schleuniger Flucht. Er verschwand deßhalb in einer Nacht, begleitet von seinen bankerotten Spießgesellen und verfolgt von der Gerechtigkeit. Aber die Jagd der Diener der Gerechtigkeit war ohne Erfolg, denn er hatte einen ganzen Schwarm entschlossener Anhänger hinter sich, welche den Verfolgern den Weg verlegten, und so kam er über die Gränze des Staats, gefolgt von den Flüchen einer großen Zahl Menschen, die er um all das Ihrige gebracht hatte.

Was in neuester Zeit den Verhaftsbefehl gegen ihn veranlaßte, finden wir nicht angegeben, wahrscheinlich aber ist es, daß die gefährlichen Zusammenrottungen von Bewaffneten endlich die Regierung zum Einschreiten vermochten, denn es soll sich unter den nähern Bekannten Smiths eine wahre Assassinenrotte gebildet haben, welche als Grundsatz aufstellte, daß man die Abtrünnigen als Feinde Gottes und der Menschen vernichten müsse.

Merkwürdig ist es, daß zu gleicher Zeit, als Smith in Amerika die unverschämtesten Betrügereien übte, im J. 1837, seine Sendlinge nach England kamen und dort ziemlich bereitwillige Aufnahme fanden, worüber die Litt. Gaz. ohne in nähere Auseinandersetzungen einzugehen, bemerkt, der Fortschritt der Secte in England sey wahrhaft schimpflich.

Yucatan.

1. Geschichtliches.

(Schluß.)

Stephens ist bemüht, seinen Satz, daß die Vorväter der jetzigen Indianer die Städte bauten, deren Ruinen er durchwanderte, möglichst zu erweisen, und gibt nachstehendes als Ergebniß seiner aus der Geschichte geschöpften Ansicht: „Nach den Traditionen, Zeichnungen und mexicanischen Handschriften, die nach der Eroberung verfaßt wurden, waren die Tolteken *) die ersten Bewohner des Landes Anahuac, jetzt unter dem Namen Neuspanien oder Mexico bekannt. Sie wurden ihrer eigenen Geschichte zufolge aus ihrem nördlich von Mexico gelegenen Vaterlande verbannt, und zogen im Jahre 596 unsrer Zeitrechnung südwärts, hielten sich während ihrer Wanderung an verschiedenen Orten auf, und kamen 124 Jahre nach ihrem Auszug in das Thal von Mexico, wo sie die Stadt Tula (Tollan) bauten, nahe an der Stelle des jetzigen Mexico. Ihr Reich dauerte 400 Jahre, während welcher Zeit sie sich stark vermehrten und große, zahlreiche Städte bauten, aber endlich kam schreckliches Unglück über sie. Mehrere Jahre lang fehlte es an Regen, die Luft von todtbringenden Dünsten erfüllt, streckte die Bevölkerung ins Grab, ein großer Theil des Volkes kam durch Hunger und Seuchen um, darunter der letzte König, und im J. 1052 nahm ihr Reich ein Ende. Die elenden Reste der Nation flüchteten theils nach Yucatan, theils nach Guatimala, während nur wenige zurückblieben an den Gräbern ihrer Väter im großen Thale, wo jetzt Mexico liegt. Ein Jahrhundert lang lag Anahuac wüste und entvölkert da. Die Chichimeken folgten der Spur ihrer verödeten Städte, dann kamen die Acolhuaner, die Tlascalteken, und endlich die Azteken, die Unterthanen Montezumas zur Zeit der spanischen Eroberung. Die Geschichte aller dieser Stämme ist dunkel und verwirrt. Die Tolteken, welche für die ältesten gelten, sollen auch die gebildetsten gewesen seyn. Wahrscheinlich waren sie die Begründer des eigenthümlichen Baustyls, den man in Guatimala und Yucatan findet und den alle spätern Bewohner annahmen, und da sie ihren eigenen Jahrbüchern zufolge nicht vor dem Jahre 1052 aus dem Thale von Mexico fortzogen, so können die ältesten von ihnen in den genannten Ländern erbauten Städte nicht über 4 bis 500 Jahre vor der spanischen Eroberung gestanden haben. Dieß gibt ihnen ein verhältnißmäßig sehr junges Alter, viel jünger als das oben erwähnte Maya-Manuscript, und eigentlich noch jünger als ich selbst ihnen beilegen möchte."

Es war eine Zeit in der europäischen Geschichtschreibung, wo man über alle Maßen skeptisch war; so namentlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals läugnete man das ehemalige Daseyn solcher Trümmerstädte gänzlich, weil man sich in Amerika selbst nicht darum kümmerte, und sie auch wirklich nicht kannte. So wurden die Berichte der ältesten spanischen Geschichtschreiber völlig in Zweifel gezogen, obgleich der achtungswerthe Herrera von Yucatan mit deutlichen Worten sagt: „es fanden sich hier so viele und so prächtige steinerne Gebäude, daß es zum Erstaunen war, und das größte Wunder ist, daß die Indianer ohne den Gebrauch von Metall zu kennen, solche Gebäude aufführen konnten, welche Tempel gewesen zu seyn scheinen, denn ihre Privathäuser waren alle von Holz und mit Stroh gedeckt." Und an einer andern Stelle sagt er: „zwanzig Jahre lang herrschte ein solcher Ueberfluß im Lande, und das Volk mehrte sich so stark, daß man sagen konnte, das ganze Land gleiche Einer Stadt." Diese letztere Stelle gibt vielleicht den Schlüssel zu dem viel besprochenen und als Beweis gegen die ehemalige höhere Cultur der Indianer gebrauchten Umstand ihrer jetzigen Entartung. Yucatan ist ein wasserarmes Land, und ohne Wasser kein Anbau möglich; die Anlegung von Brunnen ist kostspielig, und wo deßhalb vermögliche Creolen reichliche Brunnen anlegen, da sammelt sich das Volk und nimmt rasch an Zahl zu. Wir werden später aus den Mittheilungen über die zahlreichen Bauten sehen, daß Anlegung von Brunnen und Cisternen einen Haupttheil derselben ausmachten, und daß diese Wasserbehälter, wie es scheint, unter den Schutz der Götter und der Priesterschaft gestellt waren. Indem nun die Spanier alles thaten, um die Indianer von dem Besuch der alten Bauten abzuhalten und so das Christenthum zu verbreiten, vernichteten sie eben dadurch die großartigen ehemaligen Wasserleitungen, wovon Unfruchtbarkeit und Entvölkerung des Landes die natürliche Folge waren.*) Cogolludo gibt uns den deutlichsten Beweis dieses Sinkens, wenn er erzählt, daß im Jahre 1582, also 40 Jahre nach der Eroberung, alle indianischen Adeligen ihre Wohnungen in der Stadt Mayapan und die Steuerfreiheit in Anspruch nahmen, zu seiner Zeit aber, d. h. ein Jahrhundert später, „war dieser ganze indianische Adel so herunter gekommen, daß selbst die Nachkommen von Tutul Xiu, welcher der König und geborne Herr des Mayalandes war, nichts zu essen hatten, wenn sie

*) Daß dieser Name „Erbauer" bedeutet, haben wir schon öfters erwähnt; dieß schadet aber der historischen Wahrheit nicht.

*) Stephens bemerkt im Laufe seiner Reise wiederholt, daß die Indianer bei den Forschungen in den Ruinen namentlich sich nach den Brunnen umsahen.

nicht durch Handarbeit ihr Unterkommen erwarben." Stephens schließt daraus ganz richtig: „wenn in jener Zeit der Adel sich nicht mehr um seine Ansprüche kümmerte, wenn selbst die Nachkommen des königlichen Hauses nichts zu essen hatten als was sie mit ihrer Händearbeit erwarben, so ist es nicht zu verwundern, daß die jetzigen Indianer nach neun Generationen, ohne geschriebene Sprache, durch 300jährige Knechtschaft niedergedrückt und zu täglicher anstrengender Arbeit genöthigt, um einen kläglichen Unterhalt zu gewinnen, die Geschichte ihrer Väter nicht kennen und sich um die zerstörten Städte in ihrer Nähe nichts kümmern. Und so zerschmettert und niedergebeugt sie jetzt durch die lange Sklaverei seyn mögen, so sind sie doch nicht mehr entartet, als die Nachkommen jener furchtbaren Spanier, die ihr Land angriffen und eroberten. In beiden sind alle Spuren des früheren kriegerischen Geistes ihrer Vorfahren verschwunden. Die Veränderung in den Gesinnungen und Gefühlen ist radical, und erwägt man diesen geistigen Wechsel, so ist der Verlust bloßer mechanischer Kunstfertigkeit vergleichungsweise gering."

Es ist aus der Geschichte der Eroberung Yucatans zur Genüge bekannt, mit welcher Hartnäckigkeit und Entschlossenheit die Bewohner von Yucatan ihr Land und ihre Götter vertheidigten, und es wäre nicht unmöglich, daß sie in Zukunft wieder gleich trotzig und kriegerisch würden, wozu die Indianer Guatimala's bereits den Anfang gemacht haben. In dieser, so wie in historischer und geographischer Beziehung ist es interessant einen Blick auf das Land zu werfen, das zwischen Yucatan und Guatimala liegt, und das bis jetzt noch kein Weißer betreten hat. Dort soll der Sage nach die Indianerstadt liegen, in welcher der alte Götzendienst noch heute fortdauere. Stephens kam auf seiner Reise nicht über den Ort Iturbide (unter 89½° W. L. u. 19° 40 N. B.) hinaus; die bekannten Theile Guatimala's liegen um mindestens drei Grade weiter gegen Süden; der Zwischenraum ist fast gänzlich unbekannt. Aus diesem Landstrich kamen die Indianer, welche hundert Jahre vor der Ankunft der Spanier das Meiste zur Zerstörung der Herrschaft von Mayapan beitrugen. Das Land selbst bis zum See von Peten (zwischen 17 u. 17½ N.° B.) war den Spaniern bis zum J. 1608 gänzlich unbekannt; zwei Franciscaner-Mönche versuchten es damals, die dortigen Indianer zu bekehren; aber umsonst; im J. 1697, also vor noch nicht anderthalb hundert Jahren, wurde ein Kriegszug gegen die Indianer an und im Petensee unternommen und die Stadt auf der Insel erobert; dort fanden sich so viele Tempel und Götterbilder, als hätte das ganze Indianerthum sich vor den Spaniern dahin geflüchtet, was auch um so wahrscheinlicher ist, als Cogolludo und Villagutierrez bestimmt versichern, daß das Volk von Itza — so hieß die Stadt auf der Insel im Peten-See — aus dem Lande Maya stammte, und einst einen Theil des Mayavolks ausgemacht habe. Die im Jahre 1701 zu Madrid gedruckte Erzählung dieses Kriegszugs beweist jedenfalls, daß noch vor weniger als 150 Jahren die Bewohner um Peten völlig unabhängig waren, und ihren alten heidnischen Cultus fortübten. Ist die Frage so unverständig, wenn sie dahin lautet: haben sich diese Indianer, die damals aus der Stadt Itza und der Umgegend flohen, nicht tiefer ins Gebirge gezogen, wohin ihnen kein Spanier gefolgt ist, und ist es darum nicht wahrscheinlich, daß noch jetzt in jenem Lande Indianer hausen, die den alten Göttern anhängen? Stephens bemerkt, daß ihm die Bewohner von Iturbide und der Umgegend sagten, weiterhin gebe es keine Ruinen', aber da eine Menge der Ruinen im Osten den Bewohnern selbst gleichfalls unbekannt waren, so ist dieß gar kein Beweis, daß nicht auch tiefer im Lande gegen Süden sich noch solche finden. Unwahrscheinlich ist es also nicht, daß ein Vordringen in jene bis jetzt unbekannte Gegenden noch mit unbekehrten Indianern in Verbindung bringen kann, deren Sprache und Sitten, ja vielleicht deren Bauten einen Fingerzeig zur Erklärung dessen bieten, was bis jetzt in dem östlichen Theil Yucatans aufgefunden wurde. Der Faden der Geschichte wäre somit nicht unwiederruflich abgerissen.

Obrist Stoddart und Capitän Conolly.

Die öffentlichen Nachrichten haben bekanntlich vor einigen Monaten die Hinrichtung dieser beiden englischen Officiere in Buchara gemeldet, andere aber die Wahrheit des Gerüchts in Zweifel gezogen. Die öffentliche Aufmerksamkeit ist natürlich in England rege, und wünscht über das Schicksal dieser beiden Officiere unterrichtet zu seyn. Ein Hauptmann Groves hat nun in einem Pamphlet den Stand der Sache auseinandergesetzt, und erklärt sich bereit, selbst und zwar auf eigene Kosten nach Buchara zu gehen, um sich über das Schicksal jener Männer Gewißheit zu verschaffen, vorausgesetzt, daß die Regierung ihm gestattet, als beglaubigter Agent der Regierung zu reisen. Die englische Regierung scheint indeß nicht geneigt, sich in diese innerasiatischen Händel zu mischen oder auch nur den Anschein davon zu haben, und bot dem Hauptmann Groves jeden möglichen in ihrer Macht stehenden Beistand an, nur denjenigen, den er einzig verlangte, nämlich als beglaubigter Agent der englischen Regierung zu reisen, lehnte sie entschieden ab. Hauptmann Groves wendet sich jetzt an das Publicum zu Gunsten des bekannten Missionärs Wolff, der sich anbot nach Buchara zu gehen und Erkundigungen über das Schicksal von Obrist Stoddart und Capitän Conolly einzuziehen, wenn man ihm nur die Reisekosten, nämlich 500 Pfd. St., ersetze. Hauptmann Groves spricht sich in seinem Pamphlet sehr heftig gegen die Regierung aus, welche er der Gleichgültigkeit gegen das Loos der beiden Officiere anklagt, die doch auf einer diplomatischen Mission in Buchara begriffen gewesen wären.

Chronik der Reisen.

Reisen im nördlichen Capland.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden zogen sodann ostwärts, und fanden im Hintergrunde eines Thales eine Eisenmine, die leicht zu bearbeiten wäre. Bald darauf näherten sie sich der Wohnung der Marimos oder menschenfressenden Betschuanas; der Anblick dieser schwarzen Menschen, sagt Arbousset, deren blutdürstige Gewohnheiten wir kannten, war nicht

geeignet uns zu beruhigen, ihre durchdringenden wilden Augen, ihr scharfes Geschrei, als sie unserer ansichtig wurden, das darauf folgende finstere Schweigen, die Keulen, die Aexte, die Sagaien, mit denen sie bewaffnet waren, flößten Schrecken ein. Unser Führer rief ihnen zu, der Weiße sey ein Freund Moschische's. Der Name dieses gefürchteten Häuptlings war für die Missionäre eine mächtige Empfehlung. Arbousset redete sie an, um sie in den Wahrheiten des Evangeliums zu unterrichten, der Vorschlag, eine Mission bei ihnen zu errichten, wurde auch sehr freudig aufgenommen, und Arbousset glaubte, sie würde Erfolg haben. Das Land, das sie bewohnen, ist gesund, fruchtbar und wohl bewässert.

Der Stamm dieser Marimos besteht aus höchstens 4000 Menschen und lebt in zwölf Dörfern. Sie waren ehemals Nomaden und flößten den Reisenden gegründete Furcht ein. Seit etwa 12 Jahren haben sich ihre Sitten gemildert, sie fangen an das Brod zu bauen, Vieh zu züchten und Verbindungen mit ihren Nachbarn einzugehen. Nur noch insgeheim speisen sie Menschenfleisch. Der Stamm war ehemals reich und mächtig, und man kannte ihn unter dem Namen Basukinz; sie wurden aber aus ihren Wohnungen nördlich von ihrem jetzigen Aufenthaltsort vertrieben, die gänzliche Entblößung von allem Nothwendigen machte sie zu Räubern und Menschenfressern, und endlich gewannen sie Geschmack an dieser abscheulichen Nahrung. Sie sollen in Ermangelung anderer Opfer ihre Weiber und Kinder essen, die sie untereinander austauschen. Arbousset theilt den Todtengesang mit, den sie im Anfang ihrer blutigen Opfer anstimmen.

Zwei oder drei Lieues südlich von Kuening, längs der Kette der Malutis oder blauen Berge, leben die Makatlas, ein anderer Cannibalenstamm. Sie sind Unterthanen von Moschesch, der ihnen die Aufsicht über seine Heerden anvertraut hat unter der Bedingung, daß sie das Land bauen und nicht mehr seine andern Unterthanen auffressen.

Nicht ohne viele Mühe entdeckten die Reisenden einen Pfad, der sie durch das Labyrinth der Berge, in das sie sich verwickelt hatten, hindurchführte. Nachdem sie einige Zeit am südlichen oder linken Caledon-Ufer hingezogen waren, kamen sie zwei Lieues von dem Gipfel der Kette an den Namagari, der nach Norden fließt. Auch hier sind Trümmer von Wohnungen, aber wahrscheinlich werden die Bassutos zurückkommen, denn das Land ist fruchtbar und gut bewässert. Allerdings ist das Klima streng und das Holz selten, aber diese Nachtheile werden das Volk in seinen Niederlassungsplanen nicht aufhalten, denn die Höhe des Landes ist eine Sicherheit weiter für sie.

Etwas weiter hin, zu Intlnana-Schuana, trennten sich die Missionäre von dem Führer, der sie von Merabing her begleitet hatte, bestiegen ihre zwei besten Pferde und schlugen, bloß von ihrem gewöhnlichen Diener begleitet, statt der nordöstlichen eine ganz östliche Richtung ein, um tiefer in die Malutiberge einzudringen, welcher Ausdruck bei den Einheimischen „spitzige Gipfel" bedeutet. Diese Form herrscht vor, was der sonst gewöhnlichen Erscheinung von tafelförmigen Bergen in Südafrika ganz entgegen ist. Das Land, das man durchwandert, ehe man zu den von den Geographen sogenannten Ketten zweiten Ranges gelangt, ist wellenförmig und steigt allmählich an; die Abhänge der Hügel sind fruchtbar und die Thäler mit dem glänzendsten Grün bedeckt. Diese Hochthäler sind in allen Richtungen von bald einzeln stehenden, bald in kleinen Gruppen vereinigten Höhen durchschnitten, die gewöhnlich unbedeutend sind, sanft abfallen und oben in eine tafelförmige Fläche ausgehen. Einige besondere Kennzeichen dieses Alluvialbodens deuten die Existenz von Eisenminen an. Das hohe Gras dieser Thäler hegt und nährt eine Menge wilder Thiere aus dem Antilopengeschlecht, die sich hier vervielfältigen, ohne jemals auszuwandern, obwohl sie den Fallstricken der Menschen und den täglichen Angriffen der Löwen, Hyänen und Panther ausgesetzt sind. Die Gebüsche gewähren zahllosen Vogelschaaren einen Aufenthalt, während diejenigen, welche vom Raube leben, in den höhern Lüften kreisen.

Das Klima dieser Thäler ist gesund, obgleich die Luft an einigen Orten schwach und selbst kalt ist, Wasser ist in Fülle vorhanden und klar, salzige und Mineralquellen dagegen selten. Dieß Land, dessen Anblick Hrn. Arbousset wiederholt an die Cevennen mahnte, hat eine viel geringere Bevölkerung, als es nähren könnte. Die Betschuanenhorden, die es nacheinander einnahmen, haben unaufhörlich einen Vertilgungskrieg gegeneinander geführt. Kaum findet man noch schwache Reste derselben, und die zerstörten oder verlassenen Kraals sind weit zahlreicher als diejenigen, welche ihre Bewohner bewahrt haben. Vom Mokoto bis zum Oranjefluß (Gariep), d. h. auf einer Strecke von drei Längengraden, zählt man auf der Westseite der Malutis kaum 45,000 Menschen. Die mittlere Region der Kette, in welche man nach Durchwanderung der Hochthäler tritt, zeigt einen verschiedenen Charakter. Die Felsen erscheinen in nahen Gruppen, lang fortlaufend, mit starken fast unzugänglichen Abhängen. Auf diesen Höhen findet man die schönsten Sandsteine, Kiesel, Krystalle und einige Anzeichen von Marmorgängen. Die Temperatur sinkt, und die Vegetation, wenn gleich noch schön, ist minder kräftig. In der höhern Region besteht der Grund der Thäler aus Granit, aber die Spitzen der Berge bestehen aus einem körnigen, groben, brüchigen Sandstein von schmutzig grauer Farbe, was dazu beitrug, den Bergen den Namen „blaue Berge" zu geben; obgleich derselbe speciell dem nördlichen Theil zukommt und minder allgemein ist, als der der weißen Berge, so hat er sich doch auf der Karte erhalten. In diesem Theil der Kette sind die Sandsteinschichten weit stärker geneigt, als in den Thälern am Fuße des Berges, und manchmal sind sie beinahe vertical. Man findet hier nicht mehr diese ausgebrochenen Steine, diese Trümmer, welche die Seiten der Hochthäler decken, man sieht nur eine Masse übereinander gehäufter oder aneinander geschlossener Ketten, die von einem starken, bittern, harten, ein bis zwei Fuß hohen Grase und hie und da einigen Büschen bedeckt sind. Im südlichen Theil ist die Vegetation mannichfaltiger. Der Ostabhang der Malutis zeigt eine Menge Terrassen, die sich allmählich bis ans Ufer des indischen Meeres senken.

(Fortsetzung folgt.)

Der neunte Bericht der Commissäre für Nationalerziehung in Irland ist erschienen, und man ersieht aus demselben, daß die Zahl der Nationalschulen in Irland seit dem Jahre 1841 von 2337 auf 2721 gestiegen ist, so wie die Zahl der Schüler von 281,849 auf 329,792. Die Commissäre blieben standhaft den Grundsätzen treu, von denen sie ausgegangen sind (nämlich allen Proselytismus zu vermeiden und nur allgemeines Christenthum vorbehaltlich spätern speciellen Unterrichts lehren zu lassen). Diese Grundsätze werden auch in dem genannten Bericht umständlich vertheidigt gegen die Anfeindungen der (von der Hochkirche gestifteten) Church Education Society. (Athenäum vom 19 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 September 1843.

Skizzen aus Syrien.

Die syrische Wüste.

Nachdem ich mir Damascus, seine gefeierten Gärten, Quellen und Blumenauen, die von jeher ein Lieblingsthema arabischer Poeten waren, genugsam betrachtet hatte, machte ich in Gesellschaft eines in Geschäften reisenden Kaufmanns, bei dem ich während meines Aufenthalts in Damascus gewohnt hatte, einen Ausflug in die syrische Wüste, um die daselbst hausenden Beduinenstämme näher kennen zu lernen. Vier deutsche Meilen von Damascus beginnt die Provinz Dscholan, welche sich gegen drei Tagereisen in südöstlicher Richtung ausbreitet. Ihre Breite beträgt etwa fünf deutsche Meilen. Der Pascha von Damascus beauftragt einen Beamten die Abgaben von den Landleuten und den Tribut von den Arabern einzusammeln. Dieser Beamte heißt Hakim ed Dscholan, und sein Geschäft ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Vier schöne Beduinenstämme, bei welchen sich die alten guten Sitten in ihrer Reinheit erhalten haben, lagern in der Ebene von Dscholan; es sind die alten Stämme der Diabim, Nahalim, Wussim und Menadrim. Die letztgenannten wohnen an den Ufern des Wadi Sakar, eines Flusses, welcher aus Hauran kommt und gegen das todte Meer hin seinen Namen in Scheriat el Manhur verändert. Einige dieser Araber führen kein Nomadenleben, wohnen aber doch fortwährend in Zelten; an den Ufern des Flusses haben sie Obstgärten angelegt, deren Ertrag von den wandernden Krämern gekauft und in der Landschaft Hauran von ihnen wieder verkauft wird.

Die Araber auf den Bergen von Dschebel Heisch besitzen etwa 300 Zelte; sie versorgen Damascus mit Milch, Schöpsenfleisch und Holzkohlen, zu welchen letztern sie den Reichthum an Eichen auf dem Gebirge benutzen. Der Stamm der Nahalim wie die vom alten Stamme Fadhel zahlen dem Pascha von Damascus regelmäßig ihren Tribut, weil sie mit der Stadt und deren Umgebungen in beständiger Geschäftsverbindung stehen. Manche bauen auch das Feld in verschiedenen Theilen des Gebirges, andere sind Nomaden; sie haben wenige Pferde, aber große Schafheerden, mit welchen sie einen ziemlich ausgebreiteten Handel treiben. Der Kaufmann, mein Freund, versicherte mich, daß sich die vom Stamme Fadhel unter allen Arabern am besten auf die Schafzucht verstanden. Während ihres Sommeraufenthalts in der Landschaft Baka machen sie auch Geschäfte mit den Drusen und andern Bewohnern des Libanon.

Viele Leute vom Wussistamme bauen Reis und Durra im Gebirge, leben aber in Zelten und verändern ihren Aufenthalt nach jeder Ernte; sie haben Kamele, Schafe und Kühe und stehen mit der Regierung von Damascus gleichfalls in befreundeten Verhältnissen. Die am See Hule (Samachonitis) wohnenden Wussim ziehen auch treffliche Büffel. Die Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung dieses Stammes, welcher in zwei Unterabtheilungen zerfällt: Hamasim und Bakarim. Sie sprechen ein unvermischtes, ganz reines Arabisch.

Die vom Stamme Szokhuri ziehen in Dscholan und Hauran herum; sie zahlen dem Pascha keinen Tribut und sagen von sich mit Stolz: wir sind keine unterworfenen Araber. Die Soldaten des Pascha fürchten sich vor ihnen, denn sie sind verwegen und scheuen keine Gefahr; sie sind weit und breit berühmt wegen ihrer Tapferkeit; die Pilgerkarawane von Damascus pflegt sich mit ihnen zu verständigen und abzufinden, um nicht beunruhigt und geplündert zu werden. Die Männer dieses kriegerischen Stammes haben breite Gesichtszüge und dicke Bärte; sie sind die Abkömmlinge eines Stammes, welcher sehr berühmt ist in der Geschichte der Beduinen. Sie sind fast beständig im Kriege mit dem großen Stamm der Anneßi, welche im Sommer ihren Aufenthaltsorten nahe kommen; sie stellen 600 Reiter ins Feld. Von ihrem Emir Ben Zeidan, an welchen mein Freund ein empfehlendes Schreiben hatte von einem andern Häuptling der Steppe, wurden wir wohlwollend aufgenommen und in seinem Zelte gastlich bewirthet. Ben Zeidan ist ein Mann von 58 Jahren und hat zehn Söhne und sieben Töchter; die edlen Gesichtszüge, die funkelnden Augen, die kühn geschweifte Nase, der lange, kohlschwarze Bart erhoben ihn in die lichte Reihe jener imposanten Gestalten, die man nie vergißt. Er ist in jeder Hinsicht das Muster eines arabischen Emirs.

Vor zwei Jahrhunderten waren die Beduinen vom Stamm Serdan, dessen Gründer in Mesopotamien hausten, Herren der ganzen Landschaft Hauran. Aber der Stamm Serdi trieb sie in die Wüste, wo sie lange Zeit sammt ihren Heerden eine kümmerliche Existenz hatten. Durch ihr Bündniß mit dem einflußreichen Stamme der Szokhuri gelangten sie wieder zu einigem Ansehen und ihre Macht besteht dermalen in etwa 400 Reitern. Man wirft ihnen vor, daß sie bloß äußerlich die Fasten des Ramadan beobachteten. Ihre Frauen sind berühmt wegen ihres schönen Wuchses und wegen ihrer Anmuth. Die kriegerischen Männer erheben Tribut von den Karawanen aus Bagdad und Basra.

Die Beduinen von Dschebel Belka umfassen über 40 kleine Stämme, die in circa 5000 Zelten hausen. Ihr oberster Scheich zahlt an den Pascha von Damascus einen jährlichen Tribut von 1000 Schafen; sein Gehorsam ist indessen sehr precär. Diese Araber schlagen ihre Lager bis nach Kerak an dem südöstlichen Ende des todten Meeres auf; sie verkaufen Vieh nach Jerusalem, woselbst man sie häufig sieht; manche haben sich dem Landbau gewidmet, wohnen aber doch fortwährend in Zelten.

Wendet man sich von den Belkabergen (Dschebel Belka) nach Westen, so findet man in den Ebenen am todten Meere und dem See Tabaria viele beträchtliche Stämme, welche unter dem Namen Araber des Gur zusammengefaßt werden (alter Marschboden heißt nämlich Gur); sie werden nach ihren Aufenthaltsorten in vier Classen getheilt. Unter den Gur-Arabern von Jerusalem werden diejenigen verstanden, welche zwischen dem todten Meer und Jerusalem sich aufhalten. Der Hauptstamm derselben führt den Namen Mesudi und der Scheich desselben heißt Emir el Kods.*) Sie erheben beträchtlichen Tribut von den christlichen Pilgern, welche nach Jericho und nach dem todten Meer wallfahrten. Viele von den Gur-Arabern bauen den Boden und ziehen Büffel, verkaufen ihr Vieh auf dem Markt in Jerusalem und bezahlen Tribut an den Hakim der heiligen Stadt.

Kehren wir aus dem Westen nach den südlichern Theilen des todten Meeres zurück, so finden wir einen arabischen Stamm bei Hebron, welches die Eingebornen Kalil heißen. Bei dem Dorfe Kerak am südöstlichen Ende des todten Meeres erhebt sich der Berg Nebo, von dessen Gipfel Moses das gelobte Land übersah; auf dem Berge erblickt man ein verfallenes Castell, welches aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren soll. Die Bewohner von Kerak, etwa 600 Christen und eben so viele Türken, sind eine Art Nomaden, welche ihre Häuser im Sommer verlassen und mit ihren Familien und ihrem Vieh umherziehen, um Weide und Wasser zu suchen. Die Türken von Kerak waren eifrige Bekenner des Wahabiglaubens und die Christen zahlten einen jährlichen Tribut an die Regierung der Wahabiten, dieser Puritaner des Islam. Die Beduinen dieser Gegend können ungefähr 500 Reiter ins Feld stellen; sie verlegen sich auf die Kamelzucht, haben auch an vielen Stellen mit unverkennbarem Fleiße die Steppe cultivirt. Sie treiben Landbau in dem Thale des Wadi Hassa, eines Flusses, welcher sich ins todte Meer ergießt.

*) Das heißt der Emir der heiligen Stadt (Kods), wie Jerusalem jetzt gewöhnlich genannt wird. A. d. R.

Der Stamm der Hoeidabeduinen in der syrischen Landschaft Akaba kann gegen 300 Reiter stellen, auch eine große Menge bewaffneter Kameltreiber. Diese Araber stehen in beständigem Verkehr mit Cairo. Eine Karawane von mehr als 4000 Kamelen dieser Araber geht jährlich nach Cairo, um Weizen, Gerste und Kleidungsstücke zu kaufen, auch nach Hauran und nach Gaza reisen sie, um Kamele zu verkaufen.

Inmitten der östlichen Wüste, 28 Tagereisen von Damascus in der Richtung von Darajeh, der ehemaligen Hauptstadt der Wahabiten, liegt eine Gebirgskette, Dschebel Schammar genannt, wo der mächtige Beduinenstamm Beni Schammar wohnt. Die Araber dieses Stammes sind Todfeinde der Anneſi und machen des Plünderns halber sehr häufig Expeditionen nach Hauran.

Aechte Beduinen sind die Anneſi, welche Nomaden sind in der strengsten Bedeutung des Wortes, denn sie bleiben fast das ganze Jahr hindurch in beständiger Bewegung. Ihre Sommerquartiere sind an den Gränzen Syriens und im Winter ziehen sie sich in das Innere der Wüste oder gegen den Euphrat hin. Im Sommer lagern sie an den schönen Bächen und Quellen der syrischen Steppe, aber selten bleiben sie über drei oder vier Tage an derselben Stelle. Sobald ihr Vieh das Gras in der Nähe eines Wasserplatzes aufgezehrt hat, sucht der Stamm andere Weide, und das wiederum wachsende Gras dient einem spätern Lager zur Weide. Die Lager variiren hinsichtlich der Zahl der Zelte von 10 bis zu 800; sind der Zelte nur wenige, so werden sie in einem Kreis aufgeschlagen, was bei den Beduinen Dowar heißt: eine beträchtlichere Menge wird in einer geraden Linie oder in einer einzigen Reihe aufgeschlagen, besonders längs eines Baches; manchmal werden auch drei oder vier Zelte hinter einander aufgeschlagen, solche Lager heißen in der arabischen Sprache Nezel. Im Winter, wenn es weder an Wasser noch an Weide fehlt, ist die Lagerungsart verschieden. Der ganze Stamm breitet sich alsdann über die Ebene aus in einzelnen Abtheilungen von drei oder vier Zelten mit einem Zwischenraum von einer halben Stunde zwischen je zwei Abtheilungen. Bei dem Dowar wie bei dem Nezel liegt das Zelt des Scheichs oder des Häuptlings immer an der westlichen Seite, denn von Westen her erwarten die syrischen Beduinen ihre Feinde wie ihre Gäste. Die ersteren zu bekämpfen und letztere zu ehren ist die erste Pflicht des Scheichs, und da ein Gast am ersten Zelt abzusteigen pflegt, welches sich ihm im Lager darbietet, so muß das Zelt des Häuptlings auf derjenigen Seite seyn, von welcher her die meisten Fremden eintreffen; es ist sogar schimpflich für einen reichen Mann, sein Zelt auf der östlichen Seite aufzuschlagen.

Jeder Hausvater steckt seine Lanze an der Seite seines Zeltes in die Erde und vor dem Zelte bindet er seine Stute an; hier schlafen auch des Nachts die Kamele; Schafe und

Ziegen bleiben Tag und Nacht unter der Obhut eines Hirten, der sie jeden Abend nach Hause treibt.

Als ich von Tadmor nach Damascus zurückkehrte, begegnete ich an demselben Tage zwei starken Beduinenlagern, welche sich langsam über die sandige Ebene bewegten, um Wasser und Weide zu suchen. Sie marschirten in folgender Ordnung: voran sechs Reiter, um zu recognosciren; diese Abtheilung wird Sulf genannt und pflegt eine Stunde oder eine Meile dem Lager vorauszueilen, um zu sehen wie es aussieht, ob Feinde im Hinterhalt sind oder nicht. Die Hauptmasse nahm eine Linie von wenigstens einer Meile in der Fronte ein; zuerst kamen Bewaffnete auf Pferden und Kamelen, dann kamen die weiblichen Kamele mit ihren Jungen und grasten in weiten Reihen während ihres Marsches, hinter ihnen kamen die mit den Zelten und Vorräthen beladenen Kamele und zuletzt kamen die Frauen und Kinder auf Kamelen mit Sätteln von der Gestalt einer Wiege und mit Vorhängen versehen, um sie vor der Sonne zu schützen. Die Männer ritten seitwärts und unter dem Reisezug herum, die meisten vor der Linie; manche führten noch Pferde am Zügel. In beiden Lagern waren über 4000 Kamele und der ganze große Zug gewährte einen imposanten, pittoresken Anblick — ein ächtes Bild des Orients. Von allen Beduinen sah ich keinen einzigen zu Fuß, außer einigen Hirten, welche die Schafe und Ziegen etwa eine Stunde hinter dem Hauptcorps nachtrieben. Auf dem Marsche ist der Collectivname für die Kamele eines Zeltes Medhur. Ein fliegendes Lager bewaffneter Araber, die auf einem Kriegszuge begriffen sind und entweder auf Pferden oder auf Kamelen reiten, nennen sie Gazu.

In zwei Theile wird das Beduinenzelt getheilt. Die Abtheilung der Männer liegt, wenn man in das Zelt eintritt, links, die der Frauen rechts. Diese Abtheilungen sind von einander geschieden durch einen weißen wollenen Teppich, Sahe genannt. Diese Teppiche werden in Damascus verfertigt; wenn in den wollenen Stoff Figuren oder Blumen gewebt sind, so heißt er Markum. In der Abtheilung der Männer ist der Boden in der Regel mit einem guten Teppich aus Persien oder Bagdad bedeckt. Die Weizensäcke und die Kameltaschen werden um den Mittelpfahl herum aufgeschichtet, und diese Pyramide, welche oft bis beinahe an die Decke des Zeltes reicht, heißt Nedschud. Die Packsättel der Kamele, auf welchen die Scheichs oder die Gäste ruhen, liegen am Nedschud oder weiter hinten im Zelte. Die Abtheilung der Frauen ist die eigentliche Polterkammer des Zeltes und in derselben befinden sich auch die Kochgeräthe, die Butternäpfe, die Wasserschläuche. Die Zelte der Anneſi sind immer aus schwarzem Ziegenhaar verfertigt, unter den Arabern in Hauran sah ich mehrere Zelte mit einem weiß- und schwarzgestreiften Stoff aus Ziegenhaaren bedeckt.

Der reichste Anneſi hat nie mehr als ein Zelt, er müßte denn ein Weib haben, welches er nicht zu verstoßen wünscht und das doch mit seinem andern Weibe nicht einig leben kann. Alsdann schlägt er ein kleineres Zelt neben seinem eigenen auf; dieser Fall kann auch eintreten, wenn der Araber seines verheuratheten Sohnes oder seines verstorbenen Bruders Familie mit unter sein Dach nimmt. Findet er das Zelt für alle Bewohner zu klein, so schlägt er ein Seitenzelt für sie neben seinem eigenen auf.

Im Sommer tragen die Beduinen ein grobes, baumwollenes Hemd, und die Reichen über demselben den Kombar oder ein langes Gewand von Seide oder baumwollenem Stoff, wie er in den türkischen Städten getragen wird. Die meisten Beduinen tragen indessen keinen Kombar, sondern über dem Hemd einen wollenen Mantel. Es gibt verschiedene Sorten von Mänteln: eine Sorte ist sehr dünn, leicht, aus weißer Wolle verfertigt, der Stoff wird in Bagdad fabricirt und heißt Mesump; eine gröbere und schwerere Art, welche weiß und braun gestreift ist und über dem Mesump getragen wird, heißt Abba; die von Bagdad sind am meisten geschätzt. Bei einigen Scheichs bemerkte ich schwarze Mäntel und manchmal waren dieselben mit Gold durchwebt und kostete ein solcher Häuptlingsmantel gegen 12 Louisd'or.

Die Anneſi gehen und reiten gewöhnlich barfuß, selbst die Reichsten von ihnen, obschon sie auf gelbe Stiefeln und rothe Schuhe großen Werth legen. Alle Beduinen tragen statt der rothen, türkischen Kappe einen Turban oder ein viereckiges, baumwollenes Kopftuch; den Turban, Kaffi genannt, schlagen sie um den Kopf herum, so daß ein Zipfel nach hinten fällt und zwei andere über die Vorderseite der Schultern herabhangen. Mit diesen beiden Zipfeln bedecken sie ihr Antlitz zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, heißen Wind oder Regen, oder auch um nicht erkannt zu seyn. Ueber dem gelben oder grünen Kaffi binden die Anneſi-Beduinen eine Schnur um den Kopf; diese Schnur ist aus Kamelshaaren verfertigt und heißt Akal. Einige reiche Scheichs tragen Shawls um den Kopf, die in Bagdad oder Damascus verfertigt und roth und weiß gestreift sind. Sie bedienen sich zuweilen auch rother Kappen, Tarbusch genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Unternehmung nach Lycien.

Wir haben in Nr. 239 der Klage des Athenäums erwähnt, daß die englische Regierung mit der Unternehmung nach Lycien allzu sehr säume, und daß wohl die Franzosen ihr zuvor kommen würden. Jetzt aber enthält das Athenäum (vom 19 August) eine bestimmte Nachricht, daß die Unternehmung unter der Aufsicht von Fellows wirklich im Gange sey, und zwar in einem sehr großen Maaßstabe. Sie soll im October aus Malta abgehen und aus hundert Personen, Ingenieuren, Zimmerleuten, Maurern u. s. w., nebst einem Architekten und einem Künstler, bestehen. Das Dampfboot Medea ist zur Verfügung von Hrn. Fellows gestellt, der das Ganze leitet. Die Expedition wird während der gesunden Jahrszeit ankommen, und nicht, wie es bei der Abholung der xanthischen Marmortafeln der Fall war, zu einer Zeit, wo das Klima unerträglich ist und selbst die Eingeborenen die Ufer des Xanthus verlassen. Lord Aberdeen und Sir Stratford Canning haben inzwischen

alle diplomatischen Schritte gethan, welche das Unternehmen fördern können, und wahrscheinlich wird alles, was am Xanthus des Fortschaffens werth ist, sich bald im brittischen Museum befinden.

Chronik der Reisen.

Reisen im nördlichen Capland.

(Fortsetzung.)

Vom Mai bis zum August ist der Gipfel der Malutis mit Schnee bedeckt, von Anfang Octobers bis Ende März ist er von Regen überströmt, und während der zwei folgenden Monate heftigen Winden und furchtbaren Wetterwirbeln ausgesetzt, die ihn unbewohnbar machen. Im Winter ist die Temperatur so streng, daß das Vieh und selbst die Hirten schon vor Kälte umgekommen sind. In Morija hat man alle Jahre ein wenig Schnee; das Wasser gefriert drei bis vier Linien dick, in der Umgegend aber drei bis vier Zoll. Der Regen fällt in Strömen, und der Hagel ist manchmal so groß, daß die Schafe auf dem Felde erschlagen werden. Arbousset erzählt: „oft waren in wenigen Minuten alle Fenster unserer Wohnung zerschlagen, und manchmal machten Hagelkörner in den Scheiben nur ein rundes Loch, als hätte eine Gewehrkugel durchgeschlagen.“ Der Ostabhang der Kette hat wegen seiner Neigung gegen das Meer ein milderes Klima und eine mannichfaltigere, kräftigere Vegetation. Indeß findet man auch westlich von dem Kamm prächtige Bäume.

Die beiden Landstriche, der östliche und westliche, sind von zahlreichen Heerden aus dem Antilopengeschlecht bevölkert; ferner findet sich hier der Daman oder Klippendachs (hyrax capensis), dessen Fleisch, so zähe es ist, die Eingebornen sehr lieben, die auch sein Fell zu Kleidungen verwenden. Der Elephant, die Giraffe, der Büffel und das Rhinoceros bewohnen ausschließlich die östliche Gegend. Eine Art Acarus, die ein Naturforscher für die Lausart hält, welche eine der sieben Plagen Aegyptens ausmachte, ist dem östlichen Lande gleichfalls eigenthümlich. Sie plagt Rindvieh und Pferde, auch den Menschen, Hunde und Ratten, und, wie man wissen will, selbst die Schildkröten ausnehmend. Die Boeren nennen dieß lästige Insect die Waldlaus (bosch luis). Sie hängt sich vorzugsweise an geschwächte Körper.

Abgesehen von dem Wunsche, die wilden Stämme in den Malutis zu besuchen und ihnen das Evangelium zu verkünden, wollten die Missionäre auf ihrem kurzen Ausflug auch die Quellen einiger Hauptflüsse Südafrika's kennen lernen. Man wußte schon vor ihnen, daß der Caledon, der Oranjefluß und der Namagari aus den Maluti-Bergen kommen, aber kein europäischer Reisender war noch bis zu den Quellen selbst durchgedrungen; die Missionäre waren so glücklich einige derselben zu entdecken, und haben über andere Nachrichten gesammelt, welche diesen wichtigen Punkt der afrikanischen Geographie völlig aufhellen. Der Caledon, der Oranjefluß, der Namagari und einige andere minder bedeutende Flüsse entspringen am Pofung- (Elenthier-) Berge, so genannt wegen der häufigen Jagden, welche die Eingeborenen hier auf diese Thiere unternehmen; auf der Karte der HH. Arbousset und Daumas ist er mit dem Namen Quellenberg bezeichnet. Er liegt unter 29° B. und 28° O. L. von P. am nördlichen Ende der Malutis, unter denen er einen der höchsten Gipfel bildet. Seine Höhe über dem umliegenden Lande ist 280 Klafter und er kann 12 Lieues im Umkreise haben. Seine Höhe ließ sich nicht genau messen, sie kann aber nicht unter 12,000 englischen Fuß seyn; sein Gipfel ist platt und mit reichem Grün bewachsen.

Auf seiner Ostseite entspringt der Caledon (Mopokare der Eingeborenen). Nahe bei Mebabdig nimmt er den Tlotse auf, welcher gleichfalls auf den Malutis, aber auf der Westseite entspringt. Mehr südlich wird der Caledon durch den Weidenfluß vergrößert. Der Oranjestrom, der bedeutendste Südafrika's, entspringt auf der Südseite des Pofungberges. Seine dunkle Farbe an der Stelle, wo er aus dem Boden hervortritt, hat ihm den Namen Nota untschu, der schwarze Fluß, verschafft. Er fließt 40 Lieues weit in einem Thal der Malutis, das von Nordost gegen Südwest läuft, und nimmt viele kleine Zuflüsse, unter anderm den Makaling (Bambusfluß), auf. Südlich vom 30° B. tritt der Oranjestrom aus seinem engen Thal, wendet sich westlich und dann unmerklich gegen Norden. Dieser Theil seines Laufes, bis zur Einmündung des Caledon, heißt bei den Eingeborenen Sinku. Seine von schönen Bäumen beschatteten Ufer und sein durchsichtiges schönes Wasser contrastiren angenehm mit dem dürren rauhen Anblick der Umgegend. Er ist gleich dem Caledon periodischem Steigen unterworfen, das sich zwischen Ende November und Mitte April drei- oder viermal erneuert. Seine Ufer waren ehemals von Büffeln und Flußpferden besucht, aber die zahlreichen Jagden der Eingeborenen und der Colonisten haben diese Thiere weiter hinauf nach den Quellen verscheucht.

Der Namagari oder Fal, sein bedeutendster Zufluß, kommt, wie er selbst, aus dem Pofung, aber von dessen Nordseite. Er fließt anfangs nördlich, macht dann einen ungeheuren Halbkreis gegen Westen, wendet sich dann nordöstlich und südwestlich und vereinigt sich unter 20° (?) B. mit dem Oranjefluß.*)

Unter den Flüssen, welche auf der Ostseite der Malutis entspringen und nach dem indischen Meere fließen, ist der Letuele, der aus der östlichen Fortsetzung des Pofung entspringt, einer der bedeutendsten; er fließt gegen Nordwest und bildet an seiner Mündung ein Delta. Die Matabeles nennen ihn Molompo = Nokutu, und sagen, er sey so groß wie der Sinku. Er nährt Flußpferde und Krokodile. — Der Monneau fließt dem Letuele parallel in einer Entfernung von 15 bis 20 Lieues gegen Süden und fällt gleichfalls ins indische Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Branntweinverbrauch in Dänemark. Das Fädreland vom 9 August enthält einen Aufsatz, um zu beweisen, daß die Mäßigkeitsgesellschaften in Dänemark noch nicht viel gewirkt haben, und der Beweis ist auch leider vollgültig. Nach Anführung mehrerer statistischer Notizen, die wir hier nicht wiederholen können, bemerkt das Blatt: „man wird sonach unsere Angabe eher zu nieder als zu hoch finden, wenn wir behaupten, daß in Dänemark jährlich 20 Mill. Pott (beinahe so viel Litres) Branntwein verbraucht werden, also 17 Pott auf den Kopf, oder wenn man 350,000 erwachsene Männer über 20 Jahre annimmt, 57 Pott auf jeden. Dieß ist ein ungeheurer Verbrauch, wie sich auch schon daraus ergibt, daß von 1,200,000 Menschen bloß an Consumtionssteuer für Getränke ungefähr eine Million Reichsthaler erhoben wird. Welch schlimme Folgen ein so ungeheurer Verbrauch von Branntwein nothwendig für den physischen und moralischen, für den pecuniären und intellectuellen Zustand des Volkes haben muß, läßt sich leicht ermessen.“

*) Diese Angabe ist augenscheinlich falsch, vielleicht soll es aber „Länge“ statt Breite heißen. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 September 1843.

Die Sultansgräber in Konstantinopel.

(Aus dem russ. Werk: Konstantinopel und die Türken. 2 Thl. 1843.)

In der Türkei besteht oder bestand wenigstens früher die Gewohnheit, daß jeder Sultan für sich und die Glieder seiner Familie ein besonderes Grabmal baute, gewöhnlich neben einer von ihm aufgeführten Moschee; wenn ein Sultan bei seinen Lebzeiten keinen Begräbnißort bestimmte, so begrub man ihn in der Gruft der Vorfahren; freilich hing dabei viel von dem Nachfolger ab. Die Mutter des regierenden Sultans hat gleichfalls das Recht, sich ihre Grabstätte auszusuchen. Wesire wurden manchmal, um sie besonders zu ehren, in kaiserlichen Grüften beigesetzt, aber immer nur in einer Ecke, damit ihr Staub sich nicht mit dem der Nachfolger des Propheten vermische. Aber Kaduns und Odalisken dürfen nicht darin ruhen, sondern haben einen besondern Begräbnißort mitten in der Stadt. Eine Leiche, die in der kaiserlichen Gruft beerdigt wird, läßt man einfach in die für sie ausgegrabene Grube hinab, und wirft Erde darüber, nur nicht unmittelbar auf dieselbe, sondern auf ein steinernes Gewölb, unter dem der Todte ruht wie in einem Sarkophage; zu diesem Gewölbe wird ein Gang gemacht, auf dem man ins Grab hinabgehen und den Zustand der Leiche sehen kann; dazu aber hat nur der regierende Sultan das Recht. Ueber dem Grabe errichtet man einen hölzernen Katafalk und bedeckt ihn mit kostbaren Shawls, auf denen Koranverse gestickt sind. Die Stelle, wo der Kopf liegt, wird manchmal mit einem Stück von der Decke, die über das Grab Mohammeds in Mecca gebreitet war, verziert. Hieher stellt man auch einen Turban von Nesseltuch, der die Würde des Verstorbenen bezeichnet. An den Enden des Katafalks werden ungeheure Wachskerzen aufgestellt, und von der Decke hangen runde Leuchter herab; die Kerzen sind manchmal nicht, die Lampen in den Leuchtern aber immer angezündet. Das äußere Licht fällt in das Gebäude durch Fenster, die mit vergoldeten Gittern versehen sind, damit kein Ungläubiger ins Innere schaue.

In den kaiserlichen Grüften herrscht eine außerordentliche Einfachheit; hier befinden sich keine goldenen Verzierungen, und die Wände sind einfach mit viereckigen Porcellanplatten geschmückt, die allerlei poetische Inschriften, meist von einem alten arabischen Dichter gefertigt, haben. An jedem Sultansgrab sind sechs Wächter und zwölf Derwische, welche die Obliegenheit haben, jeden Morgen Verse aus dem Koran zur Ruhe der Seele zu lesen. Einige Sultane haben, außer andern frommen Handlungen, auch den Koran abgeschrieben, und diese kostbaren Manuscripte werden stets ihnen ins Grab mitgegeben. Wenn ein Fremder irgend ein kaiserliches Grab besucht, so ermangeln die Wächter nie, ihm diese in der Türkei sehr hochgehaltenen Manuscripte zu zeigen, namentlich die Mohammeds II, der troß seiner heißen Leidenschaften sich emsig mit dem Abschreiben des Korans beschäftigte, und ein solches Manuscript, das völlig auf unsere Zeiten gekommen ist, wurde sichtlich in der ruhigsten Gemüthsstimmung und mit fester Hand geschrieben.

Die Türken besuchen häufig die Sultansgräber: die einen, namentlich die Serailbeamten aus Anhänglichkeit an ihren entschlafenen Herrn, die andern aus Ehrerbietung gegen die verstorbenen Chalifen überhaupt. Die am häufigsten besuchten Gräber sind die von Mohammed II, Bajessid II und Selim I. Man findet hier täglich einige Menschen, im Ramadan aber und in den sieben heiligen Nächten sammeln sich ganze Schaaren frommer Besucher. Die Serailbeamten müssen nach dem Tode jedes Sultans 40 Tage lang an dem Grabe niederknieen; und der neuausgerufene Sultan gibt dazu das Beispiel, wenn er gleich seinen Vorgänger vielleicht erwürgen oder vergiften ließ.

Es finden sich achtzehn kaiserliche Begräbnisse in Konstantinopel, in denen die Padischahs ruhen, welche nach der Zerstörung des oströmischen Reichs und der Umwandlung Konstantinopels in die Hauptstadt starben; ihre Vorgänger sind in Brussa begraben, wo sich sechs kaiserliche Grabmäler vorfinden. Das Grab Mohammeds II kann als Muster aller andern dienen; es ist mit Kaschmirshawls und einem Stück der Decke vom Grabe des Propheten bedeckt. An den Enden stehen zwei ungeheure, aber nicht angezündete Wachskerzen, und über der Mitte desselben hangt ein Kreis von stets brennend unterhaltenen Lampen; der Boden ist mit Teppichen belegt, und in einem Kistchen zur Seite liegt eine Abschrift des Koran.

Skizzen aus Syrien.

Die syrische Wüste.

(Fortsetzung.)

Die Anneſi unterscheidet man auf den ersten Blick von allen syrischen Beduinen an ihren langen Haarflechten; sie rasiren niemals ihr schwarzes Haar, sondern pflegen es von Kindheit an, bis sie es in lange Flechten vereinigen können, welche bis auf die Brust herabhangen. Den Gürtel zieren Männer und Frauen mit Bandstückchen oder Amuletten, auf welche Koransprüche geschrieben sind. Im Sommer gehen die Knaben bis zu einem Alter von acht Jahren ganz nackt, aber nie sah ich ein junges Mädchen in diesem Zustande, obschon bemerkt wurde, daß im Innern der Wüste die Mädchen in diesem Alter eben nicht mehr von Kleidern belästigt sind als ihre kleinen Brüder.

Im Winter tragen die Beduinen über dem Hemd einen Pelz, welcher aus mehrern zusammengenähten Schaffellen verfertigt ist; viele tragen selbst im Sommer diese Felle, weil sie von der Erfahrung belehrt sind daß, je wärmer Jemand gekleidet ist, er desto weniger Belästigung von der Sonne erfährt. Die oft sehr rauhe und unbehagliche Regenzeit halten die Araber auf eine bewundernswerthe Weise aus; während um sie her alles an Kalte leidet, schlafen sie barfuß in einem offenen Zelt, in welchem das Feuer nur bis Mitternacht erhalten wird. In der Mitte des Sommers dagegen, wenn die Sonne des Orients ihre glühendsten Pfeile versendet, schläft der Araber in seinen Mantel gewickelt auf dem brennenden Sand, ausgesetzt den alles versengenden Sonnenstrahlen. Er macht sich daraus nicht viel, er ist daran gewöhnt; es ist die Sonne meiner Heimath, sagt er.

Die Tracht der Frauen ist ein weites, baumwollenes Kleid von einer dunkeln Farbe, blau, braun oder schwarz; den Kopf mit den schönen, glänzend schwarzen Haaren schmücken sie mit der Mekrama, einem buntfarbigen Tuch, wie die Madchen und Frauen in einigen Theilen von Süddeutschland und der Schweiz. Alle Weiber des Stammes Rabaka tragen schwarzseidene Kopftücher, die in Damascus verfertigt werden; in den Ohren und Nasen tragen zahlreiche Frauen und Madchen silberne Ringe; die meisten tättowiren ihre Lippen und färben sie blau. Ihr Angesicht bedecken sie zur Hälfte mit einem schwarzen Schleier, der so geknüpft ist, daß er Kinn und Mund verbirgt; um die Handgelenke tragen sie gläserne Armbander von verschiedenen Farben, reiche Frauen aber auch silberne Ketten um den Hals und silberne Armbänder.

Zwei oder drei Hufschmiede für den Beschlag der Pferde und einige Sattler, um das Lederwerk auszubessern, sind die einzigen Handwerker, die man selbst unter den zahlreichsten Beduinenstammen findet. Diese Handwerker heißen Szonim, sind aber nie beduinischer Abkunft, weil ihre Beschaftigung als unter der Würde eines freigebornen Arabers betrachtet wird. Die meisten von ihnen sind aus den Dörfern der Landschaft Dschof, die mit fleißigen Professionisten ganz bevölkert ist, von denen sich einige im Frühjahr unter die Beduinen zerstreuen und im Winter zu ihren Familien zurückkehren. Ein Beduine verheurathet niemals seine Tochter an einen Szona oder Handwerker, niemals an den Abkömmling eines solchen. Letztere verheurathen sich unter einander oder nehmen die Töchter beduinischer Sklaven. Dieser Brauch gemahnt an die altspanischen Hidalgos, die sich auch niemals mit Gewerksleuten verschwägerten, was heutzutage noch in Castilien streng beobachtet wird. Die Gewerbe des Gerbens und Webens werden von den Beduinen selbst ausgeübt, ersteres von den Männern, das andere von den Frauen, die stolz sind auf ihre Gewandtheit am Webstuhl. Ein kurzes Gazellenhorn wird angewendet, um den Faden des Weberschiffes anzuschlagen; der Webstuhl steht allezeit vor der weiblichen Abtheilung des Zeltes und wird von der Mutter und den Töchtern beschickt. Der Spinnrocken ist allgemein gebräuchlich unter den Anneſi-Beduinen; in einigen Lagern sah ich auch Männer mit Spinnen und Weben beschäftigt. Aus den Kamelhaaren verfertigen sie unter anderm auch Beutel, in welche sie das Euter verstecken, um die Jungen am Saugen zu hindern.

Das Eigenthum eines Arabers besteht fast gänzlich in seinen Pferden und in seinen Kamelen. Der Gewinn, den er aus seiner Butter zieht, setzt ihn in den Stand, die nothwendigen Vorräthe an Weizen und Gerste zu kaufen und zuweilen ein neues Kleid für Frau und Töchter. Seine Stute bringt ihm jeden Frühling ein Füllen von Werth, und sie ist zugleich auch das Mittel, sich mit Beute zu bereichern. Keine arabische Familie kann existiren, ohne wenigstens Ein Kamel zu besitzen: ein Mann der nur zehn Kamele hat, gilt für arm; ein Mann von 30 bis 40 Kamelen wird wohlhabend genannt, und reich, wenn er 60 Kamele besitzt. Manche Häuptlinge der Anneſi besitzen 300 Kamele. Der Scheich, welcher mein Führer auf der Reise nach Tadmor war, stand in dem Rufe, 100 Kamele, 400 Schafe und Ziegen, 2 Stuten und einen Hengst zu haben. Der Preis eines Kamels variirt je nach der Nachfrage der Pilgerkarawane; ein gutes, arabisches Kamel wird dermalen mit 12 Louisd'or bezahlt. Ich fragte einst einen wohlhabenden Araber, wie hoch sich seine jährlichen Ausgaben belaufen, und er schlug sie in gewöhnlichen Jahren folgendermaßen an: vier Kamelsladungen Weizen kosten 200 Piaster, Gerste für die Stute kostet 100 Piaster, Kleider für Frauen und Kinder, Kaffee, eingemachte Früchte von Damascus, Tabak und ein halb Duzend Lämmer kosten 400 Piaster. So viel braucht eine Beduinenhaushaltung.

Unter den Arabern sind die Pferde nicht so zahlreich, als man den Erzählungen mancher Reisenden wie auch der Landleute in Syrien zufolge glauben sollte. Diese Menschen sind mit den Zuständen und Angelegenheiten der Wüste nur unvollkommen bekannt. Während ich die Lager der Anneſi besuchte, konnte ich selten mehr als eine Stute auf sechs oder sieben Zelte rechnen; sie reiten nur ihre Stuten und verkaufen die Hengstfüllen an die Bauern oder an die Bewohner der syrischen Stadte und nach Bagdad.

Reichthum ist indessen unter den Arabern äußerst precär und die raschesten Veranderungen der Glücksumstände ereignen

sich täglich; kühne Ueberfälle von Räubern, plötzliche Streifzüge feindlicher Stämme machen in wenigen Tagen den reichsten Mann zum Bettler, und man darf behaupten, daß wenige Familienväter einem solchen unglücklichen Geschicke ganz entgangen sind. Die Araber wissen aus Erfahrung, daß während vieler Friedensjahre der Reichthum der Einzelnen abnimmt; Krieg und Plünderung, sagen sie, sind deßhalb nothwendig. Der Scheich ist genöthigt, seine Araber gegen den Feind zu führen, wenn ein solcher vorhanden ist, und sollte keiner vorhanden seyn, so kann man sich leicht einen verschaffen. Mit Wahrheit läßt sich indessen behaupten, daß Reichthum allein einem Beduinen unter seinem Stamme kein Ansehen verschafft. Ein armer Mann, wenn er gastfrei und nach Maaßgabe seiner Mittel freigebig ist, immer ein Lamm schlachtet wenn ein Fremder ankommt, allen anwesenden Gästen Kaffee reicht, seinen Tabaksbeutel immer öffnet, um die Pfeifen seiner Freunde zu füttern und alle Beute mit seinen armen Verwandten theilt, seinen letzten Pfennig endlich aufopfert, um seinen Gast zu ehren, oder den Dürftigen damit zu unterstützen, erwirbt sich unter seinem Stamm unendlich mehr Ansehen und Einfluß, als der Bakeil oder geizige Reiche, der einen Gast mit Kälte empfängt und seine armen Freunde darben läßt.

Der reichste Scheich lebt in der Regel wie der ärmste seiner Araber; beide essen täglich dieselben Speisen und in derselben Quantität, und es findet nie Luxus statt, als bei der Ankunft eines Fremden, wo das Zelt des Wirthes allen seinen Freunden offen steht. Das Hauptvergnügen, welches sich der reiche Häuptling verschaffen kann, ist der Besitz einer flüchtigen Stute und der Genuß, sein Weib und seine Töchter besser gekleidet zu sehen als die andern Damen des Lagers.

Bei der Geburt eines Füllens von edler Race pflegt man einige Zeugen zu versammeln, und eine Beschreibung der Kennzeichen und Merkmale des Füllens nebst den Namen des Hengstes und der Stute niederzuschreiben. Solche genealogische Certificate werden häufig, in ein kleines Stück Leder gewickelt und mit Wachstuch überzogen, dem Pferde an den Hals gehängt. Folgendes kann als Schema eines solchen Stammbaumes dienen: Im Namen des gnädigen Gottes, des Herrn aller Geschöpfe! Friede und Segen sey mit unserem Herrn Mohammed und seiner Familie und seinen Anhängern bis zum Tage des Gerichtes! Und Friede sey mit allen denen, welche diese Schrift lesen und deren Inhalt verstehen! Gegenwärtige Schrift bezieht sich auf das graulich-braune Füllen mit vier weißen Füßen und einem weißen Abzeichen an der Stirn. Es stammt aus der ächten Race Saklawy und heißt Obeyan; seine Haut ist so glänzend und rein wie Milch; es gleicht den Rossen, von welchen der Prophet sagt: „Wahre Reichthümer sind eine edle und feurige Pferderace," und von welchen Gott sagt: „die Kriegsrosse stürzen sich auf den Feind mit mächtigem Schnauben und stürzen sich in die Schlacht früh am Morgen." Und Gott sprach die Wahrheit in seinem unvergleichlichen Buche. Dieses graue Saklawy-Füllen wurde gekauft von Kosran, dem Sohne Embey's, aus dem Stamme Zeba. Der Vater dieses Füllens ist der treffliche braune Hengst aus der Race Koheylan, welcher den Namen Merdschan führt; seine Mutter ist die berühmte weiße Saklawystute, bekannt unter dem Namen Dscherua. Demgemäß, was wir gesehen haben, bezeugen wir hier auf unsere Glückseligkeitshoffnung und auf unsern Gürtel, o Scheichs der Weisheit und Besitzer der Pferde, daß dieses graue erwähnte Füllen noch edler ist als sein Vater und seine Mutter, und dieß bezeugen wir nach unserer besten Kenntniß durch diese gültige und vollkommene Schrift. Dank sey Gott, dem Herrn aller Geschöpfe!

Geschrieben am 15 des Safar im J. 1245.

Namen der Zeugen.

Es ist zur Genüge bekannt, daß die Araber in der Wahl eines Beschälers nicht so eigensinnig sind als die europäischen Pferdezüchter, denn sie schreiben die guten Eigenschaften des Füllens mehr der Stute als dem Hengste zu. Ich habe indessen gehört, daß Araber manchmal mehrere Tage weit reisen, um ihre Stute von einem berühmten Hengst belegen zu lassen. Der gewöhnliche Preis für den Sprung ist dann ein Dollar oder ein Schaf.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Neugranada.

Der Moniteur vom 26 August theilt wahrscheinlich aus Consulatsberichten manche Dinge mit, die nicht ganz mit der Wahrheit übereinstimmen möchten, so z. B., daß Neugranada eine Bevölkerung von 1,800,000 Seelen habe, was mit frühern Angaben und der Bevölkerung anderer südamerikanischen Staaten nicht gut übereinstimmt. Die Einfuhren des Landes, die sich auf mehr als drei Millionen Piaster belaufen, werden mit Landeserzeugnissen zu zwei Dritteln und der Rest wahrscheinlich mit Goldstaub, Platina und kostbaren Steinen gedeckt. Der Boden soll reich seyn an Minen aller Art, Silber ausgenommen, dessen Erz sich in geringer Menge und ziemlich arm zeigt. Zwei Silbergruben, die von einer englischen Compagnie bearbeitet werden, sollen kaum anfangen ihre Kosten zu decken. Dagegen scheinen Eisen-, Blei-, Zink- und Kupferminen, so wie Steinkohlen sehr reichlich vorhanden zu seyn, werden aber noch nicht ausgebeutet. Steinsalz liefert dem Staat eine seiner bedeutendsten Revenuen, das wichtigste Erzeugniß ist aber Gold, das man namentlich in Choco, im Cauca-Thal, im Littoral der Südsee und in der Provinz Antioquia findet. Die Ausfuhr des Goldstaubes ist zwar verboten, findet aber doch heimlich in großer Ausdehnung statt.

Chronik der Reisen.

Reisen im nördlichen Capland.

(Fortsetzung.)

Der nördliche Theil der Maluti, den die Missionäre durchzogen, ist von zwei Hauptstämmen bewohnt, den Bamakakanas und Matlapatlepas; beide wohnen auf dem Ostabhang, letzterer noch weiter gegen Osten als der erstere. Ehemals waren sie Dingaan, dem König der

Mosbeatlusen,*) unterthänig, entzogen sich aber seinen Mißhandlungen und Räubereien, indem sie sich über die Südgränze seines Gebiets in die Berge flüchteten. Ihre Zahl nimmt jeden Tag zu durch Matabeles, welche ihrem Beispiel folgen,**) übrigens gleichen sie den Unterthanen Dingaans in jeder Beziehung. Sie sind, wie alle Kaffern, groß, wohl gewachsen, kräftig, unruhigen Sinnes und kriegerisch. Die Matlapatlapas führen in der Nähe ihrer ehemaligen Kraals ein sehr elendes Leben, das sie durch Räubereien fristen, denn sie lauern ihren Feinden auf und nähren sich von ihrem Fleisch und Blut. Die Bamakakanas, ihre Verbündeten, sind nicht minder unglücklich, als sie, und sind ebenfalls Amalemos, d. h. Menschenfresser, geworden. Beide Horden sind übrigens nicht ohne Industrie, sie bauen das Land, und würden ohne Zweifel ihre wilden Gewohnheiten ablegen, wenn sie die Früchte ihrer Arbeit in Ruhe genießen könnten.

Die Missionäre kehrten nach Merabing zurück und brachen am 4 April 1839 zu einer zweiten Reise auf, wobei sie sich nördlich wandten und bald Kaerbalane, im Lande der Lighoyas, erreichten; das Land war fruchtbar, weiterhin aber zeigten sich Spuren von Verheerungen, denn die Dörfer waren zum Theil verschwunden. Auch erregte die Annäherung der Weißen und ihres Gefolges allgemeinen Schrecken. An verschiedenen Orten erhielten sie klägliche Berichte von den Unfällen, welche die verschiedenen Stämme erfahren hatten. Die Lighoyas von Motlemo, einem Dorf am Tillue, der in den Namagari fällt, kamen, obwohl sie niemals Weiße gesehen hatten, an die Wagen der Missionäre und zeigten sich geneigt das Evangelium zu hören. Sie waren durch einen Betschuana, der die Missionäre begleitete, von ihrer Ankunft benachrichtigt worden.

Inzwischen empörten sich die Bastaarden ihres Gefolges und zogen auch noch einige andere Leute des Gefolges auf ihre Seite: die Unzufriedenen wollten nicht weiter gegen Norden ziehen. Einige indeß hielten bei den Missionären getreulich aus, und da auch sie selbst die nöthige Festigkeit zeigten, so konnten sie ihren Weg weiter verfolgen, mitten durch die Trümmer ehemaliger Dörfer hindurch, die den Namen Litaku führten. Am 18 hatten sie 8 oder 10 Lieues gegen Osten eine Gruppe hoher Berge mit zwischenliegenden Thälern, welche die letzten nördlichen Ausläufer der Malutis bilden, aber westlich und nördlich ist das Land völlig flach und offen; unter den Bergen unterschied man am Horizont den Mokoto, den berühmtesten von allen, so wie mehrere andere in der Nähe; er ist von Bassutos bevölkert. Ohne Zweifel war das Land zwischen den Malutis und den weiter nördlich jenseits Lekue gelegenen „französischen Gebirgen" früher sehr bevölkert, und würde es auch in kurzem wieder werden, wenn die vornehmsten Häuptlinge sich verbinden wollten, aber jeder verfolgt nur seine eigenen Interessen.

Die Geographen würden diesem ganzen Lande den Namen eines Plateau's geben; es neigt sich gegen Nordwesten, aber diese Neigung ist kaum merklich und die Flüsse sind tief und stark eingeschnitten. Von dem Leplopo nach dem Lekua reisten die Missionäre fortwährend zwischen Hügeln hin, und man möchte behaupten, daß diese eine fortwährende Kette bilden, die eine Fortsetzung der Malutis wäre, wenn diese Berge sich wirklich so weit erstreckten, daß sie mit den sogenannten französischen Bergen und durch diese mit denen von Monomotapa zusammenhängen, wie dieß auf fast allen Karten Südafrika's angedeutet ist; indeß war hier der Boden nieder und sumpfig, so daß man nicht drei Steine aufsinden konnte, um einen Herd aufzurichten.

Zwischen den Malutis und den französischen Bergen kommt man nacheinander über den Tikuë, Unie und Ualetsani. Dieser Fluß fällt, nachdem er ein weites Land durchzogen, in den Namagari, welcher letztere in einem Bett von schwarzem und glänzendem Granit und Feldspath fließt. Ein Strich jenseits des Namagari in der Nähe des Intsuana-Tsat, einem der drei Berge, neben denen der Noka-Tlou (kleine Elephantenfluß) von Osten nach Westen fließt, um in den Namagari zu fallen, ist bei den Bassutos und Lighoyas sehr berühmt, weil einer Sage zufolge ihre Vorväter von dort her kamen.

Oestlich und südlich von Noka-Tlou bis ans indische Meer ist das Land nach dem Bericht der Eingeborenen sehr weiderreich, gesund, wohl bewässert und voll Wild aller Art. Das Klima scheint hier ziemlich gemäßigt, allein die meisten Striche sind nach der Regenzeit, welche fast vom November bis April dauert, den Fiebern ausgesetzt. Dieß Land ist von kleinen Bergketten durchschnitten und fast allein von Zulus bevölkert, einer schönen, durch körperliche Größe und Stärke, so wie durch schöne Formen den Betschuanas weit überlegenen Race. Die Bassutos nennen sie auch Matabeles, sie selbst aber nennen sich Ama-Zula, das Volk der Zulas. Ihr Land ist im Norden von mehreren unbekannten Kafferstämmen begränzt, über welche die Bassutos manches Merkwürdige mittheilen. Weiße sind bis in diese fernen Gegenden gedrungen, aber das unmoralische Benehmen der meisten derselben hat sogar die Wilden, bei denen sie sich befanden, empört, so daß diese dadurch empört und von Natur mißtrauisch jetzt das schlechte Benehmen sittenloser Menschen auch ehrlichen Reisenden entgelten lassen.

Zu diesen Kaffervölkern gehören auch die Bayeris. Arbousset glaubt nach ihren Erzählungen schließen zu können, daß ihr Land von dem Maravi-See etwa 15 Breitengrade entfernt sey; sie konnten ihm aber nichts Bestimmtes darüber sagen, obwohl er ihnen nicht ganz unbekannt war. Sie nennen ihn Marabai, und glauben, daß er süßes Wasser hat und von einem Fluß Namens Inbatsi genährt wird, von dem der Mogomatsi, in einigen geographischen Karten Masumatsi genannt, einer der Hauptarme ist. Diese beiden Flüsse nähren Krokodile und es sollen sich deren auch im Maravi finden. Er ist von tiefen Sümpfen umgeben, die seine Annäherung für die Eingeborenen sehr schwierig machen. Dieß sind die einzigen eben so vagen als unvollständigen Nachrichten, welche die Wilden über diesen wichtigen Gegenstand geben konnten.

(Schluß folgt.)

---

*) Dieß ist ein Mißverständniß. Eine temporäre Residenz des Königs der Zulas hieß Mococatluse. A. d. U.

**) Man sieht, daß dieß vor der Vernichtung Dingaans durch die Boeren geschrieben ist. A. d. U.

Miscellen.

Ein Plan zur Verbindung der Saone mit der Maas und Mosel ist dem französischen Ministerium bereits vorgelegt worden. (Moniteur industriel vom 30 Julius.)

•

Unterirdischer Canal von der Loire nach der Rhone. Der Vorschlag zu diesem Canal, welcher von einem Hrn. Bergeron ausging, wurde einer Untersuchungscommission vorgelegt, und diese berichtete so günstig darüber, daß sie den Wunsch ausdrückte, der Staat möchte die Ausführung unternehmen, wenn sich keine Compagnie dazu bilde. (ibid. vom 24 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1843.

Ein Duell in der Dunkelheit.

(Voleur, 20 August.)

Die zahllosen, zum Theil sehr unmenschlichen Duelle im Süden der Vereinigten Staaten sind bekannt, das nachstehend erzählte aber, das in Florida statt fand, ist wohl einzig in seiner Art. Ein Oberst, wahrscheinlich nicht von der regulären Armee, sondern von der Miliz, hatte in dieser Beziehung eine furchtbare Berühmtheit erlangt, und wußte auch Degen, Pistolen und Säbel mit so vollendeter Gewandtheit zu handhaben, daß sein Gegner der Niederlage fast gewiß seyn konnte. Dadurch ermuthigt, wurde er so anmaßend, daß man im ganzen Lande insgeheim wünschte, er möchte in einem solchen Kampfe unterliegen. Eines Abends kam er mit einem Gefährten nach einem einsamen Gasthofe, wo gerade eine Menge Menschen, durch das schlechte Wetter zurückgehalten, ihren Aufenthalt hatte verlängern müssen. Hier beleidigte der Oberst aus purer Raufbolderei einen jungen Mann, einen Arzt, aufs gröbste, und zwar auf eine so muthwillige Weise, daß dieser längere Zeit gar nicht wußte, daß die Beleidigungen des Obersten ihm galten; endlich aber sprang er auf, versetzte ihm einen Faustschlag ins Gesicht, und setzte sich sodann alsbald mit dem Messer in Bereitschaft, um seinen Gegner zu empfangen; aber die Anwesenden hielten den Oberst zurück, und dieser schlug sogleich einen Zweikampf vor, der auch angenommen wurde. Kein Theil wollte von Zögerung hören, aber über die Art, wie das Duell stattfinden sollte, waren die Ansichten getheilt. Alle schwatzten dazwischen, bis endlich einer einen Vorschlag machte, welcher theils wegen seiner Seltsamkeit, theils weil er dem Obersten als dem muthwilligen Beleidiger einen Theil seiner bekannten Ueberlegenheit nahm, sogleich angenommen wurde: der Wirth sollte den Kämpfenden den ganzen leeren obern Stock seines Hauses einräumen, die Fenster sollten durch Läden oder durch Bretter hermetisch geschlossen werden, beide Kämpfer nur mit Pistolen und zwischen den Zähnen gehaltenem Dolch versehen und völlig, selbst des Hemdes, entkleidet in dieß Zimmer gesperrt werden, und der Kampf erst drei Minuten nach geschlossener Thüre beginnen.

Der Vorschlag wurde, wie schon bemerkt, angenommen, alle Vorbereitungen getroffen, und die Kämpfer in den Saal gelassen. An die Stelle des babylonischen Lärms der Berathung war plötzlich die Todtenstille eines stummen Erstaunens getreten, dem aber bald ein Flüstern folgte, indem die Anwesenden eine gute Anzahl Wetten für und wider das Glück dieser Kämpfer boten. Endlich wurde durch drei Schläge an die Thüre das Zeichen gegeben, daß der Kampf beginnen solle, und nun erfolgte wieder die Stille der gespanntesten Erwartung. Fünfzehn, zwanzig Minuten vergingen und die Kämpfenden gaben kein Lebenszeichen von sich. Endlich nach etwa einer halben Stunde vernahm man einen Pistolenschuß, dann ertönten rasche Schritte, hierauf ein zweiter Pistolenschuß. Auf dieß Geräusch erfolgte ein Aneinanderschlagen der Dolchklingen, man glaubte zu errathen, daß beide Gegner sich gegenseitig gefaßt hatten und mit einander rangen; dann vernahm man einen starken Stoß, worauf wieder Stille eintrat. Man glaubte den Kampf geendet, als plötzlich ein dritter Pistolenschuß ertönte, worauf die beiden Kämpfer sich wieder faßten und hin und her zerrten, und endlich ertönte ein vierter Pistolenschuß, nach welchem alsbald das Aneinanderschlagen der Klingen schwächer wurde; bald fiel ein Körper schwer zu Boden und kurz darauf ein zweiter. Die Außenstehenden waren der Meinung, man solle nun augenblicklich die Thüre öffnen, aber die Mehrzahl verwarf den Vorschlag in der Ansicht, wenn der Kampf noch nicht beendigt sey, könne das leicht auf einmal einem der Kämpfer einen ungerechten Vortheil über den andern verschaffen. So wartete man noch etwa eine halbe Stunde, nichts ließ sich hören, und nun wurde endlich die Thüre geöffnet. Man fand beide Körper auf dem Boden liegen und zur großen Freude vieler Anwesenden den Oberst unten. Beide waren so zerrissen und entstellt, daß man sie nicht anrühren konnte, ohne eine Wunde zu berühren. Der Oberst war todt, der junge Arzt athmete noch. Man trug ihn sogleich hinab, wusch ihm die Schläfe mit Branntwein und brachte ihn dann zu einem Wundarzt. Nach einem Monat war er wieder hergestellt und erntete tausend Danksagungen, daß er das Land von seinem Minotaurus befreit habe. Seine Erzählung des Kampfes ist folgende.

„Als die Thüre sich hinter uns geschlossen hatte, befanden wir uns in der tiefsten Dunkelheit. Ich suchte mich von meinem Gegner möglichst zu entfernen, und es gelang mir endlich die ganze Zimmerbreite mich von ihm entfernt zu stellen. Hier beschloß ich regungslos zu erwarten, bis er eine Bewegung machte. Er schien übrigens ein gleiches System zu befolgen, und wir wußten augenscheinlich beide nicht mehr, wo sich der andere befand. Sey es, daß mein Gesicht sich an die Dunkelheit gewöhnte, oder daß ich auf eine seltsame Art mich täuschte; ich glaubte auf einmal zwei Augen, gleich denen einer Hyäne, vor mir glänzen zu sehen, und gab Feuer. Beim Aufleuchten des Gewehres sah ich meinen Gegner an die Mauer sich drücken. Er hatte mich augenscheinlich gleichfalls bemerkt, schoß, und die Kugel pfiff an meinem Ohr vorbei. Wir berührten uns beinahe, warfen jetzt die abgeschossenen Pistolen weg, und er stürzte, als er seinen Fehlschuß merkte, wüthend auf mich zu, erreichte mich aber nicht und verirrte sich abermals. Von neuem horchten wir auf einander, um unsere gegenseitige Stellung zu erkennen, und er muß eine Bewegung von mir gehört haben, denn plötzlich sandte er mir seine zweite Kugel, die nur zu gut traf. Indeß hatte er jetzt nur noch den Dolch, während ich noch ein Pistol hatte. Er stürzte auf mich los, ich hatte aber trotz der empfangenen Wunde noch Besinnung genug, mich mit dem Dolch zu vertheidigen, und von diesem Augenblick an trennten wir uns nicht mehr. Ich war namentlich bemüht, mich nicht von ihm fassen zu lassen, ehe ich mich meines letzten Pistols mit möglichster Sicherheit bedient hätte. Ich wich ihm unaufhörlich aus, konnte ihn aber nicht mehr von meiner Fährte abbringen, und so kamen wir unter wüthenden Stößen, die keiner pariren konnte, im ganzen Zimmer herum. Endlich fühlte ich meine Kräfte sinken, entschloß mich zum Feuern, und das Aufleuchten des Schusses zeigte ihn mir roth wie einen Indianer. Ich merkte, daß er wankte und stürzte mich mit aller Gewalt auf ihn; er kämpfte noch eine Zeitlang, aber seine Stöße wurden immer schwächer, und endlich hörte ich ihn schwer niederfallen. Weiter erinnere ich mich nichts."

Skizzen aus Syrien.

Die syrische Wüste.

(Fortsetzung.)

Die Araber lassen ihre Pferde das ganze Jahr über in der freien Luft, und selbst während der Regenzeit habe ich niemals bemerkt, daß ein Pferd im Zelte seines Eigenthümers einen Platz bekommen hatte, was bei den Turkomanen häufig der Fall ist. Das arabische Pferd ist, gleich seinem Herrn, an die Rauhigkeit des Winters wie an die Hitze des Sommers gewöhnt und selten krank. Von der Zeit an, wo ein Füllen zum erstenmal geritten wird, kommt der Sattel nur selten von seinem Rücken. Im Winter wird eine Sackleinwand über den Sattel geworfen, aber im Sommer bleibt das Pferd der heißen Mittagssonne ausgesetzt. Das gutartige, treffliche arabische Roß ist nicht der Sklave, sondern der Freund seines Reiters. Die Araber pflegen das Spiel des Dscherid, welches oft die Pferde der Türken zu Grunde richtet, nicht eher vorzunehmen, als bis dieselben ihre völlige Kraft erlangt haben. Die Araber sind auch mit der Reitkunst der Türken und mit den famosen Schwenkungen der Osmanen, auf welche letztere sich so viel einbilden, gar nicht bekannt. Aber die Gewohnheit ohne Steigbügel oder Zügel zu reiten, die schwere Lanze im vollen Galopp zu werfen und von früher Kindheit an sich auf dem nackten Rücken eines trabenden Kameels im Gleichgewicht zu erhalten, gibt dem Beduinen einen festeren Sitz auf seinem Pferde, als ein Türke sich rühmen kann, obgleich letzterer vielleicht eine schönere Haltung behauptet.

Was die Stammbäume anlangt, so muß noch bemerkt werden, daß im Innern der Wüste die Beduinen unter sich selbst sich nie auf einen solchen berufen, denn sie kennen die ganze Genealogie ihrer Pferde eben so gut als die der Besitzer. Aber wenn sie ihre Pferde nach irgend einer Stadt, nach Bagdad, Damascus, Haleb, Medina oder Mecca zum Verkauf bringen, so nehmen sie einen geschriebenen Stammbaum mit, welchen sie dem Käufer übergeben; in der Wüste würde der Beduine lachen, wenn man ihn nach dem Geschlechtsregister seiner Stute fragen wollte.

Durch ganz Arabien berühmt war Keraja, die Lieblingsstute Sauds, des Oberhaupts der Wahabiten, welche er beständig auf seinen Kriegszügen ritt. Er hatte sie von einem Beduinen aus dem Stamme Kadan für 1500 Dollars gekauft.

Strauße, Gazellen, wilde Esel gehören zu den Bewohnern der großen syrischen Wüste. In der weiten Ebene, welche sich von Hauran nach Dschebel Schamar und Nedschd hin erstreckt, findet sich eine Menge Strauße; sie brüten in der rauhesten Jahreszeit und legen zwölf bis zwanzig Eier. Das Nest macht der Strauß gewöhnlich an dem Fuß eines isolirten Hügels; die Eier liegen dicht neben einander in einem Kreis, halb im Sande begraben, um sie vor Regen zu schützen und ringsum ist ein schmaler Graben gezogen, in welchen das Wasser abläuft. Zehn oder zwölf Fuß von diesem Kreise legt das Weibchen zwei oder drei Eier, welche sie nicht brütet, sondern für die Jungen, nachdem sie ausgebrütet sind, als Nahrung übrig laßt. Der männliche Strauß bebrütet die Eier abwechselnd, und während der eine Theil über den Eiern sitzt, hält der andere auf der Spitze des Hügels Wache, welcher Umstand die Araber in den Stand setzt, sie zu erlegen. Wenn sie einen Strauß erspähen, welcher auf diese Weise auf einem Hügel steht, so folgern sie daraus, daß einige Eier in der Nähe seyn müssen; das Nest ist bald gefunden und die Strauße entfliehen. Der Araber gräbt dann neben den Eiern ein Loch in die Erde, legt sein geladenes Gewehr hinein und befestigt eine lange brennende Lunte an dem Schlosse. Die Flinte ist nach den Eiern hin gerichtet, man bedeckt sie mit Steinen und zieht sich zurück. Gegen Abend kommen die guten Strauße wieder, und da sie keinen Feind gewahr werden, setzen sie sich in der Regel beide zugleich auf die Eier. Die Flinte geht zur gehörigen Zeit los und der Araber findet den folgenden Mor-

gen einen der Strauße oder häufig beide todt auf der Stelle; dieß ist die gewöhnliche Methode, diese Vögel zu tödten. Man glaubte ehedem, die Straußeneier würden von der Sonne allein ausgebrütet, allein diese Meinung ist ganz falsch, denn der Strauß sitzt während der Regenzeit auf seinen Eiern, und die Jungen werden im Frühling ausgebrütet, ehe noch die Sonne sehr warm scheint.

Die Bewohner des Districtes Dschof essen das Fleisch des Straußes, welches sie von den Beduinen vom Stamme Scherara kaufen; ein Straußenei ist für die Araber ein Leckerbissen. Die Stadtbewohner hängen die Eierschalen in ihren Zimmern als Zierrathen auf; Straußenfedern werden zu Aleppo und Damascus verkauft, hauptsächlich in letzterer Stadt. Die Einwohner von Aleppo bringen manchmal Strauße nach Hause, welche sie in einer Entfernung von zwei Tagereisen in östlicher Richtung erlegt haben. Die schönsten Federn werden einzeln verkauft.

Gazellen erblickt man in beträchtlicher Menge in allen Theilen der syrischen Wüste; an den östlichen Gränzen Syriens gibt es einige Plätze, welche zum Jagen der Gazellen eingerichtet sind, diese Plätze nennt man in arabischer Sprache Masiada. Ein freier Platz in der Ebene von ungefähr drei Viertelstunden ins Gevierte wird auf drei Seiten mit einer Mauer von Feldsteinen eingeschlossen, welche zu hoch ist, als daß die Gazellen darüber springen könnten. An verschiedenen Stellen dieser Mauer sind nun absichtlich Lücken angebracht und an der Außenseite jeder Lücke ist ein tiefer Graben aufgeworfen. Dieser eingeschlossene Raum liegt in der Nähe eines Baches oder einer Quelle, welche im Sommer von den Gazellen besucht wird. Soll nun eine solche Jagd aufgeführt werden, so versammeln sich viele Landleute und warten, bis eine Gazellenheerde aus der Ferne der Umfriedigung sich nähert, worauf sie in dieselbe getrieben wird. Die Gazellen, durch das Geschrei der Jäger und durch das Abschießen der Feuergewehre in Furcht gesetzt, versuchen über die Mauer zu springen, was indessen nur bei den Lücken möglich ist, wo sie dann in den Graben an der Außenseite der Mauer stürzen und so äußerst leicht, manchmal zu Hunderten, gefangen werden. Der Anführer der Heerde springt immer zuerst und die andern folgen ihm einzeln. Die auf diese Weise gefangenen Gazellen werden sogleich geschlachtet und ihr Fleisch an die benachbarten Landleute verkauft; mehrere Dörfer theilen den Ertrag jeder Masiade oder Gazellenjagd. Aus der Haut dieser Thiere wird eine Art Pergament gemacht, mit welchem man die kleinen Trommeln überzieht, womit die Syrier einige musikalische Instrumente oder den Gesang zu begleiten pflegen.

In dem Lande, welches an den District Dschof gränzt und zwischen Tobeik, Suan und Hedrusch und südlich von diesen Orten liegt, findet man den wilden Esel in großer Menge. Die Araber vom Stamme Scharara jagen diesen Esel und essen sein Fleisch, aber nicht in Gegenwart Fremder; die Haut und Hufe verkaufen sie an die Kaufleute von Damascus und an die Bewohner von Hauran. Aus den Hufen werden Ringe gemacht, welche die Landleute an den Daumen oder als Amulette gegen den Rheumatismus in den Achselgruben zu tragen pflegen.

Außer diesen Thieren findet man in der Wüste Hyänen, Unzen, Wölfe, Schakale und wilde Katzen; auch die wilden Schweine sind sehr zahlreich, und einige Beduinenstämme sind besonders geschickt, sie mit der Lanze zu erlegen. In der Landschaft Dschof finden sich wilde Hunde von schwarzer Farbe, deren Fleisch von den Fellahs gegessen wird; die Araber nennen diesen Hund Derbon.

Die Elster, der Storch, die wilde Gans, das Rebhuhn, die Katta und die Lerche sind diejenigen Vögel, welche man in der Wüste am häufigsten antrifft. Die Kattas sind so zahlreich, daß sie in der Entfernung wie Wolken sich ausnehmen; sie brüten in den steinigen Districten von Safa, Ladscha, Dschebel Hauran bis Dschebel Belka; die Katta legt drei Eier so groß wie ein Taubenei von grünlich schwarzer Farbe. Die Araber sammeln große Quantitäten dieser Eier, welche sie mit Butter essen; auch Eidechsenfleisch genießen sie häufig, und in der schuppigen Haut dieses Thieres wird bei manchen Stämmen die Butter aufbewahrt.

Die Schafe und die Ziegen der Beduinen werden in den ersten drei Frühlingsmonaten des Morgens und des Abends gemolken; vor Sonnenaufgang werden sie auf die Weide geschickt, während die Lämmer und die Zicklein in oder bei dem Lager bleiben. Gegen 10 Uhr kehrt die Heerde zurück; man gibt den Jungen Zeit sich zu sättigen und nachher werden alle Mutterschafe, welche zu einem Lager gehören, an einen langen Strick gebunden und eines nach dem andern gemolken. Von hundert Schafen oder Ziegen (die Milch beider wird immer mit einander vermischt) erwarten die Araber in gewöhnlichen Jahren täglich acht Pfund Butter, in den drei Frühlingsmonaten ungefähr sieben Centner. Eine arabische Familie braucht das Jahr über zwei Centner Butter, und der Rest wird an die Landleute und an die Bewohner der Städte verkauft. Die Anneßi scheeren ihre Schafe des Jahres einmal und zwar gegen Ende des Frühlings; sie verkaufen gewöhnlich die Wolle, ehe noch die Schafe geschoren werden, und zwar die Wolle von 100 Stück um so und so viel.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Absterben der Bäume an den Boulevards von Paris.

Der Moniteur industriel vom 24 August enthält eine ziemlich umständliche Auseinandersetzung der Ursachen des Absterbens der Bäume auf den Boulevards von Paris; zahlreiche, verschiedenartige Meinungen waren schon darüber ausgesprochen worden, und man hatte das Absterben hauptsächlich einem Insect, dem Scolytus destructor, zugeschrieben; jetzt zeigt sich aber, daß die ganze Schuld am Gas liegt: das schöne Boulevard de l'Hôpital, das von der Brücke von Austerlitz nach der Barrière von Fontainebleau führt, hatte vor zwei Jahren noch vier prächtige Ulmenreihen; jetzt stehen auf der rechten Seite nur noch einzelne Bäume, alle andern sind zerstört, während die linke Seite noch in voller Pracht dasteht. Lange zerbrach man sich den Kopf über die

Ursache dieser Zerstörung, endlich aber erinnerte man sich, daß zwei Metres von dem Fuß der Bäume auf der rechten Seite eine Gasleitung hinführt; man grub nach, ein häßlicher Geruch stieg aus dem Boden auf, die Erde war von einem schwarzen der Vegetation durchaus feindlichen Stoff durchdrungen, und die Wurzeln der Bäume waren innen verkohlt. Sie gaben einen so starken Geruch von sich, daß man nur einige derselben in ein Zimmer einzuschließen brauchte, um die Luft in demselben zu verpesten. Erde aus der Nähe dieser Bäume wurde weggeschafft und verschiedene Pflanzen, als Weizen, Gerste, Hafer u. dgl., in dieselbe gesetzt; alle sind, einen Monat nachdem sie zu keimen anfingen, wieder abgestorben.

Chronik der Reisen.

Reisen im nördlichen Capland.

(Fortsetzung.)

Ueber das im Westen von ihnen liegende Land berichten sie, daß dort die Bakuenas, ein starker Betschuanastamm, wohnen, von denen die Bassutos abzustammen scheinen, und deren König an den Ufern des Merisflusses, eines der bedeutendsten in diesen fernen Ländern, wohnen soll. Diesen Bakuenas im Südwesten wohnen die Baharazanas und Wamanguatos, zwei andere Betschuanastämme, sonst unter dem Namen Baharutzi und Bamanguetos bekannt.*) Die Missionäre sprechen auch noch weitläufig von den Zulas, über welche Mosolekatsi herrscht, dessen Herrschaft sich auch über mehrere Betschuanastämme erstreckt. Er verheert von Zeit zu Zeit das Gebiet der schwächsten Stämme, und macht diese so elend, daß sie nicht mehr anders existiren können, als indem sie Cannibalen werden. Sein Grundsatz besteht darin, die Männer und die Weiber auszumorden und aus den Kindern Soldaten zu machen. „Eine Mission in seinen Staaten, sagt Arbousset, wäre von unermeßlicher Wichtigkeit, und würde vielleicht den Zustand der Dinge wesentlich bessern, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß sie gelinge, so lange ein solcher Tyrann lebt." Arbousset meint, eine Mission bei den Bapéris wäre sehr nothwendig, und würde da besser gelingen, als alle diejenigen, welche man im Westen des Gebiets von Mosolekatsi versucht hat. Man weiß, daß zwei Häuptlinge inständig um Missionäre gebeten haben, man antwortete ihnen aber mit Bedauern: „es fehlt an Arbeitern."

Die Abgesandten der Bapéris besuchten während ihres Aufenthalts zu Morija häufig den Gottesdienst und brachten das Alphabet mit in ihre Heimath zurück; sie kannten im allgemeinen die Grundlehren der Bibel, und einer las das Vaterunser ohne Fehler. Außer mehreren Geschenken erhielten sie auch von der Mission Weizen und Mais, weiße Bohnen, Kartoffelsamen und verschiedene Werkzeuge von erster Nothwendigkeit; ferner ein paar Jagdhunde, zwei Ziegen von neuer Zucht, einen Hahn und eine Henne, lauter unbekannte Dinge bei ihnen. — Die Unterthanen Mosolekatsi's erstrecken sich bis zum 26° S. B.

Am 10 April gelangte Hr. Arbousset, ohne daran zu denken, an den nördlichsten Punkt seiner Reise. Er wollte die am Fuße der französischen Berge befindliche Vereinigung des Lekua mit dem Namagari sehen. Die französischen Berge bilden eine regelmäßige Kette, welche anfangs von Südwest nach Nordwest läuft und sich sehr weit erstreckt, nach dem einstimmigen Zeugniß der Eingeborenen bis zu den Bapéris und noch weiter. Diese Berge können sich etwa 2000 Fuß über das umliegende Land und 4 bis 5000 über das Meer erheben. Die Eingeborenen versichern ferner, daß sie weiter gegen Norden bedeutend höher werden. Der Schnee bedeckt sie im August und drei Monate später werden sie von häufigen Regen gewaschen, dann grünt alles und Wild findet sich dort in großer Anzahl.

Auf dem Zuge gegen Westen hatten die Missionäre große Schwierigkeiten zu überwinden; glücklicherweise zeigten ihnen die Bewohner von Mailbaning, einer Ortschaft der Lighoyas, eine rührende Aufmerksamkeit. Die Missionäre predigten ihnen das Evangelium, schenkten ihnen sodann Kartoffelsamen, und erklärten ihnen die Art, wie sie diese nützliche Pflanze bauen sollten. Auf der Weiterreise kamen sie durch mehrere Dörfer der Lighoyas, von denen einige kurz zuvor noch Cannibalen waren. Fast alle verließen bei Annäherung der Missionäre ihre Hütten, am andern Tage aber zeigten sie sich minder scheu. Ihr Aufenthalt zu Ntikoa, dem Hauptort der Lighoyas, gab ihnen Gelegenheit zu manchen interessanten Beobachtungen über dieß Volk, das sich namentlich von der Jagd nährt.

Am 2 Mai gingen sie über den Tlkué und wandten sich gegen Süden. Das Land im Osten ist bergig und gut bevölkert von Matabeles und Bassutos. Im Westen öffnen sich große Ebenen, wo zahllose Heerden von Antilopen weiden; sie sind von kleinen, mit Rosenbüschen und Binsen bedeckten Seen durchschnitten. Zwei kleine Kraals in den Bergen sind von sehr wilden und außerordentlich armen Buschmännern bewohnt; etwas weiterhin findet man noch einige Familien dieses unglücklichen Stammes am Abhang eines hohen Berges mitten unter einem Hundert von Lighoya-Familien. Diesen Unglücklichen waren ihre Kinder durch die Corannas geraubt worden. Einige klagten, daß sie ihre Kinder bei den die Ebene durchziehenden Boeren erkannt, und daß sie die Weißen gebeten hätten, ihnen das, was ihnen das Theuerste auf dieser Welt sey, zurückzugeben, diese aber hätten ihnen mit Härte geantwortet: „diese Kinder gehören uns, die Corannas haben sie uns verkauft." Solche Vorfälle sind nur allzu häufig bei den Lighoyas; auch die Buschmänner an mehreren andern Orten haben ihre Kinder auf dieselbe Art verloren; es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß sie in kleinen, einzelnen Gruppen leben, und nur abgelegene Wälder und Höhlen bewohnen. Sobald die Boeren sie hier entdecken, zerstören sie solche Niederlassungen.

Die Missionäre kehrten am 11 Mai unter ihr ruhiges Dach zu Morija zurück; eine der dem Werke beigegebene Abbildung stellt diese im J. 1833 gegründete Station dar; die Landschaft hat aber für das Auge eines Europäers nichts anziehendes. Die Karte umfaßt das ganze Land zwischen 31 und 26° S. B. und 26 und 30° O. L. von P. Man sieht hier, daß die Malutis die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und dem indischen Ocean bilden, sich aber der Ostküste sehr bedeutend nähern, denn zwischen ihrem Fuß und dem Ufer ist nur ein sehr schmaler Raum, eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit der Andenkette in Südamerika, nur mit dem Unterschied, daß hier die Berge sich mehr an der Westküste hinziehen. Das Buch enthält sehr umständliche Nachrichten über die Völker Südafrika's. Die Aufmerksamkeit der Missionäre war auf die verschiedenen Stämme, ihre Sitten, Sprache und Dialekte gerichtet, von denen sie Vocabularien beigefügt haben. Auch die Naturforscher werden nützliche Nachweisungen über die Landeserzeugnisse finden. Ob ihre Nachricht von dem zu Intluan, Schuana und der Umgegend aufgefundenen Platina richtig ist, muß sich erst aus einer nähern Untersuchung ergeben.

*) Es muß auffallen, daß alle diese Völkernamen mit „Ba" anfangen; diese Sylbe scheint Volk zu bedeuten, eben so wie das verwandte „Ama" bei den Kaffern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1843.

Slawische Bewegungen.

Schriften und Schriftchen über slawische Verhältnisse folgen sich in schnellem Wechsel, ohne daß man über die im Osten gährenden Elemente durch dieselben sonderlich klüger würde. Dazu gehört denn auch „der Panslawismus: eine Improvisation als Sendschreiben an den Grafen Adam Gurowski von Anton Mauritius." Slawischer Antagonismus gegen Rußland ist der charakteristische Zug des Schriftchens, das zu beweisen sucht daß das eigentliche Rußland, das von der erwärmenden Kraft der europäischen Ideen noch ganz unberührt geblieben und eine ganz materielle Civilisation besitze, im Vergleich mit den andern slawischen Völkern zu schwach sey, um als Herrscher über die ganze Slawenwelt aufzutreten. Wir können den Satz in moralischer Hinsicht völlig gelten lassen, in praktischer aber erwägt der Verfasser wohl zu wenig das Gewicht vollbrachter Thatsachen. Rußland ist eine Macht, die andern Slawenländer sind es nicht, und so werden die bisherigen slawischen Bewegungen im Ganzen genommen nur zu Rußlands Vortheil ausschlagen, um so mehr, als die Masse der Großrussen nach Schaffariks Völkerbeschreibung (narodopis slawianski), die auch der Verfasser citirt, so ziemlich der aller andern Slawen gleichkommt, wobei noch zu bemerken, daß von den 16 bis 17 Mill. Westslawen und 13 Mill. Kleinrussen auch noch ein sehr bedeutender Theil, die letztern fast ganz, unter Rußlands Herrschaft stehen, so daß also keineswegs, wie der Verfasser meint, sich „das Slawenthum Rußland mit ungeheurem Gewicht gegenüberstellt" (p. 21).

Die slawischen Ideen entwickeln sich allerdings mit einer merkwürdigen Schnelligkeit, und der Verfasser ist gewiß auf dem rechten Wege, wenn er davor warnt, in einem flachen Kosmopolitismus, wie er jetzt unter den Polen in Paris zum Theil Mode geworden, das Heil für das Slawenthum zu suchen; er hebt, wie billig, die nationale Seite der Sache heraus, und wünscht, wie Preußen in Breslau einen Lehrstuhl für slawische Literatur gegründet hat — welchem Beispiel Sachsen nachgefolgt ist — so auch ähnliche Lehrstühle in Wien, Lemberg und andern Städten der österreichischen Monarchie errichtet zu sehen, und das Werk durch Gründung einer slawischen Akademie in Prag zu krönen. Es ist dieser Wunsch die Gewähr für die Gesinnung des Verfassers, denn gewiß kann dem russischen System nichts hinderlicher seyn, als der Geist freier Forschung. Eine slawische Akademie in Prag würde allerdings für die slawische Welt Wunder wirken, und manche Täuschungen zerreißen, in welche man die Geschichte und Zustände slawischer Völker zu hüllen gewußt hat. Ob aber nicht die That und die Gewalt wiederum stärker sind, als das langsame, wenn auch sichere Wirken der Geister, das ist eine Frage, die der Verfasser unbeantwortet läßt.

Merkwürdig ist in dieser Schrift der freundliche Ton gegen die Deutschen, welcher gegen den polternden Haß Kollars und anderer auf eine erfreuliche Weise absticht, ein Haß, der unter anderm auch in der Beilage zu den Kwety bei Gelegenheit von Heffters Schrift „der Weltkampf der Deutschen und Slawen seit dem sechsten Jahrhundert" auf eine grelle Weise hervortritt, indem aus einzelnen deutschen Schriften alle ungünstigen Aeußerungen gegen die Slawen herausgeklaubt werden. Man könnte wohl aus der Literatur eines jeden europäischen Volks eine solche Aehrenlese gegen seine Nachbarn zusammenfinden, aber was ersieht man am Ende aus solchen Arbeiten, als daß sich Völker wie Individuen an einander reiben!

Skizzen aus Syrien.

Die syrische Wüste.

(Schluß.)

Vier oder fünf Tagreisen von der östlichen Gränze Syriens besteht die Wüste meistentheils aus culturfähigem Boden; es ist eine schöne Steppe, Misbar genannt in den Büchern des alten Bundes, mit fruchtbaren Triften, welche der Frühling mit dem üppigsten Grün bedeckt; diese syrische Wüste bietet deutliche Spuren früheren Anbaues, früherer Bodencultur. Weiter nach dem Innern der Wüste wird der Boden sandig; aber selbst hier finden die Araber im Winter eine große Mannich-

faltigkeit von Kräutern, welche ihrem Vieh zur Nahrung dienen; jeder District der Wüste scheint seine eigenthümliche Pflanze zu haben. Die von der Sonne verwelkten, aromatischen Kräuter sind ein Lieblingsfutter der Kamele. Die Pflanzen Sus und Akul wachsen in der Wüste nicht weit von Damascus; die dem Fenchel ähnliche Schaumarpflanze sproßt in den meisten Bezirken der Steppe und die Araber genießen häufig den Stengel derselben. Die Pflanze Wasbe hat einen gelben Stengel, welcher das Maul des Kamels schwarz färbt; das Kraut Nasy wächst meist in sandigen Districten; die Schaurebstaude hat Aehnlichkeit mit dem Basilikum. Kemmaye oder die Wüstentrüffel wird gewöhnlich im Frühling gefunden und zwar an der Stelle wo das vorher genannte Kraut wächst, wenn den Winter über häufiger Regen gefallen ist. Das beste Kamelsfutter spendet die Rutastaude und das während des Sommers getrocknete Schiakraut.

Der Südwind ist dem Boden und dem Wachsthum der Steppenkräuter ganz besonders günstig; der heißeste unter allen ist der Ostwind, von den Arabern Kasy genannt. Jeder heiße Wind heißt Samum; weht er aus Osten, so trocknet er das Wasser in den Schläuchen aus, und deßhalb sterben die wandernden Araber manchmal vor Durst, nicht aber an der unmittelbaren Wirkung des Windes.

Was die Heuschrecken betrifft, von welchen Aegypten, Syrien und Arabien so oft heimgesucht werden, so behaupten die Beduinen, daß sie von den Gewässern des persischen Meerbusens erzeugt würden. Die Provinz Nedschd ist ganz besonders ihren Verwüstungen ausgesetzt; sie überziehen dieselbe manchmal in solcher Menge, daß sie nach Zerstörung der Ernte zu Tausenden in die Privatwohnungen eindringen und alles verzehren was sie finden, sogar das Leder der Wasserschläuche. Man hat die Bemerkung gemacht, daß diejenigen Heuschrecken, welche aus Osten kommen, nicht so furchtbar sind, weil sie sich nur auf die Bäume setzen und die Saat nicht zerstören. Aber sie erzeugen bald eine junge Brut, und diese jungen Heuschrecken, ehe sie noch so weit gediehen sind daß sie wegfliegen können, verzehren die Ernten. Der allgemeinen Aussage nach bekommen die Heuschrecken dreimal des Jahres Junge.

Die Beduinen am Sinai werden durch die Heuschreckenzüge, welche eine schlimme, in der That sehr schlimme und nachtheilige Landplage sind, häufig zur Verzweiflung gebracht; diese tückischen Thiere kommen aus Osten, in der Richtung von Akaba, gewöhnlich Ende Mai's, wenn die Plejaden untergehen, wie die Araber beobachtet haben, die da glauben, daß die Heuschrecken große Furcht hätten vor dieser Constellation. Sie bleiben in der Regel 40 bis 50 Tage. Einige wenige wird man im Laufe eines jeden Jahres gewahr, aber große Züge nur jedes vierte oder fünfte Jahr; dieß ist der allgemeine Curs ihrer unwillkommenen Besuche. Großen Schaden fügen sie besonders den Palmbäumen zu; sie lassen an denselben kein Blatt, kein grünes Theilchen, so daß die Bäume wie Gerippe dastehen.

Alle Beduinen und die Bewohner der Städte in Nedschd und Hedschas sind gewohnt Heuschrecken zu essen. In Medina und Tayf sieht man Buden, in welchen diese Thiere nach dem Maaße verkauft werden. In Aegypten und Nubien werden die Heuschrecken nur von den ärmsten Bettlern gegessen. Um die Heuschrecken zur Speise zuzubereiten, pflegt man sie in Arabien lebendig in siedendes Wasser zu werfen, welchem man eine gute Portion Salz zugesetzt hat; nach einigen Minuten werden sie wieder herausgenommen und an der Sonne getrocknet. Der Kopf, die Füße und die Flügel werden abgerissen, der Körper vom Salz gereinigt und völlig getrocknet; nach dieser Vorbereitung werden sie von den Beduinen in Säcken aufbewahrt. Sie werden manchmal in Butter geschmort gegessen, und oft dienen sie auch, wie bei uns die Sardellen, zum Frühstück, wo man sie, mit Butter vermischt, auf ungesäuertes Brod ausbreitet.

Die hauptsächlichsten Speisen der Beduinen sind: Ftita, ungesäuerter Teig aus Mehl und Wasser, welcher in der heißen Asche des Kamelmistes gebacken und nachher mit ein wenig Butter vermischt wird. Nachdem diese Masse gehörig durchknetet ist, wird sie in einem hölzernen oder ledernen Napf aufgetragen. Ein anderes sehr gewöhnliches Gericht ist Ayeschmehl und saure Kamelsmilch in einen Teig verwandelt und gekocht. Die Kamelsmilch erhält bald einen säuerlichen Geschmack, nachdem sie in den Schlauch aus Ziegenleder gethan wurde. Reis oder Mehl mit süßer Kamelsmilch gekocht heißt Behatta; Weizen mit etwas Sauerteig gekocht und dann in der Sonne getrocknet, nennen sie Behatta Burgul. Dieser getrocknete Weizen wird ein ganzes Jahr lang aufbewahrt und ist, mit Butter oder Oel gekocht, die gewöhnliche Speise aller Volksclassen in Syrien.

In der Landschaft Nedschd gibt es Beduinenstämme, welche fast niemals Fleisch genießen, sondern fast gänzlich von Datteln und Milch leben. Die Anneſi-Beduinen machen sehr selten Käse, sondern verwandeln alle Milch ihrer Schafe und Ziegen in Butter. Die Araber von Schemal dagegen versorgen die meisten Bewohner der östlichen syrischen Ebene mit Käse.

Der Ayesch ist die tägliche und allgemeine Speise der Anneſi und selbst der reichste Scheich würde sich schämen bloß seinem Gaumen zu Liebe seinem Weibe den Befehl zu geben eine andere Speise zu bereiten. Die Araber sind nie dem Luxus ergeben und man findet denselben nur bei Gelegenheit eines Festes oder bei der Ankunft eines Fremden. Für einen gewöhnlichen Gast wird Brod gebacken und mit dem Ayesch aufgetragen; ist der Gast von einiger Bedeutung, so wird Kaffee für ihn gemacht und Behatta oder Ftita, oder Brod mit geschmolzener Butter. Für einen Mann von Rang wird ein Zicklein oder Lamm geschlachtet, wie in den Büchern des alten Bundes. Wenn dieß der Fall ist, kochen die Araber das Lamm mit Burgul und Kamelsmilch und tragen es in einer großen hölzernen Schüssel auf, deren breiter Rand mit dem Fleische belegt ist. Ein hölzerner Napf, welcher das geschmolzene Fett des Thieres enthält, ist mitten auf den Burgul gesetzt und in denselben eingedrückt. Jeder Bissen wird in das Fett getunkt, ehe man ihn zum Munde führt. Wird ein Kamel geschlachtet, welches sehr selten der Fall zu seyn pflegt, so zerschneiden sie

dasselbe in große Stücke; ein Theil des Fleisches wird gekocht und das Fett mit Burgul vermischt; ein anderer Theil wird gebraten und, gleich dem gekochten, auf das Gericht Burgul gelegt. Der ganze Stamm nimmt alsdann an dem köstlichen Mahle Theil.

Das Bedürfniß des Getreides nöthigt alle Beduinen, Verkehr zu unterhalten mit denen, welche den Boden bebauen. Die Gränzdörfer von Syrien und Mesopotamien, die Städte im Nedschd und die cultivirten Thäler von Hedschas und Yemen werden von Beduinen besucht, die 10 und 15 Tagereisen weit herkommen, um sich hier mit frischen Vorräthen zu versehen. Hier verkaufen sie ihr Vieh und nehmen dagegen Weizen, Gerste und Kleidungsstücke.

Unter vielen Beduinen gilt es für schimpflich, Milch zu verkaufen, bei ihnen ist Lebban, d. i. Milchverkäufer, ein arger Schimpfname, obschon während der Wallfahrtszeit die Milch äußerst theuer ist. Eine merkwürdige Ausnahme von dieser Regel bilden die Koreischiten, welche sich für die edelste Race arabischer Beduinen halten und ihre Milch verkaufen, mit welcher aus den Zelten dieses berühmten Stammes auch die heilige Stadt Mekka versorgt wird.

In den verzweifeltsten Umständen ist der Beduine, welcher weder Kamele noch Schafe besitzt, zu stolz, um Unzufriedenheit an den Tag zu legen oder gar zu klagen. Er verlangt nie Unterstützung, sondern bemüht sich aus allen Kräften, entweder als Kameltreiber, Hirt oder Räuber sein verlornes Eigenthum wieder zu bekommen. Hoffnung auf Gottes Güte und vollkommene Unterwerfung unter seinen göttlichen Willen haben tiefe Wurzeln in der Brust des Arabers geschlagen; aber diese Resignation lähmt nicht seine Kraft in solchem Grade, wie bei den Türken. Ich habe gehört, wie Türken von Arabern wegen ihrer Apathie und Stupidität getadelt wurden, wenn sie dem Willen Gottes zuschrieben was lediglich das Resultat ihrer eigenen Fehler oder Thorheit war. Sie führten bei dieser Gelegenheit das Sprüchwort an: er entblößte seinen Rücken für die Stiche der Moskitos und rief dann aus: es ist Gottes Wille gewesen, daß ich sollte gestochen werden. Die Ausdauer, mit welcher die Beduinen Ungemach jeder Art ertragen, ist exemplarisch; in dieser Hinsicht sind sie eben so sehr über uns, als wir sie in unserem Streben nach angenehmen Empfindungen und verfeinerten Genüssen übertreffen.

Die geheimen Hoffnungen und Erwartungen der Beduinen sind weit beschränkter als diejenigen der Araber, welche in einer Stadt wohnen. Ihr Hauptwunsch während eines Zustandes der Armuth ist darauf gerichtet, so reich zu werden, daß sie im Stande sind, bei der Ankunft jedes achtbaren Gastes in ihrem Zelte ein Lamm zu schlachten und in dieser Handlung der Gastfreundschaft wenigstens mit allen andern Arabern des Stammes rivalisiren, wo nicht dieselben übertreffen zu können. Wenn das Glück einem Beduinen die Erfüllung dieses Wunsches gewährt, so sieht er sich alsdann nach einem schönen Pferd oder einem Dromedar und guten Kleidern für seine Frauen um, und ist auch dieß erreicht, so hat er keinen andern Wunsch, als den Ruf der Tapferkeit und der Gastfreundschaft zu erhalten und zu vermehren. Wenn er es möglich machen kann, Gastfreundschaft zu üben, fühlt er sich dem reichsten Scheich gleichgesetzt, den er dann nicht mehr um seine vielen Kamele, um seine zahlreichen Schafheerden beneidet.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Estremadura.

Estremadura bildet eine weite einförmige Ebene, durch welche mehrere Bergketten ziehen und zwei große Ströme ihren Lauf nach Portugal fortsetzen. Die mit Encinen, Myrten, Thymian, Rosmarin und Laudanum bedeckten ungeheuren Ebenen dienen bloß den Merinos zur Weide; nur einige Sierras sind mit Waldung bekränzt, die meisten stehen öde und nackt, und auf den Ebenen sieht man nur bei den Pueblos einigen Anbau, Kornfelder mit Fruchtbäumen. Nirgends hat man Schutz vor den Strahlen der versengenden Sonne. Der Boden ist sandig und leicht, aber wo er bewässert werden kann, äußerst fruchtbar. Solche ergiebige Bezirke sind die reiche Vega, das Thal von Plasencia und die Gegend von Caceres. Auf der nordöstlichen Gränze sieht man die Sierra de Bejar, die im Westen an die Sierra de Ojata sich anschließt und die letzte Partie des Guadarramagebirges bildet, welches von da nach Portugal übergeht. Aus der Provinz Toledo tritt die Sierra de Guadalupe in das Land und durchzieht dasselbe in verschiedenen Abtheilungen. Die Gebirge auf der linken Seite des Guadiana gehören zum System der Sierra Morena. Diese Bergketten sind zum Theil steinig und felsig, aber mit hohen, herrlich duftenden Myrten- und Lavendelbüschen bewachsen; auf einigen Gipfeln derselben athmet man reine Alpenluft.

Der Tajo tritt bei Valdecanas auf den Boden der Provinz, aus welcher er rechts und links einige kleinere Nebenflüsse aufnimmt. Auf der östlichen Gränze, bei dem Kloster San Simon de la Rena, bringt der Guadiana in das Land, fluthet nach Westen fort und macht dann von Telena an auf einer ziemlichen Strecke die Gränze mit Portugal. Die meisten Nebenflüsse gleichen großen Bächen, die im Sommer fast ganz austrocknen.

Die Temperatur wechselt sehr schnell und die Nächte sind nach den heißesten Tagen immer kühl. Der glühende Sommer bringt gar keinen Regen, und selten trübt einmal im Junius, Julius und August eine kleine Wolke den ewigen Azur des Himmels; bloß der Thau der Nacht erquickt die lechzenden Fluren.

Der Anbau ist in dieser Provinz ganz vernachlässigt; der schönste, trefflichste Boden bleibt zu Viehweiden liegen und die Einwohner ziehen das bequemere Hirtenleben dem Ackerbau vor, der unter einem so heißen Himmel freilich beschwerlich fällt. Trotz des üppig fruchtbaren Bodens in der Vega gewinnt die Provinz bei weitem nicht so viel Korn, als sie bedarf und muß bedeutend zukaufen. Wäre die Mesta nicht, so könnte Estremadura in Hinsicht der Fruchtbarkeit mit den begünstigtern Provinzen der Monarchie wetteifern, da sie sich in dem Besitz zweier großen Ströme, deren Lauf äußerst vortheilhaft für sie ist, leicht Wasser verschaffen könnte. So hält die fatale Mesta die ganze Provinz nieder und bestärkt den trägen Insassen in seiner Unthätigkeit. Hie und da sieht man bei einem Kloster einen Garten oder ein Stück Ackerland,

oder was will das bedeuten? Badajoz bezieht Gemüse und Obst aus Portugal.

Die Provinz nimmt jährlich circa vier Millionen Transhumantes auf, wofür sie jedoch nur ein unbedeutendes Weidegeld zieht, und unterhält außer dem eigenen sehr beträchtlichen Schafstapel große Heerden Rindvieh, Schweine, Ziegen, Esel und Maulesel, deren Ausfuhr nach Portugal verboten ist. Die Schinken und Würste von Estremadura erfreuen sich in ganz Spanien eines großen Rufes.

In einer einförmigen Ebene an dem Guadiana, über welche eine schöne Brücke führt, liegt das stark befestigte Badajoz, Estremadura's Hauptstadt und der Sitz des Generalcapitäns. Die Stadt hat enge, aber ziemlich gut gepflasterte Straßen, eine Kathedrale, zehn Klöster, eine schöne Alameda und etwa 15,000 Einwohner, die einen ziemlich lebhaften Handel mit Portugal treiben. Die Umgegend ist nicht sehr interessant, indem sich nur traurige, farblose Ebenen darbieten. Auf einem Ausfluge begegnete ich einer ungeheuren Anzahl unbeholfener, von Stieren gezogener Karren, die nach Sevilla fuhren. Sie kamen aus der Gegend von Roderichsstadt (Ciudad Rodrigo) und waren mit Korn beladen, welches periodisch in dieser Jahreszeit dorthin geführt und gegen Salz und andere Artikel umgetauscht wird. Sie brauchen sechs Wochen für diese Reise und kehren in einem guten Zustande wieder nach Hause zurück. Ihre Zeiteintheilung richtet sich, ganz wie im Orient, nach den Weideplätzen, da sie an den Landstraßen sich lagern und am Ruheorte füttern. Selten oder nie betreten sie die Flecken und Dorfschaften, indem sie nach Art der Zigeuner in Gesellschaft ziehen und bei angezündeten Feuern bivouaquiren.

Bei Alcantara führt eine prächtige Brücke, ein Römerwerk, über den Tajo. Die Stadt ist mit Wällen und Bastionen umgeben und hat 3000 Einwohner, die grobe Tücher weben und mit Wolle handeln.

Am Flusse Alago erhebt sich Coria mit seiner alten Burg und Domkirche, die einige gute Bilder von Morales enthält. In der Nähe ist das weltberühmte, dermalen aber verfallene Hieronymitenkloster, in dessen Mauern Kaiser Karl V seine beiden letzten Lebensjahre verbrachte.

Das zwischen hohen Gebirgen eingeklemmte Batuecasthal wird von dem gleichnamigen Flüßchen bewässert und von einem durch Dialekt, Sitten und Tracht merkwürdigen Völkchen bewohnt, das fast ganz ohne Verkehr mit der übrigen Erde lebt und von dem die Sage geht, daß es erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch ein Liebespaar, welches im Gebirge eine Zuflucht suchte vor dem Zorn der Eltern, entdeckt worden sey.

Die alte Römerstadt Merida am Guadiana, über die eine prächtige Brücke von fünfzig Bogen führt, ist wegen ihrer vielen Antiquitäten merkwürdig. Der Circus ist prachtvoll und das Amphitheater hatte die bequeme Vorrichtung, Wasser hereinlassen zu können, wenn Naumachien aufgeführt werden sollten; die große, in der That herrliche Brücke über den Guadiana ist nach dem alten Plan restaurirt worden; ein Gebäude an ihrem Ende scheint eine mittelalterliche Citadelle gewesen zu seyn. Mitten in demselben befindet sich eine seltsame doppelte Treppe mit langen Absätzen, augenscheinlich zu dem Zweck, Wasser hinaufzubringen, ein wahres Prachtwerk und eine der schönsten Reliquien römischer Architektur. Zunächst dem Guadiana sieht man einen römischen Thorweg von Granit, darüber eine Marmortafel mit einer schönen arabischen Inschrift. Das Theater wurde in neuerer Zeit zu einer Plaza de Toros verwendet. Die imposante Guadianabrücke, deren Anblick mich entzückte, zeigt klar, welch großartig künstlerisches Gepräge der Brückenbau in der römischen Architektur gewann, die mächtig geschwungenen Bogen machen einen grandiosen Eindruck und erfüllen die Seele mit Staunen und Bewunderung. Auch Römergräber hat man jüngst entdeckt; an den Wänden befinden sich Nischen, reihenweise übereinander geordnet, zur Aufnahme der Aschengefäße; Gräber von solcher Beschaffenheit führen bekanntlich den Namen Columbarien; einige Eingänge sind architektonisch decorirt, gerade wie das interessante Grabmal der Familie Furia bei Frascati.

Die Landschaft bei Merida besteht aus wellenförmigen Hügeln und Thälern und besitzt reichliche Bewässerungsmittel, wie denn überhaupt die Gegend große Naturschätze enthält, unter andern auch Silberminen. Auf den Anhöhen eröffnet sich eine großartige Aussicht über die ausgedehnte Hügelkette und das Stromgebiet des Guadiana. Eine noch prachtvollere Aussicht hat man bei Puerto de Miravete, einem bekannten Paß und Hohlweg, wo man die Bergketten von Gata und Gredos überblickt. Wenn man herabsteigt, erreicht man die Brücke von Almarez, jene während des Befreiungskrieges so berühmt gewordene Brücke, die seitdem nicht wieder hergestellt wurde.

Llerena's Bewohner befassen sich mit dem Wollhandel und der Seidenweberei; sie lieferten vormals viele Arbeit für die Colonien; das Städtlein ist finster, bunt durcheinander gebaut und war ehedem der Sitz eines Glaubensgerichts, von dessen unterirdischen Gefängnissen man mir schauderhafte Einzelnheiten mittheilte.

An der Gränze von Sevilla und am Fuße der gleichnamigen Sierra liegt das Bergstädtlein Guadalcanal, in dessen Nachbarschaft vormals reichhaltige Silber-, Blei- und Platinagruben im Betriebe standen. Bei Medina de las Torres entquillt dem Boden eine Mineralquelle.

Auf einem Felsen, den die Mayacca umfließt, liegt Truxillo mit seinen geistlichen und weltlichen Bollwerken, mit seinen Klöstern und seiner alten verfallenen Citadelle. Pizarro, der Eroberer von Peru, ist hier geboren; in dem benachbarten Medellin am Guadiana der Eroberer von Mexico, Ferdinand Cortez. Estremadura ist die Heimath der großen Conquistadoren.

Nach einem beispiellosen Druck hat sich der Wollhandel von Merida wieder etwas gehoben und die Märkte haben neues Leben gewonnen. Schwere Klagen wurden erhoben wegen des Ruins, den die Mesta diesen fruchtbaren Gegenden brachte, jene famose Gesellschaft von Viehzüchtern, deren unzählige Heerden das Land bedecken.

Die Gegend von Plasencia, woselbst ein Bischof residirt, war vormals ein Fruchtgarten; noch verlegt man sich mit Erfolg auf die Bienenzucht und treibt mit Honig und Wachs einen nicht unbeträchtlichen Handel. Plasencia, zwischen zwei Bergen an einem Nebenflusse des Guadiana gelegen, hat sich eifrig bemüht, die heilige Zahl zu verherrlichen; die fromme Stadt hat sieben Thore mit sieben Thürmen, sieben Pfarrkirchen, sieben Klöster, die wohl hinreichend sind für 7000 Seelen. Eine schöne, wahrhaft großartige Wasserleitung von achtzig Bogen führt der staubigen Stadt, wo Milch und Honig fließt, auch gutes frisches Quellwasser zu.

Ueber die Irren in Frankreich. Der Arzt Brierre de Boismont behauptet, daß von 100 Irren in Frankreich 63% es aus moralischer und nur 37% aus physischer Ursache geworden sind. (Echo du Monde Savant vom 24 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 September 1843.

Das Girshawki-Kloster in Bessarabien.

Fast in der Mitte der jetzigen Provinz Bessarabien, da wo der merkwürdige, unter dem Namen des trojanischen Walls bekannte Ueberrest des Alterthums als Gränze zwischen dem eigentlichen Bessarabien oder der Budschak-Steppe und den Kreisen der östlichen Moldau diente, läuft auf einer ziemlich bedeutenden Strecke in der Richtung von Süden nach Norden ein Waldland fort, das die eingebornen Rumuni in ihrer Sprache Kodry nennen. Es breitet sich auf den letzten Ausläufern der Karpathen aus, die auch hier noch in mehr oder minder hohen Hügelreihen den Lauf der Flüsse Putna, Byk, Jtil und zum Theil den Reut begleiten, welche sich sämmtlich in den Dniester ergießen. Die Wälder, welche diesen Landstrich bedecken, führen noch den Namen der Orgejewschen nach der Stadt Orgejem, die einst der Mittelpunkt der moldauischen Verwaltung im Lande war. Dieses Land zeichnet sich wegen seines bergigen Charakters durch eine ungewöhnliche Mannichfaltigkeit malerischer Ansichten aus. Die Hügelreihen, welche durch ihre Verschlingung ein reizendes Labyrinth bilden, ermüden den Blick nicht durch einen allzu gleichförmigen Strich, sondern schließen bald eine tiefe, von allen Seiten geschlossene Schlucht ein, bald eine schmale, tiefe, steile Spalte, in der mannichfache Quellen sich einen Ausweg suchen. Eigentliche Thäler, mit darin fließenden mäandrischen Bächen vollenden die Mannichfaltigkeit und den Reiz des Gemäldes. Diese Thäler bilden die Hauptzierde nicht nur des Walddistricts von Kodry, sondern von ganz Bessarabien. Der Wald zieht sich von den Bergen bis fast in die Thalsohle herab, läßt aber hier den Flüssen, deren Ufer mit einem üppigen, aromatischen Grün bedeckt sind, mehr oder minder freien Raum. Die Breite dieser Thäler ist im Allgemeinen gering, was um so besser ist als dadurch den wilden Schneestürmen des Winters und der sengenden Gluth des Sommers weniger Zugang in die friedliche Abgelegenheit gestattet ist. Die milde Natur des Südens hat hier hinter der Umfriedung von Felsen und Abgründen unter dem undurchdringlichen Schatten dunkler Eichenwälder gleichsam absichtlich Zufluchtsstätten bereitet, in denen man die Reize des üppigen Südens ohne die damit verbundenen Nachtheile genießen kann.

Das unglückliche Schicksal, welches tausend Jahre lang bis zu seiner Vereinigung mit Rußland auf diesem Lande lastete, hinderte den Menschen Hand anzulegen um die üppige Füll der Natur zu seinem Genuß und seinem Vortheil zu verwenden. Hier auf dieser Fahrstraße der Nationen, auf dem Punkte wo Europa mit Asien zusammenstößt, war den Bedürfnissen der Gesellschaft, der Arbeit und dem Gewerbe niemals Frist gestattet sich zu entwickeln und Wurzel zu schlagen. Nur gedankenlose Rohheit konnte mitten unter der ringsum herrschenden Gewaltthat und Unordnung hier ein trauriges, armseliges Daseyn fristen. Einige Ansiedler ließen sich vorzugsweise an den Hauptflüssen des Landes, am Dniester und Pruth, welche jetzt die Gränze desselben bilden, nieder. In die Tiefen der Kodry-Wälder drangen vielleicht nur einige kecke Jäger bei Verfolgung des Wildes, das auch jetzt noch in Menge sich findet, oder einige scheue Flüchtlinge retteten sich hieher vor den räuberischen Wilden, deren Nomadenlager noch vor kurzem in den umliegenden Steppen zu sehen waren.

Das milde Licht des Christenthums war hier, wie allenthalben, das einzige belebende Element in jenen finstern, schweren Zeiten. Unter dem Schatten des Kreuzes, um die Tempel des Herrn sammelten sich nach und nach große Dörfer, in denen das Band des Glaubens die Grundlage des Gemeindeverbandes war, und zu gegenseitiger Hülfe bei Unfällen und Gefahren aufmunterte. Friedliche Mönchswohnungen waren nicht bloß die Schule strenger Sitte, sondern auch der Verstandesbildung, der Arbeitsamkeit und einer vernünftigen, vortheilhaften Landwirthschaft. Nach dem strengen buchstäblichen Sinn der Schrift: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen,“ theilten die Mönche die ihnen auferlegte Selbsttödtung zwischen Gebet und Arbeit; aus der Kirche eilten sie aufs Feld, in den Garten oder in den Wald, und die von ihnen gewählten versteckten Waldeinöden, die sie solchergestalt durch friedliche Arbeit errungen hatten, waren dem Gebrauch der Menschen gewonnen. Der erste Anbau des Bodens rührt, wie an so manchen andern Orten, von Mönchen her.

und auch jetzt noch stehen die Klöster in erster Reihe da als Mittelpunkte der die Einöde belebenden Volksmasse.

Gegenwärtig finden sich in der Provinz Bessarabien, die unter der geistlichen Leitung des Bischofs von Kischinew steht, zweiundzwanzig russisch-griechische Klöster, nämlich 16 Manns- und 6 Frauenklöster. Zwölf von diesen liegen mitten in den Kodry, namentlich im Bassin des Ikil, im jetzigen Kreise Orgejew, in geringer Entfernung von einander, so daß sie gleichsam eine heilige Colonie bilden und an die alte Thebais oder den Berg Athos erinnern. Die übrigen zehn Klöster bilden so zu sagen eine zweite Colonie, die sich auch in dem Kreise Orgejew, aber auf der entgegengesetzten Seite, namentlich zwischen dem Reut und Dniester concentrirt. Hier sind besonders die Klöster bemerkenswerth, welche in den felsigen Ufern des Dniester und Reut ausgehauen sind; eines derselben, Namens Gorodeschti, am Dniester, war noch vor nicht langer Zeit von Mönchen bewohnt, die sich aber jetzt auf dem höhern Ufer angesiedelt haben.

Die Mehrzahl der bessarabischen Klöster empfängt keine Unterstützung von der Regierung, sondern sie erhalten sich selbst durch eigene Bewirthschaftung der ihnen zugehörigen Ländereien. Da weder die Ausdehnung noch die Güte dieser Ländereien dieselbe ist, so ist auch das äußere Ansehen der Klöster von einander verschieden. Der größte Theil derselben bietet im wörtlichsten Sinne ein Muster evangelischer Armuth dar, die nach Gebet und Arbeit kaum weiß, wo sie das Haupt hinlegen soll. Andere aber können sich auf einem mehr oder minder anständigen Fuß erhalten: indeß besteht der Charakter sämmtlicher Klöster des Landes in Enthaltung von allem äußern Gepränge, weil ihre Besitzungen nie einen bedeutenden Ueberfluß abwerfen, *) und von Seite der dahin wallfahrenden Laien wird das Einkommen nicht vergrößert, sondern erschöpft wegen der Gastfreundschaft, die man nach der im Orient unabänderlich herrschenden Sitte gegen die Besucher beobachten muß, ohne dafür, wie es in andern Ländern Sitte ist, Gaben und Opfer in Empfang zu nehmen.

Um so auffallender ist die Ausnahme, welche das sogenannte Girshawki-Kloster darbietet. Obgleich es sich an Reichthum nicht mit den Klöstern im Innern Rußlands messen kann, so zeigt doch, abgesehen von den Naturschönheiten, in denen der Norden stets dem Süden weichen muß, dieses Kloster in der Tiefe der bessarabischen Kodrys ein Bild, wie man es in ganz Rußland sonst nicht finden möchte. Es liegt in den geheimsten Tiefen der Kodrys im Hintergrund eines Thals, das von der Girshawka durchströmt wird, welche in den Ikil fällt; es ist von Orgejew 40, von Kischinew 60, und von Jassy in gerader Linie 50 Werste entfernt. Zwei Wege führen dahin: der eine aus Orgejew, größtentheils im Ikilthale fort, an den Klöstern Kurki, Tobora, Zyganescht, Retschull, Formoschiki und Gerbowez vorbei, der andere gerade von Kischinew her durch das Thal des Byk, was die große Straße nach Jassy ist. Letztere wird von den Reisenden vorgezogen, weil sie zum Fahren bequemer ist, obgleich sie auch ihre Schwierigkeiten hat. Bei dem Dorfe Kalarasch muß man von der großen Straße abbiegen, statt der Pferde Ochsen nehmen und sich in einer tiefen Schlucht 2 bis 3 Werste weit hinaufschleppen lassen unter überhängenden Bäumen, die nicht selten den Weg durch ihre dichten Zweige versperren. Das Hinabfahren ins Thal, wo das Kloster liegt, ist noch steiler und man muß hier den Wagen fast durch Menschenhand fortschaffen lassen, obgleich man dem Kloster zu seiner Ehre nachsagen muß, daß es von seiner Seite alles mögliche thut, um den Weg herzustellen. Für diese Mühseligkeiten wird man indeß durch den wilden Reiz der Landschaft reichlich belohnt, und dieser nimmt zu, wenn man endlich mitten durch das dunkle Dickicht des Eichenwaldes die Thalsohle erblickt, in der ein smaragdenes Wiesengrün abwechselt mit dem Goldgrund der Weizenfelder und den silberfarbigen prächtigen Teichen. Allmählich eröffnet sich das ganze Thal, aber das Kloster ist noch nicht sichtbar, es ist hinter ein dichtes Bouquet von Bäumen versteckt, die sich in langen Streifen von der Höhe der Berge bis ins Thal hinabziehen. Man erkennt indeß bald das Wirken einer klug geleiteten Arbeit in diesem auf allen Seiten von einer undurchdringlichen Wildniß umgebenen Waldrevier; doch beschränken sich die Spuren menschlicher Geschäftigkeit vorerst auf ein kleines Dorf, das rechts aus der Tiefe des Thals hervorsieht. Man muß noch einige hundert Schritte weiter links gehen, mitten durch angebaute Felder, und dann stellt sich mit einem Mal das Kloster in seiner ganzen reizenden Schönheit dar.

Der eigentliche Klosterbau besteht aus einer nicht sehr großen, aber schönen, steinernen Kirche mit einem Glockenthurm, um welche her in symmetrischer Ordnung kleine, aber nicht minder schöne steinerne Häuschen von Einem Stockwerk liegen, in denen sich die Zellen für den Klostervorstand und die Brüder, die Gastzimmer für die Fremden und die Wohnungen der Klosterdienerschaft befinden. Alles dieß ist von einer steinernen Mauer mit einem großen Eingangsthor umgeben. Beim ersten Blick ins Innere des Klosters wird man betroffen durch die erstaunliche Reinlichkeit des weiten Hofes, in welchem die Kirche steht. Aus allen Häusern führen nach der Kirche gerade, mit Sand bestreute Wege, und der Hof liegt da wie ein großes grünes Tischtuch, das sorgsam vor jedem Schmutze geschützt wird. Vor den Häuschen und an den Seiten der Wege sind in symmetrischer Ordnung Pfähle mit Laternen aufgestellt, welche bei Nacht angezündet werden, den Mönchen den Weg nach dem Tempel des Herrn weisen, und zugleich das Kloster mit einem Brillantkranze von Lichtern einschließen. Das Innere der Kirche ist mit einem prächtigen Ikonostaß geschmückt, der von den hellsten Farben byzantinisch-russischer Malerkunst erglänzt. Die Zellen des Vorstehers, bei denen sich noch eine andere kleine Kirche für den Wintergottesdienst befindet, unterscheidet sich im Aeußern durch nichts

*) Das einzige sehr reiche Kloster ist das „Kiprian-" oder „Kapelan-" Kloster, zu dem 12 Dörfer gehören. Das Kloster hat eine schöne Kirche und prächtige Wohngebäude, die von dem ehemaligen Exarchen Gabriel erbaut wurden, welcher nach der Vereinigung Bessarabiens mit Rußland lange Zeit der einzige Verwalter der Klostergüter und Klostereinkünfte war.

von den übrigen Häuschen, und das Innere trägt den Stempel einer bescheidenen, wahrhaft mönchischen Einfachheit. Dagegen sind die für den Empfang und die Unterkunft der Fremden bestimmten Häuschen zwar außen gleichfalls nicht von den andern verschieden, im Innern aber mit aller Aufmerksamkeit, ja man kann sagen mit Eleganz verziert, und sie vereinigen alle von der Gewohnheit und selbst dem Luxus der Laien geforderten Bequemlichkeiten mit der gemessenen Würde klösterlicher Abgeschlossenheit. Der große Saal, oder besser gesagt die Galerie in welcher den Fremden der Tisch gedeckt wird, öffnet sich nach beiden Seiten in einen Garten, aus welchem man den frischen Duft der aromatischen Vegetation des Südens einathmet, während der lustige Gesang der Vögel und das muntere Gemurmel der laufenden Brunnen das Ohr ergötzen. Die Zimmer sind nicht luxuriös, aber bequem und hübsch meublirt, und bieten eine glückliche Verbindung von europäischem Geschmack mit asiatischer Gemächlichkeit dar. Aus allem ersieht man nicht nur die Willigkeit, mit der die Gastfreundschaft geübt wird, sondern auch den Reichthum an Mitteln. Alles zeigt, daß die Haushaltung mit allem reichlich versehen ist und nicht nöthig hat sich in irgend einer Weise knickerig zu zeigen.

Einen noch sprechendern Beweis für die gute ökonomische Ordnung des Klosters bietet der Garten dar, welcher unmittelbar an dasselbe stößt; dieser Garten nimmt den ganzen Abhang des Berges ein, an dessen Fuße das Klostergebäude sich befindet. Der ziemlich steile Abhang ist in seiner ganzen Höhe so zu sagen in drei Etagen abgetheilt; jede derselben ist balconartig auf der ganzen Gartenbreite mit Terrassen eingefaßt. Die untere Etage, welche an die Klostergebäude stößt, ist ganz mit Blumenbeeten und Fruchtbäumen bedeckt. Von der zweiten Etage an beginnt der Weinberg, der auch die dritte ausschließlich einnimmt, welche bis zur waldumgürteten Höhe des Berges hinaufreicht. Von dem Gipfel aus ist aus mehrern Quellen über den ganzen Abhang hin Wasser geleitet, das zum Theil an den Terrassen in kleine Behälter fällt, die sich vermittelst Röhren in einander ergießen; endlich im Niveau mit dem Kloster fällt das Wasser vor dem Eßsaal in ein ziemlich geräumiges Bassin, aus welchem es mit bedeutender Gewalt in einem Brunnen hervordringt. Uebrigens ist auch das Bassin auf der mittlern Terrasse so geräumig, daß man auf denselben in einem eigens dazu gebauten kleinen Kahn herumfahren kann, wobei man die obere Kuppel der Kirche gerade unter sich hat. Auf jeder Terasse sind in der Mitte des Gartens schöne Sitze angebracht, aus denen man prächtige Aussichten auf das Kloster, das Thal und den gegenüberliegenden Berg hat, der gleichfalls mit dichtem Wald gekrönt ist. Die Terrassen stehen durch Alleen mit einander in Verbindung, die ziemlich steil ansteigen; die Seitenalleen an beiden Enden des Gartens führen gerade unter dem dunkeln Waldanfang hin, aus dem der Garten so zu sagen herausgehauen ist. Allenthalben sind passende Plätze zum Ausruhen, theils Stein-, theils Rasensitze angebracht, besonders an denjenigen Orten, wo man durch den Waldschatten gegen die Sonnengluth geschützt ist. In den übrigen Theilen der Klosterwirthschaft, welche den gröbern Arbeiten gewidmet sind, die weniger Entfaltung von Phantasie und Geschmack zulassen, ist wiederum eine berechnende Ueberlegung, eine strenge Ordnung und ein blühender Wohlstand zu erkennen. Nichts in der ganzen Umgebung des Klosters ist unbenützt und unbebaut geblieben. Da wo der Pflug nicht geht, wird der reiche Graswuchs für das Vieh benutzt, unter dem sich auch eine zwar kleine, aber ausgesuchte Heerde feinwolliger Schafe befindet. Das durch Dämme gesperrte Flüßchen bildet große fischreiche Wasserbehälter, und treibt außerdem zwei Mühlen. An einer andern Stelle drehen sich die Flügel einer Windmühle, dort rauchen die Röhren einer Branntweinbrennerei und weiterhin erblickt man einen von ferne her schimmernden Steinbruch. Selbst der Wald in den Umgebungen des Klosters trägt sichtbare Spuren einer aufmerksamen Vorsorge, einer verständigen, wohlberechneten Benützung seiner Reichthümer. Er ist reinlich gehalten, so viel es sich mit einem wilden Dickicht verträgt; hier sieht man keine durch heftige Winde abgerissenen Aeste herumliegen, keine unklugerweise verheerten kahlen Flächen. Selbst bei den Hütten der Bauern und den Zelten der auf den Gütern des Klosters sitzenden Zigeuner hört man unaufhörlich den friedlichen Schlag der Axt, das durchdringende Pfeifen der Säge oder das Knistern des flammenden Holzstoßes, begleitet von dem Zischen der Blasebälge und dem dröhnenden Lärm der Hämmer.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Galicien. Asturien.

Die Galicier (Gallegos) sind ein kräftiger, arbeitsamer Volksstamm; es sind handfeste Leute, denen die schweren Arbeiten obliegen, welche die trägen und verweichlichten Bewohner der großen Städte Spaniens nicht leisten können oder wollen; sie repräsentiren in Madrid wie in den Städten des Südens die Auvergnaten und Savoyarden in Paris, oder die Bewohner der Romagna und der Abruzzen in Rom. Durch ihre Industrie, ihre rastlose Thätigkeit erwerben sie sich Geld, zuweilen selbst Reichthümer, und kehren dann, wie unsere Schwarzwälder und Tyroler, in bestimmten Zwischenräumen in die Heimath zurück, wo sie mit dem ersparten Geld ein Geschäft anfangen. In ihren Sitten und Manieren sind sie rauh und ungeschlacht, aber im höchsten Grade zuverlässig und ehrlich. Sie würden treffliche Colonisten werden, wenn sie unter vortheilhaften Bedingungen angesiedelt würden, denn sie sind nicht arbeitscheu, wie die Bewohner der innern Landschaften; sie suchen im Gegentheil Arbeit und unterziehen sich derselben mit Sorgfalt und Ausdauer. Die Regierung hätte diese kräftigen Leute zur Colonisirung der Sierra Morena und anderer vernachlässigten Districte verwenden sollen, denn die deutschen Ansiedler waren in den nächsten Generationen schon ausgestorben, vermuthlich weil sie das Klima nicht ertragen konnten. Diese von dem bekannten Olavides berufenen Leute waren in keiner Hinsicht tüchtiger als die Eingebornen, auch weniger stark und muskulös als die Gallegos, die an ein hartes, mühevolles Leben und an den Wechsel des Klima's besser gewohnt sind. Die barsche Art und

Weise der Gallegos ist zum Sprüchwort in Spanien geworden und dient beständig zu komischen oder spöttischen Vergleichungen; ich hörte von einem unmanierlichen Menschen sagen: „er ist ein wenig Gallego," etwa wie man in der untern Maingegend sagt: „er ist so artig wie ein Sachsenhäuser!"

Eine wunderschöne Landschaft durchziehend, gelangte ich nach Oviedo. Die alte Hauptstadt von Asturien ist von einem Amphitheater von Bergen umgeben, welche mit einigen Partien der steyerischen Alpen Aehnlichkeit haben und mit dem frischesten Grün geschmückt sind. Es war gerade Markttag, als ich in Oviedo ankam, und die Stadt war deßhalb sehr belebt und von zahlreichen Landleuten besucht. Frische Butter wird in Menge verkauft und, in Häuten aufbewahrt, nach Castilien und in andere Landestheile verschickt.

Oviedo's Kathedrale gehört zu den schönsten von Spanien; in den Strebepfeilern, wie in den Formen der Façade manifestirt sich eine edle Cultur des gothischen Baustyls. In der Kirche der Franciscaner, die einige gute Bilder von Zurbaran und Esteban del Torre enthält, findet sich ein Beleg für einen seltsamen mittelalterlichen Feudalbrauch. Das hochadelige Geschlecht Valdecarriana hat seinen Begräbnißplatz, sein specielles Erbbegräbniß in der Kirche und hat unter der Bedingung, daß den gottseligen Mönchen jedes Jahr an einem bestimmten Tage einige Schäffel (Fanegas) Weizen verabreicht würden, das Privilegium, während der Messe einen Stier in die Kirche zu bringen, der, so lange die Feierlichkeit dauert, dableibt. Die guten Väter konnten der Versuchung des castilischen Weizens nicht widerstehen, machten aber ihrerseits die Bedingung, daß das Kreuz vor der Procession nicht hergetragen werden solle. Der sonderbare Contract steht mit großen Buchstaben an den Wänden der Capelle geschrieben.

Asturien ist ein schönes, in mancher Hinsicht interessantes Bergland. Die cantabrische Bergkette wirft sich von Osten in das Land und füllt es mit Waldschluchten, Tiefen und Abgründen, mit pittoresken Thälern, die sich durch frische Vegetation, durch schönen Anbau, durch herrliche natürliche Bewässerung auszeichnen. Ebenen darf man in Asturien nicht suchen, alles ist Berg und Thal; bis zu den Küsten neigen sich die Vorberge, in verschiedenen zahlreichen Spitzen vorspringend.

Die Küsten dieses Landes sind wahrhaft bezaubernd; auf der einen Seite sieht man die ungeheure Wasserfläche, aus der hie und da eine einsame Felsklippe oder ein Eiland hervorragt, auf der andern die hohen Gebirge mit der lachendsten Vegetation, die reizenden, von klaren Waldbächen bewässerten Thäler; die Küsten, welche mit Schalthieren aller Art bedeckt werden, so wie die Wellen sich über sie erheben; die vielen Buchten, die sich meilenweit in das Land erstrecken und die Mündungen der von den Bergen herabstürzenden Flüsse. Der Boden ist felsig und an den Bergen kaum zollhoch mit Dammerde bedeckt, in den Gründen und Thälern steinig, doch ziemlich productiv. Die Flüsse des Landes sind Küstenflüsse, die, wie die Bäche, im Frühjahr durch die von den Bergen herabstürzenden Wasser ungemein anschwellen, aber sämmtlich von kurzem Laufe sind; die bedeutendsten sind: die Navia, der Canero, der Nalon.

Im Frühling und im Spätjahr fällt viel Regen; im Winter gefriert kaum das Wasser, der Schnee fällt nur spärlich und im Sommer ist es nicht so heiß, daß der Landmann seine Arbeit darum aussetzen müßte. Der Ackerbau wird mit Eifer betrieben und jeder nur mögliche Fleck dazu benutzt; dessen ungeachtet erzeugt das Land bei den vielen Bergen und Felsen den nöthigen Bedarf nicht ganz. Am besten gerathen Korn und Mais; aus letzterem backt der Asturier sein Borronabrod den Anbau anderer Cerealien hindert das feuchte Klima. Gutes Obst wird in großer Menge gebaut; aus den Aepfeln bereitet man trefflichen Cider, der auch in verschiedene andere Landestheile versandt wird. Hie und da am Strande werden auch Orangen und Pomeranzen gezogen, aber die Hauptfrucht Asturiens bleibt die edle Kastanie, wovon man jährlich circa 60,000 Fanegas erntet und die Hälfte davon als Brodsurrogat verbraucht.

Die meisten Gebirge sind mit Eichen, Buchen, Stechpalmen, Weißtannen und Kastanien bedeckt und liefern vortreffliches Schiffbauholz; auch finden sich auf denselben eine Menge Medicinalpflanzen, deren Eigenschaften den Einwohnern völlig unbekannt sind und die gar nicht benutzt werden. Da es auf denselben ebenmäßig nicht an nahrhaften Kräutern und guten Weiden fehlt, so ist auch die Viehzucht in gutem Stande.

Wild ist in großer Anzahl und Varietät vorhanden, ebenso wildes Geflügel, auch Fische die Fülle, wovon die Flüsse die schönsten Forellen und Aale enthalten — treffliche Fastenspeise für manchen Bischof oder Dechanten im Innern. Auch Lachse und Lampreten veranlassen einen lebhaften Fischfang und gehen bis nach dem leckermauligen Madrid.

Die Asturier sind ein starker, arbeitsamer Menschenschlag, tapfere, redliche, patriotische Leute; sie sind etwas bigott und stolz auf ihre glorreichen Ahnen. Ihre Berge sahen nie die Heere der Araber und von der Ausena, von Covadonga's Felshöhen stiegen Spaniens muthige Befreier herab. Don Pelayo führte sie zu Kampf und Sieg.

Die Sitten in ganz Asturien sind sehr einfach und ungekünstelt, wie in den Alpenthälern. Wenn der Asturier in seiner Heimath kein Brod finden kann, wandert er in die übrigen spanischen Landschaften, um sich ein kleines Capital zu erwerben, womit er, in die Heimath zurückgekehrt, irgend ein Gewerbe beginnt. Man sieht sie häufig als Kutscher, Bediente, Aufwärter, Hausknechte, Taglöhner; es sind Leute von altem, gutem Adel. Allenthalben findet man die regsamen Asturier, und die meisten angesehenen Familien der neuen Welt leiten ihren Ursprung von diesen Bergbewohnern her. Sie besitzen jene bewährten Eigenschaften, die erforderlich sind, ihren Brodherren Vertrauen einzuflößen. Ungeachtet der Rohheit der Landleute hat diese Provinz von den frühesten bis in die neuesten Zeiten ihren reichlichen Antheil an die Republik der Künste und Wissenschaften geliefert. Der treffliche Campomanes war ein Asturier.

Einige der tüchtigsten und vortrefflichsten Männer in Spanien findet man unter dem Provincialadel, der nicht in der Hauptstadt zu leben genöthigt ist und in seinem Bereiche Eigenthum und Einfluß besitzt. Andrerseits macht sich der Mangel einer wahren Mittelclasse mit allen seinen nachtheiligen Folgen in dem Bau des gesellschaftlichen Körpers fühlbar. (Schluß folgt.)

Seideausfuhr aus dem nördlichen Persien. Im J. 1839 wurden 50,454, im J. 1840 71,699 Menischahls (à 16 Pfd.) ausgeführt, davon gingen im J. 1839 nahe an 30,000, im J. 1840 aber über 47,000 nach England allein. Die Ausfuhr nach Rußland war in beiden Jahren ziemlich gleich, etwa 10,000 M. Der Rest ging nach Bagdad und dem Innern Persiens; im Norden Persiens selbst werden etwa 40,000 M. verarbeitet, so daß man die ganze Seidenernte auf mehr als 100,000 M. anschlagen kann. (Echo du Monde Savant vom 24 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1843.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Chapultepec. Guadelupe.

Eine kleine Legua von Mexico steht das Schloß Chapultepec, an das sich die meisten Sagen aus der alten mexicanischen Geschichte knüpfen. Könnten diese grauen Cypressen sprechen, die hier lange schon standen mit ihren grauen Bärten und ausgestreckten ehrwürdigen Armen, als Montezuma noch ein Knabe war, was würden sie nicht erzählen! Hier ist der lezte der aztekischen Herrscher mit seinem dunkeläugigen Harem umhergewandert; hier waren seine Gärten, seine Vogelkäfige, seine Fischteiche. Durch diese jezt verworrenen und verlassenen Wälder mögen ihn seine jungen Adeligen im Lehnstuhl getragen haben, von diesen Felsen, wo das Schloß steht, blickte er auf das fruchtbare Thal und die große Hauptstadt mit ihren Seen, Dörfern und Tempeln und Blumengärten, ohne daß ein Gedanke an die Zukunft sein Auge umdüsterte. Die Sage berichtet, daß jezt diese Höhlen, Teiche und Gehölze von dem Schatten der berühmten Donna Marina, der indianischen Gattin des Eroberers Cortez, besucht werden.

Das Schloß selbst, so neu es ist, scheint nur noch eine Sage zu seyn. Die Zimmer sind öde, die Mauern stürzen ein, die Fenster und das Schnitzwerk an den Thüren wurden verkauft, und da es auf der großen Höhe allen Stürmen ausgesezt ist, so geht es rasch seiner Vernichtung entgegen. Wir brachen früh Morgens auf und fuhren über eine schöne, gepflasterte Straße hin, die durch eine große, solid gebaute Wasserleitung von 900 Bogen in zwei Theile getheilt ist; es ist dieß eine der beiden großen Wasserleitungen, welche die Stadt mit frischem Wasser versorgen, und deren Quellen in dem Berge von Chapultepec und in dem weit entferntern von Santa Fé sich befinden. Als wir anlangten, eröffneten die herumliegenden schläfrigen Soldaten die Thore, und wir fuhren hinein bis vor die große Cypresse, die unter dem Namen „Montezumas Cypresse“ bekannt ist, ein riesenhafter Baum von majestätischer Höhe und 46 Fuß im Umfang. Eine zweite, fast eben so große Cypresse steht in der Nähe, und beide, so wie die übrigen prächtigen Stämme, welche diese merkwürdige Einsamkeit zieren, sind von einer Kriechpflanze bedeckt, die einem grauen Moose gleicht, ein graues Haar über jeden Ast hereinhängt und ihnen ein äußerst ehrwürdiges, so zu sagen druidisches Ansehen gibt.

Wir wandelten unter den herrlichen Alleen dahin, ruhten dann unter den Bäumen aus, und stiegen endlich hinauf nach dem Schlosse, von dessen rund umlaufenden Terrasse das prächtigste Panorama sich darstellt, das man sich denken kann. Das ganze Thal von Mexico liegt vor dem Blick ausgebreitet wie auf einer Karte; die Stadt selbst mit ihren zahllosen Kirchen und Klöstern, die zwei großen Wasserleitungen, welche die Ebene durchkreuzen, die Alleen von Ulmen und Pappeln, die nach der Stadt führen, die Dörfer, Seen und Ebenen rund umher. Gegen Norden liegt die prächtige Kathedrale unsrer lieben Frau von Guadelupe, südlich die Dörfer San Augustin, San Angel und Tacubaya, die in Bäumen vergraben sind und unermeßlichen Gärten gleichen. Und wenn auch in den Ebenen manches unbebaute Feld und manches in Trümmer fallende Gebäude sich findet, so ist doch die Landschaft mit ihrem herrlichen Bergkranz, über welchem die zwei mächtigen Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl aufsteigen, von dieser Höhe aus gesehen ein unvergleichliches Bild.

Die Aussicht von dem Schlosse zu Chapultepec aus veranlaßte uns nach wenigen Tagen die Kathedrale unserer lieben Frau von Guadelupe zu besuchen. Auf dem Berge Tepayac stand in alter Zeit der Tempel Tonanzins, der Göttin der Erde und Feldfrüchte, welche Menschenopfer verwarf, und nur durch Opfer von Tauben, Schwalben u. dgl. zu gewinnen war; sie galt als die besondere Schüzerin der Totonoqui-Indianer. Die geräumige Kirche, welche jezt an dem Fuße des Berges steht, ist eine der reichsten in Mexico. Da in dieser Kirche keine Hüte gestattet sind, so hingen wir Schleier über, traten in dieß weit berühmte Heiligthum, und wurden durch die Masse von Silber, mit welcher sie ausgeschmückt ist, völlig geblendet. Das wunderthätige Bild der heil. Jungfrau stellt sich dar in einem blauen, mit Sternen besäeten Mantel, einem Kleide von Scharlach und Gold, den Fuß auf einen von einem Cherub getragenen Halbmond aufgestellt. Das Gemälde ist roh und nur

merkwürdig durch die daran geknüpfte Legende, der zufolge schon im Jahre 1531, nur zehn Jahre nach der Eroberung, die heil. Jungfrau einem neubekehrten Indier erschien, und diesen aufforderte, den Bischof anzugeben und hier eine Kirche errichten zu lassen. Sie gab ihm zum Wahrzeichen seiner Sendung Rosen mit, auf denen ihr wunderthätiges Bild abgedruckt erschien.

Die Orgel tönte herrlich durch die alte Kathedrale hin, und die untergehende Sonne goß ihre Strahlen durch die gothischen Fenster mit reichem, glühendem Licht. Die Kirche war angefüllt mit Leuten aus dem Dorfe, namentlich jedoch mit Leperos, die ihren Rosenkranz beteten, aber mitten in einem Ave Maria purissima! sich selbst und ihre Lumpen uns in den Weg warfen mit einem: por el emor de la Santissima Virgen! Schlägt dieß Mittel nicht an, so wenden sie sich an die Liebe zu den Kindern, und man hört wie sie einen „beim Leben der Señorita! beim Leben des kleinen Kindes!“ beschwören. Und eine Mischung von Elternliebe und religiöser Empfindung ist Ursache, daß die meisten, namentlich die Frauen, fast gegen ihren Willen doch den Beutel ziehen.

Das Girshawki-Kloster in Bessarabien.

(Fortsetzung.)

Wie konnte alles dieß zum Vollzug kommen in der geheimen Stille der Wälder und Einöden bei der bekannten und sprüchwörtlich gewordenen Faulheit und dem Mangel an Reinlichkeitssinn bei den Eingebornen? Dieß Muster von Wohlstand und Ordnung, welches ohne Beispiel ist wie ohne Nachahmung in diesem Lande, ist das Werk eines einzigen Mannes, des jetzigen Klostervorstehers Spiridon Philipowitsch, welcher früher, ehe er in dieser einsamen Ecke der bessarabischen Kodry's sein Leben beschloß, auf einem viel weiteren Schauplatz sich herumgetummelt hatte. O. Spiridon ist eine historische Person und hatte thätigen Antheil an den wichtigen Begebenheiten und Revolutionen genommen, welche das Ende des vorigen und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts in Europa erfüllten. Seine Heimath sind die blühenden Ufer des adriatischen Meeres, welche jetzt die dalmatinische Provinz des österreichischen Kaiserreichs bilden. Hier wurde er noch unter der Herrschaft der Republik Venedig am 14 Jan. 1779 in der Stadt Sebenico aus der adeligen Familie Sandetschitsch geboren, welche sich aus der Stadt Risano dahin übergesiedelt hatte. Seine erste Bildung erhielt er in der Hauptstadt Dalmatiens, Zara, von wo er zur weitern Fortsetzung seiner Studien sich nach Venedig begab. Aber die letzte Stunde der alten Königin des adriatischen Meeres nahte heran. Bei den bereits beginnenden Unruhen mußte er eilig sich nach seiner Heimath zurückbegeben unter dem Schutz seines ältern Bruders, welcher als Lieutenant in der Miliz der fallenden Republik diente.

Der Brand, den die Fackel der französischen Revolution entzündet hatte, verbreitete sich schnell auch nach Dalmatien, und war von all den Schrecken begleitet, die gewöhnlich den Fall einer durch Jahrhunderte geheiligten Herrschaft bezeichnen. Die Bürger, in deren Händen sich die Herrschaft und der Reichthum befanden, wurden die ersten Opfer, und auch die Familie der Sandetschitsch hatte ihren Antheil daran. Das elterliche Haus Spiridons in Sebenico wurde von den Aufrührern zerstört, wobei sein zweiter Bruder und seine Schwägerin sich mit Wunden bedeckt nur mit Mühe retteten. Die zweite Wohnung der Eltern Spiridons in der Stadt Scardona mußte sich von der Zerstörung durch eine starke Contribution freikaufen. Spiridon selbst war jedoch nicht Zeuge dieser furchtbaren Scene, da man ihn mit den jüngern Schwestern zeitig nach der der Familie gehörigen Insel Jeserena geschickt hatte. Aber dieß entschied das Schicksal des damals 17jährigen Jünglings. Die Aufregung drang auch nach der kleinen Insel durch; das Gerücht verbreitete die übertriebene Nachricht, daß die ganze Familie Spiridon umgekommen sey, und er beschloß einen sicherern Zufluchtsort in dem Vaterlande seiner Ahnen, in Bocca di Cattaro, in dem damals sogenannten venetianischen Albanien zu suchen. Aermlich gekleidet ließ er sich in einem Schifferkahn nach dem festen Lande übersetzen, verbarg sich hier einen ganzen Monat lang in Bergen und Schluchten, und gelangte endlich nach Castel Nuovo, das an dem Ausgang der die Bocca genannten Meerenge liegt. Hier kam er nach dem eine halbe Stunde entfernten Kloster Sawina, das am Ufer der Bocca in einer reizenden Gegend liegt, und fand hier, ob er gleich seinen Namen und Stand verbarg und sich für eine arme Waise aus Dalmatien ausgab, eine freundliche Aufnahme bei dem Vorstand und den Mönchen. Seine durch geistige Aufregungen und anstrengende Wanderungen erschöpfte Gesundheit hielt nicht länger Stand. Am zweiten Tage brach ein heftiges Fieber bei ihm aus, und er mußte im Kloster bleiben unter den Händen der guten, mitleidsvollen Mönche, die gar nicht ahnten, daß er der Sohn eines Hauses sey, von welchem viele von ihnen Wohlthaten mancherlei Art empfangen hatten.

Indeß begann der Aufstand, welcher Dalmatien erschüttert hatte, unter dem wohlthätigen Einflusse Oesterreichs allmählich sich zu beruhigen. Die Eltern Spiridons ließen nach Wiederherstellung der Ruhe den verlornen Sohn allenthalben aufsuchen. Gerüchte von einem unbekannten jungen Menschen, der eine gastfreundliche Aufnahme in Sawina gefunden habe, führten sie auf die rechte Spur, und einer der dortigen Gutsbesitzer, Graf Wlastelinowitsch, welcher damals Bräutigam und später der Gemahl einer der Schwestern Spiridons wurde, begab sich selbst ins Kloster, wo er auch den jungen Mann, der kaum in der Reconvalescenz begriffen war, sogleich erkannte. Aber Spiridon hatte sein Schicksal schon entschieden: auf dem Krankenlager hatte er das Gelübde gethan, sich dem Mönchsleben zu widmen, wenn er genesen sollte. Vergebens waren die Bitten, Versprechungen und selbst die Drohungen seiner Eltern, welche ihn wieder zum weltlichen und Familienleben zurückführen wollten. Spiridons Entschluß war unerschütterlich; als er endlich die Weigerung seiner Eltern

durch Festigkeit besiegt hatte, nahm er bald darauf im J. 1796 mit ihrer Einwilligung in dem gastlichen Kloster Samina die Mönchskleidung an, und wurde nach einem Jahr in Montenegro zum Hierodiacon und Hieromonach geweiht von dem berühmten Metropoliten Peter Petrowitsch Njegusch, dessen geistliche Gewalt sich damals auf die Bocca nach altem, aber nicht völlig anerkanntem Herkommen erstreckte.

Der Frieden von Campo-Formio im J. 1797 gab Dalmatien und die Bocca an Oesterreich. Um den Einfluß des Wladyka von Montenegro auf diese Provinzen völlig zu beseitigen, beschloß das Wiener Cabinet demselben einen russisch-griechischen Bischof aus den Eingebornen des Landes zu geben, was die Republik Venedig zur Zeit ihrer Herrschaft aus einem beschränkten Fanatismus nie gethan hatte. Zu diesem Ende erhielt der Generalgouverneur von Dalmatien und der Bocca, Graf de Bradia, im J. 1803 den Auftrag, aus den jüngern Mönchen einen würdigen Candidaten auszulesen und ihn auf drei Jahre nach Wien zu senden, um ihn zu seiner hohen Würde vorzubereiten. Die Wahl fiel auf Spiridon, und er erhielt die Anweisung sich zur Abreise nach Wien bereit zu halten. Aber unvorhergesehene Hindernisse traten diesem Vorsatz entgegen und Spiridon blieb in Samina.

Im Jahre 1805 mußte Oesterreich in Folge des Preßburger Friedens Dalmatien und die Bocca dem neugebildeten italienischen Königreich abtreten, das selbst nur ein Zubehör des damals allmächtigen französischen Kaiserreichs war. Unzufrieden über diesen Wechsel nahm die Bocca ihre Zuflucht zu der kais. russ. Escadre, die sich damals im Mittelmeer unter dem Oberbefehl des Admirals Senjäwin befand. Als die Provinz freiwillig dem russischen Kaiser Treue schwor, wurde Spiridon nach einstimmiger, von dem montenegrinischen Wladyka genehmigter Wahl seiner Landsleute zu dem Admiral gesandt, blieb auch von dieser Zeit an in allen Friedens- und Kriegsereignissen bei ihm, wurde als im russischen Dienste befindlich betrachtet, und erhielt deßhalb eine angemessene Besoldung. Damals erhob ihn der Wladyka von Montenegro zur Würde eines Archimandriten, und der russische Kaiser verlieh ihm den St. Georgenorden. Indeß gab der Tilsiter Frieden das Land den Franzosen, und Spiridon, der jetzt keine Möglichkeit mehr sah, seinem Vaterlande nützlich zu werden, nahm das Anerbieten des Admirals Senjäwin an, ihn nach Rußland zu begleiten; seit dieser Zeit widmete er sich ganz dem Dienste dieses Landes.

Senjäwins Flotte mußte, durch einen Sturm genöthigt, auf dem Rückwege in den Hafen von Lissabon, aus dem gerade damals die königliche Familie Braganza abfuhr, um jenseits des Meeres eine Zufluchtsstätte zu suchen, einlaufen, und überwinterte daselbst; während dieser Zeit schickte Senjäwin Spiridon auf dem Landwege nach Petersburg, wo er wegen seiner geleisteten Dienste sehr günstig aufgenommen und belohnt, aber nach einigen Monaten schon mit einer Sendung nach Serbien beauftragt wurde, und theils in Belgrad, theils im russischen Hauptquartier während des ganzen Krieges mit der Türkei verblieb. Nach dem Friedensschluß begab er sich von da nach Kalisch, dem damaligen Hauptquartier der russischen Armee, wo er im März 1813 anlangte, abermals mit Orden beschenkt wurde, und dann wieder nach Belgrad zurückkehrte, bis diese Stadt den Türken übergeben wurde. Damit jedoch waren Spiridons Wanderungen noch nicht zu Ende. Nachdem er in Semlin die Quarantaine bestanden, begab er sich nach Wien, und von da im Anfang des Jahres 1814 ins Hauptquartier des Kaisers nach Basel, wo neue Belohnungen seiner warteten. Er erhielt den Auftrag nach Wien zu gehen, blieb daselbst bis zum Jahre 1816, wo er dem Kaiser nach Warschau, von da nach Petersburg und endlich im Jahre 1817 nach Moskau folgte. Hier wurden neue Belohnungen ihm zu Theil, und zugleich erhielt er eine bedeutende Pension, die er noch jetzt genießt.

Nach so vielen Wanderungen wünschte Spiridon seine so lange schon verlassene Heimath und seine Familie wieder zu sehen, kam im Frühjahr 1818 nach Wien, wurde aber von dort abermals nach seinem neuen Vaterlande, Rußland, zurückberufen. Als Sohn des Südens wählte er Bessarabien zum Aufenthalt, und wurde noch in demselben Jahre zur Sicherung seiner Zukunft am 30 Sept. zum Vorstand des Girshawklosters in der für den ehemaligen moldo-walachischen Exarchen Gabriel errichteten Eparchie Kischinew ernannt. Dieß war das frühere Leben des jetzigen Vorstandes dieses Klosters, ein Leben voll von Ereignissen, die mit allem Recht der Geschichte angehören.

(Schluß folgt.)

Der Adel in Ceylon.

(Asiatic Journal. Jun.)

Der cingalesische Adel besaß seine Ländereien wie die alten Feudalherren in Europa gegen Leistung von Kriegsdiensten, und in den Provinzen übte er eine fast königliche Gewalt aus. Die jetzigen Häuptlinge haben zwar kaum mehr den Schatten der Macht ihrer Ahnherren, aber bei einem dem Wechsel so wenig zugänglichen Volk üben sie auch jetzt noch über ihre Vasallen eine willkürliche Herrschaft aus, selbst trotz der englischen Eroberung. Sie sind auf ihren Rang und ihre hochtönenden Titel sehr eifersüchtig, es ist aber bemerkenswerth, daß sie auf keine andere Abstammung Anspruch machen, als von den Willalle oder Goyahs, der Ackerbaukaste. Sie geben das hohe Alter der Braminen und Gautama Buddha's zu, begnügen sich aber, zwischen beide sich zu stellen; alle Ehrenstellen der Kirche und des Staats gehören ihnen, und aller erbliche Rang ist in ihrem Besitz. Die verschiedenen Rangstufen vom Adigar bis zum Mohattal oder gemeinen Edelmann sind genau bestimmt. Sie sind zurückhaltend, ruhig und gemessen in ihrem Benehmen. Nach der Eroberung des innern Landes und bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Menschen, deren Sitten von den ihrigen so sehr verschieden waren, machte ihr ungezwungenes Benehmen und ihre ungezwungene Haltung, so wie der unzerstörbar ruhige Ausdruck ihres Gesichts einen ausnehmend günstigen Eindruck. Auf Bällen und Revuen, bei dem ihnen so neuen militärischen Gepränge und dem ihren Ohren ungewohnten Kanonendonner geriethen sie niemals in Erstaunen, und nie zeigte ihr Gesicht

legens, daß alles dieß einen ungewöhnlichen Eindruck auf sie mache. Die Frauen von Rang sind wohl gebildet, von mittlerer Größe, hellgelber Farbe und dunkeln Augen, ihr Gang ist frei und ungezwungen, vor Fremden zeigen sie nicht die mindeste Scheu, und scheinen mit ihren Männern ganz auf einem Fuße der Gleichheit zu stehen.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Galicien. Asturien.

(Schluß.)

Merkwürdig sind die Vaqueros, ein asturisches Hirtenvölkchen, welches im Winter an der Seeküste, im Sommer auf den Bergen von Leitariegos wohnt und einen besondern Stamm bildet, dessen Männer nur Töchter von Stammgenossen zu Frauen nehmen. Sie führen ein wahres Hirtenleben, nähren sich bloß von dem Ertrage ihrer Heerden und ziehen, wie die Nomaden des Orients, von einem Ort zum andern, um frische Weideplätze zu suchen.

In Asturien genießt der Reisende das in der Halbinsel seltene Vergnügen, lange Strecken mit dem schönsten Graswuchse zu durchwandern und Heumäher auf den duftenden Wiesen beschäftigt zu sehen. Die Gegend auf der Route von Bilbao nach Gijon wird in Beziehung auf Naturschönheiten und Fruchtbarkeit von wenigen in Europa übertroffen. Der landschaftliche Typus steht jenem von der andern Seite der Halbinsel geradezu entgegen; dort ist alles dürr und trocken, und es gedeihen nur jene Pflanzen, welche die brennenden Strahlen einer wolkenlosen Sonne ertragen können; hier ist alles Natur und fast ewig grün. Man wandelt mitten unter Erdbeer- und Lorbeerstauden, welche zu großen Bäumen heranwachsen; Wallnuß- und Aepfelbäume umgeben fast jede Hütte; auch die Birnen und Pflaumen sind vorzüglich.

Riba de Sella ist ein angenehmer und wohlhabender Ort; er liegt in einer tiefen Einzackung an der Mündung eines von Bergen umgebenen Flusses, welcher hier eine prachtvolle Landschaft im Styl des Salvator Rosa bildet. Wir übernachteten in der trefflichen Posada von Villaviciosa, einem ganz hübschen Ort mit mildem Klima, in einem wegen seiner Fruchtbarkeit berühmten Thal; eine schöne Cactushecke umzog den Garten eines Gutsbesitzers, der längere Zeit in Andalusien und Valencia gelebt hatte.

Diese Gegend weicht ganz von dem übrigen Spanien ab; die Leute leben in Weilern und einzelnstehenden Häusern, welche dicht umpflanzt und mit Bäumen umgeben sind, etwa wie im Breisgau und auf dem Schwarzwalde. Die Leichtigkeit, sich zu vertheidigen und dem Feinde zu schaden, machte es den Franzosen fast unmöglich, sich hier zu halten. Die Küste ist im allgemeinen steil und felsig, indem die Klippen hohe Plateaux bilden, allein die Landschaft erhält durch Niederungen und sandige Buchten Mannichfaltigkeit.

Ich bemerkte einige Individuen beiderlei Geschlechts von einer ganz eigenthümlichen Art; die Gesichtszüge derselben waren sehr fein, die Augen vom reinsten Blau und die Haare hochblond. Sie sind sicher Ueberreste der blauäugigen Westgothen und gleichen den Bewohnern einiger helvetischen Gegenden, von denen man behauptet, daß sie von den Gothen abstammen; doch haben sie einen leichtern Bau als die etwas schwerfälligen Alpenstämme.

An jedes asturische Haus lehnt sich ein Magazin oder schmales, hölzernes Gebäude ab, ganz in der Form der kleinen Schweizerhütten. An der Landstraße sah ich viele unverschlossen, ein stillschweigendes Zeugniß für die Ehrlichkeit dieses wackern Volksstammes.

In eine weite sandige Bucht, welche auf beiden Seiten große Bayen bildet, erstreckt sich ein schönes Vorgebirge; auf der Niederung innerhalb desselben ist die alte Stadt Gijon erbaut; westlich ist ein schmaler kostspieliger Damm errichtet, östlich ist die Bucht offen. Südlich öffnet sich eine entzückende Aussicht auf die großartigsten landschaftlichen Schönheiten. Gijon gehört einer der großen Familien Spaniens eigenthümlich zu, die bis auf unsere Zeit die Souveränetät übte, bis die Regierung sie an sich nahm. Der vormals lebhafte Handel dieses Ortes ist fast erloschen und beschränkt sich nur auf die Ausfuhr von Nüssen und Kohlen. Es ist der Haupthafen für Asturien; die Nähe und leichte Verbindung mit Oviedo, den Kohlenminen und die nunmehr nach dem Innern von Altcastilien eröffnete Straße können vielleicht seinen Handel von neuem beleben. Der Landhandel wird fast ausschließlich auf Karren betrieben, welche von kleinen Stieren gezogen werden, indem kein anderes Vieh auf diesen fast halsbrechenden Straßen anwendbar wäre. Es führt eine Landstraße von Gijon nach Oviedo; allein ich durchzog das Innere, um die Kohlenminen zu sehen, die beinahe in gleicher Entfernung von beiden Plätzen liegen. Die Straße führt über Hügelketten mit den herrlichsten Aussichten.

Nachdem wir einen Bergrücken hinter uns hatten, stiegen wir zu den grünen Ufern des Nalonflusses herab, in dessen Thalgrunde das kleine Dorf Sangreo liegt. Kastanienhaine beschatten die wahrhaft idyllische Landschaft; der Nalon ist ein schöner, klarer Fluß, der in einem sandigen, ziemlich breiten Bette dahinströmt. Dem Dorfe gegenüber, mitten im Flusse, zeigte sich eine sehr beschäftigte Gruppe, die emsig dem Fischfang oblag, denn der Nalon ist reich an Forellen und Karpfen. Eine Weile hernach entspann sich zwischen mir und diesen asturischen Fischern, diesen „erlauchten Gothen," ein freundschaftliches Gespräch; jeder Asturier ist illustre Godo, und vormals ließ man sich's schweres Geld kosten, um mit einem asturischen Geschlecht in Verwandtschaft zu kommen. Der präsumtive Thronerbe von Spanien heißt seit dem Jahre 1388 „Prinz von Asturien." So nannte sich auch während des Bürgerkrieges der älteste Sohn des Don Carlos.

Santillana ist ein altes, interessantes Landstädtchen mit regsamen, leutseligen Bewohnern, die sich vom Feldbau und einigen Gewerben nähren. Die Gerber im Orte machen gute Geschäfte; im Thal, welches ein klarer Waldbach bewässert, sieht man schöne Mühlen. Es gefiel mir recht gut in der Heimath des trefflichen Gil Blas.

Ein kurzer Ritt bringt den Reisenden, wenn er sich in Sangreo's comfortabler Posada an guten Forellen gelabt hat, nach der schönen Alpenkette des mittlern Asturiens, dem Schauplatz der Heldenthaten des Pelayo, als diese Berge der letzte Zufluchtsort gegen die Moslems waren. Sein Heiligthum Covadonga, die Wiege der spanischen Monarchie, liegt mitten in dieser südöstlichen Bergkette.

Agriculturerzeugnisse in England und Frankreich. Man rechnet in Frankreich 33, in England 28 Landbauer auf den □ Kilometer, die Erzeugnisse können sich also wohl gleich stehen, aber in England liefern 1000 Ackerbauerfamilien jährlich 273 Pferde, 1230 Stück Rindvieh, 11,000 Schafe und 50,000 Hektoliters Korn, in Frankreich nur 65 Pferde, 203 Stück Rindvieh, 1040 Schafe und 40,000 Hektoliters Korn. (Moniteur industriel vom 27 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1843.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Am 17 August wurde die Versammlung zu Cork in Irland eröffnet, und am Abend dieses Tages hielt der Vorsitzer der Versammlung eine Anrede an dieselbe, worin er auf den Nutzen und die glücklichen Folgen, welche das Zusammentreten so vieler, mit einerlei Studien beschäftigter Männer bereits gehabt, aufmerksam machte. Wir heben aus seiner Rede die Bemerkung aus, daß er hinsichtlich der Fortschritte, welche die einzelnen Wissenschaften gemacht, auf die Berichte verwies, welche nach dem von der Versammlung schon länger angenommenen Plane eine vollständige und möglichst genaue allgemeine Uebersicht des jetzigen Standes eines jeden Zweigs der Naturwissenschaften enthalten, so daß wer immer mit einem einzelnen Zweig sich besonders beschäftigen will, nur diese Berichte nachlesen darf, um zu wissen was vorher in denselben gethan und versucht worden ist. Diese Art die Berichte zu schreiben scheint nicht bloß in England, sondern auch auf dem Continent großen Beifall gefunden zu haben, wie sich aus dem jährlich steigenden Absatz derselben ergibt. Der Verkauf des ersten Bandes brachte nur 7 Pf. 4 S. 8 D. ein, der des 6ten 10 Pf. 7 Sh. 11 D., der des 10ten 57 Pf. 8 Sh. 5 D., des 11ten bis jetzt bloß etwa 12 Pf., scheint also noch nicht sonderlich verbreitet. In wie weit die Magerkeit der vorjährigen Verhandlung daran schuld gewesen, können wir nicht entscheiden.

*

In der mathematisch-physikalischen Classe legte Dr. Robinson einen Bericht vor über die Abfassung eines Sternkatalogs, wozu die Versammlung eines frühern Jahrs 550 Pf. ausgesetzt hatte. Die mühselige Arbeit einer Reducirung sämmtlicher aufgezeichneter Sterne, nahe an 10,000, war nun vollendet, die im Laufe der Zeit vorgehenden Veränderungen ihrer Stellung angegeben, und dadurch dem Astronomen, der eine möglichst genaue Bestimmung der Fixsterne nöthig hat, um den Lauf der beweglichern Himmelskörper zu bezeichnen, eine große Mühe und Arbeit erspart. Die Versammlung wird nun aufgefordert zu entscheiden, wie groß die Auflage dieses wichtigen Werkes, zu dem die Regierung 1000 Pf. St. beigesteuert, werden soll.

*

Prof. Powell las eine Mittheilung „über elliptische Polarisation des Lichts beim Reflex von verschiedenen Stoffen.“ Diese Untersuchung geht auf die allgemeine Frage zurück: welche Stoffe haben die Eigenschaft, ebene Vibrationen des reflectirten Lichtes in elliptische umzuwandeln? Im allgemeinen kommt diese Eigenschaft nur metallischen Substanzen zu, mögen sie nun rein oder zusammengesetzt seyn; man weiß aber noch keineswegs, welches Verhältniß von Metall in einer zusammengesetzten Masse diese Wirkung hervorbringt. Der Verfasser ist noch immer mit einzelnen Proben beschäftigt, und die interessante Frage scheint noch zu keiner festen Gestaltung gediehen zu seyn, denn Prof. Lloyd, der einige Forschungen angestellt hatte, um die Phänomene der metallischen Reflexion wo möglich theoretisch zu erklären, gab selbst zu, daß er noch auf keinen sichern Grund gekommen sey, und ehe nicht die Gesetze der reinen metallischen Reflexion ermittelt sind, möchten die Versuche und Forschungen über die Reflexion zusammengesetzter Stoffe ziemlich eitel seyn. Der Präsident der Section, Prof. Mac Cullogh, hatte gesucht die Gesetze der metallischen Reflexionen mit denen der krystallinischen in einer mathematischen Formel zusammenzufassen, war aber nicht glücklicher als Prof. Lloyd, der von einer physikalischen Hypothese ausging, und rückte deßhalb auch mit den Einzelnheiten seiner Forschungen gar nicht heraus.

*

Prof. Kane las die Abhandlung eines Prof. Draper aus Newyork „über eine Veränderung, welche in den Eigenschaften einer Elementarsubstanz dadurch vorgeht, daß man sie den Sonnenstrahlen aussetzt.“ Die Untersuchungen sind augenscheinlich durch die Lichtbilder veranlaßt worden, welche man vermittelst des Daguerreotypps erhält. Prof. Draper, in der ganz richtigen Ansicht, daß hier eine chemische Veränderung vorgehen müsse, sucht die Sonnenstrahlen zu analysiren, und kam auf die ziemlich allgemeine Ansicht hinaus, daß die Sonnenstrahlen dreierlei Art seyen: solche welche Wärme geben, andere welche

Licht geben, und eine dritte Classe, welche chemische Wirkungen hervorbringen; letztere nannte er tithonische, und schuf, um die besondere Kraft zu bezeichnen, ein neues Wort Tithonicität. Diese Untersuchung, die augenscheinlich noch im Embryonenzustande ist, und auch eine unfruchtbare Discussion in Betreff der alten Frage über die Natur des Lichts hervorrief, muß, wenn mit Glück und Ausdauer fortgesetzt, zu interessanten Ergebnißen führen, und wir erwähnen in diesem Betracht eines merkwürdigen Versuchs, den Dr. Robinson, der Astronom, anstellte. Er war durch einige Zeitungsangaben zu der Ansicht gebracht worden, das Daguerréotyp könnte vielleicht sehr genaue Abbildungen der Unebenheiten der Mondsoberfläche geben. Er verschaffte sich die nöthigen Apparate, übte sich ein, und setzte eine nach dem Verfahren von Claudet zubereitete Platte an die Stelle des Bildes eines cassegrainischen Reflectors von 15 Zoll Oeffnung ein. Die Stärke des Lichts war so groß daß, als der Crater Copernicus, einer der glänzendsten auf der Mondsscheibe, in das Gesichtsfeld kam, das Auge geblendet wurde; obwohl aber die Platte den Mondsstrahlen eine halbe Stunde ausgesetzt war, blieb doch, als man sie den Quecksilberdämpfen ausgesetzt hatte, nur ein schwaches, undeutliches Bild, oder eigentlich nur eine Spur zurück. Eine zweite ähnlich präparirte Platte gab an einem wolkigen Tage binnen einer halben Stunde ein ganz vollendetes Bild, in welchem man die einzelnen Details mit dem Mikroskop verfolgen konnte. Es fragt sich also, was dem Mondlicht außer den erwärmenden Strahlen noch fehlt. Prof. Kane versprach den Versuch in seinem Laboratorium zu wiederholen.

*

In der Section für Chemie und Mineralogie erklärte Prof. Lyon Playfair, warum es ihm und Dr. Bunsen unmöglich gewesen sey, ihre Nachforschungen über das Hochofen-Gas, wozu ihm 50 Pfd. St. verwilligt waren, fortzusetzen. Der interessante Gegenstand, welcher auf die Eisenindustrie mit der Zeit einen bedeutenden Einfluß ausüben kann, bleibt also in England wenigstens noch für ein Jahr unerörtert.

*

In der geologischen Abtheilung wurde eine Abhandlung mitgetheilt „über die Phänomene und Theorie der Erdbeben, und die Erklärung, welche sie über gewisse Thatsachen in der geologischen Dynamik darbieten.“ Die Abhandlung ist von zwei HH. Rogers verfaßt, wovon der eine Professor der Geologie auf der pennsylvanischen Universität, der zweite Professor der Naturphilosophie auf der Universität in Virginien ist. Sie hatten auch durch den bekannten Geologen Lyell einen Querdurchschnitt der Apalachenkette mitgetheilt, welcher auf die Gesetze des innern Baues dieser Kette ein großes Licht werfen soll, ihre Bemerkungen über die Theorie und die Phänomene der Erdbeben scheinen uns aber von ziemlich zweifelhaftem Werth; sie unterscheiden charakteristische und zufällige Erscheinungen bei den Erdbeben, und bezeichnen als charakteristische die wellenförmige Bewegung und das starke Stoßen (tremor); als zufällige, aber das dumpfe Rollen, das abwechselnde Oeffnen und Schließen paralleler Spalten, das Ausstoßen von heißem Wasser, Schwefel- oder Wasserdämpfen u. dgl. Da alle aus vulcanischen Kräften herrührenden Erdbeben ihren Grund in einer gewissen Tiefe haben, die wir nicht berechnen können, so wenig als wir den zwischenliegenden Boden kennen, oder aus Thon, Sand, Fels oder Kies besteht, so erscheinen alle Bewegungen auf der Oberfläche der Erde als höchst zufällig, wandelbar und kaum irgend einem bestimmten Gesetz unterworfen. Wenn man aber vollends von den einzelnen verhältnißmäßig sehr schwachen Bewegungen der Oberfläche, die man in neuerer Zeit beobachtet hat, und die nach dem eigenen Ausdruck der HH. Gebrüder Rogers mit den „frühern umfassenden Revolutionen der Erdkruste“ in gar keinen Vergleich kommen, Rückschlüsse machen will, um die Structur ganzer Gebirge zu erklären, so möchte der Sprung äußerst gewagt seyn. Zu einer „Theorie der Erdbeben,“ wie sie hier versucht werden sollte, sind die Materialien wohl noch nicht gesammelt, und werden sich auch so leicht nicht sammeln lassen. Die Geschichte der nachweisbaren Veränderungen der Erdoberfläche muß vorher in viel größerem Umfang und viel genauer geschrieben seyn als bisher.

*

Eine merkwürdige Mittheilung machte ein Hr. Griffith „über die Richtung der Strömungen, durch welche gewisse Kieshügel und erratische Blöcke im Norden der Grafschaften Mayo und Sligo sich ausbreiteten.“ Die vorherrschende Richtung der Bergketten in Irland geht von Nordost nach Südwest, die Strömung aber, welche den Kies und die erratischen Blöcke mit sich fortführte, durchkreuzt diese Richtung gerade im rechten Winkel, da sie von Nordwest nach Südost geht. Der durch die Strömung fortgeführte Schutt besteht meist aus Thon und Kalksteingeröll, das aus dem kohlenstoffhaltigen Gestein kommt, welches zwei Drittheile der Insel einnimmt und selten eine Spur von Schichtung zeigt. Dieser Schutt ist häufig über 100 Fuß dick, füllt alle Thäler und selbst das Innere der Berge aus, und kommt auch in länglichen Rücken vor, die man Eskers nennt. Wegen der Richtung der ältern Berge verbreitet sich dieser Schutt gewöhnlich nur über die nordwestlichen Abhänge derselben.

Das Girshawki-Kloster in Bessarabien.

(Schluß.)

Als das Kloster unter die Leitung Spiridons kam, war es ein Haufe armseliger, aus Reisig geflochtener, mit Stroh gedeckter und mit Lehm beworfener Hütten neben einer alten hölzernen Kirche, die den Einsturz drohte. Die sämmtliche Mönchsbrüderschaft, welche darin wohnte, war im vollsten Sinne des Wortes arm, und hatte kaum zur Genüge trockenes Brod. Die materiellen Mittel des Klosters waren dieselben wie jetzt, nämlich 1756 Dessjätinen Land, davon waren aber nur 56 unter dem Pfluge, alles andere war mit dichtem Walde bedeckt. Die unglückliche Lage des Landes, namentlich in der letzten Zeit vor der Vereinigung mit Rußland, traf auch

die Geistlichkeit hart. Die Quellen des allgemeinen Wohlstandes waren ohne Ausnahme wahren Wampyren zur Beute geworden, die einander das verhaßte Recht, das Blut tropfenweise abzuzapfen, verkauften. Dieß war auch das Loos der Kirchengüter gewesen; namentlich die Klostergüter waren nichts anderes als Pachtgüter, welche man an Speculanten verlieh, die nicht einmal der Geistlichkeit angehörten, ja nicht immer Christen waren. Ein Kloster konnte sich glücklich schätzen, wenn es in die Hände eines Herrn kam, der so viel Gewissen hatte, daß er die Aufnahme von zwei oder drei Mönchen zur Abhaltung des Gottesdienstes in der zusammenfallenden Kirche gestattete. In vielen Klöstern waren nicht nur keine Mönche, sondern auch keine Kirchen mehr. So weit war es mit dem Girsdawki-Kloster nicht gekommen. Aber nach der Aussage von Augenzeugen, welche sich dieser unglücklichen Zeiten erinnerten, war dieß das ärmste unter allen bessarabischen Klöstern, in denen es noch Mönche gab. Es entsprach vollkommen seinem Namen Girsdawki oder richtiger Rshawki,*) was etwas Verrostetes, Verfallenes bezeichnet.

O. Spiridion erzählte später, daß er längere Zeit geschwankt hätte, ob er die Verwaltung annehmen solle, da er nicht gewußt habe, womit er die Aufräumung des alten Wustes anfangen solle. Gesunder Sinn und aufgeklärte Erfahrung bewogen ihn, mit dem Anfang anzufangen, d. h. zuerst die Mittel zu schaffen, und dann auf seinen Zweck loszugehen. Darum richtete er zuerst seine Aufmerksamkeit auf eine verbesserte Verwaltung der Klosterwirthschaft, um aus den Besitzungen allen nur möglichen Vortheil zu ziehen. Allmählich fing er an die Wälder auszuroden, die Sümpfe auszutrocknen, den Anbau des Landes zu erweitern und den Gartenbau einzuführen. Seine Berechnung täuschte ihn nicht, und die ersten fünfzehn Jahre seiner Verwaltung widmete er fast ausschließlich den Wirthschaftsarbeiten, die eine unablässige Thätigkeit und eine unermüdliche Ausdauer erforderten, dafür aber auch am Ende glänzend entschädigten. Im Laufe dieser Zeit wurden über 500 Dessjätinen wildes Land dem Pfluge unterworfen, über 100 in Wiesen umgewandelt, gegen dreißig in Gärten und Weinberge. Wo es Arbeit gibt, da fehlen auch die Hände nicht; über 100 neue Bauernfamilien wurden auf das Klostergebiet gelockt, und bildeten mit den 40 bereits früher vorhandenen drei Dörfer, eines, Namens Palanka, auf ganz neuem, früher waldbewachsenem Boden.

Nachdem Spiridon solchergestalt eine feste Grundlage für die künftige Wohlfahrt des Klosters gelegt, schritt er zur Erneuerung oder besser gesagt zum Wiederaufbau desselben. Im J. 1833 begann der Bau der Hauptkirche des Klosters, welche nebst einem Glockenthurm im J. 1836 vollendet wurde. Dann wurden allmählich die andern Klostergebäude errichtet und vervollständigt. Inzwischen wurde aber die Entwicklung der äußern Klosterwirthschaft nicht vernachlässigt, sondern durch neue Einrichtungen immer mehr erweitert und vergrößert. In dem Maaße als in den letzten zehn Jahren der Klosterbau in seiner neuen Anlage emporwuchs, wurden rund um denselben Fischteiche angelegt, Wasser- und Windmühlen errichtet, große Steinkeller für den Wein gebaut, den man aus den eigenen, bereits herangewachsenen Reben gewann. Trotz aller ökonomischen Eintheilung und Sparsamkeit kostete aber das Klostergebäude und die Einrichtung in ihrer jetzigen Gestalt wenigstens 80,000 R. A., wovon etwa ein Sechstheil durch Sammlungen in der Provinz herbeigeschafft wurde. Alle übrigen Ausgaben wurden durch die eigenen Mittel des Archimandriten Spiridon bestritten, hauptsächlich aus seiner Pension; das Beste that aber freilich der Verstand, die Erfahrung und der unablässige Eifer desselben.

Man rechnet die Zahl der Bauern, welche jetzt auf den Klostergütern leben, auf 150 Familien, wovon 90 in dem neugegründeten Dorfe Palanka wohnen; alle diese beschäftigen sich mit dem Ackerbau, viele auch mit der Bereitung aller irgend nöthigen Ackerbauinstrumente. Für die Benützung des Bodens und aller andern Bedürfnisse zahlen sie kein Geld, sondern sie tragen ihre Schuldigkeit in bestimmten Arbeiten bei der Klosterwirthschaft ab nach einem mit ihnen getroffenen Uebereinkommen.*) Sie sind darum auch wohlhabend, und dem Kloster oder, richtiger gesagt, dem Vorstand des Klosters, welcher sich genau um alle ihre Bedürfnisse kümmert, von ganzer Seele ergeben. — Die jetzigen Einkünfte des Klosters belaufen sich auf mehr als 4000 R. S.

Die Zahl der Klosterbrüder beträgt jetzt fünfzehn. Gemäß der Klosterordnung, welche als eine Hauptverpflichtung des Mönchslebens eine unermüdliche Arbeitsamkeit vorschreibt, führen die Väter und Brüder des Klosters jeder nach Maaßgabe der Kräfte und Fähigkeiten die Aufsicht über die verschiedenen Theile der allgemeinen Wirthschaft, und nehmen auch persönlich Antheil an den Arbeiten. Der eine führt im Felde, der andere im Garten, der dritte im Weinberge die Aufsicht. Der 70jährige „Parentel," unter dessen Leitung der Fischfang steht, flicht und ordnet selbst die Netze, und wenn die Zeit des Fanges kommt, läßt er sich von dem Vorstand den Segen ertheilen, wirft sich keck ins Wasser, und leitet bei seiner langjährigen Erfahrung die Arbeiten der Fischer, thut es aber mit einem wahrhaft jugendlichen Eifer.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß der Archimandrit Spiridon bei all seiner Arbeit für die Verwaltung und Einrichtung des Klosters auch dem Antheil an andern Beschäftigungen zum Dienst seines neuen Vaterlandes sich nicht entzieht. Seit dem Jahre 1824 versah er 14 Jahre lang das Amt eines obersten Mitgliedes des geistlichen Consistoriums

*) Eine bei den Landeseingeborenen erhaltene Sage berichtet, daß der bei dem Kloster vorüberströmende Bach und darnach der ganze District den Namen „Rshawka" oder nach rumänischer Aussprache Girschawka führte, weil in alten Zeiten einer der Landesfürsten, der von einem feindlichen Einfall hieher floh, mit seinem ganzen Gefolge umkam (rshawiel).

*) Die bessarabischen Bauern, die auf adeligen Gütern leben, unter dem Namen Zaran, zahlten nach altem Herkommen den Zehnten von allen ihren Felderzeugnissen an den Gutsherrn, und gaben eine bestimmte Anzahl Arbeitstage, meistens zwölf im Jahre. Nach einer Verordnung vom 24 Mai 1834 ist es indeß den Gutsbesitzern und Bauern gestattet durch beiderseitige Uebereinkunft die Bedingungen des Vertrags beliebig festzusetzen.

der Eparchie Kischinew. Für seine ausgezeichnet eifrigen Dienste so wie für die gute Ordnung des ihm anvertrauten Klosters erhielt er noch im Jahre 1840 das große Kreuz des Wladimirordens zweiter Classe.

(Russ. Journ. des Minist. des Innern. Mai 1843.)

Chronik der Reisen.

Abbotts Reise nach Chiwa.

In dem kritischen Augenblick, wo der Chan Hazaret, d. h. der oberste Herr von Chiwa, den Anmarsch der Russen erwartete, schickte der englische, in Herat commandirende Major Todd den Artilleriecapitän Abbott nach Chiwa oder Charism, um freundliche Verhältnisse anzuknüpfen und wo möglich den Streit zwischen Chiwa und Rußland zu vermitteln. Die drei Länder Charism, Kokand und Buchara sind der Ueberrest jenes mächtigen tatarischen Reichs, das einst von Moskau nach Delhi reichte. Von diesen drei Staaten, welche auf der Ostseite des kaspischen Meeres liegen, gilt Chiwa für den mächtigsten. Es ist von dem russischen Gränzdistrict Orenburg durch ein Steppenland getrennt, in welchem die Kirgiskaisaken wohnen, hat ein Gebiet von 450,000 englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von etwa dritthalb Millionen. Davon machen Usbeken, Turkomanen und Kaisaken je etwa eine halbe Million aus, und die Zahl der Sklaven in Charism rechnet Abbott auf nicht weniger als 700,000 Köpfe (worunter natürlich die Freigelassenen mit Weibern und Kindern auch inbegriffen seyn müssen; der Rest mit 300,000 Seelen käme dann auf die Sarten, welche hauptsächlich den Handel treiben). Die jetzige Hauptstadt, gleichfalls Chiwa genannt, liegt in einer Art Oase, einer thonigen Ebene, 200 englische Meilen lang und 60 breit, durch Canäle aus dem Oxus gut bewässert und prächtig angebaut. Die alte Capitel heißt Urgendsch, ein Name, der gleich dem der neuern Stadt auch dem ganzen Lande beigelegt wurde.

Capitän Abbott brach im December 1839 von Herat auf in Begleitung eines afghanischen Adeligen, den er für einen Spion von Jar Mohammed Chan, dem Wesir von Herat, hielt, und sich deßhalb seiner möglichst bald entledigte. Die Beschreibung der Reise bietet nichts Besonderes, und nur die Art derselben, besonders in dem zwischenliegenden Bergland, ist bemerkenswerth: „Ich stehe, sagt Abbott, um Mitternacht auf, setze mich an ein flackerndes Feuer und trinke Thee ohne Milch, bis die Kamele geladen und aufgebrochen sind; dann steige ich zu Pferde und folge ihnen, hole sie auch bald ein, da die Kamele manchmal weniger als drei englische Meilen in der Stunde zurücklegen. Da die Kälte stark und unsere Füße in kurzer Zeit ganz eingeschlafen sind, so steige ich ab, breite meinen Teppich aus und ein großes Feuer ist bald angemacht, um das wir alle eine halbe Stunde herumsitzen. Holz gibt es in Menge, und es ist so trocken, daß wenn Reif und Schnee abgeschüttelt sind, es augenblicklich brennt. Auch ist es so wenig fest, daß ein Stamm von der Dicke eines Mannes leicht an den Wurzeln sich auseinander reißen läßt. Wir steigen wieder auf und reiten schweigend fort, denn der Weg ist so schmal, daß nicht zwei nebeneinander reiten können, der Dunst des Athems gefriert einem am Bart und macht die Bewegung der Kinnladen ziemlich unangenehm. Jupiter ist jetzt hoch über dem Horizont und Venus scheint glänzend herab auf die öde Wildniß, allmählich sieht man den Tag im Osten grauen, und abermals steigen wir ab, um ein Feuer anzuzünden und unsere gefrorenen Glieder zu erwärmen. Wir sitzen, bis der Tag völlig angebrochen ist, worauf der Dichter Beg und mein Mirza, manchmal auch Gumund Chan (ein Afghane im Dienst Abbotts), ihre Mäntel ausbreiten, sich der Richtung von Mekka versichern und ihr Gebet sprechen. Die andern Diener scheinen nicht daran zu denken, daß man dieselben Ceremonien von ihnen erwartet. Ehe die Sonne ganz über dem Horizont emporsteigt, sind wir abermals zu Pferde und erreichen bald die Kamele. Der Instinct dieser Thiere ist ganz außerordentlich, denn ohne rechts oder links zu blicken folgen sie allen Windungen des unsichtbaren Pfades durch den tiefen Schnee bei Nacht so sicher wie bei Tage."

Als Capitän Abbott noch einige Meilen von Chiwa entfernt war, kündigte er seine Ankunft dem Chan und dem Mehtar oder Premierminister an, worauf der Ceremonienmeister mit einem großen Gefolge von Usbeken und Turkomanen zu Pferde ihm entgegen kam. Dieser Beamte war ein schöner, schlanker, kräftiger Mann mit einem viereckigen röthlichen Gesicht, halbgeschlossenen Augen, angenehmen Zügen und einem anständigen Bart, welch letzteres ein seltenes Verdienst ist, außer unter den Sarten, den Abkömmlingen der Perser. Sie zogen durch ein mit Gärten und Landhäusern besäetes Land nach der Stadt. Die Häuser haben alle einerlei Charakter, denn sie bestehen aus sehr hohen Lehmmauern mit vier zierlichen Thürmen an den Ecken, die ihnen das Ansehen eines Castells geben, wie man sie denn auch benennt. Sie haben nur Einen Eingang, einen geräumigen Thorweg, der in den Hof führt, auf dessen einer Seite die Zimmer der Frauen, auf der andern die der Männer sind. Die Mauern, welche man mit großer Regelmäßigkeit aus gestampftem Lehm aufführt, sind gerippt, die Gärten mit sehr niedern Lehmmauern umgeben; diese enthalten Bäume, Ulmen, Pappeln und Platanen, aber weder Gras, noch Blumen, noch Gebüsche wachsen an den Ufern der Canäle. Die Bevölkerung, welche den Feringhi anstarrte, bestand aus Leuten in Usbekentracht, die für Frauen und Männer ziemlich dieselbe ist; die Gesichtsfarbe dieser letztern war sehr roth, die Gesichter zu rund oder viereckig, die Gestalten plump, die Augen dunkel, lang, nur halb geöffnet, die Augenbrauen aber zierlich gezeichnet. Die weibliche Schönheit muß seit Hafiz sehr abgenommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Maaßregeln zur Sicherung der Dampfschifffahrt. Wir haben schon wiederholt bemerkt, daß man in England noch keine legislativen Maaßregeln ergriffen habe, um das Leben derer, welche die Dampfschiffe benützen, zu schonen. Dagegen scheint jetzt die Gerechtigkeit einschreiten zu wollen, und zwar auf eine sehr empfindliche Weise durch Geldstrafen. Ueber zwei nach dem Untergang des mehrerwähnten Dampfbootes Pegasus aufgefischte Leichen wurde eine Coroners Untersuchung angeordnet und das Urtheil gefällt: „Zufälliger Tod, veranlaßt durch grobe Nachlässigkeit des Capitäns und der Schiffsmannschaft." Mehrere Schiffscapitäne waren gehört worden. Außer diesem Ausspruch wurde die Compagnie, welcher das Schiff gehörte, zu einer Strafe von 100 Pfd. für jeden Todten verurtheilt. Dieß sind also fürs erste 200 Pfd., und da fortwährend noch mehr Leichen aufgefischt werden, so könnte wohl der Vorfall die Compagnie außer dem Verlust des Schiffes noch theuer zu stehen kommen.

Der Seitencanal der Garonne nähert sich seinem Ende, und ein Theil desselben (der zwischen Toulouse und Montauban) wird noch in diesem Jahre der Schifffahrt geöffnet werden können. (Moniteur industriel vom 27 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1843.

Skizzen aus Arabien.

Die Wahabiten.

Saud, der älteste Sohn des Abd el Aziz, der Hauptverbreiter der Wahabitenlehre, soll ein ausnehmend schöner Mann gewesen seyn; er starb 50 Jahre alt im April 1815 zu Derayeh, und diesem frühen Tode muß das Mißgeschick zugeschrieben werden, welches die Wahabiten bald nachher erfuhren. Saud besaß die schönen Gesichtszüge, durch welche seine Familie ausgezeichnet war. Er trug einen längern Bart, als man ihn gewöhnlich bei den Beduinen findet und so viel Haare um seinen Mund herum, daß ihn die Einwohner von Derayeh Abu Schowareb, d. i. Vater der Schnurrbarte nannten.

Alle Araber, selbst seine Feinde, rühmen den Saud wegen Weisheit im Rathe und seiner Gewandtheit in Entscheidung von Streitigkeiten. Er kannte das muselmännische Gesetz sehr gut und die Strenge seiner Gerechtigkeit gewann ihm die Liebe der großen Masse seiner Araber, obschon sie ihn bei vielen seiner Scheichs verhaßt machte. Von der Zeit an, wo seine Herrschaft begann, focht er nicht persönlich in der Schlacht, sondern leitete immer sein Heer von einem Standpunkt aus, welcher in einiger Entfernung hinter derselben lag. Die Araber erzählten, daß er in einem Alter von zwölf Jahren einst an der Seite seines Vaters, Abd el Aziz, in einer Schlacht gefochten habe.

Von seinem Weibe hatte er acht Kinder; der älteste der Söhne, Abdallah, welcher bei Lebzeiten seines Vaters den zweiten Platz in seinem Gebiet einnahm, folgte ihm nach seinem Tod in der Regierung. Man erzählt, daß Abdallah schon in einem Alter von fünf Jahren seine Stute reiten konnte; er hat sich durch Muth mehr ausgezeichnet als sein Vater, da es für ihn beständige Regel war, bei jeder Gelegenheit persönlich am Kampf Antheil zu nehmen. So lange noch Saud lebte, wurden dem Abdallah große Geistesfähigkeiten zugeschrieben, und man betrachtete ihn als ein Wunder der Weisheit und des Scharfblickes; aber die Maaßregeln welche er gegen Mehemed Ali ergriff, scheinen zu beweisen, daß er in dieser Hinsicht keineswegs die Fähigkeiten seines Vaters besaß. In der Wüste schätzte man ihn wegen seiner Freigebigkeit und seiner geselligen Sitten. Er heurathete ein Mädchen aus dem Stamme Zab in der Provinz Hassa. Von seinen Brüdern hat sich Faysal unter den Arabern am meisten berühmt gemacht und galt dabei für den schönsten und liebenswürdigsten Mann in Derayeh; für ihn hatten die Araber die größte Anhänglichkeit, an vielen Schlachten in Hedschas gegen die türkischen Truppen hatte Faysal rühmlichen Antheil genommen. Nasser war der Liebling Sauds; er blieb bei einer Unternehmung gegen Maskat. El Turki befehligte oft fliegende Corps der Wahabiten im Irak und gegen Syrien. Von seinem dritten Weibe hatte Saud drei Söhne: Omar, Ibrahim und Fadeyd.

Saud gestattete seinen Kindern nie einen Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten; eine Ausnahme fand bei dem ältesten Sohn Abdallah statt, welcher an allen Berathungen Theil nahm; Saud hatte seine Kinder ausnehmend lieb. Die Bewohner von Mekka erzählen noch immer mit Vergnügen, daß Saud einst zur Zeit der Wallfahrt unter dem Thore der Kaaba gesessen habe, während seine Leute dieses Gebäude mit dem neuen Tuche bekleideten und zahlreiche Pilger den Weg um den Tempel herum machten. In demselben Augenblick erschien das Weib seines Sohnes Fadeyd und hielt in ihren Armen eines ihrer Kinder. Sie war eben der Wallfahrt halber nach Mekka gekommen und eilte auf Saud zu, um ihm das Kind zu zeigen, welches er vorher noch nicht gesehen hatte; er nahm es ihr ab, küßte es zärtlich und drückte es in Gegenwart aller versammelten Pilger lange Zeit an sein Herz.

Außer seinem Weibe hatte Saud, der Wahabitenhäuptling, nach der Gewohnheit der vornehmen Leute in Nedschd, mehrere abyssinische Sklavinnen von hoher Schönheit. Er wohnte mit seiner ganzen Familie in einem großen Hause, welches sein Vater an den Abhang des Berges etwas über der Stadt Derayeh gebaut hat. Alle seine Kinder mit ihren Familien und alle seine Brüder hatten in diesem Gebäude ihre abgesonderten Zimmerreihen. Gegen seine Brüder soll er einigen Argwohn genährt haben; er stellte sie nie an einen Posten, wo er ihnen Vertrauen hätte beweisen müssen, erlaubte auch niemals, daß sie Derayeh verließen. In diesem Hause ver-

wahrte er seine Schätze und gab allen denen Audienz, welche Geschäfte halber zu ihm nach Derayeh kamen. Dort wohnten die großen Emire, die Häuptlinge bedeutender Stämme und wurden bei ihrer Ankunft bewirthet, während Leute niedern Ranges bei ihren Bekannten in der Stadt wohnten; kamen sie aber in Geschäftsangelegenheiten, so konnten auch sie im Hause des Oberhauptes zu Mittag oder zu Abend essen und daher das Futter für ihre Pferde oder Kamele beziehen. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Palast beständig voll Gäste war.

Saud, der Wahabitenfürst, gewährte sehr leicht Jedermann den Zutritt, aber eine Privatzusammenkunft ohne seinen besondern Wunsch zu erhalten, war sehr schwer. Er hatte mehrere Aegyptier, welche als Thürsteher dienten und gegen ein Geschenk zu ungewöhnlichen Stunden Leute in die innern Gemächer zuließen. Die sicherste Art, Privatzutritt zu erhalten, bestand darin, vor dem innern Gemach zu warten, bis irgend ein großer Scheich kam, um mit seinen Dienern einzutreten. Saud gab öffentliche Audienzen, früh des Morgens, ferner zwischen drei und sechs Uhr des Nachmittags und endlich spät Abends. Nach dem Abendessen versammelte er regelmäßig alle seine Söhne, welche zu Derayeh waren, im großen Zimmer und alle die, welche ihm ihre Aufwartung zu machen wünschten, begaben sich in diesen Familiencirkel. Einer der Ulemas las alsdann einige Seiten des Koran oder der Ueberlieferungen Mohammeds, und erklärte den Text nach den Commentaren der besten theologischen Schriftsteller. Dann hielten andere Ulemas erbauliche Vorlesungen und Saud selbst schloß die Versammlung jederzeit damit, daß er das Buch nahm, und jede schwierige Stelle erklärte. Man behauptet, daß er jedem Ulema an Kenntniß religiöser Streitfragen und des Gesetzes im allgemeinen gleich kam, ja sie vielleicht übertraf. Seine Beredsamkeit wurde allgemein bewundert, seine Stimme war sehr sonor und zugleich angenehm, weßhalb die Araber sagten, daß alle seine Werte zu Herzen gingen. Bei diesen Gelegenheiten war Saud der einzige Sprecher; aber es ereignete sich oft, daß Punkte des Gesetzes discutirt wurden, und dieß erregte manchmal seine Ungeduld und bewog ihn, mit großer Heftigkeit zu disputiren, wie auch die jüdischen Rabbiner zu thun pflegen, seinen Gegner zu verspotten und auf ihn wegen seiner Unwissenheit in den Controverspunkten zu sticheln. Nachdem er in dieser Weise oft eine Stunde lang eindringlich gesprochen hatte, schloß er in der Regel mit folgenden Worten: „Wa Allahu jalem!“ d. i. „Gott weiß es am besten;“ und diejenigen, welche kein besonderes Geschäft bei ihm hatten, betrachteten diese religiöse Schlußphrase als das Zeichen zum Weggehen. Personen dagegen, welche mit ihm Geschäfte zu verhandeln hatten, blieben bei ihm bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Diese Gesellschaften fanden bei ihm jeden Abend statt.

Saud war außerordentlich unwillig, wenn ein Araber es versuchte ihn durch eine Falschheit zu hintergehen. Bei solchen Gelegenheiten ergriff er manchmal einen Stock und prügelte den Mann mit eigener Hand; aber diese Anfälle der Leidenschaft bereute er sehr bald und wünschte, daß die Umstehenden stets vermittelnd eingreifen und ihn abhalten möchten, irgend Jemand zu schlagen, sobald sie ihn zornig sähen. Dieß geschah auch häufig, und er bedankte sich für diese Einmischung. Während seines Aufenthaltes zu Derayeh verließ Saud sehr selten sein Haus, außer wenn er des Freitags in die benachbarte Moschee ging. Die Araber schrieben diese Absonderung der Furcht zu, und meinten, er befürchte den Tod, welcher seinen Vater betroffen habe, nämlich Meuchelmord, und er hatte allerdings unter den Arabern Feinde genug, die darauf ausgingen, das Blut von ihm erschlagener Verwandten zu rächen und bereit waren, sich gegen sein Leben zu verschwören, sobald ihnen nur eine Möglichkeit gezeigt würde, daß ihre Bestrebungen, ihn zu tödten, gelingen könnten. Aber seine Freunde erklärten, daß er den ganzen Tag zu Hause mit Studiren beschäftigt sey, daß er forsche in den beglückenden Worten und Verordnungen des Propheten.

Es ist eine bekannte Sache, daß Saud nach dem Tode seines Vaters mehrere Jahre lang unter seinem Hemde beständig einen Panzer getragen hat. Die Einwohner Mekka's erzählen, daß er während seines Aufenthalts in dieser Stadt stets von einer auserlesenen Wache umgeben gewesen sey und daß kein Fremder sich ihm allein habe nähern dürfen. Nicht einmal die große Moschee pflegte er ohne ein zahlreiches Gefolge seiner Leute zu besuchen, und eben so wenig allein den Umgang um die heilige Kaaba zu vollenden. Er wählte während der Gebete in der Moschee nicht seinen Sitz, wie es Personen von Auszeichnung zu thun pflegen, in dem Makam el Hanbaly, sondern stieg auf das Dach des Bir oder des heiligen Brunnens Zemzem, weil er diesen Standpunkt für sicherer hielt und betete dergestalt auf dem Dache: und er betete nach der einstimmigen Aussage seiner Araber jederzeit voll wahrer Andacht und Inbrunst.

Nicht allein in seinem eigenen Palaste, sondern allenthalben in seinem Gebiete wünschte er, daß die Leute sitzen blieben wenn er komme, und in seinen Abendversammlungen setzte sich jeder, wo ein schicklicher Platz zu finden war, obschon es sich von selbst verstand, daß die großen Emire ihren Sitz in der Nähe Sauds nahmen. Seine jüngern Söhne saßen unter der Gesellschaft, achteten auf alles was gesprochen wurde, mischten sich aber nie in das Gespräch. Die eintretenden Araber schüttelten dem berühmten Wahabitenfürsten die Hand, nachdem sie ihm vorher den üblichen Friedensgruß zugerufen hatten, und Saud erkundigte sich dann in artigen und theilnehmenden Worten nach dem Befinden und den sonstigen Angelegenheiten aller, welche er um sich im Gemach erblickte. Trat ein großer Scheich in Sauds Wohnung, so tauschte er nach Gewohnheit der Beduinen einen Kuß mit ihm; bei der Anrede war kein pomphafter Titel gebräuchlich, die Leute sagten bloß: o Saud! oder: o Vater des Abdallah! oder „Vater der Schnurrbärte.“ Auch er nannte jeden bei seinem Namen ohne ceremoniöse oder complimentirende Redensarten, die unter den orientalischen Nationen so allgemein verbreitet sind.

In seiner Kleidung suchte sich Saud von seinen ihm lieben

Arabern, für die er in intellectueller und materieller Beziehung viel gethan hat, niemals zu unterscheiden. Er trug ein schönes Hemd, den arabischen Abba und ein Kopftuch; doch soll er alle diese Artikel sich so fein gewählt haben, als er sie nur immer in Derayeh bekommen konnte. Auch soll er außerordentlich reinlich gewesen seyn und sein Kopftuch beständig mit Zibeth parfümirt haben.

Die größte Ausgabe von Sauds Wirthschaft war für seine Gäste und seine Pferde; man sagt, er habe nicht weniger als 2000 Hengste und Stuten als Eigenthum besessen. Von diesen befanden sich 300 bis 400 immer zu Derayeh und die andern in der Landschaft Hassa, wo es eine treffliche Kleeweide gibt. Er besaß die schönsten Stuten Arabiens; einige derselben hatte er ihren ursprünglichen Besitzern entweder als eine Bestrafung für üble Aufführung oder als eine Buße abgenommen, aber viele derselben hatte er zu sehr hohen Preisen gekauft, denn es ist bekannt, daß er für eine einzige Stute 600 Louisd'or bezahlt hat.

Jedem seiner Söhne gestattete er, sich ein Gefolge von 100 oder 150 Reitern zu halten; Abdallah hatte deren, während noch sein Vater am Leben war, über 300. Erwähnt müssen auch werden die vielen Deluls oder schnellfüßigen Kameele, von welchen Saud die beste Race in ganz Arabien besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Prof. Forbes theilt einige umständliche Nachrichten über die Nucleobranchia mit und über ihre Stellung in der Rangordnung der Thiere; er glaubt, sie stünden höher als die Acalephen, und bildeten eine besondere Stufe in dem Fortgang von den Polypen durch die Mollusken zu den Wirbelthieren.

*

In der Section für Zoologie und Botanik lagen unter anderm zwei Specimen der von Smith sogenannten Neottia gemmipara auf dem Tisch, die zu den seltensten Pflanzen der Welt gehört. Ein Hr. Drummond hatte solche zuerst im J. 1810 in der Grafschaft Cork in Irland entdeckt, und man hatte sie nicht wieder gesehen bis 1841, wo sie ein Dr. Sharkey wieder fand. Mehrere Anwesende, Dr. Harvey und Hr. Babington erklärten, die Pflanze sey keine Neottia, sondern eine ächte Spiranthes (Drehähre). Letzterer versicherte, man kenne keine Localität, wo diese Pflanze gefunden würde, außer in dem Salzsumpf bei Castleton Bearhaven in der Grafschaft Cork, und nur ein Hr. Hincks meinte, unter einigen kürzlich aus Californien nach London gelangten Pflanzen finde sich eine, die eine spiranthes gemmipara zu seyn scheine.

*

Der Secretär der genannten Section las einen Bericht von einem Hrn. Blackwell „über die Functionen der Fühlspitzen der Araneiden," auf dessen Erstattung man bei der letzten Versammlung gedrungen hatte. Er führte alle bisherigen Meinungen auf, detaillirte eine Menge Proben, die gemacht worden waren, und zog Schlüsse daraus, welche jedoch in unserm Auszuge (Athen. 26 Aug.) nicht bezeichnet und wohl auch nicht conclusiv sind. Die ganze Section ließ sich sehr tief in Specialitäten ein, so ein Hr. Patterson über die Schnecken, Dr. Allman über die Anatomie eines merkwürdigen Zoophyten, Plumatella repens, welche in ihrem Bau den Molluskentypus sehr vollkommen darstellen soll, Hr. Peach über Seeschaalthiere, namentlich auch die vielbesprochenen Pholaden rc. Bemerkenswerth ist, daß die Saxicava rugosa, von welcher man glaubte, daß sie nicht im tiefen Wasser lebte, in bedeutender Entfernung vom Lande und bei 30 Faden Tiefe lebend gefunden wurde.

*

In der medicinischen Section kam ein merkwürdiger Krankheitsfall vor, der für die vielen Engländer, welche in tropischen Klimaten leben müssen, von besonderem Interesse ist, nämlich eine mehrere Jahre nach dem sogenannten Dschungelfieber eingetretene Gallenkrankheit, wobei theils die Gallenblase selbst, theils die Gallengänge mit Eiter angefüllt waren.

*

In derselben Section kamen auch die Vergiftungen durch Oenanthe crocata (gelbsaftige Rebendolde) zur Sprache, welche Pflanze im südlichen Irland sehr häufig seyn soll. Ein Doctor Pickoll zählt nahe an dreißig Todesfälle auf, die zu seiner Kenntniß kamen, und von dem Genuß der Wurzel dieser Pflanze herrührten, obgleich mehrmals nur eine sehr geringe Menge verzehrt wurde. Für Rindvieh und Pferde ist diese Pflanze so verderblich, wie den Menschen.

Altrussische Actenstücke in Wilna.

Die Polen behaupten gewöhnlich, Litthauen sey, als zuerst Jagello sich mit der polnischen Erbin Hedwig vermählte, noch ganz heidnisch gewesen und Jagello als Heide getauft worden, wogegen die Russen die Behauptung aufstellen, daß die litthauischen Fürsten, wenngleich wohl nur ein kleiner Theil des die litthauische Sprache redenden Volks, bereits Christen und zwar griechisch-russische Fürsten gewesen seyen, und daß man damals schon russisch daselbst gesprochen habe. Aus diesem Gesichtspunkt ist eine „Sammlung alter Actenstücke aus den Städten Wilna, Kowno und Troki, der griechisch-russischen Klöster, Kirchen u. s. w." zu betrachten, wovon das russ. Journal des Ministeriums des Innern (Mai 1843) Bericht erstattet. Die Urkunden reichen nicht über das 14te Jahrhundert hinauf, fallen also alle in die Zeit, wo Litthauen schon mit Polen verbunden, wenn auch noch nicht in dem Sinn wie später vereinigt war. Als Ergebniß der Urkundensammlung führt das genannte Journal folgendes an: „Die hier herausgegebenen Documente liefern, auch abgesehen von der russischen Sprache, in der sie (mit Ausnahme einer Anzahl lateinischer) geschrieben sind, durch ihren Inhalt den augenscheinlichen Beweis, daß Land und Volk, dem sie angehören, russisch war, daß sie keinen andern Namen als den Namen „Rus" als den ihrigen erkannten, daß russischer Geist und russische Sitten hier herrschten, und daß endlich die Religion, das Hauptelement des nationalen und gesellschaftlichen Lebens, von Alters her die russisch-griechische war."

Chronik der Reisen.

Abbotts Reise nach Chiwa.

(Fortsetzung.)

Wir haben früher schon bemerkt, daß Abbott mit seiner Aufnahme nicht sonderlich zufrieden war, was er einestheils seinen übertriebenen Ansprüchen, anderntheils dem Umstande zuzuschreiben hatte, daß er nur sehr schlecht persisch und gar nicht türkisch sprach. Wir gehen deßhalb über seine Unterhandlungen hin und theilen nur einige Besonderheiten mit. Einige Tage nach seiner Ankunft wurde er zu einer Unterredung mit dem Chan Hazaret geladen. Eine große Menge Menschen sammelte sich auf der Straße, um ihn anzugaffen, und die Hausdächer füllten sich mit Weibern. Tod war allen angedroht, die ihn belästigen würden, und man versicherte ihn, daß er nur auf diese Weise gegen Beleidigung zu schützen sey (?). Nachdem er durch einen erbärmlichen Bazar und einige schlechte Straßen gekommen, langte er an der Citadelle an, wo der Chan residirte. Es ist dieß ein schlechtes Gebäude aus Backsteinen, das eine Ecke in den Festungswerken der Stadt anfüllt und durch 22 Feldstücke, 6= bis 12Pfünder, vertheidigt ist. Im Vorzimmer des Audienzsaales wurde er dem Premierminister (Mehtar) vorgestellt und von ihm bewillkommt, worauf Brod, Trauben, Zucker und Früchte auf einem Stück schmutzigen Zitz aufgetragen wurden. Der „Adel von Chiwa" bestand aus etwa zwanzig „räuberisch aussehenden Burschen" in Usbekentracht. Der Mehtar wurde zum Chan entboten, kehrte alsbald zurück und führte dann Capitän Abbott durch einige dunkle Gänge in einen kleinen Hof, wo ein schwarzes Zelt aufgeschlagen war. In diesem saß der Chan, von welchem Abbott nachfolgende Schilderung macht: „Allah Kuli Chan, der gegenwärtige König von Chorism, ist etwa 45 Jahre alt und, so viel ich urtheilen kann, etwas unter Mittelgröße; sein Gesicht ist rund, seine Züge schön und regelmäßig, der Ausdruck äußerst freundlich, aber ohne Energie. Seine Augen sind lang, nicht sonderlich geöffnet und sein Bart von geziemender Länge, denn er hat etwas Gartenblut in seinen Adern. Seine Figur scheint stämmig. Er saß auf einem Teppich und lehnte sich auf Kissen. Vor ihm brannte ein Holzfeuer, das seinen Rauch und seine Funken durch eine Lücke im Zelt aussendete. Er veränderte seine stets unzierliche und unkönigliche Stellung von Zeit zu Zeit; das einemal saß er mit unterschlagenen Beinen, das anderemal kniete er und manchmal lehnte er sich halb zurück. Seine Kleidung war ein grüner Rock mit dunkelm Pelz besetzt und ausgeschlagen; um die Lenden bemerkte ich eine goldene Kette, deren Zweck ich nicht errathen konnte. Auf dem Kopf trug er die gewöhnliche cylindrische Usbekenmütze von schwarzem Lammsfell. Er trug keine Zierrathen und das einzige Zeichen seines Ranges war ein vor ihm liegender Dolch in goldener Scheide. Keine Wachen waren im Zelt sichtbar, doch standen welche vor den Thüren. Das schwarze Filzzelt hatte die gewöhnliche Größe, nämlich 24 Fuß im Durchmesser, und war ohne allen Schmuck, denn es befand sich nichts darin, als der Teppich und die Kissen, auf denen er lehnte. Die Anwesenden waren der Mehtar, ein junger Priester, der als Dolmetscher diente, der Scheich ol Islam und der Nogay — wie ich ihn nennen hörte. Die beiden letztern sind die Häupter der Priesterschaft in Chariśm. Niemand von allen diesen hatte ein vornehmes Aussehen, und ihre Kleidung ist nicht viel feiner, als die der gewöhnlichen Usbeken. Der Mehtar brachte dem Chan seine Pfeife, so oft er sie verlangte. Dieß, sagen die strengen Moslems, ist Allah Kuli Chans einziges Laster, denn er schnupft weder, noch trinkt er, hat auch nie mehr als vier Weiber auf einmal."

Der milde Charakter, der hier dem Chan beigelegt wird, stimmt auch mit den Nachrichten von Burnes überein, welcher bemerkt, daß der Vater desselben, Mohammed Rahim Chan, sich durch die Ermordung seiner beiden Brüder auf den Fürstenstuhl geschwungen und durch Grausamkeit sich darauf behauptet, aber er hat auch das Fürstenthum Chiwa auf eine Stufe von Macht gebracht, die es früher nie erreicht hatte. Burnes meldet, Mohammed Rahim Chan habe endlich seine Feindseligkeiten gegen Buchara bereut und seinem Nachfolger aufgetragen, mit letzterem Lande in gutem Einvernehmen zu leben, allein sie waren immer noch im Streit miteinander, und der Chan von Chiwa erklärte ziemlich ohne Umstände, sein Bruder in Buchara sey toll. (Dieser Streit scheint in den letzten Zeiten zum Ausbruch gekommen zu seyn, indem der König von Buchara, der sich schon Kokands bemächtigt hatte, auch nach Chiwa seine Hand ausstreckte, und wirklich ging eine Zeitlang das Gerücht, er habe sich Chiwa's bemächtigt. Dieß zeigte sich aber als unwahr, vielmehr haben die chiwanischen Truppen die Armee von Buchara aufs Haupt geschlagen, so daß der Chan sich nur mit einer ziemlich geringen Mannschaft retten konnte.)

Der längere Aufenthalt Abbotts in Chiwa ist durchaus ohne Interesse, da seine politischen Unterhandlungen den Stempel gänzlicher Nichtigkeit tragen. Er warf sich selbst zum Vermittler zwischen Rußland und Chiwa auf, der Chan hatte aber längere Zeit keine Lust, ihn als solchen anzuerkennen, und ließ ihn, wie es scheint, erst abreisen, als er den Rückzug der Russen erfuhr. Das Mißtrauen des armen Capitäns wurde dadurch nicht wenig gesteigert, da er das Benehmen des Chans und seines Ministers allen möglichen Einflüssen und Beweggründen zuschrieb, nur nicht dem wahren, daß man nämlich ihn selbst nicht für den Mann hielt, der die Sache in Ordnung bringen könne. Endlich gestattete ihm der Chan abzureisen, und zwar auf der Straße nach Mangischlak, aber schlecht mit Geld versehen, und als Abbott dem Chan dieß vorstellte, gerieth derselbe in heftigen Zorn, so daß Abbott aufs schnellste sich entfernte. In wie fern der Chan schuld an den Verlegenheiten Abbotts war, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Letzterer war von der Einbildung geplagt, der Chan wolle ihn als Geisel zurückhalten, und nachstehende Geschichte war freilich, wenn sie wahr ist, nicht geeignet, ihm Zutrauen einzuflößen. Der Chan erzählte ihm nämlich, daß vor einiger Zeit zwei Fremde aus Mesched nach Chiwa gekommen seyen, die sich für Engländer ausgegeben hätten, später aber selbst bekannt hätten, daß sie Russen seyen, weßhalb er sie habe hinrichten lassen. Später traf Abbott mit einem Mann zusammen, der bei der Hinrichtung jener zwei Leute zu Chiwa anwesend war, und behauptete, es seyen wirklich Engländer gewesen, der eine ein junger Mann mit hellen Haaren, der andere älter und dunkler; sie hätten erst gestanden, daß sie Russen seyen, als man ihnen glühende Spitzen durch das Fleisch stieß.

Die Reise durch die Wüste und die Steppen zwischen Chiwa und den Ufern des kaspischen Meeres war schon an sich trübselig genug, wurde es aber noch mehr durch das insolente Benehmen seines turkomanischen Führers und Abbotts Mangel an Geld, vielleicht aber am meisten durch seine Unfähigkeit mit den Leuten zu verkehren, da er, wie schon erwähnt, die Landessprache durchaus nicht kannte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1843.

Die Rechte der verschiedenen Classen in Bessarabien.

(Journal des russischen Ministeriums des Innern. Jul. 1843.)

Das zwischen Dniester, Pruth und Donau eingeschlossene Land stand unter der Herrschaft der Pforte in sehr verschiedenen Beziehungen zu derselben. Das Land um Chocziu (Chotin) stand unmittelbar unter den Türken, die hier — wie früher in Serbien und jetzt noch in Bulgarien — ihre Spahis*) hatten; dasselbe fand auch in Chocziu selbst, so wie in allen befestigten Städten, wie Bender, Akjerman, Kilia, Ismail statt, wo nicht nur die Garnison, sondern die Bürger selbst größtentheils Türken waren. Auf dem entgegengesetzten südöstlichen Ende der Provinz in den Steppen des sogenannten Budschak (die Ecke) am schwarzen Meer zogen Tataren nomadisch umher, der Rest des Landes gehörte zu dem Fürstenthum oder der Woiwodschaft Moldau und hatte seine eigenen Gewohnheiten und Einrichtungen, wie sie sich aus der Eigenthümlichkeit der daselbst wohnenden Walachen oder Rumani entwickelten. Als das Land in die Hände der Russen kam, zogen sich die Türken über die Donau zurück zu ihren Glaubensgenossen, die Tataren über den Dniester nach der neurussischen Steppe. So blieben im Lande nur die Rumuni zurück,**) unter denen sich eine ziemliche Anzahl sehr verschiedener Classen, wahrscheinlich eine Folge verschiedenartiger fremder Einflüsse, erhalten hat, wie denn auch die Nomenclatur der Aemter und Titel in Moldowlachien überhaupt ein seltsames Gemisch von Slawisch, Rumunisch und Neugriechisch ist.

Den ersten Rang und die bedeutendste Macht haben die Bojaren, ein rein slawischer, von den Bulgaren entlehnter Name. Bojaren nennt man noch in den Fürstenthümern die höchsten Beamten. Sie vererben ihren Rang und die damit verbundenen Rechte nicht in vollem Umfang an ihre Kinder, und man kann nur durch den Staatsdienst Bojar werden, aber ihre Kinder genießen dennoch einen natürlichen Vorrang und der Bojarentitel ist gleichsam ein Familieneigenthum einiger angesehenen und reichen Geschlechter geworden. In Bessarabien gibt es jetzt keine eigentlichen Bojaren mehr, da dieser Titel im russischen Reich abgeschafft ist, und die Familien, denen der Titel gebührte, zum Reichsadel gezählt werden.

Die zweite Classe bilden die sogenannte Bojarinaschen. Diese Classe bestand in den Fürstenthümern aus den Beamten zweiten Ranges, den sogenannten Polkownik (Obersten) Postelnitschels (Kämmerern), Großcapitänen und Groß-Schatraren. Die russische Regierung erkannte denjenigen, welche sich über diesen Rang ausweisen konnten, den persönlichen Adel zu, somit Freiheit von Körperstrafen, Steuern und Naturalleistungen, und sie können auch unter denselben Bedingungen in den russischen Staatsdienst treten, wie der Personaladel des übrigen Reichs.

Nach den Bojarinaschen kommen die Masylen und Ruptaschen. Die Masylen sind eine Art Schlachta (niederer Bauernadel), die sich wegen ihrer Abkunft von Beamten gewisse Vorrechte aneigneten; Ruptaschen sind die weltlich gebliebenen Nachkommen von Geistlichen bis zum Diaconen herab. Beide genossen in den Fürstenthümern einiger Vorrechte, waren aber von den Staatssteuern nicht ganz befreit und namentlich der sogenannten Dojchdie unterworfen. Die Masylen und Ruptaschen in Bessarabien zahlen die Reichs- und Landsteuer, aber nicht die Personal- und Familiensteuer. Beim Transport von Truppen u. dgl. müssen sie Dienste leisten, dürfen aber aus ihrer Mitte „Capitani de la Masyle“ wählen, die ihre Geschäfte besorgen. — Außer den eigentlichen Ruptaschen gab es noch Rupta de Visteria und Rupta de Kamara, Nachkommen fremder Colonisten, meistens Bulgaren und Serben, die sich noch unter der Herrschaft der Moldauer Hospodaren angesiedelt hatten und gewisse Freiheiten bewilligt erhielten. Ihre Namen kommen von Visteria, Casse des Fürstenthums, oder Kamara, Privatcasse des Hospodars, je nachdem sie an die eine oder andere die Steuern

*) Kleine Lehenträger, die dafür Kriegsdienste thun mußten.

**) Mit Ausnahme von Griechen und Armeniern, einigen Deutschen und vielen Juden, die von Alters her sich in Städten und Städtchen mit Handel und Gewerben beschäftigten. Außerdem wohnen auch namentlich am Dniestr von Alters her Kleinrussen, mit denen sich in neuerer Zeit Großrussen und Bulgaren vereinigten.

zahlten; unter der russischen Herrschaft sind sie mit dem übrigen Volk verschmolzen.

Dieß übrige Volk begreift man unter dem Namen Zaran, was von dem Rumuni-Wort Zara, oder Land, herkommt, so daß es „Landvolk" bedeutet. Diese leben theils auf eigenen Gütern, in welchem Falle sie gleich den Ruptaschen, Masylen und selbst zum Theil den Bojarinaschen Reseschen genannt werden, ohne einen besondern Stand zu bilden, theils auf Staats-, theils auf Privatgütern. Letztere müssen nach altem Herkommen den Zehnten bezahlen, 12 Tage im Jahr für die Gutsherrschaft arbeiten, aber auch Brücken, Wege, Dämme u. dgl. unterhalten. Dagegen besaßen sie bis zu einem gewissen Grade Freizügigkeit. Ihr Verhältniß war nur durch Herkommen bestimmt; die russische Regierung befahl durch eine Verordnung vom 24 Jan. 1834 den Contract schriftlich zu machen. Das wollten die Bauern nicht und drängten sich in die Städte, so daß die Regierung einschreiten und selbst einen Normalcontract aufsetzen mußte, in welchem die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Bauern und Gutsbesitzer verzeichnet sind.

In eigentlichem Leibeigenschaftsverhältniß stehen die Zigeuner und zwar ohne Unterschied bei allen privilegirten Ständen, Bojaren, Bojarinaschen, Masylen und Ruptaschen. Die sogenannten Kronzigeuner, die ein herumwanderndes Leben führten, müssen jetzt feste Wohnsitze annehmen und ein bestimmtes Geschäft ergreifen.

Skizzen aus Arabien.

Die Wahabiten.

(Fortsetzung.)

Die Glieder seines eigenen Haushaltes und die Fremden, welche er jeden Tag speiste, betrugen zwischen 400 und 500 Personen. Reis, gekochtes Getreide (Burgul), Datteln und Schöpsenfleisch machten die Hauptgerichte aus; die erwachsenen Söhne und die großen Schechs aßen in Sauds Gesellschaft, ihre gewöhnliche Speise war Reis und Schöpsenfleisch, gemeine Fremde wurden mit Burgul und Datteln bewirthet. Nach allem, was ich über seine Lebensart erfahren konnte, so wie über die Preise der Lebensmittel in Nedschd, mag ihn seine Wirthschaft (mit Ausschluß der Leibwache, welche aus dem öffentlichen Schatz bezahlt wurde) jährlich 10 bis 12,000 Louisdor gekostet haben.

Gegen türkische und beduinische Gewohnheiten feierte Saud nie in seinem Hause ein Beschneidungsfest, weil, wie er sagte, keine solchen Feste bei der ersten Verbreitung des Islam stattfanden; aber er erlaubte seinen Arabern, sich bei solchen Gelegenheiten zu belustigen. Er feierte auch mit großem Glanze die Hochzeiten seiner Kinder. Als sein Sohn Faheyd seine Cousine heurathete, dauerte das Hochzeitsfest zu Derayeh drei Tage; den ersten Tag tractirte der Vater des Mädchens, nämlich Sauds Bruder, die Gäste, d. h. alle männlichen Einwohner der Stadt und noch eine Menge Fremde; er schlachtete zu diesem Behuf 40 weibliche Kamele und 500 Schafe. Den zweiten Tag schlachtete Saud selbst für seine Gäste 100 weibliche Kamele und 800 Schafe; den dritten Tag tractirte ein anderer von seinen Brüdern die ganze Gesellschaft.

Saud hielt eine Menge schwarzer Sklaven in seinem Hause. Er gab nie zu, daß eines seiner Weiber ihre männlichen Kinder stillen durfte und hatte für diesen Zweck immer eigene Ammen, in der Regel unter seinen abyssinischen Sklavinnen, in Bereitschaft. Eine ähnliche Gewohnheit herrschte unter den Scherifs von Mekka, welche ihre Kleinen unter den benachbarten Beduinenstämmen erziehen ließen, was auch jetzt noch häufig vorkommt, so daß die Kinder nie über acht Tage in des Vaters Hause bleiben. In derselben Weise war Mohammed, der Prophet, unter dem Stamme der Aduan erzogen worden, was auch Abulfeda in seinen islamitischen Annalen aufgezeichnet hat.

Vor etwa siebzig Jahren bildeten noch die Aduan einen bedeutenden Stamm, welcher über Tausend Mann ins Feld stellen konnte; sie hausten östlich von Mekka, in der Richtung der großen Bergkette. Ihre beständigen Kriege mit allen Nachbarn hatten sie bis auf etwa hundert Familien reducirt, und neuerdings sind sie von Mehemed Ali hart mitgenommen worden. Sie waren ein alter und edler Stamm, der in Hedschas von keinem andern an Tapferkeit und Gastfreundschaft übertroffen wurde; in der öffentlichen Achtung behaupteten sie den ersten Rang. Sie waren intime Freunde der Scherifs von Mekka. Sie hatten keine bestimmten Weideplätze, sondern schlugen allenthalben zwischen Dschidda und Tayf ihre Lager auf. So hoch standen sie in der öffentlichen Achtung, daß ein Mann des Stammes Hodheil mir eines Tages sagte: Wo sollen wir nun Muster der Großmuth und der Tapferkeit noch auffinden, da die Aduan erloschen sind?

Saud galt allgemein für einen Mann von unbestechlicher Gerechtigkeit; gegen Uebertreter des Gesetzes war er ungemein streng. Sein durchdringender Scharfblick setzte ihn bald in den Stand zu entdecken, ob ein Zeuge falsch aussagte, und einen solchen bestrafte er stets auf eine exemplarische Weise. Da die Beduinen selten Geld besitzen, so strafte er sie an Pferden, Kamelen und Schafen; diese Strenge nun ist es, welche ihm unter seinen eigenen Arabern so viele Feinde gemacht hat, er nahm nie Rücksicht auf den Schutz, den man nach den Landesgewohnheiten einem Verbrecher zugestanden hatte. In seinem ganzen Gebiete hatte Saud die eigenthümlichen Observanzen des sogenannten Dakheil abgeschafft, so weit sie nämlich darauf abzweckten, irgend eine Person vor der Hand der Gerechtigkeit zu schützen. Wenn nämlich ein Araber einen andern getödtet hat, so kann er sich in den Schutz eines Freundes begeben, um sich vor der unmittelbaren Rache der Verwandten des Getödteten zu sichern; unter diesem Schutze kann er aber nur so lange bleiben, bis ihn das Gesetz ruft, und muß ihn dann aufgeben. Der Dakheil bildet ein eigenes, höchst interessantes Capitel im arabischen Criminalrecht. Auch die großen Schechs gestehen solchen Personen, die wegen geringer Verbrechen angeklagt wurden, eine Art von Schutz zu; sie sind stets bereit solchen Individuen ein Asyl zu gewähren. Mancher Araber der sich fürchtete vor dem gestrengen Saud

zu erscheinen, begab sich unter den Schutz eines Schechs, welcher Einfluß auf das Oberhaupt besaß. Dieser Schech verwendete sich für den armen Sünder, und brachte es in der Regel bei Saud so weit, daß die ganze Strafe erlassen oder in eine kleine Buße verwandelt wurde.

Willkürliche Auflagen, wie sie in der Levante gebräuchlich sind, waren bei den Wahabiten ganz unbekannt. Saud pflegte oft zu sagen: Niemand braucht mehr zu zahlen, als was er den Steuererhebern schuldig ist, oder die Buße, welche er wegen eines Vergehens an den öffentlichen Schatz zu entrichten hat. Als Saud herrschte, waren reiche Personen vor der Habsucht der Regierung völlig gesichert, und Arabien war dazumal das einzige Land im Osten, wo dergleichen statt fand. Die reichen Kaufleute von Mekka, deren Niederlagen die schönsten Beduinenkleidungen enthielten, waren nie genöthigt die kleinste Summe zu zahlen, oder an Saud irgend ein Geschenk von Werth zu machen.

Die große Sicherheit, welche aus Sauds strenger Rechtspflege hervorging, gefiel allen denen, welche in früherer Zeit Beraubungen und Unordnungen jeder Art ausgesetzt waren. Die Landwirthe in Nedschd, Hedschas und Yemen hingen deßhalb am aufrichtigsten an diesem neuen System, weil sie durch die Mängel des alten am meisten gelitten hatten. Große und kleine Karawanen, mit Bodenerzeugnissen beladen, zogen ihre Straße in diesen Theilen des Landes ohne die geringste Anfechtung; auch befürchteten die Landleute nicht mehr, daß ihre Ernten von den wandernden Stämmen abgemäht oder zerstört würden. Die letztern dagegen, welche stets von Räubereien und Angriffen auf andere gelebt hatten, fanden es weit schwieriger, einer Regierung zu gehorchen, deren Grundsätze mit ihrer Subsistenzart in directem Widerspruch standen. Man darf sich deßhalb nicht wundern, daß einige der großen Beduinenstämme sich bedachten, den Glauben der Wahabiten anzunehmen, bis sie sich endlich durch die Uebermacht dazu gezwungen sahen. Durch häufige Empörungen haben sie aber bewiesen, wie ungern sie diese Behinderung in ihrer gewohnten Lebensweise ertrugen, wozu noch ihr alter Widerwille gegen alles Tributzahlen kam.

Wenn Saud auf der einen Seite als sehr strenger Richter in Fällen von Verletzung des Gesetzes und als unversöhnlich gegen seine Feinde bekannt war, so war er eben so berühmt wegen der Wärme und Aufrichtigkeit seiner Freundschaft und wegen seiner Berücksichtigung alter und treuer Anhänger. Jeder Schech, welcher seine Anhänglichkeit an Saud bewiesen hatte, konnte sich auf seinen beständigen Schutz und auf seine Hülfe in jedem Mißgeschick verlassen, ja sogar einen vollständigen Ersatz jedes auch noch so beträchtlichen Verlustes erwarten, welchen er in seinem Dienst erlitten hatte.

Die größte Strafe, welche über einen Araber auf Befehl des Wahabitenfürsten verhängt werden konnte, bestand darin daß ihm der Bart abgeschoren wurde. Dieß geschah aber nur bei Personen von Distinction oder bei rebellischen Schechs, und war für manche ein Schimpf, welchem sie weit eher den Tod vorzogen. Ein auf diese Weise rasirter Araber suchte sich so lange vor aller Welt zu verbergen, bis sein Bart wieder gewachsen ist. Eine Anekdote, welche in diesem Betreff erzählt wird, zeigt den eigentlichen Charakter eines Arabers. Saud hatte lange den Wunsch gehegt, die Stute eines Schechs aus dem Stamme Beni Schammar zu kaufen; aber der Eigenthümer weigerte sich, sie für irgend eine Summe zu verkaufen. Um diese Zeit war ein Schech aus dem Stamme Kadan verurtheilt worden, wegen einer Uebertretung des Gesetzes seinen Bart zu verlieren. Als der Barbier in Sauds Gegenwart das Rasirmesser zum Vorschein brachte, rief der Schech aus: „O Saud, nimm die Stute des Häuptlings aus dem Stamme Beni Schammar als ein Lösegeld für meinen Bart!" Alsbald wurde die Strafe erlassen und dem Schech gestattet zu gehen, und um die schöne Stute zu handeln, welche ihm 2500 Dollars kostete, wobei der Eigenthümer geschworen haben soll, daß keine Geldsumme ihn würde bewogen haben, seine treffliche Stute wegzugeben, wäre es nicht geschehen, um den Bart eines Mannes aus dem edlen Stamme Kadan zu retten.

Das war aber ein sehr seltenes Beispiel, denn Saud schlug häufig bedeutende Summen aus, welche ihm geboten wurden, wenn er die Strafe des Rasirens erlassen wolle. Saud hatte ein Gefängniß in seinem Hause für Personen von Distinction und besonders für solche, die verurtheilt waren, eine gewisse Strafsumme zu zahlen, der richterlichen Entscheidung aber sich nicht fügen wollten. Sie blieben so lange in Haft, bis sie zahlten.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige Verbreitung eines Hagelwetters in Rußland.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom Jul. d. J. berichtet von einem am 27 Mai (8 Jun.) vorigen Jahres vorgefallenen Hagelwetter, das wegen seiner Verbreitung und der außerordentlichen Größe des Hagels vielleicht einzig dasteht. Er erstreckte sich an Einem Tage auf eine Strecke von 2000 Wersten vom schwarzen bis zum baltischen Meere. Leider ist von verschiedenen Orten her die Tageszeit nicht angegeben, so daß sich nicht sagen läßt, ob Eine Hagelwolke den ganzen Zug gemacht habe. Fast scheint es, als sey die Hauptwolke in der Mitte Rußlands von Osten her vorgerückt, und habe sich dann gegen Nordwesten und Süden getheilt, denn im Gouvernement Kaluga trat das Wetter um 4 Uhr Nachmittags ein, in Cherson um 5 Uhr, zu Krementschug im Gouvernement Poltawa um dieselbe Zeit, dagegen in Tschernigow, was so ziemlich zwischen beiden liegt, erst um 6½ Uhr, so daß aus den bisherigen unvollständigen Angaben sich kein bestimmter Gang des Unwetters nachweisen läßt. Auch die Größe der Hagelkörner war sehr verschieden: im moskauischen und twerischen Gouvernement hatten sie die Größe eines Ei's, in Pskow und Kaluga nur die einer wälschen Nuß; im Gouvernement Tschernigow hatten sie nur die Größe einer Flintenkugel, wogegen im Gouvernement Minsk Körner von der Größe einer wälschen Nuß und eines Hühnerei's wiederum nichts seltenes waren. Das Merkwürdigste bleibt freilich immer die ungeheure Verbreitung des Unwetters an Einem Tage.

Chronik der Reisen.

Abbotts Reise nach Chiwa.

(Schluß.)

Auf seiner Reise nach dem kaspischen Meere kam Abbott an eine verlassene Stadt, Namens Umbar, die indeß noch mit Mauern umgeben ist. „Ich fragte, erzählt Abbott, meinen Dolmetscher nach der Geschichte dieser Stadt, und dieser sagte mir, man glaube, sie sey die Hauptstadt von Chariśm unter den Calmaks (Kalmüken) gewesen, die bei einem Einfall in Rußland erschlagen worden seyen; der verstorbene Chan habe die Stadt wieder aufbauen wollen und habe sie deßhalb mit Mauern umgeben, beim Graben habe man aber einige ungeheure menschliche Knochen gefunden, zum Beweis, daß hier eine Riesengrabstätte gewesen sey. Darum habe der Chan befohlen, die Stelle nicht durch den Aufbau neuer Häuser zu entheiligen. Die Turkomanen seyen nichtsdestoweniger hieher gekommen, um die Erde, die einen vortrefflichen Dünger gegeben habe, fortzuführen; dabei seyen viele der riesenhaften Knochen ausgegraben worden, und er habe selbst dergleichen gesehen. Daß es menschliche Knochen gewesen, sey kein Zweifel, denn er habe selbst Schädel und Zähne gesehen; die erstern seyen so groß gewesen, daß er sie kaum mit den Armen habe umspannen können; sie seyen aber in Staub zerfallen, nachdem sie wenige Tage der Luft ausgesetzt gewesen." Letzterer Umstand würde wenigstens beweisen, daß die Knochen nicht fossil gewesen, und so wenig man der Erzählung des Dolmetschers vollen Glauben zu schenken bereit seyn kann, so wäre die Sache doch einer nähern Untersuchung werth, und Abbott bedauerte auch sehr, daß er nicht länger sich aufhalten konnte.

Von Naturmerkwürdigkeiten fielen dem Reisenden namentlich die Esel- und Antilopenheerden auf. „Wir sahen jeden Tag Heerden wilder Esel, oft 800 in Einer Heerde, so wie Antilopen. Eines Tages brachte man mir ein Männchen, das schneeblind geworden war. Es ist ein sonderbares Thier; Kopf, Beine und Schweif gleichen denen der gewöhnlichen kleinen Antilope. Der Pelz ist fast weiß, und die Hörner geformt wie die der chorasanischen Antilope, weiß und durchsichtig. Das Ohr gleicht dem des Kamels, ist klein, rund und in dem langen Halshaar versteckt. Das Profil des Kopfes gleicht dem des Schafes, die Nase ist ausnehmend gebogen und besteht bloß aus Fleisch und Knorpeln nicht aus Knochen; sie endigt wie ein doppelläufiges Gewehr mit zwei Löchern, als wäre das natürliche Ende derselben mit einem scharfen Instrument abgeschnitten worden. Das Auge ist klein, wie das des Rehes, aber schwarz, wie das der Antilope, der Kopf eigenthümlich häßlich. Das Thier scheint das Verbindungsglied zwischen Schaf und Antilope zu seyn, und ist von dem wilden Schafe und der Bergziege wesentlich verschieden. Die Turkomanen nennen es Kaig und jagen es mit ihren großen Windhunden."

Abbott erreichte das kaspische Meer zu spät, um noch mit der russischen Flotte von Mangischlak abgehen zu können, und er mußte zu Land nach dem russischen Fort Nowo Alexandrowsk gehen. Ueber das Ufer des kaspischen Meeres, an welchem er eine Zeitlang fortzog, bemerkt er: „Das Bassin des kaspischen Meeres besteht aus demselben Muschelkalk, den ich auf der ganzen Steppe gefunden hatte. Ich untersuchte längs dem Ufer die von den Wellen ausgeworfenen Muscheln, und fand nur drei Arten, nämlich Cardium edule, Mytilus und Spirorbis. Ganz dieselben Muscheln und keine andern finden sich in dem Muschelkalk von Chiwa bis nach den Ufern des kaspischen Meeres, manchmal auf einer Höhe, die ich auf 2000 Fuß (?) über demselben schätzte. Hier ist also ein Beweis, daß dieß Tafelland einst den Boden des kaspischen Meeres bildete, obwohl es ein Räthsel bleibt, wie es emporgehoben und warum es so verödet wurde. Alle andern Meere erzeugen eine größere Mannichfaltigkeit von Muscheln, und als der fragliche Muschelkalk sich bildete, muß das kaspische Meer wie jetzt ein vom Ocean getrennter, möglicher Weise aber mit dem schwarzen Meere verbundener See gewesen seyn. Ich fand das Wasser sehr salzig, aber nicht bitter, und klar wie Krystall; seine Farbe glich in der Ferne einem sehr zarten flüssigen Blau."

Auf seiner Weiterreise hatte Abbott nicht mehr Zeit zu solchen Beobachtungen. Anfangs war er von Seite der Kirgiskaisaken allerhand Plackereien ausgesetzt, Verrätherei seiner Diener kam hinzu, und endlich wurde Nachts ein Angriff von einigen Kaisaken auf ihn gemacht, die mit Keulen und Säbeln über ihn herfielen; er wurde nicht nur kläglich durchgedroschen, sondern erhielt auch, als er seinen Dolch gebrauchte, einen Säbelhieb über die Hand, der ihm zwei Finger abhieb und den Daumen schwer verletzte. Einen seiner Gegner hatte er, wenn nicht getödtet, doch lebensgefährlich verwundet, und man kann sich deßhalb denken, daß man eben nicht sehr glimpflich mit ihm umging. Er ward gänzlich ausgeplündert und etwa drei Wochen gefangen gehalten. Natürlich blieb dieser Vorfall nicht verborgen, und die Nachricht gelangte bald nach Chiwa, von wo sich Saleh Mohammed,*) der Sohn des Kadi, den Major Todd früher als Abgeordneten nach Chiwa geschickt hatte, alsbald aufmachte. Dieser junge Mann brachte nicht nur eine willkommene Unterstützung an Geld, sondern auch ein Schreiben von dem Chan Hazeret an Capitän Abbott, das auf die Kaisaken, welche ihn gefangen hielten, wie ein Talisman wirkte. Nach längern Unterhandlungen und allerlei Verdrießlichkeiten und Gefahren wurde Abbott endlich frei und man ließ ihn nach dem russischen Fort abreisen, von wo er seinen Weg über das kaspische Meer nach Guriew einschlug, und endlich über Orenburg, Moskau und Petersburg nach England reiste.

Miscellen.

Das Hinauswerfen seiner Frau zum Fenster scheint in England nicht sonderlich theuer zu seyn. Ein Magistrat von Queenssquare verurtheilte kürzlich einen Hrn. Wheat, einen Mann von 50 Jahren, zu einer Geldstrafe von 5 Pfd. St. und zu zwei Monaten Gefängniß, weil er seine Frau zum ersten Stock hinaus auf die Straße geworfen hatte; allerdings war sie nicht ums Leben gekommen. Die Unglückliche hatte nicht einmal die Flitterwochen genossen, denn gleich den Tag nach der Hochzeit hatte sie ihr Herr Gemahl so mißhandelt, daß man die Spuren noch auf ihrem Gesicht sah. (Engl. Bl.)

Eigenthumsrecht in Algier. In der Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris am 19 August las ein Hr. Worms eine Abhandlung über das Eigenthumsrecht in Algier, und suchte aus der Geschichte des arabischen Reichs zu beweisen, daß das Eigenthumsrecht an den Boden immer dem Staate gehörte. (Echo du Monde Savant vom 27 August.)

*) Es ist dieß derselbe, der in neuerer Zeit die umständliche Nachricht von dem Tode des Oberst Stoddart und Capitäns Conolly's durch die englische Gesandtschaft in Persien nach England übermachte, eine Nachricht, die wenig Zweifel an dem Schicksal der beiden Officiere mehr übrig läßt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 September 1843.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

In der chemischen Section berichtete Hr. Hunt über einen von ihm erfundenen Chromatyp, ein neues Verfahren Lichtbilder auf Papier darzustellen. — Bei diesem Verfahren benutzt man chromsaure Salze, am besten chromsaures Quecksilber oder Kupfer. Das Papier wird folgendermaßen vorbereitet; man überzieht gutes Schreibpapier mit einer Auflösung von schwefelsaurem Kupfer und trocknet es zum Theil; hierauf wascht man es mit einer Auflösung von doppelchromsaurem Kali und trocknet es in geringer Entfernung vom Feuer. So vorbereitetes Papier kann beliebig lange aufbewahrt und jeden Augenblick angewandt werden. Für die camera obscura ist es übrigens nicht empfindlich genug. Legt man nun einen Kupferstich auf dieses Papier in einem geeigneten photographischen Rahmen und setzt das Ganze eine Zeit lang dem Sonnenschein aus, je nach der Stärke des Lichts 10—20 Minuten, so erhält man in der Regel ein negatives (d. h. in den Schatten und lichten Stellen umgekehrtes) Bild. Dieses Bild wird nun mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber überwaschen, welches sogleich ein sehr schönes tieforangefarbiges Bild auf einem etwas dunkeln, bisweilen auch ganz weißen Grunde hervorbringt. Durch Abwaschen mit reinem (destillirtem) Wasser und Trocknen ist dieses Bild schnell fixirt. Wendet man gesättigte Auflösungen an, so erhält man anfangs ein negatives Bild; sind hingegen die Auflösungen mit ihrem drei- bis vierfachen Volumen Wasser verdünnt, so wird durch die erste Einwirkung der Sonnenstrahlen das Papier gedunkelt, worauf es sogleich und zwar sehr schnell gebleicht wird, wodurch ein ungemein schwaches, positives Bild entsteht, welches durch das salpetersaure Silber sehr zart hervorkommt. Reines Wasser muß man zum Fixiren deßhalb nehmen, weil durch die Gegenwart salzsaurer Salze das Bild beschädigt würde. Bringt man das positive Bild in eine sehr schwache Auflösung von Kochsalz, so verbleicht es nach und nach und es bleibt nur ein sehr schwacher negativer Umriß zurück. Nimmt man es aus der Salzlösung und trocknet es, so kann man ein positives Bild von Lilasfarben hervorbringen, indem man es einige Minuten dem Sonnenschein aussetzt.

*

Derselbe Hr. Hunt gab auch eine Mittheilung „über den Einfluß des Lichts auf das Wachsen der Pflanzen.“ Er hatte sich seit mehreren Jahren damit beschäftigt, und das Resultat seiner Untersuchungen war, daß die mehr Licht gebenden Strahlen die Keimung verhindern und die Kraft der jungen Pflanzen zerstören. Pflanzen, welche unter dem Einfluß der rothen Strahlen emporwuchsen, beugen sich vom Lichte ab, als von etwas, das sie vermeiden müßten, während die blauen oder chemischen Strahlen das Wachsthum befördern. Indeß ist das blaue Licht zu stark, um ein vollkommenes Wachsthum hervorzurufen, und die Stärke der Pflanze erschöpft sich in der Erzeugung dunkelgrüner Blätter; nur dadurch, daß man dieser Tendenz entgegenwirkt und gelbes Licht dem blauen substituirt, konnten Pflanzen bis zum Blühen und Samentreiben gebracht werden. Unter dem Einfluß der grünen Strahlen siechen die Pflanzen.

*

Dr. Andrews macht eine Mittheilung „über die Hitze, welche bei chemischen Verbindungen frei oder absorbirt wird.“ Durch viele sehr delicate Versuche hat Dr. Andrews bewiesen, daß in dieser Hinsicht folgendes allgemeine Gesetz gilt: „wenn eine Basis eine andere aus irgend einer ihrer neutralen Verbindungen verdrängt, so ist die Hitze, welche frei oder entzogen wird, bei derselben Basis immer dieselbe; oder mit anderen Worten, die Temperatur-Veränderung, welche bei der Substitution einer Basis für eine andere in irgend einer neutralen Verbindung erfolgt, hängt bloß von den Basen ab und das saure Element der Verbindung hat darauf gar keinen Einfluß.“ Um sich hievon durch directe Versuche zu überzeugen, braucht man z. B. nur äquivalente Auflösungen verschiedener neutraler Salze durch eine verdünnte Auflösung von Kalihydrat zu zersetzen.

Skizzen aus Arabien.

Die Wahabiten.

(Schluß.)

Nachdem Saud die Stadt Medina erobert hatte, gab er einigen von seinen Leuten nach dem Gebet in der Moschee den Befehl die Namen aller erwachsenen Einwohner der Stadt laut aufzurufen; die Aufgerufenen mußten antworten und dadurch ihre Gegenwart beweisen. Er befahl ihnen dann alles Ernstes regelmäßig die Moschee zu besuchen und die Gebete der Gläubigen andächtig herzusagen. Hatte einer zwei- oder dreimal gefehlt und den Gottesdienst geschwänzt, so sandte Saud einige seiner Araber, die den Mann in seiner eigenen Behausung züchtigen mußten. Saud ist immer äußerst pünktlich gewesen, was die vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka anlangt. Sobald es nur in seiner Macht stand, erschien er mit Tausenden seiner Araber an diesem heiligen Orte, um seine Andacht zu verrichten und sich im Glauben zu stärken. Seine letzte Wallfahrt hat er im Jahre 1812 gemacht.

Saud gab sich große Mühe unter seinen Leuten der häufigen Ehescheidung Einhalt zu thun, die in geselliger und sittlicher Hinsicht so nachtheilige Folgen hat. Wenn er hörte, daß ein Araber sagte: „ich schwöre bei der Scheidung," so ließ er denselben züchtigen. Wenn Jemand die Fasten des Ramadan ohne genügende Ursache brach, so hatte er das Leben verwirkt. Abd el Aziz, der noch weit strenger als sein Sohn war, hat einst einen Araber wegen dieses Verbrechens hinrichten lassen. Oeffentlich Tabak zu rauchen, ist bei den Wahabiten verboten, aber es ist eine bekannte Sache, daß alle Bewohner von Nedschd in ihren Häusern diese Gewohnheit fortsetzen, ja selbst die Wahabiten des Nachts in ihren Lagern. Bei der Einnahme von Mekka gab Saud den Befehl, daß alle Einwohner der Stadt ihre persischen Pfeifen auf einen grünen Platz vor dem Hause bringen sollten, in welchem er wohnte. Nachdem daraus ein großer Haufen gebildet worden war, zündete er denselben an nebst allem Tabak, den er in den Kaufläden finden konnte. Einige Zeit nachher meldete ihm einer aus seinem Gefolge, daß die Bewohner von Mekka seine Befehle nicht achteten und noch immer rauchten. „Wo hast du sie rauchen sehen?" fragte Saud. „In ihren eigenen Häusern," antwortete der Ankläger. „Weißt du nicht," erwiederte Saud, daß da geschrieben steht: „du sollst nicht ausforschen die Geheimnisse der Häuser der Gläubigen!" Nachdem er diesen Spruch des Koran angeführt hatte, ließ er den Angeber züchtigen und von dem Rauchen in den Privatwohnungen wurde fernerhin keine Notiz genommen.

Die Mekkaner erinnern sich noch immer dankbar der trefflichen Mannszucht, welche Saud bei seinen häufigen Besuchen in Mekka unter seinen Truppen zu erhalten wußte, und besonders zu jener Zeit als er die Stadt nahm. Mit derselben Aufmerksamkeit wachte er bei jeder Unternehmung über seine Soldaten, und wer von ihm das Wort Aman, d. i. sicheres Geleit erhielt, konnte sich vollkommen darauf verlassen daß sich die Truppen ordentlich gegen ihn benehmen würden. Als ein Beispiel von der Ehrlichkeit der Wahabiten wird erwähnt, daß man einige von ihnen oft im Tempel zu Mekka bemerkte, um sich nach den Eigenthümern verlorener Dinge, die sie gefunden hatten und gern zurückgeben wollten, umzusehen.

Wenn das Oberhaupt der Wahabiten einen Angriff auf einen Feind beabsichtigte, beschied er die Schechs der Stämme und Districte auf einen gewissen Tag an einen bestimmten Ort, in der Regel an einen Brunnen in der Steppe. Manchmal verlangte Saud vom Schech eine gewisse Zahl Soldaten, der sie dann mittelst einer Art Conscription von jedem unter seiner Controle befindlichen Dorf und Lager aushob. Wurden z. B. vom Schech der Provinz Kasim Tausend Mann verlangt, so mußte jede Stadt dieser Provinz nach Maaßgabe ihrer Bevölkerung dazu beitragen. Die Bewohner der Städte oder die Beduinen in ihren Lagern machen dann die Sache unter sich in Güte ab. Alle, welche Deluls oder Kamele zum Reiten besitzen, theilen sich in zwei Classen, die eine davon geht jetzt in den Krieg, die andere bei dem nächsten Aufgebot. Alle Mannspersonen von 18 bis 60 Jahren, verheurathet oder ledig, sind militärpflichtig. So war es in Sauds Tagen, so ist es noch jetzt. Alle diejenigen, welche Stuten besitzen, müssen bei jedem Aufgebot erscheinen, es müßte denn ausdrücklich bemerkt worden seyn, daß keine Reiterei nöthig ist; wenn sich einer versteckt, so nimmt das Oberhaupt sein Pferd, sein Kamel oder mehrere Schafe als Buße dafür. Saud war sehr streng in Eintreibung dieser Bußen. Wenn er einen sehr weiten Kriegszug beabsichtigte, befahl er den Hauptleuten ihn lediglich mit den auserlesensten Reitern zu begleiten. Hundert Pfund Mehl, 60 Pfund Datteln, 20 Pfund Butter, ein Sack Weizen oder Gerste für das Kamel und ein mit Wasser gefüllter Schlauch sind die Vorräthe eines Soldaten der Wahabiten; Datteln mit Mehl vermischt, zu einem Kuchen geknetet und in der heißen Asche gebacken, sind das Frühstück und Abendbrod.

Saud pflegte jedes Jahr zwei oder drei Kriegszüge zu machen; die Nachbarschaft von Basra, welches reich ist an Vieh und Datteln, die Ufer des Schat el Arab und des Euphrat bis hinauf nach Ana waren die Gegenden, in welche er seine jährlichen Ueberfälle richtete. Seine Truppen überschritten sogar den Euphrat und verbreiteten Schrecken in Mesopotamien; auch an der südlichen Gränze seines Gebietes boten die noch unerobertеn Provinzen von Yemen, Hadramaut und Oman ein fruchtbares Feld für Beute dar. Saud war nicht immer persönlich bei diesen kriegerischen Unternehmungen, sondern ließ sie von einem seiner Söhne oder irgend einem ausgezeichneten Schech anführen, ja man hat sogar seinen schwarzen Sklaven Hark an der Spitze einiger Wahabitencorps gesehen.

Wenn das Oberhaupt eine Expedition vorhatte, war der Zweck derselben ihm allein bekannt. Er versammelte seine Emire bei einem gewissen Brunnen, welcher immer so gewählt ward, daß er den Feind täuschte, welchem der Angriff galt. Sollte z. B. eine Expedition nach Norden unternommen werden, so versammelte sich das Heer mehrere Tagreisen südlich von Derayeh. Wirklich rückte er dann auch in südlicher Richtung vorwärts, kehrte aber bald um und fiel mit forcirten

Märschen über seinen Feind her, der gewöhnlich durch Ueberrumpelung geschlagen wurde. Diese Kriegslist war und ist auch jetzt noch sehr nothwendig, denn wie ein Blitz lief die Nachricht durch ganz Arabien, daß Saud seine Truppen nach einem gewissen Ort entboten habe; und wenn aus der Lage dieses Ortes irgend ein Schluß auf den beabsichtigten Angriff gemacht werden könnte, so würde der Feind Zeit haben Vorrichtungen zum Widerstand zu treffen oder zu fliehen. Sauds Expeditionen wurden alle mit großer Klugheit und Vorsicht entworfen und mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß sie sehr selten mißlangen.

Aus den tapfersten und berühmtesten Kriegern unter seinen Arabern hatte Saud eine Leibwache gebildet, welche er beständig zu Derayeh behielt; es waren dieß die einzigen stehenden Truppen seines Heeres. Wenn er von einem ausgezeichneten Reiter hörte, lud er ihn nach Derayeh ein und gab ihm in seinem Dienste eine Anstellung, indem er mit ihm übereinkam, ihm und seiner Familie ihren jährlichen Bedarf an Getreide, Butter und Datteln zu liefern; er gab ihm auch eine Stute oder ein gutes Delul. Diese Leibwache begleitete den Wahabitenfürsten auf allen kriegerischen Unternehmungen. Der Name seiner Leibwache war gefürchtet von allen Feinden der Wahabiten, denn sie hatte sich des Rufes ihrer hohen Tapferkeit niemals verlustig gemacht; in der Schlacht betrachtete sie Saud als eine Art von Reserve und sandte kleine Abtheilungen derselben seinen andern Truppen zur Unterstützung. Diese Leibwache war 300 Mann stark, es waren treffliche Reiter und geübte Kämpfer, die meist in completer Rüstung fochten. Da sie sämmtlich freiwillig in seine Dienste traten, hatte Saud immer großes Vertrauen auf diese Leibwache gesetzt.

Außer dieser Garde nahm Saud auch viele Kriegsanführer der Beduinenstämme mit nach Derayeh; er schwächte die Macht dieser Stämme, indem er ihnen tüchtige Chefs entzog und verstärkte seine eigene Partei durch den Zutritt dieser berühmten Männer, denen er oft, sobald er sah daß sie seinem Interesse aufrichtig ergeben waren, die Leitung seiner Kriegszüge übertrug.

Die Wahabiten machten ihre Angriffe in jedem Monat des Jahres, selbst im heiligen Monat Ramadan. Saud hat stets eine große Vorliebe für den Monat Zulhidiche bewiesen, und seine Anhänger behaupten, daß er nie auf einem Kriegszuge geschlagen worden sey, den er in diesem Monat unternommen habe.

Wenn Saud hinsichtlich der Wahl zweier Maaßregeln, die gleich vortheilhaft zu seyn schienen, sich in Verlegenheit befand, wendete er oft das Mittel an, welches Mohammed empfohlen hat und darin besteht ein kurzes Gebet an den Allmächtigen zu richten, ehe man sich schlafen legt und den folgenden Morgen den Traum, welchen man gehabt, für oder gegen die Maaßregel auszulegen. Den Schechs ließ er selten das Geringste von seinen Maaßregeln und Planen gewahr werden.

Auf dem Marsche hatte jeder Emir oder Schech seine Fahne, und er selbst hatte mehrere von verschiedenen Farben. Seine schönen Zelte waren zu Damascus oder Bagdad verfertigt; aber seine Leute hatten nur die gewöhnlichen schwarzen Zelte, wie sie bei den Arabern gewöhnlich sind. Sauds Proviant und Bagage ward von 200 Kamelen getragen; auf entfernte Züge nahm er sehr reichliche Vorräthe mit, um diejenigen seiner Truppen unterstützen zu können, welche ihren eigenen Proviant verloren. Und wenn er durch eine Gegend kam, welche von Landbauern oder Beduinen bewohnt ward, so bewirthete er auch alle ankommenden Gäste auf dieselbe Weise wie zu Derayeh. Wenn das Heer des Nachts marschirte, wurden dem Oberhaupt und allen großen Schechs Fackeln vorgetragen.

Die Güte seiner Truppen im Vergleich mit denen des Feindes setzte den rüstigen Wahabitenchef in den Stand den Kämpfenden stets kräftige Verstärkung zu senden, und der Sieg blieb selten lange unentschieden. Es war eine beliebte Kriegslist Sauds vor dem Feinde zu fliehen, sich plötzlich zu sammeln und mit seinen auserlesenen Reitern über die ermüdeten Verfolger herzufallen. Allen seinen Truppen, welche im Kampfe fielen, sicherte Saud den Genuß des Paradieses nach der Lehre des Koran. Wenn ein Schech in der Schlacht getödtet ward und seine Stute, wie es gewöhnlich der Fall ist, rückwärts in die Reihen der Truppen lief, welche sie kannte, so ward dieser Tod dem Oberhaupt als ein frohes Ereigniß gemeldet, weil der glückselige Schech sicherlich ins Paradies gelangt ist. Bei dieser Gelegenheit war folgende Anrede gewöhnlich: „Freue dich, o Saud, die Stute des Schechs Ibrahim ist zurückgekommen!"

Während des vierjährigen Krieges mit den Soldaten des Mehemed Ali Pascha ist nicht ein einziger Fall bekannt, daß die Wahabiten jemals einem Türken Pardon gegeben hätten. Als Kerbelah (oder Mesched Hossein) und Tayf genommen worden, mußte die ganze männliche Bevölkerung niedergehauen werden; in erstgenannter Stadt wurde Haret el Abasieh oder das Quartier der Abassiden bloß darum verschont, weil Saud für das Andenken der abassidischen Chalifen eine besondere Hochachtung hegte. Wenn Beduinenlager angegriffen wurden, fand dasselbe statt: alle die mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, waren ohne Gnade Kinder des Todes. Diese wilde Sitte hat den Wahabiten einen furchtbaren Fanatismus eingeflößt, der sie zum Schrecken ihrer Gegner machte; insofern hat derselbe auch dazu beigetragen die Verbreitung ihres Glaubens zu erleichtern.

Allein das Oberhaupt war leicht zu bewegen, seinen Feinden sicheres Geleit zu gewähren, wenn sie sich willig ergaben und dazu waren sie oft geneigt, indem man nie gehört hat, daß der Wahabitenchef jemals sein Wort gebrochen; hier muß man wiederum das Worthalten der Beduinen gegen einen Feind als einen edlen Zug in ihrem Charakter anerkennen. Der Ruf Saud's, daß er unverbrüchlich ein gegebenes Versprechen halte, ward selbst von seinen bittersten Feinden anerkannt und seit dem Kriege mit Mehemed Ali Pascha besonders von seinen Freunden im Gegensatz zur Wortbrüchigkeit der Türken hochgepriesen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

4. Aufenthalt in Rio de Janeiro während der Regenzeit.

Die sehr getreue und sehr heldenmüthige Stadt St. Sebastian de Rio de Janeiro (a muito leal e muito heroica cidade de Sao Sebastiao de Rio de Janeiro), wie dieselbe im Curialstyl genannt wird, hat noch andere Merkwürdigkeiten aufzuweisen, die ich bei meiner ersten, in flüchtigen Umrissen entworfenen Schilderung übergangen habe und von denen die meisten ihr eben nicht zur besondern Ehre gereichen. Ich will hier noch einiger nachträglich in der Kürze gedenken.

Die Sklaverei ist der Krebsschaden, der das dortige Volksleben im innersten Keime vergiftet, die Sittlichkeit untergräbt und jeden höhern Aufschwung zu Boden hält. Durch den Anblick des Jammers, der unter den armen, niedergedrückten Afrikanern herrscht, wird dem gefühlvollen Menschen die schöne Natur mit ihren großartigen Landschaften, die wunderbaren Producte der reichen Pflanzen- und Thierwelt, kurz alles vergällt und man kommt zu dem Schlusse, daß die dortige Menschheit eine wahre Ironie auf diese herrlichen Gefilde ist. Man muß das Elend mit eigenen Augen gesehen haben, um sich das entsetzliche Gemälde davon in seiner ganzen düstern Vollendung vorzustellen.

Die Neger sind beinahe ganz der Willkür ihrer nur zu häufig tyrannischen Gebieter preisgegeben, und werden entweder gar nicht oder nur sehr lau von den Gesetzen in Schutz genommen. Daher sieht man gegen diese Unglücklichen Zwangswerkzeuge und Maaßregeln in Anwendung gebracht, die Unmenschlichkeit und rohe Gewalt ersannen und einer humanen Regierung Hohn sprechen. Die Amerikaner, anstatt Missionen und Bibelgesellschaften zur Bekehrung entfernter Heiden zu gründen, sollten nur erst in ihrem eigenen Haushalt den Anfang damit machen; denn Bemühungen, den moralischen und physischen Zustand ihrer Sklaven zu verbessern, würden dort ein weites und ergiebiges Feld finden.

Der Sklavenmarkt, welcher nicht weit vom Campo da Honra in einer langen Straße, der Rua de Valongo, gehalten wird, bietet einen überaus widrigen Anblick dar. Fast alle Häuser darin sind zu Sklavenmagazinen eingerichtet. Die größern dieser Magazine enthalten 4 bis 5 Gemächer und in jedem derselben befinden sich 60 bis 80 Sklaven. Diese sind gewöhnlich mit einem blauen Stück Tuch und rothen Mützen bekleidet, kauern, abgemagert und mit eklichen Hautkrankheiten behaftet, im Kreise am Boden und kratzen sich oder leisten diesen Dienst einem Nachbar, ein Schauspiel, das keineswegs anziehend ist. Sie sind fast immer niedergeschlagen und scheinen an nichts Theil zu nehmen, und wenn man sie auch bisweilen lachen sieht, so sinken sie doch bald in jenes dumpfe Hinbrüten und jene stoische Gefühllosigkeit zurück, die dem Unglücklichen eigen werden, in dessen Brust kein Wunsch, keine Hoffnung mehr Eingang findet. Bemerkt man auch mitunter an einem Sklaven Spuren geistiger Kraft und Lebendigkeit, so scheinen diese seinen Trübsinn nur noch zu erhöhen, da er die volle Größe seines jämmerlichen Zustandes zu übersehen vermag. Die Sklavenhändler suchen sie auf alle Weise zu erheitern, ja wenden auch wohl merkwürdige Mittel dazu an, indem sie ihre Sklaven zur Fröhlichkeit, zum Singen und Tanzen — mit der Peitsche anhalten. Diese Handlungsweise entspringt aber nicht etwa aus Mitleiden oder Menschlichkeit (zwei Attribute, die man gewiß dem entmenschten Herzen eines Sklavenhändlers nicht beilegen darf), sondern aus grobem Eigennutz, denn, wie jeder Kaufmann, suchen auch sie ihre Waare im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, und der Schluß liegt zur Hand, daß ein aufgeweckter Sklave eher als ein trübsinniger und niedergeschlagener einen Käufer finden werde. Die in der Regel wohlgemästeten Sklavenhändler pflegen sich meistens vor den Thüren ihrer Magazine aufzuhalten und laden die Vorübergehenden ein, ihre Waare zu besichtigen und einen Handel zu schließen. Bei diesem Handel wird der Sklave (oder die Sklavin) von allen Seiten, ungefähr wie vom Metzger ein zur Fleischbank bestimmtes Thier, betastet, um sich von seiner Kraft und Gesundheit zu überzeugen. Kommt der Handel zu Stande, so wird nicht die mindeste Rücksicht auf irgend ein Band der Freundschaft oder Verwandtschaft genommen, sondern das Opfer der Barbarei wird schonungslos aus dem Kreise der Seinigen gerissen, von Eltern, Geschwistern und Freunden getrennt, und so den Unglücklichen auch der letzte Trost versagt, ihr freudenloses Loos wenigstens mit den Ihrigen gemeinschaftlich tragen zu dürfen. Ich habe selbst Damen aus den bessern Ständen solche Ankäufe machen und jedes Gefühl der Zucht und Scham bei Seite setzen sehen, indem sie ganz entkleidete männliche Sklaven allenthalben betasteten und mit einer Genauigkeit untersuchten, die einem österreichischen Mauthwächter beim Nachsuchen nach contrebander Waare alle Ehre gemacht haben würde. Das Schicksal mancher Sklaven ist auch eben nicht drückend, denn es ist bekannt, daß viele brasilische Frauen, deren Reize schon zu sehr abgeblüht oder die in dieser Hinsicht von der Natur zu stiefmütterlich bedacht sind, um mit einem Weißen ein zärtliches Verhältniß anknüpfen zu können, sich mit einem schwarzen Amoroso begnügen.

Auf einem in der Stadt belegenen Berge, nicht weit vom Militärhospital, befindet sich die Galeere, ein Gefängniß, wohin man Sklaven bringt, die ihren Eigenthümern entlaufen und wieder eingefangen sind oder sonst ein Verbrechen begangen haben. Es ist ein tiefes großentheils in den Berg gemauertes Gewölbe, das nur sparsam von dem matten, durch die starke Gitterthüre fallenden Tageslicht erhellt wird und der frischen Luft unzugänglich ist. Die Strafanstalt steht unter der Aufsicht der Regierung, aber bloß dem Namen nach, denn in der That besteht ihre ganze Fürsorge nur darin, daß sie derselben einen Menschen unter dem Titel „Capitao" vorsetzt, der gewöhnlich allen Gefühlen des Mitleidens und Erbarmens entfremdet ist und nun freien Spielraum hat, seine Henkerslust an den unglücklichen Schwarzen zu büßen. Als ich unter dem erdichteten Vorwande, einen mir entlaufenen Neger suchen zu wollen, dieses scheußliche Loch betrat, qualmte mir eine so pestilenzialische, mit allen ekelerregenden Bestandtheilen geschwängerte Luft entgegen und es herrschte dabei eine solche Hitze darin, daß ich, trotz sehr gesunder Nerven, nicht anders glaubte, als ohnmächtig zu Boden zu sinken. Wenn schon der eigenthümliche Geruch, welchen der Körper selbst der reinlichern Neger ausdünstet, dieselben dem Weißen persönlich zuwider machen, so kann man sich eine Vorstellung von dem betäubenden Dunstkreise machen, der in diesem mit 80 bis 100 Sklaven vollgepfropften Kerker herrscht. Die elenden Bewohner dieses Schreckensortes liegen meistens ohne alle Bekleidung auf dem nackten Boden und sind allem möglichen Ungeziefer, Moskiten, Scorpionen, giftigen Tausendfüßen und wie diese Plagegeister der heißen Zone sonst heißen, preisgegeben. An die freie Luft kommen sie nur um an den vor ihrem scheußlichen Kerker stehenden Pranger gebunden und ausgepeitscht zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1843.

Der Schluß des Parlaments.

Wir haben in unsern Nummern vom 1 und 2 Februar einige Bemerkungen über die Stellung der untern Classen in England zum Parlament mitgetheilt, und dort die Ansicht ausgedrückt, daß wohl im Laufe dieser Session etwas für dieselben geschehen müsse. Dieß war nicht der Fall, und überhaupt sind alle Parteien darüber einig, dieß die unfruchtbarste Session zu nennen, deren man sich erinnert. Wäre nicht Irland und Wales mit ihren Klagen und Vorstellungen und Unruhen dazwischengekommen, hätte nicht die schottische Kirchenangelegenheit einigermaßen das Interesse gespannt, so hätte man in der That über allen den Verhandlungen einschlafen können. Nie noch hat sich die Unmacht der Regierung und des Parlaments auf eine so augenfällige Art dargethan, und nie noch hat es sich so offenkundig gezeigt, daß das Parlament, wie es jetzt constituirt ist, troß der Reform das englische Volk nicht vertritt, und daß es in dem großen Streit, der sich zwischen den bevorrechteten Classen und dem Volk entsponnen hat, keinen Schritt thun wird, außer durch den „Druck von außen“ gezwungen. Die Kornzölle sind geblieben wie sie waren, *) man hat also nicht gesucht die niedern Classen zu versöhnen und einen umfassenden Verkehr mit Nordamerika wieder anzubahnen; die Zuckerzölle sind nicht verändert, der Handel mit Brasilien siecht demnach immer noch, und England wird darum mit andern Völkern in Concurrenz treten müssen und keine Vorrechte mehr ansprechen können. Man kann es als ein böses Omen ansehen, daß im vorigen Jahre nach dem Schluß des Parlaments die Unruhen in den Manufacturdistricten ausbrachen, dieß Jahr aber die Chartisten sich reorganisiren; damals erhob sich noch das Volk gegen die Symptome der Krankheit, jetzt scheint es dieser selbst zu Leibe gehen zu wollen, denn der Chartismus ist nichts als der politische Ausdruck der Unzufriedenheit der untern Classen. Zugleich ist die Anti-Cornlaw-League nicht müßig, und zeigt jetzt den Pächtern, die sich sonst von den Gutsherren als willige Werkzeuge brauchen ließen, daß die Korngesetze ihnen ebensowohl als den Manufacturisten zum Nachtheil gereichen.

So viel indeß im vorigen Jahre von dem Streite der Agriculturisten und Manufacturisten die Rede war, so wenig spricht man dieß Jahr von demselben; die Ueberzeugung scheint Platz zu gewinnen, daß dieser Streit ziemlich unfruchtbar ist, und sich einem höheren unterordnet, nämlich dem Kampf gegen die bevorrechteten Classen und die Kirche. Hier und hier allein liegt das überwiegende, alles verschlingende Interesse der irischen Angelegenheit. O'Connell erklärt, die englische Hochkirche in Irland müsse aufhören, d. h. sie soll nicht mehr Rechte haben als die katholische und presbyterianische Kirche in Irland, und kein Bekenner eines andern Religionsbekenntnisses soll gehalten seyn, zum Unterhalt einer ihm fremden Kirche beizusteuern. Auf dem Continent ist man diesem kitzlichen Punkte dadurch ausgewichen, daß der Staat für alle Confessionen gleichmäßig zu sorgen habe; in England haben einige versucht einen gleichen Weg einzuschlagen, und wollten die katholische Geistlichkeit gleichfalls besolden; diese weigert sich aber eine solche Besoldung anzunehmen, weil sie wohl weiß, daß sie dann der englischen Hochkirche und ihres Drucks nie los werden würde. Manche möchten wohl nicht ungeneigt seyn, den Grundsatz, welchen O'Connell und die katholische Geistlichkeit aufstellt, für Irland anzuerkennen, aber ist einmal der Grundsatz anerkannt, daß die englische Hochkirche nicht die Staatskirche ist, und nicht ihre Abgaben von allen Staatsgenossen erheben darf, so hindert keine Macht mehr, daß nicht dieser Grundsatz auch in England zur Anwendung komme, wo die Erhebung der Kirchensteuer durch die anglicanische Geistlichkeit schon so bittern Streit erregt hat und fortwährend erregt. Hiezu kommt noch das Kirchenvermögen und das Patronatsrecht. Die Bischöfe werden von der Krone ernannt, aber ein großer Theil der untergeordneten Geistlichkeit von dem Adel, dessen Vorfahren ehemals die Kirche auf ihren Gütern fundirt haben; ein großer Theil des Adels versorgt auf diese Weise jetzt noch seine nachgebornen Söhne, aber eine Anerkennung, daß

*) Die canadische Kornbill kann hier nicht in Betracht kommen; ihre Wichtigkeit für England kann erst in Zukunft sich entwickeln, insofern nicht die Korngesetze vorher abgeschafft werden müssen.

die Dissenters keinen Zehnten und sonstige Abgaben an die Dignitarien der Hochkirche zu zahlen hätten, würde das Einkommen aller dieser Pfründen ungemein schmälern, und vollends das ohnehin schon stark angegriffene Erstgeburtsrecht schwächen, welches unwiederbringlich fallen muß, so wie dem Adel keine solchen Mittel mehr zur Befriedigung der nachgebornen Söhne zu Gebote stehen. Die irische Kirchenfrage greift also in das Privatrecht und in das englische Staatsrecht auf der verwundbarsten Seite ein.

Hieraus erklärt sich, warum im Parlament keines der alten Whighäupter sich an die Spitze stellte, und „Gerechtigkeit für Irland" verlangte. Es handelt sich um ihre Standesvorrechte, die für Whigs und Tories dieselben sind, und wie schon der alte Grey erklärte, daß er mit den Vorrechten seines Standes stehen und fallen wolle, so handeln jetzt noch seine Schüler und Nachfolger. Ob der Adel Englands nicht klüger thun würde, wenn ein Theil desselben sich entschlossen gegen die Kirche erklärte, ist eine Frage, die wir uns nicht zu beantworten getrauen; so viel aber ist gewiß daß, wie die Sachen jetzt stehen, die Kirche den Hauptstreitpunkt bilden wird, selbst mehr noch als Korn- und Zuckergesetze. In dieser Beziehung ist es höchst interessant, einen Gesetzesentwurf zu verfolgen, welcher in der letzten Session vorgelegt wurde, aber an dem Widerstreben der Dissenters scheiterte, nämlich die Bill über die Erziehung der Fabrikkinder.

Bekannt ist es, wie mangelhaft das Unterrichtswesen in England bestellt ist; die ganze Einrichtung — wenn man überhaupt, da fast alles der Privatindustrie überlassen ist, von einer Einrichtung reden darf — ist Stückwerk. Die Vorgänge des letzten Jahrs, die Aufstände in den Fabrikdistricten hatten die öffentliche Meinung erschreckt, und unter diesem Eindruck hoffte man die Factorei-Bill durch das Parlament zu bringen, indem man voranstellte, daß eine tüchtige, christliche Erziehung noth thue, um dem entsittlichenden Einfluß des Fabrikwesens entgegen zu arbeiten. Wir wollen nicht darauf eingehen, wie viel Heuchelei hier mit unterläuft, und wie sich aus amtlichen Nachrichten ergibt, daß die Verdorbenheit in Fabrikdistricten im Ganzen genommen nicht größer, und das Unterrichtswesen bei weitem besser ist, als in den Ackerbaugrafschaften, *) sondern wenden uns gleich zu dem Benehmen der Geistlichkeit hinsichtlich eines nationalen Erziehungssystems überhaupt. Der Kampf hierüber begann im Jahre 1837. Einige aufgeklärte Männer hatten den Continent, namentlich Deutschland und Holland besucht, und ihre ersten Bemühungen gingen nun dahin, die Waisenkinder, welche in den Arbeitshäusern neben den erwachsenen, meist ziemlich demoralisirten Armen sich befinden, aus dieser verderblichen Nähe zu entfernen und besondere Districtsindustrieschulen für sie zu errichten. Es handelte sich hiebei nicht um die Kirchenlehre, denn der kirchliche Unterricht sollte wie bisher von Geistlichen der Hochkirche ertheilt werden, sondern es handelte sich um den Einfluß. Sobald die Häupter der Geistlichkeit erfuhren, daß die weltliche Leitung dieser Schulen nicht ihnen allein angehören, sondern nur in Verbindung mit den Armencommissären und dem Erziehungsrath ausgeübt werden solle, so erklärten sie sich gegen den Antrag; dreimal kam die Bill im Parlament vor und dreimal wurde sie trotz dem, daß selbst Sir R. Peel sie unterstützte, verworfen. Die ganze Bank der Bischöfe mit drei ehrenwerthen Ausnahmen erklärte, „daß kein System einer Nationalerziehung je ihre Sanction erhalten werde, wenn nicht die Ernennung des Schulmeisters in den Händen der Geistlichkeit bleibe."

Ein Rückblick auf die Verhandlung der Factorei-Bill in der verflossenen Sitzung zeigt, daß die Geistlichkeit dieser Ansicht getreu geblieben ist. Der Minister des Innern änderte, als er den Widerstand der Dissenters sah, mehr als einmal seine Bill, aber die Clausel blieb immer stehen, daß Schulmeisterernennung und Oberleitung der Staatskirche verbleiben müßten. Bei dem speciellen Religionsunterricht konnten die Kinder von Dissenters sich entfernen, doch sollte an gewissen Tagen der Woche der Katechismus eine Stunde lang gelesen werden. Aber welcher Katechismus? Ein von Puseyisten verfaßter, *) der unverschleierter als Pusey in seiner famosen Predigt alle Glaubenslehren, durch welche sich sonst der Protestantismus vom Katholicismus unterscheidet, als Verehrung der Heiligen, der Jungfrau Maria, die Unfehlbarkeit der Kirche, die Ohrenbeichte und die Lehre vom Fegfeuer und der Transsubstantiation, als die Lehre der englischen Kirche aufstellt. Sir J. Graham hätte mit der ministeriellen Mehrheit die Factorei-Bill allenfalls durchsetzen können, schreckte aber wie billig zurück vor der energischen protestantischen Demonstration der Dissenter.

Man will berechnet haben, daß von 12,000 anglicanischen Geistlichen 9000 sich zum Puseyismus, d. h. mit andern Worten zur katholischen Kirche hinneigen. Daß dieß zum mindesten bei einer sehr großen Zahl der Fall ist, darf nicht verwundern, denn vergleicht man die anglicanische Kirche mit der katholischen, so ist letztere ohne allen Vergleich die consequentere. Die Frage ist nur: wird die Heerde den Hirten folgen? Muß nicht bei einem schroffen Hervortreten der Puseyisten der Bruch mit den Gemeinden und vollends mit den Dissentern immer stärker werden? Wird man bei einer solchen Stellung der Hochkirche zur Mehrzahl des Volks geneigt seyn zur Erhaltung der Staatskirche in Irland die Ruhe und Sicherheit Englands

---

*) Taylor sagt in seiner Tour through the manufacturing districts mit dürren Worten p. 34: „Die Bücher, die man in den Wohnungen der Fabrikarbeiter findet, sind meistens religiösen Inhalts; nach der Bibel ist Thomas Kempis das Lieblingsbuch unter dem Volk von Lancashire. Nirgends sah ich ein Buch von unmoralischer oder auch nur von zweifelhafter Tendenz, wenn man nicht die Schriften der Mormoniten als solche ansehen will." Und an einer andern Stelle p. 276: „Die Buchhändler betrachten Lancashire als die am meisten Bücher kaufende Grafschaft, und einem gedrückten Zustand der Manufacturen folgt stets ein bedeutender Rückschlag im Absatz von Büchern."

*) Der Titel ist: A Catechism for the use of young person of the Church of England, compiled from authentic Sources. Published by J. Toovey.

aufs Spiel zu setzen? Man sieht, wie sehr die Staatskirche sich bereits von der Masse des englischen Volks, welches ohne Zweifel mehr protestantisch als anglicanisch ist, entfernt hat; die irische Angelegenheit treibt diesen Streit, welcher noch Jahrzehnte in England hätte, wenn auch nicht ruhen, doch sich hinschleppen können, auf einmal auf die Spitze; die ungeheure Mehrzahl des Adels ist durch Standesvortheile und Vorurtheile an die Kirche gebunden, wird nun Irland oder die englische Aristokratie weichen? Die beiderseitigen Erklärungen stehen sich so schroff gegenüber, daß keine Ausgleichung denkbar scheint, und doch will keiner von beiden Theilen zu den Waffen greifen, Irland nicht, weil es zu schwach ist, die Tories nicht, weil die öffentliche Meinung in England ein gewaffnetes Auftreten zu Gunsten der irischen Staatskirche nicht dulden würde.

Neben diesen Fragen verschwinden die Angelegenheiten von Wales, die Korngesetze u. s. w. in völlige Nichtigkeit: die Angelegenheiten von Wales sind durch eine Parlamentsacte beizulegen, und die Korngesetze hängen wie das Zuckergesetz von der Frage ab, ob die Aristokratie ihre jetzige Ueberlegenheit behaupten wird; die Erledigung dieser Hauptfrage aber hängt mit der Kirchenfrage aufs innigste zusammen, und sie kann durch den Stand der Handelsfragen wohl beschleunigt, nicht aber entschieden werden. Für den Handel ist in dieser Session nichts geschehen, und die jetzige theilweise Besserung des Zustandes der Manufacturen gilt selbst in den Augen weitersehender Engländer nur als eine vorübergehende Erscheinung, so lange nicht die Handelsgesetzgebung des Landes eine wesentliche Umgestaltung erfahren hat. Sie ist nur eine Folge der übermäßigen Anhäufung von Capitalien, welche eine etwas vortheilhaftere Verwendung suchen, als sie der Geldmarkt seit einem Jahre bietet; sind die fremden Märkte wieder überschwemmt, so muß die Reaction abermals eintreten, und wird sich binnen Jahresfrist alsbald wieder zeigen.

Der übermäßige Reichthum ist der Fluch des Landes geworden, da die Armuth der großen Masse in demselben Verhältniß fortgeschritten ist. Manche Auskunftsmittel sind aufs Tapet gebracht worden, um dem Uebel abzuhelfen, unter andern ist man darauf verfallen, die Bill Peels, welche im Jahre 1819 die Baarzahlungen der Bank wieder einführte, und durch Gleichstellung von Papier und Geld das Vermögen aller Gläubiger mit einem Federzug vermehrte, während sie den Armen noch ärmer machte, wieder umzustoßen. Aber eine Wiederkehr zu dem ehemaligen Papiergeld würde nur eine trügerische Hülfe geben und sich bald genug rächen. Ein zweiter Vorschlag ist der mehrmals erwähnte eines Hrn. Cochrane, alle Papierausgaben von Privatleuten, auch der englischen Bank, zu verbieten und dieß Recht dem Staate zu vindiciren, um den Vortheil davon zur Erleichterung des Volks zu verwenden. Letzterer Weg ist der einzige, welcher zum Heil führen kann: der bereits vorhandene Reichthum muß die Lasten tragen, aber nicht mehr die Arbeit des Volks, welcher man den größten Theil derselben bisher aufgebürdet hat.

Rangclassen unter den Neuseeländern.

(Aus Dieffenbachs: Reisen in Neuseeland.)

So einfach der Bau der neuseeländischen Gesellschaft ist, so zeigt er doch durch seine Eintheilung in gewisse Classen die Spuren eines frühern künstlichen Zustandes. Die Hauptperson in einem Stamm ist der Ariki; da er aber an und für sich ein Rangatira (Freier) ist, so wird er selten mit dem erstern Namen bezeichnet, und darum ist es schwer zu wissen, wer der Ariki ist. Seine Würde ist erblich, er ist der Herr des Bodens, der Taki-o-ti-wenua, die Wurzel des Landes. Der Rang ist erblich in männlicher und weiblicher Linie, und der Ariki ist, ob Kind oder erwachsen, hoch verehrt, da er sein Recht von der Zahl und dem Ruhme seiner Ahnen ableitet. Vereint er noch mit seiner erblichen Würde körperliche oder geistige Fähigkeiten, so steigt sein Ansehen ungemein, und er ist entweder ein großer Krieger oder ein Tohunga, ein Priester. Im allgemeinen erstreckt sich sein Ansehen nicht auf die ausübende Gewalt, aber im Rath hat seine Ansicht großes Gewicht. Selbst die Feinde des Stammes behandeln ihn mit einer gewissen Achtung, und in besondern Fällen, wo er sich der Verwandtschaft mit vielen Stämmen rühmt, wird sein Leben selbst in der Schlacht geschont. Er erhält, obwohl die Ehrenbezeugungen, die man ihm macht, mehr auf freiem Willen, als auf Zwang beruhen, doch von seinen Freunden und Verwandten Geschenke, eine Art Tribut. Die übrigen Leute des Stammes sind entweder Rangatira (Freie) oder Taua-reka-reka, Sklaven. Die Ariki sowohl als die Rangatira besitzen Land mit bestimmten Gränzabscheidungen, und wenn der Stamm von seinem Lande verkauft, kann jeder das Seinige behalten oder weggeben, wie er will. Von den Söhnen eines Rangatira erben der erste und letzte den höhern Rang und heißen Ngako-o-ti-wenua, die Fetten der Erde. Die Sklaven bestehen theils aus Kriegsgefangenen, theils aus deren Nachkommen. Sie verrichten den größten Theil der Feldarbeit, und sind das Eigenthum ihres Herrn, der nach Gefallen mit ihnen schalten kann. Entfliehen sie zu ihrem eigenen Stamm, so werden sie entweder von selbst zurückgeliefert oder ohne Widerstand zurückgeholt, da das Recht an einen kriegsgefangenen Sklaven anerkannt ist. Viele Kriege wurden bloß geführt, um Sklaven zu bekommen. Ein Tohunga oder Priester kann zu den Freien oder den Sklaven gehören, aber die Karakia (das Gebet) und Makuta (Zauberkunst) oder Heilkraft, so wie die Träume sind bei weitem bedeutungsvoller, wenn sie von einem Priester von edler Geburt kommen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

4. Aufenthalt in Rio de Janeiro während der Regenzeit.

(Fortsetzung.)

Der Act des Peitschens bietet ein ganz empörendes Schauspiel dar. Der unglückliche Neger erhält oft 1 bis 200 Hiebe au juste milieu mit einer sechssträngigen Peitsche, wodurch bei jedem Hieb das Blut aus dem getroffenen Körpertheil hervorquillt. Diese Züchtigung wird wiederholt, noch ehe die Verwundung zugeheilt ist, so daß das Fleisch in ganzen Fetzen davon fliegt und der bloße Knochen zum Vorschein kommt. Der Zuchtmeister scheint eine von jenen diabolischen Naturen in Menschengestalt zu seyn, die an dem größten Jammer und Elend des Menschen-

geschlechts ihre Freude finden. Ich entsinne mich nicht, jemals ein ärgeres Steckbrief- und Galgengesicht gesehen zu haben, als die abscheuliche Physiognomie dieses Elenden. Er ist ein Bastard von der Mulatten- und Negerrace, und seine widerlichen Züge verzerren sich wo möglich noch entsetzlicher durch die henkermäßige Lust, wenn er einen Hieb aus Leibeskräften, den er jedesmal mit einem lauten Pfeifen begleitet, ausführt, oder die blutgefärbte Peitsche durch den Sand zieht, um ihre Wirkung noch schmerzhafter zu machen. Er selbst wurde einst, und wenn man aus seiner teuflischen Physiognomie schließen darf, mit Fug und Recht zum Strange verurtheilt, jedoch später begnadigt und zu lebenswieriger Gefängnißstrafe und zu seinem jetzigen Henkersamte verdammt — eine Gnade, wogegen nach meiner Ansicht die schrecklichste Todesstrafe noch Wonne seyn muß.

Auch die Negerinnen haben hier ihren besondern Kerker, und nichts als den Vorzug, daß sie nicht öffentlich, sondern im Gefängniß ausgepeitscht werden.

Das schrecklichste Schauspiel bietet indessen ein Sklavenschiff dar. Ich besuchte eines Tages ein solches, das von einem englischen Kriegsschiff genommen und in den Hafen von Rio gebracht worden war. Das Schiff mochte ungefähr 160 bis 180 Tonnen enthalten und hatte an der afrikanischen Küste 600 Sklaven geladen, von denen 80 auf der Reise gestorben waren. Bedenkt man, daß in einem so gedrängten Raume eine solche Menschenmenge in einem nur drei bis vier Fuß hohen Zwischendeck wie die Häringe aufgepackt ist, ferner, daß die Reise durch weite, dem heißen Erdgürtel angehörende Regionen führt, wo die Hitze selbst für den mit allen nöthigen Bequemlichkeiten versehenen Cajütepassagier fast unerträglich wird, so muß man erstaunen, daß von diesen unglücklichen Sklaven in einem so verpesteten Behälter und bei dem Mangel an Lebensmitteln und besonders Wasser, das ihnen nur in den kärglichsten Portionen gereicht wird und daher ihr Durst gewöhnlich fürchterlich ist, nicht mehr als die Hälfte die Beute des entsetzlichsten Todes geworden war. Nur wenigen Negern wird es vergönnt, am Tage eine kurze Zeit frische Luft auf dem Verdeck zu schöpfen, da der Capitän es mit Recht für gefährlich hält, viele Sklaven zu gleicher Zeit auf das Verdeck zu lassen: sie würden, von Verzweiflung getrieben, über die schwache Schiffsmannschaft herfallen und dieselbe (und zwar auch mit Recht) über Bord werfen. — Ich stieg in das Zwischendeck hinab, wo mich eine seltene Jammerscene erwartete. Die Luft war daselbst so verpestet, daß mir fast schwindlich und übel wurde, und nur der Wunsch, das menschliche Elend in seiner ganzen Blöße kennen zu lernen, konnte mich vermögen, hier auszudauern. Mehrere arme Negerinnen hatten überwunden und man hatte ihre Leichname auf den Boden des Verdecks gelegt; eine andere, die ebenfalls gestorben war, lag noch zwischen ihren kranken Gefährtinnen, und die fieberischen, abgezehrten Gesichtszüge aller verkündeten sattsam das unsägliche Elend, dem sie anheim gefallen waren. Mit Entsetzen und vom innigsten Mitleiden gegen diese unglücklichen Mitmenschen durchdrungen, verließ ich diesen Schauplatz der tiefsten Entwürdigung. — Fast ganz Europa (Deutschland hat sich, Gott sey Dank! von diesem Schandflecken rein gehalten) und die Weißen in Amerika haben noch eine furchtbar aufgehäufte Schuld gegen diese seit mehrern Jahrhunderten schwer gemißhandelte Menschenclasse abzutragen, und dieß kann nur theilweise dadurch geschehen, daß man den physischen und moralischen Zustand der Sklaven unverzüglich verbessert und sie emancipirt.

Rio hat eigentlich keine Gebäude, die sich durch Reinheit und Großartigkeit des Styls oder durch Schönheit der Architektur auszeichnen. Selbst der kaiserliche Palast am Quai hat nichts Ausgezeichnetes, und dürfte schwerlich zu seinem Vortheil einen Vergleich mit den Wohngebäuden reicher Privatleute in den größern Städten Deutschlands aushalten. Die vielen Fenster darin beleidigen das Schönheitsgefühl, und man gewahrt nichts in seinem Aeußern, was daran erinnerte, daß hier die Residenz eines Kaisers ist, der eines der größten Reiche der Erde beherrscht. Auch das Innere zeigt keine Spur von Pracht und Kunstsinnigkeit, und nur der Thronsaal ist mit Eleganz und großer Verschwendung ausgeschmückt.

Das Zuchthaus (a cadeia) liegt in der Straße gleiches Namens und die Einrichtung desselben, wie aller Institute im Gebiete der Themis dieses Landes, ist sehr schlecht. Es werden hieher Verbrecher gebracht, die keine Sklaven sind und ihr Urtheil erwarten. Ein Unterschied wird nicht gemacht, sondern der nur eines geringen Vergehens Bezüchtigte und oft ganz Unschuldige wird mit Mördern und Banditen in ein gemeinschaftliches Loch geworfen, wo er, wenn ihm sonst keine Verwendungen zur Seite stehen, oft Monate lang schmachten kann, ehe er ein Verhör, geschweige denn seine Freiheit erlangt. Dagegen fällt es den gemeinsten Mördern und Verbrechern eben nicht schwer, dem strafenden Arme der Gerechtigkeit sich zu entziehen, und wenn sie gar Vermögen besitzen, so wird es ihnen bei der allgemeinen Bestechlichkeit der Richter und Beamten ein Leichtes, die ungeheuersten Verbrechen mit Geld zu sühnen, denn wenn dieses edle Metall in die Wage der brasilischen Gerechtigkeitsgöttin fällt, so werden die strafbarsten Attentate gegen bestehende Gesetze federleicht. Es fallen in Rio jährlich eine große Menge öffentlicher und geheimer Mordthaten vor, und dabei liegt die Polizei in den ehrnen Banden des Todesschlafes, so daß Hinrichtungen äußerst selten sind, wenn nicht etwa ein freund- und gönnerloser Neger, mit denen man überhaupt kurzen Proceß macht, zum Strange, der gewöhnlichen Todesstrafe, verurtheilt wird. Ich selbst habe in Rio einen vermögenden Schlächter gesehen, von dem man mit Bestimmtheit wußte, daß er acht Mordthaten auf dem Gewissen hatte. Dessen ungeachtet hatte er immer Mittel und Wege gefunden, der wohlverdienten Strafe zu entgehen und das Ungeheuer ging zur Schande der brasilischen Justiz frei einher.

Das Kloster d'Ajuda ist ein großes, düsteres Gebäude, in welchem die verewigte Gemahlin Dom Pedro's I beigesetzt worden ist. Hieher bringen eifersüchtige Ehemänner ihre ungetreuen oder in Verdacht der Untreue stehenden Ehehälften, welche gegen angemessenes Kostgeld unter Schloß und Riegel gehalten werden. Auch Eltern senden ihre erwachsenen Töchter dahin, wenn diese sich dem Willen jener nicht fügen wollen oder Neigung bezeigen, einige Abstecher vom Wege der Tugend zu machen. Es läßt sich denken, daß es diesem Gebäude bei der allgemeinen Ueppigkeit des weiblichen Geschlechts nie an Bewohnerinnen fehlt, und ungeachtet seiner Größe würde dennoch nicht Raum genug darin seyn, wenn diese Einsperrungen nicht mit bedeutenden Kosten verknüpft wären. Ob aber durch dergleichen Keuschheitswachtanstalten der beabsichtigte Zweck erreicht wird, möchte ich sehr bezweifeln, denn die Liebe ist schlau und kühn, und die schönen Büßenden finden noch immer Gelegenheit, selbst in diesen heiligen Mauern Liebesintriguen anzuspinnen. Ein Abenteuer, welches mir selbst begegnete, mag als Beleg zu dieser Behauptung dienen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1843.

Skizzen aus Arabien.

Heurathen. — Umgangssitten.

Die meisten Beduinen begnügen sich mit einem Weibe, nur wenige halten sich zwei Frauen; wenn ein Mann ein Mädchen zu ehelichen wünscht, sendet er einen Freund zum Vater der Auserkornen, und es beginnt alsdann eine Unterhandlung. Ist der Tag der Hochzeit bestimmt, was gewöhnlich fünf oder sechs Tage nach dem Verlöbniß geschieht, so kommt der Bräutigam mit einem Lamm in seinen Armen zum Zelt des Vaters seiner Braut, und schneidet hier vor Zeugen dem Lamm den Hals ab. Sobald das Blut auf die Erde strömt, gilt die Heurathsceremonie für vollendet; Jünglinge und Mädchen belustigen sich alsdann mit Schmausen und Singen. Bald nach Sonnenuntergang zieht sich der Bräutigam in ein Zelt zurück, welches in einiger Entfernung vom Lager für ihn aufgeschlagen wurde. Hier schließt er sich ein und erwartet die Ankunft seiner Braut. Das verschämte Mädchen läuft indessen von einem befreundeten Zelt zum andern, bis sie endlich gefangen und im Triumph von einigen Frauen in das Zelt des Bräutigams geführt wird; er empfängt sie am Eingang und zieht sie mit Gewalt hinein.

Bei den Arabern am Sinai kommt das junge Mädchen des Abends mit dem Vieh nach Hause; in geringer Entfernung vom Lager wird sie von ihrem künftigen Ehemann und einigen seiner jungen Freunde ergriffen und gewaltsam zum Zelt ihres Vaters gebracht. Kann sie nur im geringsten diese Absicht vermuthen, so vertheidigt sie sich mit Steinwürfen und verwundet oft die jungen Männer, wenn sie auch ihren Liebhaber nicht haßt, denn es besteht die Sitte, je mehr sie sich wehrt, beißt, schlägt, schreit und stößt, desto mehr erzeugen ihr nach der Zeit ihre Gefährtinnen Beifall. Sie wird nun von den jungen Männern zu dem Zelt ihres Vaters gebracht und in die weibliche Abtheilung geführt, und einer der Verwandten des Bräutigams wirft sogleich einen Abba oder Mannsmantel über sie und ruft aus: „Niemand soll dich bedecken als der und der," und dabei nennt er den Namen des Bräutigams. Nach dieser Ceremonie wird das Mädchen von der Mutter und den weiblichen Verwandten mit den neuen Gewändern geschmückt, welche der freigebige Bräutigam angeschafft hat; auch ein Kamel wird vor das Zelt gebracht, das, je nach den Verhältnissen des künftigen Gatten, mehr oder minder aufgeputzt und mit bunten Troddeln geschmückt ist. Auf dieses Kamel wird sie gesetzt, die holde Braut des Morgenlandes, das Mädchen der Wüste, und die Freunde des Bräutigams halten die Theure von beiden Seiten. So wird sie dreimal um sein Zelt herumgeführt, während ihre Gespielinnen ein lautes Freudengeschrei erheben; alsdann wird sie in das Zelt gebracht.

Unterdessen sind einige Schafe geschlachtet worden und die versammelten Festgäste essen Brod und Fleisch. Spät des Abends, sobald der Bräutigam mit Anstand sich der glückwünschenden Menge seiner Freunde entziehen kann, geht er in das Gemach der Braut und die Ehe wird vollzogen. Bei einigen Beduinenstämmen versammeln sich Frauen vor dem Zelte und singen das Lob des jungen Paares. Wenn der Mann in das Schlafgemach seiner Braut sich begibt, läßt er seine Schuhe vor der Thüre stehen, um anzuzeigen daß er darin sey.

Den nächsten Morgen bringt jeder Familienvater im Lager der Braut eine Ziege zum Geschenk. Zwei oder drei Ziegen werden geschlachtet und nach einem reichlichen Mahl ist die Ceremonie beendigt.

Wenn das Mädchen ganz gegen seine Neigung verheurathet worden ist, darf sie den folgenden Morgen im Zelt ihres Vaters Schutz suchen, woran sie weder der letztere noch sonst Jemand verhindern kann. Die reichen Scheichs schlagen ihre Töchter selten einem armen Araber ab, sobald er nur den für sie verlangten Preis bezahlen kann, und hinlängliche Stärke und Thatkraft besitzt, um sie ernähren zu können.

Eine sonderbare Gewohnheit besteht unter einigen Stämmen von Hedschas und Nedschd. Eine Jungfrau, über welche man den Männermantel geworfen hat, darf aus ihrem Zelt in die benachbarten Berge entfliehen. Der Bräutigam sucht sie und bleibt oft mehrere Tage aus, bis er sie findet; es ist ein wahres Versteckenspielen; des Mädchens weibliche Verwandte sind von ihrem Versteck in Kenntniß gesetzt und ver-

sorgen die Entflohene mit Lebensmitteln. Wenn der Mann sie endlich findet, was früher oder später geschieht, je nach dem Eindruck, den er auf des Mädchens Herz gemacht hat, so ist er gehalten, die Ehe mit ihr im Freien zu vollziehen und die Nacht mit ihr in den Bergen zuzubringen.

Die Beduinen sind vielleicht das einzige Volk des Morgenlandes, unter welchem es ächte Liebhaber im eigentlichen Sinne gibt. Von der Leidenschaft der Liebe pflegen zwar die Bewohner der Städte viel zu sprechen, aber ich zweifle, ob sie etwas anderes darunter verstehen, als die gröbste thierische Begierde. Das Einsperren der Frauen verhindert mit dem Charakter des geliebten Mädchens bekannt zu werden, indem die erste Zusammenkunft mit ihr unabänderlich ihren Besitz zur Folge hat; und wo die Gemüther sich einander nicht verstehen lernen, ist es kaum möglich, daß Gefühle der Freundschaft einen Grad der Erhabenheit annehmen können, worin der Unterschied zwischen thierischer und vernünftiger Liebe liegt. In den Liedesgedichten, welche ein Städtebewohner an seine Geliebte richtet, kann man auch dieses Gefühl niederer Liebe leicht erkennen. Statt die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens zu erheben, beschreibt er bloß die Reize ihrer Person und sein heißes Verlangen, sie zu besitzen; unter den arabischen Liebesgedichten neuerer Composition gibt es sehr wenige, welche ein edelgesinnter Europäer nicht mit Verachtung verwerfen würde, denn der Geschmack und die Sitten der Städtebewohner sind in hohem Grade verdorben. Die Beduinen haben dagegen häufiger Gelegenheit, mit den Töchtern ihrer Nachbarn bekannt zu werden; ihre Liebe wird oft in den Tagen der Jugend empfangen und eine Reihe von Jahren hindurch genährt. Von solcher Art ist aber die Sprödigkeit eines Beduinenmädchens, daß, abgesehen von den Gesinnungen gegen einen Liebhaber, sie sich selten so weit herabläßt, demselben ihre Gesinnungen merken zu lassen oder ihm wohl gar persönliche Freiheiten zu gestatten, wenn sie auch noch so sehr von seiner Liebe überzeugt ist. Die feste Ueberzeugung von der Ehre und der Keuschheit seines Mädchens muß auf das Herz des Liebhabers einen mächtigen Einfluß ausüben, und da das Herz und die Einbildungskraft eines Beduinen immer stark und gesund und nicht mit krankhafter Empfindsamkeit genährt oder mit schlechten Bildern erfüllt sind, wie es bei den Städtebewohnern der Fall ist, so kann man annehmen, daß tugendhafte Eindrücke, wenn sie einmal stattgefunden haben, auch feste Wurzeln treiben. Die Gewohnheit der Scheidung spricht allerdings, wie wir bekennen müssen, nicht sehr zu Gunsten einer dauernden Anhänglichkeit; aber ich möchte diese Gewohnheit lieber dem unruhigen Temperament dieser wilden Söhne der Wüste als irgend einem Mangel des Gefühls zuschreiben. Ein Beduine vom Sinai, den ich kannte, erschoß sich am Hochzeitstage einer Frau, die er geschieden hatte, und die nun einen andern heurathete. Gerade als der neue Mann in das Brautgemach ging, erschoß sich der vorige. Ein anderer Beweis von dem Gefühl der Beduinen manifestirt sich durch folgende Geschichte. Bei Wadi Feiran wird ein Berg gezeigt, von welchem sich vor etwa vierzig Jahren zwei junge Beduinenmädchen herabstürzten, nachdem sie die Locken ihrer Haare zusammengeflochten hatten. Sie bewirkten auf diese Weise ihre Zerschmetterung, weil sie an diesem Abend durch eine Anordnung ihrer Verwandten an Männer verheurathet werden sollten, welche sie nicht liebten. Der Gipfel von dem sie sich herabstürzten, heißt noch immer Hadschar el Benat, d. i. der Fels der Jungfrauen!

In Hedschas wie unter den Beduinen am rothen Meer fällt es höchst selten vor, daß einer das Weib eines andern entführt; eine solche That hat auch eine sehr strenge Strafe zur Folge. Wenn bei den Arabern am rothen Meere ein unverheurathetes Mädchen mit ihrem Liebhaber entläuft, kann ihr Verführer gesetzlich am Tage des Entlaufens von ihren Verwandten erschlagen werden, ohne daß sie sich dadurch der Strafe der Blutrache aussetzen. Tödten sie ihn aber nach diesem Tage, so kommt sein Blut über sie und sie müssen dafür Rechenschaft ablegen.

Ein Araber von Tyaha war mit einer verheuratheten Frau entlaufen; der Bruder des beleidigten Mannes holte ihn auf der Flucht ein und brachte ihm eine schwere Wunde bei. Der Verwundete wurde indessen wieder hergestellt und die Sache unter den streitenden Theilen durch Schiedsrichter beigelegt; diese thaten den Ausspruch: der Verführer solle 60 Kamele zahlen, einen Sklaven und eine Sklavin, und statt der entlaufenen Frau ein freies Mädchen, die der Beleidigte heurathen könne, ohne für sie einen Preis zu zahlen; ferner einen schönen Dolch und das Dromedar, auf welchem das schuldige Paar entflohen war. Alle diese Artikel sollten als Entschädigung gegeben werden. Der Mann und seine Verwandten, welche genöthigt waren diesen Schadenersatz zu zahlen, waren vollständig ruinirt. Es ist also die Strafe für verbrecherischen Umgang mit der Frau eines andern Mannes in der Wüste nicht unbekannt.

Schwarze Sklaven sind unter den Arabern sehr gewöhnlich; jeder mächtige Scheich verschafft sich jährlich fünf oder sechs männliche und einige weibliche Sklaven, welche von Bagdad kommen, von woher sie durch die Kaufleute aus Maskat und Yemen gebracht werden, auch Mekka und Cairo liefern viele Sklaven und Dienstboten. Die Anneſi treten nie in eine Geschlechtsverbindung mit ihren weiblichen Sklaven, geben ihnen aber nach einem Dienst von einigen Jahren die Freiheit und verheurathen sie mit ihren männlichen Sklaven oder den Abkömmlingen der Sklaven, welche sich im Stamme angesiedelt haben. Die männlichen Sklaven werden in Gegenwart von Zeugen freigegeben und dürfen sich zum Zeichen der Emancipation die Köpfe scheeren. Ibn Esmir hat über 50 Zelte, die Personen gehören welche einst seine Sklaven waren und ihr Wohlbefinden gänzlich der Freigebigkeit dieses großmüthigen Scheichs verdanken. Er kann jetzt von ihnen keinen jährlichen Tribut verlangen, da sie für freie Araber gelten; aber er verlangt ihre Töchter zur Ehe für seine neugekauften und emancipirten Sklaven, und wenn zur Kriegszeit diese Schwarzen beträchtliche Beute machen sollten, so kann der Scheich von ihnen ein schönes Kamel verlangen, welches sie nie abschlagen.

Obgleich diese Sklaven freigegeben sind, so verlöscht doch nie der servile Ursprung und sie dürfen kein weißes Mädchen heurathen; auch geht kein freier Araber mit einem schwarzen Mädchen eine eheliche Verbindung ein. Die Abkömmlinge der Sklaven verheurathen sich untereinander und mit denjenigen der Handwerker, welche sich im Stamme niedergelassen haben. Allmählich geht etwas von dem Aussehen des Negers verloren, besonders am Haar, aber in den Zügen behalten sie stets deutliche Spuren ihres Ursprungs. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die syrische Wüste ganze Negerlager enthält, welche gelegentlich ihre Oertlichkeit verändern.

Die reichen Araber werden oft von arabischen Dienstboten bedient; die Sklaven werden freundlich behandelt und selten geschlagen, indem eine übertriebene Strenge sie zum Entlaufen bewegen könnte. Ein Dienstbote würde jeden Schlag eben so rächen, als habe er ihn von seinesgleichen erhalten. Jedes Zelt oder je zwei oder drei Zelte haben einen Hirten oder sonst eine Person, die das Vieh hütet. Diese Stelle vertritt oft ein jüngerer Sohn oder auch ein Dienstbote und bekommt Lohn auf zehn Monate. In den beiden ersten Frühlingsmonaten weidet das Vieh um die Zelte herum, ohne daß sich Jemand darum bekümmert. Der Lohn besteht in einem jungen Kamel, einem Paar Schuhen, einem Hemd, Kopftuch, Ueberrock oder Schaffell. Das junge Kamel bleibt bei seiner Mutter, bis es ein Jahr alt ist.

Wenn ein Araber bei Vollziehung seiner Hochzeit Grund haben sollte zu bezweifeln, daß er seine Braut im Zustande jungfräulicher Reinheit bekommen habe, so setzt er sie nicht unmittelbar einer Beschimpfung aus, indem er fürchtet ihre Familie zu beleidigen; aber nach einem oder nach zwei Tagen verstößt er sein Weib aus dem zulänglichen Grunde, daß sie ihm nicht gefalle. Wenn ein Araber offenbaren Beweis von der Untreue seines Weibes hat, so klagt er sie vor ihrem Vater oder ihrem Bruder an, und wenn der Ehebruch unzweideutig dargethan ist, so pflegt ihr der Vater selbst oder der Bruder die Kehle abzuschneiden.

Ist ein Araber unzufrieden mit seinem Weibe, so scheidet er sich von ihr mit den Worten „Entalek!" d. i. „du bist geschieden!" Alsdann gibt er ihr ein weibliches Kamel und sendet sie zu den Zelten ihrer Familie zurück. Er ist nicht genöthigt irgend einen Grund anzugeben; auch bringt dieser Umstand weder der geschiedenen Frau noch ihrer Familie die geringste Schande. Jedermann entschuldigt ihn mit den Worten: er fand keinen Gefallen an ihr. Vielleicht noch an demselben Tage hält er Verlöbniß mit einer andern Dame; seine verstoßene Frau dagegen muß 40 Tage warten, ehe sie das Weib eines andern Mannes werden kann, damit sich erst ergibt, ob sie von ihrem vorigen Mann schwanger sey oder nicht. Ehescheidungen sind unter den Anneſi so gewöhnlich, daß sie selbst während der Schwangerschaft des Weibes stattfinden, und es wird manchmal eine Frau verstoßen, die ihrem Manne mehrere Kinder geboren hat. Im ersteren Falle erzieht die Frau ihr Kind so lange bis es im Stande ist herumzulaufen, worauf es der Vater in sein Zelt nimmt. Wenn ein Mann eine alte Familienmutter verstößt, erlaubt er ihr zuweilen in seinem Zelt unter ihren Kindern zu leben; aber sie kann auch zu ihren Verwandten zurückkehren. Es kann eine Frau drei- oder viermal geschieden seyn, ohne daß deßhalb der geringste Flecken oder wirkliche Schuld auf ihrem Charakter haftet. Ich habe Araber von 45 Jahren gesehen, von denen es bekannt war, daß sie über 50 verschiedene Weiber gehabt hatten. Wer ein Kamel daran wenden will kann die Scheidung vornehmen und seine Weiber so oft verändern als ihm beliebt.

(Schluß folgt.)

Das Tapu in Neuseeland.

(Aus Dieffenbachs: Reisen in Neuseeland.)

So lächerlich die Sitte des „Tapu" manchen erschienen ist, so abgeschmackt manche Anwendungen desselben auch wirklich sind, so wirkt es doch als ein heilsamer Zwang, er ist oft der einzige, den man auflegen kann, und war ohne Zweifel eine sehr kluge Einrichtung eines frühern Gesetzgebers. Ein mit Kumara (süßen Kartoffeln) bepflanztes Feld, die in einem unbewohnten Hause zurückgelassene Mobiliarschaft, ein Haus, in welchem Saatfrüchte sind, ein am Ufer gelassener Kahn, ein Baum, der bezeichnet ist, um später in einen Kahn umgewandelt zu werden, sind „tapu." Die Begräbnißplätze, die Werkzeuge und Kleider, die man bei Beerdigungen braucht, das Haus, in welchem der Todte lebte, sind mit einem strengen „Tapu" belegt; ebenso der Kahn, in welchem ein Mensch ertrank, das Gewehr, mit dem sich einer erschoß; man läßt sie unberührt oder zerbricht sie in Stücke, welche man an dem Orte des Unglücks aufrecht zusammenstellt. Wurde das Blut eines Häuptlings, wenn auch in noch so geringem Maaße und noch so zufällig vergossen, so ist das Werkzeug „tapu" und gehört dem Häuptling. Eine Zusammenkunft sollte am Taupo-See stattfinden: Te-Heu-Heu, der vornehmste Mann der Stämme, wurde in einem neuen, prächtig geschmückten Kahn abgeholt, ritzte sich aber beim Einsteigen die Haut an einem Splitter; alles verließ sogleich den Kahn, dieser wurde ans Land gezogen und von dem Häuptling mit seinem „Tapu" belegt, ohne daß der Eigenthümer die geringste Vorstellung dagegen machte. Ein Kahn, den man schwimmend und verlassen findet, ist „tapu;" hier hat aber das Wort eine andere Bedeutung, denn es heißt so viel, als er gehört dem, der ihn rettet, und man bezeichnet in diesem, wie in einigen andern Fällen ein gewisses Strandrecht damit. Kranke sind mit dem Hause, in welchem sie wohnen, und allen Geräthen, die sie brauchen, „tapu;" doch gilt dieß mehr nur bei angesehenen Personen. Eine verheurathete Frau und ein verlobtes Mädchen sind unverbrüchlich „tapu."

Ein sehr strenges „Tapu" verhinderte mich den Hauptgipfel des Tongariro, eines Vulcans in der Mitte der Insel, zu besteigen, da er, glaube ich, symbolisch als das Rückgrat ihres größten Ahnherrn betrachtet wird. Nach langen Unterhandlungen hätten sie mich doch das Tapu brechen lassen gegen Bezahlung von vier Guineen; ich hatte aber das Geld nicht und Waaren wollten sie nicht annehmen. Ein strenges „Tapu" liegt auf dem Gebrauch der Reste eines alten Hauses zum Kochen, und eine mit solchem Feuermaterial gekochte Speise ist verboten. Reisende mißachten oft diese Sitte, die Eingebornen fangen darüber nicht jedesmal einen Handel an, werden aber finster und berühren die Speise nie, selbst wenn sie bereits Christen geworden sind.

Der Kopf oder specieller das Haar eines Neuseeländers ist streng „tapu," kein anderer darf es berühren, und das Haarschneiden eines Häuptlings ist immer mit Feierlichkeiten verbunden. Das abgeschnittene Haar wird gesammelt und vergraben oder an einem Baume aufgehängt. Wenn Männer oder Frauen „tapu" sind, dürfen sie nicht selbst essen, sondern werden von andern gefüttert, nämlich durch den Priester oder die Priesterin. Ein Kind oder Enkel kann das „Tapu" abnehmen, indem man es berühret und Speise von ihm nimmt; dann wird das Kind auf eine gewisse Zeit „tapu." Das Brechen des Tapu wird, wenn das Verbrechen nicht zur öffentlichen Kenntniß kommt, von dem Atua gestraft, der über den Verbrecher eine Krankheit verhängt; oft ist ein solches Verbrechen Anlaß zum Krieg geworden.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

4. Aufenthalt in Rio de Janeiro während der Regenzeit.

(Fortsetzung.)

Das ebenerwähnte Kloster liegt dem öffentlichen Garten (passeio publico) gegenüber und hat von der einen Seite die Aussicht auf die große Hafenbay. In dieser pflegte ich jeden Morgen vor Sonnenaufgang ein Seebad zu nehmen und mein Weg führte mich alsdann immer an dem finstern Zwinger vorbei, der ganz geeignet war, die Phantasie in Bewegung zu setzen und die alten Erinnerungen aus Ritter- und Klosterromanen wieder aufzufrischen. An einem der vielen mit starken Eisenstangen vergitterten Fenster bemerkte ich gewöhnlich bei meinen frühen Ausgängen ein interessantes Frauengesicht, und mein Blick mochte vielleicht länger dort verweilt haben, als eben noth that, denn auch mir schien, als ob ich die Aufmerksamkeit der Gefangenen auf mich gezogen habe, und ich glaubte zu bemerken, daß sie mehrere Tage hintereinander mit dem Tuche grüßend winkte. Eines Morgens geschah dieß Zeichen deutlicher als je, so daß mir kein Zweifel darüber blieb, daß es mir gälte. Das Fenster war im ersten Stockwerk und viel zu hoch, um ein Gespräch von der Straße aus anzuknüpfen. Die Stadt lag noch in Morpheus Armen, und in den menschenleeren Straßen boten nur einzelne Neger noch halbschlaftrunken ihre Wasserlast mit dem gewöhnlichen Ausrufe „i" aus. Ich blickte nochmals nach meiner Schönen auf, deren Winke immer dringender wurden und mir anzudeuten schienen, daß ich unter das Fenster treten möchte. Kaum war dieß geschehen, als ein feines, weißes, musselines Tuch aus dem Gitterfenster flog und sich bald wohlbehalten in meiner Tasche befand. Aus der Ferne sah ich mich noch einmal nach der Unbekannten um, welche zum Zeichen daß ihre Depesche in die rechten Hände gefallen, mit dem Köpfchen nickte, die Hand auf den Mund drückte und verschwand. Sobald ich mich allein befand untersuchte ich meine Beute genauer und fand darin einen Zettel, welcher ein kleines silbernes Kreuz und die mit Bleifeder zierlich geschriebenen Worte enthielt: „Senhor! wenn Sie Lust haben sollten, meine Bekanntschaft zu machen, so finden sie sich in der Nacht von Sonnabend auf den Sonntag genau um 11½ Uhr vor unserem Landhause in Botafogo, welches Sie leicht an der es umgebenden Mauer erkennen können, ein. Einem Neger, welcher Sie nach der Uhr fragen wird, antworten Sie nur „Ines" und zeigen ihm dieß Kreuz: er wird Sie zu mir führen und Sie dürfen ihm ganz trauen. Ihre Ines."

Zum Romantischen und zu Abenteuern geneigt, wie ich nun einmal bin, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, der Einladung der schönen Unbekannten zu folgen. In meinen Mantel gehüllt und, um auf unvorhergesehene Fälle gerüstet zu seyn, mit einem Stockdegen versehen, fand ich mich zur festgesetzten Zeit am bezeichneten Orte ein. Der Neger war da, die Parole gegeben und das Zeichen des Glaubens vorgezeigt. Mein schwarzer Führer schloß dann eine Hinterthüre des Gartens auf und führte mich auf Schleichwegen in ein zierliches Gartenhäuschen, wo die schöne Ines meiner harrte. Ich war bald mit ihrem Schicksal bekannt: ihr Vater, ein wohlhabender Kaufmann, machte häufig Land- und Seereisen und, Wittwer und argwöhnisch wie er war, glaubte er seine Tochter während seiner Abwesenheit nirgends besser aufgehoben, als im Kloster, weßhalb er sie dorthin zu senden pflegte und bei seiner Rückkehr wieder zu sich nahm. Ines sollte einem reichen, aber ungeliebten Mann ihre Hand geben, wozu sie natürlich keine Lust hatte. Ich läugne es nicht, daß das schöne, junge Mädchen mit ihrer lebendigen Natürlichkeit mir ein mehr als gewöhnliches Interesse eingeflößt hatte und ich setzte daher meine Besuche fort. Inzwischen mußte dieß Verhältniß kein Geheimniß geblieben seyn, denn als ich mich eines Nachts auf dem Heimwege befand und eben in einen Seitenweg biegen wollte, erhielt ich von einem verkappten Banditen einen Dolchstich mit dem Ausrufe: „maldito" (Verfluchter). Noch ehe ich zu meinem Stockdegen greifen konnte, war der Meuchelmörder durch die Hecke verschwunden. Der Stoß war ziemlich heftig, allein so glücklich durch den Mantel abgehalten, daß ich nur eine leichte Wunde im linken Arm davon trug. Es gehörte eben kein großer Scharfsinn dazu, um zu errathen, von wem das Attentat ausgegangen war. — Als ich eines Abends meinen Besuch erneuern wollte, fand sich der Neger nicht ein und die Gartenthüre war verschlossen. Ich stellte am andern Tage Erkundigungen in der Nachbarschaft an und erfuhr, daß der Vater und Tochter plötzlich nach den Minas abgereist wären und fürs erste nicht zurück erwartet würden. Ich habe Ines nie wieder gesehen.

Von den andern Klöstern in Rio verdienen St. Antonio und St. Bento genannt zu werden, welche sehr reich sind, und wegen ihrer hohen, über die Stadt emporragenden Lage eine vortreffliche Aussicht auf die malerische Umgegend Rio's darbieten. Unter den Kirchen zeichnen sich die kaiserliche Capelle, die Kirche von Francisco de Paulo und die äußerst romantisch auf einem Hügel in der Stadt belegene Kirche de nossa Senhora da gloria aus. Die englisch-protestantische Kirche in der Straße Bourbon ist zwar klein, zeichnet sich aber durch große Zierlichkeit und wohlgefällige Bauart aus. In den Arsenälen der See- und Landmacht herrscht keine besondere Thätigkeit, auch schien mir deren Einrichtung äußerst mangelhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Quantovicum. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher von Morinien hat in der Nähe von Etaples Nachforschungen anstellen lassen, die im vorigen Jahre zu interessanten Resultaten führten über welche Hr. Cousin in einem gelehrten Bericht Nachricht gab. Seiner Ansicht nach ist die unter dem Sande daselbst vergrabene Stadt das alte Quantovicum. Man hat daselbst über 4000 Münzen gefunden, aber keine, die über den Kaiser Maxentius herunterreicht. Die Stadt scheint seit dem 4ten Jahrhundert unter dem Sande vergraben, durch welche Katastrophe ist aber wohl nicht mehr zu ermitteln. (Courrier franç. vom 3 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1843.

Das Land vom Missisippi bis zur Südsee.

Der Reisende, welcher von dem Missisippi nach der Südsee wandert, hat mehrere sehr verschiedene Striche zu durchziehen. Die erste Region, etwas über 100 Stunden breit, umfaßt die Staaten Missouri und Arkansas nebst dem rasch an Bevölkerung zunehmenden Gebiet Jowa, und besteht halb aus Prairie, halb aus Wald; der zweite, gleichfalls noch zu Niederlassungen geeignete Strich ist eben so breit und besteht aus vielen von Bergen durchzogenen Ebenen; er gleicht noch dem ersten Strich, ist aber schon trockener und hat weniger Wald. Diese Region hat gegenwärtig ein besonderes Interesse, weil die großen, halbcivilisirten Republiken der Tschaktaws, Kriks und Tschirokesen hier wohnen, nebst vielen Resten alter, einst mächtiger Stämme, die auf den Befehl der amerikanischen Regierung hieher gewandert sind. Westlich von diesen liegt die Wüste, immer noch eine fruchtbare Wüste, aber, einige Stellen am Rande der Flüsse ausgenommen, wahrscheinlich zu festen Ansiedlungen für ewige Zeiten ungeeignet. Dieß ist die große Prairiewildniß, welche im Durchschnitt 250 bis 300 Stunden Breite hat, und sich von Süden nach Norden vom Rothen Fluß bis zum Winnipeg-See, d. h. von 32° bis 52° N. B. ausdehnt. In dem kurzen Frühling und Sommer ist dieß ein herrliches Land, voll Gras und Blumen mit glänzendem Himmel und elastischer Luft, hie und da mit malerischen Waldpartien geziert, welche die Monotonie der Ebene angenehm unterbrechen, und von vier prächtigen Flüssen, dem Rothen Fluß, dem Arkansas, dem Platten-Fluß und dem Missouri durchströmt. Im Süden verwandelt die brennende Sonne das Gras zeitig in Staub, aber im Norden dauert der Herbst lang, und man hat bemerkt, daß die Büffel hier an der Nordgränze dieses ihres Reiches, obwohl hart an der Gränze des Schnee- und Sumpflandes, im Durchschnitt fetter sind als an der Gränze von Mexico, wo ihre Weiden bald von der Dürre vernichtet werden. Abgesehen von dieser durch die höhere Breite veranlaßten Ausnahme ist Klima und Landschaft sehr gleichförmig. Dürre ist der vorherrschende Charakter. In den frühen Sommern herrschen furchtbare Unwetter und verwandeln in wenigen Stunden die Flüsse in reißende Ströme, ja schwellen selbst die Ströme an, welche einen Lauf von mehreren hundert Stunden haben; der Fall ist aber eben so schnell, und man hat z. B. am kleinen Arkansas bemerkt, daß derselbe binnen 12 Stunden um 15 Fuß fiel. Der spätere Sommer und Herbst sind regenlos, wenigstens im Süden, und eine kurze Wetterzeit genügt, um die ganze Region in den Schneemantel zu hüllen, der sie viele Monate lang gleichförmig bedeckt und unter dem die Büffel und Bären ihre Nahrung hervorscharren müssen.

Diese Gegend ist völlig unbewohnt; hie und da sind um die von den Handelscompagnien errichteten Posten her an den Ufern der Ströme einige Aecker angebaut, und von unternehmenden Amerikanern kleine Dörfer gegründet, wo die über die Wildniß hinstreifenden Schaaren sich mit Lebensmitteln versorgen, aber im allgemeinen gehört der Boden den berittenen Indianerstämmen, welche unter allen Söhnen der Wüste die furchtbarsten Feinde der Civilisation sind. Tausende von Indianern, darunter die besten Reiter und Schützen in der Welt, durchziehen in allen Richtungen diese Gegenden, aus unglaublichen Entfernungen herbeigelockt durch die Aussicht auf Raub. Es bedarf alles Muths und aller Schlauheit der weißen Amerikaner, um in diesem gefahrvollen Lande ihr Leben und ihren Handel zu schützen. Da und dort sieht man die Spuren der großen Karawanen des Westens, namentlich die, welche von Arkansas nach Santa Fé, der nördlichsten mexicanischen Stadt, führt. Die Spur windet sich durch die grüne Ebene, und vermeidet sorgfältig den da und dort zerstreuten Wäldchen auf Schußweite nahe zu kommen. Nach Südafrika bieten die Prairien den größten Jagdgrund in der Welt dar; es ist ein Park so groß wie Spanien, Frankreich, Deutschland und Polen zusammengenommen; ein Reiter, ja Wagen und Pferde können von einem Ende desselben zum andern ziehen, ohne ein anderes Hinderniß als die Flüsse. Dieß ist das Gebiet des Büffels, des Elennthieres, der Antelopen, wilden Pferde und des Prairiewolfs, welcher den Heerden der andern Thiere folgt, um die Nachzügler zu zerreißen. Die Vernichtung der Büffel ist jetzt ungeheuer und droht nach Catlin und andern Bewunderern des indianischen Lebens mit deren gänzlicher Ausrotte-

tung; indeß spricht noch bis auf den heutigen Tag jeder Reisende mit Staunen von ihrer ungeheuren Menge.

Je weiter westwärts man kommt, desto mehr verschwindet das Holz, die Gewässer werden seltener, selbst das Gras minder reichlich, und die Trockenheit der Atmosphäre nimmt zu. Die Prairien ändern allmählich ihren Charakter, und gehen in die große amerikanische Wüste über, welche 100 bis 150 Stunden an den Felsengebirgen beginnt. Der Boden besteht aus einem dunkeln, mit Sand gemischten Kies. Nur einige Stellen an den Ufern der Bäche sind mit Prairie- und Rietgras bedeckt, aber auch diese Vegetation nimmt ab und verschwindet, je mehr man sich den Bergen nähert. Die niedrigern Ketten der Felsengebirge selbst sind nur schwach mit Eichen und Cypressen bedeckt, die letzten Waldsäume des Missisippigebiets verschwinden, der befruchtende Hauch, der aus dem mexicanischen Golf den Missisippi herauf weht, hat hier seine Kraft verloren. Die Unfruchtbarkeit ist so vollkommen, daß drei große Ströme, der Arkansas, Platte-Fluß und Rio Grande, nach einem Lauf von 100 Stunden und darüber in der Ebene im Sommer völlig austrocknen, und nur stehende Pfützen mit breiten Sandbarren dazwischen übrig bleiben.

Die Wüste und die benachbarten Ketten enthalten indeß doch einige fruchtbare Stellen, wahre Oasen, welche seit Jahrhunderten die Zuflucht der Büffel und Elennthiere sind, wenn die Hitze sie aus den Ebenen vertreibt, und die Sommerjagd und die Kämpfe der indianischen Stämme sie verscheuchen. Diese einsamen Stellen, welche von den französischen und englischen Jägern mit allerlei seltsamen Namen „Boyau Salade," wegen der Salzquellen, „Bull Pen," wegen der Büffel, „Old Park" u. dgl. belegt werden, haben ihr eigenthümliches romantisches Interesse und sie enthalten schöne Savannen zwischen Wäldern von Fichten, Eichen und Espen, so wie Striche, bedeckt mit dem schönsten Gras unserer künstlichen Wiesen und mit dem Bergflachs, der die Abhänge mit seiner zarten, blauen Blüthe bedeckt. Viele derselben sind, wenn wir die halbblütigen Biberfänger und Jäger ausnehmen, noch nie von den Augen eines civilisirten Menschen erblickt worden, und werden vielleicht in künftigen Zeitaltern die Sitze großer Städte, Centralpunkte der Verbindung zwischen den beiden Meeren seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Arabien.

Heurathen. — Umgangssitten.

(Schluß.)

Das moslemische Gesetz gestattet dem Weibe auch eine Art von Scheidung. Lebt sie nicht glücklich im Zelt ihres Mannes, so nimmt sie ihre Zuflucht zu ihrem Vater oder zu ihren Verwandten. Der Mann darf sie durch Versprechen von schönen Kleidern, Ohrringen oder Teppichen zur Rückkehr zu bewegen suchen; weigert sie sich aber, so kann er sie nicht gewaltsam nehmen, indem ihre Familie durch eine solche Gewaltthätigkeit beleidigt werden würde. Alles was er thun kann, beschränkt sich darauf, ihr den Scheidungsspruch vorzuenthalten, ohne welchen sie nicht wieder heurathen kann. Der Mann wird manchmal durch ein Geschenk von einigen Kamelen dahin gebracht, die Worte der Scheidung auszusprechen; verharrt aber der Mann bei seiner Weigerung, so ist die Frau zu einem ledigen Leben verurtheilt. Eine auf diese Weise von ihrem Manne getrennte, aber nicht rechtmäßig geschiedene Frau heißt Tamehe. Von dieser Classe gibt es sehr viele, dagegen sind keine alten Jungfern unter den Arabern zu finden.

Wenn ein junger Mann eine Wittwe zurückläßt, so erbietet sich in der Regel sein Bruder sie zu heurathen; das Herkommen nöthigt weder sie noch ihn zur Eingehung eines solchen Verhältnisses; auch kann er sie nicht davon abhalten, wenn sie einen andern Mann heurathen will. Selten ist es indessen der Fall, daß sie einen solchen Antrag ausschlägt, denn durch eine solche Vereinigung bleibt das Eigenthum der Familie beisammen.

Ein Mann hat ein ausschließliches Recht auf die Hand seiner Cousine; er ist nicht gehalten sie zu heurathen, aber sie kann ohne seine Einwilligung keines andern Weib werden. Wenn ein Mann seiner Cousine gestattet, ihren Liebhaber zu heurathen oder wenn ein Ehemann sein entlaufenes Weib scheidet, pflegt er gewöhnlich zu sagen: sie war mein Pantoffel, ich habe sie weggeworfen! Hiemit vergleiche man das, was im vierten Capitel des Buches Ruth erzählt wird.

Seine Eltern hält der Araber in großen Ehren; seine Mutter besonders liebt er zärtlich, ja er zankt sich manchmal ihretwegen mit seinem Vater und wird oft aus dem väterlichen Zelt ausgestoßen, weil er sich seiner Mutter mit Eifer annimmt.

Wenn ein Sohn die Jahre der Reife erlangt hat, gibt ihm der Vater in der Regel eine Stute oder ein Kamel, damit er sein Glück auf Raubzügen versuchen möge. Alle Beute, welche ihm zu Theil wird, ist sein Eigenthum und der Vater kann sie ihm nicht nehmen. Ein begünstigter Sohn empfängt oft bei seiner Hochzeit ein beträchtliches Geschenk von seinem Vater; aber dieß ist keine allgemeine Regel, denn viele junge Araber verheurathen sich ohne ein anderes Eigenthum zu besitzen als ein Kamel für die Subsistenz ihrer Familie. Manchmal wird dem Sohne verstattet mit seiner jungen Frau im Zelte des Vaters zu leben.

Einander die Hände zu schütteln und sich zu küssen, ist nach einer langen Abwesenheit überall gewöhnlich; die Beduinen wissen nichts von den vielen Moderedensarten und ceremoniösen Ausdrücken, welche in den Städten gäng und gäbe sind. Nach der Gesundheit einer Person, nach dem Grund ihrer langen Abwesenheit sich zu erkundigen und das große Vergnügen auszudrücken, welches man empfindet, die Person wieder zu sehen, das alles sind Fragen und Redensarten, auf welche es eine bestimmte und regelmäßige Form der Antwort gibt, und man würde den für ungezogen halten, der auf eine andere Art antworten wollte. So gibt es zum Beispiel zwanzig verschiedene Arten, einem Bekannten in Cairo einen guten Morgen zu wünschen, und wenn z. B. Jemand sagt: „Möge dein Tag

weiß seyn!" so hat man durchaus keine andere Antwort als: „Möge der deinige wie Milch seyn!"

Alle diese überflüssigen und quälenden Redensarten der Complimentirkunst sind dem Beduinen, dem ächten Araber, völlig unbekannt; wenn er seinen guten Freund verläßt, wünscht er ihm viel Glück auf den Weg, bedient sich auch bei dem Grüßen ganz einfacher, aber herzlicher Ausdrücke. Bei den Beduinen in der Gegend von Mekka, auch bei denen in der Landschaft Yemen ist es gewöhnlich, nach dem Gruß eine Stelle aus dem Koran oder aus den Worten Mohammeds herzusagen, worauf mit einer entsprechenden Stelle geantwortet wird. Es hat dieß Aehnlichkeit mit dem Gruß der Katholiken: Gelobt sey Jesus Christus! worauf in bekannter Weise geantwortet wird. So unwissenschaftliche Leute die Beduinen auch seyn mögen, so lernen sie doch in Yemen einen beträchtlichen Theil ihrer heiligen Schriften auswendig.

Ein Beduine, welcher die ihn fragende Person nicht kennt, wird selten Fragen über seine Familie oder seinen Stamm richtig beantworten. Die Kinder werden gelehrt, ähnliche Fragen nie zu beantworten, weil der Frager ein geheimer Feind und der Rache halber gekommen seyn kann. Unter den Beduinen selbst gilt es für schimpflich, einen andern nach seinem Stamm zu fragen, indem man annimmt, daß der Ursprung eines Mannes aus seinem Accent, aus seinem Dialekt und aus seinem Aeußern erkannt werden könne. Mein Führer in der Wüste ärgerte sich sehr darüber, wenn ich Fremde fragte zu welchen Stämmen sie gehörten, und ich erhielt in der That selten in diesem Betreff eine befriedigende Antwort, außer an solchen Orten, wo sie fanden, daß ich zu gut mit den benachbarten Stämmen bekannt sey, als daß sie mich täuschen könnten. Diejenigen Beduinen, welche in der Wüste einen Fremden anreden und nach Wasser, nach dem nächsten Weg oder nach ähnlichen Dingen fragen, nennen ihn gewöhnlich Onkel und er nennt alsdann den Fragenden Bruder. So hört man z. B.: Heda, Onkel, hast du etwas Wasser bei dir? Antwort: Ja, ich bin damit versehen, mein Bruder, und es steht dir davon zu Diensten!

Die Schule des Abbé Fissiaux für junge Verbrecher.

(Nach dem Moniteur vom 6 Sept.)

Zu Bordeaux, Lyon, Paris und Mettray bestehen bereits Schulen für die Aufnahme jugendlicher Verbrecher. Abbé Fissiaux hat sie sämmtlich besucht und entschloß sich eine Industrieschule nach ähnlichen Grundsätzen zu Marseille zu gründen. Die Regierung unterstützte ihn und nach vielen Schwierigkeiten wurde die Schule am 7 März 1839 eröffnet. Die aufzunehmenden Kinder zerfallen in drei Kategorien nach der Schwere der bereits begangenen Verbrechen und werden nach diesem Maaßstabe härter oder leichter gehalten; die ärgste Classe darf sich aus dem ihm angewiesenen Local gar nicht entfernen und ist ganz mit Handwerken beschäftigt; die zweite wird auch zum Theil zu Landarbeiten und die dritte fast ausschließlich zu denselben verwendet. Von 1839 bis Ende 1842 sind 255 Kinder aufgenommen worden, von denen nur 21 ein Handwerk zu lernen angefangen hatten, alle übrigen konnten gar nichts. Kaum besser war es mit dem Schulwissen bestellt: nur 58 konnten lesen und schreiben, 37 nur lesen und 160 weder das eine, noch das andere. Von den 141 Ausgetretenen hat sich ein einziger der Aufsicht des Hauses durch die Flucht entzogen, 23 sind gestorben, 2 kamen in Irrenhäuser, 18 wegen schlechter Aufführung in Besserungshäuser, 41 erhielten durch Vorsorge des Abbé Fissiaux eine Dienststelle und 57 wurden ihren Eltern zurückgegeben. Von den 41 führt sich nur einer schlecht auf und einer ist recidiv geworden; von den 57 an die Eltern zurückgegebenen führen sich 42 gut auf, 6 schlecht und 9 sind rückfällig geworden, im Ganzen also von 100 Ausgetretenen nur 10, während sonst in den gewöhnlichen Gefängnissen 30, 40 bis 50 rückfällig werden.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

4. Aufenthalt in Rio de Janeiro während der Regenzeit.

(Fortsetzung.)

In Rio gibt es eigentlich keine Schlächter, sondern die kaiserliche Regierung betreibt die Metzgerei im Großen auf eigene Rechnung. Das Schlachthaus liegt am Strande und durch den Abfall des geschlachteten Viehes werden Seh- und Geruchsorgane gleich unangenehm afficirt, so daß man gern einen Umweg macht, um diesem verpesteten Dunstkreise nicht zu nahe zu treten. Das Schlachten selbst geschieht mit einer Unsauberkeit, die auch dem Hungrigsten den Appetit verderben muß, und gewährt außerdem eine ganz scheußliche Scene. Das aus dem Innern kommende, abgetriebene Vieh, mager, kraftlos und ausgehungert wie es ist, wird in das Gebäude getrieben und dann fallen dreißig bis vierzig mit Beilen und Keulen bewaffnete und bis über die Knöchel in Blut und Schmutz watende Neger über die armen Thiere her und schlagen so lange dazwischen, bis sie todt zu Boden fallen. Darauf kommt es natürlich gar nicht an, ob das Thier auf den ersten Schlag fällt oder ob es zehnmal geschlagen werden muß. Die Schlachter müssen ihren Bedarf hier kaufen und veräußern das Fleisch dann wieder im Kleinen an ihre Kunden.

Ungefähr eine halbe Stunde von Rio liegt die Imperial Quinta de boa Vista, die gewöhnliche Residenz des Kaisers. Sie ist ein wahres Quodlibet der heterogensten Bauarten und kann, ein Flickwerk wie das Ganze ist, mit fürstlichen Palästen in Europa gar nicht verglichen werden. Ihre nächsten Umgebungen bilden die parties honteuses, denn der sogenannte Marstall ist ein schmuckloses Gebäude, der den Stallungen manches Landedelmanns bei weitem nachsteht, und einige armselige Buden und Wohnungen für Stallknechte und andere untergeordnete Bediente können unmöglich dazu beitragen, der kaiserlichen Residenz einen höhern Glanz zu verleihen. Der Schloßgarten liegt in chaotischer Unordnung da und enthält nichts, was den Menschen in der Natur erheben kann. Die Kunst hat nichts zu seiner Verschönerung gethan, so wie denn überhaupt diese Tochter des Himmels sich vergeblich nach einem Asyl in Brasilien umsehen würde. Einige Chacaras (Landhäuser), die mit ihren sie umgebenden Gärten in der Nachbarschaft liegen und Privatleuten gehören, hatten mehr Interesse für mich, als das kaiserliche Schloß.

Die kaiserliche Hofhaltung ist sehr einfach und im Palast steht

man nicht das gold- und silberbetreßte Schmetterlingsvolk zahlloser Hofbedienten, die sich langweilend und langweilig in den Wohnungen der europäischen Großen herumtreiben und aus purer Nichtsthuerei und Gedankenlosigkeit an dem liebenswürdigen Glauben festhalten, daß sie und ihre Gebieter aus edlern Stoffen gebildet seyen, als die gemeine Bürger- und Bauernnatur. Auch das Ceremoniell schien mir sehr abgekürzt und man braucht nicht stundenlang zu antechambriren. Ich fuhr eines Tages mit dem jungen T....., der seinen Sitz in der Deputirtenkammer eingenommen hatte, nach Hofe und hatte dann die Ehre, nach der eingeführten Sitte, die kaiserliche Hand zu küssen. Der junge Kaiser ist sehr herablassend und leutselig: als er hörte, daß ich ein Deutscher wäre, bemerkte derselbe, auch er sey nahe mit der deutschen Nation verwandt, da seine Mutter diesem berühmten Volksstamm angehört habe. Der germanische Ursprung von mütterlicher Seite ist an Dom Pedro II nicht zu verkennen, und das helle Haar und die blauen Augen, wodurch er sich von seinen Landsleuten unterscheidet, zeugen genugsam davon. Er hat ein blasses Aussehen, aber sein Aeußeres ist wohlgebildet und einnehmend.

Wenn man Buch- und Kunsthandlungen als den geistigen Maaßstab eines Volkes annehmen kann, so wird man eben keinen günstigen Begriff von der Geisteskultur des brasilischen Volkes erhalten, und man muß zu dem Schlusse kommen, daß das Silberlicht der Künste und Wissenschaften nur matte Strahlen durch die noch über Brasilien lagernde Nacht der Barbarei sandte. Die paar armseligen hiesigen Buchhandlungen verdienen nicht diesen Namen und die Presse fördert höchstens einige Flugschriften und Broschüren ans Licht, die durch Gehaltlosigkeit und Oberflächlichkeit sich auszeichnen und keine Gegenstände aus dem Gebiete der ernstern Wissenschaften behandeln. Der Brasilier ist zu träge, zu sehr im Schmutze des Eigennutzes, der Wollust verschlammt; er klebt zu fest an der Sinnenwelt und deren in die Augen fallende Flitter, als daß er der stillen, die Geräuschlosigkeit liebenden Geistesthätigkeit Reiz abgewinnen könnte. Die Tagesblätter, welche hier erscheinen und alle eine politische Tendenz haben, sind meistens mit oberflächlichen, leeren Declamationen angefüllt; sie gehen nicht über die Gränzen einer jämmerlichen Polemik hinaus, und man vermißt darin die klare Besonnenheit, die sich auf gediegene Räsonnements stützt. Man findet hier keine Notorietät aus der Gelehrten- und Dichterrepublik. Eine großartige, mit allen Zaubern eines reichen Tropenlandes geschmückte Natur, die ganz dazu geschaffen ist, den schlummernden Dichtergenius zu wecken, der Einbildung einen höhern Schwung zu geben und sie mit brillanten Bildern auszurüsten, hat unter diesem Volke nur wenige zu gehaltlosen, poetischen Tändeleien begeistert oder die obscönsten Ausgeburten einer verdorbenen Phantasie ausgebrütet. In dieser letzten Rücksicht scheinen die Brasilier und heutigen Portugiesen allen übrigen Völkern den Rang streitig zu machen. Ich erinnere mich nicht, jemals etwas wahrhaft schauderhaft Obscöneres gelesen zu haben, als eine Glosse zu der schönen Stelle des Camoens:

„Neste lugar solitario
Aonde a desgraça metem:
Chamo, ninguem me responde,
Olho, nao vejo ninguem“

die der große epische Dichter in der Verbannung sang und die ich niemals ohne Rührung lesen konnte. Unter einem solchen Volke sieht man sich vergeblich nach höhern wissenschaftlichen Anstalten um, und wer der hiesigen academia das bellas artes diesen Namen beigelegt hat, der mag es bei den Musen verantworten.

Auf dem Boden, wo die Sklaverei wuchert, kann die zarte Pflanze der Sittlichkeit nimmer gedeihen. Der Mensch hat von Haus aus zu viele Anlagen und Leidenschaften, die ihn zum Tyrannen stempeln und seine bessere Natur verderben müssen, wenn sie nicht gezügelt werden durch Erziehung und jene Philosophie, deren Grundlage Liebe und Gerechtigkeit ist. Eine solche Philosophie kann aber nicht Wurzel fassen bei Menschen, welche von Jugend auf daran gewöhnt sind, ungestraft und ohne Widerstand allen Leidenschaften und ungezähmten Ausbrüchen der viehischsten Begierden gegen ihre mißhandelten Sklaven freien Spielraum zu gewähren. Die Brasilier, wie ich sie kennen lernte, sind ein grundverderbtes, entnervtes, in den Schlamm der gröbsten Sinnlichkeit versunkenes Volk, das, ohne Thatdrang und beharrliches Weiterringen auf der Bahn der Gesittung, keines höhern und kraftvollen Aufschwungs fähig ist, und in der Stunde der Gefahr große Gedanken männlicher Entschlossenheit und Begeisterung nie fassen, geschweige denn verkörpern wird. Widernatürlichen, geheimen Lastern hingegeben, die man bei uns, Gott sey Dank! kaum dem Namen nach kennt, ist der Geist des brasilischen Volkes verdumpft, die Schwungfeder der Seelen- und Verstandeskräfte erschlafft und die Thätigkeit des Körpers gelähmt. Da findet man keine Spur von jenem rastlosen Unternehmungsgeiste, der die geschäftigen Bewohner der Vereinigten Staaten Nordamerika's (d. h. in denjenigen Staaten, wo keine Sklaverei ist, denn im Süden der Union sind die Menschen kaum besser, als die Brasilier) auszeichnet, der Wildnisse in blühende Gefilde verwandelt und große, gemeinnützige Anlagen von Eisenbahnen und Canälen ins Leben ruft, die ihre Fäden gleich einem Netze über das Land auswerfen. Die Religion ist in Brasilien zum Gaukelspiel, zur gemeinen Farce herabgewürdigt, und wie sie einmal ist, mehr dazu geeignet, die sinnlichen Begierden und Leidenschaften zu wecken, als ihnen einen heilsamen Damm entgegenzusetzen. Die allgemeine Verderbtheit und Ueppigkeit der brasilischen Geistlichkeit können nur einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den sittlichen Charakter des Volkes haben. So lange Brasilien in den Händen eines solchen Volkes ist, wird dieses schöne und reiche Tropenland nimmer die Achtung gebietende Stellung unter den Staaten der Erde einnehmen, wozu es durch seine günstige Lage, den Reichthum seiner köstlichen Producte und seine Größe berechtigt scheint.

Die brasilische Constitution ist in der That sehr freisinnig, allein was hilft eine freie Verfassung, wenn entnervten Händen das Heft der Regierung anvertraut ist, das Ansehen der Gesetze nicht aufrecht erhalten werden kann und Willkür und Privatleidenschaften ungeahndet das Haupt erheben dürfen? Die unermeßlichen Hülfsquellen dieses reichen Landes verrinnen ungenutzt oder werden von habsüchtigen Fremden ausgebeutet, die von keinem andern Interesse, als der Begierde beseelt sind, sobald als möglich reich zu werden und sich deßhalb wenig um eine zweckmäßige Benutzung und dauernde Erhaltung jener Hülfsquellen bekümmern. Unter diesen Umständen liegen die Finanzen und die erbärmliche Justizpflege im Argen und die ganze brasilische Staatsmaschine wird von einem Geiste der Unordnung und Trägheit regiert, der früher oder später ihre gänzliche Stockung oder Zerrüttung herbeiführen und das Reich in Anarchie und ins Verderben stürzen wird.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1843.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Hr. Scott Russell theilte in der mechanischen Section eine Abhandlung mit „über die Anwendung unserer Kenntnisse des Schalles auf die Errichtung von Gebäuden.“ Der Gegenstand der Abhandlung war eigentlich ein doppelter: erstens die Anwendung unserer Kenntniß der bekannten Gesetze des Schalls auf die Phänomene des Sprechens und Hörens in einem gegebenen Gebäude, und zweitens die Entwicklung gewisser neu entdeckter, noch nicht allgemein bekannter Gesetze des Schalls, die aber bereits auf Gebäude ihre Anwendung gefunden haben. Hr. Scott Russell hatte seine Ansichten schon vor einigen Jahren in einer Mittheilung an die königliche Gesellschaft der Künste in Schottland auseinandergesetzt, und ein junger Architekt, Hr. Cousins aus Edinburgh, der mehrere große Gebäude aufzuführen hatte, wandte die in dieser Mittheilung niedergelegten Grundsätze an. Diese Gebäude können 1500 bis 3000 Menschen fassen, und sind für den Redner wie für den Zuhörer gleich bequem. Aus neuerlichen Proben zieht Hr. Scott Russell den Schluß, daß man mit Leichtigkeit zehntausend Menschen so unterbringen könne, daß sie einen guten Redner mit Leichtigkeit hören. Das Princip des Baues ist, den Sprecher in den Focus einer Curve zu stellen, welche er die Curve des gleichen Hörens (isakustische Curve) nennt, und die Sitze der Zuhörer so zu stellen, daß alle ihre Köpfe in dieser Curve sich befinden.

*

Hr. Hawkins beschrieb ein Verfahren, das seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten gewöhnlich geworden ist, um in Schweinefett einen Ersatz für Oel und Spermaceti zu finden. Man treibt die Schweine in die Wälder, läßt sie dort einige Monate und mästet sie dann mit Mais. Hierauf werden die Thiere geschlachtet und ganz ausgekocht, um alles Fett herauszuziehen, welches sodann durch Erwärmen mit Alkohol in Stearin und Olein getrennt wird. Das so gewonnene Stearin wird zur Kerzenfabrication, das Olein aber statt Oel gebraucht.

*

Hr. Taylor beschrieb eine ungeheure Dampfmaschine, die gegenwärtig in Cornwall gebaut wird und zur Trockenlegung des Haarlemer-Meeres dienen soll. Der Cylinder dieser „Mammuth“-Maschine hat 12 Fuß im Durchmesser und einen Kolbenhub von 12 Fuß. Rund um diesen ungeheuren Cylinder stehen 11 Pumpen, jede von 63 Zoll Durchmesser mit einem Hub von 9 Fuß.

*

Hr. E. Hodgkinson berichtete über die Versuche, welche auf Betrieb der brittischen Association „über die unvollkommene Elasticität fester Körper und die daraus abzuleitenden praktischen Resultate“ gemacht wurden. Man hat bisher immer angenommen, daß wenn Körper in geringem Grade durch Spannung verlängert oder zusammengedrückt werden, die Veränderungen im Verhältniß zu der angewandten Kraft stehen, und daß gleiches Spannen und Drücken durch gleiche Kräfte erzeugt wird. Dieser Grundsatz ist richtig, so lange die Veränderung nur sehr gering ist; er ist aber nicht allein zu berücksichtigen, sondern es kommt noch ein neues Element hinzu, nämlich ein Mangel an Elasticität (a set), dem alle Körper unterworfen scheinen, die man einer Veränderung der Form aussetzt. Man kannte bisher schon diesen Mangel bei der Spannung eines Körpers durch eine bedeutende Kraft, die wenigstens einem Drittel des Gewichts gleich kam, bei welchem der Körper bricht. Die angestellten Versuche zeigen aber daß dieser Mangel an Elasticität bei der kleinsten Formveränderung schon wirksam wird, und im quadratischen Verhältniß der Spannung, des Drucks oder des Gewichts zunimmt. Hr. Hodgkinson führte namentlich Proben an, die mit Eisenstangen gemacht wurden, und bei der in neuerer Zeit bestrittenen Stärke des durch Oefen mit heißem Gebläse erzeugten Eisens, worüber die Association gleichfalls Versuche anstellen ließ, erregte der Gegenstand große Aufmerksamkeit und eine lange Discussion.

Skizzen aus Arabien.

Sprache. — Dichtung.

Der Beduinendialekt ist überall von dem Arabischen verschieden, welches in Städten und Dörfern gesprochen wird und

sogar bei denjenigen Stämmen, deren Gebiet an bewohnte Districte gränzt, und welche sich in häufigem Verkehr mit den Stadtbewohnern befinden. Die Beduinen haben einen weit reineren, richtiger construirten und den Regeln der Grammatik entsprechenderen Dialekt, als die gemeine Volksclasse der Syrer und Aegyptier. Unter den Beduinen selbst gibt es indessen eine große Menge von Dialekten und die Sprache eines aus Nedschd ist ungemein verschieden von der eines Beduinen vom Sinai. Darin stimmen sie aber alle überein, daß sie jeden Buchstaben mit großer Bestimmtheit aussprechen und seine Kraft ganz genau ausdrücken, was bei den Bewohnern der Städte niemals der Fall ist. Auch darin stimmen die Beduinen durchgehends mit einander überein, daß sie viele auserlesene Worte gebrauchen, die man in den Städten schriftliche Ausdrücke, Redensarten der Schriftsprache nennen würde. Die Kinder der Wüste sprechen stets mit grammatischer Richtigkeit; sie verwerfen und verschmähen es auch, in ihrer Conversationssprache viele jener Modeausdrücke und Phrasen aufzunehmen, durch welche die arabische Sprache in Syrien und Aegypten so wesentlich verderbt wird. Man darf deßhalb mit Bestimmtheit behaupten, daß bei weitem das beste Arabisch in der Wüste gesprochen wird und daß die Beduinen von andern Arabern durch die Reinheit ihrer Sprache sich eben so sehr unterscheiden wie durch die Reinheit ihrer Sitten. Daß sie in dieser Weise durch so viele Jahrhunderte ohne Bücher oder Schriften die Reinheit ihrer Sprache erhalten haben, muß wahrscheinlich dem häufigen Auswendiglernen und dem Hersagen von Gedichten zugeschrieben werden. Junge Personen werden dadurch an den Gebrauch auserlesener und edler Ausdrücke gewöhnt, und es gibt immer in den Lagern einige alte Männer, denen es Vergnügen macht, den verborgenen Sinn und die andern Schwierigkeiten zu erklären, welche in den Gedichten vorkommen,

Die Dichtkunst steht bei den Arabern noch immer in hoher Achtung. Ihre poetischen Talente beschränken sich gewöhnlich darauf, Verse herzusagen, in welchen die Verdienste ihres Anführers oder eines ausgezeichneten Kriegers, oder die Reize ihrer Geliebten gefeiert werden. Jede Art von Poesie heißt Chasida. Von der alten Dichtkunst sind die trefflich erzählte Geschichte Antars, die Historie von Selim el Zyr und drei oder vier ähnliche Compositionen im ächten Beduinengeschmack. Wenn ein Anneßi Verse recitirt, begleitet er seine Stimme mit der Rebaba, einer Art Zither, welche Niebuhr gut beschrieben hat, dem einzigen in der Wüste gebräuchlichen Instrument. Die Bewohner des Landstrichs Dschof sind wegen ihrer poetischen und musikalischen Talente berühmt. Ihre Dichter besuchen von Zeit zu Zeit die Anneßi und singen vor den Zelten der Scheichs für eine geringe Belohnung; aber die Anneßi selbst nehmen dafür, daß sie die Gesellschaft unterhalten, niemals eine Belohnung.

Außer der Chasida haben die Araber verschiedene Nationalgesänge; die der arabischen Frauen werden Asamer genannt. Bei Festen und Lustbarkeiten begeben sich die Frauen des Abends an einen einsamen, hinter den Zelten gelegenen Ort; sie theilen sich in Chöre von sechs, acht oder zehn Personen; der eine Chor beginnt den Gesang und die andern wiederholen ihn der Reihe nach. Der Gesang enthält stets ein Lob der Tapferkeit und der Großmuth; die Melodie ist unveränderlich, es ist stets die nämliche, aber der Tact ist rasch oder langsam nach Belieben des Sängers. So z. B. hörte ich öfters singen:

Der Krieger, o Deiba, kommt heran!
Der unerschrockene Krieger kommt heran!
Duhy, der Krieger, o Deiba!

Die erste Zeile des Liedes wird von dem Hauptchor fünfmal wiederholt und dann von den andern Chören nachgesungen; ebenso wird auch die zweite Zeile gesungen, aber die dritte, welche immer den Namen eines ausgezeichneten Kriegers enthält, wird wohl fünfzigmal wiederholt. Die Frauen sprechen aber diesen Namen auf eine solche Weise aus, daß es für die zuhörenden Männer schwer ist, zu erfahren, wer der glückliche Sterbliche sey.

Die Nationalgesänge der Männer sind von verschiedener Art; die Liebesgesänge werden Hodscheini genannt. Bei den Arabern ist die Liebe nicht mit so viel Geheimniß umhüllt wie bei den Europäern. Der Gegenstand der Leidenschaft eines Arabers ist dem ganzen Stamm bekannt; sein einziges Geheimniß ist das heimliche Zusammenkommen mit der Geliebten, was durch die vielen Wadis oder Thäler, welche die Wüste nach jeder Richtung darbietet, sehr erleichtert wird.

Die Brunnen, aus welchen die Frauen Wasser schöpfen, sind stets die Lieblingsplätze zu Rendezvous, was sie auch bei uns auf dem Lande zu seyn pflegen. Wenn ein Liebhaber des Nachts nicht schlafen kann, geht er in die männliche Abtheilung des Zeltes, in welchem seine Geliebte wohnt oder zu irgend einem Freund in der Nähe ihres Zeltes und beginnt sein Hodscheini zu singen, welches er vereint mit den Freunden, welche sich um ihn herum versammeln, bis zum Anbruch des Tages fortsetzt.

(Schluß folgt.)

Das Land vom Mississippi bis zur Südsee.

(Fortsetzung.)

Hier liegen auch an einzelnen geschützten Stellen die Hauptdörfer der reitenden Indianerstämme, nördlich hauptsächlich die der Sioux, südlich der Kriks, Comantschen und Apatschen ꝛc., welche den beiden europäischen Racen, dem Yankeehandelsmann und dem mexicanischen Ranchero gleichmäßig Schrecken einflößen. Die Comantschen zählen zehn, ja manche behaupten 20,000 Reiter; sie sind gegenwärtig vielleicht der mächtigste Stamm des Continents und doch am wenigsten bekannt. Catlin besuchte sie in Gesellschaft einer Abtheilung Dragoner der Vereinigten Staaten, und wurde von ihnen mit artiger, gewinnender Offenheit empfangen. „Ihre unvergleichliche Reitkunst," sagt er, „ihr furchtbarer Angriff und die unübertroffene Schnelligkeit im Laden und Abfeuern ihrer Gewehre, so wie ihr unauslöschlicher Haß machen die Feindschaft dieser Indianer

furchtbarer als die irgend eines andern eingebornen Stammes." Sie halten sich nie über einige Tage an Einem Orte auf, sondern wandern mit den Büffeln nördlich im Sommer, und kehren, wenn der Winter kommt, mit ihnen nach den Ebenen westlich von Texas zurück. Sie führen ihre aus hübsch gegerbten Fellen gemachten konisch geformten Zelte mit sich, und schlagen wo sie anhalten ihr Lager auf, das eine regelmäßige Stadt mit Straßen und Plätzen bildet. Diese Tataren der Prairie erschienen Catlin als die außerordentlichsten Reiter, die er auf seiner Reise je gesehen, und er erwähnt mit besonderer Bewunderung den Kunstgriff, sich nach dem Schusse vom Pferde herabzuwerfen und bloß mit dem Fuße sich noch auf dem Rücken zu halten, gedeckt gegen feindliche Waffen durch den Körper des Pferdes. Zu Fuße sind sie ungelenk und plump, so wie sie aber nur die Hand auf den Rücken des Pferdes legen, so sind sie ein anderes Wesen, ihr Gesicht heitert sich auf, und mit Erstaunen sieht der Fremde die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen. Die Striche, welche die Comanches und die mit ihnen verbundenen Stämme durchziehen, scheinen sich vom Arkansas im Norden bis in die Nähe von Chihuahua im Süden, oder über 10 Breitengrade auszudehnen.

Dieser Wüstenstrich reicht südwärts bis über den Wendekreis längs dem großen Centralplateau Mexico's hinaus. Die Niederlassungen in Neumexico und den sogenannten „innern Provinzen" Neuspaniens finden sich nur in einzelnen Streifen, wo man die Bewässerung des Landes bewerkstelligen konnte. Sie sind kaum je von unterrichteten Reisenden besucht worden; Major Pike ist so ziemlich der einzige, von dem wir eine brauchbare Beschreibung von Santa Fé und Chihuahua besitzen. Und doch sind diese Districte seit drei Jahrhunderten civilisirt, die Bevölkerung ist an den angebauten Theilen sehr dicht, und der Ackerbau wird mit Hülfe der Bewässerung sehr sorgfältig betrieben. Gegenwärtig leiden sie ungemein durch die schlechte Regierung Mexico's: jedes Jahr werden die Einfälle der wilden Stämme kecker, und dehnen sich weiter gegen Süden aus. In Neumexico haben sie den Viehstand fast vernichtet und die Landbauer innerhalb der befestigten Posten zurückgetrieben. In Chihuahua fürchtete man noch vor wenigen Jahren die Ankunft bewaffneter Indianer so wenig, als in den Straßen Newyorks, jetzt wagt sich keine Gesellschaft unbewaffnet aus den Thoren der Stadt.

Die Felsengebirge bilden, so viel man jetzt weiß, eine fast fortlaufende Mauer von den Ebenen der innern Provinzen bis ans arktische Meer, und sind noch unglaublich wenig bekannt, denn Biberfänger und Jäger im Süden, und die Reisenden der Hudsonsbay-Compagnie im Norden durchkreuzen die Kette nur an fünf oder sechs Punkten. Sie erreichen im Süden unter 39° N. B. in einer Kette, die man mit dem Namen Sierra de Anahuac belegt hat, eine große aber noch unbekannte Höhe, eben so wieder zwischen 53° und 56° N. B. wo nach Thompson, dem Astronomen der Hudsonsbay-Compagnie, Gipfel von mehr als 26,000 Fuß Höhe sich finden sollen. Zwischen diesen beiden sehr hohen Strecken des Gebirgs wechselt die Höhe bedeutend zwischen einzelnen, niedrigen, dürren Ketten und hohen Gipfeln. Die verschiedenen Namen, welche die Jäger diesen mannichfachen Berggestaltungen beilegen, sind ziemlich eigenthümlich: eine kleine, fruchtbare, von Felsen eingeschlossene Stelle, wie sie sich in dieser Steinwildniß manchmal finden, heißt ein „Loch," eine steile Wand ein „Bluff," ein konischer Gipfel „Bute," von dem französischen Worte „butte," während eine dunkle, enge Schlucht ein „Kenyon" heißt, welchen Namen wir uns gar nicht erklären können.*)

Westlich von den Felsenbergen erstreckt sich die Wüste abermals von der mexicanischen Gränze bis zum Columbia. Der große Colorado des Westens soll mehr als hundert Stunden weit durch eine senkrecht in die flache, dürre Wüste eingeschnittene Schlucht fließen. Seine Ufer sind keines Anbaues fähig, und seine furchtbaren Wirbel lassen keine Schifffahrt zu. Zwei katholische Missionäre versuchten einst den Strom in einem Boot hinabzufahren, man hörte aber nie mehr etwas von ihnen. Eine Abtheilung Biberfänger machte denselben Versuch, mußte aber bald das Boot aufgeben und rettete mit genauer Noth ihr Leben. Nordwestlich von diesem wilden Fluß liegt der große Salzsee der Eutaws, das todte Meer Nordamerika's. Noch nie hat ein civilisirter Reisender denselben besucht; er soll in einer schönen Gegend liegen, aber seine Ufer eine Wüste seyn, bestehend aus Sanddünen und dürrem braunem Lehm, der nur gerade hinreichend Feuchtigkeit hat, um Wermuth und Stechginster zu tragen. Man glaubt, er sey 10 bis 18 Stunden breit und 40 bis 50 Stunden lang; das Wasser ist ausnehmend salzig und schwer. Alle Versuche den See näher kennen zu lernen, sind bis jetzt gescheitert wegen des gänzlichen Mangels an frischem Wasser in seiner Nähe, außer wo am östlichen Ende ein Bach in denselben fließt.

Noch weiter nördlich aus denselben Gebirgen, wie der Colorado, fließt der Saptin oder Lewisfluß, der südliche Arm des Columbia; längs desselben muß in Zukunft der Hauptstrom des innern Verkehrs zwischen der östlichen und westlichen Küste des Continents gehen. Indeß läßt sich keine wildere, ödere Gegend denken, als die 2 bis 300 Stunden, welche dieser Fluß durchströmt. Sein Thal scheint einen Theil des großen vulcanischen Gürtels zu bilden, welcher die Südsee einschließt. Er fließt über rauhe Betten schwarzer Lava und durch Ebenen von Sand und Schlacken, welche nichts als wilden Wermuth und Rietgras liefern.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

4. Aufenthalt in Rio de Janeiro während der Regenzeit.

(Fortsetzung.)

Besonders Gefahr drohend würde es seyn, wenn die an Zahl zehnfach stärkere schwarze Bevölkerung einst zum Bewußtseyn ihrer Kraft

*) Wahrscheinlich ist dieß ein verdorbenes keltisches Wort, das durch französische Bretagner eben so gut als durch Schotten oder Walliser dahin gebracht worden seyn kann; keo, keu heißt im Bretagnischen eine Höhlung. A. d. U.

gelangen und der Ruf der Freiheit unter diesem lange Zeit mißhandelten Volke ertönen sollte. Und diese Zeit muß kommen, denn die Gottheit hat kein Attribut, wonach man annehmen könnte, daß ihre Gerechtigkeit und Wiedervergeltung ewig schlummern sollten. Alsdann aber wird eine Katastrophe anheben, in welcher sich die Schreckensscenen von St. Domingo und bei andern Negeraufständen, nur in größerem Maaße, wiederholen würden, denn ein so schmählich unterdrücktes Volk, gegen welches man jedes Mitleiden und Erbarmen verläugnet, wird auch, wenn es zur Gewalt gelangt, keine Barmherzigkeit üben. Die brasilische Land- und Seemacht ist wahrlich nicht dazu gemacht, den Kampf mit einem zur Verzweiflung getriebenen und für die kostbarsten Güter den Schild erhebenden Volke siegreich zu bestehen, besonders wenn unter diesem ein Mann, wie jener hochsinnige Neger, Toussaint Louverture, erstehen sollte. Der Handel des Landes, statt seine Flagge in allen Meeren zu entfalten, liegt unter solchen Verhältnissen darnieder, und im gold- und diamantreichen Brasilien bekommt man im gewöhnlichen Verkehr kein anderes Umlaufmittel als lumpiges Papiergeld und schmutzige Kupfermünze zu sehen, von welcher letztern speculative Nordamerikaner ganze Schiffsladungen einschmuggeln und dagegen die edeln Metalle aus dem Lande ziehen. Was Wunder also, wenn wir überall in diesem gesegneten Lande auf Armuth und Betteleí, das gewöhnliche Gefolge der Trägheit und einer schlechten Regierung, stoßen und Künste, Wissenschaften und Gewerbsfleiß im trostlosesten Zustande erblicken. Es ist wahr, es gibt einige Männer in der Deputirtenkammer, worunter besonders der Deputirte Odorico von St. Paulo, ein vorzüglicher Redner, die mit Kraft gegen die vielen eingeschlichenen Mißbräuche der Regierung eifern und laut ihre Stimme für Reformen erheben; allein ihre Vorschläge finden keinen Anklang und ihre Anzahl ist zu klein, als daß sie die gute Sache fördern und den Schlendrian, der überall eine solche Masse von Geisteskräften absorbirt, siegreich bekämpfen könnten. Ihre Worte sind in den Wind gesprochen, allenfalls wie die liberale Partei in einigen deutschen Ständeversammlungen, zwar ehrenvoll, aber ohne Erfolg, der Preßfreiheit das Wort redet.

Die Indolenz und allgemeine Bestechlichkeit der schlecht besoldeten brasilischen Beamten sind notorische Uebel. Gegen die letztere Untugend gibt es kein Heil, aber der erstern arbeitete Dom Pedro I mitunter durch starke Mittel entgegen. Der Kaiser nämlich schien sich in dieser Rücksicht seinen Namensvetter, den großen Czar, zum Vorbilde gewählt zu haben, denn wo dieser selbst bei seinen höchsten Staatsdienern, wenn sie nachläßig waren, mit dem glänzendsten Erfolge häufig die Knute anwendete, gebrauchte Dom Pedro nicht selten die Reitpeitsche zum allgemeinen Besten. Die folgende Anekdote habe ich aus dem Munde eines Officiers, der als Quartiermeister im ausländischen Corps gedient hatte und Augenzeuge einer solchen Prügelscene gewesen war, worin der Herrscher Brasiliens die erste active Rolle spielte. Er erzählte: „Das 28ste Jägerbataillon, aus Deutschen bestehend, wurde in Rio eingeschifft, um auf dem Schauplatze des Krieges, welcher damals zwischen Brasilien und Buenos-Ayres ausgebrochen war, zu agiren. Ich erhielt Befehl, den rückständigen Sold und andere Gelder für das Bataillon zu fassen und begab mich deßhalb zum Schatze, wo das Geld gezahlt werden mußte. Der Oberzahlmeister, Obrist Rangel, bestellte mich inzwischen auf den folgenden Tag wieder, indem er überhäufte Geschäfte vorschützte. Ich wollte mich mit diesem Bescheide nicht abfertigen lassen, berief mich auf die Befehle des Generals und bemerkte, daß mein Bataillon bereits eingeschifft wäre und nur den ersten günstigen Wind, der jeden Augenblick eintreten könnte, erwartete, um sogleich in See zu stechen. Allein alle diese Vorstellungen blieben fruchtlos und ich wurde ziemlich unsanft fortgewiesen. Ich befand mich jetzt in keiner geringen Verlegenheit und ich wußte mich an niemanden zu wenden, da der Commandant sich schon am Bord befand und durch meine Rückkehr nach dem bereits am Ausgange des Hafens segelfertig liegenden Geschwader ein zu großer Zeitverlust eingetreten wäre. Aergerlich, wie ich ohnedem durch das unhöfliche Betragen des Oberzahlmeisters geworden war, entschloß ich mich, nach Sao Christovao zu gehen und dem Kaiser selbst die Sache vorzutragen. Der Zufall begünstigte mich, denn ich traf Dom Pedro I in leichtem Sommerzeuge im Schloßhofe, wo er eben einige aus England für ihn angekommene Pferde in Augenschein nahm. Der Kaiser hielt viel auf die deutschen Truppen, und kaum war er meiner ansichtig geworden, als er mich auch schon zu sich winkte und dann nach seiner Weise fragte: „Zum Teufel, Herr! sind Sie noch nicht an Bord? Sie leiden doch nicht am Kanonenfieber, will ich hoffen?“ Ich wußte, daß Dom Pedro eine resolute Antwort, besonders wenn solche von Deutschen kam, gar nicht übel nahm und antwortete kurz: „Nein, Sire, ich bin kerngesund und dasselbe möchte ich auch dem Schatzcollegio Eurer Majestät wünschen, allein dasselbe scheint an heftigen Anfällen des Faulfiebers zu laboriren.“ Der Kaiser lachte und ich erzählte ihm sodann den Hergang auf der Thesouria, worauf er zornig wurde und mit dem Fuße stampfend sagte: „arra diabo! Ihre Sache ist dringend und leidet keinen Aufschub. Gehen Sie sogleich zurück zum Schatze und warten Sie dort.“ Ich that, wie mir befohlen war. Der Oberzahlmeister fuhr mich barsch an: „habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie morgen wiederkommen sollen? Was wollen Sie noch?“ Ich aber antwortete ihm trotzig: „Senhor, ich bin hier auf Befehl Sr. Majestät, wogegen Sie hoffentlich nichts zu erinnern haben werden,“ und als in diesem Augenblick von der Straße herauf ein lautes Pferdegetrappel gehört wurde und die Schildwache vor der Thüre ás armas (Wache heraus!) rief, da wurden der Obrist und seine Mitarbeiter blaß wie der Mondschein und eine bange Ahnung schien ihre Herzen zu umklammern. Diese üble Vorbedeutung mußte sich zur Wahrheit gestalten, als der Kaiser bald nachher mit einer ansehnlichen Karbatsche ins Zimmer trat und mir an der Thüre mit den Worten Posto zu fassen befahl: nao deixe sahir ninguem destes filhos das putas! (lassen Sie keinen von diesen H.... söhnen hinausgehen). Der Kaiser stellte den Bureauchef zur Rede, welcher die Schuld auf einen andern, dieser auf einen dritten u. s. w. schob. Den Kaiser machten diese Ausflüchte noch zorniger und er konnte der Versuchung nicht länger widerstehen, den Bureauchef und zwei andere Beamte, die er für die Schuldigsten hielt, weidlich durchzubläuen. Nach dieser summarischen Procedur sagte der erhabene Zuchtmeister: „Das nächstemal, wenn ihr, unwürdige Staatsdiener! euch wiederum einer Nachläßigkeit zu Schulden kommen laßt, geht die Reise mit euch nach Villagagnon (Name einer Festung). Jetzt, Quartiermeister, werden Sie hoffentlich keine Ursache zu fernern Klagen über das hier grassirende Faulfieber haben. Sollte aber wider Vermuthen die vis inertiae dennoch hier die Oberhand behalten, so kommen Sie nur zu mir.“ Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß dieses allerdings sehr rohe Verfahren die gewünschte Wirkung hatte: ich strich mein Geld ein und wünschte den Herren eine gesegnete Mahlzeit.“

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 September 1843.

Skizzen aus Arabien.

Sprache. — Dichtung.

(Schluß.)

Der Kriegsgesang der Araber heißt Hodu. Wenn irgend ein Stamm gegen einen Feind marschirt, so besteht die erste Linie aus Reitern, welchen die Kamelreiter und die Beduinen zu Fuße folgen; ist der Feind nahe, so beschleunigen die Soldaten zu Fuße ihre Schritte und laufen oft so, daß sie mit der Avantgarde zugleich ankommen. Bei dieser Gelegenheit singen sie den berühmten Hodu:

O Tod, unterdrücke deine Wuth!
Unser Gott! verleihe uns Muth!
Daß wir sie strafen an Leib und Gut!
O Tod unterdrücke deine Wuth,
Bis wir die Blutrache uns genommen,
O Allah, laß keinen entkommen!

Die Kamelreiter haben auch einen Kriegsgesang und es ist eine bekannte Sache, daß sich das Kamel niemals leichter und lustiger bewegt, als wenn es seinen Herrn singen hört. Muthige Kriegsgesänge, sagt ein arabischer Poet, sind süß in den Ohren des stämmigen Kamels; sie befeuern den Reiter und sein gutes Thier.

In Nedschd haben die Wahabiten in jedem Dorfe eine Schule gegründet und die Familienväter veranlaßt, auf den Unterricht ihrer Kinder ein wachsames Auge zu haben. Zu Derayeh, der Residenz der Wahabitenchefs, haben intelligente Männer, welche zu den besten orientalischen Gelehrten gehören, sehr schätzbare Bibliotheken aus allen Theilen Arabiens gesammelt, und einige Ulemas haben Abhandlungen über theologische und juristische Gegenstände geschrieben. Unter ihren Büchern befinden sich viele historische Werke, auf welche man zu Derayeh besondern Werth zu legen scheint. Alle Manuscripte dieser Art, welche in Mekka und Medina und in den Städten von Yemen zu finden waren, haben sie aufgekauft und fortgeschafft. An arabischen Manuscripten über historische Gegenstände war Sauds Bibliothek ungemein reich, der Wahabitenfürst ließ gewiß keine passende Gelegenheit vorüber, seinen werthvollen Bücherschatz zu vermehren.

Wie sehr Beredsamkeit unter den Beduinen noch immer bewundert wird, ist bekannt; ein Scheich, wenn er auch noch so berühmt wegen seiner Tapferkeit oder wegen seiner Erfahrung im Kriegführen ist, darf doch nie darauf rechnen, ohne das Talent der Beredsamkeit einen bedeutenden Einfluß auf seine Araber zu erlangen. Ein Beduine folgt keinem Befehl, gibt aber leicht der Ueberredung nach.

In allen Theilen der Wüste ist die Poesie gleich hochgeschätzt; man findet viele, welche Verse mit Leichtigkeit produciren, Dichtungen und Lieder von ganz richtigem Versmaaß, obschon sie weder lesen noch schreiben können. Da sie aber bei solchen Gelegenheiten nur gewählte Ausdrücke anwenden und da die Reinheit ihrer Muttersprache von solcher Art ist, daß grammatische Fehler ausgeschlossen blieb, so können diese Verse, nachdem sie von Mund zu Mund sich fortgepflanzt haben, endlich zu Papier gebracht werden, und man wird sie gewöhnlich regelmäßig und richtig finden. Ich vermuthe, daß der größere Theil der ältesten Gedichte der Araber, welche bis auf uns gelangt sind, aus ähnlichen Compositionen bestanden hat. Saud pflegte die besten Dichter der Wüste zu Derayeh zu versammeln; er liebte die Dichtkunst und belohnte die Poeten sehr freigebig. Der arabischen Sitte gemäß empfängt ein angesehener Dichter, wenn er einige Verse an einen Scheich oder an einen ausgezeichneten Krieger richtet, ein Kamel oder einige Schafe zum Geschenk. Ueber die Freigebigkeit, welche in früheren Zeiten die arabischen Häuptlinge den Dichtern angedeihen ließen, pflegen sich die Beduinen noch immer häufig zu unterhalten; wenige sind aber jetzt geneigt, die Großmuth der Alten nachzuahmen.

Die arabische Cither, Rebaba genannt, ist durch die ganze Wüste verbreitet, obwohl sie nicht immer dieselbe Form und Gestalt hat. Im Nedschd und bei den Arabern am Sinai gilt es für schimpflich, vor einer zahlreichen Gesellschaft auf der Cither zu spielen; Sklaven allein spielen in solchem Fall auf diesem Instrument, wie weiland im alten Rom. Wünscht je-

doch ein freier Araber einige Fertigkeit auf der Rebaba zu erlangen, so muß er sich zu Hause und im Schooße seiner Familie üben. Dagegen habe ich in Hedschas einigemal mehrere Beduinen auf der Rebaba vor einer Gesellschaft spielen hören. Nach Sonnenuntergang wird in den Beduinenzelten oder bei den Brunnen der Steppe viel gesungen und junge Männer gehen oft des Abends einige Stunden weit und wieder zurück, um an den Gesängen eines benachbarten Lagers Theil zu nehmen. Die Frauen des Stammes Aleikad in den Bergthälern um den Sinai her habe ich manchmal ihr eigenes Lob in hyperbolischen Versen singen hören. Wie die Arrieros in Spanien haben auch die Kameltreiber der syrischen Wüste ihre eigenthümlichen Lieder. Das anständige Tanzen der Beduinenmädchen bildet nicht nur mit den gemeinen und ausgelassenen Bewegungen und Verdrehungen der ägyptischen öffentlichen Tänzerinnen einen starken Contrast, sondern ist auch gar sehr dem Tanze angesehener Frauen in Aegypten oder Syrien vorzuziehen.

Die wandernden Beduinen besitzen sicherlich mehr Witz und Scharfsinn als die Araber, welche in den Städten leben; ihre Köpfe sind immer hell, ihr Geist ungeschwächt durch Ausschweifung und ihre Gesinnung nicht verderbt durch Sklaverei. In sinnlichen Genüssen sind sie sehr mäßig und enthaltsam; wenn ein Beduine nur satt Nahrungsmittel hat, kümmert er sich wenig um die Qualität derselben oder um jene Luxusgenüsse, welche wir „Freuden der Tafel“ nennen.

Das Land vom Missisippi bis zur Südsee.

(Schluß.)

Der Saptin führt den Wanderer nach dem großen Columbia, einem wilden romantischen Strom, welcher seine ungeheuren Wassermassen durch einen furchtbaren Bergpaß nach dem andern wälzt. Sein Thal bildet das Oregongebiet, von welchem in letzterer Zeit so viel die Rede war, und welches strittiger Boden zwischen England und Nordamerika ist. Wir können nicht umhin, über dieß Land, das so interessant und wichtig werden wird, etwas näheres anzugeben, denn — so parador es klingen mag, es ist dieß der letzte Strich der Welt, welcher zu Niederlassungen für einen europäischen Stamm taugt. Wenn Oregon colonisirt ist, kann man die Karte der Welt als ausgefüllt ansehen. Die romantische Zeit, wo jeder neue Abenteurer in dem ersten grünen Ufer, das ihn begrüßte, den Anfang eines neuen Reichs sah, dem er seinen Namen geben konnte, ist für immer dahin. Die Welt ist in den letzten 300 Jahren alt geworden, rascher als in den vorhergehenden 3000. Ueber wenig Land ist mehr zu verfügen. Von Australien kennen wir so ziemlich alles, was je der Kenntniß werth seyn wird, und obwohl noch Raum genug für eine starke Vermehrung der Einwohner dort ist, so gibt es doch keine großen und werthvollen Striche mehr zu Gründung neuer Colonien. Von den schönen Inseln der Südsee haben die lieblichsten und schönsten bereits ihre Herren. Asien gehört einem andern Geschlecht an. Die ungeheuren Einöden Südamerika's haben noch Raum für große Striche, aber ihre Luft bringt den nördlichen Colonisten Tod. Das einzige einigermaaßen ausgedehnte Land mit mäßigem Klima und Anbaufähigkeit, das noch Schwärme aus den alten Bienenstöcken des Menschengeschlechts zu sich einladet, ist die Westküste Amerika's zwischen den äußersten Ansiedlungen der Mexicaner und Russen. Früher war diese Küste fast unzugänglich; sie liegt unterhalb der anhaltenden Oströmungen der Luft, man konnte sich ihr nur mit Schwierigkeit nähern, und die Meere die dieß Ufer bespülen, waren dem Handel unbekannt. Jetzt kann man sich durch den Dampf unterstützt von allen Seiten demselben nähern. Die Mündung des Columbia liegt nur 8 oder 10 Tagreisen weit von den Sandwichinseln, jetzt so wohl bekannt, wie die Azoren, und von europäischen und amerikanischen Schiffen gleich stark besucht. Dieß Land, wenn es einst bewohnt ist, wird die Südsee beherrschen. Es wird direkt mit China, Australien und Neuseeland in Verbindung stehen, und sollte der Durchstich des Isthmus von Darien bewerkstelligt werden, so beträgt die Reise dahin von Europa aus nur 40 bis 50 Tage.

Oregon ist im allgemeinen bergig; der Colombiastrom durchschneidet in seinem Lauf von den Felsengebirgen her drei oder vier verschiedene Ketten, die von Norden nach Süden laufen; eine derselben, von den Amerikanern die Präsidentenkette genannt, erreicht in einigen Gipfeln, zum Theil unmittelbar am Columbia, eine Höhe von 15 bis 16,000 Fuß. Der Strom hat, wie sich aus dem Charakter des Landes schon abnehmen läßt, eine Menge prächtiger Schnellen und Fälle, so prächtig, wie vielleicht kein anderer amerikanischer Strom. Im Junius, wenn der Schnee in den Felsengebirgen schmilzt, müssen diese Fälle mehr Wasser enthalten als der Niagara. In der Nähe sind schwarze, zackige Felsen mit riesenhaften Fichtenwäldern, über denen sich Gletscher und Schneegipfel erheben. Nördlich von Columbia ist das Land ein Labyrinth von Bergketten, aber von großen Thälern durchzogen und mit mächtigem Baumschlag bewachsen; das Klima ist für die Breite ziemlich mild, aber feucht und stürmisch. Südlich von Columbia ändert sich der Charakter des Landes völlig und plötzlich. Die Wälder weichen einem offenen undulirenden Lande, doch sind die Bergketten noch mit prächtigem Waldwuchs bedeckt. Im Innern sind die Ebenen völlig dürr, der Boden vulcanisch und Büffelmist dient als Brennmaterial. Aber der Strich zwischen der westlichsten Parallelkette und dem Meere hat mehr Feuchtigkeit und erzeugt Bäume von einer Größe, wie kaum unter den Tropen. Dieser Theil des Oregongebietes scheint der Lieblingssitz des weitverbreiteten Geschlechtes der Fichten zu seyn. Die amerikanische, die Sproßenfichte und die rothe Ceder des östlichen Amerika's nebst einer Menge anderer Arten, von denen nur wenige ihren Weg nach Europa gefunden haben, wachsen hier in Fülle. Die schöne Pinus Douglasii, wächst 200 Fuß vom Boden ohne einen Ast und hat an der Wurzel 5, 7 und selbst 9 Klafter im Umfang; die Zapfen sind in Form eines Eies und über einen Fuß lang. Schöne Grasplätze finden sich inmitten der Wälder. Das Klima ist

mild, feucht und sechs Monate im Jahr regnerisch, aber der Regen ist selbst dann so schwach, daß er die vegetabilische Erde, welche an den steilen Bergen liegt, nicht einmal herabschwemmen kann — ein sicherer Beweis, daß das Land heftigen Unwettern wenig ausgesetzt ist, ein eigenthümlicher Umstand, wenn man erwägt, daß das Land gegen Westen offen ist.

Dieß ist das Oregongebiet, ein Land voll prächtiger Landschaften und mit einem milden Klima, nicht überall eines Anbaues fähig, doch mit hinreichender Menge fruchtbaren Bodens, um die Heimath eines neuen Volks zu werden, arm an Häfen und schiffbaren Strömen, aber keineswegs unzugänglich und für Handelszwecke vortrefflich gelegen. Die hier umherwandernden Indianerstämme sind schwach an Zahl, und stehen an Körperstärke und wilder Energie ihren Brüdern in den Prairien bedeutend nach. Sie leben von Salmen und Wurzeln, sind äußerst mild gesinnt, ehrlich und den Lehren der Missionäre ungewöhnlich zugänglich, aber die Vernichtung heftet sich auch bereits an ihre Fersen. Die einzigen festen Einwohner dieser ungeheuren Wildniß sind die Leute der Hudsonsbaycompagnie zu Fort Vancouver und einige hundert Engländer und Amerikaner, meistens Leute die des Wanderlebens in der Wüste müde sind, und sich im Thale des Wallamut an der Mündung des Columbia als Ackerbauer niedergelassen haben. Sie haben gegenwärtig keine Regierung, sind die Unterthanen weder der Vereinigten Staaten noch Englands, sollen aber einer Einverleibung in die große Republik geneigt seyn. Gegenwärtig jedoch stehen sie unter einer Macht, die eigentlich keinem Staate verantwortlich ist, deren Neigungen und Gewohnheiten aber durchaus englisch und antiamerikanisch sind — unter der Hudsonsbaycompagnie.

Wenige kennen die außerordentlichen Hülfsquellen und die umfassenden Plane dieser merkwürdigen Gesellschaft, welche in diesen Einöden eine unternehmende Politik befolgt, die der der ostindischen Compagnie selbst nicht nachsteht, und jetzt über ein Neuntheil des Erdbodens gebietet. Das große Geschäft dieser Compagnie ist der Pelzhandel, den sie in allen die herrlichsten Pelze liefernden Ländereien Nordamerika's, mit Ausnahme der russischen Besitzungen monopolisirt hat. Ihr Besitz des Oregongebiets ist bestreitbar wegen der strittigen Ansprüche Englands und Nordamerika's. Die Actieninhaber sind Engländer, und die Geschäfte werden in Amerika durch sogenannte Theilhaber, in der That aber durch Agenten geführt, welche nach Maaßgabe des Nettoeinkommens der Compagnie bezahlt sind. Diese sind über das ganze Gebiet zwischen der Hudsonsbay und der Süd-See in verschiedenen Posten vertheilt. Der Generalgouverneur sitzt in York Factory an der Hudsonsbay. Es sind meistens Schotten, und mehr Schlauheit, Keckheit und Handelsthätigkeit findet sich kaum irgendwo in einer gleichen Anzahl Köpfe zusammen. Vor 1820 lag diese Gesellschaft im hitzigen Kampfe mit der Nordwestcompagnie, abscheuliche Gefechte zwischen Indianern und Halbblütigen, so wie Niederbrennen und Verheeren der gegenseitigen Posten waren die Folge; im J. 1821 aber verbanden sich beide Compagnien, seit welcher Zeit sie denn keine brittischen Nebenbuhler mehr haben und allem aufbieten, um die Nebenbuhlerschaft der Amerikaner nieder zu drücken, was ihnen auch völlig gelungen zu seyn scheint. Die Versuche der Amerikaner, einen eigenen Pelzhandel zu begründen, sind nacheinander gescheitert, so sehr, daß ihre eigenen Biberfänger und Jäger die Märkte der Hudsonsbaycompagnie vorziehen. Ihre Handelsleute versehen die Indianer und weißen Jäger mit europäischen Waaren im ganzen nordwestlichen Striche, denn sie verkaufen um 20 bis 30 Procent billiger als die Amerikaner, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Hudsonsbaycompagnie den ganzen Handel des nördlichen stillen Meeres an sich reißen wird, wie sie bereits den Handel des Oregon-Gebiets an sich gerissen hat. Diese Körperschaft ist so mächtig, daß sie eine Art Wildgesetz in einem Gebiet einführte, das zweimal so groß als Europa ist, indem sie das Maaß des Biberfangs in besonderen Distrikten bestimmt, sobald der Ertrag einen Ausfall zeigt. Sie hält Indianer und Weiße in Ordnung durch die Drohung den Handel jemand zu entziehen; so verweigerte z. B. die Hudsonsbaycompagnie mehrere Jahre lang einem Amerikaner, mit welchem sie in Streit gekommen war, auch nur ein Stück Kleidung zu verkaufen, und da es sonst keine Handelsleute im Lande gibt, so mußte er so lange sich in Felle kleiden.

Lange kann dieß Land, das einst der Beherrscher der Süd-See werden wird, nicht mehr unbesetzt bleiben; die Amerikaner bemühen sich aufs äußerste die ersten zu seyn, welche in größern Massen dort auftreten, aber ein mächtiges Hinderniß steht ihnen entgegen: von dem östlichen Amerika aus kann das Land nicht wohl colonisirt werden, denn eine Wildniß von 300 Stunden Breite trennt den westlichen anbaufähigen Theil der Prairie von der anbaufähigen Gegend am Columbia. Sechs Monate hindurch ist diese Wildniß von Schneegestöbern und Stürmen heimgesucht, die andern sechs Monate hindurch gibt sie ein Bild hoffnungsloser Unfruchtbarkeit, in den ebenen Theilen durchzogen von einer Reiterei, welche die Scythen an Wildheit und Ausdauer übertrifft. An solchen Hindernissen möchte selbst die Energie der Yankees erlahmen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

4. Aufenthalt in Rio de Janeiro während der Regenzeit.

(Schluß.)

Von der schmutzigen Habgier der Beamten mag diese Probe genügen. Eine für mich aus Europa angekommene Kiste mit mathematischen Instrumenten und Büchern lagerte schon seit einiger Zeit im Zollhause, und ungeachtet ich dort mehreremale zur Empfangnahme derselben mich einfand, so wurde ich dennoch von den meist müßig umher lungernden Zollbedienten mit dem Bescheide abgespeist, daß keine Zeit dazu wäre. Damals ahnete mir nicht, daß diese Menschen auf meinen Geldbeutel speculirten, sonst würde ich ihnen, um mir fernere Wege zu ersparen, gern eine Kleinigkeit gegeben haben. Ich beklagte mich gegen meinen Wirth über diese Zögerung, der ein Franzose und ein durchtriebener, spaßhafter Gesell war. „Bah,“ tröstete dieser, „nichts ist

leichter als diese Kiste sogleich herbeizuschaffen. Sehen Sie, mein Herr, diese Crusade (eine Silbermünze von etwa ⅓ Th. Werth) lege ich vor dem Zollhause auf das rechte Auge und geben Sie Acht, was dieser silberne Magnet für eine Anziehungskraft besitzt: ehe wir es uns versehen, werden wir einen ganzen Schweif hungriger Zollwächter hinter uns haben, die sich um die Ehre zanken, Ihnen die Kiste zu überliefern. Diese Menschen kennen mich schon. Ich hatte einst eine ansehnliche Partie Wein und andere Waaren aus Frankreich erhalten und es lag mir daran, diese sobald wie möglich aus dem Zollhause zu haben. Ich setzte daher statt der heutigen silbernen eine goldene Brille auf, indem ich eine halbe Dublone in die rechte Augenhöhle drückte und also gerüstet ins Zollhaus trat. Aber da hätten Sie den Spectakel sehen sollen: die Kerle gingen in ihrem Diensteifer so weit, daß sie sich beinahe um die Ehre schlugen, mir dienen zu wollen." Das Experiment des Franzosen hatte den glücklichsten Erfolg, und ich mußte über die Grimasse lachen, womit das Stück Geld aus der Augenhöhle meines Begleiters den Weg in die Tasche des Zollwächters fanden.

Das gesellige Leben bietet wenig Reiz in Brasilien dar. Der Südländer ist kein Freund von öffentlichen Vergnügungsörtern und Zusammenkünften, wo eine Annäherung zwischen Personen beider Geschlechter stattfinden kann, und seine Eifersucht, besonders gegen Fremde, gestattet diesen nur flüchtige Blicke in das innere Familienleben der mittlern und höhern Stände. Allerdings hat der Brasilier auch alle Ursache zu dieser nagenden und verzehrenden Leidenschaft, denn unter dem schönen Geschlecht, üppig wie es einmal ist, dürfte es wohl nur wenige geben, die nicht ihre eigenen Männer und Anbeter verachteten und begehrliche Blicke auf den kräftigern Nordeuropäer hefteten. Gewöhnlich werden bei kirchlichen Feierlichkeiten dergleichen Liebesintriguen angesponnen, und die brasilische Kirche, der man schon so viel aufgebürdet hat, muß auch noch die elende Rolle einer Gelegenheitsmacherin und Kupplerin übernehmen. Die Reichen mit ihren Familien, den keineswegs erquicklichen Dunstkreis der Hauptstadt fliehend, verleben die meiste Zeit auf ihren, den erfrischenden Land- und Seewinden ausgesetzten, größtentheils äußerst romantisch belegenen Landhäusern, deren es eine ziemliche Menge in der Umgegend von Rio gibt und wo gebildetere Familien in der freien und herrlichen Natur glücklichere Stunden erwarten könnten, als in den in Europa leider jetzt immer mehr in Aufnahme kommenden Clubs, deren Atmosphäre gewöhnlich bis zum Ersticken mit Tabakswolken und Dünsten spirituöser Getränke verunreinigt wird und wo herz- und geistloses Kartenspiel jeden edlern Genuß zu verbannen droht. Nur die deutschen Kaufleute haben eine geschlossene Gesellschaft, die Germania, zu welcher dem gebildeten Fremden der Eintritt eben nicht schwer wird. Die meisten Mitglieder dieser vor vielen andern ähnlichen geselligen Cirkeln sich auszeichnenden Gesellschaft sind Deutsche, doch werden auch Gebildete von andern Nationen darin aufgenommen. Ich habe diesen Erholungsort immer gern besucht, denn außer den neuesten deutschen, französischen und englischen Zeitungen findet man dort auch Zeitschriften und neuere literarische Werke aus diesen Sprachen. Ueberhaupt bildet der deutsche Handelsstand in Rio einen respectablen Körper, dessen Mitglieder sich meistens durch eine mehr als bloß oberflächliche Geistesbildung auszeichnen und dem gebildeten Fremden gern ihre gastlichen Wohnungen öffnen.

Zuletzt wurde ich in Rio noch in Händel verwickelt. Am Eingange des Hafens an der einen Seite der Festung Praya-Vermelha, eine natürliche Mauer derselben bildend, erhebt sich ein 1600 Fuß hoher steiler, bisher für unersteiglich gehaltener Felsen, den man seiner Gestalt wegen den Zuckerhut nennt. Ein nordamerikanischer Seeofficier, der mit seinen Cameraden mitunter in demselben Gasthause verkehrte, in welchem ich logirte, hatte denselben erstiegen und auf dem Gipfel, wie gewöhnlich, seine Visitenkarte zurückgelassen. Er schien sich nicht wenig auf dieses Wagestück zu gute zu thun. Meine alte Neigung zu halsbrechenden Abenteuern wurde wach und ich nahm mir vor, dem Amerikaner die gefährliche Reise in die Wolken nachzumachen, besonders da eine entzückende Aussicht vom Gipfel des Felsens herab seyn mußte. Mit allen erforderlichen Hülfsmitteln versehen, trat ich eines Morgens die Wanderung an und war nach vielen und lebensgefährlichen Mühseligkeiten so glücklich, das Haupt des steinernen Giganten zu erklimmen. Hier verzehrte ich ein mitgebrachtes Frühstück, und nachdem ich lange Zeit in der malerischen Aussicht geschwelgt hatte, trat ich die nicht minder gefahrvolle Rückreise an, auf welcher ich auf mehrere große Klapperschlangen stieß, die am Fuße des Felsens ihr Wesen trieben. Da der Gipfel des Felsens eben nicht ausgedehnt war, so war es mir nicht schwer geworden, die Visitenkarte meines Vorgängers aufzufinden. Ich hatte sie zu mir gesteckt und behändigte sie am Abend an der table d'hote ihrem Eigenthümer. Der Amerikaner, welcher indeß vermuthet haben mochte, daß seine Visitenkarte unangefochten bis in alle Ewigkeit bleiben möchte, wurde so grimmig, daß er alle Gentilität bei Seite setzte, was natürlich erst zu einem heftigen Wortwechsel zwischen uns führte und dann wie gewöhnlich mit einer Herausforderung endigte. Obgleich ich mir eigentlich nichts Thörichteres denken kann, als sich mit einem ziemlich wildfremden Menschen um eine Bagatelle auf Leben und Tod zu raufen, so kommt der Mann dennoch zuweilen in Verhältnisse, worin es ihm, ohne seine Ehre zu compromittiren, unmöglich wird, ein Duell von sich zu weisen. Wir fuhren also am andern Morgen nach dem am jenseitigen Hafenstrande liegenden Städtchen Praya grande, schlugen uns dort auf Säbel und als der Amerikaner einen ansehnlichen Hieb über den Backen davon getragen hatte, schien er nichts mehr dagegen zu haben, daß ich mir die Freiheit genommen, ihm die Ehre des Alleinbesteigens des Zuckerhutes streitig zu machen. Ed. Th. W.

Miscellen.

Zwei Narren in Jerusalem. Der Amerikaner Dr. Olin erzählt in seinen Reisen in Aegypten, Palästina u. s. w., daß sich gegenwärtig zwei curiose Leute in Jerusalem befänden. Der eine ist ein Engländer von ziemlichem Vermögen, der seit mehrern Jahren dort als Eremit wohnt, sich kleidet wie Abraham, den er zu seinem Vorbilde gewählt hat, und völlig abgeschlossen lebt. Die zweite ist eine amerikanische Dame, Miß Livermore von Neuhampshire, die nach Jerusalem ging, um an den großen dort bevorstehenden religiösen Ereignissen Theil zu nehmen. Sie hält sich für einen der Zeugen, die im eilften Capitel der Offenbarung erwähnt sind, wird eine gewisse Zeitlang für Christus zeugen, dann den Märtyrertod sterben, aber wieder zum Leben erweckt werden und bei lebendigem Leibe gen Himmel fahren.

•

Statue für Abbé del' Epée. Am 3 Sept. wurde den Pariser Blättern zufolge die Statue dieses frommen Begründers der Taubstummenanstalten in Frankreich zu Versailles aufgerichtet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 September 1843.

Die Slawen in Friaul.

(Nach Srezniewski, Dennitza Junius 1843.)

Wer den Weg von Wien nach Mailand gemacht hat, wird sich vielleicht auch des Tagliamento, oder Tajamento, wie ihn das Volk nennt, erinnern, auf dessen Lauf man mit Vergnügen hinabsieht von den wenzonischen Höhen, wie er aus den Bergen von Friaul, in denen er seine Gewässer gesammelt hat, sich herauswindet, und frei in dem friaulischen Tiefland am Meere sich ausbreitet. In diesem Niederland auf dem linken Ufer des Tagliamento liegen die Städte Widem (Udine) und Tschiwidal (Cividale); hinter ihnen weiter gegen Osten erheben sich die Berge, deren zum Theil noch im Junius mit Schnee bedeckte Gipfel man von der Mailänder Straße aus sehen kann. Diese Berge laufen von Norden nach Süden zwischen den Flüssen Sotscha (Isonzo) und Ter nach Gradisca und weiter, wo sie sich in Ein Bett ergießen. In diesen Bergen wohnen Slowinen oder Schtjawen (Schiavi), wie ihre westlichen Nachbarn sie nennen. Ein Theil davon gehört zur Grafschaft Görz, ein anderer Theil zu Friaul. Im Norden ziehen sich ihre Ansiedlungen bis zum Berge Musca (Musez), im Süden bis über Cividale hinaus; im Westen sind, wo die Ebene anfängt, keine Slawen mehr. So finden sich auch keine rechts an der Straße, die von Ghemona (Gemona) nach Cividale führt, noch auch links von der Straße, wo die Berge in sanften Abhängen sich verflachen; alle günstiger gelegenen Striche sind von Friaulern (Furlanen) eingenommen.

In die Berge der Slawen geht man am leichtesten von Cividale her, indem man nach San Pietro und weiter hinauf am Natisi-Bache (Natissone) steigt, der aus den hohen Bergen der Serpianiza kommt, und durch seinen Lauf die nördlichen Slaven von den südlichen scheidet. Als ich jedoch von Norden her aus dem rezianischen Thal kam, mußte ich einen andern Weg einschlagen; ich ging von der Quelle des Ter aus, überstieg die slawischen Berge in der Richtung nach Süden gegen den Natisi und San Pietro hin, und ruhte von meiner Wanderung über die Berge in Cividale aus. Auf diesem ganzen Wege war mein Führer ein gewisser Tono Bodez, der noch nie aus diesen Bergen hinausgekommen war. Als ein gewandter Mann errieth er leicht, was ich suchte, und da er mit den Gewohnheiten des Volks hinlänglich bekannt war, so theilte er mir mit, was er wußte. Sein Beistand war um so wichtiger für mich, als ich nicht hoffen konnte, viele gebildete slawische Landsleute zu finden, da die Italiener und Friauler alle Stellen an sich gerissen und den Slawen nur die Last des Landbaues übrig gelassen haben, ohne Hoffnung sich höher zu erheben, ja oft ohne die Möglichkeit, ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Nur in den Dörfern Ter (Logevera) und Nimis sind Geistliche aus slawischem Stamm. Ich nenne namentlich den Sebastian Adam, Pfarrer in Nimis, und verdanke ihm die meisten Nachrichten über die Slawen, die ich dann durch das, was ich selbst sah, und worauf mich mein Begleiter aufmerksam machte, vermehrte.

Nur die Noth konnte dieß Volk an dieses wilde Bergland gewöhnen. Steinhügel fallen hier einer nach dem andern bald in sehr steilen, kaum mit Grün oder Wald bedeckten Abhängen, bald in kahlen Felsenwänden ab. Zwischen diesen gräbt sich immer tiefer das Bett schäumender Waldbäche, die aus den unersteiglichsten Felsen in geringer Anzahl hervortreten. Da und dort haben sich in einem Kranz von Bergen Thäler gebildet, aber auch diese sind mit Strichen hoher steiniger und steiler Hügel bedeckt, die sich in tiefe Schluchten absenken. Breite Thäler finden sich gar nicht. Der Mensch kann sich hier mit seiner Landwirthschaft nicht frei ausbreiten, er muß entweder einen steilen Bergabhang zum Wohnsitz wählen, oder an einen steilen Felsen in eine Schlucht sich einzwängen und oft mit eigenen Händen sein ärmliches Feld bebauen, glücklich noch, wenn er eine fortlaufende Strecke von 15 bis 20 Klaftern anbauen kann. Ihm ist jeder Fuß breit Landes von Bedeutung, und oft steht er zweifelnd da, ob er einen Waldrest belassen oder ohne Brod bleiben soll. Mit jedem Jahre kann seine Lage sich ändern: die Frühjahrsgewässer können sein ziemlich fruchtbares Feld mit Steintrümmern bedecken, die Kruste fruchtbaren Bodens herabreißen, sein ganzes Waldstück bis auf den letzten Baum vernichten, oder auch sein steiniges

Feld mit einer Erdschichte überziehen, welche Getreide erzeugt, wo vorher nicht einmal ein Moos wuchs, ihn mit einem ganzen Haufen Brennholz versorgen durch Herabführung von zertrümmerten Bäumen, oder auch das Bett eines Baches, an dem eine Mühle stand, anders wohin leiten; sie können seine Hütte zertrümmern und ihm das letzte Paar Schafe nehmen. Betrachtet man diese Berge, auch ohne die Noth der dortigen Bewohner zu kennen, so kommt man bald zu der Ansicht, daß nur der Zwang, nur das Bedürfniß sich vor Feinden zu schützen, den Menschen veranlassen konnte, sich mit dieser Natur zu befreunden.

Die sämmtlichen Slawen, welche in diesen Bergen in Friaul wohnen, kann man auf 19,000 anschlagen; zum Kirchspiel San Piedro Tertschet gehören etwa 7000 Seelen, zum Kirchspiel Nimis 3700, zum Kirchspiel San Pietro dei Schiavi 7400; im Kirchspiel San Pietro leben etwa 100, in dem von Cividale 200; jährlich werden etwa 30 bis 32 unter 1000 geboren, und 22 bis 25 von 1000 sterben. Das Volk ist von etwas mehr als Mittelgröße, viele sind sehr groß, im allgemeinen aber die Gesichter im Verhältniß zur Körpergröße klein. Ihre Physiognomie drückt eine gewisse Keckheit, Zuversicht und doch auch Güte aus. Sie sind gewohnt, schwere Arbeiten zu verrichten und Krankheiten wenig ausgesetzt. Kröpfe und Cretinismus gibt es nicht unter ihnen, und sie glauben diese Krankheit sey bloß den Deutschen eigenthümlich, weßhalb sie auch den Kropf Nimtschek nennen.

Man kann sie nicht offenherzig nennen; sie sind zwar freundlich, üben gern Gastfreundschaft, sind aber auch vorsichtig und mißtrauisch, gewohnt das Leben von der schlimmen Seite anzusehen, und eben darum auch rachsüchtig. Uebrigens sind sie stolz, spöttisch und nicht selten unbändig. Nie kommt es vor, daß ein Slawe einen Slawen erschlägt, aber die Fälle, daß Furlanen in den slawischen Bergen erschlagen werden, sind eben nicht sehr selten. Der Slawe betrachtet den Furlanen und Italiener als ein Wesen, dem er zwar auch einen guten Tag wünscht, das er aber nichtsdestoweniger, als wäre derselbe kein Mensch, ohne Gewissensbisse erschlägt, oft wegen einer ganz unbedeutenden Beleidigung, dabei aber stets seinen Geldbeutel und was er sonst bei sich hat, unangerührt läßt. Dieß traurige Loos trifft manchmal auch Beamte, namentlich wenn sie die Sittlichkeit der Mädchen und die Achtung vor den Alten aus den Augen setzen. Uebrigens gibt es, wenn auch zehn Zeugen oder Theilnehmer bei dem Mord gewesen wären, kein Mittel sie zu entdecken. „Man hat eine Leiche gefunden, der Mörder muß ein Slawe seyn," damit hat alle Nachforschung ein Ende. Uebrigens zeigt ein Slawe nie das Auffinden einer Leiche an, er geht daran vorüber ohne sie zu berühren, und erwähnt auch gegen Niemand, was er gesehen hat. Es ist nicht zu verwundern, daß man manchmal nur noch die Knochen findet. Der Slawe ist geduldig und ausdauernd, aber weder industriös noch sparsam. Unglück erträgt er mit Festigkeit, er läßt sich nicht niederschlagen, und hält streng auf alte Gewohnheiten.

Sie leben in Dörfern, Weilern und Vorwerken, und sind in Gemeinden eingetheilt; in manchen Dörfern, der Weiler und Vorwerke gar nicht zu gedenken, gibt es indeß keine Kirche, nicht einmal Capellen. Mancher Slawe kommt oft ein halb Jahr in keine Kirche, und betet bloß vor den Kreuzen am Wege. Die Häuschen (hìshe) derselben sind von Stein, ärmlicher als die rezianischen, übrigens auf dieselbe Weise eingerichtet. Ein Mann gilt für reich, wenn er außer der Küche noch ein besonderes Zimmer oder Schlafkammer, und einen Verschlag für seine Vorräthe hat. Manche Häuschen sind mit einer Galerie versehen, und stets sind die Ställe hinten im Hofe. Die Höfe sind von denen des Nachbars selten anders als durch Misthaufen getrennt, denn eigentliche Zäune sind ungewöhnlich. In dem Labyrinth von Fußwegen, die im Dorfe durch die Höfe führen, kann man sich ganz bequem verirren, und es ereignete sich öfters, daß ich die Leute bitten mußte, mich aus dem Dorfe hinaus auf irgend einen bestimmten Weg zu führen. Eigentliche Straßen gibt es nicht, und die Sträßchen sind nicht mehr als Fußpfade. „Oh, diese Schjawen! Sie leben wie Diebe ohne Aus- und ohne Eingang!" So schilderte mir ein Furlane diese armen Slawen.

Große Familien wohnen manchmal, ohne sich zu trennen, bei dem Vater oder der Mutter, oft mehrere verheurathete Söhne und Töchter zugleich. Sie verrichten alle ohne Ausnahme jede Art von Geschäften so weit die Kräfte reichen. So traf ich auf einem Berge einige Mädchen, welche mit Aexten Baumklötze aus dem Boden heraushieben; sie mußten dieselben sogar den Berg hinablassen und nach Hause schleppen, aber sie arbeiteten, obwohl von Schweiß übergossen, unter lustigen Gesängen fort, kamen auf einen Augenblick zu uns her um uns den Weg zu zeigen, wünschten uns glückliche Reise und machten sich sodann alsbald wieder an die Arbeit. In San Pietro sah ich sogar Frauen unter der Treppe des Hauses einen Bogen aufführen, wie ächte Maurer. Dagegen ist es nichts besonderes, Männer zu treffen, welche kochen oder Flachs spinnen. — Trotz der Armuth sieht man sehr wenig Bettler, vielleicht darum, weil nach altem Herkommen der entfernteste Verwandte gleich dem nächsten ins Haus aufgenommen wird, wenn er kein eigenes hat. Der Slawe scheint sich des Almosens zu schämen, ganz verschieden von dem Furlanen, bei denen alle, Reiche wie Arme, ohne alle Noth betteln.

Die Felder und der Ackerbau sind in schlechtem Stande. Mais bildet die Hauptfrucht, und da wo diese nicht wächst, säet man Hirse, Roggen oder noch öfter bloß Hafer. An einigen günstiger gelegenen Stellen können die Slawen ihre Felder mit dem Pflug und der Egge bestellen, und spannen theils Maulthiere oder Pferde, theils Ochsen und Kühe daran. Die Flachsfelder werden mit dem größten Eifer bearbeitet; Kastanien gedeihen neben Aepfeln, Feigen und Kirschen, und die Rebe (venika) gibt an einigen Orten einen erträglichen Wein. Die Jagd in den Bergen ist ziemlich gewinnreich: es gibt hier noch Wölfe, Füchse, Hirsche und Gemsen. Selbst die Frauen fangen Füchse mit einer eigenthümlichen Schlinge; die Jagd auf Hirsche und Gemsen ist ihnen verboten, obwohl sie diese Thiere ohne alle Gefahr erlegen können. Die Heerden dieser Slawen bestehen größtentheils aus Schafen und Ziegen; frei-

lich ist nicht jede Familie im Stande solche zu besitzen, und bei einigen ist die Kuh alles, sie gibt Milch, pflügt, eggt und dient als Lastthier, wenn etwas auf den Markt gebracht werden soll. Die Bereitung von Leinwand, Tuch und Halbtuch wird hauptsächlich auf den Winter verspart, im Sommer machen sie Gefäße von Holz oder Thon, und im Herbst bauen sie kleine Wagen und Schlitten zum Herabfahren von den Bergen. Obwohl die Weiber solche Schlitten sehr leicht machen könnten, so verbietet ihnen dieß doch die Sitte, dagegen dürfen sie auf denselben vom Berge herabfahren. Einige suchen Arbeit in den Fabriken, aber dieß sagt wenigen zu. Ihre Arbeitsamkeit verdient indeß alle Nachahmung; ich sah, wie eine Frau, die auf dem Felde hinter ihrer die Egge ziehenden Kuh herging, ihr mit einem Tuch festgebundenes Kind stillte und zugleich an dem im Gürtel befestigten Wocken spann, oder als Hirtin neben der Aufsicht über Schafe und Ziegen noch eine Naharbeit fertigte, ohne dabei das Singen zu vergessen.

(Schluß folgt.)

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Hr. Griffith, derselbe welcher die Mittheilung über die Richtung des Kiesgerölles und der erratischen Blöcke in Irland machte, legte auch eine umständliche Abhandlung vor „über den untern Theil der kohlenstoffhaltigen Kalksteingebilde in Irland." Er ist bei der trigonometrischen Aufnahme Irlands beschäftigt, und hat bloß in diesem Gestein 950 Arten Fossilien entdeckt, von denen 200 neu oder wenigstens noch nicht beschrieben sind; er will sie alle auf eigene Kosten stechen lassen und herausgeben, während die silurischen Fossilien an das Londoner Museum gesendet und von dem Director der trigonometrischen Aufnahme herausgegeben werden sollen. Die Einzelnheiten sind ausnehmend interessant; wir können indeß nur weniges ausheben, und beschränken uns auf die Reihenfolge der Gesteine: 1) der obere Kalkstein bildet die Basis der Mühlsteinreihe (millstone grit series), ist im Durchschnitt 600 Fuß dick, und in seinem obern Theil sehr reich an Fossilien; 2) das Calp-Lager besteht aus dunkelgrauen Schiefern, die mit dunkeln unreinen Kalksteinen abwechseln; Lagerungen von gelblichem Sandstein nehmen die Mitte des Lagers ein, welche gewöhnlich 1000 Fuß, manchmal aber auch 1800 Fuß dick ist; 3) der untere Kalkstein bedeckt einen sehr bedeutenden Theil Irlands und enthält eine große Menge Fossilien, seine durchschnittliche Dicke ist etwa 1000 Fuß; 4) der kohlenhaltige Schiefer enthält 274 Arten Fossilien, von denen 262 im obern Kalkstein gewöhnlich sind und 65 sich in den devonischen Ablagerungen finden; 5) der gelbe Sandstein ist in dem nördlichen Irland vollständig entwickelt. An der Nordküste von Mayo ruht er auf Lagerungen von altem rothem Sandstein, und erreicht eine Dicke von 1460 Fuß. Es erhob sich ein Streit darüber, welchem System namentlich der gelbe Sandstein angehöre, und Hr. Philipps machte auf die Wichtigkeit der ganzen Erscheinung aufmerksam, indem die ganze Reihe Conglomerate und Sandstein von den silurischen Felsen in der Tiefe bis zu dem Kalkstein oben eine Dicke bis zu 7000 Fuß erreiche, somit zu ihrer Bildung eine sehr lange Zeit erforderlich gewesen sey, um so mehr als die einzelnen Lagerungen ihren Ursprung sehr verschiedenen mechanischen und chemischen Kräften verdanken.

Derselbe Hr. Philipps gab Nachricht über das geologische Museum, welches bei Gelegenheit der trigonometrischen Aufnahme des Landes vorgelegt wurde. Dieß Museum verfolgt zwei Zwecke: erstens soll während der geologischen Aufnahme des Landes, die jetzt unter der Aufsicht des bekannten De la Beche steht, eine genaue Bezeichnung der Gränzen aller Lagerungen vorgenommen werden, nicht nach bloßen Vermuthungen, sondern nach wirklichen Beobachtungen und genauen Messungen; zu diesem Endzweck ist dem Personal der trigonometrischen Aufnahme eine Anzahl Geologen zugewiesen, welche die Gränzlinien ziehen und Durchschnitte entwerfen sollen, wobei jeder einzelne Theil gemessen wird. Früher hat man das Maaß bei den verticalen Durchschnitten größer genommen als bei den horizontalen, was, namentlich bei Bergwerksarbeiten, zu einer Menge von Mißgriffen Anlaß gab. Der zweite Zweck des Museums ist, eine Sammlung der Fossilien jeder Lagerung in jeder möglichen Localität zu bilden, um das Gesetz der geographischen Vertheilung der Arten und der geologischen Vertheilung in den aufeinanderfolgenden Lagerungen zu erforschen. Sonst sammelten Geologen nur schöne, wohlerhaltene Specimina, aber dieß System reicht nicht aus, um den Umfang der Vertheilung des organischen Lebens in frühern Epochen zu bestimmen. Um diesen Zweck vollständiger zu erreichen, läßt man jede einzelne Art von guten Künstlern zeichnen, und die einzelnen Theile in vergrößertem Maaßstab beifügen. Diese sollen dann, jede einzelne Art auf einer besondern Platte, in Stahl gestochen und zu einem so niedern Preis verkauft werden, daß jeder, der ein Interesse an dieser Wissenschaft nimmt, sie sich anschaffen kann.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Avila. Steuern. Zigeuner.

Avila ist ein wüster, öder Ort ohne alle Industrie — ein classisches Terrain für Landstreicher, Beutelschneider und Taugenichtse jeder Art. Die Lumpen von Avila und Segovia spielen in den komischen Erzählungen der Spanier eine Hauptrolle; die Stadt wimmelt von Bettlern und nichtsnutzigem Gesindel; wahrlich die Regierung würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie mit Energie dahin wirken wollte, diese eingefleischten Müßiggänger (holgazanes), die sich lediglich auf die frommen Spenden der Klöster verlassen, zur Arbeit, zu nützlichen Beschäftigungen anzuhalten. Avila liegt am Adajaflusse und die nächsten Umgebungen bieten einige wildromantische Partien im Styl des Salvator Rosa. Es ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und Sitz eines Bischofs, der wohl daran thäte, sich der verwahrlosten Heerde etwas mehr anzunehmen. Die Stadt ist ummauert, hat einen Alcazar, eine Kathedrale, acht Pfarrkirchen, fünfzehn Klöster und etwa 5000 Einwohner.

Im avilanischen Gebiete bemerken wir die alten Städtchen Arevalo, Madrigal und Oropeza, die in Bezug auf Landbau, Industrie und Handel ehedem bedeutender und blühender waren als gegenwärtig. Bei dem großen Dorfe Armenteros sieht man ausgedehnte Pflanzungen spanischen Pfeffers.

In Madrid und den größern Küstenstädten Corunna, Ferrol, Bilbao, St. Sebastian, Cartagena, Cadiz, Malaga herrscht commercielle Regsamkeit; sodann kommen die Provincialhauptstädte im Innern des Reichs, wo die Anwesenheit der Behörden und Gerichtshöfe, so wie einiger alten Familien, die noch nicht ganz zu Grunde gerichtet sind, einen gewissen Grad von Verkehr und einige Handelsthätigkeit unterhält. Dann kommen die Pfaffenorte, die von den Klöstern, Domcapiteln und Kirchengenossenschaften leben; ihre Existenz ist eine dürftige, denn auch der Klerus kann den Aufwand nicht mehr machen wie früher. Zu diesen Orten gehören Toledo, Valladolid, Cuenca, Alcala de Henares, Leon und Segovia. In den kleinern Ortschaften findet sich häufig kaum ein Kaufladen; ein Platz, Tienda genannt, liefert Oel und Wein nebst einigen der rohesten von den Labradores verbrauchten Artikel. Salz und Tabak bilden ein besonderes Monopol; auf die Raucher, die sich so gern auf den Cigarrenschmuggel einlassen, hat man ein scharfes Augenmerk.

In den verfallenen, verödeten Städten Castiliens kann man die Steuererheber wie heißhungrige Wölfe in den zerstörten Vorstädten herumschweifen und häufig ihre Vollmachten überschreiten sehen. Der Verbrauch, mit Ausnahme des allernöthigsten Bedarfs, ist hier sehr gering und nimmt noch täglich ab. Das Volk besitzt eine solche Genügsamkeit, eine solche Schmiegsamkeit des Geistes, daß es leicht Entbehrungen und Unglück erträgt, ohne zu murren oder mißvergnügt zu seyn. Wenn die Frauen den verlangten Preis für eine gewünschte Waare nicht zahlen können, so verzichten sie gern auf ihre Wünsche. Wenn sie nicht auf dem Paseo, so wie sie es gewohnt waren, erscheinen können, so bleiben sie Wochen oder Monate lang zu Hause und beschränken sich auf den Besuch der Kirchen und ihrer Bekannten. Das im Innern Spaniens so allgemein herrschende Elend ist die eigentliche Ursache, warum die Frauen so selten öffentlich erscheinen, was ein neuerer Reisender, der sich von irgend einem Spaßmacher einen Bären aufbinden ließ, den verwünschten Priestern zuschrieb, welche die holden Damen in ihren Harems zurückhielten.

Der Totalbetrag der öffentlichen Einkünfte ist sehr bedeutend, und das Unglück liegt nur darin, daß dieselben, obwohl sie zur Führung des Staatshaushaltes hinreichend wären, von einer habsüchtigen Rotte von Schlemmern verschlungen werden, indeß dem Staate nicht der geringste Vortheil daraus erwächst. Die ganze Art und Weise der spanischen Abgabenerhebung ist höchst ungerecht, da sie hauptsächlich die nothwendigen Artikel betrifft, die wegen ihres Umfanges, wegen ihres verhältnißmäßig geringen Werthes nicht die Kosten des Einschmuggelns tragen. Kein Artikel entgeht den Argusaugen der hab- und raubsüchtigen Staatspächter. Die unglücklichen Geschöpfe in dem schönen Granada, welche durch das Ausgraben der letzten Ueberreste der Waldungen in der Sierra Nevada ihr mühevolles und kümmerliches Daseyn fristen und mit ihren Eseln längs der Carrera del Darro halten, müssen eine sehr drückende Abgabe zahlen, die unerbittlich an dem Thore erhoben wird, während die blutarmen Leute Tage lang warten müssen, bis ihre im Schweiße des Angesichts errungene armselige Last einen Käufer findet.

Ebenso müssen die armen Teufel, welche Sandsteine für die Marmorpolirer aus weiter Ferne herbeibringen, dem Cerberus an den Thoren ihren Tribut abtragen. Nach der Art und Weise, wie die Impresa eingeführt ist, dictirt der Generalpächter derselben fast nach Willkür die königlichen Decrete. Es ist dieß ein großes Unglück für Spanien.

Etwa eine Stunde hinter Priego, woselbst der früher erwähnte famose Katzenschmaus stattgefunden hatte, erreichte ich das Ufer des Guadiela; so heißt hier der westliche Arm des Tajo. An den Ufern duften Rosen, Jasminen und zahlreiche aromatische Pflanzen. Die immergrüne Farbe des Stromes steht mit dem dunkelrothen Sandstein, worin sein Bett ausgehöhlt ist, in lebhaftem Contrast.

Alcocer, der Hauptort auf dieser Straße, ist ein großer Marktflecken mit zum Theil schönen Gebäuden. Hinter diesem Orte ändert die Gegend ihren Charakter; tiefe abschüssige Thäler winden sich durch Mergelgründe und es beginnt ein hügeliges, für die Leute vom Stegreif, die Herren Salteadoren, sehr bequemes Terrain. Mittag machte ich in Sacedon, einem elenden Nest in einem malerischen Thal, umringt von hohen Bergen, Halt. Eine bunte Zigeunerschaar hatte sich außerhalb des Städtleins gelagert; man hatte ihnen in der Posada eine Herberge verweigert und nun erhob sich die seltsame Frage, womit sich sogleich die trefflichen Escribanos zu thun machten, ob eine solche Verweigerung in den Gesetzen begründet sey und ob der Posadero nicht die Verpflichtung habe, alle Wanderer ohne Ausnahme aufzunehmen? Die Posada, erklärten die Escribanos, sey ohne Zweifel ein öffentliches Absteigequartier, wo jeder, der seine Zeche zahlen könne, das Recht des Eintritts habe. Dazu komme noch, daß die treffliche Posada von Sacedon eine von den Vätern der Stadt, eine von dem Gemeinderath begründete öffentliche Anstalt sey, ein Karawanserai, in welchem jeder Reisende ein Unterkommen finden müsse. Diese mit südlicher Lebhaftigkeit angeregte und erörterte Frage umfaßte so viele Punkte, so manches richterliche Bedenken, und eröffnete ein so weites Feld für Repliken, daß an eine schnelle Entscheidung nicht zu denken war. Indeß erklärte der Alcade, daß er, ohne in die etwas complicirte Frage in Bezug auf das Recht der Aufnahme in die Posada weiter einzugehen, eine sonnenklare, in den Verordnungen begründete Befugniß habe, den übel berufenen Zigeunern den Eintritt in die Stadt zu verweigern. Die Kinder des fernen Osten waren demnach genöthigt, vor dem Städtlein zu campiren. Man beschuldigte sie, wie fast allenthalben, daß sie dem Diebstahl ergeben seyen und noch andere unnütze Gewohnheiten hätten. Woher aber die außerordentliche Empfindsamkeit des Wirthes rührte, konnte ich nicht wohl begreifen; wenigstens hätte er sicher schlafen können, denn das schärfste Auge eines Zigeuners hätte in seinem ganzen Haushalt nichts entdecken können, was man der Mühe werth gefunden hätte mitzunehmen. Die abgewiesenen Söhne des Morgenlandes waren stattliche Leute, fast ganz verbrannt von den Gluthen der Sonne; ihre Gesichtszüge verkündeten Gutmüthigkeit und sie hielten sich recht sauber und reinlich. Ihr Linnen war weiß wie der Schnee und contrastirte auffallend mit der äthiopischen Farbe ihrer Haut. Auch eine alte Großmutter, unstreitig die Hauptwahrsagerin, erblickte ich unter ihnen; sie gemahnte mich lebhaft an Scotts treffliche Meg Merillies.

Der scientifische Congreß Frankreichs, von welchem die Pariser Blätter so wenig wie möglich Notiz nehmen, ist am 1 Sept. zu Angers eröffnet worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1843.

Strömungen an der norwegischen Küste.

(Aus Bloms Werk: Das Königreich Norwegen.)

Die Richtung der von der Ebbe und Fluth verursachten Strömungen wird durch die äussere Gestaltung der Küste, durch die Grösse und die Richtung der Meerbusen und der an der Küste liegenden Inseln bestimmt, und ist deßhalb verschieden. Eine genaue Kenntniß dieser Strömungen ist den Seefahrern von grosser Wichtigkeit, weil nicht nur die Fortsetzung ihrer Reise, sondern besonders ihre Sicherheit davon abhängt. Zwischen Stavanger und Bergen ist die Strömung mit der Ebbe nach Süden und mit der Fluth nach Norden. Nördlich von Bergen findet das entgegengesetzte Verhältniß statt. Bei sehr ruhigem Wetter gehen die Strömungen in der erstgenannten Gegend während der Ebbe gerade von der Küste in die See, während der Fluth aber von der See nach der Küste. Von dem Vorgebirge Stat an, von wo aus die Küste eine nordöstliche Richtung nimmt, verändert sich die Strömung, indem die der Ebbe gegen Südwest, die der Fluth gegen Nordost läuft. Wenn starke westliche Winde auf dem Meere herrschen, geht die Strömung immer nach Norden und Nordosten, bei starken östlichen Winden aber umgekehrt; indessen ist die Strömung nach NO. immer stärker als die gegen SW. Dieses gilt auch für die Küste von Trondhjem und Nordland bis an den Polarcirkel.

Von der Inselgruppe Träuen an unter dem Polarcirkel nimmt die Strömung eine nordwestliche Richtung und streicht an den äußersten Inseln der grossen Inselgruppe Lofoden vorbei. Indessen sind die Strömungen hier, wie in dem grossen West-Fjord, ziemlich unregelmäßig. Oft bemerkt man in der Mitte des West-Fjords keine Strömung, während sie doch sowohl an der Küste des Festlandes, als an den Lofod-Inseln stark läuft, nämlich gegen SW. mit der Ebbe und gegen Nord und NO. mit der Fluth.

Bei den Inseln Röst und Wäröe, südwestlich von der Inselgruppe Lofoden, ist die Strömung sehr stark; am stärksten wird sie aber zwischen Wäröe und Mosken, wo sich ein Strom, Moskenäs-Strömmen genannt, bildet, der lange für einen höchst gefährlichen Strudel angesehen wurde.

Die älteren Beschreiber des Landes haben diesen Strom als einen fürchterlichen Wirbel dargestellt, der alle Schiffe die in seine Nähe kämen, unwiderstehlich anziehe und in den Abgrund hinunterreiße. Auf den alten Karten ist er mit einer Spirale bezeichnet, um die Seefahrer vor dieser Gefahr zu warnen. Fabelhafte Sagen von einer Unterwelt sind mit diesem Strome verknüpft, und die Seefahrer hielten sich mit ängstlicher Sorgfalt von ihm entfernt. Indessen ist derselbe so gefährlich nicht; man passirt ihn öfters mit kleinen Booten, und nur unter gewissen Umständen ist er mit Booten unfahrbar und wirkt auf die Schiffe insofern nachtheilig ein, als sie nicht mit dem Steuerruder dirigirt werden können, und so der Gefahr ausgesetzt sind auf die Klippen geworfen zu werden.

Die Richtung und die Kraft dieser Strömung hängt hauptsächlich von den herrschenden Winden ab. Wenn westliche Winde auf dem Meere wehen, so ist ihr Lauf fast immer gegen Osten. Wenn die Fluth am höchsten oder die Ebbe am niedrigsten ist, so verhält sie sich eine Zeitlang ruhig, nimmt aber an Heftigkeit zu, so daß sie oft nicht mit Booten passirt werden kann, besonders während der Fluth. Im Winter ist es häufig der Fall, daß westliche Stürme auf dem Meere herrschen und die hohe See gegen die Küste treiben, während von dieser östliche Winde wehen und die Wellen der See westwärts führen. Unter solchen Umständen ist der Strom besonders gefährlich, denn wenn die Strömung und die in verschiedenen Richtungen getriebenen Wellen zusammenwirken, so wird der Strom in eine starke und unregelmäßige Bewegung gesetzt, so daß seine Oberfläche der eines kochenden Kessels ähnlich sieht; alsdann entstehen spiralförmige Strömungen und Strudel, welche für die Boote und selbst, wie oben erwähnt, für Schiffe gefahrbringend sind. — An der Küste der Lofoden ist die Strömung sehr stark und wegen ihrer Unregelmäßigkeit gefährlich, indem sie auf mehreren Stellen gegen die Küste ansetzt, und von einem fast eben so starken Gegenstrom begegnet wird. Im Sommer, bei ruhigem Wetter, gehen die Strömungen bei Röst und Wäröe regelmäßig, nämlich mit der Ebbe gegen NO. und mit der Fluth gegen SW., und in diesem Falle ist die Fahrt durchaus keiner Gefahr ausgesetzt. Die

Einwohner sind mit der Beschaffenheit des Stromes so genau bekannt, daß nur selten Unglücksfälle auf demselben sich ereignen.

Ein anderer Strom in dieser Gegend, der indessen durch keine übertriebenen Beschreibungen so bekannt geworden, Saltströmmen, ist gefährlicher als der Moskenäs-Ström. — Der große Saltenfjord steht durch drei enge Pässe, von welchen nur der eine, Saltströmmen, von größeren Fahrzeugen befahren werden kann, mit dem mehrere Meilen langen Skårstadfjord in Verbindung. Die Fluth treibt das Wasser mit ungeheurer Kraft und Schnelligkeit von dem Saltenfjord durch die Meerengen in den Skårstadfjord hinein, um sich ins Gleichgewicht zu setzen, und die Ebbe dasselbe wieder heraus. Dadurch entstehen in dem Saltström, der in seiner Mitte mehrere Scheeren hat, Wirbel und Strudel, welche die Fahrzeuge auf die Klippen werfen und die Boote hinunterziehen. Zwischen der Ebbe und der Fluth entsteht eine Stromstille, die von den Fischern dazu benutzt wird, die große Menge Fische, welche sich im Strome aufhalten, zu fangen. Wenn die Fischer nicht den rechten Augenblick ergreifen, um ans Land zu kommen, und ihre Boote vom Wirbel ergriffen werden, so sind sie verloren, denn das Boot wird umgeworfen und hinabgezogen, und kommt erst weit davon wieder zum Vorschein, die Leute sind aber verschwunden. Unglücksfälle dieser Art sind hier nicht selten. Wer nicht zur rechten Zeit an den Strom kommt, kann ihn nicht passiren, sondern muß die günstigere Zeit abwarten.

Von der großen Inselgruppe Lofoden und Westeraalen an und nördlich längs der Küste von Finnmarken ist die Strömung immer gegen Norden parallel mit der Küste, und Ebbe und Fluth wirken auf dieselbe nur insofern ein, als die Strömung während der Fluth am heftigsten ist. Auch in einiger Entfernung von der Küste, nämlich an der großen Bank, von welcher unten die Rede seyn wird, hat die Strömung dieselbe Richtung und ist dort stärker als an der Küste.

Längs der Küste von Bergen bis an das Nordcap ist in einer Entfernung von einigen Seemeilen von den äußersten Scheeren der Küste eine Erhöhung des Meerbodens bemerkbar, die, den Fischern wohlbekannt, von ihnen als Fischbank benutzt wird. Diese Bank wird im südlichen Theil Storeggen (die große Bank), im nördlichen Havbroen (die Meerbrücke) genannt. Wie weit sich diese Bank gegen Süden erstreckt, und inwiefern die Hypothese gegründet ist, die sie mit dem Riff von Skagen in Verbindung setzen will, hat noch nicht ermittelt werden können. Indessen hat dieselbe die Aufmerksamkeit der Forscher erregt, und eine genaue Untersuchung derselben ist, auf Veranlassung des Hrn. Prof. Hansteen, von der Regierung beschlossen und im nördlichen Theile schon ausgeführt worden. — Die Entstehung dieser Bank hat man der Wirkung der entgegengesetzten Strömungen zuschreiben wollen, die den Meeresand hier angehäuft haben sollten. Indessen muß diese Hypothese den Resultaten der angestellten Untersuchungen weichen, indem diese beweisen, daß die Bank keineswegs überall aus Sand besteht, sondern oft aus Felsen und großen Steinen, daß die Tiefe der Bank äußerst verschieden ist, und daß an der Seite hoch emporragender Klippen tiefe Versenkungen gefunden werden. Es scheint demnach kaum bezweifelt werden zu können, daß diese Bank eine tief unter dem Wasser liegende Fortsetzung der westlichen Gebirgskette ist, deren Thäler durch vom Meere hingeführten Sand und Korallen, auf einigen Stellen mehr, auf andern weniger, ausgefüllt sind.

Die Slawen in Friaul.

(Schluß.)

Die Nahrung dieser Slawen ist einfach, wie ihr ganzes Leben. Außer der Polenta, oder in Ermanglung derselben, machen sie dicke Kuchen aus Hafermehl, namentlich für die Hirten. Fleisch braten sie am Bratspieß oder in der Asche. Letzteres ist sehr gut und schmackhaft bereitet, namentlich die Vögel. Statt der Suppe essen sie gekochte Graupen, die mit Oel und Käse zubereitet sind. Die Berghirten bereiten noch eine besondere Art grüner Butter aus Ziegenmilch; sie ist etwas bitter, schmeckt aber mit Roggenbrod sehr gut.

Die Kleidung der Männer ist fast dieselbe wie bei den Furlanen: über dem Hemd, das sie um den Hals mit einem Tuche zubinden, tragen sie ziemlich enge Beinkleider, Strümpfe und Stiefel, oder eine Art Pantoffeln, in den Bergen auch Holzschuhe, ferner ein kurzes Camisol ohne Aermel und einen Oberrock gleichfalls ohne Aermel, wozu aber doch noch ein Kleidungsstück (Jobon) mit Aermeln kommt; im Winter aber bei schlechtem Wetter einen Mantel oder Pelz, und auf dem Kopf einen Hut oder eine Pelzmütze, ähnlich der in Südrußland. Die Hirten tragen einen Mantel aus grünen Doppelmatten. Schnurr- und Kinnbart scheeren sie, eben so schneiden sie die Kopfhaare ab, einige jedoch nur vorne, indem sie hinten sehr lange Haare stehen lassen. Die Frauen tragen über dem Hemd, dessen Aermel und Kragen gestickt sind, meist einen schwarzen halbtuchenen Rock, an einem Träger über den Schultern, oder durch ein Corsett befestigt, das vorn Knöpfe hat, und durch einen breiten weißen Gürtel gehalten ist, dessen Enden vorn herabhangen.

Einige veraltete Gewohnheiten werden von diesen Slawen ziemlich streng beobachtet, trotz aller Bemühungen der Geistlichen und Beamten, dieselben abzustellen. Der bedeutendste Feiertag ist der St. Georgentag: an diesem Tage beginnen sie den Frühling und beten zu Gott um eine gute Ernte. Nach dem St. Georgentag kommt der erste Maitag, an welchem die Mädchen mit Blumenkränzen in die Kirche gehen, die Frauen aber mit einzelnen Blumen im Haare. Am Vorabend des Johannestages feiern sie das Feuerfest (Kres *); dieß geschieht mit besonderer Feierlichkeit bei Miakota, wo ein schönes ebenes Feld ist; hier wird ein Scheiterhaufen aufgerichtet und um denselben herumgetanzt, wobei sie sich an den Händen fassen und Lieder singen; auch auf den Bergen werden Feuer angezündet. Vor dem Anfange des Winters wird in den Bergen noch ein Fest gefeiert, das Hirschfest (Jelinica), bei welchem jeder junge Mann sich mit einer rothen Fahne ver-

*) Dieß Wort ist unseres Wissens bei den nördlichen Slawen unbekannt, dagegen in ganz Illyrien gewöhnlich. A. d. R.

sehen muß. Im Winter vor dem neuen Jahre ist noch ein Feuerfest, aber die Feuer werden nur auf den entlegensten Bergen angezündet, weil diese Sitte streng verboten ist.

Die Volksgesänge sind zahlreich, aber das Volk theilt sie ungern den Fremden mit, und singt sie nur für sich; auch singen nur die Frauen. Die Melodien gleichen den krainerischen, aber die bei feierlichen Gelegenheiten haben einen ganz andern Charakter und sind fast dieselben wie bei den Serben. Es finden sich unter den Liedern auch historische, wenigstens hörte ich einst ein Lied, in welchem die Thaten eines Heerführers aus Udine, eines gebornen Slawen, besungen wurden. Sehr interessant wäre eine Sammlung dieser Lieder, welche die einzige Quelle für die Geschichte des Volks seyn würde; daraus könnte man wohl, wenn auch nicht die Ursache, doch einige Umstände des Auszugs der Slawen aus den friaul'schen Thälern nach den Bergen kennen lernen. Vielleicht findet sich auch etwas hierüber in ihren Sagen und Ueberlieferungen, namentlich unter den Hirten des Gebirges; es ist aber noch weit schwerer diese Sagen, als die Lieder zu hören.

Der Tanz dieser Slawen, bei den Furlanen unter dem Namen Schtjawa (la schiava) bekannt, gleicht sehr dem russischen Reigen und dem serbischen Kolo (Rundtanz); man faßt sich im Kreise an den Händen und schreitet singend bald rechts bald links. In einem andern Tanze fangen die Männer die Frauen; der letztern dürfen es nur halb so viel seyn als der Männer, und sie bilden einen kleinen Kreis innerhalb des größern männlichen. Beide drehen sich im Kreise bald rechts, bald links; dann brechen die Frauen ihren Kreis und suchen unter den Händen der Männer durchzukommen, was ihnen aber nicht gelingt; zwei Hände sind stets bereit sie zu fassen, und sobald alle Frauen eingefangen sind, tanzen sie zu dreien umher, eine Frau in der Mitte, die beiden Männer zu ihrer Seite; letztere springen munter umher und singen ein lustiges Lied, die Frauen aber hängen den Kopf und singen ein trauriges Lied, das indeß ganz mit dem lustigen harmonirt. Dieser Tanz wird namentlich bei den Hochzeiten getanzt.

Die musikalischen Instrumente sind die Vischtjelka und Guslje,*) unter welchem Namen man die Geige und eine Art Mandoline versteht. Der Dudelsack und die Pfeife sind nur bei den Hirten im Gebirg üblich. Sie haben auch eine Maultrommel (Brunda). Andere Instrumente kommen durch die umherwandernden Musikanten in Gebrauch.

Wie überall, so herrscht auch unter diesen Slawen viel Aberglauben, indeß findet sich manches darin, was der Aufmerksamkeit der Gebildeten werth ist. Die Hirten sagen nach den Lufterscheinungen mit großer Sicherheit das Wetter vorher; unter den alten Leuten, namentlich unter den Frauen kennen viele die heilenden und die verderblichen Kräfte einer Menge Kräuter und auch einiger Mineralien, andere verstehen sich auf Zaubersprüche, aufs Magnetisiren und Belebung durch Wasser. Diese Geheimlehre ist allerdings allen kärnthischen Slawen eigenthümlich, indeß muß man gestehen, daß diese Slawen alle dergleichen Künste wenn nicht besser doch anders verstehen. Ihre Zauberer und Zauberinnen gelten bei allen Nachbarn für sehr geschickt; von vielen derselben erzählt man, daß sie alles machen können was sie nur wollen, und alles wissen was in den vier Weltgegenden vorgeht. Uebrigens erweckt der Anblick dieser Slawen Traurigkeit; von ihren Stammgenossen getrennt, von ihren Herren und Nachbarn gehaßt oder verachtet, können sie nur mit Mühe ihre Sitten und ihre Volksthümlichkeit bewahren.

*) Das russische Gusli.

Die singende Maus.

Der englische Globe vom 3 September meldet: die singende Maus (s. Nr. 230 d. Auslands) ist keine Fiction mehr, und selbst die Ungläubigsten konnten sich jetzt davon überzeugen. Das kleine Thier existirt wirklich, und Nachstehendes ist das Nähere, was man darüber weiß. Die Frau eines Schneiders, der den zweiten Stock eines Hauses in Neberoß-Square bewohnt, hörte die ganze Nacht den Gesang eines Vogels, der sie am Schlafen hinderte. Sie glaubte anfangs, es sey ihr Canarienvogel und hing deßhalb den Käfig vor das Fenster hinaus. Bald aber begann der Gesang von neuem und schien, wie der Geist Hamlets, im Zimmer hin und her zu laufen. Endlich bemerkte die Frau, daß das Geräusch aus der Holzwand komme, man legte eine Falle und nach zwei Stunden war die Syrene gefangen. Das kleine Thier ist eine gewöhnliche Maus männlichen Geschlechts. Man glaubt, wenn sie singt, wirklich einen Canarienvogel zu hören, denn sie ahmt die gezogenen Töne und die Cadenzen dieses Vogels völlig nach. Man hat mit Hülfe des Vergrößerungsglases die Vibration der Kehle beobachtet. Kein menschliches Wesen könnte einige der sanften Töne hervorbringen, wie diese Maus sie hervorbringt. Manchmal muß man sehr lange warten, bis sie sich zum Singen entscheidet, hat sie aber einmal angefangen, so läßt sie sich auch durch den größten Lärmen nicht stören. Man behauptet ihr Gesang sey um eine Octave umfassender als der des Canarienvogels.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Guadalaxara. Siguenza. Spanische Universitäten.

Die Straße nach Guadalaxara führt durch eine tiefe Schlucht der fichtenbewachsenen Bergkette, welche dieses Thal begränzt, von dem man in einen romantischen Engpaß gelangt, durch den sich der Tajo seinen Weg bahnt. Unten ist ein pittoreskes Defilé mit fichtenbekränzten Felsen. Wir setzten über eine Brücke und nachdem wir eine durch tiefe Schluchten und viele Abhänge zerrissene Gegend durchwandert, erreichten wir ein ausgedehntes, mit Eichen besetztes Plateau, an dessen Ende ein wunderschön gelegenes Kloster liegt. Partien dieser Art kommen in Spanien häufig vor und überraschen nicht wenig die Blicke des Wanderers. Unten im Thal erblickten wir Tendilla, einen herabgekommenen Ort, mit Resten aus bessern Tagen. Das Feudalschloß liegt in Trümmern; sein Besitzer spielte eine Rolle während der letzten Kämpfe mit Granada. Füchse und Iltisse hausen jetzt in den Burgruinen von Tendilla.

Von hier nach Guadalaxara ist das Land schön, aber in einem Zustande der größten Vernachlässigung. In der Stadt selbst bemerkt man den prachtvollen Palast des Herzogs von Infantado, die einzige Merkwürdigkeit dieses Platzes. Es ist ein ungeheures Gebäude, von dem es aber unbegreiflich ist, wie man im 16ten Jahrhundert einen

Baumeister finden konnte, der es in einem so bizarren, auffallend schlechten Geschmack ausführte. Es ist weder maurisch, noch gothisch, noch classisch, sondern ein Versuch, alle drei Gattungen zu verschmelzen; der große Patio ist in der That prachtvoll und zwei Galerien zu dem Garten wahrhaft königlich. Die Hauptfaçade ist in schlechtem Geschmack, aber von imponirenden Dimensionen. Die königliche, jetzt verlassen stehende Tuchmanufactur ist gerade unter ihren Fenstern erbaut, von denen man sonst eine herrliche Aussicht auf die Ebene, die fernen Berge und den unten fließenden Henares haben würde. Das in dem Franciscanerkloster befindliche Pantheon der Familie Infantado ist in einem bessern Geschmack erbaut; es ist ein ovaler Raum von sehr correcter Zeichnung, zu dem man auf einer Treppe vom feinsten Marmor hinabsteigt. In den Nischen stehen Sarkophage von demselben Material.

Unterhalb der Stadt fließt der Henares, ein schöner, klarer Fluß; über ihn führt eine lange Brücke, ursprünglich ein Römerwerk, wovon noch drei schmale Bogen übrig sind — Muster einer tüchtigen, soliden Architektur; das übrige ist eine Mischung von successiven Reparaturen, maurisch und modern.

Die Gegend ist überaus fruchtbar, ein trefflicher Lehmgrund, die Kornkammer für Madrid. Der Ackerbau wird fleißiger als in andern castilischen Gegenden betrieben, doch sieht man auch manche Strecken ohne Cultur, weil man sie nicht bewässern kann. Weizen und Gerste werden am meisten gebaut, und reichen nicht nur zum Bedarf hin, sondern selbst zur Ausfuhr.

Die Flüsse in den Marken von Guadalaxara versiegen im Sommer zu winzigen Bächen. Die Berge sind kahl, selbst Gebüsch ist selten auf der Somosierra, an Holz fehlt es allenthalben. Ziemlich viele Hände in den Districten dieser neucastilischen Landschaft sind mit der Espartoweberei beschäftigt.

In nordöstlicher Richtung unsere Reise fortsetzend, gelangten wir nach Siguenza, das auf einer Anhöhe am Henares liegt, mit drei Pfarrkirchen, drei Klöstern und etwa 4000 Einwohnern, die einige Tuchfabriken unterhalten; man zählt über 180 Wollkämmer, Zeugweber und Spinner, und bloß an schwarzem Tuche wurden sonst gegen 3000 Stück verfertigt. Allein die Industrie, der es an Ermunterung fehlt, ist in Verfall gerathen, wie die alte Stadtmauer und wie das Arsenal von Siguenza. Sonst war hier auch eine Universität mit kampflustigen Juristen und Gottesgelehrten; sie war eine geraume Zeit ein Haupttummelplatz für theologische Fehden. Jetzt ist die Hochschule zu einem anspruchlosen Collegium herabgesunken. Heilsam wirkt die ökonomische Gesellschaft von Siguenza, welche Landbau, Weincultur, Obstbaumzucht, zweckmäßige Bewässerung des Bodens jederzeit durch Wort und That zu empfehlen und zu fördern sucht.

Weiter oben am Henares liegt Jadraque mit einem Schlosse und 2000 Einwohnern; am Manzanares liegt Colmenar, das nicht viel kleiner ist als Siguenza. Man verlegt sich hier emsig auf Tuchweberei und unterhält über 70 Webstühle. In der Nähe sind ergiebige Steinbrüche. Bei Guadarrama, am gleichnamigen Flusse gelegen, verkündigt eine Säule die Gränze der beiden Castilien.

In den Provincialstädten haben die Studenten eine Art Uniform, bestehend aus schwarzen Mänteln und einem eigenthümlich aufgestülpten Hute, wodurch sie ein seltsames Aussehen erhalten und ein trefflicher Gegenstand für die Saynetes werden. Ihr Costüm ist öfters sehr geschmacklos und besteht aus schlechtem Zeug; darunter befindet sich häufig eine zerlumpte Kleidung, die auf der Bühne noch mehr ins Lächerliche gezogen wird. Quevedo, einer der witzigsten Köpfe des 17ten Jahrhunderts, hat in seinen satyrischen Schriften die spanischen Studenten, insbesondere ihr Leben und Treiben zu Alcala, vortrefflich geschildert. Er selbst hatte dort studirt und sonach Gelegenheit gehabt, die barocke Wirthschaft dieser sogenannten Musensöhne genau kennen zu lernen.

Die Blüthe der spanischen Gottesgelahrtheit besteht in casuistischen und ascetischen Tractaten, in Heiligenlegenden und Patristik; die tiefe Verfinsterung, die in diesem Fache herrscht, ist hauptsächlich das Werk der Söhne des heiligen Dominicus. Das auf eine gründliche Exegese basirte Bibelstudium ist völlig unbekannt. Sonst war dieß anders und Spanien hatte tüchtige Commentatoren aufzuweisen: Alonso Tostado, Luis Vives, Hernando Nunez und Alonso de Alcala.

Eben so weit als die Theologie muß nothwendig die Philosophie zurück seyn; noch hat kein denkender Kopf es gewagt, sich durch die dichten scholastischen Nebel einen Weg zu bahnen. Indeß wurde es doch nach und nach in einigen verwandten Wissenschaften lichter. Gute Didaktiker waren Perez de Oliva, Ambrosio de Morales, Juan Huarte, Antonio de Ulloa und Campomanes.

Die Pfade der Arzneikunde und Chirurgie werden zwar sehr häufig, aber eben nicht mit Glück betreten, und die heutigen Spanier sind noch weit zurück in beiden Fächern, in welchen einst ihr Valles, Herrera, Hernandez und früher die arabischen Aerzte zu glänzender Berühmtheit gelangt waren. Der jetzige Zustand der Arzneiwissenschaft ist ein sehr betrübter; es mangelt für das Studium derselben an den nöthigen Hülfsmitteln, und die alten schädlichen Gewohnheiten werden starrköpfig beibehalten; daher die niedrige Stufe, auf der wir gegenwärtig die spanische Medicin erblicken. Nur in Madrid und einigen größern Provincialstädten, wo mehr Berührungen mit Fremden stattfinden, hat sich ein Fortschritt bemerklich gemacht. Da es unmöglich seyn würde, Gebühren zu erheben, so bezahlt in der Regel die Gemeinde die ärztlichen Bemühungen, zum Theil in Geld, zum Theil in Naturalien, in Getreide, Gemüse, Erbsen, Bohnen. Hiezu kommt noch, daß die Aerzte von ihren beglückten Patienten Geschenke erhalten, und die Nachfolger des Aeskulap kehren, gleich den Capucinern, mit Geflügel, Eiern, Reis, Wein, Oel und andern Artikeln schwer beladen nach Hause. In einem Orte war, wie bereits erwähnt wurde, die einzige Person, welche Brod verkaufte, der Doctor, der aus dem Ueberflusse seiner Vorräthe die Bedürfnisse der Reisenden befriedigte. Es traf sich einmal, daß ich der ärztlichen Behandlung eines der ersten Doctoren einer bedeutenden Stadt anvertraut war. Der Lehrling rasirte mich, indeß sein Herr und Meister mich chirurgisch behandelte. Er bewegte sich ganz in dem System der alten Schule; der Fall war gefährlich, aber glücklicherweise machten Natur und Geduld die Kunst überflüssig. Als Augenarzt hat sich in unsern Tagen Hr. Rodrigo Plaza aus Malaga einen großen Namen erworben.

Es gab eine Zeit, wo Spanien durch seine Juristen in dem größten Ansehen stand in ganz Europa; Spanien lieferte der Rechtswissenschaft die Namen eines Diego Gomez, Suarez, Morzillo, Vazquez, Mariana, Gonzalez Tellez, Pereira; dermalen ist der Zustand der Jurisprudenz äußerst mangelhaft, die Gerichtsverfassung selbst fehlerhaft und die Lehrart auf den Universitäten unzureichend oder ganz verkehrt. Von einer gründlichen, systematischen Darstellung der römischen Rechtsgeschichte weiß man nichts; Naturrecht wird gar nicht gelehrt; am meisten geschieht noch für das kanonische Recht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1843.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

(Nach Ami Boué's Werk: Turquie d'Europe.)

Das Gerippe der europäischen Türkei ist sehr complicirt, weil es als Wasserscheide für sehr verschiedene Bassins dient. Die Türkei ist nicht wie Italien in zwei parallele Bassins geschieden, sondern zwischen vier, nämlich dem schwarzen, dem adriatischen, dem jonischen und ägäischen Meere, welche in sehr mannichfaltigen Gestaltungen und Buchten die Eigenthümlichkeiten des Landes darstellen. Wie die Fortsetzung des Hämus oder Balkan den westlichen Theil des schwarzen Meeres in zwei Theile, gleichsam in zwei große Vertiefungen zu spalten scheint, wie das adriatische Meer drei solche Vertiefungen darbietet, so ist auch das innere Land selbst wunderlich gespalten, in das Tiefland der Donau, Thessaliens, Macedoniens im Süden und Norden, während der westliche Abhang, mit Ausnahme der Vertiefung des Arta- und Lorn-Busens nur geringe Ausbuchten zeigt. Ueber diesen Ebenen und Buchten liegen in einer Höhe von etwa 800 Fuß eine große Menge anderer Bassins, wie die von Permet, Berat, Elbessan und Tirana in Albanien, von Duino und Mostar in Herzegowina, Kruschewatz, Karanowatz in Serbien u. s. w. Andere Bassins finden sich in allmählich höheren Niveaux von 900 bis 2600 Fuß, und endlich kommt eine Menge großer Einsenkungen mit fast völlig plattem Boden in bedeutender Höhe, Einsenkungen, die gar keinen Ausgang haben, und dem Lande einen ganz eigenthümlichen Anblick geben.

Die allgemeinen Züge des Landes lassen sich leicht auf jeder Karte erkennen; sobald man aber in die orographischen Details eingeht, sieht man mit Erstaunen, in welcher tiefen Unwissenheit man bisher über diese Länder geblieben ist, welche den Mittelpunkten der europäischen Civilisation so nahe liegen. Die Ketten sind auf den Karten entstellt, die Kämme falsch verbunden, die Schatten geben keinen Begriff von der relativen Höhe der Berge, man wandelt Ebenen in hohe Alpen um, während bedeutende Kämme ganz vergessen sind. Manchmal ist selbst der Lauf der Hauptflüsse auf eine grobe Weise verfehlt, der geringern gar nicht zu gedenken. Setzt man noch hinzu, daß bedeutende Fehler in den Längen- und Breitengraden stattfinden, so hat man eine Uebersicht der unvollkommenen Darstellung des Reliefs der Topographie der Türkei selbst auf den besten Karten. Um die Configuration dieses Landes methodisch zu beschreiben, beginnen wir mit den westlichen Theilen, und zwar mit Montenegro, Bosnien, Herzegowina, Albanien, gehen dann nach Thracien, Bulgarien und der Wallachei über, um auf das Centralland, nämlich Serbien, Obermösien und Macedonien zurückzukommen, und endlich mit Thessalien zu schließen. Die verschiedenen aufgezählten Provinzen haben fast alle eine eigenthümliche Physiognomie. Bosnien ist die hohe Schweiz der Türkei, die Gränzen Bosniens, Albaniens und Montenegro's vertreten die Stelle der Montblanc-Kette, während Serbien, Obermösien und Nordmacedonien das Gegenstück zu den höhern Theilen des helvetischen Niederlandes bilden. Die Ketten der westlichen Türkei sind die Fortsetzung des südlichen Zweigs der Centralalpen, die sich an den Gränzen von Steiermark und Kärnthen spalten, indem ein Theil nordöstlich zieht, Niederösterreich von Ungarn trennt und sich an die westlichen Karpathen anschließt, während der andere südöstlich fortläuft, die nicht sehr bedeutenden Gebirge von Krain und Croatien bildet, um erst im türkischen Croatien und namentlich in Bosnien sich wieder zu erheben. Die Kalkketten von Karawanken in Kärnthen, ferner die in Krain und Dalmatien sind bloß Kämme, die dem großen Alpensystem untergeordnet sind, und auch in der Türkei neben der Centralmasse sich fortsetzen. Eine Senkung in diesen Ketten bildet die niedere Wasserscheide zwischen Ungarn und dem adriatischen Meere. Eine zweite, noch stärkere Unterbrechung dieser Doppelketten findet sich in Hochalbanien, in den Ebenen von Pristina, Ipek, Dschakova und Scutari, so wie im Laufe des Drin, der sich in tiefen Schluchten birgt. Diese Einsenkung ist um so merkwürdiger, als sie gerade auf die höchsten Gipfel der Türkei folgt. Mehr im Süden erheben sich die Gebirge wieder im Schar zu großen Höhen, im allgemeinen aber erreichen sie bis nach Griechenland hinein nicht mehr die Höhe der Gebirge zwischen Bosnien und Montenegro.

1. Montenegro.

Das Land Montenegro (slaw. Tschernagora, alb. Mali-zeze, türk. Karadagh) ist ein Hochland zwischen dem höchsten Kamm der westlichen Türkei und der dalmatischen Uferkette (Pomorska planina) und in der Mitte von einem dritten Kamm durchzogen, dessen Gipfel der Lukawitza ist. Die Strebepfeiler dieser drei Ketten bilden das eigentliche von den Montenegrinern bewohnte und hie und da angebaute Land, das stark von Nordwest nach Südost geneigt ist. Die Moratscha theilt das Land in zwei ziemlich ungleiche Theile, zwischen welchen das albanesisch-türkische Gebiet, das von der Moratscha bis Spusch hinaufreicht, sich einigermaßen eindrängt. Die Länge des Landes mag etwa 60, die Breite von Westen nach Osten 40 bis 50 Stunden betragen. Den nördlichsten Theil des Landes bildet das Hochthal der Moratscha. Die Kette des Kom bis zum Dormitor mit den Bergen Terschin und Jarow ist im Osten, dann folgen die Hochebenen von Drobniak, Gatzko und Niktschitschi, welche durch eine abermalige Reihe von Gipfeln, worunter der Lukawitza mit 4000 Fuß der bedeutendste ist, von der westlichen eben so hochliegenden Ebene von Grahowo geschieden sind. Letztere gehört zum Gebiet der Herzegowina, da aber eine gute Anzahl Pässe nach derselben hinüberführen, so gelang es den Montenegrinern sich in dieser Richtung auszubreiten. Der vom Lukawitza auslaufende, die Ebene von Grahowo südlich begränzende Kamm senkt sich nach Westen und erhebt sich wieder in der Nähe des Meeres bei der Bai von Cattaro (slaw. Kotur) und dem steilen Berge Lowtschin (Jägerberg, Monte Sella der Italiener), in dessen Spalten sich im Junius und selbst noch im Julius Schnee findet; die Stadt Cattaro ist an seinem Fuße amphitheatralisch gebaut. Seine Höhe beträgt 4200 Fuß und die übrigen Berge südwärts an der österreichischen Gränze hin sind etwas minder hoch, aber gleichfalls mit Wäldern bedeckt. Trotz ihrer Höhe haben diese Berge sehr wenig Bäche. Sie bieten fast nur Fußpfade dar, unter denen die nach dem Lande der von den Montenegrinern abgesonderten Pastrowitschen und von Cattaro nach Cettinje die besuchtesten sind. Letzterer führt durch die Ebene von Caliari mitten durch Gärten und Fruchtbäume, wird aber bald zum Fußpfad, und führt immer steiler durch Kalkfelsen hin. Hier hört alle Baumvegetation auf und man bemerkt nur noch einzelne Hollunderbüsche. Weiter hinauf erreicht man die Region der Buchen, und auf der Höhe des Passes bemerkt man eine Menge Felsenhöhlen, welche die bewaldeten Gipfel von einander trennen. Das Hinabsteigen nach Cettinje geschieht durch ein terrassenförmiges Land über einen mit Felsenblöcken bedeckten Boden.

Diese Uferkette zieht sich von Budua (in der Nähe von Cattaro) bis nach Scutari hin, und schließt die sogenannte Katunska Nahia *) ein. In der Mitte dieser Nahia ist die Ebene von Cettinje, die größte in Montenegro von etwa zwei Stunden Länge und einer halben Stunde Breite. Sie ist von einem steilen Felsrand eingeschlossen und liegt etwa 2000 Fuß hoch; in der Regenzeit bildet sich im östlichen Theile ein Sumpf, was zu beweisen scheint, daß diese Ebene einst ein Seeboden war. Cettinje ist weder ein Flecken, noch ein Dorf, sondern besteht nur aus einer Anzahl isolirter Wohnungen, unter denen ein Kloster, das Haus des Senats und die einzige Herberge in Montenegro sich befinden. Am Abhang der Berge rund um das Bassin von Cettinje liegen kleine Weiler. Ehemals scheint ein großer Theil von Montenegro und namentlich die Katunska Nahia mit Wald bedeckt gewesen zu seyn, der aber meist verschwunden ist. In den niedern Stellen bildet sich eine schwarze, fruchtbare Erde.

Eine große Ebene, welche am Ostufer des Scutarisees anfängt, und diesen See so wie die Sümpfe von Hoti begreift, steigt an den beiden Ufern der Moratscha (südöstlich von der Katunska und Lieschanska Nahia) aufwärts und wird, je mehr sie sich Podgoritza und Spusch nähert, immer schmäler; dieß flache albanesische Land heißt bei dem Volk Zeta oder Zenta, wahrscheinlich nach dem Flusse dieses Namens, der vom Lukawitza herkommt, und einer der bedeutendsten des Montenegriner Landes ist. Im Norden dieses großen fruchtbaren Thals liegt der östliche Theil Montenegro's, nämlich die Nahien Piperi und Kutschi. Auf der Ostseite der Moratscha unterhalb Podgoritza mündet sich der Zem in dieselbe, welcher von dem Berge Prokletia herabkommt. Dieser Fluß ist noch in den Händen des albanesischen Stammes der Clementi, aber nordwärts wohnen Montenegriner bis hinauf zum Dormitor, Javor (Ahornberg), Kom (bei den Albanesen Skol oder Skolsch) und Kutsch; diese Kette erreicht in mehrern Gipfeln eine Höhe von 8–9000 Fuß. Am Kom, der den heißen Winden von Süden her ausgesetzt ist, schmilzt der Schnee schneller als am Prokletia und andern Hochflächen; Ende Augusts findet man nur noch Schnee an der Nordseite in den Schluchten, aber Kowalewski will um diese Jahreszeit in einer Höhe von nur 5500 Fuß einen Schneesturm erfahren haben.

Aus dieser Schilderung ersieht man, daß der Dormitor oder Durmitor (beinahe unter 43° N. B.) der geographische Hauptpunkt des Landes ist. Von ihm ziehen sich in einem gegen Nordosten eingebauchten Bogen die hohen Berge bis zum Prokletia und Scordus hin, und scheiden das Land von Bosnien, mit welchem deßhalb die Montenegriner in geringe Berührung kommen; dagegen sind sie im Süden in der Nähe des Prokletia an dem Flusse Zem hinab in stetem Kriege mit den moslemitischen Einwohnern von Guzinieh und mit den katholischen Albanesen von Clementi, namentlich mit letztern, weil diese ihnen den Ausgang ins Tiefland der Moratscha entlang versperren. Darum sind auch die Bewohner der Moratscha und Kutschi sehr arm, obgleich ihr Land eines der reichsten ist. Die Berge sind zwar höher als im übrigen Montenegro, aber nicht so kahl: Wiesen und Wälder bedecken die Abhänge und die Bäume erreichen zum Theil eine außerordentliche Höhe; zahlreiche Quellen und Bäche bewässern das Land, und Jagd und Fischfang sind sehr einträglich. Aber sie

*) Nahia ist ein slawisches Wort und bedeutet District, wie denn ganz Montenegro in 8 solche Nahien eingetheilt ist; Katun soll ein albanesisches Wort seyn und Dorf, oder richtiger Sennhütten bedeuten.

können die Erzeugnisse ihres Bodens nicht verkaufen; die türkischen Städte sind ihnen verschlossen, und Cattaro zu entlegen. Der ärmliche albanesische Flecken Spusch ist zwei Tagereisen vom Kloster Moratscha entfernt, und doch der einzige Markt, den die montenegrinischen Frauen besuchen, wenn Friede zwischen Albanesen und Montenegrinern ist. Nicht selten ereignet es sich aber, daß wenn sie mit ihren Heerden ankommen, die Bewohner von Spusch mit Montenegrinern aus andern Nahien im Kampfe liegen, und dann verlieren sie alles was sie mit sich gebracht haben. In den Nahien Moratscha und Kutschi sieht man deßhalb kein Geld, und aller Handel ist Tausch. Selbst der Wladika scheint diesen Districten keine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und er soll sie noch nie besucht haben, wahrscheinlich weil er findet, daß gegen die eine andere Sprache redenden Albanesen nicht viel zu gewinnen ist. Der Hauptkampfplatz ist demnach weder gegen Osten, wo die Berge eine Scheidewand gegen Bosnien bilden, noch gegen Süden mit Albanesen und eben so wenig gegen Westen, wo sie mit den Oesterreichern zusammenstoßen, sondern in Nordwesten, wo zwischen dem Dormitor und Lowtschin zahlreiche Pässe und freie Landstriche das Land gegen die Herzegowina hin, namentlich gegen Grahowo, öffnen.

Auf der Seite des Moratschathals scheint sich trotz früherer langer Kämpfe eine gewisse Ruhe herzustellen, und das gegenseitige Bedürfniß bringt die russisch-griechischen Montenegriner und die katholischen Elementi-Albaneser einander näher. Anders ist es auf der Nordwestseite des Landes. Während der Wladika die Nahien von Moratscha und Kutschi gar nicht besucht, und ein großer Theil der Brdani, d. h. der Bewohner der höhern Berge (brda) sich ziemlich unabhängig gegen ihn gebärdet, sind im Nordwesten die Districte Drobniak, Grahowo und Nikschitschi nur noch halb den Türken unterworfen und erkennen zum mindesten die geistliche Oberhoheit des Wladika an. Im ganzen District Drobniak wohnt kein Türke mehr und nur einmal im Jahre kommen einige Leute des Pascha's der Herzegowina, um einen sehr geringen Tribut zu erheben. Von dem District Grahowo besitzen die Montenegriner schon einen guten Theil, und suchen mit Gewalt oder durch einen Vertrag sich des übrigen zu bemächtigen. In Nikschitschi sind sie minder glücklich, weil die dortige Veste noch in den Händen der Türken ist.

Die Lage der Montenegriner ist durchaus ungünstig und eine wahre Plage für sie selbst und das umliegende Land. Im Osten können sie den Serbiern die Hand nicht reichen, weil die Berge zu hoch und steil sind und die Bosnier dazwischen treten, im Süden schlagen und vertragen sie sich mit den Albanesen, ohne Fortschritte machen zu können, im Westen ist ihnen durch den im Besitz der Oesterreicher befindlichen Uferstrich der Ausgang gesperrt, und gegen die Herzegowina und türkisch Croatien hin dienen sie allen Unzufriedenen als Sammelplatz. Eine günstige Aussicht für Montenegro und die Nachbarländer würde sich nur eröffnen, wenn Oesterreich in den Besitz von Bosnien, Türkisch-Croatien und der Herzegowina käme, und durch eine friedliche und gerechte Regierung den Handel und Verkehr mit Montenegro herstellte; dann würden die Raubzüge der Montenegriner, ohne daß man nöthig hätte mit gewaffneter Macht in die Gebirge einzudringen, allmählich von selbst aufhören. Boué sagt über diese Stellung: „Die Zukunft von Montenegro ist trübe, weil man sich nicht darüber täuschen kann, daß der ewige Kriegszustand mit ihren Nachbarn stark dazu beiträgt, das Eindringen der Civilisation in Oberalbanien zu hindern. Die Politik der Türken sollte seyn, einem so unverständigen und für ihre Unterthanen verderblichen Kriegszustand ein Ende zu machen, Handel und Verkehr würden dieß Land bald in den Kreis des türkischen Reichs zurückführen. Die Moslems sollten die Unabhängigkeit des Landes stillschweigend anerkennen und keinen Tribut fordern, wie sie dieß bei den albanesischen Mirditen thun. Wäre Montenegro nicht immer im Kriege, so würde ihr Land nicht mehr als Zufluchtsort für alle Unzufriedenen der benachbarten Provinzen dienen, und da das Land nicht hinreichend anbaufähigen Boden hat, um seine Einwohner zu ernähren, so würde durch Niederlassungen außerhalb des jetzigen Gebiets die Einwohnerzahl sich noch weiter vermindern, und einige benachbarte, jetzt sehr schwach bevölkerte Districte würden wiederum besser angebaut werden. Dieß System der Mäßigung, das der Pforte längst den Frieden mit den Montenegrinern gesichert hätte, könnte mit noch größerem Erfolg von der christlichen Macht befolgt werden, welcher bei einer Theilung die benachbarten türkischen Provinzen zufielen." Ob die Pforte noch die Kraft und Besonnenheit zu dem hier vorgeschlagenen System hat, möchten wir sehr bezweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

5. Die Serinjolas.

Ueber die Producte des amerikanischen Thier- und Pflanzenreichs haben Männer, die sonst für Autoritäten gelten, mitunter ein so schales Urtheil gefällt, daß dadurch eine falsche Ansicht über Amerika in dieser Beziehung noch immer in Europa vorherrschend ist.

Buffon nimmt an, selbst die Thiere in Amerika seyen kleiner als in der alten Welt, und zog daraus den Schluß, daß die Natur jenseits des atlantischen Oceans eine Tendenz habe, ihre Erzeugnisse zu verkleinern. Der Abbé Raynal meinte sogar, daß diese verkleinernde Tendenz ihre Wirkungen selbst auf die Geisteskräfte der weißen, nach Amerika verpflanzten Menschenrace erstrecke, und war anmaßend genug zu behaupten, daß Amerika noch nicht einen einzigen guten Dichter, fähigen Mathematiker oder irgend einen genialen Mann in irgend einer Wissenschaft erzeugt habe. Keiner aber scheint beflissener gewesen zu seyn, das amerikanische Klima und dessen angeblich feindlichen Einwirkungen auf die Thier- und Pflanzenwelt in einem gehässigern Lichte darzustellen als de Pauw in seinen récherches philosophiques sur les americains. Auch die neuern Schriftsteller und Reisenden scheinen größtentheils mehr oder weniger von solchen Vorurtheilen befangen zu seyn.

Besonders schwankend ist das Urtheil über die Ureinwohner, und während einige Schriftsteller die Geistesanlagen und Eigenschaften der

amerikanischen Wilden über die Gebühr erhoben haben, sind andere Reisende bemüht gewesen, eine Schilderung von ihnen zu liefern, nach welcher sie auf einer nicht viel höhern Stufe stehen, als die Thiere ihrer Wildniß.

Buffon entwirft folgendes Bild von den Ureinwohnern Amerika's: „Obgleich der amerikanische Wilde fast von derselben Natur ist, als Menschen in civilisirten Gesellschaften, so ist doch dieses nicht ein genügender Einwurf gegen die allgemeine Verkümmerung (contraction) der belebten Natur in jener ganzen Erdveste. Bei dem Wilden sind die Zeugungsorgane klein und schwach. Er hat kein Haar, keinen Bart und keine Inbrunst für das Weib. Obgleich flinker als der Europäer, da er mehr an das Umherstreifen gewohnt ist, so ist seine Stärke doch nicht so groß. Seine Empfindungen sind weniger stark und dabei ist er furchtsamer und feiger. Er besitzt keine Lebhaftigkeit, keine Thätigkeit der Seele. Die Thätigkeit seines Körpers ist nicht sowohl die Wirkung eines freiwilligen Antriebes, als vielmehr eine durch Bedürfniß und Mangel erzeugte Handlung. Man vernichte seinen Appetit zum Essen und Trinken und man wird auf einmal das thätige Princip aller seiner Bewegungen zerstören. Er bleibt tagelang in stumpfsinniger Ruhe, entweder in sitzender Stellung oder auf seinem Lager. Es ist leicht, den Grund der zerstreuten Lebensweise der Wilden und ihre Zurückhaltung von Gesellschaften zu entdecken. Es ist ihnen der köstlichste Funken des Feuers der Natur versagt: sie haben keine Inbrunst für die Weiber und demnach keine Liebe zum Menschengeschlecht. Unbekannt mit den lieblichsten und zärtlichsten Neigungen, sind ihre übrigen Empfindungen dieser Art kalt und matt. Ihre Liebe zu Eltern und Kindern ist äußerst schwach. Die Bande des innigsten aller Vereine, nämlich die derselben Familie, sind sehr locker, und eine Familie hat keine Anhänglichkeit zu der andern. Daher kann kein Verein, keine Republik, kein gesellschaftlicher Staat unter ihnen stattfinden. Die physische Ursache der Liebe gibt der Moralität ihrer Sitten den Ursprung. Sie betrachten ihre Frauen als zur Arbeit bestimmte Sklavinnen oder Lastthiere, indem sie dieselben unbarmherzig mit dem Ertrage der Jagd beladen und sie ohne Mitleiden und Dankbarkeit zu Arbeiten nöthigen, die häufig ihre Kräfte übersteigen. Sie haben wenige Kinder und kümmern sich wenig um sie. Alles muß der ersten Ursache zugeschrieben werden: sie sind gleichgültig, weil sie schwach sind, und diese Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht ist der ursprüngliche Flecken, welcher die Natur schändet, ihre Spannung verhindert und, indem sie die Lebenskeime zerstört, die Wurzel der Gesellschaft zerschneidet. Daher macht der Mensch keine Ausnahme von dem, was behauptet worden ist. Indem ihm die Natur die Fähigkeit der Liebe versagte, hat sie ihn mehr mißhandelt und verkümmert (contracté) als irgend ein anderes Thier."

Ich habe lange genug unter wilden Völkern sowohl in Süd- als Nordamerika gelebt, um beurtheilen zu können, daß die Schilderung des französischen Theoretikers mit falschen Farben gemalt worden ist, und jeder wird gewiß meiner Behauptung beitreten, der an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, die Ureinwohner Amerika's in ihrem Naturstande mit richtiger Beurtheilung und nicht durch die Brille des Vorurtheils oder gar der Partheilichkeit zu beobachten, wie z. B. viele spanische Schriftsteller sich die Aufgabe gestellt zu haben scheinen, alles hervorzusuchen, die Ureinwohner Amerika's im gehässigsten Lichte darzustellen, um die Barbareien und Grausamkeiten ihrer Nation einigermaßen zu rechtfertigen.

Da Buffon ihnen Inbrunst für die Weiber abspricht und aus diesem angeblichen Gebrechen der Natur alle übrigen Mängel und Untugenden der Wilden herleitet, so wird es hier genügen, diese Behauptung mit wenigen Worten zu würdigen, da die übrigen den Indianern zur Last gelegten übeln Eigenschaften aus der weiter unten folgenden Darstellung von selbst ihre Widerlegung finden werden.

Die Wilden geben sich allerdings nicht jenen Excessen oder der oft halbwahnsinnigen Narrheit in der Liebe hin, wie es in Europa nicht selten der Fall zu seyn pflegt, und wovon die Unmasse der Mondscheinpoesien unserer vielen liebeskranken und oft phantasieverrückten Dichterlinge zeugt, die ihre Göttinnen weit über die Engel des Lichtes stellen und als Wesen höherer Art verehren. Allein daß die Indianer solchen Ausschweifungen nicht huldigen, ist keinem Gebrechen der Natur, sondern ihren Sitten und ihrer Lebensweise beizumessen und redet laut für ihren gesunden Verstand, der sie gegen solche Verschrobenheiten schützt.

Die ganze Seele des Wilden ist auf den Krieg gerichtet und dieser allein kann ihn zur Begeisterung entflammen. Der Krieg verschafft ihnen Ruhm bei den Männern und Bewunderung unter den Weibern. Für diesen werden sie von ihrer frühesten Jugend an erzogen und er ist ihre Hauptleidenschaft, von welcher alle übrigen mehr oder weniger absorbirt werden. Wenn der Jüngling mit rastloser Anstrengung ein Wild verfolgt, die Strapatzen der Jagd und Hunger und Hitze geduldig erträgt, so geschieht dieß meist nicht sowohl des Wildprets wegen, als vielmehr, um seine Eltern und den Rath der Nation zu überzeugen, daß er fähig sey, unter die Zahl der Krieger aufgenommen zu werden. Die Gesänge der Weiber, der Tanz der Krieger, der weise Rath der Häuptlinge, die Erzählungen der Alten, der Triumpheinzug der siegreich aus der Schlacht heimkehrenden Krieger und die Achtung, welche denjenigen erzeugt wird, die sich im Kampfe und durch die Besiegung ihrer Feinde ausgezeichnet haben, mit Einem Worte, alles was sie sehen und hören ist dazu geeignet, sie mit einem glühenden Verlangen nach kriegerischem Ruhm zu erfüllen. Wenn ein junger Mann früher Zärtlichkeit oder Liebe für ein Mädchen blicken lassen wollte, bevor er im Kriege gewesen wäre, so würde er von den Männern verachtet und von den Weibern verspottet und lächerlich gemacht werden. Die anscheinende Kälte der Männer für das weibliche Geschlecht ist also bloß eine Folge der Sitten und nicht ein Gebrechen der Natur. Sie sind weder weniger inbrünstig, noch unvermögender als die Weißen, welche derselben Diät und denselben Anstrengungen unterworfen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Schule für Locomotivenführer in England. Eine solche Schule ist vor kurzem gegründet worden. Jeder Schüler muß zwei Jahre damit zubringen, sich mit dem Bau der Maschinen bekannt zu machen, die Theorie des Dampfes kennen zu lernen und sodann mehrere Monate unter Aufsicht eines erfahrenen Mannes einige Locomotiven leiten. (Moniteur industriel vom 7 Sept.)

•

Verhältniß der Armen in Paris. Das mittlere Verhältniß derer, welche eine öffentliche Unterstützung genießen, zu den übrigen Einwohnern ist 1:13; im 8ten und 12ten Arrondissement aber ist es wie 1:6; dagegen im 2ten Arrondissement wie 1:33, im 3ten wie 1:27. (ibid.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1843.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Hr. J. Phillipps las eine Abhandlung „über gewisse Bewegungen in den Theilen geschichteter Felsen." Man hat schon seit Jahren bemerkt, daß solche Felsen eine innere Bewegung haben, und diese Bemerkung wurde zur Gewißheit gesteigert, als man Fossilien in verdrehter Gestalt an mehrern Orten auffand. In den Schieferfelsen von Wales bei Llandello fand man Trilobiten in drei verschiedenen Formen, je nachdem die Verdrehung der Länge oder der Quere nach oder schief vor sich gegangen war. „Dieß scheint, bemerkt Hr. J. Phillipps, das Resultat einer kriechenden (creeping) Bewegung der Theilchen des Felsens längs der Spaltungsflachen zu seyn." Was bis jetzt über diesen Gegenstand gesagt worden, scheint kaum ein Anfang zu seyn von dem, was man einst bei weiter fortgesetzten Forschungen zu erwarten hat. Hr. J. Phillipps bemerkt noch, ein Hr. Fox aus Cornwall habe durch feuchten Thon elektrische Strömungen durchgehen lassen, und dadurch Spalten erzeugt, die den Oberflächen der Masse parallel liefen. (Dieß erinnert an Hugis Behauptung, daß manche Erdbeben in Calabrien gewissermaßen als eine Entladung elektrischer Batterien zu betrachten seyen, und ihren nächsten Grund keineswegs in vulkanischen Stößen hätten.)

*

Hr. J. Murchison, der bekanntlich eine umfassende, geologische Reise durch Rußland gemacht hat, und über die Ergebnisse derselben schon wiederholt in der geologischen Gesellschaft berichtete, theilte eine Abhandlung über das „Permische System in Deutschland mit, nebst Bemerkungen über gleichzeitige Lagerungen in andern Ländern, welche beweisen, daß das rothe Todtliegende, der Kupferschiefer, Zechstein und der untere Theil des bunten Sandsteins eine natürliche Gruppe bilden, welche das obere Glied der paläozoischen Felsen ausmachen." Wir können auf die Einzelnheiten dieser Ausführung nicht eingehen und bemerken bloß, daß Hr. Murchison den Beweis zu führen suchte, daß die im Zechstein und Kupferschiefer Deutschlands gefundenen Thierreste mit denen in den Kalklagern des permischen Systems in Rußland im allgemeinen übereinstimmen; daß zwar nach Ad. Brogniart das permische System eine Flora von ziemlich eigenthümlichem Charakter darbiete, doch aber den Pflanzen in dem rothen Todtliegenden in Sachsen sehr nahe verwandt sey. Hr. Murchison scheint sich sehr in der Bestimmung der Epochen zu vertiefen, wobei die Fossilien-Botanik und Zoologie mit der Mineralogie manchmal in seltsame Zerwürfnisse kommen.

*

In Schottland, in Perthshire, ist eine Stelle bei Comrie, welche fast fortwährend durch Erdbeben heimgesucht ist. Die Stöße sind freilich meist schwach, doch wird der Pendel dadurch afficirt. Die englische Association hat eine besondere Committee ernannt, um diese Erdbeben zu untersuchen, der Erfolg zeigt aber nichts als eine Aufzählung von 30 leichten Stößen, die von Ende Junius 1842 bis 1 Julius 1843 bei Comrie statt fanden, so wie an einigen andern Stellen in Schottland, in Wales und bei Manchester. Es scheint hier eine, freilich noch sehr tief liegende vulcanische Ursache im Spiele zu seyn, die vielleicht erst nach Jahrhunderten in der Nähe von Comrie zum Ausbruch kommt.

*

Hr. S. Harris legte der physikalischen Section die Resultate der auf Veranstaltung der Association zu Plymouth und Devonport angestellten meteorologischen Beobachtungen vor. Die große Masse der Beobachtungen hatte es unmöglich gemacht, einen vollständigen Bericht abzustatten, was erst für das nächste Jahr möglich seyn wird. Zwei Windmesser (Anemometer), einer von Whewell und ein anderer von Osler, waren in Anwendung gekommen. Aus den Beobachtungen bei dem ersten ergab sich eine Art Passatwind oder Luftströmung von Süden nach Norden; aus denen beim zweiten will man eine mittlere stündliche Intensität des Windes, welche eine ähnliche aber umgekehrte Ordnung wie der Barometer verfolgt, so wie eine stärkere und schwächere Luftwelle ableiten, die jeden Tag eintritt, und somit zwei Maxima und zwei Minima der Windstärke erzeugt. Man scheint mit diesen Resultaten sich noch keineswegs befriedigt zu fühlen, und wird

auch wohl auf kein besseres kommen, als bis es gelungen ist, die atmosphärischen Erscheinungen des atlantischen Oceans genauer zu erforschen, und mit denen weiter im Norden in Zusammenhang zu bringen. Diese Untersuchungen sind indeß keineswegs beendigt, und es sind Fonds zu ihrer Fortsetzung angewiesen.

*

Hrn. Scott Russells Bericht über die Fluth in Frith of Forth und an der Ostküste Schottlands ist sowohl wegen der Resultate als hauptsächlich auch wegen des Umfangs der Beobachtungen merkwürdig. Seit Jahren schon dauern diese Beobachtungen fort, und immer zeigten die Beobachtungen des vorhergehenden Jahres die Nothwendigkeit einer Fortsetzung. Jetzt glaubt man endlich zu einem genügenden Resultat gelangt zu seyn. Man hat gleichzeitige Beobachtungen von etwa 24 Stationen von Newcastle und Shields bis hinauf nach Inverneß angestellt, und zwar oft mehrere Monate lang alle fünf Minuten. Man hatte zu dem Ende gedruckte Formeln nach allen Stationen gesendet, die jedesmal ausgefüllt werden mußten. Jeden Tag um Mittag wurden diese ausgefüllten Formate mit der Post nach der Centralstation gesendet, hier verglichen und zusammengestellt, so daß man ein Bild der Fluthwelle erhielt, wie sie sich längs der ganzen Küste zeigte. Früher schon haben Lubbock und Whewell die Phänomene der Fluth hinsichtlich der erzeugenden Ursache, des Einflusses von Sonne und Mond in den verschiedenen Entfernungen und Richtungen dieser Himmelskörper mit großem Erfolge untersucht, und man konnte mit Hülfe der Ergebnisse dieser Untersuchungen die Zeit des Hochwassers und die jedesmalige Höhe der Fluth mit unerwarteter Genauigkeit vorhersagen; es kam aber noch darauf an zu bestimmen, welchen Einfluß die Gestaltung des Meeresufers so wie die Flußmündungen und Buchten und die Tiefe der See auf die Erscheinungen der Fluthwelle ausüben. Wo die See tief, das Ufer offen und steil ist, zeigt sich die Form der Fluthwelle symmetrisch und entspricht den Berechnungen von Laplace, wo er sagt, daß das Wasser im Steigen und Fallen gleiche Bogen eines verticalen Kreises in gleicher Zeit bedecke, aber bei der Annäherung an ein seichtes Ufer und bei der Wanderung längs einer abschüssigen (shelving) Küste wird die Fluthwelle mannichfach gebrochen und bei schmalen Durchgängen (channels) auch stark gehoben. Bei flachen Ufern und hauptsächlich innerhalb der Flußmündungen zeigt sich ein besonderes Phänomen, was die Seeleute „bore" nennen, wobei das Wasser mit großer Gewalt, viel rascher als ein Dampfboot, fortrollt. Hr. Scott Russell erklärt dieß aus dem Umstand, daß wenn die Fluthwelle aus tiefer See plötzlich einem untiefen Ufer sich nähert, der obere Theil der Fluthwelle sich überstürzt und in reißendem Laufe vorwärts dringt. Schließlich ging er noch auf den Umstand ein, daß an der Ostküste Schottlands und Englands, namentlich an dem Frith of Forth, sich eine doppelte Fluth ergibt, was dem jetzt nicht mehr zu bezweifelnden Daseyn einer zweiten, um einen Tag ältern Fluthwelle, die von Süden heraufkommt, zugeschrieben wird.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

(Fortsetzung.)

2. Die Herzegowina

ist in geologischer Hinsicht eines der merkwürdigsten Länder durch die große Zahl der Bäche und Flüsse, die sich in Schlünden verlieren, welche bei den Slawen Ponor, bei den Griechen Katabothron heißen; sie bildeten wahrscheinlich in früherer Zeit zahlreiche Seen ohne Ablauf. Die Erscheinung findet sich auch, wiewohl in geringerem Maaßstabe, im westlichen Montenegro, in Bosnien und im türkischen Croatien, aber nur im österreichischen Croatien, in Dalmatien und Krain findet sie sich außerdem in großem Maaßstab. Dieß seltsame Verlaufen der atmosphärischen Gewässer ist noch überdieß durch zufällige Verstopfungen der Canäle oder Eröffnung neuer Abläufe so mannichfachen Wechseln unterworfen, daß man nicht erstaunt seyn darf, auf den Karten Bäche oder Seen an Orten angegeben zu finden, wo nach einigen Jahren oder in anderer Jahreszeit, als die geographische Aufnahme gemacht wurde, sich keine mehr finden. Schon aus dem Daseyn dieser zahlreichen, theils ganz, theils halb geschlossenen Senkungen läßt sich abnehmen, daß das gesammte Land ziemlich hoch ist, und daß die Ketten kaum zu scheiden sind; indeß ist doch die Hauptkette diejenige, welche von dem oben bei Montenegro erwähnten Lukavitza aus erst nordwestlich, dann westlich läuft. Diese Kette theilt zum mindesten die Gewässer nach der Seite von Croatien und Bosnien hin, und erreicht an manchen Stellen eine Höhe von 6 bis 7000 Fuß. Ein Hauptpunkt in derselben ist der Berg Porim in der Nähe der bekannten Stadt Mostar. Diese Stadt liegt an einem geographisch merkwürdigen Punkt: alle Nebenzweige der Hauptkette, auch die Fortsetzung der Pomorska Planina, ebenso die von Nordwesten aus Dalmatien herstreichenden Berge laufen in der Mitte der Provinz plötzlich aus, um der Narenta ein ziemlich breites Thal offen zu lassen. Die Flüsse des nördlichen Theils, wenn sie überhaupt einen Ausfluß haben, fließen durchaus südöstlich, die des südlichen Theils nordwestlich; das Land also senkt sich von diesen beiden Seiten her gegen das Narentathal zu, und diese Senkung ist an einigen Orten sehr stark, so daß z. B. der Berg Porim ins Narentathal auf einmal über 3000 Fuß hoch abfällt. Die Seekette und die Nebenketten hören also hier völlig auf, und nur die Hauptkette unmittelbar nordwärts von Mostar läuft ununterbrochen fort.

Es ist diese Senkung in der Mitte des Landes um so auffallender, als die Uferkette im Norden und Süden allmählich wieder zu 3000 Fuß ansteigt, und der übrige Theil des Landes, wie oben bemerkt, aus lauter in der Mitte eingesenkten Hochflächen zu bestehen scheint, die keinen offenen Wasserablauf haben; so das Bassin von Gatzko im Südosten, ein flacher Weidedistrict von einer Stunde Breite und 2 bis 3 Stunden Länge in einer Höhe von 2500 Fuß, so im Nordwesten Livno u. s. w. Die in den Boden versinkenden Gewässer des erstern Bassins sollen in der Nähe von Trebigne, etwa 10 Stunden davon, wieder hervortreten. Diese Ebenen sind mit Ausnahme der wenigen

Flußthäler allein der Cultur fähig, die Bergkämme sind felsig und bloß mit Gebüsch bedeckt, Waldungen aber finden sich nur auf den höchsten Ketten im Osten.

Ueber die Regierungsverhältnisse dieses Landstrichs bemerkt Boué folgendes: „Der Pascha der Herzegowina, Ali Pascha von Stolacz, ist wie es scheint in diesem Augenblick der einzige Pascha der Türkei, der sein Geburtsland verwaltet — eine durch die Gewalt der Umstände gebotene Abweichung von der gewöhnlichen Regel und selbst von den alten Verträgen mit Bosnien. Der Sultan hat für ihn das Paschalik geschaffen, zum Lohn für seine Dienste gegen die Bosnier, als er nur noch Ayan von Stolacz war, welchen Platz jetzt sein Sohn einnimmt. Man hat ihm von den 36 Gerichtsdistricten Bosniens 12 verliehen, und zwar das Land an der Ostseite von Montenegro, welches in Folge hievon sowohl durch herzegowinisches als bosnisches Gebiet von Serbien getrennt ist. Vielleicht geschah dieß auch zum Theil, um die Macht des Pascha von Bosnien zu brechen. Man hat Ali Pascha öfters beschuldigt, er suche so unabhängig wie möglich von der Centralregierung zu bleiben, und zeige sich durch seine große Strenge nach altem türkischem System als ein Feind der Christen. Ali Pascha scheint uns aber ein Pascha der alten Zeit zu seyn, d. h. ein energischer Mann, der zu befehlen versteht. Er hat eine gemischte, unruhige, von verschiedenen Emissären insgeheim bearbeitete Bevölkerung zu regieren, und es ist ganz natürlich, daß er den tactlosen Maaßregeln, welche das sogenannte reformirte Cabinet des Sultans ergreift, nicht sehr hold ist. Die Kleiderveränderung scheint vielleicht ihm, dem alten Krieger, von geringer Bedeutung. Ohne seine Schnelligkeit im Kopfabschneiden billigen zu wollen, glauben wir, daß man den Namen eines guten Pascha nicht bloß denjenigen Türken geben darf, welche die gefährlichsten Anschläge gegen ihren Herrn ungestraft fortspinnen lassen. Ali Pascha ist vielleicht manchen gebornen Feinden der Türkei sehr ungünstig gesinnt, ohne darum aufzuhören, seine Provinz in türkischer Weise gut zu verwalten. Der Sultan wäre gerettet, wenn er seine unthätigen, räuberischen oder unwissenden Paschas gegen Leute vertauschen könnte, welche mit der Energie Ali Pascha's die großartigen Ansichten eines wahren Administrators verbänden." Man muß gestehen, daß die Lage der Herzegowina der Art ist, daß sie den Verstand und die Energie eines solchen Mannes in vollem Maaße in Anspruch nimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Baschkiren.

Luganski (wenn wir nicht irren, der Pseudonym des bekannten russischen Schriftstellers Dahl) theilte in dem Moskwitanin (Nr. 1 v. d. J.) unter dem etwas sonderbaren Titel Baschkirskaja Rusalka *) einige Nachrichten über dieß Volk und seine Literatur mit, die um so willkommener sind, als man bisher selbst über die Herkunft dieses Volks nicht im Klaren war. Wahrscheinlich ist dasselbe eine Mischung tatarischer, mongolischer und tschudischer Stämme, sie selbst aber leiten sich bald von Nogaiern, bald von Burätten ab, und einige Sagen machen Dschingischan zu ihrem Ahnherrn. Seit alten Zeiten ist dieß Volk, das sich selbst Baschkurt nennt, mit den Meschtscheräken verbunden, bildet ein leichtes Truppencorps (Kosakenheer) von mehr als 200,000 Mann, und wohnt vom Uralgebirge bis zum Jaik, zum großen Ik, der Bjelaia und Kama. Ein Theil der Baschkiren führt noch ein nomadisches Leben, ein anderer Theil hat sich in Dörfern angesiedelt. Die erstern beschäftigen sich mit der Viehzucht und der Jagd der wilden Thiere, die andern bauen das Feld, treiben Bienenzucht und verschmelzen in ihrer Lebensweise mehr und mehr mit den Tataren. Ihre Sprache ist auch eine tatarische oder türkische Mundart. In ihr sind die Gedichte des Volks abgefaßt, die aus kurzen vierzeiligen Versen bestehen, von denen die beiden ersten gewöhnlich ein Bild, eine Fabel oder eine Allegorie enthalten, die zwei letzten aber die Anwendung auf die Wirklichkeit. Die Melodien dieser Lieder zeigen Traurigkeit und Verzagtheit, sind lang gedehnt, lauten aber angenehm. Ihre jetzige Religion ist der Islam, indeß finden sich bei den wandernden Baschkiren noch viele abergläubische Meinungen und Sagen, in denen ein böser Geist Div-Pari und die Dschins *) eine große Rolle spielen. Der Verfasser theilt mehrere derselben mit, und schildert zugleich die Orte, an welche sie sich knüpfen.

*) Rusalka bedeutet bei den Ostrussen eine Nymphe, und ist schon mehrfach als Journaltitel gewählt worden.

*) Diese Namen, die theils persisch, theils arabisch sind, scheinen zu beweisen, daß die Sagen ihnen auch großentheils von Süden her zugekommen sind.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

5. Die Serinjolas.

(Fortsetzung.)

Es ist wahr, daß sie weniger Kinder haben, als in Europa der Fall zu seyn pflegt. Die Ursache davon ist aber nicht Gleichgültigkeit oder Unvermögen, sondern sie ist von Umständen bedingt. Die Weiber begleiten die Männer sehr häufig auf ihren Kriegs- und Jagdzügen, wobei die Schwangerschaft ihnen sehr lästig werden muß. Sie gebrauchen deßhalb ein Erzeugniß des Pflanzenreichs, das nicht nur Abortion bewirkt, sondern noch eine beträchtliche Zeit nach dem Gebrauche die Empfängniß verhütet. Während dieser Züge sind sie vielerlei Ungemach, den äußersten Anstrengungen und Entbehrungen ausgesetzt. Selbst in ihrer Heimath ziehen sie ihre Nahrungsmittel einen Theil des Jahres hindurch aus der Nachlese der Wälder, d. h. mit andern Worten, sie haben einmal im Jahre eine Hungersnoth zu erleiden. Wie bei allen Thieren, wenn das Weibchen schlecht genährt ist und beide, das Männchen und Weibchen, gleichem Mangel ausgesetzt sind, die Zeugungskraft weniger thätig und fruchtbar wird, so ist dieses auch bei den Menschen der Fall, und man darf sich daher nicht wundern, wenn die Ehen der mit allem möglichen Ungemach, Hunger und Anstrengungen kämpfenden Indianer weniger fruchtbar sind, als die der wohlgenährten, meist mit allen Bequemlichkeiten versehenen Europäer. Dasselbe indianische Weib, welches mit einem Weißen verheurathet ist, bei dem sie und ihre Kinder keinen Mangel leiden, sie nicht zu übermäßigen Arbeiten gezwungen ist

und ihren festen Wohnsitz hat, gebäret und bringt eben so viele Kinder groß, als die weißen Weiber. Es sind Beispiele bekannt, daß sie in solchen Verhältnissen ein Duzend und mehrere Kinder zeugten.

Diese Andeutungen mögen genügen, um die Behauptung des französischen Naturforschers, daß es dem amerikanischen Wilden an Inbrunst für das weibliche Geschlecht mangele, zu würdigen. Um inzwischen über den Charakter, die Sitten und Lebensweise der Indianer möglichst genaue Nachrichten zu sammeln, habe ich mich bemüht, Mittheilungen über dieses höchst interessante Volk von Männern zu erhalten, die ebenfalls längere Zeit unter Indianerstämmen lebten und in deren Wahrheitsliebe nicht der geringste Zweifel gesetzt werden konnte. Bruder Hilario hatte versprochen, mir solche Mittheilungen zukommen zu lassen. Während meines Aufenthalts in Rio ritt ich daher eines Tages zu seinem Kloster hinüber, wurde dort wie ein alter Bekannter aufgenommen und erhielt ein in portugiesischer Sprache geschriebenes Manuscript, da ihm diese Sprache am geläufigsten geworden war, aus welchem ich folgenden Auszug mitzutheilen mir erlaube:

„Es ist bereits eine Reihe von Jahren her, als ich und ein portugiesischer Franciscanermönch uns in Para befanden, um uns dort zu einer Mission unter die wilden Ureinwohner vorzubereiten, welche die weiten Regionen des Amazonenflusses und seiner mächtigen Arme bewohnen. Der Gouverneur war von der Regierung angewiesen, uns bei diesem Unternehmen allen möglichen Vorschub zu leisten und ausgerüstet mit allen zu einem solchen Vorhaben nöthig erachteten Mitteln, traten wir die gefährliche Reise an. Ich war damals im Besitze der vollen Manneskraft, mein Körper war durch die frühern kriegerischen Anstrengungen gestählt und ein Muth, der vor keinem Hindernisse und keiner Gefahr zurückbebt, beseelte mich und meinen Begleiter. Diese Naturgaben wurden auch auf eine harte Probe gestellt. Lassen Sie mich schweigen von den vielen Ungemächlichkeiten, die wir auf dieser Fahrt zu überwinden hatten. Wir segelten längere Zeit den Maranhon hinan und außer der Schiffsmannschaft hatte uns der Gouverneur eine Abtheilung von acht Soldaten unter einem Unterofficier mitgegeben.

Endlich liefen wir in den Madeira, einen Nebenfluß des Maranhon, ein. Die ersten acht Tage bekamen wir nichts als undurchdringlichen Wald zu sehen und schwimmende Inseln umgeworfener Baumstämme, auf welchen ganze Colonien von Kaimans und Schlangen hausten, legten unserer Schifffahrt kein geringes Hinderniß in den Weg. Eines Abends, als wir, wie gewöhnlich, Anker geworfen hatten und unser Schiff an einer Bucht an einer holzlosen Prairie lag, bemerkten wir am Saume eines nicht sehr entfernten Waldes mehrere Feuer, die uns die Nähe der Wilden ankündigten. Die Wilden schienen unser Schiff nicht bemerkt zu haben, auch vermieden wir alles, was ihnen unsere Ankunft hätte verrathen können, und nachdem wir die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln getroffen hatten, um einen etwaigen Ueberfall zu verhindern, erwarteten wir mit Ungeduld den kommenden Morgen. Kaum graute dieser, als wir einen großen Haufen der Wilden von Männern, Frauen und Kindern gewahrten, welche aus der Ferne uns beobachteten.

Ich ließ mich jetzt mit dem Glaubenszeichen, dem Kreuze, in der Hand ans Ufer setzen, um den Versuch zu einer Annäherung zwischen uns und den Wilden zu machen. Vier Bewaffnete begleiteten mich. Die Wilden zogen sich anfangs zurück, unser Winken brachte sie jedoch bald wieder zum Stehen. Ich ließ jetzt meine Begleiter zurück und näherte mich ihnen allein und waffenlos. Endlich und, wie ich aus der Ferne wahrzunehmen glaubte, nach einer langen und lebhaften Debatte unter den Wilden kamen mir zwei Greise und vier mit Keulen und Bogen bewaffnete Krieger entgegen. Es war ein schöner Menschenschlag, der außer dem Gürtel ganz nackend ging. Sie waren jetzt ganz in meiner Nähe und ich nahm, um ihnen zu imponiren, so viel Würde als möglich an. Meine Kenntniß mehrerer indianischen Sprachen, auf deren Studium ich einige Jahre mit beharrlichem Fleiße verwendet hatte, leistete mir jetzt vortreffliche Dienste: ich konnte mich den Wilden wenigstens verständlich machen. Ich hielt eine lange, mit pomphaften Bildern ausgeschmückte Rede an sie, worin ich ihnen sagte, daß ich von einem mächtigen Häuptling der Weißen abgesandt sey, um ihnen das reine Wort des Schöpfers des Himmels und der Erde zu verkünden und sie in allerlei nützlichen Kenntnissen zu unterrichten. Des großen Königs und meine Absicht sey, ihren physischen und geistigen Zustand zu verbessern und zu veredeln, und daß ich als ein Bote des Friedens unter sie trete, der ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme, und schloß endlich die über eine halbe Stunde währende Rede damit, daß ich ihnen ankündigte, es würde zwar jenem großen Häuptling, meinem Gebieter, ein Leichtes seyn, durch zahlreiche Heere seinen Willen geltend zu machen, allein sein großes, menschenfreundliches Herz, das nur Liebe und Güte fühle, verschmähe die Gewalt, und er wünsche nur, durch Worte und friedliche Ermahnungen sie zu überzeugen, daß er ohne Eigennutz von dem Wunsche durchdrungen sey, ihr Bestes und ihr Glück zu befördern; jede üble Behandlung, die ich oder meine Begleiter von ihnen zu erdulden haben möchte, würde jedoch schwer gerächt werden, und daß die Weißen hiezu die Gewalt besäßen, wollte ich ihnen sogleich beweisen, da sie den geflammten und verderbenträchtigen Donner in der Hand hielten.

Ich hielt das Kreuz bei diesen letzten Worten hoch über mein Haupt und dieß war das verabredete Zeichen, denn in demselben Augenblick erdröhnte von dem im Angesicht der Wilden auf dem Flusse liegenden Schiffe ein schwerer Kanonenschuß, der eine unbeschreibliche Wirkung auf die Indianer machte. Der Haufen der Indianer in der Ferne stob auseinander und meine wilden Zuhörer fielen vor Schrecken bleich zu Boden und stierten bestürzt bald mich, bald das Schiff an. Sie glaubten in mir ein mächtigeres Wesen zu erblicken, und es kostete mir keine geringe Mühe, ihre Besinnung durch freundliche Zusprache wieder zurückzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Fluth auf den Sandwichinseln. In der Sitzung der französischen Akademie vom 4 September theilte Hr. Arago ein Schreiben aus den Sandwichinseln mit, welches eine im Jahre 1837 vorgefallene Erscheinung beschreibt. Das Meer senkte sich plötzlich um ungefähr 6 Fuß, dann kehrte es zurück und bildete eine wahre Mauer von 20 Fuß Höhe, die alles, Häuser, Bäume u. s. w., mit sich fortriß; mehrere Personen kamen dabei gleichfalls ums Leben. Das Merkwürdigste ist aber, daß das Meer zwar zu Honolulu wieder in seine alten Gränzen zurücktrat, auf den andern Inseln aber ein höheres Niveau als vorher einnahm. Der Verfasser des Briefes glaubt, es sey durch einen unterseeischen Vulcan eine Senkung des Bodens erfolgt, welche Meinung indeß Arago nicht theilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 September 1843.

Der Tempel zu Ramiseram.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Dieser Tempel steht auf einer kleinen Insel zwischen Ceylon und dem festen Lande von Indien. Die Insel ist etwa drei Stunden lang und halb so breit; nach der Sage war sie einst mit Hindostan und Ceylon verbunden, was durch den langen Felsenkamm so wie durch die zahlreichen Inseln und Untiefen zwischen beiden einige Bekräftigung erhält. Der Hauptlandungsplatz befindet sich an einem Punkte, der etwa dritthalb Stunden von dem Tempel entfernt ist. Wenn man auf einem der zahlreichen Klepper oder Esel, die zur Bequemlichkeit der Pilger hier in Bereitschaft gehalten werden, nach dem Tempel hinreitet, sieht man auf dem Wege zahllose kleinere Tempel und heilige Teiche, die meist gut erhalten und zum Theil sehr beachtenswerth sind. Alles scheint anzudeuten, daß die Stelle auf der man wandelt, heiliger Boden ist: der zu religiösen Zwecken erbaute Weg, die Schaaren von Pilgern zu Fuß und zu Pferd, die nach dem weit berühmten Tempel wallfahrten, die Menge der religiösen Gebäude und vor allem die Zahl der Priester in weißen fließenden Gewändern mit den Emblemen ihrer hohen Kaste und ihres heiligen Berufs auf der Stirne, alles stimmt zur Ehrfurcht und veranlaßt selbst den stolzen Europäer die müden Pilger die ihn umgeben mit mehr als gewohnter Achtung zu betrachten. Dieß Gefühl steigt noch bei dem ersten Anblick des Tempels, der in ernster Größe sein mächtiges Haupt über das kleine Dorf erhebt. Der heilige Bau ist von einer hohen Mauer eingeschlossen, die nur auf der Ost- und Westseite einen Zugang gewährt. Der äußere Anblick des hohen Baues straft seinen Ruf nicht Lüge, und der ferne Wanderer fühlt sich nicht getäuscht, allein die Neugierde das Innere zu schauen läßt ihn selten lang an dem äußern Umkreis verweilen.

Wir traten mit einer Schaar Pilger durch das östliche Thor hinein, und fanden den innern Raum durch lange schmale Gänge, welche sie in rechten Winkeln schneiden, in große Quadrate und Rechtecke getheilt. Innerhalb derselben befinden sich entweder heilige Teiche oder irgend ein Tempel. Die Pilger steigen in die Teiche, welche man eben so vielen Teichen von Bethesda vergleichen kann, auf großen steinernen Treppen hinab, die alle eine Seite einnehmen und diesen Bädern ein prächtiges Ansehen geben. Das Baden geschieht hier in der Art, daß man sich von einem andern einen irdenen Krug, Tschatty genannt, wiederholt über den Kopf ausgießen läßt; fehlt ein solches Gefäß, so ducken sie sich mehrmals schnell nach einander in das Wasser, bis sie sich gehörig erfrischt fühlen. Das laute Plätschern des Wassers und das fortwährende Summen des Gesprächs unter den Badenden würde die Andacht eines jeden stören, der minder vertieft in religiöse Betrachtungen wäre, als die Pilgrime gewöhnlich sind. Die kleinen Tempel, welche die Zwischenräume dieser heiligen Teiche füllen, sind ziemlich gleichförmig und einfach, ihre hohen spitzigen Thürme machen aber einen höchst angenehmen Eindruck, und die langen Galerien zwischen denselben erregen das Erstaunen der Reisenden, theils wegen der ungeheuren Steinplatten, theils wegen der zahlreichen riesenhaften Bilder und Statuen, welche die ganze Länge derselben zieren. Die Statuen sind die von Wischnu, Siwa und mehreren andern Hindugöttern, die theils liegend, theils stehend, meist in letzterer Stellung, abgebildet sind; einem kritischen Auge möchte manche dieser Figuren grotesk genug erscheinen.

Ein großer Theil des innern Raums ist von dem übrigen Gebäude abgeschieden, und in diesen heiligen Raum darf der europäische Ungläubige nicht eintreten, aber von innen tönt fortwährend Musik hervor, und hie und da erblickt man die dunkeln Augen einer der den Chor bildenden Vestalinnen, wenn zufällig der Vorhang gehoben wird.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

(Fortsetzung.)

3. Bosnien.

In Bosnien oder vielmehr an der Gränze Bosniens und Albaniens ist der Knoten des Gebirges, der Mons Scordus der Alten. Hier schließen die Berge den See von Plawa ein,

während auf der Außenseite dieser kraterartigen Einsenkung die Flüsse nach allen Seiten abfließen. An diesem Bergkreis sind die Quellen von zehn bedeutenden Flüssen, ferner sieben Zuflüsse des albanesischen Drin und vier des etwas nördlich von letzterem sich ins Meer ergießenden Bojana. Zu den oben erwähnten zehn Flüssen gehören die bei Montenegro erwähnten, nämlich Moratscha und Zem mit ihren Zuflüssen, sodann Ibar, Ratschka, Wappa, Lim, Tara, Piva u. s. w. Letztere zeigen die Richtung, welche die Abdachung des Landes nimmt, am deutlichsten an, indem sie in Längenthälern gegen Nordwesten ziehen. Zu dem obigen Bergkreis gehört in einem weiten Umfang auch noch die gleichfalls kraterförmige Einsenkung um Novibazar her, welche den militärischen Hauptpunkt des Landes bildet. Diese Einsenkung ist zwar nicht ganz geschlossen, aber die Entwicklung des Landes, welche im Allgemeinen gegen Nordwesten geht, hat noch nicht begonnen, darum fließen die Gewässer, welche den Ratschka bilden, zum Theil in südlicher und südwestlicher Richtung, und der Ratschka bahnt sich seinen Ausweg aus den Bergen gegen Osten, um sich erst später gegen Nordwesten zu wenden. Hier ist also auf einer Breite von 8 bis 10 und einer Länge von 10 bis 12 Meilen der große Knoten der Berge, wie er sich sonst nirgends in der Türkei findet.

Aus der spätern Richtung des Ratschka ersieht man, daß die Eröffnung des Landes gegen Nordwesten geht, gegen Südwesten ist das Land wie mit einer Mauer geschlossen, die nur wenige Durchgänge hat. Südbosnien steht mit Oberalbanien nur durch vier Pässe in Verbindung, den am Berg Glieb, zwei am Schalia und Prokletia, und endlich am Troiha-Berg zwischen Guzinieh und den Quellen des Zem. Der niederste von diesen ist noch 4500 Fuß hoch; noch einige andere sind weit gefährlicher und beschwerlicher. Die natürlichste Verbindung zwischen Bosnien und Albanien wäre durch Montenegro, aber dieses verwehrt allen Durchgang, der hier am leichtesten wäre durch die merkwürdige Bergspalte der Peruschka, welche ins Moratscha-Thal hinüberführt. Aehnliche Bergspalten finden sich auch weiter gegen Norden in der Herzegowina, so der Durchbruch der zwischen dem Dormitor und Lukawitza entspringenden Sutschesa, die nach nordwestlichem Lauf auf einmal nordöstlich sich wendet und bei Fotscha das Gebirge durchbricht. Weiter nordwestlich mehren sich die Pässe, aber keiner ist unter 3000 Fuß, so daß der Verkehr mit der Herzegowina nicht viel minder schwierig ist als der mit Albanien. Oestlich ist Bosnien durch die Drina begränzt, welche eine tiefe Spalte zwischen den Gebirgen Serbiens und Bosniens bildet. Man hat aus der Höhe mehrere Stunden hinabzusteigen, bis man die Thalsohle derselben erreicht.

Das Land zwischen der Drina und den Gebirgen gegen Herzegowina, Montenegro und Albanien hin erscheint als ein ungeheures von Süden nach Norden geneigtes Plateau, das sich im Süden an 6—7000 Fuß hohe Berge anlehnt. Nur im Norden fallen die Berge Bosniens allmählich ab gegen die Ebenen längs der Save und Unna, und doch ist auch hier der Uebergang nicht unmerkbar, sondern häufig ziemlich schroff. In diesem bosnischen Bergland, über das viele Kämme und von schroffen Ufern oder nackten Gipfeln umschlossene Hochflächen noch besonders hervorragen, zeigen sich der allgemeinen Abdachung des Landes gemäß zahlreiche Längenfurchen, die von Südost nach Nordwest laufen und immer mehr an Tiefe abnehmen. Außer diesen Längenthälern finden sich noch andere, die von Westen nach Osten oder von Westsüdwest nach Ostsüdost laufen; sie sind alle kürzer als die erstern, und im Grunde nur Querspalten im Gebirg, aber merkwürdig als Durchbrüche von Flüssen durch die Längenketten. Die große Zahl dieser Durchbrüche gibt dem oberbosnischen Lande ein schachbrettförmiges Aussehen, da unaufhörlich bald mehr, bald minder geschlossene Senkungen in den dadurch gebildeten Vierecken sich finden. Die meisten bewohnten Orte liegen auch in solchen Senkungen, oder an ihrem Rande hin, so daß, um sich von einem Orte nach dem andern zu begeben, fast immer mehr oder minder hohe Mauern zu übersteigen sind. Die bedeutendsten dieser kraterartigen Senkungen sind die von Krupagu, Usdiha, Poshega und die schon oben erwähnte von Novibazar. Die erstere hat eine absolute Höhe von 882 Fuß, und ist von Bergen umgeben die eine Höhe von 2000 Fuß haben; Ushiha, das von 3000 Fuß hohen Bergen beherrscht ist, hat schon eine absolute Höhe von 1000 Fuß, und Novibazar von 1257. Die so merkwürdige und politisch wichtige Senkung um Novibazar ist von vier großen Ketten umgeben, die sich nur gegen Nordosten öffnen, während gegen Südwesten der große Bergknoten ist, dessen wir anfangs erwähnten. Noch höher als die Senkung von Novibazar ist die etwas westwärts gelegene von Senitza, eine ovale, nur etwas über eine Stunde im Umfang haltende Ebene von 2083 Fuß Höhe, die noch von einem Fluß bewässert ist, während eine weiter nordostwärts liegende Hochfläche völlig trocken liegt. Man kann deßhalb sagen, daß dieser Landstrich statt der Berge und Thäler durch terrassenartig auf einander folgende Bassins und zum Theil wasserlose Hochflächen bezeichnet ist.

Erwägt man, daß Bosnien solchergestalt im Südwesten fast völlig geschützt ist, daß es gegen Südosten gleichfalls (von Obermösien her) wenig zu fürchten hat, daß vielmehr das Land nur gegen Norden und Nordwesten, also gegen die christlichen Mächte hin offen ist, so muß man sich verwundern, daß es nicht Serbien in der Unabhängigkeitserklärung vorangegangen ist, sondern immer noch unter türkischer Hoheit steht. Der Grund liegt hauptsächlich darin, daß der Adel mohammedanisch geworden ist, und somit in Zwiespalt mit seinen theils russisch-griechischen, theils katholischen Untersassen gerieth. Uebrigens ist die geographische Gestaltung des Landes wesentlich geeignet die Herrschaft einzelner Häuptlinge (Capitanis) zu befördern; die verschiedenen mehr oder minder von Bergen eingeschlossenen Senkungen dienten als so viele Bezirke, in welche die Bevölkerung sich schied. Jetzt ist es zwar der türkischen Regierung durch ein lange fortgesetztes System gegenseitiger Aufreizungen gelungen, sich der meisten Capitanis zu entledigen und diese nach Asien zu transportiren, allein sie haben dadurch nur die Abneigung des Volkes gegen sich gesteigert, und diese äußert sich in zahlreichen Aufständen, worin Christen und Moslems

gegen die türkischen Paschas, welchen eine verhaßte albanesische Miliz zur Seite steht, gemeinschaftliche Sache machen. Man kann bis zu einem gewissen Grade die ganze Geschichte Bosniens aus seiner physischen Gestaltung ableiten. Die Vereinzelung der verschiedenen Genossenschaften macht sie zur Beute jedes mächtigen Nachbars, und sie waren vor der türkischen Eroberung eine Provinz des serbischen Reichs. Darum warf sich der Adel, als Ungarn, selbst bedrängt, das Land nicht mehr schützen konnte, gewissermaßen den Türken in die Arme, nahm den Islam an, stellte sich seit jener Zeit den Serbiern feindlich gegenüber, und die Kämpfe der Serbier um ihre Unabhängigkeit, welche sie auch gegen die Angriffe der Bosnier vertheidigen mußten, haben die gegenseitige Animosität nur vermehrt. Man hat den Bosnier immer als einen trotzigen Moslem und einen unversöhnlichen Feind der Christen dargestellt; dieß ist aber nur mit großer Beschränkung wahr: der Bosnier ist wie alle Bergvölker auf seine Unabhängigkeit stolz und unbändig, sonst aber gastfrei, freundlich und dankbar für geleistete Dienste. Er ist zum Aufstand geneigt, weil die Türken zu oft räuberisch verfahren, aber da er zugleich roh und unwissend ist und keine Kenntniß des Kriegswesens besitzt, nicht einmal die, welche der Albanese hat, sondern sich nur auf seinen persönlichen Muth verläßt, so ist er fast immer durch die Türken wieder geschlagen worden, und deßhalb, eingeschlossen von feindlichen Völkern, von Montenegrinern, Serbiern und Albanesen, ein wenn auch widerwilliger Unterthan der Pforte geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige astronomische Erscheinung.

Der Schiffslieutenant Leps, welcher die französische Gabarre Vigie commandirt, meldet aus Gorée in einem Schreiben vom 15 Junius an Hrn. Arago folgendes: „Am 1 April befand ich mich zu Cap Coast Castle, und besuchte dort den Gouverneur, Hrn. Mac Lean, der sich viel mit Astronomie beschäftigt, und mir von einer Erscheinung erzählte, die seiner Ansicht nach zum mindesten eben so interessant, wo nicht interessanter als die eines Kometen ist, welcher aber leider die Astronomen Europa's nicht folgen können. Er versicherte mich, daß der Stern η des Sternbildes Argo, der ein Stern zweiter Größe ist, jeden Tag an Glanz zunehme, und bald die Größe und den Glanz eines Sternes erster Größe erreichen werde, z. B. des Canopus, der nicht sehr entfernt davon ist. Ich sah auch in der That, daß diese beiden Sterne den gleichen Glanz hatten, da ich aber früher keine Beobachtung hatte anstellen können, so kann ich nicht mit Bestimmtheit versichern, ob sich die Sache ganz so verhält." (Echo du Monde Savant vom 10 Sept.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

5. Die Serinjolas.

(Fortsetzung.)

Sobald mir dieses gelungen war, sandte ich sie mit der Aufforderung zurück, ihren Häuptling von dem, was sie gehört und gesehen hatten, in Kenntniß zu setzen und mir seine Antwort zu bringen. Ich beschenkte sie darauf mit Perlenschnüren, Glaskorallen, Spiegeln und andern Kleinigkeiten, die ich zu diesem Zweck mitgenommen hatte und deren Besitz ihnen große Freude zu machen schien. Die sechs Männer waren bei dem sich indessen wieder versammelten Indianerhaufen angelangt, wo eine lange Berathung statt zu haben schien. Nach Verlauf von einer Stunde kehrten sie mit großem Geschrei, ihrem gewöhnlichen Friedensgruß, zurück, umringten mich und führten mich in die Hütte des Häuptlings, die sich bloß durch ihre Größe vor den übrigen schmucklosen Wohnungen des Indianerdorfes auszeichnete. Ibitracatu, wahrscheinlich um mir eine hohe Idee von seiner Würde beizubringen, hatte die Zwischenzeit benutzt, um sich festlich herauszuputzen. Er war ein großer, muskulöser Mann, Gesicht, Brust und Arme waren tättowirt und eine Lage rother Farbe bedeckte Stirn, Wangen und Hals. Das Nasenbein war durchbohrt und die in die Oeffnung gebrachte Adlerfeder gab ihm ein beschnurrbartetes Ansehen. Der Knorpel im Ohre war fast rund herausgeschnitten, wodurch die mit zwei großen Muscheln behangenen Ohrläppchen eine Verlängerung bis fast auf die Schultern erhielten. Das Haupthaar war kahl abgeschoren bis auf einen Büschel auf der Scheitel, welcher zusammengebunden, steif pomadisirt und mit bunten Federn geschmückt war. Um die Mitte des Leibes trug er einen Gürtel von rothen und blauen Arrasfedern, der bis auf die Schenkel reichte. Im übrigen war er ganz nackt. Er saß auf einer Unzenhaut und lud mich mit einem Zeichen der Hand ein, ihm gegenüber am Boden auf einer Schilfmatte Platz zu nehmen. Nachdem er mir eine Kokosschale voll eines Getränkes gereicht hatte, das eine auf das Sensorium berauschend wirkende Kraft äußert und von den Wilden aus der Maniocawurzel auf eine höchst ekelhafte Weise bereitet wird, machte ich ihm ebenfalls mit unsern Absichten bekannt, was denn abermals in einer langen, pathetischen Rede geschah.

Nach einer ziemlich langen Pause erhob sich Ibitracatu, um ebenfalls eine Probe seines Rednertalentes abzulegen, denn unter diesen Wilden geschieht alles mit vielen Ceremonien. Er holte ziemlich weit aus, schilderte die Verdienste seiner Familie bis ins vierte Glied in aufsteigender Linie und kam dann auf seine eigenen Thaten zurück, bei deren Schilderung er mit sichtlichem Vergnügen weilte. Die lange Rede, welche keine geringe Wirkung auf die anwesenden Krieger und Alten machte, schloß mit der Versicherung, daß er und seine Stammgenossen meinen Absichten nicht hinderlich seyn wollten und daß ich ihnen als Gast willkommen wäre. Ich vertheilte sodann meine Geschenke und der neue Freundschaftsbund ward durch einen langen Zug aus der Kokosschale, zu dem auch ich mich, wenn gleich mit dem größten Widerwillen, gleichfalls entschließen mußte, besiegelt.

Die Wilden haben Wort gehalten, und wir legten mit Erfolg Hand ans Werk der Bekehrung. Außer einigen kleinen Diebstählen, die sich dann und wann einer oder der andere anfangs zu Schulden kommen ließ, ist uns kein Leides von ihnen geschehen. Es wurde uns eine Hütte eingeräumt, wohin wir vorläufig unsere Effecten, Lebensmittel u. s. w. bringen ließen. Das Schiff kehrte nach einigen Tagen nach Para zurück und ich und der Franciscaner blieben allein unter den Indianern, deren Liebe wir immer mehr durch Freundlichkeit und liebevolle Worte zu gewinnen suchten. Unser erstes Werk war der Bau eines einfachen Gotteshauses, wobei uns die Wilden bereitwillig Hülfe leisteten, und bald prangte auf der Spitze desselben das Symbol des christlichen Glaubens, das Kreuz. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche eiserne Ausdauer

und fast unüberwindliche Schwierigkeiten es kostet, ein barbarisches Volk auf die Bahn der Gesittung zu führen. An den in den Jahren schon vorgerückteren Wilden mit ihren tiefeingewurzelten Leidenschaften und dem unbändigen Hange zu ihrer barbarischen Lebensweise scheiterten alle unsere Versuche, sie zu gesitteten Menschen umzubilden; dagegen aber fand der ausgestreute Samen in den Gemüthern der jüngern Generation einen fruchtbaren Boden, der die glücklichsten Früchte verhieß. An diese hielten wir uns, und als wir in der Indianersprache uns immer mehr vervollkommnet und sie mehr ausgebildet hatten, krönte der glücklichste Fortgang unsere Bemühungen. Besonders lieb gewann ich einen Indianerknaben mit vortrefflichen Naturanlagen, dem ich in der Taufe den Namen Paulo beilegte und der schnelle Fortschritte in allen Kenntnissen machte. Er bezeigte eine solche Anhänglichkeit und Liebe zu mir, daß er kaum mehr von meiner Seite wich.

Der Stamm, welchem wir das Evangelium predigten, waren die Serinjolas und stand noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur. Sie kannten die Weißen nur vom Hörensagen und hatten noch niemals Verkehr mit denselben gehabt. Ich hatte daher Gelegenheit, die Wilden in ihrem ursprünglichen Naturzustande zu beobachten. Sie waren ein schöner Menschenschlag, kriegerisch und freiheitliebend. Männer und Weiber gingen fast nackt und ein Schamgürtel machte ihre einzige Bedeckung aus. Ihre Wohnungen sind sehr einfach und von leichter Bauart, da die Milde ihres glücklichen Klima's eine solche gestattet. Sie bestehen aus Pfählen, welche in die Erde getrieben und mit Palmenblättern, Rohr und Zweigen bedacht und an den Seiten bekleidet sind. Gewöhnlich wohnen mehrere Familien beisammen, so wie überhaupt eine Art Gütergemeinschaft unter ihnen besteht. Sie schlafen gewöhnlich auf Matten oder Häuten wilder Thiere, doch bedienen sie sich auch wohl einer Hängematte. Ihre Gefäße sind von Holz und ihre Messer aus Feuersteinen, Muscheln u. s. w. verfertigt. Die Löffel machen sie aus den Hirnschädeln wilder Thiere und zum Kochen gebrauchen sie irdene Töpfe, in deren Verfertigung sie sehr geschickt sind. Der in ihren Augen schätzbarste Schmuck ihrer Hütten bilden die Kopfhäute ihrer erschlagenen Feinde, und wenn man die durch mancherlei Gründe unterstützte Hypothese gelten lassen will, daß Amerika vom nordwestlichsten Asien aus bevölkert worden ist, so mag der Gebrauch, die Feinde zu skalpiren, von den alten Scythen auf sie gekommen seyn, bei denen nach Strabo und andern griechischen Geschichtschreibern diese barbarische Sitte ebenfalls üblich gewesen seyn soll.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der amerikanischen Eingebornen ist die Farbe ihrer Haut und die Gleichmäßigkeit derselben durch die ganze Ausdehnung jener Erdveste. In der heißen Zone, sowohl in Asien wie in Afrika, haben die Bewohner entweder eine ganz schwarze oder nahe daran spielende Hautfarbe, und in Europa zeichnen sich die in dem nördlichen Theil dieses Welttheils lebenden Bewohner, z. B. Schweden, Engländer u. s. w., vor den südlichen Einwohnern, z. B. Italienern, Spaniern u. s. w., durch eine hellere Farbe aus. Bei den Ureinwohnern Amerika's findet man einen solchen Unterschied nicht: in dem heißen Erdgürtel gibt es keine schwarzen und in der gemäßigten Zone keine weißen Menschen. Alle ohne Ausnahme haben eine rothe kupferartige Farbe. Der Boden und der Abstand der Länder vom Aequator scheinen nur unmerkliche Nuancen in diesem allgemeinen Merkmale der amerikanischen Race hervorzubringen, dergestalt, daß man in dieser Rücksicht keinen sichtbaren Unterschied zwischen einem die höchsten Alpenstriche Peru's und die Niederungen des Orinoco bewohnenden Amerikaner oder einem unter der Mittagslinie oder 40° davon lebenden Indianer bemerkt.

Eine gleiche Uebereinstimmung findet man auch in der Bildung der Gesichtszüge und des Körperbaues. Die hauptsächlichsten Merkmale in dieser Hinsicht sind: eine kleine, niedrige Stirn, kleine Augen, eine schmale, spitze nach der Oberlippe zu gekrümmte Nase, ein breites, rundes Gesicht, langes, schwarzes, dickes und straffes Haar, wenig dünnes Barthaar, wohlgebildete Beine, kleine Füße und ein nicht sehr fleischiger, aber musculöser Körper.

Die ganze amerikanische Menschenrace zeichnet sich durch die Dicke der Haut und die Härte der Fibern aus — Eigenschaften, welche höchst wahrscheinlich in nicht geringem Maaße jene Unempfindlichkeit gegen körperliche Schmerzen, so wie gegen Hitze und Kälte erzeugt, wodurch sie ausgezeichnet sind. Bei den gräßlichsten Verwundungen, Quetschungen und Operationen geben sie selten Zeichen eines bedeutenden Schmerzgefühls zu erkennen. In allen diesen Fällen wird die Heilung schnell bewirkt, und sie scheinen dabei weit weniger von körperlichen Leiden angegriffen zu werden, als dieß bei Individuen von irgend einer andern Menschenrace der Fall zu seyn pflegt. Bald nach meiner Ankunft unter den Wilden wurde meine ärztliche Hülfe von einem Indianer in Anspruch genommen, der am Stein litt und operirt werden mußte. Diese schmerzhafte Operation pflegt in gewöhnlichen Fällen fünf Minuten zu währen, allein bei meinem Indianer war der Stein so in der Blase verwachsen, daß fast eine halbe Stunde erforderlich war, um denselben gehörig herauszulösen. Der Indianer ließ kein Geächz oder sonstige Aeußerungen eines bedeutenden Schmerzgefühls laut werden; nach einigen Tagen verlangte er nach Nahrung und in kurzer Zeit verließ er, vollkommen genesen, das Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Russificirung der Lappen. Eine Abhandlung über die Lappen in Finnland und im russischen Lappland von Castren und Lönnroth ist im Journal des russischen Ministeriums der Volksaufklärung (Julius 1843) erwähnt, und daselbst angeführt, daß diese Lappen, 1844 an der Zahl, sich bereits zur russisch-griechischen Kirche bekennen, was jedoch nicht verhindert, daß sie noch ihrem alten Aberglauben, namentlich der Zauberei, anhängen, daß sie ferner sich bereits russisch kleiden, das Russische so geläufig wie ihre Muttersprache reden und russische Lieder statt ihrer eigenen zu singen anfangen.

Die deutsche Philosophie in Frankreich. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat unter andern Preisfragen auch eine über die Entwicklung der Philosophie ausgeschrieben. Als am 2 September d. J. die Mitglieder sich versammelten, kündigte der Secretär an, daß der Termin für die Beantwortung der philosophischen Frage abgelaufen, aber nur ein einziges Memoire bei dem Secretariat niedergelegt worden sey. Dieß einzige kann freilich für sechs andere gelten, denn es umfaßt sechs dicke Bände über die deutsche Philosophie. (Echo du Monde Savant vom 10 Sept.)

Erdbeben in Guadeloupe. Nach einer officiellen Mittheilung im Echo du Monde Savant vom 10 September fühlte man auf Guadeloupe nach dem ersten zerstörenden Stoße am 8 Februar bis zum 31 Mai noch 71 andere, zum Theil nicht unbedeutende Stöße.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1843.

Eine Revue chinesischer Truppen zu Albasinsk in der Mandschurei.

Hr. Leontiew, welcher der russischen Mission in China beigegeben war, fand Mittel einer Revue chinesischer Truppen in der Mandschurei beizuwohnen, und hat davon eine Beschreibung gegeben, der wir folgendes ausheben.

„Die Soldaten begaben sich einzeln, die Officiere in Cabriolets (tsche) an den Ort, wo die Revue statt finden sollte. Einige Soldaten hatten Bogen und Pfeile in der Hand, andere trugen sehr kleine Gewehre auf der Schulter, und manche, die wahrscheinlich nur den Haufen vermehren sollten, hatten gar keine Waffen. Am Thore der Stadt, das nur halb geöffnet war, untersuchte die Wache mit Hülfe von Papierlaternen diejenigen, welche hinausgehen wollten. In den Vorstädten kamen wir durch einige enge Gäßchen nach der Ebene Yan-schen-wa, wo wir die Kanonen aufgestellt fanden. Ich war neugierig dieselben zu untersuchen, da das ganze Reich noch nicht im Stande ist, solche zu gießen,*) und die welche vorhanden sind, den Holländern **) abgenommen oder unter der Leitung der (katholischen) Missionäre vor mehr als einem Jahrhundert gegossen wurden. Ich untersuchte sie und fand, daß sie auf hölzernen Laffeten mit vier Rädern ruhten und mit Stricken voller Knöpfe festgebunden waren. Ich war nicht wenig erstaunt, ging zu einem andern Geschütz und mein Erstaunen nahm zu, als ich fand, daß die Laffeten selbst ihre Festigkeit nur den Stricken verdankten, mit denen man sie zusammengebunden hatte. Um eine Kanone zu laden, nimmt man eine gewisse Menge Da-pao, d. h. ein grobes Pulver, das aus gestoßenen Kohlen mit sehr wenig Salpeter und Schwefel besteht; das Zündloch wird mit einem bessern Pulver angefüllt, bei welchem der Salpeter vorherrscht, und das Anzünden geschieht vermittelst einer Lunte von zusammengedrehtem Papier; wenn das Feuer sich der Ladung mittheilt, fängt der Da-pao an zu flackern, die Kanone bewegt sich vor- und rückwärts, und erst eine Minute nachher geht der Schuß los.

„Auf das Kanonenfeuer folgten die Uebungen mit dem kleinen Gewehr, aber nur etwa ein Zwanzigstel der Soldaten schoß, wobei die Mitte der Linie anfing und das Feuer an den beiden Flügeln aufhörte; jede Reihe feuerte besonders, und machte zuvor unter dem Schall der Cymbeln eine Bewegung vorwärts. Dieß wiederholte sich sechsmal. Dann machte jede Reihe eine Bewegung rückwärts, feuerte abermals, und nahm dann wieder ihre vorige Stellung ein. Hier begann dann ein allgemeines Rottenfeuer, wobei die hintern Reihen sehr hoch schossen, um ihre Cameraden nicht zu treffen. Solchergestalt endete das Exercitium von 20,000 Mann Infanterie.

„Während dieser Uebung war die Reiterei, die Officiere wie die gemeinen Soldaten, links und rechts vom Guandi (Oberbefehlshaber) versammelt, neben den in Form kleiner Bogen aufgestellten Fahnen. Diese Cavallerie begab sich auf ein Zeichen mit den Tamtams in der vollständigsten Unordnung nach der entgegengesetzten Seite, die, welche gut beritten waren, weit voraus, so daß die schlecht Berittenen große Mühe hatten ihnen zu folgen. Mit dieser Debandade schloß die Revue. Die Befehlshaber gingen fort, darauf die Corpscommandanten, die Officiere und Soldaten ohne irgend eine Ordnung zu beobachten. Diejenigen Soldaten, welche mit Gewehren bewaffnet waren, trugen einen Leibrock von blauem, weiß eingefaßtem Nanking; dieß unterschied sie von denen, die ohne Waffen waren und nur in die Reihe traten, um die Zahl zu vermehren. Unter Gewehr muß man einen dicken, eisernen Cylinder verstehen, welcher aus Mangel an Reinlichkeit ganz schwarz und ohne Ladestock und Batterie an einem Gewehrkolben befestigt ist. Die Batterie ist durch ein kleines, am Ende gespaltetes Eisenstäbchen ersetzt, in welchem eine mit Salpeter getränkte Papierlunte sich befindet, mit der man das Pulver auf der Pfanne anzündet.“

*) Dieß ist bekanntlich ein Irrthum, wie sich aus den Schilderungen des Kriegs mit den Engländern ergibt.

**) Wahrscheinlich auf Formosa.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

(Fortsetzung.)

4. Albanien.

Das Ufergebirge, welches von den Alpen an dem Meere folgt, erfährt zum erstenmal einen Durchbruch durch die Mündung der Narenta. Wir haben das Auffallende dieser Erscheinung bei der Herzegowina erwähnt; noch auffallender aber ist, daß diese Uferkette unter dem Namen Pomorska Planina sich nochmals auf 3000 Fuß Höhe erhebt, um bis zum Bassin des Scutarisees und des Drins wieder ununterbrochen fortzulaufen. Von hier an wechselt die Gestaltung des Gebirgs. Die Umgegend des Sees bietet deutliche Spuren einer starken Niveauveränderung dar, denn er ist von einer Art Terrassen umgeben, seine Ufer steigen gegen Westen ziemlich steil, gegen Osten, also ins innere Land hinein, nur sehr allmählich an, so daß alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß der See einst einen viel größern Raum bedeckte, und durch die weite Ebene der Moratsche bis über den Zem hinauf sich ausgebreitet haben muß. Zwischen der Bojana, dem Ausfluß des Sees ins Meer und dem Drin sind nur unbedeutende Hügel von etlichen hundert Fuß Höhe, und beide Flußthäler bilden zusammen die große Lücke, die man hier im Gebirg bemerkt. Der Drin selbst zeigt aber noch eine merkwürdigere Erscheinung in seinem obern Laufe, indem er unmittelbar südlich von dem großen Gebirgsknoten zwischen Albanien und Bosnien sich einen Weg durch die Berge bahnt, und nachdem er lange am Ostabhang der nordalbanischen Berge aus dem See bei Ochrida hingeflossen, plötzlich sich gegen Westen wendet. Diese Durchbrechung der Hauptkette ist noch wichtiger als der Durchbruch der Narenta, und hat ohne Zweifel geologische Gründe, die bei näherer Erforschung des Gebirgs sich zweifelsohne herausstellen werden.

Man theilt gewöhnlich Albanien in drei Theile, in Unter-, Mittel- und Niederalbanien oder Epirus. Man rechnet Oberalbanien bis Elbessan oder eigentlich bis zum Geber Balkan und Cavajo, Mittelalbanien bis zu den Bergen Tomor und Scrapari, Niederalbanien bis zum Meerbusen von Arta. Richtiger aber vereinigt man wohl Nord- und Mittelalbanien zu Einem Ganzen, und nimmt den Fluß Lum, der gerade nördlich von den Bergen Scrapari und Tomor hinläuft, als Gränze zwischen Nord- und Südalbanien an. Von der Berglücke am Drin bis zur Quelle des Lum am Sbeke-Berg lauft das Gebirge ganz gerade in nordsüdlicher Richtung herunter. An diesen Hauptstock schließt sich ostwärts eine etwa 15 Stunden breite, mit zahlreichen, theils ganz, theils halbgeschlossenen Einsenkungen bedeckte Hochebene hin (die jedoch nicht eigentlich zu Albanien gehört), westlich aber laufen einzelne Zweige gegen das Meer hin aus und geleiten die Flüsse in fast unverändert westlichem Laufe ans Meer. Dieß Nordalbanien ist der wildeste, zum Theil nie ganz von den Türken bezwungene Theil Albaniens, wie die Mirditen, die Malsore, die Dukaschinen und katholischen Mati u. s. w., welche ihre Tapferkeit und die Armuth ihrer Berge gleichmäßig schützten.

Von den Quellen des Lum und dem Berg Sbole an wendet sich der Hauptstock des Gebirgs, der bisher eine völlig nordsüdliche Richtung mit westlichen Ausläufern beibehalten hatte, mit einemmal südöstlich bis zu der Bergkette, welche Thessalien von Griechenland scheidet und von dem Golf von Arta in westöstlicher Richtung nach dem Golf von Zeitunt hinüberläuft. Janina ist in diesem ganzen Lande der Hauptpunkt, der Knoten, von dem fast alles ausgeht. Nordwestlich von diesem Punkte ziehen die Bergketten und die Flüsse nordwestlich, parallel dem Meere und der innern Hauptkette, südlich von Janina ergießen sich die Gewässer nach kurzem südlichem Lauf ins Meer. Die Wichtigkeit Janina's ist also keineswegs zufällig, sondern in der physischen Gestaltung des Landes begründet. Die Umgegend von Janina bildet wieder eine ähnliche Einsenkung, wie sie sich weiter im Norden in Bosnien und Herzegowina so oft zeigen, und wie sie weiter im Osten in den Bassins von Ochrida, Castoria, Prespa u. s. w. vorkommen, und zum Theil gleichfalls einen unterirdischen Ablauf haben, wie der aus zwei Theilen, dem See von Scutari und dem Labschistas bestehende Janina-See selbst, der an seinem südwestlichen Ende in einen Schlund, hier Boinikowa (oder auch Katabothron) genannt, sich ergießt, und erst tiefer in Südwesten wieder zum Vorschein kommt, um dem Kalamas zuzufließen, während ein zweiter Ausfluß am südlichen Ende dem Golf von Arta zuströmt.

Die westlichste Kette dieses Gebiets ist die akrokeraunische; sie ist kurz und läuft nur von dem Golf von Avlona längs dem Meere bis Chimera hin; sie ist nieder, wenig bewaldet, namentlich am Meere, wo sie nur eine Reihe steiler Kalkfelsen darbietet. Die zweite Kette ist nordöstlich von der Suschitza, an welcher im Nordwesten Ali Pascha's Geburtsort, Tepedelen, liegt, während im Südosten die Höhen von Suli den Schluß machen, und bis zu 3000 Fuß ansteigen; dagegen einige Höhen von mehr als 4000 Fuß im Nordosten vorkommen. Die dritte Kette ist diejenige, welche beim Berge Scrapari beginnt, südwestlich von der Wojutza begleitet wird, und bis gegen Janina hinläuft; sie ist zwischen Kliusura und dem Berge Ergenik (Silberberg) von der Konitza durchbrochen, welche mit den Argyropotamo (Ergentfluß)*) die Wojutza bildet. Die übrigen Ketten, welche südlich von der Konitza und dem Tomor laufen, sind kürzer und mehr unterbrochen, aber die Höhen sind bedeutend, der Tomor z. B., welcher ziemlich einzeln steht, erreicht eine Höhe von mehr als 5000 Fuß. Das ganze Land, keineswegs so gebirgig und unzugänglich wie Nordalbanien, ist doch so mannichfach durchzogen, daß es jedem fremden Eroberer die größten Hindernisse entgegensetzt, und vielleicht mehr wie irgend ein anderes zum kleinen Kriege geeignet ist. Wenn man von Albanien hört, so ist auch gewöhnlich dieses Südalbanien gemeint, das die wechselvollsten Schicksale erfahren hat, und bei weitem mehr, wie Nordalbanien, mit den Griechen in Ver-

*) So nach der Karte, die mit dem Buche selbst gar nicht sonderlich genau übereinstimmt. Ueberhaupt ist letzteres vielfach ganz verwirrt geschrieben, und man hat Mühe, aus der Masse von Details die allgemeine Uebersicht herauszulesen.

bindung kam; die zahlreichen Albanesen, welche den eigentlichen Boden Griechenlands inne haben, sind aus Südalbanien gekommen. Wenn in der Türkei überhaupt noch von wichtigen Posten zur Erhaltung der Herrschaft die Rede seyn kann, so ist es der eines Pascha von Janina, welcher ganz Südalbanien regiert, und dem auch Thessalien untergeordnet wurde.

Die Albanesen sind dasjenige Volk, aus dem die Türkei noch die meisten Soldaten zieht, von denen viele nicht nach ihrem Vaterlande zurückkehren, sondern sich in andern Theilen der Türkei ansiedeln, daher die zahlreichen Arnautkiöi (Arnautendorf). Indeß hütet man sich, ihnen höhere Befehlshaberstellen anzuvertrauen. Die Albanesen, namentlich die Südalbanesen, verachten die Türken, und wissen recht gut, daß sie einst unter Scanderbeg, Ali Pascha und andern Anführern der ganzen Macht der Türkei Trotz geboten haben. Uebrigens ist das Beispiel mehrerer nordalbanesischen Stämme, welche gar keinen Tribut zahlen, äußerst lockend; auch haben sie sich, gleich den Bosniern, der Aushebung standhaft, zum Theil mit gutem Erfolg, widersetzt; die Mirditen haben gar keine Truppen geliefert, die Toskiden wollten nur als unregelmäßige Truppen dienen, um nach Gefallen zurückkehren zu können, indem sie sich durch andere Landsleute ersetzen ließen. Die Paschas sind in einer sehr fatalen Lage, sie können die Klagen der Albanesen nicht abstellen, ohne sich zu Konstantinopel zu Grunde zu richten, und haben doch nicht die Mittel, die Rebellen im Zaum zu halten. Janina ist, ebenso wie Scutari, halb zerstört, und seit Ali Pascha's Tode sehr entvölkert. Die ehemals einflußreichsten Beys sind im Jahre 1830 durch Hinterlist aus dem Wege geräumt worden; man hat diese Feudalherren durch Ayans ersetzt, und Albanien ist jetzt unter zwei mächtigen Paschas getheilt. Dennoch sind unternehmende Leute genug im Lande geblieben, wie denn einestheils der Pascha von Scutari von dem guten Willen der Malsoren und Mirditen abhängt, während sein College in Janina nur dadurch den Frieden behauptet hat, daß er die kecksten Bandenführer mit Gold und Ehrenstellen gewann. Fast allenthalben mußten die Bandenführer die Befehle der Pforte modificiren, um sich in ihren Posten zu behaupten und Aufständen vorzubeugen. In den letzten Jahren waren sie in Mittelalbanien mehrmals genöthigt, sich der Christen zu bedienen, um die moslemitischen Albanesen im Zaum zu halten. Zu Monastir in Macedonien — wie zu Nissa und Sophia gegen die Bulgaren — wird ein permanentes Lager unterhalten, um die Albanesen im Zaum zu halten, aber dieß hilft so wenig, daß selbst zu Dibre-Sibre, nur wenige Tagereisen davon, die Albanesen nach Gefallen schalten und walten, — obgleich dieß nicht mehr eigentlich albanesisches Land ist — ohne daß die Türken es hindern können. Das einzige, was die türkische Herrschaft noch einigermaßen aufrecht erhält, ist der Haß, welcher die einzelnen Stämme trennt, namentlich die Ghegas und Toskiden. Die geographische Lage des Landes und die zahlreichen Gebirge haben stets die Bewohner in sehr merklich verschiedene Stämme getheilt. Ein bestimmtes Streben nach Unabhängigkeit ist somit nicht vorhanden, aber Unterwürfigkeit eben so wenig und die Albanesen haben stets nur die schlimme Lage der Türken benutzt, um ihnen auf irgend eine Weise Geld abzupressen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

5. Die Serinjolas.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Beispiel von ihrer Standhaftigkeit und Verachtung körperlicher Schmerzen erlebte ich gleichfalls im Anfange meiner Mission. Die Serinjolas waren in beständige Kriege mit ihren Nachbarn verwickelt, die weit zahlreicher in jenen weiten Regionen leben, als man gemeinlich annimmt. Der gewöhnliche Antrieb zum Kriege, wenn nicht sonst ein zufälliges Ereigniß die Veranlassung dazu gibt, ist entweder den Tod einiger Stammgenossen zu rächen oder Gefangene zu machen, die ihnen beim Jagen und Fischen behülflich sind und die sie in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Einst brachten die Krieger von einem solchen Feldzuge sieben Gefangene aus einem Stamm ein, mit dem sie in tödtlicher Feindschaft lebten. Die Unglücklichen wurden zum Tode verurtheilt, und vergebens bot ich dießmal mein ganzes Ansehen auf, dieselben von dem furchtbarsten Martertode zu retten, denn es galt den Tod einiger Brüder zu rächen. Sie werden mir gewiß die Schilderung des entsetzlichen Schauspiels einer solchen Hinrichtung, zu welcher sich der ganze Stamm wie zu einer großen Feierlichkeit versammelt hatte und wovon die Erinnerung mir noch jetzt das Haar schaudernd zu Berge treibt, gern erlassen. Denken Sie sich auf der einen Seite die Anwendung aller Qualen eines langsamen Foltertodes, welche die raffinirteste Grausamkeit nur immer ersinnen mag, und auf der andern Seite eine durch nichts zu erschütternde Standhaftigkeit, mit welcher der Gepeinigte der schauderhaftesten Martern spottet, und Sie haben ein schwaches Bild einer solchen empörenden Scene. In der That scheint das ganze furchtbare Drama ein Wettstreit zwischen den Betheiligten, wer den andern überbietet, entweder die Peiniger durch Erfindung und Anwendung der gräßlichsten Qualen, oder der Verurtheilte, daß er sie mit einem übermenschlichen Stoicismus erduldet. Das entsetzliche Schauspiel des Marterns währt oft fünf bis sechs Stunden, ja die Lebenskraft des Wilden ist so zähe, daß oft Tage erfordert werden, ehe der Tod seinen Qualen ein Ziel setzt. Während dieser Martern setzt der Verurtheilte seinen Stolz darein, daß ihm keine Klage, kein Seufzer oder Geächz entfährt; ja er gibt sich das Ansehen, als ob er unbetheiligt bei dem ganzen Trauerspiele sey, und unterhält sich nicht selten in den kleinen Zwischenräumen seiner Qualen mit seinen Henkern über ganz gleichgültige Dinge, oder er erzählt seine eigenen Heldenthaten und droht ihnen mit der Rache, die sein Tod bei seinen Stammgenossen hervorrufen wird.

Man hat die südamerikanischen Wilden als verweichlichte, schwache, nur den sinnlichen Genüssen ergebene Menschen geschildert, allein ich versichere Ihnen, daß dieß keineswegs richtig ist, und daß sie mit einer unglaublichen Ausdauer körperliche Anstrengungen, Hunger und Durst ertragen können. Als wir, das Bekehrungswerk der Heiden fortsetzend, immer tiefer in die Wälder drangen und zu einem mit den Serinjolas befreundeten Stamme, den kriegerischen Piatis, gelangten, wurde ich

einst Zeuge der Prüfungen, denen sich der nach der Würde eines Häuptlings begierige Krieger unterziehen muß. Die Probe begann mit einem langen und strengen Fasten, wie es schwerlich ein Europäer aushalten würde. Sodann versammelten sich die Krieger und jeder gab dem Candidaten der Häuptlingswürde aus Leibeskräften drei Peitschenhiebe, wovon sein Körper ganz zerfleischt wurde. Nach einiger Zeit wurde seine Standhaftigkeit auf eine noch härtere Probe gestellt: man legte ihn mit gebundenen Händen in eine Hängematte und überschüttete ihn mit einer zahllosen Masse giftiger Ameisen, deren Biß die heftigsten Schmerzen und brennende Entzündung verursachte. Doch auch hiemit noch nicht zufrieden, bedeckte man ihn mit Palmenblättern und zündete unter seiner Hängematte ein Feuer von stinkenden Gräsern und Kräutern an, dessen Qualm und Rauch ihn zu ersticken drohten und wovon er fast gebraten wurde. Hätte er bei allen diesen Quälereien, die mancher mit dem Leben büßt, das leiseste Zeichen der Ungeduld oder auch nur des geringsten Schmerzgefühls blicken lassen, so würde er für immer entehrt und als der Ehre nicht würdig verworfen worden seyn. Der Wilde ertrug glücklicherweise alles, ohne auch nur einen Schmerzenslaut von sich zu geben, und als er seine Prüfung mit stoischem Muthe überwunden hatte, wurde er vom ganzen Stamme jubelnd begrüßt, und man erzeigte ihm alle die Achtung, welche ein barbarisches Volk seinem Oberhaupte zollt. So groß ist bei diesen Söhnen der Wildniß das ungezähmte, wilde Verlangen nach Ruhm und die wundervolle Gewalt einer frühen, dahin abzweckenden Erziehung, daß sie dem schrecklichsten Martertode trotzen, sobald es die Befriedigung dieses schon mit der Muttermilch eingesogenen, unbändigen Ehrgeizes gilt. —

So wie die amerikanischen Wilden auf eine auffallende Weise in ihrem Aeußern sich untereinander gleichen, ebenso ähnlich sind sie sich auch in Betracht der Geistesanlagen, des Charakters, der Sitten und Gebräuche. Alle Indianer finden ein besonderes Vergnügen darin, ihre Körper zu bemalen und das Rothe ist dabei ihre Lieblingsfarbe. Die gehörige Anordnung und Vertheilung der Farben ist bei diesen Naturmenschen eine Sache von großer Wichtigkeit, und kein europäischer Dandy kann in der Wahl seines Putzes sorgfältiger zu Werke gehen, als die Wilden bei dem Geschäfte des Bemalens, das oft einen Zeitaufwand von 4 bis 6 Stunden erfordert. Da der erste Versuch nicht immer nach Wunsch ausfällt, so wird derselbe wieder vertilgt und sie beginnen nach einem neuen Plane das Werk. Ist aber diese ihre Toilette glücklich zu Stande gekommen, so gibt es auch kein eitleres Geschöpf unter der Sonne, als ein solcher nach allen Regeln der Kunst und seines Geschmacks bemalter Indianer.

Der Charakter der Indianer wird ganz von den Verhältnissen ihrer Lebensweise bestimmt. Von Menschen, welche immer darauf bedacht seyn müssen, die Mittel einer precären Subsistenz zu erwerben, die von der Jagd und dem Fischfange sich nähren und mit ihren Nachbarn gewöhnlich im Kriege leben, also Leben, Ehre und alles, was ihnen theuer ist, durch die kleinste Unaufmerksamkeit gegen die Absichten ihrer Feinde einbüßen können — von solchen Menschen ist nicht wohl ein aufgeräumtes Temperament und ein leichter fröhlicher Sinn zu erwarten. Die Indianer sind deßhalb meistens bis zum Trübsinn ernst; sie haben nichts von jener gedankenlosen, leichtfertigen Flatterhaftigkeit, die so vielen Individuen der civilisirten Völker eigen ist, und sie verachten eine solche. Unbekannt mit den Künsten der Verfeinerung und des gesellschaftlichen Tones, worunter eine der wichtigsten die Gabe ist, gehaltlose Kleinigkeiten angenehm zu erzählen, redet der Wilde nur, wenn er etwas Wichtiges zu bemerken hat, und alle seine Worte, Gebärden und Blicke sind von Bedeutung. Selbst bei ihren Festen und Tänzen, welche letztere kriegerischer Art sind, herrscht ein gewisser Ernst vor, der sie niemals zu der ausgelassenen Fröhlichkeit und Zügellosigkeit hinreißt, die nicht selten bei den Gelagen der Europäer zu Excessen Anlaß geben. Erst als wir unsere Wilden in den Künsten des Friedens etwas unterrichtet, durch den Ackerbau an einen festen Wohnsitz gefesselt und sie dadurch den Sorgen eines unsichern Erwerbes überhoben hatten, schien eine weniger ernste Gemüthsstimmung sich ihrer zu bemächtigen. Männer, Frauen und Kinder vergnügten sich gemeinsam in unschuldigen Spielen miteinander oder machten beim Baden im Flusse allerlei lustige Capriolen.

Wie alle starken und uncultivirten Gemüther, treiben die Wilden ihre Liebe sowohl als ihren Haß auf das Aeußerste. Nichts kann die Wärme der Zuneigung und Anhänglichkeit für ihre Freunde übertreffen, zu denen sie alle diejenigen zählen, welche mit ihnen in demselben Dorfe leben oder im Bunde stehen. Unter diesen sind alle Dinge gemein, und sie sind stets bereit, ihren Freunden mit Gut und Blut zu dienen. Diese Stärke ihrer Zuneigung gibt sich besonders bei der Behandlung ihrer Todten kund. Wenn irgend einer aus dem Stamm stirbt, so wird er von allen betrauert. Selbst die Krieger, obgleich sie sich das Ansehen geben, als ob sie über alle menschlichen Zufälle erhaben seyen, weinen die bittersten Zähren beim Tode ihrer Kinder. Bei den Leichenbegängnissen werden viele Ceremonien beobachtet, welche den lebhaftesten Schmerz bethätigen. Kein auch noch so dringendes Geschäft wird früher verrichtet, als bis alle dem Verstorbenen schuldigen frommen Gebräuche beobachtet worden sind. Die Leiche wird gewaschen, gesalbt und bemalt. Sodann erheben die Weiber ein fürchterliches Klaggeheul, von Gesängen unterbrochen, welche die Thaten des Dahingeschiedenen und seiner Väter feiern. Die Männer drücken ihren Schmerz auf eine weniger extravagante Weise aus. Der ganze Stamm ist bei der Beerdigung gegenwärtig und die Leiche wird möglichst herausgeschmückt. An die Seite der Verstorbenen, welche die Serinjolas in sitzender Stellung begraben, legt man ihre Bogen, Pfeile und alles, was ihnen im Leben theuer war. Auch gibt man ihnen eine Quantität Lebensmittel mit, da man glaubt, daß sie solche auf der Reise in das indianische Paradies gebrauchen werden. Nach dem Leichenbegängniß ziehen sich die nächsten Verwandten des Verstorbenen in ihre Hütten zurück, um sich auf lange Zeit der Trauer hinzugeben. — Privatstreitigkeiten fallen nur selten unter den Wilden eines Stammes vor und werden bald geschlichtet.

Auf der andern Seite aber nährt der amerikanische Wilde gegen die Feinde seines Stammes oder gegen denjenigen, der ihn beleidigt hat, einen unversöhnlichen Haß, und dieser macht ihn bis zu einem unglaublichen Grade grausam und rachsüchtig. Er verbirgt seine Gefühle, scheint versöhnt, bis er durch irgend eine Verrätherei oder einen Ueberfall Gelegenheit findet, seine Rache auf eine furchtbare Weise zu vollstrecken. Keine Zeit vermag sein Rachgefühl zu sänftigen und keine Entfernung den Gegenstand seines Hasses zu schützen. Er überklimmt die steilsten Gebirge, durchkreuzt die undurchdringlichsten Wälder und durchwandert die grauenvollsten Einöden und Moräste, die Ungunst des Klima's, die Beschwerden der Wanderung und Hunger und Durst mit Freudigkeit und in der Hoffnung ertragend, seinen Feind zu überfallen und seine Rache zu sättigen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1843.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Ein Maskenball. — Morgenvisiten. — Räubereien.

Gestern am 5 Januar kam nach der Messe ein Besuch nach dem andern, namentlich viele Spanier, welche alle wissen wollten, ob ich nicht eine Poblana-Kleidung auf dem Maskenballe tragen wollte. Die Sache schien sie ganz außerordentlich zu interessiren. Zwei junge Damen von Puebla boten mir ihre Dienste an, um mir alle nothwendigen Einzelnheiten zu verschaffen, und machten einem kleinen Mädchen in meinem Dienst die Haare, um mir zu zeigen, wie sie geordnet werden sollten; sie erwähnten noch mehreres was fehle, und sagten mir, Jedermann sey erfreut über den Gedanken, daß ich in einer Poblana-Kleidung erscheinen würde. Ich war etwas erstaunt, daß Jedermann sich um die Sache kümmern solle. Um 12 Uhr kam der Präsident in voller Uniform, begleitet von seinem Adjutanten, und blieb etwa eine halbe Stunde sehr freundlich und artig wie gewöhnlich. Kurz darauf kamen noch mehr Visiten, und gerade als wir uns endlich zu Tische setzen wollten und alles beendigt glaubten, erschienen noch der Staatssecretär, der Kriegsminister, der Minister des Innern und einige andere vornehme Personen. Und was war der Zweck ihres Besuchs? Mich bei allem was heilig ist zu beschwören, ja nicht in einer Poblana-Kleidung auf dem Balle zu erscheinen. Sie versicherten mich, Poblanas seyen im allgemeinen *femmes de rien*, sie trügen keine Strümpfe und die Frau eines spanischen Gesandten sollte durchaus nicht, auch nicht für einen einzigen Abend, ein solches Costüm annehmen. Ich holte meine Kleider herein, zeigte, wie lang und anständig sie seyen, aber umsonst, und in der That — sie hatten ohne allen Zweifel Recht, und nur eine freundliche Gesinnung für mich konnte sie bewogen haben sich so viele Mühe mit meinem Ballanzug zu geben. So gab ich endlich nach und dankte dem Cabinetsrath für seine freundliche Warnung, obgleich ich fürchtete, daß ich mir für den Maskenball kein anderes Kleid mehr würde verschaffen können in diesem Lande der Zögerung, denn unser Gepäck war immer noch auf Mauleseln von Veracruz her unterwegs. Die HH. Minister waren kaum abgezogen, als mir Señor . . . . eine Botschaft von mehrern der vornehmsten Damen brachte, die ich zum Theil gar nicht kannte, und die ihn ersuchten, mich als eine Fremde von den Gründen in Kenntniß zu setzen, welche die Poblana-Kleidung namentlich bei einer öffentlichen Gelegenheit, wie dieser Ball, verwerflich machten. Ich war in der That froh, einem solchen Mißgriff entgangen zu seyn. Gerade als ich mich zum Mittagessen ankleidete, brachte man mir noch ein Billet, bezeichnet *reservada* (privatim), dessen Inhalt mich nicht wenig in Verwunderung setzte. Ich habe jedoch seitdem gehört, daß der Schreiber desselben Don José Arnaiz ein alter Mann ist, der eine Art Privilegium in der Gesellschaft genießt und sich in alles mischt, die Sache mag ihn angehen oder nicht. Das Billet lautete folgendermaßen: „Die Kleidung einer Poblana ist die einer ausschweifenden Frau. Die Gemahlin eines spanischen Ministers ist eine Dame in jedem Sinne des Wortes; wie sehr sie auch schon sich vergeben haben mag, sie sollte weder als Poblana noch sonst in einer Rolle erscheinen, als in ihrer eigenen. So sagt zu Señor Calderon José Arnaiz, der ihn ausnehmend hochschätzt."

Da also die Poblanakleidung beseitigt war, und ich mich in ein leicht zu fertigendes Costüm werfen mußte, so wählte ich das einer tugendsamen römischen Bäurin, was einfach genug war, um in Einem Tage gefertigt zu werden, ein weißes Hemd, rothes Leibchen mit blauen Bändern und einen hinten viereckig aufgelegten Spitzenschleier, bei welchem Kopfputz ich bemerken muß, daß es bei den Indianern sehr gewöhnlich ist, ein Stück Zeug viereckig gefaltet auf dem Kopf zu tragen; da sie es gar nicht befestigen, so kann ich mir nicht recht vorstellen, wie sie forttrotten können, ohne es fallen zu lassen.

Wir gingen nach dem Theater und fanden den Eingang, obgleich mit Equipagen angefüllt, sehr ruhig und ordentlich. Der erste Anblick beim Eintreten war außerordentlich hübsch und in der That sehr unterhaltend. Der Ball, welcher zum Vortheil der Armen gegeben wurde, stand unter Leitung mehrerer vornehmen Damen, aber der ursprüngliche Schmutz und der schlechte Zustand des Theaters waren so arg, daß sie, um es nur einigermaßen anständig herzustellen, fast den ganzen Ertrag aufgebraucht hatten. Erwägt man alle diese ungünstigen

Umstände, so war die Einrichtung sehr gut getroffen. Schöne Lustres waren an die Stelle der Laternen mit Unschlittkerzen gehängt worden, und ein seidenes Dach bedeckte in Zeltform den ganzen Ballsaal. Das Orchester war ziemlich gut und die Logen angefüllt mit Damen, an denen sich eine unendliche Mannichfaltigkeit chinesischer Creppshawls und eine wahre Monotonie von Diamantohrringen bemerken ließ. Da der Ball öffentlich und also die Gesellschaft nicht sehr erlesen war, so fehlte es nicht an geschmacklosen, wenn auch kostspieligen Kleidungen. An Schweizer- und schottischen Bauern, so wie an Bauern aller Art, an Türken, Hochländern u. s. w. war kein Mangel, aber die Charaktermasken waren in Ueberzahl da und spielten eine arge Rolle; eine Frau trug ein kurzes blaues Seidenkleid, unter welchem ein schöner, purpurfarbener atlassener Unterrock hervorstand; das Ganze war mit einer gelben bogenförmigen Garnitur eingefaßt, und sah aus, wie die Zeichen des Thierkreises. Alle trugen Diamanten und Perlen, Alte und Junge, ja selbst kleine Kinder, deren Anzahl nicht gering war.

Da die Gesellschaft zu gemischt war, so konnte man diesen Ball nicht als solchen gelten lassen, wo man die vornehme Gesellschaft beisammen sehen kann, denn viele der fashionabelsten Damen saßen in den Logen, und manche mochten wohl in ihren gewöhnlichen Kleidern hübscher ausgesehen haben, als in den ihnen ungewohnten Masken. Im Ganzen genommen sah ich nur einzelne auffallende Schönheiten, wenig Anmuth und sehr wenig Tanzkunst. Man bemerkte zu viel Sammt und Seide, und die Kleider waren zu überladen, die Diamanten zwar prächtig, aber oft schlecht gefaßt; die Kleider im Vergleich mit der wirklichen Mode oft abgeschmackt kurz, und die Füße, obgleich meist sehr klein, in noch kleinere Schuhe gezwängt, was der Zierlichkeit beim Gehen und Tanzen schadete. Indeß sah ich viele feurige Augen, schöne Hände und Arme, wahre Modelle für einen Bildhauer, namentlich die Hände, aber wenig frische Gesichtsfarbe. Der Ballsaal war außerordentlich kalt, und der alte üble Geruch des Theaters keineswegs beseitigt; ich glaube wirklich, daß alle Wohlgerüche Arabiens dieß nicht zu thun im Stande gewesen wären. Nachdem ich eine Zeitlang herumspaziert war und die Ballcostüme hinreichend bewundert hatte, setzte ich mich, da ich ganz durchgefroren war, in die Loge einer Freundin, und hüllte mich in meinen Mantel. Wir blieben bis drei Uhr Morgens und schlugen alle Erfrischungen aus, obwohl eine Tasse heiße Chocolade nicht übel am Platze gewesen wäre. An einem andern Orte des Hauses war ein Zimmer für das Abendessen eingerichtet, ich glaube aber nur für Herren. Als ich hinausging, sah ich eine gute Anzahl Damen am Arm ihrer Herren, ganz bedeckt mit Schmuck wie sie waren, bei den Lampen anhalten und ihre Cigarren anzünden. Ich selbst brachte von dem Ball eine Erkältung nach Hause, die mich acht Tage ins Bett sprach.

Während dieser Zeit kamen eine Menge Besuche, und ich erstaunte nicht wenig über die Pracht von Diamanten, Perlen, Seide, Atlaß, Blonden und Sammt, in denen die Damen ihre ersten Etikettebesuche machten. Einige dieser Kleidungen will ich erwähnen, nicht als ob sie prächtiger gewesen wären als andere, sondern nur weil ich mich derselben besser erinnere. Die Marchesin de San Roman, die viel in Europa gereist war, und sehr viel Talente und Kenntnisse besitzt, trug das große Kreuz des spanischen Marie-Louise-Ordens; sie ist aus einer edlen venetianischen Familie und die Tante des Herzogs von Canizzaro; ihre Kleidung bestand in einem sehr reichen Ueberrock von genuesischem Sammt, schwarzer Blondenmantille und einem glänzenden Diamantenschmuck. Sie scheint von sehr schwacher Gesundheit und ist einer der letzten Reste des alten vicekönigl ichen Hofes. An ihrer Stelle ist ein neues Geschlecht emporgewachsen, dessen Sitten und Art sehr wenig von der vieille cour an sich haben, namentlich sind die Frauen der Militärs, die aus der Revolution entsprungen sind, unwissend und voller Ansprüche. Gräfin v. S—o trug ein Unterkleid von reichem violettem Atlaß, Rock von schwarzen Blonden, gleichartige Mantille, Diamantenohrringe, fünf oder sechs große Diamantenbrochen zur Festhaltung der Mantille, Halsband von großen Perlen und ein Diamantensevigné. Señora B...a, die Frau eines Generals, ausnehmend reich und das schönste Weib in Mexico: Kleid von Purpursammt, ganz mit Blumen von weißer Seide überstickt, kurze Aermel und gesticktes Corsett, weiße Atlaßschuhe und Strümpfe à jour; eine breite Falbala von Mechlener Spitzen erschien unter dem kurzen Sammtkleid. Eine Mantille von schwarzen Blonden war mit drei Diamantagraffen befestigt; außerdem Diamantohrringe von außerordentlicher Größe, ein schöngefaßtes Diamanthalsband von unermeßlichem Werth, ein Perlenhalsband, das auf 20,000 Duros geschätzt war, ein Diamant-Sevigné, eine Goldkette, die dreimal um den Hals ging und auf die Knie herabfiel, an jedem Finger zwei Diamantringe, nebst kleinen Uhren. Da keine andere Kleidung eben so prächtig war, so will ich damit meine Beschreibung schließen, und bemerke nur, daß keine mexicanische Dame mir jemals ohne Diamanten ihren Morgenbesuch machte. Sie haben wenig Gelegenheit ihre Juwelen zu zeigen, so daß ohne solche durch die Etikette gebotene Morgenbesuche die Diamanten unbenutzt in den Schränken liegen bleiben würden.

Kürzlich machte man einen Versuch in unser Haus einzubrechen, aber unser kleiner Hofhund hielt sich so tapfer, und bellte so stark, daß alles erwachte und die Räuber ohne weitern Schaden, als eine dem Hund beigebrachte Wunde, Reißaus nehmen mußten. Dieß erinnert mich an einen Vorfall, der sich vor nicht langer Zeit in dieser Nachbarschaft zutrug, nämlich die Ermordung des schweizerischen Consuls, Hrn. M. Er war zugleich Lederhändler; eines Morgens, als er eben seinen Thürhüter mit einem Auftrag ausgeschickt hatte, fuhr ein Wagen vor, und drei Herren verlangten mit ihm über Geschäfte zu sprechen. Er bat sie einzutreten, und es erschienen ein General in Uniform, ein junger Officier und ein Mönch. Hr. M. fragte nach ihrem Begehr, als plötzlich der General ihn packte, während die andern die Thüre verriegelten. „Wir wollen nichts von Ihren Waaren, sondern Ihr Geld," rief der General. Der arme Mann, ganz verblüfft über das Gewerbe seiner Kunden, versicherte sie, er habe nur wenig Geld in

seinem Hause, öffnete aber seine Casse, in der sich jedoch nur wenige hundert Dollars befanden. Als sie sahen, daß er wirklich nicht mehr geben könne, rüsteten sie sich zum Fortgehen, aber der Mönch sagte: „wir müssen ihn umbringen, sonst wird er uns erkennen.“ — „Nein, sagten die Officiere, „laß ihn, und komme.“ — „Geht,“ erwiederte der Mönch, „ich folge,“ wandte sich um und stieß dem Consul den Dolch ins Herz. Dann stiegen die drei wieder in den Wagen und jagten davon. Wenige Minuten später kam der Thürhüter zurück, fand seinen Herrn im Blute gebadet, und eilte nach einem benachbarten Spielhause, um Lärm zu machen. Einige Herren eilten herbei, Hr. M... starb aber eine Stunde nachher, nachdem er Kleidung und Aussehen seiner Mörder nebst dem Wagen genau beschrieben hatte. So gelang es der verkappten Mörder habhaft zu werden, und auf Betrieb des damaligen Gouverneurs, Grafen E..a, wurden sie verhaftet und unserm Hause gegenüber aufgehängt, nebst einem wirklichen mexicanischen Obersten, der ihnen gefällig seinen Wagen zur Expedition geliehen hatte. Selten findet hier das Verbrechen eine so rasche Strafe.

Graf E...a war als Gouverneur der Stadt berühmt wegen seiner Energie in el perseguimiento de los ladrones, wie man sich ausdrückt. Bei einer Gelegenheit führte ihn sein Eifer etwas weit. Mehrere Räubereien waren in der Stadt begangen worden, und er hatte von der Regierung einen Wink erhalten, daß die Straflosigkeit der Thäter als ein Beweis angesehen werden würde, daß er im öffentlichen Dienst lau geworden sey. Als er wenige Tage später durch die Stadt ritt, bemerkte er einen notorischen Räuber, der, sobald er ihn erblickte, mit der Schnelligkeit eines Pfeils in eine andere Straße entfloh. Der Gouverneur jagte ihm nach, der Räuber eilte nach dem großen Platze von Mexico und stürzte sich in die Kathedrale. Der Graf galoppirte ihm nach, packte ihn und zog ihn aus seinem Versteck in der Nähe des Altars hervor. Diese Entweihung der Kirche wurde wie natürlich streng getadelt, aber man konnte, wie der Gouverneur bemerkte, ihn nicht mehr der Nachlässigkeit im Dienste zeihen.

Beleuchtung der Schiffe auf dem Meere.

Seit einigen Monaten stellt man zu Toulon Proben an mit einer Beleuchtung der Schiffe auf der See, um dem in neuerer Zeit wieder öfters vorgekommenen Zusammenstoßen der Schiffe vorzubeugen. Die Proben, die man anstellte, geschahen mit Sideralgas, und diese Beleuchtungsart besteht darin, daß man Aether vermittelst eines Stromes von Sauerstoffgas verbrennt. Das Sauerstoffgas wurde in metallenen Behältern an Bord gebracht, in denen man es um mehrere Atmosphären zusammengedrückt hatte. An jedem dieser Behälter war eine Büchse von etwa einem halben Litre angeschraubt, welche Aether enthielt, den das Gas beim Ausströmen durchziehen mußte. Ein Regulator war dem Behälter angefügt, um dem Ausströmen des Gases und dadurch der Flamme Gleichförmigkeit zu geben. Der Druck war durch einen Manometer angezeigt. Ein Reflector aus silberplattirtem Kupfer war angefügt und konnte nach jeder beliebigen Seite gerichtet werden. Im Brenn dieses Reflectors brannte die Mischung von Aether und Gas, und ein Stück Kalk von der Größe einer Nuß war durch einen Platinadrath darin festgehalten. Manchmal nimmt man auch statt des Kalkes Magnesia. Proben wurden am 14 Julius und 7 September angestellt, und andere sollen in größerem Maaßstabe im October folgen. Das Schiff war auf 7 bis 8 Kabellängen so glänzend beleuchtet, daß man alle Signale deutlich sehen, und das Licht so stark, daß man auf diese Entfernung hin lesen konnte. (Constitutionnel vom 11 Sept.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

5. Die Serinjolas.

(Schluß.)

Unter allen amerikanischen Stämmen, auf welcher niedrigen Stufe der Barbarei sie auch immer stehen mögen, ist eine Art Regierungsform eingeführt, welche mit geringen Abweichungen bei allen wilden Völkerschaften gleichförmig ist. Die Ursache dieser Gleichförmigkeit ist daraus zu erklären, weil die Lebensweise und Sitten der Indianer fast allenthalben dieselben sind. Ohne Künste, Reichthümer und die Bedürfnisse verfeinerter Lebensgenüsse, welche die mächtigen Werkzeuge der Unterjochung und Abhängigkeit in civilisirten Staaten bilden, hat der amerikanische Wilde nichts, wodurch er sich vor seinen Brüdern auszeichnen könnte, als die Ueberlegenheit seiner persönlichen Körper- und Geisteseigenschaften. Allein wo alle dieselbe Erziehung genießen werden sie auch alle in dieser Beziehung sich ziemlich gleich bleiben und dieß zu seyn auch wünschen. Deßhalb ist Freiheit die vorherrschende Leidenschaft des amerikanischen Wilden, und unter dem Einflusse dieses Gefühls ist ihre Regierungsweise gesicherter als durch die weisesten politischen Anordnungen. Sie sind indessen weit entfernt, jede Autorität zu verschmähen: sie hören auf die Stimme der Weisheit, welche dem Alter die Erfahrung gelehrt hat, und da diese die einzige Quelle der Erkenntniß unter einem barbarischen Volke ist, so genießen die Aeltesten des Stammes ein großes Ansehen; auch unterwerfen sie sich dem Befehle des Häuptlings, der durch Tapferkeit und kriegerische Geschicklichkeit ihr Vertrauen erworben hat. In den Händen des Häuptlings und der Aeltesten befindet sich daher die Staatsgewalt, und je nachdem das Ansehen jenes oder dieser größer ist, kann man die Regierung entweder als monarchisch oder aristokratisch ansehen. Unter solchen Stämmen, die meistens im Kriege verwickelt sind, ist natürlich das Ansehen des Häuptlings überwiegend. Seine Herrschaft ist inzwischen mehr auf Ueberzeugung als auf Zwang gegründet: er wird mehr wie ein Vater geehrt, als ein Monarch gefürchtet. Er hat keine Wachen, Gefängnisse und bereitwillige und gedungene Vollstrecker seiner Machtsprüche, und ein Act unüberlegter Gewaltthätigkeit würde seiner Herrschaft ein Ziel setzen. Auch die Aeltesten haben keine größere Gewalt.

Unter einem solchen Volke werden natürlich alle öffentlichen Angelegenheiten mit einer Einfachheit abgehandelt, welche dem mit der Geschichte des Alterthums Befreundeten das Bild der frühesten Zeit wieder vorführt und an die Kindheit des menschlichen Geschlechts erinnert. Der ganze Stamm versammelt sich zu solchen Berathungen und das Geschäft wird mündlich erörtert. Bei diesen Gelegenheiten können diejenigen, welche durch Weisheit und Beredsamkeit ausgezeichnet sind, ihre Talente entfalten. Viele Schriftsteller haben den Wilden alle Rednergaben abgesprochen; ich aber habe in diesen Versammlungen oft vernünftigere Worte gehört und gesundern Menschenverstand getroffen

als man dieß in vielen politischen Clubs mancher Europäer findet. Gleich den Helden des Homer drücken sich ihre Redner in einer kühnen, bilderreichen Sprache und gewöhnlich stärker aus, als gekünstelte oder civilisirte Völker ertragen mögen. Auch halten sie ihre Reden unter heftigen Gesticulationen und Gebärden, öfter aber sind die letztern ausdrucksvoll und natürlich.

Da die Wilden häufig Gelegenheit haben, dergleichen Rathsversammlungen zu halten, so haben sie großen Tact darin, und es herrscht dabei ein Anstand, wie man es von einem barbarischen Volke kaum erwarten sollte. Schon im gewöhnlichen Gespräch halten sie es für sehr unschicklich, jemanden ins Wort zu fallen, und deßhalb wird ein Redner auch niemals in seinem Vortrage unterbrochen, sondern man hört ihm mit Geduld und Aufmerksamkeit zu.

Den Hang zur Trägheit haben alle Indianer miteinander gemein. Außer der Jagd und dem Fischfange, zu welchem letztern die Serinjolas sehr künstlich geflochtener, aus Kokosnußfasern verfertigter Netze sich bedienten, ist der Krieg die einzige Beschäftigung der Männer. Alles andere wird der Sorge der Frauen überlassen. List und Wachsamkeit sind die großen Eigenschaften in einem Indianerkriege, und die Aufgabe ist, einerseits die Feinde durch einen Ueberfall zu überrumpeln und andrerseits einen solchen Ueberfall zu vermeiden. An das beständige Umherschweifen in den Wäldern gewöhnt und da sie auch in jeder Hinsicht naturgemäß leben, so haben ihre Sinne eine unglaubliche Schärfe. Sie können ihre Feinde in großer Entfernung durch den Rauch des Feuers wittern; ebenso unterscheiden und erkennen sie mit der größten Leichtigkeit die Spuren derselben, welche dem Auge eines Europäers ganz unbemerkbar sind. Da sie es indessen mit Feinden zu thun haben, deren Sinnorgane nicht weniger fein sind, so tragen sie Sorge, auf ihren Feldzügen von all dem keinen Gebrauch zu machen, wodurch sie Gefahr einer Entdeckung laufen. Sie zünden kein Feuer an, um sich zu erwärmen oder die Speisen zu kochen. Bei Tage lagern sie sich dicht am Erdboden und setzen nur während der Nacht ihren Marsch fort. Sie marschiren einzeln hintereinander und der letzte bedeckt sorgfältig mit Blättern sowohl seine eigene als seiner Gefährten Spur. Wenn sie Halt machen, um sich zu erholen, werden Kundschafter ausgesandt, um die Gegend auszuforschen und jeden Ort zu untersuchen, wo sie einen verborgenen Feind argwöhnen. Auf diese Weise überfallen sie die Dörfer ihrer Feinde, und während die Blüthe des Stammes mit der Jagd beschäftigt ist, metzeln sie die Weiber, Kinder und Greise nieder oder schleppen sie als Gefangene fort. Wenn aber der Feind mit ihren Absichten bekannt ist und mit den Waffen in der Hand ihnen entgegenzieht, so erwarten sie ihn in irgend einem Hinterhalt oder werfen sich platt auf die Erde zwischen das verwitternde Gras und Laub, dessen Farbe der ihrer bemalten Gesichter gleicht. Sie lassen den Vortrab des Feindes ruhig vorüberziehen und erheben sich erst dann mit einem fürchterlichen Geschrei aus ihrem Versteck, wenn die Hauptmasse desselben schußgerecht ist, einen Hagel von vergifteten Pfeilen unter sie sendend. Ein ungeregelter Kampf entspinnt sich in der Entfernung, der jedoch bald in ein unordentliches Handgemenge ausartet. Sie stürzen mit Keulen und Schlachtäxten auf einander los und das Ganze bietet ein Schauspiel dar, welches das Blut eines gesitteten Menschen gerinnen macht. Die Sieger endlich, wenn kein Widerstand mehr vorhanden, erheben ein fürchterliches Geheul um die gefallenen Stammgenossen und bringen die Gefangenen in Sicherheit, deren Schicksal höchst tragisch ist. Ich übergehe die vielen abergläubischen Gebräuche und Ceremonien, welche einem solchen Kriege vorangehen und nach Beendigung desselben beobachtet werden.

Obgleich Religiosität keineswegs einen hervorstehenden Charakterzug der amerikanischen Wilden bildet, so tragen doch auch sie dunkle Gefühle und Ahnungen von einem waltenden Verhängniß, von einem Schöpfer und Regierer der Welt und einem Daseyn jenseits des Grabes in der Brust. Wie alle rohen Völker, stehen auch sie im höchsten Grade unter der Herrschaft des Aberglaubens. Die Serinjolas glaubten an eine gute und eine böse Macht. Jene, von der sie nichts Böses zu befürchten haben, wird ganz von ihnen vernachlässigt, während sie diese anrufen, ihnen kein Leides zuzufügen. Außerdem haben sie eine Menge anderer Gottheiten, Dämonen, Luft-, Fluß- und Waldgeister sowohl guter als böser Art, und in jeder Naturerscheinung, die ihnen groß und gewaltig däucht, kündigt sich ihnen irgend eine Gottheit an. Der Schatten, oder was den Körper überlebt, wandert zu einem weit gegen Westen belegenen Lande, dessen Gefilde von Wildpret bedeckt sind und wo die Flüsse von Fischen wimmeln. Hier werden die Gerechten im Ueberflusse schwelgen und sich mit Jagen, Tanzen und Schmausen vergnügen oder im Kreise der Ihrigen der Ruhe pflegen. Ein guter Jäger, tapferer Krieger ꝛc. zu seyn, sind Verdienste, die zu Ansprüchen auf das Indianerparadies berechtigen. Die Bösen aber kommen in ein anderes Land, wo sie den Qualen des Hungers und Durstes ausgesetzt und verdammt sind, den Freuden ihrer Brüder in den seligen Gefilden zuzusehen. Inzwischen haben ihre Qualen auch ein Ziel und sie werden ebenfalls einst in das Paradies aufgenommen. Die Dauer der Strafe richtet sich nach dem Grade der Schuld.

Diese Schilderung mag genügen, Ihnen ein ungefähres Bild von der Lebensweise, den Sitten und Charakter der Indier vorzuführen, wie ich sie in den weiten Fluren des Maranhon und seiner Nebenflüsse beobachtet habe. Die Mission Santa Maria wurde sehr blühend und zählte eine Menge Neubekehrter. Mit jedem Jahre drangen wir tiefer in die Wälder, gewannen die Indianer durch Geschenke und freundliches Benehmen und führten sie zu unserer Station, wo wir sie für Civilisation empfänglich machten und zur Arbeit bildeten. Die Indianer, allmählich ihre barbarischen Sitten ablegend, gewöhnten sich an den Ackerbau, und fruchtbare und bebaute Gefilde entstanden in der unermeßlichen Wildniß. Als ich nach mehreren Jahren von Monsenhor, dem Erzbischof von Bahia, den Befehl zur Rückkehr erhielt, um in kirchlichen Angelegenheiten eine Reise nach Rom zu machen, konnte ich mich nur mit Wehmuth von der von uns geschaffenen kleinen Welt trennen. Unbekannt mit den vielen Plackereien, denen der Bürger in civilisirten Staaten unterworfen ist, führten die Indianer in dieser Abgeschlossenheit ein glückliches und schuldloses Leben. Eine weise Regierung würde diese Missionsanstalten in kräftigen Schutz genommen haben, allein ein Act der Gewaltthätigkeit zertrümmerte alle Früchte, wozu jahrelanger Fleiß und eiserne Beharrlichkeit den Samen gestreut hatten. Einer der nachfolgenden Gouverneure sandte eine Abtheilung Soldaten in die Mission, die nach begangenen Zügellosigkeiten und Mißhandlungen aller Art die jungen Männer ergriffen und fortschleppten, um auf Kriegsschiffen verwendet zu werden, wo sie jedoch bald die Opfer des Heimwehs und etlicher Hautkrankheiten wurden. Durch diese Gewaltthätigkeit aufs höchste erbittert, zerstörten die Indianer die Mission mit ihren Anlagen, verjagten ihre geistlichen Führer und zogen sich tiefer in die Wildniß zurück.

Ed. Th. B.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1843.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

In der mathematisch-physikalischen Abtheilung las Hr. Scoresby „über die Umstände, welche die Kraft künstlicher Magnete afficiren." Diese Umstände liegen namentlich in den verschiedenen Arten von Stahl, seiner Masse, Härte und Form. Die Qualität und Härte des Stahls ist so wichtig, daß z. B. drei gleiche Magnete von verschiedener Härte, der eine 600, der zweite 1000, der dritte 3200 Gran hob; als man sie nach einander auf die Probirstange gelegt, verloren die beiden ersten ihre Kraft ganz, der letzte aber hob noch immer 3200 Gran. Die zweite Bemerkung ist, daß die Stärke des Magnets sich nicht im Verhältniß der Masse vermehrt, also nicht im kubischen Verhältniß ihrer Länge. Das Kraftverhältniß ist also nicht wie $1^3 : 2^3 = 8$, sondern nur etwa wie 1 : 5 oder 6 Eine andere Anomalie entspringt aus der Form. Hr. Scoresby hatte mehr als 1000 Stangen oder Platten probirt, und bei allen hatte die größere Härte auch nach Verhältniß die größere Kraft bedingt. Bei zwei Hufeisenmagneten galt dieß Gesetz nicht; sie waren sehr schwach, bis man ihre Härte ermäßigte. Dieß geschah durch ein Bad in Oel, das bei 600° F. kochte. Er versuchte es mit verschiedenen Temperaturen von 300 bis 600°, und fand daß sie nach einer Härtung in Oel, welches auf 505° erhitzt war, die größte Kraft zeigten, und sieben- bis neunmal ihr eigenes Gewicht hoben.

*

Der „Bericht über die Fortschritte in der Untersuchung über den Zustand des Eisens in den Achsen der Dampflocomotive," welchen Hr. Lucas abstatten sollte, ist nicht fertig, in den Untersuchungen ist wenig oder gar kein Fortschritt gemacht worden. Eisen von bester Qualität, das mit einer schönen faserigen Textur bricht, erhält durch kaltes Hämmern eine krystallinische Textur, und wird also spröde. Durch Ausglühen und Erkaltenlassen wird es wieder in seinen ersten faserigen Zustand hergestellt. Man hat durch Proben gefunden, daß die bloße Erschütterung ohne alles Hämmern dieselbe krystallinische Structur erzeugen kann.

*

In der botanisch-geologischen Section wurde ein Pycnonotus chrysorrhæus vorgelegt, den man im Januar 1838 in Irland geschossen hatte. Dieser Vogel ist sonst in Afrika heimisch, und man hat ihn noch nie in Europa bemerkt; um so auffallender ist es, daß man ihn im Januar erlegte.

*

Einem Hrn. Thompson zufolge ist der in Carolina gewöhnliche Kuckuk auch in Irland einheimisch.

*

Ein Capitän Drummond, dem sein Dienst in Corfu hinlänglich Zeit zur Jagd gelassen zu haben scheint, legte eine Liste der in Corfu und den übrigen jonischen Inseln vorkommenden Vögel vor; es sind ihrer 198, von denen 159 sich in England gleichfalls, 38 wenigstens auf dem europäischen Continent finden; nur eine Calamoherpe olivetorum ist den jonischen Inseln eigenthümlich, und im Sommer sehr häufig. Gleichen Dienst, wie den jonischen Inseln, leistete Hr. Drummond in Verbindung mit einem Capitän Graves auch der Insel Creta bei einem Besuch im Mai und Junius d. J. Die Zahl der dort gefundenen Vögel ist 105, welche sich sämmtlich auch in England und auf dem Continent finden; auffallend ist nur, daß der gewöhnliche Sperling Creta's die Fringilla cisalpina ist, während auf den jonischen Inseln die Fr. domestica an dessen Stelle tritt.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Neue Wohnung. — Mangueypflanzungen. — Anblick der Landschaft.

Wir waren eine Zeit lang mit der unangenehmen Aufgabe beschäftigt, eine Wohnung ausfindig zu machen, zu möbliren und endlich zu beziehen. Der Hauszins ist ausnehmend hoch; unter dritthalbtausend Dollars des Jahres ist, selbst unmöblirt, nichts erträgliches zu haben. Auch ist hier die seltsame Sitte, eine Summe Geldes, Traspaso genannt, zu zahlen, die manchmal 14,000 Dollars beträgt, und die man sich, wenn das Glück gut ist, von demjenigen, der

das Haus zunächst in Besitz nimmt, wieder bezahlen lassen kann. Nach längerem Suchen nahmen wir unsere jetzige, von einem General G. erbaute Wohnung, die nur den Fehler hat, zu groß zu seyn. Sie ist, wie alle mexicanischen Häuser, im Quadrat gebaut, der Hof ist mit Steinen gepflastert, hat einen Brunnen in der Mitte und das Erdgeschoß bietet eine Reihe von zwanzig Zimmern, abgesehen von Remisen, Stallung, Taubenhaus, Gartenhaus u. s. w. Der zweite Stock, worin die eigentlichen Wohnzimmer sind — das Erdgeschoß ist hauptsächlich von den Bedienten eingenommen — hat eben so viele Zimmer, nebst Platz zum Baden, zu Kohlen, Holz ꝛc. Wasser aber ist allenthalben zu finden, im Hof unten, im Garten, auf der Azotea, die sehr geräumig ist, und auf der man gar leicht einen Mirador (Belvedere) bauen könnte. Der größte Fehler bei allen diesen Häusern besteht darin, daß nichts niet- und nagelfest ist, die großen Thüren schließen nicht recht, die großen Fenster gehen bis tief auf den Boden herunter, und werden in der Regenzeit sicherlich Wasser einlassen, so daß alle diese Wohnungen ein Bastardgeschlecht zwischen Palast und Scheune sind. Mit den Details aller der kleinlichen Plackereien mit den Gewerbsleuten will ich meine Leser verschonen und nur bemerken, daß das mexicanische Mañana (morgen) so viel als nie bedeutet. Was die Preise betrifft, so haben wir wohl als Fremde und als diplomatische Personen bezahlen müssen.

Endlich aber sitzen wir fest, ich finde die Luft hier viel reiner als im Innern der Stadt, und die dort so gewöhnlichen Krankheiten und Epidemien sind hier fast unbekannt. Hinter dem Haus ist ein sehr kleiner Garten, der auf der einen Seite von der großen Mauer des Küchengartens des alten San Fernandoklosters eingeschlossen ist, in dessen ungeheuren Räumen jetzt noch 7 oder 8 Männer ihr Leben hindämmern. Es ist ein altes graues Haus mit anstoßender Kirche und geräumigen Ländereien, stets malerisch, aber bei Mondlicht oder Sonnenuntergang ein wahres Gespenst aus alter Zeit. Um diese Zeit, wenn man in dem hoch ummauerten Garten steht und die Klosterglocken anschlagen, wenn das Kloster selbst mit seinen einsam vergitterten gothischen Fenstern und den graugrünen Olivenbäumen von den letzten Strahlen der Sonne gefärbt ist, kommt einem das Ganze wie eine Traumerscheinung vor. Dann sinkt die Sonne mit einem glänzenden, feurigen Roth hinter die schneegekrönten Berge hinab, und bedeckt ihre majestätischen Abhänge mit einem Rosenschimmer, während große, schwarze Wolken wie die Flügel der Nacht daher gezogen kommen. Dieß ist die Stunde, sich zu erinnern, daß dieß Mexico ist, und daß trotz aller Unfälle, die dasselbe trafen, das Andenken der romantischen Vergangenheit die Stadt immer noch umschwebt. Um eine solche Nacht zu genießen, muß man die Azotea besteigen und ganz Mexico zu seinen Füßen schlummern, das ganze Thal und die Stadt im Mondlicht schwimmen und alle Berge wie in Silber gebadet sehen. Hier würde der Genius Salvator Rosa's seine Unmacht bekennen, und wir müssen Byrons Geist heraufbeschwören.

Einige Tage später fuhren wir mit Hrn. M...., seiner Frau und Tochter und einem Padre ab, um den erzbischöflichen Palast zu Tacubaya zu besuchen, einem artigen Dorfe etwa zwei Stunden von Mexico, und einer unsrer Lieblingsfahrten am Morgen. Das Land um Mexico ist, wenn nicht immer schön, doch immer eigenthümlich: auf der Straße nach Tacubaya kommt man durch große und, trotz der Nähe der Stadt, fast unbebaute oder nur mit der prächtigen Magueypflanze bedeckte Landstriche. Diese amerikanische Agave, welche auf dem dürrsten Boden blüht, liefert gleich einer Quelle der Wüste auch dem ärmsten Indianer das Getränk, was seinem Gaumen am meisten zusagt. Diese Pflanze scheint für den Indianer das zu seyn, was dem Lappländer das Rennthier ist, von der Natur bestimmt, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Der Maguey und sein Erzeugniß, der Pulque, waren dem Indianer in den ältesten Zeiten bekannt, und die alten Azteken mögen sich in ihrem beliebten Octli eben so wohl berauscht haben, als die modernen Mexicaner in ihrem Pulque.

Man sieht die prächtige Blume mit ihrem colossalen Stamm nicht oft, denn die Pflanze in der Blüthe ist eine nutzlose Schönheit; sobald der erfahrne Indianer bemerkt, daß sein Maguey blühen will, schneidet er das Herz aus, bedeckt die Stelle mit den Seitenblättern der Pflanze und aller Saft, welcher nach dem großen Stengel der Blume gezogen wäre, läuft in die dadurch gebildete Höhlung, in welche der Indianer dreimal des Tages mehrere Monate lang seinen Acojote, eine Art Hahnen, einsetzt, und am andern Ende den Saft aussaugt. Anfangs heißt derselbe Honigwasser, ist süß und geruchlos, aber wenn man ihn in einem Fell oder einem irdenen Gefäß aufbewahrt, gährt er leicht; um diese Gährung zu befördern, wird etwas älterer Pulque, Madre pulque genannt, der schon mehrere Tage gegohren hat, beigesetzt, und nach 24 Stunden kann man ihn in seiner vollen Kraft genießen. Es soll das gesundeste Getränk in der ganzen Welt und ausnehmend angenehm seyn, wenn man einmal den ersten durch den ranzigen Geschmack veranlaßten Widerwillen überwunden hat. Jedenfalls ist der Maguey eine Quelle nie fehlenden Gewinnes, denn der Verbrauch von Pulque ist ungeheuer, so daß viele der reichsten Familien der Hauptstadt ihr Vermögen ganz allein ihren Magueypflanzungen verdanken. Wenn die Eigenthümer den Pulque nicht selbst machen, so verkaufen sie die Pflanze den Indianern, und eine solche, die bei der ersten Pflanzung nur einen Real kostet, ist, wenn sie zum Ausschneiden reif wird, 12 bis 20 Dollars werth, ein schöner Gewinn, wenn man erwägt, daß sie fast auf jedem Boden wächst, wenig Düngung braucht, und nicht gleich dem Weinstock eine besondere Pflege erfordert. Sie werden in Reihen gepflanzt, wie Hecken, und obgleich die einzelne Pflanze schön ist, so macht doch eine ganze Pflanzung einen monotonen Eindruck. Aus den Fibern macht man einen vortrefflichen starken Faden, Pita, aus diesem Pita ein starkes bräunliches Papier, und man könnte, wenn man wollte, Tuch daraus machen. Die Mexicaner haben indeß die Erfindungen ihrer Vorfahren hinsichtlich der Benutzung der Magueypflanze nicht sehr vervollkommt. Auf das von der Magueyfiber bereitete Papier

zeichneten die alten Mexicaner ihre hieroglyphischen Figuren. Die starken spitzigen Dornen am Ende der riesenhaften Blätter brauchte man als Nägel und Nadeln, und die alten blutigen Priester pflegten mit denselben die Brust sich zu zerstechen und die Arme zu zerreißen als Buße für ihre Sünden. Außerdem bereitet man noch aus dem Pulque einen sehr starken Branntwein, welcher den Vortheil hat, in unendlich kürzerer Zeit zu berauschen.

Neben den Mangueypflanzen wächst noch ein anderes Erzeugniß der Natur, die Organos genannt, weil die Stengel den Orgelpfeifen so ziemlich gleichen; da sie mit kleinen Stacheln bedeckt sind, hart neben einander wachsen und etwa 6 Fuß hoch werden, so bilden sie die besten natürlichen Hecken, die man sich denken kann, und sind noch überdieß mit schönen Blumen bedeckt. Eine andere Cactusart, der Nopal, trägt eine äußerst erfrischende Frucht, Tuna genannt, sie war aber (Ende Februars) noch nicht reif. Die Pflanze gleicht einer Reihe mit einander verbundener Nadelkissen voll winziger kleiner Nadeln.

Die Umgebungen Mexico's, obwohl flach und nicht sehr baumreich, wenig angebaut, mit unbewohnten Haciendas und zerstörten Kirchen in allen Richtungen, bieten doch eine Landschaft dar, die man bei dem herrlichen Klima und dem stets lachenden Himmel, der Menge von Rosen und andern Blumen in den verlassenen Gärten, unmöglich mit Gleichgültigkeit durchwandern kann. Hie und da steht ein Wäldchen schöner Bäume, namentlich der zierliche Arbol de Peru (der amerikanische Pfefferbaum, schinum molle), dessen hängende Zweige beladen sind mit Bündeln corallenfarbiger Beeren; daneben blühen die Fruchtbaume der alten Gärten, und überall drängt sich bei solchem Anblick die Ueberzeugung auf, daß dieß Land alles, dessen der Mensch bedarf, fast ohne alle Arbeit liefern könnte. Ein prächtiger Eschenbaum, der Stolz von Tacubaya, der seine üppigen Zweige über eine weite Bodenstrecke verbreitet, wurde uns besonders gezeigt, weil sich eine Tradition daran heftet: er war fast abgestorben, als Señor Fonti, der letzte der spanischen Erzbischöfe ihm seinen Segen gab, und betete, daß seine Kraft ihm wieder gegeben werden möchte. Der Himmel erhörte sein Gebet, neue Knospen schossen alsbald hervor, und der Baum ist seitdem üppig gediehen.

Chronik der Reisen.

Die englische antarktische Expedition.

(Litt. Gaz. vom 9 Sept.)

Der Erebus unter Capitän J. Roß und der Terror unter Capitän Crozier verließen England am 29 September 1839 und machten auf ihrer Fahrt gegen Süden Beobachtungen zu Madeira, Port Praya, St. Pauls Felsen und Trinidad. Am letzten Tage des Januars 1840 erreichte die Expedition St. Helena; Capitän J. Roß hatte bei dieser Richtung seiner Fahrt den Wunsch im Auge, den wichtigen Punkt des Minimums der magnetischen Intensität und die Art der Curve zu bestimmen, welche die Punkte verbindet, in denen diese Intensität am schwächsten ist. Dieß erreichte er auch vollkommen, und wir können hier bemerken, daß der große so durchzogene Raum des atlantischen Oceans eine geringere magnetische Intensität besitzt, als irgend ein anderer gleicher Theil der Erdoberfläche. Die Lage des magnetischen Aequators ward gleichfalls bestimmt, und ein fester Grund gelegt für spätere Beobachtungen der Veränderungen, denen er unterworfen seyn mag.

Als das magnetische Observatorium eingerichtet und die Officiere nebst den Instrumenten ans Land gesetzt waren, segelte die Expedition am 8 Februar ab und erreichte das Cap am 17 März, wo das Gleiche zu thun war. Eine Reihe täglicher Experimente über die Temperatur und specifische Schwere des Meeres in Tiefen von 180, 300, 480 und 600 Faden Wasser wurden angestellt und endlich auch der Meeresboden mit dem Senkblei untersucht.

Am 3 April wurde das Cap verlassen und das System magnetischer Beobachtungen eifrig fortgesetzt, um die Reise mit den in andern Welttheilen errichteten Observatorien in Verbindung zu bringen. Am 12 Mai erreichte man Kerguelens-Land, und am 29, dem für gleichzeitige Beobachtungen vorher bestimmten Tag, wurden 24 Stunden lang die magnetometrischen Instrumente alle dritthalb Minuten verzeichnet; glücklicherweise trat einer der magnetischen Stürme ein, wie man sie schon mehrmals in Europa beobachtet hat, und daß derselbe die Instrumente in gleicher Art wie zu Toronto (in Canada) afficirte, bietet den vollständigen Beweis der ungeheuren Ausdehnung des magnetischen Einflusses, der den Erddurchmesser mit gleicher Geschwindigkeit wie das Licht oder die Elektricität durchläuft.

Geologische und geographische Forschungen wurden gleichfalls hier angestellt. Große fossile Bäume fanden sich in der Lava, und ausgedehnte Kohlenflötze lagerten in der vulcanischen Masse; diese können in späterer Zeit der Dampfschifffahrt in diesem Theil der Welt vortheilhaft seyn und den Handel Indiens unermeßlich fördern.

Erstes Jahr.

Von Hobart-Town in Vandiemensland fuhr die Expedition nach den Auckland-Inseln und vollendete eine Reihe magnetischer Beobachtungen an dem wichtigen Verfalltage im November 1840. Da die Unternehmung der Nordamerikaner unter L. Wilkes und die französische unter d'Urville zur Kenntniß des Capitäns Roß gekommen war, änderte dieser den ihm anfangs vorgeschriebenen Weg und steuerte unter 170° O. L. gerade gegen Süden, wobei er die isodynamische Curve und die Stelle zwischen den beiden Brennpunkten der größten magnetischen Intensität durchschneiden und zwischen den Bahnen des russischen Seefahrers Bellinghausen und Cooks bestimmen konnte. Dann gedachte er südwestlich gegen den magnetischen Pol hin zu steuern, da die Versuche, sich demselben von Norden her zu nähern, bei frühern Fahrten alle mißlungen waren.

Am 12 December verließ er die Aucklands-Inseln, legte an Campbells Insel an, bahnte sich durch zahlreiche Eisberge südwärts einen Weg bis zum 63° B. und betrat endlich am Neujahrstag 1841 den Südpolarkreis. Die Eisbank war nicht so furchtbar, als Amerikaner und Franzosen sie beschrieben, aber Windstöße und andere ungünstige Umstände hinderten die Schiffe, alsbald in dieselbe einzudringen. Ein Sturm verschlug sie weiter nach Osten, und etwa 100 Meilen von der Stelle, wo sie die Bank (pack) zuerst erreicht hatten, gelangten sie unter 66° 45' B. und 174° 16' O. L. wieder an die Bank und drangen nun, da Wind und Strömung sich günstig zeigten, ohne Schaden hinein,

arbeiteten sich durch und kamen endlich wieder in freieres Wasser. Dicke Nebel aber folgten und machten, nebst den schwachen Winden, ihre Fahrt immer schwieriger und mühseliger; fortdauernde Schneestürme hinderten vollends alle Operationen. Sobald es sich jedoch irgend aufhellte, erblickten sie im Südosten einen kräftigen Wasserhorizont, und am Morgen des 9, nachdem sie über 100 Meilen sich den Weg durch Eismassen gebahnt hatten, erreichten sie völlig freies Meer und steuerten nun südwestlich nach dem magnetischen Pol.

Am 11 Januar unter 70° 47' S. B. und 172° 36' O. L. entdeckten sie in einer Entfernung von etwa 100 Meilen, gerade auf dem Wege zwischen ihnen und dem Pol, das südlichste bekannte Land, das je entdeckt wurde; nur die Russen waren ihm vor 20 Jahren ziemlich nahe gekommen. Es erhob sich in hohen Gipfeln von 9 bis 12,000 Fuß, war mit ewigem Schnee bedeckt und die an den ungeheuren Berghängen befindlichen Gletscher reichten mehrere Meilen weit in die See hinein. Da und dort sah man kahle Felsflecken, aber das Ufer war so sehr mit Eisbergen und Eisbänken umkränzt und das Meer schlug so heftig darüber hin, daß eine Landung nicht zu bewerkstelligen war. Sie steuerten deßhalb gegen Südost, wo sich mehrere kleine Inseln fanden, und am 12 landete hier Capitän J. Roß, begleitet von Capitän Crozier und mehreren Officieren jedes Schiffes und nahm Besitz von dem Lande im Namen der Königin Victoria. Die Insel besteht ganz aus vulcanischen Felsen, und liegt unter 71° 56' S. B. und 171° 7' O. L.

Die Ostküste des festen Landes wandte sich gegen Süden, und Cap. Roß beschloß, so weit wie thunlich in dieser Richtung vorzudringen, um wo möglich über den magnetischen Pol, den die combinirten Beobachtungen etwa unter 76° S. B. gesetzt hatten, hinauszukommen und dann westwärts zu steuern, um das Land ganz zu umschiffen. Sie steuerten deßhalb längs dieses prachtvollen Landes hin und erreichten am 23 Januar 74° 15' S. B., die höchste, die man je erreicht hatte. Hier hinderten dicke Nebel, starke Südwinde und unaufhörliche Schneestürme die weitere Fahrt, sie fuhren aber doch mit Untersuchung der südwärts streichenden Küste fort und landeten am 27 abermals auf einer Insel unter 76° 8' S. B. und 168° 12' O. L., gleich den übrigen von vulcanischer Beschaffenheit. Am 28 erblickten sie einen Berg, der sich 12,000 Fuß über das Meer erhob und Flamme und Rauch mit großer Heftigkeit ausstieß. Dieser prächtige Vulcan erhielt den angemessenen Namen Mount Erebus. Seine Lage ist unter 77° 32' B. und 167° O. L.; ein erloschener Krater gegen Osten erhielt den weit minder passenden Namen Mount Terror.

Sie fuhren an dem südlich hinabstreichenden Hauptlande fort, bis eine Eisschranke, die von einem vorspringenden Cap auslief und perpendiculär zu einer Höhe von mehr als 150 Fuß sich erhob und somit die Mastspitzen weit überragte, alle Weiterfahrt in dieser Richtung völlig hinderte. Sie konnten nur eben jenseits dieser Schranke die Spitzen einer sehr hohen Bergkette gegen Südsüdost unter 79° B. erblicken. An der Eisschranke fuhren sie ostwärts, bis sie am 2 Februar 78° 4' S. B. erreichten, die höchste Breite, bis zu der sie je gelangten, und am 9, als sie der Fortsetzung dieser Schranke bis 191° 23', also über 300 Meilen weit, sich vergewissert hatten, wurde die Weiterfahrt gehemmt durch eine schwere an die Eisschranke fest sich anschließende Eismasse, und der schmale Weg, durch den sie bisher vorgedrungen waren, war jetzt durch schnell sich bildendes Eis völlig bedeckt, so daß nur ein sehr starker günstiger Wind sie in den Stand setzte die Rückkehr anzutreten. Etwa eine halbe Meile von dieser Eismasse fanden sie Boden in 318 Klafter Tiefe, der Boden war weicher blauer Thon. Der Thermometer stand 20° unter dem Gefrierpunkt (= — 9° R.). Weiter war hier nichts zu erreichen, und so fuhren sie westlich, und kamen am 15 Februar wieder unter 76° B., die des magnetischen Pols. Das schwere Eis war größtentheils weggetrieben, aber durch neugebildetes ersetzt, durch welches hindurch sie dem Pol noch um einige Meilen näher kamen, nämlich bis 76° 12' und 164° O. L., Inclination 88,40, Variation 109,24 O, also nur 157 Meilen vom Pol. Die Beschaffenheit der Küste machte es unmöglich hier anzulegen und den interessanten Punkt zu Lande zu erreichen; doch war man ihm um einige hundert Meilen näher gekommen als je zuvor, und durch die zahlreichen, in so verschiedenen Richtungen angestellten Beobachtungen läßt sich jetzt seine Stellung fast so genau bestimmen, als wenn man den Punkt selbst erreicht hätte.

Die vorgerückte Jahreszeit in dieser hohen Breite machte jetzt die Umkehr rathsam, doch machten sie noch einen Versuch auf dem nördlichen Theil der Küste, die durch eine schwere Eisbank geschützt war, zu landen. Die Küste endete plötzlich unter 70° 40' B. und 165° O. L., wandte sich stark gegen Südwesten und ließ einen ungeheuren Raum frei, den eine dichte, durch neu gebildetes Eis fest verbundene Bank so sehr bedeckte, daß jeder Versuch, in dieselbe einzudringen, vergeblich war. Das südliche Land ist also nahezu von 70 bis 79° B. verfolgt worden.

Ihr Weg von hier aus führte an der Inselkette vorbei, welche Balleny im Jahre 1839 entdeckte, die aber von der französischen und amerikanischen Expedition im folgenden Jahre genauer untersucht wurde. Am 4 März überschritten sie wieder den Südpolarkreis, und da sie an dem östlichen Ende der Landstrecke sich befanden, welche L. Wilkes den antarktischen Continent genannt hat, so fuhren sie also in dieser Richtung, und am Mittag des 6, als die Schiffe sich gerade über dem Mittelpunkt dieser angeblichen Bergkette befanden, konnten sie bei 600 Faden keinen Grund finden; sie durchfuhren von diesem Punkt aus einen Raum von 60 Meilen nach allen Richtungen bei schönem klarem Wetter, kamen aber zu der Ueberzeugung, daß an diesem Punkt wenigstens der angebliche antarktische Continent und die 200 Meilen Eisbank, die sich von demselben aus erstrecken soll, in Wirklichkeit nicht existiren. *)

Die Expedition fuhr weiter westwärts und näherte sich der Stelle, wo Prof. Gauß den magnetischen Pol vermuthete, dieß erwies sich aber durch viele Nachforschungen als unrichtig, und die Expedition steuerte dann am 4 April direct nach Vandiemensland.

Keine Krankheit oder Unfall irgend einer Art begleitete die Arbeiten dieses ersten Jahres, und nicht ein einziger Mann kam auf die Krankenliste.

(Fortsetzung folgt.)

Fleischverbrauch in Paris. Im verflossenen Monat August verbrauchte man 4982 Ochsen, 1432 Kühe, 6499 Kälber und 34,921 Hämmel. In demselben Monat des Jahres 1842 hatte man 481 Ochsen, 331 Kühe, 451 Kälber und 3030 Hämmel mehr verzehrt. Dieser Ausfall beträgt wenigstens 350,000 Kilogramme Fleisch. (Moniteur industriel vom 10 Sept.)

*) Lieut. Wilkes muß einige Wolken oder Nebelbänke, welche in diesen Gegenden für unerfahrene Augen leicht das Ansehen von Land gewinnen, für diesen Continent und eine hohe Bergkette gehalten haben. Verhält sich dieß so, so ist der Irrthum zu bedauern, da er auch auf andere Theile seiner Entdeckungen, die mehr Grund haben, ein schlimmes Licht werfen kann. Anm. der Litt. Gaz.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1843.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

5. Thessalien.

Wir gehen von Albanien hinüber nach Thessalien, das eine große viereckige, auf allen Seiten eingeschlossene Ebene bildet, die nur Einen bedeutenden Ausgang durch das Tempethal hat. So lange dieses geschlossen war, bildete Thessalien einen Binnensee, vielleicht auch eine Bucht des ägäischen Meeres. Die Berge, welche dieß Land von Albanien trennen, haben wir oben schon erwähnt: es ist die nordwestlich herabkommende Hauptkette, welche vom Smokovo bis zu den Agrapha-Bergen die Wasserscheide bildet. Vom Smokovo, einem Gipfel der Pinduskette, zieht sich der Krutschevo hinüber nach dem Olymp und scheidet das Land im Norden von Macedonien; es ist dieß der Lyncon oder Pöus der Alten und ihrer kambunischen Berge. Die Höhe derselben ist nicht sehr bedeutend, und eine gute Anzahl Pässe führen hindurch, gleichsam um den Norden einzuladen nach diesem herrlichen Landstrich. Der Krutschevo hat eine Höhe von 4600 Fuß, aber die Pässe sinken bis auf 1300 Fuß herab, während der westlichste Punkt des Olymp sich wieder auf mehr als 6000 Fuß erhebt. Von seinem Gipfel hat man eine reizende Aussicht auf ganz Thessalien und seine Ketten. Südöstlich vom Olymp liegt der Kisavo, der Ossa der Alten, dessen ziemlich kahle Spitze sich auf 2600 Fuß erhebt; er fällt, wie der Olymp, steiler ostwärts gegen das Meer als gegen die thessalische Ebene ab und ist von dem Olymp durch das Thal des Peneus, das berühmte Tempe, getrennt. Das Defilé des Tempethals, wo der Peneus oder Salambria zwischen hohen Felsenmauern hinströmt, ist etwa dritthalb Stunden lang; so lang dieser Engpaß nicht durchbrochen war, mußten die Ebenen Thessaliens mit Wasser bedeckt seyn, und wenn heute ein Bergsturz diesen Engpaß verstopfte, so würde die untere Ebene Thessaliens wieder unter Wasser gesetzt werden, das sich einen Ausfluß nach dem Golf von Volo bahnen würde, von welcher Seite her in vorhistorischer Zeit das Meer eingedrungen seyn und den Pelion und Ossa als Inseln geschieden haben muß. Daß dieß in nicht so gar alter Zeit der Fall gewesen ist, zeigt die in ziemlich später Zeit erst eingetretene Austrocknung der Sümpfe um Larissa.

Die Berge, welche Thessalien von Griechenland scheiden, führen im Lande noch den slawischen Namen Gura oder Gora, Berg. Auch dieser Gebirgszug, der im Westen in der Agraphakette bis auf 5000 Fuß ansteigt, fällt südwärts nach Griechenland, in das Thal des Helladaflusses, viel steiler ab als nach Thessalien hin, so daß also dieß ganze Land eine große Mulde bildet, und die Formation, die weiter im Norden nur in kleinerem Umfang sich zeigt, hier in großem Maaßstab sich wiederholt. Auffallend genug sind selbst die niedern Ketten, welche das Südgebirge mit dem Pelion und Ossa verbinden, und an manchen Stellen nur 3—600 Fuß hoch sind, steiler gegen Osten nach dem Meere hin, als nach dem Westen ins Innere des Landes hinein geneigt. Die Südkette bildet längliche domartige Höhen, und nur im Westen, wo sie sich an die Agraphaberge anschließt, steigt sie in spitzigen Gipfeln auf, von denen aus, wie man sagt, der Golf von Arta und Volo zugleich übersehen werden kann. Auch hat sie ungeheure Eichen- und Buchenwälder, namentlich in der Südwestecke an den Quellen des Vetерniko und Pharnari, während anderswo das Niederbrennen der Weiden auch die Wälder verwüstet hat.

Die thessalische Ebene theilt sich in zwei Theile, den größern obern und den kleinern untern Theil. Die obere Ebene bildet sich aus dem Zusammenstoßen von vier Flußthälern, denen des Salambria, Veterniko, Pharnari und Saraldscha, die einen reichen Humus an den Höhen herabbringen und die Ebene überdecken, welche nur eine Höhe von 150 bis 300 Fuß hat. Zwei unbedeutende Bergausläufer, die von Südosten und Nordwesten kommen, scheiden die beiden Ebenen von einander; der Mittelpunkt der unteren ist die Stadt Larissa, die nur etwa 80 Fuß über dem Meere liegt. Diese Ebene ist weit sumpfiger als die obere, und enthält außer einem See, der den Namen Karlas führt, noch einen Sumpf Nezero,*) der über eine Stunde im Durchmesser hat.

Das Klima von Thessalien ist ausnehmend mild, es hat nur selten von den Nordostwinden zu leiden, die Macedonien noch so häufig heimsuchen, und obgleich im Sommer sehr heiß,

*) Oder Jezero, slawisches Wort für See.

hat es doch nicht die erstickende Hitze, wie die Längenthäler Südalbaniens, in denen die Luft stockt und die Hitze im Schatten oft auf 28 bis 30° R. steigt, was die gefährlichen Wechselfieber erzeugt, welche Südalbanien regelmäßig vom Julius bis November heimsuchen. Dieß ist in Thessalien nicht der Fall, und darum ist auch der Boden besser angebaut, wenn gleich sich noch manche unbebaute Stellen finden.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Tacubaya. — Landhäuser. — Frauenschönheit. — Paseos. — Eintheilung der Stadt.

Tacubaya ist ein zerstreutes Dorf, das einige hübsche Landhäuser mit alten Gärten und Steinbrunnen enthält. Die Landhäuser, in welche man sich gewöhnlich nur einige Sommermonate hindurch begibt, sind meist nur große, leere Gebäude mit unzähligen hohen Zimmern, welche möglichst schwach mit Meubles versehen sind. In einem Zimmer ist ein hölzerner Tisch und einige Stühle, dann kommt man durch 5 oder 6 ganz leere Zimmer, dann in zwei oder drei andere mit grünen bemalten Bettstellen und einer Bank; die Wände sind kahl oder mit einigen Bildern von Heiligen geziert. Hiezu kommt dann eine Küche und die Wirthschaftsgebäude, ein Garten, der voll wilder Blumen ist, mit steifen steinernen Gängen und einem steinernen Brunnen in der Mitte, ferner ein Küchengarten und ein Olivengarten. Das Landhaus der Gräfin C—a, wie es scheint das schönste in Tacubaya, ist bemerkenswerth, weil man von einem der Fenster die schönste Aussicht auf Mexico, die Vulcane und Chapultepec hat, die man sich denken kann. Von ihrer Azotea aus hat man gleichfalls einen prächtigen Ueberblick über das ganze Thal, und da ihr Garten in guter Ordnung ist, sie ein schönes Billard, ein Pianoforte, vor allem aber eine liebenswürdige Gesellschaft in ihrer eigenen Familie hat, ihr Haus übrigens der Mittelpunkt der Gastfreundschaft ist, so lassen sich hier manche angenehme Stunden zubringen, ohne daß man prächtige Meubles vermißt, die in Mexico ganz auf die Gebäude in der Stadt beschränkt scheinen. Die Gräfin versicherte uns, sie habe zweimal ihr Landhaus völlig meublirt, da aber in zwei Revolutionen alles zum Fenster hinausgeworfen und zerstört worden sey, so habe sie beschlossen sich künftig auf das stricte necessaire zu beschränken.

Mehrere Mönche aus einem benachbarten Kloster kamen herbei, und mit diesen wollten wir den Palast des Erzbischofs besuchen. Unterwegs erzählte mir der eine Padre, er sey früher Kaufmann, verheurathet und ein Freund Iturbide's gewesen; er fallirte, seine Frau starb, sein Freund wurde erschossen, und so trat er in eine kleine Brüderschaft von Priestern, die im Kloster La Profesa — nebst seiner Kirche, eines der reichsten in Mexico — sehr zurückgezogen leben. Der erzbischöfliche Palast ist ein großes, schönes, aber verlassenes Gebäude, das dieselbe schöne Aussicht hat wie das der Gräfin; die Bäume in dem Olivengarten wurden aus Europa geholt. Der Garten war angefüllt mit großen doppelten Rosenbüschen, die in Bogenform aufgestellt waren, eine Lieblingssitte hier, ferner mit Jasmin und einigen Orangebäumen. Der Gärtner gab uns einige schöne Bouquette und wir blieben bis Sonnenuntergang, um uns an dem Anblick zu erfreuen. Gerade aber als die Sonne hinter den Bergen hinabsank, änderte sich das Wetter, ein Wind erhob sich, große Massen finsterer Wolken trieben am Himmel hin, der Regen fiel in Strömen, und nöthigte uns, eiligst zu den Wagen unsere Zuflucht zu nehmen; da wir alle Vorsichtsmaaßregeln versäumt hatten, und der Weg Nachts nicht sonderlich sicher war, so dankten wir unsere Sicherheit vermuthlich mehr dem Zufall oder auch dem uns begleitenden Padre, denn die Räuber greifen Soldaten und Priester nicht gern an, die erstern aus Furcht, die andern aus religiöser Scheu.

Bei unserer ersten Ankunft von den Vereinigten Staaten her, wo eine häßliche Frau ein Phönix ist, muß einem beim ersten Anblick der Mangel an Schönheit in Mexico auffallen. Nur allmählich bekamen wir einige schöne Gesichter zu sehen. Dabei muß man jedoch bekennen, daß Schönheit ohne blühende Gesichtsfarbe anfänglich weit weniger Eindruck macht. Die Schönheit der Frauen hier besteht in prächtigen schwarzen Augen, sehr schönem dunklem Haar, schönen Armen und Händen, und kleinen wohlgebauten Füßchen. Dagegen sind sie häufig zu klein und zu dick, haben oft schlechte Zähne, und ihre Gesichtsfarbe ist nicht das klare Olivengrün der Spanier, noch das glühende Braun der Italienerinnen, sondern ein gallicht aussehendes Gelb. Die allgemeine Nachlässigkeit in dem Morgenanzuge benimmt gleichfalls der Schönheit vieles; diese Indolenz kommt indeß, namentlich bei dem jüngern Geschlecht, aus der Mode, vielleicht in Folge ihres häufigern Verkehrs mit Fremden; indeß wird man wohl noch lange Zeit den Morgen als privilegirte Zeit für das Deshabillé ansehen. Ich habe allerdings viele Morgenbesuche gemacht, bei denen ich die ganze Familie völlig angekleidet fand, bemerkte aber, daß gewöhnlich in solchen Fällen die Väter oder selbst die Mütter in Europa gereist waren. Im Ganzen genommen sind die schönsten Frauen hier nicht in der Hauptstadt geboren, sondern in den Provinzen: aus Puebla, Jalapa und Veracruz sieht man manche mit sehr frischer Gesichtsfarbe und schönen Zähnen; auch sind sie schlanker und zierlicher als die aus der Hauptstadt, gerade wie in Spanien die schönsten Frauen in Madrid gleichfalls in den Provinzen geboren sind.

Die gemeinen Indianerinnen, die wir jeden Tag Früchte und Gemüse zu Markte bringen sehen, sind im allgemeinen sehr unbedeutende Gesichter mit einem demüthigen, sanften Ausdruck, ausnehmend höflich in ihrem Benehmen gegen einander; hie und da sieht man aber in den untern Classen ein Gesicht und eine Gestalt, so schön, wie eine der Indianerinnen, die Cortez bezauberten, mit Augen und Haaren von außerordentlicher Schönheit, einer dunkeln aber glühenden Gesichtsfarbe, mit den herrlichsten weißen Zähnen, nebst kleinen Füßen und zierlich geformten Händen und Armen, trotzdem daß sie von Sonne und Arbeit braun gebrannt sind. In solchen Fällen ist es mehr als wahrscheinlich, daß etwas castilisches Blut in ihren Adern fließt. Eben so bemerken wir manchmal sehr hübsche Rancheritas, Frauen oder Töchter von Bauern, die

mit einem ihrer Knechte auf Einem Pferde daher reiten, mit weißen Zähnen und schönen Gestalten, die sich wahrscheinlich durch die fortdauernde, nothgedrungene körperliche Thätigkeit erhalten, während das frühe Hinblühen der Schönheit in den höhern Classen, das bei ihnen so gewöhnliche Ausfallen der Zähne und die widerliche Corpulenz wahrscheinlich die natürliche Folge mangelnder Leibesbewegung und unpassender Nahrung sind. Es gibt kein Land in der Welt, wo so viel thierische Nahrung verzehrt wird und so wenig nöthig ist. Die Consumenten sind nicht die Indianer, welche das Fleisch nicht kaufen können, sondern die höhern Classen, welche gewöhnlich dreimal des Tags Fleisch essen. Dieß nebst der Menge von Chile und Confituren in einem Klima, über dessen irritirenden und inflammatorischen Charakter Jedermann klagt, erzeugt mehrfach die hier so allgemeinen Nervenkrankheiten, gegen welche der fortwährende Gebrauch heißer Bäder das allgemeine und sehr angenehme Gegenmittel sind.

Was Liebenswürdigkeit und Wärme im Benehmen betrifft, so habe ich noch keine Frauen getroffen, welche sich mit denen von Mexico messen könnten, und mich bedünkt, daß die Frauen aller Länder gegen sie steif und kalt erscheinen. Für Fremde ist dieß ein ungemeiner Reiz, und wir wollen hoffen, daß sich in dem häufigen Umgang mit denselben nicht die anmuthsvolle Herzlichkeit verliere, welche einen so angenehmen Contrast mit englischer und nordamerikanischer Kälte bildet.

An Festtagen ist der Paseo voll von Wagen, und darum glänzender und unterhaltender als gewöhnlich. Dieser Paseo ist der mexicanische Prado, dann folgt die Viga, auf beiden aber wird nicht gegangen sondern nur gefahren, denn das Zufußegehen ist ganz unfashionabel, und obwohl einige Damen manchmal in schwarzen Röcken und Mantillas in der Frühe ausgehen, um Sachen einzukaufen oder die Messe zu hören, so sind doch die Straßen so schlecht unterhalten, die Pflastersteine so klein, das Gedränge so groß, und die Masse der Leperos in Lumpen oder Mänteln so widerwärtig, daß alles dieß zusammengenommen, verbunden mit der Sonnenhitze am Mittag, das Nichterscheinen der Damen auf den Straßen von Mexico genügend erklärt. In der Alameda, welche hübsch und schattig ist, ist es ganz angenehm zu gehen; obwohl ich aber häufig Morgens dahinging, so fand ich doch nur drei Damen daselbst und von diesen waren zwei Fremde. Der Paseo, welcher nach einem frühern Vicekönig den Namen Buccarelli führt, ist eine lange, breite Allee, deren Bäume er pflanzte und wo ein großer, steinerner Brunnen ist. Hier sieht man jeden Tag, namentlich aber Sonntags und Festtags, welche letztere unzählig sind, zwei lange Reihen von Wagen, angefüllt mit Damen, Schaaren von Herren zu Pferde, die in der Mitte zwischen denselben auf und nieder reiten, da und dort Soldaten aufgestellt, um die Ruhe aufrecht zu erhalten, und eine Masse gemeinen Volks und Leperos, untermischt mit einigen wohlgekleideten Herren zu Fuße. Die Wagen sind meist ausnehmend schön, aber unter die europäischen Wagen mit hübschen Pferden sind andere Wagen gemischt, die im Lande gemacht, plump und mit Vergoldungen bedeckt sind, oder auch eine Nachahmung englischer Wagen, stark aber etwas unschön gebaut. Auch einige von Maulthieren gezogene Fiaker bemerkt man unter den schönen Equipagen; einige derselben sind ganz leidlich, andere aber, von außerordentlicher Form und Größe, zeigen durch ihr Aeußeres deutlich, daß sie weiland einem edlen Don gehörten.

Pferde sind fashionabler auf diesen öffentlichen Spaziergängen als Maulthiere, weil sie mehr Figur machen, aber die letztern verlangen weniger Pflege und können mehr aushalten. Die meisten Familien haben Maulthiere und Pferde in ihren Ställen, und für diejenigen, welche viele Besuche machen, ist dieß auch nothwendig. Die fashionabelsten Wagen scheinen die Carratelas zu seyn: sie sind an den Seiten offen, haben Glasfenster, sind mit Damen in voller Toilette gefüllt, die keine Mantillas und keine Kopfbedeckung haben, sondern Blumen oder Juwelen in den Haaren tragen; die meisten Wagen sind aber geschlossene Kutschen, welche nur undeutlich die darin Sitzenden, die sich im Vorüberfahren mit den Fingern oder dem Fächer grüßen, erkennen lassen. Die ganze Scene am Abend eines Festtags ist ausnehmend glänzend, aber monoton. Die Reiter mit ihren hübschen Pferden und in ihrer schönen mexicanischen Tracht scheinen von den vorüberfahrenden Damen gar keine Notiz zu nehmen, grüßen sie selten, und wagen nie sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Sie wissen aber recht gut, wem die verschiedenen Wagen gehören, und wann sie ihre Pferde courbettiren lassen sollen. Schwarze Augen sind auf sie gerichtet, was sie recht gut wissen. Wenn die Wagen zwei- oder dreimal herumgefahren sind, so stellen sie sich an verschiedenen Punkten etwas ab von der Straße im Halbkreis auf, so daß die Damen die Vorübergehenden bequem betrachten können. Da und dort sieht man einen Cigarrenrauch aus einem Wagen aufsteigen, allerdings fast nur aus den altmodischen und aus den Fiakern. Das Rauchen kommt bei den Damen der höhern Classe stark aus der Mode, und wird, außer von ältlichen oder wenigstens verheuratheten Damen, selten öffentlich getrieben. Damen zweiten Ranges, alte und junge, ziehen allerdings den Rauch ihrer Cigarritos ganz ungenirt ein, aber wenn eine Sitte einmal als „gemein" gilt, so überdauert sie selten eine zweite Generation. So unweiblich indeß die Sache ist, so sieht es doch gar nicht übel aus, eine hübsche Frau rauchen zu sehen.

Von diesem Paseo aus hat man eine schöne Aussicht auf die Berge, ich ziehe aber die Viga vor, die auch jetzt fashionabler wird. Sie läuft an einem von Bäumen beschatteten Canal hin, der zu den Chinampas führt, und gewöhnlich mit Indianern in ihren Kähnen bedeckt ist, welche Früchte, Blumen und Gemüse nach dem mexicanischen Markt bringen.

Die Straße, in der wir wohnten, bildet einen Theil der Calle de Tacuba (vor Alters Tlacopan), einem der großen Dammwege, welche das alte Mexico mit dem festen Lande verbanden. Die beiden andern waren Tepeyacac, jetzt Guadalupe, und Iztapalapan, auf welch letzterem der Kaiser von Mexico und seine Edlen Cortes auf seinem Einzuge in Tenochtitlan entgegengingen. Die alte Stadt war in vier Districte getheilt und diese Eintheilung ist noch jetzt beibehalten

nur sind die indischen Namen in christliche: San Pablo, San Sebastian, San Juan und Santa Maria umgewandelt. Die Straßen laufen in derselben Richtung wie in früheren Zeiten; ein Theil der Calle de Tacuba führt zuweilen den Namen Puerto de Alvarado, zum Andenken an den Helden dieses Namens, welcher in der Nacht der Trübsal (noche triste) am 1 Jul. 1520, als die Spanier die Stadt räumen mußten, den bekannten ungeheuren Sprung über eine Dammlücke that, woher ein Graben, über den jetzt eine kleine Brücke führt, noch heut den Namen „el Salto de Alvarado" trägt. Mexico ist reich an solchen Traditionen, und wenn ich diese besonders erwähne, so geschieht es nur, weil unsere Wohnung ganz in der Nähe dieses Ortes liegt. In einem bisher ungedruckten Manuscripte, das kürzlich erst in dem „Mosaico mexicano" zu Tage kam, finden sich einige merkwürdige Einzelnheiten über die Vorfälle jener Nacht der Trübsal.

Chronik der Reisen.

Die englische antarktische Expedition.

(Fortsetzung.)

Zweites Jahr.

Als die Magnetometers abermals mit denen der fixen Observatorien genau verglichen, die Mannschaft ausgeruht hatte, die Schiffe ausgebessert waren, wurde die schwierige Arbeit aufs neue unternommen. Die Expedition ging nach Sydney und der Inselbay (auf Neuseeland), um die magnetischen Beobachtungen zu erweitern und einige meteorologische und andere Versuche zu Ende zu bringen. Diese bei den Antipoden errichteten und doch auch wieder von einander hinreichend entfernten Observatorien sind von großem Interesse für die Wissenschaft und haben die wichtige Frage über die genaue Uebereinstimmung der augenblicklichen magnetischen Störungen entschieden. Die Störungen in Vandiemensland und Neuseeland standen in völliger Uebereinstimmung miteinander.

Am 23 November 1841 segelte die Expedition von Neuseeland ab und steuerte ostwärts, um die angebliche Lage des Focus der größern magnetischen Intensität zu untersuchen; begünstigt von schönem Wetter konnten sie eine Reihe von Beobachtungen anstellen, welche den Irrthum dieser Annahme bewießen. Sie fuhren deßhalb südlich, um die Untersuchung der antarktischen Meere wieder aufzunehmen. Am 18 December erreichten sie das Eis schon unter 62° 28' B., 300 Meilen weiter nordwärts als früher; sie hatten sich also zu früh für die Jahreszeit aufgemacht. Sie drangen jedoch ins Eis ein, und durch unermüdliche Anstrengungen gelang es ihnen am Neujahrstag 1842 abermals den Südpolarkreis zu überschreiten. Die auffallende Klarheit des Himmels bewies ihnen, daß sie in dieser Richtung noch bedeutende Eismassen zu befahren haben würden, und da sich im Westen günstigere Anzeichen zu ergeben schienen, so steuerten sie dahin. Am 19 Januar hatten sie sich bis auf wenige Meilen nach dem offenen Wasser durchgearbeitet, als ein heftiger Sturm sich erhob und sie in die größte Gefahr brachte. Das Steuer des Erebus wurde zerschmettert, und kurz darauf das des Terror ganz zerstört; heftige Stöße gegen das Eis, zwischen dessen Massen sie 26 Stunden lang umherrollten, setzte die Stärke der Schiffe auf eine harte Probe. Am 21 indeß legte sich der Sturm, und obgleich ins Eis zurückgetrieben, machten sie sich doch an die Arbeit, um die Beschädigung ihrer Schiffe auszubessern; ihre Lage war um so schlimmer, als bereits die Tage rasch abnahmen und die gute Jahreszeit zu Ende ging. Sie hatten indeß durch die Eismassen in gerader Linie 450 Meilen zurückgelegt, und waren weiter gegen Süden gekommen, als Cook und Bellinghausen in günstigeren Jahren erreichen konnten. Endlich am 2 Februar kamen sie aus den Eismassen heraus unter 67° 28' S. B. und 159° O. L., nachdem sie 46 Tage in dem „dickribbigen Eis" eingeschlossen gewesen waren. Dieß war nur zehn Tage früher, als sie die Operationen im vorigen Jahre hatten aufgeben müssen, dennoch versuchten sie noch weiter zu kommen, fuhren südwärts längs der Eisbank hinab, bis diese sich gegen Westen wendete, was sie nöthigte in dieser Richtung weiter zu fahren, als sie gewünscht hatten; eine Reihe heftiger Windstöße vermehrte noch ihre Schwierigkeiten. Sie kämpften sich jedoch durch alle Hindernisse durch und erreichten am 22 um Mitternacht die große Eisschranke wenige Meilen östlich von der Stelle, wo sie im vorigen Jahre ihre Untersuchung hatten einstellen müssen. Diese ungeheure Eismasse, welche am Fuße des Erebus-Bergs 200 Fuß hoch beginnt, fällt nach ihrem östlichen Ende hin, so viel man sehen kann, auf 150 Fuß ab. An dem Punkt, den die Schiffe jetzt erreicht hatten, war sie auf 107 Fuß Höhe gesunken, und spalteten sich in tiefe Buchten und niedere, nur 50 bis 70 Fuß hohe Vorsprünge. Man fand in 290 Faden Grund, welcher aus blauem Thon bestand; dieß nebst andern starken Anzeichen von Land, das sich in einer Entfernung von 50 bis 60 Meilen von der Eisschranke allmählich in Ketten von mehrern hundert Fuß Höhe erhob, läßt das Daseyn eines ausgedehnten Landes gegen Süden nicht bezweifeln; dasselbe ist aber so völlig mit ewigem Eis bedeckt, daß seine Gestaltung durchaus sich nicht erkennen läßt.

Man verfolgte die Eisschranke bei starkem Winde noch 130 Meilen weiter ostwärts, als das Jahr zuvor, aber alles war fruchtlos. Cap. Roß kehrte deßhalb um, und konnte, wo früher Wetter und Nebel ihn hinderten, noch zwei Linien magnetischer Beobachtungen ausführen in geringer Entfernung vom Pol, wodurch dessen Stellung noch genauer bestimmt werden kann. Der Südpolarkreis ward abermals überschritten und in den langen finstern Nächten ein zweites wagliches Unternehmen begonnen, was die Ansicht von der Nichtexistenz des vermeintlichen Focus der magnetischen Kraft bestätigt. Am 12 März bei heftigem Winde wurden die Schiffe auf eine lange Kette von Eisbergen hingeschleudert und der Erebus stark beschädigt. Doch gelangten sie glücklich und nur mit Verlust eines einzigen Mannes, der bei heftigem Sturm über Bord fiel und ertrank, nach den Falklandsinseln.

(Schluß folgt.)

Steigen der Wolga in diesem Frühjahr. Nach einem Artikel der Saratow'schen Gouvernementszeitung begann das Steigen der Wolga in diesem Jahr mit dem 30 März (11 April) und dauerte bis zum 30 Mai (11 Junius). Das Wasser stieg um 12 Arschinen 2⅔ Werschok, und war um so furchtbarer, als beim Anfang der Ueberschwemmung das Eis noch nicht gebrochen war. Als dieß fortgerissen wurde, verschwanden alle Inseln, alle Gebüsche und selbst kleine Wäldchen, die auf dem niedern Ufer standen, völlig, und die Wolga wurde zu einem Riesenstrom, wie man ihn in Europa wohl nirgends sonst sehen kann: auf weite Strecken veränderte das Land seinen Anblick, Inseln wurden fortgerissen, neue gebildet, ein Theil der Wiesen ganz vernichtet. Das merkwürdigste waren die am Morgen aus dem ungeheuren Bett aufsteigenden Nebelwolken, in denen man, wie bei den Fata Morgana, Schlösser, Städte, Thürme und Berge zu sehen glaubte. (Nordische Biene vom 26 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1843.

Die Crocodilsjagd

ist wohl eine der gefährlichsten und für Europäer, welche das Fleisch der Crocodile nicht verzehren, eine der nutzlosesten; sie wird bloß um des Vergnügens der Jagd selbst unternommen. Man jagt das Crocodil und den Kaiman hauptsächlich an der Ostküste Afrika's und in Oberägypten, ebenso in Senegambien, wo die Neger im Vertrauen auf ihre Gewandtheit ihn schwimmend angreifen und ihm ein starkes schaufelförmiges Holz in den Rachen stoßen, mit dessen Hülfe sie ihn umkehren und dann in seinem eigenen Element erstechen. Das zweite Vaterland der Crocodile und Kaimans ist aber Madagascar. Pluchonneau erzählt im Journal des Chasseurs folgende dort bestandene Jagd. „Zwischen Tamatave und Foulpointe mündet sich der Voullouines ins Meer, welcher etwas weiter innen im Lande den Kairu-See bildet, der aus den Bergen im Lande der Betanimenen genährt wird. In diesem nicht sehr tiefen, mit Wasserpflanzen und großen Lotusblättern angefüllten und von Bäumen umgebenen See scheinen alle Crocodile und Kaimans der Welt ihr Hauptquartier aufgeschlagen zu haben; sie finden hier eine sichere Zuflucht und eine leichte Beute an den Thieren, welche daselbst ihren Durst löschen wollen. Wir machten uns auf den Weg mit hinlänglichen Lockspeisen versehen, bestehend in Rindsvierteln, welche mit Schula-Stricken *) an eisernen Ketten festgemacht waren. Wir warfen eine solche Lockspeise aus und fuhren in den See hinein; bald fühlten wir den Strick angezogen und folgten dem reißenden Laufe des Thiers, das in der Wuth das Wasser zu Schaum schlug und wiederholt untertauchte.

Wohl gerüstet stiegen wir nun ans Land, begleitet von einer Anzahl Malgaschen, die mit Sagaien bewaffnet waren. Sobald wir festen Fuß gefaßt hatten, zogen wir an dem Strick und brachten so das Unthier gleichfalls ans Ufer. Die Operation war indeß langwierig und schwer, denn die heftigen Bewegungen des Thieres drohten alles zu zerreißen. Endlich aber gelang es doch, man schlang den Strick mehrmals um einen Baum, und nun erkannte das Unthier erst seine Feinde und bereitete sich zum Kampf. Den langen Schweif tief in den Schlamm steckend, bedrohte es uns mit seinem weiten Rachen und seinen sprühenden Blicken. Es war etwas Edles und Furchtbares in dieser Stellung, und als wir das schwarze Blut bereits aus dem Rachen des Unthiers fließen sahen, ergriff uns ein Gemisch von Furcht und Mitleiden. Wir umkreisten das Thier in einer Entfernung von 15 Schritten, da es sich aber bald gegen den einen, bald gegen den andern wandte, so dauerte es eine geraume Zeit, bis wir es an der Stelle, wo der Kopf und die Nackenwirbel an einander schließen, treffen konnten. Hier ist seine Haut am dünnsten. Als es hier die Kugel empfangen hatte, stieß es ein dumpfes, furchtbares Stöhnen aus, warf sich auf den Rücken und bedeckte uns durch das Schlenkern seines Schweifes mit Koth. Nun aber kamen unsere Malgaschen heran und stießen ihm ihre Lanzen durchs Herz; das Thier maß nicht weniger als 22 Fuß.“

*) So nennt man die wilde Aloe des Landes.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

6. Macedonien.

So einfach die Gestaltung der freilich verhältnißmäßig kleinen Provinz Thessalien ist, so verworren zeigt sich Macedonien, und es ist nicht ganz leicht eine übersichtliche Darstellung zu geben. Am sichersten nimmt man das im Südwesten des Landes befindliche Hochland zwischen dem Ochrida- und Castoriasee als Ausgangspunkt, und diese Hochfläche ist auch in Nordosten und Südosten von den höchsten Bergen des Landes eingeschlossen. *) Von dem Soa-gora läuft eine Bergkette, der Hauptkette Nordalbaniens parallel, gerade gegen Norden bis zu dem Berge Schar, in der Nähe von Prisren; zwischen diesen beiden Ketten, näher der albanesischen, fließt der schwarze Drin gegen Norden, während östlich von der zweiten Kette,

*) Mit einer einzigen Ausnahme, denn die Berge im Norden und Osten von Nevrekub erheben sich bis auf 7000 Fuß, während die Soagorakette nördlich von dem Castoria-See nur auf 5800 bis 6000 Fuß ansteigt.

die wir die macedonische nennen wollen, der Zapas von Norden nach Süden fließt, so daß in einer Entfernung von etwa zwanzig Stunden von einander der eine Landstrich gegen Norden, der andere gegen Süden geneigt ist. Derselbe Zapas fließt, als Tzerna, von Monastir an wieder eine Zeitlang nordwärts. Es zeigt sich an diesem einzigen Beispiel die Tendenz des ganzen Landgebiets vom ägäischen bis zum adriatischen Meer, geschlossene Einsenkungen zu bilden. Das ganze Land ist von Bergen durchzogen, die sich gewöhnlich in einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß halten und den Flüssen bald nach dieser, bald nach jener Richtung einen Ausfluß gewähren. Indeß ist doch in dieser scheinbaren Unordnung eine Ordnung, sobald man den allgemeinen Abhang des Landes ins Auge faßt. Dieser Abhang ist nach Südosten und die Gewässer concentriren sich in den beiden Golfen von Salonichi und Orfano, zwischen welchen die Halbinsel Chalkidike mit den drei Vorgebirgen Athos, Lugos und Cassandra die Scheidewand bilden. Aus diesem zwiefachen Wasserablauf ergeben sich auch zwei Hauptzüge des Gebirgs, die wir nun in ihren allgemeinen Zügen verfolgen wollen, um so mehr als die nördliche Bergreihe auch die Wasserscheide zwischen Donau und Mittelmeer bildet.

Geht man von dem oben erwähnten Berg Schar gegen Osten, so stößt man nach einander auf den Karadagh, die Kurbetska Planina, wo die Wasserscheide einen Winkel gegen Norden macht, um sich über den Berg Vitosch (in der Nähe von Sophia) an den eigentlichen Despotodagh oder Rhodope anzuschließen, dessen eine Kette längs dem Karasu (dem Nästus der Alten) die Wasserscheide gegen Osten bildet. Beachtenswerth ist, daß auf diesen mannichfach gebrochenen Bergen vom Schar bis zur Mündung des Karasu die Wasserscheiden nicht an den bedeutendsten Höhen, sondern, wie auf dem Tatragebirge, neben oder hinter denselben sich befinden. Den obigen Bergen entspricht eine südliche Kette, die vom Bassin am Castoria-See ausgeht, bis zum Vardar-Durchbruch nordöstlich, dann östlich und endlich vom Sultanitza-Berg südöstlich sich wendet und in der Halbinsel Chalkidike in den drei schon genannten Vorgebirgen ausläuft.

Bezeichnender als die Berge, die sich nur im Allgemeinen charakterisiren lassen, sind die Flußläufe. Wir beginnen im Süden, um uns von da gegen Norden und dann gegen Osten zu wenden. Der Indsche Karasu (Haliacmon) fließt noch im Süden der zweiten genannten Kette, und hat somit für die Gestaltung Macedoniens ein untergeordnetes Interesse: seine Quellen sind am Pindus, westlich vom Castoriasee, von welchem er gleichfalls einen Zufluß aufnimmt; sein Lauf ist fast rein östlich und wird genährt durch die Bäche und Flüsse, die vom Pindus und dem thessalischen Gränzgebirge herabkommen; auf seinem linken Ufer hat er fast keinen Zufluß, außer dem vom Castoriasee her und einer Anzahl Bergströme. Bezeichnender als der Indsche-Karasu wäre ein Fluß, der inmitten des südlichen Gebirgs von Kailari über Ostrovo, Telovo und Vodena flöße. Die Karten, auch die von Boué, haben hier einen Fluß, nach dem Text des Verfassers aber zu schließen gibt es hier keinen, sondern bei Kailari nur eine Ebene, die den Boden eines abgelaufenen Sees darstellt, dann bei Ostrovo und Telovo wirkliche Seen, vielleicht in der nassen Jahreszeit durch einen Flußlauf untereinander verbunden — aber Boué berichtet nichts darüber. Diese Reihenfolge von Thälern nimmt bereits die Richtung nach Norden, Osten und Südosten, die wir bei der Tzerna (oder Vardar Sarigul) noch viel entschiedener ausgesprochen finden.

Der Lauf des Zapas, der sich in den Vardar ergießt, ist äußerst seltsam: er entspringt in der Nähe des Berges Jalescht, nur wenige Stunden vom Lauf des Drin, fließt aber, wie wir oben erwähnt haben, gerade entgegengesetzt mit diesem, südlich. Die erste Ebene die er betritt, ist die von Kritschovo, die anderthalb bis 2½ Stunden Breite hat und wo auch bereits die Tzerna sich mit ihm verbindet, welcher Name jetzt die Oberhand behält, denn das umwohnende Volk ist bulgarisch und zieht darum den slawischen Namen vor. Nach der Ebene von Kritschovo verengen sich die Berge wieder, und der Fluß betritt die zweite Thalweite, in welcher Monastir liegt. Bei dieser Stadt wendet sich der Fluß östlich, um alsbald in nordöstlicher Richtung dem eigentlichen Vardar, und mit diesem in südöstlicher Richtung dem Golf von Salonichi zuzufließen; der Fluß ändert also zweimal seine Richtung völlig. Einfacher ist der Lauf des Vardar, der am Schar entspringt, östlich nach Uskiub fließt und von da eine südöstliche Richtung beibehält. Sein Lauf von Uskiub bis Negotin, wo er vereinigt mit der Tzerna, dem Rajez, der Braonista, Bregalnitze, dem Egridere, Sarpiaki ꝛc. die Bergkette durchbricht, um dem Meerbusen von Salonichi zuzueilen, bezeichnet die bedeutendste Ebene Hochmacedoniens. Es ist dieser Landstrich um so mehr zu beachten, als das Gebirg, das der Vardar hier durchbricht, eine Völkerscheide macht: nördlich ist die Bevölkerung durchaus bulgarisch, südöstlich ist sie meist griechisch, wenn gleich auch noch, namentlich in Städten wie Salonichi, stark mit Bulgaren gemischt. Auch das Klima ist bedeutend verschieden.

Unter den Flüssen, die wir als in den Vardar einmündend genannt haben, sind der Egridere und Sarpiaki, gleich den Braonista und Bregalnitza von Osten kommend, sehr ungewiß. Boué erzählt, er habe mit Vassojewitsch, ehemaligem türkischen Generalstabsofficier, gesprochen, und dieser habe ihm bestimmt versichert, daß er von Istib oder der Braonista an bis nach Uskiub am Vardar keinem bedeutenden Flußbett begegnet sey. Wahrscheinlich hat sich also der Egridere sehr früh in den Braonista eingemündet. Dagegen behaupteten mehrere Bulgaren, mit denen sich Boué in ein Gespräch darüber einließ, ganz zuversichtlich, der Egridere, den sie Kriwa Rjeka, den krummen Fluß, nennen, münde sich bei einem Ort Namens Banja in den Vardar ein. Wahrscheinlich ist in der ganzen Oro- und Potamographie Macedoniens noch manches aufzuklären.

In der frühern Zeit der Türkei mochte diese Gegend besser bekannt seyn, denn man gelangt dahin von Salonichi wie von Seres aus; von Uskiub gerade gegen Norden liegt Kossowo polie, das Amselfeld, auf dem die Serben ihre letzte Niederlage erlitten; gerade gegen Westen führt der Weg nach

Prisren, von wo man ins Drinthal und somit nach Oberalbanien gelangt; südlich führt der Weg nach Perlepe und Monastir, wo der Uebergang leicht ist nach Mittelalbanien, während von Nordosten her der Uebergang für jeden Feind schwierig ist.

Kleiner als die Ebene um Uskiub ist die um Seres,*) aber sie ist ohne Vergleich fruchtbarer und die eigentliche Perle des Landes. Der Strymon ist der Hauptfluß, der im höchsten Norden des Landes, ganz nahe an der Wasserscheide entspringt und sich einen zum Theil sehr mühseligen Weg durch die Berge bahnt, die ihm von Osten und Westen her zahlreiche Zuflüsse zusenden. Sein Lauf aber ist es, der den Abfall des Landes bestimmt, der hier gerade gegen Süden geht. Merkwürdig ist es, daß die Berge um die Quellen des Strymon nur 2500 bis 3000 Fuß Höhe haben, während der Perindagh und der Plaschkavatza auf der Mitte seines Laufes Spitzen von 7000 und 5000 Fuß haben. Dieser östliche Theil Macedoniens ist gänzlich verschieden von dem westlichen. Im letztern herrschen die halb oder ganz geschlossenen Einsenkungen (cavités, wie sich Boué gewöhnlich ausdrückt) vor. Ohne auf den Ochrida und Castoriasee weiter Rücksicht zu nehmen, bietet der Oberlauf des Indsche-Karasu, der Tzerna, so wie der Mittellauf des Vardar deren sehr bedeutende dar, der kleineren in den einzelnen Bergen nicht zu gedenken, während der Strymon durch ein regelmäßig entwickeltes Gebirge seinen Weg sucht, die Zuflüsse von links und rechts aus bald breitern, bald schmälern Thälern erhält, und erst in der Nähe der Mündung zu einem See sich ausbildet. Sein Nebenfluß ist der Nästus der Alten, von den Türken gleichfalls Karassu, Schwarzwasser genannt. Er fließt ziemlich parallel mit ihm durch die Berge herab, bildet aber an seiner Mündung keine so breite Ebene, wie der Strymon.

Das Land steht seiner natürlichen Eintheilung nach unter drei Paschas, von Seres, Salonichi und Uskiub. Ein vierter Pascha sitzt in neuerer Zeit zu Kalkandel in geringer Entfernung von Uskiub auf der Straße nach Oberalbanien. Der Pascha von Monastir ist zugleich Rumili Walessi, d. h. alle Paschas von ganz Rumelien, wovon Macedonien einen bedeutenden Theil ausmacht, stehen unter ihm, weil hier das Heer versammelt ist, das Albanien im Zaum halten und somit auch die Herrschaft in ganz Macedonien sichern soll.

Chronik der Reisen.

Die englische antarktische Expedition.

(Schluß.)

Drittes Jahr.

Am Morgen des 17 December 1842 segelte die Expedition von den Falklandsinseln ab, sah am 24 die ersten Eisberge in der Nähe der Clarence-Insel, und am nächsten Tage warde ihre Fahrt durch eine ziemlich feste Bank aufgehalten. Der 26 wurde damit hingebracht, einen Punkt zu finden, wo man durchdringen könne, und sie fanden sich veranlaßt westlich zu steuern. Capitän Roß war überzeugt, daß der große offene Raum, den der verstorbene Capitän Weddell unter 74° gefunden, dadurch entstand, daß die herrschenden Westwinde das Eis von irgend einem ausgedehnten Ufer, wahrscheinlich der Ostseite des Grahamlandes, wegtrieben; er beschloß deßhalb südlich und östlich zwischen dem Ufer und der Eisbank vorzudringen, und hoffte so das offene von Weddell gefundene Meer zu erreichen; es schien ihm besser das Land südwärts zu verfolgen, als die bisherige Bahn fortzusetzen, auf der keine Entdeckung zu machen war. Am 28 erblickten sie Land, das sich von Süden nach Südwest gen Westen erstreckte, aber die Ufer waren so sehr mit auf Untiefen aufsitzenden Eismassen umzogen, daß man auf drei bis vier Meilen sich dem Lande nicht nähern konnte. Sie mußten deßhalb vorüberfahren und die Küste nur, so gut es eben thunlich war, untersuchen. Das ganze Land, mit Ausnahme zweier am Nordende scharf vorspringender Vorgebirge, war völlig mit Schnee und Eis bedeckt, die aus einer Höhe von 2 bis 3000 Fuß ins Meer herab sich senkten und hier durch die Gewalt der Wellen gebrochen senkrechte Eisklippen von 20 bis 30 Fuß Höhe bildeten, von denen sich unaufhörlich Eisberge ablösten und in seichtem Wasser sitzen blieben. Die durch eine starke Fluth zwischen denselben veranlaßten Wirbel waren sehr lästig; doch wurden einige kleine, von Schnee ganz freie Inselchen beobachtet, die sich von dem äußersten sichtbaren Punkt des Landes südostwärts hinzogen. Ein dichter Nebel stieg auf, und nöthigte die Schiffe sich ostwärts zu wenden, wo sie bald auf den westlichen Rand der Eisbank trafen. Am Abend des 15 kamen sie abermals in die Nähe des Landes und steuerten durch einen tiefen Golf nach der äußersten Spitze, aber die Eisbank saß fest am Ufer, und am 4 Januar wurden die Schiffe unter 64⅔° B. vom Eis eingeschlossen und rasch rückwärts nach Norden getrieben. Am nächsten Tage machten sie sich los, und endlich gelang es ihnen an einer Insel am äußersten Ende einer tiefen Einfahrt auf der Südseite des Golfs ans Land zu steigen, von welchem Capitän Roß im Namen Ihrer Majestät Besitz nahm. Diese Insel ist vulcanischen Ursprungs, und obwohl sie nur zwei Meilen im Durchmesser hat, erhebt sich doch ein völlig ausgebildeter Krater auf eine Höhe von 3500 Fuß. Sie liegt unter 64° 12' S. B. und 56° 49' W. L. Ein prächtiger Berg mit flachem Gipfel erhebt sich im Westen zu einer Höhe von 7000 Fuß, und das ganze westliche Ufer dieses großen Golfs besteht aus Bergketten, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Er erhielt den Namen Erebus- und Terror-Golf, ist 40 Meilen weit und ungefähr eben so tief. Den südlichen Theil ausgenommen war er voll von schwerem geschichtetem Eis, und an zwei Stellen, wo dasselbe minder hoch war, konnte man kein Land erblicken, so daß der Golf wahrscheinlich mit der Bransfields-Straße zusammenhängt. Am Abend, als das Eis vom Lande weggetrieben wurde, fuhren sie südwestlich zwischen dem Lande und einer Reihe zwei bis drei Meilen vom Ufer auf Untiefen aufsitzender Eisberge hin. Dieser ganze Strich war auf 20 Meilen weit vom Schnee frei, nun aber kamen sie abermals an senkrechte Eisklippen, die sich an einen schneebedeckten, etwa 2000 Fuß hohen Berg anlehnten. Dieß war eine vollständige Eisschranke en miniature, und bestärkte Capitän Roß in seiner Ansicht, daß ein großer Continent südlich von der großen, im Jahre 1841 entdeckten Eisschranke bestehe, der sich ostwärts 450 Meilen vom Berg Erebus erstrecke.

Eis in verschiedenen Formen schloß sie eine Zeitlang ein, und auf dem, welches auf festem Grunde ruhte, wurden Beobachtungen angestellt.

*) Seres liegt nur 80, Uskiub aber 500—600 Fuß über dem Meere.

Kein Zweifel blieb übrig, daß die oben besprochene Straße mit der Bransfield-Straße und wahrscheinlich mit dem Canal d'Orleans in Verbindung stehe, aber sie war so vollkommen geschlossen, daß man diesen geographischen Punkt unmöglich entscheiden konnte. Die Kämpfe mit dem Eis dauerten fort bis zum 1 Februar, wo es nothwendig wurde, die Schiffe aus demselben herauszubringen und wo möglich südwärts vorzudringen. Am 4 erreichten sie das Ende des Eises, und befanden sich nun wieder im offenen Wasser, nachdem sie 40 Tage mehr oder minder im Eis verwickelt gewesen waren. Ostwinde und dicke Nebel herrschten vor und die beste Jahreszeit war vorüber. Indeß durchschnitten sie unter 65° B. beinahe Weddells Rückweg, und fanden Eis, wo er vollkommen freies Meer gehabt hatte. Sie konnten nicht über 65° 15' B. vordringen, und befanden sich hier 100 Meilen südlich von dem Strich Admiral d'Urville's, wo dieser vergebens versucht hatte, Capitän Weddells Bahn einzuhalten. Am 22 durchkreuzten sie die Linie, auf der keine Abweichung stattfindet, unter 61° B. 29° W. L. bei einer Inclination von 57° 40', eine wichtige Thatsache für die Wissenschaft des Erdmagnetismus, da die Beobachtungen zu beweisen scheinen, daß die Annahme, es gebe zwei magnetische Anziehungspole im Süden, was bekanntlich im Norden der Fall ist, auf einem Irrthum beruht, und daß es in Wirklichkeit nur Einen magnetischen Pol in der südlichen Hemisphäre gibt. Wir können hier hinzufügen, daß sämmtliche Beobachtungen dieses Jahres auf eine merkwürdige Weise die Stelle bestätigen, welche Capitän Roß nach den Versuchen des ersten Jahres als dem Pol zukommend bezeichnete.

Am 23 umschifften wir den äußersten Rand des Eises, steuerten gegen Südosten und überschritten den Südpolarkreis am 1 März unter 7½° W. L. Aus kluger Berechnung suchte Capitän Roß jetzt in südlicher Richtung gerade zwischen den Bahnen Bellinghausens und Weddells vorzudringen und wandte sich deßhalb gegen Südwesten. Am 23 März wurde er unter 68° 34' B. und 12° 49' W. L. durch eine Windstille festgehalten, und benützte diese Gelegenheit, um das Senkblei auszuwerfen, fand aber bei 4000 Faden keinen Grund. Diese große Tiefe sprach gegen die Wahrscheinlichkeit, daß Land in der Nähe sey; er drang indeß doch noch eine Zeitlang gegen Süden vor, bis das Eis zu stark wurde, und ein Sturm, der drei Tage ohne Unterlaß anhielt, ihn in große Gefahr brachte. Die dunkeln Nächte und die Zahl der Eisberge schienen nur die Zuversicht und den Muth der Mannschaft zu erhöhen, und die Leitung der Schiffe war bewundernswerth. Endlich am 8 wandte sich der Wind gegen Osten, und mit gerührtem Dank gegen Gott für den Schutz, wo keine menschliche Anstrengung mehr ausreichte, steuerten sie jetzt gegen Norden. Doch waren sie erst am 12 der Furcht entledigt abermals in das Eis zurückgetrieben zu werden.

Am 17 erreichten sie die Breite der Bouvet-Inseln (54° 19'), etwa 8° westlich von der bezeichneten Stelle, aber er suchte eben so vergeblich wie Cook nach der Insel, und schloß daraus, daß Bouvet sich durch die eigenthümliche Gestaltung eines Eisberges werde haben täuschen lassen. Den letzten Eisberg sahen sie unter 47° 3' B. und 10° 51' O. L., als sie eben mit einem starken Wind auf das Cap lossteuerten, wo die Expedition am 4 April glücklich ankam.

Im dritten Jahre drang also die Expedition nicht so weit vor, wie Weddell, aber das ungewöhnliche Vorherrschen von Ostwinden, welche das Abtreiben des Eises vom Ufer verhinderten, setzte sie in den Stand die Breite von 71½° zu erreichen unter einem Meridian, wo sonst gewöhnlich das Eis festsitzt, wenn es durch die herrschenden Westwinde von dem Ostufer von Grahamsland weggetrieben wird; so konnten sie ihre Fahrt unter diesem Meridian (15° W.) um 12 Breitengrade weiter fortsetzen, als Cook, Bellinghausen und Biscoe gethan.

Die Entdeckung und Untersuchung einer bedeutenden Strecke einer unbekannten Küste, wodurch sich die insularische Lage derjenigen Landstriche, welche Bransfield im Jahre 1820 zuerst entdeckte, die später von den englischen Robbenschlägern beim Verfolgen ihrer Beute jahrelang besucht und endlich im Jahre 1839 von d'Urville gesehen und „Ludwig Philipps-Land" genannt wurde, muß als eine wichtige Vermehrung unserer Kenntnisse betrachtet werden, da das Land sich bis zum Pol hätte erstrecken können, wie auch von manchen angenommen wurde.

Ende Aprils verließen der Erebus und Terror das Cap und legten bei St. Helena und Ascension an, um die früher gemachten magnetischen Beobachtungen zu wiederholen und ihre Instrumente zu verificiren. Um die ganze Reihe vollständig zu machen, mußte man auch noch nach Rio Janeiro gehen, das die Expedition am 18 Junius erreichte. Wenige Tage genügten, um die Beobachtungen anzustellen und die Schiffe wieder auszubessern, worauf die Rückreise nach England angetreten wurde. Am 4 September betrat er bei Folkestone das Land und begab sich noch an demselben Tage nach London, um der Admiralität seinen Bericht abzustatten.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wollen wir noch einige Bemerkungen anschließen. Auf der Fahrt vom Cap Horn nach den Falklandsinseln bemerkten sie gerade in ihrer Bahn eine sehr gefährliche Bank, an der vermuthlich manches kühne Schiff, von dessen Schicksal niemand mehr etwas vernahm, zu Grunde ging. — Auf der Insel, an der sie landeten, unter 71° 56' S. B. und 171° 5' O. L., sammelten sie Proben von Mineralien, die in vulcanischen Felsen eingesprengt waren, aber es zeigte sich nicht die geringste Spur einer Vegetation; indeß war die Insel so dicht mit Seitzäusen bedeckt, welche sich ihrer Landung widersetzten, daß sie nur mit Mühe sich einen Weg hindurch bahnen konnten. Die Sammlungen für Naturgeschichte, Geographie und Geologie, namentlich aber die Beobachtungen zur Aufhellung des großen Geheimnisses des Erdmagnetismus, machen diese Reise zu einer der wichtigsten, die je unternommen wurden.

•

Wir haben diese Reise, von der ein Theil wiewohl in abgekürzter Form schon in Nr. 30 v. vor. J. erschienen war, ganz gegeben, da die großen englischen Blätter den Artikel der Litterary Gazette alsbald entlehnten; wir können indeß nicht umhin zu bemerken, daß trotz der Genauigkeit von den Resultaten wenig zum Vorschein kommt, und daß diese Bekanntmachung eine Art Eifersucht gegen die Unternehmungen der Franzosen und Nordamerikaner zeigt; ja es liegt selbst eine kleine Perfidie in dem Umstande, daß die (wirkliche oder vermeintliche) Richtigkeit der Entdeckung des arktischen Continents, wie sie Franzosen und Nordamerikaner am 19 Januar 1840 zu gleicher Zeit gemacht haben wollen, jetzt erst für gänzlich unrichtig erklärt wird, was vor etwa anderthalb Jahren ehe Lt. Wilkes zurück war, eben so gut hätte geschehen können.

Ausfuhr weißer Kattunwaaren aus England. Nach dem eben herausgegebenen „Commercial glance" von Burn führt England an weißen Baumwollentüchern nicht weniger als 253 Mill. Yards aus, von denen 127 Mill. allein in die englischen Colonien gehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1843.

Der Zustand am Cap.

Die Boerenangelegenheit ist beseitigt; ob beigelegt, ist freilich eine andere Frage: man hat einen besondern Gouverneur für Port Natal ernannt, und unterhandelt mit den Boeren um die Unterwerfung; da nun diese die Engländer nicht aus Port Natal vertreiben, die Engländer ihnen aber eben so wenig im Innern etwas anhaben können, so wird ein Mittelzustand eintreten, in welchem die englische Regierung Anordnungen erlassen und die Boeren gehorchen werden, — so weit es ihnen beliebt, denn um sie zum Gehorsam zu zwingen, fehlen den Engländern die Mittel. Inzwischen retten die letzteren jedenfalls die nominelle Oberhoheit, und die Zukunft kann Umstände herbeiführen, welche der Herrschaft der Engländer günstiger sind als die jetzigen. Diese Sache scheint somit bis auf weiteres beigelegt, jetzt ist aber der Uebelstand, welcher die Boeren hauptsächlich zur Auswanderung bewog und die jetzige Lage der Dinge herbeiführte, auch in Bezug auf die Engländer zu einer Höhe gediehen, welche kaum mehr eine Zögerung gestattet. Dieß sind die Verhältnisse zu den Kaffern an der Gränze. Diese befinden sich gegenwärtig in demjenigen Gesellschaftszustand, wo der Raub und der klug ausgeführte Diebstahl nicht bloß Gewinn, sondern auch Ehre bringen, und somit sind die Heerden der in der Nähe der Kaffergränze wohnenden Colonisten, ehemals fast nur holländische Boeren, jetzt nach Abzug der letzteren großentheils Engländer, allen möglichen Raubereien und Plünderungen ausgesetzt. Ehemals unter holländischer Herrschaft und bis zum Jahre 1830 auch unter englischer, war nach einem solchen Raube die gewöhnliche Folge ein sogenanntes Commando. Der Districtscommandant (Feldcornet) bot die freien Landleute auf, man marschirte ins feindliche Gebiet, und bemächtigte sich einer entsprechenden Anzahl Vieh, ohne viel zu fragen, wem es gehöre. Daß dabei mancher Kaffer erschossen, manches Stück Vieh über die billige Zahl mit fortgetrieben wurde, ist leicht abzusehen, und braucht kaum erwähnt zu werden. Das Wiedervergeltungsrecht wurde auf eine rohe, oft grausame Art geübt, und dadurch ein ewiger Kriegszustand unterhalten, bei dem die Kaffern in der Regel immer den Kürzern zogen und immer weiter zurückgedrängt wurden. Jetzt mischten sich die Philanthropen und die Heiligen in die Sache. Wie auf dem Continent die Verbrecher, nachdem man sie lange genug mißhandelt und torquirt hatte, nach und nach der Gegenstand einer krankhaften Sentimentalität wurden, so in England die Ureinwohner der Colonien, nachdem man lange und oft genug sie mit Rohheit und Unmenschlichkeit behandelt hatte. Man sah die Wilden einerseits als schuldlose Naturkinder an, und behandelte sie andererseits wie eine civilisirte Macht. So ging es auch mit den Kaffern. Wenn den Gränzbewohnern Vieh gestohlen wurde, so mußte der Eigenthümer die Spur nachweisen, sich dann an einen kafferischen Polizeibeamten (Pakati) wenden, und durch diesen sich das Vieh wo möglich wieder ausliefern lassen: alles dieß war mit so abgeschmackten Formalitäten verbunden, man beobachtete gegen die Kaffernhäuptlinge so sehr alle Rücksichten und Curtoisien, wie man es nur immer gegen einen europäischen Staat thun konnte, daß die Folge eine allgemeine Unsicherheit des Eigenthums an der Gränze und das Wegziehen der Boeren war; jetzt, da großentheils Engländer die verlassenen Güter an sich gebracht haben, sind diese in keiner besseren Lage.

Das Uebel ist unerträglich geworden, darüber lauten alle Nachrichten ziemlich gleich: die lange Straflosigkeit hat manche Kafferhäuptlinge so ermuthigt, daß einige alle Weißen und alle nicht zu ihrem Stamme gehörigen Fremdlinge überhaupt zu ermorden drohen, wenn sie ihr Gebiet betreten. Erwägt man dabei, daß die Kaffern jetzt nicht mehr, wie im Kriege des Jahres 1825 fast ohne Feuergewehre, sondern meist sehr gut damit versehen sind, und übrigens nahezu ein Reitervolk wurden, so wird man erkennen daß die Gefahr eines Kafferkriegs nicht klein ist, und sämmtliche Gränzdistricte schwer unter einem solchen zu leiden haben würden, wenn gleich an dem endlichen Ausgang kein Zweifel seyn kann. Es handelt sich aber jetzt darum, ein solches Unheil, das weiter greifen und eine Menge einheimischer Stämme in Aufregung bringen kann, zu verhindern.

Man hat zu diesem Ende vorgeschlagen, keinen Colonisten

ohne Paß ins Kafferland, keinen Kaffern ohne Paß in die Colonie herein zu lassen, und die Kafferhäuptlinge, in deren Kraals das gestohlene Vieh gefunden wird, für die Auslieferung des Viehs und die Bestrafung des Diebs verantwortlich zu machen. Bei solchen Bestimmungen kommt aber alles auf das Maaß der Ausführung an: man kann sie ausdehnen bis zu dem früher befolgten Commandosystem, und sie können so schwach gehandhabt werden, daß die Gränzbewohner kaum sicherer sind als zuvor. Zudem haben die Vorschläge noch den Nachtheil daß sie sehr kostspielig sind, denn „eine militärische Macht müßte längs der Gränze aufgestellt, und ein unaufhörliches Patrouilliren unterhalten werden, um diese Bestimmungen in Ausführung zu bringen." Wenn man erwägt, was die Besetzung einer mehrere hundert Stunden langen, zum Theil sehr coupirten Gränze kosten würde, so sieht man das Unausführbare solcher Vorschläge sogleich ein, und es bleibt nur noch ein, schon in frühern Jahren vorgeschlagenes Mittel übrig, nämlich das ganze Kafferland bis nach Port Natal hin als englisches Gebiet zu erklären und Polizeistationen im Innern des Kafferlandes zu errichten.

Wir wollen uns mit den politischen und juridischen Einwürfen gegen einen solchen Schritt nicht befassen, da wir sie alle für unbedeutend halten: die Kaffern sind die Schwächern, und halten sich jetzt, da ihnen so viele Räubereien ungestraft hingingen, für die Stärkeren. Dieß muß zu fortdauernden Unordnungen und endlich zum Krieg führen, der eine Verwüstung ihres Landes und nach vielem Blutvergießen ein abermaliges Vorrücken der Gränze ins innere Land hinein zur Folge haben würde. Der Ausgang wird also, nur mit unendlich größerem Nachtheile, derselbe seyn, wie wenn man jetzt das Kafferngebiet als englisches erklärte. Geschieht das letztere, so folgt eine friedliche Ausbreitung des Christenthums und der Civilisation, die Kaffern werden wieder was sie früher waren, ein zum Ackerbau allmählich übergehendes Hirtenvolk statt eines Räubervolks, zu welchem Zustand sie auf gutem Wege sind. Es ist dieß auch das einzige Mittel, die Boeren mit der englischen Herrschaft dauernd zu versöhnen, und einen gesicherten Zustand in Südafrika herbeizuführen, daß nicht mehr, wie in den letzten zwanzig Jahren vielfach geschehen ist, ein Volk durch das andere fast ausgemordet, und ganze Stämme durch Hunger und Verzweiflung zur Menschenfresserei getrieben werden, wie Arbousset und Daumas in ihrer Reise in Südafrika deutlich nachgewiesen haben.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

7. Obermösien

ist geographisch eines der merkwürdigsten Länder, das mit der Zeit, wenn die Geologie weiter vorgeschritten seyn wird und man ihre Gesetze auf den äußern Bau der Erdoberfläche anwenden kann, den Geologen manches zu rathen geben wird. Boué behält den Namen Obermösien bei, und mit Recht, denn das Land hat keinen geographischen Namen, weder einen slavischen noch türkischen, und macht einen Theil Rumeliens aus. Es ist ein viereckiges Stück Land, zwischen sechs andern Provinzen gelegen, und dient als Durchzug von einer zur andern. Das Land machte bei den Alten das sogenannte Dardanien und einen Theil des innern Daciens aus. Das jetzige Bulgarien umfaßt das Ufer-Dacien und Niedermösien, Serbien und Bosnien machten Obermösien aus, auf der Karte aber hat nur das oben bezeichnete Stück diesen Namen behalten. Obermösien kann als eine Art Plateau, das von Kämmen durchzogen ist, betrachtet werden; es ist übrigens bemerkenswerth, daß seine Berge im allgemeinen nur eine Höhe von 2 bis 3000 Fuß haben, und die höchsten theils an den Gränzen, wie im Westen gen Bosnien und Albanien hin, theils schon außerhalb der Gränze sind, wie z. B. die Kurbetska Planina und der Perindagh. Obermösien ist also gleichsam eine ungeheure Einsenkung, und da in dieser Einsenkung eine Menge Flüsse ihren Ursprung haben, so kann man sich vorstellen, welche Schluchten die meisten der Flüsse zwischen den außern viel höhern Berge zu durchlaufen haben. Serbien erhält von hier aus durch die ungeheure, nordsüdliche Spalte des Ibar die obern Zuflüsse dieses letztern und durch eine von Südost nach Nordwest laufende Spalte die bulgarische Morawa. Der Isker und die Sladia erreichen Bulgarien durch große Einschnitte, die von Südwest nach Nordost laufen, und die Maritza erreicht das Bassin von Thracien durch die Defileen von Kiz-Derwend. Ein gleicher Fall ist es mit dem Strymon, mit der Lepenitza, die dem Vardar, und einigen kleinern Flüssen, die dem albanesischen Drin zufließen. Kurz von welcher Seite her man nach Obermösien gehen mag, man muß Tage lang tiefe Schluchten oder hohe Berge hinansteigen, um dann in Einem Tage auf das Plateau von Obermösien hinabzusteigen. Diese natürlichen Wälle bieten sehr verschiedene Gestaltungen dar: der Abhang der serbischen und bosnischen Gebirge gegen Mösien hin ist kurz und steil, während er im Norden und Nordwesten sich sehr lang ausdehnt. Dagegen ist der Abhang der Berge an der macedonischen Gränze so schwach, daß ihre Gipfel, von Obermösien aus gesehen, nur wie niedere Höhen erscheinen; erreicht man aber den Gipfel der Kämme, so hat man einen sehr starken Abhang zu durchlaufen, um in die ersten Thäler Macedoniens zu gelangen. Die Höhe des Karadagh, oberhalb Ueskub, und der Kurbetska Planina oberhalb Egri-Palanka und Kostendil bilden also, wie wir oben erwähnten, die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Mittelmeer. Zwischen Oberalbanien und Obermösien sind die Abhänge nur schwach, so daß man leicht aus einem Land ins andere gelangen kann. Ebenso ist im Osten der Abfall des Landes nicht sehr steil: wenn man von Bulgarien herkommt, übersteigt man leicht die Berge nach Obermösien hin und findet zwischen denselben mehrere parallele Furchen, denen die schroffen Ufer das Ansehen von Canälen geben. Der größte dieser natürlichen Gräben ist derjenige, welcher von Nisch *) nach Ichtiman geht, und die vier großen Bassins von Nisch, Pirot, Sophia und

---

*) Sonst Nissa geschrieben, nach altem Brauch, indem das böhmische doppelte ſ als sch gesprochen wird.

Ichtiman mit einander verbindet, die sämmtlich ehemaliger Seeboden sind. Aehnliche Vertiefungen finden sich auch in den übrigen Theilen des Landes, nur nicht in solcher Reihenfolge wie im Osten. Zu den bedeutendsten gehört das Amselfeld, das nur 1500 Fuß über dem Meere liegt.

Das Plateau von Obermösien ist doppelt geneigt, nach Norden und Westen. Diese Neigung zeigt sich am deutlichsten in der steigenden Höhe der Ebenen, die ehemalige Seeboden sind. Nisch liegt nur 414 Fuß hoch, südlich davon Leschkovatz 565, etwas weiter östlich Pirot 800, Trn ziemlich in der Mitte des Landes 1542, Sophia 1609, Samokov 1800, Ichtiman 2060 F. Das Plateau wechselt also zwischen 414 und 2060 Fuß von Nordwest gegen Südost. Die Ebene von Kossovo sollte eigentlich nach dem Namen ihres Flusses Sitnitza benannt werden, aber es ist einmal gewöhnlich geworden, dem ganzen 10 bis 12 Stunden langen und 2 bis 3 Stunden breiten Landstrich erstern Namen zu geben. Von diesem ehemaligen Seegrund bis nach Leskovatz an der bulgarischen Morawa sind zwei oder drei Parallelketten von ziemlich gleicher Höhe, welche von Thälern oder starken Längenfurchen durchschnitten sind. Diese Berge enthalten indeß keine stark hervorragenden Kämme und Gipfel, und haben deßhalb auch nicht wie andere besondere Namen erhalten; man bezeichnet sie gewöhnlich nur nach den nächsten Städten und Flecken; der nördliche Theil z. B. wo Albanesen (oder Arnauten) wohnen, führt den Namen Arnautska Planina. Die Kämme aller dieser Ketten bestehen nur aus undulirenden Rücken mit stumpfen Gipfeln, die Abhänge sind schwach und Steilabfälle finden sich in der Regel nur am Durchbruch von Gebirgsbächen und Flüssen. Die Höhen sind ganz wild und oft mit kleinem Eichenholz oder Gebüsch bedeckt; große Wälder sieht man in diesen Höhen nicht, was zum Theil dem kiesigen Boden zuzuschreiben seyn mag, vielleicht aber auch seinen Grund darin hat, daß die serbische Bevölkerung hier auswanderte und durch Albanesen ersetzt wurde, welche sich begnügen, die Thalgründe anzubauen und alles andere wüste liegen zu lassen.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Madrid.

Die ganze Hochebene von Neucastilien ist ungefähr in dem Genre der Mancha. Die stark accentuirte, holperige Sprache der Landleute läßt sich am passendsten mit unserem schwäbischen Dialekt vergleichen. Von Valdemoros, welches in einer Niederung liegt, steigt man wieder stufenweise aufwärts, und endlich nach einer Meile Weges betritt man den Rand der hohen Centralebene und entdeckt auf dem Hintergrunde der bläulichen Bergreihen einen vorspringenden beträchtlichen Hügel, welcher in seiner ganzen Länge, von Westen nach Osten, mit einer großen Häusermasse bedeckt ist, an deren westlicher Spitze ein weißes, viereckiges Gebäude sich emporhebt: es ist Madrid und das königliche Residenzschloß. Man ist noch drei Meilen davon entfernt, man legt diese Strecke mit immer gespannterer Aufmerksamkeit zurück, je deutlicher die Gegenstände werden; man sehnt sich um so mehr anzulangen, da die Gegend nichts darbietet, was das Gemüth zerstreuen könnte. Erst eine Stunde von Madrid wird die Scene etwas lebhafter durch die zerstreuten Häuser, die ein- und ausziehenden Personen und den Anblick einiger Ortschaften, wie Pinto, Mostoles, Xetafe, die man zur Linken entdeckt. Eines der schönsten Lustspiele des Lope de Vega ist betitelt: das Landmädchen von Xetafe. Wenn man, von der Südseite anlangend, der Hauptstadt sich naht, so gewähren die Brücke über den Manzanares, die neuverzierten Thore von Segovia und Toledo, die verschiedenen Alleen, die zu der Stadt oder um dieselbe führen, der Canal, der in den Fluß mündet, und die schimmernde Häusermasse, welche den steilen Hügel bekrönt, einen interessanten Anblick.

Fast die ganze Industrie von Madrid wird von Fremden, welche sich aus allen Theilen Spaniens hier zusammengefunden und angesiedelt haben, besorgt. Die entnervten Eingeborenen, die, wie die meisten Bewohner Castiliens, das Faullenzen über alles lieben, taugen nicht für Geschäfte, welche einige Anstrengung und Ausdauer heischen. Nicht einmal für den Kleinhandel, nicht einmal für Detailgeschäfte sind sie geeignet, diese Madrider, bemerkte mir einst ein regsamer, gewandter Baske, der sich hier als Kaufmann etablirt hatte. Catalonien, Valencia, Aragonien, die freien Provinzen, Asturien und Galicien liefern den Zuwachs einer Bevölkerung, welche längst in Stockung und Verfall gerathen wäre, wenn sie nicht aus diesen fernen Quellen mannichfaltige neue Lebenssäfte schöpften. Die kräftigen Arme dieser kühnen Stämme begannen mit aller Energie den Widerstand, den nationalen Kampf gegen das Joch Napoleons, was die geschwächten und verweichlichten Eingeborenen nie gethan haben würden.

Alles bezieht Madrid von außen: die Erdbeeren liefert Aranjuez, die Aprikosen Toledo, die Pfirsiche kommen auf Maulthieren aus Aragonien und die Butter in Häuten aus Asturien. Alle Theile von Spanien werden in Requisition gesetzt, um den nothwendigen Lebensbedarf einer Residenz zu liefern, die mitten in einer Wüste, in einer Einöde liegt, die vormals Bären, Wölfen und andern Thieren des Waldes zum Aufenthalt diente. Wenn die Hauptstadt eines Reiches im Mittelpunkt desselben liegen soll, so haben doch wahrhaftig Toledo, Talavera, selbst Guadalaxara eine reizendere und gesündere Lage, als das dürre Madrid, welches kaum eine einzige trinkbare Quelle besitzt. Toledo, woselbst die Könige der Westgothen residirten, hätte Spaniens Hauptstadt werden sollen. Allein der finstere Philipp II hatte beschlossen, einen rauhen, von ungesunden Lüften umwehten, von feuchten Herbstnebeln heimgesuchten Waldhügel in eine Hauptstadt umzuwandeln, ein Plan, dessen Ausführung als der Triumph eines despotischen Herrschers angesehen werden kann.

Ein großer Theil der Eingeborenen von Madrid befaßt sich mit dem Intriguiren, mit einer höchst zweideutigen Politik und mit dem Jagen nach Staatsanstellungen. Fast ganz Spanien hegt eine offenbare Abneigung gegen diese corrupten Residenzbewohner, gegen dieses Madrid, dessen Mangel an Einfluß, dessen Nullität in politischen Angelegenheiten sich auch dermalen wieder, wo es sich um Espartero's Seyn und Nichtseyn handelt, klar herausstellt. In diesem Madrid finden alle Mißbräuche der Monarchie ihren Mittelpunkt; keine Sache ist so schlecht, kein Verbrechen so arg, wofür man hier nicht einen Vertheidiger fände, in diesem bunten Gemische von Charakteren, wo die Gewohnheit des Intriguirens und Ränkeschmiedens das eigenthümliche Gepräge der ganzen Gesellschaft bildet. Das Gold ist hier keine Chimäre, mit Gold ist

hier alles zu bewerkstelligen. Daher der Mangel an Offenheit, wo beständig von Biederkeit die Rede ist, daher jene nichtssagenden Versicherungen, deren Lauterkeit bei näherer Prüfung verschwindet.

Den für Fremde interessantesten und zugänglichsten Theil der Bevölkerung bilden die Provinzbewohner, welche nothwendige Geschäfte oder andere Ursachen zu einem temporären Aufenthalt in Madrid nöthigen und die ihre guten heimathlichen Sitten und Gewohnheiten gegen den schlimmen Einfluß der Residenz, „der Luft von Neucastilien,“ wie sie sich ausdrücken, bewahren. Die ächten spanischen Sitten muß man bei Leibe nicht in Madrid, sondern auf dem Lande und in den Provincialstädten suchen.

Der spanische Nationalcharakter ist in hohem Grade frei und offen; wenn man jedoch irgend ein Laster als das vorherrschende bezeichnen sollte, so ist es die Doppelzüngigkeit, die in einem ungewöhnlichen Grade sich vorfindet. Dieß ist ohne allen Zweifel, wie so manches andere in Spanien, orientalisch und geht vom Staatsoberhaupte abwärts. Wenn ein in Ungnade gefallener Minister eine letzte Audienz bei seinem König hat, so wird ihm in der Regel aus dem königlichen Munde eine Cigarre präsentirt, das höchste Zeichen der Herablassung und der guten Laune, wie das Ohrzupfen Napoleons. Unmittelbar hierauf findet er, wenn er in seinen Wagen steigt, eine allerhöchste Suspensions- und Verbannungsordre nach einem entlegenen Orte — in der That ein ganz orientalisches Verfahren.

Auf gleiche Weise kann man ein anderes vorherrschendes Laster bezeichnen — die Bestechung. So allgemein ist es, daß nichts, weder Gutes noch Schlimmes, ohne sie bewirkt werden kann, und es könnte scheinen, als erstrecke sie sich auf alle Classen der Gesellschaft. Gleichwohl ist der Nationalcharakter das directe Gegentheil davon, denn wenn man die famose Routine der Gerichtshöfe und der öffentlichen Aemter bei Seite läßt, kann man unzählige Fälle finden, wo man den edelsten Beweisen von Uneigennützigkeit begegnet. Eine seltsame Modification von Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt, findet sich in der Art und Weise, wie man Geschenke gibt. Um ihren Erfolg zu sichern, ist eine gewisse Delicatesse und Gewandtheit nothwendig, und im allgemeinen müssen sie so dargeboten werden, als wenn der Geber von dem andern es als eine Gunst verlangte, sie anzunehmen. Im allgemeinen nimmt man diese Gaben, ohne dafür vielen Dank zu erstatten — eine Sonderbarkeit bei einem auf die Formen der guten Lebensart so aufmerksamen Volke. Die Ursache scheint in dem Gefühle zu liegen, daß das Geben bis zu einem gewissen Grade eine Sache des Herkommens und eine Pflicht ist — eine ebenfalls aus dem Orient herübergekommene Maxime.

Ohne die fortwährende unentbehrliche Zufuhr und Unterstützung von außen würde Madrid bald wieder zu seinem ursprünglichen Waldesdunkel, zu seinen Ebern und Füchsen, zu seinen wilden Hamadryaden zurückkehren. Die verschiedenen Geschäftszweige werden, wie bereits erwähnt wurde hauptsächlich von ausgewanderten regsamen Provincialbewohnern betrieben, welche mit ihrer Heimath in stetem Verkehr bleiben, etwa wie bei uns die Schwarzwälder und Tyroler, oder wie die Spitzenhändler aus dem sächsischen Erzgebirge, welche vormals das südliche Deutschland besuchten, um auch da Geschäfte zu machen. So werden in Madrid Orangen und Citronen von den Valencianern, Datteln von den braunen Murcianern zum Verkauf gebracht. Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit den Gasthöfen und Speisehäusern, welche stets nur von denselben Landsmannschaften besucht werden, wie in Deutschlands Universitätsstädten die bekannten Burschenkneipen.

Das Charakteristische einer Person, welche lange in Madrid gelebt hat, entdeckt sich auf den ersten Blick. Das Streben der Gesellschaft geht darauf hinaus, alles Neue in der Mode, alles Elegante, alle Specialitäten der modernen Geselligkeit einzuführen, und mit Ausnahme des Prado und der Plaza de Toro findet sich wenig ächt Spanisches zu Madrid.

Zu den Zierden der Hauptstadt von Neucastilien gehören zwei Theater, welche unter derselben Verwaltung stehen; sie führen abwechselnd italienische Opern und spanische Dramen auf, so daß man Gelegenheit hat, ältere und neuere Nationalstücke zu sehen. Die Saynetes werden trefflich gegeben; es sind reine, unverfälschte Bilder des Alltagslebens; die Wahrheit und der eigenthümliche Geist, der diese Piecen beseelt, machen sie zu einem Genusse, den kein anderes Land bietet.

Die Kaffeehäuser sind zahlreich und von dem müßigen Theil des Volkes sehr besucht, welches, ohne irgend etwas zu genießen, halbe Tage hier zubringt. Auch Schachclubisten sieht man hier, die Philosophen unter den Spielern. Berühmte Matadore dieser Kunst werden immer seltener. Man hat jetzt im Schachspiel nur eingeschossene Empiriker, keine Newton und Leibnitz mehr. Kein einziger neuer Zug ist entdeckt worden; dennoch gibt es viele, die sich begnügen, das Schachspiel nur erlernt zu haben. Es sind gewöhnlich die Freunde desselben Männer, welche sich von den Wirren des Parteigeistes zu befreien suchen, und wenigstens danach trachten, wie Aristoteles befohlen, mit sich selbst zufrieden zu seyn. Sehr treffend bemerkt ein geistreicher Schriftsteller: ein gewandter Schachspieler ist immer davon überzeugt, daß in ihm ein Napoleon steckt, der alles zur Raison bringen würde, wenn man ihm nur die Macht ließe so zu handeln, wie er denkt, nämlich denkt in der indischen Weisheit des Schachspiels. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Medaille für Blindenunterricht. Die Société d'encouragement in Paris ertheilte in ihrer Jahressitzung am 6 September Hrn. Foucault für seine Verbesserung im Unterricht der Blinden die Platinamedaille. Hr. Foucault ist selbst blind, kannte deßhalb die Bedürfnisse der Blinden um so besser, und die Erziehung der Blinden hat durch seine Erfindung in der That einen ungeheuren Schritt vorwärts gethan; das Schreiben war sonst eine höchst schwierige Sache, und jetzt ist diese Kunst auch den Mindergeschickten zugänglich. Einige Tage reichen hin, um sie in den Stand zu setzen, so correct und so schön wie mit der Feder zu schreiben. Die schwarzen und ungreifbaren Charaktere, die sie aufs Papier zeichnen, reproduciren sich zu gleicher Zeit in sehr starkem Relief auf einem weit größern Blatt. Durch diese sinnreiche Combination können die Blinden ihre Schrift wieder lesen und selbst corrigiren. Hr. Foucault ertheilt in Paris selbst nähere Auskunft über diese Methode. (Constit. 17 Sept.)

Unverderbbares Brod. Am 6 September wurde in Liverpool bei dem Mayor der Stadt eine Kiste mit Brod geöffnet, welche vor beinahe zwei Jahren in Rio Janeiro gepackt worden war, und zeigte sich so gut und frisch, wie an dem Tage, wo es eingepackt wurde. Es soll aus einer Mischung von Reis, gewöhnlichem und Weizenmehl gebacken seyn. Ein Hr. Alzard ist als Erfinder genannt, sonst aber meldet die Shipp. and Merc. Gaz. vom 14 Sept., welche diese Nachricht enthält, nichts Näheres.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1843.

Ausflug von Algier nach Medeah.

(Nach Eugene de Sallet. Constitutionel 17 Sept.)

Die Colonisation hat begonnen, daran ist nicht mehr zu zweifeln; man darf nur von Algier nach Blidah gehen, d. h. das Uferland und die Metidschah auf einer Strecke von 10 Lieues durchschneiden, so stößt man auf fünf bis sechs nicht unbedeutende Etablissements, und macht man vollends einige kleine Ausflüge rechts und links, so trifft man wohl auf viermal mehr. Der Elsäßer, der Franche-comtéer, der Mahonnese richten ihre Landwirthschaft ein, der Gascogner, Provençale und Pariser ihr Kaffeehaus, ihre Schenkwirthschaft, ihre Herberge, die manchmal sogar den Namen Hotel führt. Sorglos geht jetzt jeder seinem Geschäft und seinem Vergnügen nach, denn der Krieg ist auf 100 Lieues von Algier und auf 30 von der Küste entfernt. Deli-Ibrahim, fast eine Vorstadt von Algier, hat eine schöne, steinerne Kirche mit Gemälden im Innern und einer Colonnade nach außen. Zu Blidah, zu Medeah wie zu Algier sind schöne Moscheen in Kirchen umgewandelt worden. Diese „Expropriation zum öffentlichen Nutzen" erhält in Blidah eine sehr starke weltliche Anwendung, indem man Straßen mit Arcaden nach der Schnur zieht, und alle Gebäude die im Wege stehen entfernt; man denkt an Benützung der starken Wasserkraft, und an Ziegel- und Backsteinbrennen, um die Handmühlen der Kabylen und Araber nach und nach zu ersetzen. Die Omnibus in der Umgegend von Algier füllen sich mehr und mehr mit Burnus: der Araber, der vor kurzem noch lieber 20 Lieues zu Fuße gemacht hätte, um nicht einen Budschu auszugeben, zahlt jetzt einen halben Franken für die Viertelstunde von Mustapha nach Bab Azun, und opfert fünf Franken, um von Algier nach Blidah zu fahren. Zwanzig Coucous von großem Styl fahren außer der Staatsdiligence zwischen diesen beiden Städten hin und her. Blidah, der Mittelpunkt dieser großen Bewegung, rüstet sich der Haupthandelsplatz der Provinzen Algier und Titeri zu werden, wohin wir uns jetzt begeben wollen, nicht mehr auf dem kurzen und steilen Fußpfade über den Col von Tenia, den die französischen Soldaten so gut kennen, sondern auf einer prächtigen längs der Schiffa angelegten Straße.

Die Metidscha steigt in kleinen Hügeln undulirend gegen den Atlas an, und dringt trichterförmig in denselben ein, wo der Bach von Blidah und der aus dem Gebiet der Beni Messaud sich mit der Schiffa vereinigen, und wirkliche Bäume an die Stelle der Brustbeerstaude und andrer Gebüsche der Ebene treten. Die Flora, auch am Bergabhang, ist stets die des Mittelmeeres: es sind die Haiden von Montpellier mit der Steineiche, dem Mastix-, dem Lotusbaum, der Pinie; es ist Sardinien, Sicilien, Calabrien und Spanien mit dem Johannisbrodbaum und der Fächerpalme; es ist Palästina und La Corbière mit der großen und der gemeinen Wachholderstaude. Auf dem höchsten Punkt des Thals, wo die Straße in dem sogenannten Nadorpaß das Plateau von Medeah erreicht, findet sich in Menge der in unsern Gärten seit langer Zeit akklimatisirte Blasenbaum. Die ersten Herbsttage bringen den Acanthus und hunderterlei Liliaceen zur Blüthe.

Für den an die Gesetze der botanischen Geographie gewöhnten Naturforscher kündigt diese Flora einen Kalkboden an, der sich auch überall erkennen läßt, wo das Gestein zu Tage tritt. Nur hat der in einem gewissen Verhaltniß mit Alaun und Magnesia gemischte Kalkstein eine Verneigung zum Schiefer, er ist faserig, wenn er auch nicht geblättert ist, häufig glänzend und fettig. Wirklicher schwarzer, weiß geäderter Marmor bildet Lager, die dick genug zur Ausbeutung sind, und zwischen diesen beiden Gesteinarten findet sich ein sehr harter, schieferartiger Kalkstein, der die in der algierischen Architektur so vielfach gebrauchten Lavagna oder großen Schieferplatten aus Italien mit Vortheil ersetzen wird. Auf dem Gipfel des Nador wird auch ein etwas kalkartiger Sandstein gebrochen, womit man die Seitenwände der Straße einfaßt, da wo diese in den plastischen Thon ausgehauen ist, den die geringste Feuchtigkeit sehr schlüpfrig machen würde.

Aber für jeden Reisenden beruht die eigentliche Originalität des Schiffathals in den vier ersten Wegstunden, wo man zwischen zwei fast vertical ansteigenden Bergen eingeengt ist, und jeder Schritt eine neue wilde Landschaft, einen imponirenden Anblick, ein unerwartetes, aber immer reizendes Schauspiel eröffnet. Der Atlas bietet hundert Thäler, in denen Künstler

ihre Inspirationen holen können, aber dieß Schiffathal liegt nur drei Stunden von Blidah, nur neun Stunden von Algier, und Algier ist nur zwei Tagreisen von Marseille und fünf von Paris entfernt. Der kleine, nur oberflächlich durchsuchte Atlas hat Kupfer-, Eisen- und Bleiminen gezeigt, und die Luft ist so reich wie der Boden an thierischem Leben. Besonders spielen hier die Affen, die halb in der Luft leben, eine große Rolle, springen von Zweig zu Zweig und steigen herab in das Wasser, um sich zu baden, wenn die Straße einsam ist. Dann ziehen die benachbarten Wirthshausinhaber aus, um Jagd auf sie zu machen. Die arabischen Kaffeeschenken werden Abends von ihren Herren verlassen, aber die beiden französischen Wirthshäuser sind Tag und Nacht von ihren Herren besetzt. Der eine wohnt unterhalb Dahor in einem alten Bau, wo man Gyps bereitet, der andere, mitten zwischen zwei Stationen, hat bis jetzt nur noch eine Hütte aus Zweigen, die an einige große Olivenbäume sich anlehnt. Die Stelle ist zu gut gewählt, als daß nicht bald ein solid gebautes steinernes Wirthshaus sich erheben sollte. Bis jetzt ist es nur noch ein militärisches Bivouac, und der Inhaber ist ein kecker Südfranzose, der seit kurzem erst seine Dienstzeit vollendet hat.

Die Cameraden, welche an seiner Marketenderhütte anhalten, enthalten ihm ihre Besorgnisse und ihre Rathschläge nicht vor; er aber fürchtet weder die Beni-Sala, noch die Muzaia oder Sumata, er hat ein geladenes Gewehr, um die Affen, die Hyänen, die Schakals, die ihn jede Nacht besuchen, aber an keinen Lebenden sich wagen, ferne zu halten; Löwen kommen, wenigstens seiner Ansicht nach, nie ins Thal. Seine Frau, eine große, schöne Blondine, theilt seine Mühen, und geht abwechselnd nach Blidah mit einem wohlbeladenen Maulesel. Ein Dienstbote oder Associé, ein junger, kräftiger Bursche ist eine neue Zugabe, welche den Erfolg der Anstalt bezeugt, ohne die Gefahren zu mindern, denn die Abwesenheit des Mannes oder die Reise der Frau mit dem Associé erinnert an eine gewisse Geschichte von dem Wolf, dem Krautkopf und der Ziege.

Zu Medeah ist man schon weiter: man hat zwar noch kein Octroi, kein Tivoli, keine italienische Musik wie zu Blidah, aber man hat schon mehrere Kaffeehäuser mit dem unentbehrlichen Billard, und zwei Hotels, zwischen denen die Arbeit getheilt ist, denn das eine gibt die Nahrung, das andere die Wohnung; die Zimmer freilich sind noch nicht ganz meublirt, denn der Zimmermeister ist mit der Treppe noch nicht ganz fertig geworden. Man hat noch ein gewisses sehr nützliches Fayencegeschirr vergessen, aber der Spiegel ist schon da. Ein Flaschner wird demnächst Bader einrichten und man spricht auch von einem Theater. Die arabischen Häuser hatten geneigte Dächer und waren mit Hohlziegeln gedeckt wegen der starken Regen; die meisten waren sehr klein und so miserabel gebaut, als ein Dorf in der Romagna. Nichtsdestoweniger ist die Stadt ziemlich groß und ich brauchte über eine halbe Stunde, um sie zu umkreisen. Auf drei Viertheilen des Umkreises erheben sich die Berge sehr steil, und eine Menge Quellen fließen herab, die in eine Wasserleitung zusammengefaßt sind, welche in zwei Bogenreihen die Stadt mit Wasser versorgt. Medeah ist der Regierungssitz der Provinz Tittery und wird in wenigen Jahren sich zu einiger Bedeutung erheben.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

8. Serbien.

Wir haben oben gesehen, daß die Abdachung Obermösiens hauptsächlich nach Nordwest geht; auch die Flußthäler Südbosniens haben, sobald man über die Einsenkung von Novibazar hinaus ist, einen ganz nordwestlichen Lauf; die zwischen Nordwesten und Südosten getheilte Senkung zeigt sich in auffallender Weise in den nordöstlich von Obermösien befindlichen Längenfurchen: wie von Ichtiman aus die Längenfurche sich nordwestlich hinstreckt, bis sie unterhalb Nisch ins breitere Thal der bulgarischen Morawa übergeht, so senkt sie sich auch von Ichtiman aus südöstlich in das Thal der Maritza. Wir haben also gegen Nordwesten und Südosten allmähliche, gegen Süden nach Macedonien hin eine steile Abdachung, aber Serbien stellt sich eigenthümlich, fast inselartig dar. Eine Reihe hoher Berge, der Jako (3500), der Jelin (4200), der Jastrebatz (3000), der Rtagn (3800 Fuß), und eine Menge anderer schließen Serbien im Süden ein; besonders merkwürdig sind aber der Kopaonik (5900), Jelin, Stol und Temnitzka, die hinter einander liegen, und gleichsam einen Stiel bilden, von dem drei Zweige auslaufen, denn von Temnitza geht gerade nach Norden eine Kette, die man gewöhnlich mit dem Namen Schumadia bezeichnet (was Waldland bedeuten soll, und eigentlich das ganze Land zwischen der Kolumbara und Morawa umfaßt). Der Jelin ist vom Kopaonik, der Stol vom Jelin durch ein kleines Flußthal getrennt, aber zwischen Temnitzka und Stol fließt die bedeutende serbische Morawa, die ihre wichtigsten Zuflüsse seltsam genug im Norden des Temnitzka hat in den Bergen, die sich bis zum Kabiar westlich hinziehen,*) von welcher aus eine Bergkette nordwestlich längs der Drina fast bis zur Donau hin sich erstreckt. Nordöstlich vom Temnitzka, aber durch mehrere Flußthäler getrennt, ist der schon erwähnte Rtagn, der einen noch bedeutendern Ausläufer gegen Nordosten sendet; letzterer bildet die Stromenge der Donau bei Orsova, und steht in deutlicher Verbindung mit Siebenbürgen, während ein Zusammenhang des nordwestlichen Ausläufers mit der Fruschka Gora (zwischen Donau und Save), wie von Boué I. p. 106 f. mit großer Bestimmtheit behauptet wird, keineswegs nachzuweisen ist, vielmehr der Natur des ganzen Gebirgs widerspricht; der nordöstliche Gebirgsstock, welcher Serbien von Bulgarien scheidet,**) ist also ohne Vergleich der bedeutendere, und eben darum auch die bis zum Mittelgebirge, der Schumadia, sich erstreckende Ebene.

Die drei Gebirgszüge theilen Serbien in zwei große gegen

---

*) Dadurch entsteht eine der größeren äußeren Bergreihe entsprechende innere.

**) Geographisch nämlich: nicht politisch; indem die politische Gränze erst ostwärts am Timok ist

Norden offene Mulden. In die westliche ergiessen sich durch die breite Spalte von Jagodin zwischen den Bergen Kotelnik und Rtagn alle grossen aus dem südlichen Gebirgsland kommenden Flüsse, welche, mit Ausnahme der Livatzka, bereits alle in der Morawa sich vereinigt haben. Die westliche Mulde hat bloss Flüsse, welche im Umkreis ihrer eigenen Berge entspringen. Auch der Abhang beider Mulden ist verschieden; die westliche hat ihren Abhang gegen Nordosten, alle Flüsse vereinigen sich am Ende mit der Colubara, um in der Nähe von Belgrad sich in die Donau zu ergiessen; Belgrad ist gleichsam das Centrum, dem alle diese Flüsse radienartig zulaufen. Die westliche Mulde verflacht sich ganz gegen Norden, die Flüsse vereinigen sich nicht alle in der Morawa, sondern ihrer viere ergiessen sich in die Donau; die Gestaltung des Landes gleicht schon der gegenüberliegenden ungarischen Ebene. Belgrads Wichtigkeit liegt grossentheils darin, dass es den Zugang in diese beide Theile Serbiens erleichtert, denn die mittlere oder Schumadiakette führt in gerader Linie auf Belgrad hin.

Diese Gestaltung des Landes ist für dessen Geschichte entscheidend: Serbien hat sich nie dauernd nach Süden ausgebreitet, die Bulgaren aber sind in Schaaren bis nach Macedonien hinein vorgedrungen. Die Serben haben nur einmal in ihrer Eroberungsperiode ihr Reich südwärts ausgedehnt, sie waren einmal südlich von ihrem eigentlichen Gebirgslande die Eroberer, die herrschende Classe, aber die Bulgaren haben sich angesiedelt, und sind mit dem Boden verwachsen; der Serbe ist in Obermösien vor dem kecken Albanesen zurückgewichen, aber den Bulgaren konnte der Albanese nicht verdrängen, obgleich der Strom der albanesischen Wanderung nach Macedonien so gut und zum Theil stärker geht als nach Obermösien.

Die Verbindung der Serben mit den Bosniern findet hauptsächlich nur in der Nähe der Mündung der Drina statt, denn diese, welche die Gränze zwischen Bosnien und Serbien bildet, läuft in einer so tiefen Rinne, dass man von Serbien wie von Bosnien der zwei bis dritthalbtausend Fuss hoch hinabsteigen muss, um in das Thal der Drina zu gelangen. Daher die geringe Verbindung, welche zwischen den beiden sonst so nah verwandten Stämmen herrscht; *) mit den Bulgaren ist die Verbindung ohne Vergleich leichter, über Nisch hauptsächlich, aber stark ist auch hier der Verkehr nicht, und man kann ohne Uebertreibung sagen, die Serben sind mehr auf den Norden, auf Ungarn, angewiesen, als auf den Süden, wenn gleich in ihrer Heldenperiode ihre Könige sich die Herren aller Raitzen-Lande (wsech raschkich semel) vom Meere bis zum Meere nannten.

Das grosse dreieckige Bassin der Colubara, die oben genannte westliche Mulde, ist einer der fruchtbarsten Striche Serbiens; es ist von zahlreichen kleinen Höhen bedeckt, die theils noch bewaldet, theils schon angebaut sind. Wie im südlichen Ungarn ist das Gestein bedeckt mit einem fruchtbaren Thonboden, und die zahlreichen Gewässer, die sich langsam hindurchschlängeln, geben an manchen Orten prächtigen Wiesen ihre Entstehung. Das Bassin von Walievo im obern Lauf der Colubara ist ganz entwaldet und mit den fruchtbarsten Feldern bedeckt, dagegen ist tiefer unten an der Tamnawa noch alles mit Wald bedeckt und die Dörfer kaum sichtbar. Noch mehr ist diess der Fall östlich von der Colubara in dem oben erwähnten Schumadia, was Boué mit Waldland erklärt; bis hinüber nach der Morawa, und südwärts hinauf bis Kragujewatz besteht das ganze Land in einem fortlaufenden Eichenwald, in dessen Mitte nur hie und da ein Thal entwaldet und von Menschenhand angebaut ist. Das eigentliche Ostserbien, d. h. das Land zwischen Morawa, Donau und Timok ist grossentheils mit Bergen angefüllt, die sich im Süden an den Rtagn anschliessen. Auch hier ist die Gränze ähnlich wie gegen die Drina hin; die langen, sanften Abhänge sind nach der serbischen, die kurzen und schroffen nach der bulgarischen Seite hin. Dieser ganze Bergdistrict ist mit Buchen-, Fichten- und Eichenwäldern bewachsen. Die wildesten und waldigsten Theile sind in der Nähe der Donau, und in den Thälern des Ipek und der Peretschka; auf andern Strichen finden sich grosse Weiden und Sennhütten.

Ehe wir von Serbien weiter gehen, müssen wir noch des Morawathales besonders erwähnen, weil diess das einzige ist, durch welches die Serben in einer regelmässigen Verbindung mit den südlichen Ländern stehen. Diese Morawa führt den Namen grosse Morawa, um sie von ihren zwei Hauptquellen, der serbischen und der bulgarischen Morawa, zu unterscheiden. Dass die eine den Namen bulgarische Morawa führt, ist bezeichnend für die Bewohner des obern Berglandes. Die bulgarische Morawa entspringt an den Bergen, welche Macedonien nördlich umkränzen, durchströmt das ganze Obermösien in wesentlich nördlicher Richtung und begränzt im Osten sämmtliche hohe Berge Serbiens, mit Ausnahme des Rtagn. Die serbische Morawa dagegen, welche nicht fern von Novibazar entspringt, fliesst nach kurzem nördlichem Laufe fast um die ganze Breite Serbiens gegen Osten mitten zwischen der Doppelkette hin, welche Serbien im Süden umgibt, nimmt auf diesem langen Wege alle Zuflüsse der beiden Bergreihen auf und vereinigt sich alsdann in der Ebene von Kruschewatz mit der bulgarischen Morawa, um von da, wie schon bemerkt, durch die breite Schlucht von Jagodin dem serbischen Tiefland zuzuströmen. Der Lauf beider in den Gebirgen ist länger als der in der Ebene, welcher durch seine mannichfachen Krümmungen andeutet, wie flach diese ist. Geographisch betrachtet sollte das ganze Land von den Gränzbergen Macedoniens, also von der Kurbetska Planina und dem Karadagh an, oder mit andern Worten ganz Obermösien zu Serbien gehören; in diesem Fall aber würde dieses fast die ganze europäische Türkei beherrschen. Wo die Gränzen zwischen Serbien und der Türkei in Obermösien sind, möchte schwer anzugeben seyn, und wahrscheinlich weiss es keine der beiden Regierungen, da das wilde Bergland nicht sonderlich bekannt ist. Im nationalem Sinne ist aber Serbien hier im Verlust, da, wie

*) Bosnische Colonien finden sich in Serbien in dem Distriet Matschwa an der Mündung der Drina; sie wurden von Prinz Jephrem angelegt.

schon bei Obermössen erwähnt wurde, die Albanesen hier um sich greifen und die Serben sich wegziehen zu ihren Brüdern im Norden.

Thiere im antarktischen Ocean.

Die Litt. Gaz. vom 16 September bringt nachträglich noch einige ziemlich magere Bemerkungen über die Entdeckungsreise des Cap. Roß; wir heben indeß nachstehendes als das Interessanteste aus. „In diesen öden Regionen, wo so wenig auf der Oberfläche zu sehen war, ließ sich doch wenigstens manches aus der See auffischen, und die Beute an Mollusken, Muscheln u. dgl. war bedeutend. Oberhalb aber schien das Leben ausgestorben. Landthiere gab es keine und Vögel waren sehr selten. Einige Sturmvögel war alles, was sich sehen ließ, darunter eine neue weiße Art. Andere Geschöpfe aus der Vogelwelt, wie Möven u. dgl., waren identisch mit denen der arktischen Region an Farbe, Federn und Gestalt, nur waren sie sehr selten. Krabben unter dem Eis fanden sich zu vielen Tausenden, aber wahrscheinlich nur der Finnfisch, der ganz nutzlos für den Menschen ist, nährt sich von denselben. Für den Tisch war im Meere nichts zu finden. Robben mit einem dunkeln langhaarigen Fell gab es in Menge. Dieß war alles mit Ausnahme der Fettgans, dieses unerklärlichen Vogels; man fand denselben immer auf dem Eis, in unermeßlichen Entfernungen vom Lande. Wovon er lebt, ist ein Geheimniß. Tausende und aber Tausende, namentlich der kleinern Art, fanden sich beisammen, aber es gab auch eine andere, ungewöhnlich große Art, die man nie zahlreicher als zu dreien bei einander erblickte. Einer derselben wog 78 Pfund und war 4½ Fuß hoch. Das durchschnittliche Gewicht der größern Classe war 64 Pfund; dennoch konnten sie unglaubliche Sprünge machen, und oft sprangen sie mit Hülfe der Flügel in einem Satz 12 bis 14 Fuß hoch auf.“

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien.

Madrid.

(Schluß.)

Das „junge Spanien,“ welches sich zu Barcelona gebildet hat, soll thätiger und mehr praktisch revolutionär seyn als die Isabellinos oder Wächter der Unschuld. Seine Chefs stehen in persönlicher Berührung mit den Männern, die in den drei ersten Jahren nach der Juliusrevolution eine Rolle in Frankreich spielten. Calvo de Rojas, ein unruhiger, ehrgeiziger Mann, wollte kürzlich*) eine neue politische Gesellschaft gründen, welche ihre Versammlungen und Berathungen öffentlich halten sollte. Ein großer Theil der Madrider Bevölkerung wurde durch diesen Plan in einen panischen Schrecken versetzt und das Ministerium widersetzte sich der Ausführung desselben. Neben dem jungen Spanien und den Isabellinos bestehen die politischen Gesellschaften der Sonnensöhne und der hohen Templer. Letztere haben sich aus einer Abtheilung der alten Freimaurer gebildet und bewirkten die Auflehnung der Junten gegen Toreno. So lange diese und ähnliche Gesellschaften Einfluß haben, so lange wird es in Spanien weder feste Haltung für die Staatsmänner, noch für die Institutionen geben.

Die Gegend auf der einen Seite des Manzanares ist viel besser als die andere, und zeigt, was durch Anpflanzung und Bewässerung geleistet werden konnte. Im Frühling sind die Ausflüge nach Aranjuez sehr häufig, und die Menge von Wagen, die hin und her gehen, zeugt für die große Lust des Volkes, diesen herrlichen Ort zu genießen. Schöner als die Kunst ist in Aranjuez die Natur. Wer bewundert nicht dieses dichte, frische, glänzende Grün am Ufer des Tajo, der wie ein zweiter Nil durch die weißen Kalkhügel strömt? Lange begleiten den Wanderer die schattigen und mit Ruhepunkten versehenen Alleen. Mit inniger Lust verweilt das Auge auf den Gärten und Blumenauen, die der Tajo mit seinen lieblichen Wellen benetzt. Aranjuez ist ein verlassener Königsitz, aber in ewiger Jugendfrische thront hier die Natur. Die Zeiten, wo man ein Dachstübchen in diesem famosen Aranjuez mit vielem Golde bezahlte, sind längst vorbei, auf immer vorbei, denn die Revolutionen vernichten ein glänzendes Hofleben.

Auch nach Ocana macht man sehr häufig Ausflüge; obgleich nur eine Villa, kann Ocana für eine hübsche Stadt gelten. Sie hat einen neuen angenehmen Spaziergang, einen großen Marktplatz und diverse hübsche Gebäude. Man zählt 10,000 Einwohner und der Ort ist im Aufschwung. Allein das Interessanteste ist die schöne Gegend von Ocana mit ihrer üppigen, wohlgepflegten Vegetation. Ziegen und Schafe klettern auf den Felsen herum und in der Tiefe strömt der schöne Tajo. Auf den von seinen Wellen getränkten frischen Rasenteppichen erquicken sich die von der Sonne gerösteten Residenzbewohner.

In der Kraft und Gewandheit der Conversation werden die Spanier von keinem andern Volke übertroffen. Frau v. Staël sagt, das eigentliche Conversationstalent finde sich nur in Frankreich. Sie würde sich dieses Ausdrucks nicht bedient haben, hätte sie Gelegenheit gehabt, die Eigenthümlichkeiten der spanischen Nation zu studiren, welche das wahre Conversationstalent in einem weit höhern Grade besitzt, als die Abkömmlinge der Gallier oder irgend eine andere europäische Nation. Was das Talent für die Salons betrifft, so verdienen ohne Zweifel die Franzosen den Ruf, den sie haben, aber als eine allgemeine durch alle Stände vertheilte Gabe übertreffen die Spanier alle übrigen Völker. Der Conversationsstyl ist gemessen, aber heiter, und selten bemerkt man das Streben zu prunken oder zu übertreiben. Unzählige Personen, zumal in Castilien, besitzen jenen trockenen Witz, der den trefflichen, unnachahmlichen Cervantes auszeichnet. In den guten Gesellschaften, in den Tertulias herrscht der feinste Geschmack für treffende Witze; trockene, ernste Einfälle versetzen die Gesellschaft in ein schallendes Gelächter. Die Macht des Lächerlichen fürchtet man hier eben so sehr als in Frankreich; nichts schützt dagegen, wenn sie wohl gehandhabt wird. Auch das Talent, Spitznamen zu geben, ist ganz außerordentlich, jedoch geschieht es im allgemeinen mit guter Laune; die Frauen sind vorzüglich meisterhaft darin, indem sie mit ungemeinem Tact jede Sonderbarkeit aufgreifen. Häufig angebrachte Diminutiva verleihen dem Gesprächston eine eigenthümliche Grazie. In allen guten Gesellschaften ist man stets eingedenk der Vorschrift des trefflichen Cervantes: „nicht so zu sprechen, als ob man auf seine eigene Stimme lauschte.“ Will man durch irgend eine Mittheilung Effect hervorbringen, so trägt man Sorge, nicht über die Gränzlinien hinauszugehen, sonst erhält man sogleich den Namen eines Charlatans.

*) Diese Skizzen sind vor drei Jahren geschrieben. A. d. R.

Neue Nordpolexpedition. Die Litt. Gaz. vom 16 Sept. zeigt wiederholt an, daß Capitän J. Roß zu einer abermaligen Expedition, und zwar dießmal nach dem Nordpol, bestimmt sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1843.

Allgemeine Geographie der europäischen Türkei.

9. Thracien und Bulgarien.

Wir fassen diese beiden Landstriche zusammen, weil sie nur durch den ziemlich einfachen Höhenzug des Balkan geschieden sind. Das zweite Gebirge, dessen dabei gedacht werden muß, der Despoto-Dagh oder Rhodope, ist schon bei Macedonien einigermaßen zur Sprache gekommen, und gleichsam nur eine östliche Fortsetzung der dortigen Berge, namentlich des Perindagh. Der Name Despotodagh ist halb griechisch, halb türkisch; Dagh ist das bekannte Wort für Gebirge, und Despotes bedeutet im neuern Griechischen nicht bloß einen Herrn, wie im alten, sondern auch speciell einen Bischof, einen Klostervorstand. Das ganze Gebirge war mit Klöstern bedeckt, denn da es die höchste und breiteste Kette Thraciens ist, so bot es sich den vor den Türkeneinfällen flüchtenden Christen ganz natürlich als Zufluchtsort dar. Die Türken fanden es der Klugheit angemessen die Zahl der Klöster zu vermindern, und an manchen Orten absichtlich die christliche Bevölkerung durch moslemitische Ansiedler zu ersetzen. Das Gebirg besteht aus drei oder vier Ketten, die von West nach Ost laufen und von den Flüssen Strymon und Nastus durchsetzt, von der Maritza aber im Osten umgangen werden. Unmittelbar westlich von den Quellen des Strymon in derselben Reihe mit den Hochgebirgen Nordmacedoniens erhebt sich der Milodagh bis auf 7800 Fuß; von da ostwärts nimmt er ab, doch ist er südlich von Tatarbasardschik noch 6000 Fuß hoch; die zweite Hauptkette geht von dem macedonischen Perindagh (7000 F.) aus und fällt gleichfalls gegen Osten nach der Maritza hin ab. Zwischen diesen beiden Ketten ist eine dritte, minder hohe und eine vierte am Meere, gegen das sie oft in steilen Abhängen abfällt. Die Neigung dieses 54 Lieues langen und halb so breiten Landstrichs ist also allmählicher Abfall gegen Osten und steiler Abfall gegen Süden.

Nördlich von diesem Landstrich stoßen wir wieder auf die große Längenfurche, welche vom Marizthal ins Moravathal hinüberführt. Am Ausgang derselben liegt Adrianopel, dann folgt aufwärts Philippopel, Tatarbasardschik, jenseits dessen der Kamm dieser Furche bei Ichtiman überschritten wird, hierauf kommt man nach Sophia, endlich nach Nisch oder Nissa. Wer kennt nicht diese in jeder Kriegsgeschichte der Türkei berühmten Namen! Diese Längenfurche ist die große Kriegsstraße, die aus Thracien durch das Moravathal nach der Donau führt; die Straßen von Salonichi oder Seres nach Kossovo haben bei weitem nicht die gleiche Wichtigkeit. Von Ichtiman, dem Scheitelpunkt der Furche, läuft der große Balkan fast gerade gegen Osten, und sendet, am schwarzen Meere angelangt, einen Zweig gegen Süden aus, der sich bis zur Meerenge von Konstantinopel fortsetzt, und jenseits derselben in Asien alsbald wieder ansteigt. Das Land südlich von dem großen Balkan nennt man gewöhnlich Thracien, das Land nordwärts Bulgarien, aber Bulgaren wohnen im Süden wie im Norden, nur im Süden stärker mit Türken, zum Theil auch mit Griechen gemischt.

Von Ichtiman läuft die Gebirgskette fort bis zum serbischen Atagn, und bildet die zweite Seite eines unregelmäßigen Fünfecks, dessen erste der Balkan ist. Vom Atagn wendet sich das Gebirge im rechten Winkel gegen Norden, durchsetzt die Donau und reicht bis an die Südostecke von Siebenbürgen. Dieß ist die dritte Seite des Fünfecks; die vierte bilden die nordöstlich streichenden Ketten Siebenbürgens, welche aber nicht völlig ans Meer reichen, sondern zwischen dem Gebirge und dem Meere, welches die fünfte Seite bildet, einen Raum von etwa 10 Meilen Breite frei lassen. Dieser ungeheure Golf, einst augenscheinlich vom Meere bedeckt, gehört zu den fruchtbarsten und schönsten, aber auch zu den kältesten Strichen Europa's; er ist dem Nordostwind in aller seiner Gewalt ausgesetzt, und das Thermometer fällt namentlich jenseits der Donau, in der Moldau und Walachei, auf — 20°, ja — 25° R., während das südlich anstoßende Thracien, durch die Seekette und den Balkan geschützt, sich eines ungleich milderen Klima's, vielleicht des schönsten in Europa, erfreut.

Die Länge des Balkans in gerader Linie ist etwa 45, seine Breite 5 bis 10 Stunden. Mit Ausnahme der Benennung hoher oder eigentlich „alter" Balkan (Khodscha Balkan), den man der höheren Kette im Westen gibt, haben nur wenige Gipfel besondere Namen, die meisten nennt man bloß

nach der nächsten Stadt. Der große Balkan erhebt sich auf 4600, ja an seinem Südrand nordwestlich von Kalofer auf 5250, und noch an einigen andern Punkten auf 5000 Fuß und darüber. Gegen die Längenfurche im Südosten, wie gegen die thracische Ebene fällt er, nach dem allgemeinen Gesetz, das sich auch in den serbischen und macedonischen Gränzgebirgen zeigt, steil gegen Süden, langsam und allmählich gegen Norden ab, indem fast in der Mitte zwischen der Donau und der Hauptkette noch ein zweiter niederer Balkan sich hinzieht; eine dritte Kette ist in einer Hügelreihe wenigstens angedeutet; der Abfall geht also terrassenförmig. Große, breite, gut angebaute und mit zahlreichen Dörfern besetzte Längenthäler ziehen sich zwischen den beiden Ketten hin, namentlich im östlichen Balkan zwischen dem großen und kleinen Kamtschik; letzterer führt den Namen Deli, der Tolle, weil er sehr schnell anwächst, aber auch eben so schnell wieder abläuft. In demselben Falle befindet sich übrigens noch eine ganze Reihe von Flüssen. Die von Norden nach Süden gerichteten Spalten gewähren den die Längenthäler bewässernden Flüssen einen Ausgang in die Ebene oder auch nur nach einem andern Längenthal, und manchmal geschieht es, wie in der Schlucht von Kirkgetschi (die 40 Furten) in Cascaden.

Die Höhen des Balkan senken sich von Westen nach Osten: der Tschipka-Balkan hat noch 5128 Fuß, während in der Nähe des schwarzen Meeres und schon bei Karnabat und Aidos die Höhe nur noch 2000 bis 2500 Fuß beträgt. Mit Ausnahme der sehr zerrissenen Spitzen des Tschatalbagh, der sich oberhalb Jenisagra noch auf 3246 Fuß erhebt, hat keine der Balkanhöhen sehr markirte Umrisse. Sie bilden bloß am Horizont eine mit Eichen und Buchen bewachsene Mauer mit fortlaufenden, nur unmerklich undulirten Höhen, und im östlichsten Balkan ist man ganz erstaunt, so leicht den Gipfel der Kette vermittelst der sanft geneigten Längen- und Querthäler zu erreichen und auf den obersten Kamm zu gelangen, fast ohne es zu bemerken.*) Im Süden hat der Balkan außer der Seekette einen einzigen Ausläufer, der westlich von Kalofer beginnt und bei Jenisagra ausläuft. Das zwischenliegende Längenthal, das Bett der Tundscha, ist eine ungeheure Alluvialebene, in welcher die Rosen und vorzugsweise die von Damascus im Großen angebaut werden, um Rosenöl daraus zu bereiten. — Im Norden hat der Balkan zwei solche Ausläufer, den von Etropol im Westen, wo der hinüberführende Paß 4129 Fuß hoch ist, und den bei Islione im Osten, wo der Paß (Demircapu, das eiserne Thor, genannt), eine Höhe von 3000 Fuß hat. Außer der schwachen zweiten, dem großen Balkan parallel laufenden Kette finden sich nur noch leichte Plateaux, die gegen die Donau hin in malerische Hügel auslaufen und einen angenehmen Contrast mit der niedern walachischen Ebene bilden; letztere hat nur 50 bis 60 Fuß Höhe über dem Meere, während die Hügel bei Silistria, Rustschuk, Sistova und Nicopoli sich auf 100 bis 300 Fuß erheben.

*) Beim Uebergang von Schumla nach Aidos braucht man nur anderthalb Stunden, um über den Kamm zu kommen.

Noch ist der einzeln stehende Kamm in der sogenannten Dobrutscha zwischen Babadagh und Matschin zu erwähnen, weil er die Donau hier zwingt sich noch einmal gegen Norden zu wenden. Diese Kette, welche sich auf 7—800 Fuß erheben soll, kann sich wohl nur an die Ketten der Moldau und Siebenbürgens anschließen, und ist mit den gleichartigen Höhen und Plateaux zu vergleichen, welche sich am Dniestr und in Podolien finden. Südlich von Babadagh ziehen sich nur niedrige Hügel von 150 bis 160 Fuß Höhe hin, und eine Seenreihe vermindert noch den Raum zwischen der Donau und dem Meere; ob aber je die Donau sich bei Kustendschi ins Meer ergoß, oder ob es auch nur so leicht wäre, wie behauptet worden, diesen Damm zu durchstechen, ist sehr die Frage.

Südlich vom Balkan zieht sich am schwarzen Meer die Seekette hin, in geringerer Entfernung vom Meere als man gewöhnlich annimmt. Gegen das Meer fällt sie meist sehr schroff ab, aber in sehr sanften Abhängen nach den Ebenen Thraciens, da diese letztern mit neuern Ablagerungen ausgefüllt sind. Um Fakhi und Bujuk Derbend (das große Defilé) ist sie am höchsten und erreicht 2700 Fuß; zwischen Fakhi und dem großen Balkan hat sie nur eine Höhe von 11 bis 1200 Fuß, aber gegen Constantinopel fallen die Berge allmählich bis auf 100 Fuß ab. In dem Bogen, den diese Kette beschreibt, liegt die Bay von Burgas mit einer prächtigen Rhede. Der ganze übrige Theil Thraciens oder Ostrumeliens ist eine große Ebene, welche in drei Theile zerfällt, die von Philippopel, von Jenisagra und Adrianopel, welche letztere südlich bis ans Meer reicht. Nur im westlichen Theile sind die Wälder nicht ganz ausgerottet, im östlichen aber von Adrianopel bis Constantinopel sieht man außerhalb der bewohnten Orte keinen Baum. Diese Ebene war das Schlachtfeld, auf welchem oft über das Schicksal Constantinopels gewürfelt, aber nie etwas entschieden worden ist. Jahrhunderte lang war das Reich Constantins in Europa auf diese Ebene beschränkt, ja oft besaß es nur noch die nächsten Umgebungen Constantinopels; aber dieses selbst kann nur von der See her bezwungen werden, und darum waren alle Kriegszüge der Gothen, Bulgaren und Russen stets ohne Erfolg; war Constantinopel siegreich und kräftig, so schlug man sich nicht um Adrianopel, sondern es suchte seine Feinde in Sophia und Nisch. auf. Der ganze Gebirgskranz vom Ostrande des Hämus bis zum Südende des Rhodope kann in feindlichen Händen seyn und ist Jahrhunderte in feindlichen Händen gewesen, ohne daß Constantinopel darum erlegen.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

In der Abtheilung für Chemie und Mineralogie machte Hr. Th. Hennings „chemische Vorschläge über die Agricultur von Cork." Sein Zweck war hauptsächlich den Kalk, welcher dort vorkommt und als Düngungsmittel ein sehr verschiedenes Resultat liefert, näher chemisch untersuchen zu lassen. Kein Mensch wollte aber recht auf die Sache eingehen, und

Dr. Kane bemerkte, der Impuls, den Liebigs berühmtes Werk gegeben habe, sey eher schädlich als nützlich geworden, denn die HH. Ackerbauer erwarteten von der Anwendung der Chemie auf den Landbau große Resultate, und meinten, sie könnten alle Vortheile der Wissenschaft genießen, ohne sich auf weitere Kosten einzulassen.

*

Prof. Mac Cullagh las eine Mittheilung über die Theorie und Gesetze der gänzlichen Reflexion. Die Mathematiker, selbst Newton, haben sich bisher vergebens bemüht, diese Erscheinung nach der Vibrationstheorie zu erklären, und man betrachtete sie daher als ein Hauptargument gegen diese Theorie. Dieses Problem ist aber jetzt durch Mac Cullagh vollkommen gelöst.

*

R. Hunt sprach über die Veränderungen, welche die Körper im Dunkeln erleiden. Durch seine Versuche über die Entdeckung Mosers, daß nämlich alle Körper fähig sind im Dunkeln ihre Formen auf andere ihnen genäherte Körper abzudrucken, wird es sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese Erscheinung einer Störung im latenten Wärmestoff zuzuschreiben ist, wodurch eine Molecular-Veränderung entsteht. Auch bewies er, daß diese geheimnißvollen Bilder keineswegs durch dünne Schichten einer organischen Materie von flüchtiger Natur hervorgebracht seyn können, wie Fizeau behauptete, weil sie dann auf die Oberfläche beschränkt seyn müßten, während sie im Gegentheil oft sehr tief in die Metallplatten eindringen.

*

Hr. J. P. Joule theilte Versuche über die Wärme-Effecte in den magneto-elektrischen Apparaten mit. Es ist längst bekannt, daß ein feiner Platindrath durch die Magnet-Elektricität glühend gemacht werden kann, während es noch ungewiß blieb, ob auch durch die Drathwindungen, in welchen die Magnet-Elektricität erzeugt wird, sich Wärme entwickelt. Durch zahlreiche Versuche mit einem besonders hiezu construirten Apparate bewies Joule, daß allerdings durch die Drathwindungen des magneto-elektrischen Apparats, sowie durch jeden andern Theil der Kette, Hitze entbunden wird.

*

Hr. Nott las über eine neue elektrische Maschine, welche er rheo-elektrische Maschine nennt. In derselben werden beide Electricitäten durch Reibung entwickelt; sie besteht aus einer kreisrunden Glasplatte und einer ähnlichen Harzplatte, die beide auf einer horizontalen Axe befestigt sind und mittelst einer Kurbel umgedreht werden; der Reiber der Glasplatte ist durch einen Metallstab mit dem Reiber der Harzplatte verbunden, und der Conductor der letztern ist ebenfalls durch einen Metallstab mit demjenigen des ersteren verbunden, und so eine vollständige Kette hergestellt, wie in der volta'schen Säule. Die Vertheilung der Elektricität in diesem Instrument ist ebenfalls derjenigen in der voltaischen Säule ähnlich. Hr. Nott zeigte auch, daß mittelst seiner rheo-elektrischen Maschine das Wasser zersetzt werden kann, wie durch den galvanischen Strom. Sowohl die Einrichtung dieser Maschine als ihre eigenthümlichen Wirkungen, insbesondere aber Hrn. Notts Ansichten über dieselbe veranlaßten sehr lebhafte Verhandlungen, welche jedoch zu keinem Resultat führten.

*

Hr. Dircks sprach über Rauchverzehrung in Oefen, insbesondere den Dampfkessel-Oefen. Er bemerkte sehr richtig, daß man wohl unterscheiden müsse zwischen offenen und geschlossenen Ofenfeuerungen. Bei offenen Feuern entweicht immer reines Kohlenwasserstoffgas ohne Rauch und es kann atmosphärische Luft in den Schornstein treten; das Gegentheil findet aber bei geschlossenen Dampfkessel-Oefen statt. Bisher suchten die Fabricanten immer den Rauch zu verbrennen und ihre Bestrebungen waren im wesentlichen dahin gerichtet, die größte Menge Brennmaterial mit der geringsten Menge Luft zu verbrennen. Daß diese Methode fehlerhaft ist, läßt sich leicht beweisen. Der Rauch besteht nämlich aus Kohlenstofftheilchen, welche in einer Atmosphäre meistens unverbrennlicher Luftarten suspendirt sind; Zutritt von Luft kann ihn also natürlich nur abkühlen und niederschlagen. Die unreinen Gase der Steinkohle hingegen lassen sich durch eine gehörige Beimischung von Luft entzünden. Es folgt also hieraus, daß man die Rauchbildung in den großen Dampfkessel-Oefen nur dadurch zu verhindern im Stande ist, daß man die gasförmigen Verbrennungsproducte über dem entzündeten Brennmaterial mit Luft speist, ehe sie in den Zustand von Rauch übergehen.

*

Oberst Sabine las Sir W. Herschels „Bericht der Committee über die Reduction der meteorologischen Beobachtungen." Die Committee hatte große Anstrengungen gemacht, um die Reihe der äquinoctialen und solstitialen Beobachtungen in den Jahren 1835 bis 1838 zu vervollständigen, und es war ihr gelungen, 334 Sammlungen von Beobachtungen, die an 69 verschiedenen Stationen gemacht worden waren, zu erhalten. Diese Beobachtungen geben noch bei weitem kein zusammenhängendes Ganzes, und liefern, ausgenommen über die barometrischen Fluctuationen oder die Fortpflanzung der atmosphärischen Wellen, noch kein bestimmtes Resultat. Ueber den letzten Punkt sind übrigens die gezogenen Schlüsse interessant. Wenn man die geringe Tiefe der wagbaren Atmosphäre, welche unsern Erdball umgibt, mit der Zahl und Größe der Localumstände, welche auf die Bewegungen Einfluß haben, in Vergleichung bringt, so ergibt sich, daß man von der Kugelgestalt unseres Planeten ganz absehen und annehmen kann, die Atmosphäre dehne sich unendlich in einer Ebene aus, in welcher die Hauptphänomene mit localen Ursachen abwechseln. Die Beobachtungsstationen sind in Gruppen getheilt, und hatten namentlich zwei Gegenstände im Auge: 1) die Verfolgung der Curven einer besondern Welle über die Oberfläche des einen Districts; 2) wo dieß unthunlich ist, die Beobachtung der Verbindungen zwischen besonderen Oertlichkeiten, um die Gesammtfläche in barometrische Unterdistricte abzutheilen, in denen die atmosphärischen Fluctuationen im allgemeinen ähnliche Phasen durchmachen. Bei Vergleichung der Beobachtungen

der europäischen Gruppe ergaben sich nun folgende Hauptresultate: 1) besondere barometrische Wellen von vielen hundert Meilen *) Breite wurden über ganz Europa hin verfolgt, zum mindesten über eine Fläche, welche Markree in Irland, Cadiz in Spanien, Parma in Italien und Kremsmünster in Ungarn als Gränzpunkte hat; nicht bloß die Breite, sondern auch die Richtung und die Schnelligkeit des Fortgangs solcher Wellen wurde genau erhoben. 2) Außer diesen deutlich zu Ende gelaufenen Wellen kann man das Daseyn undulatorischer Bewegungen nachweisen von viel größerem Umfang, ja so groß, daß sie die bezeichneten Flächenräume weit überschreiten, und zu ihrem Durchgang über eine gegebene Localität weit mehr Zeit erfordern, als die festgesetzte Periode (36 Stunden.) 3) In Europa muß Brüssel als ein Punkt von vergleichungsweise sehr schwacher barometrischer Störung betrachtet werden. Allerdings gehen sehr tiefe und ausgedehnte Wellen darüber hin, aber hinsichtlich der kleinen kann man Brüssel als eine Art Knotenpunkt betrachten, wo die Ungleichheiten gemildert und die oscillatorische Bewegung im allgemeinen mehr oder minder gehemmt ist; solche Bewegungen nehmen zu, in dem Maaße, als man von Brüssel und Cadiz namentlich nordwestlich bis Markree zurückweicht. 4) Die täglichen Oscillationen sind bei den stündlich fortgesetzten Beobachtungen sehr deutlich, und sind ziemlich Regel, namentlich ist das Nachmittagsminimum (um 4 Uhr) sehr bemerkbar in fast allen Fällen, wo nicht irgend eine heftige barometrische Störung stattfindet. 5) Hannover zeigt barometrische Anomalien, die es von dem belgischen Typus, wozu Südengland sowohl als Genf gehören, wesentlich scheiden; vielleicht steht es mit einem skandinavischen oder polnischen System in Verbindung. Edinburg ist durch seine Ungleichheiten und abgestoßenen Fluctuationen im Barometerwechsel eben so merkwürdig, wie Brüssel für das Gegentheil. Turin scheint durch die Nähe der Alpen, welche die barometrischen Curven häufig bedeutend stört, sehr stark afficirt zu seyn. Zwischen den italienischen Stationen Turin und Parma, und den spanischen, Cadiz, Gibraltar und Tanger, herrscht kein gemeinsamer Charakter und keine gegenseitige Abhängigkeit. Die letzten drei Orte sind einem regellosen Steigen und Fallen des Quecksilbers zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang ausgesetzt, das der regelmäßigen Tendenz zum Sinken in dieser Zeit entgegenwirkt und sie überwältigt — eine Eigenthümlichkeit, die vermuthlich ihren Grund in der Nähe der großen afrikanischen Wüstenfläche hat. Zu Tanger schienen die barometrischen Fluctuationen auffallend gering. Markree zeichnet sich durch die Ungezwungenheit der Umrisse der barometrischen Curve aus, und durch den großen Umfang (range) ihrer Fluctuationen im Vergleich mit den südöstlichsten Stationen. — Die barometrischen Curven, welche man aus Indien erhielt, sind durch ihre allgemeine Flachheit bemerkenswerth. Auf Mauritius zeigten sich die täglichen Oscillationen deutlich entwickelt. In Südafrika zeigen die Beobachtungen, welche an zwei verschiedenen Stationen, am Cap selbst und zu Bathurst, gemacht wurden, viele locale Störungen, und oft widersprachen sie einander. Die amerikanischen Beobachtungen sind noch zu unvollständig, als daß man die anscheinenden Irregularitäten nach bestimmten Gesetzen ordnen könnte. Der Bericht geht dann weiter auf den Nutzen dieser Beobachtungen ein, und ertheilt den Rath das Feld der Untersuchungen etwas zu beschränken auf einige besondere Punkte, z. B. die Verfolgung der atmosphärischen Wellen und die Bestimmung der Coefficienten der Tagesperioden. Auf letzterem Punkt ist nur das System stündlicher Beobachtungen anwendbar. — Die Bemerkungen über die Winde sind noch nicht zu der wünschenswerthen Bestimmtheit gediehen, und wir übergehen darum diesen Theil des Berichts.

*) Es sind natürlich hier immer englische Meilen gemeint.

Ueber die Einwirkung der Temperatur auf die Vertheilung der Korallen.

In der Versammlung der amerikanischen Geologen und Naturforscher zu Albany las am 29 April d. J. Hr. J. Dana, der die Südpolarexpedition der Vereinigten Staaten als Geologe begleitet hatte, eine kurze Abhandlung, die einen wichtigen Einblick in die neuern Forschungen über diesen Gegenstand gibt. „Die Temperatur, welche der Verbreitung der Korallen im Ocean eine Gränze setzt, mag etwa 66° F. (15° R.) seyn. Erst wenn man den Einfluß der Temperatur auf das Wachsthum der Korallen im Ocean kennen gelernt hat, kann man sich den eigenthümlichen Umstand erklären, daß bei den Gallapagos-Inseln keine Korallen vorkommen, obgleich diese fast unter dem Aequator liegen, während unter 33° N. B. das Emporwachsen der Korallenriffe die Bermuden gebildet hat, vier oder fünf Grade über der gewöhnlichen Korallengränze draußen. Der Grund hinsichtlich der Bermuden liegt in dem Einfluß der warmen Gewässer des Golfstroms, bei den Gallapagos-Inseln aber in der südlichen Strömung, die an der südamerikanischen Küste heraufkommt und deren kalte Wasser die Temperatur des Meeres in gewissen Jahreszeiten bis auf 60° F. vermeiden, obwohl 20° weiter westlich das Wasser 84° F. hat. Außertropische Strömungen ähnlich derjenigen, welche bei den Gallapagos vorbeifließt, finden sich an der Westküste beider Continente nördlich und südlich vom Aequator, und intertropische Strömungen sind eben so deutlich an der Ostküste zu erkennen. In Folge dieser Strömungen ist die Korallenzone an der Westküste Amerika's eingeengt und an der östlichen ausgedehnt. Dieser Unterschied beträgt nicht weniger als 30 Grade, um welche die Korallenzone auf der Ostküste Amerika's breiter als an der Westküste ist. Diese Thatsachen werden sich aus den Berichten der Entdeckungsexpedition vollständig ergeben. Die wichtige Anwendung dieser Thatsache auf die Verbreitung der fossilen Arten fällt in die Augen. (Amer. Journal of Science Jul. 1843.)

Culis in Demerara. Das Arbeiterbedürfniß in den westindischen Colonien Englands hat die Folge gehabt, daß Culis auch nach Demerara gekommen sind. Sie hatten viel Mühe und Noth zu bestehen durch betrügerische Contracte u. s. w.; auch sind manche gestorben. Seit kurzem haben nun 230 dieser armen Leute Demerara verlassen, um nach Indien zurückzukehren, und die Gesammtersparniß derselben in 5 Jahren betrug 24,785 Dollars, also wenig über 100 Dollars auf den Kopf. (Asiatic Journal Sept. 1843.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 9 und Umschlag zum Monat September.)

№ 9.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Samstag, 30 September 1843.

[119] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt: **Nr. 33.** Bülow-Cummerow und die deutsche Nationalökonomie. (Erster Artikel.) Schluß. — Mittheilungen. Hanseatisches See-Assecuranzwesen. — Miscellen: Luxus und Schuldenmachen. — Payne's Erfindung Holz zu conserviren.

Nr. 34. Die Wollproduction, der Wollhandel und die Wollindustrie. Erster Artikel. — Der Wollhandel und die Tuchfabrication in England. — Ueber die Wollproduction, die Wollindustrie und den Wollhandel des englischen Reichs. — An die HH. Kattunfabricanten im Zollverein.

Nr. 35. Deutschlands Seegeltung. Ein Vorschlag in der Handelsmarine eine Kriegsmarine zu erziehen. (Von J. Andresen Siemens, Schiffsbauer in Altona.) — Ueber die Wollproduction, die Wollindustrie und den Wollhandel des russischen Reichs.

Nr. 36. Nationalökonomische Falschmünzerei. I. „Treibhauspflanzen." — Correspondenz vom schwarzen Meer. Verbreitung des Zollvereinsblattes in der Levante unter den deutschen Landsleuten — Bulgarien von Natur ein herrliches Land für deutsche Ansiedler — Bedrängniß der deutschen Ansiedler in Bessarabien und Podolien — Alle wünschen nach Bulgarien überzusiedeln — die Ausführung dieses Entschlusses wird ihnen von den Behörden aufs äußerste erschwert — ein ......scher Viceconsul beraubt sie des Restes ihrer Baarschaft — ihr Elend in Galatz — ihre Verfolgung und theilweise jämmerlicher Untergang in Bulgarien — die noch am Leben bleibenden verfallen in die Sklaverei der wallachischen Bojaren — Hoffnungen und Wünsche. — Die hannover'schen Finanzen und der Anschluß des Landes an den Zollverein. (Dritter Artikel.) — Miscellen: Verbesserung des Kartoffelbaues. — Hufnagelmaschine.

Nr. 37. Briefe über die großen Fragen des Tages. Erster Brief. — Mittheilungen. Auswanderungen aus dem Großherzogthum Hessen. — Miscellen: Handel zwischen Rußland und China. — Statistik von Frankreich.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[120] In unterzeichnetem Verlage erscheinen demnächst:

August Graf v. Platens

gesammelte Werke.

Taschen-Ausgabe in fünf Bänden.

Nachdem uns so häufig schon der Wunsch zu erkennen gegeben worden ist, es möchten die Werke dieses Dichters in einem Taschenformate, sich anreihend an unsere mit Beifall aufgenommenen Ausgaben von Schiller, Goethe, Lessing, Wieland, Klopstock, Klinger 2c. veröffentlicht werden, haben wir uns entschlossen demselben zu entsprechen.

Wir werden dieselben in zwei Lieferungen von zwei und drei Bänden erscheinen lassen, deren Inhalt hier folgt:

Erster Band: Platens Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte. — **Zweiter Band;** Gaselen. Sonette. Oden. Eklogen und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Uebersetzungen. — **Dritter Band:** Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue. — **Vierter Band:** Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn. — **Fünfter Band:** Das Theater als ein Nationalinstitut. Ueber verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichte des Königreichs Neapel.

Es ist dabei unsere Absicht Platens Werke auch bei den Minderbegüterten einzubürgern, weßhalb wir diese Ausgabe im Wege der Subscription herausgeben wollen, und zwar zu einem Preis von 48 kr. oder 12 gGr. für den Band. Das ganze Werk kostet mithin im Subscriptionspreise 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr. Der nach Versendung der letzten Lieferung eintretende Ladenpreis erhöht sich auf 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Wir machen durchaus keinen Anspruch auf Vorausbezahlung, sondern nur die Abnahme der ganzen Ausgabe zur Bedingung. Aus diesem Grunde können wir weder beim Erscheinen noch nach Vollendung des Werkes einzelne Bände ablassen.

Platens gesammelte Werke in Taschenformat werden noch vor Schluß des Jahres in den Händen der Subscribenten seyn.

Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt diese Taschenausgabe zu den obigen Bedingungen zu liefern.

Stuttgart, im September 1843.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[121] Bei C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lehrbuch
der
historisch-comparativen Geographie.

In vier Büchern.

Für höhere Unterrichtsanstalten und Freunde der Erdkunde.

Von

Dr. Karl Friedrich Merleker.

Viertes Buch.

Historisch-politische Geographie
oder
allgemeine Länder- und Völkerkunde.

Zweiter Theil.

Enthaltend: die Continente Oceanien, Amerika und Europa.

gr. 8. geh. Preis 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Mit diesem Theile ist dieses gediegene Werk geschlossen. Es enthält dasselbe in gedrängtester Kürze und zweckmäßigster Anordnung eine solche Masse des Besten und Wissenswürdigsten, wie sie vergebens in vielen umfangreichern und kostspieligern Werken gesucht werden wird. Dankbar für die dem Werke bisher in so reichem Maaße geschenkte Theilnahme, lasse ich den Subscriptionspreis vorerst noch fortbestehen und zwar wie folgt:

Erstes Buch. Die Geschichte der Geographie und der geographischen Entdeckungen, in Verbindung mit den wichtigsten Momenten aus der Geschichte der Schifffahrt, der Colonien und des Handels, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. $27\frac{1}{2}$ Sgr. oder 1 fl. 36 kr.

Zweites Buch. Umrisse der mathematischen oder astronomischen Geographie. 15 Sgr. oder 54 kr.

Drittes Buch. Umrisse der allgemeinen physikalischen Geographie. $1\frac{1}{3}$ Thlr. oder 3 fl.

Viertes Buch. Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Erster Theil. Enthaltend: die Continente Asien, Afrika und Australien. 1 Thlr. 25 Sgr. oder 3 fl. 16 kr.

---

[122] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dramen und Dramaturgisches.

Von Karl Immermann.

438 Seiten in 8. Auf feinem Maschinen-Velinpapier. In farbigen Umschlag geheftet. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermanns Schriften. 14ter Band.

Bei seinen Lebzeiten war es die Absicht des Verfassers, eine Auswahl seiner frühern Arbeiten folgen zu lassen. Dieser zu entsprechen, erhalten die Freunde der Immermann'schen Dichtung im vorliegenden Bande mehrere seiner ausgezeichneteren dramatischen Schriften.

---

[123] Bei L. Fernbach jun. in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Chirurgische Diagnostik
von
Dr. M. B. Lessing,

prakt. Arzte zu Berlin, Mitglied der kaiserl. Leop. Carol.-Akademie der Naturforscher &c., Ehrenbürger von Salzburg.

Gr. 8. 45 Bogen. Ladenpr. $2\frac{2}{3}$ Rthlr.

Gegenwärtiges Werk des Hrn. Verfassers, der dem medicinischen Publicum durch seine frühern Leistungen hinreichend empfohlen ist, dürfte sowohl Aerzten als Wundärzten, namentlich auch den sich zum Examen vorbereitenden Studirenden, eine höchst willkommene Erscheinung seyn, da etwas Aehnliches in diesem Gebiete noch nicht vorhanden ist. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig, eben so ist der Ladenpreis möglichst billig gestellt.

---

[124] Im Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kaiser Barbarossa.
Dichtergabe
zum Kölner Dombau
von Ludwig Bauer.

8. Velinpapier brosch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Ein großer Gedanke hat im Laufe des letzten Jahrs Deutschland ergriffen — der Ausbau des Kölner Domes; und vaterländische Herzen haben damit manche Hoffnung auf eine Wiederkehr deutscher Einigkeit und Größe verbunden. Von den ausgestreuten Samenkörnern ist hier eins in einem Dichterherzen aufgegangen: die oben angekündigte Schrift knüpft eine Erinnerung, die jedem deutschen Herzen theuer seyn muß, die um manche heilige Stätte vernehmlicher spricht, sie knüpft den Ruhm der Hohenstaufen an jenen hochfliegenden Wunsch nach Vollendung des deutschen Domes, und verheißt ihm, das Große mit Großem vermählend, reicheren Segen. Im Spiegel einer strahlenden Vorzeit betrachten wir die Gegenwart mit ihrem Hoffen und Fürchten, ihrem Haß und ihrer Liebe, denn nach dem uralten Rechte der Poesie ist auch dieses Gedicht nur äußerlich objectiv oder geschichtlich, sein Inneres ist ein treuer Abdruck vom Geiste des lebenden Geschlechts: der gefesselte Rhein, der Deutschen stäte Vereinzelungssucht, der alte Kampf von Staat und Kirche, der in unsern Tagen unter neuer Form Deutschlands Ruhm und Kraft zu gefährden drohte, dieses und noch manche schwere Frage findet in dieser Dichtung seine Stelle, nicht minder als die entgegengesetzten Bilder von hoher Begeisterung, aufopfernder Vaterlandsliebe, schöner Eintracht, die sich die Hände reicht zum fruchtbaren Gedeihen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zeitraum aus der Geschichte überhaupt, und zumal aus der topographischen, genealogischen und aus der Culturgeschichte bekannt sind, gibt bei jedem Satze die Beweise aus gleichzeitigen Schriftstellern, Urkunden, Inschriften und anderen Denkmalen umständlich an, untersucht vor jedem Abschnitte den Werth der Geschichtsquellen, führt alle bekannten römischen Inschriften urkundlich genau auf und entwirft so, indem es die Ansprüche des Gelehrten und jedes Gebildeten befriedigt, ein überraschend neues Lebensbild jedes einzelnen Zeitraumes.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[151] Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Piratenleben.

Seescenen und Charakterskizzen.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

---

[130]

Das Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gudrun.

Deutsches Heldenlied.

Uebersetzt
von Dr. Karl Simrock.
(Des Heldenbuches erster Theil.)

Gr. 8. Velinpapier broschirt. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt
von Dr. **Karl Simrock.**
Dritte Auflage.
(Des Heldenbuches zweiter Theil.)

Gr. 8. Velinpapier broschirt. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Das Heldenbuch soll die gesammte deutsche Heldenpoesie, wie sie sich vom sechsten bis zum fünfzehnten Jahrhundert bei uns ausgebildet und zu einem großen bewunderungswürdigen Ganzen gestaltet hat, umfassen, theils in Uebersetzungen des besten zu diesem Kreise gehörigen alten Gedichtes, theils in eigenen Dichtungen des Herausgebers, der sich ganz in unsere nationale Heldensage eingelebt, und sie im „Wieland der Schmied" und dessen Fortsetzungen, welche mit diesem das Amelungenlied bilden, im alten Geiste fortgeführt hat.

Die zwei ersten jetzt vorliegenden Bände enthalten die beiden Gedichte, von welchen Gervinus sagt, daß sie für die Nation ein ewiger Ruhm heißen dürften: das Nibelungenlied und die Gudrun. Das erstere hat sich seit seiner Wiedererweckung, welche mit der Wiedererweckung unserer Nationalität zusammenfällt, immer mehr als unser Nationalepos, der größte Hort unseres Volkes geltend gemacht, und den frühen, gleichsam prophetischen Ausspruch Johannes v. Müllers, daß es die deutsche Ilias sey, bewährt. Von der Gudrun, welche von der Hagen die wunderbare Nebensonne der Nibelungen nannte, während sie andere, in Bezug auf jenen Ausspruch J. v. Müllers, der Odyssee verglichen, urtheilt Grimm, dieß Gedicht stehe den Nibelungen an innerm Gehalt nahe, ja was Anlage des Ganzen und regelmäßige, fortschreitende Entwickelung der Fabel betreffe, über ihnen. „Es überrascht durch Neuheit des Inhalts wie der Charaktere und zu bewundern ist der eigenthümliche Ausdruck, den jede der auftretenden Personen zeigt und durch das ganze Gedicht behält." Noch günstiger urtheilt Gervinus, daß die Gudrun eine viel kunstmäßigere Feile erhalten habe als die Nibelungen, daß poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen der Reime, kurz alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher sey als in den Nibelungen; daß alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen seyen u. s. w.

Die Uebersetzung folgt dem Original Zeile für Zeile und gibt es in einer Sprache wieder, die vollkommen neuhochdeutsch, doch allen modernen Anklang vermeidet, wodurch die Täuschung entsteht, als läsen wir, der sprachlichen Hindernisse, die uns dieß bisheran verwehrten, überhoben, das Original selbst; diese Eigenthümlichkeit aller Uebersetzungen K. Simrocks aus dem Mittelhochdeutschen hat Goethe treffend bezeichnet. Er sagt (Nachgelassene Werke V. S. 209), indem er dessen Uebersetzung der Nibelungen in der ersten Ausgabe als eine höchst willkommene begrüßt: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen." Ein großer Vorzug der Simrock'schen Nibelungen u. s. w. ist auch die genaue Nachbildung des Versmaaßes — eine Aufgabe, welche vor dem Erscheinen desselben noch ungelöst war.

Obgleich die Ausstattung dieser dritten Auflage die frühern an Schönheit übertrifft, so ist doch der Preis von 1 Rthlr. 4 gGr. auf 1 Rthlr. ermäßigt worden.

Stuttgart und Tübingen, im September 1843. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath.“ Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund. die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath rc.“ Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Yucatan. 1) Geschichtliches. Nr. 244. 245. — Reisen in Persien, Chiwa und den turkomanischen Marken: das chiwanische Gebiet. Nr. 244. — Die Mormonen. Nr. 245. — Skizzen aus Syrien: Die syrische Wüste. Nr. 246—249. — Die Sultansgräber in Konstantinopel. Nr. 247. — Ein Duell in der Dunkelheit. Nr. 248. — Slawische Bewegungen. Nr. 249. — Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise durch Spanien: Estremadura Nr. 249; Galicien; Asturien Nr. 250. 251; Avila; Steuern; Zigeuner Nr. 261; Guadalaxara; Siguenza; spanische Universitäten Nr. 262; Madrid. Nr. 271. 272. — Das Hirschawski-Kloster in Bessarabien. Nr. 250—252. — Madame Calderon de la Barca in Mexico: Chapultepec; Guadalupe Nr. 251; ein Maskenball; Morgenvisiten; Räubereien Nr. 267; neue Wohnung; Magueypflanzungen; Anblick der Landschaft Nr. 268; Tacubaya: Landhäuser; Frauenschönheit; Paseos; Eintheilung der Stadt. Nr. 269. — Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der englischen Naturforscher. Nr. 252. 255. 255. 259. 261. 264. 268. 273. — Skizzen aus Arabien: Die Wahabiten Nr. 252—255; Heurathen und Umgangssitten Nr. 257. 258; Sprache und Dichtung. Nr. 259. 260. — Die Rechte der verschiedenen Classen in Bessarabien. Nr. 254. — Der Schluß des Parlaments. Nr. 256. — Das Land vom Missisippi bis zur Südsee. Nr. 259—260. — Die Slawen in Friaul. Nr. 261. 262. — Die Strömungen an der Küste von Norwegen. Nr. 262. — Allgemeine Geographie der europäischen Türkei: 1) Montenegro Nr. 265; 2) Herzegowina Nr. 264; 3) Bosnien Nr. 265; 4) Albanien Nr. 266; 5) Thessalien Nr. 269; 6) Macedonien Nr. 270; 7) Obermösien Nr. 271; 8) Serbien Nr. 272; 9) Bulgarien und Thracien. Nr. 273. — Der Tempel zu Ramiseram. Nr. 265. — Eine Revue chinesischer Truppen zu Albasinsk in der Mandschurei. Nr. 266. — Crocodiljagd. Nr. 270. — Der Zustand der Dinge am Cap. Nr. 271. — Ausflug von Algier nach Medeah. Nr. 272.

Chronik der Reisen.

Reisen im nördlichen Capland von Arbousset und Daumas. Nr. 244 —248. — Abbotts Reise nach Chiwa. Nr. 252—254. — Reisen in Südamerika: 4) Aufenthalt in Rio Janeiro. Nr. 255—260; 5) die Cerinjolas. Nr. 265—267. — Die englische antarktische Expedition. Nr. 268 —270.

Kleinere Mittheilungen.

Englisches Urtheil über Ponsards Lucretia. Nr. 244. — Etwas über Oberst Stoddart und Capitän Conolly. Nr. 245. — Der neunte Bericht der Commissäre für Nationalerziehung in Irland. ibid. — Antiquarische Unternehmung nach Lycien. Nr. 246. — Branntweinverbrauch in Dänemark. ibid. — Nachrichten über Neugranada. Nr. 247. Plan zur Verbindung der Saone und der Maas. ibid. — Unterirdischer Canal von der Loire nach der Saone. ibid. — Verkümmern der Bäume auf den Pariser Boulevards. Nr. 248. — Ursachen der Geistesverirrung in Frankreich. Nr. 249. — Seidenausfuhr aus dem nördlichen Persien. Nr. 250. — Der Adel in Ceylon. Nr. 251. — Agriculturerzeugnisse in England und Frankreich. ibid. — Maaßregeln zur Sicherung der Dampfschifffahrt. Nr. 252. — Seitencanal der Garonne. ibid. — Altrussische Actenstücke in Wilna. Nr. 253. — Merkwürdige Verbreitung eines Hagelwetters in Rußland. Nr. 254. — Kosten der Hinauswerfung seiner Frau zum Fenster. Nr. 255. — Eigenthumsrecht in Algier. ibid. — Die verschiedenen Classen unter den Neuseeländern. Nr. 256. — Das Tapu in Neuseeland. Nr. 257. — Das alte Quantovicum. ibid. — Die Schule des Abbé Fissiaux für jugendliche Verbrecher. Nr. 258. — Zwei Narren in Jerusalem. Nr. 260. — Statue des Abbé del' Epee. ibid. — Der wissenschaftliche Congreß in Frankreich. Nr. 261. — Die singende Maus. Nr. 262. — Schule für Locomotivführer in England. Nr. 263. — Verhältniß der Armen in Paris. ibid. — Etwas über die Baschkiren. Nr. 264. — Merkwürdige Fluth auf den Sandwichinseln. ibid. — Auffallende astronomische Erscheinung. Nr. 265. — Russificirung der Lappen. ibid. — Die deutsche Philosophie in Frankreich. ibid. — Erdbeben in Guadeloupe. ibid. — Beleuchtung der Schiffe auf der See. Nr. 267. — Fleischverbrauch in Paris. Nr. 268. — Ueberschwemmung der Wolga. Nr. 269. — Ausfuhr weißer Kattunwaaren aus England. Nr. 270. — Medaille für die Verbesserung des Blindenunterrichts. Nr. 271. — Unverderbliches Brod. ibid. — Die Thiere im antarktischen Ocean. Nr. 272. — Neue Nordpolexpedition. ibid. — Ueber die Einwirkung der Temperatur auf die Vertheilung der Korallen. Nr. 273. — Cutis in Demerara. ibid.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

October.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 4 3.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelös't werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1843.

Yucatan.

2. Alterthümer. *)

(Mit einer Abbildung.)

Wir können alles was vor Stephens über die Alterthümer Yucatans erschienen ist, für ziemlich unbedeutend ansehen. Das Werk Waldecks, von dem wir nicht wissen ob es bereits erschienen ist, kann über Sitten und Gewohnheiten des Volks vielleicht reicher seyn, als das Werk von Stephens, hinsichtlich der Ruinen und Alterthümer muß es aber letzterem nothwendig nachstehen: er rühmt sich, daß er fünf alte Städte, die kaum den Yucateken selbst bekannt gewesen, entdeckt habe; Stephens aber besuchte deren über dreißig, und hat fast von allen mehr oder minder Abbildungen gegeben, während Waldeck nur von einer einzigen einen theilweisen Plan der Ruinen gibt, von einer Stadt Yhalan, welcher Name sich auf Stephens Karte, wo die von ihm besuchten Städteruinen besonders bezeichnet sind, gar nicht einmal findet. Es muß also wohl hier ein Irrthum vorherrschen. Hr. Waldeck soll sich viel mit der Landessprache, der der Mayas, beschäftigt haben, was Hr. Stephens nicht gethan hat, wie er selbst ohne Umschweife bekennt; in wie weit aber diese Kenntniß der Landessprache Hrn. Waldeck in den Stand setzte, die alte Geschichte des Landes ins Klare zu setzen, muß vorerst dahin gestellt bleiben. Nach Waldeck kam Baron Friedrichsthal, der als geistvoller Dilettant reiste, zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf jene zerfallenen Städte richtete und auf den künstlerischen Werth dieser Bauten hinwies; was an seiner Idee, daß eine gewisse Reihenfolge von Bauten existire, welche eine bestimmte Richtung gegen Mexico hin haben sollte, wahres ist, möchte sich bei unserer mangelhaften Kenntniß der alterthümlichen Ueberreste jenes Landes noch nicht entscheiden lassen, und diese Ansicht entsprang wohl auch nur aus dem Umstand, daß Friedrichsthal Yucatan allzu sehr als ein Anhängsel Mexico's ansah. Jetzt folgte Stephens, ein Mann, der augenscheinlich mehr Erfahrung und Reiseklugheit, als Geist und antiquarische Kenntnisse besitzt, aber den recht gesunden Verstand hat, nicht mehr zu sagen als er gesehen, und aus diesem Gesehenen und einigen oberflächlichen historischen Kenntnissen kein langgesponnenes System entwirft und mit geistreichen Hypothesen stützt, sondern nur einige einfache Schlüsse zieht, die man nach Lust und Liebe billigen oder verwerfen kann, ohne daß darum seine Mittheilungen im geringsten an Werth verlieren. Stephens hatte Guatimala bereist, und war als er in Yucatan ankam, noch voll von den Wundern Copans, Palenque's und anderer Städte. Als er ähnliche Trümmerstädte in Yucatan antraf, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, eine besondere Reise auch diesem Lande zu widmen, da er sich gleich nach seiner Reise durch Guatimala unmöglich in Yucatan aufhalten konnte. Sein Werk über die Ruinen Guatimala's hatte einen ungeheuren Erfolg und erlebte eilf Auflagen. *) Es enthielt nicht weniger als 80 theils größere theils kleinere Abbildungen, und trug dadurch mehr als irgend etwas anderes bei, den Sinn für amerikanische Alterthümer, oder, wenn man will, wenigstens die amerikanische Eitelkeit Europa gegenüber zu erwecken.

Während der Abwesenheit des Hrn. Stephens aus Yucatan gab ein Hr. Norman eine Reihe Nachrichten, wie wir schon Nr. 244 erwähnt haben; da aber nur sehr wenige Abbildungen sich dabei befanden, so ward nur die Neugierde gereizt, welche Stephens durch sein neuestes Werk vorerst ziemlich befriedigt hat. Dieß Werk enthält nicht weniger als 144 große und kleine Abbildungen. Die Casa del Gobernador auf den Ruinen von Uxmal war als das bedeutendste Stück dem ersten Band vorangebunden; von den drei kleinen ist die Zierrath an der Casa del Gobernador bloß darum gewählt, um die Art derselben im Großen zu zeigen, da sie sich an dem Hauptbild nicht wohl erkennen lassen, und doch sehr häufig wiederkehren. Die beiden andern wurden gewählt, der mit Schnitzwerk verzierte Balken aus Kabah, weil viele Steinsäu-

*) Einige, mit dem Graviren und dem Abdruck so bedeutender Platten, wie die beiliegende, oft unvermeidliche Verzögerungen haben diese Mittheilung, die seit geraumer Zeit hätte erscheinen sollen, gehindert.

*) Die eilfte haben wir selbst gesehen; ob noch weitere erschienen, ist uns unbekannt.

len in Copan ähnliche verworrene Bilder zeigen, und das Basrelief wegen der auffallend verschiedenen Gesichter; einige derselben haben griechisches Profil, wie auch welche in Palenque vorkommen, andere aber eine starke Einbiegung an der Nasenwurzel. Eine Abbildung von Hieroglyphen zu geben, hielten wir für ganz überflüssig, und fügen bloß die Bemerkung bei, daß sie ohne allen Vergleich seltener in Yucatan scheinen, als auf den Alterthümern Guatimala's. Die Verbindung der Gruppen unter einander ist weit lockerer, es sind nicht mehr die kernhaft geschlossenen Vierecke, wie bei den Hieroglyphen zu Copan und Palenque, und selbst noch in Mexico; so viel man aber nach dem äußern Anblick urtheilen kann, scheinen sie von einerlei Art zu seyn, wie denn überhaupt Zierrathen, Abbildungen, Sculpturen u. s. w. in Mexico, Yucatan und Guatimala augenscheinlich auf Einem Grund, auf einerlei Culturystem beruhen, wenn es gleich uns bis jetzt nicht möglich ist, das Alter der verschiedenen Ruinen zu scheiden, oder dieselben diesem oder jenem der verschiedenen Völker zuzuweisen. Wir lassen darum auch in den nachfolgenden Mittheilungen alle Vergleichungen mit Mexico so wie die historischen Erörterungen weg, und werden nur da und dort auf die Verwandtschaft mit Guatimala hinzuweisen Gelegenheit haben.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir eine kurze Uebersicht von Stephens Reise geben, die von der jetzigen Hauptstadt Merida aus und auch dahin wieder zurückging. Sein erster Ausflug war südwärts nach der Stelle der alten etwa um das Jahr 1420 durch einen Aufstand der Vasallen zerstörten Hauptstadt Mayapan, wo zwar manche merkwürdige, aber keine großen, einigermaßen erhaltenen Gebäude sind. Von da ging es weiter nach Süden, um die berühmten Ruinen von Uxmal zu besuchen, welche allerdings seine Aufmerksamkeit geraume Zeit in Anspruch nahmen. Von hier machte er einen Abstecher gegen Westen nach Marcanu, von da nach Sijoh und Taukuche, in der Nähe des mexicanischen Golfs. Hier war aber die Ausbeute nicht sehr groß, er kehrte deßhalb nach Uxmal zurück, und begab sich von hier aus tiefer ins Innere des Landes. Hier liegen in einem Umkreis von etwa 40 Stunden Ticul mit den Ruinen bei San Francisco, Nohcacab, Sanacte, Xampon, Zayi, Chak, Sabaktche, Labna, Saccaval, Mani, Akil und mehrere unbedeutendere bei einander. Nachdem er hier in dieser Mitte des Landes die Runde gemacht, wandte er sich weiter nach Süden, kam über Chouhubu, Bolonchen, Labphak nach Iturbide, dem südlichen Ziel seiner Reise unter 19° 38' N. B., denn hier endet der bewohnte Theil Yucatans, und es beginnt eine fast unbekannte Wildniß. Er ging nun ostwärts nach Macoba, dann nordwärts nach Becanchen und Peto, von wo aus er einen Abstecher nach dem schon oben erwähnten Mani machte, und dann seine Reise nordwärts nach Chichen, einer der bedeutendsten Ruinenstädte, fortsetzte. Von hier begab er sich über Valladolid nach dem Seehafen von Yalahao, schiffte um das Cap Catoche herum, besuchte die Insel Cozumel, und kam südwärts bis nach Tuloom und Tancah unter 20° 15' N. B. Auf dieser ganzen Fahrt bemerkte er längs der Küste bloß im Vorüberfahren alte Gebäude, und namentlich scheint keine der ziemlich zahlreichen Inseln ohne bedeutende Ueberreste des Alterthums zu seyn. Schlechtes Wetter veranlaßte sie zur Umkehr, sie fuhren aber dießmal über den Hafen Yalahao hinaus und von da an der Küste hin bis zum Hafen von Silan, wo sie ans Land stiegen und sich über Izamal wieder nach Merida begaben.

An allen den Orten, deren Namen mit gesperrter Schrift gedruckt sind, finden sich bedeutende Ruinen, fast allenthalben wenigstens irgend ein Ueberrest. Erwägt man nun, daß die ganze Westküste mit alleiniger Ausnahme eines Orts, Namens Sijoh, unbesucht blieb, daß aber Norman wenigstens zu Campeche interessante Alterthümer fand; daß die ganze, westliche Hälfte des Landes, abgesehen von der flüchtigen Küstenfahrt eben so wenig besucht wurde, und daß Hr. Stephens zu Iturbide, etwa die Mitte des Landes vom Norden nach Süden gerechnet, umkehren mußte, die Untersuchung also sich auf höchstens ein Viertheil des gesammten Landes beschränkte — so wird man zugeben müssen, daß bei weitem der größte Theil der noch vorhandenen Ueberreste noch nicht einmal der Lage und dem Namen nach bekannt ist, und daß also noch eine Menge Entdeckungen zu machen sind. Wenn nun schon auf der kleinen, wirklich durchwanderten und zum Theil untersuchten Strecke so zahlreiche Ruinen sich gefunden haben, welche eine zur Zeit der Errichtung dieser zum Theil riesenhaften Bauwerke äußerst zahlreiche Bevölkerung voraussetzen, so muß man wohl schließen, die ganze Halbinsel müsse in der vorspanischen Zeit mehrere Millionen Einwohner gehabt haben, wenn gleich deren jetzt nur noch etwa 600,000 sind. Diese furchtbare Abnahme darf indeß nicht wohl ganz den Spaniern zugeschrieben werden, denn manche Umstände lassen vermuthen, daß die Cultur des Landes schon vor Ankunft der Spanier durch die zahlreichen innern Kriege im Sinken war; zum mindesten muß es sehr auffallen, daß die Hauptstadt des Landes Mayapan, über deren Zerstörung wir ziemlich bestimmte historische Nachrichten haben, die aber gegen Chichen, Uxmal und andere Orte vergleichungsweise neu erscheint, so vollständig verödet und vernichtet ist, daß Stephens von keinem bedeutenden Bau daselbst zu berichten hat. Sollte die Cultur damals schon im Verfall gewesen seyn, daß man nachlässiger und mit schlechterem Material baute? Dieß ist eine Frage, zu deren Lösung noch nicht Hülfsmittel genug vorhanden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Magnetisirung auf Ceylon.

Ein Oberstlieutenant J. Campbell, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, hat „Ausflüge, Abenteuer und Jagdbelustigungen in Ceylon, nebst Bemerkungen über dessen commercielle und militärische Wichtigkeit" herausgegeben; die letzteren sind ziemlich mager ausgefallen, und die Jagdabenteuer füllen den größten Theil der beiden Bände. Indeß kommen doch auch gelegentlich andere Dinge zur Sprache, und unter anderem er-

zählt er folgende Cur einer Rasenden, deren Authenticität wir freilich dahin gestellt seyn lassen müssen. „Eine Singalesin war so völlig rasend oder wie das Volk glaubte, vom bösen Geist besessen worden, und ihre Stärke war dadurch so wunderbar gewachsen, daß sechs Männer erforderlich waren sie zu halten, damit sie nicht sich oder andern ein Leid anthue. Sie sollte durch einen Zauberer geheilt werden, und Hr. T.... verschaffte sich mit einiger Schwierigkeit die Erlaubniß, in dem Hause zu bleiben und dem Verfahren beizuwohnen. Der Zauberer erschien bald, und brachte nur drei sehr kleine Zweige eines Baums mit sich. Er begann seine Operationen damit, daß er mit lauter Stimme allen Anwesenden befahl, wenn ihnen kein Leides geschehen solle, still zu seyn, näherte sich sodann der Frau und gab ihr mit den Zweigen einige leichte Streiche auf Kopf, Arme, Körper und Füße. Dieß setzte er in Zwischenräumen von etwa drei Minuten eine halbe Stunde lang fort, und befahl dann den Leuten, die sie festhielten, sie loszulassen. Die Frau lag nun da, anscheinend schlafend; als sie aber etwa zwei Stunden später erwachte, stand sie auf, schien von allem was vorgefallen war nichts zu wissen, und ging in einem völlig ruhigen und gesunden Seelenzustande ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach." Wem fallen hier nicht die bekannten Zweige ein, durch deren Berührung man die Klapperschlangen soll bändigen können!

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge, unter 5° 9' 30" N. B.

Erster Abschnitt.

Neues Leben war mit unserer Rückkehr von den Quellen des Takatu nach Pirara in dem freundlichen Ort eingekehrt, das noch vielfach durch äußere Verhältnisse gesteigert und gehoben wurde. Ich schloß meinen letzten Bericht mit dem Erscheinen der zahlreichen Arten geflügelter Ameisen, die dem Indianer der sicherste Beweis für das Eintreten der nassen Jahreszeit sind, wie sie zugleich die regste und allgemeinste Thätigkeit in jeder Niederlassung verbreiten, da sie geröstet von jenen als die größte Delicatesse betrachtet werden, und ihr Einsammeln daher Jung und Alt auf die Beine bringt, an dem selbst der Familienvater Theil nimmt. Diese Ameisenzüge vermehrten sich täglich in steigender Progression. Sieht der Indianer diese Züge so anwachsen, dann begibt sich an jedem Abend das ganze Dorf unter Lärmen und Schreien an den Saum des nahen Waldes und zündet dort große Feuer an, welche die Ameisen in immer engern und engern Kreisen umschwärmen, bis sie mit versengten und verbrannten Flügeln zu Boden fallen und in großen Körben von den jubelnden Bewohnern gesammelt werden. Ein solcher Abend hatte für mich einen ganz eigenthümlichen Reiz, da er mir ganz lebhaft die Brockenscene in Goethe's Faust vergegenwärtigte, oder mich an das Mährchen vom Herggeist erinnerte, wenn ich die nackten braunen Gestalten von Jung und Alt in wilden und jubelnden Sprüngen die gewaltigen Feuer umtanzen sah und Stimmen erschallen hörte, die meinem deutschen Ohr mehr wie das wilde Frohlocken einer unterirdischen oder überirdischen Schaar Kobolde, als die von Mitbrüdern und Mitschwestern däuchten. Ein zweiter sicherer Bote der beginnenden Regenzeit war das heftige Wetterleuchten, das gewöhnlich die ganze Nacht hindurch anhielt und meist den ganzen Himmelsdom in einem ununterbrochenen, phosphorescirenden Lichte erhielt, was dann Ende Mai in die schrecklichsten und wahrhaft grauenerregenden Gewitterstürme überging, wo unter den fürchterlichsten Donnerschlägen die ungeheuersten Massen Wassers herabstürzten. Fast täglich wiederholte sich dasselbe schauerlich schöne Phänomen, seltener zwar in den Vormittagsstunden, am häufigsten dagegen des Nachmittags und während der Nacht. Ein lautes Rauschen und Brausen in den obern Luftschichten, als durchziehe diese der wilde Jäger mit seiner wüsten Schaar, während die untern Schichten noch im stillen Frieden ruhen und kein Zittern des Blattes den Aufruhr verräth, der bald mit einer Gewalt hereinbricht, von der ein Nordländer keine Ahnung hat. Das Brausen senkt sich immer tiefer und tiefer, bis plötzlich der furchtbarste Sturmwind losbricht und wie die entfesselte Windsbraut alles vor sich her niederwirft, ja die größten Bäume entwurzelt, während die ganze Natur in wahrhaft ägyptische Finsterniß eingehüllt ist, die grell von den zuckenden Blitzen durchbrochen und zerrissen wird. Oft hält ein solches Wetter stundenlang an, und die Quantität des gefallenen Regens beträgt dann in dieser kurzen Zeit meist 3 bis 4 Zoll.

In Folge dieser anhaltenden Regengüsse überfluthen natürlich die Savannenflüsse schnell ihre Ufer, und über das hohe Savannengras peitscht der wüthende Sturm die aufgeregten Wogen eines neuerstandenen Sees. Mit diesen Ueberschwemmungen war zugleich auch eine ganz neue Schöpfung aus bisher unbekannter Insecten, namentlich blutsaugende Zweiflügler, ins Leben getreten, die unsere Behausung zu einem wahren Laurentiusbette machten. Schaaren Sandfliegen folterten uns am Tage, und wenn die eintretende Nacht diese verscheuchte, begannen Tausende von Moskitos ihren sträflichen Versuch, zu sehen, ob uns erstere noch etwas Blut gelassen. Zu unsern Hauptfeinden gehörte namentlich eine gewaltige Mücke mit blauem Thorax und weißen Endgliedern der Füße, deren Stich nicht allein unerträglich schmerzhaft war, sondern vor dem man sich nicht einmal schützen konnte, indem ihr langer Saugrüssel selbst einen russischen Pelz durchdrungen haben würde. Da wir nun so weder am Tage, noch am Abend Ruhe hatten und die feuchte, schwüle Temperatur auch den Geist mit erschlaffte, so griffen wir abermals zu den Karten, und suchten uns auf diese Weise die lange Nacht zu vertreiben. Wohl möchte unser Spielerclub in der düstern Hütte mit der spärlich erleuchtenden Lampe einen trefflichen Gegenstand für den Pinsel eines Rembrandt abgegeben haben, wenn plötzlich der Ausspieler die Karten mit verzweifelt verzerrtem Gesicht auf den Tisch warf und ebenso verzweifelt nach irgend einem Theil seines gepeinigten Körpers schlug, um dort den Vampyr zu tödten, der ihn Honneurs und Ueberstiche vergessen ließ, oder wenn die ganze Gesellschaft durch den Ausruf „snake" (Schlange) wie auf Commandowort auf den Feldstühlen oder dem Tische stand, auf die sich langsam unter den Füßen hinwindende Schlange niedersah, und von hier aus den Schlachtplan ihrer Vernichtung entwarf; denn zu jenen weniger gefährlichen, als mehr quälenden Ruhestörer kamen nun eben noch eine Menge giftiger und nichtgiftiger Schlangen, die ebenfalls vor der allgemeinen Ueberschwemmung zu unserem großen Leidwesen in den Hütten Schutz suchten, so daß wir allein in unserer Behausung vier Vipern und fünf Klapperschlangen, außer einer Anzahl nichtgiftiger Nattern tödteten.

Diese allgemeine Ueberschwemmung und der täglich anhaltende Regen hatte die schwüle, drückende Atmosphäre so mit Feuchtigkeit geschwängert, daß unsere Kleider, die wir zum Schutz gegen die Moskitos des Nachts anbehielten, des Morgens förmlich naß waren, während die nicht gebrauchten im Koffer moderten. Eiserne Werkzeuge, die nur wenige Tage am Boden lagen, wurden vom Rost zur Unbrauchbarkeit zerfressen. Der feinste Zucker zerfloß zu Syrup; das Silbergeld oxydirte; kurz — alles verdarb und schimmelte; selbst Arsenikseife zersetzte sich. Besonders aber litten die naturhistorischen Schätze, und den Schmerz, der jeden ergreifen muß, wenn er die Kasten lüftet, und nun alle die Mühen, die man angewandt, alle die Hoffnungen, die man auf seine Sammlungen gesetzt, der unrettbaren Vernichtung und dem Grabe entgegengehen sieht, kann nur der ganz fühlen und würdigen, der ähnliche Erfahrungen gemacht; denn als sichere Regel kann man annehmen, daß man bei aller Vorsicht, bei allen Vorkehrungen, die gegen das hereinbrechende Verderben getroffen werden, mindestens die Hälfte des mühsam Errungenen verliert.

Zum wahrhaft Wunderbaren steigert sich jetzt die Kraft der Vegetation; wie durch ein Zauberwort sind die höher gelegenen Stellen der Savanne mit einem grünen, saftigen Teppich überzogen, der ihnen früher so fremd war; ja, sie treiben Pflanzen, nach denen man vor dem Regen vergebens gesucht haben würde.

Ende August endlich, nachdem die Stürme ausgetobt haben, tritt das seit Mai verschwundene Azurblau des Himmels wieder hervor, — der Himmel klärt sich wieder auf, und da zu dieser Zeit gerade ein neuer Vorrath an Lebensmitteln aus der Colonie angelangt war, trafen wir alle Vorkehrungen zu unserer neuen Expedition gegen Norden nach dem riesigen Sandsteingebirge des Roraima. Bald waren diese Vorbereitungen beendet und unsere vier Corials am Dorfe geladen, da uns der hohe Wasserstand des Sees Amucu dieß erlaubte. Unter Scherz und Laune, unter dem lärmenden Abschiedsgruß der Zurückbleibenden und der noch lärmendern Erwiederung von den Corials aus durchschnitten wir die freundlich gekräuselten Wellen des Amucu, und erreichten spät am Abend die Mündung des Flusses Pirara, wo wir aber eine solche Versammlung von Moskitos antrafen, daß die armen Indianer, um wenigstens etwas ruhigen Schlaf genießen zu können, ihre Hängematten in die obern Aeste der höchsten Bäume schlingen mußten. Diese Plagegeister meiden die höhern Luftschichten, sind aber nach unsern, unter Schmerzen genommenen Erfahrungen in Mondscheinnächten viel häufiger und quälender, als bei bedecktem Himmel. — Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise den Mahu abwärts fort. Dieser trägt vollkommen den Charakter der meisten Savannenflüsse. Seine Ufer bestanden aus Lehm und waren mit einer äußerst spärlichen Vegetation bedeckt, nur gewannen sie dadurch viel an Lebhaftigkeit, daß fast auf jedem Baume ein Jabiruweibchen (Mycteria americana) ihr Wochenbett aufgeschlagen, wobei ihm auf einem nahen Aste das Männchen Gesellschaft leistete. Merkwürdig und auffallend war es mir, daß dieser Riesenvogel Guiana's hier auch nicht die geringste Furcht zeigte, unser lärmendes Thun und Treiben von seinem Bellevue herab ruhig überschaute, während er in der Savanne zu den scheuesten Vögeln gehört, die ich noch habe kennen lernen. Schon gegen 3 Uhr erreichten wir das alte Lager von unserer frühern Expedition nach den Quellen des Takutu, an der Vereinigung des Mahu mit dem letztern, den wir nun in südwestlicher Richtung verfolgten, bis wir spät am Abend eine günstige Lagerstelle ausfindig machten. Der tausendfach besäete Himmelsdom hatte sich heute in seiner ganzen tropischen Pracht über uns ausgespannt, kein Windzug bewegte die Riesengipfel der Bäume, die feierlichste Stille war über die ganzen Umgebungen gelagert — und doch, warum stört so oft den Genuß unserer vollsten Freudenkelche ein todtes Insect, das neckend in diesem herumtreibt? — so auch hier, denn die Moskitos waren in solcher Unzahl am Ufer verbreitet, daß uns die herrliche Mondnacht zur Folterkammer wurde. Herzlich hießen wir daher den Tagesanbruch willkommen und setzten unsere Reise von neuem fort. Der Fluß wandte sich jetzt immer mehr gegen Südwesten, wobei er oft von der Savanne unmittelbar begränzt wurde, während ganze Heerden Löffelgänse, Orinocogänse und Enten den Flußspiegel umkreisten, und aufgescheucht durch unser Erscheinen ihre Unzufriedenheit durch tausendstimmiges, disharmonisches Gelärm kundgaben. Gegen Mittag erreichten wir die Mündung des Zuruma, der sich von Nordnordwest in den Takutu ergießt, wo wir an seiner 200 Fuß breiten Mündung unser Lager aufschlugen, in dem wir mehrere Tage verweilten, da mein Bruder erst das an der Vereinigungsstelle des Takutu mit dem Rio Branco liegende brasilianische Fort St. Joaquim besuchen wollte, um dort mehrere astronomische Beobachtungen vorzunehmen. Während seiner Abwesenheit verbrachten wir unsere Zeit mit der Jagd und Botanisiren. Zahllose Rudel Rehe weideten in der Savanne in Gruppen von 5 bis 8 Stück, da dieser Theil derselben nur selten von den Indianern besucht wird, so daß schon nach Verlauf von einigen Stunden drei unserer Jäger neun Stück heimbrachten, während der Fluß eine Menge Fische und Delphine beherbergte, die in ewigem Wechsel über die Oberfläche des Wassers auf- und niedertauchten und dann unter großem Geräusch, gleich dem Schnauben eines Pferdes, eine Menge Wasser aus ihren Spritzlöchern emportrieben. Leider waren wir hier nicht so glücklich als auf der Jagd, da sie nicht an die Angel bissen, sondern harpunirt werden müssen, in welcher Kunst ich jedoch eben so wenig Fertigkeit besaß, als unsere Indianer, wonach auch unsere Bemühungen, einen zu erlegen, fruchtlos blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Vulcan Erebus. Dieser von der englischen Südpolexpedition unter 77° 32' S. B. und 167° O. L. v. Gr. entdeckte Vulcan soll einen staunenswerth schönen Anblick bieten; von seiner Größe kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß man ihn noch auf eine Entfernung von 130 Meilen sehen konnte. Leider konnte die Expedition sich demselben nicht nähern, um ihn genauer zu untersuchen. (Litt. Gaz. vom 18 Sept.)

Das Kowdy-Gummi. Wenn man den Boden von der Inselbay in Neuseeland auswäscht, entdeckt man große Massen von Gummi im Boden, von dem man nicht weiß, wann oder wie es daselbst abgelagert wurde. Es scheint rein und harzartig, als wäre es der Rest untergegangener Pinienurwälder, deren Holz sich zersetzt. Was der Handelswerth dieses Gummi seyn mag, ist noch nicht gehörig ermittelt, und es sollen jetzt erst in England mit den vom Erebus und Terror mitgebrachten Proben Versuche angestellt werden. (ibid.)

Nelsons Bildsäule soll am 29 October, dem Jahrestag der Schlacht bei Trafalgar, auf der Spitze der Säule im Trafalgarsquare gehoben werden. (ibid.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1843.

Nachrichten über böhmische und polnische Literatur.

(Nach einem Schreiben aus Lemberg vom 2 Julius in der polnisch-russischen Dennitza.)

Das böhmische Theater in Prag hat mit zahlreichen Hindernissen zu kämpfen; da aber aller Anfang schwer ist und der Gegenstand wohl einiger Mühe verlohnt, so hoffen wir daß es sich halten und günstig auf den Volksgeist einwirken wird. Auch haben daselbst die böhmischen Sommergesellschaften wieder ihren Anfang genommen. Der verdiente und ausgezeichnetste Dramaturg Waclaw Kliepera hat kürzlich der Direction des böhmischen Theaters eine neue Komödie „der Warschauer Aschenbrödel" (Popelka) eingesendet. Die Handlung geht in einer Judenschenke vor, und die Komödie ist dadurch bemerkenswerth, daß auch nicht Eine christliche Seele darin auftritt. — Die Juden scheinen immer mehr das Stichblatt in den slawischen Ländern zu werden, wo sie nun freilich seit geraumer Zeit zum Theil eine heillose Rolle spielen. Ein gewisser Korzeniowski schickte aus Charkow nach Lemberg eine Kömödie, „die Juden," um sie auf dem dortigen Theater aufführen zu lassen; die Piece war bereits von der Censur genehmigt, soll nun aber doch in Folge entstandener Streitigkeiten, über deren Natur nichts Näheres berichtet wird, nicht zur Aufführung kommen. Dagegen wurde am 7 Junius eine neue Tragödie, Stasio, in vier Acten, von Karl Szeinoga, aufgeführt. Sie soll unzweifelhaftes Talent bei dem Verfasser beurkunden, scheint aber in dem Journal der Pariser Moden, vielleicht von einem dortigen Polen, eine sehr hochfahrende Kritik erlitten zu haben, wogegen der Briefsteller der Dennitza meint, der Verfasser habe troz dessen eine schöne Zukunft vor sich, und den Polen sollte die Erscheinung um so willkommener seyn, als sie im dramatischen und namentlich tragischen Fache arm seyen. Diese Bemerkungen stempeln also doch wohl das Werk zu einer ziemlich mittelmäßigen Arbeit.

Auf dem Gebiet der Erzählung hat sich in neuester Zeit Adam Gorczynski hervorgethan mit seinen „Sagen und Legenden aus dem Lande Zator," die viel gutes enthalten; auch einige größere Novellen, die zu den bessern Polens gehören, sind kürzlich von ihm erschienen. — Ein rühmliches Unternehmen ist ein Lesebuch für das gemeine Volk, unter dem Titel: „Allerlei für das Landvolk," (rozmaitości dla ludu wiejskiego), von einer Dame Julie Gorzalkowska. Den Inhalt dieses kleinen nur 196 Seiten starken Buches bilden Auszüge aus der Bibel, Mittheilungen über landwirthschaftliche Gegenstände, geistliche und weltliche Lieder, Legenden, Erzählungen, geographische Gegenstände, ärztliche Verordnungen, Sagen u. s. w. Dem Unternehmen, bei dem kein Autorruhm zu verdienen, wäre wohl ein glücklicher Fortgang zu wünschen.

Ungewöhnliches Aufsehen machte in Lemberg eine Schrift: Parafiańszczyzna (die Kleinstädterei) in Breslau von einem der Lemberger Koryphäen herausgegeben. Es ist dieß eine Geisel für die dortige vornehme Welt, nicht Eine ihrer schwachen Seiten, deren es nicht wenige gibt, ist von der boshaften Feder des strengen Satyrikers verschont worden; die Frauen, welche selbst gern zur großen Welt gehören möchten, reißen sich um das Buch, und die große Welt lärmt und grollt. Man muß nämlich wissen, daß die Kleinstädterei nicht nur mit großer Sachkenntniß, sondern auch sehr witzig und in einem leichten eleganten Styl geschrieben ist.

Vor kurzem starb hier in einem Alter von 33 Jahren Graf Joseph Dunin-Borkowsky, ein Mann von Geist und mannichfachen Kenntnissen, namentlich in der griechischen und walachischen Sprache. Da sich unter den jetzigen polnischen Schriftstellern sehr wenige von gründlicher philologischer Bildung finden, so ist sein Verlust sehr zu bedauern; er hinterließ eine handschriftliche Geschichte der griechischen Sprache und Literatur in Polen und eine Grammatik derselben Sprache; auch arbeitete er an einem vergleichenden walachisch-slawischen Wörterbuche. — Ein zweiter Verlust ist der Tod des griechisch-russischen Geistlichen, Marcian Ruslan Szaszkiewicz, der im Jahre 1837 die „Rusalka dniestrowa," die Nymphe am Dniepr, eine der ersten Bestrebungen die rusinische Sprache auf weltliche Gegenstände auszudehnen, herausgegeben hatte.

Yucatan.

V. Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Fast das ganze Land leidet mehr oder minder Mangel an Wasser; hier gibt es keine Flüße, keine Bäche, keine vorspringenden Quellen, und außer in der Nähe von natürlichen oder künstlichen Wasserbehältern ist kein Wasser zu haben. Es ist nichts Seltenes, daß ein Dorf oder ein Rancho sich aus einer Entfernung von zwei Leguas her mit Wasser versorgen muß, und ohne Zweifel ist dieser Uebelstand eine Hauptursache der geringen Bevölkerung des Landes *) und der halben Leibeigenschaft der Indianer, die nicht im Stande sind, allein die Kosten eines Brunnens und einer Wasserleitung zu tragen, und sich entschließen müssen auf einem Rancho zu dienen. Indeß gibt es noch eine Anzahl indianischer Dörfer mit alten Brunnen, und hier führt eine gewisse Anzahl gewählter Vorstände die Aufsicht über dieselben und entscheidet allenfallsige Streitigkeit. So hat Nohcacab drei Brunnen, von denen eine Bevölkerung von 6000 Seelen für ihren Wasserbedarf abhängt, und ein Dorf führt den Namen Bolonchen, von Bolon, neun, und chen, der Brunnen, in der Mayasprache. **) Seit undenklicher Zeit bilden diese neun Brunnen den Mittelpunkt einer starken Bevölkerung, und sie befinden sich auf dem offenen Platze des Dorfs; ihr Ursprung ist so unbekannt, als der der zerstörten Städte: es sind runde, durch eine Felsenschichte gehauene Oeffnungen, in denen allen das Wasser in gleicher Höhe steht. Die unwissenden Indier kümmern sich nicht darum, woher das Wasser kommt, aber einige Umstände führen leicht zur Lösung des Räthsels: es sind bloße Löcher, die durch eine unregelmäßige Felsenschichte gebohrt sind, alle stehen mit einander in Verbindung, und in der trockenen Jahreszeit kann man in den einen hinabsteigen und am andern Ende des Platzes zu einer zweiten Oeffnung wieder herauskommen; das Wasser kann somit nicht aus Quellen kommen. Ueberdieß sind die Oeffnungen während der Regenzeit voll, wenn aber diese vorüber ist, fängt das Wasser an zu schwinden, und im Hochsommer fehlt es ganz; daraus scheint denn hervorzugehen, daß sich unten eine große Felsenhöhle befindet, in welche während der Regenzeit das Wasser durch Spalten oder andere Oeffnungen, die man nur vermittelst einer genauen Erforschung des Landes auffinden könnte, hineinfließt und sich hier geraume Zeit hält. Diese Vermuthung erhält eine Bestätigung indem nicht bloß nach der allgemeinen Ansicht des Landes, sondern auch zufolge mehrfacher Untersuchung die zahlreichen, im Lande befindlichen Aguadas (cisternenartige Vertiefungen) keineswegs natürlich entstanden, sondern durch Menschenhände gemacht sind, und zwar von den Antiguos, wie man sich ausdrückt. In manchen Theilen des Landes ist selbst durch Graben von Brunnen kein Wasser zu gewinnen, und die Bewohner sind gänzlich auf solche Aguadas angewiesen. Auf einem Rancho, Namens Noyarche, zwischen Iturbide und Macoba, also mitten im Lande, beschloß der Besitzer desselben, ein Hr. Trego, eine, wie er glaubte, ehemals als einfache Cisterne benützte Grube wieder auszuräumen, indem sie seit Jahren verlassen und mehrere Fuß tief mit Schlamm bedeckt war. Da die Vorurtheile des Volkes ihm entgegenstanden, so verschaffte er sich im Jahre 1836 eine Erlaubniß von der Regierung, brachte die Besitzer aller umliegenden Ranchos und Haciendas dahin, thätige Hand mit anzulegen, und so hatte er einmal nicht weniger als 1500 Indianer bei der Arbeit. Als man den Schlamm fortgeschafft hatte, fand man einen künstlichen Boden von großen, flachen, in mehreren Schichten auf einander gelegten Steinen, deren Zwischenräume mit einem rothbraunen Thon ausgestopft waren, wie er sich in der Umgegend gar nicht fand. In der Mitte befanden sich vier alte Brunnen, fünf Fuß weit und acht Ellen tief; außer diesen fand man am Rande über 400 Casimbas oder Gruben, und diese nebst den Brunnen sollten Wasser liefern, wenn die Aguada trocken war. Alles wurde aufgeräumt, und in der Regenzeit den Fluthen des Himmels geöffnet. Der Erfolg war außerordentlich, und da zufälligerweise das nächste Jahr sehr trocken war, so zog man bis auf eine Entfernung von 6 Leguas herbei, um hier Wasser zu holen.

Diese Thatsache gibt einen großen Aufschluß: Wasserbauten aller Art scheinen nebst Tempeln und Palästen das wichtigste im alten Yucatan gewesen zu seyn, und man findet besonders den Namen Senote, wahrscheinlich ein romanisirtes indisches Wort, um eine gewisse Art dieser Bauten zu bezeichnen. Das Senote zu Chichen ist eine ungeheure runde Oeffnung von 60 bis 100 Fuß im Durchmesser, mit Wasser von unbekannter Tiefe angefüllt, über dem sich die Felsen noch 50 bis 100 Fuß hoch erheben; da hier das Wasser stets in gleicher Tiefe bleibt, so vermuthet man, daß es durch unterirdische Quellen oder Bäche genährt werde. Es wäre nicht unmöglich, daß man entweder natürliche Höhlen benutzt und erweitert, und am Ende selbst tiefe Höhlen ausgegraben und ausgemauert hätte. An einem Orte, Namens Xcoch, findet sich eine sehr bedeutende, zwar nicht, wie die Indianer sagen, von Menschen gemachte (hecha a mano), sondern natürliche Höhle, die augenscheinlich einer großen alten Stadt als Wasserplatz gedient haben muß, denn nicht nur liegen die Trümmer einer Stadt rund umher, sondern der felsige Eingang in die Höhle ist auch dermaßen ausgetreten, daß nur das lange Hin- und Wiedergehen einer ganzen Stadtbevölkerung dieß verursacht haben kann. Aehnliche natürliche Höhlen finden sich in der Mitte der Hauptstadt Mayapan, und manche Umstände deuten darauf hin, daß diese ausgedehnten natürlichen Höhlen, in denen sich gewöhnlich Wasser findet, auch manchmal zum temporären Wohnplatz gedient haben müssen. Diese zahlreichen natürlichen Höhlen wirkten auf die Bauart ein, und Stephens fand unter anderem zu Labna, daß in einem der zahlreichen, künstlich auf-

*) In dem Dorfe Becanchen (fließende Quelle) finden sich jetzt 6000 Einwohner, da ein Indianer in der sonst ganz unangebauten Wildniß eine fließende Quelle fand, und bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß ein bedeutender Raum von alten Brunnen ganz durchlöchert ist.

**) Auch eine der bedeutendsten Ruinenstädte, Chi-chen, führt seinen Namen von Brunnen; das Wort soll „Mündung der Quelle" oder des Brunnens bedeuten.

geführten und oben mit Gebäuden gezierten Hügel eine unterirdische Kammer war, so daß zu vermuthen, zuerst sey zur Aufrichtung eines solchen Hügels ein geschlossener leerer Raum gebaut und dieser später erst mit Erde und Stein rings belegt worden. Der Eingang in den innern Raum war von oben herab; ist dieß mit den eigentlichen Teocallis auch der Fall, so sind hier wohl noch manche Entdeckungen zu machen, wie wir sogleich sehen werden.

Das Merkwürdigste in Betreff der Höhlen ist sonach der Umstand, daß man nicht nur natürliche Höhlen, deren das Land eine Menge enthalten muß, erweiterte und verschönerte, sondern auch, daß man den Höhlenbau völlig nachahmte. Dieß ist der Fall mit der Cueva de Maxcanu (in der Nähe des mexicanischen Golfs) die, wie Stephens gleich auf den ersten Anblick bemerkte, nicht natürlich, sondern künstlich und auch nicht eigentlich unterirdisch sondern nur tief in den Boden eingegraben ist. Diese sogenannte Höhle hat einen geheimnißvollen Ruf in der ganzen Umgegend, und sie heißt bei den Indianern Satun Sat, was die Spanier mit Labyrinth oder El Perdedero, der Ort, in dem man sich verirren kann, übersetzten. Stephens stieg hinab und fand lange Galerien, die gleich den Gemächern über dem Boden erbaut waren mit glatten Mauern und spitzig zugehenden Decken. Die Gänge nahmen jeden Augenblick eine andere Richtung, und Stephens war schon überzeugt, daß alle die dunkeln, verwickelten Gänge zu irgend einem Saale oder einem königlichen Grabe führen müßten, als plötzlich der Weg durch herabgestürzte Erde gänzlich gesperrt war. Er kehrte um, versuchte es auf einer andern Seite, fand sich aber bald wieder aufgehalten; auf einmal, während er noch in den Gängen herumirrte, sah er einen Lichtschimmer von oben herabfallen durch ein viereckiges, acht Zoll weites Loch. Es war dieß also keine eigentlich unterirdische Wohnung; — er stieg ans Tageslicht heraus, untersuchte die Sache näher, und fand, daß die Erhöhung, die er anfangs für einen natürlichen Hügel gehalten, ein pyramidaler Erdaufwurf war, ähnlich allen denen, die er sonst im Lande gesehen, und auf dem Gipfel standen auch die Ruinen eines Gebäudes, wie auf allen andern. Das sogenannte Labyrinth war also in dem Innern des künstlich aufgeworfenen Hügels; es handelte sich hier nicht von einer einzelnen Kammer, sondern von einem ganzen weitläufigen Bau. Sind die zahlreichen natürlichen Höhlen des Landes das Vorbild zu solchen künstlichen Höhlen gewesen? Finden sich in allen den großen und kleinen künstlichen Hügeln solche unterirdische geheime Bauten? erstreckt sich diese Bauart auch nach Mexico und Guatimala hinein, oder ist sie Yucatan eigenthümlich? Das sind Fragen, die künftigen Forschern vorbehalten bleiben müssen. Stephens konnte zu ihrer Beantwortung nichts mehr beitragen: wenn im Innern der künstlichen Hügel solche Gemächer bestehen, so waren es geheime Zufluchtsörter, wahrscheinlich mit verborgenen Eingängen. Stephens versuchte wiederholt solche aufzufinden, es wollte aber nicht mehr gelingen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag bemerkten wir, daß uns ein Kaiman schon seit mehreren Stunden beobachtete, eine Gesellschaft, die uns nichts weniger als angenehm seyn konnte, weßwegen auch seine Entfernung beschlossen wurde; da er sich jedoch zu weit vom Ufer entfernt hielt, so prallten unsere Büchsenkugeln auch unwirksam von seinem harten Panzer ab, und mit Verachtung schwamm er ruhig aus dem Bereiche derselben. Die Indianer schlugen daher ein anderes Manöuvre ein; sie spitzten ein Stück Holz von einem Fuß Länge und einem Zoll im Durchmesser an beiden Enden zu, befestigten in der Mitte eine Leine und banden den Köder so an das Holz, daß er dasselbe gänzlich bedeckte. Jetzt warfen sie das Ganze in das Wasser, wo nun der Kaiman diesen wie jenes verschlingen und ihm wie eine Gräte im Schlunde sitzen bleiben sollte. Ob der Versuch gelungen seyn würde, weiß ich nicht, da der gefräßige Serrasalmo niger dem Kaiman das unheilbringende Frühstück nicht gönnte und den Köder beim Hineinwerfen in das Wasser rein abschälte. Die Indianer behaupten steif und fest, daß sie schon eine Menge Kaimans auf diese Weise gefangen hätten.

Ein Indianer aus Napi am Canucu-Gebirge, der zugleich Piaiman, Zauberer und Arzt war, und uns nach dem Roraima begleitete, erheiterte mir gewöhnlich am Abend durch seinen scharfen Verstand und mehrere andere Eigenthümlichkeiten manche Stunde. Zu den letzten gehörte vor allem, daß er eine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon hatte, und wohl möchte ich wissen, was die große Nation thun würde, wenn sie dieses verjüngte Ebenbild in ihrer Mitte hätte. Seine Eitelkeit fand sich auch nicht wenig geschmeichelt, als wir ihm erzählten, welchem Mann er so auffallend gleiche: — natürlich hatte er von uns, seit dem ersten Tage seiner Bekanntschaft, den Namen Napoleon erhalten; da er auch außerdem in gewisser Art ebenfalls ein großer Geist und ein Genie war. Er kannte mehrere Sterne, z. B. das Siebengestirn, das er mir als Scorpion in den Sand zeichnete und Marita nannte, das südliche Kreuz, die Milchstraße. Da er schon einmal in der Gegend des Roraima gewesen, so entwarf er mir auf der Sandbank eine förmliche Karte des Laufes der Flüsse, die wir zu passiren, von ihrem Quellpunkt an, der Berge und Höhen, die wir zu übersteigen, der Niederlassungen, durch die wir kommen würden, mit einer solchen Genauigkeit, daß ich später darüber erstaunen mußte. Berge und Dörfer bezeichnete er, je nach der Größe, durch ein größeres oder kleineres Häufchen Sand, die Flüsse durch Vertiefungen. Besondere Mühe aber machte es ihm, mir die Conturen des Roraima plastisch darzustellen. Bei diesen geistigen Vorzügen besaß er auch den materiellen, daß er im Essen ein wahrer Virtuos war, worin er von keinem unserer Begleiter übertroffen und dabei beständig von der Furcht gequält wurde, die Rationen möchten bald durch die äußere Nothwendigkeit geschmälert werden können. — Auch hier war noch über die Savanne ein bunter, saftiger, lebensfrischer Blüthenteppich ausgebreitet, zwischen welchem sich hauptsächlich eine Menge Convolvulaceen, Gentianeen, Mimosen und Malvaceen auszeichneten.

Einer der Indianer hatte schon seit mehreren Tagen an den heftigsten

Kopfschmerzen gelitten, und unser Arzt, Zauberer, Astronom und Geograph Napoleon rieth ihm, er möge sich zur Ader lassen, was auch der Patient für das Zweckmäßigste hielt; die Procedur dabei ist einfach, aber ohne Zweifel höchst schmerzhaft. Als Lanzette benutzen sie den Sägestachel einer Raja. Nachdem der Aderlasser die Ader mit zwei Fingern emporgehoben, sticht er mit diesem Stachel drei- bis viermal in die gefaßte Ader, wobei er jedesmal bei dem Herausziehen dieser Lanzette die Wunde in Folge der Widerhaken ansehnlich vergrößert. Eine zweite Art des Blutlassens, die mit unserem Schröpfen zu vergleichen seyn möchte, besteht darin, daß der Indianer, sobald er stechende Schmerzen in einem der Glieder oder Spuren von Rheumatismus fühlt, in dieses lange Streifen mit seinem Messer ritzt und diese, nachdem sie ausgeblutet, mit dem beizenden Safte der Frucht einer Passiflora einreibt.

Nach Verlauf einiger Tage war mein Bruder wieder aus St. Joaquim zurückgekehrt; wir brachen daher unser Lager ab und setzten die Reise den Zurumu aufwärts fort, dessen Vegetation vollkommen mit der des Takutu übereinstimmte. Ein schmaler Saum Bäume und Sträucher mittlerer Höhe begleitete die Ufer, unter denen hauptsächlich eine strauchartige Mimose und die Genipa americana den herrlichsten Geruch verbreiteten. Der Saft der Früchte der letztern bildet die Hauptschminke der Indianer. Ursprünglich hat diese eine grauliche Farbe, die jedoch schon nach einigen Stunden am Körper in ein schönes Schwarzblau übergeht, das durch keine Seife, ja selbst nicht durch die schärfsten Säuren vernichtet wird, und sich erst nach und nach im Verlaufe der Zeit verwischt. Am Nachmittag erreichten wir am südlichen Ufer das Macusidorf Warami von drei Häusern und etwa sechzehn Bewohnern, die eben mit ungemein glücklichem Erfolg von der Jagd zurückgekehrt waren und zwanzig Buschschweine (Dicotyles torquatus) erlegt hatten. Da sich das Fleisch bei der hohen und feuchten Temperatur nur einige Stunden in gutem Zustande erhält, so war alles Leben und Thätigkeit, um die Beute vor dem Verderben zu sichern. Einige bauten Gerüste und zündeten Feuer darunter an, während andere wieder das Wild zerlegten, in Streifen und Stücken schnitten und auf die Gerüste legten, um es über dem Feuer zu räuchern. Nachdem das letztere einen Tag hindurch unterhalten ist, wird das Fleisch abgenommen und aufbewahrt, wo es sich nun mehrere Wochen hindurch gut und eßbar erhält. Mit den Fischen verfahren sie auf ganz gleiche Weise. Dieser zufällig gefundene, ansehnliche Vorrath an Fleisch war uns höchst willkommen, weßwegen wir auch einen Theil desselben gegen Glasperlen eintauschten. Während der ganzen Nacht suchte der Piiman des Dorfes zu unserem Leidwesen bei einem kranken Knaben durch Trommeln und Heulen den bösen Geist auszutreiben, wodurch er aber eben nur unsern Schlaf und nicht die Krankheit verscheuchte.

Mit Tagesanbruch setzten wir unsere Flußreise wieder fort. Die Ufer gewannen immer mehr an Mannichfaltigkeit der Vegetation, zeigten meist eine Höhe von 18 bis 20 Fuß und bestanden aus rothem Lehm und weißem Sand, oft auch aus einem kreideweißen Thon. Auf einer der vielen Sandbänke sahen wir einen Tapir mit seinem Jungen, der sich aber, so wie er uns erblickte, eilig auf die Flucht begab, die jedoch von kurzer Dauer war, da wir augenblicklich an das Ufer sprangen, die Spur verfolgten und ihn bald erlegten. Es war ein Weibchen von 6 Fuß 10 Zoll Länge. Das Junge hatte sich in das 4 bis 5 Fuß hohe Schilf verborgen, wurde aber schnell von unsern trefflichen Hunden aufgefunden und in die offene Savanne getrieben, wo sie es nach kurzer Jagd stellten. Es zeigte sich höchst ungebärdig, und wollte sich selbst dann noch nicht in sein Schicksal fügen, als wir ihm bereits die Füße gebunden. Ich sandte es augenblicklich nach Warima zurück, um es dort zähmen zu lassen, in welcher Kunst die Indianer unübertreffliche Meister sind, und es dann bei meiner Rückkehr mit nach Demerara und Berlin für den neuen zoologischen Garten zu nehmen. Das Fleisch ist ausgezeichnet, ähnelt aber mehr dem des Rindes, als des Schweines. Aus der Schwarte bereiten sich die Indianer Sandalen.

Obschon es noch ziemlich früh am Tage war, schlugen wir doch unser Lager auf, um die Beute zu räuchern. Den folgenden Tag setzten wir die Reise den Fluß aufwärts fort, der jetzt in kurzen Windungen mehr aus Westen kam. Bei dem Frühstück erhielten zwei unserer Begleiter von dem gierigen Serra salmo niger ein Paar abscheuliche Wunden, indem dem einen, als er eben seine Hände waschen wollte, zwei Finger ganz abgeschält wurden, während der andere bei derselben Gelegenheit einen ansehnlichen Theil der Wade verlor. Die Gefräßigkeit dieser Fische übersteigt alle Gränzen; kaum entsteht irgend welches ungewöhnliche Geräusch im Wasser, so sind sie auch um die Stelle in Heerden versammelt, und schnappen und fahren mit Gier nach allem, was ihnen vorkommt. Die beiden Wunden waren uns ein Warnungszeichen, ungeachtet der fast unerträglichen Hitze von 100° F., das Baden einzustellen. Im Sande zeigte der Thermometer 110°.

Einen eigenthümlichen Reiz und Schmuck erhielten die steilen, oft 20 Fuß hohen Ufer besonders dadurch, daß hier fast überall drei bis vier Fuß über dem Wasserspiegel geschwätzige und krystallhelle Cascaden hervorsprudelten, eine Erscheinung, die uns bisher ganz fremd gewesen; wahrscheinlich standen sie mit den Wasserflächen auf der Savanne in Verbindung.

(Fortsetzung folgt.)

Hebräische Manuscripte. Das Echo du Monde Savant vom 21 September berichtet, daß kürzlich in dem sogenannten Grabe Absalons am Rande des Thales Josaphat ein merkwürdiger Fund gemacht worden sey. Ein gewisser Den-ha-Barjona, chaldäischer Schüler der Propaganda in Rom, kehrte nach Vollendung seiner Studien in sein Vaterland zurück und besuchte Jerusalem, wo er am 12 Nov. (1842?) ankam. Er ging nach dem Oelberg, nach der Grotte von Gethsemane u. s. w., und bemerkte an dem pyramidalen Grabe Absalons eine Oeffnung, die erst kürzlich durch den Regen bloßgelegt worden. Durch Neugierde gereizt kroch er in die Grabkammer hinein, von hier in eine zweite, endlich in eine dritte und vierte, die nach seiner Aussage ganz unter dem Grabe Absalons seyn soll. Hier fand er verfaulte Kisten nebst menschlichen Gebeinen, und unter dem Schutt verschiedene Pergamentrollen, in denen er alsbald zwei Exemplare der Bücher Mosis in unpunktirter hebräischer Schrift erkannte. Er nahm sie mit sich ins lateinische Kloster, wo er wohnte; bald aber war der Fund ruchbar; der englische Consul und der Bischof besuchten gleichfalls das Grab, fanden aber nichts mehr, und begaben sich nun zu Barjona, um ihm seinen Fund abzukaufen, den er aber „den Feinden der katholischen Religion“ nicht überliefern wollte, sondern ein Exemplar durch den Klostervorstand dem heiligen Vater zuschickte. (Die Nachricht klingt sehr verdächtig, und seine Unwissenheit bekundet der Berichterstatter schon dadurch, daß er wegen der Nichtpunktuation die Manuscripte über Christi Geburt hinaussetzt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1843.

Der Eisberg in Virginien.

(American Journal of Science. Julius 1843.)

In der Grafschaft Hampshire in Virginien (etwa unter 39° N. B.) findet sich ein Berg, der eine von allen äußern Einflüssen so unabhängige Temperatur hat, daß er fortdauernd innerhalb weniger Zoll von seiner Oberfläche Eis bewahrt. Die Kette, in welcher der Eisberg sich befindet, bildet eine Fortsetzung des am Northriver hinstreichenden niederen Gebirges, besteht aus Sandstein, und erhebt sich auf etwa 7 oder 800 Fuß theils in zerrissenen Spitzen, die den Zinnen eines gothischen Schlosses gleichen, theils läuft er ziemlich einförmig fort, bleibt aber gegen Westen so steil, daß keine Vegetation daran haftet, außer wo irgend eine verkrüppelte Fichte in den Felsenspalten wurzelt. In der Nähe des Eisberges bleibt die mauerartige Steilheit, und der Berg bildet gegen ein an seiner Westseite aufgeworfenes Glacis einen Strebepfeiler. Dieß natürliche Glacis reicht weit hinauf an den Berg, erstreckt sich seitwärts über hundert Schritte an seinem Fuß und besteht aus Sandsteinen von einigen Zollen bis zu mehreren Fuß Dicke; diese Steine sind lose über einander gehäuft und bilden wegen ihrer unregelmäßigen eckigen Form große Zwischenräume; man nennt den ganzen Berg den Eisberg, aber nur in diesem nach Nordwesten gewendeten Abhang bildet und erhält sich das Eis in den Zwischenräumen des Gesteins.

Ein Hr. Hayden besuchte den Berg im Sommer 1838, der durch seine lange Hitze und Trockenheit den Ernten so nachtheilig wurde, und doch hatte diese Hitze auf den Eisberg nur geringen oder gar keinen Einfluß, da sich Eis in großer Menge nur wenige Zoll tief unter der Oberfläche fand. Ein Thermometer, den man in eine Höhlung hinabgelassen hatte, so daß er der Luft ausgesetzt war, ohne mit dem Gestein in Berührung zu kommen, sank schnell auf 40° F. (3½ R.) und würde wohl noch tiefer gesunken seyn, wenn man ihn darin gelassen hätte. Die allgemeine niedere Temperatur des Gesteins zeigte sich an der Feuchtigkeit, welche entweder die Oberfläche benetzte oder an den Seiten herunterträufelte, eine Folge der Verdichtung der atmosphärischen Dünste durch die niedere Temperatur des Gesteins, obgleich der Thaupunkt damals sehr tief gestanden haben muß. Im vorhergehenden Winter hatte man an einer Stelle das Gestein bis zu einer Tiefe von 3 bis 4 Fuß aufgeräumt, die Höhlung mit Schnee ausgefüllt, und diesen mit Brettern bedeckt, aber so leicht, daß man durch die Spalten sehen konnte; trotz dieses unvollkommenen Schutzes zeigte der Schnee nicht die geringste Spur der Hitze des Sommers, sondern war trocken, zerreiblich und krystallinisch, als wäre er frisch gefallen. Die Temperatur einer Quelle, welche unterhalb dieses Eisbehälters entspringt, ist wenig dadurch afficirt, und nur um etwa einen Grad F. kälter als andere benachbarte Quellen. Der Anblick war eben so interessant als merkwürdig: zu einer Seite der North River, welcher in eine stehende Pfütze umgewandelt war, und da und dort ausgedorrte Strecken seines Bodens zeigte, der Blätterschmuck des Waldes, fallend unter der Hitze, die Fluren nicht mit dem Goldgelb des Sommers gefärbt, sondern mit einem krankhaften Gelbgrau, lauter sprechende Beweise der lange andauernden Sommerhitze. Auf der andern Seite eine Felsenmasse unter dem Gefrierpunkt, die in ihren Höhlungen Schnee und Eis einschloß.

Aehnliche aber geringere Anhäufungen von Eis finden sich in der Umgegend, und öfters sind in ähnlichen Lagen Milchkeller angelegt. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt wohl ganz einfach darin, daß einerseits die Lage dieser Eismassen gegen Nordwesten den Zutritt der Sonnenstrahlen hemmt, andrerseits die umliegenden Sandsteinmassen gleich einem Refrigerator dienen. Das Höhlenförmige der Stelle läßt den atmosphärischen Wassern im Sommer freien Zutritt, und iese verwandeln sich im Winter in Eis, das durch die umgebenden Felsen gegen die äußere Temperatur geschützt wird. Etwas ähnliches sieht man am Aetna, wo die Hirten an geschützten Stellen den Schnee einige Zoll hoch mit vulcanischem Sand und Asche decken, und so sich für den Sommer eine genügende Menge Wasser aufsparen, das sie auf keine andere Weise erhalten könnten.

Yucatan.

2. Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Nach diesen unterirdischen Bauten kommen wir an die über der Erde, und erwähnen hier vor allem derer zu Uxmal. Nach dem von Stephens mitgetheilten, von seinem Zeichner Hrn. Catherwood entworfenen Plan zu schließen, muß der Umfang der Mauer über eine Stunde, wo nicht mehrere Stunden betragen haben; fast der ganze innere Raum ist mit Waldwuchs bedeckt, so daß man auf dem Wege zwar allenthalben auf Ruinen stößt, daß aber nur einige Gebäude, welche auf künstlichen Hügeln stehen, sich dem Blick darbieten. Solcher Gebäude sind nur acht bedeutendere, deren Namen, sämmtlich neu geschöpft, durchaus keine Bedeutung für den ursprünglichen Zweck derselben haben. Das erste ist das Haus der Nonnen, ein Complex von Gebäuden, die einen Hof von fast 300 Fuß Länge und 200 Fuß Breite einschließen; rings herum läuft eine Terrasse, und auf der Ostseite, wo einige kleine Nebengebäude stehen, kommt man in einen zweiten Hof, von dem eine Treppe zu einem kleinen Bau hinaufführt, den man das Haus des Zwergs genannt hat, und der von einer eirunden Terrasse eingeschlossen ist. Etwa hundert Schritte von dem Hause der Nonnen steht auf einer doppelten oder vielmehr dreifachen Terrasse die Casa del Gobernador, ein viereckiges nicht weniger als 322 Fuß langes, aber nur 39 Fuß tiefes Gebäude; nordwestlich davon an einem vorstehenden Terrassenviereck steht das „Schildkrötenhaus," von fast gleicher Tiefe, aber nur etwa 50 bis 60 Fuß Länge. In Südwesten steht ein sehr künstlicher, genau viereckiger Erdhügel ohne Obergebäude, und unmittelbar südlich ein viereckiges Gebäude, „das Taubenhaus" genannt, fast eben so groß als das Nonnenhaus, indeß fester geschlossen und ohne die zahlreichen Nebenbauten; nur steht unmittelbar südlich ein kleiner viereckiger Bau von sehr geringer Tiefe, ungefähr in demselben Verhältniß zum Taubenhaus wie das Zwerghaus zum Nonnenhause.

Um einen Begriff von der Art der Bauten zu geben, beginnen wir mit dem größten und schönsten, der Casa del Gobernador. Diese ist ganz aus Stein aufgeführt; bis an das Karnieß ist der ganze Bau auf allen vier Seiten glatt, oberhalb aber nichts als Eine Masse äußerst reicher, verwickelter und sehr wohl ausgearbeiteter Zierrathen. Ueber dem mittleren Eingang ist eine Figur, um deren Kopf eine Reihe Hieroglyphen herumläuft, welche außerordentlich gut ausgearbeitet sind. Die Zierrathen daran, von denen eine unserer Abbildung beigefügt ist, haben das Eigenthümliche, daß der mittlere Theil um anderthalb Fuß hervorsteht, weßhalb Waldeck dieselbe den Elephantenrüssel genannt hat; merkwürdigerweise sind alle diese Vorsprünge bis auf eine sehr kleine Anzahl zerschlagen. Die ganze Steinwand ist außerordentlich merkwürdig, indem jeder einzelne Stein für sich einen nichts bedeutenden Theil ausmacht, das Ganze aber eine Art von skulpirtem Mosaik darbietet, die gewiß nicht bedeutungslos ist. Die hintere Wand dieser Casa ist eine feste, neun Fuß dicke Mauer, ohne Eingang irgend einer Art; sie ist gleich der Fronte mit Sculpturen geziert, die aber weit weniger complicirt und ausgearbeitet sind. Die beiden schmalen Seiten der Casa, wie schon erwähnt, 39' breit, haben jede einen Eingang und die Sculpturen sind einfach, wie auf der Rückseite. Das Dach ist flach und war mit Cement bedeckt, jetzt ist aber das Ganze mit Gras und Buschwerk überwachsen. Während die Hinterwand ganz geschlossen ist, hat die Vorderseite eilf Thüröffnungen, aber die Thüren sind alle fort, und die Querbalken darüber sind heruntergestürzt. Das Innere ist der Länge nach durch eine Mauer in zwei Corridore getheilt, und diese wieder durch Quermauern in längliche viereckige Zimmer; diese zwei Zimmerreihen stehen durch Thüröffnungen, welche den vordern genau entsprechen, mit einander in Verbindung. Die zwei Hauptzimmer in der Mitte, mit drei Thüröffnungen gegen vorn haben 60 Fuß Länge bei 11½ und 13' Tiefe. Die hintere Zimmerreihe ist aus Mangel an Luft und Licht dunkel und feucht. Die Mauern sind aus glatten Quadern aufgeführt und die Decke bildet ein Dreieck, wie zu Palenque, nur fehlt der Schlußstein, und dieser ist durch eine Schicht flacher Steine ersetzt.

Nach dem großen Gebäude selbst, und kaum minder interessant als dieses, folgen die drei Terrassen, auf denen es steht, und welche sämmtlich künstlich von der Ebene aus aufgeführt sind. Die vorderste dieser Terrassen ist drei Fuß hoch, 15 Fuß breit und 575' lang; die zweite ist 20' hoch, 250' breit und 545' lang, und die dritte, auf der das Gebäude steht, ist 19 Fuß hoch, 30 Fuß breit und 360' lang. Alle drei Terrassen sind durch massive Steinmauern gestützt, die zweite ist noch ziemlich gut erhalten, und die außen abgerundeten Ecksteine sind noch an ihrer Stelle. Die Plattform dieser Terrasse ist ein herrlicher Raum; noch sieht man, daß hier einst Bauwerke und Zierrathen verschiedener Art standen, deren Art sich aber jetzt nicht mehr errathen läßt. Auf der Nordwestecke dieser zweiten Terrasse steht das oben erwähnte Schildkrötenhaus, so genannt von einer Reihe Schildkröten, die am Karnieß ausgehauen sind. Dieser Bau ist 94' lang, 34 Fuß tief, contrastirt aber auffallend mit der Casa del Gobernador; es fehlt ihm die reiche, üppige Verzierung, dagegen zeichnet er sich aus durch die Schönheit und Richtigkeit der Verhältnisse und die Reinheit und Einfachheit der Zierrathen; hier sieht man nichts Unverständliches, nichts Groteskes, nichts was einen reinen architektonischen Geschmack beleidigt; leider aber fällt es rasch in Trümmern, nach einigen weitern Regenjahren wird es eine unförmliche Ruinenmasse seyn, und vielleicht findet sich dann auf dem ganzen Continent kein so reines, einfaches Denkmal mehr. Merkwürdigerweise hat der Bau durchaus keine sichtbare Verbindung mit der Casa del Gobernador, und keine Treppe führt hier nach der untern Terrasse. Ob eine Verbindung durch einen innern Ausbau des künstlichen Hügels hergestellt ist, konnte Stephens nicht ermitteln.

Südwestlich von der Casa del Gobernador ist die große Pyramide, die auch auf unserer Beilage abgebildet ist, eine der imposantesten Bauten unter allen Ruinen von Uxmal. Die

Höhe dieser Pyramide ist 65' und oben ist eine große 75 Fuß ins Gevierte haltende Plattform von solidem Stein, rings herum lief ein Kranz von 10 bis 12 Fuß hohen ausgehauenen Steinen, und 15 Fuß unter dem Gipfel lief eine schmale Terrasse um alle vier Seiten herum. Die Mauern der Plattform waren von glattem Stein und die Ecken hatten ausgehauene Zierrathen. Oben war nicht eine Spur von einem Gebäude, und wahrscheinlich war diese Höhe zu religiösen Ceremonien bestimmt.

Das Nonnenhaus (Casa de las Monjas), so genannt wegen des zellenartigen Baues, besteht aus 5 Hauptgebäuden, wovon 4 den großen 285' tiefen und 214' weiten Hof einschließen, und der fünfte unmittelbar hinter dem nördlichen Bau liegt. Der östliche, westliche und die beiden nördlichen sind hinten durch eine feste Mauer geschlossen; der südliche Bau, der nach der Casa del Gobernador hinsieht, hat hinten Thoröffnungen, dagegen ist die durchlaufende Zwischenmauer, welche auf den drei anderen Gebäuden Thüröffnungen hat, hier festgeschlossen. Die Zierrathen dieser Bauten sind fast noch reicher als an der Casa del Gobernador, und zwei gewundene Schlangen, wahrscheinlich Klapperschlangen, die im Lande häufig sind, spielen dabei eine große Rolle. Die besterhaltene Seite ist die nach Osten. Die Länge der Gebäude beträgt über 200, die Höhe 25 Fuß. Stephens sagt über diese vier, den großen Hof einschließenden Gebäude: „es wäre schwer, die vier Seiten eines Hofs mit mehr Mannichfaltigkeit und zugleich mit mehr Harmonie in den Zierrathen zu schmücken. Alle diese Façaden waren bemalt, wovon man die Spuren noch jetzt sieht. Die Zahl der in diesen Hof gehenden Zimmer war 88."

Das Haus des Zwergs wird auch Casa del Adivino, d. h. des Zauberers genannt, weil man von da aus die ganze Stadt übersehen kann. Die Höhe der Pyramide, auf welcher der Bau steht, ist 88 Fuß, bis zur Höhe des Gebäudes 105. Die Pyramide ist mit Steinen eingefaßt und erhebt sich wie ein fester Bau aus der Ebene. Ehe man ganz hinauf steigt, springt bei etwa 60 Fuß eine Plattform vor und hier steht ein Gebäude mit Zierrathen, wie kein anderer Bau in Uxmal sie in gleicher Vollendung und Zierlichkeit zeigt. Eine große Thüre öffnet sich nach der Plattform hin, die Querbalken von Sapoteholz sind noch erhalten und das Innere in zwei Zimmer abgetheilt, die aber ganz einfach ohne alle Zierrathen sind und keine Verbindung mit irgend einem andern Theil der Pyramide haben. Jetzt führt auch keine Treppe mehr hinauf, die nach einem eigenthümlichen Plan gebaut gewesen, und auf einem spitz zugehenden Gewölbe geruht haben muß. Das Gebäude oben auf der Pyramide hat 72' Länge, aber nur 12 Fuß Tiefe, ist äußerst geschmackvoll verziert, und die Embleme des Lebens und Todes erscheinen außen auf der Mauer neben einander. Das Innere ist in drei Zimmer abgetheilt.

Großartiger, aber ernster gehalten ist der Styl des sogenannten Taubenhauses (Casa de Palomos), welches 240' Länge hat; die Vorderseite bietet eigentlich neun Giebel dar, welche eine kleine längliche Oeffnung haben. Diese Ausschmückung des Gebäudes hat ihm den Namen Taubenhaus verschafft. Alle waren einst mit Figuren und Zierrathen in Stucco verziert, von denen man noch die Ueberreste sieht. In der Mitte des Gebäudes ist ein Hof, 180' lang und 150' tief, dessen übrige Seiten von zerstörten Gebäuden umgeben sind. — Das „Haus der Alten" verdient keine besondere Erwähnung; seinen Namen hat es von der verstümmelten Statue einer alten Frau, die davor lag; der Bau selbst ist ziemlich zerstört.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Bisher war unsere Reise weder durch eine Stromschnelle, noch durch einen Wasserfall unterbrochen worden; schnell und leicht hatten wir den gleichmäßigen Flußspiegel durchschnitten, bis am 28 September der Jubel unserer Indianer plötzlich verstummte, da die uns entgegentreibenden Schaumflocken das Ende des Feierns der Hände verkündete. Bald lag ein mächtiger Granitwall vor uns, über den das Wasser in wildem Ungestüm herabtobte. Nach vielen Stunden unsäglicher Arbeit hatten wir die Barrière glücklich hinter uns, mußten aber nur zu bald eine passende Stelle zum Nachtlager aufsuchen, da der Maler Hr. Goodall von einem heftigen Fieberanfall heimgesucht wurde. Am folgenden Morgen passirten wir die Mündung des kleinen Flusses Mewihi, der sich von Nordosten mit dem Zurumu verbindet. Zwei Species blühender, baumartiger Mimosen wurden von zahllosen Schaaren Insecten umschwärmt, die eine große Menge der Leguans (*Iguana delicatissima*) herbeigelockt, welche mit beutegierigen Blicken auf den Aesten vertheilt saßen. Kaum aber hatten sie uns erblickt, als sie sich mit der größten Behendigkeit von Zweig zu Zweig schwangen, um sich in dem dichtern Laube der Wipfel zu verbergen, oder sich in das Wasser stürzten. Das Fleisch ist ganz vorzüglich und wird auch von den Indianern zu den auserwählten Leckerbissen gezählt. Eine solche Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen wäre Verrath an dem Gaumen gewesen, und ein Verbot, sie nicht zu beachten, würde zu den unerreichbaren Dingen gehört haben. Das scharfe Auge des Indianers weiß sie ungeachtet der ziemlich gleichen Färbung mit den Blättern doch aus dem dichtesten Laube herauszufinden und mit Bogen und Pfeil zu erlegen. Mit dem Gewehr ist die Jagd bei weitem nicht so erfolgreich, da der Leguan, wenn er nicht tödtlich verwundet ist, sich augenblicklich ins Wasser stürzt und nicht wieder zum Vorschein kommt — ein Manövre, dem der lange Pfeil hindernd in den Weg tritt. Wir erlegten mehrere, die 6 bis 8 Fuß Länge hatten.

Die Stromschnellen und Fälle wurden jetzt immer häufiger, wie auch die Strömung bedeutend zugenommen hatte, so daß uns oft ein einziger Wasserfall ganze Tage raubte, bevor wir unsere Corials auf seinen Scheitel gebracht. Da wir dann meist in abwechselnden Partien arbeiteten, so vertrieben sich die feiernden Indianer gewöhnlich die Zwischenzeit damit, daß sie das hohe Gras der angränzenden Savannen in Brand setzten. Kaum aber wirbelte die erste Rauchsäule empor, als sich auch aus allen Windrichtungen Heerden von Raubvögeln um

dieselbe versammelten, und um die dem Feuertode entfliehenden Schlangen und Eidechsen die heftigsten Kämpfe führten. Dieses öftere Abbrennen der Savannen vermindert die Zahl der Schlangen ungemein, besonders die der Klapperschlangen, die sich fast durchgängig nur in der Savanne aufhalten. Je mehr wir uns dem Pacaraima-Gebirge näherten, um so häufiger und wilder wurden auch die Stromschnellen, so daß wir des Tages kaum einige englische Meilen vorwärts rücken konnten.

Zwei ungeheure kahle Granitfelsen von etwa 400 Fuß Höhe thürmten sich an beiden Seiten der bisher einförmigen Ufer empor, und riefen augenblicklich den Wunsch in uns hervor, sie zu erklimmen. Den des östlichen Ufers, von länglicher Form, nannten die Indianer Maikong-iping, den westlichen, mehr abgerundeten, Arrowana-iping. Ein ganz eigenthümliches Aeußere gewannen diese Granitkolosse durch eine Menge runder Höhlungen von unbedeutender Tiefe, die förmlich mit dem Meißel ausgehauen zu seyn schienen. Die Mühe des Erklimmens wurde uns tausendfach durch die wahrhaft imposante und überraschende Fernsicht vergütet. Die Berge der Pacaraimakette thürmten sich in blauen, unübersehbaren Massen gegen Norden übereinander empor, während sie uns im Thal des Zurumu verborgen gewesen waren, wobei der Gipfel des Zabong mit seiner kuppelartigen Form sich weit über alle erhob und mich lebhaft an den heimischen Brocken erinnerte. Je kahler und dürrer die Abhänge der Granitfelsen waren, um so üppiger wucherte die Vegetation an ihrer Basis, unter der sich besonders die baumartige Nessel, urtica baccifera, durch ihre heftig brennenden Eigenschaften, die ein förmliches Fieber nach sich zogen, das ich leider aus eigener Erfahrung kennen lernte, und eine Papilionacee durch ihren köstlichen Geruch auszeichnete. Der Fluß wird hier von einem förmlichen Netzwerk von Granitwällen und Dämmen durchzogen, wodurch sich das Wasser in eine zahllose Menge einzelner Ströme zertheilt, von denen sich jeder mit wüster Gewalt und betäubendem Getöse einen Weg durch die Klippen zu bahnen sucht, dann aber wieder durch einen quer auf ihn stoßenden, andern Strom gehindert wird, so daß die ganze Strecke nichts als ein wild kochender Kessel schäumender und brausender Wogen ist. Ein feuriges Dichterherz hätte dieser Aufruhr wohl zu wer weiß welch lyrischen Ausbruch begeistern können, vorausgesetzt, er hätte nicht vier beladene Corials, wie wir, über diesen Höllenpfuhl hinwegzuschaffen gehabt. So wie wir uns den Stromschnellen genähert, waren auch die Moskitos verschwunden, was uns jedoch wenig Erleichterung verschaffte, da die Sandfliegen um so zahlreicher ihre Stelle einnahmen, die sich in ganzen Schwärmen über den empörten Wasserspiegel ausbreiteten und uns von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang auf das jämmerlichste quälten. Unsere Gesichter und Hände, kurz jeder unbedeckte Theil waren förmlich angeschwollen und inflammirt; noch viel bejammernswerther und mitleiderregender sahen aber die nackten Körper der Indianer aus, die wahrhaft zu unförmlichen Massen angeschwollen und deren Haut ganz mit Blut unterlaufen war. Nach einigen Tagen voller Mühe und Arbeit erreichten wir die Vereinigung des Kattinka mit dem Zurumu. Der letztere wird wahrscheinlich später die natürliche Gränzscheide zwischen den jetzt noch streitigen Gränzgebieten von Brasilien und brittisch Guiana bilden. Beide Flüsse sind in ihrer Verbindungsstelle ziemlich von gleicher Breite; der letztere kommt hier fast aus Norden, der erstere mehr aus Westen. Merkwürdig war, daß an ihrer Scheidelinie das Wasser des Zurumu einen Grad kälter war, als das des Kattinka.

Ein neuer Fieberanfall des Hrn. Goodall nöthigte uns, bis zum 3 October hier zu verweilen, wobei uns aber die dichten Schaaren der Sandfliegen fast bis zum Wahnsinn peinigten. An eine sitzende Beschäftigung war gar nicht zu denken, und ungeachtet der versengenden Sonnenstrahlen unter den Mittagsstunden mußten wir Hände und Gesicht in dicke Tücher einwickeln, und in unthätiger Ruhe ausgestreckt den Tag verbringen oder in ununterbrochener Thätigkeit bleiben, eine Plage, die den armen Goodall noch viel härter traf als uns. Einen eigenthümlichen Reiz verliehen die zahllosen Termitenhügel, die sich auf den, der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten höhern Theilen der Savanne 12 bis 16 Fuß aus kreideweißem Thon in konischer Form erhoben, am östlichen Ufer des Flusses. In fast regelmäßigen Reihen zogen sie sich weit landeinwärts und vergegenwärtigten uns das freundliche, aber treueste Bild eines großen Militärlagers.

Da mein Tapirskelett noch nicht von allem Fleische gereinigt war, so glaubte ich keine bessern Gehülfen in dieser Arbeit in Anspruch nehmen zu können, als die Fische. Ich befestigte dasselbe daher an eine starke Leine und legte es über den Rand des Corials in den Fluß, fand aber leider am Morgen die Leine durchbissen und das Skelett verschwunden. Während der Nacht hatten wir allerdings ein heftiges Plätschern und Geräusch im Wasser gehört, dieses aber der Thätigkeit meiner in Anspruch genommener Gehülfen zugeschrieben. Am Nachmittag fand einer der Indianer den Räuber auf. Jener war dem Ufer entlang gegangen, um Fische zu schießen, wo er plötzlich, nicht fern von unseren Zelten nahe am Ufer, den schnappenden Rachen eines mächtigen Kaimans über dem Wasser erblickte. Er kam nun eilig in unser Zelt gelaufen, um sich eine Büchse auszubitten, wodurch auch wir schnell auf die Beine gebracht wurden, um den Feind zu erlegen. Der Kaiman, der sich in einem krankhaften Zustande zu befinden schien, ließ uns so nahe herankommen, daß er eine Kugel nahe am Auge durch den Kopf und eine zweite am Halse erhielt. Er sank unter, da aber der Fluß hier nicht allzu tief war, hatten die Indianer bald eine starke Leine an seine Hinterfüße befestigt, an der sie ihn nun unter wildem Triumphgeschrei auf die Sandbank zogen. Der unbändige Eifer und die hastige Thätigkeit der Indianer bei einer solchen Gelegenheit zieht gewöhnlich die lächerlichsten und höchst burleske Scenen herbei, die uns dann das herzlichste Lachen abnöthigten. Die ganze Länge des Ungethüms betrug 11 Fuß. Obschon wir glaubten, dasselbe mit unsern beiden Kugeln getödtet zu haben, so war es doch nur betäubt, wovon es sich in kurzem wieder so erholte, daß es auf uns losschoß und nach dem Wasser zurückkehren wollte, was jedoch die anhaltenden und heftigen Keulenhiebe, die es von allen Seiten regnete, verhinderten. Allem Anschein nach muß der Kaiman in der Spitze des Schwanzes die größte Empfindlichkeit besitzen, denn bei jedem Schlage auf dieselbe thürmte er sich wild und schnaubend in die Höhe, seinen weiten, zahnbewaffneten Rachen öffnend während die Schläge noch so dicht auf seinen Rücken oder Kopf fallen konnten, ohne daß er sich auch nur gewehrt hätte. Wahrscheinlich hatte derselbe einen Theil meines Tapirskeletts verschlungen, das ich, um die Schmeißfliegen abzuhalten, stark mit Arsenikseife bestrichen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausrodung der elysäischen Felder in Paris. Man haut gegenwärtig in den elysäischen Feldern eine Menge Bäume um, welche in Folge der Ausdünstungen der im Boden liegenden Gasröhren abgestorben sind. (Valeur vom 20 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1843.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Dr. Carpenter las in der geologisch botanischen Abtheilung eine Abhandlung „über den mikroskopischen Bau der Muscheln,“ und behauptete, alle festen, kalkartigen Muscheln von Mollusken besäßen eine organische Structur in derselben Art, wie die Zähne der höhern thierischen Ordnungen. Da in neueren Muscheln dieser Bau ein charakteristisches Kennzeichen verschiedener natürlicher Gruppen ist, so kann dieß die Bestimmung der fossilen Gattungen und Arten sehr erleichtern. Die Hauptvarietäten des Baues sollen aus Modificationen zweier einfachen Formen, des Zellengewebes und der Membrane, bestehen. Die aufgeführten Specialitäten bieten ein sehr lebhaftes Interesse dar.

*

Hr. Scott Russell theilte seinen „Bericht der Committee über die Form von Schiffen“ mit, der die Reduction von zahlreichen Proben und etwa 20,000 Beobachtungen an tausend verschiedenen Schiffen enthält. Bedeutende Summen wurden darauf verwendet, Proben mit Schiffen jeder Länge von 300 bis 500 Fuß Länge angestellt, und als Hauptresultat ergab sich das merkwürdige Gesetz, daß jedem Maaß von Geschwindigkeit auch eine besondere Form und Größe des Schiffs entspreche, und daß unendlich viel von der bloßen Form abhänge. Man nahm vier Schiffe von gleicher Länge, gleicher Breite, gleicher Tiefe, gleicher Last und gleichem Tiefgang, nur die Wasserlinien des Schiffs waren verschieden. Das erste Schiff war nach der sogenannten Wellenlinie, welche jetzt als die beste vorgeschlagen wird, erbaut, und ein anderes ganz in der alten Form gelassen, die beiden andern waren Zwischenformen. Hier ergab sich nun, daß wenn das Schiff der neuen Form drei Meilen in der Stunde segelte, so war der Widerstand des Wassers zehn Pfd., beim alten Schiff zwölf; bei vier, fünf, sechs Meilen in der Stunde nahm aber der Unterschied rasch zu, und wenn bei sieben Meilen Schnelligkeit der Widerstand bei dem Schiffe der neuen Form nur 52 betrug, so war er bei dem Schiffe der alten Form bereits 129. Die andern beiden Schiffe boten entsprechende Mittelzahlen.

*

Hr. Nott sprach in einer Abhandlung über Erdmagnetismus eine sehr ketzerische Meinung aus, ketzerisch namentlich in dem gegenwärtigen Augenblick, wo eine Expedition zur Entdeckung des magnetischen Südpols zurückgekommen, und eine zweite zur Aufsuchung des nördlichen demnächst abgehen soll. Er läugnete die Existenz magnetischer Pole ganz. An einem Kugelmagnet sey das Maximum der Intensität — und die Punkte wo diese stattfinde, nenne man Pole — etwa unter 75° von dem Aequator. Bei der Erde, als einem runden Magnet, sey das Maximum der Intensität gleichfalls unter 75°, und die magnetischen Pole der Erde habe man nie gefunden. Man müße den Erdmagnetismus als die Wirkungen elektrischer Strömungen auf der Oberfläche betrachten, denn sie würden durch die Unebenheiten der Oberfläche afficirt, und daher rührten die Anomalien des Erdmagnetismus. Er läugnete die Richtigkeit der Beweise, daß die Erde ein abgeplattetes Sphäroid sey, und behauptete, kugelförmige Magnete, wenn man sie frei aufhänge, würden sich durch gegenseitige Anziehungskraft um einander selbst drehen, und die Lehre von der Gravitation müße endlich der des allgemeinen Magnetismus weichen.

*

Ein Hr. Thomas theilte Bemerkungen mit „über abnorme Fluthen,“ und griff damit die Ansichten Scott Russells über das Zusammentreffen der nördlichen und südlichen Fluthwelle an, indem er behauptete, die Doppelfluth erscheine auch zu Falmouth, wo von einem Zusammentreffen der nördlichen und südlichen Fluthwelle keine Rede seyn könne. Hr. Scott Russell ließ sich indeß keineswegs irre machen und zählte eine Reihe zufälliger Ursachen, wie Strömungen u. dgl. auf, welche locale Doppelfluthen verursachen könnten; die Erscheinung im Frith of Forth bestehe aber nichtsdestoweniger für sich, um so mehr da man beweisen könne, daß die eine Fluth zwölf Stunden älter sey als die andere; zudem sey dieses Zusammentreffen der nördlichen und südlichen Fluth bis herab nach Leith verfolgt worden.

*

Hr. Murchison legte in der Section für Geologie und physikalische Geographie eine Reliefkarte von England und Wales vor, die unter seiner eigenen Leitung nach den Grundsätzen der Geologie colorirt worden war. Er wies die Uebereinstimmung zwischen der physischen Gestaltung des Landes und den Gränzen der besondern Schichten nach, und stellte im allgemeinen den Satz auf, daß die geographischen Umrisse eines Landes von der geologischen Structur abhingen.

*

Hr. Beamish brachte die alte Angelegenheit der Wasserabnahme im baltischen Meere, oder vielmehr des Aufsteigens des Bodens in Anregung. Er hatte in diesem Sommer eine Reise ins baltische Meer gemacht, und hier gleich in Travemünde die Erfahrung gemacht, daß das Wasser ungewöhnlich tief fiel. Die Ostsee, obwohl sie der Fluth nicht ausgesetzt ist, erfährt doch periodische Veränderungen ihrer Tiefe, dießmal aber war der Fall so ausnehmend stark, daß Berzelius sich veranlaßt sah die Sache im verflossenen Monat Julius vor die schwedische Akademie zu bringen. Die Wasserverminderung war schon im Sommer 1842 bemerklich gewesen, und es hatte seitdem nie mehr die Höhe von 1841 erreicht. Der Grund liegt wohl in dem Ansteigen der schwedischen Küste, welches zu unbestimmten Zeiten stoßweise und in viel stärkerem Grade als man anfänglich vermuthete, vorzugehen scheint. In derselben Versammlung der schwedischen Akademie, wo Berzelius die Wasserabnahme im baltischen Meere zum Gegenstand seiner Mittheilung machte, kam auch ein Schreiben von einem Officier an, der an der Südküste Schwedens, am Skargard von Bohuslän nördlich von Gothenburg, eine neuerliche Erhebung des Bodens nachwies, und bemerkte, daß Fischer ihm nahe bei dem Maalström Untiefen gezeigt hätten, die früher nie sichtbar gewesen seyen. Die Erhebung der schwedischen Küste steht in auffallendem Contrast mit der unveränderten Lage der norwegischen Küste, die, so viel man bisher beobachtet hat, in der historischen Zeit keine Niveauveränderung erfuhr, obwohl Seeablagerungen, die in sehr bedeutender Höhe über dem Meere auf norwegischen Bergen sich finden, den Beweis liefern daß diese gleichfalls einst vom Meere bedeckt waren. Genauere Nachweisungen über diesen interessanten Punkt wird man demnächst erhalten, da die norwegische Regierung die Sache durch eine Commission untersuchen und Zeichen an der Küste machen läßt. Merkwürdig bleibt es immer, daß während die Westküste der skandinavischen Halbinsel stationär bleibt, der Süden und Osten sich und zwar, wie Hr. Beamish behauptet, gar nicht unbedeutend heben. Der anwesende Dr. Langberg *) aus Christiania erklärte, daß es mit der Unveränderlichkeit der norwegischen Küste in der historischen Epoche, so weit bis jetzt immer die Beobachtungen reichen, seine volle Richtigkeit habe.

*) Dr. Langberg hat eine Art Rolle gespielt in dieser Versammsammlung. Als Professor Lloyd seinen Bericht „über die regelmäßigen Wechsel der Richtung und Intensität der magnetischen Kraft der Erde“ gelesen hatte, bemerkte Oberst Sabine, die Beobachtungen Dr. Langbergs seyen viel umständlicher und genauer, auch bereits in „Gauß und Webers Resultaten“ rc. bekannt gemacht.

Yucatan.

2. Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Wir können uns kaum eine Vermuthung über Zweck und Bestimmung dieser verschiedenen Gebäude erlauben; daß der künstliche Hügel mit flachem Gipfel und der mit kunstvollen Skulpturen gezierten Steineinfassung wahrscheinlich zu religiösen Ceremonien bestimmt war, schließt man aus der Bekanntschaft mit ähnlichen mexicanischen Denkmälern; die Casa del Gobernador mit den großen Plattformen auf den Terrassen mag wohl zu feierlichen Aufzügen bestimmt gewesen seyn, das sogenannte Nonnenhaus mit den zahlreichen, nach dem Hof gehenden Zimmern war vielleicht die Privatwohnung des Herrschers mit seinen Frauen, aber alles das sind Vielleicht, und Gewißheit könnte man darüber nur dann erhalten, wenn es gelänge die Hieroglyphen zu entziffern. Aber in Amerika fehlt es an Leuten, welche die nöthigen Vorkenntnisse und die Lust zu solchen Arbeiten in sich vereinigen, allzusehr, und bis die vielbeschäftigten europäischen Alterthumsforscher daran kommen, möchten wohl die meisten dieser einst so prachtvollen Bauten unförmliche Steinhaufen seyn. Gewiß scheint, daß fast alle diese Gebäude öffentliche waren,*) zum Dienst der Religion und zum Wohnsitz des Herrschers bestimmt. Daß man von Privatgebäuden so wenig Spuren sieht, darf nicht verwundern. Man erinnere sich nur, daß z. B. in Ceylon es allen Privatpersonen verboten war, am Sitze des Herrschers solide Gebäude aufzuführen, und man braucht eben kein solches Verbot vorauszusetzen, um die Vernichtung schwacher, aus schlechtem Material aufgeführter Gebäude zu erklären, da die großen, in ihrer Art sehr solid gebauten Paläste so zerfallen sind, ein Zerfall, der hauptsächlich seinen Grund in der Unbekanntschaft mit dem Bogengewölbe zu haben scheint; sie ersetzten dieß dadurch, daß sie immer einen Stein über den andern hinausschoben und am Ende den letzten Raum durch einen platten Stein schlossen. Häufig waren Balken von Sapoteholz herüber gespannt, um die Decke fester zu stützen, allein das obere Gewicht drückte zu stark ein, und die Balken sind dann mit den obern Steinen zusammengebrochen; die Seitenmauern sind entweder gleich nachgestürzt, oder hatten doch ihren Halt verloren. Dieß ist z. B. mit dem sogenannten Schildkrötenhaus der Fall, während in den bedeutendern Gebäuden zu Urmal und an andern Orten, wo man das Dach spitziger machte, die Decke sich noch gehalten hat.

Urmal zeigt gegen andere Trümmer eine merkwürdige Verschiedenheit, zumal gegen Kabah: in Urmal ist der untere

*) Daß dieß mit der Casa del Gobernador der Fall war, dagegen das sogenannte Nonnenhaus Privatwohnung des Herrschers, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, daß die Oeffnung der Casa del Gobernador gerade gegen Osten geht, während in dem Nonnenhaus der östliche Theil des Gebäudes gleich den gegenüberstehenden westlichen so wie dem nördlichen Bau, hinten geschlossen ist. Alle ceremoniellen Gebäude sind mit der Façade gegen Osten gerichtet.

Theil der Wände glatt, und nur der obere Theil mit Sculpturen geziert; dieß gilt von allen Gebäuden in Uxmal ohne Ausnahme, während das Hauptgebäude zu Kabah von unten bis oben mit Sculpturen bedeckt ist, welche indeß den gleichen Charakter tragen, wie die zu Uxmal, und eben so complicirt, unverständlich und ungleichartig sind, obwohl den Künstlern die gleichartig fortlaufenden Randverzierungen durchaus nicht unbekannt waren, wie man aus mehreren Proben zu Uxmal, wie zu Kabah, ersieht. Betrachtet man diese Verzierungen genauer, so kann man die Aehnlichkeit derselben mit denen von Copan und Quirigua unmöglich verkennen. Der größere Reichthum an Sculpturen in Kabah zeigt sich auch darin, daß sich solche im Innern der Gebäude finden, was in Uxmal nicht der Fall ist. Auch kommen in Kabah Säulen vor, obwohl noch klein, während in Uxmal gar keine sich zu finden scheinen, wogegen Ake (auf dem Wege von Uxmal nach Merida) und noch mehr Chichen Säulen in Menge bieten.

Augenscheinlich zeigen sich hier Spuren einer ganz verschiedenen Bauart. Es ist zu bedauern, daß Stephens die Ruinen von Ake nicht näher untersuchen konnte; sie schienen sehr ausgedehnt, aber so stark überwachsen, daß sie keine Abbildung zuließen. Sie waren massiver als alle, welche er bis dahin gesehen hatte, und hier zum erstenmal gedachte er der cyklopischen Bauten in der alten Welt. Woher dieser Unterschied? Ist Ake viel älter als die andern? Aber es ist in der Geschichte der Eroberung erwähnt als stark bewohnt, und die Spanier hatten hier eine zweitägige harte Schlacht zu bestehen. Wir können solche Verschiedenheiten nur andeuten, nicht weiter verfolgen.

Dem äußern Ansehen nach nimmt Chichen die Mitte zwischen Ake und Uxmal ein: es ist nicht so roh und massiv wie ersteres, und die Arbeiten meistens minder fein, als in Uxmal; auch ist auffallend, daß sich in Uxmal gar keine, in Kabah nur kleine unbedeutende, und in Chichen mehrere mit prachtvollen Sculpturen bedeckte Säulen finden. *) Dagegen zeigt sich mehrfach wieder die eigenthümliche Zierrath, der sogenannte Elephantenrüssel, welcher schon zu Uxmal eine so große Rolle spielt, während die Abbildung eines Kriegers und einer mystischen, wie es scheint eine Opferung vornehmenden Person mit merkwürdigen Hieroglyphen **) lebhaft an Palenque, Reihen von Gemälden aber in lebhaften rothen, gelben und blauen Farben auffallend an die Bilderschrift der Mexicaner erinnern, weßhalb auch Stephens geradezu sagt, diese Analogie sey ein unumstößlicher Beweis, daß die Völker von Mexico und Yucatan zu Einem Stamme gehörten; daß wenigstens ihre Cultur auf gleicher Grundlage beruht, das kann man beim Anblick dieser Bilder und Zeichnungen unmöglich verkennen. Die Hieroglyphen sind zu Chichen zahlreicher als an andern Orten, und die Zahl der Symbole, welche auf Götterdienst deuten, ist gleichfalls so groß, daß Friedrichsthal geradezu die Ansicht ausspricht, Chichen sey eine heilige Stadt gewesen, in welcher Priester- und Götterdienst mehr als sonst irgendwo vorgeherrscht hätten.

(Schluß folgt.)

*) Friedrichsthal gibt die Nachricht, daß zu Chichen 480 Säulen am Boden lägen, die zu einem einzigen Gebäude gehört hatten. Dieß ist wohl ein Mißverstand. Stephens fand allerdings diese ungeheure Säulenmasse, die in Reihen, drei, vier bis fünf neben einander fortlaufen; einige sind nur drei Fuß hoch, die höchste 6 Fuß, und also viel zu nieder, als daß sie ein Dach hätten tragen können, unter dem Menschen stehen konnten. Sie schließen einen Raum von ungefähr 400 Quadratfuß ein. Was ihre Bestimmung war, darüber wagt Stephens keine Vermuthung.

**) Sie sind denen in Guatimala viel ähnlicher als die sonst gewöhnlichen in Yucatan.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Auf der Sandbank fanden wir ebenfalls eine Menge Spuren großer Schaguare, wie zugleich die Massen aufgefressener Schildkröten, deren Schalen in der angränzenden Savanne zerstreut herumlagen, bewiesen daß die Bänke häufig von dem Schildkrötentiger (Turtletiger), wie die Colonisten ihn nennen, besucht wurden. Sie sollen sich meist nur von Schildkröten nähren, denen sie an den Sandbänken auflauern, und die Fertigkeit, mit welcher sie diese öffnen, ist höchst bemerkenswerth. So wie er die Schildkröte gefaßt, nagt er mit seinen Zähnen in die Bauchschale ein meisterhaft rundes Loch und holt dann mit der Tatze das Fleisch heraus.

Am 3 October verließen wir den Zurumu und unsern bisherigen qualvollen Aufenthalt und fuhren nun den Kattinka aufwärts. Auch hier durchsetzten zahllose Klippen die Oberfläche des Wasserspiegels, bildeten aber keine Stromschnellen, sondern nöthigten uns nur zu fortwährendem Kreuzen, bis ein 400 Fuß hoher Berg diesen zwang, eine nordöstliche Richtung einzuschlagen. Große Granitblöcke lagen auf und an diesem zerstreut umher, während zwei ungeheure Granitsäulen, die Wipfel der Bäume des Gipfels, gleich alternden Warten überragten.

Die Stromschnellen wurden während der beiden folgenden Tage wieder so häufig, daß wir ungeachtet der angestrengtesten Arbeit nur 6 englische Meilen zurücklegen konnten, wie wir zugleich wegen der Steilheit der Fälle in dieser kurzen Zeit die Corials dreimal ausladen mußten und sie selbst leer nur mit Mühe hinauf brachten.

Am Abend des 4 Octobers sahen wir am östlichen Ufer eine Partie Indianer, die sich mit Fischen beschäftigten. Es waren Macusis aus einer Niederlassung im Gebirge, durch die wir zu unserer Freude erfuhren, daß wir in zwei Tagen ein Dorf erreichen würden, was uns jedoch wegen der zahllosen Klippen und Stromschnellen auf dem Flusse unmöglich werden möchte. Als wir uns den folgenden Morgen zum Frühstück versammelt hatten, sahen wir daß sich während der Nacht zwei Indianer, die starke Esser waren, auf und davon gemacht, da ihnen unsere zusammengeschwundenen Vorräthe nicht die freundlichste Aussicht für die Zukunft ahnen ließen, und es nahm uns nur Wunder, daß trotz dieser kargen und kümmerlichen Aussichten in die Zukunft unser Napoleon sich nicht an die Hungerscheuen angeschlossen. Sein point d'honneur schien eine solch schimpfliche Flucht nicht zugelassen zu haben.

Die durch die Flucht jener entstandenen Lücken in der Bemannung fanden sich augenblicklich zwei der Fremdlinge bereit auszufüllen. Die ganzen Umgebungen des Flusses waren hier gleich arm an Vegetationen, wie an Thieren. Nur hie und da unterbrach einmal eine Ente, ein Kranich oder eine Penelope die einförmige Stille, während der scheue Rhamphastos Toco, der sich nie an der Küste findet, sich in größerer Zahl diese Einsamkeit zum Aufenthalt ausgewählt hatte. Er fliegt durchgängig nur in kurzen Stößen, wobei er den Kopf, wahrscheinlich in Folge der überwiegenden Größe des Schnabels, niederbeugt. Man findet sie in Menge bei den Indianern gezähmt, nie aber habe ich bemerkt, daß sie ihre Nahrung vorher mit dem Schnabel in die Höhe würfen und dann auffingen, wie man glaubhaft zu machen gesucht. Er hebt allerdings mit einiger Schwierigkeit sein Futter von dem Boden auf, hat er es aber einmal erfaßt, so hebt er dieses senkrecht in die Höhe und verschluckt es ohne allen vorherigen Wurf; wohl aber sind sie äußerst geschickt im Auffangen der ihnen zugeworfenen Nahrung.

Als wir uns im Laufe des Tages um eine scharfe Krümmung des Flusses bogen, öffnete sich eine Aussicht vor unsern Blicken, die uns lange Zeit hindurch sprachlos und in stillem Entzücken gefangen hielt. Vor uns erhob sich der Berg Piatzong, auf dem Gipfel mit zwei riesigen Granitwarten, um die sich wieder ein Steinwall von 60 Fuß Höhe zog, täuschend dem Gemäuer einer alten Ritterburg ähnlich. Die Höhe der obern Säule betrug 150', mit einem Umfang an der Basis von 110', die der andern dagegen nur 120'. So wie ich diese merkwürdige Bildung von meinem Corial aus sah, tauchten auch hundert freundliche Erinnerungen an die Heimath und an den vaterländischen Rhein in mir auf, den ich vor drei Jahren mit so bangen und doch auch wieder so frohen Hoffnungen auf meiner Reise nach England befahren hatte. Doch wo waren die freundlichen Berge mit dem saftigen Grün der vaterländischen Rebe, wo die zahllosen Dampfboote und die Fluß- und Frachtschiffe jeglicher Größe, die jenem Strom ein so reges und buntwechselndes Leben verleihen? Hier war alles in tiefes Schweigen gehüllt, das nur momentan durch unsere Ruderschläge und den einförmigen Gesang der Indianer unterbrochen wurde. Aber in meinem Herzen war eine Saite angeschlagen, die keine Entfernung, keine Zeit durchschneiden kann, die uns unwandelbar mit der Heimath verbindet, und deren Schwingungen lange und schmerzlich in meinem Innern nachklangen. — Der Fluß kam von jetzt an aus Nordosten, wobei er an beiden Ufern von den 12 bis 1600' hohen Gebirgen begränzt wurde. Zahllose Felstrümmer umsäumten die Basis der Gebirge und zwangen uns endlich die Kähne zu verlassen und sie auszuladen.

Die Indianer, denen wir auf ihrem Fischzug begegnet waren, hatten die Neuigkeit, daß Pranaghieris im Anzuge seyen, schon in das einige Stunden von hier entfernte Dorf gebracht, so daß wir auch auf einem Felsen die Bewohner desselben versammelt sahen, die unsere Ankunft zu erwarten schienen. Keiner aber wagte es sich uns zu nähern, weßwegen wir uns genöthigt sahen einen unserer Indianer mit der Versicherung an sie zu schicken, daß wir als Freunde kämen, worauf sich der Häuptling mit einigen Leuten uns näherte, während die übrigen in ihrer Stellung verharrten, um sich erst von dem Empfang des Häuptlings zu überzeugen. Da dieser zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen zu seyn schien, so kamen auch sie auf uns zu. Die Weiber trugen uns Körbe mit Kassavabrod und große Kürbißflaschen mit einem Getränk entgegen, das sie Casiri nannten, und bereiteten uns Zea Mais, dem wir aber keinen Geschmack abgewinnen konnten. Unsern Indianern dagegen war es ein willkommenes Geschenk, da sie schon seit mehreren Tagen auf Lazarethkost gesetzt waren. Unser Zelt schlugen wir an dem Abhange eines 1270' hohen Berges auf, von wo wir die reizendste Aussicht in das Thal des Kattinka hatten, der hier von 1600 bis 1800' hohen Gebirgen eingeschlossen wurde, während sein unmittelbarer Ufersaum von losen und übereinander gethürmten Felsentrümmern bedeckt war, zwischen denen eine üppige Vegetation wucherte, namentlich Cystopodium Andersonii, Epidendrum, Cactus, Agaven und Melocactus, eine Menge Cassien, Melastomas, Bignonien, Polygala, Malvaceen, Convolvulaceen, Acanthaceen und Myrtaceen. Die Hitze aber war unerträglich; unser Thermometer zeigte 103° F. im Schatten.

Nachdem wir am 9 unsere Sachen nach dem Dorfe hatten bringen lassen, brachen auch wir dorthin auf. Das Dorf selbst lag auf einer bedeutenden Anhöhe, von der man eine herrliche Aussicht auf das sich nach allen Seiten emporthürmende Gebirge genoß, über das der hohe Zabong, der Olymp der Indianer, da hier ihr guter Geist Macunaima wohnt, mit seinem äußerst merkwürdigen, kuppelartigen Gipfel emporragte. Da die Cassavewurzel in diesen Bergregionen nur äußerst spärlich gedeiht, so bebauen die Bewohner die Bergabhänge meist mit Zea Mais, Yams, Dioscorea bulbifera und sativa, Convolvulus Batatas, Kürbissen und Wassermelonen. Namentlich waren die letztern von ausgezeichneter Güte. Die Ernte des Mais war schon eingebracht und die Bewohner hatten große Vorräthe desselben um die Hütten aufgespeichert. Ihre Hauptnahrung besteht in einer Art Kürbißmuß, zu dem sie feingequetschten Mais fügen, während sie aus dem letztern selbst jenes ebenerwähnte Getränk auf dieselbe unreinliche Weise bereiten, wie das berüchtigte Paiwari. Der gequetschte Mais wird zu einem dicken Brei gekocht, den dann die Weiber dünn kauen, in einen großen Behälter speien und mit warmem Wasser übergießen, worauf diese Jauche schon nach einigen Stunden in Gährung übergeht. Die Hauptfeinde der Maisfelder sind die Papagaien, namentlich die rothen Araras, und die List, mit welcher sie die Plünderung eines solchen Feldes beginnen, ist bemerkenswerth genug. Während das Werk der Zerstörung und Vernichtung vorschreitet, bezwingt jeder der Vögel den angeborenen Hang zum Lärmen, so daß man nur murrende und knurrende Laute vernimmt, und da stets auf den nächsten hohen Bäumen Wachen ausgestellt sind, so hält es schwer, sie unter ihren Räubereien zu beschleichen. Dem ersten Warnungszeichen der Wachen auf hohem Thurm antwortet ein halblauter Erwiederungsruf der gestörten Räuber; bei dem zweiten Zeichen, das in einem lauten Krächzen besteht, entflieht der ganze Haufen unter lautem, fast betäubendem Geschrei, worauf sie nach der Entfernung des Feindes vorsichtig wieder zu ihrer vorigen zerstörenden Thätigkeit zurückkehren. Was sie für die Felder der Indianer, das ist der Indianer für sie, da dieser ihnen nicht nur wegen des wohlschmeckenden Fleisches, sondern auch wegen der schönen Federn, die er zu seinem Schmucke benutzt, eifriger als jedem andern Vogel nachstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Legate an Arme in Frankreich. Die Regierung hat den Bericht über alle Geschenke und Legate an Arme und Spitäler im Laufe des Jahres 1842 bekannt gemacht. Die Gesammtmasse dieser Schenkungen beläuft sich nur auf 148,147 Fr. Capital, 4336 Fr. Renten und ein Haus, das auf 40,000 Fr. geschätzt ist. (Univers vom 24 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 October 1843.

Türkische Teppiche.

(Constitutionnel 24 September.)

Zu Uschak in Kleinasien im Paschalik Kutajeh werden die Teppiche fabricirt, welche in Europa unter dem Namen der smyrnaischen oder türkischen so bekannt sind. Die männliche Bevölkerung von Uschak ist ausschließlich mit dem Ackerbau beschäftigt, und nach der Ernte wird fast der ganze Tag in den zahlreichen Kaffeeschenken der Stadt zugebracht, während die Frauen zu Hause bleiben und sich mit der Verfertigung der Teppiche beschäftigen. Die Wolle dazu wird meistens von den Kurden geliefert, deren unermeßliche Schäfereien die Berge bedecken, und die jedes Jahr zu bestimmten Zeiten in die Ebene herabsteigen, um die Stadt mit Wolle zu versorgen. Die reichen Leute kaufen die Wolle in Masse auf, und verkaufen sie dann wieder auf Credit, natürlich mit einem wucherischen Aufschlag, an die ärmern. Diese Wolle wird zuerst im fließenden Wasser von den Frauen gewaschen, wodurch sie die Hälfte ihres Gewichts verliert, dann sorgfältig kartätscht und gesponnen. In dieser Gestalt kommt sie abermals auf den Markt und wird zu halben Okas verkauft an die Weber, ehe sie jedoch auf den Webstuhl kommt von den Frauen gefärbt, welche die nöthigen Pflanzen dazu selbst auf den Feldern sammeln; nur das Blau mit seinen verschiedenen Nuancen wird von besondern Färbern gemacht.

Die Zeichnung wechselt nie, d. h. es bestehen im Ganzen nur sieben Muster, von denen man sich in keinem Fall und unter keinem Vorwand entfernt. Die europäischen Kaufleute wollten einige Neuerungen einführen, verlangten Veränderungen, aber bei diesem rohen Volke ist das Herkommen zu stark, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu Aenderungen in ihrer Arbeit zu bewegen; alles was man erlangen konnte, waren zwei oder drei neue Nuancen in den Grundfarben. Man erkennt einen Teppich erster Qualität gleich an der Franze, welche stets grün ist. Die Länge des Stücks, welche man weben kann, ohne das gewobene frisch aufzurollen, heißt ein Pik, und keine Arbeiterin macht an einem Teppich mehr als einen Pik; ist sie mit diesem fertig, so steht sie auf und eine zweite setzt sich an die Arbeit, so daß wenn ein Teppich zwölf Piks hat, zwölf Arbeiterinnen nach einander daran kommen.

Man führt jährlich aus Uschak auf Kamelen 70,000 Piks solcher Teppiche aus; der Pik wird im Durchschnitt mit 23 Piaster (etwa 3 fl.) bezahlt; wenn man aber die Teppiche auswählt, steigt der Preis aufs Doppelte. — Kein Mädchen in Uschak verheurathet sich, ehe sie den Teppich gefertigt hat, der bei ihrer Aussteuer figuriren soll, und da die Arbeit einer fleißigen Frau zum Unterhalt einer Familie ausreicht, so wird eine solche lebhaft von den jungen Leuten zur Ehe begehrt, woraus die Eltern ihre Vortheile zu ziehen verstehen.

Yucatan.

9. Alterthümer.

(Schluß.)

Es ist bis jetzt noch völlig überflüssig, eine Uebersicht der aufgefundenen Gebäude geben zu wollen; sie wäre einestheils höchst unvollständig, andrerseits aber sind so manche Bauten da, deren Zweck sich gar nicht errathen läßt, daß die Beschreibung höchst langweilig werden müßte; so z. B. findet sich zu Mayapan und zu Chichen, also in zwei Städten, deren Gründung und Blüthe höchst wahrscheinlich in sehr verschiedene Zeiten fallen, Gebäude, die man mit nichts besser vergleichen kann, als mit den Topen Afghanistans. Das Gebäude ist rund, in einer Höhe von 10 Fuß läuft ein Karnieß herum; von hier an wird das Gebäude noch oben zu schmäler, und scheint oben in einen flachen Dom ausgelaufen zu seyn. Die äußere Mauer war sehr dick, und in der Mitte befand sich eine cylindrische feste Steinmasse ohne Thüre oder Oeffnung irgend einer Art. Ist es ein Grabdenkmal, so ist die Uebereinstimmung mit den buddhistischen Topen sehr auffallend. Einigen Andeutungen zufolge sollte man glauben, daß sich ähnliche Bauten auf Cozumel fanden, welche Insel ein Heiligthum der Nation gewesen zu seyn scheint.

Hier finden sich noch jetzt einige Bauten in der Nähe des Ufers, und eine Menge ist wohl in der mit Wald überwachsenen

Insel versteckt, die auch eine verfallene spanische Kirche enthält. Die Bauten sind hier von derselben Schönheit und Vollendung wie in andern Theilen des Landes, wenn gleich das was der Verfasser sah, nicht besonders groß ist. Dagegen finden sich südlicher an der Küste auf dem festen Lande bei Tuloom wieder die großartigsten Gebäude, in einzelnen Theilen auch besser erhalten als sonst gewöhnlich. Eine dreißig Fuß breite Treppe von 24 Stufen mit einer steinernen Balustrade auf beiden Seiten führt hinauf zu einem hundert Fuß langen Bau mit niedrigern Flügeln auf beiden Seiten. Die Mauern stehen noch ganz, die Decke aber ist, wegen der oben erwähnten Bauart, *) eingestürzt; nur im Mittelgebäude, wo auch das spitzig zugehende Dach sich findet, hat sich das Dach noch gehalten. Auch hier, wie in so manchen andern Gebäuden, findet sich die mystische rothe Hand, deren Gebrauch bis hinauf zu den canadischen Seen reicht.

Wir halten es für unnöthig, weitere Gebäude aufzuzählen: es ist eine erwiesene Thatsache, daß man von der Bay von Terminos bis herüber nach Bacalar und von da nordwärts bis zum Cap Catoche allenthalben, meist ohne zu suchen, auf Ueberreste alter Bauten stieß, die eine nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit und eine mit der jetzigen ganz außer Verhältniß stehende Bevölkerung voraussetzen. Bauart, Verzierungen, Hieroglyphen, Abbildungen von Menschen, alles weist auf nahe Verbindung und Verwandtschaft mit Guatimala hin, auf nähere als mit Mexico, wo die Trümmer minder zahlreich sind, und, so viel man bis jetzt weiß, keine ähnlichen Ruinenstädte sich finden, mit Ausnahme einiger entlegenen Districte, die indeß noch sehr unvollkommen gekannt sind. Dagegen bietet Mexico in sonstigen einzelnen Alterthümern, an Handschriften und handschriftlichen Zeichnungen einen Reichthum dar, von dem man in Yucatan nichts weiß. In Mexico war Hieroglyphenschrift noch in der spanischen Zeit im Gebrauch, und es muß nach den von Boturini gesammelten Denkmälern vergleichungsweise leicht seyn, wenigstens einen Theil dieser Hieroglyphen zu entziffern. So viel ist übrigens gewiß, daß wenn eine Erklärung der Denkmäler von Yucatan und Guatimala noch möglich ist, diese nur durch Entzifferung der Hieroglyphen geschehen kann, und daß diese Entzifferung von den mexicanischen Hieroglyphen ausgehen muß. Was auf diesem Wege noch erreicht werden kann, ist freilich ungewiß, indeß erwartet man, daß Hr. Aubin, welcher den größten Theil der Sammlung Boturini's nach Europa brachte, in dieser Beziehung Hand aus Werk legen, und wenigstens die gesammelten Materialien, die großentheils in mexicanischen Bilderschriften bestehen und die Jahrbücher des Reichs bis fünf Jahrhunderte vor der Eroberung enthalten sollen, zu einer Geschichte Mexico's verarbeiten werde. Eine solche muß aber auch auf die Geschichte Yucatans und Guatimala's ein großes, vielleicht unerwartetes Licht werfen.

Wir haben früher bei den Ruinen von Copan und Palenque erwähnt, daß sich zwei Bausysteme, eines das dem neuern mexicanischen mehr entspricht, und ein älteres, in Guatimala begegnen; etwas Aehnliches scheint in Yucatan nicht statt zu finden. Zu Santa Cruz del Quiche in Guatimala stieß Stephens auf rein mexicanische Alterthümer, bloße Opferpyramiden, fand aber keine Statuen, keine ausgehauenen Figuren, nicht einmal Hieroglyphen. Der Eindruck, den der Contrast von Copan und Quirigua mit den Ueberresten von Santa Cruz del Quiche auf Stephens machte, war der, daß die ersten viel älter seyen als letztere. In Yucatan finden sich die einfachen mexicanischen Adoratorien, aber wie es scheint nicht völlig die Fülle von Figuren und Statuen, wie in Guatimala, wenn gleich die Verwandtschaft der in Yucatan vorhandenen mit dem, was in Guatimala sich findet, unwidersprechlich ist und beim ersten Blick sich aufdringt. Man hat behauptet, und auch schon wahrscheinlich gemacht, daß Palenque, Copan und Quirigua zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier bereits unbewohnt waren, da die Spanier auf ihren Zügen dieser prachtvollen Städte nicht erwähnt hätten. Dieser Grund verliert aber bedeutend von seiner Stärke, wenn man erwägt, daß die Spanier auch der yucatekischen Städte und prachtvollen Bauten nur sehr wenig Erwähnung thun, da sie in geringer Anzahl einem zahlreichen Feind gegenüber wenig Zeit hatten, sich um den künstlerischen Werth von Bauten zu bekümmern. Auch in Yucatan scheint Ake, wie wir oben erwähnt haben, einen viel ältern Typus an sich zu tragen, Chichen wenigstens bedeutend älter als Uxmal oder Mayapan zu seyn, aber die Spanier fanden das eine wie das andere stark bewohnt und lebhaft vertheidigt.

Die alte Sage, daß die Tolteken aus Anahuac gewichen und nach Süden gewandert seyen, scheint sich aus den Bauten von Yucatan und Guatimala zu bestätigen. Diese beiden Länder diesseits und jenseits der sehr unwegsamen Gebirge, durch welche sie geschieden werden, scheinen zwei verschiedene Mittelpunkte Einer Civilisation gebildet zu haben; vielleicht bestand noch tiefer hinab in Nicaragua ein dritter. In den unruhigen Zeiten nach dem Abzuge der Tolteken aus Anahuac verfiel dort die Kunst, und der kriegerische Aztekenstamm war nicht geeignet, sie auf ihren früheren Standpunkt wieder zu erheben. Werden wir je in der vorspanischen Zeit Mittelamerika's klar sehen? Die Hoffnung ist nicht sehr groß, da von den Eingebornen wenig geschehen wird; die Indianer stehen zu tief, und die Creolen sind meist zu indolent und zu sehr mit ihren politischen Intriguen beschäftigt.

*) In den Bauten zu Chichen geht das Dach viel spitziger zu, deßwegen sind die Dächer besser erhalten.

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Man hat bisher mehrere Beispiele gekannt, daß der Schrecken die Haare in wenigen Stunden, ja in wenigen Augenblicken bleichte; daß ein solcher Schrecken aber das gänzliche Ausfallen der Haare zur Folge haben kann, ist wohl ziemlich neu. Dr. O'Connor erzählte den Fall eines gesunden, zwölfjährigen Knaben, der in der Nacht in Folge eines Traums, wo er geglaubt hatte ermordet zu werden, laut schreiend aufgewacht

war; am nächsten Tage begannen seine Haare auszufallen, in 14 Tagen war er kahl, und ist es nun seit mehrern Jahren geblieben.

*

Ein Hr. Hawkins las eine Abhandlung über eine bewegende Kraft zum Fortschaffen der Schiffe. Es ist dieß eine Art Schraube, die sich jedoch von der archimedischen Schraube unterscheidet, indem sie sich in einem großen Umkreis dreht, und darum weniger oft in der Minute sich zu drehen braucht, um eine angemessene Geschwindigkeit des Schiffes zu erzeugen, somit auch nur einer mäßigen Anzahl Kolbenstöße in der Minute bedarf; auch reicht nur etwa der vierte Theil ihres Durchmessers ins Wasser hinab. Da somit das Centrum der Rotation außerhalb des Wassers ist, so setzt dieß keinen solchen Widerstand entgegen, wie die unter dem Wasser befindliche archimedische Schraube.

*

Prof. Owen las eine Fortsetzung seines im vorigen Jahre begonnenen Berichts „über die fossilen Säugethiere Großbritanniens," und zwar dießmal über die pflanzenfressenden Thiere. Ueberreste des Mammuth, wovon es, wie Owen glaubt, nur Eine Art gibt, den Elephas primigenius von Cuvier, haben sich in verschiedenen Theilen Englands in großer Anzahl ergeben, und man hat nicht weniger als 3000 Zähne an verschiedenen Gegenden gefunden. Diese Zähne unterscheiden sich sehr, je nach dem verschiedenen Alter der Thiere, und dieß hat zu der Ansicht Anlaß gegeben, als gebe es mehrere Mammutharten. Die Ueberreste des Mastodon, welche sich in Suffolk und Yorkshire fanden, sind unzweifelhaft identisch mit denen der miocenischen Schichten in Frankreich, wonach es nur Eine europäische Art dieser Thiere, nämlich das Mastodon angustidens, gibt. Knochen einer untergegangenen Art Rhinoceros fanden sich in verschiedenen Theilen Englands, mit zwei Hörnern und unzweifelhaft von einer andern Art als das jetzt bekannte. Eben so hat man die Zähne einer Art Flußpferd entdeckt, z. B. in der Höhle von Kirksdale und in andern Kalksteingebilden. Auf der Insel Wight fand man zwei verschiedene Gattungen von Pachydermen, das Paläotherium und das Anoplotherium; von der ersten Gattung scheint es sechs oder sieben, von der zweiten wenigstens drei Arten gegeben zu haben. Zähne und Knochenbruchstücke von noch ungewöhnlichern Formen waren in Wight und in Suffolk gefunden worden, und man schrieb sie zwei verschiedenen Thiergattungen, einem Chäropotamus und Hyracotherium zu. Eine Schweinerart wurde von Buckland gefunden. Von den Wiederkäuern fand man das sogenannte irische Elennthier auch in England. In seinem Bau gleicht dasselbe dem Damhirsch, ist aber größer. Hirsche, Rehe, Ziegen und Schafe fanden sich gleichfalls in Verbindung mit den Knochen anderer Säugethiere, namentlich mit dem Mammuth. Ueberreste des Auerochs, des europäischen Bison, fanden sich in mehrern Gegenden Irlands und Englands, sollen aber, wie Hr. Ball annimmt, einer erloschenen Art angehören, und nicht derjenigen, die sich jetzt noch manchmal in den litthauischen Wäldern findet.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Nachricht von der Ankunft der Pranaghiris hatte sich schnell in der Umgegend verbreitet, denn schon die nächsten Tage kamen die Indianer aus allen Richtungen in großen Zügen mit phantastischem Federschmuck aufgeputzt, bewaffnet mit Gewehren oder Bogen, Pfeilen und Kriegskeulen, wobei selbst die kleinen Knaben Bogen, Pfeile und Kriegskeulen en miniature trugen und in die heterogensten Kleidungsstücke gekleidet waren, so daß die braunen, stämmigen Bursche mit den lebhaften, kecken Augen, oft Affen ähnlicher sahen als Menschen, mit ihren Häuptlingen an der Spitze, unter der betäubendsten Musik angezogen. Einige Knaben vorzüglich machten uns unendlichen Spaß, da sie sich in eine rothe Uniform der Colonialmiliz getheilt hatten, die wahrscheinlich auf unendlichen Umwegen, durch zahllose Hände, endlich durch Tauschhandel ihren Weg von 700 englischen Meilen hieher gefunden. Da die Inexpressibles zu lang für die kurzen, stämmigen Burschen waren, so hatte man sie in der Länge halbirt, und dem einen den obern Theil, dem andern die beiden abgeschnittenen Beine angezogen und durch Faden befestigt, ein Manöuvre, das man bei den Aermeln der Uniform wiederholt, während die langen Schlipps wie eine Schleppe hinter den steifen Bewegungen des Knaben nachfolgten, der eher in einer Zwangsjacke, als in einem so weiten Talar zu stecken schien. Der Mensch ist wahrlich selbst in seiner Natürlichkeit ein merkwürdiges Geschöpf! Die armen Weiber mit den kleinen Kindern beladen, keuchend unter der Last der außerdem aufgebürdeten Lasten von Tauschartikeln, beschlossen die abenteuerlichen Züge. Bald hatten sich über dreihundert um uns versammelt, so daß die wenigen Häuser der Niederlassung nicht den zwanzigsten Theil fassen konnten, da wir schon die leeren Stellen ausgefüllt hatten. Die übrigen bivouaquirten daher im Freien, schlugen Pfähle in die Erde, zwischen denen sie ihre Hängematten aufhingen, und um Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen zu haben, wurden große Zweige oder kleine, dichtbelaubte Bäume um diese herum eingegraben. Des Abends hatte daher unser Lager ein wahrhaft malerisches Aeußere, da die Menge Feuer, die unter den Hängematten angezündet waren, um die Moskitos und Sandfliegen zu verscheuchen, dem Ganzen einen magischen und höchst eigenthümlichen Reiz verliehen. Die meisten dieser Gäste hatten noch nie weiße und schwarze Leute gesehen, und so waren natürlich wir und unsere Neger aus der Colonie ein ganz besonderer Gegenstand ihrer Neugier und Verwunderung, die bei den Kindern in eine wahrhaft panische Furcht überging, so daß sie jedesmal, wenn wir uns ihnen nähern wollten, unter einem wahren Höllengeschrei auf und davon liefen. Dieselbe Furcht bezeugten selbst die Erwachsenen, namentlich das weibliche Geschlecht, vor den Negern, während wir mehr Gefallen vor ihren Augen zu finden und weniger Grausen in ihnen zu erregen schienen, da sie sich bald zutraulich gegen uns zeigten und uns nach allen Seiten hin bewunderten. Einer der Häuptlinge hatte an seinem linken Beine eine fürchterliche, kaum geheilte Wunde, indem ihm ein großer Theil der Wade völlig weggerissen war. Auf unsere Frage, was die Ursache dieser Verletzung sey, erfahren wir, daß er von einem Kaiman, als er im Zurumu mit Fischen beschäftigt gewesen, an

dem Fuße ergriffen worden sey, aber noch so viel Geistesgegenwart besessen habe, diesen mit der Keule, mit der sie die Wurzeln zerquetschen, die sie zum Vergiften der Fische benutzen, so lange auf den Kopf zu schlagen und nach den Augen zu stoßen, bis er ihn mit Verlust seiner Wade losgelassen. Die Bestürzung der am Ufer versammelten Indianer war so groß gewesen, daß sich keiner zur Hülfe bereit gefunden, bis sie endlich sahen, daß sich der Kaiman zurückgezogen. Da nicht allein der ganze Knochen durchbissen, sondern der Aermste auch eine bedeutende Menge Blut verloren hatte, so sank er natürlich zusammen, und würde ertrunken seyn, wenn ihm seine bestürzten Freunde jetzt nicht beigesprungen wären. Merkwürdig war es, daß diese Wunde ohne alle gelehrte Hülfe so gut geheilt war, daß er seinen Fuß ziemlich wieder gebrauchen konnte. Die Zahl der Individuen, die durch die Wildheit und Gefräßigkeit der Kaimans ihr Leben einbüßen, muß nach der Angabe der Indianer ziemlich bedeutend seyn, wie diese zugleich behaupten, daß, wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet, sie dann immer kühner und wilder würden.

Am Abend ergötzten uns unsere Gäste gewöhnlich mit ihren Spielen und Vergnügungen, die theils im Ballschlagen, bei dem alles darauf ankam, daß der Ball nicht zu Boden fiel, sondern durch die Gewandtheit der Spielenden fortwährend in der Luft erhalten wurde, und wo dann dem Ungeschickten der Spott und Hohn aller Umstehenden als Strafe zu Theil wurde, theils im Tanz bestanden. Sie hatten eine Menge verschiedener Tänze, unter denen sich besonders einige auszeichneten, die nach Thieren benannt waren, und bei denen sie Gebärden und Stimmen der Thiere nachahmten, die sie vorstellten; dahin gehörte der Affen-, Tiger- und Vogeltanz. Einige Raketen, die wir eines Abends in Folge einer besondern Veranlassung, die der Tag für mich hatte, steigen ließen, versetzten diese Naturkinder so in Erstaunen, daß sie in einen allgemeinen Schrei der Verwunderung ausbrachen. Natürlich war ein solches Wunderding der Gegenstand der Unterhaltung während der ganzen Nacht. Der Indianer schläft nur des Abends von acht bis drei Uhr des Morgens; den Rest bis zum Tagesanbruch verplaudert er mit seinem Nachbar aus der Hängematte. Diese Nacht war freilich an keinen Schlaf zu denken. Da unser Gepäck wegen der vielen astronomischen und magnetischen Instrumente meines Bruders ziemlich bedeutend war und unser Weg von jetzt an über steile Gebirge und durch unwegsame Strecken führte, auf denen wir dem Indianer höchstens 50 bis 60 Pfund zu tragen geben konnten, obschon sie in der Ebene gewöhnlich 100 bis 120 Pfund mit Leichtigkeit auf sich nehmen, so waren gegen 30 Indianer erforderlich, um dasselbe zu transportiren, die sich auch bald aus unsern Gästen heraus fanden, obgleich bis zu unserer Abreise noch mancherlei Obstakel beseitigt werden mußten. Schon bei unserer Ankunft in der Niederlassung hörten wir, daß vor kurzer Zeit ein blutiger Krieg unter den Arekunas in der Gegend, durch welche uns unser Weg führen sollte, ausgebrochen gewesen, der noch nicht gänzlich gestillt sey. Wir zweifelten anfänglich an der Wahrheit dieses Gerüchts. Mein Bruder, der auf seinen Expeditionen während der Jahre 1835 bis 39 in das Innere Guiana's das Roraima-Gebirge besucht hatte, wollte daher auch jetzt wieder versuchen, seinen alten Weg aufzufinden, dagegen aber protestirten unsere neuen Begleiter mit aller Kraft und erklärten, daß sie uns dann um keinen Preis folgen würden. Auf unsere Vorstellungen, daß ja der Krieg vorüber, daß dieß der nächste Weg sey, daß wir auf ihm eine Menge Arekuna-Dörfer berühren und daher nie Mangel an Lebensmitteln haben würden, wurde uns zur Antwort, daß eben der Krieg in dieser Gegend noch nicht ganz vorüber, daß die Erschlagenen dort noch nicht beerdigt worden seyen und daher der fürchterlichste Geruch da herrsche; kurz, dorthin könnten und wollten sie uns nicht folgen, weßwegen wir endlich genöthigt waren, einen andern längern und unwegsamern Pfad einzuschlagen. So verließ unsere Indianerkarawane, die mit Einschluß der Frauen und Kinder allein 64 Köpfe zählte, am 19 October unter allgemeiner Freude und Jubel die Niederlassung. Anfänglich wandten wir uns mehr nach Nordwesten und überschritten die Savanne am Fuße des Hügels, auf dem das Dorf lag, auf der jedoch eine Anzahl scharfer und spitzer Quarz- und Granitstücke den Weg gerade nicht zu den angenehmsten machten, da die scharfen Ecken und Kanten uns nur zu oft selbst durch die Schuhe drangen. Nach einer Stunde hatten wir den Katiinka wieder erreicht, den wir durchschnitten, wobei uns jedoch das Wasser bis unter die Arme reichte, und wir alle Kräfte anwenden mußten, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden, während uns ein Berg, der vor uns lag und den wir zu übersteigen hatten, die kaum getrockneten Kleider wieder von neuem mit Schweiß durchnäßte. Auch hier krönte wieder den Gipfel eine förmliche Naturburg, auf die noch lange unsere Blicke geheftet blieben, als wir schon das freundliche Thal mit einem geschwätzigen Bergwasser erreicht, wo wir unser Nachtlager aufschlugen, und am Abend die hohe Warte vom Silberlicht des Mondes übergossen, still und ernst auf uns niedersah. Solche Abende sind die stillen Freude- und Jubelfeste der Seele, an denen für sie Raum und Zeit verschwindet und sich das Herz mit seinem Sehnen und Wünschen aus den Erinnerungen der Vergangenheit eine Gegenwart bildet, die weit über der Wirklichkeit steht, eben weil sie nicht mit den Schlacken und Zuthaten dieser behaftet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Elephantenzauberer. Man hat von einem Irländer erzählt, der nur den Pferden, wenn sie ganz toll und unbändig waren, etwas ins Ohr raunte, um sie zahm wie die Lämmer zu machen. Daß aber einige laute Worte eine ähnliche Wirkung auf einen Elephanten haben können, das erzählt Obrist Campbell in seinem bereits (s. Nr. 274) erwähnten Buche. Ein Capitän L. habe auf der Jagd einen Elephanten bloß verwundet, dieser sey auf ihn losgestürzt, aber ein Singalese habe sich zwischen ihn und das wüthende Thier geworfen, ein paar Worte laut und deutlich gesprochen und dadurch das Thier zum Stehen gebracht, hierauf die Arme ausgestreckt und einige andere Worte ausgesprochen, die den Elephanten veranlaßten sich umzuwenden und unter furchtbarem Schreien die Flucht zu ergreifen. Dieser Singalese sey einer der mächtigsten Zauberer des Landes gewesen, und nach dieser großen Beschwörung unmächtig geworden. Credat Judaeus Apella!

•

Die HH. Jules und Martial Delpit wurden von der französischen Regierung nach England geschickt, um die englischen Bibliotheken nach Documenten zu durchsuchen, welche über die Geschichte der Mittelclassen in Frankreich Aufschluß geben können. (Litt. Gaz. vom 18 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 October 1843.

Volksunterricht und Volkssitten in Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

Wer sich Ungarn noch wie ein in orientalischer Barbarei befangenes Land denken wollte, der würde sehr im Irrthum seyn. Das Licht taucht dort mächtig auf, und das Schulwesen ist vielleicht besser bestellt als in dem hochcivilisirten Frankreich. Nach dem Beispiele von Deutschland werden in allen Ortschaften Schulen errichtet, Lehrer angestellt und die Mittel zu deren Versorgung herbeigeschafft. Auch selbst in den Comitaten, wo dem Mehrtheile nach Wlachen wohnen und man es am wenigsten erwarten sollte, findet solches statt. Es hat mich dort oftmals angenehm überrascht, wenn ich die Kinder in Schaaren und regelmäßig zur Schule gehen sah und auch vernahm, daß dieß nicht ohne gesegneten Erfolg geschehe. Lesen, Schreiben und Rechnen lernen sie fast alle, auch sind Strafen gegen die Eltern verhängt, welche ihre Kinder muthwillig von der Schule abhalten. Am meisten rühmt man die protestantischen Schulen, weßhalb es auch nicht selten vorkommt, daß Eltern, denen daran liegt daß ihre Kinder etwas Tüchtiges lernen, auch wenn sie Katholiken sind, dieselben in diese Schule schicken. Besonders häufig ist dieß mit den Gymnasien der Fall, und man sieht da neben den protestantischen eine Menge katholischer Schüler. Im Zusammenhange damit steht es auch, daß man oft genug protestantische Hauslehrer in katholischen Häusern findet, woran auch Niemand, außer zuweilen ein Priester, Anstoß nimmt.

Eng mit einander verbunden sind Schulen und Kirchen. Nicht überall gleich steht es um die letztern, und sie sind unter andern bei den Wlachen meistentheils höchst elend bestellt. Erbärmliche Gebäude und fast noch erbärmlichere Popen machen in vielen Orten auf jeden Christen den traurigsten Eindruck. Daß es übrigens nicht im griechischen Ritus liege, das Aeußere so auffallend zu vernachlässigen, das kann man in den Kathedralen der illyrischen Districte sehen; einfach, innig ansprechend und zugleich erhaben sind diese Tempel. Ein Mißbrauch, welcher in dieser Kirche, wie mir erzählt worden, statt findet, soll der seyn, daß alle die, welche in dem Sprengel das Amt eines Popen erlangen wollen, dafür dem Bischof bedeutend zu steuern haben, sich dadurch zuweilen in Schulden stürzen, an denen sie lange zahlen müssen, und wodurch sie gleich anfangs den Grund zu ihrer dürftigen Stellung legen.

Im Durchschnitt bei weitem reicher dotirt und ungleich günstiger gestellt ist der katholische Klerus; man würde aber eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man ihm wissenschaftliche Bildung, Pflichttreue und Eifer für sein Bekenntniß absprechen wollte. Die Kirchen dieser Confession sind aber auch meistentheils mit tüchtigen Seelsorgern würdig ausgestattet, und beides vereint trägt seine gute Frucht für die geistige und moralische Bildung des Volkes.

Den Protestanten gebietet schon ihr Glaubensbekenntniß, das Licht der Vernunft zu verbreiten; was man aber anderwärts an der Ausübung dieses Cultus ausstellt, das kann man auch in Ungarn. Die allzu große, meistentheils gesuchte Einfachheit in seiner Ausübung, so wie in den hiezu bestimmten Kirchen, erzeugt eine gewisse geistige Nüchternheit, welche den Gebildeten nicht auf die Dauer ansprechen kann und den Ungebildeten ohne Befriedigung läßt. Wo der Glaube beseligen soll, da muß man nicht zur Klarheit des Anschauens dringen wollen, weil sonst jener mit dieser zugleich hinter den Schleier tritt und man zuletzt beides fallen läßt. Die Separatisten und Sectirer in der protestantischen Kirche werden dieß bloß, weil ihr Gefühl im Cultus derselben nicht volle Befriedigung findet.

Auch vom Theater, als einer Bildungsanstalt, muß ich sprechen; bis jetzt ist es vor allem das deutsche, welches sich in dieser Hinsicht geltend macht; dem Magyarismus ist dieß freilich ein Dorn im Auge, und er ist eifrig bemüht das ungarische über das deutsche Theater zu erheben. Die Aufgabe ist aber um so schwerer, als zum ersten die Schauspieler noch nicht Virtuosität genug besitzen, zum zweiten es an ungarischen Originalstücken noch gar sehr fehlt und zum dritten auch das Volk schon allzu sehr ans deutsche Theater gewöhnt ist. In der Hauptstadt Pesth blüht zwar das ungarische immer mehr auf, auch lassen es sich die Magnaten ein Bedeutendes kosten, um es auf alle Art zu heben, aber sie haben erst noch

manche Klippe hinwegzuschaffen, ehe sie glücklich und rasch weiter steuern werden.

Außer Pesth gibt es in den andern Frei- und Landstädten zum Theil noch stehende, zum Theil ambulante deutsche Theater; ungarische trifft man bloß von der letztern Art, und diese führen meistentheils nur Burlesken fürs Volk auf, so daß man ihnen wohl zu viel Ehre anthut, wenn man sie zu den Bildungsanstalten zählt. Dagegen leisten jene mehr als man sich im Auslande wohl vorstellen mag. Hätte indeß die deutsche Sprache im größten Theile von Ungarn nicht jetzt noch so ziemlich dieselbe Geltung wie ehemals die französische in Deutschland, so würden wohl die Magyaromanen erbittert auf die Erfolge dieser Theater seyn und sich von ihnen zurückziehen.

Auch den Verkehr im Innern und nach außen, so wie das Reisen muß man zu den Mitteln der Volksbildung zählen. Mit diesen aber steht es in Ungarn noch nicht sonderlich. Freilich werden wohl in ihm die Bauern mehr als in jedem andern Lande weit und breit aufgetrieben, theils um die Producte ihrer Grundherren, theils um ihre eigenen zu verfahren. Aber auf solchen Zügen kommen sie mit wenig andern als ihresgleichen zusammen, und es kann also ein Abreiben und Verfeinern ihrer Sitten auf diese Art nicht statt finden. Der innere Handel wird meistentheils durch Juden betrieben, die man aber nur als Träger einer eigenthümlichen Cultur betrachten kann, welche auf das Volk überzutragen weder leicht noch wünschenswerth ist.

Das Reisen ist, außer in den Dampfschiffen auf der Donau, bis jetzt in Ungarn noch wenig angenehm. Die schlechten Straßen und Wege, die mangelhaften Gasthöfe, die wenigen Reisegelegenheiten u. dgl. sind alles Dinge, welche von Lustreisen abhalten. Nur wer nothgedrungen es muß, begibt sich hier auf Reisen, die er alsdann auch möglichst beschränkt. Bei dem Mangel an regelmäßigen Fahrposten haben sich Privatunternehmer zusammengethan und von Pesth aus nach mehreren Richtungen Eilwagen eingeführt. Man versuchte es anfangs mit Batards und guten Kutschenwagen, ging aber, weil die jeweilige Grundlosigkeit der Wege für diese Fuhrwerke nicht geeignet war, zu großen und massiven Pritschken (bedeckten Leiterwagen) mit Hängesitzen über. Auf diesen eben nicht sybaritisch eingerichteten Kutschen wird man auf die unbarmherzigste Art gerüttelt, und es sollte der Reisende, welcher unlängst öffentlich behauptete, es sey das Rütteln und Schütteln auf der Eisenbahn eigentlich die Summe der Tortur, welche man ehemals auf den deutschen Postwagen auszustehen hatte, als Buße für diese übertriebene Aeußerung einmal die Fahrt auf dem Eilwagen von Pesth nach Arad oder Temeswar machen. — Und dieser Fahrgelegenheit bedienen sich gegenwärtig die anständigsten Leute, ja selbst Cavaliere mit ihren Frauen, denn sie können nicht mehr wie ehemals über den gezwungenen Vorspann disponiren. Das einzige Gute dabei ist, daß man rasch an Ort und Stelle kommt, denn man macht den Weg von Pesth nach Arad (32 deutsche Meilen betragend), trotz seiner Schlechtigkeit, bei trockener Witterung in 36 Stunden, und bei nasser, wo jedes andere Fuhrwerk stellweise im Kothe stecken bleibt, in 48 bis 60 Stunden. Das Fahrgeld ist gering, und beträgt für die Meile nur fünf Silbergroschen. Schlimm ist es aber, daß man wöchentlich nur zweimal mit demselben fortkommen kann und daß, wenn die Plätze bereits vergeben sind, man warten muß bis zur folgenden Abfahrt.

Jeder Reisende weiß, welch ein wünschenswerther Gegenstand gute Gasthöfe sind. Ist er in einem Lande, wo, wie in Ungarn, dieselben noch seltene Erscheinungen sind, fremd, so verfehlt er sie. Im Eilwagen aber ist man diesem nicht ausgesetzt, weil dieser seine Stationen überall so ziemlich in den besten macht. Neben Reinlichkeit kommt es in einem Gasthofe auch besonders auf die Küche an. Ihre Art und Bestellung gehört zu den Volkssitten, und deßhalb folgen hier einige Worte über die ungarische Küche.

Der Fremde muß sich erst an die ungarische Küche gewöhnen, ehe sie ihm zusagt. Er trifft sie jedoch nicht überall in den Wirthshäusern, weil in denselben häufig Pächter hausen, die noch nicht gar lange aus Deutschland eingewandert sind; bei ihnen findet man gewöhnlich österreichische Küche. Der Hauptcharakter der ungarischen ist wie der des Landes und des Volkes, nämlich sehr kräftig und fett. In letzterem schwimmt so zu sagen alles, und es gehört ein starker Magen und eine allmähliche Angewöhnung dazu, um sie mit der Verdauung in Uebereinstimmung zu bringen. Der feurige Wein hilft jedoch etwas nach. Daß das Fleisch vor den Gemüsen dominirt, wird man in der Ordnung finden, wenn man weiß, von welcher vorzüglichen Qualität das erstere ist. Dieser Küche und dem Wein ist auch großentheils die hervortretende physische Kraft der ungarischen Bevölkerung zuzuschreiben.

Im allgemeinen findet und erwirbt sich in Ungarn ein jeder leicht seines Leibes Nahrung und Nothdurft, und nur der Schwache und Kranke, so wie der Faule leidet Mangel daran. Die Classe der letztern ist zahlreich, und außer den Bettlern an den Landstraßen gibt es noch eine Menge Lungerer und Freibeuter, welche es leichter und bequemer finden das von andern Erworbene auf gute Manier an sich zu bringen, als selbst zu erwerben. Eine Hauptclasse von solchen Individuen sind die unter dem Namen von **Begyaren** umherziehenden Faullenzer, die übel berüchtigt sind und deren man sich zuweilen zu eben nicht ehrenvollen Zwecken bedient. Im eigentlichen Sinne des Wortes heißen sie Pferdediebe, weil eine ihrer Hauptbeschäftigungen im Pferdestehlen besteht. Sie halten sich gewöhnlich nicht allein, sondern ziehen mehrere zusammen. Auf den Pusten und in den einsam stehenden Tschaarden ist ihr gewöhnlicher Aufenthalt. Wer es nicht mit ihnen verderben will, der reicht ihnen unaufgefordert und unentgeltlich Speise und Trank, und kann alsdann versichert seyn, daß sie ihn eher beschützen als berauben werden. Sie gehören zu den Nachtvögeln, denn ihr Geschäft wird durch die Nacht mehr als durch den Tag begünstigt. Fast alle sind sie robuste, verwegene Bursche, die bei ihrem Gewerbe beinahe immer auf Leben und Tod gehen. Wer sie kennt und von ihnen in der Nacht aufs Korn genommen wird, der eröffnet gewöhnlich, wenn er be-

waffnet und mit Schießgewehr versehen ist, seinerseits das Gefecht, um sich sie möglichst vom Leibe zu halten und sodann im Carriere davon zu fahren. Jedoch wird ihnen von den Comitats-Panduren (Gendarmen) hart zugesetzt, und diese fangen sie in Menge ein. In den Comitatsstädten sieht man sie sodann in Eisen bei Zwangsarbeit.

Da ich ich von Volkssitten in frühern Jahrgängen dieser Zeitschrift schon mehreres mitgetheilt habe, und hier überhaupt nur Skizzen gebe, so mag es mit dem Gesagten sein Bewenden haben; nur das Einzige will ich noch hinzufügen, daß, obgleich bei dem freien und ungebundenen Zustande des Landes solche Erscheinungen, wie die der Betyaren und ihrer Consorten nicht selten sind, man dennoch im Volke viel Treue und Ergebenheit trifft, die sich auf die lobenswertheste Art ausspricht. So z. B. hatte ich einst einen ungarischen Kutscher, welcher alle meine Effecten so in Obhut hielt, daß ich ihn, wäre der Vergleich nicht verletzend, mit dem treuesten Hunde vergleichen konnte; mochten die Nächte noch so kalt seyn, er schlief auf dem Wagen, um sich nichts stehlen zu lassen, und überzählte Früh und Abends jedesmal alles sorgfältig um sich zu überzeugen, daß nichts weggekommen war.

Und nun zum Schlusse hier nur noch die Bemerkung, daß man die ungarische Nation (worunter ich alle in Ungarn einheimischen Volksstämme verstehe) mit einem aus langem und tiefem Schlafe Erwachenden vergleichen kann, um den während seines Schlafes mancherlei vorgegangen ist, welches genauer zu erkennen er sich die Augen reibt und dabei anfangs ein wenig ungewiß darein schaut. Wenn ihm aber nur erst die volle Besinnung und die klare Ansicht gekommen, dann geht er auch mit jugendlicher Rüstigkeit ans Werk und holt nicht selten schnell genug diejenigen ein, welche ihm während seines Schlafes voraneilten, nunmehr aber schon zu ermatten anfangen.

Denkt man an die Schwierigkeiten, welche die verschiedenen Nationalitäten und Confessionen in diesem Lande den gemeinsamen Fortschritten sowohl als den zu revidirenden und neu zu gründenden politischen Institutionen in den Weg stellen, und stellt man dagegen das zusammen, was schon auf den letzten beiden Landtagen geschehen ist, so darf man sich wohl der freudigen Hoffnung hingeben, es werde dieses Land seine Fortschritte immer mehr beschleunigen, und es werde auch der gegenwärtige Landtag die reichsten und erfreulichsten Früchte tragen. Der auf ihm herrschende Geist ist ein dem ganzen civilisirten Europa günstiger und er wird den ihm feindlichen leicht besiegen. Fragen aber kann und darf man noch, ob nicht, wenn man alles scharf ins Auge faßt, die ungarischen Landtage sich kühn in die Reihe der wichtigsten Parlamente von England und Frankreich so wie der deutschen Kammern stellen können?

Verhandlungen der dreizehnten Versammlung der brittischen Naturforscher.

Prof. Forbes legte einen Bericht über die Mollusken und Schaltbiere des ägäischen Meeres vor, aus dem wir leider nur einen sehr unvollkommenen Auszug geben können, indem wir den ersten Theil, der eine Aufzählung der beobachteten Arten mit Angabe der Tiefe enthält, in der sie sich finden, ganz übergeben müssen, und nur einige geologische Anmerkungen aus dem zweiten Abschnitt ausheben. Es fanden sich einige Schalthiere, die man bis jetzt nur in fossilem Zustand kannte, lebend im ägäischen Meer; es sind lauter tertiäre Formen, und entweder Arten, von denen sich nur wenige fossil finden, die aber lebend in Menge vorhanden sind, oder umgekehrt, die sich in Menge fossil finden, während nur einzelne Specimens noch in lebendem Zustande vorhanden sind. Im erstern Falle erreicht die Art ihr Maximum, im letztern aber stirbt sie aus. Die Bestimmung der Tiefen, in denen die Arten gefunden werden, gewährt einen Rückschluß auf die Tiefe, in welcher eine mit organischen Ueberresten gefüllte Schichte sich bildete, und man ersieht daraus, daß die Schlüsse, welche man von einigen organischen Ueberresten auf das Klima machen wollte, sehr trügerisch sind, wenn man nicht zugleich mit in Erwägung zieht, in welcher Tiefe sie sich bildeten. Daraus kann man z. B. schließen, daß die Bay von Santorin, die jetzt über 200 Klafter tief ist, vor der Erhebung der Insel Neokameni im Jahre 1707 nur zwischen 20 und 35 Faden tief war. Zu den geologischen Phänomenen, die jetzt im ägäischen Meer vorgehen, gehört namentlich die Bildung einer über 700 Fuß dicken Kalkschichte, die in ihrem mineralischen Charakter wie in den organischen Ueberresten gleichförmig ist. Da aber das ägäische Meer großentheils weit tiefer als 300 Faden ist, das animalische Leben aber wahrscheinlich unterhalb dieser Tiefe aufhört, so kann sich eine Schichte von mehr als 1000 Fuß Tiefe bilden, in denen keine Spur animalischen Lebens sich zeigt. Oscillationen des Niveau's können also abwechselnde Schichten mit und ohne organische Ueberreste zur Folge haben, und alle diese großen Veränderungen, deren Spuren wir jetzt auf vielen Stellen des festen Landes sehen, können vor sich gehen, ohne daß eine einzige heftige Erschütterung sich zeigt.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Seitdem wir das Gebirge betraten, entluden sich regelmäßig jeden Abend zwischen 5 und 6 Uhr die heftigsten Gewitter. Der Gewitterregen begann meist unter dem heftigsten Sturmwind, unter dem der Tag zur finstersten Nacht wurde, die nur von den zuckenden und flammenden Blitzen unterbrochen und durch die fürchterlichen Donnerschläge nur noch grauenhafter wurde. Unsere leichten Hütten und Zelte konnten solchen peitschenden Regengüssen keinen Widerstand entgegensetzen, weßwegen auch die Regenmassen förmlich durch sie hindurch getrieben wurden. Gewöhnlich folgte nach einem solchen Aufruhr eine heitere und sternenhelle Nacht. — Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise dem freundlichen und lieblichen Thal entlang fort, das von den beiden Flüßchen

Mariko und Kalima bewässert wurde, bis wir nach wenigen Stunden auf eine Menge Termitenhügel stießen, die wegen ihrer außergewöhnlichen Höhe und sonderbaren Form unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie waren 20 bis 25' hoch und in spiralartiger, dünner Form erbaut. Die Ameisen selbst unterscheiden sich in nichts von den andern. Ihre Jungen schwärmten in solcher Menge in dem Thale herum, daß sie wie Schneeflocken niederfielen, wie ihre Flügel zugleich so locker ansaßen, daß, wo sie mit denselben anstießen, diese sich auch augenblicklich ablösten und hängen blieben, weßwegen unsere Kleidungsstücke förmlich von denselben bedeckt waren. In der Colonie sind diese so schädlichen Insecten, deren Zerstörungswuth durch nichts gehemmt werden kann, unter dem Namen der Holzläuse (Woodlouse) bekannt. Die freundlichen und romantischen Ufer des Kalima wurden von einem förmlichen Wald der Mauritia flexuosa umsäumt, deren Erscheinen durchgängig die größte Freude bei unsern Indianern erregte. Fast kein Theil dieses herrlichen Baumes wird von dem Indianer unbenutzt gelassen. Mit den Blättern deckt er seine Hütte; aus den Fibern bereitet und flicht der Warrau und Arowak seine Hängematte; aus dem Mark des Stammes bereitet er eine Art Sago, während die scheidenartige Basis der Blätter von den Bewohnern der Savanne als Sandale benutzt wird, die sie ganz wie die Alten an die Füße befestigen. Die dunkelbraunen, unsern jungen Tannenzapfen ähnlichen Früchte bilden einen Theil seiner Nahrung. Ist sie schon reif und hart, so sammelt er sie und weicht dieselben in Wasser auf, wo sie wieder genießbar werden. Dem Fremden wollen anfänglich die Früchte nicht recht munden, da sie ihm dann einen unangenehmen, säuerlichen Geschmack haben, bis er sich nach und nach daran gewöhnt und sie zuletzt als durststillendes Mittel nur zu gern genießt. Diese Früchte sind zugleich die Lieblingsnahrung der Rehe, Tapire, Acuris, Lawa's (Cavia agati und paca), Papagaien und indianischen Raben, weßwegen gewöhnlich auch unzählige Wege dieser Thiere nach den Sümpfen, wo die Aeta-Palme reife Früchte hat, führen. Aus dem Saft der Palme bereitet der Indianer ein starkes Getränk von weinartigem Geschmack, welches ziemlich berauschend ist. Ja selbst im Tode ist der Baum noch von Nutzen, da dann die Calandra palmarum ihre Eier in denselben legt, die als Larven von den Indianern geröstet für eine große Delicatesse gehalten werden. Daß daher an solchen Orten gewöhnlich eine Menge dieser edeln Bäume unter den Axthieben der Indianer fielen, theils um sich neue Sandalen oder neue Tragebänder zu verfertigen, theils auch, um den Saft, der frisch einen äußerst angenehmen, süßen Geschmack hat, zu sammeln, war natürlich. Meist hauen sie in den Stamm der gefällten Palme Höhlungen, die sich schnell mit dem zuckerhaltigen Safte füllen.

Je tiefer wir in das Gebirge eindrangen, um so spärlicher und vereinzelter wurden auch die Repräsentanten der höhern Thierclassen. Kaum sah man hie und da einen einsamen Raubvogel in blauer Höhe kreisen oder einen kleinern Vogel durch die grünen Zweige springen. Säugethiere fehlten gänzlich, selbst die früher so zahlreichen Rehrudel waren verschwunden.

Als wir eine der unzähligen Anhöhen erklimmt, fanden wir ein Haus, vergeblich aber suchten wir nach den Bewohnern, und da der Abend schon ziemlich hereingebrochen, wählten wir es zu unserem Nachtquartier, wurden jedoch von einer unzähligen Menge kleiner Insecten so grausam gepeinigt, daß ihre ungemein schmerzhaften Stiche uns selbst aus dem ersten tiefen Schlaf aufscheuchten und uns die ganze Nacht hindurch keinen Augenblick Ruhe ließen. Unsere Bemühungen, einen dieser Ruhestörer zu Gesicht zu bekommen, waren durchaus vergeblich. Sie mußten daher ungemein klein und behutsam seyn; dafür waren aber ihre Stiche um so deutlicher, denn die Spuren derselben blieben noch Wochen lang sichtbar und hinterließen dann braune Flecke von der Größe einer Erbse. Besonders Hände und Beine waren von ihnen jämmerlich mitgenommen.

Nachdem wir mehrere Tage fortwährend bergauf und bergab gestiegen, eine Menge Bergketten überschritten, breitet sich plötzlich zu unsern Füßen ein herrliches Waldthal aus. Es war noch ziemlich früh am Morgen, als wir den Abhang thalabwärts erreichten. Ein langsam und gleichmäßig wogendes Nebelmeer hatte sich auf die Bäume und längs den Bergabhängen in ringförmigen Schichten gelagert, so daß die Gipfel der Riesenbäume gleich matt erleuchteten Inselgruppen über der weißen gekräuselten Fläche hervorragten, während die Bergkette selbst von einem entferntern, ansehnlichen Höhenzuge, widerglänzend in den jungen Strahlen der aufgehenden Sonne, vom Horizont begränzt wurde. Nach vielfach zu überwindenden Schwierigkeiten gelang es uns endlich, die steilen Höhen hinabzugleiten. In dem Waldthale wucherten die herrlichsten Farren und Heliconien. Als wir aus dem Walde selbst heraustraten, lag die erste Arekuna-Niederlassung vor uns, der wir mit Hast und doppelt beschleunigten Schritten entgegeneilten, da in unsern Lebensmitteln vollkommene Ebbe eingetreten war. Das Dorf zählte 22 Bewohner, von denen aber der größte Theil an bösartigen Augenübeln litt, wie sich auch drei Stockblinde darunter befanden; außerdem aber waren es große, muskulöse und schöne Leute. Sowohl Körper als Haar waren mit dem rothen Boucou bemalt, die sie aus den rothen Samenhäuten der Bixa orellana bereiten, während das Gesicht mit der etwas in der Färbung abweichenden Chica geschminkt war, die aus den Blättern der Bignonia chica gewonnen wird. Die Weiber waren durchgängig von beiden Mundwinkeln bis zu den Ohren stark tättowirt, hatten sich die Augenbraunen kahl abgeschnitten oder ausgerissen, eine auffallende Gewohnheit, die ich auch bei andern Stämmen angetroffen. Als ganz besondere Schönheit des Weibes werden hauptsächlich die starken Waden geschätzt, weßwegen auch die sorgsame Mutter den kleinen Mädchen schon im ersten Jahre fest anliegende Bänder über dem Knöchel und unter dem Knie anlegt, wodurch nun ein förmlicher Wucher dieses Theils des Körpers hervorgerufen wird. Ihr langes, schönes, dunkelschwarzes Haar war sauber und sorgfältig zusammengeflochten und in einen Knoten gebunden. Halsbänder aus den Nagezähnen des Acuri und Lawa bildeten den weiblichen Schmuck, während die Männer Ketten der Zähne des Buschschweins und der Affen trugen. In die Ohrläppchen hatten die letztern auch längliche Stückchen Bambusrohr befestigt, in die eine Menge phantastische Figuren mit großer Kunstfertigkeit eingeschnitten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Kaolinthon. Aus diesem Material, das sich in Frankreich in großen Massen findet, soll man ein Porcellan bereiten können, das zu Schienen auf Eisenbahnen besser taugen soll, als Eisen selbst; es soll härter und weit dauerhafter seyn. (Litterary Gazette vom 23 September.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1843.

Rehim Chan.

Eine wahre Erzählung aus Khelat in Belutschistan.

(Asiatic Journal. September.)

Der Tag war glühend heiß gewesen, wirbelnde Sandwolken, von denen jedes Theilchen ein Feuerfunke zu seyn schien, hingen noch in der dumpfen Atmosphäre; die Minars, diese ruhelosen Schwätzer einer orientalischen Landschaft, saßen noch mit offenen Schnäbeln auf den dornigen Zweigen der Mimosas, während die ganze Natur, obwohl erschöpft, doch keiner Ruhe genießen zu können schien. Es lag etwas schreckhaftes, furchterweckendes in dieser Todtenstille der heißen, dicken Luft und in dem öden Anblick der weiten Sandebene, die, von den Ufern des Indus bis nach den steinigen Bergen von Kutsch Gundawa sich erstreckend, keinen Ruheplatz für Menschen und Vieh, keinen Schutz gegen die brennende Sonne bot; außer einigen spärlichen Kameldornbüschen oder wilden Coloquinthen zeigte sich keine Spur von Vegetation. Eine solche Atmosphäre ist keineswegs ungewöhnlich unterhalb des Bolanpasses, und der unglückliche Wanderer, Soldat oder Kaufmann, den ein solcher Sandsturm übereilt, wirft sich platt nieder auf den Boden und übergibt sich in den Schutz Allahs. Manchmal stehen sie wieder auf, wenn der Sturm vorüber ist, und setzen ihre Wanderung fort bis nach der Stadt, aber viele wurden schon die Opfer, und ihre gebleichten, fast calcinirten Gebeine melden ihr unglückliches Schicksal.

Wenige Stunden nach Sonnenuntergang aber wurde die Luft vergleichungsweise hell, und nun sah man eine Abtheilung Reiter langsam ihren Weg durch die Ebene verfolgen nach dem Thore des damals volkreichen und unter seinen Kornfeldern und Fruchtgärten blühenden Gundawa. Die vordersten Reiter saßen auf großen, schönen chorasanischen Pferden, glänzend ausgerüstet mit Decken von grünem und rothem, mit Gold gesticktem und mit zahlreichen rothseidenen Quasten verziertem Sammt, um die edlen Thiere gegen die Insecten zu schützen; Taschen von grünem Cabulleder zur Aufbewahrung von Pulver und Blei stachen freundlich ab von dem reichen Sammt und den seidenen Franzen. Neben den Reitern liefen Fußgänger, welche Pfeifen, Fächer aus schilfartigem Gras und silberne Flaschen mit Rosenwasser trugen, um sie dann und wann zu besprengen. Beide Reiter waren in der Blüthe der Jugend, schön und von kräftiger fürstlicher Haltung. Auch ihre Kleidung war gleich, von reichem gesteppten Sammt, um die Lenden durch Kashmirshawls festgehalten, und jeder trug um die glatte, hohe Stirne die den Brahuis eigene runde Mütze von schönem Brocat, während die Schaar der wild aussehenden Belutschen und trotzigen Bergbewohner, die in bunter Verwirrung folgten, gleichfalls bewiesen, daß diejenigen, welche jetzt in Gundawa's Thore einritten, nicht von gewöhnlichem Stande seyen.

„Sieh, Inajet Ali," sagte ein hagerer, trotziger Belutsche, dessen Speer, Säbel und Schild, als sein ausgehungerter Klepper den Thorweg hinankletterte, laut zusammenrasselten, daß seine Worte nur das Ohr seines nächsten Nachbars erreichen konnten: „Inschallah! wir haben heute auf dem Tschupau (Raubzug) Fürst Mustapha's gegen das Marri-Lager große Dinge gesehen, und wie die Brüder freundlich gegen einander sind! Rehims Hand ruht auf seines Bruders Sattelknopf. Aber sieh — möge mein Vater verbrannt werden, wenn der Sieg dieses Tages nicht Unheil gesäet hat zwischen Mahmuds Söhnen, daß einer durch das Schwert des andern fällt, ehe unsere Bärte viel grauer werden als sie jetzt sind. Merk auf mein Wort, Inajet Ali, und halte dein Gewehr bereit für den Herrn,. der uns am besten bezahlt." — „Bah! Imam Bakscht," entgegnete der angeredete Brahui; „warum sprichst du in solcher Weise? Der heutige Sieg über die Marri-Häuptlinge wird beide Brüder stärker an einander binden, und sie sind jetzt mehr wie Söhne Einer Mutter, und nicht als wäre Mustapha nur der Bibi Stiefsohn. Deine Gedanken gehen immer auf dem dunkeln Wege, Freund, dießmal aber, sehr würdiger Imam, sprichst du wie ein Thor oder wie ein Feringi." — „Wohl," entgegnete der Belutsche, indem er seinem abgejagten Pferde die Steigbügel in die Seite setzte und zugleich die Zügel anzog, daß es halb sich umwendete, und er dem Ohre seines Gefährten näher kam; „ich mag vielleicht jetzt Koth essen, *) aber du wirst her-

*) Ein gewöhnlicher orientalischer Ausdruck für „sich täuschen," „betrogen, überlistet werden."

nachmals noch mehr essen, Inajet Ali; du kennst weder Belutschen noch Brahuis, wenn du glaubst, daß der Sieg je Krieger zusammenband, oder daß zwei tapfere Männer je in gleichem Stamm mit gleichem Ansehen lebten. Was ist so leicht für die Eifersucht, als ein Säbelhied oder eine wohlgepfefferte Pfeife? Sage mir, wie wurde der große Nassir zum Chan von Khelat? hat er nicht seinen Bruder im offenen Darbar ermordet? und glaubst du, daß Rehim Chan es lange ertragen werde, Mustapha im Besitz der reichsten Provinz von Khelat zu sehen, da er seinen Arm so stark und sein Schwert so scharf findet, als das seines Stiefbruders? Ach, mein Freund, dein Bart darf wohl noch wachsen; wir Belutschen, die wir auf unsern Sätteln zu Hause sind, wissen manches." Imam Bakschi hätte sich noch weiter darüber ausgelassen, wie wenig Werth auf das Leben eines Chans zu setzen sey, wenn nicht die Prinzen eben am Palastthore angelangt wären. Der Gouverneur von Gundawa kam herbei, um seinem Herrn die Steigbügel zu halten, während der Imam mit dem übrigen Gefolge absprang, und mit dem Zügel in der Hand stehen blieb, bis die beiden Brüder sich in ihre Zimmer begeben hatten, worauf jeder Reiter aus dem geräumigen Mantelsack den Gebetsteppich und die Pfeife herausholte, und nach einer Gruppe schattiger Bäume hinschlenderte, um daselbst auszuruhen.

Inzwischen lagen die beiden Halbbrüder Mustapha und Rehim auf dem Divan in ihrem Zimmer, das durch genetzte und parfumirte Grasmatten gekühlt war, durch welche die immer noch heiße Luft duftig hindurchzog, und bliesen Wolken des feinsten persischen Goraku aus ihren Pfeifen. Ihr Gespräch fiel auf die Vorfälle der letzten Tage und auf den Erfolg, der ihre Waffen begleitet hatte. „Es sind tapfere Krieger, diese Marris," begann Mustapha, indem er das Mundstück seines Kalians langsam hinwegzog, und den duftenden Rauch zwischen seinem schönen Bart hindurchblies, „aber ich denke, wir haben sie gelehrt, daß sie nicht länger in ihren Bergen sich unabhängig dünken dürfen, sondern daß sie die Vasallen von Khelat sind, und wie die Kakers ihren Tribut an Korn und Mannschaft leisten oder aufhören müssen als Stamm zu existiren." — „Ja, wahrhaftig," rief Rehim mit flammendem Auge, und legte die Hand unwillkürlich auf seinen Schwertknopf. „Die Häuptlinge fochten tapfer, aber du, mein tapferer Bruder, warst, wie gewöhnlich, der Rustum des Tages. Doch nun ist die Wuth des Kampfes vorüber, und worauf ich mich am meisten freue, das ist der Stolz, den meine theure Mutter, Bibi Gandschan, über unsern Sieg empfinden wird, denn so schwach und krank sie ist, so ist sie doch ein ächter Krieger in ihrem Herzen. Ich wollte, sie hätte den gewaltigen Guffur Chan, der so lange das Leben unseres Vaters bedrohte, gesehen, wie er schwer vom Rosse fiel auf den ersten Streich deines Säbels, und umsonst den Boden faßte, als er im Todeskampfe dahin rollte! Ich wollte, sie hätte die geschlagenen Schaaren gesehen, die leeren Zelte, die Weiber und Kinder, wie sie nach den Bergen flüchteten, die frisch geschlachteten Kamele, welche der Feind auf seinem wilden Rückzuge selbst umbrachte, endlich die mächtige Beute und die Viehheerden, welche uns zu Theil wurden." — „Genug, genug," rief Mustapha ungeduldig, „wir fochten für die Rechte des Thrones von Khelat und für die Ehre der Brahuihäuptlinge, aber nicht zur Belustigung der Harems, oder um den Haß einer schwachen, rachgierigen Frau zu befriedigen, wenn sie auch zehnmal die Frau unseres Vaters ist." — „Wie meinst du das, Mustapha?" fragte Rehim Chan, indem er plötzlich von seinem Kissen aufsprang und sich stolz vor seinen Bruder hinstellte. „Sprichst du von der Bibi, **meiner** Mutter und der Frau des großen Mahmud in solchen Ausdrücken. Du als der Sohn der ältern Frau des Chans verwaltest die Provinz von Cutsch-Gundawa, und dein Ruf als Krieger, sowohl gegen die mächtigen Afghanen als gegen die wilden Bergstämme, ist groß und deiner Geburt würdig; die Frauen unseres Landes lieben dich und deine Feinde zittern vor deinem Arm, aber höre mich, Mustapha, wärest du tapfer wie Rustum, mächtig wie Mahmud von Ghizni, liebenswürdig und schön wie Medschnun, du sollst es nicht **wagen**, so lange Rehim Chan noch einen Säbel schwingen kann, wie er in diesen Tagen an deiner Seite gethan hat, ein Wort gegen meine Mutter zu sprechen;" und die Augen des jungen Häuptlings flammten furchtbarer als früher im Lärm der Schlacht.

Einen Augenblick lang schaute Mustapha mit ruhiger unveränderter Miene in das Gesicht seines gereizten Bruders, und dann schlich sich ein halb freundliches, halb spöttisches Lächeln über sein Gesicht. Er erhob sich von seinem Sitze, warf den Arm nachlässig über Rehims Schulter und antwortete freundlich: „Immer gleich, mein Bruder, immer bereit mit dem zu zanken, der dich am meisten liebt. Doch du hast ein tapferes Herz, und obwohl das hitzige Gemüth unsers Vaters sich etwas zu stark in seinem Jüngstgeborenen zeigt, so vergeb ich dir doch, Rehim. Glaube mir, ich dachte nichts gegen deine Mutter zu sagen, nur wünschte der Stolz des Kriegers meine Waffenthaten mehr von den Stämmen meines Vaters belobt, und von den Sängern unsrer Berge besungen, als daß jede schöne Lippe von Cabul bis ans Meer den scharfen Stahl von Gundawa's Häuptlingen preise; also nichts mehr davon. He! wer ist draußen? Bringt eine frische Pfeife für den Fürsten! Laß uns von den Thaten, die jeder gethan hat, als Krieger sprechen; Rehim, du kennst meine Hitze und mußt mir vergeben. Das Feld, die Jagd, der Schlachtruf, das sind die Reizmittel, die meinem Leben Genuß geben, aber Liebe und Zärtlichkeit, die kluge Berathung und das Harem muß ich dir überlassen, denn du bist anderer Art, als ich, Rehim, obwohl ich manchmal eben so ungestüm bin — jetzt aber komm, wir hatten heute Kampf genug, wir wollen jetzt Frieden halten. Komm, wische die Falten von deiner Stirne, Bruder, und laß nicht unsere luchsäugigen Diener hier den schlummernden Kriegern draußen erzählen, daß die Fürsten von Khelat, deren Kampflust durch die letzten Tage geschärft, nicht gestillt wurde, Grund zum Streit in ihrem eigenen Palaste finden," und während er sprach, glänzte das freundliche Lächeln, das in den Zügen des jungen Chans aufleuchtete, so sehr von Edelmuth, daß Rehims Stirne sich allmählich aufklärte — aber Imam Bakschi

hatte dennoch Recht: ein Funke hatte an diesem Tage gezündet, der nicht so leicht zu löschen war.

„Gliche dieß Lächeln," dachte Rehim Chan, als er das Mundstück der frischen Pfeife, die der unterwürfige Nibal Chan ihm mit einer tiefen Verbeugung reichte, „gliche dieß Lächeln nicht demjenigen, das ich einst auf den süßen Lippen seiner lieblichen Schwester sah, ich hätte ihm nicht so vergeben; aber ach, Zeinab, so kalt und stolz du auch bist, Rehim ist immer noch dein Sklave."

*

(Fortsetzung folgt.)

Die Seejungfer oder Sirene.

In London wurde kürzlich eine „Sirene des Meeres" wie man sich ausdrückt, gezeigt, ein wunderlicher Fisch, der an der Küste von Südamerika, in der Nähe des Laplata gefangen worden und für das brittische Museum angekauft werden soll. Das Thier befand sich in einer Glaskiste und wurde nur kurze Zeit vorgezeigt, so daß man nicht so genau alles untersuchen konnte. Die Litterary Gazette vom 23 September traut augenscheinlich der ganzen Geschichte nicht recht, gibt indeß doch eine Beschreibung davon. Das Thier soll zwei Jahre vorher, ehe es in die Hände seiner jetzigen Besitzer kam, gefangen worden seyn, was seine schlechte Aufbewahrung erklären würde. „Der Körper," fährt das Blatt fort, „ist 28 Zoll lang, reich an stachlichten Finnen und der Kopf ist mit großen, borstenartigen Haaren bedeckt. Der Mund gleicht dem der Nagethiere, aber in dem Unterkiefer ist fast eine Doppelreihe von Zähnen, und Malmzähne befinden sich weder oben noch unten. Das Thier hat zwei Arme, die etwa 4 Zoll lang sind und in Fingern auslaufen, die zum Theil durch eine Schwimmhaut verbunden sind und deutliche Nägel zeigen. Neben den Armhöhlen sind zwei völlig ausgebildete Brüste; unterhalb derselben vorn vier horizontale Flossen, vermittelst deren und der Arme das Thier leicht den Kopf geraume Zeit über dem Wasser halten kann. Die andern perpendiculären Finnen sind vergleichungsweise sehr breit und stark, so daß das Thier außerordentlich rasch schwimmen muß. Dieß ist der äußere Anblick der sogenannten Seesirene, was freilich ein curioser Name ist. Menschliches findet sich an dem Kopfe nichts, außer vielleicht das robbenartige Haar, und was die Sirenenstimme beträgt, so ist weder Mund noch Hals dazu gemacht, jemals musikalische Töne hervorzubringen. Daß dieß, wenn kein Falsum vorgegangen, eines der seltenen oder nie gesehenen Ungeheuer der Tiefe ist, leidet keinen Zweifel; wir müssen indeß bekennen, daß der Mund — wenn er nicht etwa durch das Trocknen stark zusammen geschrumpft — für ein Leben im Meere sehr unpassend geformt erscheint, und daß uns die Zähne zur Fischnahrung fast verdächtig vorkommen. Auch sind keine Kiemen da, um unter dem Wasser zu athmen, und keine Ohren zum Hören, wenn das Thier viel auf der Oberfläche bleibt."

Neue eiserne Dampfboote in England.

Das Mining Journal berichtet von der fortdauernden starken Anwendung des Eisens für Dampfboote, und man hat in der Mitte Septembers zu Liverpool die Probe mit drei dergleichen gemacht, worunter sich eines, Ludhiana genannt, durch seine Bauart auszeichnet. Es ist von Hrn. Laird für die ostindische Compagnie und nach dem Namen zu schließen für die Beschiffung des Indus und Setledsch gebaut. Es hat 160 Fuß Länge und 24 Fuß Breite, zwei Maschinen je von 45 Pferdekraft und sein Bau ist so eingerichtet, daß es mit Maschinen, Kohlen und allen Vorräthen nur 22½ Zoll im Wasser geht. Das Schiff läßt sich erstaunlich leicht mit dem Steuer lenken, und kann sich in seiner Länge um sich selbst drehen, da es vorn so gut wie hinten ein Steuerruder hat. Dieß Dampfboot scheint ganz neue Vervollkommnungen in dem Bau derjenigen Dampfboote, die für niederes Wasser bestimmt sind, in sich zu schließen.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

In der Sprache weichen die Arekuna nur wenig von der der Macusi ab, so daß die bestehenden Verschiedenheiten eigentlich nur solche des Dialektes waren, wie vielleicht die spanische und portugiesische, was eine kleine Zusammenstellung einzelner ihrer Wörter deutlicher zeigen wird:

Macusi.	Arekuna.	Macusi.	Arekuna.
Sonne Weh	Wuhi	gut waki	waki
Mond Kapui	Kapui	klein simirika	sirika
Sterne Sirrika	Sirrika	groß okay	tanou
die Hütte Auteh	Auteh	viel tukee	tukee
Banane Paruru	Parure	nichts bouremong	antemang
der Kopf Upupeibo	Upei	z. B. dort ist nichts, oder: da	
die Augen Uhyenuh	Uhyenuhne	ist nichts bouremong seny	
die Nase Uhyéunah	Uhyèunah	der Baum yeh	yeh
die Lippen Uhpoduh	Undareh	das Weib wury	wury
die Zähne Uhyeh	Uhyehre	das Kind Uhreh	Uhmeh
die Zunge Uhnu	Uhyenih	das Feuer Apo	Apo
die Beine Upeh	Uhyemata	eins diwing	doking
die Waden Uhai	Uhyesi	zwei sakni	sakni
der Fuß Uhwa	Uhtah	drei esserowa	esseworaunI
die Beige Uhsasa	Uhsayi	vier fakrewana	sakrehrenih
das Messer Tawera	Tawera	heute sereropeh	serewareh
der Regen Konuh	Konuh	morgen ewanoe	erumapia
Wasser Tunah	Tunah	gestern comompra	comamuyai
gute Nacht Saponteng	Teponteng	der Andere Diarong	Yiarong
schlecht iripemang	eruapimang	dieses, jenes seny	cuyi

Unsere Hoffnungen, hier einen bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln eintauschen zu können, wurden leider bitter getäuscht, da wir nur einige Bananen, Yams und Bataten erhielten, und uns zugleich die Indianer alle tröstlichen Aussichten für die Zukunft im Keime erstickten, da in Folge jenes Krieges sich ein großer Theil der Arekunas mehr westlich gezogen und die Provisionsfelder unbebaut oder vernach-

lässigt liegen gelassen, so daß wir bis zum Roraima wenig oder nichts finden würden. Dieß war freilich keine erfreuliche Nachricht für die hungrigen und begehrlichen Magen unserer Indianer, da sechzig solcher Esser einen ganz ansehnlichen Theil zu ihrer täglichen Unterhaltung bedurften, indem wir uns namentlich nur von Vegetabilien nähren mußten, Wildpret sich nirgends blicken ließ und die Fische in den Berggewässern nur fingerlang waren. Nach einigen Stunden Rast setzten wir unsere Reise wieder fort, freilich etwas niedergeschlagener, als wir auf das Dorf zugeeilt waren. Anfänglich führte uns der Pfad durch kleine Wälder und über schmale Streifen Savannen. Die Indianer hatten für jeden Hügel, Felsen oder großen Stein, der sich durch irgend welche Besonderheit, in der Form u. s. w. auszeichnete, einen eigenen Namen. Die Wälder, die sich längs dem Fuße der Gebirge hinzogen, sich aber nur in schmalen Gürteln über diesen höher aufwärts ausbreiteten, bestanden meist aus Palmen und Musaceen. Am Fuße der hohen Gebirgskette des Kinantima übernachteten wir mit hungerigem und knurrendem Magen, da wir in einer Arekuna-Niederlassung, die wir passirt, nur etwas Mais hatten erhalten können. — Der Boden wurde hier förmlich von jener schönen, baumartigen Cassia überdeckt, die ich schon früher erwähnte, wie sie auch hier eben in voller Blüthe stand. — Die Bergabhänge waren ein wahres Delicium und lieblicher Lustgarten für den Botaniker, ja mein innerer Herzensjubel sollte noch erst seinen eigentlichen Culminationspunkt erreichen, als ich in einer Höhe von etwa 400 Fuß auf einer üppigen Waldstelle zum erstenmal in meinem Leben die herrliche Elisabetha regia in Blüthe fand; leider ging es mir aber wie dem Fuchs mit den reifen Trauben; die Blüthenbüschel wollten nicht zu mir herab und ich konnte nicht zu ihnen hinaufkommen; ja selbst mein kleiner kupferfarbener Famulus und Amanuensis sah mit begehrlichem Blick das Messer, das ich ihm als Lohn für ein Bündel Blüthenbüschel hinhielt, und mit weise berathendem Auge die Höhe des Baumes eine längere Zeit an, schüttelte aber dann doch den Kopf und meinte: er könne ihn nicht erklimmen. In derselben Höhe kam ich auch in den Besitz eines prächtigen Frosches, der ganz die Größe unseres Laubfrosches hatte, dunkelschwarz gefärbt war, während Kopf, Rücken und Füße dunkelgelbe, unregelmäßige Flecken zeigten. Leider ist mir derselbe, so wie eine äußerst werthvolle Sammlung Fische und Amphibien, die ich in den Berggewässern des Roraima gesammelt, nebst Hunderten der verschiedenartigsten Mücken u. s. w. durch den schlechten Spiritus zum Verfaulen gebracht worden. Das sind die Freuden und Leiden eines Sammlers!

Am nächsten Morgen begannen wir mit Sonnenaufgang die steile Bergkette des Kinantima zu ersteigen, wobei ich oft über die Fertigkeit und Leichtigkeit, mit welcher die Indianer selbst die steilsten Höhen, ungeachtet ihrer Lasten, die nur durch ein breites Band um die Stirne auf dem Rücken getragen werden, erklimmten, aus Verwunderung und Staunen stillstehen mußte. Als wir etwa eine Höhe von 800 Fuß erreicht, schien unser weiteres Vordringen in einer jähen, 500' hohen Felsenwand, die der Sandsteinformation angehörte, ein plötzliches Ende gefunden zu haben. Nach langem Berathen und Zögern wurde endlich beschlossen, den Uebergang zu wagen, da ein Umgehen uns zu viel Zeit geraubt haben würde. Auf Händen und Füßen traten wir das Wagstück an, bei dem freilich ein Ausgleiten, ein Verlieren des Gleichgewichts den grausenhaftesten Sturz nach sich gezogen haben würde. Als die Spitze glücklich erreicht war, brachen unsere Indianer in ein allgemeines Triumphgeschrei aus. Ein prächtiges Tafelland lag jetzt vor uns ausgebreitet, das in weiter Ferne wieder von hohen Gebirgsketten begränzt wurde. Die Sandsteinbildung wurde immer vorherrschender, während der Quarz und Granit nach und nach mehr und mehr verschwanden. Unzählige Sandsteinblöcke lagen auf der ziemlich ebenen Fläche zerstreut umher, zwischen denen zwei Species Epidendrum mit weißen und weiß und rothen Blüthen üppig wucherten, während das Ganze mit kurzem Gesträuch überzogen war. Die Hochebene, über welche Tausende der Blüthenrispen der prächtigen Sobralia Elisabetha mit ihren großen, weißen, violett und purpurroth gefärbten Blüthen von der Größe unserer weißen Gartenlilie emporragten, war förmlich mit dem köstlichen Wohlgeruch derselben erfüllt. Als wir einige Stunden über diesen üppigen Blumenteppich hingegangen, nahm uns ein Wald auf, dessen Saum von riesenhaften Cactus, gleich 18 bis 20' hohen Säulen, förmlich eingefaßt war, während eine Unmasse Cereus als Parasiten in buntem Gewirre von den Bäumen herabhingen und zahllose Palmen mit ihren stolzen, kühnen Kronen die übrigen Bäume überragten. Die Stämme der baumartigen Farren erhoben sich oft 20 bis 30 Fuß über dem Boden. Als sich meinen erstaunten Augen diese riesigen Pflanzen zum erstenmal zeigten, ergriff mich ein innerer Jubel, ein Enthusiasmus, wie ihn selbst der erste Anblick der Palmen nicht ins Leben gerufen hatte. Eine Species Cyathea ist unstreitig die schönste Form. Ihr Stamm erreicht eine Höhe von 15 bis 18', wobei die Wedel in den zierlichsten, sanft sich abwölbenden Bogen bis zur Erde herabhängen und so das regelmäßigste, kuppelartige Gewölbe bilden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein neues Pflaster. Man scheint unerschöpflich in neuern Pflastermethoden. Das Athenäum (vom 23 September) meldet aus Boulogne, daß man dort die Rue de l'Ecu, der Wohnung des Maires gegenüber, nach einer neuern Methode gepflastert habe. Es ist dieß eine Verbindung von Holz und Asphalt, welche die Vortheile von beiden ohne deren Nachtheile vereinigen soll, indem das Pflaster dem Wasser undurchdringlich, den Pferden ungefährlich ist, und 25 Proc. weniger als Wagenstraßen und 50 Proc. weniger als Trottoirpflaster kostet. Sollte es sich bewähren, so will man eine solche Straße von Boulogne nach Amiens anlegen und sie mit Locomotiven befahren. Es ist die Erfindung des Obristen Sir J. Lilly und kostet etwa fünf Schilling das Yard.

•

Der berühmte Weinstock von Cumberland Lodge im Park von Windsor, der größte vielleicht, welcher existirt, trägt dieß Jahr eine sehr große Menge Früchte; er hat 2350 Trauben, jede ungefähr zu einem Pfund im Durchschnitt. Dieser Weinstock breitet sich über eine Höhe von 130 Fuß und über 26 Fuß Breite aus und wurde vor etwa 40 Jahren gepflanzt. (Engl. Bl.)

•

Die Kehrmaschine, welche man zuerst in Manchester anwandte, ist jetzt auch in London eingeführt; sie reinigt die engsten Straßen, wie die weitesten, und hemmt dabei nicht im geringsten die Circulation. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 October 1843.

Madame Calderon de la Barca in Merico.

Das Colegio Vizcaino.

Wir verschafften uns eine Erlaubniß, das Colegio Vizcaino zu besuchen, und begaben uns mit einer zahlreichen Gesellschaft dahin. Dieß große, durch freiwillige Beiträge von Spaniern, namentlich Biscayern gegründete Collegium ist in der That eine vorzügliche Anstalt. Es ist ein ungeheures, viereckiges Gebäude von Stein, wie man sagt, nach dem Modell des Palastes von Madrid, und besitzt in einem hohen Grade das Ansehen von Solidität und Pracht, welches die mexicanischen Gebäude auszeichnet, und zugleich mit der Breite und Regelmäßigkeit der Straßen, der Größe der öffentlichen Plätze, dem gänzlichen Mangel alles kleinlichen Schmucks, nebst den Balustraden der Balcone und den Eisengittern der Fenster Merico trotz seiner ungenügenden Polizei zu einer der prächtigsten Städte der Welt macht. Der Zweck dieses Collegiums ist die Erziehung der Kinder von Spaniern, namentlich Biscayern, und eine gewisse Anzahl wird, wenn sie sich an die Directorinnen wenden, aufgenommen. Es sind Lehrerinnen da in allen nöthigen Zweigen, wie Lesen, Schreiben, Rechnen, Nähen u. s. w., und ein besonderer Theil des Gebäudes mit eigenem Eingang ist für arme Kinder jedes Landes bestimmt, die hier unentgeltlich Unterricht erhalten. Diese bringen den Tag hier zu und gehen am Abend heim. Die andern sind unter klösterlicher Zucht gehalten und verlassen nie das Institut, so lange sie dazu gehören, aber das Gebäude ist so geräumig, und mit seinen großen Galerien, seinem ungeheuren Hof und schönen Brunnen, seinem Garten und seiner geräumigen Azotea so luftig, daß die Kinder sich ganz wohl hier befinden. Es sind Pförtnerinnen und Schwestern da, gerade wie in einem Kloster, eben so eine alte ehrwürdige Rectora; die vollkommenste Ordnung und Reinlichkeit herrscht in der ganzen Anstalt.

Wir besuchten zuerst die armen Kinder, welche mit ihren Lehrerinnen in großen Sälen saßen; überall herrschte der größte Anstand. Unter den bleibenden Schülerinnen im obern Theile der Anstalt sticken manche ausgezeichnet gut, und verfertigen namentlich kirchliche Kleidungsstücke. Alle Schlafzimmer sind streng reinlich; in jedem stehen zwei grün angestrichene Betten mit einem kleinen Zimmer daran, und häufig sieht man Blumen und Vögel darin. Man lehrt die Mädchen kochen, und verwendet sie zu allen häuslichen Geschäften, damit sie einst tüchtige Frauen in dem ihnen zukommenden Rang werden können. Wir besahen die Capelle, in welcher die Kinder mit ihren Lehrerinnen oben in einer Galerie die Messe hören. Später wies man uns in einen großen zu verschiedenen Zwecken bestimmten Saal, in dessen einem Ende ein kleines Theater eingerichtet war, auf dem die Kinder spielen.

Das Gebäude scheint gar nicht zu enden, und nachdem wir mehrere Stunden darin umhergewandert und alles betrachtet hatten vom Garten bis hinauf zur Azotea, von der man alle Straßen, Kirchen und Klöster in Merico übersieht, ruhten wir gern aus in den alterthümlichen Stühlen mit hohen Rücklehnen, die in einem schönen Zimmer stehen, wo die Bilder der verschiedenen spanischen Directorinnen des Collegiums in altem Hofcostüme hängen. Man kann unmöglich ein Gebäude von dieser Größe reinlicher und hübscher halten, was übrigens hier bei allen unter Frauenaufsicht stehenden Anstalten der Fall ist. Die meisten andern alten, auf prächtigem Fuß eingerichteten spanischen Institutionen sind im Verfall.

Rehim Chan.

(Fortsetzung.)

Laut waren die Klagen in dem Harem von Khelat, denn Bibi Gandschan war nicht mehr, und wenige im Lande waren so verehrt und geliebt. Die Männer ließen zu Ehren der Todten die Bärte ungekämmt und wechselten die Kleider nicht, während die Frauen ihren Schmuck bei Seite legten und ihren Verlust beweinten, gekleidet in grüne Trauerschleier, als gelte es den Nachkommen des Propheten. Aber innerhalb dieser Räume war eine, deren Jammer zu tief war für Worte, eine welche fühlte, daß ein Ring in des Lebens Liebeskette ausgebrochen war, um nicht mehr eingesetzt zu werden; daß ihr Glück einen Stoß erlitten hatte, den Vater, Bruder und Ge-

wahl nicht mehr gut machen konnten, und wie Zeinab sich über den entseelten Körper ihrer Stiefmutter niederbeugte, erschien sie vielleicht liebenswürdiger als je. Die dunkeln Flechten ihres glänzenden Haares, nicht mehr durch Kämme oder andern Schmuck zusammengehalten, fielen in reicher Fülle um die zierliche Frauengestalt herab, in eigenthümlichem Contrast mit der Zartheit und Durchsichtigkeit ihrer Wangen, während das Feuer ihres großen schwarzen Auges, das in seinem vollen Glanz vielleicht eine allzu große Uebereinstimmung mit dem ihres Bruders verrieth, jetzt durch die rührendste Sanftmuth gedämpft war. Glücklicherweise wurde dieser herzzerreißende Kummer des liebenswürdigen Mädchens, das an der Seite der Todten kniete, unterbrochen, denn bald trat mit eiligem Schritt und beschmutzten Reisekleidern, mit fieberhaft zuckendem Auge Rehim Chan herein und warf sich neben ihr auf die Kniee. Stunden gingen vorüber, so rasch als wären es Stunden der Freude gewesen, denn die Zeit scheint nur langsam, wenn man auf ihre Flucht achtet, und als Rehim Chan aufstand, blickte er verstohlen in Zeinabs Antlitz, als ob Mißtrauen und Zweifel sich in seine Gedanken mischten; aber die Augen, die er liebte, und doch fürchtete im vollen Licht ihres freudestrahlenden Glanzes, waren jetzt sanft und mild, wie die einer jungen Taube, und ein zartes Roth brannte auf ihrer blassen Wange, die in einem Augenblick noch blässer ward wie zuvor, als er ihre Hand ergriff und sie aus dem Trauerzimmer führte.

Ueber den offenen Balcon des Palastfensters ergoß der Mond seine ruhigen Strahlen, die Luft war still, Orangen- und Citronenblüthen verbreiteten ihren Duft, in der Ferne schimmerten die waldbewachsenen Gipfel herüber und stimmten zu dem ruhigen Bilde. Neben einander, still aber gedankenvoll, standen Rehim Chan und das Brahui-Mädchen, er die Augen zärtlich gesenkt auf die ihrigen, während sie von schmerzlichen Gefühlen erschöpft die gebotene Stütze seiner Hand nicht ablehnte. „Ach, Zeinab!“ flüsterte der junge Chan endlich, „treffen wir uns so wieder? In den trüben Monaten, seit du mich von hier fortziehen hießest, — trauriger Lohn für meine allzuheftige Liebe — in dieser ganzen Zeit war der Kampf, der Raubzug um Mitternacht, der Schlachtruf meine einzige Freude, und an deines Bruders Seite, in seinem Lächeln suchte ich Trost für die Kälte der Schwester, — aber umsonst, denn dein süßes Bild war auf allen meinen Wegen. Wenn ein hülfloses Weib mich um Mitleid anrief, wenn zarte Kinder um Gnade baten, schien deine milde Hand mein Schwert zu halten, während dein Bruder Mustapha wie ein Zauberer auf mich wirkte, und all meinen Willen lenkte, wenn auf seinen Lippen das Lächeln schwebte, welches manchmal die deinigen erhellt. Süße Zeinab, meine Mutter ist nicht mehr, du weißt, wie ich sie liebte, ein Bild meines Kummers sitzt jetzt in deinem eigenen Busen, und bittet dich um Mitleid. Einst wiesest du mich zurück von deinen Füßen und sagtest mir, du könnest keinen Mann lieben auf Erden als deinen heldenmüthigen Bruder. Ich will dich jetzt nicht um deine Liebe bitten, aber bei dem Andenken derjenigen, die uns beiden so theuer war, beschwöre ich dich, blicke mich nicht mehr mit Verachtung an, laß mich dein Freund seyn, und ich verlange nicht mehr, aber gewähre mir dieß, damit das Leben noch einige Hoffnung habe.“ Sanft drang Rehim Chan in das trauernde Mädchen, und ehe des Muezzins Ruf von dem Dil-dara-Thurm herab zum mitternächtlichen Gebet rief, lag ihre Hand in der Hand Rehims, der sie nie mehr liebte als eben jetzt, wo er darauf zu verzichten schien.

*

Auf dem Dschillam oder Thron von Khelat saß Rehim Chan in seinen Trauerkleidern und wartete der Ankunft Mustapha's, der das nach Brahui-Sitte zu Ehren der verstorbenen Fürstin bereitete Fest theilen sollte. Mabarikas oder Begrüßungsbotschaften waren von Stunde zu Stunde abgeschickt worden, aber Gundawa's Häuptling kam nicht. So verging der erste und der zweite Tag. Die Schaaren der vornehmen Belutschen und Brahuis, welche mit den zahlreichen, Khelat tributpflichtigen Stammeshäuptlingen angekommen waren, wurden der Zögerung müde, und als auch der dritte Tag verstrichen war, entflammte Rehim Chans Zorn, und seine Umgebungen flüsterten sich allerhand zu. Einige ruhige Leute aus den Thälern von Schal und Mustong, welche sonst still ihre Heerden weideten, und nur wenn die Aufforderung erging, ihre Söhne zu dem Gefolge des Fürsten sandten, drehten ihre langen, blauen Baumwollenschärpen fester um ihre Lenden, zogen die großen Mäntel aus Ziegenfell höher hinauf über die Schultern, nahmen eine frische Opiumpille aus ihren kleinen Taschen und setzten sich verdrossen wieder auf den Teppich, um zu warten, bis Mustapha käme, aber Hadschi Osman, der Candaharer, und Nasrallah, der Gouverneur von Quettah, Männer die seltsame Dinge gesehen, und eine Wolke am politischen Horizont entdecken konnten, wo andern noch alles klar schien, flüsterten sich verstohlen zu.

Beide waren eigenthümliche Leute: der erste lebte nur in Dschang oder Krieg, der andere nur in Selah oder Frieden. Der Hadschi trug einen glänzend gestickten Mantel mit dem weichsten Rehfell nach außen und mit den schönsten Pelzen besetzt, rothe, mit Orange gestreifte Beinkleider von Buchara-Seide und eine prächtige grüne Kaschmirschärpe um die Lenden, aber ein glänzender Säbel und ein mit Juwelen besetzter Dolch waren augenscheinlich sein Lieblingsschmuck; sein feuriges Auge und seine hagere athletische Gestalt zeigten deutlich den Krieger. Nasrallah dagegen war ein kurzer, dicker Mann, hoch geschminkt und in den feinsten Musselin gekleidet, Selefs oder Liebeslocken hingen hinter jedem Ohr herab, um seinen dicken Bauch war eine buntseidene Schärpe geschlungen, feine Baumwollenstrümpfe erblickte man unter seinen goldgestickten Pantoffeln, und ein prächtiger Smaragd mit eingeschnittenem Koranspruche glänzte an seiner Hand.

„Stille!“ flüsterte er, und zog die Pfeife aus dem Mund, „Fürst Mustapha kommt, hört ihr das Trappeln und Wiehern der Rosse? Beim Bart des Propheten, alles ist gut.“ — „Ihr sprecht, wie ihr's wünscht, guter Nasrallah,“ erwiederte der Hadschi, indem er die Spiralenden seines Schnurrbarts drehte, „aber diese Reiter sind nur die Escorte, welche Zeinabs

Günste nach Gundawa hinab begleiten; merkt ihr nicht die Röthe, welche bei diesem Klang auf die Stirne des jungen Fürsten steigt. Hier geht etwas vor, Nasrallah, wir werden nicht lange Selah hier in Khelat haben, und da es euch so wohl ist in Eurem hübschen Hause, bei Euren schönen Pferden und Euren lustigen Gelagen mit den wandernden Kaufleuten, die Euch vielleicht hie und da ein Geschenk (Nasser) von schönen Turkisen, ein Paar Shawls oder einigen Paketen seltenen russischen Thees geben, so rathe ich Euch, mein Freund, Euch aus dem Dienst zurückzuziehen, oder Euer Säbel kommt mit euren Schönheitsmitteln in Zerwürfniß; geht ruhig in Euer Dorf, färbt Eure Nägel mit Henna und mischt Euch nicht mehr in Staatssachen!" — „So sage ich auch," unterbrach Imam Bakscht, der mit dem Kalian in der Hand eben der Gruppe sich näherte; „die Zeiten kommen, wo man die Pferde wieder festgürten und die Spitzen der Steigbügel schärfen darf. Wie Gott will! wenn es zum Fechten kommt in Gundawa, so steht ein schöner Raub in Aussicht, jetzt da das Korn reif und alles Vieh auf den Ebenen ist." — „Sagt mir," begann Nasrallah wieder, der emsig nach einer vierten Frau sich umschaute, „sind die Frauen von Gundawa schön?" und dabei strich er seine Geiess hinters Ohr und rückte den Turban mehr nach der linken Seite. — „Allerdings," erwiederte der Belutsche, „die Gundawa-Mädchen sind wegen ihrer Schönheit berühmt. Mein guter Freund, wäret Ihr ein Krieger wie ich, und hättet Ihr die Welt gesehen, ohne anderes Eigenthum, als das Eures Nachbars, und ohne Leibwache als Euren scharfen Säbel, so brauchtet Ihr nicht nach solchen Dingen zu fragen." — „Gut, gut," sagte Nasrallah, „eines ist gewiß, wenn Fürst Rehim Chan nach Gundawa geht, so wird er Rathgeber brauchen und dann — hier beäugelte er sich in einem kleinen Taschenspiegel — wird er ohne Zweifel Befehl ertheilen, daß ich ihm folge." — „Dann mache dich fertig, Freund," bemerkte Hadschi Osman, „denn diese Zeit ist ganz nahe;" und allerdings, wenn Wuth und Rache je personificiert waren, so zeigten sie sich jetzt auf dem Gesicht Rehim Chans.

„Schaut hinaus," rief er, sprang auf von seinem Sitze und zog heftig den Säbel aus der Scheide, „lange haben wir hier, wie demüthige Vasallen, auf den Fürsten von Gundawa gewartet, daß er unseren Kummer theile, und das Andenken der Fürstin, meiner Mutter, ehre. Auf unsere Botschaften hat er nicht einmal eine Antwort gegeben, sondern zieht hinaus auf die Jagd, mit dem Falken auf der Faust. Tapfere Krieger, geliebte Freunde! Zu lange schon habe ich den Uebermuth dieses älteren Bruders, dieses herzlosen grausamen Fürsten ertragen, für diese Verletzung unserer Sitten aber, für die Verachtung, welche er auf uns und unsere Fürstin häufte, will ich mich rächen. In den Sattel, Freunde, wir wollen selbst jagen, und vielleicht treffen wir ein edleres Wild!"

Bald war alles beritten, die Brahuis mit ihren raschen, sichern Kamelen, die Belutschen auf ihren abgemagerten Kleppern, die aber an solche Strapazen wohl gewöhnt waren. Lange, über Berg und Thal verfolgte Rehim Chan mit seinen Anhängern die Spur des achtlosen Mustapha, der, strotzend von Gesundheit und Kraft, instinctartig von allen Trauerfesten sich ferne hielt, die frische Bergluft und die Aufregung der Jagd suchte, des Trauerfestes ganz vergessend; endlich aber, müde von der Jagd, machte er Halt, stieg von seinem Kamel ab und warf sich nachlässig auf den Boden. Nach wenigen Augenblicken sprang, rasend vor Wuth, sein Verfolger durch das Dickicht, und stand plötzlich, die Pistole in der einen, den Säbel in der andern Hand, Haß und Zorn in den Zügen, vor seinem Bruder. Mustapha sprang auf; „halt, Rehim, halt ein!" rief er; „ermorde mich nicht so, sondern kämpfe mit mir, wenn du ein Mann bist." Aber Rehim Chans Kugel traf ihr Ziel, und tief stöhnend sank Mustapha tödtlich verwundet zu Boden. Einen Augenblick betrachtete Rehim triumphirend sein Werk, bald aber kam die Erinnerung der Vergangenheit, und mit dieser die Reue über ihn; der Mörder bedeckte sein Gesicht und floh eiligst von der Stelle.

*

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Nachdem wir längere Zeit den Wald durchschritten, wurde der Pfad wieder ungemein beschwerlich, da er meist durch tiefe, steile Schluchten führte, wobei sich alle frühern Schwierigkeiten, die wir dort vereinzelt zu bekämpfen gehabt, als kriechende Baumwurzeln, abschüssige und schlüpferige Wände der einzelnen Schluchten, Stechpalmen und undurchdringliche Waldfälle, hier zu Einem Ganzen vereint hatten. Unbegreiflich blieb mir auch hier die Stärke und Gewandtheit der beladenen Indianer, die sich mit der größten Leichtigkeit über alle solche Hindernisse ihren Weg bahnten. Jede erreichte Höhe begrüßten sie mit einem Freudengeschrei, obgleich dieser Jubel zugleich der Willkommen der sich zu ihren Füßen neu eröffnenden Schlucht seyn konnte, denn unendlich tief ging es wieder hinab, wo Mühe, Arbeit, Schweiß und das schwere Athmen der keuchenden Brust von neuem begann. Ein junges Kassavafeld, durch das uns der Weg führte, war uns ein sicherer Verkünder und Vorbote einer nahen Niederlassung, die wir auch bald, zum Tod erschöpft, erreichten. Sie bestand aus drei großen Hütten mit etwa 80 Bewohnern; — ein wahrer Festjubel aber verbreitete sich, als wir hörten, daß wir wenigstens so viel Cassavabrod erhalten konnten, um einmal unsere hungerigen und bellenden Magen zu befriedigen und zu beschwichtigen. Jener blutige Krieg, der aus Familienhaß und Eifersucht, wie der trojanische, entbrannt seyn sollte, war auch hier Hauptgegenstand des Gespräches. Gegen Abend wiederholte sich das tägliche, schauerlich schöne Naturphänomen, nur daß der heutige Orkan und das heutige Gewitter in einen wahrhaft grausigen Aufruhr übergingen, und die stärksten und furchtbarsten waren, die ich seither in den Tropen erlebt. Blitz und Donner folgten ununterbrochen auf einander, während die wolkenbruchähnlichen Wassermassen unter dem dumpfen Heulen des Sturmes, das die Donnerschläge als obligate Begleitung unterbrach, niederrauschten.

Merkwürdig war, daß wir nie bemerken konnten, daß der Blitz in irgend einen Gegenstand eingeschlagen, was nach der Aussage der Indianer überhaupt höchst selten oder fast nie der Fall seyn soll. Mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise durch das frische Grün weiter fort, und nachdem wir eine kleine Bergkette erstiegen, thürmte sich plötzlich vor uns in dunkler, blauer Ferne, das Ziel unserer Wanderung, das Roraima-Gebirge, gegen Nordosten gleich einem düstern, schwarzen Riesenwall auf. Die uns unmittelbar umgebenden Berge bildeten ungeheure Terrassen, die hie und da in regelmäßigen Bastionen aussprangen, deren geometrische Genauigkeit in der Abdachung und den scharfen correspondirenden Winkeln glauben machen konnten, sie seyen mit Winkelmaaß und Loth von Menschenhänden aufgeführt. Ebenso bemerkenswerth war die Vegetation dieser Sandsteinberge, da sie nur aus niedrigem, steifblätterigem Gesträuch und sparrigem Grase bestand. Als wir gegen Abend eben im Begriff waren, unser Lager aufzuschlagen, bemerkten wir einen gewaltigen Ameisenbär, das erste Säugethier, das wir seit langer Zeit gesehen, der ganz harmlos und gemächlich aus dem Gebüsch kam und sich in die angränzende Savanne begeben wollte. Zwei unserer Indianer eilten ihm augenblicklich mit Jagdmessern bewaffnet entgegen, und wurden von ihm in gehöriger Vertheidigungspositur, auf dem Hintern sitzend, empfangen; — bald aber war er den Streichen der Jäger unterlegen. Seine ganze Länge betrug 6 Fuß 9 Zoll. Für die Neger ist die Haut und der Schwanz die größte Delicatesse.

Auch am folgenden Tag war unsere Reise wieder eine ununterbrochene Kette von Mühen und Beschwerden, da wir Berge von 2000 Fuß zu übersteigen und in jeder Senkung eine Menge Sümpfe zu durchwaten hatten. Je tiefer diese Senkungen und Thäler waren, um so häufiger fanden wir auch die Moräste, indem sich dann in ihnen alle die zahlreichen Berggewässer sammelten, die von den Steilabhängen ihnen zuströmten. An den Ufern dieser Gießbäche wucherte gewöhnlich die üppigste Vegetation, namentlich Mimosen, eine Menge neuer Species Kielmeyera, Melastomas, Cassien u. s. w. Besonderes Interesse aber hatten für mich eine Menge indianischer Hieroglyphen, die wir an einer gewaltigen Sandsteinklippe in einer Höhe von 2050′ fanden. Sie weichen in ihren Charakteren vollkommen von jenen am großen Waraputa-Fall im Essequibo ab. Leider war der größte Theil derselben in dem rauhen und weichen Sandstein schon verwischt. Der Rest stellte menschliche Figuren, Tiger, Krokodile und Schlangen vor. — Als wir die Gipfelhöhe erreicht, blieben wir plötzlich wie durch Zaubermacht stehen, denn tief zu unsern Füßen wogte, schäumte und brauste eine ungeheure Wassermasse, deren dumpfes Gedonner uns von dem Winde zugetragen wurde, die über einen jähen Steilabfall einen riesigen Wasserfall bildete — eine Scene, die uns lange Zeit festgebannt hielt. Neue und verjüngte Kräfte waren uns gleichsam aus der stummen Bewunderung dieser großartig imposanten Scene erwachsen, der wir nun mit der gespanntesten Erwartung zueilten. Als wir das Gebirgsthal, durch das sich der Kukinam unter wildem Gebrause von Norden herwälzt, erreicht und ihn an einer passirbaren Stelle durchsetzt, trafen wir auf die Arekuna-Niederlassung Rué-ménu, die mit dem Fall gleichen Namen führt, mußten aber, da die Nacht schon hereingebrochen, den Besuch desselben bis morgen verschieben. Dieser ungeheure Wasserfall ist ohne Zweifel eines der größesten und imposantesten Naturwunder Guiana's. Der Fluß Rué stürzt sich kurz vor seiner Vereinigung mit dem Kukinam eine 120′ hohe, senkrechte Felsenwand herab, und bildet nach diesem ersten gewaltigen Sturz noch sechzehn Cascaden von 12 bis 40′ Höhe, so daß der ganze Fall 220′ beträgt. Das Getöse, der dumpfe Donner der wahrhaft dämonisch aufgeregten Wassermassen sind so sinnbetäubend, daß sie jeden andern Schall und Ton in sich verschlingen, wie zugleich auch die durch den Druck der Luft förmlich gepeitschten Riesenbäume, gleich Rohr vor dem Winde, jetzt die wüthenden Wogen küssen, im nächsten Augenblick wieder zurückschnellen und die aufgenommenen Wassermassen in Hunderten von Regenbogen abschütteln, und wir alle Kraft anwenden mußten, um uns auf den Füßen zu erhalten. Unsere Kopfbedeckung war uns schon bei dem ersten Schritt in diesen Zauberkreis geraubt, und hing entweder in den hohen Zweigen der Bäume oder trieb sich tanzend auf den entfesselten Wogen herum. Eine herrliche neue Species Cypripedium, die ich dem Hrn. Gartendirector Otto zu Schönberg bei Berlin zu Ehren benannte, hatte sich seinen Standort in diesem Aufruhr an der steilen Felsenwand gewählt. Die ganze Mauer gehörte der Sandsteinformation in dem verschiedenartigsten Farbenwechsel an. Der Rué kommt aus Nordwesten, seine Breite betrug 80′, wobei sich nun mit Einemmal die ganze ungeheure Wassermasse jene bedeutende Höhe herabstürzt. — Die Niederlassung Rué-ménu bestand aus einem großen schönen Hause mit starken Lehmwänden und 21 Bewohnern; doch konnten wir leider auch hier nur einige Yams und Bananen erhalten. Der Häuptling der Niederlassung lag eben am Fieber danieder und der Zauberer suchte ihn in der Nacht davon zu befreien, was wir ihm wenig Dank wußten, da er uns zugleich vom Schlaf befreite. Bevor die Ceremonie beginnt, wird jedes Feuer ausgelöscht.

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise in dem freundlichen, an einzelnen Stellen wahrhaft grandiosen Thale des Kukinam fort, bis wir gegen Abend am rechten Ufer ein Haus fanden, in dem wir übernachteten. Mehrere Stücke Felle, von goldgelber Farbe, die von den Bewohnern des Hauses als Schmuck getragen wurden, waren uns lange ein Räthsel, da wir sie bei keinem Thiere einzurangiren wußten. Auf unsere Fragen erhielten wir die Antwort, sie seyen von dem Affen Aranda; damit war uns wohl etwas, doch nicht ganz geholfen, da uns dieser Aranda eben so unbekannt war, bis uns ein geschossener gebracht wurde, und wir in demselben Humboldts Simia ursina erkannten. Hier sah ich zugleich wieder die Jagdtasche eines Indianers aus dem schönen Fell eines schwarzen Schaguars verfertigt. Nach der Aussage der Indianer soll er blutgieriger, wilder und stärker als der gemeine Schaguar seyn.

Ein dicker Belgier. Am 14 September starb zu Moorslede in einem Alter von 54 Jahren ein Pächter, dessen ungeheure Dicke jetzt der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs am Ort ist. Der Umfang seines Bauchs maß 7 Fuß 9 Zoll; die Waden waren dicker, als der Körper eines gewöhnlich dicken Menschen. Der Sarg, den sein Körper völlig ausfüllte, hatte 3 Fuß Breite und eben so viel Höhe. Wenn er auf dem Rücken lag, reichte seine Brust um mehrere Zoll über einen gewöhnlichen Estrich hervor. Diese Corpulenz übersteigt alles, was man bis jetzt noch von Corpulenz in Belgien gesehen hat. Bei Lebzeiten war er aber auch noch berühmt durch die glückliche Art, mit der er Rheumatismen heilte. Im Jahre 1819 wurde er zu einer vornehmen Person nach Lille berufen, und als er in der Stadt ankam hielt man ihn seiner Dicke wegen für Ludwig XVIII und das Volk rief Vivat, selbst die Truppen traten unter das Gewehr. (Voleur. 23 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1843.

Schulen und Bildung in Aegypten.

Das neueste Heft des Journal Asiatique (Jul. Aug.) enthält ein Schreiben aus Cairo von Hrn. Perron über die zu Bulak gedruckten arabischen, persischen und türkischen Bücher, dem wir nachstehendes entheben.

„Ich habe mit großer Mühe eine Liste der zu Bulak gedruckten Bücher gesammelt, unter denen viele die *Nahow* (Grammatik) und die Religion betreffen, keines aber die eigentliche Literatur, und eben so wenig die arabische Geschichte. Was von persischen und türkischen Werken gedruckt wurde, sind meist Verse, besonders arabischen Inhalts. Der allgemeine Eindruck, den die Liste macht, geht dahin, daß die gesammte Literatur und Wissenschaft im Orient so ziemlich Null ist. Der Name Ulema (Wissende, Gelehrte) hat keinen Sinn mehr; sie lesen nichts als den Coran und die Rechtsbücher, d. h. diejenigen, welche von Verkauf, Heurathen, Scheidungen, Abwaschungen u. dgl. handeln. Was lehrt man in der Moschee El Azhar, der ägyptischen Sorbonne, als muselmännisches Recht und einige kurze Commentare des Coran? Außerdem noch *El tauhid*, die Lehre von der Einheit Gottes, welche Niemand bestreitet, *El Mantik* oder Logik, d. h. eine Scholastik der ärgsten Art; ferner *El Nahow*, die Grundsätze der arabischen Grammatik, ferner die *Wissenschaft* der Conjugationen, der Tropen und noch ein Duzend anderer ähnlicher Wissenschaften; hat man diese erlernt, so ist man ein Ulema. Hat man sich noch die Wissenschaft der Prosodie (Arowd) erworben, so hält man sich für einen Dichter, und kann man ein *Taryk* oder Chronogramm auf einen Brunnen, einen großen Ulema u. dgl. machen, so wird man berühmt. An Lobliedern fehlt es gleichfalls nicht, man hat sie zu 40 bis 50 Reimen, und die berühmtesten sind diejenigen, welche am meisten Worte mit doppeltem oder dreifachem Sinn haben.

„Es gibt jedoch einige wirkliche Dichter, und der erste darunter ist Scheikh Ali-Derwisch, der eine Lebhaftigkeit des Geistes, eine Zierlichkeit im Ausdruck, und eine Schärfe entfaltet, die in der That merkwürdig sind. Die Satyre ist seine Stärke, und er hat vor einigen Jahren eine solche auf das Maulthier eines Scheiks gemacht, die bekannt zu werden verdient. — Von Scheiks, die sich mit Literatur und Geschichte befassen, kann ich nur Scheik Mohammed-el-Tunsi, Verfasser einer Reise nach dem Sudan, und Scheik-el-Tamimi-el-Mogrebi, den gegenwärtigen Lehrer der Söhne Ibrahim Pascha's, nennen. Früher befand sich hier noch ein wahrhaft gelehrter Scheik Mohammed Ayad, aber seit drei Jahren ist er nach Petersburg berufen, und wird dort mit großer Auszeichnung behandelt.

„Das Wissen Aegyptens und seine geistige Entwicklung sind jetzt ganz in den Schulen des Pascha's, und bereits erhebt sich aus diesen eine geistige Macht, die, wenn sie nur noch einige Jahre Bestand haben, stark genug ist, um das Wissen der Ulemas zu überflügeln und zu beherrschen. Aber die Ulemas leisten Widerstand, sprechen das Anathem aus, und verurtheilen alle Bücher, die wir aus europäischen Sprachen übersetzen und drucken. „„Das ist lauter Wissen der Ungläubigen, auf die Irreligion (Kufr) gebaut.““

„Von allen hier gedruckten Büchern wurden noch die Tausend und Eine Nacht am besten verkauft; alle Bücher, die Erzählungen enthalten, namentlich von Riesen und Gulen, werden gesucht und aufgekauft. Auch das Buch „Kalilah und Dimna“ hat sich wegen der eingestreuten Erzählungen sehr gut verkauft. Die Schriften über die Grammatik, welche die Regierung drucken ließ, so wie Gebetbücher, haben gleichfalls ihren Absatz. Uebrigens werden in der Gesellschaft selbst der durch ihre Frömmigkeit berühmtesten Leute die schlüpfrigsten Possen stets gut aufgenommen. Die Züchtigkeit der Sprache ist nicht weit her, und die ärgsten Zoten, selbst sodomitische Anekdoten, werden stets gut geheißen, selbst bei Ulemas, die im Geruch der Heiligkeit stehen.

„Selten, sehr selten spricht man in Gesellschaften von Literatur, und noch seltener von Geschichte; Bücher, welche davon handeln, sind wenig gesucht. Die Hunderte von Schülern oder *Mudschawerin*, welche den an der Moschee El Azhar ertheilten Unterricht in der Grammatik, im kanonischen Recht, in der Theologie, Logik u. s. w. besuchen, kennen nicht einmal

die Namen der gewöhnlichsten literarischen Werke. Sie erhalten alle Tage auf Kosten der Regierung Brod, oder leben von Geschenken, welche ihnen ihre Heimath oder auch einige reiche Leute machen, und beschäftigen sich mit sehr beschränkten Studien; sie wollen nichts wissen, als was das moslemitische Gesetz über Verkauf, Heurathen u. s. w. vorschreibt. Mit diesem Wissen ausgerüstet kehren sie in ihre Dörfer zurück, wo sie als Scheiks die Rechtsgelehrten machen. Hier gewinnen sie einige Piaster täglich mit rechtlichen Gutachten, erhalten einige Geschenke von den Bauern, denen sie am Freitag einige Gebete lesen, und leben in Trägheit und völliger Sorglosigkeit dahin. Ich habe welche gesehen, die im Wörterbuche nicht einmal ein Wort aufsuchen konnten. Aber sie fasten genau an den vorgeschriebenen Tagen, verrichten täglich ihre fünf Gebete und sind verehrt und geachtet; man küßt ihnen die Hand, man bittet sie, Koranverse auf kleine Stückchen Papier zu schreiben, die man den Kranken als Arzneimittel zu essen gibt; alles dieß trägt zwar wenig ein, fristet aber doch ihr Leben.

„Wenn der Scheik der Moschee El Azhar, welcher die Oberaufsicht über diese Unterrichtsanstalt hat, wohin Leute aus ganz Aegypten und selbst aus Mogreb (Westafrika) und dem Sudan kommen, um hier zu studiren, nur einige Liebe für Literatur, für Erhaltung der immer mehr sinkenden arabischen Sprache und für die Aufbewahrung alter Werke hätte, so müßte er jedem Schüler der Moschee und selbst jedem Scheik, welcher daran Unterricht gibt, die Verpflichtung auferlegen, jeden Monat ein Heft (20 Seiten) eines Manuscripts abzuschreiben. Er würde sich bestreben, alte Manuscripte aufzusuchen, und sie an die Schüler zum Abschreiben vertheilen. Durch Ansammlung dieser Copien würde sich an der Moschee eine der reichsten orientalischen Bibliotheken bilden, ohne andere Kosten als die des nöthigen Papiers. Die Folge davon wäre, daß sich die Schüler auch wider Willen einige literarische und historische Kenntnisse erwärben, und daß diejenigen, welche eine Neigung zu solchen Studien hätten, hier ihren Wunsch erfüllen könnten. Die handschriftlichen Bücher würden sich vervielfältigen, man könnte an Fremde verkaufen und verschaffte sich die Mittel selbst außerhalb Aegyptens arabische Bücher aufzukaufen. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Vicekönig einen solchen Vorschlag mit Vergnügen aufnähme und den Scheik in seinen Bemühungen unterstützen würde, denn ein solches Unternehmen, so einfach es ist, würde Epoche in der Geschichte machen."

Die letztere Stelle scheint darauf berechnet, Mehemed Ali auf dem Umwege durch die europäischen Journale zu veranlassen, einen solchen Befehl zu ertheilen.

Rehim Chan.

(Schluß.)

Allein in ihrem Harem zu Gundawa saß Zeinab, während alles um sie her still und schweigsam war im Palaste. Die entlassenen Krieger des ermordeten Fürsten blieben noch in der Nähe, da sie aus Achtung für den kriegerischen Geist des tapfern Mustapha und aus Liebe zu seiner schönen Schwester noch nicht in andere Dienste treten wollten; Niemand aber wagte es ihr nahe zu kommen oder sie trösten zu wollen. Aber Zeinab, obwohl einsam, weinte nicht und schien nicht zu trauern. Ihr Auge, glänzender als je, war thränenlos. Obwohl minder geschmückt wie sonst, hob sich ihre stattliche Gestalt in ihrer natürlichen Würde nur noch mehr, und als sie an einem offenen Fenster lehnte, von dem man weit hinaussah auf die Ebene, preßte sie ihre Hände fest auf den Busen und ihre Augen waren auf die fernen Berge gerichtet. Plötzlich überzog ein Gewitter den Himmel und der Regen ergoß sich in Strömen auf die heiße Erde. Aber der aufgeregte Sturm der Elemente schien mit der Stimmung des Mädchens in Harmonie zu seyn, denn sie trat vor in das Fenster und ließ die schweren Tropfen niederfallen auf ihre Stirn, als ob sie ein darin tobendes Fieber kühlen sollten. Als bald darauf über den Bergspitzen, an denen noch die schwimmenden Wolken hingen, ein glänzender Regenbogen erschien, blickte Zeinab ihn an mit freudigem Blicke, und rief plötzlich: „so ist mein Schicksal, wie jener glänzende Bogen. Ein Licht erscheint selbst unter Thränen und Kummer, aber es ist ein Licht geboren in Dunkelheit und es versinkt wieder mit dem Gewitter. Ach, Mustapha! mein tapferer, edler, geliebter Bruder! wie schwer ist es zu scheiden; aber mein Gelübde ist im Himmel aufgezeichnet, und wenn mein Herz brechen sollte, ich will es erfüllen."

So murmelte Zeinab vor sich hin, als sie den bewölkten Himmel betrachtete, ihre Wange erbleichte und der Ausdruck ihres Auges zeugte von dem Kampf ihrer Seele; nochmals wandte sie sich in ihr Zimmer, und versteckte ihr schönes Gesicht in den Kissen.

*

Monate waren vorüber gegangen, bis Rehim Chan, immer noch gemartert von Kummer, Gewissensbissen und Liebe nach Gundawa zog, um von den Ländereien, die der Chan, sein Vater, ihm hinterlassen, Besitz zu nehmen. Als er jedoch mit seinen Truppen einige Stunden von der Stadt anhielt, bat ein alter Krieger, der lange unter seinen Fahnen gedient hatte, um Erlaubniß ihn anzureden. „Willkommen, Buka Singh," „was bringst du neues?" fragte Rehim als Antwort auf des alten Mannes Begrüßung. „Herr," sagte der Alte, „Ihr zieht nach Gundawa; wißt Ihr aber, daß Zeinab, die Schwester des Fürsten Mustapha, ihre Anhänger nebst allen Bauern der Nachbarschaft sammelte, um sich Eurem Einzug in die Stadt zu widersetzen. Sie sind frisch und stark, Herr, Eure Leute sind müde, gering an Zahl und schwach; nehmt guten Rath an und zieht sie zurück durch den Paß." Rehim staunte. „Zeinab," murmelte er; „großer Gott, kann dieß möglich seyn?" Er hielt einen Augenblick ein, dann fuhr er fort: „Was ist das, alter Mann, glaubst du, daß Rehim Chan fliehen wird vor einem Heer, welches ein Weib anführt? Aber

du meintest es gut, darum sey bedankt; gehe fort und sage den Häuptlingen, daß morgen mit Tagesanbruch der Chan gegen die Stadt Gundawa zieht.“

Rehim Chan, wiederum allein gelassen, warf sich auf sein Lager, die Nacht kam herbei, aber vergebens suchte er zu schlafen; sein Gemüth, durch Bilder der Vergangenheit aufgeregt, weigerte den Schlummer, welchen er suchte. Jetzt gedachte er an Mustapha's männlichen Muth, an sein Lächeln, sein gewinnendes Benehmen, an seine Ruhe selbst im Tode, und dann an seine liebenswürdige Schwester, deren Liebe er nahezu gewonnen und deren Herz er jetzt gebrochen hatte. Aber morgen, dachte er, werde ich den Palast und die Stadt Gundawa einnehmen, und dann, wenn ich Zeinab die Besitzungen ihres Bruders zurückgebe, dann vergibt auch sie vielleicht die That, zu der seine Thorheit und meine Wuth mich trieben. Er wandte sich ruhelos auf seinem Lager hin und her, und das glänzende Mondlicht strömte in das Zelt. Plötzlich schien ein Schatten an der weißen Wand vorüber zu schweben und ehe er die Hand an sein Schwert legen konnte, ward der Vorhang bei Seite gezogen, und Zeinab, strahlend in Liebenswürdigkeit, stand vor ihm.

Rehim Chan stand auf von seinem Lager und starrte sie an, denn alle Umstände ließen ihn glauben, es sey bloß ein Gesicht, ein Geschöpf seiner überspannten Einbildungskraft. Eine Zeit lang sprach keines von beiden, endlich aber redete ihn Zeinab in langsamen, eindringlichen Tönen also an: „Rehim, wir haben uns wieder getroffen, und dießmal hat die stolze Zeinab den Chan aufgesucht, aber nicht allein. Die treuen Anhänger meines ermordeten Bruders haben deine Wachen überfallen und umgeben jetzt dein Zelt. Du bist in ihrer Gewalt, Fürst, und es sind kühne, entschlossene Männer, die geschworen haben, ihres Anführers Blut an seinem verrätherischen Mörder zu rächen. Du schändlicher Feigling, erfahre jetzt, daß als die verstümmelte Leiche meines tapfern Bruders dort im Palast auf meinen Knieen lag, ich, seine Schwester, bei allem was einer moslemitischen Frau theuer ist, schwor, daß keine Hand, als die meinige, seinen Tod rächen solle, und ich bin hier, niederträchtiger Verräther, um meinen Schwur zu erfüllen.“ Gleich einem schimmernden Lichtstreifen glänzte einen Augenblick Zeinabs Dolch im Mondenstrahl und durchbohrte dann das Herz des unglücklichen Fürsten. Ein lauter Schrei drang durch die Mitternacht und Krieger stürzten in wildem Getümmel ins Zelt; jedes Schwert war gegen den fühllosen Körper des Chans gerichtet, und laute, wüthende Flüche mischten sich in die Streiche, aber Zeinab drängte sich durch die Menge, schaute wild in das Angesicht des mit dem Tode ringenden Rehims, und sprach dann: „es ist vorbei, Bruder, ich komme zu dir! Meine Freunde, Ihr habt Eurem Fürsten treu gedient, mir könnt Ihr nicht mehr dienen, denn ich habe nur noch gelebt für diese Stunde. Ein vergifteter Trank stärkte mich zu dieser That und ich fühle jetzt seine Gewalt in jeder Ader. Lebt wohl und vergeßt nicht, daß auch eine Weiberhand den Fall eines Kriegers rächen kann.“

Mit lautem Jammer drängten sich jetzt die Frauen Zeinabs um ihre Herrin und trugen sie nach dem Palaste. Ihr Schicksal lebt noch im Angedenken der Brahuistämme, und wenige sind, unter denen nicht bei ihren Feuern um Mitternacht die heldenmüthige That der schönen Zeinab und das unglückliche Schicksal der Fürsten von Khelat besungen wird.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

(Aus den: Letters on South America by W. Robertson.)

Zweiter Abschnitt.*)

El Sapo. — Hr. Tuckerman. — Reise auf dem Parana nach Buenos-Ayres.

Nachdem ich meinen Vertrag zur Herbeischaffung von Häuten mit dem oft genannten irischen Gaucho Don Pedro Campbell abgeschlossen und dieser seinen Feldzug begonnen hatte, waren größere Anstalten nöthig, als wir anfangs beabsichtigt hatten. Es mußten zwei Hauptquartiere, eines zu Corrientes und ein zweites zu Goya, errichtet und ein halb Dutzend Außenposten von diesen Hauptpunkten aus mit Waaren und Geld versehen werden. Um dieß herbeizuschaffen, mußte ich nach Buenos-Ayres reisen, während mein Bruder gleichfalls Corrientes verließ, um nach Goya zu gehen. Das Boot zu meiner Reise kaufte ich von einem Schiffsbauer, einer der markantesten Personen in Corrientes, Namens Don Pancho Calafate — ein Boot, das ich nach der Landesgewohnheit in Buenos-Ayres zu verkaufen und zu Lande zurückzukehren gedachte.

Calafate ist ein zu merkwürdiges Subject, als daß ich ihn übergehen könnte, und da er längst vom Schauplatz der Welt abgetreten ist, so kann ich ihn schildern, wie er war. Er war ein geborener Biscayer, hatte zeitig seinem Heimathland Lebewohl gesagt und sich in Corrientes niedergelassen. Die Biscayer sind bekannt wegen ihrer Redlichkeit und Gutmüthigkeit, wegen ihres Muthes und ihrer Vaterlandsliebe, aber auch wegen ihres rauhen Aeußern, ihrer ungeschliffenen Sitten und ihrer Derbheit, die bei den ungebildeten Classen in eine gemeine und fast thierische Rohheit ausartet. Zu dieser letztern Classe gehörte Don Pancho, der Schiffsbaumeister, den seine Widerwärtigkeit und seine Rohheit zum Gegenstande der Abneigung, so wie seine Corpulenz zum Gegenstande des Gelächters gemacht hatte. Dieß zog ihm einen Spottnamen zu, den die allgemeine Stimme dermaßen guthieß, daß er seinen wirklichen Namen ganz verdrängte. Dieser Spitzname war „el Sapo,“ die Kröte, und nicht selten geschah es, daß Fremde, die nie einen andern Namen hörten, ihn zu seinem großen Zorn mit Señor Sapo anredeten. Als ich Don Pancho kennen lernte, war er wirklich ein monströser Mensch. Sein grobes schwarzes Haar hing um ein Gesicht, das eine widrige Mischung von Wildheit, Launenhaftigkeit und Völlerei bildete. Seine Züge waren grob, seine Augenbraunen buschig und finster, seine Haut glich gegerbtem Leder, seine Unterlippe und Backen hingen herunter, und an die letztern reichten seine großen flachen Ohren hinab; er trug nie einen Hut, sondern stets eine rothseidene Barceloneser Nachtmütze, die aber so schmutzig war, daß man die ursprüngliche Farbe und das Gewebe nur errathen konnte. In „El Sapo's“ Mund stack unab-

---

*) S. Nr. 165 bis 170.

unaufhörlich eine Cigarillo de papel, außer wenn er einen Schluck Aguardiente, sein Hauptlabsal, zu sich nahm. Er trug eine bunte zitzene Jacke, aber über den linken Arm geschlagen, denn beide Arme waren nackt fast bis zur Schulter hinauf und zeigten eine seltene Vereinigung von Muskeln, überlegt mit festem Fleisch, und einer von der Sonne hart gebrannten, gleichsam gegerbten Haut. Weste, Halstuch und Hosenträger verschmähte „El Zapo“ als zu lästig. Seine weiten, gerade nur über die Hüften heraufgehenden Beinkleider wurden durch eine rothe Binde zusammengehalten, welche bis über den Bauch hinabhing. Nichts als ein weites Hemd hüllte die elastische Masse ein, welche von Jahr zu Jahr sich ausdehnte, bis er gleich Falstaff seine Knie nicht sehen und bald auch nur noch mit Anstrengung seine mit Pantoffeln bekleideten Füße erblicken konnte. Er trug keine Strümpfe. Eine Yesquero oder Feuerzeugbüchse in seiner Tasche und ein Messer in seinem rothen Gürtel vollendeten sein Deshabillé. Er hatte mehrere Sklaven und Sklavinnen, die er alle schlecht nährte und kleidete, mit Ausnahme einer einzigen, die ihm als Koch und zugleich als Surrogat einer Ehehälfte diente. Seine Sklaven dienten als Lehrjungen und Gesellen in seinem eigenen Schiffbauergeschäft, und er zog auch die Kinder seiner verheuratheten Negerinnen auf, so daß sie ihm gleichen Vortheil abwarfen, wie seine erkauften Sklaven, indem er sie entweder in seinem eigenen Geschäft verwendete oder als Arbeiter an andere vermiethete. Mit seinen Sklaven fällte er eine große Menge des schönsten Schiffbauholzes, das er nach Buenos-Ayres schickte, und baute und besserte kleine Schiffe aus, die den Handel um Corrientes unterhielten. Seine zwei kleinen Werften, die eine trocken, die andere naß, befanden sich an einer kleinen Bucht des Parana, und waren durch eine rohe Schleuse von einander getrennt. El Zapo's Haus, von dem er seine Arbeiter übersehen konnte, hatte eine mit einem Dach bedeckte Einfassung und stand, die Vorderseite abgerechnet, ganz im Wald. Unter diesem Dach aß El Zapo tüchtige Stücken gebratenes Rindfleisch, aber seine Lieblingsgerichte waren fette Ragouts, die gehörig nach Knoblauch rochen, ranziger Speck, Sardellen, in Essig und Oel getaucht, schlechter Bacalao (Stockfisch) und noch schlechterer Schinken in sauerem Wein gekocht; dazu kamen Lattich, Zwiebel, Oliven und Antschovis, sämmtlich schlecht, zum Theil faul, wie man es im Hause eines Schiffszimmermannes in Corrientes erwarten kann, der keinen Verkehr mit Europa unterhält. El Zapo trank seinen dicken weißen Mendoza-Wein oder seinen dunkeln Benicarlo aus einem großen spanischen Humpen, der selbst in dem Weinland Catalonien zu nichts anderem als zum Wasser bestimmt war, und seinen Aguardiente aus einem kleinern Krystallglas, das er aber um desto häufiger füllte. Wenn man ihn so unter seinem kleinen Corridor sich mästen und gelegentlich auf seine Arbeiter herunterschimpfen sah, mahnte er mich an nichts so sehr als an ein Rhinoceros in seinem Käfig, das man abwechselnd reizt und füttert. Ich hatte wegen des Baues und Ausbesserns meiner Schiffe leider sehr viel mit dem Menschen zu thun, und dieß mag mich entschuldigen, daß ich sein Bild so getreu schilderte; er war ein höchst widerwärtiger Mensch, und ich habe nie gehört, daß derselbe je irgend einen gefürchtet hätte, als meinen Freund Don Pedro Campbell; auch kümmerte er sich nie um jemand, als um seine Quasifrau und seine zwei Söhne, die er, da doch auch das roheste Specimen unseres Geschlechts noch etwas Gutes an sich haben muß, als achtungswerthe Mitglieder der Gesellschaft aufzog.

Mein Schiff war mit Zapo's Hülfe hergerichtet, ausgerüstet und mit Lebensmitteln für die Fahrt den Strom hinab versehen. Der Vaqueano (Steuermann) und seine Mannschaft waren bereit, eine kleine Toldo oder Decke von Häuten war im Hintertheil des Schiffes ausgespannt gegen die brennende Sonne, und alles zur Abreise fertig. Begleitet von Hrn. Postlethwaite und meinem Bruder, ging ich nach dem Embarcadero oder Einsteigeplatz, wo das Boot lag, und wollte eben einsteigen, als mit einemmal ein kleiner Mann mit rothem Gesicht und scharfen, schnippischen Zügen athemlos herbeikam. Sein Anzug war so sonderbar, daß ich nicht umhin kann, solchen zu beschreiben. Er trug eine blaue Militärjacke mit rothem Passepoil und einer doppelten Reihe kugelförmiger Messingknöpfe auf der wohlwattirten Brust. Seine Hosen waren gleichfalls à la militaire, und er hatte zugleich mit einer Schärpe seinen Körper dermaßen zusammengeschnürt, daß er einer Wespe nicht unähnlich sah. Sein großer, für ihn viel zu langer Cavalleriesäbel kam ihm immer zwischen die Füße, die von den Knien sichtlich auseinander gingen. Er trug einen dreieckigen militärischen Hut, der mit einem breiten schwarzen Band unter dem Kinn befestigt war; sein Hemdkragen war heraufgezogen und mit einer Rosette von falschen Steinen festgehalten. Sein Poncho war, nach Art der Plaids, über die linke Schulter und die Brust geworfen, und seine Rebenque oder Lederpeitsche, deren Handgriff einen silbernen Knopf hatte, war um die rechte Brust geschlungen. Zwei Ohrringe, ein Paar starke militärische Handschuhe, ein Stück blaues und rothes durch ein Knopfloch seiner Jacke gezogenes Band und ein Paar silberne Sporen über einem stattlichen Paar Potro-Stiefel,*) in deren einem sein Messer mit silbernem Griff stack, vollendeten seinen Anzug. Eine solche Vermengung von Dandy und Gaucho sah ich in meinem Leben nicht, und der riesenhafte Zapo, der in seinem gröbsten Deshabillé neben mir stand, bildete mit dem Petitmaitre einen lächerlichen Contrast. Ich kannte ihn so wenig, wie mein Bruder, Hr. Postlethwaite befriedigte aber unsere Neugierde, indem er den Fremden als Hrn. George Tuckerman aus Washington vorstellte. Wir verbeugten uns, und der Kriegsmann machte mit seinem hohen Dreispitzhute eine halbrunde Begrüßung, während zugleich sein Körper sich zierlich bis zu 45° herabbeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Centralisation der Literatur in Frankreich. Der wissenschaftliche Congreß, welcher dieß Jahr seinen Sitz zu Angers hatte, scheint sich für die Nichtachtung, die er von Seite der Hauptstadt erfährt, haben rächen zu wollen. Am 7 September wurde in der fünften Section: Literatur und schöne Künste, die Frage aufgeworfen: welches ist der Einfluß der jetzigen Literatur der Hauptstadt auf die Studien, den Geschmack und die literarischen Erzeugnisse der Provinzen? Von Erschöpfung dieser Frage ist freilich keine Rede, doch wurden die ärgsten Uebelstände allerdings berührt, namentlich die Gewinnsucht, auf welche fast alle literarischen Unternehmungen basirt sind, und die ausschließliche Belohnung in Paris erscheinender Werke. Die Ansicht herrscht vor, daß das System dieser intellectuellen Centralisation die Provinzen geistig vernichten und die natürliche Verbindung zwischen der Literatur und den socialen Verhältnissen größtentheils aufheben müsse, indem nur Sitten der Hauptstadt geschildert würden und die provincielle Eigenthümlichkeit mehr und mehr zu Grunde gehe. Die Klage ist keineswegs neu, wohl aber, daß sie sich in Frankreich allmählich geltend zu machen gesucht.

*) Aus Füllenleder gemacht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 October 1843.

Die neurussischen Steppen.

(Russ. Journal des Minist. des Innern. Januar 1843.)

Unter den zahllos wechselnden Landschaften des ungeheuren russischen Reichs bieten die Steppen eine eigenthümlich merkwürdige Erscheinung dar. In keiner der übrigen europäischen Sprachen gibt es einen Namen für sie — ein Beweis, daß im ganzen übrigen Europa keine Localität ist, welche denselben völlig entspräche. Und wirklich sind auch die russischen Steppen nicht europäischer, sondern asiatischer Abkunft und Art. Aus der Tiefe Mittelasiens, dieses Königreichs der Steppen, kommen sie herüber nach Rußland mit den unterscheidenden Merkmalen der Form und der Bestandtheile des Bodens. Selbst ihre Bevölkerung war bis auf die letzten Zeiten dorther geschöpft und wurde auch von dorther erneuert; die barbarischen Horden, die ihre Nomadenlager hieher vorschoben, gaben auch die Gewohnheiten und Sitten nicht auf, die sie am Abhang des Altai und Himalaya angenommen hatten. So blieb ihre wilde, öde, asiatische Natur Jahrhunderte lang unverändert und allen Fortschritten der europäischen Gesittung anscheinend unzugänglich. Darum galt der mit Steppen bedeckte Süden des jetzigen Rußlands von Alters her als der strittige Boden zwischen Asien und Europa, oder wenn man ihn je zu Europa rechnete, so geschah es nur unter der doppelsinnigen, beschränkenden Benennung, das „europäische Skythien," das „europäische Sarmatien," die „europäische Tatarei."

In langer, ununterbrochener Linie, in fast gerader Richtung von Osten nach Westen von einer Gränze des Reichs zur andern strecken sich die Steppen im Süden hin. Der Strich hat eine bedeutende, nicht allenthalben gleiche Breite. Im Süden haben sie eine natürliche, unüberschreitbare Gränze im schwarzen und kaspischen Meere und in dem zwischen beiden sich ausdehnenden Kaukasus, im Norden aber ist keine so scharf bestimmte Gränze, sie wird vielmehr bald breiter, bald schmäler, und nur im Westen, in dem sogenannten bessarabischen Budschak, geht sie am Ende in einer kaum bemerklichen Spitze aus. Der Steppencharakter setzt sich indessen auch in den Ebenen der Moldau und Walachei fort, und die „Pußten" Ungarns stehen noch in naher Verwandtschaft mit den russischen Steppen. Bei der Unbestimmtheit der nördlichen Gränze des Steppenstrichs kann man auch dessen Ausdehnung nicht mit Genauigkeit bestimmen, und man kann sie nur annähernd auf 15,000 geographische Quadratmeilen anschlagen. Dazu gehören: zum Theil die Gouvernements Orenburg und Simbirsk, fast das ganze Gouvernement Saratow, ganz Astrachan, die kaukasische Provinz, das Land der donischen Kosacken und deren vom schwarzen Meere, die südlichen Theile der Gouvernements Tambow, Woronesh, Charkow und Poltawa, endlich das ganze sogenannte „neurussische Land" nebst Bessarabien.*)

Einförmigkeit ist der hervorstechende Charakterzug dieser Steppe, und ihre Oberfläche bildet auf der ungeheuren Strecke vom Ural bis zur Donau fast nur Eine flache, nackte Ebene. Da und dort ist sie mit Sand oder mit Salzsümpfen bedeckt, größtentheils aber mit einer lockern Thonrinde, auf der keine Unebenheiten zu sehen sind, als die einzeln zerstreuten Kurgane, und keine andere Vegetation als wildes Gras, welches durch das borstenartige graue Pfriemenkraut oder durch den häßlichen Burian erstickt wird. Selbst die Flüsse, deren geringe Zahl durch die Größe aufgewogen wird, durchschneiden die Steppenfläche in ihrer ganzen Breite, ohne eine wesentliche Aenderung in derselben zu veranlassen. Diese staunenswerthe Einförmigkeit, in Verbindung mit der unabsehbaren Ausdehnung hat nicht nur in der heißen Phantasie der Dichter die Idee eines zu festem Land gewordenen Meeres erzeugt, sondern auch die Naturforscher sind durch den kahlen Anblick zu der Ansicht gekommen, daß hier einst das Meer stand, und im Laufe der Jahrhunderte austrocknete, ein ungeheures Meer, dessen schwache Reste in den jetzigen Bassins des schwarzen und kaspischen

*) Nach dem Volkssprachgebrauch rechnet man zu den Steppen auch die südliche Gränze der Gouvernements Kursk, Orel, Rjäsan und Tula, in denen man allerdings einige, dem Steppenstrich eigenthümlich und ausschließlich angehörige Charakterzüge nicht verkennen kann. Bemerkenswerth ist auch, daß in der ersten Eintheilung Rußlands in Gouvernements durch Peter den Großen viele jetzt zu den Gouvernements Rjäsan und Tula gehörige Städte zu dem Gouv. Asow gerechnet wurden.

Meeres übrig sind. *) Dennoch gibt es auch hier, wenn nicht sehr hervortretende, doch darum nicht minder bedeutende Verschiedenheiten. So haben z. B. die Steppen, welche das jetzige sogenannte neurussische Land bilden, ohne die allgemeine Einförmigkeit zu verläugnen, in ihrer Physiognomie eigenthümliche Züge, welche ihnen in gewissem Grade einen besondern selbständigen Charakter geben.

Die Benennung „neurussisches Land," oder einfach „Neurußland," kommt jetzt den drei Gouvernements Jekaterinoslaw, Tauris und Cherson mit Einschluß der zwei Commandantschaften Taganrog und Kertsch-Jenikale zu. Durch Staatsverordnungen ist dieser ganze Strich in bestimmten Gränzen eingeschlossen, die aber nur auf zwei Seiten von der Natur festgesetzt sind, nämlich im Westen durch den Dniestr, im Süden durch die Bassins des schwarzen und asowischen Meeres. Auf den beiden übrigen Seiten sind sie theils durch den Einfluß historischer Verhältnisse gezogen, wie z. B. fast die ganze Nordgränze des Gouvernements Cherson sich größtentheils an der alten Gränze zwischen Polen und der Pforte hinzieht. Die mannichfach gebrochene Ostgränze des Gouv. Jekaterinoslaw, welche mehrfach administrative Veränderungen erfahren hat, ist nicht so willkürlich gezogen, als es den Anschein hat, denn sie läuft längs der bemerkenswerthen Steinkette fort, welche im Gebiet des nördlichen Donetz sich erhebt, dann längs dem Mius hinab bis zum asowischen Meere fortläuft und somit den ganzen Steppenstrich quer durchschneidet. Die nördliche Gränze des Gouv. Cherson, welche größtentheils mit dem Lauf der Flüsse Jegorlyk, Kodyma, Siniucha, Wys und Tjäsmin zusammenfällt, läuft stets an der natürlichen Gränze des Steppenstrichs hin; ein Gleiches findet mit dem Orelfluß statt, der im Gouv. Jekaterinoslaw die Nordgränze macht, und auf dessen nördlichem Ufer die Steppe schon wesentlich von ihrer Wildheit verloren hat. Man ersieht hieraus, daß Neurußland bei aller anscheinenden Willkürlichkeit seines jetzigen Umfangs doch für sich ein natürliches Ganzes bildet, das durch geographische Grundlagen bestimmt ist. Dieß war ohne Zweifel auch ein Hauptgrund, weßhalb in der Geschichte die neurussischen Steppen eine mehr oder minder auffallende, selbständige Bedeutung haben.

Es ist sehr natürlich, daß ein solchergestalt getrennter Landstrich auch seine localen charakteristischen Besonderheiten hat. Ohne auf diese Besonderheiten genauer einzugehen, kann man doch bestimmt behaupten, daß im Allgemeinen die neurussischen Steppen entschieden den Vorzug verdienen vor der Masse der übrigen Steppen, Budschak allein vielleicht ausgenommen. Allerdings waren sie in den letzten Zeiten, welche der schließlichen Vereinigung mit Rußland vorangingen, im kläglichsten Zustande, und so zu sagen auf dem Gipfel der Verödung. Aber dieß war die Folge der daselbst herrschenden Barbarei. Die Bewohner, einerseits die wilde Republik der Saporoger, andrerseits die wandernden Tatarenhorden, durchzogen sie nur mit ihren wilden Pferden oder den schweren knarrenden Wagen; früher aber war es anders. In den fernsten Zeiten, zu denen unsere historische Kunde hinaufreicht, erscheint das nördliche Ufer des schwarzen und asowischen Meeres weit weniger öde und wild, weit mehr von Leben durchdrungen und darum auch dem Leben zugänglicher als alle übrigen Striche des südlichen Rußlands. Vor mehr als 2000 Jahren fand hier Herodot einerseits einen fortgeschrittenen Volkswohlstand bei den ackerbauenden Skythen, andrerseits die Anfänge einer politischen Ordnung bei den königlichen Skythen. Die letztern hinterließen, abgesehen von dem Zeugniß Herodots, wirkliche, von ihrem Wohlstand zeugende Denkmäler in den reichen Schätzen, die jetzt aus den Kurganen, die ihnen zu Grabmälern dienten, ans Licht gezogen werden. Diesen Reichthum gewannen die Skythen aus jenen üppigen Ernten, welche Herodot selbst an den Ufern des Dniepr und Bug sah. Ohne Zweifel war auch das Gouvernement Tauris, d. h. der innere Theil der Krim, wenn nicht zu den Zeiten Herodots, so doch nur wenig später, mit den Arbeiten und Vortheilen des Ackerbaues bekannt; aus unbestrittenen historischen Zeugnissen ersieht man, daß Theodosia die Kornkammer war, welche den alten hellenischen Republiken ihren Kornbedarf sicherte. Es versteht sich von selbst, daß der Ackerbau, unabhängig vom Handel, welcher an den Ufern beider Meere reiche Colonien hervorrief, zur Verbreitung eines ansässigen Lebens auch innerhalb der Steppe unter den Eingebornen selbst Anlaß geben mußte. Zu Herodots Zeit gab es noch bei den Skythen weder Städte noch Dörfer, aber in den folgenden Zeiten trifft man bei den griechischen und römischen Geographen in Skythien und Sarmatien ganze Listen von Orten mit ansässiger Bevölkerung aufgeführt, Orte, deren Namen durch ihre barbarische Physiognomie hinlänglich zeigen, daß sie keine Colonien, sondern von Eingebornen gegründet waren. Noch jetzt findet man im Innersten der neurussischen Steppen alte griechische und römische Münzen, die am deutlichsten beweisen, daß hier einst feste Ansiedlungen mit entsprechender Industrie und Handel bestanden. *) Wo sind sie hingekommen? Welcher Sturmwind hat sie vom Antlitz der Erde hinweggefegt, so daß jetzt nicht mehr die geringste Spur von ihnen übrig ist? Die Geschichte schweigt über die nähern Umstände, zeigt aber nichtsdestoweniger durch die tausendjährige Herrschaft der wildesten Barbarei genügend an, wer die frühern Keime der Volks- und Staatsentwicklung auf dem ganzen Raum des neurussischen Landes vernichtete. Unmöglich konnten die einzeln und schutzlos auf der Oberfläche der Steppen zerstreuten Orte sich behaupten, da die großen volkreichen Orte am Meere, die mit allen möglichen Mitteln zur Selbstvertheidigung ausgerüstet waren, sich nicht retten konnten; wenn von ihrer Hauptstadt, dem prächtigen Olbia, das einst mit den mächtigsten Städten der damaligen civilisirten Welt wetteiferte, nichts übrig blieb als einige öde Mauerreste, die den traurigen Namen Sta-

*) Pallas war es, der zuerst diese Ansicht aussprach.

*) Es ist auffallend, daß die römischen Münzen größtentheils dem Zeitalter der Antonine angehören. Noch im vorigen Frühjahr wurde eine solche Münze im wildesten Theile des Gouv. Cherson in der Nähe der kürzlich gegründeten Kreisstadt Ananiew gefunden.

Mogil (hundert Gräber) führen.*) Selbst das Andenken davon ist spurlos verschwunden unter den unaufhörlich sich drängenden Bewohnern der Steppe, welche weder Muße noch Lust hatten, sich mit dem Landstrich, der ihnen nur als gelegentlicher Haltplatz diente, bekannt zu machen. Ein Glück noch, daß die Sagen und Zeugnisse des Alterthums in Büchern sich erhielten, welche von Geschlecht zu Geschlecht den Ruf der Skythen und Skythiens fortpflanzten, zum mindesten als einen Gegenstand der Neugierde für Geschichtschreiber und Alterthumsforscher. Ihnen allein verdankt man es, daß die verwilderten Steppen Neurußlands, als sie unter die Herrschaft des russischen Reichs kamen, eine besondere Aufmerksamkeit erweckten. Diese Sagen und Zeugnisse, bereits zum Theil mit einem mythischen, trügerischen Schimmer umzogen, erzeugten die lockende Hoffnung, das untergegangene Leben in dem Lande wieder zu erwecken. Der Enthusiasmus war so stark, daß die ganze geographische Nomenklatur eines noch ganz wilden und öden Landes mit einemmal umgewandelt wurde nach den Erinnerungen des Alterthums. Die Namen Odessa, Cherson, Olbiopol und andere, obwohl allerdings nicht ganz willkürlich hingeworfen, beweisen wenigstens, daß der künftige Zustand der neurussischen Steppen sich auf das Streben nach ihrer ehemaligen classischen Bedeutung gründen soll.

Mit dem Anfang des vorigen Jahres waren 50 Jahre verlaufen, seit Neurußland definitiv in Folge des Friedens von Jassy (am 29 Dec. 1791) mit dem russischen Reiche vereinigt wurde. In unablässigen Bemühungen um die Förderung der Wohlfahrt verstrich dieß halbe Jahrhunderte — eine bedeutende Periode in unserer Zeit und bei uns, wo alles sich mit so staunenswerther, fast fabelhafter Schnelligkeit bewegt, wo das Leben im wörtlichen Sinne unseres Volkssprüchworts, nicht „von Tage zu Tage, sondern von Stunde zu Stunde" sich entwickelt und wachst. Merkwürdig und lehrreich ist es daher, jetzt auf den Zustand des Landes zu blicken, das in den letzten 50 Jahren man kann sagen der Gegenstand einer leidenschaftlichen Vorliebe der Regierung war. Bis zu welchem Grade ist die wilde Steppennatur zurückgewichen vor dem mächtigen Einfluß der eingepflanzten Cultur? Wie tief hat das bürgerliche Leben Wurzel geschlagen, wie breit hat es sich entfaltet, und welchen besondern Charakter hat es in Folge der örtlichen Umstände angenommen?

(Fortsetzung folgt.)

*) So heißt jetzt die Stelle des alten Olbia, welches 30 Werste von dem jetzigen Nikolajew liegt.

Aethiopische Sprachen.

Das Journal asiatique vom Julius und August dieses Jahrs enthält ein Schreiben Antoine d'Abbadie's von Jul. Mohl in Paris über die äthiopischen Sprachen. Er braucht den Ausdruck „äthiopische" und nicht abyssinische, weil mehrere außerhalb Abyssinien gesprochene Sprachen sehr deutliche Verwandtschaft mit denen des eigentlichen abyssinischen Plateau's zeigen. Seine Bezeichnung der Aethiopier ist etwas sonderbar; er nennt sie „Afrikaner, deren Vaterland im Norden des Aequator ist, und die als gewöhnliche Kleidung die Toga tragen, d. h. ein Stück weißes Baumwollentuch, das sie um den Körper schlagen." Er zählt nicht weniger als 28 Sprachen auf, die am Ufer des rothen Meeres bis über das Cap Guardafui hinaus und in den Bassins der Flüsse Abay, Webi, Awasch, Takazze, Marab und Ansaba gesprochen werden. Indeß verzichtet er bei 14 davon gleich vornherein ihre Verwandtschaft anzugeben, und bemerkt mit großem Rechte, daß es nicht in der Gewalt eines einzigen Reisenden stehe, Licht in dieß Chaos zu bringen. Erwägt man außerdem noch, daß die Expedition, welche mehrmals den weißen Nil hinauffuhr, in diesem Strich gleichfalls eine gute Anzahl grundverschiedener Sprachen bemerkt haben will, so muß man gestehen, daß das Hochland Abyssinien mit seiner Nachbarschaft dem Sprach- und Geschichtsforscher Räthsel aufgibt, wie sie sich nicht leicht neben einander finden. Abbadie beginnt mit der den Philologen wohlbekannten Gööz- oder Geezsprache, einem rein semitischen Dialekt, augenscheinlich aus Arabien herüber gekommen, wie denn auf einigen (angeblich himjaritischen) Ruinen Südarabiens Lt. Wellstead Inschriften fand, die der äthiopischen Schrift wesentlich gleichen. Eine frühere Einwanderung von Arabien her ist also unverkennbar. Diese Geezsprache soll noch in einigen Dörfern von Sarawe gesprochen werden. Das zweite Element ist das eigentliche afrikanische, die Neger, die von Südwesten herauf kommen. Wir können zu diesem auch die sogenannte Hamtöngasprache rechnen, die von den Tschöratscha Agaw, den Bilen u. s. w. gesprochen wird. Die wahre Schwierigkeit liegt in den für semitisch geltenden und halb semitischen Sprachen. Völlig semitisch, also mit der obigen Geezsprache verwandt, vielleicht deren Abkömmling soll die Tigresprache (Tögray) seyn, welche in der Provinz dieses Namens und bis nach Mussawa am rothen Meer gesprochen wird. Abbadie's Angabe nach wäre es die Sprache des nordöstlichen Abyssiniens. Unter halbsemitischen (sous-semitiques) Sprachen versteht er solche, die zwar eine eigenthümliche Entwicklung haben, doch aber eine so starke augenscheinliche Verwandtschaft mit dem Aethiopischen oder Arabischen darbieten, daß man sie nicht ganz von der semitischen Familie trennen kann. Hier kommen namentlich die Sprachen an der Küste von Zulla bis über Cap Guardafui hinaus in Betracht, und es handelt sich hier darum zu unterscheiden, welcher Stamm, ob der semitische oder afrikanische, sich in der Grammatik behauptet hat, und in wie weit die ursprünglichen grammatischen Formen des Semitischen durch das Eindringen des afrikanischen Elements vereinfacht wurden, wie z. B. die germanischen Formen des Englischen durch das Eindringen des Normannisch-Französischen verwischt wurden. In dieß Gebiet gehört auch die Sprache von Schoa oder Südabyssinien. Eine vollständige Untersuchung dieses Gegenstandes muß interessante geschichtliche Thatsachen ans Licht stellen, und kann vielleicht mit der Zeit Aufschluß geben über die Sprache des alten Meroe.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Zweiter Abschnitt.

El Zapo. — Hr. Tuckerman. — Reise auf dem Parana nach Buenos-Ayres.

(Fortsetzung.)

Ehe er noch dieser Höflichkeit eine wohlgesetzte Rede folgen lassen konnte, brach El Zapo in eines seiner gewöhnlichen Pferdegelächter aus, nahm verächtlich mit dem Zeigefinger und Daumen ein herabhängendes Stück von Tuckermans Poncho und sagte: „mein Gott, wo kommt denn so ein Dandy her?“ Auf die Antwort: „was geht das Euch an, Hr. Zapo?“ wäre es beinahe zwischen beiden zu Thätlichkeiten gekommen, und erst als Zapo sich entfernt hatte, erfuhr ich von Tuckerman, daß er eben erst aus dem Innern angekommen, und mir sehr dankbar seyn würde, wenn ich meine Reise bis auf den folgenden Tag verschieben und ihm einen Platz in meinem Boote gewähren wollte. Seine Peroration war mit tausend Entschuldigungen und Danksagungen für meine Güte, als ich bereitwillig zusagte, durchspickt. Als wir von der Bucht nach Hause gingen, drückte er mir sein Erstaunen aus, wie ich unter solchen Barbaren, wie die Correntiner, leben könne, und konnte sich nicht genug wundern, als ich ihm sagte, daß ich sie — mit Ausnahme El Zapo's — für gutmüthige, gefällige Leute halte. Ich fand bald, daß er bei aller Höflichkeit doch die Narrheit hatte, mit vielen Leuten Streit anzufangen, und darum bei niemand sonderlich beliebt war. Trotz allem dem war er ein sehr wohlwollender und zuverlässiger Mann; auch reiste er nie, ohne einen kleinen Arzneikasten mit sich zu nehmen, nicht für sich, sondern für das Landvolk, mit dem er jedoch, während er ihm half, Streit anfing über ihre Sitten und Gewohnheiten. In diesem schwach bevölkerten Lande gibt es keine Aerzte, und die ganze Wissenschaft der materia medica ist in der Hand einiger Curanderas, die halb für Hexen gelten, in der That aber unwissende Quacksalberinnen sind.

Am folgenden Morgen, als alles zur Abreise fertig war, eilte Tuckerman nach dem Flusse mit einem großen Seekoffer, den zwei Peons trugen, einem Felleisen, einem Fäßchen Zwieback und einer Hängematte. Statt der militärischen Kleidung trug er jetzt die eines Matrosen, hatte ein Gewehr übergehängt und einen Hund bei sich. Ueber die Schulter war Kugelbeutel und Pulverhorn geschlungen, und in seiner rechten Hand führte er seine Rebenque, mit der er zuweilen seinen Hund um die Ohren knallte, bis das arme Thier zitternd seinem Herrn auf dem Fuße folgte. Wegen der Menge Gepäck machte er große Entschuldigungen; nachdem wir aber die Kiste so gestellt hatten, daß sie als Tisch diente, nachdem Zwiebackfäßchen, Felleisen und Hamack untergebracht waren, zeigte sich Hr. Tuckerman als einen so bequemen Reisegefährten, wie seine launische Natur es nur immer zuließ. Die Segel wurden aufgehißt, der Wind war gut, die Strömung stark und in einer halben Stunde hatten wir Corrientes aus dem Gesicht verloren.

Auf meinen Reisen zu Pferde hatte ich mich gewöhnt hinsichtlich meiner Lebensmittel von Estancieros und Postmeistern abzuhängen, und belästigte mich selten mit Reiseapparat, außer wenn ich, wie jetzt, den Fluß befuhr oder mit einem Wagen die Pampas durchflog. Ich hatte alles, was ich dießmal für nöthig hielt, im Boote, fand aber bald, daß ich im Vergleich mit Hrn. Tuckerman ein bloßer Novize in der gastronomischen Voraussicht sey. Er öffnete seinen großen Seekoffer, den ich mehr als einmal in den Grund des Flusses gewünscht hatte, wie sehr staunte ich aber, als ich dessen Inhalt erblickte. Der Koffer war in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die eine des Eigenthümers gaucho-militärischen Schmuck und andere Kleidungsstücke, die andere eine vollkommene amerikanische batterie de cuisine, Theeservice, Dessertservice, Gläser, Messer, Gabeln, Löffel und in einer wohlgeschützten Ecke ein prächtig ausgestattetes Flaschenfutter mit Wein und Liqueurs enthielt. Dabei machte denn Hr. Tuckerman selbst den Koch, und that sich namentlich viel darauf zu gute, daß er den Kaffee vorzüglich zu machen verstehe.

Am zweiten Tage hielten wir in Goya an, und erhielten Complimente und frische Lebensmittel in Fülle von Don Pedro Quetary, einem Franzosen, von dem bald weiter die Rede seyn wird. Wir fuhren wieder ab, und vier Tage lang ging's frisch den Parana hinab; am Abend des vierten Tages aber machte unser Steuermann ein bedenkliches Gesicht, denn alle Anzeichen verkündeten einen Sturm, einen Pampero. Er versuchte das östliche Ufer zu erreichen, — unmöglich, er steuerte nach der Chaco-Seite, noch unthunlicher; der Sturm überfiel uns mit der Wuth eines Tornado, und trieb uns mit unwiderstehlicher Gewalt auf eine von den schwammigen Massen oder Sumpfinseln des Flusses, die auf einer sehr schwachen Grundlage von Sand ruhen. Der brüllende Sturm jagte uns zwischen die Baumzweige und das verschlungene Unterholz hinein; der Himmel war bedeckt, die Nacht kam heran und der Regen fiel in Strömen. Wir waren gänzlich durchweicht, und nur mit großen Anstrengungen gelang es uns, das Boot vor gänzlicher Ueberschwemmung zu retten. Alles wurde naß, unsere Kleider, unser Gepäck und Don Jorge's schöne Lebensmittelvorräthe, aber unser Boot war doch wenigstens gesichert und unsere nächste Sorge war, ein Bivouac für die Nacht einzurichten. Der arme Tuckerman war hier nicht so am Platze, wie beim Kaffeemachen, und während wir arbeiteten, stand er da, ein Bild der Verzweiflung über die Verluste, die er im Toben des Sturmes erlitten hatte. Mit zwei oder drei Häuten und vermittelst der Büsche und Baumzweige machten wir ein Dach, unter dem wir alle kauerten. Ein Yesquero wurde in Requisition gesetzt und Feuer angemacht trotz des Regens; bald wurden wir munter, obgleich der Wind heulte und der Parana toste, nur beunruhigte uns hie und da das tiefe Brummen eines Tigers, und wirkte namentlich sehr heftig auf die Nerven und die Unterhaltung Hrn. Tuckermans, die hie und da nicht recht ineinander paßte. Indeß im Ganzen genommen fühlten wir uns ziemlich sicher vor einem Angriff, und wir machten es uns so bequem, als es sich thun ließ.

Drei Tage mußten wir auf der Insel bleiben, ohne daß wir uns viel besser einrichten konnten, als in der ersten Nacht. Unsere bessern Lebensmittel waren alle verzehrt oder zu Grunde gerichtet, und eine Zeitlang waren wir auf gerösteten Mais und eine Nuß, Namens Mani, beschränkt, welche in diesem Lande sehr häufig ist. Der Pampero nahm endlich ab, der Parana wurde wieder ruhig, ein klarer blauer Himmel wölbte sich über uns; wir brachten unser Boot abermals auf den Strom, und erreichten am nächsten Abend Santa Fé. Müde länger das Spiel der Winde zu seyn, setzte ich mich hier zu Pferde, und Hr. Tuckerman that dasselbe. Sey es aber, daß ich mich mehr nach dem Ende meiner Reise sehnte, oder daß er an scharfes Reiten minder gewöhnt war als ich, am Ende des ersten Tages blieb er zurück, um gemächlicher nachzukommen, und am vierten war ich in Buenos-Ayres.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 October 1843.

Hr. Henry Wheaton und der Panama-Canal.

Der zu Washington erscheinende National Intelligencer enthält auf sechs ungeheuren Spalten eine Mittheilung Hrn. Wheatons über alle Verbindungsstraßen zwischen dem atlantischen und dem stillen Meer. Wir können im Allgemeinen diese Straßen als bekannt voraussetzen, und bemerken bloß, daß Hr. Wheaton die Wahl zwischen dem Wege über den Nicaragua-See und dem Isthmus von Panama freiläßt. Außer diesen führt er noch als zunächst in Betracht kommend den durch die Flüsse Atrato und San Juan an, wo, wie wir in Nr. 8 von d. J. gemeldet, bereits eine Wasserverbindung für Kähne besteht. Es findet hier, wie es scheint, eine natürliche Wasserverbindung statt, wie man sie z. B. bei hohem Wasser zwischen den Quellen des Missisippi und den Canada-Seen bemerkt, und diese natürliche, nur in der Regenzeit brauchbare Wasserverbindung soll im Jahre 1788 auf Betrieb eines Pfarrers durch Anlegung eines kleinen Canals, Raspadura genannt, vervollkommnet worden seyn. Wheatons Gründe gegen diesen letztern scheinen nicht ganz stichhaltend, denn wenn es wahr ist, was der englische Consul Perry der geographischen Gesellschaft in London mittheilte, „daß Indianer an Einem Tage und in denselben Kähnen von der Mandingo-Bai an der atlantischen Küste nach Chepo auf der Westküste gelangten," so kann von zahlreichen Schnellen und Katarakten, deren Hr. Wheaton erwähnt, unmöglich die Rede seyn. Doch dieß im Vorbeigehen. Hr. Wheaton hat eine gute Dosis deutscher Gelehrsamkeit zusammengestoppelt, wahrscheinlich wohl um seinen Landsleuten zu beweisen, wie eifrig er ihre Handelsinteressen, welche bei den neueröffneten Verbindungen Europa's mit Indien und China die Eröffnung des Panama-Canals dringend fordern, in Acht nehme, allein er hat wie es scheint, das alte Recept über den Hasenpfeffer vergessen, daß man nämlich, um einen Hasenpfeffer zu machen, zuerst einen Hasen haben muß. Der hier nöthige Hase ist ein gesicherter politischer Zustand der dortigen Länder. Spanien trieb einst einen bedeutenden Handel zwischen Panama und Chagres, und bestände die spanische Herrschaft dort auch nur noch in der Kraft, welche sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte, so wäre die Ausführung, abgesehen von den technischen Schwierigkeiten, eine ziemlich leichte Sache, indem europäische und amerikanische Capitalisten ihr mit Geld zu Hülfe kommen würden, um ein so wünschenswerthes Unternehmen auszuführen. Allein welcher Privatmann wird bei dem Wirrwarr der dortigen Verhältnisse und der Kraftlosigkeit der Regierung von Neugranada, von welcher sich die Provinzen Veragua und Panama ganz losgesagt zu haben scheinen, mehrere Millionen daran wagen wollen, und welcher Staat kann ein solches Unternehmen beginnen, ohne die Eifersucht der andern Seemächte aufs empfindlichste herauszufordern. Die Frage ist zur Entscheidung noch nicht reif, und Hrn. Wheatons schwerfällige Gelehrsamkeit wird sie auch nicht im mindesten vorwärts rücken.

Die neurussischen Steppen.

(Fortsetzung.)

Die besondern Vortheile, welche Neurußland vor den übrigen Steppen auszeichnen, bestehen erstens in dem glücklichen Umstand, daß es an zwei Meere, das schwarze und asow'sche, anstößt, und zweitens in seinem Boden, welcher dem Ackerbau nicht ganz feindselig widerstrebt. Dem Vortheil der Lage am Meere verdankte Neurußland schon in alten Zeiten den Glanz, welchen ihm die classischen Erinnerungen Roms und Griechenlands sichern; es kam dadurch in unmittelbare Verbindung mit der damaligen civilisirten Welt, und in ganz wörtlichem Sinn mit dem Welthandel. Allerdings hat sich seitdem der Gesichtskreis bedeutend ausgedehnt, und der Welthandel hat einen ganz andern Umfang erhalten und neue Wege eingeschlagen; dieß hat aber nur der frühern großen Bedeutung Neurußlands, nicht aber den natürlichen, ihm von der Natur gegebenen Vortheilen geschadet. Selbst vor der Vereinigung mit Rußland hatte der Handel bei aller Ungastlichkeit der hier herrschenden Barbaren die Ufer des schwarzen und asow'schen Meeres nicht ganz verlassen, sondern sich stets theils in den gut gelegenen Landungsplätzen der Krim, theils in den Mün-

dungen des Dons und Dniepers, des Dniesters und der Donau festgesetzt. Es versteht sich von selbst, daß die Aufmerksamkeit Rußlands zuerst auf diesen in die Augen springenden Gegenstand gerichtet seyn mußte, und in der That wurde es das vorherrschende Ziel aller Bestrebungen der Regierung, den äussern Handel allenthalben anzulocken, wo er nur immer eine Aufnahme finden konnte. Zu diesem Ende wurden Städte gegründet, Häfen angelegt und Straßen gebaut, und selbst die ökonomischen Anordnungen im Innern, so wie das Herbeiziehen und die Vertheilung der Bevölkerung waren hauptsächlich darauf berechnet. So haben sich denn beide Meere mit einem Kranz reicher, blühender Häfen umgeben, die wie durch einen Zauberschlag entstanden sind. In diesen concentrirte und entwickelte sich das bürgerliche Leben dermaßen, daß nicht nur in den übrigen Theilen des Steppenstrichs, sondern selbst auf dem ganzen weiten Raum des Reichs wenige Orte sich mit ihnen messen können. Ein Blick auf die Ziffern, welche den jetzigen Zustand der Seestädte schildern, gibt den sprechenden Beweis, daß sie eine besondere, ausschließliche Kategorie unter den russischen Städten bilden; man muß aber das Uferland des asow'schen und schwarzen Meeres durchwandern und mit eigenen Augen sehen, welche fast fabelhafte Fortschritte das Land nach tausendjähriger Veränderung im Laufe von fünfzig Jahren gemacht hat.*)

Der Handel ist die Quelle und Grundlage dieser Fortschritte im städtischen Leben, aber wenn die Wohlfahrt nur dem Handel ihr Daseyn verdankt, so kann sie, wie genügende Beispiele lehren, ebenso schnell wieder fallen, als sie gestiegen ist. Und wer kann mit zuverlässiger Genauigkeit berechnen, welches die Folgen des in den letzten Jahren eingetretenen noch schwachen, aber nichtsdestoweniger beachtenswerthen Sinkens der Handelsbilance zum Nachtheil Rußlands seyn werden. Aus den Uebersichten des äußeren Handels des russischen Reichs, die jährlich von dem Finanzministerium herausgegeben werden, erhellt, daß der Waarenabsatz aus allen Häfen Neurußlands im Jahre 1840 um $5\frac{1}{2}$ Mill. R. S. schwächer war

*) In den statistischen Tabellen über den Zustand der Städte des russischen Reichs, die am Ende des vorigen Jahrs von der statistischen Abtheilung des Ministeriums des Innern herausgegeben wurden, stellte sich der Stand der neurussischen Seestädte im Jahre 1841 folgendermaßen:

	Bevölkerung	Häuserzahl	Städtische Einkünfte.
Odessa	60,055	5825	551,304
Taganrog . . .	22 472	3132	35,827
Cherson	22,589	4386	19,916
Rostow	9050	1075	19,392
Kertsch	8,228	1028	18,606
Nikolajew . . .	28,664	3757	13,026
Sebastopol . . .	41,155	2057	12,618
Theodosia . . .	4709	799	6743
Eupatoria . . .	9820	1685	3965
Nachitschewan . .	10,821	2038	3741
Mariupol . . .	3679	637	3257
Ovidiopol . . .	2991	386	3114
Berdiansk . . .	3435	329	2500

als im Jahre 1839, und daß das Jahr 1841 ein noch schlechteres Resultat lieferte. Die Quellen der soliden Wohlfahrt eines Landes liegen in seinen innern natürlichen Reichthümern und in dem Verständniß diese zu benützen. Von diesem bedeutenden Gesichtspunkt aus gewähren die neurussischen Steppen in ihrem jetzigen Zustande ein um so größeres Interesse, als man sie bis jetzt noch keiner allgemeinen, umfassenden Untersuchung unterworfen hat.

Der Steppencharakter herrscht auf der ganzen Ausdehnung des jetzigen Neurußlands vor, mit Ausnahme des südlichen Endes der krim'schen Halbinsel, welches, wie bekannt, eine ganz eigenthümliche, reine Bergphysiognomie hat. Einförmigkeit ist auch hier die hervorstechende Eigenschaft, sie ist aber nicht so groß wie in andern Theilen des Steppenstrichs, und namentlich bietet die ganze krim'sche Halbinsel durch ihre Abgerissenheit selbst schon eine große Verschiedenheit dar. Auch auf dem festen Lande bemerkt man einen fühlbaren Unterschied zwischen den Steppen ganz nahe am Meere und denen im innern Lande. In dieser Beziehung macht die Granitkette, welche das Land der ganzen Länge nach von Nordosten nach Südosten durchschneidet, eine scharfe Scheidelinie. Diese Kette, an vielen Stellen zerrissen, selbst zerstört, bewahrt nichtsdestoweniger die deutlichen Kennzeichen ihrer ursprünglichen Gestaltung, und wird deßhalb von den Geologen als ein Ausläufer der mächtigen Karpathenkette anerkannt, welche sich mit ihren Vorbergen durch die Moldau und Bukowina bis nach dem angränzenden neurussischen Bessarabien und selbst nach Podolien erstreckt. Im eigentlichen Neurußland geht sie zwischen den Quellen der Kodyma und des Jegorlyk, von wo sie mit einer leichten Beugung nach Süden fortwährend ostwärts streicht, durch die Gouvernements Cherson und Jekaterinoslaw hindurch, bis sie an der Gränze der Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien zwischen den Mündungen der Berda und des Kalmius endlich ans asow'sche Meer stößt. Hier trifft sie mit der Steinkette des Donez zusammen, welche die geographische Gränze des ganzen neurussischen Landes gegen Osten macht; diese Steinkette besteht aus secundären Gebilden, liegt aber auf primärem Granit auf, und muß folglich demselben Grundsystem wie die Karpathen beigezählt werden.*) So ist der ganze Strich des neurussischen Landes diagonal durchschnitten und in zwei Dreiecke getheilt, von denen das eine südwestliche mit seiner Basis an die Ufer des schwarzen und asow'schen Meeres sich anlehnt, das andere nordöstliche dagegen nur mit seiner Spitze an das asow'sche Ufer stößt. Diese beiden im Umfang ziemlich gleichen Hälften sind in der Art ihrer Oberfläche bedeutend verschieden. Die nordöstlich von der

*) Die offenkundigste Spur der Ausdehnung und Richtung im Innern Neurußlands wird durch die bekannten Schwellen (porog) bezeichnet, welche alle dortigen Flüsse durchsetzen, den Dniestr um Jampol, den Bug bei Wosnesensk, den Ingulez bei dem Dorfe Ssch sterno, den Dniepr zwischen Jekaterinoslaw und Alexandrowsk; dagegen zeigt die Steinkette des Donez an der Ostgränze des G. Jekaterinoslaw nicht selten merkliche bergartige Erhöhungen, namentlich an den Flüssen Bachmut und Lugan.

Granitkette liegende Hälfte, obwohl gleichfalls kahl und mager, wie überhaupt die Steppen, zeichnet sich doch durch größere Lebenskraft aus. Da sie weit höher liegt, so mußte sie früher vom Meere frei werden, und dem belebenden Einfluß der Sonne länger ausgesetzt gewesen seyn, darum ist sie auch reichlicher auf ihrer harten Unterlage mit einer feinen fruchtbaren Erdschichte bedeckt.

Die südwestliche Hälfte dagegen oder der eigentliche Uferstrich der Steppe hat noch jetzt den Anschein, als wäre sie erst ein seit gestern ausgetrockneter Meeresgrund. Ohne von dem Siwasch oder dem Sumpfmeere zu sprechen, das mehr zur krim'schen Halbinsel gehört, ist eine Anzahl sogenannter Limane am ganzen Uferstrich hin zerstreut, und beweist deutlich, daß der Kampf des festen Landes mit dem Wasser hier noch nicht ganz abgeschlossen ist. Noch jetzt kämpft hier das Meer hartnäckig mit dem Lande, wie am dritten Schöpfungstag.*) Auch was sich entschieden von der Herrschaft des Wassers losgerissen hat, ist noch nicht völlig organisch gebildet; hier ist Triebsand, dort tiefe Sümpfe, nahe am Meer eine Rinde von Muschelkalk, weiter innen in der Steppe von grobem Thonkies. Diese allgemeine Eigenschaft des Uferstrichs setzt sich auch innerhalb der krim'schen Halbinsel fort. Der Boden der krim'schen Steppe, welche etwa zwei Drittheile des Umfangs der Halbinsel einnimmt, zeichnet sich durch seine besondere unorganische Gestaltung und seinen Mangel an Vegetation aus, so daß er mit der todten Oede der Steppen am kaspischen Meere wetteifern könnte. Nur die südöstliche Ecke der Krim, welche eine Art besonderer Halbinsel bildet, macht eine etwas günstigere Ausnahme; hier ist die Oberfläche mannichfaltiger und der Vegetation günstiger. Dagegen ist die nordwestliche, an die Krim stoßende, gleichfalls eine Art besonderer Halbinsel bildende Landstrecke, welche zwischen dem schwarzen Meere und dem Liman des Dniepr sich ausdehnt, und mit der Landzunge von Kinburn endet, ein Muster von ärmlicher Vegetation; die Oberfläche ist bedeckt mit Sandhöhen, die sich bald hoch aufthürmen, bald wieder durch Windstöße in die Kreuz und Quer über den unglücklichen Landstrich verbreitet werden.**)

An den Flugsand gränzen, namentlich hier unmittelbar, die sogenannten Plawnen und Prognoien,***) welche in großer Zahl das breite Thal des Dniepr in der Nähe seiner Ausmündung begleiten; sie fehlen aber auch nicht an andern Flüssen, wie am Bug und Dniestr, namentlich im Umkreis ihrer Limane. Der hinter denselben liegende zusammenhängende und feste Boden besteht theils aus kieselhaltigem Kalk, theils aus einem mit Mergel gemischten Thon, und ist noch überdieß mit Salpeter geschwängert, was seine Unfruchtbarkeit verdoppelt. Bei allem dem kann man doch nicht sagen, daß über diesem ganzen Land ein unwiederbringlicher Fluch herrsche. Auch hier, mitten in der Einöde, die bis auf unsere Zeit mit Recht den Namen des „wilden Feldes" *) führte, gibt es Oasen, die von der Natur mit Fruchtbarkeit gesegnet sind. Solche sind mehr oder weniger alle hier sogenannten „Balki," oder ausgetrockneten Betten von Flüssen und Bächen, die in unzähliger Menge diese Hälfte Neurußlands in seiner ganzen Breite bis in Meer durchfurchen. Im Frühjahr dienen sie noch jetzt als Canäle für den Abfluß des Wassers, das solchergestalt den Boden mit ernährender und stärkender Feuchtigkeit tränkt. Auch auf dem übrigen Boden der Steppe, namentlich rund um Flüsse und Balkis sind gute, selbst üppig fruchtbare Strecken, besonders in der Nähe des Dniepr und Bugs.

Auf der andern Seite kann man auch von der zweiten gesegnetern Hälfte Neurußlands nicht ohne Einschränkung sagen, daß der Boden besser sey. Am besten sind noch die Striche, welche hart an den Granitrücken und die Steinkette stoßen welche die zwei Seiten eines Dreiecks bilden. Hier zeichnet sich die Oberfläche, welche mehr oder weniger deutliche Kennzeichen eines Berglandes hat, durch größere Mannichfaltigkeit und Lebenskraft aus. An den Flüssen, welche hier in Menge entspringen, und fast alle den seltenen Vorzug haben, daß sie nicht austrocknen, zieht sich ein sehr guter Boden bis ins Innere der Steppe hinein in mehr oder minder breiten Strichen.**) Im allgemeinen aber sind die mittleren Striche des innern Steppenlandes, wenn auch nicht gerade in gleichem Maaße wie die Steppen am Meere, doch vorzugsweise mager. Solchergestalt gleicht sich das Verhältniß zwischen beiden Hälften der Steppe ziemlich aus, und man kann rechnen, daß etwa der vierte Theil des Ganzen zu gar nichts taugt; die Steppen der Krim bieten aber ein noch viel schlimmeres Verhältniß.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Daß dieß im buchstäblichen Sinne richtig ist, zeigen die sogenannten Peressypen (Aufschüttungen), durch welche die neurussischen Limane sich nach der Ansicht der Eingebornen allmählich vom Meere scheiden, und aus offenen Meerbusen zu eigentlichen, von allen Seiten geschlossenen Seen und Sümpfen werden. Ein solcher Peressyp bildet jetzt eine Vorstadt Odessa's, und schied vor nicht sehr langer Zeit, so daß fast das jetzige Geschlecht sich dessen noch erinnern kann, die jetzigen kujalnischen Limane (ehemals: der große und kleine Chadschi-Bey) vom Meer.

**) Dieser sogenannte Flugsand herrscht im ganzen Dnieprkreise des Gouv. Tauris von Kinburn bis Alleschek und nimmt über 120,000 Dessjätinen Landes ein. Ueberdieß breitet er sich fortwährend aus, und verheert nach der Berechnung der Eingebornen jährlich etwa 700 Dessjätinen.

***) In Neurußland versteht man unter Plawnen (von plawny, fließend) Inseln, die auf allen Seiten von den Verzweigungen eines Flußbetts umgeben sind; Prognoien (von gny, eiternd, faulend) nennt man stehende Wasser, die jetzt allenthalben von Land eingeschlossen sind, ohne Zweifel aber früher zum Bett der benachbarten Flüsse oder zum Bassin eines Limans gehörten. Von der Menge dieser Prognoien erhielt das Städtchen Prognoisk, auf der Landzunge von Kinburn, 35 Werste von der Stadt Kinburn gelegen, seinen Namen.

*) So heißt bei den Kleinrussen und Polen das ganze neurussische Land, namentlich die Strecke zwischen Dniepr und Bug. In der tatarischen Sprache bedeutet „Kiptschak" dasselbe.

**) Durch besondere Fruchtbarkeit in dieser Hälfte Neurußlands zeichnet sich die jetzige Commandantschaft Taganrog aus, welche am Ufer des asowischen Meeres gerade an der Vereinigung des Granitrückens mit der Steinkette liegt.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Zweiter Abschnitt. (Fortsetzung.)

Der Hafen von Goya. — Don Pedro Quesney. — Belebung des Handels.

Während Hr. J. P. Robertson nach Buenos-Ayres reiste, begab sich sein Bruder W. P. Robertson nach Goya, von wo aus er künftig die Handelsoperationen leiten sollte. Goya liegt am Parana, 52 Leguas von Corrientes, an einem Arm des Stromes, der den Namen el riacho de Goya, das Bächlein von Goya, führt, obgleich er halb so breit als die Themse bei London und 12 bis 14 Fuß tief ist. Die Insel zwischen diesem Arm und dem Hauptstrom ist über eine Stunde lang, läuft mit dem linken oder östlichen Ufer parallel und der Arm ist an seinem Anfang, wie an seinem Ende sehr tief. Fünfundzwanzig Jahre früher, ehe Hr. Richardson dahin kam (1815), stand Goya noch gar nicht; das umliegende Land gehörte einer alten Frau, Namens Francisca, gewöhnlich mit dem Diminutiv Goya genannt, und da sie am Ufer ein kleines Haus gebaut hatte, von welchem aus sie ihre große Estancia leitete, so fanden es die zwischen Corrientes und Paraguay hin- und hergehenden Schiffe allmählich sehr bequem, ihre Boote hieher zu senden, um sich zu carnear, d. h. mit Fleisch zu versorgen. Allmählich bemerkte man, daß das Bette dieses Armes an beiden Enden, so wie längs der Insel tief und sicher sey, daß das Ufer in der Nähe von Goya's Haus gute Gelegenheit zum Aus- und Einladen von Schiffen biete, und so wurde der Gouverneur von Corrientes angegangen, hier eine Capilla (Capelle) zu gründen. Dieß ist der Kern, um den sich dann immer die Gesellschaft sammelt. Die Capilla hatte das Pfarrhaus im Gefolge, die Leute, die zur Messe kamen, errichteten die Pulperia oder das Wirthshaus, dann kam der Bäcker, der Schuhmacher, der Schneider; die Capilla erhob sich zu einer Comandancia, indem eine kleine Anzahl Truppen aufgestellt wurde, und diese brachte so viele Ansiedler, daß bald an dem Heranwachsen der Comandancia zu einem wohlhabenden Dorfe nicht mehr zu zweifeln war.

Hr. W. Robertson reiste im December zu Land nach Goya, fand aber auf der Reise nichts Bemerkenswerthes, bis er etwa halbwegs einige elende Hütten „Las Garzas" antraf, deren wilde Bewohner ihm auffielen. Es waren ansässig gemachte Indier von dem entgegengesetzten Ufer, aus dem Gran Chaco genannten Lande, träge, fast nackte Wilde, die im ärgsten Schmutz und tiefster Armuth lebten. Dagegen liegt nur fünf Leguas von Goya das von den Jesuiten gegründete und in ihrem gewöhnlichen viereckigen Styl erbaute Dorf Santa Lucia, das noch den Charakter einer Reduccion, d. h. einer Niederlassung bekehrter Indier, erhalten hat, und hier lebte diese sehr bequem und glücklich. Hr. R. wurde von dem Vicar sehr gastfrei aufgenommen, und es gewährte ihm großes Vergnügen, die Bekanntschaft des Schulmeisters Don Ponciano Delgado, eines Indiers und ächten Schülers der Jesuiten, zu machen. Derselbe war im Dorfe geboren und erzogen, seit 40 Jahren Schulmeister und nahezu 70 Jahre alt; er hatte also beim Fall des Ordens schon das männliche Alter erreicht. Er war ein frischer, gesunder und lebhafter alter Mann, wurde Hrn. R.s Correspondent und schrieb Briefe an ihn in reinem Spanisch und mit einer Hand, so fest wie sein Schritt. Von den Söhnen Loyola's sprach er mit dem größten Enthusiasmus, und oft stahl sich eine Thräne in sein Auge, wenn er ihrer Leiden und ihrer Sanftmuth in der Stunde ihrer Verjagung gedachte.

Nach einem tüchtigen Ritt von anderthalb Stunden langte Hr. W. R. in Goya an und stieg am Hause des obenerwähnten Don Pedro Quesney ab, das einen großen Theil der einen Seite des allerdings jetzt noch kaum begonnenen Hafenplatzes einnahm. Don Pedro Quesney, ein geborener Franzose, war ein bedeutender Mann in Goya. Er ging als gemeiner Matrose nach Südamerika, desertirte hier, da ihm das Seeleben nicht behagte, und begann nun seine Laufbahn auf der Terra firma. Quesney war gänzlich unwissend, aber unternehmend und schlau. Seine ausnehmende Höflichkeit hatte etwas hündisches und servilles, und seine übertriebene Freundlichkeit war wenig mehr als Grimasse, aber in einer Welt, wo jede, selbst die gröbste Schmeichelei nicht übel angebracht ist, fand Don Pedro seine Rechnung, gewann bald etwas Geld und noch mehr Credit, so daß er bald zum Rang eines Quasikaufmanns aufstieg und mit etwa 8 bis 10,000 Dollars in der Tasche den Parana hinauf nach Corrientes ging; hier hörte er von dem Aufblühen Goya's und ließ sich daselbst nieder. Theils aus Prahlerei, theils um sich gleich vornherein als bedeutenden Kaufmann zu zeigen, baute er sich ein weitläufiges Haus, das mit Einemmal Goya eine Wichtigkeit gab, welche die wenigen zerstreuten Häuschen demselben nie hätten geben können. Es hatte, wie die meisten andern im Lande, nur Ein Stockwerk, nahm aber dafür einen desto größern Raum ein. Seine Zimmer, obwohl ohne Bretter- und Backsteinboden, waren geräumig und luftig, und er hatte freie Schlafzimmer für Fremde. An seine Wohnung stieß auf der einen Seite sein Waarenlager und sein Kaufladen, während auf der andern zur Unterbringung der trockenen Häute einige ungeheure Galpones oder Schuppen aufgeführt waren; sie konnten 30,000 Ochsen- und eben so viele Pferdehäute aufnehmen. Rund um die Gebäude her lag ein wohlgebauter Garten mit einem artigen, grün angestrichenen Staketenzaun und hübschen kleinen Thoren vorn und hinten.

Don Pedro's Lebensweise stimmte zusammen mit der einfachen Großartigkeit seiner Wohnung. Er hielt offenes Haus für Fremde; seine langen Brettertische liefen von einem Ende seines großen Eßsaales zum andern, und eine gute Anzahl roher, aber reinlicher Stühle stand für Reisende in Bereitschaft. Das beste Essen stand in großer Fülle stets in Bereitschaft, und der Hausherr machte sich allenthalben geschäftig, anscheinend bloß, um seine Gäste möglichst zu befriedigen. Trotz dieser großen Gastfreiheit, die in dem wohlfeilen Lande freilich wenig kostet, war Don Pedro äußerst geldgierig, und wurde allmählich ein völliger Geizhals. Als er seine Galpones mit den schönsten Häuten sich füllen sah, wurde er immer ungeneigter, sich von denselben zu trennen, und versäumte immer mehr für die auf Credit empfangenen Waaren Rücksendungen zu machen. Da er an einem selbst in der Hauptstadt des Landes so wenig bekannten Orte wohnte, so war er für seine Gläubiger so gut wie unerreichbar, gab ihnen zwar längere Zeit ganz plausible Antworten, trotzte aber ihren Forderungen endlich ganz und gar, und betrachtete die aufgestapelten Häute als sein volles Eigenthum; am Ende wurde er so darein verliebt, daß er sich gar nicht davon trennen wollte, und „Don Pedro und seine Häute" ganz sprüchwörtlich im Lande wurden. Hiezu kam noch der Umstand, daß er hauptsächlich mit kleinen Besitzern und Gauchos der Umgegend handelte und diesen armen Leuten ihre Waaren abpreßte. Darum war, als die Artigas-Unruhen im Lande ausbrachen und er dreimal geplündert wurde, das Mitleid mit seinen Verlusten nicht groß, wiewohl man ihn lebhaft beklagte, weil er zugleich schwer mißhandelt und für todt zurückgelassen wurde. Indeß hatte man ihm im Grunde nicht viel nehmen können, denn sein Hauptreichthum bestand in den aufgestapelten Häuten, und diese konnten und wollten die aus Gauchos bestehenden Räuber nicht fortschleppen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1843.

Der Handel Amerika's mit England.

Im vorigen Jahrzehnt zog Amerika durch seine Anlehen das europäische Geld hinüber, und ein Kampf entbrannte zwischen der englischen und der amerikanischen Nationalbank, in welchem die letztere unterlag. So viel Unheil auch diese Bank in Amerika selbst angerichtet, so sehr sie mit der Regierung in einem erbitterten Kampfe um die Herrschaft gelegen, so finden wir doch mehrfach Sympathie für dieselben, auch von Seiten der Regierung Van Burens, Sympathien, die sich nur durch den Kampf um die Geldherrschaft mit England erklären lassen. Das ganze amerikanische Banksystem ist seit drei Jahren vollständig vor seiner eigenen Hohlheit und vor der öffentlichen Stimme erlegen: man hat es ganz klar gemacht, daß die Vermehrung der Umlaufsmittel die Preise aller Dinge hinauftrieb, daß die Fremden diese hohen Preise benützten, um das baare Geld aus dem Lande zu ziehen, und daß der schwache Vorrath von baarem Geld die Last des Papiers nicht mehr tragen konnte. Die Erkenntniß dieses Gangs der Dinge, der sich in der Geschichte der Vereinigten Staaten seit 30 Jahren viermal wiederholt hatte, brach endlich den Banken, insofern sie nicht sowohl die Geldgeschäfte des Handels vermittelten, sondern Papiergeld ausgaben, den Stab. Betrachtet man das Bankwesen als Mittel, sich das Uebergewicht im Welthandel zu sichern, so hatte dieses Mittel seinen Zweck verfehlt, und ein anderes mußte nun an dessen Stelle treten; dieß neue Mittel besteht darin, auf dem Weltmarkt durch die Production der Rohstoffe, welche in dem jungfräulichen Boden und bei fast gänzlicher Freiheit von Steuerlast in unglaublicher Fülle und Wohlfeilheit erzeugt werden können, das Uebergewicht sich zu sichern, die frühere übermäßige Einfuhr von Fabricaten durch Zölle zu mäßigen, und somit die Handelsbilance, um den Ausdruck des alten Mercantilsystems zu gebrauchen, auf Amerika's Seite zu wenden. Dieß Mittel, das seit etwa zwei Jahren im Gange ist und bereits seine Früchte getragen hat, ist hauptsächlich gegen England als das bedeutendste Fabrikland gerichtet. Englands Handelssystem ist wesentlich noch das alte Mercantilsystem: möglichst viel aus-, und möglichst wenig einzuführen. Das System ist bei Englands Vorsprung in der Industrie und seiner Herrschaft über so viele Colonien so gelungen, daß es bereits durch den übermäßigen Reichthum fast zum Fluch geworden, aber England kann ohne seinen Adel zu gefährden und den Handel mit seinen Colonien wesentlich zu stören, nicht mehr davon abgehen. Frankreich hat sich in dieser Lage der Dinge mit seinem Handel isolirt, Deutschland zögert, weil es diese Isolirung etwas zu weit getrieben sieht, in dieselben Fußstapfen zu treten, so nöthig dieß auch geworden; Rußland aber und Amerika stellen sich England geradezu gegenüber, da letzteres die Rohstoffe nicht entbehren kann, welche die beiden erstern ihm senden. Nach Rußland und Amerika fließt also Englands Geld in Masse, und will es die jährlich erscheinende Lücke wieder ausfüllen, so muß es mit allen Kräften dahin arbeiten, Deutschland, Indien, China, Brasilien, kurz alle diejenigen Länder, welche ihm keinen Widerstand leisten wollen oder können, möglichst auszubeuten. In dieser Beziehung hat das amerikanische System seine ungemeine Wichtigkeit auch für Deutschland. Durch das Verschwinden des Papiergeldes ist die Masse des Umlaufscapitals vermindert worden, und die Preise aller Dinge, in Folge dessen auch der Taglohn gefallen. Dadurch ist die eigene Fabrication möglicher geworden, und macht reißende Fortschritte. Amerika bestrebt sich seine Ankäufe in Brasilien und China, wohin bisher baares Geld in großer Menge ging, mit Fabricaten zu bezahlen und dadurch immer mehr das schwebende Handelscapital der Welt an sich zu ziehen. Damit ist im verlaufenen Jahre (Oct. 1842—43) ein guter Anfang gemacht worden, und das nächste wird wohl ein gleiches, wo nicht ein noch höheres Resultat gewähren.

Die neurussischen Steppen.

(Fortsetzung.)

Alles dieß hat aber auf die klimatischen Verhältnisse der Steppe keinen Einfluß und kann auch keinen haben; hinsichtlich der Temperatur und aller übrigen atmosphärischen Erscheinun-

gen bietet die weite Strecke der neurussischen Steppe noch weniger wesentliche Unterschiede dar. Die Granitkette, welche das neurussische Festland dem Bodencharakter nach in zwei verschiedene Hälften theilt, hat nicht einmal so viel Höhe, um eine natürliche Scheidewand für die entgegengesetzten Einflüsse des Südens und Nordens zu seyn. Selbst die krim'sche Halbinsel scheidet sich trotz ihrer geographischen Besonderheiten in klimatischer Hinsicht nicht ab und unterliegt dem allgemeinen Loose des gesammten Landes. Und dieß Loos, das muß man gestehen, ist keineswegs reizend und beneidenswerth, wie man wohl nach dem Breitegrade, unter welchem Neurußland liegt, vermuthen sollte. Leider ist noch keine hinreichende Masse sicherer meteorologischer Beobachtungen gesammelt, aus denen man mit Genauigkeit den klimatischen Zustand des ganzen Landes entnehmen könnte. Nur von den bedeutenderen Seestädten ist bekannt, daß die mittlere jährliche Temperatur in Odessa + 8°, in Nikolajew + 9°, 44, in Sebastopol + 11°, 65 beträgt. Diese Zahlen zeigen schon hinreichend, wie sehr die Isothermallinie der südlichsten Gränze der Steppen von ihrem geographischen Verhältnisse zum Aequator abweicht. Hierin liegt aber noch nicht das Schlimmste, sondern man muß hinzufügen, daß die Angaben, aus denen die Mittelzahlen gezogen sind, in ihren Extremen staunenswerthe Contraste darbieten: in Odessa steigt die Sonnenhitze manchmal im Schatten auf + 30° und im Winter fällt der Thermometer auf — 23° R. Da die Steppen gegen Norden und Süden vollkommen offen sind, so kann man auch auf dem übrigen Raume derselben keine sonderliche Abweichung von diesen erschreckenden Zahlen annehmen. Die Erfahrung unterstützt diese Vermuthung; so ist es z. B. ein unumstößliches Factum, daß auf beiden Seiten der Granitkette der Dniepr bei Jekaterinoslaw und der Bug bei Nikolajew gleichmäßig und fast immer zu derselben Zeit zufrieren, daß die Meere selbst, das asow'sche wie das schwarze, sich gleichmäßig mit Eis bedecken, in der Nähe des festen Landes wie um die taurische Halbinsel herum. So schmeichelhaft es für den russischen Stolz seyn würde, im Süden des Vaterlandes sein eigenes Italien zu haben, so muß man doch gestehen, daß bei einem so tiefen Stand des Thermometers das neurussische Italien sich allzustreng zeigen muß. Nimmt man noch dazu, daß gewöhnlich nicht viel Schnee fällt, ja daß zur Zeit der größten Kälte die Steppen häufig ganz schneelos sind, so kann man sich einen Begriff machen, welchen Einfluß dieß auf die Vegetation selbst in jenen glücklichen Oasen haben muß, wo von Seite des Bodens alle günstigen Umstände sich vereinigen. Auf der andern Seite ist in der Sommerhitze derselbe wolkenlose, trockene, glühende Himmel über den ganzen Umfang des Landes ausgespannt, das schutzlos einem halbtropischen Sonnenbrand ausgesetzt ist. Daher allenthalben die häufig eintretende, lang anhaltende Dürre, der Mangel an Regen und Thau, so wie an atmosphärischer Elektricität und das rasche Verdampfen der Feuchtigkeit. Die obigen Zahlen sind Maxima; man muß jedoch gestehen, daß das Klima der neurussischen Steppen auf ihrer ganzen Ausdehnung wenig verschieden ist, und daß es der Entwicklung aller der zum Leben nothwendigen Erzeugnisse, mit denen es ohnehin nicht allzureichlich gesegnet ist, allenthalben öfter schädlich als förderlich ist.

Bei so wenig Annehmlichkeiten von Seite des Himmels und der Erde ist es nicht zu verwundern, daß die neurussischen Steppen so lange eine menschenleere und unbewohnte Einöde blieben. Es bedurfte nicht bloß der Geduld und der Arbeitsamkeit, sondern man mußte auch schon auf einer gewissen Stufe der Bildung stehen, man mußte schon bis zu einem gewissen Grade Sinn für Betriebsamkeit und Berechnung haben, um sich zu entschließen, seinen bleibenden Wohnsitz auf einem so ungastlichen Boden aufzuschlagen. Gewiß war die frühe Ansiedlung der Skythen in diesem Land nur durch die Nähe der gebildeten griechischen Colonien, welche in diese wilden Länder die schon entwickelten Ideen und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens brachten, wo nicht veranlaßt, doch unterstützt. In der Folge fehlte eine so wohlthätige Aufmunterung gänzlich. Die arbeitsamen Russen waren nach den Skythen die ersten, welche in den abermals verödeten und verwilderten Ländern neue, dauernde Niederlassungen begründeten. Man kann die Zeit, in welcher das russische Element in das jetzige Neurußland und überhaupt in das südliche Rußland eindrang, unmöglich mehr genau bestimmen. Die allgemeine Meinung ist, daß die Kosaken, Flüchtlinge, welche durch die Einbrüche der Tataren und Litthauer aus dem mittlern Rußland verdrängt wurden, zuerst sich hier festsetzten. Gegenwärtig aber wirft man gegen diese Ansicht starke Zweifel auf. Wie aber dem auch seyn mag, es ist unbestreitbar, daß vor den Russen auf der ganzen Strecke der neurussischen Steppe weder fester Ackerbau noch städtische Ansiedlung bestand, mit Ausnahme der krim'schen Halbinsel, wo die Tataren, wiewohl ziemlich wider Willen, den Anbau des Landes begonnen hatten. Die Städte Kinburn, Otschakow, Hadschi-Bey, Kisikermen, die auf dem festen Land standen und nicht von Russen herrührten, waren Festungen, die hauptsächlich nur von den tatarischen und türkischen Garnisonen bewohnt waren. Aus Bessarabien wanderte die rumunische Bevölkerung zum Theil in das jetzige Gouvernement Cherson ein, entfernte sich aber fast gar nicht vom Dniestr; ihr hauptsächlichster Mittelpunkt war Alt-Dubossary, das einen ziemlich bedeutenden Handel mit den jetzigen westlichen Gouvernements des Reichs über Balta trieb. Eine anhaltende, systematische Russificirung des jetzigen Südrußlands ging hauptsächlich von Nordosten aus nach dem Don und Donez. Hier entstand das Gouvernement Asow, dessen Provinz Bachmut jetzt größtentheils zum Gouvernement Jekaterinoslaw gehört. Die Kosaken setzten sich vorzugsweise um den Dniepr fest. Uebrigens erwähnt Martin Broniewski noch im 16ten Jahrhundert des sehr großen und reichen Vorwerks eines Russen, das sich mitten in der damaligen Provinz Otschakow (dem jetzigen Gouvernement Cherson) befand — ein Beispiel, das gewiß, wenn auch nicht Vorgänger, so doch Nacheiferer und Nachfolger hatte.

Aber um eine so weite Einöde zu füllen, reichten solche zerstreute Unternehmungen nicht hin, hier war das Zusammenwirken ganzer Massen nöthig, eine „Völkerwanderung" im

vollen Sinne des Worts. In dem jetzigen Zustande Europa's ist aber dieß nur durch den Herrscherwillen einer Regierung möglich, die an eigenen, innern und äußern Lebenskräften reich ist. Das war aber Rußland noch nicht, als der Sieg seine Gränzen bis ans schwarze Meer ausdehnte. Es fehlte ihm weder an Willen noch an Macht, aber seine Volkszahl reichte für seinen eigenen Umfang nicht hin. Rußland konnte Armeen in Bewegung setzen, um Länder zu erobern, aber keine Colonien aussenden, um sie anzufüllen. Unter solchen Umständen blieb nichts übrig als zu entlehnen, d. h. fremde Ansiedler aus bevölkertern Ländern herbeizurufen. So bildete sich die jetzige Bevölkerung Neurußlands, ein lebendiges Bild der babylonischen Mischung von Sprachen, Stämmen und Völkern. Hier sind, wie in einem ethnographischen Museum, in größerer oder geringerer Menge Exemplare der verschiedensten Nationalitäten von allen Enden der Erde her versammelt, nicht nur aus Europa und Asien, sondern da und dort selbst aus Afrika. Hier sind Auswanderer von jenseits der Alpen und vom Ararat, aus der Schweiz und aus Malta, aus den Inseln des Archipels und den Balearen. Diese Buntscheckigkeit wird noch vermehrt durch die Freiheit, welche man den Gewohnheiten und selbst den Launen der neuen Ansiedler ließ, besonders in den Glaubensbekenntnissen, die sich bis auf die kleinsten Schattirungen erhielten; hier finden sich talmudistische und karaitische Juden, gregorianische und katholische Armenier, evangelische und mennonitische Deutsche. Selbst das russische Element, welches als Vereinigung für diese verschiedenartige Masse dienen sollte, bietet nicht minder Mannichfaltigkeit dar. Hier wohnen in guter friedlicher Nachbarschaft Groß- und Kleinrussen beisammen, und nicht selten gehören zu einer Dorf- oder Stadtgemeinde Rechtgläubige und Sectirer aller Bekenntnisse. Ohne Zweifel eröffnet eine solche Mischung vielversprechende Aussichten für die künftige Entwicklung des geselligen Lebens im Lande,*) aber auf der andern Seite kann man auch nicht verkennen, daß die Sache anfänglich der Feststellung einer sichern, wohlgeordneten Einheit der Verwaltung große Hindernisse entgegenstellt. Die Zeit gleicht allmählich alle diese Verschiedenheiten aus, und verschmilzt die verschiedenartigen Elemente in Eine Reichsmasse. Noch muß man aber lange warten, bis die Namen Mannheim und Konstantinopel, Nachitschewan und Fere-Champenoise, Anatolien und Frankreich,**) Namen, die sich auf der ganzen Ausdehnung Neurußlands zerstreut, obwohl in unmittelbarer Nähe bei einander finden, nur noch als geographische Denkmale, interessant für die Geschichte, aber ohne wesentliche Bedeutung für die Statistik dastehen.

*) Eine solche Mannichfaltigkeit der auf einen neuen, jungfräulichen Boden berufenen Bevölkerung wirkt in der Regel günstig auf die Fortschritte der Civilisation ein. Ein lebendiges Beispiel gibt das Wolgaland, das seine jetzige thätige und blühende Bevölkerung aus allen Enden des alten Rußlands erhielt.

**) Anatolien heißt eines der griechischen Dörfer im Kreise Mariupol, und den Namen Frankreich geben die Eingebornen allgemein dem Besitzthum der Nachkommen Rouviers, das im Dnieprkreise des Gouv. Tauris liegt und die bekannte sandige Insel Tendra in sich begreift. Die andern vier Namen sind aus einer Menge ähnlicher in Neurußland herausgenommen, wie der Zufall es gab.

Dieß sind die Hauptangaben über die Elemente, aus denen der jetzige Zustand der neurussischen Steppen sich entwickelte; der Landstrich ist weit, aber öde, die Natur nicht gerade arm, aber karg, das Klima günstig, aber trügerisch, die Bevölkerung lebendig, aber ohne innern Zusammenhang. Was war nun bis jetzt daraus zu machen?

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Bankbillete.

Die französische Bank hatte von jeher nur wenig vom Nachmachen ihrer Billete zu leiden, während Preußen, Amerika und selbst England häufige Verfälschungen zu verfolgen hatten. Diesen Vortheil verdankt die französische Bank hauptsächlich der Schwierigkeit ihre Billete nachzumachen. Einige Personen konnten sich durch grobe Nachahmungen täuschen lassen, an der Bank selbst wurden die falschen immer sogleich erkannt und dem Publicum bezeichnet. Dieß machte die Fälschung zu gefährlich, und so kamen nur einzelne, unbedeutende Versuche vor. Diese Schwierigkeit der Nachahmung hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß die Bank allen Entdeckungen der Kunst, namentlich des Gravirens und der Fabrication, gefolgt ist und alle neuern Verfahren, deren man sich gegen sie bedienen konnte, zu ihrem Vortheil wandte. Die letztern zum Behuf ihrer Billete gravirten Platten datiren sich vom Jahre 1817. Da aber seitdem die Papierfabrication wesentliche Fortschritte gemacht hat und auch die Gravirkunst keineswegs stationär geblieben ist, so hat die Bank jetzt ihre Billete erneuert. Das Papier zu denselben ist ganz eigenthümlich, und das Graviren nicht mehr mit Scheidewasser, sondern durch ein ganz neues Verfahren, wo die Zeichnung in Relief erscheint, bewerkstelligt. (Journal du Havre.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Zweiter Abschnitt.

Der Hafen von Goya. — Don Pedro Quesney. — Belebung des Handels.

(Fortsetzung.)

Man hätte glauben sollen, daß die erfahrenen Leiden und seine Verluste ihn fortgetrieben hätten, um irgendwo die Sicherheit zu suchen, die er in so unruhigen Zeiten und an einem so einsamen Orte, wie Goya, nicht zu finden hoffen konnte, aber als er von den zweimal empfangenen Wunden auf eine von seinen Nachbarn fast für ein Wunder gehaltene Weise wieder hergestellt worden war und seine Verluste verschmerzt hatte, nahm er wieder seine alten Gewohnheiten an. Seine Höflichkeit gegen jedermann, namentlich gegen die Gauchos, stieg noch, seine gastfreundliche Thüre stand nach wie vor offen, und obgleich er trotz seiner angenommenen Zuversicht und Herzlichkeit gegen jedermann bei der fortdauernden Unsicherheit von Leben und Eigenthum wie ein Märtyrer duldete, so war er doch in seine Häute und in seinen Haushalt allzu verliebt und allzu sehr in seinem bisherigen Leben und Treiben eingewöhnt, als daß er sich je freiwillig von Goya hätte trennen sollen.

Dieß war der Mann, mit welchem Hr. W. Robertson jetzt zusammentraf. Derselbe hatte ihn den ganzen Tag erwartet, stand jetzt am

Thore seines Hauses, hielt ihm die Steigbügel und umarmte ihn auf das freundschaftlichste, leider aber konnte Hr. W. R. vorerst von der Rede Don Pedro Quesney's nicht ein Wort verstehen. Als ein gänzlich ungebildeter Mann hatte er sein Französisch nicht behalten können, und war noch weniger im Stande gewesen Spanisch zu lernen. So war er zwischen beiden stehen geblieben, sein Kauderwälsch war über alle Begriffe, und wurde noch ärger durch den Umstand, daß ihm bei einer der Plünderungen seines Hauses alle Vorderzähne eingeschlagen worden waren. Erst durch längern Umgang lernte ihn Hr. Robertson verstehen, und konnte ihm sogar manchmal als Dolmetscher dienen mit Leuten, die, des Französischen gänzlich unkundig, manche Worte unmöglich enträthseln konnten.

Die Ankunft einer in den Augen Don Pedro's so wichtigen Person, als Hr. Robertson in einem Orte, wo nur sechs bis acht Familien waren, die man nach seiner Ansicht Personen von Distinction nennen konnte, brachte eine große Bewegung hervor, und alle kamen am ersten Abend um ihn zu bewillkommnen; zuerst Major Breß, der Comandante, dann der Pfarrer, welche beide von Don Pedro mit seiner eigenthümlichen Mischung von Höflichkeit und Herzlichkeit empfangen wurden; dann folgte El Señor Juez de distrito, zwei Estancieros, die für ihre Töchter Häuser in der beginnenden Stadt gebaut hatten, ein kleiner Kaufmann, Don Pedro's Rival, aber in keinem unfreundlichen Verhältniß mit ihm, endlich einige nicht näher zu bezeichnende Leute, die „von ihrem Gelde lebten," ohne daß man eigentlich recht wußte, woher sie es bezogen. Der Ort hatte weder einen Doctor, noch einen Advocaten. Die einzige Person, die außer dem Pfarrer auf etwas Wissen Anspruch machen konnte, war ein reducirter Wüstling aus Corrientes, der den Amanuensis des Comandante machte. Die genannten Personen alle wurden von Don Pedro zu einem sehr substantiellen Abendessen eingeladen, man that Speise und Trank die gehörige Ehre an, und es wurde Mitternacht, ehe die Gesellschaft auseinander ging.

Am andern Morgen wies Don Pedro seine Schätze an Häuten vor, die freilich eigentlich nicht ihm, sondern seinen Gläubigern gehörten, davon aber ward kein Wort gesprochen. Indeß benahm er sich sehr vernünftig gegen Hrn. Robertson, dessen umfassende Handelsunternehmungen er kannte, und zeigte sich auch gar nicht eifersüchtig, sondern bat vielmehr Hrn. Robertson, sein Haus stets als das seinige anzusehen. Er fühlte sich in Gesellschaft Robertsons, der mit dem Gouverneur der Provinz auf einem vertrauten Fuße stand, viel sicherer als sonst, da jetzt der Comandante und seine Officiere ein viel wachsameres Auge hielten.

Das allgemeine System des Handels im Innern Südamerika's besteht darin, daß man sogenannte „Habilitaciones" gibt, d. h. dem Erzeuger oder Sammler von Producten eine gewisse Summe in Geld oder Waaren, die er mit Producten in einer bestimmten Zeit und zu einem bestimmten Preise zu zahlen verspricht. Will man Weizen, Häute, Mineralien, Wolle, Yerba, Tabak oder irgend ein anderes Product des Handels in größern Massen erhalten, so muß man Geld vorschießen und sich auf die Ehrlichkeit des Schuldners hinsichtlich der Erfüllung seiner Versprechungen verlassen. Diese Art, die Geschäfte zu betreiben, kommt daher, weil die Gutsbesitzer und die Kaufleute kein Geld haben, oder mindestens so wenig, daß dasjenige, was sie mit ihren eigenen Mitteln herbeischaffen können, nicht der Rede werth ist. Diese Art von Handelsbetrieb ist augenscheinlich sehr gewagt, weil sie eine Versuchung zur Unredlichkeit bietet, weil die Südamerikaner der Classe, an die man sich wenden muß, unvorsichtig und sorglos in Geldsachen und drittens, weil viele Spieler sind und diesem Hang nicht widerstehen können, sobald ihre Taschen mit Dublonen gefüllt sind, mag das Geld nun ihnen gehören oder nicht. Die Leute, welche solche Habilitaciones nahmen, fuhren in der Regel sehr schlecht dabei: sie mußten erhaltene Waaren theuer bezahlen und die ihrigen wohlfeil absetzen, weil sie das Risico derer, die ihnen das Geld anvertrauten, mit bezahlen mußten. Viele Kaufleute sind gleichfalls durch Gewährung großer Habilitaciones oder Vorschüsse ruinirt worden, und es wird für alle Theile gut seyn, wenn dieß Creditsystem völlig aufhört.

Trotz des Wagnisses, fährt Hr. Robertson fort, das mit diesen Habilitaciones verbunden war, hatten wir doch keine Wahl, nur verfuhren wir anders, als früher die Spanier gethan. Uns war eben so darum zu thun, unsere Waaren los zu werden, als uns Landesproducte zu verschaffen; deßhalb bezahlten wir letztere gut und verkauften unsere Waaren möglichst wohlfeil. Dadurch zogen wir eine achtungswerthere Classe von Leuten ins Spiel, und der thätige, gewaltige Don Pedro Campbell durchstreifte das Land und sah darauf, daß wir nicht betrogen würden. Uebrigens führten wir persönlich die Aufsicht, unsere Habilitados oder Agenten wurden reich durch die Einkäufe, die sie bei uns machten, und hatten somit einen neuen Reiz, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, und ihre Operationen zu wiederholen und auszudehnen. So veranlaßten wir viele kleinere und mittlere Estancieros durch Vorschüsse an Waaren und Geld nach ihren Ländereien zurückzukehren und Ochsen-, Pferdehäute, Roßhaar und Wolle zu sammeln. Mehrere brachen mit Campbell selbst und seinen Peons auf; wenn sie nun an ihre verlassenen und verfallenen Wohnungen kamen, half ihnen Campbell mit seinen Leuten diese wieder herstellen, die Corrals oder Viehpferchen wurden wieder aufgerichtet, aus irgend einem Dorfe ein Zimmermann geholt, um die Thüren auszubessern und Wagen herzurichten; an andern Orten versprach er, daß unsere Wagen eintreffen sollten, um die Erzeugnisse abzuholen. Wenn er die Leute endlich mit Tabak, Branntwein, Yerba, Salz und Ponchos — diesen unerläßlichen Artikeln des Luxus und der Nothwendigkeit für den Estanciero und seine Diener — versehen hatte, und sah, daß alles im rechten Zuge war, so ging er nach einer andern Estancia, um dort denselben Proceß durchzumachen. Alles dieß geschah mit einer Energie und Ausdauer, daß es ihm fast ohne alle Ausnahme gelang, und als die höhere Classe der Estancieros dieß bemerkte und erkannte, daß sie jetzt für ihre Häute einen sichern und vortheilhaften Absatz finden würden, machten sie sich gleichfalls an die Arbeit, und viele nahmen Don Pedro's Hülfe in Anspruch, um ihre Estancias wieder auf guten Fuß zu setzen und ihre Viehheerden zu sammeln. Keine geringe Schwierigkeit hatte es, alle die Gauchos und Peons zu ihrer ehemals gewohnten Arbeit und Unterwürfigkeit gegen ihre Herren zurückzubringen, da sie durch das wilde Kriegsleben unter Artigas gänzlich verwildert waren. Aber hoher, regelmäßig bezahlter Lohn und der Einfluß des unerschrockenen Campbell, der eine sehr summarische Polizei übte, thaten Wunder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verkauf der Utensilien von Madame Laffarge zu Glandier beweist, daß das Interesse an dieser famosen Verbrecherin noch nicht nachgelassen hat; die unbedeutendsten Dinge wurden um unsinnige Preise gekauft, ihr Hochzeitkleid z. B. um 800 Fr. (Voleur vom [illegible] Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1843.

Jean, der Prügelprofoß zu Constantine.

(Aus den noch unerschienenen Souvenirs d'Afrique von Poissonnier.)

Unter den Dolmetschern zu Constantine befanden sich noch im Jahre 1840 drei Leute, deren romanhafte Abenteuer, Leiden und Gefahren mehr als Einen Band füllen würden. Einer Namens Jean, den ich naher kannte, war damals aufgestellt, um die Bastonnade auszutheilen, und ich glaube, er ist noch jetzt von 11 Uhr bis Mittag, welches die Gerichtsstunde ist, mit diesem Amte betraut, in welchem er einen ganz außerordentlichen Eifer entwickelt. Er ist ein Mensch von kleiner Statur, ziemlich untersetzt, trägt meist einen schmutzigen Turban, ein schlichtes Oberkleid, und schief getretene Sandalen. Sein Gang ist langsam und schwankend. Er lacht unaufhörlich, nimmt beim Sprechen eine schauspielermäßige Stellung an und unterstützt seine Gründe mit soliden Stockstreichen. Er lacht während er die Bastonnade ertheilt, trinkt lustig wenn er geprügelt hat, und entläßt seinen Mann nie ohne ihm noch einige Supplementarhiebe aufzuzählen, die er seine rechtmäßigen Procente nennt.

Jean hatte, ehe er sein jetziges Amt übernahm, selbst alle Qualen dieser Art von Gerechtigkeitsübung ertragen, hat vielleicht mehr als hundertmal die Bastonnade erhalten, und sein langsamer schiefer Gang ist die Folge davon. Wenn sein Gesicht den Ausdruck besonderer Zufriedenheit trägt, so hat er gewiß eben die Bastonnade applicirt, und je stärker die Strafe war, destomehr lacht er von ganzem Herzen. Wollte man ihm seinen mäßigen Sold entziehen, er würde sein Geschäft gern als Liebhaberei fortsetzen. Jedermann hat auf dieser Welt sein Vergnügen, so hat er das seinige, wenn er sich für die früher erhaltenen Prügel rächen will, und er wird, wie er sagt, nie alles heimzahlen können.

Unter den mannichfachen Abenteuern, mit denen sein unglückliches Daseyn bezeichnet war, will ich einige der bedeutendsten zusammenstellen, um zu zeigen, welcher Sinnesart die Araber sind. Jean war Matrose, und befand sich im Jahre 1833 am Bord eines Handelsschiffes. Heftige Windstöße jagten dasselbe an den Küsten von Bona hin und her, und bald machte sich Wassermangel an Bord fühlbar; drei Leute wagten sich in einem Kahn an das Ufer, welches damals noch nicht in französischem Besitz war, und hofften durch Schnelligkeit sich den Blicken der Araber zu entziehen; im Augenblick aber, wo sie mit ihren kostbaren Vorräthen an Bord stiegen, wurden sie plötzlich von einer großen Anzahl umringt und gefangen fortgeführt. Jetzt begann für sie eine lange Reihe von Leiden, ein Leben voll Schmerz und Verzweiflung, man führte sie zu einem vornehmen Häuptling, dessen Heerde sie als Lastthiere zu vermehren bestimmt waren. Was ich hier erzähle, sind keine erfundenen Leiden, keine ersonnenen Grausamkeiten, um das Interesse des Lesers zu erwecken, sondern ein abgekürzter Bericht wirklich erduldeter Mißhandlungen.

(Schluß folgt.)

Die neurussischen Steppen.

(Fortsetzung.)

Nach der letzten in ganz Neurußland vorgenommenen Volkszählung im Jahre 1835 fanden sich an steuerbarer männlicher Bevölkerung 1,265,639 Seelen. Dabei sind die Bewohner des südlichen Ufers der Krim, welches nicht zum Steppenstrich gehört, mit einbegriffen, dafür aber die Militärcolonisten, welche fast die Hälfte der ganzen ländlichen Bevölkerung des Gouvernements Cherson und zwar sicher den thätigsten Theil derselben bilden, nicht mitgerechnet. Schlägt man die jährliche Zunahme durch das Uebergewicht der Geburten über die Sterbefälle mit etwa 10,000, und die fortdauernden Einwanderungen aus andern Theilen des Reichs mit 5000 Seelen dazu, so kann man jetzt die Bevölkerung der neurussischen Steppe wohl auf 1,300,000 Seelen männlichen Geschlechts oder mit dem weiblichen Geschlecht auf 2,600,000 Seelen anschlagen, wozu noch etwa 100,000 Seelen aus den nicht steuerbaren Ständen kommen. Die Gesammtausdehnung des Landes, anbaufähiges und nicht anbaufähiges, beträgt 20,829,430 Dessjätinen, oder wenn man die bergige Südküste der Krim abrechnet, etwa 18,000,000 Dessjätinen, oder 200,000 Quadrat-

werste. Auf eine Quadratwerst kommen also 13,5 oder auf eine geographische Quadratmeile 652 Seelen, allerdings vergleichungsweise keine sehr starke Bevölkerung, aber ausnehmend groß, wenn man sich erinnert, daß sie im Laufe von 50 Jahren gleichsam aus dem Nichts sich entwickelte.

Diese ganze Masse ist in 38 Städten und 4990 Dörfern zerstreut, von welchen letztern aber viele aus einer Anzahl isolirter Ansiedlungen bestehen, die man allgemein mit dem Namen „Chutor" bezeichnet. Unter den Städten Neurußlands bilden, wie schon bemerkt, die Hafenstädte eine eigene Kategorie. Ihr blühender, man kann sagen glänzender Zustand, der einzig und ausschließlich auf dem äußern Handel beruht, kann bei Beurtheilung der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des städtischen Lebens im Lande nicht in Betracht kommen. Der ungeheure Abstand zwischen Odessa und Tiraspol, zweien Kreisstädten desselben Gouvernements, in geringer Entfernung von einander und von gleichzeitiger Entstehung, laßt sich nur durch die ungleichen Mittel zur Entwicklung ihrer Blüthe erklären. Das eigentliche Maaß der Fortschritte des städtischen Lebens in den Steppen Neurußlands läßt sich nur aus dem Zustand derjenigen Städte ableiten, welche auf die eigenen, innern Hülfsmittel angewiesen sind, nicht von den Zufalligkeiten und Launen der äußern Handelsverhältnisse abhängen und keine Schließung der Dardanellen, keine Nebenbuhlerschaft der Donaumündungen zu fürchten haben. Alle diese Städte aber, das muß man bekennen, zeigen in ihrem jetzigen Zustand kein glänzendes Bild: 21 Städte haben eine Gesammtbevölkerung von etwas über 100,000 Seelen, darunter Perekop mit 12.000, Nowomoskowsk mit 10,000 Seelen. Die städtischen Einkünfte sind sehr unbedeutend; Tiraspol mit 6600 Einw. hat noch am meisten, nämlich fast 10,000 R., Perekop dagegen mit seinen 12,000 Einw. nicht ganz 4000 R., Nowomoskowsk mit seinen 10,000 E. noch nicht 1200 R. Man kann sich daraus einen Schluß auf die Armuth dieser Städte machen. In Nogaisk zahlt der Kopf etwa 4 R. S. in die Stadtcasse, in Nowomoskowsk zahlen 10 Seelen nur 1 R. S. Solche schroffe Unterschiede entspringen erstens aus der verschiedenartigen Lage der Städte, zweitens aus der Verschiedenartigkeit der Einwohner selbst. *)

Was die Lage betrifft, so zeigt sich der bedeutendste Unterschied darin, ob die Städte an den Hauptflüssen oder wenigstens an den Hauptstraßen des innern Landverkehrs liegen, oder isolirt in der Tiefe der Steppen. Die Städte am Dniepr, wie Jekaterinoslaw, Berislaw, Nikopol, und am Dniestr, wie Tiraspol, Grigoriopol, zeigen noch am meisten Wohlstand. Perekop, oder richtiger der als Vorstadt dazu gehörige sogenannte armenische Bazar verdankt seine große Bevölkerung dem besondern Umstand, daß es an dem einzigen Punkte der Landverbindung zwischen dem neurussischen Festland und der Krim liegt. Allerdings liegt das Musterbild städtischer Armuth, Nowomoskowsk, zwar nicht am Dniepr, doch an dem darin fallenden Flusse Samara in geringer Entfernung von dessen Mündung, aber zum Unglück liegt an eben dieser Mündung, hart am Dniepr, die Gouvernementsstadt Jekaterinoslaw, welche Nowomoskowsk allen Antheil an dem Vortheil dieser Lage am Flusse entzieht.

Noch mehr Einfluß auf die Entwicklung der Städte zeigt die Zusammensetzung ihrer Bevölkerung. Es ergibt sich aus den officiellen Tabellen, daß das Uebergewicht des städtischen Reichthums sich auf Seite derjenigen Städte findet, in denen eine nichtrussische Bevölkerung wo nicht ausschließlich vorherrscht, so doch überwiegt. So der armenische Bazar und Grigoriopol, deren Einwohnerschaft hauptsächlich aus betriebsamen und unternehmenden Auswanderern vom Ararat besteht. Welche Bedeutung hier die Nationalität der Bewohner hat, ersieht man aus dem schlagenden Beispiel, daß Dubossary, eine ganz in der Nähe von Grigoriopol liegende Stadt, welche gleichfalls am Dniestr liegt, und vor Grigoriopol den wichtigen Vortheil des längern Bestandes voraus hat, in allen Zweigen der bürgerlichen Entwicklung weit unter letzterer steht. Die Armenier, welche überhaupt einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung Neurußlands ausmachen, zeigen sich für das städtische Leben besonders geeignet. Ohne ihre gewandte, allenthalben sich einnistende Thätigkeit wären die innern Städte der Krim, Karasu-Bazar und Alt-Krim, welche jetzt nicht den niedersten Rang unter den Steppenstädten des Landes einnehmen, sicherlich Tataren-Auls geblieben. Auf die Armenier folgen die Juden, welche alle Städte im Lande überschwemmen, und wenn nicht immer zur wahren Entwicklung derselben beitragen, so doch die Bewegung des städtischen Lebens unterhalten und sie schützen gegen vollständiges Stocken; am nützlichsten unter ihnen sind die Karaiten, welche vorzugsweise in den Städten der Krim, und zwar in denselben, wie die Armenier, nämlich in Karasu-Bazar, dem armenischen Bazar und Alt-Krim, sich aufhalten und herumtreiben. Mit den Armeniern und Juden wetteifern die Griechen, dann erst kommen die Russen und unter diesen selbst wieder die Großrussen vor den Kleinrussen.

Alles dieß gibt übrigens nur Ein Hauptresultat, daß der gegenwärtige Wohlstand der Steppenstädte noch in unmittelbarer Abhängigkeit von dem äußern Handel sich befindet. Die Städte an den Flüssen dienen als Mittelglieder zwischen dem innern Reich und den Hafenstädten des Landes. Diejenigen, in denen eine reinrussische Bevölkerung vorherrscht, entwickeln sich außerordentlich schläfrig und langsam, aus keinem andern Grunde, als weil die Russen an dem Verkehr entlegener Häfen durch den Commissionshandel, in welchem Armenier, Griechen und Juden Meister sind, Antheil zu nehmen weder Lust noch Einsicht haben. So bildet der Handel und immer wieder der Handel das hauptsächlichste Lebenselement für alle Städte Neurußlands. Da wo nicht mehr oder weniger eine enge Verbindung mit dem Handelsleben der Uferstädte vorherrscht, bemerkt man nur eine armselige Entwicklung, die um so schlimmer ist, als auch andere Zweige der städtischen Industrie bis jetzt noch nirgendwo mit besonderem Erfolge angegriffen worden sind.

*) Nogaisk, das so sehr über die andern hervorragt, genießt freilich ganz besondere Vortheile und Freiheiten, die von der Regierung bewilligt wurden, um die Civilisirung der Nogaier zu fördern.

Das städtische Leben muß außer dem Handel auf Gewerbe und Industrie beruhen; diese Zweige der Thätigkeit aber entwickeln sich nicht so leicht und schnell, dafür aber fördern sie sicherer und wohlthätiger die Verbreitung des Wohlstandes der Einzelnen und des Ganzen. Die Gewerbe bilden so zu sagen den charakteristischen Zug des städtischen Lebens. Allenthalben und zu allen Zeiten bestanden die Stadtebevölkerungen, welche sich nicht künstlich und gezwungen, sondern nach einer natürlichen Ordnung entwickelten, in der Hauptsache nicht aus Kaufleuten, sondern aus Handwerkern. Die Kaufmannschaft ist schon eine Art Aristokratie, und den Handel kann man mehr ein Spiel als eine Arbeit nennen; der Stand, welcher ihn treibt, steht über den andern Bürgern, bildet aber eben darum auch die Minderzahl. In andern Staaten Europa's ist der Name Bürger (bourgeois) fast gleichbedeutend mit Handwerker. In Rußland, und namentlich im südlichen, ist dieß nicht der Fall. Hier ist die Entwicklung des Handwerksbetriebes so schwach, daß er in vielen Städten fast gar nicht vorhanden ist. Zünfte bestehen eigentlich nur in Odessa. Hier zählt man ihrer 36, mit 1031 Meistern und 3752 Gesellen. In Karasu-Bazar zählt man bei 12,000 Seelen 204 Handwerker, darunter 45 Schneider und 156 Schuhmacher; in Tiraspol aber mit 6639 Seelen nur zwei Schneider, zwei Schuhmacher und drei Pantoffelmacher mit sehr wenigen Arbeitern.

Dasselbe gilt von Fabriken. Im größten Theile Neurußlands gibt es gar keine, und eine Ausnahme bilden nur die Hafenstädte, wo dieser Zweig der städtischen Thätigkeit durch die größere Bevölkerung und die höhere Entwicklung der natürlichen Bedürfnisse aufgemuntert wird; aber auch hier ist ein auffallendes Mißverhältniß zwischen Bevölkerung und industrieller Thätigkeit, und es ist bemerkenswerth, daß selbst Hafenstädte, wie Odessa, hierin dem tatarischen Stadtdorf Karasu-Bazar nachstehen. Von den innern eigentlich russischen Städten machen sich Bachmut und Nowomoskowsk, wenigstens der Zahl nach, einigermaßen bemerklich, aber auch hier werden nur die einfachsten Materialien verarbeitet, um die allerersten, gleichsam täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, und zwar in beschränktem Maaßstabe, bloß für den innern häuslichen Bedarf.

Diese schwache Entwicklung der industriellen Thätigkeit hat die natürliche und unvermeidliche Folge, daß die neurussischen Städte ihre hauptsächlichste und wesentlichste Bestimmung noch nicht erfüllen, nämlich die, die Mittelpunkte des innern Verkehrs, des Austausches der Arbeit und Capitalien, für ihre Umgebung, für die in ihrer Nähe liegenden Dörfer und Flecken zu seyn. Dieß zeigt sich am deutlichsten in der Zahl der Kaufmannsbuden, welche den kleinen, innern Verkehr der Städte repräsentiren. Diese Zahl ist im Allgemeinen so gering, daß z. B. in Aleschki, einer Kreisstadt Tauriens, auch nicht Einer sich findet. Eine außerordentliche Ausnahme macht hier wiederum Karasu-Bazar, das an Zahl der Kaufmannsbuden selbst Odessa übertrifft; *) man muß jedoch hier bemerken, daß nach asiatischer Sitte in diesen Kaufläden der Vertrieb so klein ist, wie die türkischen Paras, mit denen sie oft ihren Verkehr bestreiten. Um die Verbindung der Städte mit ihrem Kreise zu vermehren und dem innern Handel die möglichste Ausdehnung zu geben, hat man in allen einige Jahrmärkte angeordnet, aber diese Jahrmärkte treten nur selten aus der Reihe gewöhnlicher Bazars hinaus. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Karasu-Bazar hat 914, Odessa nur 713, aber die Bedeutung der erstern Zahl wird freilich sehr gemindert, wenn man erwägt, daß z. B. im J. 1835 der ganze Handelsverkehr dieser Stadt nicht über 300,000 R. A. betrug.

*) Auf dem Odessaer Jahrmarkt am Kreuzerhöhungsfest, welcher außerhalb der Linie des Freihafens gehalten wird, nur für den innern Handel, betrug im Jahr 1841 die Zufuhr an Waaren nur 369,000 R. S. und verkauft wurde bloß für 50,114 R.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Zweiter Abschnitt.

Der Hafen von Goya. — Don Pedro Quesney. — Belebung des Handels.

(Schluß.)

So erwachte das Land wie durch einen Zauber zu neuer Thätigkeit und zu Handelsbetrieb, Rinder- und Schafheerden wurden zusammengetrieben, Tausende und aber Tausende von wildem Vieh um der Häute willen geschlachtet, und in allen Richtungen hörte man das Knarren der großen Wagen, welche mit den Producten der Estancias und der Dörfer beladen unaufhörlich das Land durchzogen und Zeugniß ablegten von der erneuerten Wohlfahrt und dem Frieden, wo wenige Monate, ja Wochen vorher, alles nur Raub, Verheerung und Verfall gewesen war. Ich hatte darum kaum mich bequem in Goya niedergelassen, so bekam ich genug zu thun: die zahlreichen Operationen Don Pedro Campbells im Lande umher, die vielen Habilitaciones, die mein Bruder in Corrientes gegeben, und die viel größere Zahl, die ich selbst von Goya, dem Hauptpunkt unserer Operationen, aus zu geben hatte, erhielten mich in unablässiger Thätigkeit.

Campbell drang in seinem unermüdlichen Eifer auch in die Wälder von Curusaquatia vor, einem wilden, unbesuchten Theil der Provinz, der nach den Missionen zu etwa in gleicher Entfernung (50 bis 60 Leguas) von Corrientes und Goya lag. Er kannte einen rauhen alten Spanier, der in jener Nachbarschaft seit langer Zeit ansässig war, und theils durch Schlachten von eigenem Vieh, theils durch Sammeln von andern allmählich nahe an 10,000 große Häute zusammengebracht hatte. Aber bei dem bisherigen unruhigen Zustande des Landes lag diese Masse unnütz da. Er hatte in der entlegenen Gegend weder Wagen, um die Häute darauf zu laden, noch Ochsen, um sie zu ziehen, und eben so wenig Peons, um sie zu geleiten, und so sehr Hr. Marote um seine Häute besorgt war, so war er es doch noch weit mehr um sein eigenes Ich, und fürchtete fortwährend die Artigueños möchten ihn überfallen, wie seinen alten Bekannten Quesney. Als daher Campbell vor seiner Thüre abstieg und ihm sogleich ohne Umschweif sagte, er sey gekommen seine Häute zu kaufen, war er nicht wenig erfreut, und der Kauf kam um so schneller zu Stande, als sich Campbell erbot, die Häute sogleich, wann, wo und wie sein Freund es begehre, zu zahlen. Ein kurzer, einfacher Vertrag ward aufgesetzt, und Campbell galoppirte damit triumphirend nach Goya.

Dieser kecke Ankauf, — keck nicht wegen des Verkaufs, sondern der Schwierigkeit des Transports, — zeigte klarer wie je, daß wir nicht bloß die Kaufleute, sondern auch die Frachtführer der Provinz werden müßten, und wir begannen also diesen wesentlichen Theil des Geschäfts einzurichten. Durch Geld und unter dem Beistande des unermüdlichen Campbell brachten wir drei gute Wagenzüge in Gang; wir verschafften uns die besten von jenen unmäßig großen und starken, wohlbedeckten und wasserdichten Karren, auf denen die Häute weder durch Regen, noch durch das Eintauchen der Karren unter das Wasser leiden. Jede Abtheilung bestand aus 18 oder 20 solcher Wagen, aus etwa 300 großen zahmen Ochsen und 25 bis 30 guten Sattelpferden, aus einem Capataz oder Anführer mit einem oder zwei Gehülfen, fünf oder sechs Bueyeros oder Treibern der Vorspannochsen, und einem Fuhrmann für jeden Wagen, der vorn aufsitzend mit seiner Picana*) die sechs eingespannten Ochsen leitet. Unsere drei Capatazes waren ausgesuchte Leute, und da sie den Auftrag hatten, für Treiber und Fuhrleute den höchsten Lohn zu zahlen, der in der Provinz gewöhnlich war, so waren unsere drei Wagenzüge vortrefflich unterhalten. Der Ankauf und die Ausrüstung derselben kosteten etwa 5000 Pfd. St. und der monatliche Unterhalt etwa 500.

Dieses Frachtfuhrwesen ist in Südamerika eben keine ganz leichte Sache; unsere Wagenzüge glichen einer schweren Artillerie, die sich durch ein sehr coupirtes Terrain Bahn machen soll, und jede Nacht mußte unter freiem Himmel campirt werden. Dazu sind freilich die Gewohnheiten des Landvolks sehr behülflich; es ist ganz nomadisch in seinen Sitten, und die Leute sind vielleicht nie mehr in ihrem Element, als wenn sie eine lange Reise machen. Eine systematische, mühselige, aber mäßige Arbeit lieben sie nicht: sie müssen Aufregung oder Ruhe haben. Ihre Geduld, ihr Muth und ihre Ausdauer in schwierigen Verhältnissen sind unerschöpflich, sind aber Gefahr und Schwierigkeiten vorüber, dann genießen sie in gänzlicher Ruhe die Frucht ihrer Anstrengungen.

Ein gewisser Don Manuel hatte einen Zug von 18 Karren von dem obenerwähnten Landstrich Curusaquatia herzuleiten. Sein Weg ging zum Theil durch tiefe Gehölze am Rande der Flüsse, theils durch offenes Land, durch sogenannte Lomas und Bañados, d. h. Hochflächen und Sümpfe. Im Sommer ist der Weg ziemlich leicht zu machen, weil dann die Flüsse wenig Wasser haben und die Sümpfe ausgetrocknet sind. Aber im Winter werden die Bäche zu Flüssen und die Flüsse zu Strömen, die Sümpfe werden zu Seen mit einsinkendem Boden, und selbst auf dem Hochlande bleibt das Wasser in den Geleisen stehen und diese müssen vermieden werden, um einen neuen Weg durch das hohe buschige Gras zu suchen, das allenthalben die offene Ebene bedeckt. Man kann sich leicht denken, daß eine Reise von 60 Leguas durch ein solches Land mit 18 Karren, von denen jeder mit seiner Last etwa 40 Ctr. wog, eine unbeschreiblich mühselige Arbeit war. Das große Hinderniß sind die angeschwollenen Flüsse, deren zwischen Curusuquatia und Goya drei in den Parana fallen. Brücken sind hier unbekannt, an einigen Stellen gibt es zwar Fähren und Flöße, aber wenn die Flüsse angeschwollen sind, müssen diese von den Reisenden selbst gebaut werden. Hier machten sich Don Manuels Leute an die Arbeit, um selbst eine Balsa oder Floß zu bauen, dessen Bäume mit starken Lederstricken aneinander gebunden werden. Die Karren werden dann am Ufer abgeladen, und nach einander die Häute, die Karren, die Ochsen und die Mannschaft selbst hinübergeführt. Die Pferde werden abgesattelt und in den Fluß getrieben, über den sie keck hinüberschwimmen, worauf sie am entgegengesetzten Ufer selbst stehen bleiben und sich wieder satteln lassen. Bietet der Fluß eine Furt, so werden die Ochsen durch die Picana hineingetrieben, die Peons umgeben den Wagen zu Pferde und treiben die Ochsen an, oft müssen aber am andern Ufer noch mehrere paar Ochsen vorgespannt werden und die Peons absteigen, um die Wagen hinaufschieben zu helfen.

Malerischer noch als diese geschäftige Scene ist das Bivouac. Die Karren werden im Halbkreis zusammengezogen, ziemlich eng, doch so, daß man die Ochsen am Morgen alle zugleich anspannen kann; die Ochsen so wie die Pferde auf die Weide gelassen, und nun beginnt das Mahl. Unter den zahmen Ochsen befindet sich eine Anzahl anderer, die der Capataz zur Versorgung seiner Mannschaft unter den fettesten ausgewählt hat; schmackhafteres Fleisch läßt sich vielleicht nirgends in der Welt bekommen. Eines dieser Thiere wird gewählt und in einer kleinen Entfernung von dem geübtesten Schlächter der Tropa geschlachtet. Während dieß geschieht, zündet man große Feuer an, und der erste Genuß der Gauchos ist nun ihr Mate oder Thee, der nach Landessitte mit Bombillas oder Röhrchen ausgeschlürft wird. Dann wird ein halb Dutzend Asados oder Braten an eisernen oder hölzernen Bratspießen über ein Feuer aufgehangen, die Mannschaft verwandelt sich auf einmal in Köche, ein herrlicher Geruch erfüllt die Luft und wird von den Hungrigen mit Gier eingesogen. Häute werden als Tischtuch ausgebreitet, Salz über jeden Braten gestreut, und nun machen sich alle mit ihren langen Messern daran, sich Stücke abzuschneiden. Brod à discretion ist für den Pariser nicht nothwendiger, als Rindfleisch à discretion für den Gaucho, und ein Fremder erstaunt über das ungeheure Quantum, das ein solcher Mensch verzehren kann. Nach beendigtem Mahl werden die Cigarren angesteckt, einige Graciosos unterhalten die Gesellschaft mit ihren Witzen, und nie fehlt es auch an eingeborenen Sängern und Guitarreros, die ihre Kunst hören lassen. Allmählich aber übermannt alle der Schlaf, und nur die Wachen wandern in ihre Ponchos gewickelt umher.

Capitän Becrofts Entdeckung im Nigerdelta. Wir haben dieses Mannes schon öfters gedacht, und namentlich seiner Entdeckungen in den Nebenzweigen des Nigerdelta's erwähnt. Er ist jetzt in England angelangt, und das Col. Magasine vom 30 Sept. meldet, daß er den bis jetzt nur in seinen Mündungen bekannten alten Calabar-Fluß 400 Meilen weit hinauf befahren und allenthalben eine sehr intelligente und industriöse Negerrace gefunden habe, wo man ihn sehr gastfreundlich empfing und behandelte. Endlich erreichte er eine Schnelle im Fluß, an der zwar Wasser genug gewesen wäre, aber er hatte nicht Dampf genug, um die Strömung zu überwältigen, und mußte nach Fernando Po umkehren. Die spanische Regierung hat ihn zum Marinelieutenant und Gouverneur von Fernando Po ernannt, von wo er vermuthlich seine Forschungen weiter ausdehnen wird.

*) Die Picana ist ein unten dicker, oben spitz zulaufender, 18 bis 20 Fuß langer Stab mit einer Eisenspitze, welche die vordersten Ochsen erreicht. In der Mitte ungefähr ist ein kurzer herunterhängender Stock befestigt, der gleichfalls eine Eisenspitze hat, mit der die mittlern Ochsen angetrieben werden. Für die Deichselochsen führt der Fuhrmann einen kurzen, mit Eisen zugespitzten Stock in der linken Hand.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 October 1843.

Die Forschungen in Kleinasien.

(Nach dem Edinburgh Review. April 1843.)

Seit dieß Land unter türkischer Herrschaft ist, sind wenige Districte genau untersucht worden, Italien und Griechenland nahmen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in Anspruch, und doch sind hier Ueberreste des Alterthums in Menge zerstreut. Vor allem treten uns die cyclopischen Bauwerke entgegen, mit einer Abart, wo die Blöcke schon einigermaßen viereckig zugehauen und in Reihen gelegt sind; manchmal sind ältere Befestigungen in der eben genannten Weise ausgebessert. Als ein secundäres System kann man etliche Thore ansehen, deren Sculpturen einigermaßen den ägyptischen gleichen, und Gräber, die mit dem persischen Löwen geziert sind. Diese stehen zwischen den rohen cyclopischen Bauten und den schönen Bauwerken der Griechen in der Mitte. Von der außerordentlichen Art der griechischen Civilisation erhält man durch die Ueberreste Kleinasiens einen höhern Begriff, als selbst durch die Athens, denn man erstaunt über die tiefe Wurzel, welche der griechische Geist im ganzen Lande geschlagen. Nicht bloß einzelne Prachtstücke finden sich hier, wie sie der römische Stolz in einigen unterjochten Provinzen zurückließ, sondern die Griechen bauten und bevölkerten ganze Städte, und selbst die Lage derselben, von der man immer die schönsten Landschaften überblickt, zeugt für den Schönheitssinn der Griechen.

Nichts beweist mehr den hohen Culturzustand, den die Gesellschaft in Kleinasien erreicht hatte, als die Menge von Inschriften in allen Städten. Hamilton und Fellowes fanden auch mehrere zweisprachige Inschriften griechisch und phrygisch oder lycisch, welche letztere noch nicht einmal dem Alphabet nach entziffert sind; so viel scheint gewiß, daß die Buchstaben nicht nach dem Orient hinweisen. — Eine Frage von einigem Interesse für die Geschichte der Architektur läßt sich vielleicht durch die genauere Erforschung der kleinasiatischen Städte lösen, nämlich der Zeitpunkt der Entdeckung des Bogens; man ist bereits auf mehrere Ueberreste gestoßen, in denen eine allmähliche Annäherung an das Princip des Bogens sichtbar ist. — Merkwürdiger noch beinahe als die Gebäude für die Lebenden sind die für die Todten, und zwar darum, weil sie meist besser erhalten sind, denn jeder Eroberer scheint die Wohnungen der Todten unberührt gelassen zu haben, während die Städte durch die Nothwendigkeit der Vertheidigung und den Wechsel des Geschmacks ungemein gelitten haben. Nur wo die Türken sich in der Nähe anbauten, und sich aus den Todtenstädten mit Marmor versahen, finden sich noch andere Zeichen der Verwüstung als diejenigen, welche die Zeit angerichtet hat. Die Ausdehnung der Todtenstädte ist oft größer, als die der Städte selbst, ein Beweis für die lange Dauer dieser letzteren. Die ältesten Gräber gehören der vorgriechischen Periode an, haben nichtgriechische Inschriften, und sie unterscheiden sich von den griechischen namentlich dadurch, daß sie nicht über dem Boden aufgebaut, sondern in den Felsen ausgehöhlt sind; ihre ungeheure Zahl zeugt für das lange Daseyn einer dichten Bevölkerung.

Die Forschungen von Hamilton und Fellowes *) haben die reichen, über das Land verbreiteten Vorräthe noch keineswegs erschöpft, ja man kann sagen, sie haben gerade nur angedeutet, welch eine reiche Ernte hier noch von künftigen Reisenden zu machen ist. Die Straßen, auf denen sie gezogen, und welche auf ihren Karten angegeben sind, beweisen auf den ersten Blick, welche ausgedehnte Gegenden noch gar nicht besucht wurden, und viele Städte, die sie aus Mangel an Zeit nur hastig durchzogen, sind einer genauen Untersuchung wohl werth. In einigen derselben versprechen die zahlreichen, wohlerhaltenen Marmorsculpturen viele interessante Aufschlüsse. Lage und Namen gar vieler Städte sind noch zu bestimmen, allenthalben werden sich künftige Reisende durch die Gelegenheit zu neuen Forschungen angezogen fühlen, und manche, bis jetzt nur von wandernden Kurden besuchte Stadt wird auf einmal den Reisenden überraschen.

*) Es ist auffallend, daß die Nachforschungen von Texier gar nicht einmal erwähnt sind; allerdings ist noch kein zusammenhängendes Werk von ihm erschienen, aber einzelne Bruchstücke in hinreichender Menge, um die Wichtigkeit seiner Entdeckungen zu zeigen. A. d. R.

Die neurussischen Steppen.

(Fortsetzung.)

Was bleibt also für die Thätigkeit und den Unterhalt der Menschen übrig, die man mit den Namen „Stadtbürger" bezeichnet? Nichts anders, als die gewöhnlichen täglichen Arbeiten der Landwirthschaft. Bei der Ausdehnung der Ländereien, in deren Besitz die Steppenstädte durchgängig sind, gewinnt die Mehrzahl der Bevölkerung ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts mit Pflug und Spaten. Viele der sogenannten Städte sind auch in der Ansicht der Bewohner stets Dörfer geblieben, namentlich die mit reinrussischer Bevölkerung, wie Aleschki, Orechow, Slawenoserbsk, Nowomoskowsk, wo die Mehrzahl der Einwohner aus Kronbauern besteht, die sich nicht in Städtebürger umtaufen lassen wollten.*) Es ist bemerkenswerth als ein neuer Beweis der Nichtentwicklung des eigentlich städtischen Elements, daß namentlich diejenigen Zweige der Landwirthschaft, welche sich für Städtebürger mehr eignen, wie z. B. der Gartenbau, in den neurussischen Städten keinen sonderlichen Fortgang zeigen. So holt man in Odessa selbst das Gemüse für den täglichen Bedarf aus Konstantinopel. Früchte zieht man kaum für den innern Bedarf, und auch dann nur für die Zeit, wo sie reif werden; kaum ist diese Zeit vorüber, so kann man selbst in den Städten der Krim, die sich doch weit mehr mit dem Gartenbau abgeben, nur mit Mühe noch eine Traube oder einen Apfel finden, die man im Vorrath aufbewahrt hat: die Regierung fühlt den Mangel an einer solchen, dem Lande so angemessenen Industrie, spart ihrerseits keine Aufmunterung, und erleichterte kürzlich noch den Verkauf städtischen Grunds an die Einwohner, um Gärten anzulegen.**)

So ist also das städtische Leben Neurußlands mit Ausnahme des durch den äußern Handel erzeugten bis jetzt noch nichts mehr als eine Episode der allgemeinen Entwicklung des bäuerlichen Zustandes. Die Landbevölkerung der neurussischen Steppen besteht aus Kron- und gutsherrlichen Bauern, deren Zahl man im ganzen Lande, die der ersten, mit Einschluß der freien Leute, auf 470,194, die der letzten auf 677,149 Seelen männlichen Geschlechts berechnet. Das Verhältniß der einen zu den andern ist nicht in allen Theilen gleich: im Gouvernement Jekaterinoslaw sind etwas mehr freie als gutsherrliche Bauern, im Gouvernement Tauris dagegen um die Hälfte weniger, und in Cherson kaum ein Drittheil. Die gutsherrlichen Bauern sind theils Russen, theils Tataren, die Kronbauern aber oder überhaupt die freien Landleute sind von viel mannichfaltigerer Abkunft. Die größte Buntscheckigkeit zeigt das Gouvernement Cherson, wo, außer den Dörfern, in welchen eine mehr oder minder reinrussische Bevölkerung herrscht, sich Colonien von Bulgaren, Serben, Rumunen (Walachen), Griechen, Deutschen, Schweden, Armeniern, Juden und selbst Zigeuner finden. In den zwei andern Gouvernements wird die Buntscheckigkeit überwältigt durch das Vorherrschen des einen Elements, des russischen im Gouvernement Jekaterinoslaw und des tatarischen im Gouvernement Tauris.*)

Die Hauptquelle des Unterhalts und die Hauptbeschäftigung für diese verschiedenartige Masse ist der Ackerbau in der ursprünglichsten und einfachsten Form des Getreidebaues. Die Entwicklung dieses Grundelements der Landwirthschaft auf dem gegenwärtigen Steppenboden gebührt fast ausschließlich dem Einfluß Rußlands, und kann als der sicherste Maaßstab der Fortschritte des Landes dienen. Gegenwärtig rechnet man nach officiellen Berichten das unter dem Pfluge befindliche Land im Gouvernement Jekaterinoslaw auf 1,526,277 Dessjätinen, also etwa auf den fünften Theil der Ausdehnung; im Gouvernement Cherson auf 2,130,514 Dessj., oder fast auf die Hälfte der Ausdehnung. Davon werden im ersten Gouvernement etwas mehr als die Hälfte, im letzten etwas mehr als zwei Drittel von gutsherrlichen Bauern angebaut. Die Aussaat an Getreide belief sich von 1840 auf 1841 im Gouvernement Jekaterinoslaw auf 701,536, im Gouvern. Cherson auf 408,756 Tschetwert, folglich kommen in beiden Gouvernements auf jede steuerbare Seele etwa 2 Tschetwert Aussaat, aber das Ackerfeld beträgt im ersten nicht mehr als vier, im zweiten gegen zehn Dessjatinen auf die Seele. Aus diesen Angaben ergeben sich folgende Resultate: erstens zeugen sie für die Arbeitsamkeit der neurussischen Bauern überhaupt, zweitens zeigen sie, daß die gutsherrlichen Bauern ohne Vergleich mehr arbeiten, als die freien. Hier ist aus Mangel an Nachrichten das Gouvernement Tauris nicht beigezogen, in welchem die auf dem festen Lande liegenden Kreise ein ziemlich ähnliches Resultat geben, während das der Faulheit und Sorglosigkeit der Tataren preisgegebene Innere der Halbinsel eine schneidende Ausnahme zeigen muß.

(Schluß folgt.)

Jean, der Prügelprofoß zu Constantine.

(Schluß.)

Jeans Herr, voll Freude, Ungläubige in seiner Gewalt zu haben, hatte die höllische Idee, seinen Pflug durch ein menschliches Gespann ziehen zu lassen, und um die Aehnlichkeit mit

---

*) In Nowomoskowsk waren nach officiellen Angaben im J. 1840 6385, in Slawenoserbsk 1052 Kronbauern, d. h. mehr als die Hälfte der Bevölkerung.

**) Wie es mit dem Gartenbau aussieht, kann man aus dem Beispiel von Tiraspol ersehen, das zwar 800 Gärten hat, deren Ertrag aber zum Theil kaum auf 20 Rubel sich beläuft und nie 1500 R. übersteigt.

*) Im Gouv. Tauris zählte man nach der letzten Revision an freien Tataren in den drei jetzigen Kreisen auf dem festen Land 25,381 Seelen, im Innern der Halbinsel 99,948 S.; die Anzahl der russischen Kornbauern betrug auf der Halbinsel nur 1629 S. Auf dem festen Lande zählte man ihrer 73,329. Im Gouvernem. Jekaterinoslaw zählte man im J. 1841, die Commandantschaft Taganrog abgerechnet, nicht mehr als 12,060 Colonisten, wobei freilich die längst zu Russen gewordenen Serben in Slawenoserbsk nicht mit eingerechnet sind. In der Commandantschaft Taganrog zählte man im J. 1839 im Kreise Nachitschewan 4122 Armenier und im Kreise Mariupol 127,493 Griechen.

den Thieren, deren Stelle sie vertraten, noch größer zu machen, mußten sie nackt, dem glühenden Sonnenbrand ausgesetzt, in der Furche gebeugten Hauptes fortziehen, wobei die Peitsche und der Stachel den sinkenden Muth und die weichenden Kräfte wieder aufrichten. Zwei starben unter der Anstrengung, ihre Leichen wurden den Raubvögeln preisgegeben, und der arme Jean mußte diesem furchtbaren Schauspiel beiwohnen.

Jetzt allein, durch den Tod von seinen Freunden getrennt, deren Gegenwart ihm allein noch einigen Trost gewährt hatte, genöthigt seine Klagen und Thränen in sich zu verschließen, verfiel Jean, dessen Leiden nur der Tod ein Ende machen zu können schien, in einen furchtbaren Zustand von Stumpfsinn und Erschöpfung. Sein Herr, der noch möglichst Vortheil aus seinem Sklaven zu ziehen suchte und ihn zu verlieren fürchtete, entledigte sich seiner gegen eine geringe Summe. Jean kam in den Dienst eines Dorfschmieds; man hatte vorher den Christen dem Ochsen, der den Pflug zieht, gleichgestellt, jetzt sollte er die Stelle des Hunds vertreten und das Rad des Blasebalgs ziehen; wenn er erschöpft von der Hitze des Schmiedofens sich der Wollkleidung, die man ihm angelegt hatte, entledigen wollte, so verbot man es ihm unter Verwünschungen, indem das Fleisch eines Christen zu abscheulich sey für die Augen muselmännischer Frauen. Wenn er bei seiner Arbeit einschlief, weckte man ihn mit einem glühenden Eisen, und diese abscheuliche Tyrannei, diese fortdauernde Erniedrigung stumpfte endlich seine Empfindung gänzlich ab, er beklagte sich nicht mehr, er arbeitete unaufhörlich, als wäre sein Körper in eine Maschine verwandelt; noch einige Monate und Jean wäre völlig stumpfsinnig geworden.

Er gedachte indeß der Vorsehung und der Freiheit, und dieß hielt ihn aufrecht. Seine anscheinende Fügsamkeit verschaffte ihm endlich einige Augenblicke Ruhe; sein Herr gestattete ihm nach einem angestrengten Tage mit einem alten Mann trockenes Holz zur Kohlenbereitung aufzulesen, und der Gefangene benutzte diese Ausflüge, um die Umgegend kennen zu lernen, und um Feigen und Brustbeeren zu sammeln, die er an einem heimlichen Orte verbarg. Mit jedem Tage wuchs sein Schatz und seine Hoffnung, aber er hatte noch andere Leiden zu bestehen als seine Arbeit: die Feste waren seine Unglückstage, an denen er zur Belustigung dieser Unmenschen gepeinigt wurde. Er mußte erscheinen in seinen Lumpen, die man ihm vom Leibe riß, dießmal ohne zu fürchten daß die Augen der keuschen Frauen daran Anstoß nehmen möchten; dann begann die Tortur. Das einemal mußte er eine glühende Kohle in die Hand nehmen, das anderemal jagten ihn die Kinder mit Dornengerten: sein Leib ist zerrissen, seine Füße bluten, aber er muß laufen. Manchmal legte er sich nieder und bat um Gnade, aber die Alten riefen: „er muß tanzen, schlagt zu, Kinder, es ist ein Christ!“ Stürzte er endlich vor Erschöpfung nieder, so wurden die Hunde auf ihn gehetzt, denen man aber zeitig genug Einhalt that, daß sie ihn nicht ganz zerrissen, um ihn zu neuen Belustigungen aufzusparen.

Wenn der Unglückliche endlich zerrissen und zerfetzt seine Lumpen nehmen wollte, verweigerte man sie ihm, und er mußte sich mit blutendem Leibe unter der sengenden Sonne im heißen Staube wälzen. Seine flehendsten Worte, seine heißesten Thränen stießen nur auf Gleichgültigkeit. Wenn er sich in diesem Zustand in ein Zelt schleichen und um ein wenig Schatten und Wasser zur Stillung seines brennenden Durstes bitten wollte, warf man alle möglichen Unreinigkeiten auf ihn, und um seinen Qualen sich zu entziehen, suchte er dann oft Zuflucht unter den Heerden, die minder grausam waren. Diese scheußlichen Scenen wiederholten sich oft, und hätte nicht die Hoffnung seinen Muth aufrecht erhalten, er hätte lange durch freiwilligen Tod seinem elenden Daseyn ein Ende gemacht. Oft gedachte Jean zu fliehen, aber die Furcht wieder eingefangen zu werden und neue, größere Qualen zu erdulden, hinderten ihn sein Vorhaben auszuführen.

Endlich bot sich eine günstige Gelegenheit; es war eine jener stillen Nächte nach einem heißen Tage, aus der Ferne vernahm man das Geheul der wilden Thiere, und die Sterne begannen unter den rothglühenden Wolken zu verschwinden, die in großen Massen sich ansammelten. Die Blitze folgten sich rasch, und alles schien einen jener furchtbaren, aber unter dem glühenden Himmel seltenen Stürme zu weissagen. Jean, der bei den Thieren schlief, wachte mit diesen und gedachte der Freiheit — plötzlich erhebt er sich, als wäre ihm ein lichtvoller Gedanke gekommen, er schleicht sich an die Zelte, wo die Araber schlummern, er beschwichtigt die bissigen Hunde und gelangt endlich an die Wohnung seines Herrn. Hier nimmt er einen Yatagan von der Wand, schleicht leise auf den Schaffellen, die den Boden bedecken, in die Nähe seines Tyrannen, und der Gedanke an Rache durchfliegt seine Seele. Aber er fühlt sich zu schwach mit Einem Hiebe dem Leben des Arabers ein Ende zu machen, er gedenkt an die Qualen die seiner warten, wenn er den Zweck verfehlt, er fürchtet die Schlafenden in den benachbarten Hütten zu wecken, denn er weiß wie schnell sie bewaffnet erscheinen; ein Schrei, ein Stöhnen kann ihn verrathen. So kehrt er zurück zur Heerde, die er verlassen, wählt unter den umherirrenden Stuten eine aus, deren Schnelligkeit und Sanftheit er kennt, schwingt sich hinauf und jagt im Galopp aus dem Dorfe. Einen Augenblick nachher hält er auf einem einsamen Pfade an, holt hier aus einer Felsenspalte die Lebensmittel, die er so sorglam aufgehäuft und jagt dann weiter. Schon hatte er eine bedeutende Strecke hinter sich und im Dorfe schläft noch alles, nur die Heerden brüllen, erschreckt durch die rasch auf einander folgenden Donnerschläge und den in Strömen fallenden Regen.

Jean durchflog mit der gleichen Schnelligkeit eine weite Strecke, sah, wie Mazeppa, die Berge und Wälder vor sich dahin schwinden, und als der Tag anbrach, zerstreuten sich die Wolken und ein günstiger Wind beschwichtigte den Sturm der Natur. Er hemmte nun den Lauf seines Rosses, um in vollen Zügen des neuen Lebens zu genießen, denn jetzt ist er frei, sein Herr ist über zehn Meilen entfernt, man kann seinen Spuren nicht folgen, denn seine Stute ist so leicht im Laufe, daß sie kaum einen Eindruck im Sande zurückzulassen scheint; er kann nun, ohne die Peitsche oder das Eisen seines Tyrannen

zu fürchten, auf der Erde ausruhen, aber was thun? Die Franzosen, die das Gebiet besetzen, sind noch hundert Meilen von ihm entfernt und er kennt keinen Weg; wie soll er auf diesem langen Marsche alle Blicke vermeiden? Aber wenigstens ist er auf einige Tage frei, und wenn er auch wieder Sklave werden soll, so hofft er doch in menschlichere Hände zu fallen. Von diesen Hoffnungen gewiegt, hält er an einem Wäldchen, läßt seine Stute weiden, und fängt nun an die Lebensmittel zu verzehren, an denen er bald Mangel leiden soll. Drei Tage irrt er in den Bergen und Thälern umher, aber am vierten sind seine Vorräthe aufgezehrt, und schon scheint ihm die Freiheit minder lockend.

Indeß nährte er sich zwei Tage noch von wilden Früchten, bald fehlten auch diese, seine Aussichten werden düsterer, je stärker ihn der Hunger quält; er, der seine Thränen in der Sklaverei erschöpft glaubte, findet noch welche in der Freiheit; fast sehnt er sich zu seinem alten Herrn zurück, wo er wenigstens vor den Qualen des Hungers geschützt war, und mit demselben Eifer, mit dem er seine Freiheit gesucht, macht er sich jetzt auf, um einen neuen Herrn zu suchen. Bald gelangte er zu einem Stamm, dessen geschwärzte Zelte von dem grünen Boden abstachen. Mit Hülfe einiger arabischer Worte, die er allmählich gelernt, läßt er sich zum Scheik führen, bietet ihm sein Pferd und seinen Yatagan an, und scheint dagegen um Gastfreundschaft zu bitten. Gegen solche Geschenke erhält er Nahrung, aber aus seiner Unkenntniß der Sprache und Gebräuche merkt man, daß er ein europäischer Flüchtling ist; sein blasses Gesicht, seine langen Haare deuten einen Christen an, und nun spricht man nur aus der Ferne mit ihm, als ob sein Athem oder seine Berührung irgend eine abscheuliche Krankheit mittheilen könne. Indeß der Umstand, daß er sich freiwillig eingestellt hat, und seine Geschenke ersparen ihm wenigstens die Mißhandlungen; sein neuer Herr gibt ihm ein anderes Pferd, und führt ihn nach Constantine zu Achmed Bey, der damals eifrig Europäer aufsuchte für einige Arbeiten, die er ausführen lassen wollte. Der neue Sklave wird gegen einige Budschus abgetreten, und findet hier wenigstens einige Unglücksgefährten; er leidet nicht mehr allein, und kann wenigstens manchmal von seinem Vaterlande reden, manchmal nur, denn ihre Landessprache ist ihnen untersagt. Man wünscht gelehrige Sklaven, und Schweigen ist die erste Tugend der Sklaverei. Unter seinen Gefährten fand sich ein unglücklicher italienischer Maler, welchen gleich ihm eine Reihe von Unfällen und Gefahren nach Constantine geführt hatte. Ohne sonderliches Geschick in seiner Kunst hatte er doch durch fleißige Arbeit und einige auf die Mauern des Palastes gepinselte Bilder die Strenge seines Herrn zu mäßigen gewußt, später aber mußte der Unglückliche die Ausübung seiner Kunst theuer bezahlen, denn als er im Hause eines reichen Einwohners einige Malereien ausgeführt hatte, welche der Bey für besser gearbeitet hielt als die im Palast, ließ er ihm den Kopf abschlagen und seinen Leib den Löwen zum Fressen hinwerfen.

Jean hatte nebst einigen andern das Belvedere in dem Garten Achmed Bey's zu erbauen, und diese nicht sehr mühselige Arbeit verschaffte ihm eine bessere Behandlung als er erwartet hatte. Als aber Bona in die Hände der Franzosen gefallen war, und diese an die Eroberung Constantine's dachten, wurde ihre Lage kritischer. Achmed ließ sie in seinen Wuthanfällen vor sich kommen, um sie über die Streitkräfte der Franzosen auszufragen; fielen die Antworten ungünstig für seine Sache aus, so bedrohte er sie mit dem Tode, und mit Schrecken erfüllte sie schon der Blick seiner Augen, deren unmäßige Größe sprüchwörtlich geworden ist. So verflossen zwei Jahre, und als die Expedition von 1836 gegen Constantine fehlschlug, sahen sie die unglücklichen, durch Erschöpfung und Wunden in die Hände der Araber gefallenen Soldaten durch die Straßen schleppen, mußten der Hinrichtung derselben beiwohnen, und wagten nicht einmal das Blut, welches auf ihr Gesicht sprützte, abzuwischen; dann führte man sie unter dem Freudengeschrei der Menge in ihr Gefängniß zurück.

Endlich kam die Expedition des Jahres 1837; die französischen Truppen lagerten zum zweitenmale vor der Stadt, und der Bey voller Unruhe ließ Jean und einige seiner Gefährten vor sich kommen, um wo möglich Rath von ihnen zu erhalten; man führte sie auf die Wälle, damit sie die Stellung der Truppen beurtheilen könnten, und dann wieder zurück in den Palast, wo sie, obwohl voll Furcht, erklärten, daß die Stadt bald in die Gewalt der neuen Herren fallen würde. Der Bey, schon erschreckt durch die Bomben und den Anblick der auf dem Mensurah aufgeführten Batterien, fürchtete seinen Palast in Trümmern fallen zu sehen, da schon eine Kugel die benachbarte Moschee getroffen hatte. Er raffte seine Schätze zusammen, verließ den Palast und die Stadt, und vergaß in der Eile selbst die Gefangenen. Als nach den langen Tagen der Belagerung die siegreichen französischen Truppen endlich die Breche erstiegen hatten, und in Masse in den Palast eindrangen, schrien ihnen mitten in dem Zimmer drei Menschen entgegen: wir sind Franzosen! Jean war unter diesen dreien. Sie wurden in diesen Augenblicken der Zerrüttung sehr nützlich, da sie die Landessprache erlernt und die ihrige fast vergessen hatten.

Miscellen.

Schottisches Document. Zu Leeds ist neuerlich ein Museum von Alterthümern eröffnet worden, wo man unter andern Merkwürdigkeiten auch die Originalurkunde des „auncient solemn league and Covenant" sehen kann. Der Eigenthümer, ein Hr. Brown aus Glasgow, soll 100 Pfd. St., die man ihm dafür bot, ausgeschlagen haben. (Litt. Gaz. vom 30 Sept.)

•

Die Katpflanze der Araber, welche einen großen Theil des Schlafes entbehrlich machen soll, freilich mit der Nachwehe spätern längern Schlafbedürfnisses, soll nach dem Gardeners Chronicle Catha edulis, wie Forskåhl sie nennt, oder, wie man sie jetzt bezeichnet, Celastrus edulis seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 October 1843.

Die neurussischen Steppen.

(Schluß.)

Der Ackerbau in den neurussischen Steppen erzeugt alle Arten von Getreide, die sonst in Rußland vorkommen, und namentlich den unter dem Namen Arnautki bekannten Weizen. In den westlichen Kreisen des Gouvernements Cherson, namentlich um Odessa, Tiraspol und Ananiew wird nach dem Beispiel von Bessarabien viel Kukuruz (Mais) gezogen. Die Anpflanzung von Kartoffeln hat erst seit kurzem, und zwar auf dringende Aufforderung der Regierung begonnen. Im allgemeinen muß man bekennen, daß hier, wie im ganzen Reiche, die Mehrzahl der Bauern, wenn sie sich selbst überlassen ist, in der Landwirthschaft und namentlich im Ackerbau sich nicht über die einmal angenommenen und zur Gewohnheit gewordenen Ueberlieferungen erhebt, allen Neuerungen sowohl in der Art als im Gegenstande des Anbaues abgeneigt ist, heilig am Alten hängt und durchaus nicht von ihrem alten, schweren Pfluge lassen will. Eine Ausnahme hievon bilden nur die deutschen Colonisten. Seit Einführung der jetzigen Verwaltung der Krongüter hat sich der Ackerbau der freien Ansiedler natürlich sehr verbessert, und in den Dörfern einiger Gutsbesitzer, namentlich in dem Gouvernement Jekaterinoslaw, hat diese Verbesserung schon früher begonnen. Uebrigens muß die allenthalben vorherrschende Neigung zu einer natürlichen, primitiven Einfachheit im Betrieb als ein Hauptgrund angesehen werden, daß der hiesige Ackerbau auch in guten Jahren nicht viel Ueberfluß über die heimischen Bedürfnisse liefert, und darum eine unbedeutende Rolle in dem auswärtigen Kornhandel spielt, welcher die hauptsächlichste und fast einzige Quelle des Reichthums für das Land ist.

Außer dem Korn werden auf den weiten Strecken der neurussischen Steppen auch noch andere Gegenstände der Landwirthschaft gewonnen, als Flachs, Hanf, Mohnsamen, Erbsen, Bohnen, Linsen, übrigens kaum in hinreichender Menge für den häuslichen Bedarf der Bauern. Größere Ausdehnung haben diese Zweige des Ackerbaues im Gouvernement Jekaterinoslaw.

Mit Gemüsebau geben sich die Landbewohner noch weniger ab als die Städter. In größerem Maaße wird dieser landwirthschaftliche Erwerbszweig nur in den deutschen Colonien getrieben, auch von den Russen in der Nähe der Städte, wie Odessa, Taganrog, Nikolajew, Cherson. Man zieht nur die gewöhnlichen Gemüse für das Haus, in geringer Menge Rüben, in großer Menge Wassermelonen. Durch die letztern hat sich sowohl wegen der Menge als der Güte im ganzen Lande das Stadtdorf Aleschki einen Namen gemacht, welches wegen seiner Lage in dem breiten, den Ueberschwemmungen ausgesetzten Dneprthal mehr Gelegenheit hat den Gemüsebau auszudehnen und darum in allen Zweigen desselben die erste Stelle einnimmt.

Der Gartenbau ist in den neurussischen Steppen nicht glänzend; im Gouv. Jekaterinoslaw liegt der Grund zum Theil im schlechten Boden, aber im Gouv. Tauris ist die Faulheit und Nachlässigkeit der Tataren die Hauptursache. Uebrigens findet sich das ausgezeichnetste und fast einzige Beispiel eines rationellen Betriebes dieses Zweigs der Landwirthschaft in demselben Gouvernement bei den deutschen Mennoniten, die im jetzigen Kreise von Berdiansk wohnen, und dieß Beispiel ist so mächtig, daß selbst die benachbarten Nogaier, die vor kurzem erst ihre Kibitken aufgaben, zu thätiger und glücklicher Nacheiferung bewogen wurden, so daß im J. 1841 zwei Nogaier für ihre Fortschritte in dem Gartenbau von dem Ministerium der Krongüter der eine mit einem Geschenk von 100 R. S. und einem Belobungsschreiben, der anderr mit einer silbernen Medaille belohnt wurden.

Die edleren Zweige der landwirthschaftlichen Industrie, wie Weinbau und Seidenzucht, befinden sich trotz der Bemühungen einiger Landwirthe und trotz der lebhaftesten Unterstützung von Seite der Regierung noch völlig in der Kindheit. Alle Versuche sie auf den Steppen des G. Jekaterinoslaw einheimisch zu machen, sind bis jetzt vollständig mißlungen. Im G. Cherson halten sich die Weinreben und geben an den Ufern des Dniestr in den Kreisen Odessa und Tiraspol einigen, wenn auch schwachen Ertrag. Die Steppen der Krim, so wie die auf dem festen Land liegenden Kreise des taurischen Gouvernements zeigen hinsichtlich des Weinbaues noch eine größere Anzahl Versuche und einen noch geringern Erfolg. Was die Seidenzucht betrifft, so haben die Mennoniten am eifrigsten sich der-

selben beflissen, und ihre mit deutscher Ausdauer und deutscher Sorgfalt fortgeführten Arbeiten sind auch nicht unbelohnt geblieben.

Das Land, das weder vom Pflug noch von der Hacke berührt wird, behält, wie natürlich, in ursprünglicher Reinheit den Charakter der Steppe, welcher übrigens nicht mehr wie früher ganz unbenützt bleibt. *) Allerdings wird das wildwachsende Steppengras nur in so weit abgemäht, als man es zur Nahrung für das Hausvieh bedarf, für das man kaum einen Futtervorrath anzulegen braucht, da es fast immer Futter auf der Weide findet. Darum macht hier die eigentliche Wiesencultur, das Heumachen, keinen bedeutenden Theil der Landwirthschaft aus. Aber dafür ist das fast ewige Grün der Steppen, das an vielen Stellen selbst mitten im Winter kaum in eine leichte Schneedecke gehüllt ist, eine große Aufforderung zur Viehzucht in umfassendem Maaßstab mit Heerden, die an die alte Nomadenperiode des Landes erinnern. Und dieser wichtige Zweig der Landwirthschaft, der in andern Provinzen des Reichs nur als Beihülfe des Ackerbaues auftritt, hat hier auf der weiten Steppe eine selbständige Entwicklung, welche die Hauptquelle für den Wohlstand und selbst für den Reichthum des Volkes werden kann. **)

Uebrigens würde, wie die Viehzucht, so auch der Ackerbau, selbst in den einfachen, kunstlosen Formen, von denen die Bewohner weder die Kraft, noch die Lust haben sich loszureißen, eine ohne Vergleich größere Entwicklung in den hiesigen Steppen erhalten, wenn zur Beihülfe die Waldwirthschaft emsiger und erfolgreicher betrieben würde, der unentbehrlichste Zweig der Landwirthschaft, aber hier so ärmlich, daß man ihn als gar nicht vorhanden ansehen kann. Die jetzige Kahlheit der Steppen in Bezug auf die Waldvegetation ist erschreckend. Sämmtliche, größtentheils kleine, abgerissene, mit was irgend für einem Holz bewachsene Flecke zusammengerechnet, betragen im Gouvernement Cherson kaum $^1/_{50}$, im Gouvernement Jekaterinoslaw kaum $^1/_{70}$ der Oberfläche. Doch darf man nicht alle Hoffnung aufgeben, denn glaubwürdige historische Ueberlieferungen und noch unzweifelhaftere physische Kennzeichen beweisen, daß in früheren, vielleicht nicht allzufernen Zeiten das neurussische Land viel reicher an Wald war, wie gegenwärtig. Wo ist jetzt Herodots Hylaa? Wo sind die Wälder, welche zu den Zeiten von Porphyrogenitus den jetzt ganz kahlen „Graben" der krim'schen Halbinsel bedeckten? Woher schöpften die Flüsse ihre Nahrung, von denen jetzt nur noch leere, ausgetrocknete Betten vorhanden sind, in denen noch vor nicht sehr langer Zeit, noch seit Menschengedenken, eine Fülle von Wasser brausete? Die versteinerten Stämme, welche jetzt vorzüglich am Rande der Flüsse in der Tiefe der Erde liegen, so wie die Schichte von Humus, welche nicht selten in breiten Strichen die kahle Oberfläche der Steppe deckt, sind ohne Zweifel Ueberreste alter Eichenwälder, deren Schatten die Fruchtbarkeit des Bodens stärken und das Klima mildern mußte. Ihr Untergang muß nicht sowohl der zerstörenden Kraft der Natur selbst, als der Barbarei früherer Bewohner oder Durchzügler zugeschrieben werden, von denen die Wälder durch ihre Nomadenlager niedergetreten oder durch ihr Feuer absichtlich oder unabsichtlich ausgebrannt wurden. Was Sorglosigkeit und Unwissenheit verheerten, das müssen Arbeit und Ueberlegung wieder aufbauen. Das ist freilich nicht leicht, und um so schwerer, als die bisherigen nicht sehr glücklichen Versuche das schädliche Vorurtheil, daß die Steppen für den Waldwuchs ganz untauglich seyen, nicht nur nicht zerstört, sondern sogar noch befestigt haben. Zur Ermunterung der Landwirthe darf man indeß nur auf die üppigen Pflanzungen hinweisen, welche durch die Ausdauer und den Verstand der Mennoniten begründet wurden, oder auch auf den Odessa'schen Schuttdamm, wo mitten unter Sandhügeln ein dichter, fast finsterer Wald emporwächst, den man jetzt nur noch zu hegen braucht. Wald, Wald, und noch einmal Wald, das ist der einzige Gedanke, welcher die Steppenwirthschaft Neurußlands zu Unternehmungen antreiben muß, welche allerdings großen Muth und Ausdauer erfordern, aber auch eine glänzende Belohnung versprechen.

Ueber die andern speciellen und mehr localen Gegenstände der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Industrie ist es nicht nöthig, sich hier weiter auszubreiten. Sie sind in der allgemeinen Charakteristik des weiten Landes, welche natürlich eine Menge kleiner Besonderheiten darbietet, nicht von Bedeutung. Hier genügt die Bemerkung, daß die natürlichen Hülfsmittel noch lange nicht erschöpft sind, und die Bedürfnisse der Gesellschaft noch sehr schwach durch die eigene Thätigkeit der Landesbewohner befriedigt werden. Der Mangel an Händen, selbst für den einfachen Landbau, erfordert einen unaufhörlichen Zufluß von freiwilligen Arbeitern, die auch von allen Enden Rußlands hier zusammenströmen.

Im allgemeinen Resultate kann man die wichtige, sehr zum Nachdenken auffordernde Thatsache nicht verbergen, daß die landwirthschaftliche Thätigkeit und Industrie Neurußlands ihre bisherigen Erfolge hauptsächlich der Arbeitsamkeit der fremden Colonisten und sodann dem Einfluß der Gutsherren verdankt. Unter den Colonisten gebührt in dieser Beziehung unbestritten die erste Stelle den Deutschen und unter ihnen besonders den Mennoniten. Die Dörfer der letztern, welche an den Ufern der Molotschna und des Tokmak im G. Tauris, im jetzigen Kreise Berdiansk liegen, bilden das beste Muster der Entwicklung des landwirthschaftlichen Lebens, nicht bloß hinsichtlich der Landwirthschaft selbst, sondern in allen Beziehungen des Nationalwohlstandes und der öffentlichen Ordnung, und für viele andere Städte des Landes wäre es keine Schande, bei denselben hinsichtlich einer verständigen Lebensordnung und der fortschreitenden Civilisation in die Schule zu gehen. *) Ihr Beispiel ist ohne Zweifel bei den benachbarten

*) Man rechnet die Steppen, welche ein wiesenartiges Ansehen haben, in den beiden Gouv. Jekaterinoslaw und Cherson auf 5½ Mill. Dessjätinen; im ersten Gouvernement etwa die Hälfte, im letzten ein Drittheil der Oberfläche.

**) Im J. 1841 rechnete man in den Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien gegen 1,800,000, in Cherson allein gegen 1,680,000 Stück.

*) Die Mennoniten kamen aus Preußen und fingen im Jahre 1801 an sich in Neurußland anzusiedeln. Jetzt zählen sie 41 Dörfer,

Ansiedlungen nicht zu Boden gefallen, und wirkt auch auf die nicht sehr fernen Nomadenlager der Nogaier ein, in denen die Filzkibitken und Zelte mit unglaublicher Schnelligkeit sich in ansässige, ackerbautreibende Niederlassungen umwandelten, die zu ganzen Dörfern angewachsen sind und selbst schon zum Geschmack am städtischen Leben sich erheben. Hier wäre es Unrecht, den Namen eines in der Colonie Orloma wohnenden Mennoniten, Kornis, zu verschweigen, welcher zugleich mit dem unvergeßlichen Grafen de Maison in der Geschichte Neurußlands stehen bleiben muß mit dem unsterblichen Ruhm eines Gründers der Civilisation bei den wilden Nachkommen der Horden Batus und Mamais. Das andere, den Deutschen entgegengesetzte Extrem bilden die im Gouvernement Cherson neuangesiedelten Juden, *) welche bei ihrer eingewurzelten und eingefleischten Neigung zu einer eitlen, mühelosen Geschäftigkeit noch vieler Zeit und vieler Erfahrungen bedürfen werden, bis sie die Vortheile eines friedlichen Landbaues begreifen und an die Arbeiten desselben sich gewöhnen. Ueber ihnen stehen, wiewohl nicht sehr bedeutend, die Tataren der Krim, obgleich ein lange anhaltender Aufenthalt in der Halbinsel, wohin schon die Anfänge der Civilisation gedrungen waren, sie langst zur Ansässigmachung hätte bewegen und mit dem Lande befreunden sollen. Dieß im Allgemeinen genommen trage und dem „Keif" **) leidenschaftlich ergebene Volk zieht immer noch das unruhige Umherwandern auf den Steppen der Niederlassung am freundlichen Herd des ansässigen Lebens vor. Selbst ihre Dörfer tragen noch ganz den Charakter beweglicher Auls, die beim ersten Drang des Bedürfnisses oder selbst bei einem Anfall von Laune bereit sind, spurlos vom Angesicht der mit ihrem Schweiß nicht getränkten Erde zu verschwinden.***) Die Mitte zwischen Deutschen und Tataren nimmt die Grundbevölkerung, die russische, ein. Sie verläugnet auch hier im Allgemeinen die Geschmeidigkeit nicht, welche die Kleinrussen auszeichnet, noch die Gewandtheit und Anstelligkeit, die eine unterscheidende Eigenschaft der Großrussen sind. Aber wenn irgendwo, so zeigt sich namentlich hier, wie nothwendig noch für den Russen eine vormundschaftliche Obhut, eine stete Aufsicht oder ein wohlthätiges „Donnerwetter" ist, wie er sich selbst ausdrückt. Die besten Vorbilder ländlichen Wohlstands und ländlicher Ordnung von Neurußland bieten unstreitig die den aufgeklärten und thätigen Gutsbesitzern gehörigen Orte, unter denen man mehrere mit wahrem Stolze nennen kann.

von denen das bedeutendste, der Aufenthaltsort des „Oberschulzen" der ganzen Colonie, den Namen Halbstadt führt.

*) Die jüdischen Colonien, neun an der Zahl, finden sich in den Kreisen Cherson und Bobrinez. Man zählte im Jahre 1841 an ältern Bewohnern 7118, an neuangekommenen 3836 S. Es sind ihnen 62,635 Deßjätinen zugewiesen, von denen bereits 40,640, je 40 auf die Familie, vertheilt sind.

**) Ein arabisches Wort, das aber im ganzen Orient gebräuchlich ist, und das man nur mit dem italienischen „dolce far niente" angemessen übersetzen kann.

***) Bei der letzten Revision zeigte es sich, daß in der Krim von den auf den Listen figurirenden Dörfern 69, welche bei der frühern Revision mit 2010 steuerbaren Seelen verzeichnet waren, gar nicht existirten.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgk's Reise von Pirara nach dem Moraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

Nachdem wir mit Tagesanbruch das Dorf und das Thal des Kukinam verlassen, führte uns der Weg wieder bergauf und bergab, bis wir auf ein verlassenes Dorf stießen, dessen Bewohner sich wegen des Krieges mehr westwärts gezogen, und am Nachmittag wieder in das Thal des Kukinam abwärts stiegen, an dem wir eine bedeutende Anzahl Arekunas trafen, die eben damit beschäftigt waren, hier ein neues Kassavafeld anzulegen. Das Thal hatte hier etwas ungemein Freundliches, und da wir uns mehrere Wochen in der Nähe des Moraima aufhalten wollten, so beschlossen wir, hier unser Hauptquartier aufzuschlagen. Schon am nächsten Morgen begannen wir daher unter dem Beistande der Arekunas zwei große Blockhäuser zu errichten, und siehe da, am folgenden Nachmittag waren unsere Palais fix und fertig, so daß wir sie augenblicklich beziehen konnten. Unsern treuen, biedern, aber freilich halb verhungerten Indianern zahlten wir ihren wohlverdienten Lohn aus und sendeten sie zurück. Kaum hatten sie uns einige Tage verlassen, als sich auch die Bewohner der Umgegend um uns herum versammelten, sich ebenfalls Häuser und Hütten nach unsern Modells bauten, so daß im kurzen eine kleine Colonie ins Leben getreten war. Die Arekunas sind zwar nicht so reinlich und sauber als die Macusi, dabei aber ein eben so gefälliger und gastfreundlicher Stamm als diese, ja es verging kein Abend, es brach kein Morgen an, daß uns nicht von Alt und Jung eine gute Nacht: Saponténg, und ein guter Morgen: Pakongbeimong, geboten worden wäre. Es kommt wahrlich alles auf den Europäer an, was er aus diesen reinen Naturmenschen machen will, und er kann alles aus ihnen machen. Während meines ziemlich dreijährigen Aufenthalts im Innern unter diesen „Männern ohne Thräne" habe ich fast nicht Einmal Ursache gehabt, mich über sie zu beklagen. Ein großer Theil freilich war entweder noch nie oder nur gelegentlich mit Europäern in Berührung gekommen. Herz und Verstand stehen fast ganz mit denen der Kinder auf gleicher Stufe. Begegne dem Indianer freundlich, daß er gleichsam fühlt, er ist dasselbe Wesen, das er in dir ehrt und achtet, weiche nicht einen Strohhalm von der Wahrheit ab, laß die feine Schwächen, denen er sich unterworfen fühlt, zu Schulden kommen, sey consequent in allem, was du thust, stoße sein Entgegenkommen nicht durch Härte oder übelberechnete Aufgeblasenheit, falschen Stolz zurück, theile seine unschuldigen Freuden und zeige, daß du Gefühl für seine Schmerzen und seinen Kummer hast, und wahrlich, dein Herz wird sich wohler unter ihnen fühlen, als in den äußerlich gleißenden Assemblées des gesitteten Europa's.

Die Arekunas bauen ungemein viel Tabak, den sie aber weniger rauchen, als vielmehr kauen. Zu diesem Zweck schneiden sie die grünen Blätter ganz klein und untermischen sie mit einer Art schwarzem Salz, das sie in der Savanne sammeln — eine Gewohnheit, die sie eben in Rücksicht der Reinlichkeit tief unter die Macusis stellt, da sich der Ueberfluß des Saftes gewöhnlich als schmutzige, schwarze Sauce um die Lippen ablagert und den spirituellen Genuß des Kusses zugleich zum materiellen macht. — Gleich arm an Säugethieren, Vögeln und Insekten, wie die frühern Gebirgsstriche, waren auch die ganzen Umgebungen unserer kleinen Colonie. Die einzigen Repräsentanten der erstern waren das

Aeuri Lama, einige Affen und ein anderes Thier, aus dem wir anfänglich eben so wenig klug werden konnten, wie aus jenem Stück Fell. Kurz nach unserer Ankunft wurden uns einige kleine geräucherte Säugethiere gebracht, die ganz das Ansehen großer Ratten ohne Schwänze hatten. Da den Thieren aber das Fell über die Ohren gezogen, so hielt es natürlich schwer, ausfindig zu machen, von welchem Thier dieß der Cadaver sey. Auf unsere Nachfrage, wo das Thier lebe, und ob sich viele in der Gegend aufhielten, wurde uns zur Antwort: daß sie in Menge auf den Bergen lebten. Ich sandte daher schon am nächsten Tage einen Indianer aus, um einige zu erlegen, der nun auch in kurzer Zeit fünf lebende brachte, in denen wir augenblicklich das wilde Meerschweinchen (Cavia porcellus) erkannten. Die Arekunas nannten es Atuh, und behaupteten, es könne die Gefangenschaft nicht ertragen, was auch in der That der Fall zu seyn scheint, denn schon am folgenden Morgen waren alle fünf gestorben, wie ich auch nie gezähmte bei den Indianern bemerkt, bei denen man doch sonst eine förmliche Menagerie aller wilden Thiere seiner Umgebungen im gezähmten Zustande findet. Unter den gefiederten Bewohnern fand ich nur die Penelope, den Rhamphastos, einige Species Euphone und Tanagra, und ein kleines, niedliches Savannenhuhn von der Größe unseres Sperlings aus der Familie der Tetraonidæ und der Gattung Perdix, das ich früher noch nie gesehen. Kopf und Flügel sind gelblich braun mit weißen getüpften Flecken, die am Hinterkopf in ganz kleinen, gedrängten Tüpfelchen beginnen und sich, mehr und mehr an Größe zunehmend, über den Rücken und die Flügel ausbreiten. Sie sind ungemein leicht zu greifen, da ihr Flug nur kurz ist und sie sich dann gewöhnlich in das hohe Gras verbergen. Ein Männchen und ein Weibchen erhielt ich ziemlich lange bei mir, bis mir ersteres aus dem Käfig entfloh und ich das letztere schon am folgenden Tag aus Gram gestorben fand. Jedes nur irgend zähmbare Thier findet man gleichsam als Hausthier bei dem Indianer, da sie in der Kunst des Zähmens wirklich ganz unübertrefflich sind. Die Säugethiere suchen sie sich ganz jung auf, wo möglich während der Zeit, wo sie noch saugen, und übergeben sie dann ihren Weibern, die nun Mutterstelle an ihnen vertreten müssen. Das junge Thier gewöhnt sich merkwürdig schnell an die Milch und Brust der Indianerin, und ich habe oft genug Rehe, Pecari, Aeuri, Affen u. s. w. an der Brust einer säugenden Indianerin gesehen, während die andere der kleine braune Weltbürger mit Beschlag belegt hatte. Besonders werden die Affen der neuen Mutter so zugethan, daß sie dieselbe auf jedem Tritt und Schritt verfolgen. So erzählte uns auch der Missionär Youth in Pirara, daß, als er den Gottesdienst dort zuerst begann, die Weiber mit ihren kleinen Kindern und Affen u. s. w. auf den Armen, die Männer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, in der Capelle erschienen seyen, und daß er nur mit der äußersten Kraftanstrengung und Mühe das laute Lachen habe unterdrücken können, wenn während des Gottesdienstes seine Augen zufällig auf einen Affen gefallen, der sich mit dem Kinde um die Brust der Mutter gezankt und geschlagen. Später war er genöthigt, es ihnen ernstlich zu verbieten, diese Thiere mit in das Gotteshaus zu bringen. Die Affen werden förmlich mit zur Familie gezählt, bekommen, wie die Kinder, ihren Perlenschmuck und bei der Mahlzeit ihren Platz um den Topf, wo sie aber gewöhnlich zum Aerger der übrigen Theilnehmer stets nach dem besten Bissen greifen, oder wohl auch den Kindern die Nahrung vor dem Munde weghaschen. Der Indianer trennt sich nur äußerst ungern von seinen zahmen Thieren. Da in den Gebirgen die reißenden Thiere äußerst selten sind, so gebraucht der Arekuna auf der Jagd auch nur das Blaserohr, mit dem sie wahrhaft meisterhaft schießen. Merkwürdig ist es, daß das Wuraligift das Wildpret viel zarter und schmackhafter macht. Das Fleisch einer Penelope mit dem Gewehr geschossen ist zähe und hart, fast kaum zu genießen, hingegen mit dem Giftpfeil getödtet, äußerst zart, so daß man glaubt, es sey ein von jenem ganz verschiedener Vogel. Ebenso verhält es sich mit den Affen. Diese aber besitzen eine so bestimmte Ahnung von dem was ihnen droht, oder einen solch hohen Grad des Instincts, den Giftpfeil so schnell als möglich zu entfernen, daß sie ihn, so wie sie verwundet, augenblicklich herausziehen. Um dieses Rettungsmittel unwirksam zu machen, kerbt der Indianer das Pfeilchen an der Spitze ein, damit es in der Wunde abbricht und jene in ihr sitzen bleibt.

Wollen die Indianer einen ältern Affen zähmen, so bestreichen sie die Pfeile nur mit stark verdünntem und daher schwachem Gift, das nach der Verwundung nur eine Betäubung nach sich zieht, saugen dann die Wunde aus und graben den betäubten Burschen bis an den Hals in die Erde, wobei sie ihm noch als Gegengift Salz in das Maul streuen. Hat sich der Affe wieder erholt und einige Zeit in dieser Zwangsjacke gesteckt, die ihm allerdings närrisch vorkommen muß, da er die sonderbarsten Grimassen schneidet, so wird er herausgenommen und in ein Stück Zeug oder in Palmenblätter, wie ein kleines Kind in die Wickelschnur, so fest eingeschnürt, daß ihm jede Bewegung unmöglich wird. In diesem Zustande bleibt er wieder einige Tage, während welcher Zeit er nun mit Salzwasser getränkt und mit gekochten Nahrungsmitteln, die stark mit Capsicum gewürzt sind, gefüttert wird. Befreit man ihn dann von seinen Banden, so ist die Erinnerung an die Vergangenheit mit allen ihren Gewohnheiten und seiner ganzen frühern Lebensweise rein verschwunden. Der ergrauteste Bursche ist vollkommen zahm, und gehört nun mit zur Familie. Die Vögel nehmen sie ganz jung, meist noch blind aus dem Nest, und übergeben sie ihren Weibern, denen die Fütterung und das Aufziehen derselben obliegt; nie habe ich einen Indianer sich damit abgeben sehen, unter dessen Würde es zu seyn scheint, als Mann Vögel aufzufüttern. Papagaien sind ihnen unter den Vögeln dasselbe, was die Affen unter den Säugethieren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Neue etruskische Grabmonumente. Die merkwürdigen Gräber zu Castel d'Asso, Norchia und Bieda, welche bisher für einzig in ihrer Art galten, haben jetzt Nebenbuhler gefunden in den toscanischen Maremmen in der Nähe der fast verlassenen Stadt Sovana (ehemals Suana). Man wußte bisher gar nicht, daß sich dort auch etrurische Gräber fänden, aber ein Künstler, Hr. Ainsley, der ein Werk über diese Gegenstände herauszugeben gedenkt, kam auf den Einfall diesen Ort zu besuchen, und fand zahlreiche Gräber mit architektonisch verzierten Façaden, ähnlich denen zu Castel d'Asso, und zum Theil noch viel interessanter und malerischer. (Athenäum vom 30 Sept.)

Ein tragbarer Leuchtthurm. Unter diesem Titel kündigt das Athenäum vom 30 Sept. die Erfindung einer Composition an, die wenn man sie entzündet, ein sehr glänzendes Licht gibt, die Lage eines gefährdeten Schiffes anzeigt, und die Bewegungen derer, welche retten wollen, leiten kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1843.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Die Viga. — Ein Maskenball. — Verlegenheit bei einem Besuche. — Ausflug nach Santa Anita.

Wir sind jetzt im Frühjahr, mitten unter Gebeten, Kirchengehen und Fasten. Der Carneval war mit Ausnahme einiger öffentlichen Maskenbälle und einiger sehr glänzenden Paseos nicht sehr belebt. Die Viga ist eine der schönsten Promenaden die man sich denken kann und könnte leicht noch schöner gemacht werden, aber auch so wie sie ist, mit den schönen, schattigen Bäumen und dem Canal, auf dem die leichten Kähne unaufhörlich hin und her sich wiegen, könnte man an einem schönen Abend kurz vor Sonnenuntergang, namentlich an einem Festtage, kaum eine hübschere charakteristischere Scene sich denken. Welche Classe der Gesellschaft in ihrer Art von Genüssen am meisten Geschmack zeigt, will ich andern zu bestimmen überlassen; die Indianer, die mit ihren Blumengewinden und Guitarren in ihren Kähnen liegen und in ihrer Weise singen oder tanzen, während sie über das Wasser hingleiten und die balsamische Luft einathmen, oder die Damen, die in ihrem Wagen eingeschlossen in vollem Staat und schweigend eine zeitlang dahin fahren, aus der Tiefe ihrer Kutschen heraus die Begrüßungen ihrer schönen Freundinnen mit einer leichten Fächerbewegung beantworten, und zu fürchten scheinen die Luft des Himmels möchte sie zu rauh berühren, obwohl der weiche, mit Balsamduft beladene Luftzug sich über das träge Wasser hinschleicht, und die letzten Strahlen der Sonne die Baumzweige mit stillem, kaum gebrochenem Licht vergolden.

Dann fährt in gewissen Zwischenräumen jeder Wagen langsam an die Seite seines Nachbars; die elegante Carratela neben dem plebejischen Fiaker, die glänzende Equipage des Millionärs neben dem plumpen, veralteten Fuhrwerk, dessen Modezeit längst vorüber ist. Hier sitzen die Fahrenden schweigend, als sey das Geschäft ihres Lebens vorüber, und als sey es nur ihr Loos das geschäftige Volk aus den Gucklöchern ihrer Ruheplätze zu betrachten. Die Herren ziehen sich auf ihren courbettirenden Rossen gleichfalls zusammen, jedoch nicht so, daß sie von den Wagen aus angerufen werden können, aber sie genießen doch die frische Luft und haben unter den grünen Bäumen über die Señoras einen so großen Vortheil, wie der Wandermönch über die in ihren Zellen eingeschlossenen Nonnen.

Man betrete die Viga um fünf Uhr, wenn sie hinlänglich mit Wasser übergossen ist und die Soldaten sich aufgestellt haben um Unruhen zu verhindern, wenn, so weit nur das Auge reichen kann, zwei lange Wagenlinien auf- und niederfahren, wenn Hunderte buntgeputzter Plebejer an den Seitenwegen Blumen, Früchte und Dulces zum Verkauf ausbieten, wenn zahllose Reiter in malerischer Tracht und auf muthigen Rossen die Zwischenräume zwischen den Wagen ausfüllen und die Kähne mit singenden und tanzenden Indianern den Canal bedecken, alles dieß unter dem blauen, wolkenlosen Himmel, in der reinen klaren Atmosphäre, dann sollte man, bildeten nicht die Leperos einen unangenehmen Zug in dem Bilde, Mexico für die blühendste, genußreichste und friedlichste, ja sogar auch für die reichste Stadt in der Welt halten, freilich nicht für eine Republik, denn hier ist kein wohlgekleidetes Volk und kaum ein verbindendes Glied zwischen den groben Mänteln und den seidenen Kleidern, zwischen dem Flitterstaat und den Diamanten. Einige Wagen waren untadelhaft und würden jeder Londoner Spazierfahrt Ehre gemacht haben; besonders auffallend waren drei Wagen, von prächtigen Pferden gezogen, und Kutscher und Bediente in Scharlachroth und Gold gekleidet. Nebenher ritt ein etwas ungeschickter Reiter, dem man es ansah daß er nicht von Jugend auf der edlen Reitkunst gepflegt, aber prachtvoll gekleidet und mit einer Reitpeitsche in der Hand, deren Knopf ein großer Diamant bildete. Hinter diesen reichen Wagen und Reitern folgte ein alter Fiaker, just eines der seltsamen alten Fuhrwerke, in denen Lady Morgan manchmal ihre Heldinnen aufführt. Es saßen sechs streng maskirte, die Gesichter mit Shawls bedeckte Figuren darin, von denen man unmöglich errathen konnte, ob es Männer oder Frauen seyen. Es war unmöglich, als aber die Wagen umkehrten, blies der Wind plötzlich die Shawls von zweien auf die Seite, und zeigte die Röcke und Capuzen der — Mönche. O tempora O mores!

Im Theater gab man drei Maskenbälle, von denen wir nur einem einzigen beiwohnten. Wir begaben uns um 10 Uhr in eine Parterreloge, und obwohl ein Pronunciamiento, der fashionable Ausdruck für eine Revolution, erwartet wurde, so ging doch alles ganz ruhig und ordentlich ab, und der Ball war munter und gefüllt. Als wir hereintraten und unsere Billete abgaben, kamen eine Menge Masken herbeigelaufen, welche in allerlei wunderlichen Stimmen unsere Namen schrieen. Ein Engländer, Bruder von Lord . . . kam in unsere Loge, so wie ein Schößling des jungen Frankreichs, Hr. von C . . . ., der artig genug seinen Hut den ganzen Abend aufbehielt. In einer Loge gerade über uns befand sich die französische Gesandtschaft. Unter den Frauen trugen die meisten Dominos, um sich besser zu verbergen, denn es galt für nicht sehr anständig sich hier zu befinden. Mehrere waren auch in Männerkleidung da, namentlich französische Modistinnen, hier eine sehr übelberufene Classe, und zahlreiche Männer in Frauenkleidern, maskirte Poblanas ohne Strümpfe und mit sehr kurzen Unterröcken, Ritter in Rüstungen, unzählbare, wahrscheinlich aus dem Theater entlehnte Verkleidungen, und mehr als das gewöhnliche Verhältniß wunderlicher Gestalten. Die Musik war sehr gut, und die Tänzer walzten, gallopirten und drehten sich im Saal herum wie die Furien. Es fehlte wenigstens nicht an Lebendigkeit. Hunderte von Masken redeten uns an, aber ich erkannte keine. Die Logen waren alle mit Damen gefüllt und die Scene äußerst unterhaltend.

Einige Tage darauf machte ich einen Besuch, welcher Erwähnung verdient, nämlich bei der reichen Señora . . . ., deren ersten Besuch ich noch nicht erwidert hatte. Sie war zu Hause, und man wies mich in ein sehr großes Gesellschaftszimmer, wo ich zu meinem Erstaunen die Lampen, Spiegel u.s.w. mit schwarzem Krepp wie bei einer Trauer verhängt sah. Ich dachte schon, Jemand im Hause sey gestorben, und ich hätte meine Zeit zu einem ersten Besuche sehr schlecht gewählt. Inzwischen setzte ich mich nieder, als plötzlich meine Augen auf etwas Unheimliches fielen, das sich gerade dem Sofa, auf dem ich saß, gegenüber befand. Es waren sechs an einander gereihte Stühle, und auf diesen lag eine Figur, anscheinend eine Leiche etwa sechs Fuß lang, ausgestreckt, so daß man nur die Füße bemerkte, die das Tuch emporhoben. Oh Entsetzen! hier saß ich die Augen auf die geheimnißvolle Erscheinung geheftet, und in Vermuthungen verloren, wessen Leiche dieß wohl seyn möchte. Der Herr des Hauses? er war sehr groß, genoß keiner guten Gesundheit und konnte leicht schnell gestorben seyn. Daß man meinen Besuch angenommen hatte, bewies nichts dagegen, denn neun Tage nach einem Todesfall ist das Haus stets angefüllt mit Freunden und Bekannten und die Wittwe, oder Waise, oder kinderlose Mutter muß mitten in ihrem ersten Kummer die Condolenzen von aller Welt annehmen. Man scheint keinen Begriff zu haben von einem Kummer, der sich Einsamkeit wünscht.

Während dieser Betrachtungen saß ich sehr unbehaglich da, glaubte eine schwere Luft im Zimmer zu fühlen, und wünschte sehnlichst, daß irgend ein lebendes Wesen eintreten möchte. Ich dachte auch schon daran, mich in der Stille wegzubegeben, fürchtete aber zu beleidigen, und wurde durch alles dieß so nervös gereizt, daß ich, als Señora D... eintrat, auffuhr, als hätte ich einen Schuß gehört. Sie trug ein farbiges Musselinkleid und einen blauen Shawl, kein Zeichen von Trauer. Nach den gewöhnlichen Eingangscomplimenten fragte ich angelegentlich und mit einem Seitenblick auf die mysteriöse Figur nach ihrem Gemahl, — er war ziemlich wohl. Ihre Familie? — Gerade hergestellt nach schwerer Pockenkrankheit. Alle? fragte ich, in der Idee, sie könnte einen erwachsenen Sohn haben. „Alle," erwiederte sie, „aber ihrer Schwester Kinder wären gefährlich krank." — „Doch hoffentlich keines gestorben?" — „Keines." Ich war indeß von dem räthselhaften Anblick so außer Fassung, daß die Unterredung mehrmals stockte und ich nur unzusammenhängende Fragen machte, darunter endlich zufälliger Weise auch die, ob sie bald aufs Land gehe. — „Noch nicht, um dort zu bleiben, aber morgen gehen wir hin, um einen Santo Christo (ein Bild des Erlösers am Kreuze) dahin zu bringen, den man so eben für die dortige Capelle gebracht hat." Mit diesen Worten wies sie auf die Figur, und fuhr dann fort: „darum ist auch das Zimmer, wie Sie sehen, schwarz verhängt." Ich fühlte mich nie so erleichtert, wie durch dieß Wort.

Obwohl gegenwärtig in Mexico nur wenig vorgeht, so unterhalte ich mich doch sehr gut, denn es ist sehr viel zu sehen, und die Leute sind ungemein freundlich und gefällig Wir verschafften uns Reitpferde und machten Ausflüge um die Stadt her, namentlich früh am Morgen, ehe die Sonne hoch am Himmel steht, wo die Luft noch gehörig kühl und erfrischend ist. Manchmal gehen wir um 6 Uhr Morgens nach der Viga, um die Indianer ihre Blumen und Gemüse auf dem Canal herbringen zu sehen. Eine solche Masse von Klatschrosen, Kornblumen, Nelken und Rosen sah ich niemals beisammen. Jede indianische Frau in ihrem Kahn sah aus, als sitze sie in einem Blumengarten. Sie sind immer noch, wie zu den Zeiten von Cortes, und wie Humboldt fast drei Jahrhunderte später bemerkte, große Blumenfreunde. Am Abend sind diese indianischen Frauen in ihren Kähnen stets mit Kränzen von Rosen oder Mohnblumen geziert. In der ärmsten Dorfkirche ist der Boden mit grünen Zweigen und Blumen bestreut, und ehe der Gottesdienst beginnt, werden frische Blumensträuße hereingebracht und der Altar damit geziert. Zur Zeit der Eroberung soll ein Strauß seltener Blumen das werthvollste Geschenk gewesen seyn, welches man den Gesandten am Hofe Montezuma's überreichte, und es ist ein seltsamer Widerspruch, daß diese Blumenliebe neben ihrer blutigen Religion und ihren barbarischen Opfern bestand.

Wir fuhren am folgenden Tag auf dem Canal in einem großen, wohlgedeckten Kahn bis nach dem Dorfe Santa Anita, sahen hier zum erstenmal die berühmten Chinampas oder schwimmenden Gärten, kauften in dem Dorfe von den indianischen Kindern zahlreiche Kränze von Rosen und Mohnblumen, und als wir gegen Abend zurückkehrten, belustigte uns das Singen und Tanzen der Indianer. Ein Kahn kam hart an den

unsrigen heran und hielt sich einige Zeit neben demselben. Ein Mann lag träge hingestreckt am Boden desselben, klimperte auf der Guitarre und zwei Frauen tanzten und sangen in ganz monotoner Weise zu seinem Spiel. Mehrere Krüge mit Pulque und irdene Schüsseln mit Tortillas und Chili nebst Stücken Tasajo (lange Riemen von getrocknetem und gesalzenem Rindfleisch) bewiesen, daß die Gesellschaft troz der romantischen Guitarre und den Blumenkränzen der tanzenden Mädchen doch auch nicht ohne solidere Belustigungsmittel war. Unter anderm tanzten sie den Paloma, den Taubentanz, einen ihrer beliebtesten Tänze. Die Musik ist ganz hübsch, die Textworte aber sehr unbedeutend, so wie denn auch die neugeborene Freiheit bei dem so musikalischen Volke noch keine patriotischen Lieder hervorgerufen hat.

So unbedeutend indeß der Text ist, so ist doch die Melodie so hübsch, die Frauen sangen so weich, die Musik tönte so beschwichtigend als wir auf dem Wasser dahin glitten, daß ich in einen angenehmen halbträumenden Zustand verfiel, und als ich am Landungsplaß angekommen war, nur ungern zu meinem Wagen und zu dem civilisirten Leben zurückkehrte, ohne durch etwas anderes als die Blumenkränze an die Chinampas erinnert zu werden. Unglücklicherweise enden diese indianischen Belustigungen mit gar häufigem Zuspruch beim Pulque oder, was noch schlimmer ist, bei dem reingeistigen Abzug davon, dem Chinguirite. Die Folge davon ist, daß es von Musik, Tanzen und Rosenkränzen zu Zank, Eifersucht und Betrunkenheit kommt, was häufig darauf hinausgeht, daß sie einander erstechen oder in den Canal werfen.

Die Straßen in England.

Hr. Berthault Ducreux, Ingenieur des Brücken- und Straßenbauwesens, hat eine Broschüre über die englischen Straßen herausgegeben, aus welcher wir nach dem Echo du Monde Savant vom 5 October Nachstehendes ausheben. Man unterscheidet in England drei Arten von Straßen: parlamentarische, Barrièren- und freie Straßen. Die erstern werden vom Staat unterhalten, die zweiten sind auf Kosten derjenigen, die sich derselben bedienen, so wie der Gemeinden, die dritten werden von den Gemeinden allein bestritten. Die allgemeine Regel ist, daß alle Straßen frei sind, sobald aber die Circulation auf der einen so stark wird, daß die Unterhaltung zu viel kostet, so gehen die Gemeinden das Parlament um die Ermächtigung an, einen Schlagbaum errichten zu dürfen, vermittelst dessen man von Wagen, Pferden und anderem Vieh ein Zoll erhoben wird zum Unterhalt der Straße. Der Hauptunterschied zwischen freien und Barrièrenstraßen besteht also darin, daß die leztern stärker befahren sind. Sehr genaue und strenge Vorschriften bestehen hinsichtlich des guten Unterhalts der Straßen und der Hinwegräumung alles dessen, was die Circulation hemmen kann. Wenn die Straße nicht gut unterhalten ist, so wird die Gemeinde, welcher die Unterhaltung obliegt, verklagt und durch die Gerichtshöfe zu Kostenersaz und Wiederherstellung verurtheilt. Jede Straße ist in eine gewisse Zahl von Unterabtheilungen getheilt und die Verwaltung der Barrièrenstraßen einer Anzahl von unbezahlten Personen anvertraut, die das Parlament (oder wohl der Minister des Innern) ernennt, und die einen Rath bilden, der den Namen Trust führt. Jeder Trust hat etwa zehn Gemeinden unter sich, wählt die Straßenaufseher, Zahlmeister und Schreiber; der Name Trust wird auch von dem Rath der Personen auf den unter ihrer Aufsicht stehenden Straßencomplex übergetragen. Im Jahre 1840 bestanden solcher Trusts 1022; davon waren 740 in gutem, 248 in mittelmäßigem und 128 in schlechtem Zustande, und sechs waren in Anklage versezt. Die Gesammtmasse der Straßen in England beträgt 168,578 Kilometres; darunter sind 16,135 Kilom. gepflasterte Straßen, 15,562 Kilom. Barrièrenstraßen. Der Durchschnitt der jährlich darauf verwendeten Summe ist 43,128,916 Fr. (1,723,077 Pfd. St.). Hierunter sind indeß auch mehrere Gegenstände begriffen, die nicht direct zum Straßenbau gehören, wodurch die Summe sich nahezu auf die Hälfte reducirt.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsezung.)

Die Temperatur war in unserer neuen Colonie nichts weniger als angenehm, da der Thermometer am Morgen nicht mehr als 50 bis 59°, am Mittag dagegen 85 bis 86° im Schatten und in der Sonne 108 bis 110° zeigte. Nach unsern Messungen befanden wir uns 3500 Fuß über dem Meere. Bald erhielten wir auch hier von den benachbarten Stämmen Besuch, so vorzüglich von den Serekongs, die, wie ich leider erst später erfuhr, die eigentlichen Fabricanten des fürchterlichen Wassy-Giftes seyen. Sie waren mittleres Statur, musculös und untersezt. Die Männer hatten ihr langes Haar rückwärts gekämmt und in einen Zopf geflochten, was ihnen ein vollkommen chinesisches Ansehen verlieh. Um die Stirne waren die Haare mit einer dicken Masse der rothen Roucou bedeckt und hie und da mit den weißen Flaumenfedern des Powis (Crax alector) verziert, während sich Gesicht und Körper auf eine groteske Weise bemalt zeigten. Eigenthümlich und von den übrigen Stämmen abweichend waren auch ihre Begrüßungsceremonien; sie figurirten uns einigemal mit ihren Händen über dem Gesicht, ohne dieß jedoch selbst zu berühren, herum, und beendigten dieses damit, daß sie mit diesen Linien an den Achseln ausliefen. Da die Neugier, die weißen Leute zu sehen, und der Wunsch, mit uns in Tauschhandel zu treten, sie zu uns gebracht, so waren natürlich wir selbst, wie auch unsere Utensilien und Instrumente, Gegenstände ihres höchsten Staunens und ihrer Verwunderung. Unter unsern Sachen schienen ihnen hauptsächlich unsere Gabeln die wundervollsten und unerklärlichsten Dinge zu seyn, die von Hand zu Hand wanderten. Als wir ihnen den Gebrauch derselben gezeigt, brachen sie in ein lautes und spöttisches Gelächter aus, deuteten dabei auf ihre Finger und gaben damit zu verstehen, daß die von der Natur ihnen gegebenen Gabeln besser und bequemer seyen. Ihren Häuptling, einen alten und ehrwürdigen Greis, mit schneeweißem Haar, das sicherste Merkzeichen eines äußerst hohen Lebensalters, hatte die Neugier doch so gestachelt, die Paranghieris zu sehen, daß auch er die Reise mit unternommen. Seine Haut lagerte sich in Runzeln über die Sehnen und Muskelüberreste, da der ganze Körper fast zum völligen

Skelett abgezehrt war. Hohes Alter tritt bei den Indianern in einer viel abschreckendern und häßlichern Gestalt, als bei dem Europäer auf, und jene Ehrfurcht gebietenden, milden Greisengestalten, wie wir sie in Europa kennen, fehlen gänzlich. Ihre Sprache, obschon sie die nächsten nördlichen Nachbarn der Arekunas sind, weicht doch vollkommen von der der letztern ab. Einige Mütter brachten uns ihre kranken Kinder und gaben uns zu verstehen, daß wir diesen Gesicht und Körper anblasen möchten, damit sie von ihrer Krankheit geheilt würden. Merkwürdig genug, daß auch bei ihnen, wie bei den Orientalen, der Hauch als ein Ausfluß der innersten Seelen und Geisteskräfte angesehen wird.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt, während welcher wir nur von Yams, Bataten und etwas Kassava gelebt, beschlossen wir, den Roraima zu besteigen. Das Gebirge wird von einer riesigen Sandsteinkette gebildet, die weniger in sich enggeschlossen zusammenhängt, als vielmehr in einzelnen, hohen, getrennten Punkten verläuft, unter denen der Roraima, wie ihn die Indianer nennen, der höchste, wie er zugleich das interessanteste und größte geologische Naturwunder Guiana's ist. Die eigentliche Erhebungskette liegt unter 5° 9' 30'' N. B., wobei sie sich 25 englische Meilen in nordwestlicher und südöstlicher Richtung ausdehnt, 5000 Fuß über das Tafelland und 8500 Fuß über das Meer erhebt. Die obere Gipfelhöhe läuft in einem nackten, nach allen Seiten 1500 Fuß hohen, senkrechten Sandsteinfelsen aus, welcher Formation auch die Basis angehört, und ich kann dem Leser keinen deutlichern Begriff von diesen wunderbaren Formen geben, als wenn ich ihn auf ihre Wiederholung en miniature an den Königstein und Lilienstein der sächsischen Schweiz verweise. Zahllose Wasserfälle stürzen sich von dieser Riesenhöhe herab, und verlaufen dann gegen die drei Hauptströme, den Amazonenfluß, Orinoco und Essequibo, noch zahllose Cascaden bildend, bevor sie die eigentliche Ebene erreichen. Die vier Berge Roraima, Cukinam, Ayang-Catsibang und Marina bilden fast ein Viereck, in welchem der Roraima die höchste und südliche Seite ist. Dieses Viereck nimmt von Südosten nach Nordwesten eine Strecke von 20 geographischen Meilen ein. Der östliche Steilabfall des Roraima liegt unter 5° 9' 40'', während der nordwestliche des Ayang-Catsibang unter 5° 18' N. B. liegt. In einer Entfernung von zwei Meilen nordwestlich vom Ayang-Catsibang erhebt sich ein anderer abgetrennter Felsen, der Irwarkarima, zu einer Höhe von 3600', der sich namentlich durch einen unförmlichen Felsenblock auf seinem östlichen Absturz auszeichnet, aus dem man mit Beihülfe der Phantasie so ziemlich eine Urne herausbringen kann. Dieser Block ist 466' hoch und an seiner Basis 381' breit. Nach dieser Riesenurne folgt der Wayaca-piapa, oder der „gefällte Baum," den nach der Tradition der Indianer der gute Geist Macunaima bei seiner Reise durch diese Gegend umgehauen und zur Erinnerung an sein Wandern auf der Erde hier zurückgelassen haben soll. Wayaca-piapa hat ungemein viel Aehnlichkeit mit einem Obelisk.

Die Berge Carauringkbuh Yuruaruima und Iritebuh schließen die ganze Gruppe, unter welchen sich der Carauringtebuh als der höchste 4943' über die Savanne erhebt. Der Roraima ist vierthalb Meilen lang, dabei aber von unbedeutender Breite. An seinem östlichen Steilabsturz wälzt sich der Cattinga in gewaltigem Bogen von seiner Scheitelfläche herab, und führt seine Wasser dem Takutu, Rio Branco, Rio Negro und Amazon zu. An der südwestlichen Seite dagegen stürzen sich mehrere Gewässer herab, die sich bald darauf mit dem Ikukenam vereinen, der auf dem benachbarten Ikukenam seinen Quellpunkt hat, und dann mit dem Yuruani den Caroni bilden, der sich in den Orinoco ergießt. Besonders nach einem starken tropischen Regenguß, wo die Wassermassen bedeutend angeschwollen sind, bildet der Roraima mit seinen riesigen Wasserfällen von 1500' senkrechter Höhe eine Naturscene, in der das Herz aufjauchzt, und sich doch wieder selbst so klein und armselig diesen Mächten gegenüber fühlt, deren Schilderung ich nicht zu beginnen wage, da sich meine Feder ihr nicht gewachsen fühlt, mir die Worte fehlen, um jenen Eindruck und jene Gefühle so wiederzugeben, wie sie durch die Sprache des innern Herzens, des innern Menschen in mir lebendig geworden waren.

Es war am frühen Morgen des 18 Novembers, daß wir unter Scherz und Laune, gespannt in der Erwartung dessen, was uns der Tag bringen würde, in Begleitung mehrerer Indianer, den eigentlichen Gebirgsstock zu besteigen begannen, nicht ahnend, daß dieser Tag durch einen Unglücksfall so schmerzlich getrübt werden sollte. Der Pfad leitete uns anfänglich dem Cukinam entlang, der hier noch einige große und höchst malerische Fälle bildete, wie uns zugleich die Indianer auf einen ungeheuren Sandsteinblock am Wege aufmerksam machten, auf dessen Oberfläche mehrere wellenförmige Linien, ½ Zoll tief, sichtbar waren, gerade als sey jemand mit beiden Händen in einer Schlangenlinie über den Stein hingefahren und habe die dadurch beschriebenen Linien der Finger zurückgelassen. Menschenhände hatten die Vertiefungen nicht gebildet. Natürlich erzählten uns die Indianer auch hier wieder eine lange Geschichte über den Ursprung, aus der ich leider nur so viel verstehen konnte, daß ihr guter Geist Macunaima auf jener Reise, auf welcher er den Wayaca-piapa umgehauen, zur Erinnerung auch diese Merkmale mit seinen Fingern in den Stein gedrückt. Ich fragte einen jungen Indianer, der uns aus dem Missionsdorfe Pirara begleitete, wer denn eigentlich Macunaima sey, und erhielt ohne Zögerung zur Antwort: Jesus Christus.

Nachdem wir den Cukinam einige Zeit verlassen, kreuzte der Pfad ein anderes Flüßchen von etwa 8' Breite, in dessen Mitte ein gewaltiger Stein lag, der uns als Uebergangsbrücke diente, indem wir vom diesseitigen Ufer auf diesen und von da auf das entgegengesetzte sprangen. Ein Theil unserer Leute hatte schon so das jenseitige Ufer erreicht, und die Reihe kam jetzt an mich, da stets auf den betretenen Indianerpfaden immer nur einer hinter dem andern gehen kann. Mir unmittelbar folgte eine junge Indianerin, die uns schon früher auf unsern Expeditionen mit ihrem Mann begleitet hatte und auch hieher gefolgt war, und die wir alle wegen ihrer Heiterkeit, ihres freundlichen und neckenden Wesens, eine Eigenschaft, die man bei den Indianerinnen nur selten findet, liebgewonnen, wie sie zugleich unsere Wäscherin, Nähterin und Küchenfrau war, Pflichten, die sie durchgehends zu unserer vollkommenen Zufriedenheit seit langer Zeit erfüllte. Als ich eben von dem Stein an das jenseitige Ufer gesprungen, hörte ich einen Schrei, den die mir unmittelbar folgende Indianerin ausstieß, während der ihr folgende Indianer den ganzen Fluß mit dem Schreckensausruf „Aluy" übersprang. Die Indianerin deutete an das Ufer zurück, und als ich sie frag: ob es eine giftige Schlange und ob sie gebissen sey, fing sie plötzlich an, bitterlich zu weinen, wie ich zugleich an ihrem rechten Fuße, nahe am Knie, das Blut aus drei Wunden herabströmen sah. Nur eine giftige Schlange konnte diese Wunden gemacht haben, nur die schleunigste Hülfe das Leben unseres Lieblings retten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1843.

Der Botaniker Aucher d'Eloy auf dem Zerda-Koh.

(Echo du monde Savant. 5 October.)

Der Zerda-Koh oder gelbe Berg, welcher mit ewigem Schnee bedeckt ist, liegt mehrere Tagreisen von Ispahan, und Aucher d'Eloy entschloß sich denselben zu ersteigen, in der Hoffnung, hier eine gute Anzahl neuer Pflanzen zu sammeln. Nur mit großer Mühe konnte er einen seiner Bedienten und zwei Bachtiaris, die ihm als Führer dienten, bewegen, ihn zu begleiten. Ehe er an den Zerda-Koh gelangte, mußte er eine kleine Bergkette ersteigen und über den Karun, einen Nebenfluß des Euphrat setzen. „Wir kamen nur mit großer Anstrengung hinüber," erzählt Aucher d'Eloy, „und nachdem wir ein wenig aufwärts gestiegen waren, hielt ich an einer Quelle an, wo ich meine Pferde zu lassen gedachte, und nahm hier ein frugales Frühstück ein. So bin ich also auf dem so sehr gewünschten Zerda-Koh, auf diesem unter 32° N. B. liegenden Schneeberg, der nicht weniger als 1800 Klafter Höhe haben kann. Ich schmeichelte mir eine Menge Alpenpflanzen, namentlich Steinbrech und Mannsschild zu finden, und mein Herz klopfte vor Erwartung. Aber wie fand ich mich getäuscht! Allenthalben nackte Kalkfelsen, welche die Sonne brennend heiß macht; in den höhern Regionen empfand ich fast eine so starke Hitze als in der Ebene. Einige Pflanzen vegetirten traurig inmitten dieser Felsen, und auf dem Gipfel, nach welchem ich mit vieler Mühe gelangte, fand ich nur eine Centauree und ein Kreuzblatt (crucianella), beide allerdings neu.

„Zwei Leute und einer meiner Diener hatten mich bis jetzt noch immer begleitet, aber bei jedem Schritt wollten sie zurück; sie machten selbst mich auf die frische Losung von Bären aufmerksam, und deuteten bald auf welche, die ganz in unserer Nähe waren. Jeder andere Eifer als der meinige hätte dabei erkalten können, aber ich bestand darauf den Gipfel zu ersteigen. Wir waren zu vier, hatten drei Gewehre, und ich hatte noch ein Paar Pistolen im Gürtel stecken; so glaubte ich den Bären trotzen zu können. Bald schmeichelte ich meinen Führer, bald wurde ich zornig, kurz ich suchte sie auf alle Weise zu packen, und brachte sie endlich dahin, mich auf eine dem Gipfel nahe Höhle zu begleiten. Hier aber war nichts mehr von ihnen zu erhalten, und sie erzählten mir die abgeschmacktesten Dinge, um mich selbst von meinem Vorhaben abzubringen. Ich befahl ihnen mich hier zu erwarten, marschirte eine halbe Stunde lang immerfort im Schnee, der hier ein ganzes Feld bildet, und erreichte endlich den Gipfel; von hier aus sah ich noch eine Anzahl anderer Schneegipfel, aber alle niederer, und ich konnte das Thal des Karun auf eine große Strecke verfolgen. Uebrigens war nur wenig Land frei von Schnee, und dieß Land war trocken und verbrannt. Ich bemerkte zahlreiche Heerden wilder Ziegen, die auf dem Schnee hinliefen, und den Tigern und Löwen zur Speise dienen. Meine beiden Führer, welche es müde wurden länger auf mich zu warten, stiegen in aller Eile den Berg herab, und so blieb ich mit meinem Bedienten, der mein Herbarium trug, allein. Wir marschirten über eine Stunde auf dem Schnee in einem tiefen Thal; auf beiden Seiten des Berges waren große von Tigern bewohnte Höhlen. Mein Diener, ein Armenier aus Dschulfa, war halbtodt vor Schrecken und zeigte mir die Fährte von Tigern und ihre ganz frische Losung; bei jeder Höhle schlug er ein Kreuz. Mir war selbst nicht recht wohl zu Muthe, aber meine Furcht stieg, als wir uns in Nähe einer Höhle befanden, wo ein bedeutender Haufe Knochen, die Reste eines Tigermahls, sich vorfanden. Mein Diener hob den Schienbeinknochen eines Damhirsches auf, und rief: „„wir sind verloren! das ist der Knochen eines Menschen, den der Tiger gefressen hat!"" Zum Glück für uns war der Herr vom Hause nicht daheim, und wir hielten es nicht für klug, unsern Weg in einem so gefährlichen Thale fortzusetzen, sondern kletterten über gräuliche Abgründe an dem Berge fort und kamen endlich an die Stelle, wo wir unsere Pferde gelassen hatten; hier blieben wir die Nacht. — Ich hatte in den stets bewässerten Thälern eine kräftigere Vegetation gefunden, aber es war fast dieselbe wie in der Ebene. Die Ernte war nicht sehr reichlich aber die Qualität entschädigte reichlich für die Quantität; ich sammelte 55 fast lauter neue Pflanzen."

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Erinnerung an Alt-Mexico. — Ausflug nach San Joaquin. — Die Mineria; der botanische Garten; das Museum und die Akademie der schönen Künste.

So großartig das jetzige Mexico ist, so kann man sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß alte Tenochtitlan müsse viel malerischer und das Thal viel fruchtbarer gewesen seyn, wegen der großen Seen. Selbst zur Zeit der Eroberung hatten diese keine große Tiefe, und noch früher in der Zeit der großen indianischen Herrscher war die Schiffsahrt in Zeiten der Trockenheit so oft unterbrochen, daß eine Wasserleitung erbaut worden war, um die Seen mit Wasser zu versorgen. Die Spanier hieben dann vollends alle Bäume in dem schönen Thal, sowohl auf der Ebene selbst als an den Bergabhängen nieder, so daß der kahle Boden den glühenden Strahlen ausgesetzt war. Dann veranlaßte sie die wohlbegründete Furcht vor Ueberschwemmungen, den berühmten Desague von Huehuetoca anzulegen, einen unterirdischen Ableitungscanal in den Bergen, um das Wasser der Seen abzuleiten, so daß jetzt Sumpfland oder mit Salzefflorescenzen bedeckte Ebenen an die Stelle der ehemaligen prachtvollen Seen getreten sind. Dieß letztere war ein nothwendiges Uebel, da schon die indianischen Herrscher die Nothwendigkeit gefühlt, und große Arbeiten, deren Spuren sich zum Theil noch finden, begonnen hatten, um die Seen trocken zu legen. Der große Desague wurde im Jahre 1607 unter dem Vicekönig Marquis de Salinas begonnen, und zwar mit großem Pomp, indem der Vicekönig selbst anwesend war, und nach Abhaltung der Messe den ersten Spatenstich that. Von 1607 bis 1830 wurden acht Millionen Pesos ausgegeben, und das Werk dennoch nicht zu Ende gefördert. Indeß wurden doch die beiden Seen im Norden des Thales, Zumpango und San Cristoval sehr beschränkt, und der See von Tezcuco, der schönste von allen fünf, erhielt keinen Zufluß mehr von ihnen. So war die Gefahr der Ueberschwemmungen, aber auch das Wasser und die Vegetation vermindert, und die früher mit schönen Gärten bedeckten Vorstädte der Stadt zeigen jetzt dem Auge nur eine dürre Fläche von efflorescirendem Salz. Namentlich die Ebenen von San Lazaro scheinen in ihrem glänzenden Weiß charakteristisch für die unglücklichen Opfer des Aussatzes, welche in diesem Hospital eingeschlossen sind.

Wir ritten am folgenden Tage zu dem Barrio von Santiago hinaus, das auf der Stelle des alten Tlatelolco liegt, welches einst einen besondern Staat ausmachte, einen eigenen König hatte, aber von einem mexicanischen Monarchen erobert wurde, der es durch Brücken mit Mexico verband. Der große Markt, dessen Cortes erwähnt, wurde hier gehalten, und seine Gränzen werden noch bezeichnet, während die Klosterkirche auf der Höhe steht, wo Cortes eine Batterie aufführte, als er das indianische Venedig belagerte.

An einem andern Morgen ritten wir nach dem Kloster San Joaquin, das Mönchen vom Orden der Carmeliter gehört, und kamen durch Tacuba, das alte Tlacopan, dessen König Tetlepanquetzaltzin — welch kurzer Name! — Cortes wegen einer angeblichen oder wirklichen Verschwörung aufhängen ließ. Die Menge der Karren, die zahllosen, gleich Lastthieren beladenen Indianer, ihre Frauen mit Körben voll Gemüse in der Hand und Kinder auf dem Rücken, die langen Reihen der Arrieros mit ihren beladenen Maulthieren, die Heerden von Rindvieh, Schafen und Schweinen machten es in einer frühen Morgenstunde ziemlich schwierig sich einen Weg durch die Thore von Mexico hinaus zu bahnen, aber man muß gestehen, daß die ganze Scene ungemein freundlich und lebendig ist. Auf jedem Gesicht liegt ein gleichgültiges, ruhiges Lächeln, und der glänzende, blaue Himmel lächelt über allen; Hunde bellen, Esel schreien und der Indianer, mit fast einer Maulthierlast auf dem Rücken, zieht seinen Hut, um eine Schaar seiner bronzefarbigen Landsleute zu grüßen, die alle eben so beladen sind, und alle lachen, daß sie ihre Zähne zeigen, ihr fließendes Indianisch sprechen und weiter ziehen.

Diese Ebenen von Tacuba, welche einst der Schauplatz blutiger Kämpfe waren, und wo Alvarado sein Lager aufschlug, bieten jetzt ein sehr ruhiges Bild dar. Tacuba selbst ist nur noch ein kleines Dorf von Lehmhütten mit einigen schönen alten Bäumen, wenigen sehr alten, verfallenen Häusern, einer verfallenen Kirche und einigen Spuren eines Gebäudes, das der Palast ihres letzten Königs gewesen seyn soll, nach andern aber nur die Stelle des spanischen Lagers andeutet.

San Joaquin, gleichfalls ein armes Dorf, enthält das schöne Kloster und den ungeheuren ummauerten Garten, der den reichen Mönchen vom Carmeliterorden gehört. Da mein Gemahl den Prior kannte, so schickte er eine Karte mit unserem Namen, worauf der Prior uns mit ungemeiner Freundlichkeit empfing; er ist ein gutaussehender, liebenswürdiger, wohlunterrichteter und noch junger Mann. Ich durfte nur bis in die Sacristei der Klosterkirche, die Herren aber kamen bis ins Innere des Klosters, das sie als ein sehr großes, schönes und lustiges Gebäude beschrieben mit einer alten, hauptsächlich aus theologischen Werken bestehenden Bibliothek, dann in den ungeheuer großen, und wenn auch nicht sehr angebauten, doch sehr blumenreichen Garten. In diesem ist ein Mirador (Belvedere), den man von der Straße aus sehen kann und welcher eine sehr ausgedehnte Fernsicht gewährt. Ich hätte sehr gewünscht, wenigstens in den Garten zugelassen zu werden, und führte das männliche Ansehen meines Reithuts an, das, wenn man mich auch von der Straße aus erblickte, doch allen Scandal vermeiden würde, aber die Gefälligkeit des guten Priors ging doch nicht so weit, so daß ich in der Sacristei sitzen blieb und mich mit einem gutmüthigen alten Mönch unterredete. Später bewirthete man uns mit einem sehr artigen, einfachen aber guten Frühstück: Fischen aus dem See, verschiedenen Eierspeisen, Reis mit Milch, Kaffee und Früchten. Die Mönche setzten sich nicht mit uns nieder und genossen auch selbst nichts.

Einige Tage später begaben wir uns in Begleitung eines Ministers nach der Mineria, dem botanischen Garten und dem Museum, welche sämmtlich einen unangenehmen Eindruck ma-

chen, da sie sehr vernachlässigt sind. Die Mineria oder Bergwerksschule, das Werk des berühmten Baumeisters und Bildhauers Tolsa, ist ein prächtiger Bau, dessen schöne Verhältnisse ihm unter den schönsten Gebäuden Europa's einen hohen Rang verschaffen würden. Alles ist in großartigem Maaßstab, die Säulenreihen, die Zimmer, die Treppen, die Dächer, aber es fällt einem dabei immer das goldene Käfig ein, in welchem sich nichts als ein Paar gemeine Spatzen befinden. Mehrere reiche Spanier trugen über 600,000 Pesos zu diesem Bau bei. Der Director selbst, der ein schönes, anstoßendes Haus bewohnt, führte uns herum; die Professoren sollen sehr gelehrt seyn und von dem jetzt sehr alten Del Rio ist dieß bekannt, aber die Mineraliensammlung, die Werkzeuge, die Modelle, alles ist elend und schlecht unterhalten.

Der botanische Garten innerhalb des Palastes ist ein kleiner, schlecht unterhaltener Raum, in welchem sich noch einige seltene Pflanzen aus der ungeheuren, zur Zeit des spanischen Regiments angelegten Sammlung finden, denn damals wurden große Fortschritte in den Naturwissenschaften gemacht, indem man bloß auf botanische Excursionen 400,000 P. verwendete. Jährlich wurden botanische Curse von den gelehrtesten Professoren gehalten, und der Geschmack für Naturgeschichte war allgemein. El Arbol de las Manitas, der Baum der kleinen Hände, war der merkwürdigste, den wir im Garten sahen; die Blume ist von einem glänzenden Scharlach in der Form einer Hand mit fünf Fingern und einem Daumen; es soll nur drei Bäume dieser Art in dem Gebiete der Republik geben. Der Gärtner ist ein alter Italiener, welcher mit einem der Vicekönige herüberkam, jetzt 110 Jahre alt, zusammengebeugt, aber doch im Besitz aller seiner geistigen Fähigkeiten ist. Der Garten ist hübsch, da die Bäume schon herangewachsen und die Blumen äußerst üppig sind, aber zugleich ein trauriger Beweis des Verfalls der Wissenschaft in Mexico. Der Palast selbst, den jetzt der Präsident bewohnt, gehörte früher Cortes und wurde von seinen Nachkommen der Regierung abgetreten. Im Austausch dagegen erhielten sie den früher vom Palast der Aztekenkönige eingenommenen Boden, und bauten darauf ein sehr glänzendes Gebäude, in welchem die Staatsarchive aufbewahrt werden und wo auch das Leihhaus ist.

Das Museum innerhalb der Universität und dem Palast gegenüber auf der Plaza del Volador enthält viele seltene werthvolle Werke und eine gute Zahl merkwürdiger indianischer Alterthümer, aber alles in schlechter Ordnung. An den Wänden sind die Bildnisse der Vicekönige von Hernan Cortes angefangen. Wir brachten lange mit den Alterthümern zu. In einer Ecke des Hofs lag das Bild der Kriegsgöttin neben dem Opferstein. In ganz Mexico gibt es kein schöneres Kunstwerk, als die kolossale bronzene Reiterstatue Karls IV auf einem Piedestal von mexicanischem Marmor, jetzt im Hofe der Universität, früher in der Mitte des Platzes. Es ist eine prächtige Arbeit, das Meisterstück Tolsas, beachtenswerth wegen der edlen Einfachheit und Reinheit des Styls.

Am folgenden Tage besuchten wir die Akademie der Malerei und Bildhauerei, die Akademie der schönen Künste genannt, wobei ich mich unglücklicherweise an Humboldts glänzende Schilderung erinnerte, wonach hier Hunderte aus allen Classen, Indianer und Europäer, Arme und Reiche neben einander, im Zeichnen und Modelliren unterrichtet wurden. Niemand besuche die Akademie mit solchen Erinnerungen. Daß der einfache, edle Geschmack, welcher die mexicanischen Gebäude auszeichnet, ihre Vollkommenheit in Behauung und Behandlung der Steine, die untadelhaften Zierrathen der Capitäler und Reliefs den Fortschritten zuzuschreiben sind, welche in eben dieser Akademie gemacht wurden, leidet keinen Zweifel. Die Ueberreste der schönen, aber verstümmelten Gypsabgüsse, von denen die Könige von Spanien zum Betrag von 40,000 Pesos hieher gesendet hatten, und die prächtigen Kupferstiche die noch vorhanden sind, würden es allein schon wahrscheinlich machen, aber die jetzige Unordnung, der vernachlässigte Zustand des Gebäudes, das Nichtvorhandenseyn der Zeichen- und Bildhauerschulen, und vor allem der jetzige niedere Stand der schönen Künste in Mexico überhaupt gehören zu den traurigen Beweisen, welche Folgen jahrelanger Bürgerkrieg und Unsicherheit der Regierung nach sich zogen.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Ich schnallte daher ohne die mindeste Verzögerung in Ermangelung jeder andern Bandage augenblicklich meinen Hosenträger ab, überband die Wunden so fest als möglich, und ließ sie ohne Zeitverlust von den Indianern aussaugen. Ich glaube, daß die arme Frau im ersten Augenblick gar nicht wußte daß sie gebissen war, und nur erst durch das herabströmende Blut darauf aufmerksam wurde. Unter meinen Bemühungen war Hr. Freyer, der Assistent meines Bruders, der zugleich die Expedition als Botaniker begleitete und einige medicinische Kenntnisse besaß, herangekommen. Er scarificirte die Wunden augenblicklich, wobei sich die Indianer in dem Aussaugen derselben ablösen mußten. Doch schon nach Verlauf einer halben Minute stellten sich die unträglichen Zeichen der Wirkungen des Giftes ein. Die Patientin wurde bleich, ein kalter Schweiß drang aus allen Poren, wobei sie zugleich auch über stechende Schmerzen sowohl an den verwundeten Stellen, als auch in der ganzen Seite klagte. Die freie Bewegung des Fußes war gelähmt, womit sich nun ein krampfhaftes Erbrechen einstellte, das nicht lange darauf in Blutspeien überging; die Augen unterliefen ebenfalls stark mit Blut, der Fuß begann zu schwellen und sie klagte nun über die heftigsten und stechendsten Kopf- und Brustschmerzen. Der Puls gab 130 Schläge in der Minute. Wir gaben ihr Laudanum mit Wasser verdünnt zu trinken und tröpfelten solches auch in die Wunden. Während dieser Zeit war die Schlange von den Indianern getödtet worden, die dieselbe nahe am Wasser im Grase, kaum drei Zoll von dem Pfade, liegen gefunden. Wahrscheinlich war ich, indem ich angesetzt, um von

dem Ufer nach dem Stein zu springen, auf sie getreten, wo sie nun noch der mit folgenden Indianerin gefahren oder von jener selbst gestört worden war. Als sie die Indianer aufgefunden, hatte sie sich, nachdem sie die tödtlichen Wunden beigebracht, wieder in eine Spirale zusammengerollt, aus deren Mittelpunkt sie den Kopf lauernd emporgerichtet, um so zu einem wiederholten Sprung gerüstet zu seyn. Zu unserer Bestürzung sahen wir, daß es eine der giftigsten Vipern, die Labaria, wie sie die Colonisten nennen, war, die sich eben gehäutet, in welcher Periode sie für viel gefährlicher gehalten werden. Die Indianer nannten sie Sororaima.

Ich habe bis jetzt drei verschiedene Species dieser Labaria gefunden, die ich sämmtlich an das zoologische Museum in Berlin eingesandt. Offenbar ist der Biß der Labaria viel gefährlicher, als der der Klapperschlange. Auf unseren Expeditionen wurden zwei unserer Begleiter von der Labaria verwundet, und beide starben ungeachtet aller auf das schleunigste angewandten Gegenmittel, während bei vier Fällen, wo Begleiter von uns von Klapperschlangen gebissen waren, keiner dadurch das Leben einbüßte. So kam auch während unseres letzten Aufenthalts in Pirara eines Tages ein Indianer in großer Eile zu uns gelaufen und brachte uns die Nachricht, daß er einen seiner Stammgenossen besinnungslos in der Savanne gefunden, der von einer Schlange gebissen worden sey. Wir eilten daher augenblicklich mit allen möglichen Hülfsmitteln versehen der Stelle zu, wo der Unglückliche liegen sollte, die jedoch leider einige Meilen vom Dorfe entfernt war. Die Wunde zeigte sich uns unmittelbar über dem Knöchel, die aber der Patient schon mit seinem Messer auf eine wahrhaft schreckhafte Weise scarificirt und überbunden hatte; dessen ungeachtet fanden wir ihn ganz ohne Besinnung. Der Fuß war ungeheuer geschwollen, wobei seinen ganzen Körper die heftigsten Krämpfe durchzuckten; die Augen waren gleichfalls mit Blut unterlaufen, seine Zunge schien gänzlich gelähmt, und den sich später oft wiederholenden Ohnmachten folgte gewöhnlich gänzliche Betäubung. Nachdem wir ihm sowohl innerlich als äußerlich in die Wunden Laudanum gegeben, ließen wir ihn nach dem Dorfe tragen. Der Fuß blieb mehrere Tage bis zum Hüftgelenk zu einer unförmlichen Masse angeschwollen, vollkommen unbeweglich, während der Kranke bei der leisesten Erschütterung die heftigsten Schmerzen fühlte. Nach vierzehn Tagen hatte sich die Geschwulst völlig gesetzt, die Schmerzen waren verschwunden, nach Verlauf von vier Wochen konnte er den Fuß wieder gebrauchen, und die Heilung als vollkommen gelungen angesehen werden. Der Indianer hatte sich auf der Jagd in der Savanne befunden, war von einer Klapperschlange gebissen worden, hatte sich aber dann noch bis zu jenem Pfade, der durch die Savanne nach dem Dorfe führte, geschleppt, wo ihn zufälligerweise der Indianer fand.

Unsere arme Verwundete wurde, vom Hrn. Freyer begleitet, nach unserer Colonie zurückgetragen. In welcher Stimmung wir, besonders ich, da ich der Gefahr so nahe gewesen, ja, da ich mich als die unschuldige Ursache dieses Unglücksfalls immer wieder im Innern anklagen mußte, unsere Reise fortsetzten, läßt sich mehr fühlen als sagen. Eine lange Zeit verging, bevor wieder belebende Stimmen in unserer schweigsamen Colonie hörbar wurden. Nachdem wir den Cukinam nochmals unter vielfachen Schwierigkeiten durchsetzt, da die Strömung so reißend war, daß selbst unsere Hunde derselben nicht widerstehen konnten und von ihr weit mit fortgetrieben wurden, erreichten wir den eigentlichen Fuß des Roraima und begannen denselben zu besteigen. Die Abhänge desselben sind nicht durchaus bewaldet, sondern es ziehen sich in einzelnen Entfernungen immer breitere oder schmälere Grasflächen bis zur Mitte der Abdachung zwischen den bewaldeten Strichen hin, die mit Sandsteinblöcken und größern und kleinern Felsenstücken förmlich übersäet sind und von Agave vivipara, Opuntien, Cactus und Melocactus, Clusien und Orchideen bedeckt waren, und dadurch ein höchst charakteristisches Bild einer üppigen, tropischen Vegetation darboten. Einer jener heftigen Regengüsse, bei denen die im Verlauf von anderthalb Stunden herabstürzende Wassermasse mehrere Zoll beträgt, nöthigte uns, nachdem wir noch nicht ein Viertel der Höhe des Berges erreicht, schon Halt zu machen und hier zu übernachten. Durchnäßt bis auf die Haut, zitternd und klappernd vor Kälte, verbrachten wir die Nacht, und erreichten am folgenden Tag den untern Saum der Zone des Gesträuchs, das den Berg dann bis an die Basis der senkrechten Felsen überzieht, an der wir unsere luftigen Zelte aufschlugen. Die Indianer bauten sich kleine Hütten zwischen den Felsenblöcken. Die üppige Vegetation, die herrliche, kaum geahnte Flora, die sich in dieser Höhe vor meinen erstaunten Augen ausbreitete, ließ mich schnell alle überstandenen Schwierigkeiten vergessen. Unter einer unzählbaren Menge anderer Blumen erwähne ich nur die herrliche **Utricularia Humboldtii, Heliamphora nutans, Cypripedium Lindleyanum (Schomb.); Kleistia, Vernoniana dichocarpa, ehrefolia, Cipochæte scaberrima (Benth.); Calea divaricata, Achyrocline flaccida, Hiptis membranacea, Raptea, Coutarea speciosa (Aubl.); Tococa guianensis, Kielmeyera,** Clusien, Melastomas und **Tibouchina aspera**, die alle vereint einen förmlichen rothen Saum längs den Bächen und Gewässern, die in tanzenden und geschwätzigen Sprüngen der Ebene zueilten, bildeten, während zwischen und auf den Sandsteinblöcken die herrlichsten Orchideen, Sobralien, **Brassavola, Odontoglossum, Oncidium pulchellum, Cathleia, Epidendrum** u. s. w. wucherten. — Leider gönnte uns der neidische Nebelschleier nur einzelne verstohlene Blicke über die reizende, sich zu unsern Füßen malerisch ausbreitende Landschaft, die uns endlich gänzlich geraubt wurde, da sich dieser später zu Wolken verdichtete, in die wir die ganze übrige Zeit des Tages eingehüllt blieben, in denen die Sträucher und Pflanzen so von Wasser tropften, als sey eben ein heftiger Gewitterregen gefallen, und in denen auch wir mehr wie dem Bade entsteigende Halbgötter erschienen.

Am andern Morgen durchstreifte ich nun von unserem Lager aus die Abdachung des Gebirges nach allen Seiten, und entdeckte immer mehr neue, unbekannte Schätze, ja ich möchte sagen jeder Schritt vorwärts brachte mir einen neuen Fund und lockte den kaum verstummten Ausruf der Freude wieder ins Leben zurück. Plötzlich spornte ein schöner Baum, bedeckt mit zahllosen, großen, weißen Blüthen, aus der Ferne meine Eile abermals an und ließ mich alles übrige für diesen Augenblick vergessen, wo ich in ihm eine baumartige Melastoma fand, unstreitig die schönste Species dieser ganzen Familie. Der Baum, der von ungemein gefälligem und zierlichem Wuchse ist, war förmlich mit rosa und weißen Blüthen bedeckt, die zwei Zoll im Durchmesser hatten. Die Blätter sind gegenüberstehend, lederartig, ungetheilt, stumpfoval, ganzrandig und nervig, von glänzend dunkelgrüner Färbung, während die Rückseite dunkelbraun gefärbt ist. Ich nannte diesen herrlichen Baum unserem so hochverdienten Botaniker und Gelehrten Hrn. Prof. Link zu Ehren **Melastoma Linckii.**

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1843.

Die Kaimansprobe.

Hr. Lequevel de Lacombe, bekannt durch sein vor einigen Jahren erschienenes Werk über Madagascar, theilt in der Revue de l'Orient nachstehende Erzählung mit, die wohl alles was man von Feuer- und Wasserproben in Europa bestanden hat, übertrifft. Die Proben, denen sich Verbrecher unterwerfen müssen, sind mannichfacher Art, die furchtbarste Art ist aber wohl die, wobei man den Ausspruch der Unschuld oder Schuld den Kaimans überlaßt, ob diese Lust haben, denjenigen, der sich ihnen aussetzt, zu verschlingen oder nicht. Die Erzählung ist folgende.

„Man erwartete mit Ungeduld den Vollmond, und sobald dieser eingetreten war, berief der Richter die betreffenden Theile und ließ den Häuptling benachrichtigen, der mit seiner Familie bei dem „Kabar"*) sich einfinden sollte. Einige Stunden später, etwas vor 10 Uhr, versammelte sich alles in einer sumpfigen Ebene, in deren Nähe ein sehr breiter Fluß strömte, in welchem sich viele Kaimans aufhalten. Die Beute, welche man ihnen diese Nacht bestimmte, war ein junges Mädchen von 16 Jahren mit einem sanften Gesicht und bescheidenem Anstand; sie war von einem eifersüchtigen, lüsternen Verwandten angeklagt worden, daß sie ein Liebesverhältniß mit einem Sklaven unterhalten habe, ein abscheuliches Verbrechen zu Matatane und namentlich bei der Kaste der Zanak-Andis, in welcher das junge Mädchen geboren war. Ihr vor einigen Jahren verstorbener Vater war ein mächtiger Häuptling im Gebirg gewesen, hatte aber keine männlichen Kinder hinterlassen.

„Der Häuptling befahl Rakar — so hieß das junge Mädchen — sich mitten in den Kreis zu setzen, wo sie geduldig die Rede des Richters anhörte, der zuerst von den alten Gebräuchen des Landes sprach, deren Verletzung in der letzten Zeit sehr häufig geworden sey, und dann die Verhandlung mit einer Erzählung der Thatsachen begann. Als er die Belastungszeugen angeführt und die Gründe genannt hatte, auf denen die Anklage beruhe, beschwor er Rakar, ihr Verbrechen zu gestehen; sie aber antwortete mit festem Tone, die Kaimans würden über das Verbrechen richten, und man würde bald die Wahrheit erfahren. Der Richter überlieferte sie nun dem Ombiasch, der sie an den Fluß führte. Das traurige Loos des jungen Mädchens hatte mich gerührt, und gern hätte ich alle Waaren, die ich bei mir hatte, darum gegeben, wenn ich sie hätte retten können; ich schlug es auch dem Häuptling vor, der aber nur lächelte und mich keiner Antwort würdigte. Als Rakar die Beschwörung des Ombiasch vernommen hatte, der den Kaimans befahl, sie zu ergreifen und zu verschlingen wenn sie schuldig sey, wandte sie sich an ihre Gespielinnen, die sie bis an den Rand des Wassers begleitet hatten, dankte ihnen für diesen Beweis ihrer Anhänglichkeit, und bat sie noch um ein Band, um ihre Haare zu binden; dessen Flechten sie im Schwimmen gehindert haben würden; dann nahm sie ihren Simbu und Saidik (Ober- und Unterkleid) ab, und stürzte sich nackt ins Wasser. Ich zitterte, als ich sie von Kaimans umgeben sah, deren Köpfe über das Wasser hervorragten, und die sie zu verfolgen schienen; aller Augen waren auf sie geheftet, denn ihre Jugend nahm die meisten Anwesenden für sie ein, und ihrem Muth ward volle Bewunderung gezollt.

„Der Mond beleuchtete die furchtbare Scene, und erlaubte mir allen Bewegungen des Mädchens zu folgen: sie schwamm mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, und kam bald an einer mit Geröhricht bedeckten Insel an, welche den Kaimans zum Aufenthaltsorte diente; dieß war die zur Probe bestimmte Stelle. Rakar fürchtete sich nicht vor der Probe, denn sie tauchte dreimal unter vor der furchtbaren Insel. So oft sie verschwand, glaubte ich sie verloren, aber sie hatte das Glück, den furchtbaren Zähnen der Kaimans zu entgehen, und wenige Minuten nachher war sie mitten unter uns, und wurde von den Glückwünschungen der Menge, welche ein Freudengeschrei ausstieß, empfangen. Der Ankläger Rakars wurde verurtheilt, ihr eine so bedeutende Entschädigung zu zahlen,

*) Unterredung, Verhandlung. Dieß arabische Wort ist auf der Ostküste Afrika's so gewöhnlich als auf der Westküste das portugiesische „Palaver" (palabra).

daß seine sämmtlichen Heerden nicht zureichten; da aber das Mädchen ein gutes Herz hatte, so schenkte sie ihm die Summe und überließ ihn seinen Gewissensbissen."

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Die heilige Woche.

Der Palmsonntag nähert sich, und schon bringen Indianer die Palmzweige und die Blumen für die Altäre herein, errichten Buden und Stände, und machen alle möglichen Vorbereitungen für die große Volksmasse, welche am Palmsonntag aus allen Dörfern und Ranchos in weitem Umkreis herbeiströmt. Am Morgen des Palmsonntags ging ich nach der Kathedrale, aber in diese hineinzukommen, erforderte große Geduld und Ausdauer, und nur durch öftere Veränderung unseres Standplatzes gelang es uns, dem großen Altare nahe zu kommen; wir glaubten einen recht guten Platz zu haben, als auf einmal ein ältlicher Mann uns den freundlichen Wink gab, die ganze Procession mit den Zweigen müsse unfehlbar an der Stelle, wo wir uns befanden, durchkommen, und wir würden jedenfalls erdrückt werden oder ersticken; wir folgten ihm also zu einem andern Platz gleichfalls in der Nähe des Altars, wo wir durch das Gitter geschützt waren; zwei Damen, denen er denselben Vorschlag gemacht und die ihn verworfen hatten, sahen wir nachher in kläglichem Zustand, ihre Mantillen waren heruntergerissen, und die Palmenzweige streiften ihnen an den Augen vorüber.

In kurzer Zeit hatte die ganze Kathedrale das Ansehen eines von sanftem Wind bewegten Palmenwaldes, und unter jedem Baum sah man halbnackte Indianer, deren Lumpen mit wunderbarer Ausdauer zusammenhingen, langes, verfilztes schmutziges Haar bei Männern und Frauen, bronzefarbene Gesichter und sanfte, aber nichtssagende Augen, in denen sich höchstens die Begierde malte, den Heranzug der Priester zu sehen. Viele von ihnen waren vermuthlich weit her gewandert, und die Palmen waren aus der Tierra caliente, getrocknet und häufig auf sinnreiche Weise geflochten. Jeder Palmenzweig war etwa sieben Fuß hoch, so daß er den Indianer, der ihn trug, weit überschattete; wenn sie geweiht sind, tragen die Indianer sie nach Hause zurück, um die Wände ihrer Häuschen damit zu schmücken. Die Priester kamen endlich mit großem Pomp heran, gleichfalls mit Palmenzweigen. Vier tödtliche Stunden lang knieten oder saßen wir auf dem Boden und herzlich froh waren wir, als alles vorüber war und wir wieder hinauskonnten in die frische Luft.

Von diesem Tage an die ganze Woche hindurch sind alle Geschäfte bei Seite gelegt, und nur Ein Gedanke beschäftigt alle Classen von der höchsten bis zur niedrigsten. Das Landvolk strömt von allen Seiten herein, die Kaufläden sind geschlossen, die Kirchen geöffnet, und die vor 1800 Jahren in Palästina aufgeführte Trauerscene wird jetzt in einem Land gefeiert, das damals noch unentdeckt war, und von den Nachkommen von Völkern, die viele Jahrhunderte nachher noch im Heidenthum versunken waren. Aber unter den niedern Classen gilt die Verehrung hauptsächlich derjenigen, die von sich selbst verkündigte: „von nun an werden alle Nationen mich die Gebenedeite nennen." Vor ihren Altären sieht man zu allen Stunden Tausende knieen. Mit Gesichtern voll der innigsten Liebe und Andacht, und mit Worten der leidenschaftlichsten Anbetung sprechen sie zu dem sanften Bilde der Mutter Gottes. Gegen den Sohn scheinen die Gefühle mehr in achtungsvollem Mitleid zu bestehen, man hält sich in einer gewissen demüthigen Entfernung, während der heiligen Jungfrau alles Vertrauen gewidmet scheint und alles zu ihr als der freundlichen und gnädigen Königin hinaufblickt, die in prächtige Gewänder gekleidet, und die Stirne mit einem Diadem von Juwelen umkränzt, zwar in allem Schmerz ihres göttlichen Kummers trauert, aber huldvoll den ärmsten Bettler Theil nehmen läßt an ihrem Weh, während sie selbst wieder die Bekümmernisse des Niedrigsten theilt, seine Leiden fühlt und ihm ihre allmächtige Fürbitte gewährt.

Es kann kein malerischeres Bild geben als das ganze Aussehen von Mexico am grünen Donnerstag. Keine Wagen sind gestattet, die Damen gehen zu Fuß, und ergreifen die Gelegenheit alle Reichthümer ihrer Toilette zu entfalten. An diesem Tage sieht man nichts als Sammet und Atlaß, Diamanten und Perlen. Die Mantillas sind von weißen oder schwarzen Blonden, die Schuhe von weißem oder farbigem Atlaß. Die Röcke sind ziemlich kurz, aber es wäre doch hart, so kleine Füße und noch kleinere Schuhe zu verbergen: à quoi bon être belle? wenn Niemand es sieht. Die ganze Stadt war mit malerischen Figuren angefüllt. Nach den vornehmern Señoras waren die gemeinen Frauen zu bemerken, meist in reinem, weißem, sehr steif gestärktem Musselin, zum Theil sehr reich gestickt und der Rock sehr kurz und unten mit Spitzen eingefaßt; auch sie tragen weiße Atlaßschuhe. Ein Reboso wird über alles geworfen. Man sah unter diesen Frauen manche sehr hübsche Gesichter, aber in einer noch niederern, mehr indianischen Classe mit buntfarbigen Röcken sind die Gesichter nicht selten wahrhaft schön, die Gestalten aufrecht und zierlich; auch haben diese stets einen guten Gang, während viele von den höhern Classen wegen enger Schuhe und der Ungewohnheit des Gehens auf der Straße bei jedem Schritt Schmerz zu empfinden scheinen. Niemand aber konnte mit den schönen Poblanabäuerinnen in ihrem Festtagsputz sich vergleichen; dieser ist manchmal so reich und prächtig, daß ich nicht umhin konnte die Warnungen, mich nicht in der Kleidung einer Poblana auf dem Maskenball sehen zu lassen, für sehr gegründet zu halten. Die reinen Indianerinnen, von denen die Kirche und die ganze Stadt voll ist, sind so häßlich als man sich nur denken kann, eine gutmüthige, schmutzige, duldsame Race, wenn sie aber mit ihren Kindern auf dem Rücken in dem gewöhnlichen leichten Trott dahin gehen, vermehren sie den allgemeinen Effect des Anblicks nicht wenig.

Wir gingen um zehn Uhr nach San Francisco und da der untere Raum der Kirche überfüllt war, stiegen wir die Treppe hinauf nach einer Privatgalerie mit vergoldetem Git-

ter, die der Gräfin von Santiago gehörte, deren Sohn während der Messe den Chorknaben machte. Hier hatten wir außer einem schönen Ueberblick über das Ganze den Vortheil sitzen zu können. Die Kirche ist sehr schön, und die Wände waren mit Gemälden aus der Lebensgeschichte des Erlösers behangen, seinen Einzug in Jerusalem, die Samaritanerin am Brunnen u. s. w. darstellend. Vor dem Altar, der von Juwelen schimmerte, war das Abendmahl nicht gemalt, sondern ausgehauen in lebensgroßen Figuren. Der Bischof und die Priester strahlten von Gold und Juwelen, und da auch die Musik vortrefflich war, so machte das Ganze einen lebhaften Eindruck. Wir besuchten im Laufe des Tages noch mehrere Kirchen, sparten aber unsere volle Bewunderung auf den Abend, wo die Kirchen beleuchtet wurden. Noch ehe dieß geschah, besuchten wir gerade bei Sonnenuntergang die Kirche Santo Domingo, die uns wie ein kleines Paradies oder eine Geschichte aus Tausend und Eine Nacht vorkam. Alle Stufen am Altare hinauf waren mit prächtigen Blumentöpfen bedeckt, Orangenbäumen beladen mit Früchten und Blüthen, Rosenbüschen in vollem Flor, gläsernen Gefäßen mit gefärbtem Wasser gefüllt, und allen Arten von Früchten. Käfige voll lieblich singender Vögel hingen an den Wänden herunter, und wahrhaft schöne Gemälde füllten die Zwischenräume aus. Ein bunter Teppich deckte den Boden, und vorn am Altar lag, statt der gewöhnlichen Abbildung des gekreuzigten Erlösers, ein schönes Jesuskind, hübsch in Wachs nachgebildet, unter Blumen und umgeben von kleinen Engeln. Hiezu kam noch die Musik von Romeo und Julie, so daß die Scene, wie man sich vorstellen kann, mehr einer Operndarstellung als einer gottesdienstlichen Feier glich. Wir knieten vor jedem Altar nicht länger als drei Minuten, sonst hätten wir nicht Zeit gehabt eine solche Menge von Kirchen zu besuchen, wie wir es in dieser Nacht thaten. Zuerst traten wir in die Santa Teresa la Nueva, eine schöne Kirche, welche zu einem Kloster strenger Nonnen gehört und jetzt schön beleuchtet war. Hier wie allenthalben bahnten wir uns nur mit Mühe einen Weg durch die Kirche, denn die Zahl der Leperos war erstaunlich, weit größer als die der wohlgekleideten Leute. Vor jedem Altar befand sich eine ins Abschreckende gehende Figur des Heilands in Lebensgröße im Purpurgewand und der Dornenkrone, sitzend auf den Stufen des Altars und mit aus den Wunden träufelndem Blut; jeder kniete, ehe er die Kirche verließ, andächtig nieder, und küßte die Hände und Füße. Die Nonnen sangen hinter einem Gitter in der oberen Galerie, waren aber nicht sichtbar.

Eine andere Kirche die wir besuchten, die von Santa Teresa la Antigua, steht auf der Stelle, den früher der Palast des Vaters des unglücklichen Montezuma einnahm. Hier waren die Spanier einquartirt, als sie Montezuma gefangen nahmen, und hier fand auch Cortes die Schätze der Familie auf und eignete sie sich zu. Im Jahre 1830 wurde im Hofe des Klosters, den man damals aufgrub, eine steinerne Büste gefunden; Don Lucas Alaman, zur Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bot den Nonnen eine Entschädigung für dieß merkwürdige Ueberbleibsel des Alterthums, und sie traten es auch gerne der Regierung ab, in deren Namen er unterhandelte. Das Idol soll Centeotl, die Göttin der Arzneikunde, auch Temaz Caltecí, die Großmutter der Bäder, genannt, darstellen.

Am Abend, als die Zeit der großen Procession herannahte, begaben wir uns nach den Balcon der Academia, von der man eine schöne Aussicht auf die Straße hat, durch die der Zug geht. Es war dunkel, als derselbe erschien, was den Anblick minder bunt, aber desto eindrucksvoller machte. Die h. Jungfrau, die Dreieinigkeit, die Heiligen, der Erlöser in verschiedenen Stadien seines Lebens, seiner Gefangennahme und seiner Kreuzigung wurden dargestellt durch prächtig gekleidete, auf hohen, schweren Gerüsten aufgestellte Figuren, die von verschiedenen Körperschaften getragen wurden, die eine von den Kutschern, die andere von den Aguadores (Wasserträgern), eine dritte von den Cargadores (Lastträgern), einer herkulischen Race. Als der letzte Heilige und Engel vorüber war, besuchten wir noch die illuminirten Kirchen, wurden aber gewarnt, vor unserer Wanderung den Schmuck abzulegen, keine Kleinigkeit für Señora A..., die alle ihre Diamanten an sich trug.

Zahllos waren die Kirchen welche wir diesen Abend besuchten: die Kathedrale, la Enseñanza, Jesus Maria, Santa Clara u. s. w. Alle Kirchen wetteiferten mit einander all' ihren Glanz von Juwelen, Kleidern, Lichtern und Musik zu entfalten. In der kleinen, aber mit ihren weißen Marmorpfeilern und Goldzierrathen sehr elegant ausgestatteten Kirche Santa Clara sang eine einzelne, engelische Stimme hinter einem Gitter inmitten einer todtenähnlichen Stille; es klang wie die Stimme einer Nachtigall im Käfig. Ich hätte Stunden lang zuhören können, aber unsere Zeit war beschränkt und wir mußten weiter. Glücklicherweise war der Abend entzückend schön und der Mond schien glänzend. — In den Eingängen der meisten Kirchen saßen an einem Tisch mehrere Damen vom höchsten Rang und sammelten Almosen, waren aber, namentlich unter den niedern Classen, nicht sehr glücklich gewesen. Von allen Kirchen, welche wir an diesem Abend besuchten, war die Kathedrale die prächtigste, aber die von San Francisco die schönste und geschmackvollste. Das Gedränge war hier so dicht, daß wir fast aufgehoben wurden, und gegen alle Regel den Arm unserer Caballeros nehmen mußten. Doch war es der Mühe werth den prächtig illuminirten Altar zu sehen. Es war jetzt eilf Uhr und die Masse fing an sich zu verlaufen, da um zwölf Uhr die Thüren geschlossen werden. In einer Ecke des mittleren Flügels war ein Gefängniß dargestellt, aus dem ein Strom von sanfter Musik hervordrang, und am Fenster stand ein Santo Cristo in Ketten mit verbundenen Augen und einem Jude zu jeder Seite; die Ketten hingen herunter und schlugen zusammen, als wären die Arme in Bewegung. Das Gedränge war hier unermeßlich; Tausende knieten vor dem Fenster, küßten die Ketten und zerschlugen sich die Brust mit allen Zeichen der Zerknirschung und Andacht. Dieß war die Nacht vor der Kreuzigung und die letzte Scene des grünen Donnerstags.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als ich nach dem Lager zurückkam fand ich Hrn. Freyer, der eben mit der betrübenden Nachricht eingetroffen, daß die arme Indianerin 38 Stunden nach der Verwundung gestorben sey. Das Blutbrechen hatte sich gesteigert, der Fuß war zu einer unförmlichen Masse angeschwollen, völlige Lähmung der Zunge und Betäubung eingetreten, bis der schnell sich einstellende Brand ihrem sprachlosen Leiden ein Ende gemacht.

Auffallend mußte es uns seyn, daß wir selbst in dieser Höhe noch eine Menge Klapperschlangen fanden. — Einem heftigen Regen, der die tobende Wassermasse bedeutend vermehrte, folgte eine klare und heitere Mondscheinnacht, in der die herabstürzenden Ströme, die von dem fahlen und matten Silberlicht des Mondes beleuchtet wurden, einen wahrhaft magischen und bezaubernden Eindruck auf das Gemüth ausübten. Das Getöse und der dumpfe Donner des Wassers war wahrhaft furchtbar und grausenerregend. Die kalte, feuchte Temperatur, die eisigen Nächte (denn der Thermometer zeigte in der Mittagsstunde im Schatten nur 60° und in den Morgenstunden zwischen 4 — 6 Uhr nur 51° F.) riefen nur zu schnell die heftigsten Wechselfieber hervor, denen auch ich anheimfiel. Um uns nur einigermaßen vor der Kälte zu schützen, waren wir daher genöthigt, große Feuer unter unsere Hängematten anzuzünden, wie auch zugleich gänzlicher Mangel an Lebensmitteln, da keine Stimme eines lebenden Wesens das einförmige, dumpfe Gebrause des fallenden Wassers unterbrach, uns nöthigte, an unsere Rückreise zu denken. Außer der Kälte war die Feuchtigkeit auch so groß, daß das am Abend geladene Gewehr des Morgens kein Pulver, wohl aber eine feuchte, schmierige Masse enthielt. Auf dem bestgeleimten Papier lief die Tinte auseinander, alle unsere Instrumente rosteten, ja selbst die gebrauchte Taschenuhr wurde vom Rost angegriffen, in welchem Grade daher meine Pflanzen leiden mußten, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Bevor wir aber unsere Rückkehr antraten, mußten wir den Berg bis zu jener senkrechten Mauer ersteigen — ein Wunsch, den wir aber erst dann zur That werden lassen konnten, als mehrere Indianer einen ungefähr gangbaren Pfad durch das dicht verflochtene Gesträuch gehauen. Das Ganze war ein dichtes Netzwerk und undurchdringliches Gewebe von Gesträuchen, Bäumen und Schlingpflanzen, durch das selbst der Sonnenstrahl vergeblich einen Weg suchte, weßhalb auch am hellen Mittag eine dunkle Dämmerung hier herrschte. Die Stämme der Bäume und Gesträuche waren mit dichten Moosen und kleinen Farrenkräutern überzogen, die von Nässe trieften. Der mühsam erzwungene Pfad führte uns nun über umgestürzte, modernde Bäume, die von der Feuchtigkeit und den Moosen so schlüpferig waren, daß wir fast bei jedem Schritt über sie hin ausgleiteten und bis unter die Arme durch die Aeste fielen, wo dann einer dem andern wieder heraushelfen mußte. Der Boden dagegen bestand aus einer sich zersetzenden Laubmasse und in Humus übergehenden Holzklötzen, die wieder von Tausenden von Pilzen überzogen waren. Doch meine Mühen wurden reichlich, überreichlich belohnt, und ich fand in diesem Dickicht eine Menge neuer Pflanzen, unter denen sich namentlich eine Lobelia, die mit Recht die Königin dieser Familie genannt werden muß, und die ich dem Heros der Wissenschaft, dem Mann, dem ich alles verdanke, was ich geistig gewonnen, Baron v. Humboldt zu Ehren, Lobelia Humboldtiana nannte. Eine zweite, gleich prächtige Pflanze, in der ich ein neues Genus vermuthe, widmete ich dem eifrigen Beförderer der Botanik, Hrn. Prof. Kunth in Berlin, wie ein drittes, herrliches Strauchgewächs mit gelben Blüthen von ausgezeichnetem Geruch dem Gartendirector Hrn. Lenné zu Berlin.

Durchnäßt, bis zum Tode abgemattet, erreichten wir endlich die 1500 Fuß hohe, senkrechte Felsenwand, die gleich uns von dem herabfallenden Wasser vollkommen getränkt war. Ein eigenthümliches, fast möchte ich sagen schmerzhaftes Gefühl ergriff mich, als ich an dieser steilen Höhe emporblickte, die noch von keinem menschlichen Fuß betreten war und jemals betreten werden wird. Wie unendlich viele botanische Schätze mag die Oberfläche des Felsens bergen, die dort von der Unmöglichkeit des kühnen Aufwärtsdringens sicherer bewacht werden, als das Innere der Erde selbst. Eine Menge blühender Orchideen, Schlingpflanzen des Anhaltpunkts beraubt, umherflatternde Farren und andere Blumen, die über den Rand der scharfen Felsenkanten herabhingen und wie feenhafte Schleier und Festons vom Windzuge hin- und hergetrieben wurden, lachten und winkten mir neckend von der steilen Wand entgegen, jeden Augenblick die Hoffnung in mir erregend, jetzt werden sie, vom Winde abgerissen, mir wie eine gebratene Taube in den Schooß fallen, — doch ich mußte mich begnügen, sie in unerreichbarer Höhe nur zur Schau und Tantalusqual prangen zu sehen! Ein unerwarteter Fund wurde mir an der Basis in einer neuen Species Rubus, dessen Beeren von angenehm süßem Geschmack waren. Wahrscheinlich die einzige Species der Tropen. Farrenkräuter hatte ich noch nie in solcher Menge und in so verschiedenen Formen erblickt, wie hier.

Höchst ermüdet und abgemattet, durch und durch naß, klappernd vor Fieberfrost und mit meinen neuen botanischen Schätzen beladen, kehrte ich nach dem Lager zurück, von dem wir am folgenden Morgen nach unserer Colonie aufbrechen wollten.

Der Morgen des 23 Novembers zeigte uns zum erstenmal den Gipfel des Berges vollkommen wolkenlos, so daß wir zugleich die herrlichste Aussicht auf und über die sich zu unseren Füßen lagernden Thäler und Ebenen mit vollen Zügen genießen konnten. Der Nebel hatte sich in dichten weißen Massen auf die Ebene, die Wipfel der Bäume und niedern Gipfel der Berge gelagert, wodurch die ganzen Umgebungen wie eine Winterlandschaft mit hohem Schnee bedeckt erschien, der in dem merkwürdigsten Lichtwechsel und von der verschiedenartigsten Strahlenbrechung der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde. Leider sollte uns dieser wahrhaft imposante Anblick nicht lange erhalten werden. Der Nebel hob sich, stieg in dichten Massen empor und hüllte uns nur zu bald wieder in jenen neidischen und undurchdringlichen Schleier ein.

(Fortsetzung folgt.)

Palmographia sacra pictoria. Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Westwood der erste Theil eines interessanten Buchs erschienen, nämlich Abbildungen der merkwürdigsten Malereien in den kostbarsten Büchern verschiedener Länder, so z. B. die Bilder des Krönungseidesbuches der angelsächsischen Könige, der seltenen griechischen Purpurmanuscripte, der alten armenischen Evangelien, des Krönungsbuches von Rheims, des Liber Regalis von Westminster u. s. w. Das dabei gebrauchte Gold, Silber und die Farben können durch die neuentdeckten Methoden so wohlfeil nachgemacht werden, daß wo das Original vielleicht Pfunde kostete, die Copie jetzt zu so viel Schillingen geliefert werden kann. (Litt. Gaz. vom 30 Sept.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 October 1843.

Ein Ausflug von New-York nach den Canada-Seen.

(Litterary Gazette. 30 Sept.)

Ich langte nach einer sehr angenehmen Reise von Boston in New-York an, das ich seit meinem letzten Besuche sehr vergrößert und verschönert fand. Die Herbeileitung des Wassers aus dem Crotonfluß aus einer Entfernung von 40 (engl.) Meilen hat zur Verschönerung nicht wenig beigetragen, und ist ein Werk kaum geringer als der Erie-Canal, der den Ocean mit den Seen verbindet. Jedes Haus in der Stadt hat jetzt einen überflüssigen Vorrath von reinem Wasser, und Röhren oder Hydrants, wie man hier sagt, leiten es fast nach allen Straßen. Gleichsam um zu zeigen daß die Wasserfülle viel größer ist als der Bedarf, spritzen mächtige Brunnen ihre Strahlen in gewaltigen Massen 50 bis 60 Fuß hoch, und eine Menge kleiner Röhren umgeben die Hauptröhre. Einer dieser Brunnen ist in der Nähe der Batterie, ein anderer im Park und ein dritter nahe am Nordende des Braodway (der Hauptstraße in Neuyork), so daß Neuyork bald auf den Titel „die Stadt der Brunnen“ Anspruch machen kann. Diese große Unternehmung hat man nicht den Speculanten überlassen, sondern der Stadtrath hat sie selbst ausgeführt, damit nicht die Einwohner durch die Gewinnsucht mit schlechtem Wasser vergiftet werden. Das große Reservoir auf dem Wege nach Haerlem ist aus Granit aufgebaut, 30 oder 40 Fuß hoch und enthält 150,000,000 Gallonen Wasser, das in Wasserleitungen und Röhren dahin geführt wird. Der New River, durch welchen London hauptsächlich mit Wasser versorgt wird, hält keinen Vergleich mit der Croton-Wasserleitung von Neuyork aus.

Nachdem ich einige angenehme Tage mit „Löwenjagd“ *) und Besuchen zugebracht, fuhren wir nach Troy in dem prächtigen Dampfboot „Empire,“ das 330 Fuß lang ist und über 500 Schlafstellen hat. Der Shiaal läuft durch die ganze Länge des Schiffes. In 12 Stunden, eine lange Fahrt, legten wir die 150 Meilen zurück durch eine Reihe von Landschaften, deren Schönheit ich nicht beschreiben kann. Die breite Fläche des prächtigen Stroms, des Hudson, mit seiner stets wechselnden Scenerie, seinen steil angehenden, malerischen Ufern, den Städten, Dörfern und schönen Landsitzen, den Catskillbergen und den mit endlosen Wäldern bedeckten Höhen, machen die Fahrt zu einer der schönsten, die man zurücklegen kann.

*) D. h. Aufsuchung der merkwürdigsten Personen und Gegenstände.

Am Morgen nach unserer Ankunft zu Troy fuhren wir auf der Eisenbahn nach Buffalo am Erie-See ab. Die Entfernung ist 360 Meilen, die man gewöhnlich in 26 Stunden zurücklegt, da ich aber meinen Reisegefährten nicht ermüden wollte, so schliefen wir eine Nacht zu Utica, und setzten unsere Reise am nächsten Tage fort. Eisenbahnen und ihre Verwaltung hier bilden einen merkwürdigen Contrast mit denen in England. Die Wagen z. B. sind sehr lang, mit einer Thüre an jedem Ende, und für 50 bis 60 Reisende eingerichtet. Sie haben eine Reihe von 13 bis 16 Sitzen auf jeder Seite ihrer ganzen Länge nach, jeder Sitz zu zwei Personen; mitten dazwischen ist ein Gang, auf dem man nach Gefallen auf- und abgehen kann, und da die Sitze beweglich sind, so kann man nach Gefallen der Maschine den Rücken oder das Gesicht zukehren, oder auch wenn man Lust hat, aus dem einen Wagen durch Ueberschreiten des Zwischenraums in den nächsten treten, und zwar während der Zug in vollem Fluge ist. Die Passagiere sind beständig in Bewegung, ändern ihre Sitze ꝛc. An den Stationen kommen Knaben mit Früchten, Zeitungen und Büchern herein, gehen in den Wagen auf und ab, bieten ihre Waaren feil, und fahren damit fort, bis der Zug wieder in Bewegung kommt, wo sie dann mit allem erdenklichen Sangfroid hinausspringen. Passagiere werden auch in der Mitte zwischen Stationen aufgenommen und abgesetzt, denn die Conducteure, welche in Verbindung mit den Ingenieurs stehen, können den Zug halten lassen, wann es ihnen beliebt. Auch gehen sie in den Wagen auf und ab, steigen von einem in den andern, sammeln das Fahrgeld ein, oder nehmen die Billette derjenigen ab, welche bezahlt haben. An der Seite der Bahn sind wenige oder keine Barrieren, so daß wenn der Zug sich einer Station nähert, eine Menge Leute nebenher laufen, in die Fenster hineinschauen oder an den Wagen hinaufklettern, noch ehe der Zug hält. Kurz das Eisenbahnwesen wird hier sehr diligencenartig betrieben; es ist

nicht halb so viel Beschränkung dabei, als bei einem englischen Wettrennen, und die ganze Linie ist, die Stationen abgerechnet, von Constables und andern Beamten völlig frei.

(Schluß folgt.)

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Die heilige Woche.

(Schluß.)

Am Charfreitag, dem Tage der Trauer, ist die Scene am Morgen eine ganz andere; alle Damen gehen in Trauer, und die Kirchen sehen nach ihrer nächtlichen Pracht ganz trübselig aus. Wir gingen nach der Kirche San Francisco und abermals auf die Tribuna der Gräfin Santiago, um die Anbetung und Procession des Kreuzes zu sehen. Aber das schönste und originellste Schauspiel bot sich gegen Sonnenuntergang auf dem großen Platze dar, und ich glaube, daß kaum irgend eine andere Stadt in der Welt einen gleich glänzenden Anblick gewährt. Man hatte uns einige Zimmer im Palast angeboten, und wir nahmen unsere Sitze auf den Balconen, von denen man das Ganze übersehen konnte. Der Platz an sich selbst ist an gewöhnlichen Tagen großartig, und würde ohne eine Reihe Laden, die ihn entstellen, kaum seines Gleichen haben. Das Auge wandert von der Kathedrale nach der ehemaligen Wohnung der Familie Cortes und von da zu einer Reihe schöner Gebäude mit hohen Arcaden im Westen. Von unserem hohen Standpunkt aus konnten wir alle die verschiedenen Straßen die von dem Platze auslaufen, bedeckt sehen von einer bunten Menge, welche in dieser Richtung herbeiströmte, um eine andere große Procession zu sehen, welche am Palast vorüber gehen sollte. Buden mit Erfrischungen, mit grünen Zweigen und Blumenkränzen bedeckt, sah man in allen Richtungen umgeben von einer Masse Menschen, die ihren Durst mit Orgeat, Chia*), Limonade oder Pulque stillten. Der ganze Platz war mit Tausenden und aber Tausenden von Gestalten in den buntesten Farben bedeckt, und als die Sonne ihre Strahlen auf die buntscheckige Menge warf, sah diese aus wie eine Armee von lebenden Tulpen. Hier waren Gruppen von Damen zu sehen, zum Theil in schwarzen Röcken und Mantillas, andere, deren Kirchgehzeit schon vorüber war, in Sammet oder Atlaß, das schöne Haar frisirt, einige mit Kindern an der Hand, aber wie gekleidet! Lange Sammetröcke mit Blonden besetzt, diamantene Ohrringe, hohe französische Hauben mit Spitzen und Blumen und Turbane mit Federn. Da und dort hätte der Kopf eines kleinen Dings, das kaum allein watscheln konnte, füglich einer englischen Herzogin-Wittwe in ihrer Opernloge gehören können. Einige hatten ganz außerordentliche Mützen, gleichfalls mit Blumen und Federn, und wenn sie mit schwerem Kopf fort trodelten, hätte man sie für kleine alte Weiber halten können, bis man zufällig die niedlichen braunen Gesichter und schwarzen Augen zu sehen bekam. Nur hie und da trippelte ein kleines Mädchen, einfach gekleidet mit kurzem Rock und langem geflochtenem, unbedecktem Haar, ein wahres Bild der Anmuth unter den kleinen Carricaturen. Die Kinder sind hier im Allgemeinen schön, nur sind ihre Züge zu vollkommen und regelmäßig, als daß sie die „Versprechungen des Frühlings“ ganz erfüllen könnten. Sie haben wenig Farbe, schimmernde schwarze oder Gazellenaugen, lange Augenlieder, die auf der blassen Wange ruhen, und eine Masse schönes dunkles Haar, spanischer oder indianischer Art, hängt in Zöpfen geflochten hinten hinab. Im Contrast mit den Señoras und ihren überputzten Schönheiten wanderten die armen Indianerfrauen über den Platz, das Haar mit schmutzigen rothen Bändern durchflochten, ein Stück wollenes Tuch darum geschlagen, und einen kleinen dunkelbraunen Jungen hinten aufgepackt, dessen Kopf hin und her sich wirft, daß man nicht einsieht, wie er mit unverrenktem Hals davon kommt. Der resignirteste Ausdruck auf Erden liegt in dem Gesicht eines solchen indianischen Kindes.

Alle Gruppen welche wir den Tag zuvor hatten durch die Straßen ziehen sehen, sahen wir jetzt zu Hunderten beisammen: die Frauen aus den Krämerclassen, oder vielleicht noch etwas tiefer, in ihren frischen, weißen gestickten Röcken mit weißen Atlaßschuhen, zierlichen Füßen und Knöcheln und die Rebosos oder glänzenden Shawls über den Kopf geworfen; die Landleute mit ihren Frauen in den kurzen zweifarbigen Röcken — meist scharlach und gelb, denn sie sind höchst antiquarisch in ihrem Anzug — dünnen Atlaßschuhen und mit Spitzen besetzten Hemden, oder braune Mädchen alle mit Blumenkränzen, die mit ihren Anbetern dahin zogen und auf ihren leichten Guitarren klimperten. Unter allen diesen ragt da und dort eine glänzende Poblana hervor in ihrer wirklich werth- und geschmackvollen Tracht, oft von außerordentlicher Schönheit, namentlich in Betreff der großen schlanken Gestalt, mit keckem coquettem Auge und einem schönen braunen, kleinen Fuß, den der weiße Atlaßschuh nicht wenig hebt; der Rock ist häufig mit gutem Gold befranzt und gestickt, und um den Kopf trägt sie entweder einen mit Gold durchwirkten Reboso oder einen chinesischen Kreppshawl von glänzenden Farben. Wir sahen mehrere, deren Kleidung nicht unter 500 Pesos kosten konnte.

Zu dieser bunten Menge kommen noch Leute, gekleidet à la Mexicaine, d. h. mit großen, verzierten Hüten und Sarapes oder gestickten Jacken, mit Cigarren im Munde, Leperos in Lumpen, Indianer in Mänteln, Officiere in Uniform, Priester in ihren breiten Hüten, Mönche aus allen Orden, Franzosen, die ihren Witz an den Vorübergehenden versuchten, Engländer, die kalt und philosophisch, Deutsche, die durch ihre Brillen sanft und schwärmerisch darein schauten, Spanier, die sich ziemlich zu Hause fühlten und keine Bemerkungen machten, kurz die Scene war so mannichfach, als man sich denken kann. Manchmal kündigte das Klingeln der Schelle die Annäherung des Nuestro Amo an, und augenblicklich kniete die ganze Masse fromm sich bekreuzend nieder. Auf das laute Tosen folgte mit einemmal tiefe Stille; nur das Rollen der Wagenräder und

*) Ein Getränk aus dem Samen einer Salbey-Art (Salvia hispanica) welche den Namen Chia führt. A. d. U.

der Ton der kleinen Schelle ließen sich hören. Kaum waren sie jedoch vorüber, so begann das Gespräch und das Ausrufen von Kastanien, von kühlen Getränken u. s. w. aufs neue. Eine Militärmusik stimmte eine Melodie aus der Semiramis an, und der Lärm der zahllosen Matracas (Klappern), theils von Holz, theils von Silber, mit denen jeder in den letzten Tagen dieser Woche ausgerüstet ist, brach wieder los, wie mit einem Zauberschlag, während von neuem der Verkauf der Judasse begann — einer Art Feuerwerk in Form dieses Erzverräthers — die am Abend des Charfreitags verkauft und am Sonnabend Morgen losgelassen werden. Hunderte dieser häßlichen Figuren erschienen über der Menge, indem man sie an langen Stangen zusammengebunden herumtrug.

Aber der Ton eines fernen Gesanges erhob sich, und kurz darauf erschien gegen den Platz heranziehend eine lange pomphafte Schaar von Geistlichen mit Bannern und Crucifixen und prächtigen Bildern; in der Procession erschienen Gerüste, auf denen Scenen aus dem Todestag des Erlösers dargestellt wurden, wie am vorigen Tage: die Jungfrau in Trauer am Fuße des Kreuzes, die Jungfrau in der Glorie, noch mehrere Heilige und noch mehr Engel, der heilige Michael und der Drache ꝛc. ꝛc. — ein schimmernder, unabsehbarer Zug. Nicht ein Ton ließ sich hören, als die Bilder langsam vorwärts rückten in ihren glänzenden Gewändern, beleuchtet von tausend Kerzen, deren unnatürlicher Glanz sich mit dem sinkenden Tageslicht vermählte.

Da das Miserere spät Abends in der Kathedrale stattfinden sollte, so gingen wir dahin, obwohl mit schwacher Hoffnung, uns durch die Menge durchzuarbeiten. Aus besonderer Gunst ließ man uns durch einen Privat-Eingang hinein, aber die Masse war so unerträglich, daß wir schon unsern Platz aufzugeben gedachten, als einige Geistliche uns erkannten und hinter ein geschlossenes Gitter führten, nahe dem Heiligthum der Jungfrau, wo glücklicherweise ein türkischer Teppich ausgebreitet war. Hier saßen wir getrennt von der Menge in Frieden und Ruhe auf dem Boden; die Herren setzten sich in Stühlen mit hohen Lehnen hinter einigen Geistlichen, denn Männer dürfen in der Kirche auf Stühlen und auf Bänken sitzen, Weiber aber müssen knieen oder auf dem Boden sitzen. Warum? Quien sabe? (Wer weiß es?) das ist alle Auskunft, die ich je darüber erhielt. Die Musik begann mit einem Lärmen, der mich auf einmal aus einem angenehmen Schlummer aufschreckte, in den ich versunken war; ein solches Mißgetön von Instrumenten und Stimmen muß nie zuvor sterbliche Ohren betäubt haben. Ich hatte selbst laut auf: „Miserere!" schreien mögen. Der Capellmeister rannte mit aufgehobenem Geigenbogen wie verzweifelt von einem zum andern, suchte vergebens Tact in das schauerliche Mißgetön zu bringen, und war selbst erschrocken über den Lärm, den er mit herauf beschworen hatte. Der Lärm war wirklich unerträglich, eben so die Hitze, und wir dankten Gott, als wir durch das Gedränge an der Thüre hindurch wieder hinausgekommen waren in die frische Luft und in das sanfte Mondlicht.

Es war jetzt 11 Uhr, die Pulquerias waren geöffnet zur Erfrischung der Gläubigen, und obwohl bisher große Ordnung geherrscht hatte, so war doch nicht wahrscheinlich, daß sie noch viel länger dauern würde. Darum eilten wir möglichst rasch nach Hause. Am nächsten Morgen, dem Sabado de Gloria, war ich allzu ermüdet, um auch nur auf die Plaza zu gehen und die Ischariots abfeuern zu sehen. In der Entfernung hörten wir das Zischen und Knallen der Feuerwerke, das Läuten aller Glocken und den Donner des Geschützes; aus dem Lärm der geschäftigen Stimmen und dem Rollen der Wagen erkannten wir, daß die heilige Woche vorüber sey.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Gegen 9 Uhr verließen wir den in botanischer und geologischer Hinsicht so ungemein interessanten Punkt. Ich hatte hier wegen meines, im allgemeinen doch nur kurzen Aufenthalts gegen 100 Species Phanerogamen und 83 Species Farrenkräuter, unter denen sich der größte Theil noch unbestimmt findet, gesammelt, und wie viele mir ganz unbekannte Pflanzen waren bereits schon verblüht, wie viele standen noch nicht in der Blüthe? Ich hätte hier das ganze Jahr verweilen mögen; ein neues und unendlich weites Feld, unerschöpflich für mich, würde sich mir eröffnet haben.

Nach der Tradition der Indianer befindet sich auf der Plattform des Felsens ein großer weiter See, gefüllt mit allerlei Fischen, der ununterbrochen von riesenhaften Adlern als ewigen Wächtern umkreist wird. Der erste Theil dieser Sage hat wahrscheinlich seinen Grund in der ungeheuren Wassermasse, die ihr entströmt.

Ich kehrte nun nach unserer Colonie zurück, in der die andere Partie, die sich mehr nach dem östlichen Abhange des Roraima, an dem sich der Cottinga herabstürzt, gewandt, noch nicht eingetroffen war, und wo ich zugleich fand, daß unser kleines Dorf nicht nur an Zahl der Bewohner, sondern auch um vier Häuser angewachsen war. Der verwittwete Indianer kam mir mehrere hundert Schritte vor dem Dorfe entgegen und hatte seinen ganzen Körper mit Roucou bemalt (ein Zeichen der Trauer bei den Macusi), ergriff mich unter den bittersten Thränen bei der Hand und führte mich zum Grabe seiner Frau. Die Trauer der Macusi um die Frau währt neun Monate. Während dieser Zeit bepflanzt der Wittwer ein Kassavafeld, das unterdessen seine Reife erlangt, erntet die Frucht, gibt dann ein großes Paiwarifest, wobei er das Getränk aus den Wurzeln dieses Feldes bereiten läßt und sieht sich nach einer andern Frau um.

Unter den neu angekommenen Fremdlingen befand sich auch ein junges Mädchen, die Tochter eines Häuptlings und zugleich die vollendetste weibliche Schönheit, die ungeachtet ihres kupferfarbenen Teints allgemeines und gerechtes Aufsehen in Europa erregt haben würde. Daß auch der heirathsfähige Indianer sich willig vor der weiblichen Schönheit beugt, daß sich der Sohn des Waldes eben so, wie der Europäer vor dem Triumphwagen einer solch gebräunten Helena spannt, bekundete der reiche Schmuck, den das Mädchen trug. Sie war förmlich mit

Perlen, Spangen und Halsketten überladen, das sicherste Zeichen, daß sie der stille, doch nicht minder feurige Wunsch manches Indianerherzens war. Ohne Zweifel war sie die vollendetste weibliche Schönheit, die wir noch unter den Indianerinnen gesehen, und der wir daher gern auch den Tribut der Anerkennung ihrer Reize in mehreren schönen Perlenschnüren u. s. w. zu Füßen legten, was ihr ungemein zu schmeicheln schien, und wofür uns das freundlichste und dankbarste Lächeln zu Theil wurde. Die plastischen Formen dieses Mädchens würden einen Künstler bezaubert, ihm seine kühnsten Ideale verwirklicht haben, da hier die vollendete Antike Leben und Gestalt gewonnen hatte.

Auffallend waren uns in der Umgebung unserer Colonie besonders die Menge Cicaden, die pünktlich um 12 Uhr Mittags und 6 Uhr Abends ihr schrillendes Geräusch erschallen ließen. Ein tausendstimmiger Chor tönte dann unter dem Laube hervor, der aber dem Ohr nichts weniger als angenehm war. Gleichzeitig mit ihnen ließ an jedem Abend ein Vogel, den ich aber ungeachtet aller angewandten Mühe nie zu Gesicht bekam, einen schrillenden, pfeifenden Ton hören, der die größte Aehnlichkeit mit der Pfeife einer Locomotive hatte. Viel Spaß machten mir die sonderbaren Manöuvres des Prionus cervicornus, wenn er irgend einen Zweig eines Baumes zu seinem ganz absonderlichen Privatvergnügen durchschnitt, da er jedesmal, sobald das Werk vollbracht, ruhig auf und davon flog. Nachdem der Käfer den erwähnten Ast mehreremal umschwärmt, ergreift er diesen mit seinen hornigen Scheren, und schwingt sich nun fliegend, gedankenschnell um denselben herum, bis dieser durchsägt niederstürzt. Er durchschneidet so meist Aeste von einem Zoll im Durchmesser.

Vollkommener Mangel an Nahrungsmitteln trieb uns, Vorbereitungen zu unserer Rückkehr nach Pirara zu treffen, wobei wir uns hier zugleich theilten. Mein Bruder verließ uns in Begleitung von einigen Indianern, um eine mehr westliche Richtung einzuschlagen, dadurch wieder auf den Cuyuni zu stoßen und den Theil seines Laufes, den er noch nicht kannte, zu mappiren, da er wahrscheinlich späterhin als Gränzfluß zwischen Venezuela und den brittischen Besitzungen angenommen wird; sich dann diesen abwärts nach der Colonie zu begeben, und mit neuen Provisionsvorräthen zur vierten Expedition nach der Quelle des Essequibo, der Sierra Acarai und dem Quellpunkt des Corentyn versehen, mit uns in Pirara wieder zu vereinigen — ein Unternehmen, das er auch nach unsäglichen Schwierigkeiten, wo er nicht bloß mit der höchst ungünstigen Localität, sondern auch mit dem äußersten Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen hatte, glücklich ausführte. Wir übrigen schlugen unsern Weg wieder nach Pirara ein, wobei wir uns nur etwas mehr nordwestlich wandten, um die steile Bergkette des Kinautima zu vermeiden, da uns das Abwärtssteigen von diesen steilen Gipfeln viel gefährlicher, als das Erklimmen erschien, wo der geringste Fehltritt einen unvermeidlichen Tod nach sich ziehen mußte.

So verließen wir unser freundliches, aber vollkommen ausgehungertes Dorf am 4 December und übernachteten wieder in jenem einzelnen Hause am rechten Ufer des Cukinam, brachen dann am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang auf, so daß wir schon um 10 Uhr Vormittags Rué erreichten. Ungeachtet eines der heftigsten Fieberausbrüche zog es mich doch mit Allgewalt nach dem Rué-meru-Fall, da es mich drängte, dieses Naturwunder in all seiner Großartigkeit und wahrhaft hinreißenden Majestät noch einmal zu sehen und in mein Inneres aufzunehmen. Stundenlang fühlte ich mich mit unsichtbaren Banden an die Stelle gefesselt, bis ich mich endlich mit Gewalt losriß und noch lange von dem dumpfen Gedonner begleitet wurde.

Von Rué schlugen wir uns gegen Nordwesten und stießen bald darauf auf eine Arekuna-Wohnung, wo besonders ein junger Indianer durch seinen vollendeten und untadelhaften Wuchs, wie durch seinen seltsamen Schmuck, der durchaus aus Haarschnüren bestand, unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Füße waren über dem Knöchel zwei Hände breit mit solchen Schnüren umwickelt, während er um die Hüften einen breiteren Haargürtel trug, der sich an den Armen über dem Handgelenk und dem Ellenbogen wiederholte. Nachdem wir den Cukinam überschritten, führte uns der Weg über eine der lieblichsten Savannen, die ich noch betreten, auf der eine Menge Mauritiapalmen in den schönsten und reizendsten Gruppirungen zerstreut sich erheben, während sie im Hintergrunde von den majestätischen Bergen des Kinautima begränzt wurde. Freilich suchte das Auge vergebens nach unserem saftigen, dunkelgrünen Rasenteppich, da hier alle Grasarten rauhhaarig und sparrig sind, und zugleich von einer Menge stachlicher oder holziger, niederliegender Pflanzen durchsetzt werden. Auch hier hätten wir fast wieder den Tod einer unserer Begleiterinnen zu beklagen gehabt, die sich nur durch einen gewaltigen Sprung vor dem Biß einer Klapperschlange, die im Wege lag, rettete. Die Schlange suchte sich der Verfolgung der Indianer durch die Flucht in das hohe Gras zu entziehen, was ihr jedoch wenig half, da dieses von ihnen augenblicklich in Brand gesetzt wurde. Nachdem wir die Savanne überschritten, erstiegen wir eine nicht bedeutende Bergkette, von deren Scheitelhöhe wir eine der reizendsten Aussichten auf unser heutiges Reiseziel, das Dorf Carikalla, das ebenfalls auf einem freundlichen Hügel lag, genossen. Hr. Freyer und ich eilten aus schmählichem Eigennutz unsern Führern voraus, um die ersten im Dorfe zu seyn, und so unsern Hunger gehörig stillen zu können, wobei jedoch das alte, wahre Sprüchwort: wer andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein, an uns zur Wahrheit wurde. In unserem Eifer, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, um unsere hungrigen Magen an dem vorgesetzten Willkommen der Nachkommenden befriedigen zu können, hatten wir die Richtung verloren und einen Pfad eingeschlagen, der uns in einen fatalen Morast führte. Als wir schon eine ziemliche Strecke gewatet, wollten wir nicht wieder umkehren, sanken nach und nach aber so tief in den Schlamm, daß wir endlich förmlich feststacken und uns wie die Vögel auf der Leimruthe gebärdeten, da es uns nicht, wie weiland Münchhausen, gelingen wollte, uns am eigenen Schopfe aus dem Schlamm zu ziehen. Nach langem und mühevollem Abquälen standen wir endlich mit Verlust unserer Schuhe und der festen Ueberzeugung, daß der Willkommen längst von unsern Nachfolgern aufgezehrt seyn müßte, wieder auf festem Boden, sahen uns, von Schweiß und Schmutz triefend, lange sprachlos an, und brachen zuletzt in helles Lachen über unsere mißglückte List aus. Sobald nämlich Fremde ein Dorf erreichen, wird ihnen augenblicklich ein Gericht frisches Brod, ein Calabasch Paiwari und Casiri an die Erde vorgesetzt. Man hockt um die milde Gabe herum, wobei man ein Stück Brod nach dem andern abbricht und in die Brühe taucht. Letztere ist gewöhnlich stark mit Capsicum gewürzt. Um daher diesen Willkommen schon vorräthig und aufgestellt zu finden, stecken die reisenden Indianer meist, wie sie in den Gesichtskreis einer Niederlassung kommen, die Savanne in Brand, wo dann die aufwirbelnden Rauchwolken den Bewohnern verkünden, daß Fremde im Anzuge sind.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 October 1843.

Die Gewinnung des Acajouholzes in Hayti.

Ein Hr. J. Garnier theilt in den Annales Forestières Nachrichten hierüber mit, die nicht ohne Interesse sind. Das in Europa consumirte Acajouholz kommt theils aus Honduras, theils aus Hayti und Cuba; das aus Honduras geht größtentheils nach England, das aus Hayti nach Frankreich; der Ursprung dieses Holzhandels auf letzterer Insel ist folgender. Kaum waren einige Jahre verflossen, seit die Sklaven von St. Domingo die unabhängigen Bewohner Hayti's geworden waren, so deckte schon eine mächtige Vegetation mit ihrem grünen Mantel die wiederholt zerstörten, verbrannten, mit dem Blute ihrer Eigenthümer getränkten Plantagen. Die Trümmer der reichen Wohnungen der französischen und spanischen Colonisten verschwanden unter den zahllosen Kriech- und Schlingpflanzen. Die Neger waren frei, aber die Hülfsquellen des Landes nahmen mit jedem Jahre ab, die Freiheit hatte ihnen Trägheit und Elend gebracht. Boyer, Präsident der neuen Republik, suchte seinen Landsleuten begreiflich zu machen, daß sie nur in ihrer Arbeit die Mittel zum Austausch mit den Nationen finden könnten, in deren Reihe sie so gerne getreten wären, aber die freien Neger wollten nicht aus eigenem Antrieb sich einer Arbeit unterwerfen, die sie an die Sklaverei erinnerte, von der sie sich vor kurzem erst mit Feuer und Schwert frei gemacht hatten. Kaum waren auf der Insel noch einige Weiße übrig, und diese, welchen durch die Constitution der Republik der Landbesitz untersagt war, hätten allein die alten Einrichtungen wieder herstellen und die Neger unterstützen können, um aus den jetzt unangebauten Ländereien einen Theil der ehemaligen reichen Erzeugnisse wieder zu ziehen.

In dieser Lage der Dinge versuchten einige halbblütige, mit den neuen Herren der Insel durch Heurathen verbundene Spanier auf dem Flusse Ozama, der im Osten Hayti's entspringt, die Acajoustämme, welche sie wohlfeil gegen europäische Waaren eingetauscht hatten, nach dem Meere zu flößen. Der Versuch gelang, und bald gingen den Ozama zahlreiche Flöße hinab, welche schnell Käufer fanden. In wenigen Jahren mehrten sich die Acajouholzschläger bedeutend, und als die Wälder am Ozama und seinen zwei oder drei Nebenflüssen sich zu lichten begannen, breitete sich der neue Geschäftsbetrieb theils nach Süden gegen die Quellen des Neyde, theils gegen Westen hinter die hohen Berge von Cibao aus, welche einst so reich an Goldminen waren. Der Artibonite, der bedeutendste Fluß Hayti's, entspringt mitten in diesen Bergen, fließt lange hin durch die Thäler von Banica, St. Honoré und Gouvre, nimmt in sein durch zahlreiche Bäche schon erweitertes Bett beim Austritt aus diesen Thälern den Hinche und den Rio-a-Canas auf und vereinigt sich endlich mit dem Hufeisenfluß, der aus den Gebirgen der großen Wälder (Grand Bois) herabkommt; endlich fließt er noch in tausend Krümmungen durch traurige, unangebaute Savannen, und fällt an der Bai La Saline ins Meer. Seit einigen Jahren liegen in dieser Bai viele Kauffahrer, um sich mit Acajou zu versorgen.

Das Schlagen des Holzes geschieht ohne alle Auswahl am Abhang der Berge nach den Flüssen und Waldbächen zu. Ein Holzhändler mit etwa 50 Holzhacker-Negern dringt in den Wald, schlägt seine Hütte am Abhang eines Berges auf und bald gruppiren sich um seine, aus einigen Zweigen geflochtene Hütte her die Wohnungen der Arbeiter. Der Holzhändler geht mit einer kleinen Holzaxt bewaffnet durch den Wald, bezeichnet durch Heraushauen eines Spahns die Bäume, welche gefällt werden sollen, und in einigen Tagen ist ein Theil des Waldes gelichtet. Die Stämme werden sogleich ihrer Aeste beraubt, ins Viereck gehauen und bis zum Fuße des Berges oder bis an das nächste Bett eines Baches gerollt und geschoben. Von jetzt an kümmert sich der Holzhändler nicht mehr um seine Stämme, die er an zwanzig verschiedenen Orten mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet hat; es ist aber nicht ganz ohne Beispiel, daß ein anderer Holzhändler das erste Zeichen ganz austilgt, und das seinige dafür unterschiebt.

Die Acajoustämme bleiben stets mehrere Monate, oft ein Jahr in dem Bett des Waldbachs liegen, wo man sie gelassen hat; es bedarf eines Gewitters, wie sie in diesem Lande vorkommen, um auf einmal den Waldbach zu schwellen und die Stämme fortzuflößen. Dieß ist bis jetzt das einzige Transport-

mittel auf der ganzen Insel, es ist aber so unvollkommen, daß man von tausend Baumstämmen nur immer auf die Ankunft von einigen hunderten rechnet, die andern bleiben im Schlamm stecken und verfaulen da, wo das Wasser sie hinwirft. Einige Lieues oberhalb der Einmündung des Hufeisen-Flusses ist eine Wehre über den Artibonite angelegt, und hier sind stets einige Neger beschäftigt, die Acajoustämme aufzusammeln, sie mit Lianen an einander zu binden und nach der Saline-Bai zu führen. Hier zieht man sie ans Ufer, wo die glühenden Sonnenstrahlen sie schnell von dem eingedrungenen Wasser befreien, und die Säge bald darauf das Werk der Holzart vollendet. Häufig aber springt ein 20 Fuß langer Stamm, wenn man die Wurzeln abgesägt hat, und spaltet sich in Folge der Verdampfung des Wassers.

Wenn es mit der Ausbeutung des Acajouholzes wie bisher fortgeht, so findet sich vielleicht binnen zehn Jahren nicht Ein Acajoustamm mehr im Innern der Insel da wo Wasser genug ist, um einen Baumstamm bis zu einem flößbaren Fluß fortzuschwemmen. Hätte man die Schläge in den ungeheuren reichen Wäldern geregelt, so hätten sie Acajouholz auf Jahrhunderte hinaus liefern können.

Das Acajouholz von Hayti hat eine sehr lebendige Farbe und seine Fasern sind fein und eng geschlossen; das von Cuba ist etwas schwerer als das von Hayti, die Fibern sind gröber, aber eben so gut geschlossen, die Farbe aber minder lebhaft. Das Acajouholz von Honduras ist wesentlich von diesen beiden Arten verschieden; die Fasern sind grob und minder fest geschlossen, das Holz deßhalb porös, aber die Stämme viel dicker. Seit einigen Jahren ist auch eine Acajouart aus dem Senegal eingeführt worden, das den Namen Cailcedra führt und im Handel unter dem Namen afrikanisches Acajouholz geführt wird; es hat eine weinrothe Farbe und ist schwerer und härter als das eigentliche Acajou.

Ein Ausflug von New-York nach den Canada-Seen.
(Schluß.)

Doch ich kehre zu meiner Reise zurück. Am Morgen nach unserer Ankunft zu Buffalo ließen wir unser Gepäck im Hotel zurück, und nahmen unsere Plätze auf einer andern Eisenbahn, die uns nach den 28 oder 30 Meilen entfernten Niagarafällen brachte. Wir kamen zeitig am Vormittag an, nahmen Zimmer im Gasthof in Beschlag, und eine kurze Wanderung brachte uns nach diesem großen Wunder der westlichen Welt; auch den Nachmittag brachten wir damit zu, die Fälle von allen den Punkten aus zu beobachten, die man uns als die vortheilhaftesten bezeichnete. Zu diesem Ende setzten wir auch am folgenden Morgen nach der canadischen Seite hinüber über den Strom, wo der ganze Fall in aller seiner Größe zu sehen ist; jede Beschreibung wäre Thorheit, und ich verweise jeden, der sich an solcher ergötzen mag, an die bereits gemachten Versuche von Charlevoix abwärts bis auf die neueste Zeit.

Manchester auf der amerikanischen Seite ist nach der Zahl seiner Besucher zu schließen ein ganz fashionabler Versammlungsort geworden. Die Landschaft umher in der Nähe der Fälle schien mir freundlich, nicht mehr so wild und romantisch wie vor zehn Jahren, denn Manchester ist eine Stadt von einiger Bedeutung geworden, mit vielen Gasthöfen und einem bedeutenden Antheil an der lärmenden Bewegung, welche dem Interesse, das die großartige Landschaft umher erweckt, wesentlichen Eintrag thut. Auf der canadischen Seite wurden gleichfalls einige hübsche Häuser errichtet, an der Stelle der früher so pomphaft verkündigten „Stadt der Fälle."

Buffalo zeigt in vollem Maaße die hochfliegenden Plane Rathborns, seines Erbauers. Die Stadt ist nach dem kolossalsten Maaßstab angelegt: die Hauptstraße ist zwei bis drei Meilen lang, aber nach dem Plane könnte sie sich 14 Meilen weit in gerader Linie ausdehnen, und der Boden ist so eben, daß ich die Kuppel von meinem Gasthofe, dem amerikanischen Hause, in einer Entfernung von 5 Meilen sehen konnte. Buffalo hat eine Bevölkerung von 20,000 Seelen.

Am 17 Junius schifften wir uns zu Buffalo am Bord des Dampfbootes Chesapeake ein, um eine Rundreise um die Seen zu machen. Wir hatten nahezu 300 Auswanderer aller Nationen an Bord, Irländer, Deutsche, Norweger und Neuengländer, alle nach dem Lande der Verheißung bestimmt, dessen Platz jetzt vom Illinois nach Wisconsin und Jowa verlegt ist, wohin Auswanderer aus allen Theilen der Welt, selbst aus Rußland zu Tausenden strömen, und Tausende von Meilen zu Land und zur See zurücklegen, beladen mit allem möglichen Gepäck, völlig werthlosen Meublen, Bettzeug, Ackergeräthschaften der rohesten Form, und zahlreichen Kindern jedes Alters, alle gleich so vielen Schweinen allenthalben untergebracht auf dem Verdeck, im Maschinenraum, unter dem Gepäck, überhaupt an jedem leeren Fleck, wo sie nur immer Platz finden können. Ihre augenfällige Armuth, ihr Schmutz, die Aufdringlichkeit und der Lärm der Kinder minderten einigermaßen die Annehmlichkeit des Ausflugs, aber jedes Dampfboot auf den Seen ist in ähnlicher Weise beladen, und da ich mir ein völlig freies Zimmer gemiethet hatte und das Wetter gut war, so hatten wir uns wenig zu beklagen. Wir hielten einigemal unterwegs an, zuerst zu Cleveland, einer schönen, blühenden Stadt, wo wir am Sonntag den 18 von Tagesanbruch bis 4 Uhr Nachmittags blieben, am Vormittag die bischöfliche Kirche besuchten, und den übrigen Tag herumschlenderten. Cleveland steht durch einen Canal mit dem Ohiofluß in Verbindung, und ist einer der Schlüssel des Westens. Unser nächster Haltplatz war zu Detroit, wo wir am folgenden Morgen früh anlangten; auch dieser Ort steht mit dem fernen Westen in Verbindung und ist eine Stadt von bedeutendem Handel, die seit den letzten zehn Jahren ungemein an Wichtigkeit zugenommen hat. Der Fluß Detroit und der See St. Clair bieten eine schöne Landschaft dar, namentlich auf der canadischen Seite. Von da bis nach der Spitze des Huronensees werden die Ufer nieder und ausnehmend öde, auf einer Strecke von 300 Meilen sieht man fast keine menschliche Wohnung, ausgenommen einige vereinzelte indianische Dörfer auf der canadischen, und die Holzhöfe, um sich mit Brennmaterial zu versorgen, auf der amerikanischen Seite.

Am dritten Tage unserer Reise kamen wir nach Mackinaw, dem Nordende des Huronensees; diese Stadt gehört zu den Vereinigten Staaten, hat ein starkes Fort und eine Garnison. Die Stadt scheint hauptsächlich von Indianern bewohnt, von denen viele in Wigwams am Ufer hausen. Auch finden sich hier viele Canadier und Halbblütige. Die Indianer scheinen eine träge Race zu seyn, die umherlummert und sich keineswegs durch Schönheit oder persönlichen Anstand auszeichnet, obwohl mehrere von ihnen in einem bunten Staate sich brüsten. Die Klarheit des Wassers im See hier ist so außerordentlich, daß man die kleinste Münze oder einen Kieselstein in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß sehen kann.

Nach zweistündigem Aufenthalt fuhr der Chesapeake wieder ab, wandte sich nach dem Michigansee, und vor Tagesanbruch am nächsten Morgen kamen wir nach Milwaukie, dem großen Eingangspunkt ins nordwestliche Land. Hier setzten wir den größten Theil unserer Auswanderer ans Land, die hier das große Ziel ihrer Pilgerfahrt als erreicht ansahen, denn hier zerstreuen sie sich ins Innere, namentlich nach den Minendistricten in der Nähe, oder sie gehen in das benachbarte Iowagebiet. Milwaukie ist ein Platz von großer Bedeutung geworden, denn hier wird eine Menge Blei nach New-York und den östlichen Staaten eingeschifft; die Entfernung beträgt auf dem Eriecanal 15—1600 Meilen.

Am 21 kamen wir nach Chicago, im südwestlichen Theile des Michigansees, 1100 Meilen von Buffalo; nachdem wir unser Gepäck untergebracht und Zimmer gemiethet hatten, brachten wir den Rest des Tages mit Besichtigung der Stadt zu, und jeder Schritt erregte mehr und mehr mein Erstaunen über die ungeheuren Fortschritte in den letzten zehn Jahren. Im Jahre 1833 standen hier nur wenige Häuser, gewiß keine fünfzig, der einzige Gasthof war nicht vollendet, und ich schlief mit dreißig andern Personen in einem Zimmer, zu dem wir an einer Leiter hinauf stiegen. Damals waren nur wenige Kaufläden da, und nur Ein Bethaus oder Capelle im Fort; es gab keine regelmäßige Verbindung mit dem Innern, und die Mündung des Flusses war durch eine Barre gesperrt, so daß kaum ein Kahn darüber fahren konnte. Jetzt fand ich eine große Stadt mit Straßen voll großer, wohlversehener Kaufläden, prächtige Gasthöfe, schöne Kirchen und öffentliche Gebäude, viele Schiffe von bedeutender Tonnenlast liegen an dem Landungsplatze in der Mitte der Stadt in der Nähe von Werften, wo eben Schiffe gebaut wurden, und eine genugsame Postverbindung mit verschiedenen entlegenen Districten von Illinois und andern Staaten war eingerichtet.

Außerdem ist seit einiger Zeit ein Canal projectirt, um über Chicago die Seen mit dem Illinois-Fluß an einem, Peru genannten Orte, bis wohin die Dampfschifffahrt auf diesem Strome reicht, wenige Meilen unterhalb Ottawa zu verbinden. Wenn dieser Canal ausgeführt wird, so ist dadurch eine Wasserverbindung zwischen dem atlantischen Meere und dem Golf von Mexico, zwischen New-York und Neuorleans hergestellt ohne dazwischenliegendes Land. Man nehme die Karte zur Hand: von New-York bis Troy geht es den North River hinauf, von Troy bis Buffalo auf dem Erie-Canal, von Buffalo nach Chicago mit Dampfbooten auf den Seen, von Chicago nach Peru auf diesem projectirten 90 Meilen langen Canal, von Peru den Illinois hinab nach St. Louis, von da endlich nach Neuorleans, so daß eine Schifffahrt von nahezu 3000 Meilen eröffnet wäre. Die financiellen Verlegenheiten des Staates Illinois haben eine Suspension dieser Arbeiten veranlaßt, aber es ist zu erwarten, daß die jetzt in London befindlichen Agenten ein Anlehen zu Stande bringen werden, um sie wieder aufzunehmen; es soll genügende Sicherheit dafür geboten seyn. Eine große Anzahl irischer Arbeiter lummert gegenwärtig in Peru und der Umgegend herum, in Erwartung einer Wiederaufnahme der Arbeiten.

Wir verließen Chicago mit der Diligence, und machten zuvor ab, daß wir unterwegs schlafen wollten, was auch zu Lissabon geschah. Zu Peru schifften wir uns auf einem kleinen lecken Dampfboot ein, waren aber doch glücklich genug spät Abends zu Peoria wohlbehalten anzulangen. Peoria ist gleichfalls eine Stadt, die so angewachsen ist, daß ich mich durchaus nicht mehr zurecht finden konnte. Ich fragte nach dem ehemaligen Gasthof, Fulton Arms, wo ich logirt hatte, aber umsonst; man sagte mir von einem alten Haus in einem finstern Winkel, das möglicherweise im Jahre 1833 mein Gasthof gewesen seyn könne, ich konnte aber zu keiner Gewißheit kommen. Ein alter Einwohner erinnerte sich noch einigermaßen an Hrn. Wren, den Inhaber der Fulton Arms, sagte mir aber, er sey über den Fluß weiter gezogen, ob über den Styx oder den Illinois konnte ich nicht errathen; nach einem so langen Zeitraum aber mußte ich eher annehmen, es sey der erstere. Am 25 schifften wir uns auf einem andern Dampfboot ein, das in der Nacht angekommen war, und gegen Abend landeten wir zu Port Erie, einer Stadt von zwei Häusern, von denen das eine, Seamans Hotel, uns aufnahm, und wo wir uns alsbald schlafen legten, nachdem die Muskitos ihre gebührende Aufwartung gemacht und wir Eisrahm genossen hatten. Hier herrscht nämlich gegenwärtig eine außerordentliche Hitze von 85 bis 95° F. ($23\frac{1}{3}$ bis 28° R.), die von keinem kühlen Lüftchen gemildert wird. Am folgenden Tage den 26 früh Morgens fuhren wir in dem Wagen, der schon unserer Ankunft gewartet hatte, nach dem Ort unserer Bestimmung (Rushville in Illinois) ab.

Ich muß hier noch beisetzen, daß Teetotalism in diesem Theile der Welt kein bloßer Name ist, sondern daß der Grundsatz allenthalben und unter allen Volksclassen herrschend zu werden beginnt. Niemand trinkt etwas anderes als Wasser, Milch, Thee oder Kaffee; ich zweifle sogar, ob in der Nachbarschaft irgend ein anderes Getränk zu haben ist. Oeffentliche Feierlichkeiten und Zusammenkünfte jeder Art, politische und religiöse, selbst die Feier des Unabhängigkeitsfestes am 4 Jul. ist mit Erklärungen des Teetotalism verknüpft und die Declamationen an diesem Tage waren eben so sehr gegen Alcohol als gegen brittische Tyrannei und Unterdrückung gerichtet.

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als wir das Dorf Carikatta beschämt und in unserem jämmerlichen Aufzuge erreichten, fanden wir allerdings unsere Befürchtungen vollkommen bestätigt. Das Dorf zählte vier Häuser, die auf der obenerwähnten Anhöhe lagen, an deren Fuße sich wieder eine freundliche Savanne ausbreitete, die im Süden von romantischen Wellenbergen begränzt wurde. Die ganze Scenerie erinnerte mich auf das lebhafteste an meine heimischen Harzgegenden. Die üppig gedeihenden Provisionsfelder, mit Cassava, Bananen, Yams, Bataten und Zuckerrohr bepflanzt, zogen sich weit an den Ufern des kleinen Flusses Corabo hin. Auch hier fiel uns besonders ein junger, schöner Mann auf, der aber in seinem ganzen Betragen etwas so Affectirtes und Stutzerähnliches zeigte, daß er uns in fast fortwährendem Lachen erhielt, was wir, ungeachtet aller Mühe, nicht unterdrücken konnten, da gerade das Unnatürliche an einem reinen Naturmenschen völlig in das Burleske fällt. Da uns der Häuptling versprach, uns in mehreren Tagen mit einer ansehnlichen Menge Brod versorgen zu können, so blieben wir bis zum 18 December hier. Die Bewohner waren ungemein freundlich und zuvorkommend, wie wir uns zugleich die Liebe des Häuptlings augenscheinlich in einem ganz besondern Grade erworben hatten. Nach einigen Tagen begannen wir die Ausläufer des Kinautima abwärts zu steigen, die hier nur wenig Schwierigkeiten boten. Als wir die Mündung erreicht hatten, betraten wir einen Wald, der ein förmlicher Verein riesiger Bäume war; ja einer derselben, Bambusa globosa, übertraf alle Giganten der Vegetation, die ich bis jetzt gesehen; er hatte eine Höhe von 129', wobei sich seine Zweige in einem Radius von 126' ausdehnten. Anderthalb Fuß über dem Boden betrug der Umfang seines Stammes 64'. Die Macusi nannten den Baum Capac-yé. Da die Fruchtkapseln der Carolinea eben in Reife waren, so hörten wir sie bei jedem Schritt nach allen Richtungen hin platzen, was ein ungemein lautes Geräusch hervorrief, während der Same weit umher gestreut wurde und bei seinem Herabfallen durch die Blätter der Bäume uns ein förmliches Hagelwetter vergegenwärtigte. Am Abend erreichten wir ermüdet und abgemattet unsere alte Lagerstelle am Fuße des Kinautima, und am folgenden Mittag die Niederlassung Yawangra, wo uns die Bewohner, die von unserer Ankunft benachrichtigt waren, einen kleinen Vorrath ihrer Provisionsfelder aufgespeichert hatten. Von hier wandten wir uns nun gegen Süden, wo uns bald wieder ein üppig wuchernder Urwald aufnahm. Unzählige Palmen, Euterpe, Maximiliana, zwischen denen der wilde Pisang oft eine Höhe von 30' erreicht, waren die Hauptbestandtheile desselben. Passifloren mit glänzendrothen, Psychotriaceen mit orangen und Cephalis mit blauen Blüthen schlangen sich an den schlanken Säulen empor, durchrankten die Kronen der gewaltigen Riesen oder hingen in phantastisch leichten Festons von den weit ausgreifenden Aesten herab und hoben das zauberhafte Colorit der Belaubung nur noch mehr. Der Boden, der diese üppige Vegetation hervorbrachte, bestand aus einem fetten Lehm mit Sand vermischt.

Plötzlich wurde unser Vordringen durch einen ungeheuren Zug Wanderameisen gehemmt, der über 12' breit unsern Pfad kreuzte. Da unser Warten auf das Ende desselben vergeblich war, so sahen wir uns endlich genöthigt, den Durchgang im schnellsten Lauf und mit gewaltigen Sprüngen zu wagen, obschon auch so noch unser verwegenes Beginnen bestraft wurde, da wir bis an die Knie von den rächenden Insecten bedeckt waren, und uns nur das eiligste Zerquetschen derselben mit der Hand von den Peinigern befreien konnte. Freilich waren die armen Sansculotten, die Indianer, tausendmal schlimmer daran, als wir, da die irritirten und wüthenden Insecten ihr Rächeramt an ihnen augenblicklich beginnen konnten. Ihre Lasten und sich auf den Boden werfen, um sich mit beiden Händen von den zwickenden und kneipenden Peinigern zu befreien, war das Werk eines Augenblicks, und ich muß versichern, daß es nichts Lächerlicheres geben konnte, als sich diese vierzig braunen Gestalten unter den sonderbarsten Gesticulationen auf dem Boden herumkugeln zu sehen. Der Biß ist im ersten Augenblick ungemein schmerzhaft, geht aber bald in ein leichtes Brennen und Röthe der Haut über. Wo sich diese Ameise aufhält, ist noch ein Räthsel. In ungeheuren Zügen kommen sie aus den Wäldern hervor und verschwinden auch wieder in denselben; die breite Colonne marschirt, unbekümmert um jegliches Hinderniß, das sich ihr entgegenstellt, dicht aneinander gedrängt, vorwärts, während die Krieger, die sich durch ansehnlichere Größe und eine abweichende Färbung auszeichnen, an beiden Seiten des Zuges geschäftig auf- und niederlaufen, plötzlich stehen bleiben, ihren Kopf mit den Freßzangen in die Höhe heben und zu horchen scheinen, ob sich vielleicht etwas, den Zug Störendes, hören läßt, wie zugleich bereit zur Vertheidigung und zum Festhalten jedes ungebetenen Störenfriedes oder verwegenen Eindringlings. Die Colonisten und Indianer sehen diese Züge gar nicht ungern, da sie ihren Pflanzungen keinen Schaden bringen, wohl aber diese von allen schädlichen Insecten, selbst Amphibien befreien. Auf unserer Expedition nach dem Orinoco hatte ein solcher Emigrantenzug Besitz von einem unserer Häuser genommen. Stundenlang habe ich damals die Thätigkeit und Emsigkeit dieser Thiere beobachtet. Kein Winkel des Hauses und Daches blieb ununtersucht, jedes Insect, jede Larve u. s. w., die sich fand, wurde getödtet und aufgefressen oder zur eiligsten Flucht gezwungen. Merkwürdigerweise ballten sich die Thiere, so wie die Sonne untergegangen, in den Ecken des Hauses in große Kugeln, wie die Bienenschwärme, zusammen, wahrscheinlich um auszuruhen, worauf sich am Morgen mit Sonnenaufgang der Knäuel wieder lößte und seine Reise in gerader Richtung fortsetzte. Selbst große Schlangen sollen sie überwältigen, wobei sie einen Kreis um diese schließen, so daß alle Bemühungen der Schlange, sich zu retten, fruchtlos bleiben. Denn während das Thier durch seine Windungen sich von einigen zu befreien sucht, verhundertfacht sich die Zahl seiner Peiniger an andern Stellen, bis sie endlich ermattet die Beute der Angreifer wird, und in wenigen Stunden nur noch das Skelett übrig ist. Ein kleiner Vogel, wahrscheinlich eine Muscicapa, ist ihr größter Feind, der zugleich mit ihnen erscheint und verschwindet, und dessen Nahrung einzig aus diesen Insecten zu bestehen scheint.

Am Abend schlugen wir unser Lager unter Hunderten von Mauritia-Palmen an einem kleinen geschwätzigen Bach mit einem milchigen Wasser auf, an dessen jenseitigem Ufer die Savanne wieder mit Quarzstücken bedeckt und der Sandstein verschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Vergrößerung von Liverpool. Seit etwa sechs Monaten sind nicht weniger als 1000 Häuser theils schon gebaut, theils noch im Bau begriffen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 6 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 October 1843.

Der Handel von Buchara.

Das russische Journal für Manufacturen und Handel vom Februar und März d. J. enthält einen langen Artikel über diesen für Rußland so interessanten Gegenstand, aus welchem wir, da es sonst an irgend zuverlässigen Nachrichten über diese Länder gebricht, das Interessanteste ausheben mit Hinweglassung alles rein commerciellen Details, insofern solches nicht zugleich auf die Sitten ein Licht wirft. Leider müssen wir auch als zu weitläufig die Marschrouten der Karawanen überspringen, die manches für die Topographie dieser Länder wichtige Detail enthalten, aber ohne Karten nicht verständlich sind, und selbst mit den jetzigen Karten kaum einen deutlichen Begriff geben würden, da diese, wie Dahl zur Genüge nachgewiesen hat, höchst ungenügend und verworren sind. Die nachfolgenden Berichte geben eine ziemlich gute Einsicht in die Art des Verkehrs, der in dem Lande zwischen Persien, Rußland und der chinesischen Gränze getrieben wird, und wir werden sie später durch einige Nachrichten über den Handel von Chiwa vervollständigen, über welchen dasselbe Journal im Mondt April einen umständlichen Bericht mittheilt.

*

Buchara, das in der Tiefe Asiens, in einer schönen grünen Oase mitten unter Sandwüsten liegt, zwischen Ländern, die je nach ihrem Klima sehr verschiedene Erzeugnisse liefern, mußte seiner Lage nach die Vermittlerin eines wichtigen Tauschhandels werden, namentlich zu einer Zeit, wo die Schifffahrt noch in der Kindheit war, und kürzerer Landverkehr weitern Umwegen zur See vorgezogen wurde. Dieß ist die Hauptursache der Wichtigkeit Buchara's in commercieller Hinsicht, nicht aber ein besonders ausgezeichneter Handelsgeist der Bucharen oder die Wichtigkeit ihrer Erzeugnisse für die umliegenden Länder. In Rußland war man gewöhnt, die Bucharen als besonders geschickte und erfahrene Kaufleute zu betrachten; nachdem man aber mit ihnen an Ort und Stelle bekannt geworden, mußte man sich gestehen, daß ihnen alle die zu einem guten Kaufmann unentbehrlichen Eigenschaften abgehen, und daß sie gewöhnlich ohne alle Berechnung verfahren. Der beste Beweis davon ist die unverhältnißmäßige Einfuhr von Waaren in Buchara, und das sehr bedeutende Steigen und Fallen der Preise, welche jedes Jahr bei der Ankunft der Karawanen in Buchara wechseln, und zwar gleich um 50 Proc. und darüber bei den gewöhnlichsten Waaren, wie Eisen, Schreibpapier ꝛc. — ein Umstand, der, gelegentlich bemerkt, auch für die Schwäche der Capitalien zeugt, mit denen der Handel betrieben wird.

Buchara treibt Handel mit China, Persien, Afghanistan, Kokand, dem chinesischen Turkestan und Rußland. Der ganze Handel geschieht durch Karawanen mit Kamelen, da die Beschaffenheit des Bodens kaum eine andere Art von Transport zuläßt; nur nach Kokand führt man zum Theil die Waaren auf zweirädrigen Karren, Arben genannt, weil hier die Wege etwas besser und ziemlich fahrbar sind. Der Handel mit China ist unbedeutend. Aus Buchara gehen dahin: bucharischer Tabak, Lammfelle und chinesischer Thee, und man erhält dagegen rohe Felle, Sesam, Sesamöl und rohe Seide; auch wechseln beide Orte manchmal russische Waaren, je nachdem sie an dem einen oder andern Orte im Ueberfluß vorhanden sind; unter diesen spielen eiserne Kessel, die in großer Menge aus Rußland nach Chiwa gehen, eine bedeutende Rolle. Große Karawanen werden auf diesem Wege nicht gesendet, sondern jeder Kaufmann schickt seine Kamele in einzelnen Partien, fünf bis zwanzig an der Zahl, besonders ab, so oft er es eben nöthig findet, denn der Weg ist vollkommen sicher. Im Sommer ist indeß hier fast gar kein Karawanenverkehr wegen der großen Hitze, und längs dem Strome, wo es kühler wäre, gehen die Karawanen nicht, theils wegen des großen Umweges, theils wegen der Menge von Insecten, die im Gebüsch längs dem Strom sich aufhalten, und Menschen, Pferde und Kamele entsetzlich plagen. Darum beginnt hier der Verkehr erst im Herbst und geht gerade durch die Steppe nach den Brunnen, manchmal zu Lande bis Karakul und dann auf dem Amu hinab, allein dieser Transport ist theils wegen des schlechten Baues der Schiffe gefährlich, theils nicht wohlfeiler, weil die Schiffe dann gegen die Strömung nur sehr langsam zurückkehren können, und darum nicht beladen werden.

Mit Persien verkehrt Buchara fast allein über Mesched, wohin die Karawanen den Weg über Merw nehmen, wo sie

der chiwanischen Regierung Zoll bezahlen müssen. Die bedeutendsten Ausfuhrwaaren auf dieser Straße sind Lammsfelle aus Karakul, welche sehr wohlfeil in Persien abgesetzt und dort in die bekannten persischen Mützen umgewandelt werden. Außerdem gehen nichtbucharische Erzeugnisse dahin, wie russisches Tuch, Zitze und Nanking, ferner Cochenille und Indigo, Kaschmirshawls u. dgl. Dagegen empfangen die Bucharen aus Persien in Kerman fabricirte Shawls zu Leibbinden und Turbanen, welche auch manchmal durch die Bucharen nach Rußland gebracht werden, englische Manufacturwaaren, namentlich Zitz, persische Goldstoffe, Teppiche, Türkise, unverarbeitete Fuchspelze u. s. w. Außerdem holen sie aus Mesched einige indische Gewürze und eine Menge Baumharz, das die Bucharen, namentlich die Frauen, ungemein gern kauen. Der Verkehr mit Mesched dauert fast ununterbrochen das ganze Jahr hindurch in kleinen Karawanen, welche hin- und zurückgehen, aber die Hauptkarawane, welche die Lammfelle aus Karakul nach Persien bringt, verläßt Buchara im Junius. Aus Mesched geht die größte Karawane am Ende Januar oder im Februar nach Buchara ab. Der Weg zwischen Buchara und Mesched ist nicht immer sicher. Abgesehen von den häufigen Beeinträchtigungen, welche die Kaufleute in Merw von den chiwanischen Behörden zu erdulden haben, sind die Karawanen auch manchmal noch der Plünderung durch die Turkomanen ausgesetzt. Trifft Nachricht von der Unsicherheit des Weges ein, so warten die Karawanen manchmal die Wiederherstellung der Ruhe ab, brechen viel später auf als gewöhnlich, und bringen deßhalb oft sehr lange auf dem Wege zu. Uebrigens ist die Straße sehr unbequem wegen der auf derselben sich findenden Sandwüsten und des Wassermangels.

Der directe Handel von Buchara mit Herat ist beschränkt, namentlich wegen der Unsicherheit der Karawanenstraße; die Aus- und Einfuhrartikel sind fast dieselben wie bei Mesched.

Nach Afghanistan oder richtiger gesagt nach Kabul gehen aus Buchara rohe turkomanische Seide, Ziegenhaare, die von Kabul nach Kaschmir ausgeführt werden, und einige russische Waaren, wie Tuch, Zitze, Eisen, Kupfer und Cochenille. Bemerkenswerth ist, daß während des Aufenthalts der Engländer in Kabul der Absatz russischer Waaren dahin bedeutend zunahm,*) obwohl der Emir von Buchara, welcher damals Kabul als eine feindliche Macht ansah, die Ausfuhr dieser Waaren dahin verbot, was freilich nur geringen Erfolg hatte. Den Fall der Preise russischer Waaren, welcher im Jahre 1842 in Buchara statt fand, kann man einigermaßen der letzten Revolution in Kabul zuschreiben, als deren Folge die bucharischen Kaufleute einem verminderten Absatz entgegensahen.

Aus Kabul gehen nach Buchara namentlich indische Waaren und Kaschmirshawls; unter den erstern sind besonders Indigo, Kilschab oder indische Goldstoffe, die in Buchara sehr geschätzt sind, und Gewürze zu bemerken. Außerdem kommen von da feine Baumwollenzeuge, die in Buchara als englische verkauft werden, aber ächt indische Erzeugnisse seyn sollen. Hier ist auch zu bemerken, daß einst Buchara einer der bedeutendsten Orte für den Handel mit Kaschmirshawls bildete, denn alle Shawls, die nach Persien, der Türkei und Rußland gingen, nahmen den Weg über Buchara. Jetzt ist dieser Handel im Verfall, in Folge des Emporkommens der europäischen Shawlmanufacturen, der Verarmung Persiens und der Verminderung der Shawlbereitung in Kaschmir selbst in Folge der letzten politischen Umwälzungen, die im Pendschab vorgingen. Aber Emir Nassir Ullah bemüht sich für Buchara die Ueberreste des Shawlhandels zu retten, deßhalb verbot er einem reichen Kaschmirkaufmann, der um dieses Handels willen zu Buchara sich aufhielt, die Stadt zu verlassen, und als derselbe später zu fliehen versuchte, ließ er ihn zurückholen; derselbe blieb aber zum allgemeinen Erstaunen ungestraft und in Freiheit, nur unter strenger Aufsicht, um eine zweite Flucht zu verhindern.

Die große Karawane aus Kabul zieht im Anfang Decembers nach Buchara, dann hört für den ganzen Winter der Handelsverkehr auf, wegen der hohen im Winter unübersteiglichen Berge. Nach Cabul geht die große Karawane aus Buchara im Mai. Indeß gehen im Laufe des Sommers und Herbstes zwischen beiden Städten kleinere Karawanen hin und her, aber ziemlich selten wegen der Unsicherheit des Wegs.

Nach Kokand gehen aus Buchara Lammfelle, Fuchspelze, einige russische Seidenwaaren, Baumwolle, die in Kokand in geringerer Menge als in Buchara erzeugt wird, russischer Nanking u. s. w. Dieselben Waaren und außerdem russisches Tuch, Zitze, baumwollene Halstücher, bucharische gefärbte Zeuge, Goldfaden rc. gehen aus Buchara über Kokand nach Kaschgar. Aus Kokand dagegen kommen nach Buchara rohe Seide, die für viel besser gilt wie die bucharische, und kokandische Seidenstoffe (Abräs und Bikisan genannt), die in Kokand viel besser gemacht werden als in Buchara. Dazu kommen aber noch die chinesischen Waaren, die aus Kaschgar herbeigeführt werden, namentlich Ziegelthee und grüner Thee, geringes Porcellan, besonders Theetassen und Silber in Barren. Der Handelsverkehr zwischen Buchara und Kokand ist sehr belebt, da er durch eine der besten Handelsstraßen der Bucharei und durch fast lauter bewohnte Gegenden geht und man die Waaren auf Wagen transportiren kann. Dieser Umstand, so wie die völlige Sicherheit der Straßen sind Ursache, daß fast keine großen Karawanen zwischen beiden Städten gehen; dagegen sind das ganze Jahr hindurch kleine Karawanen, oft nur mit den Waaren eines einzigen Kaufmanns, in Bewegung.

Ehe wir auf den gegenwärtigen Stand des bucharischen Handels mit Rußland kommen, müssen wir noch die Bemerkung machen, daß der Handel Buchara's mit andern kleinen benachbarten Gebieten völlig von den eben beschriebenen Hauptstraßen des Verkehrs abhängt. So gehen die Waaren nach Balkh, Chullum, Kundus und Badakschan mit der Karawane nach Kabul ab, und trennen sich erst von derselben auf dem Wege; ebenso schließen sich die aus diesen Orten kommenden beladenen Kamele der Karawane auf ihrem Rückweg an. Der Handel mit Maimun wird durch die Karawane, welche von

*) Der Grund liegt wohl in den bedeutenden Geldsummen, welche der Aufenthalt der Engländer in Afghanistan verbreitete, und welche jährlich wohl 10 bis 15 Mill. Rupien betrugen.

Buchara nach Herat geht, betrieben. Hinsichtlich der Gegenstände dieses Handels läßt sich nichts besonderes sagen, ausgenommen daß Buchara alle die genannten kleinen Länder theils mit russischen Waaren, theils mit seinen eigenen Manufacten versieht; aber der Absatz ist wegen der Rohheit und Armuth dieser Länder sehr unbedeutend. In diesen Handel kommen zum Theil auch englische Manufacturwaaren, aber in noch geringerer Menge. Früher hatte Badakschan einen viel bedeutenderen Handel nach Bukhara, da es an letzteren Ort viele der dort gefundenen kostbaren Steine, namentlich Lapis Lazuli, und Sklaven schickte, welche von den Badakschanern in Kaferistan gemacht wurden, aber der Beherrscher von Kundus, Murad Beg, welcher Badakschan verheerte, einen bedeutenden Theil der Einwohner in sein Gebiet verpflanzte, und auch den Herrn von Badakschan selbst gefangen nahm, vernichtete diesen Handel fast gänzlich, so daß jetzt noch kaum einige Pfund Lapis Lazuli, und diese von schlechter Beschaffenheit, nach Buchara gehen. Was den Handel mit Sklaven betrifft, so hat er in der letzten Zeit zu Buchara überhaupt abgenommen, und sich fast bloß auf Perser beschränkt. Uebrigens ging im Anfange des Jahres 1842 zu Buchara das Gerücht, Murad Beg habe den Fürsten von Badakschan auf freien Fuß gestellt und ihn wieder nach Badakschan entlassen; wenn dieß sich bestätigt, so ist zu vermuthen, daß der Handel in Buchara mit Lapis Lazuli, kostbaren Steinen und Sklaven aufs neue zur Blüthe komme.

Einige kleine Fürsten, durch deren Städte die bucharischen Karawanen gehen, legen ihnen Zölle auf; zu diesen gehören der Wali Beg von Chullum, Schahadichan, Fürst von Masar, Baba-Beg, Fürst von Eibak u. dgl. Sie erheben indeß keine regelmäßigen Steuern, und stehen größtentheils nur im Handel mit dem Karawan-Baschi; manchmal macht sich dieser mit einigen Geschenken frei, und hie und da kommen sie ganz frei durch. Der Beg von Chullum, der sich nach der Einnahme Kabuls durch die Engländer vor diesen fürchtete, schrieb an einen ihrer Generale, und bat denselben, ihn als Unterthanen aufzunehmen; die Engländer aber zogen aus dem Anerbieten bloß den Vortheil, daß sie ihm das Versprechen abnahmen, von den Karawanen, die von und nach Cabul gehen, keine Zölle zu erheben, was er auch bis jetzt heilig gehalten hat. Nur die Chiwaner erheben von den Karawanen, die aus Buchara nach Mesched oder umgekehrt aus Mesched nach Buchara gehen, einen ständigen Zoll in Merw, und zwar nicht nach Procenten, wie dieß im Orient gewöhnlich ist, sondern von jedem beladenen Kamel je nach den Waaren, die es trägt. Der Zoll ist ziemlich bedeutend, denn er beträgt von manchen Ladungen achthalb Tilla (etwa 30 fl.) und von jedem Shawl etwa eine halbe Tilla (4 fl.) *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Zölle sind genau mitgetheilt, und es ist nicht ohne Interesse daß von allen Waaren sowohl die aus Buchara nach Mesched gehen, als umgekehrt, die russischen den allerniedrigsten Zoll zahlen; während die englischen und persischen Manufacturwaaren den höchsten Zoll entrichten, nämlich $7^1/_2$ Tillas von der Kameelslast, zahlen Tuch, Nanking und Cochenille, die aus Rußland kommen, nur $2^1/_2$ Tillas oder den dritten Theil. A. d. U.

Das zoologische Ergebniß von Capitän Belchers Reise um die Welt.

Wir haben bei Mittheilung dieser Reise bemerkt, daß der der Expedition beigegebene Naturforscher, Hr. Hinds, seine Arbeit besonders herausgeben werde. Dazu ist jetzt der Anfang gemacht, und die zwei ersten Theile in 4., Säugethiere enthaltend, sind erschienen. Da die Westküste Nordamerika's und die Sandwichinseln hauptsächlich die Aufmerksamkeit der Expedition in Anspruch nahmen, so besteht die Mehrzahl der in diesen beiden Theilen behandelten Thiere in solchen, die im tropischen Amerika einheimisch sind. Die Thiere wurden hauptsächlich von einem Hrn. Gray beschrieben und von einem Zeichner Namens Hawkins illustrirt. Das Buch aber, zu dem die Regierung eine nicht unbedeutende Summe beigetragen hat, und das um einen Preis verkauft wird, um welchen es keine Buchhandlung hätte liefern können, hat den Fehler, daß nirgends angegeben ist, was auf der Reise Neues gefunden wurde. Die Vögel, welche während der Reise gesammelt wurden, werden von Hrn. Gould beschrieben werden, der durch seine zoologischen Forschungen in Australien genügend bekannt ist, die Fische von Dr. Richardson, die Crustaceen von Hrn. Bell, die Muscheln von Hrn. Hinds selbst und die Strahlthiere von Hrn. J. E. Gray, der auch schon die Säugethiere behandelt hat. (Athenäum vom 7 Oct.)

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Noraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mit Sonnenaufgang setzten wir die Reise fort und erreichten gegen 12 Uhr das Dorf Ewaboet. Es war dieß die größte Niederlassung, die ich auf dieser Expedition angetroffen, da sie weit über 100 Bewohner, theils Macusis, theils Wapischanas, zählte. Die letztern hatten sich, zu oft von den Descimentos der Brasilianer beunruhigt, hieher zurückgezogen und niedergelassen. Jeder Stamm hatte seinen besondern Häuptling. Die Häuser waren groß und geräumig, mit starken Lehmwänden versehen, wie ich auch eine große Anzahl Hühner hier fand, die der Indianer nur zu seinem Vergnügen aufzieht, da er um keinen Preis die Eier oder das Fleisch derselben essen würde. Da unsere Lebensmittel abermals auf das gewöhnliche Nichts reducirt waren, so hießen wir das Anerbieten der beiden Häuptlinge, uns mit einem guten Vorrath an Cassavabrod und geräucherten Fischen zu versehen, um so willkommener, vorzüglich da sie uns zugleich versprachen, noch eine ansehnliche Quantität nach dem Dorfe Torong, in dem wir uns einige Tage aufhalten mußten, zu bringen. — Da am folgenden Morgen der Weg uns nun über Berge, die förmlich mit Granitblöcken bedeckt waren, leitete, wo wir von einem Block zum andern springen mußten — eine Bewegung, die bei den brennenden und sengenden Sonnenstrahlen nicht gerad eangenehm seyn konnte — so waren wir natürlich auch bald genug bis zum Tode ermattet. Endlich erreichten wir spät am Abend den Fluß Kattinka an einer Stelle, die etwa 6 Meilen abwärts von der lag, an welcher wir unsere Boote zurückgelassen. So wie sich unsere kräftigsten Indianer wieder etwas erholt, sandten wir diese noch in der Nacht dahin, um die Boote herbeizuholen, da der hohe Wasserstand das Durchwaten nicht erlaubte.

Spät am Abend wurde uns noch der Besuch eines Kaimans, der ganz nahe an die Sandbank herankam, um einige Indianer, die mit Fischen beschäftigt waren, etwas näher in Augenschein zu nehmen. Freilich mußte er für seine Neugier und Kühnheit büßen, da sich ein Indianer wieder eben so nahe an ihn heranschlich und ihn durch den Kopf schoß. Es war eine herrliche Scene, dieses Ungethüm in der fürchterlichsten Wuth das Wasser mit seinem Schwanz peitschen zu sehen, wobei es fortwährend jetzt in der Tiefe verschwand, im nächsten Augenblick wieder unter allerhand Krümmungen und Windungen auftauchte und den Flußspiegel in einen völligen Wellenschlag und Aufruhr versetzte, bis es endlich betäubt und abgemattet mit seinem weißen Bauche nach oben gekehrt in die Höhe kam und nun von den Indianern unter allgemeinem Jubel an das Land gezogen wurde. Er maß 8 Fuß.

Als wir am folgenden Morgen das jenseitige Ufer erreicht, setzten wir unsere Reise nach Torong fort, in dem wir auch bald eintrafen. Unsere zurückgelassenen Sachen fanden wir unberührt, wodurch uns wieder ein neuer Beweis von der makellosen Ehrlichkeit und Treue der Indianer geliefert wurde, die noch nicht mit Europäern in Berührung gekommen und durch deren trauriges Beispiel verdorben sind. Die Bewohner Torongs wußten sehr gut, daß die zurückgelassenen Kisten nur solche Gegenstände enthielten, die für sie den höchstmöglichen Werth hatten. Einer der höchsten Preise, den der Indianer für seine geleisteten Dienste fordert, ist ein Messer, für das er außerdem gern und willig alle seine Waffen, seinen ganzen Schmuck, an deren Verfertigung er wochenlang arbeitet, mit Freuden hingibt. Ungeachtet sie nun vielfach gesehen, daß unsere Kisten und Kästen nur Messer, Pulver, Schrot und Perlen enthielten, war auch nicht eine Stecknadel berührt worden. Wie leicht konnten sie unsere Kisten plündern, das Dorf verlassen, was sie bei jeder leichten Veranlassung thun, da dem Indianer die allgewaltigen Banden, die uns an die Stätte unserer Geburt fesseln, die bei uns ihre Kraft unter keinen Verhältnissen, durch keine Zeit verlieren, durchaus fremd sind oder die Hütte, in der die Kästen standen, abbrennen und sich dann damit entschuldigen, daß das Feuer durch Unvorsichtigkeit ausgebrochen sey; doch nein — seine strengen und noch unberührten Begriffe von Treue und Redlichkeit litten ein solches Umgehen nicht. War doch selbst aus Versehen unser Faß mit Salz, der höchste Luxusartikel, den der Indianer kennt, offen gelassen, aber auch dieses war unberührt. Vergebens aber würde man diese Tugenden unter den Stämmen der Küste suchen, die mit der Colonie in Verbindung stehen; dort findet man meist nur Diebe, Mörder und Trunkenbolde, die grinsenden und teuflischen Begleiter der Civilisation.

Da wir unsere Begleiter von Roraima nicht weiter als bis Torong gemiethet und diese sich auch nicht allzu weit von ihren Stammgenossen entfernen wollten, so blieben wir einige Tage hier liegen, um uns neue Indianer zu miethen und uns einen für den Rest der Reise hinlänglichen Lebensvorrath einzutauschen.

Wie das erstemal, kamen auch jetzt wieder ganze Züge Indianer aus der Umgegend unter der scheußlichsten Katzenmusik herbei, um uns theils nochmals zu sehen, theils auch, um uns Tauschartikel anzubieten, so daß sich schon am dritten Tage ihre Zahl auf 400 belief, unter denen mir besonders ein Zwillingspaar, Bruder und Schwester, durch ihre wahrhaften Miniaturgestalten auffiel. Sowohl jener als diese maßen nicht mehr als 3' 6''. — Nachdem wir unsere Boote geladen, verließen wir unter den herzlichsten Wünschen der Versammelten, die wir noch lange, lange am Ufer stehen und uns zuwinken sahen, das Dorf, und traten unsere Flußreise auf dem Kattinka wieder an. Da das Herabfahren der Fälle und Stromschnellen immer mit viel bedeutendern Gefahren verbunden ist, als das Uebersteigen derselben, so wurden die werthvollen astronomischen und magnetischen Instrumente von den Indianern bis an die Mündung des Mowizi, wo die Stromschnellen des Kattinka enden, getragen, und von Hrn. Goodall, dem Maler der Expedition, dahin begleitet. Die Menge der Gefahren, die sich dem verwegenen Schiffer offen und verborgen bei solch gewagten Sprüngen entgegenstellen, habe ich schon in meinen frühern Mittheilungen angeführt und brauche sie daher hier nicht zu wiederholen. Schon beim Herabfahren der zweiten Stromschnelle stieß eines der Boote gegen eine vom Strudel eingehüllte Klippe, so daß der Indianer, der am Bug stand, weit in den Strom geschleudert wurde, und sich nur durch seine vollendete Fertigkeit im Schwimmen rettete. Demselben Schicksal verfiel einige Tage darauf mein Boot an den Ituarice-Fällen. Als dasselbe eben den Fall hinabschoß, rannte es mit solcher Gewalt an einen verborgenen Felsen, daß von dem gewaltigen Stoß alle Käfige, die auf dem Deck befestigt waren und eine für den erstehenden zoologischen Garten in Berlin sehr reichhaltige Menagerie enthielten, im Nu im Strudel herumtanzten und alle Thiere in demselben, außer einigen Papagaien, ihren Tod fanden. Unbegreiflich war und ist es uns geblieben, daß der Kahn nicht in tausend Trümmer zersplittert wurde oder sich überschlug, wo ich wahrscheinlich den Schaden nicht wieder hätte ersetzen können.

Der Kaiman, den ich an der Vereinigung des Zuruma und Kattinka zurückgelassen, war vollkommen von jeder Spur des Fleisches auf das sauberste gereinigt, leider aber fehlte ein großer Theil des Rückgrates, den wahrscheinlich ein Tiger fortgeschleppt. An einer Menge Fälle mußten wir die Kähne an Seilen herablassen, da wir sie außerdem dem offenbaren Verderben preisgegeben haben würden. Nachdem wir auf diese Weise den gefährlichsten der Fälle des Kattinka, den Mowizi-Fall, glücklich passirt, fuhren wir unter dem jubelndsten Triumphgeschrei der Indianer in die Mündung des Mowizi ein, wo wir Hrn. Goodall schon vorfanden.

An den Ufern des Mowizi fanden wir eine Menge Früchte der Melicocca bijuga, Durcca eriopila und Genipa edulis. Die der erstern sind unter dem Namen Marmelate in der Colonie bekannt und von gutem Geschmack, die der Genipa edulis aber keineswegs zu empfehlen. Ein willkommener Fund in der Savanne waren uns ferner mehrere Bienennester, die ganz wie die der Wespen gebaut und befestigt waren. Sie hatten meist eine Länge von anderthalb Fuß. Die Zellen inwendig sind sechseckig, ohne Wachs, von demselben Material wie die Außenwandung, die den Honig und die Larven enthalten. Der erstere ist ausgezeichnet süß. Schade nur, daß der Stich der Biene ungemein schmerzhaft ist und daher dem Genuß meist erst die bittersten Qualen vorhergehen. Eine andere, kleinere Honigbiene ohne Stachel, bewohnt die hohlen Bäume und bereitet nicht nur einen ganz vortrefflichen Honig, sondern zugleich auch Wachs von schwarzer Farbe, das der Indianer zu häuslichen Zwecken benutzt.

(Schluß folgt.)

Ein fossiles menschliches Skelett mit einem Gesichtswinkel von 70° und dreierlei Arten (kinds) von Zähnen soll einige Meilen von Worcester aufgefunden worden seyn. (Litt. Gaz. vom 7 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1843.

Der Carneval auf Zante.

(United Serv. Mag. August.)

Es ist wohl der Mühe werth, einmal während des Carnevals sein Zelt in Zante aufzuschlagen, denn hier haben die Leute ein ganz besonderes Geschick sich zu belustigen. In Zante bettelt und hungert keiner, und alle Welt ist zu klug, um sich zu überarbeiten. Der Arbeiter wascht sein Brod und seinen Caviale mit langen Zügen guten inländischen Weins hinab, und Schlaf wechselt mit Arbeit in ganz angemessenen Verhältnissen. Der flinke Schiffer, der seine Lenden mit einer bunten seidenen Schärpe aus Janina umgürtet, und den rothen Feß keck aufs linke Ohr gerückt hat, streckt sich behaglich im Sonnenschein und pfeift die Lieblingsarie aus der letzten Oper. Aus jedem Kaffee- und Weinhaus erschallen lustige Töne von den zahlreichen dort versammelten Kartenspielern. Dieß sind ächte Philosophen, die keine Sorge plagt. Die reichere Classe erholt sich von ihren strengen Arbeiten mit Herumlummern auf der Piazza, und theilt ihre Aufmerksamkeit zwischen Pfeifen und Kaffee.

Wenn endlich der Carneval herankommt, sind die Leute halb toll, die Weiber wenigstens ohne allen Zweifel, denn sie, die das ganze Jahr hindurch eingesperrt sind, brechen jetzt ihre Ketten, und haben für drei Wochen freien Lauf. Mittags sind alle Straßen und Zugänge nach der Stadt mit Landvolk bedeckt, und der große Versammlungsort ist die Piazza, welche namentlich mit Weibern vollgepfropft ist, sämmtlich maskirt und in Dominos oder Charaktermasken gehüllt, meist sehr häßliche, unzierliche Formen, was noch durch die Gewohnheit der Damen, ihre Füße in Mannsstiefeln zu stecken, sie mögen passen oder nicht, sehr vermehrt wird. Es kommt hauptsächlich darauf an nicht erkannt zu werden, und darum erscheinen die Wohlhabendsten oft in den widerlichsten Fetzen. Die gewöhnlichste Kleidung ist ein großes weites Hemd, welches die ganze Figur einhüllt, mit einem schwarzen Schleier über dem Kopf. Einige lassen das Haar frei, oder tragen bloß einen Schleier über den Kopf, lassen ihre schlanken Formen erkennen, tragen Sandalenschuhe statt der Stiefel; solche aber kann man gewöhnlich als „Civetta,“ „Facile“ oder „Molto ordinaria“ bezeichnen. Keine ist ohne Strauß, gewöhnlich Veilchen und Lavendel, doch sind auch Myrte und Rose sehr in Gunst. Dazu kommt ein Fächer und eine Bonbonniere, indem sehr viele Confituren um diese Zeit verzehrt werden. Es erfordert nicht wenig Tact und Erfahrung, um eine jugendliche Bekannte unter der Maske zu erkennen. Die Herren sind bei dieser Gelegenheit stets unmaskirt. Allerdings sieht man hier keine kostbaren Equipagen, keine Ducs und Pairs, keine kostspieligen Aufzüge, aber ächte Lustigkeit und gutmüthigen Spott in Hülle und Fülle. Die Männer der untern Classen bilden Gruppen von den abgeschmacktesten Carricaturen, vergnügen sich mit allen möglichen Possenreißereien und machen in improvisirten Darstellungen alle Stände und Professionen lächerlich.

Der große Anziehungspunkt für das weibliche Geschlecht ist aber der Cavalchino oder maskirte Ball, denn sie haben eine wahre Manie für das Tanzen, und da sie ein musikalisches Ohr und natürliche Anmuth in der Bewegung haben, so tanzen sie auch vortrefflich. Hier werden die Männer nur unmaskirt und gegen Billette zugelassen, alle weiblichen Masken aber unentgeltlich und ohne Unterschied. So seltsam es erscheinen mag, so ermuntert dieß gerade die vornehmere Classe zu kommen, indem dadurch die Schwierigkeit der Entdeckung vermehrt wird. Dazu trägt auch die Stunde bei, denn diese Bälle finden zwischen 2 und 7 Uhr Nachmittags statt, wo es den eigensinnigen Damen, die vielleicht mit einem unvernünftigen Ehemann oder eifersüchtigen Vormund gesegnet sind, leichter gelingt einem Verbot zu entgehen. In Zante herrscht nämlich eine orientalische Abschließung der Weiber; eilf Monate im Jahre sind sie fast abgesperrt, die Fenster sind durch eigenthümliche Jalousien, wie man sie sonst nirgends sieht, geschlossen, und in einigen Familien herrscht der ärgste Zwang. Nun kommt es oft, daß junge Damen, die ihre Leidenschaft für Musik nie durch einen Gang in die Oper befriedigen können, während des Carnevals, wo sie in undurchdringlicher Verhüllung erscheinen können, dem Vater oft eine widerwillige Erlaubniß entreißen. Während der letzten 14 Tage des Carnevals ist täglich oder vielmehr nächtlich Oper, während sie sonst nur vier oder fünfmal in der Woche ist.

Am letzten Tage des Carnevals findet ein Maskenball nach der Theatervorstellung statt, aber hieran kann nur die „Canaille" Theil nehmen. Indeß ist jede Loge mit Zuschauern gefüllt, und Masken sind zahlreich in allen Theilen des Hauses. Die jungen Leute sind bei solchen Gelegenheiten alle in Beschlag genommen, es bilden sich Familiencirkel, man ißt und trinkt lustig in den Logen, und Jedermann scheint emsig nur darauf bedacht, die letzten Stunden noch zu genießen, ehe „la Quaresima" mit Fasten und Entsagungen sich einstellt.

Der Handel von Buchara.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nun zu dem bedeutendsten Handel Buchara's, zu dem mit Rußland, welcher nach der allgemeinen Aussage aller Bucharen den Handel mit allen andern benachbarten Völkern zusammengenommen wenn nicht übertrifft, doch ihm gleichkommt,*) und zugleich den Handelsverkehr der Bucharen mit ihren Nachbarn belebt, indem er ihnen wichtige und nothwendige Materialien liefert.

Aus Rußland gehen nach Buchara russische Tücher von der mittlern und geringern Sorte; einzelne bessere Sorten für den Chan und die Großen können nicht in Betracht kommen; am meisten Absatz finden helle Farben, schwarze gar nicht. Außer dem was in Buchara selbst gebraucht wird, geht auch manches nach Kabul. Geringe Zitze finden ebenfalls Absatz; bessere englische, mit denen die russischen die Concurrenz nicht halten können, kommen über Mesched. Weiße Baumwollenzeuge aus Rußland treffen gleichfalls mit englischen oder indischen, die aus Kabul kommen, zusammen. Weiße Musseline und solche, die an einem Ende mit Gold gestickt sind, werden in großer Menge gekauft und zu Turbanen verwendet. Nanking wird nicht von den Bucharen getragen, sondern theils schon auf dem Wege, theils in Buchara selbst an Kirgisen abgesetzt. Seidene Gewebe fangen gleichfalls an Eingang zu gewinnen und die einheimischen Stoffe zu verdrängen. Der umgekehrte Fall ist mit Sammet, welcher meist an die Kirgisen abgesetzt wird und den die Bucharen allerdings gröber, aber auch weit wohlfeiler als die Russen liefern. Gold- und Silberstoffe kommen gleichfalls aus Rußland, sie können aber die Concurrenz mit den indischen und persischen nicht aushalten. Dagegen ist der Absatz an Leder, namentlich Juchten, ziemlich bedeutend, und macht so ziemlich das wichtigste Item im russisch-bucharischen Handel aus. Schlechtes Porcellan, meist Ausschuß, trifft mit dem chinesischen auf dem Markt von Buchara zusammen, und kann die Concurrenz nicht aushalten. Dagegen macht Cochenille nebst den Juchten den wichtigsten Artikel aus, so wie Eisenwaaren, namentlich Kessel verschiedener Art; außerdem geht Kupfer, Blei, Zink und Quecksilber dahin.

*) Wenn dieß wahr ist, erhält man freilich von der Bedeutung des bucharischen Handels keinen sonderlich hohen Begriff. A. d. R.

(Das Journal enthält eine Tabelle über die russische Ausfuhr, welche aber kein glänzendes Resultat liefert; sie umfaßt die Jahre 1837 bis 1840, und in diesen vier Jahren die Gesammtsummen: 1,485,395 — 1,181,886 — 1,594,041 und 422,818 R. A. Die starke Abnahme im letzten Jahre scheint anzuzeigen, daß der Markt überführt war; überdieß zeigen mehrere Artikel eine stetige Abnahme, namentlich Eisen und Tuch. Nimmt man aber auch keine stetige Abnahme an, und rechnet die vier Jahre zusammen, so ergibt sich eine Hauptsumme von 4,684,140 oder im Durchschnitt jährlich 1,171,035 R. A., oder 617,331⅓ fl. rh. Davon nehmen Eisen, Juchten, Farbwaaren, Baumwollenzeuge und Tücher über fünf Sechstheile ein.)

Die Ausfuhr von Buchara nach Rußland besteht in roher Baumwolle, Handgespinnst, groben Baumwollenzeugen, namentlich für die „Linie," d. h. für längs der Gränze wohnende Kosaken und Baschkiren, ferner in Kaschmirshawls, persischen und turkomanischen Teppichen, feinen Pelzen und in neuester Zeit auch in Thee. Diese Zufuhr aus Buchara ist weit größer als die Einfuhr dahin, in den genannten vier Jahren aber in stetiger Abnahme und betrug 3,550,127, 2,948,897, 2,825,304, 1,011,229. Davon machen rohe und gesponnene Baumwolle, so wie grobe Baumwollenzeuge volle sechs Siebentheile aus, und von den übrigen Waaren läßt sich nur noch feines Pelzwerk mit etlichen hunderttausend Rubeln anführen. Die Bucharen sind in bedeutendem Vortheil und führen fortwährend baares Geld aus Rußland aus. Wichtiger aber für uns als der Belauf dieses Handels ist die Art wie er betrieben wird.

Der Handel der Bucharen mit Rußland geht hauptsächlich über Orenburg und Troizk; nach Orenburg kommen jährlich zwei Karawanen; die erste, die Frühlingskarawane, bricht von Buchara zwischen dem 15 Febr. und den ersten Tagen Aprils auf, und einzelne Partien zu verschiedenen Zeiten ohne die Eigenthümer der Waaren, sondern nur unter Obhut von Kirgisen, welche die Kamele an die Kaufleute vermiethen. Um diese Zeit, unmittelbar nach dem Winter, sind die Kamele noch sehr schwach, und man kommt nur langsam vorwärts, da die Führer die besten Weideplätze aufsuchen, und wenn sie solche gefunden haben, sich einige Zeit an denselben aufhalten. So sammeln sich allmählich die einzelnen Abtheilungen und die Karawane vergrößert sich. Indeß trotz dieser Zögerung auf dem ersten Theile des Marsches sind die Karawanen doch bemüht, den Syr noch zu einer Zeit zu erreichen, wo er noch mit Eis bedeckt ist, theils um die Zeit und Kosten der Ueberfahrt zu vermeiden, theils um den Chiwanern zu entgehen, welche hier den Karawanen aufzulauern pflegen.

Wenn es der Karawane nicht gelingt auf dem Eise über den Syr zu kommen, so sammeln sich sämmtliche Abtheilungen und alle Kamele werden so viel möglich auf einmal übergesetzt in einem District, der den Namen Mailibasch führt. Früher fanden sich die Schiffe an verschiedenen Punkten ein, und das Hinüberschaffen der Waaren fand demgemäß auch an verschiedenen Punkten statt, aber seit im Jahre 1842 einige Abtheilungen der Kirgisen in der Busasteppe übersetzten, haben die

Chiwaner die Anordnung getroffen, daß die Kirgisen ihre Schiffe in der Nähe einer auf der Stelle des ehemaligen Dschankent erbauten Veste halten müssen, um sie unaufhörlich unter den Augen zu haben. Dadurch ist das Ueberziehen der Karawane sehr erschwert worden; übrigens erheben die Chiwaner von den Bucharen auf dem Zuge nach Rußland keinen Zoll, sondern erst auf der Rückkehr aus Rußland, denn da die Bucharen größtentheils die Reise ohne Geld machen, und die Chiwaner also von ihren Waaren nehmen müssen, so warten sie und nehmen lieber von den Waaren, welche die Bucharen aus Rußland bringen. Dann legen sie ihnen verschiedene Hindernisse in den Weg, und nöthigen sie sich durch Geschenke loszukaufen. Außerdem müssen die Bucharen sie aus ihren Vorräthen füttern, und ihnen für die ganze Zeit ihres Aufenthalts bei der Ueberfahrt in dieser öden Gegend ihre Zelte leihen, welche die Chiwaner nicht nur größtentheils nicht zurückgeben, sondern auch noch die besten Pferde von ihnen erpressen, für welche sie ihnen einen willkürlichen, sehr niedern Preis, oft genug aber auch gar nichts zahlen.

Jenseits des Syr begeben sich die Führer der Kamele in ihre Auls, holen frische für die ermüdeten herbei, und überhaupt ordnet der Karawanbaschi den Zug, wie es ihm gut dünkt, ohne auf die Wünsche der Kaufleute zu achten, welche gewöhnlich mit der Karawane vor dem Uebergang über den Syr zusammentreffen. Erst wenn man sich Orenburg nähert, vereinigen sich alle Kamele wiederum mit der Karawane, und so kommt es oft, daß ein Kaufmann, der seine Waaren aus Buchara absendet, sie nur einmal am Syr sieht, dann wieder aus den Augen verliert, bis er sie endlich am Orenburger Tauschhof wieder findet. Darum führen die Kaufleute ihre werthvollen Waaren, wie Shawls, Türkise, Perlen u. dgl. auf Kamelen mit sich, von denen sie sich die ganze Zeit der Reise hindurch nicht trennen, und auf welche sie auch die Lebensmittel und was sonst auf dem Wege nothwendig ist, laden. Solche Kamele nennen sie Portal, und wenn der Führer sich durchaus nicht abhalten läßt vom Weg abzulenken, so begleitet ihn der Kaufmann in seinen Aul, und nimmt die Gelegenheit wahr, dabei mit den Kirgisen Handel zu treiben. Auf solche Weise erreicht die erste bucharische Karawane Orenburg in den ersten Tagen oder um die Mitte des Junius.

Die zweite Karawane verläßt Buchara ungefähr um die Mitte Mai. Sie besteht aus den Waaren derjenigen Kaufleute, welche beim Abgang der ersten Karawane ihre im vorigen Jahre mitgebrachten Waaren aus Orenburg noch nicht verkauft und neue angekauft hatten; so kommt es, daß oft gerade die reichsten Kaufleute, welche durch die große Masse ihrer Waaren aufgehalten worden waren, erst mit der zweiten Karawane abgehen. Dießmal geschieht es indeß mit guten wohlgenährten Kamelen, deßhalb bleiben alle zusammen in einem Haufen und marschiren schneller, so daß sie in der Mitte, oft schon am Anfang Julius in Orenburg anlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Guano-Dünger

wird mehr und mehr ein wichtiger Handelszweig, der bei den Ackerbauern Englands und Frankreichs starke Abnahme findet. Unermeßliche Lager von diesem Guano finden sich nicht nur an den Küsten von Bolivia und Peru, sondern auch in unberechenbarer Menge auf zahlreichen Inseln in der Nähe von Valparaiso und andern Punkten des Festlandes. Jetzt scheint man auch anderwärts dergleichen Lager gefunden zu haben, denn kürzlich ging von Greenock in Schottland eine geheime Expedition aus, welche, wie später verlautete, nach einer Insel ostwärts vom Cap der guten Hoffnung bestimmt war, die eine noch vorzüglichere Art Guano, als man bisher kannte, enthalten soll. Eine gute Anzahl anderer großer Schiffe soll demnächst folgen, und auch in London und Liverpool werden dergleichen ausgerüstet. Gegenwärtig kostet die Tonne von diesem Düngungsmittel 14 Pfd. St., es ist aber zu erwarten, daß der Preis fallen wird, so daß auch kleinere Pächter sich desselben bedienen können. Die bedeutendste Ausgabe ist natürlich die Fracht und die Arbeit das Guano zu laden, es ist aber zu hoffen, daß, alles dieß eingerechnet, eine solche Speculation immer noch gewinnbringend seyn wird, auch wenn der Preis auf 7 bis 8 Pfd. St. per Tonne herabsinkt. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 6 Oct.)

Chronik der Reisen.

R. Schomburgks Reise von Pirara nach dem Roraima-Gebirge.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Nachdem wir noch an der letzt zu passirenden Stromschnelle eines jählingen Todes hätten sterben können, da unser großes Boot abermals gegen einen verborgenen Felsen anfuhr, erreichten wir das Dorf Warima, leider aber war unser junger Tapir gestorben. Am Abend trafen wir an der Mündung des Zurumu ein, wo wir unser altes Lager wieder bezogen. Eine Menge Loranthus, der die Bäume überzog, war unterdessen in Blüthe gekommen und bildete mit den weißen Blüthen eines Desmanthus den herrlichsten Farbenwechsel.

Hrn. Freyer und mich stachelte die Neugier, doch auch einmal eine brasilianische Festung in Augenschein zu nehmen, so sehr, daß wir uns auf die Füße machten und von hier einen Ausflug nach dem nahen Fort St. Joaquim unternahmen. Das Fort liegt an der Mündung des Takutu in dem Rio Branco, und wurde von den Portugiesen auf die Nachricht, daß die Spanier vom Rio Negro den Branco aufwärts kommen würden, um sich hier anzusiedeln und festzusetzen, errichtet. Wir fanden die Festung, deren Brustwehr kaum 4 bis 5 Fuß hoch aus unregelmäßigen Steinen aufgebaut ist, in einem wahrhaft jämmerlichen Zustande. Das Vertheidigungsgeschütz bestand aus eilf eisernen Kanonen, deren Laffetten fast durchgängig verfault waren, weßhalb auch friedliches Gras über die Röhren gewachsen — kurz, das Ganze lag in einem erbärmlichen Zustande darnieder, war aber bei Gott im Vergleich zu den Jammergestalten der Besatzung eine wahre Riesenveste. Wahrlich, unsere Schöppenstädter und Krähwinkler sind in ihren Verzerrungen und Carricaturenanzug wahre Helden, wahre Eisenfresser gegen diese Würmer. Diese Jammergestalten und Vogelscheuchen, dreißig an der Zahl, waren

in ein weißes, baumwollenes Zeug gewickelt, wie man ihnen zugleich alte, antrangirte englische Schießprügel in die Hände genöthigt hatte, vor denen sie aber noch mehr Respect zu haben schienen, als weiland unsere allgemeine deutsche Reichsarmee, und diese Würmer sollten die brasilianische Gränze vor Ueberfällen der Indianer, Engländer u. s. w. schützen! Ich weiß nicht, wer mehr zu beklagen war, die, welche die Jammergestalten zu diesem Zweck hieher geschickt, oder die, welche einen solchen hirnverbrannten Plan ausführen sollten.

Man mußte in Para doch auch an die Möglichkeit des Mißlingens zu denken angefangen haben, denn eben waren von dort mehrere Ingenieurofficiere angekommen, um das Fort zu schleifen und ein respectableres zu errichten, da man den Engländern von dieser Seite her nicht mehr recht traute, und es rein für unmöglich gehalten hatte, daß jemals ein englisches Detaschement Pirara wäre erreichen können.

In gerader Linie mit dem Fort stand das Commandantenhaus, die Wohnung des Paters, die Kirche und noch einige andere Hütten, während in der angränzenden Savanne ungeheure Heerden Kühe, deren Zahl sich auf viele Tausende belief, weideten, die wieder von unzähligen Aasgeyern mit ihrem heisern Gekrächze umschwärmt wurden. Nach einigen Tagen verließen wir das Fort und fuhren den Takutu langsam aufwärts, da uns die starke Strömung keine schnellen Fortschritte erlaubte. Die Ufer wurden von der schönen Martia excelsa mit ihren goldgelben Blüthen umsäumt, während unzählige Heerden der wohlschmeckenden Carina moschata die Ufer und Sandbänke belebten. Während der Paarungszeit finden unter diesen oft die blutigsten Kämpfe zwischen den Männchen um ein Favoritweibchen statt, wobei dann der Fluß gewöhnlich nach einem solch hitzigen Gefecht förmlich mit Federn bedeckt ist. Auch die Ottern waren hier ungemein häufig und umzingelten oft zu zehn bis zwölf, uns mit ihren heisern Stimmen anbellend, das Kanoe, als wollten sie uns den Weg absperren. Verwundeten wir sie mit unsern Gewehren, so tauchten sie unter und kamen nicht wieder zum Vorschein, was auch bei dem Hydrochoerus capybara der Fall war.

Die Zeit des Hungers und Darbens war vorüber, da der Januar der Anfang der Legezeit der Schildkröten ist, und wir diese daher zu Hunderten auf den Sandbänken versammelt, oder ihre Köpfe über dem Wasserspiegel hervorstreckend, in ihrer Nähe herumschwimmend fanden. Fleisch und Eier dieser sind unstreitig die größte Delicatesse, die Guiana aufzuweisen hat.

Im Laufe des Tages begegneten wir einem Boote mit einigen Indianern aus der Umgegend von Pirara, die uns die niederschlagende und traurige Nachricht mittheilten, daß der eifrige und vom wahren Missionseifer so innig beseelte Missionär Hr. Youth, der kurz vor unserer Abreise von Pirara eine Reise nach England im Interesse seiner jungen, blühenden Gemeinde unternahm, kaum drei Tage von der Küste entfernt, auf dem Schiffe gestorben sey.

Am 28 Januar erreichten wir glücklich Pirara. In Folge des Todes des Hrn. Youth, wie auch mehrerer andern Todesfälle, die im Dorfe eingetreten, war diese sonst so lebhafte und bevölkerte Niederlassung ganz verlassen und nur eine alte Frau zurückgeblieben.

Eine Menge Chigoes (pulex penetrans) hatten von unserer Hütte Besitz genommen, so daß wir fürchterlich von diesen Peinigern litten, und uns endlich gar nicht mehr zu retten wußten. Diese Insecten nehmen oft so überhand, daß die Bewohner genöthigt sind die Niederlassung aufzugeben und sich an einem andern Orte anzubauen.

Eine gleich beunruhigende Nachricht wurde uns aus dem nahen Macusi-Dorfe Mary gebracht, wo die Pocken ausgebrochen waren, die ein Macusi, der die Colonie besucht, in der die Seuche schon seit längerer Zeit wüthete, hieher verschleppt hatte. Mary zählte früher 60 Bewohner, von diesen lag die Hälfte an der Krankheit danieder und zehn waren ihr schon unterlegen. Der Indianer, dem die Seuche noch ganz unbekannt ist, gebraucht bei ihr dasselbe unsinnige Mittel, das er auch bei Fieber und Masern anwendet. Hat sich die Fieberhitze am höchsten gesteigert, so stürzt er sich entweder in den Fluß oder läßt sich mit kaltem Wasser übergießen. Obschon die Krankheit bei unserer Abreise von der Küste bereits unter den Warraus, Akawais und Arrowaks fürchterlich wüthete und eine Menge Opfer hinwegraffte, so hätten wir doch nicht geglaubt, daß sie jemals würde Mary erreichen können, das in gerader Linie 300 englische Meilen von der Küste entfernt ist. Leider steht dadurch zu erwarten, daß sich die Krankheit auch noch weiter in das Innere verbreiten und die an und für sich schon so spärliche Zahl der Eingeborenen noch mehr lichten wird.

Als der Häuptling von Mary gehört, daß die Braunghirles zurückgekehrt, kam er augenblicklich zu uns, brachte uns eine Menge Geschenke und bat uns flehentlich für seine Kranken um Medicin, da der Indianer ein unerschütterliches Vertrauen in die Heilmittel der weißen Leute setzt.

Die naturhistorischen Schätze hatten leider ungemein gelitten. Gegen 400 Pflanzen waren unbrauchbar geworden, meine so höchst interessante Sammlung von Fischen aus den Berggewässern des Roraima, Amphibien, nackt und beschuppt, Insecten, da ich mit besonderer Aufmerksamkeit die verschiedenen Stechmücken, Ameisen u. s. w. gesammelt, waren in Folge des schlechten Spiritus fast durchgängig verfault, und mit bittern, bittern Gefühlen stand ich vor meinen geöffneten Kisten und Küffern; Das sind die Leiden und Freuden eines Sammlers, muß ich nochmals wiederholen.

Täglich erwarte ich die Rückkehr meines Bruders aus der Colonie, um dann mit diesem vereint unsere neue Expedition nach der Quelle des Essequibo über die Sierra Acarai nach den Quellen des Corentyn antreten zu können, von der wir Ende August in der Colonie einzutreffen gedenken.*)

Pirara, im März 1843.

Richard Schomburgk.

H. B.'s Carricaturen. Die englische Satyre verschont bekanntlich auch die Könige nicht, ist aber dann doch meist gemüthlich. Unter diese Classe gehört eine neue Carricatur von H. B., welche den Ausflug nach Frankreich zum Gegenstand hat. Königin Victoria watschelt als Ente ins Wasser hinab, um über den Canal zu fahren, auf dessen entgegengesetztem Ufer der gallische Hahn (Louis Philipp) sie erwartet. Prinz Albert rutscht eben ins Wasser hinein und das ganze Entengefolge ihm nach. Hinten steht der Herzog von Wellington als Hahn, und eine alte Henne, welche die Enteneier ausgebrütet hat, blickt schreckenvoll nach. Das Ganze soll ein höchst komisches Bild und eines der besten des witzigen H. B. seyn. (Litt. Gaz. vom 7 Oct.)

*) Nach eben eingelaufenen Nachrichten ist Richard Schomburgk von dieser Expedition Mitte Julius nach Demerara zurückgekehrt, wo er Robert Schomburgk noch erwartet, da sich beide Brüder an der Quelle des Essequibo abermals trennten, um so einen größern Raum durchforschen zu können. Ein ungemein heftiges Fieber, das erstern wenige Stunden nach seiner Ankunft in Demerara befiel, hat ihn bis jetzt verhindert, die Ergebnisse seiner letzten Expedition niederschreiben zu können.

Der Einsender.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 October 1843.

Bohemans naturhistorischer Ausflug nach den Lappmarken.

In der Sitzung der schwedischen Akademie der Wissenschaften vom 13 September erstattete Hr. Boheman, welcher von der Akademie Unterstützung zu einer Reise empfangen hatte und zum Behuf entomologischer Forschungen nach den Lappmarken von Jockmock und Quickmock gereist war, einen kurzen Bericht über die während dieses Sommers besuchten Landstriche und seine gemachten Sammlungen. Er ging am 24 Mai mit dem Dampfboot nach Umea ab, von wo aus er zu Land Wester- und Norrbotten bis Lulea durchzog. Da die Vegetation ungeachtet des kalten Frühlings hier mehr entwickelt war als man vermuthen konnte, wurde die Reise ohne Aufenthalt fortgesetzt, und zwar von Lulea an auf dem Fluß dieses Namens, wobei mehrere Punkte, die eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen schienen, untersucht wurden. Die Ufer sind 8 bis 10 (schwed.) Meilen von Lulea aufwärts nieder, flach, sandig, mit untermischtem Laub- und Nadelholz bewachsen und ziemlich dicht bewohnt. Wenn man sich den Gränzen der Lappmarken nähert, werden sie höher, die Berge nähern sich mehr dem Fluß, überall herrscht dünner Nadelwald, und die Abstände zwischen den Wohnungen *) werden größer. Bei seiner Ankunft zu Jockmock einige Tage vor der Sommersonnenwende schien die Vegetation eine Entwicklung erreicht zu haben, daß Hr. Boheman sich nach Quickmock begeben zu müssen glaubte, welcher Ort zu seinen Untersuchungen bestimmt war und wo er den 27 Junius anlangte. Die entzückende Lage dieser Gegend hat ihr den Namen des lappländischen Paradieses verschafft. Sobald man den drei Meilen langen Saggat-Sumpf passirt hat, ist man auf allen Seiten von hohen, hie und da auf den Spitzen mit Schnee bedeckten Bergen umgeben, die an den Abhängen mit dünnem, niederem Nadelholz bewachsen sind und eine der schönsten Landschaften darbieten. Das Pfarrhaus und die kleine, hölzerne Kirche mit zwei Colonistenhäuschen liegt an einem sanften Abhang des Berges Snerak. Die Flüsse Kama- und Tarrajock vereinigen sich hier, der erstere stürzt eine Viertelmeile lang über bald mehr bald minder steile Abhänge herab, der letztere aber fließt ruhiger dahin. Vorwärts dem Pfarrhaus haben sich eine Menge großer und kleiner Inseln gebildet, in Form concentrischer Kreise, die kleine Seen und Canäle enthalten und überall mit Laubholz und Weidenbüschen bewachsen sind. Von der Höhe der umliegenden Berge herab ist der Anblick in der That ausnehmend freundlich, und die im Fluß liegenden Inseln sehen wie Gartenanlagen aus.

Von Quickjock hatte Hr. Bohemann beabsichtigt, sich nach dem See Wirijaur und von da über den Gebirgsrücken nach Norwegen zu begeben; da aber die Insecten bei der Ankunft zu Quickjock bereits in großer Menge vorhanden waren, und durch diese Reise vierzehn Tage der besten Sammelzeit verloren gegangen wären, beschloß er dazubleiben, und die zunächst liegenden Gebirgsstriche zu untersuchen, um so mehr als die Entomologen, welche früher die Lappmark besuchten, hauptsächlich sich in dem niedern, südalpinischen Theil aufhielten; er hatte auch diesen Entschluß nicht zu bereuen, denn während seines siebenwöchigen Aufenthalts in Quickjock glaubt er den größten Theil der Insectenarten aufgefunden zu haben, welche zu Lapplands Alpenfauna gehören. Mehrere Excursionen wurden nach den zunächstliegenden Bergen Snerak, Walli und Njammats gemacht, so wie nach der zwei Meilen von Quickjock gelegenen Colonie Njunnats. Eine üppigere Vegetation als hier in den Thälern der Gebirgsbäche vorkommt, hatte Hr. Boheman nie in Skandinavien gesehen. Aconitum und Sonchus alpinus, oft über drei Ellen hoch, füllten die Thäler so dicht, daß man nur mit Schwierigkeit sich hindurchdrängen konnte.

Um nicht zu viel Zeit auf den nähern Bericht über das Einsammeln zu verwenden, bemerkte Hr. Boheman bloß, daß er eine Menge neuer Arten, namentlich Diptera, so wie auch einige neue Gattungen erhielt, und daß die ganze Sammlung, welche nicht weniger als 11,000 Exemplare begreift, an das Reichsmuseum abgeliefert wurde. Auf seiner Reise richtete

*) Nybyggena, also eigentlich neue Ansiedlungen, die sich immer weiter gegen Norden ausdehnen sollen.

er auch die Aufmerksamkeit auf die Land- und Süßwasserschnecken und obwohl die Gebirgsstriche äußerst arm an hieher gehörigen Arten sind, so hatte er doch hinsichtlich ihrer Verbreitung mehrere interessante Beobachtungen gemacht, und selbst eine für Skandinavien ganz neue Art aufgefunden.

Der Handel von Buchara.

(Fortsetzung.)

Die Transportkosten von Buchara nach Orenburg und wieder zurück sind ziemlich verschieden; für jedes Lastkamel zahlt man 40 bis 60 R. B. (21 bis 32 fl.) und dafür dürfen nur 16 Pud (640 Pfund) = 2 bucharischen Batman, auf das Kamel geladen werden, denn nur in diesem Falle vertauscht der Eigenthümer des Kamels dasjenige, welches auf dem Wege fällt, unentgeltlich mit einem neuen; findet sich aber bei der Ankunft in Orenburg oder Buchara, wenn die Last eines gefallenen Kamels gewogen wird, daß sie mehr wiegt als zwei Batman, so muß der Kaufmann das Kamel bezahlen. Nur die Lasten der auf dem Wege gefallenen Kamele werden gewogen.

Manchmal trifft es sich, daß die Kamelführer, die kirgisischen Karawanbaschis oder die Wegweiser in den Steppen auf einmal, wenn sie erfahren daß auf dem Wege ein ihnen feindseliger Kirgisenstamm gelagert ist, die Richtung völlig ändern, und eine andere Straße ziehen. In einem solchen Falle folgen ihnen die Kaufleute gern, da bei einem feindlichen Zusammentreffen ihre Waaren unfehlbar geplündert würden. Ebenso machen die Kirgisen manchmal bedeutende Umwege, um ihre Auls zu besuchen. Daher kommt es, daß die Karawanen öfters nicht direct nach Orenburg, sondern nach der Festung Orsk gehen, denn wenn die Führer aus dem Kirgisenstamm der Dschigalbaili sind, welcher in der Nähe der Festung Orsk herumzieht, so gehen sie gewöhnlich dahin; andere treibt die Furcht, mit Räubern zusammenzutreffen, welche gewöhnlich in den Mugodschar-Bergen hausen. Da in Orsk kein Zollamt ist, so werden die Waaren von da längs der Linie hinab nach Orenburg geschickt; die mit der Karawane gekommenen Kaufleute aber gehen gewöhnlich mit unterlegten Pferden nach Orenburg voran.

Ein solcher Zug kann den localen Verhältnissen der Steppe nach nie ganz ohne Gefahr seyn. Wie die Karawane sich im Laufe der ganzen Reise nicht zusammenhält, und oft nicht über 10 bis 20 Kamele, vielleicht unter zwei oder drei Führern, zusammenbleiben, so halten auch die Chiwaner mit kleinen Abtheilungen sie auf und plündern sie. Ein Beispiel hievon ergab sich im J. 1842: einundzwanzig von der zweiten bucharischen Karawane zurückgebliebene Kamele mit drei Führern wurden von zehn Räubern angehalten, welche einen derselben, welcher nach den Pferden laufen wollte um die Karawane zu benachrichtigen, schwer verwundeten. Sie hielten ihn für todt, besichtigten nun die Waaren, luden das was ihnen anstand auf fünf Kamele, und führten diese so wie die beiden andern Führer weg, entließen letztere indeß am nächsten Tage, da sie dieselben nur in der Absicht zurückgehalten hatten, daß die Karawane durch sie nicht zeitig benachrichtigt würde. Einer der Freigelassenen, ein junger, kräftiger Mensch, erreichte die Karawane noch am See Attrák, wo sie angehalten hatte und wohin auch der verwundete Kirgise noch früher gekommen war. Der dritte, ein alter Mann, der nicht mehr die Kraft hatte die Karawane zu Fuße einzuholen, beschloß zum Syr zurückzukehren, wäre aber in der furchtbaren Hitze aus Mangel an Wasser umgekommen, wenn ihn nicht andere Kirgisen aufgefunden und gerettet hätten.

Aber nicht bloß einige kleine Räuberschaaren belästigen den Zug der Karawane; manchmal zieht ein Stammeshaupt, ein kriegerischer Sultan, oder auch ein gemeiner Mann, der sich durch seine kriegerischen Thaten einen Ruf und einen Einfluß auf die Nation erworben hat, gegen die Karawane aus, oder läßt sie auch wohl in seinen Aul einladen, wo er zwar keinen eigentlichen Zoll von derselben erhebt, aber sie zu so ansehnlichen Geschenken nöthigt — namentlich an bunten Seidenröcken, die bei den Kirgisen besonders geschätzt sind — daß diese auf alle Kaufleute vertheilten Geschenke für die Karawanen so lästig werden, als die schwerste Abgabe. Alle diese und ähnliche Ausgaben ordnet der Karawanbaschi, und während des Weitermarsches der Karawane sammelt er dann von allen Kaufleuten den sie treffenden Antheil an Geld ein, womit sie dann die Eigenthümer der als Geschenke weggenommenen Waaren entschädigen. Manchmal findet hierin der Karawanbaschi seinen Vortheil, sammelt mehr ein als nöthig wäre und behält das übrige für sich.

Hiemit sind aber noch nicht alle Nachtheile des Karawanenhandels aufgezählt; abgesehen von den chiwanischen und kirgisischen Räubern erleiden die Kaufleute oft noch Verluste durch ihre eigenen Kamelführer, namentlich wenn diese von de Karawane zurückbleiben und in ihre Auls gehen. Häufig stehlen sie bei dieser Gelegenheit die ihnen zum Transport anvertrauten Waaren, und es ist ein Glück, daß sie sich auf diese Weise nur der werthlosesten bemächtigen können, namentlich der Baumwolle; gewöhnlich begießen sie dann, wenn sie einen Theil der Ladung entwendet haben, den Rest mit Wasser, damit das Gewicht wieder das gleiche sey, und oft trifft es sich, daß der Eigenthümer von den diebischen Kirgisen eine schwerere Ladung zurück erhält, als er ihnen übergeben hat.

Die Karawane nach Troizk verläßt Buchara zu gleicher Zeit mit der ersten orenburg'schen Karawane. Die Verhältnisse des Zugs sind dieselben wie die eben beschriebenen, nur mit dem Unterschied, daß er eine andere Straße zieht, und daß bis jetzt die Zollbehörde von Kokand bei dem Durchzug durch Akmetschet keine solchen Erpressungen ausübt wie die Chiwaner. Dagegen haben sie jetzt auf dem Wege einen andern Feind, den sie mehr fürchten als die letzteren, nämlich den Kirgisensultan Kenysary, welcher eine starke Abgabe von der troitzkischen Karawane erhebt.

Aus Rußland nach Buchara gehen die Karawanen im Herbst. Da der größte Theil der Kaufleute und Waaren wegen des Marktes von Nischnei-Nowogrod sehr lange in Ruß-

land aufgehalten wird, so schicken die ersten Kaufleute, welche ihre Geschäfte abgemacht haben, ihre Waaren im September, oft schon am Ende August nach Buchara ab, und theils um den Weg durch die Steppe abzukürzen, theils um größerer Sicherheit willen — denn sie gehen in unbedeutender Anzahl — ziehen sie von Orenburg längs der Linie hinauf nach der Festung Orsk, und wenden sich dann erst in die Steppe. Diese Karawane heißt die orskische; es befinden sich in derselben die werthloseren Waaren, und eigentliche Bucharen finden sich wenige dabei, sondern sie besteht vorzugsweise aus russischen Tataren.

Um die Mitte Septembers brach aus Troizk eine Karawane nach Buchara auf, mit welcher die Hauptmasse des nach Buchara abgesetzten Eisens, der eisernen und kupfernen Gefäße, aber nur wenig Manufacturen abgehen. Ihr Weg geht durch die Steppe, durch die Sandwüste Karakum, bei Akmetschet setzt sie über den Syr und zahlt an diesem Orte der Regierung von Kokand einen Zoll, über den sich indeß die Kaufleute keineswegs beklagen, da er nicht nur ohne alle Belästigungen, sondern auch mit ungemeiner Nachgiebigkeit erhoben wird; hierauf geht der Weg durch die wasserlose Sandwüste Kisil Kum, und die Karawane erreicht Buchara nach zwei Monaten. Aber die letzte Karawane von Troizk kam erst nach 127 Tagen in die bewohnten Gegenden des bucharischen Gebiets. Die Ursache dieser Zögerung bestand in folgendem: als die Karawane bereits auf dem Wege war, erfuhr sie den Ausbruch des Kriegs zwischen Buchara und Kokand, und den Zug Sultan Kenysary's um den Bucharen Hülfe zu leisten, gegen Akmetschet, welches die Karawane passiren mußte. Die Kirgisen, welche die Kamele führten, fürchteten Feindseligkeiten und Plünderung, und weigerten sich nach Akmetschet zu gehen, ehe sie sich nicht vergewissert hätten, daß sie dort sicher seyen; deßhalb mußte der Karawan-Baschi Boten voraussenden, um zu erfahren, wie in Akmetschet die Sachen stünden, und Kenysary um die Erlaubniß zum Durchzug anzugehen. Zweiunddreizig Tage lang hielt die Karawane an, um Antwort abzuwarten, welche jedoch günstig ausfiel. Kenysary, dem man von Seite der Karawane ein Geschenk von 350 Tillas (2636⅓ fl. rh.) bot, versprach sie günstig aufzunehmen und alle Waaren und Kaufleute unangefochten durchzulassen, und der Gouverneur von Akmetschet erklärte den Gesandten, die Stadt gehöre jetzt dem Beherrscher von Buchara, und deßhalb würden die Waaren ohne Anstand wie in frühern Zeiten durchgelassen werden. Kenysary, der vor Akmetschet stand, ließ auch wirklich gegen das Geschenk die Karawane frei durch, und plünderte nur aus Haß gegen die Taschkender einen Kaufmann dieser Stadt. Auch durch die Stadt Akmetschet kam die Karawane glücklich, aber gleich nachher traf dort die Nachricht ein, daß Taschkend sich von Buchara losgesagt und aufs neue sich mit dem Chanat von Kokand vereinigt habe. Somit mußte von der Karawane Zoll erhoben werden, und 200 Reiter wurden ihr nachgesendet, welche sie nach Akmetschet zurückbrachten. Aber der Zollbeamte, welcher das Geld erheben sollte, war noch nicht angelangt; die Kaufleute warteten vergebens einige Tage, und begaben sich dann zum Gouverneur mit der Bitte, die Waaren in Augenschein zu nehmen und den Zoll zu erheben. Dieser erfüllte ihr Verlangen, sie waren aber kaum fünf Werste über Akmetschet hinaus, als der Zollbeamte ihnen begegnete und sie zwang, abermals nach der Stadt umzukehren; nur mit Mühe konnten sie sich durch ein Geschenk von 100 Tillas (752⅔ fl. rh.) von einer abermaligen Bezahlung des Zolls freimachen, wobei der Gouverneur der Stadt sich für die richtige Bezahlung des Zolls verbürgte.

Aber die Unfälle der troizkischen Karawane waren damit noch nicht zu Ende. Als sie durch die Wüste Kisilkum zog, machten auf einmal in der Nacht Kirgisen, die unter chiwaischer Herrschaft standen, wahrscheinlich aus dem Stamme Tschumekei, einen Angriff und trieben 500 Kamele fort. Am Morgen jagten ihnen die tatarischen Kaufleute und die Karawanenkirgisen, etwa 100 an der Zahl, nach, und nur friedliche Bucharen blieben bei der Karawane zurück. Sie verfolgten die Räuber 60 Werste weit, und da sie 15 Gewehre bei sich hatten, so eröffneten sie ein Feuer gegen sie. Die Räuber, 150 an der Zahl, flohen, und ließen nicht nur die weggetriebenen, sondern auch noch fünf von ihren eigenen Kamelen und vierzig Pferde im Stich; außerdem verloren sie einige Todte. So zog die Karawane neun Tage lang durch die Kisil-Kum-Wüste. Zum Glück wurde der sie bedrohende Wassermangel durch Schneefall abgewendet, doch thaute der Schnee wieder auf, fast ehe sie die Wüste hinter sich hatten. So gelangte diese Karawane, welche Troizk am 15 Sept. 1841 verlassen hatte, erst am 18 Januar 1842 nach Kagatan, dem ersten bewohnten Ort Buchariens.

(Fortsetzung folgt.)

Die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel.

(Tydschrift voor Neerlands Indie 1842. Nr. 6.)

Wenn es wahr ist, daß seit die Erdkunde eine Wissenschaft geworden, die Gelehrten mit einer großen Vorliebe ihre Augen auf Asien wenden, dann glauben wir die Ursache hievon in der Verschiedenheit der Ideen und Formen suchen zu müssen, unter denen die Natur hier auftritt, und welche dieß Studium eben so lehrreich als nützlich machen, doch trägt auch die Eigenthümlichkeit der Ethnographie dieses Welttheils das Ihrige dazu bei. Denn unter den Ländern, welche durch zahlreiche Trümmer aus frühern, völlig ungleichartigen Zeiten besonderes Interesse einflößen, mag Asien wohl als das erste genannt werden, es ist angefüllt mit Trümmern von Völkern, und je mehr wir die Einwohner kennen lernen, desto mehr müssen wir uns wundern über die Menge verschiedener Völker, wovon die Ueberreste inmitten von Kriegen, Eroberungen, Umwälzungen und Religionsänderungen unverletzt stehen geblieben sind. Kein Theil der Erde bietet darum auch so viel Gelegenheit zu ethnographischen Forschungen dar. Der nachfolgende Artikel soll nicht ein Problem auflösen, das in der gegenwärtigen Zeit nicht mehr aufzulösen ist, sondern nur so viel möglich Licht über eines derselben verbreiten.

Wer auch nur oberflächlich mit der Geographie Asiens bekannt ist, kennt die allgemein angenommene Ansicht, daß die großen und zahlreichen Inseln, welche sich von der Halbinsel Malacca bis nach Neu-

guinea und dem festen Lande von Australien erstrecken, von zwei Menschenracen bewohnt seyen, wovon die eine, hellere, gebildeter ist als die andere, und namentlich die Küsten der Inseln bewohnt, während die zweite, dunklere, mit krausem Haar, ähnlich den afrikanischen Negern, ungewöhnlich roh und wild, die Berge und Wälder im Innern einnimmt. Diese dunklere Menschenrace hält man für Ureinwohner, und die andere, glaubt man, habe sich später daselbst niedergelassen, nachdem sie die Ureinwohner von der Küste verdrängt hätten. Diese Ansicht ist so allgemein als Wahrheit angenommen, daß es Verwunderung erregen wird, wenn man daran zweifeln wollte. Wenn man aber fragt, worauf diese Wahrheit gegründet ist, dann möchten wohl wenige im Stande seyn, eine genügende Antwort darauf zu geben. Diese Ansicht ist kaum seit einem halben Jahrhundert bekannt. Unter allen Europäern, die bis ans Ende des 18ten Jahrhunderts den ausgedehnten Archipel besuchten und daselbst wohnten, weiß niemand etwas davon, daß ein so großer Unterschied von Racen bestehe, und daß diese beiden verschiedenen Classen einander in der Art gegenüber ständen, wie man sich jetzt die Sache vorstellt. Dabei müssen wir denn noch bemerken, daß bis auf unsere Tage alle Berichte darüber fast ausschließlich von Kaufleuten oder Militärs herrühren, die weder das nöthige Geschick, noch die Kenntniß und den Sinn für gründliche Nachforschungen hatten. Indeß befand sich mehr als einer unter ihnen, der Verstand und Einsicht genug besaß, um die Sachen genau zu untersuchen, während man zugleich nicht in Abrede stellen kann, daß z. B. Valentyn besser als irgend jemand nach ihm Gelegenheit hatte, die Bewohner der Molukken kennen zu lernen, und doch suchen wir in seinen Schriften vergebens die geringste Spur, daß er von dem großen Unterschiede der beiden angeblich nebeneinander wohnenden Menschenracen irgend eine Vorstellung gehabt habe.

Der Deutsche Reinhold Forster hat den jetzt allgemein angenommenen Unterschied zuerst aufgefaßt. Während seiner Reise um die Welt von 1772 bis 1775 mit dem berühmten Cook hatte er Gelegenheit, eine große Verschiedenheit sowohl im äußern Ansehen, als in dem Entwicklungsstande und der Cultur zwischen den hellern Racen im Archipel von Tonga, Taheiti, Neuseeland u. dgl., und den dunklern, kraushaarigen in den neuen Hebriden und auf Neucaledonien zu bemerken. Diese Erscheinung konnte von einem so scharfsinnigen Geist nicht unbeachtet bleiben. Er dachte darüber nach, und leitete daraus die bekannte Ansicht ab, mit der er äußerst vorsichtig hervortrat, und die er durch Beweise stützte. Da er eine Verwandtschaft der hellern Racen des großen Oceans mit denen der Inseln in dem großen Archipel von Asien voraussetzte, mußte er, um seine Ansicht zu behaupten, sie auch auf diesen Archipel, den er wenig kannte, ausdehnen.

Nach Forster hat niemand mehr eine Ansicht zu beweisen sich bemüht, die auf solchen Grundlagen ruhte; alle Geographen nahmen sie ohne weitere Untersuchung als Wahrheit an. Es ist aber von Interesse, genauer zu untersuchen, ob die zwei verschiedenen Racen wirklich in dem großen indischen Archipel bestehen, und ob das, was Forster darüber behauptet hat, der Wahrheit gemäß sey. Es ist allerdings kein Zweifel, daß die zahlreichen hellfarbigen Volksstämme des indischen Archipels zu Einer Race, der malayischen, gehören, die man so genannt hat nach einem Volke, das einen Theil davon ausmacht, und bei welchem der Islam tiefe Wurzeln geschlagen hat. Wir treffen diese Volksstämme in den verschiedensten Zuständen an, auf allen Stufen von Cultur und geistiger Entwicklung. Während die einen in der tiefsten Barbarei als rohe Horden die Wälder und Berge bewohnen und von der Jagd leben, haben die andern durch den Einfluß der Hindus und später der Araber alle Sitten einer verfeinerten Lebensart angenommen, wie man sie in Indien und im Westen von Asien antrifft, und es finden sich zwischen diesen beiden Extremen alle Stufen von Entwicklung. Trotz dieses Unterschiedes ist es augenfällig, daß diese Volksstämme einen gemeinsamen Ursprung haben: man sieht dieß an ihrem Körperbau, noch deutlicher an ihrem sittlichen Charakter und an der Verwandtschaft der Sprachen, die sich oft nur dialektisch unterscheiden. Es würde indeß eine große Uebereilung verrathen, wenn man nach Marsden nicht bloß aus der Uebereinstimmung von Idiomen, sondern selbst aus unvollständigen Wortsammlungen eine Regel ableiten wollte, um danach die Einheit der Volksstämme zu beurtheilen, und auf diese Weise alles was zur malayischen Race gehört, von der vermeintlichen ursprünglichen dunkelfarbigen Race mit krausem Haar zu unterscheiden. Folgt man dieser Methode, so würde man in solche Absurditäten verfallen, daß man sich genöthigt sehen würde, selbst die Bewohner der Palaos-Inseln unter die letztern zu rechnen. Allerdings hängt die Entscheidung der Frage über die Verwandtschaft der Stämme der malayischen Race großentheils von einer Untersuchung der Sprachen ab, aber man muß auch den Körperbau, die Sitten und Gewohnheiten, die religiösen und politischen Ideen, von denen ihr ganzer Zustand durchdrungen ist, mit in Betracht ziehen. Allerdings haben diese Ideen bei den Völkern der malayischen Race, die wir am besten kennen, durch den Einfluß der Fremden, der Hindus, Araber und Europäer große Veränderungen erfahren, und man muß ihr ursprüngliches Eigenthum sehr genau untersuchen, um das was in ihrem jetzigen Zustande noch übrig ist, unterscheiden zu können. Als hauptsächliches Kennzeichen der dunkelfarbigen ursprünglichen Eingebornen muß man außer dem Unterschiede der Sprachen, der in dem großen Archipel, wo die Sache noch nicht gründlich untersucht ist, nur vorausgesetzt wird, vor allem ihre gänzliche Rohheit, ihren Körperbau, dessen Farbe ihnen wegen der anscheinenden Uebereinstimmung mit den Bewohnern Afrika's den ziemlich unpassenden Namen Negritos verschafft hat, in Betracht ziehen. Wir wollen nach dem Vorgang Marsdens den Namen Negritos beibehalten, ohne uns vorerst auf den Ursprung desselben einzulassen, wovon später die Rede seyn wird.

Die Frage, ob auf den Inseln des großen indischen Archipels Negritos neben den Malayen in dem Verhältniß, wie wir eben angegeben haben, sich finden, kann nur durch eine sorgfältige und unparteiische Untersuchung dessen, was wir von diesen Inseln wissen, gelöst werden; wir haben diese Untersuchung, so mühselig sie auch ist, angestellt, und theilen nun hier die Resultate davon mit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schwimmendes Pfarrhaus. Einer der Pfarrer der jetzigen „freien Kirche" in Schottland, in der Grafschaft Aberdeen, der Pfarrer der kleinen Inseln genannt, hat, wie so manche andere, in Folge des Kirchenstreites sein Pfarrhaus verlassen, aber nicht seine Stelle niedergelegt, sondern er predigt immer noch seinen Pfarrkindern meist unter freiem Himmel, und hat sich auf einem starken Floß in einem See sein Haus aufgebaut, das freilich nur etwa 12 Fuß lang und 6 Fuß breit ist, aber doch vier Betten aufnehmen kann. Der Widerstand der Grundeigenthümer gegen die Ansässigmachung der ausgetretenen Pfarrer scheint zu diesem Auskunftsmittel bewogen zu haben. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1843.

Die Todawers in Indien.

(Aus den Mittheilungen des Missionärs B. Schmid.)

Ich kann nicht umhin, der in ethnographischer Hinsicht merkwürdigen Urbewohner des Gebirgs (der Tudas oder richtiger Todawer) zu erwähnen, die schon, namentlich durch Capitän Harkneß, jetzt Secretär der asiatischen Gesellschaft von Großbritannien, dem gelehrten Publicum zum Theil bekannt sind. — Im letzten Jahre meines Aufenthalts dort ließen sich zwei Familien derselben in meinem Garten häuslich nieder, um von mir unterrichtet zu werden. Dadurch wurde es mir möglich, ein Vocabular ihres Dialekts zusammenzutragen, und tiefer in ihre religiösen Ansichten einzudringen. Sie haben zwei eigentliche Tempel, zu denen sie nur solche Europäer zulassen, die sie vorzüglich schätzen. Ich weiß bloß von zweien derselben, denen sie diese Erlaubniß gewährten. Der eine ist vom Capitän Harkneß besucht worden, der andere vom Hrn. Fletcher, Colonialprediger zu Bombay, welcher mir mündlich eine Beschreibung desselben gab; — denn da beide Tempel entfernt von Otacamund liegen, so habe ich keinen derselben, anderweitiger Geschäfte und geschwächter Gesundheit wegen, gesehen. In beiden Tempeln ist ein schwarzer Stein eingemauert — wozu? und woher sie waren? konnte man nicht erfahren. Sind es Meteorsteine? Sind sie etwas Aehnliches mit der Caaba zu Mecca? Diese Steine allein scheinen ein Gegenstand göttlicher Verehrung zu seyn; außerdem hat man nichts Abgöttisches unter ihnen entdeckt, außer daß die Männer die Butter mit Gesang in besonders dazu erbauten Hütten schlagen, denen während der Ceremonie kein Fremder, noch eines ihrer Weiber nahe kommen darf. — Jedem dieser Tempel ist eine Heerde Büffel geweiht, von deren Milch der Priester lebt. Dieser muß sich dadurch zu seiner Würde befähigen, daß er drei Nächte nach einander nackt in den kalten Wäldern schläft. (Eben so kann unter den Buddhisten jeder, der will, durch Austeritäten sich zum Buddha erheben.) Sie essen kein Fleisch,*) nur Milch, Butter und Feldfrüchte, die sie von den später mit ihrer Erlaubniß angesiedelten Badugern*) (Budager) als Zehenten erhalten. Sie berühren kein Leder, oder sehr ungern; die Ursache davon wissen sie nicht. — Aus diesen Thatsachen muß ich schließen, daß sie ein Zweig der Anhänger des uraltesten, einfachsten Buddhismus sind, die seit vielleicht drei Jahrtausenden sich hier aufhielten, abgesondert von dem Verkehr mit allen andern Indiern. Denn obgleich es die sehr herrschende Ansicht unter den Gelehrten ist, daß der Buddhismus (wie wir ihn jetzt kennen) eine Reformation des Brahmanismus sey, so glaube ich doch gute Gründe zu haben, die mich zwingen anzunehmen, daß ein einfacher Buddhismus die uralteste Religion des Himalaya und Indiens gewesen sey, daß der Brahmanismus durch Amalgamirung einer Form des Buddhismus mit dem Polytheismus der roheren, in Unwissenheit zurückgesunkenen Stämme entstand, daß aber unter den Brahmanisten selbst von Zeit zu Zeit Individuen aufstanden, die eine einfachere, reinere buddhistische oder pantheistische Religionsform wieder herzustellen suchten.

*) Nur kürzlich, durch ihren Verkehr mit Indiern des flachen Landes, haben sie angefangen eine Art von Fleisch zu essen, eben so wie auch Opium.

Es ist eine anerkannte, unläugbare Thatsache, daß die Brahmanisten von dem Himalaya aus längs des Ganges in Indien eindrangen und durch überlegene Bildung, Priesterlist und Krieg die Herrschaft Indiens gewannen und ihre Religion einführten. In dieser Periode müssen die Todawer sich auf diesen Berggipfel zurückgezogen und von allem weiteren Verkehr mit den das Gebirge umwohnenden, von ihrer alten Religion abgefallenen Indiern fern gehalten haben. In dieser Ueberzeugung bestärkt mich die Thatsache, daß sie sieben Wochentage haben — wie alle indo-germanischen Stämme im engeren Sinne des Worts, — und daß gerade die Namen des Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag (in der Sprache der Todawer: Tuwom, Om, Pudium oder Puduwom und Taam), keine Aehnlichkeit in Klang oder Etymologie und Bedeutung mit den Namen derselben Wochentage in den andern mir bekannten indischen Dialekten haben, außer gerade Puduwom, welcher daher wie die andern eben genannten Wochentage

*) Diese sind ursprünglich canaresische Feldbauer, während die Todawer ein reiner Hirtenstamm sind.

ihrer alten ursprünglichen Sprache anzugehören scheint; Mittwoch aber heißt im Sanskrit Budha-wara, im Tamulischen Buden-Küramel oder Buden-Külamei, im Englischen Wednesday (Wodans-Tag); diese Identität des Namens kann wohl schwerlich Zufall seyn, sondern dieser Wochentag muß wohl denselben Namen gehabt haben, als die Germanen. Todawer und Tamulen aus ihrem gemeinschaftlichen Stammlande in Hochasien, das sie mit den Sanskritanern gemeinschaftlich bewohnten, auswanderten. „Der Name Buddhu muß daher älter seyn als der jetzige Brahmanismus; dem ältesten Buddhu kann eine Reformation des Brahmanismus nicht zugeschrieben werden." — Aber über diese Frage weiter zu streiten oder abzusprechen, wäre voreilig, ehe man die Dialekte, alte authentische Schriften und Volkstraditionen der Bergstämme Himalaya's und Ober-Indiens kennen gelernt hat, und tiefer in die Sanskritliteratur an Ort und Stelle selbst eingedrungen ist.

Das Merkwürdigste sind ihre Leichenfeierlichkeiten und gewisse bei denselben beobachtete Gebräuche. Obgleich sie sonst nichts Lebendes tödten (und daher auch keine Offensiv- oder Defensivwaffen gegen Menschen oder Thiere haben), so tödten sie dennoch bei ihren Leichenceremonien, die oft einen Monat nach dem Begräbnisse stattfinden, nach dem Reichthum und dem Ansehen des Verstorbenen, sey es Mann oder Frau, eine größere oder kleinere Anzahl von Büffeln, indem sie ihnen das Rückgrat zerschlagen, bis auf zwei; diese werden am Schlusse der Feierlichkeit etwas entfernt vom Kreise der Zuschauer geführt, der eine wird festgehalten, ein Jüngling öffnet schnell die Seite und reißt das Herz heraus, — wie sie sagen als ein „Opfer der Erde," der zweite wird noch etwas weiter geführt und auf gleiche Weise getödtet, „weil etwa Sünde vorgefallen seyn möchte." Dieß erzählte mir ein englischer Colonial-Prediger (Schwiegersohn des Bischofs von Bombay), der in einem entfernten Dorfe von den Todawern diese Erklärung gehört hatte. Wir ließen uns beide von meinem Todawern die Todtenopfer-Ceremonie beschreiben, und er sagte genau dasselbe; auf die Frage, „von wem die Sünde vorgefallen seyn möchte?" konnten wir keine Antwort, wegen unserer immer noch unvollkommenen Kenntniß ihres sehr rohen und unvollkommenen Dialekts nicht zu unserer Befriedigung verstehen. Ob daher das letzte Opfer ein Sühnopfer für die Seele des Verstorbenen, oder für Sünde und Versehen, die während der Feierlichkeit von den Anwesenden begangen seyn möchten, sey, oder ob es damit noch irgend eine andere Bewandtniß habe, ist mir nicht klar geworden, und ist ein Gegenstand künftiger Forschung. Denn ich kann nicht zweifeln, daß sie Ueberbleibsel alter Kenntnisse und alter Traditionen in ihrem Gedächtniß aufbewahrt haben, die man ihnen noch entlocken wird, wenn man nur ihre Sprache recht erfaßt hat und die rechten Personen auffindet, welche Aufschlüsse hierüber zu geben fähig und geneigt sind. Sie besitzen z. B. eine Kenntniß der Astronomie; der Todawer, der sich vorzüglich an mich angeschlossen hatte und Christ werden wollte, nannte mir die Namen einer Anzahl von Sternen und Constellationen, was ich von ihnen nicht erwartet hatte.

In ihren alten Gräbern, aus rohen Steinen gebaut, gleich unsern Dorfziehbrunnen, findet man zerbrochene Todtenurnen und Pfeilspitzen, obgleich — wie schon bemerkt — sie jetzt keine Art von Waffen gebrauchen. Die jetzigen Todawer wissen nicht wer diese Gräber gebaut hat; einer sagte mir, Gott habe sie im Anfange dahin gethan, und sie glauben, daß dem, welcher etwas davon hinwegträgt, ein Unglück befallen werde. — Daß dieser ganz unkriegerische, friedsame Stamm einen anderen kriegerischen von diesen Berggipfeln sollte vertrieben oder vernichtet haben, oder daß er seinen kriegerischen Sinn, wenn er ursprünglich kriegerisch war, sollte verloren haben, ist beides gegen Analogie der Geschichte, — es ist mir bis jetzt noch ein Räthsel.

Der Handel von Buchara.

(Fortsetzung.)

Aus Orenburg bricht die bucharische Karawane am Ende Octobers oder Anfang Novembers auf, weil dann erst die Kaufleute aus Nischnei-Novgorod zurückkehren, ihre Waaren von dorther bezogen und ihre Geschäfte in Orenburg vollendet haben. Man muß indeß bemerken, daß es ihnen nicht immer gelingt, ihre Waaren ganz abzusetzen, sondern häufig lassen sie bei der Abreise nach Buchara einen Theil derselben in Commission bei Tataren in Nischnei-Novgorod oder Kasan, oder auch bei ihren in Orenburg und andern Städten Rußlands fortwährend sich aufhaltenden Landsleuten zurück. Der Zug der Karawane nach Buchara dauert zwei Monate bis 75 Tage, und abgesehen von den schon erwähnten Schwierigkeiten muß hier auch eine Abgabe an die Chiwaner bezahlt werden. Diese Abgabe, welche von Muselmännern 2½ Proc. vom Werth der Waare beträgt, wird am Syr erhoben beim Uebergang über diesen Fluß, oder am Kuwan, je nachdem die Chiwaner an einem oder andern dieser Orte eintreffen. Diese letztern ziehen es vor, von den Bucharen diejenigen Waaren zu nehmen, welche sie aus Rußland mitbringen, erheben aber nicht von jeder Waare den bestimmten Antheil, sondern schätzen sie alle und nehmen nur einige mit, wobei denn freilich diejenigen, deren sie nicht bedürfen, sehr hoch, und diejenigen, welche sie nehmen wollen, sehr gering angeschlagen werden. Da nun nur einzelne Kaufleute Waaren hergeben müssen, die andern aber nichts bezahlen, so erzeugt die nachherige Ausgleichung, obwohl sie unter Vermittlung des Karawanbaschi geschieht, häufig Streit unter den Kaufleuten. Uebrigens führen die Bucharen nicht selten aus Rußland unbedeutende Kleinigkeiten mit sich, hübsche Dinge, die ihre Verwunderung erregen, und die zu irgend einem Geschenke bestimmt sind; finden die Chiwaner solche, so nehmen sie dieselben mit sich, ohne ihren Werth in der Zollabgabe mit zu berechnen. Uebrigens müssen die Bucharen, wie auf dem Hinweg, sie mit Lebensmitteln versorgen, und wenigstens den Vornehmern unter ihnen Geschenke machen. Obwohl nun die Bucharen durch keine allzu mildthätige Behandlung von Seite der Chiwaner verwöhnt sind, so wagen sie dennoch nicht nur nicht sich bei ihrem Emir zu beklagen — wie sie dieß in diesem Jahre bei

der russischen Zollbehörde gethan haben — sondern sie bemühen sich auch möglichst, die Sache geheim zu halten, damit es nicht von anderer Seite her an ihn gelange, denn im Falle eines Kriegs würden sie noch bei weitem größere Verluste erleiden.

In den letzten zwei Jahren litten auch die russischen Kaufleute oder deren Beauftragte, welche mit Waaren nach Buchara ziehen, unter diesen Plackereien. Das erstemal nahmen die Chiwaner wie gewöhnlich nur 2½ Proc., im Jahre 1841 aber nahmen sie dem Geschäftsführer des Kaufmanns Pitschugin auch eine Wage mit, die derselbe zum Abwägen der Perlen, die er kaufen wollte, mitgenommen hatte, und kurz darauf ließ ihn einer der untern Zollbeamten zu sich rufen, zeigte ihm an, daß er nicht bloß 2½ Proc., sondern als Ungläubiger 5 Proc. zahlen müsse, daß er aber davon dem Oberzollbeamten nichts sagen solle. Der Geschäftsführer weigerte sich; als aber der Zoll erhoben war, kam der Oberzollbeamte noch herbei und nahm ihm außerdem 40 Stück Mousselin, 110 französische Sacktücher und für fünfzig Tillas Seidenstoffe, im Ganzen für etwa 2000 R. A. ab, was mit dem vorher schon Bezahlten über 5 Proc. Zoll ausmachte. Der Geschäftsführer Pitschugins vermuthet nicht ohne Grund, diese im Vergleich mit dem vorigen Jahre gesteigerte Forderung sey auf Antrieb der bucharischen Kaufleute gemacht worden, welche die Concurrenz der Russen in ihrem Handel fürchteten, und weit entfernt mit Dank an die ihnen in Rußland verliehenen Vorrechte zu denken, ihn auf dem ganzen weitern Verlauf der Reise durch die Steppe versicherten, die Chiwaner müßten ihm nicht bloß fünf, sondern 10 Proc. abnehmen.

Hiebei muß man noch bemerken, daß der Handel zwischen Rußland und Buchara außer der Orenburger Linie auch an der sibirischen getrieben wird, namentlich nach Petropaulowsk. Die Waaren, mit denen der Handel statt findet, sind dieselben, und es ist ziemlich seltsam, daß trotz der Entfernung der Stadt Petropaulowsk von den Manufacturprovinzen Rußlands die russischen Manufacte hier über die Gränze gehen und mit Vortheil abgesetzt werden, obgleich sie auch auf diesem Wege durch ein fremdes Reich gehen, und den Kokandern Tribut bezahlen müssen, wenn auch ohne die Bedrückungen wie von Seite der Chiwaner. Daß hier ein Absatz russischer Manufacte möglich ist, muß dem Umstande zugeschrieben werden, daß der Weg von Petropaulowsk durch die Steppe von Taschkend besser ist, keine solche Sandwüsten, keine so großen wasserlosen Striche darbietet, wie von Buchara nach Orenburg oder Troizk, und daß darum ein bedeutender Theil der Waaren nicht auf Kamelen, sondern auf Wagen fortgeschafft wird, welche mit drei Pferden bespannt werden. Auf diesem Wege gehen diejenigen Waaren nach Buchara, welche keinen vortheilhaften Absatz in Taschkend finden. Außer den Taschkendern und Bucharen nehmen hier auch viele russische Tataren Antheil. Seit Sultan Kenysary sich aus dem sibirischen Theil der Steppe entfernt hat, herrscht hier vollkommene Ruhe und die Karawanen konnten frei sich ihren Weg wählen, die Sandwüsten und wasserlosen Striche vermeiden, und dahin ziehen, wo sie am meisten Futter fanden.

Wir lassen jetzt die weitere Untersuchung des Handels über Petropaulowsk bei Seite, und wollen sehen, welche Folgen für den Handel mit Buchara die mühseligen und gefährlichen Straßen haben, auf denen er betrieben wird, und die Abgaben, denen man die Kaufleute unterwirft. Die Schwierigkeit des Weges, die zahlreichen Entbehrungen und die Lebensgefahr, denen die Kaufleute ausgesetzt sind, müssen diese nöthigen, sich durch einen unmäßigen Gewinn zu entschädigen. Hiezu kommt noch die Erhöhung des Preises der Waaren durch den Zoll von 2½ Proc., die man den Chiwanern bezahlt, so wie durch die Abgaben an die räuberischen Kirgisen. Um deßhalb den Handel mit Buchara zu vermehren, muß man, da die natürlichen Schwierigkeiten nicht aus dem Wege zu räumen sind, den Karawanen Sicherheit gegen Plackereien verschaffen, und sie von der gewaltsamen Plünderung in der Steppe befreien.

(Schluß folgt.)

Die Familie Kniazewicz.

Hr. Nadeshdin, dessen Reisen in den südlichen Slawenländern wir früher (J. 1841. Nr. 280) erwähnt, hat als eine Frucht seiner Reise eine kleine Schrift über die aus Serbien nach Rußland übergesiedelte Familie Kniazewicz herausgegeben, das aber mehr enthält, als bloß eine genealogische Darstellung. Die in Warschau erscheinende Dennitza gibt in ihrem eben erst erschienenen Juliusheft eine Uebersicht des Buchs, das die Sagen und die Geschichte Croatiens und Dalmatiens berührt. Unter den erstern ist die Sage von der schwarzen Königin zu erwähnen, die bei allen adriatischen Slawen sich findet und in eine Menge mythische Erzählungen verflochten ist. Nadeshdin glaubt, die Sage schreibe sich von einer Schaar Saracenen her, die im 8ten Jahrhundert im Lande sich festgesetzt habe, allein die Volksüberlieferung hat sie mit dem Königssohn Marko (Marko Kraljewitsch) verbunden, und dieß würde die Sache in die türkische Zeit herunter rücken. In diese Zeit der Türkenkämpfe gehören denn auch die Züge der Uskoken (Ausgesprungene), unter denen mehrere Kniazewicz nicht unbedeutende Rollen gespielt zu haben scheinen, worüber das Buch das Nähere behandelt. Es wäre wohl der Mühe werth, das slawische Volkselement in den Türkenkämpfen etwas näher zur Anschauung zu bringen, da es allein die Geschichte dieser Kämpfe erklären und die poetischen Schätze der Südslawen ans Licht ziehen kann.

Die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel.

(Fortsetzung.)

Wenden wir unsere Blicke zuerst nach Sumatra. Marsden und nach ihm mehrere holländische Schriftsteller machen uns mit den Einwohnern dieser Insel ziemlich vollständig bekannt. Wir wissen aus denselben genug über die Atschinesen, die Battaks, die Bevölkerung von Rau und Menangkaba, die sich selbst Malayen nennen, den Redjangs, Lampongs u. s. w., um mit Zuversicht sagen zu können, daß alle diese Völker einen Theil des malayischen Stammes ausmachen oder sehr nahe mit ihm verwandt sind. Minder genau kennen wir bis jetzt die Völker an der Ostküste von Delhi bis nach Palembang, obwohl alles was wir von ihnen wissen, genugsam zu beweisen scheint, daß auch sie malayischen

Ursprungs sind. Marsden, der Forsters Hypothese ohne weiteres als Wahrheit annahm, konnte auf Sumatra von Negritos nichts erfahren; man sprach wohl von den Kubus, welche die Wälder zwischen Jambi und Palembang bewohnen; man erzählte ihm von den Orangs, einem Volk, das viel vom Affengeschlecht an sich habe, aber Marsden fand in allen diesen Erzählungen nichts, das ihn veranlassen konnte die Orangs und Kubus für Negritos zu halten. Was die erstern betrifft, so ist dieß ein malayisches Mährchen, die Kubus aber sind nicht barbarischer als viele andere malayische Stämme in dem großen Archipel,*) und doch sprechen die neuesten Geographen, auf diese Fabeln sich stützend, von Ueberresten australischer Neger in den Binnenlanden von Java!

Von allen Inseln in dem großen Archipel ist Java am meisten bekannt, und man kann deßhalb mit Sicherheit behaupten, daß man hier nicht die geringste Spur einer Menschenrace antrifft, dessen dunklere Farben oder andere Kennzeichen auf das Negergeschlecht hindeuten. Zwei Volksstämme, die eine sehr nahe Verwandtschaft kundgeben, bewohnen diese von der Natur so sehr begünstigte Insel, die Suntas im Westen und die eigentlichen Javanen im Osten. Man findet allerdings in verschiedenen Strichen uncultivirtere Stämme, die in Sitten und Gewohnheiten von den übrigen Bewohnern sich unterscheiden, wie die Baduinen in Bantam, die Eingebornen des Tengger-Gebirgs in Passuruan; sie haben ihren alten Gottesdienst troz des Bekehrungseifers der Mohammedaner beibehalten, und in Folge der Abscheidung, in welcher sie deßhalb leben, sind sie allmählich in einen Zustand von Rohheit verfallen, wie man sie bei den übrigen Einwohnern der Insel nicht antrifft, und die einen Contrast hervorruft, der früher nicht bestand. So ist es wahrscheinlich auch mit den Kubus auf Sumatra und andern heidnischen Stämmen dieser Insel gegangen, die uns bis jezt unbekannt geblieben sind. Die Bewohner der Insel Madura machen in den meisten Beziehungen Ein Volk mit den Javanen aus.

Borneo, die größte Insel des indischen Archipels, ist am wenigsten bekannt. Die Küsten sind von malayischen und bugineßischen Fürsten bewohnt, die früher an javanische Fürsten tributpflichtig waren, wie jezt den Holländern. Die Malayen, die jezt Meister von den Küsten sind, wanderten ohne Zweifel dahin aus, vielleicht nur kurze Zeit nach Einführung des Islam auf Sumatra und in Malacca. Die Einwohner des Binnenlandes, die stets dem Koran und der malayischen Herrschaft fremd geblieben sind, gehören zu andern Volksstämmen, die den allgemeinen Namen Dayaks oder Idahan**) tragen. Es sind wilde Horden, die in den Wäldern herumziehen, und namentlich von der Jagd leben; die Sitte des sogenannten Köpfeschnellens von Menschen, die zu einem andern Stamm gehören, ist bekanntlich unter ihnen im Schwang; die Köpfe sind Siegeszeichen, deren sie sich gewöhnlich durch schändliche List und Verrath Meister gemacht haben, und die ihnen den Genuß besonderer Ehren und Vortheile verschaffen. Der Gebrauch ist so allgemein verbreitet, daß andere Gründe, als der Haß gegen Feinde zu Grunde liegen müssen, denn die Dayaks thun es sich gegenseitig selbst an. Durchliest man indeß genau die Berichte über die Küstenbewohner, dann sieht man, daß auch unter ihnen die meisten Dayaks sind, und daß der Einfluß der mohammedanischen Fürsten nicht groß genug war, um die unterworfenen Stämme zum Islam zu bekehren.

Man findet somit auf Borneo, was die Bestandtheile der Bevölkerung betrifft, dasselbe wieder, was wir schon bei Java und Sumatra angemerkt haben; aber auf Borneo wie auf den weiter östlich gelegenen Inseln sind die Stämme von lichterer Farbe, welche im Innern leben, viel zahlreicher, als die an der Küste, welche dem Ursprung nach mit ihnen verwandt sind, aber durch politische Ereignisse ihnen unähnlich wurden, während im Gegentheil auf Java und Sumatra diese rohern Stämme des Innern minder zahlreich sind. Dieß zeigt an, was übrigens auch durch die Geschichte hinreichend bewiesen wird, daß der Einfluß der indischen und später der arabischen Cultur mehr auf die ursprüngliche Cultur Sumatra's und namentlich Java's gewirkt hat, als auf die der östlichern Inseln. Die Dayaks waren vor Alters, wie mehrere übrig gebliebene Spuren beweisen, viel cultivirter als gegenwärtig, und ohne Zweifel sind sie durch unglückliche Umstände wieder in Barbarei versunken, obwohl die Erzählungen der Küstenbewohner darüber augenscheinlich übertrieben sind. Vor kurzem hat ein Augenzeuge, der Engländer Dalton, erklärt, daß die Dayaks nicht so roh sind, als man gewöhnlich annimmt, und daß sie selbst die Küstenbewohner in vieler Hinsicht, namentlich was das Schmelzen und Verarbeiten des Eisens anbelangt, weit übertreffen. Dasselbe ist auch durch Reisende der neuesten Zeit bestätigt worden, und hieraus, so wie aus andern Dingen ergibt sich zur Genüge, was man auch hinsichtlich Borneo's von den Negritos zu halten habe.

Nach dem bereits Gesagten ist in Betreff der großen Insel Celebes wenig mehr zu bemerken, theils weil hier dieselben Umstände herrschen wie auf Borneo, theils weil man gar nie behauptet hat daß sich hier Negritos finden. Macassarische und bugineßische Stämme, die gebildetsten und merkwürdigsten des Archipels, bewohnen den südlichen Theil der Insel, die Westküste ist, wie die von Borneo, im Besitz mohammedanischer Fürsten; Dayaks wohnen im Innern, und Arafuras oder Alfuren, die in keiner Hinsicht von denen auf den Molukken sich unterscheiden, haben die nördliche Halbinsel und die Ostküste inne, die gleichfalls lange Zeit den mohammedanischen Fürsten von Ternate und zulezt der niederländischen Regierung unterworfen waren. Alle diese Völker gehören zu dem hellfarbigen Stamm.

(Fortsezung folgt.)

*) Nach den Forschungen eines Hrn. Boers unterliegt die malayische Verwandtschaft der Kubus keinem Zweifel mehr.

**) Wahrscheinlich sind diese beiden Worte nur im Ton verschieden, da die Malayen häufig k als Endbuchstaben gebrauchen, und z. B. Batta und Battak sagen.

Miscellen.

Das Alterthum von Kamieniec Podolski. Die slawischen Nachrichten hierüber scheinen nicht über das 12te Jahrhundert hinaufzureichen, einige gelehrte Alterthumsforscher wollen aber das alte Klepebawa (vom griechischen klepos, der Raub) oder das von römischen Verbannten sogenannte Petridawa, was hinsichtlich der felsigen Umgebungen passen würde, hieher verlegen. (Nord. Biene vom 25 Sept.)

•

Die **Mystères de Paris** von Eugène Sue sollen von dem New York Courier in 30,000 Exemplaren nachgedruckt worden seyn, so daß das Feuilleton des Journal des Débats in Amerika wohl eine weitere Verbreitung fand als in Frankreich selbst. (Foreign Quarterly Review October.)

•

Ruggi's Statue von Lapeyrouse, welche kürzlich im Louvre gezeigt wurde, soll jezt in Alby, der Geburtsstadt des berühmten Seefahrers, aufgestellt werden. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 October 1843.

Ueber die Senkungsfläche im stillen Ocean.

Wir haben in einer früheren Nummer d. J. (s. Nr. 45) die Ansichten des Naturforschers Darwin über die Koralleninseln mitgetheilt, und geben nun eine Erweiterung dieser Ansichten nach Dana, dem Geologen, welcher die amerikanische Südsee-Expedition begleitete, und über diesen Gegenstand in der Versammlung der amerikanischen Geologen und Naturforscher zu Albany am 29 April d. J. eine Vorlesung hielt, welche das Juliusheft von Sillimans Journal of Science mittheilt.

„Darwins Theorie hinsichtlich der Atolls oder ringförmigen Koralleninseln ist durch die Forschungen unserer Expedition völlig bestätigt worden, aber seine Schlüsse in Betreff derjenigen Striche, welche sich heben oder sinken, scheinen ohne genügende Untersuchung gemacht worden zu seyn. Beobachtungen in einer bestimmten kurzen Zeit können wohl Aufschluß geben über das was sich früher ereignet hat, aber reichen nicht hin um zu bestimmen, ob solche Veränderungen jetzt noch im Gange sind. Jahrelang fortgesetzte Untersuchungen können uns allein in den Stand setzen den grossen Schluß zu machen, ob das Land in irgend einem Theile unseres Erdballs jetzt gerade eine allmähliche Niveauveränderung erfährt. Darwins Ansichten über die Hebung der südamerikanischen Küste, so wie einiger Theile Ostindiens, darf man nur mit großer Vorsicht aufnehmen. Meinen eigenen Beobachtungen zufolge haben Striche, in denen seiner Theorie nach eine Senkung hätte vor sich gehen sollen, in der That in ziemlich neuer Zeit eine Erhebung erfahren, und ich könnte mehrere Beispiele davon in verschiedenen Theilen der Südsee anführen; hier will ich bloß bemerken, daß der von ihm aufgestellte Grundsatz, daß Inseln mit einschliessendem Riff (barrier reef) sich senken, während die mit franzenartigem Riff (fringing reef) sich heben, sich durchaus auf nichts stützt, und daß vielmehr die Thatsachen geradezu dagegen sprechen. Ohne auf die Discussion der betreffenden Thatsachen einzugehen, was ich, da diese Gegenstände in dem von der Regierung herauszugebenden Werke erscheinen werden, nicht thun kann, will ich hier bloß den Flächenumfang angeben, der, wie aus dem Zustand der Koralleninseln sich ergibt, seit Bildung derselben im Sinken begriffen war.

„Ehe ich weiter gehe, will ich hier in wenigen Worten Darwins Theorie über die Bildung der Koralleninseln auseinandersetzen. Ein Korallengürtel oder Atoll war früher ein einschliessendes Riff um eine hohe Insel, wie sich Riffe um viele Inseln in der Südsee finden. Als das Riff begann, konnte es sich nicht über 100 bis 120 Fuß in die Tiefe erstrecken, denn dieß ist die Gränze dieser Korallenart; wenn aber die Insel allmählich sank, so allmählich, daß die Korallen durch ihr Wachsthum sich auf der Oberfläche halten konnten, so mochte das Riff endlich je nach der Größe der Senkung jede beliebige Dicke erhalten, ja die ganze Insel konnte untersinken, und nichts als das Riff an der Oberfläche bleiben. Darwin führt Fälle an, wo nur die Bergspitzen über der Meeresfläche blieben, und denkt man sich den Proceß noch etwas weiter fortgesetzt, so hat man den Korallengürtel, der ein kleines Meer einschließt, d. h. die eigentliche Koralleninsel. Diese Theorie setzt bedeutende Senkungen voraus, und dieß muß jede Theorie, denn sonst hätten wir nur Riffe von 120 Fuß Tiefe statt der grossen Tiefe, die sie, wie man glaubt, besitzen. Es ist meine Absicht hier die Fläche, über welche die Senkung sich ausdehnt, näher zu bezeichnen.

„Ueberblickt man eine Karte des stillen Meeres zwischen den Sandwich- und Gesellschaftsinseln, so finden wir eine weite Fläche gerade nördlich vom Aequator fast ohne irgend eine Insel. Gegen Süden nehmen die Inseln an Zahl zu, und von Taheiti an nordwärts und ostwärts werden sie so zahlreich und sind so dicht an einander, daß sie einen wahren Archipel bilden. In dem Zwischenraum sind die Inseln sämmtlich Koralleninseln. Schon dieß ist ein sehr bemerkenswerther Umstand in der Vertheilung dieser Inseln; doch wir gehen weiter. Zieht man eine Linie, welche von Neu-Irland (in der Nähe von Neuguinea) über Rotuma, Wallis-Insel, Samoa oder Schiffsfahrtsinseln und die Gesellschaftsinseln ostsüdostwärts geht, und sich sodann etwas südwärts nach der Gambiergruppe wendet, so sind alle Inseln nördlich dieser Linie, nur mit zwei oder drei Ausnahmen, reine Koralleninseln, während die im Süden der Linie fast durchaus hoch und basaltisch sind. Diese basaltischen

Inseln sind von Riffen eingeschlossen, und diese Riffe am ausgedehntesten um die Inseln, welche dieser Linie zunächst liegen. Unter den Fidschi-Inseln enthält der nordöstliche Theil der Gruppe einige Korallenringe, während der südwestliche aus großen basaltischen Inseln mit einschließenden Riffen besteht. Ferner sind nördlich von dieser Linie, die von derselben entlegensten Inseln gewöhnlich klein, in manchen Fällen bloße Riffspitzen von einigen hundert Schritten im Durchmesser, während einige der Koralleninseln in der Nähe derselben Linie 30 bis 40 (englische) Meilen Länge haben. Eine wachsende Koralleninsel oder Atoll aber wird allmählich kleiner im Durchmesser, im Verhältniß als die Senkung weiter geht, und durch denselben Proceß muß sie endlich zu einer bloßen Riffspitze werden, oder wenn die Senkung schneller geht als das Wachsthum der Korallen, so wird die Insel ganz untersinken, und es wird nichts an der Oberfläche zurückbleiben. Auf diese Ansicht baue ich meine Schlüsse. (Schluß folgt.)

Der Handel von Buchara.

(Schluß.)

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der Wichtigkeit dieses Handels für Rußland und Buchara. Die wichtigste Waare, welche Rußland erhält, ist Baumwolle, welche die russischen Manufacturen belebt und häufig in verarbeiteter Form und zu weit höherem Preise zurückgegeben wird. Die Masse der gesponnenen Baumwolle nimmt fortdauernd ab — ein Beweis, daß man ihrer weniger mehr bedarf. Andere bucharische Waaren hat Rußland nicht im mindesten nöthig: die Seidenwaaren sind nicht dauerhaft und werden nur der Seltenheit und Seltsamkeit wegen geschätzt; die groben Baumwollenzeuge, welche an der „Linie" so stark im Gebrauche sind, könnten leicht durch Linnengewebe ersetzt werden, und so würde eine Verminderung oder ein Aufhören dieses Handels nur dazu beitragen, einen neuen Industriezweig an der Linie emporzubringen. Kaschmirshawls und ähnliche Tücher sind ein Luxusgegenstand, und diese Mode hat sogar bedeutend abgenommen. Dasselbe gilt von den Teppichen, namentlich den truchmenischen, die mehr ausgeführt werden als die persischen. Der Handel mit Pelzwerk, namentlich rothen Füchsen, Karaganen und Korsaken *) bildet manchmal einen sehr bedeutenden Handelsgegenstand, wird aber stark vermehrt durch die von den Kirgisen in der Steppe gewonnenen Pelzthiere, und würde darum mit dem Aufhören des bucharischen Handels nicht ganz versiegen. Die aus Buchara zugeführten Türkisen sind meistens persische und könnten direct bezogen werden. Getrocknete Früchte sind für Rußland kein unentbehrlicher Gegenstand, und andere Handelsgegenstände zu unbedeutend, um sie nur anzuführen.

Dagegen ist Buchara von dem Handel mit Rußland sehr abhängig. Metall, namentlich Kupfer, Eisen und Eisenwaaren, Juchten, Cochenille, Tuch und selbst Baumwollengewebe bezieht Buchara, wenigstens gegenwärtig, fast ausschließlich aus Rußland, und ein Aufhören oder auch nur eine Veränderung dieser Einfuhr würde das Land sehr belästigen, denn von allen Nachbarstaaten treibt es den bedeutendsten Handel mit Rußland, und erhält von daher eine Menge Gegenstände, nicht bloß zu eigenem Gebrauch, sondern auch zum Handel mit den Nachbarländern. Durch den Handel mit Rußland verbreitet sich daselbst nicht bloß Wohlstand, sondern Reichthum, und das Land bezieht aus Rußland den größten Theil seiner klingenden Münze, namentlich das Gold. Die Bucharen sind zwar noch weit vom Luxus entfernt, dieß ist aber mehr eine Folge der Regierungsform als des Mangels an Geld. Doch hat sich schon eine Neigung zu Manufacturerzeugnissen besserer Qualität eingeschlichen; deßwegen kaufen sie seit einiger Zeit englische Zitze und andere Waaren dieser Art, bezahlen sie aber mit dem aus Rußland erhaltenen Gelde. Wenn letzteres diesen Gang der Sache nicht ändert und fortfährt die Bucharen zu bereichern, so wird der Absatz englischer Waaren fortwährend steigen, wie wir dieß gegenwärtig sehen, und endlich werden sie ihnen zum unerläßlichen Bedürfniß werden. Wenn dagegen ihr Handel mit Rußland beschränkt wird, so sinkt der Volksreichthum, sie haben keine Mittel mehr englische Waaren zu kaufen, und müssen sich nothgedrungen an die russischen halten.

Hier entsteht aber die Frage: werden im Fall einer temporären Verminderung des Handels nicht englische Manufacturwaaren in allgemeinen Gebrauch kommen, und wird nicht eine Verminderung des Absatzes russischer Waaren auch für die Zukunft die Folge seyn? Dieß kann man verneinend beantworten, erstens weil die Bucharen bald die englischen Waaren zu theuer finden würden, und zweitens weil bei einer Unterbrechung des directen Handels mit Buchara die Einfuhr der russischen Zitze dahin nicht alsobald aufhören, sondern durch die Chiwaner bewerkstelligt werden würde, wodurch wahrscheinlich der Preis nicht bedeutend stiege, die Bucharen aber jedenfalls die Vortheile des unmittelbaren Handels mit Rußland verlören.

Ueberzeugt nun, daß Buchara des Handels mit Rußland viel mehr bedarf, als Rußland dessen mit Buchara, wollen wir sehen, wie letzteres seine Abhängigkeit versteht, und wie es sich bemüht, seinen Handelsverkehr mit Rußland zu unterhalten. Dieß führt uns auf die Rechte der russischen Kaufleute in Buchara, und der bucharischen Kaufleute in Rußland. Die bucharische Kaufmannschaft, voll Haß gegen die Christen, und zugleich in der Furcht, die russischen Kaufleute möchten diesen Handel an sich reißen, wenn sie nach Buchara kämen, bemühen sich auf alle mögliche Weise ihnen zu schaden, und bringen nicht bloß die bucharischen Zollbeamten, sondern auch den Emir selbst gegen sie auf. Dieß ist die Ursache, weßhalb dieselben mannichfachen Bedrückungen ausgesetzt sind. Oben ist auch schon erwähnt worden, daß auf Antrieb der bucharischen Kaufleute die chiwanischen Zollbeamten den russischen Geschäftsführern mehr als 5 Proc. statt der sonstigen 2½ Proc. abforderten. In Buchara selbst zahlen die russischen Kaufleute wieder viel mehr Zoll als die Bucharen, nämlich 10 Proc., oder wie sie sich ausdrücken den Zehnten. Hier zeigt sich die offenkundige Ungerechtigkeit der bucharischen Regierung gegen Rußland, selbst

*) Zwei Arten von Steppenfüchsen.

gegen die Vorschriften der muselmännischen Religion, welche vorschreibt, von den Christen nur 5 Proc. zu nehmen, also denjenigen Zoll, welchen auch Indier und Juden in Buchara zahlen. Die moslemitischen Dolmetscher und selbst die Emire erklärten wiederholt, daß die Russen nur 5 Proc. zu zahlen hätten, wenn aber wenige Tage nachher ein russischer Geschäftsführer nach Buchara kam, nahm man ihm dennoch 10 Procent ab. Zu bemerken ist, daß die unter russischer Herrschaft stehenden Tataren, welche sich zum Islam bekennen, bei ihrer Ankunft in Buchara nur dritthalb Proc., wie die Bucharen, zu entrichten haben. Somit findet die bucharische Regierung auch in ihrem entlegenen Lande ein Mittel, auf die russischen Moslems einzuwirken, und sie in ihrem Mohammedanismus und dem Haß, den dieser gegen die Christen vorschreibt, zu bestärken.

Trotz den von den Russen erduldeten Bedrückungen sind den Bucharen in Rußland viele Rechte und Vorzüge eingeräumt. Gleich von Anfang an, und sobald sie nur über den Syr gegangen sind, treiben die Bucharen innerhalb der Gränze Rußlands, und auf dem ganzen Wege nach Orenburg oder Orsk, auf einer Strecke von 900, und im zweiten Falle von mehr als 700 Werst, völlig freien Handel mit den Rußland unterworfenen Kirgisen ohne den geringsten Zoll zu bezahlen.*) Nach der Ankunft in Orenburg werden die Waaren der bucharischen Kaufleute in möglichst kurzer Frist aus dem Zollamt entlassen, und der Zoll beträgt nicht mehr, als von den russischen Kaufleuten selbst erhoben wird. Ferner können die Bucharen ohne Zoll und Abgaben ihre Waaren im Ganzen oder im Detail absetzen, und wenn sie 50 R. A. für ihren Paß zahlen, der ihnen die Rechte von Kaufleuten zweiter Gilde gibt, können sie frei im ganzen Lande herumziehen und Handel treiben. Dabei machen sie Bekanntschaft mit russischen Kaufleuten und Fabricanten, erhalten Credit bei ihnen und kaufen oder nehmen auf Credit russische Waaren aus der ersten Hand und schicken sie nach Buchara, oder vertauschen sie gegen bucharische Waaren bei ihren Landsleuten in Orenburg.

So versieht Rußland die Bucharen mit allen Gegenständen, die nicht nur für sie selbst, sondern auch für ihren Handel mit den benachbarten Ländern unentbehrlich sind, bezahlt sie mit klingender Münze und gewährt ihnen wichtige Vorrechte, während in Buchara die russischen Kaufleute allen möglichen, selbst ungesetzlichen Hindernissen unterliegen. Natürlich können unter einer solchen Ordnung der Dinge die russischen Kaufleute nicht nach Buchara gehen. Wenn sie aber Buchara besuchten, so könnten bei ihrer genauern Kenntniß Rußlands leicht Gegenstände entdecken, deren Ausfuhr möglich wäre. Dahin gehören z. B. zwei in den bucharischen Fabriken angewendete, in Rußland aber, wie es scheint, bis jetzt noch ganz unbekannte Färbestoffe, nämlich Bysgunsch, eine schwarze Farbe mit schwachem röthlichem Schimmer, und Separak oder Isparak, eine gelbe Farbe, die aus der Mischung zweier Pflanzenstoffe bereitet wird. Dahin gehören ferner Indigo, Pfeffer, Nelken u. dgl., welche Rußland bis jetzt aus Indien über das Meer erhält, vielleicht aber auf dem Landwege wohlfeiler erhalten könnte. Dahin gehört endlich Thee, dessen Einfuhr über Buchara erst seit einigen Jahren begonnen hat, aber stark im Zunehmen ist. Bis jetzt kommen nach Orenburg nur geringe Sorten grünen Thees, die aber viel wohlfeiler verkauft werden, als derjenige, den man über Kiachta in Rußland einführt. Der Grund liegt darin, daß die Chinesen zu Kiachta, welche Thee nach Rußland absetzen, durch gemeinsames Einverständniß hohe Preise verlangen und fest auf denselben verharren. Wenn sich eine bedeutende Zufuhr von Thee aus dem chinesischen Turkestan über Buchara eröffnete, so könnten die Chinesen in Kiachta zu einer Ermäßigung der Preise genöthigt werden. Auf solche Weise ließe sich allmählich ein Handel einleiten, der über Buchara hinausginge, und den russischen Fabricaten einen Absatz bis tief ins chinesische Gebiet hinein sicherte, und je mehr dieß durch russische Kaufleute selbst geschehen kann, desto größeren Vortheil würde der Handel ergeben.

*) Diese Gunst ist wohl nicht hoch anzuschlagen; die Russen können ohne militärische Macht jenseits der von Kosaken und Baschkiren besetzten Gränzlinie keine Gewalt ausüben, sie vermögen die Bucharen nicht gegen die Räubereien der Kirgisen zu schützen, und können somit eben so wenig Zoll erheben. A. d. U.

Die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel.

(Fortsetzung.)

Oestlich von Java streckt sich eine lange Reihe kleiner Inseln bis an die Küste von Neuguinea hin. Bali und Lombok, die westlichsten, haben eine Bevölkerung, deren Verwandtschaft mit der von Java nicht zu verkennen ist, während der einzige Unterschied darin besteht, daß sie keine Mohammedaner sind. Auf den östlicher gelegenen Inseln finden wir, so weit man es aus dem Wenigen, was darüber bekannt ist, beurtheilen kann, eine gleiche Bevölkerung, aber mit dem Unterschiede, daß auf Sumbawa und Flores, den größten dieser Inseln, sich Staaten unter mohammedanischen Fürsten makassarischen oder buginesischen Ursprungs gebildet haben, was wiederum die Ursache der größern Cultur der Küstenbewohner vor den Bewohnern des Binnenlandes geworden ist. Auf den übrigen Inseln hat man nichts anderes als die ursprünglichen Einwohner gefunden, aber allenthalben von heller Farbe, und fast durchaus von fremdem Einfluß frei.

Einige englische Schriftsteller, namentlich Owen Phillipps, haben kürzlich die Ansicht ausgesprochen, daß die Einwohner aller der Inseln, die durch natürliche, von ganz besondern Ereignissen abhängige Ursachen von dunklerer Farbe sind und weniger Cultur haben, als die Bewohner der westlichen Inseln, Negritos seyen, nicht mehr ganz rein, sondern schon durch die Vermengung mit Fremden entartet. Aber diese Annahme ist im Streit mit den spätern Berichten über diese Inseln. Die Ansicht von Raffles, der zufolge die Insel Sumbawa ganz von Negritos bewohnt seyn sollte, spricht mehr was er meinte und zu finden hoffte, als den wirklichen Bestand der Sache aus. Marsden nennt eine Sprache, die man in der kleinen Stadt Tembora auf der Insel dieses Namens spricht, die Sprache der Negritos, weil er unter dreißig gesammelten Worten keines fand, welches eine Verwandtschaft mit dem malayischen Stamm anzeigte. Wir unsererseits glauben, daß Raffles und Marsden hierin übereilt zu Werke gingen: Marsden gesteht, daß die Bewohner der Nicobarinseln augenscheinlich zu dem hellfarbigen Stamm gehören, und doch sind die Wörtersammlungen, die wir von ihren Sprachen be-

sichen, durchaus von dem malayischen Dialekt verschieden. Dieser Umstand, der ihn in große Verlegenheit bringt, hätte ihn auf den Irrthum und die Unhaltbarkeit seiner Theorie aufmerksam machen sollen.

Was die Eingeborenen von Timor, der wichtigsten und bekanntesten dieser Inseln, betrifft, so hat darüber Freycinet in seiner Reise sehr ausführliche Berichte mitgetheilt, die noch viel wichtiger sind als die von Peron. Er war von der Wahrheit der Hypothese Forsters überzeugt, sah aber doch, daß die Einwohner der Küsten und selbst des innern Landes, so weit er sie kennen lernte, keine Negritos waren. Um nun seine Hypothese zu retten, nimmt er eine Vermengung von Negritos und malayischen Völkern an, und zum Beweis führt er einen Sklaven von Fallakor auf, in der Mitte der Insel, den er genau untersucht und selbst hinsichtlich der Farbe seiner Haut und seines Haares einem Papua von Neuguinea ähnlich gefunden hatte. Man verwundert sich, wie er einen solchen Beweis anführen kann, wenn man bedenkt, daß bei den Eingeborenen der Molukken, die eine helle Farbe haben, gerade diese Farbe und die besondere Art des Haupthaares die charakteristischen Kennzeichen sind, wodurch sie sich von den Bewohnern von Papua und Neuguinea unterscheiden. Der Name Papua kommt von der besondern Art, wie die Volksstämme von Neuguinea ihre Haare zu verzieren pflegen. Die einfache Wahrheit ist also, daß der obenerwähnte Sklave in Timor in seinem äußern Ansehen viel von den Königen des Landes sich unterschied, mit denen Freycinet wohl bekannt war. Diese Thatsache erinnerte uns an die Bemerkung früherer Reisenden, daß die Tahellier der niedern Classen von einem andern Stamm seyen, als ihre viel hellern und größer gebauten Häuptlinge. Wir halten uns demnach überzeugt, daß man keinen einzigen aus der Insel selbst entlehnten Beweis anführen kann, daß Negritos in den abgelegenen Wäldern von Timor sich fänden. Die Inseln zwischen Timor und Neuguinea sind uns fast noch gänzlich unbekannt, von einigen andern, näher bei Timor gelegenen haben wir aber die Berichte des Deutschen Barchewitz, demzufolge die Eingeborenen sich wenig von denen der Molukken unterscheiden.

Die Gruppe dieser letztern, die zum Theil der niederländischen Regierung, zum Theil einheimischen Fürsten, die von dieser abhängig sind, unterworfen ist, wird, wie wir aus Valentyn zur Genüge wissen, von Völkern bewohnt, die aus demselben Stamm entsprossen sind. Auf den meisten kleinern Inseln und auch auf den Küsten der größern, mit Ausnahme von Gilolo und Ceram, bekennen sich die Einwohner zum Islam, obschon gegenwärtig auf den meisten unter niederländischer Herrschaft stehenden Inseln das Christenthum Eingang gefunden hat. Alle Bewohner der Küste und der kleinern Inseln unterscheiden sich von den Bewohnern des Binnenlandes, den Harafuren oder Alfuren, sowohl hinsichtlich der Religion als des höhern Culturzustandes, den sie den Arabern, Malayen und Javanen verdanken. Nach Valentyn gehören die Alfuren so offenkundig zu den hellfarbigen Stämmen, daß es unbegreiflich ist, wie man sie noch unter die Urbewohner rechnen kann, die von schwarzer Farbe und den Negern ähnlich seyen, und wie man also in einem Irrthum verharren kann, gegen welchen Marsden vor einigen Jahren noch nöthig hielt, zu Felde zu ziehen. Die Harafuren *) stehen zu den Bewohnern der Küsten, was ihre Kultur, Sitten und Gewohnheiten betrifft, in demselben Verhältniß, wie die Dayaks von Borneo und Celebes, denn sie setzen eben so sehr eine Ehre darein, durch List und Verrath sich Menschenköpfe zu verschaffen und so sich auszuzeichnen. Diese Volksstämme, die früher in Religion und Sitten einander ziemlich gleich waren, wie sie es hinsichtlich des Körperbaues noch jetzt sind, theilten sich später durch den Einfluß der Araber in Küstenbewohner und Bewohner des Binnenlandes, wie dieß aus den Jahrbüchern der Dynastie von Ternate deutlich hervorgeht. Wir wollen nicht mit Stillschweigen übergehen, daß es scheint, im 16ten Jahrhundert seyen Papuas auf Gilolo gewesen, und daß Pigafetta einen ihrer Könige auf dieser Insel traf; auch wurde dieß Volk oft in dem Kriege genannt, welchen die Spanier und Portugiesen um den Besitz der kleinen Molukken in jener Zeit führten. Wir können uns über diese Thatsache nicht weiter auslassen, da sie uns nach Neuguinea führen würde, was gar nicht in unserem dießmaligen Plane liegt, aber wir müssen doch bemerken, daß die Bewohner der Küste auf den Molukken den Namen Papuas allein den Eingeborenen der großen nordwestlichen Halbinsel von Neuguinea und der benachbarten Inseln geben wegen ihres eigenthümlichen Kopfputzes und nicht wegen ihres wolligen Haupthaares, wie man früher glaubte, und endlich daß man nach den Berichten der französischen Naturforscher Quoy und Gaymard als bewiesen ansehen muß, daß man die Papuas nicht unter die Negritos zählen darf, wenn man nämlich mit diesem letzten Namen eine Menschenrace bezeichnet, die den afrikanischen Negern gleicht, und im Körperbau ganz von den hellfarbigen Stämmen sich unterscheidet. Ferner muß man mit den Papuas die verwegenen Seeräuber nicht verwechseln, die zum mindesten seit dem 17ten Jahrhundert die Küsten der Molukken durchsuchten und sich selbst den Europäern furchtbar machten, obschon dieß Volk auch nicht selten Papuas genannt wird. Besondere Umstände, die allein durch historische Nachforschungen aufgeklärt werden können, haben zu dieser Namensverwirrung Anlaß gegeben. Die Räuber sind im Gegentheil gewöhnlich Eingeborene der Molukken, die sich auf papua'schen Inseln niedergelassen haben und die Bewohner unterdrückten. *) Es ist übrigens durchaus zu mißbilligen, wenn deutsche Schriftsteller seit einiger Zeit dem Namen Papua eine allgemeinere Bedeutung geben wollen und denselben allen Negritos beilegen.

(Fortsetzung folgt.)

Preisfrage über die Rachitis. Die medicinisch-chirurgische Akademie zu Ferrara hat für 1844 eine umständliche Abhandlung über die Rachitis als Preisfrage ausgeschrieben, und darunter auch die Frage gestellt, ob die Rachitis den Alten bekannt war, unter welchen Namen und Formen und wie man sie behandelte. Die nächsten drei Fragen beziehen sich auf die Beschreibung und Behandlung der Krankheit, die fünfte aber verlangt eine populäre Anweisung, wie man mit rachitischen Kindern zu verfahren habe. (Echo du Monde Savant vom 8 Oct.)

*) Die Bewohner des Binnenlandes des westlichen Theils von Neuguinea werden gleichfalls mit diesem Namen von den Küstenbewohnern unterschieden. Man hat deßhalb diesen Volksstamm als denselben angesehen, wie den in den Molukken, ohne zu bedenken, was dann aus der Ansicht über das Verdrängen der schwarzen Menschenrace durch die Malayen werden soll. Aber wie die Bewohner der Molukken, so haben auch die Eingeborenen von Neuguinea den Namen Alfuren den mohammedanischen Kaufleuten dieser Inseln zu danken, die seit langer Zeit mit den Küstenbewohnern Handel treiben, und denen sie auch noch andere Dinge zu danken haben.

*) Die Einwohner der Insel Sallawaty bei Neuguinea gehören unter die Zahl dieser Papuas, die sich mit dem Seeraub abgeben. Sonnerat sah zu Gebe einen Abgesandten eines ihrer Fürsten, denselben, der zwei Jahre später durch List von den Holländern zu Ternate gefangen genommen und wegen seiner Räubereien nach dem Cap verbannt wurde. Der Abgesandte hatte ein kostbares Costüm, sprach verschiedene Sprachen und spielte sogar die Violine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 October 1843.

Englische Colonien.

Neusüdwales.

Diese Colonie soll jetzt eine eigene Legislatur erhalten, eine gewiß eigenthümliche Erscheinung in einer Verbrechercolonie, die 130,000 Seelen zählt, wovon die Hälfte wenigstens aus Verbrechern, und vielleicht der vierte Theil aus Emancipisten, d. h. aus solchen Verbrechern besteht, die ihre Strafzeit überstanden haben. Da die Zahl der weiblichen Verbrecher in großem Mißverhältniß zu den männlichen steht, so kann man mit Zuversicht annehmen, daß in den nächsten zehn Jahren die Bevölkerung abnehmen muß durch das Aussterben der Verbrecher, die jetzt nicht mehr ersetzt werden. Man hat das Assignment-System, d. h. die Zuweisung von Verbrechern als Arbeiter an die eigentlichen Colonisten unpassend gefunden und solches eingestellt. Dadurch ist nun ein Mangel an Arbeitern entstanden, den das englische Ministerium vergeblich sich bemühte, durch freiwillige, untadelhafte Auswanderer in genügendem Maaße zu ersetzen; daher fortdauernde Klagen über Mangel an Arbeitern. Um diesen Klagen abzuhelfen, ist man auf den Einfall gekommen, Kulis aus Indien einzuführen, und es hat sich eine Jointstock-Compagnie, d. h. eine Bankgesellschaft, gebildet, um diese Einführung auf ihr Risico, also mit aller nur möglichen Aussicht auf Gewinn zu betreiben. Dagegen haben sich nun die neueingewanderten Arbeiter mit einer Petition an die Regierung gewendet, indem ihre Interessen durch eine solche Einfuhr gefährdet würden. Man sieht alles wird nach Procenten berechnet, auch das neuorganisirte Auswanderungssystem; ob man die Einfuhr von Kulis gestatten wird, ist noch ungewiß, denn manche behaupten, bei der Zerstreutheit der Bevölkerung und der bisherigen Gewohnheit, Verbrecher als Arbeiter anzuwenden, welche unter einer sehr strengen Aufsicht gehalten werden mußten, würde die Einfuhr von Kulis ein Sklavensystem begründen. So viel nur um auf die Zusammensetzung der Bevölkerung aufmerksam zu machen, welche nun eine frei gewählte Legislatur erhalten soll.

Die Verbrecher werden freilich nicht wählen, aber unter der übrigen Bevölkerung sind Bestandtheile, welche kaum besser sind, als die noch unter dem Bann befindlichen Verbrecher selbst; dieß sind die Emancipisten, welche man vom Wählen nicht ausschließen kann, und über welche die Erfahrungen aus den Geschwornengerichten in den letzten Jahren sehr unerfreuliche Aufschlüße geliefert haben. Die freien Ansiedler, namentlich die ältern, zum Theil ausgediente Officiere und Beamte, bilden eine aristokratische Kaste, die sich stark gegen die Emancipisten abschließt, und nach gutem englischem Schnitt jede Berührung mit ihnen möglichst vermeidet. Eine legislative Versammlung aus solchen Ingredienzen der Bevölkerung geschöpft, wird also eine sehr bunte, seltsame Gruppe bilden.

Hiezu kommt, daß der ökonomische Zustand der Colonie kein sehr erfreulicher ist. Der Gang der Dinge ist ein ganz ähnlicher gewesen wie in Nordamerika: man hat Waaren über Waaren aus England eingeführt, bis Ein- und Ausfuhr in ein gänzliches Mißverhältniß kamen. Die Colonisten sandten eine möglichst große Menge Wolle, ihre Stapelwaare, nach England, aber da sie jetzt der wenig kostspieligen Verbrecherarbeit entbehrten, und sehr theure Miethsarbeiter nehmen mußten, so kostete sie die Erzeugung der Wolle so viel, daß sich kein entsprechender Preis mehr auf dem englischen Markt erzielen ließ. Handelsdruck in England, Abnahme der Manufacturthätigkeit, somit Sinken der Preise der Rohstoffe kamen dazu, es mußten Schulden gemacht werden, und bei dem Capitalüberfluß in England wurden Vorschüsse nur allzu leicht gewährt. Dieß erreichte einen Punkt, wo es brechen mußte, und dieß ist auch im Jahre 1841 geschehen. Bereits im Anfang des laufenden Jahres waren über 1,100,000 Pfd. St. Schulden, abgesehen von denen, welche Zahlungsaufschub erhalten hatten, oder deren Besitzthum in die Hände von Verwaltungscommissären übergegangen, eingeklagt; die Pfänder, liegende Gründe, sanken schnell im Preise, und man rechnet, daß die Capitalisten für ihre Darlehen nicht den zehnten Theil erhalten werden. Der Schaden fällt freilich hauptsächlich auf England und Englands Capitalisten, während die Bewohner von Neusüdwales, wenn auch von Geld ziemlich entblößt, doch wenigstens an den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen keinen Mangel leiden. Ganz derselbe Fall wie in Nordamerika.

Die englischen Capitalisten aber, in der Verlegenheit ihre Capitalien nutzbringend anzulegen, waren noch nicht hinreichend gewitzigt, und sandten, um den Credit der Colonie wo möglich zu heben, ungeheure Capitalien dahin, nach den Angaben des Gouverneurs zwischen 2 und 3 Mill. Pf. St., welche unter einer Bevölkerung von 60 bis 70,000 Menschen — nach Abzug der Verbrecher — Verwendung finden sollten. Der Gouverneur, Sir W. Gipps, beklagte bei einer öffentlichen Gelegenheit selbst die Thorheit, solche Summen ins Land zu schicken; die Leichtigkeit, Geld zu entlehnen, mußte wieder zu übertriebenem Handel führen, und die Folge ist ein gänzliches Falliment. Die Bank von Australien und die Sydney-Bank sind bereits geschlossen, und bei der erstern soll es sich darum handeln, daß die Theilhaber nicht bloß ihr eingelegtes Capital verlieren, sondern noch nachzahlen müssen. Das Mißtrauen ist so groß, daß die Sparcassen überlaufen werden, und da diese gleichfalls ihre Gelder ausgeliehen haben gegen Versicherungen die im Werthe gefallen sind, so zweifelt man stark, ob sie im Stande seyn werden ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. Fallen die Sparcassen, so werden vollends die andern Banken überlaufen, die kaum fester stehen möchten, so daß ein allgemeiner Bankbruch erfolgen kann, noch allgemeiner als in Nordamerika, wenn gleich die Summen, um welche es sich handelt, nicht so riesenhaft sind.

Vielleicht hat dieser unglückliche Stand der Dinge, welchem sich die englische Colonialverwaltung nicht gewachsen fühlt, die Ertheilung einer Constitution beschleunigt, und jetzt mögen die Abgeordneten der Sträflingscolonie zusehen, wie sie sich aus dem ökonomischen Bankbruch retten, und — ein Budget von mehr als 300,000 Pfd. St. aufbringen, denn alle Ausgaben haben bei den ungeheuer gesteigerten Preisen aller Dinge eine unnatürliche Höhe erreicht, woran freilich die Ausgaben für das Polizeiwesen bei dem moralischen Zustand der Bevölkerung kein kleines Item ausmachen. Auf den überschwänglichen Reichthum muß jetzt eine tiefe Ebbe folgen, und die Aufbringung der Verwaltungskosten keine kleine Arbeit seyn. Nordamerika, das in der Anordnung seiner ökonomischen Verhältnisse durch keine Rücksichten auf ein Mutterland gefesselt ist, und ohne Vergleich größere natürliche Reichthümer hat, arbeitet sich trotz der gewaltigsten Anstrengung nur schwer aus seinem tiefen ökonomischen Fall heraus. Wie wird dieß aber in Neusüdwales gehen, wo man keiner solchen republicanischen Anstrengungen gewärtig seyn kann, wo das Mutterland keine hohe Besteuerung seiner Manufacte dulden wird, wo man bereits daran denkt, die Einfuhr von Korn und Fleisch zu besteuern, um den Sturz der großen Gutsbesitzer aufzuhalten, lauter Dinge, welche die Masse des Volks mehr in Armuth stoßen, und das aristokratische Uebergewicht der Reichen vergrößern werden.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß diese ökonomische Krise, verbunden mit der Ertheilung einer Constitution, den Grundstein zur Losreißung vom Mutterlande legt, wenn gleich dieß Ereigniß für jetzt noch in weitem Felde ist.

Ueber die Senkungsfläche im stillen Ocean.

(Schluß.)

Längs dem Aequator ist, wie bemerkt, ein großer Strich mit nur wenigen und sehr kleinen Inseln, während weiter im Süden die Korallen-Inseln zahlreich und groß sind. Ist dieß nicht ein Beweis, daß die Senkung in dem ersteren Striche entweder rascher war oder länger andauerte, als in dem letztern, wo sie zahlreich und groß sind? Nahe an der angegebenen Gränzlinie stehen einige Korallenringe, von denen Bergspitzen als Inseln eingeschlossen werden, wie bei der Gambiergruppe. Zeigt dieß nicht an, daß die Senkung hier schwächer war als bei den reinen Korallen-Inseln gegen Norden, und größer als im Süden der Linie, wo die Riffe enger und die hohen Inseln größer und höher sind? Die Korallen-Insel Washington unter 5° N. B. ist, wenn wir von unserer Gränzlinie gegen Nordnordost gehen, der letzte Fleck Land — jenseits derselben ist nichts als Meer bis zu den Sandwichinseln. Ist dieß nicht ein Strich, wo die Senkung zu schnell war, als daß die Korallenbänke sich über der Oberfläche hätten halten können?

Es ergibt sich also, daß während dieser Periode das stille Meer vom 30° N. B. bis zum 30° S. B. — und vielleicht noch weiter hinaus — Eine ungeheure Senkungsfläche war, daß die Senkung über dem insellosen Seestrich zwischen den Sandwich-Inseln und dem Aequator am schnellsten vor sich ging, gegen Südsüdost aber immer weniger rasch. An der bezeichneten Gränzlinie war sie nicht stark genug viele der Berggipfel zu versenken, und südlich von derselben war die Wirkung noch schwächer. Diese Fläche umfaßt mindestens 5000 (engl.) Meilen in der Länge und 3000 in der Breite. Die Meere an der Nordwestküste Neuhollands zeigen durch ihre Riffe eine gleichzeitige Senkung, und sie gehören wahrscheinlich mit in den Kreis, so wie einige Theile Ostindiens. Fünfzehn Millionen Quadratmeilen ist deßhalb keine übermäßige Schätzung der Ausdehnung desjenigen Strichs, der an dieser Senkung Antheil hatte.

Der Strich der größten Senkung liegt nahezu in einer nordnordwestlichen Linie, denn wir können sie über die Washington-Insel bis nach der arktischen Küste verfolgen. Die ganze breite Fläche der Senkung hat ziemlich dieselbe Richtung, denn dieß ist der Gang der Gränzlinie zwischen den hohen basaltischen und den niedrigen Korallen-Inseln, und es ist sehr interessant, daß die Richtung der Hauptinselgruppen der Süd-See nahezu dieselbe ist. Der niedere oder Korallenarchipel, die Gesellschafts-, die Schifffahrts- und die Freundschafts-Inseln liegen in derselben allgemeinen Richtung, nämlich von Westnordwest nach Ostsüdost. Es ist hier zu bemerken, daß die Gruppe der Sandwichinseln nicht bloß die sieben oder acht gewöhnlich aufgeführten Inseln enthält, sondern acht oder zehn andere ziehen sich nach Norden hin, wovon einige kleine Felsen-, die andern Korallen-Inseln sind, alle aber augenscheinlich zu Einer Reihe gehören. Ich will nicht gerade behaupten, daß zwischen der Richtung dieser Gruppen und der Senkungsfläche ein nothwendiger Zusammenhang bestehe, aber es hat ausnehmend das Ansehen.

Noch ein Punkt ist beachtungswerth: die Sandwichgruppe besteht aus basaltischen Inseln von verschiedenen Perioden. Die Insel am Nordwestende, Taval, ist augenscheinlich älter als die andern, wie ihre Felsen, ihre Schluchten und ihre zerrissenen Berge anzeigen. Betrachtet man die Inseln von Nordwest nach Südost der Reihe nach, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die vulcanischen Ausbrüche auf diesen Inseln in immer neuere Zeit hereinreichen, je mehr wir von Nordwest nach Südost gehen: gegenwärtig befindet sich der große thätige Vulcan am Südostende von Hawaii, der südöstlichsten Insel. Das Feuer erlosch allmählich von Nordwesten her und brennt jetzt nur noch am südöstlichen Punkt der Gruppe. An den Schifffahrts- und wie ich glaube auch an den Gesellschaftsinseln ist es der umgekehrte Fall: die nordwestlichste Insel erlosch zuletzt. Hängt dieß mit der Thatsache zusammen, daß auch niedrige Inseln sich in großer Zahl nordnordwestlich von den Sandwichinseln und südsüdöstlich an den Gesellschaftsinseln finden? Gibt es irgend einen Fingerzeig hinsichtlich des Charakters der Senkung in diesem Striche?

Die Zeit dieser Veränderungen läßt sich nicht genau bestimmen; eben so wenig wann die Senkung aufhörte, denn sie scheint nicht länger anzudauern. Sie mag in den letztern Theil der Tertiärperiode und die darauf folgenden Zeiten fallen. Ich bin nicht geneigt, weitauseinanderliegende Dinge in Zusammenhang zu bringen, für diejenigen aber, welche eine Gegenschwingung aufzusuchen geneigt sind, will ich bemerken, daß die Tertiärfelsen in den Anden und in Nordamerika seit ihrer Ablagerung sich sehr gehoben haben, und vielleicht hat Amerika während der großen Senkung im stillen Meer eine entsprechende oder noch größere Erhebung erfahren. Warum aber, wenn die Westküste Amerika's sich hob, finden wir keine Korallen an dessen tropischen Ufern, welche solches andeuten könnten? Die starken außertropischen Strömungen des Oceans geben hierauf eine genügende Antwort.

Die Tanghinprobe bei den Malgaschen.

Unter den Malgaschen herrscht der Glaube an Zauberei in sehr starkem Maaße; wenn einer glaubt behext zu seyn, gibt er einigen Hühnern Wasser zu trinken, in welchem er etwas von der Tanghinnuß (cerbera tanghin) geschabt hat; sterben sie daran, so ist dieß ein Beweis, daß derjenige, auf den er Verdacht wirft, ihn bezaubert hat, und dieser muß dann selbst sich der Tanghinprobe unterwerfen, die gewöhnlich mit seinem Tode endigt, doch nicht immer. Leguevel de la Combe erzählt folgende Geschichte: „Der junge Ratef, Sohn eines mächtigen Häuptlings der Ancaye, eines von den Ovas besiegten Volks, war der Freund und Vertraute Radama's, König von Emirne, dem er die Krätze mittheilte, eine bei den Ovas sehr gewöhnliche Krankheit. Die Ombiaschen (Priester), welche den Einfluß des Günstlings auf den König fürchteten, klagten ihn an, er habe einen Zauber auf denselben geworfen, und riethen, ihn dem Tanghin zu unterwerfen. Radama widersetzte sich, aber Ratef, welcher sah, daß er in der Gunst seines Gebieters wankte, beschloß sich der Gerichtsprobe zu unterwerfen. Er war glücklich genug das genommene Gift durch Erbrechen wieder auszustoßen, und so gewann er die Gnade seines Herrn wieder." (Echo du Monde Savant vom 8 October.)

Die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jetzt zu dem Archipel der Philippinen übergehen. Die Gruppe der Sulu-Inseln an dem nordwestlichen Ende von Borneo ist von einer gleichartigen hellfarbigen Bevölkerung bewohnt, die seit langer Zeit zum Islam bekehrt und ziemlich in der Cultur fortgeschritten ist, obwohl sie sich durch ihre Neigung zum Seeraub und ihren verrätherischen Sinn einen übeln Ruf gemacht hat.

Die Einwohner des Reichs Magindanao auf der Insel dieses Namens, so wie die Illanoun, die wegen ihrer Seeräubereien gefürchtet sind, gleichen sehr den Bewohnern der Sulu-Inseln; inzwischen werden in diesen Strichen auch Haraforas gefunden, die zu den mohammedanischen Eingeborenen in demselben Verhältniß stehen, wie dieß in den Molukken der Fall ist. Auf der Nord- und Ostküste dieser großen Insel hat sich der Einfluß des Islam noch nicht fühlbar gemacht, aber hier treffen wir zum erstenmal die spanische Herrschaft und die katholischen Missionäre, die, wie wir gleich beweisen werden, auf das Loos dieser Inselbewohner in derselben Weise einwirkten, wie es anderswo die sogenannten heiligen Islamiten thaten.

Was die eigentlichen Philippinen betrifft, so ist es gewiß, — wie gleich nachgewiesen werden soll, — daß man unter den Eingeborenen dieser Inseln Menschen findet, die zu einer schwarzfarbigen Race gehören und den andern Bewohnern gänzlich fremd zu seyn scheinen; was man aber weiter darüber gemeldet hat, bedarf noch mancher Berichtigungen. Die spanische Herrschaft erstreckt sich nicht über die Küsten dieser Inseln hinaus; die Binnenländer sind von freien Stämmen bevölkert, die wenigstens gegenwärtig fast in keinen Beziehungen zu den Spaniern und ihren Unterthanen stehen, obschon zwischen beiden ein friedlicher Handel getrieben wird, der es begreiflich macht, weßhalb verschiedene dieser freien Völker sich Vasallen der spanischen Krone nennen lassen. Die spanische Geistlichkeit bestrebt sich fortwährend die unabhängigen Stämme zum Christenthum zu bekehren und allmählich die spanische Herrschaft über sie auszubreiten. Wenn diese Bekehrungen, wie dieß wirklich der Fall zu seyn scheint, ohne großen Erfolg bleiben, und die freien durch die Missionäre erzogenen Eingeborenen fast immer sobald wie möglich ihren Lehrern zu entkommen suchen, so liegt die Ursache hievon in der Geistlichkeit selbst, die großentheils aus Eingeborenen besteht, und sich vollkommen in demselben Zustande befindet, wie die sogenannten protestantischen Schulmeister in den Dörfern der molukkischen Inseln.

Was die Stämme an der Küste betrifft, welche der spanischen Herrschaft unterworfen und tributpflichtig und unter den verschiedenen Namen Tagalen, Pampanga, Pagasinan, Iloco, Bisayo u. s. w. bekannt sind, so weiß man im allgemeinen, daß sie mit den hellfarbigen Stämmen im indischen Archipel sehr große Aehnlichkeit haben. Dasselbe ist der Fall mit mehreren unabhängigen Stämmen im Innern der Inseln; sie sind von den Küstenbewohnern, denen sie im übrigen vollkommen gleichen, durch den Einfluß der katholischen Missionäre getrennt, in derselben Art, wie auf Borneo und den Molukken die Dayaks und Alfuren von den Küstenbewohnern durch den Einfluß des Islam geschieden sind. Und wenn man bei diesen letztern gewöhnlich einen größern Unterschied in der Cultur zwischen den bekehrten und den freien Stämmen wahrnimmt, als auf den philippinischen Inseln, so liegt die Ursache darin, daß der mohammedanische Einfluß bereits um viele Jahrhunderte länger

gedauert hat, und daß die Verbreiter des Korans gewöhnlich die katholischen Missionäre an Energie und Eifer übertreffen. Uebrigens sind beide Erscheinungen ganz einerlei Art.

Wir müssen nun untersuchen, ob unter den freien Stämmen in den Philippinen sich Negritos befinden, und hier stoßen wir nun auf die Ausdrücke Negros, Negritos, die, durch die Spanier gebraucht, um verschiedene dieser Völker zu bezeichnen, die Frage genügend zu lösen scheinen. Zuerst müssen wir untersuchen, was die Spanier unter diesem Namen verstehen: sie sind nicht erst seit kurzem in Gebrauch gekommen, sondern im Gegentheil schon lange von spanischen Schriftstellern angewendet. Man kann die gegenwärtige Bedeutung dieser Worte zu Manilla aus einem sehr nützlichen und belehrenden Werk, nämlich aus den statistischen Tabellen ersehen, die im Jahre 1818 von Don Ildefonso de Aragon, Director des topographischen Bureau's zu Manilla, abgefaßt wurden. Sie umfassen außer den spanischen Unterthanen auch die noch unabhängigen, aber bekannten Stämme, welche die spanische Krone als Vasallen betrachtet: unter den Namen dieser Stämme findet man auch die von Negros und Negritos, aber sie werden nie gebraucht, um besondere Stämme zum Unterschiede von andern zu bezeichnen, sondern kommen immer als Collectivnamen vor; so ist es z. B. deutlich, daß in den Ausdrücken „Negros alaguetes“ und „Negros ygorrotes“ das zweite Wort den Stamm andeutet, und daß die Benennung „Negritos del monte,“ wenn man die in den spanischen Colonien gebräuchliche Ausdrucksweise in Betracht zieht, die Leute bezeichnet, die den Missionären entflohen und in die Wälder zurückgekehrt sind. Ferner findet man die Ausdrücke „Negros ygorrotes convertidos, Indios ygorrotes infideles;“ daraus ergibt sich deutlich, daß Negros und Indios zwei Ausdrücke sind, die eine und dieselbe Sache bezeichnen und für die freien Stämme gebraucht werden. Dieß wird auch durch die Angaben der Bevölkerung bestätigt, worin allein diejenigen von freien Stämmen aufgenommen wurden, die durch gute Behandlung gewonnen oder durch Gewalt gezwungen unter Aufsicht der Missionäre sich niedergelassen haben. Diese Angaben umfassen zuerst die Spanier, dann die Mestizen und Tributpflichtigen (die bekehrten Küstenbewohner), die Morenos (Mohammedaner), die Sangleyes (Chinesen) und endlich die Negros. Diese letztern müssen somit alle inländischen Stämme umfassen, während man auf einigen Tabellen Yzorrotes und Ylongotes antrifft, Worte, die vermuthlich dieselbe Bedeutung haben, und auf andern einfach die Worte „convertidos“ und „neofitos.“

Dieß alles beweist zur Genüge, daß die Ausdrücke Negro und Negrito auf den philippinischen Inseln gegenwärtig dasselbe bezeichnen, wie vor 200 Jahren; von jenem Zeitpunkt an waren sie bei den Missionären im Gebrauch eben so wie das Wort „Indio,“ um damit Stämme zu bezeichnen, die noch keine Christen waren; ebenso bezeichnet Valentyn die heidnischen und mohammedanischen Bewohner der Molukken mit dem Namen Neger, ohne damit einen bestimmten Begriff zu verbinden. Es ist also nicht bewiesen, daß diese Ausdrücke nothwendig schwarze Menschen mit krausem Haupthaar bezeichnen. Wenn die Spanier die Bewohner einer der Bisayas (Archipel von St. Lazarus), der die Einwohner den Namen Buglas geben, Negros nennen, so beweist dieß nichts, und wir sind nicht berechtigt diese Inseln als vornehmlich durch Negritos bewohnt zu betrachten.

Die Frage ist also, ob unter den Negros und Negritos die Spanier auf den philippinischen Inseln sich außer den hellfarbigen Stämmen auch solche finden, die schwarz und negerartig sind, wie man in diesen Ländern selbst vorgibt. Chamisso gibt zu, daß er zu Manilla selbst hinsichtlich der ursprünglichen Einwohner, die den Negern gleichen sollten, nichts Näheres habe erfahren können, und daß man sich in dieser Hinsicht in vollkommener Unwissenheit befand. Alles, was er also von ihrem wilden umherschweifenden Leben und von ihren rohen Sitten erzählt, ist somit bloß eine Wiederholung des früher Mitgetheilten, und dieß muß um so eher bei Seite gelassen werden, als jedenfalls diese Behauptungen nicht auf Nachforschungen, die man bei dem Stamm selbst angestellt, begründet sind. Wenn Chamisso erzählt, daß er einige kriegsgefangene Australneger zu Manilla gesehen habe, so ist die Kürze, mit der er sich darüber ausläßt, auffallend, und läßt vermuthen, daß die spanische Sprache ihm nicht sonderlich geläufig gewesen und er sich in den Ausdrücken getäuscht habe. Zugleich aber gibt diese Mittheilung einen Beweis, wie die Erzählungen neuerer Reisenden, die sich begnügen, die Hauptorte eines Landes und ihre Umgebungen flüchtig zu durchwandern, uns nichts Neues lehren können; man muß einigermaßen ins Innere eines Landes vorgedrungen und sich darin eine Zeitlang aufgehalten haben, um etwas mit Sicherheit darüber sagen zu können. Das hat vor einigen Jahren ein französischer Reisender Renouard de St. Croix wenigstens theilweise gethan. Der Zufall verschaffte ihm Gelegenheit, ohne viele Mühe die wichtigsten Mittheilungen und Nachrichten zu sammeln, er wußte aber keinen Gebrauch davon zu machen. Es herrscht in seinen Erzählungen eine große Verwirrung, die wahrscheinlich daraus entstanden ist, daß er mit den genauen, im Lande selbst gesammelten Bemerkungen die Ideen vereinigen wollte, die er sich darüber in Europa gemacht hatte. Nachdem er von den Küsten Luçons gesprochen, behandelt er die wilden Einwohner der Binnenlande, die bei den katholischen Indianern als Barbaren verachtet sind, und durch die Schwäche und Indolenz der Spanier ihre Freiheit und ihre alte Religion bewahrt haben. Sie scheinen zu zwei Volksstämmen zu gehören, die hellfarbigen werden Tinguianen genannt, und die, welche den Negern gleichen, führen den Namen „Negritos del Monte“ oder Ygorrotes, und sind also dieselben, welche Arago bald Indios, bald wieder Negros nennt. Das Bestreben, Sachen, die unvereinbar sind, miteinander in Uebereinstimmung zu bringen, verräth sich hier bereits. Dann folgt eine Beschreibung der Neger, die durch die hellfarbigen Stämme, welche später sich niedergelassen hätten, in die Wälder vertrieben worden seyn sollen; der Verfasser fügt hier bei, daß die Indianer diese Vertriebenen Aëtas nennen, und daß die Spanier ihnen den Namen „Negritos del Monte“ gegeben, er bekennt aber zugleich, daß sie mit dem Namen „Negritos“ auch alle andern Eingeborenen bezeichnen, welche ihre Herrschaft nicht anerkennen. Nachdem er nun von den katholischen Eingeborenen eine ausführliche Beschreibung gegeben, kommt er auf die Aëtas zurück, beginnt dann seine Beschreibung abermals, und theilt endlich andere Einzelnheiten mit, die er augenscheinlich zu Manilla vernommen hat, und welche deßhalb von großem Gewicht sind.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsamer Einfluß von Thierarten. Das Echo du Monde Savant vom 8 Oct. führt einen Fall an, daß eine Pferdestute von einem Quagga belegt wurde und ein getigertes Füllen brachte. Spätere ächte Pferdefüllen wurden gleichfalls getigert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 October 1843.

Nachrichten über Chiwa.

(Russ. Journal für Manufacturen und Handel. April 1843.)

Das eigentliche Chanat Chiwa ist die angebaute Oase auf beiden Ufern in der Nähe der Mündung des Amin oder Amu-Derja. Es gränzt südlich an die Berge, welche beide Ufer dieses Stroms oberhalb der Stadt Pitnäk einnehmen, welche leztere das Südende des Chanats ausmacht; gegen Westen sind längs dem Amu hinab Steppen und Sandwüsten, in denen sich die aus dem Strom abgeleiteten Canäle verlieren, dann folgt die Hochfläche Ust-Jurt; gegen Norden ist der Aralsee und gegen Osten wieder Sand und Steppen. Nach diesen Gränzangaben hat das Chanat etwa 43 geogr. Meilen Länge und 14 in der Breite; aber der Chan von Chiwa sezt seine Gränzen anders an: nach ihm reichen sie am Syr Derja hinauf bis ans Gebiet von Kokand, von da nach dem District Kabakly, welcher Ort halbwegs zwischen Chiwa und Buchara am Oxus liegt und wohin ein chiwanischer Posten von 40 Mann gesendet wird, von da nach der Stadt Merw, wo eine Garnison von 500 Mann steht, und endlich nach der Ostküste des kaspischen Meeres und bis zur Emba. Von den auf diesem Striche nomadisch umherziehenden Stämmen sind einige dem Chan völlig unterworfen, andere stehen bloß unter seinem Einfluß.

Das Chanat ist nichts als ein vom Amu bewässertes Thal; die Ufer sind im allgemeinen nieder und erheben sich nur ein, zwei bis drei Klafter über die Sommerhöhe des Flusses; das Land aber ist mit Ausnahme unbedeutender Erhöhungen und Sandhügel ganz flach. Da das ganze Thal seinen eigenthümlichen Charakter von dem Strom erhält, und die ganze Lebensweise der Einwohner, wie in Aegypten auf dem Nil, ausschließlich auf dem Strom beruht, so verdient derselbe eine besondere Aufmerksamkeit. Der Strom läuft auf seinem Wege durch das Chanat zuerst nordwestlich, und wendet sich dann unterhalb Kungrad gegen Nordosten. Er ist ungemein reißend, und man darf im leichten Trabe reiten, wenn man einem Kahn gleich bleiben will, der ohne Segel und ohne Ruder bloß durch das Wasser sich forttreiben läßt. Seine Breite ist 200 bis 500 Klafter, zur Zeit der Ueberschwemmung aber eine halbe bis anderthalb Stunden. Diese Ueberschwemmungen treten drei- oder viermal des Jahres ein, die bedeutendste Ende Aprils oder Anfang Mai's, an dessen Ende der Strom seine größte Höhe, nämlich eine halbe Klafter und mehr noch über den Ufern, erreicht; hierauf fällt er und tritt in seine Ufer zurück, so daß die ganze Anschwellung nur etwa drei Wochen dauert; im Laufe des Sommers bis zum Herbst steigt er wieder zwei- oder dreimal zu verschiedenen Zeiten, und manchmal selbst im Winter. Alle diese Ueberschwemmungen aber sind unbedeutend gegen die erste. Troz des reißenden Laufes ist die Schifffahrt auf dem Strome leicht, und die Schnellen oder vielmehr die Stromengen, welche den Lauf beschleunigen, hindern die Schifffahrt nicht. Furten gibt es keine; der Boden, welcher aus herabgeschwemmten Sand und Schlamm besteht, ist sumpfig. Das Wasser ist gesund, obwohl etwas trübe; der herabgeschwemmte Schlamm ist dunkelgrau und ziemlich zäh, hat aber nicht die Eigenschaften des Nilschlamms, den Boden zu befruchten, und wenn die Chiwaner die Canäle reinigen, werfen sie den Schlamm entweder am Ufer auf oder führen ihn nach ihren Wohnungen, um durch die Aufschüttung diese vor der Ueberschwemmung zu sichern. Die Masse des Schlammes, welche der Strom herabführt, ist ungeheuer, so daß die Canäle davon jährlich eine Elle tief und darüber angefüllt werden.

Von solchen Canälen und natürlichen Wasserläufen sind beide Ufer des Amu Derja in allen Richtungen durchschnitten: sie sind 10 bis 35 Klafter breit, nehmen aber von oben nach unten an Breite ab. Die Tiefe hängt von der Oertlichkeit ab, im allgemeinen aber sind die Canäle des rechten (östlichen) Ufers tiefer, weil der Boden höher ist; manchmal erreichen sie eine Tiefe von 3 Klaftern. Die Canäle werden in der Art gegraben, daß ihr Grund gegen 2 Ellen tiefer ist, als die Wasserhöhe des Amu an der Einmündung. Außer den gewöhnlichen Canälen finden sich nach der Aussage der Gefangenen *) auf dem linken (westlichen) Ufer noch Spuren alter Flußläufe. Der erste heißt bei den Eingebornen Dou-dan, der zweite Kun-

*) Aus den Berichten der vor einigen Jahren auf freien Fuß gestellten russischen Sklaven scheinen diese Angaben zusammengestellt. A. d. U.

derja-lyk, was „altes Flußbett" bedeutet; beide haben ihre Richtung gegen Westen oder nach dem caspischen Meere und bestehen aus einer fortlaufenden Reihe bedeutend großer Gruben, welche den feinsten feuchten Sand enthalten; diese Flußbettspuren liegen tiefer als der Horizont, denn die Einwohner leiten bei einer sehr starken Ueberschwemmung das überflüssige Wasser aus den benachbarten Canälen dahin ab. Außerdem findet man noch in der Nähe des sogenannten chanischen Dammes eine breite Spalte, in welche manchmal das Wasser eindringt; diese Spalte theilt sich an einem Wald in mehrere Zweige, welche nach Alt-Urgendsch laufen, sich hier wieder vereinigen und in den Kun-derja-lyk fallen sollen; vermuthlich war also dieß auch einst ein Arm des alten Amubettes, und Wasserman gelhat, nach der allgemeinen Ansicht der jetzigen Einwohner, den Verfall von Alt-Urgendsch herbeigeführt.

Seen gibt es viele, namentlich an der westlichen Gränze des Gebiets und im Norden auf der Strecke von Alt-Urgendsch nach dem Aralsee. Diese Seen stehen unter einander durch Wasserläufe in Verbindung, füllen sich aus den Canälen, und wenn das Wasser im Strome steigt, steigt es auch in den Seen; sie sind mit Schilf und Rietgras bewachsen. — Wälder gibt es im Chanat sehr wenig, und der Mangel an Holz ist äußerst fühlbar. Schwarze Pappeln und rothe Rüstern wachsen hier und da in Wäldchen, namentlich auf dem östlichen Ufer gegen Norden; weiter gegen Süden ist aber sehr wenig Holz, und die Chiwaner pflanzen für ihre Nothdurft Bäume längs den Canälen und in den Gärten; unterhalb der Oase gegen Osten und auf beiden Ufern des Flusses wächst etwas Wald, wird aber fortdauernd zu Bauholz, Brennholz und Pottasche stark gelichtet.

Der Boden im ganzen Umfang der Oase besteht aus einem rothgrauen, sehr zähen Thon, der stellenweis eine halbe bis eine Elle hoch mit weißem und gelbem Sande bedeckt ist: Humus ist sehr wenig, Salzlacken aber sehr viel da. Das vom Amu-Derja bewässerte Land ist im allgemeinen gut angebaut, mit einer Menge von Bäumen bepflanzt, und wenige Stellen sind unangebaut und unbewohnt. Die Canäle und Rinnsale des linken Ufers, welche oberhalb der Stadt Chodsell aus dem Strome abgeleitet sind, haben namentlich in ihrem oberen Theil einen raschen Lauf, so daß die zur Zeit der Ueberschwemmung darauf fahrenden Boote dem gewöhnlichen Schritt eines Mannes gleichkommen. Die Richtung der Canäle geht nach Westen und Nordwesten, da das linke Ufer eine natürliche Neigung nach dem kaspischen Meere hat, und diese Neigung muß, nach dem Lauf des Wassers in den Canälen zu schließen, sehr bedeutend seyn; weiter unterhalb auf der Strecke zwischen Urgendsch und Kitngur steigt es gegen das mit Wald bewachsene Land etwas an, und läßt kein Wasser durch, weßwegen sich denn hier eine große Menge Seen finden, welche nach dem Fallen des Wassers im Amu sich zum Theil in den Aralsee ergießen. Etwas weiter nach Nordosten steigt dann die Hochfläche Ust-jurt an, deren Südostabhang nach dem Strom und dem Aralsee zu gerichtet ist. Die Canäle auf dem rechten Ufer des Amu haben einen schwachen Lauf, und auch diesen nur zur Zeit der Anschwellung; hier sind auch die Canäle tiefer, was beweist daß das rechte Ufer höher als das linke ist. Alle diese Umstände beweisen, daß von dem Unterlauf des Amu-Derja aus eine natürliche Neigung nach dem caspischen Meere vorhanden ist, und daß deßhalb der Strom ehemals dahin fließen konnte.

Der ehemalige chiwanische Sklave, Kosma Schmeiek, berichtet daß im Jahre 1834 während der Ueberschwemmung das Wasser in das alte Rinnsal bei Alt-Urgendsch mit solcher Macht gedrungen sey, daß man bei letzterer Stadt eine Fähre errichten mußte. Dieß wäre ein ziemlich starker Beweis, daß einst der Amu seinen Weg nach dem caspischen Meere genommen. Die Sage über diesen frühern Lauf ist bei den Chiwanern und den am östlichen Ufer des caspischen Meeres nomadisirenden Völkern allgemein, und an Ort und Stelle finden sich so viele Beweise und Spuren davon, daß diese Völker an der Richtigkeit der Sage nicht im mindesten zweifeln. Das erste ist die merkliche Neigung des linken Ufers des Amu-Derja nach dem caspischen Meere, ferner die alten Spuren dieses Flusses in den Betten Doudan und Kun-Derja-lyk. Weiterhin in der Steppe finden sich ebenfalls sehr merkliche Spuren, z. B. beim Brunnen Bim-Deschik ein altes hundert Klafter breites und fünfzehn Klafter tiefes Strombett; Murawieff überschritt zweimal Flußbetten, von denen die Eingebornen das südliche Engüdsch, das nördliche Uss-Boi nannten; auf dem Grunde eines dieser Betten fand sich ein ganz anderer Boden als in der Steppe. Spuren von Wasserleitungen finden sich in der Nähe des alten Flußbettes, 40 geographische Meilen von dem balchanischen Meerbusen; also war auch hier einst Wasser. Trümmer von Festungswerken liegen in der Nähe dieser Betten, und andere Trümmer auf dem Ust-jurt, wo vermuthlich Karawanserais standen, beweisen daß auf der öden Steppe einst ein blühender Handel getrieben wurde. Diese Gebäude waren nicht von Lehm aufgeführt, sondern von gebranntem Backstein oder festen Steinen; sie rühren also von einem gebildeten Volk her, das über bedeutende Mittel gebot. Hiezu kommt, daß der Aralsee nicht unbedeutend höher liegen muß wie das caspische Meer.*)

Wenn man fragt, wie es möglich war daß ein so raschfließender großer Strom, wie der Amu-Derja, sich verlieren konnte, so ist die Antwort nicht sehr schwer. Die noch vorhandenen Trümmer und Wasserleitungen auf beiden Seiten dieses Flusses, in großer Entfernung von den jetzigen Ufern, beweisen, daß er in eine zahllose Menge Canäle zerstückelt war, die den Hauptstrom bedeutend schwächen und die Raschheit seines Laufes vermindern mußten; der Schlamm, welcher jetzt noch von dem Flusse in solcher Menge herbeigeführt wird, daß jährlich die Canäle um eine Elle hoch und darüber dadurch aufgefüllt werden, mußte allmählich auch die Mündung des Flusses verstopfen. Solange hier ein betriebsames, thätiges, mit Ver-

*) Die umständliche Beweisführung hierüber ist zu weitläufig als daß wir sie mittheilen könnten, auch scheint sie uns nicht ganz schlußfest, und neuere Angaben über die Niveauverschiedenheit des schwarzen und caspischen Meeres, wo man viel mehr Gelegenheit hatte Messungen anzustellen, machen derlei Schätzungen allzu unsicher. Wir bemerken daher bloß, daß der Verfasser die Niveauverschiedenheit zwischen 117 und 170 Fuß setzt.

stand und Festigkeit geleitetes Volk baute, und alle Canäle und Rinnsale — eine, wie wir unten sehen werden, sehr lästige und mühsame Arbeit — jährlich ausräumte, war auch das Bett des Hauptstroms vor der Verschlammung geschützt. Aber innerer Unfriede, Neid der Handelsstädte unter einander, und lange äußere Kriege machten die Anstrengungen der Einwohner ungenügend; der wilde Strom verstopfte die Canäle, die Schifffahrt auf denselben hörte auf, der Ackerbau verschwand und das bisher volkreiche Land verlor unvermeidlich alle Lebenskräfte. Dieß ist die Folge der eigenthümlichen Localität. Man kann annehmen, daß die Epoche der Blüthe dieses Landes in die Zeit der Macht und Bildung der Araber fiel, wo das griechische Reich noch bestand, und der Handel der italienischen Städte aufzublühen begann; der Herrscher von Chowaresmien Mohammed konnte im 12ten Jahrhundert 400,000 Krieger gegen Tschingis-Chan aufstellen, aber dieser Mann, der halb Asien erschütterte, der alles was den Stempel der Cultur, der Kunst und Bildung trug vernichtete, der Millionen Volks hinschlachtete und ein wahres nomadisches Reich begründete, konnte er wohl ohne Einfluß auf dieses Land und damit auch auf den Lauf des Amu-Derja bleiben? Man kann auch eine zweite minder entlegene Periode annehmen, als nämlich Tschingis-Chans Reich in viele Theile zerfiel, die Tataren anfingen, sich ansässig zu machen, und die Reiche Kasan, Astrachan u. s. w. entstanden; konnte damals nicht auch das Reich Chowaresmien sich neu begründen, aber auch durch neue Eroberer, vielleicht die türkischen Stämme, ein gleiches Loos, wie unter Tschingis-Chan erfahren? Unsere historischen Nachrichten über dieß Land sind gänzlich unbedeutend und fabelhaft, sicheres wissen wir sehr wenig. Aus den noch vorhandenen Trümmern aber können wir einen Schluß auf die ehemaligen Handelsstraßen machen, vielleicht die Zeit der Gründung einiger Städte erforschen und ihre Unterhaltsmittel kennen lernen um sie für die jetzigen Städte zu benützen. Gefangene versichern, daß auf den Trümmern des alten Urgendsch sich Inschriften befanden, und daß es daselbst alte Münzen gebe. Wir haben keine nähern Nachrichten darüber; wenn es aber sich bewährt, daß der Amu einst ins kaspische Meer floß, so nahm diese Stadt ohne Zweifel einen der wichtigsten Handelspunkte ein, und die Bewohner von Neu-Urgendsch, die aus dem alten herübersiedelten, haben den betriebsamen Geist ihrer Vorfahren bewahrt. Jetzt, wo die Regierungsform der Inachs, welche nach dem Tode des einen Herrschers das Erbe unter seine Söhne theilten, abgeschafft ist, hat Chiwa nach dem Zeugniß der Gefangenen in dreißig Jahren seine Bevölkerung und seinen Anbau fast verdoppelt, und eine Menge neuer Canäle gegraben. Einer dieser Canäle, welcher den Namen Schawat führt, hat jetzt eine Länge von mehr als 20 geographischen Meilen, und von seinem Ende aus sieht man den noch erhaltenen Thurm des alten Urgendsch. Verständen die Chiwaner sich auf ihren Vortheil, so würden sie ihre Ansiedlungen nach dem kaspischen Meere hin ausdehnen, und dann könnten sie die gesunkene Industrie und Handelsthätigkeit ihres Staates wieder erneuern.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Alterthümer.

Comités für Erhaltung von Alterthümern breiten sich rasch über Frankreich aus, und haben schon die wohlthätigsten Wirkungen gehabt; eine allgemeine Reaction zu Gunsten der Künste und der Ueberreste des Mittelalters bereitet sich vor, und neue Gefühle der Achtung für die katholische Kirche werden genährt. Thaten des Vandalismus und selbst der archäologischen Unwissenheit nicht mehr geduldet. Eines der bedeutendsten Zeichen dieses neuen Geistes ist der Fortschritt in der Wiederherstellung der Kirche Notre Dame in Paris. — Eine Commission wurde kürzlich von dem Präfecten des Aisne-Departements niedergesetzt, in welchem die alte Kathedrale von Laon aus dem 13ten Jahrhundert, das ungeheure Schloß der Familie Coucy aus dem 14ten und die prächtige Kirche von Notre Dame de Liesse näherer Untersuchung und Ausbesserung bedürfen. Die große Monographie der Kathedrale von Chartres, welche von dem Centralcomité in Paris herausgegeben werden soll und 9 Jahre erfordert, wird prachtvoll ausgeführt. Das Comité historique des Arts et Monuments vollendet gegenwärtig ein Werk über die Verzierungen der Kirchen und anderer religiösen Gebäude. Das Pflaster der Kathedrale von Amiens wird gegenwärtig mit einem Aufwand von nahe an 100,000 Fr. völlig wieder hergestellt. Es war im Mittelalter verziert worden mit einem merkwürdigen in der Mitte des Schiffes in Stein ausgearbeiteten Labyrinth, so wie mit zahlreichen Inschriften. Ein Privatmann dieser Stadt, Hr. Goze, hat sich erboten, diesen Theil des Werkes auf seine Kosten wieder herzustellen. — Ein Museum für Nationalalterthümer wurde in einem der Säle des Stadthauses zu Saintes im Westen Frankreichs errichtet, und zahlreiche Beisteuern von localen Kunstgegenständen, römischen sowohl wie mittelalterlichen, sind bereits eingegangen. Das historische Comité zu Bordeaux breitet den Geschmack an den nationalen Alterthümern und die Kenntniß derselben im Westen und Südwesten aus. (Litt. Gaz. vom 14 Oct.)

Die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel.

(Fortsetzung.)

Die Stämme, die seiner Angabe nach Neger sind, leben in Wäldern auf beinahe unersteiglichen Bergen, von wo aus sie die benachbarten Missionäre bekriegen, weil sie nicht wollen, daß spanische Unterthanen bei ihnen Holz schlagen, und manchmal als eine Art Tribut etwas Tabak von ihnen verlangen, den sie leidenschaftlich lieben. Man hat sich einiger dieser Wilden bemächtigt und suchte sie zu bekehren, sie sind aber immer wieder entkommen. Die Missionäre haben die Gewohnheit den Eltern ihre Kinder abzukaufen und diese allmählich zu unterrichten nach der Weise der bekehrten Indianer zu leben, was ihnen um so leichter gelingt, als diese Aëtas dieselbe Sprache sprechen, wie die übrigen Einwohner. Ihre Anzahl soll nach dem genannten Schriftsteller etwa ein Drittheil der bekehrten Eingeborenen ausmachen, und da diese Zahl auf 1,483,500 angegeben wird, müßte die der Aëtas etwa eine halbe Million betragen.

Es ist deutlich, daß die Aëtas, über welche er einiges Nähere mittheilt, was er von den Missionären erfuhr, kein Negerstamm sind, sondern wahrscheinlich hellfarbige Stämme, die zur Zeit der Festsetzung der spanischen Herrschaft nach dem Innern vertrieben wurden, was sich klar aus der von ihm angeführten Verwandtschaft der Sprachen ergibt. Dieselbe Verwirrung herrscht in den andern Mittheilungen dieses Schrift-

stellers, woran sein Mangel an kritischem Urtheil schuld ist. Dieß fällt namentlich auf, wo er von der Landschaft Ylocos spricht, in welcher er vor seiner Abreise nach China eine Zeitlang verweilen mußte. Auch hier sind bloß die Küsten der spanischen Herrschaft unterworfen, obgleich es den Missionären geglückt ist, einen Tribut von den nächst gelegenen Dörfern in den Bergen zu erheben, unter dem Beding, daß man sie nicht zum Christenthum zu bekehren suchen solle; sie treiben einen friedlichen Handel mit den bekehrten Indianern, bei welchen sie somit vollkommen bekannt sind. Nachdem St. Croix die Landschaft Cayagan beschrieben, theilt er wichtige Einzelnheiten über die unabhängigen Stämme mit, die in den Bergen wohnen, und welche er Tenguianen, Ylongoten und Ytalonen nennt, und endlich erzählt er, daß die Einwohner von Ylocos in ihren Bergen fünf verschiedene Menschenclassen zählen, nämlich die Aëtas, die er noch immer für Neger hält, die Indier, die den Missionären entflohen sind, um keine Abgaben zu bezahlen, und die sich mit den Bergvölkern vereinigt haben; ferner die Malayen, die erst in spätern Zeiten hier ankamen und aus Mohammedanern von Sulu und Magindanao bestehen, viertens Chinesen und fünftens Japanesen, Abkömmlinge von Schiffbrüchigen zu verschiedenen Zeiten; indeß ist von diesen beiden letztern Völkern das Daseyn der Chinesen allein geschichtlich bewiesen.

Jedenfalls können die Aëtas unmöglich Neger seyn, und doch kommt der Verfasser auf die Aëtas mit krausem Haar, die sich auch Ygorroten nennen, fortdauernd zurück. Er behauptet, daß sie von den hellfarbigen Stämmen des Innern verschieden seyen, und fügt bei, daß sie dieselbe Sprache wie die letztern sprechen, daß sie mit Gold handeln, in ihrem Verkehr mit den Spaniern sehr listig und verschlagen sind und das Gold zu verfälschen wissen. Dieß sind Besonderheiten, die sich schlecht vereinigen lassen mit der angeblichen Rohheit der Negerstämme, die der Verfasser mehrmals beschreibt, und die viel besser auf ganz verschiedene Völker passen würden. Was den Namen Ygorroten betrifft, so theilt uns der Verfasser hierüber folgendes Nähere mit, was uns wahr und gegründet erscheint. Die Indier nennen Ygorrotes oder Negritos die unabhängigen Wilden in den Bergen von San Mattheo, deren Gipfel sich drei Meilen nordöstlich von Manilla erheben und wo an dieser Seite die spanischen Besitzungen endigen. Die Bewohner von San Mattheo vertauschen ihren Reis gegen den Jagdertrag der unabhängigen Bergbewohner. St. Croix vernahm, daß diese Ygorroten Tagalisch sprachen, einige Kenntniß vom Landbau hatten und im allgemeinen mit den hellfarbigen Stämmen an der Küste viel Uebereinstimmendes hatten. Da nun diese Thatsachen mit der Theorie, die er sich a priori festgestellt hatte, nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren, sucht er sich durch die Annahme zu retten, daß diese Ygorroten nicht derselben Art seyen, wie die aus der Umgegend von Mariveles, von welchen alsbald die Rede seyn soll. Aber sie gleichen ohne Widerrede in allem den andern malayischen Stämmen der Insel, und der Irrthum, in welchem sich der Verfasser befindet, kommt allein davon her, daß sie damals, wie noch gegenwärtig, von den Spaniern bald Indier, bald Neger genannt werden.

Die Frage, ob sich unter den unabhängigen Stämmen von Luçon Neger finden, ist durch die obigen Angaben nicht gelöst, und wenn jemand sie verneinend beantworten wollte, so würde er in gewisser Beziehung Recht haben. Ich glaube indeß doch, daß man die Sache als ziemlich ausgemacht ansehen kann. Die hellfarbigen Stämme sind von einander in Farbe und Haar, — die beiden Kennzeichen, durch die man alles entscheiden zu können meint, — dermaßen verschieden, daß man über ihre Verwandtschaft beim Anblick eines einzelnen Individuums nicht absprechen kann. Wenn wir die Mittheilungen Chamisso's und einiger anderer, die nicht von Hörensagen schreiben, bei Seite setzen, finden wir andere, deren Zeugniß das Daseyn einer dunkelfarbigen Menschenrace mit sehr geringeltem, wenn nicht krausem Haar zu beweisen scheinen. St. Croix erzählt, daß in den Wäldern des Berges Mariveles, der sich ganz isolirt nördlich von dem Eingang der Bay von Manilla in der Landschaft Balangos erhebt, Aëtas leben, von denen er einige bei dem Alcaden sah. Ihre Leidenschaft für Tabak ist unbegränzt, und einige der Gewandtesten unter ihnen bringen öfters dem Alcaden Hirsche, die sie auf der Jagd getödtet haben, und dagegen schenkt ihnen der Alcade Tabak. Es sind ächte Aëtas und sie haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Negern von Neuguinea. Crozet, der im Jahre 1772 Mariveles besuchte, sah einige dieser Waldbewohner, die er beschreibt als „dunkelschwarze Menschen mit krausem Haar, klein von Gestalt, aber kräftig, musculös und von häßlichen Zügen; ihre ganze Kleidung besteht in einem Gürtel von Baumrinde, Armbänder von Federn vorn an der Hand, einen Köcher voll Pfeile auf dem Rücken und einen Bogen in der Hand.“ Einen noch stärkern Beweis liefert Bennet, der während seines Aufenthaltes in den neuen Hebriden dort Stämme sah, die den Negern glichen; zu Manilla traf er einen der Neger aus dem Innern, stark, aber nicht klein von Gestalt, übrigens in seinem äußern Ansehen in jeder Hinsicht den Eingeborenen der Insel Erromanga, einer der Hebriden, gleichend. Alle diese Thatsachen scheinen das Daseyn eines Stammes zu beweisen, der von den hellfarbigen Stämmen durchaus verschieden ist; nur Schade, daß wir aus den bisherigen Angaben nicht entnehmen können, worin der Unterschied eigentlich besteht und in welchem Verhältniß die Stämme zu einander stehen. Dazu können wir denn auch nur durch eine genaue Untersuchung dieser sogenannten Neger gelangen. Aus den oben besprochenen Berichten ergibt sich indeß zur Genüge, daß die dunkelfarbigen Menschen auf den philippinischen Inseln, deren Daseyn bis jetzt noch allein auf der Insel Luçon nachgewiesen ist, sehr selten sind, und daß man Kriegsgefangene, die dazu gehören, zu Manilla als Seltenheiten betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Flandins Sendung nach Ninive. Die interessanten Entdeckungen, welche der französische Consul Botta daselbst gemacht hat, veranlaßten die Akademie der Inschriften, das Ministerium zu bitten, ihm einen Zeichner zuzusenden; dieß ist jetzt geschehen, und nach dem Moniteur vom 4 October ist Hr. Flandin, der vor einigen Jahren eine ähnliche Mission in Persien erfüllt hatte, an den Ort seiner Bestimmung abgereist.

Stoddart und Conolly. Die Hoffnung, daß diese beiden Männer trotz der eingelaufenen Nachrichten immer noch am Leben seyen, ist in England noch nicht erloschen, und am 11 Oct. fand eine Versammlung statt, um die Mission Dr. Wolffs zu befördern. Letzterer, so wie Capitän Grover, der durch eine kleine Schrift zu dem Unternehmen aufgefordert, setzten die Gründe auseinander, weßhalb sie glaubten, daß die beiden Offiziere nicht hingerichtet worden seyen. Unter der Zuhörerschaft schien indeß der Glaube minder stark, denn eine Collecte brachte nur wenige Pfund ein. (Litt. Gaz. vom 14 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1843.

Ein Camp-Meeting in Illinois.

Der Unsinn dieser Camp-Meetings, welche in frühern Jahren dieser Blätter öfters erwähnt wurden, scheint ohne alle Milderung fortzuwüthen, wie überhaupt religiöser Wahnsinn fort und fort üppig in Amerika gedeiht. Die Deutschen in Ohio sollen weit vernünftiger seyn, während die Engländer in Schaaren dem Betrüger Joe Smith, dem Haupt der Mormonen in Nauvoo zulaufen.*) Nachstehende Beschreibung ist einem Briefe aus Rushville in Illinois vom 14 August d. J. entnommen und lautet folgendermaßen.

„Etwa eine Stunde von Rushville findet ein Camp-Meeting in einem Walde statt; die Prediger begannen ihre Arbeiten seit vergangenem Mittwoch den 9ten dieß, und Mdme. N. (eine Bekannte des Briefstellers) ist seit dieser Zeit dort gewesen, „zigeunernd," wie man sich ausdrücken möchte, wäre nicht der Ausdruck zu zart für das Leben in einem Waldlager. Indeß sie war einmal dort, Tag und Nacht, und jetzt schläft sie auf Stroh in einem Schuppen, der aus einigen Brettern und Tüchern ohne Thüren und Fenster aufgerichtet ist. Mehrere Prediger, wandernde und andere, sind versammelt, predigen, beten, ermahnen und singen mit kurzen Unterbrechungen vom Morgen bis zum Abend. Gestern wurde das Abendmahl ausgetheilt vor einer erhöhten Platform, auf der die Prediger standen, und eine Menge Anwesender empfing es knieend mit so großer Feierlichkeit, als die Umstände zuließen. Da ich hörte, daß der Geistliche J. S. hier in der Nacht predigen sollte, so ritt ich gegen Abend hin; der Raum war erhellt von etwa einem Duzend Lampen, die an den Bäumen hingen, vom Monde und zwei Planeten, die ihr Licht mit großem Glanze durch die Blätter warfen, und von Myriaden von Leuchtkäfern. Nach Gebet und Singen trat Hr. S. auf und redete eine aufmerksame Versammlung von etwa tausend Personen an, die theils auf dem Boden kauerten oder lagen, theils auf Bänken saßen, die aus bloßen über Baumstumpen gelegten Brettern bestanden. Sein Text war Evang. Johann. 15, 1: „ich bin der ächte Weinstock," und ich war betroffen über den Ausbruch von Beredsamkeit, wie ich ihn nie zuvor weder auf der Kanzel noch außerdem vernommen hatte. Seine Sprache war ausnehmend rein und fließend, mit Bildern und Citationen aus der heiligen Schrift, wie aus Profandichtern, ausgeschmückt, und mit einer Kraft der Stimme gesprochen, welche die entferntesten Theile des Lagers durchdrang. Die ganze Rede war durchaus poetisch und ich möchte sagen in reimlosen Versen gesprochen; bei vielen Stellen ertönte lauter Zuruf der Versammlung. Er predigte nahezu anderthalb Stunden, und schloß endlich ganz erschöpft. Nach der Predigt kamen abermals Gebete, abermals Ermahnungen und Singen, begleitet von lautem, unablässigem Geschrei der Versammlung und der Prediger, welche die Sünder zur Bekehrung ermahnten; bald kamen auch mehrere „Trauernde," wie man jetzt die neuen Bekehrten nennt, hervor, und warfen sich unter lauten Klagen, Thränen und Schluchzen auf die Erde nieder; einige der Geistlichen sprachen ihnen Trost zu, während andere mit Stentorstimmen noch mehr Trauernde anfeuerten. Diese Scene dauerte bis Mitternacht, und war nicht wenig gewürzt durch den unablässigen Chor von Fröschen, Grillen u. s. w., die einen Lärm erregten, daß man sich keine Vorstellung davon machen kann. Eines fiel mir bei dieser Versammlung besonders auf, nämlich die große Anzahl von Kutschen und Reitpferden außerhalb des Lagers — denn wie es scheint, geht Niemand zu Fuß, und viele kommen aus bedeutenden Entfernungen her — so daß der Umkreis des Lagers einem Pferdemarkt gleicht."

*) Nach den neuesten Nachrichten aus Amerika vermehrt sich die Zahl der Anhänger Smiths täglich, und die Zuzügler aus England sind großentheils Leute von Vermögen.

Nachrichten über Chiwa.

(Fortsetzung.)

Das Klima von Chiwa ist im allgemeinen gesund; von Krankheiten herrschen nur hitzige und kalte Fieber, namentlich im Sommer, was man dem unmäßigen Genuß von Melonen zuschreibt. Locale ansteckende Krankheiten, Pest u. dgl. kennt

man nicht; nur die Cholera drang im J. 1829 auch nach Chiwa und dauerte geraume Zeit. *) Das Volk ist im allgemeinen gesund und lebt lange, hundertjährige Leute sind nichts seltenes. Der Winter beginnt gewöhnlich im November und dauert bis zum Februar, auch wohl länger; die Kälte ist heftig, so daß der Amu gewöhnlich 1/4 bis 3/4 Ellen dick zufriert; manchmal thaut er in der Zwischenzeit einmal auf, doch kommt es auch vor, daß er gar nicht zufriert. Schnee fällt wenig, und bleibt einige Stellen ausgenommen nicht lange liegen, höchstens drei oder vier Tage, so daß es nie eine eigentliche Schneebahn gibt. Regen und Hagel fallen selten, auch Gewitter sind nicht häufig, obgleich Sturmwolken im Frühjahr und Herbst häufig und auch manchmal im Sommer sich zusammenziehen; die Winde, besonders Nord- und Westwinde sind namentlich im Frühjahr sehr heftig, und bei solchem Wind fällt dann auch starker Thau, sehr wenig aber bei Ost- und Südostwind. In der letztern Zeit beklagten sich die Chiwaner, daß ihr Klima rauher werde.

Die Bewässerung ist, wie man sich denken kann, eine wichtige Angelegenheit in diesem Lande; am Ufer des Stromes wird ein Wall aufgeworfen, um das Wasser nur an den Canälen hereinzulassen; auch längs der Canäle ist, wo es irgend nöthig befunden wird, eine solche Brustwehr angelegt. Die zwölf Hauptcanäle heißen chanische, aber von diesen läuft eine Menge nur 4 bis 5 Klafter breiter Seitencanäle, welche allgemeine oder weltliche genannt werden, aus, und jeder Grundbesitzer führt nun auf seine Felder nach Bedürfniß besondere Canäle und Gräbchen. Wo es nöthig ist Wasser auf die Felder hereinzulassen, wird das Ufer entweder durchschnitten, oder man macht Oeffnungen darein, um Röhren einzuschieben, und da jeder Feld- oder Gartenantheil von solchen Canälen und einem aufgeworfenen Wall eingeschlossen ist, so kann jeder das Wasser ohne Schaden des Nachbars auf sein Feld hereinlassen. Indeß werden diese Wälle sowohl vom Strom selbst als von den Canälen manchmal durchbrochen oder das Wasser sickert durch, überschwemmt zur Unzeit die Felder, und richtet oft die ganze Ernte zu Grunde. Wenn ein solcher Fall eintritt, daß ein Wall auch von den chanischen Canälen oder gar am Strom selbst durchbricht, so laufen sogleich alle Nachbarn herbei, um den Schaden wo möglich wieder auszubessern — eine Arbeit, in welcher sie durch viele Uebung große Geschicklichkeit erlangt haben. Bei starkem Anwachsen des Stroms werden auch an gefährlichen Orten Wachen ausgestellt, man versieht sich zum voraus mit Schaufeln und allen sonst nothwendigen Dingen, und es wird sogleich Befehl gegeben, alle Canale der Privaten zu verstopfen, um die Zahl der dem Durchbruch ausgesetzten Punkte zu vermindern. Zugleich werden alle Lücken, welche nach den alten Flußbetten, dem Don-dau und Amu-Derja-lyk führen, geöffnet. Die Hauptcanale werden jeden Herbst verdämmt, damit sie sich im Winter weniger verschlammen.

*) Sie wurde aus Persien mitgebracht durch die Truppen des Chans, die auf Plünderung dahin gezogen waren; der größte Theil derselben erkrankte und starb auf dem Rückweg.

Die chiwanische Hauswirthschaft macht es nöthig, daß die Felder in der Nähe der Wohnungen seyen, und namentlich die Bewässerung erfordert eine stetige Aufsicht. Dieser Umstand veranlaßte die Chiwaner zu ganz abgesonderten Wohnungen. Grundeigenthümer, die ein großes Stück Land besitzen und viele Sklaven halten, gibt es wenige; die meisten bearbeiten nur ihr Stück Feld selbst mit ihren Familien oder höchstens mit einem oder zwei Sklaven. In diesen vereinzelten Höfen wohnen zwei auch drei Eigenthümer, meist Verwandte, nur in der Nähe der bedeutendsten Städte finden sich manchmal 20 bis dreißig Höfe an Einer Stelle vereinigt. So ist der größte Theil der Bevölkerung vereinzelt und zerstreut, und die Leute siedeln sich meistentheils längs der Wasserleitungen und Canäle an. Um die einzelnen Wohnungen, so wie die Städte und Dörfer gegen Ueberschwemmung zu schützen, schüttet man, wo sie nicht an hochgelegenen Orten aufgeführt sind, Erddämme von einer Elle und darüber auf; jeder, der sich frisch an einem Ort ansiedeln will, bittet seine Nachbarn um Beistand, um den Erdaufwurf herzustellen, wenigstens an der Stelle, wo das Haus selbst steht. Fast jeder führt dann um Haus und Hof her eine Lehmmauer auf von ein halb Klafter Dicke und ein, zwei und mehrere Klafter Höhe. Das Ganze zerfällt in zwei Theile: in dem vordern nach dem Wege oder Canale hin, wird ein Haus aufgeführt für Fremde, für Pferde und anderes Vieh, so wie zur Unterbringung der nöthigen Geräthschaften; im hintern Theile steht das Haus für den Eigenthümer, seine Familie und für die Kornvorräthe, welche, wenn die Stelle etwas hoch liegt, in Gruben untergebracht werden.*) Die Häuser sind aus Thon, nur etwa 2 Klafter hoch; das Dach ist flach, oben werden Schilfbündel aneinander gebunden und diese mit Thon beschüttet und festgestampft; doch wird im Dach eine Oeffnung gelassen, um den Rauch hinaus und das Licht herein zu lassen. Im Innern ist das Hausgeräth aufgestellt, fast wie in den kirgisischen Kibitken; an der Wand dem Eingang gegenüber stehen Kisten und hängen die Kleider, an den Seiten ist das Hausgeräth und in der Mitte die Grube zum Feuer; auf der Erde sind Teppiche und Matten ausgebreitet, hinten an dem Hause oder auf den Seiten ist der Garten. Längs der Canäle und Gräben werden Bäume gepflanzt und sorgsam unterhalten.

Die chiwanischen Städte sind nichts anders als eine gewisse Zahl solcher Häuser oder Höfe, ohne Plan durch einander gebaut; die Straßen sind krumm und so eng, daß zwei Wagen nur schwer, an manchen Stellen gar nicht einander ausweichen können. Fast jede Stadt hat bedeutende Vorstädte, in denen vortreffliche Gärten angelegt sind. Von den Städten sind die bedeutendsten:

Chiwa, die Residenz des Chans, mit einer Lehmmauer

*) Diese Gruben legt man mit Stroh aus und die Wände werden mit Schilf bekleidet, das, wenn das Getreide aufgeschüttet ist, oben zusammengebogen wird; dann legt man noch einmal Stroh darauf und schüttet endlich Erde darüber; wo aber die Stelle nicht sehr hoch ist, leidet das Getreide gewöhnlich durch die Feuchtigkeit.

umgeben, welche vier Klafter dick und zwei Klafter hoch ist und etwa eine Stunde im Umfang hat. Neben der Wohnung des Chans ist sein Arsenal und seine Artillerie; in der Stadt finden sich etwa zehn aus Backsteinen aufgeführte Moscheen. Chiwa hat weitläufige Vorstädte mit einer Menge Gärten. Die Umgebungen sind ungemein bevölkert. Die Lage Chiwa's, als Hauptstadt und im Mittelpunkt der Verwaltung im obern Theile des Landes, in welchem so verschiedene, einander feindliche Stämme wohnen, ist von großer Bedeutung, um diese in Unterwürfigkeit zu halten, denn da es nicht weit von dem Anfangspunkt der Hauptcanäle liegt, so kann der Chan im Fall eines Widerstandes oder einer Empörung die Canäle schließen, und ohne Waffen kann er die Unruhestifter zur Unterwerfung bringen.

Chosarysp, wo der Bruder des Chans sich aufhält, ist kleiner als Chiwa, gilt aber für die festeste Stadt des Landes; sie ist von einer Lehmmauer und einem breiten Wassergraben umgeben.

Neu-Urgendsch, etwas kleiner als Chiwa; seine Mauer ist fast ganz eingestürzt; die Stadt treibt viel Handel und Industrie.

Tasch-gaus, mit einer Lehmmauer umgeben und so groß wie Chiwa, aber schwächer bevölkert: hier wohnen die persischen Gefangenen.

Kesch, kleiner als Urgendsch, aber so groß wie Chosarysp, hat eine Lehmmauer und einen Wassergraben.

Schawat, Gurlen, Chanki, Chodjeili, Kungrad sind fast eben so groß wie Kesch; unter den kleinern Städten sind noch zu nennen Titnäk, Uigur, Kasawat, Mangit, Kiptschak, Kiptsch-Wal, Jljaly, Kitai, Ambar u. s. w.; die erstern waren sämmtlich, die letztern meistens mit Lehmmauern umgeben, die aber jetzt verfallen sind.

In der Umgegend des Chanats finden sich viele Ruinen; die bemerkenswerthesten darunter sind die von Alt-Urgendsch; unter den noch erhaltenen Gebäuden nennen wir eine Moschee aus gebrannten Backsteinen, welche an der Seite acht Klafter Länge hat. Das Minaret oder der Thurm ist gleichfalls aus Backsteinen aufgeführt, hat 20 Klafter Höhe und wird nach oben zu immer schmäler. Die Chiwaner sagen, der Thurm habe auch als Wartthurm gedient. Auch finden sich einige Steingräber, darunter das des Mädchens Drua-Chana oder Tochana, die als Heilige verehrt wird. Die Gebäude sind größtentheils außen und innen mit Fliesen oder ähnlichen Backsteinen bekleidet. Seit einiger Zeit bevölkert sich die Stadt allmählich wieder. Nach dem Zeugniß der Gefangenen finden sich auf dem rechten Ufer des Amu-Derja gleichfalls viele Ruinen und Ueberreste ehemaliger Wohnungen, so die Ruinen der Städte Ajas-Koscha-Ustiauych, das schon zum Theil verschüttet seyn soll; Duman Kala, Guldursen, das mit einer doppelten Lehmmauer umgeben ist, Schabbas und Sadmarot, an welchem letzteren Orte sich ein Thurm ähnlich dem zu Alt-Urgendsch befindet u. s. w. Seit auf dem rechten Ufer des Flusses Canäle aufgegraben wurden, haben die Chiwaner angefangen, sich in großer Anzahl dahin überzusiedeln, und haben neue Ortschaften Jnach, Schabbas-Woll, Owil u. s. w. gegründet. Man findet hier gleichfalls Spuren ehemaliger Wasserleitungen. (Fortsetzung folgt.)

Die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel.

(Fortsetzung.)

Da wir uns nun der Ostgränze der Inseln des großen indischen Archipels genähert haben, so wenden wir unsere Blicke wieder nach Westen nach der Halbinsel Malacca. Obschon keine eigentliche Insel, sondern mit dem festen Lande verbunden, gehört sie doch, was die Art des Landes und den physischen Charakter der Einwohner betrifft, zum Archipel, und hat mit dem festen Lande von Asien nichts gemein. Die Malayen, welche die Küsten bewohnen, sind ihren eigenen Jahrbüchern zufolge ungefähr um das Jahr 1160 n. Chr. aus der Insel Sumatra herübergekommen. Es waren einzelne Häuptlinge, die im Verlauf der Zeit, namentlich seit sie durch ihre Verbindung mit den Arabern die Säulen des Islam in diesem Theil Asiens wurden, den Eingeborenen den Zustand von Cultur aufzwangen, den man gewöhnlich mit dem Namen der malayischen bezeichnet. Die große Aehnlichkeit, die in allen Theilen des Archipels unter den Stämmen herrscht, welche dem Einfluß der malayischen und mohammedanischen Auswanderer unterworfen waren, beweist, daß die letztern ursprünglich eine große Verwandtschaft mit den übrigen malayischen Häuptern gehabt haben müssen, denn nirgends hat der islamitische Fanatismus später mehr einen so merkwürdigen Einfluß auf die Völker des Archipels ausgeübt. Wir sind auch der Ansicht, daß die Stämme, welche die sumatresischen Emigranten auf der Halbinsel Malacca fanden, viel Verwandtschaft mit ihnen hatten. Die Malayen besitzen gegenwärtig alle Küsten von Malacca, denn die Orang-Salat, ein rohes, wildes Volk, das die Meere zwischen den Inseln in der Straße von Malacca durch Seeraub unsicher macht, und in dem ganzen Archipel bis nach Neuguinea hin, wenn auch unter verschiedenen Namen gefunden wird, sind eigentlich Malayen, oder vielmehr Stämme, die im Verlauf der Zeit mit den Malayen zusammenschmolzen, und durch unglückliche Umstände, durch den Druck der inländischen Fürsten und selbst durch die Folgen des europäischen Handels, der alles verschlingt, in diesen jammervollen Zustand verfallen sind. Daß im Innern der Halbinsel rohere Stämme wohnen, darf nicht verwundern, es fragt sich nur, ob unter denselben ein dunkelfarbiger, von den hellen Racen verschiedener Stamm sich findet.

Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts erwähnen eines solchen nicht, erst in diesem Jahrhundert haben die Engländer auf Pulu Pinang, namentlich Raffles und Crawford, Nachricht darüber gegeben. Sie beschreiben die wilden Stämme des Innern, die man allgemein Samangs nennt, als schwarze, kleine, häßliche Gestalten mit krausem Haar, die theils in den Ebenen wohnten, einige Cultur besaßen, das Land ein wenig bauten und mit den Malayen Handel trieben, während in den Bergen ganz rohe Menschen wohnten, die von Wurzeln und der Jagd lebten, und nach Angabe der Malayen nicht sprechen konnten, sondern nur zwitscherten, wie die Vögel. Raffles sah zu Malacca Leute, die zu den rohen Stämmen des Innern gehörten und von den Malayen Orang Benuua genannt werden, ein Name, der auf Borneo die Dayaks bezeichnet und Ureinwohner bedeutet. Was er ferner von ihrem Körperbau, ihren Sitten und ihrer Lebensweise sagt, beweist unwiderlegbar,

daß diese heidnischen Stämme, die indeß doch einige religiöse Ideen von den Mohammedanern und selbst durch die Portugiesen von den Christen entlehnt zu haben scheinen, unter die hellfarbigen Stämme gerechnet werden müssen. Dieß ist so offenkundig, daß selbst Marsden in ihnen keine Negritos sieht, und sie im Gegentheil mit Recht die Alfuren der Halbinsel nennt. Mit den Samangs*) in den innern Ebenen ist es wohl derselbe Fall; sie kennen selbst den Reisbau und können, was die Cultur anbetrifft, nicht weit unter den Malayen der Küste stehen. Aber es gibt ohne Widerspruch Negritos in den undurchdringlichen Wäldern von Kedah (Quedah), wie einige Engländer unwiderlegbar bewiesen haben; es sind unglückliche Menschen, die in außerordentlicher Rohheit leben, ganz nackt umherirren, sich von der Jagd und wilden Früchten nähren, und vielleicht in diesen traurigen Zustand gebracht oder darin erhalten wurden durch ihre cultivirtern Nachbarn, von denen sie wie wilde Thiere gejagt werden, um sie zu Sklaven zu machen. Die, welche man zu Keda und Pulu Pinang gesehen hat, wurden genau untersucht, man hat eine Anzahl Worte aus ihrer Sprache gesammelt und diese weichen allerdings sehr von der der hellfarbigen Stämme ab. Aber die schwarzen Stämme trifft man nicht oft, die Bewohner von Keda kennen nur Einen mit Sicherheit, den auf dem Berg Jerai im Norden des Landes, welcher nur 3 oder 400 Erwachsene zählt; wenn Crawfurd von einem gebildetern südlicher wohnenden Stamm zu Perak spricht, der seine eigenen Häuptlinge hat und zahlreicher und mächtiger als die übrigen seyn soll, dann ist man geneigt anzunehmen, er habe hier die Stämme durcheinander geworfen, wie es mit den Orang Benuna von Malacca der Fall ist.

Wir müssen noch eine Inselgruppe betrachten, die westlichste von allen, welche die Andaman-Inseln genannt werden; hier wohnt ein Volk, das von den hellfarbigen Stämmen sich stark unterscheidet. Die Existenz einer Menschenrace auf diesen Inseln, die, was Farbe und Haar betrifft, den Negern von Afrika so sehr gleicht, hat bei den Europäern große Verwunderung erregt, und lange hat man angenommen, die Einwohner seyen die Nachkommen von Negern, die mit einem portugiesischen Sklavenschiff hier gestrandet seyen, dieß ist aber eine ganz leere Hypothese; denn arabische Kaufleute aus dem 9ten Jahrhundert erwähnen schon dieser schwarzen, häßlichen, kraushaarigen und menschenfressenden Eingeborenen, und da die Araber das Meer zwischen diesen Inseln und Malacca das Meer von Andaman nennen, so kann man hieraus abnehmen, welches Interesse diese Inseln bei ihnen erweckten. Marco Polo hörte während seines Aufenthalts auf Sumatra gleichfalls von diesen Inseln sprechen, und beschreibt die Eingeborenen als wilde, rohe Barbaren und Menschenfresser, die in ihrem äußern Ansehen mehr Hunden als Menschen glichen. Alles dieß verdient unsere Aufmerksamkeit, denn es beweist nicht allein, daß der Zustand dieser Bevölkerung seit tausend Jahren ziemlich derselbe geblieben ist, sondern auch, daß die negerartigen Stämme, damals wie jetzt, eine große Seltenheit waren; diese Thatsachen beweisen aber auch noch, daß die unglücklichen Schwarzen im 9ten oder 13ten Jahrhundert zu ihren Nachbarn in demselben Verhältniß standen, wie gegenwärtig, denn noch jetzt macht man Jagd auf sie und führt sie in Sklaverei fort. Es scheint sogar, daß die Birmanen von Pegu sie aufs äußerste verfolgen, und mit Scham muß man bekennen, daß vor 50 Jahren die Europäer an diesen grausamen Expeditionen Theil nahmen. Dieß Betragen gegen sie hat seine natürlichen Folgen gehabt, sie nähren einen tödtlichen Haß gegen Fremde; jedes Schiff, das sich ihren Küsten nähert, greifen sie hinterlistig an, und ermorden mitleidslos alle Gefangenen, die in ihre Hände fallen. Trotz ihrer kleinen Zahl haben sie sich so furchtbar gemacht, daß die indischen Laskars (Matrosen) lieber in der offenen See umkommen, als an ihren Küsten Schiffbruch leiden wollen. Unter solchen Umständen muß man sich hüten keine lügenhaften und übertriebenen Nachrichten zu erhalten. Im Jahre 1791 versuchte die englische Regierung auf Groß-Andaman eine Niederlassung zu errichten, aber die Ungesundheit des Klima's nöthigte die Besatzung wieder zum Abzug. Obschon die nöthige Zeit fehlte, um freundschaftliche Beziehungen mit den Inselbewohnern anzuknüpfen, hatte man doch Gelegenheit wichtige Bemerkungen zu machen, die das tiefe Elend dieser unglücklichen Menschenrace deutlich genug zeigten. Man glaubt, daß ihre Zahl nicht 2500 übersteige, und beschreibt sie als klein von Gestalt, ausnehmend häßlich, schwarz und abgemagert durch den Mangel, mit welchem sie fortwährend zu kämpfen haben. Ihr Haar ist kraus oder wenigstens gekräuselt, im übrigen aber gleichen sie den Afrikanern nicht. Ein Augenzeuge fand einige Verwandtschaft zwischen ihnen und den hellfarbigen Einwohnern der Nicobar-Inseln in der Nähe. Die Andamans leben in einem Zustande der größten Barbarei, streifen unaufhörlich umher, und haben Mühe und Noth sich gegen den Hunger zu schützen; ihren hauptsächlichsten Unterhalt liefert die See, und deßhalb wohnen sie an den Küsten. Die Engländer sind, wie es scheint, nicht in die dichten Wälder des Innern eingedrungen. Ihre Hütten sind aus langen Stangen gemacht und mit Blättern bedeckt; statt der Kleidung reiben sie sich jeden Morgen mit Koth ein, der, wenn er getrocknet ist, sie gegen die Bisse der Insecten schützt. Ihre Waffen, Kähne und Geräthschaften sind sehr roh. Nach den Fragmenten ihrer Sprache, welche Colebrooke gesammelt hat, zu urtheilen, hat sie mit keiner andern etwas gemein. Dieß ist das Wichtigste, was wir von diesem Stamm wissen, den man noch lange nicht wird näher kennen lernen können, der aber in seiner Lebensweise eine große Aehnlichkeit mit den Eingeborenen des festen Landes von Australien hat, und vielleicht noch wilder und barbarischer ist.

(Schluß folgt.)

*) Diese Samangs heißen nach Marsdens Wörterbuch in manchen Strichen Bila, in andern Dayal. Der erstere Name erinnert an die Bhils im Nerbuddah-Thal und in den Vindhya-Bergen.

Maaßregeln der Engländer gegen die Kaffern. Bälder als man vermuthete (s. Nr. 271) hat sich der Gouverneur vom Cap genöthigt gesehen, den Räubereien und Mordthaten der Kaffern durch einen Einmarsch in ihr Land ein Ende zu machen. Es ist dießmal allen Umständen nach keineswegs auf Eroberungen abgesehen, aber es ist merkwürdig, wie die Engländer nach einem langen Umschweif so ziemlich auf das alte holländische Commandosystem hinauskommen. Dießmal haben sie nur etwa 500 Stück Vieh mit fortgenommen und unter die beraubten Gränzbewohner vertheilt. Es ist dieß ganz im alten holländischen System, nur mit mehr militärischer Ordnung. Soll aber den Räubereien wirklich ein Ende gemacht werden, so müsse man die Häuptlinge für jeden Raub verantwortlich und sie thatsächlich zu Polizeibeamten ihrer Stämme machen. Dieß ist das einzige Mittel, es fragt sich aber nur, ob nicht fürs erste noch ein Kafferkrieg für die Engländer daraus entspringt. Diese Nachrichten (s. Col. Gaz. vom 14 Oct.) sind von Mitte Junius aus dem Kafferland.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 October 1843.

Eine wunderliche Ansiedlung unter den Schlangen-Indianern.

In England ist ein wunderliches Buch erschienen, betitelt: „Erzählung der Reisen und Abenteuer Hrn. Violets in Californien, Sonora und dem westlichen Texas; geschrieben von Capitän Marryat.“ Letzterer Name ist nun sehr wohl bekannt, aber wer der Hr. Violet ist, wissen wir nicht. Die Abenteuer unter den Schoschon- oder Schlangen-Indianern und Kymanschen in Californien, Westtexas und Sonora beruhen auf persönlicher Bekanntschaft mit Land und Volk; aber während manche Theile des Buchs ganz ernsthaft aussehen, scheinen andere Scherz zu seyn, Wahrheit und Dichtung scheinen sich um den Vorrang zu streiten. Da wir nicht entscheiden können was an der Sache ist, so müssen wir uns an Marryats Erzählung halten, welche folgendes besagt:

Ein italienischer Fürst, Namens Serravalle, der im Aufstand der Carbonari compromittirt und lange Zeit ein politischer Gefangener gewesen war, beschloß endlich im Jahre 1833 sich unter den rothen Beduinen in den westamerikanischen Wüsten niederzulassen. Zu ihm stieß der Vater Hrn. Violets, ein französischer Edelmann, den seine Anhänglichkeit an die ältere Bourbonenlinie aus dem Lande trieb, und der seinen Sohn, damals einen Knaben von 13 Jahren, mit sich nahm, so wie Geistliche und Handwerker verschiedener Art; kurz beide hatten die besten Absichten für die Schoschonen, welche der Prinz auf seinen frühern Reisen kennen gelernt und deren edlen Charakter er bewundert hatte. Die Expedition ging ab an Bord des Schiffes Esmeralda, landete in der Dreifaltigkeitsbay unter 41° N. B. u. 124° 28′ W. L. — die Erzählung hat nämlich alle Genauigkeit eines Robinson Crusoe, und die angehängte Karte ist leichter zu verfolgen, als die jenes berühmten Reisenden — und ließ sich unter den Schoschonen nieder, die ein weites Gebiet bewohnen, das vom stillen Meer fast bis an die Felsengebirge reicht. Hier ließen sie sich nieder, bauten mit Hülfe der Indianer das Feld, und alles ließ sich aufs günstigste an; aber die Esmeralda, welche fortgeschickt wurde, um Rindvieh herbeizuschaffen und dieß im Lande einheimisch zu machen, scheiterte, wie man glaubt, und ging mit der ganzen Mannschaft, etwa 20 Personen zu Grunde. „Nach dem Verlust des Schiffs hatten wir außer den Missionären und uns selbst nur acht Weiße in der Colonie, und der Fürst, welcher nur meines Vaters alten Diener bei sich behielt, beschloß die übrigen zum Ankauf des so sehr gewünschten Viehes auszusenden. Sie reisten ab, kehrten aber nie zurück; wahrscheinlich wurden sie von den Apatschen ermordet, möglich auch, daß sie unserer einfachen, monotonen Lebensweise müde, uns verließen, um sich in irgend einem Theile Mexico's niederzulassen. Diese zweite Katastrophe drückte den guten alten Fürsten fast nieder, alle seine Hoffnungen waren zertrümmert, die Täuschungen seines spätern Lebens für immer zerstört. Seine stolzeste Erwartung war gewesen, seine rohen Freunde aus ihrem wilden Leben herauszureißen, und dieß konnte nur durch Handel und Ackerbau geschehen. Die Ländereien um die Niederlassung her waren jetzt seit vier Jahren von den Frauen und jungen Leuten der Indianer unter Leitung der Weißen angebaut worden, und obwohl diese Beschäftigung ihrer Sinnesart gar nicht sonderlich zusagte, so hatte der Fürst doch gehofft, durch die Länge der Zeit und das Beispiel geleitet, würden die Schoschonen den Vortheil einsehen und das Land für sich selbst zu bauen anfangen. Vor unserer Ankunft war der Winter jedesmal eine Zeit des Mangels gewesen, da die Indianer sich nicht auf ihre Jagdgründe begeben konnten; jetzt aber, wo sie Mais, Kartoffeln u. s. w. in Fülle hatten, waren wenigstens die in der Nähe der Pflanzungen vor Mangel geschützt. Jetzt aber hatten wir alle unsere weißen Arbeiter verloren, und die Indianer fingen an die Arbeit zu meiden. Alle unsere Bemühungen waren nutzlos, sie hatten die Vortheile noch nicht gehörig erkannt, der Uebergang war zu kurz gewesen, und die guten aber stolzen und trägen Schoschonen gaben den Feldbau auf und versanken wieder in ihre frühere Apathie und Gleichgültigkeit.“

Der junge Violet soll später Anführer der Schoschonen geworden, Fürst Serravalle aber im Kampfe mit einem feindlichen Indianerstamm erschlagen worden seyn.

Nachrichten über Chiwa.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner Chiwa's bestehen aus sehr verschiedenen, einander feindseligen Stämmen, welche sich nur widerwillig dem Befehle des Chans fügen. Die bedeutendsten unter denselben sind: die Usbeken, welche theils die Städte und deren Umgebung, theils die Höfe zwischen Chodseili, Taschgaus und Gurlen und selbst noch weiter hinauf bewohnen; wegen Aufstandes hat man aber viele von ihnen nach andern Orten des Chanats verpflanzt; sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang, Garten- und Ackerbau, zum Theil mit der Seidenzucht, aber wenig mit dem Handel. Die Sarten leben in den Umgebungen von Chiwa, Neu-Urgendsch, Chanki, Kesch und Schawat, aber mehr in den Städten des Chanats; da sie außer dem Ackerbau sich vorzugsweise mit Handel, Gewerbe und Seidenzucht abgeben. Sie sind die ursprünglichen Bewohner; die Usbeken sind Fremde und Eroberer. Die Araler wohnen in Kungrad und in der Umgegend, treiben Ackerbau, Viehzucht und Fischfang, gleichen sehr den Usbeken und sind wahrscheinlich aus Einem Stamm mit ihnen. Die Kara-Kalpaken haben sich in der Nähe der Mündung des Amu von Chodseili nach dem Aralsee auf beiden Ufern niedergelassen. Sie beschäftigen sich mit Viehzucht und nur zum Theil mit Ackerbau, denn die Mehrzahl führt noch ein nomadisches Leben; hinsichtlich ihrer nomadischen Züge sind sie aber auf ihre eigenen Kreise beschränkt. Die Truchmenen, welche sich von Taschgaus und Ijsalla nach Alt-Urgendsch hin niedergelassen haben, treiben Ackerbau und Viehzucht. Die Kisilbaschen oder freigelassenen persischen Gefangenen sind in Taschgaus, Ijsalla und andern Orten des Chanats angesiedelt, und treiben Ackerbau. Die bucharischen Gefangenen sind zwischen Ijsalla und Taschgaus seßhaft, und treiben außer dem Ackerbau namentlich Seidenzucht.

Im ganzen Lande gibt es keine schroffe Abtheilung der Stände; jeder Chiwaner oder überhaupt Mohammedaner kann Kaufmann, Krieger, Landbauer oder Handwerker seyn; er kann Sklaven halten, Land oder überhaupt unbewegliches Eigenthum besitzen, ist aber zur Zahlung aller Steuern und Abgaben verpflichtet, und muß Arbeiter zum Bau der Canäle stellen. Die Sklaven sind das Eigenthum der Herren und gelten als Waare, besondere Abgaben werden für dieselben nicht bezahlt, und manche Leute haben zehn und mehrere Sklaven; Chiwaner von mittlerem Vermögen gewöhnlich einen oder zwei. Die Karakalpaken haben dieselben Rechte, zahlen aber eine andere Steuer, und müssen, je nachdem es der Chan verlangt, in den Krieg und auf die Jagd ziehen, auf welche sie der Chan fast jeden Herbst nach dem Ausfluß des Amu hin sendet. Die angesiedelten Truchmenen zahlen Steuern wie die Chiwaner und müssen, wenn der Chan sie auffordert, von zehn Familien einen Krieger stellen, wofür sie vom Chan Land erhalten. Im ganzen Chanat ist nur eine einzige Classe, die sogenannten Chodschas, Nachkommen Mohammeds und eine Art Geistlichkeit, welche besondere Rechte genießt. Sie zahlen keine Steuern, sind dem Kriegsdienst nicht unterworfen und senden keine Arbeiter zum Canalbau; man zählt ihrer 1500 Familien, sie wohnen hauptsächlich um Chodseili und beschäftigen sich mit Ackerbau, Handel und Gewerben. Sie sind aus dem Usbekenstamm und erhielten ihre Vorrechte durch Erbschaft; sie stehen beim Volke in großem Ansehen und sind dem Chan ergeben, der manchmal sich mit ihnen über Geschäfte berathet.

Man besitzt einige Angaben, wonach man einen annähernden Schluß auf die Zahl der Bevölkerung machen kann. Alle steuerzahlenden Chiwaner müssen der Reihe nach an den Canälen arbeiten; zur Zeit, wo die Arbeit im Gange ist, kennt man die Zahl der Arbeiter ziemlich genau; auch die Zahl der Abtheilungen, welche einander folgen, ist bekannt, und somit kann man auch die Zahl der steuerzahlenden ziemlich berechnen. Der Kosake Maslow, der vor zehn Jahren in Chiwa in Gefangenschaft war, befand sich in der Arbeit bei dem Canale Schawat. Dabei waren etwa 40,000 Mann beschäftigt. Nachdem ihre bestimmte Arbeitszeit, nämlich 15 Tage, vorüber war, nahm eine andere eben so zahlreiche Abtheilung ihre Stelle ein. Zu gleicher Zeit wurde die Arbeit an dem Canal Polwana fortgesetzt, wo gleichfalls 40,000 Mann sich befanden, so daß die Arbeiterzahl im ganzen Chanat 120,000 betragen mag. Da von jedem steuerzahlenden Haus oder Kessel ein Arbeiter kommt, so würde dieß 120,000 steuerzahlende Familien geben. Von denen, die ins Heer eingeschrieben sind und somit keine Steuer zahlen, kann man gleichfalls 40,000 rechnen; fügt man nun noch von ansässigen Truchmenen 1000 Kessel, von Karakalpaken 10,000 Kibitken hinzu, so ergibt dieß eine Gesammtsumme von 171,000 Familien, die nur zu vier Menschen die Familie gerechnet, eine Bevölkerung von 684,000 S. herausstellen. Dieß war aber die Rechnung vor zehn Jahren; rechnet man nun die seit dieser Zeit fortgeschrittene natürliche Vermehrung des Volks, die aus Persien herbeigetriebenen Gefangenen und die Sklaven, so kann man die Bevölkerung von Chiwa zu 800,000 Seelen rechnen, ohne die nomadischen Kirgisen und Turkmenen in Anschlag zu bringen.

Die Einkünfte des Chans entspringen aus folgenden Quellen: die Kopfsteuer, welche von allen angesessenen freien Chiwanern erhoben wird, mit Ausnahme der Chodschas, der Truppen und der ansässigen Truchmenen. Diese Steuer beträgt vom Kessel oder Haus bei den Reichern 3 Goldstücke (ungefähr 24 fl.), bei denen von mittlerem Vermögen zwei und bei den Armen ein Goldstück. Diese Steuer erhebt der Kum-Begi, von welchem auch die Eintheilung des Volks in Classen abhängt und der sich darüber mit den Aeltesten und Mullahs berathet. Wenn der Hausvater stirbt, wird manchmal die Steuer erlassen. Nach der Angabe des Kosaken Maslow kann man die Zahl derjenigen, welche 3 Goldstücke zahlen, auf die Hälfte, die welche zwei zahlen, auf ein Drittel anschlagen. Demnach würde diese Steuer 200,000 Goldstücke (1,600,000 fl.) betragen. Diese Steuer drückt schwer auf die Chiwaner, namentlich wegen der Mißbräuche der Beamten, denen die Erhebung aufgetragen ist. Die Karakalpaken und die in der Nähe von Chiwa nomadisirenden Kirgisen zahlen eine Steuer von ihren

Schafen*) entweder in Geld oder in Natura. Die nomadisirenden Turkmenen steuern von 40 Stücken eines. Eine zweite Einnahmequelle sind die chanischen Ländereien, denn fast die Hälfte des Ackerfeldes gehört dem Chan; diese Ländereien gibt der Chan entweder an Beamte, statt des Soldes, oder läßt sie durch eigene Sklaven bearbeiten, oder endlich verpachtet er sie je nach der Güte des Landes, um den dritten, vierten oder fünften Theil der Ernte. Diese Einnahmequelle ist sehr bedeutend. Die dritte ist der Zoll von jedem Kamel, das mit Waaren aus oder durch Chiwa nach Rußland, Persien oder Buchara geht, im allgemeinen ein Goldstück vom Kamel, was etwa der 40ste Theil des Waarenwerths ist. Außerdem wird auch auf allen Märkten Zoll erhoben. Die in der Nähe des chiwanischen Gebiets umherwandernden Kirgisen und Turkomanen zahlen dem Chan ein Zehntheil ihres Raubes. Alle andern Abgaben sind wechselnd und hängen von der Willkür des Chans ab. Turkmenen, Karakalpaken und freigelassene Sklaven, die sich auf chiwanischem Grund und Boden ansiedeln, sind in den ersten zwei oder drei Jahren von allen Abgaben frei; dagegen verschaffen Geschenke und Erpressungen dem Chan nicht geringe Vortheile. Danach zu schließen müssen die Einkünfte des Chans sehr bedeutend seyn, es soll aber durch die Unterschleife der Beamten viel weniger erhalten, als wirklich eingeht.

Das Heer des Chans besteht aus unmittelbaren Unterthanen, die um Sold dienen, d. h. aus Sarten und Usbeken; gewöhnlich treten nur Arme ins Heer, welche die Steuer nicht bezahlen können; wer sich ins Heer einschreiben läßt, muß ein verlässiges Pferd haben, und dieß, wenn er seinen Wunsch erklärt ins Heer einzutreten, dem Mehter vorzeigen; man brennt hierauf dem Pferd ein Zeichen auf, und stempelt es damit zum Kriegspferd. Nach den Aussagen der in der Gefangenschaft gewesenen Kosaken soll sich dieß Heer auf 40,000 Mann belaufen. Wer sich ins Heer einschreiben läßt, ist dadurch frei von der Landsteuer, sowie von der Arbeit bei den Canälen und erhält nach jedem Feldzug fünf Goldstücke, die Officiere je nach Verdienst und der Gnade des Chans 10, 20 50, 100 und darüber. Uebrigens erhalten nur die Officiere Geld, die gemeinen Krieger gewöhnlich Getreide nach einem vom Chan festgesetzten Preise. Dieß Heer ist im allgemeinen nicht gut; man verlangt zwar gute Pferde, da aber für ein im Felde gefallenes Pferd der Chan nur fünf Goldstücke zahlt und im Felde viele Pferde aus Mangel umkommen, so nehmen viele nur schlechte Pferde mit sich, andere schicken Sklaven an ihre Stelle, und die Bestechlichkeit der Officiere duldet alle diese Mißbräuche.

In Friedenszeiten wohnen die Krieger auf ihrem Besitzthum, beschäftigen sich mit dem Ackerbau und empfangen keinen Sold. Wenn der Chan irgend einen Zug unternehmen will, so läßt er es einige Monate oder Wochen vorher auf den Bazaren verkündigen, damit die zu dem Zuge bestimmten Krieger sich rüsten und ihre Pferde gehörig herausfüttern. Zugleich wird der Sammelplatz angezeigt. Zur bestimmten Zeit zieht der Chan oder sein Bruder mit den in der Umgebung Chiwa's befindlichen Truppen, meist Sarten, und der Artillerie aus, und befiehlt den übrigen Truppen ihm in der von ihm eingeschlagenen Richtung zu folgen. Auf einmal hält er irgendwo in der Steppe an und wartet 10 bis 15 Tage, bis sich das Heer gesammelt hat. Auf dem Zug erhält das Heer vom Chan keine Lebensmittel, sondern die Truppen müssen sich selbst verköstigen. Gewöhnlich beladen zwei oder drei mit einander ein Kamel mit Lebensmitteln auf 1½ bis zwei Monate; aber die Aermern haben nur auf dem Pferde, auf welchem sie selbst reiten, einen ärmlichen Vorrath und leben auf dem Wege, wenn Mangel eintritt, von Diebstahl und Raub. Den ausgezeichnetsten Kriegern gibt der Chan Gewehre, Pulver und Kugeln aus seinem Arsenal; diese Leute befinden sich dann in der Schlacht neben dem Chan, vertheidigen ihn und werden bei den gefahrvollsten Gelegenheiten verwendet; man zählt ihrer gegen 1000; die übrigen sind bewaffnet so gut sie eben können. Im allgemeinen haben sie wenig Gewehre, und ihre Hauptwaffen bestehen in Lanze, Säbel, Bogen und Streitaxt, die sie gut handhaben; ihre Gewehre und Büchsen sind schwer, ohne Hahnen, und sie schießen mit Lunten, wobei sie die Gewehre auf eine Gabel aufsetzen; ihr Feuer ist langsam aber sicher, und auf 2 bis 300 Schritte treffen sie ihren Mann. Die Artillerie des Chans ist nicht sehr zahlreich; am chanischen Palaste in Chiwa liegen 20 Kanonen von kleinem Kaliber, in die größte kann man aber nur die Faust hineinbringen; indeß haben nur sechs davon Laffetten und können im Felddienst gebraucht werden. Diese Geschütze sind schlecht gegossen, haben Risse, schießen ungenau, und wegen des schlechten Pulvers nicht auf große Entfernungen, höchstens 3—400 Schritte; man hat angefangen Kugeln zu gießen, denn früher schmiedete man solche, im allgemeinen aber nicht sehr passend für das Kaliber des Geschützes. Beim Schuß wickeln sie solche in Filz und stoßen sie so in die Seele hinein. Pulver machen die Chiwaner selbst und verkaufen es auf dem Bazar, es ist aber sehr grob; indeß findet sich auch russisches Pulver. Sie verwenden meist persische und russische Sklaven zur Bedienung, die darum auch sehr schlecht ist, denn auf 500 Schritte fehlen sie das Ziel. Der jetzige Chan betreibt zuweilen aus Liebhaberei den Unterricht, und sucht sie dahin zu bringen daß sie schneller feuern, aber auf das Treffen achtet er nicht. Für reguläre Truppen ist die Artillerie keineswegs furchtbar, und sie wird auch von den Chiwanern mehr zum Schrecken mitgenommen.

Von den im chiwanischen Gebiet angesessenen Turkmenen wird von 10 Häusern ein Krieger ohne Sold und Lebensmittel gestellt; übrigens sind die Turkmenen fast alle stets zum Kriege willig und bereit. Auch Turkmenen und Kirgisen, die in der Nähe nomadisiren, und die Karakalpaken, die keine Steuer zahlen, müssen Krieger stellen, die keinen Sold und keine Lebensmittel erhalten, sondern nur am Raub Theil nehmen. Und dennoch gehen viele freiwillig mit. Die Turkmenen gelten für die tapfersten Krieger, sie sind aber mehr hitzig als muthvoll, nur ihre ersten Angriffe sind stürmisch und man darf nur diese zurückschlagen, so verlieren sie den Muth; bei einem gegen sie gerichteten Anfall zeigen sie wenig Widerstand und

*) Pferde und Kamele sind steuerfrei.

wenden sich bald zur Flucht. Die Karakalpaken sind nicht so hitzig, gelten aber bei der Vertheidigung als gute Truppen und haben nicht selten Anfälle muthvoll abgeschlagen. Die Usbeken gelten gleichfalls für gute Soldaten, die Sarten dagegen für feig und kleinmüthig. (Schluß folgt.)

Die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel.

(Schluß.)

Fassen wir nun die Resultate dieser Untersuchung zusammen, so sehen wir, daß die Schriftsteller, welche jeden Wald des großen Archipels mit Negritos bevölkern, sich in einem starken Irrthum befinden; aber wir sehen auch, daß Negritos in sehr geringer Zahl auf der Insel Luçon, auf der Halbinsel Malacca und den Andaman-Inseln sich finden. Nach Mittheilungen von Reisenden können wir die ganze Zahl von Negritos in dem großen Archipel auf einige Tausende rechnen, während die Gesammtbevölkerung desselben sich wohl auf 15 Millionen belaufen mag. Es ist sehr wahrscheinlich, obwohl noch nicht bewiesen, daß die Negritos an den drei verschiedenen Orten, die wir eben genannt haben, untereinander einigermaßen verwandt sind und zu einem und demselben Volk gehören, als dessen Ueberbleibsel man sie betrachten kann; es würde aber eine große Uebereilung verrathen, die Negritos als den schwarzen Stämmen, welche die von Neuguinea bis Neucaledonien und dem Festlande von Australien sich ausdehnende Gruppe bewohnen, ähnlich und damit verwandt zu betrachten. Höchstens kann man sagen, daß in Zukunft wohl bewiesen werden mag, daß zwischen den nur wenig gekannten Negritos im Archipel und den gleichfalls nur oberflächlich bekannten Bewohnern des australischen Festlandes eine Verwandtschaft bestehe.

Was die zweite Frage betrifft, nämlich hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der schwarzen Menschenrace und den hellfarbigen Stämmen, die beinahe die gesammte Bevölkerung des großen indischen Archipels ausmachen, so folgt aus dem Angeführten nichts, was diese Frage auflösen könnte, außer daß es offenkundig ist, die angenommene Vertreibung der Negritos durch die hellfarbigen Stämme sey eine reine Erdichtung. Die Auswanderung der Malayen von Sumatra, die von Palembang nach der Halbinsel Malacca hinüber gingen, kann man nicht in Zweifel ziehen. Ebenso ist es auch gewiß, daß sie sich von da längs der Küsten von Borneo und Magindanao nach Sulu und den Molukken ausgedehnt haben; die Jahrbücher von Sulu und Magindanao, von Ternate, Malacca und Atschin beweisen dieß unwiderlegbar. Den Anfang dieser großen Umwandlung müssen wir in das 11te oder 12te Jahrhundert unserer Zeitrechnung setzen. Sie war namentlich auch dadurch wichtig, daß der Islam, der bald darauf unter diesen Völkern sich zu verbreiten begann, sich derselben bemächtigte, und sich so eng damit verband, daß noch heutigen Tages die Benennungen Malayen und Mohammedaner gleichbedeutend sind.

Wie soll man sich aber die Existenz von Völkern erklären, die unter verschiedenen Namen, von Dayaks auf Borneo, von Alfuren in den Molukken, von Igorroten auf den Philippinen allenthalben in demselben Zustande sich befinden? Man kann hierauf leicht antworten, indem man eine frühere Ankunft dieser hellfarbigen Stämme voraussetzt, welche die Negerstämme, die sich früher daselbst fanden, verdrängt haben sollen. Aber man hat nicht daran gedacht, daß, abgesehen von allem und jeglichem historischem Beweis, es nicht wohl begreiflich ist, von welchem Ende der Erde die zahlreichen Stämme gekommen seyn sollen. Es ist gewiß, daß die Malayen, welche Mohammedaner wurden, sich an den Küsten befanden; sie unterwarfen, bekehrten sich und ließen sich auf ihre Weise bilden; sie beschränkten sich auf die Besetzung der Küsten, weil sie ein handeltreibendes Volk waren; was das Binnenland betraf, blieb alles in seinem ursprünglichen Zustande, und kein Eingeborener des indischen Archipels hat die ursprünglichen Einwohner anders als Orang Benua genannt. Steigen wir noch höher hinauf, bis vor die Zeiten dieser malayischen Umwälzung, dann gelangen wir in einen Zeitraum, wo die indische Cultur nicht allein auf Java, sondern im ganzen westlichen Archipel sich im blühendsten Zustande befand, und dann werden wir zu einer Umwälzung geführt, wodurch die Religion und die Cultur Indiens von der Küste, die jetzt Coromandel genannt wird, nach dem Archipel gelangte — eine Umwandlung die, wie man jetzt als bewiesen annehmen kann,*) viele Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung begann, und deren Umfang noch nicht einmal in Vergleich kommen kann mit der Verbreitung der indischen Religion und Cultur in Mittel- und Westasien. Wenn man nun fragte, welche Stämme hier von den indischen Missionären getroffen wurden, so kann man darauf nicht anders antworten, als daß man die besondern Stämme, nämlich die welche die indische Cultur annahmen, und die welche sie verwarfen, vergleicht. Aus dieser Vergleichung ergibt sich die wichtige Schlußfolge, daß man bei der Untersuchung der Völker im indischen Archipel den Einfluß der indischen Cultur nicht allein auf die cultivirten Stämme, sondern auch auf die wilden, wie Dayaks und Alfuren, leicht erkennt; ja es liegen überzeugende Beweise vor, daß sie selbst die hellfarbigen Stämme des großen Oceans erreicht hat, und gründliche Nachforschungen beweisen, daß die Verbindung der Indier mit den Inseln im Westen von Asien viel älter seyn muß, als die über Java verbreiteten buddhistischen Lehren bisher vermuthen ließen.

Wir schließen damit, den Weg anzuzeigen, den man befolgen muß, um die Frage aufzulösen, in welchem Wechselverkehr die beiden Menschenracen im großen Ocean zu einander stehen. Man muß dazu sorgfältig und bis ins kleinste Detail die hellfarbigen Stämme untersuchen, die in dem Archipel und welche in dem großen Ocean wohnen, dann muß man die europäischen und arabisch-mohammedanischen Bestandtheile sorgfältig davon abscheiden, was nicht sehr schwierig ist; endlich muß man sie auch noch der indischen Bestandtheile, d. h. alles dessen was durch die indische Cultur an sie gelangt ist, entkleiden, und dieß ist der mühsamste Theil der Arbeit, ja vielleicht unmöglich. Erst was dann noch übrig bleibt, macht den wesentlichen Charakter dieser Menschenrace aus, und dieß muß mit den Negritos des Archipels, des großen Oceans und des Festlandes von Australien verglichen werden. Alles dieß setzt auch noch eine strenge Scheidung der Stämme voraus, daß man sie nicht untereinander verwechselt, wie dieß da und dort durch Annahme von Sitten und Gebräuchen sehr erschwert wird. Erst eine solche Vergleichung wird uns in den Stand setzen zu bestimmen, ob, — was wir nicht für unmöglich halten, — die beiden scheinbar so verschiedenen Racen nicht von einem und demselben Ursprung sind, und ob der Unterschied, den wir gegenwärtig wahrnehmen, nicht einfach eine Wirkung der fremden Cultur in verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Stufen ist. Außerdem muß auch noch der Anbau des Bodens, die Veränderung der Lebensweise und die Resultate der Annahme von gewissen Sitten und Gebräuchen in Betracht kommen.

*) W. v. Humboldt hat dieß in seinem wichtigen Werke über die Kawi Sprache bewiesen; schade nur, daß seine Nachforschungen zu früh endigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1843.

Die Zigeuner in der Walachei.

(Thouvenel: La Hongrie et la Valachie.)

Das Loos der Zigeuner in Europa war nirgends sehr beneidenswerth, aber an keinem Orte wurden sie mit der gleichen Härte behandelt, wie in der Walachei. Die Sklaverei mit aller ihrer erniedrigenden und demoralisirenden Gewalt lastet hier auf 250,000 Seelen. In beiden Fürstenthümern sind die Zigeuner in zwei große Abtheilungen getheilt, in die Sklaven der Privatleute und in die der Regierung. Letztere umfassen mehrere Classen, wovon die erste die Aurari oder Goldwäscher sind. Einige walachische Flüsse, namentlich die Dimbowitza, die Alt und der Argis führen Gold, das die Zigeuner-Aurari allein zu sammeln das Recht haben; aber dieß Vorrecht, das weit minder vortheilhaft als ehemals ist, führt eine Last in ihrem Gefolge, welche nicht abnimmt. Die Gattin, oder wenn eine solche nicht existirt, die nächste Verwandte des Hospodars erhebt als Nadelgeld einen Antheil an dem Gewinn von jedem Aurarus, und diese seltsame Auflage betrug im Jahre 1764 acht Pfund feines Gold. Nach den Aurari kommen die Ursari, deren Name schon hinlänglich ihr Gewerbe anzeigt. Es sind die Bärenführer; diese vereinigen sich, um solche Thiere zu jagen, zähmen sie wenn sie jung sind, oder versetzen sie in die Unmöglichkeit zu schaden. Auch sind die Bären in den Karpathen weit minder wild und kleiner als die im Norden; ihre Führer zähmen sie leicht und ziehen dann von Dorf zu Dorf, um von der Neugierde der Bauern einige Paras zu gewinnen. Mit diesem traurigen Geschäft verbinden die Ursari einige Kenntnisse in der Thierheilkunde, die der Aberglaube des Landvolks einer magischen Kunst zuschreibt; sie fristen auf diese Weise ihr trübseliges Daseyn, und zahlen der Regierung eine Abgabe von 20 bis 30 Piaster.

Diejenigen Zigeuner, welche am weitesten von einem wilden Leben sich entfernt haben, sind die Lingurari, welche mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit Löffel und andere Gefäße von Holz schnitzen, das einzige Tischgeräth, was die walachischen Bauern kennen; auch brennen sie Kohlen. Diese Beschäftigungen erfordern von denen, die sie treiben, etwas mehr Stabilität in ihrem Aufenthaltsort; darum besitzen auch die meisten Lingurari Holzschuppen, die zwar sehr schmutzig und widerlich sind, aber doch verhältnißmäßig einen Fortschritt bezeichnen.

Die niederste Classe des Stammes sind die Laießi oder Vagabunden, bei denen das tiefste Elend mit der größten Verworfenheit verbunden ist. Die Laießi irren unaufhörlich in mehr oder minder starken Banden umher, bei denen die Zahl der Weiber und der Männer ziemlich gleich ist, während die Bildung der Familie keineswegs festzustehen scheint. In den ungeheuren Ebenen der Walachei sieht man da und dort in der Ferne 24 oder 30 Wagen, die ein Viereck bilden und einige Zelte in der Mitte; das ist ein Haltplatz der Zigeuner. Tritt man näher, so erblickt man das seltsamste und traurigste Schauspiel was man sich denken kann: beim Schimmer eines glühenden Kohlenfeuers sieht man Menschen mit gebräuntem Gesicht und unstätem Blick, wahre Cyklopen, das Eisen mit mächtigen Schlägen bearbeiten; eine Gruppe völlig nackter Kinder beiderlei Geschlechts verläßt ein Lager voller Schmutz, um sich an die Ferse des Reisenden zu heften; weiterhin kommen erwachsene Mädchen in einer widrigen Abgerissenheit auf ihn zugelaufen. Sie springen umher, begleiten sich mit dem Ton des Tambourins und umtanzen den Reisenden, bis sie erschöpft zu Boden fallen und mit ausgestreckten Händen und heiserer Stimme rufen: „einen Para, Herr, einen Para." Bei einer solchen Erniedrigung theilt sich das Herz zwischen Ekel und Mitleid.

Jedes Lager bildet eine Colonie, welche von Zeit zu Zeit über eine Stadt oder ein Dorf herfällt. Die Männer bessern Pflüge aus und machen einige Schlosserarbeiten, aber kaum haben sie eine kleine Summe zusammengebracht, so vergeuden sie solche in Branntwein und Tabak; die Pfeife ist die unzertrennliche Gefährtin des Zigeuners. So lange die Frauen jung sind, d. h. nicht über 20 Jahre haben, geben sie sich preis, sobald sie aber einmal Mütter geworden sind, verblühen sie, und dann bleibt ihnen kein Erwerb als Wahrsagerei: sie legen Träume aus, besprechen den bösen Zauber, welchen man auf Thiere geworfen hat, und enthüllen den ungeduldigen Lieben-

den die Zukunft. Eine solche Colonie hat ein von ihr selbst gewähltes und von der Regierung anerkanntes und bestätigtes Oberhaupt. Kaum ist er durch die Wahl bezeichnet, so erheben ihn vier kräftige Männer auf ihren Schultern, um ihn den übrigen zu zeigen; der neugewählte Souverän trägt eine Peitsche als Scepter und ein glänzendes Costüm, das aus einem rothen Leibrock, einer astrachanischen Mütze und einem Paar gelben Stiefeln besteht, sichert ihm die Achtung seiner zerlumpten Unterthanen.

Während des Winters, welcher in der Walachei gewöhnlich sehr streng ist, graben die Zigeuner sich Löcher in die Erde, deren einzige Oeffnung zugleich Thüre, Fenster und Kamin ist. Die Kinder werden völlig nackt auf den Bettel in die benachbarten Dörfer geschickt, und wenn sie bei der Rückkehr über Kälte klagen, wiederholen ihnen die Mütter den in der Walachei sprüchwörtlich gewordenen Ausdruck: „hier habt ihr Schnüre, ihr Fröstlinge, macht euch einen Gürtel daraus, dann habt ihr warm.“ Unter solchen Verhältnissen ist das Familienleben ein ewiger Zank; hier gibt es keine Meubel, welche man zerbrechen und sich an den Kopf werfen kann; statt dessen nimmt man das nächste beste Kind und braucht es als Wurfwaffe, darum trifft man auch so viele verstümmelte Kinder, traurige Opfer der elterlichen Kämpfe.

Die Zigeuner haben keine bestimmten religiösen Ansichten, wohl aber fühlen sie die abergläubische Furcht, die sie häufig einflößen, auch selbst. Obwohl sie sich der Taufe unterwerfen, kann man sie doch nicht recht als Christen ansehen, denn sie betrachten die Taufe nur als ein Mittel, um von dem, der ihr Pathe werden will, ein Geschenk zu erhalten. Ein Mensch, der schon zu Bukarest getauft wurde, täuscht die christliche Leichtgläubigkeit eines Mannes zu Crajova, und sucht sich noch einmal, überhaupt so oft als möglich taufen zu lassen, denn die Ceremonie hat in seinen Augen keinen Zweck, als in den Besitz eines alten Kleidungsstücks oder einiger Piaster zu kommen.

Doch wir gehen zur zweiten Classe der Zigeuner über, zu derjenigen, welche aus Sklaven der Privaten besteht; sie hat zwei Unterabtheilungen, die Laießi, die wir bereits kennen und die Vatrassi oder Dienstboten. In der Türkei unter dem Gesetze des Islam hat die Sklaverei eine solche Milde, daß man versucht ist, den Sklaven dazu Glück zu wünschen, daß sie ein wildes Vaterland verlassen haben, um in eine Familie einzutreten, deren Mitglieder sie oft werden. In der Walachei, in einem christlichen Lande, ist die Sklaverei geblieben, was sie unter dem griechischen Kaiserreich war, hochfahrend, tyrannisch und sittenverderblich. Die Russen haben die grausame Gesetzgebung gegen die Zigeuner zu mildern gesucht, aber was vermögen Gesetze gegen die Sitten! Die Häuser der Reichen sind angefüllt mit einer Masse Sklaven, welche Köche, Barbiere, Schneider, Musikanten u. dgl. sind, denn die Launen der Bojaren und der Stock entscheiden allein über ihren Beruf. Fallen sie einem guten Herrn in die Hände, so ist ihr Leben dem ihrer nomadischen Brüder vorzuziehen, im allgemeinen aber sind sie noch viel verdorbener, weil sie tiefer entwürdigt sind. Unter einer solchen Umgebung wächst der junge Adel auf. Ein Zigeuner, welcher das Land baut, wird mit 100 Fr. bezahlt, Schmiede und andere Handwerker nur mit 70, eine ganze Familie kostet höchstens 500 Fr.

In den europäischen Colonien ist die Abschaffung der Sklaverei eine höchst verwickelte Frage, die eine Menge öffentlicher und Privatinteressen berührt, und selbst gefährlich werden könnte. In der Walachei hätte man von einer Emancipation nicht das mindeste zu besorgen, im Gegentheil der Staat würde dadurch an Bevölkerung und die Privaten an Reichthum gewinnen. Es fehlt an Armen und der größte Theil der Güter ist unangebaut; statt eine unbequeme Masse von Bedienten um sich und eine Armee von Vagabunden im Lande zu unterhalten, sollten die Bojaren sie ansiedeln, und dadurch dem Müßiggang und dem Elend ein Ende machen. Ehe man sich hinter die Unmöglichkeit verschanzt, sollte man wenigstens versuchen, diese Menschen der Menschheit, welcher sie entrissen scheinen, zurückzugeben. Aber die Bojaren, welche die meisten Werke der neuen französischen Publicisten gelesen haben, schwatzen den Fremden, namentlich den Franzosen, die Ohren voll von Freiheit und Unabhängigkeit; sie sollten die Paarmal hunderttausend arme, rohe, verdorbene Menschen in nützliche Arbeiter umwandeln, dabei würde ihr Vaterland, das sie so sehr zu lieben vorgeben, sicherlich mehr gewinnen, als bei den unfruchtbaren Hoffnungen auf eine große Zukunft, deren Verwirklichung, wo nicht ganz chimärisch, doch zum mindesten sehr entfernt ist.

Nachrichten über Chiwa.

(Schluß.)

Die Regierung ist, wie in allen diesen mohammedanischen Staaten, despotisch, und nur durch Gewohnheiten, den Koran und die öffentliche Meinung etwas geregelt; Gewaltthätigkeiten sind häufig, die Beamten sind sämmtlich bestechlich und den Chan selbst kann man mit bedeutenden Geschenken erkaufen zu was man will. Der jetzige Chan nimmt manchmal einem Unterthanen ohne den geringsten Anlaß seine Ländereien, ein gutes Pferd u. dergl. weg, wie es ihm gefällt, und die Beamten folgen diesem Beispiel wo sie können. Das Volk ist mit dem Chan unzufrieden, duldet es aber aus Gewohnheit; mit ihren Begriffen von Regierung ist der von Gewaltthat und Ungerechtigkeit unzertrennlich verknüpft. Die Chiwaner kennen die Mäßigung, Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit der russischen Regierung, und einige haben schon gegen die in Chiwa gefangen gehaltenen Kosaken ihren Wunsch ausgesprochen, daß die Russen nach Chiwa kommen und das Land in Besitz nehmen möchten. Bei ihnen herrscht der Aberglaube, Buchara werde durch Sand, Chiwa aber durch Wasser und durch die Russen zu Grunde gehen. Im allgemeinen finden sich nicht viele, die an ihren Chan eine Anhänglichkeit zeigen; ihr ganzes Leben ist eine Sache der Gewohnheit, voll Druck und Gewaltthat. Der Aberglaube des Islam drückt alle Geisteskräfte nieder. Die Chiwaner würden im Fall ei-

nes Krieges nicht den Chan, nicht das Vaterland, sondern nur ihr Besitzthum zu retten suchen, ihre Habe zusammenraffen und fliehen. Als die Veste Nowo-Alexandrowsk gegründet wurde, sagten die Karakalpaken und Truchmenen: von welcher Seite der Wind herkommt, dahin gehen wir.

Wenn der Chan sich aus der Stadt entfernt, nimmt sein Bruder Inach die Stelle ein. Die Hauptbeamten des Chans sind: 1) Der Wesir oder Kusch-Begi, welcher die Anordnungen zu den Arbeiten an den Canälen trifft, die Steuern im nördlichen Theile des Chanats von Kungrad bis Chiwa und Neu-Urgendsch einsammelt; nördlich von diesen Städten werden sie durch besondere Beamte zum Vortheil des Inach erhoben. 2) Der Mehter vertheilt den Sold, ordnet das Heer und führt die Rechnungen darüber. 3) Der Metscha-Mechrem und sein Gehülfe, der Chodniam-Mechrem, erheben die Zölle von den Karawanen, von dem nach Chiwa gebrachten Vieh und von den auf die Bazars gebrachten Waaren. 4) Der Bii verwaltet in Friedenszeit die ihm anvertrauten Städte und Kreise, erhebt auf den Befehl des Kusch-Begi die Steuern, und ordnet im Kriege die auf seine Stadt oder Kreis treffende Schaar von Soldaten. 8) Die Kasis sprechen zugleich mit den Biis Recht und entscheiden die Klagen; in Abwesenheit des Bii nehmen sie seine Stelle ein, und leisten dem Volke den Eid. 6) Die Rißas, eine Art Stadtvögte, sorgen für die Ordnung in den Städten, für die Richtigkeit von Maaß und Gewicht und für die Vollziehung der religiösen Gebräuche. 7) Die Batschmanen, welche unter der Aufsicht des Metscha-Mechrem stehen, erheben in Städten und auf den Bazaren den Zoll von lebendigem Vieh. 8) Der Jus-Baschi ist ein niederer Kriegsbeamte und 9) die Jesauls führen die Aufsicht über die Canäle des Chans.

Die Chiwaner sind Sunniten, und darum ist es ihnen auch erlaubt, die Perser zu Sklaven zu machen. Das Haupt der Geistlichkeit heißt Achun und lebt in Chiwa: ihm sind die Chodschas, Kasis, Rißas und Mullahs untergeordnet. Die Mullahs verrichten die Ceremonien des Gottesdienstes. Unterrichtsanstalten für Kinder, die auf Kosten der Regierung unterhalten würden, gibt es nicht, aber Privatleute bezahlen Schulen, in denen Mullahs im Lesen und in der Religion Unterricht ertheilen. Leute, welche lesen können, gibt es ziemlich viel. Nach der Ausmessung des Landes in Tagwerke zu schließen, sollte man annehmen, die Chiwaner verstünden die ersten Anfangsgründe der Geometrie und es gebe Feldmesser bei ihnen. Das Volk ist sehr thätig und arbeitsam, aber äußerst gewinnsüchtig und zum Betrug und Diebstahl geneigt, namentlich die Sklaven und die Turkmenen. Seit einiger Zeit dringt Völlerei bei ihnen ein; Sarten und Usbeken fröhnen einer widerlichen Wollust. Am häufigsten sind die Verbrechen des Diebstahls und Betrugs; Streit, Zank und selbst Mord entstehen nicht selten wegen des Zurückhaltens des Wassers in den Canälen. Die, welche höher oben wohnen, dämmen die Canäle, um das Wasser auf ihre Felder zu leiten, so daß die tiefer unten Wohnenden ganz ohne Wasser bleiben.

Aus allem diesem ergibt sich, daß die Chiwaner noch auf einer sehr tiefen Stufe der Cultur stehen, aber Acker- und Gartenbau so wie die hydrotechnischen Arbeiten sind in gutem Zustand. In dem Treiben des Volks bemerkt man noch die Spuren des früheren nomadischen Lebens. Die Macht des Chans nimmt allmählich zu, die Bevölkerung steigt, die Canäle dehnen sich der Länge und Breite nach aus, und neue werden gegraben; die nomadischen Völker, durch Unterstützungen und gewährte Freiheiten angelockt, finden allmählich Geschmack am ansässigen Leben und fangen an sich niederzulassen; der Einfluß des Chans auf die nomadischen Völker erweitert sich. Uebrigens ist in seinem jetzigen Zustande Chiwa nur stark durch die Schwäche seiner Nachbarn und die es umgebenden Steppen, welche dem Durchzug eines bedeutenden Heeres große Hindernisse in den Weg legen. Gegenwärtig hängt Chiwa in seinen wesentlichsten Bedürfnissen von Rußland ab, namentlich im Eisen; nur zu Hacken und Spaten darf man etwa 12,000 Centner jährlich rechnen; der ganze Eisenbedarf Chiwa's, so wie der angesiedelten Völker Mittelasiens überhaupt, wird von Rußland aus befriedigt, und da er mit jedem Jahre zunimmt, so steigt auch ihre Abhängigkeit von Rußland fortwährend. Auch ihre Erzeugnisse, wie Baumwolle, Baumwollenzeuge, Früchte u. dergl. können die Chiwaner nur an Rußland absetzen, weder an Persien, noch Buchara, noch an die Afghanen, und dieser Absatz nach Rußland ist ihnen doppelt nöthig, weil sie nur auf diesem Wege ihr Bedürfniß an Eisen, Juchten u. s. w. befriedigen können; die Chiwaner sind also in ihren Handelsbeziehungen an Rußland völlig gebunden.

Chronik der Reisen.

Reise von Lima nach Pasco.

(Aus Peru as it is. Von Dr. Arch. Smith.)

Wir verließen Lima etwa Mittags und ritten längs einer breiten steinigen Straße am Abhange der Berge hin, die jetzt im Monat Januar nur einen dürren, unfruchtbaren Anblick boten. Links vor uns dehnte sich das schöne einst prächtig angebaute, jetzt aber ganz vernachlässigte Thal von Chillon aus. Wir kamen an mehreren indianischen Gebäuden vorüber, die aus mächtigen Lehmquadern aufgeführt waren, und noch einigermaßen ihre Form behalten hatten, trotz der Verheerungen, welche Zeit und Erdbeben daran verursacht hatten. Diese Gebäude zeigen sich immer über der Fläche des bewässerten Landes, als habe man sie klüglich außer dem Bereich des Sumpfmiasma angelegt, das der Gesundheit der Eingeborenen so verderblich ist. Wir kamen bei guter Zeit nach Caballeros, und schliefen vortrefflich trotz des unaufhörlichen Gebelles der Hunde, des Geläutes der Maulthierglocken und des lauten Geschnatters der Neger. Am Morgen brachen wir früh auf in der Hoffnung, ehe die Sonne hoch emporsteige über den ausgebrannten Boden von Rio Seco zu gelangen. Von den Höhen dieses bergumschlossenen Passes, wo allenthalben die Knochen von Thieren bleichen, die ermattet liegen blieben und verhungerten, eröffnet sich mit Einemmal der Blick auf die bewässerten Felder und Gärten des Dorfes Yanga, nahe an dem sich schlängelnden Fluß, dessen Ufer mit lebendigem Grün und stets schattigen Bäumen bekleidet sind.

Von dieser schönen Höhe kann der Reisende auch in den Zeiten der

größten Unordnung in völliger Sicherheit einen Blick zurückwerfen über den dunkeln Ofen des Rio Seco, der so ganz geeignet ist für Räuberthaten, die ihn berüchtigt gemacht haben, und dann steigt man gutes Muthes hinab nach Alcacota und Yanga, froh durch eine öde, gefährliche Straße sicher durchgekommen zu seyn. Zwei Leguas höher hinauf als Yanga sind die Kirche und Ruinen von Santa Rosa de Quive, am Ufer eines Bergwassers, das in der dürren Jahreszeit vertrocknet, in der nassen stürmisch dahin braust und ungeheure runde Steine mit sich fortwälzt, die durch ihr donnerndes Getöse dem Reisenden in dem benachbarten Tambo (Wirthshaus) verkünden, daß er nicht hinüber kann, als bis das Wasser gefallen ist, oder wenn er sich über eine schlechte Brücke wagt, die bloß mit Erde und Stäben belegt ist. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Waldbaches ist Santa Rosa; hier sind mehrere Häuser, von denen man eine kleine Waldebene nach der Seite des Flusses hin überschaut, wo stets Leute mit dem Niederschlagen und Flößen von Holz beschäftigt sind, das nach dem 14 Leguas entfernten Lima gesendet wird. Hier herrscht eine in England bei den Kaminkehrern wohlbekannte krebsartige Krankheit, Uta genannt; auch sahen wir hier das ärgste Fieber, welches zu der Zeit entsteht, wo es in den Cordilleras regnet, — denn an diesem Orte selbst regnet es nie, — und wo der erwähnte Waldbach angeschwellt wird, so daß er das flache Land an seiner Mündung mit großen Steinen, Sand und Schlamm füllt.

Vier Leguas weiter oben als Santa Rosa ist ein Ort Namens Yaco, einst eine blühende Hacienda, mit einem Garten, in welchem man noch Lucumas, Pasays und saure Orangen findet, wo aber jetzt nur noch einige elende Rohrhütten stehen, an denen, da es an Futter fehlt, selten die Maulthiertreiber anhalten, außer um ein Glas Chica (ein aus Mais gebrautes Bier) zu trinken und ihren Durst zu stillen in der Mittagshitze, wo die Sonnenstrahlen von den hohen nackten Bergen abprallen. Das Flußwasser ist während der Regen im innern Lande stets trübe, und so ist der Reisende geneigt das reine krystallhelle Wasser, das hier aus dem Felsen dringt, zu trinken, aber der gutmüthige Bewohner einer elenden Hütte warnt ihn vor der Gefahr, indem die Quelle eine Krankheit erzeugt, die Verugas, wobei sehr schmerzliche Warzen ausbrechen; diese Krankheit ist mehreren Quebradas (Schluchten) eigenthümlich.

Einige Leguas höher hinauf ist der Ruheplatz Huaramayo, ein kleiner grüner Fleck mit einigen hübschen kleinen nur aus Lehm und Weidengeflecht aufgeführten Häuschen. Hart an einem dieser Häuschen erhebt sich der Berg schroff und steil in die Lüfte, und mit Erstaunen sahen wir vom Dach desselben aus einige hundert Ellen über uns den Regen in Strömen herabstürzen, während das Häuschen selbst kaum von einem Spritzregen betroffen wurde, der die Luft milderte und erfrischte, und dem bejahrten Bewohner des Hauses ein langes Leben gab. Dieser Achtziger war in seiner Jugend Schuhmacher in Lima und mit dem Blutspeien behaftet gewesen. Die Aerzte hatten ihn für unheilbar erklärt, er suchte Linderung durch eine Luftveränderung, und bemerkte endlich, daß so oft er wieder nach Lima kam, seine Lungenkrankheit sich erneuerte, und so oft er in seinen Alpensitz zurückkehrte, wieder sich verlor. Aus diesem guten Grunde beschloß er sich an diesem gesegneten Platze niederzulassen, wo selbst das Fieber unbekannt ist, und hatte hier ein hohes, aber kraftvolles Alter erreicht.

Zu Huaramayo steht die Temperatur gerade in der Mitte zwischen der der Sierra und der Küste, und wie in den warmen Planenthälern der Anden, so wächst hier auf dem Westabhang der Molle- oder Mulli-Baum in Fülle am Rande des Flusses. Der Baum wird als Brennholz sehr geschätzt, so wie die Asche wegen ihrer vorzüglichen alkalinischen Eigenschaften. Die alten Indier machten, wie wir aus Garcilaso de la Vega wissen, ein sehr geschätztes und gesundes Bier aus den Klumpen von kleinen Früchten, die zierlich und in Fülle an diesem schönen Baum herabhängen. Wir haben gesagt, das Klima hier entspreche dem der warmen Thäler der Anden, doch besteht der bedeutende Unterschied darin, daß zu Huaramayo und andern ähnlichen Bergvorsprüngen es weder einen Winter, noch einen Sommer gibt, sondern ein ewiger Frühling herrscht. Es regnet nicht mehrere Monate lang, wie in den innern Thälern, aber man ist hier gleichfalls frei von der Kälte, den rauhen Nebeln und der drückenden Hitze der Küste. Zu Surco, Huaramayo und andern ähnlichen Orten in den engen von der Küste nach den Cordilleren sich ausdehnenden Thälern geht die Sonne spät auf und früh unter, denn nur wenige Stunden lang scheint sie zwischen den hohen steilen Bergen in das Thal hinab, aber auf die durch den gewaltigen Reflex der Sonnenstrahlen entstandene Mittagshitze folgt ein kühler angenehmer Abend. Hier begegnen sich die atmosphärischen Strömungen der Gebirge und der Küste und neutralisiren einander; das Resultat ist ein für Reconvalescenten köstliches Klima, deren schwache Organe eine milde gleichförmige Temperatur erfordern, die von unmäßiger Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit gleich weit entfernt ist; wer die Vorsicht gebraucht, während der Mittagshitze sich im Schatten zu halten, mag die heilsamen Eigenschaften dieser erquickenden Temperatur in vollem Maaße und ungestört genießen. Mit dieser wichtigen Thatsache sind die Bewohner von Lima völlig bekannt, und sie besuchen häufig diese Cabezadas oder Thalvorsprünge, wo die Berg- und Küstenluft zusammenstößt; so ist z. B. Matucana der beliebte Zufluchtsort für lungensüchtige und blutspeiende Personen, welche in der Hauptstadt es nicht aushalten können.

Nahe bei Huaramayo beginnt der steile Aufstieg, Pazaren genannt, wegen der zahlreichen Papagaien, die man stets hier sieht. Der Pfad ist sehr mühsam und geht mehrere Leguas weit bis fast zu dem Dorf Obrajillo steil aufwärts. Auf den luftigen Bergspitzen, welche diesen Weg und die Schlucht daneben überschauen, sind mehrere Dörfer, denen man sich nur mühsam durch im Zickzack laufende Wege nähern kann, und wer nicht an kühne rauhe Alpenlandschaften gewöhnt ist, kann hier mehr als ein schauerliches Gemälde sehen. Schwindlich darf einer auf dieser Straße nicht seyn, und in der Nacht ist sie so ziemlich ungangbar.

(Schluß folgt.)

Vervollkommnetes System der elektrischen Telegraphie. Hr. Cooke hat ein neues System, um die leitenden Dräthe eines elektrischen Telegraphen in freier Luft auf hohen Pfählen fortzuführen, erfunden und auf der Great-Western-Eisenbahn angewendet. Die Vortheile dieses neuen Verfahrens, das wohl bald alle andern verdrängen wird, sind eine Verminderung der Kosten, eine vollständigere Isolirung und eine leichte Ausbesserung. Die neue Methode findet sich umständlich geschildert im **Echo du Monde Savant** vom 19 October, wir heben aber nur aus, was die Kosten der Herstellung betrifft. Diese belaufen sich bei dem bisherigen System auf 287 Pfd. 6 Sch. für die englische Meile, wozu man noch für Zufälligkeiten, Vortheile der Unternehmer u. s. w. 10 Proc. rechnen mußte. Nach dem neuen Vorschlag würde eine englische Meile nur 149 Pfd. 6 Sch. kosten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1843.

Der Stamm der Dschegen in Albanien.

Nach Cyprien Robert: Les Slaves de Turquie.)

Die Albanesen zerfallen bekanntlich in vier Stämme, Tosken, Japen oder Liapen, Dschamen und Dschegen; letzterer theilt sich in einen moslemitischen Zweig und in einen christlich-katholischen, welche gewöhnlich den Namen Mirditen führen und der lebendigste, jugendlichste Theil des Volkes sind. Die Dschegen haben das ganze rothe oder nördliche Albanien inne, von Skadar (Scutari) bis Prisren, und von Elbessan bis zu den Quellen der Bojana. Die mohammedanischen Dschegen gruppiren sich um den Wesir von Skadar, und an der Küste zu Antivari, Dulcigno, Croia, Alessio, Tirana, Durazzo, von wo sie ins Innere des Landes bis Scumbi und den See von Ochrida sich ausdehnen. Ruhiger und geselliger als die übrigen Albanesen geben selbst die Türken den mohammedanischen Dschegen den Ehrennamen Osmanli. Im Kriege fallen sie den Feind mit furchtbarem Ungestüm an. Während die übrigen Albanesen nur zu Fuße als Tirailleurs gut fechten, kämpfen die Dschegen hauptsächlich zu Pferde, wissen in geschlossenen Linien zu marschiren und handhaben ihre langen Lanzen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Troß dieser schönen kriegerischen Eigenschaften sind die Stämme der muselmännischen Dschegen die unterwürfigsten und gedrücktesten von allen. Keiner dieser mohammedanischen Albanesen macht auf den Namen eines Mirditen Anspruch. Dagegen streben die Gebirgs-Dschegen oder Malisors, die meistens sich zum Christenthum bekennen, viel mehr nach Unabhängigkeit. Hinter ihren Felsen könnten sie jedem Unterdrücker Troß bieten, wenn sie nicht zu ihrem Unglück mit Mohammedanern gemischt wären. Diejenigen der malisorischen Phars,*) welche die hohen Berge bis Dschakowa und Prisren in Besiß haben, sind die tödtlichsten Feinde des serbischen Stammes, und ihr Hauptvergnügen ist Streifzüge (tscheta) in das Land der Slawen zu machen. Nichtsdestoweniger haben diese Phars fast ganz serbische Sitten angenommen, so daß man sie von den Serben nur durch ihre weiße Fastanella unterscheiden kann, welche von dem rothen Mantel oder Keye sehr gut absticht. Dieser Reisemantel hat eine spitzige Kapuze gegen den Regen. Nur die Christen tragen sehr kurze Keyes von schwarzer Wolle. Ihre Flokota, eine leichte Tunika ohne Aermel für die Feldarbeiten, ist der Guniats der Montenegriner. Die rothe Mütze mit dem auf beiden Seiten aufgeschlagenen Rand, um Geld und Patronen darin aufzuheben, scheint, wenn man den alten Gemälden trauen darf, schon von den Kriegern Skander Begs getragen worden zu seyn, und wird gleichfalls von den Malisor-Dschegen und den Montenegrinern gemeinschaftlich getragen. Die Frauen dieser Stämme könnte man für wirkliche Slavinnen nehmen; ihre Haare, bald in die Flechten getheilt und mit Blumenguirlanden und Münzen durchflochten, wie in Bosnien, bald mit langen Nadeln festgesteckt, wie an der Donau, ihre Halsbänder mit Glasperlen, ihre Bracelette und Gürtel mit Metall, ihre mit seidenen Quasten gezierten Hemden, alles erinnert an das muntere Costüm der Töchter des Balkan. Vielleicht herrscht noch mehr Laune und Mannichfaltigkeit in ihrer Toilette als in der der Slavinnen: ein Markt zu Skadar scheint eine Maskerade, so verschieden sind die Costüme der Frauen. Die seltsamste von allen Toiletten ist wohl die einiger Phars, welche um den Leib vier Schürzen herumhängen und sie bei ihrem Gang im Winde fliegen lassen.

Der angesehenste unter den Malisor-Phars ist der der Clementi, Hirten vom lateinischen Ritus, und im Besitze der dreifachen Quellen des Zem, sowie der kleinen Städte Nikschitschi, Scotsi und Wukoli. Der katholische Bischof der Clementi wohnt zu Saba oder Sarda, dem alten Ardes, von dem man noch Ruinen sieht. Zu diesem Stamme scheint die berühmte fürstliche Familie der Albani zu gehören, welche im 16ten Jahrhundert sich nach Rom flüchtete, Italien so viele Cardinale, der christlichen Welt den Papst Clemens XI und der Kunst jene wunderbare Villa Albani schenkte, deren jetzt zerstreute Meisterwerke der alten Kunst die bedeutendsten Museen Europa's schmücken. Der mächtige Phar der Clementi bildete sich auf Antrieb Venedigs mit Hülfe lateinischer Missionäre, welche unter ihrem heiligen Banner die Uskoken und

*) Phar nennt man das Hauptdorf eines Stammes.

andere Flüchtlinge des Gebirgs zu sammeln wußten. Im Jahre 1740 erhielt der Stamm einen furchtbaren Stoß durch die Auswanderung von mehreren Tausenden seiner Mitglieder, welche dem serbischen Patriarchen Arsenius Joannowitsch nach dem ungarischen Syrmien folgten. Diese Auswanderer bauten in der Nähe von Mitrowitza die großen Dörfer Ninkinse und Herkovtse, in denen sie bis auf diesen Tag mitten unter den Serben, ihren Nachbarn und Freunden, ihren Ritus und ihre Sitten unverändert erhalten haben. Minder klug als sie hatten die Clementi Albaniens, angetrieben durch die fanatischen Rathschläge der italienischen Missionäre, lange Zeit in Verbindung mit den Türken die Schismatiker von Montenegro auf eine grausame Weise bekriegt, und ernten jetzt die bitteren Früchte davon.

Ebenso unabhängig als die Clementi und stärker organisirt haben sich die katholischen Dschegen in den ungeheuren, speciell unter dem Namen Mirdita bekannten Ebenen in ganz Albanien durch ihre Redlichkeit und Tapferkeit, sowie durch den weiten Schuß ihrer langen Flinten einen Namen gemacht. Die Mirditenphars haben am meisten Spuren der ursprünglichen Sitten beibehalten; der Verstellung unfähig, drücken sie ihren Haß wie ihre Liebe öffentlich aus; obwohl finster und schweigsam, sind sie doch in ihrem gewöhnlichen Benehmen sanft, können aber nicht verzeihen und ihre Rache ist unversöhnlich; sonst aber sind sie äußerst gutmüthig, und wenn eine Merditenfamilie in Armuth geräth, so erhält sie von allen Nachbarn Unterstützung. Der französische Renegat Ibrahim Effendi erklärt, er habe oft Gelegenheit gehabt, die moralische Haltung und die Menschlichkeit der Mirditen-Truppen in der Armee Ali Pascha's zu bewundern. Der Philhellene Urquhart dagegen betrachtete im Jahre 1832 eben dieß Volk als das stupideste und roheste unter allen Albanesen, vermuthlich weil sie am wenigsten hellenisirt sind. Sie bauen vorzugsweise das Feld und greifen nur ungern zu den Waffen; obwohl ohne alle Industrie unterhalten doch die, welche an den Küsten wohnen, einige Agenten in Triest, Venedig und Livorno. Diese Handelsreisenden sind es, welche nach ihrer Rückkehr an die Ufer des Drin dem Volke die einzigen Begriffe vom europäischen Wesen beibringen, welche es besitzt. Allen Verzärtelungen fremd wissen die Mirditenfrauen nöthigenfalls zu fechten und dem Tode zu begegnen: von ihrem sechzehnten Jahre an gehen sie mit Pistolen im Gürtel und mit ihren furchtbaren Hunden, ächten Nachkommen der alten, treuen Molossen von Epirus. Wenn man sie so schlank und stolz, wie Diana, die ungeheuren Wälder durchstreifen sieht, so kann man sich versichert halten, daß sie einem neuen Actäon wohl zu widerstehen wüßten.

Die Mirditen im Süden wie die im Norden folgen dem lateinischen Ritus, untermischt mit einigen griechischen Ceremonien; ihre Geistlichkeit lebt in solcher Unwissenheit, daß viele Priester nicht lesen können, und die vom Papst dahin gesandten Franciscanermönche üben eine unbeschränkte Herrschaft über alle diese Familiencaplane und über die ackerbauenden Pfarrer aus, welche von ihrer Hände Arbeit leben müssen. Die Zahl der südlichen Mirditen wird auf 70,000 angeschlagen in drei Phars, welche 12,000 Krieger stellen können. Aus ihrem Blute entsprang zu Ak-Serai der furchtbare Georg Castriota oder Skanderbeg, den sie noch unter dem Namen des Drachen Albaniens besingen. Seit im Jahre 1595 der Sohn dieses Helden nach Italien auswanderte, wird der südliche Theil des Landes von dem Bischof oder infulirten Abt von Orosch und einer Militärdynastie, Namens Doda, regiert. Das Haupt dieser Familie, das zu Orosch residirt, wird gewöhnlich von allen südlichen Mirditen als Fürst betrachtet, und diese Centralisation der Gewalt macht sie nicht wenig furchtbar. Die nördlichen Mirditen sind noch zahlreicher, aber minder mächtig, denn sie leben minder einig, und theilen sich unter mehrere gewählte Häupter.

Das Land der Schoschonen oder Schlangen-Indianer.

(Aus: Narrative of Travels and Adventures of Mr. Violet in California etc.)

Die Schoschonen oder Schlangen-Indianer sind ein tapferes, zahlreiches Volk, das einen großen, schönen Landstrich einnimmt, der 540 (engl.) Meilen von Osten nach Westen, und nahe an 300 Meilen von Norden nach Süden einnimmt. Er liegt zwischen 38° und 43° N. Br. und von 116° W. L. bis an das stille Meer oder etwa bis 125° W. L. Das Land ist üppig und fruchtbar, namentlich an dem Ufer der zahlreichen Gewässer, wo der Boden oft eine dunkelrothe, an andern Stellen ganz schwarze Farbe hat. Der Anblick des Landes ist keineswegs monoton, sondern stark undulirend, und es gehört zu den sogenannten „rollenden Prairien." Wälder sind häufig, namentlich an den Flüssen und in den tiefen, flachen Gründen; zahlreiche Berge von phantastischen Gestalten, völlig unverbunden unter einander und verschiedenartig in ihren Bestandtheilen erheben sich in verschiedenen Theilen. Massen von gediegenem Kupfer finden sich fast auf jedem Schritt, und zwischen zwei Bergen, die sich in der Nähe der Flüsse Buona Ventura und Calumet von Osten nach Westen ausbreiten, sind reiche Lager von Bleiglanz, oft nur zwei bis drei Fuß unter dem Boden; Schwefel und Magnesia erscheinen häufig in den nördlichen Distrikten, und in dem Sand der Flüsse im Süden wird von den Indianern manchmal Goldstaub gesammelt. Das Land ist vortrefflich bewässert durch die prächtigen Flüsse Buona Ventura, Calumet und Na-elji-scha-wako oder Fluß der Fremden, während zwanzig kleinere Flüsse sich ungestüm von den Bergen herabstürzen, bis sie in den Prairien eingetreten sind, wo sie ruhig in Schlangenkrümmungen dahinfließen, zwischen Ufern die mit Blumen bedeckt und von dem dicken Blätterwerk der westlichen Mangnolie beschattet sind. Die Ebenen sind, wie schon bemerkt, undulirend und mit vortrefflichem, natürlichem Graswuchs so wie mit Klee bedeckt, wo unermeßliche Heerden von Büffeln und wilden Pferden, die Jagdzeit ausgenommen, in ungestörter Sicherheit grasen.

Die Zahl der Schoschonen wird auf etwa 60,000 berechnet, abgesehen von den Bergstämmen, die man noch auf

weitere 10,000 anschlagen kann; die Apatschen mögen etwa 40,000, die Arrapahos 20,000 und die Comantschen mit ihren Nebenstämmen wenigstens 60,000 betragen. Sie sprechen alle dieselbe Sprache, haben dieselbe Religionsform, dieselben Sitten und Gebräuche. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß diese nordwestlichen Stämme sich in ihrem jetzigen primitiven Zustand, vielleicht in allmählichem Fortschritt lange Zeit erhalten, denn nichts kann sie bewegen, geistige Getränke zu berühren. Sie wissen, daß die östlichen Indianer durch den Gebrauch derselben heruntergekommen sind und besiegt wurden, und betrachten jedes Anerbieten aus der Hand eines amerikanischen Handelsmanns als einen indirecten Versuch auf ihr Leben und ihre Ehre. Hr. Violet hegte den Plan, alle diese Stämme von gemeinsamem Ursprung zu einem Bunde zu vereinen, da die Arrapahos die einzigen waren, die gewöhnlich mit den Schoschonen im Streit lagen; ob aber die Vereinigung zu Stande kam und dauerte, können wir nicht sagen.

Galena.

(Litterary Gazette. 11 September.)

Die Stadt Galena (zu deutsch: Bleiweiß) liegt im Jowa-District an einem Nebenfluß des Missisippi, Namens Febre, sie mag jetzt 3—4000 Einwohner haben. In der Nähe sind eine Menge Minen oder eigentlich nur Schurfe von Kupfer, und die ganze Gegend scheint Eine metallische Masse zu seyn. Das Graben und Schmelzen wird auf die einfachste Weise betrieben. Die Gruben liegen in allen Richtungen umher, und die ganze Bevölkerung scheint in der einen oder andern Weise mit dem Metallgewinn beschäftigt. Die Stadt wimmelt von Reisenden, Handelsleuten, Auswanderern und Speculanten. Eines der am reichlichsten gewonnenen Metalle ist Blei, wovon ungeheure Massen in Stücken von 70 Pfd. umherliegen. Viele Dampfboote kommen hieher von Petersburgh, Cincinnati und andern Orten am Ohio; der Haupthandel ist aber mit St. Louis, von wo er den Missisippi herab nach Neuorleans geht.

Chronik der Reisen.

Reise von Lima nach Pasco.

(Schluß.)

Canta und Obrajillo liegen in derselben Oeffnung in den Bergen, letzteres ist ganz von Maulthiertreibern bewohnt, deren kräftige Frauen die Feldarbeit theilen, während Canta eine Provincialstadt und der Sitz eines Gouverneurs ist. Von Yango bis Huaramayo sind die Berge zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, und nie kommt ihnen der erfrischende Einfluß von Thau und Regen zu gut, aber jenseits der Höhen des Pararon finden wir die Spuren des üppigen Graswuchses, womit zu Canta und Obrajillo die Ebenen und Abhänge reich bedeckt sind. Canta gilt als eine Art Spital für die Kranken von Lima, und da die Entfernung bloß 25 Leguas beträgt, so ziehen die hektischen, phtysischen und langsam reconvalescirenden Limenier gern hieher.

Hier ist der Culen eine der gewöhnlichsten Stauden und die Eingeborenen machen einen Thee aus seinen Blättern, der für ein vortreffliches Magenmittel gilt. In der nassen Jahreszeit sind Blumen und blühende Stauden reichlich zu sehen, aber an Holz zum Hausbau fehlt es sehr, und es muß oft aus weiten Strecken und tiefen Schluchten herbeigeschafft werden. Darum sind auch sämmtliche Gebäude zu Obrajillo mit einer einzigen Ausnahme aus Luftziegeln (adobe) aufgeführt. Die Wohnhäuser dienen zugleich als Vorrathskammern für Kartoffeln, Mais u. s. w., und wenn die Familie sich zur Ruhe begibt, legen sich die meisten auf Schaffellen nieder, wo sie in der Unordnung eben Raum finden. Natürlich muß der Reisende Decken, Ponchos u. dgl. selbst mitführen. Dieß Arrieros-Dorf liegt ziemlich halbwegs zwischen Lima und der großen Quelle des Mineralreichthums, dem Cerro de Pasco. Ein Reisender auf einem tüchtigen Pferd braucht vier Tage, man hat den Weg aber auch schon in 50 Stunden gemacht, dabei aber meist ein oder zwei Pferde zu Schanden geritten. Wenn man auf einem rauhen Bergweg im Innern von Peru eine Legua in einer Stunde zurücklegt, so reist man ziemlich rasch. Die Arrieros mit ihren Ladungen brauchen gewöhnlich 9 oder 10 Tage, von denen sie freilich wenigstens einen in Obrajillo rasten. Wenn man sich mit ihnen hinsichtlich der Lieferung von Thieren zur Reise einläßt, so muß man stets etwas „adelantado,“ d. h. voraus bezahlen, und hat sich wohl zu hüten, daß man nicht betrogen wird.

Von Obrajillo bis Culluai, einem kleinen Dorfe nahe am Fuße der Cordillera, sind es drei Leguas, und die Straße führt durch eine Felsenpassage an einem Fluß mit einem Felsenbett vorbei. Diese enge Quebrada ist nicht ohne Interesse für den Botaniker, da in der Regenzeit zwischen den Felsenritzen prächtige und sehr mannichfaltige Baumgewächse sich zeigen; selbst die höchsten Cordillerenpässe sind an den Felsenabsätzen nicht ohne Blumen. Hier können wir bemerken, daß zwischen den Felsen in der Nähe von Culluai sich Proben von den Gartenterrassen finden, die am Abhang hinauf übereinander erbaut sind, sicherer Beweis der ungemeinen Thätigkeit der alten Peruaner. In dieser Höhe fangen schwächliche Personen an Nachtheile von der Dünne der Atmosphäre zu fühlen, so wie sie auch Hunger leiden, wenn sie nicht ihre Alforjas oder Satteltaschen gehörig ausgestopft haben. Erst in der Puna, d. h. in den Tafelländern, kann man bestimmt Fleisch haben und in der Regel auch Kartoffeln und Cancha, d. h. gerösteten Mais.

Zwischen Culluai auf der einen und Casacancha, einer Estancia mit ein Paar schlechten Häuschen, auf der andern Seite der Cordillera, ist die Entfernung fünf Leguas; etwa eine Legua von Culluai steigt man die Viuda (Wittwe) hinauf, einen thurmhohen Berg, der gleichsam abgesondert von den hohen Massen steht, die sich hier zusammendrängen, um einen Theil der großen westlichen Cordilleren zu bilden. Ehe der Arriero die Cordillera ersteigt, schmiert er sein Vieh oberhalb der Augen und an der Stirne mit einer Salbe ein, die aus Talg, Knoblauch und wildem Mayoran besteht, als Schutzmittel gegen die Veta, denn er schreibt die Wirkungen der Verdünnung der Luft einer unterirdischen Veta, d. h. einer Ader von schädlichem Erz oder Metall, zu, das seine giftigen Theilchen in der Luft der kalten Höhe verbreite.

Wenn man die Cordillera bei trockenem Wetter am Mittag überschreitet, gewährt sie einen großartigen Anblick. Als wir hinüberzogen, war die Sonne gerade in ihrer vollen Kraft, und obwohl links und rechts von unserem Wege Schneeberge lagen, fühlten wir uns doch ganz warm; im Schatten aber war die Kälte durchdringend. Besonders schön war der Anblick so vieler Schneegipfel, die sich in dem grünen Wasser der unten liegenden Seen spiegelten, auf denen eine Menge Enten und schwarzer Pelicane sich tummelten.

In einem benachbarten, weit größern Strich der Cordillera, an der wir bei einer andern Gelegenheit auf einem schmalen, steilen Felsenpfad hinaufkletterten, wurden wir plötzlich von einem dicken Nebel überfallen, der auf einmal das helle Licht eines frostigen Morgens mit nächtlicher Dunkelheit bedeckte. Dieser Uebergang war weder von Donner und Blitz, noch sonst von einer merklichen Erschütterung begleitet, und nachdem die Dunkelheit einige Minuten angedauert hatte, begannen am Himmel wieder Strahlen durchzubrechen, welche die Stelle der Sonne errathen ließen, und einen Augenblick nachher erglänzte der Gipfel einer Schneepyramide im vollsten Sonnenglanz. Mit solcher Schnelligkeit fiel und verschwand der Nebelvorhang auf dem tiefen dunkeln See von Pomacocha, daß der ganze Anblick wie ein Zauberbild erschien.

Wir überstiegen glücklich den letzten Kamm der Cordillera und kamen dann in die Ebene von Casacancha, wo wir aber nicht anhielten, sondern über diesen gewöhnlichen Haltplatz drei Leguas hinaus nach Palcomayo gingen. Wir hatten indeß Casacancha nicht lange verlassen, als einer unserer Mitreisenden das fürchterlichste Kopfweh bekam; das Gesicht schwoll auf, die Pulsadern an den Schläfen schlugen heftig, der Athem war schwer und die Brust schien ihm zu eng zu werden. Ein zweiter klagte weniger; er hatte bloß ein lästiges Kopfweh, aber auch seine Augen waren mit Blut unterlaufen. Ich selbst war in anderer Weise angegriffen: mein Kopfweh war mäßig, aber die Extremitäten wurden bald, so wie die Sonne sank, ganz kalt, die Haut zog sich zusammen, und dann kam ein Gefühl von Krankheit und Druck auf den Magen und das Herz mit kurzem, raschem und schmerzlichem Athmen. Meine Gefährten vergaßen ihre eigenen Schmerzen, da mein Fall am dringendsten Hülfe begehrte. Sie wickelten mich sorgfältig in warme Schaffelle und gossen mir einige Schalen heißen Thees ein. So kehrte die natürliche Wärme der Extremitäten und der Haut zurück, es wurde mir vergleichungsweise leicht, und ich brachte eine bessere Nacht zu, als meine beiden Gefährten.

Diese mußten die Nacht auf eine Weise zubringen, wie gewöhnlich schlecht versehene Reisende. Ihre Alforjas dienten ihnen als Kissen, ihre Pellons und Schabracken als Betten und ihre Ponchos zum Zudecken. So lagen sie auf dem Boden einer schmutzigen kleinen Hütte, in der sie nicht einmal ihre Glieder ganz ausstrecken konnten, ohne die Zehen in der heißen Asche um die Feuerstelle her zu verbrennen. Der scharfe Wind pfiff durch hundert Spalten in der rohen Mauer, und ein zerrissenes mit Riemen über die Thüröffnung befestigtes Schaffell hielt ihn gleichfalls nicht sonderlich ab. Unruhige, quickende Meerschweinchen, die steten Bewohner dieser elenden Hütten, machten im Anfang der Nacht einen unablässigen Angriff auf unsern Brodvorrath, mit einer Keckheit, die nur der Hunger einflößen konnte. Diese ungestümen Gäste hatten uns kaum in der Stille der Nacht in Ruhe gelassen, als der wachsame Hahn an einer Ecke in der Mauer, wo sonst immer ein Heiligenbild steht, zu krähen begann bis der Morgen graute. Alles machte sich auf, auch die Hausfrau verließ ihr Schaf- und Lammfellbett und begann ihre tägliche Arbeit, den Caldo oder die Suppe zu kochen und ihre Gäste aus dem unbequemen Lager mit Rauch auszutreiben. Bei so manchen Anregungen, uns gleichfalls aufzumachen, begaben wir uns ebenfalls hinaus, um frische Luft zu schöpfen und uns zur Abreise zu rüsten, da uns allen von unserem Unwohlseyn nur Kopfweh geblieben war.

Ich hatte später öfters Gelegenheit diesen selben Theil der Cordillera zu übersteigen, bin aber, durch meine erste Lection gewitzigt, stets sehr früh aufgestanden, um am Abend möglichst zeitig in der Herberge einzutreffen; auch hier aß ich bald möglichst und legte mich dann sogleich schlafen, wobei ich mich sehr warm und trocken hielt. So entging ich der Cordillera-Krankheit (Veta). Ich habe mehr als einmal die trübseligsten Beispiele von Veta mit angesehen, wenn ein Reisender spät Abends naß und kalt zu Casacancha ankam, sich auf seinem bereits halbdurchnäßten Pellon auf einem feuchten Lehmboden niederstreckte und sich in der Nacht mit seinen durchnäßten Ponchos zudeckte. Man kann darauf zählen, daß diese Ponchos am Morgen halb gefroren sind, und oft ist draußen alles Gras mit Schnee bedeckt.

Von Palcomayo bis Cerro Pasco ist es 14 bis 15 Leguas über ein bergiges, kaltes Weideland, „Puna“ genannt, oder über „Pampas,“ gleich den Ebenen von Bombon, durch welche zum Theil der Weg führt. Diese Reise kann ohne Nachtheil für Menschen und Vieh nicht wohl an Einem Tage gemacht werden, und wird deßhalb gewöhnlich getheilt; der Reisende kann an dem Dorfe Huallay oder der Hacienda von Diezmo anhalten, welche beide Orte etwa 7 Leguas von Cerro Pasco entfernt und von einander durch eine Kette niederer Berge und einige sehr eigenthümliche Felsen getrennt sind; in der Nähe ist der Eingang in das Tafelland von Bombon, das gewöhnlich mit Rindvieh und Schafen bedeckt ist.

Die höhere und, wie man sagt, kürzere Straße von Palcomayo an ist die über Huallay, aber sie ist sumpfig und nur in der trockenen Jahreszeit passirbar, die andere Straße über Diezmo ist etwas länger, aber sicherer und besser, und wird gewöhnlich von den Arrieros eingeschlagen. In beiden Fällen hat man Flüsse zu passiren, die in Zeiten der Anschwellung tief und gefährlich sind. Auf dem Wege über Huallay vernimmt man häufig das Pfeifen der Vicuña, welche als Wache ausgestellt ist und ihre Genossen vor der Ankunft des Reisenden warnt, worauf die ganze Heerde ihren Weideplatz verläßt und nach unersteiglichern Höhen eilt. Auch Gänse sind sehr zahlreich, und einen See muß man passiren, der ein Lieblingsaufenthalt der Flamingos ist. Eine Schaar von diesen Vögeln im Fluge zu sehen ist ein prächtiger Anblick.

Milchhandel in Paris.

Der größte Theil der Milch, welche zu Paris verkauft wird, wird in einem Rayon von 10 bis 15 Lieues von Kaufleuten eingehandelt, die mit den Landleuten Contracte abschließen und die Milch erst in Paris an Detailhändler absetzen. Diese Milch kostet 25 bis 30 Centimen die Pinte von zwei Litres; die ursprünglichen Kaufleute setzen sie zu 30 bis 40 Centimen ab, und die Kleinhändler verkaufen sie wieder zu 50, 60 und selbst 80 Centimen, oder zu 5, 6 bis 8 Sous das Litre, je nach der Güte und der Entfernung der Wohnung. Manchmal geht die Milch durch mehrere Hände, ehe sie an die Detailhändler kommt, und zwischen ihnen und dem ursprünglichen Erzeuger bestehen sogenannte Relayeurs, welche sich mit der Vertheilung der Milch an die Rahmhändler abgeben. Ein großer Theil der in Paris verzehrten Milch kommt im Trab in großen Wagen nach der Stadt, auf denen die Gefäße von verzinntem Eisenblech, welche 12 bis 20 Litres halten, in Reihen geordnet stehen; die Ankunft findet zweimal des Tages statt, Morgens und Abends, und der Transport ist wieder eine besondere, von der Milch unabhängige Speculation. Der Milchhandel ist ausnehmend bedeutend in Paris, und mancher Milchhändler setzt täglich nicht weniger als 4 bis 5000 Litres Milch ab. Ein anderer Theil der Milch kommt aus Schweizereien, die in der Stadt selbst angelegt sind. Man kann den täglichen Milchverbrauch auf 100,000 Litres anschlagen, wozu 10,000 Kühe nöthig sind. (Voleur vom 15 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 10 und Umschlag zum Monat October.)

№ 10.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Dienstag, 31 October 1843.

[131] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. **Nr. 38.** Briefe über die großen Fragen des Tages. Zweiter Brief. — Die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe. — Mittheilungen. Ueber den Absatz deutscher Fabricate. Totaler Verlust des Leinwandabsatzes nach fremden Ländern — durch welches Stratagem John Bull den deutschen Michel aus dem spanischen Leinwandmarkt vertrieben hat — wie John Bull die deutschen Leinwandsorten nachmacht und damit jetzt eben im Begriff steht den Michel auch aus Cuba, Portorico und ganz Westindien zu vertreiben — wie John Bull im laufenden Jahre mit nachgemachten deutschen Leinwandsorten sogar den Markt der deutschen Uferstaaten und Städte zu überschwemmen begonnen und damit allbereits wackere Progressen gemacht hat. — Wie John Bull zu all dieser Macht gekommen durch Schutzzölle und Rückvergütungen. — Leere Köpfe, leere Taschen! des deutschen Michels letzter Kupferpfennig. Correspondenz aus Texas. — Gegen die Petition der Handelskammer von Elberfeld und Barmen.

Nr. 39. Briefe über die großen Fragen des Tages. Dritter Brief. (Brittische Klugheit in den neuesten Debatten über die brittische Handelspolitik — theils umwundene theils offene Bekenntnisse der HH. Peel und Gladstone, das Schutzsystem sey von jeher die Basis der englischen Handelspolitik gewesen, sie sey es noch und werde es immer bleiben — entgegengesetztes System der gelehrten deutschen Nationalökonomen — ihre gänzliche Verkennung der gegenwärtigen und künftigen Nationalinteressen Deutschlands — sie überlassen sich nutzlosen und schädlichen Träumereien — fast durchgängige Aehnlichkeit der kosmopolitischen Secte mit dem seligen Ritter von der traurigen Gestalt — der deutsche Michel ihr Knappe Sancho — Adam Smith's Buch ihre Rosinante — ihr Kampf mit den furchtbaren Windmühlen und Drachen, Proletarier rc. genannt — die allgemeine Verbreitung nationalökonomischer Kenntnisse unter den gebildeten Ständen der Nation Deutschlands Hoffnung — hat in der neuesten Zeit unter den Gutsbesitzern, Kaufleuten und Fabricanten große Fortschritte gemacht — noch nicht in gleicher Weise unter den gelehrten Nicht-Nationalökonomen — die deutsche Philosophie sieht vornehm auf die Nationalökonomie herab — die Versuche ihre philosophische Terminologie (Rothwälschsprache) auf diesen Boden zu verpflanzen scheitern jämmerlich an dem gesunden Menschenverstand der Nation — hat sich der Sprache des gesunden Menschenverstandes zu befleißigen — ist alsdann dem deutschen Publicum willkommen und kann der Nation von großem Nutzen seyn — was von den Juristen zu erwarten? besonders von den Advocaten und Notaren — die Stockjuristerei in Mißcredit — was von den Theologen, Medicinern und Naturforschern zu erwarten? was von den Gelehrten überhaupt? ohne nationalökonomische Kenntnisse kann man in unsern Tagen weder Vollbürger seyn noch Geschichte schreiben — was von der studirenden Jugend? Deutschland vorzugsweise vor allen andern Nationen berufen die Nationalökonomie auszubilden und sie zum Gemeingut aller Gebildeten der Nation zu machen — durch die vielseitigen Debatten in den verschiedenen Ständeversammlungen — durch die große Zahl und unabhängige Stellung der Universitäten — durch die glückliche Organisation des deutschen Buchhandels — durch die vielen Vereine und öffentlichen Versammlungen — durch den Anschluß der Seestädte an den Zollverein und die in denselben herrschende Bildung — mächtiger Phalanx des gesunden Menschenverstandes gegen den schwachen Phalanx einer kranken Theorie.) — Miscellen: Neuester Stand der englischen Eisenindustrie und Aufklärung über die ungewöhnlich niedrigen Roheisenpreise in England. — Die Bevölkerung von Belgien und Großbritannien. — Australien, Neuseeland und die deutsche Auswanderung.

Nr. 40. Briefe über die großen Fragen des Tages. Vierter Brief. (Disposition dieser Briefe — Ansichten des russischen Geheimraths v. Tengoborski über die Baumwollindustrie und insbesondere die Baumwollenspinnereien im Zollverein. — Hr. v. Tengoborski spricht sich durchaus zu Gunsten der Reclamation der Zollvereinsspinner aus — hält ihre Beschwerden für vollkommen begründet — weist dieß durch genaue Berechnungen nach — zeigt in wie vielfältigem Vortheil die englischen Spinner den deutschen gegenüber stehen — beruft sich auf das Beispiel von Oesterreich — meint daß überhaupt die gegen die Reclamation der Spinner erhobenen Einwendungen höchst schwächlicher Natur seyen — nennt insbesondere die Einwendung daß der Rohstoff kein Product des eigenen

Landes sey eine kindische — kann nicht einsehen warum nicht Deutschland ebenso gut Baumwollspinnereien sollte emporbringen können wie andere große Nationen — schildert den wohlthätigen Einfluß einer blühenden Fabrication auf den Ackerbau — ist der Ansicht daß die Engländer allerdings den Ruin der ganzen deutschen Fabrication im Schilde führen — widerlegt die Preußische Staatszeitung — untersucht und begutachtet die Controverse zwischen der Spinnerei und der Weberei — weist die vollkommene Nichtigkeit aller gegen die Erhöhung des Garnschutzzolles vorgebrachten Einwendungen nach — glaubt daß die Vertheidiger der englischen Interessen unter der Maske deutscher Weber gegen die deutsche Spinnerei kämpfen — ist der Ansicht daß schon aus dem Grund einer Annäherung zwischen dem Zollverein und Oesterreich eine allmähliche Erhöhung des Garnzolls in letzterem unerläßlich sey — meint der Garnschutzzoll, um wirksam zu seyn, sollte 6 Thlr. pr. Centner betragen — weist nach in welchem geringen Maaße dadurch die Preise der Gewebe vertheuert würden — und daß allen daraus erwachsenden Inconvenienzen durch Rückvergütung des Schutzzolles abzuhelfen sey.) — Mittheilungen. Den Schutzzoll auf Roheisen betreffend.

Nr. 41. Briefe über die großen Fragen des Tages. Fünfter Brief. (Beschluß unserer Ansichten über den Baumwollgarnzoll — Beschränktheit des Standpunktes von welchem aus die in der Preußischen Staatszeitung vom 17 Dec. 1842 enthaltenen Erläuterungen der neuesten Zollvereinscongreßbeschlüsse abgefaßt sind — Widerlegung der von denselben geäußerten Ansicht daß die Unabhängigkeit der deutschen National-Industrie hiebei nicht zur Frage komme — Widerlegung der Erläuterungen in Betreff der Ausführbarkeit einer Rückvergütung für außer Landes gehende Baumwollwaaren — Beweis daß dieselbe den Zollvereinseinkünften in unberechenbarer Weise förderlich und in keinerlei Weise nachtheilig sey — Ersuchen an Hrn. geheimen Rath v. Tengoborski die Ansichten des Zollvereinsblattes in Betreff der Rückvergütungen aufs neue in Erwägung zu ziehen und sich darüber öffentlich auszusprechen — Berufung in allen andern Beziehungen auf Hrn. v. Tengoborski, von welchem die Gegengründe der Erläuterungen im Detail widerlegt und bewiesen worden ist daß an diesem ganzen Gewebe kein einziger guter Faden zu finden sey — Motive der preußischen Finanzmänner sich der Erhöhung des Garnzolls zu widersetzen — preußische Separat-Interessen.) — Nachtrag aus dem Werk des Hrn. v. Tengoborski die Garnzollerhöhung betreffend.

Nr. 42. Briefe über die großen Fragen des Tages. Sechster Brief. (Die auswärtige und die einheimische Hansa — der Basler Rummel — der hanseatische Rummel — Träume von deutschen Flotten und Flaggen — Träume sind Schäume — diese städtischen Republiken sind Hospitäler für die Alten und Abgelebten — Nachtheile dieser Zustände für den Handel und die Industrie der deutschen Nation — Regsamkeit der auswärtigen Hansa — Mittel die abgelebte einheimische Hansa zu verjüngen und zu kräftigen.) Mittheilungen: Hanseatische Stimme aus London. — Zwei Schreiben aus Venezuela über den neuesten Stand der dortigen Handelsverhältnisse im allgemeinen und insbesondere mit Frankreich und Deutschland.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[135] Von Dr. **K. Sohrs großem Handatlas der neuesten Erdbeschreibung in 80 Blättern** (das Blatt 15/18 Zoll rhn. groß, auf starkem Druckpapier nur 2 gGr. — 8 kr. C. M. od. 9 kr. rhn.) ist so eben die 14te und 15te Lieferung versandt worden. Diejenigen welche wegen der unerhörten Billigkeit bisher zweifelten, daß der Atlas fortgesetzt würde, oder daß die Karten der ersten Lieferung gleich wären, können sich durch die fertig vorliegenden 60 Karten überzeugen, daß die spätern Lieferungen bei weitem schöner ausfallen als die ersten. Wer die Karten der sächs. Herzogthümer — Böhmens — des Erzherzogthums Oesterreich — Tyrols — Steyermarks — Griechenlands — Württembergs — Frankreichs in 4 Blättern 2c. mit andern theuern Karten vergleicht, und die Sorgfalt welche auf Zeichnung und Stich verwendet wurde zu würdigen versteht, wird zugeben daß für einen so billigen Preis Außerordentliches geliefert wird und daß sie selbst die um das drei- und vierfache theureren Karten übertreffen. Diejenigen Subscribenten, welche im Laufe des Jahres 1843 subscribiren, erhalten eine ganz neue und sehr schöne große **Post- und Reisekarte von Deutschland in 6 Blättern, welche 1½ bis 2 Thlr.** kosten wird, als Gratis-Zugabe. — Alle Buch- und Landkartenhandlungen Deutschlands, des österr. Kaiserstaates, der Schweiz 2c. sind im Stande die fertigen Lieferungen zur Ansicht vorzulegen.

---

[136] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der

freie deutsche Rhein.

Geschichtliche und staatswirthschaftliche Entwicklung der Geschichte des Rheins.

Von

H. B. Oppenheim,

Docenten der Rechte zu Heidelberg.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Einleitung. 2) Ueber Flußrecht im Allgemeinen. 3) Aelteste Geschichte des Rheins. Fränkische Zeit. 4) Erste deutsche Zeit. Das Reich. 5) Zeit der Städte-Verbindungen. Rheinischer Bund. 6) Von der goldenen Bulle an. Einfluß der Rheinischen Kurfürsten. 7) Zeit des Verfalls. 8) Letzte Entwicklung durch Wahlcapitulationen und Friedensschlüsse. 9) Neuere Zeit. Französische Zeit und Rheinbund. 10) Verhandlungen zu Wien seit dem Pariser Frieden. 11) Zustände nach der Wiener Convention und Verhandlungen der Central-Commission. 12) Neueste Gesetzgebung.

Ein Theil unseres schönen Bodens und der schiffbarste Strom Deutschlands ist der Stoff zu so viel nationalen und rein praktischen Fragen, daß diese historische Beleuchtung derselben in unserer Zeit gewiß mit allgemeinem Interesse aufgenommen werden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[137] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabricanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von **Joh. Jos. Prechtl,**

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien 2c.

Zwölfter Band.

Röhren — Schlösser.

Mit den Kupfertafeln 258 bis 284

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Der vorliegende Band dieses bisher mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen und in technologischen Schriften aller Art selbst im Auslande vielfach benützten Werkes enthält die Artikel: **Röhren, Rolle, Rothfärben, Saiten, Salmiak, Salpeter, Salpetersäure, Sattlerarbeiten, Scheidung** (auf nassem Wege), **Schere, Schießpulver, Schlösser.** Diese Artikel bilden eben so viele Original-Abhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten eilf Bände, mit 257 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[138] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von Friedrich v. Raumer.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Der Freiherr Hans Katzianer im Türkenkrieg. Von **J. Voigt.** — II. Die letzten Zeiten des Johanniterordens. Von **Alfred Reumont.** — III. Goethe's Mutter. Von **K. G. Jacob.** — IV. Leibnitz in seinem Verhältniß zur positiven Theologie. Akademische Rede am Leibnitz'schen Gedächtnißtage den 6 Julius 1843 vorgetragen von **A. Böckh.** — V. Die Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeier in den Jahren 1644 und 1744. Ein Beitrag zur bevorstehenden dritten Säcularfeier. Von **Ed. Gervais.** — VI. Prinz Leopold von Braunschweig. Von **G. W. Keßler.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, so daß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) jeder 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1843. **F. A. Brockhaus.**

---

[139] **Echos lyriques,**

Poésies

traduites de l'Allemand en Français

par Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[140] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Franz v. Schober.

8. Velinp. br. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[141]

Verkauf von einzelnen Schriften
aus
J. G. v. Herders sämmtlichen Werken

in Octav auf Druckpapier. Preis eines jeden Bandes 48 kr. oder 12 gGr.

Von J. G. v. Herders sämmtlichen Werken in Octav besitzen wir noch einen kleinen Vorrath von einzelnen Schriften aus den 3 Abtheilungen: **Religion und Theologie, Litteratur und Kunst** und **Philosophie und Geschichte**, welche wir den vielen Verehrern des Verfassers zu einem äußerst billigen Preis von 48 kr. rhn. oder 12 gGr. per Band hiemit anbieten und die durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden können.

Die Schriften sind folgende: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. 2 Bände. — Drei Abhandlungen: I. Salomons hohes Lied. II. Ueber den Inhalt, die Art und den Zweck dieses Buchs in der Bibel. III. Von Uebersetzungen desselben, insonderheit Einer in alten Minneliedern. — Zwei Abhandlungen: I. Erläuterungen zum neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle. II. Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon. — Briefe über das Studium der Theologie. 2 Thle. — Christliche Schriften. 2 Bände. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Abhandlungen und Briefe über schöne Litteratur und Kunst. — Stimmen der Völker in Liedern. — Blumenlese aus morgenländischen Dichtern. — Schriften zur griechischen Litteratur. — Zwei Abhandlungen: I. Zur römischen Litteratur. II. Antiquarische Aufsätze. — Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten des 18ten Jahrhunderts. — Nachlese zur schönen Litteratur und Kunst. — Terpsichore. — Postscenien zur Geschichte der Menschheit. — Seele und Gott. — Adrastea, Begebenheiten und Charaktere des 18ten Jahrhunderts und Briefe zur Beförderung der Humanität. 3 Bde. — Sophron, gesammelte Schulreden. — Nachlese historischer Schriften. — Kalligone. — Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. von Herders. 2 Thle.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. v. Herders sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselben einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.

II. Litteratur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.

III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

J. G. v. Herder. Der Cid. Nach spanischen Romanzen. Neue veränderte Ausgabe. 16. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

(Die illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther, ist gegenwärtig in einer neuen Auflage unter der Presse.)

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

M. Caroline v. Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart, den 15 August 1843. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[142] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Mnemotechnik,

nach einem durchaus neuen auf das Positive aller Disciplinen anwendbaren Systeme.

Von

Karl Otto Reventlow,

Candidaten der Philologie.

8°. Velinpapier broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Während fast alle bis jetzt bekannten mnemonischen Systeme, auf einer räumlichen Anschauung und sinnlichen Symbolik beruhend, nichts als ostensible Kunststücke erzielten, hat der in den weitesten Kreisen rühmlich bekannte Herr Verfasser dieses Werkes durch seine vielfach abgelegten öffentlichen Proben bewiesen, dass sein Verfahren nicht allein eine allgemein praktische Anwendung auf das Positive aller Disciplinen zulasse, sondern auch dass die Resultate desselben alles was bis jetzt durch mnemonische Methoden geleistet wurde, bei weitem übertreffen.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. *Erste Abtheilung:* Geschichte, Litteratur und Kritik aller bekannten mnemotechnischen Systeme. *Zweite Abtheilung:* Die Methode des Verfassers, Geschichte, Theorie, Anwendung auf die Chronologie, Statistik, Physik, Chemie, Mathematik, Astronomie, Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Medicin, Botanik, Cameralwissenschaft u. s. w. u. s. w.; auf Sprachen, Handelswissenschaften u. s. w., auf das Einprägen von Physiognomien, auf das Schachspiel u. s. w.

Bei der Abfassung dieses Lehrbuchs hat der Verfasser nirgends eine Regel aufgestellt, deren Richtigkeit er selbst nicht praktisch zu beweisen im Stande wäre.

Stuttgart und *Tübingen*, October 1843. **J. G. Cotta'**scher Verlag.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund. die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfg. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

November.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker“ bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheil sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen“; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen. Wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze [illegible] gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumniß nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1843.

Die russische Armee.

Die Frage, ob die russische Armee wirklich die Furchtbarkeit habe, welche man ihr zugeschrieben, hat viele Zweifler gefunden, und da sie in den letzten Kriegen, in der Türkei und in Polen, nicht die raschen entscheidenden Erfolge errang, welche die über militärische Angelegenheit freilich oft allzu incompetente öffentliche Meinung erwartete, so hat ihr Ruf einen Stoß erlitten, und man ist mannichfach geneigt geworden, sie eher unter als über ihren wahren Werth zu schätzen. Es ist um eine unparteiische Beurtheilung militärischer Gegenstände, namentlich wenn es die Brauchbarkeit ganzer Armeen gilt, eine ganz eigenthümliche Sache. In Europa ist die Kenntniß des Kriegswesens in allen Staaten so ziemlich dieselbe: die eine Armee mag in dieser oder jener Periode mehr gebildete und erfahrene Offiziere haben als eine andere, aber im Ganzen genommen fehlt es keiner an dem, was in diesem Gesichtspunkt allgemein nöthig ist, und kommt der Mann, welcher die natürlichen, geistigen sowohl als materiellen, Hülfsquellen eines Landes zu benützen weiß, so kann die Armee desselben eine ungewöhnliche furchtbare Rolle spielen, so gut als die irgend eines andern. Hiezu kommt noch, daß in der neuern Kriegführung, weit weniger als in der alten, strategische Fehler sich durch taktische Anstrengungen gut machen lassen. Die Strategie war zu allen Zeiten dieselbe, die Taktik aber änderte sich, trotz einzelner allgemein gültiger Grundsätze, zu allen Zeiten, je nach der Art und Zusammensetzung der Truppen; sie mußte, um nur Ein Beispiel anzuführen, am Ende des dreißigjährigen Krieges, wo die Zahl der Reiterei häufig die des Fußvolks überwog, eine ganz andere seyn, als im Anfang desselben Kriegs, wo die geringe Bedeutung des Kleingewehrfeuers und die große Wichtigkeit der blanken Waffen schnell eine Entscheidung durch das Handgemenge herbeiführten, und als in der Mitte desselben, wo Gustav Adolph zuerst die Ueberlegenheit des Musketenfeuers begründete. So wie jetzt die Sachen stehen, können in allen gewöhnlichen Fällen kleine Schaaren gegen größere nichts ausrichten, und sind einmal Truppen durch falsche strategische Leitung zu mehrfachem Rückzug gezwungen worden, so wird auch bald Entmuthigung unter ihnen einreißen. Belege hiezu hat der letzte große Krieg auf allen Seiten seiner Geschichte geliefert, und brauchbare Truppen sind oft bloß durch diesen Umstand in Mißcredit gekommen.

Wir können nicht umhin zu bemerken, daß dieß Schwanken im militärischen Rufe, der rasche Wechsel von Glück und Unglück seit der französischen Revolution bedeutend gestiegen ist. Diese hat, freilich anfangs nothgedrungen, die ungeheuren Armeen eingeführt; jetzt werden solche auf dem ganzen Continent unterhalten, aber kein Staat besitzt hinreichende Geldmittel, so ungeheure Massen auf den Beinen zu erhalten. Daher die wechselnden Systeme von Landwehr, Miliz, Reserven, in Rußland namentlich die Bestrebung durch Ansiedlung der Truppen die Instandhaltung derselben möglich zu machen, ein Unternehmen, das, als Ersparniß betrachtet, völlig mißglückt zu seyn scheint. Wo ist nun das rechte Maaß, an welchem man mit der Beschränkung der vollen Mannschaft inne halten soll? Darüber hat man viel gestritten, und wenn gleich alle einig sind, daß bei der Reiterei die Zahl der abwesenden Mannschaft nicht über ein Viertel, bei der Infanterie nie über drei Viertel betragen sollte, so haben doch hier die speciellen Verhältnisse der einzelnen Staaten so mannichfache Aenderungen herbeigeführt, daß gegenwärtig die Zahlenangaben über die europäischen Heere in starken Mißcredit gefallen sind. Und mit Recht. Es ist der Geist, der sich den Körper baut; an Menschen fehlt es nicht, sie sind eine nur allzu wohlfeile und darum unbeachtete Waare geworden. Wer das Geld findet, ungeheure Massen zu zahlen und in Bewegung zu setzen, findet diese Massen schnell; ihre Kriegstüchtigkeit aber hängt von tausenderlei Umständen ab, von der Race, möchten wir sagen, von der Brauchbarkeit der vorhandenen Truppen und namentlich der Officiere ꝛc. ꝛc. Wenn darum neuere Schriftsteller, auch Custine, behaupten, die russischen Bataillone außerhalb der größeren Städte seyen mehr nur Skelette, so mag dieß bis zu einem gewissen Grade wohl wahr seyn, ohne daß es die Verwendbarkeit der Truppen beeinträchtigt; Rußland hat für einen ersten Feldzug

hinreichend Truppen auf den Beinen, und während des ersten lassen sich genugsam Truppen zusammenziehen, um eine nachhaltige Unterstützung zu liefern. Die Frage, ob nicht das System unmäßig großer Armeen im Allgemeinen die Schlagfertigkeit der Truppen vermindert habe, möchte man mit einem Hinblick auf die englischen Truppen eher bejahen als verneinen: England ist bei dem System einer kleinen Armee stehen geblieben, aber kein Heer ist schlagfertiger als das englische.

Diese Schlagfertigkeit ist keineswegs bloß eine mechanische Sache, sie wirkt auch auf den allgemeinen Werth der Truppen ein. Truppen, die aneinander gewöhnt sind, und denen das Gehorchen so zur andern Natur geworden ist, daß es selbst in den kritischen Augenblicken des Kampfes aushält, werden auf dem Schlachtfeld eine ganz andere Figur machen, als solche, die vielleicht noch wenige Monate vorher hinter dem Pfluge gingen oder in der Handwerksstube saßen. Es bedarf in den neuern Kriegen, namentlich bei der Hauptwaffe, der Infanterie, eines gewissen collectiven Muthes — sehr verschieden von dem persönlichen — der nur durch Uebung und Gewohnheit erlangt wird.*) An diesem collectiven Muthe, der im englischen und russischen Heere durch die lange Dienstzeit und die strenge Disciplin aufrecht erhalten wird, leiden die halb improvisirten Heere des Continents oft bedeutenden Mangel. Wir können sowohl für diesen nicht zu läugnenden Mangel als für die obige Behauptung, daß strategische Fehler durch taktische Anstrengungen nicht so leicht gut gemacht werden können, keinen augenfälligeren Beweis anführen als die drei ersten Jahre des Revolutionskrieges. Das erste Jahr war für die französischen Waffen sehr kritisch, das zweite ungemein glücklich, im dritten neigte sich das Glück entschieden wieder mehr auf die Seite der Alliirten, namentlich der Oesterreicher. Ohne in Einzelnheiten einzugehen, kann man mit ziemlicher Zuversicht behaupten, daß im ersten Jahre die taktische Uebung der Coalitionstruppen den rohen französischen Truppen manche herbe Schlappe beibrachte, daß im zweiten Jahre die von Carnot geleitete strategische Vertheidigung des Landes den Sieg, aber nur mit starkem Menschenverlust herbeiführte, und daß im J. 1795 die größere taktische Uebung der deutschen Truppen wieder überwog. Dem Mangel an taktischer Uebung hat man das jetzt viel gepriesene, aber nicht immer erprobte System des Colonnenangriffs und die Verdrängung des ehemaligen Liniengefechts zu danken; die Ansichten hierüber scheinen aber wiederum bedeutend im Umkehren begriffen zu seyn. Die Doctrin, die Schule ist hier wie in so manchen andern Dingen dem Leben nachgehinkt, man hat aus dem, was die Noth in Frankreich hervorrief, ein neues Kriegssystem geschaffen, das sich aber in seiner ursprünglichen Gestalt nicht auf die Länge halten kann.

Wir haben diese Bemerkungen vorangesendet, weil sie auf den Hauptvorzug der russischen Truppen, die Ausdauer ihrer Infanterie, ein deutliches Licht werfen. Der Russe, d. h. der Großrusse, ist persönlich keineswegs durch Muth und besondere Kampfslust ausgezeichnet, aber er ist gehorsam, ausdauernd, und somit befähigt eine Infanterie zu bilden, die auch unter den schlimmsten Verhältnissen sich nicht verläugnet. Die Länge seines Dienstes, gewöhnlich 20 bis 25 Jahre,*) machte ihm den Gehorsam gegen die Befehle der Officiere zur andern Natur, und dieß verläugnet sich auch in den Gefechten nicht. Wie sehr dieser passive, wenn man will, eingeprügelte Muth des Großrussen vorschlägt, ergibt sich aus dem Umstand, daß nach dem Urtheil einiger competenten Richter die russische Cavallerie — bei welcher Waffengattung es mit dem passiven Muth nicht allein abgethan ist — entschieden in Brauchbarkeit der Infanterie nachsteht, und nur die regulären Kosakenregimenter, also die Kleinrussen eine Ausnahme machen, denn in diesem Volke ist der Geist trotziger Unabhängigkeit und ritterlichen Muthes in einem ungleich höhern Verhältnisse vorhanden, als bei den Großrussen. Aber die Regierung hat ihre besondern Gründe, nicht die Kleinrussen vorzugsweise als Reiterei zu verwenden, sie hat seit anderthalb Jahrhunderten sich bestrebt, den Unabhängigkeits- und Freiheitsgeist dieses Volkes zu brechen; sie hat alles was an den ehemaligen unabhängigen Bestand dieser Völkerschaften erinnern konnte, auszutilgen sich bemüht, und wenn sie die Reiterei ihres Reichs hauptsächlich aus Kleinrussen zusammensetzt, so muß sie einen gefährlichen Föderationsgeist unter denselben fürchten.

Was die öffentliche Meinung über die russische Armee beirrt hat, und noch immer nicht genügend erklärt ist, das sind die Widersprüche, die in ihrer Geschichte liegen. Die russischen Armeen im vorigen Jahrhundert gegen die Schweden, Preußen und Türken waren nie sehr zahlreich, oft unter 20,000. Münnich noch brauchte manchmal die furchtbarsten Mittel, um sie zum Siege zu führen,**) und ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß der Ungehorsam gegen den Befehl schlimmere Folgen habe, als ihnen der siegreiche Marsch gegen den Feind nur immer bringen könne. Der possenhafte, aber sehr klug berechnende Suwarow wußte vollends einen religiösen Enthusiasmus in die russischen Truppen hineinzubringen, daß sie ihn für nichts Geringeres als den Vollstrecker der Befehle des Himmels ansahen, und unter seiner Anführung einen Muth und selbst eine persönliche Tapferkeit entfalteten, wovon sie weder vorher noch nachher ähnliche Proben abgelegt

*) Ein Aufsatz in dem United Service Magazine, Junius, August, Sept. u. Oct., den wir in Bezug auf Rußland namentlich im Auge haben, enthält hierüber sehr beherzigenswerthe, aber für Deutschland eben nicht sehr schmeichelhafte Bemerkungen.

*) Dieß war die alte Dienstzeit; sie wurde später auf 15 und 20 Jahre ermäßigt, aber diese Verordnung scheint wenig an der Sache geändert zu haben, und man behielt meist die Soldaten bei der Fahne so lange sie irgend dienstauglich waren. Daß in neuerer Zeit hierin ein besseres Verhältniß eintrat, scheint aus der zahlreichen Bildung von Veteranencorps hervorzugehen. Wie es mit der neuesten Ermäßigung der Dienstzeit auf 10 Jahre gehen wird, läßt sich wohl noch nicht mit Sicherheit angeben. Die Sache hat unter den gegebenen Verhältnissen ihre großen Schwierigkeiten.

**) Er ließ Leute, die sich als krank meldeten, vor der Fronte lebendig begraben und Generale an die Kanonen fesseln.

haben, das Jahr 1812 ausgenommen, wo die frisch ausgehobenen Recruten gegen die fremden „Kirchenschänder" zu Borodino mit einem wahren Märtyrermuthe fochten. Der Ausgang dieses Kriegs und der Sturz Napoleons hob die Meinung von der russischen Macht auf die höchste Stufe. Als nun der Krieg im J. 1828 ausbrach, und die erschöpfte, heruntergekommene Türkei kaum 50,000 Mann ordentlicher Truppen nebst einer gleichen Anzahl irregulären Gesindels aufbringen konnte, glaubte man Schritt vor Schritt die glänzendsten Erfolge erwarten zu können. Aber während Suwarow Ismail mit einer kaum stärkern Armee als sich in der Stadt selbst befand, nach schrecklichem Gemetzel erstürmt hatte, lagen dießmal die Russen wochenlang vor der unregelmäßig befestigten Stadt Braila, und ein Sturm ward abgeschlagen, selbst im offenen Feld blieb mehrmals der Sieg nicht den Russen, während Romanzow und Suwarow im vorigen Jahrhundert die Türken wiederholt aus verschanzten Lagern herausgeschlagen hatten, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß zu jener Zeit die militärische Macht der Türkei und selbst ihr in der ihnen eigenthümlichen stürmischen Angriffsweise entfaltete Muth noch weit höher standen. Alles dieß setzte die öffentliche Meinung Europa's nicht wenig in Erstaunen, und dieß Erstaunen wuchs, als zwei Jahre später die Russen gegen Polen gleichfalls ohne Vergleich mehr Zeit und Menschen brauchten, um sie zu bezwingen, als Suwarow seiner Zeit mit fünfmal schwächerer Macht bedurft hatte.

Solche Gegensätze setzen eine Abnahme der militärischen Brauchbarkeit voraus, die sich nicht abläugnen läßt. Ein Hauptgrund mag wohl die schlechte Nahrung seyn, welche jetzt dem Soldaten zu Theil wird: schlechtes Roggenbrod, Sauerkohl (Kapusta) und Buchweizengrütze ist so ziemlich alles was der Soldat erhält, kaum hinreichend das Leben zu fristen, aber nicht um sich während eines anstrengenden Dienstes bei Kräften zu erhalten. Etwas Fleisch erhalten nur die Garden, und diese höchstens zwei- oder dreimal die Woche. Das bleiche, abgemagerte Aussehen der Soldaten ist schon manchen Beobachtern aufgefallen, und die Folgen der mangelnden nachhaltigen Kraft zeigen sich in schreckenvoller Hinopferung der Menschen auf den Märschen. Wenn ein russisches Regiment einen langen Marsch zu machen hat — und dieß trifft sich bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes nicht selten — so darf es nicht mehr als 7 Stunden (25 Werst) des Tags machen, und muß jeden dritten Tag Rasttag halten. Wird dieß Maaß überschritten, so bleiben allzu viele Menschen am Wege liegen. Im letzten türkischen Kriege sollen die Russen nach ziemlich beglaubigten Nachrichten 150,000 Mann durch Krankheit und Anstrengungen, und nur etwa 25 bis 30,000 Mann in Gefechten verloren haben. In dem siebenmonatlichen polnischen Feldzug war der Verlust gleichfalls ungewöhnlich groß. Zu was halfen also die ungeheuren Armeen, — Diebitsch führte im ersten türkischen Feldzug 163,000 Mann über die Gränze — als um sie ganz nutzlos hinzuopfern! Da kennen die Engländer den Werth der Menschen besser; ihre ganze Armee beträgt nur 120,000 Mann, aber sie ist zehnmal besser genährt, *) und würde verhältnißmäßig — da, um mit dem Marschall von Sachsen zu reden, der neuere Krieg mit den Beinen geführt wird, — zehnmal mehr leisten, weil die physische und moralische Kraft des Soldaten länger anhält. Rußland würde wahrscheinlich besser thun, seine 450,000 M. Infanterie auf den dritten Theil herunterzusetzen und diese in einer Weise zu nähren, daß sie den Strapazen und dem Unwetter widerstehen können, und nicht wie jetzt der feuchten Kälte in kurzer Zeit erliegen. Rechnet man zudem noch die Raubsucht der Beamten, die schlechten Spitäler und den Mangel an tauglichen Aerzten, so werden solche Verluste wie die oben bezeichneten sehr erklärlich.

(Schluß folgt.)

Der Schatz des Piraten. **)

Wir waren zu Lima, nahmen den Thee bei dem Hafencapitän Young und sprachen unter anderm auch von Teresa Mendez, der schönsten Frau der Stadt. Man erzählte, wie ihr Mann gestorben, und dieß machte wahrhaft Lust die Wittwe zu heurathen. Sie war stolz wie eine Spanierin, schlau und geduldig wie eine Indianerin, wohlgebildet, geschmeidig, olivenfarben und hatte wundervolle Augen. Nach dem Begräbniß ihres Mannes hatte sich Teresa in das Kloster Jesus Maria, dessen Regeln sehr streng sind, zurückgezogen und hier in inbrünstiger Andacht wohl sechs Monate verlebt; dann aber nahm ihre ungestüme Einbildungskraft eine andere Richtung, und man raunte sich in die Ohren, daß, weit entfernt das Gelübde ablegen zu wollen, Donna Teresa nur eine Gelegenheit zur Wiedervermählung erwarte. Liebhaber zeigten sich in Menge, alle aber wurden zurückgewiesen. Der reichste darunter — ein Franzose mit zwei oder drei Millionen Vermögen — erhielt zur Antwort: Ihr seyd zu arm! Von nun an dachte man eben so wenig mehr an eine Heurath mit Donna Mendez, als man zur Zeit des Vicekönigs Amat daran dachte die berühmte Perricholi zu unterhalten. All das sagte man unter vielen Scherzen und mit großer Gemüthlichkeit zwischen 11 Uhr und Mitternacht bei dem Hafencapitän, als ein Marineofficier eintrat. „Gerade recht, gerade recht," rief ihm der Wortführende zu, „da kommt der künftige Gemahl von Teresa Mendez!" Der neue Ankömmling runzelte die Stirne und schien den Scherz übelnehmen zu wollen. „Bah, Camerad," fuhr der andere spaßhaft fort, „es wird Euch doch nicht ärgern, por Dios! Wissen wir ja alle, daß Ihr geliebt werdet . . . . Seyd Admiral, und morgen ist die Hochzeit . . . . Unglücklicherweise ist der Krieg mit Spanien zu Ende . . . . Es kann sich indeß Gelegenheit bieten sehr reich zu werden — entsetzlich reich — und, wenn's glückt, sieht man über den Grad hinweg." Auf diese Scherze antworten, wäre verlorene Zeit gewesen. Der Marineofficier zuckte die Achseln und trank ein Glas Chica. Man unterhielt sich nun von andern Dingen, von den auf der Rhede befindlichen Schiffen, von der Handelsbewegung u. s. w. „Eines wundert mich," sagte plötzlich Hr. Young.

*) Freilich waren die Summen, welche z. B. Wellington auf die Verköstigung seiner Armee in Spanien verwendete, ungeheuer, aber — die Niederlage wäre noch etwas theurer gewesen.

**) Reisen in Spanisch-Amerika während der Unabhängigkeitskriege, von Capitän G. Lafond. Paris, Gebrüder Pourrat, 1843.

„die ungemeine Unklugheit einiger Schifferheber. Kaum sind wir aus einem Seekrieg; überall häufen sich in Folge der durch den Frieden herbeigeführten Reformen die brodlosen Matrosen, die dienstlosen Officiere an; die Häfen wimmeln von muthvollen Müßiggängern, die keine andere Nahrungsquelle haben als den Seeraub — und doch, trotz all diesem, sieht man wie in den ruhigsten Zeiten völlig unbewaffnete Schiffe ankommen, mit Gold befrachtet wie eine spanische Gallione .... diesen Morgen erst der „Peruvian," eine englische Handelsbrigg ..., mit 2 Millionen Piastern an Bord und 12 Mann Besatzung .... es ist eine namenlose Unbesonnenheit, wie ich's dem Capitän bei seiner heutigen Abfahrt nach Lima sagte." Dieß waren die Worte Hrn. Youngs, an die ich mich jetzt gewiß nicht wieder erinnern würde, wenn nicht am Morgen des folgenden Tages im Hahnencircus eine Nachricht die Runde gemacht hätte, welche ihnen ein gewisses Interesse verlieh. Ein Dutzend Schurken hatte nämlich in derselben Nacht den Peruvian geentert und weggenommen, den zweiten Befehlshaber ermordet und die Mannschaft in Fesseln gelegt; das Schiff hatte mit vollen Segeln den Hafen verlassen. Als Urheber dieses kühnen Streichs nannte man laut den Commandanten Robertson, den Geliebten von Teresa Mendez. Natürlich interessirte ich mich einigermaßen für diesen Seeräuber. Man stiehlt nicht 10 Millionen mit Einem Schlag, ohne die Aufmerksamkeit der ehrlichsten Leute auf sich zu ziehen. Ich hatte das Porträt Robertsons, seine rothen Haare, seine kupferige Hautfarbe, seinen wilden Blick fest erfaßt, und bald erfuhr ich auch seine Lebensgeschichte so vollständig als möglich. Mehr als einen Monat sprach man zu Lima von nichts anderm. Er war Schotte und hatte in der englischen Kriegsmarine seine Laufbahn begonnen. Später schiffte er sich als Officier an Bord der Brigg Galvarino ein, unter dem Befehl des Cap. Guise, der nach der ersten Kunde von dem Aufstande Chili's herbeigeeilt war, um der Sache der Unabhängigkeit seine Dienste anzubieten. Robertson trat in die chilenische Marine und ging dann aus dieser in die peruanische über. In kurzer Zeit hatte er seinen Ruf begründet. Unter andern Thaten hatte er die von Benavides, der damals die Provinz Concepcion verheerte, befehligte Bande zu Arauco überfallen, 70 Räuber (Benavides und der Unterbefehlshaber Martelin waren entwischt) gefangen genommen und gehenkt. Diese fürchterliche Hinrichtung soll ihm großes Vergnügen gemacht haben. Als er später die Marine verließ, siedelte er sich auf der unbewohnten Insel La Mocha, 30 Stunden südlich von Concepcion, mit einem einzigen Diener und zwei Frauen an, um hier, wie er sagte, als Robinson zu leben, dessen Namen er scherzweise annahm. Größere Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Behauptung, er habe aus la Mocha eine Art Insel la Tortu, eine Zufluchtsstätte für Freibeuter, machen wollen. Sein Plan schlug fehl, und zwar aus folgenden Gründen. Benavides' Lieutenant, der obenerwähnte Martelin, fand Mittel sich die Stelle eines Zeugmeisters (maitre d'équipage) auf einer guayaquil'schen Goelette, dem Eigenthum Hrn. Lazarraga's, zu verschaffen. Er gewann Leute seines Gelichters als Matrosen, setzte dann eines Morgens seinen Capitän und die treuen Matrosen unterhalb des Flusses Guayaquil ans Land, und machte sich davon nach den Inseln Chiloe, welche der Obristlieutenant Quintanilla noch für Spanien behauptete. Diese schöne That verdiente eine Belohnung. Die Goelette erhielt den Namen Quintanilla, Martelin ward zum Fregattencapitän im Dienste Sr. kath. Maj. ernannt und kreuzte nun an den Küsten Chili's und Peru's gegen den Handel der Independenten. Er hatte jetzt eine schöne Gelegenheit sich an Robertson zu rächen: er überfiel ihn auf seinem öden Inselchen, warf ihn in den untersten Schiffsraum und wollte ihn, wie dieser den Genossen des Benavides gethan, hängen lassen, als ein heftiger Orkan ihn rettete. Martelin war der Schiffsleitung unkundig; seine Mannschaft, bloßgestellt, sah nur Rettung in der Geschicklichkeit Robertsons, brachte den Gefangenen daher auf das Verdeck und übergab ihm die Leitung des Schiffes. Dessen ungeachtet ward er erst dadurch gerettet, daß es ihm, Angesichts der peruanischen Küste, gelang an Bord eines englischen Fahrzeugs zu kommen. Kaum sah er sich frei, so schrieb er an Martelin, ihr erstes Zusammentreffen werde den Tod eines von ihnen zur Folge haben. Bald standen sie in dem kleinen Hafen Guilca einander wieder gegenüber: Robertson an Bord des Congreß und Martelin als Befehlshaber der Quintanilla; allein die Anwesenheit der französischen Fregatte Diligente, Capitän Billard, verhinderte das Weitere, sonst wäre Robertson verloren gewesen. Martelin hatte die Unverschämtheit auf die Diligente feuern zu lassen: man machte auf ihn Jagd, er ward gefangen und dem Admiral Rosamel übergeben, der damals die Maria Theresia befehligte.

Nach Lima zurückgekehrt, erhielt Robertson seinen Grad in der peruanischen Marine wieder und zeichnete sich in allen Angriffen auf die von dem General Rodil vertheidigte Veste von Callao aus. Man war daher, als die Besatzung sich ergab, ziemlich erstaunt, Robertson auf Befehl Bolivars in Fesseln gelegt und in die Casematten geworfen zu sehen. Irgend eine noch unbekannte Gräuelthat war ohne Zweifel der Grund dieser Verhaftung, die mit einem politischen Vorwand beschönigt wurde. Sey dem wie ihm wolle: Robertson blieb nicht lange Gefangener — eine kühne Entweichung gab ihm seine Freiheit wieder. Kurze Zeit darauf brach in Lima unter der Leitung Bustamante's eine Revolution aus und Robertson sah sich von neuem mit dem Commando einer Fregatte betraut. Damals verliebte er sich in Donna Mendez, und wir haben gesehen, was die Folge davon war. Es ist ohne Zweifel angenehm, mit einem eigenen Schiffe zu reisen, mit schönem und gutem Gold befrachtet, wie es der Peruvian war. Allein noch hatte Robertson seinen Zweck nicht erreicht. Er wollte seine 10 Millionen haben, sie in irgend einer Bank anlegen, Donna Mendez heurathen und zur Zerstreuung die lärmenden Freuden der europäischen großen Städte genießen. Zuvor aber mußte er sich mit einem Dutzend Gesellen abfinden, die freiwillig nicht auf ihren Beutetheil verzichten wollten. Darauf sann er nun, verbarg so viel als möglich seine selbstsüchtigen Entwürfe und suchte neue Mitschuldige, um der erstern loszuwerden. Diese waren größtentheils ziemlich naive Verbrecher. Sie dachten nur daran, wie sie sich auf einigen der Marianen ansiedeln wollten, um dort nach patriarchenweise im Kreise arbeitsamer Sklaven und gefälliger Hagarn ihr Leben zu verbringen. Diese idyllischen Träume hatte ihnen Robertson in den Kopf gesetzt und predigte ihnen von Morgen bis Abend von den trunkenen Freuden des Hirtenlebens.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Mamelukensultane in Aegypten. Von der auf Kosten des orientalischen Uebersetzungsfonds begonnenen Uebersetzung der Werke Makrisis durch Quatremere ist jetzt die erste Abtheilung des zweiten Bandes erschienen. Sie umfaßt aber nur zwei Regierungen am Ende des 13ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1843.

Die albanesischen Stämme.

Die Tosken, Liapen und Dschamen.

(Aus Cyprien Robert: Les Slaves de Turquie.)

Südlich von der Conföderation der Dschegen oder rothen Albanier wohnen die Tosken oder weißen Albanier im Gebiete der ehemaligen Parthenen. Diese unfruchtbaren Kalkdistricte können den Heerden der toskischen Hirten, denen aller Ackerbau fremd ist, und welche ihr Vieh gegen Getreide austauschen müssen, kaum genug Futter geben. Neben dem finstern, untersetzten Dschegen zeigt der Toske mit großem Vortheil seinen schlanken Wuchs und seinen lebhaften Geist; sie beweisen unter allen albanesischen Kriegern am meisten Prahlerei. Die Augen der Tosken zeugen von Feinheit, aber ihre schiefe Richtung auch von Falschheit, welche den Grundzug ihres Charakters ausmacht. Die Tosken gelten, und zwar mit Recht, für die treulosesten aller Albanesen. Die christlichen Phars dieses Stammes sind schismatische Griechen und die moslemitischen sind Schiiten, und somit den sunnitischen Türken sehr feindlich. Die Christen haben Musache, Tomoritza, Ergenik und andere unbedeutende Plätze inne; die wichtigeren Städte gehören alle den Moslems. Eine wichtige Verzweigung dieser letztern ist gegen Norden gedrängt und führt ganz speciell den Namen Arnauten. Diese Bastard-Albanesen, welche sich durch bulgarische Uskoken häufig recrutirten, haben die Berge von Prstina bis Kalkandel inne, und verheeren häufig Macedonien; früher recrutirte sich aus ihnen die algierische Miliz und ihre Häupter haben mehr als einen Dey abgesetzt. Das sind die Tosken, deren ausgezeichnetste Personification der berühmte Ali Pascha von Janina ist.

Die dritte Conföderation, die der Lapes, Liapes oder Japiden, sticht gegen die andere auffallend durch seine physische und moralische Entartung ab; sie sind häßlich und verkrüppelt. Ihre Sitze sind in den akrokeraunischen Felsen längs dem adriatischen Meere zwischen den Districten der Dschamen und Tosken. Ibrahim Effendi versichert, ihre Barbarei sey so groß, daß sich unter ihnen kein Ulema, kein Derwisch, nicht einmal jemand der lesen könne, fände. Man hat sie bis jetzt noch nicht abhalten können, durch nächtliche Feuer die europäischen Schiffe zu täuschen, um sie zwischen die Klippen zu locken und zu plündern. Sie haben einen unwiderstehlichen Hang zum Diebstahl, durchstreifen ganz Albanien, und wissen bei Nacht durch Einschläfern der Hunde, denen sie mit Opium getränkte Kuchen geben, mit großer List die Schafe zu stehlen, denen sie sogleich die Luftröhren durchbeißen, damit sie nicht blöcken können. Die Liapen scheinen von den alten Chaonen zu stammen, Wilde, die nach den griechischen Dichtern sich von Eicheln nährten. Es ist aber zu bemerken, daß die süßen Eicheln, welche die Liapen noch jetzt essen, indem sie solche in Milch auflösen, der Kastanie nicht nachstehen, aus der mehrere albanesische Stämme ebenso wie die Korsen, ihr Brod machen. Die See-Liapen nähren sich von Fischfang und schwimmen wie die Fische. Selbst ihre Frauen bringen ihr halbes Leben im Wasser zu; ihre schwarze, ölichte Haut, ihr schlaffer Busen und ihr ungeheurer Bauch deuten auf ein ganz thierisches Leben. Ihre Rohheit ist nur zum Theil durch ihre Dummheit gemäßigt, welche ihre Lasterhaftigkeit nur um so stärker hervortreten läßt. Die Liapen scheinen keinen Begriff von der Heiligkeit der Ehe zu haben, und man sieht Muselmänner Christinnen heurathen, ohne daß sie dieselben zu bekehren suchen, denn sie kennen selbst die Grundgebete des Korans nicht. Die andern Albanesen verachten die Liapen so sehr, daß ihr bloßer Name ein Schimpfwort ist. Es scheint, daß dieß ehemalige Sklaven (Schwarze) waren, die den Händen ihrer Herren (der Weißen) entflohen.

Die vierte Conföderation bei den Dschamen oder Dschamiden scheint eine Folge der allmählichen Auswanderungen der Skipetaren unter die Griechen zu seyn. Diese Conföderation mußte ursprünglich zwischen den Griechen und den alten Albanesen in der Mitte stehen. Ihr Gebiet, eingezwängt zwischen dem griechischen District von Janina und der gleichfalls griechischen Küste von Arta bis zu den Defileen von Suli bietet ein Labyrinth von außerordentlich fruchtbaren und leicht zu vertheidigenden Bergen dar. Die Dschamiden

sind meistens sunnitische Mohammedaner; unter ihnen sind die Phars der Massarakier und Aidoniten ausgezeichnet. Die Dschamen bildeten einst die industriöseste, aufgeklärteste und reichste aller vier Conföderationen, und vertheidigten ihre Freiheit eben so enthusiastisch als ihre Landsleute. Unglücklicherweise ist aber europäischer Luxus unter ihnen eingedrungen und hat sie ihrer alten Tugenden entkleidet; sie sind argwöhnisch, habsüchtig und ungastlich geworden, so daß der Fremde nur mit Mühe Unterkunft in ihren Dörfern findet. Der Dschame ist in dieser Beziehung das Gegentheil des Dschegen, welcher dem Fremden entgegeneilt, ihn als Vla (Bruder) aufnimmt, sobald er mit ihm Brod und Salz gegessen hat, und selbst nöthigenfalls sein Leben für ihn wagt.

Die russische Armee.

(Schluß.)

Doch wenn dieß auch die große Sterblichkeit unter den Truppen genügend erklärt, so doch nicht die verminderte Brauchbarkeit des Ueberrestes, dessen eiserne Naturen dem Mangel und Ungemach widerstehen. Dieß läßt sich nur durch einen zweiten weit schlimmern moralischen Umstand erklären, daß nämlich die Masse der Officiere um ein Gutes schlechter geworden ist als früher. Wie es mit der wissenschaftlichen Bildung steht, wollen wir hier nicht untersuchen: sie ist eben so gewiß bei den einzelnen bedeutend, als sie bei der Mehrzahl sehr gering ist, und vielleicht nicht einmal das Allernothdürftigste erreicht. Wir reden hier von dem moralischen Muth, der aus der Lebensfülle und Jugendkraft hervorgeht. Der russische Adelige besaß freilich nie den trotzigen Muth des Polen, der keinen Höhern über sich erkannte, aber dennoch fand sich eine gute Anzahl Leute unter ihnen, die durch natürlichen Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit sich auszeichneten, die den Soldaten, der mit blindem fanatischem Vertrauen auf sie blickte, leiteten und so die russischen Waffen gefürchtet machten. Aber seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist hierin eine wesentliche Veränderung vor sich gegangen. Seit dem Anfang der französischen Revolution, wo das Mißtrauen gegen den Adel um sich griff, wurden die Anstalten zur Bildung der Officiere und zur Erziehung der Mehrzahl des jungen Adels, die Cadettenschulen, immer zahlreicher und ausgedehnter. Diese Cadettenschulen stehen unter dem schärfsten militärischen Regime, jeder Eigenwille, jeder jugendliche Ausbruch der Kraft wird gestraft und gebrochen; der Zweck ist willige Maschinen zu bilden, und er wird, so weit es die menschliche Natur zuläßt, erreicht, aber zugleich auch der natürliche Muth gebrochen und im Keim geknickt. Man macht sie methodisch zu Sklaven, die Behandlung der niedern Officiere von Seite der höhern ist oft empörend, und wie will man verlangen, daß derjenige, in welchem man die Selbstachtung zu tödten bestrebt ist, sich im Felde mit einemmal als Held zeige. Das strenge Verbot gegen Duelle hat diesen Uebelstand noch vermehrt, und obgleich selbst die harten Strafen denselben nicht ganz Einhalt zu thun vermochten, so soll man doch in den Reihen russischer Officiere oft genug auf Leute stoßen, welche sich die gröbsten Insulte gefallen ließen, ohne selbst in den Augen derer, die Zeugen davon waren, an den Zeichen äußerer Achtung zu verlieren. Es handelt sich hiebei nicht von den einzelnen, sondern von dem System, das auf die Mehrzahl der Officiere, welche die ziemlich todte Masse der Truppen beleben sollen, einen nachtheiligen Einfluß ausüben muß.

Diese Dinge zeigen, wie sehr das allgemeine Regierungssystem auf das Kriegswesen einwirkt und die Grundlagen desselben modificirt. Man sieht die europäische Kriegskunst als eine Einheit an, an der alle europäischen Staaten Antheil haben; aber diese Kriegskunst, mit Ausnahme dessen was die äußere Heerorganisation betrifft, ist allenthalben eine andere. Das Centralisations- und Uniformirungssystem der russischen Regierung mit allem seinem Gefolge von Polizeistrenge, die sich bis in die gesellschaftlichen Verhältnisse des Militärs ausbreitet, und das Zusammenleben in den Corps und den Corpsgeist — bei dem jetzigen Zustande der Dinge in Rußland eine höchst nöthige Zugabe — vernichtet, breitet ihre Wirkung über das ganze Heerwesen aus. Die Vereinigung so mannichfacher, in ihrer geistigen Entwicklung so durchaus verschiedener Länder, wie Alt-Rußland, Klein-Rußland und Polen, hat die Uniformirungssucht hervorgerufen, welche schädlich auf das Ganze einwirkt, nicht bloß durch Brechung aller individuellen Unabhängigkeit, sondern auch der Provincialeigenthümlichkeit. Der Großrusse z. B. taugt sehr schlecht zum Reiten, er geht viel mit Pferden um, besteigt aber kaum je ein solches; dieß geht so weit, daß man selbst die großrussischen Cavallerieofficiere selten ein Pferd besteigen sieht, als im Dienst und auf der Reitbahn. Ihre Reitkunst ist deßhalb auch nicht sehr groß, und die Garderegimenter sollen nach mehrtägigen anstrengenden Uebungen eine ziemlich schlechte Figur machen. Der Kleinrusse und Pole dagegen sind geborne Reiter, und schon der englische General Lloyd hat im vorigen Jahrhundert behauptet, der polnische Adel könnte mit seiner Reiterei halb Europa bezwingen, wenn er seinen wilden Muth dem Zwang der Disciplin unterwerfen wollte. Rußland ist in dieser Beziehung noch viel günstiger gestellt, und könnte 3 bis 400,000 Mann der besten, ausdauerndsten Reiterei aus Kosaken und Kleinrussen oder Polen zusammenbringen; aber das Gespenst des Provincialgeistes und namentlich des Polengeistes läßt eine solche Idee nicht aufkommen, und man bildet lieber eine ungelenke und ungefüge moskowitische Reiterei, so daß die Gardereiterei selbst im polnischen Kriege schlechter bestanden haben soll als Reiterregimenter der Linie, wozu freilich ihre zu keinen großen Anstrengungen tauglichen Pferde das Ihrige redlich beigetragen haben mögen.

Rußland besitzt in seinem Schooße die Mittel zu dem furchtbarsten Heer, das in Europa auftreten könnte, aber sein Regierungssystem ist der Entwicklung einer solchen Streitmacht entgegen, so militärisch auch seine Regierung aussieht. Zahllose Menschenleben werden dem Phantom unermeßlicher Heere

aufgeopfert, und nicht minder zahllose Schätze gleichfalls in diesen Schlund geworfen. Das herrschende Erziehungssystem, das allen Eigenwillen brechen und die Officiere zu gehorsamen Maschinen machen soll, fängt an stark zum Nachtheil auszuschlagen, da man, wie ein geistreicher Beobachter sagt, „statt Spartaner Chinesen zieht.“ Eine gründliche Reform des russischen Heerwesens ist so bald nicht zu erwarten, weil eine Aenderung des Regierungssystems völlig unwahrscheinlich ist, und weil es dem Kaiser mit aller Anstrengung nicht gelingen will, der Bestechlichkeit und den Unterschleifen der Befehlshaber ein Ziel zu setzen. Dazu bedarf er Leute, die aus Ehrgefühl handeln, und diese könnte er nur in dem reichen, unabhängigen Adel finden, wie auch dieser es war, welcher früher neben den eine besondere Kategorie bildenden Deutschen die besten Officiere, wenn auch nicht in sonderlicher Zahl, lieferte. Aber gerade dieser hohe unabhängige Adel wird jetzt mit Mißtrauen angesehen und behandelt, und jede freie Regung desselben aufs empfindlichste geahndet. Trotz dieser unläugbaren Mängel darf man nicht vergessen, daß das Kriegsmaterial von Rußland gut ist, daß die Mittel das Bessere herauszulesen nicht fehlen, und daß die falschen Maaßregeln die gute Grundlage nicht ganz vertilgen können. Die russischen Heere möchten wohl schwerlich die glänzende Rolle spielen, welche die leidenschaftlichen Bewunderer Rußlands erwarten, doch aber durch ihre Zahl und Ausdauer nicht unbedeutende Erfolge erringen. Man hüte sich sie zu gering anzuschlagen, denn sie besitzen den passiven collectiven Muth, der im neuern Kriege von so großer Wichtigkeit ist, in hohem Grade. Die Russen, namentlich die Großrussen, werden nie gute Tirailleurs abgeben, und die Versuche leichte Truppen zu bilden, sind bisher durchaus mißglückt, da der Russe, wenn er nicht die Masse um und neben sich fühlt, schnell den Muth verliert; aber sie haben in Finnland eine vortreffliche Schule, und die finnländischen Schützen haben auch schon im polnischen Kriege gute Dienste geleistet.

Die Einweihung der Knaben und Männer bei den Australiern.

F. Bennett erzählt in seinem Historical and descriptive Account of the South Australia, daß die Knaben und Jünglinge durch drei verschiedene Stufen durchzulaufen haben, und daß jede durch eine entsprechende Ceremonie bezeichnet ist. Die erste Stufe, der Uebergang von der Kindheit zum Knabenalter, tritt ein mit etwa 10 Jahren: diese heißt Wileia Kundarti, und besteht darin, daß ihm der Körper mit Blut bedeckt wird, das man aus dem Arm eines Erwachsenen gelassen hat. Dieß scheint die Einleitung zu dem zweiten Schritt, welcher in der Beschneidung besteht und im dreizehnten oder vierzehnten Jahr vorgenommen wird. Bei Vornahme dieser Operation wird der Kopf mit Fett und Ocker eingeschmiert und ein Band um denselben gebunden, in welches ein Büschel Federn gesteckt wird; dieß trägt der Knabe, bis er von den Folgen der Operation geheilt ist. Diese Ceremonien gelten als eine Art Einweihung in die Vorrechte des Mannes, und der Knabe darf nun eine Art Spielzeug (marngutta) bei sich führen und die Yudrav d. h. die allgemein übliche Bedeckung der Blöße, tragen. Die dritte Ceremonie heißt Wilgarru und besteht im Tättowiren der Brust, des Rückens und der Schultern. Dann gilt der Eingeweihte als Mann und Krieger, darf alle Waffen und Spielzeuge führen und hat die Erlaubniß zu heurathen. Zugleich erhält er einen Gürtel aus Menschenhaar, der ihn als Mann bezeichnet.

Der Schatz des Piraten.

(Fortsetzung.)

Unglücklicherweise waren unter diesen Mitschuldigen und Mitwissenden zwei Irländer — William und Georges — die minder gerührt schienen als die andern von diesen biblischen Hirtengesängen. Robertson ward darüber endlich beunruhigt und wollte, unter dem Vorwande, die Fahrt könne von langer Dauer seyn, einen von ihnen an die Küste senden, um Wasser zu holen. Der Bezeichnete schlug aber diesen verdächtigen Auftrag aufs bestimmteste aus, und der Commandant zog daher diese beiden ins Geheimniß. Man verständigte sich: eine Theilung unter drei war leichter und vortheilhafter als unter zwölf, und es bedurfte nur einer guten Gelegenheit, um sich der Geistesschwachen zu entledigen. Robertson schlug vor auf Tahiti Frauen zu holen und unterstützte diesen Rath zur Freude der Mannschaft mit einer Spende von Piastern. Man landete also und überließ sich dem Vergnügen. Bacchus und Venus thaten das Ihrige. Nach zwei oder drei verbrausten Tagen befanden sich die Matrosen, drei oder vier zur Leitung des Schiffes unumgänglich nöthige ausgenommen, in einem Zustande der Schlafsucht, der sie wehrlos ihrem ehrvergessenen Capitän überlieferte. Diesen Augenblick wählte er zur Abfahrt. Man entreißt die Trunkenen den Armen ihrer Sultaninnen und bringt sie fast bewußtlos in die hinter dem Schiff befestigte Schaluppe. Auf hohem Meere findet sich das Tau zufälligerweise abgeschnitten und die beklagenswerthen armen Teufel müssen eine oder zwei Stunden später auf hoher See erwachen, ohne Wasser, ohne Nahrungsmittel, ohne Segel, in der Hand Gottes! Die Brigg segelte nordöstlich nach den Marianen-Inseln. In ziemlich gutem Einverständniß kam man daselbst an; hier aber begannen einige Mißhelligkeiten. Die vier oder fünf Matrosen, welche Robertson behalten mußte, wollten sich sofort eine bleibende Stätte gründen. Der Commandant und seine beiden Mitschuldigen wollten dieß nicht. Fast wäre es zu Mord und Todtschlag gekommen, allein die Geschicklichkeit und Thatkraft Robertsons gewannen die Oberhand. Die Piraten besuchten nacheinander mehrere Inseln des Archipels, hielten endlich auf einer derselben an und vergruben daselbst ihren Schatz. Geheimnißvolle Zeichen auf den Felsen, in gewisser Ordnung gefällte Bäume bezeichneten vollkommen genau den Ort, wo er hinterlegt war. Hierauf fuhren sie nach den Sandwich-Inseln ab, wo sie alle für die künftige Colonie nothwendigen Vorräthe kaufen wollten. Zwanzigtausend Piaster in Gold, die man an Bord der Brigg in der Cajüte des Capitäns gefunden, sollten für diese Ankäufe vollständig ausreichen. Robertsons Plan gelang. Als das Schiff im Angesicht der Insel Wahu war, veranstalteten die Seeräuber, durch die Ueberfahrt beschwichtigt, ein Lustgelag. Die drei Verschworenen schienen daran Theil zu nehmen, mäßigten sich aber, und als ihnen ihre Gefährten, vom Getränke der Sinne beraubt, keinen Widerstand mehr leisten konnten, hatten sie keine große Mühe

dieselben stark geknebelt in den Schiffsraum zu bringen und die Thüre zu vernageln. Hierauf schiffte sich Robertson mit seinen beiden Leuten auf dem Boot ein und erreichte ohne Unfall die Insel Wahu. Er erklärte seine Ankunft damit, daß er sagte, er sey auf einem Handelsschiff gescheitert. Man ließ diese ziemlich wahrscheinlich lautende Erklärung gelten. Ein Wallfischfahrer nahm die vorgeblichen Schiffbrüchigen an Bord, um sie nach Europa zurückzuführen. Indessen hielten sie, nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft, zu Rio de Janeiro an, wo sie zwei Monate verweilten und ein sehr zurückgezogenes Leben führten. Das einzige Vergnügen, das sie sich gestatteten, war manchmal ein Spaziergang in die Umgegend. Eines schönen Tages gingen sie zu dreien fort und kamen zu zwei zurück. Georges war auf immer verschwunden. William und Robert gaben zu verstehen, er habe sie heimlich verlassen, und da diese Abenteurer kein besonderes Interesse erregten, so beachtete niemand diesen Vorfall. Um eben diese Zeit kam ein mit Deportirten nach Neuholland bestimmtes Schiff nach Rio Janeiro. Die beiden Schuldgenossen machten auf demselben die Ueberfahrt nach Sidney. Hier machten sie einige Versuche zur Wegnahme verschiedener kleiner Küstenfahrzeuge, deren sie sich zur Rückkehr nach den Marianen hätten bedienen können. Allein diese Versuche scheiterten und so fuhren sie, in Erwartung einer günstigen Gelegenheit, nach Hobart-Town ab, der Hauptstadt von Vandiemensland. Brauchen wir zu sagen, wie sie lebten? in welcher beständigen gegenseitigen Beaufsichtigung? in welcher entsetzlichen Angst? Beständig bewaffnet, unablässig sich belauernd, nie allein schlafend und dessen ungeachtet doch nicht geneigt sich zu trennen: man erräth warum. In Hobart-Town machte Robertson die Bekanntschaft eines alten englischen Capitäns, Eigenthümers einer kleinen Goelette, die zum Robbenfang diente. Tomson — so hieß dieser Mann — führte ein sehr kümmerliches Leben, da diese Fischerei keinen großen Gewinn abwirft. Robertson und William suchten ihn mit der Erzählung ihrer Abenteuer zu kirren, hüteten sich aber wohl die Geschichte ihrer Mitschuldigen und den Namen der Insel zu erwähnen, wo der Schatz vergraben lag, und so glaubte denn Tomson sein Glück sey gemacht. Der Miethvertrag des Schiffes ward abgeschlossen, er nahm zwei Matrosen in Dienst und die fünf segelten auf der Goelette, einem schlechten beschädigten Fahrzeug, das seine letzte Fahrt machen sollte, ab. Die Fahrt war lang und schwierig. Aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser mußte man jeden Augenblick bei Inseln anlegen, deren Eingeborene zu den Waffen greifen, so oft sie einen Europäer erblicken. Sie hatten Angriffe zu bestehen und wurden von indianischen Pirogen verfolgt. Kurz, ihre Lage war eine höchst klägliche: umringt von Gefahren aller Art, bedrängt von eben so vielen Leiden und Befürchtungen, verloren sie unter dem Gefühl ihrer Lage manchmal den Zweck ihrer traurigen Reise ganz aus dem Auge. Robertson allein blieb sich stets gleich. Als sie eines Tages vor Hunger und Durst halb dem Tode nahe waren, begegneten sie einem Kauffahrer, dem sie sich als Perlen- und Tripangfischer ausgaben. Ihre Papiere waren in Ordnung. Schreckliche Entbehrungen las man auf ihren abgemagerten Zügen. Der Kauffahrer gab ihnen einige Lebensmittel und zwei Gallonen Branntwein. Man muß den Werth kennen, welchen die Matrosen auf dieses „Lebenswasser" setzen, um ihre Freude zu begreifen über eine Herzstärkung, welche sie seit mehreren Wochen nicht über die Lippen gebracht hatten. Die Goelette war klein, die Luft erstickend heiß. Sie brachten die Nacht, da sie es in der Cajüte nicht aushalten konnten, auf dem Verdeck zu und hielten hier ihr Schmausgelag, Robertson wie die andern, und mehr als die andern. Er verschlang in Einem Zug so viel Branntwein, daß er wie todt auf den Rücken fiel; William stieß ihn mit dem Fuße lachend zur Seite und nahm seinen Platz ein. Tomson hielt ihm als wahrer Seewolf den Kopf. Sie tranken sich munter zu und schliefen brüderlich nebeneinander ein. Plötzlich ward der alte Capitän durch ein wildes Geschrei erweckt. Die Nacht war düster, das Meer unruhig. Kaum aufgestanden, und ehe er sich Rechenschaft von dem Vorgegangenen geben konnte, hörte er einen zweiten sehr deutlichen Schrei: ein Mann im Meere! Es war die Stimme Robertsons, der auf das Verdeck lief und ein Seil verlangte. Die erstaunten Matrosen sahen seine That. Tompson begriff sogleich, wovon es sich handelte. „Wir haben kein Boot, sagte er zu Robertson .... lassen wir William, wo er ist .... aber ich weiß alles, Camerad," fügte er leiser mit grinsendem Hohnlachen hinzu. Robertson stellte sich als habe er nichts gehört.

Nach zahllosen Widerwärtigkeiten im Archipel der Marianen angekommen, begannen die Ausflüchte Robertsons von neuem. Er wußte sich in der Nähe seines Schatzes, allein gleichzeitig fing er an Mißtrauen in den Capitän zu setzen. Vielmals hatte er während der Fahrt zwischen diesem und William Blicke des Einverständnisses wahrzunehmen geglaubt; sie hatten mehrmals insgeheim miteinander gesprochen; Tompsons „ich weiß alles" konnte daher mehr seyn als eine eitle Großsprecherei. In der That hatte William, stets irgend eine Treulosigkeit befürchtend, für gut gehalten den alten Engländer ins Vertrauen zu ziehen; da er aber nur ein sehr unwissender Matrose war, so konnte er weder Breite- noch Längengrad, ja nicht einmal den Namen der Insel angeben, wo der kostbare Schatz verborgen lag: er erinnerte sich bloß, daß es nördlich von Tinian und Seypan war — eine sehr ungenügende Angabe. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Auswanderung nach Algier. Mit Anfang dieses Jahres sind 3000 Päffe an Auswandererfamilien ertheilt worden, was die Zahl der neuen Colonisten auf 15,000 erhebt. Jede Arbeiterfamilie erhält außer der Ueberfahrt eine Summe von 600 Fr., Materialien zum Bau eines Hauses und 12 Hektaren Landes, sobald sie den Besitz von 1500 Fr. Capital und ein gutes Zeugniß aufweisen kann. (Fr. Bl.)

Entdeckung für's Zeichnen. Der Moniteur industriel vom 22 Oct. berichtet, daß ein junger Landschaftsmaler ein bisher ganz unbekanntes Verfahren entdeckt habe, welches mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und fast mathematischer Genauigkeit die Umrisse von Bildern reducirt oder vergrößert wiedergebe. Das französische Ministerium des Innern habe dieß Verfahren an sich gebracht und es solle demnächst bekannt gemacht werden.

Anwendung von Dampfpflügen in Guiana. Mangel an Arbeitern ist die größte Plage, die jetzt auf den englischen Colonien lastet, und man sucht daher alle Mittel hervor, sie möglichst entbehrlich zu machen. In Guiana ist das meiste Land völlig eben und flach, hat wenig oder keine Steine, und die Anwendung von Maschinen ist deßhalb um so leichter. Die Anwendung eines neu eingerichteten Dampfpfluges für Zuckerfelder ist jetzt im Werke, und der Erfinder und Unternehmer will sich ein Patent darauf geben lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1843.

Die einheimische Gesellschaft im westlichen Indien.

(Nach Mrs. Postans. Asiatic. Journ. Oct.)

Die Mannichfaltigkeit der Eingebornen in Kleidung, Sitten, Sprache und Vorurtheilen ist einer der augenfälligsten Züge der Gesellschaft in Indien. Vor allen nimmt der ursprüngliche Sohn des Bodens, der Hindu, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, den seine geschmeidige zierliche Gestalt, seine weißen einfachen Gewänder und ein gewisser ruhiger, stiller unterwürfiger Ausdruck im Gesicht, das Merkmal eines eroberten und besiegten Stammes, auszeichnen; er wurde von Moslems und Christen unterdrückt und dient friedlich allen seinen Herren. Ist er ein Priester, so trägt er einen dreifachen Strick über seine Schultern, ein metallenes Wassergefäß ist in seiner Hand und das Siegel der Kaste auf seiner Stirn; sein Kopf ist geschoren, seine Brust bloß, und sein Gesicht verräth oft tiefes Nachdenken. Ist er ein Soldat, so ist sein Lachen laut, sein Witz stets fertig, sein Gang durch ein eigenthümlich prahlerisches Wesen bezeichnet. An Festtagen liebt er Blumen und festliche Aufzüge, singt Lieder von Krischna und Mahadewi, und bestreut seine sonst reinen Gewänder mit Kurkumry und Cinnober. Gegen seine Vorgesetzten ist er stets achtungsvoll und gehorsam, gegen seine Nachbarn freundlich und gefällig, überhaupt stets gemäßigt, reinlich und munter; er hat Gefallen an alten Erzählungen, und mit einer instinctiven Kenntniß des Charakters läßt er sich gern umständlich aus über die Talente, den Muth, die Thaten und Eigenthümlichkeiten seiner europäischen Anführer. Ist der Hindu von bürgerlichem Stand, so zeigt sein Benehmen Sanftmuth und Würde, eine gewisse ruhige Selbstachtung beherrscht jedes seiner Worte; seine Gewohnheiten sind rein und enthaltsam; und wenn er auch vielleicht sehr ungebildet ist, so kann er doch alle Begriffe auffassen, welche eine Uebung des abstracten Verstandes erfordern; weder Mathematik noch Metaphysik übersteigt seine Fassungskraft, aber die Lehren der Moral liebt er am meisten und philosophirt über seine religiösen Lehrsätze, bis beide möglichst übereinstimmen. Als Kaufmann finden wir den Hindu allenthalben, wo ein Handel zu schließen und Geld zu machen ist — daheim oder in der Fremde, unter Krieg oder im Frieden; er treibt gern Wucher, gibt aber auch große Almosen, jedoch dem Fremden leiht er nur, während er seinem eigenen Volke schenkt. Als Arbeiter ist der Hindu äußerst sinnreich im Nachahmen, geschickt und gewandt, hat aber wenig Originalität und dieß Wenige ist durch Herkommen gefesselt; wie es sein Vater machte, so macht er es auch, und alle Neuerung verabscheut er. Der Hindu lebt von Kräutern und Kornfrüchten; für alles was Leben hat, hegt er eine zarte Sorgfalt, aber seine Weiber verbrennen sich auf seinem Grabe, Ochsen und Ziegen sind seine religiösen Opfer, und seine Todten werden verbrannt, ohne daß er es sieht. Seine Wohnung ist einfach und ungeschmückt, aber seine Tempel sind wundersam verziert und üppig geschmückt. Seine Frau, welche das Wassergefäß nach dem Brunnen trägt, ist mit Gold- und Silberschmuck beladen; oft ist sie schön, liebenswürdig, artig und freundlich, einfach wie das erste Weib der Erde, aber in ihrer Einfachheit sehr reizend; unwissend, aber voll glühender Einbildungskraft, welche jedoch keinen andern Ruheplatz als im Aberglauben ihres Volkes findet, und für sie haben Luft und Baum, Quellen und Blumen eine mystische Bedeutung. In der Literatur ist der neue Hindu nicht sehr reich und seine Sprache ist hart und holperig, aber er spricht gern, und wenn er in Zorn geräth, läßt er diesen nur in Worten, nicht in Schlägen aus.

Der Hindu erscheint jedoch unter sehr mannichfachen Formen: als Radschpute ist er trotzig, lasterhaft und grausam; seine Ritterlichkeit und Unabhängigkeit sind verloren, sein Stolz und seine Sinnlichkeit geblieben; er liegt auf seinem Diwan und berauscht sich in Opium, während in seinem Harem Kindermord geübt wird, ein trauriges Opfer, das er dem Stolz seiner Kaste bringt. Als Bhil *) durchstreift er, sicher seines

*) Man kann es einer Dame nicht sonderlich verargen, daß sie den Bhil zum Hindu macht; er hängt bekanntlich nur durch eine schwache Unterwürfigkeit unter den Braminen mit der Hinduwelt zusammen, ist aber sonst völlig davon geschieden, in Stamm und Sprache. A. d. U.

Bogens, das wilde romantische Land, freut sich seiner Unabhängigkeit, beugt sich keiner fremden Gewalt, sondern folgt nur seinem eigenen unbändigen Willen, verehrt die Muttererde, die ihm Nahrung gewährt, und kümmert sich wenig um den Glauben an die Götter des Landes; er ist kaum minder tapfer und noch unbändiger als der Mahratte, der, klein an Gestalt aber groß an Geist, stets thätig, schlau und klug, als Soldat muthvoll, als Landmann fleißig ist und in allen seinen Bestrebungen sich nützlich zeigt.

Der Moslem, der Besieger des Hindu, der stolze, hochfahrende Moslem, zieht nun zunächst die Aufmerksamkeit auf sich. Sein schwerer Turban, sein glänzender Bart und seine fließenden Gewänder zeigen ihn als das was er ist, voll Selbstgefühl, weichlich und stolz. Man hat ihn in der Jugend unterrichtet, daß er seinen Glauben ausbreiten solle, aber er kennt hiezu kein anderes Mittel als das Schwert; als Adeliger zeigt er eine trotzige Bigotterie, als Gottesgelehrter ist er oft unwissend, und sein Koran und das Dogma geben ihm über Toleranz und Liebe, während der Mann der Gelehrsamkeit lieber in Poesie und in den pomphaften Geschichten seiner Helden sich ergeht, als im Studium nützlicher Dinge. Der Moslem liebt verbindliche Redensarten, künstlich verschlungene Erzählungen, Intriguen aller Art, daneben aber auch den Schatten der Bäume und die bunte Blumenpracht. Er ist in allem übertrieben, in seinen unwahrscheinlichen Anekdoten, in seinen hochtrabenden Schilderungen, in seiner Selbstschätzung, kurz in allem was er sagt oder thut. Er hat Freude an Krieg, an der Zahl und dem Geschirr seiner Pferde, an seinen schönen Waffen und seiner Ausrüstung, an der Menge und der trotzigen Haltung seines Gefolges; die Vorschriften seines Glaubens, die ihm nicht sonderlich anstehen, liegen nicht schwer auf seinem Gewissen; häufige Waschungen sind ihm geboten, selbst in gesunden Tagen, er macht sich aber kein Gewissen daraus Sand statt Wasser zu nehmen; der Genuß des Weins ist ihm verboten, dafür hält er sich an gebrannte Wasser; er soll streng der Wahrheit gemäß reden, aber niemand weiß sie so schlau zu umgehen, und man sagt nicht ohne Grund „lügen wie ein Perser,“ „schmutzig wie ein Sindier,“ „trunken wie ein Belutsche.“ Der Moslem hat ein hohes Gefühl für Familienehre, und dieß ist oft bei ihm der stärkste Antrieb zum Handeln; wenn diese das Opfer aller sanften Neigungen verlangt, so wird es ohne Zögerung gebracht, denn er ist unbeugsam in seinen Vorsätzen, und hält alles Mitleid gegen Fehlende für bloße Schwäche. Die moslemitischen Frauen, welche oft das Opfer dieser seiner Denkungsart werden, sind meist schön, schlau und gewandt, gewöhnt an gänzliche Unterwürfigkeit unter ihre Herren, und doch ausgerüstet mit nicht unbedeutender Macht in ihrem eigenen Kreise.

Im westlichen Indien hat der Moslem allerlei Arten von Beruf, gewöhnlich aber keine sehr hohe, ausgezeichnete Stellung. In Surat tritt er häufig als Erklärer des Gesetzes, überhaupt als Lehrer auf, zu Ahmedabad als Kaufmann, der mit seinen eigenthümlich reichen Stoffen handelt. In Bombay sieht man ihn gewöhnlich mit einem baumwollenen Leibrock und rothem Turban als reisenden Trödler oder als den gewandten Bedienten des Europäers. Seine größte Wichtigkeit hat aber der Moslem als Seemann und fast alle Küstenfahrzeuge leitet er als Steuermann; längs dem Ufer des südlichen Concan, unter den thurmhohen Ghats und den majestätischen Wäldern, wie gegen Norden an den sandigen Küsten von Kutsch und Kattiawar ist die wohlbekannte Kunst des moslemitischen Steuermanns dem Kaufmann und dem Reisenden die Gewähr der Sicherheit. Dennoch ist der Moslem, wo er im westlichen Indien erscheint, in sehr untergeordneter Stellung, das bloße Wrack seiner ehemaligen Größe. Seine Städte sind noch großartig durch die Reste architektonischer Pracht, und herrliche Paläste zeugen noch für die Macht derjenigen, welche jetzt ihren Nacken unter das Joch der fremden Knechtschaft beugen; aber sie fallen mehr und mehr in Ruinen, und um Grab, Minaret und Moscheen, noch jetzt reich und schön, wandelt ein trübseliges, entartetes Geschlecht, unfähig die Vergangenheit nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, selbst während sie darüber trauern. Der Moslem selbst erweckt kein Interesse; er hatte seine Tage der Eroberung und des Siegs, er hat sie mißbraucht. Das Schlimmste was in seinem Charakter liegt, mag das Resultat von Umständen seyn, die unser Mitleid verdienen, aber wir sehen ihn wie er ist, und dieß Bild ist keineswegs ansprechend.

Nach dem Moslem kommt der Parsi, ein naturalisirter Fremder im westlichen Indien, eine äußerst anziehende Gestalt, sowohl was den allgemeinen Fortschritt als was die Befreiung von aller intoleranten Sitte betrifft. Man erkennt ihn an seinem starken muskulösen Bau, seinem verständigen, belebten Gesicht, seinem raschen, geschäftsvollen und doch höflichen Wesen. Seine Kleidung ist feiner, weißer Kattun von fleckenloser Reinheit, sein Turban, je nach dem Rang von geglättetem Ziz oder Musselin, geht an der Stirne spitzig herein, und gleicht vermuthlich einem alten Kopfputz Zoroasters und seiner Schüler. Der vornehme Parsi ahmt gern europäische Sitten nach, besucht öffentliche Zusammenkünfte und Schulen, läßt seine Kinder im Englischen unterrichten, unterstützt gern Gelehrte, ist gastfrei und wohlthätig. Seine Equipagen und sein Ameublement sind größtentheils europäisch, er unterstützt die öffentliche Presse, und verwendet seinen Reichthum zu Schiffsbau und Handel; er sucht sich praktische Kenntnisse zu erwerben, und scheut zu dem Ende selbst Reisen nicht. Obwohl tolerant und vor allen seinen Nachbarn an Civilisation weit voraus, hat doch der Parsi noch einen sehr barbarischen Zug, nämlich die Aussetzung seiner Todten in den „Thürmen des Schweigens,“ wo sie von den Geiern zerrissen werden; auch meidet er alle Fragen nach der ursprünglichen Geschichte seines Volkes, und während er seine Priester verachtet, und sie zu einer niedern Rolle in der Gesellschaft hinabdrückt, wacht er doch eifersüchtig über das Geheimniß seiner Tempel und die Heiligthümer seiner Religion. Der Parsi ist verschwenderisch in seinen Festen und entfaltet eine große Pracht, behält aber selbst sein gewöhnliches einfaches Costüm bei, was dann mit der Umgebung seltsam contrastirt;

er achtet hohen Rang, sucht aber keine Gunst und strebt nur nach Unabhängigkeit für sich selbst. Die Parsifrauen gehören zu den schönsten Indiens, ihre helle Gesichtsfarbe, ihr reicher, geschmackvoller Anzug und ihr artiges Benehmen erwecken Bewunderung, während sie zugleich allmählich einen im Orient ungewohnten Grad von Freiheit erlangen, und oft Erlaubniß erhalten, Besuche von Europäerinnen anzunehmen und zu erwiedern.

Der Parsi von niederem Stand ist eben so schlau und speculativ, weiß die Bedürfnisse und den Geschmack der europäischen Gesellschaft zu errathen, zieht den englischen Garnisonen nach, selbst durch gefahrvolle Gegenden, wo er Geleitsgeld zahlen muß, und wagt bei solchem Handel Leib und Leben. Als Diener ist er sehr thätig und reinlich, macht sich zwar Geld und ist deßhalb kostspielig, stiehlt aber mit so guter Art, und weiß sich zugleich so angenehm zu machen, daß man gern den Verlust übersieht.

So ist der Perser, dessen Toleranz, Thätigkeit und praktische Kenntnisse am meisten dazu beitragen, den alten Wust von Vorurtheilen hinwegzuräumen und die geistigen Fortschritte des Westens dem intelligenteren Theile der Bevölkerung zugänglich zu machen. Was bis jetzt Gutes besteht, dankt man den freigebigen Parsis: die Unterhaltung von Schulen, die Gründung von Spitälern, die Errichtung öffentlicher Gebäude; sein Einfluß durchdringt alles, und das Gute macht unter seiner Hand die ausgezeichnetsten Fortschritte.

(Schluß folgt.)

Mertwya Soly (Todtes Salz).

(Nordische Biene, 28 Sept.)

Die Oberfläche zwischen dem Ural und dem Ilek ist nach allen Richtungen von Hügelketten durchschnitten. Das rechte Ufer des Flüßchens Jelschanka ist von einem rothen Sandstein begleitet, der an den Ufern steil emporsteigt; das rechte Ufer des Dongus dagegen besteht aus festem Kalk. Dagegen hat das linke Ufer beider Flüßchen kein solches Gestein, und ist im allgemeinen nieder, mit Ausnahme Eines Punktes an dem Flüßchen Jelschanka, der den Namen das „todte Salz" führt, und wo man eine Kalkart bemerkt. Dieser District ist theils wegen dieses Namens, theils wegen seiner geognostischen Beschaffenheit merkwürdig. Er liegt innerhalb des Rayons des Ilek, 15 Werste nordwestlich von Saschtschita auf dem linken Ufer der großen Jelschanka. Der Berg besteht aus Kalkfels und umschließt an seinem Ostabhang einen See von stets reinem Wasser, das nirgends einen Ablauf hat; der See nährt sich von Schnee und Regen, verdampft aber im Sommer ziemlich stark. Seine Tiefe beträgt nicht über 4 Klafter und seine ganze Oberfläche macht nur 6 Quadratklafter aus. Das Wasser ist unangenehm und taugt kaum zur Viehtränke. Fische gibt es in diesem See gar keine, aber im Sommer bilden sich im Wasser kleine schleimige Arten vielfüßiger Asseln. Das Ufer und das ganze Bett des Sees besteht aus einer Gypsart, und auf der dem Kalkstein gegenüberliegenden Seite des Sees besteht die ganze Höhe aus Gyps, das von Seleniten glänzt. Der See liegt gegen das Flüßchen Jelschanka um 10 Klafter höher. Nach der Sage, die sich bis auf diesen Tag unter den Kirgisen erhalten hat, bestand der ganze Abhang von der Kalkkette gegen Südosten aus Steinsalz, gleich den (bekannten) Gruben von Ilezkaja Saschtschita. Dieß Salz habe sich aber seit langer Zeit in eine Gypsart verwandelt und trägt seitdem den Namen „das todte Salz."

Lage des englischen Westindiens.

Die Col. Gaz. vom 14 Oct. faßt die Lage Westindiens in folgender Weise zusammen: „Die Emancipationsacte hat künstlich beschleunigt, was durch natürliche Ursache langsam gekommen wäre. Die Sklaverei verschwand allenthalben, wo die Bevölkerung hinreichend dicht wurde, daß Menschen sich zur Arbeit vermiethen mußten und die gemiethete Arbeit sich wohlfeiler zeigte, als die erzwungene Sklavenarbeit. Die Sklaven der westindischen Colonien wurden emancipirt, ehe diese Colonien so volkreich geworden waren; die Menschen sind darum jetzt noch nicht genöthigt, um ihrer Subsistenz willen ihre Arbeit zu vermiethen, und die Capitalisten können deßhalb nicht genug Arbeiter bekommen. Die Abschaffung der Sklaverei war eine künstliche Maaßregel, man hat der natürlichen Entwicklung vorgegriffen, und daraus folgt ganz natürlich, daß man nun auch die Zeit, wo gemiethete Arbeit in gehörigem Maaße zu haben ist, künstlich herbeigeführt werden muß, mit andern Worten, man muß die freie Einwanderung von Arbeitern auf alle Weise befördern. Alles was die Westindier verlangen, ist, — Freiheit, Arbeiter zu miethen, wo sie solche finden, ungehemmt von den sinnlosen und willkürlichen Beschränkungen, welche die Regierung bisher dem freien Handel mit Arbeitern entgegengesetzt hat." Man sieht hieraus, daß die englische Regierung nur die Westindier gewähren lassen darf, und der Sklavenhandel ist wieder so blühend im Gange, wie nur je vor 50 Jahren.

Der Schatz des Piraten.

(Schluß.)

„Bei Tinian, wohin sie gegangen waren, um Wasser einzunehmen, wurden sie von dem Capitän eines spanischen Schiffes besucht, dem sie ihre gewöhnliche Geschichte vorsagten und sich für Tripangfischer ausgaben, die durch eine Reihe heftiger Stürme einigermaßen von ihrem Wege abgekommen seyen. Im Augenblick, wo sie den Ankerplatz verließen, ergriff Robertson, der seit einigen Tagen die verzehrende Ungeduld kaum bezähmte, die Gelegenheit eines schlecht ausgeführten Manövers zu Händeln mit Tomson. Sie standen am einen Ende des Schiffes, die beiden Matrosen am andern, kaum den Grund des Streites begreifend, der sich zwischen dem Capitän und seinem Miethsmann erhob. Plötzlich stürzte sich dieser auf den alten Officier, faßte ihn am Kragen und warf ihn mit solcher Schnelligkeit ins Meer, daß sie keine Zeit hatten zu schreien. Bis jetzt hatte ihnen Robertson wüthend geschienen, allein plötzlich wandte er sich zu ihnen und befahl in so ruhigem und zugleich so entschlossenem Tone das Manöver, daß diese durch die Furcht im Zaume gehaltenen Menschen keine Bewegung machen

konnten, um ihrem Capitän zu Hülfe zu eilen, der aber als ein guter Schwimmer sich zu retten wußte. Unbemerkt erreichte er die Küste und fand sogleich das spanische Schiff wieder, das Abends zuvor sie besucht hatte. Capitän Pacheco, der es befehligte, hörte den Bericht Tomsons mit lebhaftem Interesse. Ein Biscayer von Geburt und ungemein brutal, wahrte er alsbald sein Anrecht auf den Schatz, machte Jagd auf die Goelette und traf sie Tags darauf versteckt in einem kleinen Hafen von Seypan. Beim Anblick des spanischen Schiffes flüchtet Robertson auf das Gestade, verschwindet in den Bergen, wird aber meisterhaft umstellt, kann sich auf die Goelette, die man im Namen des Gouverneurs der Marianen-Inseln mit Beschlag belegt, nicht mehr zurückziehen und muß sich gefangen geben. Man sperrt ihn gefesselt in die Cajüte, ruft den Officiersrath zusammen und verhört ihn. Tomson war sehr formell in seinen Belastungsangaben. Robertson antwortete im wesentlichen, Tomson sey ein alter Narr, der sich eigens zu dem Zweck ins Wasser gestürzt, um seinem Miethsmann dieses Verbrechen Schuld geben zu können. „Meine Geschäfte in diesen Gewässern betreffend, so geht dieß nur mich an, und ich bin euch in dieser Hinsicht keine Rechenschaft schuldig. Euer Schiff ist kein Kriegsschiff und die Polizei in diesen Meeren geht euch nichts an. Ihr maßet euch richterliche Gewalten über mich an, die ihr nicht habt.“ Pacheco lachte über diese Abweisung seiner Gerichtsbarkeit und bedrohte den kühnen Piraten mit sehr summarischer Justiz, wenn er den Ort nicht angebe, wo er den Schatz, die Frucht eines Diebstahls, verborgen habe: „Ihr habt zwei Stunden Bedenkzeit; sind diese vorüber, so geht's zum Tode.“ — „Es sey,“ sagte Robertson. „Ihr werdet eines ehrlosen Todes sterben,“ fuhr Pacheco fort, „den Peitschentod.“ — „Die Peitsche mir, einem Schiffscapitän!“ — „Ihr seyd nicht Schiffscapitän; ich bin Spanier und die aufständischen Amerikaner sind für mich nur Seeräuber.“ — „Der Krieg ist geregelt ... ich bin englischer Unterthan und England hat die Unabhängigkeit anerkannt.“ — „England, das ist möglich, nicht aber Spanien. Ich habe übrigens eine Mission von Seite des Statthalters der Marianen und die Befugniß zu handeln, wie geschieht.“ Der Gefangene war mit seiner Logik zu Ende; er antwortete nichts mehr und ward gefesselt wieder in seine Cajüte abgeführt, um dort unter Aufsicht gehalten zu werden. Indessen suchte man aus den Angaben Tomsons auf die Insel zu kommen, wo der Schatz verborgen seyn könne. Diese sehr schwankenden Angaben schienen vorzugsweise auf die Insel Agrigan anwendbar, man ankerte daher in der besten Bucht derselben, die man auffinden konnte. Die Reise dauerte zwei Tage, während deren Robertson keine Sylbe sprach, welche Mittel man auch anwandte, um ihn dazu zu vermögen. Im Begriff zu landen, machten Pacheco und Tomson, mehr und mehr in ihren Muthmaßungen bestärkt, einen abermaligen Versuch. Ohne Zweifel hatte Robertson seine Insel erkannt, denn er schien sich zu ergeben, verlangte, daß man ihm seine Fesseln abnehme, und versprach, die Nachforschungen selber zu leiten. Unter dieser Bedingung ward seine Forderung bewilligt. Man brachte ihn in ein Boot, jedoch mit gebundenen Händen. Am Lande hatte er neue Ausflüchte, behauptete, er kenne die Oertlichkeiten nicht und schlug vor, die Anker zu lichten und weiter zu fahren. Während man hierüber berieth, brach er plötzlich seine Bande und floh in die Gebüsche. Allein Pacheco war nicht der Mann, der ihm diese Aussicht auf Rettung übrig ließ. Behend wie die Bergbewohner seines Landes, eilte er ihm nach und erreichte ihn in wenig Augenblicken. Der Pirat, erbittert, heulte und fluchte: man hätte ihn einen Tiger nennen können, den man zum erstenmal in Ketten schlägt. Wie der Tiger vertheidigte er sich, in Ermangelung anderer Waffen, mit Nägeln und Zähnen. Und dennoch war die Partie nicht gleich — er wurde noch einmal geknebelt. Nun begann eine neue Scene. Robertson, voll Trotz gegen Pacheco, schien sich zu gefallen in dem Geständniß seiner Verbrechen, die er aufzählte, und deren Einzelnheiten er mit einer Art ironischer Freude auseinandersetzte, so daß selbst die Entschlossensten erbleichten; aber vom Schatze kein Wort. Hierüber allein blieb er stumm; darauf hatte Pacheco nicht gerechnet, dessen Drohungen um so heftiger wurden, je höhnender der Trotz des Piraten sich äußerte. Endlich mit Tagesanbruch ward Robertson, der während der Nacht noch einen Versuch gemacht hatte seine Wächter zu bestechen und, da er fruchtlos blieb, sich zu ermorden, aufs neue vor Pacheco geführt. Kaum hatte er Rede und Antwort verweigert, so ward er seiner Kleider beraubt, an eine Kanone gebunden und von zwei Matrosen mit in Essig getauchten Stricken kräftig geprügelt. Ohne einen Laut zu äußern, ertrug er die ersten 25 Hiebe. Als er aber nach einer Pause sah, wie seine Henker ihre Hemdeärmel zurückstreiften zu einer neuen Tracht, da überlief ihn ein Schauer von Kopf bis zu Fuß. Er verlangte Gnade und versprach dießmal volles Geständniß. Augenblicklich ward ein Boot gerüstet; doch hielt man es nicht für nothwendig einen zur Flucht so geneigten Mann zu entfesseln. Das einzige, was man ihm auf seine Bitte bewilligte, war ein Glas Rum und einige Augenblicke Ruhe. Nachdem er getrunken, legte er sich auf den Boden, verhüllte den Kopf und schien zu schlafen. Wer ihn in diesem entscheidenden Moment mit Aufmerksamkeit betrachtete, sah ihn von Zeit zu Zeit zittern, wie von heftigen Schmerzen gepeinigt. Ohne Zweifel dachte er an sein verlorenes Leben, an seine unnützen Verbrechen, an jenen so langen, so ausdauernden und durch einen so schmählichen Tod besiegelten Kampf. Nach einer Stunde erhob er sich von selbst; seine Züge waren krampfhaft zusammengezogen und schwarzblau. „Ich bin bereit,“ sagte er. Das Boot war bewaffnet und wartete. Pacheco und Tomson faßten nun Hoffnungen. Dennoch fiel Robertson beim Betreten dieses Fahrzeugs in einen neuen Anfall von Wuth. Mit einem heftigen Fußschlag stieß er das Boot zurück und verschwand einen Augenblick unter den Wellen. Ein Matrose, trefflicher Taucher, stürzte ihm nach; von dem schrecklichen Piraten aber, dessen Kräfte die Wuth verhundertfachte, am Halse gepackt, vermochte er nur mit großer Mühe sich dieses tödtlichen Druckes zu erwehren. Als er allein wieder an der Oberfläche erschien, drang ein gepreßter Schrei aus jeder Brust. Das Drama war geendigt, das Geheimniß liegt auf ewig im Ocean begraben. Der Gouverneur der Marianen, damals Medinilla, wollte den Capitän Pacheco aburtheilen lassen, so schuldig fand er ihn der Ungeschicklichkeit und der Brutalität. Er selbst wollte auf die Insel Agrigan ein ganzes Heer von Arbeitern geleiten, welche sie in allen Richtungen durchwühlen sollten. Allein die treue Erde bewahrte den verborgenen Schatz in ihrem Busen und die Piaster des Peruvian harren noch eines glücklichern Finders. Die Insel Agrigan liegt unter dem 19° N. B. und unter dem 143° O. L. v. P.

Moschusthiere aus Hongkong. Kürzlich brachte ein Capitän Robertson aus Hongkong nach Leith ein paar Napir-Moschusthiere, die nicht viel größer als Hasen sind, und alsbald in den zoologischen Garten abgeliefert wurden. (Litt. Gaz. vom 21 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1843.

Wanderung durch Bulgarien.

(Aus Cyprien Robert's: Les Slaves de Turquie.)

Jedes orientalische Volk hat seinen heiligen Fluß, an dessen Ufern hin es sich ausdehnt, und dieser Fluß ist dann die Centrallinie des Landes. So sind auch die bulgarischen Colonien langsam dem Lauf der Maritza gefolgt, des bedeutendsten Flusses in der europäischen Türkei, der nach dem Vardar Macedoniens den längsten Lauf darbietet und durch seine Ausmündung ins ägäische Meer der Nation ihre natürlichen Verbindungen andeutet.

Wenden wir uns darum zuerst nach der Maritza. Man verläßt Konstantinopel mit einem bulgarischen Führer, allein den Haiduken preisgegeben, welche die Pässe sperren; zehn Kavasse (türkische Polizeisoldaten) würden bei diesen edelmüthigen Raubern keine größere Sicherheit gewähren als ein Cicerone aus ihrer eigenen Race. Sechs Lieues von der Hauptstadt trifft man ein Dorf, Namens Kamburgas, und kommt hier über eine Brücke von merkwürdiger Länge, die keck über einen Meeresarm geschlagen ist. Fast alle Städte der Küste haben ähnliche Denkmale, die letzten Spuren des alten byzantinischen Reichthums; diese Brücken aus Granitblöcken, zum Theil aus weißem Marmor aufgeführt, werden, wenn sie zusammenstürzen, aus Holz wieder hergestellt. Sechs Meilen weiter zählt ein kleiner Hafen, Silivria, in seiner ganz christlichen Bevölkerung von 3—4000 Seelen schon viele Bulgaren. So trifft die weiche, reiche slawische Sprache schon wenige Meilen von Stambul das Ohr. Silivria hat noch einen Theil seiner alten, viereckigen, mit Schießscharten versehenen, theils aus Quadern, theils aus großen rothen Backsteinen erbauten Citadelle, welche von Juden bewohnt ist. Eine Lieue weiter stößt man auf Spuren einer alten Mauer, welche Kaiser Anastasius gegen die Einfälle der alten Bulgaren errichten ließ. Rodosto mit seinen 40,000 und Callipoli mit seinen angeblich 30,000 Einwohnern sind ganz griechische Städte, aber Karakiöi und Ruskoi haben abermals slawische Einwohner. Endlich gelangt man an den Golf von Enos, wo der Hebrus sich in Sümpfen verliert, die ihm seinen neuen Namen Maritza verschafft zu haben scheinen.

Wir stiegen jetzt an diesem Fluß hinauf, der bis ins Herz Bulgariens führt, bis zu seinem heiligen Berge, dem Rilo. Zu Dimotica, einer ehemals in den Kriegen zwischen Bulgaren und Griechen berühmten Veste, beginnt die alte Provinz Zagora (das Land jenseits der Berge), wo die Bulgaren sich seit dem neunten Jahrhundert niederließen, und dann sich durch ganz Thracien hin am Südfuße des Balkan vom schwarzen Meere bis zum Golf von Kavala, dem Athosberge gegenüber ausbreiteten. In diesem Lande ging die Mischung der thracischen Stämme mit den ersten slawischen vor sich, sie enthält tiefe Geheimnisse für die Geschichte und ist vielleicht der am wenigsten erforschte Theil Europa's. Ich hatte also endlich diese terra incognita betreten, wie Maltebrun sie nennt, wohin seit langer Zeit ein lebhaftes Verlangen, den Alterthümern der slawischen Stämme nachzuforschen, mich zog. Aber vergebens sucht man hier nach alten Denkmälern: die Türken haben tabula rasa gemacht, die Schätze der slawischen Archäologie, Literatur und Nationalgeschichte, alles ist verschwunden. Ich reite dahin über öde Hochflächen, und auf nichts trifft mein Blick, als auf wunderbare Landschaften. Man könnte sich, wenn man den Theil Rumeliens durchzieht, wo die türkische Race herrscht, mitten in Arabien glauben. Um sich die ungeheuren Weideländer, und zugleich einen freieren Raum für ihre Wettrennen zu sichern, haben die Osmanlis alle Bäume niedergeschlagen, und die Minarets der Moscheen allein brechen an den nackten Bergabhängen die trübselige Monotonie. Und doch sind diese Einöden nicht ganz ohne Reize: die tiefe Traurigkeit, welche sie einflößen, hebt die Seele und weckt zu kräftigen Gedanken. Kein Ausdruck könnte das Großartige dieser Einöden des Islam schildern, über denen nur noch der Gedanke Gottes schwebt, und welche ihre unveränderliche Physiognomie bewahrt haben, seit sie nicht mehr einen Theil der von den ewig wechselnden Phasen der Civilisation bewegten Welt ausmachen.

Namentlich während der nächtlichen Märsche fühlt man diese Versenkung in den Schooß der Natur — ein Gefühl, dem man bei einer Reise im Orient nie entgeht. Diese raschen Ritte über die schweigende Erde hin, unter dem durchsichtigen

Sternenhimmel, machen den antiken Mysticismus und die geistige Erhebung der Propheten begreiflich. Man durchzieht im Schatten und raschen Rittes die Städte wo alles schläft, die Berge, die Pfade am Abgrund hin; man setzt durch die Furthen unbekannter Bergbäche, die gegen den tatarischen Sattel, auf dem man wie auf einem Lehnstuhl sitzt, heranschäumen, und die äußere Welt stört einen nicht in seinen Träumereien. Hier versteht man alle Stimmen der Natur besser, selbst die Sprache der Thiere. Wie oft überraschte ich mich selbst darin, daß ich mich durch Zeichen mit meinem ungläubigen Stummen (alogon) unterhielt, ein prächtiger Ausdruck der Slawo-Griechen zur Bezeichnung des Pferdes, dieses stummen Freundes der Reisenden.

Die einzigen menschlichen Denkmäler, welche man hier bemerkt, sind Gräber, und zwar von zweierlei Art, Grabcapellen der Eroberer und Grabhügel der alten bulgarischen Häuptlinge, auf denen manchmal moderne ottomanische Gräber stehen, wie im Thale Gomela-Voda, zwischen Selenigrad und Tern. Diese konischen Erdhügel finden sich in ungeheurer Menge in den Ebenen; der Türke nennt sie Tepe, der Bulgare Hunka, Hunnengrab,*) sie haben 10 bis 50 Fuß Höhe. Die vollkommene Aehnlichkeit dieser Hügel mit denen in Rußland längs der Wolga und mit den pelasgischen Grabhügeln in Troas und Kleinasien beweist, daß alle Völker auf gleicher Entwicklungsstufe denselben Kunstsinn wie dieselbe gesellschaftliche Verfassung haben. Zu Bazardschik und Philibé in dem Thale von Somokow trifft man eine große Anzahl dieser geheimnißvollen Denkmäler, die oft längs der Straße in ziemlich regelmäßigen Linien gereiht sind. Man zählt 24 um Sophia her; andere sind bei Eski Sagra und Schumla, in den Thälern von Dubnitza und am Nilo. Fragt man die Bulgaren: wer hat diese Denkmäler errichtet? so antworten sie: „die Hand unserer Väter!" — Zu welchem Zweck? — „Gott weiß es." Das ist die Antwort jedes bulgarischen Bauern, der nichts weiß und nichts zu wissen wünscht, nicht einmal was sein eigenes Land angeht. Die Türken, ehrgeiziger, aber eben so unwissend, behaupten es seyen Beobachtungsposten, auf denen man später Roßschweife aufpflanzte, und von denen man das Lager ihrer Heere übersah. So sucht der Sieger dem Besiegten selbst das Andenken an die Gräber seiner Ahnen zu entreißen.**)

Ich habe in ganz Bulgarien einige Spuren des Löwen mit der goldenen Krone, des Wappens ihrer Könige, gesucht, konnte aber weder in den alten Kirchen, noch an den Thoren oder den Mauern ihrer Städte eine solche Spur finden, so schwer hat die Zerstörung auf diesen Ländern gelastet. Selbst da, wo der Bulgare das Land baut, scheint dieß wüste, aber es ist nicht die Sandwüste Asiens, sondern eine grüne, poetische Wüste, wo man gern Jahre zubrächte, um das Leben und Treiben dieser einfachen, in dem übrigen Europa rein verlorenen Menschen kennen zu lernen. Liebt aber der Reisende, welcher diese Einöden durchzieht, seine Bequemlichkeit, so thut er besser in den Städten zu bleiben. Er kann sich hier für die Entbehrungen auf dem Lande entschädigen, denn alles ist dort in Menge und zu niederen Preisen zu haben: Kaffeehäuser, Bäder, Früchte, Liqueure, selbst die heiligen Speisen des Islam, welche man langsam in Zucker und Honig einmacht, und deren Verfertigung ein Engel Abraham lehrte. Man findet noch tausend andere Dinge in der Tscharschia, welches Wort von dem slawischen tscharschit, bezaubern, herkommt, einen Bazar bedeutet, und den Eindruck bezeichnet, welchen eine solche Vereinigung von Gegenständen des Luxus auf den Eingebornen hervorbrachte. Sobald man aber diese seltenen Oasen verläßt, um sich wieder auf den Weg zu machen, so ist man auch wieder auf gekochte Oliven, auf Datteln, trockene Trauben und Wassermelonen beschränkt; nur Wein und Branntwein (Raki) fehlen bei keinem Bulgaren.

Folgt man der geradesten Straße von Stambul nach Philibé, der bedeutendsten Stadt der Provinz Zagora, so hat man 80 Lieues zurückzulegen; diese Strecke ist nichts als eine ungeheure, fast nur von Heerden bevölkerte Wiese; von Strecke zu Strecke trifft man Brunnen, an denen diese Heerden getränkt werden, und Hütten, in denen ihre Hüter Schutz finden. Mitten in dieser Wiesenlandschaft erhebt sich das große Edrene (Adrianopel), die Hauptstadt dieses Hirtenvolks im europäischen Arabien. Ehe man über diese volkreiche Stadt hinaus ist, findet man von Bulgaren nur einige Hirten und Mehandschis, d. h. Gastwirthe oder Leute, welche die Wohnungen der Spahis gepachtet haben; geht man aber noch einige Lieues längs der Maritza weiter, so sieht man bald die freundlichen slawischen Dörfer mitten in der traurigen Oede sich erheben. Da und dort trifft man noch kaiserliche Karawanserais, an deren Mauern die Reihen von Buden sich anlehnen, welche in Bulgarien die kleinen Kaufmannsstädte (Varoschia) ausmachen. Diese riesenhaften Denkmäler eines frühern Glanzes gleichen sich fast alle: in der Mitte ist die Moschee, umgeben von mehrern viereckigen Höfen, welche durch Springbrunnen erfrischt und mit Arcaden von maurischen Spitzbögen geziert sind. Hinter diesen Höfen öffnen sich kleine Kammern, in denen alle Reisende, Ghiaurs und Gläubige, unentgeltlich beherbergt werden. Unter diesen prächtigen Gasthöfen des Islam ist der bedeutendste, zwischen Edrene und Philibé, der von Mustapha Pascha; seine Moschee, die von neuerem Bau, mit Bäumen umgeben ist und auf einer Terrasse steht, zu der man auf Stufen hinaufgelangt, ist mit ihrer mächtigen, von luftigen Spitzbögen und durchbrochenen Galerien getragenen Kuppel ein Meisterwerk von Zierlichkeit und gutem Geschmack. Die Maritza bespült die Mauern. Sechs Lieues weiterhin stößt man bei dem Karawanserai Irmenli wieder auf diesen Fluß. Der Stall dieses Gebäudes ist allein schon ein merkwürdiger Bau; an seiner ganzen Länge ziehen sich zwei hohe Galerien mit Seitenzellen hin, von denen aus die

---

*) Auffallend ist die Uebereinstimmung dieses Worts mit unsern altgermanischen Hünengräbern. A. d. U.

**) Ob aber nicht diese Grabhügel in eine Zeit vor dem Bulgareneinbruch hinaufreichen, ist eine andere Frage, die wir hier bloß anregen, nicht beantworten wollen. A. d. U.

Kameelführer ihre Kameele beaufsichtigen können; das Ganze ist von rothen Backsteinen aufgeführt und erhebt sein spitziges Dach zu einer merkwürdigen Höhe. Dieser Stall ist an beiden Enden von drei ungeheuren Einfahrtrosen mit griechischen Arabesken durchbrochen, so daß man bei diesem muselmännischen Gebäude alsbald an die alten Basiliken erinnert wird.

Bei Philibé beginnt die nackte Ebene sich mit einigen Baumgruppen am Ufer des Flusses zu bekleiden, und der bulgarische Ackerbauer tritt an die Stelle des ottomannischen Hirten. Die Zunahme dieser arbeitsamen Bevölkerung bemerkt man hauptsächlich am Preise der Lebensmittel, welcher von hier an immer niedriger wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die einheimische Gesellschaft im westlichen Indien.

(Schluß.)

Der Portugiese, gleichfalls ein naturalisirter Fremder, scheint auf den Parsi zu folgen, ist aber außerordentlich von ihm verschieden. Den erstern erkennt man an seiner schmutzigen Gesichtsfarbe, seinem nachlässigen Gang und der Aefferei europäischer Mode. Seine Kleider sind das Uebelgestaltetste was man sich denken kann, und wo eine Farbe sich zu erkennen geben darf, ist sie von der schreiendsten Art. Die Portugiesen der niedern Classen sind die schmutzigsten und verächtlichsten Wesen, und der affectirte Dandy der obern Classe ist das abgeschmackteste und lächerlichste Ding unter der Sonne. Der Portugiese liebt Gesellschaft und Musik, Tanz und Festlichkeiten: er ist widerwärtig, wenn er eine gewisse Autorität ausübt, und beleidigend in seinem Stolze, wenn er mit Macht bekleidet ist. Unter den Eingebornen Indiens ist der Portugiese verachtet, und wird jeder Verworfenheit und Schändlichkeit fähig gehalten. Seine Schwäche und Entartung leidet keinen Zweifel, und alle die Energie und das Talent, welche einst die portugiesische Herrschaft in Indien begründeten, sind gänzlich verloren. Die Portugiesen sind den Priestern anhänglich, obgleich diese ihren Fuß auf den Nacken der Laien setzen, sehr genügende Beiträge erzwingen und in gutem Wohlstand leben. Der Sitz der portugiesischen Regierung ist schön gelegen, mit Palästen und Kirchen geziert, würdig der großen, von dem edlen Albuquerque gegründeten Stadt; aber die einzelnen Städte, welche einst ihre Oberherrschaft anerkannten, sind jetzt mit Gebüsch überwachsen, die glänzende Schlange schlüpft unter Gräbern umher, und der furchtsame Sänger des Waldes birgt sein glänzendes Gefieder unter dem reichen Blätterwerk.

Die portugiesischen Frauen, hübsch wenn sie jung sind, werden mit vorschreitendem Alter plump an Gestalt, roh in ihren Zügen; sie lieben bunte Farben, den Glanz des Festes, den Weihrauch der Bewunderung. Die vornehmere Classe affectirt Sentiments, Poesie und Geschmack, ist aber wahrscheinlich in allen diesen Dingen höchst unweiblich mangelhaft, wenn man aus den als die besten angesehenen Heurathen, aus ihren Lieblingsliedern und den auffallenden Contrasten in ihrem Anzug einen Schluß machen darf.

So beleidigend der Portugiese ist, wenn er zu befehlen hat, so schwach als Diplomat, so lächerlich als Dandy, so unwissend als Priester, so nutzlos überhaupt als Mitglied der Gesellschaft in Indien er ist, so bewundernswerth ist er als Koch, und obwohl sein Mangel an Reinlichkeit und seine Vorneigung zu starken Getränken seinem Verdienst einigen Eintrag thun, so muß man doch gestehen, daß die europäischen Gastronomen in Indien den Portugiesen große Verpflichtungen haben; unglücklicherweise aber endet seine Nützlichkeit mit dieser Sphäre, und damit auch sein Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit.

Dieß sind leichte und allerdings nicht sehr vollständige Umrisse der vier Hauptclassen der einheimischen Gesellschaft im westlichen Indien, und man kann sich leicht eine Vorstellung machen, welches bunte Bild die Charaktere, die Ansichten und Gewohnheiten der verschiedenen Stände unter diesen Hauptclassen geben müssen. Der dunkle, schmächtig gebaute Mensch mit nackten Schultern und rothem Turban, der unter dem Gewicht eines schönen Palankins schwitzt und dabei, um die Arbeit zu erleichtern, einen wilden Chor singt, der Wasserverkäufer, welcher einen fetten Ochsen, geziert mit Glocken und Halsbändern, vor sich hertreibt und ein Ziegenfell trägt, das in seinem Fortwandern den durstigen Boden bespritzt, der Sipahi, welcher nett und zierlich in seinem Anzug, Munterkeit und Lachen im Gesicht zur Parade eilt, der Bramine, welcher langsam von seinen Abwaschungen im Fluß nach dem Tempel zurückkehrt, der Händler, welcher Körbe mit Korn trägt, um seinen Stall zu versorgen, der Musiker und die Tänzerin, der Fruchthändler, der Goldarbeiter, der Weber feiner Musseline, sie alle sind Hindus von verschiedenen Kasten und abweichenden Vorurtheilen, aber in den Hauptansichten des Lebens durchaus mit einander einverstanden.

Der schlanke Perser mit glänzendem Bart und fließenden Gewändern, mit schneeweißem Turban und gelben Pantoffeln, mit dem feierlichen Schritt und dem niedergeschlagenen Auge, ein chinesisches Schreibkästchen, das Symbol seines Standes, in der zarten Hand; der schwärzliche Araber, welcher mit dem bunten Tuch um den Kopf, den Mantel von Ziegenhaar nachlässig über das gewöhnliche Unterkleid geworfen, nach dem Stalle eilt; der Borah, welcher einen Korb auf dem Kopf trägt, aus welchem Bücher, Pferdezäume und Parfumerien hervorschauen, und dem ein Zug gleich beladener, nur mit einem kleinen Tuch bekleideter Jünglinge folgt; der geschäftige Diener, welcher um Geflügel und Früchte feilscht; der stattliche Herr, welcher auf einer reichgeschirrten, wohlgenährten Stute dahin reitet, und dem ein schwarzer Sklave voraus eilt, um ihm den Weg frei zu machen; sie alle sind Mohammedaner und — den Rang abgerechnet — wenig von einander verschieden.

Der einfach gekleidete, aber aufmerksam beobachtende Herr, welcher in einem prächtigen englischen Wagen dahinrollt, be-

gleitet von seinen jungen, verständig blickenden Söhnen, der wohlgenährte Diener, welcher geschäftig dahin eilt mit einem glänzenden Zitzturban und einem chinesischen Sonnenschirm, um sich gegen die Mittagssonne zu schützen, die hübschen Jungen, welche gemächlich dahin schlendern, jeder die Hand auf der Schulter seines Gefährten und ein Buch unter dem Arm, die schönen Kinder mit großen schwarzen Augen und einer Haut fast so weiß wie die der Europäer, die lachend hinter den rothen Vorhängen oder den grünen Jalousien eines von kräftigen milchweißen Ochsen gezogenen einheimischen Wagens hervorsehen, das sind Parsis. Der Herr hat vermuthlich sein Landhaus verlassen, um einen europäischen Advocaten in der Stadt zu befragen, während die Kinder sich in der Umgegend belustigen wollen, und vielleicht die Festlichkeiten, welche von einem Freunde gegeben werden, besuchen.

Endlich erscheint da und dort, ausgezeichnet wie ein Flecken unter dem übrigen Volk, ein hageres, schmutzig aussehendes, schwarzhaariges Wesen mit einem runden weißen Hut, faltigen Beinkleidern und gelber Weste; es trägt in einer Hand eine kurze Gerte, in der andern ein kleines, in seinem bunten Sacktuch zusammengeknüpftes Bündel, und so schlendert er, eine Cigarre rauchend, vorwärts. Neben ihm läuft eine kleine, derbe Frau mit grobem aber lockigem Haar auf dem sonst unbedeckten Kopf; ein bunter, ziemlich kurzer Rock, ein rother Shawl und ein Halsband von großen blauen Perlen bilden ihr Costüm — das sind Portugiesen von dem Rang, wie man sie gewöhnlich trifft.

Etwas über Auswanderung der Chinesen als Arbeiter.

Wir haben in unserem gestrigen Blatte gesehen, daß die Engländer für Westindien allenthalben, selbst in China, Arbeiter suchen, aber Westindien ist nicht der einzige Ort, wo sie solcher Arbeiter bedürfen, in allen andern Tropengegenden finden sie sich in derselben Lage, und sie könnten jährlich etliche hunderttausend Arbeiter brauchen, ohne den Arbeitsmarkt, wie sie sich ausdrücken, zu überführen. So äußert sich die zweite Nummer der Ceylon Miscellany hinsichtlich dieser Insel, wo bekanntlich seit mehreren Jahren alles Kaffeepflanzungen anlegt, die bis jetzt sehr günstig sich rentiren sollen, und noch weit besser rentiren würden, wenn nicht die Candier etwas zu träge und in ihr schönes Land etwas zu verliebt wären, um den größten Theil des Tages hindurch mitten in der Sonnenhitze gleich einem Sklaven zu arbeiten. Da hat man nun in dieser Noth die Augen auf China geworfen, das allerdings seine Kinder kaum nähren kann, und wo die Arbeit durch die Concurrenz auf einen sehr niedern Preis heruntergedrückt ist. Die Kosten der Herbeischaffung eines solchen chinesischen Arbeiters werden auf 110 bis 120 Dollars berechnet, und die Thätigkeit dieser chinesischen Emigranten, welche ungleich höher stehen soll, als die der Eingebornen von Java, den Philippinen, Borneo, Singapur, Malacca u. s. w., wird von competenten Zeugen als allerdings ganz außerordentlich geschildert. Einer derselben bemerkt hierüber folgendes: „ich landete in der Mitte eines sehr warmen Tages zu Batavia; nicht ein einziger Europäer war außerhalb des Hauses zu sehen, einige Officiere abgerechnet, die in einem offenen Wagen von Laden zu Laden fuhren. Mynheer war in seinem Hause eingeschlossen, steckte in seinem großen Schlafrock, rauchte seine Pfeife und schlummerte allenfalls auch dabei ein. Der Javane lag unter einer schattigen Veranda auf einer Matte ausgestreckt und schlief fest, nur die Chinesen waren tüchtig an ihrer Schmiede und der Zimmermannsarbeit, oder blickten an der Thüre ihrer Läden nach Kunden sich um; andere seufzten unter schweren Lasten von Waaren, die sie in den Häusern herum feil boten, oder sie waren in Gärten und Feldern beschäftigt, deren Aussehen zeigte, daß sie nicht von Sklaven bearbeitet waren; nicht nur lieferten sie eine gute Anzahl Früchte, sondern waren auch sehr zierlich. Die Chinesen sind die besten Gärtner und Landbauer, die man finden kann, namentlich wenn sie einmal selbst Eigenthum besitzen, denn dann steigt ihre Industrie und entfaltet sich aufs glänzendste. Es gibt keinen Geschäftszweig, mit dem sie nicht bekannt sind. Sie sind Maurer, Zimmerleute, Radmacher, Schmiede, Maler, Gerber, Schuhmacher, Sattler, Schneider, Schlächter, Köche, Fischer, Branntweinbrenner; kurz zeigt ihnen ein Mittel ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, sie werden sich bald damit bekannt machen und sich darin auszeichnen." Ein anderer äußert sich folgendermaßen: „ihr Benehmen als Arbeiter ist ganz untadelhaft. Sie sind fleißig, ausdauernd, nüchtern, ehrlich und ruhig; sie arbeiten mit Freude und gewinnen Vergnügen an jedem Geschäft. Ackerbau und Gartenbau nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; dieß ist ihre gewöhnliche Beschäftigung, und sie zeigen sich darin geschickt und ausdauernd. Ueberhaupt sind sie die sinnreichsten Leute von der Welt. Ihre physische Kraft steht weit höher als die der Neger, der Javanen, Malayen, Hindus und jeder andern Kaste Indiens. Ueberdieß haben sie weder den Aberglauben der Afrikaner, noch die religiösen Vorurtheile der Bewohner Hindustans, und sind hinsichtlich der Qualität ihrer Nahrung völlig gleichgültig: sie verzehren einen Hund, eine Ratte, eine Katze eben so gierig, wie Kalbs-, Schwein- oder Hammelfleisch. Ihr Getränke besteht hauptsächlich aus Wasser oder Kokosnußmilch." Die chinesische Bevölkerung in den China benachbarten Ländern wird in runden Zahlen folgendermaßen geschätzt.

Die philippinischen Inseln	15,000
Borneo	120,000
Java	45,000
Holländische Niederlassungen in der Rhiostraße	18,000
Singapur	6,200
Malacca	2,000
Pinang	8,500
Malayische Halbinsel	40,000
Siam	440,000
Cochinchina	15,000
Tonkin	25,000
Zusammen	734,700

Mit dem alten tragischen Drama in England steht es fatal aus; mit jedem Jahre wird die Schwierigkeit, ein Theater für dasselbe zu finden, größer; aus Coventgarden ist es verbannt, und nicht eines von allen den Theatern der Hauptstadt, welchen der Lord Kammerherr in Gemäßheit der neuen Acte die Erlaubniß ertheilt, solche zu spielen, will der alten Tragödie ihre Räume öffnen, und die alte Komödie ist kaum besser daran. Das Athenäum vom 21 October meint, daß das Publicum, gewöhnt die ersten Rollen der Shakespear'schen Stücke von Siddons, Kemble und Young aufgeführt zu sehen, sich nicht mit Schauspielern zweiten und dritten Ranges begnügen wolle. Der Grund liegt indeß wohl tiefer und ist allgemeiner.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1843.

Die Seeräuber im indischen Meere.

Bis zu welcher gefährlichen Höhe immer noch dieß Uebel steigt, kann man aus einem Zug entnehmen, den der englische Capitän Keppel im Monat Mai dieses Jahres nach der Insel Borneo unternahm. Er hatte gleich an den Küsten dieser Insel sich mit einigen Prahus der Eingebornen herumzuschlagen, und erkundigte sich deßhalb genau nach dem Hauptsitze der Seeräuber. Aber in diesem Meere ist fast jedes Mannes Hand wider die andere, und die Räuber hängen keineswegs unter einander zusammen, sondern führen im Gegentheil oft Krieg mit einander. Es kam deßhalb nur darauf an, einige der ärgsten anzugreifen und an ihnen ein Exempel zu statuiren, daß sie sich wenigstens nicht mehr an englischen Fahrzeugen vergreifen möchten, was wegen der zunehmenden Schifffahrt nach China, so wie wegen des steigenden Verkehrs zwischen Borneo, wo Hr. Brooke sich entschieden festgesetzt zu haben scheint, und Singapur immer nothwendiger wurde. Capitan Keppel erfuhr, daß die furchtbarsten Räuber vom Seribas-Flusse, etwa fünfzig (englische) Meilen nordöstlich von Sarawak herkämen, daß sie die Geißel und der Schrecken der ganzen Küste seyen, und obwohl im Gebiet des Sultans von Borneo angesiedelt, doch keine Gewalt über sich erkennten. Sie wohnten an drei verschiedenen Armen desselben Flusses, und bestanden theils aus Malayen, theils aus Dajaks, welche, mit einander 120 Kriegsprahus, jede mit 40 bis 100 Mann besetzt, in die See schicken konnten. Sie wohnten hoch oben am Fluß in sehr stark befestigten Stellungen, und obwohl sie von den vereinigten Streitkräften der umwohnenden Radschas schon mehrmals belagert worden waren, so hatte man ihnen doch nie etwas anhaben können. Ihre Seeräuberei war von viel grausamerer Art als die der Sulus oder Lanuns, da letztere doch das Leben ihrer Gefangenen schonten und sie nur als Sklaven verkauften, während die Seribas-Piraten alles ohne Unterschied niedermachten, und nichts als Beute und Köpfe wollten; die Dajaks erhielten die Köpfe, nach denen sie als nach besondern Ehrenzeichen ungemein lüstern sind, die Malayen dagegen nahmen die Beute. Die drei Niederlassungen der Piraten waren zu Paddie, Paku und Rembas, alle drei, etwa 100 (engl.) Meilen den Seribas aufwärts an verschiedenen Zweigen dieses Flusses gelegen. Paddie ward zuerst angegriffen und nach hitzigem Widerstand genommen und zerstört. Nächtliche Angriffe auf die Engländer, denen sich einige einheimische Radschas angeschlossen hatten, blieben ohne allen Erfolg, und so erschienen die Oberhäupter der beiden andern Orte, Paku und Rembas, mit Stillstandsflaggen und baten um Frieden; der Schrecken, den die Zerstörung von Paddie verursacht hatte, that hier seine Wirkung. Einige der Angesehensten wurden zurückgehalten, um vor dem Sultan von Borneo zu Sarawak das feierliche Versprechen einzugehen, sich künftig der Seeräuberei zu enthalten. Wie lang es gut thun wird ist freilich eine andere Frage, denn keineswegs trieb diese Leute Mangel zum Seeräuberhandwerk, sondern die Lust am abenteuerlichen Leben, denn das Land ist das schönste und reichste, welches man sich denken kann; man fand die Wohnungen angefüllt mit Korn, das ganze Land war bedeckt mit Fruchtbäumen, und bot den prächtigsten Anblick dar. Daß man die Kriegsboote und alles was zum Kriege diente, zerstörte, ist begreiflich, daß man aber auch so weit man konnte die Fruchtbäume niederhieb, mag mit der dortigen Art von Kriegführung übereinstimmen, ist aber sicherlich mit europäischen Begriffen von Kriegswesen nicht vereinbar. Bekanntlich haben aber die Engländer in Afghanistan dasselbe in noch ausgedehnterem Maaße gethan.

Wanderungen durch Bulgarien.

(Fortsetzung.)

Beim Eintritt in Philibé, der Hauptstadt von Zagora, wird man von der prächtigen Lage dieser Stadt, in malerischer sowohl als in commercieller Hinsicht, lebhaft betroffen. Sie erhebt sich amphitheatralisch und in Stufen an den Ufern der Maritza, welche die neuen Quartiere bis zur alten Stadt bespült, in deren Mitte der von den Byzantinern auf einem schroffen Felsen erbaute Grad oder die Festung liegt. Im

Grab trifft man noch erkennbare Reste griechischer Mauern, und selbst in der Stadt findet man nicht selten an den Thoren der Hans schöne antike Capitäle, welche den Reitern zum Aufsteigen dienen. Die mit Thoren geschlossene Tscharschia ist, wie in allen bulgarischen Städten, ein Labyrinth von Straßen, die mit Brettern gedeckt sind, durch deren Oeffnungen ein schwaches Licht auf die Budenreihen fällt, wo Tausende von christlichen und türkischen Kaufleuten übereinander gehäuft sind. Wie in Rußland hat jede Waare ihr besonderes Quartier. Brunnen verbreiten Frische in diesen engen Straßen, wo die Luft nur mit Mühe circulirt. Man findet auch kleine, außerhalb mit gemalten Palmen verzierte Moscheen, wo der Gläubige an fünf bestimmten Stunden des Tages sein Gebet verrichtet. Die griechische Kathedrale (Dschamie) ist in Form eines griechischen Kreuzes gebaut und wahrscheinlich eine alte Kirche, welche die Sieger mit einem großen orientalischen Porticus umgeben haben. Da sie mit ihren Kuppeln, welche dem Herkommen nach mit Blei gedeckt sind, von der Höhe des Hügels aus die Stadt überragt, so würde sie einen schönen Effect machen, wenn sie nicht durch eine Masse schmutziger Straßen verdeckt wäre. Die Nation*) der Paulianisten hat eine ganze, von der Stadt getrennte Vorstadt inne. Die Juden haben ebenfalls ihr besonderes Quartier neben dem griechischen und seiner demüthigen Kathedrale. Die Juden, welche, wie fast sämmtliche türkische Juden aus Spanien gekommen, sind sehr schöne Leute mit weißem Teint und schwarzem Bart; ihre Frauen besonders zeichnen sich durch glänzende Schönheit aus, welche noch durch die etwas seltsame Pracht ihres Schmuckes gehoben wird. Die Mannichfaltigkeit der in dem Umkreise von Philibé vereinten Völker zeigt sich nicht bloß im Costüm und in den Farben, sondern selbst in dem Anstrich der Häuser. Bis vor kurzem noch durften die Türken allein ihre Häuser roth malen; die der Rajas hatten eine Farbe so trüb und unscheinbar wie das Geschick ihrer Bewohner. Die grauen Kleider sind noch der Antheil der Bulgaren, aber die in Philibé ziemlich zahlreichen türkischen Petitmaitres brüsten sich nicht mehr mit ihren fränkischen Ueberröcken und weißen Beinkleidern, unter denen sie in ihren offenen Schuhen die nackten Tatarenfüße vorsehen lassen.

Philibé hat nicht mehr als 40,000 Einwohner trotz seiner reichen Wollmanufacturen und seines Transithandels, der so thätig ist, daß hier allein unter allen Städten der europäischen Türkei zwischen Edrene und Bazardschik ein regelmäßiger Diligencendienst eingeführt worden ist; leider Gottes ruhen die Wagen nur auf den Achsen und man muß mit gekreuzten Beinen sitzen. Die Tsintsar-Griechen**) sind vielleicht zu Philibé zahlreicher als die eigentlichen Bulgaren, auch lehrt man in allen christlichen Schulen das Griechische. Die Griechen haben die vortreffliche Lage dieses Orts begriffen, der für den Handel des Mittelmeeres so wichtig werden könnte. Sobald einmal die Bulgaren die Maritza bis nach Enos canalisirt haben, wird Philibé der Hauptort für ihre Ausfuhren werden. Unglücklicherweise ist der Fluß mit Sandbänken angefüllt, welche seine Beschiffung bis jetzt bloß mit flachen Fahrzeugen gestatten. Uebrigens ist der lange Halbkreis, welchen der Fluß bei Umgehung des Rhodope beschreibt, für Philibé ein großer Nachtheil: ohne diesen Umweg würde der Fluß allerdings nicht über Adrianopel gehen, und auch nicht die Hauptflüsse Thraciens, die Arda (Harpessus), Usundscha und Tscherna in sich aufnehmen.

Philibé, wo die Türken noch ziemlich zahlreich sind, gilt immer noch für einen Theil der ottomanischen Districte, aber Bazardschik, acht Lieues tiefer im Balkan, enthält nur noch Bulgaren. Eine lange Sandebene, eine wahre tatarische Steppe ohne Wohnungen, wo Pferdeheerden frei das spärliche Gras abweiden, trennt Philibé von Bazardschik, einer thätigen Handelsstadt von 10 bis 12,000 Seelen. Seine Einwohner haben zuerst unter allen Rajahs durch Geld von Sultan Mahmud die Erlaubniß zur Erbauung einer neuen Kirche erhalten, gegen die Gesetze des Islam, welche verbieten, durch solche Bauten den Boden des heiligen Reichs zu entweihen. Dieser Bau ist vor kurzem erst im Styl der ursprünglichen Basiliken vollendet worden, aber mit hohen Mauern umgeben, um nicht die Paschas durch den Anblick zu erbittern. Es ist nicht die einzige, welche seitdem erbaut wurde, und auf mehr als Einem Punkte Bulgariens sind steinerne Capellen an die Stelle der hölzernen Schuppen getreten.

Oberhalb Bazardschik beginnt der Balkan; zwei Hauptthore öffnen sich in diesen natürlichen Wällen, die Pforte Trajans und die eiserne Pforte, von denen die eine gegen Sophia und die danubischen Thäler, die andere über Kasanlik und Schumla gegen Varna und das schwarze Meer ausläuft. Diese Thore bezeichnen die Nordgränzen der Zagora, welche im Süden dagegen keine bestimmten Gränzen hat, vielmehr sich so zu sagen mit jedem Tage mehr ausdehnt. Der Bulgare, wesentlich Ackerbauer, geht überall hin wo er Land findet; diese thätige Bevölkerung wächst sichtlich und überschwemmt den muselmännischen Theil Rumeliens, wo der träge, zur Arbeit zu stolze Spahi ihr den reichsten Boden zu niederem Preis in Pacht gibt. Die Uebergriffe der slawischen und christlichen Race gehen aber nicht allein auf dem Lande vor sich, auch die türkischen Städte Thraciens füllen sich allmählich mit Bulgaren. Slivno, das alte Selymnia, zählt unter 12,000 Einwohnern 4000 Bulgaren; sie füllen als Arbeiter die Fabriken von Eski-Sagra an, einer Stadt von 20,000 Seelen; sie überschwemmen die Märkte von Kirk-Kilisse (40 Kirchen), einem verwirrten Haufen von 4000 zerstörten Häusern, wohin sie ihre Butter und ihren Käse bringen, den die deutschen Juden dieser alten Stadt nach Stambul verkaufen. Der ganze District von Kasanlik, den man das Rosenland nennen könnte, denn die ganze Ebene ist davon bedeckt, wird hauptsächlich von Bulgaren angebaut. Endlich findet man sie mit

*) Nation ist hier nur ein anderer Ausdruck für Glaubensbekenntniß; die Paulianisten sind katholisch gewordene Bulgaren, die einige Spuren des griechischen Ritus beibehalten haben.

**) So nennt man die Stämme, welche zugleich griechisch und slawisch sprechen, und welche sich durch Heurathen zwischen beiden Racen gebildet zu haben scheinen.

Türken gemischt in allen den Thälern, die dem großen Hafen von Burgas nahe liegen, und von da verbreiten sie sich, wenn auch nicht als Colonisten, doch als Arbeiter, längs der niedern Kette, welche, vom Hämus getrennt, unter dem Namen Strandscha das innere Plateau Thraciens von den Küsten des schwarzen Meeres scheidet, und erst in den Wäldern von Belgrad vor Konstantinopel ausläuft.

In der Nähe von Aidos findet sich die bequemste Straße, um den Balkan zu übersteigen und von Zagora ins nördliche Bulgarien einzudringen. Die Stadt Aidos, einst berühmt wegen ihrer warmen Bäder, und jetzt ganz heruntergekommen, erhebt sich in einem prächtigen Tiefthal und ist auf drei Seiten von so steilen Bergen eingeschlossen, daß man gar kein Mittel absieht sie zu ersteigen; erst wenn man am Fuße dieses Walles anlangt, sieht man plötzlich wie durch Zauber eine tiefe Spalte sich öffnen, in welche der Bujuk-Kamenzi oder Felsenfluß sich stürzt. Ein gewundener Pfad folgt diesem schäumenden Gewässer durch einen der seltsamsten Engpässe Europa's; die beiden Wände dieser Schlucht sind perpendiculär, lassen nur einen schmalen Streif des Himmels erblicken und tragen auf ihren Gipfeln Tannenwälder, die von unten auf gesehen wie Grasbüschel erscheinen. Man scheint sich im Anfang der Schlucht in den Schooß der Erde zu versenken, dann steigt man allmählich aufwärts und erreicht die hübsche Hochfläche Lopenitza. Ein hier angelegter Han zeigt, daß man diesen bulgarischen Mont-Cenis zur Hälfte erstiegen hat; man ist von Alpencascaden und bemoosten Felsen umgeben, nie findet man im Sommer hier Schnee, dagegen ist man Steinlawinen ausgesetzt.

Von Lopenitza an beginnt man hinabzusteigen. Der Fluß Bujuk-Kamenzi, welcher sich in Höhlen verloren hatte, erscheint wieder, nachdem er unter der Erde den Berg überschritten und begleitet aufs neue den Wanderer, dem er den Schaum seiner Wellen vor die Füße wirft. Dieser 9 Lieues lange Engpaß läuft an einem letzten noch steileren und unzugänglicheren Balkan aus, welchen jedoch einst die persischen Truppen noch vor den russischen überschritten haben, um den Bosporus zu erreichen. Die Spur der Perser ist verwischt, während die russischen Gräben, womit alle Schluchten besäet sind, noch als schreckende Zeugnisse der Keckheit dieser modernen Normannen dastehen. Auch die Städte tragen noch die Spuren ihrer furchtbaren Verheerungen: Hirsowa ist auf dreißig Häuser reducirt und der Hafen Kostendsche auf vierzig Einwohner.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in das Innere von Surinam.

(Aus den Papieren des Reisenden August Kappler mitgetheilt.)

Es war im August 184— als ich in Begleitung meines Freundes Dr. H. meine Reise an den obern Surinamstrom begann. Für denjenigen, der mit der Natur dieses Landes nicht bekannt ist, muß bemerkt werden, daß alle Reisen in das Innere nur zu Wasser ausgeführt werden können, indem das an den Küsten sehr flache Land so sehr von undurchdringlichen Urwäldern und unwegsamen Morästen durchzogen ist, daß an ein Weiterkommen zu Lande, selbst abgesehen von der Gefahr von wilden Thieren zerrissen oder von weggelaufenen Negersklaven, welche hie und da in diesen Wildnissen hausen, ermordet zu werden, auf keine Weise zu denken ist. Solche Reisen auf den Strömen werden auf Indianerkähnen, Corrials genannt, ausgeführt. Diese Corrials haben die größte Aehnlichkeit mit den sogenannten Einbäumen der Tyroler, sie sind schmal und lang und aus einem Baume durch die vereinte Wirkung des Feuers und der Axt verfertigt. Sie durchschneiden zwar vermöge dieser Bauart das Wasser leicht und können selbst durch schmale Klippenpässe hindurchgebracht werden, allein sie schlagen auch leicht um, und will man in ihnen mit Sicherheit fahren, so darf man, besonders bei voller Ladung, keinerlei Seitenbewegung mit dem Körper machen.

Unser Corrial war mit vier rüstigen Negern bemannt, die Witterung war günstig, denn so eben hatte die Regenzeit — der Winter der Tropen — aufgehört, und obgleich das niedere Land noch überschwemmt war und der durch die Menge des Wassers angeschwellte Strom reißend dahin wogte, schien uns ein heiterer Himmel zu begünstigen. Schöne Zucker- und Kafferpflanzungen belebten zu beiden Seiten die mit Mangrovebäumen (Rhizophora mangle) bewachsenen Flußufer. Das helle Grün der Zuckerfelder, der schlanke Wuchs der Königspalmen, die ihre ungeheuren Blätter zu grünen Gewölben zusammenfügen, die freundlichen weiß angestrichenen Wohnhäuser, in Wäldern von Orangen oder Tamarinden versteckt, die Kaffeebäume mit ihrem dunkeln Laub, die zum Schutze vor den glühenden Strahlen der Sonne zwischen Bananenbäumen stehen, welche ihnen mit ihren breiten großen Blättern Kühlung zufächeln, und unter allem dem die Neger, welche mit lärmendem Singen und Schreien ihre Arbeit verrichten — dieß Ganze schwebte an uns gleich bunten Tapetenbildern vorüber. Gegen Abend landeten wir auf einer Zuckerpflanzung, um dort die Nacht zuzubringen; der Pflanzer, ein thätiger, umsichtiger und gebildeter Mann, empfing uns mit der gastlichsten Zuvorkommenheit, führte uns in den nahegelegenen Theilen seiner Pflanzung umher, und ließ es an den köstlichen Erfrischungen nicht fehlen, an denen dieses Land Ueberfluß hat. Da unser Gastfreund keineswegs jene engherzige Geheimnißkrämerei zu besitzen schien, welche ich sonst bei andern Pflanzern getroffen, unterließ ich nicht, nachdem seine schwarzen Diener das Zimmer verlassen hatten, mich bei ihm nach den Verhältnissen der Pflanzungen und namentlich dem Zustande der Negersklaven zu erkundigen — Fragen, auf welche er mir die freimüthigsten Antworten gab. Ich versuche es, seine aus manchen Erfahrungen hervorgehenden Ansichten mitzutheilen.

„Ich weiß wohl,“ hub er an, „welches Bild sich der Europäer von einem südamerikanischen Pflanzer macht, wie man ihn schildert als faul, üppig, grausam, geizig und welch andere zierliche Beiworte diesen wohl angehängt werden mögen, ich weiß auch, mit welchen Farben das Leben der Negersklaven unter solchen Herren geschildert wird, unternehme es aber keineswegs dieses bekannte Sünden- und Klageregister zu wiederholen, sondern bitte jeden Reisenden freundlich, meine Pflanzung zu besuchen, wann es ihm beliebt, und sie einzusehen so lange, bis er sich vom wahren Zustande der Sache überzeugt hat. Meine Wünsche gehen keineswegs dahin, die Sklaverei der Neger möge aufhören, nicht etwa weil ich an der Sklaverei eine Freude habe, sondern weil ich überzeugt bin, daß die Sklaverei für den Neger in moralischer und geistiger

Beziehung gesünder ist als Freiheit, jedoch davon später; meine Wünsche, sage ich, gehen dahin, die Neger aus diesem Lande verschwinden und ordentliche europäische Arbeiter einwandern zu sehen; denn aus Mangel an tüchtigen Arbeitern müssen mit der Zeit diese schönen Pflanzungen verlassen und dem ringsum wuchernden Unkraute preisgegeben werden, denn wir verlieren bei der besten, schonendsten Behandlung, welche uns, abgesehen von der Menschenpflicht, der eigene Vortheil gebietet, mehr Neger als der Nachwuchs beträgt. Bei der Negerfrage aber, welche von den Engländern in neuerer Zeit mit so großem, anscheinend menschenfreundlichem Pompe verhandelt worden ist, handelt es sich meiner Meinung nach nicht darum, ob es recht sey, einen Menschen als Sklaven zu behandeln oder nicht, sondern wie sich bei dieser Frage die Negernatur zu der des Europäers verhalte. Ist der Europäer ein freier Mann, so arbeitet er mit Lust und Liebe, er thut dieß nicht bloß aus Sorge für seinen Lebensunterhalt und den seiner Familie, sondern er thut es zugleich, um ein Vermögen sich zu erwerben, das ihn oder die Seinigen in den Stand setzt, entweder eine höhere Stellung einzunehmen oder geistige Interessen zu verfolgen. Ist dagegen der Europäer ein Sklave, so arbeitet er nur so viel, als er muß, um sein täglich Brod für sich und die Seinigen zu gewinnen, und was er erübrigt, benützt er dazu, um seinen Haß und Groll gegen den Zwingherrn, dem er nichts anhaben kann, im Trunk zu ersäufen; geistigen Interessen stirbt er dann ab und versinkt in zügellose Rohheit. Derlei Sklaven haben die Engländer und übrigen Europäer genug an ihren Fabrikarbeitern, nur mit dem Unterschiede, daß diese den Namen von freien Menschen tragen, und was ihre materiellen Verhältnisse betrifft, weit übler daran sind als unsere Schwarzen. Denn wird ein Fabrikarbeiter krank, was kümmert das seinen Herrn? stirbt er, was kostet das seinen Herrn? kann er sich bei Theurung keine guten Nahrungsmittel kaufen und wird er dadurch schwach und minder fähig zur Arbeit, was kümmert das seinen Herrn? — Umgekehrt ist es mit dem Neger; ist dieser ein Sklave, so muß er sich aufführen wie ein ordentlicher Mensch, muß seine Kinder in die Schule schicken, muß sich betragen wie ein Christ; Sitte, Ordnung, Fleiß, Reinlichkeit sind Dinge, die er lernt und sich angewöhnt, und so wird er, so weit seine Negernatur es ihm erlaubt, ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft. Dabei wird sein Sinn für Familieneigenthum geweckt, er wird in den Stand gesetzt, sich nach und nach unter die Europäer ordentlich einzubürgern, und entgeht zuletzt den Uebeln, die ihm unbedingte Freiheit zuziehen würde. Ist dagegen der Neger frei, so wird er so wild wie vorher, selbst wenn er wie unsere Buschneger eine Art von Staat gründet; er sorgt nur für die gemeinsten Lebensbedürfnisse, vernachlässigt den Landbau, denn er will nichts gewinnen, als was er zur Nahrung braucht, er erübrigt nur so viel, um Branntwein und Pulver zu kaufen — Begriffe von Religion, wenn er auch welche hatte, vermischt er mit seinem angestammten Aberglauben — kurz er wird ein Wilder im vollsten Sinn des Wortes."

Dieß war es, was uns der gastfreie Pflanzer über seine Ansichten von den Negern sagte, und wenn ich auch damals ihm nicht in allem beistimmen konnte, fand ich doch später, daß seine nicht ohne Feuer vorgetragene Rede mehr praktische Wahrheiten enthielt, als die Ansichten des gewöhnlichen Philanthropismus.

Früh des andern Morgens setzten wir unsere Reise zu Wasser fort; unser Boot fanden wir ganz bepackt von Lebensmitteln, welche wir der Freigebigkeit unseres lehrreichen Wirthes verdankten; außerdem hatten wir Naturalienkisten, Waffen, Rum für Neger und Indianer, als gangbarste Münze im Lande, so daß wir beinahe selbst nicht Platz finden konnten. Die Hitze begann aber jetzt fürchterlich zu werden, kein Lüftchen erquickte uns, selbst das Wasser, in welchem wir zu unserer Erfrischung zuweilen Gesicht und Hände wuschen, war unangenehm lauwarm. Entkleiden half nichts, denn die Sonne stach uns alle unbedeckten Theile wund, und dieß schmerzte sehr, dabei mußten wir, um vorwärts zu kommen, angestrengt rudern. Endlich senkte sich die Sonne gegen Abend und eine milde Kühlung begann uns zu erfrischen, aber da brach auf einmal ein furchtbarer Sturm los. Der noch ziemlich breite Strom warf hohe Wellen; Donnerschläge, wie sie nur die tropische Zone kennt, wolkenbruchartige Regengüsse und die finsterste Nacht überfielen uns in einer gänzlich unbewohnten Gegend. Nur beim Schein der Blitze, welche hie und da durch die Umgegend zuckten, vermochten wir die Richtung zu erkennen, in welcher wir steuern mußten. Durchnäßt bis auf die Haut, war unser unaufhörliches Geschäft, das Wasser das theils durch den Regen, theils durch überschlagende Wogen in das Corrial geworfen wurde, auszuschöpfen, um das stark geladene Fahrzeug nicht versinken zu sehen. Um Mitternacht erreichten wir endlich, unter fortwährenden Kämpfen mit den Elementen das Dorf Joden Savannah, wo wir in einem verlassenen Hause unsere Hängematten aufhingen, um uns von den Mühen dieses Tages in den Armen des Schlafes zu erholen. Dieses Dorf, das vor etwa 150 Jahren von portugiesischen Juden gegründet wurde, welche aus Brasilien einwanderten, liegt etwa 10 Stunden von Paramaribo auf dem rechten Ufer des Surinamstromes. Es steht auf einem Sandhügel, recht malerisch umgeben von Kokospalmen, dem einzigen Fruchtbaum, der auf diesem trockenen Sandboden fortkommt. Der Wohlstand, dessen sich dieses schöne Dorf früher erfreute, ist gänzlich verschwunden, nur die schmucke aus Backsteinen gebaute Synagoge, die sich aus der Mitte einiger elenden hölzernen Hütten erhebt, gibt Zeugniß von frühern bessern Zeiten. Jetzt wohnen dort nur noch einige alte Juden, die arm und deßhalb an Mäßigkeit gewöhnt, bei der recht gesunden Lage ihres Wohnortes ein erstaunlich hohes Alter erreichen. Nur einige Kühe, die in den nahegelegenen Savannen reichliche Nahrung finden, sind die Habe dieser Kinder Israels; die portugiesische Gemeinde zu Paran versorgt diese ihre Glaubensgenossen auf der Savanne mit allen unentbehrlichen Bedürfnissen. Unten am Strome liegt der Militärposten Helderland, welcher die Bestimmung hat, die den Strom hinaufgehenden Corrialen zu untersuchen, damit den im Innern wohnenden freien Buschnegern ohne Erlaubniß des Gouvernements kein Pulver oder sonstige verbotene Waaren gebracht werden. Jedoch wissen Indianer und Neger sehr listig mit dem Schmuggeln umzugehen: sie packen nämlich dort Pulver in steinerne Krüge, versenken diese vor dem Posten in den Fluß, schleppen sie mittelst eines am Grunde des Corrials befestigten Taues nach und ziehen sie gehörigen Ortes wieder hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Wolfs Reise nach Buchara. Der bekannte Missionär Wolf hat sich am 14 October nach Konstantinopel eingeschifft, um von da seine Reise nach Buchara anzutreten. Die Compagnie, welcher das Dampfboot gehört, nahm ihn um den halben Fahrpreis mit, eine nicht überflüssige Freigebigkeit, denn statt der zu seiner Reise verlangten 500 Pfd. St. sind kaum die Hälfte zusammengekommen. (Athenäum vom 21 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1843.

Alte Weltkarte.

Die geographische Gesellschaft zu Paris hat von dem Cavaliere de St. Angelo, Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Neapel, ein Facsimile von einer Karte bekommen, deren Original im Museo Borbonico aufbewahrt ist, und von der Msgr. Rossi, Mitglied des Comité's der königlichen Bibliothek von Neapel, eine vollständige Beschreibung in einem Memoire geben wird, an dem er gegenwärtig arbeitet. Inzwischen theilt Hr. D'Avezac einige Bemerkungen darüber mit, welche wir hier einrücken, da sie unter anderem auch eine Einsicht in die Bedeutung Cataloniens im spaten Mittelalter geben.

Der Umfang der Karte ist ungefähr derselbe wie der der beiden ersten Blätter des catalonischen Atlasses vom J. 1375, welcher sich gegenwartig in der Bibliothek zu Paris befindet, und durch das auf Veranstaltung der Akademie von Buchon und Tastu herausgegebene Facsimile wohl bekannt ist; sie umfaßt mit großer Genauigkeit die Ufer des Mittelmeeres und die dazu gehörigen Lander, nebst denen des Oceans zwischen dem Cap Bojador und den brittischen Inseln mit Einschluß der Canarien und Azoren; die weitern Angaben gegen Norden und Süden von diesen Gränzen sind weit unbestimmter. Flaggen mit Wappen zeigen sich über den verschiedenen Hauptstadten, und erklarende Bemerkungen sind auf den leeren Feldern eingeschrieben; diese Bemerkungen sind in catalonischer Sprache, deren Formen sich auch in der ganzen Nomenclatur wieder finden. Ueber Granada weht noch die maurische Flagge, über Trapezunt die griechische, und wenn die Fahne über Konstantinopel und Thessalonich wirklich die paläologische ist, wie zu vermuthen, so fällt die Karte vor das Jahr 1413, wo Thessalonich an die Venetianer abgetreten wurde. Die Karte gehört weder zu den eigentlichen Weltkarten des Mittelalters, noch zu den bloßen Gradbüchern (portulan), sondern zu den hydrogeographischen Karten mit flacher Projection, welche die ganze oder auch nur einen Theil der bekannten Welt darstellen. Uebrigens ist sie, wie sich aus der Sprache ergibt, ein Erzeugniß der catalonischen Schule, welche mit der genuesischen und venetianischen an Ruf und Verdienst wetteiferte. Die neapolitanische Karte nimmt in der chronologischen Ordnung den zweiten Rang unter den bekannten Denkmälern dieser Schule ein: der erste gebührt der oben erwähnten Karte von 1375, der dritte der Karte von Matthias de Villadestes vom Jahre 1413, die ehemals im Karthäuserkloster von Val-de-Christo bei Segorbe aufbewahrt wurde, wo sie im J. 1806 Joaquin Lorenzo Villanueva sah und untersuchte, deren weiteres Schicksal aber unbekannt ist; den vierten Rang nimmt die anonyme Karte ein, welche im Jahre 1789 im Marquisat Sobrello in Italien entdeckt, und in demselben Jahre von dem gelehrten Abbate Borghi, im Jahre 1794 aber von dem Majorkaner Ciadera untersucht wurde, welcher sie in das Jahr 1430 versetzt; der fünfte Rang gebührt der Karte Gabriel de Valsecas vom Jahre 1439, welche von Ant. Ray. Pasqual im J. 1757 unvollständig beschrieben wurde; hierauf folgt die majorkanische, Pedro Roselli unterzeichnete, vom Jahre 1494 datirte Karte, welche aus der Bibliothek J. Siegfried Mörls von Nürnberg stammt; der letzte Platz endlich bleibt der valencianischen Karte in sechs Blattern von J. Ortis, welche der berühmte Perez Bayer in Portugal an sich brachte, und die das Eigenthum Ciaderas wurde, der sie im Jahre 1794 beschrieb, und ihren Ursprung ungefähr in das Jahr 1496 setzte. Von diesen Karten geben die einen, wie die von 1375, die ganze bekannte Welt, andere, wie die von Neapel, nur den westlichen Theil. Das Studium der Geographie des Mittelalters ist durch die Zerstreuung und die geringe Publicitat ihrer noch vorhandenen Denkmaler sehr erschwert, und Msgr. Rossi wird ihr durch Herausgabe und Commentirung eines derselben eine großen Dienst leisten.

Wanderungen durch Bulgarien.

(Fortsetzung.)

Während man noch immer in den Bergen ist, sieht man auf einmal die große Stadt Schumla zu seinen Füßen, und eine ungeheure Ebene eröffnet sich, welche bis zum schwarzen Meere und zur Moldau sich ausdehnt, oder vielmehr gar

keine Gränzen hat, denn es ist schon die Steppe des Nordens. Zu Schumla ruht in einem prächtigen Mausoleum der letzte Großwesir, welcher die Russen zu besiegen wußte, der berühmte Hassan Pascha, welcher während der Kriege gegen die Kaiserin Katharina starb. Schumla, das in seiner zugleich reizenden und fruchtbaren Lage alle Donaustraßen in sich vereinigt, war vor 50 Jahren noch bloß eine unbedeutende Stadt. Der Grad, der Warosch und die Palanka von Schumla sind nur aus Holz gebaut, die Citadelle allein ist von Steinmauern umschlossen und durch preußische Ingenieure im Jahre 1836 mit Kasematten, Glacis und Ausfallpforten versehen worden; sie haben auch zwei ungeheure Casernen am Fuße der Felsen erbaut, wo das Wasser durch zahlreiche Brunnen bis in die obersten Gemächer fällt. Im Grad wohnen nur Türken, über 30,000 an der Zahl; dieß Quartier ist voll reicher Moscheen, die mit Blei gedeckt sind, welches wie Silber glänzt; der Warosch enthält 5 bis 6000 Bulgaren, der Rest der Bevölkerung besteht aus Armeniern, Griechen und Juden; jede Nation hat ihre besonderen Straßen und Tempel. In allen Feldzügen gegen Oesterreich und Rußland hat Schumla den Türken, welche hinter Verschanzungen sich unüberwindlich fühlen, als befestigtes Lager gedient, und sie haben hier oft bedeutende Siege über die Moskowiter erfochten; so schlugen sie hier im Jahre 1774 die Armee Romanzoffs. Schumla ist noch jetzt der Hauptwaffenplatz der europäischen Türkei und der Schlüssel von Stambul auf der Nordseite. Unglücklicherweise ist die Palanka mit ihrem ungeheuren Netz von Batterien und Erdbefestigungen rings um die Stadt so ausgedehnt, daß um sie im Fall einer Belagerung zu vertheidigen, 50,000 Mann erforderlich wären.

Die Vestung Varna, 18 Lieues von Schumla, ist vielleicht durch ihre steile, auf keiner Seite von irgend einer Höhe beherrschte Lage gegen die Wechselfälle einer Belagerung besser geschützt, aber seit die russischen Bomben sie im J. 1829 zerstört haben, ist sie nicht mehr völlig hergestellt worden. Ihre neue große Caserne ist nur durch hölzerne Brustwehren geschützt. Die Türken fühlen wohl, daß dieser Platz nicht die strategische Wichtigkeit von Schumla hat, daß er, wenn auch genommen, noch nicht den Uebergang über den Balkan sichert, und höchstens den Rückzug des Feindes decken kann. Der einzige unverlierbare Vortheil Varna's besteht darin, daß es der Hauptseehafen der Bulgaren ist; geschützt gegen die Nord- und Nordwestwinde, ist seine ungeheure, tiefe Rhede so sicher, daß die Einfahrt selbst im Winter nie unterbrochen wird. Die größten Schiffe liegen in der Bay von Sokhanlik in einer Tiefe von 10 bis 15 Klaftern, während im Süden der Stadt die flachen Fahrzeuge einen Ankerplatz von 5 Klaftern finden. Der Nachtheil dieses natürlichen Hafens ist bloß, daß er eine zu weite Oeffnung hat, und nicht wirksam gegen den Angriff einer feindlichen Flotte geschlossen und vertheidigt werden kann. Aber die Bulgaren haben nicht den Plan eine seemächtige Nation zu werden, und wenn sie auch nur die bescheidenste politische Existenz erlangten, so würden sie in diesem von Konstantinopel, Trapezunt und Odessa so wenig entfernten Handelshafen eine fruchtbare Quelle von Reichthümern finden. Man braucht nur auf den Werften von Varna sich zu ergehen, um die Gewandtheit dieser Balkanssöhne als Schiffsbauer und Lootsen zu bewundern. Seit Varna von den Russen genommen und verheert wurde, ist es nur noch ein Haufen von etwa 8000 verfallenen Hütten mit kaum 25,000 Seelen. Alle reichen Bulgaren mußten fliehen, nachdem sie von ihren sogenannten Befreiern ausgezogen worden waren. Rußland wollte keine Rivalin Odessa's dulden; darum ist auch diese schöne Küste am meisten von ganz Bulgarien verheert worden.

Nördlich von Varna dehnt sich die große sumpfige Ebene aus, welche unter dem Namen der Dobrudscha bekannt ist. Es ist dieß eine Steppe aus niedern Hügeln ohne Bäume, aber mit einem Grase bedeckt, welches manchmal so hoch ist, daß sich der Reisende darin verirrt. Die Dobrudschi-Bulgaren, eine Art Kosaken, welche stets zu Pferde leben und nur in den Weidestrecken hausen, haben dieser Küste den Namen gegeben. Diese Bulgaren sind mit den nogaischen Tataren der Moldau gemischt, welche in diesen Gegenden bis zum 18ten Jahrhundert herrschten; von allen bulgarischen Stämmen hat dieser die Reinheit seiner Race am wenigsten erhalten.

Zwei Straßen führen von Varna nach der Donau: die von Silistria oder die walachische, und die längs dem schwarzen Meere nach der Moldau hin. Wenn man dieser Straße folgt, stößt man bei Kavarna, zwischen Tscherna Woda und Kostendsche, auf Spuren der Mauer und des Grabens, welche Trajan quer über diesen Isthmus im Süden der Seen von Kara-Su ziehen ließ. Die Felsenkette des Babadagh durchsetzt diese sumpfigen Seen und drängt die Donau gegen den Pruth, statt daß sie ihrer natürlichen Neigung gegen Süden folgte. Ist man über diese Kette hinaus, so kommt man nach Matschin und dann nach Makrowa, wo man sich nach Galatz einschifft. Hier schläft gleich einem unermeßlichen See der Strom, welcher allein in Europa mit den riesenhaften Gewässern Indiens und Amerika's eine Vergleichung aushält. Er theilt sich von diesem Punkt an und vertieft sich in den Sand, bis er sich endlich gleich dem Nil durch sieben Mündungen ins Meer ergießt, von denen leider keine für große Schiffe tief genug ist. Die Sulina-Mündung selbst, welche an der Barre nur 12 Fuß Tiefe hat, ist den Kriegsfahrzeugen unzugänglich. In keinem Punkte der Welt findet sich vielleicht eine so stark bezeichnete Gränze wie diejenige, welche die Bulgaren von den Moldowlachen trennt. Die großen und zahlreichen Donauinseln sind, den Verträgen gemäß, gänzlich unbewohnt. Den ganzen Raum zwischen Schumla und Sulina könnte man den ungeheuren Savannen Amerika's vergleichen, bestimmt den wilden Stämmen, die hier nur mit den Waffen in der Hand sich treffen, als Schlachtfeld zu dienen.

Die Versandung der Donau und die Verheerung der Dobrudscha nöthigen den bulgarischen Handel den Landweg einzuschlagen, und Karawanen führen die Producte Asiens

durch die gefährlichsten Defiléen des Balkan nach den danubischen Häfen von Ruschtschuk, Silistria, Nikopoli und Widdin, von wo sie nach Deutschland weiter gehen. Diese vier Städte, die bedeutendsten des danubischen Bulgariens, waren vor dem letzten Feldzug der Russen mit Festungswerken umgeben, wurden von ihnen geschleift, und erheben jetzt nur langsam wieder ihre Mauereinfassung nach dem europäischen System. Nikopoli, auf einem hohen Felsen gelegen, blieb allein in demselben Zustand, wie vor dem Kriege. Ruschtschuk, das sich wie Nikopoli auf einem Berg erhebt, ist nur noch von weitem furchtbar. Diese große Stadt zählt 15 bis 18,000 Häuschen, wovon 7000 von Bulgaren, Armeniern und Juden besetzt sind; sie enthält zahlreiche Woll-, Musselin- und Maroquin-Manufacturen. Giurgevo, das sich auf dem andern Ufer in den walachischen Sümpfen erhebt, bietet für diese Fabriken einen wichtigen Absatzort dar.

Die danubischen Bulgaren, welche diese Städte bewohnen, haben ihren ursprünglichen Nationalcharakter nur schwach bewahrt. Um den ächten Bulgaren aufzufinden, muß man in die Berge des Paschaliks Widdin eindringen und die alte Straße verfolgen, welche von dem zerstörten Fort Tschistow an der Donau nach Ternovo führt. Diese berühmte Stadt ist auf 10,000 E. herabgesunken. Ternovo, das am Abhang eines von der Jantra bewässerten Gebirgs liegt, und von Weinreben, Linden und wilden Pflaumenbäumen umgeben ist, wird von einem schroffen Felsenkegel beherrscht; ein Felsenkamm, so schmal, daß nur für eine Wasserleitung und einen kleinen Pfad Raum ist, bildet den einzigen Verbindungsweg zwischen diesem Kegel und der Stadt. Umgeben von grünenden Abgründen bietet Ternovo einen Anblick dar, welcher an Kiew, die heilige Stadt der ersten Russen, erinnert. Ternovo ist auch die heilige Stadt der Bulgaren; ihre letzten Könige oder Krals wohnten unter diesen Mauern. Leider ist von ihrem Palast und der Kathedrale der Patriarchen nichts mehr übrig; die jetzige Metropolitankirche läßt sich kaum mit einer Dorfkirche vergleichen; die zahlreichen Klöster auf den Hügeln umher sind nur elende Hütten. Von dem mächtigen Ternovo des Mittelalters, dessen Kaufleute und Mönche die Civilisation und den Handel bis tief hinein nach Rußland trugen, ist nur noch die Erinnerung übrig. Nichtsdestoweniger bleibt diese Stadt, bis sie an der Donau oder an der Maritza eine Rivalin erhält, der Gegenstand abergläubischer Verehrung von Seite der armen Bulgaren; sie pilgern hieher, und ihre Gesänge preisen stets die Sveta Horata, den heiligen Berg, in dessen geheimnißvollen Wäldern die Schutzgeister und die Manen der alten Könige hausen.

Die große Stadt Widdin ist an Ternovo's Stelle die Hauptstadt des danubischen Bulgariens geworden. Sein stinkender Bazar, seine Straßen voll faulender Leichen, um die sich Schaaren von Geiern reißen, beweisen zur Genüge, daß von den 20,000 Einwohnern die Mehrzahl Moslems sind. Die Citadelle, welche zu allen Zeiten für das türkische Reich eine hohe Wichtigkeit hatte, ist ziemlich fest geworden, seit man sie auf europäische Weise wieder herstellte. Hier hat der furchtbare Hussein, der Pascha-Wesir, welcher über alle Paschas Bulgariens gebietet, seinen Sitz. Die Türken bilden in diesem District die Mehrzahl, darum haben sich die Ackerbauer aus demselben entfernt, nur die Heerden und ihre wilden Hirten durchziehen die Ebenen und die Berge zwischen Widdin und Nischa nach allen Richtungen. Das große Dorf Belgradschick liegt halbwegs zwischen beiden Städten und erhebt sich wie ein Adlernest zwischen furchtbaren Abgründen. Rechts strömt der ungestüme Timok nach der Donau zu und gräbt sich eine breite Schlucht aus zwischen Bulgarien und Serbien. Längs dieser Gränzen und bis nach Albanien hinein findet man die Karauls, große viereckige Hütten in Form von Beobachtungsthürmen. Die Hütten erheben sich auf Hügeln, und in jedem solchen Karaul liegen sieben oder acht türkische Polizeisoldaten, die sich mit ihren Frauen vom Ertrag der umliegenden Felder nähren. Zwischen diesen Posten und den Kosakenstationen in Polen und am Kaukasus ist eine auffallende Aehnlichkeit, welche den Reisenden lebhaft ergreift. In Bulgarien wie in den russischen Provinzen zeugt die Einrichtung dieser Militärlinien für die gewaltsame Besitznahme eines unterjochten, aber nicht unterworfenen Landes.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in das Innere von Surinam.

(Fortsetzung.)

Kaum war der Tag angebrochen, als eine alte Jüdin, mager und häßlich wie ein Gespenst, uns besuchte; sie hieß uns willkommen, umarmte und küßte uns troß unseres Widerstrebens so zärtlich wie eine Großmutter, die ihre Enkel nach langer Zeit wieder sieht. Sie war sehr gesprächig, aber stocktaub, und sprach das verdorbene Negerenglisch, das in diesen Gegenden in Ermangelung einer bessern die Umgangssprache ist, mit so fremdartigem Accent, daß es auf beiden Seiten schwer hielt, sich mit Worten verständlich zu machen; allein ihre sehr ausdrucksvollen Gebärden begleiteten ihre Worte so gut, daß wir an der Auslegung nicht Zweifel tragen konnten. Bittere Klagen über gegenwärtige theure Zeiten waren der Hauptinhalt ihrer Rede, und dabei versäumte sie nicht, uns auf frühere bessere Tage aufmerksam zu machen, indem sie auf ihre wenigen vergelbten Zähne wies, die schlecht verdeckt hinter den fleischlosen Lippen wie alte Käserinden oder die Zähne eines großen Nagethieres hervorragten, und versicherte, dieß seyen die wenigen Reste eines früher perlengleichen Gebisses. Nachdem sie dieß und ähnliches mit breiterer Beredsamkeit vorgebracht hatte, als wir der Geduld unserer Leser zumuthen wollen, brachte uns diese verwelkte Rose von Damascus ein Glas Milch zum Frühstück, und wir erkannten aus solcher großmütterlichen Sorgfalt, daß sie im Sinne hatte, die Wurst nach der Speckseite zu werfen, wie man zu sagen pflegt; um diesem deutschen Sprüchworte volle Ehre angedeihen zu lassen, verehrten wir ihr als Gegengeschenk ein tüchtiges Stück Speck, den sie auch mit großem Dank annahm, und versicherte, ihn zu unsern Ehren mit den Ihrigen am nächsten Festtage zu verzehren. Endlich empfahl sich die Alte, um dem Küster des Tempels, einem alten weißbärtigen Juden, Platz zu machen. Auch dieser brachte Milch, und versicherte dabei nicht

ohne Bedeutung, seit die Butter so theuer geworden, habe der Vorsteher der portugiesischen Judengemeinde den Gebrauch des Specks erlaubt. Auch ihn entliehen wir mit einem Stück des rein erklärten Abscheues der Juden, beeilten uns aber jetzt in die Wälder zu kommen, um ähnlichen Attentaten auf unsern Mundvorrath zu entgehen.

Dort fanden wir die Vegetation in voller Pracht, es fehlte nicht an Säugethieren, Vögeln und Insecten aller Art, und so konnten wir auf reiche Ausbeute hoffen. Bald gelangten wir nach einem kleinen Karaibendorf. Die Männer lagen unthätig in ihren Hängematten, die Weiber arbeiteten an Flechtwerk, das sie recht künstlich zu verfertigen wissen oder fütterten ihre kleinen Kinder mit Bananenbrei. Die Kinder spielten oder übten sich im Gebrauche des Bogens und der Pfeile. Mit diesen Waffen wissen die Caraiben sehr geschickt umzugehen, sie schießen aber mit wenigen Ausnahmen immer in Bogenschüssen; wollen sie einen Gegenstand treffen, der etwa zehn Schritte von ihnen weg ist, so richten sie nie den Pfeil gerade auf denselben, sondern schießen in die Luft, so daß der Pfeil im Bogen herabfällt. Diese Art des Schießens muß von Jugend auf geübt werden, wenn sie mit derjenigen Sicherheit ausgeführt werden soll, mit welcher sie der erwachsene Caraibe übt. — Bei unserer Ankunft liefen einige Knaben unter Geheul weg, die meisten andern blieben ruhig in den Hängematten, und ein junger Caraibe näherte sich uns ohne Mißtrauen. Nachdem wir unser durch die Zudringlichkeit der Juden unterbrochenes Frühstück, das aus Cassavabrod (Brod von Maniokmehl) und wilden Ananassen bestand, beendet hatten, baten wir den jungen Caraiben, mit uns zu gehen, weil er uns beim Einsammeln von Naturalien sehr nützlich seyn konnte. Anfangs schien er nicht sehr gern uns zu folgen, als er aber, beim Corrial angelangt, unseres Rumvorrathes ansichtig wurde, der aus zehn großen Krügen bestand, bot er sich selbst an, bei uns zu bleiben, und seine Freundschaft sollte so lange dauern, so lange noch etwas in der Flasche sey, vorausgesetzt, daß er uns nicht karg fände. Solcher Lockung widersteht kein Indianer. Dieser furchtbare Hang zur Trunkenheit ist bei diesem Volke freilich schlimm, und man hat den Europäern den Vorwurf gemacht, sie hätten dieß Volk durch Branntwein zu diesem Laster gereizt; allein zur Steuer der Wahrheit muß hier bemerkt werden, daß die Europäer in dieser Beziehung sicher nicht die ganze Last der Schuld tragen, ja daß wohl die größere Hälfte derselben den Indianern zukommt. Dieses Volk wußte lange, ehe die Europäer nach Amerika kamen, aus Cassavamehl ein berauschendes Getränk zu bereiten, das noch jetzt bei ihren Festen die Hauptrolle spielt. Will ein Indianerstamm ein Fest halten, so wird ein altes Corrial in die Nähe des Dorfes gebracht; Weiber und Kinder kauen nun gekochten Maniok und spucken ihn dann in das Corrial, dieß wird so lange fortgesetzt, bis entweder der Vorrath von Maniok zu Ende oder das alte Boot voll ist. Die gekaute Masse läßt man nun mit etwas Wasser vermischt gähren bis zum Tage des Festes, und dann versammelt sich Jung und Alt, Weib und Kind, um sich bis zu dem Grade der thierischen Bewußtlosigkeit zu betrinken. Der Rum des Europäers erspart nun freilich dem an sich höchst trägen Indianer die Mühe der Bereitung seines ekelhaften Gebräues und verschafft ihm die Möglichkeit, sich auf kürzere Weise in den Zustand der Trunkenheit zu versetzen, allein er ist für den Reisenden ein nothwendiges Uebel, er ist das einzige Mittel, den Indianer aus seiner Hängematte zu locken und zu Diensten zu veranlassen, die dem Reisenden unerläßlich sind. — Unser Caraibe begleitete uns auf unsern Excursionen, brachte uns an wichtige Plätze, die ohne Führer nicht zu erreichen sind, schoß uns mit seinen stumpfen Pfeilen Colibris und andere kleine Vögel, half uns Insecten suchen, und ruderte im Boote mit großem Geschick. In diesen Arbeiten unterstützte uns einer unserer Neger, der ein geübter Schütze war, er schoß allerlei Säugethiere, wie Nabelschweine, Ameisenbären, Affen, so wie auch größere Vögel — lauter Thiere, die uns theils zur Nahrung dienten, theils skelettirt und ausgestopft wurden. So hatten wir vollauf zu thun, und sammelten Naturschätze von großem Werth.

Eines Morgens gingen wir von einem jungen Neger begleitet durch die endlose Ebene der Savannen, um nach einem alten Judenkirchhofe zu kommen, der weiter aufwärts am Strome lag, denn wir hofften durch die Reise zu Land eine beträchtliche Stromkrümmung abzuschneiden, während der Jagdneger mit dem Indianer das Boot zu Wasser dahin bringen sollten. Diese Savannen bestehen aus schneeweißem Sandgrunde, der mit Sträuchern und wilden Ananassen dergestalt bewachsen ist, daß man sich oft mit dem Säbel den Weg bahnen muß. Die Hitze ist glühender als irgendwo. Wir liefen angestrengt drei volle Stunden, und fühlten uns durch die brennendheiße Sandfläche, auf der wir zu gehen hatten, höchst erschöpft. Der Ort, den wir suchten, und von dem wir wußten, daß er sich durch einen hohen Wald von Mauritzenpalmen auszeichne, konnten wir nirgends entdecken. Den Durst, der uns fürchterlich quälte, suchten wir zwar an Ananassen und andern Bromelienfrüchten zu stillen, allein die Schärfe dieser zur Zeit noch unreifen Früchte griff unser Zahnfleisch dergestalt an und machte unsere Zähne so stumpf, daß wir nur nach einigen Tagen wieder mit Lust essen konnten. Endlich erreichten wir einen Wald, entdeckten aber zu unserem Schrecken, es sey nicht der rechte, und nun liefen wir abermals ein paar Stunden in der Richtung des Stromes, um einen Ausweg zu finden, aber weder ein Fußpfad, noch irgend etwas anderes zeigte sich, woraus wir auf die Nähe menschlicher Wohnungen schließen konnten. Ungeheure Bäume, durch Blitz oder Alter umgeworfen, mußten wir umklettern, stachelige Palmen, welche dicht bei einander wuchsen, wehrten uns den Durchgang, und zerfleischten uns, wenn wir genöthigt waren, uns durch sie durchzudrängen. Mißmuthig warfen wir die gesammelten Schätze weg, denn der Neger war zu schwach sie zu tragen, und schweigend vor Unmuth und Müdigkeit setzten wir unsern Weg fort, wobei uns der Gedanke fürchterlich war, von entlaufenen Negersklaven, die in der Gegend hausten, angegriffen zu werden, denn wir hatten keine andere Waffe als unsere Säbel. Diese entlaufenen Neger greifen jeden Europäer, dessen sie habhaft werden können, mit der äußersten Wuth an, schlachten ihn unter den furchtbarsten Qualen ab und verzehren ihn in ihren scheußlichen Siegesmahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Altfranzösische Literatur in Schweden. Die k. Bibliothek in Schweden besitzt mehrere Manuscripte in altem Französisch aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert. Ein gelehrter Schwede, Namens Stephen, hat eine umständliche Mittheilung hierüber an Champollion Figeac gesandt; es befindet sich darunter ein den französischen Literarhistorikern bisher unbekanntes Werk, nämlich ein Roman von 7000 Versen: Histoire du roi de Tubie et d'Eledus et Serène. Man will für die k. Bibliothek in Paris eine Abschrift nehmen lassen. (Echo du Monde Savant vom 26 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1843.

Wanderung durch Bulgarien.

(Schluß.)

Von Nischa, einer halb serbischen Stadt, führt ein Drom, d. h. eine angebliche große Straße, nach Sophia. Auf diesem Wege dringt man in Centralbulgarien ein, wo die hohen Gebirge den Haiduken als Zufluchtsorte dienen. Um den ersten Balkan (Kette) zu übersteigen, wandert man durch Schluchten voll zerbrochener Felsstücke und finsterer Wälder, wo nicht einmal zwei Pferde neben einander gehen können. Dieß Defilé ist durch die Citadelle von Ak Palanka, die weiße, d. h. uneinnehmbare Veste, vertheidigt. Diese Veste ist eines der vollkommensten Musterbilder byzantinischer Festungsbauten: ein Viereck von großen Quadersteinen, von acht runden sehr hohen Thürmen flankirt, mit einem Wall, dessen viereckige Schießscharten den Umfang bezeichnen. Dieß Nest, dessen einziges Thor zwei verrostete Kanonen vertheidigen, ist im Innern nichts als ein stinkendes Labyrinth von Gäßchen, die sich durchwinden durch Garten, die mit Brettern geschlossen sind, und durch Häuschen, deren Fenster und Thüren man vergebens sucht; nicht Ein menschliches Wesen zeigt sich in den Straßen von Palanka, aber die stinkende Luft gibt die Anwesenheit moslemitischer Wohnungen hinlanglich kund. Dieß ist die traurige Einöde, in der die Herren von Bulgarien leben. An den Ufern des Waldbachs, der am Fuße des Hügels hinströmt, sind Grabcapellen türkischer Helden und Heiligen zerstreut. In diesen kleinen Kammern ist eine Lampe aufgehängt über dem Grabe, das aus Holz und ohne Zierrath ist, wie die der Tataren und Moskowiten. Manchmal stehen am Rande der Estrade des Grabes zwei Leuchter, auch findet man ein Wassergefäß, das zu den Abwaschungen der Pilger oder des Imams dient, welche hier ihr Gebet verrichten; das vergitterte Fenster geht nach der großen Straße, und aus den Mauern springt meistens ein Brunnen hervor, um den Reisenden zu erquicken.

Man läßt links in den Bergen die berühmte Citadelle von Pirot oder Jarkoi, deren unterer Theil 6 bis 8000 Einwohner enthält, und gelangt durch ein langes, mit Wiesen, Weingärten und Maisfeldern angefülltes und von dürren Felsen umgebenes Thal nach Tsaribrod. Das Thal erweitert sich allmählich, die beiden Bergketten lösen sich in einzelne Hügelreihen auf, welche in kahlen Spitzen auslaufen. Die anfänglich ziemlich zahlreichen Hans werden allmählich seltener, je mehr man sich Sophia nähert. Die unermeßlichen, mit der reichsten Pflanzenerde bedeckten Hochebenen dienen bloß als Weide. Indeß ist gegen die sonstige Gewohnheit türkischer Städte das Land auf 5 bis 6 Lieues um Sophia mit Getreide und andern Früchten angebaut, den zunächst um die Stadt liegenden, etwa einen Lieue breiten Raum ausgenommen, der eine wahre Wüste ist, und wo kein Baum, keine Hecke die traurig kahle Ebene belebt; nur am Horizont erhebt ein vom Vitsch überragter Bergkreis seine Granitkegel in die Luft. Aus dieser majestätischen Einöde, die jedes türkische Lager umgibt, erheben sich plötzlich wie durch Zauber die zahllosen Kuppeln und Minarets der Stadt. Von dem Punkte aus, wo man Sophia zuerst erblickt, hat man noch eine Stunde zu gehen, ehe man an die Stadt selbst gelangt. Auf diesem Wege sieht man nur Reihen von Gräbern und Grabsäulen, mit den Turbanen oben auf statt der Capitäle. Diese Ruhe, diese Verödung in der Nähe einer großen Stadt füllen die Seele mit Schrecken und erinnern an das zerstörte Jerusalem der Propheten.

Das ist die traurige Hauptstadt einer christlichen, seit 400 Jahren unterjochten Nation. Aber selbst in dieser Erniedrigung und diesem Elend ist Sophia noch eine der ersten Städte der Türken: vor der letzten Pest enthielt sie noch 50,000 Einwohner ohne die Garnison. Man tritt ein durch ein niederes, verfallenes Holzthor und auf einer kleinen türkischen Brücke über den Jsker, der in die Donau fällt, aber sein tief eingeschnittenes Felsenbett bei weitem nicht ausfüllt. Wenn die bulgarischen Könige ihren Hof zu Ternowo hielten, so hatte das Volk, wie die majestätischen Trümmer bezeugen, den seinigen zu Sophia. Das alte Entrepot der Waaren, welche von den bulgarischen Karawanen aus Asien nach Europa gebracht wurden, hat noch imposante Ueberreste, z. B. ein römisches Amphitheater, ein großes von drei präch-

tigen Reihen gewölbter Galerien über einander eingeschlossenes Viereck; das oberste Gewölbe ist zum Theil eingestürzt, aber die andern aus großen Granitblöcken sind noch unverletzt. An diesen schönen Tempel des alten Verkehrs lehnen sich die hölzernen Mauern der Tscharschia oder des modernen Bazars. Die Läden dieses ungeheuren Quartiers sind zu drei Viertheilen in den Händen der Bulgaren; die andern Kaufleute des Bazars sind Armenier oder Türken. Auch trifft man zu Sophia viele reiche Juden; ihre Frauen, üppig gekleidet, schreiten dahin wie die Priesterinnen des Alterthums, das Haupt bedeckt mit einer langen, spitz zulaufenden weißen Mitra mit rothen Bändern, von wo ein großer Gazeschleier auf ihren halbnackten Busen herabfällt.

Die Häuser der Bulgaren von Sophia, obwohl aus Lehm gebaut, kündigen doch einen gewissen Wohlstand an; sie stoßen nicht hart an einander, sondern jedes steht abgesondert und ist von einem Graben umgeben, die Fenster sind vergittert, wie in den muselmännischen Häusern. Seit diese Stadt nicht mehr der Sitz des Beglerbeg oder Generalgouverneurs ist, zerfallen ihre Festungswerke, ihre Palissaden verfaulen, die Gräben füllen sich allmählich, aber der Handel fährt fort zu blühen. Wie jede große Stadt des Orients hat auch Sophia sieben privilegirte Kirchen behalten, die von 15 oder 16 Papas bedient werden, ohne die Mönche von mehr als zwanzig Klöstern zu rechnen, welche in den umliegenden Bergen versteckt sind. In diesen Klosterbewohnern hat sich die Gewalt der bulgarischen Geistlichkeit concentrirt. Die Kathedrale ist bloß eine im Hintergrund eines Gartens halb vergrabene Krypte. In einem Tschardak oder runden Pavillon am Thore des Tempels sieht man die langbärtigen Priester nach dem Gottesdienst sich niederkauern und den Tschibuk rauchen, gleich den Türken. Am Fuße dieses heiligen Hügels erhebt sich der erzbischöfliche Palast, welcher einer bescheidenen Pfarrwohnung gleicht.

Eifersüchtig auf das Interesse, das ich an den bulgarischen Denkmalern nahm, boten sich die türkischen Imams an, mir auch die ihrigen zu zeigen, und ich folgte ihnen in die große Moschee. Sie ist wahrhaft majestatisch innen wie außen, und man kann sie keck unter die Meisterwerke der orientalischen Kunst rechnen, die jeder Reisende besuchen sollte. Diese Moschee ist ein griechischer Bau und war ursprünglich dem christlichen Cultus gewidmet; man nannte sie Sophia, wie gewöhnlich die griechisch-slawischen Kathedralen. Die ersten Bulgaren, die dahin kamen, fanden den Bau so schön, daß sie die ganze Stadt, die früher Sardika oder Serdika hieß, danach benannten. Auch nennen sie die Stadt Triaditza, Dreieinigkeit, was auf dasselbe hinauskommt, wie Sophia, da die grekoslawischen Kathedralen im Mittelalter häufig der heiligen Dreieinigkeit gewidmet waren. Als ich aus der heiligen Sophia heraustrat, naherte sich mir ein Bulgare und sagte: „das war einst unsere Kirche.“ — „Und sie wird es wieder werden,“ entgegnete ich. — „Da bog dai,“ (das gebe Gott!) rief er, entfernte sich aber schnell, als er einen glanzenden türkischen Officier auf einem reich geschmückten Pferde sich nähern sah. Der stolze Spahi hielt nach der Weise der entarteten Dandies der ottomanischen Race einen ungeheuren Schirm über dem Kopf, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu sichern.

Neben dieser zur Moschee gewordenen Kathedrale erheben sich imposante Ruinen, vielleicht eines bulgarischen Palastes, den sich die Sieger gleichfalls zugeeignet und ihr großes Karawanserai daraus gemacht hatten. Auf seinem riesenhaften Portal sieht man Erdkugeln, Rosen, Steine, ausgehauene Zweige mit ihren Früchten und einem aus drei verbundenen Aepfeln gebildetes Wappenschild. Um die Stadt her auf den Feldern trifft man häufig antike Capitäler und Säulenstumpen, welche den Arbeitern als Sitze dienen. Auf diesen Ueberresten bemerkt man verworrene Zeichen, welche die Bulgaren für lateinische Schrift halten, denn alle die Charaktere, deren Sinn die der orientalischen Kirche angehörigen Bauern nicht entziffern können, heißen bei ihnen kurzweg lateinische.

Die Provinz Sophia, welche von dem berühmten Riloberg überragt und von schroffen Ketten nach allen Richtungen durchfurcht ist, kann man als die natürliche Veste Bulgariens ansehen. Die Römer hatten gefühlt, daß dieser Punkt eine der wichtigsten Schranken des Occidents gegen den Orient werden könne, und hatten ihn mit Festungswerken umgeben, deren Hauptüberrest das trajanische Thor (Kapulu Derbend) an den Granzen von Zagora ist, in der Nähe von Ischtiman zwischen Sophia und Philibé. Usref Pascha zerstörte dasselbe im Jahre 1835. Mitten in diesen Bergen finden sich Kostendil, eine zerstörte Stadt mit den Ueberresten von Thürmen, Samokow mit seinen Eisenhämmern, und Dubnitza, das von seiner alten, für unzugänglich gehaltenen Veste beherrscht wird, welche den Türken der Provinz im Fall einer Empörung der Rajahs zum Zufluchtsort dient. Der jetzige Gouverneur dieses elenden Forts ist ein europäisch zugestutzter Beg, dessen ländlicher Konak an die italienischen Villas mahnt. Die unzähligen türkischen Begräbnißplätze und die Gräber der Paschas mit Marmorsaulen, welche diese wilden, öden Defiléen anfüllen, beweisen hinreichend, wie viel muselmännisches Blut hier geflossen ist, und wie wenig die Osmanli-Beis hier auf den Genuß des süßen Friedens rechnen dürfen. Verlassene Eisen- und Bleiminen liegen an den Wegen und ungeheure Erzhaufen findet man langs der Waldbäche. Das Dorf Krapetz zwischen Sophia und Dubnitza ist ganz von Eisenerz umgeben, welches allmählich der Rasen zudeckt. Die guten Leute dieses armen Dorfes erzahlten mir, als einem Bulgaren des Occidents, der seine Brüder im Osten besuchte, schmerzvoll einen traurigen Zug der türkischen Grausamkeit, nämlich die Plünderung des Klosters der heil. Paraskevia, welches auf der Spitze des benachbarten Berges steht, aus dem ein Bach fließt, dessen wunderbares Wasser alle Krankheiten heilt. Sie gehen noch insgeheim ins Kloster, zünden in der Nacht Kerzen an auf der Stelle wo der Altar stand, und trinken an der Quelle ihrer Schutzheiligen; aber seit seiner Entweihung hat das Wasser seine Kraft verloren.

So haben fast alle Bergbäche in Bulgarien an ihrer Quelle ein Kloster oder eine in den Felsen versteckte Eremitenwohnung, deren Heiliger zugleich der Schutzgeist der Quelle ist. In den hohen Bergen sieht man häufig Trümmer von Bögen ehemaliger Klöster an einem Teich, aus dem der Bach fließt, welcher das Thal befruchtet. Man erstaunt darüber, mit welchem Eifer selbst die kleinsten bulgarischen Gemeinden über diese Wildbäche eine Menge kleiner Steinbrücken unterhalten, theils mit vollem Bogen, theils mit zierlichen Spitzbögen; man trifft solche Brücken selbst in den wildesten Einöden. Aber sobald die Regen des Herbstes oder des Frühjahrs beginnen, verschwinden alle Pfade und Brücken unter den unermeßlichen Wasserflächen. Wehe dem, den diese periodischen Wasserstürze auf der Reise überfallen: er muß in diesen Thälern manchmal Stunden lang im Wasser bis am Sattel fortreiten.

Alle diese Defileen Centralbulgariens münden in die von den Flüssen Struma und Karasu bewässerten Thaler aus. Diese Thaler, in denen man die best angebauten Landstriche der europäischen Türkei findet, bilden die fünfte und letzte bulgarische Provinz, und machen den östlichen Theil Macedoniens aus. Man muß den Strich, wo die bulgarischen Slawen wohnen, wohl unterscheiden von dem nordwestlichen Theil, wo Slawen serbischen Stammes hausen. Diese serbischen Hirtenstamme sind von den bulgarischen Landbauern Ostmacedoniens durch die griechische Bevölkerung getrennt, welche den mittlern Theil und die Seeufer dieses großen Landes einnehmen. Die bulgarischen Landbauer bevölkern, 2—300,000 an der Zahl, die Ufer des Karasu und der Struma bis an die Mündung dieser Flüsse. Ihr Hauptort ist Seres (das Serra der Alten), eine Stadt von etwa 15,000 Seelen, in deren reichen Manufacturen sie arbeiten. Seres steht mit Sophia durch eine Straße in Verbindung, deren gute Unterhaltung man um so mehr bewundert, als die Struma, an der sie häufig hinläuft, öfters Verheerungen anrichtet. Wäre dieser kleine Fluß schiffbar gemacht, und der See von Takinos oder Orfano, durch den sich die Struma ins Meer ergießt, canalisirt, so würden diese prächtigen Felder bald auf das Vierfache ihres jetzigen Werths steigen. So lange man nicht daran denkt, die natürlichen Reichthümer des macedonischen Bulgariens zu benützen, muß die Bevölkerung dieses Landes die unvermeidlichen Folgen der gänzlichen Entblößung von Geld tragen. Die Schaaren von Erntearbeitern werden jedes Jahr sich über Rumelien verbreiten, um die Ernte zum niedersten Preis einzuheimsen; die Hirten müssen ihre nervigen Arme für 30 Sous monatlich vermiethen und ihre schönsten Hammel um wenige Piaster verkaufen; wenn endlich die Unwissenheit dieses Volks dieselbe bleibt, so werden die Mönche vom Berg Athos fortwährend die ausschließlichste und unvernünftigste Herrschaft über dieß Volk ausüben. Was von dem macedonischen Bulgarien gilt, läßt sich mit geringen Abänderungen auch von den vier andern Provinzen sagen. Sie leiden den gleichen Mangel und bedürfen der gleichen Abhülfe.

Bevölkerung von Mexico.

(Le Mexique. Par J. Löwenstern.)

Eine genaue Aufnahme der Bevölkerung ist allenthalben ein schwieriges Unternehmen, besonders aber in Mexico, wo der Mangel einer geordneten Verwaltung alle Berechnung nur auf Wahrscheinlichkeitsannahmen hinauslaufen läßt. Almonte in seinem Catecismo de geografia, welches Werk bloß die nöthigsten Begriffe und Resultate gibt, aber aus Mangel an statistischen Werken über die mexicanische Republik als Autorität gilt, setzt die Bevölkerung im J. 1837 auf 7,500,000 Seelen an, und stützt diese Angabe durch Aufzählung der Bevölkerung jedes einzelnen Departements. Mehrere Angaben Almonte's sind genau, wie ich mich durch an Ort und Stelle selbst geschöpfte Nachweise überzeugen konnte, aber die Bevölkerung der Städte ist im allgemeinen übertrieben, und ich glaube, wenn man von seiner Gesammtsumme eine halbe Million abzieht, wird man der Wahrheit näher kommen. Die Zahl von 7 Millionen entspricht auch derjenigen, welche der Minister, Don Lucas Alaman, der competenteste Richter in dieser Sache, im J. 1831 gab.

Chronik der Reisen.

Ausflug in das Innere von Surinam.

(Fortsetzung.)

Schon begann sich die Sonne gegen Westen zu neigen, als wir nach zwei Stunden den Strom an einem Platz erreichten, wo hohe glatte Felsen das Ufer bilden. Hier hatte unsere Gefahr ein Ende, denn unser Corrial mußte vorbeikommen. Es kam auch bald, und an Lianen, welche wie Taue von den hohen Bäumen ins Wasser herabhängen, ließen wir uns nieder in das Boot. Nun ruderten wir nach dem Begräbnißplatz, den wir zu Wasser bald erreichten. Der Weg, der dahin führte, war durch hoch emporragende Bäume ganz überwölbt, und am Ufer wuchsen herrliche Sinnpflanzen, welche, da wir sie beim Durchrudern berührten, gleichsam ehrerbietig ihre Zweige senkten. In dieser stillen schattigen Kühle war der Begräbnißplatz selbst von allerlei Palmengattungen, namentlich Mauritzen, umgeben, so romantisch gelegen, daß man sich keinen schönern Ruheplatz hätte wählen können. Es stand mir da lebhaft vor Augen, wie ergreifend es seyn muß, wenn bei einem Leichenbegängniß zu Wasser die Sinnpflanzen gleich stummen Schildwachen vor dem Grabe durch Senken ihrer Zweige dem Todten die letzte Ehre erweisen, und zu welchen Betrachtungen die Seele gestimmt werden muß, wenn der dunkle Palmenhain des Todten Ueberreste aufnimmt.

Des andern Tages trat ich mit einem Neger eine Wanderung nach dem Militärposten Mauritzberg an, um in jener Gegend eine Gattung Vogelspinnen zu suchen, welche wie Krabben in Erdlöchern leben und vorzugsweise dort gefunden werden. Der Weg, der dahin führt, ist der sogenannte Militärweg, d. h. eine 6 Fuß breite Straße, welche in gerader Linie durch den Wald gehauen und auf beiden Seiten mit Gräben versehen ist. Da es an Steinen fehlt, womit man eine solche Straße ordentlich beschlagen könnte, so wuchert auf diesem Wege Kraut und Unkraut genug, ja es würde sich derselbe bald wieder in undurchdringlichen Urwald verwachsen, wenn man nicht Sorge trüge, ihn von Zeit zu Zeit zu reinigen. Sumpfgrund, sandige mit Termitenhäufen besetzte Savannen wechseln mit üppigen Urwäldern auf diesem Wege ab, der früher von halbe Stunde zu halbe Stunde mit Militärpiketten

versehen war, die aber jetzt meistens eingezogen sind, indem es an Truppen fehlt. Der größte Theil dieser Gegend ist sumpfig und deßhalb mit ganzen Wäldern der Mauritzpalme (Mauritia flexuosa) bedeckt. So schön diese Palmen wegen ihrer fächerartigen Blätter einzeln oder in kleinern Gruppen sind, so wenig Anziehendes gewähren sie für das Auge als Wald, indem sie dann nur ein großes, dunkles, grünes Dach bilden. Die Frucht dieser Palme stellt eine große Traube dar, deren einzelne Beeren außen ein sauersüßes Fleisch besitzen, das im Wasser von den harten Kernen abgerieben einen höchst erquickenden Trank gibt. Um diese Frucht zu bekommen, ist man meistens genöthigt, den Baum umzuhauen, und hat dabei, wenn man nicht ganz guter Kenner ist, nach dem mühseligsten Umhauen häufig die tantalische Qual, unreife Früchte zu finden, die völlig ungenießbar sind. Außer dieser Frucht ist der Baum noch mannichfach nützlich: die Blätter liefern einen sehr zähen flachsartigen Bast, aus welchem die Indianer gute und starke Schnüre bereiten, welche sie zu ihren Hängematten verwenden; diese Schnüre haben nur den Nachtheil, daß sie im Wasser schnell faulen, sonst könnte man treffliche Taue daraus machen. Ist der Baum umgehauen, so nützt sein Strunk noch auf folgende Art: man bohrt oder haut ein großes Loch hinein, so daß sich Regenwasser darin sammeln kann; das Mark beginnt nun bald zu faulen und zieht durch seine Ausdünstung eine Menge schwarzer Rüsselkäfer (Curculio palmarum) an, welche ihre Eier hineinlegen. Aus diesen entstehen Maden, welche unter dem Namen Kappeswürmer ein Leckerbissen des Südens sind; diese Maden sind etwa einen halben Zoll lang, fingersdick, der Leib nankingfarbig, der Kopf glänzend braun und mit kleinen dünnen Härchen besetzt; sie werden gebacken und mit Gewürz bestreut, ihr Geschmack ist pikant, läßt sich aber mit nichts europäischem vergleichen. Da ihre Nahrung aus den feinsten Marktheilchen dieser Palme besteht, kann man den Abscheu vor solchen Maden wohl überwinden.

Der Posten Mauritzburg, den wir nach vier Stunden erreichten, liegt in einer großen ebenen Savanne am Cassawinika-Bach, welcher aus nahegelegenen Sümpfen entsteht und etwa 6 Stunden unterhalb des Postens in den obern Commowini fließt. Unter einem Militärposten in Surinam darf man sich nicht das vorstellen, was man in Europa unter einem solchen versteht. Die Häuser sind sämmtlich von Holz und mit Palmblättern gedeckt, gewöhnlich aber gegen außen so schlecht verwahrt, daß außer den in allen dortigen Häusern üblichen Gästen Kakerlacken, Tausendfüßen, Scorpionen, Eidechsen und Schlangen sich oft Ziegen und Schweine ohne beträchtliche Mühe bei geschlossenen Thüren Eingang in die Zimmer zu verschaffen wissen. Man bekommt bei dieser Einrichtung oft Schlafcameraden, von denen man sich nichts träumen läßt, wie z. B. mich einmal Morgens früh ein zahmer Tapir weckte, der ganz ruhig meine Wäsche zum Frühstück zu verzehren begann. Ein rechter Sturm wirft zuweilen diese schlechten Baracken nieder, oder setzt zum wenigsten die ganze Mannschaft in Bewegung, um das Haus zu stützen. An ein Gefängniß, das bei einer Vereinigung von zügellosen Abenteurern, aus denen der größte Theil der Mannschaft besteht, so nothwendig scheint, ist deßhalb nicht zu denken, anstatt dessen schließt man die Verbrecher nackt an den Flaggenstock und läßt sie dann unter Tags an der Sonne braten und Nachts durch die Moskiten zerstechen, welche in diesen Breiten eine hinreichend bekannte Landplage sind. Von diesem kläglichen Bilde, das auf die meisten im Lande zerstreuten kleinern Posten paßt, macht Mauritzburg die rühmliche Ausnahme soliderer Bauart, es besteht aus Casernen, Wohnungen der Officiere, einem Hospitalgebäude und einem ordentlichen Gefängniß für Verbrecher, die zu Zwangsarbeiten verurtheilt sind. In der Nähe sind Holzplantagen, auf denen Bretter, Schindeln und Balken zum Gebrauche für Paramaribo verfertigt werden. Ich besuchte ein Indianerdorf vom Stamm der Arawacken, die ich bei einem frühern Aufenthalt kennen gelernt hatte; bei meiner Ankunft begrüßten mich die Weiber und alten Männer, welche allein zurückgeblieben waren, und luden mich zu einem Schmause ein, der seinen Anfang nehmen sollte, sobald die jüngern Männer zurückkehrten. Ueber diese Einladung, die des guten Einverständnisses halber nicht abgeschlagen werden durfte, war ich keineswegs erbaut, indem mir ein früheres Abenteuer ähnlicher Art nur zu sehr im Gedächtniß war. Am Strande des Maroni nämlich wurde ich einmal von den Indianern zu einem Mahl von Flamingoeiern eingeladen, und dachte mir etwas köstliches darunter. Mit großen Körben voll der gedachten Eier kamen die Männer heran, während die Weiber bereits einige Kessel an das Feuer gestellt hatten; jetzt ging es an die Arbeit, die Eier wurden aufgeschlagen und der Inhalt derselben in das im Kessel kochende Salzwasser geworfen, aber hilf Himmel! da gab es keinen Unterschied, gute, halb bebrütete und faule Eier wurden ohne Auswahl in den Kessel gethan, mit einigen Schoten spanischen Pfeffers gewürzt und während des Kochens tüchtig umgerührt. Die guten Wilden verzehrten dieß Gericht mit großem Appetit, und wunderten sich sehr, mich bei diesem leckern Mahl als unthätigen Zuschauer zu finden. Dießmal sollte es indessen besser gehen, denn bald kamen die Arawackenjünglinge zurück mit einer großen Menge wilden Honigs. Dieser Honig wird von fliegengroßen Bienen, denen der Stachel fehlt, bereitet, er ist dunkelbraun und hat einen angenehmen, etwas säuerlichen Geschmack. Bald bemerkte der Familienvater, daß ich eine mit Branntwein gefüllte Flasche bei mir habe, und sogleich bat er mich, ihn den Inhalt derselben kosten zu lassen. Ich erklärte ihm meine Absicht, in diese Flasche die Spinnen werfen zu wollen, die ich zu fangen gedächte, worauf er mir mit einer Art von Entsetzen antwortete, solch köstlicher Trank wäre nicht zum Spinnentödten, sondern besser zum Trinken bestimmt. Man könne ja, meinte er, die Spinnen lebend in die Flasche thun, da diese eine weite Oeffnung habe. Auf meine Einwendung, daß sie in diesem Fall einander auffressen würden, verfertigte er mir aus Bananenblättern kleine Häuschen, jedes groß genug für eine Spinne und mit Awarnastacheln verschlossen. Ich überließ ihm nun den Inhalt meiner Flasche, und aus Dankbarkeit gab er mir seinen Sohn zur Begleitung mit. Wir fingen mehrere dieser Spinnen, die ganz der Vogelspinne gleichen, nur daß sie dunkelgrau sind mit weißgelben Streifen auf den Füßen; sie leben nahe bei Sümpfen in Höhlen, bei deren Eingang sie auf Wasserinsecten und kleine Amphibien lauern. Im Grunde ihrer Höhlen ist immer Wasser, in das sie ihren Raub hinabziehen. Nachdem ich nach dem Indendorfe zurückgekehrt war, setzten wir unsere Reise ins Innere fort. (Fortsetzung folgt.)

Medaille für eine geologische Frage. Die Akademie der Wissenschaften hat einem Hrn. Nyst eine goldene Medaille zuerkannt für eine Abhandlung über die Frage: was sind die fossilen Muscheln und Polypen der Tertiärformationen in Belgien, an welchen Orten und in welchen Gesteinarten finden sie sich. Die Akademie selbst wird den Druck dieser Schrift, welche den Erwartungen vollkommen entsprochen haben soll, besorgen. (Echo du Monde Savant vom 26 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1843.

Die Collieries von New-Castle.

(Mitgetheilt von Kohl.)

New-Castle steht auf weit ausgebreiteten Kohlenlagern, die im Süden vom Tyne bis nach Durham gehen und im Norden nicht ganz so weit bis Blythe; im Westen gehen sie bis nach Prudhoe-Castle am Fluß hinauf, und im Osten setzen sie sich bis an die Meeresküste und selbst unter dem Ocean fort.

New-Castle ist nicht die einzige Stadt, welche auf einem so großen Kohlenfelde liegt; Glasgow, Manchester, Leeds, Sheffield, Birmingham, Wolverhampton u. a. sind ebenfalls alle im Mittelpunkte eines solchen Kohlenfeldes gelegen, und ihre manufacturirende Industrie blühte in diesen Districten eben aus ihrem Reichthume an mineralischen Schätzen hervor. New-Castle hat freilich auch einige Fabriken, doch ist die Wichtigkeit derselben mit der der genannten Städte nicht zu vergleichen. Es kommt dieß daher, weil die Stadt eben wegen der Lage ihrer Kohlenwerke in der Nähe der Mündung eines schiffbaren Flusses und des Meeres von jeher einen guten Absatz ihrer Kohlen nach außen hatte, während die genannten innern Kohlendistricte ihren Kohlenreichthum nicht so leicht verführen konnten und daher auf Erfindungen sannen, um ihn bei sich selbst zu Hause zu verbrauchen.

England verbraucht jetzt jährlich nahe an 20 Millionen Tonnen Kohlen; von diesen 20 Mill. liefern die bezeichneten Kohlenlager in der Nähe von New-Castle jährlich allein mehr als ein Viertel, nämlich etwas über 5 Millionen.

Von diesen 5 Mill., die von New-Castle, Suntherland, Blythe und einigen andern kleinern Häfen verschifft werden, verschifft New-Castle allein über 3 Mill. Tonnen, d. h. etwa 6000 große Schiffsladungen, jedes Schiff zu 500 Tonnen genommen. Die Kohlen gehen von hier aus in alle Welt; zunächst und vor allem nach London, dann nach andern englischen Häfen, nach Frankreich, Deutschland, nach der Ostsee, Petersburg, alsdann nach dem mittelländischen Meere, ja sogar auch nach dem schwarzen Meere, wo ich selbst in Odessa große New-Castlesche Kohlenlager sah. Auf der andern Seite des atlantischen Oceans gehen sie bis nach Brasilien und Rio Janeiro und zerstreuen sich also mit einem Worte über den ganzen Globus.

Der Verbrauch von Kohlen in London allein ist so ungeheuer, daß dagegen der der ganzen übrigen Welt klein erscheint; die verschifften Quantitäten von Kohlen nach London und ins Ausland während der letzten zehn Jahre waren folgende:

1832	nach	London	2,139,078	Tonnen;	ins Ausland	588,446
1833	—	—	2,010,409	—	—	634,458
1834	—	—	2,078,655	—	—	615,255
1835	—	—	2,289,812	—	—	736,070
1836	—	—	2,398,352	—	—	916,868
1837	—	—	2,626,997	—	—	1,113,610
1838	—	—	2,581,085	—	—	1,313,709
1839	—	—	2,625,323	—	—	1,449,417
1840	—	—	2,566,899	—	—	1,606,313
1841	—	—	2,909,144	—	—	fehlt.

Aus dieser merkwürdigen Uebersicht geht hervor, daß allein nach London der siebente Theil aller in England verbrauchten Kohlen verschifft wird; zu gleicher Zeit aber zeigt sich auch, daß die übrige Welt sich bedeutend mehr und mehr an die englischen Kohlen gewöhnt, denn die Kohlenausfuhr ins Ausland hat sich in diesen letzten zehn Jahren fast verdreifacht, was wirklich ein bewundernswürdiger Erfolg ist.

Wöchentlich werden von New-Castle etwa 35 bis 40 Kohlenschiffe nach London spedirt, was wenigstens, wenn wir es mit jenen Tonnenzahlen vergleichen, eher unter der wirklichen Summe bleibt als sie übersteigt. Auf der Themse sieht man ganze Flotten von Kohlenschiffen liegen. Ueberhaupt sind diese Flotten von Kohlenschiffen bei jeder großbritannischen Stadt eine eben so regelmäßige Erscheinung, wie bei unsern Städten die Holzflöße. Die Kohlenschiffer sind als ausgezeichnete Matrosen in England sehr geschätzt, und man sagt, daß es in keiner Branche der Schifffahrt geschicktere Segler gibt, als im Kohlenhandel. Ich erkläre mir dieß so: weil es kein Product von England gibt, welches allen Bewohnern ohne Ausnahme so nöthig ist, und welches zu gleicher Zeit so aus-

schließlich nur zur See befördert werden kann, so bildet sich daher unter Kohlenschiffern, die jeden kleinen und großen brittischen Hafen besuchen, mehr als unter den Schiffern irgend eines andern Productes eine besondere Kenntniß der englischen Küsten und Geschicklichkeit in der Vermeidung ihrer Gefahren aus. Die New-Castler Kohlenschiffer genießen daher auch das besondere Privilegium, daß sie in Zeiten des Kriegs nicht gepreßt werden können; man sollte denken, man müßte sie ihrer Geschicklichkeit wegen um so lieber pressen. Aber vielleicht will man durch solche Privilegien dieser trefflichen Seemannsschule um so mehr Individuen zuführen, die dann nachher freiwillig oder für guten Sold ihren Dienst dem Vaterlande anbieten.

Da ich die südliche Abtheilung des New-Castle'schen Kohlenfeldes am andern Tage noch selber durchreisen sollte, so wählten wir für heute die nördliche Abtheilung. Diese liegt ganz in Northumberland, und wird daher auch das Northumbrische Kohlenfeld genannt, während die südliche das Durham'sche heißt, weil es ganz in der Provinz Durham liegt. Dieses südliche Feld ist mehr als doppelt so groß wie das nördliche, denn es enthält 590 englische Quadratmeilen, während jenes nur 240 Quadratmeilen groß ist. Zusammen breiten sie sich also unter einem Flächenraum von 830 englischen oder etwa 17 deutschen Quadratmeilen hin.

Es liegen unter diesem Flächenraum eine Menge Kohlenschichten von verschiedener Dicke; an einigen Stellen hat man 23 verschiedene Schichten gezählt, einige von der Dicke weniger Zoll, einige von der Dicke mehrerer Fuß. Nicht alle sind daher so dick, daß sie einer Bearbeitung lohnten; die durchschnittliche Dicke aller bearbeiteten Kohlenschichten zusammengenommen schlägt man auf 10 bis 15 Fuß an. Eine davon ist fast durchweg die dickste und Hauptschichte, welche vorzugsweise bearbeitet wird.

Mac Culloch berechnet die ganze Masse der in diesen Feldern liegenden und noch herauszuschaffenden Kohlen auf 9000 Millionen Tonnen. Schlagt man den Kohlenverbrauch Großbritanniens auf die genannte Summe von 20 Millionen Tonnen an, so würde diese Gegend also ganz Großbritannien wenigstens noch für 450 Jahre hinreichend mit Kohlen versehen können. Buckland stellt noch größere Berechnungen von den Kohlenlagern im südlichen Wales auf, die so groß seyn sollen, daß sie Großbritannien noch für 2000 Jahre mit Brennmaterial versehen könnten.

Es kann einem Volke kein zweckmäßigeres Brennmaterial gegeben werden, als es die Natur den Britten in diesen Kohlenschichten gegeben hat. Der Torf, den Irland und Schottland haben, liegt in großen, dem Klima, der Gesundheit der Menschen und der Cultur schädlichen Morästen da. Die Wälder, welche wir in Deutschland haben, nehmen einen großen Raum ein, und entziehen den Boden dem Pfluge.

Die Kohlen dagegen, ein kräftiger condensirter Brennstoff, liegen unter der Oberfläche des Bodens, verderben weder das Klima, noch entziehen sie der Cultur den Acker. Es ist als wenn die Natur schon geahnt hätte, welches ökonomische, industrielle und berechnende Volk auf der brittischen Scholle wohnen würde, und als wenn sie das Land und seine Schätze schon selber so ökonomisch eingerichtet hätte, wie es ein solches Volk wünschen mußte.

Vermöge seiner Kohlenlager ist Großbritannien im Stande wahrscheinlich eine doppelt so große Bevölkerung zu nähren, als ohne dieselben. Denn abgesehen davon daß, um eine Quantität Brennholz, die den 20 Millionen Tonnen Kohlen gleich käme, zu erzeugen, wenigstens ein Viertel des Landes Wald seyn müßte, so würde selbst, wenn wir auch der Insel noch das dazu nöthige Waldland anhängen wollten, doch auch gar keine so bequeme Condensirung des Brennmaterials denkbar seyn. Es würden daher ohne Kohlen die außerordentlich dichten Bevölkerungen der englischen Manufacturdistricte, deren Gränzen beinahe überall mit den Gränzen der Kohlenfelder in eins zusammenfallen, gar nicht existiren. Wie die thierische Wärme in dem menschlichen Körper, so sind die Kohlen mithin der eigentliche Nervus rerum der englischen Manufacturen nicht bloß, sondern auch des englischen Handels, des englischen Ackerbaues,

Die Engländer nennen ein ganzes Kohlenwerk a colliery, die Kohlengruben oder Minen allein nennen sie „coal pits.“ Eine solche Colliery besteht nun aus dem „Pit,“ aus den Gebäuden, Magazinen und andern verschiedenen Vorrichtungen über dem Pit.

Das ganze Land an dem Tyne ist nun mit solchen Collieries bedeckt, die man überall zwischen den grünen Aeckern und Wiesen der Ebene wie alte räucherige Schlösser daliegen sieht. Die Kohlenminen-Besitzer sind gewöhnlich nicht Herren des Grundes und Bodens, unter dem sie arbeiten. Da ihre Arbeiten aber oft Nachsinkungen der Oberfläche und nachtheilige Veränderungen auf derselben veranlassen, so kommen sie oft mit den Grundherren in Collision und haben ihnen Entschädigungen zu gewähren.

Der Anblick des Landes ist einer der eigenthümlichsten, die man sehen kann, denn es mischen sich hier zwei ganz verschiedene Menschenclassen, die der Bauern und die der Bergleute, auf eine merkwürdige Weise mit einander, die beide ganz verschiedene Zwecke, ganz verschiedene Geschicklichkeiten, ganz verschiedene Gewohnheiten, Denk- und Lebensweise haben. Oben pflügt der Ackersmann, unten minirt der „Collier“ weit und breit, sogar bis unters Meer hinunter. Neben den hübschen Pachthäusern und Bauergehöften liegen die unheimlichen schwarzen Pits mit ihren dunklen Höhlenmündungen. Hier zeigt sich der Sitz eines reichen Gentlemans oder das freundliche Dorf von Ackersleuten, dort die regelmäßige, schnurgerade Wohnungsreihe der Colliers.

Diese Wohnungen werden den Colliers gewöhnlich von den Eigenthümern der Kohlenwerke gebaut, und sind daher alle in der Regel nach einem sehr gleichförmigen Schnitt eingerichtet. Meistens sind es eine oder mehrere lange Reihen von Häusern, die alle unter einem Dache stehen, und in eine Menge von kleinen Abtheilungen gebracht sind, deren jede gerade Raum genug für eine Familie bietet. Diese Häuser,

reihen befinden sich in der Regel ganz nahe bei dem Eingang der Schachte.

Wir gingen aufs Gerathewohl in mehrere dieser Wohnungen hinein, und fanden sie alle, so viel wir ihrer sahen, recht hübsch ausgeschmückt und reinlich gehalten. Es war ein Sonntag und ohne Zweifel zeigten sie sich uns gerade in ihrem besten Staate; ein äußerst blank geputztes Kamin, eine propre, sogar in einigen Häusern mit Teppichen belegte Flur und vor jeder Hausthüre diejenige Bestreuung der Schwelle und der Thürstufen mit gelbem Sande, die hier zu Lande Mode ist; allein es hätte uns gewiß nicht verborgen bleiben können, wenn sie am Arbeitstage viel unsauberer gewesen wären.

Auch an den Leuten selbst machte ich dieselbe vortheilhafte Bemerkung wie an ihren Häusern; sie waren alle so gut gekleidet, daß sich kein ordentlicher Mensch, der hienieden um sein tägliches Brod betet, irgend welche bessere Kleider zu wünschen braucht. Höchst propre Wäsche, durchweg Hüte, blaue oder schwarze Röcke zeichneten alle aus. Ich glaubte erst, als wir den jungen Burschen in großen Massen begegneten, lauter ans Land gestiegene Matrosen zu sehen, die sich nun am Festlande gütlich thun wollten.

In der That mag eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Matrosen und dem Collier darin gefunden werden, daß wie jener, nachdem er eine Zeitlang auf dem Meere geschwankt hat und von Wellen und Stürmen mißhandelt worden, sich dann auf dem Festlande entschädigen will, so auch dieser die Woche hindurch im dunkeln Schooße der Erde zwischen Gefahren aller Art, und von Kohlenschmutz, Gas, Rauch und Gewässern geschwärzt zubringt, um dann am Sonntag einem um so ausgesuchtern Luxus zu fröhnen.

Der Freund, welcher mich begleitete und der selbst ein Kohlenbesitzer war, versicherte mich, daß in der Regel die Colliers wie die Matrosen sich vor allen andern englischen Arbeitern durch Reinlichkeit und Schmuckliebe auszeichneten, was ich in psychologischer Hinsicht höchst bemerkenswerth finde. Auch bei den Schornsteinfegern läßt sich etwas Aehnliches beobachten, und es scheint daher, daß je weniger den Menschen ihre tägliche Beschaftigung reinlich zu seyn erlaubt, desto mehr lieben sie dieselbe an denjenigen Ausnahmstagen, wo dieß ihnen gestattet ist.

Die Colliers sind eben so wie die englischen Fabrikarbeiter als ein aufsätziges und unzufriedenes Volk bekannt; sie waren noch kurz vor meiner Ankunft hier den ganzen Sommer über sehr unruhig gewesen, und ihre aufrührerischen Acte sind in ganz England unter dem Namen „Strike" bekannt. Wenn eine Maaßregel ihrer Herren ihnen mißfällt, so ist ein „Strike" bald zu Stande gebracht, und da alle Beispiele, besonders die bösen, ansteckend wirken, so führt ein „Strike" der einen Partei bald die „Strikes„ auch anderer herbei.

Dieser Ausdruck „Strike" bedeutet ursprünglich bekanntlich so viel als „schlagen," „stoßen," „streichen;" dann insbesondere als Schifferausdruck „die Segel streichen" oder „niederlassen," und heißt hier in den Collieries also so viel als die Arbeit streichen oder einstellen.

Eben so bekannt wie die aufrührerische Natur der Colliers ist auch ihre schwere Arbeit in England, die den schwersten Sklavenarbeiten, welche aus andern Ländern bekannt sind, an die Seite gestellt werden können.

Aus allen diesen Gründen hatte ich daher ein armseliges, kümmerlich lebendes und kränkliches Geschlecht von Menschen in diesen Kohlenwerken zu finden erwartet, und ich fand zu meiner Verwunderung überall einen Anschein vom Gegentheil. Wir besuchten einige Kirchen und eine Sonntagsschule, deren mehrere in der Mitte zwischen den Kohlenwerken und Dörfern lagen, und überall wo wir die Leute versammelt sahen, fanden wir sie wohl, munter und frisch aussehend, überall rein und wie gesagt sogar luxuriös gekleidet.

(Fortsetzung folgt.)

Der District Santo Thomas,

wo die belgische Colonie ihren Sitz jetzt aufgeschlagen hat, liegt in der Bay von Honduras zwischen zwei schiffbaren Flüssen, der Motagua, welche Schiffe von 10 Tonnen 70 Lieues weit befahren können, und dem Polochic im Norden, den Schiffe von gleichem Tonnengehalt befahren können und der durch die Seen von Izabal und Galfete mit dem Meere in Verbindung steht. Das Gebiet umfaßt etwa 200 Quadratlieues. Das Land ist fruchtbar und gesund, von einer waldigen Bergkette durchzogen, und hinreichend hoch ist, um von erfrischenden Winden durchstrichen zu werden. Die Vortheile der Lage hinsichtlich des allgemeinen Welthandels sind unbestritten, denn im Gebiet von Centroamerika muß früher oder später der Canal durchgegraben werden, der das atlantische und das stille Meer verbindet. Die Fruchtbarkeit des Landes ist außerordentlich, und die Urwälder enthalten eine Masse der kostbarsten Hölzer, die jetzt ungenützt verfaulen. Gayac, Sassaparille und Vanille findet man zu Santo Thomas in Menge. In den offenen Ländereien gedeiht der Cacao-, der Kaffeebaum, die Baumwolle, die Indigostaude und das Zuckerrohr. Der Noval mit seinen kostbaren Insecten und der Maulbeerbaum sind von ausnehmend kräftigem Wuchs. Alle tragen Früchte, ferner Mais und Reis gedeihen allenthalben; in den höhern Bergen auch die Getreidearten Europa's. Auch die mineralischen Reichthümer können zu fruchtbaren Unternehmungen Anlaß geben. Abgesehen von Gold und Silber findet sich namentlich Kupfer und Blei, deren Adern manchmal sogar zu Tage liegen. Auch hat Guatemala vulcanische Ländereien, welche einen Handel mit Schwefel nähren können. Man hat an eine Ausbeutung noch nicht einmal gedacht. — Alle diese Herrlichkeiten, welche ein Correspondent des Moniteur industriel vom 19 October vor den Augen der Leser ausbreitet, haben etwas sehr Lockendes, nur eines hat der Verfasser vergessen, nämlich durch was für Arme diese Arbeiten ausgeführt und der Boden fruchtbar gemacht werden soll. Der europäische Arbeiter kann hier auf die Länge unmöglich eine anstrengende Beschäftigung aushalten.

Chronik der Reisen.

Ausflug in das Innere von Surinam.

(Fortsetzung.)

Das Ufer wird, je mehr man stromaufwärts fährt, immer steiler und felsiger, und ist von den prachtvollsten Wäldern bekränzt; die

Pflanzungen werden immer kleiner und seltener, so daß man offenbar die Gränze des bewohnten Theils des Landes bemerkt. Wir übernachteten auf einer dem Gouvernement angehörigen Pflanzung, wo sich Herrnhuter Missionäre befinden, davon einer namentlich sich viel mit Bekehrung der Sklaven und Buschneger abgibt und deßhalb viele Reisen macht. Die dieser Secte eigene Einfalt und Reinlichkeit machte in dieser wilden entlegenen Gegend einen wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth: die Häuser waren nett gebaut und von Palmen und andern tropischen Gewächsen malerisch umgeben.

Nur unter großen Anstrengungen erreichten wir des andern Tages die etwa 8 Stunden entfernte Colonie Bergendaal, denn die Fluth, welche bisher zu Zeiten die Schnelle des Stromes gemildert hatte, begann nun, da wir entfernter von der Küste waren, uns nicht mehr zu erleichtern, so daß wir unausgesetzt rudern mußten. Bergendaal ist eine der bedeutendsten Holzpflanzungen der Colonie; es hat 250 Sklaven, welche in hölzernen Häusern wohnen, die von Kokosbäumen beschattet werden. Zwei Tage in der Woche hat jeder Neger hier frei, und die Neger benützen diese Tage dazu, um Yams und andere Wurzeln, welche sehr gut gerathen, zu pflanzen. Diese Producte schicken sie nach Paramaribo zum Verkauf und können sich dadurch manche Annehmlichkeiten verschaffen, welche härter behandelte Sklaven entbehren müssen. Beinahe alle haben den christlichen Glauben angenommen, und man sieht deutlich, wie viel hiedurch ihr moralischer Charakter gewonnen hat, wenn gleich es noch nicht möglich war, ihren alten Aberglauben und Fetischdienst ganz auszurotten, den sie noch oft mit der neuen Lehre vermischen. Eine hübsche Kirche, in welcher alle vierzehn Tage von einem herrnhutischen Missionär gepredigt wird, dient zugleich als Schule, wo die Kinder von einem unterrichteten Neger im Lesen und Schreiben unterwiesen werden. Hier sind — sicher die Folge dieses Unterrichts — die Neger weit freundlicher und höflicher gegen die Weißen, als dieß in Pflanzungen der Fall ist, wo der Unterricht vernachläßigt wird. Der gegen die Stromseite hin sehr steile sogenannte blaue Berg besteht aus rothem eisenhaltigem Thonmergel, ist etwa 300 Fuß hoch und nicht mit Bäumen bewachsen. Auf seinem Gipfel, wo ein kleines Häuschen steht, hat man eine wundervolle Aussicht über die ganze Umgegend: die Gebirgsketten des Maroni im Süden und die des Saramacca im Südwesten begränzen den Horizont in weiter Ferne. Gegen Norden zu schlängelt sich der Surinamstrom durch ungeheure Urwälder, aus denen man nur den Rauch abgebrannter Felder oder hie und da einer Zuckermühle steigen sieht, zum Beweise, daß das Land bewohnt ist. Auf diesem Berge ist der Begräbnißplatz derjenigen Neger, welche das Christenthum angenommen haben. Die Umgegend ist sehr reich an Wildpret aller Art, besonders an Tapiren und Nabelschweinen; die Wälder liefern Ceder- und Buchstabenholz, Tonkabohnen, Vanille und Copaivabalsam. Vor etwa 100 Jahren war ein Bergwerk in der Nähe, das aber eingegangen ist, sey es wegen geringer Ergiebigkeit, sey es daß die Bergleute erkrankten oder von den Buschnegern zu sehr beunruhigt wurden. So hoch und angenehm diese Pflanzung gelegen ist, so hausen doch gefährliche Wechselfieber hier, und ein Anfall dieser Art verhinderte meinen Begleiter Dr. H., die Reise zu den Buschnegern fortzusetzen, so daß ich mich veranlaßt fand, sie allein zu unternehmen.

In einem kleinen Boot, begleitet von einem Neger und einem jungen Indianer, trat ich meine Reise an. Der Strom aufwärts von Bergendaal war so reißend, daß wir bis zur letzten drei Wegstunden entfernten Pflanzung Victoria, wo zugleich ein die Gränze bewachender Militärposten ist, volle 10 Stunden brauchten. Meine Hände waren durch das Rudern von Schwielen bedeckt; hungrig, durchnäßt von einem Gewitterregen, und steif vom Sitzen in einem Fahrzeug, das bei der geringsten Seitenbewegung des Körpers umschlagen konnte, kamen wir auf dem Posten an, wo meine alten Freunde sich bemühten, durch Kaffee und Tapirfleisch, das an Wohlgeschmack dem Rindfleisch nichts nachgibt, mich zu erquicken. Der Posten Victoria ist der letzte durch Weiße bewohnte Platz und liegt etwa 4 Stunden unterhalb der Wohnungen der Buschneger. Diese Buschneger wohnen unabhängig von der Colonie im Innern des Landes an den Ufern des Maroni, des Surinamstromes und des Saramacca; sie sind Abkömmlinge von Negersklaven, welche in frühern Zeiten ihren Herren entliefen, und theils durch Ermorden der Weißen, Zerstören der Plantagen oder Wegführen der Sklaven von denselben der Colonie großen Schaden zufügten. Außerdem ermüdeten sie die Kräfte der Colonisten durch langwierige und kostspielige Kriege, und nöthigten endlich, da man die Unmöglichkeit, alle diese Aufrührer auszurotten, einsah, das Gouvernement vor 70 Jahren einen Frieden mit ihnen zu schließen, in welchem sie für unabhängig erklärt wurden, und die Erlaubniß erhielten ihre Producte nach Paramaribo auf den Markt zu bringen.

Diese verwilderten Neger haben in ihrem ganzen Wesen und Treiben viel von ihren alten Sitten wieder angenommen. Ihre wolligen Haare flechten sie in lauter kleine Zöpfe, die gleich Hörnern vom Kopfe abstehen. Um Hals, Arme und Beine tragen sie weiße Glasperlen und um das Handgelenk große messingene Ringe. In der Stadt oder bei ihren Tänzen haben die Männer kurze, enge, anliegende Hosen und Wämmschen von farbigem Kattun; die Kleidung der Weiber ist beinahe dieselbe, wie die der Sklavinnen zu Paramaribo. Ihr Oberhaupt hat bei den alle vier Jahre mit großen Feierlichkeiten stattfindenden Vertheilungen der von Seite des Gouvernements ihnen zugedachten Geschenke eine Generalsuniform mit goldenen Epauletten an, wobei ihm alle diesem Range zukommenden Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Auf seinem Dorfe läuft er wie alle andern nackt umher. So ungesittet und roh diese Neger auch sind, so zeigen sie doch gesunden Menschenverstand und mehr Urtheil, als man von ihnen erwarten sollte — Eigenschaften, auf welche man Versuche der Civilisirung zu gründen hätte. Freilich sind sie jähzornig und rachsüchtig über alle Begriffe, und Vergiftungen sind nichts seltenes unter ihnen. In der Jagd und im Fischfang sind sie ungemein geschickt, und ihre Kühnheit und Gewandtheit im Befahren der Wasserfälle und Stromschnellen ist unbeschreiblich. Große Klippen, an denen sich das Wasser schäumend bricht, liegen im Flußbette und oft so dicht bei einander, daß nur ein wenige Fuß breiter Raum die Durchfahrt durch solche Felsenmauern gestattet; der Falkenblick des Steuermanns ist nach einer solchen Oeffnung gerichtet, und wehe ihm, wenn das Boot, das mit der Schnelligkeit eines Locomotives herabfährt, diese Oeffnung verfehlt — das leichte Boot zerschellt dann an den Klippen und die Menschen werden durch Kaimans, welche stets am Ufer lauern, aufgefressen. Selten aber mißlingt ihnen eine solche Fahrt, denn sie sind von früher Jugend an daran gewöhnt, nur Trunkenheit könnte einen solchen Unglücksfall herbeiführen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1843.

Gründung gemeinnütziger Gesellschaften in Illyrien.

Wir entlehnen aus einem in der Warschauer Denniza (Julius 1843) abgedruckten Schreiben des bekannten St. Vraz einige Mittheilungen über das öffentliche Leben in Illyrien, welcher Name zwar für den Augenblick verpönt, aber dennoch von den Anhängern des Illyrismus immer noch gebraucht wird, und zwar nicht ohne Grund, denn die Bestrebungen, eine illyrische Nation, mit möglichster Unabhängigkeit von der magyarischen, zu bilden, gehen fort und erhalten auch durch das Verfahren des ungarischen Reichstags stets neue Nahrung.

„Unser illyrisches Volk ist noch jung auf dem Felde des geistigen Lebens, aber es bahnt sich seinen Weg nach diesem Felde, auf dem die Völker sich sammeln, welche nach wahrer Aufklärung streben und auch ihr Schärflein auf dem Altar der menschlichen Cultur niederlegen wollen. Namentlich war das verflossene Jahr für unsere Nationalität von Bedeutung, denn viel geschah für das intellectuelle Leben. Die Folgen und Früchte dieses Anfangs sind noch nicht gerade so augenfällig, daß man sagen kann, ob unsere Nationalität vorwärts oder zurückgeschritten sey, aber unser Motto ist:

> Da nam ono ne pogine
> Što je naše od starine.
>
> (Möge uns nur nicht verloren gehen,
> Was von Alters her unser ist.)

Wir vertheidigen unsere anererbten Güter, die ältesten und heiligsten Rechte unseres Volks, unsere Sprache und unsere Sitten, das rühmliche Andenken unserer Väter, welche ihr Blut auf allen Schlachtfeldern vergossen, wo es sich um das Wohl Europa's handelte. Wir streben jetzt dasjenige zurückzuerhalten, was unsere Väter, im Kampfe für ganz Europa und unbekümmert um die Erhebung ihrer geistigen Natur, nicht erlangen konnten. Europa ist inzwischen aufgeblüht und hat unter dem slawischen Schild seine Geistescultur und seine materielle Wohlfahrt ausgebildet. Unser jetziges Geschlecht sucht in den Schriften seiner Väter die ihnen zu Gut geschriebene schwere Schuld, die sich durch so zahlreiche, von ihnen geleistete Dienste aufgehäuft; aber es verlangt nicht, daß ihnen diese Schuld in baarem Geld zurückgezahlt werde, sondern nur, daß man ihnen auch die Freiheit der Entwicklung gewähre; das ist unser Bestreben, daß man uns weder nach göttlichem, noch nach menschlichem Rechte unterdrücken darf.

„Im verflossenen Jahre wurden bei uns drei neue Gesellschaften gegründet: 1) die landwirthschaftliche Gesellschaft, welche zum Zweck hat die Fortschritte des Ackerbaues und anderer Zweige der Landwirthschaft in Croatien und Slavonien zu befördern. Diese Gesellschaft ist sehr gut eingerichtet, zählt 800 Mitglieder, hat eine Bibliothek, einen Präsidenten, Vicepräsidenten, Cassirer, Bibliothekar u. dgl., und gibt in vaterländischer und deutscher Sprache ein Journal heraus. Im Laufe des Jahres hat sich diese Gesellschaft verstärkt, denn in den Hauptorten Croatiens und Slavoniens haben sich Hülfsgesellschaften gebildet, welche in ihrem Kreise wirken und der Hauptgesellschaft Bericht abstatten. Der gegenwärtige Bischof Juraj Haulik, ein geborener Slowake, ist Vorstand der Gesellschaft, und hat nicht bloß dieser Anstalt Leben eingehaucht, sondern im allgemeinen alles begünstigt, was das Wohl von Land und Volk befördern kann: er gründete Schulen, ließ auf seine Kosten fähige junge Leute erziehen u. s. w. Diese Länder werden sein Andenken stets segnen um aller der von ihm empfangenen Wohlthaten willen, obgleich jetzt seine Gegner die Pfeile des Hasses und der Verachtung gegen ihn abschießen.

„Die zweite Gesellschaft ist die Matka ilirska, welche zum Zweck hat unsere alten Classiker, die Schriftsteller der ragusanischen Schule aus dem 15ten, 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert herauszugeben, und die nützlichsten Erzeugnisse jetzt lebender Schriftsteller zu unterstützen. Die Matka hat einen Vorstand, den Grafen Janko Draszkovicz, einen Cassier, Advocaten, Secretär und einen Rath, der bestimmt, welche Bücher gedruckt werden sollen. Ihr Fonds bestand im vorigen Jahre aus 4687 fl. 55 kr. Davon wurden 1000 fl. zur Herausgabe von Werken bestimmt, das übrige auf Zinsen angelegt, welche eben so wie die erwähnten 1000 Gulden zur

Herausgabe von Werken verwendet werden sollen. Dafür druckt man gegenwärtig die Werke Janko Gundulic (zu Ragusa im 16ten Jahrhundert geboren), deren erster Theil, das Gedicht Osman, im August d. J. erscheinen sollte.

„Die dritte Gesellschaft ist die vaterländische Damengesellschaft. Sie sammelt einen gewissen Fonds, der zur Herausgabe moralischer und lehrreicher Werke, welche in vaterländischer Sprache für kleine Kinder geschrieben werden, verwendet werden soll. Diese Gesellschaft ist jedoch erst im Beginn ihrer Wirksamkeit.

„Außer diesen Gesellschaften hat sich noch eine vierte für den Gesang und die Ausführung der besten Musikstücke gebildet, an deren Spitze sich der Compositeur Watroslaw Lisinski befindet, der wie die meisten Mitglieder der Gesellschaft noch ein junger Mann ist und sich besonders viel mit nationaler Musik beschäftigt; er hat auch schon einige sehr hübsche Volkslieder componirt, die allgemein gesungen werden. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit der Musik zu einer kleinen Oper, deren Libretto Janko Zar in vaterländischer Sprache geschrieben hat.

„Außer diesen Gesellschaften haben wir noch eine Menge Lesegesellschaften (Citaonice), die sämmtlich einen Saal haben, worin die Bibliothek aufgestellt ist, welche aus illyrischen und andern slawischen Schriften, so wie aus fremden besteht, die irgend einen Bezug auf das Slaventhum haben. Hier finden sich dann auch Tagsblätter und Zeitschriften, größtentheils slawische. In jeder Stadt ist wenigstens Eine solche Lesegesellschaft eingerichtet, Agram aber hat ihrer vier. Die bedeutendste derselben hat zwei Vorstände und einen Rath, der jeden Monat eine Sitzung hält, um die laufenden Geschäfte zu besorgen, und alle drei Monate wird eine öffentliche Sitzung anberaumt. In allen diesen Versammlungen wird nur die vaterländische Sprache geredet. Unter der Leitung dieser Gesellschaft entstand die Matka ilirska.

Die Collieries von New-Castle.

(Fortsetzung.)

Die Höhe des Lohns, den diese Leute erhalten, wird gewiß in keinem Bergwerke Europa's übertroffen. Sie haben außer der Wohnung, der Feuerung, dem Lichte und einem kleinen Gemüsegarten, das ihnen alles frei von ihren Herren gegeben wird, noch täglich mindestens einen Verdienst von 2 Shilling, wofür sie, in den guten Kohlenwerken wenigstens, nur etwa 8 Stunden arbeiten. Dieß ist, wie mein Begleiter mir sagte, und wie es auch außerdem aus den Berichten über die Kohlenarbeiten hervorgeht, der geringste Lohn, der überhaupt in den ganzen Kohlenwerken vorkommt. — Der gewöhnliche Arbeitslohn eines Tagelöhners in Irland ist viermal geringer, er beträgt nämlich nur 6 bis 8 Pence.

Es gibt natürlich verschiedene Stufen von Arbeitern, von denen wir gleich sprechen werden, und die Oberarbeiter und Inspectoren werden begreiflich sehr hoch bezahlt. Allein selbst die gewöhnlichen Kohlenarbeiter (hewers) können täglich 5 Shillinge (nahe an 2 Thaler) und sogar noch mehr verdienen. Die vielen mit den Kohlenarbeiten verbundenen Gefahren sind die Ursache, daß sie höher bezahlt werden als andere Arbeiter. Allein dieß eine zweifellose Factum, daß man mit einer so einfachen Arbeit, wie es das Kohlenhauen ist, täglich 2 Thaler verdienen könne, ist doch gewiß selbst für England aller Ehren werth. Drei bis 4 Shilling (1⅓ Thaler) kann man als den mittlern Durchschnittslohn des gewöhnlichen Kohlenarbeiters um New-Castle herum ansehen.

Diesem allen nach sollte man denken, die Colliers müßten in ihrer Weise recht zufrieden und glücklich leben können. Daß dieß nun aber doch nicht der Fall ist, mag seinen Grund zum Theil darin haben, daß sich verhältnißmäßig so sehr viel stürmische Jugend unter ihnen befindet. Die Kohlenarbeiter sind zum Theil der Art, daß sie nur von Knaben und jungen Leuten verrichtet werden können; fast die Hälfte der Kohlenarbeiter sind Knaben unter 20 Jahren, und selbst unter der Hälfte der andern, die über 20 Jahre alt sind, ist noch der größte Theil jugendlich. Der ältere verheurathete Mann trägt natürlich zum Joch der Ehe auch noch das Joch der Arbeit und eines befehlenden Herrn leichter.

Zum Theil dieser vielen unter ihnen befindlichen Jugend wegen mag es kommen, daß die Colliers, wie die Kohlenwerksbesitzer sich ausdrücken, solche Querköpfe (queer people) sind, daß sie ein solches „clanish sort of men" sind, daß sie so zusammenhängen und verschwörerisch sind, wie die „clans" von Schottland.

Doch erklärt sich dieses ihr querköpfisches clanisches Wesen, durch welches die Kohlenarbeiter sich auch selbst noch von den englischen Fabrikarbeitern auszeichnen, auch aus der Weise wie sie wohnen. Wie ich schon sagte, jeder zu einem Bergwerk gehörende Arbeitertrupp wohnt gewissermaßen wie eine gemeinschaftliche Familie (wie ein Clan) in einem und demselben Hause zusammen; da ist denn die Verabredung eines Strike sehr leicht. Bei andern Arbeitern, z. B. bei den Tenants (Ackerbauern) oder bei den Fabrikarbeitern in den Städten ist dieß anders; jene zerstreuen sich schon bei der Arbeit selbst und leben dann nachher auf verschiedenen Gehöften. Diese, die Fabrikarbeiter, arbeiten gemeinschaftlich, verlieren sich aber nachher mehr in den großen Städten. Die Colliers hingegen sind sowohl während der Arbeitsstunden in einem und demselben Pit zusammen und dann auch nachher in den Mußestunden — und in diesen werden eben die Strikes ausgebreitet — in einem und demselben großen Hause, das noch dazu ziemlich einsam liegt, denn es ist seiner Natur nach fern von den Städten und Dörfern.

Ich hatte selbst Gelegenheit genug jenen clanischen Geist der Kohlenarbeiter auf meinem Ausfluge zu bemerken. Ueberall wohin wir kamen, sahen wir sie in den Fluren in großen Trupps und Gesellschaften umherstreifen.

Endlich aber ist es auch bekannt, daß bei der unzufriedenen Natur des Menschen im allgemeinen und des englischen Menschen insbesondere hoher Sold kein Schutzmittel gegen

Unzufriedenheit ist. Die Herren mögen mit einigem Rechte behaupten was sie sagen: daß je mehr sie den Leuten zugestehen, sie desto mehr verlangen. Verdienen die Arbeiter mehr als unsere Arbeiter, so verdienen die Herren auch um so viel mehr als unsere Herren und das Verhältniß bleibt sich gleich, und jene gewöhnen sich leicht daran mit dem Wenigen zufrieden zu seyn, mit welchem etwa ein ehrlicher Mann sich genügen lassen könnte; diese aber sehen immer den reichen, von ihrer Arbeit immer mehr Nutzen ziehenden Herrn über sich schweben, sinnen beständig darauf, wie sie ihm noch mehr Lohn abgewinnen können und conspiriren zu diesem Zweck.

Es gilt dieß alles im allgemeinen von dem englischen Arbeiter, welcher viel ungenügsamer ist als alle Arbeiter der Continentalländer und viel kostspieligere Gewohnheiten hat als dieser. Dann mag es aber auf die Kohlenarbeiter noch eine besondere Anwendung leiden, weil sie, wie gesagt, eine unangenehme und sehr gefährliche Arbeit verrichten und sich daher auch wie die Schiffer um so mehr durch ein besseres Leben dafür entschädigen wollen.

Die Gefahren, welche dem Arbeiter in einem Kohlenwerke drohen, sind mannichfaltig. Sie rühren hauptsächlich von verborgenen Quellen und bösen Lüften her, welche sich in dieser Art von Bergwerken mehr als bei irgend einer andern Art von Minenarbeiten finden. Die verborgenen Quellen brechen nicht selten in solcher Fülle hervor, daß sie ganze Bergwerke in kurzer Zeit füllen und ersäufen. Die zündbaren Gase, gegen welche die sogenannte Davy'sche Sicherheitslampe keine Sicherheit gewährt, und andere dem menschlichen Leben gefährliche Gase sind noch häufiger. Dazu kommt, daß weil die Kohlen sich in der Regel nicht in so festen Felsarten befinden wie andere Mineralien, die Kohlenwerke auch mehr als alle anderen Bergwerke dem Einbrechen und Zusammenfallen ausgesetzt sind. Endlich sind diese Werke alle im Besitz von Privatpersonen, welche oft nur darauf sehen, wie sie die Kohlen auf die möglichst billige Weise an die Schachtmündung (pits mouth) bringen, und auf die Bequemlichkeit und die Erhaltung des Lebens der Arbeiter wenig Rücksicht nehmen. Die Vorrichtungen zum Auf- und Absteigen sind daher häufig nicht die besten, und auch dadurch mögen viele Menschen verunglücken.

Nach einem im Jahre 1835 dem Parlamente vorgelegten Berichte wurden in den letzten, diesem Jahre voraufgehenden 25 Jahren 2070 Personen in den englischen Kohlenwerken verschüttet, erstickt, ersäuft, zerschmettert; dieß gäbe nicht ganz hundert Umgekommene in Einem Jahre. Es ließen sich Gründe genug aufführen, aus denen es wahrscheinlich wird, daß in der That jene Zahl noch unter der wirklichen Zahl bleibt und wohl ohne Zweifel Hundert überschreitet; indeß bleiben wir bei Hundert stehen.

Es befinden sich in den Kohlenwerken um New-Castle herum in dem Northumbri'schen und Durham'schen Felde etwa 16,000 Pitömen (Bergleute) beschäftigt. Diese Summe begreift, um es noch deutlicher zu sagen, nicht alle bei den Kohlenwerken, sondern die in ihrem „under ground," wie die Engländer sagen, Beschäftigten, auf welche es hier ankommt. Da die besagten New-Cast le'schen Kohlenwerke etwa den fünften Theil aller in England producirten Kohlen herausfördern, so kann man daher annehmen, daß in ganz England etwa fünfmal 16,000 oder 80,000 Menschen unter Grunde in den Kohlengruben beschäftigt sind.

Man pflegt die Lebensdauer der Menschen im Durchschnitt auf 30 Jahre festzusetzen, bei welcher Annahme alsdann aber die vielen Todesfälle der Kindheit mit angeschlagen sind. Da die Leute, welche in die Kohlengruben eintreten, schon über das Alter der Kindheit hinaus sind (sie haben bei ihrem Eintritt gewöhnlich zehn Jahre) und da auch natürlich nur solche eintreten, welche von Haus aus gesund und kräftig sind, so könnte man ohne allen Zweifel das durchschnittliche Lebensalter dieser zu den Kohlenwerken verwandten Leute auf 40 Jahre setzen, d. h. mit andern Worten, diese Leute würden, wenn es keine bösen Lüfte und andere Gefahren in den Kohlenwerken gäbe, darin im Durchschnitt bis zu ihrem vierzigsten Jahre arbeiten können, bevor sie von den gewöhnlichen Krankheiten und Unglücksfällen des menschlichen Lebens außer den Kohlenwerken aufgerieben würden. Die Leute könnten daher von ihrem zehnten Jahre an dreißig Jahre lang in den Kohlenwerken arbeiten, wenn sie sich für ihr ganzes Leben lang diesem Geschäfte widmeten, und es würden demnach jene 80,000 in den Kohlenwerken beschäftigten Leute alle 30 Jahre erneuert werden müssen. Da nun in diesen 30 Jahren dem vorigen nach etwa 3000 durch außerordentliche Unglücksfälle ums Leben kommen, so verlieren mithin etwa vier Procent von denjenigen Leuten, welche sich den Kohlenarbeiten widmen, ihr Leben durch irgend eines jener außerordentlichen Ereignisse. Größer ist ohne Zweifel die Zahl der noch Unglücklichern, welche durch die besagten Unglücksfälle ihre Gesundheit einbüßen und zu Krüppeln gemacht werden. (Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in das Innere von Surinam.

(Schluß.)

Der Director der Pflanzung lieh mir zwei Neger, welche mit den Buschnegern verwandt waren und mich dorthin geleiten sollten; sie hatten Gewehre bei sich, während ich und mein Indianer unbewaffnet waren, dennoch dachte ich nichts befürchten zu müssen, weil der Zustand des Landes ein möglichst geordneter war. Gegen 1 Uhr Mittags erreichten wir die Mündung der Saraîreek, an welcher auf einem Berge das erste Buschnegerdorf liegt. Meine Neger feuerten nun gleich vier Schüsse ab, zum Zeichen, daß ein Weißer sich nähere, und die Felsen und Berge gaben den Knall hundertfach zurück. Wir landeten und stiegen aus dem Boot, um uns von den herbeieilenden Buschnegern empfangen zu lassen. Das Oberhaupt dieses Dorfes überraschte ich, als er gerade im Begriff war, ein Hemd anzuziehen, um, wie er sich ausdrückte, mir zu zeigen, daß er der Capitän sey. Ich versicherte ihm, dieß habe ich schon ohnedieß an seinen edeln Mienen erkannt.

und begann den Männern Branntwein, den Frauen Nähnadeln auszutheilen, worauf sie mich ihrerseits mit Cassavabrod und Eiern bewirtheten. Hier fiel mir zuerst der Unterschied der Anrede gegenüber von dem Europäer auf; in dem Theil des Landes nämlich, das unter specieller Regierung des holländischen Gouvernements steht, redet der Neger den Europäer an: Maßra (Herr), hier ist die Anrede Backra (Weißer) zum deutlichen Zeichen ihrer Unabhängigkeit. Die Sarakreek (Kreek heißt Bach) ist nach westindischen Begriffen ein bedeutender Bach (d. h. etwa so breit als der Rhein bei Mannheim), der sich in vielen Krümmungen gegen Südosten zieht und mit dem Maroni in Verbindung stehen soll. Wenn man denselben von seiner Mündung in den Surinamstrom aufwärts fährt, kommt man in sechs Tagen an einen Waldweg, auf welchem man in drei Tagen auf den Dörfern am obern Maroni herauskommt; ich weiß das von den übereinstimmenden Nachrichten verschiedener Eingeborener und Neger, die ich darum befragte, und ich bin auch deßhalb geneigt diesen Nachrichten Glauben zu schenken, weil es ein Hauptcharakter der westindischen Flüsse ist, durch kleinere Seitenströme im Innern miteinander in Verbindung zu stehen.

Etwa nach einer halben Stunde kamen wir nach dem Dorfe, wo das Oberhaupt des hier wohnenden Buschnegerstammes haust. Dieser, ein stattlicher Neger, empfing mich mit einer Art von selbstbewußtem Ceremoniell, das ihn jedoch nicht hinderte, meinem Branntwein die gehörige Ehre zu erweisen. Seine Mutter, eine uralte Negerin mit schneeweißen Haaren, ließ mich einladen sie zu besuchen, indem Altersschwäche sie hindere zu mir zu kommen. Ich fand sie umgeben von jungen Mädchen auf einer Matte sitzen. Wohl zwanzig Papagaien waren in ihrer Hütte und wurden von den schwarzen Damen gepflegt. Sie schenkte mir ein Körbchen spanischen Pfeffer, und ich säumte nicht ihre Freigebigkeit mit einigen Nadeln zu erwiedern. Die Hütten der Buschneger bestehen eigentlich nur aus vier Pfählen, auf welchen ein Dach von Palmblättern ruht, nur wenige besitzen Wände und sind von besserer Bauart. Ungeachtet Trägheit ein Hauptfehler des Negers ist, so sind doch die Dörfer und Felder der Buschneger bei weitem besser gebaut und angelegt, als die der Indianer. Ich fand hier Orangen, Kokospalmen, Zuckerrohr, selbst Kaffeepflanzungen, und dieß alles hübsch ordentlich von Unkraut gereinigt. Bananen, Maniok, Grundnüsse und Reis wachsen auf ihren Feldern im Ueberfluß, und die Felder sind nach Art der Plantagen behandelt; sicher ist dieß die Frucht der Erziehung, so dieses Volk in seinem Sklaventhum erhalten hat. An jedem Wege, der zum Dorfe führt, stehen roh geschnitzte Abgottsbilder von Holz, worüber eine geheiligte Liane als Bogen ausgespannt ist; an jedem Fruchtbaum beinahe hängen kleine Abgottsbilder und Fetische, um deren Fruchtbarkeit zu vermehren. Ueber die Religionsbegriffe dieses Volkes konnte ich nichts Sicheres erfahren, sie antworteten auf alle meine Fragen ausweichend; vielleicht gelingt es mir später Forschungen darüber anzustellen, welche bei jedem Bekehrungs- und Civilisationsversuch von Nutzen seyn müssen. Gegen 4 Uhr fuhren wir nach einem andern Dorf am Surinamstrom, und das Corrial des Capitäns, mit welchem ich fuhr, war dergestalt mit Negern überfüllt, daß ich jeden Augenblick befürchtete, es möchte sinken. Eine Wasserschildkröte wurde nicht sobald erblickt, als die Neger Jagd auf sie machten; bei ihren Bemühungen aber, sie in das Boot zu ziehen, kam eine solche Menge Wasser herein, daß ohne das augenblickliche Herausspringen mehrerer Neger dasselbe ohne Zweifel gesunken wäre. Das beinahe gänzlich mit Wasser angefüllte Boot wurde, gefolgt von den schwimmenden Negern, ans Ufer gebracht und ausgeleert, worauf man die Reise fortsetzte. Dieser Unfall hätte für mich, der ich nicht schwimmen kann, von übeln Folgen seyn können, aber auf meine schwarzen Reisegesellschafter machte er so wenig Eindruck, daß sie fast keinen Augenblick ihren lärmenden Gesang unterbrachen. Bei unserer Ankunft zog uns beinahe das ganze Dorf entgegen; man veranstaltete, angeblich mir zu Ehren, einen Tanz. Ein Mann und eine Frau, von Mädchen umgeben, die durch Gesang und Geklapper mit harten Nüssen den Gesang unterstützten, drehten sich in allerlei oft keineswegs den Anforderungen auch roher Aesthetik entsprechenden Gebärden herum. Die einzige Unterbrechung in diesem Tanze, der von verschiedenen Paaren ausgeführt wurde, machte der Rum, dem sie so fleißig zusprachen, daß seine Wirkung bald an dem ganzen Ballpersonal wahrgenommen werden konnte.

Ich benutzte die günstige Tageszeit, um mit meinem Indianer Insecten zu suchen; als es aber gegen Abend ging, fand ich meine zwei Neger auf meine Aufforderung, jetzt nach Victoria zurückzukehren, sehr schwierig, denn der Aufenthalt bei ihren freien Landsleuten hatte den armen Teufeln nur zu gut behagt, als daß sie ohne Widerrede mir gehorchen mochten. Sie bestürmten mich im Verein mit den Buschnegern, die Nacht hier zuzubringen, man wollte mir ein ganzes Haus einräumen, mir alle ordentlichen Bequemlichkeiten verschaffen und mich den andern Morgen feierlich begleiten; der Capitän stellte mir vor, wie gefährlich es sey, mit den beiden keineswegs nüchternen Negern in dem kleinen Corrial über die reißenden Plätze des Stromes zu fahren, es wäre ein Wunder, wenn ich in diesem Fall glücklich den Posten erreiche; allein ich hatte mir fest vorgenommen, Abends wieder zurückzukehren, und war entschlossen, die beiden Neger zurückzulassen und allein mit meinem Indianer zurückzugehen. Ich erklärte ihnen meinen Entschluß und dieß wirkte, denn einerseits hatten die beiden Negersklaven Strafe zu erwarten, wenn sie ohne meine Erlaubniß bei den Buschnegern blieben, andrerseits durfte das Oberhaupt nicht ohne schwere Verantwortung diesen Negern einen längern Aufenthalt gestatten. Da ich es jedoch nicht räthlich fand, die beiden Schwarzen in mein Corrial aufzunehmen, so ließ ich mir für sie ein zweites Boot geben und fuhr mit meinem Indianer voraus. Als die Neger sahen, daß es mir Ernst sey, füllten sie unsere Boote mit Früchten an, und begannen bei unserer Abfahrt zu jubeln und zu schießen, daß es von allen Bergen widerhallte. Eine Nacht, in welcher der Zauber eines tropischen Mondscheines vereint mit dem Flimmerlicht der Laternenträger das Wasser erhellte, wo die Cicaden, Frösche, Uhus, Ziegenmelker und andere nächtliche Thiere sich zu einem zwar nicht reizenden, aber grotesken Concerte vereinigten, ließ uns auf der Rückreise nach Victoria die Gefahren vergessen. Von dort ging ich den halben Weg, den ich gekommen, aber weit rascher nach der Hauptstadt zurück, reich mit Schätzen beladen, welche mir die üppige Natur spendete, und eben so reich an manchen Erfahrungen, welche mir bei spätern Reisen zu Statten kommen sollen.

Das serbisch-dalmatinische Magazin, das zu Zadra erscheint, enthält in seinem vorjährigen Jahrgang eine Menge auf Dalmatien und die Nachbarländer, namentlich Bosnien und Herzegovina, bezügliche Artikel, worunter eine Beschreibung dieser beiden Länder und eine Reise durch die Herzegovina nach Fonizza besonders zu bemerken. (Dennica warsch. Jul.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1843.

Sklaverei der Indianer in Merico.

(Le Mexique. Souvenirs d'un voyageur. Von Isidor Löwenstern.)

Die Indianer genießen in mehrern Theilen Merico's eine mehr illusorische als wirkliche Freiheit, von der man indeß laut genug spricht, um die Vortheile der Unabhängigkeit des Landes zu rühmen. Die Sklaverei der Neger ist durch das Gesetz abgeschafft, aber gewisse Bestimmungen des Gesetzbuches machen es möglich sie durch eine andere Dienstbarkeit zu ersetzen, die namentlich auf den Indianern lastet. Es besteht ein Gesetz in Merico, das den durchaus besitzlosen Schuldner zwingt seine Schuld durch Arbeit für den Gläubiger abzutragen, bis der Taglohn, den er erhalten sollte, sich auf die Schuldsumme belauft. Dieß Gesetz, das dem Weißen so gut gilt wie dem Indianer, wird auf den erstern nie angewandt, wohl aber gegen den Indianer, besonders in den Departements Chiapas, Tabasco u. s. w., und dieser gibt sich auch aus Leichtsinn und Einfalt dazu her. So entstand eine Dienstbarkeit, die sich auf Generationen fortpflanzt.

Jeder Eigenthümer einer Hacienda unterhält eine gewisse Anzahl indianischer Familien, die er zwingt ausschließlich für ihn zu arbeiten, und die er mit der größten Strenge behandeln und selbst strafen kann. Wie in andern Ländern, wird auch in Merico der Indianer durch die Noth in diesen Zustand von Dienstbarkeit gebracht. Er ist frei in seinem Dorf oder in seinen Wäldern, gewinnt hier aber nur das streng Nöthige, und er ist allzu sorglos, um an künftige Fälle des Bedürfnisses zu denken. Er kann also keine unvorhergesehene Ausgabe bestreiten, und namentlich im heurathsfähigen Alter sieht er sich genöthigt Anlehen zu machen. Zur Heurath braucht er 20 Pesos für den Pfarrer und die Ausfertigung des Zeugnisses, und 10 Pesos für das Hochzeitfest; um diese 30 Pesos sich zu verschaffen, wendet er sich an den Eigenthümer einer benachbarten Hacienda, der ihm das Geld vorstreckt, wogegen sich der Indianer verpflichtet ihm für drei Pesos monatlich zu dienen. Der Indianer glaubt nun seiner Rechnung nach in zehn Monaten seine Schuld getilgt zu haben, und gedenkt seine Freiheit nur für diesen Zeitraum aufzuopfern. Er schließt seine Heurath, und läßt sich bei demjenigen, der nun sein Herr geworden ist, mit seiner Frau nieder, die man nöthigt, ihn in seiner Arbeit zu unterstützen, ohne daß sie den mindesten Lohn erhält. Man gibt ihnen ihre ärmliche Nahrung und die nöthigsten Kleidungsstücke, und nach 10 Monaten glaubt sich nun der Indianer seiner Schuld entledigt; jetzt beweist man ihm aber, daß er, so weit entfernt davon, dieselbe getilgt zu haben, sie vielmehr verdoppelt hat durch die Kleidungsstücke, die Nahrung und Wohnung, die nicht im Contract ausbedungen waren. Er muß also bei seinem Herrn bleiben, die Schuld vermehrt sich nun fortwährend durch Zufälle, durch Krankheiten, namentlich aber durch Feste, welche der Indianer bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Taufe seiner Kinder, zu geben sich nicht enthalten kann. Indeß versucht er niemals zu fliehen, da er durch die Anhänglichkeit an den Boden auf dem er geboren wurde, zurückgehalten wird, und da jede Reclamation bei dem Richter, der stets im Interesse des Eigenthümers ist, nichts fruchtet, so wird er endlich unempfindlicher gegen seinen Zustand, gewöhnt sich ans Joch, ohne indeß die Hoffnung aufzugeben sich eines Tages zu befreien. Sobald er Kinder hat, läuft er zu seinem Herrn und verpfändet die Arbeit derselben, in der Hoffnung, dadurch sich früher seiner traurigen Lage zu entziehen; gewöhnlich aber endet diese nur mit seinem Leben. Obgleich die Frau des Indianers allein für die Schulden des Mannes verantwortlich ist, und nicht seine Kinder, so bleiben diese doch nicht minder im Zustande der Dienstbarkeit unter demselben Vorwande wie ihre Eltern.

Nur mit Schwierigkeit habe ich diese Thatsachen gesammelt, da die Mericaner solche nicht zugestehen wollen; diese Art von Sklaverei aber ist nur allzu stark constatirt und verdient um so mehr diese Bezeichnung, als der Herr die über den Indianer erworbenen Rechte abtreten kann an wen er will, im Fall nicht der Indianer selbst eine Stelle findet bei einem andern Herrn, welcher seine Schuld zahlt und dadurch seine Dienste erkauft. Der Indianer kann, wie der Sklave in der Havana, manchmal einen vier- bis achttägigen Urlaub verlangen, um einen andern Herrn zu suchen.

Die Collieries von New-Castle.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiter theilen sich in folgende Classen: die Hauptarbeiter sind die sogenannten „Hewers" (Hauer), welche die Kohlen mit sogenannten „Pickares" (Hauen) losschlagen oder auch unter Umständen mit Pulver sprengen. Dieß sind gewöhnlich Männer im besten und kräftigsten Alter.

Die Kohlen, welche diese Hewers losbringen, werden dann von einer zweiten Arbeiterclasse, den sogenannten „Putters" (d. h. Setzer, Bringer), durch die kleinen Gänge zu den größeren horizontalen Stollen gebracht, wo sie durch Pferde weiter befördert werden zu den Schachten. Die Arbeit dieser Putters ist eine der sauersten; denn da die Kohlenschichten in der Regel nur wenige Fuß dick sind, und da man es natürlich nicht vortheilhaft findet die Gänge höher und tiefer auszuarbeiten als die Kohlen gehen, so bleiben jene Gänge in der Regel außerordentlich niedrig, und jene Putters sind daher oft gezwungen bei der Verrichtung ihrer Arbeit, eben jener Weiterbeförderung der Kohlen, den ganzen Tag lang buchstäblich auf allen Vieren hin und her zu kriechen; zuweilen ziehen sie so kriechend den mit Kohlen beladenen Karren an einem Stricke hinter sich her. In der Regel aber schieben sie diesen Karren in gebückter Stellung vor sich hin.

Da wo die kleinen engen Gänge aufhören und die größern Gänge der sogenannten horseways (Pferdewege) beginnen, werden die Kohlen auf die Wagenzüge (the trains oder rolleys) gesetzt, welche sie dann völlig zum Schacht hinanbringen. Die Leute, welche sie hier in den Horseways empfangen, heißen „the cranemen" (die Krahnmänner); dieselben haben weiter nichts zu thun als die Kohlenkörbe mit Hülfe eines Krahns auf die Wagenzüge zu setzen. Die Wagenzüge werden von Knaben von 12 bis 14 Jahren geleitet, welche die „rolley-drivers" genannt werden. Diese kleine Knaben verunglücken, wie man mir sagte, sehr oft, denn da sie auf ihren einförmigen Reisen in den dunkeln unterirdischen Gängen oft einschlafen und dann von ihren knappen Sitzen herunterfallen, so gerathen sie dabei unter die Räder der schweren Wagen und kommen so um.

An dem Schachte selbst alsdann erscheinen die „Onsetters" (die Ansetzer), welche die Kohlenkörbe an den „hook" (Haken) setzen, durch den sie dann vermittelst einer oben befindlichen Maschinerie mit Ketten oder Stricken in die Höhe gebracht werden.

Die genannten Arbeiterclassen sind nun eigentlich die wichtigsten, da durch sie der Hauptzweck des ganzen Werks, die Lostrennung und Ausförderung der Kohlen betrieben wird. Außer ihnen kommen aber noch eine Menge anderer Arbeiter vor, welche man als Hülfs- oder Nebenclassen bezeichnen kann. Dieß sind zunächst die sogenannten „shifters," welche die Wege repariren und die Gänge reinigen. Bei der bröcklichen Textur der Kohlen werden natürlich überall eine Menge kleiner Bröckeln zerstreut; sie nennen diese Bröckeln „small coal," und man berechnet, daß der Verlust durch diese Bröckeln (the loss by small coal) wenigstens ein Viertel der ganzen losgebrachten Kohlenquantität beträgt.

Eine sehr wichtige und eigenthümliche Classe von Kohlenleuten sind die Thürhüter und Thürschließer. Dieselben sind bei den unzähligen Thüren und Klappen (trap-doors), die es in den Kohlenwerken gibt, angestellt, und haben weiter nichts zu thun, als wenn es nöthig ist, dieselben zu öffnen und wieder zu schließen; sie werden daher auch „trap-door-keepers" oder kurzweg „trappers" genannt. Da die Arbeit sehr leicht ist, so sind es gewöhnlich nur kleine Knaben von 8 bis 10 Jahren, die aber unter strenger Aufsicht stehen.

Die Wichtigkeit dieser letzten Arbeiterclasse geht aus der Wichtigkeit des Luftzuges (der Ventilation) in den Kohlenwerken hervor: der bösen Gase wegen, „the foul air," wie die Leute sie hier nennen, muß ein beständiger Luftzug in den Kohlenwerken unterhalten werden. Und um diesen Luftzug zu reguliren und in gehöriger Stärke zu erhalten, muß man natürlich eine Menge Nebengänge und Räume, in denen die Luftströmung sich verlieren könnte, abschließen. Zu gleicher Zeit aber darf man doch auch den leichten Personenverkehr im Innern nicht unterbrechen, und jene Abschließung geschieht daher nicht immer durch Vermauerung, sondern durch Thüren, welche jene Trappers öffnen und schließen. Da, wo zur Leitung des Luftzuges Mauern aufgeführt werden, nennen sie diese Mauern „stoppings," die Schachtabtheilung, in welche die Luft hinabgeht, heißt der „downcast," und die in welche sie hinaufgeht „the upcast."

Alle die genannten Arbeiter zusammen genommen, heißen die „pitmen," „die Schacht- oder Minenmänner;" sie, die under ground Arbeiter, sind verschieden von denen, welche above ground arbeiten. An ihrer Spitze stehen die „overmen" (Obermänner), die „underviewers" (Unter-Inspectoren), und endlich als das Haupt des Ganzen der „viewer" (Inspector), der auch „agent" (Agent) oder „engineer" (Ingenieur) genannt wird.

Die overmen und underviewers haben das Kohlenwerk beständig zu überschauen und den Arbeitern ihre Befehle zu geben. Insbesondere aber haben sie nachzusehen, ob jeder Raum gehörigen Luftzug hat (if it is properly ventilated), bevor die Arbeiter hineingehen; vor allen Dingen aber haben sie solche außerordentliche und schwierige Arbeiten zu leiten, wie es das Setzen oder Wegnehmen der Stützen ist. Bei der Anlage eines Kohlenwerks läßt man nämlich anfangs als Stütze des Dachs (the roof) große viereckige Massen als Pfeiler stehen, um die man mit den auszuhöhlenden Gängen herumgeht. Wenn man aber später auf diese Weise an das Ende des Kohlengebietes gekommen ist, so wünscht man dann natürlich auch diese Pfeiler zu benutzen und herauszuschaffen. Es treten alsdann an ihre Stelle Stützen „props" genannt, und natürlich ist es sehr wichtig, diese Stützen, welche in Zukunft das Dach vorläufig tragen sollen, richtig zu wählen und zu setzen, ein Geschäft, was den overmen zu Theil wird.

Ist eine Kohlenschichte oder eine Partie derselben auf diese Weise ganz ausgehöhlt und weggebrochen, so nimmt

man dann auch diese Stützen wieder weg und läßt dann das Ganze zusammenstürzen. Mir sagte jemand, dieses Herabstürzen des Daches würde von den Arbeitern selbst herbeigeführt und geleitet, indem die Stützen allmählich weggezogen würden. Es wäre aber auch möglich, daß sie den leeren Raum bloß vermauerten und das Hinabstürzen dann später von selbst erfolgen ließen.

Durch diese Zusammenstürzungen des Dachs der Kohlenwerke werden dann auch die Veränderungen auf der Oberfläche der Erde veranlaßt, auf die ich oben hindeutete. Da die obern Erdschichten natürlich nicht alle so gleichmäßig hinabsinken, wie sie aufgeschichtet liegen, sondern da die Höhlungen durch Trümmer und Bröckeln gefüllt werden und also viele Lücken bleiben, so ist der Einfluß eben nicht so groß. Es wurde mir ein Fall erzählt, wo das Dach einer 6 Fuß tiefen Höhlung eines Kohlenbetts eingesunken, der Boden aber nur um 2 Fuß tief nachgesunken war; doch hängt dieß natürlich alles von localen Umständen ab. Wir bemerkten oben mehrere Vertiefungen in den Feldern, die durch solche Einsinkungen entstanden waren, so wie auch eine Kirche, deren Mauer in Folge einer solchen Einsinkung geborsten war.

Das tiefste Kohlenwerk von dem ich hörte, sollte 280 Faden (fathoms) tief seyn; allein so tief dennoch diese Werke in die geheimnißvollen Eingeweide unseres Sternes hinabsteigen und so reich sie auch an bösen Lüften und andern wunderbaren und unerforschten Erscheinungen sind, so haben doch diese englischen „pit-people“ keine solchen hübschen Sagen und abergläubischen Erzählungen von Wünschelruthen, von Koboldeu und Berggeistern erfunden, wie die es sind, mit denen sich unsere deutschen Bergleute herumtragen. Es ist dieß bemerkenswerth, und diese geisterlosen Bergwerke helfen einem den verständigen, gesunden und phantasielosen Charakter des englisches Volkes deuten.

Die Kohlen sind natürlich sowohl ihrer Größe als ihrer innern Qualität nach von sehr verschiedenem Gebrauch und Bestimmung. In der Regel ist hier bei New-Castle wenigstens die Kohle aus den mittleren Kohlenschichten die beste. Sie nennen sie daher auch „the Maincoal“ und unterscheiden von ihr die „top Coal“ (die Gipfel-Kohle) und die „bottom Coal“ (die Grundkohle). Eine Art von Sonderung und Classificirung wird gleich oben in der Nähe des Coal Pits vorgenommen. Es ist eine Art von Sieben, durch welche sie die Kohlen ihrer Größe nach sondern, in „round coals“ „small coals,“ „Beans“ (Bohnen) und verschiedene andere Classen. Auch werden hier gleich diejenigen, zum Verbrennen untauglichen fremden Stoffe oder mit fremden Stoffen gemischten Kohlen herausgesucht. Diese fremden Stoffe finden sich bei den Kohlenlagern in den sogenannten „Bands“ oder Adern, von denen sie durchsetzt und durchbrochen sind. Es kommen darin besonders viele Schwefelkiese („Pyrites“) vor; diese Schwefelkiese sind oft auf eine wunderbare Weise mit den Kohlen gemischt, scheinen ihnen eingespritzt zu seyn, oder durchschimmern sie in feinen metallisch glänzenden Fäden, Strahlen und Blättern. Die gemeinen Arbeiter nennen solche von Schwefelkies durchzogene und unbrauchbare Kohlenstücke wegen ihres metallischen Glanzes „Brasses“ (Kupferstücke). Andere fremde Stoffe, insbesondere Trapp, enthalten die „Dykes“ oder „Dikes,“ die vulcanischen Spalten, welche durch die Kohlenschichten und durch das ganze Erdreich gehen, und welche dann nachher wieder mit Trapp oder Basalt ausgefüllt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Dritter Abschnitt.

Rückreise aus Buenos-Ayres über Goya nach Corrientes.

Ich blieb in Buenos-Ayres nur zehn Tage, bis ich mich hinreichend mit Geld versehen hatte, und reiste dann in meinem alten schweren, von sechs Pferden gezogenen und von vier Postillons geleiteten Wagen ab, in Begleitung eines wunderlichen Dandy, Namens Philipp Parkin, der in Buenos-Ayres eine curiose Rolle gespielt und sich allenthalben dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt haben würde, wenn nicht die Gutmüthigkeit, womit er über sich selbst lachte, den Spott abgewendet hätte. In Santa Fé traf auch mein Freund Tuckerman, dem ich gleichfalls Geld zu bringen hatte, wieder bei mir ein, und bald langten wir ungefährdet in Goya an. Die Schnelligkeit, womit wir unser Gold und unsere Waaren, zwar vorsichtig, aber mit nicht spärlicher Hand verbreiteten, hatte die Wohlfahrt und Sicherheit der Provinz in wenig Monaten außerordentlich gehoben. Im August oder September 1815 lag noch alles wüste und verödet unter der verderblichen Herrschaft der Artiguenos-Räuber, und im folgenden Januar waren eine Menge Estancias wieder in Ordnung, die herumstreifenden Gauchos in nützliche Arbeiter und Viehzüchter umgewandelt, und die Spuren der Verwüstungen verschwanden immer mehr. Ich mußte jetzt um mannichfacher Anordnungen willen nach Corrientes, und da ich voraussah daß ich häufig zwischen beiden Orten würde hin und her reisen müssen, so war ich darauf bedacht, dieß in einem Tage thun zu können. Auf der gewöhnlichen Poststraße war dieß nicht möglich, denn hier waren die Pferde zu mittelmäßig und ihre Herbeischaffung kostete oft viel Zeit. Aber zwischen beiden Orten war jetzt eine ununterbrochene Linie von Estancias in vollem Gang unter der persönlichen Aufsicht ihrer Eigenthümer, die alle so zu sagen in unserem Solde waren. Wenn ich ihnen nun Nachricht gab, an welchem Tage ich aufbrechen wollte, so hielt jeder zwei oder drei seiner besten Pferde für mich gesattelt und einen Führer in Bereitschaft; so war ich in den Stand gesetzt, die 52 Leguas in Einem Tage, freilich nicht ohne große Anstrengung, zurückzulegen.

Ich blieb zwei Tage zu Goya, empfing die Besuche der Estancieros, bezahlte ihre künftig zu liefernden Häute mit guten spanischen Dublonen, und erfreute mich an den knarrenden Rädern der Wagenzüge, welche für uns frei ankamen. Endlich brach ich mit Tuckerman und Parkin auf, mußte aber diesen zu lieb den Weg nach Corrientes in zwei Tagen machen, schickte Nachricht von unserer Ankunft nach dem Posthause voran, wo wir über Nacht bleiben sollten, und fand auch daselbst bei unserer Ankunft alles in Bereitschaft. Die Bewohner des Hauses bestanden aus einer noch raschen Wittwe, obwohl schon über die fünfzig

hinaus, vier in Anbetracht ihrer Halbblütigkeit ziemlich hübschen Töchtern, zwei Söhnen, mehrern Peons, einem halb Dutzend großer Hunde und unzähligen Enten und Hühnern. Der Rancho bestand aus zwei Zimmern, wovon das eine groß genug war, um den Gästen zum Empfang- und Schlafzimmer zu dienen; das andere war bloß ein enger Raum ohne Oeffnung für Licht und Luft, als bloß durch den Saal. Längs den Mauern dieses letztern hingen Calebassen und Pferdegeschirr, während irdene Töpfe und Pfannen, ein kupferner Matehafen zwei oder drei Bratspieße, ein Stein zum Schärfen der Gauchomesser und ein halb Dutzend Ochsenschädel um das flackernde Holzfeuer herumstanden, über welchem die zum Abendessen bestimmten saftigen Asados hingen. Rechts stand eine Olla oder großer Topf mit einem gewöhnlichen Gericht des Landes, das Puchero heißt und aus Ochsenfleisch, Kürbissen und Bohnen besteht; er war gerade im Kochen, eine der Töchter des Hauses schäumte ihn ab mit einer großen Muschel, und warf alles theils auf dem Boden umher, theils auf die Beine aller derjenigen, die sich nicht klüglich außer dem Bereich hielten. Umher gingen der Mate und die Papiercigarren, der Guitarrista ergriff die Guitarre und accompagnirte sich selbst in einem der einheimischen Tristes. Die Hunde streckten sich hinter den Ochsenschädeln aus, auf denen bald die Bewohner des Hauses, bald wir selbst saßen. Die erstern sahen schläferig dem kommenden Mahl entgegen, denn da sie sich schon im Corral mit rohem Ochsenfleisch gesättigt hatten, so kümmerten sie sich wenig darum, dasselbe Fleisch auch noch einmal gebraten zu essen.

Hr. George Tuckerman war betroffen über den barbarischen Anstrich der Scene, Don Felipe (Hr. Parkin), minder mercurialisch oder minder beobachtend, weidete seine Nase an dem herrlichen Geruch der Asados, suchte seinen Appetit durch den Genuß von einigen Oliven zu reizen, und warf da und dort einen verstohlenen Blick auf eine der brünetten Töchter der Wirthin. Auch versuchte er einige unverständliche Worte in spanischer Sprache, die ein Anlauf zu galanter Unterhaltung seyn sollten; statt aber sich ein Thürchen im Herzen einer der Donnas zu öffnen, erweckte er nur allgemeines Gelächter. Bei seiner Gutmüthigkeit lachte er aber selbst am lautesten mit über die Scherze, die er nicht halb verstand, und als später der Guitarrero ihn mit seinen Liebesbewerbungen aufzog, war Don Felipe der glücklichste Mann in der Gesellschaft. Die Guitarreros von Südamerika haben alle, wie die italienischen Buffos der niedern Classe, mehr oder minder Geschick im Improvisiren, dabei fehlt es ihnen nicht an Witz und Auffassung der Charaktere, was dem Guitarrero hier um so leichter gelang, als Don Felipe's Wesen mit dem ihrigen in so auffallendem Contrast stand; die Darstellung endete mit Gesticulationen, die den Guitarrero als einen ausgezeichneten Mimiker zeigten.

Selbst Hr. George Tuckerman, so wenig er spanische Verse verstand, rieb sich die Hände, vergaß ganz seine gewohnte würdige Haltung, ließ seiner Munterkeit freien Lauf, küßte seine Finger, streckte dann den Arm aus, zog dann die Hand wieder zurück an den Mund und rief: vortrefflich! Inzwischen wurde das Abendessen fertig; einige sprachen mit Muscheln dem Puchero zu, die meisten aber schnitten mit ihren blinkenden Messern in den Asado hinein. Keiner hatte einen Teller, jeder hielt sein Stück Rindfleisch zwischen den Fingern. Die Gauchos und die Damen tranken nichts als Wasser, die englischen und amerikanischen Reisenden waren weniger enthaltsam, aber allzu höflich, um nicht auch den Hausleuten anzubieten, die jedoch nur schwach zusprachen.

Endlich wurden die Anstalten zum Schlafengehen gemacht, Hamaks aufgehängt und Ochsenhäute auf dem Boden ausgebreitet. Die alte Dame wies mir als altem Freund, der schon oft dieses Weges gezogen war, einen Hamak in dem Saal bei der Familiengruppe an. Nicht so erging es Don Korkey *) und Don Felipe. Für zwei weitere Hamaks war kein Raum, auch keine Geneigtheit vorhanden, an einem Orte, wo so viele Frauenzimmer schliefen, noch mehr Fremde zuzulassen. Auf dem Boden war auch kein Platz mehr, denn die Gauchos, die Hunde und ein mächtiger Aschenhaufen nahmen den Raum ein; so mußten die beiden mit schlecht verhehltem Zorn eine Unterkunft in der finstern Nebenkammer suchen. Vor der Thüre zu schlafen, war es zu kalt, in der Kammer schien es ihnen zu heiß, nach gehaltener Berathung aber kamen sie überein, daß es besser sey zu schwitzen als zu frieren und so ließen sie sich in Gottes Namen in die Kammer einschließen. Beide Herren hatten aber im Laufe des Abends ihren Genever- und Cognacflaschen so gut zugesprochen, daß sie um Mitternacht beide sich erhoben, um Wasser gegen den brennenden Durst zu suchen. Das fand sich aber nicht, und so lärmten sie dann an der kleinen Thüre, die sie von dem Saal trennte, und riefen so laut, als ihre ausgetrockneten Kehlen zuließen: agua! agua! Die alte Dame und ihre Töchter geriethen in Unruhe, die Hunde bellten, die Hühner kackelten und die Gauchos sprangen auf, überzeugt, daß man etwas Schlimmes im Schild führe. Meine Vorstellungen waren vergebens; sie packten den gutmüthigen Don Felipe und den cholerischen Amerikaner am Kragen, stießen sie vor die Saalthüre hinaus, gaben jedem ein paar Häute, um darauf zu schlafen, einen Wasserkrug, ein Licht für ihre Cigarren und wollten nun von keiner weitern Nachsicht hören. Alles Sträuben, alle Vorstellungen, alles Fluchen half nichts, sie waren und blieben draußen; Don Korkey, der sich vor den Tigern fürchtete, wollte nicht schlafen, ging wie eine Schildwache auf und nieder und schlürfte an Don Felipe's Branntweinflasche. Endlich aber wurde alles still, und als ich am andern Morgen hinausging, besorgt, was meine Freunde wohl machen möchten, fand ich das edle Brüderpaar auf ihren Häuten ausgestreckt, die Schnurrbärte mit Thau benetzt und den Leib mit einem Poncho zugedeckt.

Eine Nacht thut Wunder, um die aufgeregten Geister zu beruhigen, und alles sammelte sich ziemlich versöhnt um das Frühstück. Ich sagte der Wirthin und ihren Leuten ein herzliches Lebewohl, Don Korkey aber und selbst Don Felipe, obgleich, wenn auch unschuldig der angreifende Theil, konnten sich nicht dazu entschließen. Nicht so die Wirthin; sie wünschte ihnen „buen viage,“ und empfahl ihnen lächelnd, künftig einen Wasserkrug an ihren Hamak zu stellen. — Am Abend kamen wir in meiner Wohnung zu Corrientes an.

(Fortsetzung folgt.)

Lebhaftigkeit des Liverpooler Hafens. In der Woche vom 14 bis 21 Oct. befanden sich im Hafen von Liverpool, abgesehen von Dampfschiffen und den gewöhnlichen kleinen Flußfahrzeugen, nicht weniger als 762 Schiffe. Zu gleicher Zeit waren über 200 Schiffe in Ladung nach fremden Häfen. (Examiner vom 21 Oct.)

*) So nannte man spöttisch Hrn. Georg Tuckerman, da derselbe das spanische „Don Jorge“ immer so aussprach.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1843.

Innere Bewegungen in der Türkei.

Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Glaube an die Macht der Türkei nicht mehr groß, und doch überraschte sie noch mehr als einmal die Welt durch ihre Anstrengungen und ihren glücklichen Widerstand. Noch lag das Geheimniß ihrer Schwäche und ihrer Stärke lange nicht in dem Maaße vor den Augen der Welt, wie die letzten zehn, ja die letzten drei Jahre gezeigt haben; ihre Stärke lag immer noch darin, daß sie die verschiedenen europäischen Völkerschaften in eifersüchtiger Spannung auseinander hielt, und doch noch über ihr Geld so wie großentheils auch noch über ihre Menschenkräfte gebot. Ihre asiatischen Truppen waren, wenn auch da und dort meuterisch, doch stets dem Islam getreu, und dienten als nachhaltige Kraft, wo die europäischen Truppen nicht ausreichten. Im Laufe der letzten 20 Jahre hat sich aber die Sache in der Art verschlimmert, daß die Pforte jetzt stets ihre asiatischen Truppen auf den Beinen halten muß, um in den europäischen Provinzen nur einen Schein von Herrschaft zu behaupten. Dieser Stand der Dinge zehrt die letzten Kräfte des Reichs schneller und immer schneller auf: der Islam Kleinasiens soll die wachsende Christenmacht Europa's in Unterwürfigkeit halten, denn das alternde Reich kann von seinen islamitischen Grundlagen nicht mehr abgehen, und alle die einzelnen Versuche eine größere Gleichstellung der Christen und Moslems zu bewirken und dadurch die türkische Herrschaft in Europa auf etwas anderes als die rohe Gewalt zu stützen, haben sämmtlich fehlgeschlagen. Der schlaue Ali Pascha von Janina erkannte richtiger als vielleicht irgend einer diese schwache Seite der Pforte, und seine Plane gingen sichtlich dahin, sämmtliche christliche Völker der europäischen Türkei zu einem Bund gegen die Pforte zu vereinen. Daher die ungeheuren Anstrengungen, welche diese zu seiner Vernichtung machte, und daher auch das zur Zeit des ersten griechischen Aufstandes so häufig verbreitete Gerücht, Ali Pascha sey unter dem Namen Alexander zum Christenthum übergetreten.

Ohne Ali Pascha's Plane, die den Führern und Leitern des ersten griechischen Aufstandes kein Geheimniß seyn konnten, wäre letzterer eine gränzenlose Thorheit gewesen, ja man kann vielleicht die etwas parador klingende, aber darum noch nicht unwahrscheinliche Behauptung aufstellen, daß der griechische Aufstand den Fall der Türkei verzögerte, indem er Ali Pascha's schnellern Sturz herbeiführte. Der christliche Aufstand der Griechen empörte die ganze moslemitische Welt, während der Aufstand eines türkischen Pascha letztere noch lange Zeit indifferent gelassen hätte. Der innere Zusammenhang des griechischen Aufstandes mit dem Ali Pascha's — ein Zusammenhang, der sich selbst in den Begebenheiten der Moldau und Wallachei mehrfach bis auf die Einzelnheiten hinaus fühlbar machte, ist noch immer mit einem Schleier bedeckt, noch mehr aber die Wechselwirkung beider auf den Gang der Ereignisse.

Die Anfänge der griechischen Revolution, die Stiftung der Philomusen-Vereine zu Athen, schon im Jahre 1815, die spätere Entwicklung der Hetairie sind als bekannt vorauszusetzen. Aber der Gedanke, der in einigen griechischen Köpfen gespukt und den Westeuropa in schlau genährter alterthümelnder Sentimentalität aufgefaßt, nämlich die Einsetzung eines neuen griechischen Reichs an die Stelle des türkischen, ist der bodenloseste, welchen man sich denken kann, und konnte nur auf dem Felde gänzlicher Unbekanntschaft mit den innern Zuständen der Türkei entstehen. Die Griechen, höchstens drei Millionen Seelen stark, im eigentlichen Griechenland, in Epirus, Thessalien, Macedonien, Rumelien, auf den Inseln und dem Festland Asiens zerstreut, gewiß nur zum geringen Drittel Ackerbauer, konnten sicherlich in sich selbst die Mittel zu einem solchen Unternehmen nicht finden, das selbst dem griechischen Reich in seiner Blüthe zu schwer gewesen war. *) Allerdings waren die Griechen das schlaueste und gewandteste unter den fünf Völkern der europäischen Türkei, ihre Gesittung hatte der Religion und der Geistesrichtung der an-

*) Das römische Reich war allerdings einige Jahrhunderte im Besitz der Donauländer, aber das griechische seit dem Einbruch der gothischen Völker, die den slawischen die Bahn gebrochen und den Weg gezeigt, niemals.

dern großentheils den Stempel aufgedrückt, aber die Türken bedienten sich ihrer nur als willige und gelehrige Werkzeuge, um die andern christlichen Völker desto sicherer in Abhängigkeit und Sklaverei zu erhalten. Die griechischen Hospodare der Moldau und Wallachei und die griechischen Bischöfe Bulgariens waren nichts als so viele Pächter türkischen Landes, von dem sie einen hohen Pacht an die Pforte und die Großen des türkischen Reichs entrichteten, um sich dadurch die Erlaubniß zu erkaufen, diesen Pachtschilling mit Wucherzinsen von den Einwohnern dieser Länder wieder zu erpressen. Wie bodenlos und unmöglich die Idee einer Wiederherstellung des griechischen Reichs oder vielmehr die Errichtung desselben auf den Trümmern des türkischen war, zeigt sich am deutlichsten aus dem Umstand, daß in demselben Augenblick, wo Alexander Ypsilanti seine hochtönenden Proclamationen erließ und in die Moldau und Wallachei einbrach, Theodor Wladimiresko gegen die unerträglich gewordene Tyrannei der griechischen Fürsten aufstand. Milosch ward von Ypsilanti aufgefordert sich dem griechischen Unternehmen anzuschließen, gab ihm aber nicht im mindesten Gehör; in Nischa ward der griechische (nicht bulgarische) Erzbischof nebst drei vornehmen Bulgaren aufgeknüpft, und die ganze Bewegung hatte dort ein Ende; in Macedonien gab es zu Seres, jedoch erst nach Hinrichtung des Patriarchen Gregor, einige Unruhen, und etliche Griechen flüchteten auf die Inseln, von wo sie sich mit den gr chischen Insurgenten in Thessalien in Verbindung setzten; aber die Serben und Bulgaren Macedoniens blieben ruhig. Nur in Montenegro setzte sich das von außen her geleitete Volk mit Ali Pascha in Verbindung und nöthigte dadurch die umwohnenden Paschas die Truppen gegen sie statt gegen den Hauptfeind Ali Pascha zu senden; kurz der griechische Aufstand fand unter den übrigen Völkern der Türkei keinen Anhang, er wurde allenthalben, das eigentliche Griechenland ausgenommen, im Blute erstickt, und wäre ohne die Dazwischenkunft Europa's auch hier zuverlässig untergegangen. Aber dieses hielt den Aufstand auch nach Ali Pascha's Fall; in den vergeblichen Bemühungen ihn zu unterdrücken, erschöpfte die Pforte ihre Kräfte, andere Unfälle, namentlich der Krieg mit Mehemed Ali, kamen hinzu, und so wurde allmählich die Schwäche des türkischen Reichs den christlichen Völkern gegenüber offenbar, aber keines von diesen kann eine Suprematie über die andere ansprechen, darum ging jedes seinen eigenen Gang, und wir können deßhalb mit Beseitigung Griechenlands, das seine Existenz fremder Hülfe verdankt, den Entwicklungsgang der einzelnen Provinzen, namentlich in den letzten 20 Jahren, verfolgen.

Die Collieries von New-Castle.

(Fortsetzung.)

Wie die englischen Kohlen sich als vorzüglicher Brennstoff vor den Kohlen Belgiens, Frankreichs und Deutschlands auszeichnen, und so wie die New-Castler glauben, daß ihre Kohlen wiederum unter den englischen sich hervorthun, so gibt es auch wieder unter den New-Castler Kohlen viele, die sich unter diesen zu gewissen Zwecken besonders empfehlen. Die welche zusammenschmelzen, viel Schlacken geben, und die in diesen Schlacken die Gluth lange hinhalten, sind für häusliche Zwecke, für das Kamin besonders geeignet, die hingegen welche nicht zusammenschmelzen, und nur ein kleineres Residuum geben und in Asche zerfallen, sind für Maschinen vorzugsweise brauchbar. Jene nennt man die „Houshold-coals," diese die „Steam-coals." Die „Westhartley-coals" sind als Dampfkohlen in der ganzen Welt berühmt; diese Kohlen kommen aus den „Pits" einer großen Kohlenbesitzer-Gesellschaft, die, ich weiß nicht woher, den Namen der Westhartley-Gesellschaft hat.

Die Brasses (Schwefelkiese), die kleinen unnützen Kohlen und der Kohlenstaub (Small-coals) häufen sie in der Nähe der Kohlenwerke auf; diese werden daselbst an Ort und Stelle durch Feuer verzehrt und zerstört. Man sieht fast in der Nähe jedes Kohlenwerks große Berge dieses Kohlschuttes brennen. Sie entzünden sich in der Regel von selbst durch chemische Processe, die in ihnen vorgehen, besonders in heißen Sommern. Aber man sagte mir, man zünde sie auch wohl mit Fleiß an, um Raum zu schaffen. Wir kamen zu einem Kohlenwerke, wo man uns die Masse der auf diese Weise verbrennenden Kohlen auf 300 Chaldrons — den Chaldron zu 53 Hundred Weights oder Centnern — angab. Es brannten hier also über anderthalb Millionen Pfund Kohlen, von unterirdischen Bränden von Kohlenlagern aber wußte man mir hier nichts zu sagen. Auch die großen brauchbaren und für den Handel bestimmten Kohlen werden in der Nähe der Kohlenwerke in großen regelmäßig gestalteten Haufen aufgeschichtet.

Es gibt hier Kohlengruben, deren Werth auf 100,000, 200,000, ja 300,000 Pfund geschätzt wird; die meisten sind im Besitz von Gesellschaften oder von einzelnen Speculanten. Auch viele große Grundbesitzer wie z. B. der Lord Castlereagh und andere solche Herren haben bedeutende Kohlengruben. Das Capital, welches in allen englischen Kohlengruben steckt, muß ungeheuer seyn; die Revenüen von diesem Capital tragen etwa 10 Millionen Pfund Sterl. oder 70 Mill. Thaler ein, denn so viel hält man die ganze Masse der Kohlen, welche England producirt, werth.

Die Veranstaltungen, welche sich in dem New-Castler Kohlendistricte auf der Oberfläche der Erde für den Transport der Kohlen zu den Häfen von New-Castle, Sunderland und von andern benachbarten kleinern Städten, oder zu den Landungsplätzen am Flusse oder Meere selbst befinden, sind ebenfalls höchst interessant. Von allen Kohlenwerken her durchkreuzen Wege, meistens Eisenbahnen, das Land hin und her. Die Eisenbahnen und Wege sind ausschließlich nur für den Transport von Kohlen bestimmt; große Kohlenwerke haben ihre eigenen direct zu ihren Landungsplätzen führenden Eisenbahnen. Die anderen Wege, die Fußpfade, Reit- und Fahrwege in den Kohlendistricten, auf denen die Köhler zu den Kirchen, zu den Schulen, zu den Städten gehen, sind alle aus Kohlenschutt gebaut, welcher die festesten und trockensten

Wege von der Welt gibt. Und nimmt man nun dieß alles zusammen, diese schwarzen Kohlenwege und Fußsteige in den grünen Feldern, die Eisenbahnen mit langen schwerbeladenen Wagenzügen voll schwarzer Waare, die brennenden Kohlenberge in der Ebene zerstreut und daneben die schwarzen „Pitmouths" (Schachtmündungen), hie und da eine schmucklose Methodistenkirche oder ein Schulhaus, so hat man eine deutliche Vorstellung von demjenigen Lande, welches die Engländer ihre „Black-Indies," ihr schwarzes Indien nennen, aus dem sie mehr directen und indirecten Vortheil gezogen haben, als aus dem orientalischen und occidentalischen Indien zusammengenommen.

Die Leute, welche oben, „above ground," beschäftigt sind, sind allerdings nicht so zahlreich wie die Pitmen, aber doch beträgt ihre Anzahl immer noch die Hälfte von der Anzahl jener. Ich habe keinen besondern Namen für sie gehört; man begreift sie mit jenen zusammengenommen unter dem gemeinschaftlichen Namen „Colliers" (Köhler). Dieses Wort „collier" wird aber dann auch noch weiter ausgedehnt und man bezeichnet damit nicht nur die Schiffer, welche die Kohlen verschiffen, und die Schiffe, in denen sie solche verschiffen, sondern auch die großen Kaufleute, welche mit Kohlen handeln, werden Colliers genannt, und überhaupt am Ende jede Person (das Schiff ist bei den Engländern auch eine Person), die mit der Production, Beförderung oder Verschleißung der Kohlen irgend etwas zu thun hat.

Der Kohlenhandel ist aber so bedeutend und seine Interessen so wichtig und so eigenthümlicher Art, daß er fast ganz unabhängig und getrennt von den übrigen Handelszweigen dasteht. Es gibt eigene „coal-factors," „coalbrokers" (Kohlenmäkler), „coal freighters" (Kohlenbefrachter), „coal-shipowners" (Kohlschiffs-Eigenthümer), „coal-wharfingers" (Kaimeister); ja es gibt sogar in London eine eigene Börse für die Colliers, welche, glaube ich, sonst außer dem Getreide keine Waare mehr hat. Das „schwarze Indien" hat also auch gewissermaßen seine ganz eigene und gesonderte Administration.

Das Ufer des Tyne ist hie und da sehr hoch und schroff, selbst mitten in New-Castle; die Ufer beider Flußseiten sind hoch, doch steigt das nördliche, auf dem der Haupttheil der Stadt liegt, allmählich zum Wasserniveau hinab, während das südliche oder die Durham'sche Seite, auf der übrigens auch noch ein Theil der Stadt liegt, sehr schroff abfällt. Es wird dadurch das Einladen der Kohlen in die Schiffe unbequem, und es gibt daher an der ganzen Tyne hin noch besondere Anstalten, um das Einladen zu erleichtern.

Die Weisen, wie man damit zu Stande gekommen ist, sind sehr verschieden; hie und da hat man einen schrägen Tunnel gemacht, auf dem die Wagenzüge an Ketten zum Wasser hinunterrutschen. Hie und da hat man große Rutschbahnen errichtet, auf denen die Kohlen selbst ins Schiff hinunterschnurren; diese Rutsche heißen slopes; da bei diesem letztern Verfahren aber die großen Kohlen natürlich viel leiden, so ist das gewöhnliche dieß, daß sie besondere Vorrichtungen haben, um die ganzen Kohlenwagen mit sammt ihrer Ladung so wie sie von den Bergwerken ankommen, auf die Schiffe herabzulassen. Diese Maschinen heißen „Frameworks with countrebalance" oder „drops," d. h. Maschinen, die etwas fallen lassen. Ihre Einrichtung und Operation ist sehr interessant. Ich besah mir eine dieser Drops in New-Castle selbst.

Die Eisenbahnen, die aus dem Innern des Landes kommen, endigen unmittelbar am Rande des hohen Ufers, zu dem die Wagen heranrollen. Auf einem stark gebauten Gerüst von Balken und eisernen Stangen setzt sich die Eisenbahn sogar noch ein Stückchen in die Luft hinaus fort, so daß ihr Ende über dem Wasser des Flusses schwebt, und daß die Schiffe daher gerade unter diesem Ende vor Anker gehen können. Die Wagen werden völlig auf dieses in der Luft schwebendes Ende hinausgeschoben; es läßt sich dasselbe vom Zusammenhange mit der ganzen Bahn trennen und an langen Ketten und großen, eisernen Armen, die mitsammt dem Bahnstück, dem Wagen, den Kohlen und dem darauf sitzenden Wagenlenker einen Bogen durch die Luft beschreiben, schwebt das Ganze von dem 80 Fuß hohen Ufer in die Tiefe auf das Schiff hinab. Starke Gegengewichte, die mit der Last selbst in Gleichgewicht gesetzt sind, reguliren die Schnelligkeit des Falls.

Da auch die Wagen so eingerichtet sind, daß der sie begleitende Mann nur einen Zapfen auszunehmen braucht, um so durch eine Fallthür die ganze Masse auf einmal ins Schiff fallen zu lassen, und da auch das Bahnstück mit dem leeren Wagen darnach eben so schnell wieder hinaufschwebt, so geht die ganze Operation außerordentlich rasch von statten. Wagen auf Wagen rollt aus dem Tunnel heran, wird hinausgeschoben, befestigt, hinabgelassen, geleert und wieder in die Höhe gezogen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Schnelle, und um die ganze Maschinerie zu leiten, sind nur zwei Menschen vonnöthen. Es kann auf diese Weise ein ziemlich großes Schiff in einem einzigen Tage seine volle Ladung einnehmen.

Diejenigen Kohlenwerke, welche weiter an dem Kohlenflusse (coaly ist ein gewöhnliches Epitheton des Tyne „the coaly Tyne" wie der goldführende Pactolus) liegen, und zu deren Eisenbahnen die Seeschiffe daher nicht gelangen können, haben die Vermittlung anderer kleinerer Leichterschiffe nöthig, welche den Seeschiffen die Ladung von den Drops zuführen. Diese Leichterschiffe heißen in New-Castle „keels;" es sind kleine, aus dicken Balken gebaute, offene Boote, in welche die Kohlen leicht ein- und ausgeladen werden können. Sie halten 8 Chaldrons Kohlen, d. h. etwa 21 Tonnen. — Die Männer welche diese Keels dirigiren und Fluß abwärts und aufwärts führen, sind eine andere besondere Classe von Colliers. Sie sind in New-Castle und der Umgegend als ein eigenthümlicher grober und starker Menschenschlag bekannt; wahrscheinlich macht sie ihre grobe Beschäftigung dazu. Sie sind auch berühmt dafür, daß sie, wie die Engländer sich ausdrücken, gern Löcher in anderer Leute Kleider reißen, „to pick

oholes in one's clothes." Man nennt sie daher auch wohl die „Keel-bullies" (Kiel-Bullen). Sie selber nennen sich aber „Comrades" (Cameraden), und das was andere Leute die „Keel-deeters" oder „Keelmans sweepers" (die Kielmanns-Besen) nennen, das nennen sie selbst „unsere schönen Töchter." Ich denke mir, daß der Ausdruck Keelmans sweepers daher kommt, weil vielleicht die Kielleute ihre Töchter zuweilen als Auskehrerinnen in ihren Schiffen angestellt haben. „The Keeldeeters" ist eine provincialistische Umänderung von „Keeldaughters."

(Schluß folgt.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Einfluß des Handels. Der Courier Leyva.

Während der sechs oder sieben Monate, welche auf meine Rückkehr nach Corrientes folgten, war ich vollauf beschäftigt mit der Leitung und Beaufsichtigung der Geschäfte, die in wenig mehr als 12 Monaten uns so unter der Hand angewachsen waren, daß wir mit sämmtlichen angesehenen Personen der Provinz mehr oder minder in Berührung und Verkehr kamen. Wenn man mich so viel von Häuten, Wolle, Roßhaar, Wagen, Ochsen, Treibern, Geschäftsführern und Habilitados, von Waarenvorräthen, Dollars und Dublonen reden hört, so mag man wohl auf den Einfall kommen, wir seyen wenig mehr als Krämer in großem Maaßstabe gewesen; dem ist aber nicht also. Selbst ein Krämer ist in Corrientes stets ein angesehener Mann, ein Comerciante ist schon etwas aristokratisches, aber ein Comerciante grueso oder poderoso (ein reicher Großhändler) ist eine sehr vornehme Person. So waren die Abadia in Lima, die Alzaga und Sarratea in Buenos-Ayres viel vornehmere und einflußreichere Leute als die Landbesitzer der Gegend. Wir spielten mehr die Don Magnificos in Corrientes als der Gouverneur selbst, denn alle Landbesitzer auf 100 Leguas im Umkreis waren bloße Krämer, die von uns abhingen. Oft sah ich Leute, deren Landbesitz einem Fürstenthum glich, einen mit sechs oder acht Maulthieren bespannten und mit unsern Waaren beladenen Wagen selbst nach seiner Wohnung führen; dort setzten sie die Kleidungsstücke einzeln an ihre Peons und Nachbarn ab, und brachten unter ihrer eigenen Leitung Waarenladungen von Häuten dagegen zurück. So ist das Handelsinteresse in einem dünn bevölkerten und eben darum noch halbnomadischen Lande einflußreicher, als das Interesse der großen Gutsbesitzer. Erst wenn der Handel die Menschen zur Befriedigung ihrer gegenseitigen Bedürfnisse gesammelt, die Bevölkerung vermehrt und den Landeigenthümern Pächter und Arbeiter zum Anbau des Bodens in größerer Menge verschafft hat, dann wächst der Grundbesitzer, dessen Eigenthum fortwährend an Werth zunimmt, an Rang, Reichthum und Wichtigkeit über den Kaufmann, dessen Vermögen stets an den Sandbänken der Speculation stranden, oder in den Unterströmungen von Zufall und Zeitwechsel zu Grunde gehen kann.

Was die Landbesitzer von Corrientes betrifft, so vereinigten sie allerdings in ihrer Person den hohen Rang des Grundherrn mit dem niedern Stand eines Krämers, aber nur durch eine Vereinigung dieser beiden Stellungen gewann das Land allmählich an sicherer Wohlfahrt, der Verbrauch der Einwohner stieg, ein Geist des Fleißes und der Unternehmung verbreitete sich, der Landbesitzer fühlte jetzt erst, da er die bis jetzt unbeachteten Leguas Land und die schlecht beaufsichtigten unermeßlichen Rindviehheerden in Gold umwandeln konnte, welchen Reichthum er besitze.

Jeder Monat, jede Woche brachte uns jetzt dem Abschluß unserer Geschäfte näher, denn wir hatten beschlossen, sobald wie möglich ein Land zu verlassen, das trotz aller Vortheile, die es uns bot, doch noch zu uncivilisirt war, wo die Institutionen noch auf so schwankender Grundlage ruhten, und Sicherheit mehr von persönlichem Tact, als von der Festigkeit der Regierung und der Gewohnheit abhing. Ich schickte deßhalb ein Schiff nach dem andern an meinen Bruder in Goya ab, der jeden leeren Platz derselben vollends ausstopfte und andere Schiffe noch dazu miethete. Endlich wartete ich nur noch die Ankunft zweier Brigantinen von Buenos-Ayres ab, um Corrientes Lebewohl zu sagen. In neun Monaten wurden nicht weniger als 50,000 Ochsen- und 100,000 Pferdehäute von Goya nach Buenos-Ayres abgesandt.

Zu dem Verkehr mit Goya benützten wir einen besondern Courier, mit Namen Leyva, einen ernsten, ruhigen Mann, den nichts aus der Fassung brachte; ich sah ihn nie lächeln, aber auch nie mürrisch: er war eine Uhr, die immer recht ging. Während neun Monaten reiste er in jeder Witterung, nicht bloß mit Briefen, sondern auch mit Geld, und niemals vermißten wir das geringste. „Leyva, der Courier der englischen Kaufleute," war jedermann bekannt, und in den Posthäusern auf der Straße immer am schnellsten bedient. Für uns war sein unbewegliches Gesicht immer ein Gegenstand herzlicher Freude. Er führte seine großen Briefpakete und seine Goldrollen in seinen Alforjas oder Satteltaschen, und wenn er eine dieser letztern nach der andern auf den Tisch rollen ließ, contrastirten die vergnügten Gesichter seiner „Patrones" immer seltsam mit der ruhigen Heiterkeit seines eigenen. Einmal, nur ein einzigesmal brach er seine lakonische Kürze und erzählte, nachdem er seine Depeschen abgeliefert, daß er zwei oder drei Stunden auf dem Wege aufgehalten worden sey durch eine sehr schlimme Rodada, d. h. durch einen Sturz mit dem Pferde; das Thier hatte ganz wörtlich den Hals gebrochen. Ich fragte ihn angelegentlich, ob er sich kein Leid gethan habe, er sah mich aber erstaunt an, und wiederholte mit einer augenblicklichen, fast zornigen Aufregung: „ein Leid gethan? — Nein, Patron, sali parado" (ich sprang auf meine Füße). Jetzt besann ich mich erst, daß ich einen Zweifel in seine Reitkunst ausgedrückt hatte, was kein ächter Gaucho hört, ohne sich beleidigt zu fühlen. Diese Leute, wenn sie ächte Ginetes, d. h. vollkommene Reiter, sind, haben eine solche Gewandtheit in Leitung ihrer Pferde, daß wenn sie auch im vollen Rennen stürzen, sie mit Gedankenschnelle dem Pferde die Zügel über den Kopf werfen und aus dem Sattel auf die Füße springen. Fällt einer, so wird er nur ausgelacht, er mag sich so sehr verletzt haben, als er will, und wo er sich blicken läßt, heißt es: vea al ginete! (seht nur den Reiter!) Für alle seine Arbeit und Verantwortlichkeit hatte Leyva nur 40 Dollars monatlich, wobei seine stets mäßigen Ausgaben noch besonders von uns bestritten wurden. Wie er sein Geld dennoch durchbrachte, konnten wir nie errathen, aber er brachte es durch, und als wir Corrientes verließen, bestand sein ganzer Reichthum in einem Geschenk, das wir ihm zurückließen, und das vermuthlich in derselben geheimnißvollen Weise, wie sein Lohn, bald verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1843.

Etwas über Cairo.

(Nach einem Schreiben in der Litterary Gazette vom 28 October.)

Diese Stadt wird mit jedem Tag mehr europäisch, denn alle Häuser die man jetzt baut, haben lange, viereckige Fenster mit Glasscheiben. Die ächten alten arabischen Häuser sind höchst malerisch; der Bauplan ist ziemlich allenthalben derselbe, aber im Detail ist eine unendliche Mannichfaltigkeit, was eine außerordentlich malerische Straßenaussicht gewährt. Statt unabsehbarer Backsteinmauern mit rechtwinkligen Löchern in bestimmten Zwischenräumen wie bei uns, ist jedes Fenster verschieden, ebenso jedes Thor, an Größe wie in Verzierungen. Die Häuser sind bis zur ersten Etage aus Stein gebaut, und manchmal ist immer die zweite Lage roth angestrichen; über diesen steinernen Grundbau steht gewöhnlich die Mauer des Hauses heraus, und wird durch steinerne Unterlagen oder hölzerne Balken gestützt, auf welche man viel Sorgfalt verwendet. Aus dieser Mauer sehen abermals die Fenster vor, welche ganz von Holz sind, auf zierlich geschnitzten Balken ruhen, und aus einem Gitterwerk bestehen, dessen Schönheit und verwickelte Zeichnung sich gar nicht beschreiben lassen; manchmal sind Inschriften hinein verflochten, und über dem Ganzen ist eine zierliche vorspringende Holzwölbung. Die Fenster darüber, also die des zweiten Stocks, sind bloße vergitterte Oeffnungen von verschiedener Größe und Form. Unglücklicherweise sind die schönsten Häuser dieser Art in Verfall; kaum sieht man eine gerade Linie in Cairo, die Minarets hängen auf die Seite und die Mauern drohen zu bersten.

Die Hauptstraße des koptischen Quartiers läuft parallel mit der Jöbekiah, einem großen, offenen Platz an der Nordwestecke der Stadt. Der untere Theil der Häuser in dieser Straße ist in Kramladen umgewandelt, namentlich zum Verkauf von Eßwaaren, wie sie die Kopten während ihrer langen Fasten verzehren, und die meist sehr ungesund sind und abscheulich riechen; sie bestehen namentlich aus gesalzenen Fischen, schlechtem Oel und abscheulichem Käse. Von beiden Seiten dieser Straße führen labyrinthische enge Gäßchen aus, in welche selten ein Strahl des Tages dringt; dennoch finden sich hier manche schöne, innen mit bedeutendem Luxus ausgestattete Häuser, alle aber im verfallenen Zustande.

Nicht sehr weit von dem koptischen Quartier ist das der Juden, nur getrennt durch den Chalisch oder Canal, welcher von Süden nach Norden durch die Stadt läuft. Hier sind die Straßen so eng, daß man in eine Thüre sich flüchten muß, wenn ein Wasserträger sich nähert. Diese gehen zu bestimmten Zeiten in ganzen Schaaren mit einander, um nicht jeden Augenblick eine Unterbrechung des Verkehrs in der Straße zu veranlassen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß hier nie ein Lichtstrahl eindringt; die Meschrabbia berühren häufig von beiden Seiten her einander, obwohl die Häuser, so viel ich aus einem hie und da in die Höfe geworfenen Blick ersehen konnte, gar nicht so elend sind als man glauben sollte. Die Einwohner dieses Quartiers zeichnen sich durch ihre helle Gesichtsfarbe aus, rothe Bärte sind gar nichts ungewöhnliches, und die Frauen sind heller als die Levantinerinnen. Alle Quartiere dieser Stadt und selbst viele einzelne Straßen haben schwere Thore und ungeheure hölzerne Schlösser, so daß man an einem der Schlüssel zu tragen hat.

Ich muß hier erwähnen, daß in den koptischen Quartieren die ägyptischen Gesichtszüge nicht so gewöhnlich sind als man sich einbilden sollte; die Race in der Hauptstadt ist stark mit Griechen und Syriern gemischt; aber in den kleineren Städten sind sie auffallend, nicht bloß bei den koptischen Familien, sondern bei allen Bewohnern des Nilthales. Sehr unterhaltend ist es, wenn man durch die dichtgedrängten Straßen reitet, das Volk in seinen Werkstätten arbeiten zu sehen; man kann unmöglich die Aehnlichkeit mit alten Gemälden verkennen in der Art, wie sie die Arbeit anfassen, in der Zusammenkrümmung des Körpers, in der Weise etwas zu tragen; der Zimmermann, der Kesselmacher, der Schuhflicker, alle bedienen sich wie in alter Zeit der Füße, um die Hände zu unterstützen. Wer Getreide zerreibt, hält den Stein mit dem Fuße, der Stößer hält den Mörser mit dem Fuße, der Mann, der einen kleinen Strick dreht, schlägt denselben um seine große Zehe.

Die Collieries von New-Castle.

(Schluß.)

Das wahre Centrum von „schwarz Indien" ist der Quai von New-Castle, oder wie die Leute in ihrem northumbrischen Provincialismus sagen „the Kee" oder auch „the Quayside." Ein schlechtgeschriebenes Pamphlet, welches ich über die Betrügereien las, welche in dem New-Castle'schen Kohlenhandel gang und gebe seyn sollen, nennt diese Quayside das wahre Centrum der ganzen großartigen Betrügereien und Unehrlichkeit, in welche jener Handel versunken ist. Es liegen hier in dichtgedrängten Reihen die Comptoire (Offices) der verschiedenen „Black-India-Companies." Vor ihnen in noch dichteren Reihen ausmarschirt eine zahlreiche Flotte von Kohlenschiffen und zwischen beiden eine schwarze Straße, die immer mit Kohlen und Colliers dicht und gedrängt voll ist. Wie groß die Anzahl von Schiffen hier zuweilen seyn muß, kann man daraus entnehmen, daß nicht weniger als 4000 Schiffe von New-Castle jährlich mit Kohlen ausgehen. Es frägt sich, ob es noch irgend einen zweiten Handelszweig in der Welt gibt, welcher in jedem Jahre eben so viele Schiffe in einem und demselben Hafen beschäftigt.

Man behauptet hier allgemein, daß bei dem Handel mit Kohlen bessere Geschäfte und mehr Profit und Vermögen gemacht werden, als bei der Betreibung der Bergwerke. Die Bergbauer haben eine Menge unerwarteter Auslagen und verrechnen sich oft und täuschen sich in ihren Erwartungen, welche sie von den Schätzen unter der Erde haben; die Kaufleute gehen sicherer. Gewöhnlich pflegen sonst die Producenten und Verschleißer der Waaren in einem umgekehrten Verhältniß zu stehen. Wahrscheinlich noch von mehr anderen reich gewordenen Kohlenhändlern gilt der Vers, welchen die New-Castler nur von einem unter ihnen singen:

At the westgat came Tornton in,
With a happing, häpenny and a lambsskin.

Durchs Westthor kam Tornton herein,
Mit einem Happing,*) häpenny und einem Lammsfell.

Der Kohlenhandel hat auch viele ausländische Kaufleute in New-Castle etablirt, unter denen sich namentlich mehrere Franzosen und Deutsche befinden. Da der auswärtige Kohlenhandel beständig im Steigen begriffen ist, so ist es zu vermuthen, daß auch diese Etablissements von Ausländern immer im Zunehmen begriffen sind. Ein dortiger deutscher Kaufmann sagte mir, daß er dort acht bis zehn bedeutende deutsche Häuser kenne und daß er glaube, daß wenigstens 50 junge deutsche Handelsleute sich am Orte befänden. Sie vermitteln insbesondere die Betreibung des Kohlenhandels mit den Hansestädten, Preußen, Dänemark und Rußland. Der Handel mit dem Auslande ist in einem solchen schwunghaften Zunehmen begriffen, daß ihm selbst der kürzlich wieder aufgelegte Ausfuhrzoll nicht geschadet hat. Die Kohlen sind einer der wenigen Artikel, deren Ausfuhr aus dem Lande einem Zoll unterworfen ist.

*) „Happing" ist eine grobe, im Northumbrischen übliche Kleidung des Volks.

Was ich aber von den Kohlenarbeitern gesagt habe, ist weiter nichts, als gerade das was ich an einem Sonntage von ihnen gesehen habe, und hat auch etwas Werth insofern als der Zustand, in welchem diese Leute am Sonntage erscheinen, auch nicht uninteressant ist. Ihr Alltagszustand ist aber kürzlich von Leuten, die mit dem ganzen Kohlenwesen sehr vertraut sind, näher untersucht worden, und es existiren umständliche Reports von den Commissioners of inquiry into the condition of the young persons employed in coal mines, welche der Königin vorgelegt wurden. Folgende Data sind noch einige Beiträge zur nähern Beleuchtung der Schattenseite der Kohlenminenarbeiter, jenen Reports entnommen.

Wie wir oben sagten, besteht die Arbeit, welche die Jugend in den Kohlenbergwerken verrichtet, hauptsächlich darin, die kleinen Kohlenwagen in den unterirdischen Gängen zu den Schachten heranzuziehen, aus denen sie ans Tageslicht hervorgebracht werden sollen. Die Reports besagen, daß dazu oft Kinder von 8, 7 und sogar auch zuweilen von 6 Jahren genommen werden, und daß diese eben so lange wie die Erwachsenen bei ihrer unterirdischen Arbeit bleiben, und oft sogar noch länger, 10 und oft 12 Stunden den Tag. Zuerst werden sie bei jenen Ventilationsthüren angestellt, von denen wir oben sprachen. Und auf diesen ihren Posten bleiben sie in Dunkelheit und Einsamkeit, indem ihr einziges Werk ist, die Thüren zu Zeiten zu öffnen oder zu schließen.

Die nächste Arbeit, die gewöhnlich wenigstens in den kleinen Bergwerken schon in ihrem achten Jahre beginnt, ist, die Kohlenwagen zu ziehen; darnach in ihrem 16ten, 17ten oder 18ten Jahre schon beginnen sie die Kohlen zu hauen, wie die erwachsenen Arbeiter, und man begreift, daß bei diesem Arbeitssystem für ihre Erziehung wenig gethan werden kann.

Die untersetzte Statur der Kohlenminenkinder kommt von der geringen Höhe der Gänge her, in denen sie sich beständig bewegen. Es gibt in den kleinen Kohlendistricten Gänge, die nicht höher als 30 Zoll sind; und in diesen Gängen schleppen die Kinder beider Geschlechter die Wagen auf und nieder, Wagen welche mit zwei bis drei Centner Kohlen beladen sind, und die entweder auf rauhen unebenen Eisenschienen gehen, oft aber auch nur eine Schlittenform haben. In den allerkleinsten Bergwerken werden sie an den Wagen gespannt vermittelst eines Gürtels um den Leib, und einer Kette, die zwischen ihren Beinen durchgeht, und sie gehen in dieser Anspannung wie Thiere auf allen Vieren. Und diese Arbeit wird, wie gesagt, von Knaben sowohl als von Mädchen verrichtet, welche Hosen anhaben, und zwar sowohl in den kleinen Kohlenwerken von Yorkshire, als von Lancashire und auch von Schottland.

Nimmt man hiezu nun noch folgende Facta, welche jene Commissionärs durch umständliche Untersuchung und durch

zahlreich mit Kohlenarbeitern vorgenommene Verhöre ausgemacht haben, nämlich daß diese engen Kohlengänge oft auch bergan gehen, daß der Gürtel und die Kette oft Wunden und Geschwüre verursachen, welche, weil die Arbeit immer fortgehen muß, nicht gehörig geheilt werden können, daß die Wege in den Gängen oft ganz naß und wässerig sind, daß nicht nur Mädchen und Knaben, sondern auch Weiber, oft schwangere, dazu verwendet werden, daß oft in einem Wagen ein Knabe und ein Mädchen, beide halbnackt, angespannt werden, daß in vielen, besonders kleinen Kohlenbergwerken die Behandlung dieser Mädchen und Kinder oft eine sehr rauhe und harte ist, daß sie geschlagen und gestoßen werden, daß in vielen Kohlenwerken die Männer halb und ganz nackend arbeiten, und daß daher unten in der Finsterniß und Einsamkeit der Demoralisation Thür und Thor geöffnet ist, daß in manchen kleinen Kohlenwerken die Arbeitszeit sogar bis auf 13 und 14 Stunden getrieben wird, daß die kleinen Thürwächter zuweilen den ganzen Tag in feuchten, schwarzen, dunklen Löchern, welche man für sie in den Fels ausarbeitet, ohne weitere Beschäftigung liegen, daß die Kinder in Winterszeit, wenn sie nur des Nachts heraufkommen, oft wochenlang kein Tageslicht als an den Sonntagen zu sehen bekommen, daß endlich bei einer Menge Minen, die eine sehr dünne Kohlenschicht haben (the thin seam mines) gar nicht abzusehen ist, wie je jene empörenden Arbeiten verbessert oder abgeschafft werden können, weil man die Gänge nur mit einem Kostenaufwande höher und breiter machen kann, der wegen des geringen Profits, den diese Werke abwerfen, unausführbar seyn würde — so sind dieß alles Facten genug, an welche sich traurige Betrachtungen in Fülle knüpfen lassen.

Trösten kann es den Menschenfreund einigermaßen, daß jene Reports auf der andern Seite auch folgende Facta gleichfalls erhärten, daß die beregten Uebelstände nur in kleinen, mit wenigem Capital getriebenen Werken, und besonders nur in gewissen Districten sich vorfinden, daß die thin seam coal mines viel seltener sind als die mit dicker Kohlenschicht, daß in vielen Kohlenwerken (in many cases) die Behandlung der Arbeiter und Kinder sehr gut und milde ist, daß in der Regel die Kinder und Personen, welche in Kohlenwerken arbeiten, hinreichende Nahrung, und oberhalb und außerhalb des Werks anständige und gute Kleidung haben, zu deren Anschaffung sie ihr hoher Lohn in Stand setzt, daß in den gut eingerichteten Kohlenwerken, bei denen keine Ueberarbeitung statt findet, die Arbeit der Kohlenleute nicht ungesund ist, vielmehr, da die Temperatur immer eine milde, angenehme und stets dieselbe ist, als eine viel gesündere betrachtet wird, wie viele andere Arbeiten auf der Oberfläche der Erde, daß selbst das Ziehen und Schieben der Kohlenwagen den Kindern in denjenigen Kohlenwerken, wo sie nicht auf allen Vieren zu kriechen nöthig haben, sehr gut bekommt, ihre Muskeln sehr entwickelt und sie, wenn gleich von untersetztem Wuchse, stark und gesund macht.

Das Ungeheuer Cawana.

Marryat erzählt in den von uns bereits angeführten Travels and Adventures of Mr. Violet Nachstehendes von einem Ungeheuer, das sich in den Sümpfen und Löchern am rothen Flusse (in Westlouisiana) aufhalten soll: „Wenn ein unerfahrener Reisender in einem Sumpfe sein Pferd sinken sieht, ist seine erste Bewegung sich vom Sattel zu werfen und nach einem Rohrgebüsch zu schwimmen oder zu waten. In einem solchen Fall wird er aber gewöhnlich einem Cawana zur Beute. Dieß ist ein furchtbares Unthier, das die Naturforscher Europa's noch gar nicht kennen: es ist eine ungeheure Schildkröte mit Kopf und Schweif eines Alligators, die es aber nicht einziehen kann; die Schale ist anderthalb Zoll dick und undurchdringlich, wie Stahl. Das Unthier liegt in Löchern auf dem Grunde sumpfiger Flüsse, seine Schale mißt oft 10 Fuß in der Länge und 6 in der Breite, ohne Kopf und Schweif zu rechnen, was dem Unthier eine Länge von 20 Fuß geben muß. Eine solche unförmliche Masse ist zwar keiner schnellen Bewegung fähig, aber im Sumpfwasser erreicht es doch leicht seine Beute. Große Cawanas wurden nie lebendig gefangen, obwohl man beim Ableiten von Teichen Schalen von 12 Fuß Länge fand. Die Pflanzer von Westlouisiana haben oft zu wissenschaftlichen Zwecken danach gefischt, und zwar Hunderte von kleinen gefangen, niemals aber ein großes ans Ufer ziehen können, da diese Ungeheuer Klauen, Kopf und Schweif so tief in den Schlamm vergraben, daß keine menschliche Kraft sie losreißen kann."

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Streit zwischen Pedro Campbell und Tuckerman. — Beschuldigung der Falschmünzerei.

Obwohl unser Geschäft im Ganzen ziemlich ruhig fortging, kam doch hie und da, wie in allen Geschäften der Welt, ein kleiner Unstern dazwischen. Das hitzige Temperament Don Pedro Campbells und ein Eifer, der ihn manchmal über die Gränze seiner Pflicht und sehr oft über die der Klugheit hinausführte, verlangte fortwährend das Dazwischentreten unserer Obergewalt, der einzigen, die er anerkannte. Er selbst war durchaus ehrlich, ja er hatte eine Verachtung für das Geld, da er aber die Masse der Landbesitzer nicht zu seinen strengen Ansichten von Ehrlichkeit bewegen konnte, so gerieth er jeden Augenblick in Streit, und verwickelte auch uns hinein, wenn er durch seine Strenge den Unwillen gegen sich gereizt hatte. Er behauptete, es gebe nur zwei ehrliche Spanier im Lande, den Gouverneur Mendez und Don Ysidoro Martinez, und da er auch nach dieser keineswegs richtigen Ansicht handelte, so mußten wir ihm häufig Unrecht geben, wenn von der Gegenpartei an uns appellirt wurde.

Aus einer dieser Streitigkeiten aber ging unser irischer Adjutant, sehr zu unserer eigenen Kränkung, triumphirend hervor. Er und George Tuckerman hatten einen tödtlichen Haß aufeinander geworfen; der letztere konnte den freien und offenen Anspruch Campbells, mit ihm auf einem Fuß der Gleichheit zu stehen, durchaus nicht ertragen, und Campbell bezeichnete Hrn. Tuckerman als eine hergeflatterte Wespe von einem Yankee ohne einen Gran Ehrlichkeit in seinem Wesen. Tuckerman sprach öfters seine Verwunderung aus, wie wir ein solches Thier, wie Campbell, in unserem Dienst behalten könnten, und Campbell betrachtete unser vertrautes Verhältniß mit Tuckerman mit schlecht verhehlter

Verachtung. So unvernünftig es auch scheinen mag, Campbells Widerwille gegen unsern nordamerikanischen Freund wurde dadurch sehr gesteigert, daß der letztere sich herausnahm in derselben Gegend Handel zu treiben, wo unsere großen Operationen im Gange waren. Er war überzeugt von Tuckermans Unredlichkeit, wir hatten ihm aber streng verboten, sich in dessen Handelsgeschäfte einzumischen, und so begnügte sich der Irländer, in der Stille die Bewegungen des Amerikaners zu beobachten, bis endlich seine Wachsamkeit ihn in den Stand setzte, bei einer Gelegenheit über ihn herzufallen, die zu seiner gänzlichen Befriedigung ausschlug.

Tuckerman war ein wandernder, ich möchte eher noch sagen ein reitender Kaufmann. Da er nur wenig Capital hatte, reiste er selbst umher und machte seine Einkäufe bei kleinen Landbesitzern, fast in derselben Weise, wie es Campbell für uns im Großen trieb. Auf einer seiner Wanderungen kam er zu einem Gutsbesitzer, wo etwa 200 schöne Häute in einer Ecke des Corredor aufgehäuft lagen. Er begann zu handeln, der Eigenthümer aber wollte nicht recht daran, und ließ endlich etwas verlauten, als ob er schon eine Verpflichtung gegen Campbell habe. Dieser verhaßte Name machte Tuckerman vielleicht noch etwas begieriger, er bot einen erhöhten Preis und baares Geld. Dieß war zu viel für die Ehrlichkeit des Estanciero, der Handel ward abgeschlossen, ein Wagen sollte in Bereitschaft gesetzt werden und Don Jorge setzte sich ganz zufrieden mit seinem Morgengeschäft vor der Thüre nieder. Aber der stets wachsame Campbell war nicht so leicht zu beseitigen; er hatte am Morgen gehört, daß Tuckerman den alten Estanciero mit den 200 Häuten besuchen wolle, und da er der Ehrlichkeit desselben nicht sonderlich traute, so beschloß er selbst zu gehen und nachzusehen, ob alles auch rechtlich ablaufe.

Campbell kam eben an, als der unredliche Estanciero und Don Jorge die Häute untersuchten, sein Adlerauge ließ ihn schon in der Ferne entdecken, was vorgehe, er stieg vom Pferde, ging leise nach dem Corredor und trat dann auf einmal hin vor den erstaunten Estanciero. Eigentlich gehörten die Häute uns und Campbell hatte sie schon bezahlt. Er sah den Estanciero mit einem Blick an, der deutlich sagte: mit dir will ich gleich nachher die Sache abmachen, faßte dann Tuckerman mit seinen beiden Riesenfäusten am Kragen und schüttelte ihn, daß dem kleinen Mann fast der Athem ausging. „Du Schurke," schrie er, „habe ich dich endlich ausgefunden? Ich kannte dich schon lange, du Wespe, und wußte, daß du deine eigenen Freunde stechen würdest. Jetzt werden sie sehen, ob Campbell Recht hatte, als er ihnen sagte, sie sollten sich vor dir hüten." Mit diesen Worten schüttelte er den unglücklichen Nordamerikaner noch einmal wie ein Tiger, stieß ihn dann mit Verachtung weg und sagte: „geh' fort und laß dich nicht mehr unter ehrlichen Leuten sehen."

Welche Wuth und Erbitterung sich Don Jorge's bemeisterte, als er sich auf eine solche Weise von einem Mann behandelt sah, den er verachtete und verabscheute, läßt sich leichter denken als beschreiben. Aber Widerstand war umsonst. Er begann zwar mit großer Beredsamkeit sich in Schimpfworten zu ergießen, aber ein furchtbarer Blick Campbells brachte ihn bald zum Schweigen, denn sichtlich kochte etwas in dem aufgereizten Irländer, das, wenn er es zur vollen Gährung kommen ließ, mit unwiderstehlicher Gewalt losgebrochen wäre. Tuckerman bestieg deßhalb sein Pferd und ritt fort, aber in solcher Erbitterung über die erfahrenen Unbilden, daß er kaum wußte wohin.

Dem verblüfften und erschreckten Estanciero wäre es wohl schlecht ergangen, hätte sich nicht seine Frau mit ihrer Zungenfertigkeit ins Mittel gelegt und Campbells Zorn nach und nach beschwichtigt. Um sich noch besser zu entschuldigen, erstattete er über den ganzen Verlauf einen für Don Jorge sehr ungünstigen Bericht, so daß endlich Campbell, ganz voll von dieser Angelegenheit, davon jagte, um mich von der Sache in Kenntniß zu setzen. Ich konnte mich über den Eifer, mit dem er sprach, kaum des Lachens enthalten, tadelte ihn aber scharf, daß er Hrn. Tuckerman so roh behandelt habe, und erklärte ihm, er müsse denselben deßhalb um Verzeihung bitten. Anfangs sprach sich Campbell rundweg dahin aus, er wolle lieber unsern Dienst verlassen, als sich so erniedrigen; ich überzeugte ihn aber allmählich, daß er Unrecht habe, und so entschloß er sich, wenn auch wider Willen, zur Abbitte. Ich erhielt, wie zu erwarten, einen hitzigen Brief von Tuckerman, welcher darauf bestand, erstens daß Campbell in seiner Gegenwart einen Verweis erhalte und ihn um Verzeihung bitte, und zweitens, daß die 200 Häute, welchen früheren Handel darüber auch bestanden haben möge, ihm ausgeliefert würden. Ich antwortete, daß ich Campbells rohes Benehmen entschieden mißbilligt hätte, und glaubte, daß er um Verzeihung bitten würde, was aber die 200 Häute betreffe, so habe Campbell, wenn auch auf ungeschickte Weise, doch nur seine Pflicht gethan; um ihm aber meinen aufrichtigen Wunsch zu zeigen, die Sache auf eine freundliche Art beizulegen, wollte ich ihm 200 Häute von meinem eigenen Vorrath zu demselben Preis, wie er jene angekauft, abtreten. Dieser Vorschlag konnte die verletzte Empfindlichkeit Tuckermans nicht heilen, und mit vielen romantischen, hochfliegenden Phrasen erklärte er, daß das Benehmen unseres Geschäftsführers ihm nicht mehr gestatte, den Genuß einer verfeinerten Freundschaft mit uns zu theilen. So war unser Verkehr schnell zu einem Ende gebracht, zur großen Freude Campbells, aber zu meinem aufrichtigen Verdruß, denn bei dem Mangel an gebildeter Gesellschaft war ein so unterhaltender Freund, wie Don Jorge, nicht so leicht zu missen.

Eine andere Quelle von Verdrießlichkeiten entsprang aus der Eifersucht und dem Neid der kleinen Kaufleute, die uns alle möglichen Hindernisse in den Weg warfen, und unter anderm einmal das Gerücht verbreiteten, wir zahlten mit falschen Goldstücken aus, und gehörten zu einer Gesellschaft Betrüger in England, die sich zu diesem Zweck vereinigt habe. Auf einmal kam eine Anzahl Leute zu uns und verlangten ihre Goldstücke gewechselt; wir verweigerten dieß, und erklärten ihnen, sie könnten ihre Waaren zurücknehmen; dieß wollten sie nicht, da aber die Unruhe sich allmählich im Lande verbreitete, so mußten wir zu einem entscheidenden Mittel greifen. Ich berief eine große Anzahl Leute, die Gold von uns empfangen hatten, ließ einen großen Holzblock in die Mitte stellen, setzte ihnen auseinander, warum gewisse Leute das Gerücht aussprengten, wir vertheilten falsche Münze, und forderte sie nun auf eine Anzahl davon, die das schlechteste Ansehen hätten, herzugeben. Diese ließ ich halbiren und dann viertheilen, bis sich alle überzeugten, daß sie wirkliches Gold und kein falsches Metall erhalten hätten. So zerstreute sich die Unruhe und unsere Dublonen cursirten wieder nach wie vor. (Fortsetzung folgt.)

Auswanderung der Eisenindustrie aus Belgien. Der Moniteur industriel vom 29 Oct. meldet, daß gegenwärtig zahlreiche Eisenfabricanten aus Belgien nach Frankreich übersiedeln, da sie sich in Belgien nicht mehr behaupten können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1843.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Von Dr. Schwarz.)

Erster Abschnitt.

Motto:

> Tendens Venafranos in agros
> Aut Lacedaemonium Tarentum.
>
> Horat.

Es haben in neuester Zeit Engländer, Franzosen und Deutsche sich abgemüht, ihren nach Italien reisenden Landsleuten durch Handbücher über die beste Art zu reisen, durch Preiscourante aller denkbaren Reiseartikel und Reisebedürfnisse die mit einer Wanderschaft durch das schöne Hesperien verbundenen Leiden zu mindern, und somit einem neuen, originell-materiellen Zweige der Reiseliteratur Bahn gebrochen, der hoffentlich den allzu nervösen, sentimentalen und hysterischen Schilderungen des letzten Decenniums die Spitze bieten wird. Schon erblicken wir, denen das südliche Italien eine zweite liebe Heimath geworden, solche Classiker, vor allen das Werk der Lady Starke, in der Hand fast jedes englischen Ankömmlings, wir ergötzen uns daran, wie so manche knickerige Nabobs, statt wie bisher Geschichte und Alterthümer zu studiren und im Genusse einer paradiesischen Natur zu schwelgen, jetzt ängstlich die Preise der Barken, Kutschen, der Kost und Trinkgelder in ihrem neuen Dictionnaire nachblättern, und bewundern den Scharfsinn der Italiener, die, ohne eine neapolitanische Uebersetzung der Lady Starke und anderer ähnlicher geist- und verdienstvoller Werke zu besitzen — welche die Kenntniß des Landes und seiner Bewohner auch nicht um ein Haarbreit weiter gefördert — die ängstliche Berechnung egoistischer Insulaner und anderer Continentalen zu Schanden machen. In ganz Italien, wo es fast durchaus keine fixen Preise gibt, wo die Regierungen sich sehr wenig um die Regulirung der Preisdifferenzen kümmern, noch weniger einem armen Geprellten zu Hülfe eilen, wo man sogar um Briefporto, Theaterbillets und Dampfschiffspreise mit den Angestellten feilschen und markten kann und leider muß, werden schriftstellerische Bemühungen der oben bezeichneten Art stets ohne Erfolg bleiben, und ich könnte diesen Satz mit einer Menge nicht uninteressanter Vorfälle belegen. Der feurig speculirende, aber dennoch geschmeidige Charakter des Italieners, namentlich des Neapolitaners, den der Nordländer erst nach vieljährigem Aufenthalt im Lande selbst gehörig begreifen lernt — eben so oft aber auch nie begreift — bricht sich rasch eine seiner Individualität angemessene Bahn durch allen Schlendrian, alles Systemwesen hindurch. Ihn beseelt ein wunderbar richtiger praktischer Blick für die Constellation der Gegenwart, — für die Combination der Zukunft leistet er jedoch weniger; hier spielen seine materiellen Sinne, seine Leidenschaften eine zu mächtige Rolle, hier ist ihm der Nordländer überlegen und trägt auch in der Regel den Sieg über ihn davon. Diese Züge lernt man erst dann gehörig auffassen, wenn man die Bewohner der neapolitanischen Provinzen — über welche leider fast gar keine oder nur höchst kümmerliche Reiseberichte existiren — mit denen der Hauptstadt und der Umgegend vergleicht, wo der tägliche und stündliche Verkehr mit Fremden aller Länder und Welttheile einen in seinen Ergebnissen oft ungemein originellen Einfluß ausgeübt hat.

Ich kehre so eben (Ende Mai 1843) von einer Reise durch mehr als vier der schönsten Provinzen des herrlichen Königreichs nach Neapel heim, wo ich auf vielen Kreuz- und Querzügen mit Vornehmen und Geringen in vielfache Berührungen kam, und es gewährt mir eine große Freude durch nachfolgende Skizzen nicht allein zur genaueren Kenntniß des Landes, sondern auch zur Charakteristik seiner Bewohner ein Scherflein beitragen zu können.

Die beste Art — hier fürchte ich wiederum mit liebenswürdigen zarten Verfasserinnen oder eleganten Verfassern von Reisehandbüchern in Collision zu gerathen — im Königreich Neapel zu reisen, ist die mit einem sogenannten Corricolo, einem zweirädrigen Karren, den englischen Gigs am ähnlichsten, obschon natürlich von geringerer Eleganz und Bequem-

lichkeit und namentlich weniger elastischen Sitzfedern; ein solches Wägelchen wird in der Regel mit zwei Pferden bespannt, von denen das eine in der Deichsel zieht (cavallo di sotto), das andere in der gleichen Richtung mit dem linken Rade läuft (balanzina). Ich miethete für zwei Ducati (= 4 fl.) täglich, alle Spesen für Kutscher und Pferde einbegriffen, das Fuhrwerk vom Postmeister in Nocera, rühmlichst bekannt bei allen Officieren der neapolitanischen Schweizergarnison durch seinen Eifer, diese Herren auf ihren häufigen Fahrten nach Neapel, Gaëta und Nola in stetem Galopp zu bedienen; mein Kutscher Luigi war ein unverdrossener und gewandter Bursche, ganz Neapolitaner in Sprache, Charakter und Lebensart, jedoch mit blauen Augen und blondem Haar; stolz auf diesen germanischen Geburtsschein nannte er sich nie anders als figlio tedesco, cocchiere tedesco oder figlio di Nola; nach sechswöchentlicher Reise hatte er meine volle Zuneigung gewonnen und genoß eben so wie mein neapolitanischer Bediente mein vollständiges Vertrauen. Mein Corricolo gehörte zu den bequemeren, reinlicheren und geschmackvolleren; es hatte starke, elastische Federn, ein elegantes Regendach und außen auf gelbem Grunde poetische Darstellungen aus dem Pferde- und Kutscherleben, z. B. ein durstiges, saufendes Pferd, eine Taverna mit betrunkenen Fuhrleuten, welche Morra spielen rc. Meine beiden Rosse waren zwei kräftige Schnellläufer aus Nocera, die ihrem Rufe volle Ehre machten und in den Ebenen Apuliens nicht selten 65 Miglien (16 deutsche Meilen) an einem Tage zurücklegten; beide reich mit Glöckchen behängt, mit Messing-Fähnlein, Muscheln, Bändern, sich drehenden Puppen, Hörnern (gegen den bösen Blick) und anderen Spielereien geschmückt. Um diesen Schimmer noch zu erhöhen beschenkte ich bei der Abfahrt meinen Kutscher mit einer bunten Mütze mit kolossaler Troddel und meine Pferde mit einem noch imponirenderen Kopfputz, der höchst originell und glänzend drappirt war; er bestand nämlich aus allerhand bunten Vogelfedern, Muscheln, künstlichen silbernen und farbigen Blumen, einem kleinen Spiegel, einem Hörnchen aus Messing und langen bunten seidenen Bändern. Ich mußte es mir hierauf schon gefallen lassen, einen kleinen Umweg durch die weite Stadt zu machen, damit mein Figlio di Nola sich und sein Fuhrwerk vorher allen seinen Collegen auf der Piazza del Carmine vorstellen konnte, welchen auch wirklich Neid und Bewunderung aus den Augen blitzten. Mit diesem Fuhrwerk, das ich vielleicht mit etwas Vorliebe hier allzu ausführlich beschrieben, gelang es mir im ferneren Verlaufe der Reise Fahrten zu machen, die allerdings zu den ungewöhnlicheren zu zählen sind, und manchen allzu ängstlichen Neapolitaner überraschten. Ich zog unter anderem damit ins Matesegebirge hinein, von Manfredonia ins Garganogebirge der Provinz Capitanata hinauf, fuhr auf ganz spurlosen Pfaden, um die Via Appia zu verfolgen, von Monopoli nach Brindisi, hart an der adriatischen Meeresküste entlang, über schroffes Felsufer und durch stundenlange Oelwälder, wo einzelne Karren in der Nähe der einsamen Oelpressen (trappeli) nur hin und wieder ein Geleise ausgehöhlt hatten, drang von Lecce aus damit bis Tricase vor, zehn Miglien vom äußersten Cap der Madonna di Leuca entfernt, und kam glücklich mit demselben von Bari und Canosa, durch die Sümpfe des Ofanto, des Aufidus der Alten, über das Schlachtfeld von Cannä; durch die angeschwollene Rendina von Lavello nach Melfi hinüber, dann über den 3600 Fuß hohen Gebirgspaß von Carmine, in Basilicata, wo die neue schöne Straße durch fürchterliche Regengüsse hart gelitten hatte, durch den Tannenwald von Avigliano nach Potenza, und endlich bei Auletta und Pertosa auf die große mir wohlbekannte calabresische Landstraße heraus. Nur an sehr wenigen Punkten war ich genöthigt mein Fuhrwerk zurückzulassen und zu Pferde oder zu Fuß weiter zu wandern, z. B. bei der Besteigung des herrlichen Monte Volture bei Melfi, bei dem Besuch der berühmten Grotte Zinzinnusa, bei Otranto, dem Cap von Leuca, der Stadt Venosa, Horazens Geburtsort, des Lago Pensile, der Thäler von Cusano und Pietra-Roja im Matese-Gebirge u. s. w.

Ich hatte endlich das Getöse der menschenwimmelnden Residenz hinter mir, fuhr die Anhöhe bei Capo di Chino hinauf, spendete, wie üblich, der dortigen Station des Fegefeuers einige Gran und jagte 34 Miglien, 9 deutsche Meilen — welcher deutsche Kutscher würde dieß nachmachen? — über Caserta, S. Leucio und Cajazzo ohne anderswo anzuhalten, als an den beiden schlechten Fähren, die über den Volturno führen und trotz königlichen Befehls noch immer nicht in Brücken verwandelt sind, in kaum sechs Stunden nach dem romantischen, mir so wohl bekannten Piedimonte d'Alife zu alten Freunden und Bekannten.

Wer sich für diesen Theil der Reise interessirt, den muß ich auf meine „Schilderungen aus Samnium" verweisen, von denen das Novemberheft des Auslandes vom Jahre 1842 eine Skizze lieferte; ich kann hier nichts wiederholen, höchstens zur Vervollständigung der dahin gehörigen Literatur auf folgende, am bezeichneten Orte noch nicht angegebene Schriften und Werke verweisen. Ueber Giugliano, Aversa und Fratta maggiore, welche links vom Wege liegen bleiben:

Basile: Memorie istoriche della terra di Giugliano. Napoli 1800.

Fabozzi: Istoria della fondazione della città di Aversa. Napoli 1770.

Costa: Rammemorazione istorica della città di Aversa e castello di Casaluce. Napoli 1709.

Giordano: Memorie istoriche di Fratta maggiore. Napoli 1834.

Ueber Caserta, San Leucio und Cajazzo:

Esperti: Memorie della città di Caserta. Napoli 1773.

Origine della popolazione di San Leucio. Napoli 1816.

Franc. Daniele: Le Forche Caudine. Napoli 1811.

Dieses letzte Werk hebt meiner Ansicht nach vollständig die Zweifel, welche bisher über die Lage der caudinischen Engpässe obwalteten, indem es hinlänglich nachweist, daß es zwei Städte mit Namen Calatia gegeben, eine jenseits des Volturn (von Neapel) gelegene, das heutige Cajazzo, welches Livius aus mehreren Gründen in seiner Schilderung nicht ge-

meint haben kann, und eine andere, zwischen Capua und Benevent, 6 Miglien von ersterem Orte entfernt, in der Nähe Maddalonis, noch heutzutage Galazze oder San Giacomo genannt. Daran knüpfen sich alle anderen, vom Livius beschriebenen Localitäten in der Nähe des heutigen Arienzo mit außerordentlicher Genauigkeit. Mit Hülfe der Peutingerischen Tafel gelang es dem wackern Camillo Pellegrini in seinen Discorsi della Campania. Napoli 1771. zuerst, die Sache aufzuhellen und alles dasjenige, was in verschiedenen Schriftstellern über Calatia gesagt ist, gehörig zu sondern und bald auf die transvolturninische, bald auf die cisvolturninische Stadt zu beziehen. Schon Holstenius in seinen Annotat. in Ital. Cluver. erkennt dieß Verdienst an, welches dem berühmten Geographen Cluverus gleichsam durch die Finger schlüpfte. Hr. Daniele hat den für die historische Geographie so wichtigen Gegenstand mit großem Fleiße und großer Gelehrsamkeit — eine Menge Schriftsteller citirend — näher ausgeführt, und von ihm geleitet wird jeder gebildete Fremde den Ausflug in die caudinischen Engpässe in dem herrlichen Thale von Arienzo mit doppeltem Interesse unternehmen. Gelehrte in Rom, Pisa, Florenz und Göttingen haben Danieles Verdienst anerkannt, der in einem Appendix noch einige Dissertationen z. B. von Christ. Thomasius: De sponsione Romanorum caudina von Franc. Buddeus und ein Verzeichniß der Triumphe der Römer über die Samniter, aus den capitolinischen Marmor-Inschriften nach der Ausgabe des Bartolom. Marlianus beifügt.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, auf die überaus reiche „historisch-geographische Literatur des Königreichs Neapel" aufmerksam zu machen, welche meines Wissens bisher nur von sehr wenigen deutschen Gelehrten gewürdigt worden; ich sammelte im letzten Winter ungefähr fünfhundert Werke dieser Art, und bin überzeugt diese Sammlung noch verdoppeln zu können. Ueber Campanien namentlich ist so vieles zusammengeschrieben, daß ich Bedenken trage, auch nur die Hauptwerke diesen unbedeutenden Reiseskizzen einzuverleiben, und alle diejenigen, welche sich näher für diesen Gegenstand interessiren, auf ein kleines Werk vertrösten muß, welches ich in einigen Monaten: „Ueber das alte und neue Samnium" herauszugeben beabsichtige. Weniger reich ist die naturhistorische, physische, geologische u. s. w. Literatur, obschon tüchtige Männer auch in diesen Fächern sich auszuzeichnen beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über die Stadt Tanger.

Eine im Sémaphore vom 27 Oct. begonnene Reisebeschreibung in Marocco, die freilich schon ins Jahr 1803 fällt, enthält über diese Stadt folgendes: Die Stadt Tanger bietet nach der Seeseite zu einen sehr regelmäßigen Anblick dar; sie ist amphitheatralisch gebaut, und die afrikanische Sitte, die Häuser weiß anzustreichen, gibt der Stadt ein Ansehen von blendender Reinlichkeit, das man freilich im Innern nicht bestätigt findet. Die auf einer Höhe gebaute Cassaba, die regelmäßigen Häuser der Consuln und der Ringwall geben Tanger vom Meere aus betrachtet ein ziemlich imposantes Ansehen, das aber alsbald verschwindet, sobald man in die stinkenden Gäßchen hineinkommt, wo man sich zu husten scheut, um nicht die häßlichen, hängenden Mauern vollends zum Fall zu bringen. Es gibt in Tanger nur Eine Straße von einer gewissen Breite, nämlich diejenige, welche vom Seethore an die Stadt von Osten nach Westen unregelmäßig durchschneidet, in den andern Straßen kann ein etwas dicker Mann sich die Freude machen, den Raum zwischen beiden Häuserreihen völlig auszufüllen. Die Häuser sind übrigens so nieder, daß man bei den meisten das Dach mit der Hand erreichen kann. — Was einem in Tanger hauptsächlich auffällt, ist der rasche Uebergang der Gebräuche, Sitten, Bauart und Kleidung Europa's zu denen Afrika's, in wenigen Stunden kommt man gleichsam von einem Planeten auf den andern, und man erhält ein Gefühl des tiefen Abgrundes, der die Religionen und die Racen zu beiden Seiten des Meeres scheidet.

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Don Agustin Saenz. — Ankunft Postlethwaite's und seiner Familie. — Abreise nach Goya. — Gefangennahme daselbst. — Abfahrt nach Buenos-Ayres.

Ich habe früher schon Agustin Saenz erwähnt, der Befehlshaber der Polacca Florentina, welcher schon zahlreiche Fahrten zwischen Buenos-Ayres und Corrientes gemacht hatte. Er war ein Andalusier von kräftigem Bau, rothem Gesicht, blinzelnden Augen, und, wie die meisten seiner Landsleute, mit einer Dosis derben Humors ausgerüstet. Er war jovial, gutmüthig und gastfrei; lachte zwar selbst über seine Witze, und obwohl er in seinen Scherzen etwas derb war, so nahm er doch auch die Antworten ohne Groll hin. Wenn er sich am Sonntag zur Messe anzog, so erkannte man den ungelenken Matrosen in jedem Schritt; seine Kleidung, so schön und zierlich sie war, paßte nicht recht, und war noch dazu so ungeschickt angezogen, daß man auf den ersten Blick bemerkte, er gehöre zu der Classe der Amphibien. Sobald er aber aus der Messe kam, entledigte er sich seines lästigen Putzes, und wenn er wieder in seiner blauen Jacke und seinen weißen Beinkleidern auf dem Hinterdeck stand, so erkannte man alsbald, daß er nicht mehr zu den Amphibien, sondern ganz zu den Wassermenschen gehöre. Don Ysidoro Martinez, gleichfalls aus den frühern Schilderungen der Correntiner bekannt, machte ihn gern zum Gegenstand seiner Scherze, und wenn derselbe auch manchmal ärgerlich wurde, so ließ er sich doch bald beschwichtigen.

Don Agustin war in Corrientes stets willkommen, aber, wie ich schon früher bemerkte, am meisten darum, weil er stets eine reiche Ladung von Porter, Ale, gesalzenen Fischen, Käse, Schinken und Benicarlo-Wein mitbrachte. Für mich brachte er stets einige besondere Leckerbissen von meinen Freunden in Buenos-Ayres, und wenn Don Agustin einige Tage über seine Zeit ausblieb, so gingen Don Ysidoro und ich stets nach der Höhe von San Sebastian und sahen uns mit dem Teleskop nach der berühmten Polacca um.

Wenn endlich die Florentina im Hafen war und hart an den grünen Ufern des Stromes ankerte, gingen wir an den schönen Abenden,

wo der Parana in seinem tiefen Bette ruhig und silberhell dahinglitt, nach dem Schiffe, um der Gastfreundschaft des muntern Capitäns zu genießen, unsere Cigarren zu rauchen und mich an dem Witz der beiden lustigen Herren zu ergötzen. Wie Capitän Saenz andere Gäste einlud, um durch ihre Vergünstigung zollbare Waaren unverzollt ans Land zu schaffen, das haben wir schon früher erwähnt. Eines Abends saßen wir auf dem Verdeck der Florentina und entdeckten in der Ferne, langsam gegen den Strom sich heraufkämpfend, ein Schiff mit englischer Flagge. Es war richtig unser San Jose, der unter anderm auch Hrn. Postlethwaite und seine Frau nebst vier artigen Töchtern uns zuführte. Freudig begrüßte ich meine jungen schönen Landsmänninnen, deren rosiges Gesicht mit der blassen und manchmal schmutzigen Gesichtsfarbe der Correntinerinnen vortheilhaft contrastirte.

Die Nachricht von der Ankunft der „Inglesas" verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und als wir ans Land stiegen, — ich war ihm nämlich im Boot der Florentina entgegengefahren, — hatten sich schon viele von der vornehmsten Gesellschaft versammelt, um die schönen Fremdlinge zu bewillkommen und sie nach meinem Hause zu geleiten. Wir langten daselbst an mit einem Gefolge, das dem Gouverneur selbst Ehre gemacht hätte. Auf dem Wege wurden alle Thüren und Fenster aufgerissen, um wo möglich die „Inglesitas" zu erblicken, und der Gesticulationen und Ausrufungen war kein Ende: que bonita! que preciosa! Oh mai! Ich war nicht wenig erfreut über die ungeheuchelte Freundlichkeit und Achtung, die man den Ankömmlingen bezeugte. Keine schroffe Kälte, kein inquisitorisches Verhalten der Priester, nichts von dem lag in dem Charakter der Correntinos, und als am folgenden Tage die Damen nacheinander herbeikamen, um die Fremden zu begrüßen, schienen sie alle an der Schönheit und Natürlichkeit derselben ungemeinen Gefallen zu finden, und umarmten und küßten sie aufs herzlichste.

Wenige Tage nach der Ankunft Hrn. Postlethwaite's schloß ich meine Geschäfte ab, übergab das, was nicht abzuschließen war, an Hrn. Postlethwaite, sagte meinen Freunden Lebewohl und fuhr auf meiner Brigantine San Jose nach Goya ab, wo ich nach drei Tagen ankam. Wir beeilten uns möglichst auch hier abzuschließen, und Campbell war in doppelter Arbeit, um die noch ausstehenden Contracte zum Schluß zu bringen. Alles ging auch so gut, daß wir gegen Ende Augusts hinreichend Waaren gesammelt hatten, um nicht bloß unser eigenes Schiff, den San Jose, sondern auch die Polacca von Don Agustin Saenz zu beladen, als plötzlich ein Zwischenfall sich ergab, der mit ernsten Folgen drohte, und zugleich so seltsamer Art war, daß ich ihn etwas umständlicher erzählen will.

Zu Goya lebten, wie früher schon erwähnt wurde, zwei Estancieros mit ihren Familien. Einer derselben, den ich Don Baltasar Gonzalez nennen will, hatte mehrere Söhne und drei oder vier Töchter, von denen die zwei ältesten erwachsen waren und für die hübschesten Mädchen der Stadt galten. Die älteste derselben, Rosa oder gewöhnlich Rosita genannt, hatte blaue Augen, eine seltene und darum sehr bewunderte Schönheit in Südamerika; sie war im übrigen nicht regelmäßig schön, aber lebhaft, freundlich und artig, so daß sie allgemein beliebt war und es ihr an Freiern keineswegs fehlte. Zu ihren allgemeinen Bewunderern gehörte auch ich und mein Bruder, ihre zwei erklärten Liebhaber waren aber Francisco Duval und Don Antonio Mora; der erste jung, ein guter Guitarrespieler und Tänzer, nicht sehr reich, aber klug und gewandt in Geschäften, so daß vorauszusehen war, er werde seinen Weg in der Welt machen; Don Antonio dagegen war ein Mann in den Fünfzigen, noch gesund, kräftig und — reich. Zudem war er der Oheim des Comandante, den er ganz in seiner Gewalt hatte, und übte einen großen Einfluß in den politischen Angelegenheiten dieses Landstrichs aus. Aber er war eifersüchtig, hochmüthig, tyrannisch, und hatte eine ganz spanische Abneigung gegen Fremde und fremden Einfluß irgend einer Art. Rosita zog natürlich den jungen Freier vor, aber die Eltern wünschten sehr sie mit Don Antonio Mora verheurathet zu sehen. Duval hatte große Furcht vor Mora, denn der Einfluß des letztern bei dem Comandante konnte in dem noch immer sehr unruhigen Zustande des Landes gar leicht dahin angewendet werden, ihn und damit das größte Hinderniß gegen Don Antonio's Erfolg unter der Hand bei Seite zu schaffen.

So standen die Sachen, als ich nach Goya kam, wo mein Bruder die ganze vornehme Gesellschaft mir zu Ehren zu einem „Convite" einlud. Es fanden sich ein der würdige Geistliche, der Comandante Brest, Don Pedro Quesney, Hr. H. Tuckerman, der sich ausgesöhnt hatte, Señor Valdes, ein Kaufmann, Don B. Gonzalez, Don Antonio Mora und sein Rival Duval nebst noch einigen andern Personen, worunter Capitän M'Dougall, ein Hochländer, der eine von einem englischen Haus hieher gesandte Brigg commandirte. Die Tafel war so gut besetzt, als es sich nur immer thun ließ, und nach Tisch sollte, wie es vor 25 Jahren noch Sitte war, ein möglichst großer Theil unserer Gäste unter den Tisch getrunken werden. So wurde dem Wein gehörig zugesprochen, und nur Don Antonio Mora, so wie der Geistliche, entfernten sich sehr bald. Als man endlich aufbrach, konnten mehrere Gäste nur mit Begleitung nach Hause kommen, der alte Gonzalez ließ sich von Duval, mit dem er ganz cordial wurde, nach Hause führen, und wir selbst waren gleichfalls etwas angetrunken. Um die Weindünste zu zerstreuen, machte ich noch einen Spaziergang durch den Ort und kam zufälligerweise nach dem Hause von Don Baltazar Gonzalez. Hier fand ich Mutter und Töchter noch lachend über die Figur, welche „Papa" und Duval bei ihrer Rückkehr gemacht und die Damen zogen mich nicht wenig auf über den Streich (picardia), welchen ich ihrem Vater gespielt. Rosita namentlich war außerordentlich munter, ein Scherz gab den andern und endlich raubte ich ihr einen Kuß.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, Mora trat ein, sah die Scene, sprach aber kein Wort, sondern schloß die Thüre wieder und ging fort. Wenige Minuten nach diesem curiosen Zwischenfall waren wir wieder eben so munter wie zuvor, als mit einemmal drei oder vier Bewaffnete eintraten, mich packten und trotz meines Sträubens und des Geschreies der Familie mich unter Mißhandlungen fortschleppten. Mora war rasend vor eifersüchtiger Wuth, vielleicht auch schon lange erbittert über den Einfluß, den ich und mein Bruder in Goya ausübten, und hatte, obwohl sein Neffe, der Comandante, zu allen Befehlen untauglich war, doch den wachhabenden Officier vermocht, seinem Verlangen, mich zu verhaften, Folge zu leisten.

Obwohl es schon später Abend war, machte die Sache doch noch großen Lärm, mein Bruder eilte, als er es hörte, ohne Hut herbei, worauf Mora plötzlich zu meinem steigenden Erstaunen der Wache zurief: „nehmt ihn gefangen, er ist so schlimm wie der andere!" Auch mein Bruder ward ergriffen, und wir beide wurden nach dem Wachthause geschleppt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1843.

Innere Bewegungen in der Türkei.

1. Montenegro.

Dieß Land war wohl zur Zeit, wo die Türken in Europa eindrangen, kaum bewohnt, zum mindesten erhielt es seine ersten bekannten Bewohner nicht früher als nach der Schlacht von Kossowo, wo flüchtige Serben dort Schutz suchten. Eine gewisse Unabhängigkeit mußten die Türken frühzeitig anerkennen, aber eine wirkliche Freiheit vom Charatsch, dieser Kopfsteuer, welche das Zeichen jedes nichtmuselmännischen Unterthanen ist, errangen sie erst im Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo sie sich durch eine Art sicilianischer Vesper der Türken in ihrem Gebiet entledigten. Seit dieser Zeit hat der Kampf mit den Türken in Albanien, der Herzegowina und Bosnien nie geruht. Montenegro's Wichtigkeit ist eine doppelte: fürs erste war das Daseyn dieses unabhängigen Gemeindewesens, welches im Grunde nichts als ein Heiduckenthum im Großen bildete, eine fortdauernde Protestation der slawischen Christen gegen die türkische Herrschaft; alle Unzufriedenen aus den umliegenden Ländern flüchteten sich dahin, selbst Türken, die gleichfalls aufgenommen wurden und ihren Glauben bewahrten.*) Es bildete sich hier ein ritterliches Räubervolk, dessen Lebenselement im Kampf gegen die umliegenden Paschas bestand, und das in diesem Zustande wohl einen Führer, aber kein eigentliches Oberhaupt über sich erkannte. Der zweite Umstand, welcher Montenegro eine besondere Wichtigkeit verleiht, ist das Verhältniß zu fremden Mächten, namentlich in älterer Zeit zu Venedig, das den Nutzen, welchen es aus den Heiducken, Uskoken u. s. w., kurz allen denjenigen Slawen ziehen konnte, welche sich mit der türkischen Herrschaft überworfen hatten, recht wohl begriff, und somit die Bildung solcher unabhängigen Gemeinden, wenigstens in seiner kräftigen Zeit, möglichst beförderte. Aber mit Venedigs Fall nahm die Sache eine andere Wendung; die Oesterreicher kamen in den Besitz der wichtigen Stellung von Cattaro, aber im Lande umher herrschte halbe Anarchie, die nach der Besitznahme des Landes durch die Franzosen keineswegs ein Ende nahm, sondern die Uebergabe von Cattaro an die Russen zur Folge hatte, was freilich nach dem Tilsiter Frieden wieder anders wurde. Endlich im J. 1813 bemächtigten sich die Montenegriner mit Hülfe der Engländer abermals Cattaro's, und kamen so in die lange gewünschte Verbindung mit dem Meere, welche ihnen indeß im folgenden Jahre durch den Wiener Congreß wieder entrissen wurde. Dieß konnten die Montenegriner nicht verschmerzen, wie sich bei Gelegenheit der Gränzstreitigkeiten mit Oesterreich im Jahre 1838 zeigte, wo die ersteren sich den Zugang zum Meere mit Gewalt erzwingen zu können glaubten. Aber für Oesterreich ist der Besitz des schmalen Küstenlandes von großer Wichtigkeit, denn nur so kann es das adriatische Meer vor einem neuen Seeräubergeschlecht sichern. Wäre die Herzegowina und Türkisch Croatien im Besitze Oesterreichs, so könnte es dem Handel nach der Küste völlig freien Lauf lassen, und müßte es aus billiger Rücksicht für seine Unterthanen thun, wenn auch Triests Handel vielleicht darunter litte; so aber, wo ihm keine Gerichtsbarkeit über das innere Land zusteht, bleibt ihm nichts übrig als auch die Montenegriner von der See auszuschließen. In dem Augenblick, wo Ragusa und Cattaro dem Handel mit dem innern Lande ohne Schranken geöffnet werden, wird für Montenegro ein neues Leben beginnen, aber mit dem Handel und der eindringenden mildern Sitte wird auch seine jetzige politische Bedeutung als Brennpunkt alles Widerstandes gegen die türkische Macht in dieser Gegend wegfallen. Montenegro ist dann plötzlich nichts mehr als ein sehr armes, großentheils unfruchtbares Bergland.

Man kann in der That fragen, ob nicht der Verfall Montenegro's bereits begonnen habe. Seit in den umliegenden türkischen Provinzen der Geist des Widerstandes gegen die türkische Herrschaft sich ausbreitet, ist Montenegro nicht mehr allein das gelobte Land der Freiheit; zudem haben die Bemühungen des jetzigen Wladyka, eine regelmäßigere Regierung einzuführen, an der alten rohen Freiheit der Räuberrepublik stark gerüttelt, und es sind nicht nur einzelne Aufstände vorgekommen, die vom Wladyka nur mit Mühe unter-

*) Jetzt scheinen diese durchaus im übrigen Volk untergegangen.

drückt wurden, sondern es soll sich ein ganzer Stamm, der der Kutschi im Osten, von seiner Oberherrlichkeit losgesagt haben. In neuester Zeit haben die Türken trotz ihren wiederholten, selbst im J. 1833 unter dem Großwesir Reschid Mehmed erlittenen Niederlagen neue Anschläge gegen Montenegro gemacht, das von der Herzegowina und von Albanien her an der Maritza aufwärts angegriffen werden sollte; aber ein „ewiger“ Friede wurde mit dem Pascha von Herzegowina geschlossen, durch welchen der seit mehreren Jahren von den Montenegrinern in Besitz genommene District Grahovo aufgeopfert worden seyn soll. Dieses Opfer geschah freilich nur, um auf dieser Seite Luft zu haben und desto kräftiger gegen den Pascha von Scutari oder Skadar auftreten zu können, der ihnen einige bereits früher eroberte Inseln im Skadar-See wieder abgenommen zu haben scheint; aber manche einzelne Umstände lassen vermuthen, daß der übermüthige Kriegsgeist der Montenegriner durch die Civilisationsversuche des Wladyka einigermaßen gelitten hat, nicht als ob sie sich nicht noch immer mit gewohnter Tapferkeit schlagen würden, wenn ihr Land ernstlich bedroht wäre; aber der Zwang, den der Wladyka ihnen gegen Oesterreich auflegen mußte,*) die unumschränkte Leitung der Angelegenheiten, welche er an sich genommen, haben die auf eigene Faust unternommenen Tschetas (Raubzüge) vermindert, kurz Montenegro, furchtbar so lang es der ungezügelte Vereinigungspunkt der Heiduken, d. h. der slawischen Klephten und aller Unzufriedenen des umliegenden Landes war, scheint an Furchtbarkeit zu verlieren, so wie man einen polizirten Staat daraus machen will.

*) Er ließ an der Gränze einen Galgen aufrichten, und drohte jeden zu hängen, der die Gränze überschreite.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Doch nun zurück auf die Reise. Das gastfreundliche Piedimonte fesselte mich diesesmal nur einen einzigen Sonntag, den ich größtentheils mit der Untersuchung eines herrlichen alten Mauerüberrestes zubrachte, der sich an der Südseite des Monte Cila in Oel und Weingärten versteckt befindet, und sich eine kleine halbe Stunde zweimal unterbrochen und zusammengestürzt weit fortzieht; es sind kolossale Steinblöcke, roh und unbehauen über einander gehäuft und nach Art der sogenannten cyklopischen Mauern mit vielen Ecken und Winkeln so ineinander gefügt, daß nur die äußere Fläche ein etwas glattes Ansehen erhält, etwa wie Kinder spielend aus einem großen Haufen willkürlich zerschlagener Zuckerstücke Mauern und Wälle zusammenflicken. Diese Mauer ist in der Regel noch 16 bis 20 Fuß hoch und 5 bis 6 Fuß dick, und ganz unstreitig, wie aus vielen Stellen des Livius erhellt, ein vom Fabius Maximus, der die Höhen des Monte Cila gegen den in der Ebene lagernden Hannibal besetzt hielt, in der Eile errichtetes Bollwerk, um den Gebirgsübergang zu den fruchtbaren Gefilden Apuliens dem Feinde zu sperren. Dieses Bollwerk muß sich westlich bis an die Schluchten des heutigen Valle Paterno und östlich bis an die Schlucht des wilden Toranobaches hin erstreckt haben, obschon keine ganz deutlichen Spuren dieß gegenwärtig nachweisen. Trutta in seinen „Antichita Alisane“ nimmt, trotz aller Vorliebe für Alife, dem er irriger und komischer Weise einen Umfang von sehr vielen Miglien geben möchte, zu wenig Notiz von diesem historischen Denkmal. Die herrliche, wasserreiche Quelle des Torano im engen, kühlen Felsenthale, das liebliche S. Potito, mit seinen Thermenüberresten, wo einer meiner piedemontesischen Freunde einen neuen schönen Crittoportico*) entdeckt hatte, dessen Beschreibung ich mir vorbehalte, machten heute, wie immer, den erfrischendsten Eindruck auf mich, und voll Reiselust setzte ich gleich am andern Tage, vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, meine Reise über Alife nach S. Angelo di Raviscanina fort. Der Weg führt theils durch die Ebene des Volturno, theils durch schöne Eichenwälder am Fuße des Matese-Gebirges dahin; rechts öffnen sich herrliche Thaler und Bergschluchten, in denen einzelne Masserien, umgeben von Weinranken und Olivenbäumen versteckt liegen; rauschende Bäche eilen aus dem höheren Gebirge herunter, überall große stattliche Bäume, Eichen und weiter hinauf Buchen; in der Mitte des Weges steht höchst malerisch eine halbverfallene Capelle auf einem Felsvorsprunge und von oben herab schauen wilde Felszacken und Klippen. Eine halbe Stunde von San Angelo rechts von der neuen Landstraße, welche von Piedimonte aus nach S. Germano und in die Abruzzen führt, hart am Saum des Waldes, liegen zwei altrömische Grabdenkmäler in Ruinen, rings von Gesträuch umwachsen; sie sind längst geöffnet und geplündert, und obschon ziemlich entfernt von Alife, will ich sie dennoch — Trutta zu Gefallen — für alifanische Gräber gelten lassen; dieß kann jedoch keineswegs mit den viel großartigeren Ueberresten der Fall seyn, die gerade unter dem Castell von San Angelo in der Nähe der sogenannten Taverna von S. Angelo liegen. Wenige Minuten rechts von der Chaussée sieht man in einer langen Reihe altes Gemäuer, bestehend aus Grotten und Arkaden, wild mit Schlingpflanzen überzogen; auf dem Wiesenplane davor prangt eine kräftige Eiche, von Steintrümmern umgeben und von diesem Standpunkt aus zeichnete einer meiner Freunde das Bild. Mehrere der genannten Mauerbögen sind recht schön erhalten und ich maß 256 Schritte Länge an der mit der Landstraße parallel laufenden Südseite der Trümmer, in deren Mitte ein schmaler gewölbter Durchgang sich befindet, der in einen wahrhaft schönen Crittoportico führt, welcher aus vier in Form eines Oblongums von

*) Plinius l. 5. ep. 6. 30 und l. 2 ep. 17 sagt: cryptoporticus subest, subterraneae similis aestate inclusa frigore riget. — Cryptoporticus ist wohl von sistus, xystus i. q. loggia zu unterscheiden. Plinius sagt bei der Beschreibung einer seiner Villen: Ante cryptoporticum xystus, violis odoratus.

Der Verf.

84 Schritten Länge und 42 Schritten Breite sich vereinigenden Gängen besteht. Die innere Breite der einzelnen vier Gänge beträgt sechs Schritte, sie sind mit Stuck überzogen und haben viereckige Oeffnungen nach der Südseite von drei Fuß Länge und zwei Fuß Breite, nach innen auseinandergehend, um mehr Licht hereinzulassen; an der Längenseite dieses Crittoportico zählte ich 23 Fenster nach Süden hin; an der Hinterseite fehlen dieselben; ich sah fünf verschiedene Eingänge von größerer und geringerer Breite und vermuthe, daß noch mehrere verschüttet. Hinter diesen herrlichen Trümmern, die gewiß nicht den Bewohnern einer Villa, sondern vielmehr denen einer ganzen Stadt zu erquickenden schattigen Spaziergängen dienten, nach der Bergseite von S. Angelo hin erhebt sich eine neue Mauer, wie die einer kleinen Stadt oder Festung; ich verfolgte sie in einer Länge von 180 Schritten (mit dem 84 Schritte langen Porticus correspondirend) und einer Breite von 100 Schritten; Steinhaufen fand ich weit hin über die Aecker zerstreut, sowohl junge Saaten als Gebüsch und Bäume machen es fast unmöglich aus den so versteckten und vereinzelten Fragmenten auf ein vormaliges Ganzes hinzudeuten. Inschriften fand ich leider nicht, wohl aber am äußersten Ende der Trümmerhaufen nach S. Angelo zu einen Grabstein mit zertrümmerten Buchstaben. Nach mehrstündigem Aufenthalte an diesem Orte hatte sich eine Masse bewaffneter Bauern aus den nächstgelegenen Masserien um mich versammelt; sie fragten höchst neugierig, gestatteten daß man über junge Getreidefelder dahinschritt, zeigten sehr zuvorkommend alles was zu sehen, krochen mit mir in das Innere des Porticus, der sich bei dem Schimmer einiger Wachskerzen sehr malerisch darstellte, erzählten von Münzen, Scherben und Todtengebeinen, die hier gefunden, und führten mich auf die andere Seite der Landstraße, wo ebenfalls schwache Spuren von Gebäuden und Tempeln vorhanden, unter anderem jedoch ein Mosaikfußboden und zwei sehr schöne Blumenornamente aus weißem, marmorähnlichem Kalksteine. Ein alter, ehrwürdiger Bauer zog mich bei Seite und meinte, er verstehe mich recht wohl, ich suche nach Schätzen und ich habe ganz Recht, diese Schätze seyen vorhanden, ich möge nur unter jenen zwei Eichen nachgraben, er wolle mir behülflich seyn, ich möge aber den andern dümmern Bauern nichts sagen, die würden uns stören, er wolle nur die Hälfte von allem Gefundenen haben u. s. w. Ich vertröstete ihn auf meine Rückkehr nach Piedimonte und bat ihn, einstweilen die Ornamente — Lotusblumen und schöne Guirlanden darstellend — welche sich auf seinem Grunde befänden, meinem Freunde, dem Cavaliere Egg, welcher dergleichen für das Museum seiner Vaterstadt Zürich mit Leidenschaft sammelt, zuzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über den französischen Handel am Senegal.

Der Moniteur vom 22 October kündigt die Errichtung zweier befestigter Comptoire an der Westküste von Afrika, zu Assinie und Gabon, an. Der französische Tauschhandel an dieser Küste datirt sich aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts; schon damals wurden Niederlassungen am Senegal, am Gambia, zu Sierra Leone und an der Küste von Malaguette gegründet, welche die Namen Petit Dieppe und Petit Paris führten. Die Franzosen blieben auch im Besitz des Gummihandels, der fast ganz am Senegal getrieben wird, aber der Handel mit Goldstaub, Elfenbein, Wachs, Häuten, Rothholz und Palmöl wird fast ausschließlich von den Engländern getrieben, welche dort jährlich für etwa 20 Mill. Fr. Producte holen. Im J. 1839 wurde der Schiffslieutenant Bouet, jetzt Gouverneur am Senegal, beauftragt, die Küste näher zu untersuchen, und eine Folge dieser Untersuchung ist die Besitznahme zweier Punkte an der Guineaküste. Der französische Handel leidet unter manchen Nachtheilen; darunter war einer der bedeutendsten, daß von den drei Haupttauschwaaren Pulver, Tabak und Eisen die beiden ersten Staatsmonopole, das dritte durch die hohen Zölle ein Privatmonopol ist, so daß die Franzosen mit den Engländern hier nicht concurriren können. Andrerseits ist der Verbrauch von Palmöl, afrikanischem Rothholz und Bauholz so gering in Frankreich, daß diese afrikanischen Producte nur schwachen Absatz finden. Hiezu kommt endlich der Mangel an Landungsplätzen. Die Schiffe müssen weiter, und dadurch beherrschen die Eingeborenen den Markt; kommen nun vollends mehrere Schiffe zu gleicher Zeit an, so ist die Concurrenz für die französischen Kaufleute durchaus ruinös. Um diesem Uebelstande abzuhelfen und dem Handel eine größere Ausdehnung zu geben, hat man die beiden obengenannten Punkte besetzt, von denen aus der Handel dann durch Küstenfahrzeuge betrieben werden soll. (Nach dem Sémaphore vom 27 Oct.)

Scenen aus den Laplata-Staaten.

Dritter Abschnitt.

Don Agustin Saenz. — Ankunft Postlethwaite's und seiner Familie. — Abreise nach Goya. — Gefangennahme daselbst. — Abfahrt nach Buenos-Ayres.

(Schluß.)

Als wir hier beisammen waren und die Vorfälle des Abends recapitulirt hatten, brachen wir in ein helles Gelächter aus. Wir beschlossen indeß, an dem boshaften Mora Rache zu nehmen und Gefangene zu bleiben, bis wir von dem Comandante oder von dem Gouverneur der Provinz Genugthuung erhalten hätten. Unser Gefängniß bestand in einem ungeheuren Galpon oder Schuppen mit einer Thüre in der Mitte, durch die auch allein, so wie durch etliche Ritzen im Dach, Licht bei Tage hereinfiel. Die anwesenden Verbrecher, zum Theil in Ketten, wurden aus roher Achtung für uns an dem entgegengesetzten Ende des Gebäudes zusammengeschoben, die Soldaten nahmen die Mitte ein und wir hatten den großen Raum am andern Ende für uns. Mora hatte sich entfernt, sobald er uns im Gefängniß sah, und gleich nach seiner Entfernung hatten wir mit dem wachhabenden Officier eine Unterredung begonnen. Dieser fühlte, daß er nicht ganz recht gehandelt habe, nach dem Befehle Mora's zu handeln, obgleich dieser Friedensrichter war, und suchte deßhalb in gutem Vernehmen mit uns zu bleiben.

Wir hatten nichts als ein paar Häute, die man uns zum Lager hingestreckt hatte und einige Ochsenschädel zum Sitzen. Unser Licht bestand in einer völlig rohen irdenen Lampe, die zur Hälfte mit Talg

und Fett angefüllt war, der Boden war die blanke Erde, von den Mauern war der nicht gehörig zähe Lehm zum Theil abgefallen, so daß das statt der Latten angewendete Rohr herausstand, wie die Rippen einer Pferdeleiche, und die Luft strich hindurch frisch. Der Anzug der Soldaten und selbst des Officiers stand damit in Einklang, und die Gefangenen, halb nackt, schmutzig und mit rasselnden Ketten, sahen aus wie die leibhaftigen Teufel.

Wir baten den Officier, uns einige Bequemlichkeiten aus unserer kaum hundert Schritte entfernten Wohnung holen lassen zu dürfen, was er auch nach einigem Zögern gestattete, und bald ward durch Stühle, Sophas, Tische, Leuchter u. dgl. die eine Hälfte des rohen Galpon zum großen Erstaunen der Soldaten in ein sehr gemächliches Zimmer umgewandelt. Wir ließen Wein holen, tractirten den Officier und seine Leute, lachten über die Vorfälle der Nacht und überlegten, wie die Sache am Morgen wohl gehen könnte. So kam die Mitternacht herbei und wir bestellten ein Abendessen, als der Officier mich benachrichtigte, daß mich jemand zu sprechen wünsche; „da Sie nicht die Absicht haben, diese Nacht zu entfliehen, so können Sie ihren Freund frei und ohne Zeugen sprechen." Ich ging hinaus, und fand einen Mann in einen großen Mantel gehüllt, — es war der obenerwähnte M'Dougall, der mir erklärte, man wolle uns ans Leben, es sey eine Verschwörung, um uns bei Seite zu schaffen und sich unseres Eigenthums zu bemächtigen; zugleich bot er mir Waffen an und drang in mich sogleich auf sein Schiff zu fliehen, von wo mich niemand herausholen sollte. Ich sah die Sache keineswegs so schlimm an, stellte ihm vielmehr die Unklugheit vor, bewaffnet hieher zu kommen, bat ihn seine Mannschaft wieder zur Ruhe gehen zu lassen, — er hatte seine Brigg ganz zum Gefecht hergerüstet, — und dann zurückzukommen, um mit uns zu Abend zu essen. Er war ganz verdutzt über meinen zuversichtlichen Ton, zeigte sich zwar nicht ganz beruhigt, wollte aber doch meinen Wünschen nicht entgegenhandeln, sondern legte seine Waffen ab und kehrte dann zurück, um mit uns zu Abend zu speisen.

Es wurde 1 Uhr, als plötzlich der Diener des Comandante herbeigelaufen kam und den Wachofficier abholte. Dieser kam kurz darauf sehr bestürzt wieder zurück, erklärte uns, wir seyen nicht länger seine Gefangenen und ich möchte einen Augenblick zum Comandante gehen, der sehr unwohl zu Bette liege. Ich lehnte beides ab, und erklärte, wir würden das Gefängniß nicht verlassen, bis wir genau wüßten, weßhalb man uns als Verbrecher behandelt habe. Der Officier kam aber bald mit einer noch dringendern Botschaft zurück, wir möchten uns doch ja zum Comandante begeben, was endlich auf mein Verlangen unter Escorte zweier Soldaten wirklich geschah. Der arme Comandante lag im Bett und war in großer Noth, er erklärte, er sey ruinirt, wenn wir nicht alsbald nach Hause zurückkehrten und die ganze Sache fallen ließen. Endlich willigten wir ein nach Hause zu gehen, aber auf unser ausdrückliches Verlangen mußte eine Schildwache vor unser Haus gestellt werden.

Am andern Morgen erschien ich beim Comandante mit der Bitte um einen Paß nach Corrientes, angeblich um mich bei dem Gouverneur zu beschweren. Er that alles mögliche, um mich davon abzubringen, ich erklärte ihm aber, ich müsse bis um 1 Uhr meinen Paß haben, oder sein Oheim, Don Antonio Mora, müsse bis dahin gefangen sitzen. In der Zwischenzeit hatte sich der Vorfall im ganzen Orte verbreitet: Mora's Benehmen wurde allgemein gemißbilligt, und von niemand mehr als dem alten Gonzalez, der über die Entweihung seines Hauses höchlich erbittert war. Die kluge Rosita benützte den Augenblick, diesem Freier den Abschied geben zu lassen und ihres Vaters Einwilligung zu ihrer Heurath mit Duval zu erbitten. Mora sah jetzt ein, in welche schwierige Lage er sich gesetzt hatte, und beschloß die drei Stunden, die ich dem Comandante Zeit gelassen hatte, zu benützen. Zuerst sprach er mit Quesney, um durch diesen uns zu mildern Bedingungen zu bewegen. Dann ging er zu Gonzalez, wo man ihm kaum die Thüre öffnete; als man ihn endlich dennoch hereinließ, wurde er mit einem Sturm von Vorwürfen empfangen, und ihm erklärt, er solle das Haus nicht mehr betreten. Jetzt ging er zu Duval, und bot diesem an, alle Ansprüche auf Rosa's Hand aufzugeben, wenn es ihm gelinge, uns von der Reise nach Corrientes abwendig zu machen. Diese hatten wir in der That nie ernstlich beabsichtigt, und forderten jetzt nur, daß Mora von seinem Neffen, dem Comandante, in Gegenwart derer, die von unserer Beleidigung Zeuge gewesen seyen, einen Verweis erhalte. Dieß geschah endlich, wiewohl nach einigem Widerstreben, und Mora reiste noch denselben Tag voll Verdruß nach seiner Estancia ab, um von nun an dort zu bleiben.

Einen Tag oder zwei nach diesem Abenteuer kam Campbell nach Goya mit den letzten Ladungen von Häuten und Wolle, stattete treuen Bericht über seine Operationen ab, und schien sehr zu bedauern, daß seine Geschäfte nun zu Ende seyn sollten. Die Abbezahlung unserer Capatazes, Peons und Diener jeder Art glich der Auflösung einer kleinen Armee, und da wir auch unsere Wagen und alles dazu gehörige verkauften und um den Preis eben nicht genau handelten, so verbreiteten sich diese Gegenstände bald unter den Campesinos (Landvolk), um auch künftig im Dienste des Landes nützlich verwendet zu werden.

Im October 1816 war endlich alles zur Abreise fertig, und nach manchen herzlichen Lebewohls fuhren wir nochmals auf dem Parana dahin. Unser Schiff war so bepackt, daß wir zwischen dem Hintertheil der Ladung und dem Verdeck nur noch ein kleines Loch frei hatten, und darum fortwährend oben auf der Troxa oder Verdecksladung blieben, wo wir eine Decke zum Schutz gegen die Sonne ausgespannt hatten. Das prächtigste Wetter des schönsten Frühlingsmonats in Südamerika setzte uns in den Stand hier während der ganzen Fahrt zu bleiben. Wir hatten eine herrliche Fahrt, da wir fortwährend von Nordwind begünstigt waren, und obwohl wir einmal auf einer Sandbank aufsaßen und darüber zwei Tage verloren, so langten wir doch schon am neunten nach unserer Abfahrt an der Hauptmündung des Flusses an, welche Parana Guasu heißt, im Gegensatz gegen Parana Mini (oder Groß- und Klein-Parana). Der erstere mündet in den Uruguay ein und bildet die tiefste Mündung, der letztere fällt unmittelbar in den Rio de la Plata und ist darum die directere Verbindung. Die ganze Schifffahrt des Parana vom Dorfe San Pedro nach den verschiedenen Desembocaduras oder Mündungen ist sehr verwickelt, und namentlich im Herauffahren hat man große Mühe über die Nueve Bueltas oder neun Mündungen zu kommen. Wir fanden es gerathen die Troxa der Decksladung unserer beiden Schiffe auf kleinere Fahrzeuge bringen zu lassen, und fuhren dann durch die Mündung hindurch nach dem freien La Plata oder richtiger gesagt nach dem Meere, wo wir indeß zu guter Letzt noch einen tüchtigen Pampero zu bestehen hatten, der uns nöthigte, früher ans Land zu steigen und den Weg nach der Stadt vollends zu Pferde zurückzulegen, was indeß alles ohne Nachtheil für uns und unsere Ladung ablief.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1843.

Französische Lehrbücher der Geographie.

Paris, den 25 Oct.

Jeder Fremde in Frankreich wundert sich über die auffallende Unwissenheit in der Geographie, welche fast bei Jedermann, mit dem er in Berührung kommt, dieselbe ist. Vor einiger Zeit fiel mir bei den Kindern eines Freundes ein Elementarbuch der Geographie in die Hände, das ich durchblätterte und welches mir einen Aufschluß gab, wie es möglich sey, daß geographische Kenntnisse so selten seyen. Das Buch heißt Géographie des Commençants par Letellier; das Exemplar, welches ich in der Hand hatte, war von der 32sten Ausgabe vom Jahre 1835, und ein solches Lehrbuch ist wohl in irgend einem Lande unerhört, um so mehr als es nach der Zahl der Ausgaben eines der gebrauchlichsten in Frankreich seyn muß. Es enthält 190 Seiten, von denen die erste Hälfte Frankreich angehört. Großbritannien nimmt gerade Eine Seite ein, die noch voll Ungereimtheiten ist, wie z. B. daß Bristol die zweite Stadt von England in Bevölkerung und Handel sey; elende Nester wie Dover und Darmouth sind genannt, aber Manchester, Glasgow, York, Leeds u. s. w. sind dem Mann unbekannt. Preußen wird mit drei Seiten beehrt, aber es gewinnt nicht viel dabei. Es heißt dabei z. B.: „Was ist die Hauptstadt des Königreichs?" und der neugierige Leser erhält die merkwürdige Antwort: „Königsberg, eine große und feste Handelsstadt an der Pregel. Sie ist von den Franzosen im Jahre 1807 im Julius eingenommen worden." — „Wo residirt der König von Preußen?" „In Berlin an der Spree, 210 Meilen von Paris. Die französischen Armeen haben die Stadt im Jahre 1806 eingenommen." Weiter weiß der Mann nichts von Berlin, das er für ein königliches Lustschloß zu halten scheint; überhaupt führt er fast nie an, wodurch sich eine Stadt auszeichnet als durch die Distanz von Paris und wann die Franzosen dort gewesen seyen. Dann handelt er von dem deutschen Bund, aber es kümmert ihn nicht, daß Oesterreich und Preußen dazu gehören, sondern er sagt, er bestehe 1) aus Bayern u. s. w. Die Beschreibung von München ist: „Eine große und schöne Stadt an der Isar, 205 Meilen von Paris; sie ist von den Franzosen im Jahre 1800 und 1805 eingenommen worden." Von Dresden sagt der Geograph: „Dresden an der Elbe, 220 Meilen von Paris; es wurde von den Franzosen im Jahre 1806 eingenommen und ist die Vaterstadt der Madame Biot." Dieser letzte Zug gränzt ans Sublime. Wer kann Madame Biot seyn? Die Distanzen, welche der Mann so sorgfältig angibt, sind des Restes würdig, z. B. Karlsruhe gibt er als 98 Meilen von Paris an; da aber Straßburg nach ihm selbst 119 Meilen von hier liegt, so liegt also Karlsruhe 21 Meilen westlich von Straßburg. Von Heidelberg sagt er: „Es besitzt einen botanischen Garten, Baumwollenspinnereien, Strumpfstrickereien und Seidenmanufacturen." Von der Universität, dem Schlosse u. s. w. keine Spur.

Doch sind dieß Kleinigkeiten, aber je mehr er sich von Paris entfernt, um so wunderbarer wird seine Geographie; schon über die Türkei sind seine Begriffe überaus dunkel. Er führt unter den türkischen Städten auch „Theben, das Vaterland von Pindar und Epaminondas, Athen, Misitra, ehemals Sparta, und Corinth" an, so daß man befürchtet, daß dem Mann von der griechischen Revolution gar nichts bekannt geworden; doch setzt er bei: „Griechenland hat das gehässige Joch der Türken abgeschüttelt und einen Staat gebildet, dessen Hauptstadt Napoli di Romani ist;" aber unmittelbar darauf fällt er wieder in die Türkei zurück, als ob er nicht recht daran glaubte, denn die nächste Frage ist: „Wer ist der gegenwärtige Großherr?" In Asien hat er vom Taurus und Ararat gehört, aber der Ruhm des Altai, des Himalaya, Hindukusch u. dgl. unbedeutender Hügel ist nicht zu ihm gedrungen. Die Religionen von Asien sind aufs bündigste so beschrieben: „die herrschenden Religionen sind der Mohammedanismus und der Götzendienst." Er hat in seiner Jugend gehört, daß der Orient das Land der Fabel sey, aber er mißbraucht die Erlaubniß, wenn er aus Kiutaia die Hauptstadt von Kleinasien macht, Erzerum nach Turkomanien verlegt, Bagdad und Bassora in die Provinz Diarbekir setzt, Mekka und Medina ins glückliche Arabien und unter die Hauptstadt Sanna bringt. Die Araber beschreibt er so: „Sie

sind sehr braun und fast lauter Vagabunden und Diebe." Von Afghanistan hat er nie gehört. In Indien erlaubt er sich sonderbare Phantasien; er glaubt daß die Sikhs Herren von Delhi seyen, läßt einen König von Kaschmir auferstehen, glaubt daß die Mahratten Punah zur Hauptstadt hätten, wahrscheinlich weil ihm der große, mahrattische Krieg von 1817 gänzlich unbekannt geblieben ist. Ueber Indien jenseits des Ganges kann man nicht viel von ihm verlangen, doch hatte er Siam nicht ganz vergessen sollen; auch hätte er wissen können, daß das holländische Reich in Indien sich außerhalb der Stadt Batavia erstreckt. Von der Tatarei gesteht er ehrlich, daß er wenig wisse, doch hätte er vielleicht Tiflis nicht darein setzen sollen; auch liegt Cirkassien nach gewöhnlichen Berichten der Reisenden nicht in der „unabhängigen Tatarei," und daß Tibet kein eigenes Reich bilde, hätte er vielleicht ausmitteln können. In den Molukken ist er vortrefflich: „die hauptsächlichsten sind Celebes, wo man das Königreich Macassar findet, Ternate, wo man Papagayen findet und Amboina, wo man Gewürznelken im Ueberfluß findet." Borneo scheint ihm unbekannt zu seyn. In Afrika scheinen ihm die Entdeckungen der Engländer am Niger zweifelhaft zu seyn, denn er sagt: „der Niger ergießt sich in einen See." Oder sollten ihm Clapperton und die beiden Lander unbekannt geblieben seyn?

Von der Eroberung von Algier scheint ein dunkles Gerücht zu ihm gedrungen zu seyn, aber er bezweifelt offenbar die Wahrheit desselben, indem er sagt: „Der Chef des Senats der Republik Algier führt den Titel Dey!" Die Wüste Sahara ist nach ihm „von Löwen, Tigern, Straußen und Ungeheuern (monstres) bewohnt." Die Beschreibung von Südafrika ist auch von großem Verdienst: „die südliche Cafferei erstreckt sich bis ans Cap der guten Hoffnung, und enthält die Königreiche Monomotapa, Sofala und das Land der Hottentotten." Dieß ist aus Vasco de Gama's Berichten entlehnt, aber was die Portugiesen, Holländer und Engländer seitdem dort gethan und gestiftet haben, scheint keine Meldung zu verdienen. Doch ich habe keine Lust und keinen Raum seine wahrhaft ungeheure Beschreibung von Afrika und Amerika zu durchgehen, in der mehr Fehler sind als Worte. Doch kann ich den Climax seiner Gelehrsamkeit nicht übergehen: nachdem er von den Ländern um den Nordpol nach seiner Art gehandelt hat, so kommt er zuletzt auf die Südseeländer (terres polaires antarctiques), und ich kann mir nicht versagen den Paragraphen abzuschreiben. „Diese bestehen aus Neuguinea, einer großen Insel im Ocean, die von olivenfarbigen Menschen bewohnt ist. Neuholland, eine ungeheure Insel; sie ist fruchtbar und die Bewohner sind von mittlerer Größe, schön und tapfer. Neuseeland, bestehend aus zwei großen und fruchtbaren Inseln im östlichen Ocean, deren Bewohner wenig civilisirt sind. Neuholland und Neuseeland sind von dem berühmten Cook entdeckt worden." Daß es so monströse Bücher geben könne, darf Niemand wundern, wohl aber, daß dieses 32 Auflagen erlebte, und wie der Titel besagt, in der großen Schule der Ehrenlegion in St. Denys angenommen sey. Es gibt freilich neuerdings bessere geographische Schulbücher, denen es aber schwer wird, das Hergebrachte zu verdrängen, und es herrschen noch gar sonderbare Begriffe über diese Materie. So z. B. haben die barmherzigen Schwestern hier in ihren Mädchenschulen lange die Geographie ausgeschlossen, doch haben sie dieselbe im letzten Jahr in sechzehn ihrer Schulen aufgenommen, aber sich geweigert Karten dabei zu brauchen, obgleich sie ihnen von der Stadt Paris angeboten wurden; sie meinten, es schade der Frömmigkeit der Kinder; doch dieses Jahr haben drei ihrer Schulen diese Furcht überwunden und Karten verlangt. In den Schulen der Regierung hat man ein gutes Handbuch von Letronne eingeführt, in denen der Schulgesellschaft bedient man sich eines Abrisses des Abbé Gauthier, der nicht schlecht ist, und in denen der unwissenden Brüder eines neuen Lesebuchs, das aber einer Reform bedarf, die von der Centralcommission der Stadt für die Schulmethoden verlangt worden ist. Hier und in Clermont Ferrand sind Mauerkarten erschienen, welche ihren Zweck wohl erfüllen, aber die eigentlichen Schulkarten lassen noch viel vermissen.

Wie nöthig es ist, daß etwas für das bessere Studium der Geographie geschieht, ist täglich im Gespräch und im Lesen von Büchern aller Art fühlbar, denn auch da, wo man es am wenigsten erwarten sollte, findet man täglich die unwahrscheinlichsten Irrthümer darüber; so habe ich z. B. vor einigen Tagen eine Sammlung von Briefen der Missionäre der Jesuiten in Indien gesehen, welche in Lyon von dem Orden herausgegeben werden, und zu denen im Jahre 1842 eine Einleitung erschien, in welcher der Verfasser den baldigen Fall des englischen Reichs voraussagt, seitdem es sich durch die Eroberung von Java und den Molukken so ungebührlich ausgedehnt habe. Der Orden scheint also nie davon gehört zu haben, daß Java und die Molukken im Jahre 1817 zurückgegeben worden sind. Ein noch viel sonderbarerer Grad von Unwissenheit ist mir erst heute aufgefallen, als ich ein Diplom der hiesigen Gesellschaft der Schiffbrüche sah; man sieht auf ihm um den Bogen herum die Namen der hauptsächlichsten schifffahrttreibenden Staaten gestochen, und unter diesen steht das Königreich Mogol! Wer hätte glauben sollen, daß der Ausschuß einer Gesellschaft, die sich ausschließend mit Seeangelegenheiten abgibt, in einen solchen Abgrund von geographischer Finsterniß versunken seyn könne? Der große Zudrang zu den Stellen in der Universität, der sich gegenwärtig zeigt, wird übrigens seine wohlthätigen Folgen auch weiter herab auf die allgemeine Erziehung äußern, indem die große Zahl der Candidaten, welche die Concursexamen nicht bestehen und sich daher zu Lehrern an Privatinstitutionen und Communalschulen machen lassen müssen, doch weit unterrichtetere Leute sind als die frühern Lehrer derselben Classe. Zu den gegenwärtigen Concursexamen für die Gymnasien haben sich über 200 Candidaten eingefunden, obgleich nur 20 Stellen zu vergeben sind, und die mittelmäßigen unter ihnen sind wahrscheinlich besser unterrichtet, als die besten vor zehn Jahren.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto 2c.

(Fortsetzung.)

Es fragt sich nun natürlich, was einst diese Ruinen gewesen, die, von so entschieden größerem Umfange, keineswegs die Villa eines Privatmannes ausmachen konnten. Sogar Trutta schämt sich dieselben seinem geliebten Alife einzuverleiben, und meint, es habe hier das alte Rufrio oder Rufrium gestanden und weist nach, daß ein Arm der Via latina gerade hier aus dem Gebiete der Sediciner über eine Brücke des Volturno in das Gebiet der Samniter geführt habe; die oben beschriebenen Mauern und die in ihnen befindlichen Bogen und Durchgänge, so wie die Vormauern (Antemurali) erklärt er jedoch mit allzu ängstlicher Gelehrsamkeit als zu gewissen Kriegs- und Belagerungszwecken dienend, wobei er zweimal den Livius anführt. Ich stimme nach mehrmaliger genauer Ansicht der Ruinen der Meinung des Trutta bei; die ganze Lage eignet sich trefflich für eine Stadt, eine Erhöhung im Thale, am Fuße strömte der Volturno, den Rücken schützten steile Berge, eine Brücke verband beide Ufer, der geräumige Crittoportico diente den Bewohnern der Stadt zu einem schattigen Spaziergange, der hinten und vorn durch Mauern geschützt, dennoch Ausgänge in die Stadt und weiter hinaus ins Freie hatte; noch jetzt finden sich Grabmonumente in der Nähe, wie bei Telese und Alife, und wenn Livius sagt: „Eodem tempora tria oppida in potestatem venerunt, Allifæ, Callifæ (κατα und Αλλιφη) Rufriumque," so ist wahrlich nicht anzunehmen, daß diese drei Städte weite Tagereisen auseinandergelegen. Cluverus und auch Ciarlanti „Memorie istoriche del Sannio," I, 11, deren Worte ich hier der Kürze wegen nicht anführe, irren in ihren Ortsbestimmungen zuweilen sehr bedeutend. Der eine verlegt es an die äußersten Gränzen der Hirpini, der andere in die Provinz Basilicata. Jedermann weiß, daß es noch heutzutage zwei Städte ähnlichen Namens gibt: die eine ist das vasenreiche Ruvo bei Trani und Andria, das andere ist das Ruvo nicht weit von Atella und Rionero in Basilicata; warum will man durchaus kein drittes, von den Römern zerstörtes und leider nicht wieder emporgekommenes annehmen? Die Römer konnten nicht eodem tempore hundertundzwanzig Miglien weit von Alife nach einem dieser beiden Ruvo marschiren und eben so wenig Benevent, Telese, Equotutico und andere Städte im Rücken lassen. Ein geringer Buchstabenunterschied, wie er beim Silius und Virgil vorkommt, kann noch weniger von Bedeutung seyn, dennoch bleibt es zur gänzlichen Sicherstellung der ausgesprochenen Ansicht sehr wünschenswerth, einige Inschriften in den beschriebenen Ruinen aufzufinden, was mir hoffentlich über kurz oder lang gelingen wird.*) Mariano de Laurentiis, nachdem er über Rufrae, Celenna und Batulum das Nöthigste angegeben, auch das große Lexikon des Giustiniani angerufen, sagt sehr naiv: „Verum utrum Rufrae in Campania, an in Lucania vel Irpinis fuerint, difficile de ejus situ dictu est, aeque ac de Celenna et Batulo."

Bevor ich an der Stelle der alten Römerbrücke vermittelst der jämmerlichen Fähre, welche ein Principe von Gerace hier unterhält, den Volturno überschreite, sey es mir vergönnt, noch einen Blick auf das heutige S. Angelo, auf Raviscanina (Rupecanina) und das zwischen beiden Orten auf kahlem Hügel gelegene, zertrümmerte, einst mächtige Castell zu werfen. Der Name Raviscanina ist wohl aus Rupecanina corrumpirt und nicht von dem lateinischen Worte ravis, ad ravim herzuleiten; canina gewiß uralt, da schon eines Consuls Claudius Canina Erwähnung geschieht, der im Jahre 480 Roms (man vergl. Daniele: Forche Caudine) über die Samniter triumphirte. Das Castell ist aus den Zeiten der Longobarden, ward einst vom Grafen Richard, alsdann vom Andreas von Rupecanina bewohnt, dem letzten normannischen Grafen, den König Wilhelm, Rogers Sohn, bekriegte, und das freundliche, gesunde Bergstädtchen mit seinen fleißigen Bewohnern und seinem großen, modernen Herrenpalaste ist noch frischern Ursprungs; von den ringsum gelegenen Höhen erfreute ich mich oft eines herrlichen Blicks in das Volturnothal bis hinauf nach Presenzano, Sesto und Venafro und andrerseits bis hin nach Ailano und das quellenreiche Pratella, dann abwärts bis Faicchio, Telese, Solopaca und die hinter allen diesen Städten in den großartigsten Formen sich erhebenden Bergketten; nach Süden hin liegen die trebulinischen Berge mit ihren schroffen Felsenspitzen, dahinter ein Gewirre von sich ineinander schiebenden Hügeln und Gebirgen; in der Mitte das pittoreske Städtchen Pietra Vairano, von hohen Bergen geschützt, darüber hinaus die auruncische Hügelkette mit Teano, Roccamonfina und der Montagna di Santa Croce, einem längst erloschenen Vulkan, dann die Ebene von Carinola, Mondragone und endlich das Meer. Ich ritt häufig von Piedimonte aus die 6 Miglien durch schattigen Eichenwald, bis auf die Höhe dieses Berges und erquickte mich hier an dem Schauspiel der untergehenden Sonne, welche ein Meer von Bergspitzen mit rosigem Lichte vergoldete. Die rings umher zerstreuten Ruinen von Städten, Schlössern und Klöstern belebten die Phantasie mit den Bildern einer reichen Vergangenheit, mit den blutigen Kämpfen der Samniter gegen die herrschsüchtigen Römer, mit den verwüstenden Zügen der Gothen und Longobarden, den räuberischen Einfällen der Saracenen, den ritterlichen Kämpfen der Normannen und den unheilbringenden Zwisten der Päpste mit den deutschen Kaisern. In der Nähe von Ailano (vielleicht das alte Cubtiana oder Celennae) und Pratella, wohin einige die Stadt Volcano verlegen, standen früher zwei große Klöster, S. Maria in Cingla (etwa aus Celennae corrumpirt?) und S. Maria della Ferrara, welche beide im 9ten und 10ten Jahrhundert viel von den Einfällen der Saracenen zu leiden hatten.

*) Ich bin späterhin so glücklich gewesen, die Spuren einer Wasserleitung im Walde aufzufinden, welche das Wasser des Torano nach dieser Stadt leitete, ein Werk — welches schwerlich ein Privatmann vollendete.

Von San Angelo würde man am linken Volturnoufer durch die sogenannte Reale Caccia di Venafro, wo Karl III seine großen Eberjagden hielt und unzähliges Wildpret einhegte, unter dem Schatten schöner Bäume, an den pittoresken Ruinen der verlassenen Stadt Mastrati vorüber bis zur schönen Brücke, welche ebenfalls Karl III hier, Venafro gegenüber erbaute, eine kurze, bequeme und anmuthige Reise bis zu dem schönen Venafro haben, man würde nicht mehr als höchstens 15 Miglien zurückzulegen und den großen Vortheil einer Brücke haben; es ist mir unbegreiflich, warum die neapolitanische Regierung, die mit dem rühmlichsten Eifer für Straßenbau sorgt, und wie sich aus dem weitern Verlaufe dieser Reiseskizzen ergeben wird, bereits in den letzten Jahren die großartigsten Werke, die jedoch leider nur wenige Reisende zu sehen bekommen, geschaffen hat, die Straße nach Venafro und Isernia über Pietra Vairano führte, und so einen Umweg von wenigstens acht Miglien veranlaßte. Ich mußte mich also bequemen, diesen an Naturschönheiten jedoch keineswegs uninteressanten Weg einzuschlagen; meine leichte Equipage wurde vorsichtig, unterstützt von mehrern Personen, welche der Principe di Gerace hier zur Bequemlichkeit der Reisenden unterhält, den gänzlich unfahrbaren Weg von der Chaussée hinab an den Volturno und in die miserable Fähre gebracht; ich mußte tüchtig zahlen und am andern Ufer lange umherirren, ehe es mir gelang, eine nicht allzu steile Stelle zu finden, welche mich wieder auf die nur durch den hier brückenlosen Volturno unterbrochene Landstraße brachte. Ich kenne die Gründe nicht, welche die Besitzer dieser elenden Fähren bestimmen, so wenig Hand in Hand mit den edlen Bestrebungen eines Monarchen zu gehen, der, wohin man in seinen schönen Staaten nur die Blicke wirft, überall um das Glück, den Wohlstand und den Frieden seines Volks bemüht ist. Die Landstraße führt durch ein etwa eine kleine Stunde breites Thal; rechts bleibt Pietra-Vairano, welches den seltsamen Anblick eines Berges gewährt, der aus Fenstern besteht, über welche ein mit Epheu umranktes Castell hervorschaut; es zählt an 4000 Einwohner und hat gesunde Luft — ein Gegenstand, der in der italienischen Geographie eine nicht unbedeutende Rolle spielt; dann folgt Marzanello, am Abhange des Monte Cotrevole; dieß Städtchen steht leider in dem Rufe der Räuberei, und bei der letzten Plünderung eines Reisewagens auf neapolitanischer Landstraße vor zwei Jahren spielten die Bewohner dieses Städtchens eben keine sehr anständige Rolle. Sie blicken aus ihrem Felsenneste auf zwei Landstraßen hinunter, die sich hier in einen Winkel vereinen, und haben Zeit genug, ihre Dispositionen zum Ueberfall der Reisenden zu treffen.

Links liegen die Felsenstädte Rocca San Felice, Pietra Mellara und Riardo, überragt von den zackigen, schön geformten Felsengipfeln des Pizzo San Salvadore, des Hauptes der trebulinischen Bergkette. Da, wo das Thal sich erweitert, treten die auruncischen Berge in ihrer vollständigen Ausdehnung hervor, das überaus liebliche Teano zeigt sich, umgeben von Kastanienwäldern; wohin das Auge blickt, überall Anbau, Dorf reiht sich an Dorf, ein Wein- und Fruchtgarten an den andern; aus dem Schatten der Eichen und Kastanien, die hier auf üppigem, vulkanischem Boden gar stattlich gedeihen, schauen Klöster und Capellen hervor; Bäche und mineralische Quellen rieseln vom Gebirge herunter, und eine unbeschreibliche Anmuth ist über diesen Landstrich ausgebreitet. Und dennoch werden so wenige Ausflüge von Neapel aus in dieß kleine Paradies gemacht! Würde es hier nicht zu weit vom vorgezeichneten Wege abführen, ich lieferte mit Freuden die Schilderung eines Ausflugs, den ich, vom schönsten Frühlingswetter des vorigen Jahres begünstigt, von Teano aus über Casafredda und Roccamonfina auf die Spitze des Sta. Croce, um den Sonnenaufgang zu sehen, machte, und führte die Leser dann bergab über Fontana fredda nach dem lieblichen Sessa, dem alten Suessa Auruncorum und endlich über Cascano und Pugliano nach Teano in das Gewühl des berühmten Pfingstmarktes zurück. Dennoch darf ich nicht unterlassen hier auf folgende Werke aufmerksam zu machen, welche die Geologie, Geschichte und Eigenthümlichkeiten dieser Gegenden erläutern:

N. Pilla: Saggio litologico su i volcani estinti di Roccamonfina, di Sessa e di Teano. Napoli 1795.

M. Broccoli: Teano Sedicino antico e moderno. 2 Vol. Napoli 1822.

G. Perrotta: La sede degli Aurunci. Nap. 1737.

G. Perrotta: Storia del Regno di Napoli. Nap. 1737.

L. Pilla: Osservazioni geognostiche da Napoli a Vienna. Nap. 1834.

Zona: Calvi antica e moderna. Nap. 1820.

Ricca: Osservazioni sull' antica Calvi di D. M. Zona. Napoli 1823.

(Fortsetzung folgt.)

Knochen vorweltlicher Thiere in Obercalifornien.

(Aus Travels and Adventures of Mr. Violet.)

In der Nähe der Dreifaltigkeitsbay, nur wenige Meilen von dem stillen Ocean, am Fuße eines Berges, den die Schlangenindianer die Wohnung des Ungeheuers nennen, fanden wir die Ueberreste einer ungeheuren, jetzt erloschenen Eidechsenart. Wenige Zoll von der Oberfläche, in einem Bette von Muscheln und versteinerten Fischen, grub unser alter Missionär, Padre Antonio, einundfünfzig ganze, wohlerhaltene Wirbelknochen heraus. Sie hatten meist 12 bis 18 Zoll Länge und 8 bis 14 Zoll im Durchmesser, und maßen zusammen über 50 Fuß. Von dem Schweif und Hals fanden sich nur wenige Wirbelknochen, wohl aber viele Bruchstücke der Ribben und Fußknochen. Alle die Wirbelknochen lagen in einer fortlaufenden Linie fast noch untereinander verbunden. Der Kopf mußte, um mit den übrigen Theilen des Thieres in Uebereinstimmung zu seyn, 12 bis 14 Fuß Länge haben, was dem ganzen Unthier die fast unglaubliche Länge von 80 Fuß gegeben haben würde. — Als der Fürst Serravalle im Jahre 1834 am westlichen Ufer des Buona-Ventura-Flusses nach einem daselbst verscharrten Vorrath von Munition grub, förderte er einen schönen krummen Zahn von etwa 3 Fuß Länge zu Tage, den er ohne seine glänzend schwarze Farbe für den Zahn eines großen Elephanten gehalten hätte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1843.

Die Schlangenfänger in Aegypten.

Die Nachrichten von den Schlangenfängern Aegyptens sind ziemlich häufig, finden aber noch immer Zweifler. Hamont, welcher von der französischen Regierung im Interesse der Pferdezucht nach Aegypten geschickt wurde und längere Zeit daselbst verweilte, gehörte gleichfalls zu den Zweiflern, und machte selbst die Probe, welche er in der Revue de l'Orient folgendermaßen erzählt.

„Ich wohnte im Jahre 1841 zu Cairo, und sah eines Morgens in der Nähe meines Hauses zwei Araber vorübergehen, welche mit lauter Stimme sich anboten, die Häuser von Schlangen zu reinigen. Ich rief einen dieser Leute herbei und sagte ihm, daß eine oder zwei Schlangen in meinem Hause seyen und ich dieselben los zu werden wünsche. Er trat ein, da ich aber Betrug fürchtete, so forderte ich ihn auf sich zu entkleiden. Er that es, zog sich ganz nackt aus und bat mich dann nur ihm zu erlauben sein Hemde wieder anzuziehen. Ich willigte ein, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß in den Falten seines Hemdes keine Schlange verborgen sey, führte ihn nun in ein Schlafzimmer, das von einem zweiten nur durch eine Glasthüre getrennt war, und sagte ihm, ich wünschte, daß er wo möglich nicht hineingehe, sondern an der Thüre bliebe. Inzwischen waren zwei meiner Freunde zu mir gekommen und wir beobachteten nun alle seine Bewegungen ganz in der Nähe und aufs genaueste. Der Schlangenfänger begann: er hatte eine sehr biegsame Gerte in der Hand, die Aermel zurückgestreift, und ging nun mit sehr ernster Miene im ersten Zimmer umher. Er betrachtete die Decke, rief den Scheikh Reifaih, seinen Schutzheiligen, an und wandte sich dann mit seiner Rede an die Schlange. Plötzlich belebte sich sein Gesicht, er wurde roth und in diesem Zustand seine Gerte schwingend, sprach er eine Menge Verwünschungen gegen die Schlange aus, die keiner von uns sah. Er spie an die Mauer und befahl dann der Schlange sich zu zeigen. Alles dieß geschah an der Thüre des zweiten Zimmers, unter unsern Augen, und ohne daß der Araber die ihm bezeichneten Gränzen überschritten hatte. Ohne seinen Platz zu verlassen, bog er sich nun vorwärts, um das Innere des Zimmers zu untersuchen, und fuhr dabei mit der Gerte auf und nieder. „Da ist die Schlange!“ rief er endlich. Meine beiden Freunde und ich blickten hinein und sahen wirklich auf den Platten des zweiten Zimmers eine lange, gelbe Schlange herkriechen. Der Zauberer winkte uns zurück und packte dann die Schlange etwas hinter dem Kopfe, nachdem er dreimal darauf gespien hatte. Hierauf kündigte er uns an, daß noch eine andere Schlange an derselben Stelle sey, wiederholte seinen Hokuspokus und nach einigen Augenblicken erschien wirklich die zweite Schlange, aber kleiner als die erste. Durch welche Mittel ihm dieß gelang, weiß ich nicht, und erzähle bloß was ich mit eigenen Augen gesehen.“

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Teano gegenüber gelangt man auf die große römische Landstraße, welche über S. Germano und Ciprano dahin führt, biegt aber nach wenigen Miglien rechts in die abruzzesische Straße ab, welche in der Gegend von Presenzano wieder in die Nähe des Volturno führt. Auch dieses Städtchen baute sich unter dem Schutze eines überragenden Castells an den Berg hinan, darf sich seiner malerischen Lage wahrlich nicht schämen, verschmachtet aber allmählich an den Einflüssen der Malaria, die sich hier einen Stütz- und Ruhepunkt gewählt zu haben scheint. Man fährt durch einen altstämmigen Oelwald und die Hügel des Monte Cesima lehnen sich links mit vielen Grotten an die Landstraße; rechts sind die Niederungen des Volturno, reich mit Buschwerk aller Art, Weiden und Erlen bewachsen; einst eben so wie das Valle di Bovino zwischen Ariano und Foggia ein sehr verrufener und gefährlicher Paß, auch jetzt, wie die unaufhörlich hier patrouillirenden berittenen Gendarmen anzudeuten scheinen, noch einer

besonderen Aufmerksamkeit bedürftig. Zwischen dem 35sten und 36sten Miglienstein (von Neapel aus) bemerkte ich an mehreren Stellen römisches Gemäuer, Spuren von Grabdenkmalern hart an der Straße, Gewölbe, hin und wieder opus reticulatum und viel Schutt, bin jedoch noch nicht im Stande eine etwas gegründete Meinung über die einst hier nicht ohne Bedeutung am Eingang in die schöne venafranische Ebene hingebaute Stadt darzulegen. Ueppig blühendes Cercis-Gebüsch (Judasbaum) wuchs in den Ruinen und weiter links an den Bergen; bald darauf führt der Weg über einen silberhellen Bach, gebildet von den Quellen Venafro's; es zeigen sich die Städtchen Sesto und Pipirozza; man betritt die herrliche, fruchtbare, ölreiche Ebene, das erweiterte Volturno-Thal, läßt den Ponte reale, der in das königliche Jagdgehege führt, rechts und fährt in einer breiten Pappelallee auf das schöne, im Alterthum vielfach erwähnte und gepriesene Venafro los, das sich am Fuße der Costa rossa (oder S. Croce) rechts und links von uralten Oelwäldern umgeben, überragt von einer auf wilder Felsenzacke thronenden Burgruine, sehr anmuthig mit seinem Schlosse, einem modernen Thore, stattlichen Gebauden, Klöstern und Kirchen auf den Fundamenten alter Tempel gebaut, darstellt. Hier gestattete ich meinen Pferden die ersehnte Mittagruhe und begab mich zu meinem Freunde, dem Canonicus P. D . . . ., um in seiner Gesellschaft die bereits im vorigen Jahre begonnenen antiquarischen Wanderungen fortzusetzen. Das Resultat derselben kann ich hier nur in wenigen Zügen zusammenfassen und verweise die Wißbegierigen auf:

G. Cotugno's: Memorie istoriche di Venafro. Nap. 1823,

ein Werk, welches der Verfasser selbst sehr richtig nur eine Compilation nennt, das aber dennoch nicht zu verwerfen ist.

Venafro war seines milden Klima's, seiner gesunden Luft, seiner frischen, herrlichen Quellen wegen der Lieblingsaufenthalt vieler Römer, die das Geräusch des eleganten Baja vermeiden und in der Stille, im Schatten der kolossalen Oelbaume einige Wochen verleben wollten; so brachte hier Attilius Regulus — Horat. Od. 3, 5 — seine Ruhetage hin, mancher siegreiche Consul und andere hochangesehene Männer nach ihm, selbst noch in jüngst verflossener Zeit kam König Ferdinand I mit seiner Familie hieher, dem Getümmel Neapels und der Etiquette Caserta's entfliehend. Die Stadt mit ihren 5000 Einwohnern liegt an der nördlichen Gränze der Provinz Terra di Lavoro, zwischen Samnium und Latium, in einer herrlichen Ebene von ungefähr 25 Miglien Umfang; Felsenstädte liegen wie Warten und Burgen rings umher; östlich fließt der Volturno, welcher hier die natürliche Granze zwischen Campanien und Samnium bildet; gegen Norden erhebt sich, dicht hinter der Stadt, der Berg Sta. Croce sehr schroff empor; auf der höchsten Spitze desselben erkennt ein gutes Auge mehrere Crucifixe, welchen alljährlich fromme Wallfahrer ein neues hinzufügen; die Abhänge dieses Berges geben den Gebäuden der Stadt ihre Richtung, jedoch sind diese Gebaude aus den Trümmern verschiedener Epochen hervorgegangen, und das alte Venafrium erstreckte sich, so deuten es die Römer an, viel weiter westlich in den heutigen Oelwald hinein. Frische Quellen reinen süßen Wassers, welches ganz frei von mineralischen Bestandtheilen ist, entspringen am Fuße des Berges und sind, zum Nutzen und Frommen der Bewohner, zierlich eingefaßt: die schönste Aussicht auf die Stadt genießt man aus den obern Fenstern des kleinen, reinen und einsamen Hospitals am Westende derselben; die Abhänge des Matese bei Monteraduni, die Mündung des Sava bei Capriati *) am Fuße des Monte Gallo erscheinen deutlich; nach Nordost scheint sich das Thal bei Rocca Ravindola zu schließen. Das Thal sowohl wie die ganze Umgegend ist sehr gut angebaut mit Getreide und Gemüse jeder Art, mit Obstbäumen, Flachs und Hanf. Der Wein ist vortrefflich und ich stimme dem Galenus vollkommen bei, der ihn „stomacho gratum et leve“ nennt; zur Zeit der Weinlese sollen hier sogar Feste gefeiert werden, die allgemeine Heiterkeit verbreiten. Viehzucht wird verhältnißmäßig weniger betrieben, dennoch liefern die höheren Berge feine Kräuter in Menge, ebenso Eicheln, Castanien weniger; alle Lebensmittel sind billig und reichlich vorhanden; besonders treffliches Wildpret, Flußfische, z. B. Forellen, Lampreten, Aale und Krebse; in der ziemlich reinlichen Locanda, welche sich vor dem Thore befindet, nahm ich im vorigen Sommer ein Souper ein, welches man vergeblich in den gewöhnlichen Fremden-Trattorien Neapels gesucht haben würde. Die Hauptcultur Venafro's ist noch immer das Oel und nirgends — Kephissia bei Athen und Ostuni bei Brundusium ausgenommen — habe ich mächtigere, altere und malerischere Oelbaumstämme gesehen, als wie hier in den uralten herrlichen venafranischen Olivenwäldern; hieher mögen die Maler kommen, um Modelle zu alten Wurzeln und phantastisch geformten und in einander geschlungenen oder gespaltenen Baumstammen zu holen. Ich bin leider kein Zeichner, dennoch aber verleibte ich meinem Journal ein solches Wurzelbild ein: in seltsamen Verschlingungen und Windungen treten die Wurzeln dieses Oelbaums über die Erde hervor, 8 Fuß hoch und 30 Fuß im Durchmesser; die Phantasie schuf mir die abenteuerlichsten Bilder, z. B. einen Lowenkopf mit großen Augen, unzähligen Runzeln und langen Mahnen aus diesem Geflecht, welches erst mit 9 Fuß Höhe den eigentlichen fruchttragenden Stamm emportrieb; es wäre interessant Untersuchungen über das Alter solcher Olivenstämme anzustellen, und ich bin überzeugt, man würde überraschende Resultate bekommen. Die Thatsache, daß nicht gerade die altesten Stämme das beste und feinste Oel liefern, mag der Grund seyn, weßhalb man in den Provinzen von Bari und Otranto, wo in ganz neuer Zeit durch die Bemühungen des Franzosen Ravanas die Oelcultur einen höhern Aufschwung erhielt, nur höchst selten dergleichen Olivenbaume zu Gesicht bekommt; es kommen in

*) Nicht weit von Capriati bei Roffaciecca existirt noch heutzutage ein herrlicher Cypressenwald von mehr als tausend Stämmen, welcher den Wanderer, der von Letino oder Gallo dahin pilgert, aufs höchste überrascht. Dieser Wald war im Alterthum unstreitig viel ausgedehnter und vielleicht ein Heiligthum samnitischer Götter.

Venafro durchaus keine so großen Oliven vor wie in den genannten Provinzen — ich sah welche von der Größe einer Zwetschge — und eben so wenig konnte ich hier das Oelharz bekommen, welches in der Umgegend von Gallipoli häufig ausschwitzt, von welchem Hr. Auverny in Gallipoli mir ein schönes Stück überreichte. Jedoch komme ich auf diese Gegenstände im Verlaufe dieser Skizzen, wo mich mein Weg Tage lang durch Oelwälder führte, noch einmal zurück, und werde alsdann mit Berücksichtigung der Notizen, welche Graf Stolberg hierüber in seiner italienischen Reise: Theil 3 p. 216 gibt, den Faden wieder aufnehmen und auch die neuere dahin gehörige Literatur nachtragen müssen. Zum venafranischen Oele zurückkehrend bemerke ich, daß Venafro den Ruhm genießt, eine der ersten Städte Italiens gewesen zu seyn, welche die zur Zeit des Tarquinius Priscus noch unbekannte Oelcultur einführte. Cato, de re rustic: 47. erwähnt der Oliven von Venafro, eben so Varro, De re rust: I. 2. und Horaz lobt an verschiedenen Orten Venafro's Oliven, z. B. Od: II. 4. „Ubi non Hymetto mella decedunt, viridique certat bacca Venafro," dann in den Satyren II. 4.; nicht weniger wird dieß Oel von Martial, Juvenal, Strabo und Plinius hervorgehoben, und wer Lust hat das antike Oel noch näher kennen zu lernen, der lese im Macrobius und Columella nach und kaufe sich das Buch des Marchese Domenico Grimaldi: „Istruzione sull' olio," Napoli 1773. Dieser behauptet unter anderem, daß einst die Provençalen nach Venafro gekommen, um sich mit den „piante liciniane" (einer guten Art Oliven) zu versehen, und daß nur die strenge Befolgung der alten römischen Regeln über die Gewinnung des Oels sie in den Stand versetze, so ausgezeichnetes Oel zu liefern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mongolen-Buräten im Kreise Nertschinsk.

(Russ. Journal des Ministeriums des Innern. Jul. 1863.)

Der furchtbare Name der Mongolen, der einst Asien von einem Ende bis zum andern erschütterte, und Europa mit dem Untergang bedrohte und in der Geschichte Rußlands mit so trüben Erinnerungen verknüpft ist, schleppt sich jetzt nur noch in den öden Steppen als ein dunkles, ruhmloses Gespenst umher. Von dem mächtigen Stamm, welcher der Welt einen Temudschin und einen Timur gab, sind nur klägliche, unbedeutende Bruchstücke übrig geblieben, verachtet und für eine bessere Zukunft geschützt von derselben Macht, die einst von ihnen nahezu in der Wiege erstickt worden wäre. Ein solcher Stamm hält sich jetzt in den südlichen Theilen des östlichen Sibiriens unter dem Namen Buräten auf, den die Russen in die harmlose Benennung „Bratski" umgewandelt haben. Diese Bratski bilden einen der drei Hauptzweige des mongolischen Volkes, in welchem von dem eigentlich mongolischen Stamm sich zwei besondere Zweige, die Oirät, wozu die jetzigen Kalmüken gehören, und die Burät losgesagt haben. *) Der Stamm der Buräten unterscheidet sich von den eigentlichen Mongolen und den Oirät oder Kalmüken durch mehrere Eigenthümlichkeiten, so auch durch die Sprache, welche eine besondere Mundart bildet, indeß doch sowohl von den Mongolen an der großen Mauer als auch von den Kalmüken in den donischen Steppen verstanden wird. Wichtiger und schärfer sind die Unterschiede in den Sitten und Gewohnheiten, die sie von den Russen entlehnten, trotz dem daß sonst die beiden Nationalitäten einen scharfen Gegensatz bilden.

Gegenwärtig ist der in den Gränzen des Gouvernements Irkutsk hausende Stamm in allen Kreisen desselben, den von Kiren ausgenommen, vertheilt, und die Strecke, über die er sich ausdehnt, geht von der Aga, die zum Gebiet des Amur, bis zur Oka, welche zu den Gewässern des Jenisei gehört, d. h. von den Gränzen China's bis zum Quellgebiet der Lena. Die Zahl dieser Buräten belief sich nach der Revision im Jahre 1851 auf 152,000 Seelen mit bedeutendem Uebergewicht des weiblichen über das männliche Geschlecht. Nach Art aller Völker, deren gesellschaftliche Einrichtung sich nicht über die ursprüngliche Einfachheit des Familienlebens erhob, theilen sich die Buräten nach Geschlechtern, die in patriarchalischer Weise durch erbliche Vorstände regiert werden, welche Schuleng und Taisch (oder richtiger Taidschi) heißen. Solcher Geschlechter, wovon jedes seinen besondern Namen hat, gibt es eine nicht unbedeutende Zahl. Außer den Geschlechtsnamen führen sie aber auch noch verschiedene Localnamen, die manchmal mehrere Geschlechter untereinander verbinden. Diese sind von Flüssen, Bergen u. dgl. entlehnt, an denen sich ihre Ulusse mehr oder minder lange Zeit aufhielten.

Bis jetzt konnte man die Verschiedenheiten in Bezug der Localitäten und Geschlechter noch nicht genugsam erforschen, und man weiß nur, daß die Hauptverschiedenheit zwischen den Buräten dieß- und jenseits des Baikal sich findet. Diese Verschiedenheit zeigt sich am auffallendsten in der Religion, welche in dem patriarchalischen Zustande ein Hauptelement des Volkslebens und der allgemeinen Entwicklung bildet. Diesseits des Baikals halten sich die Buräten noch zum Schamanenthum in jenen rohen Formen, welche von Alters her im asiatischen Norden geherrscht haben. Jenseits des Baikal aber bekennen sich fast alle Buräten zum Buddhismus — einer Religion, welche bei aller Rohheit ihrer Grundlagen, die den verfeinertsten Mysticismus mit dem gröbsten Aberglauben verbinden, doch mit der Civilisation nicht unverträglich ist, wie das Beispiel Mittelasiens zeigt, wo ihre Herrschaft fast allenthalben ausgebreitet ist, und eine große Milderung der Sitten, so wie eine intellectuelle Ausbildung der Völker in ihrem Gefolge hatte. Wahrscheinlich ist dieß der Grund, weßhalb die transbaikalischen Buräten im allgemeinen als höher stehend, wie ihre cisbaikalischen Brüder betrachtet werden. Als die Blüthe des ganzen burätischen Volkes sieht man die sogenannten „Chorinen" und „Songolen" an, zwei Stämme, die an den südlichsten Gränzen des Gouvernements Irkutsk in den Kreisen Werchneudinsk und Nertschinsk wohnen.

Die Buräten des letztern Kreises gehören zum Stamm der Chorinen. Als nomadisches Volk ziehen sie häufig in den weiten Steppen des Kreises, namentlich in denen an der Aga und Turga umher, nach dem Ononfluß hin, der mit der Ingoda die Schilka bildet, einen der Hauptzuflüsse des großartigen Amurgebietes. Die Agasteppe liegt auf dem linken Ufer des Onon zwischen der Aga und Ilja; sie hat 300 Werst Länge und 100 Werst Breite. Darüberhin sind zahlreiche Berge

*) Bei den Mongolen geht die Sage, daß Oirät oder Uirät, der Urahne der Kalmüken, und Burät, der Ahnherr der Buräten, leibliche Brüder gewesen seyen, die über eine Stute sich stritten und deßhalb von einander wegzogen, in Folge dessen ihre Nachkommen zwei verschiedene Völker bildeten.

zerstreut, in denen man auf Zinn- und Kupferadern stößt. Die Steppe ist nicht ganz von Wald entblößt, und hat eine Menge Seen, worunter zwei ziemlich große. Die Turgasteppe liegt auf dem rechten Ufer des Onon, zwischen der Turga und Borsa, und hat etwa 100 Werst in die Länge und Breite; auch auf ihr sind eine Menge kleiner Seen zerstreut, und zahlreiche, nie austrocknende Bäche durchschneiden sie; unter den Höhen auf derselben zeichnet sich der Odon-Tschelon mit reichen Schachten von Beryll und weißen Topasen aus. In der Agasteppe bilden die Buräten eine einzige Niederlassung, die Turgasteppe theilen sie mit den Tungusen. Außerdem finden sich auch einige burätische Ulusse in den Steppen an der Ingoda und Nertscha.

Wann die Buräten sich hier niederließen, ist unbekannt; die Russen, welche in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hier eindrangen, fanden sie schon hier zugleich mit den Tungusen. Sie unterwarfen sich ohne alles Blutvergießen einer Handvoll kecker Kosaken, welche von den Sotniks Pachatow und Beketow angeführt waren, und gegen Ende des 17ten Jahrhunderts zahlten sie schon, wie alle ihre Stammgenossen, den Jassak (Tribut). Als die russische Regierung sie unter ihre Unterthanen aufnahm, unterwarf sie dieselben bloß einer allgemeinen Aufsicht, ohne an ihre innere Verwaltung zu rühren, so daß ihre alte patriarchalische Einrichtung und ihre herkömmlichen Gewohnheiten ihre Kraft größtentheils bis jetzt erhalten haben. In dem „Rath der Agasteppe,“ welcher alle Angelegenheiten derselben leitet, sitzen mehrere Geschlechtshäupter, unter denen die Saisan eine Art einheimischen Adels bilden, jedoch ohne alle Vorrechte als den Ehrennamen. Alle geringen Angelegenheiten werden von den Schulengs und Taidschis in Kraft alten Herkommens entschieden.

Sämmtliche Buräten unter dem „Rath der Agasteppe“ betragen 17,312 Seelen in 5075 Jurten, wovon nur 49 von Holz, d. h. feststehend, die andern alle nur Filzjurten sind; eigentliche Häuser zählt man nur 22, darunter 15 öffentliche Gebäude. So wenig Neigung haben sie zu einer ansässigen Lebensweise. Die Jurten der Buräten sind auf der Steppe in kleinen unordentlichen Gruppen zerstreut, gewöhnlich am Ufer eines Baches oder Sees, ganz wie Willkür und Zufall es geben. Der größte Uluß hat nicht über 50, höchstens 70 Jurten. Der Mongole liebt es sich bequem auf einem weiten Raume auszubreiten, was auch wegen der Heerden unerläßlich ist. Häufig erheben sich in einem Tiefthal an einem kleinen Bach malerisch die weißen Jurten aus dem dichten Grün der Weiden, und locken am dunkeln Abend durch ihre hellen Feuer die Blicke des späten Wanderers, dem sie in der wilden menschenleeren Einöde einen gastfreundlichen Empfang versprechen. Beim Eintritt in einen Uluß fühlt man sich in eine andere Welt versetzt. Ringsumher vernimmt man den Schall der Glöckchen von den auf der Steppe weidenden Heerden; ein lang anhaltendes Getöse erschallt, es ist das Gebrüll der Heerden und das Bellen der Hunde, die dem Fremdling entgegenlaufen. Die Filzthüre wird hinweggeschoben und eilig tritt, durch den unerwarteten Besuch erschreckt, der Hausherr dem Fremden entgegen, bemüht einen rasch übergeworfenen Dygyl (Pelzrock) in Ordnung zu bringen. Schen blickt er den Besucher an, so wie man ihm aber mit einem freundlichen Wort entgegenkommt, z. B. mendu amor mala (sey gegrüßt Freund!) so wandelt sich die Scheu augenblicklich in Freude und Freundlichkeit um. Er schüttelt dem Fremden die Hand und bittet ihn unter Verbeugungen in seine enge und rauchige Behausung zu treten. Hier läßt er ihn auf einem Filz an dem Ehrenplatz niedersitzen neben den Hausheiligen, die aus kleinen Götzenbildern bestehen, oder auf sein Bett, das gewöhnlich rechts vom Eingang in die Jurte steht; dann beginnt er das Gespräch, fragt nach der Gesundheit, woher der Fremde kommt und wohin er geht; als Bewirthung bietet er zuerst, zum Zeichen besonderer Höflichkeit mit beiden Händen, eine hölzerne bemalte Schale mit „Arakt“ (Branntwein aus Milch) an, und zum Mittag- oder Abendessen bringt er das leckerste, ehrenvollste Stück, einen ganzen Hammelskopf.

Bekannt ist im allgemeinen der mongolische Typus, den wir unter dem Namen des kalmükischen kennen. Bei den Buräten hat er sich in seiner ganzen eigenthümlichen Schärfe erhalten. Das Gesicht ist braun, länglich, mit scharf hervorstehenden Backenknochen; die Augen sind klein, geschlitzt, aber schwarz und brennend, wie eine Kohle; die Nase platt, die Ohren weit abstehend, die Zähne weiß, wie Elfenbein. Der Wuchs ist im allgemeinen von Mittelgröße, aber stark und breitschulterig. Es gibt jedoch unter ihnen junge kräftige Bursche, deren athletische Formen an die homerischen Helden erinnern. Die Frauen sind im allgemeinen hübscher als die Männer, und manche unter ihnen könnte man Schönheiten nennen. Aber der häßliche, breite, unförmliche Dygyl, in den sie sich hüllen, verdeckt ihre Formen, und die Pelzmütze, die unerläßliche Zubehör, welche die Frau vom Mädchen unterscheidet, entstellt selbst ein Gesicht, dessen bräunliche Röthe nicht selten die bunte Pracht der rothen Goldhähnchen verdunkelt, die ein Lieblingskopfputz aller Burätinnen, Frauen wie Mädchen, sind. Von Natur lebhaft, rasch und gewandt, werden sie auch durch die schweren, ungefügen „Butalen“ (eine Art Stiefel) gehindert, in welche sie ihre Füße hineinstecken. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Elektrische Beleuchtung. Man hat kürzlich zu Paris auf der Place de la Concorde einen Versuch mit der sogenannten elektrischen Beleuchtung gemacht, und der Versuch ist in hohem Grade gelungen. Alle Laternen des Platzes, hundert an der Zahl und mit Gas beleuchtet, wurden ausgelöscht, aber der elektrische Brennpunkt ersetzte sie nicht ganz. Man schätzte aber, daß seine Leuchtkraft etwa 20 Gaslampen gleichkomme, so daß man nur fünf ähnlicher Apparate bedürfte, um den ganzen ungeheuren Platz vollständig zu beleuchten. Dieß ist schon unglaublich viel, es fragt sich aber nur noch, was die neue Beleuchtungsmethode kosten soll. Mehr als 4000 Menschen, darunter mehrere ausgezeichnete Personen aus der höhern Administration, Gelehrte und Industrielle, waren bei der Probe anwesend, die ohne den mindesten Unfall ablief. (Voleur vom 25 Oct.)

Rasche Fabrication des Rübenzuckers. Das Echo de la Frontière, welches zu Valenciennes erscheint, berichtet, daß gegenwärtig eine merkwürdige Revolution in der Bereitung des einheimischen Zuckers vorgehe, nämlich die Fabrication eines weißen Zuckers ohne vorgängige mühselige Raffinirung. Diese Fabrication, welche vor einigen Monaten nur versucht wurde, scheint jetzt gänzlich gelungen zu seyn, und es soll bereits solcher Zucker in den Handel gekommen seyn. (Diese Erfindung ist wohl möglich, aber möchte kaum den Runkelrübenzucker gegen den Colonialzucker schützen, da derselbe gleichfalls unmittelbar in weißen Zucker umgewandelt werden kann, und nur die Gesetze, welche die Raffinerien der Mutterländer schützen, die Einführung dieser Methode in den Colonien bis jetzt verhindert haben.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1843.

Der Cordonazo.

(Le Mexique. Souvenirs d'un voyageur. Von Isidor Löwenstern.)

Der Hafen von Mazatlan bietet nur in den sieben Monaten, wo das stille Meer seinen Namen verdient, einige Sicherheit, aber nicht während der Regenzeit. Der erstickenden Hitze vom Morgen folgen dann jeden Tag furchtbare Gewitter, begleitet von Windstößen, Regenstürzen und Hagel, wobei der unaufhörlich rollende Donner die Ohren betäubt. Namentlich am Ende dieser Jahreszeit, nach der Herbsttag- und Nachtgleiche, entfalten die Stürme ihre ganze Wuth und die Natur erschöpft sich endlich in einem letzten Orcan, dem nichts widersteht, und der den Namen Cordonazo führt. Nach dieser furchtbaren Erscheinung, welche das Ende dieser schrecklichen Jahreszeit bezeichnet, tritt Ruhe ein, und den Südoststürmen folgt ein mäßiger Nordwestwind. Während dieser gefährlichen Jahreszeit, die gewöhnlich von Anfang Julius bis Anfang Octobers dauert, wagt sich kein Schiffer in den Hafen, wenn aber vierzehn Tage vor oder nach dem Franciscustage (3 Oct.) kein Sturm gewüthet hat, so hält man die Gefahr für vorüber und glaubt, der Cordonazo werde nicht mehr eintreten. Ein Schiff, das während der gefährlichen Jahreszeit zu Mazatlan eintrifft, kann nur auf der Rhede Anker werfen, außerhalb der Nähe der Felsen am Eingang des Hafens, deren entlegenster unter dem Namen Crestone bekannt und durch seine riesenhafte Größe, so wie durch seine pyramidale Form ausgezeichnet ist.

Bei meiner Ankunft zu Mazatlan fand ich hier den Griffon, ein Schiff von 200 Tonnen, unter dem Befehl des Capitäns Little, eines Bostoners, und miethete mir einen Platz auf demselben für meine beabsichtigte Reise nach Polynesien und China. Seit meiner Ankunft zu Mazatlan, war das Wetter ungemein schön geworden. Jedermann betrachtete die schlechte Jahreszeit als mit dem Orcan vom 3 Oct., welchen man für den Cordonazo nahm, vorüber; der Regen hatte gänzlich aufgehört, und der tropische Himmel erglänzte in seiner vollen Klarheit. Indeß war die Hitze noch unmäßig; der Thermometer erreichte am 20 Oct. um 4 Uhr Nachmittags noch 31° C., da er aber im Julius und August auf 36° steigt, so fand man die Hitze nicht eben außerordentlich. Die Rhede von Mazatlan war sehr belebt, und es befanden sich daselbst nicht weniger als neun Schiffe verschiedener Größe. Am Sonntag den 28 Oct. flaggten alle Fahrzeuge, der Tag war ausnehmend schön, nur bemerkte ich an diesem so wie an den zwei vorhergehenden Abenden im Südosten einige weiße, schwere Wolken, aus denen Blitze sich entluden. Ich zeigte sie dem Capitän des Griffon und einigen andern Seeleuten, aber alle hielten die gefährliche Jahreszeit für gänzlich vorbei — so groß ist die Sorglosigkeit selbst der geschicktesten Seeleute, welche stets im stillen Meere fahren, daß sie alle Anzeichen vernachlässigen, nach denen sie sich sonst in andern Meeren richten.

Beruhigt durch die Ansicht dieser erfahrenen Seemänner schickte ich mein Gepäck auf den Griffon, der in den ersten Tagen Novembers abgehen sollte, und schickte mich an selbst dahin zu gehen, da ich den Aufenthalt auf dem Schiff meiner unangenehmen Wohnung vorzog. Der Himmel, welcher am Tag vorher nur jene leichten, getheilten Wolken gezeigt hatte, die im offenen Meer den Sturm verkünden, war am 30 ganz umhüllt, das Meer finster und schaumbedeckt, und die Wellen brachen sich mit ungewöhnlichem Geräusch an der Küste, ohne daß man die mindeste Bewegung in der Luft hätte wahrnehmen können. Am 31 wechselten mäßiger Wind und Regen den ganzen Tag mit einander ab. Aber alle diese Anzeichen waren verloren an Leuten, die nach der Erfahrung der frühern Tage sich richteten und gegen die offenkundigsten Anzeichen der Gefahr fühllos blieben.

Den Abend brachten wir noch in der Wohnung des Consuls Scarborough zu, alles war munter und überließ sich den Freuden der Tafel, nur Capitän Little war schweigsam und zog sich bald auf sein Schiff zurück. Seine Stimmung steckte mich an, ich begab mich nach Hause, konnte aber geraume Zeit nicht einschlafen; als es endlich doch gelang, verfiel ich in schreckhafte Träume, aber plötzlich schreckte mich ein furchtbares Geräusch; ich sprang auf, Stoß auf Stoß erschütterte das Haus, in welchem ich wohnte, es war ein Orkan, der Cordonazo, der seine Wuth ausließ.

Eine solche Empörung der Elemente hatte ich nie gesehen, meine Wohnung schütterte, Fenster und Thüren schienen aus den Angeln zu weichen; ich eilte in den Hof, aber der Regen fiel in Strömen und die Trümmer der Dächer flogen nach allen Seiten. Um drei Uhr Morgens nahm der Sturm noch immer zu und um halb 5 Uhr schien er mir den Gipfel erreicht zu haben, denn seine Schrecken überstiegen alles, was meine Einbildungskraft sich ausdenken konnte. In der That nahm er jetzt allmählich ab, mit Bangigkeit sah ich dem Tag entgegen, und zu meiner Erleichterung folgte jetzt auf die nervöse Aufregung vor dem Orcan eine gänzliche Ermattung.

Als es Tag geworden war, ging ich aus und fand die Straßen einem See gleich, oder bedeckt mit Trümmern von Dächern und zerborstenen Bäumen. Nun ging ich nach dem Hafen — ich war auf Schlimmes gefaßt, aber die Wirklichkeit überstieg meine schlimmsten Ahnungen. Alle Schiffe, die wenige Tage zuvor noch majestätisch auf den Wellen sich schaukelten, lagen zertrümmert auf dem Sande. Nur zwei fehlten, die Mary und der Griffon. Man betrachtete erstere als verloren, hegte aber noch einige Hoffnung für den Griffon, die jedoch bald zu nichts wurde, denn als man mit einer Schaluppe sich auf die Rhede hinauswagte, stieß man auf Holztrümmer, gelb bemalt, wie ein Theil dieses Schiffes, und mit einem Teleskop entdeckte man am Crestone die Trümmer liegen; die Mannschaft hatte sich jedoch, mit Ausnahme Hrn. Little's selbst und eines Matrosen, gerettet.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Doch nun vom Oel zu den Alterthümern. Es würde hier zu weit führen, den Streit zu beleuchten, ob Venafro zu Campania oder zu Samnium gehört, eben so wenig kann hier eine Geschichte der Stadt gegeben werden, welche der oben erwähnte Cotugno mit der Sündfluth beginnt, im weitern Verlauf als orientalischen Ursprungs bezeichnet und so allmählich durch die verschiedensten Epochen fortschleppt. Die gelehrtesten Untersuchungen ergaben, daß der Ursprung gänzlich unbekannt ist; im Jahre Roms 450 erscheint jedoch, historisch gewiß, Venafro als eine schon blühende Stadt, deren Namen man von Venafrugum, von Venere und Aphros, Vinifer oder aus dem Hetrurischen und Oscischen ableitet von Vin. oder Ven, i. q. Filius und Afer oder Ofer, einem Sohne Abrahams oder gar des Hercules. Die gelehrten Untersuchungen über den wo möglich ururalten Ursprung einer leidenschaftlich geliebten Vaterstadt kann man oft nicht ohne komisches Interesse in den neapolitanischen Schriftstellern lesen! Datur haec venia antiquitati, ut miscendo humana divinis primordia urbium augustiora faciat, sagt Livius! Daß die kriegerischen Samniter häufig mit den jenseits des Volturno wohnenden Völkern Krieg geführt, unterliegt wohl keinem Zweifel, und so mag hin und wieder auch Venafrum ihnen gehört haben, dennoch müssen wir es wohl als campanische Stadt und als municipium Romanum betrachten. Im J. 542 nach dem zweiten punischen Kriege ward es praefectura, gleich Capua und andern Städten (Livius 26, 12); aber im J. 662, nach 120 Jahren, nahmen die Samniter unter Marius Egnatius die Stadt ein. Darauf ward sie, zum Ersatz für gehabte Drangsale, wiederum municipium. Zu den Zeiten Sulla's mußte Venafro wahrscheinlich mit den benachbarten Städten leiden, und im J. 713 ward es Militärcolonie mit 17 andern Städten, deren Zustand Augustus unter Beihülfe des Agrippa und Fulvius Marcellus wesentlich verbesserte. Aus dieser Zeit stammt eine Inschrift: „Cultoribus fabrorum L. D. A. M. Fulvio Marcello," an einem Orte, der noch heute la Ferrarella genannt wird, und die Trümmer der meisten alten Gebäude, der Tempel des Jupiter, des Silvanus, der Bona Dea (die heutige Kathedrale), der Nemesis, des Forums, des Amphitheaters u. s. w. sind aus dieser Periode herzuleiten. Es erfolgte nun für Venafro eine lange und glückliche Friedensepoche. Unter den Gothen aber litt ganz Campanien, ebenso unter den Vandalen, wo die vielen Bewohner als Sklaven nach Afrika geschickt und die schönsten Gebäude zerstört wurden (so auch das Amphitheater von Capua). Ostgothen, Allemannen, Bulgaren, Sueven und Longobarden brachten oft nicht die erfreulichsten Verhältnisse für das schöne Campanien, und außerdem verwüstete 618 eine Pest und ein Erdbeben das Land. Im J. 865 oder 881 zerstörten die Saracenen Venafro; 978 gehörte Venafro zum Principato di Capua und 1018 werden Grafen von Venafro aufgeführt; 1038 eroberte König Roger die Stadt und verwüstete sie; 1201 bei Gelegenheit der Feindseligkeiten Walter von Brenne's gegen Diepholb brannte Venafro ab und erlebte unter der Regierung Friedrichs III mancherlei Schicksale; 1349 ward der Ort abermals von Erdbeben verheert, 1656 von einer Pest, und erhielt sich auf seinem bescheidenen Standpunkte ohne bedeutende Begebenheiten bis zur gegenwärtigen Zeit.

Die hauptsächlichsten Ruinen, meist aus augusteischem Zeitalter, sind die einer Wasserleitung, in der Richtung nach Pozzilli, Montaquila bis zur Quelle des Volturno, fast auf 14 Miglien, zu verfolgen (hierüber findet sich eine wohlerhaltene Inschrift); dann die des Amphitheaters, welche sich in sehr traurigem Zustande vor der Stadt nach Presenzano hin befinden; antike Mauern an verschiedenen Punkten, antike Grabmäler, Fundamente alter Tempel, Bäder, z. B. hinter dem Kloster S. Francesco, bei der Kirche S. Aniello; sehr viele Skulpturfragmente, Säulen, Statuen, Büsten, Ornamente und eine zahllose Menge von Inschriften, unter denen manche von hohem Interesse, jedoch mit vielen Beschwerden aufzufinden sind, weil sie theils im Oelwalde, der einen Theil des alten Venafrum zugedeckt hat, versteckt liegen, theils in Privathäusern aufbewahrt werden. So bedarf es fast in allen italienischen Städten, weil sich stets darin Freunde und Sammler von Alterthümern befinden, eines kundigen Einwohners, um gut und nützlich umhergeführt zu werden; dieß gilt

namentlich für die Städte des alten Samnium, für Isernia, Alife, Bojano, Sepino, Telese ꝛc., wo ein gewöhnlicher Guide so gut wie gar nichts nützen würde! Wie großen Dank schulde ich in dieser Beziehung dem wackern Cononicus D. in Venafro, dem Canonicus G. in Isernia, dem gelehrten Dr. Chiovitti in Bojano, den freundlichen Brüdern Mucci in Sepino, und dem gastfreien Luigi Pacelli in S. Salvadore bei Telese!

Ehe ich von Venafro scheide, muß ich noch bemerken, daß Meilensteine und Inschriften von Meilensteinen aufgefunden worden sind, welche ganz deutlich auf eine Straßenverbindung mit Rom, also auf einen Arm der Via latina hindeuten. So fand sich bei dem Orte Centismo ein Meilenstein mit C, welches C die hundert Miglien Entfernung von Rom andeutet und unstreitig auch dem Orte den Namen gegeben hat; bei Monteradunо ein anderer mit CX bezeichnet, und so wird die Straße sich bis Isernia fortgezogen haben. Von Venafro aus führte sie nach Mignano und weiter nach Casinum, ein anderer Arm aber über Sesto nach Theanum; fälschlich benannte man diese Straßen mit dem Namen der „pränestinischen."

In lehrreicher angenehmer Unterhaltung hatte ich abermals mehrere Stunden in Venafro zugebracht, dießmal gründlicher als früher den im Walde zerstreuten Trümmern nachspürend, und nahm an der oben erwähnten frischen Quelle, am Abhange der Stadt, von meinem Freunde Abschied; aber diese Quelle sollte noch einmal Stoff zu einer antiquarischen Frage geben, ob nämlich dieselbe schon im Alterthum existirt und nicht erst später, gleich den Quellen von Telese, etwa durch die großen Erdbeben des Jahres 618 und noch späterer Zeiten entstanden? Der schönen Quelle wird nirgends im Alterthum gedacht und der 14 Miglien lange, fast von den Quellen des Volturno hergeleitete Aquäduct könnte gegen das frühere Daseyn der Quelle reden; doch muß man bedenken, daß Venafrum in alter Zeit sich höher an dem Berg hinauf erstreckte (Strabo sagt: „urbs in sublimi jacet colle"), wo das tief unten befindliche Wasser nicht so benutzt werden konnte, und daß ferner mit der erwähnten Wasserleitung noch viele andere Zwecke, nicht etwa die Versorgung Venafro's allein, erreicht werden sollten.

Ich kehrte in den Gasthof zurück, ließ die Pferde anschirren und schickte nach einem Buben, der mir den Weg zu den berühmten Schwefelquellen zwischen Venafro und Isernia zeigen sollte. Der Bube kam und wollte nach ächt neapolitanischer Sitte vorher einen langen Contract mit mir machen, wobei er seine geringen Beschwerden in das grellste Licht heraushob. Unwillig wies ich ihn zurück und sagte: „Geh zum Teufel! Ich lasse mich nicht alla Napolitana behandeln!" Sogleich trat ein stattlicher Gendarmerie-Unterofficier auf mich zu und fragte auf die höflichste Weise, warum fast alle Fremden einen gewissen Groll gegen die Neapolitaner hätten und denselben so wenig Vertrauen schenkten? Ich setzte ihm natürlich auseinander, daß dieß keineswegs der Fall, daß jeder Fremde, bei näherer Kenntniß des Landes, dasselbe mit seinen Bewohnern lieber gewinne, daß es jedoch zwei Städte in Italien gäbe, nämlich Neapel und Livorno, wo von dem niederen Volke auf allzu unverschämte Weise Jagd auf die Geldbeutel der Ausländer gemacht würde. Er gab mir lächelnd Recht und wir schieden sehr freundlich von einander; der Bube hatte sich natürlich schon hinten aufgestellt, meiner Großmuth vertrauend.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über den nordamerikanischen Handel nach Santa Fé.

Die vor zwei Jahren abgegangene und mißglückte Expedition der Texaner gegen Santa Fé, dessen sie sich bemächtigen wollten, hat auf die Mexicaner den schlimmsten Eindruck gemacht, so daß sie, wie es scheint, alle nordamerikanischen Jäger und Handelsleute zurückwiesen. Die Regierung der Vereinigten Staaten scheint die Nothwendigkeit erkannt zu haben, hierin den Mexicanern Recht zu gewähren, und ließ eine abermalige texanische Expedition zum Theil entwaffnen. Die Nachricht dieses Verfahrens machte einen sehr günstigen Eindruck in Santa Fé, so daß in diesem Jahre zufolge der Angabe des National Intelligencer dort die amerikanischen Handelsleute sehr gut und freundlich aufgenommen wurden. Die Vereinigten-Staaten-Regierung hatte sie bis an den Arkansas durch Dragoner geleiten lassen, und von der Stelle an, wo sie über den Arkansas setzten, erreichten sie Santa Fé in zwanzig Tagen.

Die Mongolen-Buräten im Kreise Nertschinsk.

(Fortsetzung.)

Obgleich das nomadische Leben die Buräten fast immer zum Leben in freier Luft nöthigt, erreichen doch nur wenige von ihnen ein hohes Alter, und einige Ausnahmen abgerechnet sterben sie gewöhnlich zwischen 60 und 70 Jahren. Die Weiber altern auffallend schnell, und eine Burätin von 30 Jahren sieht schon wie eine Matrone aus. Die Ursachen dieser schnellen Erschöpfung der Lebenskräfte liegen ohne Zweifel in den Entbehrungen, denen sie namentlich zur Winterszeit ausgesetzt sind, und bei den Frauen wird sie noch beschleunigt durch die unaufhörlichen schweren Arbeiten des Hauswesens, welche die Faulheit der Männer ihnen ausschließlich überläßt. Die Ehe ist für die Burätinnen ein Zustand wahrer Knechtschaft; sie müssen unbedingt und ausschließlich alle häuslichen Arbeiten verrichten ohne die mindeste Hülfe und Theilnahme von Seite des Mannes, der ihre Lasten bloß durch seine Sultanslaunen noch vermehrt. Der Wille dieser Selbstherrscher ist für die Weiber das heiligste Gesetz, gegen welches sie auch nicht einmal murren. Volkssitten und religiöse Begriffe gewöhnen die Burätin von Kindheit auf an den Gedanken, daß sie in der Ehe nur eine Sklavin ist. Darum scheidet auch das Mädchen stets nur ungern von seiner Mädchenfreiheit, und jammert wie verzweifelt, wenn der Bräutigam sie nach der Landessitte gewaltsam auf seinem Pferde nach der Jurte entführt. Natürlich findet die weibliche Schlauheit Mittel, das harte Loos ihrer ehelichen Knechtschaft zu versüßen, ist oft genug die Gebieterin ihres gestrengen Herrn, und der Mann ruinirt sich durch den Ankauf allerlei Flitterstaates, wovon die Burätinnen ungemeine Freundinnen sind. Uebrigens ist den Buräten die Eifersucht, diese Hauptplage asiatischer Harems, gänzlich unbekannt. Die jungen Burätinnen genießen in ihren Steppen

vollkommene Freiheit, die nicht einmal durch böse Zungen und Vorurtheile getrübt wird, wozu ihre zerstreute Lebensweise keinen Anlaß gibt. Ueberhaupt geht das Familienleben der Buräten in ungetrübter Stille hin. Fast nie gibt es häuslichen Streit, die Trennung der Ehen ist sehr selten, und auch dann geschieht sie ohne Lärm, ja selbst ohne Klage und Einmischung der Behörden. Mann und Frau trennen sich nach gegenseitiger Uebereinkunft und können dann eine andere Ehe eingehen oder sich wieder versöhnen nach Gefallen. Im allgemeinen sind die Sitten der Buräten ziemlich rein: blutige Verbrechen kommen gar nicht vor, und gewaltsamer Raub ist unerhört. Die gewöhnlichen Vergehen unter ihnen sind Diebstahl und einzelne kleine Betrügereien. Wenn je einmal ein bedeutenderes Vergehen vorkommt, so entspringt es meist aus Einfalt und Unwissenheit.

Die stärkste und schädlichste Leidenschaft der Buräten ist die Trunksucht; im Sommer befriedigen sie diese Leidenschaft mit „Araki," einem aus Kuh- und Stutenmilch gewonnenen Branntwein, im Winter aber dringt auch zu ihnen der russische in Sibirien gebräuchliche Branntwein (Siwucha). Uebrigens ist diese Leidenschaft allen den einheimischen Völkern Sibiriens gemein. Ein betrunkener Buräte jagt gern zu Pferde in allen Richtungen auf der Steppe umher, wenn er gleich links und rechts schwankt, was indeß bei ihrer Reitergewohnheit und der Geschmeidigkeit der Pferde selbst keine Gefahr bringt.

Die Hauptcharakterzüge der Buräten sind Dienstfertigkeit, Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft. Jeder ist bereit, sein Letztes mit seinem Nachbar zu theilen, und gegen Arme sind sie so mitleidig, daß es unter ihnen zwar wohl auch Nothleidende, aber keine eigentlichen Bettler gibt.*) Verstecktheit, List und Rachsucht gehört gleichfalls zu ihren Charakterzügen. Uebrigens haben sie einen kleinlichen, kindischen Ehrgeiz, der manchmal bis zur Raserei geht. Auf der Jagd gegen wilde Thiere zeichnen sie sich durch Muth und Keckheit aus, aber in Streitigkeiten, namentlich mit Russen, sind sie sehr feig.

Sehr bemerkenswerth ist, mit welcher Ausdauer die Buräten im Sommer die schwüle Hitze,**) im Winter die in ihren Steppen sehr furchtbare Kälte***) ertragen; hiezu muß man noch beisetzen, daß die Buräten sehr häufig Winter und Sommer bloß in einem Pelz-Dygyl umherschlendern, nur mit dem Unterschiede, daß sie im Sommer den Dygyl über die Schulter schlagen, so daß die Hälfte des Körpers nackt bleibt und eine Bronzestatue darstellt. Nur die reichen Buräten tragen jetzt im Sommer statt des Dygyls eine Art Ueberrock, den sie „Terlyk" nennen, und haben jetzt sich allmählich an den Gebrauch der Hemden gewöhnt.

*) Wahrscheinlich kommt es auch daher, daß die Buräten die Vergehen und Verbrechen ihrer Stammgenossen den Nachforschungen der russischen Behörden zu entziehen suchen, und alles anwenden, um die Schuldigen von der Strafe zu befreien, womit die Gesetze sie bedrohen. Uebrigens sind sie sehr unterwürfig und den Russen keineswegs feindlich gesinnt.

**) Im Kreise Nertschinsk ist der Sommer so heiß, daß mit Eintritt Junius der Réaumur'sche Thermometer auf 30° im Schatten steigt. Dagegen kuhlt sich in den Nächten die Luft so sehr ab, daß der herabfallende Thau sich nicht selten in Reif verwandelt. Zu diesen Unbequemlichkeiten des Sommers kommen noch furchtbare Gewitter, schreckliche Platzregen und Hagel, der manchmal Menschen tödtet.

***) Der Winter dauert im Kreise von Nertschinsk gewöhnlich etwa sechs Monate, von der Zeit, wo die Flüsse sich mit Eis bedecken bis zum Wiederaufgehen. Gewöhnlich stellen sich die Flüsse zwischen dem 15 Oct. und 1 Nov. (a. St.) und gehen auf zwischen dem 15 und 28 April. Die Kälte erreicht nicht selten bei Sonnenaufgang 20 bis 30°, ja 35° R.

Die Buräten von Nertschinsk bekennen sich, wie alle ihre Brüder jenseits des Baikal, zum Buddhismus oder Lama-Glauben, obwohl einige auch hier noch an dem altherkömmlichen Schamanendienst festhalten. Die Geistlichen oder Lamas der erstern können wenigstens lesen, wenn sie auch die heiligen Bücher des Buddhismus nicht ganz verstehen. Diese Bücher sind der Gandschur, Danschur und Jum; das erste derselben, von Buddha selbst während seiner letzten Incarnation unter dem Namen Schakiamuni geschrieben, besteht aus 100 Bänden; das zweite, eine Erläuterung des Gandschur, enthält deren 250; das dritte, kürzeste, aber darum von den Buräten nicht minder geschätzte, hat nur 21 Bände. Den Lama sind diese Bücher namentlich darum nothwendig, weil sie wesentlich und unerläßlich zu ihrer Liturgie gehören, der Hauptwaffe, vermittelst deren sie auf das Volk einwirken, das für die abstracten Argumentationen, welche das dogmatische Element des Buddhismus bilden, keinen Sinn hat. Die Lamas lesen und singen diese Bücher in den Tempeln, und begleiten den Gesang mit dem Klang allerlei lärmender Instrumente, als Trommeln, Muscheln, Trompeten, manchmal auch einfach mit dem Zusammenschlagen von Schalen und Kesseln, was alles auf die kindliche Einbildungskraft des gutmüthigen rohen Laien stark einwirkt.*) Aber nicht nur die Lehrsätze, sondern auch die historischen oder besser gesagt die mythologischen Sagen und Legenden des Buddhismus sind den Buräten nur höchst unklar bekannt. Ueber Schakiamuni selbst, der für die Buddhisten der Eckstein des Glaubens und das höchste Symbol der obersten Gottheit ist, sind bei ihnen zweierlei Meinungen im Gange. Nach der einen wurde er am heiligen Flusse Ganges von einer feuerfarbigen Blume geboren. Nach der andern Meinung ist er der Sohn des Königs Solodan in Indien, anfangs ein gewöhnlicher Mensch, später aber wegen seines heiligen Lebens in einen „Tenger" oder Himmelsbewohner umgewandelt, in welcher Eigenschaft er den Menschen seine Lehre verkündete. Die burätischen Lamas unterscheiden Schakiamuni von Buddha, welcher zur Zeit seiner Erscheinung auf Erden Ananda, den Sohn des indischen Königs Ramajan-Itegel, unterrichtete und zum Oberpriester bestellte. Von andern heiligen und großen Lehrern des Buddhismus kennen und verehren die Buräten namentlich Bogdo-Son-Chabn, der ihren Erzählungen nach in Tibet im Lande Amdob geboren wurde; sein Vater war Lob-bon-Dahi, d. h. der Lehrer, welcher den Namen Dahi führte.**)

Für den öffentlichen Gottesdienst der sich zum Buddhismus bekennenden Buräten gibt es in der Agasteppe zwei Tempel, einen von Stein, den andern von Holz. Der erstere liegt etwa 180 Werst von Nertschinsk, der zweite in dem Thal von Ust-Jugul, so genannt nach dem in den Onon fallenden Bache Jugul. Die Zahl der Lamas, welche diese beiden Tempel bedienen, beträgt nicht weniger als 126, wovon 34 zweiundzwanzig verschiedene Rangstufen der Priesterschaft bekleiden, während die 92 übrigen bloße Tempeldiener sind und den Namen Choboraken führen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die heiligen Bücher sind bekanntlich in tibetanischer Sprache geschrieben, die von sehr wenigen burätischen Lamas und von diesen nur unvollkommen verstanden wird. Der Lärm, mit dem sie den Gesang und selbst das Lesen begleiten, hilft also ungemein dazu, den Unsinn des gedankenlosen weder von den Lesenden, noch von den Zuhörern verstandenen Gemurmels zu verbergen.

**) Alle diese Nachrichten, so wie die folgenden erhielt Hr. Parschin von dem Schiretui oder Ober-Lama von Jugul in seinen Unterredungen mit demselben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1843.

Masse der edlen Metalle in Frankreich.

Frankreich ist bei weitem das geldreichste Land in Europa; von acht Milliarden Franks — auf so viel wird die Geldmasse in Europa geschätzt — besitzt Frankreich nahezu die Hälfte, nämlich 3500 Millionen, worunter 300 Mill. in Gold. England bestreitet den ungleich grössern Verkehr seiner 27 Mill. Menschen mit 1200 Mill. Geld, also kommen auf den Kopf 44 Fr., während bei den 35 Mill. Franzosen 100 Fr. auf den Kopf kommen. Der Fehler in Frankreich liegt darin, daß der Credit bei weitem weniger entwickelt ist. Man schätzt die jährliche Production der Minen auf 200 Mill., den Verbrauch für Gold- und Silberarbeiten auf 65 bis 66 Mill., die Kosten des Abnutzens von baarem Geld auf 33 Mill., so daß also die jährliche Geldmasse um etwa 100 Mill. zunimmt, wovon ein bedeutender Theil Frankreich zuströmt. Frankreich zahlt indeß den Ruhm, das geldreichste Land zu seyn, ziemlich theuer. Die Unterhaltungskosten der 3500 Mill. Silbergeld werden vom Moniteur Industriel (22 und 29 Oct.), dem diese Angaben entlehnt sind, auf wenigstens 30 Mill. angeschlagen, die Interessen, nur zu drei Procent gerechnet auf 90 Mill., also um 60 Mill. mehr als England für sein baares Geld zahlt. Der Gegenstand ist in neuern Zeiten öfters in Anregung gebracht worden, und man hat (wie auch der Moniteur Industriel thut) darauf angetragen, einen Goldfuß statt eines Silberfußes anzunehmen. Wir können uns auf diese Streitfrage nicht einlassen, und bemerken bloß, daß in England, wo bekanntlich nur der Goldfuß herrscht und alle Zahlungen über 2 Pfund auf Verlangen in Gold geschehen müssen, häufig das Verlangen laut wurde auch einen Silberfuß einzuführen und Zahlungen in Silbergeld gesetzlich zu machen. Der Moniteur Industriel erklärt sich, wie schon viele vor ihm, gegen Bestimmung eines Gold- und Silberfußes zugleich, weil es nicht in der Macht der Regierungen stehe das Werthverhältniß beider Metalle zu bestimmen, aber da eines dieser Metalle eine Waare ist wie das andere, und das eine Metall zufällig an einem Orte fehlen kann während das andere im Ueberfluß vorhanden ist, so haben doch alle Regierungen die Nothwendigkeit eingesehen den Werth zweier Metalle zu fixiren, indem sie Münzen von Gold und Silber zu bestimmtem Werthe schlugen. Dem Staat und dem Einzelnen mögen daraus manche Nachtheile erwachsen, es fragt sich aber ob solche so leicht zu vermeiden sind. Die Hauptklage in Frankreich ist jetzt die Anhäufung des Geldes, die allerdings, wenn Werthveränderungen bei den edlen Metallen vorgehen, große Verluste herbeiführen müssen. Aber es heißt wohl sich zu weit in Berechnungen der Zukunft versteigen, wenn man über die Verwicklungen und Verluste jammert, welche die Werthveränderungen der edlen Metalle im Laufe der Zeiten herbeiführen können. Der Jammer ist ganz unnütz, denn man kann ihm nicht wohl abhelfen. Allerdings ist jetzt der Werth einer Schuldsumme nicht mehr derselbe, wie vor 60 oder 70 Jahren, denn man kann um dieselbe Summe nicht mehr so viel Getreide u. dgl. kaufen; ehe man aber über solche Dinge jammert, sollte man doch auch vorher sich bedenken, ob der Sache abzuhelfen und ob es auch nur der Mühe werth ist sich so darüber zu ereifern. Die Vermehrung der edlen Metalle, welche man nach mehrfacher Behauptung jetzt in kurzem erwarten darf, tritt weder so schnell ein, noch ist sie so bedeutend als die Veränderungen, welche ein einziger Krieg in den Geldverhältnissen Europa's im Laufe weniger Monate herbeiführen kann.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Miglie vor der Stadt liegt ein schönes Capucinerkloster mit vielen gothischen Ornamenten. Irre ich nicht sehr, so werden hier die Reliquien der heiligen Nikander und Marcianus, welche im J. 302 unter dem römischen Präfecten Maximus grausam als Märtyrer hingerichtet wurden, aufbewahrt. Zum größten Leidwesen der wackern Canonici, die an so vielen Orten meine Führer waren, beseelt mich

nicht das Interesse für die Kirchengeschichte, und ich verweise lieber auf Ughelli's Italia sacra, und in diesem besonderen Falle auf Cotugno's Erzählungen. Das Fest des Heiligen wird am 17 Junius mit großem Pomp gefeiert; unzähliges Volk strömt von nah und fern, besonders aus dem Garganogebirge herbei, und fast jeder nimmt ein Fläschchen heiligen Manna's, welches hier wie in Bari dem heiligen Nicolaus abfließt, mit nach Hause. In der Nähe dieses stattlichen Capucinerklosters fand ich römische Ornamente, Säulen und Sarkophage, ebenso bei der nächsten Taverna, auf dem Wege nach Isernia, 3 Miglien weiter sogar römisches Gemäuer hart an der Straße. Diese schlängelt sich zuerst durch Oelgärten, dann durch Eichenwald weiter bis in die Nähe der Osteria di Tuliverno. Hier stand ein altes Castell, welches Karl der Große 774 belagerte und zerstörte, das höchst wahrscheinlich schon in uralter Zeit Samnitern oder andern als Gränzfestung gedient hatte; die Wein- und Olivengärten in der Nähe enthalten Gräber in Menge, auch Inschriften. Der Tulivernobach, obschon er nur einen Lauf von zwei Miglien hat, indem seine Quelle dicht unter S. Maria di Oliveto sich befindet, richtet dennoch bedeutende Zerstörungen an und steht unfehlbar mit vulcanischer Kraft in Zusammenhang, worauf auch die ganz nahen Schwefelquellen hindeuten; vor zwei Jahren ergoß er plötzlich eine solche Masse Wassers, daß eine kräftige Brücke fortgerissen wurde; sein Bett ist mit Steinen angefüllt (Kalkstein, Tuff, Breccie), und in seiner Nähe herrscht im Sommer tödtliche Malaria, wovon viele Beispiele vorliegen; mit geringen Kosten würde sich dieß kurze Flußbett säubern und vertiefen lassen; daran denkt aber weder hier noch anderswo jemand. Die meisten Flüsse des herrlichen Königreichs erweitern alljährlich ihr Bett durch den herabrollenden Schutt, den niemand fortschafft; immer mehr fruchttragender Boden wird fortgerissen, Menschen und Dörfer fliehen vor dem Wasser, der schnelle Abfluß desselben wird gehemmt, der Anbau schwindet, es entwickeln sich aus der Stagnation gefährliche Dünste und verbreiten die Keime der Ansteckung nach allen Richtungen. Vertiefung der Flußbetten, das ist meiner Ansicht nach eine der Hauptregeln zur Beförderung des Wohlstandes und Vertreibung der Malaria.

Nicht weit von der Osteria verließ ich die Landstraße und fuhr rechts ab, dem Volturno zu, nach den fünf kräftigen Schwefelquellen, die hier unter dem Namen der „acque acidole“ aus dem Boden hervorbrodeln. Ein junger Arzt in N., welcher im Besitz der chemischen quantitativen und qualitativen Analysen aller Quellen des Königreichs zu seyn behauptete, brachte mir mit großem Stolze folgende Analyse der hiesigen: schwefelsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk mit Entwicklung von vielem kohlensauren Gas und Schwefelwasserstoffgas. Damit war die Sache vollkommen abgemacht und ich hatte Ursache mich höflichst zu bedanken! — Plinius in seiner Histor. Nat. 31, 2. spricht von diesen Quellen, und die Alten machten, wie aus den rings umher zerstreuten Trümmern von Gebäuden u. s. w. hervorgeht, zahlreichen Gebrauch davon; jetzt aber würde der Aufenthalt hieselbst mehr schaden als nützen, denn abgesehen von dem Mangel aller Bequemlichkeit, könnte eine hier verschlafene Nacht einen ewigen Todesschlaf bereiten. Die Gegend ist schön; die Quellen brodeln in ihren vertieften Becken mit Geräusch empor, ihre Färbung ist schön, blau; am Rande der Becken setzt sich eine schillernde, gelbgrüne Borke ab, die das langsam abfließende Wasser und das zunächst befindliche Erdreich überzieht; die unterste Quelle heißt Fontana Rognosa, setzt am meisten kalkartige Rinde ab, ist die kräftigste und ihr überfließendes Wasser bildet nach dem Flusse hin einen sonderbaren, kleinen, alle Vegetation gleichsam versteinernden Wasserfall. Am jenseitigen Ufer sind ebenfalls Ueberreste von alten Gebäuden und einer Brücke, Ponte Ladrone genannt, welche einige Friedrich II, andere jedoch die Römer zur Zeit ihrer Kriege gegen die Samnites Pentri erbauen lassen. Der Weg, der mich wieder auf die Landstraße bringen sollte, zeigte in regelmäßigen Zwischenräumen an 10 bis 12 Stellen altes Gemäuer, wahrscheinlich einer Wasserleitung angehörig, also abermals ein Beweis von der frühern Bedeutung dieser Bäder.

Der Ort hatte mich ziemlich lange gefesselt; es war spät geworden und mein Kutscher trieb zur Eile, da ich noch zehn Miglien bis Isernia zu machen hatte. Man fährt auf trefflicher Straße durch schönen Eichenwald und biegt bei Ravindola in rechtem Winkel nach dem Volturno hinüber. Eine Acacien-Allee leitet zu der großartigen Brücke, die Carlo III, ruhmvollen Andenkens, in dreißig mächtigen Bögen hier über den Fluß schlagen ließ, ein Werk, welches den Römern Ehre gemacht haben würde. Mit dem linken Volturno-Ufer betritt man samnitischen Boden und hier übersieht man am besten die herrliche Bogenreihe, durch welche der angeschwollene Fluß im Winter seine brausenden Fluthen hindurchschleudert; rechts in den Bergen erscheint Monterodunì, der Monte secco schließt hier die Aussicht, welche an der linken Seite von Minute zu Minute sich verschönert und stets neue Gruppen von Hügeln und Bergen, stets neue Felsenstädte hervorschiebt, die von höheren schneebelasteten Bergen, schon zu den Abruzzen gehörig, im Hintergrunde gedeckt erscheinen. Der Colle alto und die Kette der Berge, le Forme charakteristisch genannt, erfreuen das Auge mit ihren seltsamen pittoresken Formen. Der Weg schlängelt sich bergauf, bergab, man entfernt sich immer mehr vom Flusse, läßt Montaquila und Macchia links und erblickt bald darauf Isernia. Es fing an zu dunkeln, von Süden herauf zog dickes Regengewölke und verhinderte den Mond meinen noch übrigen Pfad zu beleuchten; ein Stündchen vor Isernia traf ich fünf Bauern, welche mit ihren Ackergeräthschaften vom Felde heimkehrten und die bescheidene aber ächt neapolitanische Bitte an mich richteten, sie alle fünf hinten aufzunehmen; ich schlug ihnen dieses natürlich ab, sie gaben mir Feuer zum Anzünden der Pfeife und baten höflich wegen des Aufenthalts um Entschuldigung. Isernia sah ich dießmal vom Lichte des Mondes nur auf wenige Augenblicke beleuchtet; im Albergo della Posta war große Reisegesellschaft aus Aquila mit dem Abendessen beschäftigt; man hatte auch nur ein halbes Bett für mich übrig — die andere

Hälfte hatte eine Musikant gemiethet und belegt — und ich zog es demnach vor mein müdes Haupt in einer Privatlocanda unterzubringen, weil ich diesesmal nur wenige Stunden in Isernia zubringen und meinen hiesigen Freunden keine zweimalige Störung bereiten wollte. Mein Wirth that sein Möglichstes; bald dampften die Maccaroni vor mir auf dem Tische, ein trefflicher Lammsbraten mit Salat erquickte uns alle, der Wein war nicht übel die Betten sehr reinlich und vor dem Schlafengehen hatte ich noch das Vergnügen den artigen und gefälligen Polizeibeamten, Hrn. de B., einen früheren Bekannten, bei mir zu erblicken, der gekommen war mit gewissenhafter Sorgfalt nach dem Passe des ungewöhnlich spät eintreffenden, etwas verdächtigen Fremden zu forschen, und sich nicht wenig verwunderte mich zu finden. Am andern Morgen ging es früh um 5 Uhr weiter, indeß muß ich — obschon Isernia als ächt samnitische Stadt von mir an einem andern Ort ausführlicher behandelt werden wird — hier dennoch das Nothwendigste als Resultat früherer Besuche anführen, um den Faden des Reiseberichts nicht gänzlich zu zerreißen. Isernia, das alte Aesernia, liegt lang hingestreckt auf einem fruchtbaren anmuthigen Hügel, der an beiden Seiten von tiefen Thälern, dem Valle Caprina und dem Valle delle Precie begränzt wird; in beiden Thälern rauschen mächtige Gebirgswässer aus den Abruzzen herunter, die sich am Endpunkt des Hügels und der Stadt vereinigen, und unter dem gemeinschaftlichen Namen Fiume Cavaliere dem 5 Miglien entfernten Volturno zueilen. Der Anblick der Stadt von beiden Seiten und von Süden her ist höchst malerisch. Im Valle Caprina liegt auf einem isolirten Felskegel eine Capelle, welche einen unvergleichlich schönen Effect macht und die nebst zwei anderen Veduten (der Stadt selbst und des Ponte S. Spirito) von meinem Freunde C. im vorigen Sommer gezeichnet wurde. In den beiden Thälern blüht die üppigste Vegetation und dieß bildet mit den nächsten Umgebungen nach Norden oder Osten (nach dem Matese hin) die auffallendsten Contraste. Gleichwie Venafro so ist auch Isernia von Felsenstädten umgeben: Miranda, le Pesche und Pettorano bilden keine unwürdige Krone für das Haupt der alten Samniterstadt; in den Bergen, welche diese Städte begränzen, fehlt es selbst im heißesten Sommer nie an Schnee und Eis. Die heutige Stadt, Sitz eines Bischofs, besteht fast nur aus einer einzigen langen Straße; die Kathedrale, auf den Ruinen eines alten Tempels gebaut, in der Mitte, die kleinen Gassen, welche von der Hauptstraße in rechtem Winkel rechts und links abgehen, enden sehr bald an den riesigen, uralten Stadtmauern, an alten Thoren und Pforten, deren Ueberreste malerisch mit Epheu und Schlingpflanzen umwachsen sind; die Fahrstraße führt um die Mauer an der Ostseite herum und gewährt an mehreren Stellen den Blick auf solche sogenannte cyklopische Mauerreste; der freien Plätze gibt es nicht viele, dennoch aber sind einige elegante und moderne Häuser vorhanden. Die Einwohner, 6000 an der Zahl, sind gesund, das weibliche Geschlecht ist schön und eine malerische Landestracht erhöht nicht selten diese Reize. In Isernia schrieb der Arciprete Ciarlanti seine Geschichte Samniums, welche, obschon von Unrichtigkeiten wimmelnd, dennoch, besonders der fleißigen Compilation wegen, allen ihm nachfolgenden als Stütze dienen wird. Isernia's Ursprung ist unbekannt; Livius erwähnt ihrer um das Jahr 448 R. (304 vor Chr.). Aus den Jahren 629 und 725 sind interessante Inschriften, an denen es überhaupt nicht in Isernia mangelt, vorhanden, z. B. eine vom Septumulejus. Die Stadt ward römische Colonie und blieb in den schwierigsten Verhältnissen der Republik treu ergeben. Die Familie Marcellus stammte aus dieser Stadt und einst wurden von den Samnitern hier M. Marcellus nebst L. Scipio und L. Acilius zu Gefangenen gemacht, von denen die beiden letztern jedoch als Sklaven verkleidet entwichen. Ciarlanti gibt an, daß Isernia achtmal, fünfmal durch Kriege und dreimal durch Erdbeben, zerstört sey, und dennoch befindet sie sich — wie dieß die Ringmauern unzweifelhaft darthun — ganz auf derselben Stelle, und was Einwohnerzahl und sonstige Lebensverhältnisse anbetrifft, weniger verändert als die meisten anderen samnitischen Städte. Plinius 36, 15 und Alberti in seiner Descrizione d'Italia rühmen den wunderbaren spiralförmigen Aquäduct zu Isernia, wodurch die Stadt mit Wasser versehen ward, welches die isolirte Lage auf einem Hügel ermangeln ließ; jedoch von alten Antiquitäten der Stadt Aesernia ein andermal.

(Schluß folgt.)

Elend und Verbrechen in London.

Leon Faucher gibt in der Revue des deux Mondes einige Nachrichten, die wirklich Schauder erregend sind. „Das Kirchspiel St. Giles, bekannt in den Annalen des Verbrechens, ist von Vagabunden, Dieben und Freudenmädchen bevölkert, und eine Art Unverletzlichkeit deckt die schändlichsten Verbrechen, denn die Polizei wagt aus Furcht vor der Anzahl und dem Zusammenhalten ihrer Gegner selten dort einzudringen, und das sogenannte „kleine Irland" ist der Zufluchtsort der Verbrecher. Das Elend ist die Hauptursache aller Verbrechen, und es ist in London nie in so grausenhafter Gestalt erschienen, wie in den letzten Jahren. Die Armenhäuser enthalten 30,000 Arme, fast lauter Kinder oder Greise, über 130,000 Menschen erhalten Unterstützung zu Hause; in dem Stadttheil, der von der Grafschaft Middlesex abhängt, wurden im J. 1840 49,814 Personen durch die öffentliche Mildthätigkeit unterhalten, im J. 1841 stieg diese Zahl auf 73,815, weil eine Menge Unglücklicher vom Lande hereinströmte. Elend und Ausschweifung gehen Hand in Hand, und London bietet in dieser Hinsicht ein abscheuliches Schauspiel, das durch die Frühreife des Lasters noch scheußlicher wird. Knaben von 10 bis 12 Jahren unterhalten vom Ertrag ihrer Diebstähle Mädchen, sogenannte flash girls, und treiben alle Ausschweifungen des männlichen Alters; ein 10- bis 11jähriger Londoner Dieb nimmt es an Keckheit, Gewandtheit und Lasterhaftigkeit mit dem vollendetsten Spitzbuben auf. Und diese Demoralisation der Kindheit nimmt noch immer zu, im J. 1837 war die Zahl der jugendlichen Verbrecher in London 11,781, im J. 1840 14,031."

Die Mongolen-Buräten im Kreise Nertschinsk.

(Fortsetzung.)

Außer den zu den beiden Tempeln gehörigen Lamas gibt es noch viele ohne bestimmte Wohnsitze, die das geistliche Kleid aus innerer Neigung, wegen des Gelübdes ihrer Eltern, oder endlich aus eigennützigen Absichten angelegt haben, denn der „rothe Dygyl“ der Lama verschafft außer der allgemeinen tiefen Verehrung auch noch Freiheit von allen Staatssteuern und die Möglichkeit, in großer Ruhe und Freiheit ohne alle Mühe auf Kosten der frommen Laien zu leben.

Der Gottesdienst wird in den Tempeln jährlich zehnmal, im Ganzen hundert Tage lang geübt, nämlich 1) vom Beginn des ersten Frühlingsmonats 15 Tage lang; 2) für die Herabsendung der Fruchtbarkeit auf die Erde an dem Fest „Chubilgan Schakiamuni,“ d. h. zur Erinnerung der Menschwerdung Schakiamuni's. 3) Im letzten Frühlingsmonat täglich zum Andenken der vollzogenen Bestimmung Buddha's. 4) Vier Tage lang in der Mitte des Sommermonats Gebet zu Ehren Schakiamuni's, des Lenkers der Welt.*) 5) Im letzten Herbstmonat 15 Tage lang Erinnerung an das Herabsteigen Schakiamuni's mit 40 Tengers oder Himmelsbewohnern auf die Erde. 6) Im ersten Wintermonat vom 23sten bis 25sten Tage Gottesdienst zu Ehren des großen Lehrers Bogdo-Son-Choba. 7) Im letzten Wintermonat vom 25sten bis 30sten Tage Dankgebet für die glückliche Vollendung des Jahres. 8) Vier jährliche Gebete zur Feier des Geburts-, Namens-, Thronbesteigungs- und Krönungstages des Kaisers. 9) An jedem Monat, am 15ten und 30sten, also 24mal im Jahre, vollziehen die Lamas für sich den Gottesdienst, um sich zu reinigen von den im Priesterthum begangenen Sünden. 10) Jedes Jahr werden vom ersten Tag des Sommers bis zum 30sten Tag des Herbstmonats im Laufe von 45 Tagen Gebete gehalten für die Ruhe der Entschlafenen und die Wohlfahrt der Lebenden; außerdem wird auch an diesen Tagen das Andenken einer Anzahl Heiligen gefeiert.

Außer dem öffentlichen Gottesdienst in den Tempeln rufen fromme Buräten auch Lamas in ihre Jurten ein, um bei verschiedenen besondern Gelegenheiten Gebete zu lesen, bei schweren Krankheiten, bei Heurathen und Begräbnissen. Auch ist es den eifrigen Frommen nicht untersagt, besondere gottesdienstliche Handlungen für sich in den Tempeln selbst vornehmen zu lassen. Dieß geschieht namentlich zu Ehren der Heiligen, vorzüglich Ajuscha's, zu welchem man außer an den festgesetzten Tagen jeder Zeit beten kann.

Die innere Anordnung und Einrichtung der Tempel ist sehr einfach. Geschnitzte Bilder der Burchane stehen und sitzen in verschiedenen Stellungen vorn stets mit den Gesichtern gegen den Eingang gewendet. Diese Bilder sind sehr mißgestaltet und von grober Arbeit. Vor ihnen stehen auf kleinen Tischchen, nach Art von Opferschalen, kleine metallene Tassen mit allerlei Opfergaben; manchmal brennen hier auch wohlriechende chinesische Kerzen. Den Bildern gegenüber sind besondere Plätze für die Lamas angebracht, welche den größern Raum nicht den Laien überlassen. Man kann indeß auch außerhalb des Tempels der gottesdienstlichen Feier anwohnen: die Lamas lesen und singen gewöhnlich sehr laut, so daß man sie auf eine ziemliche Entfernung hören kann.

In die Opferschalen legt man jede Gabe der Frommen: Getreide, Wasser, Milch, hie und da Früchte. Im Winter geben eifrige Fromme den Burchanen manchmal einen ganzen Hammel, mit Ausnahme des Kopfes, mit dem Fell und der Wolle. Natürlich fällt auch dieß leckere Opfer, wie alle andern, den Lamas zu. Die unerläßlichen Zubehören jedes Tempels sind verschiedene heilige Gegenstände, die in Heiligthümer ersten und andere zweiten Grades getheilt werden. Zu den Heiligenthümern ersten Grades gehören: der Schikur, der heilige Sonnenschirm, Lobri, eine Art Baldachin über dem Bilde Buddha's, Badak-schilzan, der Schmuck der Götterbilder, Dolon-erdschi, die sieben Kostbarkeiten, und Naiman-takil, die acht Opfer.*) Die heiligen Gegenstände zweiten Grades sind: Kentschergo, eine ungeheure Trommel, Buree, die Trompete, Bischkigur, die Rohrpfeife und andere lärmende Instrumente, womit die Lamas ihre Gebete begleiten.

Die heiligen Bücher werden, versteht sich in vollständigen Exemplaren, bei jedem Tempel aufbewahrt. Wenn ihr ganzer Kreis vollendet ist, werden feierliche Umgänge veranstaltet. Diese Feste finden gewöhnlich am Ende des Frühjahrs und am Anfang des Sommers statt, und heißen Choral und Obon.

Der Choral wird stets in der Nähe eines Tempels gefeiert. Hieher kommen aus allen Ulussen Buräten und Burätinnen in Festkleidern zusammen, hören mit Andacht die Gebete der Lamas und überlassen sich dann den Vergnügungen, die manchmal drei Tage nacheinander dauern. Dieß stellt ein merkwürdiges und interessantes Gemälde dar. Auf der weiten Steppe erscheinen die Schaaren der Spazierenden wie Blumengruppen auf einem endlosen Teppich. Hier erscheinen die rothen Dygyls der Lamas, die geordnet auf den an der Erde ausgebreiteten Filzen sitzen, im geehrten Kreise der Saisan und Taisch. Hier glänzen die verschiedenfarbigen seidenen Gewänder der reichen Buräten und Burätinnen. Auf der einen Seite kämpfen Ringer miteinander zur Belustigung der Zuschauer, auf der andern Seite wetteifern geschickte Schützen im Bogenschießen, und ganze Schaaren von Läufern rennen miteinander um den Preis auf der Ebene. Junge Mädchen geschmückt mit Goldhähnchen (Marochan) schreiten mit verstelltem Ernst und gemessenem Schritt dahin, und geben die Gansas (Pfeifen) mit Tabak, den sie besonders lieben, von einer Hand in die andere; um sie her schleichen sich junge Leute, die Mützen (Malochan) auf die geschorenen Hinterköpfe geschoben, suchen die Schönen auf alle Weise zu unterhalten, und verabsäumen nicht, ihre eigene Lustigkeit durch häufige Libationen von Araki zu erhöhen. Beide Geschlechter nähern sich gewöhnlich gegen Abend und fangen an zu tanzen, indem sie einen weiten Kreis bilden. Diese Tänze werden mit Gesang begleitet; anfangs schwingen sich die Tanzenden langsam von einer Seite zur andern, dann drehen sie sich rascher, laufen auseinander und kommen wieder zusammen. Die angenehme Wärme, der aromatische Duft des frischen Grüns und der üppig aufgeschossenen Blumen in Verbindung mit der unbegränzten Ausdehnung der Steppe stimmen die Jugend zum berauschenden Genuß. Der „Obon“ ist fast dasselbe, was der Choral, nur in geringerem Maaßstabe. Er wird local gefeiert in irgend einem bemerkenswerthen District, z. B. am Fuß eines hohen Kegels u. s. w. Er beginnt gleichfalls mit Gebet und schließt mit Lustbarkeiten. (Forts. folgt.)

*) Dieß Fest wird in dem Tempel von Ust-Zugul mit einer besondern Ceremonie gefeiert, welche darin besteht, daß die Lamas um den Tempel ein hölzernes Pferd in voller Rüstung und bedeckt mit einer grünen Sammetdecke führen, auf welchem ein geschnitztes Bild des Gottes Maidare sitzt. Dieser Gott reitet nach der Meinung der Lamas wirklich auf einem grünen Pferd am Horizont hin, und betrachtet alles, was auf der Welt vorgeht, um es Schakiamuni zu berichten. Um diese Luftreise, deren Zweck namentlich Sorge um das Wohl der Anbeter Buddha's ist, nachzubilden, vollziehen die Lamas die beschriebene Ceremonie.

*) Der Verfasser führt diese mit den mongolischen Worten an, kann sie aber selbst nicht alle deuten; es finden sich darunter „der kostbare Sonnenschirm, der goldene Fisch, die schöne Blume, die Fahne, das Rad,“ welches letztere die Kreisumdrehung der Erde und der Sonne bedeuten soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1843.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Besuch im Kloster la Encarnacion. — Wallfahrt zu Mariä Hilf la Gachupina.

Don Manuel Posada, der Erzbischof von Mexico, hatte mit neuspanischer Galanterie unsrer Freundin durch Handbillets die Erlaubniß ertheilt die Klöster der Hauptstadt besuchen zu dürfen und hatte ihr dabei sogar gestattet zwei begleitende Freundinnen mitzunehmen. Demnach fuhren die drei Wallfahrerinnen eines Sonntags Nachmittags in die „Fleischwerdung," die Encarnacion, das glänzendste und reichste Kloster von Mexico, wenn man etwa la Concepcion ausnimmt. Der einzigen Schönheit des Abends wird nur flüchtig gedacht — die Abende sind immer schön, der Himmel immer blau, die Luft immer mild, die Blumen immer blühend, die Vögel singen immer: Thomson hätte hier seine Jahreszeiten gar nicht schreiben können. „Wir stiegen," erzählt Madame, „an der Klosterpforte ab, wurden von der Pförtnerin eingelassen und von verschiedenen Nonnen in Empfang genommen, deren Gesichter mit doppeltem Florschleier streng verhüllt waren. Man führte uns hierauf in eine geräumige Halle, die mit schönen Kronleuchtern behängt und mit verschiedenen, reich gekleideten Liebfrauen und Heiligen geziert war. Hier lüftete die älteste Nonne, eine sehr würdige Matrone, ihren Schleier — ein Beispiel, das die andern alsobald befolgten, und stellte sich selbst als Madre Vicaria vor, wobei sie eine Menge Entschuldigungen von Seite der alten Aebtissin anbrachte, welche, an einer Augenentzündung leidend, auf ihre Zelle beschränkt sey. Sie und eine andere verehrungswürdige Mutter, ferner eine Gruppe von ältlichen Damen, hochgewachsen, dünn und stattlich, unternahmen es dann uns zu belehren, daß der Erzbischof in Person den Befehl zu unserer Aufnahme gegeben, und daß sie bereit seyen uns die ganze Anstalt zu zeigen.

„Das Gewand der Nonnen ist ein langes Kleid von sehr feinem, weißem Casimir, ein dichter, schwarzer Florschleier und ein langer Rosenkranz. Die Tracht der Novizen ist dieselbe, nur ist der Schleier weiß. Die erste halbe Stunde beiläufig wollt' es mir bedünken, als ginge Hand in Hand mit ihrer Höflichkeit eine ziemliche Mischung von Zurückhaltung, die allenfalls durch die Anwesenheit einer Fremden, insonderheit einer Engländerin, veranlaßt seyn könnte; aber auch dieser Eindruck verlor sich mehr und mehr. Gutmüthigkeit oder Neugier siegten; ihre Fragen brachen unaufhörlich hervor, und ehe der Besuch zu Ende war, nannte mich schon die ganze Anstalt: mi vida, „mein Leben." Wo war ich geboren? Wo hatt' ich gelebt? Welche Klöster hatt' ich gesehen? Welche gefielen mir besser: die Klöster in Frankreich oder jene in Mexico? Welche sind größer? Welche haben die schönsten Gärten? ꝛc. Glücklicherweise konnte ich in aller Wahrhaftigkeit ihrem Kloster an Geräumigkeit und Pracht den Vorzug geben über alle, die ich je gesehen.

„Der mexicanische Baustyl ist solchen Abgeschlossenheiten besonders günstig. Die großen Galerien und Höfe gewähren ihnen beständigen Zufluß von frischer Luft und dabei tönen die Springquellen so lieblich und der Garten bietet ihnen in diesem Klima ewigen Frühlings Jahr aus Jahr ein einen nie versiegenden Born von Freuden, so daß ihre Einschließung hier bei weitem weniger zu bemitleiden ist als in jedem andern Lande.

„Dieses Kloster ist in der That ein Palast. Der Garten, in den sie uns zuerst führten, wird in gutem Stand gehalten, hat gepflasterte Spaziergänge, steinerne Ruhebänke und einen Springbrunnen, der immer spielt und funkelt. Die Bäume bogen sich unter ihren Früchten und die Nonnen pflückten für uns ganze Büschel der schönsten Blumen. Es war ein niedliches Bild, sie in diesem hochummauerten Garten herumwandern oder beisammen stehen zu sehen, während die Sonne hinter den Hügeln hinabsank und alles Ruhe und Zufriedenheit athmete, fern von dem Lärm der Stadt. Die meisten Gemächer des Klosters sind ansehnliche Zimmer. Wir beschauten alles von dem Refectorium bis zur Apotheke und bewunderten die vollkommene Reinlichkeit, welche hier überall herrschte, zumal in der ungeheuren Küche, die vor der Annäherung selbst des kleinsten Stäubchens heilig verwahrt zu werden scheint. Dieser Vorzug mag zum Theil auf Rechnung des Umstandes kommen, daß jede Nonne eine, etliche

auch zwei Dienerinnen haben, denn der Orden gehört nicht zu den strengsten. Das Kloster ist reich; jede Novize bezahlt bei ihrem Eintritt 5000 Dollars zum Klostergut. Es sind etwa 30 Nonnen und 10 Novizen.

„Die Novizen wurden uns sämmtlich vorgestellt — arme kleine Dinger in der Mausfalle — welche fest daran glauben, man würde sie nach Jahresumlauf herauslassen, wenn sie genug daran hätten, als würde man ihnen je gestatten, genug daran zu bekommen. Die zwei ältesten und ehrwürdigsten Frauen sind Schwestern, dünn und lang, voll Ansehen mit hohen Nasen und Spuren vergangener Schönheit. Sie sind seit ihrem achten Jahre in dem Kloster, was sehr bemerkenswerth, da man Schwestern selten in ein und derselben Anstalt zuläßt, und betrachten die „Fleischwerdung" als ein kleines Stück Himmel auf der Erde.. Es waren einige hübsche Gesichter darunter und eines, dessen Ausdruck und dessen Augen ungemein lieblich waren; aber die Wahrheit zu sagen, derartige Erscheinungen bildeten die Ausnahme.

„So hatten wir nach einander das ganze Gebäude eingesehen, einer Liebfrauen blauen Atlaß und Perlen, einer andern schwarzen Sammet und Diamanten, schlafende Jesuskindlein, Heilige, Gemälde, Schränke und Beichtstühle bewundert, selbst die Azotea (die Platform des Daches) bestiegen, die eine prächtige Aussicht bietet, und kamen dann zuletzt in einen weiten Saal, geziert mit Bildern und ausgestattet mit alterthümlichen, hochlehnigen Armstühlen, allwo ein sehr elegantes Abendessen, hell erleuchtet und verziert, unsere erstaunten Augen begrüßte. Kuchen, Chocolade, Gefrorenes, Torten, Dulce, Zuckerbäckerei, Orange und Limonade und andere profane Leckerbissen waren da zu sehen, aufgeputzt mit Goldpapier, das in kleine Fähnchen geschnitten war. Ich wurde auf einen Stuhl gesetzt, der für einen Papst in einer heiligen Familie gut genug gewesen wäre. Meine Begleiterinnen saßen mir zur Seite; die älteren Nonnen in stattlicher Reihe nahmen die andern Armstühle ein und sahen aus wie steinerne Bilder. Ein junges Mädchen, eine Pensionärin, brachte eine kleine Harfe ohne Pedal herbei und sang, während wir Kuchen und Eis behandelten, verschiedene Balladen mit vielem Geschmack. Die ältern Nonnen legten uns alle Gerichte vor, nahmen aber selbst nichts zu sich. Die jüngern Nonnen und die Novizen hatten sich auf eine Matte à la Turque gelagert, und alles zusammen bildete eine Scene, wie man sie nicht leicht malerischer sehen kann. — Die jungen Novizen mit den weißen Gewändern, weißen Schleiern und schwarzen Augen, die ernsten und würdigen Mütter mit ihren langen Kleidern und den trauernden schwarzen Schleiern und Rosenkränzen, die verhüllten Gestalten, die hin und wieder in den Gängen auf- und abhuschten, wir selbst mit unsern weltlichen Kleidern und farbigen Bändern in so grellem Gegensatz dazu, und die große Halle, erleuchtet durch eine ungeheure Lampe die von der Decke herunterhing, — ich kam mir vor, wie um drei Jahrhunderte zurückversetzt, und war schier in Furcht, das Ganze möchte jählings wegdämmern und zum leeren Gesichte, zum wachenden Traume werden.

„Nach dem Abendessen stiegen wir zum Chor hinan, um die Orgel zu probiren. Ich wurde dahin gepflanzt, um eine Sonate von Mozart zu spielen und die Schwestern traten die Blasbälge dazu. Es war mir als schaffte ich mehr Lärm als Musik zu Tage, denn die Orgel ist sehr alt, vielleicht so alt als das Kloster, welches jetzt 300 Jahre besteht. Doch waren die Nonnen damit zufrieden und nachdem sie auch noch einen Hymnus gesungen hatten, gingen wir wieder hinunter. Mir ging's fast zu Herzen sie zu verlassen, und ich meinte, ich könnte geraume Zeit recht vergnüglich mit ihnen leben, aber es war fast um 9 Uhr, und daher höchste Zeit zu gehen. Und so wurden wir denn von der ganzen Gemeinschaft herzlichst umarmt und verließen die gastfreundlichen Mauern von la Encarnacion."

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Schluß.)

Ein freundlicher Capuciner bat mich im Augenblick der Abreise um Erlaubniß mit nach Bojano und Campobasso fahren zu dürfen, weil sein Maulthier erkrankt sey und er kein anderes auftreiben könne; ich war ihm nicht entgegen und hatte nun Gelegenheit den Aberglauben meines Kutschers zu bewundern, welcher mit allen erdenklichen Pantomimen meinen Entschluß zum Wanken zu bringen bemüht war, weil die Begleitung eines Mönchs Gefahr und Unglück mit sich führen sollte; der Capuciner fuhr natürlich mit, fand aber schon 4 Miglien hinter Isernia einen von le Pesche herabkommenden Freund, der ihn auf seinen Leiterwagen packte und meinem stumm gewordenen Kutscher wieder zu fröhlichen Gesängen die Zunge öffnete. Ich gelobte ihm nun scherzhaft nie wieder einen Capuciner mitnehmen zu wollen.

Ungefähr eine halbe Stunde hinter Isernia verläßt man die große Landstraße der Abruzzen, deren schlangenförmige Windungen man sehr weit hinauf ins Gebirge bis in die Gegend von Rionero verfolgen kann, und biegt rechts in die neuerbaute, vortrefflich unterhaltene, sogenannte samnitische Straße ein: ein Punkt, der eine sehr schöne Aussicht gewährt. Nun geht es bergauf, bergab weiter, die Vegetation wird dürftiger, der Weinbau gestaltet sich anders, indem die Reben nicht mehr hoch hinauf an Bäume sich anranken, sondern vereinzelt, niedriger gehalten und von Rohrstäben (Arundo Donax) unterstützt werden, welches den Weingärten im Frühjahr ein sehr dürres Ansehen gibt. Obschon Plinius 14, 6. den Wein dieser Gegend lobt und Ciarlanti ihm beistimmt, konnte ich demselben dennoch keinen Geschmack abgewinnen, keinenfalls kann er sich mit demjenigen von Venafro und Piedimonte messen. Uebrigens verweise ich alle philologischen Liebhaber von alten Weinen auf des gelehrten Pellegrini Abhandlung über dieselben in seinen Discorsi della Campania Bd. 2, p. 33 bis 52.

Zwischen Carpinone und Pettorano wird das Terrain felsig, und vom höhern Gebirge herunter rauschen überall Bäche und Quellen. Die höchste Spitze des Matese, den Monte Mileto, der mir im vorigen Jahre so viele Anstrengung verursachte, sah ich auf diesem Wege bis Vinchiatura nicht; alles Regengewölk des gestrigen Tages hatte sich in die Berge gezogen, dort über Nacht entladen und die hohen Bergspitzen noch nicht wieder freigegeben. Die Luft wurde immer kälter, der Weg führte durch einen Eichenwald, der kaum sein junges Laub zu entfalten begann, dann in ein wildes Felsthal, das in der Tiefe den kurz vorher gefallenen Regen wie in einem Kessel verschlossen hielt; ich traf vier Reisende zu Pferde bis an die Augen in dicke Mäntel gehüllt, um sich vor dem Winde zu schützen, der aus den schneereichen Schluchten des hohen Mileto sehr unsanft hervorblies. Welch ein Unterschied! Gestern überall üppig blühende Bäume, alles mit frischem Grün bekleidet, sanfte milde Frühlingsluft; heute Schnee in der Nähe, kahle Eichenwälder, nacktes Gestein! und dennoch war die Mitte des Aprilmonates herangekommen, den italienische Dichter preisen und in ihren Liedern feiern, wie die unsrigen den Mai. Rechts und links wurde das Rauschen der Gebirgsbäche mächtiger, es erschienen Dörfer mit Dächern von Holz, durch schwere Steine, wie in den deutschen Gebirgsdörfern, festgedrückt. Ganz das Ansehen eines solchen erzgebirgischen oder auch schwarzwäldischen Gebirgsstädtchens hat der Ort Cantalupo; nur herrschen hier statt der Tannen Buchen und Eichen vor, welche dem Getreidebau spärlichen Raum gestatten. Hinter Cantalupo senkt sich die Straße, es breitet sich eine weite Thalebene vor den Blicken aus und diese durchschneidet in fast schnurgerader Richtung die neue, trefflich angelegte samnitische Heerstraße; fast in der Mitte, jedoch rechts an hohe Berge gelehnt, erscheint Bojano, das alte Bovianum, eine der Hauptstädte der Samniter. Der Regen hatte die Bäche, welche überall den Bergen enteilen, so vergrößert, daß es mir schwer ward über diese sogenannten Fiumaren wegzukommen, denn leider fehlten hier wie anderswo auch die Brücken, welche als der kostbarste Theil der Straßenbauten zu allerletzt, wo die Communen in der Regel kein Geld mehr hergeben wollen, anstatt zu allererst, gebaut werden. Die fünf bis sechs deutschen Meilen von Isernia bis Bojano hatte ich in vier Stunden zurückgelegt und traf den freundlichen und gebildeten Bischof noch beim Kaffee und mit den ersten Audienzen beschäftigt. Gleich darauf erschien der wackere und gelehrte Arzt des Städtchens, der Doctor Bonifazio Chiovitti, und wir begannen die Wanderung.

Ich theilte diesen Herren die Cannabich'sche Notiz über ihren Wohnort mit, welche ungefähr so lautet: „Bojano liegt von so hohen Felsthälern umschlossen, daß vier Monate hindurch die Sonne nicht erscheint &c.," und mußte ihnen versprechen, diesen kleinen Irrthum, der ihre Vaterstadt zu einem noch obscureren Orte mache, als sie leider wirklich schon sey, so schnell wie möglich zu rügen, wo nicht zu berichtigen; sie meinten auch, ihr Galanti, der namentlich über die Provinz Molise — ich habe vergessen zu bemerken, daß ich schon vor Isernia die Terra di Lavoro verlassen und Molise betreten — ein sehr gutes Werk: „Descrizione dello stato antico ed attuale del contado di Molise. Napoli." geschrieben, sey ein besserer Geograph als Hr. Cannabich, und ich hatte nachher die allergrößte Mühe die braven Leute zu überzeugen, daß gerade im deutschen Vaterlande die Geographie, als Wissenschaft in höherer Bedeutung genommen, gegenwärtig eine höchst ehrenvolle Stufe erreicht habe. Die Namen „Ritter," „Humboldt" jedoch, auf welche Deutschland mit Recht stolz seyn darf, drangen nicht bis zu ihren Ohren und ich fürchte, daß die viermonatliche Finsterniß, welche Hr. Cannabich über diesen armen Ort hereinbrechen ließ, noch lange der Gegenstand ihrer abendlichen Unterhaltungen seyn wird. Doctor Chiovitti und der liebenswürdige, hochgebildete Hr. Lauria, gegenwärtig königlicher Procurator in Trani (der erste Neapolitaner, welcher in schöner fließender Sprache in dem neapolitanischen Journal „il Lucifero" „Reiseskizzen aus Deutschland" veröffentlichte), gehören zu den wenigen Eingebornen, welche sich der Mühe einer Besteigung des Monte Mileto unterzogen; beide wurden mir liebe geschätzte Freunde und beiden danke ich manche interessante Notiz über „Samnium," das ganz besonders mein Interesse erweckt hat. Chiovitti beschreibt seine Mileto-Besteigung ebenfalls im „Lucifero 1838. Nr. 40;" er ist ein tüchtiger Arzt, Botaniker, Geologe und leidenschaftlich für das alte Samnium eingenommen. Dasselbe gilt vom Doctor Ziccardi in Campobasso und theilweise auch von den Gebrüdern Mucci in Sepino, deren Forschungen sich jedoch nur auf Sepino und Altilia erstrecken. So sind also gegenwärtig mehr als sechs Personen mit einem und demselben Gegenstande beschäftigt, und hoffentlich wird es den vereinten Bestrebungen gelingen, ein neues Licht über eine bisher fast ganz unbekannte Gegend zu verbreiten.

Die Mongolen-Buräten im Kreise Nertschinsk.

(Fortsetzung.)

Die religiöse Dogmatik, welche bei den burätischen Lamas im Gange ist, spricht das Daseyn eines erhabenen, über dem Himmel befindlichen Landes aus, das „Nerwan" heißt. Hier ruht Nomun-Beie, das Wesen des Gesetzes, unerreichbar, unbeweglich, unantastbar, unsichtbar und unbegränzt gleich dem Himmel. Zu ihm kommt in Form von Wolken Tegus-Schargaman-Un-Beie, das Wesen der vollkommenen Freude, und aus demselben kommt gleich einem Regen Chubilgan-Beie, das Wesen des Geistes, herab. Dieser göttliche Regen ergießt sich in den Sanzar oder Abgrund, in welchem sich tausend Millionen Welten befinden. Seine Kraft ist so groß, daß ein einziger Tropfen, der auf die Erde fällt, auf ihr einen Hohenpriester oder eine Incarnation der Gottheit selbst erzeugen kann. Die Anwendung dieser unbegreiflichen Lehre besteht darin, daß man auf die zahllosen unter dem Nerwan sich drehenden Welten hinweist, als auf den Zufluchtsort der Seelen nach dem Tode bis zu ihrer Wiedergeburt nach hundert Zeitaltern. Das Schicksal der Seelen wird bestimmt durch die Thaten, welche von ihnen hier im Laufe ihres irdischen Seyns geübt werden.

Die vollkommen gerechtfertigten Seelen werden in Tengers, die höchste Gattung gottähnlicher Wesen, umgewandelt, und werden zu Brabigaboten oder Heiligen. Minder reine Seelen werden, je nach ihren Verdiensten, zu Azuren oder Genien erhoben, oder erscheinen abermals als Humunen oder Menschen. Die vollkommen unwürdigen Seelen steigen herab zu dem Zustande von Abögusunen oder Rindvieh, oder noch schlimmer, sie werden in die Formen von Bariten, d. h. von häßlichen Insecten und andern widerwärtigen Unthieren, eingeschlossen, in welchem Zustande sie ein unterirdisches Land der Verworfenheit, eine Art Hölle, Tama genannt, bewohnen. Diese Hölle ist nach der Meinung der burätischen Lamas eine doppelte, eine kalte und eine heiße. In der erstern ist es so kalt, wie wenn ein entkleideter Mensch sich im Winter unter das Eis setzte. In der letztern ist es heiß, wie in einem glühenden eisernen Ofen. Die sündenvollen Seelen kommen hierhin oder dorthin nach dem Urtheil des Beherrschers von Tama, der den Namen Erlyk-Chagan führt. *) Den Weg zur Befreiung aus dem Tama und zur Erreichung des Nerwan zeigt der Buddhismus in guten Thaten. Die Hauptgrundlage der von ihm verkündeten Sittenlehre beruht in zehn Geboten, welche die sogenannten Arban-Chara-Ingun oder zehn schwarzen Sünden verbieten. Zu dieser unerläßlichen Bedingung sittlicher Vollkommenheit kommt auch noch der Glaube an Gurban-Erdeni oder die drei Kostbarkeiten, welche sind: Burchan-Buddha oder Gott, Nom, die in den drei heiligen Schriften enthaltenen Lehren des Glaubens, und Chowarak oder der geistliche Stand.

Auch die Vollziehung der äußern Formen des Gottesdienstes ist eine Pflicht und gilt als Verdienst. Bekannt ist das kurze geheimnißvolle Gebet der Buddhisten: **Om mani bad me chum!** das man zehn millionenmal wiederholen muß, um sich auf die höchste Stufe der sittlichen Vollkommenheit zu stellen. Den Sinn dieser Worte verstehen die Lamas selbst nicht, aber das Volk, namentlich die alten Leute, summen diese kabbalistischen Worte unaufhörlich vor sich hin.

Dennoch muß man bekennen, daß der Buddhismus trotz aller dieser Pinseleien ohne Vergleich höher als das Schamanenthum steht, den es bei den Buräten verdrängt. Dieß letztere besteht in dem rohesten, sinn- und formlosesten Aberglauben. Das Schamanenthum ist eine Vergötterung der Kräfte und Erscheinungen der sichtbaren Natur, welche unter dem Namen „Ongon" verehrt werden. Ein hoher Berg, ein wunderlich gestalteter Felsen, ein Eichhörnchen mit einem weißen Streif auf dem Rücken, kurz alles, was in die Augen fällt und Interesse erregt, ist „Ongon" oder ein Symbol davon, und kann darum Gegenstand der Verehrung seyn. In unmittelbarem Verkehr und naher Verbindung mit den Ongons stehen die Schamanen und Schamaninen, Fanatiker, manchmal auch Betrüger, welche die gutmüthige Einfalt durch allerlei hie und da sehr rohe Spiegelfechtereien hintergehen. Nach dem Tode werden sie selbst zu Ongons, und ihre mißgestalteten Abbildungen werden eben so wie andere gleich mißgestaltete und Ongons darstellende Figuren von dem unwissenden Volk verehrt. Diese Abbildungen hängt man in den Jurten an seidenen Schnüren auf; nicht selten vertreten Puppen die aus verschiedenen Pelzen zusammengenäht sind, ihre Stelle, manchmal auch nur ein Bündel Holzsplitter, die man in ein Schaffell geschlagen. Die Verehrung besteht darin, daß hie und da Branntwein oder Milch darauf gespritzt wird; besonders Eifrige reiben manchmal die Gesichter derselben mit Fett oder Rahm ein. Feierlichere Opfer bestehen im Schlachten verschiedener Thiere, die man dann an hohe Stangen steckt und hier geraume Zeit läßt. *)

Um die Ongons zu gewinnen, so wie um gute Rathschläge und Vorschriften zu erhalten, werden die Schamanen und Schamaninen berufen. In einer Kleidung von sonderbarer Art und Schnitt, die an verschiedenen Stellen mit langen verschiedenfarbigen Pferdehaaren ausgenäht ist, mit einer Trommel in der Hand und verschiedenen am Körper hängenden Schellen beginnt der oder die Gerufene gewöhnlich zur Nachtzeit über einem großen angezündeten Feuer in mannichfacher Art sich zu drehen und zu wenden, schlägt auf die Trommel, schreit, wüthet, springt durch das Feuer, bis er endlich kraftlos wird und in völliger Ohnmacht dahin sinkt. In diesem Zustande ertönen aus dem Munde des Schamanen die Orakelsprüche und die Antworten auf die Fragen der ehrfurchtsvoll umherstehenden Zuschauer. Alles dieß geschieht bei zwei Hauptveranlassungen, entweder bei schwerer Krankheit, um zu wissen, woher die Krankheit kommt und wodurch sie zu heilen ist, oder bei dem Verlust eines Pferdes oder sonstigen werthvollen Gegenstandes, um zu wissen, wer es gestohlen und wie es wieder aufgefunden werden kann.

Schamanen und Schamaninen flößen nicht bloß tiefe Achtung, sondern auch einen abergläubischen Schrecken ein, der selbst mit ihrem Tode nicht aufhört. Ihre Gräber werden gewöhnlich durch Steinhaufen bezeichnet, die man darüber wirft, damit die Todten nicht wieder aufstehen und zum Schaden und Schrecken der Lebenden die Gräber verlassen. Solcher Gräber finden sich im Kreise von Nertschinsk sehr viele. In der Nähe der Stadt selbst, 10 Werst gegen Norden, schreibt die Ueberlieferung sie ganz bestimmt den Schamanen zu, ein Beweis, daß das Schamanenthum einst im ganzen Kreis herrschte. Jetzt finden sich unter den Buräten von Nertschinsk nur noch sehr wenige Anhänger des Schamanenthums. Ihre buddhistischen Stammgenossen und namentlich die Lamas hassen und verfolgen sie mit viel größerer Erbitterung, als diejenigen, welche sich zum Christenthum bekehren. Auffallend ist, daß mehr Buddhisten als Schamanenanhänger Christen werden. Nach der Taufe verlassen sie gewöhnlich ihre Verwandten, siedeln sich unter den Russen an und werden in der Folge ganz zu Russen. Einige zwar bleiben auch bei ihren Landsleuten, im Ganzen genommen ist aber die Zahl der Christen nicht groß und beträgt nur etwa 180 Personen.

(Schluß folgt.)

*) Das gemeine Volk versetzt, weil es nicht weiß, ob die Seele in den Nerwan oder die Tama kommt, aus Vorsicht Erlyk-Chagan in die Zahl der Götter und betet ihn eifrig an.

*) Bei den Buräten, die noch am Schamanenthum hängen, wird nicht selten die Nichterfüllung der Gebete an den Götzen mit verschiedenen Zeichen der Verachtung, selbst mit Schlägen geahndet.

Verbesserung an dem Percussionsgewehr. Man hat kürzlich ein Patent für eine sehr nützliche Verbesserung an dem Percussionsschlosse genommen, wodurch die Zündhütchen durch die Bewegung des Schlosses selbst an Ort und Stelle gebracht werden, ohne daß man sie mit den Fingern aufzusetzen braucht. Die Einrichtung ist so gemacht, daß sobald ein Zündhütchen losgegangen ist, dasselbe alsbald weggehoben, ein anderes eingesetzt und dieses festgehalten wird, bis man abermals feuern will. Die Zündhütchen befinden sich in einer Rinne, die längs dem Kolben hinläuft und mit einer kleinen Messingplatte gedeckt ist, so daß der Kolben nicht vergrößert wird. Die Rinne enthält 60 Zündhütchen. (**Naval and Military Gazette** vom 4 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1843.

Innere Bewegungen in der Türkei.

8. Bosnien.

Zu Bosnien ist auch die Herzegowina und Türkisch Croatien zu rechnen, da die Geschichte des einen ohne die des andern nicht wohl verständlich ist, obgleich die beiden letztern stets eine Art Gegensatz gegen Bosnien gebildet haben, indem letzteres großentheils mohammedanisch wurde, die Herzegowina und Croatien aber meist christlich blieben, erstere jedoch dem griechischen, letzteres dem lateinischen Ritus ergeben war. Die Gesammtbevölkerung dieser drei Provinzen kann man auf 1,200,000 Seelen anschlagen, eine Anzahl, die mit dem natürlichen Reichthum dieser Länder in einem starken Mißverhältniß steht. Vor der türkischen Invasion bildete Bosnien nie einen so bedeutenden Staat, wie Serbien unter Duschan, vielmehr war der südliche Theil unter der Herrschaft des letztern, der nördliche stand unter ungarischem Einfluß, woher auch größtentheils der Einfluß der lateinischen Kirche in diesen Landestheilen stammt, so wie eine gewisse traditionelle Anhänglichkeit an Ungarn, welche sich selbst unter dem bosnischen Adel kund gibt. Die untergeordnete Stellung dieses letztern gegenüber den serbischen Königen und der Wunsch ihre Güter und ihre Vorrechte zu erhalten, bewogen im 16ten Jahrhundert den bosnischen Adel eben so wie den albanesischen sich zum Islam zu bekehren. So bildete dieser bald, den Serben und andern christlichen Rajas gegenüber, ein mächtiges Glied in der Kette des türkischen Reichs und ward die Stütze desselben in Nordwesten. Mehrere der ausgezeichnetsten türkischen Großwesire, unter andern die Kinprili, waren bosnischen Stammes und beförderten die Interessen ihrer Religions- und Stammgenossen auf jede Weise. Die Macht, das Ansehen und der Reichthum dieses bosnischen Adels erweiterte sich fortwährend, immer mehr Ländereien riß er an sich und wandelte diese in Spahiliks oder Lehengüter um, deren Zahl sich in Bosnien allein auf 12,000 belief, während eine Menge andere in Nordalbanien, Serbien und Macedonien gegründet wurden. In seiner glänzenden Zeit stellte der bosnische Adel 40,000 Mann ins Feld, ungerechnet die große Zahl von Janitscharen, welche jährlich aus dem Lande gezogen wurden.

Natürlich ließ sich dieser stolze, reiche und mächtige Adel in die innere Verwaltung des Landes von den Paschas wenig einreden, und diese spielten überhaupt eine ziemlich seltsame Rolle im Lande; so durften sie in der Hauptstadt Sarajevo oder Bosna-Sarai nicht über drei Tage bleiben und diese Stadt, deren Bevölkerung aus Moslems, Griechen und lateinischen Christen zusammengesetzt ist, bildet eine Art Republik, welche ihren eigenen Rath hat und ihre Magistrate selbst wählt. Die Macht dieses Adels erweckte aber endlich der Pforte selbst Bedenklichkeiten; er hatte seine Spahiliks bis nach Bulgarien hinein ausgedehnt, und die Pforte wagte nicht mehr einen Wesir lange in diesen Gegenden zu lassen, aus Furcht, er möchte sich eng mit dem bosnischen Adel verbinden und dem Sultan gefährlich werden.*) So entstand allmählich bei der Pforte der Gedanke, die Macht des bosnischen Adels zu brechen, und die Christen den Moslems entgegenzusetzen. Der Plan hiezu scheint in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gefaßt worden zu seyn. In dem Kriege der Pforte gegen Oesterreich und Rußland in den Jahren 1737 bis 1744 kämpfte noch der bosnische Adel muthvoll und treu gegen die Feinde des Islam, hinderte das Zusammenwirken der damals aufgestandenen Serben und Montenegriner, und dadurch eine Zerstücklung des Reichs. Aber als nach dem Kriege die bosnischen Spahis sich an den aufgestandenen Serben blutig rächten, und die Erbitterung der Rajas auf ihrem Gipfel war, schien der Pforte die Zeit gekommen, die Macht der Spahis und ihrer Häupter zu brechen, und die Wesire in Belgrad und Bosnien erhielten den Auftrag die Rajas zu schützen. Der wichtigste, aber auch machiavellistische Schritt war, die Spahiliks in Tschiftliks umzuwandeln, ein Verhältniß, das wir genauer schildern müssen, da ohne die

*) Die einzelnen Paschas waren stets Eingeborne, und der Wesir, welcher den Titel „Wesir Ungarne, Beglerbeg, (Fürst der Fürsten) und Oberhaupt aller serbischen Lande" führte, war allein ein Türke.

Kenntniß desselben die neuere und neueste Geschichte Bosniens und Serbiens durchaus nicht verständlich ist.

Der hohe Adel Bosniens führte den Namen Capetani, welche im Besitz der von ihren Urvätern erbauten festen Schlösser waren, und sich nicht selten unter einander bekriegten. Sie übten die bedeutendste Macht im Lande aus, aber eine sehr geringe in den wichtigeren Städten (Varosch), deren das Land vier zählt, Trawnik, Zwornik, Novibazar und Sarajewo, welche sich ziemlich unabhängig regieren. Zwischen diesen Capetani und den Städten gab es früher noch eine Mittelclasse, die Spahis, ein niederer Adel, der keine Steuern zahlte, aber zum Kriegsdienst verpflichtet war, und von den Bauern seines Spahiliks Zehnten, Kopfsteuer und Frohnen erhielt. Der Spahi wohnte indeß nicht auf seinem Spahilik, sondern in den Städten, und schickte nur jährlich einmal seine Aufseher dahin, um den Zehnten und die Kopfsteuer zu erheben; das ganze übrige Jahr hindurch lebten die Rajas in völliger persönlicher Freiheit unter sich, konnten ihre Ländereien verkaufen, sich einen andern Herrn suchen u. s. w. Der Spahi war bei dem Wohlstand seiner Bauern sehr interessirt, denn davon hing der größere oder geringere Betrag seines Zehntens ab, und er widersetzte sich deßhalb allen Erpressungen der Paschas. Der Raja konnte sicher seyn, außer dem Charatsch und den gewöhnlichen festgesetzten Abgaben an die Pforte nichts zahlen zu müssen, denn der Spahi vertheidigte ihn gewiß, aus begreiflichen Gründen, gegen alle unbilligen Forderungen, während andererseits die Paschas den Spahis nicht gestatteten, sich weitere Rechte gegen die Rajas anzumaßen. So hielt ein Theil den andern zum großen Vortheil der Masse des Volks im Zaum.

Dieser Stand der Dinge war der Pforte zuwider und sie begann auf der einen Seite die bosnischen Christen gegen die Spahis aufzuregen, auf der andern Seite den moslemitischen Fanatismus zu entflammen, und zur Belohnung ihrer Anhänger die Spahiliks in Tschiftliks umzuwandeln. Tschiftliks sind Güter, deren Herr unumschränkter Eigenthümer ist, und nicht bloß ein Anrecht an den Zehnten, sondern an den Boden hat, und die Bewohner desselben willkürlich pressen und selbst verjagen kann. Ueberall, wo dieß höllische System in Anwendung kam, erzeugte es den Abscheu der Rajas und den Neid der Spahis, die keine Tschiftliks erhalten hatten, so daß diese bald darauf dachten ihre Spahiliks aus eigener Machtvollkommenheit in Tschiftliks umzuwandeln. Der Zweck der Pforte war erreicht, das Band, welches den christlichen Raja und den moslemitischen Spahi mit einander verband, war zerrissen und von nun an datirt sich das Elend und die Mißhandlung der christlichen Rajas, welche nun nothgedrungen den Türken als Schutzherrn gegen die mit ihnen aus Einem Stamm entsprossenen, aber von ihrem Glauben abgefallenen Spahis anrufen mußten. Damit hatte die türkische Regierung das Mittel in der Hand Zwietracht auszusäen.

Die Spahis erkannten bald, wohin das neue Regierungssystem ziele, und eine allgemeine Verschwörung entspann sich, die von Bosnien bis nach Bulgarien hin sich ausbreitete und einen Hauptstützpunkt in Paswan Oglu fand, dessen Widerspänstigkeit gegen die Pforte nur durch seinen Bund mit dem bosnischen Adel so große Bedeutung erhielt. Die Spahis wollten den von den Türken genährten Widerstand der Rajas in deren Blute ersticken, durchzogen die christlichen Dörfer Bosniens und Serbiens, plünderten allenthalben und setzten in jedem Dorfe statt der christlichen Knesen einen moslemitischen Subaschi mit 12 Janitscharen ein, um Recht zu sprechen und die Steuern zu erheben. Die Knesen beklagten sich bei dem Wesir, aber diese Klagen hatten nur noch furchtbarere Mißhandlungen zur Folge und erzeugten den Entschluß, sämmtliche Knesen, d. h. die Angesehensten unter den christlichen Einwohnern, zu ermorden. Ein Anfang damit wurde gemacht, jetzt aber trieb die Verzweiflung die Rajas in Bosnien und Serbien zum Aufstand. Dieß geschah im Anfang des Jahres 1804. Ein schauderhafter Krieg begann zwischen den verschiedenen Classen Eines Volks, zwischen dem moslemitisch gewordenen bosnischen Adel und den christlich gebliebenen bosnischen und serbischen Rajas. Eine Zeit lang kam der Wesir von Bosnien, Bekir, den Christen mit 3000 Mann zu Hülfe, aber als die Häupter des bosnischen Adels umgekommen waren, und die Christen nun von ihm bürgerliche Rechte als Schutz gegen die ferneren Bedrückungen verlangten, wandte sich der Wesir von ihnen ab, entschlossen selbst dem Sultan zum Trotz die bosnischen Moslems zu unterstützen. Der Stand der Dinge in Konstantinopel, der Kampf Selims gegen die Janitscharen und die Ungewißheit, wie derselbe enden werde, erklärt dieß Benehmen, das eine furchtbare Reaction gegen die Christen in Bosnien und Serbien zur Folge hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Besuch im Kloster la Encarnacion. — Wallfahrt zu Maria Hilf la Gachupina.

(Schluß.)

Ein andermal besuchte Madame die berühmte Kirche von Maria Hilf (Virgen de los Remedios), der Gachupina, wie sie mit einem Spitznamen heißt, der eigentlich den Spaniern gilt, den aber auch sie sich gefallen lassen muß, weil sie die Patronin der Spanier ist. Maria Hilf ist die erste Wallfahrt nach unsrer lieben Frau von Guadalupe, ja einige setzen sie dieser letztern sogar gleich. „Das Bild brachte Cortes mit, und als er die indianischen Götzen in dem großen Tempel von Mexico wegschaffen und zertrümmern und hierauf das Heiligthum hatte reinigen lassen, stellte er dort feierlich ein Crucifix und dieses Bild der Jungfrau auf. Dann kniete er davor hin, und sagte dem Himmel seinen wärmsten Dank dafür, daß er ihm gegönnt habe den Allerhöchsten an einer Stelle anzubeten, die so lange durch die gräulichste Abgötterei geschändet gewesen war. Auf eine unerklärliche Weise verschwand indessen das Bild wieder und man wußte nichts mehr davon, bis es ein glücklicher Indianer auf der Spitze eines

unfruchtbaren und baumlosen Berges mitten in einem großen Agavebusch wieder auffand. Ihr Wiedererscheinen wurde von den Spaniern freudevoll begrüßt und alsobald eine Kirche auf derselben Stelle errichtet. Ihr Ruhm verbreitete sich mit beispielloser Schnelle. Sofort wurden auch Gaben von unermeßlichem Werth auf ihrem Altar niedergelegt und ein Schatzmeister aufgestellt, um ihre Juwelen zu bewahren, eine Camarista, um ihrer glänzenden Garderobe vorzustehen. Keine reiche Wittwe durfte mehr in Frieden sterben, ehe sie nicht Unsrer Frauen de los Remedios ihren größten Diamant, ihre kostbarste Perle vermacht hatte. Wenn das Wetter zu trocken wird, so wird sie von ihrer Bergheimath hereingeleitet und in Procession durch die Gassen der Stadt geführt. Ehemals pflegte der Vicekönig selbst zu Fuße dem heiligen Zug voranzugehen. Ein Herr vom höchsten Range lenkt den Wagen, in welchem sie sitzt. Sie besucht nach einander die ersten Klöster, und während man sie durch die der Welt verschlossenen Gänge führt, liegen die Nonnen demüthig anbetend in langen Reihen auf den Knien. Reichliche Regen folgen unmittelbar auf diesen Besuch. Don ***, der uns begleitete, hat zu verschiedenenmalen das Amt des Wagenlenkers bekleidet, und hat auf diese Art das Innere der meisten Klöster von Mexico gesehen. Es ist geschichtlich, daß es auch eine Zeit gab, wo der berüchtigte Pfarrer Hidalgo, der erste Anstifter der Revolution, das Bild unsrer lieben Frau von Guadalupe auf seine Standarte setzte, und daß zu damaliger Zeit zwischen dieser und der spanischen Jungfrau einige Eifersucht ausbrach; aber als Hidalgo besiegt und in die Flucht geschlagen war, wurde das Bild von Maria Hilf in Generalsuniform nach Mexico geführt und als die Patronin von Spanien angerufen. Etwas später wurde die Jungfrau selber als Gachupina denuncirt; der tapfere General *** riß ihr kühn die Feldobristenschärpe herunter und stellte ihr auch einen Reisepaß aus mit der Ordre die Republik zu verlassen. Indessen war dieß alles nicht von Belang; sie wurde wieder in ihre Ehren eingesetzt und behält noch immer ihren Schatzmeister, ihre Camarista und ihr Heiligthum bei.

Um also auch diese Kirche zu besehen, brach man eines schönen Nachmittags von Mexico auf. Die Bergfläche, auf welcher sie steht, ist kahl und einsam, aber die Aussicht beherrscht das ganze Thal und ist sehr schön. Die Kirche ist alt und nicht sehr ansehnlich, doch malerischen Anblicks. Da Herr ** der Jungfrau Kutscher, Señora *** die Tochter ihrer Camarista und Calderon der Gesandte des Landes ihrer Vorliebe war, so durften wir über den ausgezeichneten Empfang, mit dem uns der ehrwürdige Geistliche beehrte, nicht erstaunt seyn. Die Kirche ist von innen hübsch und über dem Altar steht eine Copie der Originalmadonna. Nach kurzem Verweilen wurden wir ins Heiligthum gelassen, wo die wahrhafte Jungfrau des Cortes mit einer großen silbernen Agave ihren glänzenden Schrein einnimmt. Der Priester zog sich zurück, legte seine Gewänder an, kam wieder, kniete vor dem Altar nieder und sprach ein Credo. Darnach stieg er die Stufen hinan, öffnete den Schrein, in welchem die Jungfrau eingeschlossen ist, kniete nieder und nahm sie in seine Arme. Dann bot er sie uns einem nach dem andern herum und wir küßten sämmtlich den Saum ihres Atlaßgewandes, worauf er sie mit derselben Ceremonie wieder an ihren Ort stellte.

Das Bild ist von Holz, ungefähr einen Fuß hoch und hält in seinen Armen das Jesuskind. Beide Gesichter sind augenscheinlich mit einem stumpfen Messer geschnitten; zwei Vertiefungen für die Augen und eine dritte für den Mund. Die Gestalt ist in blauen, mit Perlen besetzten Atlaß gekleidet und trägt eine Krone auf dem Haupte, an welche ein Büschel Haare angemacht ist. Da das Bild im Laufe der Zeiten beträchtlich verkratzt und beschädigt worden ist, so bemerkte Calderon, er wundere sich, daß sie nicht versucht hätten dasselbe ein wenig auszubessern. Hierauf antwortete der Priester, der Versuch sey von verschiedenen Künstlern unternommen worden, aber sie wären alle darüber krank geworden und gestorben. Er erwähnte auch als eines ihrer Wunder, daß, obgleich sie auf einem einsamen Berge stehe, doch nie ein Raub an ihr verübt worden sey; aber ich fürchte, der gute Pater ist etwas vergeßlich, da dieses Sacrilegium mehr als einmal vorgekommen ist. Bei einer Gelegenheit, wo ein Haufe Bettler versammelt war und das Bild zum Küssen herumgereicht wurde, stellte sich einer gar andächtig und biß die große Perle ab, welche die Vorderseite ihres Gewandes schmückte, und ehe der Diebstahl entdeckt war, hatte der Frevler sich im Haufen verloren und davongemacht. Als wir den Geistlichen an diesen Vorfall erinnerten, sagte er, es sey richtig, aber der Räuber sey ein Franzose gewesen.

Die Mongolen-Buräten im Kreise Nertschinsk.

(Schluß.)

Hinsichtlich der intellectuellen Entwicklung und Bildung scheinen die Buräten bei dem ersten oberflächlichen Blick unter den russischen Bauern zu stehen, bei näherer Betrachtung aber kann man nicht verkennen, daß sie ihnen an natürlicher Fassungsgabe und Verstand, wenn nicht überlegen sind, doch gewiß nicht nachstehen. Jedes Handwerk begreifen sie leicht, und ihre Erfolge sind nicht selten größer als die ihrer Lehrer. Leute, die lesen können, finden sich in ihren Ulussen ungleich mehr, als in den benachbarten russischen Dörfern. Obgleich es in ihrer Volkssprache durchaus keine gedruckten Bücher gibt, und selbst die handschriftlichen Bücher geistlichen Inhalts größtentheils in tibetanischer Sprache geschrieben sind, so lesen sie doch gern Sagen und Erzählungen. Ihre beliebtesten Sagen sind: von Bogdo-Son-Chaba, von Geser Chan, von Ardschi-Borschi-Chan, von Scherdetschn-Getschur u. s. w. Auch gibt es bei ihnen manche Freunde und Meister des Schreibens, d. h. des Abschreibens, die trotz der asiatischen Gewohnheit, dieß ohne Tisch und Bank rasch abmachen; sie kauern nieder, halten das Papier auf den Knien und bedecken es flink und schön mit den hackigen Buchstaben, welche bei den Mongolen allgemein im Gebrauche sind.*)

Die Buräten sind nicht unpoetischen Sinnes, und haben Volks-

*) Auf der Kasanischen Universität findet sich gegenwärtig ein Buräte aus der Umgegend von Nertschinsk, um sich dort vollends auszubilden, nachdem er seit dem Jahre 1835 auf Staatskosten das Gymnasium besuchte.

dichter, von denen Lieder ausgehen, welche die Freude und der Stolz der Ulusse sind. In diesen Liedern ist viele Phantasie, und man bemerkt ein wahres, unverstelltes Gefühl.

In der Aga- und Turgasteppe ist namentlich ein Lied berühmt, dessen Herkunft unbekannt ist, und das den Namen Kudarin Zagan Tschilon führt. Nachstehendes ist eine Uebersetzung davon:

„Auf der Kudarinsteppe liegt ein weißer Stein; durch die Länge der Zeit ist er tief in die Erde gewachsen und hat sich mit grauem Moose bedeckt. Von wem er hingelegt wurde, niemand weiß es, und auch die ältesten Leute erinnern sich dessen nicht. Seit lange schon liegt hier der weiße Stein, seit lange schon ist er mit grauem Moos überwachsen. Bei diesem Stein nahm der junge Gonsuruk Badma Abschied von seiner Geliebten; er zog einen weiten Weg zum Taisch an der Selenga. Bitter weinte die zärtliche Maidare, als sie von ihm Abschied nahm. Wie ein fest sich anklammerndes Ephen schlang sie sich um ihren Freund und konnte sich nicht von ihm trennen. Weine nicht, sagte Badma tröstend zu ihr, ich vergesse dich nicht und bald kehre ich zurück, spare die Perlen deiner klaren Augen. So wenig als das Wasser auf dieser trockenen, sandigen Steppe hinströmen und unter diesem Stein fließen wird, so wenig werde ich deiner vergessen, meine Liebe. Und er riß sich mit Mühe los aus den Umarmungen Maidare's und ließ seinem raschen Renner den Lauf.

„Auf der Steppe Kudarin liegt ein weißer Stein; von der Länge der Zeit ist er tief in den Boden gewachsen und hat sich mit grauem Moose bedeckt. Rundum ist die dürre, sandige Steppe; das Wasser ist nicht hingeströmt unter dem weißen Stein, aber Badma hat seine Maidare vergessen. Lange weinte die Arme und erwartete ihren Freund. Oft sah man sie stehen im hellen Mondenschein am weißen Stein. Sie stand, wie ein Geist, unbeweglich, sie horchte, ob nicht der bekannte Hufschlag des Rosses ertönt, ob nicht ihr Freund zurückkehrt. Aber er hat sie vergessen, und siehe! eines Morgens fand man Maidare todt am weißen Stein; noch waren die Thränen nicht vertrocknet auf ihren geschlossenen Augenwimpern.

„Auf dem Stein saß ein schönes Vögelein mit goldenen Flügeichen, es erhob sich rasch in der Luft und sang klagend, immer weiter und weiter in des Himmels Tiefe sich verlierend. Alte Leute sagen: das war die Seele der weißen schönen Maidare!"

Eine solche Zartheit und Tiefe des Gefühls trifft man oft ganz unerwartet in der Jurte eines Steppennomaden, in der Tiefe der mongolischen Wüsten.

Es gibt auch unter den Buräten Erzähler, denen sie ungemein gern zuhören, und die ihrer üppigen orientalischen Phantasie vollen Lauf lassen. Den Inhalt dieser Erzählungen bilden gewöhnlich Heldenthaten und Zaubergeschichten. Der Held der Erzählung ist außer einer ungewöhnlichen Stärke auch noch mit einer wunderbaren überirdischen Macht ausgerüstet; wenn er durch das Feld sprengt, fliegen unter dem Hufschlag seines Pferdes Diamanten und Saphire hervor; er setzt über einen Fluß und das Wasser verwandelt sich in Milch, er läuft durch Gebüsche und Bäume und das Laub wird zu Smaragden.

Bei den poetischen Gewohnheiten des Volks hat sich außer den religiösen Festen auch noch ein anderes, sehr merkwürdiges und interessantes, erhalten. Dieß ist eine allgemeine Jagd, namentlich gegen friedliche Ziegen und räuberische Wölfe, an denen die Steppe sehr reich ist. Solche Jagden ordnen gewöhnlich angesehene und reiche Familienhäupter an. Auf ihre Einladung sammeln sich manchmal 1 bis 500 Jäger zu Fuß und zu Pferd, mit Gewehren und mit Bogen bewaffnet. Ein Theil derselben treibt das Wild im Walde auf und jagt dasselbe mit Geschrei und Lärm nach dem geschlossenen Kreis. Hier wetteifern nun die übrigen miteinander in Gewandtheit und Kühnheit, erlegen in vollem Rennen des Pferdes die verfolgte Beute mit dem Gewehr oder dem scharfen Pfeil. Es ist dieß zugleich Jagd und Vergnügen.

Uebrigens hat die Nähe der Russen auf die patriarchalische Einfalt und kindliche Sorglosigkeit der Buräten schon bedeutend eingewirkt. Nur in den entferntesten Tiefen der Einöden blüht noch die üppige Poesie des nomadischen Lebens, umfangreich wie die unabsehbare Steppe, klar und ruhig wie der helle Hemmel, unter welchem die Tage des jugendlichen Volks verfließen. Von den Vortheilen, welche die Civilisation bringt, sind auch die zahlreichern Bedürfnisse unzertrennlich, und darum vermehrte Arbeit und vermehrte Sorgen.

Schade ist nur, daß die Buräten von den Russen nicht auch den Geschmack an Reinlichkeit entlehnt haben, deren sich alle Niederlassungen der sibirischen Russen rühmen können. Die Unfläthigkeit in den Jurten und an ihrer Person ist wahrhaft abstoßend. Wenn der Buräte ein Hemd trägt, so wascht er es nicht, als bis es ihm auf den Schultern in Fetzen fällt. Er selbst wascht sich nur im Sommer, wenn er sich der Hitze wegen badet. Vom Herbst bis zum nächsten Sommer wäscht er sich selten auch nur das Gesicht. Darum nimmt sein ganzer, von der Hitze verbrannter, von der Kälte zerrissener Körper jene braune, mit dunkeln Schmutzstreifen durchfurchte Bronzefarbe an. Die Reichen halten sich etwas reinlicher, aber auch bei ihnen ist die Stammesunreinlichkeit zu bemerken: ein reicher, mit Biber- oder Otterfell verbrämter Dygyl ist nicht selten mit breiten Schmutzflecken, den Abdrücken unreiner Finger, bedeckt. Am Tisch, wenn sie essen, ist es besonders widrig, ihnen zuzusehen. Die Gerichte werden in schmutzigen, unreinen Schüsseln aufgetragen; Gabeln gibt es keine; die Reichen haben zwar nach chinesischer Sitte lange, dünne Stäbchen, brauchen sie aber nur bei besondern Gelegenheiten, namentlich beim Besuch und der Bewirthung russischer Beamter. Gewöhnlich und unter sich nehmen sie die Speisen mit den bloßen Händen, und je mehr Fett an den Fingern, Lippen und am Barte des Gastes hängen bleibt, für desto eifriger gilt der Empfang und die Bewirthung. Auch in den Speisen selbst sind sie nicht sehr wählig. Sie entbehren leicht des Brodes, und essen fortwährend „Arza" oder getrockneten Quark, welcher im Kessel zurückbleibt, wenn man die Milch zu Araki ausgesotten hat; diese Speise schwemmen sie mit Ziegelthee hinunter, den sie manchmal mit Butter und gebranntem Mehl zubereiten. Milch melken sie von Kühen, Stuten, Schafen und Ziegen. Statt des Thees nehmen sie manchmal verschiedene Feldwurzeln und selbst den Splint von faulen Birken. Reiche essen Hammelfleisch, gesotten oder am Spieß gebraten, seltener Rind- und Pferdefleisch. Arme verschmähen selbst gefallenes Vieh nicht; Murmelthiere und Feldmäuse gelten für einen besondern Leckerbissen.

In Uebereinstimmung mit dieser beschränkten Entwicklung des häuslichen physischen Bedürfnisses haben die Buräten auch keine Lust und Neigung zum Ackerbau. Uebrigens kommt durch das Beispiel und die Aufmunterung der Russen diese erste Hauptbedingung des ansässigen civilisirten Lebens auch bei ihnen allmählich in Aufnahme, und mehr und mehr bedecken sich die Steppen der Buräten von Nertschinsk mit Ackerfeldern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1843.

Der Hafen von Mazatlan.

(Le Mexique. Souvenirs d'un voyageur. Von Isidor Löwenstern.)

Die Stadt Mazatlan, unter dem 22° N. B. gelegen, ist gegenwärtig der bedeutendste Hafen der Nordwestküste Amerika's, er ist an die Stelle Acapulcos getreten, wohin unter der spanischen Herrschaft jährlich eine Gallione die Schätze der Philippinen brachte. Jetzt hat Acapulco seine Bedeutung verloren, treibt nur noch etwas Küstenhandel und holt aus Guayaquil Cacao. In den Häfen von San Blas und Mazatlan concentrirt sich gegenwärtig der ganze Handel mit Europa, dem übrigen Amerika und mit China, obgleich sie keineswegs von der Natur begünstigt sind, da sie in der Regenzeit keine Sicherheit darbieten, und keine schiffbaren Flüsse sich daselbst ausmünden. San Blas ist noch überdieß ziemlich ungesund, und die Kaufleute müssen die meiste Zeit zu Teras zubringen. Der Handel von Mazatlan besteht hauptsächlich aus englischen, französischen und deutschen Manufacturwaaren, so wie aus Wein, Cigarren und Lebensmitteln, welche letztere zwei Artikel meist Nordamerika liefert. Der Handel mit Canton ist sehr gewinnreich; man bringt von dorther Seidenwaaren und Thee, den man auffallender Weise an dieser ganzen Küste mit dem chinesischen Namen Tscha bezeichnet. Als Rückfracht nehmen die Schiffe bloß Silberbarren, Pesos und Farbholz aus Californien mit.

Es ist ein eigenthümlicher und nicht sehr bekannter Umstand, daß die englischen Kriegsschiffe hier vortreffliche Handelsgeschäfte machen, indem sie vorzugsweise das baare Geld aus San Blas, Mazatlan und Guaymas abholen, theils als Zahlung für Waaren, theils um auf den Curs des Geldes zu speculiren. Es kommt deßhalb jährlich im Monat Januar ein englisches Kriegsschiff von der Station im stillen Meere hier an, angeblich um den Handel zu schützen, in Wahrheit aber um im Monat März mit einer kleinen Ladung von 12 bis 1800,000 Pesos wieder abzufahren. Die Provision für den Transport beträgt 2 Procent, wovon ein Drittheil dem Schiffscapitän, ein zweites dem Admiral der Station, und das dritte dem Militärspital von Greenwich zufällt, gleichsam als Buße für die allzu mercantile Verwendung der königlichen Marine. Die Amerikaner die sich allenthalben einfinden, wo es „Geld zu machen" gilt, haben auch die Dienste ihrer Marine angeboten, wenigstens bis Valparaiso, aber sie haben bei den Kaufleuten der Küste keine Gnade gefunden, selbst nicht bei ihren eigenen Landsleuten, welche die titulirten englischen Marineofficiere vorziehen.

Die Verbindungen Mazatlans mit San-Blas und Californien sind sehr bedeutend, die Häfen von Lapaz und Loretto beziehen ihre Waaren von hier, und auch die Häfen von Neu-Californien, wie San Diego, San Francisco und der bedeutendste von allen, Monterey, stehen in starkem Verkehr mit San Blas und Mazatlan, namentlich mit letzterem, obgleich sie einen Theil ihrer Bedürfnisse aus den Sandwichinseln beziehen. Am stärksten ist der Verkehr mit Guaymas im Golf von Californien. Mazatlan kann sonach mit der Zeit der bedeutendste Hafen der ganzen Küste werden und hat auch seit 16 Jahren erstaunlich zugenommen. Er könnte auch selbst Ausfuhrartikel liefern, namentlich Guaco und Cautschuk, denn der Cautschukbaum, den man hier Igera nennt, wächst in großer Menge. Immer wichtiger wird auch der Perlenfang im Golf von Californien, der hauptsächlich mit Tauchern aus den Sandwichinseln getrieben wird,

Trotz seiner Wichtigkeit hat indeß Mazatlan nicht mehr als 3000 Einwohner; die meisten Kaufleute sind Chinos, d. h. eingeborne Mexicaner, Amerikaner und Deutsche unter denen aber eine große Handelseifersucht herrscht und die möglichst bemüht sind einander das Leben zu verbittern. Die Mexicaner von Mazatlan sind der Auswurf der Nation, denn hieher kommt nur, wer sich als Kaufmann durch den Betrieb des Schmuggels oder als Douanenbeamter durch die Duldung desselben bereichern will. Die niedere Classe besteht aus einer Art Leperos, die meist von der Prostitution ihrer Frauen und Töchter leben.

Innere Bewegungen in der Türkei.

I. Bosnien.

(Fortsetzung.)

Damals war es, wo Czerny Georg oder Kara Georg, der Vater des jetzigen Fürsten von Serbien, seinen Ruhm erlangte. Der Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs hob die Hoffnungen wieder, und mit Glück ward der Kampf gegen die Spahis fortgesetzt. Als aber nach dem Friedensschluß mit Rußland die Serben sich selbst überlassen waren, brachen die Spahis wieder ein, nahmen alle Spahiliks und alle Palanken, aus denen man sie vertrieben wieder ein, und rächten sich durch furchtbare Grausamkeiten. Milosch, als Oberknes anerkannt, glaubte an den Türken einen Halt gegen die Spahis zu haben, täuschte sich aber, und griff deßhalb im J. 1815 wieder zu den Waffen, um die Spahis aus Serbien zu verjagen. Von hier an datirt Serbiens Unabhängigkeit von Bosnien, und neue Verhältnisse fingen an sich zu entwickeln.

Es war der Pforte gelungen die Uebermacht der bosnischen Aristokratie zu brechen, indem die Spahiliks in Macedonien, Bulgarien und Serbien theils in den Besitz des Sultans, theils in den der Rajas übergegangen, und so alle Außenwerke verloren gegangen waren; nur die eigentliche Veste, nämlich Bosnien selbst, stand noch unerschüttert, und es handelte sich darum, auch hier die unbeschränkte Herrschaft des Sultans festzustellen. Als Milosch die schon entmuthigten Spahis aus seinem Lande trieb, leistete letzteren der kaiserliche Wesir keine Hülfe, sondern sah ruhig zu, wie Serben und Bosnier einander mordeten, in der Hoffnung dann beide gleichmäßig dem Joch des Sultans zu unterwerfen. Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung: das Spiel der türkischen Machthaber war durchschaut, und so sehr auch ein blutiger Haß die christlichen Serben und die moslemitischen Spahis in Bosnien trennte, so zeigten sich doch Symptome der Annäherung unter den Häuptern — eine Entdeckung, welche den Entschluß des Diwans bekräftigte die Vorrechte des bosnischen Adels gänzlich zu brechen, was für um so nöthiger erachtet wurde, als die Plane Ali Pascha's von Janina immer deutlicher hervortraten. Ob es nicht gerathen gewesen wäre dem bosnischen Adel seine Vorrechte zu lassen, und sich desselben in dem bevorstehenden Kampfe gegen Ali Pascha zu bedienen, mag dahin gestellt seyn, genug, der Sultan schickte einen Mönch Namens Dschalaluddin als Wesir nach Bosnien, der durch seine Klugheit und Strenge — er ließ mehrere vom vornehmsten Adel hinrichten — eine temporäre Unterwerfung zu Stande brachte, aber auch den moralischen Muth der Bosniaken brach, denn diese blieben, als der griechische Aufstand ausbrach, völlig ruhig, sie rührten sich nicht wie sonst bei Gefahren, die dem Reich drohten, und ihre Stimmung ging auch auf die hauptsächlich aus Bosnien recrutirten Janitscharen über, die durch ihre Meuterei den griechischen Aufstand wesentlich förderten.*) Die Montenegriner hielten den Augenblick für günstig, über Bosnien herzufallen. Dschelaluddin sammelte zwar ein Heer, aber theils schlugen sich die Spahis wider Willen, theils mochte der Mönch-Wesir ein schlechter Feldherr seyn, genug er ward gänzlich geschlagen und nahm aus Verzweiflung hierüber Gift. Mit seinem Tode trat allgemeine Anarchie ein, die Bosnier, welche sich mit Dschelaluddin vereinigt und somit für den Sultan erklärt hatten, wurden jetzt von dem Ueberrest des bosnischen Adels angegriffen, die Christen traten dazwischen, ebenso die Städte, kurz es war ein vollkommenes Chaos, das mehrere Jahre andauerte. Während der Verfolgungen der Türken gegen die moslemitischen Bosnier und der letztern gegen die Rajas isolirten sich die Gläubigen beider Religionen mehr und mehr; so sind z. B. die Paschaliks von Novibazar und Zwornik beinahe ganz christlich, während das Land um Sarajevo und die Thäler gegen Montenegro hin fast ganz von Moslems bewohnt sind.

Jetzt hielt die Pforte Bosnien für gänzlich zerrüttet und bereitete sich zum letzten Schlage, der zuerst auf die meist aus Bosniern bestehenden Janitscharen niederfiel. Die bosnischen Spahis erkannten hierin ihr künftiges Schicksal; sie nahmen die flüchtigen Janitscharen wie Märtyrer auf und bereiteten sich zum Widerstand. Aber noch war des Sultans Name einerseits zu mächtig, als daß er nicht Anhänger hätte locken sollen, andererseits rückte ein europäisch exercirtes Corps ein, und bahnte einem neuen Wesir, einem Anhänger der Reform und des Nizam, den Weg troß der verzweifelten Gegenwehr der Spahis. Kaum hatte sich Abderrahim — so hieß der Wesir — in Sarajevo festgesetzt, so begannen die Hinrichtungen oft zu Hunderten an Einem Tage. Die angesehensten Spahis und Beys, namentlich Familienhäupter, wurden besonders dazu ausgewählt, und die Spahiliks und Tschiftliks in Masse eingezogen. Nur der Raja ward geschont, und Kriegssteuer war das einzige, was er zu tragen hatte. Diese unerhörte Strenge und das in Strömen fließende Blut unterwarf jetzt dem Anschein nach alles, und man nahm den Nizam an, aber Rache kochte in allen Herzen und als im folgenden Jahre der russisch-türkische Krieg ausbrach, lebte die Hoffnung auf, daß die Rache nicht fern sey. Abderrahim sammelte 30,000 Mann, um sie den Russen entgegenzusenden, aber Milosch verweigerte ihnen den Durchzug in der nicht ungegründeten Furcht, sein Land möchte von den wilden Schaaren verwüstet werden. Während dieß Heer an der serbischen Gränze lagerte, brach auch schon der Aufstand der erbitterten Spahis und Janitscharen gegen den jetzt nur von schwacher Macht umgebenen Wesir aus, er mußte fliehen, und als er flüchtig bei seinem Heer ankam, lief dieß voll Schadenfreude auseinander.

Die Spahis und Janitscharen hatten ein enges Bündniß mit dem Pascha von Skadar, Mustapha Buschatli, geschlossen, und dieser soll mit den Russen in Unterhandlung gestanden haben, um sein erblich beherrschtes Paschalik nebst den angränzenden Districten als unabhängiges Königreich zu

*) Daraus erklärt sich auch, weßhalb die Pforte im J. 1821 zur Bezwingung von Ypsilanti so viele asiatische Truppen herüberzog; hätte der bosnische Adel noch in seiner Kraft bestanden, wie 40 Jahre früher, so hätte es der asiatischen Truppen nicht bedurft.

erhalten.*) Er brach mit 35,000 Mann theils Slawen, theils Albanesen auf, hielt auf dem Durchzuge durch Bosnien und Mösien strenge Mannszucht und gelangte nach Rumelien, das er durch furchtbare Erpressungen drückte. Sein Zweck war den vom Glauben abgefallenen Sultan zu entthronen. Aber er stieß auf ein russisches Corps, dessen Befehlshaber seine geheimen Zwecke nicht ahnen und beurtheilen konnte, und wurde zurückgeworfen. Sein Vordringen hatte aber den türkischen Diwan so erschreckt, daß man, als Diebitsch über den Balkan drang, um jeden Preis Frieden schloß. Dieß unerwartete Ereigniß nöthigte Mustapha Buschatli und den bosnischen Adel zum Rückzug, und schwer beladen mit Beute aus Rumelien kehrten sie heim.

Von beiden Seiten rüstete man sich nun zum Kampfe: der bosnische Aufstand hatte die Russen zu sehr begünstigt, als daß der Diwan hätte verzeihen können, und im bosnischen Adel glühte der Haß gegen die furchtbare Ermordung seiner Häupter und den Raub seiner Güter. In Sarajevo, Belgrad und Nischa wurde der Janitscharen-Orden öffentlich wieder hergestellt, und im Anfang des Jahres 1831 der Wesir von Trawnik überfallen, genöthigt die neue Uniform abzulegen, das alte Costüm der Gläubigen wieder anzuziehen und öffentlich Gebete herzusagen zur Sühne seines Abfalls vom Glauben; dann führte man ihn mit sich, um die Autorität seines Namens zu benützen auf dem Marsche gegen Stambul, wo man einen neuen Sultan ausrufen wollte. Zum Unglück für die Bosnier entwischte er während der Fasten des Ramazan, floh nach Stolaz in der Herzegowina, von wo er durch österreichisches Gebiet die Rückreise nach Konstantinopel antrat. Indeß verbreitete sich nichtsdestoweniger der Aufstand von Bosnien nach Albanien, wo nicht bloß Buschatli mit aller Macht sich zum Zuge gegen Konstantinopel rüstete, sondern auch die Südalbanesen aufbrachen gegen die türkische Macht. Die Bosnier drangen in Bulgarien ein, stürmten und plünderten Sophia und verbreiteten Schrecken bis nach Stambul, wo man daran gedacht haben soll die Russen zum Schutze herbeizurufen. Aber der Großwesir Reschid Mehmed Pascha ward der Retter des Reichs. Auf sein Ansuchen sammelte Milosch die Serben und drohte in Bosnien einzubrechen, wenn man nicht von dem Vordringen in Bulgarien abließe. Dieß half; auf der andern Seite sammelte Reschid ein Heer in Macedonien und nöthigte dadurch Mustapha Buschatli zum Rückzug nach Skadar. Hätten die bosnischen Anführer eben so viel Verstand und Schlauheit als Tapferkeit und Heldenmuth besessen, so wäre Reschid doch verloren gewesen, denn sie durften ihn nur in Macedonien angreifen, so machten sie nicht bloß Mustapha Buschatli Luft, sondern auch den Beys von Südalbanien. Aber schlau wußte Reschid sie hinzuhalten, versprach ihnen Herstellung ihrer alten Vorrechte, versprach mehreren ihrer Häuptlinge sie als Paschas einzusetzen und gewann so Zeit sich der südalbanesischen Beys zu entledigen, die er, wie bekannt, nach Monastir lockte und dort verrätherisch morden ließ. Dann zog er gegen Mustapha Buschatli, nahm dessen Veste nach dreiwöchentlicher Beschießung ein und warf nun auch gegen die Bosnier die Maske ab. Ein Türke, Kara Mahmud, ward zum Wesir ernannt, rückte mit 30,000 Mann, worunter 12,000 europäisch exercirte Truppen, in Bosnien ein und griff die Häuptlinge an, welche ihm trotz der durch Intriguen herbeigeführten innern Spaltung einen heldenmüthigen Widerstand entgegensetzten. Schon war Kara Mahmud im Begriff vor diesem entschlossenen Widerstand zurückzuweichen, als Ali, Pascha von Stolatz, mit dem Rajas und Uskoken*) der Herzegowina ihm zur Hülfe kam. Diese christlichen Krieger, voll alter Erbitterung über die Spahis, von denen sie so zahlreiche Mißhandlungen zu erdulden gehabt hatten, fielen mit Wuth über die Bosnier her und vollendeten ihre Niederlage. Dank der Unterstützung der christlichen Serben und Herzegowiner zogen die Türken als Sieger in Sarajevo ein, Kara Mahmud bemächtigte sich nach und nach der erblichen Beys und Capetanis, ersetzte sie durch absetzbare Ajans und Musselime, schlug einen Aufstand der Bürger von Sarajewo, welche erbittert waren, daß Kara Mahmud, dem alten Herkommen zuwider, sich so lange in ihren Mauern aufhielt, mit Gewalt nieder und befestigte die türkische Herrschaft in alle Weise.

(Schluß folgt.)

*) So meldet Urquhart in seinem „Geist des Orients." Aimé Boué und Cyprien Robert, die neuesten Berichterstatter über diese verwickelten Verhältnisse, wissen nichts hievon, es liegt aber auch im Ganzen wenig daran, und wenn es einerseits leicht möglich ist, daß die Russen in Mustapha Buschatli diese Hoffnung erweckten um ihn für sich zu gewinnen, so hat es doch auf der andern Seite keinen wesentlichen Einfluß auf die Ereignisse, und Urquhart, der die Sache zu sehr vom albanesischen Standpunkt aus beurtheilte, irrt sich jedenfalls in der Hauptveranlassung der Bewegung Mustapha Buschatli's.

*) Hier so viel als Heiduken oder Klephten.

Skizzen aus Arabien.

Die Hedajim. — Der Scheik. — Der Kadi. — Gesetze. — Feste.

Von den unzähligen Stämmen, welche die Wüsten Arabiens bevölkern, ist keiner mehr zerstreut und keinen findet man häufiger in allen Landestheilen, als die Hedajim. In Syrien, in Unter- und Oberägypten, längs der ganzen Küste des rothen Meeres bis hinab nach Yemen, in Nedschd und Mesopotamien sind stets Lager der Hedajim zu finden. Wegen dieser Neigung umherzuziehen sind sie vielleicht weniger geachtet als irgend ein anderer Stamm. Wenn ein Beduine einen andern Hedaimi nennt, gilt dieß für eine schwere Beleidigung, denn der Stamm ist als eine niedrige Volksrace verachtet und in den meisten Provinzen wollen sich die andern Beduinen nicht mit ihnen verheurathen. Sie müssen übrigens fast überall den benachbarten Beduinen für die Erlaubniß, ihr Vieh zu weiden, Tribut zahlen; ich vermuthe, daß sie, mit Ausnahme des am rothen Meer gelegenen Landstrichs, wo ihnen das Eigenthum zusteht, nirgends als Eigenthümer des Platzes betrachtet werden, welchen sie bewohnen, während das Gegentheil bei allen ächten Beduinen der Fall ist. In Aegypten, in Syrien und in Hedschaz bezahlen demnach die Hedajim an alle ihre Nachbarn

einen Tribut in Schafen. Da sie wissen, in wie geringer Achtung sie überall stehen, haben sie auch allen kriegerischen Geist verloren und einen friedfertigen, aber höchst unredlichen Charakter angenommen, der sie noch mehr verhaßt macht.

Die Frauen der Hedajim stehen in dem Rufe großer Schönheit und ausschweifender Sitten, und die Araber sagen, daß der Sklave eines Mannes von diesem Stamm nie den Versuch mache zu entlaufen, weil die Hausfrau niemals anstehe, ihm ihre Umarmungen zu gewähren. Einräumen muß man aber, daß die Hedajim wegen ihres großmüthigen Benehmens und wegen ihrer Gastfreundschaft gegen Fremde zu rühmen sind. Aber diese Tugenden sind ihnen durch die Nothwendigkeit auferlegt, denn sie müssen sich bemühen die Zuneigung und die Freundschaft ihrer Nachbarn zu erlangen. An den Küsten des rothen Meeres befassen sie sich mit dem Fischfang und sind sehr regsame und gewandte Fischer; ich lernte sie hier als gute, gefällige Menschen kennen und als Leute von unermüdlicher Thätigkeit. Sie verkaufen ihre getrockneten Fische an die Mannschaft der Schiffe, welche von Hedschaz kommen oder dahin zurückkehren. An einigen Eilanden treiben sie auch Perlenfischerei. Ihren Getreidebedarf kaufen sie von benachbarten Landbauern, leben aber hauptsächlich von Milch, Fischen und wildem Honig; an Festtagen gibt es Reis mit Schöpsenbraten. Sie besitzen nur wenige Kamele, aber ihre Schafheerden sind sehr zahlreich und sie bringen dieselben zum Verkauf nach Tor, Yembo und in andere Ortschaften. Viele der am rothen Meere hausenden Beduinen sind arm, weil der Landstrich keine guten Weideplätze darbietet.

Der ächte Beduine kann mit Wahrheit behaupten, daß er keinen andern Herrn über sich anerkennt als den Beherrscher des Weltalls. Die mächtigsten Häuptlinge dürfen nicht die geringste Strafe über den Aermsten ihres Stammes verhängen, ohne sich einer tödtlichen Rache des betreffenden Individuums und seiner Verwandten auszusetzen. Deßhalb darf man die Scheiks oder Emirs, wie sich einige nennen, nicht als die Fürsten der Wüste betrachten, ein Titel, welchen ihnen manche Reisende beigelegt haben. Ihr Vorrecht beschränkt sich darauf, ihren Stamm gegen den Feind anzuführen, Unterhandlungen in Bezug auf Frieden oder Krieg zu leiten, den Ort für das Lager zu bestimmen, ausgezeichnete Fremde zu bewirthen. Aber auch diese Privilegien sind sehr beschränkt. Der Scheik kann weder den Krieg erklären, noch Friedensverträge schließen, ohne die angesehensten Männer seines Stammes dabei um Rath zu fragen. Will er das Lager abbrechen lassen, so muß er vorher die Meinungen seines Stammes vernehmen, was Sicherheit der Wege, Weide und Wasser in den Districten anlangt, nach welchen er zu ziehen wünscht. Seinen Befehlen gehorcht man nie, aber seinem Beispiel folgt man in der Regel. So bricht er z. B. sein Zelt ab und beladet seine Kamele, ohne den Wunsch zu äußern, daß die andern ein gleiches thun mögen; wenn sie aber erfahren, daß der Scheik aufbricht, beeilen sie sich ihm zu folgen. Es trifft sich aber auch, daß wenn der Scheik seine Zelte an einer Stelle aufschlägt, welche den Arabern seines Stammes nicht behagt, letztere ihre Zelte eine halbe Tagereise weiter aufschlagen, so daß nur wenige seiner nächsten Verwandten bei ihm bleiben. Ein Araber verläßt oft das Lager seiner Freunde aus Laune oder weil ihm seine Gefährten nicht behagen, und begibt sich zu einem andern Lager seines Stammes.

Der Scheik bezieht kein jährliches Einkommen von seinem Stamm oder Lager; im Gegentheil verursacht ihm sein Titel und seine Stellung beträchtlichen Aufwand, und er muß seinen Einfluß durch große Freigebigkeit zu vergrößern suchen. Die Mittel, diese Ausgaben zu bestreiten, sind der Tribut, den er von den syrischen Dörfern erhebt und seine Emolumente von der nach Mekka ziehenden Pilgerkarawane.

Wenn ein Scheik stirbt, folgt ihm einer seiner Söhne, oder seiner Brüder, oder ein anderer Verwandter in seiner Würde, der sich durch Tapferkeit und Freigebigkeit ausgezeichnet hat; dieß ist aber nicht allgemeine Norm. Sollte ein anderer Araber des Stammes diese Eigenschaften in höherem Grade besitzen, so kann er gewählt werden. Der Stamm theilt sich oft in dieser Hinsicht, so daß der eine Theil der Familie des letzten Scheik anhängt, der andere Theil sich einen neuen wählt. Es wird auch manchmal der Scheik bei seinem Leben abgesetzt und an seine Stelle ein freigebiger Mann gewählt.

Die einzige Form oder Ceremonie, welche mit der Wahl des Scheik verbunden ist, besteht darin, daß man ihm ankündigt, er solle von jetzt an als der Scheik des Stammes betrachtet werden. Unter den Anneß sind diejenigen Individuen, welche die Angelegenheiten der Paschas von Damaskus und Bagdad besorgen, immer auch diejenigen, welche die Scheikswürde bekleiden. Der Gewinn, welcher ihnen aus Verbindungen zufließt, ist größer als jeder andere, den ihnen Plündern im Kriege gewährt, und wenn der Agent des Pascha seinen eigenen Freunden erlaubt an seinem Gewinn Theil zu nehmen, kann er darauf rechnen, zum Anführer oder Häuptling gewählt zu werden.

In Rechtshändeln besitzt der Scheik nicht die Macht, irgend einen Spruch zu executiren; die Parteien kommen manchmal dahin überein sich bei seinem Spruch zu beruhigen oder Schiedsrichter zu wählen; sie können jedoch in keinem Fall genöthigt werden sich einem Spruch des Scheik zu fügen; der Gegner wird alsdann vor den Kadi citirt; mancher Stamm hat drei, mancher nur einen einzigen Kadi, je nach der größern oder geringern Seelenzahl. Diese Kadis oder Richter sind Männer, welche sich durch die Schärfe ihres Urtheils, durch ihre Gerechtigkeitsliebe und durch ihre Erfahrung in den Gesetzen und Rechtsgewohnheiten auszeichnen. Manche können weder lesen noch schreiben und verlassen sich in den ihnen vorgelegten Fällen auf ihr gutes Gedächtniß. Das Amt des Kadi verbleibt in der Regel in derselben Familie. Die Wahl eines neuen Kadi hängt von der guten Meinung ab, die theils andere Kadis befreundeter Stämme, theils auch die Individuen des eigenen Stammes von einem gewissen Individuum haben. Auf diese Wahl haben die Scheiks nicht den mindesten Einfluß. Die dem Kadi in Processen zu zahlenden Gebühren sind beträchtlich. Ist z. B. ein Hengst oder eine Stute der Gegenstand des Rechtsstreites, so können die Kosten bis auf ein Bekra oder junges weibliches Kamel sich belaufen. Streiten die Partheien um ein Kamel, so empfängt der Kadi ein Dahab, d. i. sieben Schillinge nach unserer Münze. Ist der Proceßgegenstand eine Summe Geldes, so fallen dem Kadi davon 25 Procent zu. Diese Kosten hat stets der zu zahlen, welcher den Proceß gewinnt, und niemals der, welcher ihn verloren hat.

(Fortsetzung folgt.)

Außerordentliches Wachsthum. In den Gewächshäusern des Jardin des Plantes ist gegenwärtig ein Bambusschößling, der im Laufe des vorigen Monats sich so schnell entwickelte, daß er jetzt 10 Metres hoch ist. Es ist ein einziger Schuß, ohne Blatt, weßhalb man glaubt, daß er noch bedeutend wachsen werde. Sein Durchmesser beträgt 12 Centimetres und sein tägliches Wachsthum 15 Centim. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1843.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto zc.

(Von Dr. Schwarz.)

Zweiter Abschnitt.

Das heutige Bojano ist das alte Bovianum, auch Bojanum oder Bujanum genannt, einst eine der reichsten und mächtigsten Samniterstädte. Die Sabelli sollen sie bei der ersten Einwanderung erbaut haben und der Name stammt wohl von βοῦς, Stier her, welchen die Sabelli und nachher die Samniter als heiliges Feldzeichen (der Stier war ihnen, welche noch keine Elephanten kannten, Symbol der Größe und Kraft) verehrten und häufig auf ihren Münzen mit Hinzufügung der Buchstaben IΣ (vis, robur) darstellten. Die erste Geschichte der Stadt ist in einen Nebel gehüllt, aus dem einzelne Thatsachen nur schwach hervorschimmern; Plinius, Strabo, Livius, Ptolomäus, Silius, Appianus Alexandrinus und andere erwähnen öfters derselben, jedoch kann man erst mit dem Jahre 440 R. historische Ereignisse sicher begründen. Ciarlanti gibt hierüber ausführlichere Berichte. Im J. 442 erlitt Bovianum und das vorher siegreiche samnitische Heer eine sehr harte Niederlage vom Consul Junius. Nachdem Cluvia erobert und alle waffenfähige Mannschaft dort getödtet war, zog Junius gegen Bovianum und übergab die eroberte Stadt der Plünderung seiner Soldaten, welche überaus reiche Beute machten. Er selbst triumphirte in Rom am 5 August 442; man vergleiche die capitolinische Marmorinschrift: C. Junius. C. F. C. N. Bubulcus. Brutus. An. CDXLII. Cos. III. De. Samnitibus. Nonis. Sext. Es war der zehnte Triumph über die armen Samniter! Späterhin mußte Bovianum noch mancherlei Ungemach ertragen, ganz besonders von Sulla, bis es endlich römische Militärcolonie wurde und ruhigere Zeiten erlebte. Wenn Plinius von dem alten Bovianum redet und dieses zum Unterschiede von einem andern Bovianum, Colonia romana nennt, so ist dieß ein Irrthum und kann höchstens auf das heutige Civita, welches auf einem Bojano beherrschenden Hügel liegt und keineswegs, wie einige wollen, auf Bovino in Capitanata bezogen werden. In der glänzendsten Epoche des großen Römerreichs war Bovianum und das ganze Samnium nichts mehr als ein zusammengewürfelter Haufe von Colonien und die Familien von Kriegern aller Nationen hatten bereits die Güter dieser alten Helden in Beschlag genommen. Nur geringe machtlose Haufen der einst unbesiegbaren Pentri wohnten noch, ihre Freiheit bewahrend, in unzugänglichen Thälern und Schluchten des hohen Gebirges. Longobarden verjagten die Nachkommen jener Colonisten und schenkten Bojano nebst Sepino einem Bulgarenhäuptling, welcher seine Residenz am ersteren Orte aufschlug; dann kamen Saracenen und wütheten mit afrikanischer Raublust. Ich übergehe die nachfolgenden Zeiten und erwähne nur des heldenmüthigen Widerstandes der Einwohner von Bojano im J. 1229 gegen die Schlüsselträger Gregors IX während der ungerechten Operationen gegen den damals in Jerusalem befindlichen Kaiser Friedrich II. Man vergleiche Raumers Geschichte der Hohenstaufen 3, 302 und Bartol. de Neocastro. Der letzte Funke samnitischer Vaterlandsliebe und alten Heldenmuths schlug noch einmal zur Flamme empor, als die Barone Samniums die Krone aragonesischer Herrscher erzittern machten; seitdem vergaß das samnitische Geschlecht zerstreut unter der Masse italienischen Volks seines alten Ruhms, seines nationalen Glanzes und bringt ohne Ehrgeiz in Ruhe gehaltlose und gleichförmige Tage hin.

Aus den Zeiten altsamnitischen Glanzes finden wir sehr wenige Ueberreste, und diese sind keineswegs in dem heutigen Bojano, sondern vielmehr in dem heutigen Civita, einem auf wenige Baracken und schmutzige Einwohner herabgekommenen Dorfe, welches auf einem hohen Felsen ruht, zu suchen. Mein gelehrter Freund und Begleiter machte mich auf einige cyklopische Mauerüberreste aufmerksam, die unermeßlich alt seyn müssen, und gab mir von diesem Punkte aus die interessantesten geologischen Notizen über vulkanische Eruptionen an dieser Seite des Matesegebirges, so wie über die andern hier vorkommenden Formationen. Die ganze Nordseite des Mateseabhanges ähnelt auffallend den Lavabildungen des Vesuv,

des Aetna und anderer längst erloschener Vulkane, z. B. des Monte Volture, der Vulkane von Sessa, Teano und Roccamonsina, derjenigen von Smyrna und anderer, die ich im Innern von Kleinasien gesehen. Der gelehrte Abbate Domenico Tata in seinem Werke über den Monte Volture leitet den Namen Matese aus dem äthiopischen her, wo er mit „Feuer" gleichbedeutend seyn soll, und macht mit vielem Scharfsinn auf alte samnitische und namentlich bovianische Münzen aufmerksam, wo dem Mars zur Seite das Feuer eine große Rolle spielt. Die Gesellschaft von jungen, naturforschenden Gelehrten, welche sich kürzlich unter der Leitung des Professors Costa in Neapel gebildet hat, wird hoffentlich dieß Gebirge, welches ein vom Appenninendamm losgerissenes isolirtes Ganzes darstellt und die interessantesten Erscheinungen und Producte liefert, gründlich und wissenschaftlich durchstreifen und ihre Resultate zu veröffentlichen nicht ermangeln. Derselbe Reichthum an Quellen, der Piedimonte an der Südseite des Matese erfreut, findet sich in Bojano; ja ich möchte behaupten, daß hier ein noch größerer Wasserreichthum vorhanden, der aber leider viel weniger benutzt wird; ich zählte fünf starke Quellen, eine inmitten der Stadt, zwei westlich und eine östlich, und hörte, daß nicht selten an andern nahegelegenen Orten plötzlich neue hervorsprudeln, die dann aber rasch wieder verschwinden, z. B. bei dem Orte la Crocella fand im vorigen Jahre eine kleine Eruption von kaltem Schwefelwasser statt, und Don Bonifazio sah vor ungefähr 15 Jahren hoch oben am Berge von Civita einen Strom frischen Quellwassers hervorbrechen, der erst nach einigen Tagen wieder versiegte. Plinius redet freilich schon (3. 11.) von den Quellen von Bojano, die den alten Tiferno bilden, dem heutigen Biferno; es ist aber aus vielen Gründen anzunehmen, daß mehrere derselben erst durch das fürchterliche Erdbeben vom Jahre 853 sich gebildet, welches der ganzen Umgegend von Bojano eine veränderte Gestalt gegeben, und die Quellen des alten Tiferno kann man höher im Gebirge bei San Massimo und Guardia Regia oder Cantalupo suchen, wo Flußthäler sich befinden, die reichlich Wasser herabsenden, welches sich noch heutzutage dicht bei Bojano zu einem mächtigern Flusse, dem Biferno, vereinigt.

Ich stieg nicht ohne Schwindel von dem steilen Berge herab, auf welchem Civita mit den wenigen altsamnitischen Ueberresten und einem unbedeutenden, mittelalterlichen Castell liegt, und ließ mich nun zu den zahlreichen, überall umher zerstreuten, freilich sehr schlecht erhaltenen Alterthümern der Stadt selbst geleiten, die in Fundamenten, Ornamenten, Säulenfragmenten und Inschriften bestehen. Letztere liefern interessante historische Namen, z. B. Octavianus, Vespasianus, Q. Arruntius (an der Kathedrale). Von Numerius Decimus, dessen Livius häufig gedenkt, kam mir keine Inschrift zu Gesicht. Er leistete den Römern gegen Hannibal durch seinen Reichthum und seinen Einfluß wichtige Hülfe. Ich zweifle jedoch nicht, daß das Andenken an ihn in irgend einer Inschrift in Bojano vorhanden seyn wird. Die Capelle S. Maria dei Rivoli war einst ein alter Venustempel, wie eine der Veneri Coelesti u. s. w. gewidmete, gut erhaltene Inschrift nachweist; in der Nähe der Mühle des Herzogs Filomarino stand ein Jupiter-Tempel, woran eine Inschrift vorhanden, und die Kirche San Angelo war Tempel des Bacchus, wahrscheinlich korinthischer Ordnung, wie aus Säulen und sehr schönen Ornamenten-Ueberresten hervorgeht. Von Theatern und Circus, von Wasserleitungen und Bädern sah ich keine Spuren, obschon man aus einigen Trümmern in einiger Entfernung von der Stadt auch auf solche schließen will. Erdbeben werden hier das meiste zerstört haben; ich ward auf einen uralten Mauerüberrest — man kann diese Mauerspuren eine Miglie weit verfolgen — an einem Privathause aufmerksam gemacht, der aus einer Kalkformation besteht, die sich gegenwärtig nicht mehr in der Nähe Bojano's vorfindet. An verschiedenen öffentlichen Plätzen lagen Säulen und Ornamentenstücke umher; am Borgo Spirito Santo ein schönes jonisches Capital von 5 Fuß Länge; auch aus normannischer und späterer mittelalterlicher Zeit finden sich byzantinische und gothische Ueberreste, Thierbilder, Portale, Maaße und Gewichte. (Fortsetzung folgt.)

Innere Bewegungen in der Türkei.

2. Bosnien.

(Schluß.)

Mit Hülfe der Christen war der Erfolg in Bosnien erfochten worden, die Christen mußten also auch die Vortheile davon ernten. Der erste der sich meldete, um seinen Dank von den Türken zu holen, war Milosch, der sich die so oft erwähnten sechs Districte ausliefern ließ. Die Türken gestatteten ihm solche zu nehmen, es geschah aber nicht ohne blutigen Widerstand, denn 200,000 Menschen mußten aus ihrem Besitzthum vertrieben werden, was sich ohne die rohesten Grausamkeiten von Seite der Serben nicht bewerkstelligen ließ. Die türkischen Paschas sahen ruhig zu, nur der alte Ali, Pascha von Stolaz, konnte den Anblick nicht länger ertragen, seine Glaubensgenossen in der Art mißhandelt zu sehen, und schritt ein, aber mit schwacher Truppenzahl. Dießmal unterstützten ihn nicht, wie zwei Jahre zuvor gegen die Spahis, die kräftigen Uskoken, sondern er mußte selbst gegen diese auf der Hut seyn, denn sie suchten ihm mehr als einmal den Weg zu verlegen. Diese Uskoken (Ausgesprungene) haben sich in den wilden Kämpfen der Spahis gegen die Rajas gesammelt, und bilden jetzt unabhängige Stämme in den Gebirgen der Herzegowina, wo ihre lagerartigen Dörfer jedem Angriff trotzen; mehrere ihrer Capitanis haben Fermane von der Pforte erhalten, und sie bilden jetzt eine Art Armatolis, eine christliche Miliz, welche die Polizei in den Bergen und Defileen übt, und sich den umwohnenden Paschas, selbst wo diese von regulären Truppen unterstützt waren, furchtbar gemacht hat; was diese Uskoken noch gefährlicher macht, ist ihre natürliche Verbindung mit den Montenegrinern, denen sie in ihren Unternehmungen gegen Bosnien hin die Flanke decken.

Eine so gänzliche und unnatürliche Umwälzung der Verhältnisse, daß die Türken zur Behauptung ihrer Herrschaft sich größtentheils auf Christen stützten, konnte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben, und wir wollen nur in rascher Uebersicht die Ereignisse der nächsten Jahre bis 1841 recapituliren, wo die Gesinnung der Pforte einen Umschwung zu erfahren schien. Kaum hatte Kara Mahmud seine Herrschaft in Bosnien befestigt, so mußte der Großwesir Reschid Mehmed nach Syrien gegen Ibrahim aufbrechen. Um wo möglich Bosnien beruhigt zu hinterlassen, gewährte er allen nach Oesterreich geflüchteten Beys volle Amnestie. So viel indeß diese wohlberechnete Milde gut machte, so viel schadete die Abtretung der sechs Districte an Serbien und die grausame Austreibung der Moslems aus denselben, denn nun fielen diese, um Rache zu nehmen, über die bosnischen Christen her, die indeß weder bei Milosch noch bei dem Sultan Schutz fanden, und gegen Ende des Jahres 1834 endlich aus Verzweiflung gegen ihre Bedrücker aufstanden. Aber umsonst: die ungeübten und schlecht bewaffneten Bauern vermochten nichts gegen die in allen Kriegsübungen wohlerfahrenen Spahis, und Milosch selbst lieferte die flüchtigen Anführer aus. *)

Der Aufstand der bosnischen Rajas, den die türkischen Paschas ruhig mit angesehen und insgeheim sogar befördert hatten, und die fortdauernde Einziehung der noch übrigen Spahiliks und erblichen Würden, welche Umwandlung sich auch auf Türkisch-Croatien ausdehnte, brachen so ziemlich den Muth der bosnischen Aristokratie, als Mahmuds Tod mit einemmal die Hoffnungen der Moslems neu belebte. Die Beys von Sarajewo gaben das Zeichen: sie jagten den Wesir, der fortdauernd in ihren Mauern residirte und zahlreiche Erpressungen ausübte, schimpflich aus der Stadt, und schnell sammelte der Rest der Spahis und Beys ein Corps von 20,000 Mann. Aber der Wesir zog rasch die in der Provinz zerstreuten regulären Truppen zusammen und lieferte den Rebellen ein Gefecht, in welchem sie nach verzweifeltem Widerstand unterlagen. Der Wesir erhielt große Belobungen aus Konstantinopel, aber es war sein letzter Sieg: die unterdrückten Moslems sandten eine Deputation an den jungen Sultan, und erklärten, sie würden lieber Christen werden, als in ihrer bisherigen Lage bleiben. Damals hatte in Konstantinopel das System des alten Regime für den Augenblick wieder das Uebergewicht errungen und, — sey es aus Mitleid oder aus Furcht, sich die moslemitischen Unterthanen vollends ganz zu entfremden — der Wesir ward nicht nur plötzlich abgesetzt, sondern die alten bosnischen Beys, die neun Jahre zuvor als verdächtig nach Konstantinopel geschickt und dort unter strenger Aufsicht gehalten worden waren, wurden jetzt in ihre Heimath als Musselims und Agans entlassen. Natürlich begann nun mit dem veränderten Stand in Konstantinopel eine Reaction gegen die bosnischen Rajas, die durch Erpressungen und Plackereien zur Verzweiflung getrieben, im Anfang dieses Jahrs abermals zu den Waffen griffen, aber jetzt nicht mehr von dem Wesir unterstützt, sondern von dessen regulären Truppen geschlagen wurden. Die Spahis versöhnen sich nun allmählich mit dem Nizam, und zeigen dadurch ihre Unterwürfigkeit gegen den Wesir; es scheint jedoch, daß viele Moslems gleichfalls mit demselben unzufrieden sind, und in Verbindung mit den Christen die Entfernung der Albanesen, welche größtentheils die Truppenmacht des Wesirs bilden, verlangen; werden aber die Albanesen entfernt, so bleibt dem Wesir nichts übrig, als sich entweder auf die Reste der Spahis zu stützen und die Verfolgungen der Christen aufs neue beginnen zu lassen, oder die Hülfe der Christen wieder anzurufen, welche den Türken verdächtiger als je wird.

Zu läugnen ist nicht, daß die Ereignisse der letzten vierzig Jahre den Glaubenseifer und den Muth der bosnischen Moslems, so wie ihre Treue gegen die Pforte wesentlich gebrochen haben; daß ihnen der Gedanke, sich wieder zum Christenthum zu bekehren, nicht mehr so ferne liegt wie ehemals, und daß sie ihre Blicke bald auf die eine, bald auf die andere der christlichen Mächte richten. Russische Emissäre bearbeiten die niedergedrückte christliche Bevölkerung und richten deren Blicke auf die große, glaubensverwandte Macht, von der allein ihnen das Heil kommen könne. Die alten Spahis und Beys sind aber noch eine zu bedeutende Classe, als daß man sie außer Acht lassen könnte, und einige Anzeichen deuten darauf hin, daß die neuesten Einrichtungen, die man in Serbien beabsichtigt, darauf berechnet sind, den stolzen bosnischen Adel zu gewinnen. Es handelt sich nämlich in Serbien darum, unter Mitwirkung des Generals Lieven eine Bauernordnung zu Stande zu bringen, welche die Stellung des Landmanns der der Bauern in der Moldau und Wallachei ziemlich ähnlich machen soll. Rußland wirkt in diesen Ländern durch den Adel, und scheint sich, wie das Beispiel der aus Bessarabien nach ihrer Heimath zurückgekehrten Bulgaren beweist, nicht eben auf die Zuneigung der großen Masse des Volks stützen zu wollen, als in so weit die nationale und kirchliche Verwandtschaft hier wirksam ist. Bosnien ist wegen seiner moslemitischen Elemente die unsicherste Provinz, und die Türkei muß es schwer büßen, daß sie das ursprüngliche Verhältniß der bosnischen Moslems und bosnischen Rajas aus Herrschsucht zerstört, und dann den bosnischen Adel durch die Hülfe der Rajas gestürzt hat.

*) Namentlich einen Popen, Namens Jowitza, der dem Pascha von Widdin übergeben wurde, und dem nur ein ausdrücklicher Befehl des Sultans die Freiheit verschaffte. Der Sultan war also, wie sich aus diesem Beispiel zeigt, fortwährend auf Seite der Christen gegen die bosnischen Moslems, und es ist deßhalb kein Wunder, wenn ihn diese nur Sultan Ghiaur nannten.

Skizzen aus Arabien.

Der Hedajim. — Der Scheik. — Der Kadi. — Gesetze. — Feste.

(Fortsetzung.)

Kommt ein Fall vor, welcher Schwierigkeiten darbietet, die menschlicher Scharfsinn nicht zu lösen vermag, wenn z. B. Zeugen von gleicher Glaubwürdigkeit einander direct widersprechen, so sendet der Kadi die

streitenden Theile vor den Mebesche, welcher sie dem Gottesurtheil unterwirft, was mit denjenigen Proben Aehnlichkeit hat, welche während des Mittelalters in Europa gebräuchlich waren. Jeder Hauptstamm der Annesi hat einen Oberrichter, Mebesche genannt, vor dessen Richterstuhl alle verwickelten Fälle gebracht werden. Sollten seine Bemühungen, die streitenden Theile zu vereinigen, erfolglos seyn, so läßt er in seiner Gegenwart ein Feuer anzünden, nimmt dann einen langen eisernen Löffel, dessen sich die Araber zum Rösten des Kaffees bedienen, macht denselben rothglühend, nimmt ihn dann heraus und leckt mit seiner Zunge das obere Ende des Löffels an beiden Seiten. Alsdann legt er ihn wieder ins Feuer und befiehlt der angeklagten Person, zuerst ihren Mund mit Wasser auszuspülen und dann den Löffel zu belecken, wie er es gethan habe; kommt die angeklagte Person ohne Verletzung der Zunge davon, so hält man sie für unschuldig, wird sie aber von dem rothglühenden Eisen beschädigt, so verliert sie ihren Proceß.

Die Araber schreiben das wiederunversehrt aus dieser Feuerprobe Hervorgehen nicht dem allmächtigen Beschützer der Unschuld, sondern dem Teufel zu. Es hat Personen gegeben, welche das rothglühende Eisen über zwanzigmal ohne die geringste Beschädigung mit der Zunge berührt haben. Der Mebesche empfängt für seine Mühe 40 Piaster oder ein zweijähriges weibliches Kamel. Wenn jemand eines Menschenmordes angeklagt worden ist und die That läugnet, oder wenn er in einer andern Sache angeklagt wird, die, dem arabischen Ausdruck zufolge, Blut zum Gegenstand hat, so wird immer an den Mebesche appellirt. In einem solchen Fall ist die Aussage von Zeugen, wie zahlreich sie auch seyn mögen, nicht zulässig. Wenn ein Araber mit dem Spruch seines Kadi unzufrieden ist, kann er sich an einen andern oder an mehrere wenden, allein diese bestätigen in der Regel den ersten Spruch.

Körperliche Züchtigungen sind bei den meisten Beduinenstämmen unbekannt. Die Richtersprüche des Scheik, des Kadi, des Obmann und des Mebesche, die sich auf undenkliches Herkommen gründen, erkennen immer Geldbußen, ohne Rücksicht auf die Natur des Verbrechens, dessen der Verurtheilte angeklagt worden ist. Jedes Vergehen hat vor dem Kadi seine bestimmte Geldbuße, und die Natur wie der Betrag dieser Bußen sind auch den Arabern gut bekannt. Die Furcht, zu diesen Bußen verurtheilt zu werden, erhält unter dem Stamm die Ordnung und die Ruhe. Alle beleidigenden Ausdrücke, alle Handlungen der Gewaltthätigkeit, ein Schlag, wie leicht derselbe auch ausgefallen seyn mag, die Zufügung einer Wunde, aus der nur ein einziger Tropfen Blut geflossen, haben alle ihre bestimmten Strafen. „Du behandelst deine Gäste schlecht“ — „du bist ein Sklave“ — „du bist ein Hund“ — „du bist aussätzig“ sind Verbalinjurien, wegen welcher man vor den Kadi citirt werden und mit der üblichen Buße belegt werden wird. Unter ähnlichen socialen Zuständen erblicken wir hier die nämlichen Rechtsverhältnisse, wie weiland bei den Allemannen, Sachsen, salischen und ripuarischen Franken, Westgothen, Angelsachsen, wo auch jedes Schimpfwort, oder ein Schlag auf die Schulter, oder ein Backenstreich ihre bestimmten Bußen hatten. Bei den Annesi wird eine Verwundung mit drei Kamelen gebüßt.

Unter den Bußen, die bei den Beduinen für gewisse Verbrechen und Angriffe bezahlt werden, ist diejenige besonders merkwürdig, welche für das Tödten eines Wachhundes, der das Zelt seines Herrn zu bewachen hat, bezahlt wird. Der todte Hund wird bei dem Schweif gepackt und emporgehoben, so daß seine Schnauze gerade den Boden berührt; alsdann wird seine Länge gemessen und ein Stab in die Erde geschlagen, welcher gerade so lang aus derselben hervorragt, als der Hund lang gewesen ist. Die Person, welche den Hund tödtete, muß nun so viel Weizen über den Stock schütten, bis derselbe ganz bedeckt ist, und dieser Haufen Weizen ist die Buße, welche dem Eigenthümer des getödteten Hundes zufällt. Hat aber ein Mann einen bissigen Hund aus Nothwehr getödtet, so findet diese Buße nicht statt. In einigen türkischen und persischen Gebieten findet sich derselbe Rechtsbrauch.

Eine merkwürdige Civilanstalt der Araber muß hier noch erwähnt werden, indem sie gar viel dazu beiträgt, Frieden und Ruhe unter einer Menge stolzer und unruhiger Krieger zu erhalten, die kein anderes Gesetz als das der Stärke anerkennen. Dieß ist die Institution des Wasi oder der Schirmvogtei. Wenn ein Araber wünscht, für die Sicherheit seiner Familie nach seinem Tode zu sorgen, wendet er sich, obwohl noch in der Blüthe des Lebens stehend, an einen seiner Freunde und bittet ihn, der Beschützer seiner Kinder zu werden. Die Ceremonie besteht bei dieser Gelegenheit darin, daß er sich seinem Freunde vorstellt, ihm ein weibliches Kamel vorführt, dann einen der herabhängenden Turbanzipfel seines Freundes mit einem Knoten versieht und ihm das Kamel mit den Worten zuführt: „Ich mache dich zum Wasi meiner Kinder und deine Kinder zu Beschützern meiner Kinder und deine Enkel zu Beschützern meiner Enkel!“ Wenn sein Freund das Kamel annimmt (und es wird selten ausgeschlagen) wird er und die ganze Familie erbliche Beschützer der Nachkommenschaft des andern. Die Verpflichtung zu Schutz und die Ansprüche des Beschützten gehen auch nach der Ordnung ihrer Einsetzung auf die Erben über. Fast jeder Araber hat seinen Wasi, seinen Beistand und Schirmvogt in irgend einer Familie, und ist selbst zu gleicher Zeit der Wasi einer dritten Familie. Selbst der größte Scheik hat seinen Wasi. Der Schützling wendet sich an seinen Wasi, wenn er sich beleidigt glaubt, und zur Vertheidigung eines solchen Schützlings trägt die ganze Familie des Wasi mit bei. Dieses System der Schirmvogtei ist besonders wohlthätig für Minderjährige, für Frauen und Greise, die sich genöthigt sehen, den Anforderungen ihrer Söhne sich entgegenzusetzen. Dieses uralte, höchst zweckmäßige Institut ist ganz dazu geeignet, eine stolze und raubsüchtige Nation davon abzuhalten, sich durch innere Zerwürfnisse aufzureiben.

Die Erbschaftsgesetze unter den Arabern sind die, welche der Koran vorschreibt, und das Eigenthum wird unter die männlichen Kinder in gleiche Theile vertheilt. Wenn ein Vater bei seinem Tode einige unmündige Kinder zurückläßt, nimmt sie der nächste Verwandte unter seine Obhut, und sollte des Vaters Zeit abgebrochen worden seyn, nimmt er sie in das eigene auf, und wird ihr Pfleger hinsichtlich ihrer Person und ihres Vermögens. Der ganze Stamm weiß, wie viele Schafe und Kamele der Verstorbene hinterlassen hat, und der Minderjährige kann deßhalb nicht leicht betrogen werden. Der Gewinn aus der Verwaltung des Vermögens wird zu Kleidern und andern Bedürfnissen für die Kinder verwendet.

(Schluß folgt.)

Tod des Naturforschers Petit. Dieser Gelehrte war von dem Museum der Naturgeschichte in Paris nach Abyssinien geschickt worden; als er über einen Arm des blauen Nils setzte, wurde er von einem Krokodil erfaßt und verschlungen. (Galignani Messenger vom 11 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1843.

Die freien Frauen in Indien.

Der französische Voleur (10 Nov.) übersetzt, ohne nähere Quellenangabe, aus dem Englischen eine Reiseskizze, der wir nachstehende interessante Schilderung entheben.

„Wir besuchten das Dorf Serada, welches nicht weit von Goa liegt und von Frauen bewohnt ist, die im ganzen westlichen Indien durch ihre große Schönheit und die außerordentliche Weiße ihrer Haut berühmt sind. Es sind Hindufrauen, die aber sich von allen benachbarten Stämmen durchaus unterscheiden. Es ist ihnen verboten eine dauernde Ehe einzugehen, und die Priester der Pagoden sind die einzigen Männer, welche in dem Dorfe wohnen dürfen. Sie sollen in Bezug auf das andere Geschlecht sich in der Art verhalten, wie die Königin der Amazonen gegen Alexander den Großen. Nur schließt das Gesetz oder der Gebrauch aus ihrer Gesellschaft jeden Mann aus, welcher nicht einen sehr weißen Teint und Züge von classischer Schönheit hat. Ich konnte nichts sicheres über das Loos der männlichen Kinder erfahren, glaube aber daß man Priester aus denselben macht, während die Mädchen, vielleicht nur die hübschesten — denn alle die ich hier sah, waren außerordentlich schön — mit der größten Sorgfalt erzogen werden. Der Ursprung dieser Gesellschaft ist in Geheimniß gehüllt; nach der Tradition stammen sie von einem portugiesischen Nonnenkloster ab. Diese Frauen verlassen ihr Dorf nie und scheinen solches als den schönsten Aufenthalt der Erde zu betrachten; einer abergläubischen Ansicht zu Folge würden sie sogleich sterben, wenn sie über die Ghats (Gebirge) gingen.

„Wir fuhren den Fluß hinauf bis ans Dorf, schlugen unsere Zelte am Ufer auf und schickten nach dem gewöhnlichen Ceremoniell einen Boten voran, um unsere Ankunft anzukündigen. Bald erhielten wir einen Deputirten dieser reizenden Nymphen, die uns auf die anmuthigste Weise für die Ehre dankten, welche wir ihnen erzeigten, und uns ankündigten, sie seyen von der Matrone des Dorfs beauftragt uns zu bitten, noch an diesem Abend einer Natsch (Tanzvorstellung) beizuwohnen. Dann warfen sie uns eine Blumenguirlande um den Hals und führten uns mit sich. Ich war betroffen von der Anmuth und Schönheit dieser jungen Frauen; sie waren fast so weiß wie Europäerinnen, ihre Züge waren vollkommen regelmäßig und ihre von langen seidenen Wimpern beschatteten Augen warfen unwiderstehliche Blicke um sich her. Ihr Wuchs war majestätischer, ihre Formen voller und runder als die der Hindufrauen im allgemeinen; ihr fließendes Gewand, das durch einen silbernen Gürtel zusammengehalten und so aufgeschürzt war, daß einer ihrer Füße bis über das Knie nackt blieb, glich auffallend einer griechischen Draperie. Ihre einfach geglätteten Haare waren mit Jasminguirlanden durchflochten und hinten durch eine goldene Nadel zusammengehalten. Der Glanz ihrer Reize wurde noch erhöht durch die Sanftheit ihrer Züge und ihre bescheidene Haltung, denn troß ihrer seltsamen Lebensweise, die mit unsern sittlichen Begriffen in so scharfem Contrast steht, bei ihnen aber für etwas ganz natürliches gilt, behaupten sie doch wenigstens dem Anschein nach die ihrem Geschlecht angemessene Zurückhaltung. Beim Eintritt ins Dorf fanden wir eine andere Deputation, die uns nach dem Hause ihrer Vorsteherin führte.

„Das Dorf liegt ausgezeichnet schön inmitten eines Wäldchens von Citronen-, Orangen- und Palmbäumen, das durch die mit Wohlgerüchen geschwängerte Seeluft noch mehr erfrischt wird; vor dem Dorfe dehnt sich ein schöner Salzwassersee aus, dessen Ufer mit Wald bewachsen sind, und dahinter erheben sich die blauen Gipfel der Ghats, welche zwischen diesem Zauberort und der übrigen Welt eine natürliche Gränze zu ziehen schienen. Wir wurden mit großem Ceremoniell von der Vorsteherin und allen ihren Frauen empfangen in einem offenen Gemach, wo man uns zuerst mit Rosenwasser besprengte und dann Thee auftrug. Wir setzten uns sodann an den Wänden nieder, um dem Tanz der dem Tempel beigegebenen Mädchen zuzusehen, und entfernten uns sehr spät, nachdem wir einige kleine Geschenke, wie gestickte Pantoffeln, Ringe u. dergl. ausgetheilt, und eine der schönsten, welche Biaca hieß, gezeichnet hatten. Am nächsten Morgen brachen wir nach den Gebirgen auf."

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto x.

(Fortsetzung.)

Nach einem heiteren Mittagessen verließ ich Bojano und eilte auf trefflicher Straße, rechts die Aussicht auf die Felsen- und Gebirgsstädte S. Polo, Campochiaro und Guardia Regia, wo sich eine wilde Schlucht öffnet, links auf das wellenförmigere Hügelland, auf Colle d'Anchise (mit prunkendem altem Namen, obschon keineswegs so altem Ursprunge) und die dahinter gelegene Hügelreihe, nicht minder poetisch Colle delle Rose genannt, weiter nach Vinchiatura. Vor Vinchiatura windet sich die Straße durch herrliche Eichenwälder, welche ich leider noch nicht im vollen Schmuck des Frühlings erblickte, immer mehr bergan; man überblickt einen großen Theil des Tamarothals, die Gegend von Sepino und das steinige Terrain hinter Cerza; der Anblick des Matese-Gebirges, des Monte Mileto und des Thals von Bojano gestaltet sich mit jedem Schritt vorwärts großartiger und schöner; aber leider war das schneebedeckte Haupt des Riesen tief in Wolken gehüllt und so ging mir ein Theil der berühmten Aussicht von Vinchiatura verloren. Dieser Ort mit rothen Ziegeldächern oder hölzernen Gebäuden hat noch ganz das Ansehen eines ächten Gebirgsstädtchens. Die Häuser stehen weit von einander, die Kirche liegt isolirt an einem erhabenen Orte und nicht weit davon der Palast des Amtmanns oder des reichen hier dominirenden Gutsbesitzers. Der Wein hieselbst, den ich aus Neugier kostete, ist ein ungenießbares, weißlich-trübes Gemisch, gleich dem in Bojano, und das mir dazu gereichte Stück Brod war ebenfalls von der kläglichsten Beschaffenheit. Die Trachten der Landbewohner von Isernia bis Campobasso sind höchst malerisch und übertreffen die der Südseite des Matese-Gebirges; manche darunter sind gewiß uralten Ursprungs. Bald hinter Vinchiatura vereinigt sich die samnitische Straße mit der von Neapel nach Campobasso, Larino und Termoli führenden. Die Gegend wird sehr öde und steinig: links gehen an zwei Punkten sehr gut erhaltene Fahrstraßen nach den Städtchen Baranello und Busso ab, den Geburtsstädten der neapolitanischen Minister Zurlo und Santangelo; man steigt fast immer bergab und erblickt endlich, hinter einem Eichenwalde verborgen, das freundliche, täglich mehr emporblühende Städtchen Campobasso.

In mancher Krümmung führt der Weg dahin bergab und zu meinem Erstaunen traf ich, allzu stolz und froh über meine rasche Fahrt, dicht vor Campobasso die vier Reiter wieder, welchen ich hinter Isernia weit voran geeilt war, und die auf Richtwegen durch Berg und Thal nun dennoch, ihr langsames Tempo gewiß nie unterbrechend, mit mir zugleich anlangten. Der Gasthof des Hrn. Jamicielli in Campobasso ist ziemlich reinlich und sehr billig; der gewissenhafte Wirth, einzig in seiner Art in Italien, hat sogar einen Tarif für die verschiedenen Zimmer seines Hauses anschlagen lassen und in der Restauration wird man rasch und gut bedient. Diese Notiz mögen diejenigen beherzigen, welche von Neapel über Campobasso zur Besichtigung der herrlichen Ruinen nach Larino*) reisen. Durch Messer- und Stahlfabriken hat sich Campobasso in den letzten Jahren emporgeschwungen; es hat sehr reinliche, breite Straßen, freie Plätze, große Kirchen, eine schöne Promenade, ein Theater und ungefähr 8000 Einwohner; die Stadt zieht sich in einem Halbbogen um ein mittelalterliches, theilweise noch bewohntes Castel, von wo aus ich eine sehr schöne Aussicht genoß; ich zählte an zwölf Ortschaften, auf Hügeln und Felsen gebaut, in dem näheren Umkreise: Ferrazzano präsentirte sich besonders stolz mit seinen 800 Einwohnern, als ob es Tausende in sich schlösse; das uralte Trivento am Trigno konnte ich jedoch nicht von diesem Punkte aus erspähen, eben so wenig das historisch merkwürdige Jelsi. Unter Anleitung eines freundlichen Kaufmanns, an den ich empfohlen war, sah ich noch am selbigen Abend mehrere kleine Messer- und Scheerenfabriken, wo theils nach eigener Phantasie, theils nach englischen und preußischen Mustern gearbeitet wird. Man bot mir sehr große stattliche Jagdmesser zum Kauf an, forderte aber bis 20 Ducati. Der Ursprung Campobasso's ist nicht sehr alt, 1193 jedoch geschieht seiner schon Erwähnung.

Ich hatte heut ein tüchtiges Tagwerk vollendet und verfügte mich nach einem guten Abendessen, wo schon ein besserer Wein, von der adriatischen Küste herüber, paradirt hatte, in mein Bette, als ich kurz darauf genöthigt ward zwei betrunkenen Gendarmen die Thüre zu öffnen, welche nach langem Buchstabiren aus meinem Passe die Namen Aquila und Lecce herausgebracht hatten und nun behaupteten, daß Campobasso weder auf der Straße nach Aquila noch nach Lecce läge. Ich sah bald, daß diese rohe Gewalt nicht durch Vernunftgründe zum Weichen gebracht werden würde, ließ daher den Wirth rufen und bat ihn, einen gebildeteren Polizeicommissär herbeizuschaffen, den Gendarmen erklärend, daß ich sie gar keiner Antwort würdigen wolle. Diese erwiederten mit einem wüthenden „ci vederemo" (wir werden uns wiedersehen!) wurden aber sehr bald von ihrem Lieutenant aus meinem Zimmer hinauscommandirt, der durch den Wirth mir meinen Paß wieder überreichen und höflich wegen der Störung um Entschuldigung bitten ließ. Ich war zu müde, um noch andere Satisfaction zu begehren, schlief vortrefflich, reiste am andern Morgen früh weiter und sah die beiden gewaltigen Paßhelden niemals wieder.

Aber wohin reiste ich? Es war meine Absicht gewesen über Larino in die Provinz Capitanata nach S. Severo oder Lucera zu fahren, aber — wer sollte es für möglich halten? — wegen des Mangels einer einzigen Brücke über den reißenden Fortore mußte ich, wenn ich nicht Wagen und Pferde aufgeben wollte, einen großen Umweg von vielen Tagereisen machen, bis Maddaloni und Avellino, also fast bis Neapel

*) *C. A. Tria:* Memorie storiche civili ed ecclesiastiche della città e diocesi di Larino. Roma 1744. 4.

zurückkehren und von Avellino aus die große pugliesische Landstraße über Ariano nach Foggia einschlagen. Ich hatte keine Lust von Campobasso den viel kürzeren Weg über Volturara nach Lucera zu reiten, vertraute der Schnelligkeit meiner Pferde, die mir den Umweg in einem leichten Fuhrwerk nicht zu fühlbar machen würden und hatte auch auf dem Wege über Maddaloni nach Avellino noch manches zu sehen, was großes Interesse gewährte. Als ich die Anhöhe von Campobasso wieder hinauffuhr, zeigte sich mir, am andern Morgen, der Monte Mileto und das ganze Matese-Gebirge in der schönsten Klarheit; eine unermeßliche Schneefläche ragte in den lichtblauen Aether; das Schwarz und Grau der Berge und das Grün der breiten Ebene von den Silberstreifen der Bäche und Flüsse durchwebt, traten charakteristisch im eigenthümlichsten Farbenglanze hervor: Thäler und Schluchten, Felsen und Berge, Städte und Gehöfte — alles prunkte im reinsten Lichtglanze. Ich ward froh und guter Dinge, die wunderbare Schönheit der Natur, die unvergleichlich schöne Ansicht dieses Gebirges von der Nordseite — welche die von der Südseite weit übertrifft — tröstete mich über den bevorstehenden Umweg und ich tadelte meinen gestrigen Unmuth, als ich wieder in die Gegend von Vinchiatura kam, wo ich so vergeblich nach dem M. Mileto ausgeschaut hatte. Bei S. Giuliano geht es bergab in das Tamaro-Thal, die nächste Umgebung ist sehr freundlich; es wird viel Obst gebaut und noch standen einzelne Kirschbäume in voller Blüthe. Bei dem sogenannten Ponte di Sepino verließ ich rechts die große Landstraße, um den herrlichen Ruinen von Sepino (Attilia) meinen Besuch und die Bekanntschaft der liebenswürdigen Familie Mucci zu machen, an welche ich Briefe hatte. Der Weg nach dem heutigen Sepino hinauf ist sehr holperig und preßte meinem Kutscher manchen neapolitanischen Kernfluch aus, dennoch nannten ihn die Leute „Strada nuova," weil die Commune vor einiger Zeit die gefährlichsten Schlaglöcher hatte zuwerfen lassen. Im Hause Mucci fand ich die regste Thätigkeit; der eine der Brüder unterrichtete die ihm von den ersten Familien der Umgegend anvertrauten zwölf Pensionäre, der andere, ein Advocat, gab einem armen Bauern Audienz, dem sein Nachbar ein Leid zugefügt; der dritte studirte Geschichte und Alterthümer, und das weibliche Personal war mit den Vorbereitungen zu einem frugalen Mittagessen für so viele hungrige Mägen beschäftigt. Die guten Leute meinten, ich würde mehrere Tage bei ihnen verweilen und verwickelten mich in lange Gespräche über meine Reisen in Asien und Afrika; als ich jedoch ernstlich meinen Wunsch zu erkennen gab, so schnell als möglich die Alterthümer kennen zu lernen, waren der eine Bruder und ein Hausfreund, der Gutsbesitzer Giacomo Maglieri, sogleich bereit mich dahin zu begleiten.

Vom heutigen Sepino ist wenig oder gar nichts zu berichten; es ist mittelalterlichen Ursprungs und empfing den classischen Namen von den zwei Miglien entfernten Ruinen. Die Gegend ist schön; Wald wechselt mit Obstgärten, von den Bergen laufen die Quellen herab, winden sich durch gras- und kräuterreiche Wiesen und enden ihren Lauf im Tamaro, der hier seinen Namen empfängt. Unser Weg führte uns über zwei Bäche, Fiumi saracini genannt, an einem hoch gelegenen Kloster vorüber, zu dem mit Eichen bewachsenen Wiesenplan, der die Ueberreste einer ganzen Stadt in sich schließt, des in der römischen Geschichte wohl bekannten, berühmten Sepino, aus welchem im Mittelalter — aus Gründen, die mir bis jetzt noch nicht ganz klar geworden — Altilia und Altavilla gemacht wurde. Von diesen großartigen Ruinen sind aber wiederum die wenigen Ueberreste zu unterscheiden, welche sich links vom Wege nach Altilia hoch oben auf einem Berge befinden, in wenigen kolossalen, sogenannten cyklopischen Mauerüberresten bestehen und unstreitig der frühesten Samniterzeit angehören, aus welcher so geringe Spuren und noch weniger Ueberlieferungen vorhanden. Die ältesten Bewohner Italiens und Siciliens — dieß geht aus unzähligen Stellen des Diodor und Thucydides hervor — bauten sich aus Furcht vor Ueberfällen hoch oben auf Bergen, Klippen und Hügeln an, und zogen sich nur ganz allmählich und sehr vorsichtig in tiefer gelegene Gegenden hinab. So stiegen die Samniter von dem uralten felsigen Sepinum oder Supinum in die Ebene und bauten das zweite Sepinum, das heutige Altilia; dasselbe thaten die Einwohner von Bovianum, sie verließen den Ort, wo jetzt Civita steht und siedelten sich unten an; auch bei Telese kann ich diese Ansicht durchführen: ich fand nämlich auf dem Monte Acero oder Acino, am Flusse Titerno, zwischen San Salvadore und Faicchio, höchst interessante Ruinen und Mauerüberreste, welche auf die Existenz einer uralten Stadt (des ältesten Telese) daselbst hindeuten, deren kein gelehrter Alterthumsforscher erwähnt, eine Entdeckung, welche ich den zufälligen Mittheilungen eines Schweinehirten verdanke, der mich am Titerno an der uralten Römerbrücke, welche Fabius Maximus bauen ließ, frühstückend antraf und mit einigen neugierigen Fragen langweilte. Bei Alife, Isernia und andern Städten des alten Samniums bin ich bis jetzt nicht so glücklich gewesen Spuren des eben bezeichneten graueren Alterthums aufzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Arabien.

Die Hedajim. — Der Scheik. — Der Kadi. — Gesetze. — Feste.

(Schluß.)

Fremdlinge, welche in einem Beduinenlager keinen Freund oder Bekannten haben, steigen am ersten Zelt ab, welches ihnen aufstößt. Mag nun der Eigenthümer zu Hause seyn oder nicht, so breitet das Weib oder die Tochter desselben augenblicklich einen Teppich aus und bringt Erfrischungen herbei. Heischen die Geschäfte des Fremden einen längern Aufenthalt, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchziehen wünscht, so fragt der Wirth nach Verlauf von drei Tagen und vier Stunden, von der Zeit seiner Ankunft gerechnet, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Wenn

der Fremde erklärt, daß er seinen Besuch verlängern will, so erwartet man auch von ihm, daß er seinem Wirth und Freund in häuslichen Angelegenheiten, Herbeischaffen des Wassers, Melken der Kamele, Füttern der Pferde u. s. w. beistehen werde; bequemt er sich hiezu nicht, kann er doch bleiben, wird aber wegen seines ungefälligen Benehmens von allen Arabern des Lagers getadelt werden. Dagegen kann er zu irgend einem andern Zelte gehen und sich daselbst als Gast erklären. So kann er jeden dritten oder vierten Tag sich einen andern Wirth wählen, bis seine Angelegenheit beendigt ist.

Die Araber eines Stammes in Nedschd bewillkommen einen Gast damit, daß sie ihm eine Schale geschmolzener Butter auf das Haupt gießen, und unter den Merekedes, einem Stamm an den Gränzen von Yemen, bringt es das Herkommen mit sich, daß der Fremde die Nacht über bei der Hausfrau schlafe, von welchem Alter oder von welcher Beschaffenheit dieselbe auch seyn möge. Versteht er, sich der Frau angenehm zu machen, so wird er ehrenvoll und gastfrei behandelt; ist ersteres aber nicht der Fall, wird ihm der untere Theil seines Abba oder Mantels abgeschnitten und man jagt ihn schimpflich fort. Als die Merekedes den Glauben der Wahabiten annahmen, mußten sie diesem Herkommen entsagen; da aber bald nachher eine Dürre eintrat, betrachteten sie dieses Mißgeschick als eine Strafe dafür, daß sie das gute alte Herkommen ihrer Vorfahren aufgegeben hatten, und wendeten sich an den Heerführer der Wahabiten, um von ihm die Erlaubniß zu bekommen, ihre Gäste wie vorher zu ehren, was ihnen auch gestattet wurde. Einem Araber schuld geben, daß er seinen Gast vernachlässige oder ihn nicht gut behandle, ist eine der größten Beleidigungen.

Bei den Arabern ist das größte Fest das ihrer Beschneidung. Die Knaben erfahren diese Operation zu allen Jahreszeiten in einem Alter von sechs oder sieben Jahren. An dem Morgen des für die Beschneidung bestimmten Tages schlachtet der Vater des Knaben ein Schaf; sein Oheim oder der nächste Verwandte bringt ebenfalls ein geschlachtetes Schaf in das Zelt oder, wenn sie arm sind, ein großes Gericht gekochter Victualien, aber in der Regel werden fünf oder sechs Schafe geschlachtet. Alsdann wird ein Kamelsattel vor das Zelt gelegt und über denselben ein rothes Tuch gebreitet und an den vordern Theil Straußenfedern gesteckt. Die Frauen des Lagers versammeln sich auf dieses Zeichen und vertreiben sich die Zeit mit Singen, während die Männer im Zelt zur Mahlzeit sind. Nach Beendigung dieser Mahlzeit wird der Knabe beschnitten und die Frauen begleiten diese Operation mit einem lauten Gesang. Nun verlassen die Männer das Zelt, nehmen ihre Lanzen und besteigen ihre Stuten, um zu Ehren des Zeltes, in welchem die Beschneidung stattfand, ein Turnier zu beginnen. Derartige kriegerische Evolutionen nach der Beschneidung sind ein uralter Brauch der Beduinen. Während des Turniers singen die schwarzäugigen Zuschauerinnen und preisen den ersten Reiter oder den Besitzer der flüchtigsten Stute.

Am Feste des Ramadan und des Opfers auf dem Berge Arafat veranstalten diejenigen Araber, welche keine Pferde haben, Wettrennen an Kamelen. Bei den Arabern am Sinai dürfen die Mädchen bei dieser Gelegenheit den jungen Männern des Stammes ihr Antlitz sehen lassen, indem sie, während letztere auf ihren Kamelen schnell vorüber reiten, auf einen Augenblick ihre Schleier lüften, so daß dem Reiter ein flüchtiger Anblick verstattet wird. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Mädchen kurz nach diesen Festen reißend schnell abgehen; es ist dann starke Nachfrage nach diesem Artikel; die glücklichen Väter werden mit Besuchen beehrt und die holden Töchter der Wüste werden zur Ehe verlangt.

Es gibt wenige Beduinenstämme, in deren Gebiet man nicht, oder vielleicht in geringer Entfernung davon, das Grab irgend eines Heiligen oder eines geachteten Scheik fände. An diesen richten alle benachbarten Araber ihre Wünsche. Diese Gräber werden gewöhnlich von einer großen Menge Araber, welche hier die Opfer schlachten, die sie im vorigen Jahre gelobt hatten, des Jahres einmal besucht. Diese Gelübde werden gethan in der Hoffnung, einen Knaben zu bekommen oder viele junge Kamele und Pferde. Die Verehrung, welche die Beduinen einem Heiligen widmen, gränzt fast an Vergötterung. Sie glauben sicher, daß er den Himmel hier und in der andern Welt zu ihren Gunsten stimmen könne. Gegen diesen Aberglauben und das Schlachten der Opfer zur Ehre der Heiligen haben die Wahabiten sehr geeifert. Die Gräber der Heiligen sind gewöhnlich auf Berggipfeln angebracht.

Derjenige Tag, an welchem das Grab des Heiligen besucht wird, ist ein Festtag für den ganzen Stamm und für alle Nachbarn. Mädchen und Frauen sind dann in ihre schönsten Gewänder gekleidet und sitzen auf Kamelen, deren Sättel die Männer mit großer Sorgfalt zu schmücken sich bemühen. Bei jeder Gelegenheit strebt der Beduine danach, sein Weib in dem vortheilhaftesten Licht und in dem schönsten Anzug sehen zu lassen; er scheint zu wünschen, daß sie alle ihre weiblichen Bekannten in prächtigen Kleidern und Ringen übertreffe, während er selbst kaum mehr auf dem Leibe hat, als absolut nöthig ist, um ihn vor der Hitze des Sommers oder vor der Kühle der Regenzeit einigermaßen zu schützen.

Die Anesi beobachten die Fasten des Ramadan mit großer Pünktlichkeit; selbst während ihrer Wanderungen mitten im Sommer kann sie nichts, außer wenn der Tod zu befürchten ist, bewegen, die Fasten zu brechen. Am Tage Korban, wo das große Opferfest auf dem Berg Arafat gehalten wird, schlachtet jede arabische Familie so viele Kamele, als während des vergangenen Jahres erwachsene Personen in dieser Familie gestorben sind, ohne Rücksicht, ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechts waren, und wenn auch ein Verstorbener seinem Erben nur ein einziges Kamel hinterlassen hat, so wird dieses Kamel geopfert, hat er aber auch nicht einmal Ein Kamel hinterlassen, so schlachten seine Verwandten eines von ihren eigenen Kamelen; sieben Schafe können einem Kamel substituirt werden, und wenn die ganze Zahl am Korban des Sterbejahres nicht beschafft werden kann, so läßt sich dieser Mangel dadurch verbessern, daß man im nächsten Jahre noch einige nachschlachtet. Der Korban (d. i. das große Opferfest) ist deßhalb stets ein großer, mit vielen Zurüstungen verbundener Festtag unter den arabischen Stämmen.

Seit ihrem Uebertritt zum Glauben der Wahabiten haben die Anesi angefangen, regelmäßige Gebete zu beobachten, denn sie wissen, daß das Oberhaupt sehr strenge diejenigen zu bestrafen pflegt, welche die Gebete versäumen. Der auch in Arabien eingerissenen Gleichgültigkeit in religiösen Dingen einen mächtigen Damm entgegenzusetzen, war stets das Bestreben des Oberhauptes der Wahabiten.

Statistik der französischen Deputirtenkammer. Von den Deputirten sind 275 verheurathet, 58 unverheurathet und 121 Wittwer. Das Gesammtalter der 450 Deputirten ist 11,997 Jahre. Sie zahlen zusammen 1,349,600 Fr. Steuer; ihre Einkünfte belaufen sich auf 13,008,000 Fr. Die bezahlten Beamten ziehen jährlich vom Staat eine Summe von 1,936,500 Fr. (Voleur vom 10 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1843.

Die Folgen des chinesischen Handelsvertrags für China.

London, den 3 November.

Der Handelsvertrag mit China ist ein Ereigniß von der allergrößten Wichtigkeit, das zwar nicht auf der Stelle die sanguinischen Hoffnungen des fremden Handels erfüllen wird, aber für die Zukunft Folgen voraussehen läßt, deren Größe kaum zu berechnen ist, deren Tendenz aber sich schon jetzt leicht angeben läßt. Der Vertrag befriedigt den englischen Handel vollkommen, was auch ganz natürlich ist, denn er ist wörtlich nach dem Plan abgefaßt, den die Londoner East India and China Association den 9 Nov. 1839 der englischen Regierung vorgelegt hat. Die englische Handelskammer in Canton selbst hat weit minder gründliche Reformen und weit geringere Ausdehnung verlangt, was sich aus ihren localen Interessen und in einigen Fallen aus ihrer bessern Kenntniß des Landes erklärt. Die Association hatte der Regierung sieben Punkte angegeben, welche beim Frieden mit China erhalten werden müßten: 1) Zulaß zu einigen Häfen im Norden, wie Amoi, Fu-tscheu-fu, Ningpo u. s. w.; 2) Freiheit mit allen chinesischen Kaufleuten in diesen Häfen zu handeln, und Bestehen auf Aufhebung des Hong; 3) bürgerliche Freiheit und Beschützung der Engländer in diesen Häfen; 4) Tarif für Ein- und Ausfuhr durch einen Vertrag der beiden Regierungen bestimmt, und so daß er nur durch gegenseitige Einwilligung geändert werden könne; 5) directe Communication der englischen Behörden mit den chinesischen; 6) Beschränkung der Strafe bei Verletzung chinesischer Gesetze auf den Verbrecher; 7) Besitznahme oder Kauf einer Insel an der Küste. Sir H. Pottinger hat alles dieß und noch mehr erreicht und in zwei Verträgen festgesetzt, deren einer die allgemeinen Reglements über die Verhältnisse des fremden Handels zu den chinesischen Behörden, der andere den Tarif enthält. Beide sind in den Zeitungen im Detail erschienen, und ich kann daher bei den folgenden Bemerkungen darüber ihren Inhalt als bekannt voraussetzen.

Was den allgemeinen Vertrag betrifft, so ist er in allen seinen Theilen billig und mit Vorsicht abgefaßt, und obgleich er die ganze bisherige Geschäftsmethode in den chinesischen Häfen von Grund aus abschafft, so haben doch die Chinesen weise daran gethan ihn anzunehmen, und so ihrem fremden Handel ungefähr dieselbe Form zu geben, welche er nach und nach bei europäischen Völkern, die mehr Erfahrung darüber haben, angenommen hat. Die ganze frühere Einrichtung des Handels in China war darauf berechnet, die Berührung mit Fremden möglichst zu beschränken und die mit fremden Regierungen gänzlich zu vermeiden. Daher die Concentration des Handels in den Händen einer Anzahl chinesischer Kaufleute (der Hong), welche den fremden Schiffen als Bürgen dienten, mit denen allein die chinesische Regierung in Berührung war, von denen der Aus- und Eingangszoll auf alle Waaren bezahlt wurde, ohne daß der fremde Händler im Geringsten damit zu thun hatte, und die für alle Vergehen der Fremden haften mußten, während von ihrer Seite die chinesische Regirrung den fremden Gläubigern der Hong Garantie leistete. Diese Einrichtung erfüllte einen doppelten Zweck, die Streitigkeiten mit Fremden zu vermeiden, und den der englischen Compagnie eine chinesische gegenüberzustellen, welche jene hindern könnte, durch ihre Capitalien und ihre Einheit sich zum Herrn des chinesischen Marktes zu machen. An diese Einrichtung aber knüpften sich bald eine Menge von Mißbräuchen, welche mit der Zunahme des fremden Handels in gleichem Maaße zunahmen und am Ende so in das System verwuchsen, daß kaum mehr an eine freiwillige Reform von chinesischer Seite zu denken war, weil alle Localbeamten in Canton vom Generalgouverneur an bis zum letzten Zöllner dabei interessirt waren, und der Hof selbst seinen reichlichen Theil an der Beute nahm. Das System der Hong datirt vom Jahre 1702, und im Jahre 1720 wurde es durch die Errichtung eines Syndicats (des Cohong) regularisirt. Der fremde Handel protestirte umsonst gegen dieses Monopol, und brachte es im Jahre 1771 auch dahin, daß es nominell abgeschafft wurde, wofür die ostindische Compagnie dem Hong Pankhequa die Summe von 100,000 Unzen Silbers bezahlte, die er dabei ausgegeben zu haben behauptete. Aber der Cohong wurde nach wenigen Jahren wieder eingeführt,

und ist seit dieser Zeit bis zum 29 Julius des laufenden Jahres im Besitz des Monopols des fremden Handels geblieben. Von Anfang an betrieb diese Gesellschaft ihr Geschäft mit englischem Capital, indem der ungeheure Zinsfuß von China es zu ihrem Interesse machte, sich europäischer Capitalien auch zu hohen Zinsen vorzugsweise zu bedienen, denn das Geld steht in China im allgemeinen auf 20 bis 25 Procent, so daß sie mit Vortheil von Europäern zu 12 Proc. und mehr entlehnten. Aber dieses System führte zu großen Mißbräuchen. Im J. 1778 klagten die englischen Kaufleute in Canton (in deren Händen der Theil des dortigen Handels war, den die Compagnie sich nicht vorbehalten hatte), daß die Hong ihnen 4 Mill. Dollars schuldig seyen. Die Compagnie untersuchte die Bücher und fand, daß sie nur 1,078,976 Doll. für wirklich erhaltenes Geld oder Waaren schuldig seyen, der Rest für aufgelaufene Zinsen. Sie mischte sich ungern in die Sache, weil sie voraussah, daß daraus neue Auflagen auf den Handel entstehen würden, aber der Admiral Vernon schickte eine Fregatte nach Canton, die Liquidation zu betreiben. Die kaiserliche Regierung erklärte, daß die Geldanleihen von Fremden an Chinesen illegal seyen und reducirte die erigible Schuld auf 600,000 Dollars, welche innerhalb zehn Jahren vom Cohong bezahlt werden mußten. Zu dieser Bezahlung wurde nun vom Vicekönig von Canton und den Hong ein neuer Ausfuhrzoll auf Thee und Seide gelegt, so daß im Grund die Compagnie die Schulden der Hong zu bezahlen hatte. Unter dem Vorwand, für ähnliche Fälle einen Fonds zu bilden, wurde der neue Zoll beibehalten, und je nach den Bedürfnissen des Cohong noch von Zeit zu Zeit vermehrt, und so bildete sich denn der sogenannte Consufonds, in welchem die Behörden von Canton, die Regierung in Peking und die kaiserliche Familie reichlich zu schöpfen begannen. Wenn z. B. außerordentliche Fonds bei Ueberschwemmungen, bei Hungersnoth oder Krieg nöthig waren, wenn der Kaiser sich vermählte oder sonst große Familienfeste waren, kurz bei jedem Vorwand wurden ungeheure Summen von dem Cohong gefordert, ohne die directen Bestechungen der Cantoner Behörden zu rechnen. So sind z. B. noch heute ein Theil der Contributionen, welche den Hong zu dem Krieg in Tibet im J. 1825 auferlegt wurden, nicht erledigt; die Anforderung betrug im Jahre 1838 noch 600,000 Unzen Silber, die in zehn jährlichen Raten bezahlt werden sollten. Wurde ein neuer Hong ernannt, so verlangte der Hopu (der General-Intendant der Finanzen der Provinz) 50,000 Unzen für sich. Kurz des Mißbrauchs war kein Ende, und wenn einer der Hong fallirte, so war kein Geld in der Consu-Casse, so daß ein neuer Aus- und Einfuhrzoll aufgelegt werden mußte. Im allgemeinen haben sich wenige der Hong bereichert, theils aus Unklugheit, Unfähigkeit und Verschwendung, theils wegen der Erpressungen der Beamten, und in gewöhnlichen Jahren mußte an die fremden Gläubiger etwa 300,000 Dollars an ihren Schulden bezahlt werden, und da diese gewöhnlich innerhalb zehn Jahren bezahlt wurden, so betrug das in beständigem Bankerott liegende europäische Capital etwa 3 Mill. Dollars.

Im Jahre 1837 fallirte ein Hong, Namens Hingtai, dessen rechtmäßige Schulden an fremde Häuser nach allen Reductionen auf 2,261,439 Dollars festgesetzt wurden. Dabei zeigte sich das Unwesen der Consu-Casse; diese hatte nämlich im J. 1837, das ein gewöhnliches Jahr war, folgende Zölle (neben den kaiserlichen) erhoben: vom Centner Twist 3 Doll., von Tuch je nach der Qualität $\frac{1}{3}$ bis 1 Dollars per Stück, von roher Baumwolle $\frac{3}{4}$ Doll. per Centner, von Thee $1\frac{1}{2}$ Doll. per Cent., von Nankingseide 9 Doll. und von Cantonseide $2\frac{3}{4}$ Doll., im Ganzen 1,833,680 Dollars, und doch fand sich nichts in der Casse, als Hingtai's Schulden bezahlt werden sollten. Bei den zahlreichen Bankerotten von Hongkaufleuten kam nie vor, daß einer von ihnen der ostindischen Compagnie verschuldet gewesen wäre, oder vielmehr diese Schulden erschienen nie auf der Bilanz, weil die solventen Hong sie sogleich aufkauften, um sich dadurch den Theil der Theecontracte des nächsten Jahres, welcher den Fallirten zugekommen wäre, zu sichern. Die Compagnie vertheilte nämlich jedes Jahr ihre Contracte in eine gewisse Anzahl von Theilen, deren sie jedem der Hong, je nach seinem Capital oder seinen Verbindlichkeiten, eine mehr oder minder große Zahl gab, und da der Gewinn daran sicher war, so hatte sie dadurch die Hong beständig in ihrer Gewalt, indem sie jeden von ihnen bereichern oder ruiniren konnte. Aber nach der Aufhebung des Monopols der Compagnie fiel diese Art von Geschäften, so wie die Vorschüsse der Compagnie weg, und das Geschäft wurde unregelmäßiger und gewagter. Es wurde von nun an fast gänzlich mit dem Geld der Opiumschmuggler betrieben; dieses wurde immer in Silber bezahlt, wovon sie einen Theil nach Indien schickten, neues Opium zu kaufen, und den Ueberschuß den chinesischen Kaufleuten auslieferten. Diese schickten das Geld in das Innere, um die Production von Seide und Thee zu vermehren, und so nährte der illegale Handel wenigstens zum Theil den legalen. Aber der ganze Zustand des Verkehrs war dennoch schlecht. Die Nothwendigkeit einer chinesischen Compagnie, um der englischen zu widerstehen, war durch die Aufhebung der letztern weggefallen und der Zweck den Collisionen mit Fremden zu entgehen, wurde auch nicht erfüllt; daher mußten die Hong fallen und niemand wird wohl ihre Existenz bedauern, als höchstens die chinesischen Localbeamten und vielleicht die Douane, weil sie doch einigermaßen dem Schmuggeln vorbeugten, außer im Opium, welches gänzlich außerhalb ihres Bereichs lag. Die Folge wird zeigen, wie weit es den englischen und chinesischen Behörden gelingt, dem Schmuggel Einhalt zu thun und der Bestechlichkeit der Beamten zu entgehen. Daß jenes nicht unmöglich ist, sieht man daraus, daß gegenwärtig das Einschmuggeln einer Kiste Opium 40 spanische Thaler kostet, ein Preis welcher die Contrebande aller Waaren von geringerem Werth ausschließen würde, wenn man bei ihnen ebenso streng wäre. Aber es gehört dazu eine gänzliche Revision der Besoldungen der Administration an der Küste dazu, indem diese gegenwärtig so schlecht bezahlt ist, daß sie auf Erpressungen und Bestechungen angewiesen scheint. Es ist in Canton vollkommen bekannt,

daß die Stelle des Hoppu von Canton am Hof als die beste gilt mit der man einen Günstling belohnen kann, und daß er in drei Jahren reich zu werden pflegt. Diesen Expressungen wird die Eröffnung neuer Häfen so weit eine Gränze setzen, als es im Interesse der Localbeamten seyn wird, den möglichst großen Theil des Handels in ihren Hafen zu ziehen; aber dieß ist eine Garantie nur gegen Erpressung, aber nicht gegen Bestechungen zum Nachtheil der kaiserlichen Douane.

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto 2c.

(Fortsetzung.)

Die Mauern Altilia's bilden ein Fünfeck von einer Form, die einem Ei ähnelt, dessen Basis eine grade Linie ist; sie umfassen nach sehr genauer Messung einen Flächenraum von 251,846 Palmen, enthalten vier Thore, ungefähr mit den Himmelsgegenden correspondirend, so daß zwei Hauptstraßen die Stadt durchschnitten: die Länge derjenigen, welche von Norden nach Süden läuft, beträgt 1384 Palmen, die Länge der durchschneidenden 1216 Palmen; das westliche Thor hieß einer Inschrift gemäß Porta Romana; Mauern, Thore, Tempel, Bäder und Gebäude bestehen aus enormen Werkstücken, die mit großem Fleiß und einer gewissen Eleganz bearbeitet und ineinandergefügt sind. Das Opus reticulatum ist überall sehr vollkommen, in großen, zum Ganzen passenden Verhältnissen. An vielen Stellen ist diese herrliche Mauer durchbrochen und in Trümmer dahin gesunken, auf welchen kolossale Eichen emporwuchsen. Die vier Thore sind deutlich mit allen Eigenthümlichkeiten der einfachsten, solidesten Bauart, Fallgittern, Schutzwinkeln u. s. w. zu erkennen; dasselbe gilt von den kürzlich erst aufgegrabenen Thürmen, den Ueberresten mehrerer Tempel und denen eines sehr großen Gebäudes, etwa einer Gerichtshalle, welche sich an dem Punkte befindet, wo sich die beiden Hauptstraßen, deren Pflaster an verschiedenen Stellen hervortritt, kreuzen. Mit Berücksichtigung der Meinung einiger Gelehrten, daß Sepinum der Hauptversammlungs- und Gerichtsort aller Städte der Samniter gewesen, wohin sie ihre angesehensten Magistratspersonen, um Beschlüsse zu fassen und Staatsangelegenheiten zu entscheiden, zu verschiedenen Zeiten des Jahres schickten, könnte man annehmen, daß die colossalen Trümmer diesem Gebäude, einer Curie, angehört hätten; doch habe ich bereits an einem anderen Orte nachzuweisen gesucht, daß den jedesmaligen Umständen gemäß die verschiedensten Städte Samniums zu Versammlungsplätzen gewählt wurden. Die Ruinen eines Theaters inmitten der Stadt, ebenfalls aus kolossalen Werkstücken bestehend, beschäftigten lange unsere Aufmerksamkeit; wir fanden Bausteine von vierzehnthalb Fuß Länge und vier Fuß Breite, ungeheure Thore von 16 Palmen Breite, Mauern von 7 Palmen Dicke und eben so riesige Bögen, welche in 200 Palmen Entfernung einander gegenüberstanden. Hinter diesen Bögen läuft ein Corridor von ansehnlicher Breite, woraus meine Begleiter auf ein Amphitheater (mitten in der Stadt) schließen wollten, eine Ansicht, die ich nicht theilen konnte; ich halte dieß Gebäude für ein Theater und jenen Gang, der rings herum führte, für eine Art Cryptoporticus zu Spaziergängen für die Bewohner der Stadt; meine Gründe um diese Meinung zu entwickeln, würden jedoch an diesem Orte zu weit führen, und ich will nur anführen, daß ein mächtiger Ruinenhaufen vor der Stadt vielleicht nicht mit Unrecht als einem Amphitheater angehörig betrachtet werden darf. Doch wahrlich ich muß die übrigen Trümmer kurz zusammenzufassen; es liegen Säulen, Capitäler, Ornamente 2c. in übergroßer Masse zerstreut umher; Inschriften sind so zahlreich vorhanden, daß die Gebrüder Mucci ein kleines Buch damit füllten; ich hebe nur die beiden großen mit schönen Lettern hier hervor, in welchen gesagt wird, daß Claudius Nero die Stadt mit neuen Mauern, Thürmen und Thoren beschenkte und eine dritte eben so stattliche, welche den Fabius Maximus als den Wiederhersteller (curante Neratio) der durch das Alter der Zeit dahin gefallenen Thermen nennt. In andern Inschriften kommen die Namen Rufinus, Babius, L. Cinna, C. Pomponius 2c. 2c. vor. Vor der Porta Romana nordwestlich befinden sich die Gräber; es ist hier eine Gräberstraße wie in Pompeji, aber mit dem Unterschiede daß in Sepino kein Sepulcral-Monument ganz erhalten ist; ich sah recht schöne Darstellungen: kämpfende Krieger, Löwen, Thiere der Jagd, Blumen, Guirlanden, Vasen. Ein Fragment stellt einen herrlichen Löwen dar, welcher ein Frauengesicht zwischen seinen Tatzen hielt, ein anderes in der Mauer einer Masserie das Symbol der erzeugenden Kraft in aufrechter Stellung mit Fittigen und Vogelfüßen, wie dergleichen im geheimen Cabinet des Museo Borbonico zu Neapel vorkommen; ein reisender Engländer wollte kürzlich diesen Gegenstand für geringen Kaufpreis an sich bringen, wurde jedoch durch das Einschreiten eines einheimischen Liebhabers daran gehindert. Von Mosaiken sah ich ebenfalls manches Fragment und bedauerte, meine Nachforschungen für diesesmal nicht auf die Umgebungen der Stadt ausdehnen zu können, wo unstreitig manches zu finden seyn wird, z. B. die Ueberreste eines Apollotempels, einer Wasserleitung und eines Gebäudes, welches eine Quelle einfaßte.

Sepinums Geschichte ist sehr eng mit derjenigen des übrigen Samniums verflochten, und somit will ich hier Wiederholungen ersparen. Gruter gibt einige Inschriften an, die auf speciellere Begebenheiten ein Licht werfen, z. B. auf die Würde ein Municipium unter Antoninus Pius gewesen zu seyn. Livius erwähnt der Eroberung unter Papirius schon im Jahre 459 R. Claudius Nero machte es zur Colonia und wohl mag die Stadt nach Sulla's Verheerungen neuer Einwohner bedürftig gewesen seyn; Plinius und Ptolemäus erwähnen derselben zu verschiedenenmalen, ohne jedoch Einzelnheiten hervorzuheben.

(Fortsetzung folgt.)

Rovigno.

(Aus dem Italienischen des Dr. Kandler, von Stowenkal.)

An der vom Lemecanal bespülten Erdzunge in Südistrien erhebt sich Rovigno auf einem Felsen im Meere zwischen zwei schönen Buchten. Die eine bildet den besuchtesten Hafen, die andere von weiterem Umfange dient den größten Schiffen als Zufluchtsstätte.

Die ältesten Urkunden der Provinz schweigen gänzlich von Rovigno. Unbezweifelte Sagen bezeichnen diese Stadt als Schlupfwinkel von Piraten; wir wissen jedoch nicht, ob sich dieß auf das Mittelalter beziehe, da das adriatische Meer damals nicht sicher war, oder auf weit ältere Zeiten, als nämlich die Römer wegen einiger den Istrianern angeschuldigten Raubthaten die ganze Provinz unterjochten. Der Name Arupenum oder Rubinum hat auf die Bodenbeschaffenheit keinen Bezug, und ist trotz seines Ausganges nicht lateinischen, sondern celtischen Ursprunges, wie so viele andere Namen der Oerter an der istrischen und mittelländischen Küste; so klingt auch der zweite Selbstlaut im Namen Rovigno mehr wie e als i, und wird noch jetzt vom Volke Rov e gno ausgesprochen.

Von den aquilejaer Patriarchen den Bischöfen von Parenzo als Geschenke überlassen, erscheint Rovigno im Mittelalter unter den ansehnlichsten Festungen der Provinz, und vor noch nicht vielen Jahren umgaben feste Mauern den Felsen als Mittelpunkt der Wohnungen, welche durch einen natürlichen oder künstlichen Seecanal von den Vorstädten auf dem festen Lande geschieden waren. Heutzutage besteht diese Sonderung nicht mehr, und die vielen dicht aneinander stehenden Wohnungen bilden nach Triest die bevölkertste Stadt der Halbinsel mit mehr als 11,000 Einwohnern. — Ueber den ältesten Stadttheil ragt die der Schutzheiligen Eufemia von Chalcedonien geweihte Kirche nebst Thurm von edelstem Styl. Rovigno war ein in vielen Beziehungen wichtiger Ort. Seit langer Zeit bestehen hier eine Propstei und ein Stiftscapitel. Im Jahre 1330 entzog sich Rovigno den Patriarchen von Aquileja und trat zur venetianischen Republik über, deren Herrschaft von Capodistria, Parenzo, Cittanuova, Omago, S. Lorenzo, Montona und Pirano schon früher anerkannt worden war. Rovigno ergab sich gleichzeitig mit Pietra Pilosa, welchem Beispiel im nächsten Jahre auch Pola, Dignano und Valle folgten. Bis zum Ende der Republik ward es als Gemeinde unter einem von der venetianischen Republik ihr zuerkannten Podesta regiert, und unter venetianischer Flagge waren die Rovignesen wackere Küstenfahrer und erfahrene Piloten, welche die größten Schiffe sicher leiteten. Während der italienischen Regierung war es der Sitz einer Vicepräfectur, jetzt ist hier ein Provincial-, Criminal- und Handelstribunal beinahe des ganzen Kreises, und nach vielen Jahrhunderten bewährt Rovigno seinen alten Ruf in der Schifffahrt, und ist noch immer der Sitz der kundigsten Lootsen.

Die Umgegend von Rovigno wird von Landleuten bebaut, die zwar italienischer Abkunft sind, aber sich von den andern Insassen durch eine Mundart unterscheiden, deren Herleitung zu vielen Forschungen veranlassen könnte; denn es ist wirklich auffallend, daß auf derselben Halbinsel, ja sogar auf einer beengten Küstenstrecke eine so große Sprachverschiedenheit wie einst, so auch großentheils noch jetzt vorwalte. Man hält den Dialekt in Triest und Muggia für einen venetianischen mit friaulen Biegungsformen: die alten Urkunden beweisen jedoch das Gegentheil. Capodistria hat noch immer die venetianische Mundart mit örtlichen Eigenthümlichkeiten; an der ganzen Centralküste bis Pola spricht man rein Venetianisch; der Dialekt von Rovigno hingegen weicht vom venetianischen völlig ab und läßt sich nicht leicht mit Bestimmtheit einem andern der italienischen Halbinsel beigesellen. Er ist aber sicher nicht durch die Verschmelzung zweier von einander an Charakter abweichenden lebenden Sprachen entstanden, sondern vielmehr von den verschiedenen Völkerschaften herzuleiten, welche bei der Annahme der neuen Sprache die Biegungen und Laute ihres ursprünglichen Idioms beibehalten haben. Wir glauben nämlich, daß Rovigno als einstige celtische Gemeinde, ohne sich mit den römischen Colonnen zu vermengen, im eigenthümlichen Dialekt den Beweis seiner Abkunft bewahrt habe. Wir halten uns in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als ähnliche Verhältnisse auch in andern Gemeinden obwalteten, und die Vermuthung daß die rovigneser Mundart durch die Vereinigung mehrerer italienischen Dialekte sich gebildet habe, schwerlich bestritten werden kann.

Der rovigneser Bauer wohnt, wie überhaupt in den istrischen Landstädten, nicht auf dem flachen Lande, auch nicht vereinzelt mit seiner Familie, sondern gefällt sich im Zusammenleben und in städtischen Sitten. Er kehrt Abends in die Stadt zurück, die er Morgens verließ; auch sein Landhaus, der Mittelpunkt seiner Wirthschaft, ist in der Stadt. Er hat diese Lebensweise mit allen Bauern italienischer Abkunft gemein, während der Slawe sehr häufig einsam zerstreute Hütten bewohnt. Dieß ist nicht so sehr dem ehemals fühlbaren Bedürfnisse sich gegen plötzliche Ueberfälle innerhalb der Mauern zu wahren, als vielmehr dem Fortschritt der Gesittung zuzuschreiben, welche gegenseitige Annäherung erheischt. Uebrigens ist das Stadtleben den Bauern so nachtheilig nicht, wie mancher glaubt. Der Rovignese pflegt mit lobenswerther Thätigkeit den steinigen Boden, dem er Früchte aller Art abzuzwingen weiß. Der zwischen weiten und gesegneten Fluren einsam lebende slawische Bauer steht ihm an Fleiß und Verstand bei weitem nach.

Miscellen.

Neue Zuckerpflanze. Eine zu Neapel erscheinende Wochenschrift, der Omnibus vom 13 Julius, enthält folgendes: Nach einem Schreiben aus Athen hat man in Griechenland Versuche gemacht, Zucker aus der Asphodillwurz (racine de l'asphodèle) zu ziehen. Das Ergebniß soll etwa sechsmal größer als das der Runkelrübe und die Qualität besser seyn. Die fragliche Gattung soll die ästige Asphodillwurz seyn, die in den mittlern und südlichen Provinzen des Königreichs Neapel in Menge wächst. Auch in Nordafrika soll sie sehr häufig seyn, wo die wilden Schweine den Boden danach umwühlen. (Echo du Monde Savant vom 9 Nov.)

Griechische Münzen im westlichen Frankreich. Beim Ausgraben des Seitencanals der Garonne fand man nahe bei Castel Sarrazin mehrere Figuren in Bronze von römischer Arbeit, Laren darstellend, und mehrere Kupfermünzen von Emporium, einer griechischen oder massilischen Colonie an der Küste Iberiens, der die Celtiberier ihre Münzformen entlehnten. (ibid.)

Bemühungen zur Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels in Marocco. Die brittische und fremde Anti-Slavery-Society in London sendet gegenwärtig einen Hrn. Richardson nach Marocco, um ihn zur Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels in seinen weiten Besitzungen zu bewegen, und das afrikanische Institut in Paris soll dasselbe beabsichtigen, um den Kaiser durch die Uebereinstimmung der beiden mächtigsten europäischen Staaten zu überzeugen, daß es sich hier um keinen politischen Zweck handle. (Galignani Messenger vom 11 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1843.

Die Lage Englisch-Westindiens.

Die Anzeichen rücken immer näher daß das Monopol, welches die jetzigen Gesetze Englands den Erzeugnissen der brittischen Colonien, namentlich dem Zucker, Kaffee und Cacao gaben, einer starken Ermäßigung, wo nicht einer gänzlichen Aufhebung entgegengeht, ein Ereigniß, welches auf das Schicksal Westindiens und der daselbst eingebürgerten schwarzen Race von entscheidenden Folgen seyn muß. Eine neue Bekanntmachung der englischen Regierung über den Handel Westindiens zeigt daß die Hauptstapelwaare dieser Länder, der Zucker, seit zehn Jahren auf die Hälfte des frühern Ertrags gesunken ist. Dieß Ereigniß ist um so schlagender als in den kleinen, aber darum nicht minder fruchtbaren Inseln die Abnahme vergleichungsweise unbedeutend war, so daß ein um so stärkerer Theil derselben auf die großen Inseln Jamaica und Trinidad so wie auf Guiana fällt. Vergleichen wir die Einfuhr Westindiens, so finden wir daß sie jetzt ungefähr wieder auf demselben Punkte steht, wie im Jahre 1831, während in den Zwischenjahren 1835—1840 die Einfuhr weit höher stand. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt wohl darin daß die Neger während der Lehrlings- und im Anfang ihrer Freiheitsperiode ohne Vergleich mehr ausgaben als früher, und sie waren auch in den letzten Jahren 1838 bis 1840 durch die großen Geldsummen, welche für die Emancipation an die Pflanzer bezahlt wurden und von denen ein großer Theil in die Hände der Neger überging, auch besser im Stande, einen großen Aufwand zu machen. In dem Maaße aber als die Neger sich besser befanden, befanden sich die weißen Pflanzer schlechter. Hunderte von Pflanzungen sind ganz verlassen, und sehr viele werden ohne allen Vortheil bearbeitet, troß des Monopols, das die brittischen Producte auf dem brittischen Markt besitzen. Jede Ermäßigung dieses Monopols und vollends gar noch die Abschaffung desselben muß dieß Verhältniß wesentlich verschlimmern, aber auch auf die Neger zurückwirken. Lange können die Weißen nicht mehr die unmäßigen Taglöhne zahlen, wodurch die Neger sich bisher bereichert haben, und dann muß der bisherige künstliche Wohlstand der Neger gleichfalls abnehmen. Ob sie gerade dabei viel schlechter sich befinden werden, ist eine andere Frage: der Anbau des Landes wird sich ausdehnen, der Preis der Lebensmittel wird geraume Zeit hindurch sinken, und eben damit der Werth des Geldes steigen. Die englischen Oekonomisten prophezeyen dann ein Zurücksinken der Neger in die Rohheit, und fußen sich auf frühere Erfahrungen, namentlich im holländischen Guiana. Hier darf aber nicht vergessen werden, daß solche Buschneger Jahre lang einen Vertilgungskrieg von Seite ihrer ehemaligen Herren auszustehen hatten, daß aber auf den englisch-westindischen Inseln die Emancipation friedlich vor sich ging, und daß eine große Anzahl Missionäre sehr segensreich seit Jahren unter den Negern gewirkt hat und noch wirkt. Der Reichthum der englischen Plantagenbesitzer kann großentheils zu Grunde gehen, die Masse des Volks kann durch Sinken des Taglohns wesentlich geldärmer werden, aber die Keime der Bildung, welche durch den langen Verkehr mit den Weißen und die Schulen der Missionäre ausgestreut wurden, werden so leicht nicht mehr untergehen.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ich schied von den freundlichen Brüdern und ihrem Oheim, dessen Bekanntschaft ich beim Mittagessen machte, wie ein alter langjähriger Freund; sie versprachen mir, alle ihre gesammelten Notizen und Manuscripte auf ein paar Monate nach Neapel zu schicken und froh über so schöne Ausbeute, außerdem noch mit einigen alten Münzen beschenkt, rollte ich den erschütternden Steindamm hinab und fuhr auf der großen Landstraße raschen Trabes weiter. Sassinoro zeigt sich rechts am bewaldeten Gebirge; das Thal ist reich an schönen Bäumen und Anbau, eine solide Brücke leitet über den Tamaro und nun ist man dem stattlichen Morcone gegenüber, welches amphitheatralisch von einem bedeutenden Castell überragt an den Berg hinangebaut ist; rechts und links öffnen sich Thäler, aus welchen dem Tamaro frisches Quellwasser

zurauscht. Hier oder in der Nähe des heutigen Morcone soll die alte samnitische Stadt Murgantia gestanden haben, deren Livius einmal mit den Worten erwähnt: adprobantibus cunctis ad Murgantiam validam urbem oppugnandam ducit etc. Aus diesem blühenden Thale voll von Eichen, Pappeln und Obstbäumen wendet sich der Weg auf eine Anhöhe hinan, wo die Vegetation von Schritt zu Schritt dürftiger wird und endlich in eine unfruchtbare, wild von Erdbeben zerklüftete Steinwüste übergeht, auf deren Höhe der Blick sich jedoch einer weiten Aussicht nach Osten hin erfreut, bis Ariano und Benevent. Wo es wieder bergab geht, erscheinen rechts und links stattliche Eichen; Pontelandolfo bleibt links in sehr romantischer Lage auf jaher Felsenecke; die Straße macht eine starke Biegung nach dem Matese-Gebirge hin und zieht sich in vielen Zickzacks in ein wunderschönes, wildzerklüftetes Felsenthal hinunter, wo wiederum Oliven erscheinen, wo alles mehr in Blüthe, wo unzählige Bäche in tausend kleinen Wasserfallen herunterrauschen, Mühlen und Häuser theils unter Weinlaub, theils unter herabgerollten Felsmassen versteckt liegen. Ueberall stehen mächtige Kalkkolosse zu Tage, die ein Erdbeben heruntergeschleudert haben mag. Noch einmal geht es aus diesem kleinen Paradiese eine kalte baumlose Anhöhe hinauf; dann zieht sich der Weg am Rande der ins Calore-Thal herabfallenden Abhänge fort, stets verschiedene großartige Aussichten eröffnend; Benevent erscheint ganz deutlich; man kömmt nach S. Lupo mit einem schönen Palaste, einer von einem blühenden Garten umgebenen Capelle am Wege und fährt noch wenige Miglien in ganz westlicher Richtung auf der Felsenstraße nach dem freundlichen Guardia di San Fremonte, wo der gute Gasthof des alten wackern Don Pasquale mich aufnahm. Dieser alte Bekannte schaffte rasch ein Abendessen herbei und erquickte meine Lebensgeister mit einer Flasche sehr guten alten Weins, die, wie er schmunzelnd sagte, nicht für Jedermann aufgetischt werde. Ich wußte diese Aufmerksamkeit um so mehr zu schätzen, je öfter ich mich in der Terra di Lavoro überzeugt hatte, daß die Weinernte des Herbstes 1842 gänzlich mißrathen war.

Guardia S. Fremonte liegt hoch, hat ein mittelalterliches Castell und ungefähr 4000 Einwohner, welche sich eigenthümlich kleiden und in deren Sprache sich viele fränkische Laute — wer mag bestimmen aus welcher Zeit — erhalten haben. Sonderbar ist's, daß an der Nordseite des Matese, z. B. in Bojano und in der Umgegend, spanische und germanische Wortklange vorkommen, während westlich bei Letino und Gallo uralte Trachten und Gewohnheiten sich rein erhalten haben, ebenso die Sprache der lateinischen am ähnlichsten klingt. Die weitbeherrschende Aussicht von Guardia ist berühmt; mancher neapolitanische Maler verlebte schon einige Wochen im Hause des Don Pasquale und übte sich in der perspectivischen Darstellung eines nach Süd und Ost weithin ausgebreiteten Bergpanorama's. Bei meinen Streifereien im Gebirge, in den schönen Thälern von Cusano und Pietro Roja, bei meinen Excursionen zu den Alterthümern Telesés und Benevents wählte ich einigemal Guardia zu meinem Nachtquartier und gewann diesen Ort lieb. Auf einer halbcirkelförmigen Bergterrasse führt durch Wein- und Olivengärten ein reizender Pfad nach dem Städtchen Cerreto und von hier gelangt man durch eine wilde Bergschlucht, welche der Titerno aufgewühlt hat, nach dem romantischen Cusano (vielleicht das alte Cossa). Dieser kleine Ausflug ist reich an malerischen Naturschönheiten. Zwischen den Bergen Lucinio und dem kräuterreichen Erbano strömt der Titerno, überall Grotten und sonderbar gestaltete Vertiefungen im Kalkgestein auswaschend. Himmelhohe Berge, z. B. der M. Mutria von 6000 Fuß Höhe, der Monaco sperren ein liebliches, überaus einsames Thal von sechs Miglien Länge und drei Miglien Breite; die Bergabhänge sind mit Eichen- und Castanienwäldern bedeckt; nur schmale, gefährliche Bergpässe gestatten nach den verschiedenen Richtungen einen Ausgang, und solche liefern in der Regel den Anblick der erhabensten Naturschönheiten. Ich zähle den Weg von Piedimonte nach Cusano, Pietra Roja und Guardia zu den pittoreskesten Gebirgspartien des Königreichs.

Außerdem bietet diese Gegend dem Geologen und Naturforscher ein ganz besonderes Interesse dar. Es liegt ein Bericht des Hrn. Arcangelo Scacht vor mir (abgedruckt im Lucifero, 19 Sept. 1838), in welchem er die reiche Ausbeute namhaft macht, die ihm hier zu Theil wurde. In den Lesola-Bergen fand derselbe fossile Conchylien in Masse; in der Nähe Pietra Roja's herrliche fossile Fischabdrücke im Kalkschiefer, dann ein besonderes Gestein, welches aus versteinerten Schlangen und Vipernschuppen formirt zu seyn scheint, welches die Leute dort Pietra serpentina oder Pietra viperina nennen und das dem Thoneisenstein anzugehören scheint; in der Gegend von Cusano stieß er auf schönen gelben und rothen Marmor und eine Masse, welche er Oolite ferrugigna nennt, ohne sie näher zu beschreiben. Ich selbst sah in Piedimonte fünf der herrlichsten und seltensten Fischabdrücke aus Pietra Roja, glaubte in dem einen eine Tinca-Art zu erkennen, welche noch heute im Matese-See vorkommt, und werde mit Vergnügen, da obige Gegenstände von Hrn. Egg dem Züricher Museum geschenkt wurden, ähnliche Versteinerungen, sobald man mich darum ersucht, den deutschen vaterländischen Sammlungen zukommen lassen.

Vom schönen Matese Abschied nehmend sey mir noch die Bemerkung gestattet, daß es jeden, der sich für Geschichte und Alterthumskunde interessirt, in Verwunderung setzen muß, in den abgeschlossensten, einsamsten, aber dennoch fruchtbaren Thälern des höhern Gebirges, durchaus keine antiken Ueberreste von Ansiedlungen zu finden, etwa die Spuren einer alten Gebirgsstraße bei Guardia Regia ausgenommen. Ich streifte hinlänglich nach allen Richtungen in dieser Absicht umher, aber immer vergebens; die sorgfältigsten Erkundigungen bei gebildeten Eingebornen, z. B. in Cusano bei dem Apotheker Paolillo, in Bojano bei Chiovitti u. s. w. führten durchaus zu keinen Entdeckungen. Denken wir an den achtzigjährigen Krieg der Römer gegen die Samniter, an die Zerstörungen aller ihrer am Fuße des Gebirges gelegenen

Städte, an Sulla's Verheerungen, an die Freiheitsliebe des Volks, an seine Tapferkeit, seine Unverdrossenheit, so können wir in der That nicht begreifen, wo die zahllosen Flüchtlinge geblieben, wo sie sich angesiedelt, wo sie sich immer wieder neu gestärkt und ersetzt. An vielen Stellen bot das Gebirge ihnen unangreifbare Niederlassungen und gerade an solchen Stellen findet man nichts als höchstens ungeheure Höhlen und Grotten, in diesen rauschende Quellen und Bäche, aber keine Spur von einer frühern Benutzung als Wohnorte.

Bei Guardia betrat ich wieder die Terra di Lavoro und fuhr den Schlangenweg zwischen Oliven und Weinreben ins Thal des Calore hinunter. Guardia zeigt sich von der Thalseite erst als Stadt und eine schlanke, sehr alte, aber höchst stattliche Palme, als Merkzeichen des Südens, als Symbol der Fruchtbarkeit der Campagna felice, winkt aus einem Garten der Stadt von oben herunter. Ich ließ dießmal Telese mit allen Alterthümern, Schwefelquellen und lieben Gastfreunden (vergl. Nov. Heft 1842 des Auslands) rechts zur Seite und überschritt auf der schönen Eisenbrücke, welche am 9ten April 1835 eröffnet und nach dem Namen der ersten Gemahlin König Ferdinands II „Christinenbrücke" getauft wurde, den tobenden Calore, der bei Benevent den Sabato aufgenommen und nun dem nahen Volturno in die Arme eilt. Fünf Minuten weiter liegen die Trümmer einer mächtigen steinernen Brücke, welche der Fluß dahin geworfen. Links bleibt in einem Walde von Eichen- und Kirschbäumen vergraben das lange Dorf Solopaca, nach welchem auch gwöhnlich die Eisenbrücke Ponte di Solopaca genannt wird; die schöne breite Straße wird von Bäumen aller Art beschattet, Dörfer und Capellen erscheinen an den Abhängen des Monte Taburno, man nähert sich dem Volturno, überblickt die ganze Südseite des Matese mit allen Städten und Dörfern, Faichio, Gioja, Piedimonte, das ich erst vor vier Tagen verlassen, Telese und seinen See, die Hügel von Cajazzo (Calatia montana), und nähert sich der Thalbucht, worüber die großartige Wasserleitung von Maddaloni wie ein Triumphbogen sich hinbreitet. Der reißende Volturno droht der neuen Straße schon Gefahr und spült fortwährend große Massen fruchtbaren Bodens mit sich fort. Der Landmann sieht dieß kummervoll mit an, zieht sich schrittweise, ohne seine Kräfte mit denen des Stromes zu messen, zurück, schweigt und verarmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Folgen des chinesischen Handelsvertrags für China.

(Schluß.)

Wenn aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist, daß die Chinesen Recht gehabt haben die Vorschläge der Engländer über Vereinfachung der Organisation des Handels in den Häfen anzunehmen, so haben sie dagegen im Tarif einen Fehler begangen, der unberechenbare Folgen für sie haben kann, und der darin besteht daß sie ihn durch einen Vertrag festsetzen ließen, so daß sie ihn nur mit beiderseitiger Einwilligung ändern können. Die Chinesen haben frühe dieselbe Schwierigkeit gefunden mit der man in Europa kämpft, einer übermäßigen Bevölkerung ihre Subsistenz zu sichern. Die Mittel die sie dazu ergriffen, waren einerseits alle Lebensbedürfnisse so niedrig als möglich im Preis zu halten, andrerseits so viel als möglich Menschen zu beschäftigen. Daher kommt z. B., daß die Einfuhr von Lebensmitteln von jeher nicht nur zollfrei war, sondern daß mit Reis beladene Schiffe von dem größten Theil der schweren Hafengelder frei waren; daher kommen auch die Ausfuhrzölle auf Thee, Seide und baumwollene Waaren, die Beschränkung der Quantität die ausgeführt werden durfte, wie z. B. bei Seide, und die oft wiederholte Drohung daß die Theeausfuhr verboten werden würde, sobald die vermehrte Nachfrage in Europa den Preis desselben in China übertreiben würde. Doch scheint seit etwa 20 Jahren die Ueberzeugung entstanden zu seyn daß darin keine Gefahr liege, indem die Production mit der Nachfrage zunehme, und dieß ist ein wesentlicher Fortschritt in der chinesischen Nationalökonomie, in welchem die Erfahrung sie ohne Zweifel mehr und mehr bestärken wird. Das einzige, was davon übrig bleiben wird, ist die freie Korneinfuhr, indem die Regierung vor allem Theuerung fürchtet und keine Landaristokratie da ist, welche ein Korngesetz durchsetzen könnte. In dieser Aenderung liegt keine Gefahr für China, wohl aber in dem, was die Concurrenz der Arbeit betrifft. Bisher hat die Regierung alles gethan die Handarbeit auf alle Art zu befördern, die Concentration des fremden Handels an der Südküste des Reichs hatte zum Theil zur Absicht den innern Transport zu befördern, der über die Gebirge vermittelst Trägern bewerkstelligt wird. In ganz Südchina, wo die Bevölkerung am gedrängtesten ist, gibt es keinen Transport mit Pferden, und auf den Canälen werden die Boote durch Menschen gezogen, wenn man sich der Segel nicht bedienen kann. Die Anhäufung von Capitalien ist durch die gleiche Vertheilung der Erbschaften und die ganze politische Organisation überaus erschwert, und das Factoreisystem sowie der Gebrauch von kostbaren Maschinen vollkommen unbekannt; nirgends ist die menschliche Thätigkeit größer und zieht mehr aus der Muskelkraft und Geschicklichkeit, aber nirgends ist sie weniger durch Capital in Form von Maschinerie unterstützt. Die neue Handelsfreiheit setzt aber nun diese compacte Menschenmasse, die fast ohne Ausnahme von ihrer directen Handarbeit lebt, in Concurrenz mit der europäischen Fabrikindustrie, und die chinesische Regierung hat sich durch einen vertragsmäßigen Tarif die Mittel benommen, den Einfluß dieser neuen Verhältnisse nach Befinden der Umstände und nach Maaßgabe des Bedürfnisses zu modificiren. Hätte sie Concessionen stipulirt und einen gegenseitigen Tarif aller Producte beider Länder erhalten, so wäre möglich gewesen daß die Zunahme der Ausfuhr die der Einfuhr ersetzt hätte, aber so wie es ist, sieht sich die chinesische Industrie völlig preisgegeben; ihre Seidenwaaren bezahlen 33 Proc. in England, ihr Thee, Lack u. s. w. 100 Procent, während englische Wolle, Baumwollen- und Eisenwaaren 5 bis 10 Procent in China bezahlen, so daß nothwendig die chinesische Industrie

in den Fabricaten, wo die Maschinen am meisten Ersparniß bewirken, unterliegen muß, ohne daß sie in denen, wo die Arbeit vorschlägt, sich entschädigen könnte. Ich will ein Beispiel geben, das überaus merkwürdig ist. Im J. 1832 wurde bei der Enquête über die neue Charte der Compagnie der Chef ihres Ausfuhrhandels nach China und Indien gehört, und er deponirte über die Ausfuhr von Twist nach China: „die Compagnie führte vor etwa 10 bis 12 Jahren eine kleine Quantität davon aus, dann kam eine Pause bis 1827, wo sie 900 Centner nach Canton schickte; ein Jahr darauf 3000 Ctr., eben so viel im folgenden, im J. 1830 schickte sie 4800 Ctr., und war im Begriff im J. 1831 eben so viel zu schicken, wovon die Hälfte schon gekauft war, als sie von ihrem Bureau in Canton folgende Nachricht erhielt: „In zwei Districten, in der unmittelbaren Umgegend von Canton und in einem andern zwanzig Meilen entfernten, sind sehr ernstliche Unruhen wegen der Einführung von Twist ausgebrochen. Die Leute beschweren sich, daß ihre Frauen und Kinder, die bisher mit dem Spinnen von Baumwolle beschäftigt waren, jetzt ohne Verdienst bleiben, sie haben daher beschlossen, nicht nur den Twist nicht anzuwenden, sondern ihn zu verbrennen wo sie ihn habhaft werden können, und ihre Districte sind volkreich und arbeitsam." Die Compagnie kaufte auf diese Nachricht hin die zweite Hälfte des Twistes, den sie aussenden wollte, nicht ein und gab diesen Handelszweig auf. Sie hatte bei der ersten Sendung, die hauptsächlich aus feinen Nummern bestand, beträchtlich verloren, gewann aber bei den folgenden, die aus sieben Nummern bestanden. Die ersten 900 Centner wurden gar nicht in China verbraucht, sondern von den Hongkaufleuten an indische Schiffer verkauft und kamen am Ende nach England zurück. Aber die englischen und amerikanischen Kaufleute ließen darum diesen Handel nicht fallen, und man sieht aus einer Petition des Handels von Liverpool im Jahre 1839, daß der Hafen von Liverpool allein im J. 1838 beinahe 40,000 Centner Twist zu einem Werth von 205,000 Pf. St. nach Canton verschifft hatte. Ob diese Einführung zu neuen Unruhen im Innern von China geführt habe, ist unbekannt, daß sie aber von nun an bestimmt sey in einer nicht vorher zu berechnenden Masse sich auszudehnen, ist offenbar. Nach dem neuen Tarif ist der Zoll auf den chinesischen Picol eine Unze Silber (also auf den englischen Centner 4 Sh.), während wir oben gesehen haben, daß früher allein der Extrazoll der Hong zur Bezahlung ihrer Schulden 3 Dollars per Centner machte, ohne die kaiserlichen Zölle zu rechnen. Daneben führte Liverpool im J. 1837 schon 21½ Mill. Yards baumwollene Waaren zu einem Werth von 480,000 Pf. St. aus, so wie für 620,000 Pf. St. Metallwaaren und für 1 Mill. Pf. St. Wollenwaaren. Der verminderte Zoll und der Zugang zu neuen Provinzen müssen den Preis dieser Waaren in einem sehr beträchtlichen Theil von China so herabsetzen, daß die einheimische Industrie nicht mehr gegen sie kämpfen kann, und dann werden Unruhen ausbrechen, gegen welche die Regierung kein Hülfsmittel besitzt, und sie steht offenbar zwischen der beständigen Gefahr eines neuen Bruchs mit England, wenn sie den Vertrag bricht, und einer Empörung im Innern in Folge des Herabdrückens des Arbeitslohns. Die socialen Krankheiten eines so ungeheuren Staatskörpers entwickeln sich natürlich nur langsam, aber so viel ist klar, daß der plötzliche Contact, in den das Reich mit der Fabrikmacht von Europa kommt, die ohnehin schwierigen Zustände im Innern durch ein neues fast unauflösliches Problem verwickeln muß.

So weit es Handelsangelegenheiten betrifft, steht China von jetzt an in derselben Lage wie Indien, es hat zwei große Handelsartikel, deren Ausfuhr ohne Zweifel zunehmen wird, Thee und Seide; aber seine Producte sind in Europa hoch besteuert, während es die europäischen zu höchst unbedeutenden Zöllen zulassen muß, und diesen Umständen kann kein Land lange ausgesetzt seyn, ohne in einen Grad von Abhängigkeit zu fallen, von dem es wahrscheinlich dem Hof in Peking noch nicht träumt. Dieser ist vermuthlich noch gänzlich außer Stand seine neue Lage zu beurtheilen und zu sehen daß China durch die Erfordernisse des Kriegs und des Friedens gleich zu der Nothwendigkeit hingedrängt ist seine Civilisation der europäischen zu nähern und ihr in dem aufzuhelfen worin es ihr allein fehlt, nämlich mathematischer und physikalischer Wissenschaft. In den meisten Dingen ist China so weit als Europa, in einigen ist es uns voraus, aber heutzutage regiert die Wissenschaft die Welt, und um diese zu erlangen, müßte das ganze chinesische Erziehungssystem geändert werden. Die Bücher von Confutse, die Kenntniß chinesischer Geschichte und Alterthümer, das Studium der eleganten Literatur und des gelehrten Styls, kurz die ganze Masse von Lehrgegenständen, welche gegenwärtig die chinesische Jugend beschäftigen, ist nicht mehr hinreichend. Ein großer Mann auf dem Thron, wie Kanghi oder Kienlong, könnte das Reich retten, und wenigstens für China thun, was die russische Regierung gethan hat, nämlich so viel europäische Wissenschaft zum Dienst des Staats stellen, um sich gegen außen zu vertheidigen, und so Zeit für die gründliche Reform im Innern zu gewinnen. Dazu scheint aber keine Aussicht, der kaiserliche Hof hat zwar eingesehen, daß seine Kriegsinstrumente veraltet sind, er baut bessere Schiffe, gießt bessere Kanonen, kauft Dampfboote, macht Reformen in der Armee, aber bis jetzt sieht man kein Zeichen, daß er irgend klar geworden, daß alles dieß nur leblose Dinge sind, die von keiner Bedeutung werden können, bis sie auf einer nationalen Basis ruhen. Die mohammedanischen Fürsten haben überall dasselbe gethan und sind noch viel weiter gegangen, ohne ihren Ruin dadurch aufzuhalten; nun bestehen freilich in China bessere Elemente künftigen Fortschritts als in irgend einem mohammedanischen Reich, aber sie müßten erst ins Leben gerufen werden, und dazu gehört mehr Freiheit des Geistes, als man von dem Hof in Peking zu erwarten berechtigt ist.

Reise des Grafen Castelnau. Dem Journal des Débats (15 Nov.) zufolge ist Graf Castelnau mit seinen Gefährten Ende Julius in Rio Janeiro angelangt und soll sich Ende Augusts ins Innere auf den Weg machen. Die Reise geht nach Minas und dem Diamantendistrict und von da in die Provinz Matto Grosso, welche an Peru stößt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1843.

Die asiatischen Sprachen auf der Universität Kasan.

Rußland, das im Osten und Süden von asiatischen Völkern umgeben ist und deren eine gute Anzahl in seinem Schooße zählt, mußte sich zeitig aufgefordert fühlen Lehrstühle dafür zu errichten. Nichtsdestoweniger geschah, namentlich in dem tatarischen Kasan, sehr wenig dafür. Erst im J. 1769 erhielt der dortige, von der Regierung angestellte Uebersetzer des Tatarischen, Sahit Chalfin, den Auftrag, das Tatarische an dem eilf Jahre früher dort errichteten Gymnasium zu lehren. Seine Methode war, wie man sich denken kann, ganz praktischer Art, indeß bildete er zahlreiche Dolmetscher, welche dem Bedürfniß des Verkehrs mit den Tatarisch redenden Stämmen ziemlich Genüge thaten, und sein Amt wurde in seiner Familie erblich; sein Enkel, der im J. 1828 starb, versah das Amt eines Lehrers der tatarischen Sprache vom J. 1800 bis an seinen Tod. Er gab eine Grammatik und eine Chrestomathie der tatarischen Sprache heraus; seine wichtigste Arbeit ist aber die Herausgabe der Geschichte der Mongolen und Tataren von Abulghasi Bahadur Chan im Dschagataidialekt, ein Werk, wodurch er und Frähn sich zugleich einen Namen gemacht haben.

Frähn war, wenige Jahre nach der Errichtung der Universität Kasan (5 Nov. 1804), als Lehrer des Persischen und Arabischen dahin berufen worden, und blieb zehn Jahre (bis zum J. 1817) dort, ohne, da es meist an Schülern fehlte, im Unterricht viel leisten zu können. Wahrscheinlich erging es ihm geraume Zeit wie seinem Nachfolger Erdman, der aus Unkunde des Russischen Lateinisch las, das wenige Schüler der Universität hinreichend verstanden, um dem Cursus folgen zu können.

Einen ersten bedeutenden Anstoß scheint das Studium der tatarischen Sprache durch den Generalgouverneur des westlichen Sibiriens, General Kapzewitsch, und den Bischof von Tobolsk erhalten zu haben, die geschickte Uebersetzer und brauchbare Missionäre haben wollten, und selbst eine Anzahl junger Leute nach Kasan schickten. Bald wirkte auch der Vorstand der Universität, der jetzige Geheimerath Mussin Puschkin kräftig ein, und der Minister Uwarow, der den Einfluß, welcher durch Beförderung der orientalischen Studien zu gewinnen war, wohl erkannte und schon im J. 1810 den Entwurf zu einer asiatischen Akademie ausgearbeitet hatte, ließ nichts aus der Acht, was einen solchen Plan befördern konnte. Die Nachbarschaft der mongolischen Völker und deren reiche Literatur, welche auf die Geschichte Alt-Indiens und Mittelasiens so großes Licht werfen konnte, machten einen Lehrstuhl dieser Sprachen besonders wünschenswerth, und darum wurden zwei junge Leute, Osip Kowalewski und Al. Popow nach Irkutsk gesendet, von wo sie bald nach Urga, der Residenz des Chutuchtu, gingen; Kowalewski begleitete sodann die neue geistliche Mission nach Peking, Popow aber blieb vorerst in Urga, und hielt sich dann längere Zeit bei einem wandernden Mongolenstamm auf, während Kowalewski nach seiner Rückkehr aus China eine Zeitlang bei den Mongolen-Buräten an der Selenga blieb; beide wurden sodann als Adjuncten und Lehrer der Universität beigegeben, und am 21 Julius 1833 ein Lehrstuhl der mongolischen Sprache, der erste in Europa, gegründet; diesen nahm Kowalewski ein, während Popow als Lehrer derselben Sprache am Gymnasium angestellt wurde. Dieß galt nämlich als Vorbereitungsschule auch für die orientalischen Sprachen, von denen das Arabische von einem Russen, Namens Wernikowski, das Persische von einem Deutschen, Namens Voigt, vorgetragen wurde, während Erdman der Universitätslehrer blieb. Schon vorher wurde, da Chalfin sich seinem Ende naherte, ein Perser aus Rescht, Namens Alexander Mirza Kasembek im J. 1826 berufen, um ihn am Gymnasium zu unterstützen, und erhielt bei der neuen Einrichtung der Universität am 26 Julius 1835 auch die Professur der türkischen Sprache an der letzteren.

Die Zahl der Schüler mehrte sich jetzt, da das Bedürfniß der Kenntniß dieser orientalischen Sprachen im Staatsdienst sich immer fühlbarer machte. So wurde denn auch im Jahre 1837 ein Lehrstuhl der chinesischen Sprache errichtet, und auf denselben der Archimandrit eines Moskauer Klosters, Namens Daniel berufen, welcher in den Jahren 1820—1830 Mitglied der geistlichen Mission in Peking gewesen war. Zwei Jahre

später, im März 1839, wurde ein Lehrstuhl der armenischen Sprache errichtet, die Stelle aber, da ein Versuch, aus Deutschland einen Lehrer herzuziehen, fehlgeschlagen, ward erst im J. 1842 durch einen geborenen Armenier aus Tiflis, Namens Nasarianz, ersetzt, und dadurch einem wesentlichen Bedürfniß abgeholfen. Zugleich wurde noch Vorsorge getroffen, auch für die gelehrten Sprachen des Ostens, für das Sanskrit und Tibetanische, Lehrstühle zu errichten. Für das erstere wurde zuerst der Deutsche Lenz bestimmt, als dieser aber starb, trat ein Russe, Namens Petrow an seine Stelle, welcher seine Studien unter Lenz begonnen hatte und von der Regierung im Jahre 1839 auf eine Reise geschickt wurde; er trat seine Stelle am Ende des Jahres 1841 an. Für die tibetanische Literatur, welche wegen der Verbreitung des Buddhismus in ganz Nordasien eine besondere Wichtigkeit hat, wurde ein Zögling der Universität Kasan, Namens Wasiljew, ausgelesen, welcher schon in der mongolischen Sprache große Fortschritte gemacht hatte und unter Anleitung eines gelehrten Lamas in Kasan das Tibetanische zu studiren anfing. Zu seiner weitern Ausbildung wurde er im Jahre 1840 nach Peking geschickt, um nach seiner Rückkehr den Lehrstuhl der tibetanischen Sprache und Literatur desto würdiger übernehmen zu können. Daß neben der gelehrten Behandlung aller dieser Sprachen auch für die Kenntniß der Umgangssprache, namentlich des Persischen, Türkischen, Mongolischen und Chinesischen Sorge getragen, und eigene Lectoren angestellt wurden, ist bei dem großen Bedürfniß von Dolmetschern für den Staatsdienst ohnehin zu erwarten.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Altrömisches Gemäuer erscheint hier hin und wieder in sehr schwachen verstümmelten Fragmenten. Ducenta ist bereits ganz auf vulcanischem Tuff gebaut und Häuser und Castell bestehen aus solchem. Man überschreitet nun den Fiume Isclero, der einst viel wasserreicher gewesen seyn muß, da Augustus das Wasser desselben in unterirdischen Canalen theils nach Nola, theils nach Capua leitete und befindet sich in der Nahe der Stadt S. Agata dei Goti, am Fuß des vom Virgil erwahnten quellen- und gräberreichen Taburnus. S. Agata soll nach einigen das alte Saticola seyn, welches ich sehr bezweifle; es kommen hier mehrere Alterthümer vor und in zahlreichen Grabern fanden sich herrliche Vasen, Urnen und Basreliefs, von denen der größere Theil ins Museo borbonico wanderte. Gothen zerstörten die alte Stadt, bauten sie wieder auf und gaben ihr den heutigen Namen. Von S. Agata führt ein interessanter Weg an der carolinischen Wasserleitung entlang ins Valle Caudina und nach Montesarchio. Bei dem Städtchen Valle sieht man zuerst die herrliche Wasserleitung, deren Arcaden und Bögen sich von der Nordseite viel großartiger darstellen als von der Südseite. Ich eile durch dieß vielfach beschriebene Meisterstück der Architektur und das burgenreiche freundliche bevölkerte Maddaloni rasch hindurch, lasse den Wallfahrtsort und die Kirche des heiligen Michael rechts auf einem hohen Berge und wende mich links hart am Fuße der Berge weg über le Mandre und S. Maria a Vico, reizenden Villen und stattlichen reinlichen Häusern vorüber, nach dem lieblichen Arienzo, wo ein fröhliches Marktgewühl meinen heitern Einzug hemmen zu wollen schien. Auf diesem Wege kommt man an den Spuren des alten Castells Calatia (jetzt Galazzi genannt) vorüber, das, wie oben erwähnt, so häufig mit Calatia, dem heutigen Cajazzo, verwechselt wurde. Mit dem Eintritt in die Campagna felice bei Maddaloni erschien mir die Vegetation um viele Tage, ja Wochen vorgeschritten; überall wohin man blickt, erscheint bebautes Land, Weinreben schlängeln sich von Baum zu Baum, hier wächst in üppiger Fülle Gemüse der mannichfaltigsten Gattung, dort prangen Obstbäume in der Fülle der Blüthe, hier ein saftiges Getreidfeld, dort duftende Wiesen; in den Gärten der Villen prangen Blumen aller Art im schönsten Flor, es duften die Orangen und neben der Blüthe strahlt aus dunklem saftigem Laube die erquickende Hesperidenfrucht gereift hervor; auf den kühlen Loggien der oft abenteuerlich herausgeputzten Paläste reicherer Gutsbesitzer und sorgenfreier Neapolitaner wandeln schöne Mädchen und Frauen, wechseln neugierig forschende Blicke mit den Vorüberfahrenden und lächeln oft schelmisch hinterdrein, wenn man dem Blicke des ersten Begegnens auch noch den des letzten Scheidens hinzufügen will; auf der Straße tummeln sich Pferde, Esel, Wagen und Menschen; vor der Taverne scherzt alles in munterer Fröhlichkeit; hier wird Morra gespielt, dort ein Kugelspiel, und allen diesen frischen und erheiternden Lebensbildern des südlichen Himmels fährt man, im Genuß einer immerwährenden Abwechslung, rasch vorüber, unmerklich die eigene Brust zu höherer Heiterkeit stimmend.

Der Geschichtsforscher Daniele hat mit gründlicher Genauigkeit auf alle Localitäten in und um Arienzo *) aufmerksam gemacht, die bei der berühmten Niederlage der Römer durch die Samniter in diesem Engpasse eine historische Bedeutung gewannen, und ich verweise hier noch einmal auf seine Schrift. Das heutige Arienzo bildet mit der Ortschaft S. Felice fast nur eine einzige lange, halbbogenförmige Gasse, die mit freundlichen Kirchen, orangenreichen Gärten und großen Gebäuden an beiden Seiten besetzt ist. Links von der Stadt haben sich Capuciner in der angenehmsten Lage auf einem fruchtreichen Hügel ein Kloster erbaut, welches schneeweiß durch das frische Grün des Frühlings hindurchschimmerte.

Ich hatte 7 deutsche Meilen ohne anzuhalten mit denselben Pferden gemacht, und benutzte ihre Ausruhezeit zu einem Spaziergange über Forchia nach Arpaja, um wo möglich alle Punkte kennen zu lernen, welche geschichtlich geworden. Wie vieles mag sich aber auf diesem Terrain durch herabrollenden Bergschutt, durch den Anbau der Menschen und selbst durch Erdbeben verandert haben! Der Engpaß ist

*) *N. Lettieri.* Istoria dell' antichissima città di *Suessola* e del vecchio e nuovo castello di *Arienzo.* Napoli 1778.

auch geologisch interessant, denn mitten zwischen Kalkformation eingeklemmt, findet sich ein großes Stück grauen vulcanischen Tuffs. In Arpaja (Karpadium), welches nördlich von einem Berge, Costa Cauda genannt, geschützt wird, traf ich mein Fuhrwerk wieder und schlug die schöne neue Ferdinandsstraße ein, welche über S. Martino durch das Monte-Vergino-Gebirge nach Avellino führt, rechts von dem Wege abbiegend, der über Montesarchio nach Benevente leitet. Man nennt die Strecke bis S. Martino die Cervinara; hier reiht sich Dorf an Dorf, die Häuser liegen in Weinlaub und Obstgärten versteckt, überall der fleißigste Anbau, rechts am Gebirge Burgen und Capellen. In S. Martino genoß ich eine vortreffliche Aussicht auf den Monte Taburno, den eine Gewitterwolke mit einem graublauen Schleier überzogen hatte, während über mir der Himmel im reinsten lichtesten Blau erglänzte. Hier nahm ich auf längere Zeit von der schönen Terra di Lavoro Abschied und zog in die Provinz Principato Ultra ein, welche an den meisten Stellen den Charakter eines Alpenlandes trägt, himmelhohe, schneebedeckte Berge in sich schließt, von denen die frischesten Quellen herabeilen, und fast durchgehends des gesundesten Klima's sich erfreut. Ueber den Ursprung des Namens Terra di Lavoro — man kann ohne alle Uebertreibung annehmen, daß von tausend Fremden, die nach Neapel kommen, höchstens einer mehr als diese Provinz und die Provincia di Napoli kennen lernt — ist in neuerer Zeit unnöthig viel hin und her gestritten worden und daher will ich in aller Kürze die Sache berühren. Die Schönheit und Fruchtbarkeit der heutigen Terra di Lavoro rühmten vielfach die Alten, namentlich Plinius, Strabo, Horaz. Der Name mag also von der Leichtigkeit herrühren, mit welcher der Boden bearbeitet und beackert werden konnte, wie wir sagen: „guter Ackerboden," oder von der Arbeit als nothwendige Folge der ungeheuren Fruchtbarkeit und der überreichen Ernten. Andere leiten den Namen Lavoro her von der Mühe, mit welcher der Boden einst den Ureinwohnern abgekämpft wurde und von der Anstrengung, mit welcher er gegen feindliche Einfälle geschützt und vertheidigt werden mußte. Im Livius scheinen Anspielungen auf diese letztere Etymologie enthalten, besonders wenn er von den auf diesem Boden gekämpften Schlachten redet. Biondo und Pietro Razzano aus Palermo leiten in ihren geographischen Werken den Namen von campi leborini her, welche Plinius im dritten Buche namhaft macht, deren Lieblichkeit er preist, von denen er sagt, daß sie allen den Vorrang streitig machen, obschon sie schwierig zu bearbeiten, die am M. Tifata beginnen und an den Gränzen des Gebiets von Neapel endigen sollen. Dem Razzano lag diese Etymologie sehr am Herzen; er besprach die Sache mit gelehrten Capuanern und diese erzählten ihm, daß sie Schriften und Instrumente aus dem eilften und zwölften Jahrhundert gesehen, wo der Campi leborii in der Gegend Aversa's Erwähnung geschieht. Weil sich die Einwohner und Umwohner Capua's so häufig gegen die Römer empört, so sollen die etwas entlegneren Bewohner von dem Campo leborio, den Namen Liborii angenommen haben, um auf die geringe Gemeinschaft mit den Campani oder den Capuani hinzudeuten, und der Name allmählich auf immer mehr Land übertragen worden seyn. Man sieht aus dieser Darstellung, daß jedenfalls die Etymologie Razzano's nur eine secundäre bleiben wird, da Campo leborio ursprünglich nichts anderes gewesen seyn wird als Campo lavorio oder Campo di lavoro. Ganz lächerlich ist die Ableitung von Lava mit Hindeutung auf die phlegräischen Felder und die übrigen vulcanischen Erscheinungen und Resultate. Mag immerhin diese Sache unentschieden bleiben!

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Arabien.

Wunderbare Kenntniß von Thier- und Menschenspuren. — Einiges über die Wahabitengeschichte.

Wir müssen einige Bemerkungen über ein Talent mittheilen, welches die Beduinen gemeinschaftlich mit den freien Indianern Amerika's besitzen, wir meinen die Fähigkeit, Fußstapfen von Menschen und von Thieren zu unterscheiden. In den amerikanischen Wäldern bleiben die Eindrücke im Gras, in Arabiens Steppen im Sande zurück, und in der Untersuchung dieser Eindrücke sind die Amerikaner und die Araber vielleicht gleich geschickt. Obgleich man behaupten kann, daß fast jeder Beduine durch die Uebung einige Kenntniß in dieser Kunst erlangt, so zeichnen sich doch nur einige der unternehmendsten und thätigsten Männer darin aus. Der Araber, welcher sich fleißig dem Studium der Fußstapfen gewidmet hat, kann in der Regel aus der Besichtigung des zurückgebliebenen Eindruckes erfahren, welchem Individuum seines Stammes oder eines benachbarten Stammes der Fußstapfen angehört, und ist somit zu beurtheilen im Stande, ob ein Fremder oder ein Freund die Straße gezogen sey. Er weiß auch aus der Fläche oder Tiefe des Eindrucks, ob der Mann, von welchem derselbe herrührt, eine Last trug oder nicht. Aus der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit der Spur vermag er auch zu bestimmen, ob der fragliche Mann an diesem Tage, am vorigen oder vor zwei Tagen hier vorübergekommen sey. Aus einer gewissen Regelmäßigkeit der Räume zwischen den Fußstapfen kann ein Beduine beurtheilen, ob der Mann, dessen Füße den Eindruck zurückgelassen haben, ermüdet gewesen oder nicht, indem nach einer Strapaze der Schritt unregelmäßiger und die Zwischenräume ungleich werden. Daraus vermag nun der Beduine zu berechnen, ob es möglich ist, den betreffenden Mann noch einzuholen.

Außerdem kennt noch jeder Araber die Fußstapfen seiner eigenen Kamele und derjenigen, welche seinen nächsten Nachbarn angehören. Aus der Tiefe oder Fläche des Eindrucks versteht er zu beurtheilen, ob ein Kamel weidete und deßhalb keine Last trug, oder ob nur eine Person auf demselben gesessen, oder ob es schwer beladen gewesen sey. Wenn die Spuren der beiden Vorderfüße einen tiefern Eindruck in den Sand gemacht zu haben scheinen, als die der Hinterfüße, so folgert er daraus, daß das Kamel eine schwache Brust habe, und dieß dient ihm zum Leitfaden, den Eigenthümer herauszubringen. In der That zieht ein Beduine aus den Fußtritten eines Kamels oder aus den Fußstapfen seines Treibers so viele Folgerungen, daß sie ihm immer etwas über seinen Eigenthümer verrathen, und in manchen Fällen scheint diese Art, Kenntniß zu erlangen, fast übernatürlich zu seyn. Der Scharfsinn der

Beduinen gränzt in dieser Hinsicht fast an das Wunderbare, und bringt besondern Nutzen bei der Verfolgung von Flüchtlingen oder bei dem Aufsuchen des Viehes.

Ich habe gesehen, daß ein Mann in einem sandigen Thal die Fußstapfen seines Kamels entdeckte und verfolgte, wo tausend andere Fußstapfen die Straße nach jeder Richtung durchkreuzten, und dieser Mann konnte den Namen eines jeden nennen, welcher während des Morgens diese Straße gezogen war. Ich selbst fand es oft nützlich den Eindruck kennen zu lernen, welchen meine eigenen Gefährten und ihre Kamele im Sande zurückgelassen hatten, indem durch Umstände, welche in der Wüste unvermeidlich sind, Reisende manchmal von ihren Freunden getrennt werden. Wenn gefährliche Districte passirt werden, gestatten die beduinischen Führer selten einem Städter oder einem Fremden, neben dem Kamel herzugehen. Trägt nämlich ein solcher Schuhe, so weiß jeder Beduine, der vorüberkommt, daß ein Städter diese Straße gezogen, und geht er barfuß, so verrathen die Spuren, da sie nicht so vollkommen als die eines Beduinen sind, augenblicklich den Fuß eines Stadtkindes, das wenig an das Fußgehen gewohnt ist. Es ist deßhalb zu befürchten, daß die Beduinen, welche jeden Städter für einen reichen Mann halten, auf den Gedanken kommen, er habe Sachen von großem Werth bei sich und deßhalb ihn zu verfolgen beginnen. Ein guter beduinischer Führer ist deßhalb unterwegs beständig und ausschließlich beschäftigt Fußstapfen zu untersuchen, und steigt häufig von seinem Kamel herab, um hinsichtlich ihrer Beschaffenheit Gewißheit zu erlangen. Mir sind Beispiele bekannt, daß Kamele von ihren Eigenthümern sechs Tagereisen weit bis zur Wohnung des Mannes, der sie gestohlen hatte, verfolgt wurden. Viele geheime Handlungen werden durch diese Kenntniß der Fußstapfen an das Licht gebracht, und ein Beduine darf kaum hoffen, bei irgend einem heimlichen Unternehmen der Entdeckung zu entgehen, da seine Reise in Schriftzügen, die jeder Nachbar lesen kann, auf der Straße eingezeichnet ist.

Während meines Aufenthalts in Arabien habe ich mich öfters nach einer geschriebenen Geschichte der Wahabiten erkundigt, indem ich es für wahrscheinlich hielt, daß irgend ein Gelehrter von Mekka oder Medina ein solches Werk geschrieben haben könnte, allein meine Bemühungen waren fruchtlos. Niemand zeichnet tägliche Vorfälle auf, und der Tag, an welchem sie sich ereignet haben, ist bald vergessen. Manche Personen sind zwar recht gut in Betreff der Dinge unterrichtet, welche in ihrer Nachbarschaft vorgefallen sind, wissen aber wenig von dem, was sich in der Entfernung zugetragen hat, und ehe eine vollständige und befriedigende Schilderung der Angelegenheiten der moslemitischen Puritaner oder Wahabiten entworfen werden kann, müßte man jedenfalls alle Theile Arabiens zuvor durchreisen.

Allenthalben zahlreiche Proselyten machend, hatten diese stolzen Sectirer nach und nach Nedschd erobert und die meisten großen Beduinenstämme sich unterworfen, welche während des Frühlings in dieser ausgedehnten Provinz ihr Vieh weiden und sodann in die Wüste sich begeben. Es war aber kein Krieg erklärt worden, auch hatten sich die Wahabiten keine Eingriffe erlaubt in die Rechte und Befugnisse der beiden ihnen zunächst gelegenen türkischen Statthalterschaften von Bagdad und Hedschaz; die Pilgerkarawanen zogen ohne die geringste Belästigung durch das Gebiet der Wahabiten. Ihr Wachsthum an Macht und der Eifer, mit welchem sie ihre Lehrsätze verbreiteten, scheinen zuerst die Eifersucht des Scherif Galib von Mekka erregt zu haben. Unter seiner Autorität und zum Theil auch unter seinem Einflusse standen alle Stämme, welche sich in Hedschaz niedergelassen hatten und auch mehrere an der Gränze dieser Provinz. Die Versuche, welche die Puritaner des Islam machten, diese Stämme zu ihren Anhängern zu machen, konnte Galib nicht mit Gleichgültigkeit ansehen; es kam zu einem Krieg, in welchem die zahlreichen Beduinen von Tayf und Taraba unter Galebs Fahnen fochten; auch die von Begum und Gamad hielten sich zu dem mächtigen Scherif, den sie als den Fürsten des Morgenlandes bezeichneten.

Diese Kriege wurden ganz in der Weise der Beduinen geführt und nur durch sehr kurze Waffenstillstände unterbrochen. Beide Parteien machten unvermuthete Einfälle in das feindliche Gebiet und es wurde von beiden Seiten Beute gemacht. Galib, welcher damals in regelmäßiger Correspondenz mit der Pforte stand und jedes Jahr die Pilgerkarawanen empfing, ließ kein Mittel unversucht, die türkische Regierung gegen seine Feinde einzunehmen. Er schilderte sie als bitterböse, gefährliche Leute, und ihr Benehmen gegen die türkischen Pilger war keineswegs geeignet, diese ungünstige Meinung zu beseitigen. Die hohe Pforte lieh diesen Schilderungen um so bereitwilliger Gehör, als der Pascha von Bagdad Anzeigen ähnlichen Inhalts gemacht hatte. Gleich dem Scherif von Mekka übte auch der Pascha der alten Kaliphenstadt einen bedeutenden Einfluß auf zahlreiche Beduinenstämme der Umgegend. Einige dieser heerdenreichen Stämme waren bereits im Kriege mit den Wahabiten, deren Unternehmungen längs den Ufern des Euphrat ein Gegenstand des Schreckens waren. Die Gegend um Basra wurde fast jedes Jahr von einem Heer dieser Sectirer heimgesucht, und viele arabische Landbauern am südlichen Stromufer, Unterthanen des Paschaliks von Bagdad, wurden von ihnen ermordet. Auch die persischen Pilger, welche über Bagdad und Derayeh nach Mekka zogen, klagten über die großen Bedrückungen und Erpressungen der Wahabiten, an deren Oberhaupt sie ein sehr hohes Kopfgeld zahlen mußten.

Zur Unternehmung eines Angriffs auf Derayeh schien sich keine Stadt an der Gränze Arabiens so gut zu eignen, als Bagdad. Der Pascha dieser Stadt besaß indessen so wenig pecuniäre Hülfsmittel und seine Autorität war selbst innerhalb seiner eigenen Provinz noch so unvollständig anerkannt, daß bis zum Jahre 1797 keine thätlichen Feindseligkeiten unternommen werden konnten. Um diese Zeit wurde der Plan zu einem Ueberfall von Derayeh entworfen. Soliman Pascha war damals Gouverneur von Bagdad und zeichnete sich durch Tapferkeit, Energie, Gerechtigkeit und alle diejenigen Talente aus, die ein türkischer Statthalter haben muß, wenn er seinen Posten zu behaupten wünscht. Sein Unterpräfect wurde mit der Aufführung der Expedition beauftragt, welche von Bagdad auszog. Dieses Armeecorps bestand aus fünftausend türkischen Truppen und doppelt so viel arabischen Bundesgenossen von den Stämmen Dofir, Beni Samar und Monesa. Sie marschirten in gleicher Linie mit dem persischen Meerbusen durch ein wüstes Land, dann durch die große Steppe Midbar, wo auf jeder Station Brunnen mit Palmbäumen anzutreffen sind. Dann zogen sie in bester Ordnung nach der Provinz Hassa, dem reichsten und fruchtbarsten Theil des Gebietes der Wahabiten.

(Schluß folgt.)

Fallen der Kohlenminen in Belgien. Am 3 November wurde zu Mons eine Kohlenmine von 2700 Hektaren verkauft zu 39,950 Fr., obgleich man im Jahre 1837 umsonst vierthalb Millionen dafür geboten hatte. (Moniteur industriel vom 12 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1843.

Innere Bewegungen in der Türkei.

8. Serbien.

Die Geschichte Serbiens ist gänzlich verschieden von der Bosniens, dessen moslemitischer Adel sich für die ehemals von Serbien geübte Herrschaft rächte. Seine neue Geschichte datirt von dem Zeitpunkt an, wo die drückende Herrschaft und Raubsucht der bosnischen Spahis die Zahl der Haiduken vermehrte und diese endlich als die Vorkämpfer ihres gedrückten Volks sich der Veste Belgrad (1804) bemächtigten. Die angesehensten und tapfersten Haiduken, welche die Kriegsanführer (woiwody) gewesen waren, behaupteten in ihrem District einen überwiegenden Einfluß auch im Frieden, und zwar um so mehr, als die von den Türken und Spahis eroberte Beute ihren Reichthum vermehrte. So wurden die Woiwoden zugleich die Knesen, d. h. die Civilobrigkeit in ihren Districten, und fingen an jetzt selbst die Rolle der Spahis zu spielen, und von dem Volke Zehnten und selbst Frohnen zu verlangen. Erbittert hierüber erhob das Volk den kühnsten und edelmüthigsten seiner Führer, den schwarzen (Kara) Georg (was so viel als den Geächteten bedeutet) zum Fürsten. Der neue Adel der Hospodare wandte sich aber an den russischen Hof, und dieser versprach die Hospodare zu unterstützen, wenn sie es dahin brächten aus der Zahl der Hospodare einen Senat (sowiet, Rath) zu ernennen. Der arglose Georg ging darauf ein, gerieth aber bald mit dem Senat in Hader, und mehrmals mußte an die allgemeine Volksversammlung (skuptschina) appellirt werden, in der jedoch die Hospodare mit ihren bewaffneten Anhängern gewöhnlich das Uebergewicht behaupteten. Kam jedoch das Volk in größerer Masse zusammen, so zeigte sich ganz entschiedene Abneigung gegen die Hospodare. Die Partei des neuen Adels spaltete sich aber in eine russische und in eine türkische Partei, welche letztere von der Pforte einen Phanarioten, ebenso wie die Moldau und Walachei, zum Fürsten haben wollte. Das Volk freilich verlangte weder russisch noch türkisch zu seyn, aber sein Haupt, der schwarze Georg, war nur ein Held und kein Staatsmann, so daß er der Spielball bald der russischen, bald der türkischen Partei war, welche beide noch überdieß durch den Einfluß des russischen Gesandten, Rodofinikin, in eine einzige russische Partei verschmolzen.

Jetzt hatte Rußland im Senat gänzlich das Uebergewicht, und die Hospodare wirkten nun dahin, den schwarzen Georg ganz aus dem Lande zu entfernen. Dieß gelang aber doch nicht, denn er hatte in der Masse des Volkes einen zu starken Halt; indeß wußte man ihn für eine Zeit lang aller bürgerlichen Gewalt zu entkleiden und ihn mit dem Titel eines Oberbefehlshabers abzuspeisen. Das war aber in diesen unruhigen Zeiten nicht lange möglich, und die allgemeine Volksversammlung gab dem tapfern Georg im Anfang des Jahres 1811 die unumschränkte Gewalt zurück und entfernte dessen Widersacher aus dem Lande. Diese Niederlage der russischen Partei war wohl die Hauptursache, weßhalb Rußland im J. 1812 im Frieden von Bucharest die Serben nicht bloß aufopferte, sondern selbst alles mögliche that, um sie waffenlos dem Sultan und den Spahis zu überliefern. Im Frühjahr 1813 begann der Krieg dieser letztern, welche rachedürstend in Serbien einbrachen. Czerny Georg hätte Mittel genung gehabt ihnen zu widerstehen, und das Volk erhob sich bei seinem Aufruf, aber der russische Consul Neboba protestirte gegen die militärischen Rüstungen, und der ihm gänzlich ergebene Senat befahl die Entlassung der Truppen. Die Hospodare vertrauten der Erklärung, daß der russische Kaiser ihnen ihre Rechte garantire, und entließen ihre Mannschaft, eben als die Türken von allen Seiten einbrachen und schauderhafte Rache übten. Neboba, dessen Creaturen den gutmüthigen Czerny Georg umgaben, verbarg ihm die geübten Grauel, und als schon das Land fast überschwemmt war, forderte Georg noch, daß die Türken nur in einzelnen kleinen Abtheilungen, hinreichend als Garnisonen, zu schwach zur Unterdrückung, das Land betreten sollten. Plötzlich erschien die ganze türkische Armee, Neboba warf die Maske ab, erklärte, sie erscheine in Uebereinstimmung mit dem Willen seiner Regierung, und im Falle des Widerstandes werde sich Rußland mit der Pforte gegen die serbischen Rebellen verbinden; unterwürfen sich diese aber, so sollten alle ihre Rechte geachtet werden. Beruhigt hiedurch

ging Georg nach Semlin, und glaubte durch diese Entfernung seinem Lande einen ehrenvollen Frieden zu sichern, überlieferte es aber der schauderhaftesten Rache, *) während Neboba, ehe er sich entfernte, den Palast des Senats in Belgrad in die Luft sprengte, und dessen sämmtliche Papiere vernichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ich fuhr von S. Martino aus große Strecken bergan, zuerst durch sehr bebaute Thäler, dann durch Gegenden, wo die steinige Beschaffenheit des Bodens (Levaccia) den Anbau erschwerte; kleine Dörfer lagen rechts und links; ich gewann eine Anhöhe und kam in ein anderes Thal, wo schwarzer Tuff vorherrschte und wo die Straße an mehreren Stellen hart beschädigt war. Viele Arbeiter waren mit der Reparatur beschäftigt und staunten verwundert den Reisenden an, welcher diese besonders durch den aufgeschütteten Steingrus beschwerliche Bergstraße der viel bequemern über Monteforte nach Avellino vorzog. Die Vegetation am Wege, namentlich Eichen, wurde kräftiger, die östlichen Bergabstürze des Monte Vergine entwickelten sich immer deutlicher und ich gewann eine Anhöhe, wo sich meinen überraschten Blicken ein Panorama ausbreitete, wie man es wahrlich nicht schöner, nicht reicher ersehnen konnte. Terrassenförmig thürmten sich vor mir Berge über Berge in Umrissen, wie Griechenland sie nicht schöner darbietet; Thäler verschmolzen mit Schluchten, hier Castelle, dort Felsenstädte und einsame Wallfahrtsorte. Die höchsten Spitzen, noch reichlich mit Schnee bedeckt, glühten im rosigen Feuer der sich senkenden Sonne, und bis an die Gränzen Capitanata's und Basilicata's schweifte der Blick. Wahrlich auf dieser Höhe sollte Neapels Herrscher einen Triumphbogen errichten mit Petrarca's Worten: „Natura volse mostrar quaggiù quante la sù potea!“ (Hienieden wollte die Natur uns zeigen, wie viel dort oben sie vermag!) Dann kämen vielleicht Reisende und Maler hieher und verherrlichten in Gesängen und Bildern, was ich nicht zu schildern vermag. Dicht unter mir lag ein stilles, schattenreiches Thal, überall rieselten Bäche in dasselbe hinab und die Landstraße zog in vielen Zickzackwindungen in die Tiefe; rechts bildeten nackte Felsen mit grünen Eichenwäldern herrliche Contraste; ein ungeheures Felsstück ragte aus dem Schatten der Thalschlucht empor, unstreitig vom Gebirge losgerissen; eine kleine Capelle stand hoch oben, unten lag ein Dorf mit rothen Dächern, aus welchem melancholische Gesänge in Molltönen heraufklangen. Ich trennte mich ungern von diesem Punkt, aber der Weg wurde immer beschwerlicher, die Pferde waren erschöpft und der Abend nahte heran. Immer im Gebirge ging es weiter, der Tuff hörte auf und reine Kalkformation herrschte wiederum eine Strecke vor; links blieben Dörfer und Städte auf hoher Felsenspitze unberührt, rechts rauschten die Bäche, alle wohl dem Calore nach Norden hin zueilend. Wir hatten bereits von S. Martino her zehn Miglien im Steingrus zurückgelegt, die Pferde waren mit Schweiß bedeckt und allmählich war mein Kutscher aus feurigen neapolitanischen Liebesgesängen in crasse Flüche übergegangen. Wir fragten die wenigen an uns vorüberwandelnden Landleute nach der Miglienzahl bis Avellino, aber die erhaltenen Angaben schwankten zwischen drei und sieben. Das Bübchen eines Chaussee-Arbeiters, welches ich hinten aufgenommen, weinte vor Hunger oder Furcht daß es gar nicht in Avellino ankommen würde, noch einmal ging es bergauf, nun wurden die Pferdeheiligen S. Antonio und Sant' Alice herbeigerufen, endlich hatten wir die Höhe erreicht, aber es dunkelte schon und ich konnte diese zweite, gewiß überaus schöne Aussicht nicht so genießen wie die erste, da erschien rechts ganz deutlich in hohem Felseneinschnitte der berühmte Wallfahrtsort von Monte-Vergine und gleich darauf schimmerten uns aus der Tiefe Avellino's Lichter mit freundlichem Willkommen entgegen. Nun ging es noch eine gute halbe Stunde durch Wald bergab, rechts und links erschienen die um Avellino einheimischen, mächtigen Haselnußstauden; es begann sich immer mehr Licht umher zu verbreiten, und plötzlich rückte der Vollmond über eine Felsklippe empor und beleuchtete wie mit einem Zauberschlage die majestätische Gebirgsgegend. Die armen Pferde, denen ich tausendmal unterwegs eine Zulage von Hafer versprochen, machten ihre letzte Kraftanstrengung wie vom Lichte des Mondes neu gestärkt, und so rollte ich denn aus dem Steingrus auf das treffliche Pflaster und den stattlichen Marktplatz Avellino's mitten hinein. Das mir wohlbekannte albergo reale labte mich mit wohlbestellter Abendtafel und heiterer Gesellschaft. Avellino, in romantischer Gebirgslage, zählt jetzt, nachdem die Gerichtshöfe der Provinz von Montefusco hieher verlegt worden, und in der Umgegend, z. B. Atripalda immer mehr Fabriken emporblühten, über 12,000 Einwohner, und gewinnt von Tag zu Tag ein vornehmeres Ansehn; es hat Theater, große Kaffeehäuser, einen Corso und ein neues, geräumiges Gefängniß mit lustigen und hellen Sälen. Es ist auf den Trümmern der alten Avella gebaut, der Hauptstadt der hirpinischen Samniter, und dieses leitet seinen Ursprung von den Söhnen des Janus her, die es zum Andenken Abels gründeten. Plinius und Ptolemäus reden von den Abellinati, als zu den Hirpinern (von hirpus, Wolf in oscischer Sprache) gehörend. Die avellinischen Nüsse waren schon im Alterthume berühmt, und noch jetzt ist die Gegend rings umher, besonders nach S. Severino und Baronisi hin mit großen Haselnußstauden bedeckt. Hoch im Gebirge, auf unwirthbarer Felsenklippe, thront das berühmte Kloster von Monte Vergine, *) welches Wilhelm von Vercelli gründete, wohin in den Pfingsttagen unzählige Neapolitaner und Bewohner der Umgegend wallfahrten. Dann erschallt auf den einsamen

---

*) Wesir Soliman ließ im Monat December 1814 allein 300 serbische Gefangene spießen.

*) *De Franchi:* Avellino illustrato dai Santi e Santuari. Nap. 1709. — *A. Mastrullo:* Monte Vergine sacro. Nap. 1663. — *Ughelli:* Italia sacra. Romae 1641. q. vol.

Felsenwegen, die hinaufführen, munterer Gesang, Scherz und Gelächter, und emsig flechten Buben und Mädchen die überall umher blühenden Ginsterbüschel in einander, um dem Wunsche einer ehelichen Vereinigung durch eine symbolische Handlung mehr Kraft der Erfüllung zu verleihen. Diese Wallfahrt steht in Verbindung mit der Feier des Festes der Madonna dell' Arco am Vesuv, worin viele die Spuren eines alten Bacchusfestes — eines Bacchanals jedenfalls — finden wollen. In alten Zeiten soll dort, wo jetzt Monte Vergine prangt, ein Tempel der Mutter aller Götter gestanden haben.

Ich schied am frühen Morgen aus Avellino, als die ersten Sonnenstrahlen das hohe Klostergebäude beleuchteten und fuhr auf staubiger Landstraße zuerst durch Wald- und Felsenreihe, dann durch einförmigere Gegenden den Berg, die Serra genannt, hinan. Hier öffnet sich wiederum ein weites Panorama, aber es war Scirocculuft, und schon begann der Glanz der hellen Morgensonne in ein trübes Grau zu erbleichen. Links liegt hoch oben Montefusco, einst Sitz des königlichen Tribunals, jetzt ein armer verlassener Ort. Von hier aus überblickt man fast das ganze Principato Ultra. Die Päpste Calixtus II und Honorius III, Tancred und Ferdinand von Arragonien besuchten Montefusco, dessen Alter jedoch unbekannt. Die große, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute Landstraße steigt und fällt — die damaligen Ingenieure haben wenig Fleiß und Kunst angewendet — unaufhörlich; eine gute Brücke führt über den Calore; bei dem Dörfchen Passo di Mirabella erscheinen überall Alterthümer am Wege, theils unbenutzt, theils in Häuser eingemauert. Es fragt sich natürlich, was stand hier für eine Stadt? Eine Frage, die jedoch nicht leicht zu entscheiden und bereits zu literarischen Zwistigkeiten Veranlassung gegeben hat. Eine Beleuchtung dieses Streits würde hier zu weit führen, gehört auch mehr zur Specialgeschichte der Samniter als zu gegenwärtiger Reiseskizze. Ich stimme jedoch dem Raimondo Guarini bei, der das alte Eclano hieher versetzt, welches Ptolemäus zu den drei Hauptstädten der Hirpiner rechnet: „Ιρπινων πολεις Ακυιλωνια, Αβελλινον, Αικυλανον." Guarini gefällt sich hin und wieder in etymologischen Spielereien und behauptet, daß Eclano zum Unterschiede von Equus tuticus (Ariano) Equulanus oder das kleine Pferd genannt worden u. s. w. Die ganze Umgegend von Benevent bis Frigento und Trevico ist noch lange nicht hinlänglich untersucht, sogar über den Lauf der Via Appia walten noch Zweifel ob; ich bereiste diese Gegend zum erstenmal von Benevent aus und fand in der Nähe des Calore viele Alterthumsreste, Brückentrümmer, Inschriften, Fundamente großer Gebäude u. s. w., die alle noch nicht namhaft gemacht worden. Guarini schrieb sein Büchelchen in dem nahe gelegenen Mirabella, es ist betitelt: Ricerche sull' antica città di Eclano. Nap. 1814. Auch gehört mehr oder weniger hieher das gediegene Werk von M. della Vecchia: Ricerche sulla vera posizione de' campi Taurasini e delle Colonie Liguri e Romane. Napoli 1823.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Arabien.

Wunderbare Kenntniß von Thier- und Menschenspuren. — Einiges über die Wahabitengeschichte.

(Schluß.)

Statt von hier aus sogleich auf Derayeh zu marschiren, welches nur fünf Tagereisen entfernt lag, belagerten sie die Citadelle Hassa, die sie ohne Schwierigkeit zu nehmen hofften. Sie leistete indessen länger als einen Monat Widerstand, und das Anrücken eines starken Wahabitencorps unter Sauds Anführung machte den Erfolg sehr zweifelhaft, dergestalt daß die Türken den Rückzug beschlossen. Der umsichtige Saud hatte das vorhergesehen, brach früher als die Türken auf und lagerte sich mit seinen Truppen bei der schönen Quelle von Tadscha, etwa drei Tagreisen von Hassa. Einen benachbarten Brunnen machte er dadurch unbrauchbar, daß er einige Kameelsladungen Salz hineinwarf, welche er zu diesem Behuf mitgebracht hatte. Es begann eine Unterhandlung, nach der auf sechs Jahre zwischen den Wahabiten und dem Paschalik von Bagdad Frieden geschlossen wurde, worauf beide Heere in die Heimath zurückzogen.

Das Mißlingen dieser Unternehmung war die erste Veranlassung des Mißgeschicks, welches bald nachher den Türken von allen Seiten zu Theil wurde, indem die Wahabiten nunmehr gelernt hatten die türkischen Truppen gering zu schätzen und in die Enge zu treiben. Bald zeigten sich plündernde Wahabitencorps in der Gegend von Bassora und die Verwüstung von Imam Hossein im Jahre 1801 erfüllte alle Muselmänner mit Schrecken und machte die Wahabiten allenthalben gefürchtet. Die Verehrung, welche man dem vielbesuchten Grabe von Mohammeds Enkel in besagter Stadt widmete, war hinlänglicher Grund, den Grimm der Wahabiten, die keine Heiligenverehrung dulden, sich zuzuziehen. In dieser Stadt wurden 5000 Menschen niedergemetzelt; die Kuppel von Hosseins Grab wurde zerstört, die Schätze der Moschee hatte man zu retten und später in sichere Verwahrung nach Bagdad zu schaffen gewußt. Die Wahabiten hatten an die Mauern von Hossein abgehauene Palmbäume gelegt und auf diese Weise erstere erstiegen. Sechs Tage dauerte das Niederhauen und die Plünderung der Stadt. Dann zogen sie sich zurück und griffen die Landbauern am Flusse Schat el Arab an, wurden aber vom tapfern Stamm Zobeir zurückgeschlagen. Sie brachten jedoch alle früher gemachte Beute davon und kehrten fröhlich in die Heimath zurück.

Hierauf wurde Saud und seine Wahabiten in blutige Händel verwickelt mit den Stämmen von Omran, Howeida und Terabin. Während die Schlacht wüthete und Cavallerie und Kamelreiter Mann um Mann miteinander fochten, sangen die Araber von Howeida ihren alten Buschan oder Schlachtgesang, der mit den Worten beginnt: Ihr Vögel mit den kahlen Köpfen, ihr Adler und Falken, wenn ihr Menschenfleisch begehrt, so seyd am Tage der Schlacht zugegen!

Denn von Terabin ließ Saud seinen Gruß entbieten und ihnen verkünden und befehlen, daß sie den wahren Glauben festhalten, die vorgeschriebenen Gebete verrichten und die Fasten des Ramadan genau beobachten sollen. Gott hat euch erschaffen schrieb er ihnen, um von euch angebetet zu werden, denn es steht im Koran: Ich schuf Geister und Menschen, auf daß sie mich anbeten sollen!

Nach der Plünderung von Imam Hossein scheinen die Wahabiten ihre Plane sehr erweitert zu haben, besonders nachdem eine zweite

Expedition aus der Gegend von Bagdad fehlgeschlagen war. Die schöne Stadt Tayf, der Sommeraufenthalt der reichen Mekkaner und das Paradies von Hedschas, wie es die Araber nennen, wurde nach kräftigem Widerstande im Frühling des Jahres 1802 von den Wahabiten erobert und die Stämme südlich von Tayf unterworfen. Im folgenden Jahre vollendeten die Wahabiten die gänzliche Eroberung von Hedschas, und ihre Macht war damals auf dem Gipfelpunkt. Nach mehrern Gefechten mit dem Scherif Galib rückte die Armee der Wahabiten gegen Mekka vor, und Saud schlug sein Hauptquartier in einem Dorfe auf, woselbst die Bewohner von Mekka viele schöne Sommerhäuser hatten. Ihre leichten Truppen umschwärmten die Stadt von allen Seiten und griffen endlich die östliche Vorstadt Moabede an, von welcher sie alsbald Besitz nahmen, wie von dem darin gelegenen Palaste des Scherif. Von hier aus machten sie häufige Einfälle in die offene Stadt, die seit Jahrhunderten keine Mauern mehr hatte. Galib leistete tapfern Widerstand. Er legte eine Mine in der Nähe seines Palastes an, die zwar nicht ihre vollständige Wirkung that, doch aber den Feind nöthigte, sich zurückzuziehen.

Nun schnitten die Wahabiten der Stadt das süße Wasser ab, welches ihr durch den Canal von Arafat zugeführt wird, und die Bewohner waren in die traurige Nothwendigkeit versetzt, Wasser aus salzigen Brunnen zu trinken. Nachdem die Belagerung einige Monate gedauert hatte, geriethen die Bewohner, theils durch das schlechte Wasser, theils durch Mangel an Lebensmitteln, in große Noth. Galib selbst und seine Soldaten hatten noch einige Vorräthe, aber unter die niedern Classen wurde nichts vertheilt, und diese waren deßhalb genöthigt, sich des Nachts aus der Stadt zu stehlen und für des Scherifs Pferde auf den benachbarten Bergen dürres Gras zu sammeln, wofür sie in der Wohnung des Scherif eine Handvoll Getreide empfingen.

Nachdem alle Katzen und Hunde in Mekka verzehrt, auch des Scherifs Vorräthe dünn geworden waren, verließ er die Stadt mit seinen Leuten, nahm seine ganze Familie und sein Gepäck mit sich, nachdem er vorher diejenigen Mobilien seines Palastes, die nicht leicht fortzuschaffen waren, verbrannt hatte. Er zog nach Dschidda und überließ Mekka seinem Schicksal. Den folgenden Morgen zogen die vornehmsten Einwohner aus, um zu capituliren, oder vielmehr um die Stadt auf Gnade und Ungnade zu übergeben, und Saud hielt an demselben Tage seinen Einzug, im Mai des Jahres 1803. Die Mekkaner erinnern sich noch immer dankbar der trefflichen Mannszucht, welche diese wilden Wahabiten während ihres Aufenthalts in der heiligen Stadt beobachteten. Nicht der geringste Exceß wurde begangen. Den folgenden Tag wurden alle Kaufläden auf Sauds Befehl geöffnet und alles, was seine Truppen brauchten, bezahlten sie baar. Saud erklärte, daß er längst die Stadt hätte mit Sturm nehmen können, daß er aber gewünscht habe, Unordnungen und Ausschweifungen zu verhüten; den versammelten Ulemas erzählte er auch, daß ihm Mohammed im Traum erschienen sey und gedroht habe, er werde nicht den dritten Tag erleben, wenn der heiligen Stadt ein einziges Getreidekorn mit Gewalt genommen würde.

Die Bewohner von Mekka nahmen nun den Glauben der Wahabiten an, d. h. mit andern Worten, sie waren von nun an genöthigt, pünktlicher zu beten, als sie gewöhnlich gethan hatten, ihre schönen seidenen Kleider abzulegen und zu verbergen und sich des Tabakrauchens öffentlich zu enthalten. Ganze Haufen persischer Pfeifen, aus allen Häusern gesammelt, wurden vor Sauds Hauptquartier verbrannt; auch der Verkauf des Tabaks wurde verboten. Galibs Bruder, Abd el Mayen, wurde von Saud an die Spitze der Regierung in Mekka gestellt, und ein sehr gelehrter Mann aus Derayeh, Namens Ibn Name, wurde zum Kadi der Stadt eingesetzt. In solchem Ansehen stand dieser Beduinenrichter, daß seine Entscheidungen fast zum Sprüchwort geworden sind und die Mekkaner noch jetzt als Spott für ihren verkäuflichen Kadi sagen: dort geht Ibn Name! Jetzt wurde auch das Gebet für den Sultan, welches gewöhnlich in der großen Moschee gesprochen wurde, auf Sauds Befehl abgeschafft.

Von Mekka wendete das Oberhaupt der Wahabiten seine siegreichen Waffen gen Dschidda, wohin Scherif Galib geflohen war. Saud belagerte diese ansehnliche Stadt eilf Tage und die Einwohner fochten tapfer. Man versichert, daß der bestürzte Galib, welcher bereits Anstalt getroffen hatte, an Bord eines großen Schiffes zu entfliehen, den Chef der Wahabiten durch eine Summe von 50,000 Dollars zum Rückzug bewogen habe und wirklich zogen die Wahabiten nach der nördlichen Steppe hin. Galib verließ jetzt Dschidda und übernahm im Julius 1803 abermals die Regierung von Mekka, die ihm sein Bruder, ein Mann von sanften Sitten und friedlichem Charakter, mit Freuden überließ. Galib vertrug sich mit Saud und unterwarf sich seiner Herrschaft; er blieb im Besitz seiner Städte und ihrer Einkünfte, auch gestand man ihm zu, daß mehrere Beduinenstämme unter seinem Einflusse bleiben durften. Wegen seiner hohen Stellung und der Achtung, welche denen gebührt, die Einwohner der heiligen Stadt sind, verlangte man weder von ihm noch von den Mekkanern einen Tribut. Dagegen verpflichtete sich der Scherif, von keinem Wahabi, der nach Dschidda käme, Zoll oder Kopfgeld zu erheben, denn alle die Meinen, sagte Saud, sollen fürder keiner Belästigung unterworfen seyn, wenn sie nach den heiligen Orten pilgern wollen. Dergestalt erhielt Galib günstigere Bedingungen, als sie sonst andern Häuptlingen von den siegreichen Wahabiten gewährt wurden.

Miscellen.

Beobachtungen an Tagen ungewöhnlicher magnetischer Störung. Unter diesem Titel hat Obristlieutenant Sabine auf Kosten der englischen Regierung die gleichzeitigen Beobachtungen bekannt gemacht, die an den brittischen Colonialobservatorien gemacht wurden. Man will die Beobachtungen von 1840 bis 1845 herausgeben, und der jetzt erschienene erste Theil geht bis Ende 1841. Es ist der erste Versuch dieser Art im Gebiet der magnetischen Wissenschaft und kann zu wichtigen Resultaten führen. (Athenäum vom 11 Nov.)

•

Vegetabilisches Wachs in China. Hr. Levy legte in der Sitzung der Pariser Akademie vom 30 Oct. eine chemische Analyse eines ihm von Hrn. Julien zugesendeten Stücks Wachs aus China vor. Es ist vegetabilischen Ursprungs und wahrscheinlich ein Product des Rhus succedaneus. Es ist glänzend weiß und krystallisirt, in Alkohol und Aether kaum auflösbar und schmilzt bei 82,°5.

•

Unbebautes Land in England. Man rechnet, daß im eigentlichen England 3,450,000 Acres unbebautes Land sich finden, und 530,000 in Wales, was alles einer großen Verbesserung fähig wäre. (Litt. Gaz. vom 11 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1843.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Schluß.)

Vom Passo di Mirabella gelangt man rasch nach Grotta Minarda, eigentlich Grotta Miranda genannt — die Neapolitaner verstellen aus Sprachfaulheit sehr häufig die Consonanten: Crapi statt Capri, Frabica statt Fabbrica, Cotrone statt Crotone u. s. w. — und trifft auch hier Spuren des Alterthums. Ein gewesener Straßenräuber, noch stolz auf den Titel „il Brigante," hält hier einen schmutzigen Gasthof und scheint von allen Kutschern und Fuhrleuten aufs zärtlichste geliebt, die weder durch Güte noch durch List und Gewalt hier vorüber zu bringen sind. Ich machte von hier aus den Ausflug nach dem Schwefelpfuhl — See kann man ihn nicht nennen — von Amsanctus bei Frigento, in welchen Virgil die Furie Alekto sich hinabstürzen läßt: Aeneid. VII, 563 ff. Virgil und Stolberg schildern diesen Ort viel reizender als ich ihn gefunden, namentlich fehlen die Eichen- und Castanienwälder, welche letzterer noch ganz in der Nähe angetroffen. Es sind Schwefelquellen in einer nicht allzujähen Vertiefung, unten brodelt das Wasser empor wie bei Telese und Venafro, man glaubt es koche, es ist aber kalt; am Ufer des Beckens springt mehrere Fuß hoch ein Wasserstrahl in die Höhe, der in den Pfuhl abfließt; ringsumher hat sich eine schwefelichte Kruste angesetzt und die Luft ist mit einem Dunste verpestet, welcher sich oft viele Miglien weit fühlbar macht; von einem sich in die Tiefe stürzenden Strome sah ich nichts. („Medioque fragosus dat sonitum saxis et torto vertice torrens," dichtet Virgil.) In alten Zeiten stand hier ein Tempel der Göttin Mephitis, noch jetzt heißt der Ort Musite und hat in der That ein mephistofelisches Ansehen. Der Wirth aus Grotta Minarda hatte mich auf guten Pferden hieher und zurück begleitet, er verglich die Musite mit der Solfatara, aber ohne allen Grund; letztere ist ein noch nicht ganz erloschener Vulcan ohne alle Quellen, jene dagegen eine Quelle ohne sonstige vulcanische Thätigkeit; ich hatte heute alle möglichen Dünste in reichlichem Maaße genossen: Scirocco, Schwefelwasserstoffgas, Malaria von Grotta Minarda im allgemeinen und Malaria im speciellen in der Kneipe des sogenannten Brigante, welcher jedoch gegen mich die Freundlichkeit selbst war, und eilte am Nachmittage die wenigen Miglien nach dem hochgelegenen Ariano hinauf, in reinere und erfrischendere Luft.

Diese Stadt macht schon aus größerer Entfernung einen eigenthümlichen Eindruck, erscheint aber in der Nähe betrachtet wie ein Berg voller Höhlen, über welchen einige Baracken aufgebaut sind, die wiederum ein verfallenes Castell beherrscht. Die ärmere Classe der Bewohner hat in den weichen Tuff an beiden Seiten der Landstraße, die sich zur eigentlichen Stadt emporwindet, Wohnungen eingegraben, in denen Schmutz, Rauch und Lumpen dermaßen vorherrschen, daß man schnell die Blicke abwendet. Ich langte eine Stunde vor Sonnenuntergang in der Locanda an, die viel zu wünschen übrig läßt, dennoch aber von freundlichen gefälligen Leuten dirigirt wird — es ist die erste links am Wege — und stieg rasch zum Castell hinauf, wo man einen weithin ausgedehnten Horizont überblickt, in der That eine Aussicht die sich schwer beschreiben läßt und welche in allen Nuancen himmelweit von der am gestrigen Abend genossenen verschieden ist. Rings umher erscheint eine Kette von gelblich braunen Bergen, denen die schönen Schattirungen des Laubwaldes fast gänzlich fehlen, die Formen sind höchst mannichfaltig, doch herrscht statt der Klippenform hier das Wellenförmige vor: Hügel drängen die Berge in den Hintergrund und erheben sich wie Kuppen aus den Thälern; links erkennt man das hohe Matese-Gebirge, rechts die Berge an der Gränze Basilicata's; aus den tiefen Thalschluchten blinken keine Bäche und Ströme mehr empor, keine frischen Eichenwälder und duftenden Wiesen, wohl aber Oliven und Getreide der mannichfachsten Art; vier Schlösser erscheinen auf den Bergen Savignano, Greci, Panni und Monteleone, aber die gelbliche Tuffarbe ihrer Fundamente theilt sich den Ortschaften selbst mit; weithin erkennt man die Landstraße, welche sich hebt und wiederum fällt, und endlich wie ein schwacher Faden verschwindet.

Ein kräftiger Wind aus Osten, welcher die kahlen Gipfel Apuliens dörret (quos torret Atabulus sagt Horaz), war über den Scirocco Meister geworden; nach Westen hin sah ich also die Gebirge im Glanze der untergehenden Sonne und über mir strahlte wieder das lichte Hellblau, ein Vorbote schönen und beständigen Wetters. Das Castell von Ariano gehört zu den größeren Italiens, liegt aber jetzt halb in Trümmern; ein Telegraph ist an der höchsten Spitze errichtet. Hier soll Kaiser Lothar den Grafen Roger von Ariano und die ihm gehorchenden Barone zu dem Schwur gezwungen haben, die Beneventaner zeitlebens in Ruhe zu lassen, und Carl von Anjou Heinrich von Vadimonte mit der Grafschaft von Ariano belehnt haben. Wir wissen ferner aus der Geschichte, daß König Roger Ariano zweimal belagerte und hier zuerst den Befehl zur Prägung der neuen Münze, „Ducatus" genannt, gegeben, daß Innocenz IV es belagert, Manfred mit seinen Saracenen die Stadt verwüstet u. s. w.

Der Name Ariano soll aus ara Jani entstanden seyn und dieser Tempel des Janus die Spitze des Berges geziert haben. Diomedes, Sohn des Tydeus, König der Aetoler, soll sie gegründet haben; eine aufgefundene alte Marmorinschrift: Arianum ab indigena, uno e principibus Janiculorum, qui temporibus Itali regio a Sutrio exiens et tyrannidem fugiens, Coloniam quincentorum Nobilium Conjuratorum huc transtulit . . . . berichtet jedoch anders. Der alte italische Name war wahrscheinlich Equus tuticus — obschon einige hierunter S. Eleuterio, nordöstlich von Ariano, verstehen — und tuticus soll im Oscischen „groß" geheißen haben. Mag nun dieser Name das große Pferd von der Gestalt des Berges, auf dem die Stadt lag, von ihrer Größe und ihrer Bedeutung oder von dem Umstande herzuleiten seyn, daß hier die besten und stärksten Pferde gezogen wurden, welche Juvenal Sat. 8, 62 rühmt — das alles wird wohl immer unentschieden bleiben. Es ist wahrhaft lächerlich, neapolitanische Antiquare und Archäologen über solche Gegenstände streiten zu hören und streiten zu sehen. Mit einem vortrefflichen Gedächtnisse wissen sie nicht selten die mannichfachsten Stellen alter Schriftsteller zu citiren und mit noch größerem Scharfsinne diese Stellen ihren oft phantastischen Ideen und Ansichten anzupassen; sie schreiben mit ungeheurem Selbstvertrauen Broschüren und Artikel zusammen und sind oft nicht einmal in eigener Person an Ort und Stelle gewesen — aus körperlicher Trägheit. Mir wurden unter dem Titel „Alterthumsforscher" in vielen Städten der Provinzen junge Leute vorgestellt, die Horaz und Virgil vollständig im Kopf und den Livius in der Tasche hatten; sie kannten alle die Ueberreste des Alterthums in den Ringmauern ihrer Stadt vollkommen wohl, keineswegs jedoch die nur etwa zwei Stunden entfernten, und aus diesem Gesichtspunkte muß man auch die meisten der täglich in Neapel gedruckt erscheinenden Dissertationen: „Ricerche und Memorie" genannt, beurtheilen; mit spiegelglattem Firniß ist in der Regel bei diesen Broschüren ein hohles Terrain überzogen und Talente und Kenntnisse ersticken in körperlicher Faulheit; die Morgenstunden verschlafen solche gelehrte junge Herren, die Mittagsstunden sind ihnen zu heiß und die Abendstunden der Feuchtigkeit wegen zu gefährlich; haben sie eine elende Broschüre zusammengestoppelt, diese mit langer, schwülstiger Vorrede einem Vornehmen gewidmet und nicht selten auf diese Weise ein öffentliches Lob empfangen, so ist nach ihren Begriffen der literarische Ruf begründet, sie ruhen nun bis an das Ende ihrer Tage im dolce far niente als ächte Galantuomini auf ihren literarischen Lorbeeren und können nicht begreifen, daß ein Fremder die Gegenstände ihres Vaterlandes besser kenne als sie. Ich rede jedoch hier nur von einer gewissen Classe junger literarischer Gecken, deren Producte ich niemals in diesen Skizzen citirt habe und niemals namhaft machen werde; zu solchen Producten gehören alle gelehrten Abhandlungen, welche mit einem Schwall von Citaten beweisen sollen daß Horaz auf seiner bekannten Reise nach Brundusium, nachdem er die Villa bei Trevici verlassen, durch Ariano (Equo tutico) gekommen, weil es heißt: „mansuri oppidulo, quod versu dicere non est," und zufällig Equo tutico nicht in den Hexameter paßt. Solche Behauptungen beruhen denn doch in der That auf gänzlichem Mangel an Ortskenntniß! Welch einen Umweg hätte Horaz machen müssen! Das „hinc rapimur" (nämlich von der Villa Trevici aus) soll gar nicht berücksichtigt werden, obschon es sich so offenbar auf die ebeneren Gegenden Apuliens bezieht! Anderer Bezeichnungen, die, wie Stolberg sehr richtig bemerkt, ganz auf Cerignola passen, hier nicht weiter zu gedenken! Möge es doch vor allem gelingen den Lauf der Via Appia genau und richtig zu bestimmen, dann findet sich vieles von selbst. Pratilli ging mit rühmlichem Beispiel voran; ihm folgte niemand. In der Nähe Neapels, z. B. in den auruncischen Bergen zwischen Teano, Sessa und Roccamonfina gelang es mir erst nach langem Suchen die Nebenarme, welche von Suessa nach Aurunca und Casinum auf die Via latina, so wie diejenigen welche von Suessa nach Theanum und von hier nach Cales und Alife führten, aufzufinden, ja große Strecken des schönsten, antiken Straßenpflasters in den herrlichen Kastanienwäldern zu entdecken, und ich verdanke hierbei mehr den Maulthiertreibern als den sogenannten „Alterthumsforschern."

Doch nun zurück nach Ariano. Von Alterthümern ist sehr wenig vorhanden, nur Substructionen von Gebäuden und Gräber in dem fruchtbaren tiefen Thal, das sich westlich von der Stadt öffnet; von Inschriften sah ich nichts; man bot mir Münzen zu Kauf an, aber die Forderungen waren übertrieben und der Werth gering; man glaubte mir Schätze verkaufen zu wollen und bedauerte meinen Unverstand und meine Gleichgültigkeit. Am andern Morgen ging ich noch auf den Kalvarienberg und sah in der Stadt hoch oben einige ansehnliche Gebäude, darunter die Kathedrale, das Seminarium und ein im Bau begriffenes neues Gefängniß. Manche Gebäude trugen Spuren gothischen und byzantinischen Geschmacks. Ariano hatte im Mittelalter gelehrte und tüchtige Männer aufzuweisen, z. B. einen Mammolo, einen Urso di Leone und soll gegenwärtig, wie man mir in Foggia sagte, in seinen geistlichen Lehranstalten sehr talentvolle Männer,

sogar einen geschätzten Dichter bergen. Ein Römer Vitale *) schrieb, den gelehrten Ruf Arianos verherrlichend, ein Buch, des Inhalts: Memorie istoriche delle persone illustre della città di Ariano, Roma 1788 4., welches zugleich manche allgemeine historische Notizen enthalten soll.

Innere Bewegungen in der Türkei.

(Fortsetzung.)

3. Serbien.

Von dieser Zeit an datirt die Macht Miloschs und dauert bis in die Mitte des Jahres 1839, wo er endlich unter dem Haß und den Verwünschungen eines erbitterten Volks erlag. Da er bis jetzt namentlich in Deutschland unter meist günstigen Farben dargestellt wurde, und diese Darstellungen ziemlich allgemeinen Anklang gefunden haben, so halten wir es für angemessen, hier nach Cyprien Roberts Darstellung, die jedenfalls durch eine gründliche Detailkenntniß sich auszeichnet, die Kehrseite zu geben, ohne uns auf eine Polemik über Einzelnheiten einzulassen. Wir halten uns dazu um so mehr für berechtigt, als Milosch mehr wie ein türkischer Pascha, wie ein schwacher Nachklang Ali Pascha's und Mehemed Ali's, denn als serbischer Fürst gehandelt hat, sich möglichst mit den Türken befreundete, und auf die serbische Nationalität, deren Emporkommen in den Zuständen der Türkei eine so wichtige Rolle gespielt hätte, eher einen niederdrückenden als erhebenden Einfluß geäußert hat. Wäre dieß anders gewesen, er hätte vor dem vereinten Haß der Pforte und Rußlands, das im Bereich des türkischen Reichs keine kraftvollen Nationalitäten und Herrscherstämme sich bilden sehen will, viel früher erliegen müssen. Hätte er, wie man von einem zur Fürstenwürde emporgestiegenen türkischen Raja hätte erwarten sollen, sein eigenes Volk emporgehoben und die verzweiflungsvollen Aufstände der Christen, namentlich in Bosnien, nur nicht selbst vollends unterdrücken helfen, so wäre er zu einer Macht und einem Ansehen emporgestiegen, die den Christen in der Türkei eine ganz andere Stellung gesichert hätte, als sie jetzt besitzen.

Gleich sein Emporkommen zeichnet ihn: er hatte von seinem Halbbruder, einem tapfern Haiduken, bedeutende Schätze geerbt, und wollte diese, als die Türken im J. 1813 ins Land einbrachen, nicht aufgeben, sondern verband sich mit den letzteren, die ihn als Oberknes in den südlichen Districten anerkannten, und machte mit ihnen Jagd auf seine Landsleute, deren Köpfe er in großer Menge zu den Füßen des Pascha niederlegte. Erst im Jahre 1815, als die fanatischen Türken auch ihn selbst mit dem Tode bedrohten, schloß er seinen Frieden mit den Haiduken, sammelte seine vor der türkischen Tyrannei flüchtigen Landsleute, und jagte die Türken aus dem Lande, aber nicht ganz, wie er es hätte thun können, sondern er schloß einen Vertrag mit ihnen, wodurch sie im Besitz der Festungen blieben und Serbien einen bestimmten Tribut an die Pforte zahlte; in jedem District sollte neben einem serbischen Knesen ein türkischer Musselim Sitz haben und Recht sprechen. Diese unsichere Stellung konnte nicht von Dauer seyn: Czerny Georg, der in Bessarabien, wohin er sich geflüchtet hatte, den Gang der Dinge aufmerksam verfolgte, und mit den Hetäristen in Verbindung stand, erschien im J. 1817 plötzlich in Serbien, und auf seine Stimme wäre das ganze Land gegen die Türken aufgestanden, aber Milosch, dem damit nicht gedient war, verrieth ihn an die Türken, die ihn sogleich ermordeten. Wäre Czerny Georg am Leben geblieben, so hätte er den bosnischen und bulgarischen Christen die Hand gereicht, und der Aufstand der Griechen im J. 1821 wäre von ganz anderer Bedeutung für die Pforte geworden.

Das Mißtrauen der Pforte gegen die bosnischen Spahis trug wesentlich dazu bei, Miloschs Stellung den türkischen Machthabern gegenüber zu sichern, während er selbst in Serbien mehrere der alten Hospodare, die ihm besonders im Wege standen, hinwegräumte. Diese waren nämlich vorerst allein im Stande seinem willkürlichen Verfahren Schranken zu setzen, und da auch schon Czerny Georg mit denselben im Kampfe gelegen war, so entfremdete er sich vielleicht dadurch das Volk nicht sonderlich, wenn er nur nicht fortwährend auch die Steuern gesteigert hätte. Dieß aber hatte im J. 1825 und 1826 mehrere Aufstände zur Folge, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten; ein dritter im Jahre 1827 wurde nur durch die Entschlossenheit Wutschitschs und die Hülfe mehrerer tausend Bosnier gedämpft, und Milosch sah sich genöthigt, für den Augenblick gelindere Saiten aufzuziehen. Im folgenden Jahre brach der russisch-türkische Krieg aus, und Milosch folgte nur den Eingebungen Rußlands, wenn er nichts gegen die Pforte unternahm und durch seine Unthätigkeit auch die Bosnier im Schach hielt. Er erwarb sich dadurch die Gunst der Pforte und Rußlands zugleich, hinderte ein neues Aufflammen des serbischen Volksgeistes, erwarb sich die Fürstenwürde und Serbien die Entfernung aller noch im Lande, die Festungen ausgenommen, anwesenden Türken, Freiheit des Handels im Innern der Türkei und eigene Wahl der Richter. Milosch säumte nicht diese Umstände zu benützen, ließ sich vom Metropoliten zum Fürsten salben, und vom Volk feierlich auf einer Skuptschina als solchen anerkennen.

Von jetzt an aber wurde der Druck, welcher auf dem Volk lastete, immer schwerer, und als Milosch im Jahre 1833 auch die Douane zu Belgrad abgetreten erhielt, trat er völlig in die Fußstapfen Mehemed Ali's, indem er der alleinige Handelsmann des Landes wurde, den Eigenthümern ihre Erzeugnisse um geringen Preis abnahm und dieselben in Masse nach Ungarn verkaufte; da er zugleich auch mehreren Dörfern in der Nähe von Belgrad ihre Weidegründe mit Gewalt wegnahm, so stieg bald die Unzufriedenheit auf eine gefährliche Höhe. Dieselben Steuern, wie unter den Türken, mußten gezahlt, ja selbst gefrohnt werden, und wenn einzelne Knesen sich den Willkürlichkeiten nicht fügen wollten, hing man ihnen einen Proceß an, der mit ihrer Hinrichtung endete, oder

*) Ein anderer Tommaso Vitale schrieb eine: Storia della regia città d'Ariano e sua diocesi. Roma 1794. 4°.

wenn dieß nicht anging, gab man ihnen einen Auftrag nach dem District von Stari Vlah, wo Mitschitsch mit seiner in bosnische Haiducken verkleideten Polizeimannschaft sie ermordete.

Diese Mordthaten, verbunden mit dem Druck, der auf dem Volke lastete, vereinte schnell das Volk und die Knesen, und schon im Anfang Januars 1835 drangen plötzlich 15,000 Insurgenten nach Kraguschewatz vor, selbst die Truppen gingen größtentheils über und Milosch mußte fliehen. Seine Anhänger indeß drohten mit der Rache Rußlands und versprachen zugleich im Namen Miloschs alles mögliche. Dawidowitsch, mit fränkischen Ideen gesäugt, entwarf eine Verfassungsurkunde, welche Milosch und das Volk, das in einer Versammlung längere Zeit hartnäckig die Absetzung Miloschs gefordert hatte, vereint beschworen. Die Aussöhnung dauerte nicht lange, denn Milosch verfiel bald wieder in seine alten despotischen Launen, und nährte den Plan, sämmtliche Häupter der Verschwörung, die ihm die widerwärtigen Concessionen abgezwungen, aus dem Wege zu räumen. Das Gerücht ging er habe 500,000 Piaster unter den Mitgliedern des Diwans vertheilt, um sich dessen Billigung für einen solchen Schritt zu erkaufen. Jetzt schritt aber Rußland, welches den Stand der Dinge wohl kannte, und einsah, daß Milosch sich nicht mehr lange gegen den Haß des ganzen Volks halten lasse, ernstlich ein, und bewog die Pforte ihm die drohende Weisung zuzuschicken, künftig mit mehr Gerechtigkeit zu verfahren. So geheim dieß Milosch hielt, so konnte es doch nicht ganz verborgen bleiben; der Unwille gegen ihn wuchs, mehrere Mordanschläge gegen seine Hauptgegner schlugen fehl, andere hatten sich aus dem Lande entfernt, und so wurde Miloschs Stellung immer gefährlicher. Hiezu kam noch, daß er als alleiniger Handelsmann des Landes mit den Engländern durch den Consul Hodges einen Vertrag schloß, demgemäß Pelzwerk, Holz und der Ertrag der demnächst zu bearbeitenden Bergwerke den Engländern sämmtlich überliefert und Milosch dafür mit englischen Manufacten bezahlt werden sollte. Dieser Vertrag kam zwar nie eigentlich zur Ausführung, erweckte aber doch den Unwillen Rußlands, das von nun an die Knesen sichtlich gegen Milosch unterstützte, und die Pforte (December 1838) zu dem Ferman bewog, der einen Senat einsetzte, welcher den getroffenen Einrichtungen nach schnell alle Gewalt in sich vereinigen mußte. Milosch schäumte vor Wuth, um so mehr, als der Senat Rechenschaft für die seit 10 Jahren erhobenen Gelder von ihm verlangte; aber als er sich der ihm aufgedrungenen Vormundschaft mit Gewalt entledigen wollte, und der türkische Pascha in Belgrad sowohl als der russische Consul ein Einschreiten verweigerte, stellte der Senat Wutschitsch an die Spitze des schnell aufgebotenen Volks, die Truppen Miloschs wurden zerstreut und alsbald sammelte sich eine mächtige Volksversammlung, deren Zorn gegen Milosch sich nun durch nichts mehr beschwichtigen ließ. Die Senatoren, selbst erschrocken über die Aufregung des Volks, suchten die Ansicht geltend zu machen, daß nur der Sultan und der Kaiser von Rußland den Fürsten richten könnten; das Volk aber drohte Milosch auf der Stelle zu steinigen, wenn man nicht das Recht der Volksversammlung ihn abzusetzen anerkenne.

Gegen einen so energisch ausgesprochenen Volkswillen war nichts zu machen, selbst der russische Consul, der gern Milosch den Fürstentitel gelassen hätte, da derselbe dem Senat gegenüber machtlos geworden war, war mit allen Auskunftsmitteln am Ende. Auch der Senat und die übrigen Knesen, meist bejahrte Männer, die in Ruhe vollends ihr Haupt hinlegen wollten, hätten sich gerne mit einer solchen Auskunft begnügt, aber das Volk war zu erbittert, und verlangte namentlich, daß Milosch über die erpreßten Summen Rechenschaft ablege, wenigstens über das was er seit 1835, wo er die Verfassung beschworen, sich widerrechtlich zugeeignet hätte. Watschenko, aufgebracht darüber, daß so ein kleines Volk sich herausnehme eine Fürsten vor Gericht zu fordern, den der russische Adler beschütze, überhäufte Wutschitsch mit den härtesten Vorwürfen, daß er ein so rohes, ungesetzliches Verfahren durch seine Gegenwart legalisire. Wutschitsch hatte die Macht in der Hand, Milosch und seine Familie mit dem russischen Consul, der sie vertheidigte, zum Lande hinauszujagen, aber dann war ein Einschreiten Rußlands und ein neuer Einbruch der Türken zu fürchten. So gab er nach und that sein möglichstes, die Volksversammlung dahin zu bringen, Milosch ohne Rechnungsablage, d. h. mit seinem auf mehr als 10 Mill. Gulden geschätzten Vermögen ziehen zu lassen. Lange schlug die Versammlung hartnäckig alles ab, endlich forderte sie, daß wenigstens seine ganze Familie verjagt werde; man warf ihr aber ein, daß der Berat des Sultans und das Wort des Kaisers von Rußland die Erbfolge garantire. Endlich gab die Volksversammlung, wenn auch widerwillig, nach, wozu freilich der Umstand besonders beitrug, daß der Nachfolger Miloschs, sein ältester Sohn Milan, wirklich im ganzen Lande beliebt und die allgemeine Hoffnung war. Am 1 Junius 1839 unterzeichnete Milosch seine Abdankung und entfernte sich aus Serbien.

(Schluß folgt.)

Nachricht über Nicollet. Sillimans Journal vom October dieses Jahres kündigt den am 11 September erfolgten Tod Nicollets im 48sten Jahre seines Alters an. „Seine Arbeiten in der Astronomie und physikalischen Geographie, sagt Silliman, sind wohlbekannt. Er war Laplace's Lieblingsschüler und Freund, und die häufige Nennung seines Namens in der „Mecanique celeste“ zeigt hinreichend, wie sehr ihn sein Lehrer achtete. Nicollet kam vor etwa zehn Jahren nach Amerika, und war hauptsächlich mit der geographischen, topographischen, astronomischen und geologischen Aufnahme des ungeheuren zwischen den Quellen des Missouri und Missisippi liegenden Gebiets beauftragt. Seine hierüber gefertigte Karte wurde noch vor seinem Tode fertig, und er zeigte sie in der Versammlung der amerikanischen Geologen im verflossenen Monat April zu Albany vor. Hr. Nicollet verwandte auch viele Zeit auf Sammlung und Erhaltung der verschiedenen indianischen Dialekte, und überhaupt alles dessen, was die Geschichte dieser interessanten Volksstämme aufhellen kann. Seine Sammlungen von handschriftlichen Bemerkungen hierüber sind sehr voluminös.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1843.

Das gelbe Fieber zu Veracruz.

(Le Mexique. Souvenirs d'un voyageur. Von Isidor Löwenstern.)

Wenn im Frühjahr nicht der Norte weht, der einem Brustdrücken verursacht, so tritt bei Tag eine erstickende Hitze ein, und Nachts ein so reichlicher Thau, daß alles, Kleider, Stiefel u. dgl. am Morgen wie in Wasser getaucht ist, und zwar oft so arg, daß man sich der Stiefel nicht mehr bedienen kann. Der Rost bedeckt alles Eisen, Schimmel das Leder, und da die Fenster zu Veracruz weder Glas noch Jalousien haben, so muß man entweder ersticken, indem man die Holzläden schließt oder man riskirt krank zu werden, wenn man sie offen laßt. Und diese Krankheit ist nichts geringeres als das Vomito prieto oder gelbe Fieber, das Veracruz eine so traurige Berühmtheit verschafft hat. Diese Geißel, welche ich den Miasmen zuschreiben zu müssen glaube, die während der Regenzeit der plötzliche Uebergang in die Hitze erzeugt, verläßt Veracruz fast nie, und behauptet den hartnäckigsten Charakter. Die Krankheit, welche sich in Neuorleans und in der Havana erst im Junius zeigt und im October ganz verschwindet, zeigt sich in Veracruz vom Mai an und ihre Heftigkeit nimmt erst im November ab. Einzelne Fälle kommen selbst im Winter vor. *) Der stärkste Beweis für die Bösartigkeit, welche das gelbe Fieber zu Veracruz hat, liegt darin, daß es in der Regel den Menschen nur einmal anfällt, und wer in Veracruz dasselbe überstanden hat, braucht nicht zu fürchten, daß er es in der Havana oder in Neuorleans noch einmal bekomme, während diejenigen, welche das gelbe Fieber an den beiden genannten Orten gehabt haben, es zu Veracruz so gut noch einmal bekommen können, wie einer, der es gar nie gehabt hat.

Eine auffallende Eigenthümlichkeit des gelben Fiebers in Veracruz besteht darin, daß niemand, welcher in der Stadt geboren ist, von der Krankheit befallen wird, während der Fremde, welcher in der kritischen Jahreszeit auch nur Eine Nacht hier zubringt, ihr selten entgeht. Die Fälle des gelben Fiebers haben auch in der letzten Zeit sich keineswegs vermindert, aber die Sterblichkeit ist bei weitem nicht mehr so groß wie früher, und abgesehen davon, daß die Zahl der Unterliegenden ziemlich abgenommen hat, ist auch der Tod fast immer nur eine Folge mangelnder Sorgfalt und Hülfsmittel im Beginn der Krankheit. Für die wirksamsten Mittel gelten Castoröl und Calomel; ersteres ist aber dem Magen nachtheilig und letzteres, das bei den Engländern so sehr in Gunst steht, erzeugt in der Folge andere Krankheiten. Einige rühmen den Gebrauch warmer Bäder, andere verordnen Eis mit Erfolg; ein hier sehr gewöhnliches Mittel ist das bei den Negern übliche, welches in einem halben Litre Oel mit Salz und Citronensaft besteht.

Der Aufenthalt hat natürlich für den Fremden, welcher bloß auf seiner Reise nach dem Innern hier anhält, keine sonderlichen Reize; aber doch zieht der Reiz des Gewinns fortdauernd Fremde an diesen mörderischen Ort, und ihre Zahl wächst täglich. Veracruz zählt jetzt nahe an 11,000 Einwohner, hauptsächlich Deutsche, Franzosen und Engländer.

*) Die günstigste Zeit um über Veracruz zu reisen ist vom Januar bis März; obgleich die Krankheit in ihrer ganzen Stärke erst im Junius wüthet, so ist doch auch der Mai und selbst der April nicht ganz frei.

Innere Bewegungen in der Türkei.

a. Serbien.

(Schluß.)

Die Geschichte Serbiens in den letzten drei Jahren gehört nicht hieher: und wir erwähnen nur noch, daß Milosch, abgesehen von seiner Habsucht und seinen Erpressungen, sich den Haß seines Volks namentlich durch das Bestreben, eine europäisch-policirte Verwaltung einzuführen, zugezogen hat. In Serbien ist aber die Gemeinderegierung durch gewählte oder erbliche Häupter eingewurzelt, und selbst die alten Hospodare scheinen von ihrer ehemaligen Willkürherrschaft abgelassen und sich dem Volksgeist gefügt zu haben, ob in Folge des Drucks, der auf allen lastete, oder aus Ueberzeugung, möchte schwer zu entscheiden seyn. Es erklärt sich indeß hieraus die Uebereinstimmung, mit der diese beiden sonst so scharf ge-

schiedenen Theile handelten, und andrerseits der Widerwille, der nach Milans bald erfolgtem Tode sich gegen die ganze Familie Miloschs im Lande kund gab — ein Widerwille, der freilich durch die wiederholten Versuche Miloschs, sich der Gewalt aufs neue zu bemächtigen, stets rege erhalten wurde. Die Geschichte der letzten drei Jahre ist eine Geschichte voll Intriguen, die größtentheils nicht von Serbien ausgingen, und darum auch hier von untergeordneter Bedeutung sind. Wichtiger sind die Verhältnisse, die mehr und mehr zwischen Serbien und Bulgarien wieder wach werden — Verhältnisse, die unter Miloschs eigennütziger Herrschaft so gut wie gänzlich schlummerten. Bulgarien wird wohl kaum wie Serbien sich selbst erheben, sondern wird nur in Verbindung mit Serbien bedeutend werden. Der bulgarische Charakter ist viel milder und schwächer als der der Serben, er nahm jede Unterdrückung geduldig hin, und erst in den letzten Jahren hat sich allmählich ein Widerstand gegen die harte Herrschaft der Spahis kund gegeben, ein Widerstand, wie er in Bosnien und Serbien schon lange Zeit vor irgend einem bedeutenden Aufstand statt hatte. Unter den jetzigen Zuständen Serbiens kann die natürliche Anziehungskraft beider so nah verwandten Völker nicht ausbleiben.

Die Unruhen Serbiens im Anfang des Jahrhunderts und der Kampf der Haiduken gegen die Spahis hatten nur einen schwachen Wiederhall in Bulgarien, das, durch den Einfluß seiner griechischen Geistlichkeit niedergehalten, sich nicht rührte. Erst im J. 1821 nach dem griechischen Aufstand, erschienen mit einemmal Schaaren bulgarischer Haiduken in Macedonien und drangen bis in den Peloponnes.*) Seit dieser Zeit mehrte sich in den Engpässen des Gebirgs die Zahl der Haiduken, und nach dem letzten russisch-türkischen Krieg breitete sich eine geheime Gesellschaft unter ihnen aus, die aber, von einem neu aufgenommenen Mitglied verrathen, im Blute erstickt wurde. Wie natürlich erreichten diese Grausamkeiten ihren Zweck nur unvollständig, und noch in demselben Jahre (1838) brach ein Aufstand aus, in der Nähe der Festung Jarkoi, die innerhalb weniger Tage sich von etwa 20,000 Menschen belagert sah, welche alles niederzumachen drohten, wenn man nicht ihre unerträglichen Lasten erleichtere und die Abgaben fixire. Ein serbischer Capitän, der an der Gränze commandirte, begab sich, in gutem Glauben, daß Milosch nicht umhin könne seine Glaubensgenossen zu unterstützen, in das Lager der Bulgaren und versprach ihnen von Seite Miloschs Waffen, Pulver und Kanonen. Hievon war aber Milosch weit entfernt, und sandte vielmehr eine Anzahl Truppen in das Bulgarenlager ab, ließ den unglücklichen Capitän ergreifen und sogleich auf gut türkisch spießen. Hierauf schickte er seinen Minister Petroniewitsch in ihr Lager, der sie durch Versprechungen zu beschwichtigen suchte, und mit einer bulgarischen Deputation nach Konstantinopel ging, um die versprochenen Freiheiten zu regeln. Diese beschränkten sich aber auf einige unbedeutende Zugeständnisse in der Wahl ihrer Gemeindevorsteher, — Zugeständnisse die noch überdieß durch die übermüthigen Spahis jeden Augenblick verletzt wurden.

Der Tod Mahmuds und die Prophezeiungen, welche in der Türkei über das Jahr 1840 umliefen, hatten eine große Bewegung in Bulgarien, Rumelien und Macedonien zur Folge, kurz allenthalben wo Bulgaren wohnen. Die Aufstände in Candia und in Thessalien gaben vollends den Anstoß, in den Städten fingen Türken und Bulgaren an sich gegen einander zu waffnen, die Ueberreste der im Jahre 1838 erstickten Verbindung rüsteten sich, das ganze Gebirge gerieth in Aufstand, und die Pforte sah sich mit einemmal von der Donau und ihren Vesten im Norden abgeschnitten. Ein Haiduke, Namens Miloje, der in seiner Jugend schon unter Czerny Georg gefochten haben soll, und Gavra, angeblich ein Pope aus Leskowatz, standen an der Spitze des Aufstandes. Man bat die Serben um Hülfe und erhielt wenigstens etwas Pulver und Waffen, aber Michael, der treu in seines Vaters Fußstapfen trat, berief den Senat, welcher trotz des Geschreies der Nation eine strenge Neutralität zu halten beschloß, worauf Michael allen Serben aufs strengste Theil an dem bulgarischen Aufstand zu nehmen verbot und seine Gränze mit Truppen besetzte, um allen Verkehr mit den Rebellen abzuschneiden. Dieß rettete die Türken, welche 150 Dörfer zwischen Sophia und Nischa verbrannten, und nach einigen blutigen Gefechten die Hauptmasse der schlechtbewaffneten Insurgenten zersprengten. Miloje gab sich schwer verwundet selbst den Tod, die Haiduken, ohne Führer, fingen an sich zu zerstreuen, und die Unerschrockensten gingen nach Macedonien, wo sie sich mit den griechischen Klephten verbanden.

Noch einmal war die türkische Herrschaft gerettet, aber in der kurzen Zeit, welche der Aufstand dauerte, hatte sich bereits Mangel in den Festungen Bulgariens gezeigt, und hätte der Kampf sich nur noch wenige Monate hingezogen, so hatten sich die Städte aus Hunger an die Bulgaren ergeben müssen. So wie es einmal dahin kommt, daß sich die Serben mit den Bulgaren verbinden, so ist die türkische Herrschaft aufgelöst, und der Sultan muß ihnen die Rechte zuerkennen, welche sie seit so langer Zeit schon verlangen. Cyp. Roberts Werk enthält hierüber (II. p. 398) eine merkwürdige Stelle: „Ein Krieg mit den Slawen würde für die Türken nur so lange dauern, als sie zum Sterben brauchen, und um ihnen selbst den Wunsch zu nehmen sich zu vertheidigen, müssen die waffenlosen Bulgaren, während sie der Pforte getreu bleiben, sich innig mit den bewaffneten freien Serben verbinden. Diese Verbindung besteht schon moralisch, obgleich weder die einen noch die andern sich solche als Zweck ihrer Bestrebungen vorgesetzt haben. Häufig schickt Bulgarien Deputationen nach Belgrad, um dem serbischen Senat seine Leiden und die türkischen Bedrückungen zu schildern. Tausende von bulgarischen Flüchtlingen wohnen im Fürstenthum Serbien und genießen hier alle bürgerlichen Rechte. Allerdings sind die Verhältnisse zwischen beiden Völkern bis jetzt nichts anders als Bande der Zuneigung, gegründet auf die Verwandtschaft der Sprache und des Bluts, aber die Zeit ist gekom-

*) Bozzaris, eigentlich Botschar, zeichnete sich unter denselben besonders aus, und erlangte einen europäischen Ruf.

men, wo ernstere Verbindungen sich knüpfen müssen zwischen allen Slawen, der Sultan mag wollen oder nicht. Von den Türken hangt es ab zu verhindern, daß diese Verbindungen nicht dem Thron von Stambul verderblich werden."

In diesen Worten liegt die ganze Idee, die Cyprien Roberts Buch durchdringt, und wir müssen daher etwas umständlicher dabei verweilen. Cyprien Robert ist der Ansicht, daß in der Masse der dem türkischen Scepter unterworfenen slawischen Völker sich durchaus keine Neigung für die Russen zeige, und daß diese nur in Verzweiflung, irgend eine andere Hülfe zu finden, ihre Augen auf Rußland werfen würden. Darauf gründet er seinen Vorschlag, daß alle die slawischen Völker sich unter einander, namentlich aber Serben und Bulgaren verbinden sollten, um für alle diejenigen Stämme, welche sich noch nicht das billige Maaß von Freiheiten erworben haben, solche zu verlangen. „In dieser Weise, sagt er, werden die Türken sich retten, und zwischen den beiden slawischen Völkern ein Gleichgewicht herstellen, das dem Sultan gestatten wird, seine Souveränetät zu behaupten. Damit aber ein dauerhaftes Einverständniß sich festsetzen könne zwischen dem Sultan und den Bulgaren, wäre ihnen ein Vertreter bei der Pforte nöthig. Hiezu taugen die Paschas wegen des fortdauernden Mißbrauchs ihrer Gewalt nicht; aus Mangel an innern Garantien aber werden die Bulgaren fortdauernd einen trügerischen auswärtigen Schutz suchen; sie werden den russischen Czar anrufen, wenn man ihnen fortwährend verweigert, sich auf Serbien zu stützen, welches zum Glück für die Bulgaren und die Türken im Reich selbst liegt. Der Fürst der Serben ist der Vasall des Sultans; wenn er von der Pforte den officiellen Auftrag erhält, die Paschas von Bulgarien zu überwachen und ihre Erpressungen zur Kenntniß der Pforte zu bringen, so ist dieß nur eine andere Einrichtung der herkömmlichen Hierarchie. Der serbische Fürst kann ungestraft sein Schutzrecht nicht mißbrauchen, da ihn der Sultan in solchem Falle vor sein Tribunal citiren könnte, und die Herrschaft der Pforte wäre viel minder gefährdet, als wenn die Bulgaren offen oder insgeheim Rußland als Beschützer anerkennten. Serbien würde auf diesem Wege das russische Joch abschütteln, den Kreis seines Einflusses unabhängig von Rußland ausdehnen und sich Konstantinopel nähern. Der Sultan würde zwar durch eine solche Concession anscheinend seine Krone verstümmeln, in Wahrheit aber seine Macht durch den ganzen officiellen und geheimen Einfluß vermehren, den die russischen Agenten jetzt auf die acht Millionen Slawen im türkischen Reich ausüben."

Manchem aber wird ein solcher Plan chimärisch dünken, und wir gestehen, daß wir an der Wahrscheinlichkeit seiner Ausführung starke Zweifel hegen. Das factische Verhältniß aber läßt sich nicht abläugnen, daß seit dem Falle Miloschs, welcher aus Grundsatz und mit Energie sich den türkischen Paschas anschloß und Serbien von den übrigen slawischen Provinzen isolirte, die natürliche Anziehungskraft wieder ihre Rechte ausübt, und daß kein serbischer Fürst es mehr so leicht wagen würde, einen serbischen Knesen zu spießen, weil er Miene macht, die Bulgaren zu unterstützen in dem Kampfe gegen ihre verhaßten Unterdrücker. Diese Symptome von Annäherung scheinen selbst bei der Pforte Anklang gefunden zu haben und die hartnäckige Forderung Rußlands, daß Wutschitsch und Petroniewitsch sich aus Serbien entfernen sollten, verbunden mit der Sendung eines so energischen Mannes, wie Lieven, lassen vermuthen, daß Rußland es nöthig findet, solchen Tendenzen entgegen zu arbeiten. Dabei hat es noch mannichfache Mittel der Entzweiung, und die griechische Geistlichkeit in Bulgarien, welche von den Türken die bulgarischen Bisthümer kauft und sich an ihren Schafen gehörig zu entschädigen weiß, ist für Rußland eine sichere, bereitwillige Bundesgenossin, da sie bei einer Aenderung der Verhältnisse in Bulgarien wenigstens einen Theil ihrer Vorrechte zu verlieren gewärtigen muß. Rußland ist durch Miloschs ungerechte und tyrannische Regierung in große Verlegenheit gestürzt worden. Es konnte ihn nicht mehr halten, ohne sich dem ganzen Haß des serbischen Volks auszusetzen, und die Veränderung des fürstlichen Stammes ist kein Ersatz dafür, als in so weit Rußland es durch ein geschicktes Manöver dahin brachte, die Fürstenwürde nicht erblich, sondern wählbar zu machen. Indeß deuten manche Anzeichen darauf hin, daß eine Krise sich in den Angelegenheiten der slawischen Türkei nähert, und daß ein bulgarischer Aufstand sich vorbereitet; dann könnte wohl ein russisches Corps zum Schutze des Sultans in der Türkei einrücken, um eine engere Vereinigung der südslawischen Völker zu hindern.

Skizzen aus Arabien.

Dschidda.

Dschidda, Arabiens berühmter Hafen, ist besser gebaut als irgend eine türkische Stadt von gleicher Größe; die Straßen sind ungepflastert, aber geräumig und luftig, die hohen Häuser im Centrum sind gänzlich aus Steinen erbaut, die größtentheils von der Küste genommen und aus Madreporen und andern Meerfossilien bestehen. Beinahe jedes Haus hat drei Stockwerke mit vielen kleinen Fenstern und hölzernen Fensterladen. Einige haben Bogenfenster, an denen ziemlich viel Tischler- und Zimmermannsarbeit zur Schau gestellt ist. Gewöhnlich ist bei dem Eingang eine geräumige Halle, wo die Fremden empfangen werden, und welche während der Hitze des Tages kühler ist, als die andern Theile des Hauses, da ihr Boden stets feucht erhalten wird. Die Eintheilung der Zimmer ist beinahe die nämliche, wie die in den Häusern von Aegypten und Syrien. Die großen Windräder, welche in Aegypten auf den Terrassen der Häuser angebracht sind und einen beständigen Luftzug durch die untern Zimmer verbreiten, sind in Hedschas unbekannt. Die Eingangshalle ist der einzige kühle Ort, wo man Nachmittags den Herrn mit seiner ganzen männlichen Bedienung, die Siesta haltend, findet. Da das Bauen in dieser Gegend sehr theuer ist, so wird für das äußere Aussehen, das Gitterwerk der Bogenfenster ausgenommen, wenig verwendet; dieses ist häufig innen und außen mit flimmernden Farben bemalt. In manchem Hause hat die gesetzliche Frau des Mannes einen Theil desselben im Besitz, und seine abyssinischen Sklavinnen wohnen in ihren eigenen abgesonderten Gemächern; darum wird bei

dem Bauen mehr auf Bequemlichkeit, als auf Größe und Schönheit Rücksicht genommen. Wenn die Mauern getüncht werden, läßt man das Holz in seiner natürlichen Farbe, welches dem Ganzen ein so lebhaftes und angenehmes Aussehen gibt, als wenn das Gebäude mit so vielen Bändern geziert wäre; aber die blendend weiße Farbe der Mauern während des Sonnenscheines ist für die Augen sehr beschwerlich. Die meisten Thorwege haben Spitzbogen, einige wenige runde. In Dschidda ist kein Gebäude von großem Alter zu sehen, indem die Korallensteine von der Art sind, daß sie außerordentlich schnell zerfallen, wenn sie dem Regen und der hier vorherrschend feuchten Luft ausgesetzt sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß Dschidda eine neuere Stadt ist, denn seine Wichtigkeit als Markt für die indischen Waaren kann erst vom Anfang des 15ten Jahrhunderts datirt werden, obgleich es in den ältesten Zeiten der arabischen Geschichte als der Hafen von Mekka bekannt ist.

Außer vielen kleinen Moscheen gibt es hier zwei von ansehnlicher Größe. Im Mittelpunkte der Stadt trifft man einige recht solid gebaute öffentliche Gasthäuser mit bequemen Einrichtungen, wo die fremden Kaufleute während ihres kurzen hiesigen Aufenthalts wohnen. In diesen im orientalischen Styl gebauten Chans sind große freie Plätze mit Bogengängen, welche den Gästen für den größern Theil des Tages Schatten gewähren. Ausgenommen zur Zeit des Monsun (der Passatwinde), wo Dschidda außerordentlich mit Volk angefüllt ist, sind Privatwohnungen sehr leicht in den besten Quartieren der Stadt zu erhalten. Jedes Haus von mäßiger Größe hat seine Cisterne, aber da der Regen nicht regelmäßig noch stark genug ist, um, wie durch ganz Syrien, die Cisternen vom Giebel des Hauses herab zu füllen, werden sie oft mit Wasser aus Teichen und Lachen, die man während der Regenzeit außerhalb der Stadt macht, versehen. Das Wasser aus diesen Cisternen reicht für das Bedürfniß in Dschidda nicht hin; viel Trinkwasser wird von einigen Quellen, anderthalb Stunden von der Stadt, hergeholt. Wasser kann überall in der Tiefe von 15 Faden gefunden werden, aber es ist gewöhnlich von schlechtem Geschmack und an einigen Stellen kaum trinkbar. Nur zwei Brunnen geben Wasser, welches man süß nennen kann, aber es ist beträchtlich schwer, und wenn es 24 Stunden in einem Geschirr gestanden hat, wird es voll von Insecten. Das gute Wasser dieser zwei Brunnen ist selten und theuer, und man kann es ohne den Beistand mächtiger Freunde nicht erhalten; etwa 300 Personen bekommen diesen guten Trank, die übrigen Einwohner müssen mit dem Wasser, welches die andern Brunnen geben, zufrieden seyn, daher das beständige Uebelbefinden vieler Leute. Einige Quellen sind Privateigenthum und verschaffen ihren Besitzern ein bedeutendes Einkommen.

Die Stadt Dschidda hat weder Gärten noch sonst Baumpflanzungen, um einige Moscheen erblickt man ein halbes Dutzend Dattelbäume, die ganze Gegend um die Stadt ist eine unfruchtbare Wüste, an den Küsten mit einer salzigen Erde, höher hinauf mit Sand bedeckt; hier findet sich einiges Gesträuch und wenige niedrige Akazienbäume. Die Zahl der Brunnen um die Stadt könnte beträchtlich vermehrt und das Wasser zu nachhaltiger Anfeuchtung und Bewässerung benutzt werden; allein die Einwohner von Dschidda sehen ihren Aufenthalt bloß für temporär an und richten, wie alles andere Volk im Hedschas, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Handel und auf Erwerbung von Reichthum; aus diesem Grunde sind sie ländlicher Arbeit mehr abgeneigt, als irgend eine andere Race der Moslems. Vor Zeiten war dieß anders; regsame Landleute hausten in der Gegend von Dschidda und cultivirten auf vielen Punkten den ergiebigen, quellreichen Boden. Samhudi, ein arabischer Chronist des Mittelalters, bestätigt dieß ausdrücklich.

Nahe bei der Stadt erblickt man eine Reihe von Hütten, zwischen welchen die Straße nach Mekka durchläuft. Diese Hütten sind von Kameltreibern bewohnt, von armen Beduinen, welche durch Holzhauen in einer beträchtlichen Ferne in den Bergen ihren Unterhalt verdienen und von schwarzen Hadschis, welche dasselbe thun, um sich während ihres Aufenthalts in Dschidda zu erhalten. Hier wird der Markt von Vieh, Holz, Kohlen, Früchten und sonstigen Vegetabilien im Großen gehalten. Auch Kaffee wird in vielen Buden verkauft. In den Frühstunden wird dieser in mancher Hinsicht interessante Platz von vielen Kaufleuten besucht, die hieher kommen, um die Neuigkeiten von Mekka zu erfahren, da jeden Morgen bald nach Sonnenaufgang die Post anlangt.

Eine Meile von diesen Hütten, ostwärts von der Stadt, ist der Hauptbegräbnißplatz, der die Grabhügel einiger berühmter Chasiden und Scheiks enthält; kleinere Friedhöfe sind innerhalb der Mauern. Zwei Meilen nördlich von der Stadt wird das Grab der Eva, der Mutter der Menschen, gezeigt; es ist ein roher Bau von Steinen, etwa vier Fuß lang und sieht dem Grabe des Noa ähnlich, welches in dem Thal von Beka in Syrien andächtigen Pilgern und neugierigen Reisenden gezeigt wird.

Während der Oberherrschaft der Wahabiten gerieth Dschidda in Verfall; viele Häuser zerfielen und kein neues wurde gebaut; der Handel war sehr gesunken, da die Wallfahrten aus der Türkei unterbrochen und die Kaufleute nicht geneigt waren ihre Waaren hieher zum Verkauf zu bringen. Seit der Eroberung der heiligen Städte durch den Pascha von Aegypten, den glücklichen Besieger der Wahabiten, und seit der Wiederherstellung der Pilgerfahrten, verbunden mit der täglichen Ankunft von Truppen und zahlreichen Handelsleuten, hat die Stadt schnell ihre alte Bedeutung und Regsamkeit wieder erlangt, und ist jetzt so blühend als je in einer frühern Periode.*)

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Vulcan an der Küste von Arracan. Gegen Ende Julius brach in der See nahe an der Insel Tscheduba (Cheduba) ein Vulcan aus, der zur Bildung einer neuen Insel führte. An der ganzen Insel Tscheduba sollen sichtliche Spuren einer neuerlichen Erhebung der Insel sich zeigen, und man erwartet, daß hier demnächst sehr interessante Erscheinungen zu Tage kommen werden. (Col. Gaz. vom 11 Nov.) Nicht ohne Interesse ist es, daß Privatbriefe (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 17 Nov.) von einem Erdbeben in Assam berichten, das am 16 Junius eintrat, zwar keinen Schaden that, doch ziemlich heftig, auch bereits der dritte Stoß seit Anfang dieses Jahres war.

Die Sternschnuppen im November. Man hat bekanntlich in den Nächten vom 11 bis 14 Nov. gewöhnlich eine außerordentliche Zahl von Sternschnuppen beobachtet. Dießmal aber melden die englischen Blätter (Times vom 16 Nov.), daß diese periodische Erscheinung ausgeblieben sey.

*) Die Reise ist vom Jahre 1837.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1843.

Innere Bewegungen in der Türkei.

4. Die Albanesen.

Eine seltsame und höchst eigenthümliche Rolle in dem Drama des türkischen Reichs spielen die Albanesen, die ältesten Bewohner des Bodens, die letzten Reste des alt-illyrischen, nicht slawischen Stammes. Sie haben sich nie durch Bildung ausgezeichnet, sondern empfingen das Wenige was sie besaßen von den Griechen, später von den Römern. Als die Fluth der Slawen hereinbrach im 6ten bis 8ten Jahrhundert, wurden sie auf sehr enge Gränzen zusammengedrängt, und zahlreiche slawische Ortsnamen in Gegenden, wo jetzt wieder ächte Albanesen wohnen, zeigen zur Genüge, daß sie in spaterer Zeit sich wieder ausgebreitet haben. Ihre bedeutendste Colonie ist Griechenland selbst, von dessen 800,000 Bewohnern noch wenigstens die Hälfte nur Albanesisch spricht. Dem Einbruch der Türken in Europa widersetzten sie sich in Verbindung mit den Slawen, verbanden sich aber später mit erstern aus denselben Gründen, wie ein Theil der letzteren. Skanderbegs Thaten und die Unterstützung der Venetianer haben die Erhaltung zahlreicher christlicher Stämme zur Folge gehabt, die, zum Theil katholischen Glaubens, mit den Griechen in fast unaufhörlichen Zerwürfnissen leben. Bezwungen und mit der Türkei verschmolzen, wie die slawischen Völker, waren die Albanesen nie, und ihr frühes Eintreten in türkische Kriegsdienste machte auch eine gleiche Unterwerfung minder nöthig. Cyprien Robert, der die Slawen des türkischen Reichs mit sichtlicher Vorliebe behandelt, und auch sein Buch nach ihnen benannt hat, *) scheint doch die Lebenskraft dieses Stammes etwas zu leicht zu nehmen, wenn er sagt, daß ihre Nationalität allmählich in der slawischen und griechischen aufgehen müsse; wir möchten im Gegentheil annehmen, daß sie im Aufschwung begriffen ist. Die bosnischen Spahis, die ihre Lehngüter bis nach Albanien hin ausgebreitet hatten, sind wieder verschwunden, und Boué berichtet in seinem mannichfach lehrreichen, wenn auch ziemlich geistlos zusammengestellten Buche *) ausdrücklich, daß die Zahl der albanesischen Ansiedler in Nordmacedonien und Obermösien sich vermehre, und die serbische Bevölkerung verdränge — ein Beweis, daß Albanien nicht bloß jährlich Tausende von Kriegern, sondern auch immer noch, wie in den letzten Jahrhunderten nach Griechenland, zahlreiche Ackerbauer aussendet.

Die vornehmen Albanesen haben fast durchgängig den Islam angenommen, um dadurch zu türkischen Staatsämtern fähig zu seyn; indeß ist der Islam beinahe nirgends, eben so wenig wie bei den Bosniern, in Fleisch und Blut übergegangen.*) Darin aber ist das Schicksal Bosniens und Albaniens ganz ähnlicher Art, daß die Pforte, um ihre nivellirenden Centralisationsplane durchzuführen, und sich dadurch ihrer Ansicht nach zu verstärken, den mohammedanischen Adel Albaniens eben so aus dem Wege räumen mußte wie den bosnischen, und wenn sie auch nicht in gleichem Maaße der albanesischen Christen gegen die Mohammedaner sich bediente, wie dieß in den slawischen Provinzen der Fall war, so konnte doch die Folge nur eine ganz ähnliche, nämlich die Erhebung der christlichen Stämme seyn. In ganz Nordalbanien bis zum Lumfluß hin herrschte seit fast drei Jahrhunderten ein erblicher Pascha aus dem ehemals slawischen Geschlechte der Buschatli. Im Süden wechselten die Paschas und die Türken hatten seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts sich hier stärker festgesetzt, da sie von hier aus das noch immer seemächtige Venedig überwachen, und Griechenland beaufsichtigen konnten. Südalbanien beherrscht die Uebergänge nach Thessalien, Macedonien und Griechenland; wer diese inne hat, kann über sämmtliche von den Pindusgebirge abfallende Länder, Griechenland mit eingeschlossen, einen mächtigen Einfluß ausüben, und von dem Augenblick an, wo die Pforte sich

*) Es führt den Titel: les Slaves de Turquie.

*) La Turquie d'Europe. 4 Vol.

**) Bei den Albanesen war die Vielweiberei, einige Vornehme ausgenommen, so wenig im Brauche als in Bosnien, und wie die Bosnier sich in Krankheiten oft an christliche Priester wandten, so finden sich dagegen in Albanien zahlreiche Heurathen zwischen Christen und Mohammedanern, eine natürliche Folge der factischen Gleichheit zwischen beiden Religionen, während in Bosnien die Christen fast durchaus eine sehr untergeordnete Rolle spielten.

in den unseligen Kampf mit den bosnischen Spahis einließ, wurden diese Punkte von überwiegender Wichtigkeit.

Während die Pforte durch den russischen Krieg (1806 bis 1812) so wie durch die serbischen und bosnischen Angelegenheiten beschäftigt war, hatte Ali Pascha seine Macht über ganz Südalbanien ausgebreitet, hatte durch Hinterlist und Verrath eine Menge kleiner Häuptlinge aus dem Wege geräumt, Verbindungen mit den griechischen Armatolis in Macedonien und Thessalien angeknüpft und stand im Verkehr mit der Hetairie, die ihm freilich nur als Werkzeug dienen sollte, kurz seine Macht wuchs auf eine sehr beunruhigende Weise. Sobald die Pforte der serbischen und bosnischen Angelegenheiten nur einigermaßen entledigt war, wandte sie im Jahre 1819 ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Stand der Dinge in Albanien und auf Ali Pascha, der nach gänzlicher Bezwingung Südalbaniens seine Augen auch auf den Norden wandte und vorerst mit Mustapha Buschatli Verbindungen anknüpfte, indem er ihm seine Tochter zur Ehe gab. Der Angriff gegen Ali Pascha begann damit, die Außenwerke seiner Macht zu zerstören; so entzog sie seinem Sohne zuerst das Paschalik Livadien (Oct. 1819), im März des folgenden Jahres auch die Befehlshaberstelle von Lepanto, und ernannte in der ganzen Umgegend lauter Ali Pascha gänzlich feindselige Paschas. Die Pforte benutzte das unkluge Verfahren Ali Pascha's, der die Griechen allzubald entbehren zu können glaubte, und einzelne Anführer derselben, z. B. den Vater des Odysseus, hinterlistig ermorden ließ, um die Mehrzahl der Armatolis wieder an sich zu ziehen. Aber auch Ali Pascha war nicht müßig und seine Verbindungen mit der Hetairie nahmen nun einen entschiedenern Charakter an. In der Mitte des Jahres 1820 war eine türkische Armee aufgebrochen und zwei Jahre dauerte es, bis Ali wirklich bezwungen war. Die Entscheidung seines Schicksals hing größtentheils von den Griechen ab, die sich eine Zeit lang wieder zu ihm geschlagen hatten, aber Einheit war, da Ali Pascha selbst in Janina eingeschlossen war, nicht mehr in die Bewegung zu bringen und ganz Südalbanien und Epirus fiel bei seinem Tode ganz unter die Pforte.

Von Ali Pascha's Fall an war ziemlich Ruhe im Lande, denn unbeschwerlichen und einträglichen Kriegsdienstes gab es in Menge; jährlich zogen große Schaaren nach Griechenland, und mehr als einmal hätten sie entscheidende Schläge ausführen können, namentlich Missolunghi wäre viel früher gefallen, wenn den Albanesen damit gedient gewesen wäre, aber sie nannten diese Stadt ihren „Saraf" oder Bankier, weil ihnen der Kriegsdienst dort große Summen abwarf. So entstanden in Südalbanien eine Anzahl Condottieri, deren Macht und Einfluß auf keiner sonderlich festen Grundlage beruhte, und Mustapha Buschatli's Ansehen, das ohnehin im Norden überwiegend war, dehnte sich auch im südlichen Albanien aus, und würde überwiegend geworden seyn, wenn Mustapha ein Mann von Einsicht und Thatkraft gewesen wäre.

Der lange Krieg gegen die Griechen hatte zahlreichen, unbändigen Kriegsschaaren die Entstehung gegeben; die Pforte suchte die einzelnen Häupter zu gewinnen, und hatte z. B. einem Arslan Beg, der noch im J. 1826 einen kühnen Zug durch Livadien gemacht, um die blockirten Türken auf Negroponte und in Athen zu befreien, das Paschalik Zeituni in Thessalien verliehen; aber seine zügellosen Schaaren hausten so furchtbar, daß die Pforte sich genöthigt sah ihn in die Acht zu erklären. Selbst die kleinsten Schlösser in Albanien waren mit meuterischen Truppen angefüllt. Es wurde unerläßlich, das Land zur Ruhe zu bringen, aber von Norden her drohten die Bosnier, im Nordwesten stand Mustapha Buschatli, der die Unruhen in Südalbanien nährte, theils weil er von Mehemed Ali dafür bezahlt war, theils weil er wohl fühlte, daß wenn es der Pforte glücke Südalbanien dem Nizam zu unterwerfen, seine Stellung gefährdet wäre. Zum Glück für die Pforte neigten sich die 20,000 griechischen Armatolis, die in der Pinduskette saßen, mehr für sie als für die Albanesen, und so wurde das Wagstück unternommen. Der Großwesir zog gegen sie, die Noth vereinigte dann zwei der bedeutendsten albanesischen Anführer, die sich sonst eifersüchtig beobachtet hatten, der Diwan gewährte hierauf allen Amnestie, und Mehmed Reschid lud sämmtliche Beys und Häuptlinge der Phars ein, ihre Versöhnung mit der Pforte durch ein großes Fest bei Monastir zu feiern. Sie kamen unter der Anführung Arslans und Veli Bey's 4 bis 500 an der Zahl, wurden festlich empfangen und — verrätherisch ermordet. Die Blüthe des moslemitischen Adels von Albanien war vernichtet, alle Vesten Südalbaniens öffneten nach und nach ihre Thore, und der Einfluß der moslemitischen Häuptlinge ging unter, um so schneller, als im folgenden Jahre auch Mustapha Buschatli sich unterwerfen mußte. *)

Der Großwesir ließ alle festen Schlösser des Landes schleifen, versuchte nützliche Reformen im Lande einzuführen und regularisirte die Auflagen, versprach den christlichen Rajas, daß sie künftig nur noch eine bestimmte mäßige Summe (60 Piaster die Familie) zahlen und ihre Dörfer ohne Einmischung der Moslems verwalten sollten. Aber der Einbruch Ibrahims in Syrien nöthigte ihn Albanien vor der gänzlichen Beruhigung zu verlassen, und bald ward die von ihm aufgerichtete Ordnung wieder umgestürzt; im Jahre 1834 begann die Anarchie von neuem, und man wünschte die glücklichen Zeiten Ali Pascha's zurück, wo man nur Einen Tyrannen gehabt und wenigstens Ruhe genossen hatte. Die gräcisirten Schkipetaren im Süden standen auf, und suchten sich an Griechenland anzuschließen; hätte die Regierung dieses Staats nur die geringste Miene gemacht, den Aufstand zu unterstützen, so hätte er sich über ganz Süd- und Mittelalbanien und selbst über Macedonien und Thessalien ausgedehnt. So aber wurde

*) In diesem Kampfe wurde Mehmed Reschid hauptsächlich durch griechische Armatolis unterstützt, die eine steile Höhe eroberten, als die Taktiki bereits den Kampf verweigerten. Er hatte ihnen und den moslemitischen Beys Macedoniens vorgestellt, daß wenn sie fortwährend wie bisher durch ihre Aufstände an der Zerstückelung des Reichs arbeiteten, nichts anders als russische Sklaverei ihrer warte. Sie schworen unter ihm zu siegen oder zu sterben, und die griechischen Primaten schossen das nöthige Geld herbei, da der Großwesir im Augenblick von allem entblößt war.

derselbe erstickt, indeß die Christen waren jetzt an die Stelle der ehemaligen muselmännischen Insurgenten getreten, was bei der Vorneigung der Mirditen für die abendländischen Christen von nicht geringer Bedeutung ist. Mit dem Untergange der moslemitischen Häuptlinge hoben sich die Christen um so mehr, als sie nicht mehr die verheerenden Raubzüge derselben zu erdulden hatten, und sie fingen bald selbst an um sich zu greifen. Zahlreiche Thäler sind völlig frei und erkennen keine Häuptlinge an, als die von ihnen selbst erwählten Greise; die meisten zahlen durchaus keine Steuer und lassen nicht einmal einen Türken auf ihrem Gebiet wohnen; andere, die den Angriffen der Paschas mehr ausgesetzt sind, zahlen einen kleinen Tribut und nehmen einen türkischen Beamten an, der unter dem Namen Aian in ihrem Dorfe wohnt, aber keine Gewalt besitzt und meist streng bewacht wird; kurz ganz Nordalbanien ist entweder bereits so frei oder freier als die Serben, oder ist im Begriff es zu werden. Südalbanien ist noch unter das Joch gebeugt; die Tosken, Ali Pascha's Stamm, und die Dschamiden sind verarmt und die Männer wandern in Masse aus, zum Theil nach Aegypten zu ihrem Landsmann Mehemed Ali. So tief sie aber auch gebeugt sind, so scheint die Pforte, wenn man nach ihren kriegerischen Rüstungen urtheilen soll, doch nicht aller Furcht entledigt; vielleicht sind es aber mehr die gräcisirten Schkipetaren und die Armatolen des Pindus, welche ihre Besorgnisse erregen.

Wirksamkeit der Prudhommes in Frankreich.

Frankreich hat 61 Fabrikstädte, in welchen sich ein Rath von Prudhommes befindet zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Fabricanten, Arbeitsvorstehern, Arbeitern, Gesellen und Lehrlingen. Diese Räthe haben, wie die Friedensrichter, den doppelten Charakter von Vermittlern und Richtern. Sie wurden durch das Decret vom 15 März 1806 eingesetzt, und ihr Verfahren gründet sich theils auf dasselbe Decret, theils auf das Gesetz vom 3 August 1810. Aus dem Rechenschaftsbericht über die Rechtsverwaltung des Jahres 1841 ergibt sich, daß die Prudhommes von 46 Manufacturstädten 11,635 Streitigkeiten zu schlichten hatten; nahe an $^4/_5$ wurden gütlich ausgeglichen, 2029 in Ordnung gebracht, ehe ein eigentlicher Spruch des Raths erfolgte, die andern kamen vor den Generalrath, aber auch bei diesem noch wurden 238 zurückgenommen vor dem Urtheilsspruch, und nur 304 wurden gerichtlich entschieden, von denen wiederum nur 7 appellirten. Alle diese Streitigkeiten werden summarisch, ohne Kosten und ohne Zögerung, abgemacht. Von mehrern bedeutenden Manufacturstädten, wie Marseille, Amiens, Straßburg, Lyon u. s. w., hat man die officiellen Nachrichten über die Zahl der Streitigkeiten nicht erfahren können, wahrscheinlich aber liefern die nicht aufgeführten Städte kein anderes Resultat, als die erstern. (Constitut. vom 19 Nov.)

Skizzen aus Arabien.

Dschidda.

(Schluß.)

Die Zahl der Einwohner beläuft sich dermalen auf 19,000, aber zur Zeit der Wallfahrten nach Mekka und in den Sommermonaten wächst diese Zahl um die Hälfte, und die Stadt ist dann, wenn die Pilgerkarawanen zu Land und zur See ankommen, von etwa 40,000 Menschen angefüllt. Dieß ist die gute Zeit, die Saison von Dschidda, und die Leute, besonders die Spezereihändler, wissen dieselbe vortheilhaft zu benutzen. Die Hütten in den Vorstädten, aus Rohr, Matten und Reisig erbaut und von armen Taglöhnern bewohnt, welche vollkommen nach Art der Beduinen leben, beherbergen während der Pilgerzeit Schaaren lebenslustiger Mädchen, worunter manche Schönheit aus Aegypten, Syrien, Nubien und Aethiopien; von den moslemitischen wie von den christlichen Wallfahrten ist die Liebe unzertrennlich; in den Armen einer üppigen nordafrikanischen Zuleika sucht mancher gläubige Hadschi minnigliche Entschädigung für die Mühen und Strapazen der Wallfahrt.

Die Einwohner von Dschidda sind, wie die von Mekka und Medina, fast ausschließlich Fremde. Die Abkömmlinge der alten Araber, welche ehedem diese Stadt bevölkerten, sind durch die Hand gewaltthätiger Statthalter umgekommen oder haben sich nach andern Gegenden gewendet. Es gibt nur einige Scherifsfamilien, die mit Recht Eingeborene genannt werden können, intelligente, in ihrer Weise gelehrte Männer, die bei den Moscheen und Gerichtshöfen angestellt sind; alle andern Leute von Dschidda sind Fremde oder deren Nachkommen. Unter den letztern sind die von Hadramaut und Yemen die zahlreichsten; Colonien aus jeder Stadt und Gegend dieser Landschaften haben sich in Dschidda niedergelassen und unterhalten einen lebhaften Handel mit ihren Geburtsorten. Mehr als hundert indische Familien, vorzüglich aus Surate und Bombay, haben sich hier angesiedelt; zu diesen können noch einige Malayen und Leute von Maskat gerechnet werden. Die Ansiedler aus Aegypten, Syrien, der Berberei, der europäischen Türkei und Anatolien können immer noch in den sprechenden Gesichtszügen ihrer Nachkommen erkannt werden, die nun alle in bunter Masse auf dieselbe arabische Weise hausen und leben; die Hindus allein bleiben eine durch Sitten, Kleidung und Geschäfte streng geschiedene Race. Christen sind bis jetzt keine angesiedelt in Dschidda, aber einige Griechen von den Inseln des Archipels bringen von Zeit zu Zeit Waaren aus Aegypten auf den Markt von Dschidda. Zu den Zeiten der Scherifs wurden sie sehr beschränkt, indem sie gezwungen waren eine eigene Kleidung zu tragen, aber seit die Türken vom Hedschas Meister geworden, sind diese lästigen Beschränkungen aufgehoben, und ein Christ erfreut sich hier jetzt einer vollkommenen Freiheit. Wenn er stirbt, wird er auf einer der kleinen Inseln in der Bay von Dschidda begraben, nie auf der Küste, deren Grund und Boden, zur heiligen Stadt gehörend, geheiligt ist. Die Juden waren früher die geschäftigen Mäkler dieser Stadt, aber vor 50 Jahren wurden sie von dem Scherif Serner, dem Vorgänger Galibs, den einige durch ihr Benehmen beleidigt hatten, vertrieben; sie kehrten insgesammt nach Yemen oder Sana zurück. Während des Monsun besuchen einige Banianen Dschidda auf indischen Schiffen, aber sie kehren jedesmal mit denselben zurück und sind hier nicht eigentlich angesiedelt.

Die Mischung der Racen in Dschidda ist eine Folge der Wallfahrten, während welcher reiche Kaufleute mit großen Gütern, mit vollen Börsen das Hedschas besuchen. Einige, die nicht unmittelbar ihre Geschäfte in Ordnung bringen können, warten bis zum nächsten Jahr. Während dieser Zeit wohnen sie, nach der Landessitte, mit einigen Sklavinnen aus Habesch zusammen, die sie bald heurathen, und da sie sich zuletzt mit einer Familie umgeben sehen, werden sie be-

wogen, sich im Lande niederzulassen. Auf diese Weise vermehrt jede Wallfahrt die Zahl der Bevölkerung nicht allein in Dschidda, sondern auch in Mekka, was in der That sehr nothwendig ist, da in beiden Städten die Zahl der Sterbefälle die der Geburten bei weitem übertrifft.

Die Einwohner von Dschidda sind fast gänzlich mit dem Handel beschäftigt, und treiben keine Manufacturen oder Handwerke als solche, die unmittelbar nothwendig sind. Sie sind alle entweder Seeleute oder Handelsleute, beschäftigt und betheiligt bei dem sehr lebhaften Handel von Arabien. Dschidda's Reichthum rührt nicht allein daher, daß es der Hafen von Mekka ist, sondern es muß als der von Aegypten, Indien und Arabien angesehen werden; alle die Ausfuhren aus diesen Gegenden, welche für Aegypten bestimmt sind, gehen erst durch die Hände der Kaufleute von Dschidda. Der Handel von Dschidda kann in zwei Hauptzweige getheilt werden: Handel mit Kaffee und indischer Handel; mit beiden ist der ägyptische verknüpft. Das ganze Jahr hindurch kommen von Yemen mit Kaffee beladene Schiffe. Während der Reise segeln sie beständig nahe an den Küsten, und können so den Landwind benutzen, wenn Nordwinde wehen und den Lauf mitten durch die See hindern. Ihre Ladungen schlagen sie um baare Dollars los, und das ist fast der einzige Artikel, welchen die Kaufleute von Yemen mit sich zurücknehmen. Der Kaffeehandel ist großen Schwankungen unterworfen und kann als eine Art Lotterie betrachtet werden, in die sich nur diejenigen einlassen dürfen, denen große Capitalien zu Gebote stehen und die gelegentlich große Verluste ertragen können. Der Preis des Kaffees zu Dschidda, der durch Nachfragen von Kairo bestimmt wird, verändert sich mit der Ankunft eines jeden Schiffes von Suez. Der Preis an letzterem Platz, der von der Nachfrage nach Mokkakaffee in der Türkei abhängt, ist gleichfalls sehr schwankend. Wegen der unsichern Natur dieses Handels gibt es Kaufleute, die sich mit demselben gar nicht befassen, außer als Agenten; andere senden den Kaffee auf ihre Rechnung nach Kairo, wo der größte Theil dieses Handels in den Händen daselbst wohnender Kaufleute aus Hedschas ist. In neuerer Zeit hat der Kaffeehandel zwischen Arabien und dem mittelländischen Meere durch die Einfuhr des westindischen Kaffees in die Häfen der Türkei viel gelitten. Diese wurden früher ausschließlich mit Mokkakaffee versehen. Bis jetzt hat der Pascha von Aegypten die Einfuhr amerikanischer Bohnen streng verhindert.

Der Handel mit indischen Gütern ist viel sicherer und dabei sehr gewinnreich. Die Flotten von Calcutta, Surate, Bombay kommen zu Anfang Mai nach Dschidda, wo sie die Kaufleute vorbereitet finden, indem diese so viel baares Geld, als ihre Umstände erlaubten, gesammelt haben, daß sie gleich bei der Ankunft der Schiffe Käufe im Großen machen können. Bedeutende Summen werden von Kairo's Kaufleuten hieher gesendet, um auf ihre Rechnung Einkäufe zu machen, aber der größere Theil der Ladungen wird von den Handelsleuten zu Dschidda aufgekauft und von ihnen nachher zum Verkauf nach Kairo für ihren eigenen Gewinn geschickt. Die indischen Flotten kehren im Junius oder Julius zurück, wodurch dann der Preis jedes Artikels unmittelbar zum Steigen gebracht wird, und es geschieht gewöhnlich, daß an demselben Tage, an welchem das letzte Schiff absegelt, zehn Procent Gewinn auf den ersten Preis gegeben wird. Die Kaufleute jedoch verkaufen, wenn sie nicht Geld nöthig haben, zu dieser Zeit nicht, sondern bringen ihre Waaren für vier oder fünf Monate, während welcher die Preise beständig steigen, in Waarenhäuser; wenn sie so bis zum kommenden Januar oder Februar warten, können sie mit großer Sicherheit auf einen Gewinn von 30 oder 40 Procent rechnen, und wenn sie einen Theil ihrer Waaren nach Mekka zum Verkauf an die Wallfahrer bringen, ist ihr Gewinn noch größer. Das ist die Natur des Handels, welcher Dschidda während des Aufenthalts der Flotte so bevölkert macht. Aus jedem Hafen des rothen Meeres reisen Leute hieher, um aus der ersten Hand zu kaufen, und die Kaufleute von Mekka, Yembo und Dschidda scharren jeden Thaler, den sie besitzen, zusammen, um ihn in diesen Ankäufen anzulegen.

Der Handel von Dschidda beschränkt sich auf Mekka und Medina. Eine Karawane mit ägyptischen und indischen Waaren zieht alle vierzig Tage nach Medina und wird stets durch eine Schaar Pilger vermehrt. Diese Karawane besteht aus 60 bis 100 Kamelen und wird von einem Beduinen aus dem Stamm Harb geführt. Jedoch ist der gewöhnlichere Verkehr zwischen Dschidda und Medina auf der unmittelbaren Route nach Yembo, wohin die Kaufmannsgüter zur See gesendet werden. Außer den erwähnten Karawanen gehen andere fast jeden Abend nach Mekka ab und wenigstens zweimal in der Woche mit Waaren und Proviant und während der vier Monate der Wallfahrten, wo jedes ankommende Schiff Pilger nach Dschidda bringt, ist dieser Verkehr noch lebhafter, und regelmäßig brechen jeden Abend nach Sonnenuntergang Karawanen von dem Mekka-Thor auf. Die beladenen Kamele brauchen zwei Nächte, um die Reise zu vollenden. Sind viele Kamele vorhanden, kann man eines von Dschidda nach Mekka für 20 Piaster miethen. In Zeiten, wo sie rar sind oder wenn die Wallfahrtszeit anhebt, muß man oft 60 Piaster zahlen.

Miscellen.

Ertrag des Brunnens von Grenelle. Die Wassermasse, welche der Brunnen täglich liefert, beläuft sich auf 89 Brunnenzoll. Da nun der Zoll von der Stadt jährlich zu 8000 Fr. abgegeben wird, so ergibt sich daraus, daß das Wasser des Grenelle-Brunnens jährlich 712,000 Fr. einbringt, um die Hälfte mehr, als der ganze Brunnen gekostet hat. (Voleur vom 15 Nov.)

Unfriedliche Aussichten in China. Trotz alles friedlichen Anscheines sollen im Innern China's Rüstungen gemacht werden, die auf den baldigen Wiederausbruch des Krieges deuten, wozu auch kommt, daß gegen alle die Befehlshaber, welche den Engländern gegenüberstanden und geschlagen wurden, die härtesten Maaßregeln ergriffen werden. Eine große Anzahl derselben soll bereits hingerichtet seyn. (Col. Gaz. vom 11 Nov.)

Ungewöhnliche Witterung in Indien. Seit vielen Jahren erinnert man sich keiner so eigenthümlichen Witterung: die Regenzeit trat um einen ganzen Monat später ein als gewöhnlich, und auch nach dem Eintritt derselben soll der Regen ausnehmend schwach gewesen seyn. (ibid.)

Kuliauswanderung. In welchem Maaße diese immer noch fortgeht, kann man aus dem Umstande entnehmen, daß jetzt monatliche Berichte über die Zahl der Ausgewanderten bekannt gemacht werden. Im Julius gingen 1006 Männer, 133 Weiber und 45 Kinder, im August 2109 Männer, 290 Weiber und 79 Kinder allein aus dem Hafen von Calcutta nach Mauritius ab. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 11 und Umschlag zum Monat November.)

№ 11.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Donnerstag, 30 November 1843.

[306] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von Dr. Fr. List.

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. **Nr. 43.** Briefe über die großen Fragen des Tages. Siebenter Brief. (Die Theorie des freien Handels eine revolutionäre — wurde von den französischen Ekonomisten durch den Edenvertrag zum unermeßlichen Nachtheil Frankreichs zuerst in die Praxis eingeführt — dieses Schauspiel von 1786 wird jetzt von den norddeutschen National-Oekonomen wiederum aufgeführt als wäre es noch gar nie da gewesen — die deutschen Nationalökonomen vergessen über der Sorge für den Ruhm ihres Idols „des großen Schotten" die Sorge für die Wohlfahrt ihrer eigenen Nation — Adam Smith war dem Princip der Theilung und Conföderation der Arbeit nicht getreu — dasselbe fordert höchst möglichen Grad der Ausbildung aller Gewerbe — diese beruht in unsern Tagen auf vollständiger Ausbildung der Maschinenfabrication — beispielweise Betrachtung der deutschen Baumwollfabrication unter diesem Gesichtspunkt — Adam Smith besaß nur Zergliederungs- kein Zusammensetzungstalent — durch sein Zergliederungsmesser wird der ganze National-Organismus in Atome zerhackt — das nationale System dagegen lehrt daß Gewerbe, Ackerbau und Handel zu den organischen Bestandtheilen der Nation gehören, daß folglich ihre Existenz den Zufälligkeiten der auswärtigen Concurrenz nicht bloßgestellt werden dürfe.) — Mittheilungen: Hanseatische Stimmen aus London — Also sollten Gegenstände der Handels- und der Zollgesetzgebung vor der Entscheidung einer öffentlichen Besprechung unterworfen werden.

Nr. 44. Briefe über die großen Fragen des Tages. Achter Brief. (Der Zustand der Gewerbe und der National-Industrie in der Vor-Maschinenzeit da Adam Smith mit seinem System auftrat, war ein ganz anderer als gegenwärtig — noch war der Umschwung den die Mechanik und der Fortschritt der Wissenschaften in der Industrie verursachen werden nicht erkennbar — Handels- und Industrie-Aufschwung Englands und Vorbereitung einer nationalökonomischen Revolution vermittelst der Maschinenkraft während der Seekriege — falsche Beurtheilung dieser Erscheinungen von Seiten der Nationalökonomen des Continents, namentlich J. B. Say's im Jahr 1814 — Aehnlichkeit der Vertheidiger des freien Handels mit dem Dr. Sangrado von Sevilla, der alle Krankheiten mit Aderlassen und Warmwassertrinken curiren wollte.) — Stimme aus Preußen über Handel und Zölle. — Miscellen: Hydro-elektrische Maschine. — Rettungskissen. — Entdeckung eines großen Flusses in Afrika. — Trübsal in Deutschland, Jubel in England. — Ausgrabungsmaschine (Excavator.) — Die dänische Handelsflotte. — Das Oregongebiet. — Steinkohlenflötze in Australien.

Nr. 45. Luginsland. Die deutschen Fabricanten-Vereine — der Wiesenthaler Bezirks-Verein — der badische Industrie-Verein — Ueberreichung von Ehrenpokalen an die HH. Sander und Frhrn. v. Andlaw — der Verein der württembergischen Fabricanten — die Versammlung der preußischen, sächsischen und thüringischen Fabricanten zu Leipzig — Bergrath Böking aus Saarbrück und sein gemeinnütziges Streben. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Neunter Brief. (Blindheit der Theoretiker gegen die von der Maschinenkraft verursachte Gewerbsrevolution — dieselbe wurde hauptsächlich durch die große Anhäufung der Capitale im Inselreich während der Kriege unterstützt — unter den alten Gewerbsverhältnissen hatte das Capital bei weitem nicht die Macht wie unter den neuen — an die Erlangung eines Welt-Gewerbsmonopols die mit Hülfe der Maschinenkraft möglich geworden ist, war unter den frühern Verhältnissen nicht zu denken.) — Eingabe der rheinischen Baumwollspinner an den rheinischen Landtag. — Beitritt zum deutschen Fabricantenverein. — Miscellen: Nächste Aussichten für den norddeutschen Getreidehandel. — Der Theebau in Brasilien und der deutsche Handel. — Die hollandische Handelsmacht und die Häringe. — Auswanderung nach Ausstralien.

Nr. 46. Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. — Zehnter Brief. (Die internationale Concurrenz war bei der Handarbeit in enge Gränzen eingeschränkt — durch die Maschinenkraft ist sie schrankenlos geworden; sie kennt nun keine Gränzen als die eines Welt-Gewerbsmonopols.) — Eingabe der rheinischen Baumwollspinner an den rheinischen Landtag. (Schluß) — Frequenz auf den deutschen Eisenbahnen. — Der allgemeine deutsche Industrieverein. — Die Verhandlungen des Zollcongresses.

Nr. 47. Luginsland. — Briefe über die großen Fragen des Tages. Eilfter Brief. — Was man in England unter

Handelsfreiheit versteht. — Also ist die Maaßregel die Fabricanten durch neue Maschinen und Anleihen zu unterstützen, überall fehlgeschlagen und nur dadurch Entmuthigung unter den Industriellen verbreitet worden. — Miscellen: Der Handelsvertrag zwischen England und Spanien. — Eine Eisenbahn von Calcutta nach Delhi.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[507] **Vollständig** ist jetzt im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mickiewicz (Adam),

Vorlesungen über slawische Litteratur und Zustände.

Gehalten im Collége de France in den Jahren von 1840—42.

Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.

In zwei Theilen oder vier Abtheilungen.

gr. 12. geh. 5 Thlr.

---

[508] **Handbuch für Auswanderer nach Amerika.**

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Handbuch und Wegweiser

für Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika,

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Canäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Producte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Jowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von **Francis J. Grund.**

8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Hr. Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Classen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1843. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[509] **Vollständig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Sechs Bände.

Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

Die ersten drei Bände enthalten „**Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens**;" der vierte bis sechste Band „**Vermischte Schriften**" und wird jede dieser Folgen gesondert für 6 Thlr. erlassen. Von der ersten Auflage sind noch einzelne Bände zur Completirung vorräthig.

Leipzig, im September 1843. **F. A. Brockhaus.**

---

[510] Bei **H. R. Sauerländer**, Verlagsbuchhandlung in **Aarau**, ist in Commission erschienen so wie in allen bekannten Buchhandlungen vorräthig zu haben à 1 Rthlr. 12 gGr. od. 2 fl. 20 kr. zum Besten der Badearmen:

Louise Egloff, die blinde Naturdichterin, herausgegeben von Edward Dorer; voran eine Zuschrift an den Herausgeber von Heinrich Zschokke. Nebst zwei Stahlstichen und neun Compositionen von Louise Egloff und Elster. In einem starken groß Octavband geheftet, 370 Seiten auf feinem Velinpapier und in splendidem Druck.

Diese neue vollendete Ausgabe von den lieblichen Dichtungen der Louise Egloff erscheint hier wohl um die Hälfte vermehrt, und es wird Vollständigkeit, Ausstattung und Armen-Unterstützung vereint dem edlen Zweck beförderlich seyn, für den diese neue schöne Ausgabe veranstaltet worden, die vorzugsweise der gebildeten Frauenwelt gewidmet ist, welche dafür eine rege Theilnahme zu erkennen geben wird.

---

(511) So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kohlrausch, Friedr.,

Die deutsche Geschichte.

Für Schule und Haus. In 3 Abtheilungen. *Zwölfte*, verbesserte und stark vermehrte Auflage. *Erstes Heft.* Bogen 1—8. Gr. 8. Subscriptionspreis $7\frac{1}{2}$ Ngr. od. 6 gGr.

In sieben monatlichen Heften vollständig zu Ostern 1844 $1\frac{1}{3}$ Thlr. Cour.

Leipzig, 1 October 1843.

Friedlein & Hirsch.

---

(512) In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lieder aus Tyrol

von **Beda Weber.**

8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Dichtungen von eben so großer Schönheit als Eigenthümlichkeit. Ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tyrol bisher nicht vertreten war. Je mehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer Tyroler Dichter von so großem Talent und von so neuer und überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[319] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesammelte Werke

des Grafen August von Platen.

Taschen-Ausgabe in fünf Bänden.

Erste Lieferung oder erster und dritter Band.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich.

Inhalt.

Erster Band. Platens Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.

Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.

Um Platens Werke auch bei den Minderbegüterten einzubürgern, geben wir diese Ausgabe im Wege der Subscription heraus, und zwar zu einem Preis von 48 kr. oder 12 gGr. für den Band. Das ganze Werk kostet mithin im Subscriptionspreise 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr. Der nach Versendung der letzten Lieferung eintretende Ladenpreis erhöht sich auf 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Wir machen durchaus keinen Anspruch auf Vorausbezahlung, sondern für den Subscribenten nur die Abnahme der ganzen Ausgabe zur Bedingung. Aus diesem Grunde können wir weder beim Erscheinen noch nach Vollendung des Werkes einzelne Bände ablassen.

Die zweite Lieferung, den 2ten, 4ten und 5ten Band enthaltend, wird in wenigen Wochen gleichfalls die Presse verlassen.

Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt diese Taschenausgabe zu den obigen Bedingungen zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, im October 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[320]

Der Cid mit Holzschnitten.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen

besungen durch

Johann Gottfried v. Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von **Eugen Neureuther,**

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

Zweite, mit neuen Holzschnitten gezierte Auflage.

Erste Lieferung. Bogen 1—15.

Diese Pracht-Ausgabe des unsterblichen Gedichtes erscheint auf dem feinsten Velinpapier in zwei Lieferungen. Der Preis jeder Lieferung ist 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. und wird die letzte Abtheilung jedenfalls noch vor Weihnachten ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, October 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

(321) Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Von dieser interessanten Sammlung, die sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, erschien so eben der **dritte Theil** (Preis 2 Thlr.) Derselbe enthält: Struensee. — Lesurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel List und seine Gesellen. — Berthelemy Roberts und seine Flibustier.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite Theil 2 Thlr.; ein vierter Theil wird noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

---

(322) In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Theater

von Julius Mosen.

8. Velinpapier brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Kaiser Otto III. — Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer. — Die Braute von Florenz. — Wendelin und Helene.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow**, jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis I. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfa. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

19te Lfa. **Rußland und die Tscherkessen.** Von K. F. Neumann. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

20ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Erster Band. Mit zwei Kupfern. gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

21ste — **Ein Besuch auf Montenegro.** Von Heinrich Stieglitz. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

22ste — **Acht Wochen in Syrien.** Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

23ste — **Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus** in den Jahren 1836, 1837 und 1838 von Karl Koch. Brosch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

24ste — **Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern,** nebst einem Ueberblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von Ignaz Pallme während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838 bis 1839 verfaßt. Gr. 8. brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

25ste — **Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.** Von Dr. Ludwig Roß. Zweiter Band. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. brosch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechzehnter Jahrgang.

1843.

December.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1843.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. — Sämmtlich respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Hauptersorderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem [illegible] sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es [illegible] gabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, [illegible] dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich [illegible] ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, [illegible] speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen [illegible] beschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch [illegible] lande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so [illegible] noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden [illegible] und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen [illegible] wickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet [illegible] sehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische [illegible] ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen. [illegible] wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden [illegible] Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze [illegible] gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein [illegible] liche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner [illegible] derung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die [illegible] betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um [illegible] verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumtes nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuntert [illegible] Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1843.

Rückblicke.

Im vorigen Jahre nahm unsere vorzugsweise Aufmerksamkeit eine Frage in Anspruch, die, aus dem europaischen Colonialsystem entsprossen, seit zwei Jahrhunderten unter sehr mannichfachen Formen die Köpfe und die Federn beschäftigt und mehr als einmal zu den blutigsten Kämpfen geführt hatte. Dießmal wurde diese Frage nicht auf die Spitze des Schwertes gestellt, sondern — vertagt, Beweis genug, daß die Frage keine Lebensfrage mehr ist, wie ehedem. Das Colonialsystem, wenigstens das alte, liegt in seinen letzten Zügen, an seine Stelle sind die Verhältnisse mit den freien Staaten der neuen Welt getreten, woran alle seefahrenden Nationen je nach ihren materiellen und geistigen Hülfsmitteln Antheil nehmen können. Das alte Colonialsystem hängt sich nur mehr noch wie eine Last an den Entwicklungsgang, so sehr daß in England eine Partei immer mächtiger emportaucht, deren Grundsatze dem alten Colonialsystem aufs schärfste widersprechen, und die letzten Reste davon früher oder später vernichten müssen. Dieses alte Colonialsystem bestand darin, sich den Besitz möglichst vieler tropischen Besitzungen zu sichern, um eine möglichst große Masse Colonialproducte theils für den eigenen Markt, theils für andere europaische Lander zu gewinnen, und durch die Vermittlung dieses Handels seine Schifffahrt und seinen Reichthum zu vermehren. Dieß System ist sichtlich ausgelaufen, man betrachtet die noch vorhandenen tropischen Colonien fast mehr wie Hemmnisse gegen eine kraftvollere Entfaltung des Handels, und hauptsächlich nur die großen, darauf verwandten Kosten, welche man nicht ganz verlieren will, halten von einem gänzlichen Aufgeben zurück. So steht wenigstens die Sache zwischen England und seinen Colonien in Westindien; daß es mit Frankreich und Spanien anders ist, hat seinen Grund bloß in der geringern commerciellen und industriellen Entwicklung dieser Lander.

Wir können nicht umhin, diesen veränderten Stand der Dinge als einen großen Fortschritt anzusehen. Vorher war Amerika ein gewaltsam weggenommener Landbesitz, den der neue Eigenthümer nach seinem Ermessen auszubeuten suchte, jetzt wird immer mehr ein freier Verkehr zwischen unabhängigen Völkern daraus, und die Rückwirkung davon auf den gesellschaftlichen Zustand Europa's ist in vollem Gange. Vorher war der Handel mit den überseeischen Ländern ein Zwangsverhältniß, wie jetzt noch zwischen dem französischen Westindien und dem Mutterlande; diese französischen Colonien sollen keine andern Waaren, namentlich Manufacturwaaren, beziehen, als aus Frankreich, und eben dahin sollen sie ihre sammtlichen Erzeugnisse abgeben. Dieses früher allgemeine Zwangsverhaltniß ist seit der Unabhangigkeit Nordamerika's gesprengt, und England, die bedeutendste Colonialmacht, förderte bald selbst die Emancipation fast aller spanischen und portugiesischen Besitzungen, in der einfachen Berechnung, daß seine am weitesten vorgeschrittenen Manufacturen bei der Unabhangigkeit dieser Lander und der daraus entspringenden freien Zufuhr fremder Waaren allen andern den Rang ablaufen würden. Diese Berechnung war auch im allgemeinen richtig, und England hat daraus unermeßliche Vortheile gezogen, aber auch die Concurrenz geweckt, und diese Concurrenz in der Erzeugung von Manufacturwaaren zur Versorgung erst des einheimischen und dann des überseeischen Marktes ist eine der bedeutendsten Wirkungen der Unabhängigkeit Amerika's.

Diese Concurrenz ist keineswegs eine bloß mercantile Frage, sie dringt vielmehr in alle Adern unsers gesellschaftlichen und politischen Lebens ein und beherrscht sie bis zu einem hohen Grade. Die drei Hauptfactoren dieser Concurrenz sind Capital, Maschinenkraft und Arbeitslohn. In den beiden ersten sind die Englander entschieden im Vortheil, so sehr daß jeder Staat, dem es um seine eigene Wohlfahrt und um Erhaltung der Grundlagen seiner Macht zu thun ist, die englische Concurrenz auf künstlichem Wege, d. h. durch Zölle ausschließen, und daß sein Augenmerk nur darauf gerichtet seyn muß diese Zölle nicht so zu stellen, daß sie als Prämien der Trägheit dienen und dadurch die Concurrenz auf dem Weltmarkt unmöglich machen. Im dritten Hauptfactor der Concurrenz, im Arbeitslohn, steht England entschieden im Nachtheil auf die eine oder die andere Weise: entweder ist derselbe im Verhaltniß zum Continent zu hoch,

so daß die Concurrenz dadurch erschwert wird, oder er ist mit dem auf dem Continent auf gleiche Stufe gesunken, und dann bringt er bei dem höhern Preise aller Lebensmittel Elend über die ganze betreffende Arbeiterclasse. Die Engländer haben diesem Uebelstand durch Vervielfaltigung der Maschinen abzuhelfen gesucht, und die Mehrzahl ihrer Maschinen dankt ohne Zweifel ihre Entstehung dem durch die Noth gebotenen Bestreben, Menschenhände möglichst entbehren zu können.

Alles dieß hat aber seine Gränze und ein Hinderniß der vollständigen Ueberlegenheit auf dem Weltmarkt ist immer noch zu hoher Arbeitslohn in Dingen, wo die menschliche Arbeit sich nicht ersetzen laßt und Kunstfertigkeit erfordert wird. Dieses Hinderniß wird allerdings durch den Vortheil des größern Capitals und der größern Maschinenkraft ausgeglichen, aber doch nicht in dem Maaße, daß die fremde Concurrenz in allen Zweigen unterdrückt würde; wo dieß nicht der Fall ist, wirkt diese Concurrenz auf England höchst nachtheilig zurück, indem ein im Verhaltniß zu den Preisen der Lebensmittel zu niedriger Arbeitslohn erzeugt wird, woraus Unzufriedenheit der Massen, allmähliche feindselige Organisation derselben oder Chartismus entspringt. Erschwert wird dieses Verhältniß in England durch das Steuersystem, welches, entsprechend dem aristokratischen Charakter seiner Verfassung, die Last vorzugsweise auf die Arbeit wälzt. Das magyarische Wort: misera gens contribuens wurde in dem freien England aufs vollständigste durchgeführt, und wenn man es sich auch nicht selbst gestand, so handelte man doch nach dem Grundsatz: misera gens, optima flens, pessima ridens. Die niedere Classe sollte im strengsten Sinne des Worts im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen und nichts übrig haben. Auf dem Continente folgt man mehr und mehr dem verderblichen englischen Beispiel, die Lasten des Staats größtentheils auf den niedersten Stand, auf die Arbeit zu werfen, indem man die Lebensmittel immer mehr besteuerte. Die Folge war, daß, sobald sich in der französischen Revolution der dritte Stand, der Bürgerstand oder die Mittelclasse, emporgeschwungen und den Adel und die Priesterschaft ganz verdrängt oder doch sich neben sie niedergesetzt hatte, alsbald ein vierter Stand sich hervordrangte, der, durch die Revolution in Bewegung gebracht und durch die Entwicklung der Industrie in seiner Kraft gesteigert, auch seinen Antheil an deren Vortheilen verlangte, zum Lohn aber nur neue Lasten empfing. Seit dieser Zeit regen sich die Proletarier, suchen sich im Communismus, wie die englischen Arbeiter im Chartismus, zu constituiren, und da gegen dieses neue Ungethüm die alten Polizeimittel, selbst Censur und Preßzwang, durchaus nicht verfangen wollen, so ist an manchen Orten eine bis ins Abergläubische gehende Furcht vor den Proletariern entstanden — eine Furcht, die vorerst gar nichts beweist, als daß man den Proletariern gegenüber ein böses Gewissen hat, und daß der arbeitenden Classe durch die modernen Steuersysteme das bitterste Unrecht geschieht. Man hat in England berechnet, und kann auf dem Continent an manchen Orten nahezu dieselbe Rechnung machen, daß ein Arbeiter von seinem sauer erworbenen Taglohn drei Viertheile an indirecten Steuern dem Staate zahlt. Was würde ein Bankier, ein adeliger Grundbesitzer, die 100,000 fl. jährliche Einkünfte aus ihrem Geschaft oder aus ihren Gütern beziehen, sagen, wenn man ihnen davon 75,000 fl. als Staatssteuer abverlangte? Der erste mit seinem beweglichen Vermögen würde den Staub von seinen Füßen schütteln und ein so ungastliches Land verlassen, der andere aber, welcher den Boden nicht wegtragen kann, würde sich dessen zu jedem Preis entaußern, und das Sinken alles Grundwerthes würde den Staat bald belehren, daß er die Saiten zu hoch gespannt habe; dem gemeinen Arbeiter aber bleibt nichts übrig als sich zu unterwerfen oder zum Wanderstab zu greifen, wozu der Mehrzahl Kräfte und Mittel fehlen. Darf man sich aber verwundern, wenn in allen denen, die hauptsächlich nur von ihrer Hände Arbeit leben, der Unmuth und die Unzufriedenheit um sich greift? Sie sind die natürlichen Folgen der erfahrenen Ungerechtigkeit, und so unsinnig und abgeschmackt alle auf Gütertheilung und Gütergemeinschaft hinauslaufenden Lehren des Communismus sind, auf so gutem Grunde beruht die wachsende Unzufriedenheit der Proletarier in allen dichter bevölkerten Ländern. An einem Orte befördert man aus allen Kräften die Industrie und vermehrt die Arbeiterzahl, ohne das falsche Steuersystem zu ändern, so daß das Proletariat in furchtbarer Progression zunimmt; an andern Orten scheut man sich aus Furcht vor dem Proletariat, der Industrie, auf welcher größtentheils die Macht der modernen Staaten beruht, den nöthigen Aufschwung zu geben, und erschöpft sich in nichtigen Declamationen und Spitzfindigkeiten, weil man das Uebel in seiner wahren Wurzel theils nicht erkennt, theils nicht angreifen will.

Was ist nicht in den letzten zehn Jahren in Frankreich über „Organisation der Arbeit" geschrieben und gefaselt worden? was haben nicht manche Volksschriftsteller in England sich abgemüht eine Formel zu finden, nach der sich die Gewinnste an Capital und Arbeit gleichmäßiger und billiger vertheilen sollen? Alles dieß läuft auf eitle Rednerei hinaus, so lange der Arbeiter durch den Druck der Steuergesetze von der Hand in den Mund lebt, und wenn er heute einem tyrannischen Herrn sich widersetzt, morgen dessen Willen sich fügen muß aus dem einfachen Grunde, weil er sonst nicht weiß wovon er seinen Hunger stillen soll. Zu was solche Menschen dann nöthigenfalls zu brauchen sind, haben die Pariser Ereignisse vom Jahre 1830 gezeigt, und was auch ohne außere Aufregung geschehen kann, davon gaben die Lyoner Ereignisse im Jahre 1834 Kunde. Es ist keine Frage, daß eine gewisse Organisation der Arbeit möglich ist, allein diese Organisation darf nur vor allem nicht gegen den Grundsatz verstoßen, daß der Markt den Preis der Waare regelt. Was haben alle „Strikes" oder Arbeitseinstellungen genutzt? Der Ausgang war ohne Unterschied, daß die Arbeitgeber, d. h. die Capitalisten, Fabrikherren oder Meister den Sieg davon trugen und die Arbeiter das Gesetz derselben annehmen mußten. In Nordamerika hört man beinahe nichts von solchen „Strikes," und wo ein solcher eintritt, müssen die Herren

sich dem Gesetz der Arbeiter fügen, aus keinem andern Grund als weil in Amerika der Bedarf von Arbeitern das Angebot überwiegt, während umgekehrt in England der Arbeitsmarkt so zu sagen überführt ist, also die Arbeitgeber die Bedingungen stellen können, unter denen sie die Arbeit annehmen wollen. Hierin liegt der Grund, weßhalb alle Arbeiterunruhen in England bis jetzt gescheitert sind und auch nothwendig fortwährend scheitern werden oder mit Einem Schlag das ganze Staatsgebäude zertrümmern müssen, ohne auf die Dauer ihren Zustand zu bessern. Hier kann nur eine gründliche Umwandlung des englischen Steuersystems helfen, die auch seit Jahren schon im Zuge, bis jetzt aber aber noch bei weitem nicht vollendet ist. Bis es so weit kommt, werden noch manche partielle Unruhen und Aufstände der Arbeiter England heimsuchen.

Wir lassen hier absichtlich diejenigen Arbeitszweige aus dem Auge, wo specielle Kenntnisse und Kunstfertigkeiten den Arbeitgeber und Arbeiter mit einander verbinden, und zwischen beiden über specielle Gegenstände Streitigkeiten entstehen; hier fühlt man den Mangel ehemaliger Zunfteinrichtungen, in denen man das Gute mit dem Veralteten bei Seite warf, die Nothwendigkeit jedoch führt in dieser Beziehung mehr und mehr auf ein billiges Schiedsgericht, wie wir dieß in einem großen Theil Frankreichs in dem Institut der Prud'hommes sehen. Aber in diesen speciellen Streitigkeiten ruht nicht die Gefahr dessen, was man Zunahme des Pauperismus, Organisation der Proletarier und communistische Ideen nennt, man sucht sie vielmehr in denjenigen Zweigen der Gewerbsthätigkeit, in denen man die Menschen zu Hunderten zur Arbeit treibt, wo die Concurrenz einen niedern Taglohn erzeugt, den die Staats- oder Stadtsteuern vollends verkümmern, und wo Mangel, Unsittlichkeit und Unzufriedenheit sich die Hand reichen. Diese Massen aber können, einzelne Ausbrüche der Rohheit abgerechnet, nie furchtbar werden, sondern sie sind nur des Mitleids würdig, und ihr Loos kann durch Vorsorge theils der Arbeitgeber, theils und vorzugsweise des Staats durch Erleichterung der auf ihnen ruhenden Lasten so gemildert werden, daß sie bald nicht die mindeste Lust mehr zeigen die öffentliche Ruhe zu stören. Die größere Gefahr liegt in derjenigen Classe, die unmittelbar über der letztgenannten steht, die schon in den Handwerkerstand hineinreicht, dem geistigen Einfluß der höhern Classen viel zugänglicher ist und doch durch die Last socialer und politischer Verhältnisse niedergedrückt sich nicht über eine sehr niedere Sphäre erheben kann. Die schweigende Macht dieser Classe wirkt auf die gebildetern zurück, edelmüthige Geister und unruhige Köpfe haben sich mit ihnen befaßt; erstere haben das sogenannte „utilitarische" System, die letztern die communistischen Theorien ausgedacht, aber mit allem dem wird man diesen Classen nicht helfen, den bösen Geist nicht bannen und selbst das wohlwollende utilitarische System führt in den gemeinen Köpfen nothwendig zur Verachtung aller höhern Geistesthätigkeit, es erzeugt di jakobinische Rohheit gegen Geistesaristokratie und feinere Bildung und droht allerdings eine immer größere Plage unserer Zeit zu werden, wenn wir gleich die Gefahr nicht so hoch anschlagen können, als manche zu thun geneigt sind oder geneigt scheinen. Aber was hat man gegen dieß Uebel gethan? Man ist ausgezogen mit Schwertern und mit Stangen es zu fahen, aber es ist entwichen wie ein Schemen, man hat die hohlen Systeme, die es aufgebaut, wie St. Simonismus, Fourrierismus, Communismus u. s. w. mit Verstand und Witz über den Haufen geworfen, aber unter den Trümmern ist immer das alte Schreckgespenst, nur in veränderter Gestalt, wieder hervorgekrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Verona.

In ganz Europa ist Prag wegen seiner Schönheit berühmt, ja viele Weitgereiste stehen nicht an, dieser Böhmenstadt den Vorzug vor allen Städten wo nicht Europa's, so doch Deutschlands zu geben. Und es ist wahr, Prag hat seine Kleinseite mit dem Hradschin, und das sind herrliche Blicke. — Das italienische Prag ist Verona. Aber Verona's Hradschin zeigt sich nicht bloß auf einer Seite. Verona's Hradschin das sind die neuen Befestigungen, die mit den Montalembert'schen Thürmen überall zwischen dem üppigen frischen Berggrün heraustretend, der Stadt und ihrer nächsten Umgebung einen wunderbaren Reiz verleihen.

Die Breite der Etsch ist nicht eben bedeutend, auch ist die grauliche Farbe des Wassers nicht gerade schön. Aber die Etsch ist ein Strom. Mit Macht stürmt sie daher, sie hat Energie und Leben, und muthig und ritterlich kämpft sie unablässig gegen die harten, kalten Felsmassen, die ihr hemmend in den Weg treten wollen. In Verona hat die Etsch noch ihre urkräftige, jugendliche Alpennatur. Die Prager Moldau dagegen theilt schon den trägen, langsamen und langweiligen Charakter unserer norddeutschen Flüsse, denen man bei ihrer äußern Regungslosigkeit oft versucht ist, alles Leben abzusprechen.

Verona bot mir den ersten italienischen Morgen und mit ihm unbeschreiblichen Genuß. Als ich in aller Schnelle im Albergo alla Colomba meine bestaubten Reisekleider gewechselt, eilte ich auf die Piazza Bra, um durch den Anblick des mir aus Studien und Abbildungen schon genau bekannten ungeheuren Römerwerkes mein sehnsüchtiges Herz und zu gleicher Zeit meinen sehnsüchtigen Magen durch einen italienischen Kaffee zu erfreuen. Ich sage zu gleicher Zeit, denn wie hier das ganze bei uns in Stuben gezwängte Leben schon ein durchaus öffentliches ist, so nimmt man auch das Frühstück und ähnliche Genüsse unter Gottes lieben freien Himmel nicht in, sondern vor der Bottega. Mein Kaffee war nun aber kein Kaffee, sondern eine mächtige Tasse cafe conciocolata, ein Trank, den ich als einen nationalen mir gleich zuerst forderte, und der mir auch gar wohl mundete. Bei der Bezahlung hatte ich die erste Ueberraschung. Es wurde zwar eine ziemlich hohe Zahlsumme gefordert, aber in einer so kleinen Münze, daß der Preis für das Genossene ein durchaus niedriger war. Die hier gemachte Erfahrung fand ich denn überall späterhin in Italien bestätigt. Man hatte mir Italien als sehr theuer verschrien, ich fand es in Norditalien sogar wohlfeil, besonders in Venedig. Bei dem so

sehr niedrigen Münzfuße täuscht man sich gar zu leicht selbst, und wird unbillig in der Beurtheilung der Preisverhältnisse. *) — In ähnlicher Weise, um dieß gleich hier zu erwähnen, habe ich auch die Befürchtungen wegen der Betteleien und Trinkgelderexpressungen zum Theil übertrieben, zum Theil ganz unbegründet gefunden. Trinkgelder werden zwar viel gezahlt, indeß wo ist dieß für den Fremden anders? Wenn es nun freilich hier Sitte ist, auch den allergeringfügigsten Dienst der Gefälligkeit mit einem Trinkgelde zu bezahlen, ja selbst dem Kellner für das Ueberreichen einer Tasse Kaffee, so ist erstens zu berücksichtigen, daß die Höhe des Geschenkes durchschnittlich so niedrig ist, wie man es in Deutschland selten anbieten könnte, und andrerseits, daß die Unsitte, dem Kellner für die in seinem Dienste geleisteten unbedeutendsten Dienste noch besonders zu bezahlen in andern großen Städten, namentlich in Paris, ganz etwas Alltägliches ist. Endlich die Betteleien, zu denen auch die lästigen Zudringlichkeiten des Pöbels beim Ankommen der Reisenden, das förmliche Aufdringen der Dienste der Träger und Consorten gehören, damit ist's in Italien nicht anders als in andern Ländern. In Leipzig hat man sich und besonders seine Effecten so gut vor derartigen Dienstanerbietungen zu wahren als in Mainz, in der Schweiz so gut als in Holland — und nun gar erst in Frankreich! Ich habe es in dieser Beziehung in keiner norditalienischen Stadt so unangenehm gefunden als in Straßburg, Rouen und Havre.

Das Amphitheater, hier gewöhnlich nur die Arena genannt, ist bekanntlich Verona's bedeutendste Antiquität. Es ist von allen römischen Amphitheatern dasjenige, welches noch am besten erhalten dasteht, insofern also selbst dem Colosseum zu Rom den Vorrang abgewinnt, dem es aber an Größe freilich bei weitem nicht gleichkommen kann. Mich drängte es mächtig, diese gewaltigen Trümmer römischer Größe zu betreten und zu beschauen. Meine gespannten Erwartungen wurden aber nicht befriedigt. Ich wußte, daß dieses Amphitheater 30,000 Personen gefaßt hatte, ich kannte Plane, Risse und Abbildungen des Baues, und die hatten mir imponirt; — ich hatte andrerseits große moderne Theater gesehen, die bei all ihrer Größe nur drei-, allerhöchstens viertausend Personen faßten und doch einen außerordentlich imposanten Anblick gewährten. Meine Erwartung war daher ungewöhnlich. Aber es ist etwas anderes, ein von allen Seiten und besonders nach obenhin abgeschlossener, von Menschen erfüllter und gar noch durch künstliches Licht erleuchteter Raum und ein nicht überwölbter, menschenleerer, vom Tageslicht erhellter Raum. Dort ist eine kleine, auf optische Täuschung berechnete Kuppel, hier aber der blaue Himmelsdom das Gewölbe. Der Maaßstab des Auges wird daher ein anderer. Wollte man das Amphitheater in Verona überwölben, es erleuchten und mit Menschen erfüllen, es müßte einen Anblick gewähren, wie kein neueres Gebäude der Welt.

Je mehr ich diesen Gedanken nachging, desto mehr kam ich in die geeignete Stimmung, dieß ungeheure Werk richtig zu würdigen. Diese Stimmung wurde erhöht, als ich zu den das ganze Amphitheater überragenden vier Trümmerbogen trat, deren Betrachtung erst eine richtige Vorstellung von der wirklichen ehemaligen Größe des Baues gibt. Er ist, wie die Amphitheater überhaupt, in ovaler Form erbaut, hat 1331 Fuß im äußern Umfang, 464 Fuß in der Länge und 367 Fuß in der Breite. Die Außenseite hatte drei Reihen mächtiger Arkaden übereinander, eine jede aus 72 Bogen bestehend. Von diesen Bogen stehen aber nur noch die besprochenen vier, die noch 82 Fuß über der obersten Reihe der innern Sitzstufen emporragen. Sie sind in roher Form ohne weitere Politur und erscheinen wie cyklopische Mauern. Der innere, große, freie Platz wird von 45 Reihen terrassenförmig übereinander sich erhebender Sitze umgeben. Diese aus grobem, röthlichem Marmor bestehenden Sitzstufen sind sehr gut erhalten, geben aber gerade durch diesen gut erhaltenen, glatten Zustand den Eindruck des Monotonen. Der freie Platz, oder die eigentliche Arena, ist zum Theil doch aber nicht ganz frei, denn dicht am Eingangsportal ist ein kleines, ganz dürftiges bretternes Gerüst aufgeschlagen, welches jetzt als Tagestheater dient. — Interessant sind die untern Gewölbe der Außen- und Innenmauern. Sie dienten theils zu den Eingängen, theils zum Aufenthalt für die Gladiatoren und die Bestien. Die nach den Straßen und dem Platz zu liegenden sind an Handwerker vermiethet, und da sieht's zum Theil noch gar unheimlich aus.

Ich schlenderte durch die Straßen und hatte meine Lust an dem lebendigen Getreibe des Volkes. Und wie ich denn nun eben von den alten Römern herkam, so war es wohl natürlich, daß sich mir eine Parallele zwischen jenen Zeiten, an welche das Amphitheater erinnerte und den jetzigen aufdrängte. Und dabei mußte mir denn wieder lebhaft in die Erinnerung kommen, daß der Name Verona's nicht erst in jener unerquicklichen Diocletianischen Periode des Römerthums hervortritt, welcher die Arena ihr Entstehen verdankt, sondern schon in viel schönerer, heiterer Zeit an klangvolle Namen sich anknüpft, wie an den des lieblichen, süßen und weichen Catullus, an den des Plinius, des Vitruvius und des Cornelius Nepos. Wie Cornelius Nepos zuerst dem Knaben den Eintritt in das Heiligthum der classischen Literatur eröffnet, so begrüßt auch seine Geburtsstadt als die erste den nordischen Wanderer auf classischem Boden. Sein Name erweckt die Erinnerungen aus frühester Jugend und mit ihnen die träumerischen Phantasiegebilde jener glücklichen Zeit, in welcher der Gedanke, Italiens Boden zu betreten, alle Erdenwonnen in sich faßte. Tempi passati!

(Schluß folgt.)

*) Im ganzen lombardisch-venetianischen Königreich gilt das österreichische Silbergeld. Man pflegt aber nicht nach Kreuzern und Gulden zu rechnen, sondern nach Centesimi und Lire. Eine Lira ist ein Zwanziger (20 kr. C. M.) und enthält 100 Centesimi. Wenn nun ein Zwanziger, sehr gut gerechnet, gleich 7 Silbergroschen ist, so enthält der Silbergroschen etwas über 14 Centesimi, der Centesimo ist also noch weniger als ein preußischer Pfennig, hat übrigens viel mehr Kupfergehalt.

Miscellen.

Verbesserung der Runkelrüben-Zuckerfabrication. Der Erfinder dieser schon in Nr. 320 erwähnten Verbesserung ist ein Hr. Archbald von Valenciennes. Nach seinem System wird der Saft alsbald nicht bloß ganz weiß, sondern auch vollkommen rein und klar; auch braucht man minder Kalk als gewöhnlich, und da der Kalk bekanntlich nur dem Zuckersaft schadet, so hat man auch auf diese Weise einen großen Vortheil gewonnen. (National vom 20 Nov.)

Kosten der Einsteher in Frankreich. Nach einer kürzlich erschienenen Broschüre: Etudes sur le récrutement de l'armée, wurden vom 1 Januar 1834 bis 1 Januar 1842 136,810 Einsteher als gesetzlich anerkannt, also jährlich im Durchschnitt 17,100. Im Durchschnitt erhielt jeder 2000 Franken, was also eine jährliche Summe von 34,200,000 Fr. ausmacht. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1843.

Religionsansichten der Schlangen-Indianer.

(Travels and Adventure of Mr. Violet.)

Einige Männer unter den Indianern erwerben durch ihre Tugenden und ihr regelmäßiges Leben das Vorrecht, den Schöpfer unmittelbar anzureden, und werden deßhalb in die heilige Gesellschaft zugelassen, die unter Vorsitz alter Priester die Neophyten aufnimmt. Ihre Gebräuche sind geheim, und sie besitzen wie die alten Priester der Isis und des Osiris eine Menge Kenntnisse, namentlich in den Naturwissenschaften. Sie sind wohl bekannt mit Astronomie und Botanik, und zeichnen die Geschichte und die Verhandlungen der Stämme in Hieroglyphen auf, die niemand, als wer zu ihrer Kaste gehört, verstehen kann. Die wenigen, welche auf ihren Wanderungen in der Wildniß von einer Schlange „träumten," und sie zu ihrem „Geiste" machten, werden unwandelbar „Arzneimänner."*) Die Schlange, obwohl mit Ausnahme einiger Berge am Columbia, wo es viele Klapperschlangen gibt, fast stets ungefährlich, erweckt doch bei den Indianern, die sie als ein Zeichen des bösen Geistes ansehen, stets Furcht und Schrecken. Als Kischi Manitu (der gute Gott) in Gestalt eines Büffels auf die Erde kam, um die Leiden des rothen Mannes zu erleichtern, bekämpfte ihn Kinebee (die Schlange) der Geist des Bösen. Schon dieser Theil ihres Glaubens würde auf brahminischen Ursprung weisen. Der „Arzneimann" stößt den Indianern Furcht und Schrecken ein: er ist geachtet, hat aber keine Freunde, keine Frau, keine Kinder. Er ist der Mann der Dunkelheit, der mit dem Geist des Bösen verkehrt. Er zieht seine Kenntniß aus der Erde, den Felsenspalten, weiß Gifte zu bereiten; er allein fürchtet den Donner nicht, er kann mit seinem Zauber Krankheiten heilen, aber auch tödten; sein Blick ist der der Schlange, er macht das Gras verdorren, bezaubert Vögel und wilde Thiere, trübt den Sinn des Menschen, und legt Furcht und Finsterniß in sein Herz.

*) Mit diesem seltsamen Ausdruck bezeichnen die Indianer diejenigen, welche angeblich heimliche Künste verstehen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

In den neuern Staaten liegt eine unverwüstliche, sich immer neu gebärende Demokratie; man mag es anfangen wie man will, sie bricht immer wieder durch, da es einmal unmöglich geworden, sie im Zustande der Sklaverei zu halten, wie der letzte und mächtigste der alten Staaten, das Römerreich, es gethan, nachdem die freie Aristokratie überwunden und die Alleinherrschaft an ihre Stelle getreten war. Das Christenthum wurde in dieser Zeit der demokratische Gährungsstoff, welcher die niedern Classen erhob, aber auch das Römerreich zerfraß. Es ist nicht uninteressant, wenn auch an sich von keiner Bedeutung, daß Lamennais jetzt ein neues, auf durchaus demokratische Ideen gebautes Christenthum predigt. Die Bedürfnisse der Zeit sind aber zu weltlicher Art, die Hindernisse, welche der Abhülfe entgegenstehen, sind nicht mehr, wie im Römerreiche, auf eine plumpe eiserne Gewalt gegründet, und die Richtung der niedern Classen ist darum auch, so sehr Einzelne in einem innigen oft höchst schwärmerischen Glauben Hülfe gegen die Uebel der Zeit suchen, im allgemeinen eine weltliche, und zielt auf eine wesentliche Umgestaltung der innern Staatsverhältnisse hin. Die Fragen sind in allen dichter bevölkerten Ländern, in England, Frankreich, Italien und Deutschland, troß aller Verschiedenheit der Formen in welche sie sich hüllen, wesentlich dieselben. England, seit anderthalb hundert Jahren im Besitz gesicherter politischer Freiheit, ist jetzt in seiner vorgeschrittenen politischen Entwicklung von demselben Uebel ergriffen wie Deutschland, wo man im Schrecken vor den Ideen und Erscheinungen der französischen Revolution der politischen Entwicklung den Fortgang möglichst schloß; man hat alles Ernstes vorgeschlagen, in Deutschland die Mittelclasse zur politischen Herrschaft mit herbeizuziehen, um dem Schreckgespenst des Communismus zu entgehen, als ob nicht in England, wo die Aristokratie jetzt noch, wenn auch lebhaft bedroht von den Mittelclassen, den Scepter führt, und in Frankreich, wo die Mittelclassen völlig die Herrschaft errungen haben, sich ganz ähnliche Symptome, ja in noch viel gefährlicherem Grade

zeigten. Wir wollen hieraus keinen andern Schluß ziehen, als daß die Formen politischer Freiheit keine Panacée für die Uebel des Communismus sind, ja daß sie die Sache theilweise noch erschweren, weil man in England aus hergebrachter Gewohnheit, in Frankreich aus Superklugheit eine Gewähr für die Ruhe und Ordnung des Staats nur in dem größern Besitz sehen will, und diesem deßhalb alle politische Macht in die Hände legte, obgleich man durch die Erfahrung hinreichend belehrt seyn könnte, daß der Reichthum stets geneigt ist, die Lasten des Staats von sich ab und auf die ärmere Classe zu werfen. Daher in England die Abneigung der Chartisten, sich mit den reichen Mittelclassen zu verbinden, und in Frankreich der Haß der Campagne gegen die Bourgeoisie.

Alle unumschränkten Regierungen, die nicht von der Furcht vor einer mächtigen Aristokratie beherrscht waren, haben sich bestrebt, den Zustand der großen Volksmasse zu erleichtern, wovon die chinesische Regierung in neuern Zeiten ein sehr auffallendes und merkwürdiges Beispiel gibt; in Europa aber war allenthalben die Aristokratie und der bald mit ihr verbündete höhere Mittelstand zu mächtig und einflußreich, als daß ein solches System consequent durchgeführt werden könnte. In England ist die Idee, mit der Freiheit der höhern und reichern Classen zu herrschen, bereits mit der Entwicklung und den Bedürfnissen des Volks in einen bedenklichen Kampf gerathen; in Frankreich hofft man noch lange damit auszureichen, in Deutschland aber, wo man sich der Freiheitsbestrebungen des Mittelstandes erwehrt hat, beginnen die Schwierigkeiten gerade da, wo man mit denselben fertig geworden zu seyn glaubte: an die Stelle der theoretischen Kämpfe treten die praktischen Fragen über das Wohl und Wehe der niedern Classen — Fragen, die man nicht umgehen kann, die man lösen muß, und die sich durch keine Declamationen oder Sophistereien über demokratische Bestrebungen beseitigen lassen. Es ist hier nicht der Ort, eine Abhandlung über die modernen Abgabensysteme zu schreiben, niemand aber, der sich einigermaßen damit bekannt gemacht hat, wird wohl läugnen, daß sie ohne Vergleich schwerer auf den Armen als den Reichen drücken, und daß die Tendenz, die ersten Lebensbedürfnisse zu besteuern, dahin wirkt, daß die bei weitem größere Masse des Volks von der Hand in den Mund lebt; bei einem solchen Zustande der Dinge kann von einer geistigen Erhebung der niedern Classen nicht die Rede seyn, und die Bestrebungen, diese Classe zu unterrichten, so wohlgemeint sie auch meistens seyn mögen, müssen im Ganzen ohne Frucht bleiben, ja sie werden durch den Schulzwang und die damit verbundenen Kosten nicht selten zur positiven Härte. Die Theurung der Lebensmittel, großentheils durch ungeschickte und in der Erhebung kostspielige Auflagen herbeigeführt, haben in ganzen Districten eine physische Verkümmerung der Race zur Folge gehabt, wie dieß die Truppenaushebungen in England, Deutschland und Frankreich zur Genüge erwiesen haben, und ehe nicht den physischen Bedürfnissen der Masse besser als bisher abgeholfen wird, können alle geistigen Mittel nur von sehr untergeordneter Bedeutung seyn.

Die steigende Zunahme der Bevölkerung führt zwar solche Uebel stets in ihrem Gefolge mit sich, und sie werden sich durch keine Gegenmittel je ganz beseitigen lassen; daß aber in dieser Beziehung allenthalben sehr viel zu thun ist, wird wohl ebenfalls niemand ernstlich in Abrede stellen wollen. Die Praktiker werden freilich mit allerlei gewichtigen Einwürfen sogleich bei der Hand seyn, und wir wollen hier die zwei bedeutendsten gleich selbst anführen. Der erste ist, wie man anders als durch Abgaben, die eine möglichst große Zahl erreichen, den steigenden Bedürfnissen der Staaten genügen, und zweitens, wie man die Reichen, deren Reichthum größtentheils in einem Portefeuille liegen kann, verhältnißmäßig erreichen solle. Wir wollen die letztere Frage, als die vergleichungsweise unwichtigere, — da doch die Mehrzahl der Besitzenden ihren Reichthum nicht in Portefeuillen versteckt — zuerst behandeln, weil sie zwei Mängel unserer Finanzverwaltungen ans Licht stellen, nämlich die Kostspieligkeit der Erhebung indirecter Steuern — die wir, wohl bemerkt, gänzlich von den Zöllen scheiden — und den Mangel an genügender Beiziehung der Gemeinden zur Erhebung derselben. Was die Kostspieligkeit betrifft, so ist es eine ausgemachte, durch mannichfache traurige Erfahrungen bestätigte Sache, daß der reine Ertrag der meisten indirecten Steuern mit dem Belauf dessen, was sie aus der Tasche des Volks ziehen, in einem schneidenden Contrast steht, und dem Staat durch die spätere Pensionirung des dazu nöthigen Beamtenheeres noch überdieß eine Last auflegt, die bei den Erhebungskosten gewöhnlich noch nicht einmal in Berechnung kommt; wenn man die Erhebungskosten im Durchschnitt auf die Hälfte berechnet, so ist man gewiß mehr unter als über der Wirklichkeit, denn es sind hinreichend beglaubigte Beispiele vorhanden, wo sie drei Viertheile und selbst darüber betragen, so daß der Schwarm der Beamten zum fressenden Krebs wird, welcher am Lebensmark des Staats zehrt. Die Schwierigkeit, den Reichen bei directen Abgaben gleichmäßig zuzuziehen, ist allerdings nicht unbedeutend, aber sie schwindet in bedeutendem Maaße dahin, wenn man die Steuerumlage zu einer öffentlichen Sache der Gemeinden macht; die Versuche, welche hierüber gegenwärtig in England hinsichtlich der Einkommenssteuer vorgenommen werden, sind sehr lehrreich, ließen sich aber durch das Beispiel der Steuersysteme der alten Republiken, wo der Reiche zu den außerordentlichen Ausgaben des Staats in ganz anderem Verhältniß beigezogen wurde als bei uns gewöhnlich ist, noch sehr vervollständigen, und es würde daraus ein ganz neues Interesse der Gemeindeglieder an der Gemeindeverwaltung entspringen — ein Interesse, das gegenwärtig der allgemeinen Klage zufolge sehr tief danieder liegt, während die Aufmerksamkeit der Staatsangehörigen zum Nachtheil des Gemeindewesens und zur nicht geringen Belästigung der Regierenden selbst jetzt fast ausschließlich den allgemeinen Staatsangelegenheiten zugewendet ist. Durch Hülfe der Gemeindeglieder kann der Reiche ziemlich sicher nach Maaßgabe seines Vermögens erreicht werden, während jetzt, wo die Finanzverwaltung immer nur nach Steuerobjecten ausgeht, das Be-

streben den Reichen verhältnißmäßig beizuziehen, immer fehlschlagen muß. Man hat diese verhältnißmäßige Beiziehung in neueren Zeiten mit den Classensteuern nur dürftig und unvollkommen, sonst aber fast nur dann versucht, wenn es sich um Zwangsanlehen handelte, und die Gehässigkeit eines so ungerechten Auskunftsmittels hat von allen weitern Versuchen abgeschreckt.

Wir wollen hier ein Beispiel aus einem Lande aufführen, wo man die indirecten Steuern zur Belästigung aller Mindervermögenden aufs höchste getrieben hat, wo diese Belästigungen seit einigen Jahren angefangen haben das Grundcapital des Landes anzugreifen, d. h. die Steuerfähigkeit wesentlich zu vermindern, wo aber dennoch die Staatsbedürfnisse so hoch gestiegen sind, daß man nicht bloß die Idee einer starken Einkommensteuer in allen Beziehungen besprochen hat, sondern Zwangsanlehen oder Bankerott in Aussicht stellt. Man wird ohne Mühe errathen, daß wir Holland meinen, dessen laufendes Deficit wohl auf sechs Millionen oder nahezu ein Zehntheil seiner Jahreseinnahme angeschlagen werden muß. Um so auffallender ist es, daß man trotz dieses fast verzweifelten Finanzzustandes daran denkt, durch Hinwegräumung aller indirecten Abgaben (Accynsen) und Auflegung einer directen Steuer nicht bloß den Finanzen und dem Credit, sondern auch der Wohlfahrt des Volks und dessen Zahlungsfähigkeit wieder aufzuhelfen. *) Der Proponent vermißt sich, eine Summe von nicht weniger als 18 Millionen auf solchem directem Wege, abgesehen von den übrigen directen Steuern, zu erheben, und äußert sich über die Vortheile davon in folgender Weise: „was man durch Entrichtung dieser Steuern bezahlen muß, würde reichlich aufgewogen werden durch die geringern Ausgaben im Haushalt, da man sich alle täglichen Lebensbedürfnisse unendlich wohlfeiler würde verschaffen können als es jetzt der Fall ist; Handel und Fabriken würden allmählich sich wieder entwickeln und beleben, und mit der Zeit durch Ersparung der Besoldungen zu großen Erleichterungen der Staatscasse führen; ferner würde die Sittlichkeit der Nation dadurch gewinnen, da zahllosen Unterschleifen alsbald jede Veranlassung genommen wäre, und durch die Abschaffung der Biersteuer dem sittenverderbenden Gebrauch des Branntweins Einhalt gethan würde u. s. w." Wenn man in einem so tief verschuldeten Staate, wie Holland, an solche Auskunftsmittel auch nur denken kann, so müssen sie an andern Orten eine verhältnißmäßig leichte, wenn auch für manche Betheiligte sehr mißliebige Reform seyn.

Legen wir auf den obigen Vorschlag auch weiter keinen Werth, so kann man doch nicht verkennen, daß der Verfasser die absolute Nothwendigkeit, den niedern Classen nicht durch ungeschickte Steuersysteme den Lebensunterhalt zu erschweren, sehr klar und richtig erkannt hat. Abgesehen von der allgemeinen Pflicht der Humanität, welche den Schwachen — und dieß ist die Masse des Volks gegenüber den gebildeten Ständen — zu schützen befiehlt, wird es ein Gebot der Klugheit und der Noth die niedern Stände zu erleichtern, sie zum Wohlstand emporzuheben, und dadurch einer größern Bildung, für welche sie jetzt in dem täglichen Kampf um die Nothdurft des Lebens abgestumpft werden, empfänglich zu machen. Es ist eine der größten Erscheinungen der Weltgeschichte, daß gewisse Waaren ein Bedürfniß oder wenigstens der Genuß der Mehrzahl des Volks geworden sind: welchen ungeheuren Verkehr entwickelt die Baumwolle, und wie viele Verbindungen zwischen Ländern und Völkern knüpfen sich daran. Das ist das Große in den neuern Handelsverhältnissen, daß man jetzt die Bedürfnisse nicht bloß einzelner bevorrechteter, reicherer Classen, sondern ganzer Völker austauscht. Daraus entwickelt sich eine ungeheure Lebensthätigkeit, an der jedes Volk in seinem Kreis und seiner Weise Theil nehmen muß, bei Strafe in nationaler Machtentwicklung wie in geistiger Regsamkeit zurückzubleiben gegen die andern und ihnen die Schleppe nachzutragen. Die Klugheit also räth, gleichfalls diese Bahn des Weltverkehrs mit kühnem Schritt zu betreten, wenn den Trägen und Muthlosen nicht die Noth sehr unsanft aus dem Traume wecken soll. Es handelt sich im Welthandel nicht einmal mehr um die Theilnahme an der Versorgung fremder Länder mit Kunst- und Gewerbserzeugnissen, die allenfalls einen mehr oder minder großen Reichthum bedingen kann, sondern es handelt sich um die Existenz, die bei verarmten Völkern von jedem fremden Stoße abhängt, denn die fast gänzlich unbesteuerten Länder Amerika's, die englischen Colonien in Australien und das schon in Armuth hinabgestoßene Indien fangen an den eigenen Erzeugnissen unseres Bodens eine furchtbare, mit jedem Tag wachsende Concurrenz zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der betreffende Vorschlag, der allerdings im Einzelnen mancher Berichtigungen bedarf, steht im Amsterdamschen Handelsblad Nr. 3688 vom 1 Sept., und ist, so wie der im Laufe Septembers im genannten Blatt mitgetheilte Ontwerp van Wet eener Belasting op de Inkomsten van vaste Goederen, Renten en Ambten sehr lesenswerth.

Peruanische Alterthümer.

Ein Peruaner, Namens Echegaray, ein Abkömmling der Inkas, hat nach Paris ein merkwürdiges Gemälde gebracht, das alle regierenden Inkas von Manco Capac an bis auf Atahualpa darstellt. Dieß Oelgemälde ist das Werk eines Indianers, der nie Unterricht in der Malerei erhalten hat, und gibt einen hohen Begriff von der Geschicklichkeit dieses Volks. Als historische Urkunde betrachtet, läßt dieß Gemälde vermuthen, daß die Civilisation der Inkas in ein viel höheres Alter hinaufreicht, als die spanischen Inquisitoren glauben machen wollten. Man soll auch in Peru eine Sammlung von Quipos (Gedächtnißschnüre) aufgefunden haben, deren Entzifferung auf die Geschichte der Inkas ein großes Licht werfen müsse. (Courr. franç. vom 21 Nov.)

Skizzen aus Oberitalien.

Verona.

(Schluß.)

So in mir, mit mir, mit ferner, mit naher Vergangenheit und mit Gegenwart beschäftigt, wende ich mich um eine Straßenecke und stehe plötzlich auf einem prächtigen Platz, wie ich bisher noch keinen

ähnlichen gesehen hatte. Es war die Piazza de' Signori. Solche Herrenplätze finden sich unter demselben oder unter andern Namen auch in andern italienischen Städten wieder. Der Platz ist ganz mit Quadern gepflastert, die so schön aneinander gefügt sind, daß man wie in der geebnetsten Stube geht. Pferde und Wagen werden auf einem solchen Platz nicht geduldet, daher er mit Leichtigkeit sauber und gut im Stande erhalten werden kann. Die beiden Hauptpaläste sind der Justizpalast und der Palazzo della Delegazione. An den andern Seiten sind mehrere Kaffeehäuser, die, wie überhaupt die italienischen Kaffeehäuser, weit vorspringende Zeltdächer von schwerer, meist dunkelfarbiger Leinwand haben, unter denen die Italiener vorzugsweise gern in der Sonnenhitze ihre Limonade oder ihr Eis einnehmen. Der Herrenplatz ist freundlich und nobel, und scheint auch der Sammelpunkt der guten Welt zu seyn.

Wie das Amphitheater meine Phantasie mit römischen Bildern erfüllte, so versetzte diese Piazza de' Signori mich in ganz andere Zeiten. Dieser durchaus mittelalterliche Charakter des Platzes erinnerte mich sogleich an die Eingangsscene von Romeo und Julia, und nun führte ich mir die ganze, herrliche Tragödie vor, die seitdem für mich natürlich auch einen ganz eigenthümlichen Reiz besitzt. Das ist überhaupt der große Vorzug, den eine Reise in historischer Gegend hat, daß der gebildete Reisende überall vielfache Beziehungen und Anregungen zu innerer Beschäftigung findet, so daß sie ihm, selbst bei vollkommenstem Mangel an Naturschönheit und Kunstschätzen, ein oft reicheres Interesse darbietet, als andere mit mannichfachen Naturreizen geschmückte Gegenden. Man fühlt sich vertrauter, verschwisterter mit dem historischen Factum.

Dicht bei dem Herrenplatze ist die Piazza dell' Erbe, der Gemüsemarkt. Führte die Arena ins Alterthum, die Piazza de' Signori ins Mittelalter, so bleibt auf der Piazza dell' Erbe die Gegenwart in ihrem Rechte. Ein Marktplatz gewöhnlicher Lebensbedürfnisse ist für mich immer und überall etwas Interessantes gewesen. Da sieht man die Leute ohne Schminke, da sind sie zu ihren ursprünglichsten Verhältnissen zurückgekehrt. Was der Natur abgewonnen, das wird zum Austausch dargeboten, und da schlägt jeder den Werth seiner Beziehung zur Natur so hoch als möglich an. Auch sieht man einen großen Theil des Volks nirgends so in seiner eigentlichsten Sphäre als auf dem Markt. Auf dem Markt studirt man am leichtesten die Nationalphysiognomien. Auf den Märkten in Paris habe ich die französische Revolution verstehen gelernt. Der Markt muß daher auch besonders da, wo weiter kein öffentliches Leben herrscht, ein nothwendiger Tummelplatz derer seyn, die einen tiefern Blick in das Volk thun wollen, vorzugsweise also bei uns im Norden. Denn hier in Italien ist das häusliche Leben so sehr ein öffentliches, man könnte sagen ein Straßenleben, daß ein ehrsamer, stubenhockeriger Philister aus Deutschland sich hier gar nicht zurecht finden kann und es höchlich unheimlich findet. Es ist aber ganz lustig mit anzusehen, wie diese Italiener durch diese Oeffentlichkeit ihres Privatlebens so gar keinen Begriff von unserer ängstlichen Scheu und conventionellen Genirtheit haben. Da sitzen die Handwerker nicht bloß an offenen Fenstern, nein in der Straße, und zwar in jeglicher Art von Gewerbe. Da läßt sich der Marchese so gut wie der Facchino vor aller Welt seinen schwarzen Bart abnehmen. Hier werden schlechte Perrücken aus ekelhaftem Haar gemacht, dort werden welche aufgesetzt. Hier baumeln die Beine eines Schneidergesellen über die Balustrade in die Straße hinein, und machen ihre Schwenkungen mit großer Kunstfertigkeit, um nicht mit den Vorübergehenden in Conflict zu gerathen; dort wird das erste beste Kleidungsstück anprobirt, wobei Mannichfaches zu sehen kommt. Hier werden unsaubere Kuchen fürs Volk gebacken, dort aus freier Faust die rauchenden Maccaroni verzehrt. Gewerksgeheimnisse scheint man hier nicht zu kennen, ja merkwürdiger Weise scheint man hier auch nicht die geringste Besorgniß zu haben, daß leicht entführbare werthvolle Dinge aus den Werkstätten gestohlen werden, denn selbst Uhrmacher und Goldarbeiter arbeiten in gleicher Oeffentlichkeit.

Die große Straße, welche an beiden genannten Plätzen hinläuft, ist die einzige, welche ganz Verona in ziemlich gerader Linie bis zur Etsch hin durchschneidet. In ihr befindet sich noch eine der bedeutendsten Merkwürdigkeiten der Stadt, die sogenannte Porta de' Borsari. Das ist ein eigenthümlicher, auch dem römischen Alterthum angehöriger Bau, der, wiewohl unzweifelhaft älter als das Amphitheater, doch bei weitem nicht mit dem Geschmack gearbeitet ist wie die Arena. Die ursprüngliche Bestimmung dieser Porta ist eben so zweifelhaft als die der Porta Nigra zu Trier, mit welcher sie im übrigen keine weitere Verwandtschaft hat. Die Porta de' Borsari hat drei Stockwerke. Das unterste besteht aus zwei nebeneinander stehenden großen Portalen zwischen zwei kannelirten Säulen mit römischen Capitälen. Das zweite und dritte Stockwerk in kleinern Säulenordnungen enthält je sechs Fensteröffnungen, die nach oben gerundet sind und verschiedenartige Giebel über sich haben. — Ich war verwundert, schon hier so früh eine Art von Geschmacklosigkeit zu finden, die ich bis dahin nur den spätern Jahrhunderten des Perrückenstyls glaubte zuschreiben zu dürfen. Ich meine nämlich den Wechsel in den Formen der Fenstergiebel. Sind Fenstergiebel schon an und für sich nicht Product des reinsten Geschmacks, und dürfen sie nur mit großer Vorsicht und besonnener Berechnung angewendet werden, wenn sie nicht das künstlerisch gebildete Auge beleidigen sollen, so ist es ganz unerträglich, sogar in derselben Fensterreihe von den naturgemäßen dreieckigen Fenstergiebeln zu bogenförmigen überzuspringen, die dann in ihrer Gestalt als Kreisabschnitte regelmäßig mit jenen Dreiecken abwechselnd als eine mathematische Spielerei erscheinen, nicht aber als der nothwendige Ausdruck einer künstlerischen Idee. Wenn nun gar solche Giebel sich, wie bei der Porta de' Borsari der Fall ist, über Bogenfenstern sich befinden, so erreicht die Barbarei einen noch höhern Grad. — Auch die Säulen in den obern Stockwerken dieses Gebäudes sind von ausgeartetem Geschmack, indem ihr Schaft schneckenförmig gewunden ist. Die Rückseite des Ganzen ist ganz roh gehalten.

Miscellen.

Die schwimmende Insel. Mehrere englische Blätter, auch das ernsthafte Mechanics Magazine, sprechen von dem Plan, eine schwimmende Insel von 2000 Fuß Länge und 500 in der Breite in Gestalt eines Wallfisches zu erbauen, auf der 5000 Menschen Platz hätten, gegen die kein Sturm etwas vermöchte und die Wellen kraftlos anschlügen.

Zahl der Pferde in Frankreich. Die Zahl der Pferde im Jahre 1810 in Frankreich war 2,498,137, im Jahre 1825 2,423,702, im Jahre 1840 2,318,495, diese Zahl hat also eher ab als zugenommen, während die Bevölkerung sich um wenigstens 25 Proc. vermehrte. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1843.

Ueber eine Eisenbahnreform in England.

Es ist kürzlich in England eine kleine Broschüre erschienen unter dem Titel „Railway Reform" (Eisenbahnreform), die mit großer Klarheit geschrieben ist, und den merkwürdigen, in England aber wohl kaum ausführbaren Plan vorschlägt, sämmtliche Eisenbahnen vom Staate ankaufen zu lassen. Ein Hauptgrund dafür ist, daß die großen Compagnien ihr Monopol mißbrauchen. Seltsam freilich ist, daß dabei viele Compagnien schlecht fahren, aber doch nicht ablassen, und es ist ganz charakteristisch für die „Exclusiveneß" der Engländer, daß sie systematisch darauf hinarbeiten, die minder bemittelten Classen der Gesellschaft von den Vortheilen der Eisenbahnen durch hohe Preise auszuschließen. Dieß geht so weit, daß die Reisenden der dritten Classe selten mehr als den zehnten Theil der Gesammtzahl ausmachen.*) Das ist selbst in England wohl eine schlechte Rechnung, und es möchte immer gerathen seyn, die große Masse an sich zu ziehen. Einstweilen aber, bis die Eisenbahneigenthümer zu dieser Einsicht gelangen, und sich zum Vortheil des Publicums entschließen, eine größere Menge Reisender ohne größern oder mit kaum größerem Vortheil als bisher zu befördern, erhebt sich eine Frage, die nicht lange unbeantwortet bleiben kann: die Compagnien mißbrauchen notorisch ihre Macht auf eine für die Masse des Volks sehr empfindliche und nachtheilige Weise; schon im J. 1839 wurde eine Committee, bestehend aus Sir R. Peel, Sir J. Graham und Poulett Thompson niedergesetzt, um 1) über die financielle Lage der Compagnie und 2) über die Art, wie sie die ihnen gestattete Gewalt über den Transport der Reisenden ausüben, zu berichten. Die oben angegebene Thatsache zeigt schon, wie sie mit dem unbemittelten Theile des Volks umgingen; aus den Vernehmungen ging aber auch hervor, daß sie so lange die Preise nieder ansetzten, als es noch Diligencen und andere Beförderungsmittel gab, daß sie aber, so wie diese vernichtet waren, den Preis erhöhten, so daß der Mehrzahl des Volks ein bedeutender Nachtheil daraus erwächst.

*) Man wußte durch schlechte Wagen und alle möglichen Chicanen ihnen schon den dritten Platz zu verleiden.

Es ist augenscheinlich, daß man einzelnen Compagnien, welche im Besitze von Eisenbahnen sind, eine Macht einräumt, die nur der Staat besitzen sollte. Der Gewinn ist, wie natürlich, die einzige Rücksicht, welche die Compagnie bestimmt; das kann man ihnen nicht übel nehmen, und dieß ist man auch in England bei ähnlichen Unternehmungen so sehr gewohnt, daß sich niemand daran stößt. Aber mit den Eisenbahnen ist es nicht wie mit den Dampfschiffen, wo sich leicht eine Concurrenz herstellen läßt, und es muß in der That weit gekommen seyn, wenn man selbst in England fühlt, daß diese Compagnien ihre Rechte auf eine schreiende Art mißbrauchen, so daß sich gewichtige Stimmen dafür erheben, diese Compagnien durch einen Parlamentsbeschluß ihres Eigenthumsrechts zu entsetzen und sämmtliche Eisenbahnen, deren Gesammtwerth auf 64 Mill. Pfd. St. angeschlagen ist, für Rechnung des Staats anzukaufen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, das Interesse des Publicums und das der Compagnien seyen eins und dasselbe; die zehnjährige Erfahrung Englands widerspricht, und es geht aus dem Bericht der Untersuchungscommittee hervor, daß die Compagnien auf einer großen Anzahl Bahnen sehr niedere und sehr hohe Preise versucht und gefunden haben wollen, daß es für sie vortheilhafter ist weniger Leute zu einem hohen Preis zu fahren, — „ein Punkt," wie der Bericht S. 10 bemerkt, „welcher die Aufmerksamkeit des Parlaments und des Publicums in besonderem Grade auf sich zu ziehen verdient," wohl hauptsächlich deßwegen, weil alle Concurrenz von Diligencen und andern Fuhrwerken dadurch vernichtet ist. Ist dieß hinsichtlich des Personentransports hart und unbillig, so steigert sich die Unbilligkeit bis zur völligen Ungerechtigkeit, sobald es sich um Waarentransport handelt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Dieser Umstand muß binnen kurzem einen entscheidenden Einfluß auf Europa ausüben: unsere hoch besteuerten Länder können nicht auf die Länge die Concurrenz beinahe unbe-

steuerter Länder aushalten: sie sind genöthigt einerseits den Nachtheil durch erhöhten Kunstfleiß auszugleichen, andrerseits die Besteurung zu mindern, wenn sie nicht rasch und immer rascher in tiefe Armuth versinken wollen. Der Krieg, den gegenwärtig Nordamerika gegen England führt, und ihm das Blut des Weltverkehrs, das Geld, methodisch abzapft, ist nur ein Anfang dessen was kommen wird. Nur erhöhte Kunstfertigkeit und sorgsame Wahrung und Beschützung aller Zweige der Nationalthätigkeit können hier retten, und Erleichterung der niedern Classen muß damit Hand in Hand gehen. Zum Glück bietet aber das Verhältniß Europa's zu den alten Colonien, welches sich so drohend zu gestalten anfängt, auch dem Thätigen die Mittel dar, aus der Verlegenheit zu entkommen. Dieß Verhältniß macht es mit einemmale klar, wie sehr die Macht der Staaten in dem Wohlstand der großen Masse und nicht in dem unmäßigen Reichthum weniger liegt. Der immer allgemeinere Verbrauch der Weltwaaren, nämlich Baumwolle, Zucker, Kaffee, Thee, Tabak u. s. w. ist der Maaßstab für den Wohlstand der Masse geworden. Kein einigermaßen Bemittelter versagt sich mehr diese zum Bedürfniß gewordenen Luxusgegenstände, aber Luxusgegenstände sind sie dennoch und darum am ersten zu Steuerobjecten geeignet. England weist, wie in so manchen andern Dingen, auch hier den Weg: es bestreitet nahezu die Hälfte seiner Staatsbedurfnisse aus Zöllen (23 Millionen von 50) und eine geringe Reform derselben,*) wodurch diese Weltwaaren einer größeren Anzahl Menschen zugänglich geworden wären, wurde für so bedeutend erachtet, daß man den Ertrag auf 27 Millionen zu treiben hoffte. Die jetzigen Gewalthaber sind der Reform entgegengetreten und die Folge war, daß jetzt eine viel radicalere im Zuge ist, die ihr Ziel ohne allen Zweifel in wenigen Jahren erreichen muß. Die Tendenz dieser Reform geht dahin, durch Ausbreitung des Verbrauchs von Colonialwaaren den Ertrag der Zölle so zu steigern, daß man sämmtliche indirecte Steuern, die auf dem Volke lasten, nach und nach aufheben kann. Diese indirecten Auflagen, Accisen, betrugen im Jahre 1820 noch 24 Millionen, die Noth hat bereits die englische Regierung dazu gebracht, diese unmäßige Last auf zwölf zu ermäßigen und sie muß fortwährend ermäßigt werden, wenn England gedeihen und die Concurrenz der übrigen Völker im Arbeitslohn soll ertragen können. Freilich lastet eine unmäßige Schuld auf England und verschlingt drei Fünftheile einer riesenhaften Einnahme, aber dennoch wird sich die Tendenz der jetzigen europäischen Zustände erwahren: man kann die Ausfälle in den Einnahmen und die außerordentlichen Staatsbedürfnisse nicht mehr durch indirecte Abgaben decken, welche hauptsächlich auf der Masse des Volks lasten, man muß zu directen Steuern seine Zuflucht nehmen, und hierin ist die seit zwei Jahren aufgelegte Einkommenssteuer nur ein Anfang; sie wird sich vielleicht bald in eine Eigenthumssteuer verwandeln und bleibend werden, um die Zahlung der Zinsen der ungeheuren Staatsschuld zu sichern.

*) Die Vorschläge Macgregors und der Whigs.

Wir haben im Eingang erwähnt, daß in England eine Partei immer mächtiger sich erhebt, welche die letzten Reste der alten Colonialpolitik mit einemmal vollends von sich abwerfen will. Diese Partei ist der Ausdruck der Bedürfnisse, welche die neue Stellung zu den ehemaligen Colonialländern geschaffen hat. Sie nennt sich die Partei des freien Handels, nicht jenes flatterhaften Irrlichts, welchem man auf dem Continent an manchen Orten mit einem so thörichten Eifer nachjagt, sondern des freien Handels im Gegensatz gegen die Gebundenheit des Colonialhandels. Hemmende Gesetze nöthigen Englands Handel, Korn aus Canada statt aus den weit bequemer gelegenen Vereinigten Staaten, Zucker und Kaffee aus Englisch-Westindien statt auch aus Cuba und Brasilien zu beziehen. Es ist eine uralte Wahrheit, daß aller Handel ein Tausch ist, und daß wenn der eine Theil den Unterschied zwischen Ein- und Ausfuhr zu lange mit baarem Gelde decken muß, das Vermögen zu kaufen allmählich abnimmt. So ging es mit Nordamerika, das sich in ungeheure Schulden stürzte, so geht es noch mit Brasilien und Indien, so wird es mit China gehen. Nordamerika hat sich zur Wehre gesetzt, Brasilien wird möglichst gehindert dasselbe zu thun, Indien kann sich nicht vertheidigen wegen seiner directen Abhängigkeit von englischer Macht, und China hat sich durch einen Vertrag die Hände gebunden, der entweder mit seiner innern Zerrüttung oder mit einem neuen Kriege enden muß. Die Plane der „Anhänger des freien Handels“ gehen vorerst keineswegs dahin, alle diese Uebel auszugleichen, sie wollen nur Korn und Colonialwaaren holen wo es ihnen beliebt und sie mit Manufacten bezahlen: sie haben ausfindig gemacht, daß die Zeit, während welcher England in den amerikanischen Verhältnissen so ausschließlich begünstigt war, vorüber ist, daß sie mit andern Nationen die Vortheile des Handels theilen müssen, daß sie aber wegen der Gebundenheit ihres Colonialhandels nicht gleiche Vortheile bieten können wie andere Länder; daher der Schluß, daß man sich dieser den Handel hemmenden Verbindungen mit den Colonien je eher je lieber entledigen müsse. Der Schritt ist ungeheuer, so gut wie unmöglich, weil Englisch-Westindien dadurch nahezu vernichtet wird, und ungeheure Summen von Capital zu Grunde gehen; es fragt sich aber nur, ob er nicht möglich, ja nothwendig wird durch die innern Verhältnisse Englands, da der Absatz der Manufacte gehoben, die Masse des Volks von drückenden Steuern erleichtert, durch die vermehrte Verbrauchsfähigkeit des Volks die Einfuhr von tropischen Producten gesteigert und eben damit der Zollertrag erhöht werden muß.

Die Bedürfnisse der Continentalstaaten lassen sich nicht mehr auf dem bisherigen Wege erschwingen, man muß den Handel und die Industrie, man muß den Reichthum der Masse beleben, wenn man inneren Erschütterungen entgehen will. Seit mehr als 20 Jahren hört man die Klage, wohin es kommen soll, wenn ein Krieg ausbreche, da die jetzt schon hochgespannten Steuern keine wesentliche Vermehrung zulassen. Die Antwort liegt in einem Blick auf Englands Finanzwesen und auf die Verhältnisse der amerikanischen Staaten:

in den letztern sperrt man sich allenthalben gegen directe Steuern, außer für den Fall eines Kriegs und reicht mit den Zöllen aus; in England ertragen die Zölle 23 Millionen, bei einiger Befreiung des Handels von den jetzt darauf lastenden Fesseln können sie sich auf 30 Mill. heben, das ist um zehn Mill. Pfd. St. mehr als die laufenden Staatsausgaben betragen, und hätte die englische Schuld nicht alles Maaß überschritten, betrüge sie z. B. nur 400 statt 800 Mill. Pfd. St., so würden die Zölle auch nahezu für die Zinsen der Staatsschuld hinreichen. Frankreich steht in dieser Beziehung noch weit hinter England zurück, Deutschland noch mehr, so sehr auch einzelne Theile sich heben möge; es ist aber nie Gesammtnation, welche durch Handel, Schifffahrt und Gewerbthätigkeit sich heben oder in einen Helotenzustand versinken muß, wenn sie an der Weltbewegung keinen oder nur einen sehr geringen Theil nehmen kann. Man würde in einer argen Täuschung verkehren, wenn man glaubte, hier gelte es bloß eine Handelsfrage, welche man so oder anders beantworten könne, denn es gilt in erster Reihe die nationale Macht und Selbständigkeit, und dann ein noch höheres Gut, die geistige Regsamkeit.

Man hat in Deutschland eine große Meinung von deutscher Bildung und deutschem Wissen, und es wäre auch ungerecht, wenn man die Verdienste so vieler ausgezeichneten Männer verkennen wollte; aber es öffnet sich jetzt mit jedem Jahr mehr ein Weltschauplatz für europäische Thätigkeit und europäische Bildung, an welchem alle westeuropäischen Völker Theil zu nehmen berufen sind. Bis nach der Unabhängigkeit Nordamerika's, bis nach Beendigung der großen Kriege war dieser Schauplatz noch gar nicht oder nur sehr unvollständig eröffnet; die alte Colonialpolitik hatte bloß den Handelsgewinn im Auge, und nur in der Zeit der großen Colonialeroberungen haben sich die Spanier, Portugiesen und Holländer, so gut wie Franzosen und Engländer mit der wissenschaftlichen Erforschung der von ihnen beherrschten Länder befaßt. Jetzt aber steht diese unermeßliche Welt so ziemlich jedermann offen, und wie seiner Zeit der griechische Geist die ganze damals bekannte Welt durchdrang, Colonien gründete und Reiche sich unterwarf, so jetzt der europäische. Die „Naturstaaten," um uns dieses philosophischen, aber nicht sehr glücklichen Ausdrucks zu bedienen, neigen sich ihrem Ende zu, zerfressen in ihrem Innersten von der auflösenden Gewalt des europäischen Geistes; ganz Asien ist in diesem Falle, wenn auch in verschiedenen Stadien der Krankheit, während in Amerika neue Völker sich bilden, und bis diese sich gebildet haben, bloß ein lockeres Staatenband die Bewohner gewisser Erdstriche zusammenhält. Daher in Amerika die nach der Nützlichkeitstheorie gebildeten Staaten, ohne eigentlichen nationalen Zusammenhang, im Orient mit der Schwächung des alten Glaubens die Auflösung des Staatsverbands und der Zerfall in einzelne Nationalitäten. Daher bis jetzt noch das ungeheure Uebergewicht Europa's, wo nationale und geistige Entwicklung mehr und mehr Hand in Hand gehen.

Das merkwürdigste Schauspiel bietet ohne Zweifel Asien dar, die alte Wiege des Menschengeschlechts. Drei Culturen herrschen dort vor, die mohammedanische, die indische und die chinesische. Alle mohammedanischen Staaten neigen sich zum Fall, die Nachäffung europäischer Bildungsformen ist zu schwach, dem einbrechenden Verderben Schranken zu setzen; in Indien wird durch die englische Herrschaft der alte Halt des Glaubens immer stärker angegriffen, und China, zum erstenmal durch Europäer besiegt, wird bald in den Strudel hinein gezogen seyn. Alle diese Länder können zur warnenden Lehre dienen; sie nehmen geistig ab, weil ihr Reichthum sinkt, nicht als ob der Reichthum an sich das Mittel zur geistigen Erhebung wäre, sondern weil er der Repräsentant der Volksthätigkeit ist. Europäische Kunst und Maschinerie haben die Gewerbthätigkeit der mohammedanischen Staaten und Indiens erdrückt, die Masse des Volks ist in Noth und Unwissenheit gesunken, und einzelne geistig hervorragende Männer können der Nation so wenig ein höheres geistiges Leben einhauchen, als der Reichthum einiger überreichen Geldsäcke eine arme Nation reich macht. Mit der nationalen Thätigkeit eines Volks wandert auch sein Wissen aus, und man findet jetzt in Europa mehr arabisches Wissen und arabische Gelehrsamkeit als in Arabien, Syrien und Aegypten. Indische Gelehrsamkeit wandert gleichfalls mehr und mehr nach Europa, und auch mit der chinesischen ist ein starker Anfang gemacht worden.

Wenden wir uns von den Ruinen Asiens zu der neuern Welt, so zeigt sich uns das merkwürdige Schauspiel der allmählichen Eroberung eines ganzen Continents durch den von Europa hineingepflanzten Thätigkeitsgeist. Was hat man nicht philosophirt über den Bestand der nordamerikanischen Freistaaten, wie oft hat man sich durch den nur auf Gewinn bedachten Sinn dieser Republicaner — mit welchem Worte man in Europa aus alterthümlichen, aber eben auch nicht sehr wohlbegründeten Reminiscenzen den Begriff großherziger und erhabener Menschen und Bürger verband — verletzt gefühlt! Der Verband der amerikanischen Union besteht, und wird noch lange bestehen, weil die Aufhebung desselben den Theilhabern sehr viele Nachtheile und keine ersichtlichen Vortheile gewähren würde. Alle Theorien über Demokratie und demokratische Verfassung sind ziemlich unzeitig, denn noch ist viel zu viel Raum da, um einander auszuweichen, man ist noch keineswegs genöthigt einander aus dem Wege zu schaffen, um zu leben. In Westindien finden wir das Schauspiel der werdenden Negernation sich immer großartiger entwickeln, und im spanischen Amerika ist unter allen Zerstörungen der Zeit nur Eine Macht aufrecht geblieben, die christliche, die in den trägen, aber auch zähen Geist der Indianer übergegangen, ein Haltpunkt für die Masse wird. Das östliche Amerika, namentlich Brasilien, gleicht mehr Westindien, und nur im Süden am Laplata bildet sich wieder ein europäisches Volk. Welche Masse von Erscheinungen drängt sich auch hier, welches Zusammenwirken materieller und geistiger Verhältnisse! Amerika kann dem europäischen Einfluß noch immer so wenig entgehen als Asien, nur ist der Einfluß anderer Art, weil die neue amerikanische Civilisation ein Kind der europäischen Gesittung ist,

während die asiatische ein ganz fremdartiges Element hat, und der europäische Geist vorerst nur zerstörend und auflösend wirken kann.

An die Aufgabe hier einzugreifen sind alle europäischen Völker ohne Unterschied gewiesen, keines kann ohne materielle und geistige Nachtheile sich davon ausschließen; der Handel und die Nationalgröße sind nicht minder dabei betheiligt als der innere Frieden der Staaten und die geistige Entwicklung. Wenn ein Volk auf eine gewisse Stufe geistiger Fähigkeit gelangt ist, so muß sein Wissen und seine errungene geistige Kraft zur That werden und sich ausbreiten, oder es verzehrt sich im Innern in kleinlichem Treiben oder in vulcanischer Zerstörung. Hier hilft es nicht bloß aus der Ferne Theil an der Bewegung zu nehmen, die Erfahrungen mit Ameisenfleiß zu sammeln; um die geistigen Bewegungen der Völker kennen zu lernen, muß man heraustreten in das Leben, den Schulstaub abwischen und einen Reichthum von Erfahrungen sammeln. Was wird, um bei einigen religiösen Bewegungen stehen zu bleiben, aus dem Sectenwesen in Nordamerika werden? wird es sich, wie manche glauben, zu einer Art katholischer Einheit gestalten, und wird das dumpfe religiöse Brüten, was so manche Geisteskeime schon erstickt hat, sich nicht zu einem freien, geistigen Leben gestalten? Die Frage ist für die Zukunft Nordamerika's von einer unabsehbaren Wichtigkeit, und hat für Deutschland ein um so größeres Interesse, weil seine Söhne dort bereits in einen starken Antagonismus mit der etwas unheimlichen Sectirerei getreten seyn sollen. Welches Schicksal wartet andrerseits auf den Islam? Wir sehen denselben in Europa Stück um Stück zerfallen, während er von Aegypten und ganz Nordafrika aus noch immer in frischer Lebenskraft ins Innere von Afrika sich ausbreitet. Solche Fragen werden durch die steigende Verbindung der Länder unter einander von immer größerem Interesse und nicht selten von praktischer Wichtigkeit. Man sehe, welch begehrliche Hände Rußland nach Chiwa, Buchara und Kokand ausstreckt, während andrerseits im Innern von Asien durch das Unterliegen der Chinesen im Kampfe mit England eine Revolution sich entwickeln wird, die auf einmal einem turkomanischen Reich das Daseyn geben kann, größer als seit Baber je eines bestand. Wir wollen diese Fragen, die sich aus der Einwirkung Europa's auf Asien und Amerika fortwährend ergeben, nicht weiter fortspinnen, aber die hier aufgeworfenen werden genügend den Beweis liefern, daß Deutschland bei einem Antheil am Welthandel und bei einem Eingreifen in die zahlreichen Verhältnisse keineswegs bloß materiell betheiligt ist, sondern daß die geistige Entwicklung und Regsamkeit bei unserer vorgeschrittenen Bildung eine solche Theilnahme fordert, wenn die geistigen Kräfte nicht stocken oder übersprudeln sollen. (Fortsetzung folgt.)

Peroi.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Peroi ist ein Dorf unweit Fasana im Bezirk Pola in Istrien. Man will die herrschende Sage, daß diese Halbinsel einst von Griechen bewohnt wurde, durch die Anwesenheit der Peroiesen beweisen, welche sich gemeiniglich für Griechen halten und als solche auch betrachtet werden. Dieß verhält sich aber ganz anders, und bedarf sowohl in Betreff der Griechen als der Peroiesen einer Berichtigung.

Zur großen griechischen Familie scheint der Volksstamm gehört zu haben, welcher vor der Römerzeit im Besitz der istrischen Küste war. Später besiegt und unterjocht, fiel ein Theil in der Schlacht, ein anderer unter dem Beil; viele wurden als Sklaven verkauft, und die übrigen vermengten sich dergestalt mit der neuen Bevölkerung, daß außer der Sage keine Spur von ihnen geblieben ist.*) Diese Sage erneuerte sich in Istrien in der Zwischenzeit der Gothen- und Frankenherrschaft, als Istrien dem byzantinischen Reich einverleibt, die herrschende Sprache der Regierung und der Kirche die griechische war, Griechen öffentliche Aemter bekleideten und jeder Culturzweig griechischer Quelle entsproß.

Nach der letzten Pest, welche die Provinz heimsuchte, versetzte die venetianische Regierung viele Familien aus den im Kriege mit den Türken verlorenen Besitzungen im Archipel, besonders aus Candien, so wie auch viele Bauern aus den unter das Joch der Türken gerathenen dalmatinischen Provinzen nach Istrien. Die in religiöser Beziehung duldsame venetianische Regierung gestattete den Griechen die freie Uebung ihres Gottesdienstes und überwies den morgenländischen die Kirche Santa Catterina zu Pola, während den zur serbisch-griechischen Kirche gehörenden Ansiedlern slawischer Mundart der kirchliche Dienst in den Dörfern gestattet ward. Alle diese Ankömmlinge wurden nicht so sehr wegen der Sprache als wegen ihres Glaubensbekenntnisses, wie noch jetzt ihre Religionsgenossen in andern Provinzen, Griechen genannt. Als die zur orientalischen Kirche gehörenden Griechen und Slawen mit der Zeit vom morgenländischen Cultus zum römischen übergingen, blieben nur noch die letzten aus Montenegro eingewanderten Peroiesen, denen die Kirche Santa Catterina zu Pola angewiesen wurde. Auch sie nannten sich Griechen, und den Cultus mit der Sprache verwechselnd, hielten sie ihre Mundart für eine griechische, während sie rein slawisch ist. Die Einbildungskraft that dann das übrige, und träumte so von einem andern Tempethal in Istrien. Uebrigens bewahren die Peroiesen gewissenhaft Tracht, Lebensweise und Sitten ihrer Ahnen, und die Peroieserin reicht ihre Hand nur dem Glaubensgenossen.

Benützung von Daguerrotypp und Elektrotypp zum Fälschen. Einige schlaue Amerikaner haben das Daguerrotypp benutzt, um die Noten der Cincinnatibank so vollkommen genau nachzuahmen, daß die unächten Noten von den ächten nicht zu unterscheiden seyn sollen. Bei den Münzen hat man den Elektrotypp angewendet, und die so gewonnenen Formen mit einem Metall ausgefüllt, das fast noch besser klingen soll als das ächte Silber. (Man darf nicht vergessen, daß ein englisches Blatt, Naval and Military Gazette vom 18 November, dieß mit ein Paar spitzen Bemerkungen gegen Bruder Jonathan anzeigt.)

*) Diese Stelle ist sehr interessant, weil sie dafür spricht, daß alle diese Landstriche von einem den Römern und Griechen verwandten, d. h. pelasgischen Volke bewohnt waren, weder von Slawen, wie die neuern Slawisten, noch von Deutschland, wie einige ältere deutsche Geschichtschreiber behaupten. Der Verfasser, Hr. Kandler, nennt, wenn er auf die Ueberreste dieser Urbevölkerung zu sprechen kommt, diese immer „celtisch," ein fatales Wort, mit dem man gewöhnlich bezeichnet, was sich weder als griechisch und römisch, noch als deutsch oder slawisch nachweisen läßt. Daß Celten in Oberitalien, also möglicherweise auch in den venetischen Ländern gewohnt, hat man neuerdings wieder, aber mit schwachem Erfolg, zu erweisen gesucht. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

England.

Englands Stellung in Bezug auf die übrigen Welttheile, welche es mit seinem Handel und Einfluß umfaßt, haben wir im Eingang schon bezeichnet, auch die Richtung seiner innern Verhältnisse im allgemeinen angegeben, und es handelt sich jetzt nur darum dieselben näher zu charakterisiren. Die Sache ist um so interessanter als die äußern wie die innern Verhältnisse, die materiellen wie die geistigen oder vielmehr geistlichen Bewegungen alle darauf abzielen, der Aristokratie die Macht aus den Händen zu reißen, und das ganze Staatsgebäude, wie es sich namentlich seit der Revolution von 1688 gestaltet, auf anderen Grundlagen aufzuführen: alles, selbst die juridische, aber für den Adel sehr einträgliche Fiction, daß aller Grund und Boden ursprünglich dem König oder dem Adel gehört, findet sich auf die eine oder die andere Weise angegriffen. Das englische Steuersystem, welches die Last auf die Arbeit wälzte, hat den Anstoß zu dem verderblichen jetzigen Zustand gegeben; da Cromwell kurz zuvor durch seine Navigationsacte und sein Schutzsystem die Grundlage für die Erhebung der Nationalthätigkeit gelegt, so war das Volk in einem gedeihlichen Zustande und trug die Last leicht, welche erst nach und nach in neuerer Zeit durch die Korngesetze und die fremde Concurrenz unerträglich wurde; darum wendet sich jetzt die Bewegung in erster Linie gegen die Korngesetze, wo die Frage am klarsten vorliegt: man verlangt wohlfeileres Brod, und die Declamationen gegen den Adel, der aus den Taschen des Volks seine Kinder aussteuere und einem ungeheuren Luxus fröhne, nehmen hauptsächlich von Seite der Anticornlaw-League allmählich einen Charakter an, welcher an die ersten Jahre der französischen Revolution erinnert. Die Fortschritte, welche die League selbst unter den Pächtern macht, die unter der Last hoher Pachtschillinge und schwankender Getreidepreise seufzen, sind sehr bedeutend, eine Abschaffung der Korngesetze aber zieht nothwendig eine Verminderung der Pachtschillinge um ein Viertheil bis ein Drittheil und — Aufhebung der einjährigen Pachtzeit nach, welche das vorzüglichste Mittel war, die Pächter in Unterwürfigkeit zu halten, denn sobald 18 bis 21jährige Pachtzeit verwilligt werden muß, hat der Einfluß der Gutsherren seine Macht größtentheils verloren.

Wir sehen also hier den grundbesitzenden Adel in seinen Einkünften und in seinem Einfluß bedroht, aber die Sache ist hiemit keineswegs zu Ende. Aus der Kornfrage ist die Frage des freien Handels von selbst entsprungen. Weil die jetzigen Korngesetze die Zufuhr hauptsächlich nur aus näher gelegenen Ländern gestatten, dieselbe aber aus entlegeneren, z. B. aus Nordamerika, fast unthunlich ist, da die Unsicherheit der Zollscala bei größerer Entfernung keine Berechnung von Gewinn und Verlust mehr gestattet, so verlangte man anfangs einen fixen Zoll, jetzt gänzliche Aufhebung desselben, um das nöthige Korn in größerer Masse aus den Vereinigten Staaten kommen zu lassen, und diese vortrefflichen Kunden englischer Manufacte desto reichlicher mit solchen versorgen zu können. Gleiche Gründe sprechen dafür, Zucker, Kaffee u. s. w. aus Cuba, Portorico und Brasilien zu ziehen, aber das den englischen Besitzungen in Ost- und Westindien gegebene Privilegium, England ausschließlich mit Zucker und wenigstens zur Hälfte mit Kaffee zu versorgen, stand einem solchen vortheilhaften Tauschhandel hier abermals entgegen. Darum fordert man Abschaffung des von den englischen Besitzungen genossenen Monopols, das dem Ausfuhrhandel nachtheilig ist, die Colonialwaaren vertheuert, sie der größern Masse des Volks minder zugänglich macht und so auch die Staatscasse durch geringeren Zollertrag benachtheiligt. Hieraus erkennt man den Werth und die Bedeutung der Vorschläge der Whigs, welche einen mäßigen fixen Zoll für Getreide und eine bedeutende Verminderung des Zolls auf fremden Zucker und Kaffee einführen wollten. Es war ein Uebergangsvorschlag. Der Adel und die reicheren Classen Englands, denen das Grundeigenthum wie in England so auch in Westindien größtentheils gehört, widersetzten sich diesem Vermittlungswege, und jetzt ist die Forderung auf gänzliche Aufhebung des Getreidezolls sowie des Differentialzolls auf fremde Colonialwaaren gerichtet.

Abgesehen von dem Widerstand der unmittelbar betheiligten Classen stehen diesen Forderungen zwei nicht unbedeutende Hindernisse im Wege. Das erste ist von Oberst Torrens ganz ehrlich herausgesagt worden: werden die Korngesetze abgeschafft und sinken die Kornpreise auf drei Viertel oder zwei Drittel ihres jetzigen Werthes herab, so steigt der Werth des Geldes um eben so viel; alle jetzt bezahlten Abgaben werden lastiger und die Nationalschuld wird je länger je mehr eine unerträgliche Last; die Whigjournale, namentlich die großen Revuen, sind über den armen Torrens hergefallen, und haben denselben mit einem Schwall zum Theil ziemlich unverständlicher staatswirthschaftlicher Phrasen zu widerlegen gesucht, in der That aber keineswegs widerlegt, was denn auch kaum ausführbar seyn dürfte. Nach diesem nicht unbedeutenden Hinderniß, woran aber die leidende Volksmasse, welche Erleichterung ihrer Lasten und reichliche Arbeit verlangt, sich keineswegs stößt, folgen die Verhaltnisse zu den Colonien, die erst im vorigen und in diesem Jahre eine neue Gestaltung erhalten haben. Die wachsende Concurrenz anderer europäischer Staaten auf dem Weltmarkt erzeugte den Wunsch, diejenigen Länder, über welche die englische Regierung gebieten konnte, d. h. die eigenen Colonien, immer enger an das englische Reich zu ketten; daß das bloße Machtgebot hier nicht ausreiche, hatte England an sich selbst und an andern zur Genüge erfahren, der eigene Vortheil sollte also dem Machtgebot zu Hülfe kommen, und daraus entstand das neue Colonialsystem, — wenn man einigen Anfängen diesen Namen geben kann — sämmtlichen Colonien in allen Zweigen ihrer Erzeugnisse besondere Vortheile bei der Einfuhr zu gewähren — Vortheile, wie sie solche bisher nicht in gleichem Maaße genossen hatten. Der Grundgedanke war und ist noch, sich mit allen möglichen Rohstoffen aus den eigenen Colonien zu versorgen, diese hinwiederum auch mit englischen Manufacten zu versehen, und so allmählich nicht nur von andern Ländern und Staaten immer unabhängiger zu werden, sondern auch noch durch das Gewicht des Reichthums und der größern Kunstfertigkeit auf dem Weltmarkt die erste Rolle zu spielen. Daher die umfassenden Bestrebungen, die eigentlichen Colonialwaaren in Ost- und Westindien in immer größerer Masse zu erzeugen, und eben so Flachs, Hanf, Wolle und Baumwolle aus den eigenen Colonien zu ziehen. Unglücklicherweise hatte aber dieser Plan einige fühlbare Lücken, namentlich in der Baumwolle, wovon Nordamerika noch immer drei Viertheile des Bedarfs erzeugt, im allgemeinen aber mußte er darauf hinwirken, die Tauschobjecte fremder Länder, die nicht englische Colonien waren, mehr und mehr auszuschließen. Dieß der Natur des Handels widerstrebende System, das die coloniale Gebundenheit des Handels zum obersten Gesetz machte, rief als natürlichen Gegensatz die „Handelsfreiheit," d. h. die Abschüttelung dieser Gebundenheit gegen sich auf,*) und beide liegen jetzt in um so hitzigerem Kampfe, als das neue Colonialsystem zu sehr auf dem alten fußt, um nicht sehr bedeutende Interessen geschaffen zu haben, wozu hauptsächlich die unermeßlichen, in den Plantagen Westindiens steckenden Capitalien gehören. Man hat es schon vor mehrern Jahren unklug gefunden, das Monopol der Colonialwaaren, das früher bloß Westindien gehabt, auch in gleichem Umfang auf Ostindien überzutragen, und es so noch mehr zu verstärken, aber es zeigt sich hier die Gewalt des Princips, das, einmal angenommen, immer weiter führt. So stehen jetzt die Nothwendigkeit der Erleichterung des niedern Volks und der Ausbreitung der Gewerbsthätigkeit, so wie die Bedürfnisse der Staatscasse mit den Interessen der Grundbesitzer, einer großen Anzahl reicher Capitalisten und mehrerer wichtiger Colonien in einem erbitterten Kampfe gegen einander, von dessen Ausgang das Schicksal Englands für eine lange Zukunft abhangt.

*) Eine sogenannte praktische Mittelpartei ist diejenige, welche den Absatz englischer Manufacte durch systematisch geordnete Auswanderung vermehren will, allein das Mittel wirkt jedenfalls für die dringende Lage der Dinge in England zu langsam.

Hier haben wir die zunächst liegenden materiellen Interessen beider Theile hervorgehoben; dieß ist jedoch nur die eine Seite des Kampfes, der viel tiefer in alle Fugen und Einrichtungen des Staats eingreift. Das System, welches England zu dem reichsten Lande der Welt, und wie ein geistreicher Schriftsteller sich ausdrückt, zum „Midas" gemacht hat, welches Indien aussaugte, und vielen andern Ländern dasselbe Loos zu bereiten sucht, wirkte auch auf die entferntern Theile des eigenen Landes, wohin Gewerbsthätigkeit nicht in gleichem Maaße bringen konnte, ein, und hat sie in Armuth gestoßen: es ist eine nicht zu läugnende Thatsache, daß nicht bloß Irland, sondern selbst viele Theile Schottlands, ein großer Theil von Wales und in England selbst die bloß ackerbauenden Grafschaften in tiefer Armuth leben, und mit einer Noth kämpfen, die endlich kein Gebot mehr kennt, und in agrarischen Unruhen sich äußert; die Weißbuben in Irland und Rebecca's Töchter sind Kinder Eines Vaters. Die materielle Noth hat die politischen Beschwerden aufgestachelt, und gibt diesen einen Nachdruck, der sich durch keine physische Gewalt brechen, und durch Ueberredung oder Bestechung der Häupter nicht beseitigen läßt. Irland befindet sich zu England in einem ähnlichen Verhältniß wie Indien: man zapft ihm fortwährend, namentlich durch die außer Landes wohnenden Gutsbesitzer das Geld ab, die Armuth steigt, die Pachtschillinge, durch die Concurrenz gesteigert, werden immer unerschwinglicher, der Haß gegen die protestantischen „Sachsen," die so vielen Iren den Grundbesitz entrissen, kommt dazu, und das Uebel hat endlich eine Höhe erreicht, daß eine Abhülfe unerlaßlich geworden. Schlimm genug für die englische Aristokratie und die englische Kirche, daß man das materielle Uebel dermaßen hat anwachsen lassen, daß kaum mehr eine Ausgleichung denkbar ist, und eine Radicalcur, der Wiederruf der Union, verlangt wird, welche das ganze englische Staatsgebäude von Grund aus umkehrt.

Die bischöfliche Kirche Englands bezieht als Staatskirche nicht bloß von ihren Angehörigen, sondern von allen Confessionen Zehnten und Steuer. Lebhaft war schon öfters in England der Kampf der Dissenters gegen diese Unbilligkeit, am

lebhaftesten aber in Irland, wo sieben Achttheile des Volks der Hochkirche nicht angehören. Die Whigs, als ächte Mittelpartei, schlugen während ihrer Amtsführung einen Vergleich vor: ein Theil der Einkünfte der Hochkirche in Irland sollte zu allgemeinen Erziehungszwecken verwendet werden; dieß ist die berühmte Appropriationsclausel. Der darin aufgestellte Grundsatz war aber für die Hochkirche und somit auch für den hauptsächlich beim Bestand der Hochkirche betheiligten Adel gefährlich, denn wurde das Princip, daß die Einkünfte der Hochkirche auch für andere Zwecke sollten verwendet werden können, in Irland anerkannt, so ließ sich die Anwendung desselben auch auf England in keiner Weise mehr verhindern; damit aber ging ein großer Theil der Einkünfte der Staatskirche verloren und ihre Obergewalt in England war mit einemmal gebrochen. Ueber die Appropriationsclausel spaltete sich deßhalb die Whigpartei; Stanley und Graham traten zuerst von ihr ab, dann zu den Tories über; die übrigen Whigs verzweifelten an Durchführung der Clausel und ließen sie fallen, O'Connell aber, der Repräsentant Irlands, wandte sich von Stunde an gleichfalls von ihnen ab, denn es mußte ihm in diesem Augenblicke klar werden, daß eine Ausgleichung mit der Hochkirche Englands und Irlands eine Unmöglichkeit geworden sey. Wie aus der Verwerfung des firen Getreide- und des auf dem fremden Zucker lastenden Differentialzolls sich ganz logisch die Lehre des freien, nicht durch Colonialfesseln gebundenen Handels entwickelte, so entsprang aus dem Fallenlassen der Appropriationsclausel der Entschluß, mit der irisch-englischen Hochkirche gänzlich zu brechen, und da dieß mit dem englischen Parlament nicht zu erreichen war, so soll ein irisches berufen werden. Der Fehler der Whigs, daß sie die Appropriationsclausel fallen ließen, statt abzutreten, zeigt sich jetzt in vollem Maaße. Wären sie abgetreten, statt den für billig und nothwendig erkannten Vermittlungsvorschlag, welcher in der Appropriationsclausel lag, aufzugeben, so hätten sie, wenn auch nicht durch eine neue Parlamentswahl ins Amt zurückgeführt, eine englisch-aristokratische Partei gebildet, welche die Interessen Irlands vertreten hätte; O'Connell hätte sich nicht ganz von ihnen gewendet, und ein neuer Umschwung der Dinge hätte bald sie mit ihrem Vermittlungsvorschlag wieder ins Amt eingesetzt; jetzt hat aber Irland von keiner der herrschenden Parteien etwas zu hoffen und muß seinen Kampf allein oder in Verbindung mit der radicalen Partei Englands durchzusetzen suchen, denn mit welcher Stirne könnten die Whigs, welche die Appropriationsclausel fallen ließen, den Untergang der irischen Staatskirche, auf welche eine wesentliche Beschneidung der englischen nothwendig folgen muß, zum Programm eines Ministeriums machen, und dadurch den Ruin der englischen Aristokratie beginnen! wenn nämlich diese nicht mehr einen Theil ihrer nachgebornen Söhne in den Kirchenämtern versorgen kann, so steht das Erstgeburtsrecht auf schwachen Füßen.

Der Kampf O'Connells mit der englischen Aristokratie hat unter ungünstigen Auspicien für letztere begonnen: es ist vielen Irländern, selbst Protestanten, ganz klar, daß nur O'Connells fast fabelhafter Einfluß auf seine Landsleute den Frieden des Landes aufrecht erhält; stirbt er, ohne daß die wesentlichen Schwierigkeiten gelöst sind, so ist der Friede nicht auf Monate mehr zu verbürgen. Daß England stark genug ist, eine irische Rebellion niederzuschlagen, ist ziemlich einleuchtend, aber damit sind die Mißstände keineswegs gehoben, abgesehen von den Verlegenheiten, welche ein solcher Bürgerkrieg England in seinen äußern Verhältnissen bereiten könnte. Wenn deßhalb mehrere Engländer, und nicht bloß Hochtories, voll Zorn zu einer neuen Eroberung rathen und die „Celten" herausfordern, sich noch einmal mit den „Sachsen" zu messen, so ist dieß einestheils aus dem Hochmuth zu erklären, den der Engländer selten gegen den Iren ganz verläugnen kann, anderntheils aus dem Ingrimm darüber, daß der schlaue O'Connell die englischen Gewalthaber wie durch eine Zaubermacht gefesselt hält, indem er, jede Rechtsverletzung vermeidend, seinen Gang geht und ihrer militärischen Rüstungen spottet. Letztere mögen zur Vermeidung allenfallsiger Ausbrüche sehr zweckmäßig seyn, zur Entscheidung des Kampfes aber können sie durchaus nichts beitragen. Uebrigens ist O'Connell an Parteitaktik Wellington überlegen und Peel sicherlich gewachsen, als Kenner des englischen Rechts sucht er gleichfalls seinesgleichen, und so hat er bis jetzt nicht bloß in Irland, sondern bis zu einem gewissen Grade selbst in England den Sieg davon getragen. Bei einer so ungeheuren Bewegung, wie die dießjährige irische, kann es unmöglich ohne allerhand Manövers abgehen, welche der Parteikampf entschuldigen mag, deren umständliche Darlegung aber denen, welche sich ihrer bedienen, immer nachtheilig werden muß. Man hat die englische Regierung beschuldigt, sie habe die Versammlung in Clontarf so spät verboten, daß es kaum möglich war die schon heranziehenden Schaaren noch zu contremandiren, und daß sie somit einen blutigen Zusammenstoß habe herbeiführen wollen. Gegründet oder nicht, die Beschuldigung ist auf dem englischen Ministerium haften geblieben; dagegen bestrebte sich dieß durch den Proceß wenigstens eine offene Darlegung aller Machinationen der O'Connell'schen Partei ans Licht zu bringen, und dadurch in England eine günstige Stimmung für Gewaltmaaßregeln gegen Irland zu erzeugen; aber dieser Plan ist durch die Advocatenschlauheit O'Connells, der den Proceß für den Augenblick unmöglich machte, vereitelt worden. So ist die Regierung mit ihren Auskunftsmitteln ziemlich am Ende, und es bleibt ihr jetzt nur noch ein nutzloser Proceß übrig, dessen günstiger oder ungünstiger Ausgang ihr gleich verderblich werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Padua.

Abends fuhren wir in Padua ein. Das Croce d'oro war uns empfohlen worden, und wir suchten um so lieber unter diesem Kreuze eine Zufluchtstätte zu gewinnen, als es ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, an einem großen schönen Platze, nicht fern von der Post, auf-

geschlagen ist. Noch mehr wurden wir über die Wahl dieses Albergo erfreut, als wir erfuhren, daß an der andern Seite des Platzes das berühmte Café Pedrocchi sich befinde, jenes Café, von dem der Ruf geht, es sey das großartigste in ganz Europa, und somit vielleicht auf dem ganzen bewohnten Erdkreise.

Natürlich eilten wir daher, als wir die allernothwendigste Toilette im Croce gemacht, dieses merkwürdige Institut in Augenschein zu nehmen. So ganz und gar bin ich nun freilich nicht davon befriedigt worden. Die Kaffeehäuser zu Paris haben denn doch zum Theil eine Pracht, die sich der bei Pedrocchi recht gut an die Seite setzen darf. Und was die Bequemlichkeit anbetrifft, so ist man bei Pedrocchi's Polstern einer bittern Täuschung ausgesetzt. Schmeichlerisch laden sie ein, man glaubt in eine üppige, orientalische Ottomanne zu versinken, man läßt sich recht behaglich nieder und wird durch einen empfindlichen Druck aus den Illusionen gerissen, jetzt für die mannichfachen Härten des Postwagens durch nachgiebige Weiche sich zu entschädigen. Im übrigen ist das Café wirklich großartig eingerichtet und bietet dem Publicum eine Masse schöner Räume, wie selbst nicht das Café Tortoni. Auch in einer andern Weise noch hat es einen Vorzug vor allen andern ähnlichen Instituten dadurch, daß es seine gastlichen Räume auch bei Nacht den Erquickungsbedürftigen geöffnet hält. Es ist übrigens der Sammelpunkt für die gebildete Welt von Padua. Sonst wäre auch die Fortexistenz eines so großartigen Unternehmens nicht möglich. — Eines der Zimmer ist durch zwei große Basreliefkarten in Marmor geziert. Die Karten stellen die beiden Erdhälften dar, aber als eine Curiosität, indem sie Norden nach unten und Süden nach oben haben, Westen also rechts und Osten links. Es ist dieß eine interessante Spielerei, durch die man im ersten Augenblick etwas confundirt wird.

Ein lustiges Mißverständniß begegnete mir hier. Ich war sehr durstig und wollte etwas recht Erfrischendes trinken. Nun hatte ich gesehen, daß man auf den Straßen überall kaltes Trinkwasser verkauft und auf Verlangen diesem Wasser durch Beimischung einer andern Flüssigkeit einen angenehmen Geschmack gibt. In Vicenza hatte ich selbst ein solches kühlendes Getränk auf der Straße zu mir genommen, hatte aber vergessen, mir den Namen dieses Mischtrankes sagen zu lassen. Jetzt galt es nun, in meinem radebrechenden Italienisch dem Kellner meine Absichten kund zu thun. Das war aber eine heitere Aufgabe. Der Kellner war dumm oder wollte mich nicht verstehen, ich aber war gänzlich rathlos in Beziehung der gedachten Mischung. Und wie man denn bisweilen mit gänzlicher Blindheit und Rathlosigkeit geschlagen ist, so bestand ich hartnäckig darauf, eine Mischung mit Wasser zu verlangen, statt ganz einfach Limonade oder etwa Zuckerwasser zu fordern. Das Resultat war nun auch, daß ich für meinen brennenden Durst — ein Drittel Wasser mit zwei Drittel Rum bekam.

Als ich nun nach dem Croce d'oro zurückgekehrt war und mein Zimmer untersuchte, gewahrte ich darin unter den Stühlen auch einen Stuhl, den man im gewöhnlichen Leben nicht mit dem Simplex, sondern mit einem Compositum zu bezeichnen pflegt. Ich war für mich ganz allein, konnte mich aber doch eines schallenden Gelächters nicht enthalten. Schien es doch, als ob ich dazu bestimmt sey, in diesem Genre in Italien Studien zu machen. In Verona war das Gemach, nach welchem Kaiser Karl V niemand schicken zu können höchlich bedauerte, in allen seinen Theilen ganz von Marmor, wahrhaft kaiserlich, erbaut und doch würde Kaiser Karl sich dort nicht wohl gefühlt haben, denn selbst mir niedrigen Erdgeborenen wurde ganz unheimlich zu Muthe, als ich von wegen mannichfacher Spuren irdischer Vergänglichkeit verschiedene ungewohnte Attitüden annehmen mußte, um zu meinem Zweck zu gelangen. In Vicenza erbarmte eine mitleidige Kellnerseele sich meiner und führte mich drei Häuser weit von dem Kaffeehause, in welchem ich ihn zum Vertrauten meiner Herzensgeheimnisse gemacht hatte, in den offenen Winkel eines großen, schönen und offenen Hofes mit dem Bemerken, daß man in Italien italienisch lebe. Die Einrichtung, die ich im Croce d'oro zu Padua fand, soll, wie ich später erfuhr, in dieser Stadt ganz allgemein verbreitet seyn.

Ehe ich mich zu Bett begeben konnte, gab es noch mancherlei auszupacken, zu ordnen und Briefe, so wie Tagebuchsnotizen zu schreiben, so daß ich erst gegen Mitternacht mich anschickte, meinen ermüdeten Gliedern die Ruhe zu gönnen. Wie ich nun zu dem Ende die Stubenthüre verschließen will, so ist sie ohne Schloß. Das war eine ganz ungewünschte Ueberraschung. Im ruhigen, sichern Deutschland pflegt der Reisende bei Nacht im Gasthof sein Zimmer zu verschließen, viele große Hôtelbesitzer fordern dazu sogar auf; in Italien, in dem verschrienen, unsichern Italien, wo außer meinem auf einem andern Flügel des Gasthofes wohnenden Reisegefährten keine Seele Interesse an mir nehmen konnte, sollte ich bei offenen Thüren schlafen! Waffen trug ich nicht bei mir, und so blieb denn nichts weiter übrig, als meinem guten Stern zu vertrauen und in einen sanften Schlaf mich zu versenken. Doch bald werde ich durch ein merkwürdiges, mir unerklärliches Brausen und Summen geweckt, die Thüre meines Zimmers wird mit rascher Heftigkeit geöffnet, man stürzt auf mich zu, packt mich beim Halse, droht mich zu erdrosseln, wenn ich Lärm machen wollte, ich aber in meiner Noth mache eine gewaltsame Anstrengung, um mich loszuringen, und es gelingt mir wirklich — zu erwachen. Da stand nun mein Reisegefährte vor mir, war in der That schnell in mein Zimmer gekommen und hatte mich auch beim Kopf gefaßt, um mich zu erwecken. Meine Verwunderung war groß, ihn zu sehen, wurde aber noch gesteigert, als er mich aufforderte, ihm auf sein Zimmer zu folgen, um von dort aus einem bal champêtre mit zuzusehen. Von seinen Fenstern aus nämlich konnte man den großen Platz überschauen, dessen größter Theil, wie die Herrenplätze in Verona und Vicenza, mit großen Quadern schön gepflastert und noch umzäunt war.

(Fortsetzung folgt.)

Der See Möris. Die preußische wissenschaftliche Mission will bekanntlich die Stelle des ehemaligen Möris-See aufgefunden haben, und die Nachricht hievon ist in alle europäischen Blätter übergegangen. Jetzt ist aber ein zweiter Bewerber um diese Entdeckung aufgestanden, Hr. Linant de Bellefonds, der sich seit 20 Jahren in Aegypten aufhält, wo seine Kenntnisse als Ingenieur ihm den Titel eines Oberinspectors der Brücken und Straßen verschafft haben. Die Stelle, welche er dem Möris-See anweist, ist, wenn wir uns in der Oertlichkeit zurecht finden, eine wesentlich andere, als welche Prof. Lepsius bezeichnet hat, und liegt im obern Theil des Fayum. Hr. Linant hat seine Ansichten umständlich in der „ägyptischen Gesellschaft“ auseinandergesetzt, die ihnen auch einen großen Werth beilegte, indem sie solche publicirte. Einen Auszug daraus theilt das Echo du Monde Savant vom 23 November mit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1843.

Eine Sage der Schlangen-Indianer.

Violet erzählt in seinen von uns schon mehrfach berührten „Travels and Adventures ꝛc." folgende von einem alten Schoschonen mitgetheilte Sage:

„Es ist lange, lange her, als die wilden Pferde noch im Lande unbekannt waren, und der Büffel allein auf den Prairien umherstreifte. Damals gab es furchtbare Ungeheuer, Berge und Wälder waren bewohnt von bösen Geistern, *) das Seeufer, bewohnt von ungeheuren Eidechsen, war oft der Schauplatz furchtbarer Kämpfe zwischen dem Menschen, dem ältesten Sohn des Lichts, und den mächtigen Kindern der Dunkelheit. Damals hatte das Land eine andere Gestalt, glänzende Steine fand man in den Flüssen, die Berge hatten ihre brennenden Eingeweide noch nicht ausgeworfen und der große Herr des Lebens war nicht zornig mit seinen rothen Kindern. „Eines Sommers — er war schrecklich — blieb der Mond (d. h. die Sonne) lange stehen, er war blutroth und gab weder Nacht noch Tag. Tukwantona, der Geist des Bösen, hatte die Natur besiegt, und die Weisen unter den Schlangen-Indianern sahen schreckliches Unglück voraus. Die großen Arzneimänner erklärten, das Land würde in dem Blute ihres Volks ertränkt werden. Sie beteten ohne Erfolg und opferten 200 ihrer schönsten Jungfrauen auf den Altären Tukwantona's. Der böse Geist lachte und antwortete mit seinen zerstörenden Donnern. Die Erde wurde erschüttert und von einander gerissen. Das Wasser floß nicht mehr in den Flußbetten, aber große Ströme von Feuer und brennendem Schwefel kamen die Berge herab und brachten Schrecken und Tod. Wie lang dieß dauerte, kann niemand sagen; da stand der blutige Mond, es war weder Licht noch Dunkelheit, wie hätte man die Tages- und Jahreszeiten eintheilen können? Es mag nur das Leben eines Wurms, vielleicht aber auch das lange Leben einer Schlange gewesen seyn.

*) Die Pferde waren im Lande vor den Spaniern unbekannt; die bösen Geister scheinen die mächtigen Thiere der Urwelt zu bezeichnen, deren Ueberreste sich noch in so großer Anzahl finden. Hr. Violet hält es für nicht ganz unwahrscheinlich, daß noch in der Mitte des 17ten Jahrhunderts dieselben nicht ganz ausgestorben gewesen.

„Der Kampf war schrecklich, aber endlich brach der gute Herr des Lebens seine Bande. Die Sonne schien wieder. Es war zu spät, die Schoschonen waren niedergeschmettert und ihr Herz war klein geworden; sie waren arm und hatten keine Wohnungen, sie waren wie das Reh der Prairien, welches von dem hungrigen Panther gejagt wird. Und ein seltsames zahlreiches Volk landete an den Ufern des Meeres; sie waren reich und stark, sie machten die Schoschonen zu Sklaven und bauten große Städte, in denen sie ihre ganze Zeit zubrachten. Lange Jahre gingen vorüber: die Schoschonen waren Weiber: sie jagten für die mächtigen Fremden; sie waren Thiere, denn sie schleppten Holz und Wasser zu ihren großen Wigwams: sie fischten für dieselben und sie selbst hungerten inmitten der Fülle. Lange Jahre gingen vorüber: die Schoschonen konnten es nicht mehr ertragen; sie liefen weg nach den Wäldern, nach den Bergen und nach den Ufern der See, und siehe! der große Vater des Lebens lächelte ihnen wieder, die bösen Geister waren alle vernichtet und die Ungeheuer begraben im Sande.

„Die Schoschonen wurden bald stark und große Krieger; sie griffen die Fremden an, zerstörten ihre Städte und trieben sie wie Büffel weit nach dem Süden, wo die Sonne stets brannte und von wo sie nicht mehr zurückkehrten. Seit dieser Zeit waren die Schoschonen ein großes Volk; oft, sehr oft kamen wieder Fremde, aber da sie arm und gering an Zahl waren, wurden sie leicht nach Osten und Norden getrieben."

Dieß ist eine der merkwürdigen Erzählungen der Schoschonen, und der Umstand, daß sie selbst anerkennen, daß sie eine Zeit lang Sklaven des Volks gewesen, welches die Städte baute, deren Ruinen noch von Pracht zeugen, ist ein starker Beweis, daß sie im allgemeinen richtig ist.

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Wir wagen es nicht, über den weitern Gang dieser Angelegenheit ein Urtheil zu fällen, und machen nur wiederholt

darauf aufmerksam, wie sehr der Bestand der englischen Hochkirche und des englischen Adels bei dieser Angelegenheit betheiligt ist. Die durch Irland bedrohte Stellung derselben wird noch viel kritischer durch die Wirren in der schottischen Kirche, die man bisher auf dem Continent zu wenig in ihrer Rückwirkung auf die englischen Kirchenangelegenheiten betrachtet hat, und in letzter Instanz durch die innere Spaltung der Hochkirche selbst.

In Schottland ist noch ein wahrhaft kirchliches Leben, der Zeloteneifer der alten Covenanters ist noch keineswegs ganz erloschen, und wird durch den Umstand unterhalten, daß die „Kirk" noch der einzige Ausdruck nationaler Selbständigkeit ist, die in anderer Beziehung gänzlich verschwand; die ziemlich populären Formen der „Kirk," die fast parlamentarische Behandlungsart ihrer Angelegenheit trugen dazu bei, den Schotten dieselbe noch theurer und werther zu machen. Dieß mag den ungeheuren Antheil erklären, den dieser Kirchenstreit in Schottland erregt hat, dessen Hauptstadt weit mehr als London die geistige Metropole des Reichs ist, und dessen hervorragende Köpfe lange Zeit die Vorkämpfer aller Unkirchlichkeit waren und noch sind. Aber neben dieser gebildeten, ungläubigen und ziemlich zahlreichen, im Vergleich mit der Masse des Volks aber doch unbedeutenden Classe hat sich ein sehr streng kirchlicher Geist erhalten, ein Geist, der mehr als einmal auch in neuerer Zeit die Gränzen einer christlichen Duldung überschritt und einem unverständigen, zelotischen Eifer sich hingab, welcher viel dazu beitrug, das Urtheil über die Bedeutung dieses kirchlichen Streits zu beirren, welcher für die Aristokratie viel drohender wird als selbst die irische Angelegenheit, denn wenn von dorther allerdings die Hochkirche die erste Bresche erleiden wird, so muß ihr die schottische Bewegung im Verlauf weniger Jahre einen tödtlichen Stoß versetzen.

Der Streit dreht sich bekanntlich darum, ob der Wille des Gutsbesitzers oder der christlichen Gemeinde in Ernennung des Pfarrers überwiegen soll. Die Revolution von 1688 sollte eigentlich den Streit entschieden haben, denn mit dem Fall der Stuarts, welcher die Vorrechte der Aristokratie brach, trat auch das alte Princip der Non-Intrusion, d. h. der Nichtaufdrängung von Geistlichen, in sein Recht ein. Aber bald tauchten die alten Bestrebungen wieder auf. Nur drei Jahre nach der Union mit Schottland wurde durch allerlei Intriguen im Laufe von sechs Wochen eine Bill durch beide Häuser getrieben, welche die coordinirte Gewalt der Presbyterien den Civilgerichten unterwarf, und den Unionsvertrag verletzte, indem das Ernennungsrecht den Laien zurückgegeben wurde. Vergebens wurde eine Deputation nach London gesendet. Die Tories waren damals am Ruder und ein Geist des Leichtsinns und der Religionsspötterei stand mit Bolingbroke an der Spitze der Geschäfte; wie hätten solche Leute die presbyterianischen Ansprüche auf geistliche Unabhängigkeit würdigen können! Vergebens remonstrirte die General Assembly und legte eine förmliche Protestation gegen den Bruch des Unionsvertrags ein; die lange Zeit Jahr um Jahr wiederholte Protestation wurde endlich eine bloße Formalität, und die Presbyterianer scheuten sich ihren Vorstellungen Nachdruck zu geben, weil eine offene Widersetzlichkeit nur den damals noch so mächtigen Jakobiten zu gute gekommen wäre. Als diese Gefahr vorüber war, hatte die Acte, welche den Laien das Patronat zurückgab, längst seine Früchte getragen: statt strenger Kirchenmänner, wie sie der Geist des Volks forderte, kamen Leute mit laxen Ansichten in die vornehmsten Kirchenämter, wie es bei dem damals unter den höhern Classen herrschenden Skepticismus nicht anders zu erwarten war; mehr als einmal wurden den Gemeinden lustige, geistreiche Weltmänner trotz fortgesetzten Widerspruchs unter Beiziehung der Militärmacht aufgedrungen. Indeß was nicht ausbleiben konnte, trat ein, nämlich eine Reaction gegen den skeptischen Geist des 18ten Jahrhunderts in der Ausbreitung des Methodismus am Ende desselben und im Anfang des jetzigen; der Methodismus drang bald in die Kirche, allmählich erhielt er die Mehrheit in der Assembly und alsbald begann auch der Kampf gegen die Ernennung der Geistlichen durch Laien. Die Geistlichkeit stützte sich auf die alte Kircheneinrichtung vom Jahre 1688, die bürgerlichen Gerichtshöfe auf die Acte unter Königin Anna, aber letztere gingen zu weit, wenn sie den geistlichen Höfen befehlen wollten, die vorgeschlagenen Candidaten zu weihen. Dazu hatten sie kein Recht, und daraus entsprangen widersprechende Urtheile der Gerichtshöfe und selbst des Oberhauses. Die Folge hievon war, daß Urtheile von bürgerlichen Gerichtshöfen unter dem Beifallsgeschrei versammelter Tausende in Stücken gerissen und mit Füßen getreten wurden, und daß man gegen solche Auftritte, deren Urheber sehr wohl bekannt waren, nicht einmal einzuschreiten wagte. Die Meinung der Mehrzahl des Volks war ganz entschieden auf Seite der Kirche, und diese hatte den Sieg davon getragen.

Das Benehmen der Tories in dieser Angelegenheit war keineswegs sehr ehrlich und erbitterte vollends die schottische Geistlichkeit. Im vorigen Jahre wurde die Besprechung der Angelegenheit im Parlament eifrigst vermieden, und als die General-Assembly sich versammelte und mit einer Erklärung ihrer Grundsätze und Austritt aus der Kirche drohte, wurde dieß durch die lebhaftesten Versprechungen, daß demnächst eine Bill die Angelegenheit zur gänzlichen Zufriedenstellung der Geistlichkeit erledigen werde, mit Mühe abgewandt. Einige klarsehende Männer der schottischen Kirche erkannten freilich, daß es Thorheit sey von Leuten mit ganz aristokratischen Grundsätzen und Leidenschaften Zugeständnisse für eine kirchliche Demokratie zu erwarten, aber die Neigung der Mehrzahl der schottischen Geistlichkeit war immer noch für die Tories und so wurde im vorigen Jahre der Bruch noch abgewendet. In diesem Jahre aber half alle Kunst nichts mehr: als die in London anwesende Deputation der Non-Intrusionisten die Debatte über die schottische Kirchenangelegenheit im Unterhause vernommen hatte, reiste sie sogleich ab und am 18ten Mai erfolgte die Protestation und der Bruch. Die welche das Recht der Kirche gegen die Ansprüche des Adels vertheidigten, traten aus, als sie sahen, daß bei dem englischen Par-

lament oder wenigstens von den jetzigen Gewalthabern nichts zu erreichen war. Aberdeens späte Bill ist ein Mißgriff und ein Fehlschlag zugleich: er gibt anscheinend die ganze Gewalt über die Zulassung eines Candidaten zu einem Kirchenamte den Presbyterien zu entscheiden, sie müssen aber ihre Gründe dem Civilgerichtshofe zur Revision vorlegen, der über ihre Gültigkeit entscheidet, ehe der von dem Gutsherrn vorgeschlagene Candidat verworfen werden kann. Die schon ausgetretenen Mitglieder der Kirche wiesen den Vorschlag mit Verachtung zurück und unter den noch zurückgebliebenen ist derselbe nur geeignet Streit zu erregen, namentlich wegen der Gewalt, welche dem Presbyterium über die Gemeindeglieder beigelegt ist.

Kaum hatte die freie Kirche sich von der „erastianischen*)" getrennt und die einzelnen Geistlichen ihre Pfarrstellen aufgegeben — eine uneigennützige Aufopferung, deren man eine so große Anzahl verheuratheter Männer nicht fähig gehalten hatte — so strömten die Gaben herbei, um die Märtyrer ihres Glaubens zu unterstützen; unter dem Adel ging die Feindseligkeit aber so weit, daß derselbe nicht gestatten wollte auf seinem Grund und Boden Gotteshäuser für die freie Kirche zu errichten; dieß hat neue Erbitterung erregt, welche schon an einigen Orten in Thätlichkeiten übergegangen ist. Die schottische Kirche hat sich jetzt dem aristokratischen Einfluß entzogen und ist demselben feindlich gegenüber getreten — ein Ereigniß, das sich in den nächsten Parlamentswahlen empfindlich für die Torypartei herausstellen muß. Aber noch empfindlicher wird der Eindruck der Lehre der schottischen Kirche auf die englische Hochkirche seyn. Der ganze güterbesitzende Adel versorgt meist Verwandte mit den Pfründen auf seinen Gütern, abgesehen von den Pfründen, welche die Krone zu vergeben hat, und welche gleichfalls größtentheils dem Adel zufallen. Das Patronatsrecht bildet einen Theil des Familienbesitzes, und die Lehren der schottischen Kirche stürzen diesen Besitz, welcher durch den Erfolg der irischen Bewegungen bloß beschränkt werden würde, völlig um; nicht weniger als 17 Missionen, aus zwei bis sechs, ja noch mehreren Geistlichen der schottischen Kirche bestehend, durchziehen bereits England, vorerst wie man sagt bloß um Beiträge zur Erbauung von Kirchen einzusammeln, aber es kann nicht fehlen, daß sie auch ihre Grundsätze weiter verbreiten, und diese Grundsätze müssen um so heftiger wirken, als die englische Kirche selbst in sich zerrissen und zu einem großen Theil mit ihren Laien zerfallen ist.

Wir haben des Puseyismus, dem jetzt drei Viertheile der englischen Geistlichkeit angehören sollen, schon in den zwei vorigen Jahren gedacht, im erstern die Ansicht ausgesprochen, daß die Bewegung mit dem Uebertritt einer Anzahl Puseyiten zum Katholicismus enden werde, und im zweiten angegeben, daß sich die Sache mehr und mehr zu einem gänzlichen Bruch bereite. Letztern zu verhindern, war schon im vorigen Jahre der Zweck der englischen Regierung, noch mehr aber in diesem: einige puseyitische Geistliche sind in London so weit gegangen, katholische Kirchenformen, z. B. das Meßgewand einführen zu wollen, aber theils der Unwille der Laien, theils das Zureden von oben her haben der Sache Einhalt gethan. Jedoch auffallende Schritte lassen sich nicht immer beseitigen: der Bischof von Exeter, ein Puseyite, verklagte einen Geistlichen der behauptet hatte, die im Katechismus und im Common prayer book enthaltene Tauf- und Confirmationsordnung enthielte irrthümliche Ansichten. Bekanntlich ist die hochkirchliche Liturgie mit den 39 Glaubensartikeln in schlechter Uebereinstimmung, erstere haben mehr das Gepräge der alten katholischen Kirche behalten, letztere bilden die mit Sorgfalt ausgearbeitete Norm des Glaubens. Die Puseyiten halten sich deßhalb mehr an die liturgischen Bücher, ihre Gegner an die 39 Artikel. Der Geistliche wurde, zum großen Mißvergnügen vieler Laien, zu dreijähriger Amtsentsetzung verurtheilt. Fast lächerlich aber ist es, daß Pusey selbst auf der Universität Oxford verurtheilt wurde wegen einer Predigt, worin er sich ziemlich unumwunden für die katholische Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl aussprach. Die Predigt machte ungeheures Aufsehen, viele tausend Exemplare wurden in wenigen Tagen vergriffen, die Laien wurden schwürig und man mußte einschreiten; Pusey wurde von einem den Statuten der Universität gemäß niedergesetzten Gerichtshof verurtheilt, mit Verletzung mancher Rechtsformen, wie das in Paris erscheinende katholische Univers (Nr. vom 15 Oct.) ziemlich triftig nachweist.

Ob solche Auskunftsmittel den Sturm beschwichtigen und einem offenen Bruch in der Staatskirche zuvorkommen, muß die Zukunft lehren, inzwischen ist die Laienschaft sehr aufgeregt, und der schottische Kirchenstreit, dessen Einzelnheiten jetzt dem englischen Publicum näher gerückt werden, kann hiebei einen der Hochkirche sehr verderblichen Einfluß ausüben. Hierüber äußert sich ein englisches Blatt (Morning Chron. 16 Nov.) folgendermaßen: „wer sich einbildete, die Trennung der schottischen Kirche würde keine bedeutendern Folgen haben als eine Vermehrung der Dissenter in jenem Lande, wird von Tag zu Tag mehr Gründe finden die Richtigkeit seiner Schlußfolgerung zu bezweifeln; die Frage droht im Gegentheil dem ganzen Reiche mit den wichtigsten Folgen. Schon haben die Führer der Non-Intrusion-Partei einen Plan zur Reife gebracht, ganz England durch Missionäre aufzuregen, die sie allenthalben hinsenden, um die Sache der freien Kirche zu vertheidigen. Möge niemand eine solche Bewegung als unbedeutend betrachten. Religiöser Enthusiasmus verbreitet sich oft mit einer Stärke und einer Schnelligkeit, welche der Klugheit des weisesten Staatsmannes spottet." Der Streit in der englischen Kirche selbst ist die Bresche, wodurch die Lehre der freien Kirche in England eindringen wird, und wenn gleich die letztere sich schnell in zwei Parteien schied, von denen die eine mehr die Gewalt des Volks, die andere mehr die Gewalt der Geistlichkeit zu heben sucht, so wird doch der Erfolg immerhin der englischen Hochkirche Verderben bringen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Auch dieser Parteiname, womit man diejenigen bezeichnet, welche die Geistlichkeit der weltlichen Gewalt, in derselben Art wie jede weltliche Behörde, unterwerfen wollen, tauchte wieder auf.

Skizzen aus Oberitalien.

Padua.

(Fortsetzung.)

Da gab es nun ein lustiges Schauspiel. Zu einer wilden Tanzmusik, von der mir auch in meinem Traume das Summen gekommen seyn mußte, tanzten eine Menge junger Leute in ungeregelten Sprüngen ihre ausgelassenen Tänze und jubelten dazwischen in studentischer Weise. Tänzerinnen waren nur in sehr geringer Anzahl vorhanden und schienen sämmtlich von etwas leichtem Gewicht zu seyn. Die jungen Cavaliere mußten sich aber sehr gut zu behelfen. Theils mußten einige von ihnen selbst die Stelle der fehlenden Damen vertreten, theils aber wurden vorübergehende Nachtschwärmer gezwungen, an dieser rauschenden Freude Theil zu nehmen. Nur wenige weigerten sich deß und thaten sehr wohl daran. Denn die beiden, die in ernstem Unwillen diesen Zügellosigkeiten ihre Theilnahme verweigern wollten, mußten ihre Hartnäckigkeit schwer büßen, und wurden gezwungen, mit jedem einzelnen von der nächtlichen Gesellschaft unter lautem Zujauchzen der andern einen Solotanz zu machen. Da hatte ich denn ein lebhaftes Bild von den Wirkungen, die Oberons mächtiges Horn mochte ausgeübt haben. Ich wußte nicht, wie mir geschehen, ich glaubte noch fortzuträumen, erst spät begab ich mich auf mein Zimmer zurück, wo ich denn eines ruhigern und erquicklichern Schlafes mich erfreuen konnte, als ich es nach solchen Aufregungen für möglich gehalten.

Am folgenden Tage erhielt ich auch Aufklärung über die sonderbaren Störungen der Nacht. Es waren lustige Studenten gewesen, die, von einem heitern Gelage kommend, sich schnell Musik herbeigeschafft und hier einen freien Ball improvisirt hatten, eine Belustigung, die sie sich öfter in dieser und ähnlicher Weise gestatten sollen.

Aus alter Anhänglichkeit an das akademische Leben galt mein erster Besuch am folgenden Tage der ehrwürdigen Universität. Das Gebäude derselben ist ein alter Ehrfurcht gebietender Palast, der eine ganz eigenthümliche Zierde hat. Alle Wände im Innern und Aeußern, auf den Korridoren und in den Hörsälen sind mit großen in Basrelief gearbeiteten Wappen geschmückt. Es wurde behauptet, dieß seyen die Wappen aller Doctoren, die jemals Mitglieder der Universität Padua gewesen.

Als ich den Hof der Universität betrat, fielen mir einige Männer wegen ihrer sonderbaren Amtstracht auf. Es waren Pedelle, die bei uns ohne alle Abzeichen einhergehen. Sie hatten ein hohes Barett auf dem Kopf und trugen weite, hellblaue Talare, so daß sie ein außerordentlich imposantes Ansehen hatten. Auf den nach dem Hofe zu offenen Gängen wandelten die Studenten — es war gerade die akademische Pause — auf und ab. Unter ihnen zeichneten sich die Theologen von allen übrigen theils durch eine besondere Uniform aus, theils durch einen Ausdruck im Gesicht, der auf sehr niedere Sphären der bürgerlichen Gesellschaft sowohl als auf geringe Capacitäten schließen läßt. Ihre Uniform besteht in einem langen schwarzen bis auf die Knöchel heruntergehenden Tuchrock, Schuhen, einem großen eigenthümlich geformten Hute, so daß sie schon wie junge Geistliche aussehen. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, diese jungen meistens noch frischen Gesichter in gezwungenem, scheinheiligem Ernst neben der gesunden Heiterkeit anderer Studenten zu sehen, besonders wenn ein äußerer weltlicher Anstoß durch eine vorübergehende Schöne gegeben wird. Ich werde nie den Blick vergessen, den ich, als wir aus den Thoren von Trient fuhren, aus dem Auge eines so der unnatürlichen Entmannung hingeopferten jungen Geistlichen auf eine junge Dame in unserem Postwagen gerichtet sah!

Ich hegte den Wunsch, mit einem der Studenten mich in ein Gespräch einzulassen, aus dem ich manches mir Interessante über die dortigen Studentenverhältnisse zu erfahren hoffte. Ueberall nun, wo es mir nicht sowohl auf bloß angenehme, zeitkürzende Unterhaltung, als vielmehr auf den Inhalt eines Gesprächs ankam, zog ich die deutsche oder die französische Sprache zur Gedankenmittheilung der italienischen vor, in der mich zu bewegen es mir zu sehr an Uebung gefehlt hatte. Und da ich bei den Musensöhnen außer ihrer Muttersprache eine von diesen beiden genannten Sprachen als bekannt voraussetzte, so wendete ich mich zu einem derselben, der ein sehr gebildetes Aeußere hatte, und deßhalb, als aus der haute volée, am ersten meinen Anforderungen zu entsprechen schien, und redete ihn deutsch an. Der junge Mann wurde sehr verlegen, zeigte aber doch durch seine mit größter Mühe geradebrechten zwei oder drei deutschen als Antwort herausgestoßenen Ausdrücke, daß er mich wenigstens verstanden hatte. Ich fuhr nun französisch fort. Da wurde seine Verlegenheit noch größer, er confundirte französisch und deutsch, brachte ein solches und ein solches Wort heraus, wußte aber plötzlich nach vielem vergeblichem Mühen sich verständlich zu machen, durch die Frage sich eine Aushülfe zu suchen: latine loqueris? Nun glaubte ich alle unsere Verlegenheit beendet und rief ihm freudig mein loquor zu. Aber das Unglück wollte, daß seine classischen Kenntnisse sich auf eine geringe Anzahl stehender Phrasen concentrirten, die uns durchaus nicht fördern konnten. Nun war freilich die Reihe an mir, in angemessene Verlegenheit überzugehen und höchst bescheiden Proben meiner italienischen Sprachstudien zu geben. So gelangten wir denn mit Hülfe dieser vier Sprachen zu einer wahrhaft komischen Unterhaltung, die uns beide in eine gar heitere Stimmung versetzten und für einen zuhörenden Sprachforscher im höchsten Grade müßte interessant gewesen seyn. Ich aber freute mich dieses Begegnisses um so mehr, als ich von Patavinischen Studien kommend mit einem gewissen Stolze bedachte, daß des Livius ehrwürdige Sprache auf seiner Geburtsstätte mir zu einem lebendigen Organ hatte werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein prächtiges Pferdegeschirr. Die HH. Thrupp, Sattler in Oxfordstreet, haben kürzlich ein prächtiges Geschirr für die Königin von Portugal vollendet. Zügel und Sättel sind mit silbernen Zierrathen ausstaffirt, welche die Wappen Portugals mit einer Krone darüber darstellen. Der Kopfschmuck ist mit blauen, rothen und weißen Federn geschmückt; der Werth dieses Geschirres soll 2000 Pfd. St. (24,000 fl.) seyn. (Engl. Bl.)

Die Sammlung der Briefe Heinrichs IV, welche von dem historischen Comité herausgegeben wird, vergrößert sich täglich, und namentlich hat Hr. Delpitt in London deren eine Menge entdeckt, meist an Königin Elisabeth, Jakob I, die Prinzen des Hauses Nassau an den Pfalzgrafen, den Pabst, an den berühmten Cecil, an Scaliger, Casaubon u. s. w. gerichtet; hiezu kommen noch 139 Briefe von Katharina von Medicis, die gleichfalls in England entdeckt wurden. (Moniteur vom 24 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1843.

Das Gericht der Alten in Albanien.

Die Gazette des Tribunaux erzählt, wir wissen nicht aus welcher Quelle, nachstehenden merkwürdigen Vorfall.

„Im vergangenen September ging Hairaddin Pascha, ein ausgezeichneter Officier im Dienst der Pforte, nachdem er einige Unruhen in den Bergen Albaniens gedämpft hatte, nach Prisren, wo er die Recrutirung in diesem offenen, von den Reitern des Dschegstammes bewohnten District leichter zu bewerkstelligen hoffte. Er hatte 2000 Mann Reiterei nebst 12 Kanonen bei sich, aber die rothen Reiter — so nennt man die Dschegs wegen ihrer rothen, reich mit Gold gestickten Uniform — schienen nicht geneigt, den türkischen Officier ruhig seine Mission vollenden zu lassen. Idris Bey, aus der Stadt Piet, der mächtigste und berühmteste unter den jetzigen Beys der Arnauten, rief sogleich seine Landsleute, ohne Unterschied des Glaubens, zu den Waffen, und in einem Augenblick strömten Moslems, Schismatiker und Katholiken, kurz alle, die Arnautenblut in ihren Adern fühlten, zu den Fahnen des kriegerischen Häuptlings, dessen Ruf für sie ein unwiderstehlicher Befehl war. In diesem seltsamen Lande, wo die heterogensten Elemente gemischt sind, wo der Vater Mustapha, der Sohn Johannes, oder der Vater Jakob, der Sohn Selim heißen kann, wo ein Mohammed eine Maria und eine Fatime einen Hieronymus heurathet, vorausgesetzt daß beide Gatten von reinem Arnautenblut sind, wo der Moslem sein Gebet in der katholischen Kirche verrichtet, und der Christ einen Imam zu Rathe zieht, in diesem Lande der schneidendsten Gegensätze trifft man einerlei Richtung, gleiche Gesinnung, wenn es sich darum handelt, einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen.

„Bald waren die Truppen aus der Umgegend von Prisren verdrängt, und Hairaddin Pascha mußte endlich auch diese Stadt räumen; ehe er aber die Stadt verließ, berief er die vornehmsten Einwohner, versicherte sie des väterlichen Schutzes des Padischah, bat sie die Aufregung des Volks durch ihr Ansehen zu beschwichtigen, und schloß damit, daß er Idris Bey als den tapfersten und furchtbarsten aller Arnauten bezeichnete, der die Verwaltung der Stadt übernehmen sollte. Auf Befehl Hairaddins wiederholten die Imams in den Moscheen: „„Gläubige fürchtet nichts, Idris Bey, der tapferste, der gefürchtetste der Arnauten, der Löwe des Islam, dem Glauben und dem Padischah treu, wird bald unter Euch seyn; der Padischah kennt ihn und wird nicht ermangeln, den muthvollsten Arnauten zu belohnen!"" Dieß geschah in der Stadt Prisren, deren Einwohner größtentheils Arnauten sind. Gleich nach dem Abzug Hairaddins versammelten sich die ältesten Arnauten zum Gericht, und diesem wurde die Frage vorgelegt: „„Darf man sagen, daß unter den Arnauten einer sich findet, welcher tapferer und muthiger ist als die andern?"" — „„Nein"" erwiederten einstimmig die Mitglieder des Tribunals, „„alle Arnauten sind gleich tapfer; es können sich welche finden, die reicher und mächtiger sind, aber in der Tapferkeit sind alle gleich, denn sie sind Arnauten."" — „„Was soll mit einem Arnauten geschehen, den selbst die Feinde als den muthvollsten anerkennen?"" — „„Man muß sich seiner entledigen,"" und die Todesstrafe wurde einstimmig gegen Idris Bey ausgesprochen.

„Am folgenden Tage hielt derselbe seinen triumphirenden Einzug an der Spitze von 5000 Reitern. Kaum hatte er das Thor der Stadt betreten, als ein Mann entschlossen an sein Pferd herantrat und es anhielt. Dieser Mensch war ein einfacher Hirte, aber ein Arnaute, wie Idris selbst, und somit vollständig bewaffnet. „„Idris Bey,"" sagte er zu dem neuen Gouverneur, „„man betrachtet dich als den tapfersten Arnauten, aber unter uns gibt es keinen der tapferer ist als der andere, denn alle Arnauten sind tapfer."" Mit diesen Worten zog er ein Pistol aus dem Gürtel, schoß sie ganz kaltblütig auf Idris ab, und tödtlich getroffen sank der mächtige Bey vom Pferde herab auf den blutigen Boden. Die Reiter greifen zum Säbel und wollen sich auf den Hirten stürzen, um ihn niederzuhauen, als dieser ihnen mit der größten Ruhe zuruft: „„Zurück, ich habe ihn auf Befehl des Raths der Alten getödtet, die mich zum Vollstrecker ihres Spruchs gewählt haben."" Die Reiter ließen den Hirten frei sich entfernen, der Rath der Alten aber hielt es für nöthig, die

Gründe des gegen Idris Bey gefällten Urtheilsspruchs dem Volke bekannt zu machen, das den Urtheilsspruch sodann vollkommen guthieß."

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

In Schottland ist, wie wir gesehen, die Frage ganz kirchlicher Art, was indeß nicht hindert, daß die Bewegung bedeutende weltliche Folgen haben wird; in Irland ist der Streit kirchlich und weltlich zugleich, in Wales dagegen ist er ganz weltlich, mit einer nur sehr schwachen geistlichen Beimischung, überall aber ist der Kampf gegen die aristokratische und geistliche Regierungsform Englands gerichtet und überall mischt sich ein alter Groll gegen das erobernde Volk ein, welches sie „Sassenach" nennen, obwohl es eigentlich das normännische Lehnwesen ist, gegen welches sie sich empören. In Wales ist die nationale Färbung des Streits am auffallendsten, auffallender als selbst in Irland, weil hier nur noch etwa ein Sechzehntel der Bevölkerung bloß irisch spricht, während in Wales wohl drei Viertheile des Volks fast ausschließlich wallisisch reden. Wäre dieß nicht der Fall, so würden die hungernden Arbeiter, ebenso gut wie die irischen, sich über England verbreiten, so aber müssen sie im Lande bleiben und drücken den Taglohn, der kaum höher als in Irland ist, während die Pachtschillinge fast noch höher und im Durchschnitt, trotz des undankbaren Bodens, doppelt so hoch als in England stehen. Die Noth hat einen ganz eigenen Associationsgeist in Wales geschaffen: wenn ein junger Bauer heurathet, so erhält er, unter stillschweigendem Vorbehalt einer spätern gleichen Leistung von seiner Seite, von der ganzen Nachbarschaft ein Heurathsgeschenk, das sich je nach dem Vermögen des Gebers auf 2 Shilling bis ein Pfd. beläuft, und er eröffnet seine Laufbahn mit einem Capital von 50 bis 100 Pfd. St. Er pachtet nun gewöhnlich ein kleines Gut, aber nach wenigen Jahren hat der hohe Pachtzins und die andern auf dem Landmann lastenden Abgaben sein kleines Vermögen verschlungen; er wird zahlungsunfähig, sein Vieh und seine Habe wird ihm verkauft und er sinkt zum Taglöhner herab, aus welchem Stande er sich nicht mehr anders als etwa durch Einreihung unter die Minenarbeiter emporschwingen kann. Für das Pachtgut findet sich bei der ungeheuren Bevölkerung alsbald wieder ein Liebhaber; das alte Spiel fängt von neuem an und in wenigen Jahren ist gewöhnlich der zweite Pächter so gut ein Bettler wie der erste. Darum wurde in den geheimen Versammlungen der Rebekkaiten beschlossen, darauf hinzuwirken, daß der an den Grundeigenthümer zu zahlende Pachtschilling auf eine billige Weise festgesetzt werde — ganz dasselbe was man in Irland unter dem Namen fixity of tenures verlangt — und mit Gewalt gegen diejenigen einzuschreiten, welche verrätherisch das Pachtgut eines Nachbarn in Pacht nähmen. Fügen wir noch hinzu, daß keinem Engländer gestattet werden soll, als Güterintendant im Lande aufzutreten, so haben wir völlig das Bild der agrarischen Unruhen Irlands mit dem Hasse gegen die dort sogenannten „Agenten," d. h. die Zwischenpersonen zwischen dem Gutsherrn und dem Pächter.

Man kann ohne großen Irrthum behaupten, daß die Stimmung gegen die Gutsherren in Wales im wesentlichen gleichfalls dieselbe ist wie in Irland, denn auch hier fand, wenn gleich auf minder gewaltsamem Wege, eine Expropriation der niedern Classen statt; bis zum 17ten Jahrhundert gestattete das wallisische Landrecht gleiche Theilung des Erbguts, und dieß hatte eine sehr weit gehende Theilung des Bodens zur Folge; das aristokratische Gesetz Englands, welches die Anhäufung des Grundeigenthums in wenigen Händen befördert, war also den Sitten und Gewohnheiten der Walliser schnurstracks entgegen, und da jetzt wieder eine Theilung der Güter, aber in sehr kleine Pachthöfe, eingetreten ist, so steht das Volk wieder auf demselben Standpunkt und es hat nun die Last eines sehr schweren Pachtschillings neben den andern Lasten zu tragen. Der Pächter ist deßhalb meist kaum besser daran als ein Taglöhner und muß suchen, durch Miethfuhren einen Pachtschilling zu erwerben, zu dem der Ertrag seines Gutes durchaus unzureichend ist. Dazu dient hauptsächlich die Fracht von Kalk, dem Düngungsmittel des Landes, und von Kohlen. Hier aber treten die Wegzölle, welche oft auf einer geringen Strecke mehrere Shillinge betragen, hemmend ein, so wie sie auch den Ertrag seiner Erzeugnisse auf den Märkten des Landes schmälern. Hier zeigt sich die englische Grafschaftsverwaltung von ihrer schlimmen Seite. Ein Wegzoll wird erhoben, um die Kosten des Unterhalts der Wege zu bestreiten, aber die Kirchspiele müssen dennoch zu der Unterhaltung beisteuern, und die Wegzölle, welche allmählich ein besonderes Eigenthum von Gesellschaften geworden sind, von denen die Hauptstraßen angelegt wurden, werden an Unternehmer verpachtet, und diese Pachtungen gleich allen andern im Lande unglaublich hinaufgetrieben; da nun die Unternehmer bald nicht im Stande sind ihre Verbindlichkeiten ohne bedeutende Verluste zu erfüllen, so werden die Grafschaftsverwaltungen angegangen die Zölle zu vermehren; auf diesem Wege entstand nun ein Schlagbaum um den andern, und darum richtete sich die Erbitterung des Landvolks auch vorherrschend gegen diese. Der Beschluß der Rebekkaiten, wie er in einer ihrer nächtlichen Versammlungen gefaßt wurde, geht dahin, „alle Barrieren am Eingang von Quer- und Seitenstraßen, so wie an allen auf Kosten des Kirchspiels unterhaltenen Straßen niederzureißen;" so wenig das gewaltsame Verfahren der Landleute zu entschuldigen ist, so gerecht ist ihr Verlangen, und das unrechtliche Verfahren der Bauern war nur eine Folge der vorhergegangenen Ungerechtigkeit der Magistrate, die, von der Regierung nicht im Zaum gehalten, in ihren Erpressungen allmählich jedes Maaß überschritten.

Eine geheime Verbindung hat sich über ganz Wales ausgebreitet, um die Forderungen des Landes, zu denen auch eine Abschaffung der Kirchensteuer gehört, durch Gewaltthat

zu erzwingen. Die gewöhnliche Macht der Grafschaften hat sich zur Unterdrückung dieser Unruhen völlig unzureichend erwiesen; niemand wagt sich als Constabel beeidigen zu lassen, aus Furcht der Rache der eigenen Landsleute zu verfallen. Man mußte deßhalb Truppen ins Land ziehen, die aber, von einem Ort zum andern gehetzt, wenig ausrichten können. Uebrigens sollen die Beschwerden des Landvolkes aufs gründlichste untersucht werden, aber wenn man auch die Grafschaftsverwaltung aufs sorgfältigste revidirt und die Uebelstände der Wegzölle völlig aus dem Wege räumt, so bleiben noch die unmäßig hohen Pachtungen und die Kirchensteuern übrig, an welche kein aristokratisches Ministerium Englands wird ernstlich rühren wollen und — können.

In dieser Lage der Dinge ist es von großer Bedeutung, daß die Aristokratie des Handels und der Industrie in England sich von der Landaristokratie getrennt, und einen Kampf gegen sie begonnen hat, welcher, da der erste Schritt, die Abschaffung der Korngesetze, zu sehr im Interesse der Masse des Volkes ist, unfehlbar in wenigen Jahren den Sieg erringen muß. Es ist merkwürdig, die Sprache der bisherigen entschlossensten Vertheidiger der Korngesetze zu hören; sie vertheidigen kaum mehr das Princip, sondern nur noch die Interessen, welche aus dem bisherigen Zustand sich entwickelt haben; die ungeheure Thätigkeit, welche die League entfaltet, die bedeutenden Mittel, die sie in Bewegung setzt, und die bereits erlangten Erfolge zeigen, daß die Mehrheit des Unterhauses binnen wenigen Jahren nicht bloß den Tories, sondern der Landaristokratie überhaupt entgehen wird. Die Aenderungen in den Gesetzen über die Einfuhr von Korn und Lebensmitteln überhaupt, wie man sie im vorigen Jahre eingeführt, waren bedeutender als sie den Anschein hatten,*) sie konnten aber der Lage des Volkes nicht wesentlich aufhelfen, und haben somit nur dazu geführt, die Unzufriedenheit auch auf die Landbauer auszudehnen und die Bezahlung der jetzigen Pachtschillinge bei der jetzigen Steuerlast so gut wie unmöglich zu machen. Was soll aber aus der Landaristokratie werden, wenn man ihre Renten um ein Drittheil beschneidet, und ihnen nach und nach die Versorgung ihrer nachgebornen Söhne im Kirchendienst entzieht, abgesehen davon, daß neue Staatsbedürfnisse sich nicht mehr durch Auflagen auf die Masse des Volks, sondern nur auf das Besitzthum decken lassen? Hier liegen die Gefahren der Aristokratie, die, bald mehr bald minder klar erkannt, sie mit bangen Befürchtungen erfüllen, und durch Hartnäckigkeit der weltlichen wie der geistlichen Machthaber nur noch verschlimmert werden.

Die Parlamentssitzung dieses Jahres war die fruchtloseste, welche man seit langer Zeit kennt; die Regierung sah sich trotz ihrer überwältigenden Majorität genöthigt, ihre wichtigsten Gesetzesentwürfe zurückzuziehen oder ganz unthätig zu bleiben. Der Vorschlag über den Unterricht der Fabrikkinder mußte zurückgenommen werden, weil die Hochkirche einen überwiegenden Einfluß auf das ganze Erziehungswesen nicht fahren lassen, die Dissenters aber eben so wenig solchen zugeben wollten. Die Dissenters, im Parlament in starker Minorität, aber auswärts zu mächtig, erhielten den Sieg. In Bezug auf Irland mußte die Regierung zusehen, wie man die Grundsäulen der aristokratisch-kirchlichen Herrschaft Englands angriff, ohne einen Schritt thun zu können; in Bezug auf Schottland geschah ebenfalls nichts, oder so gut wie nichts, kurz die Regierung war in völliger politischer Impotenz trotz ihrer Mehrheit — gewiß der stärkste Beweis, daß aus den bisherigen Staatsinstitutionen die Lebenskraft entwichen ist, da die gesetzgebende Macht allen Angriffen auf diese Institute gegenüber machtlos bleibt. Die League ist jetzt die große politische Gewalt, welche im Lande gebietet, und in kurzem auch im Parlament selbst gebieten wird. Mit Schrecken betrachtet die Aristokratie diese in wenigen Jahren emporgekommene Macht; jetzt zwar ist der vorgestellte Zweck derselben nur die Abschaffung der Korngesetze, aber man glaubt, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß in der League viele geschworne Feinde der Kirche und der Krone, der geistlichen und der weltlichen Pairs sich befinden, und daß ihre Uebermacht das Todesurtheil Alt-Englands und die Errichtung einer auf sehr republicanischen Grundlagen ruhenden Regierungsform seyn werde. Alle Vernünftigen rathen zu zeitigem Nachgeben gegen die jetzt vorgeschobenen Forderungen der League, um nicht die extremen Ansichten, welche jedenfalls in einem Theil ihrer Mitglieder Organe finden würden, zur Entwicklung zu bringen. Zum Schlusse führen wir aus einer in manchen Beziehungen merkwürdigen Schrift *) eine Stelle an, welche auf die jetzige Lage Englands das hellste Licht wirft: „Es ist ein auffallender Contrast zwischen der Schwäche der liberalen Partei im Parlament und der riesenhaften Gewalt der demokratischen Grundsätze im Lande. Eine Organisation der Mittelclassen und, was bisher unerhört war, eine besondere Organisation der Arbeiter, von denen gegen Tausend um ihrer Grundsätze willen im Gefängniß seufzen, sind emsig beschäftigt, der Aristokratie ihre gesetzgebende Macht zu entreißen. Alles moralische Leben in England ist gegenwärtig antiaristokratisch, und doch träumen manche noch, die englische Aristokratie werde die einzige in Europa bleiben, welche ihre Herrschaft behauptet. Kinder bauen Häuser auf Sand innerhalb der Fluthmark, und bilden sich ein, die anrückenden Wellen würden sie nicht zerstören.“ Das nächste Jahr wird dieser Kampf, wenn auch nicht zur Entscheidung kommen, doch um ein bedeutendes Stück vorwärts gehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es war weniger die veränderte Scala, als der sehr niedere Ansatz von Hafer, die Erlaubniß zur Versorgung von Schiffen Mehl von unverzolltem Getreide zu nehmen, und die Herabsetzung des Zolls auf Oel, wodurch der Anbau von Kornfrüchten erweitert wurde, was dem bisherigen Monopol einen sehr bedeutenden Stoß versetzte, ein Stoß hinterrücks, den die Landaristokratie Peel nie verzeihen wird.

*) The fall of the Kirk, by Mr. John Robertson.

Stellung der Engländer zu Moka.

(Revue de l'Orient.)

Die ostindische Compagnie besaß noch im Jahre 1841 unter dem Namen Factorei oder Consulat ein altes Haus zu Moka, das fast in Ruinen zerfällt, auf dem aber doch noch gegen eine Summe von 3000 Franken eine englische Flagge aufgesteckt wurde, so oft die Engländer es nöthig fanden. Eine Kriegsbrigg kam nach Moka, der Commandant derselben nahm das Haus in Besitz und steckte seine Flagge auf; eines Tages aber ließ er, da er seinem Schiff ein Signal geben mußte, die Flagge einziehen und Signale aufstecken. Kaum erfuhr dieß der Scherif Abu Arisch, der sich gerade zu Moka aufhielt, so gerieth er in großen Zorn und schickte Soldaten, um die Signale abzureißen, da man nur für eine einzige Flagge, aber nicht für mehrere bezahlt habe. Der Commandant reclamirte gegen dieß unerhörte Verfahren, aber man nahm keine Notiz, und seitdem ist kein englisches Kriegsschiff mehr in Moka erschienen. Die Insulte wird wahrscheinlich nicht ungerächt bleiben, um so mehr, als die Engländer ein großes Interesse haben, den Handel, der noch zu Moka getrieben wird, nach Aden zu ziehen.

Skizzen aus Oberitalien.

Padua.

(Fortsetzung.)

Unsere Polyglottenunterhaltung hatte sich weit über die akademische Viertelstunde hinausgedehnt, dennoch aber ging ich noch in ein Auditorium, um zu hospitiren. Es war ein medicinisches Collegium, von dem ich auch in meiner Muttersprache wenig würde verstanden haben. Der Docent las, wie das hier Gesetz ist, aus einem von den obern Behörden censirten Hefte wörtlich ab, wußte indeß die wissenschaftliche Freiheit sich einigermaßen dadurch zu wahren, daß er nach gewissen Abschnitten freie Erläuterungen extemporirte, die, in einer sehr gewandten fließenden Sprache vorgetragen, einen geistreichen, nur ungern in den bestehenden Formen sich bewegenden Polemiker verriethen. Eine große Freude für mich war es, zu sehen, daß die Zuhörer hier als wirkliche Zuhörer erscheinen, nicht aber als Schreiber, wie sie es leider in unsern wegen ihres freien wissenschaftlichen Geistes so gerühmten Universitäten häufig nur sind. Es ist wahrhaft mitleiderregend, wenn man bei uns in stark gefüllte Hörsäle tritt und sieht, wie der Docent zu einer bloßen Dictirmaschine, der Zuhörer zu einer bloßen Schreibmaschine wird. Wie lange schon hat Mephisto seine schneidenden Worte gesprochen und immer noch sind sie wirkungslos!

Die Universität Padua ist übrigens stark besucht. In dem so eben verflossenen Sommersemester waren über 2000 Studenten inscribirt. Dieser starke Besuch darf bei der geringen Anzahl der Universitäten des österreichischen Kaiserstaates (Wien, Prag, Pesth, Padua, Pavia) um so weniger verwundern, als das Studium auf auswärtigen Universitäten bis jetzt noch immer verboten ist.

Bekannt ist es, daß die exacten Wissenschaften von der kaiserlichen Regierung sehr begünstigt werden, und daß sie demgemäß auch gut gedeihen. Anders ist es freilich mit der eigentlichen Philosophie. Da gilt Napoleons Wort von den Bourbonen. In Padua lehrt man von der Entwicklung der Philosophie in Deutschland, es sey ein gewisser Kant aufgetreten und habe einige sonderbare Hypothesen über das menschliche Erkenntnißvermögen aufgestellt, übrigens werde viel zu viel Wesens von ihm gemacht, auch sey er ein Ketzer! — voilà tout.

Wenn so die Wissenschaft zu Padua noch zum großen Theil nicht übers vorige Jahrhundert hinausgekommen ist, so findet ein gleiches statt mit den Sitten der Studenten, die zum Theil so roh sind, wie sie nur auf den verrufensten Universitäten Deutschlands seyn konnten. Ein Denkmal dieser Rohheit zeigt sich auf dem herrlichen Corso Padua's, dem berühmten Prato della Valle. Es ist dieß ein großer freier Platz, der mit den marmornen Bildsäulen der berühmtesten Männer, welche jemals auf der Universität Padua studirt haben, geziert ist. Es finden sich darunter sogar, zum Zeichen, daß persönliche Eitelkeit selbst katholische Intoleranz überwindet, die Statuen von Gustav Adolph, Banner und Torstenson. Von andern europäischen Namen nenne ich Wallenstein, Johann Sobiesky, Ariost, Tasso, Galilei, Petrarka. — Von diesen Statuen, einer weltberühmten Zierde der Stadt Padua, sind nur wenige, die nicht an ihren Extremitäten beschädigt wären. Solcherlei Verstümmlungen öffentlich ausgestellter Kunstdenkmäler findet man zwar in jeder belebten Stadt, überall aber schreibt man sie sonst dem Pöbel zu, der ohne Kunstsinn auch überall eine brutale Zerstörungssucht zeigt. Hier in Padua aber geht dieser Vandalismus von den Musensöhnen aus! Aus Rücksicht auf diese kunstsinnigen Bestrebungen der akademischen Jugend Padua's hat man daher sämmtliche neuere Bildsäulen in Stellungen angefertigt, in welchen Arme und Füße mehr geschlossen sind und freilich dadurch etwas Steifes erhalten haben. — Uebrigens sind die meisten dieser Statuen weniger von künstlerischem, als von geschichtlichem Werth.

An diesem Prato della Valle befindet sich die Kirche der heiligen Justina, in italienischem Kuppelstyl erbaut, die mir in ihrem Innern mehr imponirt hat, als die meisten andern Kirchen in diesem Styl. Es hat gewaltige Dimensionen,*) die um so mächtiger wirken, als der große Raum durchaus einfach gehalten ist, weit entfernt von den sonstigen Ueberladungen katholischer Kirchen. Ein gebildeter Einwohner Padua's, der mir meinen Aufenthalt daselbst durch freundliche Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit überaus angenehm gemacht hat, behauptete, daß im österreichischen Italien diese Kirche nach dem Mailänder Dome die größte Anzahl Menschen fasse.

Viel weniger imponirt die mit Gemälden, Basreliefs, Altären, Weihgeschenken u. dgl. überfüllte Kirche des Schutzpatrons von Padua, des heiligen Antonius. Mein freundlicher Begleiter aus Padua machte mich schon vor dem Eintritt in die Kirche darauf aufmerksam, daß der Küster, der uns die Sehenswürdigkeiten zeigen sollte, ein Gemälde übergehen werde, welches Akatholiken gewöhnlich nicht gezeigt werde, da man zu häufig ein sarkastisches Lächeln bei ihnen vor diesem Gemälde bemerkt habe. Und so geschah es auch. Indeß ließ mein Begleiter es dabei nicht bewenden, sondern verlangte, daß auch das fragliche Bild gezeigt werde. Der Küster wollte erst ausweichen, das Bild habe keinen künstlerischen Werth, da wir indeß uns nicht abweisen ließen, so führte er uns endlich zu dem Gemälde, welches gerade die berühmteste That des Heiligen darstellt, nämlich wie er den Fischen predigt, und diese — es scheinen meist bemooste Karpfen zu seyn — höchst andächtig und lernbegierig ihre dickhalsigen Köpfe aus dem Wasser stecken, um die Lehren einzuschnappen. (Schluß folgt.)

*) 367 Fuß lang, 127 Fuß breit, im Kreuze aber 252' breit. Das Mittelschiff 82', die Seitenschiffe 41' hoch. Die größte Kuppel 176' hoch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Frankreich.

Wer hätte vor zehn Jahren gedacht, daß eine kirchliche Frage das stehende Thema der Tagespresse in Frankreich seyn würde? Dennoch ist es so, und es knüpfen sich hieran zu viele Interessen und Betrachtungen, als daß wir die Sache, die im vorigen Jahre nur vergleichungsweise schwach angeregt war, nicht einer nähern Aufmerksamkeit würdigen sollten. Die Sache reicht weit über Frankreichs Gränzen hinaus, die Religion mußte lange nur als politisches Hülfsmittel dienen, und mit der allgemeinen Behauptung, daß sich in Frankreich eine starke Reaction gegen den Skepticismus und Unglauben des 18ten Jahrhunderts vorbereite, ist die Sache in keiner Weise abgethan. Jetzt zwar hat sich die Frage vorerst wieder speciell auf Frankreich beschränkt, aber sie kann schnell wieder einen weitern Flug nehmen, und das neu zur Sprache gebrachte Verhältniß der Kirche zum Staat gibt ohnehin der Sache eine besondere Wichtigkeit. Wir wollen auf ältere Verhältnisse nur in so weit zurückgehen, als wir daran erinnern, wie gut der staatskluge Ludwig XIV seinen Titel als „allerchristlichster König" im ganzen Orient als Beschützer der dortigen Christen zu benützen wußte; die gegen alles Kirchenthum gerichtete Revolution unterbrach dieß Schutzverhältniß einigermaßen, aber mit Napoleon kamen die alten Traditionen und Verbindungen wieder auf, und wurden zur bedeutenden Waffe. Indeß sollte dieß Mittel nicht bloß im Orient wirken, Napoleon erkannte zu gut die Bedeutung der Kirche, um ihr nicht in seinem politischen System eine Stelle anzuweisen; aber sie sollte die Dienerin dieses Systems seyn, und die abendländische Kirche, die so lange glücklich mit Kaisern und Königen um den Vorrang gestritten, und zu der Zeit, wo die Bildung der abendländischen Welt noch hauptsächlich in der Geistlichkeit concentrirt war, die geistige Freiheit gerettet hatte, sollte mit einemmal die untergeordnete Stellung einnehmen, welche ihr im Orient zugefallen war. Napoleons ausgesprochene Absicht war, den Papst nach Paris zu ziehen, ihn dort als Patriarchen des Westens zu proclamiren, und seiner geistlichen Obhut das ganze französische Reich — wohl zu unterscheiden vom französischen Staate — unterzuordnen; die zum Kaiserreich, das bis an den Inn und die Elbe reichte, gehörigen protestantischen Landstriche Deutschlands sollten gleichfalls Bischöfe erhalten und zu dem Papst in ein ähnliches Verhältniß treten wie die unirten Bischöfe Polens. Wir haben hier den Werth und die Ausführbarkeit dieses Plans nicht zu discutiren, genug er bestand und ging mit ihm und seinem Reich nicht ganz unter. Auch den alten Bourbonen, wenn gleich der Kirche persönlich ergeben, sollte dieselbe als politischer Hebel dienen, und von Frankreich aus verbreiteten sich eine Art katholischer Emissäre über Belgien und die Rheinlande, während zugleich die katholische Aufregung in Irland genährt wurde.

Wir sehen hier ganz ab von dem Thun und den Absichten derer, die in gutem Glauben die Interessen der katholischen Kirche verfochten, um nur auf die politische Bedeutung mancher Erscheinungen aufmerksam zu machen, welche sonst unerklärlich sind. Der Zweck der französischen Regierung war, die Länder des zerfallenen französischen Reichs in katholischem Sinne aufzuregen, bei guter Gelegenheit diese Aufregung zu benützen, um die alten „natürlichen Gränzen" wieder herzustellen, wobei Irland wo möglich in Aufstand versetzt werden sollte, um England zu hindern, einem solchen Unternehmen kräftig entgegenzuwirken.*) Der Plan der alten Bourbonen war nicht übel berechnet, denn hätten sie die „natürlichen Gränzen" Frankreichs wiederhergestellt, so wäre die verletzte Eitelkeit der französischen Nation befriedigt und die Bonapartische Partei von der eigentlichen liberalen losgerissen gewesen, welche man dann bei guter Gelegenheit als unverträgliche Störenfriede über Bord geworfen hätte. Aber die französische Regierung verrechnete sich: der Krieg brach nicht, wie sie erwartet hatte, im Jahre 1829 aus, England bewilligte, um die drohende Gefahr abzuwenden, schnell die Emancipation der Katholiken und beschwichtigte dadurch vorerst Irland,

*) Vielleicht schreibt sich aus jener Zeit die Anhänglichkeit O'Connells an die alten Bourbonen her, welche vor kurzem auf eine so seltsame Weise sich kund gab.

die alten Bourbonen mußten, statt die ehemaligen Gränzen Frankreichs wieder herzustellen, einen spärlichen Ruhm in Algier suchen, der nicht geeignet war die Augen des Volks zu blenden, die Bonapartische Partei und der gekränkte Ehrgeiz der Nation blieben, wie während der ganzen Restaurationsperiode, auf der liberalen Seite, und statt mit dem Schlag gegen diese zu enden, fing man damit an. Der Versuch mißglückte und so wurde der ganze Plan zu Wasser. Ein schwacher Nachschlag erfolgte im Jahre 1838, als das Jahr zuvor durch das rasche Verfahren der preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln manche Leidenschaften angeregt, und viele Gemüther verletzt worden waren. Versuche wurden gemacht, alte zerrissene Faden wieder anzuknüpfen und den Vorfall zu Gunsten Frankreichs auszubeuten; in Paris predigte selbst der unglaubige National, daß Frankreich sich an die Spitze der katholischen Welt stellen müsse, aber die Zeit war vorbei, in welcher solche Dinge anschlugen, und der Verlauf der Sache zeigte abermals die ewige Wahrheit, daß man mit Ideen nicht spielen dürfe.

Die politischen Plane, welche man mit Hülfe der katholischen Kirche und einzelner Mitglieder derselben auszuführen gedachte, sind zerfallen, aber die katholische Kirche ist stehen geblieben, und aus der Rolle, welche man dieselbe damals spielen lassen wollte, entwickelte sich in streng logischer Folge die Stellung, welche die katholische Kirche jetzt erstrebt, namlich „Freiheit und Unabhangigkeit von der weltlichen Gewalt." In dem Kampf um diese Stellung, von der sie noch sehr weit entfernt ist, wird die katholische Kirche sich wieder starken und verjüngen, denn diese Stellung wird nicht durch Zeloteneifer gewonnen, sondern durch ächtes Wissen, durch gründliche Kenntniß der Bedürfnisse unserer Zeit. Aber es wird namentlich in Frankreich geklagt, daß die katholische Geistlichkeit in Wissen und Bildung in eben dem Maaße zurückgeblieben sey, als die Laienschaft vorrückte. Der Grund davon ist hauptsächlich, daß die Revolution die Universitaten zerstörte, und man, als diese wieder hergestellt wurden, der jungen Geistlichkeit keine Stelle einräumte. Die Bischöfe unternahmen daher die Sorge für die Bildung derselben und errichteten die kleinen Seminarien, wo die jungen Geistlichen in Engherzigkeit und Bigotterie erzogen und von aller Berührung mit dem Wissen der Welt ferngehalten werden. Die Bischöfe haben allerdings eine bedeutende Entschuldigung darin, daß die herrschenden Ansichten in Frankreich allzu frei und profan sind, aber mit den aus solchen Seminarien hervorgegangenen Zeloten wird man den Geist der Zeit nicht bannen, und der Erfolg, den die Geistlichkeit in Belgien errungen hat, wird derselben anderswo nicht so leichten Kaufs zu Theil werden.

Der Kampf der belgischen Geistlichkeit vom Jahre 1825 bis 1830 macht in der neuern Entwicklung der katholischen Kirche Epoche, wie der Umstand zeigt, daß die Geistlichkeit in Frankreich noch jetzt kein anderes Feldgeschrei zu erheben weiß, als welches damals in Belgien erhoben wurde. Der Kampf begann im J. 1825, als die niederlandische Regierung die Frères ignorantins aus Namur und andern Städten fortwies. Es war der Regierung ernstlich um Hebung des Unterrichts zu thun, aber die Geistlichkeit fürchtete den protestantischen Geist der Regierung und begann bald einen Journalkampf gegen dieselbe, gewiß das erste Beispiel, daß die katholische Geistlichkeit sich solcher revolutionären Waffen gegen eine Regierung bediente. Die verlangte Freiheit des Unterrichts war nichts anderes als die Forderung, daß die Aufsicht darüber der Geistlichkeit übergeben werde. Diese trat in Verbindung mit den Führern der wallonischen Partei in Belgien, die zugleich mit der Regierung wegen des angeblich der holländischen Sprache gewahrten Uebergewichts im Kampfe lag. Diese wallonische Partei fiel, der Sprache wegen, zum Theil mit der französischen Partei in Belgien zusammen, und hatte französische liberale Färbung, was zu vielen Angriffen gegen die Geistlichkeit Gelegenheit bot. Als in Paris die Revolution siegte, wollte ein Theil der höhern Geistlichkeit Belgiens zurücktreten und sich mit Holland aussöhnen, aber es war zu spät, der Schlag in Brüssel folgte zu schnell auf den von Paris, und die belgische Revolution nahm eine liberale Farbung an, die ihr eigentlich nicht zukam, denn die bedeutendste Macht war die Geistlichkeit. Auffallend ist es, daß damals sich in Belgien gegen die höhere Geistlichkeit, welche sogleich nach der französischen Revolution eine Aussöhnung mit der holländischen Regierung gesucht hatte, eine demokratische Partei erhob, die theils in dem Genter „Catholique des Flandres," theils in dem damals entstandenen „Avenir" zu Paris ihre Vorsprecher fand, zu denen auch Lamennais gehörte. Aber diese Bewegung war noch zu unreif, als daß sie Bestand hätte haben können, die höhere Geistlichkeit überwog, richtete den Unterricht in Belgien nach ihrem Gefallen ein, und hielt sich von dem liberalen Frankreich, wo der Unterricht ganz in den Händen der Regierung war, möglichst ferne. Die demokratische Partei machte sich nur in einzelnen Personen Luft, und trat nicht sehr glücklich im J. 1838 bei Gelegenheit der kölnischen Wirren wieder auf, zu derselben Zeit, als in Frankreich der National seine Stimme für das katholische Uebergewicht Frankreichs erhob — eine Stimme, die, als die Geistlichkeit in Frankreich selbst sich zu regen begann, einen ganz andern Ton anschlug.

Um die Einzelnheiten des Streits, wie er sich jetzt in Frankreich erhoben hat, können wir uns hier nicht kümmern, und bemerken nur, daß einestheils derselbe hier ein ganz anderer ist als in Belgien, und daß er anderntheils in zwei sehr zu scheidende Gegenstände zerfallt: in das Unterrichtswesen und in das Verhältniß der Geistlichkeit zum Staate. Was das erstere betrifft, so ist ziemlich von allen Seiten anerkannt, daß das Unterrichtswesen, welches durch die Revolution eine ganz materielle und formelle Richtung erhalten hat, und den Religionsunterricht größtentheils ausschloß, einer wesentlichen Verbesserung, namentlich im Elementarunterricht bedurfte und daß die Frères ignorantins hier sehr wesentliche Dienste geleistet haben, welche die Vorsorge des Staats beschämen können und die Bemühungen einzelner wohlgesinnter Privaten

weit hinter sich lassen. Dieß ist eine fast unbestrittene Thatsache, über welche auch kaum mehr ein Streit besteht, wohl aber betrifft derselbe den Secundärunterricht, d. h. den in den sogenannten Collegien oder Mittelschulen, die zwar jetzt allgemein Aumoniers haben, wo aber die Bestrebungen der Geistlichen mit dem eingewurzelten Indifferentismus der Mittelclassen in ein arges Zerwürfniß kommen. Dieß Zerwürfniß würde einen weit localeren und partielleren Charakter annehmen ohne die jetzige Organisation der Universität, wo nicht bloß die Form, sondern die Norm des philosophischen Unterrichts von dem Cultminister ausgeht, und eine freie Entfaltung der philosophischen Wissenschaften, wie in Deutschland, ein Unding ist. Bei uns hat sich die Philosophie gespalten in eine reine Verstandesentwicklung und in eine Entfaltung der mystischen Neigungen des Menschen, die sich mehr zur Religion hinneigen. In Frankreich gibt das Ministerium der erstern einen entschiedenen Vorzug und gestattet höchstens einen Eklekticismus, wie in neuern Zeiten Cousin versucht, während die philosophischen Studien im allgemeinen durchaus nicht so durchgearbeitet sind, daß eine historische Entwicklung aller Phasen der Philosophie ein eigentlicher Lehrgegenstand werden könnte. So ist die Kluft zwischen der religiösen und der weltlichen Bildung viel weiter als bei uns, wo sie sich in der neuern Zeit hauptsächlich in einem Streit über den heidnischen Geist der classischen Studien Luft gemacht hat. In Frankreich müßte die formelle mathematische Bildung sich enger mit den classischen Studien verbinden, und andererseits die Geistlichkeit größere Fortschritte in historischen und theologischen Studien gemacht haben, ehe der Streit dieselbe Form annehmen könnte wie in Deutschland. Da dieß aber noch in geraumer Zeit nicht geschehen wird, so ist an eine Ausgleichung so leicht nicht zu denken, und jedenfalls muß, ehe diese Entwicklung vor sich gehen kann, das Monopol der Universität gebrochen werden, wofür sich auch in vielen Theilen Frankreichs ehrenwerthe und keineswegs bloß geistliche Stimmen erheben. Wenn Hr. Michelet und Quinet gegen Jesuitismus im Unterricht schreien, so kämpfen sie mit Windmühlen. Es sind von ihrem Werk in kurzer Zeit 8000 Exemplare verkauft worden, weil in Frankreich der anti-kirchliche Geist noch vorherrscht und durch den politischen Kampf während der Restaurationsperiode neue Nahrung und Stärke erlangt hatte; im Ganzen erregte es aber nur ein untergeordnetes Interesse, weil die öffentliche Meinung nicht im Ernste an Jesuiten glaubt, und der ephemere Ruhm der beiden Herren schreibt sich von einer Intrigue her, welche Unruhen in ihrem Collegium erregen wollte, um die Minister zu nöthigen, die Vorlesungen derselben zu schließen, wie dieß im vorigen Jahre mit denen des Abbé Dupanloup der Fall gewesen war, welcher durch unkluge Declamationen gegen Philosophie Veranlassung zu Ruhestörungen gegeben, und dadurch nur den Beweis geliefert hatte, daß er nichts besseres an die Stelle der Philosophie des 18ten Jahrhunderts zu setzen wisse.

In dieser Beziehung steht die Geistlichkeit im Nachtheil gegen die Universität und die Regierung, um so mehr, als diese ihrer politischen Stellung gemäß als Schützerin der katholischen Religion aufzutreten sich bemüht, und dadurch sich selbst den Angriffen der französischen Protestanten aussetzte. So hatte z. B. Hr. Carné unklug genug geäußert, Frankreichs Allianz mit Spanien sey natürlich, denn Spanien sey ein katholisches Land und der Katholicismus auswärts sey der Bundesgenosse Frankreichs; auf den katholischen Süden müsse sich Frankreich stützen. Dagegen erhoben sich nun die Protestanten, namentlich Hr. Gasparin, und meinten, wenn dieß draußen wahr sey, so werde es auch bald daheim wahr seyn, und in kurzem werde man den Protestantismus in Frankreich als einen Grund der Schwächung ansehen; dieß seyen Tendenzen, welche zu einer Staatsreligion führten. Aber die entschiedene Vorneigung der französischen Regierung für die katholische Kirche half nichts, und sie macht die schon so oft gemachte Erfahrung, daß die Geistlichkeit sich durch keine Concessionen befriedigen läßt, so lange sie nicht einen überwiegenden Einfluß ausübt. Da aber diesen die französische Regierung nie zugeben kann, so wird mit der Zeit eine Trennung der weltlichen und der geistlichen Gewalt eine unerläßliche Nothwendigkeit. Die Regierung stützt sich in dem Streit mit der Geistlichkeit gegenwärtig auf die gallicanischen Principien, und auch Hr. Dupin hat bei der dießjährigen Eröffnung des Cassationshofs wieder sein gallicanisches Roß bestiegen, um den Kampf des Parlaments mit der Geistlichkeit von neuem zu beginnen, aber das sind jetzt stumpfe Waffen: der Gallicanismus in der alten Form ist selbst unhaltbar geworden, und allmählich haben sich gewichtige Stimmen von Seite der Geistlichkeit für die Ansicht erhoben, daß dieselbe sich vom Staate unabhängig machen und das Concordat und alle daraus gezogenen Folgerungen verwerfen müsse, da die Constitution des Jahres 1830 die katholische Religion nicht mehr als Staatsreligion anerkenne. Solche Lehren sind fürs erste noch unpraktisch, aber im Verlaufe des Streits dürften sie als das einzige Auskunftsmittel betrachtet werden, da es dem Staat einerseits nicht möglich ist, alle Forderungen der Geistlichkeit zu erfüllen, und andrerseits die Maaßregeln der alten Revolutionsschule nicht mehr anwendbar seyn dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Industrieschulen in Toscana.

(Moniteur vom 17 Nov.)

Die ersten Kleinkinderschulen wurden im Jahre 1833 eröffnet, und man zählt jetzt 20 mit etwa 2000 Kindern. Alle werden durch freiwillige Beiträge erhalten, und die Ausgabe auf ein Kind kommt etwa auf 25 Fr., mit Einschluß der Miethe, der Bezahlung der Lehrer, Dienstboten und der Suppen. Sie sind gänzlich unentgeltlich. Die Einführung der Handarbeiten ist eine der Hauptverschiedenheiten zwischen diesen Schulen und denen in andern Ländern, und man hat jetzt einige Versuche gemacht, die Gewohnheit dieses frühen Fleißes fortzupflanzen, indem man auch in den Primärschulen einige Arbeiten fertigen läßt. Ein Comité von Kaufleuten und Handwerkern nimmt an der Aufsicht über die Kinderschulen Theil, man gibt den Kindern leichte Arbeiten,

und verschafft ihnen später die Mittel ein Handwerk zu erlernen. Linearzeichnen, so wie die Grundsätze der Geometrie und Mechanik werden in den höhern Classen gelehrt, aber man beschränkt sich auf das, was für alle Gewerbe taugt. Man sucht diese Arbeiten so lange wie möglich fortzuspinnen, damit die Kinder nicht so früh in die Fabriken geschickt werden. Der Unterricht ist mehr Nebensache, die moralische Erziehung ist der Hauptzweck, und man sucht so viel als möglich ihnen die häusliche Erziehung zu ersetzen. Trotz der erst neuerlichen Gründung dieser Schulen bemerkt man bereits die guten Folgen hauptsächlich an der Gesundheit der Kinder, die um so mehr gewahrt wird, als man sie nie sehr lange sitzen läßt. Die Untersuchung des Gesundheitszustandes von Seite einer ärztlichen Commission, nicht bloß in Bezug auf die Kinder, sondern auf die Familien und in der That auf die ganze Armenbevölkerung der Städte, hat die interessantesten Resultate geliefert; die Sterblichkeit in den Kinderschulen ist 2 bis 3 Procent, während sie sonst in den Familien 16 Procent betrug. Man denkt daran, die Wohlthaten dieses Erziehungssystems allmählich auf alle und nicht bloß auf die Armenschulen auszudehnen.

Skizzen aus Oberitalien.

Padua.

(Schluß.)

Ein mächtiger Bau befindet sich noch in Padua, der seines gleichen vergeblich suchen möchte. Ueberhaupt hat Padua einen so kühnen Stolz, daß es in vielfacher Beziehung als einzig in der Welt dastehen will. Es ist stolz auf sein größtes Kaffeehaus der Welt, Café Pedrocchi; es ist stolz auf seine Originalidee des Statuenwaldes auf dem Prato della Valle, von dem die bayerische Walhalla nur eine Nachahmung sey; es ist stolz auf die Eigenthümlichkeit, daß alle Straßen der Stadt ihre Laubengänge haben, so daß ein Regenschirm eines der unnützesten Dinge in Padua ist; endlich ist es stolz auf den ungeheuren Salone della Ragione, d. h. den großen Saal im Palazzo della Giustizia. — Wer am Rhein wohnt und einmal über einen großen Saal erstaunen will, der geht nach Köln, sieht sich den mächtigen Gürzenich an und glaubt nun das Großartigste in dieser Weise kennen gelernt zu haben. Er komme nach Padua und wird seines Irrthums belehrt werden. Das ganze Gürzenich**haus** hat eine Länge von 175 Fuß, eine Breite von 70 Fuß. Von Länge und Breite des Gürzenich**saales** geht also noch die Tiefe der Mauern ab. Die Höhe des Saales ist 40 Fuß. Der Rathhaussaal in Padua hat zwar nicht die Dimensionen, die Goethe ihm in runden Zahlen gibt,*) doch aber eine Länge von 256 Fuß, eine Breite von 86 Fuß und eine Höhe von 75 Fuß. Dabei wird der gewaltige Raum durch keinen einzigen Pfeiler unterbrochen. Die Möglichkeit, daß dieser kolossale Bau ohne Pfeiler und Säulen sich halten kann, ist durch die Art der Wölbung gegeben. Das Ganze bietet den Anblick eines umgekehrten Schiffsbauches dar.

Der Saal, früher als Gerichtssaal und zu großen Festlichkeiten verwendet, diente später sogar einmal als Kornhalle, jetzt steht er ganz unbenutzt da. Manche in und um Padua aufgefundenen Antiquitäten sind an den Wänden aufgestellt, ferner eine Marmorbüste von Livius, in der ich vergeblich etwas Charakteristisches suchte, endlich noch, was mir ein eigenes Vergnügen gewährte, eine Nachbildung des berühmten trojanischen Rosses. Es ist von Holz gebaut und kann zwölf Personen in sich aufnehmen. Bei Fastnachtsspielen soll es auch jetzt noch bisweilen verwendet werden. — Die außerhalb des Saales um denselben sich befindenden Galerien, die wiederum nach den Straßen und den Plätzen zu offen sind, zeigen einen großen Reichthum von Alterthümern, welche leider in großer Unordnung durcheinander stehen und eine gute Ausbeute für manchen Forscher noch geben dürften.

*) Goethe italienische Reise. 300' lang, 100' breit, 100' hoch.

Nicht fern vom Palazzo della Giustizia ist der Fischmarkt. Da sah es denn bunt aus. Die Fische, die hier feil stehen, sind alles schon Seefische, von Venedig hieher geschafft. Schon darum hatte dieser Markt einen eigenen Reiz für mich; so war ich denn also der Wunderstadt schon so nahe, der Wunderstadt, bei deren Namen allein tausend Bilder, welche die jugendliche Phantasie erfüllt hatten, sich durchkreuzten. — Die Fische, die ich hier sah, waren mir gänzlich unbekannte Erscheinungen. Viele, von fast gallertartigem Aussehen, reizten wenig den Appetit; am besten gefiel mir noch eine Art, die breit gedrückt wie unsere Flundern ein allerliebstes Aeußere hatten. Ich aß später von diesen, oder besser, ich wollte von ihnen essen. Da sie aber eigentlich nur Haut und Gräten haben, so kann ich, trotz der starken Portion, die ich zu mir genommen, doch nicht sagen, wie diese „Blätter" — sie werden hier nämlich foglie genannt — schmecken, sondern nur, daß sie mit einer pikanten Sauce bereitet werden.

Ueberhaupt habe ich der italienischen Küche wenig Geschmack abgewinnen können, und so geht es den meisten Deutschen, namentlich den Norddeutschen. So vorzüglich einzelne ihrer Speisen sind, so wenig mundet uns die größere Anzahl. Zwar an den harten Reis in der Suppe, die mit Parmesankäse gegessen wird, gewöhnt man sich bald und findet ihn ganz schmackhaft, aber die salzlose Zubereitung des Fleisches, die in bloßem Wasser abgekochten Gemüse, die erregen doch bald wieder in uns die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Und nun gar das schreckliche Brod aus Maismehl! Man kann nicht begreifen, wie ein Mensch, der seine Zunge an Maccaroni gebildet hat, einen Bissen dieses hölzernen Brodes mit Wohlgefallen zu sich zu nehmen im Stande ist. In Gasthäusern, die stark von Fremden besucht werden, findet man daher auch jetzt ein anderes, aus gutem Weizenmehl gebackenes, schmackhaftes Brod unter dem Namen pane francese. — Was die vielgerühmten Veroneser Salami anbetrifft, so ist sie für uns Deutsche, die wir Braunschweiger, Jauer'sche und wer weiß was sonst für Würste und Saucischen haben, nichts Bedeutendes. — Dagegen muß ich sagen, hat mir die Polenta recht wohl gefallen. In Gasthäusern oder Cafés konnte ich sie nirgends bekommen, sie wird als etwas nur dem Volke Angehörendes angesehen. Ich nahm keinen Anstand, auf offener Straße mir ein Stück zu kaufen, um doch ein Urtheil darüber zu haben. Sie schmeckt mit und ohne Rosinen viel besser als das nüchterne Maisbrod; auch sieht man, daß die armen Leute es ohne weitere Zuthaten genießen.

Ein Punkt, der mir noch in hohem Grade auffiel, war die Wohlfeilheit der Kleidungsstücke. Man hatte mich vor den unverhältnißmäßig hohen Preisen derselben gewarnt. Ich sprach darüber mit meinem Paduaner Freunde. Ohne weitere Besprechung der Sache führte er mich nach einem der bedeutendsten Lager, wo zu festen Preisen verkauft wurde, und wo ich mich denn überzeugte, daß viele der modernsten und nicht etwa leicht gearbeiteten Stoffe sogar zum Theil wohlfeiler waren als in Deutschland, namentlich die Sommerzeuge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1843.

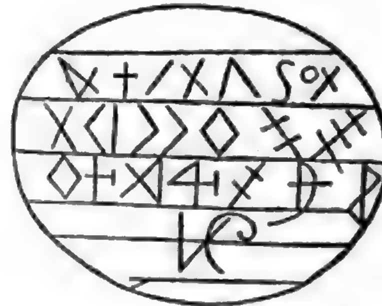
Ausgrabung eines künstlichen Hügels in Virginien.

(Journal of the geogr. Society. Vol. XII. Part. 2.)

Der Hügel zu Grave Creek Flats liegt am Ostufer des Ohio, 12 engl. Meilen unterhalb der Stadt Wheeling. Seine Gestalt ist die eines abgestumpften Kegels, der 295 an der Grundlinie, 60 am Gipfel und 70 Fuß perpendiculäre Höhe mißt. Diese Höhe scheint ursprünglich viel größer und seine Form regelmäßiger gewesen zu seyn, aber der Einfluß der Witterung hat Furchen in die äußern Flächen gerissen, und Erde und Sand heruntergespült; auch hat er sich durch das Einstürzen der innern Höhlen auf der einen Seite gesenkt, so daß die Fläche auf dem Gipfel einen spitzen Winkel mit dem Horizont bildet, statt mit ihnen parallel zu seyn. Als dieser Theil des westlichen Landes zuerst entdeckt wurde, war der Hügel mit gewöhnlichen Waldbäumen bewachsen. Eine vier Fuß dicke, weiße Eiche stand auf dem Gipfel, und als dieselbe gefällt wurde, berechnete man nach den Ringen ihr Alter auf 7 bis 800 Jahre. Als Hr. Schoolcraft, damals indianischer Agent, den Hügel im Jahre 1818 besuchte, war noch keine Ausgrabung versucht worden; spärliche Bäume von mäßiger Größe deckten damals denselben. Die Ufer des Ohio in der Nachbarschaft sind aufgeschwemmter Boden, Bruchstücke von Sandstein und Grauwacke zeigen sich im Bett des Grave Creek, aber keine Steine von irgend bedeutender Größe, weder abgerundet noch eckig, zeigten sich an den Seiten des Berges.

Im Frühjahr 1839 beschloß der Landeigenthümer den Hügel aufgraben zu lassen. An der Basis wurde ein Stollen horizontal nach der Mitte des Baues eingetrieben, und von dem Gipfel herab ein Schacht eröffnet, während ein anderer Stollen in der Mitte der Höhe eröffnet wurde. Die ersten sieben Fuß über der Grundlinie waren augenscheinlich ein natürlicher Hügel, den die Erbauer des künstlichen benützten. Unmittelbar über denselben fand man eine Höhlung, worin zwei sehr zerfallene menschliche Skelette lagen; die Höhlung war rund und in der Art erbaut, indem man hart neben einander Pfosten legte und diese mit flachen Steinen deckte. Die Steine gleichen in der Mehrzahl den lockern Platten, wie man sie im Grave Creekthal findet, nur wenige waren von einer Art, die man bloß auf dem westlichen Ufer des Ohio sieht. Von dem Holz war nichts übrig als schwarzer Moder auf dem Boden der Höhlung, und die Eindrücke der Umrisse der Balken, namentlich der Rinde. Als man die Höhlung ausräumte, maß sie 9 Fuß Höhe. Nach der Höhe der Höhlung und der Stellung der Knochen zu schließen, waren die Körper oder Skelette stehend angebracht worden. Außer den Knochen fand sich nichts in der Höhle.

Sechzehn oder siebzehn Fuß über derselben war eine zweite in derselben Art erbaut, welche nur die Ueberreste eines einzigen menschlichen Skeletts enthielt. Die Hirnschale zerbrach als man sie aufhob, und die Knochen waren in der Fäulniß noch mehr vorgeschritten, als in der untern Höhle; die Zähne aber waren auch hier völlig erhalten. Neben diesen Knochen entdeckte man 1700 Elfenbeinkügelchen, 500 kleine Seemuscheln von der Classe der Cylinderschnecken, 66 Stück Glimmerschiefer, jedes mit vier Löchern, augenscheinlich um sie an einander zu binden, endlich fünf kupferne Armbänder, deren Enden jedoch nicht an einander gelöthet waren. Nichts von allen diesen Gegenständen zeigte ein künstlerisches Talent oder andere Fertigkeiten, als wie sie die jetzigen Indianerstämme besitzen. Dabei fand sich jedoch auch noch eine kleine elliptische Steintafel mit 24 verschiedenen, in parallelen Linien geordneten Charakteren. Nachstehendes ist eine genaue Abbildung derselben:



Der zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste Charakter, wenn wir von links nach rechts lesen, der siebzehnte und achtzehnte, wenn wir wir von rechts nach links lesen, sind übereinstimmend mit den ideographischen Zeichen der algischen (?) Hieroglyphen Amerika's, welche „Tod durch einen Pfeil" bedeuten.

Mit Ausnahme der sieben Fuß natürlicher Hügel und der Steine, welch das Dach der Höhlung bildeten, bestand der Hügel ausschließlich aus gegrabener Erde.

Rückblicke.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Zwischen einem solchen Endergebniß und dem jetzigen Zustand liegt aber noch eine weite Kluft. Die Centralisation Frankreichs ist im allgemeinen zu stark, als daß eine Lossagung der Kirche vom Staat so leicht möglich wäre, aber darum wird die Geistlichkeit dennoch eine andere Stellung zu erringen suchen, und die Idee, welche den Weg dazu bahnen soll, ist bereits hingeworfen: es ist ein Nationalconcil, welches freilich schon durch den Eindruck, welchen eine solche Erscheinung auf die Nation machen müßte, die Sache der Geistlichkeit mächtig fördern, aber auch den gallikanischen Ideen, die neuerdings mit den ultramontanen in starken Conflict zu kommen drohen,*) einen neuen Aufschwung geben würde. Eine zweite aus dieser religiösen Bewegung hervorgehende Folge könnte ein Eindringen des demokratischen Geistes in die Kirche seyn, und es wurde auch gleich von liberaler Seite, wenn die Bischöfe hartnäckig sich der Regierung widersetzen würden, gedroht, die in sehr strenger bischöflicher Zucht gehaltene und meistens schlecht bezahlte niedere Geistlichkeit gegen die Bischöfe in Bewegung zu setzen.

Man hat nach so manchen in Frankreich gemachten Erfahrungen das Recht zu fragen, ob diese ganze anscheinend starke und jetzt auch von der Mode gehobene Bewegung ernstlich gemeint und nicht wie manche glauben, wenn auch nicht von Seite der öffentlich auftretenden Personen, so doch von Seite der geheimen Leiter einen politischen Zweck verfolge. Frankreich ist, wenn wir ein Duzend Stadte mit ihren religiös meist indifferenten Bevölkerungen abrechnen, ein streng katholisches Land, und von der Zeit an, wo der Convent den republicanischen Kalender einführte, dessen Decadi die Bauern den Teufelssonntag nannten, hatten alle mehr nach den Principien der Revolution handelnden Regierungen zwei Drittheile der Bevölkerung zu geheimen oder offenen Feinden: man ließ sich die Herrschaft gefallen, man leistete Steuern und Abgaben, man stellte Soldaten, weil man nicht anders konnte; die Abneigung ging aber an manchen Orten so weit, daß man den eigenen Landsmann, der ein Amt von der Regierung annahm, fast wie einen Verräther ansah. Manche Nachrichten aus dem Süden und Westen Frankreichs, von Marseille, Nismes und Aix bis Toulouse und Bordeaux stimmen überein, daß die große Masse des Volks, so wie die höhern Stände der jetzigen Regierung mit jedem Jahre abgeneigter werden, und daß nur der Handel und die Beamten für die Regierung stimmen; die vor- und dießjährigen Vorfälle in Toulouse lassen einen für letztere keineswegs erfreulichen Einblick in die dortige Stimmung thun, denn es war bei dem Communistencomplott von nichts geringerem die Rede, als auf Paris zu marschiren, und wenn auch von solchen Planen bis zur Ausführung noch sehr weit ist, so zeigen sie doch, auf welche Stimmung man in den Bevölkerungen zählen zu können hofft. Was sich im Süden liberalen Ideen zuneigt, ist republicanisch, die Masse des Volks ist legitimistisch und streng katholisch, die Regierung aber steht mit ihrem Heer von Beamten und Soldaten wie im feindlichen Lande. Einen sehr materiellen Hintergrund hat dieser Zustand in der schon so oft besprochenen Noth der Weinbergbesitzer und in neuerer Zeit auch der Oelbauer, die hauptsächlich durch die Einfuhr von Sesam aus Aegypten benachtheiligt werden. Diese Umstände aber verschlimmern nur die Sache, sie haben den ungünstigen Stand der Dinge, aus welchem sich auch Frankreichs Haltung gegen Spanien größentheils erklärt, nicht geschaffen; Ludwig Philipp konnte Don Carlos nie auf den spanischen Thron heben wollen, weil derselbe den Legitimisten des Südens die Hand geboten hatte, und er macht krampfhafte Anstrengungen, um eine freiere Entwicklung in Spanien niederzuhalten, und eine befreundete Regierung daselbst aufzurichten, weil eine freiere, wenn auch nicht republicanische Regierung Spaniens den Föderalisten im südlichen Frankreich Beistand leisten könnte. Ludwig Philipp und seine Dynastie haben sich im Westen und Süden Frankreichs fast unwiederbringlich zu Grunde gerichtet durch die hochgetriebenen Steuern, die in einem bei weitem mehr ackerbauenden als industriellen Lande viel härter lasten, und der Nordosten, das Land diesseits der Loire, scheidet sich in seinen Neigungen immer schärfer von dem Süden und Westen, die seine Herrschaft immer widerwilliger anerkennen. So bereitet sich ein neuer Föderalismus vor den vielleicht in einer nicht sehr fernen Zeit der Nordosten, das Land des Regierungssitzes, mit den Waffen bekämpfen muß, wie in den Jahren 1793 und 1794.

Aus diesem Stande der Sache erklären sich zwei Dinge, die Befestigung von Paris und das wunderliche, aber wohl durchdachte System der Gazette de France. Geräth Frankreich in Krieg und bricht im Süden und Westen ein Aufstand aus, so ist Paris ein Bollwerk, das so leicht nicht überrumpelt wird: es ist eben sowohl gegen den innern als gegen den äußern Feind gerichtet, nicht bloß gegen den Feind in der Stadt, gegen den leicht in Aufruhr zu bringenden Pöbel von Paris, sondern gegen die Föderalisten des Südens und des Westens. Ist Paris geschlossen, so wird die Furcht nicht so leicht der Gemüther im Innern sich bemeistern und einer

*) Einige Bischöfe suchten das römische Brevier an die Stelle des seit anderthalb Jahrhunderten gebräuchlichen französischen einzuführen, stießen aber auf starken Widerspruch, namentlich von Seite der Regierung.

extremen Partei das Ruder der Regierung in die Hände liefern, wie dieß in der Revolution mehrmals geschehen ist. Zugleich aber ist die Hauptstadt gegen den Anmarsch eines föderalistischen Heeres von Süden oder Westen her gedeckt. Darum hat die Befestigung von Paris keine entschiedenern Gegner als die legitimistisch-kirchliche Partei, die Gazette und alle ihre Kinder in den Provinzen kämpfen aufs eifrigste dagegen, während alle Blätter, die dem jetzigen Regierungssystem, wenn auch nicht dem jeweiligen Ministerium, zugethan sind, zwar da und dort eine mißbeliebige Einwendung machen, aber im Ganzen mit dem System der Befestigung einverstanden sind; das arme Journal du Commerce, ein Anhänger der Regierung, aber ein standhafter Gegner der „Einbastillirung von Paris" wird als ein Niais, ein Einfaltspinsel verspottet. Fast komisch nimmt sich dabei der National aus: als Vertheidiger einer demokratischen Militärrepublik mußte ihm der Gedanke einer Befestigung von Paris gegen die ihm feindlichen Föderalisten und Legitimisten willkommen seyn, und er hat sie auch vom Anfang an, namentlich die fortlaufende Enceinte, lebhaft vertheidigt; seit aber alle Werke an der Kehle geschlossen sind, und im Innern von Paris alle Anstalten getroffen werden, um einer möglichen Schilderhebung seiner eigenen Partei zu begegnen, murrt er über eine Menge Einzelnheiten.

Das System der Gazette und ihre „Souveraineté nationale," wohl zu unterscheiden von der revolutionären „Volkssouverainetät," ist für den Fremden durch die ewigen Wiederholungen langweilig und fast lächerlich geworden, das System ist aber sehr durchdacht und für die Beurtheilung französischer Zustände sehr wichtig. Die jetzige Wahlart in Frankreich, welche den Einfluß hauptsächlich in die Hände des beweglichen Vermögens und somit der Städte legt, hat diesen ein ungebührliches Uebergewicht über das Landvolk gegeben, und den Haß der Campagne gegen die Bourgeoisie hervorgerufen. Villele arbeitete seiner Zeit methodisch darauf hin, dieß Verhältniß zu ändern, indem er dem Grundbesitz, namentlich denen, die 300 Fr. Grundsteuer zahlen, einen besondern Einfluß auf die Wahlen verschaffen, und denselben durch majoratartige Erbfolge befestigen wollte; zugleich beabsichtigte er, die den Städtern und dem Landvolk gleich nachtheiligen Octrois zu beseitigen, und da der Ausfall durch directe Localabgaben hätte gedeckt werden müssen, so wäre die Folge gewesen, daß die Staatssteuern der Städtebewohner und somit die Zahl der Wähler unter denselben vermindert worden wäre. Der Plan scheiterte aus Gründen, die auf die Sache selbst keinen nähern Bezug hatten, und durch die spätere Aufhebung der doppelten Wahlart wurde der politische Einfluß des großen Grundbesitzes noch stärker gebrochen. Die Gazette benutzte nun die Klagen der weitergehenden Liberalen, daß der Wahlcensus zu hoch sey, und verlangte allgemeine, durch kein Monopol eingeschränkte Wahlen der gesammten Nation. Die alten Royalisten, welche nur die Erweiterung der königlichen Gewalt im Auge hatten, scheuten anfangs vor diesem System zurück, und die Gazette hatte viele Angriffe deßhalb zu bestehen, allmählich aber scheint sich die Mehrzahl der Royalisten zu ihrem System bekehrt zu haben, wie die seit einiger Zeit einlaufenden und von ihr sehr wohlgefällig registrirten Beitrittserklärungen beweisen. Ihr System läuft auf Berufung von Generalstaaten hinaus, welche im Auftrag der Gesammtnation über Dynastiewechsel, Regentschaftserklärungen u. s. w. zu entscheiden hätten. Hier zeigt sich die politische Anwendung ihres Systems: wenn die Generalstaaten allein über Thronerledigungen u. dgl. entscheiden können, so ist die Wahl Ludwig Philipps durch die gerade versammelte Deputirtenkammer eine Usurpation, eine Escamotage, wie sie sich ausdrückt, und über die Erklärung des Herzogs von Nemours zum Regenten hätten gleichfalls die Generalstaaten entscheiden müssen. Sobald das Wahlsystem so weit ausgedehnt wird, als die Gazette verlangt, so ergibt der Westen und Süden eine Mehrzahl von Abgeordneten, und der grundbesitzende Adel, dessen Vermögen sich in den letzten 12 Jahren bedeutend gemehrt hat, erhält durch die Unterstützung der Campagne ein Uebergewicht über die verhaßten Städter: der Charakter der Deputirtenkammer oder Nationalversammlung, wie man sie lieber nennen möchte, wäre dann wesentlich verändert. Wenn in neueren Zeiten ein Theil der ultra-liberalen Partei sich mit der neugeschaffenen „Nationalpartei" zur Abschaffung des Wahlmonopols verbündete, so möchte das ein Löwenvertrag seyn, bei welchem die Ultra-Liberalen den kürzern zögen.

Der grundbesitzende Adel fängt an einzusehen, daß er mit dem grollenden Stillsitzen auf seinen Schlössern weder seine eigenen Interessen noch die seiner Partei sonderlich fördert, aber der Eintritt in die Deputirtenkammer, den ihm sein Einfluß und sein Reichthum leicht öffnen würde, ist ihm durch den Eid der Treue gegen den König und seine Regierung gesperrt, da er sich in der Mehrzahl nicht entschließen kann, solchen zu leisten, und seine Ehrenhaftigkeit sich gegen die jesuitische Auslegung dieses Eides durch die Gazette sträubt. Daher die mehrfachen Bemühungen diesen Eid ganz zu beseitigen, indem die Abgeordneten nicht dem König, sondern nur der Nation verpflichtet seyen, wobei die liberale Lehre, daß es keine Unterthanen mehr, sondern nur noch Staatsangehörige gibt, sehr zu statten kommt. Das System ist indeß zu künstlich, zu sehr aus allen möglichen Doctrinen zusammengewürfelt, als daß es sonderlichen Anklang finden könnte; bis es aber dahin kommt, in der Kammer sich feindlich gegen die Regierung aufzulehnen, führt man einen Localkrieg in einer Menge von Gemeinden, deren Beamten durch den König oder die Präfecten ernannt werden, aber mit den Gemeindegliedern in immer heftigere Conflicte gerathen.

Wenn einem solchen Feinde gegenüber die Spaltungen der liberalen Partei immer unbedeutender, und eben darum die Journale, welche die verschiedenen Nüancen repräsentiren, immer farbloser werden, so ist dieser Vortheil von untergeordneter Bedeutung: die von der liberalen Opposition neu angeregte Wahlreform, die verlangte Ausschließung der Staatsdiener aus der Kammer, die Abschaffung des Wählbarkeits-

census, Entschädigung der Deputirten, Herabsetzung des Wahlcensus mit Beifügung der Capacitäten, alle diese in der Deputirtenkammer laut gewordenen Forderungen erhielten kaum die Ehre der Besprechung: der eigentliche politische Tummelplatz ist nicht mehr die Deputirtenkammer, der Kampf ist über das ganze Land verbreitet, wo ihn die centralistische Verwaltung, welche immer kostspieliger und unbehülflicher wird, nicht mit Vortheil führen kann. Die Gefahr für die Regierung liegt in dem Einfluß der Royalisten und der Geistlichkeit auf die höhern und auf die niedersten Classen; welche Veränderung hier im Werke ist, zeigt sich z. B. darin, daß jetzt in mehreren Kirchspielen von Paris sich Arbeitervereine unter geistlichen Auspicien gebildet haben, worin Erbauung und Belehrung abwechseln. Wenn dieß in Paris, wo der Einfluß der Revolutionspartei am stärksten ist, geschieht, so kann man sich einen Begriff machen von dem was in Lyon und andern Städten des Südens und Westens vorgeht. Denn die Regierung unterstützt gern die Bemühungen der Geistlichkeit, und selbst die Universität, so philosophisch und ungläubig sie sich manchmal gebardet, thut doch immer wieder Buße, und wirkt vereinigt mit der Kirche zum gemeinsamen Zweck, was sich in den Unterrichtsanstalten der Provinz am deutlichsten zeigt. Dennoch ist es gewiß, daß die Regierung die Vorliebe der Geistlichkeit für die ältere Linie der Bourbonen nicht besiegt, sondern sich nur die ihr noch anhängende liberale Partei selbst auf den Hals ladet, wie denn in der Angelegenheit der Gemeinde Semonville sämmtliche liberale Journale gegen sie Partei genommen haben.*) So isolirt sich die Regierung mehr und mehr, und das „Juste Milieu" dürfte endlich ganz unhaltbar werden.

Die größte Gefahr droht ihr aber dadurch, daß sie die Interessen der großen Masse keineswegs in dem Grade fördert, wie man gewöhnlich glaubt. Die künstliche Erhöhung der Preise aller Rohproducte theils durch die hohen Steuern überhaupt, theils durch die Octrois der Städte insbesondere, wirkt bereits sehr nachtheilig auf die niedern Classen, wie sich aus dem Umstande ergibt, daß während sämmtliche indirecte Abgaben steigen, was mit großem Wohlgefallen als ein Beweis des aufblühenden Zustandes angeführt wird, die Salzabgabe einen ziemlich starken Ausfall zeigt. Aber dabei bleibt die Sache nicht stehen. Der anscheinende Reichthum des Grundbesitzes ist durch eine ungeheure Masse von Hypothekschulden untergraben und diese nehmen mit einer furchtbaren Schnelligkeit zu: im Jahre 1832 betrugen sie 11,230 Millionen und waren im vorigen Jahre auf 12,460, also im Durchschnitt jährlich um 123 Millionen gestiegen; andere wollen wissen, die Zunahme habe in den letzten Jahren 150 Millionen durchschnittlich betragen. Der erste Stoß, den der öffentliche Wohlstand von irgend einer Seite her erleidet, muß somit bedeutende Störungen im ganzen Besitzstand zur Folge haben. Für einen Hauptzweig der Agricultur, für den Weinbau, ist die Abhülfe, welche in einer Aufhebung des Octrois liegt, angeregt, die Ausführung ist aber noch in weitem Felde.

*) Diese Gemeinde hatte mit ihrem katholischen Geistlichen sich entzweit, hatte Privatandachten unter sich gebildet und endlich auf ihre Kosten einen protestantischen Geistlichen gerufen; sie wurde angeklagt, daß sie gegen das Gesetz, welches den nicht autorisirten Zusammentritt von mehr als 20 Personen verbietet, sich verfehlt habe, und verurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Die slawischen Bewohner Istriens.

(Aus dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Inneristrien ist mit Ausnahme einiger ummauerten Ortschaften von eingewanderten Slawen bewohnt, die jedoch nicht einerlei Abkunft und Mundart sind. Die Urbewohner der Halbinsel waren celtischer*) Abstammung; die Istrier, welche der Provinz den Namen gaben, Pelasger; die Ansiedler, welche diese verdrängten oder sich mit ihnen vermischten, Lateiner, zu denen sich endlich alle aus Neigung, Demuth oder Furcht während der Römerherrschaft bis zum 8ten Jahrhundert bekannten. Alsdann fand sich ein neues Geschlecht im Innern ein, deutsche Edelleute und slawische Bauern. Jene, welche vereinzelt und ohne genügende Macht dastanden, wichen dem Einflusse des überlegenen Theiles, und zogen sich entweder aus der Provinz zurück oder fügten sich der neuen Nationalität. Die slawischen Bauern, fortwährend durch neue von der Regierung dahin versetzte Ansiedler verstärkt, blieben unausgesetzt auf dem flachen Lande, wo sie die lateinischen Ablömmlinge unter sich aufnahmen. Tausend Jahre nach ihrer ersten Einwanderung finden wir sie in verschiedene Familien getheilt.

Zwischen der Dragogna und dem Quieto im Bezirk Buje leben Slawen mit italienischer Tracht und Sitten, so daß man anfänglich zweifelt, ob sie slawisirte Italiener oder italienisirte Slawen seyen. Sie sind vielleicht die ältesten Slawen in Istrien. Ihnen zunächst im Alter folgen jene zwischen der Dragogna und dem Vorgebirge in den Gebieten von Pirano, Capodistria und Triest, ächte Slawen in Sprache und Sitten. Ihren Namen Sawrinen will man von der Save herleiten, was jedoch mit der bis auf unsere Zeit beibehaltenen rothen, weißen und grünen Farbe der Quasten und Schnüre als Merkmal der alten ungarischen Unterthanschaft nicht übereinstimmt. Eine andere ebenfalls alte Familie, vielleicht Stammverwandte der vorigen, bilden die Anwohner des Quieto im Bezirk Pinguente. Sehr alten Ursprungs müssen auch die slawischen Bewohner des Bezirks Albona zwischen der Arsa und dem Guarnero seyn, welche zu den Liburniern zu gehören scheinen.

Mehr in die Neuzeit fallen die Völkerschaften zwischen dem Quieto und der Leme, zwischen dieser und der Arsa, nämlich Morlaken und Uskoken aus Dalmatien, Montenegro, Herzegowina und dem croatischen Küstenlande, welche alle, wiewohl verschiedener Herkunft, doch als Eine Familie betrachtet werden können.

Die lateinische Familie im Bezirk Castelnuovo ist jetzt ganz slawisch, und bald dürften es auch die Bewohner des Arsathales im Bezirk Belai seyn, welche wir nach der Sprache für Walachen halten.

Alle diese verschiedenen slawischen Familien bewahren das Gepräge des gemeinsamen Ursprungs in Sprache, Tracht und Sitten.

*) Siehe die Note S. 1368.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1843.

Ueber alte griechische Fresken in der Sophienkirche zu Kiew.

(Aus der Nordischen Biene, 2/14 November.)

Die von Jaroslaw erbaute Sophienkirche zu Kiew feierte kürzlich das Fest ihres 800jährigen Bestandes, und es wurden bei dieser Gelegenheit alte griechische mit ihrer Erbauung gleichzeitige Fresken entdeckt, von denen bisher die Freunde vaterländischer und kirchlicher Alterthümer, selbst der Metropolit Eugenius, keine Nachricht gegeben haben. Sie finden sich in einer kleinen untern Abtheilung, welche auf der Südseite an die Hauptkirche anstößt. Auf dem runden Gewölbe dieser Abtheilung, in der Mitte derselben, sieht man einen Stern, welcher durch die Verbindung zweier gleich langer Kreuze gebildet ist. Etwas weiter unter sind im Kreise eingeschlossen vier Engel in gewöhnlicher Menschengestalt bis zum Gürtel abgebildet. Jeder Engel hält in der linken Hand eine Weltkugel mit dem Kreuze darüber. In der Mitte des Kopfes stehen die Worte: *Αγγελος Κυ̃.**) Unterhalb zwischen den Kreisen, in denen die Engelsbilder eingeschlossen sind, sind zwei Seraphim und zwei Cherubim abgebildet, so daß immer ein Cherub auf einen Seraph folgt. Die Seraphim sind dargestellt, wie sie der Prophet Jesaias beschreibt, mit sechs Flammenflügeln, von denen zwei den Kopf und zwei die Füße decken, die zwei mittleren aber wie zum Fluge ausgebreitet sind. Die Cherubim haben vier Flügel, von denen zwei gleichfalls den Kopf und zwei die Füße decken; auf den Flügeln vom Kopf abwärts längs dem ganzen Körper und selbst an den Füßen sind eine Menge Augen abgebildet. Hinter den Cherubim und Seraphim in der Mitte schauen die Köpfe der zwei Thiere hervor, welche der Prophet Hesekiel und Johannes der Evangelist erblickten, eines rechts und eines links, und ihre Füße, die man gleichfalls sieht, halten ein Buch. Mit etwas Aufmerksamkeit kann man unter den Seraphim die griechische Inschrift *ἑξαπτερυγα*, die Sechsflügeligen, und unter den Cherubim die Inschrift *πολυομματα*, die Vieläugigen, entziffern, welche dem Cherubimgesang in der Liturgie am Sonnabend vor Ostern entnommen sind. Außer dieser Malerei waren im untern Theile der Kirche, südlich von dem Hauptaltare, in der den Höhlenheiligen Antonius und Theodosius geweihten Capelle, seit alter Zeit unter der Kalktünche hervor fünf Bilder zu sehen. Sie stellen fünf Mädchen dar, und man hat mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß es die fünf klugen Jungfrauen seyn sollen.

Auf den Grund dieser Bruchstücke von Fresken stellte nun der Prowierei Suchobrusow den Satz auf, daß auch an andern Stellen unter den jetzigen Kalktünchen sich Fresken finden müßten. Man schritt mit Bewilligung des Metropoliten Philaret zu einem Versuche und es gelang endlich hinter einer fünffachen Tünche das Bild eines Heiligen, gleichfalls von griechischer Malerei zu entdecken. Ermuntert durch diesen Fund schritt man weiter und fand nach und nach eine Menge Abbildungen: es sind jetzt ihrer zwanzig, neun in voller Größe und eilf nur bis zum Gürtel. In voller Größe sind fünf Heilige, drei Märtyrer und eine Märtyrerin dargestellt. Die Abbildungen bis zum Gürtel sind in Kreise eingeschlossen und stellen sowohl männliche als weibliche Märtyrer dar. Außerdem fand man von ganzen Figuren einige Köpfe nebst der Brust und bei einigen die rechte Hand mit dem Märtyrerkreuz, an verschiedenen Orten zwei Hände, die eine mit dem Kreuz, die andere mit dem Schwert. Das letzte ist, wie es scheint, ein Bruchstück Abrahams, wie er seinen einzigen Sohn opfern will. Die Heiligen sind in mehr als Menschengröße abgebildet, mit unbedecktem Haupt, nach alter Gewohnheit statt der Chorröcke mit dem Meßgewand, über das bei einigen noch der Omophor gelegt ist. Die rechte Hand ist segnend dargestellt, in der linken halten einige das Evangelium, bei andern ist sie frei. Die weiblichen und männlichen Märtyrer sind in anliegenden Leibröcken (chiton) abgebildet, mit dem Kreuz in der rechten Hand. Diese ganze Malerei gleicht sehr den Mosaikbildern, die in dem untern

*) κυ̃ ist die Abkürzung von κυριου, des Herrn, und die Schreibart *Αγγελος* statt *Ἄγγελος* ist ein Beweis, daß sich der Maler eben nicht sonderlich mit der Orthographie befaßte.

Theil des Hauptaltars und in den Bogen der Sophienkirche sich finden, so wie der Malerei, welche noch in der von der heiligen Euphrosyne erbauten Heilandskirche zu Polozk zu sehen ist. Schon an den großen ausdrucksvollen Augen, an dem Gesichtsschnitt und dem von den Römern sogenannten runden Munde kann auch der minder Kundige die alte griechische Malerei von jeder andern unterscheiden. Im allgemeinen sind alle Abbildungen von einerlei Art, und gleichen sich einander in Haltung, Kleidung und sonstigen Eigenthümlichkeiten.

Diese Entdeckung kann nicht bloß über die alte Priesterkleidung, sondern auch über die gewöhnliche, wie sie die Märtyrer tragen, Aufschluß geben. Sicherlich findet man auch bei näherer Nachforschung noch eine größere Anzahl Abbildungen. Was die fünf Uebertünchungen oder Schichten von Kalk und verschiedenen Farben betrifft, die auf den jetzt eröffneten Fresken aufliegen, so kann man daraus schließen, wie weit die Zeit hinter uns liegt, wo man ungescheut zum erstenmal die Gesichter der Heiligen überpinselte. Es entsteht nun die Frage, von wem rührt diese erste Ueberpinselung her? Die größte Beschädigung erlitt den Chroniken zufolge die Kirche von den Mongolen. Aber diese wilden Eroberer, deren damalige Religion noch ihrem wandernden Leben angemessen war, die weder Tempel noch Capellen hatten, konnten in der Sophienkirche eine solche Veränderung nicht vornehmen. Nicht Einer von ihren Chanen betrat je einen christlichen Tempel zu Pferd, kein einziger wandelte die Zierrathen zu seinem Gebrauch um, wie dieß von den Sultanen in Konstantinopel und wie es selbst in Kaminiec podolski geschah. Gierig nach Gold und Raub konnten die wilden Söhne der Natur wohl Mauern zerstören, um Schätze zu entdecken, sie konnten den Tempel von Grund umkehren, aber nicht dessen Zierrathen antasten. Ebenso wenig konnten Anhänger der russisch-griechischen Kirche dieß thun, da ihnen ein solches Heiligthum theuer seyn mußte; die Schuld haftet also hier wohl auf den Unirten, die einst 37 Jahre lang die Sophienkirche zu Kiew im Besitz hatten, und wahrscheinlich alles vernichteten, was an die Gebräuche der rechtgläubigen (griechisch-russischen) Kirche mahnen konnte.

Wie weit die Verunstaltung der Sophienkirche durch die Unirten ging, läßt sich freilich jetzt nur schwer mehr nachweisen, man kann sich aber einen ungefähren Begriff davon machen aus dem einzigen von jener Zeit übrig gebliebenen Bilde: dieß stellt Gott Vater dar, welcher mit der päpstlichen Tiara bekleidet auf dem Throne sitzt, und Gott Sohn mit der Königskrone ziert, während der heilige Geist in Gestalt einer Taube darüber schwebt. Da wo diese temporären Besitzer der Sophienkirche nichts unterschieben oder nach ihrer Weise verbessern konnten, bemühten sie sich das Alte zu verdecken oder gar zu vernichten, und diese Zerstörungssucht mußte ganz natürlich sich zuerst gegen die Heiligen der orientalischen Kirche richten, von der sie abgefallen waren.

Rückblicke.

Frankreich.

(Schluß.)

Die Anstalten der Regierung, namentlich in Paris selbst, die Raschheit mit der die Befestigungen ihrer Vollendung zueilen, die ungeheure Truppenanhäufung in der Hauptstadt, alles zeigt daß die Regierung die Gefahren des jetzigen Zustandes einsieht und wenigstens die materiellen Hülfsmittel in Bereitschaft halten will; andere Mittel sind zu weitaussehend und in anderer Weise gefährlich, z. B. die so dringende Vereinfachung der Verwaltung, welche nothwendig mit einer gewissen Decentralisation der Geschäfte beginnen müßte; damit aber fielen dieselben den Feinden der Regierung, im Osten und Norden den Republicanern und Ultraliberalen, im Westen und Süden den Royalisten in die Hände. Erträglich wäre das Centralisationssystem noch, wenn die Mehrzahl der Beamten die nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen besäße, aber der oft so rasche Wechsel und die Art wie die Bureaux organisirt werden, die Rücksichten welche man auf Verwandte der Deputirten nehmen muß, und zum Theil auch die geringen Besoldungen sind Schwierigkeiten, welche sich nicht so leicht aus dem Wege räumen lassen. Interessant ist es zu bemerken, wie seit einiger Zeit die französischen Blätter das deutsche Beamtenwesen commentiren, und besonders die Prüfungen hervorheben, denen angehende Staatsdiener unterliegen. So lange an die Verwaltungsmaschine keine Hand gelegt ist, möchten alle Versuche, das Budget bedeutend zu ermäßigen, ziemlich eitel seyn, um so mehr als das Heer und die Zinsen zusammen mehr als die Hälfte in Anspruch nehmen. Das Einnahmebudget für das nächste Jahr wurde auf 1327 Mill., die Ausgaben auf 1444 Mill. berechnet, also ein Deficit von 77 Millionen bei einer seit zwölf Jahren um fast ein Drittheil gesteigerten Einnahme.

Trotz dieser Lage der Finanzen ist ein kostspieliger Eisenbahnbau unerlaßlich geworden, und man ist, weil die Mittel nicht zureichen wollten, auf ein Bastardsystem verfallen, das sich unmoglich lange halten kann: man hat den Ankauf des Grund und Bodens größtentheils den Departements und Gemeinden aufgebürdet, durch welche die Bahnen laufen, die Erdarbeiten übernimmt der Staat, und den Ausbau, d. h. das Legen der Schwellen und Schienen sollen Compagnien übernehmen, wogegen ihnen die Ausbeutung der Bahn auf eine lange Reihe von Jahren, meist auf 40, ja auf 99 Jahre gewährleistet werden soll. Dagegen hat man den gewichtigen Einwurf erhoben, daß der Staat ungeheure Opfer bringe, die eine lange Reihe von Jahren nur den Compagnien zu gut kommen würden, und den zweiten noch viel bedeutenderen, daß man den Compagnien ein Monopol des Personen- und Waarentransports überantworte, welches diese in hohem Grade mißbrauchen würden, wie seit Jahren das Beispiel Englands zeigt, wo man darauf denkt sämmtliche Eisenbahnen für den Staat anzukaufen, und für diesen in einer den Interessen der großen Masse des Volks entsprechendern Weise

zu verwalten. Es hat sich leider durch die Erfahrung herausgestellt, daß die Interessen des Publicums und der Compagnien nicht eines und dasselbe sind, daß letztere vielmehr einen größern augenblicklichen Vortheil dabei finden, eine kleinere Anzahl Personen um hohen Preis, als eine größere um sehr niedern Preis zu befördern. Der Staat rechnet anders: für ihn entspringen aus dem erleichterten Geschäftsverkehr eine Menge Nebenvortheile, so daß er ein Interesse hat, eine möglichst große Zahl von Personen auf den Eisenbahnen zu fördern, wenn auch mit geringerem directem Ertrag. Abgesehen hievon aber gibt der Besitz einer Eisenbahn eine solche monopolistische Gewalt über den Transport von Personen und Waaren, daß der Staat denselben niemals einer Gesellschaft ohne sehr scharf gezogene Bedingungen anvertrauen sollte. Außer diesen allgemeinen Gründen gegen die Ueberlassung der Eisenbahnen an Compagnien hat aber Frankreich noch besondere: bis jetzt hat keine Compagnie eine bedeutendere Eisenbahn ohne Beihülfe des Staats ausführen können, der Staat mußte also doch zahlen; fürs zweite hat sich ein Kampf zwischen den Capitalisten und der Regierung entsponnen, welcher den Bau von Eisenbahnen um mehrere Jahre verzögert hat: die Capitalisten, Rothschild an der Spitze, verweigerten dazu der Regierung ihre Unterstützung, weil sie sich Vortheile ausbedingen wollten, welche die Regierung nicht gewähren konnte. Dennoch wird dieser die Verbindung mit den Bankiers bitter vorgeworfen, und als der Vorschlag, die Eisenbahn nach der Nordgränze durch eine Compagnie ausführen zu lassen, an deren Spitze Rothschild stand, in die Kammer kam, erhob sich gegen die übermäßigen, der Compagnie gewährten Vortheile ein solcher Sturm in den Journalen, daß sich die Kammer, in der ohnehin ein geheimer Haß gegen Rothschild thätig ist,*) gegen den Vorschlag aussprach und dieser zurückgenommen werden mußte. Frankreich steht in dieser Beziehung mitten inne, zwischen England und Deutschland: es ist noch nicht zu solchem Reichthum und Macht gediehen, daß Privaten so leicht derlei riesenhafte Unternehmungen allein ausführen könnten, und doch ist eine hinreichend starke Opposition gegen die Regierung da, um ihr ein solches Mittel des Einflusses nicht allein überlassen zu wollen. So hat man längere Zeit hin und her geschwankt, während in England die Privaten mächtig genug waren, die Bahnen auf ihre Gefahr auszuführen und zu bewirthschaften, in Deutschland aber die Regierungen entweder die Ausführung sogleich selbst übernahmen oder doch den Privaten Beschränkungen zum Vortheil des Publicums auferlegten.

Es ist dieß eines der augenfälligsten Beispiele, daß man nicht, der modernen Theorie gemäß, der Privatindustrie alles unbedingt überlassen kann, daß vielmehr in Folge solchen Gehenlassens die ernstesten Uebelstände für ganze Classen der Gesellschaft sich ergeben, wobei endlich nothgedrungen sich der Staat einmengen muß, ein neues Feld, gewissermaßen eine neue Richtung für diesen, während das Vielregieren auf der andern Seite mehr und mehr zur Belästigung der Einzelnen und der Gemeinden ausschlägt. Wenn bei Eisenbahnen Uebermacht auf Seite der Einzelnen vorhanden ist, so findet sich in andern Zweigen Unmacht des Einzelnen, und ein werkthätiges Eingreifen des Staats wird in anderer Weise nöthig; dahin gehört in Frankreich namentlich die Wiederbewaldung der Berge, deren Entholzung besonders in den Thälern der Rhone und Durance von Jahr zu Jahr schlimmere Zerstörungen anrichtet. Die Regierung hat thätige Maaßregeln hiezu ergriffen, und namentlich ein Gesetz über die Organisation der Communalförster durch die Kammern gebracht, aber es wird eine Reihe von Jahren dauern, ehe die wohlthätigen Folgen davon sichtlich ins Leben treten. In dieselbe Kategorie gehört ein nach dem Muster von Catalonien und Oberitalien eingerichtetes Bewässerungssystem, wozu der Vorschlag gemacht wurde, aber nicht mehr zur Berathung kam. Die Sache unterliegt in Frankreich, abgesehen von der Gesetzgebung, mancher formellen Schwierigkeiten, da der Staat die Leitung wird übernehmen wollen, die nur den Gemeinden und den Abgeordneten derselben unter Oberaufsicht des Staats zukommen kann; indeß wird wohl die Noth hier beten lehren, da ein solches Gesetz, namentlich für den Süden des Landes, von ungemeiner Wichtigkeit ist, und die Ausführung der Viehzucht und dem Ackerbau in gleichem Maaße aufhelfen kann. Wenn die völlig zerstückelte, in kleinlichen Interessen befangene Deputirtenkammer, gegen deren individuellen Eigennutz sich immer derbere Stimmen erheben, mit derlei umfassenden Einrichtungen sich nicht abgeben will, so wird die wahre Gesetzgebung des Landes sich immer mehr in die Pairskammer, wo eine große Anzahl alter erfahrener Staatsbeamten sitzt, und in die Conseils Généraux der Departements flüchten, denen die Regierung seit einigen Jahren die Erlaubniß gegeben hat, ihre Berathungen bekannt zu machen; dadurch kommen die Verwaltungsmaaßregeln der Regierung vor das große Publicum, ehe sie an die Kammern gelangen, und dem Schlendrian der Verwaltung, wie dem kurzsichtigen Eigennutz der Deputirtenkammer wird dadurch ein sehr nöthiger Damm entgegen gesetzt. Es kann wieder mehr Stetigkeit in die Verwaltung kommen, so daß der Bestand eines Ministeriums nicht mehr von einer Grille des aus Beamten und Monopolisten zusammengesetzten Centrums abhängt.

Für die Hebung der Handelsverhältnisse ist nicht sehr viel, doch einiges in diesem Jahr geschehen: das erste war die endliche Beilegung der Zuckerfrage, welche dahin entschieden wurde, daß der Zoll auf den Rübenzucker im Laufe weniger Jahre dem des Rohrzuckers gleichgestellt werden soll. Der Zweck der Regierung wird allerdings dadurch am besten erreicht: die Erzeugung von Rübenzucker, die inzwischen durch eine neuere Erfindung sehr erleichtert worden seyn soll, wird bedeutend vermindert, aber nicht unterdrückt, was für den Fall eines Seekriegs eine wichtige Frage ist. Hinsichtlich des französischen Colonialzuckers ist ein eigenthümlicher Plan

*) Dieser zeigte sich auch in der Verwerfung des Münzgesetzes, wodurch alles Geldwesen Frankreichs vollends in Paris concentrirt und das Haus Rothschild eigentlich zum Chef des französischen Münzwesens gemacht worden wäre.

entworfen worden, dem sowohl im Interesse der Pflanzer als der Sklaven ein besonderes Gedeihen zu wünschen ist. Man will die Zuckerfabrication im Großen betreiben und sich dazu von den Plantagen das Zuckerrohr liefern lassen; dadurch würde die Fabrikarbeit von der Feldarbeit getrennt, letztere bliebe den Sklaven allein, und es wäre viel leichter einen allmählichen Uebergang aus der Sklaverei in die Freiheit zu finden als jetzt, wo die Arbeit in den Zuckermühlen den Negern am meisten verhaßt ist.

Indeß sind dieß für die eigentlichen Uebel, an denen die Colonien und der Colonialhandel durch die noch immer bestehende Ausschließung alles andern Handels als den mit dem Mutterlande leiden, immer nur sehr schwache Mittel. Die französische Regierung kann sich noch nicht von ihrem bisherigen Handelssystem losmachen, und es ist auch nicht möglich, so lange nicht das Monopol der Wälder- und Hüttenwerkbesitzer, die ihre Festung mitten in den Kammern und in der Regierung aufgeschlagen haben, gebrochen, Eisen und Holz wohlfeiler gemacht und auf diese Weise dem Schiffsbau aufgeholfen wird. Diese Monopole hemmen auch die Entfaltung des Handels zu Lande: mit Belgien ist eine Vereinbarung nicht möglich, und doch grollt man diesem, sobald es sich mit Deutschland näher einläßt; so hat man in neuerer Zeit aus Verdruß über einige unbedeutende, an Deutschland gemachte Concessionen über den Eisenbahnanschluß und den in Aussicht gestellten Handelsvertrag zwar nicht die Zölle, aber die Plackereien an der Gränze gesteigert. Wenn das französische System in den Hauptpunkten, Eisen und Holz, noch unerbittlich ist, so hat es dagegen an zwei andern Seiten aus politischen Rücksichten einigermaßen weichen müssen. Früher durften seewärts kommende Waaren nur in französischen Seehafen eingeführt werden, jetzt auch auf dem Rhein und der Maas nach Elsaß und Lothringen, und es ist sogar schon davon die Rede gewesen, Straßburg völlig die Rechte eines Seehafens zu gewähren. Man durfte Elsaß nicht mehr länger von der neuen Bewegung des Rheinhandels ausschließen, ohne gewärtig zu seyn, daß sich die öffentliche Meinung dieser wichtigen Provinz völlig von der Verbindung mit Frankreich ab- und Deutschland zuwende. Zum Theil aus derselben Quelle floß eine Begünstigung der Schweiz im Transithandel, den man der Zölle entlastete, worauf der Güterzug durch Frankreich nach der Schweiz sich schnell vermehrte. Die allmählich in der Schweiz sich erhebenden Stimmen, welche einen Anschluß an den Zollverein fordern, haben diese unerwartete Concession herbeigeführt, nachdem ein von Frankreich gestellter Antrag zu einem Handelsvertrag vorher sehr kalt von der Schweiz aufgenommen worden war.

Noch dringendere politische Gründe riethen zu einem Vertrag mit Sardinien, der auch im Herbst dieses Jahres zu Stande kam, und für Piemont nicht bloß wegen der erleichterten Einführung von Landeserzeugnissen aus Savoyen und der Riviera von Bedeutung ist, sondern namentlich in Betreff der Schifffahrt nach Algier; an dieser hatte Sardinien bis zum Jahre 1837 großen Antheil genommen, als plötzlich eine französische Ordonnanz die fremde Schifffahrt nach Algier, namentlich die sardinische und österreichische, hart betraf. Der neue Vertrag gibt der sardinischen Regierung die meisten früher genossenen Vortheile zurück und die kräftig emporstrebende sardinische Marine, deren Verbindungen selbst in Amerika sich immer mehr erweitern, wird dadurch zu einem Alliirten Frankreichs und muß dazu beitragen, diesem allmählich das Uebergewicht im Mittelmeere zu verschaffen. Frankreich hat dadurch die Nachtheile, welche ihm aus dem vorjährigen Vertrage Piemonts mit England erwuchsen, ziemlich ausgeglichen, und seinen Einfluß hier und im übrigen Italien um so fester gestellt, als die Furcht, daß Frankreich revolutionären Bestrebungen in Italien die Hand bieten könnte, allmählich geschwunden ist. Diese erneuerten und erweiterten Verbindungen mit Italien, welche die Aufmerksamkeit Englands in hohem Grade in Anspruch nehmen, deuten sichtlich darauf hin, daß Frankreich im Mittelmeere sich zu einer sehr thätigen Rolle rüstet, während es auf seinen atlantischen Küsten, England gegenüber, mehr die Defensive einhalten will.*) Es hängt dieß mit dem Plane Frankreichs zusammen, den ganzen romanischen Süden seinem Protectorat zu unterwerfen, seine Macht auf dem Mittelmeere zu steigern und sich den Rücken für künftige Möglichkeiten frei zu stellen. Aus diesen Bestrebungen gingen die dießjährigen Ereignisse Spaniens hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein See im Innern Algeriens. Bei einer neuerlichen von Tlemsan ausgezogenen Expedition stieß man auf einen merkwürdigen See mit einer Inselgruppe, die bei den Arabern Schott (wohl dasselbe Wort wie Schat) heißt. In der Regenzeit ist eine Strecke von 30 Lieues Länge und 2 Lieues Breite mit Wasser bedeckt, im Sommer aber ist ein bedeutender Theil desselben trocken und alle Inseln sind dann bedeutend größer. Diese Gegend war früher den Franzosen gänzlich unbekannt, und muß mehrere Tagereisen in südöstlicher Richtung von Tlemsan und südwestlich von Mascara liegen. (Constitutionnel vom 22 Nov.)

Der Coipo Chili's. In der Versammlung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 27 Nov. las Hr. Ackerman eine anatomisch-physiologische Abhandlung über dieß wenig bekannte, fast für fabelhaft gehaltene Thier, das dem Nagergeschlecht angehört, im Bau der Zähne dem Biber gleicht, mehr im Wasser als auf dem Lande lebt, und außer andern auffallenden Eigenthümlichkeiten auch die hat, daß die Mamellen, vier an der Zahl, sich nicht unten am Bauche, sondern auf dem Rücken gegen die Hüften hinab sich befinden. Es wohnt hauptsächlich in kleinen Seen und tiefen Teichen, wo es sich aus dem Schilf eine Art Floß macht, auf dem es des Tages einige Stunden in der Sonne schläft. (Fr. Bl.)

*) Es ist im Plan, diese Seeküste auf allen Punkten durch Batterien zu schützen, zu denen nicht weniger als 3000 Pairhans verwendet werden sollen; 600 davon waren bereits im Anfang dieses Jahres fertig, und 300 sollten im Laufe des Jahres geliefert werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1843.

Die Frauen der Schlangen-Indianer.

(Travels and Adventure of Mr. Violet.)

Die Frauen der Schoschonen, sowie der Apatschen und Arrapahos, die alle zum Stamm der Schoschonen oder Schlangen-Indianer gehören, stehen bedeutend höher als die Squaws der östlichen Indianer. Sie sind zierlicher in ihren Formen und überhaupt schöner; ich kann sie nicht besser schildern, als indem ich sie mit den Frauen der Araber vergleiche. Sie sind sehr reinlich an ihrem Körper und in ihren Wohnungen, und da alle Stämme sowohl weibliche als männliche Sklaven haben, so sind die Frauen der Schoschonen nicht durch harte Arbeit niedergebeugt wie die der östlichen Indianer; ihren Ehemännern sind sie ungemein treu, und jeder Angriff auf ihre Keuschheit würde abgeschlagen werden. Sie reiten so keck wie die Männer und sind im Gebrauch des Bogens sehr gewandt. Ich sah ein sehr schönes, kleines Schoschonenmädchen, die etwa zehnjährige Tochter eines Häuptlings, während ihr Pferd im vollen Rennen war, aus einer Heerde Truthühner, die sie verfolgte, in wenigen Minuten neun Stücke mit Pfeilen erlegen. Ihre Kleidung ist sehr geschmackvoll und anständig und besteht gewöhnlich aus einer Art Toga von Schwanenpelz, Seide oder Wolle, die von der Brust an ein lockeres Hemd bedeckt, und fünf bis sechs Zoll unter die Kniee reicht. Ihre weichen, langen, meist mit Blumen, oft aber auch mit sehr werthvollen Juwelen geschmückten Rabenhaare fallen in üppigen Locken über die Schultern hinab, Knöchein und Handgelenke sind mit Braceletten geziert, und wenn ich die zierlichen Gestalten sah, dachte ich oft an die Nymphen Diana's, wie Ovid sie beschreibt. Obgleich Frauen an den tiefen Mysterien der Religion nicht Theil nehmen, dürfen doch einige von ihnen sich der Gottheit weihen, und legen das Gelübde der Keuschheit ab, leben aber nicht abgeschlossen. Sie kleiden sich dann wie die Männer in Leder von Kopf bis zu Fuß, mit einer Abbildung der Sonne auf der Brust. Diese Frauen sind Krieger, ziehen aber nicht mit in die Schlacht, sondern bleiben stets zum Schutz der Dörfer zurück. Sie leben auch allein, sind gefürchtet, aber nicht geliebt, denn der Indianer haßt alles, was nach seiner Ansicht die natürlichen Gränzen überschreitet und nicht seine eigentliche Bestimmung erfüllt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Spanien.

So hoffnungsreich im vorigen Jahre alles in Spanien sich anließ, so entsetzlich wurden alle die günstigen Aussichten in diesem Jahre vernichtet. Die Ursachen dieser Ereignisse sind innere und äußere; die letztern lassen sich kurz zusammenfassen, es sind einerseits das Geld und die Intriguen Frankreichs und seiner Verbündetin Marie Christine, andrerseits die dießmal sehr kurzsichtige Krämerpolitik Englands. Die im Innern Spaniens liegenden Ursachen sind sehr mannichfach, die Hauptsache aber läßt sich nur aus einem Rückblick auf die neuere Geschichte Spaniens erklären. Dieß Land bildet moralisch den schärfsten Gegensatz gegen England; während hier die gebildetern höhern Classen mit gänzlichem Ausschluß des Volks regierten, herrschte man in Spanien mit der Geistlichkeit und den niedern Classen gegen die Macht und den Einfluß der höhern. Der Erfolg war wie zu erwarten: eine hohe politische und sociale Bildung der höhern Classe in England, und eine unglaubliche Degradation derselben in Spanien — eine Degradation, die Byron so scharf mit den Worten charakterisirt hat: here all were nobles save nobility. Während in England der aristokratische Unabhangigkeits- und Herrschergeist bis zur Härte sich ausbildete, und in dem Benehmen der niedern Classen eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die höhern sich kundgab, entwickelte sich in Spanien die ganze Verworfenheit einer reichen, aber bildungs- und charakterlosen Classe, wogegen die niedern Classen — das adeligste Volk Europa's, wie Borrow sich ausdrückt — eine Ungezwungenheit und Freiheit in ihrem Verhältniß gegen die höhern an den Tag gelegt haben, daß noch alle Fremden, die Spanien nicht bloß durchflogen, ihre

Verwunderung darüber nicht bergen konnten. In allen Revolutionen Spaniens von 1808 bis zum Tode Ferdinands VII, hat der Adel mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen eine sehr klägliche Rolle gespielt, und die Mehrzahl derer, die aus den untern Ständen emporkamen, haben bald an der wetterwendischen Gesinnung und der Käuflichkeit des Adels ihren reichlichen Antheil genommen; es fehlte noch immer ein hinreichend zahlreicher und vermöglicher Mittelstand, der durch das Gewicht seines Einflusses und seines Ansehens den höhern Ständen größere Schonung der öffentlichen Moral aufgedrungen hätte. Aus dieser Lage der Sachen erklärt sich auch die ungewöhnliche Wichtigkeit der Armee: hier trafen sich beide Classen, und eine gewisse soldatische Ehrenhaftigkeit stellte sie moralisch über die höhere Classe. Leider waren die ausgezeichnetern Führer des Heeres, wie Morillo, Quiroga, Abisbal, Ballesteros, wie Mina, Empecinado und Jauregui, in neuesten Zeiten Sarsfield, Rodil und selbst Cordova politisch sehr unbedeutende Personen, sonst hätte die Regierung des Landes längst an einen Soldaten fallen müssen. Endlich kam Espartero, der mehr als alle seine Kampfgefährten politische Einsicht mit militärischer Erfahrung verband. Ihm gelang es, dem Bürgerkrieg ein Ende zu machen, und die Dankbarkeit des Volks hob ihn schnell zur ersten Würde des Reichs empor. Aber der Spruch eines Spötters, Espartero sey viel zu ehrlich für die Spanier, d. h. für die politischen Personen des Landes, sollte in Erfüllung gehen.

Espartero wurde der Mann der Mittelclassen; er sicherte ihnen die Vortheile der Revolution, und that neuen Unruhen so viel in seinen Kräften stand Einhalt. Die Haltung der Nationalmiliz in den wichtigsten Städten des Landes weist genügend darauf hin, daß seine Verwaltung den Wünschen der Mittelclassen entsprach. Aber seine Stellung war höchst schwierig: er sollte Ordnung in die bodenlosen spanischen Finanzen bringen, die Habsucht der Capitalisten, die bisher durch ruinöse Vorschüsse den Staat ausgeplündert, im Zaum halten, den politischen Intriganten, welche sich durch seine ruhige Haltung zur Unthätigkeit verurtheilt sahen, Schweigen auferlegen, den französischen Intriguen entgegenarbeiten, die widerstreitenden Forderungen von Catalonien und Andalusien, mit andern Worten des Prohibitivsystems und des freien Handels versöhnen, und dem Schmuggel Einhalt thun, von dem mehr als 100,000 Menschen ihren Unterhalt, und viele tausend zum Theil sehr einflußreiche Personen ungeheure Vortheile bezogen. Alles dieß sollte geleistet werden, während er mit fortdauernder Geldnoth zu kämpfen hatte: Frankreich und Marie Christine schickten Millionen nach Spanien, um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren und die hungernden Truppen zu gewinnen, während England jede Geldunterstützung verweigerte, und nur gegen Abschluß eines Handelsvertrags, welcher Espartero vor den Augen ganz Spaniens moralisch vernichtet hätte, Hülfe gewähren wollte; in den englischen Blättern triumphirte man noch über Espartero's Geldnoth, die ihm doch noch den Handelsvertrag abzwingen müsse, während schon Frankreich alle Springfedern in Bewegung gesetzt und die spanischen Intriganten erkauft hatte, um Espartero's Macht und damit Spaniens Streben nach Selbständigkeit auf lange Jahre hinaus zu erdrücken. Die Unterstützung, welche Frankreich dem Barceloneser Aufstand schon im J. 1842 angedeihen ließ, war nur ein schwaches Vorspiel dessen, was das Jahr 1843 bringen sollte.

Espartero griff die Uebel Spaniens an der Wurzel an: für die Regierung war natürlich die Finanzverwaltung das dringendste, und in dieser Beziehung erschien noch am Ende des vorigen Jahres unter dem Finanzminister Calatrava ein Gesetz, demgemäß die Alcavala, d. h. die zahllosen an den Thoren der Städte erhobenen und zum Theil Privatpersonen gehörigen Abgaben aufgehoben und die Betheiligten entschädigt werden sollten. Ohne eine solche Maaßregel ist an eine gründliche Regeneration der Finanzen nicht zu denken, keine der vorhergehenden Regierungen hatte noch gewagt Hand daran zu legen, und es gereicht der Verwaltung Espartero's zur Ehre, ein so schwieriges Unternehmen, wobei so manche Interessen verletzt werden mußten, zu beginnen. Ein zweites Grundübel in Spanien, das nicht bloß financiell, sondern auch in der ganzen Verwaltung wirkt, ist die Unzahl der Beamten, welche oft eben so schnell entlassen als angestellt werden, und den Staat durch die Masse der Besoldungen in große Verlegenheit setzen. Das Uebel ist so eingewurzelt, daß in dem spanischen Lustspiele der „Pretendiente," d. h. ein Mann, der eine Stelle sucht, fast eine stehende Person geworden ist. Ob man zu einem Amt befähigt sey, kam nicht in Anschlag, genug man wollte leben und suchte ein Amt; der Regent griff das Uebel an der rechten Seite an, indem er den Grundsatz aufstellte, daß zum Verwaltungsbeamten ein bestimmter Kreis von Kenntnissen erforderlich sey, und um diese erlangen zu können, wurde durch Decret vom 2 Januar d. J. eine Specialschule zur Heranbildung tüchtiger Verwaltungsbeamten in Madrid begründet, aus welcher künftig die Beamten entnommen werden sollten, wodurch denn freilich der müßigen Stellenjägerei ein starker Riegel vorgeschoben wurde.

Das nächste Bestreben der Regierung war, in die Zoll- und Handelsangelegenheiten Ordnung zu bringen. Zu diesem Ende wurde vor allem eine Junta errichtet, welche bei allen Tariffragen zu Rathe gezogen werden und theils aus höhern Finanzbeamten, theils aus Gutsbesitzern, Fabricanten, Rhedern und Kaufleuten bestehen sollte; alle einschlägigen Gesetzesentwürfe sollten von ihr berathen, auch eine jährliche Handelsstatistik entworfen werden. Welche Absichten die Regierung hinsichtlich der Handelsgesetzgebung hatte, geht aus dem mit Belgien abgeschlossenen Vertrag hervor, nach welchem Leinwand — der Hauptgegenstand um den es sich in demselben handelte — nur mit 20 und 15 Proc. Zoll, je nach der Feinheit, belegt werden sollte, um den Schmuggel desto sicherer zu untergraben. Indeß bestanden noch die Gesetze, welche die Einfuhr von Baumwollenwaaren u. dgl. gänzlich verboten, und sie mußten gehandhabt werden, wenn gleich die Regierung sie zu ermäßigen beabsichtigte. Nie war die Be-

wachung der Gränze strenger als unter Espartero's Regentschaft: bis Ende Februar d. J., sechs Monate nach der neuen Organisation der Zollaufsicht, waren bereits 537 reitende und 1091 sonstige Schmuggler verhaftet und 1887 Beschlagnahmen erfolgt. Wenn man weiß, welche zahl- und einflußreiche Classe in Spanien die Schmuggler und ihre Genossen bilden, so kann man sich einen Begriff davon machen, welchen Haß Espartero auf sich lud; allein eine solche Strenge war das einzige Mittel, einerseits um dem Staatsschatz aufzuhelfen, andererseits um zu der dringend nöthigen Umänderung des Zollwesens zu gelangen. Für die pyrenäische Halbinsel gibt es in staatsökonomischer Beziehung keine Rettung als eine Zollvereinigung zwischen Spanien und Portugal. Der Gedanke hat in der öffentlichen Meinung große Fortschritte gemacht, und Espartero war nicht lässig ihn weiter zu fördern. Schon am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahres waren die lebhaftesten Unterhandlungen mit Portugal im Gange, deren Gegenstand jedoch möglichst geheim gehalten wurde. Man weiß, welchen Vertrag Portugal im vorigen Jahre mit England schloß, wie es sich in demselben dazu hergab, den Schmuggelhehler gegen Spanien zu machen, so daß in allen Gränzorten Schmuggeldepots errichtet wurden. Wie Zurbano an der catalonisch-französischen Gränze, so schritt Espartero auch an der portugiesischen Gränze mit Strenge ein, so daß mehrere bei dem Schmuggelhandel betheiligte englische Häuser Bankerott machten. Noch war für Spanien eine Aussicht vorhanden: der Vertrag Portugals mit England war zwar geschlossen, aber über den Tarif noch keine Uebereinkunft getroffen. Espartero's Bestreben ging sichtlich dahin, ein Uebereinkommen hinsichtlich des Tarifs mit Portugal zu Stande zu bringen, und dann gemeinsam einen Vertrag mit England abzuschließen. Wurde dieß zu Stande gebracht, so war der Schmuggel an der spanisch-portugiesischen Gränze mit einem Schlag zernichtet und eine sichere Grundlage zur Verschmelzung der Interessen der beiden Pyrenäenstaaten gelegt, welche Englands und Frankreichs Eifersucht seit zwei Jahrhunderten auseinander gehalten haben.

Wir führen diese Dinge nur an, theils weil sie erklären, weßhalb man in England mit einer kleinlichen Kramerpolitik halb feindselig gegen Espartero handelte, theils weil sie den sichern Beweis abgeben, daß Espartero auf dem rechten Wege war, den Frieden auf der Halbinsel dauernd zu begründen. Daher das überall deutlich hervortretende Vertrauen der Bürgerschaft in den größern Städten, wo man seine Absichten zu beurtheilen verstand, daher die enthusiastische Anhänglichkeit in Saragossa und Madrid, ja selbst in einem Theile Barcelona's, das so manchen Grund hatte ihm gram zu seyn. Daraus erklären sich denn auch die zahlreichen Vereine zur Verbesserung des inneren Zustandes von Spanien — Vereine, unter denen wir nur die Actiengesellschaften zur Herstellung des großen Canals von Guadarrama und zur Schiffbarmachung mehrerer Flüsse erwähnen wollen. Auch eine allgemeine spanische Handelsgesellschaft war im Werk und wurde von der Regierung lebhaft gefördert, weil man erkannte, daß der mächtig gewordenen Industrie und der Handelsthätigkeit anderer Nationen gegenüber eine Vereinigung von Kräften nothwendig werde. Andere minder in die Augen fallende, aber nicht minder wichtige Bestrebungen der Regierung, z. B. die Abschaffung des alten scholastischen Systems auf den Universitäten, die Wiederbewaldung der Berge, namentlich in der Mancha, und ähnliche Unternehmungen zeigen zur Genüge, daß es der Regierung Ernst war, Spanien herauszureißen aus der geistigen und physischen Lethargie, und die lebendigen Kräfte des Landes zur Entwicklung seiner Macht, seines Wohlstandes und seiner geistigen Thätigkeit zu benützen.

Wenn diese Bestrebungen im allgemeinen ihr Feinde genug zuziehen mußten, so war dieß noch insbesondere hinsichtlich ihrer Bemühungen zur Hebung des Nationalcredits der Fall. Wie die financiellen Hülfsmittel des Landes vor dem Antritt ihrer Regentschaft auf Jahre hinaus vorweg angegriffen waren, haben wir schon im vorigen Jahre erwähnt; Spanien war in einem laufenden Zustand von Bankerott, und mußte jede temporäre Hülfe der Banquiers mit ungeheuren Opfern bezahlen. Wollte man diesem Unwesen, das am Marke des Landes zehrte, ein Ende machen, so mußte der Credit auf sichern Grundlagen festgestellt werden. Zu dem Ende mußten die laufenden Zinsen auf feste Einnahmen fundirt werden, und war man einmal damit im Zuge, so konnte es nicht fehlen, daß man auf dem europäischen Geldmarkt Anlehen zu billigen Zinsen finden, und sich dadurch der kostspieligen, temporären Aushelfer entledigen konnte. Daher die Bestimmung, den ganzen reinen Gewinn aus der Verpachtung der Minen von Almaden ganz allein auf Bezahlung der Zinsen der dreiprocentigen Schuld zu verwenden, und sodann den Cortes ein Gesetz über die Capitalisirung der rückständigen Interessen der vier- und fünfprocentigen Schuld vorzuschlagen.*) Der mit jedem Jahre steigende Ertrag der Nationalgüter sollte diesen Plan unterstützen, mit dem aber die vom Mark des Landes zehrenden Banquiers nicht einverstanden waren. Als einen Beweis, wie sehr diese den Bemühungen des Regenten und seines Ministeriums entgegenarbeiteten, wollen wir nur das Haus Salamanca anführen. Dieser hatte das Salzmonopol in einem großen Theil des Landes gepachtet, und es ist eine bekannte Thatsache, daß seine Beamten in ganz Gallizien so wie im Süden an der Spitze des Aufstandes gegen Espartero standen; dem Bruder Salamanca's, einem Hauptmann, gab man die ganze Anstiftung des Aufstandes in Granada Schuld. Aus diesen bekannt gewordenen

*) Nach amtlichen Papieren beträgt die Gesammtschuld 10,495 Mill. Realen, welche beinahe zu gleichen Theilen in verzinsliche und unverzinsliche Schuld zerfallen. Den Ertrag der Minen von Almaden schlug man auf 200,000 Ctr. an; der Centner wurde zu 1500 Realen ausgeboten und das höchste endlich erzielte Angebot war 1630 Realen — ein Preis, den man früher, wo minder lautere Einflüsse vorherrschten, nie erzielt hatte; Rothschild steigerte aber nicht so weit, sondern der Banquier Salamanca, von welchem später Rothschild den Pacht doch übernahm. Der Bruttoertrag mußte nach der obigen Berechnung sich auf 326 Millionen Realen belaufen.

Thatsachen kann man auf das übrige schließen, so wie der berüchtigte Vertrag, den der siegreiche Aufstand mit diesem Banquierhause abschloß, welchem aber die öffentliche Indignation ein vorzeitiges Grab bereitete, ein sehr verdächtiges Licht auf die Reinheit der obwaltenden Beweggründe wirft. Der verletzte Eigennutz der Banquiers und die zur Unthätigkeit verdammten politischen Wortführer waren es, die sich mit den Interessen Frankreichs und Christinens in ein Bündniß einließen.

Eine Ausführung des Ganges der Ereignisse kann nicht in unserer Absicht liegen, und wir begnügen uns hier die Ansicht auszusprechen, daß Espartero trotz aller gegen ihn aufgeregten Feindseligkeiten und trotz des fremden Einflusses dennoch gesiegt haben würde, wenn es ihm nicht allzu sehr an Geld gefehlt hätte, um die Truppen zu bezahlen. Aber die Noth und die erlittenen Entbehrungen machten diese den fremden Einflüsterungen und dem fremden Gelde zugänglich, und die Zuneigung der noch nicht hinreichend erstarkten Mittelclasse Spaniens reichte nicht hin, Espartero's Regierung aufrecht zu erhalten. Außer der Bestechung war unter den Truppen auch noch das arglistig ausgestreute Gerücht wirksam, daß Espartero selbst nach der Krone strebe — ein abgeschmackter Vorwurf, der aber in dem streng royalistischen Spanien seines Zweckes nicht verfehlte.

Der Aufstand brach zu Barcelona aus, einer Stadt, die sich durch ihren meuterischen Geist seit langer Zeit schon auszeichnet. In welchen Verhältnissen derselbe begründet ist, darüber hat man noch nicht viel klares gehört, vielleicht reichen die Ursachen wirklich, wie Seoane in den Cortes auszuführen suchte, in die Zeit hinauf, wo Spanien noch ausgedehnte Colonien beherrschte, und Barcelona einen großen Theil derselben mit Waaren versorgte. Gewiß ist, daß seit Jahrzehnten kein Gouverneur sich daselbst behaupten konnte, als wer wie der Graf von España, Mina und Van Meer mit eiserner Strenge verfuhr. Französische Einflüsse und Verbindungen sind allerdings gleichfalls sichtbar, und man hat vielfach behauptet, daß sich die Moderados und Exaltados Spaniens und Frankreichs gegenseitig die Hand böten, aber gleiche Verbindungen haben an andern Orten nicht gleiche Erfolge herbeigeführt, und es müssen für den widerspänstigen Geist Barcelona's und Cataloniens außer den gewerblichen und allgemein politischen Verhältnissen noch besondere Gründe der Unzufriedenheit obwalten, die noch nicht gehörig ins Licht gestellt sind. Die catalonische Energie zeigte sich aber in ihrer ganzen Stärke bei dem zweiten Aufstand, als die Moderados in Madrid das Ruder zu ergreifen drohten; ein Kampf erfolgte, von dem die neuere Geschichte kein Beispiel kennt, *) und nur die Ermattung des übrigen Spaniens, so wie der königliche Name, mit dem die in Madrid siegreiche Partei sich durch die Großjahrigkeitserklärung der Königin zu bekleiden wußte, machten demselben ein Ende. Der Aufstand gegen Espartero ist somit vollkommen siegreich und hat das übrige Spanien sich wenigstens dem Namen nach unterworfen. Wie die verschiedenen zum Aufstand verbündeten Elemente jetzt, wo sie in den Besitz der Macht gelangt sind, sich vertragen werden, darüber wird das nächste Jahr Aufschluß geben; jedenfalls aber ist Spanien wieder in politische Kämpfe zurückgestoßen, von denen es Espartero wenigstens auf eine Zeitlang befreit hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die neue Madrider Regierung hätte ohne Geldzuschüsse von Seiten Frankreichs die Truppenmacht nicht bezahlen und sie nicht in der Treue erhalten können; ohne diese Unterstützung wäre wohl der zweite Aufstand so siegreich geworden wie der erste.

Albona.

(Aus dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Die Stadt Albona hat ihren Namen von den Alpen, vor Alters Alben, an deren äußerstem, von Nizza über den Mont Cenis, St. Gotthard, Brenner, Terglou, Nanos und Monte maggiore sich hinziehenden italienischen Arm sie liegt; und da man die Gränze von Italien statt durch die Wasserscheide in den großen Gebirgsketten durch den nächsten Fluß andeutete, so ward auch auf der Halbinsel Istrien statt des Gebirges die Arsa als Gränze angenommen; allein dieselbe ist eben so wenig wie der Var die eigentliche Gränze Italiens, und also auch nicht Istriens, das sich vielmehr bis an den Quarnero erstreckt. Wiewohl nun die alte Gränze Istriens an die Arsa verlegt ward, und dieser Fluß zwei in Sprache und Abstammung verschiedene Völkerschaften von einander trennte, so behielt der Boden doch diese natürliche Gränze, und wir stehen daher nicht an, Albona Istrien beizuzählen.

Das Gebiet zwischen der Arsa und dem Meere wurde vor Alters von Liburniern bewohnt, die Albonesen thaten sich unter den erwähnenswerthesten Bewohnern des quarnerischen Archipels von der Arsa bis zur Kerka hervor, und behaupteten auch einen ehrenvollen Rang unter der römischen Herrschaft, während welcher Albona, seines Selbstverwaltungsrechtes nicht verlustig und von den römischen Colonisten nicht beunruhigt, seine Municipalverfassung beibehielt, und eine so hohe Stufe des Wohlstandes erreichte, daß es zum Danke dem Kaiser Philipp ein Ehrendenkmal errichtete.

Im Mittelalter der Markgrafschaft Istrien einverleibt, war es den Patriarchen von Aquileja unterthan, und nachdem es sich im J. 1420 der venetianischen Republik freiwillig unterworfen hatte, wurde es dem Provincialmagistrat von Capodistria untergeordnet. Es erlitt viele Drangsale in den Kriegen mit den Uskoken am jenseitigen Ufer des Quarnero, und es verdankt mehr der Gefahr vor deren Ueberfällen, als dem frühern Zustande seine Festungswerke, welche erst in neuerer Zeit die venetianische Republik verschönern ließ. In kirchlicher Beziehung stand Albona unter dem Bisthum von Pola, was ebenfalls beweist, daß es im 4ten und 5ten Jahrhundert zu Istrien gezählt wurde, weil es sonst nicht mit Pola, sondern mit Zengg vereint worden wäre. Albona ist der Geburtsort des Flaccus Illiricus, bekannt unter dem Namen Flatz, welcher im 16ten Jahrhundert thätigen Antheil an den Religions- und Reformationsangelegenheiten Norddeutschlands genommen hatte. Die Illyrier nennen Albona Labin.

Albona ist jetzt der Hauptort des von 8213 Seelen bewohnten Bezirks, wo die einzigen Kohlenwerke der Provinz thätig ausgebeutet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1843.

Septemberklarheit im Norden.

Bekannt ist in Nordamerika der sogenannte indianische Sommer, aber dieselbe Erscheinung findet sich mehr oder minder ausgeprägt in allen gemäßigten Himmelsstrichen. Interessant ist nachfolgende Schilderung aus Norwegen, die wir einem Christianiablatte (Constitutionellen vom 24 September) entheben.

„Wenn das Jahr in unserm hohen Norden sich dem letzten Viertheil nähert, und alles sichtlich und fühlbar der langen, kalten Winternacht entgegen geht, da ist es begreiflich, daß die Bewohner dieses Nordens mit Sehnsucht und Wehmuth zurücksehen auf die kurze lebenglühende Sommerzeit. Aber in dem schwebenden Moment, in dem Wendepunkt zwischen duftenden Rosen und Frostblumen, zwischen frischgrünen Gegenden und sibirischen Schneestrichen, zwischen des Sommers lauem Hauch und dem naßkalten Octoberwetter liegt oft eine kurze Periode von wunderbarer, wehmüthiger Schönheit, von schimmerndem, intensivem Glanz; es ist als ob die Sommernatur auf uns zu Eisklippen festgewachsene Menschen mit einem rührenden Abschiedslächeln herabsehe. Diese schönen Abschiedstage fallen in den September, doch nicht immer, denn es gibt Septembermonate, wo ein ächter Herbst, schon von Winterkälte durchdrungen, diese ganze Uebergangszeit in Besitz nimmt, und wir köpflings in das Eisbad hineinspringen. Dieß Jahr aber hat der September sein altes schönes Recht behauptet. Neben einem südlichen Sommer, voll Wärme und Fruchtbarkeit, hat der September nun seinen dünnen, klaren Florteppich fallen lassen, durch den wir noch in duftiger Ferne die glühende Farbentöne auf Bergen und Wiesen sehen. Die Sonne ist nicht mehr brennend heiß, wie im Julius, sondern man setzt sich ihren Strahlen mit Wohlbehagen aus; man sucht nun das Sonnenlicht, wie man früher den Schatten suchte, denn eine feinkalte Luft dringt dennoch, wie der Todesbote durch die ganze Natur, anfangs kaum merklich, dann behaglich, endlich durchdringend. Aber eben diese Kühle gibt der Luft eine Leichtigkeit, eine Elasticität, die oft dem klarsten Sommertag fehlt.

„Das Thal von Christiania war nie schöner, nie poetischer als in diesem späten Nachsommer, in diesen heitern Septembertagen. Die abhängigen Gelände haben noch alle Frische des Frühjahrs, seine sparsamen Laubwäldchen heben noch freudig ihre Kronen, denen der hellbraune Fels nur noch ein stärkeres Relief gegen die schwarzen Nadelbäume gibt; der Fjord mit seinen vielen Armen und malerischen Inseln liegt klar da, wie ein Metallspiegel, ein leichtweißer Nebelflor dehnt sich darüber hin und erhebt die unzähligen Fischerboote gleichsam über die Wasserfläche. Die Wellen, die einen so charakteristischen Rahmen um eine Malerei bilden, nehmen die herrlichsten Farbennüancen an vom Violett bis zum Tiefblau, und zeichnen sich scharf ab gegen den reinen Himmel. Eine eigenthümliche Stille ist über das Ganze ausgebreitet, und selbst das ferne Gemurmel der großen Stadt lautet mehr gedämpft. Noch ein paar Tage und diese Septemberklarheit ist wohl vorbei, im October ist nichts zu erwarten, wenn nicht allenfalls dieß Jahr mit seiner besondern Sommerkraft *) auch ihm noch ein Lächeln entlockt."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Portugal.

Es konnte nicht fehlen, daß Portugal unter den Erschütterungen, welche Spanien erfuhr, gleichfalls litt. Das Schlimmste ist, daß die Aussichten auf eine Zollvereinigung mit Spanien vorerst gänzlich vernichtet sind, und Portugal wieder zur schmachvollen Rolle eines Schmuggeldepots für englische Waaren auf lange Zeit verurtheilt ist.**) Die Verlegenheiten, welche für die Regierung daraus hervorgehen, sind bedeutend. Die Bemühungen der Engländer Portugal

*) Demnach hatte man in Skandinavien eine von der unsrigen gänzlich verschiedene Witterung.

**) Die Engländer haben die spanischen Unruhen auf eine bis ins Unverschämte gehende Weise benützt, und theils von Gibraltar aus halb mit Gewalt, theils über die portugiesische Gränze Waaren in ungeheurer Masse hineingeschmuggelt.

durch einige unbedeutende Concessionen in der Einfuhr portugiesischer Weine zu einem ihnen günstigen Tarif zu bewegen, sind bis jetzt an dem ausgesprochenen Unwillen der Nation, sich ferner auf die frühere Weise ausbeuten zu lassen, gescheitert. Dieser Unwille geht so weit, daß Costa Cabral, den die Engländer durch den Aufstand von Oporto auf den Ministerstuhl hoben, sich von ihnen abwenden mußte, wenn er nicht seinen Einfluß im Lande ganz verlieren wollte. So kamen die Unterhandlungen über eine Zollverbindung mit Spanien auf die Bahn, ein Gedanke, dem die Engländer freilich eifrigst, jedoch, wie es scheint, ohne Erfolg entgegenwirkten, bis die Umwälzung in Spanien erfolgte und alle diese Bestrebungen ihr Ende erreichten.

Die Unterhandlungen mit England nahmen die vier ersten Monate des Jahres ein; *) die Engländer meldeten wiederholt, als die portugiesische Regierung nicht nachgeben wollte, es würden Unruhen in Oporto ausbrechen, allein die Engländer sind dort allmählich in den fast ausschließlichen Besitz der Weingärten und des Weinhandels gelangt, so daß die Portugiesen selbst bei weitem nicht mehr in gleichem Maaße wie früher bei der Weinausfuhr betheiligt sind, die ohnehin wegen der spanischen Concurrenz **) auch nicht mehr den früheren Stand erreichen kann. Die Kunst Aufstände hervorzurufen, welche England das Jahr zuvor in Verbindung mit einer portugiesischen Partei geübt hatte, mußte ohne solche Hülfe ohne Erfolg bleiben. Die Regierung sah sich indeß veranlaßt, die Errichtung einer Gesellschaft vorzuschlagen, welche unter Beistand der Regierung den Vertrieb portugiesischer Weine erleichtern und erweitern sollte, und die Deputirtenkammer nahm auch (gegen Mitte März) den Vorschlag an. Es war dieß ein Zeichen, daß Regierung und Kammern entschlossen seyen, in der Tariffrage England nicht nachzugeben, welches ohnehin auch entschieden alles abschlug, was darauf hinwirken konnte, die portugiesische Schifffahrt wieder zu heben. ***) Die daraus hervorgehende Stimmung mußte die Regierung um so mehr beachten, als die Unzufriedenheit im Volke sowohl über die Höhe der Abgaben selbst, als namentlich über die ungleiche, die Armen drückende Vertheilung derselben sehr groß war, und man wegen des leidigen Zustands der Finanzen, welcher bei dem passiven Handel sich auch nicht heben konnte, die Steuern nicht zu vermindern wagen durfte. Man berechnete im Anfange des Jahres das Deficit auf 1315 Contos (über 2 Mill. Thlr.). Ersparnisse wurden vorgenommen, selbst die Königin gab 100 Contos von ihrer Civilliste ab, es wurden auch eine Zeit lang die Besoldungen regelmäßiger ausbezahlt, und man sprach sogar von Gleichstellung zwischen Einnahme und Ausgabe, aber im November d. J. mußten schon wieder Anleihen zu wucherischen Zinsen aufgenommen werden. Unter solch materieller Noth, die den Staat fortwährend mit Unruhen bedrohte, spielten andere Dinge, z. B. die Streitigkeiten mit Rom eine untergeordnete Rolle. Indessen ist doch nicht zu übersehen, wie auch hier mehr und mehr eine gründliche Veränderung vor sich geht: die Bisthümer und Erzbisthümer, ihres früheren Glanzes entkleidet und auf einen ziemlich bescheidenen Maaßstab zurückgeführt, reizen nicht mehr in gleicher Art wie früher den hohen Adel, welcher sich jetzt von der Kirche mehr und mehr entfernt, so daß künftig Talent und Fähigkeiten bei der Besetzung der Stellen eine größere Rolle spielen werden. Die Unterhandlungen mit Rom waren lange und nahmen oft einen sehr bittern Charakter an, endlich aber verglich man sich und Rom sollte das Recht haben zwei Bisthümer zu besetzen. Als aber das Gesetz in die Deputirtenkammer kam, stieß es auf heftigem Widerspruch und nur mit Murren ließ man sich endlich diese Bestimmung gefallen. Diese Abneigung gegen den römischen Einfluß, welche sich auch in Spanien kundgegeben und dieß Land in Streitigkeiten mit Rom verwickelt hat, ist eine beachtenswerthe Erscheinung, da in der pyrenäischen Halbinsel von einer Vorneigung zum Protestantismus oder auch nur von Unkirchlichkeit kaum die Rede seyn kann. Der Gallicanismus scheint über die Pyrenäen gezogen zu seyn und dort sich eine neue Stätte bereiten zu wollen, was für die Stellung des römischen Stuhls in der christlichen Welt nicht ohne bedeutende Folgen seyn kann.

Italien.

Der Einfluß der pyrenäischen Halbinsel auf Italien, welcher sich seit einer Reihe von Jahrhunderten nie verläugnete, scheint sich auch in neuester Zeit wieder geltend zu machen, da der wachsende Verkehr beider so nah verwandter Länder nicht ohne Folgen bleiben kann. Wenn die pyrenäische Halbinsel jetzt mehr den revolutionären Geist der romanischen Völker repräsentirt, so tritt Frankreichs Einfluß beschwichtigend dazwischen, und darin liegt die Hauptstärke desselben; aber es kann dem revolutionären so wenig ganz die Wage halten, als Oesterreich durch seine unablässigen Bemühungen die materiellen und in manchen Beziehungen auch die geistigen Interessen emporzubringen, worüber seine Beförderung der italienischen Naturforscherversammlung ein bedeutsames Zeugniß ablegt, denn es regt sich in Italien, theils durch die französische Revolution angefacht, theils genährt durch die Fortschritte der Gewerbe und des Handels, immer mehr und mehr ein weltlicher Geist, der sich mit dem geistlichen Regiment Roms nicht vertragen will; es zeigt sich derselbe namentlich in den Aufstandsversuchen in der Romagna, die, so verächtlich sie auch in mancher Hinsicht gewesen seyn mögen, doch auf den Grund einer ziemlich allgemeinen Unzufriedenheit mit dem römischen Regierungswesen fußen, denn anders läßt es sich nicht erklären, warum diese Bewegung, welche die päpstliche Regierung mehrere Monate in Athem erhielt, sich im wesentlichen auf die Romagna beschränkte, und in andern

*) Gerade unter dem 30 April meldet das Diario do Governo die Abbrechung derselben.

**) Auch die sicilianische wird bekanntlich immer bedeutender.

***) Die Portugiesen wünschten sehr den Fischfang bei Neufundland zu treiben, da sie in den langen Fasten sehr viele Stockfische (Bacalao) verzehren, allein England wollte die Versorgung Portugals allein haben, und schlug das Begehren, die Fische auf der Küste Neufundlands trocknen zu dürfen, rund ab.

Gegenden Italiens nur schwache, kaum bemerkbare Spuren zeigte. Namentlich ist es die elende Finanzverwaltung, die bei den sinkenden auswärtigen Einnahmen der Regierung immer schwerer auf dem Volke lastet, welches durch die Erpressungen der Regalienpächter wiederholt zum Widerstand getrieben wurde. Es gehören solche Verhältnisse dazu, um ein so unbesonnenes Unternehmen, wie den Aufstand in der Romagna, begreiflich zu finden. Von Piemont hat man behauptet, daß Symptome des Aufstandes dort sich gezeigt hätten, es ist jedoch widersprochen worden, allein bei dem auch hier verbreiteten Elend des Landvolks und dem Mangel eines tüchtigen Bauernstandes — da die meisten Güter dem Adel und der Geistlichkeit gehören, so daß die Ueberzahl besitzloser Arbeiter den Taglohn auf eine entsetzlich niedere Stufe herabgedrückt hat — wären einzelne derartige Scenen, so wenig sie sonst irgend eine Bedeutung haben könnten, eben nicht zu verwundern. Auffallend erscheint es, daß in Neapel und in Piemont so ganz entgegengesetzte Grundsätze befolgt werden, denn während in letzterem Lande alles geschieht, um die Vorrechte des Adels aufrecht zu erhalten, selbst gegen den erkannten Vortheil des Staats, wird in Neapel das Werk der Franzosen fortgesetzt, und jenseits wie diesseits des Faro alles gethan, um die letzten Reste des Lehenwesens auszutilgen; selbst auf die Kirche dehnt sich dieß System aus, und der König läßt häufig Bisthümer eine Zeitlang unbesetzt, um die Güter der Kirche zu parcelliren und an Bauern in Erbpacht zu geben. Indeß fehlen genauere Nachrichten, um sich über das eine, wie das andere Verfahren ein gehörig deutliches Bild zu machen. Aber es scheint, man kennt in Italien selbst die Uebel, an denen die Länder leiden, und wozu in Sicilien vorzüglich die übermäßige Kornerzeugung gehört, recht gut; wenigstens sind eine Reihe Schriften erschienen, die einigen Nachrichten zufolge das Uebel an der Wurzel fassen sollen. Indeß ist für Italien durch die Sicherheit im Mittelmeer, seit Frankreich den Barbareskenstaaten das Handwerk vollends gelegt, eine neue Zeit angebrochen, der Handel nimmt sichtlich zu, die Schiffahrt steigt, Neapel ist bereits im Stande eine nicht verächtliche Seemacht zu unterhalten, und die Wiederbelebung dieses Zweigs der Nationalthätigkeit wird allmählich auf den Landbau eine Rückwirkung äußern, die von den besten Folgen seyn muß. Nicht bloß Piemont und Neapel, sondern selbst Rom nimmt an diesem Handel einen unerwartet großen Antheil.

Algier.

Wir schließen einige Bemerkungen über Algier an, weil dieß den Schlußstein bildet in dem Kreis des französischen Einflusses auf den westlichen Theil des Mittelmeeres. Dieß ganze Jahr war für die Franzosen, wenn auch mühselig, doch fast ununterbrochen glücklich. Nachdem einmal der „Machsen" Abdel-Kaders gesprengt war, konnte die Unterwerfung der einzelnen Stämme wohl noch Mühe kosten, aber nicht mehr von Gefahr begleitet seyn: die mächtigen Flitas zwischen Scheliff und Mina sitzend, und die Wanseris weiter oben im Scheliffthal kamen zuerst an die Reihe und mußten sich unterwerfen. Man hat Hand angelegt, zur Ueberwachung dieser Stämme eine Stadt mit einem befestigten Lager anzulegen, welche den Namen Orleansville führen soll. Wir haben früher schon öfters erwähnt, daß die von den Franzosen besetzte Städtereihe im Innern, Constantine, Setif, Medeah, Mascara, Tlemsan noch manche Lücken darbieten; diese Lücken sind jedenfalls zwischen Mascara und Medeah, sowie zwischen Medeah und Setif zu groß; zwischen die erstere Lücke soll nun Orleansville eingeschoben werden und das mittlere Scheliffthal beherrschen. Die Lücke zwischen Medeah und Setif ist noch bedeutender, und zu ihrer Ausfüllung noch wenig geschehen, wie denn überhaupt die Landverbindung zwischen den Provinzen Tittery und Constantine noch sehr schwach ist: die Franzosen sind bis jetzt nur zwei oder dreimal durch die Bibans (eiserne Thor) gezogen, und in den Dschurdschura- und Dschiraberger, die meist von Kabylen bewohnt sind, herrscht ein Unabhängigkeitsgeist, den weder die Türken noch Abdel-Kader je gebeugt haben. An diese Stämme lehnte sich freilich Ben Salem in seinem vieljährigen Widerstand gegen die Franzosen im Osten Algiers an, aber von Unterwerfung unter den Einfluß Abdel-Kaders war keine Rede; dagegen scheint sich durch die aus den Ebenen der Provinz Constantine und aus dem Gebiet um Algier versprengten Stämme hier ein Herd von Unzufriedenen gesammelt zu haben, dem die Franzosen nicht lange unthätig zusehen durften. Im October machte man von Setif und von Medeah, also von Osten und Westen her, zugleich eine Razzia gegen diese Berge, die wohl in den nächsten Jahren wiederholt werden wird. Das Gebiet ist noch so gut wie völlig unbekannt, indeß sollen sich bedeutende römische Städteruinen darin finden — ein Beweis, daß die Römer es nöthig fanden, diesen Gebirgsstrich besonders zu beaufsichtigen. Die Franzosen werden sich wohl bald genöthigt sehen von Budschia aus gleichfalls Streifzüge in dieß Land zu machen.

Doch nicht bloß in dem Nordwesten der Provinz Constantine, auch im Südwesten machen die Franzosen Fortschritte, und haben die Städte Msilah, Bussada u. s. w. besetzt, von denen letztere bereits eine von Sandwüsten umschlossene Oase zu seyn scheint. Einigen Andeutungen zufolge kommt man so allmählich mit dem innern Landhandel in Verbindung, stößt auf minder kriegerische, mehr dem Handel ergebene Stämme, und es eröffnet sich der Blick ins Innere Nordafrika's. Zahlreich sind die geographischen Entdeckungen, welche die Franzosen bereits gemacht haben, und alle Karten, die man bis jetzt besaß, auch die französischen erst vor wenigen Jahren gefertigten, sind jetzt ziemlich unbrauchbar geworden.

Durchliest man die Berichte der Franzosen, so kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß die Stämme der Provinz Constantine minder fanatisch sind, als die im Westen in der Provinz Mascara. Es ist als ob der Einfluß des alten Khalifenreichs Marokko weiter gegen Osten immer schwächer werde. Wir finden in der Provinz Constantine durchaus nichts ähnliches, wie die Liga der Maraburs in Oran, deren heilige, durch immer neue marokkanische Emissäre in

Gährung erhaltene Brüderschaften mit dem arabisch-türkischen Kriegsadel in einem merkwürdigen Kampfe lagen.*) Die Marabuts siegten unter Abdel-Kader, dessen ungezügelte Herrschsucht aber Uneinigkeit in ihr Lager gebracht zu haben scheint, so daß die Franzosen mehrere Marabuts auf ihre Seite zogen. Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß in diesem Sommer abermals ein solcher fanatischer Emissär, die man nach einem in Marokko gelegenen Orte, Namens Derca, mit dem Namen Dercawi bezeichnet, in der Provinz Oran und zwar bei den Flitas erschienen ist. Man kann den Kaiser von Marokko wohl von der Schuld freisprechen, daß er der Urheber dieser seit einem halben Jahrhundert andauernden Missionen sey, denn seine frühern Schritte und sein Verhalten gegen Abdel-Kader haben hinlänglich gezeigt, daß er sich selbst vor einer fanatischen Aufregung seines Volkes zu scheuen hat. Die hin und wieder in den Blättern erhobenen Klagen über Unterstützung Abdel-Kaders und seiner Anhänger — eine Klage, die erst noch im Monat November auftauchte, als mehrere Stämme aus der Umgebung von Tlemsan sich auf marokkanisches Gebiet flüchteten — haben nie bei der französischen Regierung einen Anklang gefunden, indem diese vermuthlich besser weiß, daß Abderrahman nicht Abdel-Kadern unterstützen wird, aber auch nicht hindern kann, daß der moslemitische Eifer eines Theiles seiner Unterthanen ihm Beistand leiste, namentlich jetzt, wo derselbe durch den Verlust seiner Smalah und unablässig von den Franzosen verfolgt, seinem Schicksal wohl kaum entgehen könnte, wenn ihm nicht das marokkanische Gebiet sich öffnet.

Frankreich muß vorsichtig auftreten in seinen afrikanischen Eroberungen, nicht bloß weil England jeden seiner Schritte beobachtet, sondern hauptsächlich aus Besorgniß, seine Eroberungen möchten sich zu weit ausdehnen. Schon jetzt ist die Besetzung des von ihm eingenommenen Gebiets eine sehr schwere Last, und es muß sich eilen denselben durch europäische Colonisten, deren im vorigen Jahre allein 9000, in diesem bis zum Anfang Novembers 15,000 nach Algier gingen, einen Nachhalt zu geben; man läßt deßhalb durch Sträflinge Felder reinigen und umbrechen, Häuser bauen, Gräben zur Bewässerung und Entwässerung ziehen, und rückt sogleich mit diesen Arbeiten weiter vor, sowie die hergerichteten Wohnungen von Colonisten besetzt sind; namentlich soll die liebliche, am Atlas gelegene Stadt Blidah rasch aufblühen. Die Regierung ist um so mehr genöthigt diese Arbeiten zu beschleunigen, als der Ackerbauer und der Nomade nicht lange neben einander ausdauern können, und es sich darum handelt, die Araber ziemlich aus der ganzen Metidscha zu verdrängen.

Die Stellung Frankreichs zu Tunis kommt in allen diesen Verhaltnissen sehr zu statten; die Engländer suchen die Ansprüche der Türkei auf Tunis zu unterstützen und fast jedes Jahr ist oder glaubt sich der Bey von einer türkischen Flotte bedroht. In solchem Falle wendet er sich eiligst an Frankreich um Hülfe, die ihm aus leicht begreiflichen Gründen nicht verweigert wird. Indeß glaubt der Bey auf seine Stellung, vielleicht auch auf sein durch französische Officiere halb disciplinirtes Heer pochen zu können, und die französischen Kaufleute finden bei ihm weit weniger Schutz als die englischen. Deßhalb ergriff endlich die französische Regierung, als der Bruder des Bey den französischen Consul und den Stationscommandanten insultirt hatte, die Gelegenheit, ihm durch eine eclatante Genugthuung seine Nichtigkeit fühlbar zu machen. Der Bey unterwarf sich, aber gewiß mit Zorn und Rache im Herzen, so daß dieser unbedeutende Vorfall die Gelegenheit zu den ersten Schritten Frankreichs gegen Tunis werden kann; an der tunesischen Gränze sind Truppen zusammengezogen, welche der Militärmacht des Beys wohl schnell ein Ende machen würden, aber diese Angelegenheit ist, wie so manche andere, auf die Zeit verschoben, wo endlich England und Frankreich mit einander in Kampf gerathen und sich die Herrschaft im Mittelmeer streitig machen werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man sehe die Aufschlüsse, welche die „Lebensskizze Mustapha-Ben-Ismaels" Nr. 197 ff. darüber gibt.

Die Communalwachen in Istrien.

(Aus dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Unter der venetianischen Regierung wurden außer den Werbungen für die Marine die Slawen für die Landtruppen ausgehoben und in die slawonischen und italienischen Regimenter, wie auch in die Cavallerie, Cappelletti genannt, eingereiht. Außerdem bestand eine gewählte Landmiliz, Cernide, zur Aufrechthaltung der innern Ruhe und der Sicherheit nach außen, da ein großer Theil der Provinz einem andern Fürsten untergeordnet war. Diese Cernide waren, so wie die Nationalgarde unter der illyrischen Regierung, die eigentliche Landwehr.

Die Communalwachen stehen unter keiner militärischen Disciplin, sondern sind bloß zur Verfügung der Verwaltungsbehörden unter Aufsicht eines Direttore. Sie tragen keine militärischen Abzeichen, sondern nur eine Quaste oder ein anderes Merkmal an der Mütze oder Kappe. Die Flinten, die sie führen, sind ihr Eigenthum, doch nicht alle sind mit solchen bewaffnet.

In verschiedenen Ortschaften werden ihnen die Waffen für Rechnung der Gemeinde überlassen. Der Wachtdienst ist nicht festgestellt. Sie haben die Runde zu machen, nöthigenfalls die Städte und Flecken zu bewachen, die Landstreicher und Ausreißer zu verfolgen und hülfreiche Hand zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu bieten.

Miscellen.

Rattennoth in England. In einem Flecken der Grafschaft Cambridge, Namens Ely, haben sich, man weiß nicht auf welche Weise, eine Unzahl Ratten eingestellt, welche die Felder verheeren. Alle Bemühungen der Landleute, sie auszurotten, sind bis jetzt fruchtlos geblieben, obgleich man alle Nacht bei Fackellicht Jagden anstellt, auch Rattengift in Menge ausgestreut hat; man hat ihrer schon viele Tausende getödtet. (Engl. Bl.)

Angeblicher Vulcan in der Nähe von Boulogne. Seit einigen Tagen spricht man in Boulogne von nichts als der Erscheinung eines Vulcans. Bei näherer Untersuchung hat sich indeß herausgestellt, daß bis jetzt nichts als ein Rauch zu sehen ist, der aus einer Spalte in den Felsen nach der Seite von Chatillon hin herauskommt. (Echo du M. S. 30 Nov.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Asien.

Algier ist das einzige rein mohammedanische Land unter europäischer Herrschaft, Rußland in der Krim und in Transkaukasien, England in Ostindien können Christen oder Hindus den Mohammedanern gegenüberstellen: die Besetzung Algiers ist deßhalb einer der bedeutendsten Schritte Europa's in der Unterwerfung der islamitischen Völker und in deren nothwendiger Umwandlung. Der europäische Geist und die Uebermacht des europäischen Maschinenwesens haben die Macht derselben gebrochen, und die Bewegung wird nicht enden, ehe sie sämmtlich unter europäische Herrschaft oder wenigstens unter einen europäischen Einfluß gestellt sind, der viel stärker ist als der jetzige. Die moslemitische Macht, noch im vorigen Jahrhundert in Asien erobernd und in Europa mindestens ungebrochen, hat seit fünfzig Jahren ungeheure Rückschritte gemacht, und diese Rückschritte werden immer rascher werden. Dieselben erstrecken sich indeß nicht auf die moslemitischen Staaten allein, sondern auf sämmtliche asiatische Länder alter Bildung, die sich in ihrem Zusammenstoß mit der europäischen nicht behaupten kann. Was aus diesem Zusammenstoß hervorgehen wird, das liegt im Schooße der Zukunft verborgen, fürs erste aber werden sich wie gewöhnlich beide Theile mehr die Laster als ihre Vorzüge mittheilen.

Das interessanteste Schauspiel wird jedenfalls China ergeben, das cultivirteste, aber auch in seiner wissenschaftlichen Form verknöchertste Volk. Die Religion, in den mohammedanischen Staaten ein so bedeutender Hebel, scheint, so viel wir jetzt über China wissen, eine ziemlich todte Form, und so lebhaft der weltliche Widerstand gegen das Christenthum seyn wird und früher bei den Bemühungen der Jesuiten schon war, so schwach wird sich der geistige zeigen. Die Erfolge der Missionäre in Korea und Cochinchina, ja in China selbst, sind nicht unbedeutend gewesen, aber der weltliche Arm hält sie nieder, so daß neuerdings in Korea eine Christenverfolgung losbrach, ähnlich der, welche in den letzten Jahren Cochinchina heimsuchte: auf alle diese Staaten wirkt das Christenthum in derselben Art, wie einst auf das Römerreich; das Christenthum muß im Verlaufe einer gewissen Zeit allgemein werden, und wenn nicht die weltliche Macht ganz in europäische Hände übergeht, so werden sich im chinesischen Reiche durch die gleichzeitige Einwirkung der Protestanten und Katholiken dieselben Erscheinungen wiederholen, wie im Römerreich bei den Kämpfen des Arianismus und Katholicismus. Viel näher aber als diese der Zukunft vorbehaltenen Erscheinungen liegen erstens die Revolution, welche der ganzen wissenschaftlichen Bildung der Chinesen bevorsteht, und zweitens die Wirkungen des europäischen Fabrik- und Maschinenwesens. Ein wesentliches Hinderniß einer freien Fortbildung ist die chinesische Schrift, das damit zusammenhängende Unterrichtswesen und die trotz ihres ungeheuren Umfangs beschränkte Literatur. Wir haben über dieß Unterrichtswesen und die Dauer desselben, bis die Kinder lesen und die Hauptschriften ihres Volkes verstehen lernen, nach einer russischen Quelle (s. Nr. 44) berichtet: der Unterricht bleibt vom 7ten bis 12ten oder 13ten Jahre ein reiner Papagaienunterricht, und man hat in dem chinesischen Collegium zu Malacca die Erfahrung gemacht, daß sich dieß ganz verderbliche, ja sinnlose Unterrichtswesen nicht einmal ändern läßt, so lange die chinesische Schrift besteht; man lehrt dort die jungen Chinesen das Englische nach europäischen Methoden, aber das Chinesische muß nach der chinesischen Methode betrieben werden, welche den Geist gerade in den Jahren seiner Entwicklung völlig abstumpft. Die Chinesen scheinen demnach dazu verurtheilt, wie sie materiell von einer fremden Race, den Mandschu-Tataren unterjocht worden, auch ihre freiere Bildung durch eine fremde Sprache zu erhalten. Sollte sich das Schicksal Alt-Aegyptens, dessen Bildung nie bei den umliegenden, oft besiegten Völkern haften wollte, und endlich im eigenen Lande unterging, in China in einem weitern Kreise wiederholen wollen? Die Bilderschrift scheint ein wesentliches Hinderniß für die eigentlichen Chinesen, und vielleicht werden die Mandschu-Tataren mit ihrer Buchstabenschrift schnellere

Fortschritte machen. Doch diesen Gegenstand wollen wir den Männern vom Fach überlassen.

Von näheren und unmittelbaren Folgen wird der den Chinesen aufgezwungene Friedens- und Handelsvertrag seyn. Wir haben nach der in Nr. 314 von einem Correspondenten mitgetheilten Auseinandersetzung der Folgen des Tarifs nichts hinzuzusetzen, als daß wir glauben, diese Folgen werden sich viel schneller fühlbar machen in der Brodlosigkeit von Millionen. China hat keine Wahl als den Vertrag mit England zu zerreißen und sein früheres Abschließungssystem nochmals zu versuchen, oder unabsehbarer innerer Zerrüttungen gewärtig zu seyn. Die Brodlosigkeit muß die Auswanderer in viel größeren Schaaren als bisher nach dem Archipel und nach Siam treiben, das ohnehin fast ein chinesischer Staat ist, und die Unruhen im Innern werden in Ost-Turkestan bald genug wiederhallen. In China ist der Anstoß gegeben, daß es alle seine Eroberungen im Westen der großen Mauer wieder verliert und daß Bewegungen in Centralasien entstehen, die bei unserer höchst mangelhaften Kenntniß der dortigen Länder und Völker jeder Berechnung spotten. Rußland kann dadurch genöthigt werden, ganz als asiatische Macht zu handeln, wenn es nicht von einem neuen Mongolensturm bedroht werden will; es ist wohl kaum zufällig, daß es mehr und mehr Reisende gewiß nicht bloß zu naturhistorischen Zwecken über den Altai hinüber ins chinesische Gebiet schickt. Die möglichen, vielleicht sehr nahen Ereignisse in Ost-Turkestan, d. h. in den Ländern südlich vom Thian-schan, werden wir berühren, wenn wir auf Buchara zu sprechen kommen, das bei jenen Verhältnissen besonders betheiligt ist.

Die Nachrichten dieses Jahres aus China beschränken sich auf zwei Punkte, einen Aufstand in Canton am 7 December v. J. und den Abschluß des Friedens- und Handelstractats; über letzteren haben wir nichts mehr beizufügen, der erste aber hat eine gewisse Bedeutung, weil er sichtlich von einflußreichen Personen veranstaltet war. Alle großen Kaufleute Cantons, die Hongs vor allen, die Mehrzahl der Beamten und eine große Menge gemeinen Volks sind in ihren Interessen durch die Eröffnung von andern Häfen verletzt, und bestrebten sich durch eine Gewaltthat einen neuen Bruch mit England herbeizuführen: die Mäßigung Pottingers und das noch frische Andenken der erlittenen Niederlagen bei den chinesischen Bevollmächtigten vereitelten diesen Plan, allein es ist gewiß, daß die Erbitterung gegen die Engländer sich nicht auf Canton beschränkt. Die letzteren fühlen wohl, daß sie dem chinesischen und namentlich dem tatarischen Stolz einen Schlag versetzt haben, der nur darum im Augenblick nicht gerächt wurde, weil die baare Unmöglichkeit vorhanden war; sie sehen ganz richtig, daß man auf die Erfüllung der Vertragsbedingungen nur in so weit rechnen darf, als sich die Chinesen durch die englische Macht dazu gezwungen fühlen, und so freundlich und cordial die chinesischen Bevollmächtigten sich in ihren Zusammenkünften mit Sir H. Pottinger gebärdeten, so herrscht doch im Innern des Reichs eine ganz andere Stimmung. Ein Brief aus China vom Anfang dieses Jahres *) sagt bereits: „die Bedingungen des Vertrags sind bitter demüthigend für den tatarischen Stolz: die Mandarinen der nördlichen, westlichen und mittleren Provinzen, welche gar nicht wissen, durch welche Umstände genöthigt der Kaiser diesen Frieden bewilligte, reichen Bittschriften an denselben gegen deren Ausführung ein.“ Seit dieser Zeit hat man in Erfahrung gebracht, daß die von den Engländern geschlagenen Generale und andere für den Frieden günstig gesinnte Personen hingerichtet, so wie auch daß die Forts in der Tigrismündung neu und stärker als je hergestellt wurden. Es fehlt in China keineswegs an Leuten, welche die staatsökonomischen Nachtheile des Vertrags zu beurtheilen wissen, und die Tage desselben sind ohne allen Zweifel gezählt. Freilich wird die chinesische Regierung, durch die gemachten Erfahrungen gewitzigt, andere Voranstalten treffen als bisher, und so lange bis diese beendet sind, wird der Friede dauern, aber auch nicht länger. Wahrscheinlich sind in diesem Augenblick die vier östlichen Häfen bereits eröffnet, und seit geraumer Zeit schon treiben die Engländer und Amerikaner einen Schmuggelhandel bis weit den Yang-tse-kiang hinauf, aber lange wird das gute Vernehmen wohl nicht dauern, und ein gutes Schlupfloch, um die Engländer zu prellen, haben sich die schlauen Chinesen ohnehin vorbehalten, indem kein Raum für die Aufstapelung der Waaren am Lande stipulirt wurde, so daß bereits englische Kaufleute höhere Kosten in Canton zu zahlen hatten als je vorher. Solche Zänkereien entscheiden freilich nichts, man wird sie aber in die Länge ziehen, um nach Umständen handeln zu können.

In Indien fühlte man noch die Nachwirkungen des unglücklichen Rückzugs aus Afghanistan, und in mehrern Theilen des Landes brach die Abneigung gegen die englische Herrschaft in Thätlichkeiten aus, namentlich in Bundelkund, wo die unkluge Besetzung einiger unter den Familiengliedern strittigen Fürstenthümer sämmtliche regierende Familien in Unruhe über die Sicherheit ihres Besitzthums versetzt hatte; der gebirgige und waldige Charakter namentlich des südlichen Theils von Bundelkund erleichterte einen sehr lästigen Guerillaskrieg, dem die unzufriedenen Häuptlinge geheimen Vorschub thaten. Ernsteres wurde indeß nicht unternommen, da das in Oberindien zusammengezogene Reserveheer Respect einflößte. Diese Neckereien, welche in neuester Zeit durch Erbschaftsstreitigkeiten auch über Gualior sich ausdehnen, und in den benachbarten Radschputenstaaten seit mehrern Jahren nie ganz aufgehört hatten, könnten für die Engländer nur dann bedenklich werden, wenn sie in einem großen Theile Indiens systematisch betrieben würden, um die englischen Truppen müde zu hetzen. Es ist hiebei eine aus der Geschichte Indiens entnommene Bemerkung nicht ohne Wichtigkeit: alle seit tausend Jahren in Indien eingedrungenen mohammedanischen Eroberer haben mit verhältnißmaßig leichter Mühe das großentheils flache Oberindien bezwungen; so wie sie sich aber hier festgesetzt hatten, sahen sie sich auch von den Bergen im

*) Citirt in den Indian News vom 8 April.

Süden aus, wohin der kräftigste Theil der Hindubevölkerung sich geworfen, bedroht, und es mußten Kriegszüge dahin unternommen werden, welche nach großen Anstrengungen zwar gelangen, aber auch allmählich die Urvölker Südindiens oder des Dekkans in Aufregung brachten. Das jetzt noch bestehende Reich des Nizam von Heiderabad ist nichts als ein solches im Laufe der Zeit unabhängiges Gouvernement der Mogulkaiser. Die Mahratten waren die letzte indische Macht, welche seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts gegen die mohammedanische Herrschaft reagirten. Die Herrschaft der Engländer ist zu vorschauend, als daß man solche Massen allmählich sich ansammeln ließe, die Aufregung der Urvölker ist indeß nichtsdestoweniger vorhanden, und kann nach Umständen den Engländern höchst lästig wo nicht gefährlich werden, wie sie es nach und nach allen mohammedanischen Dynastien geworden ist.

Dieser Stand der Dinge, verbunden mit dem gänzlichen Zerfall und der innern Zerrüttung der Subsidiärstaaten werden die Engländer immer mehr nöthigen, den so lange sorgsam vermiedenen Schritt zu thun und die unmittelbare Verwaltung der meisten Länder zu übernehmen. Die zwei bedeutendsten noch übrigen mohammedanischen Staaten, der des Nizam von Heiderabad und Audh, stehen am Bankerott, die Sache will sich mit allen erdenklichen Erpressungen nicht mehr fortführen lassen, und namentlich gegen erstern stehen die Truppen der Engländer von Madras aus in Bereitschaft und harren nur des Befehls zum Einmarsch. Die Vernichtung dieser beiden mohammedanischen Staaten ist aber für die Engländer eine Quelle großer Verlegenheit, einerseits weil sie auf ihrer einmal eingeschlagenen anti-mohammedanischen Tendenz immer weiter fortgestoßen werden, andererseits weil sie ihre ohnehin schon kostspielige Verwaltung immermehr ausdehnen müssen, was mit bloß europäischen Werkzeugen theils wegen der Kostspieligkeit, theils wegen Mangels an brauchbaren Individuen nicht geschehen kann; sie müssen deßhalb mehr und mehr Einheimische beiziehen, über deren Unzuverlässigkeit, Bestechlichkeit und Tyrannei sie in manchen Provinzen schon hinreichend schreiende Erfahrungen gemacht haben. In Bengalen selbst, der reichsten aber auch entnervtesten Provinz Indiens, wo an keinen Widerstand zu denken ist, befindet sich die Polizei-, Rechts- und Finanzverwaltung in einem fast hoffnungslosen Zustande. Der Bengal Hurkaru vom 18 September d. J. macht hierüber folgende Mittheilung: „der neu ernannte Untergouverneur Bengalens, Hr. Bird, will die Reform der Verwaltung unternehmen, aber die Aufgabe ist herculisch: ein unwissendes, unterdrücktes Volk, eine corrupte Polizei und ein unwirksames Gerichtsverfahren, alle wirken gegenseitig auf einander ein, um ihre besondern und charakteristischen Uebelstände zu vermehren. Will man unter solchen Umständen mit dem Druck der Zemindars *) beginnen, so stößt man auf Befürchtungen und Drohungen, daß die Einnahme der Regierung darunter leiden werde; das öffentliche Gefängniß muß das Werkzeug des Landherrn bleiben, sonst ist er nicht im Stande seine Verbindlichkeiten gegen die Regierung zu erfüllen. Will man auf der andern Seite mit der Polizeigewalt anfangen, so wird eingeworfen, daß aus der Volksmasse keine bessere Beamtenclasse zu finden sey, und daß ein Wechsel der „Darogas" nur ein Wechsel von Dieben und Tyrannen sey. Beginnt man mit dem Gerichtssystem, so stößt man auf die radicalen Mängel von rechtsunkundigen Magistraten, Geschäftsüberhäufung und einen Zustand der Finanzen, der nach den wiederholten Erklärungen der Directoren der Compagnie keine weitere Verwendung von Geldern für die Bedürfnisse des Volks zuläßt. So findet man sich bei jedem Schritt durch Mißbräuche gehemmt, deren Zahl zu wachsen scheint, je näher man sie untersucht, bis endlich der Reformator gänzlich entmuthigt auf einzelne Verbesserungen sich beschränkt, überzeugt, daß ein wirksames Abhülfsmittel sich nicht entdecken läßt." Wenn solche Zustände unter den Augen der Generalregierung ohne Abhülfe bleiben, so kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wie es in den Provinzen aussehen wird. Die anglo-indische Regierung erntet jetzt die bittern Früchte, daß sie nicht die Plane von Cornwallis und Wellesley zu gründlicher Bildung der höhern Classen des Volks durch mohammedanische und braminische Gelehrsamkeit fortgesetzt hat; sie würde jetzt nicht solchen Mangel an brauchbaren Regierungswerkzeugen leiden, und die lang vermiedene Amalgamation der Racen und der Ankauf von Ländereien durch Europäer würde jetzt auf minder unregelmäßige Weise vor sich gehen.

Die Verarmung Indiens, herbeigeführt durch die Uebermacht der englischen Industrie, welche namentlich die Verarbeitung der Baumwolle fast vernichtete, macht jetzt die Einwanderung von Europäern höchst nothwendig und nützlich; wo ein Europäer mit Capital und Kenntnissen sich niederläßt, übt er einen fast zauberhaften Einfluß auf das benachbarte Land aus, er hebt den Taglohn durch umfassende Bearbeitung des Bodens, fördert den Handel und hebt die Masse der ausführbaren Rohstoffe; mit dem Indigo hat man den Anfang gemacht, Baumwolle ist gefolgt, Flachs wird allmählich stark gebaut, die Ausfuhren von Reis, Kaffee und Zucker nehmen zu, kurz der Anfang ist gemacht, daß die ungünstige Handelsbilanz des Landes sich allmählich mehr ins Gleichgewicht setze. Aber diese Ausbreitung der europäischen Ansiedler, die kaum erst begonnen hat, muß die alten Localinstitutionen nach und nach stürzen; die Nachkommen dieser Ansiedler kommen mehr und mehr in ein ganz anderes Verhältniß zu der eingebornen Bevölkerung als ihre Väter, ja sie nehmen den Glauben und Aberglauben derselben an (s. über die gegenwärtigen Sitten und die Zukunft der indo-brittischen Gesellschaft Nr. 152 ff.), und es entsteht eine ganz neue Welt, welche, so gering die Zahl der Europäer auch noch ist, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Zukunft Indiens bleiben kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ursprünglich Steuereinnehmer, später ziemlich unabhängig, nun durch englische Rechtsfiction zu Obereigenthümern des Bodens constituirt.

Die Magier in Aegypten.

(Nach Hamont in der Revue de l'Orient.)

Man findet unter den Kopten Zauberer und Magier von großem Ruf, welche das ägyptische Publicum, das christliche, wie das mohammedanische ausbeuten. Im Jahre 1840 gab es deren zwei von großem Ruf: Mallem Daud L'Aschkar und Mallem Ibrahim. Das Volk behauptete, diese beiden hätten einen Verkehr mit dem Teufel, der ihnen die geheimen Schätze verrathe. Wenn ein Beamter die Ungnade seines Herrn erfahren hat, so geht er zu dem Mallem Ibrahim oder Mallem Daud, erzählt ihm seine Noth und erhält von diesem ein beschriebenes Papier, das er Tag und Nacht bei sich tragen muß; der gewesene Beamte verschreibt dagegen dem Magier eine gewisse Summe für den Fall, daß er wieder angestellt würde. Im Orient dauert die Ungnade nicht ewig, der Abgesetzte wird manchmal mächtiger als vorher, und dieß erklärt die Reichthümer dieser Mallems. Die Frauen, selbst in den größten Harems, ziehen einen Magier zu Rath, und begeben sich unter Geleite eines Eunuchen dahin. Die eine möchte gern Kinder bekommen, die andere die Liebe ihres Herrn wieder erwerben, die ihr durch eine Rivalin geraubt wurde. Mancher glaubt, in seinem Hofe seyen Gefäße mit Gold vergraben, und der Zauberer soll den Ort angeben; er kann denselben entdecken, wenn der Eigenthümer des Hauses ihm das nöthige Geld gibt, um einige Gegenstände anzukaufen, vermittelst deren er die Hülfe des Teufels erlangen kann. Im Jul. 1841 ließ die Frau eines seit mehreren Monaten anwesenden Kopten den Mallem Daud l'Aschkar in ihr Haus kommen, und wollte wissen, wo die Schätze lägen, die in ihrem Hause vergraben seyn sollten. Der Magier verlangte Erlaubniß die verschiedenen Zimmer zu untersuchen, gewann das Vertrauen der Frau und erfuhr so den Stand ihres Vermögens. Man besprach einen Plan: der Magier sollte sieben Tage und Nächte wachen; es war unerläßlich Parfumerien zu verbrennen, und die Frau gab die zum Ankauf nöthigen Gelder her. Nachdem sie so alles ihr vorräthiges Geld geliefert hatte, kündigte der Mallem Daud an, daß der Teufel kommen würde; die Operation neigte sich zum Ende, aber zur dringend nothwendig gewordenen raschen Ausführung brauchte man nochmals Geld. Die Frau hatte ihren letzten Para gegeben, und verkaufte ihren Schmuck. Eines Abends verkündigte der Zauberer, daß der Teufel unfehlbar in der Nacht kommen würde, und man erwartete ihn. Mit Hülfe einiger Geldstücke hatte der Mallem Daud den Beistand eines Dieners gewonnen, und spät in der Nacht stellte dieser in eine mitten in einer verlassenen Kammer angebrachte Höhlung sechs große Töpfe, die der Zauberer mit Erde füllte. Die Stunde, wo der Teufel erscheinen sollte, wurde von dem benachbarten Minaret herab verkündet, als mit Einemmal der Mann der Koptin eintrat. Er verlangte Geld, die Frau, bestürzt, warf sich vor ihm nieder, und erzählte, was zwischen ihr und dem Mallem Daud vorgegangen war. Der Mann fragte den Diener, der die Betrügerei des Magiers eingestand. Daud wurde nach der Citadelle citirt, ein Proceß gegen ihn eingeleitet und er nach viermonatlichem Gefängniß und wiederholten Bastonnaden auf drei Jahre nach den Galeeren geschickt.

Die Kopten stecken so voll von Vorurtheilen wie die Moslems, sind Fatalisten wie diese, und ihre Frauen ziehen die mohammedanischen Blödsinnigen, so wie die Horoskopsteller aller Nationen zu Rath. Die ägyptischen Mädchen und Weiber sind es hauptsächlich, die den Ruf eines Zauberers machen. Irgend ein Unfall, eine üble Behandlung, eine in der Ehe erfahrene Täuschung führen die koptische, wie die mohammedanische Frau zu dem Santon, dem Wahrsager oder dem geachtetsten Scheikh.

Alle diese Wahrsager verkaufen ihre Orakel nicht auf dieselbe Weise: manche verbieten ihren Kunden nur ein einziges Wort zu sprechen, wenn sie bei ihnen ankommen, sondern sie lassen sich ein Geldstück in den Mund legen und denken dann über den Zweck des Besuchs nach. Der Magier muß also errathen: er fixirt den Mann oder die Frau, sinnt nach, streckt das Ohr hin, als horche er, schreit und schweigt dann wieder; bald ist er in Verkehr mit den Geistern und spricht dann mit erhobenem Arm eine glückliche oder unglückliche Sentenz aus. Im Porticus des Sklavenmarkts zu Kairo saß gewöhnlich ein dicker Mann von etwa 50 Jahren auf einer Holzbank mit unterschlagenen Beinen. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein, als wollte ich ihn um Rath fragen, und sah bald eine schön gewachsene Frau begleitet von einer Negerin zu ihm kommen. Sie übergab dem Magier ein Tuch, dessen eines Ende zusammengeknüpft war. Der Magier knüpfte es auf, und fand ein Goldstück etwa 3 Fr. an Werth. Er legte es in den Mund, maß dann das Tuch mit den Fingern, murmelte einige Worte, die ich nicht verstand, worauf die Frau sich ihm näherte, und leise ziemlich lange mit ihm sprach. Der Magier nahm nun ein Buch, las zwei Seiten und sprach häufig den Namen Fatime aus, wahrscheinlich der Name der Frau; sodann schrieb er einige Zeilen auf ein Blättchen Papier, legte dieß im Dreieck zusammen, übergab es der Frau und sagte: Gott schütze Euch!

Ich begann mein Gespräch von neuem, ließ Kaffee kommen, machte den Magier mittheilsam und fragte ihn endlich, was die Frau gewollt habe. „Es ist unbedeutend," sagte der Magier, „sie beklagt sich über die Nachlässigkeit ihres Mannes, fürchtet, eine andere möchte ihr einen bösen Blick zugeworfen haben, und verlangte von mir einen Talisman, der ihr die Gunst ihres Gatten wieder verschaffe." So kam bald eine zweite und eine dritte heran, und in Zeit von etwa einer Stunde hatte der Magier fünf oder sechs Franken erhalten; ich fand das Handwerk ziemlich lucrativ.

Die Wahrsager sind sehr verbreitet in Aegypten, und die Kopten liefern für sich allein einen großen Theil des Tributs, den diese Schlauköpfe von der öffentlichen Leichtgläubigkeit erheben. Im Said (Oberägypten) sind Familien, deren Mitglieder sich nicht mit andern verheurathen; sie sind alt und ihr Ursprung ist unbekannt. Diese Familien sprechen eine besondere Sprache und ihre Physiognomie unterscheidet sie auffallend von den Aegyptiern. Aus ihnen gehen die Horoskopsteller hervor, die das Land durchziehen und die auf den öffentlichen Plätzen Kairo's Muscheln von verschiedener Form verkaufen. Die Männer gehen im Winter nach Kairo und die Weiber im Sommer; man erkennt sie an ihrem sehr starken brunetten Teint und an ihrer Nase, deren einer Flügel mit einer Gewürznelke durchbohrt ist. Zu gewissen Zeiten des Jahres, z. B. etwas vor dem Abgang der Karawane nach Mekka, laufen andere Charlatans aus Westafrika (Garb) in Kairo umher, und auch diese beuten namentlich die Kopten aus.

Ein ungeheurer Baum. Das Echo du Monde Savant vom 30 Nov. meldet, daß ein belgischer Colonist zu Santo Thomas beim Eindringen in die Wälder einen Stamm von 45 Fuß im Umkreis gefunden habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1843.

Literarisches aus Ostindien.

Bombai, 10 October.

Die asiatische Gesellschaft hier hatte vor etwa 12 Jahren sich mit der von London vereinigt und schickte von da an die Arbeiten ihrer Mitglieder an diese, um in dem Journal derselben zu erscheinen. Dieß war ein großer Fehler, denn eine Gesellschaft, welche kein directes Lebenszeichen von sich gibt, stirbt bald in sich selbst ab und hört auf Interesse zu erregen oder an sich selbst zu nehmen. So war es auch hier, und der Mangel eines Organs für die wissenschaftlichen Arbeiten der Europäer der Präsidentschaft führte vor sechs Jahren zur Errichtung der geographischen Gesellschaft, deren sich die Regierung bald bediente, um Berichte, welche sie bekannt machen wollte, drucken zu lassen. Auf diese Art hat die geographische Gesellschaft nach und nach unter dem Titel: Proceedings of the Bombai geographical Society etwa 40 Hefte drucken lassen, welche eine Menge Arbeiten von Werth enthalten, aber wahrscheinlich in Europa so gut als unzugänglich sind, denn ich habe nicht erfahren können, daß die Gesellschaft einen Buchhändler in Europa habe — eine Nachlässigkeit, welche ganz unbegreiflich ist, denn ihr Interesse und ihre Eitelkeit sind doch gleich betheiligt ihre Werke so weit als möglich zu verbreiten und sie namentlich in europäische Bibliotheken zu bringen. Aber diese Apathie ist nur zu allgemein in Indien; die asiatische Gesellschaft hat nun vor einiger Zeit wieder angefangen ihre Arbeiten selbst herauszugeben, und es sind unter dem Titel: Journal of the Asiatic branch Society of Bombai bis jetzt drei Hefte erschienen, für deren Verbreitung in Europa jedoch einigermaßen gesorgt wird, indem die Gesellschaft den Buchhändler Richardson in London zu ihrem Correspondenten angenommen hat. Dagegen hat sie eine neuere eben so sonderbare Unternehmung gemacht, sie hat nämlich den Vendidad von Zoroaster mit einem Commentar in Guzzurati von dem Parsenpriester Asfendiardschi in fünfundzwanzig Exemplaren drucken lassen; die Ausgabe hat 1200 Rupien gekostet, während sie für 1500 Rupien wenigstens 100 Exemplare erhalten hätte, welche dem Bedürfniß in Indien und Europa genügt haben möchten, und deren Verkauf die Gesellschaft, welche nicht sehr reich ist, für ihre Auslagen entschädigt haben würde. Der literarische Streit der Missionäre mit den Persern ist für den Augenblick zu Ende; die Perser, welche unter sich selbst in tiefem Zwiespalt sowohl über die Lehre von Zoroaster als über ihren kirchlichen Kalender liegen, haben beschlossen, nicht mehr gegen Wilson und die übrigen Missionäre zu schreiben, und haben sogar den größten Theil ihrer früheren Streitschriften vernichtet. Ihre Gelehrsamkeit ist sehr mittelmäßig, und als sie vor etwa zehn Jahren viele Schriften über ihre Kalenderstreitigkeiten erscheinen ließen, besaß die zahlreichere der beiden Secten (die der Rasami) niemand in ihrer Mitte, der den Streit in persischer Sprache hätte führen können, und sie mußten sich eines Mohammedaners dazu bedienen. Seitdem haben sie sich fast ausschließlich des Guzzurati in ihren Schriften bedient. Die Nachahmung europäischer Sitten hat den größten Theil der Secte von ihren alten Gebräuchen und von ihrer Abgeschlossenheit unter sich entfernt und ihre Kraft gebrochen. Die Regierung thut so gut als gar nichts für die Literatur, die lithographische Presse in Puna, aus der unter Elphinstone und Malcolm Werke wie Ferischta, hervorgingen, ist jetzt ausschließlich mit Formularen für die Gerichte und die Finanzverwaltung beschäftigt.

Rückblicke.

Asien.

(Fortsetzung.)

Die meisten Schwierigkeiten bereitet der indischen Regierung die ihr durch den Gang der Verhältnisse aufgedrungene anti-mohammedanische Richtung. Wir haben früher schon darauf aufmerksam gemacht, wie die Engländer nach der Niederlage, welche die Afghanen (1761) den Mahratten auf den Feldern von Panniput beigebracht hatten, die erstern verhinderten, die Herrschaft über Indien wieder an sich zu reißen. Zeman Schah setzte in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und in den ersten Jahren des jetzigen die Kriegszüge der Afghanen nach Indien fort, aber die bald eintre-

tenden Zerrüttungen im afghanischen Reiche und die emporkommende Macht Randschit Singhs verdeckten geraume Zeit einen Zustand, der jetzt erst mit dem nahenden Fall des Sikhreichs wieder in vollem Maaße zu Tag tritt. Die Afghanen und ihre mohammedanischen Stammgenossen in Indien können nicht vergessen, daß die Engländer ihnen dieß reiche Land, das sie als ihre Beute ansahen, entrissen haben: England war 30 Jahre lang dem Maharadscha Randschit Singh befreundet, weil er zwischen sie und die afghanischen Stämme trat; aus demselben Grund aber war Randschit Singh der Gegenstand des Hasses für die indischen Mohammedaner, und während die afghanischen Stämme um Peschawer und in den benachbarten Gebirgen den Kampf gegen Randschit Singh unterhielten, durchzogen Fakirs ganz Indien und sammelten bei den reichen Mohammedanern Geld ein zur Belebung dieses Kampfes. Jetzt wo die Zerrüttung des Sikhreichs durch die blutige Ermordung Schir Singhs und seines Sohnes Pertab Singh im Wachsen ist, werden diese „heiligen Kämpfe" (Ghrazia) der afghanischen Gebirgsstämme wieder beginnen, und da die Mehrzahl der Bewohner des Pendschab mohammedanisch ist, wohl bald mit Erfolg fortgesetzt werden, so daß schon dadurch die Engländer sich genöthigt sehen werden, den Pendschab in einen Subsidiärstaat umzuwandeln und unter ihre besondere Obhut zu nehmen. Dann sind sie aber die nächsten und zwar feindlichen Nachbarn der raublustigen Afghanenstämme und die ganze mohammedanische Bevölkerung Indiens wird der geheime Bundesgenosse derselben gegen die Engländer, eine Stellung, welche letztern unter Umständen sehr lästig, wenn auch nicht gerade gefährlich werden kann, denn der mohammedanische Adel Indiens ist materiell und geistig in raschem Sinken begriffen.

Aus dem Verhältniß zum Pendschab erklärt sich auch das Verhalten der Engländer gegen die Amirs von Sind, selbst abgesehen von dem Handel auf dem Indus, der für die Engländer durch die Eröffnung des ganzen westlichen Indiens von besonderer Wichtigkeit ist; blieben die mit den Afghanen so nah verbündeten Belutschen Herren im Lande, so war eine gefährliche Lücke für die erstern über Schikarpur offen gelassen, und der Kampf mit den mohammedanischen Stämmen von Kuratschi aufwärts bis nach dem Himalaya konnte einen um so besorglicheren Charakter annehmen, als die östlich an den Indus stoßende Wüste nicht zu bewachen war, so daß diese Stämme den stets unruhigen Radschputenstaaten im Hochland Malwa die Hand boten — ein Verhältniß, das schon in den Jahren 1825—1836 bei der englischen Administration das Verlangen, den Indus in ihre Gewalt zu bekommen, mehr und mehr geweckt hatte. Diese Umstände verschlimmerten sich seit dem unglücklichen Ausgang des afghanischen Zuges und die Besetzung des Indus wurde für die Engländer zur dringenden politischen Nothwendigkeit, was auch die theoretische Gerechtigkeit und die theils philanthropischen, theils furchtsamen Stimmen in England sagen mochten. So wird auch in nächster Zukunft der Pendschab einverleibt werden müssen, und die Engländer dann als Herrscher und Schützer des Hindulandes den tausendjährigen Feinden desselben gegenüberstehen. Dieses Zurückdrängen mohammedanisch-persischer Stämme und das allmähliche Sinken des Islam in Indien ist eine der merkwürdigsten Phasen der neuern Weltgeschichte.

Es kann kaum fehlen, daß diese Zurückweisung der Belutschen- und Afghanenstämme auf sich selbst mit der Zeit für diese Länder sehr wohlthätige Folgen hat, indem die stets nach außen mit Krieg und Raub beschäftigte Rohheit sich mindern, und Ackerbau, Handel und dadurch mildere Gesittung wieder mehr emporkeimen wird, ja es ist nicht unmöglich, daß darin für ganz Afghanistan eine neue Zukunft aufgeht, und die Kraft, welche bisher in indischen Raubzügen sich vergeudete, nun nach Norden gegen die Turkomanen gewendet wird. Der alte Dost Mohammed rüstet sich mit Kraft, seine unterbrochene Herrschaft in Cabul wieder zu befestigen, und der erste Schritt ist, sich mit einer disciplinirten Leibwache zu umgeben. Er preßt die Kaufleute aus, um sich Geld zu diesem Ende zu verschaffen, zieht Hindustanis, die in englischem Kriegsdienst standen, herbei, und ist namentlich bemüht, die zahlreichen, einzelnen Afghanen, welche von den Engländern als Localtruppen, namentlich im Kheiberpaß und in der Umgegend gebraucht, und so viel möglich disciplinirt worden waren, an sich zu ziehen. *) Die Kaufleute steuern vielleicht zu diesem Unternehmen nicht ungern bei, weil Dost Mohammed dafür bekannt ist, daß er wenigstens Ruhe auf den Straßen erhält, so daß sie nicht mehr von unzähligen Wegelagerern, sondern doch nur von Einem, und zwar mäßig ausgeplündert werden. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß die durch den englischen Eroberungszug im Innern Afghanistans bewirkte Aufregung Dost Mohammeds Plane, alleiniger Herr des Landes zu werden, begünstigt, und seine Macht gegen Süden über Candahar erweitert, vielleicht sogar in kurzer Zeit gegen Norden, wenigstens bis an den Oxus hin, da die Verhältnisse dieses Theils von Asien, den die Engländer speciell, wenn auch unrichtig mit dem Namen Centralasien belegen, in diesem Augenblick sich sehr verwickeln.

Hier ist der Stand der Dinge in Buchara zu beachten, dessen Stellung sich seit den letzten Jahren wesentlich verändert hat. So lange Rußland den Plan verfolgte, sämmtliche mohammedanische Völker dieses Landstrichs gegen das englische Indien aufzureizen, und auf dieses als auf das beutereiche Land hinzuweisen, so lange England selbst durch Unternehmungen gegen Afghanistan diese Stimmung der mohammedanischen Völker unterhielt, war Buchara nur eine der Etappen nach Indien, und Rußland suchte unter allen diesen Staaten ein gutes Vernehmen zu erhalten, um ihnen eine gemeinsame Richtung anweisen zu können. Jetzt aber ist die Stellung anders. Dost Mohammed weiß besser als einer seiner Landsleute, daß er in Indien nichts zu gewinnen hat, und kann er den unruhigen Thätigkeitsgeist seiner Landsleute nicht bezähmen, so muß er ihn gegen Norden wenden,

*) Es sind dieß die Truppen, welche bei den Engländern hauptsächlich den Namen „Dschesailtschis" führten, von Dschesail, der langen, bei ihnen üblichen Flinte.

denn im Westen ist Herat durch Yar Mohammed schon in afghanischen Händen, *) und weiter kann der afghanische Ehrgeiz sich wohl nicht versteigen. Dagegen öffnet sich im Norden eine für ganz Centralasien wichtige Laufbahn, die mit den chinesischen Verhältnissen im Zusammenhang steht.

Im vorigen Jahrhundert, als der Aufstand der Dsungaren sich auch über Ostturkestan verbreitete, und die Chinesen sich genöthigt sahen, mit bedeutenden Heeren diesen ewig wieder auftauchenden Feind zu bekämpfen, überschritten sie auch ihre jetzigen Westgränzen, und suchten ihre Herrschaft wiederum, wie im dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, bis an das kaspische Meer auszudehnen, aber Ahmed Schah, der Gründer der Durani-Monarchie, zog ihnen entgegen und zwang sie zum Rückzug. Aus jener Zeit her datirt sich wohl ein sich fortspinnendes Kriegsverhältniß zwischen Kokand und China: es war im Sinne der Mohammedaner ein heiliger Krieg, weil er zum Schutz der unter chinesischer Herrschaft lebenden Mohammedaner geführt wurde. Wann dieser Kampf beigelegt wurde, wissen wir nicht, er soll aber nur dadurch sein Ende erreicht haben, daß China sich der Hauptbedingung des Chans von Kokand fügte, der zufolge die Mohammedaner des östlichen Turkestans in allen Religionsangelegenheiten unter den Schutz einer Deputation aus Kokand gestellt wurden. Es ergibt sich aus diesem Verhältniß, dessen Bedeutung wir freilich nicht bemessen können, wenigstens so viel, daß ein sehr inniger Verkehr zwischen den Mohammedanern unter chinesischer Herrschaft und denen im freien Westturkestan besteht, und daß alle Aufstandsversuche der erstern bei den Fürsten Westturkestans bereite Unterstützung finden. Bekannt ist der Aufstand vom Jahre 1826, den die chinesische Regierung nur dadurch so schnell bezwang, daß sie die Häupter durch Versprechungen und Bestechungen kirrte, dann als sie die Waffen niederlegten, verrätherisch ermorden ließ, und ein furchtbares Strafgericht über ihre Anhänger verhängte.

Dieß durch Schwäche und Grausamkeit bezeichnete Verfahren kann nicht verfehlen, das Gefühl der Rache und Erbitterung wach zu erhalten, und sobald das Gerücht der den Chinesen durch die Engländer beigebrachten Niederlagen sich im dortigen Lande ausbreitet, sobald vollends durch Empörungen im Innern China's die Noth der Regierung wächst, so ist zu erwarten, daß der Aufstand in Ostturkestan wieder in hellen Flammen aufschlägt und von den Westturkomanen begünstigt wird. Gegenwärtig ist es Buchara, welches die erste Rolle unter den letztern spielt, und augenscheinlich Anstalt machte, sich zum alleinigen Herrn unter denselben aufzuschwingen. Der Angriff gegen Chiwa, der in diesem Jahre erfolgte, ist zwar mißglückt, aber der gegen Kokand gelang vollkommen; der Chan von Kokand soll nach gut asiatischer Sitte mit seiner gesammten Familie ermordet und das ganze Land mit Buchara vereinigt worden seyn. Dadurch ist das Schutzrecht Ostturkestans auf Buchara übergegangen, und dieß wird nicht säumen, solches bei erster günstiger Gelegenheit zu benützen; man darf also im Laufe weniger Jahre sehr wichtigen Veränderungen in Centralasien entgegen sehen.

Diese Lage der Sache ist um so bedeutsamer, als sie nicht ohne Einfluß auf Rußland bleiben kann. Die Errichtung eines neuen Turkomanenreichs auf der Stelle des alten, welches einst Baber beherrschte, und dessen Trümmer die Staaten von Kokand, Buchara, Chiwa u. dgl. sind, kann für Rußland unter Umständen gefährlich werden. Schon jetzt beklagt es sich (s. den Artikel: der Handel von Buchara Nr. 294 ff.), daß dieß Land noch immer einen nachtheiligen Einfluß auf seine mohammedanischen Unterthanen ausübe, indem es nach altem moslemitischem Herkommen von mohammedanischen Handelsleuten nur den vierzigsten Theil des Werthes der Waaren, von Christen und andern Religionsgenossen aber den zwanzigsten, ja manchmal den zehnten Theil erhebt, und somit die Tataren Rußlands ermuntert, bei ihrem Glauben und in der Anhänglichkeit an ihre Glaubensgenossen zu verharren. Im Rußlands Handel mit Buchara und den andern Turkomanenstaaten ist jetzt noch der Handelsvortheil auf Seite der letztern, aber es läßt sich stark dazu an, daß die europäische Maschinenkunst auch hier ihre Wirkung äußern, den noch übrigen Gewerbfleiß der turkomanischen Staaten vernichten, und diese commerciell von Rußland abhängig machen wird. Rußland scheint zu glauben, daß dieses schon in hohem Grade der Fall sey und zeigt sich geneigt, gegen die Einfuhr bucharischer Gewerbserzeugnisse Maaßregeln zu gebrauchen, welche allerdings insofern einen sehr nachtheiligen Einfluß ausüben müßten, als diese Staaten, welche ihren Bedarf an Eisenwaaren fast ganz aus Rußland beziehen, dadurch nothwendig schnell verarmen müßten, — ein Zweck, den Rußland mit Vorbedacht verfolgt, um es ihnen unmöglich zu machen englische Waaren über Persien zu beziehen, und sie mit dem aus Rußland bezogenen Gelde zu bezahlen. Diese englischen Waaren sollen durch die schlechtern, aber auch wohlfeilern russischen ersetzt werden, und Buchara soll nothgedrungen das Mittel abgeben, Geld aus China zu ziehen. Ein Anfang damit ist schon insofern gemacht, als man zur Bezahlung der russischen Waaren mehr und mehr Thee aus den chinesischen Provinzen bezieht und nach Rußland zu einem wohlfeilern Preis absetzt, als letzteres bisher den Thee zu Kiachta zahlte, wo die mit einander einverstandenen chinesischen Kaufleute ihn zu sehr hohen Preisen an die Russen absetzten. Für Rußland handelt es sich darum, seine Manufacturindustrie zu heben, und da es mit den Erzeugnissen derselben auf den europäischen Märkten

*) Kamran Schah, aus der Familie der Seddusels und der Neffe Schah Schudschas, ist in diesem Jahr gestorben oder durch Yar Mohammed vollends ermordet worden. Letzterer, lange Zeit vorher der allmächtige Minister, wird sich wohl in seiner Stellung durch ein Schaukelsystem zwischen Persien und Afghanistan behaupten, im Ganzen aber sich mehr zu seinen Landsleuten, den Afghanen, hinwenden, da er, der Sunnite, nur durch fortwährende Zuzügler aus Afghanistan sich gegen die schiitischen Einwohner der Stadt halten kann. Wir wissen aus der Stellung, die der junge Eldred Pottinger in den Jahren 1839 und 1840 in jener Stadt einnahm, daß die schiitischen Einwohner der Stadt ihm zur Stütze gegen den Uebermuth Yar Mohammeds dienten.

nicht concurriren kann und der Absatz im eigenen Lande nicht bedeutend genug ist, um die Fabrication in gehörigen Schwung zu bringen, so sollen die Waaren nach Asien abgesetzt werden. Daher das russische Verbot, in Kiachta Thee und andere chinesische Waaren gegen baares Geld zu kaufen; es darf nur getauscht werden gegen russische Erzeugnisse, nämlich Pelze und Manufacte.

Ergreift indeß Rußland beschränkende Maaßregeln gegen Chiwa und Buchara, und werden diese allzu lästig, so wird das bisherige mit Buchara bestandene Freundschaftsverhältniß bald sein Ende erreichen, und das neuere gewaltsame Umsichgreifen Buchara's zeigt, daß dieses einen Reichthum, der ihm sonst durch den Handel zufloß, jetzt durch Krieg und Eroberungen erlangen will; kommen vollends Unruhen in Ostturkestan dazu, so kann schnell wieder eine turkomanische Macht dastehen, welche alle Rußland mehr oder minder feindseligen Kirgisenstämme unter sich vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neapolitanischer Räuber.

(Nach dem Englischen im Voleur vom 25 November.)

Die nachfolgende Geschichte hat zum mindesten das Verdienst völlig wahr zu seyn, was keine geringe Empfehlung für eine Räubergeschichte ist.

Während des Herbstes 18.. war Neapel wie gewöhnlich angefüllt mit reichen Müßiggängern, die der Mode eine Winterreise opferten. Das Wetter war herrlich. Eines Morgens im Monat September zog eine lustige Schaar von Reitern und Reiterinnen zu einem der Thore Neapels hinaus, in der Absicht, den Tag in einem Walde einige Stunden von der Stadt zuzubringen. Die Gesellschaft bestand aus einem alten Baronet, seiner Frau, seinen beiden Töchtern, mehrern andern Frauenzimmern, begleitet von einer genugsamen Anzahl Herren, unter denen sich auch der Held dieser Geschichte, Capitän O..., befand. In geringer Entfernung vom Wald fiel es den beiden Töchtern des Baronets ein, durch den Wald einen Fußweg zu suchen, Capitän O... sollte sie begleiten, und sie wollten mit dem Gros der Cavalcade an dem zum Rendezvous bestimmten Orte zusammentreffen. Einige Zeit hörte man noch das Rollen des Wagens, in dem der alte Baronet saß, aber der Pfad entfernte sich mehr und mehr von der großen Straße, und endlich ward es völlig still umher. Nach etwa einem halbstündigen Marsch hielt der Capitän plötzlich an, und zeigte seinen Gefährtinnen mehrere Köpfe, die von Zeit zu Zeit hinter dem Gebüsch hervorschauten und augenscheinlich nur sehr verdächtigen Leuten angehören konnten; jeder war mit einer Mütze geschmückt, auf der eine grüne Feder prangte. Eine solche Erscheinung war der kleinen Gesellschaft nichts weniger als angenehm, um so mehr, als der Ruf der neapolitanischen Räuber damals noch viel schlimmer war als jetzt, und obgleich in Theater- und Romanbanditen sehr verliebt, war ihnen doch in der Gegenwart wirklicher Räuber keineswegs sehr wohl zu Muthe. Indeß waren sie besonnen genug, dem Rath des Capitäns zu folgen und, ohne Furcht oder Argwohn zu verrathen, ihren Weg gerade fortzusetzen. Sie standen auf dem Punkt, das Gebüsch zu erreichen, in welchem die Räuber sich versteckt hielten, als diese, es für unnütz erachtend, länger ihr Incognito zu bewahren, aus ihrem Versteck hervortraten und sich vor die drei Lustwandelnden hinstellten.

Es waren ihrer zwölf, darunter schöne Leute, im pittoreskesten Costüm und ganz bedeckt mit Heiligenbildern und Amuletten gegen das böse Auge, die sie an einer silbernen Kette um den Hals trugen. Der Anführer hatte noch überdieß um den Leib eine grüne Schärpe gebunden, die ohne Zweifel das Symbol seiner Würde war. Ohne zu warten, bis man ihn ausfragte, näherte sich Capitän O... den Räubern und fragte um den Weg nach einer ausgehauenen Stelle im Wald, die er ihnen beschrieb. Der Anführer warf, ohne zu antworten, einen forschenden Blick auf den muthigen Officier, der diese stumme Drohung ohne Wanken aushielt, und sagte endlich nach einigem Schweigen: „Wissen Sie, wer wir sind?" — Nein," erwiederte Capitän O...; „wie sollten wir Euch kennen; wir sind Engländer und seit kurzem erst in Neapel angekommen. Seyd Ihr vielleicht Kaufleute?" — „Nein, mein Herr! ich bin Natoli."

Trotz seiner Herrschaft über sich selbst zitterte der Capitän bei dem Namen dieses gefürchtetsten aller neapolitanischen Räuber, dem kecken Bandeanführer, dessen Grausamkeit den Gegenstand mancher allzu leicht geglaubten Erzählung bildete. Indeß wurde er seiner Bewegung Meister, grüßte leicht und schwieg.

„Und Ihr, wer seyd denn Ihr?" frug der Bandit.

„Ich habe es bereits gesagt," entgegnete der Capitän, „wir sind englische Reisende. Habt Ihr noch andere Fragen zu machen, ich bin bereit darauf zu antworten; wo nicht, so laßt uns unsern Weg fortsetzen."

„Und wer sichert mich, daß Ihr nicht unsern Versteck verrathet?"

„Das Ehrenwort eines englischen Officiers. Ich glaube nicht, daß man eine größere Garantie geben könnte."

Natoli wandte sich an seine Gefährten, um sich mit ihnen zu berathen, wobei die beiden jungen Damen, obgleich im Innersten ihrer Seele erschrocken, doch nach Möglichkeit ihre Fassung behielten. Die Rückkehr des Anführers der Banditen zerstreute bald ihre Befürchtungen. „Fremdlinge," sagte er, „Ihr kennt euch entfernen; wir vertrauen auf euch, weil wir Grund haben, die Engländer als eine ehrenwerthe Nation zu betrachten. Aber Ihr müßt uns schwören, niemand das Zusammentreffen mit uns zu verrathen, bis wir euch selbst erlauben, davon zu reden." — „Ich verspreche es," erwiederte Capitän O...

„Jetzt aber," fuhr der Räuber fort," möchte ich Euch um einen Dienst bitten."

„Welcher Art," fragte der Capitän.

„Wir möchten gern das Land verlassen, aber die Wachsamkeit der Polizei hat uns bisher daran gehindert. Wäret Ihr geneigt dazu, uns behülflich zu seyn, wenn es in Eurer Macht stünde?"

„Allerdings," erwiederte Capitän O..., „nur sagt mir, auf welche Weise ich Euch nützlich seyn kann, und wenn das, was Ihr verlangt, ausführbar ist und nicht meiner Ehre widerstreitet, so könnt Ihr auf mich zählen."

„Gut, mein Herr, so hört mich an. Wenn in Zukunft irgend jemand Euch anredet, im Namen Eurer Freunde auf dem Lande, so könnt Ihr sicher seyn, daß dieß ein von uns abgesandter Bote ist. Ihr lauft indeß auf keinen Fall Gefahr. Habt Ihr mich verstanden?"

„Vollkommen," sagte der Capitän.

„Also Gott befohlen. Ich empfehle mich, meine Damen, setzte er hinzu, indem er höflich den Hut hob; gedenket an eure Freunde auf dem Lande."

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1843.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Landaufenthalt. — Hacienda Santyago. — Stiergefecht. — Bemerkungen über sociale Zustände. — Heimkehr.

Madame Calderon ist häufig über Land und weiß auch davon viel Unterhaltendes zu erzählen. Vor der Regenzeit noch war von einer befreundeten Familie an den Gesandten die Einladung ergangen ihre verschiedenen Landhäuser zu besuchen, und man entschloß sich daher den Mai noch zu einer Fahrt in die Provinz zu benutzen. Am 5 Lenzmond 1840 sehen wir das liebenswürdige Paar die Hauptstadt wieder verlassen und zwar in einem Wagen, der weiland Se. Maj. König Karl X von Frankreich gehört hatte. Er ist ganz mit Gold überzogen, mit Lilien besäet und mit weißem Atlaß gefüttert; dabei geräumig, bequem und in seiner Bewegung sanft wie eine Gondel. Ein Franzose hat ihn auf Speculation gekauft und nach Mexico gebracht. Ehedem würde er in seinem Glanze wohl jede Summe werth gewesen seyn, jetzt aber, da der Geschmack, seitdem die englischen Wagen Mode geworden, solchen prunkenden Equipagen sich abgewendet hat, kam er um sehr mäßigen Preis in den Besitz des gegenwärtigen Eigenthümers.

Nach manchen Zwischenstationen erreichte man am zweiten Tage die Hacienda Santyago, ungefähr 18 Stunden von Mexico, ein großes Gebäude in einer wild aussehenden Gegend, umgeben von weiten unbebauten Ebenen und Weidegründen. Das Besitzthum ist im großen Style angelegt. Es findet sich da eine hübsche Capelle mit Sacristei, ein Platz für das Stiergefecht, Hunderte von Pferden und Mauleseln und zwischen Hausangehörigen und Parasiten setzte man sich zu dreißig und vierzig zum Mittagmahl.

„Am nämlichen Tage mit uns kam auch Bernardo, der Matador, von Mexico an sammt allen seinen Leuten, welche ihre prächtigen Gewänder mit sich brachten, um uns hier auf dem Lande ein Stiergefecht zu geben. Da eine Hacienda von dieser Gattung ein unermeßliches leeres Gebäude ist, ohne Einrichtung oder Bücher, so muß man sich seine Unterhaltung entweder außer dem Hause oder in großen Gesellschaften innerhalb suchen, und an letzteren ist bei der schrankenlosen Gastfreundschaft, die in den ältern Familien aus spanischer Zeit noch übergeblieben ist, niemals Mangel. Am Abend versammelt sich alles in einer großen Halle. Señora ** spielt auf dem Piano, während die ganze Gesellschaft, Geschäftsführer, Gesinde, Mayor-domo, Kutscher, Matadors, Picadors und Dienstmädchen sich versammelt, um die landesüblichen Tänze aufzuführen, als da sind: jarabes, aforrados, enanos, palomos, zapateros u. s. w. Man darf aber nicht glauben, daß in diesem scheinbaren Durcheinander der Stände, der Herren und Diener, auf Seite dieser letzteren nur der leiseste Mangel von Respect sichtbar werde; im Gegentheil! da zeigt sich nichts Republicanisches, kein Gefühl der Gleichheit, ja, so weit ich sehe, ist dieß Gefühl hier überhaupt nur unter Leuten gleichen Standes zu bemerken. Die Tänze sind monoton, mit kleinen Schritten und vielen Drehungen, aber die Musik ist sehr niedlich und einige der Tanzenden zeigten sich überaus graciös und beweglich, und wenn es nicht eine heikle Sache wäre hier jemand auszuzeichnen, so würden wir Bernardo, den Matador, den Oberkutscher und ein hübsches Bauermädchen hervorheben, welch' letztere ein kurzes roth und gelb gestreiftes Röckchen und Fuß und Knöchel à la Vestris hatte. Sie waren alle zusammen sehr ruhig, schienen aber im Zustand höchster innerlicher Wonne. Einige der Männer begleiteten die Tänzer mit der Guitarre.

„Zuerst hebt die Musik in schnellem Tempo an und der Tänzer begleitet sie mit schnellen Bewegungen; dann wird zur Musik gesungen und der Tänzer macht langsamere Schritte. So ist es wenigstens der Fall, wenn Aforrado getanzt wird. Aforrado heißt so viel als „Unterfutter" und ist wunderlich genug, ein Schmeichelwort, das dem geliebten Mädchen gegeben wird und wahrscheinlich etwas ausdrücken soll, was recht sanft und schwellend ist."

Von diesen Liedchen, die zum Aforrado gesungen werden, gibt Madame vier Proben, wir ersehen daraus, daß sie dem Maaße nach ganz und gar mit den bekannten Schnaderhüpfeln, den Volksliedern in den bayerischen Alpen, übereinstimmen,

nur haben letztere immer eine Pointe und oft eine sehr scharfe, was die Mexicaner nicht für nothwendig zu halten scheinen. Jene vier Proben hier mitzutheilen möchte übrigens dem geneigten Leser leichtlich zu viel seyn; ein Paar davon aber schmeicheln wir uns, wird er ertragen können. Sie heißen auf Spanisch:

Aforrado de mi vida!
Coms estás, coms te va?
Como has pasado la noche,
No has tenido novedad?

Aforrado de mi vida!
Yo te quisiera cantar,
Pero mis ojos son tiernos,
Y emperaran á llorar.

Zu deutsch etwa:

Unterfutter meines Lebens!
Gehts dir zur Zufriedenheit?
Wie hast du heut Nacht geschlafen?
Weißt du keine Neuigkeit?

Unterfutter meines Lebens!
Möchte dir wohl gern was singen!
Aber feucht sind meine Augen,
Und heraus die Thränen dringen.

So viel von dieser Poesie.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Asien.

(Fortsetzung.)

Solche Aussichten auf Ruhestörungen im Innern Asiens können Rußland veranlassen, Kriegszüge gegen Chiwa von Orenburg und gegen Buchara von Sibirien aus zu unternehmen, wenn es nicht gewärtigen will durch die dortigen Nomadenvölker nicht nur seine östlichen Gränzen bedroht, sondern auch seinen Einfluß in Persien gefährdet zu sehen. Hier gebietet gegenwärtig Graf Medem, der russische Gesandte, unbeschränkt, während der englische kaum beachtet wird. Dieß ist die Folge der Ereignisse in Afghanistan: nichts kann den veränderten Stand der Sachen besser bezeichnen, als daß die Engländer jetzt die Dinge in Herat geschehen lassen müssen, ohne sie im mindesten hindern zu können, während früher aus keinem wichtigern Grunde, als die neuesten dortigen Vorfälle darbieten, Officiere nach Herat geschickt, der Zug nach Afghanistan unternommen, und der Sultan zum Krieg gegen Mehemed Ali aufgemuntert wurde, um diesen zu demüthigen und den Weg über Aegypten nach Indien zu beherrschen oder wo möglich ganz in die Hände zu bekommen. Alle diese Plane sind gescheitert und der Glaube an die Macht Englands hat im Orient einen furchtbaren Stoß erlitten: an den Küsten gebietet es, aber im Innern ist es zur Unbedeutenheit herabgesunken vor dem gewaltigen Namen Rußlands, das sich mit den Turkomanenherrschern Persiens identificirt, aber sie auch völlig unterjocht hat und nach seinem Willen lenkt. Nur ein neuerstehendes Turkomanenreich in Transoxanien könnte diese Herrschaft stören, aber ein solches ist bis jetzt noch bloß eine Wahrscheinlichkeit, keine Wirklichkeit.

Alles was Persien thut, darf man jetzt als von Rußland ausgehend betrachten: wird es den Frevel rächen, welchen der Pascha von Bagdad im Anfang dieses Jahres an Kerbela, dem heiligen Wallfahrtsort der Schiiten, beging? *) Das wird davon abhangen, ob es Rußland genehm ist, Persien eine Demonstration gegen die Pforte machen zu lassen. Nähere Nachrichten vernimmt man sonst aus Persien nicht; früher erfuhr man noch einiges durch die Engländer theils über Indien, theils aus dem persischen Meerbusen, jetzt sind alle Nachrichten verstummt. Die französischen Officiere, welche mehrere Jahre lang in Persien sich aufhielten um die Truppen des Schah zu discipliniren, haben noch wenig von sich hören lassen, und man weiß nur, daß nach einem anscheinend ganz guten Anfang ihnen von persischer Seite allerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, daß man sie zwar fortwährend bezahlte, aber ihnen bald nichts mehr zu thun gab. Die ganze Gesandtschaft, mit welcher diese Officiere sich nach Persien begaben, war eine klägliche Parodie der Mission Gardane's unter Napoleon; wäre es nicht gewesen, um Lärmen zu machen, als ob Frankreich in jenen Ländern etwas zu sagen habe und bewirken könne, so hätte man bei etwas Ueberlegung die Mühe und Kosten einer so nutzlosen Gesandtschaft sparen können.

Einen auffallenden Beweis, wie sehr die durch europäische Einwirkungen hervorgerufenen Parteiungen jetzt zum Schaden derer ausschlagen, welche sich mehr auf die englische Seite neigten, gibt das Schicksal der Hakkari-Kurden und Nestorianer. In Mossul war, wie bekannt, seit geraumer Zeit ein hitziger Kampf zwischen den englischen Protestanten und den französischen Katholiken ausgebrochen; beide hatten nestorianische Bischöfe auf ihrer Seite, und so kam die Spaltung in das bisher gegen äußere Feinde immer sehr einige Gebirge. Der Pascha von Mossul, der mit den benachbarten Hakkari-Kurden schon seit längerer Zeit in ewigem Kampfe lag, aber nie weiter als bis Amadiah gekommen war, machte sich diese Umstände zu Nutzen, drang in das Land der Hakkaris und Nestorianer ein, und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an, die erste traurige Frucht der durch Europäer in das Land gebrachten politisch-religiösen Spaltungen. Indeß ist

*) Kerbela, in Mesopotamien gelegen, aber meist von Persern bewohnt und nach Mecca der heiligste Wallfahrtsort der Schiiten, die sich sehr häufig dort begraben lassen, so daß man ganze Leichenzüge aus Persien nach Kabalah sendet, suchte den seit einigen Jahren schon angeregten Streit zwischen der Pforte und Persien zu benützen, um sich von der Pforte unabhängig zu machen; der Gouverneur von Bagdad, Nedschib Pascha, sammelte aber Truppen, fiel über Kerbela her, eroberte es nach heftigem Widerstande und soll arg dort gehaust haben. Man darf indeß diesen Nachrichten nicht vollen Glauben schenken, denn man hatte von russisch-persischer Seite ein Interesse, die Sache möglichst gräßlich erscheinen zu lassen.

das Land zu schwierig, als daß sich eine fremde Truppenmacht lange darin halten könnte, das Volk ist der Freiheit gewohnt und wird sich wohl bald der Türken wieder entledigen; ob aber auch der gestörte innere Friede wiederkehren wird, ist eine andere Frage.

Eine gute Folge scheint dieser Vorfall, freilich nur auf kurze Zeit, für Mesopotamien gehabt zu haben. Seit der vorjährigen Befürchtung eines Perserkriegs, wo der Großwessir Izzet Mehmed bedeutende Truppenmassen nach Mesopotamien an die östlichste Reichsgränze geschickt hatte, waren die türkischen Paschas stark genug, sich der Kurden zu erwehren, und Mesopotamien scheint gegen frühere Jahre größere Ruhe genossen zu haben; für das türkische Reich lag indeß hierin kein großer Vortheil, da in den zwischenliegenden Landstrichen, namentlich in Orfa, Diarbekir u. dgl. fortwährend Unruhe herrschte, die Paschas selbst gegen die Städtebewohner nicht Macht genug hatten, und die Araber der syrischen Wüste sich immer stärker rührten; kaum gelangte eine Karawane ungeplündert aus Mesopotamien nach Syrien und man darf wohl bald größeren Unruhen entgegensehen, da der berühmte Wahabitenhäuptling Faisal mit Hülfe seiner Stammgenossen aus der Citadelle von Cairo entflohen ist. Die Sache hat ein wahrhaft romantisches Interesse: vor drei Jahren schon, also gleich nachdem Mehemed Ali aus Syrien verjagt war, sollen sich Beduinen aus Faisals Stamm aufgemacht haben und nach Aegypten gezogen seyn, um dort die Befreiung ihres Häuptlings zu bewirken; lange waren ihre Bemühungen umsonst, endlich aber bot sich eine günstige Gelegenheit, und schnell ward sie ergriffen. Die innere Zerrüttung Syriens, die Machtlosigkeit Mehemed Ali's und der unsichere Zustand der Dinge in West- und Südarabien machen es nicht unwahrscheinlich, daß die Wahabiten auf einmal wieder in aller Macht aufstehen, Syrien und Mesopotamien bedrohen, und den Stand der Dinge vielleicht auch in West- und Südarabien ändern werden.

Im südlichen Theil Arabiens sind die Verhältnisse seit der Entfernung der Aegyptier ziemlich verwickelt. Hier scheidet das Gebirge von Assir zwei wesentlich verschiedene Länder, und wer das Gebirge von Assir in Besitz hat, der kann der Herrschaft in fast drei Viertheilen Arabiens versichert seyn. Daher die fortdauernden Kämpfe der Aegyptier im Assirgebirge, das jedoch trotz aller Anstrengungen und Verräthereien nie ganz bezwungen wurde. Seit dem Abzug der Aegyptier herrscht im Norden des Gebirgs von Assir dem Namen nach die Pforte, der That nach aber der Oberscherif von Mekka, Ibn al Aun, nur hat derselbe noch einen Theil der Stämme gegen sich, *) und dieß verhindert ihn, seine Macht gegen Süden auszubreiten, wo bis jetzt noch der Imam von Sana regiert; aber die Stämme im Süden sind bei weitem minder kriegerisch als die nördlichen, und wenn es Ibn al Aun gelingt sich des Assirgebirgs zu bemächtigen, so ist Hussein so gut wie besiegt und Sana muß sich unterwerfen; ist aber Ibn el Aun in seinen Unternehmungen gegen Assir unglücklich, so wird Hussein den Imam von Sana bedrohen, dem dann kaum ein anderes Mittel übrig bleibt, als sich den Engländern zu Aden in die Arme zu werfen, so daß diese genöthigt seyn werden in die innern Verhältnisse Arabiens einzugreifen, was sie bisher möglichst vermieden haben. Der Imam von Sana ist natürlich geneigt alles zu thun, was den Scherif Hussein schwächen kann, darum ist er bemüht den Kaffeehandel von Mocha weg nach Aden zu leiten, und hat zu dem Ende eine Straße angelegt; gelingt es ihm von drei Stämmen, die zwischen seinem Gebiet und Aden liegen, den Durchzug zu erhalten, so zerfällt der Handel von Mocha ganz, der ohnehin durch die Erpressungen des fanatischen Hussein schon sehr darnieder liegt. Tritt aber dieß ein, so wird Hussein aller Wahrscheinlichkeit nach den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen in Aden erklären, und wenn er gleich gegen diese nichts ausrichten kann, so wird er doch Sana bezwingen, falls er nur einigermaßen durch die Stämme von Assir, die jetzt mit ihm im Bunde sind, unterstützt wird. Zwischen all diesen Bestrebungen nun drängt sich der Wahabismus hinein, den die mächtigen Stämme des Innern, so wie auch ein großer Theil der Stämme des Assir nie aufgegeben haben, und die Flucht Faisals könnte das Losungswort zu neuer Erhebung der Wahabitenmacht werden — ein Ereigniß, welches auf das zerrüttete Syrien und das ziemlich schutzlose Mesopotamien einen bedeutenden Einfluß ausüben müßte.

Die Engländer vermögen dagegen wenig oder nichts auszurichten, denn sie werden sich wohl hüten mit stärkerer Truppenmacht aufzutreten und Streitigkeiten schlichten zu wollen, welche ihren Handel nichts angehen. Dieser blüht jetzt in Aden ungemein auf, denn alle die benachbarten Völkerschaften, namentlich die handeltreibenden Berberas auf der afrikanischen Küste, ziehen den Freihafen von Aden den Plackereien in den arabischen Häfen vor, und dieß lockt einen immer bedeutenderen Handel dahin. Sie waren schon vor der Besetzung Adens thätig, einen Theil des afrikanischen Handels in ihre Hände zu bekommen, und namentlich die Producte des Sudans über Suakem an sich zu ziehen, was ihnen auch wenigstens hinsichtlich des Elfenbeins, trotz aller Bemühungen Mehemed Ali's diesen Handel zu monopolisiren, gelungen ist. Sie gingen aber weiter und wollten möglichst den ganzen Handel, welcher aus dem Innern Afrika's nach der Küste des rothen Meeres geht, und den Mehemed Ali so viel thunlich den Nil herab nach Aegypten geleitet hatte, in ihre Hände bringen. Darum ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie den in Sennaar commandirenden Achmed Pascha in seinen Unabhängigkeitsplanen begünstigt haben, weil dieser sodann das bedeutendste Interesse gehabt hätte, den ganzen Handel des Sudans von Aegypten ab- und nach Suakem zu wenden. Achmed Pascha aber starb plötzlich, wahrscheinlich an

*) Der schlaue Mehemed Ali wollte nämlich seinen Einfluß auf Arabien, als er dasselbe verlassen mußte, doch nicht ganz aufgeben, und überlieferte darum die Städte, die er im Norden des Assir besaß, dem Oberscherif Ibn al Aun, die im Süden des Gebirges einem andern Scherif, Namens Hussein. Dieser säumte nicht sich mit den noch unbezwungenen Stämmen von Assir gegen Ibn el Aun in Verbindung zu setzen.

Gift, und der englische Plan ist somit wieder vereitelt, aber auch Mehemed Ali's weiteres Vordringen im Süden durch diese unangenehme Begebenheit vorerst verhindert, so daß der besprochene Feldzug nach Darfur wohl unterbleiben wird. Von einer Unternehmung gegen Abyssinien ist ohnehin nicht mehr die Rede, und daß dort eine ganz neue Wendung der Dinge eingetreten, zeigt sich aus dem Umstand, daß der koptische Abuna, dessen Ernennung natürlich unter dem Einflusse Mehemed Ali's steht, bald nach seiner Ankunft in Abyssinien sein System gegen die Europäer völlig änderte, und sich gegen sie äußerst zuvorkommend und herablassend benahm — Beweis genug, daß er von Aegypten aus nichts mehr fürchtet. So scheint hier die asiatisch-arabische Herrschaft ihr Ziel gefunden zu haben, was indeß nicht hindert, daß der Islam sich immer weiter ausbreitet, und zwar von Cairo aus, welches der Hauptsitz der mohammedanischen Missionen ins Innere ist. Die große Moschee El Azhar besitzt Dotationen, und theilt an die Studenten Unterstützungen aus unter der Bedingung, daß sie Corane abschreiben, welche dann von den Verwaltern der Moschee zu Missionszwecken verwendet werden. Wie weit dieser islamitische Bekehrungseifer reicht, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß Ende vorigen Jahres zu Sierra Leone die dort durch die englischen Kreuzer ans Land gesetzten Neger unter den Augen der englischen Missionäre zum Islam bekehrt wurden.

In Aegypten selbst neigt sich Mehemed Ali's Herrschaft sichtlich zum Fall. Die Beschreibungen von dem Elend des Landes theils durch die rauberische Herrschaft, theils durch natürliche Unfälle, namentlich die furchtbare Rinderpest, sind schaudererregend, und man behauptet, daß die Fellahs in Schaaren nach Syrien zu entfliehen suchen. Da noch überdieß Mehemed Ali seinem Ende sich nähert, Ibrahim Pascha kränklich ist und deßhalb Abbas Pascha, Mehemed Ali's Enkel, zu dessen Stellvertreter (Wakil) ernannt wurde, so ist Familienzwist zu fürchten, der vollends das ephemere Reich mit dem Untergange bedroht. Wäre Syrien behauptet worden, so hätte es sich erhalten mögen, aber Aegypten allein kann die Last nicht tragen. Darum wendet sich Mehemed Ali's Haß jetzt vorzüglich gegen die Russen, welche er nicht mit Unrecht als die wahren Feinde betrachtet, die ihn vom Taurus verdrängt haben. Er hat ihnen einen sehr schlimmen Dienst erwiesen, indem er ihre Handelsvorrechte zur öffentlichen Besprechung brachte.*) So lange Mehemed Ali Syrien beherrschte, auf den Höhen des Taurus stand und die öffentliche Meinung der Türken Kleinasiens sich laut für ihn aussprach, war er der schlimmste Feind Rußlands, denn wenn auch das türkische Reich in Europa einen noch so harten Schlag erlitt, so stand Mehemed Ali als Vorkämpfer des Islam in zweiter Reihe. Jetzt ist Syrien durch die Raubsucht der türkischen Paschas und die Intriguen fremder Emissäre rathlos zerrüttet; der Plan Truppen daselbst auszuheben, scheint die Bevölkerungen, wenigstens den wichtigsten Theil derselben, Maroniten und Drusen, zum gemeinsamen Bund gegen die Pforte zu vereinigen; Hülfe kann weder dem türkischen Reich noch dem Islam von dorther kommen, Rußland aber scheint sich zum letzten Schritt zu rüsten, denn mehreren zusammenstimmenden Nachrichten zufolge hat es zu Alexandropol, nur in geringer Entfernung vom Arpatschai, der die russischen Besitzungen von dem Paschalik Kars scheidet, ein befestigtes Lager erbaut, das 50,000 Mann soll in sich fassen können. Dieß Lager liegt nur acht Tagemärsche von Erzerum.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sie zahlen nämlich nach altem Vertrag mit der Pforte nur 3 Proc. für Aus- und Einfuhr, während die andern Nationen, welche dem Vertrag Englands mit der Pforte vom Jahre 1838 sich anschlossen, theils 5, theils 12 Proc. zahlen. Man hat die englischen Kaufleute zum Gutachten aufgefordert, und sie haben sich sämmtlich für Aufhebung des Vertrags von 1838 erklärt. Die Sache scheint weit genug gediehen, daß entweder die Handelsabgaben der Russen erhöht, oder auch die der andern Nationen ermäßigt werden müssen, welch letzteres für die Finanzen des Pascha's ein schwerer Schlag wäre.

Ein neapolitanischer Räuber.

(Schluß.)

Ohne alle andere Abenteuer erreichte der Capitän mit seinen beiden Gefährtinnen vollkommen wohlbehalten den Versammlungsplatz. Als man sie über ihr langes Ausbleiben fragte, entschuldigten sie sich damit, daß sie irre gegangen seyen, und bald dachte, sie ausgenommen, niemand mehr an etwas anderes, als an das schmackhafte ländliche Mahl. Als der Abend kam, kehrte man nach Neapel zurück, um am andern Morgen einen ähnlichen Ausflug nach einer andern Seite hin zu machen. Die beiden Mädchen träumten die ganze Nacht von Bandit.., gelobten sich aber weislich, mit niemand, selbst nicht mit ihren ...trautesten Freundinnen, von ihrem Abenteuer im Walde zu sprechen. Das Rad der Zeit und der menschlichen Thorheit rollte fort, und hingerissen von dem Taumel der Vergnügungen hatte Capitän O... fast sein Abenteuer vergessen, als er eines Abends bei einem Gang durch die Straße Toledo sich aufmerksam von einer alten Frau beobachtet sah, die ihm lange folgte, und endlich, als sie an ihm vorüberging, mit leiser Stimme sagte: „Ich komme von euren Freunden auf dem Lande, sie werden morgen Abend an dem und dem Ort, — hier nannte sie denselben, — sich einfinden; werdet Ihr dahin kommen?“

„Ja,“ erwiederte der Capitän, und die alte Frau entfernte sich alsbald eilig.

Der Capitän begab sich an Ort und Stelle, fand aber niemand, und erfuhr Tags darauf durch die alte Frau, daß die Polizei in der Nähe gewesen und das Eintreffen der Räuber gehindert habe. Bald überbrachte ihm ein Mönch eine ähnliche Botschaft; er begab sich zum zweitenmal an Ort und Stelle, fand Natoli und redete mit diesem ab, ihm eine Ueberfahrt auf einem englischen Schiff nach den jonischen Inseln zu verschaffen, wenn er ihm einigermaßen Garantie geben könne, daß nichts anderes dahinter stecke. „Ein neapolitanischer Edelmann wird Euch sein Wort verpfänden,“ sagte der Räuber, und dieß geschah auch auf einem Ball noch an demselben Tage.

Gläserne Wasserröhren. Ein Hr. Bergeron hat zu St. Etienne Versuche im Großen angestellt, das zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Wasser durch gläserne Röhren statt durch eiserne zu leiten; die Erfahrung soll bewiesen haben, daß sie vollständig die eisernen ersetzen, und noch überdieß um 20 Procent wohlfeiler zu stehen kommen. (Moniteur industriel vom 30 Nov.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Türkei.

Verwickeltere Verhältnisse als die der Pforte kann es kaum geben, und es liegt ein eigenthümlicher Beweis dafür in dem Umstand, daß im Innern des Reichs selbst eine Secte aufgestanden seyn soll, welche die nahe Ankunft von Christus predigt. Man sagt, es seyen Derwische von der Secte Ali's, welche sich „Kalenderiden" nennen. Mag man sie nun als eine Art fremder Emissäre oder als eigenes Erzeugniß des türkischen Bodens betrachten, so ist immerhin die Sache von Bedeutung, wenn auch nur von localer, denn das Austreten derselben in Thessalien und Südmacedonien deutet auf einen Zusammenhang mit dem schiitischen Theil der Albanesen hin; es bleibt aber auch so ein Beweis, daß ein Theil der türkischen Bevölkerung an sich selber irre geworden ist. In Konstantinopel ist die Neigung zum alten Türkenthum überwiegend: man hat nach alter Sitte das Kind einer Sultanin, der Schwester Abdul Meschids, den Tag nach der Geburt erwürgt; dagegen konnten die Europäer keine Einsprache thun, aber gegen die von empörenden Umständen begleitete Hinrichtung eines Armeniers, der zum Islam übergetreten und dann wieder abgefallen war, haben sich sämmtliche europäische Mächte ausgesprochen, und der Diwan hat eine Demüthigung erfahren, welche den unmächtigen Ingrimm der alten Türken steigern muß. Der Einfluß, den die philanthropische Meinung Europa's auf die europäischen Gesandten selbst äußert, hat ein unaufhörliches Hofmeistern zur Folge, was in ihr politisches Verhalten eine Verwirrung bringt, die nothwendig immer zunimmt. Es wäre für den Uneingeweihten eine ganz vergebliche Mühe, alle die Phasen der Verhandlungen zwischen Gesandten und der Pforte verfolgen zu wollen, und am Ende ist dieß auch eine vergleichungsweise ziemlich unnütze Sache, da immerhin ein allgemeiner Zusammenhang der Begebenheiten hervortritt, den man festhalten muß und festhalten kann als Leitfaden in dem Labyrinth, das die türkischen Verhältnisse darbieten.

Chronologisch betrachtet muß es zuerst auffallen, daß im ganzen Laufe des vorigen Jahres die Verhandlungen sich noch meistens um Syrien drehten, als Nachhall der Begebenheiten des Jahres 1840. Sollen Drusen und Maroniten einen oder zwei Kaimakams erhalten? soll der eine ein christlicher, oder beide mohammedanisch seyn? das waren die Fragen, um welche sich lange Zeit die Unterhandlungen drehten. Die betreffenden Völker selbst haben die Frage weit schneller gelöst als die Pforte und die fremden Mächte, freilich auf ihre Weise: sie haben bei der Pforte durch den Mund ihres Abgesandten fortwährend einen Fürsten des Gebirgs aus dem Stamm der Familie Schahab gefordert, einstweilen aber bis die Pforte einen Entschluß faßt, sich vereinigt und einen Kampf gegen die türkischen Gouverneure und ihre albanesische Miliz begonnen, welcher, bald heftiger, bald schwächer fortgesetzt, durch den Plan der Pforte, Truppenaushebungen in Syrien anzuordnen, eine neue Stärke gewonnen zu haben scheint. Die europäische Aufmerksamkeit wandte sich bald von Syrien ab, das in den türkischen Normalzustand einer ausgeplünderten und darum unruhigen Provinz zurückgefallen war; selbst die interminabeln Unterhandlungen in Erzerum über die türkisch-persischen Streitigkeiten erregten, wie billig, ein sehr untergeordnetes Interesse, da man fühlte, daß sie nur ein unbedeutendes Item in den Verhältnissen zu Rußland bildeten. Die zahlreichen Truppen, welche der verdächtige Izzet Mehmed an der türkisch-persischen Gränze zusammengezogen, scheinen bestimmt, das Schicksal aller türkischen Expeditionscorps zu theilen, nämlich durch schlechten Unterhalt, mangelnden Sold und kleinliche Kämpfe nach und nach aufgelöst zu werden.

Die europäischen Verhältnisse treten in ihre natürlichen Rechte wieder ein und nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier zeigt sich nach dem Fall Izzet Mehmeds eine gänzliche Veränderung des Systems, das allerdings nicht schnell in seiner ganzen Bedeutung hervortrat, aber im Laufe des Jahres sich immer mehr entwickelt, denn in der Türkei gibt es, wie an andern Orten, eine geheime Macht, welche sich der officiellen Minister nur als Figuranten bedient, ecla-

tante Uebergänge vermeidet, aber nichtsdestoweniger ihr Ziel verfolgt trotz scheinbarer Widersprüche. Sey es, daß man Izzet Mehmed trotz seines herben Reactionssystems als Verräther durchschaut, oder bloß die Verderblichkeit seines Treibens erkannt hatte, genug, von diesem Augenblick an gibt sich ein Umschwung in den Maaßregeln der türkischen Regierung zu erkennen, über dessen Wesen man bei der plötzlich herber werdenden Sprache Rußlands nicht in Zweifel seyn konnte. Die Härte, mit der letzteres die Pforte nöthigen wollte den Fürsten Michael von Serbien wieder einzusetzen und die Wahl Kara Georgiewitschs für nichtig zu erklären, der Briefwechsel zwischen dem Kaiser und Sultan, welcher freilich nur halb zur Oeffentlichkeit gelangte, der kaum verhaltene Ingrimm, womit die Pforte diesem Begehren sich fügte, und um einen orientalischen Ausdruck zu gebrauchen, „ihre eigenen Worte aß," die laut gewordene Klage, daß Rußlands Benehmen nur darauf hinarbeite, die Pforte immer mehr in den Augen ihrer eigenen Unterthanen zu erniedrigen, und die Blicke aller Christen im Reich auf Rußland als auf den Schützer und Herrn zu lenken, endlich die Drohung augenblicklichen Einmarsches russischer Truppen, wenn man sich dem auf die Verträge und das Herkommen gestützten Begehren Rußlands nicht füge, alles dieß zeigte hinlänglich, daß eine ziemlich radicale Veränderung im Diwan vorgegangen sey und daß man sich der Vormundschaft Rußlands zu entziehen suche. Wäre der Diwan in der Lage einer europäischen Regierung und könnte die Pforte, was auch ihre Entschließung über die Verhältnisse zu andern Mächten seyn möchte, frei über die Kräfte ihres Reichs verfügen, so würde dieser Schritt schnell bedeutende Folgen haben; aber die Pforte hat einerseits Rußland schon zu tief in ihre inneren Verhältnisse eingreifen lassen, andererseits selbst durch unkluges Verfahren ihre Macht zu sehr geschwächt, als daß sie ihren Entschlüssen gehörigen Nachdruck zu geben vermöchte.

Die Geschichte des Verfalls der Türkei ist noch ungeschrieben, und wird wohl auch kaum je in allen Beziehungen geschrieben werden. Viel hat man gesprochen von dem allmählichen Emporkommen der europäischen Macht, aber dieß erklärt nur einen sehr geringen Theil; man darf nicht vergessen, daß vor noch 150 Jahren die Türken vor Wien standen, und noch vor 50 Jahren den Russen und Oesterreichern einen nicht unglücklichen Widerstand entgegensetzten; selbst der Verfall der Kriegskunst und die Entwicklung derselben bei den europäischen Mächten ist sonach ein sehr ungenügender Grund, denn es fehlte fast nie an kenntnißreichen Renegaten, welche die europäische Kriegskunst, wenn auch nicht in allen ihren Theilen, dahin verpflanzten. Der Grund scheint weit tiefer zu liegen, und bietet eine Analogie mit den europäischen Zuständen zur Zeit des Uebergangs aus der Feudalherrschaft in die Centralgewalt der Regierungen dar, einer Zeit, in der die europäischen Staaten an einer großen Schwäche litten, und die alte Staatsgesellschaft in ihrem Wesen erschlafft, die neue aber noch nicht erstarkt war. Cyprien Robert hat in seinem geist- und lehrreichen, wenn auch hie und da etwas weitschweifig und declamatorisch gehaltenen Buche: les Slaves de la Turquie den Schleier etwas aufgedeckt, aber nur von der einen Seite. Der Kampf der Centralgewalt mit der Aristokratie, den er in Bezug auf den bosnischen Adel meisterhaft zeichnet, hat einen viel größern Umfang und wurde in Asien so gut wie in Europa geführt. In der Zeit der Eroberungen und der unaufhörlichen Kriegszüge entwickelte sich in der Türkei ein ähnliches Verhältniß wie in Deutschland unter Karl dem Großen. Die ursprüngliche Einrichtung des türkischen Kriegswesens war eine Art Heerbann; als die türkische Macht sich über Kleinasien ausbreitete, wurde den Kriegern (Sipahi oder Spahi) Land angewiesen, wovon sie sich nähren und Kriegsdienste thun sollten; die Nation war in ihrer Jugendkraft, mit der Eroberung breitete sich auch die türkische Bevölkerung aus. Wie in Europa lange Zeit deutsche Heerhaufen im römischen Lande gestanden hatten, ehe man an eine Eroberung und eine Festsetzung in demselben entfernt dachte, so hatten auch lange vorher Türken unter dem Namen Turcopulen im griechischen Heere gedient, ehe es einem Türkenchan einfiel, das griechische Kaiserthum zu bedrohen. Endlich aber kam es doch einem solchen in den Sinn, diese Lebenskraft im Interesse des eigenen Stammes zu benützen, und aus Hülfstruppen wurden die Turkopulen Feinde. So lange die Heerzüge nicht weit gingen, konnte das gemeine Volk sie mitmachen, als aber der Kreis derselben immer weiter ging, wurde das Verhältniß für die minder Vermögenden zu lästig. Wie im deutschen Heerwesen die Kriegspflichtigkeit von der Masse des Volks an die reichern Gutsbesitzer überging, und die ärmern sich für die Uebernahme des Kriegsdienstes von Seite der letztern zu gewissen Geld- und Naturalleistungen verpflichteten, wodurch das alte Hörigkeitsverhältniß auf einmal eine ungeheure Ausdehnung erhielt, so scheint auch im türkischen Kleinasien eine ähnliche Veränderung vorgegangen zu seyn; die reichen Bewohner zogen mit ihren Leuten in den Krieg und die armen verstanden sich zu Leistungen. Als dieß den Herrschern zu lästig wurde, errichtete man Soldtruppen, die Janitscharen, und die Lehnsträger wurden nur zum Reiterdienst genommen, weßhalb in militärischer Hinsicht Spahi und Reiter gleichbedeutend wurden. In den fortwährenden, immer weiter ausgedehnten Zügen, bei der Unmöglichkeit, neben der Sorge für das Kriegswesen auch die bürgerlichen Verhältnisse in ein angemessenes System zu bringen, wuchs die Macht einzelner Familien, die in einem Theile Kleinasiens den Namen Dere-Bey führten, immer mehr, und als im vorigen Jahrhundert allmählich größere Ruhe eintrat, stieß die Verwaltung jeden Augenblick auf Hindernisse, welche ihr die Macht der großen Familien entgegensetzte. Welche Mittel die türkische Regierung anwandte, um die Macht dieser Familien zu brechen, wissen wir nicht, und die Geschichte dieses Kampfes erwartet noch ihren Cyprien Robert; daß aber derselbe geraume Zeit dauerte, ist bekannt, und die Gründe dieser langen Dauer liegen hauptsächlich darin, daß dieser mohammedanische hohe Adel, wenn gleich zum Theil drückend für

die Masse des Volks, doch auf der andern Seite dasselbe wieder gegen die Erpressungen der Regierungsbeamten schützte; da man indeß mit der seidenen Schnur und Kapidschi Baschis nachhelfen konnte, so war der endliche Sieg nicht zweifelhaft, wozu der Umstand beitrug, daß die Mehrzahl der Bevölkerung Kleinasiens nicht bloß durch den Glauben, sondern auch durch die Nationalität an die Pforte gebunden war, und somit zur herrschenden Classe im türkischen Reich gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Landaufenthalt. — Hacienda Santyago. — Stiergefecht. — Bemerkungen über sociale Zustände. — Heimkehr.

(Schluß.)

Eines Nachmittags hatte man ein Stiergefecht angeordnet und die ganze Gesellschaft begab sich zu Pferde auf die Arena. „Der Abend war kühl, die Pferde gut, die Straße reinlich und wohlbeschattet und die „Plaza" selbst ein höchst malerischer Ring, eingeschlossen von hohen Bäumen. Auf einer erhabenen Plattform waren Stühle für uns aufgestellt. Das lebendige Grün der Tannen, die blitzenden Gewänder der Toreadors, das Brüllen der tapfern Stiere, die muthigen ungeduldigen Rosse, die Musik und das Geschrei des zuschauenden Haufens, die Indianer, die auf die Bäume geklettert waren und nun unaufhörlich herunterjauchzten — all dieß bildete eine Scene von wilder Größe, die wenigstens für kurze Zeit anziehend war. Bernardo war in blauen Atlaß mit Gold gekleidet, die Picadors in schwarz und Silber, die andern in kastanienbraunen Atlaß und Gold; alle die zu Fuß tragen kurze Hosen und weißseidene Strümpfe, eine kleine schwarze Mütze mit Bändern und ein hinten hinabhängendes Haargeflecht. Die Pferde waren durchschnittlich sehr gut, und wenn so ein neuer Gegner hereintrampelte, schienen sie den Enthusiasmus ihrer Reiter zu theilen. Ein Stier nach dem andern ward brüllend herumgetrieben und weil sie hier voll ursprünglicher Wildheit und ihre Hörner nicht wie in Mexico abgestumpft sind, so ist das Geschäft viel gefährlicher. Die Stiere wurden nicht getödtet aber sattsam gequält. Einer, ganz bespickt mit Pfeilen und Raketen, die alle mit Bändern und farbigem Papier geziert waren, machte jählings einen Satz über eine hohe Mauer und stürzte in den Wald hinaus. Waren die Pfeile zu tief eingedrungen und konnte der Stier sie nicht an den Bäumen abreiben, so muß er sich wohl zu Tode geblutet haben. Hätte er sich entschließen können zu bleiben, so würde seine Zukunft sich günstiger gestaltet haben, denn wenn das Thier zum Aeußersten erschöpft ist, werfen sie es mit einem Laso nieder, reißen die Pfeile heraus und legen Salben auf die Wunden. Die Geschicklichkeit der Leute ist überraschend. Das Meisterstück machte aber ein Kutscher, ein kräftiger, hübscher Mexicaner, der als Reiter einen wilden Stier bestieg, welcher sich in gräulicher Wuth herumschlenkerte, wie besessen von einer Legion von Teufeln. Nichtsdestoweniger zwang ihn der Kutscher die ganze Arena rund herum im Galopp abzulaufen. Zuerst wird übrigens der Stier mit einem Laso gefangen und auf eine Seite niedergeworfen, wobei er gräßlich um sich schlägt. In diesem Augenblicke muß der Mann Sitz fassen und alsbald wird der Laso weggezogen, und der Farren schießt in die Höhe, ganz wahnsinnig über die ungewohnte Last, die ihm im Rücken sitzt. Der Reiter muß in derselben Weise wieder absteigen, nämlich erst wenn man das Thier mit dem Laso wieder zu Boden gebracht hat, sonst würde er im Nu zerfleischt seyn, denn wenn er seinen Sitz verliert, ist sein Tod gewiß. Ein Mönch, der bei dem Landgut seine Pfründe hat, scheint ein warmer Bewunderer dieser Unterhaltungen zu seyn; auch ist seine Gegenwart sehr ersprießlich, wenn, was nicht selten ist, ein lebensgefährlicher Unfall eintritt."

Bei solcher Gelegenheit macht Madame eine eigene Bemerkung über das Verhältniß der Geschlechter in Mexico — eine Bemerkung, die, wenn sie richtig ist, fast überraschen muß. Sie sagt nämlich: Es will mir scheinen, als wäre hier unter den jungen Mädchen durchaus nicht jenes Verlangen nach den Sorgen des Ehestandes, das in vielen andern Ländern zu gewahren ist. Das vorwurfsvolle Epithet „alte Jungfer" ist hier unbekannt. Ein Mädchen verliert ihre Bewunderer auch dann noch nicht, wenn sie zehn oder zwölf Jahre in der Gesellschaft ihre Rolle gespielt hat; die ungünstigste Bemerkung, der sie sich ebenfalls aussetzt ist höchstens, es sey schwer, ihr zu gefallen. Keiner heißt sie passée oder sieht sich der nöthigen Bewunderung willen nach einem andern Gesichte um. Ich habe nie beobachtet, daß die jungen Männer den Hof machen, weder den Müttern noch den Töchtern; es gibt keine kuppelnden Mamas, keine Töchter, die vortheilhafte Partien angeben wollen. Die jungen Leute haben in der That so wenig Gelegenheiten beisammen zu seyn, daß mexicanische Heurathen wirklich im Himmel geschlossen werden müssen, denn ich sehe keinen Weg, sie auf Erden einzuleiten. Wenn junge Herren in der Gesellschaft mit jungen Mädchen zusammenkommen, so erscheinen sie diesen gegenüber sehr unterwürfig und schüchtern. Ich kenne nur Eine Dame in Mexico, welcher man nachsagt, sie habe es verstanden, allen ihren Töchtern auf künstlichem Wege zu glänzenden Heurathen zu verhelfen; sie selbst ist aber so gescheidt und ihre Töchter sind solche Schönheiten, daß es ihr keine Mühe gekostet haben kann. Was LiebestAndelei (flirtation) betrifft, so ist der Name eben so unbekannt als die Sache.

Bei dem erwähnten Ausfluge wurden auch die Minen von Real del Monte besucht, wo sich die dort beschäftigten Engländer recht angenehm und bequem eingerichtet zu haben scheinen. Der Director Mr. Rule und seine Gattin bewirthen die Ankommenden mit einem köstlichen Frühstück, wegen dessen Bestandtheilen wir auf das Buch selbst verweisen. Nett gekleidete Kinder englischer Werkleute spielen mit den kleinen kupferfarbigen Indianern. Hübsche neugebaute Straßen führen ab und zu. Nachher wird die berühmte Schlucht von

Regla besucht, wo ein Etablissement sich findet, das zu seiner Zeit viele Millionen gekostet haben soll und eines der überraschendsten Werke der ehemaligen mexicanischen Bergleute ist. Es liegt in einem tiefen Schlunde, umgeben von Basaltklippen, über welche ein mächtiger Wasserfall herunterdonnert. Alles ist hier in gigantischem Maaßstabe: die ungeheuren, gewölbten Magazine für das Silbererz, die großen Schmelzöfen, die Wasserräder, kurz alles was zum Betrieb des Werkes gehört. Ein englischer Director sammt seiner Ehehälfte ist auch dort zu treffen, wie nicht weniger die unpoetischen Genüsse: Schöpsenbraten und Erdäpfel. Madame bemerkt hiebei: die englischen Directoren, deren Frauen sich in solchen Höllenabgründen selbst begraben, dürften sich ihnen dafür mehr verbunden fühlen, als irgend welche andere Ehemänner gegenüber ihren aufopferungsvollen bessern Hälften. Was die Männer betrifft, welche den ganzen Tag mit ihren Werkleuten und der Maschinerie zu thun haben und spät am Abend erst erscheinen um zu essen und zu schlafen, bei ihnen kann man nicht von großer Selbstaufopferung reden; aber ein armes Weib, das ganz allein lebt in einem von Riesenfelsen eingehegten Hause, mit keinem andern Klang in den Ohren von Morgen bis Nacht, als dem Donner der häufigen Gewitter oder dem Lärm der Maschinen, braucht wohl zu ihrer eigenen Tröstung entweder eine höchst romantische Einbildungskraft, so daß sie sich mit dem Gefühle beschwichtigen kann, sie sey eine verzauberte Prinzessin, in einem Schloß der Bergriesen gefangen, oder einen sehr werktäglichen, prosaischen Verstand, so daß sie zum Tosen des Wasserfalls Strümpfe stricken kann und in den Gewitterstürmen keine andere Unbequemlichkeit abgewinnt, als daß der Gatte, wenn er heimkommt, trockene Wäsche braucht.

Nach vierzehn Tagen Landaufenthalt kehrte man wieder nach Mexico zurück. Unsere Reise, erzählt Madame, war sehr gefährlich, in Folge der starken Regengüsse, welche die Wildbäche angeschwellt hatten. Ueberdieß brachen wir erst spät auf und der größte Theil des Weges wurde zur Nachtzeit zurückgelegt. In den Schluchten (barrancas), wie sie hier sich finden, sind schon oft Wagen und Pferde weggeschwemmt und in den Abgründen in tausend Stücke zerschellt worden. Um unsere Lage noch unangenehmer zu machen, brach bald nach der Abreise ein schreckliches Gewitter los. Es wurde ganz finster und wir horchten nicht ohne Bangen auf die brüllenden Bergströme. Einer derselben zeigte sich besonders wild und es war sehr zweifelhaft, ob wir hinüberkommen würden. Der Wagen war voll Wasser, aber wir waren zu sehr im Schrecken, um uns um solche Kleinigkeiten zu kümmern. Unter dem Heulen des Windes und den Schlägen des Donners verstand eines das andere nicht mehr. Plötzlich, durch einen gleißenden Blitzstrahl wurde die gefürchtete Barranca für einen Augenblick sichtbar, und ehe die Kutscher sie halten konnten, hatten sich die Pferde hineingeworfen.

Das waren Minuten voll Todesangst, die ich nie vergessen werde. Das Geschrei der Treiber, um die Pferde zu ermuthigen, das laute Gekreische Ave Maria! die Ungewißheit, ob der schwere Wagen sich hinüberziehen lassen würde, die Rosse, spritzend und stolpernd in dem siedenden Bach und das schreckliche Schicksal, das unser wartete, wenn nur eines zu Boden stürzte! Señora ** und ich schlossen die Augen und hielten einander bei den Händen und erlaubten uns kaum zu athmen, ehe wir drüben waren. Dann erst theilte man uns mit, daß die Furth nur wenige Schritte oberhalb eines Abgrundes vorbeigegangen sey, wo unter gleichen Umständen schon einmal eine Kutsche zerschmettert wurde und alle die darinnen saßen ums Leben kamen. Man kann sich denken, ob es uns Leid that, endlich Sopapuca zu erreichen. Die Leute daselbst liefen beim Rasseln unsers Wagens aus den Häusern, und wollten nicht glauben, daß wir über die Barranca gekommen, da mehrere Reiter, die in dieser Richtung ausgezogen, wieder umgekehrt waren mit dem Gutachten, es sey unmöglich, hinüber zu gelangen.

Miscellen.

Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres. Der West-Briton berichtet: Eines dieser seltsamen Phänomene, auf welche neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, trat am 30 October zu Penzance und Plymouth am Anfang der Fluthzeit ein. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags sahen einige Leute, die kurz zuvor vom Fischen zurückgekommen waren, ihr Boot ganz trocken auf dem Sande liegen; unmittelbar darauf kehrte die See zurück, und binnen 6 oder 7 Minuten schwamm es wieder in 2 bis 3 Fuß tief Wasser. Dieß ereignete sich im Lauf einer Stunde vier- oder fünfmal. Auffallender noch war das Beispiel eines andern Bootes, das auf den Strand gezogen, aber nicht festgemacht war: das Wasser kam und riß es etwa 40 bis 50 Yards weit hinaus gegen einen starken Nordostwind; kurz darauf drang das Wasser wieder landeinwärts vor und setzte es auf dem Sande ab, wo man erst Hand anlegen konnte, um es fest zu machen. Aehnliches ereignete sich zu Plymouth, und zwar auffallend genug ziemlich zu derselben Stunde. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 23 Nov.)

Ungeheure Vergrößerung Londons. Es sind neuerdings in London Klagen darüber erhoben worden, daß man die Stärke der Polizei um etwa 150 Mann vermehrte; die Vorsteher der Polizei haben deßhalb Nachforschungen über die Zahl der Häuser anstellen lassen, welche seit Errichtung der Polizeimacht in London und dessen unmittelbarer Nähe aufgeführt wurden. Aus dem officiellen, der Regierung vorgelegten Bericht geht nun hervor, daß seit dem Jahre 1829 nicht weniger als 4500 neue Häuser erbaut wurden, welche zusammen 750 neue Straßen und Plätze bilden. Diese ungeheure Vermehrung erschwerte den Dienst der Polizei ungemein, da sie nun 110 weitere Meilen täglich zu überwachen und zu durchgehen hat. (ibid. 25 Nov.)

Das Pariser Pflaster hat eine Oberfläche von 3,200,000 Quadratmetres. Jedes Jahr werden 80,000 Metres neu gelegt und 240,000 ausgebessert, so daß jedes Metre alle 10 Jahre ausgebessert und alle 40 Jahre erneuert wird. Die neue Legung kostet 8 bis 20 Fr. das Metre. Paris hat vor London den großen Vortheil voraus, die Steine zum Bauen und zum Pflastern in der Nähe zu haben. (Voleur vom 25 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1843.

Aegyptische Alterthümer.

Wir entheben aus einem an Champollion-Figeac gerichteten Brief des Reisenden Prisse (Moniteur 25 October) eine interessante Nachricht über die Grabhöhlen von Zawieh el Mayetin, da ein Theil derselben jetzt als Steinbrüche verwendet wird und die Gräber somit verschwinden.

„Am 18 Mai befanden wir uns zu Zawieh el Mayetin. Neben diesem kleinen Dorfe bemerkt man einen großen Begräbnißplatz, wo die Bewohner von Mynieh und der Umgegend ihre Todten begraben, woher auch das Dorf seinen Namen hat, denn derselbe bedeutet „„das Gebethaus der Todten."" Nach den Hypogäen der Nachbarschaft und einigen koptischen Gräbern zu schließen erbte dieß Dorf seit vielen Jahrhunderten und unter ganz verschiedenen Religionsformen das Vorrecht, die Todten zu begraben. Das Todtenfest, das man jährlich feiert, die Ueberführung der Leiche auf einer Barke in Begleitung der weinenden Verwandten, mit Staub beschmutzter Frauen und Klageweiber, die ihr langes Geheul ertönen lassen, erinnern an altägyptische Ceremonien. Die kleinern Hypogäen gehörten ohne Zweifel einer alten Stadt, deren Nachfolgerin Mynieh ist, was bei den Kopten Thmone heißt.

„Obgleich die Hypogäen von Zawieh wohl bekannt sind, hielt ich doch hier an, um einige Inschriften nachzusehen. Ich fand die interessanten Hypogäen von Kum-el-Ahmar den Händen der Steinhauer überliefert, die sie für Rechnung der Regierung ausbeuteten. Die einen waren beschäftigt in den nächsten Gräbern Minen zu graben, die andern hieben Blöcke aus, die zum Bau einer Brücke über den Canal von Mynieh bestimmt waren. Ich eilte noch einmal die interessanten Hypogäen zu besuchen, welche vor der „europäischen Civilisation" bald verschwinden werden. Die meisten derselben sind aus einer sehr alten Zeit, wenn man nach dem cylindrischen Streifen, der den Eingang ziert, nach dem Styl der Basreliefs und den Rahmen (cartouches) schließen darf. Die meisten reichen bis zur Zeit von Papi hinauf, dessen vereinzelten Namen man häufig sieht, und den Namen eines andern Königs, Toti, fand ich in einem noch nicht bekannten Rahmen am Eingang eines unvollendeten Grabes. *)

„Drei oder vier dieser Hypogäen, welche vornehmen Kronbeamten gehören, sind völlig geschmückt, die andern haben bloß Skulpturen an der Einfassung der Thüren, und einige Täfelchen in Form eines Naos, welche immer die Stelle von Grabhöhlen anzeigen. Zwei dieser Hypogäen sind durch Pilaster gestützt, deren Hauptseite durch ein Säulchen mit einem aufgegangenen Lotusknopfe geziert ist. Dieselbe Idee findet man später in einigen ptolemäischen Capitälern zu Edfu und Philä. Diese beiden Hypogäen enthalten verschiedene Darstellungen von Ackerbauarbeiten, Jagd, Fischerei, Künsten und Handwerken, in einem sehr merkwürdigen, alterthümlichen Styl. Die Formen sind sehr auffallend prononcirt, und die Muskeln stärker ausgedrückt als sonst, und eines dieser Basreliefs, welches Matrosen darstellt, die sich auf Barken von Papyrus bekämpfen, ist ein Meisterstück ägyptischer Kunst. Ich habe nirgends, selbst nicht in den schönsten Kriegsscenen der Pharaonen der 18ten Dynastie so viel Wahrheit, Reinheit und Leben gesehen. Ich brachte den Tag damit hin zu zeichnen und Abdrücke zu nehmen, und hätte gerne, wenn es möglich gewesen wäre, mehrere Tage verweilt.

„Es ist auffallend, daß in den meisten Gräbern dieser alten Periode sich fast keine religiösen Darstellungen finden. Osiris, König des Amenti, und andere Götter, die sein Gefolge in dem Aufenthalt der Seelen bilden, sind häufig genannt, aber sehr selten abgebildet. Die Hauptdarstellungen sind Jagd und Fischerei, die Lieblingsvergnügen der Aegyptier. Man hat gewöhnlich eine Papyrusbarke dargestellt, auf der man den Todten sieht, oft begleitet von seiner ganzen Familie, und manchmal auch von einer, wie unsere Hunde zum Rapportiren abgerichteten Katze. Auf der Barke stehend, mitten in einem Papyruswald, der das Bild in zwei Theile theilt, ist der Todte beschäftigt, ungeheure Fische mit einer Art Zweizack zu durchstoßen. Auf der andern Seite macht

*) Ein anderes Grabmal, etwas weiter gegen Norden, scheint gleichfalls einen noch unbekannten Rahmen zu enthalten, aber das Anfangszeichen ist völlig unkenntlich.

er auf mehrere Wasservögel Jagd mit einem gekrümmten Stab, ähnlich dem Bommerang der Australier — ein Werkzeug, das noch jetzt bei den irischen Bauern gebraucht und von ihnen mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit gehandhabt wird."

Rückblicke.

Türkei.

(Schluß.)

Was in Kleinasien mit Glück zu Ende geführt worden war, sollte nun auch in Europa durchgeführt werden, stieß aber hier wegen der verschiedenen Nationalitäten auf einen viel stärkeren Widerstand, der bis auf diese Stunde in Albanien und in Bosnien noch nicht ganz gebrochen ist und wohl auch nicht mehr gebrochen werden wird. Mit welcher machiavellistischen Berechnung die Pforte denselben in Bosnien begann, indem sie das Verhältniß der Spahis und Rajas anfangs durch Ertheilung von Vorrechten an die erstern untergrub, haben wir in dem Artikel: Innere Bewegungen der Türkei (s. Bosnien Nr. 324 ff.) gezeigt; man erkennt darin die Schule, welche sie in dem kleinasiatischen Kampfe durchgemacht und die Berechnung, mit welcher sie in der ganzen Sache verfahren ist. Indem sie aber das Schutzverhältniß, welches zwischen dem Spahi und Raja den türkischen Beamten gegenüber bestand, vernichtete, den Raja zum unversöhnlichen Feind des Spahi machte, und selbst gegen denselben aufregte, sündigte sie gegen ihr eigenes Staatsprincip, erhob die Macht der Christen im Lande und weckte das nationale Princip der Slawen und Albanesen im Gegensatz gegen die Türken.

Der Kampf mit dem bosnischen und albanesischen Adel hat seit 50 Jahren die Kraft der Türkei gebrochen, und Rußland wußte denselben theils in der Rolle als Schützer seiner Glaubensgenossen, theils durch Kriegserklärungen zu rechter Zeit trefflich zu benützen. Die erste Frucht der Aufregung der Rajas durch die Pforte selbst war natürlich ein Aufstand des slawisch-mohammedanischen Adels, welcher der Pforte trotzte und die Rajas plünderte, bis die Verzweiflung diesen Kräfte lieh, und der erste Schlag durch die gänzliche Befreiung Serbiens vom bosnischen, aber auch vom türkischen Joch im Jahre 1804 erfolgte. Man kann sich von der Verwirrung in der Türkei eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß alle Beamten ihren natürlichen Neigungen nach den moslemitisch-slawischen Adel begünstigten, aber die Befehle der Pforte dahin zielten, denselben zu beugen. Daher die unzähligen Aufstände, die Bestrebungen einzelner Paschas sich unabhängig zu behaupten, die Aussöhnungen der Pforte mit den anscheinend entschiedensten Feinden, und die hinterlistigen Gewaltthaten, wenn der Befehl und die offene Macht nicht ausreichten. Alle die Kämpfe, welche die Unterdrückung der Feudalmacht im westlichen Europa Jahrhunderte lang begleiteten, finden sich hier in einem Zeitraum von etwa 50 Jahren zusammengedrängt, und der Religionshaß spielte hier eine ähnliche Rolle wie im Zeitalter der Reformation im westlichen Europa. Was die europäischen Staaten rettete, war der Umstand, daß mehr oder weniger alle an dem gleichen Uebel litten, während die Türkei den jetzigen europäischen Staaten allein mit ihren innern Zerrüttungen gegenübersteht. Ferner stützte sich Europa auf die Grundlage der christlichen und antiken Bildung, die seinem Wesen tief eingeprägt war, aber der Türkei, wenn ihr auch ähnliche Hülfsmittel zu Gebote stünden, wird doch kaum vergönnt seyn, Jahrhunderte auf ihre Regeneration zu verwenden, abgesehen davon daß die europäischen Staaten doch einen nationalen Zusammenhang in sich hatten, welcher der Türkei gleichfalls fehlt.

Unter diesen Umständen ward der Fortschritt der Centralisation immer mehr durch innere Schwäche, selbst durch Armuth bezeichnet, denn die Kräfte des Schatzes zehrten sich auf in dem unablässigen Kampfe.*) Der bosnische Adel, einst eine Zierde und die Stütze des Reichs, indem er leicht 40,000 Mann ins Feld führen konnte, fiel theils in Gefechten gegen die Truppen des Großherrn, theils unter dem Henkerbeil, die tapfern Häuptlinge Südalbaniens durch hinterlistigen Verrath, und der ärmliche Gewinn war, daß jetzt allerdings weder in Bosnien noch in Südalbanien mehr ein Häuptling dasteht, stark genug, dem Wesir zu trotzen. Daß aber eine allgemeine Unzufriedenheit sich der Gemüther bemächtigt hat, daß die meist christlichen Nordalbanesen in Macht und Ansehen gestiegen sind, daß das christliche Serbien sich so gut wie unabhängig gemacht hat, und Bulgarien gleichfalls auf dem Punkt steht, die türkischen Spahis zu verjagen, kurz daß eine Obergewalt, wie der mohammedanische Adel dieser Länder sie allein möglich gemacht, künftighin unmöglich geworden und ein ziemlich unabhängiges Vasallenverhältniß das einzige ist, was der Pforte das Leben fristen kann, das ist die unausbleibliche Folge des Jahrzehente befolgten Verfahrens; wird es zur bloßen Vasallenschaft kommen? das ist jetzt die große Frage. Wir gestehen, daß die Aussichten sehr gering dazu sind und daß durch eigene Verblendung und fremde Intriguen das Spiel in der Türkei wohl fortgehen wird bis zur gänzlichen Machtlosigkeit der Pforte. Wie im Pindus und Zagora die griechischen Armatolen und Klephten, so sind in Bosnien, der Herzegowina und Türkisch-Croatien die Haiducken und Ausgesprungenen zu einer großen Bedeutung herangewachsen, und in dem sonst so friedlichen und unterwürfigen Bulgarien schickt auch bereits der Landmann, um des ärgsten Drucks ledig zu seyn, einen Sohn unter die Haiducken, um den Türken Furcht vor dessen Rache einzuflößen und dadurch gegen Mißhandlungen mehr gesichert zu seyn; wie aber in Serbien die Haiducken endlich das Land von allen Türken gesäubert haben, so wird es auch in den übrigen Provinzen gehen, und ist dieß endlich auch in Bulgarien der Fall, so sind alle festen Punkte, welche die Pforte noch in Albanien, Bosnien und Croatien besitzt, gänzlich unnütz, denn sie sind völlig abgeschnitten. Selbst das alte Herrschaftsmittel, dessen sich die griechischen Kaiser schon lange vor den türkischen bedient hatten, einen

---

*) Vor 30 Jahren noch war der Curs des türkischen Geldes etwa 160 Para auf den Conventionsgulden, jetzt über 500, die Münze hat sich also um ein Drittheil verschlechtert.

Stamm der Halbinsel gegen den andern zu benützen, selbst dieß Mittel ist nahezu ausgelaufen, denn der seit so langer Zeit geübte Mord und Verrath hat Slawen und Schkipetaren, Christen und Moslems gleichmäßig mit Erbitterung und Mißtrauen erfüllt.

Bei einem solchen Stande der Dinge kann nur diejenige Macht, welche Jahre lang ihre Blicke auf das türkische Reich wirft, gewinnen. Der Einfluß Rußlands in den türkischen Provinzen ist ungeheuer, durch zahlreiche Emissäre unterhalten, und doch steht ihm ein Hauptumstand durchaus im Wege: die nationale Entwicklung der Südslawen schreckt instinctartig vor dem uniformirenden Polizeisystem Rußlands zurück, so daß es trotz der kirchlichen Anziehungskraft nur durch einzelne ergebene Personen und Classen wirken kann. Es ist darum charakteristisch, daß seine Werkzeuge, um auf die Halbinsel einzuwirken, bei weitem mehr aus Griechen, als aus Slawen bestehen, wie die Hetairie, die Philorthodoxie und der Bund der Didaskalen auffallend genug zeigen. Die Griechen, gewandter und unterrichteter, aber auch sklavischer, waren die brauchbarsten Werkzeuge der türkischen Herrschaft; sie hatten sich in eine Menge Stellen eingedrängt, sie beherrschten Fürstenthümer und hatten die meisten Bischofssitze, so zu sagen von den Türken gepachtet. Rußland wandte sich zuerst an sie, und in dem Maaße als die Macht des türkischen Reichs sank, wandten auch sie sich immer mehr der aufgehenden Sonne Rußlands zu, das reichlichern und sicherern Lohn versprach. Der Aufstand Ypsilantis und der Griechen in Morea stürzte größtentheils die Fanariotenmacht, und furchtbar hausten die Türken unter den vornehmen griechischen Familien. Je unruhiger es nun im Innern wurde, desto mehr sank der griechische Einfluß, da sie der am mindesten kriegerische Theil der Bevölkerung waren, und desto bedeutender wurden die Anführer der streitbaren Stämme der Slawen und Albanesen. Rußland, das anfangs durch die vornehmen Griechen gewirkt hatte, mußte jetzt demokratischer zu Werk gehen und herabsteigen in die niederen Classen der Gesellschaft, in denen die Religionsverwandtschaft eine mächtigere Anziehung ausübte. Die Hetairisten, in ihren Häuptern europäisch gebildete Leute, und darum dem Geist der orientalischen Völker entfremdeter, verloren ihren Einfluß, und verschwanden allmählich; die Philorthodoren und Didaskalen, jene im Süden von Griechenland aus, diese im Norden unter den Bulgaren wurden nun die wichtigsten Werkzeuge, um den Geist der Völker in Aufregung zu erhalten.

Für Rußland wäre es ohne Zweifel gelegener gewesen, aus Griechenland ein Hospodariat, als ein unabhängiges Königreich zu machen, denn ein solches mußte sich mehr und mehr dem Occident zuneigen, seinen Einfluß auf das übrige türkische Reich verlieren, und dann gerieth es in seinem Innern in Zerwürfniß. Die erste Probe davon zeigte sich im J. 1835, wo Südalbanien und Thessalien durch eine geheime Verbindung der Armatolen und der über die Ermordung ihrer Häuptlinge erbitterten Albanesen in Aufregung gebracht war und ein neuer Sturm den ganzen Süden des türkischen Reichs zu erschüttern drohte. Hätte damals das junge Königreich auch nur entfernt den Plan begünstigt, so wäre der Sturm zum Ausbruch gekommen und dem türkischen Reich nur schwache Mittel zu Gebot gestanden, denselben zu beschwören. Aber die griechische Regierung, hätten auch nicht die Verhältnisse mit den damals so übereinstimmend handelnden westlichen Mächten sie zurückgehalten, war schon von selbst nicht geneigt auf dieß stürmische Feld sich zu wagen, jede Unterstützung des Aufstandes ward abgeschlagen, und so erlosch das Feuer wieder in sich selbst. Um so thätiger nun wurden die Philorthodoxen, um das Werk der innern Zerrüttung der Türkei auch ohne und selbst gegen den Willen der griechischen Regierung fortzusetzen; jemehr sie aber in diesem Treiben sich durch die Regierung gehindert sahen, desto größer wurde ihr Haß, und als die financielle Noth wuchs, als die Forderungen der Mächte zu immer größern, immer schmerzlichern Einschränkungen nöthigten, wodurch Tausende sich verletzt fanden, brach der Aufstand aus, dem wahrscheinlich nur englische und französische Einflüsse die liberal-constitutionelle Form gaben. Schon im J. 1840 war eine griechisch geschriebene Broschüre in der Türkei verbreitet worden, welche den Fall der „ungläubigen" Regierung in Griechenland verkündete, und wäre damals schon eingetreten, was erst im Spätjahr 1843 eintrat, so wäre die türkische Regierung, durch den unglücklichen ägyptischen Krieg von Truppen entblößt, am Rande des Verderbens gestanden. Im laufenden Jahre hatte die unter dem Titel „die Vorsehung wacht über Griechenland" verbreitete Schrift einen bessern Erfolg, und die Wirkungen des griechischen Aufstandes haben auch nicht auf sich warten lassen, indem alsbald Thessalien und Südalbanien sich rührten, so daß bereits türkische Truppen auf dem Marsch sind, um das Feuer zu löschen, ehe es sich weiter ausbreitet.

Indeß sind die Verhältnisse seit dem Sturze Izzet Mehmeds und der Sinnesänderung des Diwans für die Türkei etwas günstiger; er hat die Größe der Gefahr erkannt, die ihm aus der Verbreitung des russischen Einflusses vom schwarzen bis zum adriatischen Meere entspringt, er nähert sich wieder den Engländern, er sucht die nationale Partei der Slawen für sich zu gewinnen, und der erste bedeutende Schritt geht dahin, die im Innersten erbitterten mohammedanischen Bosnier wieder für sich zu gewinnen. Dazu ist Kiamil Pascha bestimmt, der aber eine schwere Aufgabe zu lösen hat. Die Häupter der Spahis, die Beys und Capetanis, sind vernichtet, oder wenigstens ihre Macht gebrochen, und die Masse der Spahis läßt sich kaum anders gewinnen, als auf Kosten der Rajas, was nicht mehr wohl auszuführen ist, denn in Folge der 40jährigen Kämpfe haben sich moslemitische und christliche Bevölkerungen größtentheils nach Districten geschieden, so daß die Spahis nicht mehr wie früher über das ganze Land verbreitet sind, die Christen aber noch überdieß an den Heiduken, Uskoken und den benachbarten Montenegriern einen Rückhalt haben; man kann also nicht mehr die Hauptlast der Abgaben auf die Christen allein fallen lassen, und die dadurch vermehrte Last der Moslems reizt auch diese zu gleichem Widerstand. Eu-

ropäisch exercirte Truppen und Albanesen sollen denselben niederhalten, vermehren aber nur die Ausgaben und eben damit die Unzufriedenheit, so daß Moslems und Christen die Entfernung der Albanesen fordern, ohne welche sich indeß der türkische Befehlshaber nicht halten kann. An diesen Schwierigkeiten ist der Wesir gescheitert, den der Diwan nach Sultan Mahmuds Tode nach Bosnien sandte, um die Moslems wieder zu versöhnen, und ob nicht Kiamil Pascha ebenfalls daran scheitert, muß eine nahe Zukunft lehren. Indeß scheint der aufrichtige Wille da, die Schwierigkeiten zu überwinden, und es muß sich nun zeigen, welche Wirkung die drohende Aussicht einer allgemeinen Erschütterung des Reichs und das von außen her geweckte Verständniß der Lage der slawischen Stämme hervorbringt.

Ueber diesen Punkt sind bis jetzt nur sehr unbestimmte Gerüchte laut geworden, und diese gehen im allgemeinen dahin, daß eine Anzahl Polen bemüht seyn soll, sämmtliche türkisch-slawische Stämme durch Ertheilung bestimmter Vortheile mit der Pforte auszusöhnen, sie zu gegenseitiger Garantie unter einander zu verbinden, und dadurch den Einfluß der Russen zu brechen: die Leitung dieser Bewegung soll theils von England aus durch den alten Russenfeind Urquhart, theils von Paris aus durch Fürst Czartoryski geschehen, dem manche selbst höchst unwahrscheinliche Plane auf den serbischen Thron schuld geben. Als Haupttheilnehmer an diesem Plane werden Wutschitsch und Petroniewitsch genannt, und daraus würde sich dann das Verhalten Rußlands gegen die beiden letztern erklären. Im Anfange des Jahres machte Kiamil Pascha, derselbe der jetzt nach Bosnien beordert ist, an die beiden genannten Männer die Erklärung, daß es bei der Wahl Karageorgiewitschs sein Verbleiben haben werde; Hr. v. Lieven aber gab kurz darauf eine gegentheilige Erklärung ab, welcher die bald nachher erfolgte kategorische Forderung Rußlands, daß Fürst Michael wieder eingesetzt werden müsse, einen unerwarteten Nachdruck gab. Der schwache, bei dem Angedenken an Miloschs schändliche Regierung unpopuläre Michael mochte für die Russen ein willigeres Werkzeug abgeben, als die neue von Wutschitsch und Petroniewitsch geleitete nationale Regierung, bei welcher allerdings Karageorgiewitsch nur als Figurant diente. Die Pforte mußte Rußlands Forderung, die erste Wahl Karageorgiewitschs zu cassiren, Folge leisten; statt aber wirklich den Fürsten Michael wieder wählen zu lassen, warfen sich die russischen Abgeordneten, welche die Unpopularität der Familie Obrenowitsch aus vieljähriger Erfahrung kannten, plötzlich auf die nationale Seite, benützten Wutschitsch und Petroniewitsch, um den Figuranten Karageorgiewitsch nochmals wählen zu lassen, verlangten dann aber als dieß geschehen war, eben so kategorisch wie früher die Wiedereinsetzung Michaels, jetzt die Entfernung der beiden genannten Männer. Die Pforte mußte diese zweite Forderung, die durch Drohung eines Einmarsches russischer Truppen unterstützt wurde, abermals genehmigen. So hat Rußland seinen Zweck, einen schwachen Fürsten auf dem serbischen Thron zu sehen, erreicht, und zugleich die nationale Partei ihrer Anführer beraubt. Dieß ist die wahrscheinlichste Erklärung der mannichfachen scheinbaren Widersprüche. Wie die Sache in dieser Donauprovinz sich weiter entwickeln wird, darüber ist auch kaum eine Vermuthung zu wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Robben als Dünger gebraucht. Auf dem Continent legt man manchmal kleine Fische unter die Gartenerde, um durch deren Verwesung den Boden zu verbessern, die Engländer aber treiben diese Fischbenützung im Großen; kürzlich kam eine Ladung Seehunde aus den Shetlandinseln zu Beauly an, und war für einen dortigen Grundeigenthümer bestimmt, um als Dünger verwendet zu werden, nachdem man sie vorher mit Erde gemischt. Eine zweite Ladung wurde erwartet. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 23 Nov.)

•

Merkwürdige alte Waffen. In Brügge fand man kürzlich in einer an das Stadthaus stoßenden Wohnung eine Menge alter Waffen, die hier sorgfältig versteckt gewesen zu seyn scheinen. Sechs schwere Schwerter scheinen Richtschwerter gewesen zu seyn; auf einer der schönen und leichten Klingen war ein Porträt mit der Inschrift: Gustavus Adolphus D. G., und auf der andern Seite ein zweites Porträt mit der Inschrift: Friderecus H. D. G. Prin. Außerdem sollen noch andere lateinische Inschriften darauf stehen, die aber nicht näher angegeben werden. (Echo du Monde Savant vom 30 Nov.)

•

Die Grabhügel in Dorsetshire. In der Versammlung der Alterthumsforscher zu London am 27 Nov. las ein Hr. J. Sydenham eine Abhandlung über diese augenscheinlich celtischen Ueberreste vor, die nebst Cromlechs, Steinpfeilern, Spuren von Ansiedlungen und Bergschlössern in großer Zahl hauptsächlich die hohen unbebauten Striche decken. Es ist ein auffallender Umstand, daß die darin gefundenen Gegenstände, so wie die Grabbauten selbst durch Einfachheit und Rohheit sich auszeichnen, und der Verfasser will daraus, vielleicht etwas voreilig, schließen, daß die hier wohnenden Celten zu den frühesten nach England gekommenen Stämmen gehört hatten. Seltsam ist auch, daß Verbrennung und Beerdigung der Todten nebeneinander bestanden haben müssen, ja daß sich Beispiele beider in demselben Grabhügel finden. (Litt. Gaz. vom 2 Dec.)

•

Fischungeheuer. Ein Schreiben in einem Barbados-Blatt berichtet von einem Fisch, den die vor Laguayra liegende Brigg Rowena am 22 August daselbst fing. Das Thier hatte sich in die Ankertaue verwickelt, und wurde auf diese Weise gefangen; es gleicht dem sogenannten Teufelsfisch, ist breiter als lang, hat zwei Stoßzähne und einen sehr kurzen Schwanz. Die Dimensionen desselben sind: Länge vom Ende des Schwanzes bis zur Spitze der Stoßzähne 18 Fuß, Breite 20 Fuß, der Mund 4 Fuß weit, Gewicht 3502 Pfd. (ibid.)

•

Die Sterblichkeit in London hat gegen frühere Jahre in einem furchtbaren Grade zugenommen, und betrug seit mehrern Wochen gegen 300 oder etwa ein Viertheil über die Durchschnittszahl. Doch mag ein Theil dieser Vermehrung auch eine Folge der genauern Registration seyn. (ibid.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
erantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Literarische Anzeige von August Weichardt.)

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1843.

Etwas über neuere italienische Poesie.

Ein Italiener, Namens Luigi Cicconi, theilt im Moniteur (6 Dec.) einige Betrachtungen über die neuere italienische Literatur mit, unter denen die über die Poesie uns am beachtenswerthesten schienen.

„Die Poesie drückt oft mehr als die Geschichte die Gesinnungen der Völker aus, und dieß gilt namentlich jetzt von Italien, wo die populäre Poesie mehr wie früher erwacht ist; die Dichter verschmähen es seit einiger Zeit nicht mehr, die Menge zum Gegenstand ihrer Lieder zu machen, da aber bei uns im allgemeinen das Volk weder lesen noch schreiben kann, so geht das Bestreben der Dichter weniger dahin, mit ihren Werken direct auf die Masse einzuwirken, als ihre Leiden zu malen, um dadurch das Interesse der Reichen zu wecken. Seit Manzoni erfahrt der italienische Parnaß allmählich eine Umwandlung: die classische Poesie, welche bisher geherrscht hatte, nahm allzu hochtrabende Manieren an, um ganz einfach mit jedem Verständniß zu reden und sich ihm anzuschmiegen. Viele Literatoren haben ihren Styl an der Einfachheit der Schriftsteller des 14ten Jahrhunderts neu gekräftigt, und wir sehen allenthalben schöne Talente mit der Reform unserer Literatur beschaftigt. Mamiani, ein Verbannter, der zu Paris lebt und ein Werk über die „„Wiederherstellung der italienischen Philosophie““ geschrieben hat, ein Dichter von seltenem Verdienst, war früher durch Geschmack und die Grundsätze seiner Erziehung der alten Schule zugethan. Vor nicht gar langer Zeit hat er aber die Nothwendigkeit erkannt, seinem Geist und seinen Studien eine populärere Richtung zu geben, und hat einen kleinen Band Gedichte unter dem Namen „„Idyllen““ drucken lassen, welche das Landleben, die Bedürfnisse des Volks, seinen Trost und seine Hoffnungen malen. Gewohnt heilige Hymnen im Schwunge eines Callimachus zu singen, hat er seiner Sprache noch nicht die gehörige, mit dem behandelten Gegenstand übereinstimmende Schmiegsamkeit gegeben; dagegen finden sich aber in seinen Versen hohe Gedanken und eine besondere Zierlichkeit der Form. Vielleicht nimmt das in der neueren Literatur unerläßliche christliche Princip in seinen Schriften allzusehr die heidnische Form an; man sieht aber, wie schon Chenier bemerkt hat, nicht ungern neue Gedanken in antike Formen gekleidet.

„Ein Dichter, der sich von der alten Schule losgesagt hat und seine Inspirationen im Christenthum schöpfte, ist Prati. Sein kleines Gedicht „„Esmenegarda““ hatte die Aufmerksamkeit des Publicums bereits auf ein Talent gerichtet, das eine so schöne Zukunft versprach. Eine Sammlung seiner Gedichte in zwei Bänden, die kürzlich in Mailand erschien, hat in Italien den lebhaftesten Enthusiasmus erweckt; es sind die Canti lirici, Canti per il popolo, Ballate. Prati erschien, als man es herzlich satt hatte Verse zu lesen, deren Gegenstand Venus, die Flora, der Frühling, abgeschmackte Liebeständeleien und noch abgeschmacktere Träumereien waren, und unter denen nur selten etwas über das Mittelmäßige sich erhob. Der Zauberstab Prati's hat das große Gebaude der Gesellschaft berührt, und man sah Wunder daraus hervorgehen, die nicht bloß die Sinne locken, sondern zum Geist und Herzen sprechen, um das Loos der Menschen zu bessern. Der Dichter singt nicht, wie der Vogel, um seiner Natur zu gehorchen und die Luft mit harmonischen Tönen zu füllen, sondern um dem Reichen zu sagen, daß der Arme leidet, um Trost in schmerzerfüllte Seelen zu gießen, um die Wunden der Gesellschaft zu entschleiern und ihr ein besseres Loos zu bereiten. Trotz einer etwas zu großen Weichheit in der Form und in Gedanken, besitzt Prati Originalität, Glanz und Zartheit, neben einer Kraft, die den überlegenen Geist verräth. Prati ist in den Bergen des italienischen Tyrol geboren, und eine Art Mysticismus, Träumerei und deutsche Naivität bricht manchmal in seinen Versen durch.

„Prati ist nicht allein auf dieser neuen Bahn, die italienische Literatur zeigt im allgemeinen diese Tendenz und eine gewisse Verschmelzung von Beranger und Lamartine, ein Bündniß zwischen populärem und religiösem Geiste. Manzoni hat zuerst diese neue Bahn eröffnet, Prati und andere gaben seinen Ideen eine unermeßliche Anwendung; es ist die Entwicklung seiner Schule durch eine Poesie, welche

aus dem Heiligthum der Religion hervorging, und in der gesellschaftlichen Ordnung sich eingewurzelt hat; jedenfalls hat das Christenthum bei uns eine neue geistige Bewegung angeregt."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Ungarn.

Diese Bewegung unter den Slawen an der Donau ist seit einer Reihe von Jahren immer im Wachsen, sie ist durch die Verbindung mit den ungarischen Slawen sogar schon ins literarische Gebiet eingedrungen, und wenn auch die Bulgaren ihr etwas ferner stehen, so bedarf es doch nur eines flüchtigen Blickes auf die Literatur der Südslawen, um zu sehen, wie ein nationales Band sich immer enger um Serbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Türkisch- und Oesterreichisch Croatien und Slawonien schlingt. Das Gemeingefühl dieser Länder ist seit fünf bis sechs Jahren auffallend im Steigen, viele sind beschäftigt in den Boden, der so lange literarisch brach gelegen, neuen Samen auszustreuen, und wenn auch, wie immer, manche Thorheit mit unterläuft, so muß man die Augen absichtlich schließen, um nicht zu sehen, welche Frucht aus der ausgestreuten Saat aufgehen muß. Der Einfluß, den alles dieß auf Ungarn ausüben wird, läßt sich unschwer ermessen. Croatien galt als ein unbedeutendes Nebenland des ungarischen Reichs, man nahm auch ungarischerseits das dalmatische Uferland als von Rechtswegen in Anspruch, weil einige alte Könige ihre Herrschaft bis dahin ausgebreitet, türkisch Croatien und ein Theil Bosniens hatten geraume Zeit wirklich zum ungarischen Reiche gehört, zur Zeit, als nach dem ersten Einbruch der Türken in Europa diese Länder des nachbarlichen Schutzes nicht entrathen konnten: alles dieß muß, so urtheilen viele Ungarn, mit der baldigen unzweifelhaften Zertrümmerung des türkischen Reichs ihnen wieder zufallen, und da Ungarn ohne Eröffnung der Donau und ungestörte Verbindung mit dem schwarzen Meere zu keiner rechten Blüthe gelangen kann, so werden die Blicke auch dorthin geworfen, ohne sonderliche Notiz von der etwas jungen moldowlachischen oder, wie man gerne sich ausdrückt, dacischen Nationalität zu nehmen. Das sind die Träume mancher ungarischen Patrioten.

Wenn man nicht umhin kann, bedenklich darüber die Achseln zu zucken, und der Ansicht zu seyn, daß selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen die Donau noch manche Wellen hinabrollen muß, ehe ein solcher Traum sich verwirklichen könnte, so kann man auf der andern Seite nicht verkennen, daß der einstigen Vereinigung aller Länder vom Balkan bis zu den Karpathen und vom adriatischen bis zum schwarzen Meere eine gewisse Nothwendigkeit zum Grunde liegt, die man nicht ungestraft übersehen darf. Rohe Gewalt hielt die Donau lange geschlossen, und alle an der Schiffahrt auf derselben betheiligten Länder siechten; diese Länder erwachen zum Bewußtseyn ihrer Lage, und nur die roheste überlegenste Gewalt könnte die Schiffahrt wiederum schließen. Die bloße Möglichkeit regt schon die Völker auf, und Rußlands Bestrebungen, den Donauhandel zum Vortheil Odessa's möglichst zu sperren, erweckt ihm allmählich mehr Gegner, als die schlaueste Unterhandlungskunst gewinnen kann. Die Maaßregeln gegen Galacz und Braila regen in den Walachen so widerwärtige Gefühle auf, als das Verfahren gegen Varna (1829) unter den Bulgaren. Am meisten aber müssen Rußlands Fortschritte an der untern Donau, seine wohlbegründete Herrschaft in der Moldau und Walachei, sein neubegründeter Einfluß in Serbien den Unwillen und die Besorgniß der herrschenden Nation dieses Ländercomplexes, der Ungarn, erregen, und aus dieser Furcht vor russischem Einfluß lassen sich, wie wir schon früher gezeigt, alle neueren Schritte der Magyaren erklären.

Haben die Magyaren dieser Stellung gemäß gehandelt, um sich in diesem Ländercomplex ein moralisches Uebergewicht zu sichern, ohne welches nie eine Herrschaft für die Dauer bestehen kann? Man muß diese Fragen geradezu mit Nein beantworten. Dieser Ländercomplex bildet ein Ganzes, wenn gleich die jetzigen Staatengränzen darüber anders verfügen; was in Ungarn geschieht, wirkt über dessen jetzige Gränze hinaus und an diesem Irrthum, an dem Verkennen dieser weiter greifenden Wirkung laborirt die ganze Magyarenpartei: das Wort und die Idee haben Flügel, und sie lassen sich nicht in die politischen Gränzen eines Landes bannen. Die Ungarn können nicht hindern, daß die ungarischen Deutschen ein Vaterland von 36 bis 40 Millionen Menschen hinter sich haben, daß die Slowaken Ein Volk mit drei bis vier Millionen Czechoslawen ausmachen, daß die Rusinen mit ihren Stammgenossen im östlichen Galizien, und daß die Croaten mit den Dalmatiern und Serben sympathisiren. Was hilft dagegen die Behauptung von Lukacs und seinen Freunden: wir Magyaren sind zahlreicher als jedes andere in Ungarn ansässige Volk; wir sind historisch und juridisch die herrschende Nation, folglich ist es nicht mehr als billig und recht, daß unsere Sprache auch die Sprache der Geschäfte und der Regierung sey. Darauf reduciren sich sämmtliche, zu Gunsten der magyarischen Staatssprache angeführten Gründe. Sie sind in sich nichtig, wenn auch aus keinem andern Grunde, als weil sie an der Natur der Dinge scheitern müssen. Es hat sich aber der Magyaren die Idee bemächtigt, daß sie nur dadurch ihren Bestand als Nation und ihre Sprache retten können, wenn sie solche zur herrschenden Staatssprache erheben; statt ihre einer so reichen Ausbildung fähigen Institutionen zum Grundstein eines mächtigen politischen Baues zu machen, unter dessen Dache einst Serben, Bulgaren und Walachen sich sammeln könnten, haben sie einer fixen Idee ihre Zukunft, ja vielleicht die Ruhe des Landes geopfert, und zum allermindesten durch das auf nationale Beschränktheit gegründete Widerstreben gegen einen nähern Anschluß an Oesterreich und Deutschland sich selbst des Haupthebels ihrer Macht, der Entwicklung ihrer materiellen Hülfsquellen, beraubt.

Die im November vorigen Jahres zusammengetretene Akademie eröffnete gewissermaßen das Schauspiel, dessen Fort-

setzung der Verlauf dieses Jahres geliefert hat: die Hebung der Nationalsprache war der Hauptgegenstand ihrer Verhandlungen. Man sprach die Ansicht aus, daß alle Bemühungen, den Ungarn Mäßigung predigen zu wollen, vorerst ganz nutzlos seyen, da die Polypenarme des Nordens immer mehr den Norden und Süden Ungarns umklammerten, da die Sprache der Slawen immer drohender werde, und man ganz ungescheut von einem neuen illyrischen Reich rede; die Mäßigung, womit Graf Szechenyi auftrat, wurde unter solchen Umständen als Halbheit hart angegriffen. Wenn dieß in den friedlichen Räumen der Akademie vorging, so ließ sich erwarten, was auf dem stürmischen Schauplatz des bevorstehenden Landtags sich ereignen werde. Die Regierung sah den Sturm kommen und suchte ihn im voraus zu beschwichtigen, indem sie im Anfang des Jahres den Croaten und Slawoniern die Versicherung ertheilte, daß der Pflege ihrer Landessprache innerhalb der gesetzlichen Gränzen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle, und daß sie die nationalen Rechte der Croaten aufrecht erhalten werde, dagegen sollte die Parteibezeichnung Illyrier in Zukunft untersagt seyn.*) Diese milde Warnung durch eine der Regierung nöthig scheinende Beruhigung derer, welche sich als die Angegriffenen betrachteten, wurde in den Wind geschlagen und der Reichstag leider auch in anderer Beziehung unter ungünstigen Auspicien eröffnet.

Die Hebung des materiellen Wohlstandes der Nation sollte ein Hauptgegenstand dieses Reichstags seyn, die Eisenbahnen und die Correctur der Donau zur Sprache kommen, das Unerläßlichste aber war die Regulirung der Zollverhältnisse. Die Regierung verlangte, daß Ungarn, welches bis jetzt nur für seine Verwaltung sorgte und einen Beitrag zu den allgemeinen Staatslasten gibt, ein gewisses Steuerquantum übernehme, damit man die Gränzzölle, welche Ungarn und Oesterreich scheiden, herabsetzen und ihre allmahliche gänzliche Aufhebung einleiten könne. Zu diesem Ende mußte der Adel einwilligen, seine bisherige Steuerfreiheit aufzugeben; der wohlgesinnte aufgeklärte Theil des Adels war auch dazu entschlossen, ja man kann sagen, daß er die Sache selbst in Anregung gebracht, um ein so unbilliges Vorrecht des Adels allmahlich aufzuheben; nicht so dachte aber die Mehrzahl des niedern Adels in den Comitaten, welche sich bei den Wahlen die gewaltthätigsten Angriffe gegen diejenigen erlaubte, welche der Besteurung des Adels geneigt waren; die Mehrzahl der Comitate entschied für die Beibehaltung der Steuerfreiheit, und dadurch auch für den alten rohen Zustand, aus dem ohne Aufgeben dieses Vorrechts kein Entkommen war. Die Aussicht auf eine nähere Verbindung mit Oesterreich und Deutschland war damit abgeschnitten, ehe noch der Reichstag anfing. Das waren schlechte Aussichten für die wirklich liberalen Männer, welche die Aufhebung der Aviticität**) und der Majorate, Verleihung des Besitzrechts und der Befähigung zu allen Aemtern an Unadelige, gezwungene Ablösbarkeit der Urbariallasten, Reform der Städteverfassung und Ausdehnung des städtischen Stimmrechts auf dem Reichstag verlangten und erwarteten. Ihre Wünsche gingen freilich rascher als die träge Wirklichkeit zu gehen vermochte, aber es sollte doch Hand angelegt werden an das Werk, welches die Wiedergeburt des Ungarlandes begründen konnte.

Anfangs ließ sich die Sache vortrefflich an: in früheren Landtagen gingen gewöhnlich ein paar Monate hin mit dem Streit, ob man die sogenannten Gravamina des Landes oder die Propositionen der Regierung zuerst vornehmen solle; dießmal wurde die Frage in einer einzigen Sitzung abgemacht, und selbst Oppositionsmitglieder erklärten, daß man ohne Inconsequenz der Gesinnung sich den Vorschlägen der Regierung nicht widersetzen könne. In die wichtigsten der oben bezeichneten Gegenstände hatten auch die Comitate eingestimmt. Aber bald trat der Sprachenstreit störend dazwischen: schon im Anfang Junius, kaum einen Monat nach Eröffnung des Landtags, beantragte in Betreff Croatiens und Slawoniens Szent Kiraly, einer der gemaßigtern Männer der eigentlich magyarischen Partei, diese Provinzen sollten gehalten seyn, in ihrer Correspondenz, so wie im mündlichen Reichstagsverkehr der magyarischen Sprache sich zu bedienen; es solle niemand, der dieser Sprache nicht mächtig sey, innerhalb ihrer Gränzen mit einer königlichen Stelle bekleidet und diese Sprache in allen höheren Unterrichtsanstalten gelehrt werden. Dieser Antrag wurde mit starker Stimmenmehrheit angenommen und bildet den Wendepunkt des Reichstags. Es hatte sich auch unter den Croaten eine magyarische Partei gebildet, und mehrere Croaten auf dem Reichstag sich der magyarischen Sprache bedient,*) aber die Mehrzahl der croatischen Deputirten bestand durchaus auf dem herkömmlichen Recht, und als durch einen Beschluß vom 20 Junius der Gebrauch der lateinischen Sprache ganz aus dem Ständesaal verbannt wurde, protestirten die croatischen Deputirten schriftlich, aber auch diese Protestation wurde, weil sie lateinisch abgefaßt war, von der Versammlung geradezu zurückgewiesen. Zwar wurde nach manchem Hin- und Hersenden zwischen den Magnaten- und der Ständetafel die Härte des obigen Beschlusses dahin gemildert, daß in allen Municipalangelegenheiten Croatiens und Slawoniens der Gebrauch der lateinischen Sprache gestattet werden sollte; aber freilich konnte dieß die Aufregung nicht beschwichtigen, man fing vielmehr in Croatien an sich bei Muncipalverhandlungen der illyrischen Sprache zu bedienen, und in mehrern Comitaten, am stärksten

---

*) Nur die fünf ersten Nummern der illyrischen Nationalzeitung von diesem Jahre tragen noch den Titel: ilirske narodne Novine, von der sechsten an ist das Wort ilirske weggelassen.

**) Das größte Hinderniß des Fortschrittes war immer diese Aviticität, vermöge deren auch ein veräußertes Gut immer wieder gegen Bezahlung der ursprünglichen Schuld von dem Besitzer oder seinen Erben zurückgenommen werden kann, so daß der jeweilige Inhaber nur ein Pfandrecht hat, und sich natürlich hütet, große Summen auf die Verbesserung zu verwenden. Darum ziehen sich die Capitalien fortwährend von dem Landbesitz zurück.

*) Dieß war namentlich von Banus selbst und dem Bischof von Agram geschehen.

in einer am 2 October zu Essek abgehaltenen Versammlung, wurde laut gegen den Beschluß der Stände protestirt, und die croatischen Deputirten, die sich der magyarischen Sprache bedient hatten, streng getadelt. Hitzige Debatten über die Religionsverhältnisse, namentlich über die gemischten Ehen, wobei die Croaten auf dem strengen, katholischen Standpunkt stehen blieben, trugen nicht dazu bei den Frieden zu erhalten, und das zügellose Betragen der sogenannten Juraten, von denen alle Deputirten verhöhnt wurden, die nicht im extremsten magyarischen Sinn sich aussprachen, goß vollends Oel ins Feuer. Die Regierung mußte ihrer schon vor dem Reichstag den Croaten gegebenen Versicherung treu bleiben, und so erschien ein königliches Decret, welches sich gegen den Beschluß des Reichstags in Betreff der Sprache erklärte. Der Streit hierüber scheint die Auflösung derselben herbeiführen zu müssen. *)

Der Sprachenstreit, den die magyarische Partei längere Zeit mit etwas gar zu vornehmer Haltung als eine sich von selbst verstehende Sache betrachtet und zum Theil auf ihren Gütern Anstalt gemacht hatte, den Satz *cujus est regio, ejus est religio* in den nicht minder schlimmen *cujus est regio, ejus est lingua* zu verwandeln, ist somit zum Stein des Anstoßes geworden, an dem viele wohlwollende und vortreffliche Absichten des mittlern magyarischen Adels scheitern werden. Es ist ein seltsamer Widerspruch in den Ansichten der magyarischen Partei, daß sie, die ihr neu errungenes geistiges Besitzthum aus dem Schatze der zum Gemeingut gewordenen europäischen Ideen herausholten, gerade in der Sprache, der Trägerin dieser Ideen, einen Zwang ausüben will. Dieß Bestreben hat schon viele Leidenschaften erweckt, und allen Symptomen nach zu schließen stehen wir erst am Anfang der dadurch hervorgerufenen Bewegung, die in ihren Wirkungen weit über Ungarn hinausreicht. Was man auch von den panslawistischen Bestrebungen denken mag, so sind sie, einzelne Erscheinungen im Innern Rußlands abgerechnet, bis jetzt noch, so weit sie zur Oeffentlichkeit gediehen sind, auf dem literarischen Felde stehen geblieben, und ihnen mit trockenen Reichstagsverordnungen entgegenzuwirken, möchte ein hoffnungsloses Unternehmen seyn, abgesehen davon, daß Billigkeit und Recht mannichfach dadurch verletzt wird. Daß die Regierung beabsichtigt, den Slawen alles Billige zu gewähren, geht auch aus der längere Zeit vorenthaltenen Erlaubniß, eine slowakische Zeitung in Pesth zu gründen, deutlich hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Puma oder amerikanische Löwe,

auch Cougar (Caguar) und in den westlichen Staaten Nordamerika's Catamount genannt, war einst über den ganzen amerikanischen Continent verbreitet, und man findet ihn auch jetzt noch, wiewohl sehr selten, bis in der Nähe der Hudsonsbay. Der Puma ist unter allen Breitengraden ein blutdürstiges Thier, aber seine Stärke, Größe und Blutdurst wechseln sehr je nach dem Klima. Ich habe dieß Thier in Californien, in den Felsengebirgen, in Texas und in Missouri getödtet, und überall zeigte es einen ganz verschiedenen Charakter. In Chili hat er eine Breite und Gliederfülle, die dem afrikanischen Löwen nahe kommen; je weiter nach Norden, desto mehr schwindet er an Größe, bis er so dünn und gewandt wie der jagende Leopard ist. In Missouri und Arkansas macht der Puma hauptsächlich auf Geflügel und junge Schweine Jagd, rennt aber vor Hunden, Kühen, Pferden und selbst vor Ziegen davon. In Louisiana und Texas flieht er vor dem Menschen, bekämpft aber die Hunde, zerreißt Pferde und tödtet Rindvieh, selbst den wilden Büffel, bloß zum Vergnügen. In Anahuac, den Cordilleren und Felsengebirgen flieht er auch vor dem Menschen nicht mehr, wird majestätischer in seinen Bewegungen und bietet seinem Gegner Trotz, von dem furchtbaren grauen Bär bis zu einer ganzen Schaar Jäger; doch greift er nur selten an, außer wenn er Junge hat. In Sonora und Californien ist er noch wilder. Wenn er hungrig ist, jagt er nach dem Geruch, wie der Hund mit der Nase an der Erde. Trifft er eine Spur, so folgt er ihr mit einer Schnelligkeit von 20 (engl.) Meilen in der Stunde, bis er seine Beute erreicht, sey es nun ein einzelner Reiter oder eine ganze Schaar, ein Reh oder zehntausend Büffel, das kümmert ihn nicht, er greift alles an. (Violets Travels and Adventures.)

Miscellen.

Archäologische Studien in Frankreich. Hr. Merimée hat sein Werk über die mittelalterliche Kriegsbaukunst, das er im Auftrag des Comité historique des Arts et Monuments verfaßte, vollendet. Ein Anhang oder vielmehr ein eigener Band behandelt die mittelalterlichen Waffenrüstungen. Das Ganze soll mit zahlreichen Kupferstichen erläutert werden. — Hr. de St. Menin zu Dijon hat ein vollständiges Glossar aller Ausdrücke der Kunst und des Bauwesens, die im Mittelalter in Burgund üblich waren, verfaßt. Jedem Wort ist eine Stelle aus einem gleichzeitigen Schriftsteller angefügt, als ein Beweis für die Bedeutung desselben. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Arbeit noch eine weitere Ausdehnung erhielte. — Die Alterthumsforscher des südlichen Frankreichs sind emsig damit beschäftigt, Urkunden herauszugeben, wodurch die localen Alterthümer ins rechte Licht gesetzt werden, und da dieser Theil des Landes eine ungeheure Menge der werthvollsten Denkmäler aus fast allen Zeiten der christlichen Aera enthält, so kann man sich denken, daß es an Arbeit nicht fehlt. Eines der interessantesten Werke dieser Art ist das von einem Hrn. Compayré, das aus unedirten Urkunden über Albigeois, Castrais und die alte Diöcese von Lavaur besteht. — Ein wichtiges Werk über die Umgebungen von Calais erschien kürzlich unter dem Titel: Memorial historique et archéologique du Departement du Pas de Calais, von einem Hrn. Harbaville, und ein Professor der Archäologie am geistlichen Seminar zu Tours, Hr. Bourassé, hat Nachrichten über die wichtigsten Kirchen in der Touraine herausgegeben. (Litt. Gaz. vom 2 Dec.)

Vernichtung gefährlicher Thiere in Frankreich während des Jahres 1841/42. Das Journal des Chasseurs theilt nach den officiellen Documenten der Forstverwaltung nachstehende Angaben mit, denen zufolge die Wolfsjäger (lieutenants de louveterie) getödtet haben: 274 Wölfe, 173 Wölfinnen und 293 junge Wölfe, 490 Wildschweine, 2937 Füchse, 462 wilde Katzen, 331 Dachse, 416 Iltisse und 748 Marder. (Echo du Monde Savant vom 3 Dec.)

*) Man verlangte hauptsächlich, daß die bisher gewöhnlich vor der Ehe über die Kindererziehung ausgestellten Reverse ungültig seyn, daß die Kinder ohne Unterschied in der Religion des Vaters erzogen werden, daß es bei Scheidung von Tisch und Bett dem protestantischen Theil gestattet seyn solle, sich wieder zu verehelichen u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Rußland.

Als das interessanteste Werk, welches in diesem Jahre über Rußland erschienen ist, gilt allgemein das von Custine: „La Russie en 1839.“ Ob der Verfasser nicht mit Herausgabe dieses Werkes eine große Indiscretion beging, ob er nicht gar manche Einzelnheiten entstellte oder falsch auffaßte, das wollen wir nicht näher untersuchen, aber seine Bemerkungen, daß der russische Adel und die gesammte Gesellschaft auf ganz andern Grundlagen ruhen als die westeuropäischen, und daß die europäische Bildung in Rußland nur der alten Rohheit aufgepappt sey, haben viel Wahres, so sehr sie auch in ihrer Schroffheit verletzen mögen. Es herrschen in Europa drei Bildungsformen: die germanische, die romanische und die russisch-byzantinische. Die germanische hat zwar die romanische nicht zu überwinden vermocht, ihr aber einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt, während sie zugleich die bewahrten Reste antiker Bildung von ihr empfing. Daraus ist dann die Bildung hervorgegangen, welche man in neuerer Zeit die westeuropäische genannt hat und welche sich auch über die Westslawen ausdehnte. Wie auch diese westeuropäische Bildung sich an verschiedenen Orten verschieden modificiren mag, wie sehr sie auch häufig verirrte und entartete, sie hat die germanische Grundidee der persönlichen Unabhängigkeit und Freiheit bewahrt, während Rußland, von Byzanz aus cultivirt und durch die mehr als 200jährige Mongolenherrschaft an asiatischen Despotismus gewöhnt, die unumschränkte Herrschaft eines einzigen als Grundidee betrachtet. Dieß zieht zwischen Rußland und dem übrigen Europa eine Schranke, die, so Gott will, nicht überstiegen werden wird. Seit sechzig Jahren arbeitet Rußland daran das stamm- und sprachverwandte Weißrußland, Podolien und Wolhynien, welche doch die westeuropäische Civilisation nur aus zweiter Hand, durch die Polen empfingen, völlig mit sich zu assimiliren, und noch ist es trotz aller der Regierung zu Gebote stehenden Mittel, wozu selbst die Verpflanzung von Ostrussen nach Westrußland gehört, nicht ganz gelungen, und Polen selbst, obwohl niedergeschmettert und aller Widerstandsmittel entblößt, steht geistig noch eben so unversöhnt da, wie je; das polnische Lied: jeszcze Polska nie zginela hat eine viel tiefere Bedeutung als bloß den Marseiller Marsch gegen die russischen Bataillone zu bilden. Der mit der westeuropäischen Bildung unauflöslich verbundene Katholicismus bildet die Widerstandsform, an der bis jetzt alle Bemühungen Rußlands gescheitert sind. Dieß allein erklärt die Härte, mit der man fortwährend gegen den katholischen Clerus verfährt; daher auch die etwas seltsame Forderung, welche Rußland an die französische Regierung stellte, das Predigen in polnischer Sprache nicht zu dulden, daher die Art von Achtserklärung, welche die Mehrzahl der polnischen Emigranten gegen den Fürsten Mirski aussprach, welcher auf die Seite Rußlands und zur russischen Kirche übergetreten war. Die Regierung hat befohlen, daß in jeder katholischen Kirche wenigstens ein Altar dem russisch-griechischen Gottesdienst reservirt werde, und stellte in allen bedeutenden Orten wohlbezahlte Popen an, wodurch allmählich kleine griechisch-russische Gemeinden sich bilden, deren künftige Ausbildung dann dem Katholicismus die Wage halten soll, aber in eben dem Maaße als die Regierung auf solche Weise der orientalischen Kirche ein künstliches Uebergewicht zu verschaffen suchte, schloß sich Volk und Adel immer enger an die katholischen Geistlichen an. In neuester Zeit hat sich gar das Gerücht verbreitet, Rußland wolle, zum mindesten in den westrussischen Provinzen, allen noch katholischen Gutsbesitzern die Alternative stellen, zur russisch-griechischen Kirche überzutreten oder ihre Güter zu verkaufen. Wie unwahrscheinlich auch ein solches Gerücht ist, so zeigt es doch, wessen man sich nach allem was vorgegangen ist, von der russischen Regierung gewärtigt.

Custine schreibt eine in Rußland ziemlich allgemein den Fremden gegenüber herrschende Heuchelei dem Bestreben zu, Rußland als ein eben so civilisirtes Land wie die Länder Westeuropa's erscheinen zu lassen, allein ein solches Bestreben kann unmöglich von Erfolg seyn, denn es ist für jeden Aufmerksamen augenscheinlich, daß man von der Bildung und den Kenntnissen Europa's seit nahezu anderthalbhundert Jahren

nichts will, als die materiellen Ergebnisse. Die westeuropäische Civilisation in Rußland begann gerade ebenso wie die Mehemed Ali's in Aegypten; man wollte europäisch exercirte Truppen, aber mit den materiellen Künsten zog wie natürlich auch mehr und mehr der Geist der westeuropäischen Bildung ein, und gerieth einerseits mit dem asiatischen Princip der unbeschränkten Herrschaft des Einzelnen, andererseits mit dem sich erhebenden Nationalgeist im Conflict, woraus die Abneigung gegen Fremde entspringt, welche man doch in so gar manchen Dingen noch nicht entbehren kann; daraus entstehen Widersprüche und Verlegenheiten der unangenehmsten Art. Der Kaiser hebt den Nationalgeist, und eben dieser Nationalgeist reagirt gegen die Fremden, welche der Kaiser selbst nicht entbehren kann; durch die westeuropäische, namentlich französische Literatur, ist eine Art wie Oppositionsgeist, ein esprit frondeur, in den hohen Adel gekommen, der alte Urkunden ausgräbt, um sein Recht der Mitregierung im Staate darzuthun, aber der kaiserlichen Vollgewalt gegen seine eigenen Leibeigenen nicht entrathen kann. Die Kirche soll als Mittel dienen, um die große Masse in Zaum und Unterwürfigkeit zu halten, aber die Mitglieder der Kirche sind meist zu unwissend, um die geistliche Gewalt durch geistige Mittel zu stützen, und so keimt in ihrem Innern, troß aller äußern Uniformität, ein Sectenwesen auf, gegen welches alles Sectirerei Europa's und Amerika's Kinderspiel sind. Custine will sogar von einer Secte wissen, welche die Vielweiberei offen predigt und ausübt. Die bekannte Broschüre: „der Panslavismus, eine Improvisation von Anton Mauritius" sagt über die Religionsverhältnisse Rußlands ohne Umschweife: „es herrscht Knechtschaft in politischen und kirchlichen Ideen, weil die letztern eben das stärkste politische Element sind. Es gibt darum in Rußland keine Theologie, sondern nur ein positives Kirchengebot, und deßhalb gibt es dort wiederum eine unzählige Menge von geheimen Secten und Aposteln, deren Treiben begünstigt wird durch die Bestechlichkeit der Beamten. Der ganze Boden Rußlands ist mit solchen Secten unterminirt, die eine Opposition bilden gegen die herrschende Kirche, welche sich nur auf die weltliche Macht stützen kann." Das einzige Mittel einem solchen Unwesen, das partiell zu gefährlichen Ausbrüchen führen muß, entgegen zu arbeiten, bestände in einer tüchtigen Bildung der Geistlichkeit, die mit dem Volke eng zusammenhängend und auf der andern Seite in das geistige Gebiet der westeuropäischen Bildung hinüberreichend beide mit einander aussöhnen könnte, wofür bis jetzt noch so gut wie gar nichts geschehen ist, und was doch allein dazu führen könnte den innern Frieden auf etwas anderes als die Polizeigewalt zu gründen.

Eine Reihe Maaßregeln zeigt diesen Geist der Polizeigewalt und der Uniformirungssucht. Aus den Ostseeprovinzen werden die Klagen über Russificirung immer lauter und dringender: nicht bloß die Städte, sondern namentlich der Adel kommt immer mehr ins Gedränge; in diesen Provinzen hat bekanntlich die Geistlichkeit eine sehr aristokratische Stellung, welche sie mit den Gutsherren vielfach auf eine Linie bringt; die russische Regierung, sonst so streng gegen Proselytenmacherei, ließ hier den herrenhutischen Brüdergemeinden welche sich in die Verhältnisse zwischen Pastoren und ihren Gemeinden störend eindrängten, freien Lauf, so daß die Geistlichkeit sich mit dem Adel berieth, um Mittel zur Abhülfe dagegen zu finden; denn ließ man die Herrenhuter ohne weiteres gewähren, so bildete sich in den Gemeinden eine sehr demokratische Opposition gegen die zum Theil adeligen Pastoren und den Adel selbst, der ohnehin schon sehr in Verlegenheit ist, da die seit Jahren für frei erklärten Bauern immer stärker nach Grundbesitz streben, den ihnen der meistentheils arme Adel nicht wohl gewähren kann. Würde aber der arme Adel nach und nach vernichtet, so steht der noch übrige reiche Adel der Ostseeprovinzen der Regierung gegenüber in einer sehr prekären Stellung, die um so unhaltbarer wird als die Eifersucht der russischen Regierung selbst gegen die reichen Russen, namentlich im Militär, auf eine oft sehr schroffe Weise zu Tage tritt. Der nivellirende Geist, der sich hierin zeigt, erscheint am auffallendsten in den ehemals polnischen Provinzen und in Polen selbst. Die Epurationen des Adels, wodurch in Podolien, Wolhynien und Weißrußland viele Tausende von niedern Adeligen (Schlachtizen) in Freisaßen umgewandelt wurden, verfolgt ihren Zweck, denn durch einen Ukas vom Julius dieses Jahrs sind jetzt ebendiese Freisaßen (odnodworzi) der Militärpflichtigkeit unterworfen worden. Da nun diese Epurationen auch in Polen selbst begonnen haben, so läßt sich leicht errathen, was der Erfolg seyn wird. In Polen rechnet sich alles, was nicht leibeigener Bauer oder Gewerbsmann ist, zu den Edelleuten; diese genießen Freiheit von der Recrutirung, sobald aber die Mehrzahl des niedern Adels in Freisaßen umgewandelt ist, so können sie nach dem angeführten Ukas, der bald genug auch auf Polen ausgedehnt werden wird, ausgehoben und so die polnische Bevölkerung schnell erschöpft werden.*) Es ist dieß einer der härtesten Schläge, welche die polnische Nationalität bedrohen, denn man darf nicht vergessen, daß der russischen Regierung asiatische Mittel zu Gebot stehen: wie man schon nach Podolien und Wolhynien Schaaren von Großrussen verpflanzte, wie man die Umgegend um die Veste Zamosc mit Großrussen anzusiedeln bemüht ist, so wird dieß System immer stärker gegen Westen vorrücken und zur Ausführung kommen, so weit irgend die Kräfte reichen. Dieß System ist furchtbar, es ist hart, ja in vielen Fällen unmenschlich, aber es ist das einzige, das dauernd zum Ziel führen und den Geist der polnischen Nationalität darnieder halten kann.

Wahrscheinlich hängt der Entschluß, Polen nicht in die russische Douanenlinie einzuschließen, damit zusammen: man will die ächtrussischen Provinzen, aber nicht die polnischen bereichern. Ein Beispiel hievon geben die Fabriken, welche den chinesischen Markt mit den eigenthümlichen groben Tü-

*) Was es mit der jetzt ausgesprochenen allgemeinen Militärpflichtigkeit der Juden für eine Bewandtniß hat, vermögen wir nicht zu sagen. Der Nutzen möchte aber sehr gering, der Schaden durch den bei den zahlreichen Juden erweckten Haß sehr bedeutend werden, da die Verbindungen der Juden weit über ihr Land hinausreichen.

chern, die für denselben geeignet sind, versorgen. Diese Fabriken hatten früher ihren Sitz theils im eigentlichen Polen, theils in Posen und in Niederschlesien. Durch die Maaßregeln der russischen Regierung sind sie bereits seit Jahren genöthigt worden sich nach den russischen Provinzen überzusiedeln, und die klägliche Lage der noch übrigen Fabriken in Polen läßt erwarten, daß sie bald diesem Beispiel folgen oder eingehen werden, denn während die polnischen Fabriken siechen, sind die russischen größtentheils blühend, namentlich waren sie dieses Jahr für den chinesischen Markt besonders stark beschäftigt. *) Wir haben bei Asien schon erwähnt, daß das russische Industriesystem großentheils auf Asien berechnet ist, und unter einer klugen Leitung wesentlich dazu beiträgt, Rußlands Handel und Einfluß in Asien bedeutend zu fördern. Ueberhaupt ist Rußlands Industrie und Handelssystem, so viele Irrthümer auch in den Einzelheiten mit unterlaufen mögen, doch sehr wohl berechnet, wenigstens für seine Stellung zu England. Diese ist ähnlicher Art wie die nordamerikanische, und gleiche Verhältnisse haben auch gleiche Mittel der Abwehr hervorgerufen, nur hat das unumschränkt beherrschte Rußland die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen System widersetzten, schneller beseitigt, als das republicanische Nordamerika. Für Flachs, Hanf und Talg ist England dem russischen Reiche so gut noch tributbar,**) als den nordamerikanischen Freistaaten für Baumwolle. Hätte Rußland ohne weiters englische Waaren einführen lassen, so wäre es seines baaren Geldes so gut beraubt und in financielle Erschütterungen gestürzt worden wie Nordamerika, so aber bezieht es jährlich gegen drei Millionen Pfd. Sterl. baares Geld aus England,***) und wenn es auch auf anderer Seite, namentlich nach Persien hin, wieder einen großen Theil davon verliert, so übersteigt doch die Einfuhr der edlen Metalle die Ausfuhr, und Rußland hat sich bereits vor mehreren Jahren in den Stand gesetzt gesehen, sein schwankendes Papiergeld zu fixiren,****) ja es hat dieses Jahr einen Schritt gethan, sich des entwertheten Papiers ganz zu entschlagen, indem es dasselbe gegen Cassenscheine einzieht, die gleichen Werth mit der Münze haben sollen. Solche Maaßregeln, die auf den ökonomischen Zustand Rußlands nur sehr vortheilhaft einwirken können, wären ohne das beobachtete Handelssystem ganz unausführbar gewesen. Ebenso lieferte dasselbe auch größtentheils die Mittel zu den zahlreichen Vorbereitungen im Süden, wo die russische Macht sich immer glänzender entfaltet.

*) Man scheint russischerseits zu besorgen, England möchte diesen Handel gleichfalls an sich reißen, und in der That haben auch englische Blätter schon erwähnt, daß man darauf bedacht seyn solle, die im Norden China's gewöhnlichen russischen Tücher durch ähnliche Fabricate zu verdrängen.

**) Von diesem Tribut sucht England sich freilich aus Leibeskräften loszumachen, befördert den Handel an der afrikanischen Küste, um immer mehr Palmöl, und mit den Laplatastaaten, um größere Massen von Talg und Häuten zu erhalten, bemüht sich den Flachsbau in Ostindien und in Neuseeland emporzubringen, hat sich aber bis jetzt noch von dem russischen Hanf und Flachs so wenig wie von der amerikanischen Baumwolle unabhängig gemacht.

***) Der Vertrag mit England thut diesem System keinen Eintrag, sondern gewährt den Engländern hauptsächlich nur in so weit Vortheile, als ihnen temporäre Freilager für ihre Waaren gestattet werden.

****) Es stand zu Silber, etwa circa 4:1, die Regierung setzte es aber auf $3\frac{1}{2}$:1 fest und blieb auch dabei.

Dahin wendet sich, man möchte sagen vorzugsweise vor allen andern Richtungen, die russische Regierung: die außerordentlichen Bemühungen, den Anbau der Steppen emporzuheben, die Vorsorge für Odessa, die Bedeutung der Flotte im schwarzen Meere, die Vermehrung der Dampfboote, von denen eine Anzahl mit großen Kosten aus England bezogen wurde, alles dieß zeugt für die Wichtigkeit, welche man den Verhältnissen im Süden beilegt. Allerdings sind die Fortschritte im Kaukasus nicht groß gewesen, ja man wollte nicht bloß im Anfange dieses Jahres unter General Neidhardt gegen die Lesghier, sondern auch im Spätjahr noch gegen die eigentlichen Tscherkessen von mehreren bedeutenden Unfällen wissen, allein im Ganzen rückt die russische Macht doch vorwärts, und bei der immer größeren Consolidirung der Herrschaft im Süden des Kaukasus — wo die Russen im Laufe des Sommers einen wichtigen Landstrich am schwarzen Meere unter dem Vorwand, ihn gegen die räuberischen Lasen zu schützen, besetzt haben — wird die Stellung der kaukasischen Stämme immer isolirter und gefährdeter, wenn gleich ein Ende des Kampfes sich noch in keiner Weise absehen läßt.

Unwandelbar sind die Blicke der russischen Regierung auf zwei Punkte gerichtet, und die Erreichung derselben würde ihr allerdings ein furchtbares Uebergewicht geben: die Sperrung der Dardanellen und des Sundes. Die ersteren nennt Rußland schon seit langer Zeit die Schlüssel zu seinem Hause, aber der andere ist nicht minder wichtig. Gelänge es, letzteren direct durch eigene Macht oder indirect durch sichere Bundesgenossen zu sperren, so geböte es ohne Widerstand auf der Ostsee, da die Engländer fern gehalten und kein Anwohner der Ostsee im Stande wäre, der russischen Seemacht die Spitze zu bieten. In dieser Besorgniß wurzeln die Regungen, welche sich im Laufe dieses Jahres, wie schon früher in Skandinavien kund gegeben. Interessant ist es namentlich für Deutschland, dessen ganze Nordküste dabei insbesondere betheiligt ist, den Anstrengungen dieses skandinavischen Geistes zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stadt der Prairiehunde.

(Aus Violets: Travels and Adventures.)

Der Prairiehund hat etwa die Größe eines Kaninchens, ist aber derber, gedrungener und hat kürzere Beine. Seine Sitten sind durchaus gesellig, er lebt nie allein, wie andere Thiere, sondern findet sich stets in Dörfern und großen Niederlassungen; sie legen dieselben unabänderlich an Orten an, wo eine ungemein süße und nahrhafte Grasart sich findet, die ihre einzige Nahrung ist. Wir waren nur eine geringe Strecke geritten, nachdem wir eine mit solchem Gras bewachsene Prairie betreten hatten, so kamen wir schon an die Außenwerke einer solchen Niederlassung. Einige zerstreut umherlaufende Hunde eilten hinein und gaben der ganzen Gemeinde Lärmzeichen. Kaum vernahm man im

Innern der Stadt von außen her den Ruf der Gefahr, so sah man nach allen Richtungen nichts als ein Hin- und Wiederrennen der Bewohner der Stadt, jeder nach seiner Wohnung. Die Stadt dehnte sich aus, so weit das Auge reichen konnte, und allenthalben war die Scene dieselbe. Wir ritten langsam vorwärts, bis wir den dichtbevölkertsten Theil der Stadt erreicht hatten, hielten hier an, und nachdem wir unsern Pferden die Zügel abgenommen hatten, um sie grasen zu lassen, bereiteten wir uns zu einem regelmäßigen Angriff auf die Einwohner vor. Die Höhlen waren nicht weiter als etwa 20 Schritte auseinander, wohl ausgetretene Pfade führten nach verschiedenen Richtungen, und ich glaubte selbst etwas Regelmäßigkeit in der Anlage der Straßen entdecken zu können. Wir setzten uns auf einen erhöhten Rasen unter dem Schatten eines Baumes nieder und betrachteten nun die Scene vor uns ganz gemächlich.

Unsere Ankunft hatte in unserer unmittelbaren Nähe jeden in seine Wohnung hineingetrieben, aber einige hundert Schritte davon saß auf jedem kleinen Erdhaufen, der vor jeder durchgrabenen Behausung liegt, ein Hund ganz aufrecht auf den Hinterbeinen und blickte ruhig umher, um die Ursache der stattgehabten Bewegung kennen zu lernen. Hie und da verließ auch einer der Städtebürger, kecker als sein Nachbar, einen Augenblick seine Wohnung, um einem Cameraden einen flüchtigen Besuch zu machen, gleichsam um einige Worte mit ihm zu reden, und eilte dann zurück, so schnell als seine Beine ihn tragen wollten. Nach und nach, als wir uns vollkommen ruhig hielten, streckten allmählich auch einige der nähern Bewohner vorsichtig ihre Köpfe aus den Löchern und blickten schlau und mit forschenden Blicken umher. Nach einiger Zeit kam endlich ein Hund aus dem Eingang seiner Wohnung heraus, setzte sich auf seine Warte und begann zu bellen. Drei Stunden lang blieben wir, betrachteten die Bewegungen dieser Thiere und schossen hie und da eines mit unsern Büchsen nieder. Ein äußerst seltsamer Umstand fiel mir auf, der den Geselligkeitssinn dieser Thiere und die Freundschaft, die sie für einander haben, beweist. Einer derselben, der sich gerade auf den Erdhaufen vor seinem Loche gesetzt, bot eine recht gute Zielscheibe dar, während sein Gefährte, wahrscheinlich allzu furchtsam, sich nicht weiter traute, als daß er den Kopf zu dem Loche herausstreckte. Ein wohlgezielter Schuß riß dem ersten Hund den ganzen obern Theil des Kopfes weg, und schlug ihn völlig todt etwa zwei oder drei Schritte von seinem Posten weg. Während wir wieder luden, kam der andere Hund keck aus dem Loche heraus, packte seinen Cameraden an einem der Beine und hatte ihn, ehe wir an dem Loche anlangen konnten, ganz aus unserem Bereich gezogen, obwohl wir unsere Beute mit dem Ladstock heraus zu bekommen suchten. Es lag in dieser Handlung ein Gefühl, so etwas menschliches, das die Thiere in meiner Achtung sehr hob, so daß ich später nie wieder eines erlegte, außer wenn mich der äußerste Hunger dazu trieb.

Es ist ein lustiges, tolles Völkchen, wenn man sie nicht stört, unermüdet, stets in Bewegung. Sie scheinen besonders Vergnügen daran zu finden, die Zeit mit Scherzen zu vertreiben und von einem Loch zum andern zum Besuch zu laufen; wenigstens zeigt dieß der Anschein. Alte Jäger behaupten, wenn die Hunde einen guten Platz zu einem Dorf fänden und kein Wasser in der Nähe sey, so grüben sie einen Brunnen. Oefters kroch ich, um ihre Bewegungen zu beobachten, unbemerkt bis nahe an eines ihrer Dörfer heran. Gerade in der Mitte bemerkte ich einen sehr großen Hund vor dem Eingang seines Loches sitzen, als wäre er das Oberhaupt des Dorfes, denn in Zeit einer Stunde sah ich oft mehr als ein Dutzend Hunde zu ihm kommen, sich einige Augenblicke mit ihm unterreden und dann wieder forteilen, während er selbst seinen Posten nie verließ und einen großen Ernst zeigte, der bei den andern nicht zu sehen war. Gewiß, wenn irgend ein Thier mit Vernunft begabt ist und in den Gesetzen über das Gemeinleben ein gewisses System waltet, so ist es der Prairiehund. In verschiedenen Theilen des Dorfes sah ich sie alle möglichen Sprünge machen, sich überpurzeln u. dgl.

Eulen von einer eigenthümlichen Art sieht man gleichfalls unter der Bevölkerung; sie scheinen keineswegs an den Vergnügungen derselben Theil zu nehmen, aber doch in gutem Vernehmen mit denselben zu stehen, und da sie stets an denselben Löchern aus- und eingingen, so konnte man sie als Mitglieder derselben Familie oder wenigstens als Gäste betrachten. Auch Klapperschlangen wohnen unter ihnen, aber die bei den Mexicanern herrschend gewordene Ansicht, daß sie mit den Hunden in guter Cameradschaft stehen, ist ganz lächerlich und ohne allen Grund. Ich betrachte die Schlangen als Eindringlinge, welche von den eigentlichen Bewohnern sich nicht leicht vertreiben lassen und die Wohnungen der Hunde äußerst bequem finden. Wir tödteten in geringer Entfernung von einer solchen Hundshöhle eine Klapperschlange, die kurz zuvor einen kleinen Hund verzehrt hatte, ob ich gleich nicht glaube, daß sie einen ausgewachsenen Hund bezwingen können. — Die Stadt, die wir besuchten, war mehrere englische Meilen lang und wenigstens eine Meile breit. Rundumher in der Nachbarschaft bildeten kleine Dörfer eine Art Vorstädte. Wir zündeten ein Feuer an und kochten drei der geschossenen Thiere; das Fleisch war sehr schmackhaft, zart und saftig, glich dem des Eichhörnchens und war nur etwas fetter.

Miscellen.

Archäologische Forschungen in Corsica. Ein junger Archäologe, Namens Grouët, der sich schon durch mehrere Forschungen über Kunst und alte Denkmäler Frankreichs einigen Ruf erworben hat, begibt sich in ähnlicher Absicht nach Corsica, um mehrere bisher wenig beachtete Denkmäler der Baukunst aus der italienischen Renaissance zu untersuchen. (Echo du Monde Savant vom 7 Dec.)

Eisenerzeugung in England. Das Mining Journal zählt die in England, Schottland und Irland befindlichen Hochöfen auf mit der Angabe dessen, was sie fabriciren. Die Zahl der in Thätigkeit befindlichen Hochöfen ist 253, ausgeblasen sind 195, die wöchentliche Eisenerzeugung beträgt 22,846 Tonnen, die jährliche nach dieser Berechnung 1,187,992, und sie könnte leicht auf 15 bis 1,800,000 Tonnen gebracht werden.

Die afrikanischen Guano-Inseln. Bekanntlich sind 40 bis 50 Schiffe aus England abgegangen, um Guano an einigen bis jetzt unbekannten Punkten zu laden. Diese Punkte sind einige Inseln an der öden und unbewohnten Küste, welche sich von dem südlichen Theil der portugiesischen Besitzungen am Congofluß bis zur Mündung des großen Oranjeflusses erstreckt. Die ersten, welche hier Guano luden, hatten mit den Vögeln auf diesen Inseln einen so hitzigen Kampf zu bestehen, als Aeneas und seine Gefährten mit den Harpien. (Liverpool Times vom 3 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1843.

Literarische Nachrichten.

Paris, den 3 November.

Es sind von den Vorlesungen, welche Daunou von 1819 bis 1830 im College de France hielt, bis jetzt sechs Bände unter dem Titel: Cours d'études historiques erschienen. Er war der eigentliche Repräsentant der Geschichtauffassung, wie sie im 18ten Jahrhundert herrschte; er war ein kritischer Forscher, ein höchst correcter Schriftsteller und ein überaus gelehrter Mann. Er hatte ursprünglich dem gelehrten Orden der Oratorier angehört, hatte sich in den Strom der Revolution geworfen und eine Zeit lang eine große Rolle, besonders in der Organisation der neuen Universität und der Akademien, gespielt, sich aber später von dem politischen Schauplatz entfernt, seine republicanischen Meinungen beibehalten und in der Stille seinen Studien gelebt. Er hatte seine Memoiren mit großer Ausführlichkeit geschrieben, sie aber später, man weiß nicht recht warum, verbrannt. Seinen geschichtlichen Cursus arbeitete er mit größter Sorgfalt aus und las ihn vor einem Auditorium vor, das nie zahlreicher war als in Augenblicken, wo die Opposition gegen die Bourbonen und die Priester jedem, der beide haßte, den Beifall der liberalen Jugend zuwarf. Der Geist seiner Geschichtsforschung war dem damals und noch herrschenden gänzlich entgegen; er war kalt, kritisch bis zum Skepticismus, bewunderte nichts als die Alten, und stieß alle neueren Studien über den Orient und das Mittelalter als eine unwürdige Beschäftigung mit barbarischen Zeiten von sich ab. Die pittoreske Methode neuerer Historiker war ihm ein Gräuel, und er war nur für ihre Mängel empfänglich. Im J. 1830 legte er seine Lehrstelle nieder, übernahm die Direction der Archive, begann aber zugleich auch die Bearbeitung und den Druck seines Lehrcursus, mit welchem er gleichsam an die Nachwelt appellirte; er hinterließ in seinem Testament den ausdrücklichen Befehl, seine Hefte unverändert zu drucken, was auch geschieht. Sie finden wegen der veränderten Ansichten wenig Leser, aber ihre Zeit wird wohl auch kommen, wenn die Uebertreibungen des gegenwärtigen Systems den Pendel der Mode wieder auf die andere Seite getrieben haben werden.

Das letzte Heft des Hieroglyphenlexikon von Champollion ist gedruckt, aber noch nicht erschienen; es besteht aus ziemlich unförmlichen Materialien, die aber von großem Werth sind, wie alles was er in seinen letzten Jahren schrieb. Sein Tod hatte die ägyptischen Studien in Frankreich lange verwaist gelassen, aber sie fangen jetzt wieder an. Sauley hat das Lesen der Cursivschrift versucht und nach allgemeinem Urtheil das Problem gelöst, so viel sich nach seinen Abhandlungen, die er von Zeit zu Zeit lithographiren läßt, welche aber, glaube ich, gar nicht in den Buchhandel kommen, schließen läßt, und Ampère hat die hieratischen Studien aufgenommen, wo sie Champollion gelassen hatte. — Eines der interessantesten Bücher, die seit lange hier erschienen sind, ist das von Cyprien Robert, betitelt, les Slaves de Turquie. Es ist eine umgearbeitete Ausgabe der Aufsätze, die früher in der Revue des deux mondes, unter dem Titel gräco-slawische Völker, abgedruckt waren. Der Verfasser ist ein junger Mann, der eine enthusiastische Vorliebe für die Völker der türkischen Donauprovinzen hat; er hat diese Fürstenthümer oft durchreist, die Gebirge zu Fuß durchwandert, hat mit den Hirten in den Bergen gewohnt, oder sich von den Mönchen der Klöster beherbergen lassen; er kennt das Land durch und durch, und sein Buch wird wahrscheinlich in Deutschland mehr Leser finden als hier, wo man so vollkommen gleichgültig gegen alles Fremde ist und sich nicht die Mühe gibt, das allernächste, das Frankreich direct berührt, kennen zu lernen, geschweige denn das Entlegene und die Verhältnisse von halbbarbarischen Stämmen, deren Namen der gewöhnliche Leser hier nie gehört hat. Es ist sonderbar, wie gänzlich unwissend man hier über andere Nationen ist; wenn dann irgend ein großes Ereigniß vorfällt, so sind Zeitungsschreiber und Leser gleich überrascht, die Blätter füllen sich einige Tage damit an, und dann tritt wieder alles in die alte cimmerische Finsterniß zurück. Ich glaube nicht daß es ein Publicum gibt, das in seiner Lectüre so wenig intelligent ist, als das französische; ein gutes Buch hat die größte Mühe einen Verleger zu finden, während die

Mystères de Paris ihrem Verfasser 150,000 Franken eingetragen haben. — Buchon hat seine Reise in Attika herausgegeben; sie bildet einen der kleinen, compacten Bände, welche seit einigen Jahren in der Mode sind, und denen ihre Wohlfeilheit Käufer verschafft. Die erste Auflage in diesem Format besteht gewöhnlich aus 2000 Exemplaren, und wenn das Buch Beifall findet, so wird es stereotypirt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Skandinavien.

Was in frühern Jahren nur vereinzelte Stimmen aussprachen, was zum Theil in geheimen Gesellschaften sich bewegte, das ist in diesem Jahre ans Tageslicht getreten, das Bestreben eine auf neuen Grundlagen ruhende calmarische Union zu stiften, oder mit andern Worten eine engere Vereinigung der drei nordischen Reiche zu Stande zu bringen. Der alte Haß, der früher die drei Reiche trennte, und in neuerer Zeit durch das Abreißen Norwegens von Dänemark neue Nahrung erhalten hatte, stirbt mit der ältern Generation nach und nach ab, und das Bedürfniß gemeinsamer Vertheidigung gegen äußere Angriffe gibt sich kund. Die thätigsten in diesem Bestreben sind wiederum die Dänen, nicht sowohl, wie man ihnen auch Schuld gegeben, um ihre Stadt Kopenhagen zum Centralpunkt des Nordens zu machen, sondern weil ihre Lage die unsicherste von allen ist. Die drohende Zerreißung des Königreichs mit dem Aussterben des jetzigen Mannsstammes, der nicht minder drohende Bankerott, im Fall die Losreißung von Schleswig und Holstein erfolgt, die aus dem Bestreben nach einer gesicherten Zukunft hervorgehenden innern Zwistigkeiten, wobei Regierung und Presse fortwährend einen trübseligen und in keiner Beziehung hoffnungsreichen Kampf mit einander führen, *) ein unsicheres Schwanken, wen sie als Freund oder Feind betrachten sollen, das sind die Elemente, wie sie auch in diesem Jahre, nur stärker und offener wie sonst hervorgetreten sind. Daraus ergibt sich denn auch, daß an der Bewegung vorzugsweise nur Dänen Theil genommen haben, erst in zweiter Linie, schon in viel geringerem Grade Schweden, das bloß in der Furcht vor Rußlands Eingreifen daran Theil nimmt, sich aber von den innern Schäden Dänemarks nicht berührt findet, und zuletzt Norwegen, das, seiner Verfassung und Verwaltung sicher, weder an dem innern Kampfe Dänemarks, noch an den sehr wahrscheinlich innern Kämpfen Schwedens nach des greisen Königs Tode Theil nehmen will. Der begeisterte Zug der dänischen Studenten nach Upsala, die Aufnahme die sie daselbst fanden, der wenn auch schwache Antheil Norwegens und das Erscheinen einiger Finnländer, die freilich aus begreiflichen Gründen nur eine stumme Rolle spielten, sind, wie man auch über die alterthümelnden Reden und Lieder, über den „Fostbrödralag“ (den Eid der Brudertreue) denken mag, eine sehr bedeutende Erscheinung, denn diese Begebenheit ist nicht etwa der Anfang, sondern nur die Fortbildung einer Bewegung, zu der zahlreiche Schriftsteller, vor allen der Däne Grundtvig, längst den Anstoß gegeben hatten. Wenn einige Redner sich eben so heftig über Deutschland als über Rußland aussprachen, und eine gleich feindselige Gesinnung gegen ersteres kund gaben, so kann man darüber in Deutschland als über einen vorübergehenden Irrthum nicht zürnen, und den Streit über die Sprache in Schleswig, ein Streit über den Vorzug der rechten und der linken Hand, können wir, so viel derselbe auch Lärm gemacht hat, wohl übergehen, *) denn es hat sich bereits darüber in Dänemark selbst eine andere Ansicht zu bilden angefangen, die, obwohl sie vorerst eine Spaltung in der streng dänischen Partei hervorbrachte, doch unfehlbar in kurzem den Sieg davon tragen wird; die Ueberzeugung muß den Dänen bald kommen, daß ein Streit mit Deutschland um Schleswig ihnen in keiner Weise frommen kann, und sie hat sich auch sogleich eingestellt, als eine Aussicht auf Untheilbarkeit der jetzigen dänischen Länder, aber unter russischem Einfluß, sich ihnen eröffnete. Dieselbe Verkennung deutscher Zustände, wie sie im Norden sich äußert, haben wir auch in Holland beobachtet, und wenn hier, wo doch so viele tief eingreifende Interessen sich entgegenstemmen, — weit mehr als im skandinavischen Norden — sichtlich die Stimmung sich verändert hat, und die bedeutenderen Männer nur darum mehr zurückhalten, weil sie gegen die reizbare Stimmung der Mehrzahl nicht verstoßen wollen, so darf man zuversichtlich erwarten, daß eine ähnliche Umstimmung auch in Dänemark, und durch dieses im übrigen Skandinavien nicht lange ausbleiben wird.

Die in Folge des Studentenzugs nach Upsala beabsichtigte „skandinavische Gesellschaft“ fand anfangs Anstoß bei der Regierung, was nicht zu verwundern ist, denn eine solche Vereinigung ist, so lange die jetzigen Dynastien noch aufrecht stehen, allerdings so ziemlich ein Unding, und der Verfasser des „siebenten Briefes über Zustände und Verhältnisse“ **) hat in seiner Art ganz Recht, wenn er dann, „wenn die Dynastien nicht länger floriren,“ eine abwechselnde Regentenwahl zwischen Dänen, Schweden und Norwegen in Aussicht stellt. Das sind vorerst alles nur Träume, wogegen die jetzigen Regierungen und die jetzt herrschenden Parteien sich

*) Wir können diese Lage nicht besser schildern, als wenn wir einen Vers des Liedes citiren, womit Orla Lehmann, der bekannte Oppositionsmann, bei seiner Rückkehr von einer Reise von seinen Freunden empfangen wurde; er lautet:

Thi Frygt for Fremtid som en dunkel Skygge
Har lagt sig over Danmarks lyse Bred,
Vi byde dig ei hjem til Fredens Lykke,
Vie kan kun byde dig at kämpe med.

(Denn Furcht vor unserer Zukunft hat wie dunkler Schatten
Sich über Dänemarks lichte Fluren gebreitet;
Wir laden dich nach Haus nicht zu des Friedens Glück,
Wir können dich nur laden, mitzukämpfen.)

*) Einiges haben wir darüber nach dänischen Blättern in Nr. 85 mitgetheilt.

**) Sjunde Bresvet af Stællninger och Förhållandan, adre s an Graf Anckerswärd.

verwahren, da sie einerseits ihren Bestand vertheidigen, andererseits über künftige Möglichkeiten nicht das zunächst liegende Erreichbare und Nützliche verabsäumen wollen. Außer den politischen Fragen, welche vorerst ziemlich ruhen, nehmen in Schweden und Dänemark staatsökonomische die Aufmerksamkeit der Regierung und des Volks gleich sehr in Anspruch, in Dänemark der höchst unsichere Stand der Finanzen und in Schweden eine steigende Verarmung des Volks, welche im letzten Jahre durch die ungünstige Lage der Eisenwerke sehr verschlimmert wurde; die übermäßige Eisenerzeugung in England, welche den Preis desselben auf dem Weltmarkt drückte, hatte für Schweden sehr ungünstige Folgen und die Regierung suchte vergebens durch Ermäßigung des Ausfuhrzolls auf ein Achtel des vorigen Betrags eine Abhülfe. Die Noth zahlreicher, früher in den jetzt stockenden Eisenwerken beschäftigter Menschen war nicht das einzige Uebel, sondern der ganze Handel litt darunter, das baare Geld ging bei mangelnden Retouren in starker Masse aus dem ohnehin armen Lande, die Papiere der Privatbanken sanken bedeutend im Werth, und die Hülfe, welche die schwedische Bank durch Erweiterung ihrer Unterstützung gewährte, kann nur dann von wahrhaft guten Folgen seyn, wenn der ungünstige Stand des Eisenmarktes nicht allzu lange anhält. Es ist dieß die Nationalindustrie Schwedens, und eine Verkümmerung derselben muß auch im größten Theile des Landes sich fühlbar machen.

Niederland.

Holland bietet einen wahrhaft niederschlagenden Anblick dar. Der Kampf um die financielle Existenz ist in diesem Jahre noch weit verzweifelter geworden als im vorigen; es fand sich, daß das vorige Jahr ein Deficit von zehnthalb, nach andern von nahezu zwölf Millionen ergeben hatte, und daß das jetzige zum mindesten ein weiteres von sechs bis acht Millionen ergeben werde. Daneben nehmen manche Hülfsquellen ab, das alte Handelsverhältniß wird immer unhaltbarer, und der Gestaltung eines neuen setzen sich noch immer sehr mächtige, bis jetzt so gut wie unlösbare Schwierigkeiten entgegen. Das Handelsblad, welches endlich das Bekenntniß aussprach, daß Holland zu Deutschland in einem ähnlichen Verhältniß stehe, wie Hamburg und Bremen, hat den Finger auf die Wunde gelegt, welche durch die Eröffnung einer Eisenbahn von Antwerpen nach Köln im Herbst dieses Jahres noch unheilbarer gemacht wurde. Viele der ersten Amsterdamer Handelsleute und Rheder reichten im Januar bei den Generalstaaten eine Bittschrift ein gegen den mit Belgien abgeschlossenen Vertrag, weil derselbe den Belgiern gleiche Rechte auf den Binnengewässern zusicherte; die Bittschrift mußte unberücksichtigt bleiben und das Handelsblad wußte den Klagenden keinen andern Trost zu sagen, als sie sollten die Commissionsgebühren und Mäklergewinnste ermäßigen, um mit den Hansestädten und den Belgiern concurriren zu können. Die Regierung selbst mußte den nämlichen Weg betreten, und trotz ihrer Finanznoth die Durchfuhrzölle ermäßigen, was ihr einen Verlust von wenigstens 300,000 fl. verursachte. Aber dieß wird nicht hinreichen, denn wenn nicht das ganze Handels- und Colonialsystem von Grund aus geändert wird, so muß das Land bald die größere noch übrige Hälfte seines Frachtfuhrhandels an Antwerpen abtreten, dessen Concurrenz auch in wenigen Jahren den Beitritt der Hansestädte zum Zollverein erzwingen muß, und dann ist eine gänzliche Veränderung des Handels- und Colonialsystems nicht mehr eine Sache der Wahl, sondern der unabweisbaren Nothwendigkeit.

Diese Nothwendigkeit macht sich im Grunde jetzt schon fühlbar genug: der Ueberschuß aus den Erträgnissen der Colonien, früher auf 10 bis 12 Millionen angeschlagen, beläuft sich nicht mehr ganz auf 4, und dabei ist noch überdieß die Javabank seit Jahren im Zustande des Bankerotts. *) Mit Einem Wort, die Hülfe für die Finanzen des Mutterlandes, die man sich aus den Erträgnissen der ostindischen Colonien versprochen hatte, mindert sich allmählich bedeutend, und nicht ohne Grund hat man auf den unsichern Bestand eines Finanzhaushalts aufmerksam gemacht, der auf solchen Zuschüssen beruht, welche noch überdieß bei dem ersten Kanonenschuß, der in Europa fällt, nicht mehr beizutreiben sind. Unter diesen Umständen wurde die Regelung der Finanzen eine Lebensfrage, aber auch so schwierig, daß viele völlig daran verzweifelten. Rochussen schlug als ersten Schritt eine Umwandlung der 5procentigen Schuld in eine 3procentige vor, wodurch zwar 2 Millionen Zinsen erspart, aber dieser Theil der Schuld um 41 Procent vermehrt worden wäre; der solide Sinn der Holländer verwarf ein Auskunftsmittel, das zwar für den Augenblick eine Erleichterung gewährt, aber für die Zukunft jede Aussicht zur Abtragung der Schuld unmöglich macht. Rochussen trat ab, sein Nachfolger schlug eine Einkommenssteuer vor, und trat, als diese Schwierigkeiten fand, gleichfalls ab, wahrscheinlich weil er sich der in den wenigen Monaten seines Ministeriums näher erkannten Aufgabe nicht gewachsen fühlte. Noch sieht man indeß immer in den holländischen Finanzen nicht ganz klar, und das wiederholt bemerkte Schwanken der Generalstaaten, unerklärliche Widersprüche in ihren Abstimmungen lassen vermuthen, daß ihnen Aufklärungen gemacht wurden die das Publicum nicht kennt, die aber von Seite der Generalstaaten eine Nachgiebigkeit zur Folge hatten, deren sich niemand gewärtigte. Wie es sich indeß damit auch verhalten mag, so viel scheint ziemlich sicher, daß in Holland mehr als bloß der Finanzhaushalt gefährdet ist, und daß eine gründliche Umwandlung des ganzen Staatssystems eine in nicht ferner Zukunft unvermeidliche Folge der jetzigen Zustände seyn wird. Der Umstand, daß seit Jahren keiner der hochgeachteten holländischen Staatsmänner sich an das Ruder der Geschäfte stellen will, sondern vielmehr zuvor ganz namenlose Männer, wie z. B. Hr. Heim van Duivendyke, der dreimonatliche Finanzminister, eintraten, wirft darauf ein sehr bedeutsames Licht.

Nicht in so schlimmer Lage, doch keineswegs glänzend

*) Man schlug zwar für das nächste Jahr den Brutto-Ertrag der Colonien auf 16 Millionen an, während er im letzten nur 7 betrug, indeß gingen Kaffee und Zinn nur zu sehr niedern Preisen ab, und der vorläufige Beschluß, unter einem bestimmten Preise nichts abzugeben, kann von keiner Wirkung seyn, da nur die Vorräthe dadurch sich anhäufen werden.

steht Belgien da. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen: in Holland wie in Belgien rechnet man gegenwärtig, daß der sechste bis achte Mensch zu den armen, hülfsbedürftigen gehört, nur ist Belgien insofern besser daran, als nicht eine solche Last alter Schulden auf ihm liegt, wie auf Holland. Der Grund der Verarmung des Volks aber ist der gleiche. Beide Länder sind die natürlichen Gränzländer Deutschlands, sie sollten dessen Verkehr mit der neuen Welt und mit Ostindien vermitteln, ihre Bevölkerung sollte die Mannschaft für eine mächtige Kriegs- und Kauffahrteiflotte bilden, und beides ist entweder gar nicht oder in sehr beschränktem Maaße der Fall. Wären sie die Vermittler eines reichen, mächtigen Binnenlandes, so würden ihre jetzt hungernden Tausende Beschäftigung und Brod haben. Das aber steht noch in weitem Felde, und wir haben den jetzigen Zustand in Erwägung zu ziehen, der insofern besonders merkwürdig ist, als sich jetzt schon die Symptome einer solchen Zukunft zeigen, was auch die bestehenden Staatenverhältnisse, die politischen Ansichten der Staatsmänner und die Neigungen der Menge dazu sagen mögen. In Belgien steigt wie in Holland das Budget unmäßig: im J. 1832 betrug es 70 Mill. Fr., im J. 1842 112. Repräsentanten und Ministerium sind mit einander im Streit wie das Deficit gedeckt werden soll, und mehrere deßfalls gemachte Vorschläge mußten zurückgenommen werden. Die Eisenbahnen, welche die darauf verwendeten Kosten nur mit 4 bis 4½ Proc. decken, können das Deficit in keiner Weise ausgleichen.

Die Armuth, welche in einem Theile Belgiens, namentlich in Flandern herrscht, ist allerdings großentheils eine Folge des gesunkenen Leinwandhandels, aber dieß Sinken wäre nie so weit gekommen, wenn Belgien als der Verbündete eines großen Handelskörpers seine Fabrication hätte schützen können; der Uebergang aus der Handspinnerei in die Maschinenspinnerei, welche letztere jedoch die erste nie ganz verdrängen wird, wäre dann auf eine minder fühlbare Weise erfolgt, während jetzt die Erhöhung der Garnzölle gegen England nur einen schwachen Ersatz bietet, da Belgiens Ausfuhrhandel in Folge seiner politischen Hülflosigkeit siecht, und der halbe Verband mit Frankreich ganz unnütz ist, wie denn die Erklärung des französischen Finanzministers auf offener Tribüne dahin lautet, daß seit dem Vertrag mit Belgien kein Kilogramm mehr Linnen aus Belgien nach Frankreich ausgeführt worden, wie vorher. Da nun der Vertrag mit Frankreich aus einleuchtenden Gründen, deren umständliche Erörterung nicht hieher gehört, keine Frucht tragen konnte, wandten sich die Augen einerseits auf Deutschland, andererseits forderte man dringend ein strengeres Schutzsystem. Es wird aber mit diesem Schutzsystem, das namentlich auch Differentialzölle zu Gunsten der belgischen Schifffahrt in sich schließt, gehen wie mit dem System der Handelsfreiheit, das man in Holland predigt. Holland verlangt für sein Land die Stellung eines Freihafens, deren Nutzlosigkeit, ja deren positive Schädlichkeit im Verhältniß zum Binnenland das Beispiel Marseille's und selbst Triests zur Genüge gezeigt haben, und Belgien will ein Schutzsystem, das für ein beschränktes Land nur sehr dürftige Früchte tragen kann, und manche positive Nachtheile bringt. Nur im Verein mit einem großen Ganzen kann ein Schutzsystem seine ganze Wirksamkeit entfalten, die Stellung eines Freihafens aber kann neben einem mächtigen Ganzen nur eine kümmerliche Entwicklung verleihen. Politische Verhältnisse mögen einen Eintritt Hollands und Belgiens in den hoffentlich bald „deutschen" Zollverein vorerst unthunlich machen, aber auch ohne einen solchen lassen sich Mittel der Annäherung an diese beiden Staaten finden, deren financieller, wo nicht politischer Bestand von der Ausführung einer solchen Möglichkeit abhängt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Viti- (Fidschi-) Inseln.

(Nach dem Bericht Dumont d'Urville's. Von Albert Montemont.)

Der Archipel der Viti-Inseln ist einer der größten Oceaniens. Die große Menge Inseln und Inselchen, aus denen er besteht, und namentlich die Masse von Klippen, die seine Meere anfüllen und oft eine große Anzahl Ländereien, die früher durch Wasser getrennt waren, verbinden, machen ihn zu einem der gefährlichsten Striche für die Schifffahrt. Der Holländer Tasman entdeckte ihn im Jahre 1643, ein Jahrhundert später wurde er von Cook besucht, dann von Bligh, Barber und Wilson, aber die Astrolabe allein hat denselben im Jahre 1827 genauer aufgenommen. *)

Dieser Archipel besteht hauptsächlich aus zwei großen Inseln, Viti-Lebu, die fast in der Mitte liegt, und Vanona-Lebu, die ihn gegen Norden begränzt. Dann kommt eine große Anzahl Inseln, von denen einige noch durch ihre Größe und Bevölkerung bedeutend sind. Alle diese Länder sind hoch, mäßig bewaldet und scheinen von großer Fruchtbarkeit. Ohne allen Zweifel, bemerkt Hr. d'Urville, danken sie ihre Existenz unterirdischen Feuern, und ihre Höhen waren von mehr als einem jetzt erloschenen Krater gekrönt. Heiße Quellen zeigen sich hier in Menge. Die niedern (Korallen-) Inseln sind geringer an Zahl und Ausdehnung. Die Bevölkerung ist zahlreich und unternehmend; fast der ganze Archipel ist bevölkert, aber die den mächtigen Stämmen zunächst liegenden Inseln werden oft durch grausame Kriege verheert, die Besiegten ohne Gnade ermordet und dann verzehrt.

Eine der merkwürdigen Ansichten der Einwohner besteht darin, daß sie glauben, ein Mann oder ein Mädchen, das vor dem achtzehnten Jahre Beischlaf übe, würde augenblicklich sterben; deßwegen bleiben die jungen Leute oft sehr gegen ihre Neigung keusch bis zur Zeit der Heurath, und das junge Mädchen gehört, wenn sie heurathet, nur ihrem Mann; heurathet sie nicht, so ist sie Herr ihrer selbst und verschenkt ihre Gunst nach Gefallen. Dieser herrschenden Ansicht hat man es zuzuschreiben, daß die Race der Viti-Inseln sich in ihrer ganzen Schönheit erhalten hat. Der Boden liefert, fast ohne Arbeit, eine reichliche Nahrung, und die Kinder sind eben sowohl eine Quelle des Reichthums, als der Freude für die Eltern. Indeß herrscht noch die furchtbare Sitte, daß man die Alten erschlägt, um ihnen die Last des Alters zu ersparen, und daß auf dem Grab eines Häuptlings mehrere seiner Frauen getödtet werden. Unter dem glühenden Himmel lieben die Männer sehr das Dolce far niente, und belasten die Weiber mit allen möglichen Arbeiten. (Bulletin de la Société de géogr. Oct.)

*) Auch die amerikanische Expedition scheint demselben eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, wie sich aus dem allgemeinen Berichte derselben (s. Nr. 203 ff.) ergibt.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika.

Die Unabhängigkeit Amerika's ist immer noch der Faden, welcher sich durch alle Verhältnisse dieses großen Welttheils hindurchzieht. Es ist nicht die nominelle Unabhängigkeit, welche für den größten Theil bereits errungen ist, sondern die materielle, daß nicht der Einfluß europäischer Staaten sie nach innen beherrsche. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist das Verfahren Nordamerika's höchst merkwürdig. Lange Zeit dachte man nur daran vorzudringen in die Wildniß, neuen Boden umzubrechen, und die Erzeugnisse nach außen abzusetzen. Das hatte einen guten Erfolg, so lange Europa in unabsehbare Kriege verwickelt war, der Frachthandel allenthalben bedeutenden Gewinn abwarf, und der Absatz von Lebensmitteln zur Versorgung fremder Stationen und Häfen in gutem Zuge war. Als aber dieß aufhörte, fingen die unabsehlichen Schwankungen des Geldwesens an, welche der frühere Zustand so ziemlich verdeckt hatte. Die Einfuhr fremder Waaren überstieg die Ausfuhr, das baare Geld mangelte und sollte durch Papiergeld ersetzt werden, dessen Uebermaaß eine Finanzverwirrung nach der andern hervorrief. Es ist ein auffallender Umstand, daß noch vor 14 Jahren die Whigs, damals noch meist die Föderalisten genannt, eine Erhebung der eigenen Industrie durch höhere Zölle verlangten, und die Demokraten derselben sich abgeneigt zeigten, daß aber jetzt die Demokraten gerade einem solchen System am geneigtesten sind. Dieß System, früher der Zankapfel der Parteien, ist jetzt allgemeine amerikanische Politik geworden, und es ist eine eitle Hoffnung zu glauben, daß der Sieg der einen oder der andern Partei hierin eine Aenderung herbeiführen werde. Es zeigen sich ähnliche Symptome in Mexico und Brasilien, aber Nordamerika führt den Reigen und wird auch als das am weitesten vorgeschrittene Land den größten Vortheil für die Entwicklung seiner Macht und seines Reichthums daraus ernten.

Seine Erhebung aus dem tiefen financiellen Verfall ist der Hauptzug, welcher auch dieß Jahr charakterisirt. Die Befürchtungen der Engländer, daß es mit England sich um den Besitz des schwankenden Handelscapitals der Welt streiten werde, haben stark angefangen in Erfüllung zu gehen. Das baare Geld ist ihm aus Europa und Mexico in großen Massen zugeströmt, man rechnet vom October 1842 bis Ende Junius d. J. gegen 22 Mill. Dollars — denn der Wechselcurs auf England stand Monate lang so, daß Geldeinfuhr Vortheile abwerfen mußte; er hat sich auch nach den Frühjahrssendungen von europäischen Waaren nie so gehoben, daß Geld nach England zurückgeströmt wäre, nur nach Frankreich ging eine sehr mäßige Summe, etwa eine Mill. Dollars: mit dem beginnenden Baumwollenjahr ist auch der Curs wieder gefallen, und bald werden die Geldsendungen aus England wieder beginnen. Der einfache Schluß daraus ist der, daß die Sendungen von Rohstoffen, Baumwolle, Tabak, Getreide die Einfuhr von Gewerbserzeugnissen überstiegen haben. Es ist dieß eine für Europa und namentlich für England höchst wichtige und folgenreiche Erscheinung, der man ganz umsonst, wie England bisher that, durch hohe Zölle auf Rohstoffe zu begegnen sucht; im Gegentheil zeigt gerade das Beispiel Englands, daß man damit das Uebel nur ärger macht, denn man dringt dort gerade auf Ermäßigung oder Abschaffung der Zölle auf Baumwolle und Getreide,*) eben um die Tauschmittel zu vermehren und — um die Concurrenz der amerikanischen Fabriken desto leichter niederzuhalten. Die Noth hat in Amerika diese Fabriken hervorgerufen, denn als bloß ackerbauendes Land blieb es nothwendig arm; man erinnere sich nur an den ächt englischen Ausspruch des großen Chatham bei Gelegenheit der Besteuerung der damaligen Colonien in Nordamerika: „man soll sie nicht besteuern, aber ihnen nicht gestatten, auch nur einen Nagel selbst zu fabriciren.“ Der kluge

*) Wir führen hier den Tabak nicht an, obgleich man in England auch auf Ermäßigung der auf diese Waare gelegten Zölle dringt, aber aus einem mehr financiellen Grunde, weil der unmäßig hohe Zoll den Schmuggel zu sehr begünstigt; eine Herabsetzung der Tabakzölle in Deutschland möchte weit leichter auszuführen seyn als in England, und dem Zwecke, Vermehrung der Tauschmittel, nicht wenig entsprechen.

Mann erkannte schon damals vollkommen richtig, daß man ein Land viel sicherer ausbeutet, wenn man ihm Gewerbe und Industrie vorenthält, als wenn man es direct besteuert. Die nicht minder klugen Yankees, d. h. die Bewohner der nordöstlichen, jetzt hauptsächlich industriereichen Staaten, haben im Jahre 1810 als erste Kriegsmaaßregel gegen England die Gründung der Fabrikstadt Lowell begonnen, und so wenig sie damals und noch lange Zeit hernach mit ihren Ansichten durchdringen konnten, so sind diese jetzt doch nach dreißigjährigem Verlauf das herrschende System des Landes geworden. Vor noch zehn Jahren verarbeitete Nordamerika nur etwa 100,000 Ballen Baumwolle, jetzt gegen 400,000, ein Fünftheil seiner gesammten Ernte, und nahezu ein Drittheil dessen, was die Engländer verbrauchen. Die Amerikaner sind vortreffliche Rechenmeister: sie wissen vollkommen, daß sie es in den feinern Waaren mit England und Europa überhaupt nicht aufnehmen können, aber eben so gut wissen sie auch, daß der Hauptverbrauch in groben und Mittelgattungen besteht, daß die Mehrzahl der von England ausgeführten Waaren in solchen besteht, und daß sie England auf keiner empfindlichern Seite treffen können, als eben hier. Bereits blicken auch viele Engländer mit unverhehlter Besorgniß auf dieß System, die Concurrenz der Amerikaner auf den südamerikanischen und chinesischen Märkten steigt mit jedem Jahre, und ehe ein weiteres Decennium verläuft, wird England in dieser Hauptindustrie seines Landes die Segel streichen oder versuchen müssen, ob nicht ein Krieg Amerika's Aufschwung hemmen kann.

Es geht daraus für England die Nothwendigkeit hervor, die ihm noch offen stehenden europäischen Märkte, namentlich Deutschland, mit der ängstlichsten Sorgfalt zu bewachen, seine eigenen Colonien so viel möglich in den Stand zu setzen und zu nöthigen seine Waaren zu kaufen, und wahrscheinlich ist sein neues Colonialsystem großentheils hieraus entsprungen. Der Grundgedanke desselben, alle seine benöthigten Rohstoffe aus denselben zu ziehen, und dagegen seine verarbeiteten Waaren abzusetzen, ist richtig, nur ist die große Frage, ob England Zeit haben wird dasselbe auszubilden. Die krampfhafte Eilfertigkeit, mit der es darnach strebt, und zur Bearbeitung des Bodens in seinen Colonien Menschen aus allen Enden der Welt herbeizuschleppen sucht, ist der Anfang einer merkwürdigen Erscheinung in der Weltgeschichte, der wir am Ende dieser Blätter noch eine besondere Aufmerksamkeit widmen werden.

Das übrige Europa, namentlich Deutschland, darf wohl ein gespanntes Auge auf den Gang dieser Erscheinung richten, und einen engen Verkehr mit Nordamerika und den übrigen Ländern dieses Welttheils zu begründen suchen, ehe es zu spät wird. Nordamerika kämpft um die Freiheit des Welthandels gegen eine Herrschaft, die, wenn sie sich ungehemmt entfalten könnte, für Millionen unendlich drückender werden müßte, als je die Negersklaverei mit allen ihren Gräueln war. Ein Glück, daß in England selbst sich Stimmen und Interessen erhoben haben, welche der rohesten Entfaltung dieses Systems entgegenarbeiten, sie hindern aber dasselbe keineswegs, sondern müßten es vielmehr erweitern. Nordamerika's Sklavensystem ist allerdings ein schwarzer Flecken, aber ein unseliges, von den Engländern überkommenes Erbe, dessen lastendes Gewicht die Amerikaner so gut fühlen wie die Engländer, zu dessen Abschaffung ihnen aber keineswegs gleiche Mittel zu Gebot stehen, denn man darf nicht vergessen, daß nur Englands Macht den Westindiern die Emancipation aufzwang, die aus eigener Wahl so wenig ergriffen worden wäre, als sie in Nordamerika ergriffen werden wird. Die Engländer als Nation treiben Wucher mit ihrer Philanthropie, so gut wie einzelne Nordamerikaner mit den von ihnen gezüchteten Sklaven, und man hüte sich ja in der Beurtheilung gegenseitiger Verhältnisse durch philanthropische Declamationen sich täuschen zu lassen, denn der rechtlichen und wohlwollenden Männer, welche die Sklaverei und ihre Folgen verabscheuen, gibt es wohl in Nordamerika so viele wie in England.

Das neue Handelssystem Amerika's hat die gute Folge gehabt, daß eine weit größere innere Einigkeit herrscht als früher, wo ein Theil sich sogar auf äußere Hülfe stützte. Man erinnere sich nur, daß um die Wahl Harrisons, des Whigmanns, zum Präsidenten durchzusetzen, Geldbeiträge aus England und selbst aus Deutschland nach Amerika flossen; jetzt wird wohl von nirgendsher Geld kommen, um Tyler oder Clay, Van Buren oder Calhoun in ihren Ansprüchen zu unterstützen. Amerika ist dem Rath, welchen Van Buren vor vier Jahren in einer seiner Botschaften aussprach, gefolgt, und ist mehr zu republicanischer Einfachheit, zur Entfaltung seiner eigenen Reichthümer zurückgekehrt; der künstliche Reichthum ist zerflossen, und Tausende werden noch lange die Täuschungen beklagen, an denen damals Amerika litt, aber das Land hat sich aus dem tiefen Verfall mit wunderbarer Kraft herausgearbeitet; das Volk ist nicht mehr im Zustande laufenden Bankerotts, und die eben so verderbliche als verwerfliche Lehre der Repudiation ist jetzt so zu sagen in den Augen des amerikanischen Volkes gerichtet; langsam aber sicher kehren die verschiedenen Staaten zu der Bahn der Redlichkeit zurück, daß man seine Schulden, wenn auch mit Opfern und Entbehrungen, bezahlen müsse. Es ist dieß ein großer, bedeutender Schritt, wenn man erwägt, daß es sich in Amerika nicht um eine oder mehrere Regierungen handelt, die zur Einsicht von der Nothwendigkeit und den Vortheilen der Redlichkeit gelangen, sondern daß die Mehrzahl des Volks diese Einsicht theilen muß — eine Mehrzahl, welche oft ziemlich ohne Schuld die frühere Thorheit ihrer jeweiligen Gewalthaber büßt.

Es liegt vielleicht in dieser durch eine so heftige Erschütterung besonnener gewordenen Haltung der erste Schritt zu einer nicht unwichtigen politischen Umwandlung. Die ausschweifenden demokratischen Grundsätze, zu denen sich mehrere hochstehende Männer offen bekannt, die zügellose Demagogie, welche durch die zerrütteten ökonomischen Verhältnisse des Landes begünstigt wurde, der rücksichtslose Gebrauch der Regierungsmacht durch Absetzungen aller nicht zu einer Parteifahne schwörenden Beamten, die fieberhafte Aufregung, welche periodisch alle vier Jahre bei der Präsidentenwahl das Land

ergreift, der Wahlen in den einzelnen Staaten gar nicht zu gedenken, die demokratische Rohheit gegen Höherstehende, wodurch viele bestimmt wurden, sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen — das sind Uebel, deren Größe sich die Besonnenern schon seit geraumer Zeit nicht verbergen konnten, und es zeigen sich Symptome, denselben allmählich entgegenzuwirken, nicht durch unmögliche aristokratische Einrichtungen, sondern durch Beseitigung der schlimmsten Veranlassungen. Schon hat Tyler in einer seiner ersten Botschaften das Uebel gerügt, daß Beamte bei einem Präsidentenwechsel in Masse abgesetzt werden, und wenn gleich noch kein Schritt geschehen ist die Stellung derselben mehr zu sichern, so wird doch die Idee nicht zu Boden fallen, um so weniger, als daraus eine, dem amerikanischen Charakter widerstrebende gemeine Stellenjägerei entsprungen ist, welche dem Ansehen der Beamten wesentlich schadet. Ein anderes Symptom ist die wachsende Abneigung gegen Fremde und deren Einmischung in die öffentlichen Wahlen. Bis jetzt hatte jeder Fremde nach fünfjähriger Aufenthaltszeit das Bürgerrecht und konnte bei allen Wahlen mitstimmen, jetzt bildet sich eine exclusiv-amerikanische Partei aus, welche diese Befähigungszeit weiter hinaussetzen will — ein Schritt, der namentlich gegen die zahlreichen Irländer in den Städten gerichtet ist, welche sich oft auf die gewaltthätigste Weise in die Wahlen mischen. Es sind dieß unzweideutige Symptome, daß die bisher ganz ungezügelte Demokratie sich zu ordnen strebt. Dazu wird ein weiterer Umstand nicht wenig beitragen: seit mehreren Jahren halten sich die Parteien im Congreß entweder die Wage, oder die eine hat im Senat, die andere im Repräsentantenhause das Uebergewicht. Die Folge war, daß jede die Maaßregeln der andern zu hemmen strebte, und da der Präsident Tyler eine Mitte zwischen beiden zu halten suchte, beide sich vereinigten, um seine Maaßregeln, namentlich die einer neuen financiellen Einrichtung, gleichfalls zu vereiteln, so daß besonders die beiden letzten Congreßsitzungen sehr resultatlos wurden und allgemeinen Unwillen im Lande zu erregen anfingen — ein Gefühl, das diesem übermäßigen Parteitreiben bald Zaum und Zügel anlegen wird. So ein unangenehmes Schauspiel aber auch manchmal diese Parteikämpfe darbieten, so schädlich manche Parteimaaßregeln, wie z. B. die übereilte Einführung und noch übereiltere Wiederaufhebung des Bankerottgesetzes auf den öffentlichen Zustand einwirkten, so darf man deßhalb doch nicht glauben, daß die wahrhaft dringenden Geschäfte des Landes darüber liegen blieben. Diese kann theils der Präsident aus eigener Machtvollkommenheit anordnen, theils gehen sie, wenn ihre Nothwendigkeit erkannt ist, so schnell durch den Congreß, daß kaum eine Erwähnung anders als in den Protokollen statt findet. So ist von Van Burens Subtreasury-System die wichtigere Hälfte, nämlich die gänzliche Lossagung von den Banken und das System des baaren Geldes ganz in aller Stille eingeführt worden, während um die Form desselben die Parteien im letzten Congreß noch ganz unfruchtbar sich gezankt haben, indem die Locofocos oder Demokraten Van Burens Plan verlangten, und die Whigs eine Nationalbank wünschten, ohne sich auch nur mit diesem Plan recht herauszuwagen. Der Plan des jetzigen Präsidenten aber wurde von beiden Theilen zusammen, nämlich mit 119 Stimmen gegen 20, verworfen. Der Präsident hat also für sich so gut wie keine Partei und der Senat ist sogar fast entschieden feindlich gegen ihn aufgetreten, indem er mehrere seiner Ernennungen cassirte; indeß wagt es keine Partei über diesen Zänkereien die wahren Interessen des Volkes aus den Augen zu setzen; das Land hebt sich fortwährend, Handel und Gewerbe erhalten neues Leben, und so läßt man denn auch rüstig die Parteien ihr Werk treiben.

Die eigentliche Leitung des Landes, namentlich nach außen ist unter diesen Verhältnissen weit weniger Wechseln unterworfen, als der Anschein glauben machen könnte. Wir werden bald bei Gelegenheit von Texas sehen, wie seit zwölf Jahren im wesentlichen einerlei Richtung in Bezug auf dieß Land befolgt wurde. Der Grund liegt ganz einfach darin, daß die politischen Ansichten der Regierung weder willkürlich ersonnen, noch die Folge einer grundgelehrten bureaukratischen Weisheit, sondern einfach den Bedürfnissen des Volkes entnommen sind, deren Ausdruck durch nichts gehemmt ist, und die sich also ganz von selbst den Regierenden aufdrängen. Darum eben gibt sich denn auch in Bezug auf auswärtige Verhältnisse nur selten ungebührliches Drängen kund, denn die öffentliche Meinung, hinreichend aufgeklärt über den Stand der Sache, läßt gern die Regierung gewähren, wo individuelle Bemühungen nichts ausrichten können, und umgekehrt mischt sich auch die Regierung nicht ein, wo die Anstrengungen der einzelnen ausreichen. Bezeichnend sind in dieser Beziehung folgende Beispiele. Trotz des klar vorliegenden Wunsches der Sklavenstaaten, ihre Zahl gegenüber den nördlichen Staaten zu vermehren, und sich dadurch das Uebergewicht im Senate zu erhalten, scheinen sie der Regierung kein Hinderniß in den Weg zu legen, obgleich diese Florida nicht zum Sklavenstaate werden lassen, sondern eine Militärcolonie dort errichten will, um allenfallsigen Angriffen der Engländer auf die südlichen Staaten zu begegnen und die Bermuden im Auge zu behalten, wo die Engländer riesenhafte Rüstungen machen. Dagegen scheint die Regierung gemeinsam mit den südlichen Staaten auf die Einverleibung von Texas in die Union hinzuarbeiten, und während vor zwei Jahren die texanisch-nordamerikanische Expedition von den Mexicanern wegen dringenden Verdachts feindseliger Absichten gefangen genommen wurde, öffnete dießmal die nordamerikanische Regierung einer einfachen Handelsexpedition durch ihre Unterhandlungen den Weg nach Santa Fé, den sonst das Mißtrauen der Mexicaner ihr geschlossen hätte, und eine Schaar von 1000 Nordamerikanern machte sich, wohl nicht ohne Unterstützung der Regierung, auf den Weg, um den Ansprüchen Nachdruck zu geben, welche schon lange Zeit, und dieß Frühjahr auch im nordamerikanischen Senate, auf das Gebiet Oregon sich kund gegeben haben.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Meyers Reise im Altai. *)

Wer nichts als die Petersburger Sümpfe und die kleinen Hügel umher gesehen hat, ist nach dem Anblick eines Gebirgs nicht wenig lüstern; ich hatte Bunge's Reise gelesen und erwartete nun eine Schweiz und mehr als eine Schweiz, aber ich konnte von Bijsk aus drei Tage lang zu Wagen vorwärts kommen und dann erst mußten wir zu Pferde steigen. Die erste Nacht in den Bergen brachten wir in dem Dorfe Tscherga zu, und von hier aus, dem letzten von Russen bewohnten Dorfe, ging es bereits ordentlich ins Gebirge hinein. Die nächste Nacht blieben wir in dem Dorfe Mischa, das von getauften Altaiern bewohnt ist. Schrecken, Staunen, Abscheu, endlich Ekel bemächtigten sich meiner, als ich diese Menschen ansah, welche mit vollem Recht behaupten können, der erste Mongole sey aus einem Affen hervorgegangen; nichts, dachte ich mir, kann häßlicher, schmutziger seyn, und wollte es gar nicht glauben, daß diese schon nahezu Russen geworden seyen, und in Vergleich mit ihrem frühern Zustande gut und reinlich lebten.

Je weiter es vorwärts ging, desto höher wurden nun die Berge, Bäche und Flüsse wilder, die Wälder dichter, mit Einem Wort, die Natur nahm ein rauheres, großartigeres Gewand an. Ich hatte Schneeberge erwartet, aber noch drei Tage lang zog ich in vergeblicher Erwartung fort; am vierten Morgens kamen wir in die Berge, welche die ursulischen Altaier von den siminischen scheiden. Uns umgab dichter Wald, der die Aussicht versperrte, endlich aber erreichten wir erschöpft die Höhe des Berges, und hier wurde meine Mühe belohnt. Von hier sah ich unter mir die Bergabsätze, welche den Tengasee umgeben, und darüber die blauen zackigen Mauern des Schneegebirgs am Ursul. Beim Herabsteigen sah ich einige Jurten, aber ihr Aeußeres, so wie einige schmutzige Weiber, die davor saßen, brachten mich von dem Wunsch ab, in dieselbe einzutreten. Ich stieß wieder zu meiner Karawane, und zog bald mit ihr, bald voran, bald hinten nach.

Der Charakter des Landes um den Fluß Ursul ist einförmig, die Berge sind schwach mit Wald bedeckt, aber bald gewann die Natur wieder ein frischeres Ansehen: hohe Berge, schroffe Felsen, dunkle Wälder, helle grüne Thäler wechselten miteinander ab, und besonders üppig war die Vegetation an den Flüssen Ursul und Ulegumen. Mit Mühe trieb ich mein Roß, das durch den Lärm des Wassers erschreckt war, durch den letztern Fluß, und befand mich nun auf einmal in einer ganz veränderten Gegend. Statt der üppigen Vegetation am Ulegumen, statt der waldbedeckten Berge dehnte sich vor uns ein breites mit thurmhohen zackigen Felsen umgebenes Thal aus: plötzlich zog ein Geräusch, wie es einem Erdbeben voranzugehen pflegt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Auf meine Frage, was dieß sey, sagte man mir, dieß sey der Lärm der Katun, welche in der Schlucht, die sie im Thal ausgrub, verborgen dahin strömt. Wasserfälle und Schnellen reihen sich hier in rascher Folge aneinander.

Mit Sonnenaufgang zogen wir nach den Saldschar-Bergen. Allenthalben umgaben uns angebrannte Bäume und überhängende, den Einsturz drohende Felsen. Mit großer Anstrengung erreichten wir den Gipfel, aber hier zitterte ich vor Entzücken, denn es breitete sich eine ganze Welt vor mir aus. In der Ferne erglänzten gleich einem im Sturme erstarrten Ocean die Eisfelder, zwischen denen, sich verlierend in den hellblauen Farbentönen des Himmels, die Katunje-Sallan (die Katunssäulen) gleich mächtigen Riesen emporragten. In den Schluchten wanden sich schlangengleich die Nebel dahin, aber wo soll man Worte finden, um die Schönheit dieses Gemäldes zu schildern! Ich versuchte zu zeichnen, aber die Hand zitterte. Traurig stieg ich hinab, schwang mich aufs Pferd und jagte der Karawane nach, die ich auch gerade bei ihrem Ausbruch aus dem Mittagslager erreichte.

Ich konnte den Eindruck nicht vergessen, den die hochaufragenden Trümmer der katun'schen Säulen mitten in der dunkeln Schlucht von Kagasu auf mich machten. Die untergehende Sonne übergoß sie mit einem röthlichen Schimmer, und endlich zog sich eine Nebeldecke über sie. Minder durch das Heruntersteigen und den Ritt, als durch die empfangenen Eindrücke erschöpft, die sich für mein ganzes Leben in meine Seele gegraben haben, legte ich mich nieder, und am andern Morgen versuchte ich wiederholt die nahen Schneeberge zu erreichen, aber umsonst, die umliegenden Sümpfe hinderten mich. Der Gottesberg am Flusse Tschuja erhob sich prächtig vor mir, Wolken umgaben sein Haupt wie mit einem Silberglanz, dann senkten sie sich auf die niedrigen Höhen herab und der Berg stand da wie eine Insel im Meere. Unterhalb ist das Thal, in welchem die Tschuja hinströmt, aber das Ganze ist weit unter der prachtvollen Ansicht der katun'schen Säulen. — Ich will mich nicht damit aufhalten, die mißgestalteten Mongolen zu beschreiben, die wir an den chinesischen Gränzen fanden; das werden andere ohne mich thun.

Hr. Tschichatschew machte sich auf die Quellen der Tschuja zu besuchen, und ich ging gerade nach Baschkaus. Auf dem Wege sah ich das merkwürdige Bild des Kokorgo-Sees, der sich auf einer hohen Bergfläche, welche die Tschuja von Baschkaus trennt, durch das Schmelzen der umliegenden Schneemassen gebildet hatte. Kein grünes Gräschen, nicht ein Baum war hier zu sehen; von der Zeit geschwärzte Felsen, auf denen Schnee lag, bildeten ein wahres Trauergewand. Mitten in dieser trübseligen Pracht erglänzte der See im Wiederschein des klaren Sommerhimmels.

Als wir eine weite Strecke in dem ungeheuren Sumpfthale zurückgelegt das nach allen Richtungen von Quellen durchschnitten und von Bergen umgeben ist, die je tiefer wir stiegen, desto höher sich erhoben, erblickten wir eine ganz außerordentliche Vegetation. Alles lebt, alles athmet hier in süßer Frische, mild weht der Wind und führt das Aroma von Millionen Blumen mit sich; eine Menge Heerden kalmükischer Pferde weideten auf den üppigen Wiesen, aus einigen kaum sichtbaren Jurten stieg der Rauch auf und zog an den Bergen hin. Nachdem wir eine Menge malerischer Flüßchen überschritten, kamen wir am Ulachan hin nach dem Tschulyschman, und zum letztenmal erblickte ich die zahlreichen Schneeberge, die man jenseits der chinesischen Gränze nicht mehr sieht. Lieblich war der Contrast zwischen dem frischen Grün der Berge, das allmählich in einen bläulichen Ton und endlich in Schnee und Eis überging. (Schluß folgt.)

*) Hr. Meyer, ein Zögling der Petersburger Kunstakademie, begleitete Hrn. Tschichatschew auf seiner Reise im Altai (s. Nr. 77), machte aber besondere Ausflüge.

Wiederaufleben des gothischen Styls in Frankreich. Das Univers vom 10 Dec. berichtet, daß Hr. Barthelemy, Architekt zu Rouen, in dem Schlosse Du Plessis eine Grabcapelle im Spitzbogenstyl des 13ten Jahrhunderts erbaut habe, und daß auf vielen Punkten Frankreichs Kirchen und Capellen in diesem Styl nach den im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert üblichen Formen gebaut würden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1843.

Das brittische Museum.

(Nach einem Schreiben Delpits an Aug. Thierry.)

Das brittische Museum befindet sich in dem alten Hotel Montague, einem ungeheuren Gebaude, das im Geschmack der französischen Hotels des 17ten Jahrhunderts gebaut ist, und dessen Schönheit neuere und bedeutende Zugaben nicht vermehrt haben. Man muß ins Innere dringen und die ungeheuren prachtvollen Galerien durchwandern, um zu erkennen, daß dieß Heiligthum der Wissenschaft wirklich seinen Ruf verdient. Das Hotel Montague, ursprünglich zu einer Privatwohnung bestimmt, hat allerdings keine großartigen Verhältnisse, ist aber merkwürdigerweise von einem Franzosen, Pierre Puget, welchen man den französischen Michel Angelo nannte, erbaut, und zwar, wie die Englander sagten, auch mit französischem Gelde, indem Lord Montague, Botschafter Karls II in Frankreich, im Verdacht stand, sich von Ludwig XIV bestechen zu lassen. Im Jahre 1754 brachte die englische Regierung das Hotel Montague an sich, und gab ihm seine jetzige Bestimmung. Der Ursprung dieser Gründung verdient eine besondere Erwähnung.

Ein englischer Gelehrter, Namens Sir Hans Sloane, bekannt durch merkwürdige Arbeiten in den physikalischen Wissenschaften, verordnete in seinem Testament, daß seine Sammlungen von Büchern, Manuscripten, Kunst- und naturgeschichtlichen Gegenständen, die er wahrend seines langen Lebens zusammengebracht, und welche ihn über 50,000 Pfd. Sterling gekostet hatten, der Nation um 20,000 Pf. St. angeboten werden sollten, unter der Bedingung, daß ein Gebäude angekauft würde, welches groß genug wäre um das Ganze aufzunehmen, und daß der Zugang dem Publicum möglichst erleichtert werde. Das Anerbieten wurde angenommen, alle Bedingungen des Legats erfüllt; König und Parlament blieben aber dabei nicht stehen, sondern wetteiferten in Freigebigkeit, um das Museum Sir Hans Sloane's zu vergrößern und eine wissenschaftliche Anstalt daraus zu machen, wie sie sich für eine große Nation ziemt. Demgemäß wurde durch einen Parlamentsbeschluß festgesetzt, daß die Cottonianische Bibliothek, welche dem Publicum unter Wilhelm III geschenkt worden war, mit den Sammlungen Sir Hans Sloane's verbunden und daß zu demselben Endzweck die Harleyanische Bibliothek angekauft werden sollte. Georg II schenkte seinerseits die königliche Bibliothek, deren Gründung auf Heinrich VII zurückging, und die er selbst sehr vermehrt hatte. Eine Summe von 100,000 Pfd. St. wurde bewilligt, um alle diese verschiedenen Sammlungen im Hotel Montague unterzubringen. Die Arbeiten zur Erweiterung und gehörigen Einrichtung des Baues dauerten nahe an fünf Jahre, und am 15 Januar 1759 wurde endlich das prächtige Museum den Künstlern und Gelehrten geöffnet.

Ursprünglich war dasselbe in drei Abtheilungen getheilt, eine für die gedruckten Bücher und Kupferstiche, eine zweite für Manuscripte und Medaillen, und die dritte für Sammlungen der Naturgeschichte und Kunstgegenstände. Später bei der raschen Zunahme des Museums wurde die Abtheilung der Naturgeschichte in drei Sectionen, Mineralogie, Zoologie und Botanik geschieden, und man errichtete zwei weitere besondere Abtheilungen, eine für die Kupferstiche, die andere für Münzen und Alterthümer. Die letztere Abtheilung wurde geschaffen, um die ägyptischen Denkmäler aufzunehmen, welche durch die Capitulation von Alexandrien im Jahre 1801 in englische Hände übergingen.

Der Eintritt in das Museum ist nicht öffentlich, sondern man muß sich an die Trustees oder Inspectoren wenden, deren Stelle übrigens haufig auch der Bibliothekar oder der älteste der anwesenden Conservatoren vertritt, und wenn die Erlaubniß ertheilt wird, muß man zugleich eine Erklärung unterzeichnen, daß man sich den über die Mittheilung von Büchern und Manuscripten aufgestellten Regeln unterwerfen wolle.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Der Besitz dieses Gebiets ist jetzt der Hauptstreit zwischen Nordamerika und England; die angeblichen Rechte, worauf

beide Theile ihre Ansprüche gründen, wollen wenig besagen; sie gründen sich auf die Entdeckung des Landes, welche strittig ist und auf keinen Fall eine Entscheidung abgeben kann. Praktisch beginnt der Streit im Jahre 1810, wo Astoria von dem bekannten reichen Pelzhändler Astor an der Mündung des Columbiaflusses gegründet wurde. Lange hatten die englischen und amerikanischen Pelzcompagnien mit abwechselndem Erfolge einen geheimen Krieg unterhalten, als der unternehmende Astor durch die Gründung von Astoria auf einmal die Schale zu Gunsten der Amerikaner zu neigen drohte. Darum schickten auch die Engländer, sobald der Krieg mit Nordamerika im J. 1812 zum Ausbruch gekommen war, ein Schiff nach der Mündung des Columbia, ließen Astoria einnehmen und zerstören, worauf die Hudsonsbay-Compagnie ihre Handelsverbindungen über diese Länder ausdehnte. Die Amerikaner, denen durch den Friedensschluß von Gent ihre Ansprüche auf Astoria und, wenn man will, auf das ganze Columbiagebiet wieder gewährleistet worden waren, fanden sich nicht in dem Fall, dasselbe besetzen zu können, und um ihr Recht nicht ganz aufzugeben, schlossen sie nur von Zeit zu Zeit Verträge mit England des Inhalts, daß die beiderseitigen Ansprüche auf jenes Gebiet vorerst ruhen sollten. Der letzte dieser Verträge erlosch im J. 1838. Inzwischen hatten sich aber die Engländer unter der Firma der Hudsonsbay hier völlig festgesetzt; so lange letztere noch mit der gleichfalls englischen Nordwestcompagnie in einem Streite lag, der bis zum offenen Kriege zwischen den gegenseitigen Handelsposten ging, konnte die amerikanische Pelzcompagnie sich immer noch behaupten; als aber die Nordwestcompagnie mit der Hudsonsbaycompagnie zusammenschmolz, ward die amerikanische Pelzcompagnie völlig aus dem Feld geschlagen.

Es handelte sich bei diesem Kampfe darum, wer den Jägern (Biberfängern, trappers) und Indianern die ihnen nöthigen Waaren wohlfeiler liefern, und somit die werthvollen Pelze besser bezahlen könne, denn baares Geld wird dafür wenig ausgegeben. Die Hudsonsbay-Compagnie, welche die französischredenden halbblütigen Canadier für sich hatte, und deren Geschäftsgang sich durch Strenge und Regelmäßigkeit auszeichnete, überwog — aus welchen Gründen? darüber sind wir nur unvollständig unterrichtet, wahrscheinlich aber liegt der Hauptgrund in der Beschaffenheit des Landes. Ostwärts von den Felsengebirgen und südlich vom 50° der Breite dehnt sich eine ungeheure, des Anbaues unfähige, aber doch meist mit Gras bewachsene Ebene aus, die von den canadischen Seen bis hinab an den Golf von Mexico reicht. Dieser Strich, welcher mit Einschluß der Felsengebirge eine Breite von 2 bis 300 Stunden hat, setzt jeder engen Verbindung der Nordamerikaner mit dem Oregongebiet ein sehr wesentliches Hinderniß entgegen, das für die brittische Hudsonsbay-Compagnie bei weitem nicht in gleichem Maaße vorhanden ist. Hier dehnen sich die Seen und Flüsse viel weiter als auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten nach Westen aus: die Felsengebirge scheinen minder hoch und minder wild, der Uebergang nach dem Columbia-Thal, dessen milde Witterung scharf gegen das herbe Klima auf der Ostseite absticht, ist viel leichter und, wie es scheint, das Zwischenland selbst viel reicher an Wild als weiter im Süden im Gebiete der Vereinigten Staaten. So rückte das Jagdgebiet der Hudsonsbay-Compagnie mit viel geringerer Schwierigkeit gegen Westen vor, und sobald der Krieg vom Jahr 1812 Astoria in die Hände der Engländer gegeben hatte, ließen sie sich an der Mündung des Columbia nieder, bauten selbst Astoria später wieder auf und geboten, sobald vollends die Nordwest-Compagnie mit der Hudsonsbay-Compagnie sich vereinigt hatte, so unumschränkt über den Verkehr dieser Länder, daß man einen Fall von einem amerikanischen Trapper anführt, der sich den Beamten der Hudsonsbay-Compagnie mißfällig gemacht hatte, und den sie gewissermaßen in die Acht erklärten; er konnte kein Tuch zu einem Kleide kaufen, und mußte sich in selbst zubereitete Felle kleiden.

Die Herrschaft der Hudsonsbay-Compagnie über diese Gegenden ist somit unbeschränkt, sie hat Landbau ins Leben gerufen, sie hat Schulen für die Kinder der Europäer und Halbblütigen gegründet, sie bestrebt sich die Indianer, welche hier seltsamerweise in eine große Menge gänzlich verschiedener Stämme zerfallen, durch Missionäre zum Christenthum zu bekehren, aber — sie kann doch ihren monopolistischen Charakter nicht verläugnen, und einige Engländer gestehen selbst, daß das dort allmählich angesammelte Häuflein von europäischen Creolen sich auffallend zu den Nordamerikanern hinneige. Präsident Tyler hat schon in seiner vorjährigen Botschaft von der Nothwendigkeit gesprochen, die Postenkette der Vereinigten Staaten von der Ostgränze der Seen an über das Felsengebirge hinüber nach dem stillen Ocean auszudehnen; bestätigt es sich nun, daß eine Schaar von tausend Amerikanern in diesem Jahre nach dem Oregongebiet gezogen ist, so kann es an Neckereien mit der Hudsonsbay nicht fehlen und man erwartet, daß die nächste Präsidentenbotschaft noch ernstere Maaßregeln hinsichtlich des Oregongebietes verkündigen werde. Die Amerikaner wissen die Zeit, wo England sich, wie jetzt mit Irland, in Verlegenheit befindet, trefflich zu benützen. Daß etwas in Betreff des Oregongebiets im Werke ist, zeigt nicht nur der Umstand, daß im Anfang dieses Jahres im amerikanischen Senat der förmliche Vorschlag, Besitz von dem Oregongebiet zu ergreifen, durchging, sondern auch, daß die Regierung, als derselbe in der Repräsentantenkammer zur Seite gelegt wurde, dennoch erklärte, daß sie jeden Amerikaner, der sich im Oregongebiet ansiedeln wolle, in seinem Besitz schützen werde.*) Hieher gehört auch, daß Präsident Tyler schon im Januar dieses Jahres dem Senat vorschlug, die Unabhängigkeit der Sandwichinseln anzuerkennen, damit es keiner Macht in Sinn komme, sich derselben zu bemächtigen. Der Antrag geschah nach Bekanntwerdung der Besitz-

*) Dagegen wollten manche wissen, es werde nächstens von England aus eine Abtheilung Truppen mit Sappeuren und Mineuren unter Befehl eines Genieofficiers dahin abgehen, angeblich um das Gebiet näher zu untersuchen und die Gränzmark festzustellen.

nahme von Otaheiti durch die Franzosen und man kann sich leicht denken, welche Aufregung die eine Zeit lang verbreitete Nachricht, daß die Engländer die Sandwichinseln besetzt hätten, in den Vereinigten Staaten hervorbrachte. Diese Inseln sind der wichtigste Punkt im nördlichen Theile des stillen Oceans; alle Schiffe, die von der Westküste Mittel- oder Nordamerika's kommen und nach dem indischen Archipel oder nach China gehen, legen dort an, und hätten die Engländer die Sandwichinseln im Besitz, so würde dieß einem Verlust des Oregongebietes für die Nordamerikaner gleich kommen, denn wären auch die Nordamerikaner bereits im Besitz dieses Gebiets, so könnten sie von den Sandwichinseln aus durch die Engländer viel schneller angegriffen werden, als man ihnen von der Ostküste Amerika's oder auch vom Mississippi aus zu Lande Hülfe senden könnte, und jedenfalls wäre ihr Handel von der Westküste aus völlig in der Gewalt der Engländer.

Die Nordamerikaner verfolgen sichtlich den Zweck, die Engländer allmählich ganz aus Nordamerika zu verdrängen; gelänge es nun aber den letztern sich im Oregongebiet festzusetzen, so hätte dadurch auch Canada, wo die Engländer wiederum, wie im Unabhängigkeitskriege, der französisch-canadischen Partei bedeutende Concessionen machen, einen starken Rückhalt; ihr erstes ist also, das Oregongebiet wenn immer möglich für sich zu gewinnen; der zweite Zielpunkt, vielleicht auch der Zeit nach der erste, ist Texas. Es hat sich durch amerikanische Zeitungen das fast läppische Gerücht verbreitet, es bestehe ein geheimes Einverständniß zwischen England, Mexico und dem jetzigen Präsidenten der Republik Texas, letztere den Engländern in die Hände zu spielen, wogegen Houston lebenslänglicher Präsident werden solle. Der angebliche Plan enthält eine Unmöglichkeit, aber es scheint demselben nichtsdestoweniger einige Wahrheit zu Grunde zu liegen, indem England Einfluß in Texas sucht, um dieß Land gegen die Vereinigten Staaten zu benützen, in derselben Art wie Canada. Schon hat sich in den westlichen Theilen der Vereinigten Staaten die sonst sehr feindselige Stimmung gegen England wesentlich gemildert, weil diese Provinzen einen starken Absatz ihres Getreides in Folge der englischen Canada-Korn-Bill nach Canada finden, *) und ein ähnliches Verhältniß könnte sich in Texas entwickeln, welches vielleicht durch Vortheile im Absatz von Baumwolle und Tabak für Englands Plane zu gewinnen wäre; aber wie die Amerikaner Canada gegenüber den Plan, englische Waaren in großer Masse über die Canadaseen hinüber nach den Mississippi-Provinzen zu werfen, schon gewissermaßen im Keime vernichtet haben — wie die neuesten Nachrichten über den Canadahandel ausweisen — so werden sie wohl auch Mittel finden, den Bestrebungen der Engländer in Texas Schranken zu setzen, wenn es nicht anders seyn kann durch Aufnahme von Texas in die Union.

Es gilt bei den Engländern als eine ausgemachte Sache, daß diese Aufnahme schon von Jackson angebahnt wurde und daß Van Buren in diesem Sinne fortfuhr. Die amerikanischen Gesandten in Mexico, Hr. Poinsett aus Südcarolina, Hr. Butler, ein Speculant in texanischen Ländereien, und Hr. Powhattan Ellis, ein Pflanzer aus Mississippi — lauter Männer, deren Interessen mit den südlichen Sklavenstaaten verknüpft sind — sollen nach einander alle möglichen Mittel aufgewendet haben, um Texas von Mexico loszureißen, und dann dasselbe, weil der neue Staat zu schwach ist um sich selbst zu erhalten, möglichst bald mit den Vereinigten Staaten zu verbinden. Es ist in dieser Beziehung ein Pamphlet in Nordamerika selbst, angeblich von einem amerikanischen Abolitionisten, aller Wahrscheinlichkeit nach aber von einem ächten und gerechten Engländer erschienen, welcher sich „Probus" unterzeichnet und aus der auf Befehl des Congresses gedruckten Correspondenz über die Unterhandlungen mit Mexico den Beweis für die obige Behauptung zu führen sucht. Dabei bemüht sich derselbe nachzuweisen, daß in der Correspondenz Bezugnahme auf andere Briefe sich finde, deren öffentliche Mittheilung man nicht für rathsam erachtet habe, und welche wahrscheinlich in Bezug auf die gespielten Intriguen umständlichern Aufschluß geben würden. Was aber die Mittheilung einer verstümmelten Correspondenz und die kunstvolle Aneinanderreihung derselben betrifft, damit der Leser nur das herauslese, was man ihm einreden will, so haben die Engländer wohl den Amerikanern nichts vorzuwerfen. Das Resultat des Ganzen ist sonach kein anderes, als daß sich England indirect zum Meister von Texas machen will, und daß die Amerikaner sich in die Fassung setzen, dieß auf die eine oder die andere Weise zu hintertreiben. Daß sie dazu fest entschlossen sind, zeigt namentlich die „etwas voreilige" Besitznahme Montereys in Californien durch Commodore Jones, welcher der Ansicht war, der Krieg zwischen England und Amerika sey ausgebrochen, und deßhalb sogleich eines Hauptpunkts an der amerikanischen Westküste sich bemächtigen wollte.

Wir haben in frühern Jahrgängen an den in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Franzosen entworfenen Plan erinnert, welcher Louisiana und Canada durch eine längs dem Mississippi fortgeführte Postenreihe verbinden, und dadurch sich die Mittel sichern wollte, die englisch-amerikanischen Colonien im Fall eines Kriegs von allen Punkten aus unter Beistand der Indianer im Rücken anzugreifen. Der jetzige Plan der Engländer ist augenscheinlich ähnlicher Art, wenn gleich weniger auf den Krieg als auf den Handel berechnet. Wie die Hudsonsbay-Compagnie von Canada aus in südwestlicher Richtung bis nach dem Columbiagebiet vordrang, und von dort ihren Handel nach China betrieb, so soll der Handel von Texas aus über die Felsengebirge nach Californien ebenfalls wo möglich in englische Hände gebracht werden, und da eben der mittlere Strich der Felsengebirge, etwa vom 33sten bis 48sten Grade, der am wenigsten zugängliche ist, so wären dadurch die Vereinigten Staaten factisch von dem Handel und der Besitznahme der Westküste ausgeschlossen. Die Angriffe auf Mexico sind somit eine Nothwehr der Amerikaner gegen England, denn die freie Concurrenz dieses Handels würde den Amerikanern ein entschiedenes Uebergewicht geben,

*) In diesem Sommer stand deßhalb, was ganz unerhört ist, der Preis des Getreides im Westen höher als in New-York.

so daß sie gar nicht nöthig hätten, feindliche Maaßregeln gegen Mexico zu gebrauchen, das sich in diesen Gegenden ohnehin nicht einmal gegen die Indianer vertheidigen kann, welche seit zwanzig Jahren furchtbare Fortschritte gegen die schwach bevölkerten mexicanischen Provinzen gemacht haben.

Man hat die Frage über den Anschluß von Texas an die Union lange Zeit bloß als eine innere Streitfrage um das Uebergewicht der Sklavenstaaten gegen die nördlichen betrachtet, allein sie wird mehr und mehr eine Frage über die Beherrschung des Handels im größten Theile Nordamerika's, und hiezu werden die Amerikaner, diese go-a-head-Männer par excellence am wenigstens stillsitzen. Es ist eine ganz müßige Frage, sich über das beiderseitige Recht oder Unrecht streiten zu wollen, es gilt hier wie immer der Satz:

that they should take who have the power
and they should keep who can.

Gewinnt England den Besitz von Californien, so sinken die Amerikaner zur zweiten Macht in Amerika herunter, und dazu werden sie es ohne Kampf nicht kommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Meyers Reise im Altai.

(Schluß.)

Dieser Anblick begleitete uns, bis wir endlich ein furchtbares Rollen hörten, als ob irgendwo in einer Schlucht Felsstücke übereinander hinrollten. Immer näher kamen wir, und endlich befanden wir uns an einer schauderhaften Höhe, wo furchtbare Felsen sich in die blaue Tiefe einer Schlucht theils perpendiculär, theils überhängend hinabsenkten, während unten in ungeheuren Schlangenwindungen der Tschulyschman brauste. Nachdem wir zu Pferde auf zwei zusammengebundenen Balken über einen Arm desselben gesetzt hatten, zogen wir weiter nach der Stelle, wo der Tulga in den Tschulyschman fällt, 35 Werste südlich von dem teletzkischen See. Hier erwartete ich Hrn. Tschichatschew.

Von hier brachen wir auf nach dem sajanischen Gebirge. Die Vegetation nahm etwas ab, und vor unsern Augen dehnten sich endlich nichts als einförmige mit Schnee bedeckte und von zahlreichen Sümpfen und Seen durchschnittene Hochflächen aus. Ein kleiner Birkenwald, einige Zirbelnußwäldchen, die aber größtentheils verdorrt waren, bedeckten nur schwach diese Landschaft des Todes. Endlich erreichten wir den von hohen, mit Wald und Schnee bedeckten Bergen eingeschlossenen Tschulga-See, der mich aber mit seinem Lasurblau nicht lange erfreute, denn bald ging's wieder fort in noch schlechtere Gegenden, wie früher. Furchtbare Sümpfe, in denen die Karawane mehr als einmal dem Untergang nahe war, ermüdeten aufs äußerste, und erst nach dreiwöchentlicher mühseliger Reise sahen wir wieder trockenes Land. Wie freudig schlug mein Herz, als wir von den Bergen herab grüne Wiesen sahen, als wir hineinritten in den dichten aromatischen Wald, wo wir einen Pfad fanden, dem wir folgen konnten. Eine Menge Blumen lockten uns von den Pferden zu steigen. Freudig eilten wir die Pelze abzulegen, die wir bisher fast nicht vom Leibe gebracht hatten. „Das ist das Land Kemtschik, das ist China," sagten die uns entgegenkommenden Sajoten. Ihre Häßlichkeit übersteigt alle Begriffe. Indeß waren wir auch über diese Menschen froh, welche uns doch vom Tod durch Hunger, Kälte oder wilde Thiere retten konnten. Mehr als einmal haben sich verirrte Tiger hier gezeigt und furchtbare Verheerungen angerichtet.

Das wunderbare Thal, oder besser gesagt die Steppe, in welcher sich wie ein schmales Land der Ulasch, die westliche Quelle des Jenisei, hinwindet, setzte mich abermals durch seine Größe in Erstaunen. Es ist von Bergen eingeschlossen, hinter denen ungeheure Zacken rother Schneegipfel wie Sterne am Horizont hervorblinkten. Alles, mit Ausnahme der schneebedeckten Berge, war mit einer Art von gelblich rosigem Ton übergossen, der seinen Grund in der Natur des Steppenbodens hat. Weiterhin glänzte der See Karakol, aus dem der Ulasch herkommt, wie ein wunderbarer Spiegel, und spiegelte Schnee, Berge und Felsen mit allen ihren Farbentönen zurück. Das grüne Thal, in welchem der in den See fallende Samodschir sich hinwand, gab dem Bilde eine eigenthümliche Mannichfaltigkeit, welche sich unmöglich beschreiben läßt.

Nachdem wir mit Gewalt uns Proviant von den verfluchten Sajoten verschafft hatten, brachen wir nach dem Compaß wieder nach Norden auf, wo wir also die sajanischen Berge, welche die Gränze zwischen uns und China bilden, zum zweitenmal überschreiten mußten. Ein großartiges Bild wechselte mit dem andern ab, endlich im Innern des Gebirgs, nicht weit von dem russischen Kreuz auf dem Berge Schabin-Dobagan, sah ich wieder ein unabsehbares Meer von Schneebergen, an denen die Wolken sich ins dunkle Thal hinabsenkten; als wir zwischen denselben hindurchzogen, beleuchteten die Strahlen der Sonne nur die Eisfelder, alles andere war in schreckhafter Dunkelheit. Unter mir zuckten Blitze und hallte der von tausendfachem Echo wiederholte Donner, auf der ersten Fläche lag Schnee und eine Heerde Bären schien sich unter demselben zu bergen. Ich war allein, die Karawane weit voraus, die Wolken senkten sich allmählich alle und ich konnte kaum einige Schritte weit sehen. In der Hoffnung, die Spur der Karawane aufzufinden, irrte ich nutzlos einige Stunden lang umher, und endlich hörte ich eine Stimme, die mich rief. Freudig antwortete ich: es war ein Bote, den Hr. Tschichatschew, unruhig über mein Ausbleiben, mir entgegengeschickt hatte.

Es fiel ein tiefer Schnee, und seltsam war es anzusehen, wie die Blumen unverletzt und fröhlich daraus emporschauten; es war der vierte Julius und wir hatten drei bis sechs Grad Kälte, so daß ich mit den steifen Fingern nur mit Mühe zeichnen konnte. Einige Tage lang stiegen wir jetzt tiefer und immer tiefer hinab, ein warmer Wind umwehte uns, wir befanden uns in der merkwürdigen Schlucht Karasim, und bald schlug freudig unser Herz, als wir die ersten Russen in dem Vorposten Abanan erblickten. Hier nahm ich Abschied von den Bergen und ließ die Wunderbilder des Altai hinter mir. Jetzt bietet sich vor mir der Jenisei, der zwischen den immer nieder werdenden Bergen dahin strömt, die bei Krasnojarsk in ärmliche Hügelchen auslaufen.

Wir kamen über Atschinsk, Tomsk und Barnaul nach Ust Kamenogorsk und betraten hier die Kirgisensteppe, die zum Theil aus Bergrücken besteht, welche mit ungeheuren Massen verwitterten Granits bedeckt sind, und so mannichfaltige Formen darbietet, daß man oft eine zerstörte Stadt zu sehen glaubt. Hier zeichnete ich die Gebäude von Ablaikin ab, die wahrscheinlich einst die Veste oder die Hauptresidenz eines Chans der goldenen Horde waren, jetzt aber so sehr in Trümmern liegen, daß man vergebens auszumitteln sucht, welcher Architektur sie angehörten.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1843.

Die tschudischen Sprachen und Reguly Antal.

(Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland.)

Alle die wenig zahlreichen, im höchsten Norden Europa's und einem Theile des westlichen Sibiriens zerstreut lebenden Völker, welche zum finnischen oder tschudischen Stamme, der auch par excellence der hyperboreische heißt, gerechnet werden, reden Sprachen und Dialekte, deren verwandtschaftlicher Zusammenhang schon dem verdienstvollen Gatterer einleuchtete, obwohl eine genauere Betrachtung auch wieder merkwürdige Verschiedenheiten entdecken läßt, die sich ebenso sehr auf die grammatischen Formen als auf den lexikalischen Theil derselben erstrecken. Von den deutschen Sprachforschern unserer Zeit erwirbt sich besonders Hr. von der Gabelentz in Altenburg, dem wir bereits sehr sorgfältige Elementarbücher des Mordwinischen und des Syrjanischen verdanken, wesentliche Verdienste um dieses Sprachengebiet. Rußland hat in dieser Beziehung seinen hochverdienten Sjögren, seinen Lönnroth, Holmberg u. s. w., und die Verhandlungen der Gelehrten Esthnischen Gesellschaft zu Dorpat werden unsere Kenntniß der westlichen, unserem Europa angehörenden Tschuden, ihrer Sprachen und Denkmäler bedeutend fördern.

Alle diese kleinen Völker oder Völkertrümmer sind (wenn man ein Paar Tausend Lappen im nördlichsten Schweden und Norwegen ausnimmt) Unterthanen Rußlands und in den Gränzen des russischen Reiches eingeschlossen; daher also kein Staat in gleichem Grade die Mittel besitzt einen so merkwürdigen Sprachstamm in seinem ganzen Umfange uns zu erschließen und auf den Grund der Sprachen, Denkmäler und Traditionen dieser Völker Untersuchungen zu veranlassen, welche über die großen Völkerbewegungen des Mittelalters und was nicht minder wichtig, über die Urheimath der Magyaren in Ungarn neues Licht verbreiten werden. Die historische Verwandtschaft der magyarischen oder eigentlich ungarischen Sprache mit den tschudischen konnte noch streitig seyn, so lange man fast nur Idiome an der Ostsee zu vergleichen im Stande war. Nähere Bekanntschaft mit dem grammatischen Charakter des Syrjänischen muß schon jeden Zweifel niederschlagen und eine weitere besonnene Zusammenstellung mit dem Permischen, Woguliſchen, Wotjakischen und Ostjakischen wird in dieser Beziehung die wichtigsten Ergebnisse herbeiführen.

Wir dürfen es als eine erfreuliche Erscheinung betrachten, daß der Patriotismus der Magyaren selbst seit einiger Zeit gelehrte Individuen dieser Nation zur gründlichen Lösung des Problems anspornt. Ein schon mehrere Jahre in Petersburg anwesender junger Magyar von Forschergeist, glühendem Eifer und vielseitiger Sprachenkenntniß, Hr. Reguly Antal (Anton Reguly) aus dem Weszprimer Comitat, will, nachdem er schon längere Zeit in Esthland, Finnland und dem russischen Lappland mit den Sprachen der westlichen Tschuden vertraut geworden und zu Petersburg den nöthigen historischen Studien obgelegen, sobald er auf angemessene Unterstützung rechnen kann, auch unter den östlichen Tschuden am Ural, im Kasan'schen und Orenburg'schen sich heimisch machen. Sein in der Petersburger Zeitung von 1842 mitgetheilter Bericht an die magyarische Akademie der Wissenschaften (Magyar Tudos Tarsasag, Magyar. Gelehrte Gesellschaft) in Pesth erweckt großes Vertrauen auf seine künftigen Leistungen, und die feste Ueberzeugung, daß er von den Sprachschwindeleien eines Beregszaszi, der alle Sprachen des Orients in das Magyarische hineinbeschwören will, entfernt bleiben werde. Wir lassen einige Stellen aus diesem Berichte folgen, der, beiläufig bemerkt, zwar nicht unmittelbar von ihm selber, aber doch auf den Grund seiner nach Ungarn geschriebenen Briefe abgefaßt ist:

„Gyarmathi's Vorarbeiten steigerten seine (Reguly's) Aufmerksamkeit, und bald erkannte er eine solche Sprachenverwandtschaft zwischen den Ost-Finnen und den Ungarn, daß hier zu forschen ihm nicht nur interessant, sondern sogar nothwendig schien, im Fall wir in der Frage über unsere (der Magyaren) nationale Abstammung und Verwandtschaft nur einigermaßen uns orientiren wollen. Von Ausländern erwarten wir umsonst Aufklärung hierüber. Wir selbst sind nur im Stande, mit völliger Sicherheit zu bestimmen: ob unsere Sprache unter den Finnischen eine nähere alte Ver-

wandte habe? ob aus genauerer Kenntniß dieser gesammten Sprachen auf eine Ursprache zu folgern sey, von welcher die unsrige abstammt und aus welcher ihre Formen zu ihrem heutigen Wesen sich herausbildeten? ob es möglich sey, mit Hülfe dieser Sprachen die Entstehungsart der unsrigen und die Weise ihrer Ausbildung zu bestimmen und so ihre innere Geschichte zu verfolgen und jenes Urbild vor unsere Blicke zu bringen, aus welchem unsere heutige Sprache sich entwickelt hat? Nach Lösung dieser rein linguistischen Fragen besitzen wir dann einen festen Grund, auf dem wir sicher zum historischen Haupttheil der Untersuchung übergehen können, wobei Hr. Reguly die Ethnographie, welche er gleichfalls in den Kreis seiner Beobachtungen aufnahm, für die vorzüglichste Hülfe hält. „„In dieser Beziehung (schreibt er) mußte ich auf alles was das Aeußere und die physische Constitution der Völker, was ihren Charakter, ihre Sitten, Superstitionen, Mythologie, Alterthümer ꝛc. betrifft, aufmerksam seyn.““

„Seine bisherigen vergleichenden Forschungen führten ihn auf die besonders interessante Thatsache, daß die ost- und west-finnischen Sprachen nicht nur in Laut und Form, sondern auch in zahlreichen Wurzelwörtern bedeutend von einander abweichen, wonach diese Sprachen nicht etwa durch den äußern Einfluß irgend einer andern Sprache, z. B. des Russischen oder des Tatarischen entstanden sind, sondern aus einer aus dem Innern derselben langsam sich entwickelnden Abweichung. Hinsichtlich unserer Sprache verdient eine besondere Aufmerksamkeit jene — übrigens noch ausführlicher zu beweisende — Entdeckung, wonach der Verfasser die ungarische Sprache in der Reihe der gesammten finnischen zunächst an die der Wogulen stellen zu müssen glaubt, jedoch so, daß das Ungarische zugleich in mancher Hinsicht den westlichen Finnen näher stehe als den östlichen und somit häufig ein ausgleichendes Bindungsglied zu bilden schiene. Eine sorgfältige Untersuchung der geographischen Namen hält er für nothwendig, um dadurch auf die vormaligen Wohnsitze und die geographische Verbreitung dieser Völker schließen zu können, und wendet in dieser Hinsicht besonders auf die Uralgegenden und das südwestliche Sibirien seinen Blick. Zu diesem Theil der Frage bereitet er sich dadurch vor, daß er neben seinen linguistischen Studien das Studium Asiens und besonders Sibiriens in geographischer und ethnographischer Beziehung sich angelegen seyn läßt, und zugleich mit der Geschichte der Völker am Pontus und der ältesten Geschichte Rußlands sich beschäftigt.“

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

In dem Streit, der sich voriges Jahr zwischen England und Nordamerika so ernstlich anließ, konnte Mexico nur ein Werkzeug in den Händen der einen oder der andern Macht seyn, und da es sich durch Texas von den Vereinigten Staaten her bedroht sah, so stand es natürlich auf Sie Englands, und eine Anzahl englischer Seeleute war in mexicanischem Sold, um bei dem Versuch einer Wiedereroberung von Texas mitzuwirken. Santa Anna hatte bedeutende Anstrengungen zu Lande gemacht, und nur die auf einmal veränderte Politik Englands, welche es gegen die Vereinigten Staaten nicht zum Bruch kommen ließ und die englischen Seeleute aus dem mexicanischen Dienst abrief, verhinderte einen vielleicht siegreichen Angriff zu Lande, da derselbe ohne Beihülfe einer Marine von keinen bedeutenden Folgen seyn konnte. Ende October vorigen Jahres standen die mexicanischen Truppen wieder auf eigenem Gebiet, aber eine Schaar Texaner unter Fisher,*) welche Fortschritte gegen die Mexicaner machen zu können glaubte, wurde noch vor Ausgang des vorigen Jahres (am 17 Dec. 1842) am Rio Grande total geschlagen. Welche Unterhandlungen in Folge dieses Schlags statt fanden, wissen wir nicht, auffallend muß aber erscheinen, daß Houston, der Präsident, eine Zeit lang des Verraths beschuldigt wurde, und augenscheinlich in engem Verkehr mit Mexico stand, denn er wollte die texanische Flotte, welche noch von der Kriegszeit her gegen die mexicanischen Fahrzeuge agirte, und die gegen Mexico aufgestandenen Yucateken unterstützte, durchaus von dem Schauplatz ihrer Thätigkeit abrufen; sie gehorchte aber nicht, sondern schien, von andern Einflüssen beherrscht, ganz im Interesse der südlichen Staaten der Union den Kampf gegen Mexico so viel möglich auf eigene Faust fortführen zu wollen. Es zeigt sich hier die ganze Nichtigkeit von Texas als eigener Staat: so lange der Kampf gegen Mexico im Interesse der südlichen Staaten der amerikanischen Union fortdauert, sieht es sich durch fortwährende Zuzügler und durch Geld unterstützt; so wie der Kampf eingestellt werden muß, hat die Wichtigkeit des neugebackenen Staates mit einemmal ein Ende. Was gegenwärtig dort vorgeht, ist ziemlich räthselhaft, und man behauptet, die Texaner seyen in solcher Noth und Verlegenheit, daß ihre Sklaven ihnen so gut wie unnütz und mehr eine Last als ein Vortheil geworden seyen; die Engländer sollen nun auf Emancipation derselben — es mögen ihrer etwa 12,000 seyn — andringen, und dieß würde allerdings Texas von den Sklavenstaaten der Union unversöhnlich scheiden, weil die Sklaven derselben wahrscheinlich von Stund an in großer Zahl dahin entlaufen würden. Diese Stellung könnte Texas nur mit Hülfe Englands behaupten, dem somit auf einmal der lang erstrebte überwiegende Einfluß in diesem Lande zufiele. Texas ist aber durch Bande des Bluts und der Interessen an die südlichen Staaten der Union gefesselt, und diese werden, wie oben bemerkt, alles aufbieten, um Texas in die Union aufzunehmen und dadurch gegen den Einfluß der Engländer sicher zu stellen.

Die texanische Revolution hat auf Mexico auch insofern einen höchst ungünstigen Einfluß gehabt, als das schon erschlaffte System der Presidios, d. h. eine fortlaufende Postenkette gegen die Einbrüche der wilden Indianer vollends so

*) Wir haben dieses merkwürdigen Mannes, welcher ein geborner Serbe ist, besonders erwähnt. S. Nr. 196.

gut wie aufgelöst wurde, da man aller Truppen gegen Texas bedurfte. Die Einbrüche der Indianer, namentlich der Comantschen und Apatschen in die mexicanischen Provinzen haben darum nach und nach eine furchtbare Ausdehnung gewonnen, und Städte, in denen man noch vor 20 Jahren so sicher war wie in irgend einer europäischen Stadt, sind jetzt den Angriffen dieser wilden Krieger ausgesetzt, so daß man sich ohne stärkere Begleitung und Bewaffnung nicht eine Stunde vor die Mauern hinaustraut. Uebrigens herrscht seit einigen Jahren eine merkwürdige Bewegung unter den Indianern, von denen einige, die aus den Vereinigten Staaten verdrängt wurden, sehr civilisirt sind, Landbau treiben, zum Theil reich geworden sind, aber dennoch mit ihren rothen Brüdern in Verbindung stehen. Es wäre gar nicht unmöglich, daß sich in den Felsengebirgen ein neuer Knoten indianischer Macht entwickelte, der seine Zweige weithin verbreiten könnte, denn es ist in keiner Weise zu erwarten, daß die Weißen hier sobald durch Ackerbau die Indianer verdrängen; die Mexicaner sind zu schwach, und die Amerikaner haben eine zu große Strecke unfruchtbaren Landes zwischen sich und den Felsengebirgen, als daß sie so leicht in größeren Schaaren herankommen könnten. So werden die jetzigen Zustände der Länder zwischen Texas und Californien, die den Indianern und den zahlreichen Halbblütigen, welche aber meist ein kaum minder wildes Leben führen wie die eigentlichen Rothhäute sehr günstig sind, noch geraume Zeit dieselben bleiben; auf mexicanischer Seite aber wird sich allmählich eine Gauchobevölkerung ähnlich der in den Laplatastaaten ausbilden, und diese, tapfer und abgehärtet, bedarf dann nur eines Führers, um den Angriff der Indianer abzuwehren. Jedenfalls aber kann man in Zukunft hier merkwürdigen Erscheinungen entgegensehen, denn während im eigentlichen Mexico ein hartes Leibeigenschaftsverhältniß der Indianer sich immer mehr ausbildet und eine creolische Aristokratie die Sklavenpeitsche über sie schwingt, wächst wieder im Norden ein furchtbares Geschlecht heran, das einerseits aus der alten Beschränktheit durch den fortdauernden Verkehr mit Menschen europäischer Abstammung sich herausarbeitet, andererseits aber seinen kriegerischen Geist bewahrt und die Gefahren, welche die Civilisation ihm bringt, kennen lernt und zu vermeiden sucht. Diese Landstriche haben schon angefangen sich der Aufmerksamkeit der Europäer in hohem Grade aufzudrängen, und es wird dieß in der Entwicklung der jetzigen Verhältnisse immer mehr der Fall seyn.

Der gegenwärtige Staat Mexico ist in 24 Departements eingetheilt, von denen jedoch Texas so gut wie verloren, die beiden Californien fast aufgegeben sind, Chiapas, Tabasco und Yucatan aber unabhängig erklärt haben, oder wenigstens um die Centralregierung möglichst wenig kümmern; Chihuahua, Cohahuila, Sinaloa, Durango sind den Einbrüchen der Indianer mehr oder minder ausgesetzt, der Staat somit in sehr trübseliger Lage. Es ist kein Zweifel, daß die Mittel vorhanden sind, denselben aus dem tiefen Verfall zu erheben, bis jetzt ist aber noch kein Regent aufgetreten, der dieß zu thun im Stande gewesen wäre; Bustamante war zu schwach und Santa Anna zu sehr mit seinen eigenen Vergrößerungs- und Bereicherungsplanen beschäftigt. Einige Anzeichen lassen vermuthen, daß Santa Anna Lust hat Iturbide's Bahn einzuschlagen, aber dieß möchte kaum mit größerem Erfolg geschehen, als von jenem unglücklichen Nachahmer Napoleons. Den innern Verfall zeigt nichts deutlicher als das in diesem Jahre erschienene Werk von Madame Calderon de la Barca, die trübsten Aussichten eröffnet aber der allmähliche Untergang der spanischen Institutionen in Betreff der Indianer; diese werden nicht nur, wie wir bereits erwähnt haben, allmählich in immer weitern Kreisen in die Leibeigenschaft hinabgestoßen, sondern auch die kirchlichen Institutionen zerfallen; sonst konnte niemand Geistlicher eines indianischen Dorfes werden der nicht die Indianersprache verstand, jetzt sind diese Stellen der Habsucht preisgegeben wie jedes andere Staatsamt und die Geistlichen sind nur noch da, um die für den Kirchendienst üblichen Sporteln zu erheben. Daß unter diesen Umständen die Verwilderung im Innern immer tiefer greift, ist nicht zu verwundern, und wenn nicht bei Zeiten unter der mit neuer Kraft sich erhebenden Creolenaristokratie ein Mann aufsteht, stark genug die widerstrebenden Elemente zu vereinigen, so wird wohl in nicht ferner Zukunft aus dem heftig beunruhigten Norden ein mexicanischer Rosas sich erheben, welcher eine furchtbare Zuchtruthe schwingen wird, denn der Plan eines Gutierrez Estrada und anderer mit der Lage der Dinge wohl bekannter Männer, welche aus dem spanischen Königshaus einen Zweig nach Mexico verpflanzen möchten, dürfte unter den obwaltenden Umständen kaum zur Ausführung kommen.

In letzter Zeit haben einige Decrete Santa Anna's über den Handel großes Aufsehen erregt, und es scheint denselben die Idee zum Grunde zu liegen, durch die Zölle den gesunkenen Finanzen einigermaßen aufzuhelfen und nicht den ganzen Handel des Landes in die Hände der Fremden fallen zu lassen, denn nicht nur wird eine gute Anzahl fremder Waaren weit höher wie früher besteuert, sondern der Detailhandel wird auch den Fremden trotz specieller Verträge, namentlich mit England und Frankreich, geradezu untersagt; aber das Widersprechende in mehreren dieser Maaßregeln und das Unerwartete der getroffenen Veränderungen lassen vermuthen, daß es von Seite der Machthaber mehr auf schmutzigen Gewinn als auf Hebung des Landes angesehen ist. England ergreift diese Veranlassung, so wie einen nichtigen, wie es scheint durch Santa Anna's Hochmuth*) herbeigeführten diplomatischen Zank, um Streit mit Mexico anzufangen, und wahrscheinlich ihm Concessionen in Betreff Californiens abzunöthigen.

Die zerrütteten Verhältnisse Mexico's und die Aufreizungen der Texaner haben auch Yucatan zur Unabhängigkeitserklärung getrieben, und eine dahin gesendete Expedition

*) Es wurde bei einem Fest eine englische, wie es scheint die bei der Capitulation der Texaner in die Hände Mexico's gefallene Fahne neben andern als Siegeszeichen aufgepflanzt, wogegen der englische Gesandte, Hr. Doyle, heftig remonstrirte.

von etwa 2000 Mann wurde vor Campeche durch Krankheiten mehr als decimirt, mußte endlich die Waffen strecken, und es wurde ein halbjähriger Waffenstillstand geschlossen, welcher vermuthlich, wenn nicht Santa Anna die Blicke seiner Landsleute mehr nach außen richten will, zu einer definitiven Uebereinkunft werden wird. Für Yucatan geht überhaupt vielleicht eine neue Zeit auf: kein größerer Landstrich hat eine solche innere Einheit; sämmtliche Indianer sprechen die Mayasprache und selbst die Spanier bedienen sich im Verkehr großentheils derselben. Für dieß Land haben die Alterthümer (s. Nr. 274 ff.) eine eigenthümliche praktische Bedeutung. Yucatan muß früher ohne allen Vergleich viel stärker bevölkert gewesen seyn, was bei der herrschenden Dürre und dem Mangel an Quellen auffallend erscheinen mußte, worüber aber die Geschichte der Eroberung Yucatans keinem Zweifel Raum läßt; jetzt ergibt sich aus den beschränkten bisher angestellten Nachforschungen über die Alterthümer des Landes, daß an allen großen Mittelpunkten der ehemaligen Bevölkerung ausgedehnte und höchst merkwürdige Bewässerungsmittel angelegt waren. Da aber diese Mittelpunkte des ehemaligen indianischen Volkes zugleich mit dem ehemaligen Götzendienst eng verbunden waren, so haben sich die Spanier in den ersten Jahrzehnten ihrer Herrschaft durchaus bemüht, die Indianer von diesen Orten fern zu halten, damit dieselben nicht wieder ins Heidenthum zurückfielen, wovon sich Beispiele noch in ziemlich später Zeit ergeben haben sollen. Damit aber verfiel auch das merkwürdige, auf das Zusammenwirken einer großen Anzahl Menschen berechnete Bewässerungssystem, der Ackerbau nahm ab und die Bevölkerung, welche früher Millionen betragen haben muß, steigt jetzt nicht über 600,000 bis 700,000 Menschen. In neuester Zeit sind aber theils durch Zufall, theils durch die Bemühungen einiger Alterthumsforforscher, wie Stephens, eine große Anzahl dieser ehemaligen künstlichen Bewässerungsanstalten ans Licht gezogen worden und es gibt Beispiele von Ortschaften, welche durch Entdeckung und Wiederbenutzung derselben im Laufe weniger Jahre von wenigen Hundert auf mehrere Tausend Menschen anwuchsen. Es ist dieß ein um so mehr zu beachtender Umstand, weil dadurch auch die Gesellschaftsverfassung Yucatans einer allmählichen Aenderung entgegengeht. Sonst konnten nur sehr vermögliche Landbesitzer die nöthigen Arbeiten der Bewässerung unternehmen, und die Masse der Bevölkerung wurde dadurch von ihnen abhängig. Durch die Wiederauffindung alter Bewässerungsanstalten, welche nur der Aufsicht bedürfen, kommt auch das alte Gemeindewesen der Indianer wieder empor, und mancher Alcalde spielt schon im Kleinen die Rolle der ehemaligen Caziken. Die alte Besorgniß der Spanier, daß die Indianer wieder ins Heidenthum zurückfallen möchten, ist jetzt verschwunden, denn der Glanz des katholischen Gottesdienstes, welcher viele alte indianische Gebräuche geheiligt und in sich aufgenommen, hat das Volk unwiderruflich dem Christenthum gewonnen, und so werden auch die Priester nicht mehr abgeneigt seyn, sich den Ruinenstädten zu nahern, und mit Hülfe ihrer Gemeindeglieder die alten Bewässerungswerke auszuräumen. Genießt das Land einer fortwährenden Ruhe und hören die Kämpfe mit Mexico auf, so kann eine Zeit stillen, ruhigen Fortschrittes für Yucatan anheben, das, seine Verbindung mit Mexico ungerechnet, freier dasteht, als fast irgend ein anderer spanisch-amerikanischer Staat.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Benützung der Eisenbahnen zum Buttermachen. Es war schon in technischen Blättern davon die Rede Mühlen an den Eisenbahnen anzubringen, indem die Kraft des Stoßes, den die Wagen erhalten, die Mühlsteine treiben und das Mehl mahlen sollte ohne eine andere bewegende Kraft. Dieser Einfall hat bei den amerikanischen Ingenieuren bereits Früchte getragen, denn nach dem Georgian Herald wird man demnächst in Georgien vermittelst der Eisenbahnen die Milch in Butter verwandeln. Man hat bisher aus New-York bloß nach Charleston und Savannah für 100,000 Dollars Butter eingeführt; jetzt hat man ein Butterfaß im Großen in Form eines Eisenbahnwagens eingerichtet, und schüttet nun die Milch darein, sobald sie gemolken ist. Die Bewegung des Zuges hat dieselbe Wirkung, wie das Stoßen, und so ist die Milch in Butter verwandelt, bis sie am Ort ihrer Bestimmung anlangt. Dieß Butterfaß hat die Form eines großen Hafens von Eisenblech, und enthält etwa 40 Gallons. Eine Feder ist am Boden angebracht, und setzt durch das Rollen des Wagens eine Menge Stäbe in Bewegung, welche die Milch auf eine sinnreiche Art peitschen und in Butter verwandeln. Wenn die Eisenbahn von Georgien vollendet ist, wird die Entfernung von New-York nach Charleston (400 engl. Meilen) in 18 Stunden zurückgelegt werden.

•

Expedition nach dem Torrens-See. Man hat wiederholt versucht, von der Stadt Adelaide in Südaustralien oder von der Spitze des Spencergolfs nordwärts in das Land vorzudringen, man sah sich bald durch einen großen See aufgehalten, der halbmondförmig sich ausdehnte, und den man bis jetzt noch nicht umgangen hat. Dieß muß indeß geschehen, wenn die Entdeckungen gegen Norden auf dieser Seite, wo sie am meisten Erfolg versprechen, fortgesetzt werden sollen. Dieser See erhielt den Namen Torrens-See. Der Generalinspector der Landaufnahme hat sich nun südaustralischen Blättern zufolge auf den Weg gemacht, um die östlichen und nördlichen Ufer des Sees zu bereisen. Er brach am 7 Julius, also mitten im Winter, der geeignetsten Zeit zur Reise, auf, und man erwartet von dieser wichtigen und interessanten Unternehmung bedeutende Resultate. (Engl. Bl.)

•

System der Rechtsverwaltung im Innern Algiers. Ein großer Stein des Anstoßes in mohammedanischen von Europäern beherrschten Ländern war immer die Criminalgerichtsbarkeit, welchem die Bevölkerung beständig widerstrebte. Um diesem Nachtheil auszuweichen, haben die Franzosen das viel gebrauchte System angenommen, die Stämme für jedes auf ihrem Gebiet vollbrachte Verbrechen verantwortlich zu machen: liefern sie den Schuldigen nicht aus, so müssen sie Geldstrafen erlegen. Der Sémaphore de Marseille vom 9 Dec. führt mehrere Beispiele dieser Art an, welche wohl endlich die Stämme nöthigen werden, bessere Polizei auf ihrem Gebiete zu halten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1843.

Die Literatur der österreichischen Serben.

(Aus einem Brief des Serben Milosch Popowitsch aus Belgrad an die Warschauer Denniza. August.)

Hr. Sreznewski hat schon im Journal des böhmischen Museums bemerkt, daß die böhmische Literatur sich größtentheils auf Journale und Zeitschriften beschranke. Dieß ist in der That auch der Fall, und es kommen jezt unter den österreichischen Serben *) sieben periodische Schriften heraus, was sehr viel ist, wenn man die geringe Zahl der Lesenden erwägt. Der Mittelpunkt, um den sich sowohl der größere Theil dieser Journale als auch die ganze Literatur der österreichischen Serben dreht, ist die literarische Gesellschaft in Pesth, „Serbska Matice" genannt (nach dem Vorbild der böhmischen Muttergesellschaft). Ich will in keine umständliche Schilderung dieser Gesellschaft eingehen und bemerke nur, daß ihr Hauptzweck die Verbreitung der Nationalliteratur ist. Sie gibt jahrlich vier Bandchen einer Chronik (letopis) heraus, jedes von acht Druckbogen. Wie und von wem diese Gesellschaft gegründet wurde, welche Unfalle sie in verschiedenen Zeiten und namentlich in lezter Zeit erlitt, wie und von wem sie jezt unterstüzt wird, darauf komme ich ein andermal zu reden. Das Organ der Matice ist die schon erwahnte „serbische Chronik" unter Redaction und Censur von Johann Subbotitsch. In diesem Jahre sind drei Heftchen erschienen, in denen namentlich ein Artikel von Schumarski bemerkenswerth ist: „chronologische Aufzählung der historischen Ereignisse im Süden Europa's in Bezug auf die Slawen." Er läuft durch die drei ersten Bandchen und soll wenigstens noch in eben so vielen fortgesezt werden, wie ich aus dem Manuscript ersehen kann, von dem ich selbst den größten Theil aus dem deutschen Original ins Serbische übersezte. Die übrigen Artikel sind schwach, denn der Redacteur scheint wenig oder gar keine Mitarbeiter zu haben.

Das zweite Journal ist die „serbische Volkszeitung" mit der Literaturbeilage des „serbischen Volksblattes." Das politische Blatt erscheint zweimal, das Volksblatt einmal in der Woche. Beide haben viele Mitarbeiter, namentlich junge Leute. Die „Zeitung" war bisher sehr merkwürdig und interessant wegen ihrer umständlichen Mittheilung der neuesten Ereignisse in Serbien; das „Volksblatt" ist der leichten Literatur gewidmet, und enthalt nur selten bedeutende Artikel. Sein Redacteur Th. Paulowitsch hat darin zuerst eine Arena eröffnet für den Kampf des Serbenthums gegen den Illyrismus. *) Der Zweck ist gut, aber die Mittel sind niedrig und verdienen Verachtung, denn er fallt auf eine unedle Weise über seine Brüder her. Die orientalischen Serben in Oesterreich konnten sich auf keine Weise von den Illyriern lossagen, da sie dadurch aller ihrer Rechte verlustig waren, denn die österreichische Diplomatie begreift auch sie unter dem Namen „Natio Illyrica." Gottlob aber hat die österreichische Regierung diesen Stein des Anstoßes selbst aus dem Wege geraumt, indem sie den Croaten den Namen Illyrier verbot: so können sich die Serben auch dieses Namens entschlagen und einen gegenseitigen literarischen Verband des südlichen Slaventhums gründen. Die österreichische oder eigentlich die ungarische Regierung hatte im vorigen Jahre der serbischen Volkszeitung verboten sich diesen Namen beizulegen, da dieß aber Unzufriedenheit bei den Serben erregte, so hat sie auf Bitten des Redacteurs den Namen wieder gelassen.

Der Courier von Pest-Buda begann im vorigen Jahre, kam nach kurzer Unterbrechung unter meine (Popowitschs) Redaction, und steht jezt unter Dimitri Theodorowitsch. Er hat mehr und bessere Mitarbeiter als die obigen Blatter, wird sich aber nicht halten können, da ihn das Publicum sehr kalt aufnahm, vielleicht darum, weil die Serben, durch die neuern Ereignisse aufgeregt, sich viel mit Politik abgeben, mit welcher sich der Courier nicht befaßt.

„Der Freund der Aufklarung, ein serbisch-dalmatisches Magazin," erscheint zu Sadra in Dalmatien, und ist namentlich durch seine historischen, geographischen und ethno-

*) Das heißt denen, welche der cyrillischen Schrift sich bedienen und neugriechischer Religion sind.

*) Man wünscht nämlich, daß die Illyrier, welche sich durchaus der lateinischen Schrift bedienen, künftig sich auch der serbischen, welche mit der russischen beinahe zusammenfällt, bedienen möchten.

graphischen Artikel über die südslawischen Lande das beste serbische Blatt.

Die Bačka Wila (Nymphe von Back) ist mehr ein Almanach als ein Journal, und es sind jetzt bloß zwei Bändchen erschienen.

Eine andere Zeitschrift, „die serbische Biene," erliegt unter dem Druck der magyarischen Censur, wie es denn auch unter den jetzigen Umständen so gut wie keine andere als eine Zeitungsliteratur gibt. Die Serben in Oesterreich haben mehr Druckereien, mehr gelehrte Leute, einen größern Leserkreis, als sich im eigentlichen Serbien finden, aber bei allem dem steht ihre Literatur nicht höher.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

In Guatimala herrscht noch der alte Stand der Dinge; Carrera ist Herr der bewaffneten Indianer, aber unfähig die Zügel des Staats zu führen, die er der alten aristokratisch-kirchlichen Partei überläßt, wie aus dem Wiedererscheinen einiger Namen, namentlich des Marquis von Aycinena, hervorgeht. Wir sind auf die mindest mögliche Summe von Nachrichten beschränkt, denn die Europäer und Amerikaner an den Küsten, von denen wir in der Regel allein Nachrichten erhalten, kümmern sich nur um ihre Handelsangelegenheiten, und erwähnen der innern Verhältnisse nur in so weit, als sie mit ihnen in Berührung kommen. Nur auffallende Begebenheiten, wie z. B. die abermalige Landung und den Tod des ehemaligen Dictators Morazan können sie freilich nicht unerwähnt lassen. Letztere Begebenheit fällt aber schon ins vorige Jahr und wir haben ihrer auch damals erwähnt. Von Verhältnissen mit europäischen Ländern ist kaum die Rede; das einzige ist die neue belgische Colonie Santo Thomas, ein merkwürdiger Versuch, dessen Gelingen jedoch in weitem Felde steht. Als Handelsposten betrachtet haben die Belgier die Eifersucht und den Einfluß der Engländer und ihrer Niederlassung in Balize zu befahren, und als Ansiedlung wird der Mangel an Arbeitern bald sich empfindlich fühlbar machen: an schwarze Sklaven ist bei den bestehenden Verträgen nicht zu denken, die umwohnenden Indianer, wenn sich auch deren Abneigung gegen andauernde Feldarbeit überwinden laßt, reichen bei weitem nicht hin, und es stehen der neuern Niederlassung keineswegs die Mittel zu Gebot, wie den Engländern, welche Arbeiter für Westindien aus China und Ostindien herbeiholen wollen. So kann die viel besprochene Colonie nur ein schwächliches Leben fristen, denn europäische Arbeiter müssen dort bald zu Grunde gehen, und die deutschen Auswanderer, welche man als Allerweltsknechte und Dienstleute hinsenden möchte, dürften durch andere Erfahrungen gewarnt, wohl kaum in großer Anzahl sich finden.

Der zweite Gegenstand, bei welchem Guatimala betheiligt ist, fällt mit den alten Planen einer Verbindung des atlantischen und stillen Meeres zusammen. Man hat bekanntlich für einen solchen Plan drei Hauptpunkte vorgeschlagen: den Isthmus von Tehuantepec, den Nicaragua-See und den Isthmus von Panama, wo man zwei verschiedene mögliche Straßen ausgemittelt haben will. Der erste ist wohl jetzt ganz außer Frage, wegen seiner Lage auch am wenigsten dazu geeignet, abgesehen davon, daß das Land am Goazacoalco so ungesund ist, daß es selbst der spanischen Regierung mit all ihrer Macht nicht gelang, auch nur Indianer dort anzusiedeln; für europäische Auswanderer wäre dieser Landstrich das sichere Grab. Auch der Weg über den Nicaragua-See, wegen dessen Instandsetzung vor zwölf Jahren schon König Wilhelm von den Niederlanden sich mit Guatimala in Unterhandlungen einließ, scheint unübersteiglicher Schwierigkeiten wegen bereits ziemlich allgemein aufgegeben, und so bleibt nur der am Isthmus von Panama übrig, wo verschiedenen Nachrichten zufolge die Herstellung einer Wasserverbindung ausführbar seyn und für kleine Kähne (s. Nr. 8) schon bestehen soll. Auffallend ist es, wie stark man sich von verschiedenen Seiten mit diesem Plan beschäftigt. Frankreich soll ernstlich damit umgehen, und Hr. Wheaton, der nordamerikanische Gesandte in Berlin, hat eine umständliche Abhandlung darüber in nordamerikanischen Blättern einrücken lassen. So lange aber die dortigen Staaten nicht im Stande sind selbst ein solches Unternehmen zu schützen, möchte die Eifersucht der Seestaaten die Ausführung kaum zulassen.

Die Unterhandlungen über die Anlage eines Canals müßte mit dem Staate Panama geführt werden, der sich nebst Veragua von Neugranada losgemacht hat, welches selbst nur ein Theil des alten Columbiastaates ist — ein deutlicher Beweis von der Machtlosigkeit spanisch-amerikanischer Staaten, ein größeres Ganze zusammenzuhalten, wenn irgend die Interessen etwas stark auseinanderlaufen. Die Regierung von Neugranada hat spanischen Nachrichten zufolge in diesem Jahre einen Aufruf an alle Staaten des spanischen Amerika erlassen, um sie zu bewegen, Abgeordnete zu einem Congreß zu schicken welcher zur Bildung eines spanisch-amerikanischen Bundes zusammentreten soll. Chili, Bolivia, Peru und Buenos Ayres sollen diesem Gedanken schon beigestimmt haben, von einer Ausführung aber verlautet nichts, und wenn auch der Congreß zu Stande kame, so möchte eine eigentliche Wirkung so wenig zu erwarten seyn als früher von dem vielbesprochenen amerikanischen Congreß in Panama. — Sonst haben wir aus diesem Staate nichts zu berichten als ein schauerliches Naturereigniß: das gelbe Fieber (nach andern wie es scheint die Cholera) trat zum erstenmal in Guayaquil auf, wohin es noch nie gedrungen war; die Krankheit wüthete furchtbar, streckte mehrere tausend Menschen ins Grab und was fliehen konnte, floh nach den Bergen, da man weder vom gelben Fieber noch von der Cholera zu wissen glaubte, daß sie je die Höhe von 4000 Fuß erreicht hätten, aber bis hin an den Chimborazo auf einer Höhe von 8000 Fuß sollen die Wege mit Leichen bedeckt gewesen seyn.

In Peru ging der alte Gang der Dinge fort, d. h. ein General warf sich nach dem andern mit mehr oder minderm Schein

von Recht zum Präsidenten auf: so fiel Torrico, der sich aus eigener Machtvollkommenheit zum „Gefe de la Nacion" erklärt hatte, *) so Lafuente, und jetzt steht Vivanco wie es scheint ziemlich fest. Bemerkenswerth ist unter den Unruhen dieses Jahres nur der Aufstand und Tod des Obersten Hercelles, eines Anhängers von Santa Cruz, der bekanntlich das alte Reich der Inca wieder herstellen wollte, sich für einen Nachkommen derselben ausgab, und alles that, sich der großen Masse des Volkes angenehm zu machen. In eben dem Maaße mußte er sich aber dem gebildeten und reichern Theile, d. h. den Creolen entfremden, die noch keineswegs geneigt sind, die Herrschaft an die Indianer abzutreten. Indeß konnte es nicht fehlen, daß Santa Cruz und seine Freunde einen größern Einfluß auf die Masse des Volkes erhielten, wenn sie es gleich aus seiner Apathie nicht herausreißen konnten. Hercelles sammelte auf neugranadischem Gebiet, ohne daß es dieser schwache Staat hindern konnte, eine Schaar, mit welcher er nach Peru aufbrach; zudem fand er Anhang unter den Monteneros, wahrscheinlich einem Stamme von Halbblütigen nordwärts von Lima; General Vidal zog gegen ihn, und war glücklich genug ihn plötzlich zu überfallen, seine Leute zu zerstreuen, und ihn selbst gefangen zu nehmen. Die Generale der herrschenden Partei, wenn einer in die Hände des andern fiel, verfuhren sonst ziemlich säuberlich mit einander, gegen Hercelles aber, der das Volk gegen die herrschende Partei in Aufregung zu bringen suchte, galt ein anderes Recht, und Vidal ließ ihn ohne weiteres erschießen. Die Anhänger von Santa Cruz sind indeß noch nicht alle todt, und sie haben sich neuerlich wieder in Bolivia gerührt, wo sie eine Verschwörung gegen das Leben des Präsidenten angesponnen haben sollen.

Bolivia ist auch jetzt wieder halb in Waffen gegen Peru, dessen abgesetzten Präsidenten es zu vertheidigen vorgibt. Der Grund dieser ewigen Streitigkeiten, die der Partei von Santa Cruz nicht wenig Vorschub thun — denn diese ist es, welche hauptsächlich eine Vereinigung von Bolivia und Peru erstrebt — ist wohl nicht sehr weit zu suchen. Alle amerikanischen Staaten fristen ihr financielles Daseyn hauptsächlich, zum Theil ausschließlich durch Zölle, da directe Steuern allzu schwer zu erheben und unzureichend sind. Von diesem Vortheil ist Bolivia ausgeschlossen, indem es nur einen kurzen Streif an der Westküste mit dem unbedeutenden Hafen Arica besitzt. Die Mehrzahl der europäischen Waaren kommt ihm also über Chili oder Peru zu, hat bereits an diese Staaten Zoll gezahlt, und eine Landdouanenlinie zu erhalten übersteigt die Kräfte Bolivia's bei weitem. Ihm fehlen also die financiellen Hülfsquellen sämmtlicher übrigen Staaten Amerika's, darum sucht es um jeden Preis aus dieser Lage herauszukommen und sich mit Peru zu vereinigen. Dagegen aber setzt sich Chili durchaus, und ist, wie wir auch schon im vorigen Jahre berichtet, jeden Augenblick bereit, Peru gegen einen Angriff Bolivia's zu schützen. Chili, das sich wie ein langer Darm am Meere hinzieht, jenseits der Anden kein Land, aber an der Küste eine gute Anzahl vortrefflicher Häfen, namentlich Valparaiso, besitzt, befindet sich financiell in einem sehr leidlichen Zustande und auch politisch ist es durch den Bestand einer sehr wohlhabenden Landaristokratie in ruhigerem Zustande als fast irgend ein anderer spanisch-amerikanischer Staat. Eine Verbindung von Bolivia und Peru würde aber diese Lage einigermaßen gefährden, und ihm jedenfalls das Gewicht, welches ihm jetzt in den südamerikanischen Angelegenheiten zukommt, bedeutend schwächen.

Von hier gehen wir über nach der Ostküste und zwar zuerst nach den Laplatastaaten, wo es in diesem Jahre nicht ruhiger geworden als vorher, aber die Kämpfe sich einer Entscheidung zuzuneigen scheinen. Der alte Streit in der Argentinischen Republik zwischen den Centralisten oder Unitariern, wie man sie hier nennt, und den Föderalisten, ist seit der langen Herrschaft des Gauchohäuptlings Rosas als abgethan zu betrachten, wenn er gleich noch als Parteifahne gebraucht wird; jetzt handelt es sich um die Eifersucht zwischen den Häfen Montevideo und Buenos Ayres. Darum und keineswegs bloß durch seine harte, gefürchtete Herrschaft findet Rosas in letzterer Stadt immer noch einen großen Anhang, aber Montevideo, das Haupt der Banda Oriental, setzt sein Aeußerstes daran, nicht in die Hände seines Rivalen zu fallen. Der Hauptstreit scheint jetzt zwar zwischen den feindlichen Gauchohäuptlingen Rosas und Ribera zu seyn, aber zum mindesten der letztere hätte ohne die Hülfe der Stadt Montevideo längst weichen müssen. Bei diesem Stande der Sache kann es nicht fehlen, daß fremde Mächte sich einmischen, *) denn diesen muß daran liegen, am Laplata zwei Staaten zu haben, und zwar zwei Staaten, die auf einander eifersüchtig sind, und nicht durch Uebereinstimmung der Häupter nach Einem Ziele handeln, wie dieß mit Rosas und Oribe der Fall wäre, welcher letztere nur als der Vasall von Rosas zu betrachten seyn würde. Die Ueberschwemmung des flachen Landes der Banda Oriental ist im Grunde von geringem Gewicht, so lange der Ausfuhrhafen Montevideo frei bleibt; in diesen Kriegszug mischten sich deßhalb die Fremden, namentlich England so wenig wie möglich ein, besonders da eine solche Einmischung die Entfaltung einer Landmacht erfordert hätte, deren möglicher Erfolg mit den Kosten und der Gewagtheit des Unternehmens in keinem Verhältniß gestanden wäre. Sobald aber die argentinischen Truppen unter Oribe

*) Lafuente schlug einen Theil der Truppen Torrico's, und als derselbe gegen ihn ziehen wollte, nahm die Deputirtenkammer eine Wahl vor, die schon für den wahrscheinlichen Sieg Lafuente's zeugte, indem er 87 Stimmen erhielt. Die Vertheilung der übrigen Stimmen ist auffallend: Menendez, der Präsident des Senats und eine Zeitlang fungirendes Oberhaupt des Staats, ein völlig unbedeutender Mensch, erhielt 9, Torrico nur 2, Orbegoso, der frühere Präsident, nur eine einzige und Santa Cruz dießmal gar keine Stimme.

*) Wie sehr dieß nicht bloß Sache der fremden Regierungen, sondern auch der fremden Kaufleute überhaupt ist, geht aus dem Umstande hervor, daß diese, und nicht bloß England, der Regierung der Banda Oriental in einem sehr kritischen Zeitpunkt ein Anlehen von 700,000 Dollars machten.

sich der Stadt Montevideo näherten und Admiral Brown, der Anführer der argentinischen Flottille, sich zur Blokirung des Hafens anschickte, wo Montevideo in kurzer Zeit durch Hunger zur Uebergabe genöthigt worden wäre, so fing die Einmischung der Fremden formell an. Der nordamerikanische und französische Stationscommandant zeigten Unschlüssigkeit die Anerkennung der Blokade geradezu zu verweigern, aber der englische Admiral Purvis trat alsbald energisch auf, und sein Schritt wurde auch, wie zu erwarten, von seiner Regierung gutgeheißen. Daher die kundgegebene Erbitterung in Buenos Ayres gegen die Engländer, die erst dann sich legte als die Gutheißung der englischen Regierung anlangte, wo man dann wohl sah, daß man es mit der Macht Englands zu thun haben würde.

Frankreichs Stellung in dieser Angelegenheit bot einige Verwirrung dar, ein scheinbares Schwanken, das in den französischen Blättern aufs herbste commentirt wurde, sich aber vollkommen aus Frankreichs neuem Verhältniß zu Brasilien erklärt. Die Franzosen stehen immer noch an der Erinnerung des fast vier Jahre lang gegen Rosas unterhaltenen Kampfes, und verlangten ohne Umschweife energische Unterstützung der Banda Oriental; aber Frankreich hat, nachdem der Plan in den Laplatastaaten ein Gebiet zu erwerben aufgegeben ist, durchaus dasselbe Interesse mit den Engländern, weil die Herrschaft einer einzigen Regierung im Laplatagebiet eine Belästigung des Handels zur Folge haben würde; darum folgte der französische Stationscommandant auch bald möglichst dem Beispiele des Contreadmirals Purvis, und nur das Verhältniß zu Brasilien legte ihm Rücksichten auf. Letzterer Staat hatte bekanntlich die Banda Oriental namentlich in dem Kriege vom Jahre 1825 bis 1828 selbst zu erobern gesucht, um hier sein Gebiet abzurunden, und als dieß theils durch den Widerstand des Landes, theils durch das Widerstreben von Buenos Ayres nicht gelang, willigte er endlich ein, seine Ansprüche aufzugeben, und England vermittelte nun die ihm und dem fremden Handel überhaupt so nützliche Unabhängigkeit der Banda Oriental. Aber der lange Krieg hatte die Gauchobevölkerung von Rio Grande in Aufregung gebracht, und diese befindet sich nun seit Jahren in einem Zustande der Empörung, welche das schwache Brasilien nicht zu dämpfen vermochte. Ribera, nicht im Stande sich allein gegen Rosas zu halten, verband sich mit den Insurgenten von Rio Grande, zum großen Verdruß von Brasilien wie von Rosas, weil hier eine neue Conföderation von Gauchohauptlingen zu entstehen drohte, welche die Macht von Rosas brechen und den ganzen Süden Brasiliens in Aufstand setzen konnte. Die Verabredung zwischen Ribera und Bento Gonsalvez, dem Anführer der Insurgenten von Rio Grande, fand am Ende vorigen Jahrs zu Paysandu statt. Sobald der brasilianische Minister zu Montevideo dieß erfuhr, soll er seine Pässe gefordert haben, und wenn gleich von seinem Abgang und einem entschiedenen Bruch mit Ribera nichts verlautete, so trat doch ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Brasilien und Rosas gegen Ribera ein, das die Franzosen schonen mußten, um nicht ihre neue Verbindung mit Brasilien zu gefährden. Indeß mochte doch die brasilianische Regierung sich besinnen, daß es ihr eigener Nachtheil sey, wenn sie Rosas zu mächtig werden lasse, und daß sie gegen den ausgesprochenen Willen Englands nichts vermöge; somit lenkte sie ein. Was für Verhandlungen zwischen ihr und Ribera, vermuthlich unter Vermittlung Frankreichs *) stattfanden, wissen wir nicht, aber Ende Augusts dieses Jahrs fand die feierliche Aussöhnung mit der Regierung der Banda Oriental zu Montevideo statt. Einigen Andeutungen nach scheint Ribera die Sache der Insurgenten von Rio Grande aufgeopfert zu haben, denn ohne ein solches Zugeständniß hätte die Aussöhnung schwerlich so schnell und so feierlich stattgefunden.

Ribera war am 12 December vorigen Jahrs bei Arrojo Grande in Entrerios total geschlagen worden, mußte sich über den Uruguay zurückziehen, und auch nachher noch soll er mehrere Schlappen erhalten haben; der Krieg wurde mit großer Grausamkeit geführt, die Gefangenen niedergemacht, und namentlich die gefangenen Fremden unter Qualen hingerichtet. Die Regierung der Banda erließ ein allgemeines Aufgebot, versprach den Fremden reichliche Ländereien und Vieh, wenn sie zur Vertheidigung des Landes mitwirkten, und gab den Sklaven die Freiheit; aber Oribe drang dennoch vor, und belagerte endlich Montevideo von der Landseite, ohne daß Ribera es hindern konnte. Rosas bemühte sich ihn fortwährend zu verstärken, aber da die Stadt von der Seeseite frei ist, so könnte sie nur durch einen Sturm genommen werden, wozu die hauptsächlich nur zu Pferde fechtenden Gauchobanden wenig taugen, und da aus den in der Banda angesiedelten Franzosen, namentlich Basken, sich eine Legion von etwa 4000 Mann gebildet hat, so möchte der Sturm um so weniger gelingen. So stehen jetzt die Sachen: Ribera sucht sich im Lande zu verstärken, kann aber doch gegen die überlegene Macht Oribe's das Feld nicht halten; letzterer kann dagegen die Stadt nicht einnehmen, und darum helfen ihm seine auf dem platten Lande errungenen Vortheile wenig. Eine Entscheidung kann indeß nicht mehr lange ausbleiben, denn Rosas, der bisher alle Aussöhnungsvorschläge von England und Frankreich verwarf, wird endlich doch wohl sich der Unmöglichkeit fügen. Freilich scheint er zu besorgen, daß es dann auch mit seiner Gewaltherrschaft in Buenos Ayres zu Ende gehen werde, und dieß mag ihn halsstarrig machen.

(Fortsetzung folgt.)

Wohlthätigkeitsanstalten in Frankreich. Man zählt 1329 Spitäler und Hospizien, welche Kranke und Arme unterstützen, 6275 sogenannte Bureaux de charité, von welchen 695,932 Menschen Hülfe erhalten. Die religiösen weiblichen Congregationen pflegen 1,200,000 Kranke und unterrichten durch 10,375 Lehrerinnen 620,950 Kinder. Die Brüder der christlichen Lehre, 2136 an der Zahl, unterrichten 150,000 Kinder. Die Zahl der Blindenschulen ist 15. (Constit. vom 14 Dec.)

*) In der vom brasilianischen Gesandten dabei gehaltenen Rede wurde ein Gewicht darauf gelegt, daß diese Aussöhnung ein rein amerikanisches Werk sey; dem war aber wohl kaum also.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Brasilien.

Dieß Land ist gegenwärtig beschäftigt seine materielle Unabhängigkeit England gegenüber zu erringen, was freilich um ein gut Theil schwerer ist, als das Joch Portugals abzuwerfen. Wir haben im vorigen Jahre uns bemüht, aus den beiderseitigen Interessen den Stand der Verhältnisse zu entwickeln und zu zeigen welche Aussicht ein neuer Handelsvertrag zwischen beiden habe. Die Bemühungen Englands sind völlig mißglückt. Brasilien verlangte, wenn es gleich einer englischen Colonie ausgebeutet werden solle, wenigstens auch die Vortheile einer englischen Colonie in der Einfuhr seiner Landeserzeugnisse in England, oder wenigstens daß seine Erzeugnisse nur um 10 Proc. höher als die der englischen Colonien besteuert würden. Demnach müßte in England der Zoll auf brasilischen Zucker, der jetzt 63 Sh. vom Centner beträgt, auf $26^{3}/_{10}$ Sh., der Zoll auf brasilischen Kaffee, jetzt 8 Pence vom Pfund, auf $4^{8}/_{10}$ Pence heruntergesetzt werden. Dieß stieße das ganze System der englischen Colonialgesetzgebung um, und die Verhandlungen mußten somit abgebrochen werden. *) Es geht aus den Verhandlungen der Deputirtenkammer vom 7 und 8 Februar deutlich hervor, daß man in Brasilien die Frage über den Handel von der richtigen Seite auffaßt, und daß kein Ministerium nachgeben kann, auch wenn es wollte. Brasilien darf von nun an, ohne seine Staatsfinanzen rettungslos zu Grunde zu richten, keinem fremden Staate mehr einen besondern Vorzug vor dem andern geben, und wird einen solchen auch Frankreich trotz aller Unterhandlungen und Heurathsverbindungen nicht bewilligen, da weder Frankreich noch England ein billiges Aequivalent dagegen bieten können. Nordamerika wird eine Bevorzugung kaum ansprechen, da ihm die Gleichheit aller eben sowohl zu Statten kommt, und es in den bedeutendern Waaren, die es liefert, namentlich Lebensmittel, nahezu ein factisches Monopol besitzt; Deutschland kann ein Vorrecht seiner Schwäche zur See wegen nicht ansprechen, und würde auch ein solches, wenn es zu einer deutschen Navigationsacte kommt, nicht bedürfen. Das neue Zollgesetz, das jetzt in Brasilien ausgearbeitet wird, ist allein im Stande, den Finanzen wieder aufzuhelfen, und die jetzt in den englischen Blättern öfters erscheinenden ungünstigen Finanzberichte über Brasilien sind zwar im Ganzen nicht unrichtig, hatten aber seit Jahren schon gegeben werden können,*) und die Noth ist in keinem Fall eine Folge der Nichterneuerung des Vertrags, der ohnehin noch bis zum Ende des nächsten Novembers lauft. Die Bevorrechtungen, welche England zum Dank für seine Unterstützung der Unabhängigkeitserklärungen sich in fast ganz Südamerika ausbedungen hatte, haben eine ziemlich allgemeine Reaction zur Folge gehabt, da sie dem Reichthum dieser Länder theuer genug zu stehen kamen; die Handelsfreiheit, die man jetzt in England predigt, hat somit auch von dieser Seite her sehr dringende praktische Gründe.

Frankreich baut auf seine neue Verbindung mit Brasilien große Hoffnungen; ob sie sich verwirklichen, steht dahin, denn bis jetzt ist Frankreich in solchen großen commerciellen Unternehmungen, welche die Zusammenwirkung mächtiger Capitalien verlangen, nicht sehr glücklich gewesen. Indessen thut die französische Regierung ihr Möglichstes, und die Verheurathung des Prinzen Joinville mit der Prinzessin Franzisca wird jedenfalls auf die Verbindung günstig einwirken. Die Sendung des Grafen Castelnau, welcher eine Reise durch das brasilische Reich hindurch bis an die peruanische Gränze machen soll, hat nur mit Mühe eine naturwissenschaftliche Färbung erlangen können, indem die französische Akademie ihm eine Zeitlang gar keine Aufträge geben wollte, da die durch andere Gründe bestimmte Richtung seiner Reise derselben keines-

*) Es ist ein auffallender, aber durch die Erfahrungen der letzten 20 Jahre sehr erklärlicher Umstand, daß sich in ganz Südamerika, in den Laplatastaaten so gut wie in Brasilien ein Widerwille gegen einen Handelsvertrag mit England kund gibt, den keine Regierung gering achten darf.

*) Nach dem in diesem Jahre vorgelegten Budget betragen die Ausgaben 23,120,866 Milreis, die Einnahmen nur 16,500,000 Milreis, es besteht also ein Deficit von $6^{1}/_{2}$ Mill.

wegs zusagte; er soll wahrscheinlich mit der Erforschung der innern Zustände des brasilischen Reichs sich beschäftigen, worüber man in Europa noch so wenig weiß. Eine dritte Unterstützung, welche die französische Regierung dem Verkehr mit Brasilien zugedacht haben soll, besteht darin, daß eines der 14 großen Dampfboote, welche vorerst zum transatlantischen Paketbootdienst bestimmt sind, nach Brasilien gehen und, wie man sagt, die Beschiffung des Amazonenstroms versuchen soll. Indeß kann die französische Regierung natürlich nur den Verkehr befördern, sie kann ihn nicht schaffen, und hier muß der französische Handelsstand selbst das Beste thun. Die Beschiffung des Amazonenstroms wird bald ein Gegenstand der Rivalität aller seefahrenden Nationen werden, und Brasilien, dessen Küstenhandel jetzt schon ziemlich bedeutend ist,*) kann große Vortheile für die Belebung seiner innern Provinzen daraus ziehen.

Brasilien hat einzusehen angefangen, daß der Sklavenhandel und die Sklaverei sich nicht mehr lange halten lassen, und trifft Anstalten, einer europäischen Einwanderung, welche jetzt schon jährlich, wie einige behaupten, auf etwa 9000 Menschen steigt, die Thore mehr und mehr zu öffnen. Es setzen sich ihr übrigens in Folge früherer Thorheiten und Ungerechtigkeiten nicht geringe Hindernisse entgegen: man weiß, daß sie früher die armen deutschen Einwanderer zu den härtesten Arbeiten gleich Sklaven verwandte, wobei die meisten durch das Klima und die Anstrengung den Tod fanden. Noch immer ist sie von solchen verwerflichen An- und Absichten nicht abgekommen, wie ein im Junius d. J. an die Kammer gebrachter Gesetzvorschlag über Colonisation beweist, indem nach Artikel 26 denjenigen Colonisten, die auf Kosten des Staats einwandern, drei Jahre lang untersagt seyn soll Land anzukaufen oder ein Handelsgeschäft zu gründen; das heißt mit andern Worten, man will die einwandernden Colonisten drei Jahre lang zu öffentlichen Arbeiten verwenden, um dadurch für die Kosten der Ueberfahrt sich zu entschädigen. Auf solche Bedingungen wird keiner, der wohl berechnet was er thut, sich entschließen, nach Brasilien auf Kosten der brasilianischen Regierung zu gehen. Selbst solche, die ihre Ueberfahrt bezahlen können, aber sonst vereinzelt dastehen, möchten in dieser Beziehung von der brasilianischen Regierung manches zu befahren haben.

Abgesehen hievon ist es interessant zu sehen, wie Brasilien die sinnreiche Idee Wakefields auf seine Verhältnisse anwendet. Wakefields viel angegriffenes, in der Grundidee aber vollkommen richtiges System, besteht ganz einfach in dem Satze: in einer neuen Colonie gehört das ganze Grundeigenthum dem Staat, der die Ländereien vermessen läßt, und einzeln an die Colonisten gegen einen bestimmten Preis oder im Aufstreich überläßt; was dieser Verkauf einträgt, soll nach Abzug der Kosten für die Vermessung zur Beförderung neuer Einwanderung verwendet werden. Ein Vorzug dieses Systems ist, daß keiner mehr Land kauft, als er benützen zu können glaubt, und der zweite, daß nach Maaßgabe der Entwicklung des Landes immer mehr Einwanderer herbeigezogen werden; steigt endlich der moralische Credit eines Landes, so ist die Beförderung der Einwanderung durch pecuniäre Vorschüsse nicht mehr nöthig, und der Verkauf der Ländereien dient denn nur noch dazu, wie in Nordamerika, den Finanzen des Staats oder der Colonie aufzuhelfen. Das frühere Colonialsystem, die Verwilligung großer Ländereien an einzelne Familien hat sich in neuerer Zeit als der Entwicklung durchaus schädlich gezeigt. Geschah die Verwilligung einer ausgedehnten Länderstrecke an eine adelige Familie noch zu einer Zeit wo das Lehenwesen Gewicht hatte und die Hintersassen eines hohen Adeligen ihm mit Vasallentreue folgten, wie dieß z. B. in einigen Theilen Nordamerika's der Fall war, und wie es in einzelnen Fällen in Canada noch ist, wo z. B. die Auswanderung des bekannten Sir Allan M'Nabs einen nicht unbedeutenden Theil seines Clans nach sich zog, so war noch ein Erfolg zu hoffen, aber alle die großen Verwilligungen in der neuern Zeit haben sich sämmtlich als sehr nachtheilig erwiesen, und den Anbau des Landes gehindert; Canada und die Colonie am Schwanenfluß bieten die auffallendsten Beispiele in der Colonialgeschichte Englands, und in Brasilien haben diese unermeßlichen Güter äußerst nachtheilig auf die Entwicklung des Landes eingewirkt. Die adeligen Familien, welche sich Güter von mehreren Quadratleguas anweisen ließen, bauten gewöhnlich darauf eine Fazenda, und von dem Land wurden höchstens, je nach dem Reichthum und der Thätigkeit des Besitzers einige hundert oder tausend Morgen angebaut; alles übrige blieb todt liegen, weil die Familien sich im Besitz ungeheurer Güter, von denen sie keine Steuer bezahlten, gefielen, und weil sie immer hofften, diese Ländereien könnten eines Tages durch die Entdeckung von Minen, durch Zunahme der Bevölkerung oder die Anlegung von Straßen mit einemmal von großem Werthe werden.

Diesem Uebel will man nun abhelfen, und deßwegen ist ein Gesetzentwurf an die Kammer gekommen, wonach nicht nur die unbebauten Ländereien so gut wie die bebauten einer gewissen, wiewohl sehr mäßigen Steuer unterworfen worden,*) sondern auch ein großer Theil derselben, wo die Bedingung der Ertheilung nicht eingehalten wurde und nicht wenigstens der fünfte Theil bebaut ist, an die Krone heimfallen sollen. Wer 3 Jahre lang die Steuer nicht bezahlt, soll seinen Besitz verwirkt haben. Wenn das Gesetz wirklich in den Kammern durchgeht und darauf gehalten wird, so müssen die großen Landbesitzer den Theil ihrer Güter, welchen sie nicht selbst bebauen können, heimfallen lassen, weil niemand Lust haben wird, Steuern von einem Gute zu zahlen, das nichts einträgt; indeß sollen sie, wenn der Staat in der Folge die heimgefallenen Güter verkauft, doch der Vortheile des ehemaligen Eigenthums nicht ganz verlustig gehen, sondern die

*) Er soll etwa 300,000 Tonnen betragen und ist größtentheils der brasilischen Marine reservirt.

*) Vier Milreis (etwa 6 fl.) von der Quadratlegua. Man kann sich einen Begriff von der Größe der Güter machen, wenn man hört, daß diejenigen, deren Güter unter dem achten Theil einer Quadratlegua betragen, nichts bezahlen sollen.

Hälfte des erlösten Kaufschillings erhalten. Legen wir diesem Gesetzesentwurf, von dessen Vorlage bis zur strengen Ausführung es noch weit ist, auch keinen besondern Werth bei, so zeigt er doch die Absicht der Regierung, sich ernstlich mit der Verbesserung und Hebung des innern Zustandes zu beschäftigen. Dieser Gesetzesentwurf ist hauptsächlich für den größeren Landbesitz berechnet; es soll übrigens noch ein zweiter im Werke seyn, auch den Negern einen kleinen Landbesitz zu sichern, und vermuthlich eine Art Hörigkeitsverhältniß zu begründen, die einzige hier ausführbare Erleichterung der Sklaverei, denn im größten Theil Brasiliens kann man der Negerarbeit nicht wohl entbehren. Eine solche Verbesserung des Looses der Neger, eine halbe Freiheit ist absolut nothwendig, wenn die Engländer dulden sollen, daß Neger ferner aus Afrika herübergeführt werden, aber nicht mehr als Sklaven, sondern als freie Arbeiter, wie die Engländer selbst in Westindien thun. Es ist dieß noch ein sehr streitiger Punkt, den wir schon im vorigen Jahre etwas umständlicher besprochen haben.

Die weiße Ansiedlung wendet sich jetzt hauptsächlich nach der Provinz Santa Catharina im Süden Brasiliens unter 26 und 27° S. Br. In dieser Provinz liegen die 25 Quadratleguas Land, welche einen Theil der Aussteuer der Prinzessin Januaria ausmachen, und es haben sich dort auch bereits einige französische Colonisten am Sahy niedergelassen. Dieser Landstrich gilt als einer der gesündesten Brasiliens, und eine belgische Gesellschaft aus Brügge hat darum gleichfalls die Blicke auf diese gesegnete Provinz, den Hauptschauplatz der ehemaligen portugiesischen Missionen, geworfen. Wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß jetzt schon 9000 Einwanderer jährlich nach Brasilien kommen, so ist bei den voraus eröffneten günstigen Aussichten zu vermuthen, daß diese Zahl sich bald verdoppeln und vervierfachen werde. Die belgische Colonisation in Santa Catharina möchte leicht bessere Geschäfte machen als die in Guatimala.

Die Negerfrage ist in Brasilien von einer sehr großen Bedeutung, in Guiana ist sie fast alles. Im französischen Guiana, oder vielmehr für dieses hat man einen Plan ausgedacht, der allerdings, wenn er zur Ausführung käme, von großen Folgen seyn könnte: man will sämmtliche Pflanzungen ankaufen, den Ackerbau mit allen möglichen, durch den neuen Erfindungsgeist ans Licht gebrachten Maschinen treiben, die Neger für frei, oder wenigstens halbfrei erklären, und durch die Wohlfeilheit der Producte seine Ausgaben zu decken suchen. Der Plan, der mit einem Capital von 30 Mill. Fr. unternommen werden soll, ist ziemlich chimärisch, obwohl der Handelsstand von Paris sich noch in neuester Zeit damit beschäftigt hat, und die Begutachtung einer besondern Commission übergab. Mehr Vertrauen für das Gelingen und für die Zukunft der Neger erweckt ein anderer Plan, der in dem Bericht der Commission über das französische Zuckergesetz angeregt wurde; dieser Plan geht von einem gerade entgegengesetzten Standpunkt als der vorige aus, denn während der erstere den so gut wie unmöglichen Ankauf sämmtlicher Pflanzungen im Auge hat, will der zweite gerade diese bestehen lassen, aber ihnen das nehmen, was die Arbeit für den Neger am lästigsten und verhaßtesten macht, nämlich die Zuckermühlen; die Zuckerbereitung soll fabrikmäßig im Großen betrieben werden, und die Plantagen nur das Rohr liefern; dadurch würde die Arbeit der Neger auf die Feldarbeit beschränkt und es würde unendlich leichter ein allmähliches System der Emancipation zu verfolgen, wobei sich das spanische Princip, einen Arbeitstag in der Woche um den andern ablaufen zu lassen, noch am tauglichsten erweisen möchte. Die plötzliche und gänzliche Emancipation der Sklaven hat noch allenthalben in Westindien schlimme Früchte getragen, zuerst für die Herren, aber allmählich zeigen sich auch die Symptome, daß die Neger selbst eben so wohl darunter leiden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Missionäre in Kurdistan.

Es ist bekannt, und wir haben es mehr als einmal erwähnt, daß sich in Mesopotamien und in Kurdistan katholische und protestantische Missionäre bekämpfen, so wie daß mehrere sehr unglückliche Ereignisse die Folge dieses Streites waren, und, wie es scheint, auch noch später seyn werden. Unter rohe Völker den Streit der europäischen Confessionen übertragen, wird immer Unglück, wenn auch nicht immer Krieg und Mord erzeugen, aber wer will hindern, daß sich Katholiken und Protestanten auf solchen Feldern begegnen. In Kurdistan kommen zu den amerikanischen Methodisten nun auch gar noch Sendlinge der Puseyiten, gebärden sich als die Jünger der ächten katholischen, d. h. anglikanisch-katholischen Kirche, und gerathen mit den Methodisten in bittern Hader. Hierüber meldet nun das Univers vom 13 December nach einem aus Persien eingelaufenen Briefe folgendes: „Der an Sprüchwörtern reiche Sinn der Orientalen besitzt ein solches, das auf die methodistischen Missionäre Amerika's und die puseyitischen Anglikaner, die in einen dem Katholicismus sehr förderlichen Streit sich eingelassen haben, seine Anwendung findet. „Zwei Seiltänzer, sagen sie, können nicht auf Einem Stricke tanzen." Das ist nun aber das unterhaltende Schauspiel, das diese Herren den nestorianischen, jakobitischen und armenischen Bevölkerungen gewähren, der Katholiken und Moslems zu geschweigen, welche den Vortheil haben, gratis zuzusehen. Seit zwölf Jahren sind die Sendlinge der Neuen Welt, ergriffen von plötzlichem Eifer die Alte zu bekehren, in Schaaren herübergekommen, um von den wichtigsten Punkten des Orients Besitz zu ergreifen. Man sah sie mit wunderbarer Fruchtbarkeit sich zu Malta, Beyrut, Syra, Athen, Smyrna und Konstantinopel vermehren. Ermuntert durch diesen ersten Erfolg, sind sie ins Innere Asiens gedrungen und bis zu den Gränzen Persiens vorgerückt. In diesem Reich haben sie einen Theil ihrer Streitkräfte zusammengezogen, um die Nestorianer anzugreifen, und um ihre Eroberung desto besser zu sichern, haben sie dieselben zwischen zwei Feuer von Aderbeidschan und Mesopotamien her genommen. Schon haben sie ihre Siegesbulletins geräuschvoll in dem Bostoner Journal verkündigt; man verhöhnte die römische Propaganda als unfähig, die ehemals vortheilhaft besetzten Posten wieder einzunehmen, und namentlich glaubte man ein Verjährungsrecht auf das Gewissen aller Dissidenten erworben zu haben, so daß es einem Mitbewerber nicht einmal gestattet sey sich zu zeigen.

„Diese Herren fühlten sich anfangs schwer beleidigt, als plötzlich die Lazaristen, die unbeschuhten Karmeliter, die Jesuiten, die Brüder Prediger und die Capuciner zur Hut der Heerde eine Auswahl junger Apostel aussandten, die fest entschlossen waren, für ihre Heerden selbst ihr Leben zu lassen; darum schlossen die Methodisten ihre Briefe an den Missionary Herald regelmäßig mit einer Abhandlung, überschrieben: „Nothwendigkeit die Mission zu verstärken." Nur hätten sie nicht auch lügen sollen, indem sie beifügten, die Väter Dominicaner hätten ein Götzenbild mit nach Mossul gebracht, das die Menge anbete, und welches die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden jedem erlasse, der es fromm küßt, vorausgesetzt, daß er dem Missionär ein Stück Geld gebe. Der Urheber dieses verächtlichen Scherzes wollte damit auf die Ausstellung des Jesuskindes während des Christfestes anspielen — eine fromme Sitte, die in Italien, Frankreich und überhaupt fast in der ganzen katholischen Welt Sitte ist. Der Unglückliche hat kurze Zeit hernach Jesus, seinem Richter, Rechenschaft ablegen müssen, und möge derselbe um dieser Gotteslästerung willen nicht strenger gewesen seyn! Der Tod gibt ihnen öfters solche Mahnungen. Das Jahr zuvor starben Herr und Frau Mitchell, als sie eben den Fuß auf das Gebiet von Mossul setzten, und in Persien haben sie den Schmerz ihre Kinder nicht aufziehen zu können, da das Klima ihrer Constitution zuwider ist. Diese Prüfung wird ihnen auch mit der Zeit ihre Bemühungen entleiden, und zeigt den Vortheil des Cölibats der katholischen Missionäre noch deutlicher.

„Aber der empfindlichste Schlag, der die Amerikaner traf, war die Erscheinung der Anglikaner, der Schüler Dr. Pusey's. Diese haben den politischen Gedanken der Christen, welche das Schisma oder die Ketzerei von dem Mittelpunkt der dem Nachfolger Petri anvertrauten Gewalt losgerissen haben, für die Unterwerfung unter ihre allergnädigste Souveränin zu gewinnen. Ihr Mandatar zu Mossul, Hr. Badger, kam an und sprach: „auch ich bin katholisch;" als man aber in ihn drang, mußte er einen Beisatz machen, anglikanisch-katholisch. Hr. Badger griff sogleich die Amerikaner an und berief die Jakobiten zu sich. Diese, erstaunt über die Spaltung, die unter den protestantischen Missionären ausbrach, waren auf ihrer Hut, und man behauptet, ihr Bischof habe Hrn. Badger, der den Ceremonien des Cultus beiwohnen wollte, den Eintritt in seine Kirche verboten. Der Anglikaner wandte sich nun zu den Nestorianern, und als der Patriarch derselben in Folge des durch seinen unklugen Propagandeneifer hervorgerufenen Kriegs*) sich nach Mossul flüchtete, nahm er ihn in sein Haus auf, beobachtete ihn aber genau und wartete, bis der Erzbischof von Canterbury durch Dazwischenkunft der englischen Regierung die Sache beilege. Die Amerikaner indeß, die Feinde der Episkopalen, werden sich mit aller Macht widersetzen, damit nicht die Anglikaner die Früchte ihrer eigenen Mission ohne Anstrengung ernten. Sie unterstützen deßhalb gegen die Anglikaner den Agenten der Macht, welche im Orient den Katholicismus schützt, obgleich sie in ihren Berichten an die amerikanische Missionsgesellschaft ihn als den „bigotten Consul" bezeichnen.

„Jenseits der Berge von Kurdistan aber haben diese Herren aus der neuen Welt, erzürnt darüber, daß mehrere Nestorianer katholisch wurden, und daß eine noch größere Anzahl im Begriff steht es zu werden, alle aber ohne Ausnahme ihren amerikanischen Deismus verabscheuen, die von ihnen besoldeten Bischöfe angetrieben, den französischen Missionären die zwei neuen Kirchen, die sie gebaut haben, zu nehmen. Sie glauben sich alles gegen sie erlaubt, weil kein katholischer Consul sie einschüchtert. So verstehen sie die Freiheit, was sie indeß nicht hindert, gegen die von Rom geübte „geistliche Gewaltherrschaft" zu declamiren." Der Rest des Briefs betrifft hauptsächlich einen Vorfall, von dem in diesem Briefe selbst nichts erwähnt ist, und wo die amerikanischen Missionäre von der Entscheidung der mohammedanischen Behörden an den englischen Consul in Tebris appelliren wollten, aber genöthigt worden unverrichteter Dinge wieder umzukehren. So viel ist gewiß, daß solche Streitigkeiten die amerikanischen Missionäre in der Achtung der Eingeborenen nicht hoch stellen können.

*) Dieß ist wohl der verheerende Zug, den der Pascha von Mossul gegen die Nestorianer ausführte, über dessen specielle Veranlassung wir aber immer noch nichts Näheres wissen. A. d. R.

Miscellen.

Neues Dampfboot. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 8 Dec. enthält von einem Correspondenten folgende Mittheilung: „Kürzlich wurde zu Leith ein eisernes Dampfboot vom Stapel gelassen, das von den HH. Ruthven aus Edinburgh mit Dampfmaschinen und Einrichtung nach einem ganz neuen System versehen worden war. Es hat weder Schaufelräder, noch Schrauben, und man kann von der Einrichtung ohne Aufrisse und Querdurchschnitte keinen richtigen Begriff geben. Der Schifferumpf hat eine ununterbrochene Linie von vorn bis hinten, so daß man ihm jede beliebige als die beste erkannte Form geben kann. Der Gang der Maschine ist so eingerichtet, daß die Matrosen auf dem Verdeck die Bewegungen und die Leitung des Schiffes völlig in ihrer Gewalt haben; sie können die Schiffe vorwärts und rückwärts gehen lassen, nach der Seite wenden oder stehen lassen nach Gefallen, ohne daß eine Aenderung in der Maschine oder eine Communication mit denen, welche dieselbe beaufsichtigen, nöthig wäre; alles dieß geschieht mit derselben Leichtigkeit, wie die Bewegung des Steuerruders. Man fühlt nicht die mindeste Vibration in irgend einem Theil des Schiffes, ein nicht geringer Vortheil, da der Verlust an Kraft weit kleiner ist als bei den Schaufelrädern. Dieselbe Maschinenkraft gibt eine erhöhte Schnelligkeit, und man kann mit Wahrheit sagen, daß diese Einrichtung für Seefahrzeuge und Kriegsdampfboote eine neue Aera eröffnet, da sich größere Sicherheit mit größerer Schnelligkeit vereinigt, und die Mannschaft eine Gewalt über die Bewegungen des Schiffes hat, wie man sie früher nie erlangte. Ein zweites größeres Schiff soll alsbald nach demselben System gebaut werden."

Baumwollenmanufactur in England. Die Zahl der Baumwollenspinnereien und Baumwollenmanufacturen in England und Wales beträgt 1705, mit 1438 Dampfmaschinen von 40,747 Pferdekraft und 581 Wasserrädern mit 9616 Pferdekraft. Die Zahl der mechanischen Webstühle für Baumwollenzeuge beträgt 90,679. Die Zahl der in den Baumwollenfabriken beschäftigten Menschen ist 220,000. Davon kommen auf Manchester und Salford allein 18,350. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 9 Dec.)

Die Zunahme der Krankheiten in Glasgow wird dieß Jahr als furchtbar geschildert. Nach den officiellen Meldungen der Districtsärzte betrug die Zahl der Kranken*) im J. 1841/42 5296, im J. 1842/43 aber 19,085, darunter 12,967 an einem eigenthümlichen epidemischen Fieber, das in 736 Fällen in Typhus überging, jedoch selten tödtlich war. (Ibid. vom 7 Dec.)

*) Wahrscheinlich der Armen, die auf öffentliche Kosten von den Aerzten behandelt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1843.

Der Chóral der Buräten.

(Bruchstück aus der ungedruckten Novelle „Obai.")

Ein feierlicher Chóral sollte zur Einweihung des Tempels von Aga gehalten werden, der den ersten Rang einzunehmen bestimmt war unter allen Tempeln der Buräten jenseits des Apfelgebirges. Fünfzigtausend Rubel wurden auf den Bau und die Ausschmückung desselben verwendet und er überrascht angenehm den Wanderer, der anfangs durch ärmlich einsame Jurten hindurchschlendert und dann auf seinem unerfreulichen Wege mit einemmal vor einem Tempel Schakiamuni's stehen bleibt, der wie durch Zaubergewalt in der öden Steppe erbaut worden zu seyn scheint. Meine abgestumpfte Neugierde belebte sich wieder bei dem Anblick dieses Tempels, mit all dem Zubehör des seltsamen Lamagottesdienstes, so wie des finstern Schiretu,*) der ernst in seinem priesterlichen Lehnstuhl saß, mit dem heiligen Buch in der einen und der symbolischen Trommel in der andern Hand, endlich des Sordschi **) mit seinem Marschallsstab, mit vielfarbigen Bändern umwunden, dem die ganze Schaar der Gezuls, Gelungs und Choworaken gehorcht, welche die Dienerschaft, den Chor und das Orchester des Tempels zugleich bilden.

Hier gerade dem Eingang ins Innere des Tempels gegenüber steht der Hauptaltar (Schire) mit geschnitzten Karniesen und mystischen Basreliefverzierungen. Er ist ganz vergoldet. Den einen Rand des Altars nimmt der Dolo-Irdoni, den andern der Naiman-Takim ein, welche mit aus Kupfer und aus Silber getriebenen Burchanen geziert sind. Die Zugazu (Schalen) mit Zezek (Blumen), Kudschi (wohlriechenden Lichtern), Sula (heißem Fett), mit Getreidekörnern, Wasser u. dgl. umgaben den Dolo-Irdoni und Naiman-Takim. Hinter dem Hauptaltar folgt ein zweiter, gleichfalls vergoldet, mit geschnitzten Bildern der Burchane und mit einem seidenen, bemalten Stoffe bedeckt. Auf der vordern Seite dieses Schire steht der Toli, eine convexe kupferne Scheibe, die als Spiegel dient, auf schwarzem geschnitztem Piedestal, und an den Seiten allerlei zum Gottesdienst gehörige Instrumente. Die hintere Hälfte nehmen wieder solche Schalen ein wie auf dem ersten Altare. Zwischen denselben sind aus Kupfer gegossene Abbildungen der Burchane und Pfauenfedern, die künstlich in Seide eingewoben sind; denn die Pfauen sind für die Buraten heilige Vögel. Unter dem Hauptaltar hängt ein Labori, ein viereckiger kurzer, seidener Vorhang, und auf den Seiten des Labori sind lange breite Streifen von Goldstoff aufgehängt, an denen Abbildungen von Schakiammai aufgeklebt sind, umgeben von einer Menge in Seide eingedruckter Burchane. Rechts und links vom Hauptaltar stehen bemalte hölzerne Tische von ziemlich gewöhnlicher Arbeit, auf denen die heiligen Bücher der Buraten in voller Zahl aufgestellt sind.*)

Jetzt werfen wir einen Blick auf das übrige Innere des Tempels und auf die Stellen wo die Lamas beim Gottesdienst stehen. Von der Thüre bis zum Altar gehen vier Reihen Säulen; zwischen denselben sitzen auf Kissen von verschiedener Größe und verschiedenem Werth Lamas, und zwar die älteren zwischen den vordern Säulen um den Altar; den ersten Platz nimmt der Schiretu ein, dem der Lehnstuhl gebührt, eigentlich eine Art Canapee, das mit Kissen, welche mit Gold- und Silberstoff überzogen sind, bedeckt und bedeutend höher ist als die Sitze der übrigen Lamas. Neben dem Lehnstuhl steht ein kleines hölzernes Tischchen, auf dem sich die Chomcho, zwei kupferne Glöckchen, Schalen mit Getreidekörnern und ein kupfernes Gefäß mit Wasser befinden. Nach dem Lehnstuhl des Schiretu folgen, niedriger und ohne Vergleich einfacher gearbeitet, die Lehnstühle der übrigen Lamas, je nach Alter und Würde, des Dschodby, Undsady und ihnen gegenüber des Sordschi, Gurumbi u. dgl. Diese Sitze verlieren allmählich ihren äußern Schmuck, so daß sie in den entlegenen hintern Abtheilungen nur aus einfachen Filzen bestehen, welche eine geringe Erhöhung des Bodens bedecken. Die Zwischenräume zwischen den Säulen sind mit

*) So heißt der Vorsteher des Tempels, von dem die Ernennung der Gezuls, Gelungs und Choworaken abhängt, wie seine eigene von dem Chamba-Lama.

**) Der zweite Lama nach dem Schiretu; er hat die Tempelordnung zu beaufsichtigen, die jungen Choworaken zu unterrichten, die Rechnungen zu führen u. dgl.

*) Diese betragen bekanntlich mehrere hundert Bände.

verschiedenartigen Chodaks (schmalen Streifen von Seidenstoffen) ausgeschmückt, von denen die größere Hälfte mit rothen seidenen Quasten endet. Endlich an den Wänden hängen verschiedene Burchane, auf Papier gemalt oder auf Seidenstoffe gedruckt, zum Theil von der seltsamsten Gestalt und in den wunderlichsten Costümen. Nur die glühende Einbildungskraft des Asiaten und sein roher Geschmack können solche Bilder der Gottheit schaffen.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Westindien.

Dieß führt uns wiederum auf die große Frage der Folgen der Emancipation. Diejenigen behalten recht, welche von vorn herein behaupteten, daß der Neger die Plantagenarbeit nicht fortsetzen werde, und daß somit die Colonien als Erzeugungsort tropischer Producte nahezu vernichtet werden würden. Die ersten Jahre schienen diese Voraussetzung Lügen zu strafen, und namentlich berief man sich auf das Beispiel von Guiana. Hier haben die Neger, durch die hohen Taglöhne in den Stand gesetzt, seit zwei Jahren bedeutende Plantagen für sich angekauft, was natürlich nur dadurch möglich wurde, daß eine Anzahl derselben sich vereinigte und die nöthigen Gelder zusammenschoß; meistens sind sie aber auch nicht unbedeutende Summen darauf schuldig geblieben. Daraus scheint nun eine arge Verwirrung hervorzugehen: die einen Neger haben die Termine richtig bezahlt, andere sind in die gewöhnliche Negerträgheit verfallen und darum solche schuldig geblieben; jetzt machen die ehemaligen Eigenthümer Ansprüche auf die Plantagen, weil dieselben nicht völlig bezahlt wurden; diese Plantagen aber lassen sich nicht wohl theilen, weil sie sonst vollends ihren Werth verlieren, und diejenigen Neger, welche ihre Termine zahlten, wollen sich natürlich nicht aus ihrem Besitz verdrängen lassen. Diese Ansprüche werden sich schwer ausgleichen lassen, und es scheinen manche ehemalige Plantagenbesitzer nicht übel Lust zu haben, auf dem Rechtswege sich wieder in den Besitz ihrer Plantagen zu setzen, was zu endlosen Streitigkeiten führen muß. Daß die Neger nicht aus eigenem Antrieb Plantagen fortführen würden, konnte jeder, der mit dem Negercharakter bekannt war, voraussehen; sie wollen auf einem kleinen Besitzthum in möglichster Ruhe leben, aber ihnen fehlt meistens die auri sacra fames, welche den Weißen zu außerordentlichen Anstrengungen spornt. Wenn die Weißen den Plantagenbau nicht fortsetzen können, der Schwarze wird ihn nicht fortsetzen wollen. Die Bedeutung der Colonien als Erzeugungsorte tropischer Producte muß also nothwendig sinken, wie denn auch der Betrag dieser Producte in den englischen Besitzungen während der letzten zehn Jahre auf die Hälfte heruntergesunken ist.

Wenige Fragen haben Federn und Köpfe so mannichfach beschäftigt, als die der Emancipation der Schwarzen und ihr künftiges Schicksal; die, welche den Schwarzen die Fortbildung absprachen, beriefen sich auf das Beispiel der Neger im holländischen Guiana, welche im Laufe von 50 bis 60 Jahren wieder zu einer fast gänzlich rohen Race wurden, und auf Hayti, wo die Rohheit gleichfalls mit starken Schritten vorwärts geht. Indeß sind diese Beispiele nicht ganz ohne Beschränkung anzunehmen, denn an beiden Orten ist der jetzige Zustand die Folge eines wilden, schonungslosen Kriegs, und in Hayti auch die Folge einer europäischen Regierungsform, wie sie für Neger am wenigsten passen möchte.*) In den englischen Colonien arbeiten namentlich die baptistischen Missionäre unermüdlich an ihrer Civilisation; sie sind also auch hier, wo keine Sklaverei mehr existirt, unter dem Einfluß ganz fremdartiger Ideen, die, so gut gemeint auch die Bemühungen der Baptisten sind, doch nicht sonderlich für den Negercharakter zu taugen scheinen. In Afrika, d. h. im eigentlichen Negerland unter den Tropen, ist der Mann mit 15 Jahren im Vollbesitz seiner körperlichen Kraft und behält diese bis ins 55ste ja bis ins 60ste Jahr; das Weib ist mit 7 bis 8 Jahren reif und im 20sten eine Matrone. Vielweiberei scheint also hier durch die Natur geboten, und darum macht auch in Afrika unter den Negern der Islam ganz andere Fortschritte, als das von den europäischen Missionaren gepredigte Christenthum, denn wo die Vielweiberei in der Natur der Dinge zu liegen scheint, da beruht die Gesellschaft auf ganz andern Grundlagen und Begriffen als die europäische, welche sich mit dem Christenthum so zu sagen identificirt hat. Ist der Neger Westindiens dadurch, daß er um einige Grade weiter nördlich wohnt, als gewöhnlich in seinem Heimathland, auf einmal ein so ganz anderes Wesen geworden, und hat er seine Natur abgelegt? Wir möchten dieß aus mehr als einem Grunde sehr bezweifeln, und die noch immer vorherrschend stark ausgeprägte sinnliche Natur des Negers widerspricht auch geradezu.

Wir führen dieß nur an, um zu zeigen daß der Neger, um seine eigene Natur in Westindien zu entwickeln, vorerst noch europäischen Einfluß aller Art von sich stoßen muß und auch von sich stoßen wird. Wie lange dieser Proceß dauern, was von europäischem Wesen und den Grundlehren des Christenthums doch an dem amerikanischen Neger hängen bleiben wird, das sind Fragen, die sich unmöglich schon beantworten lassen, welche aber einen Fingerzeig geben, auf die verschiedenen Entwicklungsstufen, auf denen der Neger in Amerika steht, ein aufmerksames Auge zu richten. Wenn der Buschneger in Holländisch-Guiana bereits wieder zu einem afrikanischen Fetischismus heruntergesunken ist, so wird wohl der spanische Neger auf Cuba, wo der prachtvolle katholische Gottesdienst sich seiner Sinne bemeistert hat, kaum mehr von den

*) Die neueste Revolution in Hayti hat noch überdieß die merkwürdige Grundlage, daß sie von den Schwarzen gegen die Mulattenherrschaft gerichtet ist. Letztere scheinen, da sie nicht durch fortdauernde Verbindungen von weißen Männern mit schwarzen Frauen sich mehren, allmählich zur ursprünglichen Race, der schwarzen, zurückzukehren.

Formen des Christenthums lassen. Bisher wurde die Negergesellschaft in einem steten Geistesdruck gehalten, weil sie fortwährend durch ganz rohe afrikanische Neger (Bozales) recrutirt wurde; das hat nun für die englischen Colonien seit etwa 30, für die holländischen und französischen seit 15 bis 20 Jahren aufgehört, und wird auch für die spanischen mehr und mehr sein Ziel erreichen. Was dann aus dem westindischen Neger werden wird, steht dahin. Ein neuer Negerhandel sollte zwar von den Engländern eingeleitet werden und die Bedingungen, unter welchen „freie schwarze Arbeiter“ aus Afrika nach Amerika sollten gebracht werden können, wurden im Anfang dieses Jahres von dem englischen Colonialsecretär Lord Stanley festgesetzt, aber es zeigte sich bald, daß auf diese Art keine genügende Arbeiterzahl gewonnen werden könne, um den durch die Emancipation bewirkten Ausfall zu ersetzen, und die Gesellschaft westindischer Kaufleute und Pflanzer in Glasgow erließ im Laufe des Jahres eine ganz naive Bittschrift an den Colonialminister, die lästigen Beschränkungen, welche er der Hinüberschaffung schwarzer Arbeiter aus Afrika nach Amerika auferlegt, wieder abzuschaffen, indem sie dem Zwecke, schwarze Arbeiter in hinreichender Zahl zu bekommen, ganz zuwiderliefen. Diese Bittsteller verlangten also, nur unter anderem Namen, einen privilegirten Negerhandel, den aber die englische Regierung aus Scham und im Gefühl der Nothwendigkeit, sich doch etwas consequent zu bleiben, unmöglich gewähren konnte. Somit wird also Westindien nicht viel Zufluß von neuen afrikanischen Negern erhalten, denn Sierra Leone wird bald erschöpft, auch weigern sich viele der dortigen Neger durchaus sich nach Amerika überschiffen zu lassen, und die auf den Sklavenschiffen weggenommenen Neger, welche man noch weit weniger um ihre Einwilligung fragt, als die in Sierra Leone, geben nur eine ärmliche Ausbeute. Wenn nun auch da und dort aus Englisch-Westindien berichtet wird, daß sich Aussichten auf bessere Zeiten eröffnen, so sind diese entweder ganz trügerisch oder nur partiell. Wenn man erwägt, daß auf den kleinen Inseln, wie Antigua, Barbados u. s. w. der Anbau fast noch so gut fortgeht wie vorher, weil die Neger keinen Boden mehr finden um sich anzubauen, und somit für die weißen Plantagenbesitzer arbeiten müssen, so kommt ein um so bedeutenderer Theil des Verfalls auf die größeren Inseln Jamaica und Trinidad, so wie auf Guiana, indem die Gesammtabnahme nicht weniger als die Hälfte beträgt, wie schon etwas weiter oben erwähnt wurde. Diesen Ausfall durch Einführen von schwarzen Arbeitern aus Afrika wieder gut zu machen, wenn nicht etwa wie vielfach verlangt wird, die englische Regierung selbst einen Negerhandel gestattet, ist ganz außer Frage. Auf welches Auskunftsmittel die Engländer verfallen sind, wollen wir später erwähnen, wenn wir auf ihre Bemühungen zu sprechen kommen, ihr Arbeiterbedürfniß in fast allen Theilen der Welt zu befriedigen.

Wenn nun aber, wie die Sachen jetzt stehen, der coloniale Reichthum Westindiens oder mit andern Worten der Plantagenreichthum der Weißen fortdauernd abnimmt, wie steht es mit den Schwarzen? Ohne allen Zweifel muß ihr Geldreichthum gleichfalls abnehmen, denn in eben dem Maaße, als sie nicht mehr auf den Plantagen der Weißen arbeiten wollen, diese also unproductiv werden, wird auch der Zufluß an Geld, der durch den Verkauf der Colonialerzeugnisse nach diesen Inseln floß, sich vermindern müssen. Die Engländer nennen dieß den Untergang der westindischen Colonien und haben auch in ihrem Sinne recht, aber die Anzahl der schwarzen Landbesitzer (s. über diese Zunahme auf Jamaica Nr. 38) nimmt fortwährend zu, und die schwarze Race gelangt immer mehr in den Besitz des Bodens, den sie so lange mit ihrem Schweiße gedüngt hat. Darum vermehren sich auch wieder die Klagen über das Squatten, d. h. die willkürliche Ansiedlung auf freiem, nach englischer Rechtsfiction der Krone gehörigem Boden. Wir wollen hier einige Zahlen aus Trinidad anführen, welche ein Licht auf die Sache werfen, die auf der zweiten großen Insel, Jamaica, wesentlich dieselbe ist, wenn auch die Zahlen ziemlich stark von einander abweichen. Ganz Trinidad enthält 13 bis 1,500,000 Acres Land, davon sind 208,379 im Besitz von 180 Pflanzern, aber nur 43,265 Acres, Weideland mit eingeschlossen, sind in wirklichem Anbau; bei weitem der größte Theil von Trinidad ist somit noch im völligen Naturzustande. Noch vor der Emancipation ließen sich viele entlaufene Sklaven an verschiedenen Orten im Innern nieder, namentlich in den Bergen und andern schwer zugänglichen Gegenden. Die Zahl derselben ging in die Tausende,*) und stieg schon während der Lehrlingszeit bedeutend; man nahm keine Notiz von ihnen und ließ sie unbelästigt, bis es in neuester Zeit einigen vom Arbeitermangel geplagten Pflanzern einfiel, sie als unbefugte Squatter anzuklagen, und das Verlangen zu stellen, daß man diese Leute aus dem Besitz setzen solle; der Zweck war kein anderer, als die Schwarzen indirect zu nöthigen, sich wieder auf den Pflanzungen niederzulassen, und entweder auf denselben zu arbeiten, oder wenigstens für ihre Wohnung und das angebaute Stück Feld einen gewissen Pachtschilling zu zahlen. Abgesehen von der Unbilligkeit und Ungerechtigkeit, diese Squatters, deren Ansiedlung früher die Regierung selbst aufmunterte, wieder zu verdrängen, würde eine solche Maaßregel gegen eine Masse von 50,000 Menschen, deren Arbeit noch überdieß die Insel großentheils mit Lebensmitteln versorgt, so ziemlich unausführbar seyn.

Der Vorwurf, daß die Neger in Faulheit und Trägheit zurücksinken, muß mit einiger Vorsicht aufgenommen werden, da der Neger im Anbau seines kleinen Stücks Land sehr thätig ist; wir führen hier aus der Berbice Gazette vom 8 December vorigen Jahrs eine in dieser Beziehung sehr bezeichnende Stelle an: „wenn die Zuckerpflanzer alle Menschen als träge anschauen, die nicht in einem Zuckerfeld arbeiten, so darf man auf der andern Seite doch auch wohl angeben,

*) Auf dem Berge Tamana allein, der ziemlich im Mittelpunkt der Insel liegt, etwa 3000 Fuß hoch, oben flach, von Urwäldern und fast unzugänglichen Morästen umgeben ist, sollen sich 2 bis 3000 befunden haben, unter dem Befehl eines französischen Negers, der den Oberstentitel annahm.

was die Arbeiter auf Berbice während der letzten vier Jahre gethan haben. Außer der Arbeit auf den Plantagen, den Wohnhäuschen und andern Gebäuden, die sie auf denselben errichteten, haben sie nach officiellen Berichten in dieser Zeit nicht weniger als 1184 eigene Häuschen erbaut. Zu diesen eigenen Häuschen gehören 7000 Acker Landes, die sie mit 100,000 Dollars angekauft und mit Lebensmitteln angebaut haben. In diesen Häuschen wohnen 1223 Familien von 4646 Personen. Mehr als der vierte Theil dieser trägen Berbice-Arbeiter hat also bereits eigene Wohnungen durch eigene Arbeit angekauft und erbaut. Und diese Erwerbung eigener Häuser hat sie nicht einmal vom Zuckerbau abgehalten, sondern die kräftigen Männer haben auch auf den Plantagen gearbeitet, und den eigenen Boden von den Kindern und Greisen bebauen lassen." Aus diesen wenigen Worten geht das Verhältniß der schwarzen Bevölkerung klar hervor. Sonst mußten Weiber und Kinder ebenfalls auf den Zuckerfeldern arbeiten; jetzt bleiben sie daheim und die Zahl der Arbeiter ist somit schon dadurch bedeutend gemindert, aber die schwarze Bevölkerung gewinnt außerordentlich, und scheint auch einigen Nachrichten zufolge sich ebenso außerordentlich zu mehren. Der augenblickliche Arbeitermangel bringt das Geld in die Hände derer, die arbeiten können und wollen, der Gewinn der Plantagenbesitzer mindert sich, und die weniger gut gelegenen gehen ganz ein; es ist auch völlig einleuchtend, daß den weißen Pflanzern großentheils die Mittel ausgehen müssen, die ungeheuren Taglöhne zu zahlen, und daß ein großer Theil der Plantagen vollends zu Grunde gehen muß, sobald die jetzige Bevorrechtung Westindiens im Zoll aufhört. Die Schwarzen werden dann weniger reichlichen Taglohn gewinnen, sie werden geldärmer werden, aber sie werden größtentheils frei auf ihrem eigenen Boden sitzen, durch ihrer Hände Arbeit von dem überreichen Boden sich nähren, und die Fülle von noch unangebautem Land sichert ihnen eine lange günstige Zukunft.

Bei solchen Aussichten ist es kein Wunder, wenn die französische Regierung auf Martinique und Guadeloupe sich genöthigt sieht, strenge Küstenwacht zu halten, um das Entfliehen von Sklaven zu hindern; mußten doch mehrere der kleinern englischen Colonien, in denen der gesammte Boden in den Händen der weißen Pflanzer ist, zu ähnlichen Maaßregeln greifen, um ihre verhältnißmäßig wohlfeilen Arbeiter zu bewachen; auch in Holländisch-Guiana klagt man sehr über Entweichung, aber alles dieß läßt sich auf die Dauer nicht hindern. Auch zeigen sich bereits Spuren der von uns in früheren Jahren schon bezeichneten Veränderung: der große Handel nimmt ab, und der kleine, der Verkehr der Inseln unter einander und mit dem benachbarten Festlande, nimmt zu. Der große Handel zwischen England und Westindien muß abnehmen aus dem einfachen Grunde, weil nicht mehr die gleiche Masse von Zucker und Kaffee gewonnen wird, also auch nicht mehr verschickt werden kann; weil die Inseln nicht mehr so viel Zufuhr von Lebensmitteln bedürfen,*) da jetzt die auf eigenem Grunde angesiedelten Schwarzen solche bauen; dagegen hat der kleine Handel ungemein zugenommen, weil früher alle Inseln im wesentlichen dasselbe erzeugten, und die Erzeugnisse bloß nach England gingen, während jetzt die Gartenfrüchte aller Art unter den Inseln ausgetauscht werden und allmählich einen Verkehr erzeugen, der, wie mehrfach speciell bemerkt wird, erst seit drei Jahren entstand. So bildet sich in Westindien nach und nach eine materielle Unabhängigkeit von England aus, die hier, ganz im umgekehrten Verhältniß mit andern amerikanischen Ländern, viel früher erreicht werden wird, als die politische, welche noch lange andauern wird, da die einander so vielfach feindlichen Racen noch lange einen Vermittler nöthig haben werden.

*) Doch hat die Zufuhr von Mehl bedeutend zugenommen, da auch die Neger jetzt weit mehr davon genießen.

Hierin liegt die Grundverschiedenheit der englischen und der spanischen Colonien. In letztern ist der Racenhaß bei weitem nicht so entwickelt, weil die Racen weniger geschieden sind, und weil sich auch eine europäische Arbeiterbevölkerung gebildet hat, welche z. B. in Portorico fast die Sklaven überwiegt. Die Feldarbeit ist also nicht die ausschließliche Arbeit des Negers, und es haftet nicht der Makel daran, wie bei den englischen Colonien, wo die Landarbeit als Sklavenarbeit geringgeschätzt, und darum zum Theil auch von den jetzt freien Schwarzen gemieden wird. Es sind in diesem Jahre zwei Negerempörungen auf Cuba vorgekommen, eine im Mai, die andere im October. Die Beschuldigung, die jedesmal erhoben wird, daß sie von englischen Agenten angestiftet worden seyen, ist wohl lächerlich, aber daß die Engländer indirect dieselben verschuldet haben, ist darum nicht minder gewiß. So nachtheilig indeß auch ein Sklavenaufstand für die Insel werden müßte, so ist doch nicht zu erwarten, daß sich ein solcher je weit ausbreite; der Aufstand im Monat Mai mußte durch herbeigezogene Truppen gedämpft werden, der im October aber in der Nähe von Matanzas wurde theils durch die Pflanzer, theils durch das herbeigeeilte weiße und farbige Landvolk selbst gedämpft, ein Beweis, daß man in Cuba auf Kräfte zählen kann, welche den englischen Colonien geradezu fehlen. Cuba wird durch den Contact mit dem übrigen Westindien zu Maaßregeln der Emancipation nach und nach gedrängt werden, aber zu einer englischen Emancipation wird es nicht kommen, und die Erzeugung der Colonialwaaren wird darum in Cuba auch noch auf lange Zeit hinaus keinen so furchtbaren Stoß erleiden, wie die der großen englischen Antillen. Der spanische Sklavenhandel scheint im Laufe des verflossenen Jahres bedeutend abgenommen zu haben, da die Colonialregierung, durch England gedrängt, selbst mehr entgegen arbeitete.

(Fortsetzung folgt.)

Ersatzmittel für Indigo. Ein junger Engländer, der im Lande Shaud (soll wohl heißen Shan oder Siam) an der Gränze des birmanischen Reichs reiste, fand dort eine Pflanze, welche die Eingebornen zum Färben verwenden und die den Indigo völlig ersetzen soll, während sie nur den zehnten Theil koste. (Athenäum vom 9 Dec.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1843.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Afrika.

Der Sklavenhandel und seine Folgen hat erst die Europäer ins Innere von Afrika geführt. Die Berührungen mit diesem Welttheil mehren sich sichtlich, und erhalten auch allmählich eine festere Richtung. Die Philanthropen, welche dem Sklavenhandel mit Gewalt und gleichsam mit Einem Streich ein Ende machen wollten, haben einerseits eine Unmöglichkeit versucht, andrerseits aber wie schlechte Aerzte die Exantheme bekämpft, statt dem innern Uebel zu steuern. Der Sklavenhandel ist in Nordafrika uralt, und reicht wohl in die Zeiten der Phönicier hinauf, hat aber seine jetzige Gestaltung im Norden wohl erst durch die Mohammedaner erhalten, die von ihren Glaubens- und Raubkriegen immer eine gute Anzahl Sklaven mitbrachten. Dieser Handel dauerte Jahrhunderte, ehe der europäische Sklavenhandel begann, welcher hauptsächlich nur, abgesehen von Mozambique und Angola, das westliche afrikanische Hochland zwischen Senegal und Niger umfaßte und in Zerrüttung brachte. Er hat einen ewigen Krieg im Innern erzeugt, der hauptsächlich den Menschenraub zum Zweck hatte. Sobald der Menschenhandel nicht mehr gehen wollte, so mordete man wieder die Gefangenen, wie es in den großen Negerreichen Dahomey und Aschanti oft in furchtbarer Ausdehnung stattfindet. Seit Jahren suchen nun die Engländer diesem Uebel durch Erweiterung ihres Handels abzuhelfen, und in dem Maaße, als man Producte aus dem Innern Afrika's holt und der Werth des Menschen zu Erzeugung dieser Producte steigt, wird auch der mörderische, innere Krieg und der Sklavenhandel mehr abnehmen. Indem die Engländer sich bestreben, den Handel möglichst allein an sich zu reißen und durch Plackereien gegen fremde Schiffe, die sie des Sklavenhandels beschuldigen, von der Küste wegzuscheuchen, hindern sie den Fortschritt ihrer eigenen, wohlthätigen Bemühungen.

Erst seit die Entdeckung des Nigerlaufs und der Handel allmählich das Innere des Landes erschließen, können auch andere moralische Einwirkungen fruchtbar werden. Die Missionsgesellschaften, namentlich die Baseler, welche sich mit den Baptisten in Westindien verbündet hat und Farbige zu Missionären zu bilden sucht, haben schon einige, wenn auch geringe Fortschritte gemacht, und nur das mörderische Klima, das die meisten Arbeiter ins Grab streckte, hat gehindert, daß sie nicht mehr erreichten. Ob freilich die protestantische Religionsform dort je große Fortschritte machen wird, möchten wir sehr bezweifeln, und es möchte gerathener seyn, Unterricht in materiellen Künsten zu ertheilen und allgemeine Moral zu predigen, statt geradezu auf Vernichtung des einheimischen, freilich höchst rohen und zum Theil abscheulichen Gottesdienstes auszugehen. Während diese Bemühungen von Süden und Westen her an der Goldküste und den Niger aufwärts mit mehr oder minder schwachem Erfolg betrieben werden, arbeiten die Negerfreunde auch von Norden her, um dort, wenn immer möglich, die Negersklaverei abzuschaffen und somit den grausamen Sklavenjagden ein Ziel zu setzen. Sie haben indeß dort ein schweres Stück Arbeit, nicht bloß in dem Eigennutz der Mächtigen, sondern in den Jahrhunderte alten Gewohnheiten. Was hat nicht Madden sich bemüht, um den alten Mehemed Ali von den Sklavenjagden abzubringen? Der alte Schlaukopf hat die schönsten Versprechungen gegeben, aber im Ganzen genommen ist die Sache beim Alten geblieben. Jetzt haben die Engländer den Bey von Tunis vermocht, die Negersklaverei abzuschaffen; in Tripoli bedarf es im Augenblick solcher Bemühungen nicht, denn der Kampf der türkischen Paschas mit den Araberstämmen im Innern hat den Verkehr mit dem Sudan dort ohnehin halb unterbrochen, die Franzosen werden den Negerverkauf in ihren Besitzungen gleichfalls nicht dulden, und die Gesellschaften zur Abschaffung des Sklavenhandels in England und Frankreich haben jetzt auch den Kaiser von Marocco angegangen, diesen Sklavenjagden ein Ende zu machen. Wir fürchten, daß wenn auch die Machthaber in Tripoli, Tunis, Algier und Marocco aufrichtig diesem Negerhandel entgegenarbeiten, daß damit doch immer nur wenig abgeholfen seyn wird, denn einestheils kaufen die mohammedanischen Stämme

auf der ganzen Strecke von der großen Syrte bis zum Cap Mogador fortwährend Sklaven, und kümmern sich wenig um die Befehle der Machthaber, anderntheils ist der Sklavenhandel, welcher von Borgu aus durch Sennaar nach Suakem und andern Plätzen an der Küste des rothen Meeres getrieben wird, noch immer in demselben Flor, kein europaischer Einfluß kann denselben im Innern erreichen, und die Sache sieht um so schlimmer aus, als aller Handel größtentheils auf den Sklaven beruht, und diese fast das einzige Tauschmittel sind, um die ins Innere geführten Waaren, namentlich Salz, Waffen und europaische Waaren zu bezahlen. So erklärt sich, warum einige Franzosen die Englander so ziemlich um allen Einfluß in Abyssinien gebracht haben, indem sie ausstreuten, die Engländer wollten allen Sklavenhandel vernichten, und andererseits die Beschuldigung, daß die Englander selbst den Sklavenhandel auf angloindischen Schiffen duldeten und beschützten, denn diese Schiffe nehmen in den Häfen der Westküste des rothen Meeres neben andern Waaren auch Sklaven mit. Es ist gar nicht abzusehen, wie diesem Sklavenhandel ein Ende gemacht werden soll. Anwendung von außerer Gewalt, indem man die sklavenführenden Schiffe wegnimmt, hieße fast allen Handel vernichten und würde unenheure Summen kosten, abgesehen davon, daß man höchstens den Handel wieder mehr nach dem Norden drangte, wo ihm keine europaische Macht erreichen kann. Das einzige Mittel besteht darin, die afrikanischen Erzeugnisse in immer größerem Maaße aufzukaufen und allmahlich, wie gegenwärtig auf der Westküste geschieht, den Productenhandel dem Sklavenhandel unterzuschieben. Dieser Proceß ist lang, aber jedenfalls der einzige, welcher zum Ziele führen kann, und das bisher fast unzugängliche innere Afrika verschließt.

In dem Sklavenhandel liegt auch ein Haupthinderniß der Entwicklung des Handels von Südabyssinien, das seit einiger Zeit ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Franzosen und der Engländer geworden ist, wie wir in frühern Jahren schon bemerkt. In diesem Jahre ist der Bericht des Capitän Harris über seine Gesandtschaft in Schoa veröffentlicht worden, und enthält ungemein viel Lehrreiches über den Gang des Handels im Innern, der von Schoa aus hauptsächlich zwei Wege einschlägt, den nach Tadschura und den über Harrer nach Berbera. Die Zeit ist für Eröffnung des Handels ins Innere ungemein günstig. Früher versperrten die mohammedanischen Fürsten längs der Küste des rothen Meeres und bis über die Straße Bab-el-Mandeb hinaus den Europäern den Eingang, seit aber die afrikanischen Gallastämme aus dem Innern nach der Küste vorbrachen und sich am abyssinischen Hochland in zwei Theile theilten, von denen der eine nach der Küste, der andere nordöstlich ins Innere Abyssiniens drang, ist die Macht dieser Fürsten gebrochen worden, und die Gallas selbst, in diesem Kampfe ermüdet, setzen den Fremden keine Schwierigkeit mehr entgegen. Der Handel bricht sich jetzt wieder dieselbe Bahn, wie unter den Portugiesen im 16ten Jahrhundert, die bekanntlich auch nach Abyssinien vordrangen, und zwar tiefer, als es bis jetzt noch den neuern Reisenden gelungen ist. Doch hat Beke, dessen wir im Laufe des vorigen und dieses Jahres mehrmals gedachten, schon vieles geleistet, und sein Bericht, den er kürzlich in der Londoner geographischen Gesellschaft über seine Reisen abstattete, wird vielleicht in Verbindung mit dem des Capitän Harris viel Licht verbreiten.*) Unterlassen können wir nicht, hier zu bemerken, daß im Herbst dieses Jahres zwei junge Engländer sich abermals aufgemacht haben, um den Weg Beke's weiter zu verfolgen und auf der Spur der Portugiesen von Schoa aus in südwestlicher Richtung tiefer ins Innere einzudringen. Diese Reise ist jetzt von um so größerer Wichtigkeit, da in der Nähe der Linie die Mündung eines großen Stromes (s. Nr. 224) entdeckt wurde, dessen Hauptrichtung von Nordwesten nach Südosten zu seyn scheint, und dessen Daseyn bisher in Europa gänzlich unbekannt war. Gelingt es, von Abyssinien aus — was die jetzigen Reisenden zu beabsichtigen scheinen — in südwestlicher Richtung so weit vorzudringen, daß man diesen südöstlich fließenden Strom erreicht, so ist dadurch ein ungeheures Stück Ostafrika's dem europäischen Handel und Einfluß gewonnen, an dem er seine Kraft, wie im Westen an dem Hochlande zwischen Senegal und dem Niger, lange genug wird versuchen können. Es ist dabei zu hoffen, daß diese Entdeckungen nicht so vielen ausgezeichneten Männern das Leben kosten werden, wie das Hereindringen von Westen her, denn die Ostküste vom rothen Meere bis zum Cap Guardafui hat durchaus nicht den pestartigen Gürtel, wie die Westküste; sie ist, wie ihre Lage es mit sich bringt, ungemein heiß, und dadurch den europäischen Körperconstitutionen nicht sonderlich günstig, aber sie ist ohne allen Vergleich viel trockener, und das Hochland von Abyssinien scheint gleichfalls sehr gesund zu seyn. Die Schifffahrt auf dem neuentdeckten großen Strom**) wird freilich wohl kaum geringere Mühseligkeiten und Gefahren als die auf dem Niger darbieten. Ein Vortheil wird indeß sich darin finden, daß die Anwohner dieses bis jetzt noch von keinem Europäer befahrenen Stromes sich nicht in einem durch den Sklavenhandel so total desorganisirten Zustande befinden, als die Bewohner des Nigerdelta's. Die Eröffnung eines europäisch-afrikanischen Handels auf dieser Seite muß darum eine ohne Vergleich bessere Wirkung auf den innern Zustand des Landes haben. Harris kann kaum Worte genug finden, die Fülle und Ueppigkeit der Producte in dem Theil Abyssiniens, den er selbst sah, zu schildern, und was ihm an Nachrichten so wie an Erzeugnissen aus dem Innern zukam, bestätigt die Vermuthung, daß derselbe Reichthum auch tiefer im Innern sich finden werde. Der Kaffee wächst allenthalben wild in unvergleichlicher Güte, Indigo ebenfalls, die Wälder sind angefüllt mit den köstlichsten Farbhölzern, von deren Nutzen die Eingeborenen jetzt noch gar keine Kenntniß

*) Auszüge aus demselben, — er wurde am 13 Nov. abgestattet, — sind zwar schon in englischen Zeitschriften, Athenäum und Literary Gazette vom 28 Nov., erschienen, man erhält aber keine rechte Einsicht in den Gang und die Resultate der Reise, und wir haben deßhalb die Mittheilung unterlassen, bis das Journal der geographischen Gesellschaft denselben vollständig bringt.

**) Derselbe hat den Namen Hainesfluß erhalten, nach dem Commandanten Capitän Haines in Aden, der Name dürfte aber kaum Bestand haben, und wird wahrscheinlich in kurzem dem einheimischen Namen weichen.

haben, kurz abgesehen von dem alten Gold- und Elfenbeinreichthum Afrika's, wird auch allmählich der Productenhandel in Gang kommen und dem Sklavenhandel den sichersten Abbruch thun.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chóral der Buräten.

(Schluß.)

Obgleich noch nicht alles, was sich jetzt in dem Tempel zu Aga findet, zu der Zeit, von welcher ich sprechen will schon darin war, so fand sich doch schon sehr vieles, und da dieß neu und glänzend war, so ließ sich der Mangel des noch fehlenden weniger bemerken.

Ich wende mich nun zu dem Choral. Nicht Hunderte, sondern Tausende von Buräten strömten von allen Seiten her zusammen, um denselben zu feiern und ihren geliebten Tempel einzuweihen, der manchem von ihnen seinen letzten Heller geraubt hatte; nicht bloß an einem Tage, sondern die ganze Woche hindurch, welche das Fest dauerte, kamen und gingen neue Schaaren von Buräten in ganzen Familien, führten auf Kamelen all ihr Besitzthum mit sich, trieben ungeheure Heerden von Schafen und Pferden herbei, als ob sie dadurch den Glanz des Chorals erhöhen und selbst die Thiere zu Zeugen des Triumphs ihres Lamaglaubens machen wollten. Alles verödete in den sonst so volkreichen Standlagern der Buräten, und alles rauschte von Leben um den Tempel her, wo früher vielleicht nur das Wiehern eines verirrten Rosses die Stille unterbrach.

Der letzte Tag des Chorals war in vollem Sinne des Worts ein reizender Tag. Gewiß hören, so glauben die Buräten, die Burchanen die Gebete der Lamas und blicken gnädig vom hohen Himmel herab auf die Freude ihrer treuen Verehrer, da sie ein so klares Wetter sandten, daß man es nur mit den hellen Augen Schakiamuni's vergleichen konnte, da sie einen Duft in der Luft ausgossen, wohlriechender als as Räucherwerk, welches man vor dem Angesicht des Burchan Hormuz, des Schützers des menschlichen Wohlergehens, verbrennt. In der That war es auch kaum Tag geworden, so rührte sich das Volk in den Jurten, die in Gruppen um den Tempel her errichtet waren, jeder warf sich in seinen schönsten Schmuck, in Sammet und Seide, in Pelze aller Art, jeder legte an, was er an edlen Steinen, an Perlmutterschmuck u. dgl. besaß und all dieser Zubehör des buratischen Costüms floß in einer bunten, vielfarbigen Masse zusammen, welche allmählich den Tempel zu füllen begann. Die frömmsten Lamadiener wohnten unausgesetzt dem Gottesdienst bei, die andern aber, namentlich die jüngern, bildeten Cirkel rings um den Tempel her, und brachten die Zeit in Gesprächen hin; kam aber die Stunde des allgemeinen Gebets, so vergaß die wogende Schaar alles, und warf sich in Andacht nieder vor der Gottheit.

Schon war einige Stunden lang der Gottesdienst in gewohnter Ordnung vor sich gegangen, endlich aber erklangen die Trommeln, die Pauken und die Seemuscheln, diese unerläßlichen Instrumente des Lamadienstes, minder laut, sie verschmolzen in dem Gesang der Lamas und Chorowalen und wurden allmählich schwächer, die Stimme des Schiretu ertönte nicht mehr so oft, die Rauchpfannen mit dem Räucherwerk brannten langsamer, der Tempel wurde öder, und das ganze Volk, Betende und Nichtbetende, bildete Eine dichte Masse vor dem Eingang des Tempels. Man erwartete etwas besonderes. Frommer Glaube drückte sich in dem Benehmen eines jeden aus. Köcher mit Pfeilen, an denen Stücke Speck stacken, Schalen mit Araki und andern Getränken standen in zwei Reihen auf dem Boden und theilten das Volk in zwei Theile. Eine halbe Stunde verfloß als der Schiretu an der Thüre des Tempels erschien, mit dem heiligen Buch in der Hand, welches das Schutzgebet enthält. Alle Lamas, die an dem Gottesdienst Theil genommen hatten, begleiteten ihn. Einige von ihnen trugen die großen Trompeten, andere die kleinen, andere hatten die Schalen mit Getreide, mit Fett, mit Wasser, mit Räucherwerk und wohlriechenden Kerzen; die betagten Lamas trugen die heiligen Bücher und die andern beim Gottesdienst gewöhnlichen Instrumente. Der ganze Zug hielt an den beiden Seiten des Eingangs. Der Schiretu nahm seine Stellung in der Mitte auf einem Teppich. Der Gesang begann, der betäubende Lärm der Musik, unerträglich für den Ungewohnten, und nur dem Ohre des Buraten angenehm, erklang von neuem, aber dieß unförmliche Oratorium dauerte nicht lange. Als das Gebet geendet war, nahm der Schiretu das geweihte Getreide, und streute es zum Zeichen des himmlischen Segens und der Abwehr alles dessen was der Ernte schaden kann, über das Volk aus. Die Masse desselben ordnete sich, um die letzte feierliche Ceremonie zu beginnen, welche in einem allgemeinen Zug um den Tempel besteht. Fast jeder Buräte trug einen Pfeil mit einem Stück Hammelsspeck daran. Mit dieser Opfergabe an den Gott Maidari, den künftigen Nachfolger in der Herrschaft Schakiamuni's, endete der gottesdienstliche Theil des Festes und das Gelage begann:

Ein ebener, mit Blumen bestreuter Platz, etwa 50 Klafter vom Tempel entfernt, war dazu bestimmt, Teppiche, Filze und Matten wurden ausgebreitet für die Lamas, Dsaisangs, Schulengs und andere angesehene Personen, vor deren jedem ein kleiner Schemel mit einem hölzernen Teller und einem Messer, für die andern nur das letztere hingestellt wurde. Die Personen, für welche diese gastronomischen Bequemlichkeiten hergerichtet wurden, bildeten die vornehmste Abtheilung. Sie saßen in einer Reihe, der Schiretu, als die vornehmste Person in der Mitte, dann folgten ihm zur Seite die Lamas je nach ihrem Rang, vom Sordschi herab bis zum Chorowal; dann kamen die Dsaisangen, hierauf die reichen Familienhäupter u. s. w. Anstand und Sitte wurden in dieser Abtheilung besonders beobachtet. Dann kam eine zweite Reihe Buraten, hinter dieser eine dritte, vierte, fünfte und endlich bildeten die Armen, die nichts hatten, als ihren Dygyl (Mantel) auf der Schulter und das Messer im Gürtel, abgesonderte Gruppen. Aber die Ordnung und die Haltung der

Tafelnden verloren allmählich das Feierliche, vom Schiretu angefangen bis hinab zum untersten Diener.

Das Gastmahl dauerte eine Stunde oder anderthalb, und nach Beendigung desselben waren von den gekochten und gebratenen Hammelsstücken nur noch die Knochen übrig; als die Schalen mit Araki geleert waren, und der schmackhafte Tatamin nicht mehr dampfte *) wurde das Gespräch lärmender und die Masse des Volks gerieth wieder in größere Bewegung. Zurückhaltung und Stille wichen einer ungezwungenen Mittheilung; der Reiche rauchte freundlich aus der Gansa **) des Armen, der Lama sprach zutraulich mit Leuten aus dem gemeinen Volk, viele sattelten die Pferde, führten sie langsam auf und nieder und stritten sich über ihre Vorzüge. Alles deutete darauf hin, daß sich die Zeit des Wettrennens näherte. Kecke Reiter standen schon an der Schranke und warteten nur auf das Zeichen, um ihren wilden Rennern, welche ungeduldig unter ihnen den Boden stampften, den Lauf zu lassen.

Der Siegespreis war allerdings groß für einen armen Buräten: er bestand in einem Stück chinesischer Seide, zwei Stücken Nanking und einigen Silbermünzen; aber selten wird der Preis einem Armen zu Theil, denn nur die Reichen haben eine Auswahl unter ihren großen Heerden. Das Wettrennen begann und bald waren die Reiter aus den Augen der Menge verschwunden; allmählich kamen sie wieder näher und das Geschrei und der aufmunternde Ruf wurde stärker, betäubender, der Staub wirbelte empor, es war nicht möglich die Reiter zu erkennen; endlich aber hatte einer einen Vorsprung gewonnen und hielt einige Augenblicke früher als die andern am fernen Ziele. Aber wer ist der Sieger? Die Meinungen sind getheilt; einige behaupten, es sey das Roß Sandak Zimdills, andere des Bansar Tibituis. Die Mehrzahl der Stimmen war auf Seite Sandak Zimdills, des reichsten Mannes im Stamme und verdienten Dsaisangen, der seit langer Zeit in ganz Aga wegen seiner auserlesenen Heerde berühmt war. Dießmal aber hatten die scharfen Augen falsch gesehen, denn der Sieger war der arme Odai, dessen ganzer Reichthum in seinem Roß und seinem Sabel lag. Mit betäubendem Zuruf wurde er von der Menge bewillkommt: Anchen Allar! Anchen Allar Odai! (Ruhm, höchster Ruhm dem Odai!) rief es von allen Seiten. Auch im Pfeilschießen blieb er Sieger; nun aber erhob sich der Neid, die Besiegten erklärten ihn für einen Zauberer, und Odai mußte sich dem Getümmel entziehen.

Den Schluß machten die Ringer und damit hatten die Vergnügungen des Tages ein Ende. Ein friedlicher stiller Abend schloß den getümmelvollen Tag. Die ganze Ebene rings um den Tempel bot nun ein reizendes Gemälde dar. Tausende von Feuern loderten allenthalben vor den Gruppen weißer Jurten und beleuchteten sie, ein Phantom der Wüste, mit seltsamem Schimmer. Die ermüdeten Lamadiener wogten nicht mehr in Schaaren auf- und nieder, sondern saßen um den flammenden Holzstoß in Haufen herum, tranken Araki und sprachen von den Ereignissen des Tages. In einigen der entlegensten Enden des Lagers belustigte sich noch die Jugend, Männer und Weiber hielten sich an den Händen, schlossen so einen Kreis und tanzten ihren einförmigen Tanz unter dem monotonen Klang eines Liedes, das im Chor von allen Tanzenden gesungen wurde; dann liefen sie mit lautem Lachen plötzlich auseinander, gleichfalls paarweise, worauf denn ein neuer Kreis sich theils aus den vorigen, theils aus neuern Tänzern sich bildet. Allmählich aber wurde alles stiller, die Lieder der Tanzenden verstummten, ein Feuer nach dem andern erlosch und alles versank in tiefen Schlaf.

Mit dem Grauen des Morgens aber wurde alles lebendig; die Jurten verschwanden, eine nach der andern wurde auf zweiräderige Karren aufgeladen, und nach den vorigen Wohnsitzen abgeführt, so daß bis zum Mittag nicht mehr als etwa noch der zehnte Theil der großen Versammlung übrig war. Dieser Ueberrest aber blieb, gründete einen neuen Uluß um den Tempel her, und gelobte Wache bei demselben zu halten. — So endete der Choral.

*) Eine Art Suppe aus klein geriebenem und gekochtem Hammelfleisch, die als ein Leckerbissen gilt.

**) Eine kurze und darum stets sehr herbe kupferne Pfeife mit einem Mundstück von demselben Metall.

Chronik der Reisen.

Das Land zwischen Sydney und Moreton-Bay.

Unter diesem Titel wurde in der Londoner geographischen Gesellschaft eine Mittheilung von einem Capitän Hamilton vorgelesen. Der Titel ist augenscheinlich falsch, denn man sollte danach eine Beschreibung der Küste erwarten, dem ist aber keineswegs also, sondern er gibt nur eine Nachricht über einen großen Strich des innern Landes, das ausnehmend viel Interessantes darbietet. Wir sind augenscheinlich mit den Eigenthümlichkeiten dieses seltsamen Continents noch keineswegs am Ende. Bis jetzt ist man wohl an der Küste bis hinauf nach Moreton-Bay und selbst noch weiter vorgerückt, aber im Innern des Landes war man über das Gebiet des Darling oder mit andern Worten über den südwestlichen Abhang des Gebirgs noch nicht hinausgekommen; Cap. Hamilton hat die Höhe, welche den West- und Ostabfall trennt, ganz überschritten, und suchte nun in das jenseitige östliche Land einzudringen, was ihm aber wegen der seltsamen Beschaffenheit des letztern nicht gelang. Diesen Theil der Wanderung wollen wir hier mittheilen, der Ueberrest, der sich auf die Auffindung eines guten Viehgrundes bezieht, kann uns vorerst, bis die Entdeckung weiter gediehen ist, gleichgültig seyn.

Cap. Hamilton brach am 30 Dec. vor. J. mit einem Freunde von Kollary auf, kehrte nach neun Wochen zurück und hatte in dieser Zeit 1250 englische Meilen zurückgelegt. Leicht ausgerüstet und sehr spärlich mit Lebensmitteln versehen, zogen sie drei Tage lang über die Liverpool-Ebene und kamen nach Tamworth am Peelfluß. Etwas jenseits desselben steigt das Tafelland Neuengland an, das sich mit den sogenannten Beardy Plains 150 Meilen in nördlicher Richtung ausdehnt, und eine Breite von 30 bis 50 Meilen hat. Es wird als eine Fortsetzung der Wasserscheide zwischen den östlichen und westlichen Flüssen geschildert, und hat eine Höhe von etwa 4000 Fuß über dem Meere. Dieß Hochland fällt gegen Westen sehr allmählich, gegen Osten aber ungemein steil ab; die Flüsse laufen wenige Meilen über ziemlich flaches Land, und dann fallen sie plötzlich in Schluchten, die 2 bis 300 Fuß tief und so steil sind, daß weder Menschen noch Thiere hinüberkommen können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1843.

Der norwegische Bauer. *)

Gibt es eine glückliche Volksclasse in Europa, so ist es der norwegische Bauer. Er ist gleichsam der König auf seinem Grund und Boden, und Wirth so gut als König. Die Abgaben für die Armenversorgung und die Zehnten sind so unbedeutend, daß sie kaum Erwähnung verdienen. Die Grundsteuer lastet allerdings noch schwer,**) aber alles was er braucht, ist auch um so viel wohlfeiler, und es gibt in Norwegen eine Einrichtung, welche die schwersten Steuern leicht macht, die Bewilligung und Verwendung derselben liegt in den Händen der Vertreter des Volks, und bei der Verwendung walten Oeffentlichkeit und Sparsamkeit. Der Bauer sieht mit Zufriedenheit, daß ein Storthing nach dem andern die Steuern vermindert und die Staatsschuld tilgt. Er wohnt gut, hat Ueberfluß an Feuerung und im allgemeinen so viel Land, daß er zwar auch selber arbeiten muß, aber doch gegen Mangel oder Entbehrung gesichert ist, wenn Krankheit oder Alter ihn zur Arbeit unfähig macht. Es steht keine Volksclasse über ihm, und es gibt niemand, der auf ihn herabsehen darf, oder zu welchem er oder seine Familie hinaufblicken könnte, sey es um Zwecke eines falschen Ehrgeizes zu erreichen, oder aus Eitelkeit Nachahmer zu werden. Er hat eine größere Mannichfaltigkeit von Lebensmitteln als dieselbe Volksclasse in andern Ländern, da außer dem Ertrage seines Gutes, den er meist selber verzehrt, das Gebirge, die Seen und Flüsse und die Buchten ihm Wildpret, Fische und andere Bedürfnisse liefern. Auch hat er mannichfache Arbeit, was vielleicht zu den größten Annehmlichkeiten der arbeitenden Volksclasse gehört, denn Abwechslung ist Erholung. Seine entlegene Sommerweide, das Holzfallen im Walde, die Theilnahme an der Fischerei im benachbarten Flusse oder See, verschaffen ihm jene Feierstundenarbeit, die ihm Erquickung gewährt. Seine Winterarbeit ist von gleicher Art, da von beständiger Feldarbeit nicht die Rede seyn kann. Er hat im Winter seine landwirthschaftlichen Werkzeuge, sein Hausgeräthe und die Bekleidung für seine Familie zu machen, sein Getreide zu dreschen, sein Vieh zu warten, seinen Kartoffelbranntwein zu brennen, Bier zu brauen, auf die Jahrmärkte oder auf Besuch zu fahren. Die schwerste Arbeit ist die Fortschaffung des Holzes aus dem Walde oder des Sumpfheues vom Gebirge. Er hat keine Bekümmernisse für seine Familie, weil er weiß, in welcher Lage sie nach seinem Tode seyn wird. Er weiß, daß seine Frau ihm im Besitze des Gutes folgt, und so lange sie unverheurathet bleibt, sein Tod keinen andern Unterschied macht, als daß eine Person weniger in der Familie ist. Nach ihrem Tode oder nach ihrer Wiederverheurathung hat jedes seiner Kinder einen Anspruch auf einen Theil des Gutes, und er macht daher nach dem Verhältnisse ihrer Anzahl seine Anordnungen, damit sie entweder beisammen auf dem Gute leben wie vorher, oder es theilen, oder sich einem andern Berufe widmen und ihren Antheil von dem Werthe des Besitzthums erhalten, wenn es zur Theilung kommt.

In der Lage des Volkes ist kein Umstand dem Beobachter so auffallend, als die große Gleichmäßigkeit aller Classen, nicht bloß hinsichtlich der Wohnung, der häuslichen Einrichtung, der Nahrung und des Genusses der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens, sondern auch in Beziehung auf Sitten, Gewohnheiten und Charakter; alle nähern sich weit mehr als in andern Ländern einem gemeinschaftlichen Maaßstabe, der hinsichtlich des Charakters, der Sitten und Gewohnheiten keineswegs ein niedriger ist. Gebildete Leute sind, wie es scheint, den Gebildeten in England verwandter, aber die untern Volksclassen scheinen sich den höhern mehr als in andern Ländern zu nähern. Dieß ist wahrscheinlich eine Folge der Verbreitung des Eigenthums, das beständig durch alle Classen der Gesellschaft geht und bis in die untern Schichten seinen bildenden Einfluß äußert auf den Charakter, die Gesittung, die Selbstachtung, den moralischen Zwang, die geistige Unabhängigkeit, und jenes freundliche Benehmen im häuslichen Verkehr, selbst unter den geringsten Volksclassen herbeiführt, das man in andern Ländern nur unter wohlhabenden Leuten

*) Reisen in Norwegen von Samuel Laing. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau.

**) Zu der Zeit wo Laing in Norwegen war; später wurde sie aufgehoben.

findet. Der Grund scheint darin zu liegen, daß bei der Vertheilung und allgemeinen Verbreitung des Eigenthumes und der allgemein herrschenden Einfachheit der Lebensweise ein größerer Theil des Volkes in guten Umständen ist als in andern Ländern. Alle haben die Ansichten, die Gewohnheiten und den Charakter von Leuten, die ein unabhängiges Eigenthum besitzen, auf welchem sie leben, ohne an die Vermehrung desselben zu denken, und frei von der unruhigen Sorge, Geld zu gewinnen oder zu verlieren.

Rückblicke.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Unsere Mittheilungen über Afrika beschränken sich im wesentlichen auf diejenigen Striche, wo Europäer werkthätig eingreifen, denn wo die Thätigkeit von diesen nachläßt, wie in Angola und Mozambique, hören auch gewöhnlich die Nachrichten auf, wenn nicht ein zufälliger Reisender eines oder das andere berichtet; gewöhnlich aber fehlt dann der Zusammenhang der Nachrichten und benimmt diesen den Werth. Wir gehen somit gleich auf die Südspitze Afrika's über, dessen holländische Bewohner trotz der englischen Herrschaft noch immer die Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch nehmen. Ueber die Gründe, warum dieselben mit der englischen Regierung so unzufrieden sind, haben wir uns schon früher ausgesprochen und wiederholen hier nur, daß die größere Hälfte der ausgewanderten Boeren am Modderflusse, einem der obern Zuflüsse des Gariep, sich niedergelassen und ihre Unabhängigkeit ziemlich ungescheut ausgesprochen haben; die zweite kleinere Hälfte sitzt jenseits der Quathlambakette, östlich von ihren Brüdern in geringer Entfernung von Port Natal auf einem Grund und Boden, welchen sie mit ihrem Blut den Zulas und namentlich dem verrätherischen Dingaan, ihrem König, abgenommen haben. Letztere müssen etwas mehr Rücksichten gegen die Engländer beobachten. Die Stellung der Boeren ist nun etwa folgende. Die Engländer, erbittert über die Schmach, daß die Boeren sich von ihrer vielgepriesenen Herrschaft etwas unceremoniös losgesagt, haben die Verleumdungen und Lügen nicht gespart;*) sie haben die Boeren als rohe gewaltthätige Menschen, als Unterdrücker der Eingebornen geschildert, und jedesmal, wenn ein Commando Truppen gegen sie ausgesendet wurde, den sichern Sieg und nach demselben die geschehenen Unterwerfungsverträge verkündet. Letztere waren aber eine vollkommene Lüge, wie sich aus den später eingelaufenen Nachrichten ergibt, denen zufolge die Boeren bei Port Natal statt einen Unterwerfungsvertrag zu schließen, nur in einen sechsmonatlichen Waffenstillstand gewilligt hatten. An die Boeren am Modderfluß traute sich ohnehin niemand; eine vorlaute Magistratsperson, welche auf erhaltene Nachricht von der Unabhängigkeitserklärung der Boeren das ganze von ihnen eingenommene Land für englisches Eigenthum und dadurch die Boeren als englische Unterthanen erklären wollte, wurde desavouirt, vermuthlich um feindselige Schritte von Seite der Boeren zu vermeiden, und die pomphaft angekündigte Expedition der Engländer blieb in sehr respectvoller Entfernung stehen. Die Boeren sind keine Leute, welche sich durch Drohungen einschüchtern lassen, denn sie kennen die Kräfte der Engländer zu gut, als daß man ihnen leeren Schrecken einjagen könnte. Was die Engländer ohne übermäßige, mit den erreichbaren Vortheilen außer allem Verhältniß stehende Anstrengungen gegen sie ins Feld führen können, sind einige hundert Mann, die Boeren aber zählen 4 — 5000 wohlbewaffnete und in den Waffen geübte Leute, vortreffliche Schützen, zu Fuß wie zu Pferde, selbst einige kleine Kanonen sind in ihrem Besitz; sie haben also von den englischen Waffen durchaus nichts zu befürchten; ein Zug von Natal aus gegen Pietermauritzburg erfordert mehrere Tage, gegen die Boeren am Modderfluß mehrere Wochen, und stößt einem englischen Corps ein Unfall zu, so ist es in dem weiten Lande der gänzlichen Vernichtung ausgesetzt. Das wissen die Boeren recht gut und darum wollen sie von keiner Unterwerfung unter die englische Herrschaft hören, gegen welche sie durch eine Reihe von Ungerechtigkeiten erbittert sind — eine Erbitterung, welche durch die auf der Auswanderung erduldeten Leiden und blutigen Verluste, am meisten aber durch das offenkundige Bestreben, die Eingebornen gegen sie aufzuhetzen, noch gesteigert wurde.

Ein Nachtheil für die Boeren aber, namentlich für die in der Nähe von Port Natal liegt darin, daß man ihnen zwar nichts anhaben kann, daß sie aber auch den Engländern wenig anhaben können: 2 bis 300 Mann unter Capitän Smith, in Port Natal postirt und verschanzt, sind ein Feind, den die Boeren ohne die empfindlichsten Verluste nicht bewältigen können, und wenn sie dieß auch vollführten, so würde ein englisches Kriegsschiff erscheinen, und sich ohne große Anstrengung dieses Hafens wieder bemächtigen. Dieses Hafens bedürfen aber die Boeren, um ihre Erzeugnisse nach außen abzusetzen und ihre Bedürfnisse von außen her zu beziehen. Die Engländer hatten vor einigen Jahren den Hafen wirklich selbst aufgegeben und ihre Besatzung zurückgezogen, aber nun traten die Boeren alsbald mit fremden Völkern, und namentlich mit ihren alten Landsleuten, den Holländern, in Verbindung, und ein solches Ergebniß konnten die Engländer nicht dulden, denn dadurch entstand mit einemmal eine fremde, vielleicht einst feindliche Colonie, die einen mächtigen Einfluß auf alle umwohnenden Kaffernstämme übte und der Behauptung der Capcolonie durch die Engländer gefährlich werden konnte. So wurde der Entschluß gefaßt, Port Natal wiederum zu besetzen, was auch durch die Truppen unter Cap. Smith geschah. Die Gefechte, die im vorigen Jahre zwischen ihm und den Boeren stattfanden, sind bekannt; der Ausgang war, wie oben schon gezeigt wurde, daß er den Boeren im Innern, diese aber ihm

---

*) Dieser Vorwurf trifft namentlich die im Interesse der Capregierung handelnden Engländer, nicht letztere überhaupt, denn die Privaten äußern sich vielfach äußerst vortheilhaft über die Boeren; siehe z. B. Nr. 99.

in Port Natal nichts anhaben konnten. Nun wurde parlamentirt, und hiezu ein Landsmann der Boeren, ein Hr. Cloete, gewählt. Gerüchte sprechen von Insulten, denen er namentlich von Seiten der Weiber ausgesetzt gewesen, wie dem aber auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß er die Unterwerfung der Boeren und die Anerkennung der englischen Herrschaft nicht zu Stande brachte. Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß dieselben wohl ein Bündniß mit den Engländern, aber keinen Unterwerfungsvertrag schließen wollen. Inzwischen haben die Engländer Natal zu einer besondern Colonie erklärt, und sind bemüht englische Colonisten hinzuziehen, um ein Gegengewicht gegen die Boeren zu bilden; solange aber die Verhältnisse mit diesen nicht festgestellt sind, hat niemand Lust sich dort anzusiedeln, da die frühere Erfahrung gezeigt hat, daß diese Ansiedlungen, solange die Boeren Meister im Lande bleiben, keineswegs sicher sind. Durch die Erklärung Port Natals zur englischen Colonie sehen sich aber die Engländer genöthigt, die dortigen Bewohner als ihre Unterthanen zu erklären, wenn sie sich nicht völlig lächerlich machen wollen, und es handelt sich nun in den Unterhandlungen mit Pietermauritzburg darum, ob die dortigen Boeren sich den Titel als englische Unterthanen gefallen lassen wollen. Die Boeren am Modderfluß, dem Einfluß der Engländer weit mehr entrückt, sind entschieden dagegen, aber in Pietermauritzburg scheint eine große Zahl geneigt dem lieben Frieden dieß Opfer zu bringen, das ihnen die englische Regierung freilich leicht genug machen wird, um nur vorerst wieder den Namen der Herrschaft zu retten.

Was diesen Stand der Sachen besonders interessant macht, sind die Verhältnisse zu den eingebornen Stämmen. Hier muß den Engländern der Einfluß, den die Boeren mehr und mehr auf diese Stämme erhalten, in hohem Grade unangenehm und lästig seyn, wozu freilich auch schon der Umstand beiträgt, daß die offenkundige Spaltung der Weißen den Trotz der Kaffernstämme erhöht, was bereits zu kriegerischen Anstalten gegen dieselben genöthigt hat. Die Engländer werden sich gemüssigt sehen, alle Gränzkaffern unter ihre Aufsicht zu nehmen, und den Schritt zu thun, den sie so lange vermieden haben, sämmtliche Kaffernstämme östlich von der Quathlambakette als englische Unterthanen zu erklären. Nur so kann eine eigentliche Verbindung zwischen der Capcolonie und Port Natal hergestellt werden. Dieß ist indeß vergleichungsweise unbedeutend gegen das, was ostwärts der Quathlambakette vorgeht. Hier ist seit 20 Jahren eine furchtbare Veränderung eingetreten: die wilden Kriegszüge der Zulas, wozu auch die unter Mosolekatzi von denselben getrennten Matabeles gehören, haben solches Elend unter die schwächern westlichen Stämme gebracht, daß mehrere derselben aus Noth zur Menschenfresserei getrieben wurden, was durch die Reise der HH. Arbousset und Daumas im nördlichen Capland (s. Nr. 244 ff.) außer Zweifel gestellt wurde. Die Auswanderung der Boeren hat diesen furchtbaren Verheerungszügen ein Ende gemacht, denn sie haben nicht nur die Macht Mosolekatzi's gebrochen, sondern bekanntlich auch die Macht Dingaans vernichtet, so daß nur noch ein schwacher Rest der Zulas unter König Panda übrig ist, der eine eben so verrätherische Rolle, wie Dingaan, gegen die Boeren spielt, nur aber nicht die Macht hat solche den Boeren gleich fühlbar zu machen. Durch diese Vernichtung der Zulamacht sind alle Völker des Betschuanastammes, zu welchem wahrscheinlich fast sämmtliche Stämme an den obern Zuflüssen des Oranjestromes und bis weit ins Innere des Landes hinein gehören, ihnen zu großem Dank verpflichtet, und wenn dieselben gleich auf die neuen Einwanderer etwas scheel sehen, da diese einen der besten Landstriche in Besitz genommen haben, so betrachten sie dieselben doch als ihre Schutzwehr in allen von außen drohenden Gefahren. So werden die Boeren am Modderfluß zum Mittelpunkt einer großen Conföderation, gegen welche die Einflüsse der Engländer unvermögend sind. Zwar hat man alles versucht, die sogenannten Griquas — der neue Name für die ehemaligen Bastaarden — gegen die Boeren in die Waffen zu bringen, und Waterboer, ihr Anführer, stand deßhalb in lebhaften Unterhandlungen mit den Engländern, aber sie haben doch nicht gewagt etwas ernstliches gegen die übermächtigen Boeren zu unternehmen, um so weniger als der angekündigte Marsch der Engländer gegen dieselben mit einemmal ins Stocken gerieth. Unglücklicherweise sind die Missionäre, welche für das geistliche und leibliche Wohl der Betschuanastämme schon so viel gethan haben, mit den Boeren in Zwiespalt gekommen, da dieselben sich auf die Engländer stützen und, wie die Boeren behaupten, diesen als Spione dienen. Da nun die Nachrichten über das Innere uns fast nur durch Engländer und Missionäre zukommen, so muß man sie mit einiger Vorsicht und mit Mißtrauen aufnehmen.

Außer diesen Zuständen im Innern bietet die Capcolonie nur noch Einen besondern, aber immer wichtiger werdenden Umstand dar, nämlich den Rang, welchen sie in der Wollproduction einnimmt. Das Cap scheint bestimmt eine derjenigen Colonien Englands zu werden, welche am meisten von diesem Rohstoff den englischen Fabriken liefert. Australien ist bekanntlich der bedeutendste Wollieferant unter den Colonien, nach diesem aber kommt das Cap und wird vielleicht mit der Zeit Australien sogar übertreffen. Im Jahre 1816 betrug die Wollausfuhr nur 96 Centner und im Jahre 1820 etwas über 138 Cntr., von nun an aber regt sich in dieser Beziehung ein neues Leben. Die Engländer faßten den Plan, der holländischen Bevölkerung, deren Abneigung sie sich schon damals nicht verbergen konnten, eine englische entgegenzusetzen, und so wurde die Niederlassung an der Algoabai durch englische Colonisten begründet. Einige englische Capitalisten aus Indien ließen sich im westlichen Theile der Capcolonie nieder, und an beiden Orten wurde nun Anstalt gemacht, die Schafzucht im Großen zu treiben. Im Jahre 1830 betrug die Ausfuhr von Wolle noch nicht mehr als 334 Centner, von dieser Zeit an aber stieg sie sehr beträchtlich, und hat im vorigen Jahre 16,000 Centner betragen, wovon zwei Drittheile auf die östliche Provinz kamen. Die Zahl der Schafe wurde schon im Jahre 1841 auf etwa vier Millionen berechnet, und sie kann

noch auf das Zehnfache steigen, da Weideland in Fülle vorhanden ist. Eine Beschränkung des bisherigen ungeheuren Fortschrittes wird freilich, wie in Australien, allmählich eintreten, theils wegen der größern Kosten des Transports der Wolle aus dem Innern, theils wegen des Marktes in London, der eine solche Vermehrung nicht ertragen kann ohne überführt zu werden. Wir führen diese Zahlen an als einen der vielen Beweise, wie sehr die Engländer mit Hülfe der Uebermacht ihrer Capitalien und der Ausdehnung ihrer Colonien bestrebt sind sich in Betreff ihrer gesammten Bedürfnisse an Rohstoffen von andern Ländern unabhängig zu machen. Die Lage des Caps und dessen Erzeugnisse haben auch in sofern eine große Wichtigkeit für England, als die Schiffe, welche die unablässigen Sendungen von Truppen, Munition und Waaren nach den östlichen Meeren bringen, sicher sind, wenn auch nicht in Indien, China und dem Archipel, doch am Cap eine Rückladung zu finden, und dieß geht so weit, daß im Jahre 1842, wo die Sendungen aller Art nach dem Orient so groß waren, doch nicht einmal alle am Cap und in der Algoabai vorräthige Wolle nach Europa verschifft werden konnte.

Einen Theil seiner Wichtigkeit hatte das Cap durch die neue Eröffnung des Weges über Aegypten verloren, da aber auf letzterem keine voluminösen Waaren, und vorerst auch noch keine Truppen versendet werden können, so hat der neu erzeugte Verkehr nach China und in Ostafrika diesen Verlust mehr als genügend ausgeglichen. Die erhöhte Wichtigkeit des Handels und Verkehrs nach Indien und dem Archipel hat auch die französische Regierung angespornt, ihre Besitzungen in diesen Strichen auszudehnen. Der Verlust von Isle de France (Mauritius) ist noch nicht verschmerzt, und die Plane auf Madagascar müssen auf eine spätere Zukunft verschoben werden, denn noch ist die Bewegung, welche der bekannte König Radama den Hovas aufgedrückt, nicht zu Ende und es muß zuvor eine Reaction gegen dieselbe eintreten, ehe die französischen Plane zur Ausführung kommen können. Inzwischen sind sie keineswegs müßig, und haben an der Westküste von Madagascar die Insel (Nossi-) Bé besetzt, welche sie zum Freihafen erklärten, und von wo aus sich ein sehr thätiger Handel nicht nur mit einem großen Theil der Westküste Madagascars, sondern auch mit dem ganzen Canal von Mozambique, mit den portugiesischen Besitzungen und mit Zanzibar unterhalten läßt. Um diesen Handel zu sichern, haben sie sich im Canal von Mozambique einer der Comorn-Inseln, der kleinen Mayotte, bemächtigt, und scheinen die Anlegung einer großen Kriegsstation daselbst zu beabsichtigen, da die Insel, welche durch ein Korallenriff umschlossen ist, gleich einer ungeheuren Festung vertheidigt und beinahe unangreifbar gemacht werden kann. Um mit diesen Bestrebungen im Gleichgewicht zu bleiben, haben die Engländer neuerdings ihre Augen auf die bisher so vernachlässigten Seychellen geworfen. Da alles dieß in Verbindung mit dem neueröffneten Verkehr nach Abyssinien und dem jetzt entdeckten Strom an der Ostküste von Afrika von großen Folgen für letzteres seyn muß, so fügen wir über diese drei Punkte einige nähere Bemerkungen bei.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Thierchen im Magen von fleisch- und krautfressenden Thieren. In der Sitzung der französischen Akademie vom 11 December legten die HH. Gruby und Lafond ein Memoire vor betitelt: „Forschung über die Thiere, welche sich in großer Anzahl im Magen und in den Eingeweiden während der Verdauung der kraut- und fleischfressenden Thiere entwickeln.“ Man hat schon frühzeitig mikroskopische Thierchen in den Excrementen der Frösche, der Tauben, der Hühner und selbst der Menschen entdeckt, bis jetzt aber hat noch kein Beobachter die Existenz lebender Thierchen im Magen und während der Verdauung bei höhern Thiergattungen nachgewiesen. Die HH. Gruby und Lafond, welche seit langer Zeit sich mit Arbeiten über die Verdauung beschäftigen, haben Thierchen entdeckt, welche in den Magen der Wiederkäuer, des Schweines, des Hundes und in den großen Eingeweiden des Pferdes entstehen, leben und sterben. Wenn gleich in Form und Größe verschieden, auch von verschiedenen Arten, sind doch diese Thierchen in so großer Zahl vorhanden und ihr Daseyn ist so constant, daß ihre Anwesenheit wohl von einiger Bedeutung in dem Act der Verdauung seyn muß. Die Zahl dieser Thierchen ist z. B. in dem ersten Magen der Wiederkäuer so groß, daß von fünf Centigrammen Nahrungsstoff, die man in den beiden ersten Magen eines Schafes nahm, fünfzehn bis zwanzig verschiedene Thierchen von verschiedener Art und Größe sich fanden; ihr Gewicht mag etwa den fünften Theil des Gewichts der Flüssigkeit, in der sie leben, betragen. Im dritten und vierten Magen sind diese Thiere todt, und man kann sie dann nur noch an ihrem Schild erkennen, der ganz durchsichtig geworden ist. In den Eingeweiden finden sich nur noch Bruchstücke von Schilden. (Echo du Monde Savant vom 14 Dec.)

•

Der Caracara und Urubu sind zwei Geierarten, die in Südamerika vorkommen. Man sagt gewöhnlich, ein Reisender könne daselbst nicht allein reisen, er habe gewöhnlich einen oder mehrere Caracaras in seinem Gefolge. Diese Vögel, welche über die Annäherung des Menschen keineswegs sonderlich erschrecken, wissen vollkommen, daß der Mensch nicht reist ohne zu essen. Während des Mittes bemerkt man sie nicht, aber zu den Essensstunden sind sie da, um die Ueberreste zu verzehren. Da sie jedoch unter dem Geflügel und selbst unter den jungen Lämmern oft eine arge Verheerung anrichten, so betrachtet man sie als Feinde, und sucht alle Mittel auf, sie zu zerstören. Der Urubu dagegen wird allenthalben als Freund behandelt, und in mehrern Staaten Südamerika's ist eine Strafe auf die Tödtung eines Urubu gesetzt. In Folge dieses Schutzes hat er sich ungeheuer vermehrt, und man kann wohl sagen, daß er die Vertraulichkeit mit dem Menschen bis ins Unverschämte treibt. (Voleur vom 15 Dec.)

•

Ausdehnung der Dampfschifffahrts-Verbindung in der Südsee. Bis jetzt geht die Communication der Dampfboote an der Westküste Amerika's bloß von Talcahuano bis Lima, künftig soll dieselbe aber fortgeführt werden bis Panama, und die Briefe von dort über die Landenge gebracht und den westindischen Dampfbooten übergeben werden. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 14 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1843.

Vertheilung der Bevölkerung Mexico's.*)

Die Elemente, aus welchen die Bevölkerung Mexico's zusammengesetzt ist, sind sehr ungleich über das Land vertheilt. Der Hauptsitz der weißen Bevölkerung ist das Tafelland und zwar besonders dessen Mitte, die Staaten Puebla, Mexico, Queretaro, Mechoacan, Guanajuato, Zacatecas und Jalisco, dann auch Oajaca und San Luis Potosi. Die verschiedenen Stämme der Indier sind ebenfalls in diesen Landestheilen concentrirt, welche die Gebiete des ehemaligen Kaiserreichs Anahuac und der ihm mehr oder minder tributpflichtigen oder verbündeten und befreundeten Königreiche und Republiken umfassen. In den Nordstaaten treffen wir fast ausschließlich nur auf Nachkommen von Weißen. Sie stammen meist alle von Biscayern, Navarresen und Cataloniern ab, haben ihr Blut von aller Mischung mit dem der Eingebornen rein erhalten, und sind stolz darauf. Viele der ursprünglichen Sitten und Eigenthümlichkeiten ihrer Altvordern haben sich unter ihnen erhalten. Sie sind unternehmend, freisinnig, gastfrei, höflich, gewandten Geistes und Körpers. Die nomadischen Indier (Indios bravos), welche früher in diesen Gegenden der Jagd oblagen, wie z. B. die Apaches und Comanches, haben sich zur Zeit der Eroberung, nach manchen Kampfen mit den Eindringlingen, in den Bolson de Mapimi, in die Gebirge von San Saba zwischen dem Rio del Norte und den Südgränzen der Vereinigten Staaten, und in die unwirthlichen Regionen des höheren Nordwesten zurückgezogen. Man sieht sie nur selten aus ihren Waldern hervorkommen, mit den Weißen Handel zu treiben oder deren Niederlassungen zu beunruhigen. In Durango und Chihuahua, in Neu-Leon und Cohahuila wie in Neu-Mexico, ist der rein indische Stamm fast unbekannt. In Cinaloa und Sonora findet er sich wieder, denn in diesen Gegenden überholten die Eroberer einige friedlichere Stämme der Eingebornen, welche sich noch nicht hinter den Rio Gila zurückgezogen hatten. Ebenso trifft man auch in Californien wieder verschiedene eingeborene Stämme an, aber allenthalben in diesen Gegenden leben die ansässigen Indier in eigenen Ortschaften, unvermischt mit den Weißen. Neger, Mulatten und Zambos bewohnen die Küsten an beiden Meeren, so wie die tiefen, heißen und feuchten Thäler, in welchen das Zuckerrohr und die Banane üppiges Gedeihen finden. In diesen ungesunden Gegenden wurden die verhaltnißmäßig nur wenig zahlreichen Sklaven, welche man ehemals in Mexico einführte, am häufigsten gebraucht, da die Eingebornen des Tafellandes unfahig waren, das daselbst herrschende, brennende Klima zu ertragen oder gar darin mit Anstrengung zu arbeiten. Es ist bekannt, daß der menschenfreundliche Bischof von Guatimala, Bartolomeo de las Casas, durchdrungen von Mitleid mit den geplagten Indiern, deren Körper jede Klimaveränderung hart empfindet, zuerst die Einführung von Negersklaven veranlaßte. Durch Zwischenheurathen derselben mit den Indiern entstanden die Zambos, ein Geschlecht, ganz geeignet für die Tierra caliente, von starkem, knochigem Körperbau, schwarzbrauner Farbe und hoher Statur. An den Küsten verrichten sie die meisten schweren Arbeiten in den Stadten, und treiben häufig Viehzucht in zerstreut liegenden Dörfern und Weilern. Um Orizava und Cordova, im Thale von Cuernavaca, an den Küsten von Oajaca und Mechoacan, überhaupt allenthalben wo Zucker, Kaffee und Indigo gebaut wird, sind sie, nebst den Mulatten und Negern, die Arbeiter der Plantagen und, obgleich freie Leute, doch zumeist auf gewisse Weise, unter dem Namen von Guts- oder Hausbedienten — Dependientes de hacienda — de casa — an diese Pflanzungen gebunden. Sie sind den nachtheiligen Einflüssen des Klima's nicht unterworfen und leiden nicht vom gelben Fieber oder dem Vomito prieto. — Die Mestizen trifft man allenthalben im Lande an; sie bilden größtentheils die Mittelclasse der Bevölkerung, Handwerker, Krämer, Maier und Angestellte der niedern Grade.

Die Indier, welche dem oberflächlichen Beobachter nur als eine einzige große Masse erscheinen, zerfallen auf die merkwürdigste Weise in zahlreiche Abtheilungen und Unterabtheilungen. Sie bestehen aus einer sehr großen Anzahl

*) Schilderung der Republik Mexico. Von Ed. Mühlenpfordt.

verschiedener Stämme, die zwar in der Hautfarbe und einigen andern Kennzeichen übereinstimmen, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zu deuten scheinen, sich aber bei genauerer Beobachtung gar bald unterscheiden lassen, und in sehr vielen Dingen, in Sprache, Sitten, Kleidung, ja Körperbildung ganz von einander abweichen. Man rechnete sonst, daß nicht weniger als zwanzig verschiedene indische Sprachen auf Mexico's Gebiete geredet würden; es sind derselben aber ohne allen Zweifel noch weit mehr, und zwar nicht etwa bloße Dialekte einer und derselben Grundsprache, sondern ganz für sich bestehende, einander oft völlig unähnliche Mutter- und Wurzelsprachen. Einige derselben haben Laute (Buchstaben), welche sich bei anderen nicht finden, und die meisten lassen sich schon durch den bloßen Klang unterscheiden, selbst wenn man nichts von ihnen versteht. Die tiefen Kehllaute des Aztekischen, in den Staaten Mexico, Puebla und Veracruz vorherrschend, unterscheidet man z. B. leicht von dem wohltönenden Otomi, welches im Staate Mechoacan geredet wird, die knarrende und polternde Sprache der Mijes leicht von der sanften und weichen, etwas singenden Rede ihrer unmittelbaren Nachbarn, der Zapoteken.

Rückblicke.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Madagascar war bekanntlich noch vor 20 Jahren von sehr verschiedenen, unabhängigen Völkern bewohnt, wurde aber als unter den Hovas, welche einen Theil des Centralgebirgs der Insel einnahmen, der bekannte Radama auftrat und durch die Verbindung mit Europäern eine europäische Disciplin unter seinem Volk einführte, im Laufe einer geringen Anzahl Jahre der Herrschaft des oben genannten Stammes unterworfen. Die Franzosen verloren dadurch mehrere Punkte, die sie auf der Ostküste besaßen, bis auf eine kleine Insel und das Fort Dauphin, sie scheinen sich aber nach dem Tode Radama's bei den Hovas wieder ziemlich in Gunst gesetzt zu haben, obgleich ihre Stellung sie zu natürlichen Feinden derselben macht. Diese Hovas beherrschen noch jetzt die ganze Insel, behandeln aber die andern Stämme fast wie Sklaven, und es kann nicht fehlen, daß über kurz oder lang eine Reaction gegen sie eintritt; dann werden die Franzosen die Stämme der Küste gegen die Hovas unterstützen, und dadurch einen Einfluß auf die Angelegenheiten der Insel erlangen, nach welchem sie lange umsonst gestrebt haben. Die vor den Hovas flüchtigen Saccalaven und die arabischen Antalaots, welche den Hovas am meisten Widerstand entgegengesetzt hatten, sammelten sich auf den drei Inseln Nossi-Bé, Nossi-Fali und Nossi-Mitsoir. Am 1 März 1841 besetzten die Franzosen vermittelst einer Uebereinkunft mit einem Saccalavenhäuptling Nossi-Bé. Seit dieser Zeit ist der Handel des Orts fortwährend gestiegen, und wurde namentlich von Franzosen, Engländern und Arabern getrieben. *) Die Sicherheit, welche sämmtliche fremde Fahrzeuge dort unter europäischer Flagge finden, ist eine große Anziehungskraft, und die Lage ist vortrefflich zum Handel mit Madagascar selbst, das an der Westküste eine Reihe von guten Häfen und eine Menge reicher Erzeugnisse darbietet, **) so wie mit Bourbon, Mauritius, dem Cap, Mozambique und Zanzibar, wo die Amerikaner große Niederlagen haben, und seltsamer Weise Baumwolle und grobe Baumwollenzeuge in Menge absetzen, obgleich die ganze Westküste Madagascars selbst ungemein reich an Baumwolle ist; dennoch wird die amerikanische selbst von den Saccalaven vorgezogen, wahrscheinlich der größern Reinheit wegen; dieser Handel ist so vortheilhaft, daß die Amerikaner auf der Westküste Madagascars selbst, zu Majunga, ein Comptoir angelegt haben. Der in dem genannten Umfang begriffene Ländercomplex liefert fast alle Erzeugnisse der heißen Zone in vorzüglicher Güte, und namentlich wird die Reiserzeugung und dessen Ausfuhr auf Madagascar einen großen Aufschwung nehmen. Die Thätigkeit der Europäer und Amerikaner und die Sicherheit welche die französische Macht dem Handel verleiht, erwecken hier ein ganz neues Leben, und machen diese Bevölkerungen mit europäischen Künsten und europäischem Wissen allmählich bekannt.

Von ganz anderer Art als die Besetzung von Nossi-Bé ist die der kleinen Insel Mayotte im Canal von Mozambique. Die Besetzung von Inseln in der Nähe der afrikanischen Küsten scheint an der Tagesordnung zu seyn. Wie die Engländer an der Westküste im vorigen Herbst die Insel Bulama besetzten (unter 12° N. B.), so die Franzosen in diesem Jahre Mayotte. Bulama ist ziemlich bedeutend und kann mit der Zeit eine Ackerbaucolonie werden; der Hauptzweck aber, den jetzt die Engländer dabei haben, ist eine Station zu besitzen, von welcher aus der Sklavenhandel an diesem ganzen Küstenstriche besser beaufsichtigt werden kann; zugleich kann sie als Kriegsstation dienen gegen die französischen Besitzungen am Senegal, wo sich in neuester Zeit fortwährend Reibungen zwischen Engländern und Franzosen kund geben. Mayotte, ohne Vergleich kleiner als Bulama, ist durch seine Lage wichtiger; es ist eine der Comorn-Inseln und beherrscht nicht bloß die Schifffahrt im Canal Mozambique, sondern kann, wie Mauritius, eine Hauptstation für den indischen Ocean werden. Ein Bericht über diese Insel lautet folgendermaßen: „Der Werth der Insel besteht allein in ihrer militärischen Lage, aber diese ist vortrefflich. Die Korallenriffe bilden einen sehr breiten Gürtel um die Insel, welcher die Wellen bricht, so daß man innerhalb desselben auch bei stürmischem Meer in vollkommen ruhigem Wasser liegt; die An-

*) Die Revue Coloniale vom October d. J. theilt sehr umständliche Nachrichten darüber mit, welche von großem Interesse sind, namentlich in Betreff der dort ausgetauschten Waaren.

**) Dazu gehört auch eine eigenthümliche, sehr starke Seide von einem Wurm, den die Eingebornen der Provinz Ferequa, die Andrevulas, Cooko nennen. Dieser Wurm findet sich zwar an der ganzen Küste, aber in der Provinz Ferequa in besonderer Menge.

kergründe sind tief und haben mehr Wasser als für die größten Linienschiffe nöthig ist. Die Korallenriffe sind von sieben Durchfahrten durchbrochen, welche von großen Schiffen befahren werden können, aber sie sind gefährlich, weil sie sich zwischen den Korallenbänken durchwinden. Nur Eine der Durchfahrten ist leicht und ungefähr in gerader Linie, die übrigen sind mehr oder minder schwierig und im Angesicht einer Garnison nicht zu erzwingen, während für die Schiffe, welche an der Insel vor Anker liegen, das Auslaufen keine Schwierigkeit hat. Innerhalb der Korallenriffe liegen einige kleine Inseln, von denen zwei mit Batterien versehen werden müßten, um den Eingang vollkommen zu vertheidigen, so daß man Mayotte als eine mit Vorwerken versehene Festung betrachten kann, welche nur sehr wenig Batterien verlangt, um ganz unzugänglich zu seyn, während sie Land genug enthielte, um für alle Bedürfnisse der Garnison, der Einwohner und der Schiffe zu genügen."

Auf diesen Bericht wurde die Besetzung beschlossen; der Fürst der Insel, ein geborner Madecasse und von der Hauptinsel Madagascar durch die Herrschaft der Hovas vertrieben, trat im Anfang dieses Jahres die Souveränität derselben gegen eine Pension von 5000 Franken an Frankreich ab, und der Capitän Nany, welcher Befehlshaber auf Nossi-Bé ist, hat auch Mayotte unter seinen Befehlen. Ob es die Absicht der französischen Regierung ist, auf Mayotte einen Kriegshafen anzulegen und sich desselben im Fall eines Seekriegs, so wie in ihren Planen auf Madagascar zu bedienen, wird wohl bald zu Tage kommen. Die Besitznahme ist, abgesehen von der allgemeinen Bedeutung für den indischen Ocean besonders wichtig in Bezug auf Madagascar, denn leicht werden sich die Häuptlinge der von den Hovas unterdrückten Stämme unter dem Schutze der Franzosen auf den Comorn, wie auf Nossi-Bé sammeln, und jeden günstigen Umstand benützen können, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen und der Oberherrschaft der Hovas in Madagascar ein Ende zu machen. Unter solchen Umständen könnte dann Frankreich leicht seine alten Plane auf diese Insel ausführen, was freilich die Engländer von Mauritius aus auf alle Weise zu verhindern suchen werden.

Es geschah wohl mit Rücksichtnahme auf diese Plane der Franzosen, daß die Engländer aufs neue ihre Aufmerksamkeit auf die Seychellen richteten, eine Inselgruppe zwischen 4° und 8° S. B., welche zugleich mit Mauritius in englische Hände überging und eine Bevölkerung von 7 bis 8000 Menschen hat, zur Hälfte französische Creolen, zur Hälfte Neger. Diese Inseln sind in mancher Beziehung wichtig, namentlich die größte derselben, Mahé, welche einen guten Hafen hat. Die tropischen Stürme, welche für Bourbon und Mauritius während der Wintermonate so gefährlich sind, erstrecken sich nicht über den 10° S. B. hinauf, so daß die Seychellen davon frei sind, weßhalb denn auch die französischen und englischen Kriegsschiffe öfters dort überwintern. Ebenso könnten sie den zahlreichen Wallfischfängern im Archipel und an der Ostküste Afrika's als Sammelplatz dienen, da sich hier auch vortreffliches Schiffbauholz findet, allein man hat die Hafengebühren, um Mauritius zu begünstigen, bisher so ungebührlich hoch gestellt, daß dadurch die Wallfischfänger vertrieben wurden. Jetzt aber hat man diese Thorheit eingesehen, und die Hafengebühren sollen so ermäßigt werden, daß fremde Schiffe wieder dort anlegen können. In diesem Falle wird der Handel und Verkehr dieser Inseln wieder aufblühen und die französischen Bewohner durch ihr Interesse mehr an England gekettet werden. Wahrscheinlich werden dann andere Maaßregeln folgen, um den Franzosen in diesen Meeren das Gleichgewicht zu halten.

Die Engländer fangen an zu bemerken, daß die Franzosen ihrem Colonialsystem eine neue und sehr eigenthümliche Ausdehnung geben wollen. Die Besetzung der Marquesasinseln und noch mehr die Besitznahme von Otaheiti haben sie aus dem Traum ihrer Unangreifbarkeit aufgeschreckt, obwohl vielleicht gerade diese beiden Schritte nicht sehr angemessen sind, und jedenfalls die darauf gewandten Kosten mit dem möglichen Erfolg kaum in Verhältniß stehen dürften. Es handelt sich für die Franzosen keineswegs um großen Landbesitz, denn für das Bedürfniß eines solchen ist für Frankreich durch den Besitz von Algier auf viele Jahre hinaus gesorgt, sondern um Handels- und Kriegsstationen im ganzen Umfang des Weltmeers, um einestheils allmählich einen Handel anzuknüpfen, anderntheils bei einem allenfalls ausbrechenden Kriege den Handel und die Schifffahrt Englands zu stören. Daß Frankreich auf diesem Wege den Handel begünstigt, will den Engländern nicht recht zu Sinn, weil bei ihnen der Handel in der Regel zuvor schon da ist, ehe man ihn durch solche Besitznahmen zu sichern sucht, aber die französische Regierung muß bei der relativen Schwäche der französischen Schifffahrt mit solchen Hülfsmitteln vorangehen. Den andern Zweck aber haben die englischen Blätter ganz richtig bezeichnet, indem sie erklärten, die Franzosen hätten die Marquesas nicht als einen Handels-, sondern als einen Wegelagererposten besetzt.

Es ist ohne allen Vergleich schwerer in die französischen Colonialzustande und Verhaltnisse einzudringen, als in die englischen. Bei letztern schreitet immer die individuelle Thätigkeit voran, und die Staatsgewalt kommt oft sehr saumig nach, während französischerseits in gewissen Perioden, gleichsam stoßweise, die Regierung eine große Thatigkeit entfaltet, die von dem geringen mercantilen Thätigkeitsgeist des Volks wenigstens bis jetzt immer noch ziemlich schwach unterstützt wurde. Es ist in den colonialen und commerciellen Verhältnissen Frankreichs eben so wie mit der Marine: größtentheils geht die Hauptbewegung von der Regierung aus, und man kann selbst bis zu einem gewissen Punkte sagen, die Kriegsmarine ziehe Matrosen für den Handel, wahrend sich in England die Kriegsmarine nur auf die Handelsmarine stützt und der Handel fast immer dem Einwirken der Regierung voraneilt. Daher die Solidität der colonialen und commerciellen Bestrebungen Englands und der auffallende, oft schnelle Wechsel in den Seeverhältnissen Frankreichs. Die Sache drückt sich am deutlichsten in den Journalen aus; verfolgt man auf-

merksam die englischen, so kann man in der Regel ohne Mühe errathen, was die Regierung thun wird, während man beim aufmerksamsten Durchlesen der französischen Journale nur sehr selten in der Art einen Faden behält, daß man mit Sicherheit den Gang vorausberechnen kann; die Regierung kann jeden Augenblick wie ein Deus ex machina eintreten. Diese Bemerkungen finden ihre natürliche Anwendung auf die Bestrebungen der Franzosen an der Westküste von Madagascar und in Polynesien; jeder einzelne Schritt ist von der Regierung voraus berechnet; sie scheinen oft in keinem sonderlichen Zusammenhang zu stehen, und auf einmal geschieht ein letzter Schritt, der einen ganzen Plan enthüllt. So ist es mit Mayotte, so ist es mit den Marquesas und mit dem anscheinend unbedeutenden Vertrag mit dem unbedeutenden König der Wallisinseln. Alle diese Schritte bezeichnen ein System allmählicher Ausdehnung des politischen und commerciellen Einflusses der Franzosen, welches mit der Zeit, wenn tüchtig verfolgt und durch entsprechende Maaßregeln im Innern unterstützt, sehr weit führen kann, denn man darf nicht vergessen, daß es eine Zeit gab, wo nicht bloß die englische Seemacht bedeutend unter der französischen stand, sondern auch der Handel eine weit geringere Rolle spielte. Ein rascher Umschwung der Machtverhältnisse zur See ist zwar nicht zu erwarten, aber das unmäßige Uebergewicht, das jetzt auf Seite Englands steht, kann wohl verschwinden, besonders da Nordamerika einen entsprechenden Gang einhält.

Erst in diesem Jahre scheinen die Engländer zum Gefühl der Wichtigkeit dieses Systems erwacht zu seyn, sie haben sich heftig darüber ausgelassen, aber das Publicum wenigstens, wenn auch nicht die Regierung, die wohl wach geblieben, ist wiederum in seine Apathie zurückgefallen, weil sein bisheriger Handelsbetrieb dadurch noch nicht gestört wurde, und es z. B. an der französischen Colonie in Neuseeland, welche in diesem Jahre vollends durch die Ueberschwemmung mit englischen Colonisten unter englische Hoheit gefallen seyn soll, ein Beispiel sah, daß es mit den aufflackernden Anstrengungen der Franzosen nicht so viel auf sich habe. Indeß dürfte man sich in dieser Beziehung wohl tauschen: die Bestrebungen der Franzosen in Abyssinien und auf der ganzen Ostküste von Afrika scheinen sehr ernstlich gemeint, und man vermuthet wohl nicht ohne Grund, daß Frankreich die Mehrzahl der nicht-europäischen Seeleute, d. h. die Araber, von denen es in diesen Meeren, wo einst ihre Herrschaft sich bis in den Canal von Mozambique ausdehnte, wimmelt, in sein Interesse gegen die Engländer zu ziehen suche. Es verlohnt der Mühe, diese Verhältnisse weiter zu verfolgen, weil keineswegs bloß europäische Interessen dabei betheiligt sind, sondern abgesehen von den afrikanischen Stämmen, die hier in Betracht kommen, namentlich auch die Araber sich wieder zu ihrer alten Seemacht und ihrem alten Handel emporzuarbeiten, und ihren Einfluß auf Afrika, der seit drei Jahrhunderten tief gesunken ist, aufs neue zu begründen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung von Hodeida

ist sehr gemischt; die bedeutendsten Kaufleute sind aus Hadramaut, auch findet man einige Juden, Armenier und Banianen. Letztere dürfen zwar ihren Cultus ausüben, aber nicht ihre Frauen in die Stadt bringen, darum bleiben sie auch nicht länger, als um sich ein Vermögen zu sammeln. Sie nähren alle Tauben der Stadt durch regelmäßige Austheilungen von Korn, das sie auf den Dächern ihrer Häuser ausstreuen; ihre Wohlthätigkeit erstreckt sich selbst auf die Hunde, deren Race dieselbe ist, wie im ganzen übrigen Orient. Diese Thiere dürfen nicht in die Stadt, und man jagt sie hinaus, sobald sie hereinkommen, aber alle Morgen theilt man ihnen vor der Stadt Fleisch aus, das die Banianen kaufen. Das merkwürdigste Geschlecht aber, das sich zu Hodeida und auf dieser ganzen Küste bis Dschidda findet, sind die Somalis, die neben einem vollkommen schwarzen Teint lange Haare und ganz europäische Züge haben. Sie bewohnen die entgegengesetzte Küste, und kommen nach Hodeida bloß, um Butter, Schafe und andere Erzeugnisse ihres Landes zu verkaufen. Es ist dieß ein prächtiger Menschenschlag, sehr stolz und muthvoll; ihre Sprache ist, glaube ich, dieselbe, wie die der Bischarris, die zwischen dem Nil und dem rothen Meere wohnen und mit den Somalis viele Aehnlichkeit haben. Bekleidet mit einem einfachen Stück Baumwolle, das sie wie eine Toga umschlagen, mit sehr gut gearbeiteten Sandalen, und mit einem Messer oder Dolch bewaffnet, den sie an den Arm befestigen, zeichnen sie sich namentlich durch ihren ungeheuren, zerzausten Haarwuchs aus, den sie auf eine eigenthümliche Art zuschneiden und ordnen; einige dieser Coiffuren gleichen denen, wie man sie in den ägyptischen Hypogäen gemalt findet. (Nach P. A. Botta in der Revue de l'Orient.)

Miscellen.

Nachricht über den Baobab. Man hat bekanntlich diesem Baum ein sehr langsames Wachsthum und in Folge dessen einigen riesenhaften Exemplaren desselben, die am Senegal sich finden, ein unmäßig hohes Alter zugeschrieben. Hr. Loiseleur Deslongchamps theilt nun einen längern Artikel darüber in dem Echo du Monde Savant vom 3 December mit, aus dem wir Nachstehendes ausheben. „Der Baobab gehört zu der Familie der Malvaceen, und wächst nicht, wie man behauptet hat, mit außerordentlicher Langsamkeit, sondern mit großer Schnelle. Was dieß bestätigt, ist der Umstand, daß das Holz sehr weich und porös ist, und daß seine Rinde stets grün, glänzend und voll Leben bleibt, was ich von Hrn. Perrottet weiß, der erst noch vor wenigen Jahren am Senegal, eben so wie Adanson, Baobabs von 60 bis [illegible] Fuß im Umkreis bemerkte. Derselbe Reisende versicherte mich, er habe während seines Aufenthalts am Senegal einen Baobab von 12 Fuß im Umfang umhauen sehen, und dieser Baum hatte nach der Versicherung eines Eingeborenen, der ihn pflanzen gesehen hatte, erst 34 oder 35 Jahre. Perrottet zählte aber an dem Querdurchschnitt etliche und sechzig concentrische Ringe, was derselbe daraus erklärt, daß in einem Jahre zwei Zeiten großer Trockenheit sich einstellen, welche den Gang der Vegetation unterbrechen, und das Blätterfallen so gut erzeugen, wie der Winter in nördlichen Breiten. Nach dieser Angabe muß man die hohen Altersberechnungen zum mindesten auf die Hälfte ermäßigen, und die 800 Jahre, die Adanson einem Baobab gibt, mindern sich auf 400. Mit welchen Gründen man die Berechnung Adansons aber noch übertrieb, und von einem Alter von 5 bis 6000 Jahren sprach, ist mir unbekannt. Neuere, von dem Gouverneur von Guiana mitgetheilte Nachrichten lassen gar keinen Zweifel mehr, daß der Baum ausnehmend schnell wächst."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1843.

Wörterbuch der oceanischen Sprache.

Es ist uns vor wenigen Tagen das Vocabulaire océanien-français et français-océanien von Abbé Boniface Mosblech zugekommen. Die erste Abtheilung enthält 112, die zweite 208 Seiten; von einer erschöpfenden Behandlung ist also nicht die Rede. Das war indeß auch gar nicht beabsichtigt, um so weniger als der kleine Band nur die Sprache der Sandwichinseln und Marquesas umfaßt; der Zweck scheint bloß zu seyn, den Franzosen und namentlich den Missionären, welche in die Südseeinseln sich begeben wollen, ein Buch in die Hand zu geben, welches ihnen die nothwendigste Auskunft ertheilt. Dieß Wörterbuch soll indeß nur der Vorlaufer bedeutenderer Arbeiten seyn, und deßhalb theilen wir aus der Vorrede einiges nähere mit.

„Wir veröffentlichen hiemit ein Wörterbuch der beiden Hauptdialekte, welche im östlichen Theile Oceaniens gesprochen werden, im Archipel der Marquesas und der Sandwichinseln. Wir haben die minder charakteristischen Dialekte von Taheiti, den Gambier-Inseln u. s. w. nicht berücksichtigt, um den Band nicht unnöthig anzuschwellen, denn obgleich alle Eingebornen des östlichen Oceaniens dieselbe Sprache reden, so bemerkt man doch Verschiedenheiten auf jeder Insel, ja manchmal in jedem Stamm derselben Insel; da aber diese Verschiedenheiten unbedeutend sind, so glauben wir, daß man mit Hülfe dieses Wörterbuchs sich allenthalben wird verständlich machen können. Damit ist unser Zweck, unsern Landsleuten, welche diese Länder besuchen, nützlich zu seyn, völlig erreicht. Auch glauben wir, daß die Gelehrten, welche sich mit Sprachenkunde beschaftigen, eine so bedeutende Wörtersammlung einer bis jetzt unbekannten Sprache nicht ungern aufnehmen werden; wir sagen unbekannt, denn die unvollständigen Sammlungen zum Theil entsetzlich entstellter Wörter, welche man in den Reiseberichten findet, haben sicherlich nicht viel zur Kenntniß derselben beigetragen, vielmehr oft das Gegentheil geleistet. Daher kommt es ohne Zweifel, daß einige Gelehrte zu dem Ausspruch verleitet wurden, das Studium dieser Sprache sey unnütz. Dieß Urtheil scheint uns voreilig; wir können aber hier diese Frage nicht abhandeln, und behalten uns vor, dieß in einem besondern Werke zu thun, sobald wir die nöthigen Materialien dazu gesammelt haben werden.

„Wir kennen den Umfang und die Feinheiten der oceanischen Sprache nur noch sehr unvollkommen, können jedoch versichern, daß sie in den Ausdrücken und Wendungen in Bezug auf das einfache, aber kraftige Leben der Völker, von denen sie gesprochen wird, sehr reich ist. Auch bietet sie in ihrer Etymologie und Syntax eine große Menge Gesetze dar, wovon unsere neueren Sprachen kein Beispiel liefern; diese Gesetze erklaren mehrere bisher unlösbare Schwierigkeiten der Linguistik, und scheinen einige angenommene Grundsätze der allgemeinen Grammatik umzustoßen."

Hr. Mosblech hat in der Schrift eine Klippe vermieden, an welcher gewöhnlich die Engländer scheitern, die aber auch für Franzosen gefährlich ist; er hat nämlich das lateinische Alphabet nach der deutschen Aussprache angenommen, etwa in der Art, wie die englische geographische Gesellschaft fremde, hauptsächlich orientalische, Namen schreibt. Seine Hauptquellen sind Wörterbucher protestantischer und katholischer Missionäre, namentlich des Pater Mathias, welcher mehrere Jahre lang auf den Marquesas-Inseln Missionär war, und sich jetzt mit allgemeinen philologischen Arbeiten beschäftigen soll. Es ist sehr zu wünschen, daß man nach und nach die Mehrzahl der oceanischen Dialekte besonders bearbeite. Dieffenbach hat in seinem Werk über Neuseeland einiges für den Dialekt dieser Inseln gethan, und da bereits eine Zeitung in neuseeländischer (Maori-) Sprache so wie auch in der Sprache der Sandwichinseln herauskommt, abgesehen von den mannichfachen Bibel- und Tractätchen-Uebersetzungen, so wird man wohl von nun an immer mehr in den Bau dieser eigenthümlichen Sprache und damit vielleicht auch zum Theil in die Geschichte dieser merkwürdigen Stämme eindringen, welche bis jetzt noch in ein so geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die östliche und westliche Inselwelt.

Die Besetzung der Marquesas-Inseln und Taheiti's hat auf einmal wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf jene wenig beachtete Inselwelt gelenkt, wo der europäische Einfluß seit fünfzig Jahren die mächtigsten Fortschritte gemacht hat. Manche sprechen ihre bittern Klagen aus, daß diese Bevölkerungen durch die Berührungen mit den Europäern dahin schwinden, selbst ohne Schuld der letztern, aber dieß wird im wesentlichen doch nur mit wenigen, und zwar nur mit den schwächeren Stämmen der Fall seyn. Die Theokratie der zum Theil sehr bornirten Missionäre, welche das muntere Naturvolk gerne in eine puritanische Betstube sperren möchten, hat allerdings, namentlich auf den Sandwichinseln, arge Verheerungen angerichtet; es bedarf indeß nur eines Blickes auf Orte, wie Neuseeland, von wo uns die Nachrichten in größerer Masse vorliegen, um über das Verkommen der Eingebornen zu einer ziemlich klaren Ansicht zu kommen (s. Dieffenbachs Bemerkungen über die Krankheiten Nr. 144; die Nahrung der Eingebornen Nr. 171). Die schwächern Stämme werden allerdings größtentheils untergehen, aber die stärkeren Naturen, wie z. B. die Neuseelander und die Fidschi-Insulaner, werden sich wohl noch Jahrhunderte behaupten, wenn sie gleich einer bedeutenden Modification nicht entgehen werden. Die Verbindung mit Europäern hat allerdings fast allenthalben Krankheiten und Leiden mannichfacher Art im Gefolge gehabt. Man ist aber immer noch nur gar zu geneigt in diesen Völkern liebenswürdige Naturkinder zu sehen, ohne zu bedenken, daß sie zum Theil durch die rohesten Laster gebrandmarkt sind, und daß in dieser Beziehung die Missionare einen höchst wohlthätigen Einfluß durch Abschaffung von Menschenopfern und Menschenfresserei ausgeübt haben. Hätten nicht diese rohen Völker die dadurch gewonnenen Fortschritte lebhaft gefühlt, wenn auch nicht klar erkannt, so hätten die Missionare nicht die ungewöhnliche Macht erlangt, welche sie an manchen Orten, freilich nicht immer mit sonderlicher Klugheit, ausgeübt haben.

Um so betrübender ist es, daß diese ohnehin schon nicht rein gespendeten Wohlthaten des Christenthums jetzt immer mehr durch den Kampf der katholischen und protestantischen Missionäre verkümmert werden. Im verflossenen Frühjahr ging ein Schiff mit katholischen Missionären von Toulon nach den Marquesas ab, während ziemlich zu derselben Zeit die Londoner Missionsgesellschaft einen Buß- und Bettag im Lande ausschrieb, um den Himmel anzuflehen, daß er die gefährdeten Interessen der Religion auf den Gesellschaftsinseln schützen möge. Man hat nicht nöthig irgend einem der beiden Theile schlimme Absichten beizulegen und kann doch nicht umhin, die armen Südseeinsulaner zu bedauern, daß ihnen die einfache Lehre des Christenthums durch den Zwiespalt, welchen die beiden Confessionen hineinbringen, zum Fluch werden soll. Auf Otaheiti hat, wie es scheint, der Zwiespalt sich bereits kund gegeben: die protestantischen Missionäre haben hier seit geraumer Zeit einen herrschenden Einfluß ausgeübt, selbst auf die weltlichen Angelegenheiten, und eine Art theokratischer Verfassung gegründet, welche nicht nur die königliche Gewalt wesentlich beschränkte, sondern diese auch um so mehr in Abhängigkeit von England brachte, als letzteres den Vorstand derselben, Hrn. Pritchard, zu seinem Consul ernannte. Dieser hat auch in den Streitigkeiten, welche sich über die Anerkennung der französischen Souveränetät entspannen, eine hervorstechende Rolle gespielt; ein englischer Schiffscapitän trieb den Streit nahezu auf die Spitze und ohne die zeitige Dazwischenkunft des Admirals Du Petit Thouars wären die französischen und englischen Schiffe dort wahrscheinlich noch handgemein geworden. Durch Pritchards Einfluß war die französische Flagge, das Wahrzeichen der Anerkennung französischer Oberhoheit, eingezogen, und damit der abgenöthigte Unterwerfungsvertrag zernichtet worden; der französische Stationscommandant drohte nun die Stadt der Königin Pomare zu beschießen, wenn die französische Flagge nicht wieder aufgezogen werde, und der englische Befehlshaber erklärte jeden Schuß auf die Stadt durch eine Beschießung der französischen Schiffe zu rächen. Diese Situation scheint mehrere Wochen gedauert zu haben. Die Mehrzahl der Bevölkerung steht entschieden unter dem Einfluß der protestantischen Missionäre, doch scheinen auch die Franzosen bereits eine katholische Partei zu haben, welche sich aus Leuten gebildet hat, die über das oft engherzige und harte Betragen der Missionäre erbittert sind.*) Der Anfang zu innerem Haber ist also gemacht und die Folgen werden nicht auf sich warten lassen.

Die Besetzung der Marquesas- und Gesellschaftsinseln scheint dem Eindringen der Europäer in diese Inselwelt raschen Vorschub zu thun. In Sydney war schon im Herbst 1842 der Plan in Besprechung, die Inselgruppe Neucaledonien, welche von Neuseeland und dem australischen Continent gleichweit entfernt ist, zu besetzen, und in Neuseeland selbst ging eine Gesellschaft, unzufrieden mit dem Benehmen der Regierung, mit dem Plane um (s. Nr. 49) eine Colonie auf eigene Faust, ohne Rücksichtnahme auf die englische Regierung auf irgend einer der zahlreichen Inseln zu gründen. Die Sache kam, so viel wir wissen, nicht zur Ausführung, zeigt

*) Welche Scenen dort vorkommen und welche Ansichten herrschen, davon mag man sich einen Begriff machen durch die mehrfach wiederholte, aber aus Scham auch wieder in Abrede gestellte Nachricht von Orgien, welche die französischen Officiere mit eingebornen Mädchen feierten. Es ist dieß keine vereinzelte Erscheinung. Die eingebornen Mädchen auf fast allen von Wallfischfängern besuchten Inseln geben sich leicht gegen ein geringes Geschenk den Lüsten der Matrosen preis, was auch bei diesen heißblütigen Insulanern, wo das Mädchen gewöhnlich frei über ihre Reize verfügt, gar nicht verwundern darf. Die Missionäre predigten gegen diese Unsittlichkeit mit puritanischer Strenge, zogen aber mehrmals den Kürzern, und man sah oft Schaaren von Mädchen nach den Schiffen schwimmen. Aehnliches scheint sich nun auch auf Otaheiti ereignet zu haben, und von den französischen Officieren in muthwilligem Hohne gegen die protestantischen Eiferer nicht bloß gebilligt, sondern auch befördert worden zu seyn.

aber deutlich, welcher Entschlüsse solche einmal auf abenteuernder Fahrt begriffene Leute fähig sind; was dießmal nicht ausgeführt wurde, kann ein andermal ausgeführt werden, und wahrscheinlich befinden sich Tausende einzelner Europäer in jenem Inselgewirre, von welchen man durchaus nichts weiß, die aber, so roh sie sonst seyn mögen, doch dazu beitragen, die Künste Europa's allmählich unter diesen wilden Völkern zu verbreiten. Einzelne Nachrichten von Kreuz- und Querfahrten europäischer Kriegsschiffe bis nach den Karolinen hin lassen vermuthen, daß man bald von der Besetzung mehrerer Inseln in jenen Meeren hören wird.

Während so das europäische Leben in die östliche Inselwelt immer tiefer, in ziemlich krauser und bunter Weise eindringt, geht es in dem westlichen Archipel zwischen Sumatra und Neuguinea, Nordaustralien und Asien etwas geregelter zu, wenn es gleich an Bewegung keineswegs fehlt. Wir können nicht umhin, hier vor allem der Ansicht eines Holländers zu gedenken (s. über die verschiedenen Menschenracen im indischen Archipel Nr. 296 ff.), welche geeignet ist, die seit etwa 40 Jahren herrschend gewordene Meinung über das Verhältniß der gelben und Negritorace innerhalb der genannten Gränzen wesentlich zu modificiren. Seine Ansicht ist, daß sich auf diesem ganzen Raume mit Ausnahme ganz weniger Punkte (nämlich Luçon, der malayischen Halbinsel und der Andaman-Inseln) nirgends Negritos finden. Es ist diese Ansicht für den Verkehr und die Verbindung dieser eigenthümlichen Inselwelt unter einander von keinem geringen Belang, denn sie zeigt, daß die Bewohner der Küsten und des Innern keineswegs allenthalben in einem solchen Feindschaftsverhältniß stehen, als man dieß behauptet hat, und wenn dieß auch, wie z. B. in Borneo, auf eine sehr schreiende Weise der Fall ist, so tragen ganz andere Umstände als eine Grundverschiedenheit der Race die Schuld, und es ist deßhalb Aussicht vorhanden, daß eine engere lebhaftere Verbindung der verschiedenen Stämme und Inseln unter einander allmählich sich Bahn machen wird, sobald nur dem Seeraub auf eine wirksame Art Einhalt geschieht. Das Erscheinen der Europäer in diesen Meeren hat seit Jahrhunderten den Seeraub recht eigentlich befördert. In früherer Zeit war wohl hier, wie in Europa zu verschiedenen Zeiten, Seeraub und Handel verbunden, namentlich ist gewiß der Menschenraub sehr alt. Seit aber die Europäer sich hier festsetzten, ist der große Handel fast durchaus in deren Hände übergegangen, und der Seeraub wurde mehr und mehr eine feindselige Maaßregel der früher herrschenden Classen, der eigentlichen Malayen gegen die fremden Eindringlinge. Gegenwärtig haben nun England und Holland viele Mühe, diesem Seeraub zu steuern, und es hat, namentlich auf Seiten des erstern nicht an Beschuldigungen gefehlt, daß Holland nur schwache, unzureichende Mittel gegen denselben ergreife, was zwischen einigen holländischen und englischen Journalen, dem Globe und dem Amsterdamschen Handelsblad, eine bittere Discussion zur Folge hatte; aber das Ergebniß eines Kreuzzugs, den im Laufe des Sommers die Holländer unter Capitän Evertzen ausführten, scheint auch, wie aus einigen Meldungen der Singapore Free Preß hervorgeht, die Engländer beschwichtigt zu haben, die indeß selbst gleichfalls in diesem Jahre einige gelungene Züge (s. Nr. 309) unternahmen.

Die Engländer fangen jedoch an, Maaßregeln von dauernderem Erfolg, als einige gelegentliche, immer schwierige Kriegszüge zu ergreifen. Die Ansiedlungen der Engländer, welche hier in Betracht kommen, sind Singapur, die Insel Pinang, ein Landstrich von etwa 800 englischen Quadratmeilen auf der gegenüberliegenden Halbinsel Malacca, und höher hinauf die sogenannte Provinz Wellesley, ein schmaler Streif an der Quedahküste. Man hat seit mehrern Jahren vorgeschlagen in diesen Provinzen den „Landbesitz" zu ändern, d. h. mit andern Worten nicht mehr bloß den Häuptlingen die Macht zu lassen, sondern kleinere Landstücke an Malayen und Chinesen gegen eine sehr mäßige Abgabe zu vollem Eigenthum abzutreten. Hr. John Anderson, bekannt durch mehrere Schriften über Sumatra und Malacca, dem ein competentes Urtheil über die dortigen Verhältnisse zusteht, äußert sich darüber folgendermaßen: „ein solches System würde sich bald in mannichfacher Art sehr vortheilhaft erweisen. Die malayische Bevölkerung würde sich mehr und mehr zu einem ansässigen Leben hinneigen, wodurch ihrer Neigung zum Seeraub am sichersten vorgebeugt würde. In kurzer Zeit würde die ostindische Regierung im Stande seyn, ihre Militärmacht in diesen Strichen wesentlich zu vermindern, da eine Masse arbeitsamer Colonisten tief dabei betheiligt wäre, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und die Regierung, welche ihnen Schutz verleiht, zu unterstützen. Jetzt herrscht meistens das Gegentheil, viele Malayen sind wegen Mangels an einem bleibenden Besitz Störer des Friedens und der öffentlichen Ruhe, und man muß sie jetzt mit starkem Arme niederhalten. Man sieht hieraus, wie viel zu thun noch übrig ist, und was geschehen kann und muß, wenn diese herrlichen Länder wiederum der Sitz einer zufriedenen, mit Ackerbau und Handel beschäftigten Menschenclasse werden sollen; aber man sieht auch wie die Europäer immer tiefer in das Volksleben dieser Racen eindringen müssen, wie sehr es sich darum handelt, mit vorurtheilsfreien Augen die Verhältnisse aufzufassen, und nicht bloß einem flüchtigen Handelsgewinnste nachzujagen.

Welche Rolle in diesen Weltgegenden den Europäern vorbehalten ist, zeigt sich sehr deutlich an dem Beispiel, das der Engländer Brooke gibt. Anfangs war es diesem Privatmann, dessen Stelle indeß wohl bald die Regierung einnehmen wird, bloß darum zu thun, eine kleine Niederlassung auf Borneo zu begründen, um eine Zwischenstation einerseits zwischen Singapur und China, andererseits zwischen Nordaustralien und China zu gewinnen; bald aber sah er sich veranlaßt tiefer in die Verhältnisse der dortigen Völker einzugehen. Es ist daselbst ein ähnliches Verhältniß eingetreten, wie an der Westküste des rothen Meeres. In letzterem Lande haben Araber an der Küste sich festgesetzt und das Innere theils durch rohe Gewalt, theils durch Beherrschung des Handels zu unterdrücken gesucht; ähnliches findet in Borneo statt,

dessen Küste gleichfalls in den Händen von Fremden, nämlich der mohammedanischen Malayen ist, welche ihre Herrschaft über die Ureinwohner, die Dajaks, hauptsächlich dadurch behaupten, daß sie ihnen die Zufuhr von Salz abschneiden. Je mehr nun der europäische Handel in diesen Ländern sich entwickelt, je mehr man aus denselben die reichen Naturproducte holt, desto schlimmer wird die Lage der Einwohner, denn die Gewalthaber zwingen die in ihrer unmittelbaren Nähe wohnenden Stämme zu dem niedrigsten Lohn für sie zu arbeiten, *) und nöthigen die weiter innen im Lande wohnenden Stämme, ihnen gegen Salz die Erzeugnisse ihres Bodens zu einem Spottpreise zu liefern. Dieß System führt wie natürlich zu den härtesten Bedrückungen, und wenn die Dajaks sich endlich gegen den maaßlosen Druck empören, so greift man den Stamm an, plündert ihn aus, verkauft Weiber und Kinder und ermordet die Männer. Um diesen Zustand der Dinge zu ändern, sind zwei Maaßregeln unumgänglich nothwendig: man muß in Güte oder mit Gewalt es dahin bringen, daß den Dajaks freier Handel gestattet wird, so daß sie selbst ihre Erzeugnisse ohne Dazwischenkunft der malayischen Häuptlinge absetzen, und fremde Waaren dagegen eintauschen können, und man muß den Seeraub hindern, denn die Räuber plündern einen Theil dieser Küsten jährlich zweimal, und schleppen nicht nur die Menschen als Sklaven fort, sondern stören auch den Seehandel. Was Brooke, dem ein malayischer Sultan für geleistete Hülfe einen Strich Landes zur Verwaltung übergeben, in dieser Beziehung leisten wird, muß eine nicht sehr ferne Zukunst lehren. Die Klagen, daß er in seinen wohlthätigen Bemühungen, die indessen vorzugsweise die Hebung des englischen Handels zum Gegenstand haben, von den Holländern gehindert worden, ist zu banal, als daß man sonderliches Gewicht darauf legen könnte. Die Eifersucht dieser beiden Handelsvölker hat seit 25 Jahren unaufhörlich zu Reibungen geführt, und wird auch ferner noch zu solchen führen, ohne daß sich Recht oder Unrecht so leicht ausscheiden ließen.

Die Verhältnisse der Holländer sind auch dieß Jahr im wesentlichen dieselben geblieben; der Krieg, den sie mit den Atschinesen führen, nimmt einen günstigen Fortgang, und sie können sich wohl schmeicheln, daß in nicht ferner Zukunft ganz Sumatra in ihren Händen seyn wird; besonders förderlich wird ihnen die bereits eingeleitete Unterwerfung des Radscha von Korintji seyn, wohin bis jetzt hauptsächlich die holländischen Ausreißer flüchteten. Diese Fortschritte sind indeß unbedeutend im Vergleich zu den mannichfachen Nachtheilen, welche die Entwicklung des holländischen Colonialsystems mit sich führt; die Verarmung des Volks soll, wie sich unter den gegenwärtigen Umständen auch gar nicht anders erwarten läßt, furchtbare und selbst bedenkliche Fortschritte machen, so daß es an einigen Orten selbst zu Aufständen kam. *) Abgesehen von der kläglichen Lage des Volks ist die niederländische Regierung selbst in nicht geringer Verlegenheit. Die Java-Bank ist fortwährend im Zustand des Bankerotts, denn sie kann ihre Noten nicht einlösen, und nur die Furcht, von der Insel als Ruhestörer ausgewiesen zu werden, hält fremde und einheimische Kaufleute ab, den Rechtsweg gegen die Bank einzuschlagen. Die Geldnoth auf Java kam auch in den Generalstaaten zur Sprache, die Regierung aber ertheilte nur die kurze Antwort, sie werde derselben abzuhelfen wissen, ohne Producte auf Java zu verkaufen. **) Später verlautete wohl, was dieß Mittel sey; man gab noch einmal drei Millionen Scheine aus, um dadurch eine gleiche Summe des entwertheten Kupfergeldes aus dem Umlauf zu ziehen, und den Werth des letztern wieder einigermaßen zu heben; daß aber damit der Noth der Bank und dem Geldmangel auf Java nicht gesteuert wurde, ist von selbst klar; wie lang sich freilich das jetzige gezwungene Verhältniß fortführen läßt, ist nicht zu berechnen. In Einer Beziehung muß es selbst commerciell sich zu Grunde richten durch das Uebermaaß der Erzeugnisse; schon in diesem Jahre konnte in Holland bei weitem nicht aller Kaffee abgesetzt werden, und doch zählen Java und seine Dependenzen noch wohl 100 Mill. Kaffeebäume, die nicht tragfähig sind; kommen diese gleichfalls zum Ertrag, was im Verlaufe weniger Jahre der Fall ist, so muß der Preis des Kaffees, dessen Erzeugung in Ceylon und andern Orten gleichfalls bedeutend im Steigen ist, allmählich so sinken, daß der Absatz unmöglich mehr Vortheile abwerfen kann; dann wird freilich diese Agriculturindustrie sich auf andere Gegenstände werfen, ohne daß das Loos des Volkes dadurch gebessert würde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man ersieht auch hieraus, daß das System der Holländer auf Java keineswegs von ihnen erfunden, sondern nur von ihnen ausgedehnt und regularisirt wurde. Der Erfolg ist aber, wenn auch nicht so grell wie auf Borneo — wo oft Hungersnoth erzeugt wird, weil man den Bau von Lebensmitteln unterläßt, um Ausfuhrproducte zu gewinnen — doch ganz ähnlicher Art, und für das Volk verderblich, wenn auch dessen Zustand in andern Beziehungen besser seyn mag, als früher.

*) Hier meinen wir nicht den Aufstand in Banca, auf den man ganz unnöthiger Weise sonderliches Gewicht gelegt, denn die dortigen chinesischen Arbeiter haben von jeher einen sehr meuterischen Sinn gezeigt, und ein solcher Aufstand der Bergwerksarbeiter hat in der Regel keine andere Bedeutung als ein „Strike" in England. Die gefährlichen Unruhen fanden auf Java selbst statt, wo die armen Javaner die ihnen so verderblichen Pflanzungen zu ruiniren suchen und häufig bei nächtlicher Weile in Brand stecken.

**) Gegenwärtig wird bekanntlich fast alles nach Holland gesendet, um dort in den großen Versteigerungen der Handelsmaatschappy verkauft zu werden; wollte man Producte in Java verkaufen, würde freilich der Geldnoth bald gesteuert seyn, aber die Handelsmaatschappy würde dabei ihre Rechnung nicht finden.

Arbeiten an dem Isthmus von Tehuantepec. So unwahrscheinlich es ist, daß die Verbindung zwischen dem atlantischen und stillen Meere sich je hier verwirklichen wird, so hat doch der Präsident Santa Anna von neuem Befehl gegeben, die Grabung des Canals durch dahin beorderte Verbrecher fortzusetzen. Es ist über das Unternehmen mit einem gewissen Don Jose Garay ein Vertrag abgeschlossen worden. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 15 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1843.

Jahrmärkte in Levanger *).

Der December war ein lebendiger Monat in Levanger. Der Jahrmarkt, dem der Ort sein Gedeihen verdankt, wird in den drei ersten Wochen des Monats gehalten. Täglich kommen kleine Schiffe mit getrockneten Fischen — dem Seifisch — gepökelten Häringen und Waaren aller Art von Trondhjem. Die Landeigenthümer aus den entlegenen Thälern bringen Pferde, Käse, Butter und andere landwirthschaftliche Erzeugnisse, wofür sie ihren jährlichen Bedarf von Fischen und Würzwaaren eintauschen. Die Eigenthümlichkeit dieses Jahrmarktes aber ist das beständige Kommen und Gehen langer Reihen bedeckter Schlitten, die völlig großen Särgen gleichen. Sie gehören den Jemtländern, welche auf der schwedischen Seite des Gränzgebirges unweit der Quellen der Flüsse wohnen, die sich in den bottnischen Meerbusen ergießen. Wenn der Schnee so tief liegt, daß man die schwersten Güter auf Schlitten fortschaffen kann, so kommen sie über das Gebirge und kaufen Baumwollenwaaren, Tabak, Specereiwaaren, alle Arten von Manufacturwaaren, Colonialwaaren und Fische, die sie auf die Wintermärkte im schwedischen Binnenlande und bis an die russische Gränze bringen.

Ich erwartete in einem Zusammenfluß von vier bis fünftausend Menschen aus zwei verschiedenen Völkern viele Betrunkene und große Unordnungen zu sehen, da der Branntwein bei der unbeschränkten Brennerei sehr wohlfeil ist. Dieß war jedoch nicht der Fall. An den Vormittagen habe ich nie einen Betrunkenen gesehen, in den Abendstunden aber waren die Landleute, wenn sie heimkehrten, zwar berauscht, doch keineswegs ohne Besinnung. Nie sah ich einen Soldaten aus der Abtheilung, die während des Jahrmarktes in Levanger steht, weder in noch außer dem Dienste betrunken, obgleich die Mannszucht nichts weniger als streng ist. Die einzigen Menschen die völlig berauscht oder in dem Zustande waren, in welchem man wohlgekleidete Handwerker täglich durch die Straßen von Edinburgh taumeln sieht, waren Lappen. Sie verkaufen Häute, Handschuhe und andere Kleinigkeiten und eilen mit ihren Freunden in die Branntweinbuden, sobald sie etwas abgesetzt haben. Doch fand ich ein männliches Benehmen bei diesen Leuten. Ich suchte ein Paar Schneestiefeln von Rennthierfell und bot einem Lappen auf seine Forderung von drei Ort dritthalb, in der Voraussetzung daß auch er, wie andere Händler, keine festen Preise machte, aber er entfernte sich, sichtbar beleidigt.

Im März war wieder ein Jahrmarkt in Levanger, der nicht so lange dauerte als der Decembermarkt, aber weit lebhafter war. In großer Anzahl erschienen die Jemtländer in ihren sargähnlichen, mit Deckeln verschlossenen Schlitten, die ganz leidliche Betten für die Sturmnächte im Gebirge seyn mögen. Ich erwartete mehr Wolfs- und Bärenhäute auf einem Markte zu sehen, der ihrer Heimath so nahe ist, aber solches Pelzwerk findet besseren Absatz unter den Vornehmen in Schweden und Rußland, als unter den norwegischen Bauern. Man fand am häufigsten Häute von Rennthieren und Ziegen, die, rauh gegerbt, den geringeren Volksclassen zu Betttüchern dienen. Auch sah ich zwei Biberhäute. Der Biber ist zwar noch nicht ausgestorben, aber doch selten im Gebirge und lebt einsam, nicht in Gesellschaft, wie der amerikanische. Die Winterpelze der Gebirgsbewohner sind hübscher, doch weit wohlfeiler als Wolfs- und Bärenfelle; sie kommen von einer eigenen Hundeart, die ein ungemein feines, weiches und glänzendes Fell hat. Diese Hunde werden bloß ihrer Felle wegen gezogen, und ich glaube, daß viele der besten dunkelbraunen oder schwarzen Muffe und Pelzkragen der Frauen in England nichts als auserlesene Felle dieser norwegischen Hunde sind.

*) Aus Manuel Laings Reise in Norwegen; übersetzt von W. A. Lindau.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Australische Colonien.

Die Nothwendigkeit den Handel im indischen Archipel auf sicherere Grundlagen zu stellen und sich einen größeren Antheil daran zu verschaffen, als sie bisher besaßen, veranlaßte die Engländer, wie schon früher erwähnt, zur Errichtung der

Colonie in Port Essington. Noch scheint man in England ungewiß zu seyn, ob man der Colonie die anfänglich beabsichtigte Ausdehnung geben solle; aber die immer dringendere Nothwendigkeit, den englischen Fabricaten neue Absatzwege zu eröffnen, wird die Regierung nöthigen, endlich entscheidende Schritte zu thun, und allen denen, die sich dort niederlassen wollen, Land zum Eigenthum, nicht bloß zum temporären Besitz anzuweisen. Das engherzige Handelssystem der Holländer oder wohl noch richtiger gesagt, die Unmacht dieses kleinen Staates, welche ihm verbietet, dem Handel einen freieren Spielraum zu lassen, muß in kurzem die Niederlassung von Port Essington heben. Der Absatz von Ackerbau- und Handwerkszeugen so wie von Baumwollenwaaren in den Molukken könnte ungeheuer seyn, aber bis diese Waaren von Singapur aus durch die Hände chinesischer oder buginesischer Zwischenhändler an die eigentlichen Käufer gelangen, sind die Preise unmäßig gestiegen. Die Engländer haben bald die Erfahrung gemacht, daß die malayischen Tripangfischer sich alsbald bei einer europäischen Niederlassung sammeln, wäre es auch nur um ihre gefangenen Tripangs daselbst zu trocknen, denn diese Malayen leben mit den Eingebornen Australiens in tödtlicher Feindschaft, und sie werden, wenn immer möglich, von denselben angegriffen und geplündert. Schon in diesem Betracht muß ihm also eine europäische Niederlassung erwünscht seyn, aber andere commercielle Gründe kommen hinzu. Die Tripangfischer sind meistens mit chinesischen oder buginesischen Rhedern und Kaufleuten auf den Molukken verbunden, geben den gefangenen Tripang an diese ab, welche ihn nach Canton oder nach Singapur verschiffen, und dort gegen europäische Waaren absetzen; sobald nun eine geregelte Niederlassung in Nordaustralien, wie jetzt in Port Essington, sich bildet, sobald die Tripangfischer die ihnen nöthigen europäischen Waaren dort finden können, so werden sie ihren Tripang gleich absetzen, und der wichtige Handel mit dieser von den Chinesen so sehr als Leckerbissen geschätzten Waare würde, so wie die Versorgung eines großen Theils der Molukken den Engländern direct in die Hände fallen. Es wäre dieß eine Nöthigung der Holländer, ihrem Handelssystem eine andere Wendung zu geben, da sie sonst bald in den Molukken von den Engländern verdrängt seyn würden. Damit aber Port Essington dasselbe werden kann, wie im Norden des Archipels der Freihafen Singapur, muß erst die Verwaltung der Colonie geändert und die Niederlassung fremder Handelsleute und Ackerbauer auf jede mögliche Weise begünstigt werden. Man sieht entsprechenden Maaßregeln der englischen Regierung mit Interesse entgegen, da sie für den ganzen indischen Archipel von sehr weitgreifenden Folgen seyn müssen.

Es ist hieraus ersichtlich, daß Port Essington, obgleich auf dem festen Lande Australiens, doch mit diesem Lande selbst in fast gar keiner Verbindung steht; es kann hier auch nicht davon die Rede seyn, englische Ackerbauer hinzuziehen, denn die Colonie liegt unter dem 11° S. B., hat somit völlig tropisches Klima; indeß denkt man darauf, fremde Arbeiter herbeizuziehen, um namentlich Reis in größerer Ausdehnung zu bauen, wozu das Land sich vortrefflich eignet. Auch Zucker soll vortrefflich gedeihen, und das Land kann somit einmal eine tropische Colonie werden. In dieser Beziehung ist es von den andern australischen Colonien gänzlich verschieden, in denen fast nur Europäer sich befinden und arbeiten, obwohl man in neuerer Zeit auch andere Racen dahin zu ziehen sucht. Von einer Geschichte dieser verschiedenen Colonien in diesem Jahre kann wohl kaum die Rede seyn, und wir müssen uns begnügen, einige hervorstehende Punkte herauszuheben.

Wir beginnen mit Neuseeland, weil sich hier nach den neuesten Nachrichten eine Katastrophe ereignet hat, der man vielleicht mehr Gewicht beilegt als sie verdient. Die Veranlassung zu diesem traurigen Vorfall, der 19 Europäern gewiß, und vielleicht noch vier andern, die vermißt werden, das Leben kostete, hängt mit der Geschichte und den Verhältnissen der Colonie eng zusammen, und der Regierung wird nicht mit Unrecht die Schuld zur Last gelegt. Als die Regierung sich um Neuseeland zu kümmern begann, war die Insel schon nicht mehr ganz im Besitz der Eingebornen: flüchtige Matrosen und entlaufene Verbrecher einerseits und etliche Duzend zum Theil sehr habsüchtige Missionäre*) andrerseits hatten bereits die Colonisation in sehr unregelmäßiger Weise begonnen. Nun kam die neuseeländische Compagnie, welche Land in Masse ankauft, freilich gleichfalls, wie die Missionäre, um einen Spottpreis, und man scheint sich, wie dieß gewöhnlich geht, um die Ansprüche der eingebornen Häuptlinge und noch mehr um ihre Ansichten von Grundeigenthum eben nicht viel gekümmert zu haben. So fand sich jetzt das ziemlich verwickelte Eigenthumsrecht der alten Häuptlinge und Stämme, das von entlaufenen Matrosen und Verbrechern, welche Töchter von Eingebornen geheurathet und dadurch gleichfalls ein Anrecht an den Boden erworben hatten, und endlich die Rechte der Missionäre, die sich manchmal auf Quadratmeilen ausdehnten. Die englische Regierung erkannte, daß sie hier einschreiten müsse, und ernannte anfangs einen Consul, endlich einen Gouverneur, und die Häuptlinge wurden in den englischen Unterthanenverband aufgenommen. Die Regierung fühlte wohl, daß man eigentlich die Eingebornen unrechtmäßiger Weise ihres Eigenthums beraubte, und dieß bewog sie zu einer äußerst milden, wohl zu milden Behandlung derselben. Mehr als einmal traf es sich, daß die Eingebornen wegen wirklichen oder vermeintlichen Unrechts die Waffen ergriffen und die Weißen anfielen oder ihr Eigenthum zerstörten, und man entließ sie wieder mit einem milden Verweis. So menschlich und entschuldbar dieß Verfahren ist, so wenig führte es zum Zweck: sobald einmal Wilde und Europäer so auf einem Boden zusammentreffen, muß die Regierung eine Obervormundschaft über die Eingebornen ausüben, möglichst sie schützen, aber auch sie im Zaume halten; die gar zu milde Behandlung

*) Man wird sich erinnern, welches furchtbare Geschrei die Mitglieder der englischen Missionsgesellschaft vor einigen Jahren erhoben, als ein ehrlicher Deutscher die Thatsache ans Licht zog, daß sich die HH. Missionäre, um für ihre Kinder zu sorgen, Landstriche um Kleinigkeiten angekauft hatten, die manchem deutschen Fürstenthum an Ausdehnung nicht nachstanden.

konnte den Eingebornen nur als Schwäche erscheinen, und mußte sie verleiten, Selbsthülfe für nahezu erlaubt anzusehen. Der Streit, welcher die Ermordung von 19 Europäern herbeiführte, wurde dadurch veranlaßt, daß die Eingebornen die Vermessung des Landes mit Gewalt hindern wollten; man erließ im ächten englischen Curialstyl einen Warrant zur Verhaftung des schuldigen Häuptlings, und sandte einen Polizeicommissär mit einer Anzahl besonders zu diesem Zweck eingeschworner Constabels nach englischem Rechtsgebrauch aus, die widerspänstigen Häuptlinge aber kümmerten sich um Rechtsformen und Warrant nichts, sondern widersetzten sich, es kam zum Gefecht, die Hälfte der Engländer lief feiger Weise bei den ersten Schüssen davon, und die andere Hälfte wurde von den Eingebornen erschlagen. Grundursache war die Rechtsunsicherheit in Betreff des Grundbesitzes, und hier hätte die Regierung, wie man seit zwei Jahren dringend von ihr verlangte, längst mit Ernst einschreiten sollen, denn die Neuseeländer sind kein so umherziehendes Gesindel wie die eingebornen Australier, sondern sie nehmen ein bestimmtes Recht an den zum Theil auch angebauten Boden in Anspruch. Schreitet die Regierung nicht mit Ernst ein, so werden die Weißen sich gegen die Angriffe der Wilden zur Wehre setzen, und es wird sich das alte, in so vielen Colonien schon gespielte Spiel wiederholen, man wird einen Vertilgungskampf gegen die Eingebornen führen, der jetzt noch zu vermeiden ist. Ein großer Theil der Schuld fällt auf Capitän Hobson, den Gouverneur, der sich darauf capricirte, in Auckland weit im Norden der nördlichen Insel zu bleiben, statt seinen Platz irgendwo in der Cooksstraße zu nehmen, wo der Hauptzug der Ansiedler, namentlich diejenigen hingingen, welche mit der neuseeländischen Compagnie in Verbindung standen. *) Dieß alles sind indeß nur vorübergehende Uebel, aus denen sich die mit Kraft aufstrebende Colonie in kurzem herausarbeiten wird. Die Ansiedelungen in der Cooksstraße sowohl auf der mittlern als auf der nördlichen Insel mehren sich, Schifffahrt und Handel steigen, mehr noch als selbst der Ackerbau, und doch ist neben den Colonisten Raum genug für die Eingebornen, welche anfangen europäische Sitten anzunehmen, und selbst an dem thätigen Treiben der Colonisten Antheil zu nehmen.

Was die übrigen australischen Colonien betrifft, so können wir Westaustralien ganz übergehen; die dortige Vertheilung des Grundeigenthums ist einem raschen Aufblühen, wie in den östlichen Colonien entgegen, aber es fehlt doch auch nicht an Einwanderern, und noch in diesem Spätjahre sind Schiffe mit solchen aus England abgegangen **). Die vier andern Colonien Neusüdwales, Van Diemensland, Port Philipp und Südaustralien sind zum Theil in sonderbarer Lage. Die letzte arbeitet sich jetzt allmählich aus dem früheren verschwenderischen Verwaltungssystem heraus, die Speculation nimmt ab, wie sich aus der abnehmenden Circulation von Bankscheinen ergibt, aber der Ackerbau steht blühend und muß um so mehr die Grundquelle des Reichthums werden, als Neusüdwales mehr oder minder immer fremdes Getreide bedürfen wird *). Van Diemensland und Neusüdwales haben sehr stark gelitten und zwar an demselben Uebel, durch welches Nordamerika mehrere Jahre lang so heftig erschüttert wurde. Man führte von England aus eine Menge Waaren auf Credit ein, half sich, als das baare Geld mangelte, mit Papier, bis endlich der Bruch erfolgte und eine Reihe von Bankerotten, in welche auch ein großer Theil der Grundbesitzer hineingezogen wurde, die Unvorsichtigkeit strafte. Im Anfang dieses Jahres erst berichteten englische Blätter, daß sich der Handel von Sydney und Hobarttown auf der Grundlage des baaren Geldes langsam aber sicher wieder erhebe. Man fürchtet indeß, daß die schlimmsten Wunden noch nicht vernarbt seyen, und daß ein nochmaliger Bankerott auch die Mehrzahl der noch übrigen Banken hinwegfegen werde. Unter diesen Umständen ist das Geschenk einer Colonialrepräsentation (s. Nr. 299) sehr verdächtig, und erscheint bei weitem mehr wie eine Bemühung, sich der Verantwortlichkeit für eine höchst schwierige Lage zu entledigen. Die Lage von Neusüdwales läßt sich mit wenigen Worten zeichnen: man hat ihm die Arbeit der Verbrecher, welche bisher an die Grundeigenthümer vertheilt wurden, genommen, sich dagegen bemüht die Zahl der freiwilligen Einwanderer zu vermehren; das ist bei weitem nicht hinreichend gelungen; indeß hat sich die Speculation der Sache bemächtigt, man kaufte Land zu jedem Preis auf, und glaubte dasselbe mit großem Gewinn an die neu ankommenden Einwanderer wieder absetzen, oder sich derselben als Arbeiter auf dem angekauften Boden bedienen zu können; so wurden im Jahre 1840 für nicht weniger als 317,251 Pf. St. Land in Neusüdwales und Port Philipp verkauft, im J. 1841 sank diese Einnahme auf 93,538, und im J. 1842 auf 19,454 Pf. St. Die Zahl der Einwanderer, welche im J. 1841 7536 betrug, stieg im J. 1841 auf 23,200, fiel aber im J. 1842 bereits auf 7024 und soll noch immer im Abnehmen begriffen seyn. Die Abnahme ist sehr begreiflich, weil vier Fünftheile der Einwanderer **) nur durch Unterstützung der Colonie, welche aus dem Verkauf der Ländereien genommen wird, ihre Ueberfahrt bewerkstelligen konnten; sobald also der Verkauf der Ländereien abnahm, mußte auch die Einwanderung abnehmen, und hiezu kommt noch, daß die Regierung der Colonie, nicht im Stande ihre Ausgaben, namentlich für Polizei und Rechtsverwaltung, aus den gewöhnlichen Mitteln zu bestreiten, auch

*) Ein sehr umständlicher Artikel über dieses Verhältniß (Colon. Magaz. Dec.) gibt Hobson noch schlimmeres als Caprice schuld und ließ die erst einige Wochen nach Ausgabe des genannten Heftes nach England gelangten Nachrichten zum voraus erwarten. Sollte der Streit weiter greifen, so kommen wir ein andermal auf diesen interessanten Gegenstand.

**) Nähere Auskunft über diese Auswanderungen findet sich in den General Report of the Colonial Land and Emigration Commissioners for 1843.

*) Besonders interessant ist das Schreiben eines deutschen Ansiedlers, eines Hermann Koch, der mit Altlutheranern vor einigen Jahren dahinging, s. Col. Gaz. vom 21. Oct.

**) Von 1837 bis 1842 wanderten 60,243 S. ein, davon 48,208 mit Unterstützung und nur 12,035 aus eigenen Mitteln.

noch aus dem Landfonds schöpfte, so daß in den Finanzen der Colonie, als der Landverkauf stockte, auf einmal eine um so fühlbarere Lücke eintrat. Mit diesen Schwierigkeiten soll jetzt die neugeschaffene Repräsentationsverfassung kämpfen.

Dabei darf man nicht aus der Acht lassen, daß in allen diesen Colonien, namentlich aber in Neusüdwales das Einströmen von englischem Geld, so lange das Land bloß Verbrechercolonie war und ganz auf Kosten der englischen Regierung verwaltet wurde, einen unnatürlich hohen Preis aller Dinge, namentlich aber des Bodens hervorrief — ein Uebel, das Neusüdwales den andern Colonien allen in mehr oder minderm Grade mittheilte. Wir wollen hier nur Ein Beispiel anführen, das statt aller andern dienen kann. In einer der neuen von Sydney aus geleiteten Ansiedlungen an der Moreton Bay wurden im Julius 1842, also zu einer Zeit, wo der financielle Druck sich schon allenthalben fühlbar gemacht hatte, 13½ Acres, freilich meist zu Bauplätzen geeignetes Land zu 100 Pf. der Acre ausgeboten, die Concurrenz aber trieb den Preis auf 4637 Pf. oder 343½ Pf. St. für den Acre hinauf. Es ist allerdings wahr, daß in neuen Colonien durch den wachsenden Anbau gut gelegene Ländereien unerwartet schnell einen hohen Werth erlangen, aber solche Preise sind doch zu ausschweifend, und das Beispiel von Südaustralien und Port Philipp haben gelehrt, daß auf solche übertriebene Steigerungen eine Reaction folgen muß. Man sieht die Folgen bereits hauptsächlich darin, daß alles Grund- und Bodenbesitzer, niemand aber Arbeiter seyn will; an Arbeitern ist allgemeiner Mangel, und das englische Capital, das dem neuerworbenen australischen Landbesitz einen so ungeheuren fictiven Werth gegeben hat, will jetzt auch noch eine Anstrengung machen, um diesen fictiven Preis durch wohlfeile Arbeit zu behaupten.

Der Fehler liegt in dem gesammten Colonialsystem Englands, das man in gewisse Gränzen einzupferchen und von der übrigen Welt abschließen zu können meint; man hat in Neusüdwales anfangs den Preis des Acre Land auf 5 Sh. festgesetzt, nachher auf 20 gesteigert, dann fing man mit den Auctionen an, und die Speculation trieb den Preis aufs unmäßigste in die Höhe. In Neuseeland blieb man, das Stadtland abgerechnet, meist auf 1 Pf. St. stehen, und das engliche Ministerium bildete sich ein diesen Preis behaupten zu können; zu eben der Zeit, wo man in Neusüdwales zur Besinnung zu kommen anfing, und eine vom Gouverneur niedergesetzte Committee die Ansicht aussprach, daß man den niedersten Landpreis nicht höher als 5 Sh. für den Acre ansehen sollte, ging im englischen Parlament eine Acte durch, daß der Minimumpreis in sämmtlichen Colonien nicht unter 20 Sh. seyn solle — eine Unmöglichkeit, wenn man erwägt, daß gleich gutes Land in dem entsprechendern und nähern Nordamerika für 1¼ Dollars oder 5 Sh. zu haben ist. Für Australien hat sich auch bereits herausgestellt, daß der Wollpächter den Preis von 20 Sh. für den Acre unmöglich zahlen kann.

Je gewisser nun ein weiterer Bruch der Banken in Neusüdwales bevorsteht, desto mehr wird sich die Unmöglichkeit nicht nur für den Schafhalter, sondern auch für den Ackerbauer herausstellen, und die unmäßig hoch hinaufgetriebenen Preise aller Dinge müssen sinken. Dieser unvermeidlichen Folge will man nun vorbeugen, indem man Schäfer und andere Arbeiter zu möglichst wohlfeilem Preise herbeibringt. Aber in Colonien, wo des unangebauten Bodens noch viel ist, hat die Arbeit einen Werth, der den des Bodens weit übersteigt, und an diesem Umstande muß das ganze künstlich hinaufgeschraubte System scheitern. In dem Maaße, als man die Preise aller Dinge steigerte, mußte auch der Taglohn steigen in einem Lande, wo es an Arbeitern fehlt, und die künstliche Vertheuerung des Bodens, wodurch man die Arbeiter länger in dem Arbeitsverhältniß zurückhält, ist nur ein temporäres Auskunftsmittel, das sich, wenn einmal der Umschwung eintritt, noch überdieß rächen muß, denn ist einmal durch die Concurrenz der Arbeitgeber der Preis der Arbeit hinaufgetrieben, so wird derselbe so schnell nicht wieder fallen. Da der Gegenstand namentlich wegen der Wollerzeugung Australiens auch für Deutschland sehr wichtig ist,*) so führen wir eine Stelle aus einer Abhandlung in der Colonial Gazette (s. Nr. 268 ff.) an, wo es heißt: „Die Berechnungen, denen zufolge Schäfereien großen Gewinn abwerfen, beruhen auf der Annahme, daß der Lohn für Schäfer jährlich nicht 24 Pfd. St. übersteigt; wenn aber der Lohn auf 40 bis 50 Pfd. St. steigt, wie im Jahre 1840 — 41, und wie es nach dem Bericht des legislativen Raths von Neusüdwales bald wieder der Fall seyn wird, dann stellt sich die Sache ganz anders, im Fall nicht Einwanderung in einem sehr umfassenden Maaßstabe fortdauert. Steigen die Taglöhne auf die oben angegebene Höhe, so läßt sich unschwer zeigen, daß Schafzucht Verlust abwerfen muß, wie nieder man die Schafe auch ankaufen mag. Es ist deßhalb augenscheinlich, daß der Flor oder Ruin der Colonie von der Fortdauer einer reichlichen und regelmäßigen Einwanderung von Schäfern abhängt. Können die Schafzüchter von Neusüdwales diese nicht erhalten, so sind die meisten ruinirt und auch die Manufacturisten in England werden schwer darunter leiden." Ehe man es dahin kommen läßt, wird die Regierung freilich die Einfuhr von Culis, um als Schäfer zu dienen, gestatten.

(Schluß folgt.)

Das späte Arbeiten in England. Es ist bekannt, daß ein englisches Parlamentsmitglied jedes Jahr eine Motion gegen die „mitternächtliche Gesetzgebung" macht, und es scheint, daß die aus der späten Arbeitszeit überhaupt hervorgehenden Nachtheile immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Das Athenäum vom 16 Dec. führt nicht weniger als vier Schriften über diesen Gegenstand auf, von denen eine eine Preisschrift ist, und welche sämmtlich die moralischen und physischen Nachtheile dieses späten Arbeitens herauszuheben suchen.

*) Die Ausfuhr australischer Wolle beträgt jetzt wenigstens 15 Mill. Pfund, und einigen Angaben zufolge, deren volle Richtigkeit wir hier nicht zu verificiren im Stande sind, ist durch diese Einfuhr der Preis der feinen Wolle in England seit 10 Jahren um die Hälfte gesunken. Wenn aber auch diese Preisverminderung nicht so groß ist, so war sie doch immerhin bedeutend genug, um die Wollverarbeitung in England, wie wirklich geschehen, von 30 auf 50 Mill. Pfund zu steigern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1843.

Die Stadt Fez.

(Aus einer ältern, aber noch ungedruckten Reise mitgetheilt im Sémaphore de Marseille.)

Diese Stadt liegt am Abhang mehrerer Hügel, welche um dieselbe einen nur gegen Norden offenen Gürtel bilden. Ich vertiefte mich in ein Labyrinth enger Straßen, in denen die Höhe der Häuser eine fortdauernde Dunkelheit erhält; diese Häuser sind oft in ihren höhern Theilen durch eine Art Brücke miteinander verbunden, was nicht wenig dazu beiträgt, das Grabähnliche dieser Straßen zu vermehren. Kleine Bogenthüren, die man in der Nacht schließt, folgen sich von Strecke zu Strecke, so daß Luft und Licht in diesen engen Gängen, wo es von Menschen wimmelt, oft ganz fehlt. Die Häuser haben keine Fenster auf die Straßen, höchstens sieht man hie und da ein Loch, aber in diesen finstern Mauern finden sich manche ganz niedliche Wohnungen. Gewöhnlich besteht eine solche aus einem von Säulen oder Pfeilern umgebenen Hofe, den Arkaden und Corridore einschließen, von denen man in die Zimmer gelangt, welche nur durch die Thüren Licht erhalten. Diese Zimmer sind sehr lang und schmal, der bretterne Plafond ausnehmend hoch, in gewöhnlichen Häusern ohne allen Schmuck, bei Reichen aber mit phantastischen Arabesken in Gold und Silber verziert.

Man zählt gegen 200 Moscheen in Fez; die bedeutendste ist die el Carubin genannte, mit mehr als 300 Pfeilern, aber die Bauart ist plump und häßlich. Diese Moschee hat eine große Anzahl Thore und zwei schöne Brunnen im Hofe. Sie ist, wie andere Gebäude dieser Art, durchaus mit keiner Malerei verziert; der Boden ist mit Matten bedeckt und in dem Thurme finden sich drei sehr widerspänstige Uhren, die durch ihren unregelmäßigen Gang in die Gebetsstunden oft die ärgsten Verwirrungen bringen. Auch findet sich in dem Thurm ein Erd- und ein Himmelsglobus, die aus Europa hieher gebracht wurden, aber hier von der Feuchtigkeit und den Ratten gefressen werden. In einem andern Saal ist eine Sammlung alter Bücher, denen ein gleiches Loos zu Theil wird. Diese Moschee hat die Eigenthümlichkeit einen abgeschlossenen Raum für die Frauen zu haben, die an dem Gebet Theil nehmen wollen — eine Galanterie, deren sich sonst die moslemitischen Damen nicht erfreuen. Die besuchteste Moschee von Fez ist die, welche dem Sultan Muley-Idris gewidmet ist, dem Gründer von Fez, der wie ein Heiliger verehrt wird und dessen Asche hier ruht. Dieser Ort ist vielleicht das heiligste Asyl im ganzen Reich, denn jeder Verbrecher, der hieher gelangt, genießt völlige Straflosigkeit.

Der Palast des Sultans besteht aus einer großen Anzahl Höfe, die aber theils nur halb ausgebaut, theils schon wieder halb zerstört sind, und von denen man in Zimmer gelangt, die ich nicht sehen konnte. Vom ersten Thor an findet man Wachen und geschlossene Thore, die nur den Beamten, den Palastdienern und solchen Leuten, die eine besondere Erlaubniß haben, geöffnet werden. Im zweiten Hofe ist das Bureau des Ministers, ein Zimmer nur fünf Fuß breit und acht Fuß lang, ohne andere Meubel als einen alten Teppich. Gewöhnlich kauert der Minister in einer Ecke des Zimmers mit einem schlechten Dintenfaß zur Seite und einem seidenen Tuche, in welches seine Papiere gewickelt sind; dieß ist sein Portefeuille. Wenn er das Zimmer verläßt, rafft er seine Papiere in dem seidenen Tuche zusammen, nimmt sie unter den Arm und trägt so das ganze Archiv des Kaisers fort.

Die Zahl der Buden, welche Fez enthält, ist unglaublich, und man sollte meinen, es sey unaufhörlich Messe. Namentlich ist der Markt der Lebensmittel sehr mannichfach und in mehrern Buden findet man ganz zubereitete Speisen. Die verschiedenen Gewerbe und Verkaufsgegenstände sind, wie im Orient häufig, in besondere Straßen getheilt, so daß man in einer jeden nur Leute von einerlei Profession findet, die andern sind angefüllt mit Läden für Tuch, Seide und fremde Waaren; diese heißen El Caisseria und gleichen ganz den Bazars des Orients.

Rückblicke.

(Schluß.)

Der neue Menschenhandel.

Wir haben so eben an dem Beispiel von Neusüdwales gesehen, daß der Nothschrei um Arbeiter in diesen Colonien fortwährend zunimmt. In Westindien und Guiana ist dieser Nothschrei so alt als die Emancipation, auf Mauritius hat man theils durch freiwillige Neger, theils aber und haupt-

sächlich durch Culis geholfen, obwohl schwerlich zu deren besondern Erbauung, *) aber die Noth treibt fortwährend noch Tausende aus dem verarmten Indien hinaus; auf Ceylon verlangt man gleichfalls Arbeiter, um neue Kaffee- und Zuckerplantagen anzulegen, eben so in Port Essington und an a. O. Allenthalben sehen wir das englische Capital geschäftig, Niederlassungen zu gründen, aber die Arbeiter mangeln, um diesen Niederlassungen Leben und Blüthe zu geben. Es ist jetzt bald 300 Jahre, daß Lascasas, ergriffen von dem Elend, das die Eroberung Amerika's über die Indier brachte, die unter den harten, ihnen auferlegten Arbeiten erlagen, den Vorschlag machte, die kräftigern Neger den schwachen Indiern Amerika's zu substituiren. Vor 50 Jahren hat sich die Philanthropie des Engländers Wilberforce auf die Schwarzen geworfen, und seitdem ergeht man sich in tugendhaften Declamationen gegen die Uebel der Negersklaverei und die dadurch an der Menschheit begangenen Verbrechen. Fern sey es von uns diese zu läugnen oder auch nur geringer darstellen zu wollen, wenn aber damit nur auch die Sache selbst besser würde. Man spricht jetzt mit sentimentaler Zärtlichkeit von den Negern, aber man lockt Deutsche nach Brasilien, nach Guiana, nach Jamaica, wo sie unter dem Einfluß eines Klima's, das den nordischen Constitutionen die Arbeiten in den Tropenländern untersagt, allmählich erliegen. Die Menschlichkeit einzelner Engländer hat endlich diesem neuen deutschen Seelenverkauf Einhalt gethan, aber das nimmersatte Bedürfniß von Arbeitern ist geblieben: das mächtige Capital schafft Pflanzungen und hofft immer, es werde ihm gelingen, auch die Menschen zur Bearbeitung derselben herbeizuschaffen. Es ist ganz charakteristisch für den Stand der Sache, daß die Engländer sich fortwährend an solche Länder wenden, welche unter englischer Handelsherrschaft stehen, so zuerst an Deutschland, dann nach Indien, und jetzt richten sich die Blicke nach China, das man auch bereits dem englischen Handelsmoloch geopfert glaubt.

Eine englische Ansicht der Sache mit besonderer Bezugnahme auf Guiana können wir als in Form und Inhalt allzu charakteristisch unmöglich übergehen; sie ist einem in dieser Hinsicht competenten Blatte (Shipping and Mercantile Gaz. 28 Nov.) entnommen und lautet folgendermaßen: „Es ist eine Sache von ernster Wichtigkeit für eine Handelsnation, daß ihre Colonien productiv seyen; daß sie, was die Erwerbung von Reichthum anbelangt, ungehemmt zu der Fähigkeit gelangen für sich selbst bestehen zu können, denn nur in einem solchen Zustande können sie wirklich werthvolle Besitzungen werden. Die Pflanzer Guiana's haben zu ihrem Nachtheil erfahren, daß die Zufriedenheit, oder wenn man will die Lässigkeit der Schwarzen sich nicht in strebsame Thätigkeit umwandeln oder in irgend einer Art dem löblichen Streben der Weißen nach Reichthum dienstbar machen läßt, und sie sind auf mehrere Auskunftsmittel verfallen, sich die zum Anbau ihrer jetzt unproductiven Felder nöthige Aushülfe von andern Orten her zu verschaffen. Der Plan neue Massen von Afrikanern als contractmäßige Arbeiter nach der Colonie zu bringen schien anfangs viel zu versprechen, hat aber fehlgeschlagen. Die Herbeischaffung von Culis aus Indien war der nächste Plan, aber die Regierung will solche nicht mehr gestatten. Jetzt ist der Vorschlag auf dem Tapet von den Chinesen die Hülfe zu holen, die so unerläßlich ist daß man sie von der einen oder der andern Seite her haben muß, wenn nicht Brittisch-Guiana wieder zur Waldwüste werden soll. Dieser Vorschlag gibt Hoffnung; er ist ausführbar. Wenn diese fleißigen und ausdauernden Leute unter Zustimmung und strenger Aufsicht der Regierung eingeführt werden, können die Pflanzer hoffen allmählich wieder in bessere Umstände zu kommen. Wahrscheinlich lassen sich die Chinesen leicht überreden, ihre Arbeit nach Guiana überzutragen, vorausgesetzt daß die Bedingungen, die man ihnen anbietet und sichert, dem Dienst den sie leisten sollen, angemessen sind. Was die Entfernung betrifft, so darf man sich nur erinnern, daß die ostindische Compagnie keine Schwierigkeit fand, eine große Anzahl chinesischer Handwerker und Taglöhner für St. Helena zu gewinnen. Die Chinesen sollten nicht in größerer Zahl, als man gut beschäftigen kann, nach Guiana gezogen, die Stunden der Arbeit so festgesetzt werden, daß es der Mensch ertragen kann, damit nicht der bedungene Arbeitslohn durch verlängerte Arbeit vermindert werde. Man muß einen Tarif für die Kraft chinesischer Arme wie für den Colonialzucker haben. Unähnlich den Afrikanern sind die Chinesen unermüdliche, frugale, gewinnsuchende, speculative Leute, die wenn sie Geld verdient haben, es zu vermehren suchen, Leute die, wenn man ihnen nur die Hälfte der Vortheile gewährt, die man den Afrikanern so zu sagen nachgeworfen hat, bald selbst Zuckerrohr pflanzen und Producte ausführen würden. Sie gleichen nicht den Fetischdienern (fetish-ridden natives) der Sklavenküste, sondern sie haben die Bedürfnisse und Wünsche civilisirter Menschen, und wohin sie sich, wenn auch nur als Arbeiter, in größerer Zahl verfügen, da erschaffen sie einen Handel oder vermehren den schon vorhandenen. Sie haben dieß im Orient gethan und würden, gut geleitet und geschützt, auch die Pflanzungen Guiana's verbessern und seinen Handel vermehren.“

Weil die Uebervölkerung China's jährlich Tausende in fremde Länder treibt und die Regierung mit aller Vorsorge für die Handarbeit doch nicht allen Beschäftigung geben kann, weil die Einfuhr europäischer Waaren in großer Masse viele Tausende in China brodlos machen muß, so wird jetzt bereits auf dieß hereinbrechende Elend speculirt, wie man auf das Elend Indiens schon seit Jahren speculirt hat. Daß die englische Regierung keine Culis aus Indien nach Guiana mehr führen lassen will, muß seinen Grund in irgend einer uns unbekannten Ursache haben, denn die Menschlichkeit ist es nicht, welche es verbietet, da man dieselben Culis in Schaaren nach Mauritius gehen läßt. Wir haben das Zeugniß der Engländer selbst dafür, welches (s. Col. Gaz. 9 Dec.) dahin lautet: „die

*) Ein Engländer sagt über die auf Mauritius arbeitenden Culis geradezu: „ich bin lange in Indien und eben so auf Mauritius gewesen, weiß aber gewiß, daß kein Hindu die harte Arbeit, der sie hier unterworfen werden (the drudgery, they are there put to) ohne laute und lange Klagen ertragen kann.

Nachrichten von Mauritius sind höchst erfreulich; seit die ostindische Regierung das Verbot der Kuliauswanderung zu Gunsten von Mauritius aufgehoben, haben sich mehr als 20,000 zu Calcutta und Madras eingeschifft, und nach den neuesten Nachrichten aus Mauritius ist auch der größte Theil daselbst angekommen. Diese sehr nothwendige Zufuhr an Arbeitern hat eine außerordentliche Veränderung hervorgebracht. Die Kulis erhalten einen sechsmal so hohen Lohn als sie daheim hätten gewinnen können, und sparen Geld zusammen *). Die Pflanzer auf der andern Seite sind nicht länger genöthigt, für eine vielfach unterbrochene Arbeit einen so hohen Lohn zu zahlen, daß sie durchaus keine Hoffnung haben, einen entsprechenden Gewinn für ihre Auslagen zu machen; auch die Kleinmüthigsten hoffen jetzt, daß die frühere Zuckerproduction stark vermehrt, ja die allgemeine Erwartung ist, daß sie binnen zwei Jahren nahezu verdoppelt werden würde. Die Einrichtungen zur Sicherung der Rechte der Einwanderer haben sich vollkommen wirksam erwiesen. Die ganze Colonie sieht voll Hoffnung der Zukunft entgegen." Wenn die Pflanzer zufrieden sind, so ist es freilich die ganze Colonie, wie wir aber bis jetzt aus den lobpreisenden Nachrichten einiger Engländer wissen, so ist der Gewinn, den bisher die Kulis von einer fünfjährigen harten Arbeit zurücklegen, verhältnißmäßig sehr unbedeutend.

In Neusüdwales wünscht man gleichfalls Kulis als Hirten zu haben, und berechnet den jährlichen Bedarf an solchen Arbeitern auf 2—3000; schlägt man nach dem Verhältniß von Mauritius auch die Colonien Jamaica, Trinidad und Guiana an, so werden diese eines jährlichen Zuschusses von 15—20,000 Arbeitern bedürfen; bringt man auch noch Ceylon und Nordaustralien in Anschlag, so kann man sagen daß der jährliche Bedarf auf 30—40,000 steigt, ja daß die möglicher Weise daraus entspringenden Vortheile den Bedarf auf das Doppelte steigern werden. Man sage nicht, dieß sey chimärisch: die Sklavenausfuhr aus Afrika beweist zur Genüge, daß eine solche Völkerwanderung kein Traum ist. Wir wollen uns keineswegs in Jeremiaden über das Loos dieser Menschen ergehen; das Loos derjenigen, welche, um von ihrer Hände Arbeit zu leben, in fremde Länder gehen müssen, ist allenthalben hart, aber bei solcher Entfernung der Länder, solcher Vereinzelung der Arbeiter, solcher Unkenntniß der Verhältnisse und des Geldwerthes steigt doch die Härte des Looses fast so sehr als je bei den Sklaven, und das Zerreißen aller Volks- und Verwandtschaftsbande ist ohnehin dasselbe. Es ist ein neuer Menschenhandel, und was man auch zu dessen Entschuldigung sagen mag, es ist und bleibt ein schreckliches Ergebniß der Maschinen- und Capitalkraft Englands. Nachdem man die Länder durch das Uebergewicht derselben arm gemacht, benützt man ihre Armuth, um die Bewohner als sklavenartige Arbeiter von einem Ende der Welt ans andere zu schleppen. Und man glaube ja nicht, daß die Engländer hier nur als blinde Werkzeuge eines blinden Geschickes handeln, sie wissen im Gegentheil recht wohl was sie thun, und es ist der klar erkannte Zweck, durch die Uebermacht des Capitals, das die Arbeiter aus allen Enden der Welt herbeischafft, den Preis der Arbeit an den einzelnen Orten so viel möglich zu drücken, und so die arbeitenden Classen in steter Unterwerfung und Knechtschaft zu halten. Wir führen hier zum Beweis nur eine einzige auf Neusüdwales bezügliche Stelle aus dem schon erwähnten Artikel „über die Schafzucht in Neusüdwales" (Col. Gaz. S. 716) an. Es ist dort bei Gelegenheit der neuertheilten Verfassung von einem Manne die Rede, der sich im Lande dadurch populär zu machen suchte, daß er sich gegen die Einfuhr indischer Arbeiter aussprach, und eine Petition an die Königin gegen eine solche Einführung auf die Bahn brachte. Der genannte Artikel äußert sich nun über diesen Candidaten sehr naiv folgendermaßen: „Der alte Fuchs handelte klüglich bei dieser Gelegenheit, denn die Mehrzahl der Wähler von Sydney sind Handwerker und Taglöhner, und diese Classe von Leuten würde natürlich gern eine solche Petition unterzeichnen, da sie wohl einsehen, daß die Einfuhr von Hindu's den Preis der Arbeit niedrig halten würde." Die Geldaristokratie Englands soll demnach aller Orten das gesellschaftliche Leben durchdringen, wo nur der Arm Englands hinreicht. Sie beschönigen dieß durch die Behauptung, daß nur durch Belebung ihrer eigenen Colonien der Kampf zwischen freier Arbeit und Sklavenarbeit entschieden werden könne, aber das Herumschleppen so verschiedener Racen in allen Theilen der Welt bleibt ein Ereigniß, das nur in dem afrikanischen Sklavenhandel seines Gleichen hat, aber vielleicht auch nach Verlauf einer gewissen Zeit sich als wohlthätig bewähren wird, wie der Negerhandel, der eine Negernation in Westindien ins Daseyn rief, welche möglicher Weise das Werkzeug einer künftigen Civilisation Afrika's wird. Aber der Vorschlag ist im Geiste der schlimmsten Habsucht ausgedacht und wird gewiß mit der Zeit auch manche schlimme Früchte tragen.

Nicht der Geist eines Las Casas, nicht das Mitleid mit dem Loose eines verzweifelnden dahinsterbenden Geschlechtes hat den Plan ersonnen, sondern der ausgesprochene und wohlerkannte Zweck ist, die Handelsmacht Englands auf eine neue, bisher nicht erreichte Stufe von Macht und Glanz zu heben. So sagt die Colonial-Gazette (vom 9 Dec.): „Was so gute Folgen für Mauritius gehabt hat, muß auch unsern andern Zuckercolonien gleichen Vortheil bringen und kann sicherlich ihnen nicht lange mehr vorenthalten werden. Anfangs beabsichtigte man nur Westindien von Afrika aus mit einer genügenden Zahl freier Arbeiter zu versorgen. Das Princip hat aber augenscheinlich jetzt einen viel weitern und wichtigern Wirkungskreis. England und China haben eine überflüssige Bevölkerung, welche in diesen Zuckercolonien eine vortheilhafte Beschäftigung finden kann, und im Westen so gut wie im Osten haben wir Besitzungen, die ungenügend mit Arbeitern versehen sind und gerne die Kosten der Ueberfahrt tragen werden. Bei

*) In Indien steht der Taglohn in Folge der herrschenden Noth sehr niedrig, nämlich meistens 2 Pence (6 kr.). Wenn sie also einen sechsmal so hohen Lohn gewinnen, so erhalten sie einen Schilling (36 kr.), wobei die Pflanzer noch einen sehr hohen Gewinn machen, denn, in Westindien wenigstens, stieg nach der Emancipation der Taglohn auf 3 bis 4 Schilling, und in Mauritius wird es wenig anders gewesen seyn.

der ungeheuern Menge jungfräulichen Bodens in Trinidad und Guiana und dem unvollkommen bebauten Boden in andern Colonien können wir die Einwanderung tropischer Arbeiter aus diesen Ländern für viele Jahre hinaus absorbiren. Mit ihrer Hülfe können wir unsere Zuckerproduction dermaßen vergrößern, daß sie nicht bloß unsern Markt überflüssig versorgen, sondern auch noch andere Länder damit versehen können. Der Staatsmann, welcher den Muth hat fortzusetzen was in Mauritius so glücklich begonnen worden, der die „„möglichst größte Circulation freier Arbeit““ unter gehöriger Aufsicht fördert, wird die wichtigsten unserer Colonien retten, und den Erzeugnissen brittischer Industrie unerschöpfliche Märkte öffnen." Es ist gewiß dem enthusiastischen Beförderer „der möglichst größten Circulation freier Arbeit" höchst willkommen, daß er den materiellen Vortheilen seiner Vorschläge auch geistige Interessen, als z. B. die Untergrabung des Sklavenhandels anderer Länder und der Eröffnung neuer Wege für den Missionseifer hinzufügen kann.

Doch lassen wir diese etwas heuchlerische Sprache, um uns zu den allgemeinen Ergebnissen solcher Plane zu wenden. Es unterliegt keinem Zweifel, wenn diese Plane ausgeführt werden — und die Möglichkeit derselben kann niemand bestreiten — so retten nicht bloß die Engländer ihre westindischen Colonien vom Untergang, sondern es beginnt auch eine ganz neue Periode des Colonialwesens. Die Menschen werden wieder zur Waare, wie in den rohesten Zeiten; wo ein Europäer oder Nordamerikaner einen Fleck Erde findet, dessen Anbau und Bewirthschaftung ihm Vortheil versprechen kann, so wird er nicht mehr bloß die Landesverhältnisse in Betracht ziehen, denn er ist ja hinsichtlich der Arbeit nicht mehr auf die Landeseingebornen beschränkt, sondern er wendet sich an irgend einen Geschäftsfreund, und verschreibt sich, wie die nöthigen Ackerwerkzeuge, so auch die nöthigen Menschen zum Anbau und sonstiger Benutzung des Landes. Den Negerhandel können die Engländer verbieten und zum Theil auch hindern, aber „der möglichst freien Circulation freier Arbeit" können sie kein Hemmniß in den Weg legen, und so werden nicht bloß solche Colonien sich bilden, die durch englische Regierungsmacht geschlossen und bewacht sind, sondern auch freie Colonien, wo man die Arbeiter wie jede andere Waare bestellt, mit andern Worten, es wird neue Sklavenmärkte geben, auf denen nicht bloß Schwarze, sondern auch dunkelbraune und olivenfarbige Menschen zu haben sind, wer weiß ob am Ende nicht gar auch stark gebräunte Weiße. Das ist die logische Folgerung aus den bereits weit gediehenen Planen der Engländer,*) Folgerungen, gegen welche sie sich selbst nicht wenig aber ohne allen Erfolg erheben werden, denn wenn Spanier Portugiesen und Brasilianer gleichfalls sich mit chinesischen Arbeitern etwa in Manilla oder in Macao versorgen wollen, so besteht doch gewiß kein Vertrag, der diesen Handel hindert.

Man hebt es zu guter Letzt auch noch als einen Gewinn hervor, daß durch eine solche Vermengung aller Racen und Völker, „der falsche Glaube Bramas und Fos, so wie die blutbefleckten Gebräuche Aschantis" mit Glück werden angegriffen werden können, aber was aus einer solchen babylonischen Vermengung aller Racen und Völker, aus einer solchen Stallfütterung der geistig tiefer stehenden Völker und Classen hervorgehen wird, das weiß nur der, welcher die Menschen mit unsichtbarer Hand zu einem Ziele führt, von dem sie nichts wissen. Der Grundgedanke des ganzen Plans ist, durch englischen Schachergeist und englisches Geld alle schwächern Völker zu beherrschen, er ist ausgedacht mit jener Weltklugheit, welche die Engländer auszeichnet, aber ohne Rücksichtnahme auf eine höhere Menschenwürde, denn die Menschen gelten in demselben nicht mehr als die Thiere, quae natura prona atque ventri obedientia finxit, wie Sallust sagt. Die Menschennatur wird sich auch, wenn die Ausführung irgend in grosserem Maaßstab gelingen sollte, dagegen empören. Die Chinesen sind ein kraftiges, schlaues Geschlecht, und werden in Westindien, besonders aber in Guiana, bald den größten Theil des Handels, wo nicht am Ende die politische Macht in die Hände bekommen; die Holländer sind gar nicht geneigt, die Zahl der Chinesen in Java sonderlich zu vermehren, denn sie fürchten ihren meuterischen Geist; gegen die Ausfuhr von Culis aber wird sich bald die humane Stimme Europa's erheben, denn dieß schwächere Geschlecht wird der Arbeit und den Anstrengungen, die man über sie verhängt, erliegen; von denen, die vor Jahren nach Guiana gewandert sind, haben nur wenige die Heimath wieder gesehen, und wenn man sie sammt ihren Frauen ausführen will, wie dieß in Australien beabsichtigt wird, so pflanzt man eine zweite Race neben die europäische, die zuverlässig einst feindlich gegen dieselbe auftreten wird. Das freie Hirtenleben, das man ihnen dort zudenkt, möchte den minder kraftigen und einigermaßen trägen Hindus besser zusagen, als der Plantagenbau auf Mauritius. Vorerst jedoch haben alle diese Vermuthungen keinen andern Werth, als daß sie auf die Wechselfalle aufmerksam machen, welche aus dem neuen Menschenhandel entspringen können, dessen Haß die Engländer gewiß auf sich laden, dessen Vortheile sie aber wohl schwerlich in dem erwarteten Maaße ernten werden.

Fossile Giraffe. In der Sitzung der Pariser Akademie am 27 Nov. las Hr. Duvernoy einige Bemerkungen über die Reste der zu Issoudun aufgefundenen fossilen Giraffe, und machte es höchst wahrscheinlich, daß dieselbe ehemals nicht bloß Afrika, sondern auch Asien und Europa bewohnte.

*) Am 22 Junius 1842 sanctionirte Lord Stanley die von der ostindischen Regierung längere Zeit verweigerte Ausführung von Culis nach Mauritius; in einer Depesche vom 6 Febr. d. J. erklärte er, daß die englische Regierung die Leitung und Verantwortlichkeit der Auswanderung von Sierra Leone nach Jamaica, Trinidad und Guiana über sich genommen habe, und im August d. J. berichtete die Commission der Colonialländereien und der Auswanderung an Lord Stanley, es scheine „sehr wünschenswerth, sich praktisch zu versichern, ob nicht China auch unter die Länder zu rechnen sey, aus welchen man versuchen könnte die Mittel zum erfolgreichen Zuckerbau vermittelst freier Arbeit sich zu verschaffen." Diesem Antrage scheint auch alsbald entsprochen worden zu seyn, denn im Monat October d. J. erschienen aus dem Bureau der Commissäre „Vorschriften (rules) für diejenigen welche aus irgend einer der drei englischen Besitzungen in der Straße von Malacca chinesische Auswanderer nach Westindien bringen wollen."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Umschlag zum Monat November, Intelligenzblatt Nr. 12 und Jahresregister.)

№ 12.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Sonntag, 31 December 1843.

[159] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. M. Klingers
ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klingers und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für alle 12 Bände 9 fl. oder 4 Rthlr. 16 gr.

Inhalt:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas. — V. Bd. Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd. Reisen vor der Sündfluth. — VII. Bd. Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd. Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 1r Theil. — XII. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 2r Theil. — Lebensskizze F. M. Klingers.

Klinger ist der vornehmste Vertreter der in der deutschen Litteraturgeschichte so wichtigen, von Goethe trefflich geschilderten „Sturm- und Drangperiode," welche ihren Namen selbst von einem Drama Klingers: Sturm und Drang, erhielt, — der Landsmann, Zeitgenosse und „Freund" Goethe's*) — wurde nur wenige Jahre nach diesem zu Frankfurt geboren und starb ein Jahr vor ihm als pensionirter Generallieutenant in Petersburg. — Klinger war ein Mann von „stolzer Unabhängigkeit," von ungemeiner Charakter- und Willenskraft, vom tiefsten Gefühl und imposanter Persönlichkeit, ein Schriftsteller, der, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach und dadurch reformatorisch zu wirken strebte, der die Gefühle, Gedanken, Zweifel eines gährenden, stürmenden Gemüthes, eines rastlos grübelnden und titanenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband und beide in seinen Fictionen und Betrachtungen niederlegte; der die Gluth der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des klarsten, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes mit gleicher Meisterschaft darstellte, der auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens sich so gut verstand wie auf die Resignation des Nichts bewundernden Stoikers und des enttäuschten Misanthropen, und der das letztere nur darum war oder schien, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte; ein philosophischer Dichter, der mit den großen Problemen der Zeit, welche Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, eben so rastlos rang, und von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fortschritt, — ein Prosaiker, dessen Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten sich an die Seite stellt und die edelste Männlichkeit athmet, — er ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner litterarhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterem Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Wer Mannichfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt, und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut auch in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlicheren, milderen Vertretern der deutschen Litteratur gern erblicken, und in dem, was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

Stuttgart und Tübingen, April 1843. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

*) Vergleiche über Klinger: Goethe's Werke, Ausgabe in 55 Bändchen, Bd. XXVI. S. 254.

In Wien durch Karl Gerold.
In Pesth durch C. A. Hartleben.

(160) Allen Leihbibliotheken können wir als eine sehr interessante Lectüre ganz vorzüglich empfehlen:

Aus dem Leben. Novellen und Erzählungen von **G. vom See.**

Inhalt: Der Handschuhmacher. — Der Todtenfinger.

8. $1\frac{1}{3}$ Rthlr.

Schloß Lilienhof oder die nordischen Flüchtlinge von S. Nelly. 2 Thle. 8. $2\frac{1}{2}$ Rthlr.

Beides erschien so eben bei A. Wienbrack in Leipzig und ist in jeder Buchhandlung zu finden.

---

[161] Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Lustspiele

des Aristophanes.

Uebersetzt und erläutert

von

Hieronymus Müller.

In drei Bänden.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser erste Band einer neuen Uebersetzung des Aristophanes, die sich Geltung neben Voß und Droysen zu sichern wissen wird, enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Drama's „**Plutos**", „**Wolken**" und „**Frösche**".

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

---

[162] In meinem Verlage sind so eben erschienen:

Der alte Fritz. Ein deutsches Volksbuch. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Der alte Dessauer. Ein deutsches Volksbuch. 8. brosch. Ladenpreis. 1 Thlr.

Gottfrieds v. Berlichingen ritterliche Thaten. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Sylphen. Novellenkränze. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Bilder aus der Heimath und Fremde. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Der räthselhafte Fremde oder der Scheintod. Herausgegeben von David Russa. gr. 8. brosch. Ladenpreis: $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Lebensbilder aus der Camera obscura des Auslandes. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Vorstehende 7 Romane werden zusammen für nur 4 Thlr. abgegeben; eine Auswahl von 4 Bänden für 3 Thlr.

Ludwig Schreck.

---

[163] **Echos lyriques,**

Poésies

traduites de l'Allemand en Français

par **Eugène Borel.**

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[164] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten

Maler, Bildhauer und Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet

von **Ludwig Schorn,**

und nach dessen Tode

von **Ernst Förster.**

Dritter Band, enthaltend der Original-Ausgabe dritten Theil.

Erste Abtheilung. Mit 24 lithographirten Bildnissen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gGr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wohl sagen leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher dem deutschen Publicum in der obigen Uebersetzung das Werk zweier mit dem Genius der italienischen wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geister vorlegen zu können, welche Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergeben. Die Herausgeber welche die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennen und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch sind, haben diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Um den Ankauf dieses trefflichen Werks zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, die bis jetzt erschienenen drei Bände (I. II 1. 2. III. 1. Abtheilung) welche im Ladenpreise 17 fl. 30 kr. oder 10 Rthlr. 8 gGr. kosten, wenn solche zusammengenommen werden, für 12 fl. oder 7 Rthlr. zu erlassen, einzelne Bände aber können nicht anders als zu den gewöhnlichen Ladenpreisen abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, November 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[165] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilhelm Tell.

Ein Schauspiel

von

Friedrich von Schiller.

Neue Ausgabe in kl. 8. auf schönem Velinpapier.

Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Auf die Correctheit des Textes ist die größte Sorgfalt verwendet und dadurch manche veraltete Druckfehler entfernt worden. Es kann daher diese Ausgabe höhern Lehranstalten, in welchen die Lecture deutscher Classiker einen Theil des Unterrichts bildet, bestens empfohlen werden.

Stuttgart und Tübingen, November 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[166] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Biographischer und juristischer Nachlaß

von Dr. **Karl Salomo Zachariä v. Lingenthal.**

Herausgegeben von dessen Sohne

Dr. **K. E. Zachariä v. Lingenthal.**

gr. 8. brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt: Erste Abtheilung. **Biographisches.** I. Autobiographie vom Jahre 1823. II. Nachtrag von dem Herausgeber. 1) Ein Verzeichniß der Schriften des Verstorbenen. 2) Ein von demselben verfaßter Dialog über die Phrenologie. — Zweite Abtheilung. **Juristisches.** I. Ueber das Staats-Kirchenrecht der Staaten des rheinischen Bundes. II. Ueber den Begriff des öffentlichen Rechts und den des Privatrechts. III. Von dem Verpflichtungsgrunde der Rechtsgewohnheiten. IV. Das deutsche Recht, eine Quelle des gemeinen katholischen Kirchenrechts. V. Das Recht der katholischen Kirche ist auch in dem Sinne ein deutsches Recht, daß es auf den

sittlichen Zustand der Völker deutschen Ursprungs im Mittelalter besonders berechnet war. VI. War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutschen Stiftern unterworfen? VII. Noch ein Beitrag zu der Lehre von den nicht standesmäßigen Ehen des hohen deutschen Adels. VIII. Einige Bemerkungen, welche die Stiftung eines Familienfideicommisses betreffen. IX. Ueber die Lehnsfolge in die Fuldaischen Lehne. X. Ueber die Frage: Kann der Verleger einer Druckschrift sein Verlagsrecht ohne Zustimmung des Verfassers veräußern? XI. Ueber das Recht des Staates, Handlungen, die bloß unsittlich sind, zu bestrafen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[167] Biographie

der jungen amerikanischen Dichterin

Margarethe M. Davidson.

Aus dem Englischen

des

Washington Irving.

Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Leipzig. F. A. Brockhaus.

---

[168] **Handbuch für Auswanderer nach Amerika.**

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Handbuch und Wegweiser

für Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika,

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Canäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Producte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von **Francis J. Grund.**

8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buchs, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Hr. Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Classen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[169] In der litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen:

Die Basiliken

des christlichen Roms

nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst.

Dargestellt von

Christian Karl Josias Bunsen,

der Philosophie und Rechte Doctor.

Auch als erläuternder Text zu dem Kupferwerke: Die Basiliken des christlichen Roms (früher unter dem Titel „Denkmale der christlichen Religion ꝛc.“) aufgenommen von den Architekten J. G. Gutensohn und J. M. Knapp. — (NB. Ueber dieses Kupferwerk sind besondere Ankündigungen erlassen.)

Gr. 4. brosch. Preis 1 Rthlr. 15 gGr. od. 2 fl. 42 kr. rhn.

---

[170] In der **T. Trautwein**'schen Buch- und Musikalienhandlung (J. Guttentag) in **Berlin**, breite Straße Nr. 8, ist so eben erschienen und zu haben:

Moriarty, E. A., Leben und Wirken O'Connells mit dessen Denkschrift an die Königin von England. Mit einem Portrait. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Franke, F. F. (Dr. Hanthal), Christophorus. Mit einer Original-Lithographie vom Prof. Begas. 4. cartonn. 1 Rthlr. 12 gGr.

Früher erschien daselbst in Commission:

Zwei Briefe eines Pietisten an einen Rationalisten, nebst kritischen Anmerkungen, herausgegeben von einem modernen Philosophen. gr. 8. geh. 6 gGr.

---

[171] In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen für meine Söhne

von A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[172] In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.

Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In ähnlicher Weise wie in seinen „**Briefen über Kunstwerke und Künstler in England und Paris**“ verbreitet sich der Verfasser hier über Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Die Schrift kann Kunstfreunden besonders auch als ein nützliches Reisehandbuch empfohlen werden.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

[173]

Der Cid mit Holzschnitten.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen

besungen durch

Johann Gottfried v. Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von **Eugen Neureuther,**

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

Zweite, mit neuen Holzschnitten gezierte Auflage.

Erste Lieferung. Bogen 1—15.

Diese Pracht-Ausgabe des unsterblichen Gedichtes erscheint auf dem feinsten Velinpapier in zwei Lieferungen. Der Preis jeder Lieferung ist 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. und wird die letzte Abtheilung jedenfalls noch vor Weihnachten ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, October 1843. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[174] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag broschirt. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badescene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne im Piräeus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände. 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Aegypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehemed Ali. 3. Aegyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Cairo. 7. Cairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Aegyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Katarakten. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Safie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Balbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarren-Fabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phenicien. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Aegyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahres 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte, als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getäuscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

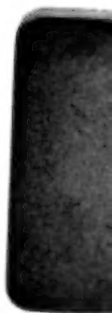
Stuttgart und Tübingen, im Junius 1843. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Chronik der Reisen.

Kleinere Mittheilungen.



Digitized by Google